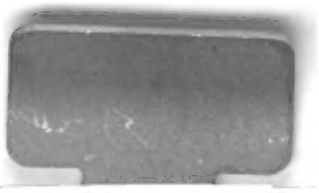
Digitized by Google

4° Per. 5 i/c34



Digitized by Google

<36628344760011

<36628344760011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Vierunddreißigster Jahrgang.

1861.

34
1861

Augsburg.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1861.

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38630

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1861.

A.*)

Abenteuer, die – eines deutschen Officiers, s. Türkei.
Abolitionist, der – John Brown, s. Verein. Staaten.
Abomey, s. Afrika.
Abu Ghosch, s. Palästina.
Aegypten, alt -ische Chronologie, s. Archäologisches.
Ackerbau, s. Flandern.
Adjutant, s. Zoologisches.
Afrika, Näheres über Dr. Roschers Tod: 144; bürgerliche Verhältnisse der Negerrepublik Liberia: 188; die neuen Versuche zur Entdeckung der Nilquellen: 190; Heuschrecken in Guinea: 192; Andree's Bearbeitung von Burtons Ostafrika: 250; ein Abend bei den Aissua (Feuereſſern) in Algerien: 265; Vincents Forſchungsreiſe in der weſtlichen Sahara: 334; die große Ada (Sitte) in Abomey: 407; politiſche Wirren in Oſtafrika: 408; Dr. Heinrich Barth über die Ethnographie Nord-s: 417; Petherics Rede über die Zuſtände in Central-: 445; Dr. Livingſtone's neue Schickſale und Entdeckungen: 453; Rae's Schiffbruch bei Ras Haſſun: 457; John Petherics Reiſen und Entdeckungen am weißen Nil und in äquatorialen -: 1) die Haſſanyeh-Araber: 525; 2) Kordofan: 532; 3) Elfenbeinhandel am weißen Nil: 559; Dr. Livingſtone's Reiſe am Zambeſi im Jahre 1860: 768; das Batokaland im Innern Süd-s: 812; eine Dampfſchifffahrt auf dem weißen Nil: 835; die commerciellen Verhältniſſe der Negerrepublik Liberia: 942; Du Chaillu's Wanderungen im äquatorialen -: 1) nach dem Quellengebiet des Muni: 961; 2) Aufenthalt am Mundah, im Cammalande und am Rembo: 1002; 3) Natur und Menſchen am Rembo (Fernando Vaz): 1020; 4) die Entdeckung des Aſchira und Apingilandes: 1046; das Bombardement von Porto Novo (Golf von Benin) durch die Engländer: 1028; Nachrichten über die Nilexpedition der HH. Peney und Leſeau: 1030; A. Peney an den Katarakten des weißen Nils: 1054; Karl Johann Anderſons Entdeckung des Okavangoſtromes: 1129; Henri Duveyrier bei den Beni Mezab: 1125; Reiſe zweier franzöſiſcher Officiere nach Gurara in der Oaſe Tuat: 1172; neue Jagdbilder aus Süd-: 1) der Menſchenfreſſerlöwe: 1194; 2) die Elephanten: 2007; einiges über das Aſantereich: 2015; der Cunenè-Fluß: 1236.
Aissua, s. Afrika.
Albanien, s. Türkei.
Albany, s. Verein. Staaten.
Algerien, s. Afrika.
Aloë, s. Botaniſches.
Alpenglühen, s. Genfer See.
Amboina, s. Niederl. Indien.
Amerika, s. Nord-; s. Süd-; s. Mittel-; s. Verein. Staaten.
Amur, s. Rußland.
Andorre, s. Spanien.
Anderſon, s. Afrika.
Andaluſien, s. Spanien.
Arabien, Conſul Skene über die -iſchen Beduinen Syriens: 306; s. Pferd; zwei Beiſpiele -iſchen Edelmuths aus Damascus: 856; -iſche Selbſterkenntniß und Offenheit: 1199.
Ararat, s. Aſtronomiſches.
Araucarien, s. Südamerika.
Archäologiſches, aufgefundene Gegenſtände im Theater des Herodes Atticus: 16; die Beden: 28; Ausgrabungen in Athen und auf der Akropolis: 86; die Gans im Alterthum: 134; Medien: 217, 276, 385, 414; die iriſchen Crannoges und die ſchweizeriſchen Pfahlbauten: 288; eine Ausgrabung in Pompeji: 328; die Galloromanen und Germanen: 455; Entdeckung in den Ruinen von Memphis: 456; die Njal Saga: 485; die älteſten bibliſchen Sagen, ihr Verbreitungskreis und Herkunft: 1) die Fluthſage: 517, 537; 2) der babyloniſche Thurm: 592, 605; 3) vom Paradies: 966, 988, 1015, 1037, 1072; neuere antiquariſche Funde in Griechenland: 528; Perſis: 697, 728, 747; alte Bauwerke in den Verein. Staaten von Nordamerika: 1) die Monumente der atlantiſchen Küſtenſtaaten: 732; 2) die Monumente des Miſſiſſippigebietes: 754; 3) Grab-, Altar-, Tempel- und Obſervationshügel: 783; ein Beitrag zur altägyptiſchen Chronologie: 742; Handwerker, Fabricanten und Zünfte bei den alten Griechen und Römern: 814, 828; aſſyriſche Sculpturen im britiſchen Muſeum: 844; altgriechiſche Silbermünzen: 1056; Sharpe über die hieroglyphiſche Schreibart: 1064; Parthien: 1081, 1115; die Blumenkränze bei den Alten: 1159; das Thule des Pytheas: 1197.
Armenien, s. Türkei.
Arſenik, s. Naturwiſſenſchaftliches.
Artentypus, s. Naturwiſſenſchaftliches.
Arteſiſch, s. Naturwiſſenſchaftliches.
Aſantereich, s. Afrika.
Aſſiniboin, s. Nordamerika.
Aſſyrien, s. Archäologiſches.
Aſtrachan, s. Rußland.
Aſtronomiſches, Leverriers neue Theorie vom Sonnenkörper: 90; -e Neuigkeiten und Streitfragen: 187; Meteorfälle in der Nacht vom 10 Auguſt 1860: 239; der neue Komet: 717; Lescarbaults transmercurialer Planet: 720; Veränderung der Lichtſtärke im Canopus: 1128; ein - Obſervatorium auf dem Ararat: 2024
Athen, s. Archäologiſches.
Atkinſon, Thomas W. -s Nekrolog: 887; Sammlungen für -s Sohn: 984.
Atmoſphäriſch, die -e Briefpoſt; s. Großbritannien.
Auſtern, s. Zoologiſches.
Ausſtopfen, über das - von Thieren: 791.
Auſtralien, Stuarts neueſte -iſche Expedition: 48; die Singdroſſel in -: 96; Scenen aus den -iſchen Goldminen: 160; Stuarts letzte -iſche Forſchungsreiſe: 164; Nachrichten von Burke's -iſcher Expedition: 240; -iſche Golderzeugung: 336; die Eingebornen -s und die Anſiedler: 345, 367; materielle Lage der Colonie Victoria: 401; Stanbridge über die Stämme von Victoria in Süd-: 480; John Macdonald Stuarts Entdeckungsreiſe in das Innere -s (1860): 601;

*) Man laſſe ſich nicht irre führen durch den Druckfehler der Seitenzahlen in Nr. 51, wo überall 2000 ſteht ſtatt 1200.

Digitized by Google

die Krisis in -: 899; der Sturz der Squatter-Aristokratie in Neu-Süd-Wales: 913.

B.

Bärenjagd, s. Zoologisches.
Balkan, s. Türkei.
Bandjermasin, s. Niederl. Indien.
Banka, s. Niederl. Indien.
Barma, eine Gefangenschaft in -: 58; Hofgeschichten aus -: 372; die Yoon-tha-lin Karens, ihre Geschichte, Sitten und Gewohnheiten: 580.
Barometerstand, s. Naturwissenschaftliches.
Barth, Heinr., s. Afrika.
Baschikonay Ameise, s. Zoologisches.
Batavia, s. Niederl. Indien.
Batokaland, s. Afrika.
Baumwolle, die Erzeugung der -: 422; gegenwärtiger Stand des -nhandels: 489; die -nernten Amerika's, s. Verein. Staaten: Surrogate für -: 1127.
Beduinen, s. Kleinasien.
Beni Mezab, s. Afrika.
Biblische Sagen, s. Archäologie.
Bienen, s. Zoologisches.
Birma, s. Barma.
Blakiston, s. Centralasien.
Blumenkränze, die - bei den Alten, s. Archäologisches.
Blumenzucht, s. Frankreich.
Botanisches. Trüffel: 16; die Paullinia: 47; Naturgeschichte des Pisang: 282: Cultur der Dattelpalme in Algerien: 310; merkwürdige Bäume: 312: das Aloëmelken in Mexico: 312; die Orchideen: 497; die Giftеiche Californiens: 672; Grundzüge aus der Naturgeschichte der Cocospalme: 687; die Geonoma als Zimmerpflanze: 718; zur Geschichte der Dahlien: 911; eine außerordentliche Weizenpflanze: 912: alter Hafer: 936; Farnkräuter als Küchengewächse: 936; Riesenbäume der Welt: 1012; die Pelargonien des Hrn. Rougier-Chauvière: 1075.
Brasilien, öffentliche Zustände -s: 88; die Auswanderung nach -: 735; Biards Studien in -: 841.
Brasseur, s. Mittelamerika.
British-Association, s. Naturwissenschaftliches.
Bulgarien, s. Türkei.
Bunsen, s. Chemisches.

C.

Californien, s. Verein. Staaten.
Cambodscha, ein Besuch am Hofe des Vicekönigs von -: 230.
Cammaland, s. Afrika.
Canada, s. Nordamerika.
Canal, zwischen dem atlantischen Meer und der Südsee, s. Technologisches.
Canopus, s. Astronomisches.
Caper, -schiffe und -briefe in früheren Kriegen: 745.
Carolinen, s. Novara.
Cartago, s. Mittelamerika.
Cassia, s. Frankreich.
Centralafrika, s. Afrika.
Centralamerika, s. Mittelamerika.
Centralasien, Blakistons -ische Expedition: 359.
Ceram, s. Niederl. Indien.
Cerro de Pasco, s. Südamerika.
Charaktere, Erblichkeit der -, s. Naturwissenschaftliches.
Charleston, s. Verein. Staaten.
Chemisches, Bunsens neues künstliches Licht: 72; Bunsens analytisches Spectrum: 165; Phosphorverbindungen in der Luft entdeckt: 216; über den Theingehalt des Paraguay-Thees: 696; ein -Surrogat für die Färberröthe: 720; Frémy's neue Darstellung von Stahl: 791.
Chicago, s. Verein. Staaten.
Chihuahua, s. Mittelamerika.
China, das kaiserliche Lustschloß Yuen-ming-yuen: 12; ein Besuch bei den Schangmaos oder -ischen Rebellen: 83, 112; der Adel in -: 95; Riesenpfirsiche in -: 166; der Feldzug der Alliirten gegen Peking: 369; das Macadamisiren in -: 432; eine Reise nach Kuldscha am Ili: 459; das Schin Sen: 480; über die Waffen der -esen: 720; Blakistons Fahrt auf dem obern Yang-tse-Kiang: 787; ein Besuch an der großen chinesischen Mauer: 874; die Europäer in Peking: 910; -s Pflanzenschätze: 972; -esisches Wittwenopfer: 1051; die -esischen Mandarinen: 1121.
Chinesische Seeräuber, s. Cochinchina; Lebensgeschichte eines -n -s: 726.
Chios, s. Türkei.
Chlorkalk, der - als Mittel gegen Fliegen, Raupen und Mäuse: 864.
Cigarren, die Havana -, s. Mittelamerika.
Cochinchina, Gefangenschaft eines britischen Seemanns bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch -: 1) ein Pirat wider Willen: 673; 2) in cochinchinesischer Gefangenschaft: 702.
Cocospalme, s. Botanisches.
Colibris, s. Zoologisches.
Communisten, s. Großbritannien.
Costa Rica, s. Mittelamerika.
Crannoges, s. Archäologisches.
Cuba, s. Mittelamerika.
Cußcussu, das - und Borghol: 671.
Cunenè, der - Fluß, s. Afrika.

D.

Dahlien, s. Botanisches.
Dampfpflug, s. Technologisches.
Darien, s. Mittelamerika.
Dattelpalme, s. Botanisches.
Diamanten, die -: 600.
Drehungsgesetz, s. Naturwissenschaftliches.
Drusen, s. Kleinasien.
Du Chaillu, s. Gorilla, s. Afrika

E.

Eiderdunen, die -: 1000.
Eisbär, s. Zoologisches.
Eislocomotiven, s. Technologisches.
Eisenbahn, s. Technologisches; die unterirdische -, s. Verein. Staaten, s. Großbritannien.
Elektrisch, s. Naturwissenschaftliches.
Elephanten, s. Zoologisches.
Elfenbein, s. Afrika.
England, s. Großbritannien.
Erdbeben, s. Naturwissenschaftliches.
Erde, Schmarda's Reise um die -: 136; zweiter Band, Südseeländer: 177.
Erdkugel, eine - aus dem Jahre 1493: 479.
Erdöl, das - in Canada, s. Nordamerika.
Erfprins, s. Niederl. Indien.
Escurial, s. Spanien.
Eskimos, s. Nordamerika.
Esparza, s. Mittelamerika.

F.

Färberröthe, s. Chemisches.
Farnkräuter, s. Botanisches.
Faröer, von den -n: 714; die Vogelberge und der Vogelfang: 1156; eine Hochzeit und ein Wintertag auf den -n: 2020.
Ferne, Briefe aus der -; s. China.
Feuerland, s. Südamerika.
Fidschi-Inseln, Berthold Seemann über die --: 173; weitere Mittheilungen von demselben: 289; ein dritter Brief desselben: 340.
Fische, s. Zoologisches.
Fischregen, s. Naturwissenschaftliches.
Flandern, der Ackerbau in -: 541, 568.
Florida, s. Verein. Staaten.
Flugsand, Befestigung von -: 1008.
Flutsage, s. Archäologisches.
Franklin, s. Nordamerika.
Frankreich, Rückblicke auf die auswärtige Politik -s: 42; Abnahme der Ackerbauбevölkerung -s: 48; das imperialistische Paris: 1) von London nach Paris: 115; 2) die Boulevards, Sonst und Jetzt: 157; 3) Fortsetzung: 326; 4) der Bastillenplatz und die Madeleine: 378, 425; 5) neue Boulevards, neue Straßen: 520; 6) eine Episode des 4 Decembers 1851: 630; Cultur der Cassia und des Jasmins im südlichen -: 212; der französische Sklavenhandel: 226; die Reunionsinsel: 235; die Deutschen im Institut de France: 318; eine Arbeiterstadt in Mülhausen: 513; zur Statistik von -: 713; zur Geschichte von Marseille: 886; Bilder aus Frankreich: 1) La Sainte Baume bei Marseille: 948; 2) das große und das kleine Châtelet in Paris: 1007; 3) der Justizpalast zu Rouen: 1062; 4) die hl. Capelle in Paris: 1101; 5) der Thurm zu Montlhery: 1124; 6) das Schloß von Blois: 1174; 7) Dom Remy: 1246; die gegenwärtige Lage der Finanzen -s: 1190; südfranzösische Blumenzucht zu Parfümerien: 1243; südfranzösische Thunfischerei: 1248.

G.

Gallоromanen, s. Archäologisches.
Ganges, s. Indien.
Gans, s. Archäologisches.
Garda See, s. Italien.
Gasmaschine, s. Technologisches.
Generatio aequivoca, s. Naturwissenschaftliches.
Genfer See, das Alpenglühen am --: 699.
Geologisches, ein wichtiger paläontologischer Fund: 166; Daubrée's Experiment zur Erklärung vulcanischer Ausbrüche: 888; über das -e Alter des Menschengeschlechtes: 974; die Thierwelt Mitteleuropa's im Steinzeitalter: 1153; Babinet über die letzte Gletscherperiode des Erdballs: 1175; Rudolph Ludwig, das Buch der Geologie: 2000.
Geonoma, s. Botanisches.
Germanen, s. Archäologisches.
Gesellschaftsinseln, der Orangenhandel auf den -: 648.
Geyser, s. Naturwissenschaftliches.
Giftеiche, s. Botanisches.
Giraffe, s. Zoologisches.
Gletscher, s. Physikal. Geographie; -periode des Erdballs, s. Geologisches.
Gold, s. Australien; s. Californien.
Gorillas, s. Zoologie.
„Griechen," Robert Houdins Enthüllungen über die Künste der -: 649.
Griechen, s. Indien.
Griechenland, s. Archäologisches; die Hellenen und die Neugriechen: 769, 808, 821; französische Schrift über den Olymp und Akarnanien: 1080; Industrie und Landwirthschaft in -: 2003; die vulcanische Halbinsel Methana: 1246.
Grönland, Eisströmungen an der -ischen Küste: 216.
Großbritannien, England vor 35 Jahren: 140, 153; die englischen Eisengewerbe: 254; Englands Dampfmaschinenkräfte: 264; die Londoner gelehrten Gesellschaften: 374; die Oxforder Essays and Reviews: 409; die britische Expedition der Insel Perim: 504; das Londoner Hunde-Hospital: 792; der Rochdaler Communisten-Verein: 793, 830; Preis guter Schafe in England: 840; Gehalt des Lordmayors von London: 840; London: 868; Honorare Londoner Aerzte: 912: Etikettevorschriften am britischen Hofe: 912; Her-

Digitized by Google

stellungskosten eines Buches in England, Annoncenpreise daselbst: 1056; die atmosphärische Briefpost in London: 1090; der letzte Census von -: 1102; der Omnibusverkehr in London: 1128; die Wasserverhältnisse Londons: 2000; Weiberverkäufe in England: 2018; Rückblicke auf die Politik - s: 2031; Eisenbahnstatistik: 1248.
Guano, Boussingault über die - lager: 192.
Guinea, s. Afrika.
Gurara, s. Afrika.

H.

Haarwuchs, s. Naturwissenschaftliches.
Hafer, s. Botanisches.
Hassanjeh Araber, s. Afrika.
Hautfarben, s. Naturwissenschaftliches.
Hayes, Dr. -, s. Nordpol.
Heiliges Land, s. Palästina.
Hellenen, s. Griechenland.
Herodes Atticus, s. Archäologisches.
Hieroglyphen, s. Archäologisches.
Hohlkugeln, s. Technologisches.
Hongkong, s. Novara.
Houdin, s. „Griechen."
Huc, Nekrolog des Pater -: 71.
Hunde-Hospital, das Londoner -, s. Großbritannien.
Huron See, s. Nordamerika.

J.

Jackson, s. Verein. Staaten.
Jagdbilder aus Südafrika, s. Afrika.
Januarius-Mirakel, s. Italien.
Japan, frühere Christenverfolgungen in -: 199; Mittheilungen über - und die Ermordung des Regenten in Jeddo: 348; zehn Wochen in -: 618; Stand der Musik bei den - esen: 708.
Jaroslaw, s. Rußland.
Jasmin, s. Frankreich.
Java, s. Niederl. Indien.
Jeddo, s. Japan.
Jerusalem, s. Palästina.
Illinois, s. Verein. Staaten.
Indianer, s. Verein. Staaten.
Indien, s. Archäologisches; Nachrichten aus dem westlichen Ost -: 439; die Griechen in - und der Indolog Dimitrios Galanos: 718; - ische Flitterwoche: 737; Capitalsanlagen in -: 744; die neuesten Erzeugnisse der modernen - ischen Sprachen: 804; Friedrich Kunstmann über die Handelsverbindungen der Deutschen mit -: 802; ein Menschenopfer in Orissa: 888; Reise von Peschawer nach der Hügelstation Murree im Himalaja: 1162; ein Jahrmarkt am Ganges: 1183.
Indigo, die - cultur: 111.
Insecten, s. Zoologisches.
Institut, s. Frankreich.
Irazu, s. Mittelamerika.
Irokesen, s. Verein. Staaten.
Island, Winkler über -: 1057.
Ispahan: 1244.
Issy-Kul, neuere Arbeiten über den - -: 790.
Istrien, die Slaven - s: 852, 872.
Italien, -ische Bibliographie: 16; der nationale und monumentale Patriotismus der - er: 165; Reminiscenzen von der Insel Sardinien: 1) Cagliari: 463; 2) Iglesias: 788; 3) Oristano: 862; 4) Capo di Sassari: 919; durch das Etschthal an den Garda-See im Sommer 1860: 881, 901; das Januarius-Mirakel: 1054.

K.

Kalmücken, Bereitung des Milchbranntweins bei den -: 984.
Kamin, s. Technologisches.
Kautschuk, s. Mittelamerika.
Kanone, eine goldene - 840.
Kirchen, s. St. Johannis.
Klapperschlange, Biß der -, s. Naturwissenschaftliches.
Kleinasien, s. Syrien; s. Palästina; Lebensbilder aus der Beduinen- und Drusenwelt: 701.
Komet, s. Astronomisches.
Konstantinopel, s. Türkei.
Kordofan, s. Afrika.
Krafft, Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich - s: 1161.
Kuldscha, s. China.
Kunstverwandlungen, moderne: 16.

L.

Lachsfischerei, s. Zoologisches.
Landwirthschaft, die - lichen Dienste der Vögel: 995, 1023.
Leben, Facta im menschlichen -: 36.
Lenoir, s. Technologisches.
Liberia, s. Afrika.
Livingstone, s. Afrika.
Locomotiven, s. Technologisches.
Lola Montez, s. Verein. Staaten.
London, s. Großbritannien.
Lordmayor, s. Großbritannien.
Louisiaden-Archipel, die Insel Rossel: 143; der Schiffbruch des St. Paul an der Insel Rossel: 1066.
Loyalitätsinseln, die -: 156.
Ludwig, Rudolph -, s. Geologisches.
Luftdruck, s. Naturwissenschaftliches.
Luftströmungen, s. Physik. Geographie.
Luzon, s. Novara.

M.

Macadamisiren, s. China.
Madeira, das Zuckerrohr und die Weinrebe auf der Insel -: 2024.
Magnetisch, s. Physik. Geographie.
Mandarinen, s. China.
Maori, s. Neu-Seeland.
Marquesas-Inseln, die Franzosen auf den - -: 1) die Unterwerfung Tawata's: 73; 2) Sitten der Eingebornen und Unterwerfung der Nukahiwier: 106.
Marseille, s. Frankreich.
Mastixcultur, die - auf Chios, s. Türkei.
Maury, s. Physikal. Geographie.
Medien, s. Archäologisches.
Meer, s. Physikal. Geographie.
Memphis, Archäologisches.
Mendoza, s. Südamerika.
Mensch und Affe, s. Naturwissenschaftliches.
Meteore, s. Astronomisches.
Methana, s. Griechenland.
Mexico, s. Mittelamerika; s. Aloë.
Michigan, s. Physikal. Geographie.
Mikroskop, s. Naturwissenschaftliches.
Milchbranntwein, s. Kalmücken.
Minnesota, s. Verein. Staaten.
Mississippi, s. Verein. Staaten.
Missouri, s. Verein. Staaten.
Mittelamerika, tropische Fahrten: 25; von Esparza nach St. José: 54; Brasseurs neue Wanderungen in - -: 92; das Osterfest in San José: 244; Besteigung des Popocatepetl durch amerikanische Officiere: 313; Costa Rica: 363; das mexicanische Lied: 433, 460; Tampico: 608; Silberschmuggel an der mexicanischen Küste: 625; Schmarda's Wanderungen in Westindien und im äquatorialen Amerika: 721, 750; Moriz Wagner über die physische Geographie des Isthmus von Panama: 802; Cartago: 904; eine Besteigung des Vulcans Irazu: 928; die Prüfung der freien Arbeit im britischen Westindien: 923, 949; Talamancas und Guatuso: 945; die Landenge von Darien: 984; Jegor v. Sievers über Cuba: 985; die Cigarren Havana's: 1031; Chihuahua und die Apatschen: 1033; Westindien und - nach Jegor v. Sievers: 1146; Kautschukerzeugung in San Salvador: 1247.
Molukken, s. Niederl. Indien.
Mont Cenis, s. Technologisches.
Mormonen, s. Verein. Staaten.
Mülhausen, s. Frankreich.
Münzen, englische Erfahrungen über die Reibungsverluste der -: 450.
Mundah, s. Afrika.
Muni, s. Afrika.
Murree, s. Indien.
Muscular-Irritabilität, s. Naturwissenschaftliches.

N.

Nähmaschine, s. Technologisches.
Nat Turner, die Sklavenverschwörung des - -, s. Verein. Staaten.
Naturwissenschaftliches, das muthmaßliche Alter der Geyserröhre: 144; Theilbarkeit der Körper: 166; das neue elektrische Licht mit Quecksilber: 264; Pouchets Lehre von der generatio aequivoca: 337; Adhémars Hypothese über die periodische Rückkehr der Sündfluthen: 403; Groß und Klein in Zeit und Raum: 420; der Haar- und Bartwuchs verschiedener Völker: 500; Ursprung von Verschiedenheit der Hautfarben: 528; Arsenikesser in Steiermark: 575; Muscular-Irritabilität, Leichenerstarrung und Fäulniß: 576; Heilung der Wasserscheu: 576; ausdauernde Typen animalischen Lebens: 600; der Magnet und das Erdbeben: 600; über Se- und Excretionen des Körpers in heißen Klimaten: 622; ein französischer Quellensucher: 720; ein Fischregen: 792; Mensch und Affe: 833; der Biß einer Klapperschlange geheilt: 840; über Erblichkeit der Charaktere: 849; Elasticität des Artentypus bei Thieren: 878; heiße Sommer: 888; Entdeckung einer Periodicität im Drehungsgesetz des Windes: 911; Wirkung des Luftdrucks auf die Flamme: 912; die diesjährigen Sitzungen der British-Association: 958, 978; Slacks mikroskopische Schilderungen: 970; Einfluß des Windes auf den Barometerstand: 1128; der artesische Brunnen von Passy: 1176.
Neger, s. Verein. Staaten; s. Liberia.
Negoro, Diepo -, s. Niederl. Indien.
Neue Hebriden, ein mißglückter Missionsversuch auf Tanna: 667.
Neu-Fundland, s. Nordamerika.
Neu-Granada, s. Südamerika.
Neu-Guinea, Wallace's Bemerkungen über - -: 281.
Neu-Mexico, s. Verein. Staaten.
Neu-Schottland, s. Nordamerika.
Neu-Seeland, der - -ische Krieg: 61; der Maorikrieg auf - -: 239; der - -ische Eisensand: 288.
Neu-Süd-Wales, s. Australien.
Niagara, s. Verein. Staaten.
Njal-Saga, s. Archäologisches.
Niederlande, die - ischen Colonien im Jahre 1858: 737.
Niederländisch Indien, Schutzmittel gegen Diebstähle auf den Molukken: 70; die Strafanstalt Ersprins: 93; ein Feldzug der Holländer auf Timor 1857: 97; Banka: 159; eine agrarische Verschwörung in der Residentschaft Bantam (Java): 204; Bewohner und Ausfuhren der Insel Ceram: 214; die neuere Kriegsgeschichte der Niederländer in Indien: 1) der Aufstand auf Saparua und Eroberung von Palembang: 427; 2) die Padries auf Sumatra und die Buginesen auf Celebes: 441; 3) der japanische Aufstand

Digitized by Google

des Diepo Negoro: 468; 4) Kriege auf Sumatra 1830—1846: 494; die Deutschen in - -: 503; Soldatenmenage in - -: 550; die Oran Gunong auf den molukkischen Inseln: 617; europäisches Leben in Batavia: 744; der Untergang des Reiches Bandjermasin 1857 - 60: 857; Erinnerungen aus Amboina und Ceram: 906; Money über die Colonialpolitik der Holländer auf Java: 1105, 1135; eine Alltagsgeschichte aus - -: 1186; über die Chinesen auf Java und Madura: 1198.
Nikobaren, s. Novara.
Nil, s. Afrika.
Nordamerika, Fruchtbarkeit der Prairien im britischen -: 48; die Red-River, Assiniboine und Saskatschewan-Expeditionen: 214; die Victoria brücke über den St. Lorenzstrom: 353; die Lebensart der Eskimos: 380; St. Pierre und St. John (Neufundland): 405; Geschichte eines Kannibalen in -: 408; C. F. Halls Franklin-Expedition: 456; der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken: 596, 609; eine Winterreise auf dem Huronsee: 692; die canadischen Bisonjäger: 982; der Erdölbistrict in Canada: 993; die Goldfunde in Neu-Schottland: 1121; die Robbenschlägerei in Labrador: 1171.
Nordpol, Dr. Hayes - ar Expedition: 456; die schwedische - ar Expedition; 570; Rückkehr der amerikanischen - ar Expedition: 1104; Dr. Hayes - ar Reise: 1143.
Novara, die Nikobaren, Singapur, Java und Luzon nach den Beobachtungen der -: 1085; die - vor Hongkong und Schanghai, bei den Carolinen und den Stewartsinseln: 1107.
Nukahiwa, s. Marquesas-Inseln.

O.

Oceanische Weltstraßen, frühe Seefahrten deutscher Schiffer auf den - u -: 955.
Oesterreich, Rückblicke auf die auswärtige Politik -s: 16.
Oetzthal, die - er Gebirgsgruppe: 741.
Olavango, s. Afrika.
Omnibusverkehr, der - in London, s. Großbritannien.
Orangen, s. Gesellschaftsinseln.
Orang Gunong, s. Niederl. Indien.
Orchideen, s. Botanisches.
Orient, Hrn. Petermanns Reisen im -: 72; Dr. Joseph Wolffs Abenteuer und Reisen im - : 381, 395
Orinoco, s. Südamerika.
Osmanen, s. Türkei.
Ostafrika, s. Afrika.
Ostindien, s. Indien.
Oxforder Essays, s. Großbritannien.

P.

Paläontologie, s. Geologisches.
Palästina, das heilige Land und die Italiener: 6; die Omarmoschee in Jerusalem: 334; evangelisch-literarischer Verein in Jerusalem: 359; ein Rundgang um Jerusalem im Frühjahr 1861: 763; Analekten aus Palästina: 1) Abu Ghosch: 865, 895; 2) die Russen; 3) der Purpur der Alten: 915.
Panama, Isthmus von -, s. Mittelamerika.
Pantherjagd, eine - in Virginien, s. Verein. Staaten.
Panzerschiffe, s. Technologisches.
Papagaien, s. Zoologisches.
Paraguaythee, s. Chemisches.
Paris, s. Frankreich.
Parthien, s. Archäologisches.
Passy, s. Naturwissenschaftliches.
Patagonien, s. Südamerika.
Patrologie, Migne's - ische Quellensammlung: 48.
Paullinia, s. Botanisches.
Peking, s. China.
Pelargonien, s. Botanisches.
Pelikan, der - See in Minnesota; s. Verein. Staaten.
Pelion, s. Türkei.
Perim, s. Großbritannien.
Persis, s. Archäologisches.
Peru, s. Südamerika.
Peschawer, s. Indien.
Petermann, s. Orient.
Petherick, s. Afrika.
Pfahlbauten, s. Archäologisches; s. Geologisches.
Pferd, s. Zoologisches.
Phosphor; s. Chemisches.
Physikalische Geographie, Ebbe und Fluth im Michigan: 216; Forbes und Tyndal über die Natur der Gletscher: 267; die astronomischen und magnetischen Beobachtungen der Gebrüder v. Schlagintweit: 286; die strengen Winter auf unserm Festlande: 476; Maury's - - des Meeres: 481; Luftströmungen in den Calmengürteln: 1173.
Pisang, s. Botanisches.
Planet, transmercurialer s. Astronomisches: 720.
Polar, s. Nordpol.
Politik, Erörterungen über auswärtige -: 118, 164, 261.
Pompeji, s. Archäologisches.
Pony-Estafette, die - in Californien, s. Verein. Staaten.
Popocatepetl, s. Mittelamerika.
Porto Novo, s. Afrika.
Prairien, s. Nordamerika.
Pytheas, s. Archäologisches.

Q.

Quellensucher, s. Naturwissenschaftliches.

R.

Rae, s. Afrika.
Ras Hafun, s. Afrika.
Red River, s. Nordamerika.
Rembo, s. Afrika.
Renthiere, s. Zoologisches.
Reunionsinsel, s. Frankreich.
Riesenbäume, s. Botanisches.
Robbenschägerei, die - in Labrador, s. Nordamerika.
Robinson, die Insel des - Crusoe: 654.
Rochdale, s. Großbritannien.
Römer, s. Archäologisches.
Roscher, s. Afrika.
Rossel, s. Louisiaden.
Rückblicke, s. Oesterreich, Frankreich, Rußland, Vereinigte Staaten, Großbritannien.
Rumänen, s. Türkei.
Rußland, Rückblicke auf die auswärtige Politik: 66; die Heuschreckenplage Astrachans im Sommer 1860: 96; Schamyl in der Gefangenschaft: 362; eine Handwerkerverbindung in Jaroslaw: 440; Handel - s mit Centralasien im Jahre 1859: 475; die Messen der Ukraine und der Handel im südlichen -: 760, 773; das Osterfest in -: 817, 846; die Küsten des Amurgebietes: 879; Fortschritte der Russen am Amur und erste Erforschung des Sungari: 1077; der reichste Mann in -: 1248.

S.

Sahara, s. Afrika.
St. Bernhard, das - - Hospiz: 585.
St. Johannis, die sieben Kirchen der Offenbarung - -: 40.
St. John, s. Neu-Fundland.
St. Pierre, s. Nordamerika.
Samoa, s. Schifferinseln.
San José, s. Mittelamerika.
Saparua, s. Niederl. Indien.
Sardinien, s. Italien.
Saskatschewan, s. Nordamerika.
Savannah, s. Verein. Staaten.
Schafe, s. Großbritannien.
Schamyl, s. Rußland.
Schanghai, s. Novara.
Schiffbruch, der - des St. Paul, s. Louisiaden.
Schifferinseln, Samoa oder die Gruppe der -: 683.
Schin Sen, s. China.
Schlagintweit, s. Physik. Geographie.
Schlangen, s. Zoologisches.
Schmarda, s. Erde.
Schmetterlinge, s. Zoologisches.
Schnabelthier, s. Zoologisches.
Schnappschildkröte, s. Zoologisches.
Schomburgk, s. Siam.
Schwedische Expedition, s. Spitzbergen; s. Nordpol.
Sclaven, s. Verein. Staaten; s. Frankreich.
Secretionen, s. Naturwissenschaftliches.
Seemann, Berthold, s. Fidschi-Inseln.
Seidenwürmer, s. Zoologisches.
Seiltänzerkünste, die - im neunzehnten Jahrhundert: 889.
Siam, Sir Robert Schomburgk über die astronomischen Volksansichten in -: 1026.
Silberbrunnen, s. Verein. Staaten.
Silberschmuggel, s. Mittelamerika.
Singapur, s. Novara.
Somatenos, s. Spanien.
Sommer, heiße -, s. Naturwissenschaftliches.
Sonne, s. Astronomisches.
Spanien, Bauern- und Wetterregeln in Andalusien: 9; die Somatenos in Catalonien: 620; die Republik Andorre: 711; das Escurial: 916.
Sperber, s. Zoologisches.
Spitzbergen, Lamonts Abenteuer auf -: 577; Rückkehr der schwedischen Expedition nach -: 1104, 1237.
Stahl, s. Chemisches.
Stereoskopie, Alterthum der -: 624.
Stewarts-Inseln, s. Novara.
Stockfischfang, s. Nordamerika.
Stuart, s. Australien.
Sturmsignale, s. Technologisches.
Südamerika, Vollaert über die Gottheiten der alten Peruaner: 71; eine Besteigung des Urusayhua in den peruanischen Anden: 125; Neu-Granada, die Araukaner: 274, 295; das Aussterben der Araukarier: 504; Guinnards Gefangenschaft bei den Araukariern: 527; Pflanzen- und Thierwelt am Orinoco: 564; Cerro de Pasco: 637; das Erdbeben in Mendoza: 856; ein neuer Martyrer im Feuerlande: 1009; eine Fahrt an der Küste Venezuela's: 1168; Guinnards Gefangenschaft bei den Patagoniern: 1177; das Königreich Araukanien: 1193.
Südcarolina, s. Verein. Staaten.
Süd-See, s. Schmarda; s. Zoologisches; ein Concert auf einer - - insel: 309; Bilder aus der - - nach dem Tagebuche eines Marineofficiers: 777, 796.
Sündfluthen, s. Naturwissenschaftliches.
Sumatra, s. Niederl. Indien.
Sungari, s. Rußland.
Syrien, ein Schilda und Schöppenstedt in -: 336.

T.

Talamancas, s. Mittelamerika.
Tampico, s. Mittelamerika.
Tanna, s. Neu-Hebriden.
Taucherglocke, s. Technologisches.
Tawata, s. Marquesasinseln.
Technologisches, Moigno über Lenoirs Gasmaschine: 129; Fortschritte im Bau der Locomotiven: 144; die neuen Panzerschiffe: 150; die

Digitized by Google

Nähmaschine und ihre Erfinder: 202; die oceanischen Telegraphen: 321; der Eisenbahntunnel durch den Mont-Cenis: 358; Sturmsignale an der englischen Küste: 467; der größte Kamin der Welt: 528; über die Möglichkeit eines Schiffscanals aus dem atlantischen in das pacifische Meer: 544; die Taucherglocke: 677; Eislocomotiven auf den gefrornen Flüssen und Seen: 864; Fabrication von Hohlkugeln: 984; Fowlers Dampfpflug: 1008.
Telegraphen, s. Technologisches.
Texas, s. Verein. Staaten.
Thein, s. Chemisches.
Thessalien, s. Türkei.
Thierleben, s. Zoologisches.
Thierwelt, die - im Steinzeitalter; s. Geologisches.
Thule, s. Archäologisches.
Thunfischerei, s. Frankreich.
Timor, s. Niederl. Indien.
Tocqueville, s. Verein. Staaten.
Trochiliden, s. Zoologisches.
Tropen, -ische Fahrten, s. Mittelamerika.
Trüffel, s. Botanisches.
Tscherkessien, s. Türkei.
Tuat, s. Afrika.
Türkei, zur Kunde Konstantinopels: 82; das Christenthum unter den Türken: 164; Ethnographie des osmanischen Reichs: 169, 208, 226, 256; der thessalische Olymp: 292; das Museum in Konstantinopel: 312; zur Kenntniß Albaniens: 330; die armenischen Protestanten: 360; der Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche: 406; Lejeans neue Sprachenkarte der Türkei: 431; Bilder aus Bulgarien und dem Balkan: 622, 641, 662; Wutzer über die Rumänen und Bulgaren des türkischen Reiches: 876; der Pelion und Ossa: 930; Chios und die Chioten: 957; die Mastixcultur auf Chios: 1032; die süßen Wasser bei Konstantinopel: 1042; die Finanzen der -: 1053; Buchdruckereien in Konstantinopel und der -: 1056; Abenteuer eines deutschen Officiers in der - und Tscherkessien: 1096; die Bewohner der - in religiöser Beziehung: 2009.
Typen, animalischen Lebens, s. Naturwissenschaftliches.

U.

Ukraine, s. Rußland.
Ungarn, die Organe der -ischen Verfassung: 277; Krönung der Könige von -: 399; -ische Würdenträger: 474; die -ische Sprache: 546.
Urusayhua, s. Südamerika.
Utah, s. Verein. Staaten.

V.

Venedig, von Riva nach -: 99, 130.
Venezuela, s. Südamerika.
Vereinigte Staaten, die Riesenbäume Californiens: 1; unter den Indianern: 22, 32, 63; die Spaltung der Union: 49; Minenrechte in Californien: 103; eine Sklavenversteigerung in Savannah: 121; Geschichte eines Jackson'schen Beamten: 145, 182; die Namen der Indianer und das bei ihrer Ertheilung beobachtete Verfahren: 162; der Zerfall der - -n: 191; die Kämpfe der ersten Ansiedler von New-England mit den Indianern: 193, 222; californische Golderzeugung: 240; zur Hydrographie des Mississippi: 240; Tocquevilles Ausflug in die Wildnisse des amerikanischen Westens: 241; wie man eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt: 252; aus dem Leben eines californischen Goldjägers: 269; ein Besuch der deutschen Weindistricte in Missouri: 300; ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte: 342; die Süd-Carolinier: 357; der neue republicanische Tarif: 358; die Präsidenten der -n -: 359; Baron Wogans Abenteuer unter den Pah-Utahs: 389; Neu-Mexico und seine socialen Zustände: 431, der Weinbau in Californien: 447; Briefe aus Texas: 1) von Neu-Orleans nach San Antonio: 477, 490; 2) Ritt durch die deutschen Ansiedlungen Sisterdale, Friedrichsburg und Comfort: 891; 3) Ritt nach Austin zurück und nach der Küste: 926; Californien im Jahre 1860: 498; die unterirdische Eisenbahn aus der Sklaverei: 499; eine Rettung aus den Händen der Mormonen: 505; ein Neger-Gottesdienst: 522; die Revolution in den - -: 529; die „Ladies" in den - -: 553, 587; Gerechtigkeit in Charleston: 571; die Gränzbewohner in Texas: 613, 633; Verwendung der Negersklaven zur Kirchenmusik: 621; Physiognomische Studien unter den Bewohnern der - -: 657; die große Salzseestadt und die Polygamie der Mormonen: 665; aus dem neuen Census der - -: 681; alte Bauwerke in den - -, s. Archäologisches; der Kampf in den - -: 765; eine Viertelstunde an der Casse eines amerikanischen Bahnhofes: 801; Lola Montez' letzte Schicksale in den -n -: 838; der Mormonenprophet: 840; ein Dampfschiff welches den Niagara hinabfährt: 861; an den Niagarafällen: 933; excentrische Ehen in den -n -: 936; Politiker und Staatsmänner in den -n -: 937; eine Panthersjagd in Virginien: 946; das Leben in Albany vor hundert Jahren: 952; See- und Flußdampfer in Amerika: 976; Lebensgeschichte des Abolitionistenhäuptlings John Brown: 998; die californische Pony-Estafette: 1068; eine Sklavenverschwörung in den -n -: 1070; Rechtsinstitutionen der Irokesen: 1) Erbfolge: 1093; 2) die Sachemwürde: 1137; der Staat Illinois: 1103; der Bürgerkrieg in den -n -: 1118, 1140; die Baumwollenernten der -n -: 1125; Utah und die Mormonen: 1149; Amerikanische Reisebriefe. I.: 1181; II.: 1238; Rückblicke auf die Politik der -n -: 2001; der Pelikan-See in Minnesota: 2004; die Sklavenverschwörung des Nat Turner: 2005.
Victoria, s. Australien.
Victoriabrücke, s. Nordamerika.
Virginien, s. Verein. Staaten
Vögel, s. Landwirthschaft.
Vogelberge, s. Farör.
Vulcanisch, s. Geologisches.

W.

Walfisch, s. Zoologisches; Anwendung der Blausäure beim -fang: 384.
Weiberverkäufe, s. Großbritannien.
Weizenpflanze, s. Botanisches.
Wellenpapagai, s. Zoologisches.
Westen, Briefe aus dem -, s. Verein. Staaten, s. Mexico.
Westindien, s. Mittelamerika.
Winter, s. Physik. Geographie.
Wogan, s. Verein. Staaten
Wolff, Joseph, s. Orient.

Y.

Yang-tse-kiang, s. China.
Yoon-ta-li-karens, s. Barma.
Yuen-ming-yuen, s. China.

Z.

Zambesi, s. Afrika.
Zoologisches, Schlangengift: 78; die Singdrossel in Australien: 96; Thierleben in der Süd-See: 197; die Wunder des Bienenstaates: 233; der calcuttische Adjutant: 259; Chloroformirung von Bienen: 264; die europäische Seidenwürmerseuche: 274; Abdel-Kader über das arabische Pferd: 324; Bennet über das Schnabelthier: 415; Organe und Instincte der Insecten: 436; Weinland über die Schnappschildkröte: 557; neueste Erfahrungen über die Seidenwürmerkrankheit: 590; Du Chaillu über die Gorilla-Affen: 644; erschossene Schmetterlinge: 672; die Bashilouay-Ameise: 679; ein neuer Schmetterling: 712; schnelles Wachsthum der Fische: 744; ein blaues Buch über die britischen Lachsfischereien: 759; die Colibris in Ecuador: 777; zur Naturgeschichte des Walfisches: 803; Kampf mit einem Eisbären: 825; Dr. Fitzinger über die Fortpflanzung der Giraffe: 837; eine Bärenjagd in Kleinasien: 851; Austern: 884; die Papagaien: 1079; Gould über die Trochiliden (Colibris): 1112; Sir Emerson Tennent über die Elephanten Ceylons: 1170; merkwürdige Wanderungen der Rentiere: 1176; Keckheit eines Sperbers: 1176; seltsame Visite in einem Hôtel von Bridgetown: 1176; über den Wellenpapagai: 1196.
Zünfte, die - der Römer, s. Archäologisches.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 1. Augsburg, 1 Januar 1861.

Die Riesenbäume Californiens.

Von Bayard Taylor.

In Vallecitos (wo wir in der Walhalla der teutonischen Gottheiten Sauerkraut und gesalzenes Schweinefleisch zum Mittagsessen erhielten) waren wir nur noch 20 Meilen von dem Wald der Riesenbäume, in Calaveras County, entfernt. Dieser Wald war eine derjenigen Merkwürdigkeiten welche ich vor meiner Abreise nach Californien zu sehen beschlossen hatte. Meine Vorliebe für Bäume ist so leidenschaftlich, daß ich dieselben nur schönen Menschengestalten und Sculpturen hintansetze. Ich zähle die Baumcultur zur Classe der schönen Künste. Ich habe sie in allen ihren verschiedenen Zweigen studiert — in den Palmen Afrika's, den Cypressen Mexico's, den geheiligten Feigenbäumen und den Pipals Indiens, den Birken Schwedens und den Ulmen Neu-Englands. Ich besitze in mir verschlossen eine Gallerie von Meisterwerken, welche ich mich nicht scheuen würde neben die des Vaticans und Louvre's zu stellen. Typen der Schönheit und Anmuth — den Apollo, den Antinous, den Faun und selbst den Fechter — nannte ich bereits mein; hier aber sollte ich die Herakliden, die Titanen finden!

Uebrigens sind auf unserm amerikanischen Continent die Bäume die treuesten Alterthümer die wir besitzen, indem sie (wie ich nachweisen werde) die Hieroglyphik, nicht der Natur allein, sondern auch der Menschen, während der vergangenen Jahrhunderte an sich aufbehalten haben. Die Schatten von zwei Jahrtausenden schlummern unter den Zweigen von Montezuma's Cypressen in Chapultepec; der große Baum zu Oaxaca ist ein Zeitgenosse Salomons, und selbst die mit Sculpturen verzierten Ruinen Copans, Palenque's und Uxmals werden von den Ringen der sie bergenden Waldesbäume an durchlebten Jahren überboten. In Californien sind die Ueberbleibsel einer frühern Zeit als der der gegenwärtigen Indianerstämme solche welche einer vor der Sündfluth existirenden Menschenrace zugehören; diese Riesen der Sierra Nevada aber haben seit vier Jahrtausenden Jahr für Jahr ihr Wachsthum aufgezeichnet. Man könnte ebensowohl daran denken nach Aegypten zu gehen ohne die Pyramiden zu sehen, als man Californien besuchen könnte ohne eine Wallfahrt nach diesen uralten Bäumen zu machen.

In Sonora verschaffte ich mir ohne Rücksicht auf erwachsende Unkosten einen zweispännigen Wagen nebst Kutscher. Zwei Tage war die ganze Zeit die wir auf den Ausflug verwenden konnten (es waren 60 Meilen bis zum Ziel und ein schlechter Gebirgsweg), und deßhalb brachen wir schon mit dem frühesten Grauen des Tages auf. Bis nach Vallecitos war der Weg derselbe den wir, von San Andreas kommend, über die große Kluft des Stanislausstromes passirt hatten. Nach Columbia zu schlug dießmal jedoch der Kutscher einen andern Weg ein, der uns durch ein noch viel schrecklicher zerrissenes und zerklüftetes Erdreich führte, und uns die Stadt von Osten her erreichen ließ. Wir sahen hier ungeheure künstliche Schluchten, über denen der Ort, wie Freiburg über seinem Thal, zu schweben schien. Die Menge von hölzernen Aquäducten welche, von hohen zartgegliederten Brückenböcken getragen, diese Abgründe überspannten, die großen Wasserräder, die zickzacklaufenden Schleußen unten, und die Schienenwege welche auf schmalen Flächen von verschiedener Höhe in die mannichfachen Aeste der Minen einliefen, nebst den verschrobenen, hie und da aufragenden Massen von Urfels, bildeten vereint ein so gewaltiges und groteskes Bild, daß wir vor Erstaunen kaum Athem holen konnten. In keinem andern Theile der Welt erinnere ich mich etwas dem ähnliches gesehen zu haben.

Wir frühstückten im „Broadway Hôtel," und eilten dann weiter um Murphys um Mittag erreichen zu können. Da es noch zu früh am Tag war um einem andern Fuhrwerk zu begegnen, so kamen wir ohne Unfall zu erleiden über die Schlucht des Stanislaus. Die Möglichkeit einer solchen Begegnung ist diejenige Gefahr welche einem bei solchen Uebergängen als Schreckensbild vorschwebt. In der Nähe von Vallecitos gerieth, während wir über eine der primitiven Brücken fuhren, das Bein eines unserer Pferde in ein Loch, wodurch es ziemlich schlimm verletzt wurde, uns aber nicht am Vorwärtseilen hinderte. Die Bergleute ziehen ganz nach eigenem Belieben ihre Gräben und Schleußen über die Wege, und überbrücken sie, um ein paar Planken zu sparen, mit

Digitized by Google

roh zubehauenen Baumstämmen und Zweigen, welche sie zur größern Haltbarkeit mit unregelmäßigem Geschieb zufüllen. „Wenn sie ein Stück Holz zu weiter nichts brauchen können, dann machen sie eine Brücke daraus," brummte der Kutscher, welcher drohte eine der hölzernen Einhegungen oder eine Wasserleitung umzureißen, und diese Drohung erfüllt haben würde, wäre bei unserer Zurückkunft die Brücke nicht ausgebessert gewesen.

Zu Vallecitos verließen wir den Weg nach San Andreas, und schlugen eine Wagenfährte ein welche ostwärts nach dem 4—5 Meilen entfernten Murphys, einem Lagerplatz der ersten Goldgräber, führte. Wir kamen durch eine Reihenfolge von flachen Thälern, welche im Frühjahr, mit ihren zerstreut stehenden Bäumen, ihren blumenbesäeten Wiesen und dem Grün ihrer sanftgerundeten Höhen, reizend aussehen müssen. Jetzt waren sie nur braun und dürr, und zeigten — nicht golden wie die mit wildem Hafer bewachsenen Küstengebirge — die fahle Färbung des nackten Bodens. In einem der weitesten dieser Thäler lag Murphys, bis vor 10 Tagen noch ein blühendes Dorf, jetzt aber von den Flammen verzehrt. Es war dieß die vierte Stadt die während unseres Aufenthaltes in der Goldregion auf solche Weise zu Grunde gieng. Die Landhäuser, welche einzeln inmitten ihrer Gärten standen, waren verschont geblieben, aber der geschäftliche Theil des Ortes mit Einschluß des Gasthauses war durchaus zerstört. Das letztere Gebäude, aus Stein aufgeführt und feuerfest, hätte gerettet werden können, wäre nicht die Hinterthüre aufgeblieben und die Flammen auf diese Weise hineingeschlagen.

Die Eigenthümer des Gasthauses, die Gebrüder Perry, sind auch die Besitzer der Riesenbäume. Sie erfreuen sich eines weit verbreiteten Rufes in Bezug auf ihren Unternehmungsgeist, und die gute Kost welche sie den Reisenden vorsetzen. Sie hatten bereits wieder eine Bretterhütte auf den Brandtrümmern aufgerichtet, und versprachen uns ein Mittagsessen währenddem die Pferde gefüttert wurden. Meine Frau wurde von Hrn. Perry freundlich aufgenommen, und ich auf das dringendste gebeten mich länger zu verweilen, und die Murphyten mit einer meiner Vorlesungen zu unterhalten, was zu meinem Bedauern jedoch unmöglich war. Wir hatten in der That ein herrliches Essen — alles gut in seiner Art und vortrefflich zubereitet. Was könnte man mehr sagen? Der Rothwein war ausgezeichnet, und die Birnen welche wir für das Dessert kauften zerflossen in unaussprechlichem Aroma auf der Zunge. Der Farmer welcher sie uns verkauft hatte beschenkte mich mit einer Wassermelone, Hr. Perry fügte ein Stück frisches Fleisch für unser Abendessen im Waldhause hinzu, und so fuhren wir froh unseres Weges weiter.

Vor dem Dorfe lagerten Truppen neuangekommener Einwanderer zwischen ihren abgenutzten Wagen und ihrem müden Vieh; noch vielen anderen begegneten wir auf dem Weg. Von Luthers Paß, am Ausgang von Carson Valley, wendet sich ein Geleise südwärts, durchschneidet die Sierra, und bildet, indem es von dem hinter dem Silberthal gelegenen Gebirgskamm hinab nach den Riesenbäumen führt, den geradesten Weg von dem Carsonfluß nach den südlichen Bergwerken. Diese Leute befanden sich nun am Ende ihrer Mühsal und Leiden; aber anstatt froh auszusehen über diese Erlösung, zeigten ihre Gesichter vielmehr einen finstern und harten Ausdruck, dem sich etwas wie die Scheu der Indianer beigesellte. Die Frauen, als ob sie wüßten daß ihre sonnverbrannten Gesichter und ihr ungekämmtes Haar nicht besonders schön wären, drehten gewöhnlich den Kopf weg wenn wir an ihnen vorbeikamen. Schmutzig, zerrissen und struppig aussehend, wie die meisten von ihnen waren, gab es doch keine die nicht einen Reifrock getragen hätte! Ja sogar wenn sie im Wagen saßen und fuhren, standen ihre staubigen Kattunkleider vermittelst jener zerstoßenen und verbogenen Reife, welche einst eine Rundung vorgestellt hatten, über den Schwengel hinaus. Es war dieß der Mode gegenüber ein Grad der Aufopferung, zu wehmüthig um darüber zu lachen.

Das Thal von Murphys liegt 2000 Fuß über dem Meer und am Fuße jener langen, sich seitwärts ziehenden Bergrücken welche die ununterbrochenen Höhenzüge, die unter dem Namen der Fußberge bekannt sind, mit dem mittleren Gebirgskamm der Sierra Nevada verbinden. Die Entfernung von Murphys bis zu den Riesenbäumen beträgt 15 engl. Meilen, bei einem Aufwärtssteigen von 2500 Fuß. Sobald wir das Dorf hinter uns hatten, gelangten wir in eine enge, bewaldete Bergschlucht, in deren Grund das Wasser eines Canals so lustig hinabschoß als ob es das natürliche Bett desselben wäre. Es fuhr sich herrlich dahin im Schatten der Eichen und Fichten, mit dem klaren Wasser des rauschenden Baches unter uns; denn klares Wasser gehört zu den seltensten Dingen in diesen Bergen. Nachdem wir den Gipfel des Bergrückens erreicht hatten, fuhren wir meilenweit über ein wellenförmig auf- und abgehendes, aber scharf ansteigendes Terrain, auf einem Weg der mit tiefem Staub bedeckt und von den Rädern der Emigrantenwagen in unangenehme Furchen zertheilt war. Ungeheure Schafte von Tanne, Lebensbaum und Zuckerfichte stiegen nach allen Seiten hin empor, und je weiter wir kamen, desto großartiger und dichter wurde der Wald. So oft sich uns eine Durchsicht eröffnete, zeigten sich ähnlich bedeckte Höhen, und nur dann und wann in den Tiefungen kamen kleine Unterbrechungen von frei liegendem Wiesengrund vor. Der Wassergraben, der hoch oben von den Bergen hergeleitet ist, blieb uns noch immer zur Seite, zuweilen in den steilen Abhang eines Berges eingeschnitten, und zuweilen auch auf einem hundert Fuß hohen hölzernen Gerüst über ein Thal gezogen.

Auf der Hälfte des Weges nach den Bäumen befindet sich eine Rancho, [1] zwei Meilen weiter eine zweite, und später eine dritte, im Ganzen aber keinesfalls mehr als vier. Bei der letzten fanden wir urbar gemachtes Land, nebst Feldbau, Honigbienen, Weizen und Kartoffeln. Ein Kartoffelfeld, welches ich sah, brachte soviel als 400 Bushel per Acker hervor. Die Knollen sind die besten in der ganzen Welt.

Die Luft nahm an Frische, Klarheit und köstlicher Reine merklich zu. Die Bäume stiegen, bei einem Durch-

[1] Das spanische Wort für eine Ansiedelung mit umliegenden Ländereien.

zed by Google

meſſer jetzt von 4 bis 8 Fuß und einer Höhe von 200 Fuß, gleich koloſſalen Pfeilern und ohne den geringſten Knoten oder Spalt empor. Unterholz war nicht vorhanden, aber der trockene Boden lag unter einer Decke von kurzem goldenem Farnkraut verborgen, das da wo es von den Sonnenſtrahlen getroffen wurde wie Feuerflammen glühte. Es ſchien als ob wir durch irgend eine ungeheure Säulenhalle, gleich der von Karnak oder der tauſend Säulen von Konſtantinopel kämen — nur daß menſchliche Kunſt niemals ſolch unvergleichliche Pfeiler aufgerichtet hat. Die Nacken thaten uns weh von dem Mühen unſerer Augen die Wipfel zu erreichen, und es ſchien als ob die aus dem Weſten kommende Hyperbel wahr werden ſollte, daß Zwei dazu gehören einen hohen Baum ganz zu ſehen, indem der eine da anfangen muß wo der andere aufhört.

Das Bergaufſteigen und der tiefe Staub welcher die Geleiſe verdeckte, ließen uns nur langſam vorwärts kommen, und die Fahrt hätte uns langweilig gedünkt, wäre nicht die begeiſternde Majeſtät des Waldes geweſen.

Nachdem jedoch vier Stunden verſtrichen waren und die Sonne ſich zum Untergang ſenkte, da fiengen wir auch an und ſahen uns mit Ungeduld nach irgend einem Anzeichen der Bäume um. Die Fichten- und Lebensbäume waren jetzt von einer ſolchen Größe, daß es ſchien als könnten ſie von nichts übertroffen werden. Ließ ſich irgendein hoher rother Schaft im Dämmer der Waldesſchatten blicken, dann rief wohl der eine oder andere von uns: „Da iſt einer!“ — aber nur damit wir uns beim Herannähern überzeugen ſollten daß es doch keiner von ihnen war. Wenn dieß aber die Vaſallen ſind, was müſſen dann die Monarchen ſeyn? Wir gehen ſicherlich einer Täuſchung entgegen; eine ſolche Verheißung kann nicht erfüllt werden. Es erſchien nun ein dichtes Unterholz, glänzend in den lieblichſten Herbſtfarben. Die aus roſa, purpur, karmeſin und reinem Gold gewobenen Laubreiſer blitzten gleich Sprühfunken bunten Feuers inmitten der dunkelgrünen Schatten auf. „Laßt uns nun nichts weiter verlangen,“ rief ich; „es kann nichts ſchöneres geben nach dieſem.“

Plötzlich erblickte ich gerade vor uns, wo das Dämmerlicht am tiefſten war, ein ungeheures Etwas hinter den übrigen Bäumen, welches ausſah wie der vergrößerte Schatten von einem der letzteren, auf eine dunkelrothe Wolke geworfen. Während ich in fragender Verwunderung meine Sehkraft aufs äußerſte anſtrengte, machte der Weg einen ſcharfen Bogen. Vorwärts ſchauend erblickte ich zwei große runde — Schrotthürme? Keine Bäume ſicherlich! Ja, ſperre nur den Mund auf, du guter Kutſcher, als ob du nicht genug an deinen beiden Augen hätteſt, während wir ſtumm hinter dir ſitzen. Was iſt da zu ſagen, was zu denken, ausgenommen etwa daß man an der Richtigkeit ſeiner Sinne zweifelt. Die Worte die allein vor die Seele treten, ſind: „Hier waren Rieſen einſt auf Erden.“

Zwiſchen dieſen beiden Koloſſen, die Schildwachen genannt, lag unſer Weg. Geradevor ſtand hundert Schritte weiter das nette weiße Gaſthaus neben einem dunklen Gegenſtand von ungefähr gleichem Umfang. Dieſer Gegenſtand iſt nichts weiter als ein Stück vom Stamm eines der Bäume der nach ſeinem Falle den Stumpf als Fußboden eines runden Ballſaales von 27 Fuß Durchmeſſer zurückgelaſſen hat. Vor der Thüre abſteigend, wurden wir vom „Doctor“ freundlich empfangen, und bekamen die Verſicherung eines guten Nachtquartiers. Die Sonne gieng eben unter, und man rieth uns den Beſuch des Waldes bis zum Morgen aufzuſchieben. Wir ſetzten uns daher auf die Veranda, und fiengen an die Schildwachen zu ſtudieren, deren 300 Fuß hohe Wipfel im goldenen Scheine glühten, während von dem Wald unter ihnen der letzte Lichtſtrahl ſchon verſchwunden war.

Zu meinem Erſtaunen kamen ſie mir am Ende doch nicht ſo ſehr groß vor! Groß waren ſie gewiß, aber es war nichts ſo außerordentliches. Zuerſt zerbrach ich mir den Kopf über dieſes Räthſel, bald aber beſann ich mich daß die (anſcheinend) zarten Sprößlinge hinter ihnen an ſich ſelbſt gewaltig große Bäume ſeyen. Indem ſie alles um ſich her verkleinerten, verkleinerten ſie ſich ſelbſt auch. Wie bei St. Peter, den Pyramiden, und allem andern was zugleich koloſſal und ſymmetriſch iſt, braucht das Auge Zeit um zum Verſtändniß der Dimenſionen zu kommen. Dadurch daß ich wiederholt zu ihnen hin gieng, um ihre ungeheure Baſis herumſchritt, die benachbarten Bäume prüfte und ihre Höhe mit einander verglich, gelang es mir allmählich die Wirkung zu ſteigern. Als der letzte Schimmer des Zwielichts verſchwunden war, und der Vollmond über dem Wald aufſtieg, da nahmen ſie zu an Größe und furchtbarer Höhe, bis endlich die Sterne als Thautropfen auf ihren höchſten Zweigen zu glänzen ſchienen. Dann wurden ſie in der That älter als die Pyramiden, ehrwürdiger als das dreieinige Götterbild von Elephanta, und das dunkle Murmeln welches der Nachtwind von ihnen erzwang, flüſterte von den Geheimniſſen einer unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit.

„Dank ſey Gott daß er mich hat leben laſſen dieſe Wunder ſeiner Hand zu ſehen!“ war der Ausruf mit dem ich mich wegwandte, als die kalte, ſcharfe Luft mich widerſtrebend in das Haus trieb. Vor einem luſtigen Feuer erzählte uns der Doctor die Entdeckungsgeſchichte des Waldes. Als ich 1849 mich am Mokelumne aufhielt, war das Vorhandenſeyn desſelben unbekannt. Am Schluſſe des nämlichen Jahres ſollen einige Goldgräber, die hoch oben in den Bergen recognoſcirten, auf mehrere dieſer Bäume geſtoßen ſeyn, wegen ihrer unglaublichen Berichte aber wurden ſie ausgelacht und von ihren Freunden mit groben Redensarten überhäuft. Im Frühjahr 1850 wollte es indeſſen der Zufall daß eine mit Recognoſciren, Jagen und Speculiren im allgemeinen beſchäftigte Geſellſchaft in einem vier Meilen entfernten Thal ihr Lager aufſchlug. Einer der Männer, welcher allein den Gebirgsrücken hinaufdrang, befand ſich endlich inmitten des gewaltigen Waldes. Er war zuerſt erſchrocken (ich kann es wohl begreifen), dann voller Zweifel und zuletzt ſeiner Sache gewiß. Als er in das Lager zurückgekehrt, ſagte er, wohl wiſſend daß man ihn nur einen Lügner nennen würde, nichts von den Bäumen, ſondern theilte dem Führer der Geſellſchaft mit daß er höher oben Anzeichen von Gold oder von Rothwild

Digitized by Google

gefunden habe, und bot sich als Führer an. Vermittelst dieses Kunstgriffes führte er sie alle hinauf zu dem Walde — und die Erzählung von den Riesenbäumen setzte bald darauf die Welt in Erstaunen.

Mit der Entdeckung aber gieng auch das Verderben Hand in Hand. Nachdem das erste Erstaunen vorüber war, kam die Eingebung irgend eines speculirenden Geistes: — „Könnte man denn nicht Geldgewinn aus diesen Dingen hier ziehen?" Der Plan dazu war auch bald gemacht. Einer der größten Bäume mußte gehauen werden, geschält und die Stücke der Rinde numerirt, so daß sie, in der nämlichen Ordnung wieder zusammengesetzt, den ursprünglichen Baum äußerlich aufs Haar darstellten. Wer ihn dann nach Neu-York, London oder Paris schaffte, dessen Glück war gemacht. Wie aber den Baum fällen? war die nächste Frage. Einer Masse festen Holzes von 90 Fuß Umfang war die Axt begreiflicherweise nicht gewachsen. Wo war die Säge oder der Arm der ein solches Werk vollführen konnte? Allein die Aussicht auf Gewinn schärft den Verstand, und die Schwierigkeit wurde zuletzt überwunden. Pumpenbohrer waren das Erforderliche. Indem man den Stamm mit einer großen Anzahl horizontaler Löcher, eins neben dem andern durchbohrte, konnte er zuletzt wohl auseinander gehauen werden. Es wurden deßhalb die großen Bohrer herbeigeschafft und zwei Abtheilungen von Arbeitern ans Werk gesetzt.

Nach einer unausgesetzten Arbeit von sechs Wochen war es endlich vollbracht — der Baum aber regte und rührte sich nicht! Sein Wuchs war so schlank und ebenmäßig, sein Gewicht so unermeßlich, seine Grundlage so breit daß er von seiner Vernichtung nicht die geringste Ahnung zu haben schien, und seine äußern Zweige verächtlich in die Gebirgslüfte hineinschüttelte die ihn niederzuwerfen strebten. Man wählte darauf eine benachbarte Fichte von riesenhafter Größe, und fällte sie dergestalt daß sie mit ihrer ganzen Gewalt gegen den Baum fallen mußte. Die Spitze bebte davon leise, der Schaft aber stand unbeweglich wie zuvor! Endlich jedoch gelang es den Zerstörern dünne Keile in den Einschnitt zu treiben. Nach und nach und mit großer Anstrengung war die eine Seite des Baumes in die Höhe gehoben, die Linie des Gleichgewichts wurde immer näher und näher dem äußern Rande der Basis gebracht: die gewaltige Masse wankte einen Augenblick lang hin und her und donnerte dann mit einem mächtigen Seufzerrauschen in allen ihren Zweigen darnieder. Der Waldboden unter ihr war zu Staub zermalmt und eine Meile weit im Umkreis bebte die Erde von der Erschütterung.

Im Grunde ist es vielleicht kein Schade daß einer von diesen Bäumen gefällt ward. Der hingestreckte Stamm gibt uns einen weit bestimmteren Aufschluß über das Alter und die Körpermasse dieser Riesen, als diejenigen Bäume es vermögen welche noch stehen. Wir erkennen an ihm daß das Holz ein durchweg kerniges und gediegenes ist, daß das Alter des Baumes 3100 Jahre beträgt, daß er 250,000 Fuß an Nutzholz enthält, und daß vor mehr als 1000 Jahren das Feuer der Indianer ebenso an ihm gezehrt hat wie es noch jetzt zu geschehen pflegt. Der Stumpf ist, wie ich zuvor erwähnte, in den Boden eines Tanzsaales umgewandelt; auf dem Stamme befindet sich etwas weiter hin eine Kegelbahn.

Unser Quartier in dem kleinen Gasthaus war so gut wie wir es nur wünschen konnten. Reines, eiskaltes Wasser, Wildpret, köstliches Brod nebst Butter und reine Betten ließen, alles zusammen genommen, uns bedauern daß unser Aufenthalt so beschränkt war. Bei Tagesanbruch wurden wir vom Doctor gerufen um noch vor Sonnenaufgang einen Spaziergang durch den Wald zu machen. Die Riesenbäume, 90 an Zahl, stehen zwischen den Fichten zerstreut, auf einer etwa eine halbe Meile langen Strecke. Ein sich schlängelnder Pfad, der auf der einen Seite der Thaltiefe hinauf geht und auf der andern wieder herabkommt, führt an den hauptsächlichsten Stämmen vorüber. Sie haben alle mehr oder weniger angemessene Namen. In der Nähe des Hauses befindet sich die „Schönheit des Waldes," ein wahrhaft vollkommenes Musterbild kolossaler Anmuth, obschon der Baum verhältnißmäßig jung ist. Sein Alter übersteigt wahrscheinlich nicht das von 2000 Jahren.

Wie kühl, still und balsamisch war der erstaunenswerthe Wald in der Frühe des Morgens! Durch die offenen Zwischenräume zeigten sich hoch über uns ein paar rosenrothe Dunststreifen, die von der kommenden Sonne gefärbt waren, während die karmoisin und goldenen Zweige des Unterholzes um uns her leuchteten wie „der aus der Erde heraufbrechende Morgen!" Die dunkelrothen Schafte thronten über uns, weit ähnlicher den großen runden Wachtthürmen des Mittelalters, als irgend einem Ergebniß vegetabilischen Wachsthums. Wir wanderten von Baum zu Baum, überwältigt von der Massenhaftigkeit derselben, denn der letzte erschien immer gewaltiger als der vorhergehende. Unsere Augen fiengen jetzt an die Dimensionen der Bäume zu verstehen. Selbst der Kutscher, welcher früher gesagt hatte: „Sie sind im Ganzen genommen doch nicht so verdammlich groß," gieng jetzt stillschweigend vorwärts, schritt gelegentlich um einen Baumstamm herum oder glitt mit der Hand darüber hin, als ob ein solcher fühlbarer Beweis ihn allein befriedigen könne.

Wir kamen zuerst zu den „drei Grazien," dann zu des „Bergmanns Hütte" und „Onkel Toms Hütte." Die Stämme der beiden letztern sind unten vom Feuer der Indianer, das sich einen hoch hinauf reichenden Schornstein gebrannt hat, ausgehöhlt. Eine jede dieser Höhlungen ist umfangreich genug um einer mäßig großen Familie Obdach zu gewähren. Die nächste Gruppe trug die Spuren von Narrenhänden an sich. Irgendein liebeskranker Dummkopf, der den Wald in Gesellschaft von drei Damen besuchte, von denen die eine seine Aufmerksamkeiten mit Kälte erwiederte, die andere sang und die dritte sonst etwas that, hatte auf drei der Bäume Marmortafeln befestigen lassen, auf denen der Reihe nach in Goldbuchstaben eingegraben stand: „das Marmorherz," (!) die Nachtigall" und „die Hexe von Salem." Ich wendete mich mit den Worten zum Doctor: „haben Sie eine Leiter und einen Hammer in der Nähe?" — „Ja, warum?" — „Weil Sie dieses Zeug hier zertrümmert finden würden, im Fall ich bis morgen früh dableiben sollte." Sein verstohlenes Lächeln gab

Digitized by Google

mir die Verſicherung daß er dem Uebelthäter nicht ſehr ernſthaft nachſpüren würde. Miß Avonia Jones, die Schauſpielerin, welche kurze Zeit zuvor hier geweſen war, verlieh ihren eigenen Namen einem der Bäume und ließ ebenfalls, trotz aller Geldkoſten, eine Marmortafel verfertigen. Glücklicherweiſe aber traf es ſich daß die Tafel, auf ihrem Weg zu den Bäumen, gerade um die Zeit der Feuersbrunſt in Murphys anlangte, und in Folge deſſen zu Grunde gieng. Man ſtelle ſich einen dieſer großartigen und gewaltigen Bäume mit dem darauf befeſtigten Namen „Avonia Jones“ vor! Man ſagte mir (ohne Grund wie ich hoffe), daß ſelbſt Senator Gwin ſeinen Namen auf eine Eiſenplatte habe gießen und ſie auf einem der größten Bäume im Wald von Mariposa befeſtigen laſſen. Oh, über die erbarmenswerthe Eitelkeit des Menſchengeſchlechts!

Auf der Höhe des Thales ſteht die „Mutter des Waldes,“ 93 Fuß im Umfang und 325 Fuß hoch. Die Rinde, deren ſie bis zur Höhe von 110 Fuß beraubt iſt, repräſentirt ſie jetzt im Kryſtallpalaſt zu Sydenham — ohne Zweifel ein muthwilliger Frevel. Entwürdigt ſteht ſie nun da, und ſtreckt ihre entblößten Arme hoch und vorwurfsvoll über den Wald. Sie gehört zu der Gruppe, welche man die Familie nennt und 24 Bäume in ſich begreift. Auf dieſem Punkt fieng der Pfad an umzukehren und führte uns bald zum „Vater des Waldes,“ der alles andere durch ſeinen ungeheuren Umfang übertrifft. Er liegt am Boden, und Jahrhunderte ſind verfloſſen nach ſeinem Fall. Der Stamm mißt über der Wurzel 110 Fuß im Umfang, und die urſprüngliche Höhe des Baumes wird auf 450 Fuß geſchätzt. Ihn betrachtend, fühlt man ſich verſucht ſeinen Sinnen zu mißtrauen. Indem ich einige der Ringe zählte und einen rohen Ueberſchlag machte, kam ich zu der Ueberzeugung daß das Alter des Baumes nicht weniger als 5000 Jahre betragen haben könne! Das Innere desſelben iſt ausgebrannt, ſo daß er einen hohen gewölbten Gang bildet, durch welchen man 180 Fuß weit geht und dann zu einem Aſtknoten herausſteigt. Nicht weit hievon liegt ein anderer hingeſunkener Baum, durch den ein Mann zu Pferde mehr als 100 Fuß weit reiten kann.

Verſchiedene andere Bäume ſind nach mehreren der Staaten benannt; auch gibt es eine „alte Jungfer“ und einen „alten Junggeſellen“, zwei einſam ſtehende, übergebogene, zuſammengeſchrumpfte Geſtalten, und einen Pike,[1] ein hoher, ſchmaler Stamm, der nicht ſo gar unpaſſend benannt iſt. Der größte der noch ſtehenden Bäume heißt „Hercules“ und mißt, wenn ich nicht irre, 97 Fuß im Umkreis. Ich ſchlug dafür den Namen des „Patriarchen“ als einen weit paſſenderen vor. Hie und da ſieht man auch junge aus dem Samen aufgeſproſſene Bäume, doch ſcheint es beinahe als könne der Boden ihnen nicht hinreichende Nahrung zuführen, ſolange die ältere Generation noch beſteht. Der Doctor richtete meine Aufmerkſamkeit auf einen andern merkwürdigen Umſtand. In der Erde, und gänzlich von den ſeit Jahrhunderten allmählich niedergefallenen Blättern bedeckt, liegen die Stämme der Voreltern dieſer Rieſen. Das Holz derſelben iſt faſt ſchwarz und hat einen dumpfen metallartigen Klang. An einer Stelle befindet ſich ein geſunder Baum, der, zwiſchen 2—3000 Jahre alt, quer auf einem andern, ganz und gar im Erdboden verſunkenen Stamm emporgewachſen iſt. Seitdem dieſe Baumart zuerſt auf Erden entſtanden, ſind jedenfalls acht, vielleicht auch 10,000 Jahre verſtrichen. Man ſteht beſtürzt vor den Gedanken die ſich an eine ſolche Entdeckung knüpfen!

Während des Umhergehens folgten unſere Augen den goldenen Strahlen der Sonne, wie ſie, zuerſt die Spitzen der zerſtreut ſtehenden Rieſen treffend, ſich langſam niederſenkten, und hundert Fuß tief über das maſſenhafte Grün der letzteren hinabflammten, ehe ſie die Wipfel der übergroßen Fichten berührten. Dieſe Beleuchtung gab uns erſt den wahren Aufſchluß über die Höhe der Bäume. Als ich mich ſpäter von der Veranda aus mit einer Skizze der „Schildwachen“ beſchäftigte, wurde mir vermittelſt perſpectiviſcher Grundlage eine neue Offenbarung. Die Wirthin und meine Frau, welche beide neben einem der Bäume ſtanden, ſchrumpften zu den entſchiedenſten Zwergen zuſammen. Weiterhin befand ſich ein Gegenſtand der wie ein Kinderſpielzeug ausſah, in Wirklichkeit aber der Wagen einer Emigrantenfamilie war, die Abends zuvor anlangte. Ein Paar von den jungen „Pikes,“ die mit der Flinte geſchickt umzugehen wußten, ſchoſſen mehrere der mit Zapfen verſehenen Zweige herunter, von denen mir der Doctor zwei zum Geſchenk machte; außerdem gab er mir auch noch ein großes Scheit von dem Holz und ein Stück Rinde, das vier Zoll dick war, eine goldbraune Farbe und die Weichheit und den Glanz des Sammets beſaß.

Die Botaniker haben ſich dahin entſchieden daß dieſe Bäume Stammverwandte des californiſchen Redwood (Sequoia sempervirens) ſeyen, und ſie werden daher von jetzt an als die Sequoia gigantea Geltung haben, wodurch zugleich auch der nationelle Streit, ob man ſie Waſhingtonia oder Wellingtonia nennen ſolle, geſchlichtet wäre. Sonderbar genug daß man dieſe Entdeckung nicht ſchon früher hat machen können: ein einziger Blick auf die Frucht reicht dazu hin. Dieſe iſt ſehr klein, nicht den vierten Theil ſo groß als die Fauſt eines Mannes, und enthält einige wenige dünne, blätterige Samenkörner, etwa denen der Piſtinake ähnlich. Da der Baum eine bis zu 13° R. ſich ſteigernde Kälte ertragen kann, ſo wäre er mit Erfolg in dem Breitengrad von Waſhington zu pflanzen. Das Wachsthum ſchreitet zuerſt nur langſam vorwärts — ſo ſagten mir die Gärtner in Sacramento und San Francisco — nimmt aber mit Schnelligkeit zu, ſobald der Baum Wurzel gewinnt.

Seit der Entdeckung dieſes Waldes ſind noch drei andere Wälder derſelben Art aufgefunden worden — ein Beweis daß der Baum in ſeiner Erſcheinung nicht zufällig iſt. Der eine dieſer Wälder, welcher ſich in der Nähe der Quellen des Tuolomne

[1] Ein „Pike“ heißt in Californien derjenige welcher von Miſſouri, Arkanſas, dem nördlichen Texas oder dem ſüdlichen Illinois gebürtig iſt. Die Benennung ſelbſt rührt von dem Umſtand her daß die erſten Einwanderer von Pike-County in Miſſouri, kamen. Später wurde der Name auch auf die aus den eben erwähnten Staaten Einwandernden, als zu einem und demſelben Genus — dem der Halbciviliſirten nämlich — gehörig, übergetragen.

zed by Google

vorfindet, ſteht 6000 Fuß hoch über dem Meer, und zählt etwa 400 Bäume, von denen nur wenige 30 Fuß Durchmeſſer haben. Die Bäume von Mariposa, auf dem Wege nach dem Yo-Semite-Thal, zählen ungefähr 300, und einer davon ſoll 102 Fuß im Umfang meſſen. Reiſende ſind getheilter Meinung darüber welcher von den Wäldern der großartigſte und eindrucksreichſte ſey. Wer ſich indeſſen von den Bäumen in Calaveras-County nicht befriedigt fühlen ſollte, der wird auch im Stande ſeyn das eigene ſtylloſe Haus über das Parthenon zu ſetzen, und die eigenen krummen Beine denen des Apollo von Belvedere vorzuziehen.

Das heilige Land und die Italiener.

Von Dr. Titus Tobler.

Die Ueberſchrift darf nicht zur Erwartung verleiten daß hier die Frage beſprochen werde, ob es an der Zeit ſey daß das Oberhaupt der römiſch-katholiſchen Kirche Italien, wo es, wenn je ein vereinigtes Königreich dieſes Namens zu Stande käme, immerfort den Mittelpunkt von Reactionen oder das zerſetzende Element bilden würde, verlaſſe und in jene heilige Stadt überſiedle, wo ſein Meiſter und Herr am Kreuz verblutete. Die Erörterung einer ſolchen Frage wird gern eifrigern Ordnern der Dinge in der Welt, wie dem Abbé Michon, überlaſſen.

Meine Aufgabe iſt dahin geſtellt dem Intereſſe der Italiener für Paläſtina, wie es ſich durch Wallfahrten und Reiſeſchilderungen offenbart, eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Uebrigens wird in der Geſchichte nicht ins entferntere Alterthum zurückgegriffen. Euſebius von Cremona, Paula und Euſtochium, Melania und Antoninus von Piacenza, wo ich auf die dankbare Erinnerung an den Landsmann vergeblich hoffte, eilen an uns ſo ſchnell vorüber daß wir ihnen nur einen flüchtigen Blick zuwerfen; auch bietet das ſonſt thatenreiche zwölfte Jahrhundert noch keinen Ruhepunkt, und den erſten Pilgergruß empfangen wir aus dem dreizehnten Jahrhundert von dem Toscaner Riccoldo da Monte di Croce. Sein Pilgerbüchlein welches 1793 in Florenz gedruckt wurde, zeugt von einem frommen Gemüth, und zieht durch einfache Darſtellung in der claſſiſchen toscaniſchen Sprache an, iſt jedoch, wenigſtens dieſſeit der Apenninen, wenig bekannt geworden. Allgemein bekannt hingegen und mit Recht geſchätzt ſind die Arbeiten des unermüdlichen Venetianers Marin Sanudo; ſeine Karte von Paläſtina und ſeine Pläne von Jeruſalem und Akka werden in der einſchlagenden Geſchichte ſtets einen Ehrenplatz einnehmen; auch der gedrängte geographiſche Text, hier und da nicht ohne Färbung aus dem Gemälde des Burchard vom Berg Zion (Brocardus), iſt ſehr brauchbar, und würde man der Correctheit desſelben, wie er von Bongars veröffentlicht vor uns liegt, nicht trauen, ſo kann man ihn mit einer ſchönen Pergamenthandſchrift und mit einem handſchriftlichen Fragment von Papier in einem Sammelwerk als anonym unter dem Titel: Descriptio venerabilium locorum sanctae civitatis Jerusalem, auf der Biblioteca Magliabechiana in Florenz vergleichen. Gerade im Jahr als Riccoldo ſtarb, nämlich 1320, pilgerte Francesco Pipino, der auch als Ueberſetzer des Bernardus Theſaurarius bekannt iſt, und ſein Pilgerſpiegel, wiewohl ſehr kurz, ſchien mir, zumal wegen des Alters, der Veröffentlichung werth zu ſeyn; mit einer beſſern Handſchrift, die ich erſt 1860 in Modena fand, hätte ich freilich den Text des Bologneſen an wenigen Stellen bereinigen, faſt nirgends aber bereichern können. Johannes von Marignola, aus Florenz, lieferte nur den Schatten von Skizzen. Viel ſchätzenswerther erſcheint dagegen, was Lionardo di Niccolò Frescobaldi und Simone Sigoli von ihrer Pilgerfahrt auf den Berg Sinai und nach Jeruſalem aus dem Jahre 1384 erzählten.

Aus dem fünfzehnten Jahrhundert hat Italien weniger aufzuweiſen als Deutſchland. Von Ser Mariano da Siena (1431) kennt man ein Viaggio in Terra Santa, das erſt 1822 in Florenz herauskam, und noch ſpäter, im J. 1855, ließ der Graf Julius Porro in Mailand die Pilgerfahrt von Pietro Caſola (um 1470) als Manuſcript drucken. Vielleicht entſchließt ſich jener, auch die in Mailand und Bologna befindlichen Handſchriften von Roberto de Sancto Severino und von Alexandro di Philippo Rinuccini dem Druck zu übergeben. Die Pilgerhandſchrift von Felice Feliciano wird wohl in Verona unbenutzt liegen bleiben. Als Druckwerk iſt ſonſt noch beachtenswerth das 1481 in Mailand erſchienene von Santo Brasca, das treuherzig geſchrieben iſt und manches Brauchbare enthält, brauchbareres als das Itinerario des Francesco Suriano. Ebenfalls aus dem fünfzehnten Jahrhundert (1489) gab Giovanni Mariti ausführlichen Bericht von einem ungenannten Wanderer (Illustrazioni in un anonimo viaggiatore. 1785), ohne daß er die Pilgerreiſe wegen ihres allzu gewöhnlichen Zuſchnittes vollſtändig abdrucken laſſen wollte.

Ein viel vortheilhafteres Licht wirft auf die Italiener das ſechzehnte und das erſte Viertel des folgenden Jahrhunderts. Ich übergehe den Guardian Bonifazio Stefano, deſſen Büchlein über die Pflege des heiligen Landes in Venedig zur Oeffentlichkeit gelangte, und den Amtmann Johann Zuallart, deſſen Pilgerwerk zuerſt und hauptſächlich von Rom aus ſich verbreitete, weil beide nicht Italien ihr Vaterland nannten, deßgleichen den Girolamo Alcarotti, Stefano Montegazza und Giovanni Paolo Peſenti, weil ihre Schriften zu unbedeutend ſind, ebenſo den Bruder Antonio Medina, deſſen Buch ich nirgends aufzutreiben wußte, ſondern ich beſchränke mich auf Roe, Antonio de Angelis, Bernardino Amico da Gallipoli, Pietro della Valle und Francesco Quaresmio. In der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Jeruſalemfahrten zahlreich, noch zahlreicher in der zweiten Hälfte desſelben und im folgenden Jahrhundert, weil das Anlockende hinzukam daß ſich ungefähr von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an beſtändig ein Ritter in Jeruſalem aufhielt,

Digitized by Google

der andere Menschenkinder zu Rittern schlug, welches Recht zum Ritterschlag dann an den Guardian der Väter Franciscaner, und in unsern Tagen an den lateinischen Patriarchen übergieng. Diese Verweltlichung der religiösen Reise vermochte sogar noch Protestanten zu einer Pilgerfahrt mitzubewegen, um später, nach genugsam geübter Demuth, als Grabesritter über die Mitmenschen emporzuragen. Bei diesem Drang nach dem heiligen Land war es sehr natürlich daß nach Erfindung der Buchdruckerkunst man darauf bedacht war den Pilgrim in einer Druckschrift zur Fahrt anzuleiten. Die bekannteste und am meisten verbreitete Anleitung ist das Viaggio nach dem heiligen Grab und auf den Berg Sinai, angeblich vom Pater Noe. Die älteste mir bekannte Ausgabe vom Jahr 1518 ist anonym, und erst mehrere Jahrzehnte später kam der Name Noe auf den Titel; allein Antonio di Venezia gibt deutlich zu verstehen daß dieser Name eigentlich falsch und einer Buchhändlerspeculation entsprungen sey, und man darf kaum einen Zweifel hegen daß schon zu dieser Zeit von einem Buchhändler das Beispiel, durch Täuschung der Welt sich Reichthümer zu erwerben, gegeben sey; wurde es doch nachher und zumal im laufenden Jahrhundert oft in grober, öfter aber in verfeinerter Weise nachgeahmt. Mag sich die Sache wie immer verhalten, so viel läßt sich nicht umstoßen daß dieses illustrirte, ganz praktisch angelegte Pilgerbuch wegen seiner Beliebtheit viel Auflagen, die letzte 1791, erlebte, und es bleibt merkwürdig daß das handsame Buch, das sich freilich längst schon überlebt hat, heute noch italienischen Pilgern zum Gebrauch dient. Es liegt auf der Hand daß sie es bei ihrer Abfassung von Reiseberichten fleißig ausbeuteten, und auch andere die italienisch verstanden, werden es wohl fleißig benutzt haben. Die Franciscaner dürften zugleich dem Buch das große Verdienst anrechnen daß durch dasselbe die Traditionen an stereotyper Ausprägung ein namhaftes gewannen. Von dem Franciscaner Antonio de Angelis, dem wir einen leidlichen Plan der Stadt Jerusalem verdanken, gehen wir zu seinem Ordensbruder Bernardino Amico, der uns eine Menge Bilder, namentlich Grund- und Aufrisse der Kirchen, überlieferte. Sie sind jetzt noch eine Quelle aus der man reichlich schöpft; leider aber kann man, obschon der Maßstab wo nöthig beigezeichnet ist, nicht überall Zuverlässigkeit nachrühmen, was nicht minder auffallend als beklagenswerth erscheint. Möchte doch auch nur seinem Plan der sogenannten Königsgräber das Prädicat der Treue verdientermaßen zukommen; jedenfalls muß er so weit zutreffen daß darnach seine Königsgräber ganz andere und das viel interessantere sind als diejenigen, welche man als solche heute im Norden der Stadt zeigt.

Bei dieser Gelegenheit darf man die verwandte Arbeit eines andern Italieners nicht unberührt lassen. Etwa ein halbes Jahrhundert vor Amico entwarf der Patriarch von Aquileia Marco Grimano, später Cardinal, einen Grundriß von Königsgräbern, die in Jerusalem — in einem Felsenberge lagen. Der Bologneſe Sebastiano Serlio fand die Mittheilung Grimano's so denkwürdig, daß er sie in sein drittes Buch über die Architektur aufnahm, in das Werk, in welchem die Alterthümer von Rom, Italien und von entlegeneren Gegenden abgebildet und beschrieben sind (Venetia 1544). [1] Nun bietet auch dieser Felsgräberbau großes Interesse dar. Ein Rundbau, ist er wesentlich verschieden von dem Bau der Königsgräber bei Amico und folglich auch von dem der heute gezeigten Gräber. Nach Grimano's Darstellung seiner Königsgräber trat man zuerst in eine Halbrotunde, mit zwei Capellchen (Nischen) auf jeder Seite, von da durch einen zweiten Eingang in eine Rotunde, deren Decke von zwei größern und vier kleinern, im Felsen stehen gelassenen Pfeilern gestützt ist, auf daß sie dieselbe vor dem Einsturz sichern. Auf jeder Seite der Rotunde zählte man in einem Halbkreis neun Capellchen. Gegenüber dem zweiten Eingange trat man durch einen dritten in eine andere Halbrotunde, die auf jeder Seite ein Capellchen, und in der Mitte, dem Eingang entsprechend, einen verschlossenen Ausgang hatte. Die gewölbten Capellchen, welche, wie Grimano ausdrücklich sagt, da angebracht waren wo man die Könige von Jerusalem begraben hatte, waren mannhoch und höher als breit. Leider ist kein Maßstab beigefügt und die Lage der Gräber nicht genauer bezeichnet. Diese Beschreibung eines großartigen Baues im Felsen schien bis auf Thenius und dann wieder beinahe ins Dunkel der Vergangenheit gehüllt, und verdient darum die Aufmerksamkeit in so hohem Grad.

Ich kann nicht umhin an die Fünde von Grimano und Amico ein Bedenken zu knüpfen. Sehr merkwürdige Felsgräberbauten, die man den jüdischen Königen zuschrieb, sind vor unsern Augen verschwunden. Mit welchem Recht will man, uneingedenk des Dageweſenen und eingedenk mangelnder Inschriften, die heute zugänglichen Krypten im Norden der Stadt für die Grabstätten der Könige erklären? Wollte man auch das Auge gegen die Vergangenheit zudrücken, so sollte man wenigstens für die Zukunft ein Auge offen halten, deren Schooß unzweifelhaft manches noch verbirgt. Hat man doch in neuester Zeit einen geräumigen Gang von der Stadt gegen die Nordwestecke des Tempelplatzes oder die Caserne aufgedeckt, und in der That sind wir in Betreff der Alterthümer von Jerusalem nicht weit über das Alpha hinweggekommen. Würde in diesen Andeutungen, die insbesondere auch dem Akademiker de Saulcy gälten, wenn er etwa deutsch läse oder verstände, ein Heilmittel gegen die Hypothesensucht, eine Ausgeburt des Witzes und Aberwitzes, nicht selten der Unwissenheit und Eitelkeit, gefunden werden — man könnte sich und andern viel Oel und Papier, Kummer und Sorgen noch mehr ersparen.

Der vielerfahrene und vielseitig gebildete Reisende della Valle, ein Römer, schilderte seine Reise-Erlebnisse so belehrend und anmuthig daß seine Briefe in mehrere Sprachen übersetzt und in italienischer noch 1843 zu Turin frisch aufgelegt wurden. Nicht den gleichen Erfolg hatten die starken zwei Foliobände des Franciscaners Quaresmio aus Lodi.

---

[1] Dem Leser der etwa dem Citat nachspüren wollte, soll ich bemerken daß ich in der Inhaltsübersicht der italienischen Ausgabe wohl die Hinweisung, nicht aber an der hingewiesenen Stelle das Gesuchte, doch aber in der französischen Uebersetzung (Seite 73b) fand.

Digitized by Google

Wenn man sein Werk durchblättert, so kommt es einem vor als gelange man in eine sehr weitläufig gebaute Stadt, mit überaus breiten Gassen, wo man selten zur Einkehr eingeladen wird, um sich zu erquicken und zu stärken, und gleichwohl ist dasselbe ein unerschöpflicher Born, wenn schon überreich an Sophismen, doch auch reich an Urkunden und Thatsachen. Der Verfasser ist der Grund- und Eckstein moderner Ueberlieferungen geworden. Von einer Kritik, die über den mönchischen Gesichtskreis sich hinauswagt, ist nirgends eine Spur wahrzunehmen.

Im Zeitabschnitte von Quaresmio bis auf Mariti (um 1765) trifft man ein paar Männer, die dankenswerthes leisteten, weniger Domenico Laffi, Cornelio Magni und Bartolomeo Angeli als Mariano Morone da Maleo, der Arzt Angelo Legrenzi, der Franciscaner Daniele di Casale und der Carmelit Leandro di Santa Cecilia. Vor allen verdient das in zwei Theile zerfallende Buch des Paters Mariano Morone Beachtung, während die Pilgeranleitung von Antonio di Venezia sich den ganz gewöhnlichen Schriften anreiht. Hinwieder begrüßen wir in dem toscanischen Priester Giovanni Mariti einen Mann, der im h. Lande genauere Untersuchungen anstellte und einen Maßstab gesunder Kritik anlegte, zu dem erst in unsern Tagen der Amerikaner Edward Robinson, wo nicht kühner, doch erfolgreicher griff. Bei der Herausgabe der Werke Mariti's ist zu bedauern daß nicht alle ein ganzes Opus bilden. So besteht ein Werk aus nicht weniger als neun Bänden, ein anderes über die h. Stadt in ihrem damaligen Zustande, welches 1853 in Paris französisch ans Tageslicht trat, aus zwei Bändchen; daneben noch die ungemein selten gewordene Monographie der Kirche des h. Grabes und eine andere der fränkischen Könige von Jerusalem. Hätte Italien nur diesen Mann aufzuweisen, es dürfte stolz auf den Antheil seyn welchen es an der freiern Forschung und an der Läuterung des vorhandenen Materials nahm.

Von den freundlichen Ufern des Arno treten wir in eine Steppe, aus der man lange eher hinaus verlangt als gelangt. Der Italiener, seiner eigenen Kraft mißtrauend, sogar einem tüchtigen Landsmanne, wie der unglückliche Naturforscher G. B. Brocchi unstreitig war, kaum Gehör schenkend, begnügte sich mit Uebersetzungen aus dem Französischen, mit jener leichten Waare welche von der Seine und Saone zugespült ward. Die Schriften Chateaubriand's, Poujoulat's, Geramb's nahm der geduldige Patriotismus jenseit der Alpen als Goldmünze, und wenn man die Schwelle eines Bücherladens überschreitet, so ist es in neuester Zeit immer und immer der Abbé Mislin in italienischem Gewande, den man zum Verkaufe anbietet. Kann dieß etwa auffallen? Mit nichten. Mislins Bücher, zwar gut geschrieben, empfehlen sich weniger durch innern Mehrwerth als Reisebuch, denn vielmehr durch die Apologie der römisch-katholischen Kirche, durch die streithafte Stellung gegen Andersgläubige, und werden von der Propaganda in Lyon zugeschickt. Hier liegt der Schlüssel zur fabelhaften Verbreitung in italienischen Buchhandlungen; es ist dieß ein Streben der Propagandisten welches an die Bibelverbreitung durch die Protestanten gemahnt. Im freien Leben der Menschen dürfen solche Mittel zur Erreichung bestimmter hoher Zwecke kaum befremden, nur läßt sich das Bedauern nicht unterdrücken daß durch die Ueberschwemmung des italienischen Büchermarktes mit der itinerären Apologetik Mislins der Zufluß anderer einschlagenden Schriften, in denen etwa ein milderer oder mehr versöhnlicher Ton angeschlagen und auf geographisches wie archäologisches Belehren und Fortbauen mehr abgesehen werden dürfte, minder oder mehr gehemmt wird, und zwar auf lange Zeit. Begreiflich wirkte die französische Staatsumwälzung von 1789 etwas störend auf Wallfahren und Schreiben, und so tauchen italienische Pilgerschriften gleichsam etwas schüchtern bis auf das letzte Jahrzehnt auf, wie Daldini's, Brocchi's, Valiani's, Failoni's und Cassini's. Wenn auf der einen Seite die Priester Santino Daldini und Luigi Valiani mehr erbauen als belehren, Giovanni Failoni mehr entwirft als ausführt, so ist auf der andern Seite Brocchi, nach dessen Ableben fünf Bände mit einem Atlas Gemeingut der Leser wurden, einer der wenigen Italiener welche wahre Belehrung oder Bereicherung der Wissenschaften angestrebt haben. Ich kann nun aber nicht umhin das Beschämende beizufügen daß ich auf manchen italienischen Bibliotheken, die ich im Herbste 1860 besuchte, Brocchi nirgends antraf; einzig zu Padua ließ er sich in einer Buchhandlung blicken, die billigermaßen über schlechten Absatz Grund zu klagen hätte, und ich wünsche sehnlich es möchten diese Zeilen beitragen daß den Thaten eines so verdienten Mannes mehr Aufmerksamkeit zugelenkt werde. Die Schriften des Paters Francesco Cassini da Perinaldo haben keine gewöhnliche Physiognomie, sondern zeichnen sich durch Witz und Laune, durch einen jovialen Ton aus, ohne daß der Firniß der Pilgerfrömmigkeit etwa nur nachlässig aufgetragen worden wäre.

Im verwichenen Jahrzehnt zeigten sich die Italiener etwas rühriger und productiver. An den Schrifterzeugnissen des Mailänders Emilio Dandolo und der Fürstin Christina Trivulci di Belgiojoso, die viel Anlagen hat eine zweite Esther Stanhope zu werden, dürfte lediglich hervorgehoben werden daß ihre Ausdrucksweise gewählt ist und die vornehme Welt abspiegelt. Sind einmal des Patriarchen Giuseppe Valerga Briefe, Klag- und Bittschreiben gesammelt, so können sie in der Literatur nicht unbeachtet bleiben. Ein Piemontese, der ehemalige Officier Ermete Pierotti, gab in etwas roher Manier einen Plan der Stadt Jerusalem und der Grabkirche heraus. Zudem meldet man daß er im Begriff stehe vom Haramesch-Scherif (großer Moscheeplatz) genauere Mittheilungen zu machen. Wenn diese an die frühern sich schwesterlich anschließen, so darf die Hoffnung auf etwas vorzügliches gar nicht hoch gespannt werden. War ich auf meiner letzten Reise nach Italien nicht im Stande des mit Karten ausgestatteten Viaggio a Gerusalemme von Antonio Pasuello ansichtig zu werden, so geleitete mich dafür das Glück zu einem andern Pilgrim, doch fast nur bei den Buchhändlern Turins. Es ist der Franciscaner Alessandro Bassi, ein Mann von gutem Willen und nicht ohne Gelehrsamkeit, dem man wegen mancher werthvollen Notizen zu Dank verpflichtet ist; jedoch waren seine Mittel zu beschränkt

Digitized by Google

um etwas, vielſeitigen Forderungen mehr genügendes zuſammenzubringen. Seit Mariti ſteht er unter den Italienern, wie man mit Entſchiedenheit behaupten darf, an der Spitze, falls man den Brocchi nicht zum Wettlauf auffordert.

Werfen wir am Ende dieſer, freilich nicht alles umfaſſenden Darſtellung des Verhaltens der Italiener zum heiligen Land einen Rückblick, ſo wird man ohne Zaudern das Geſtändniß ablegen daß dieſelben bedeutſames gethan haben, immerhin aber, mindeſtens in neuerer Zeit, nicht ſo viel als man von ihrem geiſtigen Capital und ihrer vortheilhaften Stellung hätte erwarten können oder ſollen. Da in der Levante, inſonderheit auch in den Klöſtern der Minoriten, ihre Mutterſprache oder die lingua franca unter den abendländiſchen Sprachen überwiegt, ſo erfreuen ſich die Italiener eines leichtern Gedankenaustauſches, und ihre Schilderungen können durch Vermeidung von Mißverſtändniſſen ſich eher von Irrthümern ferne halten; außerdem wäre die nähere Lage des Landes geeignet geweſen ſie, wie einſt die Bewohner von Amalfi, anzuſpornen daß ſie ſich öfter vom weiten Meere nach dem Schauplatz der heil. Schrift tragen laſſen. Wie denn, hätten nicht Berufene, nicht ihre Landsleute ſie für denſelben oder die Fahrt dahin feurig begeiſtern ſollen? In neueſter Zeit gewahrt man zwar etwas mehr Aufleben unter den Wälſchen, dennoch aber nicht ſo viel wie in benachbarten Ländern. Es fiel ihnen noch nicht ein den Pilgerzügen der Franzoſen und Deutſchen nachzufolgen. Ich verzichte jedoch nicht auf die Hoffnung daß unſere geiſtig ſo reich ausgeſtatteten Freunde auf der weithin geſtreckten lieblichen Halbinſel über kurz oder lang ſich aufraffen werden, bereit zum literariſchen Wettkampfe mit andern Nationen, welche das Ruhmvollſte vollbrachten. Dann wird auch die Zeit gekommen ſeyn, da die öffentliche Meinung Italiens es nicht länger dulden kann daß das nach den bisher unübertroffenen Zeichnungen Ulrich Halbreiters von Löffler gemalte großartige Rundbild vom Oelberg, ein Kunſtwerk wie kein zweites der Art die Welt geſehen hat, darum auch ein ſeltenes Geſchenk, welches mit ſo lauterer Pietät dem Papſt IX dargereicht ward, in einer Kiſte zu Rom begraben liege, ſondern ſie wird in ſicherm Tone verlangen daß es auferſtehe und an einem geeigneten, die beabſichtigte Wirkung ſichernden Ort aufgeſtellt werde, zum Genuß und zur Belehrung für jedermann, deſſen Bruſt von der Liebe zum heiligen Land und vom Sinn für die ſchöne Kunſt gehoben wird.

Bauern- und Wetterregeln der Andaluſier.

Cuando el año va' à acabar,
Entierra el habar.
El mes de Enero no pierdes,
Siwiras los trigos verdes.
En Febrero siembra el yero
En Marzo
El garbanzo;
En Abril
El maiz;
En Mayo
Esperarlo;
Y cuando llega San Juan,
Los dineros te darán.

Zu Ende des Jahres
Pflüge die Pferdebohnen [1] ein,
Den Monat Januar verliere nicht,
Wenn du die Saaten grün ſiehſt,
Im Februar ſäe den Klee;
Im März die Erbſen; [2]
Im April den Mais;
Im Mai warte es ab;
Wenn dann Sanct Johannis kommt,
Werden ſie dir Geld bringen.

Con los granos de un buen año,
Se remedian tres de daño.

Das Korn eines guten Jahres hilft den Schaden von drei ſchlechten ertragen.

Si hay faja en el Guadiana
Agua habrá por la mañana.

Wenn der Guadiana einen Schleier hat, wird es morgen regnen.

Cuando el cerrojillo canta
Agua lleva en la garganta.

Wenn der Thürriegel kreiſcht, ſteht der Regen draußen.

Por octubre
Eche pan y cubre.

Im October mach Brod und deck das Haus.

Mas produce el año
Que el campo bien labrado.

Mehr bringt das Jahr hervor, als das Feld, wenn es auch noch ſo gut vorbereitet iſt.

Por San Andrés
Mata tu res.

Um Sanct Andreas ſchlachte.

Quien ara en Abril
Su madre no lo habia de parir;
Quien ara en Mayo
No parirlo y no criarlo.

Wer im April ackert, iſt nicht werth daß er geboren wurde,

---

[1] Die Pferdebohnen, habas, auch altramuz genannt, werden viel im Winter geröſtet oder in Salzwaſſer eingelegt gegeſſen.

[2] Die Garbanzos, eine große Art Erbſen, die einen unentbehrlichen Beſtandtheil der ſpaniſchen Mahlzeit in der olla oder dem cocido, Fleiſch mit Gemüſe, bilden.

zed by Google

Wer im Mai ackert, verdiente nicht geboren, nicht aufgezogen zu werden. [1]

¿Adonde vas tardio?
En busca del temprano,
Ni en paja ni en grano.

Wohin willst, Verspäteter? Das Frühjahr zu suchen. Weder im Stroh noch im Korn. [2]

En el tiempo de la granada
La gallina no pone nada.

Zur Zeit der Granaten [3] legen die Hühner nicht.

Aqua de nube
A unos los baye y à otres los sube.

Wolkenwasser hilft dem Einen auf und bringt den Andern herunter.

San Matías
Marzo al quinto dia
Entra el sol por las umbrías
Y calienta las aguas frías.

Wenn Sanct Mathäustag (24 Februar) kommt, kommt der März in fünf Tagen, bringt die Sonne in die schattigen Stellen ein und erwärmt das kalte Wasser.

Por Setiembre
Las gallinas vende,
Y por Natividad
Vuelveloz à comprar.

Im September verkaufe deine Hühner, und um Weihnachten kaufe sie wieder.

Lloviendo el dia de Santa Bibiana
Llueve cuarenta dias y una semana.

Wenn es am Tage der heiligen Bibiana (den 2 Dec.) regnet, so regnet es vierzig Tage und eine Woche.

Por San Simon y San Judas
Mata tu puerco y atesta tres cubas.

Um Simon und Judastag schlachte dein Schwein und fülle drei Eimer (den 28 October).

Los pollos de Enero
Suben con su madre al gallinero
Y los de San Juan
Van al muladar.

Die jungen Hühner vom Januar gehen mit ihrer Glucke auf die Hühnersteige und die von Johannis kommen auf den Misthaufen.

Agua por San Mateo
Puercos, vendimias y gordos borrejos.

Wenn es am Sanct Matheus (den 21 Sept.) regnet, so gedeihen Schweine, Weinlese und Hammel.

El mejor ternero
Por Mayo lo quiero.

Das beste Kalb will ich für den Monat Mai.

La neblina
Del agua es madrina
Y del sol vecina.

Der Nebel ist Pathe des Regens und Nachbar der Sonne.

Entre gavilla y gavilla
Hambre amarguilla.

Zwischen Garbe und Garbe ist bitterer Hunger.

Año de ovejas, año de abejas.

Das gute Jahr für die Schafe ist ein gutes Jahr für die Bienen.

Cuando Marzo mayea
Mayo marzea.

Wenn der März wie ein Mai ist, wird der Mai wie ein März seyn.

En el Enero
Se abriga el madero.
Viene Febrerillo el loco
Con sus dias veinte y ocho,
Y si Marzo vuelve el rabro [1]
No hay oveja con pelleja
Ni pastor deszamarrado.
En el mes de Abril
Toda el agua cabe en un barril;
Pero si el barril esta desfondado
Todo el campo esta anegado.

Im Januar bekleidet sich der Baum,
Kommt der närrische Februar mit seinen 28 Tagen.
Und wenn der März seinen Kopf aufsetzt, bleibt keinem Schaf sein Fell und kein Hirt ungeschoren.
Im Monat April hat aller Regen in einem Fasse Raum.
Aber wenn das Faß ohne Boden ist, wird das ganze Feld überschwemmt.

Agua por San Juan
Quita vino y no dá pan.

Regen am Sanct Johannistag verdirbt den Wein und gibt kein Brod.

Año de nieves
año de bienes.

Schneejahr ein gutes Jahr.

Año de pitones
Año de montones.

Knospenjahr, Ueberfluß-Jahr.

---

[1] In ganz Spanien wird alles Getreide im Spätherbst gesäet, und man hält es für ganz falsch auch im Frühjahr Korn zu säen.

[2] Bezieht sich auf dieselbe Vorschrift.

[3] Um Weihnachten.

[1] Soll vielleicht heißen vuelve de rabo — der März fällt anders aus. D. R.

Digitized by Google

Ein Hirt ſagte zum März, wenn er ſich gut aufführe, wolle er ihm einen Hammel ſchenken. März verſprach es zu thun, und hielt ſein Verſprechen und betrug ſich ausgezeichnet.

Als er bald zu Ende war, forderte er vom Hirten den verſprochenen Hammel, aber die Schafe und Hammel waren ſo ſchön, daß der Hirt, der wußte daß nur noch drei Tage dem März blieben, zurücktrat und den Hammel nicht geben wollte.

„Du willſt nicht," ſagte März, „nun ſey ohne Sorge:

Con tres dias que me quedan
Y tres que mi preste mi compadre Abril
He de pouer tus ovejas al parir.

„Mit drei Tagen, die mir bleiben und drei Tagen, die mir mein Gevatter April leiht, will ich deine Schafe ſchon heimſuchen."

Und es war während ſechs Tagen ein ſo furchtbares Regenwetter und Kälte daß alle Schafe und Hammel des Hirten ſtarben.

Llueva para mi Abril y Mayo
E para ti todo el año.

Wenn es nur für mich im April uud Mai regnet, ſo mag es für dich das ganze Jahr regnen.

Agua en Agosto
Azafran, miel y mosto.

Regen im Auguſt,
Saffran, Honig und Moſt.

Al alcornoque
No hay palo que lo toque
Sino la encina
Que le quiebre la costilla.

Den Korkbaum rührt kein anderer Baum an,
Als die Eiche, die ihm die Rippen entzweidrückt.

Para tierra buena
No hay inteligencia agena.

Gutes Land braucht keine fremde Weisheit.

El año seco tras el mojado
Guarda la lana y vende el hilado.

Im trockenen Jahre nach dem naſſen hebe die Wolle auf und verkaufe das Geſpinnſt.

El mal año entra nadando

Das ſchlechte Jahr kommt geſchwommen.

Año de brevas, nunca lo veas.

Feigenjahr [1] mögeſt du nie ſehen.

Todo tardío y siembra temprano
Si errastes un año, acertarás cuatro.

Thue alles ſpät, ſäe nur zeitig; irreſt du ein Jahr, ſo trifft es bei vieren zu.

[1] Die Feigen gedeihen nur gut bei außerordentlicher Trockenheit.

Ara por enjuto ó por mojado
Y no besarás à ta vecino el rabo.

Pflüge wenn das Land feucht oder naß iſt, und du wirſt dich nicht vor deinem Nachbar zu bücken brauchen.

Cada cosa en su tiempo
Y los nabos en Aduiento.

Jede Sache zu ſeiner Zeit, und die Rüben im Advent.

Un año bueno y dos malos
Para que nos entendamos.

Ein gutes Jahr auf zwei ſchlechte, damit wir uns verſtehen. [1]

Aquel que tiene tres viñas
Y el tiempo lo quita dos,
Contentese con la una
Y dèle Gracias à Dios.

Wer drei Weingärten hat, und mit der Zeit zwei davon verliert, ſey mit dem einen zufrieden und danke Gott dafür.

Cuando la perdiz canta
Nublado viene,
No hay mas señal de agua
Que cuando llueve.

Wenn das Rebhuhn ruft, kommt Nebel. Es gibt kein anderes Zeichen für naſſes Wetter als wenn es regnet.

Nieve en Febrero, hasta la hoz el tempero.

Schnee im Februar, bis zur Zeit der Sichel.

Buena es la nieve, que en su tiempo nieva.

Gut iſt der Schnee, wenn er zu ſeiner Zeit fällt.

Yerba mala, no se empieza la helada.

Solange das Gras ſchlecht iſt, beginnt nicht der Froſt.

Ara con helada, y matará la grama.

Pflüge bei Froſt, und du wirſt die Queken tödten.

Ni carbon ni leña no compres cuando hiela.

Weder Kohlen noch Holz kaufe wenn es friert.

Con cierzo, llueve de cierzo en verano, mas no en invierno.

Mit Nordwind regnet es vom Norden im Sommer, aber nicht im Winter.

Barba roja molt vent porta.

Rother Bart zeigt viel Wind an. Das heißt wenn die Sonne wie Feuer erſcheint. (Cataloniſches Sprüchwort.)

Al loco y al aire da les calle.

Dem Narren und dem Wind muß man freien Ausgang laſſen.

Guárda te de un hombre mal barbado
Y de viento acanalado.

[1] So ſagen die Landleute Andaluſiens, weil der Ueberfluß der Feldfrüchte die Preiſe ſehr herabdrückt.

Digitized by Google

Hüte dich vor einem Mann, der einen ſchlechten Bart hat, Und vor dem Zugwind.

Cuando Dios quiere, con todo viento llueve.

Wenn Gott will, regnet es bei jedem Winde.

Das Luſtſchloß des chineſiſchen Kaiſers Yuen-ming-yuen.

Die Plünderung des ſchönen kaiſerlichen Luſtſchloſſes Yuen-ming-yuen durch die Franzoſen, von welcher die Zeitungen ſo eben berichten, wird eine Beſchreibung dieſes prachtvollen Luſtſchloſſes zeitgemäß erſcheinen laſſen. Sie iſt aus dem Jahr 1743, und rührt vom Maler Attiret her, einem franzöſiſchen Jeſuiten-Miſſionär (Lettres édifiantes, Recueil XXVII. pag. 6 seq. N. E. T. XXII. pag. 494—547.) Da er längere Zeit in dieſem Luſtſchloß für den Kaiſer Khianlung arbeitete, hatte er die beſte Gelegenheit ſich darin umzuſehen, und als Maler fehlte es ihm nicht an Urtheil. Daß er für die chineſiſche Baukunſt nicht eingenommen iſt, ergibt ſich daraus daß er auf ſeiner ganzen Reiſe durch China von 600—700 franzöſiſche Meilen kein der Aufmerkſamkeit werthes Gebäude oder Denkmal außer einige einſtöckige Tempel mit ſchlechten Malereien geſehen haben will. Der Palaſt des Kaiſers zu Peking und ſeine Luſtſchlöſſer ſeyen allein merkwürdig.

Yuen-ming-yuen heißt nicht der Garten der Gärten, wie Attiret ſagt, ſondern „der runde, glänzende Garten.“

Die Luſtſchlöſſer ſind charmant. Sie beſtehen aus einem großen Terrain, auf welchem man kleine Hügel von 20—50 und 60′ Höhe künſtlich aufgerichtet hat, ſo daß dieſe eine Menge kleiner Thäler bilden. Canäle klaren Waſſers bewäſſern den Grund derſelben, und vereinigen ſich an mehreren Stellen um Seen und Teiche zu bilden. Man fährt auf dieſen Canälen und Seen in ſchönen prächtigen Barken; Attiret ſah eine die 13 Toiſen Länge und vier Toiſen Breite hatte, und die ein prächtiges Haus trug. In jedem dieſer Thäler ſind am Ufer des Waſſers geſchickt angebrachte Gebäude, aus mehreren Hauptgebäuden beſtehend, mit Höfen, offenen und bedeckten Gallerien, Gärten, Parterren und kleinen Waſſerfällen. Das Ganze gewährt einen bewunderungswürdigen Anblick. Man tritt aus einem ſolchen Thal nicht durch ſchöne gerade Alleen, wie in Europa, ſondern durch Zickzackgänge und auf Umwegen heraus, die wieder mit kleinen Pavillons und Grotten verziert ſind, und am Ausgang findet man ein zweites Thal, das nach der Form des Bodens wie nach der Structur der Gebäude vom erſtern gänzlich verſchieden iſt.

Alle Berge und Hügel ſind mit Bäumen, namentlich mit blühenden, bedeckt, die Canäle nicht wie bei uns von gehauenen Steinen nach der Schnur eingefaßt, ſondern alles iſt ländlich, anſcheinend roh, aus Felsſtücken, von denen einige vor-, andere zurücktreten, und die mit ſolcher Kunſt angelegt ſind daß man ſagen möchte es ſey ein Werk der Natur. Bald iſt der Canal breit, bald iſt er eng; hier ſchlängelt er ſich hin, dort macht er einen Bogen, als ob er durch die Hügel und Felſen zurückgedrängt würde. Die Ufer ſind mit Blumen bedeckt, die aus den Felſen hervorſproſſen und die das Werk der Natur zu ſeyn ſcheinen; jede Jahreszeit hat ihre beſonderen.

Außer den Canälen gibt es überall Fußwege, die mit kleinen Steinen gepflaſtert ſind und von einem Thal zum andern führen. Auch dieſe ſchlängeln ſich, und laufen bald an den Ufern der Canäle hin, bald entfernen ſie ſich von denſelben.

In einem Thal ſieht man überall Gebäude. Die ganze Façade beſteht aus Säulen und Fenſtern. Das Zimmerwerk iſt vergoldet, bemalt und lackirt. Die Mauern beſtehen aus grauen, gutgeformten und polirten Backſteinen; die Dächer ſind mit rothen, gelben, blauen, grünen und violett lackirten Ziegeln gedeckt, die durch ihre Miſchung und ihre Anordnung eine angenehme Mannichfaltigkeit der Abtheilungen der Figuren und Zeichnungen zeigen. Sie haben faſt alle nur ein Erdgeſchoß, und ſind 2, 4, 6—8′ über den Boden erhöht gebaut; einige haben ein Stockwerk. Man ſteigt zu ihnen nicht auf künſtlich geformten ſteinernen Stufen hinauf, ſondern mittelſt Felſen, die von der Natur angelegte Stufen zu ſeyn ſcheinen.

Die inneren Gemächer entſprechen vollkommen der Pracht des Aeußern; ſie ſind wohlvertheilt, und die Möbel und Ornamente von ausgeſuchtem Geſchmack und großem Werth. Man trifft in den Höfen und Durchgängen Vaſen aus Marmor, Porzellan und Kupfer mit Blumen gefüllt. Vor einigen dieſer Häuſer ſtehen auf marmornen Piedeſtalen bronzene oder kupferne Figuren, ſymboliſche Thiere und Urnen um Weihrauch zu brennen.

Jedes Thal hat ſein Luſthaus, klein gegen den ganzen Umfang des Gartens, aber groß genug um den größten Herrn Europa's mit ſeinem ganzen Gefolge aufzunehmen. Mehrere dieſer Häuſer ſind aus Cedernholz gebaut, das mit großen Koſten 500 franzöſiſche Meilen weit herbeigeſchafft wurde, und ſolcher Paläſte gibt es hier nach Attiret über 200 — andere ſprechen nur von 30—36 — ungerechnet ebenſo viele Häuſer für die Eunuchen, die jeden Palaſt bewachen, und deren ſehr einfache Wohnung immer einige Toiſen davon ſeitwärts liegt, und wegen ihrer Einfachheit durch eine Mauer oder durch einen Hügel verſteckt iſt.

Die Canäle haben in Zwiſchenräumen Brücken, um den Verkehr eines Orts mit dem andern zu erleichtern. Sie ſind gewöhnlich aus Backſteinen oder gehauenen Steinen, einige auch aus Holz gebaut, immer aber hoch genug angelegt um die Barken frei durchpaſſiren zu laſſen. Sie haben ſtatt der Geländer Baluſtraden aus weißem Marmor, die mit kunſtreichen Basreliefs verziert ſind, und immer in der Bauart unter ſich unterſchieden.

Von den Baſſins hat eines faſt eine halbe franz. Meile im Durchmeſſer; ringsum ſieht man an ſeinen Ufern in Zwiſchenräumen große Hauptgebäude, die durch Canäle und die erwähnten künſtlichen Hügel von einander getrennt ſind, aber eine wahre Perle iſt der Felſen, der in dieſem See eine

Digitized by Google

Toiſe über dem Waſſerſpiegel ſich rauh und wild erhebt, und auf dem ein kleiner Palaſt, der indeß doch mehr als 100 Zimmer hat, gebaut iſt. Die Anſicht iſt bewunderungswürdig; er hat vier Seiten und iſt von unausſprechlicher Schönheit und Geſchmack. Von ihm aus überſieht man alle Palais an den Ufern dieſes Baſſins, alle Hügel, Canäle, Brücken mit ihren Pavillons und Triumphbögen und die Bosquets, welche alle Palais trennen und bedecken, daß man von dem einen in den andern nicht hineinſehen kann. Die Ufer dieſes prächtigen Baſſins zeigen eine unendliche Mannichfaltigkeit, keine Stelle gleicht der andern. Hier ſind die Kaien aus gehauenen Steinen, und es ſtoßen Gallerien, Alleen und Wege daran; dort beſtehen die Kaien aus Grottenwerk, welches ſtufenweiſe mit aller möglichen Kunſt gebaut iſt, oder ſie bilden ſchöne Terraſſen an jeder Seite mit einer Stufe, um zu dem Gebäude, das ſie tragen, hinaufzuſteigen, und über dieſen Terraſſen erheben ſich wieder andere Terraſſen mit andern Gebäuden amphitheatraliſch. Hier ſieht man ein Gehölz mit blühenden, dort ein Bosquet mit wilden Bäumen, die nur auf den ödeſten Bergen wachſen. Da gibt es hochſtämmige Bäume, Bauholz, fremde Bäume, Bäume mit Blüthen und Früchten. Man findet an den Ufern dieſes Baſſins auch eine Menge Käfige und Pavillons, halb im Waſſer und halb auf der Erde, für alle Arten Waſſervögel, wie auf dem Land von Zeit zu Zeit kleine Menagerien und kleine Jagdparks. Beſonders ſchätzt man die Goldfiſche; man hat deren eine ſehr große Menge ſilberne, blaue, rothe, grüne, violette, ſchwarze, graue und aus allen Farben gemiſchte. Es gibt deren mehrere Behälter im Garten, aber das bedeutendſte iſt in dieſem See: der Raum iſt mit einem Gitter aus ſehr feinem Kupferdrath umgeben, daß die Fiſche ſich nicht über das ganze Baſſin verbreiten können. Jetzt denke man ſich dieſes Baſſin mit vergoldeten und lackirten Barken bedeckt, theils um ſpazieren zu fahren, theils um zu fiſchen, theils um Gefechte und Spiele, wie das Lanzenbrechen, aufzuführen! Aber vor allem muß man es in einer ſchönen Nacht ſehen, wenn Feuerwerke abgebrannt werden. Da ſind alle die Paläſte, alle Barken und faſt alle Bäume illuminirt; denn in ſolchen Illuminationen und Feuerwerken übertrafen die Chineſen damals alles was der Maler der Art in Italien und Frankreich geſehen hatte.

Der Ort wo gewöhnlich der Kaiſer, die Kaiſerin und alle ſeine Nebenfrauen mit ihren Kammerfrauen und Eunuchen wohnten, iſt eine wunderbare Vereinigung von Gebäuden, Höfen, Gärten u. ſ. w. Die andern Palais dienen nur bei Spaziergängen, zu Diners und Soupers.

Der gewöhnliche Wohnort des Kaiſers iſt unmittelbar hinter den Eingangsthoren, den erſten Sälen, den Audienzſälen mit ihren Höfen und Gärten. Er bildet eine Inſel, und iſt von allen Seiten von einem breiten und tiefen Canal umgeben; hier ſieht man die ſchönſten Möbel, Verzierungen, Malereien im chineſiſchen Geſchmack, Arbeiten aus koſtbarem Holz, chineſiſche und japaniſche lackirte Waaren, alte Porzellanwaaren, Seidenzeuge, Gold- und Silberſtoffe. Man hat da alles vereinigt was die Kunſt und ein guter Geſchmack zu den Reichthümern der Natur noch hinzufügen könne.

Von dieſem Wohnſitz des Kaiſers führt ein faſt gerader Weg zu einer kleinen Stadt, die faſt in der Mitte des ganzen Gartens liegt. Sie iſt wohl ¼ franzöſiſche Meile im Umfang, hat ihre vier Thore nach den vier Weltgegenden hin, Thürme, Mauern mit Bruſtwehren und Zinnen. Sie hat ihre Straßen, freien Plätze, Tempel, Hallen, Märkte, Boutiken, Tribunale, Palais, ihren Hafen, kurz ſie enthält im kleinen alles was zu einer Stadt gehört. Wozu das hier?

Ein Kaiſer von China lebt ganz abgeſchloſſen; er ſieht nichts vom Leben des Volks; wenn er durch die Stadt zieht, ſind die Häuſer, die Boutiken alle geſchloſſen und verhängt. Schon mehrere Stunden bevor er eine Straße paſſirt, darf niemand ſie betreten. Zwei Hecken von Reitern halten das Publicum ab und ſichern ſeine Perſon.

Dieſe Stadt nun hatte der Kaiſer Yung-tſching (1723—35) bauen laſſen, um das ganze Leben und Treiben einer Stadt durch Eunuchen mehrmals im Jahr darſtellen zu laſſen. Jeder Eunuche hat die Tracht und Profeſſion eines Standes anzunehmen; der eine macht den Kaufmann, der andere den Handwerker, dieſer den Soldaten, jener den Officier; der eine muß einen Karren ſchieben, der andere Brodkörbe tragen. Schiffe kommen im Hafen an, die Boutiken werden geöffnet, die Waaren ausgebreitet; in einem Quartier verkauft man Seiden-, in einem andern andere Zeuge, in einer Straße Porzellan, in einer andern Lackwaaren; hier Möbel, dort Kleider, Frauenſchmuck, Bücher u. ſ. w. Es gibt Theeläden und Weinhäuſer, Herbergen für alle Art Leute. Hauſirer bieten allerlei Erfriſchungen und Früchte an, Krämer drängen einem ihre Waare auf. Da iſt alles erlaubt; man unterſcheidet kaum den Kaiſer vom geringſten ſeiner Unterthanen. Jeder ſchreit ſeine Waare aus, man ſtreitet und ſchlägt ſich. Bogenſchützen arretiren die Streitenden und führen ſie vor den Richter; dieſer unterſucht die Sache und verurtheilt allenfalls zur Baſtonnade. Auch Spitzbuben dürfen nicht fehlen. Treiben ſie ihre Sache geſchickt, ſo finden ſie Beifall; wo nicht, laſſen ſie ſich faſſen, ſo werden ſie geſtraft. Dieſer Jahrmarkt dient zur Unterhaltung des Kaiſers und der Kaiſerin und des Hofes. Die Waaren gehören meiſt Pekinger Kaufleuten, die ſie den Eunuchen zum Verkaufen anvertrauen. Viele werden auch vom Kaiſer, der Kaiſerin und den Hofleuten gekauft.

An einer andern Stelle wird der Landbau dargeſtellt. Da ſieht man Felder, Wieſen, Häuſer und die Strohhüttchen der Landbauern, Ochſen, Pflüge und andere Ackergeräthe. Man ſäet Korn, Reis und Hülſenfrüchte, mäht jenes auch und ſammelt die Frucht ein wie auf dem Land.

Beſonders glänzend wird das Laternenfeſt hier am 15ten des erſten Monats gefeiert. Da iſt kein Zimmer, keine Gallerie, kein Saal, wo nicht mehrere Laternen an der Decke hängen; beſonders ſieht man ſie auf allen Canälen und Baſſins, in Form kleiner Barken, die auf dem Waſſer hin- und herſchwimmen. Man ſieht deren auf den Hügeln, Brücken und faſt auf allen Bäumen. Es ſind hübſche feine Arbeiten; ſie ſtellen Fiſche, Vögel, vierfüßige Thiere, Vaſen, Blumen und Barken von jeder Größe dar; es gibt welche aus Seide, Horn,

Digitized by Google

Glas, Perlenmutterſchalen und aus allen möglichen Stoffen; unſer Autor ſah einige die 1000 Thlr. koſteten.

An die chineſiſche Architektur muß man ſich erſt gewöhnen; doch gefiel die Bauart ihm ſehr wohl. Die Chineſen ihrerſeits nehmen an unſerer Bauart Anſtoß. „Europa, meinte Kaiſer Kang-hi, müſſe ein ſehr kleines, elendes Land ſeyn, daß man in Städten nicht Raum genug habe, ſich gehörig auszubreiten, und genöthigt ſey in der Luft zu wohnen.“ In den Luſthäuſern der Chineſen herrſcht eine ſchöne Unordnung. Man will eben das Land und die Natur darſtellen, und nicht einen ſymmetriſch gebauten Palaſt haben; theuer genug ſind ſie. Ein Palaſt in dieſem Luſtgarten koſtete einem Neffen des Kaiſers ohne das Ameublement 600,000 Tael oder 4½ Mill. Francs. Man kann ermeſſen welch unermeßliche Summen das Ganze gekoſtet hat.

Die Jeſuiten-Miſſionäre hatten dem Kaiſer Khian-lung innerhalb des Umfangs von dieſem Park mehrere Palais im halbeuropäiſchen, halbchineſiſchen Geſchmack erbauen müſſen. Da der Kaiſer von dem reinchineſiſchen Palais Abbildungen hatte machen laſſen, wollte er auch von dieſen halbeuropäiſchen ſolche haben. Zwei bis drei Schüler des Malers Caſtiglione mußten unter ſeinen Augen im Jahr 1783 Abbildungen davon entwerfen, die er dann in Kupfer ſtechen ließ. Der erſte Verſuch dieſer Art den die Chineſen machten! Der 1807 in Paris verſtorbene Buchdrucker Delatour, der über 30 Jahre lang mit den Miſſionären in Peking in Verbindung ſtand, erhielt dieſe Abbildungen, ſowie auch 50 Holzſchnitte von den reinchineſiſchen Gebäuden, 1786 von P. Bourgeois. Während der Unruhen in Paris 1793 gab er ſie weg, behielt aber eine Beſchreibung der 20 Kupferſtiche von den halbeuropäiſchen Gebäuden von P. Avril und eine Beſchreibung von ſechs Abbildungen der reinchineſiſchen Palais von Hrn. Morel, dem Verfaſſer der Théorie des Jardins, die er in einem ſeltenen Werke, das nur in 36 Exemplaren gedruckt iſt, mittheilt. [1]

Ende Januars 1795 kam der holländiſche Geſandte Titſingh nach Yuen-ming-yuen, und wir verdanken dem zweiten Geſandten Van Braam Houckgeeſt (Voyage T. I. p. 217 sq.) — der jüngere Deguignes durfte nicht mit — einige Nachrichten über dieſes Luſtſchloß. Es liegt 10 Li von dem Orte Hai-tien. Freilich bekamen ſie nur wenig vom Ganzen zu ſehen und das wenige im Winter; er beſchreibt daher vornehmlich nur einige Gebäude. Zunächſt ſah er einen Teich mit großen Goldfiſchen, die kleinſten waren 15″ lang. Die Wohnzimmer des Kaiſers in großer Anzahl, aber von geringer Ausdehnung, im chineſiſchen Geſchmack nett möblirt enthielten manche koſtbare Seltenheiten und einige Bücher. In drei dieſer Zimmer fanden ſie europäiſche Pendulen, in jedem Zimmer ein Canapé für den Monarchen und zwei Tabourets, aber keine Stühle. Nachdem ſie eine Viertelſtunde auf dem Hauptwege weiter gegangen waren, gelangten ſie an ein großes prächtiges Palais, vorne mit einem freien Platze, an jeder der beiden Seiten mit einem gepflaſterten ziemlich geräumigen Hof, an den die Flügelgebäude, die für die Hofbeamten beſtimmt ſchienen, ſtießen. In den Höfen waren große Löwen aus Bronze, auf Piedeſtalen aus weißem Marmor. In dem erſten Saale, im Oſten des Gebäudes, der ſehr groß und mit vielen chineſiſchen Laternen geſchmückt war, ſtand auf einer Erhöhung ein kaiſerlicher Thron. Durch dieſen Saal gelangten ſie in einen innern gepflaſterten viereckigen Hof, im N. und W. mit ebenſo ſchönen und reichen Gebäuden wie im Oſten, während im Süden nur die große Eingangspforte und an jeder Seite Domeſtiken-Wohnungen waren. Innerhalb des Thores gegen Norden war ein ungeheurer Felsblock auf einer ſteinernen Baſis mit Inſchriften des Kaiſers; an Stellen ſah man kleine Bäume und Blumen. Dieſer Hof enthielt zwei kleine Hirſche und Kraniche aus Bronze. Das Nordgebäude enthält den kaiſerlichen Audienzſaal in der Mitte mit einem Throne, und überall Laternen. Links vom Throne ſtand die prächtige Kutſche, die Lord Macartney das Jahr zuvor dem Kaiſer geſchenkt hatte, ſonderbarer Weiſe aber ihr gegenüber an der andern Seite des Saales ein gemeiner vierrädriger chineſiſcher Wagen, der wie ein holländiſcher Miſtwagen ausſah. Hinter dieſem Saale ſind einige kleine Gemächer für den Kaiſer.

Durch dieſe gelangt man in das dritte Corps de Logis im Weſten, nur mit einem kleinen Salon in der Mitte; das andere iſt ein Labyrinth von einer Menge kleiner, ſehr unregelmäßiger ineinander gehender Zimmer.

Sie ſahen dann das Lieblingscabinet des Kaiſers, mit der ſchönſten Ausſicht, einer Bibliothek und einem Schranke mit den ſeltenſten und koſtbarſten Geſteinen und Alterthümern, in einem Gebäude das wie mehrere andere auf einer ziemlich großen Inſel in einem ſehr großen See liegt, von dicken Bäumen beſchattet. Dieſe Inſel ſteht mit dem nahen Feſtlande durch eine prächtige Brücke von 17 Bogen aus gehauenen Steinen in Verbindung.

Wendet ſich das Auge nach Weſten, ſo entdeckt es einen kleinern See als den erſten, der nur durch einen breiten Weg von ihm getrennt iſt. Eine Oeffnung in dieſem, die mit einer hohen Steinbrücke von nur einem Bogen überwölbt iſt, verbindet beide Seen. In der Mitte iſt eine runde Citadelle mit einem ſchönen Gebäude im Centrum; noch weiter weſtlich in großer Ferne begränzen zwei Thürme auf hohen Bergen den Blick. Im N. W. ſieht man eine Reihe prächtiger Gebäude, zwei Tempel am Fuße, zwei an der Mitte und einen auf dem Gipfel eines künſtlich gebildeten Berges aus natürlichen Felſen, die mit großen Koſten von weither geſchafft ſind. Sie wurden auf Schlitten hingeführt. Seine Beſchreibung der Tempel iſt aus Mangel der Kenntniß des Buddhismus ſehr ungenügend. Der erſte Tempel unten im Süden enthielt unter vielen andern kleinen Idolen die ſehr große, ganz vergoldete Statue der Sinnlichkeit (?) in ſitzender Stellung auf einem Kiſſen. Hundertundachzig Stufen führten bis zum zweiten Tempel hinauf und von da noch 48, die geringſten 1′ hoch, auf den Gipfel des Berges. Die Mühe des Erſteigens

[1] Essais sur l'architecture des Chinois, sur leurs jardins, leurs principes de médecine, et leurs moeurs et usages, avec des notes. Paris 1803. 8. p. 172—209.

Digitized by Google

wurde aber durch die prächtigste Aussicht nach allen Seiten hin belohnt, nur im W. verschließen sie hohe Berge. Im S. O. sieht man Peking. Die drei Hauptstatuen im dritten Tempel auf dem Gipfel des Berges enthielten drei sehr große, ganz vergoldete, sitzende Statuen; unterwärts waren noch neun kleinere und an jeder Seite neun Statuen von Heiligen aus Bronze in übernatürlicher Größe. Die Mauern hinter den großen Idolen enthielten große Tableaux, jedes mit mehreren hundert Götterfiguren aus Bronze in Nischen. Die äußern Tempelmauern waren mit lackirten Backsteinen bekleidet. Von hier stiegen sie den Berg an der Nordseite herab.

Nach einem Marsche von einigen Minuten auf einem sehr gewundenen, angenehmen, mit kleinen Steinen gepflasterten Wege, bald über Hügel, bald durch Thäler, gelangten sie zu einer Art Dorf oder kleinen Stadt, durch die ein Canal sehr klaren Wassers auch im Winter floß. Die Gebäude waren im Winter nicht bewohnt, sondern nur im Sommer, wo dort Jahrmarkt ist. Es wird wohl die Stadt seyn deren Attiret erwähnt.

Die Chinesen führten sie 2¼ Stunden lang im Garten spazieren, und hatten offenbar den Holländern so viel von diesem schönen Park gezeigt, weil sie mit ihrer Unterwürfigkeit, die nie Anstand nahm die demüthigsten Verbeugungen zu machen, sehr zufrieden waren.

Später kam Van Braam nochmals am 8 Februar nach Yuen-ming-yuen, sah aber (p. 259) nichts neues als den prächtigen Canal, der in mehreren Windungen über einen unebenen Boden durch ein Gehölz fließt, und dessen Ufer mit künstlichen Felsen besetzt sind. Er meint, er habe aber nicht den 20sten Theil des Gartens gesehen, der 300 Li (30 franz. Meilen) im Umfang haben soll. Diese Angabe ist wohl zu groß, wie auch Cossigny (Voyage, p. 335) meint, 30 Li oder 10 franz. Meilen wäre noch groß genug. Der P. Roux versicherte Van Braam später (S. 269), der Garten enthalte in verschiedenen Zwischenräumen 36 Palais, jedes genügend den Kaiser mit seinem ganzen Gefolge aufzunehmen, und die auf europäische Art gebauten Gebäude bildeten nur eine der 36 Abtheilungen. Der Plan zu diesen war von P. Benoit gemacht, und auch Van Braam erhielt von diesen Abbildungen.

Lord Macartney, der das Jahr zuvor in Yuen-ming-yuen gewesen war, hatte sich wegen des Ko-teu weniger gefügig gezeigt, und daher auch wenig mehr als die Audienzhalle und deren nächste Umgebung zu sehen bekommen. Staunton und Barrows' Beschreibung des Parkes sind daher auch noch ungenügender. Barrow (pag. 122) sagt selbst, er würde wohl anders über den Garten geurtheilt haben wenn er größere Promenaden darin hätte machen können; aber nur verstohlen konnte er gelegentlich einen Blick in den Park werfen; denn selbst auf dem kleinen Zwischenraum zwischen dem Audienzsaal und ihrem Logis von etwa 300 Schritten war er immer von Aufpassern umgeben. Seine Angaben können daher nur mit großer Vorsicht benutzt werden. So gleich wenn er den Durchmesser des Gartens auf 10 englische Meilen und die Oberfläche auf 60,000 Acres angibt. Die Gegend um ihre Wohnung bildete nach ihm einen angenehmen Wechsel von Hügeln und Thälern, Gehölz und Ebenen. Dieser Theil des Gartens sey dem Park von Richmont ähnlich, nur habe er den Vorzug von vielen Canälen, Flüssen und großen Seen bewässert zu seyn, deren Ufer von künstlich unregelmäßig angelegten Felsmassen gebildet werden, die bald als Vorgebirge in den See hineintreten, bald zurückgezogene Thäler bilden, einige mit dichtem Gehölz bedeckt, andere sorgfältig bebaut. An Stellen die hübsche Aussichten gewähren, hat man Pavillons zum Ausruhen angebracht. Bei den Baumpflanzungen sey nicht nur auf die Höhe welche die Bäume erlangen Rücksicht genommen, sondern auch auf die Färbung ihrer Blätter, und sie seyen manchmal so gepflanzt daß sie in der Perspective mitunter täuschen könnten. William Chambers bizarren Schilderungen der chinesischen Wanderungen gleichen sie keinesfalls; man gewahre nirgends die Absicht gegen die Natur zu verstoßen.

Wenn man von 30 Palästen in diesem Garten gesprochen habe, so seyen diese mehr durch die große Anzahl von Gebäuden als durch den Glanz und die Pracht derselben bemerkenswerth (!). Meist seyen es nur kleine Strohhütten, und wenn man den großen kaiserlichen Audienzsaal seiner Vergoldung und seiner brillanten Farben entkleide, sey er nicht schöner als eine große Scheune eines reichen englischen Pächters, und noch viel weniger solid gebaut als diese. Die Länge des Saales beträgt indessen 100′, die Breite 42′, die Höhe 20′, der Thron im Hintergrund aus schönem Holz, das dem Acajou gleicht, mit geschmackvollem Schnitzwerk; zwei große Tableaux, vier alte Porzellanvasen und auf dem Tisch eine englische Spieluhr aus dem 17ten Jahrhundert, an jeder Seite des Thrones einen runden Fächer aus den Federn des Argus-Fasans, an einem gutpolirten elfenbeinernen Stock. Der Saal war aber nach Staunton geleert worden um die Geschenke der Engländer aufzunehmen. Ueber den Thron waren vier chinesische Charaktere geschrieben, Tsching, ta, kuang, ming, welche bedeuten: „Wahr, groß, brillant und glänzend," und darunter in einem verschobenen Viereck der Charakter für Glück, Fo.

Lord Amherst kam 1816 auch nach Yuen-ming-yuen, aber da er stehenden Fußes zur Audienz geschleppt werden sollte, und ermüdet sich nicht dazu verstehen wollte, mußte er, ohne zur Audienz zu gelangen, sofort wieder abreisen, und Ellis und Abel haben daher über dieses Lustschloß nichts weiter berichten können. (Ellis' Journal tom. I. 268 fgg.); sonst sah man im Saal nur einige Cymbeln aus Erz gemacht. Drei kleine Treppen von wenigen Stufen führten hinauf; zwischen der mittlern und den beiden Seitentreppen standen zwei Dreifüße mit Räuchergefäßen. Staunton I. pag. 120 gibt eine Abbildung davon.

Digitized by Google

Trüffel.

Die Trüffel (Tuber) gehören zu den kryptogamen Gewächsen und in die Familie der Champignons. Ihr Urſprung iſt noch nicht ermittelt worden, und ebenſo wenig ſicheres weiß man über das Geſetz ihres Wachsthums. Lange Zeit glaubte man daß ſie unmittelbar aus den Sporen oder Trüfinellen entſprängen und dieſe nach allen Richtungen wüchſen und ſich ausdehnten, gegenwärtig jedoch nimmt man lieber an daß die Trüffeln wie die andern Champignons ein Mycelium (Pilzweiß) erzeugen, welches ſich zu gewiſſen Jahreszeiten im Boden verbreitet und neue Trüffeln erzeugt. Jedenfalls kennt man noch keine Mittel ſie zu vervielfältigen, und alle Verſuche um Trüffelzuchten anzulegen, ſind bisher fruchtlos geblieben. Auch die vor etlichen Jahren angekündigte Entdeckung von Trüffelſamen war nur ein Windei. Alles was man weiß, beſteht darin daß die Trüffeln in der Erde wachſen, leben und ſich dort fortpflanzen. Es ſind unförmliche, fleiſchige und rauhe Maſſen von Haſelnuß- bis zu Fauſtgröße. Man findet die Trüffeln auf allen Feſtländern in Europa, Aſien, Amerika und Afrika. Dr. Barth rühmt uns in ſeinen Reiſen den Reichthum der Sahara an Trüffeln, und zwar an den ſonſt pflanzenöden Räumen. Die beſten Trüffeln ſind die franzöſiſchen im Perigord und Quercy, aber ſelbſt dort wiſſen die Kenner noch die Güte der Producte verſchiedener Kantone beſonders zu ſchätzen. Im Handel unterſcheidet man hauptſächlich folgende Sorten. Die ſchwarzen Trüffeln ſind die beſten und ausnahmsweiſe auch die gemeinſten. Im Jugendalter iſt ihr Fleiſch weißlich, und dann ſpricht man von weißen Trüffeln, die aber hart, geruchlos und fade von Geſchmack ſind. Im Handel werden die ſchwarzen Trüffeln oft mit zwei andern Sorten gemiſcht und gefälſcht: mit Sommertrüffeln und Wintertrüffeln, welche äußerlich ſich nicht, wohl aber bedeutend durch den Geſchmack von den ächten unterſcheiden. Die blonden Trüffeln kommen aus Piemont und ſind ganz vortrefflich, nur daß ſie einen Beigeſchmack von Knoblauch haben, weßhalb ſie auch als Knoblauchtrüffeln bezeichnet werden. Ueber den merkwürdigen Bau der Trüffeln und die elegante Form ihrer Sporen findet man eine Abbildung und Erklärung in Willkomms „Wundern des Mikroſkopes.“

Die Trüffeln finden ſich meiſtens in thonigem mit Sand gemengten, ein wenig feuchtem und ſchattigem Boden an Hügeln, und in der Nähe von Eichen, Eſpen und Birken 6 bis 10 Zoll tief unter dem Boden. Ein Trüffelneſt erkennen ſcharfe Augen an gewiſſen Ritzen oder Blattern der Erdoberfläche, ſowie an der Gegenwart einer Art Fliegen die ſich gern oben aufhalten und von den Bewohnern trüffelreicher Gebiete gut gekannt werden. Nach den erſten Fröſten, alſo im Monat December, ſind die Trüffel am duftigſten, und um dieſe Zeit werden ſie (wenigſtens in Frankreich) geſammelt. Dazu gehört übrigens, wenn man ſich, wie dieß örtlich geſchieht, nur an obige Merkmale hält, große Vorſicht und Uebung. Eine viel bequemere Art iſt es ein Thier abzurichten. Das Schwein z. B. iſt ein geborner Trüffeljäger, allein ſeine Talente laſſen ſich nicht gut benutzen, weil es zugleich ein großer Trüffelfeinſchmecker iſt, ſo daß man Acht haben muß daß es nicht ſelbſt den Leckerbiſſen verſpeist. Weit gelehriger und enthaltſamer ſind die Hunde, aber ſie müſſen beſonders für die Trüffeljagd abgerichtet werden. Es geſchieht dieß, indem man etliche Zeit hinter einander Trüffeln unter ihr Freſſen miſcht und dieſes an verſchiedenen Orten vergräbt. Dann braucht man ſie nur nüchtern auf die Trüffelreviere zu bringen. In Italien und bei uns richtet man dazu Pudel, in England Wachtelhunde ab.

Die Trüffeln gelten mit Unrecht für unverdaulich, ſie ſind es wenigſtens nicht, wenn ſie völlig reif geworden und mäßig genoſſen werden; weil man aber zu den Trüffeln gewöhnlich ſehr viele und manche unverdauliche Gerichte genießt, werden die Pilze für die nachfolgenden Beſchwerden allein verdächtigt. Sonſt ſind die Trüffeln wenn man ihren Stickſtoffgehalt berückſichtigt, außerordentlich nahrhafte Früchte.

Rückblicke auf die politiſche Geſchichte der großen Mächte.

3. Oeſterreich.

Ein fauler Frieden! rief in Deutſchland und Oeſterreich wie aus Einem Mund jedermann, als der Waffenſtillſtand von Villafranca bekannt wurde. Die Fäulniß dieſes Friedens hat binnen Jahr und Tag das ganze Reich erfaßt. Der Frieden ſollte Venedig, ſollte das unruhig werdende Ungarn retten, aber bis jetzt war gerade dieſer Frieden der Weg um beides aufs höchſte zu gefährden. Nach Grillparzers tiefſinnigem Wort war im Jahr der Drangſal Oeſterreich in Radetzky's Lager; Oeſterreich war, ſolange es beſtand, wird, ſolange es noch beſteht, immer dort ſeyn, wo der Generaliſſimus ſein Zelt aufſchlägt. In der Armee iſt die eigentliche Staatseinheit, die wahre pragmatiſche Sanction, und ſolange die Armee geſund ſich erhält, iſt für das Haus Habsburg nichts verloren. Hätte man nach Solferino unverdroſſen den Kampf fortgeſetzt, hätte man auch nicht mehr Glück geerntet, wäre man aber zäher geblieben, hätte die öſterreichiſche Armee nur die eine oder andere Gelegenheit gehabt einen Vortheil zu erringen, hätte ſie nur irgendwo längere Zeit geſtanden und den Feind aufgehalten, es wäre dieſer moraliſche Gewinn ſelbſt mit dem Feſtungsviereck und dem Venetianiſchen nicht zu theuer erkauft geweſen.

Noch ſchlimmer aber als Villafranca, wirkte die ſeltſame Kunde von der Unredlichkeit der innern Verwaltung und der Verderbniß der höheren Geſellſchaft. Jetzt freilich zeigt ſich daß es nur ein paniſch verbreiteter Verdacht geweſen ſey. Dieſer mißleitete Eifer untergeordneter Beamten hat ganz ſicherlich der jetzt auflodernden Revolution zuerſt Luft gemacht und die Staatsgewalt tiefer erſchüttert als der Tag bei Solferino. Der Verdacht war aber nicht ganz unverſchuldet, denn er folgte mit der Pünktlichkeit aller Verhängniſſe auf

Digitized by Google

die That des Hrn. v. Bruck. Wir meinen nicht etwa seine anfänglich so verdächtig aussehenden, im Grund aber loyalen Geschäfte mit der Creditanstalt und Hrn. Richter, obgleich es einem Minister und vor allem einem Finanzminister besser geziemt hätte, niemals Gefälligkeiten von einem Institut unter seiner Aufsicht anzunehmen, oder auch nur zu ihm in Geschäftsverbindlichkeiten zu treten. Wir meinen auch nicht den letzten Gebrauch den er von seinem Rasirmesser machte, sondern wir denken an jene That von welcher sich in Wahrheit der heutige Ruin der herrlichen Habsburger Macht herschreibt, die fälschliche Ausdehnung des Nationalanlehens um hundert und etliche Millionen. Als dieser Fehltritt ruchtbar wurde, da hielt man in Oesterreich nichts mehr für unmöglich. Dennoch ist unbegreiflicherweise Hr. v. Bruck vor wie nach der Abgott einer großen Anzahl Oesterreicher, und zwar sehr vieler wackern Oesterreicher geblieben. Man sah in ihm einen Wundermann, dem nichts unmöglich war, der für alles eine Arznei besaß und dem man nur freies Spiel zu lassen brauchte um Oesterreich ein goldenes Zeitalter zu bringen. Statt dessen, hoffen wir zu zeigen — fällt die Verantwortung für das heutige Elend dieses Staates hauptsächlich auf diesen Mann. Fragen wir nach, womit sich Hr. v. Bruck einen Namen gemacht, so stoßen wir auf eine Reihe anfangs glänzender, innerlich faulender Unternehmungen. Die Triester Lloydgesellschaft machte Bruck zu einem politisch genannten Mann. Der Lloyd blühte und gedieh auch etliche Jahre, zahlte hohe Dividenden, versuchte sich in allerhand großartig aussehenden Schöpfungen, und liegt jetzt so gelähmt daß er nur an den Krücken eines Staatsalmosens sich weiter zu schleppen vermag. Dieser Lloyd war es aber der den Namen des „großen Staatsmannes" zuerst verherrlichte. Sein nächstes Werk war der Friedensschluß mit Sardinien im Jahr 1849, der, wie wir jetzt merken, eben kein Meisterstück gewesen ist. Solange er im Amt blieb, wußte er seinem Liebling, der Stadt Triest, Vergünstigungen zuzuwenden. Nicht nur wurde sie in allen Stücken bevorzugt, sondern auch ihre Nebenbuhlerin Venedig stiefmütterlich ihr nachgesetzt. Obgleich man aber letzter Stadt das Freihafenrecht entzog und es Triest beließ, hat sich doch Venedigs Handel trotz dieser Hindernisse rasch und rascher gehoben als der Triestiner. Man hat Hrn. v. Bruck ferner gepriesen daß er den Bau der Eisenbahn über den Sömmering nach dem verhätschelten Triest, einst der città fedelissima durchgesetzt habe, jetzt aber ist man in Oesterreich von aller Bewunderung dieses „kühnen" Baues zurückgekommen, weil die Eisenbahn viel wohlfeiler und viel nützlicher, wenn auch minder heroisch in einer östlichen Curve hätte gezogen werden sollen. Das nächste Meisterstück, womit Hr. v. Bruck aus seiner Triestiner Zurückgezogenheit wieder in das öffentliche Leben zurücktrat, war der Handelsvertrag mit dem Zollverein, welcher die völlige Einigung mit Deutschland vorbereiten sollte. Jetzt nach Ablauf von sechs Jahren wissen wir mit statistischer Sicherheit daß sich Hr. v. Bruck von dem preußischen Unterhändler völlig hat überlisten lassen, denn der Handel zwischen den beiden Vertragsgebieten hat sich seitdem nicht entwickelt, es ist kein Schritt zur weitern Einigung geschehen, und die Dinge haben nicht, wie man verkündete, durch das Gesetz ihrer eigenen Schwere den vollen Anschluß von selbst herbeigeführt, sondern mit andern Worten, es ist nichts von allen Verheißungen, erfüllt worden, weil der Vertrag eine taube Frucht gewesen ist. Ueber Brucks Wirken in Konstantinopel läßt sich wenig sagen; wenn er jedoch, wie man behauptet hat, bei seiner Rückkehr nach Wien Einfluß auf den Gang der auswärtigen Politik gewann, so würde er für den Abbruch der Wiener Conferenzen (1854) und für die damalige Entwaffnung Oesterreichs verantwortlich seyn, wodurch dieser Staat sich alles Unheil der neueren Zeit zugezogen, denn bis dahin war Oesterreich fortwährend im Glück, seine Macht seit 1849 fortwährend im Wachsthum gewesen. Die Folge jener Wendung war nämlich der Beitritt Piemonts zu dem Kriege der Seemächte und die Folge dieses Beitritts die Verschwörung in Plombières. Oesterreich machte sich durch seinen Rückfall in die Neutralität Rußland nicht zum Freunde, erbitterte aber ganz entschieden die Seemächte, denen es seine Hülfe im Kriege noch vor ihrer Kriegserklärung zugesagt hatte. Das Wiener Cabinet mußte sich damals für oder wider Rußland erklären. Geschah das letztere, so hätte es durch ein Vorrücken in Bessarabien den Alliirten vor Sebastopol Luft gemacht, deren Lage man in Europa fälschlich für eine rettungslose hielt. Ohne die österreichische Diversion, hätte es dann geheißen, wären Briten und Franzosen kläglich in der Krim umgekommen, jedenfalls hätten die Franzosen nicht jene Siegeszuversicht mit heimgebracht welche die beste Frucht jenes Feldzuges war und die zur heimlichen Anstifterin des Krieges in Italien wurde. Oesterreich wenn es den Degen zog, blieb was es auf den Wiener Conferenzen war, Meister der europäischen Verwicklungen und konnte daher durch einen großmüthigen Frieden Rußland so leicht versöhnen, wie es Napoleon gelungen ist, jedenfalls blieb Oesterreich die Rolle erspart wie der Angeklagte Piemonts auf dem Pariser Congreß zu erscheinen. Wie weit das Verdienst Brucks an jener verhängnißvollen Wendung der auswärtigen Politik reicht, wollen wir nicht untersuchen, sie fällt aber chronologisch zusammen mit seiner Rückkehr aus Konstantinopel, und Bruck war dafür bekannt daß er sehr eifrig für Rußland und gegen die Westmächte sprach.

Nun begann der traurigste Abschnitt von Brucks amtlicher Thätigkeit, nämlich die Uebernahme der Finanzen. Im Jahr 1854 kostete die öffentliche Schuld mit Abzug des Tilgungsfonds 61½ Mill., zur Zeit wo Hr. v. Bruck sein Amt niederlegte, über 100 Mill. Es hat sich also die jährliche Last um 40 Mill. vergrößert, und zwar im Laufe von etwas mehr als fünf Jahren. Nun sage man nicht daß die österreichischen Finanzen jetzt flott seyn würden, wenn der Pariser Neujahrsgruß im Jahr 1859 nicht dazwischen getreten wäre; damals hatte ja, behaupten die Verehrer des großen Künstlers, die Bank ihre Baarzahlungen bereits aufgenommen, das Nationalanlehen stand nach Frankfurter Courant wieder auf 80, und alles schien sich sonnig aufzuklären.

Es schien aber nur so, denn man frage einen Finanzkundigen, wer er sey, er wird die Antwort geben daß die

Digitized by Google

Bank damals mit 80 Mill. Silber und 350 Mill. Banknoten viel zu vorzeitig ihre Baarzahlungen aufnahm, oder im Grunde nicht aufnahm, denn sie wechselte vorläufig nur die Noten geringen und geringsten Nennwerthes, und diese nur tropfenweise aus, so daß diese Aufnahme der Baarzahlungen nur ein Blendwerk war wie alle Werke Brucks. Weit entfernt daß jenes Kriegsgeschrei in den Tuilerien die halbgelungene Rückkehr aus der Insolvenz tückisch wieder vereitelt hätte, kam es vielmehr für Bruck gerade wie eine Sendung von oben, denn nur dadurch ist ihm die Beschämung erspart worden daß die Bank nochmals ihre Zahlungen einstellen und Oesterreich eingestehen mußte, nicht im Stand zu seyn die Bedingungen des Münz- und Handelsvertrags mit dem Zollverein erfüllen zu können. Jene scheinbare Eröffnung der Baarzahlungen zur Täuschung des Publicums war nichts anderes als eine unwürdige Charlatanerie, besonders wenn man sie mit dem Ernst, der Umsicht und den Opfern vergleicht, womit die Bank von England nach den Festlandskriegen die Möglichkeit einer dauernden Aufnahme ihrer Baarzahlungen vorbereitete.

Insofern aber hat Hr. v. Bruck alles heutige Elend welches über Oesterreich und das ehrwürdige Kaiserhaus hereingebrochen verschuldet, als unter seiner Amtsführung jene gedankenlose Verschwendung mit Staatsgeldern getrieben wurde, welche die Quelle der meisten jetzigen Verlegenheiten ist. Im Jahr 1859 war das Nationalanlehen bereits völlig aufgezehrt, weßhalb Bruck auch ohne den italienischen Krieg damals schon wieder zu einem neuen Anlehen hätte schreiten müssen. Forscht man aber nach was mit jenen 500 Mill. des Nationalanlehens sammt dem Kaufschilling der Staatseisenbahnen ausgerichtet worden ist, so findet sich außer dem Aufwand für die verderbliche bewaffnete Neutralität im orientalischen Kriege nichts anderes als eine fünfjährige Verlängerung provisorischer Zustände. Es ist wahr daß die Ausgaben für die Armee und für die bereits angewachsene Staatsschuld das Deficit beträchtlich steigerten, allein auch die Einnahmen hatten sich um volle 100 Mill. gemehrt, die weitaus hingereicht hätten den Mehrbedarf für Heer und Staatsschuld zu decken. Die Verschwendung hauste aber weniger bei der Armee als in den bürgerlichen Zweigen der Verwaltung und mit wahrer Virtuosität im Ministerium des Innern. Wäre Bruck ein schlichter, gerader Mann gewesen, so hätte er nach dem ersten Quartal oder Semester seiner Amtsführung dem Kaiser gestehen müssen daß dieser Weg im Galopp zum Bankerott und der Bankerott vielleicht zum Verlust von Provinzen, jedenfalls zum Verlust rechter Selbständigkeit und des freien monarchischen Willens führen müsse. Hätte dann der Souverän diesen Rath nicht beachtet, so blieb für einen gewissenhaften Minister nichts übrig als um seinen Abschied zu bitten. Allein Hr. v. Bruck war ein großer Staatsmann, der an die „Unverwüstlichkeit der österreichischen Ressourcen“ glaubte, und vor allen Dingen waren gerade in den Fächern die er vertrat, bei den Finanzen, Handel und öffentlichen Bauten, die Ausgaben so übertrieben gestiegen daß Bruck zuerst im eignen Haushalt Bescheidenheit hätte einführen müssen, ehe er Sparsamkeit andern auferlegen konnte.

In diesem Sinne ist er verantwortlich für alle heutigen Bedrängnisse! Hätte er mit gleicher Kunst gespart, wie er verschwendete, hätte er mit dem Nationalanlehen die Bank flott gemacht, hätte er seinen Monarchen nicht in die Lage versetzt daß er beim Ausbruch des nächsten Krieges kein Geld mehr auftreiben konnte, daß der Schatzkanzler der ältesten und berühmtesten Dynastie Europa's zu dem traurigen Mittel clandestiner Emissionen schreiten mußte, wie ganz anders stände es jetzt um Oesterreich? Die Zerrüttung der Finanzen war die stärkste Verlockung zum Angriff, und selbst wenn dieser auch ohne Verlockung erfolgt wäre und mit dem Verlust der Lombardei geendigt hätte, so lange der Kaiser noch Credit besaß, bedurfte er nicht den Reichsrath einzuberufen, oder wenn er ihn berief, konnte er ihn wieder heimschicken, sobald sich der Geist darin gefährlich erwies. Ständische Körperschaften sind gute Stützen für den Thron, und verfassungsmäßiges Leben in ruhigen Zeiten das höchste Ziel dem reife Völker nachstreben sollten, aber einen Reichstag berufen, von dem man wegen seiner Geldverlegenheiten abhängig wird, das führte von jeher zu den größten innern Erschütterungen, und kann für Oesterreich ebenso gefährlich werden wie eine Niederlage bei Solferino.

Oft genug haben wir mit redlichem Willen patriotische Oesterreicher gefragt, was denn in ihren Augen Hrn. v. Bruck zu einem so außerordentlichen Mann erhoben habe, während doch an seinen Schöpfungen die Hohlheit des Unternehmers erkannt werden mußte. Man rühmte dann stets seine angenehmen und leutseligen Formen im Geschäftsumgang, worin er sich vor den pedantischen Kanzleiherrschern aus dürrem Holze auszeichnete, sowie daß er seine Geschäfte rasch und mit großer Sparsamkeit des Actengarnes erledigte. So übertrug er viele Tugenden des Comptoirs in seine amtlichen Geschäftszweige, und zwar in einem Staate der unter dem Drucke von Stempelbogen und Schreiberwesen noch heutigen Tages seufzt. Diese Vorzüge wird ihm niemand bestreiten, im Grunde aber enthalten sie weniger einen Anspruch auf staatsmännische Größe, als eine traurige Kritik für das Mandarinenthum des Kaiserstaates; denn wenn ein Phantom wie Bruck so lang als ein Staatsmann in großem Style gehalten werden kann, bloß weil er sich über die Knechtschaft fossiler Formeln hinwegsetzte und, statt hart und trocken, liebenswürdig oder verbindlich im amtlichen Verkehr sich zeigte, wie muß es dann in den andern Zweigen der Verwaltung zugegangen seyn? Bruck war übrigens zu nachsichtig, denn gerade wie er selbst bei den öffentlichen Unternehmungen von Schwindel nicht frei blieb, so sah er auch mit sträflicher Duldsamkeit zu daß im Frühjahr 1856 Oesterreich und Wien vor allen Dingen einer Börsenkrisis zueilte, welche im Lande selbst und außerhalb so viele Vermögen verwüstet hat. Das war jedoch nur eine Schwäche, seine Hauptschuld aber liegt in der Zerrüttung der Finanzen, die er seinen Nachfolgern hinterlassen hat.

Wäre nämlich der Credit Oesterreichs nicht durch die Schöpfung, das clandestine Wachsthum und die traurige Consumtion des Nationalanlehens so völlig zerrüttet worden, hätte Oesterreich jetzt noch Aussicht seine Truppen auf unbegränzte Zeit

Digitized by Google

hinaus bezahlen zu können, mit wieviel mehr Ernſt und Nachdruck vermöchte es jetzt in Ungarn aufzutreten? welch größern Werth und welche dauernde Wirkung würden dann aber auch alle ſeine Zugeſtändniſſe ohne dieſe Zwang ausüben? Wenn umgekehrt eine Regierung von Verlegenheiten bedrängt eine liberale Politik ſich abnöthigen läßt, dann iſt es ſchwer daß ſie an der richtigen Gränze inne halte. Nur ſolche Staatsgewalten ſind ihrer eigenen Entſchlüſſe Meiſter, die ſich nicht der Gefahr ausſetzen von Forderungen bedrängt zu werden. Hätte die kaiſerliche Regierung 1849 ihren Sieg über die Revolution mäßig benutzt, hätte ſie die wichtigſten Schritte zur Staatseinheit in Ungarn, die Schritte zur Einheit und Gleichheit im Steuer- und Conſcriptionsweſen gethan, die beiden Tafeln aber nicht aufgehoben, ſondern nur ihre Autonomie beſchränkt; hätte ſie nicht auch, was unbillig und unklug war, ſelbſt die alten Verfaſſungen der loyal gebliebenen Croaten und Siebenbürgen umgeſtürzt, in Ungarn nicht die alten Gerechtſame der proteſtantiſchen Kirche gefährdet, ſo hätte ſie wenig oder nichts zurückzunehmen gebraucht. Die Revolution von 1848 gieng an ihrer Maßloſigkeit und Mißachtung aller Rechtszuſtände zu Grunde. Dieſelbe Maßloſigkeit und Mißachtung aber führte zu dem heutigen Strafgericht der Reaction. Die ungariſche Empörung mußte mißglücken an dem Uebermuth der Magyaren welche ihre Volkseigenthümlichkeiten den Nebenländern des Königreichs aufdrängen wollten. Die kaiſerliche Regierung mißachtete aber dieſe geſchichtliche Erfahrung und betrat ſelbſt den gefährlichen Weg des Germaniſirens. Nichts iſt dem deutſchen Namen und der Herrſchaft germaniſchen Weſens ſo verderblich geworden als dieſes unglückſelige Unternehmen. Die Regierung bediente ſich dazu ſehr gefährlicher Werkzeuge, nämlich ihrer deutſchen und noch mehr deutſchböhmiſchen Beamten. Der öſterreichiſche Beamtenſtand ſteht aber tief unter dem Beamtenſtand irgendeines deutſchen Staates, und dieß kommt nicht etwa her von einem Mangel an Fähigkeiten, ſondern von einem Mangel an vorausgegangener Ausbildung. Die Unterſchiede zwiſchen deutſchen und öſterreichiſchen Univerſitäten, deutſchen und öſterreichiſchen Studenten, deutſchen und öſterreichiſchen Lehrern, deutſchen und öſterreichiſchen Lehrmethoden ſind noch immer ſo grell geblieben als wie früher, obgleich das Gebiet des öffentlichen Unterrichts immer noch dasjenige war welches in den letzten 11 Jahren am wenigſten litt. Um einen intelligenten, thätigen und moraliſch tüchtigen Beamtenſtand heranzuziehen, hätte bei den Volksſchulen begonnen, der Jugenderziehung eine ganz andere Richtung gegeben werden müſſen. Nur auf den deutſchen Gymnaſien reifen die Jünglinge für akademiſche Freiheit, nur in der akademiſchen Freiheit reift der Charakter des ſpätern Mannes, reifen Grundſätze überhaupt, reift die rechte Loyalität die ſich nicht im Mißgeſchick erſchüttern läßt. So wie aber Unterricht und Erziehung die Jugend zur Frömmelei und Kriecherei abrichten, dann erwachſen wohl ſervile Beamten, aber ſolche auf die man ſich nicht verlaſſen kann, die nicht den Muth beſitzen unangenehme Wahrheiten zu offenbaren. Mit jenen Werkzeugen hat Oeſterreich zu „germaniſiren“ verſucht, iſt es dann ein Wunder daß jetzt aller Haß auf deutſches Weſen ſich entladet, da vom Deutſchthum der fremde Unterthan nichts kannte als das Brillengeſicht in der Actenſtube? Oeſterreich kränkelt nicht nur wie ehedem an einer unglückſeligen Vielregiererei, ſondern der Beamtenſtand hat ſich auch gemehrt mit der Fruchtbarkeit der Nagethiere. Die Adminiſtration iſt in unzählige Kammern und Fächer getheilt, und jedes Fach beſonders beſetzt, während anderwärts bequem mehrere vereinigt werden, ſo daß ſichtbar das Amt des Beamten wegen, nicht der Beamte des Amtes wegen vorhanden war. Die Folgen dieſes Mißſtandes ſind denn auch ſehr fühlbar. Je weniger ein Beamter zu thun hat, deſto ſäumiger pflegt er ſeine Pflichten zu erfüllen. Die Büreauſtunden ſind in Oeſterreich kürzer als anderwärts, und in den Büreauſtunden die Zeit welche mit Priſennehmen und mit Schneuzen, mit collegialen Plaudereien und Federnſchneiden verloren geht viel größer als anderswo. Ein Staat der einen hohen Perſonenſtand in ſeinen Aemtern füttert, darf keine großen Anſprüche erheben, weil die Auswahl unter den Bewerbern nicht reichlich iſt, er kann aber auch den Beamten nicht beſolden wie es anderwärts geſchieht, ſo daß die guten Köpfe zu andern Berufen übergehen. Statt weniger, reichlich beſoldeter, tüchtiger und fleißiger Beamten hat man in Oeſterreich vorgezogen eine Milchſtraße kärglich ernährter Büreaumäuler aufzuziehen, deren Bildung und deren geſellſchaftliche Manieren durchſchnittlich kaum höher ſtehen als bei uns in Deutſchland die der Lohnſchreiber juriſtiſcher Kanzleien. Daß es aber in Deutſch-Oeſterreich nicht an Intelligenz und nicht an talentvollen Köpfen mangelt, beweiſt uns hinlänglich der Umſtand daß in der mediciniſchen Facultät ſtets ausgezeichnetes geleiſtet worden iſt, und Wien ganz beſonders in etlichen Zweigen der Medicin die deutſchen Univerſitäten verdunkelte. Alſo lag es nicht an den Fähigkeiten, ſondern in dem alten Syſtem der Erziehung und des Unterrichts, wenn von den andern Facultäten durchſchnittlich ſo mittelmäßige Köpfe geliefert wurden. Die Natur- und Heilkunde wie alle halb mathematiſchen, halb beſchreibenden Wiſſenſchaften verträgt am wenigſten äußern Zwang, greift aber auch beinahe gar nicht wie die hiſtoriſchen und philoſophiſchen Disciplinen in das Gebiet des Staates und der Geſellſchaft hinein, höchſtens daß in den reinen Naturwiſſenſchaften Reibungen mit religiöſen Dogmen eintreten können. Daß aber auch dieſe nicht nothwendig erfolgen müſſen, ſondern man der Wiſſenſchaft treu dienen kann, ohne deßwegen die Satzungen der Kirche zu bekriegen, dafür zeugen die vielen großen Leiſtungen der älteren Jeſuiten im Gebiet des Naturwiſſens. Hätte nun in Oeſterreich in den übrigen Facultäten Wiſſenſchaft und Unterricht die nämlichen Freiheiten genoſſen wie die Medicin, ſo hätten ganz ſicherlich die Oeſterreicher ebenſo gute Juriſten und ebenſo intelligente Beamte ihrer Regierung geliefert, als von Wien und Prag geſchickte Anatomen, Phyſiologen und praktiſche Aerzte hervorgiengen. Wenn ſich irgendwie die nichtdeutſchen Völker Oeſterreichs germaniſiren laſſen, ſo kann es nicht durch gehäſſigen Sprachenzwang, ſondern durch die Ueberlegenheit deutſcher Bildung geſchehen, und die ſicherſte Art dieſes Ziel zu erreichen, wäre die Erhebung Wiens zur erſten deutſchen Univer-

Digitized by Google

fität gewesen. Darum glauben wir auch ist nur der Anfang gewonnen wenn jetzt liberale Männer und liberale Grundsätze zur Geltung kommen, denn unter der Herrschaft beider wird erst ein neues Geschlecht heranreifen, welches fähig ist die Plane einer Verjüngung wirklich auszuführen.

So verfehlte man sich nur in der Wahl der Mittel um große Gedanken auszuführen, denn was die kaiserlichen Regierungen in den letzten zwölf Jahren durchsetzen wollten, war nichts anderes, wie wir oft erinnert haben, als was die größten Herrscher des Hauses Habsburg, vor allem Maria Theresia, im Auge hatten. Dieser große Gedanke: nämlich der Einheit und Gleichheit des Reiches und der Reichsbestandtheile, wurde aber hauptsächlich vertreten von einem gefallenen Staatsmann, der jetzt zu den besigeschmähten Personen in Oesterreich gehört. Wohl ist Hr. v. Bach aus dem Amt verdrängt, und nicht ohne eigene Schuld verdrängt worden, denn auch ihn trifft der Vorwurf sinnloser Verschwendung des öffentlichen Gutes und eigensinniger Beamtenwillkür, allein dennoch bleibt er sicherlich der bedeutendste Staatsmann des neuern Geschichtsabschnittes, und der große Gedanke, den er, wenn auch auf verkehrte und verderbliche Weise durchführen wollte, war doch der einzige Rettungsgedanke. Seine Gegner selbst sind genöthigt ganz in seinem Sinn auf die Einheit des Reiches zu dringen, denn einem guten und loyalen Oesterreicher wird die Einheit jetzt noch höher stehen als die Freiheit. Die Einheit wäre auch auf dem Weg erreicht worden den Bach betreten hatte, nämlich durch Weiterbildung des Absolutismus; dazu gehörte aber eine Menge genialer Kräfte und eine ununterbrochene Reihenfolge glänzender Regenten und Staatsmänner. Heutigen Tages, wo die politische Kritik ein Gemeingut zahlreicher Classen geworden ist, hat der Absolutismus harte Arbeit, und jeder begangene und offenbar werdende Fehler erschüttert, weil er sogleich auf die höchste Gewalt zurückfällt, den ganzen Staatsbau. War man auf diesem Weg des Gelingens nicht sicher, dann mußte man die Reichseinheit auf Kosten der unumschränkten Monarchie durch eine Theilung der Gewalten und Berufung eines Reichsrathes zu schaffen versuchen, damit Einrichtungen und Körperschaften vorhanden waren, die an dem Gedanken des Einen und untheilbaren Oesterreichs festhielten. Ein Reichsrath oder Reichstag nach einem bescheidenen Wahlgesetz im Anfang der 50iger Jahre zusammengerufen, wäre von den Völkern wie das größte Gnadengeschenk angesehen worden. Auf ihn hätten sich alle Blicke im Reich gerichtet, von ihm hätte man Erleichterungen und Schutz erwartet, an ihn, also auch an die Einheit hätte man sich gewöhnt. In den Tagen des Glücks und des Glanzes muß man für die schweren Zeiten vorbeugen die einst kommen könnten, aber Selbstbeschränkung fällt gerade dem Glücklichen schwer, wenn nicht unmöglich. Das Verhängniß der österreichischen Politik aber war das Zögern. Man wartete immer auf eine Besserung der öffentlichen Stimmung, gab wenn niemand mehr für das Geschenk dankte, und versäumte vielleicht schon die letzten kostbaren Augenblicke wo man noch der Bewegung sich bemeistern konnte.

Zu spät kamen jedenfalls die Zugeständnisse an die sogenannte altconservative Partei in Ungarn. Damals als Frhr. v. Hübner mit den Magnaten über Ungarns künftige Stellung verhandelte, wäre ein Pact, wie er ihn zur Annahme empfahl, noch wirksam gewesen. Später machte man einer Partei Zugeständnisse als sie schon nicht mehr die Nation hinter sich hatte. Ist der ungarische Landtag nach dem demokratischen Wahlgesetz von 1848 beisammen, dann haben die Magnaten bereits die Rolle ausgespielt und die Juraten kommen an die Reihe. Unausbleiblich wird auch der Geist des Jahres 1848 erwachen und die ungarischen Kammern wieder eine Lostrennung von der Monarchie versuchen. Jedenfalls wird ein Reichstag in Wien kein Ansehen neben und über den Reichstag in Ofen oder Preßburg besitzen. Wenn man den einen parlamentarischen Körper dem andern überordnet, wird der untergeordnete sich stets auflehnen. Das Frankfurter Parlament war im Jahr 1848 gerade so machtlos gegenüber der Berliner Nationalversammlung, als es der Bundestag in Frankfurt jetzt gegen Regierung und Kammern in Kopenhagen ist, als es ähnlich dem Congreß in Washington gegenüber den Parlamenten der Einzelstaaten geht. Neben einem Reichstag kann es nicht Landtage, sondern höchstens Kreistage geben, denn sonst würde und müßte das Allgemeine stets dem Oertlichen unterliegen, oder glaubt man der Magyar werde die Beschlüsse eines österreichischen Reichstages höher achten als die Beschlüsse der ungarischen Tafeln? Gehorchte doch in den alten Zeiten der Magyar nicht einmal seinem Parlament, denn den Gesetzen die von Preßburg oder Ofen kamen, versagten in den Grafschaften die Comitatsversammlungen oft genug den Gehorsam.

Wenn der ungarische Landtag zusammentritt, wird er eine völlige Rückkehr zum Jahr 1848, eine Krönung und Vereidigung des Monarchen auf die alte Verfassung verlangen. Kann man ihm diese nicht abschlagen, so ist die Einheit des Reiches vernichtet und Ungarn nicht einmal mehr der Reichsconscriptionspflicht unterworfen. Solche Plane besorgen wir nicht von Seite der Altconservativen, wohl aber von den Männern der neuen Wahlen, die natürlich im Geschmack derjenigen ausfallen müssen, die den alten Revolutionsspuk, Katzenmusiken und Adlerabreißen von neuem aufführen. Wie sich jetzt die Dinge anlassen, haben auch die Magyaren nichts gelernt und nichts vergessen. Ihr früheres Verhängniß war es daß sie keine Mäßigung besaßen, daß sie am Tag der Selbstbefreiung die Unterdrücker der Deutschen, Slaven und Rumänen wurden. Kaum sind sie jetzt ihre Germanisirungsmaschinen los, so beginnt eine Verfolgung alles Nichtmagyarischen und eine Zertrümmerung alles dessen was an die Adler erinnert.

So sind die Magyaren ihre eigenen schlimmsten Feinde. Besser können sie nicht die „Mißregierung der letzten zwölf Jahre“ verherrlichen, als wenn sie jene Gesetze und Zustände vertilgen, die dem Lande eine vorher nie gekannte Wohlfahrt gebracht haben. Aus der Asche der österreichischen Proceßordnungen, der Hypotheken- und Civilgesetzbücher wird sicherlich ein Phönix erstehen. Jene „Jahre der Mißregierung“ waren für Ungarn die Jahre der fetten Kühe und der Ueber-

Digitized by Google

gang zu höheren Zuſtänden, zum bürgerlichen Rechtsſtaat. Das wäre der ſicherſte Weg über die Magyaren das Weltgericht der Geſchichte zu bringen, wenn ſie mit den Adlern auch die Bauten der Adler zertrümmerten um in das feudale Chaos ihres alten Rechtsunweſens oder Unrechtsweſens zurückzuſinken. Die Magyaren rühmen ſich gern ihrer ererbten politiſchen Bildung. Es iſt auch ganz richtig daß eine ſelten unterbrochene parlamentariſche Praxis den Ungarn eine große politiſche Ueberlegenheit vor den andern öſterreichiſchen Völkern geſichert hat, doch war dieſer Vorzug mehr ein Eigenthum der höheren Stände. Iſt der parlamentariſche Tact auch eine Zierde und Vorzug, ſo ſoll er doch nur als Mittel zum Zwecke dienen, und der Zweck bleibt immer die beſtändige Fortbildung der geſetzlichen Zuſtände und die Entwicklung der allgemeinen Wohlfahrt. In dieſer Beziehung aber haben die ungariſchen Landtage beſchämend wenig geleiſtet. Die Magnaten, Juraten und Advocaten hielten funkelnde Reden, aber überließen das Land der alten Verwahrloſung, ſo daß die prunkhafte Peſther Kettenbrücke, wie es oft geſagt wurde, gen Weſten in den unwegſamen Bakonyer Wald gen Oſten auf die ſtraßenloſen Pußten führte. Jene zehn Jahre der Mißregierung gaben Ungarn ein Netz von Eiſenbahnen, die Eiſenbahnen gaben den Producten Märkte, die Märkte den Producten einen dreifachen Werth, und dieſer Werth wiederum dem Grundbeſitze nie geträumte Renten, ſo daß Ungarn, obgleich es vor 1848 an Oeſterreich keine Abgaben als die Zollerträge ſeines Binnengebietes abführte und jetzt etwa 80 Mill. oder mehr aufbringen muß, dennoch unvergleichlich wohlhabender geworden iſt als es damals war. Wenn alſo die Magyaren ſich nicht begnügen den aufgelegten Sprachzwang in der Schule und vor Gericht abzuwerfen, ſondern mit der Sprache auch die andern Früchte der „deutſchen Unterdrückung“ den Adlern nachſchicken wollen, ſo wird ſich bald das Geſchlecht welches dieſe Wohlthaten gekoſtet hat, gegen ſolchen Uebermuth auflehnen. Ohne das öſterreichiſche bürgerliche Geſetzbuch und die öſterreichiſche Gerichtsordnung Aviticität, zehnmalige Appellation, Rechtsunſicherheit und Proceſſe, die von Kindern auf Enkel vererben; ohne geordnete Hypothekenbücher keinen ländlichen Credit; ohne Credit keine Verbeſſerung der Landwirthſchaft, ſondern Sinken der unbeweglichen Werthe; ohne Gendarmerie das alte romantiſche Räuberunweſen, welches die oft beklagten „nationalen“ Comitatshaiduken niemals auszurotten vermochten; ohne jene Wohlthaten der zehnjährigen Mißregierung nichts als eine maleriſche Anarchie, die wohl der akademiſchen Jugend wie das goldene Zeitalter erſcheinen mag, die aber für die arbeitſame Bevölkerung zuletzt unerträglich werden und den denkenden Magyaren als ein Rückfallen in mittelalterlichen Graus erſcheinen wird.

So denken auch, daran zweifeln wir keinen Augenblick, die altconſervativen Magnaten, die im Grunde nicht kaiſerlich, wohl aber königlich geſinnt, im Jahre 1848 ſich völlig von Koſſuth zurückzogen und die Verletzung der pragmatiſchen Sanction mißbilligten. Wir fürchten aber immer daß ſie ſelbſt längſt in den Verlegenheiten des Goetheſchen Zauberlehrlings ſtecken. So war die Berufung eines liberalen und toleranten Miniſteriums in Wien, wie die Dinge einmal gekommen ſind, das einzige Mittel welches noch übrig blieb. Wenn die öſterreichiſchen Völker Vertrauen in die Sinnesänderung der Regierung faſſen, dann iſt noch nichts verloren. Der alte Patriotismus, der Glaube an die Unverwüſtlichkeit des Hauſes Habsburg könnte wieder erwachen, und es möchte ſich dann finden daß die Slaven und die Deutſchen, daß ſelbſt die gemäßigten Ungarn wieder zuſammenhalten, weil ſie zuſammenhalten müſſen, inſofern, wenn ſie heute das ſchwarzgelbe Oeſterreich zerſtörten, ſie morgen ein anderes Oeſterreich aus den Scherben aufzubauen hätten.

Venedig freilich wird vorläufig eine Anomalie bleiben, zumal wenn das neue Italien auch noch den Papſt und die Kirche aus ihrem alten Erbe hinaus annexiren, über die Halbinſel dann ein wunderbares Zeitalter von Einigkeit und Zufriedenheit anbrechen, und eine piemonteſiſche Muſterregierung durch Rechtsſinn, Sparſamkeit und Volksgunſt die öſterreichiſchen Zeiten verdunkeln ſollte. Es liegt daher ſehr nahe den Oeſterreichern zum Verkauf dieſes blauen Zipfels an einem rothen Kleid zu rathen. Sechshundert Millionen iſt eine ſchöne Ziffer. Damit ließen ſich die Bank flott machen und das halbe Nationalanlehen aufkaufen. Wären die Finanzen wieder in der alten Blüthe, mit welcher Kraft und welchem Nachdruck könnte dann die Regierung gegen den föderaliſtiſchen Zerſetzungsproceß im Reich ſich kehren! Italien wäre befriedigt und befreundet, in England gewänne man die Hochachtung der Mancheſterpartei, vielleicht ſogar einige der Whigs. Das Heer könnte beträchtlich vermindert, und alle Sorgfalt Ungarn und dem orientaliſchen Beruf zugewendet werden. In der That der Handel wäre in jeder Beziehung vortheilhaft, wenn man Oeſterreich einen Schwamm geben könnte um nicht bloß von der Karte, ſondern auch aus der Geſchichte jede Spur ſeines venetianiſchen Beſitzes zu vertilgen. Wäre noch heute die Zeit Thuguts, dann könnte man Oeſterreich rathen ſeine Hand nicht auszuſtrecken nach den Gütern des Marcuslöwen. Jetzt iſt es zu ſpät. Jetzt gilt nur die Loſung: zu halten oder glorreich zu verlieren. Wir wollen nicht unterſuchen welchen militäriſchen Werth das Viereck am Fuß der Alpen beſitzt, wir wollen nicht abziehen, was von den ſechshundert Millionen für erforderliche neue Feſtungsbauten übrig bleiben möchte, nicht unterſuchen, wie viel oder wie wenig man dann noch zur Tilgung der befeſtigten und der ſchwebenden Reichsſchulden auf der Hand behalten würde, wir wollen nur der ſittlichen und der politiſchen Folgen gedenken, die eintreten müßten, wenn man Kronen ſtückweiſe wie eine „Häringswaare“ auf den Markt brächte. Es könnte dann wohl durch die Ironie der Zeitläufe geſchehen, daß Fürſt Cuſa durch ſeinen Bankier dem Wiener-Cabinet Vorſchläge über Ausverkauf der Marmaroſch, ſowie der rumäniſchen Bruchſtücke Siebenbürgens und des Banates, daß Fürſt Miloſch ähnliche Angebote für die Woiwodſchaft machen ließe, und vor allem die Ungarn mit Anträgen für ihren Loskauf ſich meldeten, damit keine Beſchämung der kaiſerlichen Regierung erſpart würde. Oeſterreichs Stellung beruht jetzt nur noch darauf, daß aus der

Digitized by Google

Asche heraus der alte gute schwarzgelbe Patriotismus wieder zum Auflodern gebracht werde, aber gerade die besten Patrioten in kaiserlichen Landen würden sich unwillig erröthend das Gesicht verhüllen, wenn ihnen aus der Trübsal mit Geld und Schimpf geholfen werden sollte. Nach einem solchen Schacher würde das Ansehen der Regierung so gründlich vernichtet seyn, daß gewiß das sicherste Mittel um Ungarn zu verlieren der Verkauf Venedigs wäre, denn kein Oesterreicher und die Magyaren am allerletzten würden einer Regierung noch dienen und gehorchen wollen, die zum Hohne Europa's vor aller Welt zu einer entehrenden Preisgabe ihres Erbes sich hätte bestechen lassen, denn was 1859 der Regierung so tief geschadet hat, war das leichte Aufgeben der Lombardei, anstatt zur Lombardei auch noch Venedig, ja alles gegen Eins aufs Spiel zu setzen um sich im Unterliegen trösten zu können: Tout est perdu sauf l'honneur. Welchen Eindruck würde aber, fragen wir, ein Verkauf der venetianischen Krone hervorbringen? Oesterreich verzichtete nicht bloß dadurch auf jedes Recht zu einer Rückkehr über die Alpen, auf jede Möglichkeit der Benutzung später eintretender Reactionen auf der italienischen Halbinsel, sondern es frevelte auch gegen die Grundsätze der Legitimität, denn was man von Gottes Gnaden ererbt hat und besitzt, das kann man im Unglück wohl verlieren aber nicht verkaufen. In Oesterreich denkt auch gottlob keine christliche Seele daran zu solchen schimpflichen Mitteln die Zuflucht zu nehmen, aber das mögen sich die Oesterreicher gesagt seyn lassen daß gerade diejenigen welche ihnen jetzt eifrig zu dem Geschäftchen rathen, die ersten seyn würden die nach der erduldeten Schmach vor tugendsamer Empörung ausspeien würden. Behaupten oder glorreich verlieren ist der einzige Rath welchen Oesterreich anhören darf, und wer zum zweiten nur entschlossen ist, dem wird das erste nicht mißlingen.

Unter den Indianern.

Von Frank Lorenz.

Zweite Erzählung.

Als wir unter Vortritt unserer bemalten Einholungsgesandten Danieltown erreichten, hatte der Tag sich geneigt; die Jäger waren zurückgekehrt, die Frauen bereiteten die Abendmahlzeiten, Kinder und Hunde schwärmten um die Zelte — denn das Wort town (Stadt) ist nur als ein Laut des Wohlklangs zu verstehen; um Gotteswillen glaube niemand wir seyen nach einer „Stadt" gekommen — und Daniel Claiborne, der Häuptling dieser „Stadt," und ein Vetter von William North, unserm Freund und Führer, ließ uns einladen zu ihm zu kommen. Die ersten Zelthütten von Danieltown standen auf etwas ansteigendem Grund, so daß man die ganze Niederlassung erst übersah wenn man sich derselben bis auf wenige Schritte genähert hatte.

Gleich zu Anfang der Zeltgasse rechts und links befanden sich geräumige Zelte aus ungegerbten Thierfellen, die Haarseite nach innen, die Außenseite phantastisch mit Figuren und Zeichen roth und blau bemalt. Vor den Hütten waren niedrige Herde mit Hülfe einiger Steine roh construirt, auf denen Töpfe und Pfannen kochten, und ich war nicht wenig erstaunt auch eiserne Töpfe zu sehen, gewiß aber für diese Leute eine zweckmäßige und kostbare Acquisition. Bei schlechtem Wetter wird in den Hütten gekocht.

Die Kinder verkrochen sich in und hinter den Zelten und blickten scheu zu uns auf; auch die Hunde, von deren Wildheit ich so viel gehört, erschienen nur mit eingeklemmtem Schweif, wir mußten ihnen also wie die ächten weißen Teufel vorkommen!

Inmitten von vielleicht zwanzig oder fünfundzwanzig Hütten von fast gleicher Größe stand ein Gebäude — ein Schuppen könnte man es nennen — mit geraden Wänden, ohne Fenster, mit nur einer großen Thüröffnung in der langen Seite, das Ganze 12 bis 14 Schritte lang, 8 Schritte breit und nicht viel über Mannshöhe hoch; ein Holzgerüst, ebenfalls außen — und auch innen, wie wir bald sehen — mit Thierfellen behangen. Dieß war der Palast des Häuptlings Daniel.

Wim und Clissold mußten mich vom Pferd heben, so steif und unbeholfen war ich, mein linker Arm, Schulter und ganze Seite bedeutend geschwollen und schmerzhaft. Daniel, ein weißhaariger und weißbärtiger alter Indianer (ein Wunder, denn die Indianer, wenn sie auch hie und da die Sitte aufgegeben haben ihr Haupthaar bis auf die Skalplocke auszuraufen, halten doch fast durchweg streng auf das Ausreißen des Bartes), empfieng uns sitzend auf einer viereckigen Pritsche, die anscheinend ihm auch als Lager diente. Er sprach ziemlich geläufig englisch und lud uns ein Platz zu nehmen, wo? — auf der Erde? — Clissold sagte ihm ziemlich unceremoniös daß ich verwundet und krank sey, und sein Platz der einzige und beste für mich seyn würde, worauf der greise Häuptling langsam von seiner Platform herabrutschte und mir stillschweigend mit der Hand winkte Platz zu nehmen. Ein großes Polster (Laubsack oder Matratze) aus weichgegerbter Hirschhaut, mit trocknem Laub gestopft, wurde auf der Pritsche ausgebreitet, und mit unendlichem Behagen streckte ich mich darauf aus.

Die größere Hälfte des Wigwam (Wohnung) bildete ein offener Raum in dem wir uns befanden; die andere Hälfte war mit einer Zeltwand abgetrennt und enthielt das Schlafgemach so wie den Kochraum der Häuptlingsfamilie.

Wim und Dan (trotz ihrer oft vielsylbigen Namen lieben die Indianer sehr die Abkürzungen, besonders im näheren Verkehr) begrüßten sich einfach durch Handschütteln und setzten sich dann platt auf die Erde, Clissold nahm auf meiner Pritsche Platz.

Am Eingang der Hütte hatte sich mittlerweile die halbe „Stadt" versammelt, und nachdem Dan's Pfeife von Wim und Clissold bis zu mir gewandert war, und jeder ein paar Züge

d by Google

daraus hatte thun müſſen — keine leichte Aufgabe, da das „dampfende Kraut“ aus irgendwelchen bitterböſen Blättern beſtand! — referirte Wim unſer Abenteuer mit den Comanchen, und beide verhehlten ſich und uns nicht daß noch „unpleasant consequences“ daraus kommen könnten. Sie wurden einig daß Wim allein noch heute Abend nach Williamstown aufbrechen, und die Krieger ſeines Stammes benachrichtigen ſolle ſich auf Feindſeligkeiten vorzubereiten, während Tatawap auf einem Umweg über Pawnee-Village (der Stadt der Picts) nach Waſhita-Agency zurückkehren, und dem Commiſſär Lieut. Donelſon Anzeige machen ſollte. Cliſſold ſchrieb einige Zeilen an denſelben und an Dr. Watſon wegen meiner Verwundung, und bat wenigſtens um einige Arzneien und Inſtrumente an denen wir vollſtändigen Mangel litten — da das Beſte — ein Beſuch vom Doctor — außer aller Frage ſchien.

Mein Zuſtand ward inzwiſchen ſehr unbequem. Nach all den Aufregungen und Anſpannungen der letzten drei Tage welche meine Wunden verſchlimmert hatten, trat eine Mattigkeit und Schwere der Glieder ein, verbunden mit drückendem Kopfſchmerz und einer ſo compacten Schwermuth (möchte ich ſagen) daß es mir die Bruſt zuſammenſchnürte und ich am liebſten geweint hätte! — Eſſen konnte ich nichts, nur ein heftiger Durſt plagte mich, und das Waſſer war entſetzlich!

Cliſſold entfernte alle übrigen und blieb allein bei mir.

Von der Nacht erhoffte ich Ruhe und Stärkung; ſtatt deſſen aber ergriff mich ein heftiges Fieber; mein Durſt war nicht zu löſchen, die Zunge raſſelte mir im Mund, und der Kopfſchmerz ſteigerte ſich bis zur Bewußtloſigkeit.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich entſetzlich matt und kalt. Der Tag dämmerte ungewiß durch den ungemüthlichen Raum, und ich erkannte eine weibliche Geſtalt die am Fußende meiner Pritſche ſaß, mir den Rücken zukehrend. Noch ehe ich ſie näher betrachten konnte, hatte eine Bewegung vor mir ſie aufmerkſam gemacht, ſie wendete ſich geräuſchlos um, und frug im reinſten Engliſch mit wunderbar melodiſcher Stimme: „Brauchen Sie etwas?“

„Trinken!“ konnte ich nur ächzen, denn mein Gaumen war dürr, und knochentrocken meine Zunge.

Sie führte ein Gefäß an meine Lippen und ich ſog mit Wonne, einen Labetrunk ein, von dem ich nicht wußte was es war.

Als ich meine Augen auf ſie gerichtet hielt mit der Abſicht ſie anzureden, machte ſie eine Bewegung, wie um mir Schweigen zu gebieten, und ſagte: „Sie müſſen nicht ſprechen; ich werde Pawmipunca rufen,“ worauf ſie verſchwand. Nach einigen Minuten trat Cliſſold hinter dem Vorhang hervor.

„Gott ſey Dank, mein Junge, daß Sie geblieben ſind. Wir dachten wahrhaftig ſchon Sie wollten gar mit franzöſiſchem Abſchied fortſchlüpfen. Nun, und wie geht's? Beſſer? Schſcht! nicht ſprechen! — Pſcht! nicht ein Wort — ich werde Ihnen alles ſagen — nach und nach!“

Er griff nun an meinen Puls, ſah mir noch ins Auge und ſagte: „Ich glaube ſelbſt daß Sie beſſer ſind. Aber dieſe wenigen Tage waren wir recht in Sorge.“

Tage!? mußte ich unwillkürlich ausrufen. Ich war doch geſtern Abend hier erſt angekommen!!

„Geſtern Abend!? mein lieber Kerl!! Da würden Sie mit Ihrem Kalender ſehr in die Brüche gerathen! Heute iſt Donnerſtag, und am Montag Abend ergriff Sie das Fieber. Aber das kommt davon wenn man Freitags auszieht,“ ſetzte Cliſſold mit halbem Ernſt hinzu.

In dem Augenblick erſchien das junge Mädchen wieder, den Vorhang lüftend, und nickte Cliſſold fragend zu.

„Komm herein, Eina, bringſt du den Zauberer?“ redete dieſer ſie an.

Das Mädchen trat von der Seite und ließ einen Indianer herein, wie ich ihn daheim auf einem Chriſtmarkt ſehen möchte! Augenbrauen, Backenknochen und Kinn zinnoberroth bemalt, dazwiſchen blaue Linien, die wie ein Katzenbart ſtrahlenförmig ſich ausbreiteten. Auf dem Kopf trug er einen turbanähnlichen Bau von rauhen Thierfellen, über den Schultern ein Bärenfell, und Bruſt und Arme nackt, aber ebenfalls bemalt, nur waren Handgelenke und Oberarme mit breiten gelben Ringen umzogen als ob er goldene Armbänder trüge. Eine Schürze von Blankelſtoff vollendete ſeinen ganzen Anzug. Dieſes war Paw-mee-pun-ca, der Wizard (Beſchwörer) des Stammes. Er ſprach nur indianiſch, wenigſtens beſchränkte ſein Engliſch ſich auf „Djing“ (Gin, Branntwein) und „Akanſaw“ (Arcanſas), weßhalb Eina — wie ich nun erfuhr Daniels einzige Tochter — dolmetſchte.

Mit ceremoniöſen Grimaſſen trat der „Doctor“ zu mir, ſchlug meine Decke zurück, und ſah den Verband nach, den man mir während meiner Bewußtloſigkeit gelegt. Ich kam nun auch zu dem Bewußtſeyn daß Seite und Arm minder ſchmerzhaft waren; die Geſchwulſt ſchien faſt ganz gewichen. Uebrigens hatte mich, nach Cliſſolds Verſicherung, das Fieber ſchon am Mittwoch Morgen verlaſſen, und die letzten 24 vollen Stunden hatte die Natur ihr gutes Recht vorweg in Anſpruch genommen, und mich in einen Schlaf verſenkt, ſo daß man mich auf der Straße ſchnarchen gehört! Der Verband wurde erneuert, was der „Doctor“ mit Würde und Geſchicklichkeit that; das Verbandtuch war ein friſches Hundefell, die „Salbe“ ein Brei von indianiſcher Compoſition, kühlend und beſänftigend. Der alte Burſche gefiel mir übrigens ganz wohl. Cliſſold belohnte ihn mit einem „Quid“ (einem Stückchen Kautabak), und er entfernte ſich mit denſelben Ceremonien mit denen er gekommen war.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Kleine Mittheilungen zu den aufgefundenen Gegenständen im Theater des Herodes Atticus.

Von L. Lauberer.

Zu den merkwürdigen Gegenständen die sich unter dem Schutte bargen der nun Tausende von Jahren die kolossalen Ueberreste des Theaters des Herodes Atticus — nach seiner Gemahlin, zu deren Ehren Herodes dieses Theater erbaute, auch Theater der Regilla genannt — bedeckte, gehörten vor allem kolossale Stämme von Cedernholz, die sich im halbverbrannten Zustande befanden, indem dieses Theater ein Raub der Flammen wurde. Riesenhaft große Nägel, von einer Länge von 1½—2 Fuß, eiserne Klammern für das hölzerne Gebälk und eine Unmasse von Konchylien. Diese Konchylien gaben nun den Archäologen Veranlassung verschiedene Hypothesen darüber anzustellen; die einen halten sie für diejenigen Muscheln aus denen die Alten ihren Purpur bereiteten, der jedoch bekanntlich in den Purpurfabriken zu Tyrus, Kos, Amykla, Salona in Dalmatien, Lyssa, Tarentum, Ancona, Syracus und in This in Oberägypten bereitet wurde. Aus andern Stellen der Alten erhellt daß in den Buchten von Sparta sich diese Purpurmuscheln fanden, die nun theils nach Cerigo, theils nach Athen in die Purpurfabriken gebracht wurden. Wegen der Menge der Purpurmuscheln die in den Buchten von Cerigo — Kithera bei den Alten genannt — gefischt wurden, benannte man diese Insel *Πορφυροῦσα* — Purpurmuschel-Insel, und nicht nur in Athen, sondern auch nach Theben wurden diese Muscheln gebracht, und zur Purpurgewinnung verwendet. Zwei Arten von Konchylien wurden zur Purpurgewinnung verwendet: die Trompeten-Schnecke, *Κήρυξ*, Murex brandaris, und die Purpur-Schnecke, *Πορφύρα* genannt, Pelagia purpurea.

Zu den andern unter diesem Schutt aufgefundenen interessanten Gegenständen gehören auch Trümmer von Steinziegeln, darunter auch einige ganze, mit denen das Theater bedeckt war. Sie sind aus einem steinharten Thon, der eine Glasur hatte, gebrannt, und auf vielen fand sich die Figur des Irrgartens eingegraben, sowie folgende Zeichen: Ⓗ = ⊙. Diese beiden Zeichen sind das älteste ○ des griechischen Alphabets, mithin Ziegel für das *θέατρον*, Theaterziegel. Auf andern fanden sich die Zeichen H und P; ersteres läßt sich auf den Erbauer des Theaters *Ἡρώδης* (Herodes), letzteres auf seine Gemahlin Regilla deuten. Mithin schienen alle Ziegel bezeichnet worden zu seyn: *Κέραμοι* des Theaters von Herodes und Regilla. Diese Ziegel gehören zu den interessanten Gegenständen die aufgefunden wurden.

Miscellen.

Italienische Bibliographie. Seit Anfang des Jahres 1860 erscheint in Venedig in der Buchhandlung alla Fenice auf dem Marcusplatze (Justus Ebhardt) allmonatlich eine Bibliographie neuer italienischer Bücher unter dem Titel: Bulletino mensile, auf die wir die Freunde der italienischen Literatur aufmerksam machen. Wir haben die ersten neun Nummern derselben vor uns liegen und können über die Reichhaltigkeit der Verzeichnisse nur günstiges sagen. Größtentheils sind die in ihnen aufgeführten Bücher ganz neu und zumeist in Oberitalien erschienen, und sie umfassen alle Zweige der Literatur. Der Katalog, der unentgeltlich ausgegeben wird, ist alphabetisch geordnet, ohne (was sachgemäß und wünschenswerth wäre) den Inhalt der Bücher zu berücksichtigen und darnach die Verzeichnisse selbst zu classificiren. Der Mai- und Juni-Nummer ist ein, auch auswärts und in fremden Sprachen erschienene Bücher berücksichtigendes Verzeichniß der Dante-Literatur (Catalogo Dantesco) beigegeben. Aus dem bis jetzt uns zugegangenen Bulletino mensile geht namentlich hervor daß auch in Italien viel aus fremden Literaturen, aus dem Deutschen, Französischen u. s. w. übersetzt wird; aber es ist mehr als bedenklich daß unter den Autoren, deren Werke ins Italienische übersetzt werden, auch Paul de Kock sich befindet.

*

Moderne Kunstverwandlungen. Bekanntlich kamen im alten kaiserlichen Rom solche Verwandlungen, daß man auf die Bildsäule eines Gottes oder einer Göttin den Kopf eines Kaisers oder einer dem Kaiser nahestehenden Frau setzte, gar häufig vor. Niedrige Schmeichelei war dabei hauptsächlich der Beweggrund. Auch im modernen Rom und im neuen Italien überhaupt sind solche Verwandlungen vorgekommen, aber nicht immer ist es aus berechnender Schmeichelei geschehen. Bisweilen war eine Laune oder politische Leidenschaft dabei im Spiel. Eine arge historische Ironie fand in dieser Beziehung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Mailand statt. Dort stand noch vor länger als sechzig Jahren auf der Piazza dei Mercanti an der Fronte eines den Platz umgebenden Hauses die kolossale Marmorstatue Philipps II von Spanien, des Beherrschers von Mailand, bis ihr die Revolution von 1798 so übel mitspielte. Damals nahmen die modernen Republicaner nach französischem Zuschnitt dem stolzen König das Scepter aus der Hand und gaben ihm dafür in dieselbe den Dolch des römischen Freiheitshelden Marcus Brutus, dessen Kopf sie ihm, nachdem sie den seinigen abgeschlagen, auf die Schultern gesetzt hatten. Der verrufenste Tyrann war in den gepriesensten Freiheitshelden umgewandelt worden! allein die Metamorphose hatte keine lange Dauer. Zwei Jahre später kamen, wie Manzoni in seinen „Promessi Sposi" erzählt, eines Morgens andere Leute, die für Marcus Brutus keine besondere Schwärmerei empfanden, warfen der Statue einen Strick um den Leib, rissen sie von ihrem hohen Standort herab, schleiften sie durch die Straßen der Stadt und warfen sie endlich in einen Schmutzwinkel.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 2. Augsburg, 6 Januar 1861.

Tropische Fahrten.

(Nach amerikanischen Quellen.)

Von Punta Arenas nach Esparza.

Es war im Anfang März 1858 als wir den Hafenplatz Punta Arenas an der pacifischen Küste von Costa Rica erreichten. Wir hatten die Tour von Panama bis in den Golf von Nicoya in sehr kurzer Zeit zurückgelegt, denn das Wetter hatte uns außerordentlich begünstigt. Die See war ruhig wie ein Spiegel, und so klar daß man zuweilen bis auf den Grund zu schauen meinte. Wir behielten die Küste von Veragua, der nördlichsten Provinz von Neu-Granada, beständig in Sicht, segelten oft nur in Büchsenschußweite längs dem Gestade hin, und hatten vollkommene Muße die malerischen Schönheiten desselben zu bewundern.

Am Morgen unseres dritten Reisetages öffnete sich vor uns der Golf von Nicoya. Zur Linken schimmerte durch den Nebel das Cap Blanco, welches gleichsam die östliche Säule des Eingangsthores zum Golf bildet. Rechts steht, wie ein Wachtthurm, der Vulcan Herradura, in dessen Schatten das kleine braune Eiland Caño liegt. Weiterhin erblickten wir als sich der Morgennebel verzogen hatte, die Spitzen höherer Berge, den San Pablo mit wolkenbegränztem Haupte, der Pic des Aguacate glänzte im Sonnenschein, alle aber wurden überragt von den Votos, die sich schattenhaft wie Nebelgebilde von dem tiefblauen Himmel abhoben. Längs des entgegengesetzten Ufers zeigen sich eine Menge kleine Eilande — die Nigriten, San Lucas und Pan Azucar — traurige, felsige Inselchen, an deren Fuße man indessen reiche Perlmuschelbänke entdeckt hat. Wir ließen eine nach der andern hinter uns, und endlich lag das Ziel unsrer Reise, Punta Arenas mit seinen weiß angestrichenen Häusern, rothen Ziegeldächern, Kirchthürmen und Flaggen, seinen zwischen Bäumen und Laubwerk halb verborgenen Hütten vor uns. Rechts am Strand steht ein hölzerner im Pagodenstyl erbauter Leuchtthurm.

Da der innere Hafen von Punta Arenas nur für kleinere Schiffe, Piraguas, Küstenfahrer und kleine Schooner zugänglich ist, so sahen wir uns genöthigt im äußern Hafen, neben einer französischen Brigg und einem holländischen Schiffe, eine Seemeile vom Ufer unsere Anker auszuwerfen, und waren bald von einer Menge kleiner Fahrzeuge — Piraguas, Bongos, Scows u. s. w. — umschwärmt, die sich bereit zeigten die Landung der Passagiere und Güter zu vermitteln. Für den Handelsverkehr ist der Mangel eines Landungsplatzes außerordentlich störend, denn die Beförderung der Waaren durch Boote ist eine ebenso kostspielige wie zeitraubende Procedur. Das Uebersetzen eines Passagiers kostet allezeit einen Dollar. Zur Zeit der Ebbe legt man die letzten 50 Yards bis zum Ufer auf dem Rücken eines Eingebornen zurück, der bis über die Kniee im Schlamm watet.

Der Hafen von Punta Arenas, ein Freihafen, ist der bedeutendste, man möchte fast sagen der einzige in Costa Rica. Die übrigen Hafenplätze des Staates sind entweder noch von undurchdringlicher Wildniß umgeben, besitzen keine Verbindungsstraßen mit dem Innern des Landes und werden deßhalb nicht von Handelsschiffen besucht, oder sie sind, wie die Bay von Matina an der atlantischen Küste, nur kleinen Fahrzeugen zugänglich. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich später der Hafen von Juan del Norte zum ersten Range aufschwingen, gegenwärtig aber monopolisirt Punta Arenas den Handel des Landes.

Außerdem ist Punta Arenas ein besuchter Bade-Ort, und für Costa Rica ungefähr das was New-Port für Nordamerika ist. Die besten Familien des Landes besitzen am Golf von Nicoya Austernfischereien, Badehäuser und hübsche Cottagen, welche während der Saison — Januar und Februar — von der heitersten Geselligkeit belebt werden; die Austern der Bay sind ausgezeichnet, Fische und Krebse vortrefflich und im Ueberfluß, und die eifrig betriebene Perlenfischerei gewährt wegen der Größe und Schönheit des Productes große Vortheile.

Auch wegen seiner schönen Quellen, die kühl und klar aus dem sandigen Boden sprudeln, ist Punta Arenas berühmt. Das Klima, obgleich sehr heiß — als wir ankamen, zeigte der Thermometer 90° im Schatten — ist dennoch gesund. Bodenbeschaffenheit und Lage halten Punta Arenas frei von allen schädlichen Miasmen, welche die Küstenstriche heißer Zonen meist unbewohnbar machen.

Digitized by Google

Aber das ist noch nicht alles; Punta Arenas besitzt neben andern Vortheilen auch den einer Eisenbahn. Dieselbe ist neun Meilen lang und wurde von einer Gesellschaft amerikanischer Speculanten mit einem Capital von 80,000 Dollars gebaut. Nach der Berechnung der Unternehmer sollte der Schienenweg aus und nach dem Innern des Landes benutzt werden, aber man gewann als er fertig war, die Einsicht daß wenn das Unternehmen sich rentiren sollte, jeder Centner Kaffee für die neun Meilen die er per Eisenbahn zurücklegte, ebenso viel Fracht zahlen müßte wie bei dem Transport durch Ochsenkarren für die ganze Strecke von 70 und mehr Meilen. Das Unternehmen erwies sich als nicht lebensfähig, und gegenwärtig zieht ein abgetriebenes Maulthier mit der Schnelligkeit von zwei engl. Meilen in der Stunde auf dem versandeten Schienenwege einen Wagen hin und her, der nur von Blinden, Kranken und Faulen benutzt wird.

Mit den übrigen Sehenswürdigkeiten von Punta Arenas kann sich der Fremde in einer gut angewendeten Stunde vollständig bekannt machen. Hat man den sandigen im Sonnenschein glitzernden und glühenden Strand hinter sich, so gelangt man zunächst auf die Plaza, in deren Mitte sich ein hölzerner Obelisk erhebt, ein häßliches, roh gearbeitetes Monument, das man zu Ehren des General José Maria Cañas und zum Gedächtniß seiner Thaten gegen die Flibustier errichtete. Etwas weiterhin liegt der Marktplatz des Ortes, der auf drei Seiten von Verandas und Colonaden beschattet wird. Als wir ihn gegen Abend besuchten, fanden wir ihn voll Lärm und Leben, denn es war so eben eine Kaffeekarawane aus dem Innern des Landes eingetroffen. Eine Menge schwer beladener Ochsenkarren waren aufgefahren, und in allen Läden und Verkaufsständen wimmelte es von geschäftigen Menschen. Bunt durcheinander lagen Pyramiden von Cocosnüssen und Orangen, Haufen von getrocknetem Rindfleisch, schneeweiße Hemden, Shawls in allen Farben des Regenbogens, Strohhüte und Ledersandalen, Machetas und Sporen mit mächtigen Rädern, köstliche grüne Gemüse, Papagaien, candirte Früchte, musikalische Instrumente, Käse und Pickels, Salzfische und bedruckte Baumwollenwaaren. Neben schwarzen Schweinen bot man gekochte Bohnen und Affen aller Art zum Verkauf.

Unser Aufenthalt in Punta Arenas war nur ein sehr kurzer. Am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft machten wir uns auf den Weg nach dem vorläufigen Ziel unserer Reise, der Stadt San José. Ein einstündiger scharfer Galopp längs des Strandes brachte uns nach Chacarita, einer Station des Hauptzollamtes, welches sich tiefer im Lande an der Garita del Rio Grande befindet. In Chacarita werden diejenigen eingeführten steuerbaren Güter — Spirituosen, Tabak und Schießpulver — gewogen — und verzollt, die nach den Ortschaften Esperanza, San Mateo und Atenas bestimmt sind — Ortschaften welche zwischen Punta Arenas und dem Hauptzollhause mitten in der Einsamkeit und Wildniß gleichsam verloren liegen.

Die Station Chacarita besteht aus einem geräumigen von Bambus und wildem Zuckerrohr erbauten Schuppen, einem Hühnerstall und einem Stückchen Feld, das mit Mais bepflanzt ist. Im Innern des räucherigen Schuppens fanden wir den Zollinspector, der sich in Hemdärmeln, den Stumpf einer Cigarette zwischen den Lippen in seiner Hängematte wiegte. Nachdem wir ihn überzeugt hatten daß unsere zusammengerollten blauen Decken nichts enthielten als Wäsche, gab er uns, ohne sich aus seiner bequemen Lage zu erheben, durch eine huldvolle Handbewegung zu erkennen daß wir die Erlaubniß hätten unsern Weg fortzusetzen, und einen Moment später befanden wir uns im Schatten eines Urwaldes von wunderbarer Schönheit.

Die gefiederten Zweige der verschiedensten Palmenarten bildeten ein dichtes Blätterdach über unsern Häuptern. Zwischen den schlanken Stämmen stand hier und da ein riesenhafter Ceiba oder Seidenbaum, den man seines ungeheuern Umfanges und seiner Glätte wegen den „Leuchtthurm des Waldes" genannt hat. Myriaden von Singvögeln haben ihre Nester in seinem dichtem Gezweig aufgeschlagen, und von den Aesten herab hängen in prächtigen Guirlanden und Festons Schlingpflanzen mit rosenfarbenen, gelben und rothen Blüthen. Daneben fanden wir in großer Menge den Matapalo [1] oder wilden Feigenbaum, der lang, schmal und geschmeidig zwischen den übrigen Bäumen aufschießt, sie überflügelt, und die welche ihm anfänglich als Stütze dienten, in der schlangenartigen Verschlingung seiner Zweige erstickt. Vielfach kommen Akazienarten vor, wie die Guanacaste und der Saman, deren zartes Laubwerk mit den orangefarbenen Blüthen und lanzettenförmigen Blättern der Cincona durchflochten ist. Dazwischen schlingen sich Schmarotzerpflanzen aller Art, Cactus in zahllosen Varietäten mit purpurfarbenen, gelben, carmoisinrothen, fleischfarbenen Blüthen, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllen.

Und durch diese prächtige Wildniß winden sich alljährlich in den Monaten Februar und März Hunderte von Kaffeekarren der Ebene zu. Sie kommen von Cartago, von San José, von der großen Plantage Pazificia, aus dem Thal des Tiribi, von den Plateaux jenseits der Ströme von Ujarras, und verfolgen ihren Weg nach dem Hafen von Punta Arenas, von wo aus — bis auf eine kleine Quantität welche an der atlantischen Küste des Landes verladen wird — fast aller Kaffee, den Costa-Rica hervorbringt, nach Europa und den Vereinigten Staaten von Nordamerika verschifft wird.

Die Karren, welche man zum Transport des Kaffees benutzt, sind sehr plump und roh construirt. An einem länglichen Rahmen, unter welchem sich die Achse für die beiden Räder befindet, ist eine Stange als Deichsel befestigt. Die Räder sind massiv aus dem zähesten Cederholz geschnitten, und messen bei etwa vier Zoll Stärke vier bis fünf Fuß im Diameter. Die Ueberdachung des Wagens ist aus wilden Zuckerrohrstäben und ungegerbten Ochsenhäuten gefertigt. Ein so gebautes Fuhrwerk kostet 25—30 Dollars; das Gespann dazu 75—80 Dollars. Der Kaffee ist in Säcke von grobem, weißem Baumwollenzeuge verpackt, und jeder Karren kann etwa 800 bis 1000 Pfund laden. Die Transportkosten betragen gegen 75 Cents für je 100 Pfund. Die Kaffeesäcke sind mit einer

[1] Holzmörder.

Digitized by Google

Ochsenhaut überdeckt; äußerlich am Wagen hängen Kessel, Wassergefäße und andere unentbehrliche Geräthe, und wirft der Reisende einen Blick in den Raum zwischen den Kaffeeballen und der Wagenplane, so belehren ihn die schwarzen Augen die ihm entgegenblitzen, daß der braune Bursche der neben den Ochsen einherschreitet, in der Wildniß doch nicht einsam ist.

Der Carretero ist auf der Reise von der Plantage nach dem Hafen, die gewöhnlich sechs Tage währt, meist von seiner Familie begleitet. Frau und Kinder sind ihm nicht nur eine angenehme Gesellschaft, sie sind ihm auch nützlich. Abends im Lager mahlen sie den Mais zu den Tortillas, kochen die unvermeidlichen Frijoles (Bohnen), rösten Bananen, bessern etwaige Schäden und Risse an Wagen und Geschirr aus, tränken und füttern die Ochsen, und umgeben den Mann, der die ganze Reise zu Fuß zurücklegt und sein Gespann vermittelst eines langen elastischen Stabes mit stählerner Spitze regiert und antreibt, mit den geringen Bequemlichkeiten die im Urwald möglich sind.

Es ist wirklich staunenswerth mit welcher Ausdauer und körperlicher und geistiger Elasticität der Carretero die Beschwerden seines Berufes erträgt. Von Anfang bis zu Ende der Reise, die er so oft als möglich wiederholt, geht er barfuß und setzt sich, nur mit einem alten Strohhute, einer fadenscheinigen baumwollenen Jacke und eben solcher Hose bekleidet, jeder Unbill der Witterung aus. Bald sendet die Sonne ihre glühendsten Strahlen auf ihn herab, der Schweiß rinnt ihm über Stirn und Nacken, bald überrascht ihn eins jener südlichen, von wolkenbruchartigen Regengüssen begleiteten Gewitter, bald durchnässen ihn bis auf die Haut die kalten Nebel, die sich bei Sonnenauf- und Untergang auf die Niederung und den Wald herabsenken. Dennoch ist der Carretero stets munter, leichtfüßig, geduldig, liebenswürdig gegen andere, furchtlos und sorglos. Trotz aller Zufälligkeiten und Beschwerden von Wetter und Weg, trotz aller Gefahren und Entbehrungen verfolgt er seinen Weg ohne Aufenthalt und ohne Klage. Ein ächter, rechter Sohn seines Vaterlandes.

Wir begegneten schon am ersten Reisetage mehreren dieser langen, malerischen Züge von Kaffeekarren und holten bei Anbruch des Abends drei Carreteros ein, die nach den Bergen zurückkehrten. Es hatte angefangen zu regnen und die auf das dichte Laubdach über uns fallenden Tropfen, das Brausen eines wilden Bergwassers in der Barranca an der wir hinritten, das Kreischen und Knarren der Wagenräder bildeten einen eigenthümlichen wilden Chorus, zu welchem sich außerdem das mißtönende Geschrei der Araguato-Affen gesellte, das meilenweit durch den Wald schallt und der sichere Vorbote bald eintretenden Regens ist. Die merkwürdige Ausbildung des Kehlkopfes dieses Affen gibt seiner Stimme eine Stärke, welche der der größten vierfüßigen Thiere, mit einziger Ausnahme des Löwen, gleichkommt. Wenn Regen droht, versammeln sich Morgens und Abends Massen von Araguatos in den Zweigen der höchsten Bäume des Urwaldes und erfüllen die Luft mit ihrem entsetzlichen Geschrei. Einige der Thiere bilden die Chorführer und geben einige tiefe Töne an, worauf die übrigen mit etwas höherer Stimme einfallen und endlich im haarsträubenden Crescendo in die höchsten Stimmlagen übergehen. Bei ruhigem Wetter hört man das Geheul der Araguatos in einer Entfernung von zwei Meilen noch sehr deutlich.

Die Nacht war endlich vollständig hereingebrochen, der Regen floß noch immer in Strömen hernieder, die Brüllaffen über uns fuhren in ihrem wahrhaft höllischen Concertton unverdrossen fort, unsere schlecht gefütterten Maulthiere weigerten sich uns weiter zu tragen, und wir waren endlich genöthigt abzusteigen und sie in knietiefem Schlamme watend am Zügel zu führen. Dabei hatten wir mehrere reißende Gewässer zu passiren, kurz unsere Situation wäre im Stande gewesen selbst die Geduld eines Heiligen zu erschöpfen, hätten uns nicht endlich ferne Lichter und Hundegebell die Nähe der Stadt oder des Dorfes Esparza verkündigt.

Es mochte gegen 10 Uhr seyn, als wir den Ort erreichten. Nachdem wir mehrere Straßen passirt und quer über einen mit Orangenbäumen bepflanzten Platz geritten waren, gelangten wir zum Hôtel, d. h. zu einem mit Schuppen umschlossenen Hofraume, in dem es von Ochsen, Kaffeekarren, Maulthieren und Carreteros wimmelte. Jubelnde Stimmen, Guitarrenklang und Gesang schallten uns schon von weitem entgegen. Unser Führer Anselmo pochte mit einem Steine gegen das Thor und der Eigenthümer des Etablissements, ein höflicher, stiller Mann, erschien alsbald auf der Schwelle um uns zu bewillkommnen.

Wir überließen Anselmo die Sorge für die Maulthiere und folgten unserem Wirthe in ein hohes, luftiges Gemach, dessen Plafond die nackten Dachsparren bildeten. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch von Cedernholz und darauf der untere Theil eines zinnernen Leuchters, in welchem ein Endchen Docht in einem Fettklümpchen glimmte und rauchte. Das röthliche flackernde Licht, das diesem nichts weniger als eleganten Beleuchtungsapparate entströmte, war natürlich nicht im Stande den weiten, dunkeln Raum zu erhellen, besonders da es nicht die mindeste Gelegenheit hatte sich in irgend einem Gegenstande zu spiegeln. Die Wände des Zimmers waren weiß getüncht — jede Wand in Costa-Rica macht Anspruch darauf es zu seyn — aber sie blieben vollständig im Schatten. In einer Ecke des Zimmers stand ein schmaler, rothangestrichener Bücherschrank mit Glasthüren, und ihm gegenüber befand sich ein steinhartes Sopha, an welchem man bei aufmerksamer Betrachtung zwar noch Spuren eines ehemaligen rothen Damastbezuges wahrzunehmen vermochte, aus dessen Seitenlehnen sich aber auf das unbescheidenste die Haare hervordrängten mit denen es gepolstert war. Dieß so ausgestattete und erleuchtete Zimmer war aber nichts weniger als der Empfangs- und Spielsalon, das Damenzimmer und zugleich der Speisesaal der besten Posada in Esparza. Ein Glas vortreffliche Aguardiente und das bald erscheinende warme Abendessen ließen uns indessen schnell alle andern Aeußerlichkeiten vergessen, und als vollends ein zweites Licht dem Raume ein wohnlicheres Ansehen gab, fühlten wir uns sehr zufrieden und fanden selbst die von draußen herein schal-

zed by Google

lende Musik, das Lärmen und Jubeln weniger störend als vorher, obgleich wir für unsere Nachtruhe einige Besorgniß hegten.

Mitternacht war vorüber als wir endlich unser Lager suchten. Eine Art mit Ochsenhaut bespannter Feldbetten, die mitten ins Zimmer gestellt wurden, nahmen unsere müden Glieder auf — sie sollten uns zum Rost des heil. Laurentius werden. Vier Stunden lagen wir, die Blicke auf das schwarze Gebälk über uns und auf die unzähligen dazwischen ausgespannten Spinnweben gerichtet, und ertrugen alle Martern der Hölle. Es schien als seyen alle Plagen der Tropen in dieser Nacht nach Esparza gezaubert. Ganze Wolken von hungrigen Musquitos, Millionen rasender Fliegen und Flöhe fielen über uns her. Riesige Spinnen ließen sich auf uns herab und liefen uns über Gesicht und Hände; Duzende von Kampfhähnen schienen auf dem Dache über uns zu sitzen, lediglich in der Absicht die Welt durch unaufhörliches Krähen an ihr Daseyn zu erinnern. Carreteros fuhren mit ihren ungeschmierten, knarrenden, polternden Karren aus und ein, und schrien daß man jede Minute meinte auf einen Einfall der Flibustier oder auf ein Feuer im Orte schließen zu können. Es war mit einem Worte absolut unmöglich auch nur ein Auge zu schließen, und fluchend verließen wir endlich unser unbequemes Lager, um den Staub von Esparza sobald als möglich von unsern Schuhen zu schütteln.

Dennoch verdient der Ort ein besseres Andenken als wir ihm zu bewahren uns geneigt fanden. Er gehört zu den ältesten Ansiedlungen in Spanisch-Amerika, und wurde schon im Jahr 1514 (?) mitten in einem Hain von Orangen und Palmen gegründet. Im Jahr 1670 erlitt die Stadt durch eine Handvoll französische Marodeurs eine Plünderung, von der sie sich indessen bald erholte. Tödtlicher war der Schlag den sie 1685 durch eine englische Räuberbande empfieng. Der Anführer, Namens Sharp, ließ die Stadt plündern, an mehreren Orten in Brand stecken und schleppte eine Anzahl Männer und Frauen als Gefangene mit sich, um von ihnen ein reiches Lösegeld zu erpressen. Von dieser Heimsuchung scheint sich Esparza niemals erholt zu haben. Viele der Bewohner verließen den Ort um sich auf der Ebene von Bagaces, in der Provinz Guanacaste anzusiedeln, während andere — so erzählte mir unser Wirth beim Souper — die Berge im Norden überschritten und sich in dem mysteriösen Thal des Frio niederließen.

Esparza hat in der That das Ansehen eines verödeten Ortes — d. h. es sieht nicht aus wie eine zerstörte, gewaltsam entvölkerte, sondern wie eine nach und nach ausgestorbene Stadt. Keine Ruine gibt Zeugniß ihres Unglücks, und nirgends sieht das Straßenpflaster aus als wäre es einst mit Blut befleckt gewesen. Die Natur heilt in diesem Klima die Wunden schnell, welche das Schwert und die Brandfackel geschlagen haben. Was heute ödes verwüstetes Land ist, gleicht morgen einem Blumengarten. So ist's mit Esparza. Trotz allem was es gelitten und verloren, ist es ein überaus reizender Ort. Hübsche weiße Häuser stehen an den Straßen, überall grünen und duften Orangenhaine, die Potreros sind voll schönen Rindviehes, die Huertas voll reicher Obstbäume, Blumen und Gesträuche, und ringsum liegt das prächtigste bald mit Wald bestandene, bald offene Land, welches sich zum Anbau von Cacao, Zucker, Indigo und Baumwolle vorzüglich eignet. Freilich ist die Cultur des Bodens bei weitem nicht was sie seyn sollte und könnte. Nur hie und da ist ein Stück Feld mit Zuckerrohr bebaut, das als Viehfutter verbraucht wird — alles übrige ist vernachlässigt. Das was wir sahen widersprach der Schilderung durchaus nicht, die unser Wirth von der Trägheit der Leute von Esparza gemacht hatte. Seiner Behauptung nach ließ ihnen ihre Bequemlichkeit kaum zu die Messe zu besuchen, sich ein Glas Tisté zu mischen und eine Cigarre zu rauchen. Demnach unterschieden sich die Bewohner von Esparza wesentlich von der übrigen Bevölkerung von Costa Rica, deren Betriebsamkeit, Thätigkeit und Intelligenz ich stets bewundert habe. Garnison befindet sich in Esparza nicht. Alle Militär- und Civilgewalt liegt in einer einzigen Hand, in der des Alcalde, und bei der Harmlosigkeit und Friedfertigkeit der Bürger genügt diese eine regierende Hand vollständig. An dem Krieg in Nicaragua hat nur ein einziger Mann aus Esparza als Freiwilliger theilgenommen, und dieser soll zurückgekehrt seyn ohne auch nur einen Schuß gethan oder ein Gefecht gesehen zu haben; dieser Zug charakterisirt die Harmlosigkeit der Bewohner von Esparza. Eine Stunde nach Eintritt der Morgendämmerung waren wir im Sattel und verließen den friedlichen Ort, um unsern Weg nach San José fortzusetzen.

Die Veden.

Von M. Carriere.

(Schluß.)

Wenn wir auf diese Weise als das Hauptsächlichste in den Veden den mythenbildenden Geist erkannt haben und ihn dann ein Bewußtseyn über sich selbst erlangen sahen, so bleibt uns noch dreierlei zu betrachten: der beginnende Heldengesang, die Todtenfeier und das Erwachen der Philosophie.

Häufige Anrufungen Indra's vor dem Beginn der Kämpfe gedenken der mit des Gottes Hülfe errungenen Siege, und zeigen die arischen Stämme selber unter einander oder mit anwohnenden Völkern im Streit um Heerden und Weiden; tapfere und kriegskundige Männer schaaren sich dabei um die Häupter der Stämme, und gewinnen Ansehen und Einfluß; ebenso, wie schon erwähnt, die Sänger und Opferpriester. Der kriegerische Sinn, die Lust an Abenteuern treiben die anwachsende Bevölkerung weiter nach Osten nach dem Jamunafluß hin; die Verdrängung und Unterwerfung der Einwohner führt dazu daß die Indier sich in größere Massen zusammenschaaren, und daß die Macht der Fürsten in den Eroberungskriegen bedeutender wird. Aus der Zeit der anhebenden Wanderung nun sind uns einige Kriegs- und Siegesgesänge

Digitized by Google

in der Rigveda erhalten, die uns zugleich mit den Namen zweier prieſterlichen Dichter bekannt machen, und in ihren Familien werden ſie ſchon durch die Sage verherrlicht: Vismanitra geleitet die zehn Stämme, unter denen die Bharata hervorragen, welche gegen den König Sudas ſich zum Kampf vereinen, der über die Tritſu herrſcht, und das Prieſtergeſchlecht der Vaſiſthas ſich verbündet hat. Vismanitra erſcheint nun an zwei Flüſſen, welche zum Angriff auf die Tritſu überſchritten werden müſſen. Das Lied hebt erzählend an:

Vipaça und Satadu mit ihren Wellen
Eilen begierig hervor aus den Bergabhängen;
Wie Roſſe losgelaſſen im Wettlauf
Wie hellfarbige Mutterkühe zu den Jungen.

Nun redet Vismanitra die Flüſſe an:

Von Indra getrieben, Ausgang fordernd,
Rollt ihr zum Meer wie Krieger im Streitwagen;
In vereintem Lauf mit ſchwellenden Wogen
Fließt ihr in einander, ihr klaren.

Die Flüſſe erwiedern:

Mit dieſen vollen Wellen wallen wir
Zu dem Ziel das der Gott uns geſteckt hat;
Nicht wendet ſich der uns angeborne Lauf;
Was begehrt der Weiſe von den Flüſſen?

Der Weiſe:

Horcht der lieblichen Rede freudig,
Haltet an, einen Augenblick haltet an
Eure Schritte nach dem Meer; ich Kuſikos Sohn
Mit kräftiger Andacht bitt ich darum.

Die Flüſſe:

Indra, der Träger des Blitzes hat Bahn uns gemacht
Ahi erſchlug er, den Umlagrer der Flüſſe,
Savitri bildete uns, der ſchönhandige Gott,
Nach ſeinem Gebot wallen wir in breitem Strom.

Der Weiſe:

Zu preiſen immerdar iſt die Heldenthat,
Indra's Werk, daß er Ahi zerriß,
Da ſein Wetterſtrahl den Umlagernden ſchlug,
Floſſen die Waſſer, die zu fließen verlangenden.

Die Flüſſe:

Dieß Wort, o Sänger, vergiß es nicht,
Was künftige Zeit auch künden dir mag;
In Liedern, o Sänger, ſey uns hold,
Schmäh uns nicht, und Ehre ſey unter den Menſchen dir.

Der Weiſe:

Und ihr, Verſchwiſterte, horcht auf den Sänger,
Gekommen iſt er mit Roß und Wagen;
Neiget euch nieder, werdet fahrbar, ihr Ströme,
Nicht an die Achſen mögen eure Wellen reichen.

Die Flüſſe:

Wir horchen deines Wortes, o Sänger,
Gekommen biſt du von fern mit Roß und Wagen;
Nieder neig ich mich dir wie das Weib dem Kinde die Bruſt reicht.
Wie das Mädchen den Mann will ich dich umarmen.

Der Weiſe:

Wann erſt die Bharata dich überſchritten,
Der rieſige Haufe voll Haſt, indrageſtachelt,
Dann ſtröme wieder euer angeborner Lauf,
Eure der Ehrwürdigen Gunſt erwähl' ich.

So entwickelt ſich das Lied in lebendiger Wechſelrede, indem es die Geſchichte dramatiſch in die Gegenwart rückt. Aber die Bharatas wurden geſchlagen, und Vaſiſtha hob das Siegeslied an:

Zweihundert Kühe, zwei Wagen mit Weibern
Dem König Sudas als Beute ertheilt,
Umwandle ich preiſend wie der Prieſter die Opferſtätte.
Dem Sudas gab Indra das Geſchlecht ſeiner Feinde dahin,
Die eitlen Schwätzer unter den Menſchen.
Mit Kleinem hat Indra das Große gethan,
Den Löwengleichen ſchlug er durch den Schwachen,
Speere zerbrach er mit einer Nadel;
Jegliche Güter hat er dem Sudas geſchenkt.
Zehn Könige dünkten ſich unbeſiegbar,
Doch hielten nicht Stand wider Sudas, Indra und Varuna;
Wirkſam war unſer, der Opfernden, Loblied,
Wo die Männer zuſammentreffen mit erhobenem Banner,
Wo das Verderben herrſcht, wo das Leben erbebt,
In der Feldſchlacht habt ihr Muth geſprochen.
Ueber uns, die wir auf euch ſchauten, Indra und Varuna,
Sechzighundert der reiſigen Anu und Druhju entſchliefen,
Sechzig Helden und ſechs fielen vor dem frommen Sudas,
Indra brach die Burgen der Feinde
Und vertheilte die Habe der Anu im Kampf den Tritſu.
Vier Roſſe des Sudas, preisgeſchmückte, bodenſtampfende
Werden Geſchlecht gegen Geſchlecht zum Ruhm führen.
Ihr ſtarken Winde ſeyd ihnen gnädig,
Nie alternde Herrſchaft gebet dem Frommen!

Ein anderes Lied erzählt wie die zehn Könige den Sudas und die Seinen umzingelt hielten; aber da habe Indra den Lobgeſang Vaſiſthas gehört und herangerufen durch den Somatrank und des Gebetes Kraft habe er die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochſentreibers; ſo ward den Tritſu Raum geſchaffen daß ihre Stämme ſich ausbreiteten.

Hier waltet noch nicht die Ruhe des Gemüths mit welcher der Epiker auf die vollbrachten Thaten zurückblickt, und ſie in verherrlichender Erzählung der Ordnung gemäß wieder vorführt, hier glüht und wogt die erregte Seele in der unmittelbaren Empfindung der Kampfesluſt und Siegesfreude, und folgt das Wort dem Flug und Schwung der Gefühle in einer Lyrik, die man bei den Ahnen der traumſeligen Indier kaum erwartet hätte, die gleichmäßig an die Araber der Wüſte oder die nordiſchen Germanen erinnert.

Ein viel milderer Ton, aber ein gleich mannhaft edler Sinn zeigt ſich auch in den Liedern, die ſich auf Tod und ewiges Leben beziehen. Der Körper wird den Elementen wiedergegeben, die Erde empfängt die Aſche, aber bei der Verbrennung bildet ſich ein ätheriſcher Leib, ein Wagen für die Seele, der ſie zum Himmel trägt. Das Auge möge zur Sonne, der Athem zum Winde gehen, dem Waſſer und den Pflanzen gegeben werden, was vom Körper ihnen gehört; die Mutter Erde möge den Staub umhüllen wie den Sohn die Mutter

Digitized by Google

in ihr Gewand hüllt, dem Frommen wie eine wollig weiche Jungfrau seyn; der Geist aber, mit Flammen angethan, in den Harnisch Agni's gekleidet, möge emporsteigen zu Jama, zu Varuna; die Sonne, die weltdurchwandernde, die alle Himmelspfade kennt, der Mond, der Hirt, der seine ganze Heerde unverletzt bewahrt, sie sollen die Seele geleiten. Den Weg bewachen Jama's Hunde, dem Bösen furchtbar, den Gerechten aber zu Jama führend. Dort genießt er gleich den Germanen in Walhalla, gleich den Hellenen auf den Inseln der Seligen ewige Wonne und der Wünsche Befriedigung. Auf den Scheiterhaufen ward die Wittwe zum Gatten gesetzt, aber vor der Verbrennung herabgehoben mit den Worten:

Steh auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens!
Du schläfst bei einem Todten: komm hernieder!
Du bist genug jetzt Gattin ihm gewesen,
Ihm der dich wählte und zur Mutter machte.

Auch der Bogen ward herabgeholt:

Den Bogen nehm ich aus der Hand des Todten
Für uns zum Ruhm, zum Schutze wie zum Trutze;
Du bleibe dort, wir bleiben hier als Helden,
In allen Kämpfen schlagen wir die Feinde.

Nach der Bestattung heißt der Leiter des Opfers die Lebenden des Lebens eingedenk seyn. Die Leidtragenden, die Hausgenossen aber sitzen auch am andern Tag noch einmal um ein Feuer bis in die stille Nacht von den Thaten der Alten singend. Der Vorstand heißt dann die Verwandten des Verstorbenen rein und fromm seyn, daß längeres Leben und Wohlergehen ihnen zu Theil werde Er gießt Spenden über einen Stein, und spricht:

Sowie die Tage auf einander folgen,
Mit Jahreszeiten Jahreszeiten wechseln,
So gib, o Schöpfer, diesen hier zu leben,
Daß Jüngere nicht den Aeltern einsam lassen.

Die nichtverwittweten Frauen, auf edle Männer stolz, erheben sich zuerst; dann fordert der Leiter auch die Männer auf:

Der Wildbach fließt dahin, nun rührt euch alle,
Steht auf und schreitet weiter, ihr Genossen,
Dort lassen wir die trauernden Gesellen,
Wir selber gehn zum neuen Kampfe freudig.

Die Todtenopfer stellen in der Verehrung der Väter eine sich fortsetzende Lebensgemeinschaft der Familie dar; und ganz im allgemeinen bemerkt Max Müller: „Das Opfer wird als eine ununterbrochene Kette von Handlungen angesehen welche die jetzigen Menschen mit ihren Vorfahren verbindet, und das Band der Menschen mit Gott aufrecht hält." Ein Vers in der Rigveda lautet: Ich glaube mit des Geistes Auge die zu sehen welche früher dieß Opfer gebracht.

Indem ich mich zur Darstellung der philosophischen Anfänge in den Veden wende, glaube ich aus Max Müllers englisch erschienener Geschichte der Sanskritliteratur zuerst einiges auszugsweise mittheilen zu sollen. Man hat verschiedene Hymnen der zehnten Mandala für spätern Ursprungs gehalten, weil nicht bloß einzelne Sprüche derselben in die Upanischaden übergegangen, sondern an den Ton derselben erinnern; allein die Upanischaden selbst, sind allmählich erwachsen und haben ihre ersten Keime in den Veden. Weil wir in diesen Ideen oder Ausdrücke finden, die wir, wenn sie uns bei Griechen, Römern, Juden begegnen, für neueren Ursprungs halten, so haben wir noch kein Recht ihnen das Alter in der Geschichte des indischen Geistes abzusprechen. Die Vedas eröffnen uns ein Gemach im Labyrinth des menschlichen Geistes durch welches die andern arischen Nationen längst hindurchgegangen waren, ehe sie uns im Licht der Geschichte sichtbar hervortreten. Und wäre die Sammlung der altindischen Lieder erst vor fünfzig Jahren geschrieben in irgendeinem Theil der Welt den der Strom der Civilisation nicht berührt, so wäre sie doch alterthümlicher als die Homerischen Gesänge, weil sie eine frühere Phase des menschlichen Fühlens und Denkens repräsentirt; denn hier ist noch flüssig und organisch lebendig was bei Homer schon erstarrt, unverständlich, trümmerhaft vorliegt in der Sprache wie in der Mythologie. Den Glauben an den einen Gott pflegen wir als eine der letzten Stufen anzusehen zu denen die Griechen aus den Tiefen der Vielgötterei emporstiegen; der eine unbekannte Gott war das Resultat zu dem die Jünger des Platon und Aristoteles gekommen waren als sie in Athen den Apostel Paulus predigen hörten. Wie können wir denselben Gedankengang in Indien voraussetzen? Mit welchem Recht Lieder für modern erklären in welchen die Idee des einen Gottes durch die Wolken einer polytheistischen Redeweise bricht? Laßt einen Dichter nur einmal inne werden daß er zum Göttlichen sich durch dieselben Gefühle wie zu seinem Vater hingezogen fühlt, laßt ihn in seinem Gebet dann nur einmal das Wort „mein Vater" aussprechen, und über die trockene Wüste durch welche das philosophische Nachdenken Schritt vor Schritt hindurchwandelt, ist er mit einem Sprung hinausgekommen. Wie die Juden oft in die Vielgötterei, so scheinen die Arier vielmehr in den Monotheismus zurückzufallen; beides nicht in einem stufenförmigen regelmäßigen Gang, sondern nach persönlichen Antrieben und Regungen. Denn der Monotheismus ist dem Polytheismus in den Veden vorangegangen, und bei den Anrufungen ihrer vielen Götter bricht durch die Nebel der Mythologie die Erinnerung an den einen und unendlichen Gott hindurch wie der blaue Himmel durch vorüberziehende Wolken.

Das Nachdenken über die Geheimnisse der Schöpfung betrachtet man gewöhnlich als einen Ueberfluß, welchen die Gesellschaft erst dann gestatte wenn reichlich für alle niedern Forderungen der menschlichen Natur gesorgt sey. Allein diese Bedürfnisse waren in den Ebenen Indiens leicht befriedigt, und das einfache Leben der alten Zeit nahm die Kräfte der höher Begabten nicht in Anspruch, und weder der Staat noch die Kunst eröffnete dem Genius ein Feld zur Uebung seiner Fähigkeit, oder thaten dem Ehrgeiz ein Genüge. Und gibt es denn wirklich eine höhere Angelegenheit, oder ist etwas geeigneter die Kraft des Geistes aufzurufen als die Frage unseres Daseyns, die rechte Lebensfrage nach unserm Anfang und Ende, nach unserer Abhängigkeit von einer Macht über uns, nach unserer Sehnsucht eines bessern Zustandes? Mit uns sind

Digitized by Google

dieſe Schlüſſelnoten der Gedanken untergetaucht in das Geräuſch irdiſcher Geſchäftigkeit, künſtliche Intereſſen überwuchern das natürliche Verlangen des Gemüths, oder übereinkömmliche Löſungen wie religiöſe Wahrheiten werden ſchon den Kindern überliefert. In Indien war es anders. Lange vor andern wiſſenſchaftlichen Forſchungen waren die Gedanken auf das eine immer wiederkehrende Räthſel gerichtet: Was bin ich? Was iſt der Sinn der Welt um mich herum? Gibt es eine Urſache, einen Schöpfer, einen Gott, oder iſt alles Täuſchung, Zufall, Schickſal? Wieder und wieder ringt die Seele der Riſhi's um dieſe eine Erkenntniß. Ich bin weit entfernt die Meinung zu vertheidigen daß die tiefſte und reinſte Weisheit in den religiöſen Myſterien und mythologiſchen Ueberlieferungen des Oſtens enthalten ſey, daß eine Schule von Prieſtern und Philoſophen bis in das graueſte Alterthum reiche; aber man geht zu weit wenn man dagegen behauptet daß jeder Gedanke, der philoſophiſche Probleme berührt, ein modernes unterſchobenes Erzeugniß ſey, daß jedes Wort das an Moſes, Platon oder die Apoſtel erinnert, auch aus jüdiſchen, griechiſchen oder chriſtlichen Quellen entlehnt ſeyn müſſe. Das Suchen nach Wahrheit, jene immerdauernde Philoſophie von der Leibnitz ſpricht, iſt nicht in Schulen eingeſchloſſen. Ihre Sprache iſt nicht ſo ſcharf beſtimmt wie die des Ariſtoteles, ihre Begriffe ſind ſchwankend und ihr Licht mehr ein abendliches Wetterleuchten als ein wolkenloſer Sonnenaufgang. Und doch kann der Philoſoph wie der Hiſtoriker hier vieles lernen, zunächſt wie ein für das ſtille Sinnen nach dem Ewigen begabtes Volk dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit ſchon in früher Jugend zu genügen ſucht.

Ich habe von Anfang an darauf aufmerkſam gemacht wie in jedem beſondern Gott doch das allgemeine Göttliche verehrt werde; man gewinnt allmählich ein Bewußtſeyn davon und ſchreibt einem Gott die Werke aller zu, nennt ihn auch mit ihren Namen. So heißt es von Indra er ſey Agni, er kleide ſich in verſchiedene Formen, die ganze Natur ſey ſeine Geſtalt, was wir ſehen ſey er. Alle Opfer kommen zu Indra, kommen zu Agni. Das Schwebende, minder Plaſtiſche, minder Formenbeſtimmte der indiſchen Göttergeſtalten machte ein Ineinanderfließen leicht. Dann wird Agni als der Britratödter angerufen, und hinzugefügt: Geboren biſt du Varuna, entzündet biſt du Mitra, Sohn der Kraft, alle Götter ſind in dir. Licht iſt Agni, Licht iſt Indra, Licht iſt Sonne. — Ich ſage bei mir ſelbſt: alles iſt in Varuna begriffen, äußert ein Sänger, und eine große Hymne die den Namen Dirghatamas trägt, und im einzelnen an manche mythologiſch gelehrte Ausführungen gemahnt wie deren in der Edda vorkommen, ſpricht es deutlich aus: der Gottesgeiſt der den Himmel durchdringt, heißt Indra, Mitra, Varuna, Agni; es iſt Ein Weſen das die Weiſen mit verſchiedenen Namen nennen.

Ein anderes Lied nennt den Höchſten und Einen Viſvacarma (der alle Thaten in ſich hat) und beginnt bereits im Ton des unterſuchenden Nachdenkens:

Wie ward erbaut dieß herrliche Gebäude?
Wann ward ſein Grund gelegt?
Als Viſvacarma ſchuf die Erde, breitet'
Er auch des Himmels Wölbung aus.

Des Gottes Häupter, Augen, Arme, Füße,
Ihr ſeht ſie allerwärts.
Der Eine machte mit dem Arm den Himmel,
Die Erde mit dem Fuß.

Aus welchem Wald nahm er das Holz zum Werke,
Zum Erd- und Himmelsbau?
Ihr Weiſen ſagt, mit eurem Wiſſen ſagt es:
Wer ſteht den Welten vor?

Der Herr des heil'gen Wortes, Viſvacarma,
Schnell wie Gedankenflug!
Er möge huldreich dieß Gebet vernehmen
Verleihn uns Schutz und Glück!

Und wiederum leſen wir von Viſvacarma, daß er ſich mit Glanz erhebt und allen Dingen Schönheit und Kraft gibt. Die ſieben Riſhi's, die großen Weiſen und Sänger der Vorzeit, bilden in ihm Ein Weſen. Er iſt der Schöpfer der alles in ſich enthält und alles kennt, der die Götter hervorbringt, den alles als Herrn verehrt. Auf des Ungeſchaffnen Nabel ruhte das worin alle Welten waren (das Weltei). Ihr kennt ihn der alles geſchaffen hat, es iſt derſelbe der auch in euch iſt. Aber für unſere Augen iſt alles bedeckt wie mit einem Wolkenſchleier, unſer Urtheil iſt dunkel, und die Menſchen gehen dahin und ſingen ihre Lieder.

Dieſe Weiſe mehr der philoſophiſchen Betrachtung als der Dichtung findet ſich in mannichfaltigen Ausſprüchen wie in den folgenden: das war in der That ein großer Künſtler, der herrliche Werkmeiſter, der Himmel und Erde bereitet hat, weit und ſchön, glänzend und tief, und der in ſeiner Weisheit ihnen die gemeinſame Bewegung gab. Wer kennt hienieden und kann ſagen die Wege der Götter? Die untern Stufen ihres Wirkens ſehen wir wohl, aber ihre Thaten ſetzen ſich fort in die oberen geheimnißvollen Regionen. In der früher erwähnten Hymne des Dirghatamas erklingen die vereinzelten Orakelſprüche: das Unſterbliche liegt in der Wiege des Sterblichen. Der Menſch handelt, und ohne es zu wiſſen thut er nichts als durch Gott; ohne ihn zu ſehen ſieht er nur durch ihn. Der Himmel iſt mein Vater, er hat mich gezeugt. Das himmliſche Heer iſt meine Familie. Ich weiß nicht wem ich gleiche; einwärts gekehrt wandle ich, gefeſſelt in meinem Gemüth. Wann der Erſtgeborne der Zeit mir nahe kommt, dann empfang ich meinen Theil am Wort. Wer Augen hat, ſieht es, der Blinde verſteht es nicht. Der Dichter, ein Kind, hat es gefaßt; wer es begreift, wird der Vater ſeines Vaters.

Der Geiſt des Gebets, das Heilige, das Brahma, faßt ſchon eine Stelle des Samaveda als den Urgrund der Welt:

Das Brahma ward gezeugt vor allem von der Urzeit her,
Dem Brahma aus entfaltete des ſchönen Glanzes Anmuth ſich;
Sein ſind die höchſten Stellen, ſein die tiefſten auch,
Enthüllt wird Seyns und Nichtſeyns Grund durch Brahma nur.

Ein rührender und erhabener Geſang aus dem zehnten Buch des Rigveda wird von Max Müller in der anmuthigen Uebertragung, die Bunſens Buch „Gott in der Geſchichte" mittheilt, „dem unbekannten Gott" gewidmet, hier erregt die Tiefe des Gedankens und die dichteriſche Weihe der Sprache gleiche Bewunderung; die Brahmanen haben aus dem Refrain einen Gott Wer oder Welcher herausgeleſen!

Digitized by Google

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim:
Er war allein der Welt geborner Herrscher:
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er dessen Segen
Sie alle, sie die Götter selber anflehn;
Unsterblichkeit und Tod sind seine Schatten;
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er der allein der Welt allmächt'ger König,
Der athmenden, erwachenden geworden;
Er der des Menschen, der des Thieres waltet —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er dessen Macht die schneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden,
Er dessen Arme wie die Himmelsweiten —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde sicher,
Der Himmel fest, ja selbst der höchste Himmel,
Der in der Wolkenschicht das Licht gemessen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Auf den mit bangem Geiste Erd und Himmel
Sie die sein Wille fest macht, zitternd blicken,
Ob dessen Haupt die Morgensonne leuchtet —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Wasser eilten,
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Der mächtig über jene Wasser blickte,
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,
Der ob den Göttern einzig Gott gewesen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er schlag uns nicht, er der die Erd erschaffen,
Der auch den Himmel schuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Wasser schuf, die mächt'gen hellen —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer rüsten?

Am weitesten aber geht das eigentlich Philosophische in einem Gedicht dessen Anfang sogleich an die Eleatischen Philosophen in Griechenland, an die deutschen Mystiker des Mittelalters, ja an Hegel erinnert, ein Gedicht das mit erstaunlicher Kühnheit alles bestimmte und gegebene Seyn aufhebt um zum Grunde aller Wesen zu gelangen; es nennt ihn das Eine, lebendig, aber nur in sich, athmend, aber nicht eine Luft außer ihm, wie wir thun; der Ocean in dunkler Nacht ist sein Bild. Doch von Liebe bewegt wird das Eine der Quell alles Lebens und Lichtes; die Liebe wird zum Band des Geschaffenen und Ungeschaffenen, und die Schöpfungsthat vergleicht sich dem Scheinen des Lichts in der Finsterniß. Und nun ahnt der weise Sänger plötzlich, daß das Eine, der Grund der geordneten Welt, ein allsehendes, überschauendes, selbstbewußtes Wesen, daß es Geist seyn müsse, alles wissend. Und wie deuten wir die räthselhafte Frage am Schluß? Ich denke als eine Frage der Herausforderung: Wie, oder sollte auch Er es nicht wissen? Das wäre unmöglich!

Da war nicht Seyn, nicht Nichtseyn — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewobne Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgene?
War's wohl die Wasserfluth, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dieß ist fürder nicht gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer;
So lag dieß All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand kraft seiner eigenen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungssame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band, das Seyn an Nichtseyn bindet.

Der Strahl, den weit und breit die Seher sahen,
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündigt,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wohl, von wannen sie gekommen?

Nur Er, aus dem sie kam die weite Schöpfung,
Sey's, daß er selbst sie schuf, sey's, daß ers nicht that;
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch Er's nicht?

Unter den Indianern.

Von Frank Lorenz.

Zweite Erzählung.

(Fortsetzung.)

Eina nahm wieder ihren Platz auf meiner Pritsche ein, und Elissold entfernte sich um einen Jagdzug nach dem Canadian (Fluß) mitzumachen, wohin Wim North 40 seiner besten Krieger „auf Vorposten" führen wollte; dieser, erst eben mit seiner auserlesenen Schaar von Williamstown angelangt, kam auf einen Augenblick herein, lieferte einen Truthahn für mich ab, den er geschossen, und zog dann ab, begleitet von fast der ganzen Einwohnerschaft von Danieltown.

Die Stille that mir wohl, und Eina's Nähe beeinträchtigte dieß Gefühl durchaus nicht. Ich bat sie sich zu mir umzuwenden, und sie änderte ihre Stellung ganz unbefangen, ihre Arbeit — ein Fischer- oder Jagdnetz zu stricken — ruhig fortsetzend.

„Eina!"

Sie sah mich mit ihren großen schwarzen Augen fragend an. „Wünschen Sie etwas?"

„Darf ich etwas essen!"

Digitized by Google

„O, gewiß! das iſt ſehr gut!“ — Schnell war ſie verſchwunden, ſchnell wieder da, mit einer Schale voll in Milch gequollenen Reis. Ich aß ein wenig, und es mundete mir vortrefflich.

„Gib mir zu trinken, Eina!“

Sie gab es, ein angenehm, fruchtſäuerliches, trübes Waſſer.

„Was iſt dieß?“

„Poo-ca nennen wir es. Es iſt die Wurzel der Poocaſtaude, aus der wir dieſen Saft preſſen, ein Mittel gegen Fieber.“

Das Mädchen war bildſchön. Ihre Farbe nicht dunkler als man ſie auch in Italien und Spanien findet; ihr Geſicht länglich und von königlich edlem Schnitt, mit edler grader Naſe und entzückend ſchönem Mund. Ihr Haar, ſchwarz und vielleicht etwas zu ſtark (im einzelnen), war gewöhnlich in der Mitte geſcheitelt, hieng aber nicht wie bei anderen Indianerinnen loſe herunter, ſondern war im Nacken in einem Wulſt zuſammengeſteckt. Ihre ganze, edle, ſchlanke Geſtalt war nur loſe in einen leichten braunen Stoff gehüllt, ſo daß ihre ſchönen Formen keineswegs verhüllt blieben; aber ihre Füße waren unbekleidet!

„Iſt deine Mutter zu Hauſe, Eina?“

„Meine Mutter ſtarb als ich geboren wurde,“ antwortete ſie ruhig, ohne mich anzuſehen. Ich wünſchte aber ihre Augen zu ſehen, und fragte weiter: „Eina, kannſt du mir nicht etwas erzählen?“

„O, Sie müſſen nicht ſo viel ſprechen, und dürfen ſich auch nichts erzählen laſſen; ſonſt muß ich hinausgehen und außen wachen.“

„Mußt du denn bei mir wachen?“

„Ich kann es ſehr wohl thun, und kann auch vom Feuer her ihre Stimme hören, wenn ich koche.“

„Ich bin aber nicht mehr krank, und werde aufſtehen!“

Eina zog ſich zurück. Ich ſtand auf, fühlte mich zwar ſchwach, konnte aber doch ins Freie gelangen, und empfand daß die Luft mir wohl that, obgleich es recht friſch draußen war. Ich befand mich unter demſelben Breitengrade mit Malta und Candia, wir waren in der Mitte des September, und doch wehete eine Luft ſo friſch, wie im Norden Deutſchlands im November kaum. Das machte aber die Nachbarſchaft der ſchneebedeckten Rocky Mountains (Felſengebirge), deren 12 bis 13,000 Fuß hohe Gipfel, meiner Rechnung nach, nicht viel über 30 Meilen weſtlich von Williamstown liegen mußten, und die ich noch zu erſchauen gehofft hatte. Freilich machte meine Krankheit vielleicht einen Strich durch die Rechnung.

Bald ſuchte ich mein Lager wieder auf, und Eina, die ſich überzeugte daß meine Kräfte zurückkehrten, leiſtete mir nun gern Geſellſchaft, und erzählte mit Unbefangenheit tauſenderlei. Sie war als Kind von ihrem Vater nach Bentonville in Arcanſas geliehen worden, d. h. ein amerikaniſcher Backwoodsmann (Hinterwäldler), ein Freund ihres Vaters, hatte ſie in ſeiner Familie aufgenommen und erzogen, während ihr Vater als Vertrauensmann der amerikaniſchen Regierung die Territorial-Regulirungscommiſſion von Jonesborough am Red-River durch die Wildniß bis Fort Independence am Miſſouri führte, und dann noch dieſen Fluß bis zu den Mandan- und Minnetaree-Indianern mit hinaufſchiffte, da er als Dolmetſcher einen bedeutenden Ruf hatte. Eina erzählte mir auch daß Daniel Claiborne ſchon dreimal durch die Wüſte und die Felſengebirge bis an die „ewigen Waſſer“ (Stillen Ocean) gegangen, um den weißen Männern als Wegweiſer zu dienen, daß er jetzt aber alt ſey und noch vor Einbruch des ſtrengen Winters nach Danieltown aufbrechen und in die Nähe von Williamstown ziehen wolle, damit dieſe Städte der Kioways beiſammen wären. Ueberhaupt wandern dieſe Stämme mit ihren Heerden, Familien und Hütten in dem ihnen zugewieſenen Territorium umher, nach Bedürfniß und Gefallen.

Ich wußte von früher daß die Kioways während des amerikaniſch-mexicaniſchen Krieges eine zweifelhafte Rolle geſpielt haben ſollen; wenigſtens haben die Texas Rangers (freiwilligen Jägercorps) behauptet, Comanchen und Kioways auf mexicaniſcher Seite gegenüber gehabt zu haben; auch ſollen unſere jetzigen Freunde das Unglaubliche an Pferdediebſtahl geleiſtet haben.

Die Häuptlingstochter ſprach mit großer Unbefangenheit über all dieſe Verhältniſſe. Nach ihrer Ausſage theilten die Kioways ſich in drei Lager oder Dörfer, wie man gewöhnlich ſagt; alle aber leben nomadenartig, weßhalb ſie ſich nur in den härteſten Wintern dazu entſchließen ſich feſtere Hütten zu bauen. Ihre ganze Sorge iſt die Aufſicht über ihre Heerden, die ohne Unterſchied des Geſchlechts oder des Alters der Indianer zu Pferd gehütet werden, hauptſächlich aber das Geſchäft von Frauen und Knaben. Die Männer treiben Jagd und Fiſchfang. Kriegeriſche Unternehmungen von ausgedehnterem Umfang ſcheinen aus dem Gedächtniß der gegenwärtigen Generation faſt verſchwunden.

Eina wußte daß vor 15 oder 20 Jahren mexicaniſche Händler viel bei ihrem Volk geweſen, viel Geſchenke gebracht und noch viel mehr verſprochen hatten, wenn die Kioways gleich ihren Brüdern, den Comanchen, mit den Mexicanern Freundſchaft halten wollten. (Damit iſt gewiß die erſte Zeit jenes Krieges gemeint, und höchſt wahrſcheinlich ſind dieſe Naturkinder „Freunde“ der Mexicaner geweſen, d. h. ſie haben geraubt und geſtohlen wo man ſie hinwies!) Sie beſann ſich daß einige angeſehene Männer mit in das fremde Land zogen, und mit fremden Waffen, Kleidern und Zungen (ſpaniſch?) wiederkehrten. Aber der große Vater in Waſhington (der Präſident Polk) ſchickte eine Commiſſion, und ſein Sohn [1] ſchickte eine andere; Blankets und Flinten erhielten ſie zum Geſchenk. Ket-ſu, einer der drei Häuptlinge, ſchickte ſeinen Sohn Sa-wa-ma nach den „Staaten,“ wo der große Vater ihn erziehen ließ und ihm den Namen William North (er war in Raleigh, North-Carolina fünf Jahre lang) gab. Seitdem ſind die Kioways Freunde der Amerikaner, und haben gelernt daß man ſeinen Freunden keine Pferde ſtiehlt, und die Skalplocken der weißen Männer nicht antaſten darf.

[1] Eina glaubte die Präſidentenwürde erbe vom Vater auf den Sohn.

Digitized by Google

Wunderbar blieb es mir daß Wim ſowohl wie Eina, die unter den Amerikanern gelebt, das Chriſtenthum nicht ſchienen angenommen zu haben. Sie waren wenigſtens ganz gleichgültig und übten von den chriſtlichen Pflichten nur gewiſſe Aeußerlichkeiten.

Auf meine Frage, warum Eina nicht in Bentonville geblieben ſey, und ob es ihr doch nicht beſſer gefallen habe als hier in der Wildniß, antwortete ſie:

„Die weißen Männer ſind nicht glücklicher wie die rothen, und die weißen Frauen ſind viel ſchlimmer. Ich mußte ſchwer arbeiten in Bentonville, und ſtatt auszuruhen, mußte ich des Abends Gebete auswendig lernen welche die Frau mir vorſagte. Oft ſchlug ſie mich wenn Hr. Benton nicht zu Hauſe war, und wenn er kam, ſo zankte ſie mit ihm. Als der graue Bär in den Oſarkbergen ihn zerriſſen, da ſchrie ſie wie ein Büffelkalb, und ein anderer Mann kam ins Haus, der mich auch ſchlug. So gieng ich denn allein durch die Berge wo der Bär Hrn. Benton zerriſſen, bis ich am Neoſhofluß zu den Hütten der Creeks kam.“

Ich ſagte ihr daß nicht alle Weißen wären wie die Leute in Bentonville, ſie ſchüttelte aber ungläubig den Kopf.

Gegen Abend fühlte ich mich ſo wohl daß ich nochmals vor die Hütte hinausſchlich. Da ſah ich mehrere Reiter daherſprengen, und erkannte bald Cliſſold und Tatawap, der von Waſhita-Agency zurückkehrte. Cliſſold hatte einen ermüdenden Ritt gemacht, nur einen Truthahn geſehen, ſonſt keine Spur von Wild getroffen, und auch in Bezug auf ein Rencontre mit den Comanchen keinen Sport erlebt. Er brachte den Brief von unſeren Freunden, die uns riethen ſchleunigſt nach der Agentur zurückzukehren; denn es giengen zweideutige Gerüchte über unſere Freunde die Kioways, und man ſey beſorgt um uns.

Dr. Watſon bedauerte mir nicht helfen zu können, ſchickte aber etwas Salbe und eine Lancette.

Ich berieth mit Cliſſold was zu thun ſey; wir kamen aber beide zu dem Reſultat nicht nach der Agentur zurückzukehren: erſtens um unſere Freunde — denn als ſolche hatten ſie ſich nur bewieſen — nicht argwöhniſch und mißtrauiſch zu machen; und zweitens, da ein ſicherer und intereſſanterer Weg, wenn auch um ein unbedeutendes weiter, uns nach Fort Gibſon oder Fort Smith am Arkanſasfluß bringen würde, von wo wir ſichere Gelegenheit nach Little Rock (der Hauptſtadt des Staates Arkanſas) finden würden. Zudem fühlte ich mich bedeutend wohler; die Wunden fiengen an zu vernarben, und ich konnte den linken Arm ſchon wieder heben.

Das einzige ſchlimme war die Jahreszeit. Das kalte Wetter trat in hieſiger Gegend immer erſt Ende November ein, aber in dieſem Jahr ſchien der Winter faſt zwei Monate früher ſich anzukünden. Traf uns etwa das Unglück eines Schneefalles, ſo wurde unſere Reiſe nicht nur beſchwerlich, ſondern auch gefährlich. Trotzdem beſchloſſen wir durchzuführen was wir einmal angefangen, und Tatawap erbot ſich uns zu begleiten. Wir verſprachen ihm ein gutes Geſchenk zu machen, wenn er uns ſicher führte; und — einmal den feſten Entſchluß gefaßt, hofften wir nur ihn auch bald zur Ausführung bringen zu können. Cliſſold und ich baten Eina um die Bereitung des von Wim mitgebrachten Truthahns, luden Tatawap ein, und überlegten nun ganz fröhlich unſere weiteren Schritte.

Kleidung, Munition, Pferde — alles war nach Wunſch; einigen Vorrath an indianiſchem Reis, Mais und Pocca (das man in Ermangelung von Waſſer kaut) konnten wir hier im Dorf erhalten, und Tatawap vermaß ſich hoch und theuer daß „much much much turkey,“ und „much much much deer“ und Gott weiß noch alles „much much much“ auf unſerem Weg lag. Ich glaube er hätte uns Gold und Edelſteine zu finden verſprochen.

Es fieng an zu dunkeln und unſere Mägen knurrten. Da entſtand draußen Lärm, Hundegebell und Pferdegetrappel: Dan und Wim mit wenigen Männern kehrten heim; glücklicherweiſe war auch das Eſſen bereit.

Eina trug eine große Schüſſel mit ausgequollenem Reis auf, der übrigens faſt ausſieht wie gequollene Gerſte, und als ſie den Vorhang wieder hob, rollte ſie mit Hülfe eines Steckens einen harten, rauchenden Klumpen auf dem Fußboden herein. Cliſſold und ich ſahen uns fragend an, doch Wim nahm, ohne ein Wort zu ſagen, ſeinen Tomahawk, und mit dem Hammerende klopfte er erſt vorſichtig, dann dreiſter auf den Stein, bis derſelbe borſt, und nun ein angenehmer Duft nach gebratenem Fleiſch aus demſelben hervorquoll. Eina brachte eine andere Schüſſel, und aus dieſer urneuen Bratpfanne ſchälte Wim mit ſeinem Tomahawk auf ganz appetitliche Weiſe den gebackenen Truthahn heraus. Die Federn, welche man vorher nicht einmal ausgerupft hatte, blieben in der Lehmform ſtecken, und das Fleiſch war reinlich, ſaftig und köſtlich wohlſchmeckend! Ich erlabte mich ordentlich an den guten Biſſen. Unſere Freunde wunderten ſich gar nicht mich ſo viel beſſer zu finden, erſtaunten auch nicht über unſere Plane. Nur Wim ſagte ganz naiv: Eleiſa hätte ſich ſchon gefreut auf ein Geſchenk von uns.

O, wir beabſichtigen erſt mit dir nach Williamstown zu gehen, ehe wir die Route oſtwärts einſchlagen, beruhigte ich ihn.

Thut es nicht, ſagte er. Es nimmt euch vielleicht vier Tage aus dem Wege, und zehn Tage werdet ihr nöthig haben um den großen Kanſas (Arcanſas) zu erreichen.

Wir accordirten nun mit Tatawap den Führerlohn, und verſprachen ihm ein hübſches Geſchenk zu machen, ſowie ihm unſere Pferde als Andenken für Wim und Dan wieder mitzugeben. Beide ſchienen erfreut und zufrieden, und zur Bekräftigung ſchüttelten wir uns derb die Hände.

Den nächſten Tag blieben wir noch. Ich probirte meine Kräfte, indem ich in dem Indianerdorfe umhergieng und kleine blanke Cents an einige Frauen ſchenkte, die anfangs ſehr ſcheu waren. Sie waren übrigens faſt alle bekleidet, aber auffallend häßlich und unſauber; um ſo auffallender war Eina's Erſcheinung. Zuletzt wurden Weiber und Kinder zutraulicher, und von den letzteren ſammelte ſich eine große, größtentheils nackte Schaar vor der Thüre von „Dans-Pallaſt,“ auf Geſchenke hoffend. Ich ſah jetzt zuerſt Daniels Häuptlings- und Krieger-

Digitized by Google

ſchmuck, der vor der Thüre aufgeſtellt war: ein helmartiger Kopfputz aus Adlerfedern, mit rother und blauer Farbe befleckst, dazu eine Schürze aus ganzen Adlerflügeln (vielleicht auch wilden Truthahnflügeln), ebenfalls mit Farbe verunziert; und als Waffe ein wohl 6 Fuß langer Bogen, an deſſen beiden Enden ſchmierige Haarbüſchel hiengen, wahrſcheinlich Skalplocken. Gewehre führen faſt alle Männer dieſer Stämme jetzt, aber nur zu häufig geht ihnen die Munition aus, und ſie greifen dann wieder zu Pfeil und Bogen. Natürlich müſſen ſie dadurch aber an Fertigkeit in der Führung von beidem verlieren.

Solange die Männer anweſend waren, erſchien Eina nicht einmal. Der Indianer nahm überhaupt keine Notiz von ihr durch Begrüßung oder Anrede. Das Weſen des jungen Mädchens erſchien mir ſo räthſelhaft daß ich gern mehr von ihr erfahren hätte; auch war ſie die einzige welche mit Offenheit über ihre heimathlichen Verhältniſſe ſprach. Wim wich ſtets aus, und Daniel ſchien überhaupt ſchwer zum Sprechen zu bewegen.

Nachdem das neue und eigenthümliche dieſes wilden Lebens etwas in den Hintergrund tritt, kann man ſich doch der Erkenntniß nicht verſchließen daß dasſelbe eine rein thieriſche Exiſtenz iſt, und noch dazu eine gewaltig ſchlechte! Wenn dieſe armen Menſchen ein Gefühl für Entbehrungen haben — und natürlich haben ſie das! — ſo begreife ich das troſtlos melancholiſche in ihrem Charakter. Hunger, Durſt und Kälte müſſen den Menſchen wohl trübe ſtimmen! Dazu kommt noch daß die Freundſchaft „des großen Vaters in Waſhington“ dieſen wilden Nationen Zwang und Ueberwachung auferlegt hat, als einzige Segnungen der Cultur, vor welcher ſie bisher weſtwärts flohen. Man hat ſie gelehrt daß Diebſtahl an Pferden und anderem Eigenthum keine Tugend ſey (wie ja die Spartaner auch glaubten!), und hatte ſie fühlen laſſen daß man dergleichen fernere Ausübung von Heldenthaten beſtrafen würde. Man hatte ihnen aber auch gar keinen Erſatz dafür geboten, ausgenommen ſchlechte wollene Decken und unbrauchbare Flinten, die ſogar bei nächſter Gelegenheit für das ſo ſehr begehrte Feuerwaſſer wieder in die Hände von ſpeculirenden Hauſirern zurückwanderten.

Zur Erbauung feſter Wohnplätze und zur Cultivirung des gewiß ertragfähigen Bodens kann man ſie durchaus nicht bewegen. Ihre zahlreichen Heerden, ihr einziges Vermögen, bedingen das Umherziehen in den weiten Buffalogründen, um immer neue Nahrung zu finden.

Ein kleiner Stamm der Kioways, die lange jenſeits des Canadian gewohnt und ſich mehr den Mexicanern zuneigten, ungefähr 18 Familien ſtark, iſt beiſpielsweiſe ſeit ſechs Jahren nicht mehr aus den „Bergen jenſeits der Wüſte“ zurückgekehrt, und es beſteht gar keine Verbindung zwiſchen ihnen und dem Reſte des Volkes.

Ueberhaupt iſt ihre „Verfaſſung“ eine rein demokratiſche. Zwar erkennen ſie einen Häuptling an, und wählen auch ſeinen Sohn und Erben zu ſeinem Nachfolger, aber doch nur ſo lange als es allen gefällt! Trennen ſich die Stämme in kleinere Lager, ſo ſchlägt wohl der Häuptling einen Unterhäuptling vor, doch wählen die Abziehenden oft ganz nach eigener Wahl. So kommt es auch daß bei ſpäterer Wiedervereinigung das alte Recht nicht maßgebend iſt, ſondern daß die Umſtände entſcheiden, welcher Zweig vielleicht der herrſchende wird.

Aberglauben, Zauberei und dgl. ſind ganz im Schwange unter ihnen, und Wim, der ein geſcheidter Menſch iſt, der das Beſſere kennen gelernt, wohl gar zum Chriſtenthum erzogen worden, — iſt hier ganz der Indianer wie die anderen, und verräth nie daß er beſſeres wüßte. Er ſchweigt auch hartnäckig über ſeine Erfahrungen in den Staaten, oder über ſeine Anſichten. Die Sprache und die Kleidung ſind das einzige was er bewahrt hat, nur beklagte er ſich einmal daß er im Winter nicht mehr ohne Moccaſſins gehen könnte ſeitdem er gelernt hätte Stiefel anzuziehen.

Am nächſten Tage früh machte ſich Tatawap auf um unſere Pferde einzufangen. Eina kochte Reis mit Milch zum Frühſtück, wozu wir friſchgebackenen Maiskuchen (auf Aſche geröſtet) aßen. Was will man mehr in der Wildniß!?

Aus der Pucawurzel (den botaniſchen Namen kenne ich nicht) wird, nach Auspreſſung des Saftes, zwiſchen heißen Steinen eine Art Fladen, Brodkuchen könnte man es nennen, gebacken, der ſehr angenehm ſäuerlich ſchmeckt, den Magen befriedigt, und leicht zu transportiren iſt; wir nahmen eine gute Quantität davon mit, ſowie getrocknetes Hirſchfleiſch für mindeſtens 10 Tage. Das will nicht viel ſagen; denn je länger man das Fleiſch conſervirt, deſto leichter und dünner wird es. In Waſſer quillt es bald wieder auf, und hat man nicht Gelegenheit es zu kochen, ſo kaut man es wie die Indianer es machen. Wir hatten den großen Fehler in unſrer Ausrüſtung begangen kein leichtes Kochgefäß von Blech mitzunehmen, mußten alſo nur eine irdene indianiſche Pfanne, ſehr roh aus Lehm geknetet, dafür einſtecken — mit der Ausſicht, dieſelbe bei erſter Gelegenheit zu zerbrechen.

Wap, wie wir unſeren Indianer bald nannten, kam mit den Pferden; unſere geringen Vorräthe wurden in Hirſchfelle gebeutelt, gleichmäßig vertheilt, und wir waren reiſefertig. Mein Arm war ganz leidlich brauchbar, wenn auch nicht ohne Gefühl der friſchen Narbe; meine linke Seite ohne jede Beſchwerde; ſo rückten wir wohlgemuth von dannen. Ich beſaß fünf amerikaniſche Dollars in Gold, jeder ungefähr ſo groß wie ein Silberkreuzer; dieſe hatte ich durchlöchert und zu einem Armband vereinigt, allerdings nur mit Pucafaſern; Eina freute ſich aber ſehr darüber, und dankte mir mit treuherzigem Handſchlag und feuchtem Auge, das liebe wilde Reh! Auch „Claw-me-ras-cal,“ [1] wie Cliffold den Wizard ſpöttiſcher Weiſe nannte, erhielt ein ſilbernes ½ Dollar Stück und war glückſelig! Daniel, unſeren freundſchaftlichen Schützer und Wirth, beſchenkten wir mit einer Quantität „Bacco“ (Tabak) und einem Minimum von Schießpulver, um das er ſehr bat — denn dieſes war unſer koſtbarſtes Gut — und verwieſen ihn im übrigen auf mein Pferd.

---

[1] Kratze mich, Schurke!

Digitized by Google

Wim begleitete uns im Anfang unſerer Reiſe.

Als wir aufſaßen, hatte ſich die ganze Bewohnerſchaft des Dorfes verſammelt, und lachte herzlich über Tatawap, der, nach Cliffolds Vorſchrift, auf unſerem Zelt reiten ſollte, nämlich auf der vielfach zuſammengelegten Zeltdecke, die ſattelartig auf den Rücken des Pferds gebunden war. Der Wilde hatte aber noch nie anders als auf dem blanken Pferderücken geſeſſen, und konnte durchaus keinen Schluß gewinnen; hätte er ſich nicht mit der Zeltſtange, die er als Lanze in der Hand führte, geſtützt, ſo wäre er ſicherlich ſchon beim Aufſteigen wieder hinabgeſtürzt. Jedoch, wir wollten uns nicht verſäumen; Wim führte den Weg, und nach nochmaligem Abſchied von Eina und Daniel, ſprengten wir über die dürre Ebene in nordöſtlicher Richtung davon, wo in bläulicher Ferne der Wald den Horizont begränzte.

Unſer Weg führte in gerader Richtung auf das Thal des North Fork (des linken Hauptbeiflufſes des Canadian) zu, und wir berechneten jenſeits desſelben zwiſchen ihm und dem Neſuketonga, in den Strich der großen Route zwiſchen Santa Fé und dem Arkanſas zu kommen, die ſich von der alten Miſſouriroute (nach Independence) in der Gegend der Quellen des Neſuketonga nach Südoſten zu abzweigt.

Das Land ſchien ſich im allgemeinen nach Norden hin zu ſenken. Rechts ſahen wir einzelne niedrige Eichen aus niederem Unterholz aufragen, und ab und zu wiederholten ſich ſolche, Geſtrüpp und wenige größere Bäume enthaltende Wäldchen, von einander durch oft ſtundenlange Strecken von verſengt ausſehender, mit Trümmergeſtein bedeckter Ebene getrennt. Eine eigentliche Straße verfolgten wir nicht. Zwar bemerkte ich von erhöht liegenden Punkten zuweilen deutliche Zeichen von Straßen in der Ferne; wenn wir aber näher kamen, verſchwanden die Unterſchiede in der Schattirung der Ebene, als welche die Wege ſich aderartig in dem allgemeinen gelbbraunen Grundton abzuſetzen ſchienen. Ich machte Cliffold und William aufmerkſam, und wir kamen überein daß es die Hauptrichtungszüge der Büffel- und Indianerheerden wären, die — mitunter viele hundert Schritte breit — ſich derartig bemerkbar machten.

Nach zweiſtündigem ſcharfen Ritte erreichten wir den Saum des Hoch- und Urwaldes. Die Ebene ſenkte ſich merklich, und war in der Nähe des Waldes grün geworden; auffallend erſchien die ſcharfe Begränzung zwiſchen der offenen Ebene und dem dichten Wald, denn kaum zwei Minuten, nachdem wir einem ziemlich breiten Büffelpfade in den Wald hinein gefolgt, hatte ſich der Durchblick rückwärts geſchloſſen, und derſelbe große Urwald, den wir vor ſechs Wochen faſt 300 Meilen von hier durchzogen, umgab uns auf allen Seiten. Die Stämme der rieſigen Bäume, viel häufiger Tannen- als Laubholzarten, ſtanden verhältnißmäßig weit aus einander, und das eigentliche Zweigwerk derſelben fieng oft erſt in der Höhe von 30, 40, ja vielleicht bis 80 Fuß, an; aber das Unterholz war von einer Mächtigkeit, wie ſonſt eine 10- bis 15jährige Laubholzſchonung, und ganz eigenthümlicher Weiſe zeigten ſich Farren und koloſſale Schilfblätter, wie ſie nur in ſehr naſſen Gegenden, an ſumpfigen Flußufern, vorzukommen pflegen.

(Schluß folgt.)

Facta im menſchlichen Leben.

Die Anzahl der in der Welt vorhandenen Sprachen beträgt 3064, und deren Bewohner bekennen ſich zu mehr denn tauſend verſchiedenen Religionscultten. Die Zahl der Männer iſt ungefähr der Zahl der Weiber gleich. Die durchſchnittliche Lebensdauer des Menſchen iſt ungefähr 33 Jahre. Ein Viertel derſelben ſtirbt vor Erreichung des 7ten Jahres, die Hälfte vor dem 17ten, dagegen genießen diejenigen die über dieſes Alter hinaus leben eines Glückes welches der andern Hälfte verſagt iſt. Von jedem Tauſend Menſchen wird nur einer 100 Jahre alt, und von jedem Hundert erreichen nur ſechs das 65ſte Jahr, ſowie von jeden fünfhundert Perſonen nur eine achtzig Jahre alt wird. Die Erde hat 1000,000,000 Bewohner, von dieſen ſterben 33,333,333 in jedem Jahr, 91,824 täglich, 3730 ſtündlich, und 60 in jeder Minute oder jeder Secunde einer. Durch eine gleiche Anzahl Geburten werden dieſe Verluſte aber beinahe wieder aufgehoben. Die Verheiratheten leben länger als die Ledigen, und beſonders diejenigen erfreuen ſich einer längern Lebensdauer die ein mäßiges und thätiges Leben führen. Große Leute leben länger als kleine. Frauen haben vor Erreichung des 50ſten Jahres eine günſtigere Lebenschance als Männer, nachher aber ſehr wenig. Die Zahl der Ehen iſt im Verhältniß von 75 (?) zu jedem Tauſend Menſchen. Hochzeiten finden häufiger nach den Aequinoctien ſtatt, d. h. während der Monate Juni und December. Die im Frühjahr gebornen Menſchen ſind gewöhnlich kräftiger als andere. Geburten und Todesfälle ſind während der Nacht häufiger als bei Tag. Die Zahl der Männer welche die Waffen zu tragen fähig ſind, iſt zu einem Viertheil der Bevölkerung berechnet. (Quarterly Review.)

„Sterblichkeit," ſagt Dr. Southwood Smith, „unterliegt einem Geſetz, deſſen Wirkung ſo regelmäßig iſt als das der Schwerkraft." Babbage, der in ſeinem Werk über Lebensverſicherung dieſes Thema noch ſchärfer behandelt, ſagt: Nichts iſt ungewiſſer als die menſchliche Lebensdauer, wenn man dieſen Satz auf ein Individuum anwendet; allein es gibt wenige Dinge auf Erden die ſo geringen Schwankungen ausgeſetzt ſind als die Lebensdauer einer gewiſſen Anzahl Menſchen. Bedarf es dazu einer Erläuterung? Nehmen wir 5000 Perſonen in ihrer erſten Lebenszeit und beobachten deren Abſterben, ſo finden wir in den erſten zehn Jahren 600 Todesfälle, im zweiten Decennium 750, im dritten 850, und ſo mit jedem Decennium progreſſiv zunehmend, bis ſie alle hinüber ſind. Die mittlere Lebensdauer in Großbritannien iſt jetzt 41 Jahre, in Frankreich 40, in Schweden 39, in Deutſchland 37 Jahre und in andern Ländern progreſſiv abwärts, ſo daß ſich der Durchſchnitt für die Erde auf 33 Jahre herausſtellt. In Rom war vor dreizehnhundert Jahren der Durchſchnitt faſt eben ſo wie heute in England. Unter dem Adel Englands iſt die „Lebenserwartung" im 84ſten Lebensjahr noch vier Jahre, und bei den Fiſchern an der belgiſchen Küſte iſt ſie ebenſo. Nach Deparcieux, der vor einem Jahrhundert lebte, war die Lebenserwartung in Frankreich damals und in dem erwähnten Alter 3½ Jahre. Halley, deſſen Beobachtun-

zed by Google

gen ſich bis auf das ſiebzehnte Jahrhundert zurück erſtreckten, fand die Erwartung nur wenig geringer. Es ſteht indeſſen feſt daß die menſchliche Lebensdauer in allen Altersclaſſen während des letzten Jahrhunderts ſehr zugenommen hat. Dr. Southwood Smith ſagt uns daß während die Sterblichkeit aller andern Lebensepochen von dem Lande, der bürgerlichen Stellung und einer Menge von Einflüſſen, die aus dieſen und ähnlichen Umſtänden entſtehen, abhängig iſt, alle Beobachtungen doch beweiſen daß in dieſem und den andern ähnlich hohen Lebensjahren in allen Ländern, zu allen Zeiten und unter allen Claſſen der menſchlichen Geſellſchaft die mittlere Lebensdauer dieſelbe iſt.

Dieſes Thema wünſchen wir im nachfolgenden ausführlicher zu behandeln. Alle welche dem Ausſpruch Hope's zuſtimmen daß „die größte Wiſſenſchaft der Menſchheit der Menſch iſt," werden die Wichtigkeit desſelben gern zugeben. Jedermann wird davon berührt, aber eben deßwegen finden wir daß ſo wenige ſich darum kümmern. Wie wenig wiſſen die meiſten mehr von den Phaſen des menſchlichen Lebens als daß wir geboren werden, leben und wieder ſterben? Werden andere Facta vorgebracht, ſo iſt es meiſtens nur oberflächlich, wie in dem Artikel an der Spitze dieſes Capitels, genügend ein vorübergehendes Intereſſe zu erregen und uns zu erinnern wie unangemeſſen bloße Zahlen und Daten für die allgemeine Bildung ſind, wenn das Intereſſe dafür nicht auf andere Art erweckt wird. Es ſcheint beinahe unglaublich daß Millionen Menſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht dahin leben ohne auch nur mit den gewöhnlichſten Vorſchriften für Bewahrung der körperlichen Geſundheit bekannt zu ſeyn, ohne daß ſie nur an die allgemeinen Sanitätsvorſchriften denken, welche die Geſundheit von Städten und Ländern ordnen, welche die Geſetze der Bevölkerung in ſich begreifen, oder daß man die ganze Combination dieſer Geſetze das Sterblichkeitsgeſetz nennt. Allein leider iſt es ſo.

Die Anerkennung der Thatſache „daß alle Menſchen ſterben müſſen" bildet die Gränze unſeres Wiſſens in Bezug auf dieſe individuelle Kataſtrophe, und es iſt gewiß eine weiſe Einrichtung daß es ſo iſt. Aber wiſſenſchaftliche Unterſuchung der ſeit Jahrhunderten geführten Sterberegiſter hat zu der Entdeckung einer Reihe von Thatſachen geführt, die nicht allein auf die Volksmaſſe Bezug haben, ſondern ſogar auf die einzelnen Stände, und die nicht allein durch die Genauigkeit der Details, ſondern ebenſowohl durch ihre wunderbare Richtigkeit unſer Erſtaunen erregen müſſen. So ſteht es feſt daß ein 30jähriger Geiſtlicher eine Lebenserwartung auf weitere 35 Jahre hat, ein Landmann im ſelben Alter ſogar noch 40 Jahre, während ein Fürſt deren nur noch 22 oder 23 hoffen darf. Dieſe letztere Thatſache ruft uns eine Bemerkung des großen Hufeland ins Gedächtniß, daß, obgleich die Krone ihrem Beſitzer alle irdiſchen Freuden und Genüſſe gewährt, ſie ihm den größten derſelben, ein langes Leben, gewöhnlich vorenthält.

Wäre es nöthig Beweiſe für die individuelle Ungewißheit der Lebensdauer zu geben, ſo gibt es wohl keinen der für dieſen Zweck beſſer paßt als eine chronologiſche Liſte der Könige und Königinnen von England, von Wilhelm dem Eroberer bis auf unſere Tage. Sie dient zur Erläuterung über eine Menſchenclaſſe, da ſie ſich über eine hinreichend lange Zeit erſtreckt, und wir haben das Lebensalter ſowie die Todesurſachen ſo genau und richtig wie möglich angegeben.

Namen.	Alter beim Tode.	Todesurſache.	Namen.	Alter beim Tode.	Todesurſache.
Wilhelm I.	60	Bruch und Fieber.	Heinrich VII.	52	Schwindſucht.
Wilhelm II.	43	Erſchoſſen.	Heinrich VIII.	55	Beingeſchwür.
Heinrich I.	67	An Lampreten überfreſſen.	Eduard VI.	15	Schwindſucht.
Stephan.	49	Hämorrhoiden.	Marie.	42	Die Pocken.
Heinrich II.	55	Gram.	Eliſabeth.	69	Natürlich.
Richard I.	43	Erſchoſſen.	Jakob I.	58	Wechſelfieber.
Johann.	49	Natürlich.	Karl I.	48	Enthauptet.
Heinrich III.	65	Altersſchwäche.	Karl II.	54	Schlagfluß.
Eduard I.	67	Durchfall.	Jakob II.	67	Natürlich.
Eduard II.	43	Ermordet.	Marie II.	32	Die Pocken.
Eduard III.	65	Natürlich.	Wilhelm III.	52	Sturz vom Pferd.
Richard II.	33	Schwindſucht.	Anna.	49	Schlagfluß.
Heinrich IV.	46	Schlagfluß.	Georg I.	67	Gichtanfall.
Heinrich V.	33	Pleureſie.	Georg II.	77	Plötzlicher Tod.
Heinrich VI.	49	Ermordet.	Georg III.	82	Natürlich.
Eduard IV.	41	Wechſelfieber.	Georg IV.	68	Ein geborſtenes Blutgefäß.
Eduard V.	12	Erſtickt.			
Richard III.	42	In der Schlacht gefallen.	Wilhelm IV.	72	Natürlich.

Digitized by Google

Der Anfang des Verzeichniſſes führt uns auf Zeiten zurück die glücklicherweiſe längſt vorüber gegangen ſind. Nur ſieben von ihnen allen ſind eines natürlichen Todes geſtorben; an Alterſchwäche ſogar nur einer. Nur einer unter fünfen ſtarb an was wir „natürlichen Urſachen“ nennen. Nur drei haben das 70ſte Jahr überſchritten, und das 67ſte Lebensjahr ſcheint für die Könige ein verderbliches zu ſeyn. Wer das Sterblichkeitsgeſetz beobachtet, der betrachtet ſolche Tabelle nicht in den einzelnen Fällen, ſondern in Bezug auf das Ganze. Man findet dann daß die Durchſchnitts-Erwartung der engliſchen Könige zur Zeit ihrer Thronbeſteigung 33 Jahre iſt; ſie müßten deßhalb im durchſchnittlichen Alter von 63 Jahren geſtorben ſeyn, während ſie in Wirklichkeit nur den Durchſchnitt von 52½ Jahren erreicht haben.

Glücklicherweiſe haben die Urſachen welche ſolche Reſultate herbeiführten jetzt aufgehört. Die Fürſten führen nur in ſeltenen Fällen ihre Armeen ſelbſt auf das Schlachtfeld, ſowie ſie ſich auch nicht mehr auf Gottesgerichte und Parteiſtreitigkeiten einlaſſen; dadurch iſt eine große Gefahr entfernt und ihr Leben iſt verhältnißmäßig verlängert. Man hat gefunden daß das Leben der Fürſten in freien Staaten viel ſicherer iſt als in deſpotiſchen, in civiliſirten ſicherer als in barbariſchen Staaten. In Deutſchland regierten 38 Kaiſer durchſchnittlich jeder 19 Jahre; in Schweden regierten 41 Könige jeder 18 Jahre, und in Rußland 50 Czare durchſchnittlich jeder 15 Jahre, während der Durchſchnitt in England 22½ Jahre beträgt. Von allen Fürſten Europa's zuſammen genommen, ſagte Newton, daß deren Regierung etwa 19—20 Jahre durchſchnittlich daure, und wie wir ſehen, hatte er nicht ſo unrecht.

Wir können aber noch ein anderes, in manchen Beziehungen noch merkwürdigeres Beiſpiel anführen, und zwar in Bezug auf die großen Staatsmänner, deren durchſchnittliche Lebensdauer etwa 56 Jahre beträgt; geht man aber auf ihr Ende ein, ſo enthüllt ſich eine vollſtändige „Schauergeſchichte.“ Chatham fiel im Duell und ſeinen noch viel größern Sohn tödtete die Nachricht von der Schlacht bei Auſterlitz. Percival wurde auf der Schwelle des Parlaments ermordet, Papiere in der Hand und eine Rede auf der Zunge. Caſtlereaghs Ende war noch ſchrecklicher, Lord Liverpool ſtarb plötzlich in Mitte ſeiner Geſchäfte, auch Canning fiel plötzlich, während er ſich im Glanz ſeiner Macht brüſtete. Huskiſſon ſtarb in der Mitte ſeiner frühern Collegen auf eine ſchreckliche Art. Bentinck ſtrebte darnach ein Staatsmann zu werden und ſtarb in voller Geſundheit, ohne die mindeſte vorherige Warnung gefühlt zu haben. Sir Robert Peel ſtarb an einem Sturz mit dem Pferd.

Der Einfluß der Beſchäftigung auf die menſchliche Lebensdauer hat in den letzten Jahren große Aufmerkſamkeit erregt; doch obgleich es unmöglich iſt, die Urſachen ſolcher Fatalitäten anzugeben, die den eben erwähnten Stand betroffen haben, ſo hat man doch eine Menge nützlicher Nachrichten geſammelt, und dieſe werden noch immer mehr verbeſſert und erweitert. Man hat bemerkt daß dieſer Einfluß immer deutlicher wird, je mehr ſich die Beobachtungen auf die arbeitenden Claſſen ausdehnen. Dr. Farr, dem England für den Eifer und das Talent ſehr viel Dank ſchuldet, welche er auf alle mit den Sanitätsgeſetzen und dem geſundheitlichen Fortſchritt verbundenen Sachen verwendet, hat uns das Reſultat ſeiner dahinzielenden Erfahrungen gegeben. Von 12 verſchiedenen Ständen die er beobachtete, nämlich: Schneider, Schuhmacher, Landleute, Zimmerleute und Tiſchler, Schlächter, Woll-, Baumwoll- und Seidenweber, Bäcker und Conditoren, Wirthe, Krämer, Bergleute, Arbeiter (ländliche und andere), und Grobſchmieden hat er gefunden, daß Landleute die längſtlebenden ſind. Am deutlichſten ergibt ſich dieſer Unterſchied zwiſchen ihnen und den Arbeitern in den folgenden Lebensjahren:

Alter.	Es ſtarben unter 1000 Bauern.	Es ſtarben unter 1000 Arbeitern.	Unterſchied.
35—45	9	13	4
45 „ 55	12	17	5
55 „ 65	25	29	4
65 „ 75	55	68	13
75 „ 85	148	174	26
85 „ 95	324	418	94.

In Beziehung auf die Geſundheit ſind die Vortheile des Bauern über den Arbeiter bedeutend in jedem Lebensalter von 35 ab aufwärts; allein merkwürdig genug iſt die Sterblichkeit der jungen Landleute im Alter von 25—35, ſtärker als die der jungen Arbeiter im ſelben Alter. Die Arbeiter machen beinahe den vierten Theil der männlichen Bevölkerung Englands aus, und ihre Mortalität iſt beinahe dieſelbe wie die der ganzen Bevölkerung, ausgenommen in den hohen Lebensjahren.

Die vier Claſſen, worauf der Erfahrung zufolge die ſchwerſte Sterblichkeit laſtet, ſind die Bergleute, die Bäcker, die Schlächter und die Bier- und Schnapswirthe. So z. B. ſtarben im Alter von 45—55 von jeden 1000 Bauern 12, von 1000 Schuhmachern 15, von 1000 Webern 15, von ſo viel Krämern 16, von Grobſchmieden 17, von Zimmerleuten 17, von Schneidern 17, von Arbeitern 17, von Bergleuten 20, von Bäckern 21, von Metzgern 23, und von Bier- und Branntweinwirthen ſogar 28, während die Sterblichkeit unter der Geſammtbevölkerung Englands in dieſem Alter 18 per 1000 beträgt.

In jeder Lebensperiode iſt die Mortalität der Wein-, Bier- und Branntweinſchenker ſtärker als die aller andern Stände, ausgenommen der Schlächter im Alter von 55—65, wo von dieſen 41 von 1000 ſterben, während der Durchſchnitt unter jenen nur 30 beträgt, und der der geſammten Bevölkerung 30. Die Gründe dieſer ungewöhnlich ſtarken Mortalität verdienen eine ſorgfältige und ausgedehnte Unterſuchung. Viele achtungswerthe Männer aus dieſem Stand führen eine regelmäßige und mäßige Lebensweiſe, während andere, die durch ihr Geſchäft ungewöhnlichen Verſuchungen ausgeſetzt ſind, unmäßig leben und des Nachts weniger Ruhe genießen als die übrige Menſchheit. So ſind ſie auch mehr anſteckenden Krank-

Digitized by Google

heiten ausgesetzt, weil sie so viel mit andern Personen in persönliche Berührung kommen.

Wir wissen alle daß unser „Lebenscontract" nur auf solchen Bedingungen abgeschlossen ist daß er jeden Augenblick aufhören kann. Wir haben schon gesehen daß er mit der Veränderung der Beschäftigung wechselt, und wir werden hienach finden daß er sich ebenso mit dem Wechsel des Aufenthalts verändert. Aber zu diesen äußern Ursachen treten davon unabhängige Naturgesetze, die eine Veränderung hervorbringen, wenn auch nicht in jedem Lebensjahre, so doch wenigstens in gewissen, wohl getrennten Perioden. Es ist klar daß dieß alles in der Kindheit wie im hohen Alter sehr unsicher ist. Während der Pubertätsjahre — vor der Periode in welcher das Wachsthum des Körpers am stärksten ist — vor der Zeit der größten Kraftentwicklung — vor dem Alter der größten geistigen Kraft — das ist die Zeit die der Todesgefahr am wenigsten ausgesetzt ist. Die Aussicht ein Jahr zu durchleben vermehrt sich von der Geburt bis zum 14ten oder 15ten Jahre, während sie von hier bis zum 55sten oder 58sten Jahre leicht beschleunigt abnimmt. Später nimmt die Lebenskraft bedeutend schneller ab. Die folgende Tabelle bestätigt dieß vollständig.

Von einer Million männlicher Geborner starben im ersten Jahre 180,492
Im Alter 13 starben von derselben Zahl . 5,794
„ 23 „ „ „ . 15,074
„ 34 „ „ „ . 11,707
„ 48 „ „ „ . 14,870
„ 58 „ „ „ . 29,185
„ 68 „ „ „ . 61,741
„ 78 „ „ „ . 114,255
„ 84 „ „ „ . 178,130

Wie man bemerken wird, bezieht sich die Statistik zu diesen Erläuterungen nur auf das männliche Geschlecht, in welchem die Entwicklung deutlicher sichtbar ist. Dieselben Eintheilungen und Vergleiche passen nicht in allen Fällen auf das weibliche Geschlecht, wie wir später sehen werden. Edmonds hat über beide Geschlechter eine Theorie aufgestellt, derzufolge es drei deutlich markirte Perioden im menschlichen Leben gibt: eine von der Geburt bis ungefähr zum achten Jahre, in der die Mortalität jährlich um 32½ Procent abnimmt, eine zweite vom 12ten bis zum 55sten Jahre, in der die Sterblichkeit um 3 Procent jährlich zunimmt, und schließlich von 55 aufwärts, wo sie um acht Procent zunimmt. Die Physiologen indeß nehmen vier Perioden oder Abtheilungen an: die embryonische, die unreife, die reproductive und die unfruchtbare.

Wir kommen nun auf den Einfluß des Wohnorts, auf die Lebensdauer zu sprechen, und werden zuerst mit einigen europäischen Ländern beginnen. Von Tausend zu gleicher Zeit gebornen Kindern wird, in den in der ersten Colonne angegebenen Lebensjahren, die in den folgenden Colonnen angegebene Zahl in den dort aufgeführten Ländern und Plätzen leben:

Alter.	Carlisle.	Frankreich.	Schweden.	Wien.	Holland.
1	846	768	780	542	804
10	646	551	611	327	639
20	609	502	570	288	584
30	564	438	519	247	508
40	508	369	459	199	432
50	440	297	385	147	362
60	364	214	293	96	278
70	240	118	175	48	175
80	17	35	56	16	.72
90	4	4	5	2	7

Von den genannten Orten scheint hinsichtlich der Gesundheit Holland England am nächsten zu kommen, in den beiden letztern Lebensaltern erscheint es sogar noch günstiger. Wien erscheint als das ungünstigst gelegene.

Aus diesen Elementar-Beobachtungen sind andere Resultate abgeleitet, wie z. B. die folgenden:

In England ist die durchschnittliche Mortalität 28 per 1000.
„ Dänemark . . 23 per 1000.
„ Holland . . . 24 „ „
„ Frankreich . . 23½ „ „
„ Schweden . . 24 „ „
„ Preußen . . . 28 „ „
„ Sardinien . . 30 „ „
„ Oesterreich . . 31 „ „
„ Rußland . . 36 „ „

In London ist die jährliche Sterblichkeit 25 per 1000.
„ Berlin . . . 25 per 1000.
„ Turin . . . 26 „ „
„ Paris . . . 28 „ „
„ Genua . . . 31 „ „
„ Lyon . . . 33 „ „
„ Hamburg . . 36 „ „
„ Moskau . . . 38 „ „
„ Stockholm . . 39 „ „
„ St. Petersburg . 41 „ „
„ Wien . . . 49 „ „

Milne sagt in seinem Werke über Renten ꝛc.: „es ist wohl bekannt daß die Bewohner großer Städte wegen ihrer sitzenden Lebensart, ihrer verderblichen Beschäftigungen, wegen des Mangels an Reinlichkeit und des Ueberflusses an Proletariat, größerer Sterblichkeit unterliegen als die Bewohner kleiner Städte und Dörfer, und dieß ist eine der Ursachen des in der Sterblichkeit verschiedener Gegenden bemerkbaren Unterschiedes."

Sind wir aber mit Milne's Erklärung über die Ursachen der verschiedenen Sterblichkeitsverhältnisse in den verschiedenen Ländern zufrieden, oder dehnen wir die Beobachtung über verschiedene Theile desselben Landes aus, was wird man zu den folgenden Zahlen sagen, welche den Unterschied, dem die verschiedenen Stände der Bewohner derselben Stadt unterliegen, angeben? Sie verdienen die ernsteste Aufmerksamkeit:

Digitized by Google

	lebt die reiche Classe, Jahre	die Handelsleute, Jahre	die Arbeiter, Jahre	Allgemeiner Durchschnitt Jahre	Mon.
In Rutlandshire	52	41	38	43	8
in der Stadt Truro	40	33	28	33	8
in Derby	49	38	21	36	0
in Manchester	38	20	17	25	0
in Bolton	34	23	18	25	0
in Bethnal Green	45	26	16	29	0
in Leeds	44	27	19	30	0
in Liverpool	35	22	15	24	0

Um aber den Unterschied zwischen Stadt und Land noch deutlicher zu charakterisiren, nahm der General-Registrator vor einigen Jahren zwei Districte, einen städtischen und einen ländlichen, beide bedeutend genug an Ausdehnung und Bevölkerung um die Wirkung des Mortalitätsgesetzes zu beobachten. Der Landdistrict hatte 9352 (engl.) Quadratmeilen und 1,700,484 Seelen. Der Stadtdistrict 666 Quadratmeilen und 1,883,693 Bewohner. Im ersten betrugen die Todesfälle 132,166, im zweiten 205,966. Streicht man den Ueberschuß der Bevölkerung des zweiten über den ersten District, so ergibt sich das Resultat der Differenz an Todesfällen zugleich und aus derselben Summe der Bevölkerung, die sich nur durch ihren Wohnort unterscheidet. Nämlich:

Todte im Städte-District . . 185,966
„ „ ländlichen District . 132,116

so ergibt sich zu Gunsten des letztern der Unterschied von 53,850.

Auch die verschiedenen Bezirke Londons weichen ebenso von einander ab, wie London von dem Königreich im allgemeinen. Die „Erwartung" ist nach der Bevölkerung und den Todesfällen von 1841 berechnet, in welchem Jahr die Sterblichkeit in den einander gegenübergestellten Bezirken St. George und Whitechapel sehr gering war. Im Alter 20 fand man die Lebenserwartung in St. George mit 39 Jahren 6 Monaten, in Whitechapel nur 33 Jahre 6 Monate. Die weibliche Erwartung war im halben Alter in St. George drei Jahre höher als die männliche, in Whitechapel etwa vier Jahre mehr. Im Alter 50 war die männliche Erwartung 18 Jahre 8 Monate, in Whitechapel 15 Jahre 11 Monate. Im östlichen Theil von London herrscht ferner eine höhere Sterblichkeit als im südlichern, ausgenommen in Cholerajahren, in welchen die Epidemie in Folge der tieferen Lage der südlichen Seite dort eine höhere Sterblichkeit hervorruft.

Die meisten Todesfälle in den südlichen Grafschaften Englands finden im März-Quartal, die wenigsten in dem mit September endenden Quartal statt. In den nördlichen Grafschaften fallen die meisten Geburten in das Juni-Quartal, und in den fünf mittleren Grafschaften sind sie in obigen beiden Quartalen fast gleich.

Zum Schluß wollen wir noch eine Bemerkung des Generalregistrators anführen, die wohl die öffentliche Aufmerksamkeit verdient.

Er sagt: „Eine Vergleichung der Dauer der successiven Generationen in England, Frankreich, Preußen, Oesterreich, Rußland, Amerika und andern Staaten würde viel Licht auf den physischen Zustand der respectiven Bevölkerungen werfen. Gelehrten und menschenfreundlichen Männern in diesen Ländern, sowie den Regierungen derselben würden dadurch viele Wege angegeben werden wie die Leiden zu vermindern, sowie die Gesundheit und die Verhältnisse des Volkes zu verbessern wären. Durch diese Vergleiche würde ein edler Wetteifer angeregt, und die wetteifernden Völker würden mit ebensoviel Enthusiasmus von verminderter Krankheit, Abnahme der Zahl der Verwachsenen, Lebensrettungen, Siegen über den Tod und das Grab lesen als von den Siegen ihrer respectiven Armeen. Der Triumph des einen wäre nicht die Demüthigung des andern; denn mit der Befriedigung dieses Ehrgeizes würde keine von ihnen weder an Land noch an Ehre oder Blut verlieren, sondern alle würden dadurch gewinnen."

Die sieben Kirchen der Offenbarung St. Johannis.

Diese Kirchen haben schon vielfach die Aufmerksamkeit christlicher Orientreisender auf sich gezogen. Wir erinnern hier nur an G. H. v. Schubert, welcher im J. 1836 mehrere derselben besucht hat. In neuerer Zeit hat der frühere russische Minister der Volksaufklärung, A. S. Noroff, auf diese Gemeinden ein besonderes Augenmerk gerichtet. Der von demselben in russischer Sprache veröffentlichte und kürzlich in deutscher Bearbeitung erschienene Reisebericht, der mit allerlei Notizen aus der Profan- und Kirchengeschichte reichlich ausgestattet ist, bietet des Interessanten viel, und wir glauben daher den Lesern dieser Zeitschrift einiges aus dieser Schrift [1] mittheilen zu sollen.

Die erste der sieben Gemeinden welche Noroff besuchte, war Laodicea, auch Rhoas genannt, wahrscheinlich wegen ihres außerordentlichen Reichthums an Granatbäumen (ῥοάς). An der Stelle der Stadt liegt jetzt ein Trümmerhaufe. „Die Ruinen," vermeldet unser Reisender, „verschwinden von Tag zu Tag mehr und werden bald der Erde gleich seyn; sie sind mit Gras und Dornen bewachsen; noch aber erkennt man zwischen den unförmlichen Trümmermassen, an den Ueberresten von Säulen, Gesimsen und Capitälen, die Ruinen der drei Amphitheater, von denen das eine von so großem Umfang war daß nach einer ungefähren Berechnung auf seinen Marmorstufen 30,000 Menschen Platz finden konnten." Auch Ueberreste der Laodicäischen Kirche, deren Länge 200′ und deren Breite 100′ betragen haben, lassen sich noch entdecken. Die Kirche von Laodicea war einst das Haupt von 16 Bisthümern. Um das Jahr 367 hat dort ein Kirchenconcil stattgefunden. Vom Apostel Paulus existirt ein apokryphischer Brief an die Laodicäer.

---

[1] Der vollständige Titel ist: Die sieben Kirchen der Offenbarung St. Johannis. Reise-Erinnerungen aus Kleinasien von A. S. Noroff. Mit Abbildung der sieben heiligen Stätten. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1860.

Digitized by Google

2. Philadelphia, jetzt Allah-schehr genannt, liegt am nördlichen Fuß des malerischen Tmolusgebirges, auf Felsenterrassen, die sich amphitheatralisch im Schatten herrlicher Fruchtwälder erheben. Ueber den Thoren der Stadt erblickt man das Wappen der venetianischen Kreuzfahrer. Nach der Verwüstung der griechischen Colonien und der asiatischen Kirchen blieb allein Philadelphia stehen wie eine Säule mitten unter Trümmern, wie Noroff meint, in Folge davon „daß es behalten das Wort seiner Geduld" (Offenb. 3, 10). Selbst als Tamerlan, die Geißel seines Zeitalters, den ganzen Orient mit Feuer und Schwert verheerte, kam der Engel des Todes dieser Stadt nicht nahe. Und auch einem von den Orthodoxen des Abendlandes wie des Morgenlandes gleichmäßig für besonders gefährlich erachteten Feind wußten, nach Noroff, die Laodicäer siegreich zu widerstehen, denn da hören wir den innigen Anhänger seiner „rechtgläubigen" Kirche also berichten:

„Als im J. 1836 die Sendlinge einer protestantischen Bibelgesellschaft nach Philadelphia kamen, boten sie den griechischen Priestern eine für ihre Armuth ziemlich bedeutende Summe wenn sie die Christen in Philadelphia nicht vor ihnen warnen wollten. Das Geld wurde zurückgewiesen, und die Verbreiter des Protestantismus fanden in Philadelphia nicht Einen der ihre Lehre annahm;" „„denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort behalten und hast meinen Namen nicht verläugnet,"" Worte der Offenbarung 3, 8. Obwohl die Christen in Philadelphia sehr arm sind, so hat die Stadt doch fünf Kirchen für ebenso viele Gemeinden. Die mächtigen Ueberreste der ältesten Kirche sind noch sehr gut erhalten; sie scheinen, bemerkt Noroff, die Wiedererneuerung zu erwarten auf welche die philadelphischen Christen mit Zuversicht hoffen. Selbst die Türken achten, nach unserm Reisenden, diese Ueberreste, und erzählen von merkwürdigen Erscheinungen welche manche von ihnen dort wollen gesehen haben. „Alle Hoffnung der Philadelphier," fügt endlich der russische Minister bei, „ist auf den Norden gerichtet." Natürlich!

3. Sardes, einst die zweite Stadt nach Rom und an Pracht kaum geringer als Babylon, oft die Residenz der persischen Könige, ist nun ein vollendeter Trümmerhaufe. „Die wenigen Menschen," berichtet Noroff, „welche ich hier fand, erschienen mir wie ohne eine feste Stätte herumirrend, denn außer den zerrissenen Zelten der Turkomanen und einigen Lehmhütten sah ich hier keine menschliche Wohnung, aber als wir in die Nähe der Ruinen kamen, sprangen einige Schakale auf, und einige Nachteulen schüttelten den Staub von ihren Flügeln auf uns herab, zur Strafe dafür daß wir sie in ihrer Ruhe störten. Die großartigste Ruine des alten Sardes ist der Tempel der Cybele, das älteste Denkmal jonischer Architektur. Die Ruinen der Johanniskirche sind kaum noch zu finden. Die vielen in Staub verwandelten Ruinen haben in der ganzen Umgegend alle vegetabilische Kraft des Bodens erstickt.

4. Thyatira, heute Akhissar oder Weissenburg genannt, wegen der zahlreichen Marmorbrüche in dem nahen Gebirg, war derart von der Oberfläche der Erde verschwunden daß man Jahrhunderte lang seine Stelle nicht kannte. Die neu erbaute Stadt besteht zum größten Theil nur aus Lehmhütten, die mit Ziegeln gedeckt sind. Die hohen Cypressen und Pappeln welche diese Wohnungen umgeben, und das helle Wasser in den Bächen und Wasserleitungen machen einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge. Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend; sie zählt gegen 12,000 Einwohner. Die Lydia der Apostelgeschichte (16, 14), die Purpurhändlerin war aus Thyatira.

5. Smyrna, das sechsmal durch Erdbeben zerstört und vielfach durch Eroberer, wie Timur, vernichtet worden ist, gilt jetzt für eine der blühendsten und reichsten Handelsstädte des osmanischen Reichs. Als Leuchte der Kirche von Smyrna glänzt in unverwelklicher Märtyrerkrone der heilige Polycarp, der letzte Jünger des heiligen Johannes. Die Ueberreste des Amphitheaters, in welchem er als Hundertjähriger den Märtyrertod erlitt, zeigt man noch jetzt mit Ehrfurcht an dem Abhange des Berges Pagus, unterhalb der alten Citadelle, von wo aus man eine herrliche Aussicht über die Stadt und Umgegend mit dem malerischen Meerbusen hat. Wenn man höher an dem Pagus hinaufsteigt, so erblickt man rechts von der halb zerstörten Citadelle die Ueberreste der alten christlichen Kirche, von der man noch die Spuren eines Porticus erkennt. Hier ruhten einst die irdischen Ueberreste des heiligen Polycarp. Die Kirche wurde in eine Moschee umgewandelt, und jetzt steht auf den Trümmern der Moschee die Grabcapelle eines türkischen Heiligen. Bemerkenswerth ist daß selbst die Türken das Andenken Polycarps ehren und ihn einen „Boten Gottes" nennen. Die rechtgläubige griechische Gemeinde hat in Smyrna sieben Kirchen. Die Zahl der rechtgläubigen Einwohner gibt Noroff auf 40,000 an.

6. Pergamus, das heutige, hat freundliche Häuser mit rothen Ziegeldächern und einige Minarets neben einem merkwürdigen, halbzerstörten Gebäude in Gestalt eines Kastells mit Thürmen, von schattigen Gärten umgeben, die einen malerischen Thalgrund füllen und sich weit in die blühende Ebene zu beiden Seiten des Flusses Kaikos hinziehen. Das alte Gebäude ist eine dem Andenken des heiligen Johannes geweihte Kirche. Aber das alte Pergamus, dem nur Sardes an Pracht und Größe gleichkam, ist jetzt nur ein Haufen unförmlicher Mauern. Die berühmte Bibliothek von Pergamus erlitt, da sie in Folge eines von Antonius der Königin Cleopatra gemachten Geschenks mit der von Alexandrien vereinigt wurde, das traurige Loos durch den Chalifen Omar verbrannt zu werden. Pergamus stand einst mit Troja in enger Verbindung, wie schon daraus hervorgeht daß die Burg von Troja den Namen Pergamus führte. Die dunkeln Worte der Offenbarung: „Ich weiß was du thust und wo du wohnst, da des Satans Stuhl ist" (2, 13) beziehen sich, meint Noroff, wahrscheinlich auf den Tempel und Dienst des Aesculap, der in Pergamus besonders verehrt wurde. Die Zahl der Einwohner wird auf 12,000 geschätzt.

7. Ephesus ist fast gänzlich von dem Angesicht der Erde verschwunden. Seine Entfernung von Smyrna beträgt bloß 14 Stunden, aber es ist schwer dahin zu kommen; denn auf

Digitized by Google

der an der Küſte entlang führenden Straße ſtürzen die Pferde bald über Mauertrümmer, bald über Marmorſtücke, die einzigen Spuren eines verſchwundenen Reichthums; auf dem geraden Wege aber findet man kaum ein Obdach in dem Dörfchen Jeniköi. Den Ruinen des vermeintlichen Dianentempels ſchräg gegenüber ſieht man noch die im Halbkreis erbauten Sitze des Theaters, wo Paulus lehrte und wohin das wüthende Volk ſeine Gefährten Gajus und Ariſtarchus ſchleppte mit dem Rufe: „Groß iſt die Diana von Epheſus!“ Zur Metropole Epheſus rechnet man heutzutage 58 Städte und Dörfer.

Rückblicke auf die politiſche Geſchichte der großen Mächte.

4. Frankreich.

In Deutſchland iſt man der Meinung daß alles was ſeit dem Waffenſtillſtand von Villafranca in Italien geſchehen ſey, in Paris zuvor berathen und genehmigt wurde. In England dagegen bildet man ſich ein daß alles gegen den Wunſch des dritten Napoleon durch die Verwegenheit Sardiniens, durch Garibaldi's Ungeduld, durch den Einigungsinſtinct der Italiener und — was den Briten als ſo wichtig dünkt — durch den Beifall der öffentlichen Meinung in England abgetrotzt worden ſey, alſo daß der Kaiſer Napoleon nichts geſchehen ließ, ſondern alles geſchehen laſſen mußte. Der Inhalt der hiſtoriſchen Acten ſcheint die letztere Anſicht auch vollſtändig zu rechtfertigen, und kritiſcher iſt es auf jeden Fall anzunehmen daß Napoleon III mit den Ereigniſſen auch ſein Betragen änderte Als er den Krieg begann, war es gewiß ſeine Abſicht Italien „bis zum adriatiſchen Meer“ zu befreien. Dieſen Gedanken ſprach das Mailänder Manifeſt aus, und auf ihm beruhte die ſtipulirte Abtretung von Savoyen und Nizza in dem berüchtigten Familienpact. Der Feldzug hatte noch nicht zehn Wochen gewährt, ſo änderten ſich vor Verona die Anſichten des Kaiſers. Der Waffenſtillſtand ſelbſt war den Piemonteſen ein Greuel, wurde in ganz Italien als ein Bruch des Offenſivbündniſſes betrachtet und an den Bilderläden mit der Ausſtellung von Orſini's Porträt gefeiert. In den erſten Tagen ſchien auch eine Annäherung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſtattzufinden, und die Annäherung wäre gewiß damals eingetreten, wenn ſie überhaupt eintreten konnte. Solange Graf Walewski die Siegel führte, war Frankreich mehr auf Seite Oeſterreichs als auf Seiten Piemonts. Nach dem blauen Buche fragte Lord Cowley am 13 Juli 1859, zwei Tage nach Villafranca, an: was mit Parma geſchehen werde, da der Waffenſtillſtand nur davon ſpreche, Toscana und Modena ihren rechtmäßigen Souveränen zurückzugeben. Walewski erwiederte darauf, er habe ſo eben vom Kaiſer telegraphiſch den Aufſchluß empfangen daß die Entſcheidung über Parma dem Congreß vorbehalten bleibe, er aber, der Kaiſer, perſönlich wie Walewski der Anſicht ſey daß das Herzogthum ſeinem rechtmäßigen Souverän zurückgegeben werden müſſe. Da über Parma der Vertrag von Villafranca ſchwieg, ſo war es des Kaiſers guter Wille der Herzogin Hoffnungen zu machen. Allerdings muß man bei allen Aeußerungen gegen britiſche Miniſter in Erwägung ziehen, daß ſie früher oder ſpäter veröffentlicht werden. Eine ſolche Antwort wird daher immer ſo abgefaßt werden müſſen daß ſie im Nothfall alle Welt hören kann. Der Kaiſer mußte, mochte er denken was er wollte, ſich um Oeſterreichs willen loyal im Sinn des Waffenſtillſtandes äußern. Freilich hatte er auf der andern Seite auch die Italiener als Zuhörer, allein durch ein Wörtchen geheimer Verſtändigung ließen ſie ſich belehren, und während die Oeſterreicher feſt an die Ehrlichkeit der Zuſagen glaubten, konnten die Italiener noch überzeugter auf ihre Falſchheit ſchwören. Am 10 Aug. „geſtand“ Graf Walewski Lord Cowley daß die Agenten ſeiner Regierung in den Herzogthümern für die Rückkehr der vertriebenen Monarchen arbeiteten. Eine Woche ſpäter wurde die nämliche Mittheilung wiederholt mit dem Zuſatz: daß die kaiſerliche Regierung kein anderes Mittel als jene Rückkehr ſehe um in Mittelitalien Ruhe zu ſchaffen. „Die Einverleibung Toscana's in Sardinien, fügte der Staatskanzler hinzu, ſey ein Ding der Unmöglichkeit; die Uebertragung des Thrones an die Herzogin von Parma werde von J. königl. Hoheit nicht angenommen werden; die Errichtung eines Königreichs Etrurien unter Prinz Napoleon werde niemals beim Kaiſer Zuſtimmung finden, der keinen Anlaß zum Schatten eines Verdachtes über ſeine Abſichten beim letzten Kriege geben wollte, [1] endlich aber würde die Errichtung einer Republik noch weniger nach ſeinem Geſchmack ſeyn.“ Noch im November 1859 verſicherte Graf Walewski dem britiſchen Botſchafter in Bezug auf den piemonteſiſchen Einfluß in den herrenloſen Herzogthümern „kein einziger franzöſiſcher Agent befinde ſich in Mittelitalien, welcher nicht berichte daß dort eine gewaltſame und rückſichtsloſe Minderheit eine zaghafte Mehrheit in Feſſeln halte.“ Am 29 Nov. ſchien eine kleine unbedeutende Wendung eingetreten zu ſeyn. Graf Walewski äußerte, aus militäriſchen Gründen werde man Piemont den Beſitz von Parma und Piacenza nicht abſchlagen können, aber er hoffe daß durch gütliche Unterhandlungen der Herzog von Modena zu Gunſten der Herzogin von Parma auf ſeinen Thron verzichten werde.

Während dieſer Zeit — darf man nicht vergeſſen — lebte Graf Cavour in Zurückgezogenheit und herrſchte in Turin das Miniſterium Ratazzi, welches nicht beſonders hingebend gegen Frankreich und das Haus Bonaparte geſtimmt war. Wenn jemand an die eigenen Worte glaubte, war es wohl Graf Walewski, wenigſtens beſaß er ſo viel Anſtandsgefühl daß er ſogleich von ſeinem Amte ſchied als die Dinge ſich ändern wollten. Der Rücktritt Walewski's und der Wiedereintritt Cavours in die Cabinette von Paris und Turin

---

[1] Es waren gerade jene Tage wo man England gegenüber rühmte daß Frankreich allein „für eine Idee“ fechte.

Digitized by Google

sind Ereigniſſe die ſich wie Wirkung und Urſache verhalten. Ganz bezeichnend war es auch daß Hr. Thouvenel in das auswärtige Amt berufen wurde, denn dieß war ein Charakter zum Strapaziren und wie für die nächſten Bedürfniſſe geſchaffen. Uebrigens kann man das öſterreichiſche Cabinet von dem großen Fehler nicht freiſprechen, daß es gar nichts gethan hat um den in dem Vertrage von Villafranca gedachten italieniſchen Staatenbund auszuführen. Man ſage nicht daß ein ſolches Project von der eigenen Nabelſchnur erſtickt zur Welt gekommen wäre, denn gerade die Unfruchtbarkeit dieſes Gedankens machte ihn für Oeſterreich ganz unſchädlich. Die Piemonteſen haben ihn nie eines Verſuches gewürdigt, weil er im Grunde ganz unpiemonteſiſch war. Hätte Oeſterreich das Unding verſucht, ſo könnte man ihm jetzt nicht vorwerfen daß es auch ſeinerſeits den Vertrag von Villafranca nicht erfüllt habe. Der Kaiſer Napoleon hätte den Plan gegen ſeine ehemaligen Verbündeten unterſtützen müſſen, ſo daß es Oeſterreich ohne große Mühe gelungen wäre Piemont vor Europa ins Unrecht zu ſetzen.

Wenn Napoleon jemals entſchloſſen war den Züricher Friedensvertrag zu vollſtrecken, ſo mußte er dennoch ſeine Politik nach den Abſtimmungen der Herzogthümer ändern. In deutſcher Perſpective mag man über dieſe Si- und No-Lotterie der „männlichen Seelen," die Achſel zucken, in Paris und für Napoleon war das Plebiſcit ein Gottesſpruch. Mutato nomine de te fabula narratur. Da nun der Kaiſer nicht hindern konnte was geſchah, ſo zog er jetzt aus dem Geſchehenen den möglich größten Nutzen, indem er den dienſtfertigen Sünder von Plombières zur Verabfolgung des vormals bedungenen Reiterſoldes für den Feldzug nöthigte.

Wir glauben dieß iſt die richtige Anſicht der Dinge, daß der Kaiſer ſeine Politik nach dem Laufe der Begebenheiten, nicht die Begebenheiten nach einem reifen Plane formte, daß er alſo, wie man in England es offen ſchon ausgeſprochen hat, von der Hand in den Mund lebt. Auch ahnen diejenigen welche alles dem Gelingen ſeiner heimlichen Anſchläge zuſchreiben, gar nicht daß ſie dem Manne ſelbſt die beſten Dienſte erweiſen. Der Begriff den ſich die Gegenwart von einer Macht oder einer Perſon bildet, iſt genau ſo groß wie der Einfluß und die Herrſchaft welche ſie auszuüben vermag, ganz gleichgültig ob der Begriff ächt oder irrig iſt. Rußlands Macht und Nikolaus' Größe waren nur ein Phantom, und doch hat uns dieſes Phantom ſo gut gedrückt und gequält als wäre es Fleiſch und Bein geweſen. Wer alſo immer Napoleon größer macht als er iſt, wer ihn als den dramatiſchen Dichter, Italien als das Theater und Piemont als den Darſteller einer auswendig gelernten Heldenrolle auftreten läßt, der arbeitet an einem falſchen Begriff von der Größe des ſtillen Mannes, der freilich als der Urheber jeder neuen Wendung angeſehen werden kann, weil niemand genau weiß wohin er zielt, weil er immer doppelte Geſichter zeigt, und bisher immer noch der Unterliegende, der von ihm Betrogene war. Auch in Bezug auf Nizza und Savoyen hat er zweimal ſeine Entſchlüſſe gewechſelt, denn es kann als ermittelt gelten daß der Erwerb Savoyens, obwohl vor Beginn des italieniſchen Krieges ausbedungen, in der Zeit vom Friedensſchluß in Villafranca bis zum Rücktritt Cavours in das Cabinet völlig aufgegeben war.

Der Erwerb Savoyens übrigens war auf Seiten Frankreichs nicht ganz ungerechtfertigt. Dadurch iſt die piemonteſiſche Dynaſtie ja groß geworden daß ſie abwechſelnd auf Seite Frankreichs gegen Oeſterreich, und Oeſterreichs gegen Frankreich focht. Es iſt daher für einen franzöſiſchen Herrſcher wohl zu überlegen wenn er im Südoſten eine Macht zweiten, wo nicht erſten Ranges gründet, ob nicht nach der herkömmlichen Politik des Hauſes Savoyen, ſobald die Streitigkeiten mit Oeſterreich geſchlichtet wären, Piemont ſich wieder gegen den Südoſten Frankreichs kehren und dort eine mächtige Diverſion zu Gunſten eines Feindes am Ober- und Mittelrhein ausführen möchte. Die Sicherung der Alpenabhänge war daher recht wohl ein Bedürfniß Frankreichs. Wenn jedoch dieſe Schlüſſe richtig ſind, ſo verurtheilen ſie auch die Napoleoniſche Staatskunſt; denn war es franzöſiſch ſich gegen die italieniſche Großmacht zu ſichern, ſo wäre es noch viel franzöſiſcher geweſen die italieniſche Großmacht gar nicht zu ſchaffen. Der Erwerb Savoyens und Nizza's war auch deßwegen ein Fehler, weil, ſobald Italien wirklich eins und einig wäre, das ſardiniſche Königshaus nach dem Rückerwerb der Stammlande wahrſcheinlich trachten wird. Dieſe Einverleibung hat Frankreich völlig in Europa iſolirt. Die Engländer antworteten auf dieſen Schritt mit Rüſtungen von Flotte und Häfen, ſowie mitEinübung ihrer Freiwilligen. In Deutſchland kam es zu der Vereinigung in Baden-Baden, und hinterdrein zu den Warſchauer Beſprechungen, die zwar Rußland nicht völlig gewonnen, aber wenigſtens von Frankreich getrennt haben. Das Frankreich welches für „Ideen" focht ſahen manche Mächte nicht ungern, aber das Frankreich welches erobernd auftritt iſt der Schrecken aller Cabinette. Und dennoch iſt es dem Kaiſer gelungen den Zorn und die Beſtürzung über jene gefährlichen Gränzveränderungen vollſtändig wieder einzuſchläfern. Savoyen und Nizza ſind, wenn auch nicht vergeben, doch für den Augenblick vergeſſen.

Napoleon III regiert jetzt Frankreich ſeit zwölf, als Kaiſer ſeit neun Jahren. Noch vier, noch ſechs Jahre, und er hat ſo lange regiert wie ſein Oheim und Ahne, oder wie Louis Philipp. Der Kaiſer iſt jetzt 53 Jahre alt, wohlbeleibt und phlegmatiſch von Temperament. Männer in ſolchem Alter denken häufiger an das was nach ihnen kommen mag. Erbliche Fürſten brauchen nicht über den Tod hinaus zu ſorgen. Le roi est mort, vive le roi! Aber Könige nicht von Geburts, ſondern vollbrachter Thatſachen wegen haben Urſache zu bedenken ob nach ihnen die Sündfluth folgen werde. Wenn ein Ehrgeiziger alles erreicht hat, den Thron des mächtigſten Volkes in Europa, auf der ganzen Erde, dann bleibt ihm wohl nur noch ein Ziel und ein Wunſch übrig, dieſen Thron ſeinen Erben zu erhalten und der Begründer einer Fürſtenreihe zu werden. Namentlich wer, wie Napoleon III, mit nichts, mit einigen poſſenhaften Putſchen anfangen, wer im Gefängniß ſtudieren, mit Bücherſchreiben ſich ernähren und von Gläubigern bedrängt, während der ſchönſten Lebensjahre in Obſcurität ſein

Digitized by Google

Brod eſſen mußte, der wird dem Vortheile von Erbrecht und Legitimität keinen niedrigen Werth beimeſſen. Niemand wie er weiß auch wie ſchwierig es iſt die Franzoſen zu beherrſchen, die immer beſchäftigt werden wollen, damit ſie nie über ſich nachdenken. Wie lange hielten wir ſie nicht für die Urheber und Wächter aller politiſchen Freiheiten in Europa, und doch vermag kein Volk ſo viel Deſpotismus zu vertragen und dabei ſo gut zu gedeihen als die Franzoſen. Je kräftiger die Hand iſt die ſie bemeiſtert, deſto mehr wächst ihre Ergebenheit. Noch heutigen Tages zehren die Franzoſen am Glanze Ludwigs XIV, an ihrem „großen" Zeitalter. Ihre Hingebung an den erſten Napoleon gränzte an Rauſch und Raſerei, ſie überdauerte zwei Geſchlechter, ſie warf in einer Regung der Dankbarkeit nach mehreren Jahrzehnten dem Neffen die Krone zu, ein völlig vereinzeltes Beiſpiel hiſtoriſcher Pietät in der Geſchichte. Eine ähnliche blinde Anhänglichkeit der Franzoſen wäre das beſte Erbtheil für das Kind von Frankreich, und ſie zu erobern iſt gewiß auch der italieniſche Krieg unternommen und die Abtretung Savoyens und Nizza's bedungen worden. Nach den beſten Nachrichten jedoch ſind die Franzoſen wider alles Erwarten kalt geblieben daß ihr Land um ein paar Quadratzoll Landkarte gewachſen iſt. Die illuſtrirten Blätter brachten ſogar in den Annexionszeit Caricaturen auf Savoyen und die Savoyarden, und bis jetzt haben die amtlichen und die inſpirirten Journale nicht gewagt in ihre Rauchfäſſer etwas Eroberungsjubel zu mengen. Die Erneuerung des Imperialismus alten Styls wird in Frankreich von allen Claſſen des bürgerlichen Erwerbs außerordentlich ſcheel angeſehen. Es hat aber die Fabrikbevölkerung um drei Millionen von 1851 bis 1856 zu-, die Landbevölkerung um ebenſoviel abgenommen. Frankreich iſt in der That ſeit 1850 England in vielen Stücken ähnlicher geworden. Seine Ausfuhren ſind jetzt ſchon ſo bedeutend, daß von dem Abſatz nach auswärts anſehnliche Bruchtheile der Bevölkerung ſich ernähren. Die Zunahme der Induſtrie wird zwar die Kriege ſo wenig verhindern wie es die Eiſenbahnen gethan haben, aber jedenfalls dämpft ſie die Kriegsluſt beträchtlich. Wäre England nicht in einer induſtriellen Knechtſchaft von den Vereinigten Staaten, die Briten würden wahrhaftig nicht ſo geduldig jedes Jahr einen Fußtritt nach dem andern von den „Freiheitsflegeln" ſich ertheilen laſſen, wie ihr italieniſches Nichtinterventionsgeſchrei im Grunde nichts war als der Ausdruck der Fabricantenangſt. So erklären wir uns auch das Friedensfieber welches ganz entſchieden in allen Theilen Frankreichs unter dem Mittelſtand vorherrſcht, und zu deſſen Beſänftigung im Laufe des Sommers die alte Melodie aus Bordeaux von der friedfertigen Bedeutung des Kaiſerreichs bei allen öffentlichen Aeußerungen aufgeſpielt, auch nicht in dem Brief des Kaiſers an den Grafen Perſigny vergeſſen wurde. Dieſe Friedensungeduld der Franzoſen iſt gewiß eine aufrichtige, und würde das beſte Unterpfand für die Ruhe unſeres Welttheiles ſeyn, wenn ſich die Wünſche des Landes verfaſſungsmäßig offenbaren und fühlbar machen könnten. Solang aber im Geiſt des öffentlichen Stimmrechtes ein populärer Deſpotismus herrſcht, wäre jeder Staat und Staatsmann verrathen welcher auf die Stimmung der Franzoſen die geringſte Hoffnung ſetzte. Mehr als drei Viertel der franzöſiſchen Departements hatten ſich im Frühjahr 1859 gegen den Krieg ausgeſprochen, als er aber ausbrach, hielt alles zuſammen wie die Glieder einer Kette, und als der Frieden geſchloſſen war, hatte alles nur eine Stimme: es war doch ein glänzender Feldzug! Ja der Krieg ſelbſt, welcher dem Widerwillen des Landes zum Trotz unternommen wurde, hat dem Bonaparte'ſchen Hauſe eine Feſtigkeit auf lange Dauer verliehen.

Man kann dieß deutlich fühlen an der Haltung gegenüber dem Klerus und vor allem dem Kirchenoberhaupt gegenüber. Als der Präſident Louis Napoleon Kanzel und Kanzelredner für ſeine Zwecke noch nöthig brauchte, ließ er ſeine Truppen in Civitavecchia landen und die Mazzini'ſche Republik in Rom belagern. Eine Zeitlang fiel Manna von oben in den Schooß des Klerus, weil man einer geiſtigen Waffe bedurfte um die gefürchtete durch und durch antibonapartiſtiſche „Univerſität" zu bekämpfen. Seit man ſich aber das Fürchten vor Akademikern und Schulmeiſtern abgewöhnt hat, wird auch der Klerus vernachläſſigt. Viel näher fühlt man ſich hingezogen zu der kaiſerlichen Demokratie, den Schwärmern für die Freiheit jenſeits der dreifarbigen Schlagbäume, jener Partei die unter der Fahne des „National" einſt die Julidynaſtie ſtürzte, welche das Stichwort verbreitete: la France s'attriste, und deren franzöſiſcher Trübſinn nicht durch die Februarrevolution, deſto gründlicher aber durch die Staatsſtreiche curirt worden iſt. So hat ſich ja auch das europäiſche Geſicht des dritten Napoleon langſam verzogen, und hinter der ſtudierten Würde heraus ſind die Familienzüge immer ſchärfer wieder kenntlich geworden, die Züge des Napoleonismus, der in den Augen der guten Franzoſen noch immer als der Bannerträger der Revolution gegen das feudale Europa gilt. In jenen Zeiten wo der Kaiſer noch ſo fleißig die Meſſe hörte, ſchätzte man ihn an den Höfen der heiligen Allianz als den Proſoßen der Revolution, und niemand ahnte daß er nur ihr verkappter Pförtner ſeyn würde. Selbſt in der erſten Hälfte des orientaliſchen Krieges trat er noch auf als der Beſchützer der Legitimität, der osmaniſchen nämlich, oder der Legitimität quand-même, denn erſt der Ausgang des Krieges erlaubte ihm die Maske zu lüften.

Es iſt indeſſen ein gefährlicher Zeitvertreib in Nachbarreichen die Revolution anzuzünden. Eine Weile kann man wohl vergnügt dem Feuerwerk zuſchauen, noch immer aber hat ſich ſolcher Muthwille an dem Urheber gerächt. Die Revolution wäre jetzt wahrſcheinlich ſchon eine allgemeine geworden und hätte Deutſchland ergriffen, wenn dort nicht ſämmtliche vernünftige Forderungen des Jahres 1848 befriedigt und die erworbenen Vorrechte von der Reaction nicht angetaſtet worden wären. Wenn aber in Oeſterreich der Aufſtand wächst und ausartet, dann ſteht ſelbſt in dem loyalen Deutſchland manches zu befürchten. Napoleon III fühlt ſich ſchon jetzt getroffen von dem Bolzen der zurückprallt auf den Schützen. Oeſterreich liefert ihm das warnende Beiſpiel in wie unmittelbarer Nähe die Anarchie neben der abſoluten Gewalt lauert. Ein einziges Mißgeſchick, eine einzige Verdunkelung des Bonapar-

Digitized by Google

teſchen Glücksſternes könnte in Frankreich zu ähnlichen Erſcheinungen führen. Einſtweilen iſt eine Sicherheitsklappe in den Decreten vom 24 Nov. geöffnet worden. Es geſchah dieß mit ſtudierter Nachläſſigkeit, denn in dem nämlichen Geſetz folgt auf den Paragraphen über die Vermehrung der ſtändiſchen Vorrechte eine Beſtimmung über die Landesgeſtüte und eine andere über die Verwaltung Algeriens. Ob man ernſthafte Zugeſtändniſſe zu bewilligen gedachte, kann ſich erſt zeigen wenn man die Praxis bei der Berichterſtattung der Kammerdebatten in Thätigkeit geſehen hat. Eine Kammer von der das Land nichts ſieht und nichts vernimmt als die kümmerlichen Auszüge im Moniteur, wird ewig ſchüchtern und verlegen bleiben, weil ſie, ohne den Rückhalt der öffentlichen Meinung, nichts hinter ſich fühlt als die Luft der Guyana. Beherzt werden die Redner erſt wenn ſie durch die Journale das horchende Frankreich erreichen, wenn ihre Worte ein millionenfaches Echo finden, und den Herrſchern klingen wie das Rauſchen einer vielköpfigen Menge. Freilich befindet ſich Napoleon III in der vortheilhaften Lage die neuen Freiheiten nach einem glücklichen Feldzug und nach einer Eroberung ſcheinbar aus freien Stücken in fernblickender Staatskunſt zu bewilligen, nicht wie unſer unglückliches Oeſterreich, nach einer Niederlage, nach Länderverluſten und bedrängt von innern und äußern Feinden. Dennoch wenn man ſo tief ſteckt im Abſolutismus wie Frankreich, haben auch die kleinſten Zugeſtändniſſe einen unberechenbaren Zauber. Ein ſcheinbar geringfügiges Nachgeben Oeſterreichs in Bezug auf die Kirchenverfaſſung der Proteſtanten war der Schall des Glöckchens welches die Lawine löste. Die wenige friſche Luft welche man der franzöſiſchen Preſſe gewährte, hat ſie ſchon belebt wie das Einathmen flüchtiger Salze. Wenn die Franzoſen wieder Geſchmack finden ſollten an dieſen Gütern, wenn nach neunjährigem harten Faſten ſich der Heißunger eines Reconvaleſcenten bei ihnen einſtellen ſollte, dann könnte beim geringſten Mißgeſchick das bisherige Syſtem ſo raſch vernichtet werden wie in Oeſterreich. Nichts iſt gefährlicher als das Spiel mit Scheingeſchenken. Lieber nichts gewähren als das Gewährte heimlich wieder verfälſchen zu wollen. Das hat ſich an Oeſterreich bewährt, und würde ſich in Frankreich wiederholen.

Hinter den dortigen Zugeſtändniſſen lauert aber eine Gefahr für die Nachbarn Frankreichs. Herrſcht in Frankreich ein aufrichtiger Conſtitutionalismus, ſo würde die Friedensliebe der Mittelclaſſen uns eine gute Bürgſchaft gegen den Imperialismus bieten, die Stimme des Landes vermöchte ſich hörbar zu machen, und die Stimme des Landes würde alle Eroberungsgedanken verurtheilen, ſie würde namentlich auf eine Schonung der Finanzen dringen, denn Frankreich geht, obgleich ſich der Wohlſtand dort in den letzten zehn Jahren faſt ebenſo vermehrt hat wie in England, mit ſichern Schritten einer Kataſtrophe entgegen, wenn man im Style der letzten fünf oder ſechs Jahre fortwirthſchaftet. Der günſtige Stand des franzöſiſchen Credits darf uns nicht über die wahre Lage der Finanzen verblenden, denn oft folgt auf einen glänzenden Curs der Staatspapiere ein Abgrund des Mißcredits. So ſtanden die öſterreichiſchen Metalliques in den Jahren 1846 und 1847 hoch über Pari, und dennoch brach im nächſten Jahre der Bankerott, das heißt die Zahlungseinſtellung der Bank aus. Ganz ähnliche Erfahrungen macht jetzt Rußland, welches jährlich immer tiefer in die Inſolvenz geräth. So lange der Glücksſtern der Bonaparte ſtrahlt, werden die Finanzen ſich in ſeinem Lichte ſpiegeln; ob aber der Credit ein geſunder war, zeigt ſich erſt in der Stunde eintretender Verlegenheiten. Die Finanzen waren von jeher das Damoklesſchwert über dem ſchmauſenden Abſolutismus, denn waren die Thaler, ſo war in der Regel auch der Abſolutismus zum Kukuk. Niemand iſt mehr auf Sparſamkeit angewieſen als unbeſchränkte Monarchen, und große Monarchen haben auch ſtets ihre Mittel ſorgſam beiſammen gehalten. Ludwig XIV, Maria Thereſia, Friedrich der Große und Napoleon I haben den Finanzen ſtets die größte Sorgfalt zugewendet, ja in dieſer Sorge allein iſt vielleicht die wahre ſtaatsmänniſche Größe zu erkennen, denn geſchonte Finanzen kommen ſelbſt den Enkeln noch zu gute. So hat König Ferdinand von Neapel, als einſichtsvoller Deſpot, Finanzen und Credit in blühendem Zuſtand hinterlaſſen, und die Neapolitaner werden nicht verfehlen, wenn ſie die Koſten der piemonteſiſchen Herrſchaft bald zu ſchmecken bekommen, Vergleiche zu ziehen, die dem König Franz II und ſeinen Nachkommen nur günſtig ſeyn werden. In Rußland giengen die Finanzen unter Nikolaus ſchon der Zerrüttung entgegen, und Kaiſer Alexander übernahm nur eine überlaſtete Erbſchaft. Deßhalb war auch Nikolaus weit entfernt von Monarchengröße, und wenn uns etwas an den Leiſtungen des dritten Napoleon irre machen kann, ſo iſt es dieſe ungeſtüme Verwüſtung des öffentlichen Vermögens, deren Druck und deren Strafe ſein Nachfolger und das nachfolgende Geſchlecht hart genug empfinden werden.

Wenn nun bei einem Scheinconſtitutionalismus in der franzöſiſchen Nation die alten Triebe nach äußerlicher Freiheit und nach den ſüßen Aufregungen des Parteilebens wieder erwachen und ſich Geldverlegenheiten dazu geſellen ſollten, ſo wird der Kaiſer um ſo eher in ſolche Schwierigkeiten gerathen, aus welchen ihn nur ein auswärtiger Krieg zu retten vermag. So günſtig alſo für die Nachbarn eine volle Thätigkeit der Verfaſſungsherrſchaft in Frankreich wäre, ſo gefährlich ſind dieſe halben Freiheiten, welche dem Kaiſer wohl Verlegenheiten ſchaffen, ihn an einem Wagniß aber nicht verhindert werden.

Was aber in Paris jetzt wieder vorbereitet wird, weiß niemand, weiß wahrſcheinlich der ſelber nicht der ſpäter als Urheber aller Verwicklungen bezeichnet, verwünſcht und bewundert werden wird, denn das Geheimniß ſehr vieler bonapartiſcher Erfolge beſteht lediglich darin, ſich erſt zu prononciren wenn die Thatſachen im Begriff ſind ſich zu entſcheiden. Bis dahin wird eine doppelte Rolle geſpielt, ſo daß man noch im letzten Augenblick ſich auf die eine oder die andere Seite werfen kann. Ein doppeltes Spiel iſt mit Piemont ſeit Walewski's Rücktritt geſpielt worden. Die Abſtimmungen in den Herzogthümern wurden nicht verhindert, die Einverleibung in Piemont iſt aber noch heutigen Tages nicht anerkannt worden. Als Garibaldi nach Sicilien abgieng, nahm man die Miene an als laſſe man etwas geſchehen was man nicht

Digitized by Google

verhindern konnte, denn wäre der Zug mißglückt, so hätte man nicht verfehlt in Paris die Achseln über den Abenteurer zu zucken. So gieng auch der Pariser Hof nach Algerien, gerade zu der Zeit wo die Piemontesen ihren ritterlichen Zug in das päpstliche Gebiet ausführten. Die Franzosen täuschten den Papst und täuschten Lamoricière, aber sie blieben doch in Rom, wie ihre Flotte noch jetzt vor Gaëta bleibt. Wenn nun schon die legitimen Regierungen bitter über diese Zweideutigkeiten sich beschweren, um wie viel mehr Ursache haben die Piemontesen, die Italiener und ihre britischen Freunde über dieses Betragen ungeduldig zu werden? Die Maske ist im Grunde weit mehr zum Nachtheil der Italiener als der vertriebenen Regierungen, denn was hindert Napoleon III seine Truppen aus Rom, seine Flotte von Neapel zurückzurufen, Italien den Italienern preiszugeben und jede fremde Einmischung mit einem französischen Heere zu bedrohen? Für wen — das ist das große Räthsel — trägt er diese Maske? Oesterreich zu schonen hat er keinen Grund mehr, auch erbittert in Wahrheit die beargwöhnte stille Unterstützung der Italiener weit mehr als ein offener Beifall. Die katholische Partei in Frankreich ist zwar groß, allein mit ihr hat der Autokrat längst gebrochen. Rußland zu Liebe wird Napoleon auch keine Pietät für den sinkenden Legitimismus heucheln, denn Rußland ist im Augenblicke der Staat welcher am wenigsten nützen oder schaden kann, übrigens zürnt Rußland nur wegen der neapolitanischen Bourbonen und gönnt Piemont sonst freies Spiel in der übrigen Halbinsel. England gegenüber taugt vollends seine Zweideutigkeit nichts, denn die Briten klagen ihn bitter an daß er die Piemontesen aufhalte. Hätte er sich aber gar das geeinigte Italien zu einem Alliirten für einen Frühjahrsfeldzug ausersehen, so könnte er nicht zeitig genug die Hindernisse in Rom und in Gaëta beseitigen helfen, und wozu dann diese jedenfalls bedenklichen Zögerungen? Sie tragen ganz gewiß nicht dazu bei den französischen Einfluß bei der nationalen Partei der Italiener zu stärken. Der französische Einfluß ist jetzt nur noch verkörpert in dem Grafen Cavour und seinen vielen Anhängern und Gliedmaßen. Sollten aber die Italiener in Süditalien ohne die Franzosen oder halb gegen die Franzosen fertig werden, dann wird ein reizbares Bedürfniß nach Selbstherrlichkeit bei ihnen erwachen und jeder Pariser Einfluß ihnen unerträglich werden.

Er trägt also die Maske offenbar zum Nachtheil Piemonts, und er trägt sie bis zum letzten Augenblick, bis er sicher weiß wie die Dinge gehen werden. Ein vorsichtiger Staatsmann kann nichts besseres thun, und es ist kein Grund vorhanden seinen Gegner um seiner Geschicklichkeit willen zu hassen, sondern nur Grund ihm scharf auf die Finger zu sehen und sich auf alles gefaßt zu machen. Ist man im Stillen vorbereitet auf große Veränderungen, hat man sich im voraus nicht gebunden, so kann man wenn der günstige Augenblick kommt wählen und handeln. Gesetzt es bräche in Süditalien eine Contre-Revolution aus, und verbreitete sich mit solcher Geschwindigkeit wie im vorigen Sommer der Abfall der Neapolitaner, so würde die französische Regierung wegen ihrer Weisheit gepriesen werden, daß sie den Unbestand des einigen Italiens vorausgesehen, daß sie die jähe Folge der Einverleibungen nicht gebilligt, in Rom Wache gestanden und Gaëta vor dem tödtlichen Schlag geschützt habe. Hindert aber nichts mehr das Reifwerden des großen Italiens, so kann es für einen Bonaparte höchst wichtig werden daß der neapolitanische Bourbon in Freundschaft mit Frankreich seinen Thron verläßt. Ein fernblickender Gebieter Frankreichs würde sogar dem König Franz II in der Verbannung eine Pension aus den geheimen Fonds zufließen lassen, denn ein bourbonischer Prätendent im Solde Frankreichs wäre die beste Fessel für eine widerspänstige italienische Großmacht, und nichts erschiene uns in diesem Sinne so bezeichnend als wenn der junge König von Neapel Gaëta unter französischer Flagge verließe.

Es ist aber auch möglich daß Napoleon an die völlige Zerstörung Oesterreichs, daß er mit den Piemontesen gegen Venedig zu ziehen, und nicht bloß diese Provinz, sondern durch gleichzeitige Aufstände Ungarn und Galizien dem Hause Lothringen zu entreißen gedenkt. Oesterreich sänke dann noch unter die Größe Preußens, und auf dem Festland bliebe in Wahrheit nur Eine Macht und Allmacht übrig, nämlich Frankreich. Gelänge es dann noch gar das polnische Reich in alter Größe zu erneuern, so müßte Rußland zurückweichen tief in die Machtverhältnisse des 18ten Jahrhunderts, und Frankreich sähe sich an der Spitze einer Reihe neu- oder wiedergeborner Nationen, von denen jede ihre Selbständigkeit nur seinem Schutz zuschreiben müßte.

Gewiß eine große historische Perspective und eine Reihe eindrucksvoller Begebenheiten, welche selbst den Vergleich mit der Geschichte des großen Napoleon aushalten würden. Dem alten Kaiser wäre aber solch ein Plan fern gelegen. Er schuf ein Königreich Italien, und zwar Norditalien nur von Annexionswegen, die Ungarn waren stets seine Gegner, und eine Erneuerung Polens vermied er selbst auf dem Weg nach Moskau, auf dem Marsche zur Vernichtung Rußlands. Wenn der dritte Napoleon ein kalt überlegender Staatsmann ist, so wird er ganz gewiß diese Lehren seines Ahnherrn nicht vergessen. Die Aufstände in Ungarn und Galizien werden nur das alte Zusammenhalten der Zertheiler Polens in aller Frische wiederherstellen, denn jetzt schon ist Frankreich so gefährlich und unerträglich oder gefährlicher und unerträglicher geworden wie jemals unter Napoleon Es ist auch eine große Frage ob der Zerfall Oesterreichs als orientalische Großmacht ein französischer Gedanke sey. So wenig Schutz Europa in einem wiedergebornen Polen gegen das Vorrücken Rußlands sehen möchte, so schlecht wäre der Tausch, wenn man den fünf oder sechs Millionen Magyaren in dem buntbevölkerten Ungarreich anstatt Oesterreichs die Schildwacht an der Straße nach Konstantinopel anvertrauen wollte.

Solche Ansichten werden erwogen werden und haben ihre Vertreter in Paris, die der schweigsame Kaiser gewiß anhören wird. Hat er sich nicht schon durch geheime Verträge für die nächste Zukunft gebunden, so wird er wahrscheinlich seine Karten nicht verrathen, sondern warten und lauern wie sich

Digitized by Google

die Dinge da und dort entwickeln, immer gerüſtet um das Spiel der ſchwebenden Kräfte zu ſeinen Gunſten zu neigen. Es iſt dieß gewiß eine Politik wie ſie großen Regenten Frankreichs geziemt, wir haben alſo keine Urſache darüber zu jammern und zu läſtern, ſondern wir können nur klagen daß ſeine Gegenſpieler ſo wenig von ihm lernen und ſo wenig ihm gewachſen ſind.

Die Paullinia.

(La Science Pittoresque.)

Es gibt mehrere Arten der Gattung Paullinia; ſie ſind insgeſammt zierliche Lianen, mit reichem Blätterwerk, von dem keine europäiſche Pflanze einen Begriff geben kann. Paullinia Caruru trägt giftige Früchte, deren die Indianer ſich bedienen um die Fiſche zu betäuben, oder um ihre Pfeile zu vergiften; Paullinia pinnata und Paullinia auſtralis enthalten noch wirkſamere Gifte, zu welchen die braſiliſchen Neger oft greifen um Verbrechen zu begehen von denen die Philanthropen ſie noch nicht abzubringen vermocht haben. Paullinia ſorbilis iſt die Art welche die in der indianiſchen Heilkunſt benützten und in Europa unter dem Gattungsnamen Paullinia bekannten Früchte liefert. Sie iſt die einzige mit der wir uns hier zu beſchäftigen haben. Wir werden ſie fortwährend Paullinia nennen.

Dieſe Pflanzenart gehört zur Familie der Sapindaceen, und wird von den Botanikern zwiſchen die Balſaminaceen und die Deſculaceen geſtellt. Die Sapindaceen ſind bemerkenswerth durch die eigenthümliche Organiſation ihrer Stiele.

Die Paullinia wächst in großer Fülle auf dem Gebiete das in Braſilien die Guaranis inne haben — eine indianiſche Bevölkerung welche die Eigenthümlichkeiten dieſer Frucht entdeckt hat, gewöhnlich davon Gebrauch macht, und ſich der Ausbeutung ihrer Erzeugniſſe in ziemlich großem Umfang widmet.

Die Nothwendigkeit iſt allwärts die Mutter der Betriebſamkeit. Die Guaranis, die ein Sumpfland bewohnen, haben im Umkreis ihres Landes nach einem Heilmittel für die vielfachen Krankheiten geſucht denen ſie ausgeſetzt ſind. Die Früchte der Paullinia ſchienen ihnen geeignet die Einflüſſe eines entnervenden Klima's zu ſchwächen, und zur ſelben Zeit in welcher ſie ein Heilmittel für ihre Krankheiten fanden, bereicherten ſie die europäiſche Pharmakopöe mit einer werthvollen Medicin.

Alljährlich im Monat November verſammeln ſich die Indianer, und pflücken in den Wäldern die Früchte der Lianen. Dieß iſt ein großes Feſt in dem Stamme, der ſich mehrere Tage lang nur mit der Zubereitung der Heilpaſte beſchäftigt. Männer, Weiber, Kinder, jedermann wird dazu verwendet.

Auf einem heißen flachen Steine pulveriſirt man den aus ſeinen Capſeln genommenen und an der Sonne gedörrten Samen; man thut ein wenig Cacao-Waſſer und Manioc-Mehl dazu, verwandelt die Miſchung in einen Teig, und legt einige einfach geſtoßene Körner hinein; dann rollt man dieſen Teig in Cylinder, die man an der Sonne trocknen läßt. So zubereitet, erhält die Paullinia den Namen Guarana, deſſen Etymologie nicht näher erörtert zu werden braucht. Das Guarana erlangt eine große Härte, und kann mehrere Jahre lang aufbewahrt werden.

Guarana oder Paullinia, oder welchen Namen man dieſem Product ſonſt geben will, iſt eine Handelswaare bei den Indianern geworden, die von ihnen in weit größerer Menge bereitet wird als ſie zu ihrem eigenen Gebrauch vonnöthen haben. In Braſilien wendet man ſie vielfach gegen Diarrhöen und Dyſenterien an. Ums Jahrs 1822 wurde eine vollſtändige Muſterprobe davon nach Frankreich geſchickt, zuſammt dem rugoſen Knochen der die Beſtimmung hat den Dienſt einer Raſpel zu verſehen, und den man ſtets gleichzeitig mit dem Arzneimittel verkauft. Allein man wußte nichts von der Pflanze welche das Guarana liefert. Dem bayeriſchen Botaniker Martius verdankt man die Entdeckung derſelben.

Das Guarana iſt in Frankreich analyſirt worden. Man hat einen bittern und ſehr aufregenden Urſtoff daraus gewonnen, den man anfänglich Guaranin nannte. Bei aufmerkſamerem Studium erkannte man daß dieß nichts anderes war als Caſein, oder vielmehr als ein Tannat von Caſein. Iſt es nicht ſonderbar denſelben Urſtoff in den Blättern des Theebaums und in den Samen zweier von einander ſo verſchiedenen Pflanzen wieder zu finden wie Kaffee und Paullinia ſind?

Die HH. Dechaſtelus und Cléret, welche das Guarana analyſirten, haben, außer dem Caſein, darin Gummi, Stärkmehl, einen harzigen Stoff, ein fettes Oel und Tannin gefunden. Hr. Cléret, ein Apotheker, kam auf den glücklichen Gedanken Paſtillen, Sirupe, Pillen und ſelbſt eine Pommade und eine Paullinia-Chocolade daraus zu machen. Ich will nur ein Wort über dieſe Präparate ſagen: daß ſie das unfehlbarſte, raſcheſte und mindeſt unangenehme Heilmittel gegen Migraine bilden, und wenn ihr euch nicht vor dieſem Uebel bewahren könnt, ſo nehmet Paullinia.

Das Guarana wirkt zugleich abſtringirend und aufregend. Die Indianer wenden es beſonders an, um ſich, wie geſagt, von den Diarrhöen und Dyſenterien zu heilen, welche in den heißen Ländern ſo viele Opfern fordern. In Frankreich wendet man ſie mit großem Erfolg bei eben denſelben Krankheiten an; das glänzendſte Verdienſt des Guarana aber iſt daß es ein unfehlbares Specificum gegen jene ſo ſchmerzhaften Neuralgien bildet welche alle Willenskraft und alle Denkfähigkeit aufheben.

Digitized by Google

Miscellen.

Stuarts neueste australische Expedition. Der berühmte Stuart'sche Zug durch die australische Wüste ist durch feindliche Wilde gehemmt, und Stuart gezwungen worden umzukehren, doch hat derselbe zur Erforschung des Innern ohne Zweifel viel beigetragen. Der kühne Reisende kam mit seinen zwei Gefährten auf der Station Chambers' im Norden der Colonie Südaustralien wieder an, nachdem er 500 Meilen über die Westgränze der Colonie und 1100 Meilen von den bewohnten Districten vorgedrungen war. Die Adelaider-Presse enthält hierüber folgendes: Der Chefsecretär erklärte am 28 Sept. im Oberhaus auf eine Anfrage des Hrn. Baker: daß die Regierung beabsichtige Stuart die Mittel zu gewähren seine Entdeckungen bis zum Ziel, der vollen Kreuzung des australischen Continents, auszudehnen. Hr. Stuart, der bis zum 18° 41′ östl. L. und 134° nördl. Br. gekommen ist, hat sonach einen Punkt erreicht der etwa 100 Meilen nördlicher liegt als der südlichste von Gregory am Victoria-Fluß erreichte; dagegen lag Stuarts Tour etwa 120 Meilen östlich von dem von Gregory verfolgten Wege. Die Eingebornen welche sich dem Fortschritt der kleinen Gesellschaft entgegenstellten, waren sehr wild und feindlich, und Stuart war gezwungen von seinen Feuerwaffen zu seinem Schutz Gebrauch zu machen. Unter andern überwundenen Gefahren mag angeführt werden daß die Gesellschaft einmal 111 Stunden ohne Wasser zubrachte, bei welcher Gelegenheit zwei ihrer Pferde starben. Stuarts Reise hatte auch etwas ritterlich-abenteuerliches: Eine Dame in Adelaide hatte dem kühnen Entdecker eine schön gestickte Fahne geschenkt, welche derselbe gelobte im Mittelpunkt Australiens aufpflanzen zu wollen, welches Gelöbniß er auch treulich ausgeführt hat, wenn er auch damit die alte Lieblingstheorie der Geographen von einem großen australischen Binnen-See zerstörte. Die Gegend im Innern wird im allgemeinen als aus kahlen Ebenen und niedern Gebirgsketten bestehend, mit einigem Gebüsch versehen, geschildert. Wasser im allgemeinen sehr selten, und kein Regen fiel vom März bis 26 August. (Australische Monatszeitung.)

*

Migne's patrologische Quellen-Sammlung. Seit längerer Zeit erscheint und wird jetzt neu angekündigt, die große patrologische Quellensammlung des Abbé Migne. Das vollständige Werk umfaßt 2000 Bände in groß Octav und kostet 10,000 Frcs. für die Subscribenten, und 8000, wenn der ganze Subscriptionsbetrag vorausbezahlt wird. Einzelne Bände sind ebenfalls zu haben. Etwa 1200 Bände, also mehr als die Hälfte der Bibliothek sind bis jetzt veröffentlicht. Sie enthält sämmtliche Werke mittelalterlicher Theologen, also auch eine Menge Schriften über Naturwissenschaften, Geographie, Philosophie und Sprachwissenschaften. Ganz besonders preiswürdig für 12 Frcs. scheint ein Lexicon Manuale Mediae et Infimae Latinitatis, also ein Wörterbuch des mittelalterlichen Latein zu seyn. Da das große Werk von Ducange, das Glossarium, schwer für Privatbibliotheken zu erwerben und zum öftern leichtern Gebrauch viel zu weitschweifig ist, so wird das Lexicon Manuale bessere Dienste leisten, da es nichts gibt als den Wortsinn der mittelalterlichen Ausdrücke ohne philologische Untersuchungen.

*

Abnahme der Ackerbaubevölkerung in Frankreich. Nach dem letzten jetzt veröffentlichten Census von 1856 fand in den Populationsziffern Frankreichs folgende Bewegung statt.

Es gehörten zur

	1851 Personen	1856 Personen
Ackerbaubevölkerung . .	21,992,874	19,061,071
Gewerbsbevölkerung . .	9,233,895	12,202,391
gelehrten Lebensberufen .	3,483,538	3,262,282
ohne jeden Beruf . .	1,022,063	1,483,925
	35,732,370	36,009,669

Die Ackerbaubevölkerung hat sich also um beinahe drei Mill. vermindert, die Gewerbsbevölkerung um beinahe 3 Mill. vermehrt. Dieses Ergebniß ist ein günstiges, da in Frankreich noch immer zu viel Hände und zu wenig andere wohlfeilere Kräfte beim Ackerbau verwendet wurden.

*

Fruchtbarkeit der Prairien im fernen Westen des britischen Amerika. Hr. Henry Youle Hind, der 1857 und 1858 die Red River und die Assiniboine Erforschungsexpedition anführte, hat jetzt in zwei Bänden seine Reiseergebnisse veröffentlicht. Staunen erregt was er von der Fruchtbarkeit des Winnipeg-Beckens berichtet. Am Assiniboine fand er einen Ansiedler der ihm Rüben (turnips) von 39 Pfund Schwere, und köstliche im Freien gezogene Melonen zeigte. Dann führte er ihn auf die Weiden und sprach: „Sehen Sie diese Prairie. 10,000 Häupter Rindvieh könnten hier genährt und gemästet werden für das bloße Zusehen. Wenn ich es der Mühe werth hielte, könnte ich 50, 100 oder 500 Acres einfenzen, und jeder sollte mir 30—40 Bushel Weizen Jahr auf Jahr tragen. Ich könnte Mais, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf, Hopfen, Rüben, Tabak, kurz was Sie wünschen und in beliebiger Menge bauen, allein was käme dabei heraus? Ich finde keine Märkte; ein Glücksfall ist es wenn ich Weizen verkaufe, und meine Kartoffeln fressen die Schweine. Wenn wir nur Märkte hätten, so sollten Sie weit umherreisen müssen ehe Sie ähnliche Prairien fänden wie beim Assiniboine." Noch gibt es auf diesem fruchtbaren Erdstrich zahlreiche Büffelheerden, welche von den Rothhäuten muthwillig erlegt werden, bloß um der Zungen willen. Doch fehlt es auch nicht an einer Plage für alle diese Glückseligkeit, denn jene Räume werden bisweilen von Heuschrecken verheert, die alles zerstören was sie vorfinden und eine kahle Zerstörung zurücklassen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 3. Augsburg, 13 Januar 1861

Die Spaltung der nordamerikanischen Union.

Die Drohung der Sklavenhalterbarone, sich von der Union zu trennen, ist in der Geschichte der Vereinigten Staaten durchaus nichts neues. Diese Drohung, welche ihre Creaturen in den freien Staaten pflichtschuldigst wiederposaunten und bis aufs äußerste ausbeuteten, ist seit einer Reihe von Jahren eines der hauptsächlichsten Mittel gewesen mit welchen sie bis jetzt die Union beherrscht haben. Als im Jahr 1856 zum erstenmal ein republicanischer Präsidentschafts-Candidat aufgestellt wurde, tönte das Geheul: „die Union ist in Gefahr, wenn die schwarzen Republicaner siegen," von einem Ende Nordamerika's bis zum andern wieder, und die Zahl derjenigen welche sich durch diesen Popanz ins Bockshorn jagen ließen, war nicht gering, namentlich unter den deutsch-amerikanischen Micheln. Dasselbe Geheul ertönt jetzt[1] abermals, seitdem Lincoln von der republicanischen Partei als Präsidentschafts-Candidat aufgestellt worden ist, und ist lauter und lauter geworden in dem Verhältniß, wie Lincolns Erwählung sicherer wurde. Untersuchen wir zunächst was dahinter steckt, ob es möglich oder wahrscheinlich ist daß die „Negerbarone" dießmal aus ihrer Drohung Ernst machen werden.

Nach dem Lärmen zu urtheilen den sie machen, sollte man sagen daß die Trennung der Union vor der Thür steht, daß die Sklavenstaaten nicht einen Augenblick länger in dem gemeinsamen Bunde bleiben werden, entweder von dem Tag an wo die Erwählung Lincolns eine vollendete Thatsache ist, oder von dem Tag an wo er sein Amt antritt, d. h. vom 4 März 1861. Ich will hier eine Reihe von Berichten und Thatsachen, welche sich hierauf beziehen, zusammenstellen. Der Finanzminister Cobb, welcher am 16 Oct. von einer Reise nach seinem Heimathsstaat Georgia zurückkehrte, sprach sich dahin aus daß im ganzen Süden eine große Aufregung wegen der wahrscheinlichen Erwählung Lincolns herrsche. Er befürchtet daß es zu ernstlichen Wirren kommt, falls Lincoln gewählt werden sollte. „Ein einflußreiches Mitglied des Congresses von Virginia," so wird aus Washington unter dem 18 Oct. berichtet, „reiste gestern von hier ab und sagte vor seinem Abgang zu einem Freund, er denke nicht daran daß im Fall der Erwählung Lincolns die Delegation von Virginia ihre Sitze im Repräsentantenhause einnehmen werde. Aus bester Quelle wird versichert daß eine Versammlung der Delegation des Staates, der Repräsentanten sowohl als der Senatoren, mehrere Wochen vor Eröffnung des Congresses stattfinden wird. Der Zweck derselben ist nur den Eingeweihten bekannt." Ein anderer Bericht aus Washington vom 26 Oct. sagt: „Briefe, welche hier eingetroffen sind von hervorragenden Conservativen des Südens, von Männern die keine Allarmisten sind, drücken große Befürchtungen aus vor dem Unglück, das aus der Erwählung Lincolns für die Union erwachsen wird. Die auf Trennung der Union gerichtete Aufregung, welche bis jetzt nur den Politikern und Sklavenhaltern zugeschrieben wurde, wird allgemein unter den Nicht-Sklavenhaltern, weißen Arbeitern und Handwerkern, bei welchen die Ansicht herrscht daß die Republicaner, falls sie siegreich sind, dahin streben werden den Kastenunterschied zwischen den Negern und ihnen selbst aufzuheben, indem sie die Neger ihnen gleichstellen."

Die Gesetzgebungen der Staaten South Carolina und Alabama beauftragten während ihrer letzten Sitzung im vorigen Winter ihre Gouverneure, im Fall der Erwählung eines republicanischen Präsidenten sofort die Volksvertretungen zu einer außerordentlichen Sitzung zu berufen. Man erwartet daß sich die Vertreter der beiden Staaten in diesen Sitzungen, welche vielleicht jetzt schon eröffnet sind, für Lossagung von der Union und Gründung eines südlichen Staatenbundes erklären werden.

Im Staat Mississippi wurde am 19 Oct. eine Volksversammlung gehalten, welche einstimmig folgende Beschlüsse annahm:

„1) In Erwägung daß die kürzlich in Pennsylvania, Ohio, Indiana und andern nördlichen Staaten abgehaltenen Wahlen auf eine wachsende Stärke der republicanischen und Antisklavereipartei deuten, und kaum noch daran zweifeln lassen daß für das höchste Amt der Union ein Mensch gewählt werden wird der selbst, und dessen Anhänger offen und unumwunden erklärt haben daß die gemeinschaftliche Regierung zur Vernich-

[1] Vor dem Bekanntwerden der Wahl geschrieben.

Digitized by Google

tung der Rechte und der Gleichheit der südlichen Staaten in der Union benutzt werden soll; und

„in Erwägung daß wir es im Hinblick auf diese drohenden Gefahren für eine Sache von höchster Wichtigkeit halten daß das Volk des Südens gemeinschaftlich einstehe für die Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten, welche demselben in dem Unionsvertrage gesichert sind; deßhalb

„sey es beschlossen daß von jetzt an jeder Parteikampf zwischen uns aufhöre, und daß all unser Eifer und all unsere Energie darauf gerichtet seyn sollte geeignete Maßregeln auszudenken und in Vollzug zu setzen, um unsere Rechte und Freiheiten, wie sie uns von der Constitution der Vereinigten Staaten garantirt sind, zu sichern.

„2) Beschlossen daß wir die Union, wie sie von unsern Vätern bei Annahme der Bundesverfassung gemacht wurde, lieben; daß wir jedoch der Ansicht sind daß sie sowohl zu unserer Vertheidigung, zu unserem Schutz und Wohl gemacht wurde als zur Vertheidigung, zum Schutz und Wohl unserer Brüder im Norden; daß die Bedingungen der Union in der Constitution der Vereinigten Staaten angegeben sind; daß wir zu ihr stehen und sie aufrecht halten wollen, sowie sie dort festgestellt ist; daß wenn sie aber zu unsrer Vernichtung umgekehrt werden soll, wie man uns jetzt droht, wir es für unsere Pflicht halten, wie es denn auch unser unzweifelhaftes Recht ist, alle Schritte zu thun welche dazu dienen uns und unsern Nachkommen die Segnungen constitutioneller Freiheit zu sichern.

„3) Beschlossen daß es die heilige Pflicht aller Männer des Südens ist in der gegenwärtigen politischen Krisis vergangene politische und Partei-Differenzen zu vergessen und sich als Brüder Einer Familie in entschlossener Opposition gegen die Politik der republicanischen Partei zu vereinigen.

„4) Beschlossen daß die Erwählung Abraham Lincolns zum Präsidenten der Union, eines Menschen der offen eine Richtung der Regierungspolitik bekennt und befürwortet, welche die constitutionellen Rechte und die Gleichheit des Volks der südlichen Staaten ignorirt, eine Verletzung des Geistes und Inhalts des Unionsvertrages ist, und wenn sich der Süden derselben geduldig unterwirft, nach unserem wohl überlegten Urtheil in nicht ferner Zeit auf den Umsturz unserer Institutionen und die Unterwerfung unseres Volks unter einen unerträglichen Despotismus hinauslaufen wird.

„5) Beschlossen daß im Fall der Erwählung des republicanischen Candidaten zur Präsidentschaft wir dem Gouverneur dieses Staates empfehlen die Gesetzgebung baldigst zusammen zu berufen, damit sie solche Schritte thue wie die Bedürfnisse der Zeitumstände sie erheischen; und obschon wir den Versuch, die von der Gesetzgebung einzuschlagende Politik vorzuschreiben, für unschicklich halten, halten wir es doch für recht zu sagen daß unsrer Ansicht nach eine Convention der Bevölkerung des Staates berufen und eine Conferenz der sklavenhaltenden Staaten verlangt werden sollte, damit die zukünftige Politik des Südens von der Bevölkerung desselben festgestellt und vereinbart werde.

„6) Beschlossen daß wir die Constitution der Vereinigten Staaten als einen Vertrag ansehen, bei welchem die Staaten die Parteien sind, und daß deßhalb unsere Treue in erster Linie dem Staat Mississippi angehört; und welcher Meinungsunterschied auch immer zwischen uns herrschen mag in Beziehung auf die beste Art und Weise unsere Rechte und Freiheiten zu erhalten, so erklären wir doch daß, wenn der Staat sich über diese Art und Weise ausgesprochen hat, wir freudig und loyal dafür einstehen und den Staat vertheidigen werden.

„7) Beschlossen daß während wir glauben daß hinsichtlich der Gefahren welche uns bedrohen, nur Eine Meinung herrschen kann, wir doch leicht begreifen wie Meinungsverschiedenheiten in Beziehung auf die beste Art der Abhülfe entstehen können. Im Hinblick auf diese Thatsachen also, und ohne irgendeine Absicht unsererseits andern den besten Weg vorschreiben zu wollen, welchen sie in dieser wichtigen Krisis unserer politischen Angelegenheiten einzuschlagen haben, möchten wir allen unsern Brüdern des Südens achtungsvoll unterbreiten daß die Discussionen welche in Beziehung darauf stattfinden mögen, im Geist der Versöhnung und brüderlichen Freundlichkeit geführt werden, indem wir nicht aus den Augen verlieren dürfen daß unsere Hoffnungen, Ziele und Geschicke ein und dieselben sind.

Um diese Schilderung der in den Sklavenstaaten herrschenden Aufregung zu vollenden, füge ich noch folgenden Bericht aus Washington vom 28 Oct. hinzu: „Von allen Seiten treffen Nachrichten ein über die furchtbare Aufregung, welche in den südlichen Staaten wegen der drohenden Aussicht der Erwählung Lincolns herrscht. Die Widersetzlichkeit der Neger, welche in hohem Grad zunimmt, schürt die Flamme. Ein Herr, welcher heute aus dem Süden ankam, sagt daß im ganzen Süden Minuten-Männer (die ersten Milizen, welche sich zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes in den Neu-England-Staaten organisirten, wurden Minuten-Männer genannt, weil sie sich zu jeder Minute zum Ergreifen der Waffen bereit halten mußten) und Sicherheits-Ausschüsse organisirt werden. In Virginia werden im ganzen Staat Mannschaften enrollirt, und die regulären Freiwilligen exerciren jeden Tag. Vier Batterien gezogener Kanonen, 20 Stück im ganzen, welche Oberst Smith kürzlich bestellt hat, werden nächste Woche in Richmond eintreffen, nebst 5000 Revolver-Pistolen und 2500 Büchsen. 800 Faß Pulver sind bereits angekommen, und bei dem Oberst Rice in Philadelphia ist eine große Anzahl der neuerfundenen Explosionsbomben bestellt worden. In allen diesen Angaben ist nicht die mindeste Uebertreibung. Gouverneur Letcher erklärt offen daß er die Absicht hat jeden souveränen Staat gegen Zwang von Seiten des Bundes zu schützen. Briefe von Georgia sagen daß alle Parteien über die Lossagung von der Union im Fall der Erwählung Lincolns einig sind. Man zweifelt hier gar nicht daran daß binnen 60 Tagen mehrere der südlichen Staaten ihre Verbindung mit der Regierung aufgelöst haben werden."

Wenden wir uns jetzt ab von dieser Aufregung der Sklavenstaaten und der drohenden Haltung der „Negerbarone," um die Rechtsfrage ins Auge zu fassen, die bei der Sache ins

zed by Google

Spiel kommt. Zwei Ansichten stehen hier einander schroff gegenüber. Die Sklavenstaaten sagen: Jeder Staat hat das Recht sich von der Union zu trennen; die freien Staaten hingegen stellen ein solches Recht entschieden in Abrede. Beide Parteien entnehmen ihre Gründe aus der Entstehungsgeschichte der Vereinigten Staaten und aus der Bundes-Constitution. Etwas directes und ausdrückliches ist darüber nirgend gesagt, und die freie Argumentation hat deßhalb großen Spielraum.

Für das Recht der Lossagung vom Bunde werden ungefähr folgende Gründe angeführt. Die nordamerikanische Union ist ein Bund souveräner Staaten, welcher durch die freie Zustimmung jedes einzelnen Mitgliedes gegründet wurde. In der Bundesregierung haben diese souveränen Staaten einen Bevollmächtigten aufgestellt, welchem sie gewisse Befugnisse übertragen, die jedoch nur kraft ihrer Vollmacht in ihrem Namen und in ihrem Interesse ausgeübt werden können. Es steht den Vollmachtgebern jeder Zeit frei, wenn immer sie es in ihrem Interesse für gut befinden die ertheilte Vollmacht zurückzunehmen, alle ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten und sich von der Gemeinschaftlichkeit mit ihren Mitcontrahenten oder Mitvollmachtgebern loszusagen. Der Congreß der „Conföderation" der ursprünglichen 13 Staaten, in welchen jeder dieser Staaten eine Stimme hatte, beschloß am 21 Febr. 1787, auf Grund einer Aufforderung einer Delegaten-Versammlung der Staaten New-York, New-Jersey, Pennsylvania, Virginia und Delaware, die sämmtlichen Staaten zur Beschickung einer Delegaten-Convention aufzufordern, welche statt der bisherigen „Bundesartikel" eine Bundesconstitution entwerfen sollte. Nachdem diese Convention vom 14 Mai bis 17 September in Sitzung gewesen war und ihre Arbeiten beendet hatte, beschloß der Congreß der Conföderation am 28 September dieselbe den Gesetzgebungen der 13 Staaten vorzulegen, mit der Aufforderung daß die Constitution in jedem der Staaten einer Delegaten-Convention zur Prüfung und Annahme vorgelegt werde. Der 7te Artikel der Constitution schrieb vor daß dieselbe in Kraft treten solle sobald sie von neun Staaten angenommen seyn werde, jedoch nur für die annehmenden Staaten, keineswegs für die übrigen. Nachdem bis zum 26 Jul. 1788 nach und nach die Conventionen von eilf Staaten, Delaware, Pennsylvania, New-Jersey, Georgia, Connecticut, Massachusetts, Maryland, South Carolina, New-Hampshire, Virginia und New-York die Constitution ratificirt hatten, beschloß der Congreß der Conföderation am 13 Sept. 1788, daß diese eilf Staaten zur Wahl eines Präsidenten schreiten, und daß ihre Senatoren und Repräsentanten am 4 März in New-York zum Congreß zusammentreten sollten. Die zeitherige Conföderation hörte damit auf, und die „Vereinigten Staaten von Amerika" traten an ihre Stelle. North Carolina blieb bis zum 21 Nov. 1789, Rhode Island bis zum 29 Mai 1790 außerhalb dieser Vereinigten Staaten, indem ihre Delegaten-Conventionen erst an den genannten Tagen die Bundesverfassung ratificirten. Aus diesem ganzen Hergang ergibt sich daß die Union ein Bund souveräner Staaten ist, der nicht etwa durch einen gemeinsamen Willensausdruck der ganzen Bevölkerung, sondern durch souveräne Acte der einzelnen contrahirenden Staaten gegründet wurde, und daß jedem dieser Contrahenten der Rücktritt eben so gut freistehen muß wie ihm der Zutritt frei stand.

Auf der andern Seite wird dieser Auffassung des Charakters der Union als eines Bundes souveräner Staaten keineswegs widersprochen, sondern es werden nur die daraus gezogenen Schlußfolgerungen als falsch und trügerisch bezeichnet. Es ist eine trügerische Behauptung, sagt der Norden, wenn man die Bundesregierung als einen gewöhnlichen juristischen Bevollmächtigen bezeichnet, dem der Vollmachtgeber jeden Augenblick die ihm ertheilten Befugnisse wieder entziehen kann, um sie selbst auszuüben. Die souveränen Staaten haben sich durch den Bundesvertrag oder die Constitution gewisser Theile ihrer Souveränität für immer entäußert und dieselben den Bundesbehörden überlassen, welche sie theils im Namen der Staaten, theils im Namen des Volks der Union verwalten. Kein Staat hat das Recht, wie es einer Civilpartei ihrem Bevollmächtigten gegenüber zusteht, die der Bundesbehörde übertragenen Befugnisse einseitig zu verkürzen oder ihr zu entziehen. Das würde eine Aenderung der Constitution seyn, und in Beziehung auf solche Aenderungen schreibt die Constitution selbst vor daß sie nur durch eine Mehrheit von zwei Dritteln beider Häuser des Congresses beschlossen, und nicht eher in Kraft gesetzt werden können als bis sie durch die Gesetzgebungen oder durch besonders gewählte Conventionen von mindestens drei Vierteln aller Staaten ratificirt worden sind. Etwas anders ist es, wenn es sich nur um die Auslegung der Machtbefugnisse handelt welche den Bundesbehörden zustehen. Diese Auslegung ist nicht ihre eigene Sache, sondern die der souveränen Staaten, von denen die Befugnisse verliehen worden sind. Wie zur Abänderung des unbedeutendsten Paragraphen der Constitution eine Mehrheit von mindestens drei Vierteln aller Staaten erforderlich ist, so würde zur Trennung oder Auflösung der Union mindestens dieselbe Mehrheit, wenn nicht Einstimmigkeit aller Staaten gehören müssen. Schon die am 9 Jul. 1778 zwischen den dreizehn Staaten abgeschlossenen Bundesartikel führen den Titel: „Artikel der Conföderation und des ewigen Bundes zwischen den Staaten ꝛc., und im Artikel XIII heißt es ausdrücklich: „Und die Artikel dieser Conföderation sollen von jedem Staat unverletzlich beobachtet werden, und die Union soll ewig seyn." Aus diesen Artikeln aber gieng die Constitution der Vereinigten Staaten hervor, auf sie war sie basirt. Die Artikel wurden nur aus dem einzigen Grunde umgestaltet, weil sich das dringende Bedürfniß herausstellte, eine stärkere, mit größern Machtbefugnissen ausgestattete Bundesbehörde zu haben, um die einzelnen Staaten enger an einander zu schließen. Nachdem sich die Ratification dieser Artikel durch die Staaten bis zum 1 März 1781 hingeschleppt hatte, stellte sich alsbald heraus daß die Befugnisse welche sie dem Congreß übertrugen, für die unumgänglich nothwendigen Zwecke einer Bundesregierung durchaus unzureichend waren. Fast unausgesetzt lag der Congreß mit dem einen oder andern der Staaten im Streit. In Handels-, Zoll- und Finanz-Angelegenheiten war es dem Congreß absolut unmöglich, auch nur den billigsten Anfor-

Digitized by Google

derungen Genüge zu leiſten, weil ſeine Machtbefugniſſe nicht ausreichten, und die Staaten ſich ſeinen Vorſtellungen nicht gutwillig fügen wollten. Lieſt man die Sitzungsberichte jenes Congreſſes, ſo muß man wirklich die Engelsgeduld bewundern mit welcher derſelbe Jahre lang einem und demſelben Staat immer und immer wieder die nämlichen Vorſtellungen machte, um endlich zu ſeinem Ziele zu kommen. Die Geſetzgebung von New-York kam ſchon im Jahre 1782 zu der Einſicht daß es nothwendig ſey die Conföderations-Artikel zum Zweck der Erweiterung der Befugniſſe des Congreſſes zu revidiren, und beſchloß den übrigen Staaten einen dahin zielenden Vorſchlag zu machen. Erſt 1786 kam Virginia zu derſelben Einſicht und betrat den praktiſchen Weg, die übrigen Staaten zur Beſchickung einer Delegaten-Convention einzuladen, welche über den Gegenſtand verhandeln ſollte. Darauf hin traten Delegaten von fünf Staaten zuſammen und beſchloſſen, den Staaten und dem Congreß zu empfehlen daß die Conföderationsartikel durch eine Delegaten-Convention revidirt und ſo abgeändert werden „daß ſie der Bundesregierung eine größere Macht verleihen und dem Zweck der Erhaltung der Union beſſer entſprechen.“ Der Congreß machte dieſe Beſchlüſſe zu den ſeinigen, und die Delegaten welche die Reviſion vornehmen ſollten, wurden von allen Staaten ausdrücklich zum Zweck einer Abänderung des Bundesvertrages in jenem Sinne gewählt. Die Conſtitution welche das Product dieſer Reviſion war, ſagt allerdings nichts davon daß die Union der Staaten ewig ſeyn ſoll, wie dieß die Conföderationsartikel ſagten; aber da ſie aus jenen Artikeln hervorgieng, und da die ausdrückliche Abſicht bei ihrer Ausarbeitung vorwaltete, der Union größere Kraft und Feſtigkeit zu geben, ſo iſt es einleuchtend daß in Beziehung auf den Beſtand und die Dauer der Union nichts geringeres in dem neuen Bundesvertrag ſtipulirt werden ſollte, als der alte enthielt.

Dieß ſind, kurz zuſammengefaßt, ungefähr die Gründe welche von beiden Parteien für ihre Anſicht vorgebracht werden. Man muß geſtehen daß es an Pro und Contra, die ſich einander verſchlingen, wie die Löwen in der Fabel, nicht fehlt. Wer Recht hat, iſt am Ende nicht zu entſcheiden, wie das bei allen politiſchen Rechtsfragen, wo es an einer entſcheidenden Inſtanz fehlt, der Fall iſt. Die Bundesbehörden der Vereinigten Staaten können nicht als ſolche gelten, da ſie Partei ſind, da es ſich gerade um ſie handelt, da ihre eigene Exiſtenz es iſt, die in Frage geſtellt wird. Indeß iſt, wie bei allen politiſchen Streitfragen, ſo auch hier, das Recht nicht das Entſcheidende in der Sache, nicht das was den Ausſchlag gibt. Das Recht dient in ſolchen Dingen immer nur als Vorwand und hat im Grunde genommen nur die Bedeutung eines weſentlichen Kampfmittels. Das Entſcheidende iſt das Intereſſe und die Macht.

Wird die Frage geſtellt ob das Intereſſe der Sklavenſtaaten durch die Erwählung des republicaniſchen Präſidentſchafts-Candidaten Lincoln gefährdet erſcheint, ſo kann man nicht umhin, darauf mit Ja zu antworten. Aber dieſe Antwort iſt doch nicht ganz richtig. Wenn man von den Sklavenſtaaten der nordamerikaniſchen Union ſpricht, ſo muß man zwiſchen der herrſchenden Kaſte der Sklavenhalterbarone und der ganzen übrigen Bevölkerung wohl unterſcheiden. Es iſt nur die herrſchende Kaſte, deren Intereſſen Gefahr leiden, keineswegs die Maſſe der Bevölkerung. Wie weit die Intereſſen jener herrſchenden Kaſte und die der Maſſe der Bevölkerung auseinander gehen, wie die Sklavenſtaaten in demſelben Verhältniß, in welchem die „Negerbarone“ an Macht und Wohlſtand gewannen, in ihrer Entwicklung hinter den freien Staaten zurückgeblieben, oder gar rückwärts gegangen ſind, brauche ich hier nicht auszuführen. Ich verweiſe in dieſer Beziehung auf das intereſſante Werk von Helper: „Die bevorſtehende Kriſis,“ welches im Cotta'ſchen Verlag in deutſcher Ueberſetzung erſchienen iſt. Reeller Schaden iſt ſchon jetzt, noch vor der Erwählung Lincolns, den Sklavenhaltern erwachſen; aber nicht durch dieſe Erwählung, oder durch die Gewißheit derſelben, ſondern durch ihre eigene Schuld allein, durch ihr wahnſinniges Geberden, durch die drohende Haltung, welche ſie angenommen haben. Der Preis der Sklaven iſt in einigen der nördlichen Sklavenſtaaten, namentlich in Virginia um 25—50 Procent gefallen, und die Geldinſtitute des Südens ſind dadurch daß der Norden angefangen hat, auf Grund der Trennungsdrohungen, die Verbindung mit ihnen abzubrechen und ihnen den Credit aufzuſagen, in ein ſo bedenkliches Schwanken gerathen daß die Gefahr einer Geld- und Handelskriſis dem Süden ſehr nahe gerückt iſt.

Der weſentlichſte Punkt in der „Platform“ oder dem Programm der republicaniſchen Partei, welches für alle ihre Mitglieder, alſo auch für den zukünftigen Präſidenten Lincoln maßgebend iſt, iſt die Erklärung daß die Sklaverei auf dem Gebiet der Union nicht weiter ausgebreitet werden ſoll. Für die Ausbreitung der Sklaverei in die Bundesterritorien und für die Vermehrung der Zahl der Sklavenſtaaten haben die Sklavenhalter ſeit einer Reihe von Jahren unabläſſig gekämpft. Das erſtere gelang ihnen mit Hülfe ihrer gehorſamen Werkzeuge im Norden, der ſogenannten „demokratiſchen Partei;“ ſie ſetzten es durch daß ſie mit ihren Sklaven in jedes Bundesterritorium, das bis dahin durch das Miſſouri-Compromiß vor dem Fluch der Sklaverei geſchützt war, kommen dürfen. Das letztere iſt ihnen fehlgeſchlagen. Texas war der letzte Sklavenſtaat der in die Union aufgenommen wurde. Ihr Streben gieng dahin, Californien, Kanſas und New-Mexico zu Sklavenſtaaten zu machen, aus Texas mehrere Staaten mit Sklaverei zu bilden, und in Cuba, Mexico und Centralamerika neue Sklavenſtaaten zu gewinnen. Der Hauptzweck den ſie dabei hatten, war, ſich eine größere Anzahl von Repräſentanten im untern Haus des Congreſſes, ein Uebergewicht an Senatoren und eine größere Zahl von Electoralſtimmen für die Präſidentenwahl zu ſichern. Konnten ſie kein Uebergewicht an Sklavenſtaaten erreichen, ſo wollten ſie wenigſtens gleichen Schritt mit den freien Staaten halten, um im Senat des Congreſſes nöthigenfalls den freien Staaten immer die Balance halten zu können. Aber die Zahl der freien Staaten iſt ſeit der Aufnahme von Texas auf 18 angewachſen, ſo daß ſie den Sklavenſtaaten um drei überlegen ſind, und mit all ihren Betrügereien, Fälſchungen und Gewaltthä-

d by Google

ten haben die Sklavenhalter es nicht fertig bringen können, wenigstens Kanſas einſtweilen als Erſatz dafür zu gewinnen.

Die republicaniſche Partei beſteht aus ſehr verſchiedenartigen Elementen. Während ſich der rechte Flügel derſelben mit der Forderung begnügt daß der weitern Ausbreitung der Sklaverei Schranken geſetzt werden ſollen, verlangen die weiter gehenden Fractionen daß kein Sklavenſtaat mehr in die Union aufgenommen, daß das ſchmachvolle Sklavengeſetz widerrufen, und daß die Sklaverei im Diſtrict Columbia, der unmittelbar unter der Bundesregierung ſteht, aufgehoben werden ſoll. Die äußerſte Linke, welche einen ſehr zahlreichen Theil der Partei bildet, zu der ſich mit der Zeit faſt alle Deutſch-Amerikaner ſchlagen werden, und die mehrere der hervorragendſten Männer, darunter den Senator Seward zu den ihrigen zählt, geht noch einen Schritt weiter und verlangt die gänzliche Aufhebung der Sklaverei. Sie unterſcheidet ſich von den Abolitioniſten nur dadurch daß ſie eine allmähliche Aufhebung auf verfaſſungsmäßigem Weg will, während dieſe für ſofortige Aufhebung mit allen Mitteln ſind.

Von dieſen Forderungen können alle, mit Ausnahme der zuletzt genannten, der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei, durch den Congreß der Vereinigten Staaten realiſirt werden. Der Congreß kann die Sklaverei im Diſtrict Columbia aufheben, kann das Sklavenfang-Geſetz widerrufen, kann die Ausbreitung der Sklaverei in die Territorien verbieten, und die Aufnahme neuer Sklavenſtaaten in die Union verweigern. Damit aber ſeine Erlaſſe nicht allein Geſetzeskraft haben, ſondern auch behalten, iſt es nothwendig daß der höchſte Gerichtshof der Vereinigten Staaten mit ihm übereinſtimmt. Dieſer höchſte Gerichtshof der Union hat, ebenſo wie die höchſten Gerichtshöfe der Einzelſtaaten innerhalb ihrer bezüglichen Gränzen in letzter Inſtanz darüber zu entſcheiden, ob ein Geſetz verfaſſungsmäßig iſt oder nicht. Eine ſolche Entſcheidung zu fällen, ſteht ihm aber nur dann zu wenn ein Proceß vor ſein Forum gelangt, in welchem es ſich um die Anwendung des betreffenden Geſetzes handelt. Um ihre Forderungen durchzuführen, hat die republicaniſche Partei demnach dahin zu ſtreben, in beiden Häuſern des Congreſſes und im höchſten Gerichtshof der Vereinigten Staaten eine Mehrheit zu erlangen, die ihr bis jetzt nicht zu Gebote ſteht. Am leichteſten kann dieß geſchehen im Repräſentantenhaus, deſſen Mitglieder für jeden Congreß, das heißt alle zwei Jahre neugewählt werden. Das Mandat der gegenwärtigen Repräſentanten erliſcht am 4 März 1861, und der nächſte Congreß eröffnet ſeine erſte Seſſion Anfangs December desſelben Jahres. Wahrſcheinlich wird dann das Haus ſchon eine republicaniſche Mehrheit haben. Sollte das aber noch nicht der Fall ſeyn, ſo wirft der Cenſus des Jahres 1860, auf Grund deſſen eine neue Vertheilung der Repräſentation ſtattfinden muß, ein ſo ungeheures Uebergewicht auf die Seite der freien Staaten, daß in allen zukünftigen Congreſſen die republicaniſche Partei eine große Mehrheit haben muß. Anders iſt es mit dem Senat, deſſen Mitglieder von den Geſetzgebungen der Staaten auf ſechs Jahre gewählt, und mit dem höchſten Gerichtshof, deſſen Mitglieder vom Präſidenten mit Zuſtimmung des Senats auf Lebenszeit angeſtellt werden. In dieſen beiden Körperſchaften kann ſich der Fortſchritt im Denken und Empfinden des Volks erſt ſehr allmählich bemerkbar machen. Im Senat hat die republicaniſche Partei noch lange nicht über die Hälfte der Mitglieder zu gebieten, und der höchſte Gerichtshof beſteht überwiegend aus „Demokraten," das heißt aus Anhängern der Sklaverei-Doctrin.

Es geht hieraus hervor daß den „eigenthümlichen Inſtitutionen" des Südens, wie die Sklaverei zarter Weiſe genannt wird, einſtweilen noch nicht die mindeſte Gefahr droht. Die republicaniſche Partei kann für jetzt höchſtens die Aufnahme neuer Sklavenſtaaten verhindern, das iſt alles. Sie hat aber noch nicht die Macht die Verbreitung der Sklaverei in die Territorien zu verbieten, das Sklavenfang-Geſetz zu widerrufen, und die Sklaverei im Diſtrict Columbia aufzuheben. An völlige Aufhebung der Sklaverei von Bundeswegen kann ſie vollends nicht denken. Alles was ſie in dieſer Beziehung thun kann, beſchränkt ſich auf moraliſche Einwirkung, auf moraliſchen Zwang, da es dem Congreß nicht zuſteht, ſich auf legislativem Weg in die Geſetze und Einrichtungen der Einzelſtaaten einzumiſchen.

Der Präſident der Vereinigten Staaten kann vollends gar nichts thun um das Programm der republicaniſchen Partei zu verwirklichen. Die Conſtitution gibt ihm keinerlei legislative Befugniß. Er kann nur negativ durch das ihm beigelegte Vetorecht auf den Gang der Geſetzgebung einwirken. Dagegen iſt er allerdings im Stande einen bedeutenden moraliſchen Einfluß auszuüben. Den kräftigſten Hebel dazu gibt ihm das Recht eine ganze Armee von Poſtmeiſtern, Zöllnern und andern Beamten anzuſtellen. Lincoln wird indeſſen von dieſem Recht und von dem moraliſchen Einfluß den er auszuüben im Stande iſt, nur einen ſehr beſcheidenen Gebrauch machen. Er gehört der conſervativen Fraction der republicaniſchen Partei, dem rechten Flügel derſelben an, und wird es ſich angelegen ſeyn laſſen den Süden in keiner Weiſe zu reizen, ſich in keiner Weiſe mit ihm zu überwerfen.

Die Intereſſen der Sklavenhalterbarone ſind alſo in der nächſten Zukunft noch gar nicht ernſtlich bedroht, und am wenigſten durch die Erwählung Lincolns; ihr Wuthgeheul gegen dieſe Erwählung und ihre Trennungsdrohungen im Fall derſelben können alſo in gefährdeten oder bedrohten Intereſſen weder ihre Rechtfertigung noch ihre Erklärung finden. Die Frage bleibt daher noch unbeantwortet: Was liegt denn eigentlich der gewaltigen Aufregung in den Sklavenſtaaten zu Grunde? Es iſt die Gewißheit daß die Erwählung eines republicaniſchen Präſidenten ein Markſtein in der Entwicklungsgeſchichte der Vereinigten Staaten; iſt die Gewißheit daß die Herrſchaft der Sklavenhalter für die Union für immer gebrochen, daß die Bundesadminiſtration ihren Händen für immer entriſſen iſt, daß die Bundesgeſetzgebung und Bundesjuſtiz in nicht mehr ferner Zeit ihnen ebenfalls für immer entriſſen ſeyn werden; die Gewißheit daß es mit der weitern Ausbreitung der Sklaverei für immer vorbei iſt; die Gewißheit endlich daß früher oder ſpäter die Sklaverei ganz aufhören wird und muß — eine Gewißheit die in den Köpfen

Digitized by Google

der ſtolzen „Negerbarone“ niemals Eingang finden konnte. Die Hitze der erſten Aufregung über alle dieſe niederſchlagenden Gewißheiten wird indeſſen bald der nüchternen Ueberlegung Platz machen, und für das was die Sklavenſtaaten thun werden, wird weder die unwiederbringlich verlorene Herrſchaft der Negerbarone, noch ihr gekränkter Stolz maßgebend ſeyn, ſondern lediglich das Intereſſe der Zukunft. Vom Standpunkt dieſes Intereſſes aus handelt es ſich einzig und allein darum ob die Sklavenſtaaten durch ihre Trennung von der Union ihre Lage verbeſſern oder verſchlechtern werden. Faſſen wir dabei bloß wieder die Sklaverei ins Auge, als den Ausgangspunkt um den alles ſich dreht, ſo zeigt ſchon die alleroberflächlichſte Betrachtung daß außerhalb der Union die Sklavenſtaaten viel übler daran ſind, daß ihr Intereſſe weit mehr gefährdet, ihre Lage weit mehr bedroht iſt als innerhalb der Union. Außerhalb der Union würden die Sklavenſtaaten ſofort das einbüßen was die republicaniſche Partei jetzt erſt erſtreben will, und was zu erringen ihr noch Jahre koſten wird: das Recht der Ausbreitung der Sklaverei in alle Bundesterritorien, die Sklaverei im Diſtrict Columbia und das Sklavenfang-Geſetz, oder das Recht ihre entflohenen Sklaven im ganzen Gebiet der Union zu verfolgen und mit Hülfe der Bundesmacht wieder einzufangen. Von einer Vergrößerung des Sklavengebiets nach außen könnte gar keine Rede mehr ſeyn. Der nördliche Staatenbund welcher dem Süden als feindliche Macht gegenüberſtände, würde alles aufbieten um die Sklaverei auszurotten. Maſſenhafte Entweichungen der Sklaven und Sklavenaufſtände, vom Norden unterſtützt, würden den Süden und insbeſondere die Negerbarone bald ökonomiſch zu Grunde richten. Das Menſcheneigenthum würde raſch im Preiſe ſinken; der Süden würde ſeine ganze Thätigkeit und alle Hülfsmittel die er aufzubieten vermag, für den einzigen Zweck verwenden müſſen ſeine Sklaven feſtzuhalten und ſich gegen dieſelben zu ſchützen. Handel, Induſtrie und Schifffahrt der Sklavenſtaaten, die ohnehin nicht weit her ſind, würden gänzlich untergraben werden, und um ſich vor dem völligen Verfall zu retten, würde dem ſüdlichen Staatenbunde nichts anders übrig bleiben als die Sklaverei ſehr raſch und unter ſehr ungünſtigen Umſtänden aufzuheben und um Wiederaufnahme in die Union zu bitten. Innerhalb der Union dagegen haben die Sklavenſtaaten keinen von allen dieſen ſchweren Nachtheilen zu befürchten. Als Mitglieder des Bundes genießen ſie alle Vortheile desſelben, ſogar den Schutz ihrer Inſtitutionen gegen gewaltſame Eingriffe von innen oder von außen, wenn ihre eigenen Mittel nicht ausreichen dieſelben abzuwehren. Der vierte Abſchnitt des vierten Artikels der Conſtitution legt dem Bunde die Verpflichtung auf, indem er ſagt: „Die Vereinigten Staaten ſollen jedem Staat in dieſer Union eine republicaniſche Regierungsform ſichern, und ſollen jeden derſelben gegen Invaſion und auf Anſuchen der Geſetzgebung oder der Executive (wenn die Geſetzgebung nicht zuſammentreten kann) gegen innere Gewaltthätigkeit ſchützen.“ Nehmen die Sklavenhalter Verſtand an und fügen ſich ruhig in das Unvermeidliche, ſo kann der Fluch der Sklaverei innerhalb der Union allmählich, ohne Gewaltthaten und Convulſionen, ohne weſentliche Nachtheile für die Sklavenſtaaten, und ſelbſt ohne erhebliche finanzielle Verluſte für die Negerbarone ſelbſt, beſeitigt werden.

Dieſe Erwägungen werden, da die Negerbarone ebenſo gut zu rechnen verſtehen wie die Yankees des Nordens, die Oberhand gewinnen, und die angedrohte Trennung des Südens von der Union nicht zu Stande kommen laſſen. Mögen einzelne Staaten auch alle Vorbereitungen dazu treffen, mögen die „Feuerfreſſer“ von Georgia, South Carolina, Alabama und Miſſiſſippi auch die Trennung durch ihre Legislaturen förmlich beſchließen, mag auch eine Delegaten-Convention des ganzen Südens zuſammentreten, die große Mehrheit der Sklavenſtaaten wird das Trennungsproject von der Hand weiſen, und einzelne Staaten werden trotz aller Renommagen ihrer großprahleriſchen Leiter nicht wagen es auf eigene Fauſt auszuführen.

Tropiſche Fahrten.

(Nach amerikaniſchen Quellen.)

Von Eſparza nach San José.

Nachdem wir die Puente de las Damas — eine maſſiv aus Steinen aufgeführte Brücke, die in einem einzigen Bogen von beträchtlicher Höhe über die dunkeln Gewäſſer des Jeſus Maria geſpannt iſt — hinter uns gelaſſen hatten, erreichten wir nach mehrſtündigem ſcharfen Galopp die an der Straße liegende Herberge (Venta) von San Mateo. Wir hatten uns unterwegs bei der Farm Las Ramadas ein wenig verweilt, wo wir uns in ein Geſpräch mit einer zigeunerartig ausſehenden Geſellſchaft einließen, die ihr Frühſtück unter den Zweigen eines mächtigen Guapanol einnahm, deſſen dichtbelaubte Zweige ſich wenigſtens 40 Fuß nach jeder Seite hin ausbreiteten. Anſelmo hatte die Gelegenheit benutzt uns vorauszureiten, und es uns überlaſſen den Weg allein zu finden, ſo gut wir konnten. Wir trafen ihn erſt in der Venta wieder, wo er ſich behaglich im Schatten ausruhte.

Da ſich in unſerm Führer, der zu den nothwendigen Uebeln der Reiſe gehörte, der reine Typus einer gewiſſen Claſſe der Bevölkerung mit Entſchiedenheit ausdrückte, ſo kann ich nicht umhin dieſem Burſchen einige Zeilen zu widmen. Anſelmo war ein verſchloſſener, ſchweigſamer Burſche von indianiſcher Abkunft. Sein Geſicht hatte die Farbe einer reifen Wallnuß, war dicht mit Pockennarben beſäet und drückte gewöhnlich eine nachdenkliche, verdrießliche Stimmung aus. Seine Kleidung beſtand aus großcarrirten, baumwollenen Beinkleidern und einem gelb carrirten Hemd von Calico, über welches er in der Morgen- und Abendfriſche eine Art braunes Scapulier trug, das über Bruſt und Rücken herabfiel. Seine nackten Ferſen waren mit ungeheuren klirrenden Sporen geziert, quer über ſeinen Rücken hieng eine unſrer Vogelflinten, vor ihm auf dem Sattel lagen in einem Kaffeeſack verpackt

Digitized by Google

die wenigen Toilettengegenstände deren er bedurfte, und so ritt er schweigsam, die strumpf- und schuhlosen Zehen in den Bügel gestemmt vor sich hin, ebenso unempfindlich gegen Staub, Hitze und den aufspitzenden rothen Schlamm, wie gegen die Schönheit der Scenerie oder die Beschwerden des von Plateau zu Plateau aufsteigenden Weges. Obgleich als Führer dienend, kümmerte er sich doch sehr wenig um uns und unser Wohl und Wehe. Meist blieb er in einiger Entfernung hinter uns zurück, zuweilen verloren wir ihn ganz aus dem Gesicht, und sehr selten war er im Bereich unsrer Stimme; das ist unbequem, ja zuweilen unerträglich, aber es ist so Gebrauch, und es läßt sich nichts dagegen thun.

In der Venta von San Mateo wurden unsere Maulthiere unter dem domartigen Blätterdache riesenhafter Mangos mit Wasser, Mais und Sacate regalirt, und wir selbst traten in die Gaststube um ein Frühstück einzunehmen. Der Fußboden des Raumes bestand aus getrocknetem, festgestampftem Lehm, die Wände waren mit Cedernholz bekleidet. Sollte der Leser von diesem letztern Umstande auf eine gewisse in der Venta herrschende Eleganz schließen, so sey ihm mitgetheilt daß das Cedernholz in Costa Rica zu den billigsten Baumaterialien gehört, und daß er sich das in der Herberge von San Mateo verwendete nicht etwa polirt zu denken hat. Das Frühstück bestand aus frischen Eiern, frischer Ochsenzunge, einer Schale schwarzen Kaffee, einer Schüssel voll großer Bohnen, und den in Süd- und Mittelamerika unvermeidlichen Tortillas. Noch saßen wir bei diesem landesüblichen Mahle als ein Officier der Armee von Costa Rica eintraf, welcher mit Regierungsdepeschen von Nicaragua nach San José gieng. Er hatte seine Reise über Guanacaste genommen und befand sich bereits seit acht Tagen unterwegs. Allem Anschein nach war er ein kluger, bescheidener, gebildeter Mann, der während des Nicaragua-Krieges die Gefechte von Rivas, Masaya und San Jorgé mitgemacht, und sich seinen Rang als Commandant der Truppen am Bord des Dampfboots San Carlos mit dem Säbel in der Hand erworben hatte. Weniger einnehmend als seine persönliche Erscheinung war sein Costüm. Ueber seine rechte Schulter schlang sich ein breites, grünwollenes Band, an welchem eine zinnerne Feldflasche hieng, sein blauer Rock sah aus als bedürfe er einer recht durchgreifenden Reinigung, und der Säbel, der ihm in die Beine schlug, hätte durch gehörigen Gebrauch von Oel und Ziegelmehl gewiß an Glanz bedeutend gewonnen. Nachdem der Mann sein Frühstück eilig eingenommen und seine Cigarre in Brand gesetzt hatte, bestieg er sein weißes Maulthier, lüftete den breitrandigen Sombrero und war nach wenigen Momenten unsern Blicken verschwunden.

Auch wir rüsteten uns bald zum Aufbruch, und wurden als wir unter dem Laubdach der Mangos hervortraten durch den Anblick des Aguacate überrascht, der in seiner ganzen majestätischen Schönheit, mit seinen mehr als tausend Fuß tiefen, wilden Thälern und den dunkeln Abgründen, die seinen Fuß umgeben, zwischen uns und der Sonne lag, während der Urwald von Riesenbäumen, den wir gestern durchritten, hinter uns wie niedriges von silbernem Nebel halb verhülltes Gebüsch erschien. Der Gipfel des Aguacate erhebt sich 4000 Fuß über das schon sehr hoch gelegene San Mateo. Sein Inneres birgt unermeßliche Schätze von edeln Metallen, die bis jetzt nur zum kleinsten Theile ausgebeutet sind. Unternehmende Capitalisten dürften, im Verein mit Männern der Wissenschaft, im Aguacate ein weites Feld für ihre Thätigkeit und eine Ernte finden welche die Hoffnungen des kühnsten Speculanten befriedigt. Ueber die Außenseite jenes ungeheuren „Koloß von Gold und Silber" scheint der tropische Sommer, sowie der Frühling der gemäßigten Zone die besten Gaben ausgeschüttet zu haben. Sie herrschen beide fast ohne Unterbrechung über den Berg — der Sommer der Tropen in den untern, der Frühling der gemäßigten Zone in den obern Regionen — jeder mit seinen Blumen, Bäumen, Vögeln und Reptilien; der Aguacate ist die Heimath des weißen Adlers, die Blüthen des wilden Kaffeestrauches erfüllen seine Atmosphäre mit Wohlgerüchen; die Wipfel der Cedern sind mit zahllosen gefiederten Sängern bevölkert, Legionen von Affen schaukeln sich in den wilden Cacaobäumen, die an den südlichen Abhängen in reicher Fülle gedeihen; Schlangen bis zu einer Größe von 25—30 Fuß schlüpfen durch das Gebüsch; der gefleckte Tiger schlägt sein Lager im unzugänglichsten Dickicht auf; Millionen von Colibris, diese „Tropfen des Regenbogens," wie Audubon sie nennt, durchschwirren das Gezweig, während der König der Geier mit dem glänzend schwarz und orangegelb gefärbten Helmbusch seine Kreise über den Kronen riesiger Eichen zieht. Der Aguacate ist vom Fuß bis zum Scheitel ein wahres Wunder von verschwendrischem Reichthum, Lieblichkeit, Pracht und Schrecken der Natur.

Die Scenerie des Weges blieb jenseits der Venta noch eine Zeitlang dieselbe wie zwischen Esparza und San Mateo. Zuckerrohrfelder und Weideplätze mit Hecken von Erythrina, durch die sich Cactusse und wilde Ananas ranken, wachsen neben hübschen, geräumigen, weiß angestrichenen Farmhäusern und noch unberührtem tropischen Walde. Wir begegneten großen Zügen von Kaffeekarren und Karawanen von coketten Maulthieren, die Glöckchen am Halse trugen und Cacao in Ochsenhäute verpackt von Nicaragua heraufbrachten. Dann und wann zeigte sich ein Caballero, der seine gluthäugige Señorita nach der Sitte des Landes vor sich im Sattel hielt, oder wir kamen an Trupps brauner, zerlumpter Ochsen- und Maulthiertreiber vorüber, die im Schatten eines Baumes lagerten und im süßen Farniente ihre Cigarren rauchten, während in einem eisernen Kessel über dem Feuer die ewigen großen Bohnen schmorten, und Ochsen und Maulthiere abseits in frischer Sacate schwelgten. Hie und da stand seitwärts am Weg ein rohes Kreuz von Holz, das man zum Gedächtniß einer blutigen That oder eines Unglücksfalles errichtet hatte.

Im Laufe des Nachmittags erreichten wir Desmonte, einen Platz welcher etwa in der halben Höhe des Aguacate liegt, und eine Aussicht von unbeschreiblicher Schönheit und Großartigkeit bietet. In der Ferne glänzte und schimmerte der Golf von Nicoya, auf welchem die dortliegenden Schiffe wie kleine Seevögel erschienen. Zwischen dem Golf und dem Vorgebirg von Nicoya lag eine Schicht dichter weißer Wolken,

Digitized by Google

aus denen ſich die dunkeln Häupter des Bergzuges nur um ſo deutlicher emporhoben. Links vor uns öffnete ſich ein tiefes Thal, deſſen Ausgang durch einen Wall gelbbrauner, nackter Hügel verſchloſſen wurde, und hinter dieſen erhob ſich bis zu einer Höhe von 11,500 Fuß über dem Meeresſpiegel der Scheitel des Vulcans San Pablo, eines der höchſten Berge der Republik Coſta Rica.

Wir mochten Desmonte ſeit etwa einer Stunde verlaſſen haben als uns ein heftiger Regenſchauer überraſchte. In der Nähe befand ſich eines jener Häuſer welche die Regierung zwiſchen Punta Arenas und San José zum Schutz der Straßenarbeiter hat errichten laſſen. Wir traten hinein, fanden aber nicht viel mehr Schutz als etwa unter einem Regenſchirm ohne Ueberzug. Ein alter, weißköpfiger Mann, deſſen Füße bis an die Knöchel in den erweichten Lehm einſanken der den Fußboden bildete, war, als wir eintraten, eifrig beſchäftigt einige Tortillas zu bereiten. Ein kleiner, hübſcher Junge wehrte das Federvieh ab, das nicht übel Luſt zu haben ſchien die Lieblingsſpeiſe zu verzehren ehe ſie noch fertig war. Auf dem ganzen Weg hatte bereits das intelligente, freimüthige und zugleich graziöſe Ausſehen der männlichen Jugend von Coſta-Rica meine Aufmerkſamkeit erregt. Ich hatte oft Knaben von ſechs bis acht Jahren neben einem Ochſenkarren hergehen ſehen, unbekümmert um die Neuheit und Grundloſigkeit des Weges. Sie lenken das ſchwerfällige Fuhrwerk mit der Sicherheit eines alten Carretero durch die gefährlichſten Hohlwege und um die ſchärfſten Ecken, und überwinden alle Schwierigkeiten mit bewundernswürdiger Umſicht. Aeltere Männer, denen die Beſchwerden der Reiſe anfangen fühlbar zu werden, folgen der Karawane meiſt auf dem Rücken eines Maulthieres oder auf den Kaffeeſäcken ſitzend, und überlaſſen den kleinen Burſchen den Chuzo, den Scepter des Carretero, im vollen Vertrauen. Aber nicht nur bei dieſer Aufgabe beweiſt die herwachſende Jugend von Coſta-Rica ihre Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit, ſondern überall wo man ſie antrifft, im Feld, auf dem Markt, im Forſt, im lebhaften Verkehr mit Menſchen wie in der tiefſten Einſamkeit — es ſind immer dieſelben furchtloſen, arbeitſamen, pünktlichen, heitern Burſche, deren Anblick das Herz erfreut und auf eine glorreiche Zukunft ihres Landes hoffen läßt.

Von Desmonte aus wurde der Weg der im Zickzack am Abhang des Berges emporführte, immer ſteiler und mühſeliger. Unzähligemale waren wir der feſten Ueberzeugung um die letzte Ecke gebogen zu ſeyn, um, ſtets enttäuſcht, neue Windungen des Weges vor uns liegen zu ſehen. Wir kamen überhaupt nur langſam vorwärts, beſonders da wir oft anhalten mußten um Ochſen oder Maulthierkarawanen auf dem ſchmalen Bergpfad vorüberziehen zu laſſen. Gegen Abend erreichten wir die Region der Wolken, und als wir, am jenſeitigen Abhang des Berges angekommen, aus dem Nebel heraustraten, erblickten wir dicht vor uns die Straßen von Athen oder Atenas, einen Ort von ſtrengſter republicaniſcher Einfachheit, der nur aus wenigen beſcheidenen Hütten beſteht. Von den Lieblingsvögeln der Göttin Minerva fanden wir in dieſem Athen keine Spur, obgleich die menſchenſcheuen Thiere kaum einen ſtillern ungeſtörteren Aufenthalt hätten finden können.

In der Poſada von Athen, die wir in gerechter Würdigung der Annehmlichkeiten die ſie zu bieten hatte „das Haus des Perikles" nannten, nahmen wir Nachtquartier. Das Haus beſtand aus nichts als vier Wänden mit einigen Fenſter- und Thüröffnungen und einem ſteil aufſteigenden Dach von Bananenblättern und Maisſtroh. Möblirt war es mit drei mit Segeltuch beſpannten Feldbetten, einem in lebhaften Farben colorirten Holzſchnitt, welcher den heiligen Franz von Aſſiſi vorſtellte, einem Lichtſtumpf dem ein Flaſchenhals als Leuchter diente, drei nackten Kindern und Milliarden von Flöhen. Perikles, der Eigenthümer der Poſada, war einer der glatteſten Schurken die mir je vorgekommen ſind, d. h. nicht etwa äußerlich — denn ſein Geſicht war von Blatternarben zerriſſen, ſein Kopf glich in der Form einer Cocoanuß, und ſeine Zähne waren nur noch Ruinen — aber ſeine Stimme, ſein Gang, ſeine Ausdrucksweiſe waren ſo glatt und höflich wie die eines Hôtelbeſitzers in New-York, eines Gentleman nur immer ſeyn konnten. Gleich beim Abſteigen ſagte er uns daß es gegen ſeine Grundſätze wäre ſeinen Gäſten eine volle Flaſche Brandy zu überlaſſen, weil ihnen das zu theuer zu ſtehen käme, ſicher der eigenthümlichſte Entſchuldigungsgrund den je ein Wirth vorgebracht hat. Er gab zu daß wir vielleicht Nachts durch die Flöhe in unſerer Ruhe geſtört werden könnten, und bereitete uns darauf vor — alles mit der liebenswürdigſten Sorgſamkeit, in der höflichſten, geſchmeidigſten Weiſe von der Welt — daß die Schweine, welchen der Eintritt ſowohl in das Schlafzimmer wie in die Küche geſtattet war, dann und wann Wanzen und Holzböcke mit hereinbrächten. — Die Nacht war denn auch ſo wie die Andeutungen des Wirthes uns hatten vorausſehen laſſen — ſie war, und das will viel ſagen, noch ungleich ſchlimmer als die in Eſparza. Die Flöhe, die eigentlichen Beſitzer des Hauſes, waren in ſo entſchiedener Majorität, daß die Minorität, d. h. die Menſchen nothwendig unterliegen mußten. Wir räumten nach kurzem erbitterten Kampf nach und nach die Feldbetten, die Stühle, die blau und weiß geſtreifte Familienhängematte, ſelbſt den Tiſch auf den wir uns eine Zeitlang mit unſern Decken zurückgezogen hatten, und endlich ſogar das Haus als völlig unhaltbare Poſitionen. In unſere Ponchos gewickelt, die Stiefel an den Füßen und die brennende Cigarre im Mund, brachten wir den Reſt der Nacht im Freien zu. Dort lag auch, vom ſilbernen Licht des Mondes übergoſſen, Anſelm wie eine Mumie in ſeine Decke gehüllt, ſo daß nur ſein Angeſicht und ſeine nackten Zehen ſichtbar blieben. Dicht neben ihm hatten ſich zwei ſchwarze, ſchnaubende Schweine niedergelaſſen, und wenige Schritte davon campirten auf einem Haufen ſchimmeliger Ochſenhäute zwei eben ſo ſtruppige, ſchwarze Arrieros, die mit ihren vierbeinigen Schlafkameraden um die Wette ſchnarchten. Außerdem gehörte zur Geſellſchaft ein ſcrophulöſer, magerer Hund, der knurrend und mit eingezogenem Schwanz im Hof umherſchnüffelte und jeden vorüberziehenden Ochſenkarren, jedes Maulthier mit raſendem Gebell begrüßte. Dieſe nächtliche Unterhaltung berechnete uns Pe-

zed by Google

rikes mit 5 Dollars. Dem Frühstück mit welchem er uns zu beglücken die Absicht hatte, entgiengen wir durch schleunigen Aufbruch.

Eine League hinter Athen erreichten wir die Schlucht des Rio Grande, der 300 Fuß unter uns seine Wasser schäumend und brausend in einem engen, schwarzen Felsenbett hinwälzt. Die gegenüber liegende Wand des Abgrundes ist bedeutend höher als die auf welcher unsere durch keine Barrière geschützte Straße dicht am jähen Abhang hinführte. Büschel prächtiger, gelber Bignonien, durchflochten mit wilden Weinranken, schattiren die Felswand bis hinab zum Wasser. An einer etwas weniger steilen Stelle der Schlucht ritten wir im Schatten eines prächtigen Cacaowäldchens hin, und endlich gelangten wir zur Brücke der Garita, die in einem einzigen stolzen Bogen über den Abgrund gespannt ist. Ueber diese Brücke, die zum Zollhaus führt, müssen alle in das Innere des Landes Reisenden passiren; das Umgehen derselben wird mit 10 Jahren Gefängniß bestraft. Jenseits der Brücke steht ein langes, niedriges, hölzernes Gebäude mit rothem Ziegeldach, welches letztere 5—6 Fuß über die Frontenmauer hervortritt und, von einem halben Duzend roher Pfosten getragen, eine Art Vorhalle bildet. Dieses Gebäude ist das Zollhaus. Hier werden Kisten, Fässer, Pakete und Koffer die nach dem Innern bestimmt sind geöffnet, und die steuerpflichtigen Gegenstände und Waaren verzollt.

Die vorgezeigten Empfehlungsbriefe an den damaligen Präsidenten Mora, sowie an den Bischof von San José und andere Notabeln von Costa-Rica, sicherten uns freie Passage für unser Gepäck, das, da wir es einem Ochsenkarren anvertraut hatten, vielleicht erst am folgenden Tage beim Zollhause eintreffen konnte. Der Beamte versicherte uns außerdem daß die Effecten von Männern die im Dienste der Wissenschaft reisten niemals jener lästigen Formalität des Durchsuchens unterworfen würden, wie z. B. Fässer mit westphälischem Schinken u. s. w. Nachdem wir mit dem Beamten noch ein Glas Cognac auf das Wohl der Republik getrunken hatten, setzten wir unsere Reise fort.

Nach kurzem Ritte erreichten wir die jenseitige Höhe der Schlucht und einen der schönsten Aussichtspunkte des Landes. Vor uns lagen die Ebenen von Carmen, die ringsum amphitheatralisch aufsteigend rechts von den Cordilleras und den vulcanischen Kegeln des Barba und Irazu, links von den Bergen Santa Ana und San Miguel umschlossen sind. Ehedem war das ungeheure Becken, dessen Grund jetzt als trockenes Land vor uns liegt, allem Anschein nach ein See, der bei einer vulcanischen Erderschütterung in der Schlucht einen Abzugscanal fand, durch die der Rio Grande seine Wasser hinwälzt. Ungeheure Blöcke von calcinirtem Porphyr, die allenthalben aus der Oberfläche des Bodens hervorragen, geben Zeugniß von dem Umfange jener Erdconvulsion. Die Ebenen von Carmen, d. h. die am tiefsten liegenden Theile des Amphitheaters, zeigen lockern, schwarzen Lehmboden, der stark mit verwitterten vulcanischen Bestandtheilen vermischt ist und zur Zeit nichts hervorbringt als Gras. Bei einer zweckmäßigen Bewässerungsmethode, die sich mit Benutzung des in den Monaten Juni, Juli, August und September reichlich fallenden Regens recht gut herstellen und durchführen ließe, und einer angemessenen Bearbeitung des Bodens würden diese ungeheuern Landstriche indessen Zuckerrohr, Mais, Tapiaco und andere Tropenerzeugnisse in reichster Fülle hervorbringen. Das Land, das jetzt nichts ist als eine Wildniß und kaum 30,000 Bewohner zählt, würde einer betriebsamen Bevölkerung von 130,000 Köpfen reichlichen Unterhalt gewähren. Zwischen dem Nicaraguasee und der Gränze von Neugranada ist noch Raum für ganze Nationen; überließ doch das Gouvernement von Costa-Rica allein dem Sekor Astaburiga im Norden der Republik eine Million Acres noch herrenloses Land.

Die Bedingungen welche die Regierung von Costa-Rica den Emigranten stellt, sind ziemlich liberal. Das Land welches noch Gouvernements-Eigenthum ist, wird öffentlich versteigert, und variirt im Preise je nach der Entfernung oder der Nähe großer Städte und Verkehrsplätze. In der Umgegend von San José, der Hauptstadt von Costa-Rica, würde der Acker Land vielleicht 50—75 Dollars kosten, während man in den nördlichen und südlichen Forsten jenseits der Berge ein Terrain von 120 Acker für 60—65 Dollars kaufen kann. Die Klärung eines Ackers Waldland berechnen die Eingebornen mit 10 Doll., ein nordamerikanischer Hinterwäldler aber würde die Arbeit ohne Zweifel für die Hälfte liefern. Die Einnahme für verkauftes Regierungsland fällt dem Staatsschatze zu, jedoch hat der Käufer nicht nöthig die ganze Kaufsumme zu zahlen. Gewöhnlich zahlt er nur ein Drittheil und verzinst das übrige zu 4 Proc.

Von allen tropischen Ländern ist Costa-Rica das empfehlenswertheste für nordamerikanische und europäische Auswanderer, denn es ist vielleicht das einzige wo die Cultur tropischer Bodenerzeugnisse profitabel und ohne allen Nachtheil für die Gesundheit von freien, weißen Arbeitern betrieben werden kann. Die Küstenstriche am atlantischen wie am stillen Ocean, wie z. B. die Gegend von Matina zwischen dem Boca del Toro und dem San Juan del Norte, sind für den weißen Einwanderer entschieden verderblich, während hingegen das Klima in dem großen Thale von San José, 4000 Fuß über der Meeresfläche, zu dem gesündesten und angenehmsten der Erde gehört. Ein Amerikaner aus Ohio, welcher San José seit zehn Jahren bewohnt, gestattete mir einen Einblick in die Tabellen die er zum Zwecke der Wetterbeobachtung angelegt hatte, und ich fand daß der Thermometer das ganze Jahr hindurch fast nur zwischen 65 und 75° fällt und steigt. Die Temperatur ist selten niedriger, selten höher. Die Angaben Stephens, Molinas und A. stimmen damit vollkommen überein.

Ein zweiter Vorzug jener Gegend ist daß der Boden jener gesegneten Landstriche sich nicht allein zum Anbau tropischer Producte eignet, sondern daß er eben so gut englischen Weizen und Klee, wie irische Kartoffeln, Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche und Beeren aller Art in reichster Fülle hervorbringt. Hr. Young Anderson, eine Autorität in diesem Fache, versichert mir daß das Thal von Orosi allein 200,000 Farmer reichlich zu nähren im Stande ist, und daß sich bei zweckmäßiger Bewirthschaftung zwei üppige Weizenernten erzielen

Digitized by Google

laſſen. Bei der jetzigen, ganz unvollkommenen Bodencultur gewinnt man nur eine Ernte.

Das Hauptproduct des Landes, die erſte Quelle ſeines Reichthums iſt und bleibt aber ohne Zweifel der Kaffee. Von 1819, wo Patre Valverde den erſten Kaffeebaum pflanzte, hat ſich der Anbau ſtets vermehrt. Die erſten Kaffeeplantagen erblickten wir auf unſerem Wege, nachdem wir die Ebenen von Carmen hinter uns gelaſſen hatten, etwa 11 Meilen von San José. Von da aus iſt das ganze Thal von Kaffeebäumen beſtanden. Auf der Straße von San José nach Cartago, einer Strecke von zwölf Meilen, ſieht man zu beiden Seiten nichts als Kaffeeplantagen, die ſich bis zum Fuße des Candelaria, bis in die Thäler des Gebirges und auf die höhern Plateaux erſtrecken. Im Jahre 1850 betrug die Ernte 14 Millionen Pfund. Zwölf Millionen Pfund ſind eine Mittelernte; im Jahre 1858 producirte Coſta-Rica 17 Millionen Pfund Kaffee.

Die erfreulichſte Wahrnehmung welche ich bei meinen ſtatiſtiſchen Studien zu machen Gelegenheit hatte, war die daß mindeſtens zwei Drittheile der Bevölkerung von Coſta-Rica ſich im Beſitz von Grund und Boden befinden. Faſt jeder Mann hat ſeine Farm, ſeine Maulthiere, Ochſen und Schweine, ſein Geflügel, ſeine Zuckerrohrfelder und Kaffeeplantagen. Die meiſten jener Männer die wir barfuß und mit zerriſſenen Kleidern neben Ochſenkarren hergehen ſahen, waren ebenſo gut Grundbeſitzer wie Carreteros. Dieß iſt der Grund zu der vollkommenen Sicherheit des Individuums, der geringen Zahl der Verbrechen in Coſta-Rica und der Unabhängigkeit des Landes. Faſt jeder Mann hat einen eigenen Herd für den er kämpft, jeder weiß daß die Sicherheit und Unantaſtbarkeit dieſes Herdes von der Unantaſtbarkeit der Geſetze und der Freiheit des Landes abhängt — kein Wunder daß jeder ein guter Patriot und eifriger unbeſtechlicher Republicaner iſt.

In der Poſada La Aſuncion, fünf Meilen von San José, nahmen wir ein delicates Frühſtück ein, das aus Chocolade, friſchen Eiern, gebratenem, etwas ſtark gepfeffertem Büffelfleiſch und Orangen beſtand, die von den Bäumen vor dem Hauſe gepflückt wurden. Die Poſada zeichnete ſich durch große Reinlichkeit vor den meiſten der Gegend auffallend aus. Fußboden und Wände waren blendend weiß, die Fenſter klar und hell, die hübſchen Möbel von ſchwarzem Mahagony waren ſo blank als wären ſie eben polirt, die Luft im Zimmer war rein und kühl, und die Erſcheinung der behäbigen Wirthin und ihrer drei hübſchen, ſchwarzäugigen Töchter ſtand mit dieſer Umgebung im vollſten Einklange.

Von La Aſuncion bis San José iſt die Straße im beſten Zuſtande. Zu beiden Seiten laufen Abzugsgräben hin, und hinter dieſen dichte Hecken von Yucca, deren überreichliches Wuchern den öftern Gebrauch der Macheta nöthig macht; dahinter dehnen ſich die Kaffeeplantagen aus, die mit der ſtrengſten Regelmäßigkeit in Quadraten und Alleen angelegt ſind. Das zarte grüne Laub glitzert im Sonnenſchein als wäre es mit Gold belegt, und der in der Sonnengluth ſtark ausſtrömende Duft der Blüthen, die weich und weiß ausſehen wie Schneeflocken, parfümirt die Luft mit den ſüßeſten Wohlgerüchen. Etwas weiterhin gelangten wir zu der Brücke von Ibirilla, „El Puente de Arco de Ibirilla,“ unter welcher der Rio Grande in einem Abgrund von Lava hinbraust. Convolvulus und Rheria haben die Wände der Schlucht mit einem grünen Geſpinnſt bezogen, durch welches ſich die Vorſprünge von ſchwarzer Lava hervordrängen, und jenſeits der Brücke hängt eine ungeheure Wand von derſelben ſchwarzen Maſſe über die Straße.

Den angenehmſten Contraſt zu dieſer düſtern Scene bilden die hübſchen Landhäuſer, Haciendas und Gärten, zwiſchen denen man von der Brücke bis San José hinreitet. Die Straße wird immer belebter, und je näher der Reiſende der Hauptſtadt kommt, deſto angenehmer iſt der Eindruck welchen man vom Land und ſeinen Bewohnern empfängt. Wir waren von der Sonne verbrannt, in unſern rothen, wollenen Hemden und hohen Stiefeln faſt gebraten, mit Staub bedeckt und von unſerem ſcharfen Ritt ermüdet — nichtsdeſtoweniger aber ritten wir im beſten Humor Nachmittags zwiſchen zwei und drei Uhr in San José ein. Die Scenerie iſt ſo ſchön, das Landſchaftsbild ſo reizend, daß man Müdigkeit und Staub und Hitze vergißt, um in dem Anblick zu ſchwelgen.

Wir paſſirten die Barracken der Artillerie, vor denen eine Schildwache ſtand, die in ſchmutzige Leinwand gekleidet war und eine Art Sandalen von ungegerbter Ochſenhaut, welche Zehen und Ferſen bedeckte, an den Füßen hatte. Dann ritten wir am Palaſt des Gouvernements vorüber zum „Hôtel de Coſta Rica,“ wo wir Anſelmo verabſchiedeten, der nach Punta Arenas zurückkehrte. Vom Balcon des Hôtels geſehen — wohin wir durch einen ſehr artigen Kellner aus Heidelberg, Namens Karl, gewieſen wurden — erſcheint die Hauptſtadt von Coſta Rica wie ein ſehr gedrängt gebauter kleiner Ort mit engen Straßen und ſteilen rothen Ziegeldächern. Hie und da überragt ein Glockenthurm, ein Flaggenmaſt, das Häuſergewirr, hie und da drängt ſich ein Büſchel grünes Laubwerk zwiſchen den rothen Dächern hervor. Ueber alles aber erhebt ſich der Berg San Miguel mit ſeinen braunen, vielfach von Thälern durchſchnittenen Flanken und ſeinen grünen mit Zuckerrohrfeldern bedeckten Vorbergen, hinter denen hie und da der Rauch brennenden Waldes und Grasgrundes emporſtieg.

Eine Gefangenſchaft in Barma (Birma.)

(Aus dem Economiſt.)

Viele unſerer Leſer werden ſich wahrſcheinlich der Geſchichte der Gefangenſchaft Dr. Judſon's, des amerikaniſchen Miſſionärs, in Barma, beim Ausbruch des erſten barmeſiſchen Kriegs, erinnern. Jetzt, nach Verfluß von vierunddreißig Jahren, wird „die alte Erzählung einer Unbill“ von einem Leidensgenoſſen Dr. Judſon's und Price's in umſtändlicherer Form abermals der Welt vorgelegt. Der Ver-

Digitized by Google

faſſer iſt auch ein Miſſionär, wenn, wie Dr. Livingſtone behauptet, der Kaufmann der wirkſamſte Miſſionär unter wilden oder eben erſt dem allgemeinen Verkehr erſchloſſenen Völkern iſt, oder wenigſtens ſeyn ſollte. Wenn Hrn. Gouger's Erzählung (A personal Narrative of two Years' Imprisonment in Barmah) kurz nach dem Eintritt der Ereigniſſe erſchienen wäre deren ſie Erwähnung thut, ſolange Barma ein noch faſt unbekanntes, von keinem Engländer betretenes Land war, ſie würde einen größeren Erfolg gehabt haben als ſich jetzt hoffen läßt, wo bereits alles geſagt worden iſt was über die Barmeſen, ihre Inſtitutionen, Gewohnheiten ꝛc. geſagt werden kann. Hr. Gouger iſt ſich deſſen vollkommen bewußt, und da Mißtrauen in ſeine eigenen Kräfte und Abneigung gegen literariſche Arbeiten ein früheres Erſcheinen ſeines Buchs verhinderten, ſo vermeidet er jedes weitere Eingehen in vergleichsweiſe wohlbekannte Dinge, und beſchränkt ſich auf die Schilderung ſeiner eigenen perſönlichen Schickſale und derjenigen ſeiner Mitgefangenen, in ſo weit ſie mit den ſeinigen verflochten ſind. Um ſeine Anweſenheit in Barma zur Zeit des Bruchs dieſes Landes mit England zu erklären, geht Hr. Gouger auf ſeinen früheren Aufenthalt in Indien zurück. Da geſchwächte Geſundheit ihn zwang eine Luftveränderung zu ſuchen, ſo rieth ihm ein Freund: er ſolle Geſundheit und perſönlichen Vortheil vereinigen, und einen Beſuch im Königreich Barma wagen, um „die Bedürfniſſe der Bevölkerung mit Rückſicht auf engliſche Manufacturen kennen zu lernen," und „Kenntniß von den verſchiedenen zur Ausfuhr geeigneten Erzeugniſſen des Landes zu gewinnen." „Ich hatte (ſagt er) alſo die Wahl entweder dieſen Vorſchlag anzunehmen, oder eine der gewöhnlichen unbedeutenden Reiſen anzutreten, die keinen andern Zweck hatte als die Erfüllung eines ärztlichen Befehls, und es wird dem Leſer nicht ſchwer ſeyn zu entſcheiden welcher von dieſen beiden Vorſchlägen die ſtärkſte Anziehungskraft auf mich ausübte, wenn ich beifüge daß ich damals kaum dreiundzwanzig Jahre alt war. Die Liebe fürs Neue und für Abenteuer brachte die Sache in meinem Gemüthe bald ins reine, und ich trat ohne weiteres und voll Begeiſterung den Anſichten meines Freundes bei, der ſeinerſeits ſein Vertrauen in den Erfolg des Plans dadurch kundthat daß er ſich verpflichtete mich mit den zur Ausführung der Reiſe nöthigen Mitteln reichlich zu verſehen."

Hr. Gouger war ſonach der erſte, oder nahezu der erſte, welcher den britiſchen Handel in das Herz des barmeſiſchen Reichs trug. Der Erfolg entſprach anfänglich allen ſeinen Hoffnungen. Er wurde vom Kaiſer aufs freundlichſte aufgenommen; ſein Waarenvorrath, beſonders ſeine Baumwollzeuge, fanden bei Edelleuten, Damen und Kaufleuten reißenden Abſatz. Baumwollwaaren im Werth von 3000 Pfd. St. giengen um 8000 Pfd. St. ab; bei andern Artikeln war der Verkaufspreis das Sechs- oder Siebenfache des Koſtenwerths. Ein fabelhaftes Feld des Reichthums öffnete ſich vor ſeinen Augen, und nur zwei — aber ſehr ernſte — Uebelſtände ſchwächten dieſe günſtige Ausſicht einigermaßen ab: die Unſicherheit des Lebens und Eigenthums unter einem deſpotiſchen, durch keine Handels- oder ſonſtigen Verträge gebundenen Fürſten, und die Schwierigkeit den ſo leicht erworbenen Reichthum fortzubringen. „Säcke Silbers und Goldes in Barren" floſſen herein an Zahlungsſtatt für Waaren nach denen man begierig griff; allein die Frage entſtand nun: was mit dieſem Metall zu thun ſey. Die Ausfuhr dieſes Geldes war ungeſetzlich, und von all den mannichfaltigen Producten eines großen und fruchtbaren Reichs war Teka-Holz der einzige geſetzliche Ausfuhrartikel. Reis wurde in ſolcher Fülle erzeugt daß er theilweiſe unbenützt verfaulte, ihn auszuführen war jedoch ſtreng verboten. Edelſteine gab es in Menge, allein auch ſie waren im Ausfuhrverbot inbegriffen. Rohe Seide wurde von Karawanen aus China gebracht, aber auch ſie konnte nicht wieder außer Landes gebracht werden. Unter dieſen beengenden Umſtänden ſtanden Hrn. Gouger nur zwei Wege offen: entweder ſeinen Gewinn ſo ſchnell als möglich aufzubrauchen und das reiche Feld das er erſchloſſen wieder zu verlaſſen, oder den Verſuch zu machen einige Milderung in den Prohibitivgeſetzen zu erlangen. Erſteres wollte er nicht thun, und das zweite konnte er nicht thun, außer auf eine mit den engliſchen Ideen von Geradheit und Ehrlichkeit durchaus nicht verträgliche Weiſe. Wir wollen ihn die Schwierigkeit ſeiner Lage, ſowie die Mittel mit denen er ſich herauszuwickeln gedachte, ſelbſt ſchildern laſſen. „Es ſcheint ſonach," ſagt er, „daß einem Manne der die Gelegenheit ergriff ein rieſenhaftes Vermögen zu erwerben, und zwar überdieß in ſehr unerwarteter Weiſe, in Zeiten in welchen, wie man glaubte, jeder Winkel der Welt von Heeren unermüdlicher Glücksjäger durchzogen und erforſcht wurde, nur ein ernſtes Hinderniß im Wege ſtand. Dieſes eine Hinderniß war: die Gewinnſte, nachdem ſie gemacht worden, außerhalb Landes zu bringen. Für die Edelmetalle beſtand keine Hoffnung, das Vorurtheil war zu tief gewurzelt um mit einiger Ausſicht auf Erfolg dagegen ankämpfen zu können. Allein es gab einen andern Handelsartikel, der meinen Zwecken weit beſſer diente, und zu gleicher Zeit wahrſcheinlich auf keinen ſo großen Widerſtand ſtieß. Wenn es mir nur gelang die Halsſtarrigkeit und Unwiſſenheit des Hlut-dan zu erſchüttern, ſo wurde das fehlende Glied erſetzt und die Handelskette vollkommen gemacht. Ich meine den Reis."

Wenn wir die ungeheure Reismaſſe betrachten welche jetzt auf unſern Gebieten in Barma wächst, ſo können wir uns die goldenen Träume denken die Hr. Gouger auf die Ausſicht baute dieſes große Monopol in ſeine Hände zu bekommen. Es entſtand alſo die Frage wie er ſeinen Zweck erreichen könne, und die fertige Antwort darauf war: er habe es in Barma gerade ſo zu machen wie die Barmeſen ſelbſt.

„Wenn je zweifelhafte Mittel," fährt er fort, „nicht nur zuläſſig, ſondern gerechtfertigt waren, ſo war dieß hier der Fall. Ich eröffnete daher meine Batterien gegen die Bollwerke der Prohibition damit daß ich Gold- und Silberkugeln mit ſolchem Erfolg in die Menthagi und die Wungis ſandte, daß die Außenwerke bald demolirt waren. Zuerſt geſtattete man mir meinen Schatz nach Rangun zu bringen, dann erhielt ich die Erlaubniß ein wenig Rohſeide zu kaufen und auszuführen. Nun aber traute ich mir für den Augenblick

Digitized by Google

mit keiner weitern Forderung mehr hervorzutreten, ſondern ſtellte mein Feuer ein, in der Ueberzeugung daß wenn ich mit meinem Beſtechungsſyſtem hoch genug hinaufgreife, und es am rechten Ort anwende, nur wenige Privilegien außer meinem Bereich ſeyn würden."

Dieß war wahrſcheinlich genug; allein dieſer verſchwenderiſche Geldgebrauch wurde ſpäter gegen ihn ſelbſt in Anwendung gebracht, und er, beim Erſcheinen der engliſchen Flotte vor Rangun, unter dem Verdacht er ſey ein Spion, verhaftet. Verdacht und Ueberzeugung ſind in einem deſpotiſchen Lande faſt gleichbedeutende Ausdrücke, und Hr. Gouger wechſelt raſch freien Verkehr mit Kaiſer und Edelleuten, Hofgunſt und Ausſicht auf ein unermeßliches Vermögen, mit einem tödtlichen Gefängniß und der nahen Ausſicht auf Folter und Tod. Selbſt wenn an dieſem furchtbaren Platze — deſſen barmeſiſcher Name Let-ma-zun, oder „Hand, bebe nicht," allein ſchon genügt um ſich ein Bild davon zu machen — ſeinem Leben kein gewaltſames Ziel geſteckt wurde, ſtand ihm wahrſcheinlich der langſamere Tod durch Hunger bevor, da der Staat den Gefangenen keine Nahrung verabreicht, oder, wenn es geſchieht, ſie dieſelbe nie erhalten.

Dr. Judſon's bewundernswerthe Frau that alles was in ihrer Macht ſtand um das Schickſal ihres Gatten zu erleichtern, und Hr. Gouger hatte, obgleich ein Fremder im Lande, doch das Glück unter den Dienern welche er aus Indien mit ſich gebracht einen zu beſitzen der mit ſeltener Treue an ſeinem unglücklichen Herrn hieng, und ihn durch die Arbeit ſeiner Hände während einer zweijährigen Gefangenſchaft ernährte.

Der Zuſtand in welchem die engliſchen Gefangenen am Schluſſe des zweiten barmeſiſchen Kriegs gefunden wurden, hat uns einige Einſicht gewährt in die Beſchaffenheit barmeſiſcher Gefängniſſe; allein die Gräuel des Let-ma-zun ſind nie zuvor ſo vollſtändig enthüllt worden wie in dieſem Buche. Elf Monate inniger Bekanntſchaft machten den Verfaſſer vertraut mit den empörenden Grauſamkeiten welche darin vorkamen, und befähigten ihn eine ſo grauenhafte Schilderung von denſelben zu entwerfen, daß wir uns gern davon abwenden würden wenn die Thatſachen ihrer Wahrheit, und das Intereſſe welches ſie an dem Schickſal hülfloſer Opfer erweckt, uns nicht an die Erzählung feſſelten.

Am 28 Mai 1824 wurde Hr. Gouger vor den Gerichtshof geführt, im Hofraum desſelben Palaſtes in dem er bisher ein willkommener Beſucher geweſen und aus beſonderer königlicher Gnade mit einem ſcharlachfarbigen Seidenmantel bekleidet worden war — eine Ehre die er für ungeeignet zu halten pflegte, die er aber jetzt dankbar wieder angenommen hätte. Hier wurde er des Verkehrs mit dem Feind angeklagt, indem er ihm Kunde ſende, Plane zeichne, und überdieß Schwager des ehrenwerthen „Eaſt-India-Company" ſey, der, wie man behauptete, ſeine Schweſter geheirathet habe! Nach einem langen und peinlichen Verhör wurde er in das „Tod-Gefängniß" abgeführt um dort ſein Urtheil zu erwarten. Allmählich ſammelten ſich ſämmtliche Europäer in Ava um ihn — ein Haufe unglücklicher Menſchen, bewacht von ſieben oder acht unbarmherzigen Gefängnißwärtern, den Auswürflingen ihres Volks, welche auf ihren Wangen das Siegel ihrer Entwürdigung, einen in das Fleiſch tätuirten Ring, trugen. „Ich ſah," ſagt Hr. Gouger, „einen armen Jüngling, der durch dieſen verhängnißvollen Ring zu der erniedrigendſten Schmach für ſeine ganze Lebenszeit verurtheilt ward, und deſſen jammervolles Geſchrei bei Anbringung des Schandmals von dem Spott und dem Gelächter ſeiner Schickſalsgenoſſen übertäubt wurde. Sie machten ihn bald ebenſo ſehr zu einem Kind des Teufels wie ſie ſelbſt waren."

Nachdem drei Paar Feſſeln an ſeine Knöchel genietet worden, wurde Hr. Gouger in ſeine künftige Wohnung geführt, ein Bretter-Gebäude, das ein vierzig Fuß langes, dreißig Fuß breites Gemach enthielt, und in dem ſelbſt beim vollen Mittagsglanze Dunkelheit herrſchte, ausgenommen da wo das Licht durch Riſſe in dem Teka-Bretterwerk eindrang. Die Ausſtattung beſtand aus Klötzen und Ketten, nebſt einem „verdächtig ausſehenden Stück Maſchinerie, die ſchon nach wenigen Stunden mein Schickſal erproben ſollte. Es war bloß ein langes Bambu, an deſſen beiden Enden ein Seil befeſtigt war, und das vom Dach herabhieng und nach Belieben hinaufgezogen oder herabgelaſſen werden konnte." Auf dem Boden, der voller Unreinigkeiten war, lagen etwa vierzig Eingeborne, beinahe nackt, halb verhungert, unausſprechlich ſchmutzig, einige mit einem, andere mit beiden Füßen in den Klötzen, und außerdem ſchwer gefeſſelt. Der Geruch war unbeſchreiblich, der Platz wimmelte von Gewürm und Ungeziefer, und wenn die loſe Fügung der Bretter und ein zerriſſener Sparren im Dach nicht ein wenig Luft hineingelaſſen hätten, es wäre ſchwer geweſen zu begreifen wie man in einer ſolchen Atmoſphäre lange leben konnte. Ein kurzer Aufenthalt, einmal täglich, im Gefängnißhof war alles was man an Luft und Bewegung geſtattete; die von Freunden oder mildthätigen Leuten gebrachte Nahrung wurde an der Thüre gelaſſen, da keine Verbindung mit irgendjemand außerhalb erlaubt war. Bei Nacht wurden die Füße der europäiſchen Gefangenen an das „verdächtig ausſehende Bambu" befeſtigt, welches dann ſo emporgezogen wurde daß nur die Schultern auf dem Boden ruhten. In dieſer Stellung zu ſchlafen war eine reine Unmöglichkeit, und wenn man von dieſer Marter ſpäter nicht abgeſtanden wäre, ſo hätten die unglücklichen Gefangenen ihr Leben in dieſem entſetzlichen Gefängniß einbüßen müſſen. Von den Grauſamkeiten zu ſprechen die täglich verübt wurden, iſt eine zu verhaßte Aufgabe; wir wollen, als Fingerzeig für die Beſchaffenheit derſelben, bloß die Schlußbetrachtungen unſers Verfaſſers anführen, der nur ein „Beiſpiel" gibt von dem was er täglich mit anſehen mußte. „Wird man mir Glauben ſchenken, wenn ich ſage daß im Verlauf der Zeit derartige Schauſpiele unbeachtet und faſt ungefühlt vorüber giengen, daß die Leiden unſerer Mitgeſchöpfe, bei denen wir anfangs ſchauderten, und faſt in Ohnmacht ſanken wenn wir ſie ſahen, keine Theilnahme mehr in uns erregten? So ſonderbar und unnatürlich dieß auch im erſten Augenblick erſcheinen mag, ſo war es dennoch Thatſache. Was aber dieſe Apathie noch auffallender macht, iſt daß wir zugleich wußten es ſtehe uns ſelbſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eine ähnliche Behandlung

Digitized by Google

bevor. Es iſt ſchrecklich an die Macht der Gewohnheit zu denken. Ich will damit nicht ſagen daß unſere Vernunft ſich verkehrte, oder daß wir mit Wohlgefallen ſolche Dinge mit anſahen — Vernunft und Religion lehrten uns ſie haſſen und verabſcheuen; allein die feinen Gefühle und Sympathien unſerer Natur wurden ſo beſtändig und gewaltſam beleidigt, daß ſie ſich mit der Zeit in hohem Grade gegen alle äußeren Eindrücke abſtumpften ..... Jedenfalls war es eine Gnade für uns, denn wäre unſere Empfänglichkeit für feinere Gefühle ungeſchwächt geblieben, wir hätten wahnſinnig werden müſſen."

Während dieſer elfmonatlichen Gefangenſchaft hatten die Barmeſen Boden verloren, und die Engländer ſtätige Vortheile über ſie davongetragen. Ein neuer General mit großen Vollmachten ward ernannt, und Hr. Gouger glaubt daß auf ſeinen Befehl die weißen Gefangenen aus dem Staatsgefängniß in ein kleineres, in der ihm untergebenen Provinz, gebracht wurden. Hier, in einer elenden und ungeſunden, aber von dem Schmutz und der Ruchloſigkeit des frühern Gefängniſſes freien Hütte, erwarteten ſie nun den, wie ſie fürchteten, unvermeidlichen Tod. Wie es kommen konnte daß ſie noch am Leben und von Foltern unverſtümmelt waren, wußten ſie nicht.

Wir kommen nun zu der ſonderbaren Geſchichte des verhungernden Löwen, die für uns in Dr. Judſon's Bericht, wie er von ſeiner zweiten Frau erzählt wurde, ſtets etwas unbegreifliches hatte. „In einer Nacht, bald nach den eben erzählten Ereigniſſen, machte die kleine Familie den Verſuch ihren Kummer im Schlafe zu vergeſſen, als hohle rumpelnde Töne, wie ferner Donner, ihre Ruhe ſtörten. Plötzlich, als das Getöſe näher kam, konnten wir das Knarren von Rädern wie von einem ſchwer beladenen Fuhrwerk, die Stimmen von Menſchen und vor allem zeitweiſe das laute Brüllen eines wilden Thiers unterſcheiden, das für den Moment alle andern Töne übertäubte. Als der Gegenſtand unſerer Nachforſchung ſeine Beſtimmung erreicht hatte, verwandelte ſich unſere Neugier in Schrecken, indem wir hörten daß eine ungeheure, in einem ſtarken Käfig, an welchen des leichtern Transports wegen Räder befeſtigt worden, eingeſperrte Löwin die Urſache all dieſes Lärms war. Mit einiger Schwierigkeit wurde dieſes ſchwerfällige Fuhrwerk in den Gefängnißhof hineingezogen und gerade unter unſerm Gemach aufgeſtellt. Die ganze Nacht hindurch hörten wir mit Gefühlen des Entſetzens das Geſchrei des Thiers, und ſuchten irgend einen wahrſcheinlichen Grund aufzufinden welcher die Regierung bewogen hatte ein ſolches Geſchöpf hieher zu ſenden; aber umſonſt. Wir blieben daher in Bangigkeit bei dem ſtehen was uns als das einfachſte erſchien: bei dem Gedanken nämlich, wir ſeyen beſtimmt in den Behälter der Beſtie geworfen, von ihr in Stücke zerriſſen und gefreſſen zu werden. Das königliche Thier war uns ſo nahe, daß wir ſein Athmen genau hören konnten, und jedes Gebrüll und Hungergeheul machte uns zittern, in Ahnung des ſchrecklichen Looſes das unſrer harrte. Wir waren nicht im Stande näheres zu erfahren. Dort ſtand die Löwin, uns mit wuthſprühenden Augen anſtarrend ſo oft wir uns ihrem Käfig näherten; hier ſtand der erſtaunte Gefängnißwärter, der kein Licht auf dieſes Geheimniß werfen konnte. Der Tag verſtrich, und immer noch kamen keine Befehle; allein unſere Furcht gewann an Stärke, als wir ſahen daß man dem Thier keine Nahrung gab. Die Qualen des Hungers machten es noch wüthender; die ganze nächſte Nacht verfloß damit daß wir ſeinem furchtbaren Geheul zuhörten, das man von Zeit zu Zeit wohl in weiteſter Ferne vernommen hat. Man konnte ſich nicht ſehr darüber wundern daß das Gehirn des würdigen Paters Ignatius ſein Gleichgewicht verlor — weit wunderbarer iſt es daß irgendjemand von uns ſeine Vernunft behielt. Tag um Tag dauerte die Hungersnoth des Thiers, und Nacht um Nacht wiederholte ſich daſſelbe furchtbare Geheul, bis in etwa einer Woche das arme Geſchöpf Zeichen geſchwächter Kraft zu geben begann, und damit lebten auch unſere Hoffnungen wieder auf. Konnten wir im Irrthum ſeyn? Dieſe beiſpielloſe Grauſamkeit währte ungefähr 14 Tage, worauf das edle Thier ſein Leben aushauchte."

Der Löwe ſtammte aus Arabien, und war dem Kaiſer von dem Imam von Maskat zum Geſchenk gemacht worden: aus welchem Grund er zu dieſem grauſamen Tod verurtheilt wurde, konnte man nie mit Genauigkeit erfahren. Hrn. Gougers Muthmaßung indeß ſcheint nur zu wahrſcheinlich, obwohl der eigentliche Beweggrund in Dunkel gehüllt blieb. Die plötzliche Ungnade und der gewaltſame Tod des neuernannten Generals (der von Elephanten zu Tod getreten wurde) retteten den Verfaſſer und ſeine Gefährten für den Augenblick, und die Nothwendigkeit des Friedens für den barmeſiſchen Hof verſchaffte ihnen bald darauf die Freiheit, indem Archibald Campbell die ſofortige Freilaſſung der weißen Gefangenen als unumgängliche Friedenspräliminarie aufſtellte.

Wir haben hiemit einen kurzen Umriß von Hrn. Gougers Geſchichte gegeben, welche ſehr viel merkwürdiges und intereſſantes, obgleich nothwendigerweiſe auch viel ſchmerzliches und unangenehmes enthält. Er wird von ſich ſagen können daß ihm nach der Erfahrung jener zwei Jahre alle ſpäteren Prüfungen und Leiden vergleichsweiſe geringfügig ſcheinen.

Der neuſeeländiſche Krieg.

Aus der Geſchichte der neuſeeländiſchen Inſeln [1] wird man ſich erinnern daß die aufſtändiſchen Maori unter Heke 1844 im Grunde als Sieger mit den Briten Frieden ſchloſſen. Sie zählten ihre Todten und zählten die erſchlagenen Feinde, und es fand ſich daß die Briten die größere Zahl auf ihrer Seite hatten. Da nun bei den Maoriclans die Blutrache gilt und kein Stamm Frieden ſchließt bis nicht die Zahl der Erſchlagenen ſich ausgeglichen hat, ſo hielten ſich die Maori für die Sieger. Seitdem nun hat ſich auf Te Ika a Maui

[1] S. Ausland 1860. S. 748.

Digitized by Google

oder der Nordinsel, welche von Eingebornen und Ansiedlern am dichtesten bewohnt wird, bekanntlich ein Bund gegen Landverkäufe unter den Maoris gebildet. Jeder Clan gilt in den Augen der Maori als der oberste Eigenthümer des Clangebietes. Der einzelne Hausvater besitzt nur Stücke Landes in diesem Gebiete und genießt ihre Früchte, er kann aber das Land nicht veräußern, da es ihm nicht gehört. Die verbündeten Clans haben sich nun gegenseitig verpflichtet nie ein Stück ihres Gebietes an die Briten zu veräußern und jede derartige Veräußerung als ungiltig anzusehen. Dieß ist ein höchst weiser Entschluß, welcher die Maori vom Verlust ihres ererbten Bodens zu schützen vermöchte, und der uns beweist mit wie viel mehr politischem Verstand die Neuseeländer als die Rothhäute Amerika's begabt sind. Nun wurde im Laufe des verflossenen Jahres ein Kauf von 600 Acres Waitara-Land in der Nähe von New-Plymouth (Westküste der Nordinsel südliche Hälfte) von dem Statthalter abgeschlossen. Die Verkäufer dieser Ländereien waren ihre bisherigen Privat-Eigenthümer und das Geschäft wurde mit allen üblichen Förmlichkeiten geschlossen, unter andern auch der Verkauf in dem Maori Messenger angezeigt, und eine Frist ausgeschrieben innerhalb welcher etwaige Ansprüche Dritter angemeldet werden sollten, eine keineswegs eitle Vorsicht, da eine nicht unbeträchtliche Zahl der Eingebornen lesen und schreiben gelernt hat. Da sich niemand meldete, trat der Kauf in Kraft und das Gebiet wurde von Ansiedlern bebaut. Jetzt begannen aber die benachbarten Maori des Taranaki Clans die Fehde anzukündigen; sie zerstörten was auf dem streitigen Grund gebaut worden war und verübten etliche Morde.

Ihr Anführer war der vielgenannte William King oder Kingi, der eine ähnliche aber eine viel würdigere Rolle spielt wie seiner Zeit Hele. Er ist, wie man aus seinem Namen sieht, von Missionären getauft worden, das Taufwasser hat dem Maori aber nicht sehr wehe gethan, denn er ist im Grunde geblieben was er war. Kingi als Häuptling des Taranaki-Stammes bestritt nun keineswegs daß die Maoriverkäufer die Besitzer der 600 Acres gewesen seyen oder daß der Kauf nach englischem Rechte irgend einen Mangel habe, sondern er behauptete nur das Waitara-Land sey an und für sich unveräußerlich, weil es dem Clan und der Clan zu der Antiveräußerungsliga gehöre. Er schrieb darüber folgenden merkwürdigen Brief an einen Hrn. Brown: „Freund des Statthalters! Gott grüß Euch! Ich habe ein Wort mit Euch zu sprechen und mit Hrn. Mac Lean. Hört also. Die Gränzen beginnen bei Waitaha, gehen dann längs dem Tarurutangi nach Mangaraka bis zum Waiongaraßluß u. s. w. Die Gränze des Landes welches uns gehört, ist am Mokau. [1] Dieses Land darf nicht den Briten abgetreten werden, sonst glichen wir zuletzt noch den Strandvögeln, welche auf einem Felsen nisten der von der Fluth bedeckt wird, daß die Vögel aufsteigen müssen und nirgends einen Ruheplatz finden. Ich habe daher dem Statthalter geschrieben von dem Beschlusse dieses neuen Jahres: daß wir alles Land unveräußerlich zurückhalten werden, da noch immer einige Maori auf Landverkäufe sinnen, womit sie ihren Untergang nur beschleunigen. Es wird gesagt, ich sey der Anstifter, doch verhält es sich nicht so, sondern meine Leute selbst bestehen darauf. Wenn ihr daher hört daß jemand innerhalb der eben angegebenen Gränzen Land zu verkaufen gedenkt, so achtet nicht darauf, denn alle Landverkäufe gelten als nichtig. Dieß ist alles. Von Eurem Freund, Wiremu Kingi Witi."

Es ist ganz klar daß das Recht auf Seiten der Maoris ist. Nur sehr wenige Häuptlinge, und diese auf persönliche Gefahr haben vor Zeiten der Königin Victoria gehuldigt. Die Maori im allgemeinen sind frei und unabhängig, selbst in den Augen der Engländer. Sie sind also vollkommen berechtigt den Verkauf von Ländereien zu verbieten. Gleichwohl begann der Krieg, und zwar um den Widerstand der Antiveräußerungs-Liga zu brechen. Der Krieg wird vorläufig nur mit dem Taranaki-Clan und zwar auf eine klägliche Weise geführt. Im Frühjahr befehligte Oberst Gold, der sich aber, obgleich im Besitz von mehr als 1000 Mann, auf die Vertheidigung von New-Plymouth beschränkte. Da die Zahl seiner Feinde eher geringer als größer war, so versäumte man nicht ihm Feigheit vorzuwerfen. Als aber aus Australien Verstärkungen und mit diesen ein neuer Feldherr, Generalmajor Pratt ankam, ergab sich nach Untersuchung seiner Instructionen daß Oberst Gold Befehl hatte sich streng auf der Defensive zu halten. Im August waren endlich in New-Plymouth 2800 Mann europäischer Truppen beisammen, während Wiremu Kingi selbst nach den übertriebensten Schätzungen nicht über 1500 Mann befehligte. Die Maori betrugen sich dem überlegenen Feinde gegenüber sehr kühn, setzten nicht nur das Brennen, Plündern und Morden fort, sondern begannen auch das bestrittene Gebiet zu bebauen, während die Briten trotz ihrer Ueberzahl die Frauen und Kinder in New-Plymouth 1700 an der Zahl nicht mehr sicher hielten, sondern auf ihre Einschiffung dachten.

Die schwache Seite der jetzt allgemein gefürchteten Maoris besteht aber in ihren geringen Mundvorräthen, und daß sie zur Zeit der Feldarbeiten nach ihren Wohnorten sich zerstreuen müssen. Eine solche Bewegung scheint Ende August stattgefunden zu haben. Die Maori räumten alle Pa's oder einheimischen Forts, welche sie zwischen dem Waitaraflüßchen und New-Plymouth errichtet hatten, und zogen sich auf das andere oder nördliche Ufer des Waitara zurück. Jetzt glaubte General Pratt die Offensive ergreifen zu können. Er rückte mit 1270 Mann Linie und etlichen freiwilligen Ansiedlern und Matrosen, zusammen mit 1400 Streitfähigen und mehreren Geschützen, worunter ein 68Pfünder gegen den Waitara vor. Vier Pa's wurden nacheinander „gestürmt" und niedergebrannt, sie waren aber alle leer und ohne Vertheidigung. Beim weitern Vorrücken stieß man auf Buschland. Vierzig Mann wurden als Vorhut vorausgeschickt und erreichten kaum den Saum des Gehölzes als sie von etlichen Kugeln empfangen wurden, die einen der Soldaten verwundet niederstreckten. Auf diese erste Salve kehrte sich die Vorhut sammt den Officieren in

[1] Küstenflüßchen nordwestlich von New-Plymouth.

Digitized by Google

wilder Flucht um, und riß, ohne eigentlich verfolgt zu werden, die andern Truppen mit ſich, ſo daß eine Zeitlang ſogar drei Kanonen im Stich gelaſſen wurden. Nachdem es den Officieren gelungen war die Leute wieder zum Stehen zu bringen, wurde die Vorhut noch einmal in den Wald geſchickt um den gefallenen Cameraden zurückzubringen; als ſie jedoch wieder von Kugeln empfangen wurde, kehrte ſie abermals in Flucht um. Jetzt hielt Pratt es für das klügſte den Rückzug mit ſeinem Heer anzutreten. Die Zahl der Gegner wird verſchieden, aber nie höher als auf 200 Mann angegeben, ein Maori der Kingi's Lager beſuchte, verſicherte ſogar der Buſch ſey nur mit 30 Schützen beſetzt geweſen. Der Taranaki-Clan zählt überhaupt nach der letzten Statiſtik von 1859 nur 3015 Köpfe, darunter 1264 Perſonen weiblichen Geſchlechtes, während unter den 1751 Perſonen männlichen Geſchlechtes 366 Knaben ſich befinden, ſo daß, wenn man die Greiſe und ſonſtigen Waffenunfähigen abzieht, der Stamm höchſtens 1000 Krieger muſtert. Nach den letzten Nachrichten, die bis Ende September reichen, war nichts weiter vorgefallen als unbedeutende Plänkeleien. Dieſer neue Maorikrieg beweist deutlich, wie es ſchon der ältere, wie die Geſchichte der Kaffernkriege und der Kriege gegen die Singaleſen auf Ceylon es gethan, daß in einem ſtraßenloſen Land die Engländer immer ſolchen ſogenannten wilden Völkern unterlegen ſind, die ſich wie Kaffern und Maoris nicht durch Branntwein vergiften laſſen.

Unter den Indianern.

Von Frank Lorenz.

Zweite Erzählung.

(Schluß.)

Wir hatten uns bisher ziemlich laut unterhalten; hier in dem geheimnißvollen Urwalde ſchwiegen wir, Wim führte den Zug und wir folgten in unſrer alten Reihe. Eben betraten wir eine kleine Lichtung, auf der ziemlich iſolirt eine rieſige texaniſche Eiche ſtand; da machte Wim Halt und gab uns das Zeichen vorſichtig näher zu kommen — natürlich hatten wir im Nu die Büchſen geſpannt; doch ward mir das Halten noch recht ſauer, ich ließ den Hahn wieder nieder um die Büchſe wieder umzuhängen; leider aber ruckte ich mit der linken Hand, und der Schuß fuhr aus dem Rohr; in demſelben Augenblick ſah ich Wim im Anſchlag, und noch ehe er feuern konnte, flog Cliſſold bei mir vorbei, die Büchſe hochgehoben, und ſchnell hintereinander donnerten zwei neue Schüſſe durch die Stille. Wäre ich nicht ſo beſchäftigt geweſen mit meinem losgegangenen Gewehr, ſo hätte ich das intereſſante Jagdſtück vor uns längſt bemerkt gehabt, während ich eben nur noch die Entwicklung zu ſehen bekam. Auf der Eiche vor uns, die ihre dichtbelaubte Krone gewiß über hundert Fuß hoch emporhob, machten zwei wilde Katzen auf eine Schaar ſchwerfälliger Truthühner Jagd. Dieſe ungeſchickten Thiere waren ſchon bis auf die dünnen Zweige verfolgt, welche unter ihnen nachgaben und brachen, und polterten mit Gackern und Schreien durch das Laubwerk; die blutgierigen wilden Beſtien hinter ihnen her. Als mein Gewehr losgieng, war ein fetter Hahn vor Schreck von dem Baum gefallen, und als Wim ihn ſchießen wollte, bemerkte er erſt die wilde Katze, welche nun am Stamm herunterglitt um ſich der fetten Beute zu bemächtigen; aber auch Cliſſold hatte die Katze bemerkt, und ſie fiel nun, von zwei Kugeln durchbohrt, herunter, regte ſich aber noch ganz gewaltig, und lag wie ein Tiger zum Sprung bereit am Fuß des Baumes. Tatawap erſchlug die Beſtie völlig mit der Zeltſtange, brach letztere aber eher entzwei als den Schädel des Raubthiers. Der Truthahn hatte ſich unterdeſſen von ſeinem Schreck erholt und war in dem niederen Untergeſtrüpp verſchwunden. So leicht gaben wir die Jagd aber nicht auf. Wir ſtiegen ab und umſtellten den Baum, um die dicken Dummköpfe herunterzuholen; dabei entdeckte Wim erſt daß noch eine wilde Katze auf dem Baum ſaß, die ſich ſtill auf einen Zweig niederduckte, und ihren Leib langgeſtreckt an das Holz anſchmiegte.

Cat! Cat! rief er, und Cliſſold und ich ſahen ſie nun auch, wir zielten alle dreie, gaben Feuer, und — nichts regte ſich, wir mußten gefehlt haben! Wim lud, wir andern hatten jeder noch einen Schuß; ehe wir uns aber zum abermaligen Feuern bereit machten, glitt der Leib der Katze ſeitwärts herab. Zwar krallte ſie die rauhe Rinde mit krampfhaften Griffen, aber — tödtlich getroffen — ermatteten ihre Klauen, und ſo fiel ſie gegen 40 Fuß hoch herab, worauf Tatawap auch ihr ein Ende machte, beide mit großer Schnelligkeit abbalgte, und fragte ob er ſie braten ſollte!?

Wir hatten leckere Biſſen vor uns und verſchmähten dieſe Indianerkoſt! Währenddem hatte Wim geladen, und wir begannen nun einen Rundmarſch um den Baum; aber ſo gut deckten ſich die Truthühner in dem buſchigen Laubwerk, daß wir Mühe hatten bei der großen Höhe einen zu erſpähen; doch nach und nach verriethen ſchwankende Zweige das geängſtigte Wild, und nach kaum einer halben Stunde hiengen vier feiſte Burſchen, ſtatt in den Klauen der wilden Katzen, an unſeren Sattelriemen! Einen Tod konnten ſie nur ſterben!

Als es dunkelte, erreichten wir eine Dolle, den Anfang eines Creek, wo mehrere Löcher, im Kreis gegraben und ausgebrannt, die Lagerſtelle eines wandernden Indianer- oder Jägertrupps verkündeten. Hier beſchloſſen wir zu lagern. Cliſſold und Wim ſchlugen unſere Zeltdecks an einen Baum, und bereiteten ein ſchützendes Obdach für die Nacht, während Tatawap Feuerholz zuſammentrug und einen Hahn rupfte. Die Pferde wurden mit den Vorderbeinen zuſammengefeſſelt und dann losgelaſſen, um ſich Nahrung zu ſuchen.

Wir verzehrten unſeren Braten, der recht zäh und unſchmackhaft war, aßen etwas Wurzel- (Puka-) Kuchen dazu, tranken ſchlecht ſchmeckendes Waſſer, das aus feuchtem Moos mehr gedrückt als geſchöpft werden mußte, und ſchliefen ganz leidlich. Als die Wache an mich kam — denn ohne Wache würde das Feuer ausgegangen ſeyn — wurde es recht friſch,

und das klägliche Geheul der Prairiewölfe, die selten in den tiefen Wald eindringen, drang bis zu uns herüber. Ein Panther ließ sich nicht hören, auch kein Bär, die sonst in diesen Gegenden doch häufig sind. Nie werden übrigens diese Thiere einen Menschen angreifen, und was darüber erzählt wird, ist Fabel! Ihre Jagd ist mühsam und gefahrvoll, wenn man sie verwundet; aber auch dann noch wird das Wild sich eher durch die Flucht der Verfolgung zu entziehen suchen als dem Jäger offenen Widerstand entgegenzusetzen.

Unser Frühmahl war der zweite Hahn, glücklicherweise nicht so widerspänstig als der erste, aber doch bei weitem nicht so wohlschmeckend als ein Topfbraten. Unsere Pferde waren bald gefunden, und Wim entschloß sich nun uns bis zum North Fork zu begleiten, wo wir wahrscheinlich auf freundliche Creek-Indianer stoßen würden.

Unser Ritt gieng durch ein Labyrinth von Büffelpfaden, und oft bedurfte es des Orientirungsvermögens eines Indianers — wir, Clissold und ich würden uns schwerlich zurecht gefunden haben. Das Unterholz war undurchdringlich dicht, die hohen Bäume verschiedener Gattungen von Tannen und anderem Nadelholz versperrten uns sogar die Aussicht nach oben, und in der That sahen wir oft stundenlang den Himmel nicht. Der Boden schien im allgemeinen feuchter zu werden; schilfartige Gräser, Rohr, Farrenkräuter und dergleichen Wasserpflanzen bildeten fast ununterbrochen die erste Region über dem tiefen Moose das den Boden bedeckte, und alles deutete auf eine große Niederung hin. An einer Stelle fanden sich tiefe Wagenspuren, allerdings vollständig verwachsen, die unseren Pfad in westlicher Richtung kreuzten; dabei deuteten gefällte Bäume und Abschälungen an denselben auf eine ungewöhnliche Unternehmung. Wim erklärte uns daß hier vor 6—8 Jahren eine Expedition gezogen sey zur Erforschung der Berge „hinter denen die Sonne schläft."

Unsere Lagerstelle in der zweiten Nacht war weniger angenehm; denn erstens gab es gar kein trockenes Holz in der Nähe, und zweitens war der Boden sehr feucht. Zum Ueberfluß fiel ein so starker Nebel auf uns nieder, wie man ihn wahrscheinlich nur in London kennt, so daß unsere Decken zum Auswinden waren.

Am dritten Tag erreichten wir den North Fork, und folgten nun seinem Laufe gegen Südosten. An seinen Ufern fanden wir eine große Zahl von silbergrauen Fischreihern, und ich kam auf einen zum Schuß; er fiel aber in den Fluß und gieng verloren. Anderes Wild bekamen wir nicht zu sehen, auch trafen wir keine Indianer, obgleich wir uns im Gebiet der Creeks befanden. So bivouakirten wir die dritte Nacht im Freien, und meine Wunden fiengen an rheumatisch zu schmerzen. Das Feuer kam auch nicht recht in Brand, und mir war sehr unbehaglich. Ich erwachte diese Nacht nicht und erholte mich in etwas wieder. Wie wir es vorhergesehen hatten, zerschlug Tatawap unsere Pfanne beim Wasserholen, und damit war unsere Küche auf den einfachsten Stand reducirt. Der Rest des letzten Truthahns wurde mir zugetheilt, während die andern gedörrtes Hirschfleisch kauten.

Glücklicherweise erreichten wir am vierten Tag des Abends eine Lichtung und eingehegte (eingefenzte) Felder, die uns Ansiedlungen der Creeks oder Shawnees verkündeten; am andern Waldrand fanden wir denn auch ein Erdhüttendorf der Creeks, wo wir gastliche Aufnahme fanden.

Die Creeks, östliche Nachbarn der Ku-ne-ku-ne oder östlichen Kioways, unterscheiden sich wesentlich von letzteren, die noch mehr ein Nomadenleben führen.

Die Creeks oder Muskhogees, eine der größten Familien der Mobilians, bewohnten früher den jetzigen Staat Georgia, wichen allgemach bis an den Mississippi zurück, und erhielten endlich das schöne fruchtbare Land, was sie jetzt noch bewohnen und das fleißig von ihnen cultivirt wird. Sie treiben zwar noch Jagd und Fischfang; doch haben sie gelernt daß Weizen und Brodkorn einen guten Preis hat, und sind seit langen Jahren ackerbautreibende Leute geworden. Es soll ganz civilisirte Dörfer geben, mit ordentlichen Häusern und Schulen und — Maschinen, wie Wim sagte; doch weiß ich nicht recht was er für Maschinen meinte. Diese erste Ansiedlung war noch im Urzustand, d. h. die Hütten waren ganz indianisch, wenn auch geräumig und reinlich; auch besaßen die Leute keinerlei Bücher in ihrer Sprache, obgleich der Cherokee (eigentlich Mobilian-cherokee-) Dialekt, den die Choctaws, Chickasaws, Creeks, Shawnees und Cherokees sprechen, gedruckt und geschrieben wird; ja es erscheint sogar eine Zeitung in dieser Sprache, und man wird zugeben daß die Cultur schon weit gediehen ist, wenn Zeitungen im Urwald erscheinen!

Nachdem wir in einer Hütte Aufnahme für die Nacht gefunden, und eine Squaw Mais in Milch ausgequollen hatte, sagte uns Wim plötzlich Lebewohl, ohne ein Wort von seiner Rückreise erwähnt zu haben, und verschwand dann augenblicklich. Als Clissold und ich durch den niedrigen Ausgang hinauskrochen, hörten wir bereits die Hufschläge seines Pferdes in der Ferne!

Die Kioways scheinen bei den Creeks nicht in großer Achtung zu stehen, und es ist möglich daß Wim sich in unsern Augen nicht demüthigen wollte, indem er als Häuptling vielleicht unfreundliche Behandlung hätte ertragen müssen. Als wir wieder hereinkamen, sagte die alte Squaw: „Kioway stehlen; stehlen Pferde, Messer, Flinten," indem sie mit Lebhaftigkeit dazu gesticulirte.

„Oh nein, nicht stehlen," antworteten wir. „Kioway sind unsere Freunde, gute Menschen!" und zur Bekräftigung dessen schüttelten wir beide Tatawaps Hände, als er bald nach uns hereinkroch. In der Nacht regnete es heftig, so daß am Morgen unsere Hütte, in der Clissold und ich uns allein zum Schlafen gelegt, außer uns noch fünf junge Creeks und die Alte enthielt. Die Männer und Frauen aus Dog Creek village, wie diese Ansiedlung hieß, waren sämmtlich nach der Agentur von Scullville in der Nähe von Fort Smith gezogen, wo eine große Versammlung mit Festlichkeiten abgehalten wurde.

„Wir bezahlten unsere Rechnung," würde man sonst sagen, mit einem Mund voll Tabak, der die alte Squaw sehr entzückte, und setzten unsern Weg stromab fort. Nach Aussage

Digitized by Google

der Squaw hatten wir noch drei Tage bis zu dem Crossing (Uebergang über den Canadian an der Mündung des North Fork), und dann noch zwei Tagereisen bis Etowa oder I-to-to-way (der Agentur); augenscheinlich derselbe Name wie Etowah, ein Fluß der durch den Staat Georgia, der alten Heimath der Creeks, in den Alabamafluß sich ergießt.

So zogen wir rüstig fürder. An diesem Tag passirten wir mehrere Indianeransiedlungen; der Wald war dicht wo keine Felder lagen, und die Pfade kaum Wege zu nennen; aber hin und wieder Hundegebell zu hören, oder gar Axt- und Hammerschläge, oder das Ausdreschen (eigentlich Ausklopfen) des Maises, das macht den Eindruck der Wildniß umher gar nicht fühlbar.

Die Nacht campirten wir hart am Flußufer, was wir Ursache haben sollten zu bereuen, denn die scheußlichen Bull-Frogs, auch Brüllfrösche genannt, machten einen solchen Lärm daß ich wirklich kein Auge schloß. Ein ungewöhnlich großer Kerl, mit einer komischen Riesenstimme, kam schwerfällig dicht an unser Feuer herangekrochen und quarte in so sonderbaren Tönen, daß wir manchmal lachen mußten. Dagegen half nichts als Stillhalten, und das thaten wir schließlich.

Der nächste Tag, der sechste seit unserem Aufbruch von Danieltown, stellte uns durch einen ununterbrochenen Regen auf die Probe, so daß es schwer war ein Feuer anzufachen. Erst unter dem Schutz unserer Zeltdecke gelang es Tatawap Feuer zu entzünden, das uns mehr Rauch als Wärme spendete und bald wieder ganz erlosch! Es war eine schlimme Nacht — ohne Abendbrod, ohne Feuer, wenig Schlaf, kein Frühstück; dabei Regen — Regen — Regen — und der 5 October unter 36 Grad Nordbreite, was hier so viel heißt als 55 Grad in Europa! Erst einige Stunden nach dem Wiederaufbruch — wir führten die Pferde am Zügel und giengen zu Fuß um uns zu erwärmen — erlangten wir unsere Heiterkeit wieder. Die Nothwendigkeit ist auch eine schöne Sache! und wenn man dergleichen Mißgeschicke nicht ertragen will, so muß man daheim bleiben! Nachdem wir uns dieß lachend vergegenwärtigt, zogen wir lustig dahin und hofften der Regen sollte aufhören. Nach einigen Stunden erreichten wir eine andere Creekansiedlung, North Cedar-Creek village, in der wir eine ganz civilisirt eingerichtete Schmiede fanden, ein willkommenes Obdach. Wir trockneten und wärmten uns gründlich aus, und gegen Mittag hörte es auf zu regnen. Der Hufschmied, Grobschmied, Waffenschmied und wahrscheinlich auch Goldarbeiter, Doctor und Schullehrer, alles in einer Person, war ein kräftiger Mann von civilisirtem Aeußern und Benehmen.

Ein Geschenk machte ihn uns ganz zum Freunde, und er beschloß ganz aus dem Stegreif und bis zur Agency zu begleiten. Gesagt, gethan. Die Wege waren grundlos, und deßhalb schlug John, der Farrier, einen „short cut“ (Richtweg) vor. Natürlich verließen wir uns auf ihn und bogen vom Fluß ab gen Süden in den Wald auf ansteigendes Land. Am Rande einer plötzlichen Senkung des Landes gewannen wir eine Aussicht nach Süden auf kahle, kegelartige Berge, die nicht über 5 engl. Meilen entfernt schienen; John sagte, daß dieselben schon jenseits des Canadian lägen, und daß wir sie morgen erreichen würden. Trotz großer Ermüdung setzten wir unsern Marsch bis in die Dunkelheit hinein fort, da ein Schawnee-Dorf dicht vor uns liegen sollte; als wir endlich in Sicht desselben kamen, rauschte der Canadian zu unseren Füßen; an ein Ueberfahren war nicht mehr zu denken, und wir campirten nun, ohne das Zelt aufzuschlagen, in unsere Decken gehüllt, und ein Stück lederhartes Hirschfleisch kauend. Pukabrod war keins mehr vorhanden.

Am nächsten Morgen, noch ehe wir erwachten, hatten Schawnees uns bemerkt, und waren in ziemlich schlechten Canoes zu uns herübergerudert; mit Hülfe derselben setzten wir nun über den angeschwollenen Fluß, dessen Wasser wie das des Mississippi aussah, und fanden in dem Schawnee-Dorfe freundliche Aufnahme. Tatawap fühlte sich offenbar sehr unheimlich, und als ich ihn fragte ob er etwa zurückkehren wolle, antwortete er mit lebhafter Freude: „Ja!“ — Was sollten wir thun? Die Pferde hatten wir ihm mitzugeben versprochen, aber wie sollten wir unsere Decken und Taschen fortbringen? Doch da fand sich Rath. Für eine geringe Entschädigung erbot sich ein Indianer mit einem Pferde uns bis zur Agency zu begleiten. Dazu fand sich denn auch bald noch ein zweites Pferd, und wir entließen unseren bisherigen treuen Begleiter mit einem guten Geschenk, und den besten Grüßen an William und Daniel.

Schawnee Village besteht aus einer Anzahl gut und ländlich aussehender niedriger Häuser, mit Rohr oder Holz gedeckt, mit Zäunen umgeben, zwar nicht geordnet wie ein europäisches Dorf, — aber ein guter Uebergang von dem bisher Gesehenen zur Region der Civilisation. Der Wald auf dem südlichen Ufer des Canadian scheint überhaupt nicht so dicht gewesen zu seyn als nach dem Territorium der Creeks hinauf, denn hier im Süden finden sich viel häufiger Ansiedlungen und „Clearings“ im Walde als dort. Die Schawnees, ein Stamm der ehemals mächtigen Algonquins, jetzt kaum wohl noch 1000 bis 1200 Köpfe zählend, haben mir den Eindruck des schönsten Menschenschlages unter den Indianern gemacht. Die Männer tragen Bärte, und sie sowohl wie die Frauen sind ganz europäisch gekleidet. Ihre Häuser haben weit vorspringende Dächer, so daß man gegen alle Witterungseinflüsse darunter Schutz findet.

Nachdem wir höchst gastfreundlich erquickt worden, brachen wir auf, mußten einen kleinen Fluß durchschwimmen, und setzten unseren Marsch nun in der Gesellschaft der Nachkommen Tecumsahs fort.

Um das sumpfige Niederungsland des Canadian zu vermeiden, hielten wir von dem Flusse ab und verfolgten die nördlichen Abfälle eines kahlen Hügellandes, das durch seine Einförmigkeit recht ermüdend wurde. Gegend Abend hatten wir abermals durch einen etwas angeschwollenen kleinen Fluß zu setzen, und campirten, oder vielmehr bivouakirten, denn wir hatten nichts als unsere Ponchos und Decken auf dem letzten Hügel der Lehne, die wir den Tag über zur Rechten gehabt; und der Indianer aus Schawnee Village zeigte uns von hier den Zuckerhutberg auf der Gränze des Staates Arcansas, den aber nur sein Falkenblick zu erspähen vermochte.

Digitized by Google

Vor uns lag nun wieder Wald, sowie wir in die Niederung hinabstiegen.

Der nächste Tag war wenigstens ohne Regen, wenn auch sonst düster, aber unser Weg erwies sich als sehr schlimm, die Thiere kamen kaum vorwärts! Die Straße, ehemals ein Büffelpfad, der jedem starken Baum ausweicht, war nach und nach wirklich verbessert, verbreitert und vielleicht auch geebnet worden; aber in diesem schweren, fetten Boden machen die Herbstregen auch die besten Wege unpassirbar, geschweige denn einen Weg durch den Urwald! Daher kam es auch daß wir den Potnau-Fluß, an dem die Agency liegt, nicht erreichten, sondern im Walde nochmals campiren mußten.

An meinen Arm durfte ich gar nicht ängstlich denken, denn die fortwährenden leisen Schmerzen ließen mich mit Unruhe das einstweilige Ziel unserer Reise herbeiwünschen. Fort Smith war von der Agency aus in einem halben Tage zu erreichen (höchstens 15 engl. Meilen), also hielt ich schon Sculleville für das Endziel.

Endlich am folgenden Tage, Montag den 10 October, erreichten wir die Agentur, und ich war nicht wenig erstaunt eine solche Indianerstadt zu finden! Große Gebäude, feste Straßen, Hotels! — d. h. zum großen Theil Schankstätten — Waarenlager, Kaufläden aller Art werden hier von Indianern der Choctaw-Nation größtentheils besessen. Mit Absicht hält die Regierung der Vereinigten Staaten, unter deren Schutz und Aufsicht diese Agenturen stehen, den großeu Zudrang der Weißen fern, und läßt sich lieber das Leben unter den Indianern fortentwickeln. Es ist auch ein großes Glück für diese armen Vertriebenen daß man sie auf diese Weise vor den Segnungen der Civilisation schützt, welche die Speculation der Yankees bald genug über sie bringen würde.

Nur der Besitzer des Sculleville Hôtel war ein Amerikaner, aber auch ein ganzer Backwoodsman, nicht übertüncht von Europa's Cultur, — und noch dazu mit Namen Benton! Ich dachte an Eina und fragte den Mann ob er aus Bentonville in Arcansas sey, er war es aber nicht, — übrigens sollte ihn ein Bär zerrissen haben.

Nach einer Nacht von seltenem Genuß — ich schlief köstlich in einem Bette (seit vollen acht Wochen zum erstenmale!) — machte ich mich mit Clissold in einem zweirädrigen Wagen nach Fort Smith auf, und hier endete unser „trip through the wilderness."

Nach kurzer Rast und nothwendiger Consultation eines Arztes dampften wir beide dann nach New-Orleans, wo wir am 17 October eintrafen, zwei Monate nach unserer Abreise.

Rückblicke auf die politische Geschichte der großen Mächte.

3. Rußland.

> O mighty Caesar! dost thou lie so low?
> Are all thy conquests, glories, triumphs, spoils,
> Shrunk to this little measure?

Die Worte der Todtenklage des Shakespeare'schen Antonius über der Leiche des vielfältig durchbohrten Cäsar, das Zusammenschrumpfen so vieler Glorie auf ein so kleines Maß, wie passen sie beim Schluß des letzten Jahres auf das einst so mächtige, jetzt aus vielen Wunden blutende und niedergestreckte moskowitische Reich! Das ist so unheimlich, um nicht zu sagen empörend in der Geschichte der Völker, daß meistens die Sünden der Väter an den Nachkommen, selten an den Schuldigen sich rächen. Ein edler und wohlwollender Regent wie Ludwig XVI mußte sein Haupt unter das Beil legen, weil vor ihm ein Ludwig XV und ein Regent geherrscht hatten. Umgekehrt dient alles was die französische Nation unter Louis Philipp an Wohlstand und Intelligenz, was sie durch die afrikanischen Uebungen an Kriegstüchtigkeit und Erfahrung gewonnen, zur Verherrlichung eines glücklichen Würfelspielers, ja wir müssen es erleben daß die jetzigen Franzosen, geblendet durch ihre Rolle in den letzten Jahren, sich der orleanistischen Zeiten zu schämen beginnen, von deren Schätzen sie im Grund zehren. Darin besteht das eigenthümliche Richteramt der Geschichte daß sie erst in dem nachfolgenden Geschlechte straft oder verherrlicht was verderblich oder was innerlich gut war. So ist auch der jetzige Zustand Rußlands die unerbetene aber unerbittliche Kritik der Regierung des ersten Nikolaus, welche, wie sich jetzt zeigt, die Kräfte des großen russischen Volkes langsam zerrüttet hat. Das alte Märchen von dem Koloß mit thönernen Füßen, wie ist es jetzt wieder sinnvoll geworden? Rußland hat unter Kaiser Nikolaus eine glänzende Rolle gespielt. Ganz Europa beugte sich vor den 60 Millionen europäischer und asiatischer Unterthanen, das gesammte diplomatische Europa suchte ängstlich den Frieden zu vermitteln als Diebitsch jenseits des Balkan in Adrianopel stand, während, wenn die Türken ein Herz gefaßt hätten, der russische Feldherr seinen kühnen Zug vielleicht bereuen mußte; das gesammte diplomatische Europa hat auch im Jahr 1853 nach des Fürsten Mentschikoffs, damals so beängstigendem, jetzt so lächerlichem Theaterstreich in Stambul an Noten und Auskünften herumcorrigirt, um den kranken Mann noch einmal ohne Pulver und Blei zu heilen. Als der Krieg ausbrach, schien das Geschick der Welt zu einem letzten Wurf die Würfel im Becher zu schütteln, als gienge Abendland und Morgenland einem Entscheidungstag entgegen, wie dermaleinst unter Karl Martel zwischen Tours und Poitiers, oder gegen die Ungarn auf dem Lechfeld. Aber viel kleinlicher verliefen die Dinge. Die Türkei mit ihren barfüßigen Redifs hielt monatelang den „Koloß" an der Donau fest, und erst bei der Vertheidigung des heimathlichen Bodens zeigte sich wieder die Zähigkeit, und die oft bemerkte Römer-

Digitized by Google

ähnlichkeit der Russen. Der Krieg, sagte man, wird in Rußland zahllose intellectuelle Kräfte wecken, und es größer denn je, furchtbar groß machen. Wie ganz anders hat sich alles gestaltet! Wäre Nikolaus ein großer Regent gewesen, er hätte sich in der auswärtigen Politik mit einer frugalen Rolle begnügt, er hätte von seinen beiden Türkenzügen mindestens zwei unterlassen, er hätte sich in der langen Friedenszeit an der Aufgabe der Bauernbefreiung versucht, er hätte wenigstens einen Uebergang vorbereitet, er hätte auch darnach getrachtet in seinem Volk ein wenig Ehrgefühl in Geldsachen zu wecken, indem er seinen Beamtenstand sittlich hob. Man rühmte ihm freilich nach daß er bisweilen erschien wie Jupiter mit dem Donnerkeil und unredliche Beamte aus ihren warmen Federn nach Sibirien schleuderte. Er traf aber nur einzelne und erreichte mit seiner Strenge nichts mehr als daß der Tschin oder der Beamtenschweif durch geschärfte Vorsicht einer Entdeckung vorbeugte; das wahre Mittel den Unredlichen zu schrecken wäre aber gewesen durch eine größere Freiheit der Presse das Volk selbst zum Aufseher zu bestellen. Als Kaiser Alexander II diesen Weg einschlug, da gewahrte man aus den Enthüllungen allerorten nicht wie vieles faul, sondern wie weniges gesund im Staat Dänemark gewesen war, und wenn sich seitdem die Moral beträchtlich gehoben hat, liegt darin nicht eine furchtbare Verdammniß der alten Staatspraxis, da das System, wie es war, nothwendig zur Unredlichkeit führte und sie begünstigte? Nikolaus hat nichts gethan die Leibeigenschaft abzuschaffen, während rings in den Nachbarlanden neue Ideen zur Herrschaft kamen, die immer unverträglicher mit dem Fortbestand dieses Uebels wurden. Er hat aber vor allem jede Abhülfe durch seine verwüstende Finanzwirthschaft erschwert. Freilich, solange er lebte, hatten die russischen Staatspapiere einen brillanten Curs und hielt sich das Papiergeld immer auf Pari, weßhalb oberflächliche Kritiker vielleicht dem Kaiser Alexander die Schuld der jetzigen Verlegenheiten zuschreiben möchten, während er doch nichts anderes als der unschuldige Erbe der väterlichen Mißwirthschaft. Kaiser Nikolaus liebte es europäischen Publicisten gegenüber zu gestehen, Rußland sey so groß daß es nicht mehr an äußere Eroberungen denke, besonders da es innere Eroberungen viel nöthiger brauche. Wie glücklich könnte Rußland jetzt seyn wenn der Kaiser nicht bloß solche Absichten geheuchelt, sondern sie aufrichtig durchgeführt hätte! Da aber alle Welt an die Uebermacht und Stärke Rußlands glaubte, so mußte sich der Kaiser zuletzt selbst von diesem Gedanken erfüllen und den unseligen Kreuzzug gegen die Osmanen beschließen.

Wie schlecht die Zeit und die Aufgabe gewählt war, zeigte sich schon in dem Winterfeldzug 1853/1854 in der Walachei. Rußland hatte außerordentlich wenige Kräfte für diesen Angriffskrieg verfügbar, und sie wurden so schlecht geführt und verpflegt daß selbst die verachteten Türken sie aufzuhalten vermochten. Hier hatte sich der Leichtsinn und die Selbstüberschätzung des Kaisers zum erstenmal für den blödesten Sinn offenbart. Denn vor allem war der Angriff gegen die Türkei ein Frevel an den eigenen Grundsätzen. Nichts straft sich rascher als eine Versündigung gegen die Principien der eigenen Existenz. Ein Staat der überwältigte Völkerschaften unter seiner Herrschaft hat und der sich zu dem Dogma der Legitimität bekennt, sollte sich vor der Aufwiegelung fremder Unterthanen wie vor dem Feuer hüten. Man muß es dem Staatskanzler Metternich nachrühmen daß er die Pflichten einer legitimistischen Regierung vollständig gekannt, und sie bei dem Aufstand der Griechen trotz der verführerischen Seite dieser Bewegung streng beobachtet hat. Das Metternich'sche Oesterreich war damals die einzige Macht welche in den griechischen Freiheitskriegen auf Seite der Pforte aushielt, weil, wenn der Lehre von den gotteingesetzten Obrigkeiten irgendwie Sinn und Kraft innewohnt, sie ebenso gut von den Osmanen wie von irgendwem gelten mußte. Der griechische Befreiungskrieg war, wenn man die alten serbischen Kämpfe für zu geringfügig hält, die erste sogenannte Nationalitätenfrage, wie der Abfall Belgiens und der polnische Aufstand mit logischer Geschwindigkeit darauffolgten. Nicht England und nicht Frankreich waren es welche die Flammen des Selbständigkeitsdranges aus den in der Asche verglühenden unterworfenen Völkern herausbliesen, sondern Rußland unter Nikolaus, welches seine Sendlinge durch Rumelien sendete, um den kranken Mann noch kränker zu machen.

Einer gerechten Strafe ist aber der Kaiser Nikolaus durch seinen Tod entgangen, nämlich zu erleben daß in Folge seiner anbefohlenen Aufwieglungen türkischer Unterthanen als erstes Exempel die Donaufürstenthümer in einen rumänischen Staat verwandelt wurden, was gewiß in der Form wie es stattfand keine russische Augenweide seyn kann. Man hätte meinen sollen daß zwei Lehren für Staatsmänner hinreichend wären, daß nachdem auf die griechischen Freiheitskämpfe die polnische Revolution, auf die Wühlereien im Jahre 1853 die Gründung Rumäniens gefolgt war, das St. Petersburger Cabinet genug gehabt hätte an dem unglückseligen Flötenspiel der Nationalitäten. Der Verdruß war aber stärker als die Weisheit, und aus lauter Zorn gegen Oesterreich schloß man Brüderschaft mit den Piemontesen und der nationalen Bewegung der Italiener. Pünktlich ist denn auch die Strafe eingetreten. Von Italien aus hat sich die Sucht nach Autonomie wie eine Ansteckung nach Ungarn, und von Ungarn nach Polen verbreitet. Kein Wort ist zu Gunsten der Italiener gesprochen worden welches nicht ebenso gut, vielleicht noch besser auf die Polen paßte. So sieht sich jetzt das St. Petersburger Cabinet, nachdem die von ihm für antiosmanische Zwecke ausgebrütete Nationalitätspolitik ihre Wanderungen in Südeuropa vollendet hat, von dem nämlichen Feind an seiner verwundbarsten Stelle angegriffen, ein glänzendes Beispiel von rascher Vergeltung in der Geschichte.

Jetzt muß es uns auch klar seyn warum Rußland im Jahre 1849 Paskewitsch gegen Kossuth schickte, und warum Kaiser Nikolaus nicht dulden durfte daß in Ungarn die ererbte und gotteingesetzte Obrigkeit dem Wunsche nach Selbstherrlichkeit der Magyaren geopfert werden sollte. Es war das eigene Lebensbedürfniß Rußlands, und keine ritterliche Aufopferung gegen Oesterreich dem jene verhängnißvolle Interventionshülfe verdankt wurde. Eine unsichtbare aber eine

Digitized by Google

feste Kette hält die Höfe der sogenannten heiligen Allianz zusammen, die gemeinsame Complicität an der Theilung Polens. Sträflich war es also daß Rußland diesen Frieden durch seinen türkischen Eroberungszug gefährdete und mit doppelten Principien, mit der Legitimität und der Nationalität zu spielen wagte. Zwar Kaiser Alexander scheint die Gefahren zu kennen und in Warschau eine persönliche Versöhnung vollzogen zu haben; solange aber Fürst Gortschakoff im auswärtigen Amt sitzt, solange seine, die altrussische imperialistische Partei zu den Bonapartischen Franzosen sich hingezogen fühlt und den Traum von Erfurt noch fortträumt, ist an eine wirksame Erneuerung der heiligen Allianz nicht zu denken. Uebrigens hat Rußland jetzt einheimische Schwierigkeiten nach der Auswahl. Zu den Ansprüchen der Bojaren um Theilnahme an der höchsten Gewalt, zu dem Sphinxräthsel der Bauerncmancipation, zu der Ueberschwemmung und Entwerthung des Papiergeldes kommt der gefährliche Geist im Königreich Polen. Man darf dabei nicht vergessen daß in Rußland seit 1856, also seit Beendigung des Krieges in der Krim keine Recrutenaushebung anzuordnen gewagt worden ist. Man hat also nicht die Lücken ergänzt welche der Krieg, namentlich der Winter von 1854 auf 1855 in die Armee gerissen, sondern obendrein nach und nach sechs Altersclassen entlassen müssen. Wie schwach die russische Armee gegenwärtig seyn mag, läßt sich im großen daraus recht gut ermessen.

Diese Gefahren überraschen aber die große russische Nation in der Lage tiefer innerer Zerwürfnisse. Die Befreiung der Leibeigenen, im Jahre 1856 verkündigt, ist bis jetzt nur ein Gegenstand öffentlicher Beunruhigung geblieben. Vier Jahre sind verstrichen in Verhandlungen zwischen dem Adel der Provinzen und den kaiserlichen Beamten, ohne daß man dem Ziele näher gekommen wäre. Man weiß jetzt nur so viel was man nicht will, und was sich nicht durchsetzen läßt. Wohl liegt es in der Macht des Kaisers den Leibeigenen die Freizügigkeit zu gewähren oder mit andern Worten sie ihrer Pflichten gegenüber der Leibherrschaft loszuzählen. Die Grundbesitzer bestreiten auch dieses Recht nicht, wenn man nur nicht etwa zugleich auf ihre Unkosten die Bauern mit Ländereien beschenken wollte. Den Bauern aber plötzlich die Freizügigkeit zu gewähren ist wiederum deßwegen nicht rathsam, weil in dem Russen ein unverwüstlicher Wandertrieb steckt und ihn keine Zärtlichkeit an irgend einen Kirchthurm fesselt. Vielleicht darf man überhaupt bei Steppenvölkern ein zähes Heimathsgefühl nicht suchen, denn die Steppe ist sich überall gleich, die Heimath daher unter vielen Himmelsstrichen immer wieder zu erkennen. Noch betreibt der Russe Ackerbau und Industrie nomadisch. Hofwirthschaft ist ihm gänzlich unbekannt. Er liebt es vielmehr in großen Dörfern sich anzusiedeln, in Dörfern von etlichen tausend Feuerstellen. Daher fehlen auch in Rußland meistens die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt, die Städte selbst sind große Dörfer, die großen Dörfer russische Städte. Rings um das große Dorf liegen die Ackerfluren unbewohnt. Meilenweit vom Dorf weg muß der Pflug fahren, ehe er die Felder des Leibeigenen erreicht. Daher werden in der kurzen Zeit der Feldarbeiten Strohhütten auf den entfernten Feldern errichtet, wo der Bauer sein zeitweiliges Obdach aufschlägt. Nach Beendigung der Ernte wandert der Russe als Taglöhner in die Fabriken, die nur im Winter betrieben werden, im Sommer dagegen ganz still stehen. Auf zehn und mehr Tagereisen liegen die Fabriken entfernt, der Russe verläßt gleich wohlgemuth Haus und Familie um die eine Jahreshälfte auswärts im Gewerbslohn sich zu verdingen. Zu dieser Lebensart nöthigt das Klima. Auf einen langen, strengen und beständigen Winter folgt ein kurzer heißer Sommer ohne allmählichen Uebergang. Mit dem Schwinden der Schneedecke müssen in wenigen Tagen sämmtliche Felder bestellt seyn, und daher sind in Rußland doppelt und dreimal so viel Hände zur Bestellung einer gewissen Bodenfläche nöthig als z. B. in Belgien, weßhalb die Ackerbaubevölkerung ungewöhnlich groß bleiben muß und nie eine strenge Scheidung der Berufsarten oder eine Theilung der Arbeit eintreten wird. Der Russe ist bekanntlich ein sehr geschickter Arbeiter. Mit der Axt allein verrichtet er die Arbeiten der Zimmerleute und Schreiner, allein diese Leistungen sind dann auch sehr mangelhaft. Der Russe ist zu allem zu gebrauchen, er erlauscht alles, aber nichts gründlich, sondern er bleibt ein genialer Pfuscher. Auch der Feldbau wird ohne Liebe betrieben, und was den agrarischen Charakter des Russen tief erniedrigt, ist sein unvertilgbares Laster des Baumfrevels. Hat er die Axt unter dem Arm, so ist nicht Ast und Stamm vor seinem Muthwillen sicher. Die Leibeigenschaft war ihrem Entstehen und Wesen nach ein Verbot der Freizügigkeit, und zur Zügelung der Nomadentriebe des russischen Bauern berechnet. Hebt man sie plötzlich auf, so würden die Bevölkerungen wahrscheinlich wild durcheinander geschüttelt werden. Mit der Freiheit allein ist dem Bauern auch nicht gedient, er will vielmehr frei und Freiherr des Landes werden welches er bisher bestellte.

Irgendeine Beschenkung mit Grund und Boden muß der Befreiung nachfolgen. Der russische Adel ist jedoch, mit höchst geringen Ausnahmen, der Eigenthümer der fruchtbaren Ackerfläche, und nicht gesonnen aus Humanitätsschwindel sich seines Eigenthums zu entäußern. Will man ihn nicht seiner Habe berauben, so kann man dem Bauer nichts schenken, oder höchstens das Haus welches er selbst gebaut, und das Gärtchen am Haus welches er sich selbst geschaffen hat. Diese Schwierigkeiten verschwänden wenn man der Leibherrschaft für die entzogene Fläche eine Entschädigung in Geld zu zahlen vermöchte. Hätte nun der Kaiser Nikolaus besser gespart, wären ihm die innern Eroberungen wirklich am Herzen gelegen, hätte er Rußland nicht eine hochfahrende, aber höchst kostspielige europäische Rolle spielen lassen, die Kräfte des Reiches nicht erschöpft und sie in Zerrüttung vererbt, so wäre es bei flotten Finanzen dem Kaiser Alexander leicht möglich den Edelleuten die Geldentschädigung, dem Reich und der Nation den großen Dienst der Bauernbefreiung zu erweisen.

Die Verlegenheit in den Finanzen gibt aber in Rußland den Classen, welche ständische Rechte verlangen, eine große Beherztheit. Eine Verfassung für Rußland nach abendländischem Muster halten wir für ein großes Unglück, weil alle

Digitized by Google

ihre Vortheile nur der Oligarchie weniger Beſitzenden, weil ſie den Bojaren faſt allein zufallen würden. Es gibt in Rußland keine Städte wie im Weſten, es gibt daher auch keinen Bürger-, keinen geſchloſſenen Handwerkerſtand, keine Körperſchaften und keinen Corporationsgeiſt außer beim Adel. Der Zwang des Klimas und das eigenthümliche nomadiſche Weſen des Ruſſen werden ſtets verhindern daß das Volk, und darunter meinen wir die 20 Millionen Leibeigenen und 20 Mill. Kronbauern, für die Ausübung politiſcher Rechte befähigt werden. Alles was der wenig zahlreiche Bürgerſtand bisher an Intelligenz erzeugt hatte, gieng mit Begierde in den Tſchin oder Beamtenſtand über. Der Haß gegen die Büreaukratie und der Sturz der Büreaukratie iſt es hauptſächlich was man in Rußland unter Freiſinnigkeit und Freiheit verſteht. Eine Art ritterſchaftlicher Republick, Zuſtände wie in Mecklenburg, ſtatt eines Czars, ein Heer von Ortshäuptlingen iſt das Ideal, wonach die einzig politiſch intelligente Claſſe, nämlich die Bojaren ſtreben. Ob die Maſſe des Volkes ihre Lage verbeſſert ſieht wenn die Büreaukratie verdrängt und durch freigewählte Beamte von den adeligen Provinzialſtänden und aus den adeligen Provinzialſtänden erſetzt wird, wagen wir nicht zu entſcheiden. Der freie Kronbauer wird von den Leuten des Tſchin geradeſo ausgeſogen wie der Leibeigene von ſeiner Herrſchaft, mit dem Unterſchied höchſtens daß die Unterthanen großer Grundherrſchaften von mehr als 50 „Seelen" um vieles beſſer, die Unterthanen der Grundherrſchaften von weniger als zehn „Seelen" ſich beträchtlich ſchlechter ſtehen als die Kronbauern, denn je ärmer der Bojar, deſto mehr muß der Leibeigene ſchwitzen.

Zu der Zerrüttung der Finanzen geſellt ſich in neuerer Zeit das Verſiegen wichtiger Steuerquellen. Die Branntweinpacht bildet bekanntlich zwei Fünftel der Staatseinnahmen, und iſt der größte Flecken in der finanziellen Moral des ruſſiſchen Reiches; denn die kaiſerlichen Behörden mußten, als die allenthalben entſtandenen Mäßigkeitsvereine die öffentlichen Caſſen trocken zu legen drohten, mit Gewalt gegen dieſe gewiß ſittliche, phyſiſch und geiſtig ſo viel verheißende Bewegung einſchreiten, alſo die Bauern zur Fortſetzung des ſchädlichen Laſters zwingen. Mit einem leeren Schatz läßt ſich auch nie ein redlicher Beamtenſtand erziehen. Die Beſoldungen der ruſſiſchen Aemter ſind bekanntlich ſo dürftig, daß ſie oft kaum die Nahrungsbedürfniſſe einer Familie decken, von der man doch vorausſetzt und vorausſetzen muß daß ſie ſich mit einiger geſellſchaftlichen Freiheit bewegen ſoll. Dieſe ſchlechte Beſoldung iſt natürlich eine Abrichtung zum Unterſchleif, und der Beamte, in einem Lande wo Beſtechen und Beſtechenlaſſen die allmächtigſte aller Inſtitutionen bildet, kaum ſtrafbar, wenn er thut was die öffentliche Meinung bisher als ein Herkommen duldete. Die größere Freiheit der Preſſe hat das Uebel nur aufgedeckt, den Tſchin alles etwa noch beſeſſenen moraliſchen Anſehens beraubt, die Frechen zwar eingeſchüchtert, aber doch, wie jede Kritik, dem Grundübel nicht abgeholfen.

So iſt denn in Rußland alles reif und reifer geworden für einen Umſturz der bisherigen Verhältniſſe, und Alexander II in manchen Beziehungen in einer ähnlichen Lage wie Ludwig XVI vor 1789, mit dem Unterſchiede jedoch daß er nicht einen anſpruchsvollen Mittelſtand, ſondern nur eine privilegirte Claſſe ſich gegenüberſieht, welche die Geldverlegenheiten zu benutzen droht, um Sondervorrechte zu erzwingen. Für Rußland wäre es daher ſehr wünſchenswerth, wenn es ſich auf feſte auswärtige Bündniſſe ſtützen könnte. Es leidet aber wie alle Großmächte an einer Art von Iſolirung. Zu einem Bündniß mit England fehlt es an gemeinſamen Intereſſen, beſonders da eine innere Abneigung beide Mächte noch trennt. Mit Oeſterreich will man ſich nicht aufrichtig verſöhnen, obgleich die Vorwürfe auf beiden Seiten gleich ſchwer wiegen. Ein Bündniß mit Preußen iſt ſehr nutzlos, denn da dieſer Staat ſchon mit größter Vorſicht den Conflicten ſeines Berufes ſich beſtändig zu entziehen ſucht, ſo wird er für fremde Intereſſen ſich noch weniger regen. Was endlich eine ſogenannte „Allianz" mit Frankreich werth iſt, darüber kann man nach vier Jahren ſehr genaue Berechnungen in St. Petersburg anſtellen. Die Franzoſen haben die ruſſiſche Freundſchaft oder vielmehr den ruſſiſchen Haß gegen Oeſterreich meiſterhaft für ihre Zwecke ausgenützt; wenn aber die Ruſſen einmal anfangen werden heller zu ſehen, müſſen ſie mit Beſchämung erkennen wie lange ſie ſich herbeigelaſſen haben den Baß zu den bonapartiſtiſchen Melodien zu ſpielen. Frankreich hat auch nicht verſäumt, nachdem die Ruſſen aus der Levante verdrängt waren, ſich der Erbſchaft ihres Einfluſſes zu bemächtigen. Was vor 1853 in den Vaſallenſtaaten des Osmanenreichs die ruſſiſchen Conſuln bedeuteten, genau das oder etwas mehr bedeuten jetzt franzöſiſche Agenten. Am Hofe des Fürſten Cuſa und des jungen Obrenowitſch empfängt man jetzt die Stichworte aus Paris, die Fürſten von Montenegro ſind Penſionäre des Hauſes Bonaparte geworden, und franzöſiſcher Einfluß herrſcht beſonders durch Vermittlung der Flüchtlinge auch in Ungarn. In Syrien ſoll jetzt ein Schutzſtaat unter Abdel Kader, dem franzöſiſchen Günſtling, gebildet werden, wie ähnlich ſchon durch das Blendwerk des Suezcanals Aegypten von der Pforte abgetrennt und in den Schooß Frankreichs hineingezogen wird. Dieſes Wachsthum des kaiſerlichen Frankreichs würde für Rußland geradezu unerträglich werden, ſobald Ungarn ſich von Oeſterreich loszureißen vermöchte, und das Haus Bonaparte als Vormund und Schutzherr aller verblichenen und jetzt wieder aufgefriſchten Völkerſchaften bis weit nach dem Oſten hineinwüchſe. Zur Pflege dieſes Vegetationsproceſſes hat Rußland aber ſeit 1856 ſelbſt hülfreiche Hand geleiſtet, ohne auf der andern Seite ſonderliche Dankbarkeit, Rückſicht und Schonung zu finden. Sah es ſich doch ſchon im verfloſſenen Jahre genöthigt ſeinen Geſandten aus Turin abzuberufen, obgleich eigentlich der ſardiniſche Hof nichts verbrochen hatte als die noch kurz zuvor von Rußland ſo ſehr beklatſchten Annexionen auch im Süden zu verſuchen, wo auch noch Goldorangen glühen, und weil es billig darauf rechnen durfte daß Rußland, welches ſo vergnügt A geſagt, auch B ſagen werde.

Aus allen dieſen Erfahrungen ſollte Rußland ſich die Lehre ziehen daß es fortwährend auf falſchem Weg geweſen,

Digitized by Google

und aus einer schiefen Lage in die schiefere gerathen ist. Wer Polen getheilt hat, sollte es nicht versuchen die Osmanen über die Dardanellen hinüberzuwiegeln; wer einmal schon um der eigenen Selbsterhaltung willen in Ungarn interveniren mußte, sollte niemals in Italien für allgemeines Stimmrecht und andern Annexionsschnickschnack schwärmen, vor allen Dingen sollte man aber einsehen daß der Haß der schlechteste Rathgeber in politischen Dingen ist, daß, wer sich vom Herzen statt vom Verstand, von auflodernden vergänglichen Gefühlen, statt von täglich neu erwachenden Interessen leiten läßt, die eigene Suppe sich verschüttet. Die Erhaltung der lothringischen Hausmacht, so unbequem sie auch in der Flanke russischer Conquistadoren auf dem Marsch nach Konstantinopel liegen mag, ist doch ein russisches Bedürfniß, und in Bezug auf Polen sogar ein russisches Verhängniß. Ein großer russischer Staatsmann würde daher ein Herz voll Groll und eine Hand voll Hülfe gegen Oesterreich gezeigt haben, am allermeisten in einer Zeit wo sich Ideen regen die beiden Mächten gleich feindselig und eine furchtbare Waffe in der Hand des hegemoniedurstigen abendländischen Frankreichs geworden sind. Wäre nicht der Haß bei der altrussischen Partei noch immer so ungesättigt, so würde das Bedürfniß nach einem österreichischen Bündniß jetzt lebhaft erwacht seyn. In Bezug auf europäische Fragen ist übrigens Rußland ein ungefährlicher Nachbar geworden. Es hat mit seinen innern Schwierigkeiten völlige Beschäftigung, und seine Armee, die sich ohnedieß nur langsam erneuen kann, ist außerordentlich schwach für Verrichtungen jenseits der Landesgränzen. Das klügste und zugleich das wahrscheinlichste wird es seyn daß Rußland bei seiner strengen Diät in Bezug auf europäische Händel verharrt, und fortfährt den verdrießlichen Beobachter zu spielen.

Schutzmittel gegen Diebstähle auf einigen molukkischen Inseln.

Von Julius Kögel.

Aehnlich wie man bei uns zu Lande, um Hasen zu verscheuchen, Strohmänner auf Kraut und Kohlfeldern aufstellt, bedienen sich die Christen, Muhammedaner und Heiden auf einigen molukkischen Inseln eines Mata-gau, und errichten ein solches, von abergläubischen Eingebornen gefürchtetes Gespenst in der Nähe ihrer Baumculturen, bepflanzten Beete und Felder, oder in Gärten, zwar nicht in der Absicht um Thiere zu verscheuchen — weil diese es sicherlich nicht fürchten — sondern um Personen die keinen Unterschied zwischen Mein und Dein machen vom Stehlen hier abzuhalten.

Zur Anfertigung eines Mata-gau oder Popanz, wie bei uns die Kinder sagen würden, bedient man sich am liebsten eines Pisangstumpfes, weil dieser Baum sehr weich und leichter als ein Holzbaum zu bearbeiten ist, und nur in Ermangelung von Pisangbäumen wird der Mata-gau aus Holz gemacht, was freilich größere Mühe verursacht, weil sein Rumpf und Kopf hohl seyn muß. Die Matagaus, welche als Wächter in der Nähe von vielen Fruchtbäumen und großen Fruchtfeldern aufgestellt werden, müssen die Gestalt — oder richtiger die Caricatur — eines Mannes haben; zusammengerollte große Pisangblätter sind die Arme, deren ausgehöhlte Stengel die Beine dieser Figuren.

Die Perücke auf einem Matagaukopf ist entweder aus den Fasern eines Pisangbaums — in welchem Fall sie blond ist — oder von Gumutu (schwarze Fasern der Palmen) gefertigt; sein Gesicht hat gewöhnlich sehr viel Aehnlichkeit mit denjenigen, welche man hin und wieder auch bei uns aus einem Kürbis schneidet.

Ist nun ein solcher Wächter so weit fertig, so wird in seinem hohlen Leib ein Opferfeuer angebrannt, welches sehr viel Rauch erzeugt, und während nun dieser Rauch durch die vielen Oeffnungen des Matagau aufsteigt, werden von den Verfertigern und Eigenthümern dieser Figur Formeln gesprochen, wobei man sich aber und abermals vor ihr verbeugt Derartige Opferfeste müssen von den Eigenthümern von Zeit zu Zeit wiederholt werden; auch ist es gebräuchlich, daß wenn die Besitzer an ihren Matagaus vorbeigehen, sie stets vor diesen Feld- und Gartenwächtern sich zu verneigen und gewisse Formeln dazu zu sprechen pflegen. Vielmehr noch wie die hier beschriebene Caricatur beängstigt viele abergläubische Eingeborne — gleichviel welcher Religion sie angehören — der Rauch der einem Matagau entströmte, denn sie befürchten daß diejenigen welche Früchte stehlen, an welchen solcher Rauch vorüberzog oder sich darauf niedersenkte, von einer bösen ansteckenden Krankheit befallen oder wohl gar am Schlagfluß schnell sterben werden; ja man glaubt sogar daß Frauenspersonen welche mehrmals Diebstähle solcher eingeräucherten Früchte sich zu Schulden kommen lassen, in eine Sewanki (Hexe) sich verwandeln. Ist ein Matagau nur bestimmt das Stehlen auf einem kleinen Raume — z. B. die Früchte weniger Bäume oder kleiner Beete zu verhindern, so verwendet man auf seine Anfertigung auch weniger Mühe, und gibt diesem Wächter auch wohl nur die Gestalt eines Affenkopfs. Vor dieser Caricatur wird alsdann ein kleiner Herd errichtet, worauf die Opferfeuer angezündet und dabei gewisse Formeln gesprochen werden müssen.

Wie man sich leicht denken kann, glauben die hier ankommenden braunen und gelben Fremdlinge (Javanen, Bugis, Chinesen) anfangs gewöhnlich nicht an die Zauberkraft eines Matagau; allein die vielen Märchen welche die Einheimischen den Ausländern von der Macht dieser Gespenster erzählten und die sie wahrscheinlich selbst glauben, haben doch schon manchen nach den Molukken verwiesenen Banneling (Züchtling) von dem Stehlen der Feld- und Gartenfrüchte hier abgehalten. Freilich erwachsen den Eigenthümern der Palmenculturen und der Gärten durch Aufstellen und Räuchern sol-

Digitized by Google

cher Gespenster noch immer wesentliche Vortheile, denn gewöhnlich werden sie weniger als andere, welche sich keiner derartigen Garten- und Feldwächter bedienen, bestohlen. Aber man darf auch nicht vergessen daß eine sehr große Anzahl Einheimischer, die von Menschenhand gemachten Matagaus und auch den Opferfeuerrauch nicht fürchten, während sie doch an das Vorhandenseyn eines bösen Geistes Matagau glauben, der sich meistens in den Wäldern aufhalte, sich jedoch keineswegs von Menschen verfertigen, beschwören und citiren, oder an beliebigen Plätzen aufstellen und einräuchern lasse, wohl aber dann und wann sich den Menschen zeige, diese in Furcht setze, und auch wohl tödte oder krank mache.

Erwähnenswerth ist noch daß hier selbst sehr viele Christen, deren Eltern und Großeltern schon getauft wurden, ja sogar sehr viele Mischlinge, ebensowohl wie die hiesigen Muhammedaner und heidnischen Alfuren, an den Geist und die Zauberkräfte des Matagau, und auch das Erscheinen von Sewankis glauben. Auf mein Befragen: warum denn weder mir noch andern auf den Molukken anwesenden Europäern ein Sewanki oder Geist Matagau erschienen sey, wurde mir zur Antwort: „Unsere bösen Geister und Hexen zeigen sich niemals den Europäern; wahrscheinlich haben sie keine Macht über diese.“ Solchen abergläubischen Eingebornen ihren Aberglauben zu benehmen, mißglückte mir aber fast immer.

Pater Huc.

(Nekrolog).

Das verflossene Jahr hat uns einen großen Reisenden oder Entdecker, wenn man ihn so nennen darf, den Pater Huc vom Lazaristenorden entrissen. Der berühmte Missionär wurde in Toulouse am 1 Aug. 1813 geboren und im dortigen Priesterseminar erzogen, wo er dann seiner Zeit als Lehrer wieder auftrat. Sein Sinn war aber nach dem äußersten Morgenlande gerichtet, und als Heidenbekehrer verließ er noch nicht 26jährig schon im Februar 1839 mit etlichen Gefährten Havre. Als er Macao erreichte, fand er China wegen des Opiumkrieges in großer Aufregung, die unerschrockenen Glaubensboten ließen sich aber nicht abschrecken, predigend einzudringen in das Innere des himmlischen Reiches, selbst nachdem der Missionär Perboyne in Utschangfu nach langen Kerkerleiden sich mit seinem Blut die Märtyrerkrone erworben hatte. Huc und sein treuer Gefährte der Pater Gabet, wanderten durch China nach Tibet und predigten an den heiligen Stätten des lamitischen Buddhismus, dessen äußerliche Aehnlichkeiten mit der römischen Kirche die beiden Missionäre so sehr betroffen machten. In Lhassa wurden beide in Kerker geworfen, aber ihre Festigkeit erregte nur die Bewunderung der Tibetaner, die sie zuletzt freigaben, mit der Weisung jedoch nach Macao zurückzukehren. So durchzogen beide zum drittenmal das chinesische Reich. In Peking erkrankten sie aber so ernstlich daß sie zur Herstellung ihrer Gesundheit die Hülfe der heimathlichen Aerzte aufzusuchen gezwungen waren. Huc, nachdem er Aegypten und Palästina besucht hatte, kehrte 1852 nach Frankreich zurück, erholte sich in den Bädern von Ax vollständig, und blieb dann literarisch beschäftigt in Paris. Gabet dagegen hielt sich nur kurze Zeit in Frankreich auf, um eine neue Mission in Amerika anzutreten, wo er jedoch bald erlag. Sein Gefährte lieferte inzwischen die beiden geographisch so wichtigen Werke Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine und l'Empire chinois, welches letztere Buch von der Pariser Akademie die erste Monthyon-Medaille erhielt, und in die wichtigsten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte sich der kühne Missionär mit theologischen Studien, und Fragmente eines religiösen Werkes haben sich in seinem Nachlaß gefunden. Uebrigens wußte sich in dieser Zeit der wackere Mann für seine überstandenen Leiden zu entschädigen, er brachte den Sommer auf dem Lande, den Winter in gelehrtem Verkehr zu, ließ es sich, wie seine zunehmende Corpulenz bezeugte, gewissenhaft schmecken, und war ein höchst angenehmer, geistreicher und gesprächiger Tischgesellschafter. Als Schriftsteller werfen ihm die Franzosen einen sehr wenig akademischen Gebrauch ihrer Sprache vor, und als Reisender hat man ihn der Phantastereien und Uebertreibungen geziehen, vielleicht mit ebenso wenig Grund wie seinen mittelalterlichen Vorgänger den „Messer Millione“ Marco Polo.

Miscellen.

William Bollaert über die alten Gottheiten der Peruaner und Inca-Peruaner. Daß die Incas weder die ersten noch die einzigen Sittiger Südamerika's waren, scheint außer allem Zweifel zu seyn, und die wundervollen Ruinen von Tia-Huanacu, Pachacamac und andern Städten stehen allem gleich was wir von alterthümlichen Ueberresten Südamerika's kennen. Noch interessanter aber sind einige der Sagen in Betreff des großen Gottes Pachacamac (dessen Name Schöpfer der Welt bedeutet, von Pacha, Erde, und *camac*, dem Mittelwort von camani, ich schaffe), welchem der größte der peruanischen Tempel geweiht war, und von welchem die Stadt in der er erbaut wurde den Namen trug. Da in der Geschichte der peruanischen Gottheiten einige Verwirrung herrscht, so will ich hier einige Bemerkungen darüber machen. Von Con, als der obersten Macht, dem unsichtbaren und all-

zed by Google

mächtigen Geiſt, hört man zuerſt in Quito, unter den Scyris, ſowie in Peru, lange vor den Zeiten der Incas. Con war ein Geiſt ohne Gebein oder Fleiſch; er machte die Welt, und bewirkte, indem er mit reißender Geſchwindigkeit von Nord nach Süd in Amerika dahinflog, daß die Berge und die Thäler zum Vorſchein kamen; dann bildete er den Menſchen, und gab ihm alle Arten Speiſe und Freude. Der Menſch beleidigte Con, und wurde damit beſtraft daß ihm die frühere Fülle von Speiſe entzogen ward; das Land wurde eine Wüſte, und das Menſchengeſchlecht in häßliche Katzen und andere ſchwarze Thiere verwandelt. Pacha-Camac gilt insgemein als der Sohn Con's; er fühlte Mitleid mit dem herabgeſunkenen Menſchengeſchlecht, nahm die Regierung der Welt in ſeine Hände, und ſchuf alle Dinge neu, mit Einſchluß der gegenwärtigen Geſtalt von Mann und Weib. Wir finden dann daß dieſer neuen Macht Tempel errichtet wurden, beſonders einer an der Küſte von Peru, ſüdlich von Lima, der, wie er, den Namen Pacha-camac führte. Wie es ſcheint, kamen viele Völker, ſelbſt aus entlegenen Theilen Peru's, zu dieſem Tempel, und brachten reiche Opfergaben dar; ihre Opfer auf dem Altar und ihre Anbetung waren einfach und rein. Sie betraten den Platz dieſer großen Gottheit barfuß; wenn ſie den Namen des Gottes anriefen, warfen ſie ſich zur Erde nieder. Es gab kein Bild das dieſe Gottheit darſtellte, da man glaubte ſie ſey nur geiſtig vorhanden. Man muß zugeben daß ſich die Verehrung Con's und Pachacamac's lange vor den Zeiten der Incas weit verbreitet hatte, erſt unter dem neunten Inca aber wurde das Land der Curys-mancus, deren Hauptſtadt Pachacamac war, von den Incas von Cuzco erobert, und der Sonnendienſt von der ältern und reineren Religion Pachacamac's gefährdet. Nach vieler Unterhandlung indeß kam man überein daß Pachacamac ſeinen Tempel behalten, und daß daſelbſt der Sonne, als dem Vater des erſten Inca und Pachacamac's, ein anderer gebaut werden ſolle. Nach einiger Zeit errichteten die Inca-Prieſter ein hölzernes Standbild um den früher unſichtbaren Pachacamac darzuſtellen, und erfanden Orakel. Glaube an die Unſterblichkeit der Seele war einer der Grundbegriffe unter allen peruaniſchen Völkern, und zuerſt war Con, dann Pachacamac, endlich die Sonne der Richter des Menſchengeſchlechts. Supay, den böſen Geiſt, findet man frühzeitig unter dieſem Volke, und an einigen Orten wurden ihm Kinder geopfert.

*

Bunſens neues künſtliches Licht. Prof. Bunſen findet daß das glänzendſte künſtliche Licht, das man bisher erprobte, Magneſium-Drath iſt, verbrannt in der Flamme einer gewöhnlichen Spirituslampe: ſein Glanz iſt nur 525mal geringer als der der Sonne, und ſeine photo-chemiſche Kraft nur 36mal geringer. Hier alſo iſt ein Licht welches die Photographen befähigen wird ihre Beobachtungen zu allen Stunden der Nacht wie bei Tage fortzuſetzen. Ein Drath, fein genug um auf einen Baumwollhaſpel aufgewunden zu werden, wird ebenſo viel Licht geben als 74 derjenigen Stearinkerzen von welchen 5 auf das Pfund gehen. Es bedarf keiner galvaniſchen Batterie; als was erforderlich iſt, beſteht in einer Vorrichtung mittelſt deren der Drath ſich ſtätig von dem Haſpel abwindet, und in die Flamme der Spirituslampe hineinläuft. Die Koſten ſind indeß beträchtlich, und werden es bleiben bis man ein Verfahren entdeckt das Magneſium wohlfeil zu erzeugen, da der Preis eines Gramms des Draths (15½ Gran) neun Shillinge beträgt; bei Photographen aber, welche des Draths ſtets nur für wenige Secunden auf einmal bedürfen, würde dieß ſchwerlich Bedenken erregen. (Chambers's Journal).

*

H. Petermanns Reiſen im Orient. Der culturhiſtoriſche Zug unſerer Zeit geht wenigſtens in einem Theil Europa's und vornehmlich unter den hervorragenderen Culturvölkern dieſes Erdtheils in dem nämlichen Grade und mit dem gleichen Bewußtſeyn nach dem Orient, wie auch die Politik in gleicher Weiſe mit größerer oder geringerer Klarheit und Entſchiedenheit dieſem Zug folgt. Durch jenes culturhiſtoriſche Intereſſe wird auch hinlänglich genug das lebendige Intereſſe erklärt das die Literatur, vorzüglich die der Reiſen, an dem Orient nimmt, mögen nun dieſe Reiſen bloß auf das kleine Königreich Griechenland oder etwa auf das heilige Land ſich beſchränken, oder mögen ſie zugleich in weiteren Umfängen die europäiſche und aſiatiſche Türkei umfaſſen. In dieſem letzteren Betracht iſt ganz vor kurzem der erſte Band eines gehaltvollen, durch ſeinen Verfaſſer und durch die ihm eigenthümliche Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe ſich auszeichnenden Reiſewerks erſchienen: „Reiſen im Orient von H. Petermann“ (Leipzig, Veit und Comp. 1860). Der Verfaſſer desſelben iſt jedoch nicht der als Director des Perthes'ſchen geographiſchen Inſtituts in Gotha und als Herausgeber der „Mittheilungen“ dieſes Inſtituts bekannte Auguſtus Petermann, ſondern der Berliner, an der dortigen Univerſität angeſtellte Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, der ſich beſonders um die armeniſche Sprache und Literatur namhafte Verdienſte erworben hat. Derſelbe machte die von ihm beſchriebenen Reiſen (der zweite Band wird ebenfalls binnen kurzem erſcheinen) im Jahr 1852 und 1853 über Konſtantinopel, Syrien (Paläſtina, Jeruſalem, Damaskus), über Meſopotamien hinaus bis in den Oſten von Perſien, und wenn auch ihre Veröffentlichung ſpäter erfolgt iſt als der Verfaſſer gewünſcht, ſo kommt ſie doch immer noch früh genug, um über die öffentlichen Zuſtände des türkiſchen Reichs das letzte Aufackern des mosleminiſchen Fanatismus aufzuklären, namentlich wie es vor kurzem am Libanon ſtattgefunden hat, und wie es der Verf. in kurzem von neuem erwartet. Der erſte Band enthält in dieſer Hinſicht einen höchſt intereſſanten Bericht über ſein Verweilen in jenen Gegenden und über die Druſen und Maroniten, und namentlich über die räthſelhaften Druſen theilt er von einem ihrer ehemaligen tief eingeweihten Glaubensgenoſſen die genaueſten Nachrichten mit, worauf hier vor allem aufmerkſam gemacht werden muß.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 4. Augsburg, 20 Januar 1861.

Die Franzosen auf den Marquesas-Inseln,

1. Die Unterwerfung Tawata's.

Ende Mai 1842 verließ die französische Fregatte Reine Blanche Valparaiso, um nach der Gruppe der Marquesas de Mendoza zu segeln, die bekanntlich von dem Entdecker Mendaña zu Ehren der Vicekönigin von Peru ihren Namen empfangen haben (1595). Am Bord der Fregatte befanden sich Genietruppen und eine Anzahl Soldaten, die man als Garnison dort zurücklassen wollte, und unter andern auch Hr. Radiguet, der in der Revue des deux Mondes die Expedition und ihre Folgen geschildert hat. König Louis Philipp hatte eine Liebhaberei für pacifische Besitzergreifungen. Da aber die polynesischen Inseln niemals Ausfuhrländer zu werden vermögen, so sind sie nur den Handelsvölkern der Südsee als Anlege- und Erfrischungspunkte für ihre Seefahrer von Wichtigkeit, französische Kauffahrer oder Walfischfänger gehören im stillen Meere aber zu den raren Vögeln; wozu also brauchte Frankreich Stationen, die jedenfalls kostspielig zu unterhalten waren? Schon in der Ausrüstung der Expedition war ihre Sterilität sehr kenntlich. Die Engländer schicken in der Regel erst Garnisonen wenn bereits in fremden Landen sich Ansiedlergemeinden gegründet haben, die Franzosen schicken Soldaten die auf Befehl colonisiren müssen. Auch sah man vom Bord der Reine Blanche mit nichts weniger als großem Jubel, sondern mit einem bangen Vorgefühl Fatühiwa, die südlichste Insel der Gruppe, auftauchen, und mit Unlust am nächsten Tage sich Tawata, dem vorläufigen Rastplatz, gegenüber. Im Profil gesehen, hatte diese Insel die Gestalt eines Zuckerhutes, aber auf ihrer breiten Seite glich sie einem Dach mit scharf gezähntem Kamme. Schwarze zebraartige Streifen liefen von dieser steilen Fläche nach dem Meer zu, und dieß waren die mit dunklem Pflanzenwuchs gefüllten und aus der Ferne gesehenen Thäler. Die schmalen Ebenen am Strand dagegen waren mit einem magern und bereits gelbgebrannten Krautteppich bekleidet. In Waitahü, der einzigen von Fahrzeugen besuchten Bay der Insel, giengen die Franzosen vor Anker.

Tawata befand sich, was für die Ansiedler von wichtigen Folgen werden sollte, in einem politischen Ausnahmszustande. Auf den übrigen Inseln nämlich bestehen die Clans der Eingebornen aus etlichen hundert Kriegern, und es gilt dort die Regel: so viel Thäler so viel Stämme, so viel Stämme so viel Häuptlinge, mit meistens erblicher Gewalt. Auf Tawata dagegen herrschte Jotete, der nach Vertreibung eines gefährlichen Bruders alle übrigen Clans sich unterworfen hatte, und Autokrat aller Tawataner geworden war. Etliche Jahre früher war die Fregatte Venus unter Dupetit Thouars vor Waitahü gewesen, und hatte mit den Kanaken oder Eingebornen friedlich verkehrt, ja Dupetit Thouars selbst war der Ikoa oder Wahlbruder Jotete's geworden. Dieser bekannte Gebrauch, der auf allen polynesischen Inseln herrscht und gewöhnlich mit Namensumwechslung verknüpft wird, verursacht den Europäern nur geringe Spesen in Gestalt einiger kleinen Geschenke, während der Kanake dem Bruder gewissenhaft eine Gütergemeinschaft einräumt, die sich sogar bis auf die Ehefrau erstreckt, wobei es schon vorgekommen ist daß, wenn ein Bruder keinen Gebrauch von seinem Recht macht, der Eingeborne sich gekränkt und verschmäht hielt. Da die Venus damals drei Missionäre auf Tawata gelandet, und sie im Besitz eines Hauses und eines Gemüsegartens zurückgelassen hatte, so lag auch die Reine Blanche nicht lange vor Anker, als der Vorstand jener Mission, Hr. François de Paule, auf einem Boot mit Eingebornen am Schiff erschien. Am nächsten Tage kam er wieder und brachte Jotete mit, den man mit klingendem Spiel auf dem Verdeck empfieng, und der sich nicht wenig freute seinen Ikoa, den mittlerweile zum Admiral aufgerückten Dupetit Thouars, wiederzusehen. Jotete war von hohem Körperwuchs und blühender Wohlbeleibtheit. Sein Kopf aber sah genau so aus als wenn man eine Gypsbüste Ludwigs XVIII aus einer Indigolösung herausgezogen hätte; denn der Wilde hatte gänzlich die schlaffen fleischigen Züge der Bourbonen, war aber vollständig blau tätowirt. Diese Hautmalerei war der Hauptbestandtheil seiner Toilette, denn wie seine Unterthanen trug er sonst nichts als einen Gürtel aus einem Stück vaterländischen Zeuges, dessen Zipfel vorn und hinten herabfielen. Die Haare dieser Leute waren entweder auf dem Scheitel zusammengeknüpft um dann helmbuschartig herab-

Digitized by Google

zufallen, oder in zwei Massen getheilt um rechts und links zu Hörnern gedreht zu werden. Frauen sah man erst auf dem nächsten Ausflug in der Insel. Eine Gesellschaft dieser Damen in allen Stellungen und Lagen des studierten Nichtsthuns traf man unter dem Schatten eines tropischen Haines. Sie trugen Gewänder aus Tapa, dem bekannten papierähnlichen polynesischen Pflanzenstoff, gelb gefärbt und purpurn gefleckt, zeigten sich aber in der Regel bis zum Gürtel unbekleidet, und ließen ihre plastisch reinen hellkupferfarbenen Körperformen bewundern. Ihr Haupt und Nacken waren malerisch mit Blumen geschmückt, das glänzend schwarze Haar umfloß den Rücken und die Schultern, und zu allen diesen Reizen gesellte sich auch noch eine unvergleichliche natürliche Anmuth der Bewegungen. Sowie man sich aber dieser Gruppe näherte, welche die Fremden mit einem vornehmen nil admirari empfieng, erstickten alle Reizungen in dem widerlichen Geruche des Cocosnußöls, wovon die Haut der Damen triefte; auch sah man daß das Haar grob und rebellisch umherhieng, und jungfräulich noch von keinem Kamm berührt worden war. Im allgemeinen ist die Hautfarbe sehr verschieden und schwankt zwischen dem hellschocoladefarbigen und dem völlig europäischen Fleischton, doch herrscht bei der Mehrzahl das Gelb des Buchsbaumholzes. Die Augen sind etwas schräg in die Schläfe hineingeschnitten, die Nasen edel, die Backenknochen etwas vorstehend, der Mund sinnlich und die Kiefern schwer. Im Gesichtsausdruck herrscht wie bei allen farbigen Völkern Sanftmuth und Traurigkeit. Ihre Haut ist außerordentlich fein, das Fleisch fest und glänzend wie Bronze, die Arme haben eine anmuthige Rundung, die Knöchel sind zart, die Hände von einer aristokratischen Eleganz, um die man in Paris sie beneiden würde, und die Nägel, mandelförmig geschnitten, werden gut gepflegt. Die Damen würdigten ihre Besucher nicht eher einer besondern Aufmerksamkeit als bis eine von ihnen eine Cigarre geschenkt erhalten hatte, die angezündet sogleich von Mund zu Mund in der Runde wanderte. Da die Franzosen nur drei kanakische Wörter kannten, nämlich maitai (gut), mutaki (sehr gut), und aita (schlecht), so konnte bei dem besten Willen eine große Gesprächigkeit nicht aufblühen. Die Kanaken geizen ohnedieß mit den Worten, so daß sie, wenn sie Nein sagen wollen, nur ihre Gesichtszüge unbeweglich erhalten, während die Bejahung durch ein Aufschlagen der Augen und Aufziehen der Augenbrauen ausgedrückt wird. Unaufgefordert stimmten die Damen bald darauf einen klagenden Nationalgesang an, dem es zwar an Harmonie nicht fehlte, der aber durch seine Eintönigkeit ermüdete.

Der zweite Besuch galt dem Häuptling Jotete. Der König bewohnte ein Haus welches einst englische Missionäre erbaut, und nachdem sie die Fruchtlosigkeit ihrer Bekehrungsversuche eingesehen, mit der Insel verlassen hatten. Der König empfieng seine Gäste mit einem Händedrucke, und lud sie ein an seinem Mahle theilzunehmen, denn er saß gerade vor seinem Hause unter dem Schatten eines Orangenbaumes mit seiner Familie und andern Gästen um einen Holznapf voll Popoi. Dieses Nationalgericht, welches die hauptsächliche Nahrung der Polynesier bildet, wird aus den reifen Früchten der Mees- oder Brodfruchtbäume bereitet, indem man die Früchte röstet, sie von der Schale befreit, und das Fleisch, welches den Geschmack der Artischocken oder der Castanien besitzt, in einem Napf zerreibt, mit Wasser anfeuchtet und dann mit großen Tiblättern bedeckt, in einer Grube der Gährung überläßt, bis nach etlicher Zeit der Teig die erwünschte Genießbarkeit erreicht hat. Das Mahl war wenig einladend, denn die Schüssel sah aus wie ein großer Pommadetopf, und in dem Teige waren die plastischen Spuren vieler fremden Finger zurückgeblieben; auch schöpften die Gäste mit hohler Hand das Wasser hinweg, welches man, um seine Frische zu erhalten, auf den Teig gegossen hatte. Gleichwohl waren die Franzosen, um nicht unhöflich zu erscheinen, genöthigt der Einladung Ehre zu machen. Das Innere des Hauses enthielt zwei Räume, wovon der eine mit etlichen schlechten Feuergewehren, hohen Federbüschen, Perrücken, Halsbändern aus Menschennägeln, sowie aus Schweins- und Pottfischzähnen und anderm Maskenapparat für öffentliche Feste, sowie mit einheimischem Haus- und Fischereigeräth verziert war. Das Nebengemach diente als Schlafzimmer, und der Boden war daher mit einer einheimischen Matte versehen. Da es inzwischen dunkel geworden war, so wurde das Zimmer durch Nüsse voll Oel erhellt, die ihre mangelhafte Leuchtkraft durch Verbreitung eines schwarzen Dampfes zu ersetzen suchten. Als man sich bald darauf verabschiedete und in den Booten nach der Fregatte zurückfuhr, verbreitete sich unter der Gesellschaft ein allgemeines Mißbehagen, denn die empfangenen Eindrücke waren so düster, daß man die Pflicht eines längern Verweilens auf der Insel schwer empfand.

Am nächsten Tage wich diese Stimmung ein wenig. Man sah wohl ein daß der Pflanzenwuchs Tawata's nur ein kümmerliches Abbild der brasilianischen Natur war; die Ursache lag aber nur in der Dürftigkeit der fruchtbaren Erde, denn wo diese auch nur dünn den Boden bedeckte, stieg die Vegetation in aller tropischen Herrlichkeit auf. Malerisch zumal waren die einfachen auf vier Pfosten ruhenden und mit einem Blätterdach versehenen Hütten der Eingebornen, welche die Eigenthümlichkeit besitzen daß die innere Flur über das äußere Niveau erhöht ist, um bei den tropischen Regengüssen den Fußboden vor Ueberschwemmung zu sichern. Ein langer Querbalken theilt den Raum, dessen eine Hälfte, mit wohlriechenden Kräutern und mit Matten bedeckt sowie mit einem zweiten Querbalken als Kopfkissen versehen, den Bewohnern ohne allen Unterschied von Alter und Geschlecht als gemeinsames Schlafzimmer dient. Die bewegliche Habe unter diesem Obdach besteht aus den üblichen Hausgeräthen, aus Vorräthen von Tapa oder einheimischem Kleiderstoff, etlichen invaliden Schießgewehren und Stangen, mit Bajonnetten versehen, denn einheimische Waffen werden nur noch auf Nachfrage für Liebhaber von ethnographischen Raritäten verfertigt. Das Popoi ist, wie schon oben bemerkt wurde, das Alpha und Omega der polynesischen Küche, denn nur an großen Tagen wird ein Schwein gebraten und das Kawa bereitet. Dieß ist jenes Getränk welches sich unter dem gleichen Namen auf allen Südsee-Inseln wiederfindet, und aus der gekauten Wurzel des

Digitized by Google

Piper methysticum bereitet wird. Die Wohnungen der Tahuas oder Prieſter waren für die Fremden unbetretbar weil ſie unter dem Tapu-Zauber ſtanden, denn dieſes politiſch religiöſe Geſetz herrſcht auch auf den Marquiſen wie allerwärts in Polyneſien.

König Jotete hatte den Franzoſen einen Hügel bei Waitahü zur Anlage eines Forts eingeräumt, der die Vortheile einer nahen Felſenquelle beſaß und ſich gut befeſtigen ließ. Man verſäumte auch keine Zeit um zwei Häuſer aus chileniſchem Bauholz, womit man ſich in Valparaiſo verſehen hatte, zu errichten. Am 1 Mai wurde die Beſitzergreifung der Inſel vollzogen. Die Franzoſen erſchienen in Gala, und ebenſo kam der König mit Gefolge, unter dem ſich auch ſein Neffe Maheono, der vermuthliche Thronfolger, ein Mann von 25—30 Jahren befand. Der P. François de Paule machte als Dolmetſcher die Eingebornen mit dem Sinn der ſymboliſchen Handlung bekannt, worauf Dupetit Thouars den Degen entblößte, den Boden damit ſchlug und im Namen des Königs der Franzoſen von den ſüdöſtlichen Marquiſen Beſitz zu ergreifen erklärte. Sogleich wurde die Flagge aufgezogen und mit Artillerie, ſowie mit vive le Roi! vive la France! begrüßt. Man zog ſich dann, da ein Regenſturz niederfiel, in das neue Hauptgebäude zurück, wohin die Eingebornen nachfolgten, und im Gedränge mit ihren von ranzigem Cocosöl triefenden Leibern manche franzöſiſche Uniform ſalbten. Ein Protokoll in doppelter Abſchrift wurde aufgeſetzt und die ſämmtlichen Häuptlinge von Tawata unterzeichneten daß ſie die Oberherrlichkeit des Königs der Franzoſen anerkannten. Jotete fügte ſich in alles mit großer Dienſtfertigkeit und hegte nur ein Bedenken: daß es ihm nämlich für dieſes Theaterſtück an dem würdigen Coſtüme gefehlt habe, welche Beſorgniß durch Austheilung von Kleidungsſtücken an ihn und die Mitunterzeichner beſeitigt wurde. Wer von beiden Theilen bei dieſem Geſchäft der Betrogene war, läßt ſich ſchwer ſagen, denn wie ſich ſpäter zeigte, hielten ſich die Kanaken nicht im geringſten an ihre Unterſchrift gebunden, wenn ſie auch vorläufig auf eine günſtigere Zeit warteten um den Franzoſen eine Lehre zu geben.

Auf den ſpätern Ausflügen am Lande ſah man öfters rohe aus Holz geſchnitzte Götzenbilder mit menſchlichen Fratzen. Die Götzen ſelbſt heißen Tiki's und die Gottheiten die ſie vorſtellen Atuas. Der Rang der letztern iſt jedoch ſo verſchieden, daß mancher Tiki ſich einer ſchnöden Behandlung von den Kanaken ausgeſetzt ſieht. Dieß ſind aber nur die Tikis untergeordneter Atuas, oder des Pöbels im Olymp der polyneſiſchen Theologen. Es gibt aber auch ſchreckliche Atuas mit Heiligthümern in verſteckten Thälern, vor deren Betretung die Eingebornen mit den Worten Tapu! mate, mate! was ſo viel heißt als unbetretbar bei Strafe des Todes, warnten. Aus Neugierde brach der Verfaſſer mit etlichen Begleitern trotzdem eines Morgens nach einem ſolchen Schreckensort auf. Unterwegs überraſchte man Frauen am Ufer eines Baches, die auf glatten Steinplatten im Fluß den Faſerbrei hämmerten, um Tapa, einheimiſches Zeug, zu verfertigen. Die Frauen grüßten mit kaoha Ferani (guten Morgen, Franzoſen) und mit andern Schmeichelworten, um dann tabaco und monni (Geld) zu erbetteln. Man ſchenkte ihnen einige Cigarren, einen Marineuniformsknopf und eine kupferne Medaille, auf welcher die Adreſſe eines Pariſer Schneiders geprägt war. Letztere wanderte von Hand zu Hand, ſchien aber den Damen kein legales Zahlungsmittel, denn ſie gaben ſie mit den Worten aita (ſchlecht) wieder zurück. Die Kanaken hatten ſich nämlich ſchon vollſtändig an den Gebrauch des Geldes gewöhnt, doch waren Silberpiaſter in ihren Augen die einzige gangbare Münze, der ſie mit Begierde nachſtellen, denn jene idylliſchen Zeiten wo anlegende Seefahrer um eine Anzahl Pottfiſchzähne eine Ladung Sandelholz eintauſchen konnten, ſind längſt vorüber. Silber, Waffen, Schießbedarf und Zeuge, namentlich Wollenzeuge ſind die einzigen Tauſchmittel und die Eingebornen fordern ſehr unbeſcheidene Preiſe. Gegen Cigarren erhielt man unterwegs ein Frühſtück friſcher Cocosnüſſe, und zugleich zeigte ein Kanake die Art, wie die Eingebornen Feuer machen. Er legte ein Stück weiches, trockenes Holz auf ſein Knie und ſchabte mit einem Stück Bambu eine Rinne hinein, an deren Ende ſich Holzſtaub anhäufte, der nach wenigen Secunden zu rauchen anfieng, bis ein Funke ihn wie Zündſchwamm ergriff. Auf dieſen glühenden Staub wurde dann ein Flocken trockenen Cocoswerges gelegt und vorſichtig die Gluth angeblaſen, worauf ſogleich die Flamme aufſchlug. Minder merkwürdig war das Heiligthum ſelbſt welches mitten unter Dſchungelgras hart an einer ſteilen Baſaltwand lag, und aus einer kleinen Grotte beſtand die mit zwei Tikis oder Götzen möblirt war. Etliche Menſchenknochen, die umherlagen, verriethen jedoch daß bisweilen ein unheimlicher Gottesdienſt dort vollzogen wurde. In letzter Zeit jedoch hatten die Tikis Urſache ſich über Verwahrloſung zu beklagen, denn man fand bei ihnen nur einen Napf voll Popoi, das die Hitze kieſelhart gemacht hatte, ſo daß eine geraume Zeit ſeit der letzten Alimentation verſtrichen ſeyn mußte. Auf dem Rückweg war die einzige Merkwürdigkeit eine Gruppe von Frauen unter einem Buſchwerk, deren Haut völlig grün beſtrichen war. Auf Erkundigung erfuhr man daß die Salbe, aus Cocosöl und Pflanzenſaft gemiſcht, die Eigenſchaft beſitzen ſolle, die Haut weich und den Teint friſch zu machen, und daß die Damen auf dieſe Art ſich zu einem herannahenden Koika oder Volksfeſt würdig vorzubereiten gedachten.

Als gegen Ende Mai die kleine Colonie Waitahü ihre dringendſten Befeſtigungsarbeiten vollendet hatte, hob die Reine Blanche die Anker und ſegelte, an der vulcaniſchen Baſaltinſel Wa Pü vorüber, deren phantaſtiſche Felſenbauten einer mittelalterlichen Stadt mit gothiſchen Münſtern, Thürmen, Obelisken und Pfeilern gleichen, nach der Hauptinſel Nukahiwa, dem Verſammlungsort der andern Fahrzeuge des franzöſiſchen Geſchwaders. Das Cap Martin, das ſüdöſtliche Vorgebirg der Inſel ließ man rechts, um an dem Weſtrande der Inſel hinaufzugehehen, wo die geräumige Bucht Taiohas liegt, kenntlich an ihrer Einfahrt durch zwei kahle Inſeln, welche die Eingebornen bezeichnend die beiden Schildwachen genannt haben. Nukahiwa iſt viel freundlicher als Tawata, und wie eine Wunderinſel der Odyſſee den Seefahrern durch

Digitized by Google

die Sinnlichkeit ihrer Bewohner bekannt. Kaum fielen die Anker, so stieg auch schon Menschenlärm aus den Wassern auf, denn es schwamm eine ganze Cohorte von Nymphen nach dem Schiff, um dann an Tauen und Kanonen zum Verdeck emporzuklettern, wo sie anfangs schüchtern, dann dreister sich unter die Matrosen mischten, und vergeblich ihre Blößen mit einem schmalen Streifen Zeug oder mit einer Handvoll Kraut zu bedecken suchten. Als sie sich mit Zwieback, Tabak, Ringen, Glasperlen und andern Kleinigkeiten beschenkt sahen, stieg ihre Ausgelassenheit so weit daß sie ein Comumu oder einen Nationalchor anstimmten, und zwar war es die Marseillaise der Kanaken, nämlich der Comumu Puaca oder wörtlich die Schweinshymne, die sie zum Besten gaben. Plötzlich aber machte ein alter Kanake, der sich gleichfalls auf dem Verdeck eingefunden hatte, ein Zeichen, worauf alle verstummten, obgleich das Verbot von Seite der Sängerinnen zu lebhaften Ausbrüchen des Verdrusses Anlaß gab. So wie es Nacht wurde, erhielten die Eingebornen den Befehl sich zu entfernen, und alsbald sprang eine nach der andern über Bord.

Früh am andern Morgen ließ sich Te Moana an Bord rudern. Dieser, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, war der Häuptling von Taïohaë, unterschied sich aber außer einigen europäischen Kleidungsstücken von seinen Landsleuten nur durch seine negerartige Physiognomie, so daß man ihn auf den Antillen für einen Mulatten aus dem Heere Soulouque's gehalten haben würde. Te Moana war frühzeitig englischen Missionären in die Hände gefallen und von ihnen mit zehn Jahren der Christenheit annexirt worden, hatte sich aber dadurch das Mißfallen seiner Völker in einem so hohen Grad zugezogen, daß er nach Rarotonga, dem Hauptsitz der britischen Mission, entweichen mußte. Seine „Erzieher" nahmen ihn mit nach Europa. Auf der Ueberfahrt fand er Erbauung in dem Amt eines Küchenjungen, und in England selbst nahm sich seiner ein Speculant an, der ihn für 2 Pence oder 6 Kreuzer (den Kindern vermuthlich um die Hälfte) öffentlich zeigte; auch brachte er nach Nukahiwa aus der Civilisation nichts mit als die Kenntniß von den Tiefen der Branntweinflasche. Der Thron seiner Väter scheint ihm dann nicht mehr bestritten worden zu seyn, doch war bei der Ankunft der Franzosen sein Ansehen noch immer sehr gering. Te Moana schien geneigt den König von Frankreich als seinen Lehensherrn anzuerkennen, wenn nur der Admiral bewirken wolle daß die Taïoas, ein benachbarter Stamm, seine Gemahlin, die zu ihnen entführt worden war, herausgäben. Nachmittags versammelten sich die Häuptlinge der Teïs und der Taïoas im großen Salon der Fregatte. Mit einziger Ausnahme von Te Moana waren diese Kanaken sämmtlich bejahrte Leute und in ihren Werktagskleidern erschienen, das heißt entweder blau oder scheckig tätawirt. Unter ihnen fiel allgemein ein Krieger auf, Namens Pakolo, der sich den Franzosen noch gefürchtet machen sollte. Er trug als Kopfschmuck einen Cocoszweig der dem stolzen, ruhigen energischen Gesicht etwas von Hoheit verlieh. Man verhandelte mit den Taïoas wegen der Entführung der kanakischen Helena, es ergab sich aber aus dem Verhör der Parteien daß die Frau freiwillig entlaufen sey. Die Taïoas versprachen gleichwohl ihre Rückkehr, und sämmtliche Häuptlinge unterzeichneten hierauf einen Unterwerfungsact, Te Moana, außerdem eine Abtretungsurkunde für die Bucht von Akapehi und zwar gegen eine Entschädigung von 1800 Frcs. Am 2 Juni wurde dann die Komödie der Besitzergreifung aufgeführt, der die neuen Vasallen beiwohnten, bei denen man jedoch im Laufe der Ceremonie ein gewisse Gedrücktheit wahrnahm. Sie entsprang jedoch nicht etwa Sorgen über die politischen Folgen ihres Staatsgeschäfts, von dessen Wirkung sie keine Ahnung hatten, sondern dem Neide daß Te Moana allein mit einer dreifarbigen Flagge auf seinem „Palast" beschenkt worden war. Nachdem dieser Kummer durch Austheilung der französischen Farben gestillt worden war, kehrten alle Theilnehmer vergnügt nach Hause zurück.

Auf einem der nächsten Spaziergänge von Taïohaë aus kam unser Verfasser mit etlichen Begleitern an einem Tahua oder Priester in der Nähe einer Hütte vorüber. Als man sich ihnen näherte, saß der Tahua abseits von der Hütte an einem mit Matten bedeckten Altar gelehnt, und wie in Andacht erstarrt, so daß er die Fremden keines Blickes würdigte. Einer der Spaziergänger legte in einem Anfall von Muthwillen die Hand auf das Haupt des Priesters, das Haupt aber ist Tapu oder unberührbar. Durch solche Verletzungen der Tapugesetze haben sich Europäer oft die furchtbarste Rache der Polynesier zugezogen, sie war die Ursache von Cooks Ermordung und vieler Feindseligkeiten, welche Maoris gegen fremde Seefahrer verübt haben. Der Priester fuhr auch auf wie von einer Natter gestochen, und seine stummen aber heftig bewegten Lippen sprachen wahrscheinlich im stillen den üblichen Bannfluch gegen den Tapubrecher aus Da mittlerweile auch einige andere Herren sich in die Hütte geschlichen hatten, die ebenfalls Tapu war, wie man an den beiden mit Wimpeln versehenen Priesterstäben, die an der Thür lehnten, erkennen konnte, rannte ihnen der Tahua nach, schwang seinen weißen Zauberstab und rief ihnen voll Aufregung das Tapu zu. Sie sahen übrigens nichts als ein Duzend Särge, die aus zwei ausgehöhlten und übereinander gelegten Baumstämmen bestanden, und aus deren Oeffnungen die Köpfe der Mumien hervorragten. Man suchte den Priester über sein Entsetzen zu beruhigen, und es gelang dieß auch vermittelst einer Dosis Rama (Branntwein) von Seiten des einen Tapufrevlers.

Im Laufe des Monats sammelten sich um die Fregatte etliche kleinere Segel, die Triumphante, die Boussole und die Embuscade, lauter Corvetten, sowie das Proviantschiff Julius Cäsar. Die Befestigungsbauten schritten mit Benützung so vieler Mannschaften rasch vorwärts, die Nukahiwier jedoch zeigten sich immer seltener und seltener, und die Taïoas dachten nicht daran ihrem Versprechen gemäß Te Moana's Frau auszuliefern. Als dieser bei dem Admiral auf Vollstreckung des Vertrages drang, wurde ein starkes Boot bemannt um den Taïohäuptlingen in Acoi einen Mahnbesuch abzustatten. Die Bucht von Acoi ist auf dem reizenden Nukahiwa der lieblichste Winkel, und der Weg nach dem Hauptdorf führt durch herrliche, tropische, jasmindustende Haine an hübschen Hütten einem Gewässer entlang, aufwärts. Die Taïoas begleiteten

zed by Google

ihre Gäste bis zu einer Hütte, vor der in weiße Tapa gekleidet eine der größten nukahiwischen Schönheiten, nämlich Taheiaoco, die Frau Te Moana's saß. Sie war etwa 16 Jahr alt und nur sehr wenige und sehr fein gearbeitete elegante Tätowirungen auf ihrer Haut sichtbar; denn erst später entblößte sie sich, um mit großem Stolz eine künstliche Garbe auf ihren Hüften, ein Meisterstück von Hautmalerei, die Franzosen bewundern zu lassen. Taheiaoco erklärte nun sogleich mit großer Zugenfertigkeit daß sie aus freien Stücken das Haus ihres Gemahles verlassen habe und auch nicht mehr dahin zurückzukehren gedenke. Auf das Zureden des Admirals schien sie jedoch erweicht. Da trat aber ein stattlicher Kanake, wahrscheinlich der Paris dieser Helena, an sie heran, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr und änderte vollständig ihren Sinn, so daß die Franzosen ohne etwas auszurichten sie verließen, um einem Häuptling einen Besuch abzustatten. Auf dem Rückweg jedoch versuchte der Missionär François de Paule seine Kunst an der abtrünnigen Ehefrau, und wußte ihr so das Herz zu rühren daß sie endlich heimzukehren versprach. Te Moana, der sich bisher unthätig verhalten hatte, gab jetzt die schönsten Versprechen, worauf alle Umstehenden ein Geschrei ausstießen als ob der jüngste Tag angebrochen sey. Anfangs glaubte man, dieß sey ein Zeichen daß man der Rückkehr der Entführten Widerstand leisten wolle, es sollte aber Beifall bedeuten, woraus sich ergab daß die „öffentliche Meinung" der Kanaken den Schritt der galanten Dame mißbilligt hatte.

Nachdem man dieses häusliche Glück wieder neu begründet hatte, verließ die Reine Blanche Mitte August Nukahiwa, um nach der Ansiedlung auf Tawata einen letzten kurzen Blick zu werfen. Dort hatte sich inzwischen vieles geändert. Nachdem auch die Triumphante und die Embuscade vor Waitahü sich gezeigt hatten, war Jotete nachdenklich geworden, und eines Tages erschien er im Fort bei dem Commandanten Halley und erklärte ihm bitter, er sehe jetzt wohl ein daß dieser ein größerer Häuptling sey als er, ein Geständniß welches ihm eine peinliche Ueberwindung gekostet haben mußte. Von jener Zeit an wurden die Franzosen, obgleich sie bisher baar und theuer gezahlt hatten, nicht mehr mit Lebensmitteln und Bauholz von den Eingebornen versehen, denn die Kanaken hatten die Ortschaften in der Nähe des Forts verlassen und sich in die Tiefe der Thäler zurückgezogen. Als Halley sich darüber beschwerte, ließ ihm Jotete erwiedern: er solle, wenn er es ändern wolle, nur befehlen, denn der König heiße nicht mehr Jotete, sondern Halley. In dieser mißlichen Lage fand die Reine Blanche am 20 August die Colonie bei ihrer Rückkehr von Nukahiwa. Der Admiral ließ sogleich sämmtliche Häuptlinge der Insel, mit Ausnahme Jotete's entbieten, und erklärte vor ihrer Versammlung den König für abgesetzt. Die Kanaken hörten mit Gemüthsruhe diese Entscheidung an und bezeichneten einstimmig Maheono, den Neffen des Abgesetzten, als würdigen Nachfolger. Indessen merkte man recht gut daß ihre Treue gegen Jotete nicht erschüttert worden war, und Halley ließ daher den Bruder Jotete's, der mit seinen getreuen Anhängern auf Toa (Hiwaoa) in Verbannung lebte, nach Tawata zurückholen; dieser Bruder war nämlich in Folge eines Bürgerkrieges vertrieben worden, dessen siegreicher Ausgang zugleich die Alleinherrschaft Jotete's begründet hatte.

Ehe noch diese neuen Alliirten eintreffen konnten, und nachdem die Reine Blanche sich entfernt hatte, mehrten sich auf Tawata Zeichen, daß etwas gegen die Franzosen vorbereitet werde, namentlich verschwanden die streitfähigen Männer mehr und mehr aus den Dörfern, offenbar weil sich auf den Bergen ein Heer versammelte. Der Commandant von Waitahü beschloß daher den Kanaken zuvorzukommen und den ersten Streich zu führen. In drei Colonnen seine Leute theilend trat er am 18 September einen Streifzug ins Innere an. Er selbst führte die mittlere Abtheilung, die im nächsten Thal aufwärts rückte, während rechts und links auf den flankirenden Anhöhen die andern Colonnen ihn begleiteten. Der linke Flügel unter dem Schiffslieutenant de Ladebat hatte einen schwierigen Bergpfad zu verfolgen, der zuletzt zwischen einer steilen Wand und einem natürlichen Graben hinführte, so daß die Truppen nur Mann hinter Mann vorrücken konnten. Plötzlich führte der Pfad an den Rand einer Art Wolfsgrube, und als die Truppenzeile um dieses Hinderniß zu umgehen im Ellenbogen marschirte, stieß Hr. v. Ladebat als der Vorderste auf eine Bruchstückmauer mit Schießscharten und eine zweite Mauer welche dieses neue Hinderniß flankirte. Hinter dieser zweiten Mauer war eine Hütte und eine Art Waffenmagazin, beide auf erhöhten Gerüsten unter Bäumen sichtbar. Sowie der Officier sich der ersten Mauer näherte, rief ihm eine starke Stimme hinter der Verschanzung das Wort Tapu zu! Der Lieutenant gab sogleich Feuer, welches rasch erwiedert wurde, und Hrn. v. Ladebat, von zwei Kugeln in den Kopf getroffen, niederstreckte. Auf diesen Fall wichen die vordersten Soldaten rückwärts, und nur der bessere Theil warf sich hinter Gebüsche um ein Feuergefecht mit den Kanaken zu eröffnen, die hinter ihrer Brustwehr hervorschossen. Halley war mit seiner Mannschaft auf der Stelle zur Hülfe geeilt und wagte sich bis zu einer Cocospalme, die an dem Ellenbogen des Fußpfades wenige Schritte von Ladebats Leiche stand, persönlich vor um die feindlichen Verschanzungen unter einem Hagel von Kugeln zu recognosciren. Sowie er aber hinter der Palme vorsprang um zu commandiren, streckte auch ihn eine Kugel zu Boden. Jetzt stellte sich Laferrière, der Commandant des Bucephalus, der nur zu seinem Vergnügen mitgegangen war, an die Spitze der Truppen und führte sie im Sturm gegen die Verschanzungen, welche die Kanaken eilig verließen.

Am nächsten Morgen um acht Uhr, nach dieser verhängnißvollen Expedition zeigten sich die Eingebornen auf den fernen Anhöhen, wo man sie ungestört ließ, weil sie nicht schaden konnten; als sie aber auf einem Hügelkamm über dem Fort erschienen, wurden sie auf allen Punkten angegriffen und so rasch vertrieben daß sie drei Todte zurücklassen mußten, während die Angegriffenen nur zwei Verwundete zu beklagen hatten. Um acht Uhr Abends begann das Gefecht von neuem, und zwar schossen die Kanaken aus zwei Kanonen deren Kugeln etlichemal in das Fort schlugen. Diese Geschütze

Digitized by Google

wurden nach den spätern Aussagen der Kanaken von englischen und amerikanischen Deserteuren bedient. Da man um Pulver zu sparen dieses nächtliche Schießen von Seite der Franzosen kaum einer Antwort werth hielt, so stellten auch die Kanaken bald ihr Feuer ein. Am nächsten Morgen ließ aber Laferrière die feindliche Batterie von einer Zwölfpfünderhaubitze bewerfen, worauf sie sogleich aufgegeben wurde. Später als man diese Stücke fand, ergab sich daß das eine, eine längst auf der Insel vorhandene Lärmkanone, das andere ein erst kürzlich von einem Walfischfänger eingehandelte Berghaubitze gewesen war. Man wurde später auch nicht weiter oder nur aus unschädlicher Ferne mit Plänklerschüssen belästigt, sah jedoch beständig neue Schaaren zu dem Feinde stoßen, die von der Insel Hiwaoa zuzogen. Da nur noch der Bucephalus vor Waitahü lag, so schickte man in der nächsten Nacht eine Schaluppe nach Nukahiwa, um von dort die Corvette la Boussole zur Hülfe herbeizuholen. Die Nacht war still und schien die Fahrt zu begünstigen, aber noch war die Dämmerung nicht angebrochen, als die Kanaken, die sich hart herangeschlichen hatten, von allen Seiten die Franzosen in ihrem Lager angriffen. Die Schildwachen zogen sich eilig entweder in das Fort oder hinter die auf der Anhöhe liegende Redoute zurück. Gegen letztere war der Hauptangriff gerichtet, auch drangen die Kugeln der Eingebornen so dicht herein daß das Feldwerk einige Zeit in Gefahr schwebte und aus dem Fort verstärkt werden mußte. Sowie aber der Tag anbrach und die Franzosen ihren Feind erkannten, giengen sie zum Angriff über und warfen in kurzer Zeit die Kanaken in wilder Flucht über die nächsten Hügel. Dieß war die größte Anstrengung vorher wie nachher gewesen, zu welcher die Eingebornen sich aufrafften, und sie selbst konnten nicht begreifen daß ihnen der Handstreich mißglückt seyn sollte. Die Kanaken sind sonst tapfer und ungestüm, trefflich bei Ueberfällen und raschen Schlägen, aber ihr erstes Feuer erkaltet gewöhnlich sehr rasch, und bei der geringsten Schlappe fliehen sie ohne Scham und Reue.

Am 2 Sept. zeigten sich noch immer Schaaren auf den Anhöhen, und am andern Morgen 5 Uhr wurde abermals ein Ueberfall, aber ein sehr matter versucht. Als am 23sten endlich die Boussole auf der Höhe erschien, war kein Angreifer mehr zu fürchten. Die Eingebornen mochten auch einsehen daß ihr Widerstand vergeblich sey, denn man sah sie mit Lasten auf den Schultern sich entfernen, als wollten sie Tawata räumen. Eine letzte allgemeine Salve wurde von ihnen noch um 10 Uhr gegeben, dann ließ sich niemand mehr blicken. Die Missionäre suchten jetzt zu vermitteln, ließen sich in eine entferntere Bucht Appetony rudern und brachten Maheono mit seiner Frau an Bord zurück. Diesem verhieß man Frieden unter folgenden Bedingungen: beide Thäler, Waitahü und Anamiai, welche den Verschanzungen am nächsten lagen, sollten mit allem Zubehör abgetreten werden, Jotete künftig in der Bay von Appetony leben und Maheono, von neuem als König ausgerufen, eine förmliche Vasallenhuldigung dem Befehlshaber des Forts darbringen. Diese Bedingungen wurden angenommen, und Maheono verrichtete durch Niederwerfen vor Laferrière die einheimische Huldigung, worauf er sich schüchtern bei dem P. François de Paule erkundigte ob er auch in der nächsten Nacht Hrn. Laferrière seine Frau schicken müsse, und ganz verklärt erschien als ihn der Missionär beruhigt hatte, denn Maheono theilte nicht die Gleichgültigkeit seiner Landsleute in Bezug auf eheliche Rechte, sondern hatte einmal sogar bei einem Koika oder Volksfeste die Keule gegen einen Kanaken erhoben, und ohne ein Wort der Anklage oder des Vorwurfes ihm den Arm zerschmettert, bloß weil dieser einen lüsternen Blick nach seiner Frau geworfen hatte.

Der Bucephalus machte jetzt eine Rundfahrt um die Insel und besuchte Bucht für Bucht. Auf diese Art kam man wieder in freundlicheres Vernehmen mit den Kanaken; nach drei oder vier Monaten baten sogar etliche Eingeborne um die Erlaubniß sich in den abgetretenen Thälern unter französischer Obrigkeit ansiedeln zu dürfen, doch blieb ihre Anzahl höchst beschränkt, denn beinahe die ganze Bevölkerung sammelte sich bei Appetony und Hanatetena.

Als Ende 1843 die Reine Blanche Waitahü zum letztenmale besuchte, fand sie die Befestigungen in hinreichender Stärke und die Ansiedler bereits im Ueberfluß durch den Ertrag ihrer Gärten und ihrer eingeführten Hausthiere. Man hatte seitdem auf der Insel die öffentliche Einführung von Waffen und Munition seitens der Walfischfänger verhindert und nach und nach die Deserteure von englischen und amerikanischen Schiffen, die zahlreich im Archipel schwärmen und die Eingebornen gern zu Fehden aufhetzen, eingefangen. Die Häuptlinge, jetzt geschmeidiger geworden, lieferten sie ohne Zögern aus, und auf Hiwaoa, welches sich ebenfalls unterworfen hatte, stellten sich fünf solcher britischen Matrosen freiwillig. Alle diese Deserteure wurden dann bei der ersten Gelegenheit den Fahrzeugen ihrer Nation wieder ausgeliefert.

Da auf Nukahiwa die Ruhe bisher nicht getrübt worden war, verließ die Reine Blanche, nachdem die Besatzung von Waitahü abgelöst worden war, voll Beruhigung die neue Soldatencolonie.

Schlangengift.

(Aus Chambers's Journal.)

Das Verhältniß in welchem die beiden Zweige der zahlreichen Schlangenfamilie zu einander stehen, ist ungewiß; einige Naturforscher rechnen auf eine giftige vier ungiftige Schlangen; andere auf eine giftige zehn ungiftige. Allein wir glauben daß selbst im letzteren Falle die Zahl der giftigen Arten sehr übertrieben ist. In keinem Theil Europa's sind sie zahlreich genug um Schrecken einzuflößen. Fontana konnte nach sorgfältiger Forschung nur einen genügend bezeugten Todesfall in Folge eines in diesem Theil des Erdballes vorgekommenen Schlangenbisses auffinden. Das einzige in England lebende giftige Geschöpf ist die gemeine Viper oder Natter, und es läßt sich vielleicht bezweifeln ob ihr Biß,

Digitized by Google

bei gehöriger Pflege, ſich je tödtlich erweist. Man findet ſie in offenen Buſchgehölzen, trockenen Haiden, Sandwüſten und faſt abgelichteten Waldländereien. Wenn ſie im Begriff ſteht einen Angriff zu machen, ſo wickelt ſie ſich mehr oder weniger auf, richtet Kopf und Hals in die Höhe, zieht ſie rückwärts, wirft den Kopf dann plötzlich nach vorn auf den Gegenſtand des Angriffs zu, ſtößt ihm die Fangzähne ins Fleiſch, und zieht ſie ſo raſch wieder heraus daß das Auge dieſer Bewegung kaum folgen kann. Es herrſcht ein Volksglaube daß die Mutter junger Vipern, wenn dieſe beunruhigt werden oder in Gefahr ſind, ihre Brut verſchlingt; es beſteht kein wirkliches phyſiologiſches Hinderniß hiegegen, aber die Beweiſe dafür ſind nicht ſtark genug um die Sage als Thatſache anzunehmen; ſie bleibt daher vorerſt noch eine offene Frage, bis die Naturforſcher ſich vollſtändig darüber geeinigt haben. Inſeln ſcheinen der Erzeugung giftiger Thiere nicht günſtig zu ſeyn.[1] Während z. B. das auſtraliſche Feſtland von lebensgefährlichen ſchwarzen Schlangen heimgeſucht wird, iſt Neu-Seeland vollkommen frei davon. Irland — Dank natürlich dem heiligen Patricius — erfreut ſich einer ähnlichen Freiheit, obgleich, wenn man den malteſiſchen Sagen Glauben ſchenken darf, das hiberniſche Wunder nur ein Plagiat von einem ähnlichen des heiligen Paulus war, indem dieſer Apoſtel nach ſeinem denkwürdigen Schiffbruch die Schlangen auf ewig von jenem begünſtigten Eiland des mittelländiſchen Meers verbannte.

In Indien dagegen, in Südafrika, in Auſtralien und den ſüdlichen Staaten Amerika's, wo das Klima ein tropiſches, die Wälder dick, der Pflanzenwuchs dicht iſt, und wo nur wenige Menſchen leben, vermehren und vervielfältigen ſich die tödtlichen Schlangen. Die als die gefährlichſten bekannten ſind die Cobra de Capello (Brillenſchlange), der Ceraſtes (Hornſchlange), der Tic-Polonga, die Puff-Natter, die Tod-Schlange und die Klapperſchlange. Die erſtgenannte kommt in Indien, Ceylon und den wärmeren Theilen Aſiens häufig vor; ſie iſt ein ſchüchternes, träges, geiſtloſes Geſchöpf, und macht nur ſehr ungern Gebrauch von ihren giftigen Waffen, die bis zum Abwerfen ihrer erſten Haut, wenn ſie 14 Tage alt iſt, machtlos ſeyn ſollen. Unähnlich den übrigen ihres Stammes, lebt die Cobra, verlockt vielleicht durch die Leckerbiſſen des Hühnerhofs und die Feuchtigkeit der Brunnen und Abzugsgräben, lieber in der Nähe menſchlicher Wohnungen. In Ceylon machte man die Bemerkung daß, wenn eine Cobra in der Nähe eines Hauſes getödtet wird, ihre Lebensgefährtin faſt unmittelbar darauf ſicher zum Vorſchein kommt.

Dem Capitän Perceval zufolge erreicht ſie zuweilen eine Länge von fünfzehn Fuß. Die Singaleſen unterſcheiden die hell- und die dunkelgefärbten als Schlangen hoher und niederer Kaſte; ſie betrachten dieſelben mit Verehrung als über dem Menſchen ſtehende Geſchöpfe, welche unerforſchlicher Zwecke halber geruhen der Erde einen Beſuch abzuſtatten. Aus dieſem Grunde tödten die Eingebornen nie eine Schlange, ſondern entledigen ſich ihrer dadurch daß ſie ſie lebendig in einen Sack ſtecken. Die Schlange geht, natürlich genug, am Waſſer ihrer Nahrung nach, und man trifft ſie in einiger Entfernung außerhalb des Meeres. Voller Glauben an die hochherzige Gemüthsart der Cobra, die ſich im Widerwillen dieſes Thiers kundthut die ihm inwohnende Kraft zu zeigen, machen die Singaleſen ſie oft zu ihrem Hausthier, indem die Cobra nie einen der Hausbewohner verletzt, wohl aber Diebe und ſonſtige unberechtigte Eindringlinge abhält. Wenn die Cobra in Wuth geſetzt wird und ſich zum Angriff rüſtet, erhebt ſie den Kopf und den obern Theil ihres Leibes, und wickelt ſich auf um die Schnellkraft zu verſtärken; in dieſem Augenblick wird dann die längs der Seiten des Halſes und an einem Theile des Kopfes liegende Membrane in der Form einer Haube ausgeſpannt, wovon ſie ihren Namen, die „behaubte Schlange," erhalten hat. Man iſt in Ceylon des Glaubens daß jede Entladung ihres Giftes der Cobra ein Glied ihres Schwanzes koſte, und den Kopf der Geſtalt nach krötenartiger werden laſſe — ein abgeſchmackter Irrthum, der wahrſcheinlich von der Exiſtenz einer Art „falſcher Schlange" herrührt, welche an Farbe große Aehnlichkeit mit der Cobra hat, aber einen eidechſenartigen Kopf und einen abgeſtumpften Schwanz beſitzt. Die ungiftige ſchwarze Schlange iſt ein bitterer Feind der Cobra, und im Kampfe gewöhnlich ſiegreich, indem ſie die letztere zu erdrücken ſucht ehe ſie Zeit hat ihr eine Wunde beizubringen; ein anderer Todfeind derſelben iſt der Tic-Polonga, die lebensgefährlichſte Schlange Ceylons.

Der Ceraſtes, oder die gehörnte Natter, verdankt ihren zweiten Beinamen einem Paar Spitzen oder Hörnern, deren Zweck zweifelhaft iſt, und die aus der Mitte der Augenbraue hervorſpringen. Alte Schriftſteller ſagen: dieſe Hörner dienten dazu um der Schlange Vögel als Beute zuzuführen, indem die gefiederten Opfer dieſe Spitzen, wenn ſie über den Sand auftauchten in welchem die Schlange liege, für eben ſo viele Würmer hielten! Sie iſt keineswegs furchtbar an Größe, indem ſie ausgewachſen nur vierzehn Zoll mißt; allein obgleich von äußerſt träger Natur, wird ſie, wenn man ſie zum Zorne reizt, ein ganz anderes Geſchöpf, indem ſie ſich mit wundervoller Raſchheit in allen Richtungen bewegt, und ihrem Feinde mit abgewandtem Kopf näher und näher kriecht, bis ſie in einem zum Angriff geeigneten Abſtand von demſelben iſt; hat ſie einmal angebiſſen, ſo hält ſie ihren Gegner hartnäckig feſt, und ſelbſt wenn ſie auf den Boden geworfen wird, bleibt ſie entweder hundeartig auf dem Platze liegen, oder zieht ſich, wofern ſie dazu gezwungen iſt, nur langſam und widerſtrebend zurück.

Unter die giftigen Schlangen Süd-Afrika's gehören: die Cobra de Capello; die „Schlange eines Zicklein's," ſo genannt von dem Rufe den ſie Nachts hören läßt, und der genau dem Blöcken dieſes Thiers gleicht; die Puffnatter, ein kurzes, dickes, flaches, gefährliches Geſchöpf vom bösartigſten Ausſehen; endlich die Spuckſchlange, von der man glaubt daß ſie, wenn der Wind günſtig, im Stande ſey ihre giftige Flüſſigkeit auf beträchtliche Entfernung fortzuſchleudern, und daß ſie beſonders auf die Augen ihres Gegners ziele. Von einer ſolchen Schlange erhielt Gordon Cumming einmal einen nächt-

[1] Martinique mit der furchtbaren Lanzenſchlange iſt ein Beiſpiel des Gegentheils. D. Red.

Digitized by Google

lichen Besuch, allein mit keiner schlimmeren Wirkung als einem mehrstündigen heftigen Schmerz im Gesicht. Die große Giftschlange Amerika's ist die Klapperschlange, zugleich die langsamste und tödtlichste ihres Geschlechts; sie hat ihren Namen von dem losen Knochenbau am Ende ihres Schwanzes, der stets rasselt oder klappert wenn sie beunruhigt oder gereizt wird. Waterson behauptet, ein Mensch könne auf Schrittweite unbehelligt an ihr vorübergehen, wenn er nur darauf achte es ruhig zu thun. Die Klapperschlange wird selten mehr als sieben Fuß lang, sie häutet sich alljährlich einmal, und viele glauben sie besitze die Macht ihre Beute zu bannen, und sey von so rachsüchtiger Gemüthsart, daß, wenn es ihr nicht gelinge ihren Feind zu bestrafen, sie sich durch einen Biß in den Schwanz selbst tödte! Der Rothwildbock (buck-deer) ist ein erbitterter Vertilger der Klapperschlange; sobald ihm eine zu Gesicht kommt, kreist er raschen Schrittes, und ihr immer näher rückend, um sie herum. Ist er nahe genug, so springt er, seine Füße zusammendrückend, in die Luft, fällt dann auf seinen aufgewickelten Feind herab, schneidet ihn mit seinen scharfen Hufen durch, und macht ihm mit einer Anzahl kräftiger Schläge den Garaus (?). Die brasilischen Ameisen indeß sind noch mächtiger: jede Schlange welche das Unglück hat ihnen den Weg zu versperren, ist im Augenblick mit diesen winzigen Auswanderern bedeckt, gegen welche ihre Fangzähne und Ringeln gleich unmächtig sind. In sehr kurzer Zeit setzt dann das Ameisenheer seinen Weg weiter fort, ein weißes Skelett hinter sich lassend, als Warnung für alle die es angeht. Die Cobra de Capello findet ihren Bewältiger in dem Manguste (Herpestes mangos), der, behend dem Schlag der Schlange ausweichend, ihren Kopf in sein Maul nimmt, und ihn mit einem Biß, der gewöhnlich tödtlich ist, durchbeißt. Sollte dieß nicht der Fall seyn, so richtet der kleine Held seinen Angriff auf den Schwanz seines Widersachers, bis er ihn dazu bringt sich wieder aufzurichten, worauf er den Kopf zum zweitenmal packt und damit dem Kampf und dem Leben der Cobra ein Ende macht. Andere Feinde der Schlange finden sich in dem Schwein, dem Ichneumon, dem Peccary, dem Falken und der gemeinen Katze.

Das Schlangengift ist beim Ausspritzen anfangs etwas schleimig, und wird es in um so höherem Grade wenn es der Luft ausgesetzt ist, während seine Farbe sich vom blaßgelblichen Weiß in Hellgelb verwandelt. Ist es trocken, so löst es sich in ein gelbliches flockiges Harz auf, und wird bei langem Aufbewahren dunkler und minder löslich. Dr. Mead beschreibt sein Aussehen unter dem Mikroskop folgendermaßen: „Anfangs konnte ich nichts entdecken als eine Anzahl in der Flüssigkeit schnell herumschwimmender kleiner Salze, in kurzer Zeit aber war das Aussehen verändert, und die Salztheilchen schossen nun, so zu sagen, in Krystalle von unglaublicher Dünne und Schärfe an, mit einer Art Knoten da und dort, aus denen sie hervorzukommen schienen, so daß das ganze Gewebe gewissermaßen ein Spinnennetz darstellte, obgleich unendlich feiner und winziger, und doch waren gleichwohl diese durchsichtigen Spitzen oder Pfeile so starr, daß sie auf meinem Glase mehrere Monate lang unverändert blieben.“ Wenn zwei oder drei Tropfen Gift mit dreißig oder vierzig Tropfen Blut vermischt wurden, so nahm letzteres eine schwarze Farbe an, und ward gerinnungsunfähig. Innerlich genommen ist das Gift, vorausgesetzt daß die Haut der Zunge, des Gaumens, der Lippen und der Kehle unverletzt ist, ganz unschädlich, und Dr. Russell zufolge so geschmacklos wie reines Wasser; allein selbst wenn man es eine gewisse Zeit lang im trockenen Zustande gehalten hat, und es dann mit Wasser verdünnt, ist es immer noch wirksam und zerstörend, sobald es in das Blut eingespritzt wird.

Bringt man Schlangengift in Pflanzen, so verwelken sie, sterben ab und erlangen ein Aussehen als wenn sie vom Blitz getroffen worden wären. Bei Thieren gehen dem Tode Betäubung, Lethargie, Zittern, Krämpfe, Lähmung des verwundeten Gliedes, Aufblähung des Magens und zuweilen Gerinnung des Bluts voraus. Natürlicherweise erfolgt der Tod, je kleiner das gebissene Thier ist, um so rascher, allein die Schnelligkeit der Wirkung des Giftes wird noch von andern Umständen bedingt. Warmblütige Thiere unterliegen viel schneller als kaltblütige; und wenn die Schlange längere Zeit gefastet hat, ist ihr Biß viel weniger wirksam als wenn sie ihren Hunger regelmäßig gestillt. Dringt das Gift in einen Nerven, so wird das ganze Nervensystem der Empfindlichkeit beraubt, und der Tod erfolgt fast augenblicklich; wird es aber einem verwundeten Muskel mitgetheilt, so ist die Wirkung beträchtlich langsamer, und in sehr fetter Materie ist es beinahe unschädlich. Die in den südamerikanischen Wäldern herumschwärmenden Schweine haben, wie man sagt, eine instinctive Kenntniß von dieser letztern Thatsache, und greifen die Schlangen, für deren Fleisch sie eine Vorliebe haben, mit großer Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit an. Wenn ein Schwein sieht daß eine Klapperschlange sich zum Angriff vorbereitet, so wirft es sich auf seine Kniee nieder, kriecht seitwärts zu ihr hin, nimmt ihre Fangzähne in die fetten Lappen des Kinnbackens auf, dreht ihr dann seinen andern Kinnbacken zu, und läßt sich geduldig einen zweiten Schlag von seinem nicht berechnenden Feind geben, dessen Giftvorrath dadurch auf eine Zeitlang erschöpft ist (?). Nun springt das Schwein auf, drückt seine Vorderfüße auf den Schwanz der hülflosen Schlange, und streift, seinen Triumph und seine Freude durch Grunzen kundgebend, das lebende Fleisch von den Knochen ab. Wenn man in Martinique durch einen Wald geht, treibt man gewöhnlich ein Paar Schweine mit messinggeschützten Schnauzen vor sich her, um den Weg von allen darauf herumliegenden Schlangen zu säubern.

Der hundertste Theil eines Grans Viperngift reicht hin um einen Sperling zu tödten; eine Taube erfordert den sechzehnten Theil, und es wären, wie man vermuthet, mindestens drei Gran vonnöthen um einen Menschen zu tödten.

Im Verlauf einiger auf Ceylon angestellten Experimente ließ man eine Copra de Capello eine Henne beißen, welche in acht Stunden starb; nach Verfluß von drei Tagen wurde von derselben Schlange ein Hahn gebissen; er erkrankte, erlangte aber in vierundzwanzig Stunden seine gewöhnliche Kraft wieder; am nächsten Tage wurden von ihr zwei Hündchen ohne Wir-

Digitized by Google

lung gebissen, und sechzehn Tage später ward ein gleichfalls vergeblicher Versuch an einem andern gemacht. Ein Tic-Polonga lieferte den Beweis daß er eine weit tödtlichere Kraft besaß: er tödtete ein Stück Geflügel in zwei Secunden, und ein anderes, eine halbe Stunde nachher, in eben so vielen Minuten. Man gestattete ihm nun eine Rast von sechs Tagen, worauf er einen nahezu ausgewachsenen Hund in achtundfünfzig Minuten tödtete, und nach Verfluß von vierunddreißig Tagen starb eine Ratte fast augenblicklich von dem Biß dieser Schlange, und doch hatte während der ganzen Zeit — einer Periode von einundzwanzig Wochen — das Reptil nichts gefressen, da es, wie die meisten seines Stamms, alle Arten von Nahrung die man ihm bot abwies, solang es in Gefangenschaft war. Dr. Russell fand daß die giftigste indische Schlange einen Hund in weniger als siebenundzwanzig Minuten nicht tödten konnte; eine Klapperschlange tödtete zwei in fünf Minuten, unmittelbar darauf ein Hühnchen in drei Minuten, eine schwarze Schlange in acht, und brachte sich endlich selbst um, indem sie sich biß und innerhalb zwölf Minuten starb. Eine eingesperrte Klapperschlange, mit welcher man gleich nach ihrer Ankunft in England Proben anstellte, erwies sich als ein ganz anderes Geschöpf. Nachdem sie eine Ratte in zwei Minuten getödtet, weigerte sie sich von einer zweiten, die man ihr zugesellte, weitere Notiz zu nehmen, bis sie gereizt und die Ratte endlich gebissen wurde. Anfangs zeigte diese keine Symptome eines erlittenen Schadens; nach zwanzig Minuten indeß war sie todt. Nun ward eine dritte Ratte in den Käfig gebracht, um die sich die Klapperschlange nicht kümmerte, und beide blieben die Nacht über beisammen. Am nächsten Morgen wurde die Schlange todt gefunden, indem die Ratte sich das Rückenfleisch derselben als Abendmahlzeit hatte schmecken lassen.

Die Wirkungen verderblicher Schlangenbisse auf den Menschen sind sehr verschieden. In einigen Fällen gehen dem Tode Schmerz, Zittern, Durst, Beengung des Athmens und Krämpfe voran; in andern Fällen Kälte, Betäubung und Herzklopfen. Die brennende Schlange Indiens versetzt das Blut in eine Hitze als ob Feuer in den Adern brenne, bis es sich in eine lymphatische Flüssigkeit auflöst, welche aus Augen, Ohren und Nase fließt. Einige Bisse erzeugen Blindheit, andere reißen die Haut auf, bewirken Ausfallen der Haare, und machen die Gliedmaßen empfindungslos und starr. Das Gift des arabischen Böban — einer kleinen dünnen Schlange, deren Biß augenblicklich tödtend seyn soll — verursacht eine außerordentliche Anschwellung des Leibes. Dr. Buckland secirte einmal eine Ratte, die von einer Cobra getödtet worden war, und kratzte dabei an der verwundeten Stelle mit seinem Nagel. Nachdem er die Section beendigt, wollte er mit einem Freund einen Spaziergang machen; allein kaum war er hundert Schritte weit gelangt, so bekam er ein Gefühl als ob ihn jemand auf den Kopf geschlagen habe, während ein scharfer brennender Schmerz seine ganze Brust durchzog. Da er errieth daß er vergiftet worden, so setzte er seinen Freund davon in Kenntniß, und bat ihn er möge ihn nicht niederliegen lassen, sondern, wenn er fallen sollte, Branntwein und Eau de luce anwenden. Wenige Minuten später verlor der Arzt das Bewußtseyn, taumelte hin und her wie ein Betrunkener, während sein Gesicht eine grünlich-gelbe Färbung annahm. Nachdem er einige Zeit gegangen, kehrte seine Besinnung theilweise zurück, und sobald er den Laden eines Chemikers erreicht hatte, stürzte er hinein, ergriff eine Flasche Hirschhorn-Spiritus, und trank, leicht mit Wasser verdünnt, nahezu einen Becher voll aus. In einigen Minuten wiederholte er die Dosis, und gieng nach Hause, da er sich besser fühlte. Er trank dann vier Weingläser voll Branntwein ohne alle berauschende Wirkung, und da er einen scharfen Schmerz unter seinem Daumen-Nagel und den ganzen Arm hinauf fühlte, so saugte er die Stelle aus, und fand daß das Gift in eine Ritze hineingelangt war die er sich beim Reinigen der Nägel Morgens gemacht hatte. Er konnte sich glücklich schätzen daß er dem Tod entrann. Ein Engländer in Rouen, der von einer Klapperschlange gebissen wurde, starb in acht Stunden; Hr. Curling, von den zoologischen Gärten, starb in anderthalb Stunden nach einem von einer Cobra, mit welcher er getändelt, erhaltenen Bisse, und Hrn. Haydon's Schwiegersohn erfuhr ein ähnliches Schicksal binnen zweier Stunden. Ein Zimmermann, der eine eingesperrte Klapperschlange mit seinem Richtholz neckte, ließ dieses in den Käfig fallen, und wurde beim Herausnehmen desselben von dem unwilligen Thiere gebissen. Er ward in ein Hospital gebracht, hatte den Beistand der besten Chirurgen in London, und widerstand den Wirkungen des Giftes gerade lang genug um Hoffnung auf Wiedergenesung zu schöpfen; allein er vermochte doch die heftige Wirkung des Giftes nicht zu überwinden, und starb endlich. Ein anderer Mann, der in den Finger gebissen wurde, hatte die Geistesgegenwart die Wunde augenblicklich auszusaugen; seine Unterlippe und Zunge schwollen an, er stammelte im Sprechen, und verlor theilweise seine Sinne; man wandte eine Quantität Oel und warmes Wasser als Brechmittel an, schnitt eine lebendige Taube auf und legte sie auf die Wunde. Zwei Stunden später ward das Fleisch cauterisirt, er erlangte seine Sprache und seine Sinne wieder, und war bald außer aller Gefahr.

Wenn wir uns erinnern daß Regulus und sein Heer für die Tödtung einer Boa-Constrictor eine Ovation (d. h. einen kleinen Triumphzug) erhielten, so dürfen wir uns nicht wundern daß die Alten sich einbildeten: das größte Uebel welches einen Menschen befallen könne, sey das von einer Schlange gebissen zu werden. Plinius führt unzählige Arten von Gegenmitteln wider das Gift an. Neuere Gegengifte sind ebenso mannichfaltig wie Heilmittel für die Gicht oder das Zahnweh. Alte Kräuterkundige empfehlen Basilikum, Natternzunge, Farnkraut, Pfeffermünze und Pastinak. Viperfänger gebrauchen warmes Olivenöl. In Amerika setzt man Vertrauen in Whiskey, virginische Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria) oder eine Mischung von Alkohol, Hirschhorn und Amberöl, bekannt als Eau de luce. Loskiel sagt: das wirksamste Heilmittel gegen den Schlangenbiß sey die Klapperschlangwurzel (Polygala Senega), welche in Menge an den Orten wächst die von diesen Reptilien unsicher

Digitized by Google

gemacht werden. Spaniſche Schriftſteller preiſen die Carthagena-Bohne, Cayenne-Pfeffer und Rum an. Cap-Boeren legen ein geſchnittenes Stück Geflügel oder einen Froſch auf die Wunde bis das Thier ſtirbt; ein zweites und drittes folgt, bis eines gefunden wird das die Operation überlebt, und dann, wie man vermuthet, alles Gift herausgezogen und die Heilung vollſtändig iſt. In Indien glauben die Eingebornen an die Tandſchor-Pille, welche Arſenik als Baſis hat. Dieſen Umſtand benützend, wandte Dr. Ireland während ſeines Aufenthalts in St. Lucia Fowlers Arſeniklöſung in Gaben von zwei Drachmen mit großem Erfolg an; trotz alle dem aber ſcheint das einfachſte, bereiteſte und zuverläſſigſte Heilmittel darin zu beſtehen die Wunde mit einem Meſſer auszuſchneiden und das Gift auszuſaugen.

Die japaneſiſchen Soldaten eſſen ſogar Schlangen um ſich Muth einzuflößen; die nordamerikaniſchen Indianer halten getrocknete Klapperſchlangen, wenn ſie geröſtet werden, für einen Leckerbiſſen; auch Chineſen und Abeſſinier ſind keine Verächter der Schlangen. In Algerien beſteht eine religiöſe Secte, deren Anhänger, wenn ſie eine Schlange ſpeiſen wollen, nicht erſt die Fangzähne entfernen, indem ſie der Lehre ihres Gründers zufolge behaupten daß das Gift ihnen nicht ſchaden könne. Die Araber welche in den zoologiſchen Gärten als Schlangenbeſchwörer auftraten, ſagten: ſie gehörten zu dem Stamme der Rufaiah der die Geheimniſſe der Kunſt einer Generation nach der andern vererbt habe, und über den das Gift keine Macht beſitze. In Aegypten ſoll dieß bei einigen Familien ebenſo der Fall ſeyn, und Bruce erklärt: die Eingebornen des Sennaar empfänden keine nachtheiligen Folgen vom Biſſe der Schlangen oder Scorpionen, und ſpielten unbedenklich mit denſelben. Er glaubte daß das Kauen gewiſſer Vegetabilien und das Waſchen derſelben in einem Aufguß von gewiſſen Pflanzen den Fremden eine ähnliche Kraft mittheilen würde; allein obgleich er alle erforderlichen Materialien beſaß, ſo hatte er doch nicht den Muth den Verſuch an ſich ſelbſt zu machen. Obſchon man ſagte daß die Schlangenbeſchwörer ihre Künſte mit fangzahnloſen Schlangen machten, ſo iſt dieß doch noch keine erwieſene Thatſache; ſicherlich iſt es nicht allwegs der Fall. Haſſelquiſt, Bruce, Davy und Tennent bezeugen insgeſammt das Gegentheil; der letztere ſah daß ein Schlangenbeſchwörer, von dem Spott ſeiner Zuhörer gedrängt, ſich mit einer Cobra einige Freiheiten erlaubte welche dieſe nicht gewohnt war, und ſcharf ahndete, ſo daß der Mann noch an dem nämlichen Abend ſtarb. Wir ſind mit Hrn. Davy geneigt zu glauben daß der Zauber im Vertrauen und Muth ſowie in der Kenntniß beſteht daß die Cobra eine große Abneigung gegen den Gebrauch ihrer Waffen hat, und nie angreift ohne eine vorgängige Drohung. In der That können wir ſchließlich bemerken daß die giftigen Schlangen trotz allem nicht ſo ſchwarz ſind wie man ſie malt. Sir E. Tennent iſt nicht im Stande geweſen Kenntniß von dem Tode auch nur eines einzigen Europäers durch Schlangenbiß zu erhalten, und obgleich in fünf Jahren 68 Todesfälle von den Coroners Ceylons als den Schlangen zuſchreibbar regiſtrirt wurden, ſo waren doch die meiſten davon Weiber und Kinder, und faſt ſtets war der Biß bei Nacht vorgekommen. Ueberhaupt ſtimmen alle welche über das Schlangengeſchlecht Studien gemacht, darin überein daß dieſe Thiere ihre Waffen gegen den Menſchen nur unter drei Umſtänden gebrauchen: wenn ſie in körperliche Furcht für ſich ſelbſt geſetzt werden; wenn man ſie tritt; oder, was ſie am meiſten aufreizt, wenn man ſie in ihrer Begattung unterbricht.

Zur Kunde von Konſtantinopel.

Mit Vergnügen iſt aus der kürzlich erſchienenen Schrift Dempwolffs [1] zu erſehen daß in Konſtantinopel, „dem Sitze der Glückſeligkeit," dem „erhabenen Sitze," deutſche Elemente immer mehr Platz greifen. Denn da gibt es nun daſelbſt: eine deutſche Brauerei von Hrn. Wieland (auf der aſiatiſchen Seite des Bosporus in einem breiten und pittoresken Thal), ein deutſches Gaſthaus „zur Stadt Peſth," ein Geſellſchaftshaus des deutſchen Vereins Teutonia, eine deutſche Buchhandlung in einem glasbedeckten Bazar, Eigenthum der Gebrüder Köhler, eine deutſche Conditorei von Baltzer, da hat „durch deutſche Frauen die Hebammenſchule eine durchaus befriedigende Geſtalt gewonnen."

Aus den verſchiedenen intereſſanten Mittheilungen über Konſtantinopolitaniſche Verhältniſſe und Zuſtände, welche ſich in den ſieben Abſchnitten [2] der genannten Schrift zerſtreut vorfinden, möchten wir hier zwei, eine über das Unterrichtsweſen in der türkiſchen Hauptſtadt, die andere über die dortigen kaiſerlichen Marſtälle hervorheben.

Die auf das Unterrichtsweſen ſich beziehende lautet im Auszug alſo: „Die alten Inſtitutionen beſtehen aus Primärſchulen (mekteb), in welchen die Kinder beider Geſchlechter im Leſen, Schreiben und dem Rituale des Islams unterrichtet werden. Das Schreiben beſteht in einfachem Buchſtaben-Nachmalen; das Leſen wird nur unvollkommen erlernt. Aus dieſen Schulen gehen die Knaben nach erreichter Pubertät in eine Art Lyceen (medresse) über, wo ſie ſich die türkiſche,

---

[1] Ihr vollſtändiger Titel iſt: Konſtantinopel. Ein Führer für Reiſende nach Stambul. Von G. Dempwolff. Mit Anſicht und Plan von Konſtantinopel. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1860.

[2] In dem erſten Abſchnitt wird die Reiſe nach Stambul zu Land und zur See abgehandelt.

Der zweite Abſchnitt ſchildert die Einfahrt durch den Bosporus und die durch die Dardanellen.

Der dritte Abſchnitt beſchreibt den Hafen der Stadt, die Quarantäne und das Zollamt.

Der vierte Abſchnitt Galata und Pera.

Der fünfte Abſchnitt läßt ſich aus über Landausflüge auf der Seite von Pera.

Der ſechste Abſchnitt iſt ein Wegweiſer durch Stambul, die eigentliche Türkenſtadt.

Der ſiebente Abſchnitt endlich gibt einen Spaziergang durch Scutari.

Digitized by Google

arabiſche und perſiſche Sprache, die Syntax, Rhetorik, Poeſie, Logik, Philoſophie und die Geſetzeskunde aneignen können. Es herrſcht eine merkwürdige Uebereinſtimmung des uralten orientaliſchen Studienplans mit dem von den Jeſuiten adoptirten. Der urſprünglichen Inſtitution gemäß iſt der Unterricht unentgeltlich, und für arme Studenten bieten die Medreſſe Wohnzellen und fromme Stiftungen den nöthigen Lebensunterhalt. Die öffentlichen Lehrer ſind geprüft und gehören der ſogenannten Ulema- oder Gelehrtenclaſſe an. Die neuen Inſtitute beſtehen in ſogenannten Mekteb-Ruſchdieh, die mit höhern Bürgerſchulen verglichen werden können. Dieſe Schulen ſollten ein Mittelglied zwiſchen den Primärſchulen und den ſpeciellen Standesſchulen, den Facultäten, abgeben. Die ſpeciellen Schulen ſind die Militär-Ingenieurſchule, die Militär-Mediciuſchule und die Kriegsſchule. Die Schüler dieſer Schulen werden nicht nur vom Staat verpflegt und bekleidet, ſondern erhalten auch nach ihrer Claſſe einen Gehalt, der vom Solde des gemeinen Soldaten bis zu dem des Lieutenants ſteigt; ſie können aber nicht aus der Schule austreten, ohne die bisher für ſie gemachten Auslagen baar zu erſetzen. Das immenſe, aber immer noch unvollendete Univerſitätsgebäude (dar-ül-ilm), gegenüber der Aja-Sophia (bei unſerm Beſuch Konſtantinopels im Jahr 1847 hatte der Bau ſchon begonnen) ſollte die vereinzelten Lyceen in ſich aufnehmen, und Lehrer und Schüler unter eine directe Controle der Regierung ſtellen, aber während Millionen auf nutzloſe Dinge vergeudet werden, findet man nicht die keineswegs mehr beträchtliche Summe zur endlichen Ausführung eines ſo nützlichen Werks."

Die andere auf die kaiſerlichen Marſtälle ſich beziehende Mittheilung lautet alſo: „Obgleich der Sultan Länder zu beherrſchen vermeint, deren Pferderacen alles übertreffen an Güte und Schönheit, ſo hat kein Souverän der Welt einen erbärmlichern Marſtall. Außer einigen Leibreitpferden, die, kaum oberflächlich abgerieben, ihm vorgeführt werden, und durch veralteten Schmutz an Mauken und Strahlſäule leiden, aber von arabiſcher Race ſiud, obgleich keines vom edelſten Blut, beſitzt der kaiſerliche Reitſtall nur Mähren die man kaum in Miſtkarren ſpannen möchte, mit zerriſſenem Riemenzeug und dergleichen Schabraken, mit verroſteten Gebiſſen und Steigbügeln ausgerüſtet, während der Zugſtall durchweg ſchlechte europäiſche Gäule enthält, die, um enorme Preiſe angekauft, ebenſo ſchlecht abgewartet ſind und unter den ſilberbeſchlagenen Geſchirren ſich erbärmlich ausnehmen, ſowie ſie durchaus nicht zu den Prachtcarroſſen paſſen, die um ihren zehnfachen Werth (in Wien und in Paris) aufgekauft werden."

Von den gegebenen Rathſchlägen iſt beſonders der beherzigenswerth daß man ſich dem Orientalen gegenüber nie ereifern dürfe. Während ein Europäer, berichtet unſer Wegweiſer, ſich auf einem türkiſchen Amt einer Geringfügigkeit wegen erhitzte, ſagte uns der Amtsvorſteher ganz ruhig: „Ich wollte heut Abend nach Pera ins Theater gehen; da ich aber hier ſchon eine fränkiſche Komödie unentgeltlich anſehe, ſo erſpare ich mir den Weg und das Eintrittsgeld."

In Betreff der Kaik, der kleinen Fahrzeuge, die zu Tauſenden um das goldene Horn herumfahren, wäre der Rath zu ertheilen geweſen daß man ſich zu ſeiner Sicherheit, beim Einſteigen ſofort auf den Boden, mit geſtreckten Beinen, niederzulaſſen habe.

Briefe aus der Ferne.

4. Ein Beſuch bei den Schaugmaos, den chineſiſchen Rebellen.

Die Geſchichte der chineſiſchen Rebellion iſt eine lange und blutige. Im Jahre 1850 erhob ſich in der Süd-Provinz Kwangſi ein Mann, Namens Hung-ſiu-tſeuen. Er predigte offene Empörung gegen die herrſchende Dynaſtie der Mantſchuren, und verkündete daß Schang-ti, der große, einzige Gott, ihn geſandt habe um die Götzen und ihre Diener zu zerſtören und die Religion der Wahrheit über das himmliche Reich zu verbreiten. Er nahm den Namen Tai-ping-wan, Herrſcher der allgemeinen Glückſeligkeit, an, und überließ die Verwaltung ſeines großen, aber noch zu erobernden Reiches fünf Königen: Yang-ſin-tſing, dem König des Oſtens, Sian-chali-hwuy, dem König des Weſtens, Tung-yun-ſan, dem König des Südens, Wei-ching, dem König des Nordens, und Schi-ta-kai, dem aſſiſtirenden König. Um dieſe ſechs Männer verſammelten ſich in kurzer Zeit Tauſende von Fanatikern und Tauſend und Abertauſende von Banditen und Räubern und Rebellen. Sie ließen ſich das Haupthaar wachſen, wanden einen rothen Turban darum und nannten ſich Schangmaos, die Langhaarigen, oder Tai-pings, die Bürger des Reiches der allgemeinen Glückſeligkeit. Dann zogen ſie vorwärts gen Norden, auf Peking zu. Unüberſehbare Ebenen, große Ströme, hohe Berge trennten ſie von dem fernen Ziel ihrer Reiſe, aber unaufhaltſam wälzten ſie ſich vorwärts.

Der Kaiſer ſandte Armeen gegen ſie, die Armeen wurden geſchlagen, die Bürger verſchloſſen die Thore ihrer großen Städte, — die Thore wurden geſprengt. Tod und Verwüſtung war die Spur der Rebellen, und dieſe Spur ward länger und länger, bis ein blutiger, dampfender Faden die ſchönſte Hälfte des größten Reiches der Erde durchzog. Im März 1853 befanden ſich die Rebellen vor Nanking, und nach kurzem Kampf zogen ſie als Sieger in die alte Hauptſtadt des himmliſchen Reiches ein. Die mantſchuriſche Beſatzung wurde niedergemetzelt. „Wir haben alle Tartaren getödtet, ſagten die Schangmaos ſpäter, wir haben weder der Weiber noch der Kinder geſchont und haben die Leichname der Götzendiener in den Yang-tſe-kiang geworfen."

Nachdem dieß vollbracht war, ließ ſich Hung in Nanking nieder, und ſeitdem hat man nur wenig von ihm gehört. Zu verſchiedenenmalen ſagte man, er ſey geſtorben, aber immer wieder ward dieſem Gerüchte widerſprochen, und ganz kürzlich erfuhr man daß der „himmliſche König" fortfahre ſein Religionsſyſtem auszuarbeiten. Von ſeinen fünf Mitregenten waren zwei auf dem Wege nach Nanking im Kampfe gegen die Kaiſerlichen erſchlagen worden. Unter den übrig

Digitized by Google

gebliebenen hatte sich Yan, der König des Ostens, die Oberherrschaft angemaßt. Aber sein Ehrgeiz verleitete ihn zu einer Empörung gegen Hung, und dieser ließ ihn durch Wei, König des Nordens, nächtlich ergreifen und mit allen seinen Anhängern tödten. Gleich darauf fiel auch Wei, Opfer eines Streites mit Schitakai, und dieser, der sogenannte assistirende König, wurde sonach unter Hung, dem himmlischen König, oberster Verwalter des Reichs und Generalissimus der Taiping-Armeen.

Diese Armeen waren seit der Einnahme von Nanking nicht müßig gewesen. Ein verwegener Handstreich, mit dem die Einnahme von Peking bezweckt worden war, und die, sagt man, mehr als 100,000 Taipings das Leben gekostet hatte, war zwar fehlgeschlagen, aber die Kraft der Rebellen war nicht gebrochen. Manche große, reiche Stadt: Schang-sha, Han-yan, Wushang, Han-king, Yan-schan, Schin-kiang und viele andere waren successive ihre Beute und Hungs geheimnißvolles Reich in Nanking war nur selten durch Nachricht von Niederlage der Seinen getrübt worden.

Zu Anfang dieses Jahres 1860 waren jedoch die Rebellen ziemlich eng eingeschlossen. Die Kaiserlichen hatten sich vor Nanking gelagert, und ihr General schien ruhig abwarten zu wollen daß der Hunger die Taipings zur Uebergabe zwinge. Dahin wollten es aber die Rebellen nicht kommen lassen. Sie wußten daß sie gewisser Tod erwartete, wenn sie in die Hände der Mantschuren fielen, und beschlossen deßhalb dieselben zurückzuschlagen oder ihr Leben theuer zu verkaufen. Die Ausführung dieses Entschlusses ward mit vollem Erfolg gekrönt. Die kaiserliche Armee ward vernichtet, das große kaiserliche Lager mit allen Mund- und Waffenvorräthen fiel in die Hände der Rebellen, und siegreich drangen diese darauf bis nach den beiden reichen Städten Han-tschau und Su-tschau vor. Han-tschau, das „Paradies auf Erden" (oben ist der Himmel, sagen die Chinesen, aber unten ist Han-tschau) blieb nur kurze Zeit in der Macht der Schangmaos. Die Kaiserlichen vertrieben sie wieder nach wenigen Tagen, aber ihr kurzer Aufenthalt hatte furchtbares Unheil angerichtet. Männer, Weiber und Kinder, die sich nicht durch die Flucht hatten retten können, hatten sich selbst den Tod gegeben um den Rebellen zu entgehen. Der Selbstmord war eine Epidemie geworden. 40,000 Leute ertränkten sich. Die Gerüchte von solchen Gräuelscenen sind unglaublich, und sind doch nur der Ausdruck der strengen Wahrheit. Ich verweise zur Bestätigung meiner Aussagen auf die speciellen Berichte, die in den englischen Zeitungen von China veröffentlicht worden sind.

Han-tschau war sonach wieder kaiserlich geworden, aber Su-tschau, die Capitale der Seiden-Provinz Kiang-su, eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern, unter denen sich die reichsten Männer von China befinden, Su-tschau war in den Händen der Rebellen geblieben. Diese Stadt befindet sich in der Nähe von Schang-hai und Schang-hai wird mit vollem Recht „der Hafen von Su-tschau" genannt. Die erste Aufregung unter den Europäern machte sonach bald einer großen und allgemeinen Neugierde Platz. Man wünschte zu wissen was die Rebellen in Su-tschau treiben, ob sie den Handel tödten würden oder nicht, ob sie den Fremden freundlich oder feindlich gesinnt seyen u. s. w. Aber niemand hatte so recht den Muth diese Fragen an die Taiping zu richten, bis sich ganz plötzlich drei protestantische Missionäre fanden, die bald darauf Antwort brachten. Diese Männer waren nach Su-tschau gegangen, dort mit Freundlichkeit und Ehrerbietung empfangen worden und hatten eine lange Unterredung mit dem Führer der Rebellen gehabt, der ihnen die religiösen Grundsätze seiner Glaubensgenossen auseinander gesetzt und den Wunsch ausgedrückt hatte mit den in Schang-hai ansässigen Fremden fortwährend auf freundschaftlichem Fuße zu leben.

Die Religion der Schangmaos hatte sich wenig seit ihrem Ursprung, der ziemlich genau gekannt ist, geändert. Die Bibel, die vollständig übersetzt und ziemlich verbreitet war, galt als das Fundament des ganzen Systems. Der Glaube an die Dreinigkeit wich nur wenig von den reinen christlichen Dogmen ab. Christus wurde als Erlöser der Welt verehrt, aber Hung führte den Namen Tung-pan-ti-hiung, natürlicher Bruder Christi, und seine Mission im Osten hatte viel Aehnlichkeit mit der des Heilands im Westen. Polygamie war geduldet, der Sonntag wurde wie bei den Christen gefeiert. Das Sacrament des Abendmahls war nicht gekannt; der Genuß von Wein und Opium war streng verboten. Der Rebellenhäuptling drückte zu verschiedenenmalen den Wunsch aus christliche Missionäre in Nanking zu sehen. Er sagte daß es ihm nicht unbekannt wäre daß ihre Glaubenslehre noch geläutert werden müsse; daß die Missionäre in diesem Sinn viel Gutes wirken, und daß sie jedenfalls von hoch und niedrig mit größter Ehrerbietung behandelt werden würden.

Diese Berichte veranlaßten mehrere andere Missionäre und bald auch einige Kaufleute in das Innere zu gehen. Viele hatten große Unannehmlichkeiten während ihrer Reise zu dulden gehabt, aber den meisten war es gelungen bis in das Lager der Rebellen vorzudringen, und alle diese waren dort, zuerst mit großer Freundlichkeit, und auch zuletzt noch, nachdem Briefe von den Rebellen an den englischen Minister ohne Antwort geblieben waren, mit Gastfreundlichkeit aufgenommen worden.

Ich hatte seit langer Zeit lebhaft gewünscht mich einer Excursion nach Su-tschau anschließen zu können, aber es hatte sich mir keine passende Gelegenheit dazu gefunden. Endlich vor 10 Tagen bot mir einer meiner Bekannten an mich in seinem Boot dorthin zu führen. Meine Vorbereitungen zur Reise waren rasch fertig, und am 3 August verließen wir Schanghai.

Die Boote, deren sich die Europäer bedienen um auf den Canälen zu reisen, sind sehr bequem eingerichtet. Man findet darin eine geräumige Cajüte, in der, außer zwei Feldbetten, die während des Tages als Sophas benutzt werden, auch noch ein Tisch für vier Personen und zwei oder drei Bambus-Rohrsessel Platz finden. Die Kaufleute von Schanghai sind sehr reich, oder vielmehr, alles was zum Leben gehört, ist in Schanghai so theuer daß Gold dort billiger ist als in einem andern Theile der Welt. Wenn sonach ein Kaufmann eine

Digitized by Google

Ausgabe macht um sich ein Vergnügen zu verschaffen, so kommt es ihm in der Regel nicht sehr darauf an einige 100 Dollars mehr oder weniger darauf zu verwenden. Es gibt der Vergnügungen nicht viel in Schanghai, aber man findet dort Gelegenheit alles für Geld anschaffen zu können; darum sind auch die Wohnungen der Kaufleute wirklich prinzlich ausgestattet, und darum war auch unsere Cajüte mit allem möglichen Comfort versehen. Ich fand dort eine gute Bibliothek, Schreibmaterialien und bequeme große Sessel. Für Essen und Trinken hatte mein freundlicher Wirth ebenfalls aufs beste gesorgt, und wir traten somit unsere Reise guten Muthes an.

Wir hatten Schanghai nach Sonnenuntergang verlassen; jetzt war es Nacht geworden. Die leise plätschernde Fluth trug uns rasch vorwärts, und das Geräusch der Stadt lag bereits weit hinter uns. Der volle Mond war aufgegangen, und sein mildes Licht lag auf der weiten stillen Ebene und spiegelte sich in den wellenlosen, sanft dahinströmenden Wassern. Von Zeit zu Zeit glitten wir an einer Flußdschunke vorüber, oder begegneten einem andern Boote; dann bellten die wachsamen Hunde welche die Fremden aus großer Entfernung wittern, und unsere Schiffsleute wechselten einige Worte mit den andern; das verhallte aber bald, und dann sank alles wieder in den tiefen Frieden der Nacht.

Wir hatten uns vorgenommen während der Nacht zu wachen und am Tag zu schlafen. Nun in der stillen Dunkelheit überfiel uns aber doch die Müdigkeit, und beide schliefen wir ein. Der Tag dämmerte bereits als wir durch lautes Schreien geweckt wurden. Ich sprang rasch vom Sopha auf und verließ die Cajüte, um zu sehen was draußen vorgieng. Wir lagen vor einer Brücke, durch die man uns nicht passiren lassen wollte. Ein dicker langer Balken war mit eisernen Ketten vor dem Bogen, durch den wir fahren wollten, befestigt, und der Brückenwächter von einem Dutzend schreiender Chinesen umringt, weigerte sich dieselben fortzuräumen. Man muß in China gewesen seyn um zu wissen welch einen Lärm ein Wortstreit verursachen kann. Wenn unsere Bootsleute, der Brückenwächter und sein Gefolge alle am Spieß gesteckt hätten, so hätten sie nicht lauter schreien können als sie es thaten. Ich brachte zunächst unsere Schiffer zum Schweigen, was den Lärm um die Hälfte verringerte, ließ dann das Boot an das Ufer fahren, und stieg dort aus; der Brückenwächter hatte sich mittlerweile auch beruhigt, kam mir ganz freundlich entgegen, und erklärte mir daß sich so viel schlechtes Gesindel auf dem Canal umhertreibe, daß beschlossen worden sey die Brücke von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang versperrt zu halten, um dadurch nächtlichem Ueberfall und Brandstiftung in dem dichtanliegenden Dorf vorzubeugen. Ich fand dieß sehr natürlich und sehr weise, sagte ihm aber daß, wenn wir uns als ehrliche Leute legitimiren könnten und ihm eine kleine Belohnung für verursachte Mühe gäben, er wohl den Balken auf kurze Zeit beiseite schieben und uns gestatten könnte unsere Reise fortzusetzen. Er fand dieß ebenfalls sehr vernünftig, und nach wenigen Minuten schwammen wir wieder ungehindert dahin. Wir befanden uns in einem ansehnlichen Dorfe, dessen Hauptstraße der Canal war; aber es war noch sehr früh, und nur hin und wieder erblickten wir den Kopf eines Neugierigen oder Aengstlichen, den das Hundegebell aus dem Schlaf erweckt hatte. Das Dorf war noch nicht von den Rebellen verheert worden, und ich bemerkte im ersten Augenblicke wenig außergewöhnliches. Mein Begleiter machte mich jedoch auf die zahlreichen Flußdschunken aufmerksam, die in dicht gedrängten Reihen auf beiden Seiten des Canals lagen, und voll mit Möbeln und Gütern aller Art waren. Nachdem das Treiben der Rebellen bekannt geworden ist, finden dieselben nur gewöhnlich spärliche Beute in einer eroberten Stadt oder einem genommenen Dorfe. Die Einwohner der bedrohten Ortschaften stellen nämlich Wachen aus, die sich dem nächstgelegenen Rebellenlager auf eine ganz kurze Entfernung nähern.

Diese überwachen jede Bewegung der Taipings, so daß die Bewohner der von ihnen zu erobernden Städte und Dörfer immer einige Stunden vorher von ihrem Nahen unterrichtet werden. Dann entflieht was entfliehen kann. Männer, Weiber, Kinder schaaren sich um ihre Habe, die vorher bereits in eine Dschunke gebracht worden ist, und diese von kräftigen, geschickten, zahlreichen Armen getrieben, schwimmt dann rasch den Canal oder Fluß hinunter, bis ein Platz erreicht wird, in dem noch Sicherheit zu herrschen scheint. Dort lassen sich dann zahlreiche Familien nieder. Die Chinesen sind daran gewöhnt sich mit wenig Raum und mit wenig Luft zu begnügen, und scheinen sich sobald die erste Furcht vorüber ist, in ihrer neuen, engen Wohnung, dem Boote, gar wohl zu befinden. Ich habe viel solcher Geflüchteter in Schanghai und in der Umgegend gesehen, und habe mich oft über die Ruhe gewundert mit der sie in ihr trauriges Schicksal ergeben schienen. Erfahren sie daß die Taipings ihre Heimath wieder verlassen haben, so kehren sie dahin zurück. Gewöhnlich finden sie dann nur noch Ruinen und Brandstätten; aber wenn sich der Feind nur einigermaßen aus der Nähe verzogen hat, so versäumen die Heimgekehrten keinen Augenblick um den erduldeten Schaden so viel als möglich wieder gut zu machen. Der Chinese hat eine außerordentliche Kraft Ungemach aller Art zu ertragen, und verzweifelt nur und gibt sich nur dann auf, wenn er nach reiflicher Ueberlegung wirklich keine mögliche Rettung vor sich sieht. Dann erträgt er den Tod oder gibt ihn sich selber in stummer Apathie. Dieß erklärt, warum die Verheerungen der Rebellion die reichsten Provinzen China's nur stellenweise und momentan verarmt, aber keineswegs ruinirt haben. Jeder Augenblick der Ruhe ist dort stets sofort benutzt worden, und niedergerissene, zerstörte Städte sind im Verlauf von wenigen Jahren zwei- und dreimal wieder aufgebaut worden. Im Herzen von China, am Yan-tse-kiang, liegen dicht nebeneinander drei bedeutende Handelsstädte: Wuchang, Hanyang und Hankau. Dreimal seit sieben Jahren sind diese unglücklichen Städte von den Rebellen heimgesucht worden, und dreimal haben die Rebellen dort blühenden Handel und Reichthum gefunden, und Tod und Verwüstung hinterlassen. Der französische Missionär Huc besuchte Hankau vor langen Jahren und gab die Gesammtbevölkerung von Hankau, Wuchan und Hanyang auf acht Millionen an. Lord Elgin

Digitized by Google

fand nur noch drei bis vier Millionen Einwohner dort vor, aber diese drei bis vier Millionen Menschen hatten sich wieder in zwei Jahren zusammen gefunden, und trotz der drohenden Nähe der Taipings herrschte unter ihnen die größte Geschäftsthätigkeit.

Nachdem wir das lange Dorf hinter uns gelassen hatten, befanden wir uns in einer weiten grünen Ebene, in der alles ruhig und still war. Die Sonne war aufgegangen und beleuchtete das fruchtbare Land, auf dem alles blühte und grünte und zur Ernte einzuladen schien, aber keine Feldarbeiter, kein menschliches Wesen war zu sehen. Das reiche Korn war nur der Verwüstung und Zerstörung gesäet und gereift worden. Die Leiche einer Frau, die uns mit aufwärts gekehrtem Gesicht langsam entgegengeschwommen kam, zeigte uns daß wir uns den Rebellen näherten. Hinter uns lagen die bedrohten und beängstigten Ortschaften, vor uns erstreckte sich das verheerte Land. Wir befanden uns augenblicklich in dem schmalen, ruhig und friedlich blühenden Landstrich, der die beiden Lager, das der Rebellen und das der Kaiserlichen trennte. Von letzterm hatten wir nichts bemerkt, es sey denn daß der Brückenwächter, der uns versucht hatte uns auf unserm Weg aufzuhalten, ein Soldat der kaiserlichen Armee war.

Wir fuhren noch eine volle Stunde lang ruhig weiter vorwärts, ohne irgendeine Veränderung um uns her vorgehen zu sehen, und gelangten dann an eine der hohen, aus einem Bogen bestehenden Brücken, die man zu vielen Hunderten auf den chinesischen Canälen antrifft. Wir stiegen dort aus um uns zu orientiren, und gewahrten als wir auf der Brücke standen das Rebellenlager dicht vor uns. Die Wachen, deren äußerste Vorposten sich der Brücke bis auf einige hundert Schritte näherten, gewahrten uns ebenfalls, aber schienen sich wenig oder gar nicht darum zu bekümmern. Wir beschlossen, bevor wir weiter vordrängen, zu frühstücken. Um dabei nicht gestört zu werden, fuhren wir nach einem kleinen Nebencanal zurück, den wir vor ungefähr 10 Minuten passirt hatten. Kaum war aber unser Boot darin 50—60 Schritte vorgedrungen, als ein höchst unangenehmer Gestank unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir fuhren noch immer vorwärts, in der Meinung daß vielleicht am Ufer ein verwesender Cadaver liege, aber der Uebelgeruch ward stärker, fast unerträglich, und plötzlich sahen wir vor uns ein erschreckliches Schauspiel. Am äußersten Ende des Canals, der einen Sack bildete, und vielleicht 500 Schritte lang war, schwamm eine große bunte Masse, die, als wir sie genauer betrachteten, sich in zahlreiche einzelne Körper, in menschliche Leichen, auflöste. Mein Begleiter ward ganz unwohl und von heftigem Erbrechen ergriffen, und ich mußte rasch ein Glas Branntwein trinken, und mir den Kopf und die Stirne mit Eau de Cologne waschen, um einem ähnlichen Anfall zu entgehen.

Wir kehrten natürlich rasch wieder um, aber unser Appetit war dahin. Meines Freundes wegen, der noch sehr angegriffen war und todtenblaß aussah, beschlossen wir jedoch am Ausgang des Canals einen kurzen Halt zu machen. Als wir sodann nach einer halben Stunde unsere Reise fortsetzen wollten, weigerten sich die Bootsleute uns weiter zu führen. Ich versuchte Ermahnungen, Aufmunterungen, Drohungen. Es nützte nichts. Ich versprach ihnen doppeltes Fahrgeld, ich sagte ihnen daß sie nicht einen Sapek bekommen würden, und daß ich sie ins Gefängniß werfen lassen würde. Sie blieben halsstarrig. Da blieb mir denn wirklich nichts weiter übrig als zu einem höchst unangenehmen Expediens meine Zuflucht zu nehmen. Ich faßte den obersten Bootsführer am Kragen und verabreichte ihm ohne Zorn, aber mit gehöriger Kraft eine tüchtige Tracht Prügel. Sodann erklärte ich ihm daß mein Freund den ersten Mann, der es versuchen sollte zu entfliehen, niederschießen würde; und daß ich nun zu Fuß zu den Rebellen gehen würde, um mich über sein und seiner Leute treuloses, feiges Benehmen zu beklagen und sie sämmtlich als Kaiserliche zu denunciren; dieß wirkte endlich. Der Bootsführer bat mich, nicht ans Land zu gehen, stellte sich tief seufzend an das Ruder, und wir setzten endlich unsere auf so unangenehme Weise unterbrochene Reise fort. Als wir wieder zur Brücke gelangten, fanden wir dort fünf Soldaten, die uns durch Zeichen bedeuteten anzuhalten. Wir näherten uns sofort dem Ufer und hatten dort ein kurzes Verhör zu bestehen. Man fragte uns, woher wir kämen, wohin wir giengen, was wir wollten und wer wir wären. Wir antworteten daß wir von Schanghai kämen, nach Sutschau wollten und Reisende aus dem fernen Westen wären, die den Osten nicht verlassen wollten ohne, wenn es möglich wäre, einige der Führer der großen chinesischen Rebellion kennen gelernt zu haben. Der Officier fragte uns sodann ob wir an den großen einzigen Gott glaubten. Da wir aber zu bemerken meinten daß der Mann einen ganz unbedeutenden Rang bekleidete und sich durch dieß Verhör, zu dem er vielleicht gar nicht berechtigt war, einige Wichtigkeit zu geben wünschte, so erwiederten wir daß wir auf alle diese Fragen gern Red- und Antwort stehen würden, wenn er uns in die Nähe seines Generals führen wollte. Er willigte sofort ein, und stieg mit zwei seiner Soldaten an Bord unseres Bootes, während die zwei andern Soldaten zu Fuß dem Lager zueilten, wahrscheinlich um dort unsere Ankunft anzukünden.

(Schluß folgt.)

Ausgrabungen in Athen und auf der Akropolis.

Von L. Landerer.

Durch die Ausgrabungen welche durch die Erbauung von Hunderten von Häusern nothwendigerweise gemacht werden, ebenso und ganz besonders durch die Ausgrabungen des Theaters des Herodes Atticus sowie durch die auf der Akropolis wurden eine Menge von Gegenständen aufgefunden, die kennen zu lernen jedem Mann von Wissenschaft nicht uninteressant seyn dürfte. Die Auffindung schöner unversehrter Thongefäße wird von Tag zu Tag seltener, und aus diesem Grund werden dieselben zu hohen Preisen verkauft und gekauft. Unter diesen aufgefundenen war ein prächtiges Thongefäß, theils

Digitized by Google

gemalt, größtentheils vergoldet; alle Rippen und vorragenden Theile desselben zeigten einen starke Vergoldung, die sich auf einer Unterlage von gelbem Ocher fand. Das Aufkleben wurde mittelst eines Firnisses bewerkstelligt; an andern Stellen, wo sich kein Gold mehr fand, zeigte sich eine glänzende Schichte, die von dem eingetrockneten Klebemittel herrührte. Dieses Klebemittel, auf Kohlen geworfen, verbreitete einen deutlichen Geruch nach Harz, so daß ich nicht zweifle daß das Klebemittel irgendeines der bekannten Harze Keromastix oder vielleicht auch die Sarcocolla gewesen seyn dürfte. Auf einigen dieser Gefäße fanden sich auch Spuren von Farben; die gewöhnlichsten sind die rothen und auch gelben Farben, hie und da sind auch blaue noch deutlich zu erkennen. Der Hauptcharakter aller Farben der Alten ist daß dieselben Metallfarben benutzten, daher sie im Stand waren den Tausenden der Jahre und den Einflüssen der Elemente zu trotzen, um durch ihre Lebhaftigkeit noch jetzt die Bewunderung des Kunstkenners auf sich zu ziehen. Zur Unterscheidung ob die rothe Farbe das κιννάβαρι oder κιννάβαρις der Alten, der Zinnober oder μίλτος, d. i. das minium, oder die γῆ τῆς Κολλιάδος, Ocher vom Vorgebirg Kollias bei Athen, war, diente mir auch das ammoniakalische Silbernitrat, indem alle mit Zinnober bemalten Stellen durch dieses Reagens sogleich oder nach einiger Zeit sich schwärzten, oder schwarze Färbung zeigten, was sich bei den andern mit rothen Farben bemalten Stellen nicht zeigte, mithin sich die mit Zinnober bemalten Stellen leicht unterscheiden ließen. In den blauen und grünen Farben fanden wir die Gegenwart von Kupferoxyd, und es ist nicht zu zweifeln daß auch zu diesen Farben das sogenannte Chrysocolla, ein Kupfergrün aus den Kupferbergwerken oder das Caeruleum, das in Alexandria aus Salpeter, Sand und Kupfer zusammengeschmolzen ward, benützt wurde. Höchst interessant war ein sehr schönes Thongefäß, das gekittet gefunden wurde, jedoch die Kittung selbst war sehr plump und unkünstlich mittelst eines Kalkcements ausgeführt. Ob dieses Gyps gewesen oder nicht, kann ich nicht bestimmen; glaube jedoch daß dieses Cement Gyps enthalte, den die Alten sehr gut kannten.

Ein anderes sehr schönes Thongefäß, das zertrümmert gewesen seyn muß, fand sich mittelst einer dünnen Bleiplatte zusammen gelöthet, und zwar mittelst kleiner Stifte aus Blei. Daß es im Alterthum wahrscheinlich schon Leute gegeben hat die sich mit der Kittung, Löthung und dem Zusammenbinden solcher werthvollen Gefäße abgegeben haben, erhellt aus dem Auffinden von bleiernen Stiftchen in Form von Nägeln, die gewiß zu nichts anderm gedient haben als zu solchen Arbeiten. Es ereignete sich daß oft Hunderte solcher bleiernen Nägel in einem Grab aufgefunden wurden, so daß gewiß in diesem Grab sich der Leichnam eines solchen Technikers — eines Torenten — befunden hat, denn solche gaben sich mit der Verfertigung von Gold- und Silber-Luxus-Gegenständen ab.

Zu den Gegenständen die sich in einiger Menge vorfanden und nun im archäologischen Museum aufbewahrt werden, gehören auch Schleudersteine, die alle aus metallischen Blei bestehen. Da dieselben mehr oder weniger die gleiche Form zeigen, so ist kein Zweifel daß sie durch Guß in irgendeiner Form verfertigt wurden, denn diese gebrauchten die sogenannten Sphendonisten, Schleuderer.

In Betreff der Luxus-Gegenstände aus Kupfer und andern Metallen sind noch die Spiegel von den verschiedensten Größen und Formen mit und ohne Henkel und Handgriffen zu erwähnen, die uns auf den Rändern Zierrathen und andere Verzierungen zeigen. Diese Kupferspiegel wurden stets vor dem Gebrauch von den Damen geputzt um sich darin spiegeln zu können.

Außerdem aus Kupfer elastische Spangen um die Haare zusammenzuhalten und auch andere runde Formen, die als Braceletten und zum Zusammenbinden der Falten der Kleider gedient haben dürften.

Eine Menge solcher Kupfergegenstände, die als Luxusartikel anzusehen sind, zeigt auf ihrer Oberfläche vertiefte Zierrathen, nach Art der sogenannten getriebenen oder auch gepreßten Arbeit, so daß mit Gewißheit anzunehmen war daß die Techniker des Alterthums die man Toreuten oder auch Empaisten (Ἐμπαιστικὴ τέχνη) nannte, sich solcher Instrumente, Punzen genannt, oder sogar der Pressen und Maschinen bedienten, um diese Formen auf die Metalle einzuprägen, worüber jedoch in den Schriften der Alten nichts zu ermitteln ist.

Zu den aus Metall, aus Silber, größtentheils jedoch aus Kupfer gefertigten Gegenständen gehören die Münzen, unter denen indeß die meisten durch den Zahn der Zeit so verändert sind, daß es oft den Numismatikern schwer fällt sie zu entziffern. Um nun die auf den Münzen unsichtbar gewordenen Namen und Buchstaben wieder zum Vorschein zu bringen, ist es üblich diese Münzen mittelst einer Seife oder durch mechanische Mittel von ihrem Rost zu befreien, jedoch dieses Mittel ist nach meinen Beobachtungen verwerflich, indem diese Säuren in die Poren der Münzen eindringen, und da sie nicht leicht mehr daraus entfernt werden können, so den Anlaß geben daß sich diese Münzen ganz mit einer Oxydhaut überziehen, und die darauf existirenden Buchstaben ꝛc. allmählich ganz verschwinden. Das zweckmäßigste Mittel ist die Erwärmung derselben auf einem heißen Eisen; dadurch kommen oftmals Buchstaben, Inschriften, Zahlen ꝛc. zum Vorschein, von deren Gegenwart man früher keine Idee hatte.

Unter den aus Blei gegossenen Gegenständen war es auch von hohem Interesse die Gewichte der Alten aufzufinden. Die Gewichte bestanden in Mnas und Drachmen, und eine Mna oder Mine ist gleich 16 römischen Unzen oder 128 Drachmen.

Alle diese Gewichte fand man allmählich auf. Sie waren aus Blei gegossen, und auf ihrer Oberfläche war der Werth derselben in erhöhten Buchstaben angegeben. Die Auffindung dieser Gewichte ist von hohem Werthe für die Archäologie und den sich mit derselben befassenden Gelehrten.

Gegenstände aus Eisen von unbedeutendem Werthe, bestehend in Nägeln und kleinen Reifen, blieben immer eine seltene Erscheinung, und dieß gewiß aus dem Grunde weil

Digitized by Google

die Schmiede, χαλκεῖς, sich nur mit der Bearbeitung des Kupfers befaßten, und man die Bearbeitung dieses schwerflüssigen Metalles nicht hinreichend kannte.

Unter den Gefäßen, die aufgefunden wurden, ist nun auch derjenigen aus Glas besonders Erwähnung zu thun. Das Glas war den alten Griechen hinreichend bekannt, und nach Plinius wurde dasselbe dreifach bearbeitet, theils geblasen, theils gedrechselt (?) theils geschnitten, wovon das erste und dritte Verfahren auch vereinigt vorkommen. Obgleich den Alten völlig weißes helles Glas nichts weniger als unbekannt war, so zeigt sich doch überall eine Vorliebe bei ihnen für bunte, schillernde Farben. Man hatte auch schöne Becher und Schalen aus farbigem Glase, die zum Theil aus verschiedenen farbigen Gläsern, zum Theil aus Glas und Gold künstlich zusammengesetzt waren.

Verschiedene Gläser, in Form von Flaschen, viereckig und in den Wänden derselben eingedrückt, mit den schwarz schillernden Farben in Folge der Zersetzung der Glasmasse, wurden in den letzten Zeiten aufgefunden, auch tassenförmige Gläser und Glaswürfelchen, die zur Mosaikarbeit dienten, fand man.

Zu den interessantesten der aufgefundenen Glasgefäße gehört eines mit Verzierungen und mit Vergoldung derselben. Nach dem Abkratzen des aufgelegten Goldblättchens zeigte sich eine ockergelbe Unterlage, und auf dieser war das Gold aufgeklebt, so daß also die Alten die Vergoldung des Glases wohl kannten, jedoch auf mechanische Weise vornahmen, und nicht durch Einbrennen oder Einschmelzen in die Oberfläche der Glasmasse bewerkstelligten.

Die Töpfer befaßten sich auch, wie es nach den aufgefundenen Thonproducten scheint, mit der Verfertigung der verschiedensten kleinen Gefäße, Lampen, kleine Kochgeschirre und besonders Marionettenformen, die als Spielzeug für die Kinder gedient haben mögen. Der Töpfer verfertigte zuerst den Körper der Marionette, später die Füße, die Arme und den Kopf. Diese letztern Körpertheile wurden sodann mittelst eiserner oder bleierner Dräthe an den Körper befestigt, so daß sich eine Figur ergab gleich denen der heutigen Kinderpuppen, die gewiß auch als Spielzeug gedient hatten.

Oeffentliche Zustände Brasiliens.

Von allen Creolenstaaten Amerika's, der einzige welcher nicht dem sichtbaren Verfall entgegengeht, der einzige welcher nicht bloß vegetirt, sondern kräftig gedeiht, verdankt Brasilien dieses Glück allein der monarchischen Regierungsform, ohne welche noch alle romanischen Völker eine Beute der Anarchie oder des Despotismus kleiner Häuptlinge geworden sind. Seine monarchische Regierungsform verdankt es aber wiederum dem Umstand oder Glücksfall daß es nicht für Freiheit und Unabhängigkeit gleichzeitig zu kämpfen hatte wie die spanischen Besitzungen, sondern daß es durch die Uebersiedlung des Hauses Braganza aus dem an die Franzosen verlornen Portugal nach Brasilien zu einem selbständigen Reich erhoben wurde, zu einer Zeit wo die andern Creolenrepubliken noch Colonien blieben. Es verdankt sein Glück ferner der klugen Verzichtleistung des Hauses Braganza beide Kronen, die Kaiserkrone und die Königskrone, auf Einem Haupt zu vereinigen. Brasilien ist auch in neuerer Zeit das Schooßkind der britischen Liberalen und Conservativen geworden, nicht bloß weil es brav englische Cattune kauft und viel Kaffee verkauft, sondern weil es ernstliche Schritte gethan hat vom Fluch der Negersklaverei sich zu reinigen. Wirklich sind auch die Mehrzahl der Brasilianer einer Ausdehnung dieser „Institution" abgeneigt, und diesem Umstand verdankt man das völlige Erlöschen der Sklaveneinfuhr nach Brasilien, die 1849 sich noch auf 54,000 Köpfe belief, 1852 schon auf 700 Köpfe gesunken, und im nächsten Jahr völlig verschwunden war. Im Januar 1856 wurde sogar in Bahia ein aufgebrachtes Sklavenschiff verurtheilt, welches zuvor in fünf brasilianischen Häfen angelegt hatte ohne einen einzigen Sklaven anbringen zu können. Nirgends in der Welt werden die Farbigen so günstig behandelt als in Brasilien. Die Verfassung gibt ihnen politische Rechte, und es ist daher schon vorgekommen daß Schwarze zu Deputirten gewählt und zu Generalen aufgerückt sind. Der Freikauf ist den Negern sehr erleichtert, und einmal frei, stehen ihnen alle Lebensberufe offen, nur daß die gesellschaftliche Zurücksetzung, der Kastenunterschied, und die Versagung des höchsten aller Rechte, das Connubium mit den Weißen wohl niemals gänzlich verschwinden werden. Uebrigens darf man dem Buchstaben der Verfassung nicht allzuviel thatsächliche Gewalt zutrauen, denn sie verheißt auch religiöse Gleichberechtigung, die jedoch in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Die nichtkatholischen Bekenntnisse sind nur tolerirt, das heißt man kann wohl Bethäuser in Brasilien, aber keine Kirchen mit Glocken erbauen. Der katholische Cultus dagegen steht und stand von jeher in hohem Flor. Schon im Jahre 1581 zählte Bahia bei 880 weißen Bewohnern nicht weniger als 62 Kirchen, und Rio deren gegenwärtig fünfzig. Auch sollen jährlich in der Hauptstadt nicht weniger als für 75,000 Dollars an Wachskerzen und an Pulver zu religiösen Feierlichkeiten verbraucht werden. Um die großen Kirchenfeste noch anziehender zu machen, werden bisweilen auch Wettrennen damit verbunden. Das Volk hängt mit Leidenschaft an diesem Cultus, und der Hof versäumt nicht diese Wünsche zu befriedigen. So schreitet in der Procession zu Ehren des Schutzheiligen St. Georg der Kaiser selbst barhaupt mit einer Wachskerze in der Hand. Dieser fromme Eifer hat jedoch nicht verhindert daß die weltliche Gewalt die Hierarchie sich abhängig gemacht hat. Der Kaiser ernennt die Bischöfe, kein Bischof darf ohne seine Erlaubniß die Weihen ertheilen, kein Bischof und kein Pfarrer ohne Erlaubniß der Regierung aus seiner Diöcese oder seinem Sprengel sich entfernen.

Brasilien hat für uns hauptsächlich Bedeutung als tropisches Culturland. Sein Tabak und seine Baumwolle concurriren auf unseren Märkten mit den nämlichen Erzeugnissen des übrigen Amerika. Allein wichtiger als diese Artikel sind

Digitized by Google

der Zucker, und vor allem der wohlfeile Kaffee. Auch Thee wird in der Provinz San Paulo erzeugt, und es soll einmal vorgekommen seyn daß die riantschen Zollbehörden solchen Thee in nachgeahmter chinesischer Verpackung, der zu Wasser nach der Hauptstadt eingeführt worden war, mit Beschlag belegten, weil sie meinten es solle ein chinesisches Product eingeschmuggelt werden. Die Vereinigten Staaten kaufen etwa die Hälfte der brasilianischen Kaffeerente, und beinahe die ganze Ernte des elastischen Gummi, aus welchem letzteren alljährlich Millionen Ueberschuhe verfertigt werden. Dem mercantilen Range nach bestehen die Ausfuhren Brasiliens aus Kaffee, Zucker und Molassen, Baumwolle, Tabak, Reis, Gummi, Häuten, Cacao, Salsaparilla, Luxus- und Farbhölzern, Früchten und Droguen, Diamanten, Goldstaub und andern Metallen. Seit Eröffnung der Dampferlinien hat sich Brasiliens Handelsbewegung beinahe verdoppelt, denn der Werth der Ausfuhren, der im Jahr 1845 nur 47,054 Contos betragen hatte, stieg 1855 auf 90,570, und in den nämlichen Jahren die Einfuhren von 57,228 auf 84,780 Contos. Ein Conto ist eine Million Reis (Plural von Real). Der einstige (Silber-) Real war der achte Theil eines Piasters, also beinahe 20 kr. werth; durch die Münzverschlechterungen ist er in Spanien und in Portugal allmählich tiefer und tiefer gesunken, so daß jetzt 1000 brasilianische Reis oder 1 Milreis einen spanischen Thaler ausmachen, und ein Conto so viel ist wie 1000 Piaster, so daß man oben statt 84,780 Contos auch 84,780,000 Piaster hätte schreiben oder lesen dürfen. Die Briten sind die Hauptabnehmer Brasiliens, denn von den 90½ Mill. P. Ausfuhren nahmen sie 29 Mill., und von den 85 Mill. Einfuhren kamen 45⅛ aus England. Die Vereinigten Staaten bezogen aus Brasilien nicht ganz 24 Mill. P. an Werthen, ihre Rimessen beliefen sich dagegen nur auf 7 Mill. England hatte also 16½ Mill. von Brasilien zu fordern, die Vereinigten Staaten 14 Mill. an Brasilien zu zahlen. Dieser Umstand ist wichtig, weil die Engländer mit ihren brasilianischen Wechseln wiederum ihre amerikanischen Einfuhren bezahlen können. Beiläufig bemerkt, möchten Lehrer an Handelsschulen, die Anfängern einen Begriff von dem Wechselgeschäft beibringen sollen, mit Vortheil dieses hübsche Beispiel benutzen, um die Functionen des Wechsels zu illustriren.

Brasilien gilt in der Welt und gilt mit Recht als ein reiches Land. Mit Unrecht sucht man aber die Quelle seines Reichthums in seinen funkelnden Producten. Von 1844 bis 1848 hat Brasilien nur 24,351 Unzen (Troy Gew.) von 1849 bis 1854 nur 24,649 Unzen Gold ausgeführt. Die Unze ist aber beiläufig 45 Gulden werth, und eine australische Goldrente beträgt mehr als 120 Mill. Gulden. So unbedeutend ist auch der Ertrag der Diamantenwäschereien, die 1728 zuerst entdeckt wurden. Die brasilianische Diamantenausfuhr hat in dem bisher besten Jahre nur einen Werth von 130,000 Pfd. St. oder etwas über 1½ Mill. Gulden erreicht. Lange Zeit wollten die brasilianischen Diamanten neben den indischen nicht anerkannt werden, obgleich sie sich, was das specifische Gewicht betrifft, fast gar nicht (3,^{513} gegen 3,^{519}), also auch nicht an Härte, wohl aber angeblich etwas im Glanz unterscheiden sollen. Von 1732 bis 1814 sollen durchschnittlich im Jahr 36,000 Karat Diamanten ausgeführt worden seyn. Von 1800 bis 1806 war die Production auf 19,000 Karat gesunken. Auch jetzt hat sie noch nicht die alte Höhe erreicht, ist aber doch im Zunehmen, denn während in der Zeit von 1844 bis 1848 nur 632 Oitavas (1 Oit. = ⅛ Unze) jährlich ausgeführt wurden, stieg in den nächsten fünf Jahren der Export auf 6304 Oitavas, und in den Jahren 1854 und 1855 auf 12,459 Oitavas. Die Glanzperiode der Diamantwäschereien von 1740 bis 1822 hat nicht mehr als 232,000 Karat zu Tage gefördert im Werth von etwa 40 Mill. Gulden, während die einzige Kaffee-Ausfuhr von 1859 sich auf mehr als 67 Mill. Gulden belief. Wenn also Brasilien für reich gehalten wird, so muß es unbeschadet seiner Gold- und Diamantenproduction geschehen.

Auch die Finanzen sind gegenwärtig in neidenswerthem Glanz. Bei einer Bodenfläche aus der man einen Welttheil für sich schneiden könnte, und bei einer Bevölkerung von 7,678,000 Köpfen nach dem Census von 1856 drückt Brasilien nur eine öffentliche Schuld von 126 Mill. Gulden. Trotz einem vorhandenen Deficit — denn im Jahr 1859 belief sich das Einkommen auf 67 Mill. Gulden bei einer Ausgabe von 72 Mill. Gulden — genießen brasilianische Staatspapiere in Europa die höchsten Börsencurse. Dieß ist um so achtungswerther als Brasilien am Tag seiner Unabhängigkeitserklärung mit einer werthlosen Assignatenfluth und einer reinen Kupfercirculation beschwert war. Der Credit ist auch insofern verdient als beinahe sämmtliche Einkünfte wie in den Vereinigten Staaten nur aus dem Ertrag der Zölle bestritten werden und andere Steuern beinahe gar nicht existiren.

Was die intellectuelle Ausbildung der Brasilianer betrifft, so darf man billigerweise keinen europäischen Maßstab anlegen, den überhaupt ein tropisches Land nicht vertragen kann, aber gewiß ist daß Brasilien vielfach das leistet was das gesammte übrige südamerikanische Festland, ja Mexico mit drein gegeben, leisten. Gegenwärtig besitzt Brasilien einen Geschichtschreiber und einen lyrischen Dichter ersten Ranges, sowie eine im Jahre 1838 gestiftete und renommirte Akademie, das brasilianische Institut für Geschichte und Geographie in Rio de Janeiro. In neuerer Zeit soll sich auch etwas die Stellung der Frauen gebessert haben. Der Brasilianer ist nämlich eifersüchtig wie ein Türke, und wenn er auch seine Frauen nicht verschleiert, so sperrt er sie desto fleißiger ein. Der Fremde, dem er Gastfreundschaft gewährt, bekommt selten oder nie die Damen vom Hause zu sehen, und ehemals sogar gab es in der Hauptstadt ein Kloster da Nossa Senhora da Ajuda wo Frauen eingesperrt gehalten wurden, deren Männer sich auf Reisen begaben.

Es ist auffallend daß sich zwei Ländermassen unter gleichen Parallelen, Brasilien und Afrika, nur getrennt durch ein keineswegs breites oceanisches Thal, wovon das eine wie von dem andern losgerissen erscheint, in der Fülle der vegetabilischen Bekleidung so sehr unterscheiden, daß in Brasilien die Wüsten die in Afrika vorherrschen gänzlich fehlen. Der Grund

Digitized by Google

iſt aber einfach der daß die beiden Paſſate welche der Umdrehungsrichtung der Erde entgegenwehen, Braſilien die feuchte atlantiſche; Afrika die eigene und die aſiatiſche trockene Feſtlandsluft zuführen. Daß Braſilien das ſchönſte, das üppigſte Land der Erde iſt, daß die Natur dort überall ins Rieſenhafte auszuarten, aber das Rieſenhafte auch in das Herrliche und Majeſtätiſche zu verwandeln weiß, braucht hier nur angedeutet zu werden. Darin aber genießt Braſilien einen ganz beſonderen Vorzug daß man dort die hohen Wunder der Schöpfung in Ruhe genießen kann, und nicht wie in andern Theilen Amerika's von Erdbeben und vulcaniſchen Ausbrüchen aufgeſchreckt wird. Wie die Natur dort überall ſich im Großartigen verſucht, ſo beſitzt auch Braſilien das größte Stromgebiet der Welt. In neuerer Zeit hat man auch dem Werthe des Amazonenſtromes als Verkehrsmittel volle Aufmerkſamkeit geſchenkt und mit Peru einen Vertrag zu einer regelmäßigen Dampferverbindung von Para am Ausfluß bis zur peruaniſchen Stadt Nauta abgeſchloſſen. Die traurige peruaniſche Regierung hat ihre Verpflichtungen zwar nicht erfüllt, die Braſilianer dagegen befahren ſeit fünf oder ſechs Jahren ihren großen Strom, haben damit einen ganz neuen Verkehr ſowie einen raſchen Aufſchwung längs der Ufer geſchaffen und ſehen die Frachten beſtändig wachſen. Damit dem Reiche kein Element der materiellen Wohlfahrt fehle, ſind jetzt auch in Rio Grande do Sul nur acht deutſche Meilen von der Küſte Kohlenflötze aufgedeckt worden, die ein vorzüglich für Maſchinenzwecke brauchbares Product liefern.

Dieß iſt ein glänzendes Bild des heutigen Braſiliens wie es kürzlich ein Eſſayiſt im Quarterly Review entworfen hat, man darf aber nicht die Warnung verſäumen daß Auswanderungsluſtige von ſolchen Gemälden ſich nicht etwa verlocken laſſen mögen. Die Lage der deutſchen Colonien in dem gemäßigten Südbraſilien iſt zwar, wie ſich aus Dr. Lallemants Schilderungen ergibt, der Mehrzahl nach eine erfreuliche, und nicht ſo abſchreckend als man befürchtete, das Auswandern dorthin bleibt aber immer ein Wagniß. Vor allem fehlt dem Fremden der Schutz des Geſetzes, denn wenn auch Geſetze vorhanden ſind, ſo ſind doch die Geſetze wiederum in der Hand braſilianiſcher Richter, welche in dem üblen Ruf der Beſtechlichkeit ſtehen, oder wenigſtens, wenn die eine Partei ein Braſilianer iſt, nicht unparteiiſch verfahren. Vermögensloſe Auswanderer ganz beſonders, die ſich nach dem Fazendeiro- oder Halbpartſyſtem einem braſilianiſchen Grundeigenthümer (Fazendeiro) verdingen, ſetzen ihr höchſtes Gut, ihre Freiheit aufs Spiel. Ein Theil ſolcher Leute hat ſich allerdings zu Wohlſtand und Unabhängigkeit aufgeſchwungen, ein anderer iſt tiefer und tiefer in Schulden und Knechtſchaft geſunken. Wenn alſo ausgewandert werden muß, lieber nach Nord- als nach Süd-Amerika.

Leverriers neue Theorie über die Natur des Sonnenkörpers.

Keine frühere totale Sonnenfinſterniß iſt ſo eifrig und gründlich beobachtet worden als die vorjährige. Die große Anzahl der forſchenden Gelehrten erlaubte auch eine Theilung der Arbeit. So beſchränkte der eine Beobachter (Lowe) und ſeine Begleiter ſich darauf, während zwei Stunden 4000 thermometriſche Beobachtungen anzuſtellen, während ein andrer Gelehrter, Prazmowski in Briviesca, ſich nur mit Polariſationsermittlungen beſchäftigt hat. Wenn die Sonne vom Mond ganz bedeckt iſt, umfließt den letztern bekanntlich ein Lichtſchein, die ſogenannte Krone (Corona), außerdem aber kommen am Rande des dunklen Mondkörpers purpurne Lichterhöhungen, die ſchon mit Warzen verglichen worden ſind, die ſogenannten Protuberanzen, zum Vorſchein. Das Licht der Krone nun kommt von der Sonne und iſt ein reflectirtes; dagegen ſchicken uns die rothen Lichtauswüchſe kein polariſirtes Licht zu. Prazmowskoi meint daher daß ſich die Protuberanzen ähnlich wie unſere Wolken verhalten, daß es ſolare Dünſte ſeyn mögen, nicht aus gasförmigen, ſondern aus flüſſigen, wo nicht gar aus feſten Beſtandtheilen gebildet (?).

Wichtig für die Aſtronomie war hauptſächlich ob ſich die eben erwähnten, ſchon zweimal beobachteten rothen Lichtauswüchſe abermals zeigen würden. Höchſt merkwürdig iſt nun daß faſt jeder der Beobachter, darunter Beobachter erſten Ranges, nicht genau oder etwas anderes geſehen hat als die übrigen. Hr. Thompſon am Bord des Himalaya im Hafen von Santander ſah „eine Reihe goldener Perlen.“ In Reynoſa ſahen die HH. Buckingham, Wray, Waring, Foreſt, Breen gar keine Lichtwarzen. Der berühmte römiſche Aſtronom P. Secchi, der auf dem Berge St. Michael im Deſierto de las Palmas, 3000′ über dem Meer, beobachtete, erklärt unter anderem: „Ich fand (um die Mitte der totalen Verfinſterung) den Anblick der Sonne ſehr verändert. Die zwei großen Protuberanzen, von denen ich ſprach, waren beinahe verſchwunden, dafür eine Menge neuer auf allen Punkten der Sonne hervorgekommen. Ich konnte deren zehn zählen; faſt keinem Theil des Scheibenrandes fehlten ſie und ſchienen auch gleichmäßig vertheilt zu ſeyn. Das Wachſen des Glanzes der Krone verkündigte das nahe Heraustreten der Sonne; ich richtete alſo meine Aufmerkſamkeit nach dieſer Richtung, und war erſtaunt dort eine große Anzahl kleinerer Portuberanzen und über ihnen eine Wolke zu ſehen, die durch einen weißen Zwiſchenraum, vom Mondrande völlig losgelöst, darüber ſchwebte. Ihre Farbe war die der Lichtwarzen, nur etwas heller. Die Zahl der letztern wuchs ſehr raſch auf dieſer Seite, und bald bildeten ſie einen ununterbrochenen Bogen mit ſägenförmigem Rande von mindeſtens 60° Oeffnung, der an Ausdehnung gewann, während ſein mittlerer Theil an Breite und Lichtglanz ſich ſteigerte.“ Leſpiault in Briviesca ſah vier Protuberanzen, eine rothe Wolke und einen prächtigen Lichtkamm. Goldſchmidt, der Entdecker ſo vieler Aſteroiden, beobachtete in Vittoria, und ſah kurz vor Eintritt der totalen Verfinſterung

Digitized by Google

Sonnengewölk von grauer Farbe. Eine dieser Wolken von pyramidaler Gestalt wurde plötzlich hell und durchsichtig. „Die Umrisse, sagt er, waren etwas dunkler, etwa wie die eines gegen das Licht gehaltenen Glascylinders. Ich hatte kaum diese plötzliche Umwandlung ins Auge gefaßt, als die völlige Verfinsterung eintrat und mit ihr die pyramidale Wolke sich rosa färbte. So wurde ich Zeuge von der Bildung einer Protuberanze." Bianchi dagegen, der neben ihm in Vittoria beobachtete, sah statt Protuberanzen, die „nämlichen Bergspitzen die er schon 1842 gesehen, 1860 unter der nämlichen Gestalt und in der nämlichen Vertheilung an den Scheibenrändern wiederkehren," eine Behauptung mit der er völlig vereinzelt steht, und der bis jetzt kein Werth beigelegt worden ist.

Die französische Commission bestand aus Leverrier, Foucault, Yvon Villarceau und Chacornac. Die beiden letztern giengen auf den Sanctuarienberg bei Tarazona, der 5000′ über dem Meere liegt, die ersten beiden beobachteten in der Ebene von Madrid. Für sie trat die erste Bedeckung der Sonne um 1 Uhr 45 Min. 25 Sec., die totale Verfinsterung um 2 Uhr 57 Min. 34.7 Sec., das Wiedererscheinen des ersten Sonnenstrahlrs um 3 Uhr 0 Min. 49 Sec., und das Ende der Verfinsterung um 4 Uhr 6 Min. 20 Sec. ein. Die Dauer der totalen Verfinsterung betrug daher nur 3 Min. 14,8 Sec. Foucault beschäftigte sich nur mit photographischen Arbeiten und hat nachgewiesen daß die sogenannte Lichtkrone, Streifen nach Art der Heiligenscheine zeigt. Leverrier dagegen sah über der Sonne „eine Wolke vom Rande des Mondes getrennt, in einem Abstand der so groß war als die Breite der Wolke. Beides erreichte die Höhe von etwa 1½ Minuten [1] bei doppelter Längenausdehnung. Die Farbe dieser Wolke war ein schönes Rosenroth, gemischt mit violetten Tönen, die Durchsichtigkeit aber so groß daß sich der Glanz stellenweise fast bis zu Weiß steigerte. Etwas unten rechts lagen zwei Wolken übereinander geschichtet, die obere kleiner als die untere, beide sehr große Unterschiede der Dichtigkeit und des Lichtglanzes darbietend." Im Osten, oder 30° unter dem horizontalen Durchmesser, entdeckte Leverrier zwei hohe und zusammenhängende Spitzen (pics), deren oberer Theil wie die Wolken roth gefärbt, deren unterer Theil aber weiß war. Eine dritte Spitze war etwas höher sichtbar. Auch dieser Beobachter sah einen rothen Lichtkamm vor der Beendigung der Verfinsterung sich entwickeln: „Der Saum der Mondscheibe, den ich zwei Minuten zuvor völlig weiß erblickt hatte, war jetzt ganz zart, beinahe unmerklich rosenroth gefärbt. Sowie die Secunden verflossen, vergrößerte sich dieser Rand allmählich, bis er den schwarzen Mondkörper auf 30″ Umfang mit einem rothen Saum von scharf abgegränzter und zunehmender Breite umgab, dessen äußerliche Umrisse sehr unregelmäßig waren. Gleichzeitig steigerte sich der Glanz der Lichtkrone die den Mond umfloß, mit solcher Hast daß ich zweifelte ob nicht die Sonne schon wieder herausgetreten sey, und erst meiner Sache gewiß wurde als der erste Strahl hervorbrach und seinerseits wieder das Licht der Krone vertilgte." Am westlichen Rande des Mondes, wo die andern Beobachter Protuberanzen und Lichtkämme gesehen hatten, bemerkte Leverrier nichts fremdartiges, sondern nur die Krone.

Die Verschiedenheiten der Aussagen können nicht durch die verschiedenen Oertlichkeiten der Beobachter erklärt werden, denn einmal war die Zeitdifferenz durch den Unterschied der verschiedenen geographischen Längen nur ein Bruchtheil von der Dauer der Erscheinung; dann kommt es vor daß zwei Beobachter auf verschiedenen Meridianen, der eine früher, der andere, später das nämliche beobachteten, während zwischen ihnen ein dritter nichts entdeckte. Legrand und Wolf, die sich bei Castellon de la Plana aufgestellt hatten, beobachteten aus Instrumenten von verschiedener Stärke, und sahen beide genau die nämlichen Vorgänge, aber ganz verschieden, wie der P. Secchi, der sich in Bezug auf das astronomische Object mit ihnen in gleicher perpendiculärer Linie befand. Daraus schließen die obigen Herren daß die Erscheinungen am Mondrande nicht der Sonne angehören. Die HH. Yvon Villarceau und Chacornac machten aber die wichtige Entdeckung daß eine rothe „Wolke" ihren Ort nicht wechselte, während der Mond sich bewegte. Sie gehörte also weder unserm Dunstkreise noch dem Mond an, sondern war wie die Protuberanzen ein Zubehör der Sonne, ein solarer Dunst. Das Verdienst der Beobachtung besteht aber darin daß sie durch mathematische Messungen festgestellt wurde, denn schon früher haben ganz allgemein alle Beobachter bemerkt daß der Mond durch seine Bewegung auf der einen Seite die Protuberanzen bedeckte, auf der andern sie entblößte.

Leverrier nun schließt sich einer ältern Ansicht unsers berühmten Sonnenbeobachters Schwabe an, daß die Faculä oder Sonnenfackeln, die eine entfernte Aehnlichkeit haben mit den Sonnenflecken, nichts sind als jene Lichtwarzen oder Lichtwolken durch welche hindurch man auf die Sonne sieht, auf deren Lichtscheibe sie nur den Eindruck von etwas minder hellen Streifen machen. Bisher nun hielt man den eigentlichen Sonnenkörper oder Sonnenkern für eine dunkle feste Kugel, die concentrisch umgeben war mit einem Lichtmantel (Photosphäre), zwischen welchem und dem dunklen Kern eine innere nicht leuchtende Luftschicht liege. Diese Theorie gründete sich bekanntlich auf die Beobachtung der Sonnenflecken, die man sich als trichterförmige Risse oder Löcher des Lichtmantels dachte, durch welche hindurch wir auf den lichtlosen, das heißt nicht selbst leuchtenden Sonnenkörper sähen. Leverrier, der unbedingt der größte der jetzt lebenden Astronomen ist, hat diese Theorie feierlich abgeschworen; er will nichts mehr von einer dreifachen Umschichtung der Sonne, ja nicht einmal von einem Lichtmantel etwas wissen. Nach ihm ist die Sonne ein „Körper der kraft seiner hohen Temperatur leuchtet, von einer ununterbrochenen Schicht jenes rosenfarbenen Stoffes umgeben, deren Daseyn jetzt erkannt worden ist. Das Gestirn besteht also aus einem festen oder flüssigen Körper, umgeben von einer Atmosphäre gerade so wie die übrigen himmlischen Körper." Die Sonnenflecken erklärt er durch Anhäu-

[1] Bogenminuten. Um sich einen Begriff von diesem Längenwerthe zu machen, erinnern wir daran daß die Mondscheibe nahezu einen scheinbaren Durchmesser eines halben Bogengrades oder von 30 Bogenminuten besitzt.

Digitized by Google

sung von Sonnenwolken an bestimmten Punkten, durch welche das Sonnenlicht mehr oder weniger zurückgehalten, also dunkle Stellen hervorgebracht würden. Diese Hypothese stützt er durch eine sehr scharfsinnige Beobachtung. Die Jahre der höchsten Frequenz der Sonnenflecken seyen nämlich die fruchtbarsten und wärmsten gewesen. Dieß könne auch nicht anders seyn, denn denke man sich den „rosenfarbenen" Wolkendunst der Sonne ohne örtliche Anschichtungen gleichmäßig über die Sonne vertheilt, die letztere also fleckenlos, so würde sie viel weniger Wärme ausstrahlen als wenn durch örtliche Zusammenschichtungen (Sonnenflecken) der Wolken große Theile der Sonne gänzlich dunstfrei werden müßten, denn der Wärmeeffect der durch den Sonnenflecken für uns verloren gehe, müsse natürlich viel geringer seyn als der Wärmeeffect der durch gleichzeitige totale Entblößung des Sonnenkörpers gewonnen werde. Leider ist es nur noch nicht erwiesen daß die Sonnenfleckenjahre auch besonders warme Jahre für alle Erdenräume gewesen seyen, also der Scharfsinn verschwendet worden zur Aufklärung einer noch nicht erwiesenen Thatsache.

Die neue Theorie könnte übrigens nur auf Kosten sämmtlicher älterer Beobachtungen seit Galilei sich geltend machen. Die Sonnenflecken bestehen bekanntlich aus zwei getrennten Erscheinungen; man unterscheidet nämlich den schwarzen Schattenkern von einem matteren ihn fast stets umgebendem Schattensaum, der Penumbra. Nach der alten Theorie war der Kern ein Fragment des Sonnenkörpers, die Penumbra die Fetzen des Lichtmantels um die Oeffnung herum. Steht nun ein Sonnenflecken dem Centrum der Sonne nahe, so umgibt ihn die Penumbra symmetrisch, und zwar in ziemlich regelmäßigen Abständen auf seinem ganzen Umfang. Je mehr der Sonnenflecken nach dem östlichen Rande der Sonne vorrückt, verschwindet aber der westliche Saum der Penumbra; je näher der Flecken dem westlichen Rande der Sonne war, desto weniger zeigte sich vom östlichen Saum der Penumbra. Daraus schloß man daß der Kern des Schattens tiefer lag als die Penumbra, daß der Sonnenflecken durch eine concave oder kraterförmige Zertheilung des Lichtstoffs bewirkt werde. Wenn übrigens oben von einem schwarzen Schattenkern gesprochen wurde, so darf man den Ausdruck nicht buchstäblich nehmen, denn das Licht eines Sonnenfleckens ist noch 2000mal kräftiger als das Mondlicht, und der Flecken erscheint nur schwarz durch den Contrast seiner viel helleren Umgränzung. Nach Leverrier können die Sonnenflecken aber nicht mehr als concave, trichterförmige Einsenkungen der leuchtenden Umhüllung betrachtet werden, sondern als ein Wolkenrelief. Auch dadurch, wenn auch schwieriger, läßt sich die Bildung der Penumbra erklären, aber sehr schwer oder gar nicht die scharfe Begränzung des Schattenkernes. Bis jetzt hat auch, so viel wir wissen, Leverriers Theorie mehr Aufsehen als Beifall erregt.

Brasseurs neue Wanderungen und Forschungen in Central-Amerika.

(Nouvelles Annales des Voyages.)

Im März des Jahrs 1859 verließ Hr. Brasseur, von dem Minister des öffentlichen Unterrichts und der Culte mit einer wissenschaftlichen Sendung nach Central-Amerika betraut, zum viertenmal Europa. Er begab sich von Liverpool nach Boston und dann nach New-York, schiffte sich in diesem Hafen nach Savannah ein, und reiste über Georgia, Ober-Florida und den Staat Alabama nach New-Orleans. Dort bestieg er das Dampfboot nach Minatitlan, an der Mündung des Flusses Guazacoalco, auf der Landenge von Tehuantepec; er fuhr diesen schönen Fluß hinauf bis nach Suchil und zur Stadt Tehuantepec, und machte dann den übrigen Theil der Reise zu Lande. Er blieb mehrere Wochen daselbst, mit Forschungen über diese Stadt, ihre Umgegend und die dort befindlichen Alterthümer beschäftigt. Nachdem er sich wieder auf den Weg gemacht, durchreiste er den ganzen Staat Chiapas, welchen die Europäer bis jetzt noch so wenig kennen, und constatirte daselbst die Existenz einer großen Anzahl alter in Trümmer liegender, mit Denkmälern ähnlich denen von Palenque angefüllter Städte.

Vom Staate Chiapas schlug er den Weg nach dem Freistaat Guatemala ein, indem er die Gebirgskette der Cuchumatanas, die höchste die man in diesen Ländern kennt, erstieg. Er besuchte bei der gegenwärtigen Stadt Huehuetenango die wichtigen Ruinen von Zakulen, der alten Hauptstadt der Mames, wo der Corregidor von Huehuetenango, Don Manuel Fuentes, seinen gefälligen Führer machte. In der Provinz Quiché, Departement Solola, besichtigte er die Ruinen der berühmten Stadt Utlatlan oder Gumarcaah, ehedem die glänzende Hauptstadt des Quiché-Reichs, die von dem spanischen Eroberer Don Pedro de Alvarado zerstört wurde, und weiterhin noch die von Izimche oder Tecpan-Guatemala, die ehemals Hauptstadt der Cakchiquels war und dem spanischen Königreich Guatemala seinen Namen gab.

Bei der Rückkehr endlich, nach dreijähriger Abwesenheit, in die Stadt welche heutzutage diesen Namen trägt und Hauptstadt der gegenwärtigen Republik ist, verbrachte unser Freund mehrere Monate mit der Sammlung neuer Documente; er kehrte endlich in die Berge der Mames, jenseits Quetzaltenango's, zurück, und verwendete vier Monate auf die Besichtigung dieser wenig bekannten Gegend, die er für eine der merkwürdigsten des Staats Guatemala und eine der interessantesten für die Ethnographie und Geographie Central-Amerika's hält. Er besuchte die Quellen des Flusses Chiapas und des Lacandon, der auch Uzumacinta genannt wird — zweier ihrer Schifffahrt und der Länge ihres Laufs wegen höchst wichtiger Flüsse. Der erstere bildet sich zahreiche Quellen, die am Fuße des Vulcans Tajomulco zu Tage kommen, und der letztere in der Nähe des großen mamischen Dorfs Malacatan.

Digitized by Google

Im Monat Juni verflossenen Jahres begab sich Hr. Brasseur von neuem nach Quiché: er besichtigte nacheinander alle in dem „heiligen Geschichtsbuche der Quichés" aufgeführten berühmten Orte — einem Buche das eine Art indianischer Bibel ist, und das er in Bälde mit einer französischen Uebersetzung neben dem Originaltext herauszugeben gedenkt. Von dort stieg er über die Eisgipfel der göttlichen Berge Tohil und Avilix wieder nach Rabinal hinab, wo er fünf Jahre zuvor die Quiché-Sprache erlernt hatte. Die jungen Indianer welche damals seine Diener gewesen, wollten ihn auch dießmal wieder auf seiner noch übrigen Reise in der reichen und interessanten Provinz Vera-Paz begleiten. Nachdem er mehrere Tage lang dem Laufe des Lacandon oder Uzumacinta in den merkwürdigsten Theilen dieses Flusses gefolgt war, und die indianischen Städte San-Cristobal Gagcoh, Coban, Carchah und Tactic besucht hatte, gelangte er durch ein ungemein malerisches Land an die Quellen des Rio Polochic. Durch die herrlichen jungfräulichen Wälder, welche dessen Ufer bedecken, setzte er seinen Weg über Tamahum und Tucuzub fort, von wo er den Einschiffungsort Teleman an demselben Fluß erreichte. Hier miethete Hr. Brasseur eine Pirogue, verabschiedete sich von seinen jungen Indianern, und fuhr den übrigen Theil des Polochic hinunter bis zum großen See Izabal. Im Hafen dieses Namens schiffte er sich ein um nach Europa zurückzukehren; er fuhr über den See sowie den Golf Dulce und den Fluß dieses Namens — einen Fluß der sich durch seine Schönheit und die Abwechslung hoher Felsen und Vegetation auszeichnet; vom Amatischen Meerbusen aus erreichte er die englische Colonie Belize, wohin sich gerade eine Menge Bewohner aus Truxillo vor Walker geflüchtet hatten.

In dem Augenblick in welchem er sich auf dem Dampfer nach Europa einzuschiffen gedachte, wurde unser Freund von dem gelben Fieber befallen, das damals gräuliche Verheerungen in Belize anrichtete; nach einigen Tagen überwand seine kräftige Natur glücklicherweise das Uebel, während dessen Dauer er von den Vätern der Gesellschaft Jesu, denen die katholischen Missionen dieses Landes übergeben sind, bewundernswerth gepflegt wurde. Endlich konnte er sich Anfangs September nach New-York einschiffen, und von dort auf dem Dampfer Asia nach Europa abgehen, wo er im verflossenen Monat October glücklich in Liverpool landete.

Von allen diesen Reisen hat Hr. Brasseur eine kostbare Sammlung amerikanischer Alterthümer zurückgebracht, die, obwohl nicht sehr groß, doch vom Standpunkt der Kunst aus die schönste ist welche in Europa existirt: sie besteht aus alten mexicanischen Münzen, von denen er der kaiserl. Bibliothek bereits eine Probe gegeben hat, aus Bronzen verschiedener Classen, aus steinernen und von gebrannter Erde verfertigten Götzenbildern, die theilweise sehr merkwürdig sind. Was seine Handschriften-Sammlung anlangt, welche vorzugsweise aus Geschichtsurkunden und Vocabularien in fünfzehn oder zwanzig verschiedenen Sprachen besteht, so ist sie gewiß die vollständigste und vielleicht, was Centralamerika betrifft, sogar die einzige in ihrer Art welche in der Welt existirt. Hr. Brasseur wird, sagt man, dieselbe in Bälde veröffentlichen. Er wird mit dem „heiligen Geschichtsbuche der Quichés" den Anfang machen, dem dann ein sehr vollständiges Wörterbuch der Quiché- und der Calchiquel-Sprache folgen wird; die übrigen Urkunden werden in entsprechenden Zwischenräumen folgen, dem Originaltext stets eine französische oder spanische Uebersetzung zur Seite. Dieß ist eine Publication welche alle Freunde der Wissenschaft wünschen müssen, und zu deren Vollendung sie unsern gelehrten und muthvollen Reisenden nicht kräftig genug unterstützen können.

Einiges über die Strafanstalt zu Erfprins in Niederländisch-Indien.

Von Julius Vogel.

In der Straße von Madura — zwischen der Südküste Madura's und der Nordküste Java's — steht auf einem kleinen Eiland, welches die Eingebornen Menahree nennen, ein Fort, das seit etwa zwanzig Jahren „Erfprins" (Erbprinz) genannt wird, früher aber den Namen „Oranje" führte. In diesem Fort, welches in der Absicht feindlichen Schiffen die Fahrt durch die Straße von Madura zu wehren erbaut ward, wird man bei einem etwaigen Krieg der Holländer mit einer europäischen Macht des Schießens auf feindliche Schiffe wohl überhoben seyn, weil das Fahrwasser der erwähnten Straße immer mehr versandet, die Durchfahrt für Schiffe jetzt schon sehr schwierig ist, und noch von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Demnächst ist auf Menahree auch Mangel an Trinkwasser,[1] und es wird solches jetzt noch wöchentlich zweimal aus der sogenannten Wasserfabrik zu Surabaija — also sechs geographische Meilen weit — auf kleinen Fahrzeugen nach Fort Erfprins befördert. Schon seit einigen Jahrzehnten befindet sich in der Veste auf Menahree auch ein Correctionshaus für europäische Militärsträflinge, und zuweilen wurden noch inländische unbewaffnete Recruten bis zur Einschiffung nach fernen Garnisonen einstweilen dort einquartiert, indem dadurch die Desertion den jungen Soldaten ungemein erschwert wurde.

Um einen alten Bekannten, Hrn. Kalmes (aus Hamburg gebürtig und israelitischer Religion) der interimistisch Director jener Strafanstalt war, zu besuchen, begab ich mich 1842 auf

---

[1] Beachtenswerth ist daß während die Garnison Surabaija's sich des Flußwassers bedient, so schmutzig es der Kalimaas (wörtlich Goldfluß heißt der sehr schmutzige Fluß welcher Surabaija durchströmt) liefert, die Sträflinge gereinigtes Kalimaaswasser bekommen.

Digitized by Google

dem Fahrzeug, welches Trinkwasser aus der Fabrik dorthin brachte, von Surabaija nach Fort Erfprins.

Die Anzahl der daselbst befindlichen Militärsträflinge betrug damals über 280 Mann, von welchen jedoch 25—30 keine wirklichen Europäer, sondern Liplappen, Afrikaner und auch einige Amboineſen waren. Sämmtliche Sträflinge — ohne Unterschied der Hautfarbe, und gleichviel ob dieſe nach verbüßter Strafzeit wieder in die Glieder der Armee zurückkehren, oder ob ſie dem Militärſtand ſchon gänzlich verfallen waren und alsdann nach ihrer Heimath zurückgeſchickt werden ſollten, wurden hier mit Kleider- oder Schuhmachen (für die Armee) beſchäftigt; denn nur diejenigen welche in der Strafanſtalt ſich durch Ungehorſam abermals Strafen zuzogen, wurden theils mit Prügeln, zum Theil aber auch damit geſtraft, mehrere Tage oder Wochen lang Erdarbeiten zu verrichten; und ich ſah ihrer mehrere die mit Hacke, Schaufel und Schubkarren an den Wällen des Forts arbeiteten, wo ſie die Löcher wieder ausfüllten welche die Wellen der See darein geriſſen hatten.

Mit Schuhmachen wurden hier nur diejenigen beauftragt die ſchon Kenntniſſe in dieſem Handwerk beſaßen, während alle die übrigen neuankommenden Sträflinge mit dem Nähen der Wäſche und der Kleider fürs Militär beſchäftigt wurden. Um die Stoffe für die Kleidungsſtücke (meiſt Hemden, Hoſen, Jacken und Gamaſchen von Cattun und Tuchmützen) zuzuſchneiden, befanden ſich hier Commisſchneidermeiſter (Sergeant- oder Korporaal-Kleermaker genannt), welche auch im Nähen Unterricht ertheilten. [1] In den erſten Wochen ihres Hierſeyns wurden die Neulinge als Lehrlinge betrachtet und nicht beſtraft, wenn ſie nicht fleißig nähten, aber nachher mußte jeder täglich — mit Ausnahme der Sonntage — ein Stück (will ſagen ein paar Gamaſchen, oder ein Hemd, oder ein paar Pantalons, oder eine Jacke ꝛc.) fertig machen. Wie man ſich leicht denken kann, erlernten bei weitem die meiſten der Neulinge hier das Nähen der cattunenen Kleidungsſtücke und der Tuchmützen ſehr bald, und vermochten mehr als ihre tägliche Aufgabe zu liefern. Für jedes der mehr gefertigten Kleidungsſtücke nun ward der Sträfling bezahlt, jedoch bekam er nur die Hälfte (fünf Deut pro Stück) gleich baar ausbezahlt, während ihm die andere Hälfte des Arbeitslohnes erſt bei ſeiner Entlaſſung aus Fort Erfprins in Summe ausgezahlt wurde. Weil nun viele der Sträflinge auch von der Erlaubniß Frauensperſonen bei ſich zu haben, Gebrauch machten, und die ſogenannten Metten ihren Männern auch mitnähen halfen, ſo war mancher der Sträflinge im Stand täglich anſtatt des geforderten einen, drei oder mehr Kleidungsſtücke fertig dem Sergeant-Kleermaker zu übergeben, wodurch der Sträfling, ſo zu ſagen, viel Geld verdiente, wenigſtens verdiente er doch mehr wie der Soldat in der Caſerne vom Sold erübrigen kann. Die entlaſſenen Sträflinge kamen daher mit Hunderten oder (ausnahmsweiſe) ſelbſt mit 1000 fl. aus dem Fort nach der Armee zurück, oder ſchifften ſich mit einem ſolchen Sümmchen [1] nach Holland ein, während der treu und ehrlich gediente Soldat gewöhnlich ebenſo arm wie er auf Java ankam, von dieſer Inſel nach dem Mutterland retournirte; denn dieſer bekommt für die auf 122 Tage berechnete Seereiſe nur 40 fl. Sold.

Die Koſt der Sträflinge war gut, und beiläufig bemerke ich nur daß das Gouvernement auch für jeden täglich eine Soldatenration — d. i. 1⅓ Pfd. Reis, ¾ Pfd. Rindfleiſch, ⅛ Pfd. Salz, 1/25 Pfd. Kaffee, 1/120 Pfd. Pfeffer und das benöthigte Brennholz — in die Menage lieferte, woraus man entnehmen kann daß eine ſolche Menge Lebensmittel jeden Sträfling in den Stand ſetzte auch eine javaniſche Maid zu ernähren. Täglich Nachmittags, zwiſchen 3—4 Uhr, während welcher Zeit die 60—70 Mann ſtarke Garniſon in den Caſernen conſignirt war, durften die Sträflinge in einem Theil des Forts frei umhergehen und ſich vor das offene Fenſter der zugeſchloſſenen Militär-Cantine begeben, wo jeder, der dieß wünſchte, ein Glas Genever kaufen durfte.

Für ihre Kleidung hatten die Gefangenen meiſt ſelbſt zu ſorgen (freilich brachten manche auch ſchon viele kattunene Kleidungsſtücke von ihrer Compagnie mit nach der Strafanſtalt, jedoch war dieß nicht immer der Fall), weil ſie nur alljährlich eine alte Tuchjacke und dergleichen Pantalons bekamen, welche Gegenſtände den von Europa kommenden Soldaten ſchon als Schiffskleidung gedient hatten, und bei deren Ankunft zu Batavia abgeliefert werden mußten. Die Disciplin war hier zwar ſtreng, aber doch gerechter [2] wie in manchen Garniſonen bei treu dienenden Militären ausgeübt. Von Abends 6½ bis Morgens 5½ Uhr wurden die Gefangenen nebſt ihren Frauen in den großen Zimmern eingeſchloſſen, über Tag ſtanden aber die Thüren dieſer Locale offen und durften die Sträflinge unbehindert jedes dieſer Zimmer beſuchen.

Wie aus dem Geſagten erſichtlich iſt, wurden die Detenirten im Fort Erfprins gut behandelt und verpflegt, daher vermehrte die Anzahl derſelben ſich auch von Jahr zu Jahr. Um ſich zu amüſiren bildete ſich unter dieſen — mit Erlaubniß des Platzcommandanten und des Directors — ſogar eine Schauſpielertruppe, welche dann und wann Vorſtellungen gab. Solche Einrichtungen waren freilich nicht geeignet bei den (von ihren Superioren ſehr oft übervortheilten oder willkürlich geſtraften) Soldaten der Garniſonen einen Abſcheu vor der Strafanſtalt im Fort Erfprins zu erregen, denn gar mancher Füſilier oder Kanonier — der wegen eines Vergehens mit Rietslagen (Prügel) gezüchtigt werden ſollte — fand ſich be-

[1] Weil mancher Kleermaker ſich zuweilen bei Vertheilung der Arbeit ſehr parteiiſch gegen Sträflinge benahm, wurde mitunter einer der erſtern von einem Sträfling ermordet.

[1] Vor 1840 gewoß jeder zurückkehrende entlaſſene Sträfling für die auf vier Monate berechnete Seereiſe nebſt freier Ueberfahrt von der Regierung noch eine Summe von 122 fl. extra.

[2] Capitän Roqué beſtrafte zu Palembang einen Sergeanten mit acht Tagen Provooſt (ſtrenger Arreſt), weil letzterer geträumt hatte (?) an erſtern eine Inſubordination begangen zu haben; für böſe Träume wurden die Gefangenen zu Fort Erfprins aber niemals beſtraft.

Digitized by Google

wogen, bevor er sich auf die Strafbank in der Caserne niederlegte, erst schnell sich noch an einem der danebenstehenden Officiere oder Unterofficiere zu vergreifen. In diesem Falle war der Inculpat vorerst der Prügel überhoben und ward nach dem Arrestlocal zurückgebracht, da er später erst wegen des so eben begangenen Insubordinationsvergehens von dem deßhalb installirten Kriegsrathe zu mehrjähriger Detention im Fort Erfprins verurtheilt wurde, und nun die ihm zugedachten Rietklagen nicht bekam. Diese Uebelstände waren dem erst kürzlich vom Mutterlande angekommenen Chef [1] der niederländisch-indischen Armee nicht entgangen, und als derselbe 1850 auch jenes Correctionshaus besucht hatte, wurden mehrere zweckentsprechende Veränderungen mit jener Militärstrafanstalt vorgenommen, die zum Theil noch bestehen.

Vorerst durften seitdem die dortigen Komödianten keine Vorstellungen mehr geben, auch Meite durften in der Strafanstalt sich nicht mehr aufhalten; dahingegen ward im Fort ein Bordell errichtet, welches zu besuchen den Detenirten dann und wann gestattet wird. Ferner blieben nur diejenigen Sträflinge im Fort Erfprins eingeschlossen, die dem Militärstand schon völlig verfallen waren und nach verbüßter Strafzeit unwiderruflich nach ihrer Heimath retourniren müssen. Diese werden daselbst auch nicht mehr mit Kleider- und Schuhmachen beschäftigt, sondern müssen tagtäglich die Wälle des Forts wieder in Ordnung bringen welche das Hochwasser sehr oft beschädigt. Im Jahr 1856 besuchte ich Fort Erfprins abermals, die Anzahl der dortigen Sträflinge (sämmtlich Europäer) betrug 40, welche alle an den Wällen mit Schaufel und Karren arbeiteten, jeder dieser Sträflinge erhielt alle fünf Tage 36 Teute baar ausgezahlt und machte kein Geld zu gut, wie dieß vor 1851 hier der Fall war.

Für diejenigen Sträflinge welche nach verbüßter Strafzeit abermals der Armee einverleibt werden sollten, unter denen sich sogar einige befanden die ihre Charge nicht verloren hatten und als Unterofficier einzutreten berechtigt waren — wurde ein anderes Correctionshaus in der Festung Willem I (unweit Saladiega im Hochland Java's) eingerichtet, und diese Kategorie der Militärsträflinge ward von Fort Erfprins nach Willem I befördert, wo sie nach wie vor sich mit Schuh- oder Kleidermachen zu beschäftigen haben, aber häufiger wie früher Uniformen, Jacken und Hosen von Tuch nähen müssen, und ebenfalls keine Meite halten, wohl aber von Zeit zu Zeit ein Bordell besuchen dürfen, was jedoch mit Geldkosten verbunden ist. Demnächst ward 1850 auch noch verordnet daß jeder europäische Militär, der in einem der beiden obenerwähnten Detentionshäuser seine Strafe abbüßt, nicht wieder nach der indischen Armee zurückkehren, sondern nach dem Mutterlande retourniren solle. Dieser Befehl wurde zwar ein paar Jahre lang aufrecht erhalten, ist aber längst schon wieder eingezogen, weil man dadurch allzuviele sehr tüchtige und acclimatisirte europäische Soldaten verlor. Daher kehren diejenigen Militärsträflinge die weder gestohlen noch einen Mord begangen haben, auch jetzt wieder — wie ehemals aus Fort Erfprins — aus der Strafanstalt in Willem I zur indischen Armee zurück. Nur kommt es neuerlich nicht mehr vor daß die im Detentionshaus detenirt gewesenen Sträflinge als Unterofficiere in die Armee eintreten können, was früher (vor 1850) öfters der Fall war.

Uebrigens mußten die Militärsträflinge zu Willem I doch auch noch immer gut behandelt und verpflegt werden; denn häufig geschah es daß ein aus dem dasigen Correctionshaus zur Armee zurückkehrender Soldat kurz nach der Ankunft bei einer Compagnie stahl oder Insubordination an Superioren verübte um abermals condemnirt zu werden, weil — wie er sagte — zu Fort Erfprins oder zu Willem I in der Strafanstalt ein besseres Dienen sey wie bei mancher Compagnie eines Bataillons. Da im gegenwärtigen Jahre sich die Schweizertruppen in Niederländisch-Indien Meutereien haben zu schulden kommen lassen, wird die Anzahl der in beiden obenerwähnten Strafanstalten detinirten Europäer wahrscheinlich bedeutend vermehrt worden seyn. Zwar werden die condemnirten (sogenannten) Schweizer in diesen Strafanstalten sich nicht mehr betrinken können — was bisher als gewöhnliche Ursache zu den von diesen verübten Verbrechen anzusehen war — sie werden aber daselbst sicherlich auch nicht von vrolyken [1] Superioren willkürlich gestraft, was bei den respectiven Truppencorps doch häufig der Fall ist.

[1] Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Der Adel in China.

Es gibt in China keinen erblichen Adel wie in den meisten andern Ländern, außer durch eine ganz exceptionelle und leicht erklärliche Gunstbezeugung für die Prinzen der kaiserlichen Familie, für einige Abkömmlinge der alten Feudalkönige und der Dynastie der Ming, sowie für die Nachkommen des Confucius. Diese letztern haben sich auf eine wahrhaft staunenerregende Art vervielfältigt. Obwohl der berühmte Philosoph mehr als fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt und bei seinem Tode nur einen Enkelsohn hinterlassen hat, so zählt man doch heutzutage mehr als zwölftausend männliche Nachkommen seines Geschlechts. Uebrigens knüpft sich an diesen Adel, der eine einfache Geburtsauszeichnung ist, kein Vorrecht, kein reeller Vortheil: da die Zahl der Mitglieder der kaiserlichen Familie in ungeheurem Verhältniß gewachsen ist, und der Kaiser nicht allen Prinzen Pen-

[1] vrolyk (fröhlich) nennt man bei Officieren der niederländisch-indischen Armee den Zustand welchen man bei Soldaten mit „beschonken" (besoffen) ausdrückt.

Digitized by Google

sionen aussetzen konnte, so leben die meisten derselben in einem an Dürftigkeit gränzenden Zustande; mehr als ein Nachkomme der Ming hat seinen gelben Gürtel, das Abzeichen seines Adels, abgelegt, um sich mit der Masse des Volks zu vermischen und sich seine Lebensunterhaltsmittel in der Arbeit zu suchen, und die Urenkel des Confucius, wenn man einigen davon in öffentlichen Aemtern begegnet, verdanken ihre Stellung mehr ihrem Talent und den Wechselfällen der Staatsprüfungen als dem so verehrten Einfluß ihres ruhmreichen Ahnherrn. Weder Vermögen noch Geburt verleihen einen Titel; wenn der Kaiser zuweilen einem Manne der dem Staat Dienste geleistet hat einen solchen ertheilt, so vererbt sich der Titel des Vaters nicht auf seine Kinder, sondern auf seine Vorfahren, welche sonach rückwirkend nach ihrem Tode, und bis auf mehrere Generationen hinauf, geadelt werden. (Revue Contemporaine.)

Miscellen.

Dürrung und Heuschreckenplage in Astrachan im Sommer 1860. Einem Schreiben des Hrn. Staatsraths Dr. Bergsträßer aus Astrachan vom 30 August d. J. entnehmen wir folgende interessante Mittheilung: „Seit Pfingsten haben wir keinen Regen gehabt und dabei eine furchtbare Hitze, die öfters über 30° R. stieg. Theils um der Hitze auf etliche Wochen möglichst auszuweichen, theils auch um den Salzsee Baskuntschatsky und den Berg Bogdo zu besuchen, machte ich einen kleinen Ausflug nach Saratow. Dort war jedoch die Hitze nur um weniges geringer als hier, und nur an dem großen Salzsee wurde die Luft durch die Ausdünstung bedeutend abgekühlt. Die ganze ohnehin wasserlose Steppe ist verbrannt und rein ausgedörrt, nur in den Wolganiederungen ist, oder vielmehr war Gras zu finden. Glücklich waren die, welche vor Mitte Juli ihr Heu in Haufen gebracht hatten, denn nach jener Zeit kamen Schaaren von Heuschrecken, die den hellen Tag fast zur Finsterniß machten, und alles Grüne abfraßen was sie auf ihren Verheerungszügen trafen. Sogar altes Heu ist nicht verschont geblieben, und da sie bei der Trockenheit nicht genug vorfanden, so haben sie sich selbst aufgezehrt, besonders die zu oberst waren und daher zum Grünen nach unten nicht durchdringen konnten. An manchen Stellen haben sie die Filzhütten der Nomaden, so zu sagen, beinahe aufgefressen; der Filz wurde, obwohl er dicker als ein Finger ist, wie ein Sieb durchlöchert und ganz zerfetzt. Das große, 2—3 Klafter hohe Schilfrohr, von dem sie in früheren Jahren nur die Blätter abnagten, ist auf ihren Zügen bis zum Wasser ganz verschwunden, ja eine Masse von Heuschrecken wurde von den Nacheilenden ins Wasser gedrängt. Von der Freßgier dieser Thiere kann man sich gar keinen Begriff machen, wenn man sie nicht beobachtet hat. Den Heuschreckenzügen folgen Schaaren großer und kleiner Vögel, welche die Heuschrecken auffressen; dieß will jedoch nicht viel sagen im Vergleich zu den zahllosen Massen dieser furchtbaren Plage, denn haben sich die Vögel recht satt gefressen, so kommen Sperber, Habichte und Adler und fressen wiederum die satten Vögel. Es ist ein furchtbares und allgemeines Morden. Das Vieh wird zu fabelhaft billigen Preisen verkauft, um es nicht vor Hunger umkommen zu lassen. Nicht viel über den Werth der Haut zahlt man 4 bis 5 Rubel für einen zwei- bis dreijährigen Ochsen. Wäre die Trockenheit nicht fast durchgängig im Südosten Rußlands, so könnten die armen Menschen ihr Vieh an andere Orte treiben, doch hört man nirgends von Futtervorräthen, und wie soll man das Vieh durch die tockenen Wüsten fortschaffen?“ (Petermanns geogr. Mittheilungen.)

*

Die Singdrossel in Australien. Man hat sich sehr viel Mühe gegeben die englischen Singvögel in Australien einheimisch zu machen, allein bis jetzt mit weniger Erfolg als diejenigen wünschten welche eine besondere Vorliebe für die Erscheinungen und Töne ihres alten Vaterlands haben. Folgende Stelle aus der Pastoral Times (die wir im Melbourne Argus angeführt finden) dürfte, was die Naturalisation der Drossel in Australien betrifft, als eine Verheißung bessern Glücks zu betrachten seyn. „Ein Gentleman (heißt es dort) hörte kürzlich an einem Samstag- und Sonntag-Morgen in Süd-Deniliquin die süße Stimme einer englischen Drossel ihre lieblichen Töne in die Lüfte wirbeln. Woher der Fremdling kam, ließ sich nicht errathen, allein er scheint sich über den Eindruck gefreut zu haben den er auf einige der einheimischen Vögel hervorbrachte, die vergeblich den unnachahmlichen englischen Vogel nachzuahmen suchten. Letzterer brach zuweilen plötzlich ab, worauf die australischen Vögel ihre freiwilligen Lectionen wieder aufnahmen; dann fieng die Drossel plötzlich wieder an zu singen, wirbelte einige Minuten lang in weichen, langsam sich erhebenden Tönen, bis sie zur vollen Höhe ihrer Kraft gelangt war, stieg dann allmählich wieder herab, und endigte ihr Lied in sanften einschmeichelnden Klängen. Am Montag Morgen hörte man, trotz alles Horchens, den Vogel nicht. Wohin er sich begeben hatte um seinen australischen Freunden unentgeltlichen Unterricht im Gesange zu ertheilen, ist nicht bekannt; allein unserm Gewährsmann erregten die Klänge der englischen Drossel nach einer zehnjährigen Abwesenheit aus seiner Heimath die angenehmsten Gefühle.“ Wir können es ihm wohl glauben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 5. Augsburg, 27 Januar 1861.

Ein Kriegszug der Holländer auf Timor 1857.

Die Portugiesen und Holländer, welche gemeinschaftlich die Insel Timor besitzen, hatten einen Vertrag über gegenseitige Gebietsabgränzung geschlossen, der schon 1855 den Generalstaaten vorgelegt, von der zweiten Kammer aber verworfen und erst 1859 gebilligt wurde, weßhalb das ratificirte Actenstück erst im Staatscourant vom 4 Oct. 1860 veröffentlicht werden konnte. Nach diesem Uebereinkommen sind die Gränzen der beiden Herrschaften auf der Insel die welche im Norden Cova von Juanilo, im Süden Suai von Lakecune abscheiden. Holland räumt Pulo Cambing, ein kleines Inselchen gegenüber von Dilly, dem Hauptplatz der Portugiesen auf Timor, auf dessen Besitz letztere aus militärischen Gründen hohes Gewicht legen. Portugal entsagt aber gegen eine Entschädigung von 200,000 fl. allen seinen Ansprüchen auf die Inseln nördlich von Timor, nämlich: Flores, Adenara, Solor, Lomblen, Pantar und Ombai. Timor gehört übrigens zu den bestverwahrlosten Besitzungen der Niederländer. Wie wenig man von der Insel weiß, ergibt sich aus einer wunderlichen Zusammenstellung von Ziffern in der Tijdschrift voor Nederl. Indië, wonach amtlich die Bevölkerungszahl der Residentschaft Timor, d. h. Timor mit der anliegenden Inselgruppe, buchstäblich zwischen 95,256 und 2,757,119 Köpfen angegeben wird! Nach den besten Schätzungen aber beträgt die Bevölkerung der Insel Timor 6—800,000 Köpfe, wovon 300,000 unter der Botmäßigkeit Hollands stehen. Dieses unterhält eigentlich nur den Hauptplatz Kupang an der Südwestspitze der Insel, ja mehr als einmal hat man überlegt ob man Timor nicht gänzlich räumen sollte. Das Innere des Landes wird von einheimischen Fürsten beherrscht, wovon einige bei Portugal, einige bei Holland zu Lehen gehen, andere ihre Unabhängigkeit bewahrt oder wohl gar wieder Lehensleute sich unterworfen haben. Ein Theil dieser Fürsten sind „schwarze Portugiesen," das heißt Abkömmlinge von Portugiesen halber Kaste. Sie führen bald die Titel Radscha oder Fettor, bald nennen sie sich Kaiser. Der Kaiser von Groß-Sonnebait ist zum Beispiel der mächtigste Vasall unter holländischer Botmäßigkeit.

Schon im Jahre 1852 bekam man Händel mit dem Radscha von Lidak, dessen Gebiet nahe an der portugiesisch-holländischen Gränze liegt, und suchte ihn durch eine Expedition gegen Atapupu zu züchtigen, wobei man den Schwiegersohn des Radscha, einen Chinesen, gefangen nahm. Da sich der Radscha diese Lehre nicht zu Herzen genommen zu haben scheint, und den Holländern nach der Herrschaft von Lidak gelüstete, weil dort reiche Kupfer-Erze entdeckt worden waren, so schickte man im Jahre 1857 eine größere Truppenmacht ab. Diese sollte zuvor Bakikooi, den Fettor der Landschaft Takaip, züchtigen, einen Lehensmann des Kaisers von Groß-Sonnebait, welcher von diesem Herrn abgefallen war und durch seine Streifzüge holländische Unterthanen belästigte. Die Einschiffung der Expedition auf den Kriegsschiffen Amsterdam und Merapi erfolgte erst am 26 Juli 1857. Die Truppen bestanden aus einem Bataillon Infanterie mit den erforderlichen Artillerie- und Geniesoldaten unter dem Oberst L. J. Kroll. Am 10 Aug. wurden ferner einheimische Hülfstruppen von der Insel Rotti aufgeboten, und am 17 trafen diese bei Pariti mit den niederländischen Soldaten zusammen, um sich von dort am 25 August gegen Takaip in Bewegung zu setzen. Schon am nächsten Tage stieß man auf den Feind, der hinter seinem Bambuverhau hervor ein scharfes Feuer auf die holländischen Vortruppen unterhielt. Aus der verhältnißmäßig großen Anzahl der verwundeten und getödteten Officiere ergibt sich daß die Timoresen sehr gut geschossen haben müssen. Die Feinde wurden indessen aus einer Stellung nach der andern vertrieben und setzten sich zuletzt in Soni Leo, dem Hauptplatz des Fettor Bakikooi, fest. Dieses Kampong wurde genommen und verbrannt, doch kostete der Sieg etwa 20 Verwundete. Nach dieser Entscheidung unterwarfen sich die einzelnen Gemeinden des Fettor und baten um Verzeihung. Der Fürst selbst hatte sich mit nur wenigen leichten Truppen ins Gebirge geflüchtet, und beschlossen die Holländer durch kleine Raubanfälle zu beunruhigen, wie seine zweite Gemahlin gestand, welche von den einheimischen Bundesgenossen der Holländer gefangen genommen worden war. Diese mußten sich begnügen mehrere Kampongs und Besitzungen ihres Feindes zu verwüsten, und sich nach einem 15tägigen Feldzuge nach Pariti wieder zurückzu-

Digitized by Google

ziehen. Der Fettor behauptete sich jederzeit in den Gebirgen, und erst als im J. 1859 der Ottopaha oder Kriegsoberste von Ambenu als Prätendent gegen ihn auftrat, bot er seine Unterwerfung den Holländern an.

Nach diesem etwas zweifelhaften Erfolge wurde der größte Theil der Expedition nach Java zurückgesendet, und es blieben zur Züchtigung des Radscha von Lidak nur zwei Compagnien vom 10ten Bataillon (Javanen), eine Abtheilung Europäer, 21 an der Zahl, darunter 12 Scharfschützen, 30 Mann Neger, die bewaffnete Musikbande, sowie zwei kleine Mörser mit den nöthigen Kulis zurück, die sich unter Oberst Kroll am 20 Sept. einschifften und Atapupu am nächsten Tag erreichten. Am 22sten wurde von dort aus der Hauptpaß ins Gebirge von einem Peloton besetzt, und um 6 Uhr Morgens am 23sten folgte die Hauptmacht nach. Der Marsch war höchst anstrengend, denn obgleich die Officiere ihre Pferde für das Gepäck zur Verfügung stellten, mangelte es doch an Kulis. Der Weg führte steil und steinicht auf das Gebirge hinauf, und überall fehlte es an Trinkwasser, so daß erst um 3 Uhr die Nachhut den ersten Rastplatz der Expedition erreichte. Am 24sten sollte die Colonne bis Takissin vorrücken. Der Weg dorthin war eben und ziemlich frei. Erst gegen 11 Uhr fielen einige Schüsse, und da man jetzt Bambudschengel in der Flanke hatte, so wurden fleißig Patrouillen zur Durchsuchung verdächtiger Defileen abgesendet. Auch auf eine Steinbrüstung quer über dem Weg stieß man, allein da sie verlassen war, erreichte man ohne Gefährde den voraus bezeichneten Lagerplatz. Allein gegen 2 Uhr Nachmittags versuchte der Feind einen Ueberfall. Er näherte sich auf geringe Entfernung, zog sich aber, da er alles wachsam fand, wieder zurück. Zu seiner Verfolgung wurde ein Peloton unter Lieut. Timmermans ausgesendet. Dieser erreichte nach einer Stunde Marsch ein gut verschanztes Kampong auf einer 200 Fuß hohen felsigen Anhöhe, welche steil und unersteiglich schien. Der Officier umgieng aber die steile Wand und fand die Anhöhe rückwärts viel zugänglicher. Als man sich aber von dieser Seite genähert hatte, wurde man von den Timoresen durch Kriegsgeschrei und Kugeln empfangen. Der Lieutenant sah nun wohl daß er sich nicht in ein Plänklergefecht einlassen dürfe, da er auf einem schutzlosen Terrain sich befand. Er ließ daher zum Sturm blasen, und die Eingebornen gaben, als sie die Entschlossenheit des Angreifers wahrnahmen, das Kampong auf, dessen Befestigungen sogleich zerstört wurden.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr rückte Oberst Kroll gegen den Hauptkampong und Schlupfwinkel des Radscha von Lidak vor, der ihn auf der hohen Felsenkette Tukaneue, wo sein Lager sichtbar war, erwartete. Die Bodengestaltung erschwerte beträchtlich den Marsch, und so erreichten die Holländer erst um 8 Uhr den Fuß der Berge, wo sogleich ein Feuergefecht eröffnet wurde. Muthig stieg die Vorhut, zur Hälfte Negersoldaten, die beinahe lothrechten Felsen auf einem schmalen Pfad hinan. An einzelnen Stellen mußten die Soldaten mit Händen und Füßen klettern, während der Feind hinter Felsblöcken, Brustwehren und aus Höhlen heraus mit seinen Kugeln sie belästigte. Hauptmann Hamers und zwei Europäer wurden verwundet, drei einheimische Soldaten fielen. Nach einer Stunde wurde der Bergrücken erstiegen, der Feind aber zog sich auf einen etwas höheren Felsen zurück, der vergeblich zweimal bestürmt wurde. Da die Holländer nichts weiter ausrichten konnten, vernichteten sie den Kampong auf der Berghöhe sowie alle Lebensmittel und Wasservorräthe des Feindes, und zogen sich hierauf zurück mit etlichen dreißig Verwundeten. Der Abzug der Colonne ohne entscheidenden Erfolg darf offenbar als eine Niederlage gelten, auch gestehen die holländischen Berichte selbst daß die Timoresen ungewöhnlich dreist sich vertheidigten.

Um 2 Uhr hatte man den Lagerplatz wieder erreicht. Die Truppen wurden in einem Viereck aufgestellt, und das Obdach für die Verwundeten, die Bagage und Munition hinter den linken Flügel verlegt. Fünfundzwanzig Mann hatten die Lagerwache und zwei Schildwachen wurden aufgestellt, die eine neben dem Brunnen, die andere zwischen ihm und der Lagerwache. Hart an das Lager stieß ein Bambudschengel welches die Aussicht der zweiten Schildwache sehr einschränkte. Es war 4 Uhr Nachmittags und im Lager ruhte alles von den Anstrengungen aus, als die Schildwacht plötzlich ins Gewehr! rief. Eine Bande von 400 Timoresen hatte sich durch das Bambudickicht herangeschlichen und überraschte das Lager vollständig, namentlich die Soldaten die am Brunnen beschäftigt waren. Lieut. Timmermans warf sich gegen den bedrohten Punkt, aber seine Leute, meist junge Soldaten die noch nicht im Feuer gewesen waren, verließen ihn bis auf wenige Tapfere. Selbst die Hütte der Verwundeten war von den Angreifern bedroht, und da die Kugeln hineinschlugen, suchte man die Patienten weiter zurückzubringen. Die Holländer erlitten anfangs bittere Verluste, als aber die Truppen sich gesammelt hatten und zum Angriff übergehen konnten, gab der Feind das Gefecht auf und zog sich zurück. Die Zahl der Verwundeten auf Seite der Holländer war aber so groß daß man alles was von Gepäck und Munition entbehrlich war, vernichtete um sich erleichtert und rascher zurückziehen zu können; die Soldaten hatten nur die Reservepatronen noch in der Tasche, alle übrigen waren verbrannt worden. Der Rückzug mit den Verwundeten blieb gleichwohl im höchsten Grade beschwerlich und ermattend, ja er hätte gefährlich werden müssen, wenn die Timoresen nachdrücklich verfolgt hätten. So war man froh am 26 Sept. Atapupu wieder zu erreichen und am 28. sich einschiffen zu können. Die amtlichen Zeitungen berichteten zwar nur von Sieg und Züchtigung, allein der Radscha war sicherlich nicht bemeistert worden. Er legte zwar seine Herrschaft, heißt es, 1858 nieder, und sein Nachfolger bekannte sich als Vasall der niederländischen Regierung, aber wahrscheinlich unterlag der erstere nur einem heimlich unterstützten und aufgehetzten Prätendenten.

Ueber den wahren Hergang dieser Episode, welche uns ein unterhaltendes Bild von dem militärischen Leben in Niederländisch-Indien gewährt, wurde man in Holland nur durch Zufall und zwar von Seiten eines Theilnehmers des Lieut. Timmermans unterrichtet, welcher den Kriegszug ganz anders beschrieb als es in den Bulletins geschehen war. Der

Digitized by Google

Umstand, der ihn bewog die Wahrheit zu veröffentlichen, dient wiederum zur Illustration des Heerwesens in Niederländisch-Indien. Nach der Rückkehr der Expedition gegen den Radscha von Lidak erhielten sämmtliche Officiere den Wilhelmsorden bis auf jenen Lieut. Timmermans. Da alle Cameraden dieses Officiers gegen diese Zurücksetzung protestirten, so verlangte er in einer Eingabe ebenfalls decorirt zu werden. Oberst Kroll aber beschied ihn zu sich und rieth ihm die Eingabe zurückzuziehen, weil er sonst mit Bedauern genöthigt seyn würde ihn der Feigheit zu zeihen, da er bei dem Lagerüberfall mit seinem Peloton geflohen sey. Timmermans hatte aber in Wahrheit den ersten Angriff der Feinde fest bestanden, und sich erst zurückgezogen als hinter ihm die Truppen wieder geordnet waren. Auch nahm er seine Eingabe nicht zurück, sondern verlangte ein Kriegsgericht. Diesem wurde der Fall vorgetragen, und nach Verhör der betheiligten Officiere und Unterofficiere jene Beschuldigung des Lieut. Timmermans als falsch und verleumderisch erklärt. Kroll mußte um seine Pension bitten, und Timmermans, der mittlerweile zum Capitän aufgerückt war, erhielt zum Wilhelmsorden noch den Eichenkronenorden. Es ist nun wohl erfreulich daß hier ein Subalterner zu seinem Recht gelangte, aber eine Armee, wo höhere Officiere dergleichen zweideutige und ränkesüchtige Handlungen sich zu Schulden kommen lassen, bleibt immer schlimm daran.

Unbedeutend an sich, gewähren diese Kriegshändel doch eine klare Einsicht von den eigenthümlichen Elementen der holländischen Herrschaft in Indien. Wir sahen hier eine handvoll Europäer, eine handvoll Negersoldaten mit einheimischen Truppen oder javanischen Sipahis eingeborne Radschas von gleichem Glauben und gleicher Abstammung unterwerfen. Im Gebirgskrieg zeigen sich die Eingebornen ihren Unterjochern völlig gewachsen, und diese stützen ihre Herrschaft nur auf das divide et impera. Wie im Kleinen, so im Großen. Wären die Javanen, Malayen und die sonstigen Bewohner der Sunda-Welt einig oder würde sie eines Tages ein gemeinsames Interesse, vielleicht der muhammedanische Glaube einigen, so möchte die Herrschaft der Niederländer noch viel schwächlicher und vergänglicher erscheinen als die Herrschaft der Briten uns erschien zur Zeit des großen Sipahi-Aufstandes.

Von Riva nach Venedig.

Reiseblätter von P. v. S.

Die Glocke des Dampfers ruft, es ist Zeit zur Abfahrt. In erfrischender Morgenkühle wandle ich zum letztenmal durch die engen Gassen, über die noch öde Piazza, und bald setzt sich das Fahrzeug in Bewegung und wendet außerhalb des Hafens. Wehmüthig haftet der Blick noch an dem anmuthigen Gestade, an dem langhingedehnten Städtchen, an der alten Rocca, welche einst den Fürsten von Trient zum beliebten Winteraufenthalt und zum Schutz gegen ihre Feinde gedient hatte, wenn ihre Hauptstadt bedroht war. Während das Castell von Trino und der Thurm von Arco herübergrüßt, arbeitet der Vapore kräftig am Ponal,[1] vorüber, dessen Wassersturz von dem Gebraus der Räder übertäubt wird, und steuert Malcesine zu; denn an dem Vorgebirg hinter welchem sich Limone mit seinen berühmten Citronengärten versteckt, steht die Gränzsäule zwischen dem ehemaligen tridentinischen und brescianischen Gebiete, das jetzt zur Lombardei gehört. Das östliche oder veronesische Ufer, welches dem Kaiserstaat verblieben ist, wird von dem Gebirgsstock des Monte Baldo beherrscht, der dreigipflig bis über 5000′ ansteigt und seine Marmorflanken lothrecht in den See senkt. Nur in weiten Zwischenräumen wird diese grün angeflogene Felsenterrasse durch Buchten und sanftere Abhänge unterbrochen, in denen sich Häusergruppen unter dem Schutz eines Castells, der Scaliger oder der Venetianer, geborgen haben; der Capo di Lago dieser letzten Oberherren hatte seinen Sitz zu Malcesine, das abgeschieden zwischen seinen Olivenwäldern liegt. Dagegen reiht sich an den mildern Bergen des westlichen Gestades, wo auch die obern Stufen der Höhen bewohnt sind, Dorf an Dorf. Ein Anblick der ein deutsches Herz bluten macht: daß solche Herrlichkeit, ein solcher Edelstein aus der Krone eines Bundesfürsten gebrochen werden durfte, ohne daß Eine Hand sich für ihn erhoben hat!

Limonenpflanzungen im Großen, die einzigen im Binnenlande von Oberitalien, sind dem Gardasee, der kaum 40′ über dem Meeresspiegel liegt, eigenthümlich, und bieten mit ihren Pfeilerstellungen, zwischen denen die dunkelgrünen Bäume mit den Goldfrüchten emporwachsen, und ihrer terrassenförmigen Anlagen einen stattlichen Anblick dar, wodurch auch das ärmlichste Dorf verschönt wird, besonders wenn zur Seite palastähnliche Villen sich erheben, wie zu Vogliaco, wo diese Wintergärten zu Duzenden an dem Abhang emporsteigen, und der prächtige Landsitz der Grafen Bettini den reizenden Ort noch mehr hervorhebt. Unfern davon wurde ein sardinisches Kanonenboot signalisirt, das, mit dem rothen Kreuze in weißem Felde beflaggt, am Ufer hinfuhr, auf welches augenblicklich alle Ferngläser unserer nicht sehr zahlreichen Schiffsgesellschaft gerichtet waren, bis es hinter einem Felsenvorsprung verschwand. Allmählich belebten sich auch die östlichen Abhänge, deren Obst- und Gemüsebau die feinsten Erzeugnisse liefert welche den Markt von Verona bereichern.

Als das Vorgebirg mit der Hochwacht von San-Vigilio umschifft war, zeigte sich das Städtchen Garda, das dem alten Benacus seinen Namen aufgedrungen hat, im Hintergrund einer Bucht. Seine Rocca oder Veste, welche mit ihren bezinnten Warten, Thürmen und Erkervorsprüngen in altertümlicher Strenge das See-Ufer überragt, war im 10ten Jahrhundert das Gefängniß der Longobardenkönigin Adelheid. Berengar II wollte sie seinem Sohn Adalbert mit Gewalt vermählen, und als sie sich weigerte dem Sohn des Usurpators und Mörders ihres Gemahls ihre Hand zu reichen,

[1] S. Ponal, dem eine Kirche zu Venedig geweiht ist. Apollonius von Brescia.

ließ er sie in diese Haft werfen, wo sie so großes Elend erdulden mußte daß sie gezwungen war durch ihrer Hände Arbeit ihr Leben zu fristen. Mit Hülfe eines Priesters gelang es der Bedrängten als Mann verkleidet ihrem Kerker zu entrinnen, und auf einem Fischerboot zu dem befreundeten Markgrafen Azzo von Este nach Mantua zu fliehen. Dieser hielt sie verborgen bis Otto der Große aus deutschen Landen in die wälschen Marken herabzog, die schöne Gefangene zu seiner Gemahlin erwählte und sie auf einen Kaiserthron erhob.

Nach der Volkssage soll auch das römische Benacum, welches bei einem Erdbeben im 3ten Jahrhundert versunken, hier gestanden seyn, und seine Mauern und Thürme noch bei niedrigem Wasserstand sichtbar werden. Dagegen findet Garda, der Garten des Heldenbuches, einfache Erwähnung in den Mähren von dem Gothenkönig Dietrich und seinen Recken, wenn sie in der Nähe auf der Burg von Verona saßen.

Suso in Italia bella giace un Laco,
Appié del Alpe che serra Lamagna,
Sopra Tiralli, ed ha nome Benaco;
Per cento fonti e più credo si bagna,
Tra Garda e Valcamonica Pennino,
Dell' acqua che nel detto lago stagna.

Dort oben in dem schönen Wälschland lieget
Ein See Benaco, welcher Deutschland schließet
Und ob Tirol sich an die Alpen füget;
Comonica mittinn und Garda schießet
Aus tausend Quellen wohl ab den Penninen
Das Wasser, das im See nicht weiter fließet.
(Dante's Hölle, Kannegießer, 20 Ges.)

Diese Wasserbäche beleben besonders das Gelände von Salo, das bevölkertste am ganzen Westufer, mit einer Fülle von Grün, aus dem die zahlreichen Ortschaften mit ihren Kirchen, Palästen und Landsitzen sich hervorheben. Einige Inselchen streben aus dem See auf, dessen Spiegel sich nach beiden Seiten weiter ausgedehnt und einerseits einen Halbkreis gegen Desenzano, andrerseits gegen Peschiera bildet; dazwischen streckt sich der Inselstreifen von Sermione herein, wo unter Bäumen und Gebüsch sich noch Trümmer einer Villa des Catull finden. Die Berge sind indeß zur Seite gewichen und haben sich zu Hügeln verflacht, welche den Lauf des Mincio gegen Mantua hinab begleiten. Auf einem derselben sieht man den Thurm von Solferino, verhängnißvollen Angedenkens, auf die Gefilde herabschauen, wo seit Jahrtausenden die Wogen der Völker des Nordens und Südens um jeden Fußbreit dieses herrlichen Landes gekämpft und es mit Strömen des edelsten Blutes gedüngt haben.

Peschiera, in dessen Hafen wir jetzt einlaufen, liegt in öder fieberhauchender Fläche, und streckt nach allen Richtungen seine Feuerschlünde aus, welche sich um die alte Veste, wahrscheinlich noch ein Theil des römischen Arilica, gruppiren. Seit wir außer dem Bereich der Berge sind, ist die Luft glühend und der Aufenthalt auf dem Vapore bis zu Abgang des Bahnzuges dem in der Stadt vorzuziehen. Wir sehen nun die aufgethürmten hohen Körbe wegschaffen welche, mit dem reichen Ertrag der dießjährigen Seidenernte gefüllt, aus den Gebirgsgegenden und dem obern Uferthell hieher gesendet werden. Die Rückfracht des Fahrzeuges, das nur dreimal wöchentlich in einem Tag von Riva her- und hingeht, während vor dem verderblichen Krieg, wodurch alle Lebensadern dieser Gegenden abgeschnitten wurden, der See von ganzen Flottillen von Dampfern befahren war, besteht aus „Formant" oder Mais, dessen erste Ernte in den Niederungen beendigt ist. Diese Brodfrucht des Südens wird in schweren Säcken über eine Schulter gelegt, von den Lastträgern herbeigeschleppt; diese atheletischen Bursche behandeln ihre Centnerbürde mit einer Leichtigkeit und einem Geschick, das vergessen läßt wie sauer solche Arbeit bei 30° R. werden muß.

Der Dampf, dieser Gewaltige unserer neuen Zeit, ist die einzige Manifestation derselben welche sich in diesen Landstrichen kundthut, und auch diese bewegende Kraft bleibt meist auf die Schienengeleise und die Wasserbahn beschränkt, während die Filanda's mit ihrer einfachen Maschinerie höchstens durch einen Bach getrieben werden. Diese, einige Papiermühlen, da und dort eine Mahl- oder Sägemühle von primitivster Construction, Garnbleichen, bei denen das weiche Seewasser und die Sonne allein einwirken, ist alles was von Maschinenwesen und Industrie sich findet, und dennoch viele Hände beschäftigt. Das Haspeln der Seide in den Filandas wird häufig von dem Gesang der Arbeiterinnen begleitet, deren volle helle Stimmen das wenig mühsame Tagewerk erheitern, welches nur erschwert wird durch die Hitze des Kochfeuers, über dem in heißem Wasser die eingepuppten Falter ihren Tod finden, und durch den entsetzlichen Geruch ihrer Leichen, der aus Süß und Sauer gemischt den ganzen Umkreis einer solchen Werkstätte verpestet.

Jene abenteuerlichern Auswüchse der Architektur, wie sie anderwärts schnell erworbener Reichthum in seiner Geschmacklosigkeit aufbaut, oder jene casernenartigen Logierhäuser moderner Städte, entstellen diesen Paradiesgarten noch nicht, wo selbst Neubauten, welche selten eine Tünche erhalten, mit ihrem rauhen Steingefüge, den niemals zugeworfenen Rußlöchern wie altersgrau und zerfallen aussehen. Dazu stimmt jedoch die innere Einrichtung, das altväterische schmucklose Geräthe, die weiten Feuerstellen in den Küchen welche das Wintergemach bilden, wo aber in der ärmlichsten Behausung ein Schatz von blankem Kupfergeschirr und Wandbretter mit Majolika, wie dort alle Töpferwaare genannt wird, sich findet. Diese buntbemalten groben Geschirre haben nicht selten antike Formen, und gleichen den ausgegrabenen Urnen und Patenen auf ein Haar. Wie in Spanien und Südamerika machen auch hier die Fazioli, grüne oder trockene Bohnen, am Bodensee Fasolen genannt, in Wasser gekocht und mit Oel gewürzt, die Hauptmahlzeit aus. Fleisch wird wenig genossen und durch den Käse ersetzt, den Brühe und Brod oder Polenta kräftigen muß.

Es gibt überhaupt nicht leicht ein arbeitsameres genügsameres Volk als die Bewohner dieser Gegenden, welche jedes Fleckchen Erde den Felsen gleichsam abtrotzen um ihre terrassirten Gärten anzulegen; freilich keine Gärten in unserem cultivirten Sinn, der alle überflüssigen Ranken und Zweige beschneidet und festbindet, nach der Schnur pflanzt und säet,

Digitized by Google

und alles sorgfältig beseitigt was die karge Sonne hindern könnte die Früchte der Bäume und des Bodens zu reifen und die mühsam gepflegten Blumen zu erschließen. Aber gerade diese Fülle von üppig aufgeschossenem Strauchwerk, von Pflanzen wie durch die Vögel des Himmels ausgesäet, wo die edelsten Früchte neben den wilden Kindern der Berge gedeihen, und das lose Mauergefüge, welches den Grund stützen muß, an manchen Stellen Lücken aufweist welche die gütige Natur alsbald mit reichen Gehängen von Kürbiß- und Melonenranken überspinnt, leiht dieser himmlischen Gegend einen weitern malerischen Reiz, der durch die Staffage der mächtigen Ochsengespanne unter breitem Joch, vor ganz uranfänglichen Karren oder Pflügen, der körbebeladenen Esel oder Maulthiere, die zwischen ihrer Bürde nicht selten auch noch Führer oder Führerin tragen, nicht wenig erhöht wird. Um dem Lande einen noch südlichern Charakter aufzudrücken, steht auch da und dort in der Tiefe eines Baches oder Flusses eine Noria, Schöpfräder wie die Mauren sie im Abendland eingeführt haben, um zu Zeiten der Dürre die Fluren durch frische Wasserströme zu erquicken. Außer den vielen denkwürdigen Baureſten aus dem Alterthum und späterer Zeit christlicher Gesittung, welche Thal und Hügel schmücken, besitzen Kirchen und Klöster, Paläste und Landsitze auch so viele Schätze der Kunst, an Gemälden und Sculpturen der besten venetianischen und lombardischen Meister, daß ihr Anschauen Monate, statt Tage und Wochen in Anspruch nehmen würde.

Indeß muß man auf Reisen wie im häuslichen Leben sich zu bescheiden und des Genossenen doppelt erfreuen lernen; ist es doch schon des Glückes genug aus den engen Schranken der Heimath über Gebirg und See hinausschweifen zu dürfen in die schöne Ferne, welche wie die Hesperidengärten ewig lockt und anzieht! Nach freundlichem Lebewohl von dem Schiffscapitän und seinem Supercargo, der unversehens wie ein Tritone aus der Fluth auftauchte und sämmtliche Damen nach der Cajüte scheuchte, betraten wir die Landungsbrücke und gelangten wie im Flug nach dem alten Verona, wo der Abschied von einem wackern Sohn mir die Augen trübte. Fortan ohne Geleite in dem mit wildfremden Leuten gefüllten Waggon, kann ich mich dem ganzen Weh des Scheidens überlassen, und erst als der Zug der Alpen links sich immer prachtvoller erhebt und die reichen Fluren um Vicenza sich ausbreiten, sucht mein Blick wieder Nähe und Ferne zu umfassen, und da und dort auf einer merkwürdigen Kirche oder einem alterthümlichen Gehöfde zu verweilen.

Von Vicenza, der vielthürmigen, war leider nur eine flüchtige Ansicht zu gewinnen, da die Stationsgebäude sie verdecken. Zwischen dieser Stadt und Padua zog sich allmählich ein Schleier über die glanzerfüllte Gegend, das Laub der Bäume färbte sich schwarz, als ob das Licht des Tages plötzlich erlöschen wollte, es war die totale Sonnenfinsterniß des 18 Julius, welche bei dem hellen Himmel ihre Schauer über das Land deckte. Bald tauchten die Hügel der Euganeen auf, mit ihren zahllosen Landsitzen, und dann zeigte sich auch Padua, la Dotta, deren Kuppelbauten die ganze Stadt zu überwölben scheinen. Hier stieg ein junges Ehepaar ein, mit einem allerliebsten Kinde und seiner Wärterin, einem hübschen Landmädchen, das zum erstenmal in die Welt hinausfuhr, und vollauf zu thun hatte das kleine eigenwillige Geschöpf zu beschwichtigen, das mit seinen eilf Monden ungleich deutschen Kindern dieses Alters schon sehr deutlich Wohlgefallen und Mißbehagen auszudrücken verstand. Meine Freundlichkeit gegen den kleinen Kobold gewann mir die des Vaters, eines feinen Mannes, dessen Haltung abstach gegen das Wesen seiner Gattin, welche wie ein scheues Reh aus ihren weitoffenen unstäten Augen blickte. Was wir feine Manieren, jene Selbstbeobachtung im Verkehr mit andern nennen, besitzt die Italienerin seltener. Sie ist zu sehr Naturkind, zu wenig durch Erziehung gewöhnt ihre augenblicklichen Eindrücke zu verbergen, als daß sie darauf bedacht wäre vor andern sich solche conventionelle Fesseln anzulegen um den Ton ihrer tiefen oft rauhen Stimme zu moduliren. Auch die Sprache jener Gegenden minder volltönend und einschmeichelnd als „lingua toscana in bocca romana," klingt aus ihrem Munde uncultivirter als bei den Männern, welche meist eine wissenschaftlichere Bildung voraus haben.

Schon ist die Brücke über die Brenta passirt, gegen Osten erscheinen die Lagunen und weiter hinaus das Meer, noch einige Augenblicke und das wellenentstiegene Venedig mit seinen unzähligen Kuppeln und Thürmen, das wie ein Edelstein in der reichen Fassung seiner Inseln ruht, wird freudig begrüßt, während das Riesenwerk der Brücke von Westen, über welche der Eilzug hinbraust, kaum eine Beachtung findet. Endlich hält dieser, und nun wälzt sich ein Menschenstrom durch die Zugänge der Doggana, wo Legitimationsscheine und Gepäck untersucht werden. Meine Paßkarte leistete mir auch hier vortreffliche Dienste, während die zahlreichen Visas und Personalien in andern solchen hieroglyphischen Documenten zu unendlichen Zögerungen Anlaß geben.

Eine Gondel war bald gefunden, und mein leichtes Gepäck, omnia mea mecum portans, nebst meiner Person in dem schwarzen, sargähnlichen Gehäuse untergebracht, das seit Jahrhunderten Gestalt und Farbe nicht gewechselt hat. „Das ist wohl Canal Grande, Fondaco dei Turchi, Palazzo Foscari?" fragte ich im Fluge meinen alten Gondelführer, der eher einem ehrlichen Holzspälter meiner schwäbischen Heimath glich, als dem Pescator dell' Onda, in welchem sich meine Vorstellungen von diesen vielbesungenen Lagunenschiffern verkörpert hatten. Aber der große Canal war keine Täuschung, und seine Paläste standen da als treue Vorbilder der Canaletti, die mich mit dieser wundervollen Wasserstraße vertraut gemacht, wo jeder Ruderschlag eine neue Scenerie, einen andern Zeitraum vor Augen führt, an der sich die Geschichte der bürgerlichen Baukunst vergangener Jahrhunderte bis auf die Gegenwart studieren läßt.

Ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Jubel und Freude als ich endlich vor der Markuskirche stand, daß mir das Sehnen und Wünschen langer Jahre in Erfüllung gegangen war, und ich dieser Herrlichkeit theilhaftig werden durfte, welche vor mir so manches Auge gesehen, so manche beredte Feder geschildert hat! Wie im Traume schaute ich an dem hohen

Digitized by Google

Thurme, den Masten und Säulen hinauf, gieng an den Dogenpalast hin, über die Piazetta nach dem Molo, sah die Schiffe im Hafen, seine reiche Umgebung und wandte mich wieder nach den in der Abendsonne glänzenden Kuppeln von San Marco, diesem schönen Mährchen aus tausend und einer Nacht, das in seinen Musivbildern, seinen Marmorsäulen, seinen unzähligen Fragmenten, aus Morgen- und Abendland, aus heidnischer und christlicher Zeit die große Geschichte einer untergegangenen Republik erzählt, welche selbst in ihren Ruinen von Bauwerken und Menschen noch so wunderbar und herrlich ist.

Ich ließ mich in der Menschenfluth auf der Piazza vor einer Bottega nieder, während es dunkel wurde, das Gedränge um mich her immer lauter summte und schwirrte, bis die Gasflammen entbrannten und das bunte Schauspiel einer italienischen Nacht strahlend erleuchteten. Lange saß ich so, meine Sorbetti schlürfend, und ließ vor meines Geistes Augen im Fackelscheine die Schauer- und Jubelscenen vorüberziehen, welche diese Stätte in frühern Jahrhunderten gesehen hatte. Eine Metropole mit großer Vergangenheit bleibt auch in ihrem Zerfalle noch schön, wie ein Menschenantlitz, von schweren Erlebnissen gefurcht, oft mehr anzieht als Jugendblüthe, welche nur von der Gegenwart zu erzählen weiß, und jenen neugeschaffenen Hauptstädten ohne Geschichte gleicht.

In der Stadt München, einem anspruchslosen Gasthause, fand ich für die kurze Zeit meines Aufenthalts Herberge; dieses wird meist von Deutschen besucht, und bietet alle beliebtern Gerichte bayerischer Kochkunst und bei den behaglichen Wirthsleuten aus Bojoarien gute Unterkunft. Am folgenden Morgen mußte ich das Erscheinen der Wasserträgerin abwarten, um aus dem noch in tiefem Schlaf versenkten Hause zu gelangen. Eine Obstbude mit ihren würzigen Früchten gab mir einen Anhaltspunkt um aus diesem Labyrinth von Gassen und Gäßchen, welche sich bis nach dem Rialto verzweigen, meinen Weg nach der Piazetta herauszufinden, wo schon der Gondelführer mit offener Barke, wie ich sie bestellt hatte, meiner wartete. In ihrer Scheu vor der Sonne bedienen sich die Italiener dieser selten, wie man sie auch bei schönstem Wetter immer in vorgeschlagenen Wagen ausfahren sieht.

Mein Alter hatte einen jüngern Stellvertreter geschickt, dessen barbarische Sprache durch Heiserkeit noch unverständlicher wurde; ein abgerissener Junge war ihm zu Hülfe, und so flog das leichte Fahrzeug rasch nach dem Lido hinüber.

In der Kühle des Morgens, der das Prachtgemälde um mich her in wunderbarer Klarheit erleuchtete, während ein Gewitter sein dunkeln Schatten über die fernen Alpen warf, hatte ich kaum Sehkraft genug für solche Herrlichkeit. Am Lido draußen war es still, und nur da und dort wandelte eine Schildwache vor den neuaufgeworfenen Batterien, welche diese Inselzunge beschützen, die zwischen den leichten Rohrwänden von dem Meer alljährlich einen Zuwachs erhält, durch Schlamm und Sand von den Wogen über diesen Schirm hereingespült. Nachdem ich mich an der in das Unendliche sich hindehnenden Wasserfläche und ihrem Wellenspiel satt geschaut hatte, auf der weiße Segel wie Möven streiften, dunkle Fischerbarken ruhten und wie schwarze Punkte in weiter Ferne Dampfer steuerten, faßte ich auch die nächste Umgebung ins Auge, die befestigten Inseln, welche zu beiden Seiten die Einfahrt in die Lagunen bewachen und vielleicht nur allzubald die Macht ihrer Feuerschlünde erproben müssen, wenn der Fluch des Krieges und der Empörung auch über diesen jetzt so stillen friedlichen Gewässern sich entladet! Um mich von diesen trüben Gedanken zu zerstreuen, suchte ich im Ufersand nach der maritimen Vegetation, welche bekannte Pflanzenformen üppig umgestaltet und mit Stacheln bewehrt, damit sie ihre ausgebreiteten fleischigen Blätter anklammern können in dem beweglichen Grund; zierliche Gypskräuter und ein Apocynum in voller Blüthe überzogen die Wälle.

Auf der Rückfahrt landete meine Barke an der Insel von San Lazaro, bei den Armeniern oder Mechitaristen, deren Stifter Mechitar di Pietro, 1676 zu Sebaste in Kleinarmenien geboren, sich dem Klosterleben geweiht hatte. Nach vielem Umherstreifen und manchen Fährlichkeiten stiftete er eine Congregation zu Konstantinopel, konnte aber die ersehnte Ruhe nicht finden, und gelangte endlich nach Modon in Morea, wo die damaligen Statthalter der Republik ihn wohl aufnahmen und begünstigten. Als der Krieg mit den Türken ausbrach, verließ er diese Freistätte und kam mit 11 seiner Schüler nach Venedig.

Hier erhielt er von dem Senat diese Insel mit einer zerstörten Kirche und einem Kloster zum Geschenk, welche er mit Hülfe wohlthätiger Gönner alsbald wieder herstellte, und schon 1717 mit seinem Convent bewohnen konnte. Die Mönche, welche der Regel des hl. Antonius Abbas angehören, besaßen seitdem unter den wechselnden Regierungen welche dem Sturz der Republik folgten, ungestört dieses Asyl, wo sie sich dem Unterricht junger Leute ihrer Nation und gelehrten Arbeiten widmen, indem sie Originalwerke und Uebersetzungen sowohl neuerer Schriften als alter Manuscripte in verschiedenen orientalischen Sprachen, wie auch eine armenische Zeitschrift herausgeben, welche zu Belehrung und Aneiferung ihrer christlichen Glaubensbrüder nach den fernsten Gegenden des Ostens versendet wird. An Kirche und Kloster lassen sich noch manche Reste des ursprünglichen Baues erkennen; alles ist hell, freundlich und reinlich, und besonders gepflegt zeigen sich die blüthenreichen Gärten, mit einem Schmuck seltener Bäume und Gesträuche, welche in der klösterlichen Umfassung herrlich gedeihen. Die Bibliothek enthält Schriften neben einer Auswahl der vorzüglichsten neuen Schätze von orientalischen Handschriften von großem Alter und guter Erhaltung, ebenso die Sammlung von indischen und andern Antiquitäten, worunter eine wohlconservirte ägyptische Mumie in ihrem Gehäuse. Außerdem besitzen die Mönche ein physikalisches Cabinet, eine naturhistorische Sammlung, und in ihrer Druckerei, welche von Venetianern bedient wird, die neuesten englischen Pressen in unablässiger Thätigkeit. Am meisten zogen mich aber die fremdartigen Gesichtsbildungen dieser Cönobiten selber an, die in ihren schwarzen fliegenden Gewändern durch die Kreuzgänge wandelten, und den altassyrischen Königen gleichen,

Digitized by Google

deren Bildnisse durch die Ausgrabungen von Khorsabad auf uns gekommen sind.

Indessen war der Morgen vorgeschritten, und es hohe Zeit geworden, nach der Academia delle belle Arti zu kommen, deren luftige hohe Räume, ein altes Kloster, von Palladio umgebaut, den Besucher mit dem günstigen Eindrucke aufnahmen. In dem Treppenzugange zu einem der großen Säle finden sich Altarschreine mit Bildern der ältern venetianischen Schule, von Francesco Bissolo, den Brüdern Giovanni und Antonio di Murano, einem Giovanni d'Alemagna, wohl ein Deutscher ꝛc., von großer Schönheit, Farbenpracht und Einfalt des Ausdrucks. Im nächsten Raume, dessen Rückwand die glorreiche Assunta von Tizian einnimmt, ist unendlich viel zu sehen, vor allem an diesem Bild, wo die zum Himmel schwebende Maria, eine kräftige Frauengestalt, das markvolle Leben jener Zeit verkörpernd, einer Glorie von Engeln zustrebt, in denen der hohe Meister die ganze Liebenswürdigkeit seines reiche Schaffens entfaltet hat. Unter diesen Schätzen von Farben und Gestaltung sind mir außerdem am lebhaftesten im Gedächtniß geblieben eine Anbetung der Könige aus Morgenland von Bonifacio, einem der größten unter den großen Malern jener Epoche, das Wunder von San-Marco von Tintoretto, die Hochzeit zu Cana von Padovanino. In dem andern Flügel des Gebäudes gleicher Reichthum, gleiche Kraft und Wahrheit des Ausdrucks, besonders an dem großen Bilde von Paulo Veronese, die Abendmahlzeit unsers Herrn bei Levi darstellend; hier ist alles frisch aus dem Leben gegriffen, jeder einzelne Kopf, jede Gestalt, sowie sie dem Künstler in der malerischen Tracht jener Zeit auf jedem Schritt begegnen konnte. Die Einwirkung der Antike macht sich bei diesen Venetianern weit weniger sichtbar als bei andern italienischen Schulen, die mehr nach idealer Schönheit strebten und dadurch oft schwächlich und unwahr werden; sie malten nur was sie sahen, aus einem Volksleben, dessen Erscheinungen, mit äußerster Feinheit aufgefaßt, ihre Bilder auch für die Culturgeschichte so werthvoll machen. Wenn man bedenkt welche Unzahl von Gemälden aus den Werkstätten dieser alten Meister hervorgegangen ist, wie Hunderte derselben Kirchen und Paläste ihres Heimathlandes schmücken, wie viele über ganz Europa in Museen und Privathänden zerstreut sind, so wird man von hoher Ehrfurcht erfüllt für solches Beharren, solches Schaffen und Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn, und fragt sich, wie ein kurzes Menschenleben solcher Thätigkeit genügen könne. Außer dieser Sammlung der vorzüglichsten Bilder Venedigs besitzt die Akademie auch Gypsabgüsse der schönsten Antiken, und eine Masse anderer sehenswerther Dinge, für welche natürlich ein flüchtiger Aufenthalt nicht hinzureichen vermag. Ich mußte mich damit begnügen, diesen Tag noch einige Kirchen besuchen zu können, Santa-Maria della Salute wegen seiner schönen Bilder, und um doch auch eines der neuern Gotteshäuser aus dem 17ten Jahrhundert gesehen zu haben, obgleich mich Maria dei Frari weit mehr anzog, das, in dem lombardischen Style des 13ten Jahrhunderts von Nicolo Pisano erbaut, die Gebeine Tizians bewahrt, der unter einer Steinplatte, den weder Name noch Inschrift bezeichnete, begraben liegt, erst viel später wurden einige Worte zu seinem Gedächtniß eingemeißelt. Außer dieser, den Kunstfreunden heiligen Stätte, sieht man mehrere prächtige Dogengräber und Monumente ausgezeichneter Kriegshelden der Republik in dieser Kirche, deren zahlreiche Altäre durch Bilder von Tizian, Giambellin, Palma Vecchio und andern hohen Meistern geziert sind, deren herrlicher Bronzen, Holzschnitzereien und Steinmetzarbeiten gar nicht zu gedenken. In San Giovanni e Paolo, gleichzeitig oder wenig später in demselben Styl aufgeführt, ist der Reichthum an Dogengräbern, deren einige bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückreichen, noch größer. Leider war der hohe luftige Bau in der Reparatur, und deßhalb manche seiner schönsten Bilder und Altäre durch Gerüste verdeckt.

(Schluß folgt.)

Minenrechte in Californien.

Die vor kurzem im obersten Gerichtshof des Staates erfolgte Entscheidung des unter dem Titel „Boggs vs. the Merced Mining Company" lange anhängig gewesenen Minenprocesses ist als die wichtigste seit der Besitznahme Californiens zu betrachten; nicht sowohl hinsichtlich der dadurch unmittelbar berührten materiellen Interessen, welche an Umfang mit jenen des noch unentschiedenen New-Almaden-Processes wetteifern, sondern der weit bedeutungsvollern Feststellung des von den altspanischen und mexicanischen Satzungen abweichenden Princips, daß die Minenrechte von dem Eigenthumsrecht im Grund und Boden unzertrennlich sind, und daß metallhaltige Strecken in Ländereien von Privatpersonen unter bereits patentisirten Titeln nur mit Einwilligung des Grundherrn bearbeitet werden können, und gegen allenfallsige Eingriffe abseiten der Minenbevölkerung zu gesetzlichem Schutz und Abwehr berechtigt sind.

Durch obigen Urtheilsspruch ist nicht nur allein die Merced Mining Company aller ihrer in Ausbeute begriffenen oder sonst aufgenommenen Minen, Betriebswerke und Anwesen jeder Art verlustig erklärt, sondern das Anrecht von Colonel Fremont auf den Landestract Las Mariposas unwiderlegbar und für immer gleich wirksam und gleichbedeutend mit den Rechten aller übrigen Grundbesitzer in irgend einem Theil der Union erklärt; oder mit andern Worten, sein Eigenthumsrecht bedeckt das Land, die Waldungen, Wasserprivilegien und alles sonstige Zubehör zum Grundbesitz, insofern solche nicht durch ihn selbst veräußert worden sind. Dieses Zuerkenntniß macht den Mineralreichthum schlußgerechterweise gleichfalls zu einem inhärenten Theil des Grundbesitzes, und ist für Colonel Fremont als wahren Betheiligten von größter Wichtigkeit, weil außer einer finalen Bestätigung seines individuellen Minenbesitzes die werthvollen Minen und Betriebswerke der Merced Mining Company als Gegenstand des vorliegenden Processes ihm als absolutes Eigenthum verfallen, und außer-

Digitized by Google

dem auf dasſelbe Princip hin alle bisherigen Inſaſſen des ganzen Minendiſtricts innerhalb der abgeſteckten Gränzen ſeiner Ländereien ihm zinspflichtig geworden ſind.

Auf ſolche Weiſe ſind Millionen von Eigenthum und die noch im Boden ruhenden Schätze in dieſer Entſcheidung implicirt, und dennoch beſteht ihre Wichtigkeit vorzugsweiſe in ihrer Anwendung auf Minen-Intereſſen im allgemeinen.

Die Geſchichte des Mariposa-Claim verdient hier beſondere Erwähnung.

Im Jahre 1847 erlangte John C. Fremont durch Kauf von Juan B. Alvarado den unter dem Namen Las Mariposas bekannten Grant, der Alvarado im J. 1844 von Micheltorena als damaligem Gouverneur von Californien gewährt worden, und auf 10 Leguas Weidegrund (diez sitios de ganado major en el paraje conocido Las Mariposas) innerhalb des weitausgedehnteren Mariposa-Tracts (ſüdöſtlich vom San Joaquinthal, vielleicht 50—100 Quadratleguas enthaltend), lautete. Im J. 1852 präſentirte Fremont ſeinen Claim dem Board of Land Commiſſioners, abſeiten welcher Behörde als erſter Inſtanz im December desſelben Jahres ſolcher beſtätigt wurde. Im United States District Court of California als zweiter Inſtanz wurde der Claim verworfen; aber in der darüber an den Supreme Court of the United States gerichteten Appellation erfolgte Confirmation mit Zurückweiſung an den Diſtrict Court, und daraufhin ward im Juni 1856 das Finaldecret der Beſtätigung erlaſſen. Im Monat Juli wurde das ſpecifiſche Areal von 10 Leguas nach den vom Land-Office in Waſhington erhaltenen Inſtructionen officiell vermeſſen, und von den umfaſſenderen weitern Gränzen des Tracts ausgeſchieden. Das entſprechende Patent iſt vom 19 Februar 1856, vom Präſidenten gezeichnet und dem Archivar des General Land Office in Waſhington contraſignirt. Weit früher, ſage im J. 1849, war auf Colonel Fremonts Veranlaſſung eine Privatvermeſſung gehalten, und die vermeintlichen 10 Leguas Weideland abgeſteckt worden, die, anſtatt wie die nachherige officielle Vermeſſung Mineralland zu bedecken, dem Sinne des Grants gemäß als Weideland für Viehzucht, in die culturfähige Strecke des Mariposa Tracts verfiel.

Auf den Grund dieſer erſten Vermeſſung, die das Minenland unberührt ließ, und Fremonts eigene Anſchauung der ihm zukommenden Gränzen zu erkennen gab, und ferner, in der Zuverſicht auf die allgemein vorausgeſetzte und praktiſch bisher unbeſchränkte Freiheit des Minenbetriebs auf öffentlichen Ländereien (public lands of the United States), gründete die Merced Mining Comp., welche im Jahr 1851 innerhalb des Mariposa-Tracts eine Quarzader entdeckt hatte, die Errichtung ihrer Werke, die bald an Ausdehnung gewannen und über 800,000 Doll Auslagen für Maſchinerie und Verbeſſerungen aller Art bedingten. Als ſpäterhin die officielle Survey, worauf das Patent der Landoffice gegründet war, das Arbeitsrevier der Merced Mining Comp. in ſeinen Linien eingeſchloſſen zeigte, ertheilte Fremont einem gewiſſen Biddle Boggs das Miethanrecht für ſieben Jahre, etwa 12,000 Doll. per Jahr, und auf den Grund dieſes Contracts führt Boggs als Miethsmann (lessee) von Fremont Klage gegen die Merced Mining Comp. über unrechtmäßigen Eingriff, und erfolgt nunmehr die Entſcheidung im Supreme Court zu Gunſten von Fremont als Inhaber des United States Patents, mit Verkennen der Merced Mining Comp., deren Anſprüche auf die einfache Vorausſetzung der Minerslicenz beruhen, und in Abweſenheit eines haltbaren Titels fallen alle unternommenen Werke, mit den eröffneten Minen als Zubehör des Beſitzrechts, Fremont als Grundeigenthümer zu.

Dieß ſind die dieſem Rechtsfalle zu Grunde liegenden Facta, und mit Bezug auf die Merced Mining Comp. iſt nicht zu läugnen daß das Urtheil mit außerordentlicher Härte trifft, und in Berückſichtigung der abweichenden Vermeſſungen, auf nichts weniger als offene Ungerechtigkeit auszulaufen ſcheint.

Abſtract betrachtet, haben wir jedoch (ohne Rückſicht auf die Umſtände der Location, welche das hier vorliegende Princip nichts angeht) nur das reſpective Verhältniß zwiſchen dem Miner und Grundherrn ins Auge zu faſſen, und demnach ſtellt ſich die Entſcheidung im Supreme Court als einfache Feſtſtellung des Grundſatzes dar, daß Grundbeſitz unter Patent der Vereinigten Staaten das Minenrecht miteinſchließt, weil letzteres vom Titel unzertrennlich iſt, weßhalb die im Mineralland enthaltenen edeln Metalle nur dem Gouvernement gegenüber als auf öffentlicher Domäne, und zwar durch Zulaſſung, nicht aber unter Privilegien, oder als allgemeines Eigenthum, der Menge für den Zweck des Minenbetriebs offen ſtehen.

Inſofern die Minenbevölkung Californiens auf den freien Minenbetrieb als unumſtößliches oder doch geſetzlich anerkanntes Recht gebaut hatte, iſt dieſe Entſcheidung allerdings gleich einer Bombe aus heiterer Luft unter ſie gefallen, und die Zeitungen haben die Gelegenheit dem demokratiſchen Kobold zu huldigen nicht außer Augen gelaſſen. Sie erheben ein Zetergeſchrei über die dem Monopolweſen günſtigen Beſchlüſſe eines Hofes, deſſen Richter aus dem Herzen der Demokratie erwählt worden; über Treuloſigkeit der Adminiſtration, von welcher dieſe conſervativen Tendenzen ausgegangen ſeyn müſſen, und prophezeien den Ruin der Minenthätigkeit wegen Wegnahme der bisherigen Privilegien, und der Befürchtung daß die halbe Minenregion in Folge unerlaubter Einflüſſe durch willkürliche Location benachbarter „ſpaniſcher Grants“ verſchlungen werden könnte.

Das durch dieſe Entſcheidung berührte Areal iſt jedoch außer Mariposas ſelbſt auf wenige andere Strecken an der Gränzlinie der ackerbautreibenden Diſtricte beſchränkt, wo frühere mexicaniſche Grants für Weide- oder Ackerland gewährt, ſich bei officieller Vermeſſung wirklich als Mineralland erwieſen haben, oder auf den benachbarten Minengrund übergeſpielt werden könnten; und während die amerikaniſche Regierung auf Domänengrund dem Miner praktiſch den Eintritt auf alles Mineralland geſtattet, macht der Court von Californien die Ausnahme gerade zu Gunſten von mexicaniſchen Grantees, deren Rechte denn doch unter mexicaniſchen Geſetzen denjenigen des Miners untergeordnet geblieben ſeyn würden.

Digitized by Google

Insoferne die Goldförderung in Californien einen von dem soliden Bergbau auf Silber ganz verschiedenen Betrieb bedingt, weil bei letzterem so zu sagen die Oeffnung des Schachtes den einzigen Durchbruch der Oberfläche bildet, und der Minenbetrieb gewöhnlich eine sofortige Wertherhöhung der Umgegend und Stabilität ihres Gedeihens mit sich führt, scheint allerdings hierzulande die Minenfreiheit mit landwirthschaftlichem Gedeihen im Hader zu liegen. Der Minenbetrieb in der Goldregion Californiens ist von Verheerung der Oberfläche, Zerstörung von Wäldern, Veränderung von Flußbetten und Abschwemmung ganzer Strecken unzertrennlich, und macht das Land für Ackerbau und alle sonstigen Zwecke so gut wie werthlos. Eine Rücksicht auf Privatinteressen scheint daher ganz in der Ordnung, und hat auch schon vor dieser Entscheidung auf dem freien Lande der Minenregion zur Feststellung gewisser allgemeinen Grundsätze geführt, so daß Baustellen, Ackerland, Gartengrund u. dgl., wenn goldhaltig, und von deren Eigenthümer selbst unbearbeitet, zwar dem Minenbetrieb durch andere offen steht, aber auf entsprechenden Schadenersatz abseiten der Miner, nach Abschätzung durch Schiedsrichter für irgendeinen Nachtheil an den Gebäulichkeiten, Pflanzungen u. s. w. Anspruch hat.

Seit obiger Entscheidung liegt eine andere, spätere, abseiten des XVI District Court in California, Calaveras County, im Falle von Gillon v. Blatt, 3 Dec. 1859 vor, wo der Besitzer eines unter Einzäunung befindlichen Gartengrundes gegen Eingriffe anderer unter dem Vorwand des Minenrechtes Klage führt, und der Court, auf den Grund eines Actes der californischen Legislatur „zum Schutze der Eigner von Feldern unter Aussaat, Gebäulichkeiten und Verbesserungen" zu Gunsten des Landbaues gegen den Miner entscheidet. Das Gutachten ist logisch und überzeugend, und die Anwendung des Princips um so eindringlicher, als in diesem Falle Privateigenthum, ohne Rücksicht auf Patent, gegen Minenübergriff geschützt erscheint.

Das in Ackerbaudistricten bestehende Preemptionsrecht (right of preemption) ist bekanntlich nicht auf die Minenregion ausgedehnt, wo die localen Minengesetze unter Sanction der Staatsregierung das Verhältniß zwischen Privatbesitzern und Miners regulirt, und bereits gemachte Verbesserungen als Privateigenthum von dem allgemeinen Vorrecht des Miners ausschließt.

In dem Falle der Merced Mining Comp. liegt jedoch das Verhältniß gerade umgekehrt, und anstatt, wie im vorerwähnten Falle, dem Gebiete der landwirthschaftlichen Thätigkeit Abbruch zu thun, sind ihre werthvollen Werke mit Kenntniß und Respectirung bereits abgesteckter Gränzen, im vermeintlichen freien Minenland, und unter Sanction der Nachbar-Grantees errichtet, noch lange ehe die officielle Vermessung conflictirende Richtung voraussetzen ließ. Ein bereits bestehendes Interesse, Minen-Interesse, fällt durch die Entscheidung des Courts dem später erwachsenen oder doch erst später erwiesenen Eigenthumsrecht in dem Boden zum Opfer, und solches ist der Ausnahme des Minersrechtes quitt, das unter mexicanischen Gesetzen hätte respectirt werden müssen. Es ist daher sonderbar daß gerade dieser Fall, wo alles zu Gunsten des Miners spricht, die Gelegenheit geben soll um ein Maxime zu proclamiren welche dem Geiste der neuen Regierung sowohl als den von Mexico herstammenden Minen-Principien zu widerstreben scheint.

Im allgemeinen betrachtet, steht sehr im Zweifel ob, von speciellen Fällen abstrahirend, die Lage des Miners durch Feststellung der Privatrechte wesentlich benachtheiligt oder vielleicht eher verbessert worden, insofern ihm durch Kauf oder Miethvertrag, Erlangung absoluten Besitzes oder positiven Betriebsrechtes offen steht, während der auf Domänenland wirthschaftende Miner, wenn anders sein Claim der Beibehaltung werth ist, nach wie vor, auf bloßer Zulassung, oder tenure on sufferance arbeitet, ohne Möglichkeit dieser ungewissen Lage durch Erwerbung des Grundrechtes eine Ende zu machen. Das gegenseitige Interesse wird bald sein Gleichgewicht finden, und zwischen Grundeigner und Goldgräber zu zweckmäßigen Vergleichen führen. Es ist daher anzunehmen daß auch selbst der Miner die Feststellung eines leitenden Grundsatzes gerne sieht, insofern aus falschen Voraussetzungen nur größeres Unheil erwachsen müßte. Es ist, beim Licht betrachtet, nur eine praktische Demonstration des in Abstracto jederzeit in den Vereinigten Staaten anerkannten Princips, daß das Minenrecht von der Grundherrschaft unzertrennlich sey; und während die Minenbevölkerung in einem verhältnißmäßig kleinen Theil ihres bisherigen Arbeitsgrundes, dem Privateigenthümer gegenüber, eine Beschränkung ihrer bisherigen Freiheit erleidet, kann sie nur dankend die factische Liberalität der obwaltenden Tendenzen, sowohl von Seiten des Staates als der Föderalregierung anerkennen, welche Californien aus einer Einöde zu dem gemacht hat was es heute ist.

Ein Artikel, aus der spitzigen Feder des bekannten Gordon zieht eine historische Parallele zwischen 1559 und 1859 über drei „Jahrhunderte hinweg, und contrastirt die Liberalität des spanischen Minengesetzes von 1559 unter dem despotischen Philipp II, der den Mineralreichthum der Ländereien seiner Granden ohne alle Beschränkung der volksthümlichen Industrie aufschloß, mit der Illiberalität der neuesten Entscheidung des Supreme Court von Californien (im Jahr 1859!) der, obgleich der Demokratie entsprungen, zur Bereicherung eines einzelnen Landeigenthümers, und noch dazu dem Sinne der ihm gewordenen Concession zuwider, die Bevölkerung eines freien Staates von der Ausübung der ihr praktisch zuerkannten Rechte ausschließt."

Wenn eine solche Abweichung der amerikanischen von den spanischen Theorien über das Minenwesen, trotz des Flaggenwechsels und der dem amerikanischen Gouvernement unzweifelhaft zustehenden Rechte, kein Hinderniß gewesen ist auf dem Wege der Zulassung abseiten der Föderal-Regierung auf öffentlichem Lande eine praktische Minenfreiheit zu bewirken, so ist es allerdings auffallend daß mit Bezug auf Grants, aus mexicanischer Zeit herrührend und in jeder Hinsicht mexicanischen Gebräuchen unterworfen, ein absolutes Abweisungsrecht zugestanden werden solle, und scheint darin ein

Digitized by Google

Widerſpruch zu liegen, der mit den praktiſch beobachteten Grundſätzen unverträglich iſt.

Derſelbe Schreiber G. zieht über die zwei größten Minenproceſſe unſeres Staates folgenden nicht unintereſſanten Vergleich: „Es beſteht eine merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen dem Falle dieſer Merced Mining Comp. und der New-Almaden Comp. Beides waren Unternehmungen der erſten Zeit und haben die größten Minenanlagen im Staate begründet. Beide waren weder im Anbeginn noch für Jahre nachher durch Einſprüche oder Anfeindungen von irgend einer Seite her geſtört. Die erſtere betrieb Minenbau ohne Titel noch Urkunde, wie jedermann in dieſem Lande; die zweite ſtützte ſich, außer dieſer allgemeinen Freiheit, auf eine mexicaniſche Conceſſion (Coloniſation Grant). In beiden Fällen kommt ein benachbarter mexicaniſcher Land-Grant mit verſtohlenen Schritten angekrochen um ihr Eigenthum zu bedecken. Laurencel und Eldridge, als Eigner des Juſto Lario Grants für eine Legua Ackerland im Thale bei Almaden, verlaſſen ihre natürliche Location, verſetzen einen Grant von Ackerland auf die Spitze der benachbarten Berge, weil die Queckſilberminen von New-Almaden dort lagen, und wiſſen den Attorney General (Generalprocurator) der Vereinigten Staaten zu veranlaſſen die Mine unter Injunction im Namen des ſouveränen Volkes zu ſchließen; Fremont verſchiebt ſeinen auf Weideland lautenden Grant über das Minengebiet der Merced Mining Comp. herüber, und der Court ſpricht ſeinem Leſſee das Eigenthumsrecht der letzteren zu. Die Wirkung in beiden Fällen iſt, die Entdecker der Minen, die Arbeiter und Verbeſſerer, ihres ſchwererrungenen Eigenthums zu berauben, und ſolches Leuten zuzuſprechen die weder entdeckt, gebaut noch verbeſſert haben; ſie geben die Ernte demjenigen der nie geſäet!“

In beiden Fällen liegt unläugbar ein großes moraliſches Unrecht zu Grunde des Verfahrens. Während jedoch in der New-Almaden-Angelegenheit bei unhaltbarem Eigenthumsrecht eine angebliche Verfälſchung des Titels zum Lande das Minenrecht gefährdet, das ſeiner Priorität vor dem Flaggenwechſel wegen außerdem unantaſtbar ſeyn würde, und dieſe Unregelmäßigkeit den Vorwand bietet um die Behörden im Namen der Föderalregierung ex officio zum Werkzeug eines Raubzuges zu Gunſten einer gewiſſenloſen Privatſpeculation zu machen, liegt bei dem uns vorliegenden Fall der Merced Mining Comp. das Unrecht hauptſächlich in der willkürlichen Verlegung des 10 Leguas Grant von dem urſprünglichen Areal des Weidelandes auf das Mineralland von Mariposa, um die auf die Mining Licenſe bauende Merced Comp., nachdem ſie eine Million zur Entwicklung ihrer Mine angelegt, ſammt all ihren Werken zu verſchlingen, und für Colonel Fremont eine Strecke ſchlechten Weidelandes in eine fürſtliche Minendomäne zu verwandeln. Ohne dieſen Umſtand, der als Sache des Survey Departement im Land Office von Waſhington mit der Aufgabe des Supreme Court in Californien nichts zu thun hat, und wobei unentſchieden iſt wie viel auf Rechnung des Zufalls oder Einfluſſes zu ſchreiben iſt, muß die Entſcheidung gegen die Merced Mining Comp. einfach als ungelegene Feſtſtellung und unglückliche Anwendung eines abſtracten, vielleicht an und für ſich richtigen Princips betrachtet werden, und dabei iſt nicht zu überſehen daß die Eröffnung ihrer Mine bereits unter die Wirkung der amerikaniſchen Geſetzgebung fällt.

Die Franzoſen auf den Marqueſas-Inſeln.

2. Sitten der Eingebornen und Unterwerfung der Nukahiwier.

Man fand die Eingebornen der Marquiſen in zwei verſchiedene Claſſen getheilt, wovon man die erſte als einen Geburts-, Geld- und Intelligenzadel bezeichnen kann, wenn man zu den weltlichen Häuptlingen oder Akaikis auch die Prieſter hinzurechnet. Die andere Claſſe, die Kikinos, umfaßt das Volk mit Ausſchluß der Akaikis und der Tahuas (Prieſter). Die Macht eines Akaiki reicht nicht weiter als ſeine perſönliche Geltung und ſchwankt mit dieſer an Umfang. Er hat einen Anſpruch auf die Zehnten von den Ernten der Plebejer, und ſeine höchſten Befugniſſe beſtehen darin daß er Dinge tapu oder unberührbar machen und Tapufrevler beſtrafen darf. Akaiki wird man entweder in Folge des Erbrechtes, durch Adoption von Seiten eines Häuptlings oder durch Heirath einer Atapeiü, das heißt eines weiblichen Häuptlings, denn die Würde erbt von dem Vater auf das älteſte Kind gleichviel welchen Geſchlechtes. Auch unter den Prieſtern unterſcheidet man die wahren Tahuas welche die religiöſen und mediciniſchen Kunſtſtücke verrichten, von den Tahunas, einer Art dienender Brüder oder prieſterlicher Dienſtboten welche die Tamtams ſchlagen und bei den Opfern Handreichungen verrichten. Die Prieſter werden gefürchtet, weil auch ihnen die Macht des Tapuirens zukommt und ſie zu gewiſſen Zeiten Menſchenopfer fordern können. Prieſter und Häuptlinge ſpielen unter einer Decke und durch ihren Bund iſt der Tapuglaube zu einem Werkzeuge des Deſpotismus geworden. Menſchenfreſſerei ſoll noch vorkommen, jeder Stamm wenigſtens klagte ſeine Feinde dieſes Laſters an. Doch ſcheint es, wie überall, nur aus einer Ueberreizung des Haſſes gegen die Feinde zu entſpringen. Den Franzoſen wurden mehrere unheimliche Stätten bezeichnet und gezeigt, wo derartige Schmauſereien ſtattgefunden hatten, denn ſeit der Gründung der Niederlaſſung Taiohae kam kein ähnlicher Fall mehr vor, er müßte denn gänzlich verheimlicht worden ſeyn. Das Opfer wird bei ſolchen Gelegenheiten erwürgt, und zwar legt man den Hals unter eine Art Quetſchguillotine, indem man ihn mit einem Hebel zuſammendrückt, damit kein Blut dabei vergoſſen werde. Das Herz wird roh gegeſſen, die Augen unter die Krieger vertheilt, der übrige Leib dann zwiſchen rothglühenden Kieſeln gebraten. Die Hinterbacken gehören dem vornehmſten Prieſter, das übrige Fleiſch fällt den Häuptlingen und andern Prieſtern zu, denn Kikinos dürfen nur während Kriegszeiten an dieſem

Digitized by Google

Schmause theilnehmen, von welchen Frauen ohne Ausnahme ausgeschlossen bleiben. Ohnedieß zeigen diese einen solchen Abscheu vor dem Laster, daß sie mehrere Tage die Männer fliehen welche im Verdacht stehen an einem derartigen Feste theilgenommen zu haben.

Will man die Eingebornen in ihrer Reinheit sehen, so muß man sie auf abgelegenen Eilanden, nicht auf den größern Inseln der Gruppe suchen. Ihr Wuchs ist weniger für den Kampf als für den Sprung und den Wettlauf geschaffen. Wenn der Nukahiwier spricht, belebt sich sein schwarzes Auge mit Glanz, und beim Lachen zeigt er das Schönheitserbstück aller kindlichen Völker, eine Reihe unbefleckter Zähne. Er ist gastfrei und sein Benehmen anfänglich einnehmend, sanft und heiter, seine Verschlagenheit und seine List weiß er hinter einer Maske von Gemüthlichkeit zu verbergen, unberechenbar aber bleiben seine Zornesausbrüche, so daß man ihm nie recht trauen darf. Die Wortkargheit der Kanaken reicht so weit daß sie sich stundenlang, Auge in Auge gegenüber sitzen können, ohne eine Sylbe zu sprechen. Es fehlt ihnen nicht an Fassungsgabe und an der scharfen Erkenntniß von Recht und Unrecht, aber ihre Trägheit und Sinnlichkeit verhindert die Entwicklung ihrer Gaben.

Ihre Ehen werden nach Einwilligung der Eltern durch die Wahl der Heirathslustigen entschieden und höchstens durch das Schlachten eines Schweines gefeiert. Wenn die Eltern nicht einwilligen, flüchtet das Liebespaar. Die Ehe dauert so lange wie das gegenseitige Behagen, und hört durch gemeinsames Einverständniß auf. Wird die Frau aber allein untreu, dann züchtigt sie der Ehegatte, oder es kommt wohl gar zum Duell zwischen den beiden Nebenbuhlern. Die Atapeüs oder weiblichen Häuptlinge leben sehr oft in Vielmännerei. Ein schwangeres Mädchen findet sogleich, wenn sie will, zwanzig Männer zur Auswahl, mag der Urheber ihrer Schwangerschaft gewesen seyn wer da will, und namentlich Akaikis oder Häuptlinge sind begierig sie zu besitzen. Dieß kommt daher daß Schwangerschaften anfangen zu den Seltenheiten zu gehören, denn da sich zwölfjährige Mädchen schon zu allen Genüssen hergeben, so wird die Fruchtbarkeit muthwillig zerstört. Die Kanaken müssen aber Kinder besitzen um jeden Preis, denn diese sind nicht bloß Stützen im Alter, sondern auch zu den vorgeschriebenen Bestattungsfeierlichkeiten verpflichtet, ohne welche die Seele des Verstorbenen nach dem nukahiwirischen Credo weder in die Ober- noch in die Unterwelt fahren kann, sondern der völligen Vernichtung verfällt. Eigenthümlich ist der Charakter der Kinder. Nie sieht man sie sich unter einander streiten oder raufen, nie sieht man sie weinen, nie aber auch ausgelassen lärmen.

Das einzige häusliche Geschäft der Männer ist der Fischfang. Vom Mai bis August schwärmt um die Inseln der Kwawena, ein Fisch der noch kleiner ist als der Spierling, sich aber in dichten Klumpen gesellig zusammen schichtet. Etliche fünfzig Piroguen, jede mit einem Fackelträger versehen, ziehen vor die Buchten hinaus, ordnen sich dann zu einer Procession, und führen den vom Licht gereizten neugierigen Fisch nach günstigen Uferstellen, wo die andere Bevölkerung mit Netzen wartet und ihn heraushebt. Dieser Fisch soll lebendig gegessen außerordentlich lecker schmecken; die Eingebornen verzehren roh so viel von jedem Fischzug als sie zu schlingen vermögen, der Rest aber wird am nächsten Tag unter das Popoi oder den Brodfruchtbrei gemengt. Beim Fischfang wird auch Gift angewendet, man verbreitet nämlich die Kikipflanze, die zerstoßene Mandel der Baringtonia, und einen Absud der Kokukörner (Seifenbaum der Antillen) im Wasser, wodurch die Fische in den Zustand der Chloroformirung versetzt werden und sich greifen lassen. Hohen Muth zeigen die Kanaken bei der Haifischjagd. Um das Thier anzulocken, streckt der Jäger ein Bein über Bord, und in dem Augenblick wo sich der Hai wendet um zu schnappen (bekanntlich muß er dabei sich auf den Rücken legen) wirft man ihm einen Lasso oder eine Schlinge um den Leib. Bisweilen verfolgt man ihn aber auch in den Piroguen, und es tauchen, hat man ihn ereilt, zwei Kanaken ins Meer um das Ungeheuer mit der Harpune anzugreifen. Obgleich die Opfer dieser Jagd nicht gering sind, so hört man doch nicht auf mit größter Verwegenheit sie fortzusetzen.

Sobald ein Fahrzeug auf hoher See sichtbar wird, geräth alles in große Aufregung, und die Neuigkeit verbreitet sich mit Blitzesschnelle über die Insel. Die Frauen empfangen nun von ihren Männern Aufträge was sie als Lohn für ihre Gefälligkeiten vom Bord zurückbringen oder wohl gar entwenden sollen. „Mir Ramu (Branntwein)! Mir Pulver! Mir rothes Tapa (Tuch)! Mir ein Halsband!“ hört man durcheinander. Sobald das Schiff sich genügend genähert hat, werfen sich die Frauen ins Meer. Ihren Lendenschurz, damit er nicht naß wird, halten sie an einem Stab befestigt über Wasser und jede beeilt sich die erste an Bord zu seyn; denn sowie die Mannschaft sich mit Schönheiten versehen hat, werden alle überzähligen Damen zurückgewiesen und müssen unter dem Hohngelächter ihrer Gefährtinnen heimschwimmen. Liegen mehrere Schiffe auf der Rhede und reicht die Anzahl der Damen nicht aus, dann wird frische Zufuhr von entfernteren Punkten entboten. Ein anziehendes Schauspiel ist es dann die Walfischboote mit den geputzten und von Blumen gekrönten und bekränzten Frauen herankommen zu sehen. An Bord aber wird die Scene häßlicher, denn dort bricht bald eine rohe Ausschweifung aus. Nun glaube man aber nicht daß die Kanaken im allgemeinen ihre Frauen auf diesen Markt schicken. Die ehelichen Bande werden von der Mehrzahl doch unversehrt erhalten, und es kommen Fälle vor daß die Eifersucht nicht bloß zwischen Männern, sondern auch zwischen Frauen zum Mord geführt hat. Eigennutz ist die einzige Triebfeder der Prostitution unter den Nukahiwierinnen. Dieß gewahrt man am besten daraus daß die kanakischen Nereiden, die nach den Schiffen schwimmen, immer die nämlichen Personen sind, während die ehrbaren Frauen stets eine würdige Zurückhaltung beobachten und Verführungen unzugänglich bleiben. Die Geschichte aller Niederlassungen von Europäern unter farbigen Völkern enthält Beispiele daß die einheimischen Frauen, gegen ihren eigenen Stamm verschworen, fest an ihren weißen Galanen hielten. Auch die kanakischen Concubinen der franzö-

Digitized by Google

ſiſchen Officiere auf den Marquiſen ergriffen entſchloſſen die Partei ihrer Geliebten, und leiſteten natürlich die beſten Kundſchafter-Dienſte. Eines Tages kam es vor daß in der Nähe des franzöſiſchen Forts auf Nukahiwa ein Schuß fiel. Eingeborne und Anſiedler eilten herbei und fanden ein kanakiſches Kind von einer Kugel niedergeſchmettert, daneben aber das Schießgewehr eines franzöſiſchen Schiffslieutenants, der ſich zufällig gerade nicht am Land, ſondern an Bord ſeines Fahrzeuges befand. Das unglückliche Kind gehörte dem Stamm der Happas an, und Leute dieſes Clans welche ſich raſch verſammelten, machten drohende Mienen. Ein Häuptling überzeugte die Menge daß der Potti (Knabe) ſich nicht ſelbſt den Tod mit einer Flinte habe geben können. Da trat aber plötzlich eine kanakiſche Frau, die Geliebte des Schiffslieutenants, auf, und ſprach: „Der Potti hat ſich ſelbſt getödtet, ich habe es geſehen!“ und dabei zeigte ſie wie er mit dem Gewehr umgegangen war. Die Aufregung legte ſich jetzt, man gab etliche Geſchenke und der Vorfall war mit der Beerdigung des Kleinen vergeſſen. Als am Abend der Lieutenant aber an das Land zurückkehrte, geſtand ihm ſein Bedienter daß er aus Unvorſichtigkeit der Mörder des Kindes geworden wäre, die Flinte weggeworfen habe und dann entſprungen ſey. Als nun der Officier ſeine Geliebte zur Rede ſtellte, ſagte ſie: „Der Franzoſe hat das Kind nicht abſichtlich tödten wollen, aber er geſtand nichts, ſo mußte auch ich ſein Geheimniß wahren. Keiner von euch hätte die Kanaken zu überzeugen vermocht; ſie aber würden ſich in den Bergen eines Tages gerächt haben, und vielleicht gerade an dir, weil es dein Gewehr geweſen war.“ So unbedingt nahmen die Frauen für ihre Unterwerfer Partei!

Die oft erwähnten Koikas ſind Volksfeſte, auf denen gemeinſchaftlich geſchmauſt und getanzt wird. Die Männer erſcheinen dabei im Nationalſchmuck, d. h. mit dunklen Federbüſchen höher wie die Bärenmützen der Grenadiere. Ein Opfer eröffnet das Feſt. Als die Franzoſen auf Nukahiwa ein ſolches Koika beſuchten, war es ein Hund, den die Prieſter bluten ließen; unſer Autor vermuthet indeſſen daß wohl auch Menſchenopfer ehedem gefallen ſeyn mögen. Zu Ehren der Gäſte wurden dann das Comumu der Makaüi [1] oder die Franzoſenhymne angeſtimmt. Es waren etwa 1500 Perſonen gegenwärtig, die gleichzeitig geſpeist wurden. Um die paſſende Stunde erſchienen in Proceſſion mindeſtens hundert Kanaken, welche ganze gebratene Schweine, Früchte, und Piroguen voll Popoi oder Brodfruchtbrei herbeitrugen. Bei der Vertheilung der Lebensmittel entſtand nicht die geringſte Verwirrung, ſo daß man vermuthete, jedermanns Platz und jedermanns Portion ſey ſchon durch herkömmliche Anordnung im voraus beſtimmt geweſen. Gegen vier Uhr Nachmittags beim Aufſteigen der friſchen Briſe begannen die Tänze von neuem. Sie wurden von einem halben Duzend Frauen aus dem Stamm der Atikokas eröffnet, ſämmtlich Wittwen, die zu Ehren ihrer Abgeſchiedenen einen Todtentanz aufführten. Sie entblößten ſich dazu aller ihrer Kleider und ſuchten durch Pantomimen ihre innere Trauer darzuſtellen, auch fehlte dieſen traurigen Bajaderen nicht der Ausdruck allgemeinen theilnahmsvollen Bedauerns als ſie von der Schaubühne ſich entfernten. Dann wurde das berühmte Comumu Puaca, die Schweinshymne aufgeführt. Wer der Dichter dieſes muſikaliſchen Balletts geweſen iſt, wird uns leider verſchwiegen, ſeine Eigenthümlichkeit beſteht aber darin daß die Tänze der Frauen im Chor von einem allgemeinen Schweinsgrunzen begleitet werden. Nie hat ſich wohl die ſchaffende Phantaſie an einen ſchmutzigern Gegenſtand gewagt, die Nukahiwier indeſſen gerathen bei der Aufführung dieſes Nationalgeſanges in die höchſte Verzückung. Nach Sonnenuntergang fand eine Fackelproceſſion zu den Tikis (Götzen) und ein abermaliges Opfer ſtatt. Als die Franzoſen am dritten Tage nach dem Koika zurückkehrten, war das Volksfeſt im Erlöſchen. Der Anblick war aber kein heiterer, ſondern im höchſten Grade widerlicher. Der Genuß von Kawa und von Namu (Branntwein) hatte die meiſten überwältigt. Ermattet lagen alle umher und erhoben kaum die Augen mit trüben Blicken. Die Damen, die ſo ſtolz auf ihren Haarputz zum Feſte gezogen waren, kümmerten ſich nicht mehr darum daß nur noch Fetzen um ſie herumhiengen und die Blumen entblättert waren. Eine Schwüle ſchwebte über der Verſammlung, überall glitt der Fuß aus auf Ueberreſten der Mahlzeit, ein ſaurer Geruch peinigte die Nerven, und Wolken von Moskitos labten ſich in dieſer verpeſteten Atmoſphäre. Das aber iſt Zweck und Ende eines jeden Koika.

Die Kanaken glauben wohl an ein jenſeitiges Leben, aber nicht als Beſtrafung oder Belohnung für Gutes und Böſes. In ihren Augen iſt alles beſeelt und alles unſterblich. Wenn die Seele dieſe Welt verläßt, folgen ihr die Seelen aller Dinge ihrer fliegenden Habe. Himmel und Hölle ſind nur verſchiedene Orte höherer und geringerer Glückſeligkeit. Der Himmel wird bewohnt von der Haute volée des nukahiwiſchen Olymps, von den Göttern höherer Abkunft, von den Frauen die im Kindbett ſterben, von den Kriegern die auf dem Schlachtfeld fallen, von den Selbſtmördern, endlich aber von den Häuptlingen dieſer Welt. An der Table d'Hôte dieſes Paradieſes gibt es Popoi, Schweinfleiſch und Fiſche „à l'indiscrétion“ und Weiber, wie man ſie nur träumen kann. In die Hölle dagegen, wo es viel frugaler hergeht, kommen die Plebejer. Aber bevor die Seele dort ſich anſäſſig machen kann, hat ſie eine Gefahr zu beſtehen. In dem Pahaa oder der ſargförmigen Pirogue treibt ſie nach der Meerenge zwiſchen den Inſeln Tawata und Hiwaoa; wenn ſie dann einen gewiſſen Felſen bei Tawata erreicht hat, raufen ſich zwei ſtreitbare Gottheiten um die Pirogue entweder in die kleine Durchfahrt zwiſchen dem Felſen und Tawata, oder in die große Durchfahrt zwiſchen dem Felſen und Hiwaoa hineinzuziehen. Die Seelen, die in die kleine Durchfahrt gerathen, werden erſchlagen, die andern rettet die gute Gottheit. Im Traum, meinen die Kanaken, beſitzen die Abgeſchiedenen ein Mittel um mit den Ueberlebenden zu verkehren, und ein Mäd-

[1] Makaüi ſoll eine kanakiſche Corruption von Ma foi oui! ſeyn, welches die Eingebornen ſo oft aus dem Munde der Anſiedler hörten daß ſie daraus einen Namen bildeten.

Digitized by Google

chen fand man eines Tages ſehnſuchtsvoll traurig, denn ſie hatte geträumt in Tiburones (Paradies) geweſen zu ſeyn, wo viel ſanftere und lieblichere Comunus aufgeführt würden als dieſſeits, weßhalb ſie nach dem Tag ſeufzte an welchem ſie dorthin zurückkehren dürfe. Beim Anblick eines niederfallenden glänzenden Meteors verſicherten die Kanaken, dieß ſey einer ihrer Götter auf Reiſen, der herabkomme um die Fehden der Inſelſtämme zu ſchlichten. Kindiſche Geſpenſterfurcht im Finſtern iſt auch bei den Kanaken, wie bei allen Wilden und Halbwilden anzutreffen. Sonſt iſt der Tod auf Nukahiwa kein unwillkommener Gaſt. Ein Kanake ſprach den Franzoſen gegenüber von dem ſichern Tode ſeiner Frau mit der größten Gelaſſenheit, aber keineswegs aus Mangel an Liebe: „Warum ſoll ſie auch nicht ſterben? ſchloß er endlich, iſt doch der Sarg ganz fertig.“ Der Tod iſt den Kanaken nur das Mittel zu einem beſſern Tauſch, und bloß der Schmerz von den Seinigen zu ſcheiden vermag die letzten Augenblicke zu trüben. Die Umſtehenden tröſten auch den Leidenden daß er nun bald ſterben werde, und machen vor ſeinen Augen Vorbereitungen zur Herrichtung des Sarges. Der Sterbende trifft ſeinerſeits kaltblütig die letzten Verfügungen, und bezeichnet namentlich die Perſonen welche ſich der mühſamen Zubereitung ſeiner Leiche unterziehen ſollen. Beginnt dann der letzte Todeskrampf, ſo erweist ihm einer der Umſtehenden den Liebesdienſt ihm Naſe und Mund feſt zuzudrücken, damit die Seele vorläufig nicht entſchlüpfen ſolle. Erſtickung iſt auch in faſt allen Fällen die Todesart der „natürlich“ Sterbenden. Die Einbalſamirung der Leichen wird mit einer für uns empörenden Hingebung vollzogen. Bei der Beerdigung Niehitüs, eines Onkels von Te Moana, traten die Franzoſen eines Abends in die Hütte des Verſtorbenen und ſahen neben der Leiche in dem nämlichen öltriefenden Bahrtuch ſeine Frau liegen. Es war die Zeit der größten Hitze, und Niehitü ſchon ſeit drei Tagen geſtorben. In dem Gemach ſtimmten ältere Männer die Greiſenhymne an, während welcher die Wittwe ſich aufrichtete, und unterſtützt von drei jungen Mädchen Tänze aufführte, die mit lüſternen Herausforderungen an den Todten ſchloſſen. Dann bogen ſie ſich über den Leichnam und riefen: „Er hat ſich nicht geregt! Er regt ſich nicht mehr! Wehe! Er iſt aus dieſer Welt geſchieden!“ Nachdem alſo auf dem Wege fruchtloſer Verführungen der Tod noch einmal conſtatirt worden war, überließ ſich die Wittwe den herkömmlichen Selbſtpeinigungen. Es war die dritte entſcheidende Nacht wo die Seele in das Todtenreich einfährt. Um die geweihte Stunde wurde die Leiche entkleidet und in Oel gebadet, wobei ein faſt bewältigender Geruch ſich ringsumher verbreitete. Da wurde außen plötzlich das Geheul eines Hundes hörbar, und die Anweſenden geriethen darüber in höchſte Aufregung. Ein Tahua oder Prieſter ſprang vor das Haus und beſchwor den Geiſt des Abgeſchiedenen ſich zurückzuziehen. Der Hund heulte aber immer weiter, und als zufällig im Cadaver ſelbſt ein Geräuſch hörbar wurde, wahrſcheinlich weil Gaſe ſich einen Weg brachen, ſo ſprang alles auf und die Männer begannen in die Dunkelheit hinein ihre Flinten abzufeuern und die nächſten Gebüſche mit den Bajonnetten zu unterſuchen. Auf den Lärm fiengen dann tiefer im Thal andere Hunde an zu heulen. „Die Seele entfernt ſich!“ ſprach der Prieſter, und die Geſpenſterjäger kehrten beruhigt in die Hütte zurück, wo für ſie ein Leichenſchmaus gerüſtet wurde. Vierzehn Tage ſpäter ſahen die Franzoſen Sarg und Leiche in der nämlichen Hütte, wo neben dem Todten Männer, Weiber und Kinder geſchlafen hatten. Jede Nacht war die Leiche mit Oel eingerieben worden, und jeden Tag der Sonne ausgeſetzt geweſen, bis ſie völlig vertrocknet war. Gelingt es den Leichnam vor dem Zerfallen in Staub zu bewahren, ſo wird die Mumie mit unzähligen Binden geziert, in eine Sargpirogue gelegt und dann im Felde auf Gerüſten oder in tapuirten Grüften aufgeſtellt.

Ganz unblutig ſollte die franzöſiſche Beſitzergreifung Nukahiwa's nicht verlaufen. Die ernſtlichſte Waffenerhebung fand im Jahr 1845 ſtatt, als der Artilleriemajor Amalric in der nordweſtlichen Gruppe den Oberbefehl führte. Anführer der Kanaken war der früher erwähnte Pakoko, ſeiner Herkunft nach Kikino oder Plebejer, der ſich durch ſein tapferes, entſchloſſenes und grauſames Weſen zum Häuptling aufgeſchwungen hatte. Er bekam mit Amalric Streit, weil dieſer im Einverſtändniß mit Te-Moana, dem einheimiſchen Souverän, die Rhede von Taiohäe für Frauen tapu erklärt hatte. Er wollte damit die Schwimmpartien der nukahiwiſchen Dirnen nach den fremden Schiffen verhindern. Pakoko verwahrte ſich gegen das Tapugeſetz des franzöſiſchen Häuptlings, wenigſtens für Frauen ſeines Stammes, für welche er die Erwerbsſchmälerung nicht gelten laſſen wollte und erlaubte dieſen das Tapu zu brechen. Amalric dagegen ließ 26 ſolcher auf unerlaubter Schwimmpartie ergriffener Nymphen 48 Stunden lang einſperren. Kerkerſtrafen ſind aber in den Augen der Kanaken etwas ſchimpfliches, und zum Uebermaß der Schmach befanden ſich unter den Verhafteten zwei Töchter Pakoko's. Kaum erfuhr dieſer von der erlittenen Demüthigung, ſo ſammelte er ſeine Krieger, und bald darauf büßten ſechs Franzoſen die in einen Hinterhalt gefallen waren, mit dem Leben für die Beleidigung Pakoko's. Berauſcht von dieſem erſten Kriegsglück zeigten ſich die Kanaken den Franzoſen in rothem Tapuzeug oder im Kriegsmantel, und ſuchten ſie zu Feindſeligkeiten aufzureizen. Lieut. Porten erhielt deßhalb Befehl zu einem Streifzug. Er griff die Kanaken an, rächte den Tod ſeiner Kameraden und kehrte erſt heim nachdem er die Vorrathsgruben von Popoi oder Brodfruchtbrei im Thale Awao ſämmtlich zerſtört hatte. Dieſe harte Lehre bewog die Häuptlinge der Happas und Taipis ſich im Fort einzufinden, gegen die Feindſeligkeiten ihrer Landsleute ſich zu verwahren, ihre Loyalitätsverſicherungen zu erneuern, ja auf Befehl einige untergeordnete Theilnehmer am Morde der Franzoſen auszuliefern. An Pakoko, den unverletzbaren Oberhäuptling wollte ſich aber niemand wagen. Man beſchloß daher ihn durch einen nächtlichen Ueberfall aufzuheben, nachdem ein chileniſcher Deſerteur, der ſchon etliche Jahre auf der Inſel lebte, ſich erboten hatte den Franzoſen als Führer zu dienen. Sechzig Mann unter den Lieutenants Porten und Tricot machten ſich um 11 Uhr auf. Ein Nachtmarſch in tropiſchen Ländern gehört zu den größten Beſchwer-

Digitized by Google

den; als aber die Franzosen die nächsten Höhenkämme erstiegen hatten, brach der Tag an, und sie gewahrten daß der Führer sich getäuscht hatte, daß sie noch über das Gebiet zweier Stämme müßten ehe sie Pakoko erreichen konnten, die Kanaken aber bereits sie entdeckt hatten. Da es unnütz war sich länger zu verstecken, so wurde die französische Flagge aufgerollt. Bei diesem Anblick erhob sich Wehklagen im Thal und die Einwohner flüchteten nach allen Seiten. Da berief nun die Oberpriesterin (denn auch Frauen scheinen religiöse Aemter bekleidet zu haben) eine Versammlung und diese schickte, um die Rache der Franzosen abzuwenden, Boten an Pakoko, die ihn einluden sich zu flüchten, da ihn nicht länger das Tapu beschützen könne, was so viel als eine Absetzung bedeutete. Auf diese Nachricht beschloß der Häuptling sogleich allem Widerstande zu entsagen und die Insel vor der Rache der Franzosen durch eine heroische Selbstauslieferung zu retten, weßhalb er Unterhändler an Porten absendete, deren erste Frage darin bestand, ob die Franzosen Pakoko zu fressen gedächten wenn sie seiner habhaft würden. Nachdem man ihnen das Gegentheil versichert und ihnen bedeutet hatte daß Pakoko vor ein Kriegsgericht sich stellen müsse, versprachen sie daß der Häuptling am nächsten Tage sich einfinden werde. Wirklich erschien er auch und hörte im Fort mit großer Ruhe vom Kriegsgericht sein Urtel sprechen. Auf welche Art wird man mich tödten? fragte er. Als er erfuhr daß er erschossen werden sollte, rief er sehr befriedigt mea meitai! (Es ist gut). Er erhob sich dann und grüßte mit stolzem Anstand seine Richter. Die Hände ließ er sich nicht binden. Aore meitai, Farani! — Das ist nicht gut, Franzosen, sprach er. Man ließ ihn also das Peloton ungefesselt begleiten, und unterwegs unterhielt er sich kaltblütig mit den Soldaten. Ihr thut wohl daran euch zu rächen, sprach er, denn ich habe mit Franzosenblut den Schmutz Eurer Kerker von meinen Töchtern gewaschen. Auf dem Richtplatz verweigerte er sich die Augen verbinden zu lassen, warf dann einen letzten Blick rings um die Insel und erwartete ruhig auf seinen Häuptlingsstab gestützt und den Fächer in der Hand, mit dem er sonst das Zeichen zum Beginn der Communus zu geben pflegte, die zehn Kugeln die ihn niederstreckten.

Seitdem hat man noch zweimal Händel gehabt. Im Jahre 1852 mußte man gegen Te Moana selbst einschreiten, den aber sein Clan in diesem Streit verließ. Dann wagte der Stamm der Wats zwei Mädchen von dem Gebiet der französischen Mission zu entführen, angeblich um sie den Göttern zu opfern. Zur Strafe dafür zog eine Abtheilung Soldaten in sein Thal und verheerte alles was sie von der Habe dieses Clans vorfand.

Nach der Besitzergreifung von Tahiti (1844) legten die Franzosen wenig Gewicht mehr auf die Marquisen. Waitahü wurde im J. 1847 aufgegeben, die rückbleibenden Missionäre aber mit dem Vierten des acclimatisirten Viehstandes belehnt. Dieß war keine geringfügige Gabe, denn die Viehzucht hatte schon solche Fortschritte gemacht daß Tawata allmonatlich zwei Schlachtochsen nach den Gesellschaftsinseln senden und Taiohae mit Fleischbedarf versehen konnte. Dieser letztere Posten wurde im J. 1848 geräumt und nach Tahiti verlegt. Te Moana erhielt aber fortwährend seine Vasallenpension von 2000 Fr., wofür er durch Tapuiren sorgte daß die französischen Forts und Magazine unversehrt blieben. Bald darauf wurden diese neu besetzt, da die Franzosen eine Anzahl Verbrecher auf Nukahiwa landeten. Im Jahr 1854 war aber ihre Strafzeit abgelaufen, auch wuchsen neue Sträflinge nicht mehr zu, weil mittlerweile Neu-Caledonien zum Rang einer Verbrechercolonie erhoben worden war. Seit 1855 haben die Franzosen auf den Marquisen nur den einzigen Posten Akapehi mit zwanzig Infanteriesoldaten und ihrem Officier, vier Gendarmen, zwei Artillericarbeitern, sämmtlich unter dem Befehl des Schiffs-Lieutenants einer dort ankernden Goelette, unterhalten. Dieser Commandant steht unter dem Befehl des Gouverneurs der französischen Besitzungen im stillen Meer, und hat nur für die Hafenpolizei, für Erhebung von 50 Fr. Ankergeld von jeden Schiff, und für den Schutz der Missionäre zu sorgen.

Die größte Wohlthat welche die Inseln den Franzosen danken, ist die Einführung des Hornviehs und der Schafe, von denen es jetzt schon ansehnliche Heerden gibt. Sittlich haben aber die Kanaken nichts gewonnen. Die Frauen tragen nicht mehr ihr Tapagewand, welches so malerisch sie kleidete und so oft erneuert werden konnte, sondern statt dessen eine Art Badehemd aus Baumwollenzeug, das leider viel zu dauerhaft ist, denn bald von Oel befleckt, verunreinigt von Erde und Schmutz, und zerfetzt vom Gestrüpp, gibt es den Frauen das Ansehen widerlicher Verlumpung. Statt der ehemaligen Blumenkronen und Fächer kommt jetzt der häßliche baumwollene Regenschirm in Gebrauch. Es werden auch keine Piroguen mehr gebaut, denn die Kanaken haben nach und nach 23 europäische Walfischboote eingehandelt, welche völlig ihren Bedürfnissen genügen. Endlich war im J. 1858 die Bevölkerung auf den dritten Theil ihrer Größe von 1843 zurückgegangen. So ist auch auf den Marquisen das Verschwinden der oceanischen Race besiegelt, denn wo immer die europäische Civilisation halb entwickelte Völker berührt hat, da brachte sie ihnen sichern Tod. Das Unfruchtbarwerden der Weiber, ein gewisser Lebensüberdruß und eine Sehnsucht nach dem Jenseits, sind nur die überall sich gleichenden Symptome des nämlichen an geologische Vorgänge erinnernden Processes. Unter diesen Umständen kann man auch den Bestrebungen der Missionäre keinen Beifall spenden. Sie bringen mit der Lehre die christliche Civilisation, mit dieser den Racentod, und unter ihrer Wirksamkeit verarmt die Schöpfung rascher an Varietäten des Menschengeschlechts. Waitahü und Fatühiwa mußten übrigens die Väter nach zwölfjährigen vergeblichen Bemühungen räumen, um alle ihre Anstrengung auf Nukahiwa, Wapü und Hiwaoa zu vereinigen. Wirklich gelang es ihnen auch 1853 Te Moana zu bekehren, und diesem Häuptling folgte dann die Mehrzahl des Volkes von Taiohae. Nach der Züchtigung der Taipis Wats 1857 sollen auch die Häuptlinge dieses Stammes übergetreten seyn, aber was hilft diese Ausbreitung des Christenthums, wenn unmittelbar der Untergang der bekehrten Geschlechter nachfolgt?

Digitized by Google

Indigo-Cultur.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Von allen Erzeugnissen des indischen Bodens ist der Indigo dasjenige welches ganz besonders die Aufmerksamkeit des französischen Handelsstandes auf Bengalen lenkt. Obwohl die Eingebornen Indiens sich schon seit den ältesten Zeiten mit der Cultur und Behandlung des Indigo's beschäftigen, so hat doch die französische Industrie den ersten Anstoß zur Entwicklung derselben gegeben. Im Jahr 1772 unternahm nämlich ein Hr. Louis Bonnaud, nach fruchtlosen Bemühungen zu Mauritius, neue Versuche auf dem von Tschandernagor abhängigen Gebiet; im Jahr 1775 errichtete er eine kleine Indigo-Fabrik zwischen diesem französischen Comptoir und Tschinsurah, einer damals holländischen Besitzung.

Die Indigostaude bildet einen Theil der Familie der Leguminosen. Die Botaniker theilen sie in vierundzwanzig Arten, und reihen sie, nach der Beschaffenheit ihrer Blätter, in drei Sectionen ein. Ein ausdauerndes und großartiges Gesträuch, erreicht sie drei bis vier Fuß Höhe; ihre Blätter sind Wechselblätter und gefiedert, und die Aehren axillär; ihre kleinblüthigen Trauben erinnern einigermaßen an die Akazien unserer Länder; die schmalen und länglichen Hülsen, welche auf die Blüthen folgen, enthalten kleine bräunliche Körner. Ueberlassen wir der Botanik die nähere Schilderung der Indigopflanze mit ihren einfachen, geflügelten und geminirten oder digitirten Blättern, und fassen wir mit einigen Worten die Geschichte der Cultur, der Ernte und der Zubereitung des Indigo's, vom Standpunkte des Handels aus, ins Auge.

Die jungfräulichen Erdreiche sind im allgemeinen dem Anbau dieser Pflanze sehr günstig, allein man muß sie beständig durch eine Menge kleiner Canäle bewässern. Die meteorologischen Bedingungen befördern in hohem Grad ihre Entwicklung, und ebenso wie ein allzu harter Boden den Keim erstickt, verursacht Ueberfülle von Regen das Verfaulen desselben, und verdirbt die ganze Ernte.

Das Erdreich wird während der trockenen Jahreszeit so hart, der Pflug ist darauf so unmächtig, daß man erst nach den ersten Regen im März oder April mit dem Pflügen beginnt, dem bald das Säen mit frischen Körnern folgt. Indeß ist diese Arbeit für die von den October-Regen des vorhergehenden Jahrs überschwemmten Erdreiche bereits vollendet.

Sobald die jungen Triebe aus dem Boden hervorsprossen, machen sich die Weiber, bei der heftigsten Sonnenhitze, mit kleinen eisernen Werkzeugen versehen, ans Jäten, das sie so lange fortsetzen bis die Pflanze stark genug geworden ist um ihrerseits die um die Pflanze herumwachsende Menge schlechter Gräser zu ersticken. Ungefähr drei Monate nach der Saat sieht man die ersten Blätter treiben; man hat indeß auch Jahreszeiten gehabt in welchen die Indigostaude in kürzerer Zeit den zur Ernte nothwendigen Stand erreichte.

Wenn die Zeit der Ernte herankommt, begeben sich Männer in die Pflanzungen, um die ganze Pflanze, zusammt Stengeln und Blättern, mit kleinen wie eine Säge gezahnten Sicheln zu schneiden; dann macht man starke Garben, die in einem unter Wasser gesetzten großen Bassin aufgehäuft werden, damit sich durch das Einweichen das Satzmehl ablöse. Diese Maceration wird, je nach der Hitze der Sonne oder der Regenmenge, in mehr oder minder langer Zeit zu Stande gebracht. Das so mit Satzmehl geschwängerte Wasser wird grün; man läßt es dann in ein zweites minder großes Bassin abfließen, um es daselbst einer zweiten Gährung zu unterwerfen. Was von Satzmehlstoff im ersten Bassin zurückbleibt, wird durch eine weitere Wasserzuthat und ein Preßsystem mittelst dicker Bretter, auf welchen Männer herumstampfen, daraus gewonnen. Sobald alles im zweiten Bassin ist, steigen ein Duzend mit großen Spateln versehene Männer bis halbleibs in dasselbe hinab, und regen es stark auf, damit das Satzmehl präcipitire, das dann, nach dieser Operation, mittelst Pumpen in ein drittes Bassin gebracht wird. Ist diese Materie im Breizustand, so schreitet man zur Wegbringung der letzten flüssigen Theilen mittelst Schraubenpressen. Nachdem man sie dann in Kisten gegossen die mit zahlreichen kleinen Löchern versehen sind, wird dieses Satzmehl, wenn es an freier Luft eine gewisse Festigkeit erlangt hat, in kleine Parallelepipeden von gleichem Volumen geschnitten und der Austrocknung im Schatten unterworfen. Diese Arbeit, bei welcher der Satzmehlstoff abermals eine Gährung erleidet, erfordert ungefähr drei Monate.

Außer der Maceration von der wir gesprochen, wird das Ausziehen des Färbestoffes des Indigo's auch durch Digeriren in lauem Wasser oder durch Aufguß siedenden Wassers bewerkstelligt. Jedes dieser Verfahren findet Anwendung je nach den Gewohnheiten oder besondern Umständen; allein das erstere ist das allgemein verbreitete und großem Betrieb am meisten angemessene.

Die Indigo-Cultur erheischt ein fruchtbares und von starker Feuchtigkeit freies Erdreich. Sie kann sich nicht über ein Klima hinaus erstrecken in dem man nicht in einer aufeinanderfolgenden Periode von drei Monaten mindestens + 22 Grad Centigrade mittlerer Wärme bekommt. Man bereitet die Erde im Herbste zu, und die Saat geschieht im Anfang des Frühlings reihenweise. Man schneidet die Indigostaude zum erstenmal wenn die Blüthen sich zu öffnen anfangen, d. h. gegen das Ende Juni's. Zwei Monate später nimmt man den zweiten Schnitt, und nach einem gleichen Zwischenraum den dritten vor. In gewissen Jahren und auf gewissen Erdreichen erzielt man zuweilen einen vierten Schnitt.

Wenn der Indigo seine verschiedenen Zubereitungen erlitten hat, so kommt er unter verschiedenen Formen, je nach den Oertlichkeiten woher er stammt, in den Handel. Er ist bald in kubischen Vierecken, bald in platten Täfelchen, und manchmal auch in unregelmäßigen Bruchstücken. Er wird in Kisten oder Sürons ausgeführt. Bengalen allein versendet 25—30,000 Kisten jährlich. An den Erzeugungsorten repräsentirt jede Kiste, je nach der Qualität, einen Werth von 1000 bis 1500 Fr. Dieser kostbaren Waare verdankt Frankreich seine Verbindungen mit Indien. Bengalen liefert zur Einfuhr in Frankreich am meisten. Von etwas weniger als 10,000 Kisten der Gesammteinfuhr in Frankreich während des

Digitized by Google

Jahres 1858 hat Bengalen ungefähr die Hälfte geliefert. Man schätzt den allgemeinen Indigo-Verbrauch in Europa und Nordamerika allein im Durchschnitt auf jährlich 45,000 Kisten.

Briefe aus der Ferne.

4. Ein Besuch bei den Schangmaos, den chinesischen Rebellen.

(Schluß.)

Das Lager bestand aus einem Dutzend sehr erbärmlicher Häuser, in 30—40 Zelten und schien 4 — 500 Mann zu fassen. Wir hatten es für viel bedeutender gehalten der zahlreichen Fahnen wegen, die vor jedem Hause und jedem Zelte wehten. Ich glaube ganz im Wahren zu seyn, wenn ich sage daß für jeden dritten Mann eine Fahne gerechnet werden konnte. Diese Fahnen waren übrigens sehr leicht und wenig werthvoll. Die meisten waren viereckig weiß mit einem schwarzen Viereck in der Mitte; viele waren aber dreieckig und gelb, buntfarbig oder mit chinesischen Charakteren bemalt. Der ganze Canal vor dem Lager war mit verdeckten Booten angefüllt, von denen ein jedes 6—10 Mann, nicht mehr tragen zu können schien. Als wir ans Land gestiegen waren, fanden wir uns natürlich von vielen Neugierigen umringt. Dieselben incommodirten uns jedoch in keiner Weise, und ich konnte sie auf dem Wege zur Wohnung des Generals in aller Ruhe betrachten. Es waren meist zerlumpte, kräftige Gestalten, mit verwegenen, schmutzigen, wenig Vertrauen einflößenden Gesichtern. Sie unterschieden sich von den andern Chinesen hauptsächlich durch die Kopftracht. Sie hatten sich den Zopf nicht abgeschnitten, aber das Haupthaar um den Zopf, das die andern Chinesen rasiren, war ungeschoren und wohl einen Fuß lang. Der Zopf war um den Kopf gewickelt und am Ende des Zopfes war ein großes blutrothes Tuch eingeflochten, das dazu diente den Kopf wie mit einem rothen Turban zu bedecken.

Vor der Wohnung des Generals oder obersten Officiers des Lagers standen zahlreiche gelbe Flaggen. Wir durchschritten ein kleines Vorzimmer und befanden uns dann in Gegenwart des Rebellenhäuptlings. Er war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, groß, hager, braun mit kleinen schwarzen, glänzenden, schiefen Augen, einer großen, scharfen Nase, wie man sie häufiger in China antrifft, als dieß gewöhnlich geglaubt wird, und einer sehr schönen, hohen Stirn. Der Ausdruck seines Gesichtes war streng und entschlossen, aber keineswegs grausam. Er nöthigte uns sehr höflich und freundlich zum Sitzen, ließ sofort Thee bringen, und fragte uns, was unser Anliegen sey. Wir antworteten daß unsere Absicht sey nach Su-tschau zu gehen, daß wir ihm dankbar seyn würden, wenn er uns einen Paß dahin ausstellen wollte. Er ließ sich sofort Papier und Pinsel geben und schrieb mit großer Geschwindigkeit einige Zeilen nieder, ohne nur nach unsern Namen zu fragen. Dann übergab er uns das Papier und sagte, es sey an den Commandanten der nächsten größern Militärstation ausgestellt, der uns gewiß gern das Verlangte geben würde, wozu er, Officier eines nur unbedeutenden Vorpostens, nicht das Recht habe. Wir dankten ihm sehr für seine Freundlichkeit, und beantworteten gern verschiedene Fragen die er an uns richtete. Es schien ihn besonders zu interessiren wie Waffen und Schießpulver zu verschaffen seyen. Religion und Politik kümmerte ihn anscheinend wenig, und sah der Mann überhaupt vielmehr wie ein tüchtiger Soldat, als wie ein Heuchler oder Fanatiker aus.

Nachdem unsere Visite fast eine Stunde gedauert hatte, bestiegen wir wieder unser Boot und fuhren weiter. Unsere Bootsleute, denen wir den Paß zeigten um sie zu beruhigen, waren nun wieder guten Muthes geworden, und baten uns um die Erlaubniß ihren Reis essen zu dürfen. Unser Appetit war auch zurückgekommen, und eine halbe Meile hinter dem Rebellenlager hielten wir also an um ein Mahl zu uns zu nehmen. Wir befahlen dann den Schiffern langsam vorwärts zu rudern, und uns eine halbe Stunde vor der Stadt, in der wir unsern Paß für Su-tschau erhalten sollten, aufzuwecken. Darauf schliefen wir rasch ein.

Als wir wieder erwachten, stand die Sonne schon auf der Abendseite, die Bootsleute schliefen und schnarchten und das Boot lag regungslos inmitten des stillen Canals. Wir waren sehr verdrießlich durch die Nachlässigkeit unserer Fährleute einen ganzen Nachmittag verloren zu haben, aber unser Aerger machte die Sache nicht besser. Wir weckten die Männer und trieben sie zu rascher Arbeit an. Zu unserer Freude erhob sich auch ein frischer Ostwind. Die großen, häßlichen aber sehr zweckmäßigen Segel wurden aufgespannt, und nun fuhren wir so schnell vorwärts daß wir noch bei vollem Tageslichte das zweite Rebellenlager erblickten. Es befand sich in einer großen, von alterthümlichen Mauern umgebenen Stadt, die am Canale liegt. Ringsumher war kein lebendes Wesen zu sehen, aber auf den Wällen wehten hunderte von weißen, gelben oder bunten Fahnen und Fähnchen. Als wir uns dem am Canale gelegenen Stadtthore näherten, bemerkten wir daß dort ein starker Wachtposten lag. Wir stiegen sonach ans Land und näherten uns dem Thore. Die Schildwache betrachtete uns mit einiger Verwunderung, aber ohne uns aufzuhalten, und der wachthabende Officier nöthigte uns mit großer Freundlichkeit zum Sitzen, nachdem er von dem offenen Briefe, den wir ihm überhändigten, Kenntniß genommen hatte. Er versprach denselben sofort zum Commandanten, an den er adressirt war, zu befördern, und bot uns sodann an, einige Erfrischungen, Thee und Kuchen mit ihm zu theilen. Dieser Officier war ein kleiner, ungemein beweglicher Mann. Er sprang jede Minute auf, lief, anscheinend ohne jeden Zweck, bald in diese, bald in jene Ecke der Wachtstube, sprach abwechselnd einige Worte mit jedem seiner Soldaten und kam dann wieder in großer Hast auf uns zugelaufen, um Fragen aller Art an uns zu richten. Er hatte übrigens ein so freundliches, hübsches Gesicht, und sein seidenes Kleid und seine

Digitized by Google

ſeidene Kappe waren ſo rein, und gaben ihm ein ſo anſtändiges und einnehmendes Ausſehen daß uns ſeine große Lebhaftigkeit durchaus nicht mißfiel, ſondern nur amüſirte, und wir bereitwillig und nach beſten Kräften alle ſeine Fragen beantworteten.

Nach einer halben Stunde brachte uns ein Bote einen großen Brief zurück. Der wachthabende Officier erklärte uns daß der General in wichtiger Conferenz mit Abgeſandten des Rebellenkönigs vor Su-tſchau ſey, und deßhalb ſehr bedaure uns nicht empfangen zu können; daß er uns hierbei einen Paß für Su-tſchau und Wukiang auf dem Wege nach Su-tſchau ſchicke, und daß er hoffe, das Vergnügen zu haben uns auf unſerer Rückreiſe zu ſehen und zu bewirthen. Einſtweilen wolle er uns aber nicht aufhalten, und ſende uns deßhalb gern das warum wir ihn gebeten hätten. Die Rebellen-Polizei war wirklich artig. Dagegen ließ ſich gar nichts ſagen.

Als wir unſer Boot wieder erreicht hatten, fanden wir daß unſer beweglicher Freund aus der Thorwache uns Hühner, Eier und Früchte an Bord geſchickt hatte. Wir mußten deßhalb noch einmal ausſteigen um uns bei ihm zu bedanken, und ihn zu bitten ein kleines Gegengeſchenk von uns anzunehmen, was er denn auch that, nachdem er es jedoch zunächſt mit wahrer chineſiſcher Höflichkeit verweigert hatte. Wir waren froher Laune als wir weiter fuhren, und hatten die Leichen, die wir am Morgen geſehen hatten, ganz vergeſſen, als uns ein ſtarker Geruch dieſelben wieder in das Gedächtniß zurückrief. Er rührte von einer ziemlich großen Anzahl menſchlicher Körper in Verweſung her, die 20 Schritt vom Ufer, mitten in einem Felde, aufgehäuft waren, und unbedeckt dalagen. Unſer Lachen verſtummte, aber wir hatten bereits in Schanghai erfahren daß wir während unſerer Reiſe viel Todte ſehen würden, und unſere Nerven waren durch das was wir am Morgen erblickt hatten hinlänglich geſtählt worden, ſo daß wir bald wieder die unangenehme Stimmung bewältigten, in die uns der Anblick der Leichen verſetzt hatte. Seitdem, und bis wir nach Sutſchau kamen, hatten wir übrigens häufig Gelegenheit uns mit dem Anblick des Todes bekannt zu machen. Wir ſahen zahlreiche Leichname im Canal, auf den Wegen, in den Feldern und in den neuerdings zerſtörten Ortſchaften.

Die Sonne war untergegangen und eine ſanfte Abendröthe hatte ſich über die ſtillen Fluren gelagert. Alles umher athmete tiefen Frieden. Aber die große Einſamkeit, die unnatürliche Ruhe der weiten Landſchaft, die unſer Auge beherrſchte, wirkten niederſchlagend auf das Gemüth. Wir ſaßen ſchweigſam auf dem Verdeck unſeres Bootes, bis es dunkler und dunkler ward, und zogen uns dann in die Cajüte zurück. Unſer Boot ſegelte immer noch raſch vorwärts, und bis um 11 Uhr ließen die Schiffsleute nur ihr einförmiges Singen und Sprechen hören. Dann bemerkten wir daß die Segel niedergelaſſen wurden, und bald darauf kam der Dollmetſcher zu uns um uns anzurathen die Nacht vor Anker zuzubringen, da wir uns, wie er ſagte, in der Nähe von verzweifelten Landbewohnern und plündernden Rebellen befänden. Wir überzeugten uns leicht daß die Befürchtungen des Mannes begründet ſeyen. Nicht weit vor uns ſahen wir eine ungeheure Feuersbrunſt, und ringsumher leuchtete es unheimlich von brennenden Häuſern und Ortſchaften. Von Zeit zu Zeit tönte weit über die Felder ein leiſes Schreien und Klagen, und manchmal ſchien es uns ſogar als hörten wir dicht bei uns an den Ufern des Canals eilige Fußtritte von Fliehenden oder Verfolgenden. Wir befolgten ſonach den Rath des Patrons, und brachten die Nacht auf dem Anker ruhend zu.

Der frühe Morgen fand uns alle wach; dicht vor uns, viel näher als ich am vorhergehenden Abend geglaubt hatte, lagen die Trümmer eines großen Dorfes, aus dem hie und da dichte Rauchwolken emporſtiegen. Wir näherten uns demſelben vorſichtig, aber fanden bald daß es von jedem lebenden, menſchlichen Weſen verlaſſen ſey. Wir ſtiegen alsdann ans Land und durchſuchten mehrere Häuſer, die von den Flammen noch verſchont geblieben waren. Wir fanden darin nur werthloſe ſchwere Möbel und Geräthſchaften, die größtentheils zerſchlagen und zerbrochen worden waren. Alles was werthvoll und leicht zu transportiren war, hatten entweder die Fliehenden retten können oder war von den Plünderern fortgeſchleppt worden. In mehreren Häuſern, ſowie auch in den Straßen fanden wir Ermordete. Trotz der warmen Jahreszeit waren die meiſten noch nicht in Verweſungszuſtand übergegangen. Ihr Tod konnte alſo nur vom vorhergehendem Tage datiren. Wir bemerkten mehr Weiber als Männer, und ſogar einige Kinder. Mehrere der Leichname trugen keine Spuren eines gewaltſamen Todes an ſich, was mich auf die Vermuthung brachte daß ſie die Körper von Leuten waren die ſich vergiftet hatten, und durch Selbſtmord den Verfolgungen der Rebellen entgangen waren. In einem der letzten Häuſer des Dorfes fanden wir eine alte, halbblinde Frau, die ein Reſt chineſiſcher Achtung vor grauen Haaren, von dem Tod bewahrt zu haben ſchien. Sie ſaß vor einem kleinen Feuer und kochte Reis, und war wohl ganz ſtumpfſinnig geworden, denn unſer Eintreten in ihre Hütte machte gar keinen Eindruck auf ſie. Hinter dem Dorf war die Straße voll von Kleidungsſtücken und werthloſen Geräthſchaften aller Art, die wahrſcheinlich während der eiligen Flucht dahingeworfen waren, und welche die Rebellen des Mitnehmens für unwerth erachtet hatten.

Ich war vor meiner Abreiſe von Schanghai darauf vorbereitet worden ein Bild der gräßlichſten Verheerung zu betrachten, aber was ich nun geſehen hatte, beſtürzte mich doch in hohem Grad, und ich berieth mit meinem Begleiter ob es nicht vielleicht rathſam wäre wieder umzukehren. Nach reiflicher Ueberlegung kamen wir jedoch zu der Ueberzeugung daß unſer Paß uns den Rebellen gegenüber vollkommene perſönliche Sicherheit gewährte, und daß die Bewohner der Ortſchaften, die wir auf unſerm Weg nach Sutſchau zu paſſiren hatten, wahrſcheinlich geflüchtet ſeyn würden. Trotz des Seufzens und Stöhnens unſerer Bootsleute machten wir uns alſo wieder auf die Reiſe, nachdem wir raſch ein einfaches Mahl eingenommen hatten.

Am Abend des zweiten Tages nach unſerer Abreiſe von Schanghai langten wir vor Sutſchau an. Wir hatten auf dem

Digitized by Google

Weg bis dahin noch viel zerstörte Ortschaften, noch viel Leichen, noch viel Elend gesehen, aber unserm Vordringen war nirgends der geringste Widerstand in den Weg gelegt worden, und die verschiedenen Rebellenhaufen auf die wir gestoßen, hatten uns nicht einmal nach unserm Paß gefragt, und sich damit begnügt unser Boot in Augenschein zu nehmen und einige Fragen über den Zweck unserer Reise an uns zu richten.

In der unmittelbaren Nähe von Sutschau war alles zerstört und verödet. Die Vorstädte, in denen vor kurzer Zeit noch große Reichthümer aufgehäuft waren und ein ungemein lebhafter Handel betrieben wurde, waren gänzlich ausgestorben. Da es zu spät geworden war als daß es der Mühe verlohnt hätte noch eine Promenade in Sutschau zu machen, ließen wir nicht weit vor einem der Thore Halt machen und verbrachten dort eine ruhige Nacht.

Am andern Morgen standen wir früh auf, ließen uns an das Land setzen, und näherten uns dem wohlbewachten Thor. Wir hatten ein kurzes Examen von Seiten des wachthabenden Officiers zu bestehen, und wurden dann in die Stadt gelassen. In der ersten Straße durch die wir giengen sah es noch ziemlich lebhaft aus. Nachdem wir jedoch einen kleinen Canal passirt hatten, und in einen andern, von dem Thor entlegenen Stadttheil eingetreten waren, befanden wir uns wieder inmitten vollkommener Verödung. Die langen, graden, engen Straßen, in denen kein lebendes Wesen zu erblicken war, die zahlreichen Brandstätten der ausgestorbenen Häuser, die todte unheimliche Stille die um uns herrschte, zeigten uns recht deutlich wieviel Leben jeder Art die Rebellen hier getödtet hatten, und ließen uns auf die Summe des Elends schließen die sie über China gebracht haben müssen.

Sutschau unter 31° 23′ 25″ nördl. Br. und 118° 9′ 25″ östlicher Länge (Paris) gelegen, war vor kurzer Zeit noch eine der reichsten und schönsten Städte von ganz China. Kaufleute hatten es das London des Orients genannt; Touristen, welche mehr den Charakter des dortigen geselligen Lebens als den des dort betriebenen Handels beobachtet hatten, nannten Sutschau das „Paris von China.“ Die schönen Sutschauer Seidenwaaren und die schönen Mädchen von Sutschau waren gleich berühmt, und der genuß- und gewinnsüchtige Chinese lächelte wenn Europäer von der Pracht und dem Reichthum der Städte des Westens sprachen, und sagte: „Oben ist der Himmel, aber auf der Erde findet man Su und Hang“ (Sutschau und Hangtschau) — Sutschau war, nachdem Nanking vor 7 Jahren in die Hände der Changmaos gefallen war, die Hauptstadt von Kiangsu, einer Provinz die noch an 40 Millionen Einwohner zählt, geworden, und die Zahl der Einwohnerschaft dieser Stadt, deren Thätigkeit und Reichthum sprüchwörtlich war, belief sich zu Anfang dieses Jahres auf etwa 2 Millionen.

Reichthum und Ueppigkeit, die schöne Seide und die schönen Mädchen, alles war jetzt verschwunden und zerstört, und der schwarze Mantel des Todes lag still und schwer auf der weiten Grabstätte eines in üppigster Fülle dahingeschlachteten Lebens.

Wir hatten aus Schanghai einen chinesischen Bedienten (Boy) mitgenommen, der das sogenannte „pigeon english,“ ein corrumpirtes Englisch, geläufig sprach, und bereits mehreremal in Sutschau gewesen war, das er genau kannte. Er hatte uns bereits gesagt, und was wir in Schanghai erfahren hatten, bestätigte dieß, daß ein großer Tempel und eine schöne Pagode die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten von Sutschau seyen. Wir ließen uns zuerst nach dem Tempel führen, dessen Namen San-tsin-ting (der Tempel der drei Reinen) ist. Er besteht aus zwei großen Gebäuden, die sich inmitten eines weiten wohlgepflasterten Hofes befinden. Beide Gebäude sind ganz in dem hinlänglich bekannt-chinesischen Tempelstyl gebaut. Das eine derselben hat drei Etagen, das andere zwei. Das Innere derselben konnten wir leider nicht besuchen, da ein hoher Officier der Rebellen darin sein Lager aufgeschlagen hatte.

Vom Tempel San-tsin-ting begaben wir uns nach der großen neunstöckigen Pagode: Pock-tsu. Wir mußten zu dem Behuf einen bedeutenden Theil von Sutschau durchschreiten, von deren Ausdehnung und Eigenthümlichkeit ich mir nur dadurch einen ziemlich klaren Begriff verschaffen konnte. Alle Straßen durch die wir schritten waren sehr eng; so eng daß, obgleich dieselben ganz leer waren, vier Personen nicht hätten neben einander gehen können. Die Hauptstraße sogar war nicht breiter als bei uns die engste Gasse, und in den Nebenstraßen mußten wir einer hinter dem andern gehen, weil darin nicht Platz für zwei Personen nebeneinander war. Die Häuser waren verschlossen, aber in den meisten hatte man die Thüren eingeschlagen. Wir durchsuchten mehrere dieser Wohnungen, aber fanden darin nur noch schwere und werthlose Möbel und Geräthschaften.

In der Pagode, die sich in Mitte eines offenen Platzes, am äußersten Ende einer der Hauptstraßen von Sutschau befindet, campirte ein Rebellen-Wachtposten. Der Officier erlaubte uns jedoch gern dieselbe zu besuchen.

Die erste Etage, in der früher wahrscheinlich viel Götzenbilder gestanden hatten, wie man dieß in andern chinesischen Pagoden findet, war ausgeräumt worden, und diente jetzt einem Corps von 40—50 Rebellen als Wohnung. In den andern acht Etagen fanden wir noch viel Götzenbilder. Dieselben waren jedoch alle verstümmelt. Den meisten hatte man die Nase abgeschnitten, andere waren ganz in Stücke geschlagen, und von dem Piedestal geworfen worden auf dem sie seit Jahrhunderten von gläubigen Chinesen vergöttert worden waren.

Von der Höhe der Pagode Pock-tsu genossen wir nun bei klarem Himmel einer sehr schönen Aussicht über die Stadt und Umgegend von Sutschau. Ich bemerkte in der Stadt weiter kein sehr großes Gebäude als die zu dem bereits erwähnten Tempel San-tsin-ting gehörigen. Außerdem zogen vier Pagoden, die aber kleiner zu seyn schienen als diejenige auf der wir uns befanden, meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Stadt ist ringsum von einer etwa 35 Fuß hohen Mauer umgeben. Im Nordtheil findet man sehr große Gärten und offene Felder. In den andern Theilen der Stadt jedoch drängt sich in den engen Straßen Haus an Haus, in dem Maß daß Sutschau

Digitized by Google

wohl eine drei- oder viermal ſtärkere Einwohnerſchaft haben könnte als eine europäiſche Stadt gleichen Umfangs. Trotzdem ſah ich in vielen der kleinen Höfe ſchöne große Bäume, die anſcheinend mit großer Sorgfalt gepflegt worden waren, und von dem Sinn der alten Einwohner für etwas anderes noch als das rein Geſchäftliche zeugten.

Von der Pagode begaben wir uns wieder nach unſerm Boot, das uns, während dem wir unſer Mahl einnahmen, nach einem der berühmteſten Vergnügungsplätze von Sutſchau führte. Er befindet ſich in einer der Vorſtädte von Sutſchau, dicht bei einer alten Pagode, welche Hu-tſchau genannt wird; dieſe Pagode iſt auf der Spitze eines ſchönen etwa 200 Fuß hohen Felſens erbaut, und von zahlreichen Theehäuſern und Läden umgeben, die aber, wie alle andere, was wir in Sutſchau geſehen hatten, zerſtört und verlaſſen waren.

Wir ſaßen lange auf der Terraſſe eines der Theehäuſer und überblickten in ernſter Stimmung die zerſtörte Herrlichkeit der ſich zu unſern Füßen ausbreitenden großen Stadt Sutſchau, und die ſchöne, weite, grüne Landſchaft, die, von der Abendſonne vergoldet, ein Bild des tiefſten Friedens vor uns lag.

Am Morgen des nächſten Tages traten wir unſere Rückreiſe nach Schanghai an. Wir hatten während derſelben noch mit manchen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, langten aber, ohne irgendeine wirkliche Gefahr beſtanden zu haben, am 10 Auguſt, ſieben Tage nach unſerer Abreiſe, wohlbehalten wieder in Schanghai an.

Das imperialiſtiſche Paris.

1. Von London nach Paris.

Es war am Ende Januars 1852 als ich Paris verließ, um mich nach England einzuſchiffen. Mein Weg lag über Boulogne; von da zur See nach der Mündung der Themſe und den Fluß hinauf bis an den Landungsplatz der Dampfer, vor dem großen Zollhaus unterhalb Londonbridge; die längſte Waſſerfahrt zwiſchen London und Paris, gleichwohl denen zu empfehlen die zum erſtenmal England betreten und von ſeinem Hauptfluß eine Vorſtellung erhalten wollen, in der Vorausſetzung, verſteht ſich, daß das Wetter günſtig ſey und ſie die Ueberfahrt bei Tag unternehmen. Wir waren nicht ſo glücklich. Der Tag unſrer Abreiſe war düſter, ſelbſt in Paris, düſterer noch war der Himmel als wir uns der engliſchen Hauptſtadt näherten. Es ſchien als ob das Schickſal mir einen Vorgeſchmack von der Atmoſphäre geben wollte die mich während der folgenden Monate in London erwartete. Sobald wir Woolwich und Greenwich erreicht, verhüllte ſich der Himmel immer dichter, ein übel duftender Nebel, mit einem feinen Winterregen vermiſcht, durchdrang uns Mark und Bein; kaum daß wir Luſt und Muth genug behielten um den Erklärungen einiger Mitreiſenden von größerer Landeskunde zu horchen: hier iſt der Tower, dort der Tunnel u. ſ. w. Man mußte die Dinge bereits aus Erfahrung kennen, um ſie durch den unfreundlichen Schleier hindurch zu entdecken.

Umſtände und Empfehlungen führten mich vorerſt nach der öſtlichen Vorſtadt, Hackney-Road, einem armſeligen, traurigen Stadttheil, an den ich mit Schrecken zurückdenke. Es regnete, regnete, regnete während der zehn Tage die ich dort verweilte.

Von meinem Fenſter im zweiten Stockwerk überſah ich in gräulicher Einförmigkeit Tauſende und Tauſende von Schornſteinröhren, die der Phantaſie volle Freiheit ließen ſich alles mögliche und unmögliche vorzuſtellen, nur nicht daß ein milder, lächelnder Sonnenſtrahl jemals dieſe verhärtete Dämmerung zerſtreuen könne.

Ich weiß es nicht, vermuthe aber daß jene erſten Eindrücke nicht ohne Einfluß geblieben ſind auf die Art und Weiſe in welcher ich eine gute Weile die Dinge hierzuland auffaßte — eine Würdigung die durch mannichfaltige Wanderungen und Beobachtungen mehr und mehr befeſtigt wurde; welches ſeltſame Land, welche ſonderbare Stadt, welche verkehrten Sitten und Gebräuche! Alles ſcheint hier anders als auf dem Feſtland: die Häuſer alle nach demſelben einförmigen Plan gebaut, ohne Dächer, mit Guillotinefenſtern ohne Laden, und hinter den Scheiben ein weißer Laken, der dicht an das Fenſter anklebt, und dem Haus in der Stille der Nacht das Ausſehen gibt wie ein geſchloſſenes Buch oder ein ſchlafendes Geſicht! Die Speiſehäuſer eingerichtet wie die Pferdebehälter in einem Geſtüt, mit hohen Scheidewänden zwiſchen den Tiſchen, ſo daß beileibe der am einen Tiſche Sitzende nicht ſehen kann, wer an den andern ſitzt, oder was dort vorgeht; Glanz, verſchwenderiſche Pracht in Spiegeln und Gasbeleuchtung weſentlich für die Bier- und Branntweinhäuſer, die Gin Palaces, aufbewahrt, wo das Volk bis zu den unterſten Schichten hinab, con amore, aber in dumpfer Stille, zur Beſtialität ſich betrinkt; nach außen durch hohe Fenſter, Gardinen oder Schilder gegen das unbeſcheidene Auge des Vorübergehenden geſchirmt. Bedienung ohne Serviette, aber mit majeſtätiſchen Aufwärtern (waiters), ſämmtlich im ſchwarzen Leibrock und mit der unvermeidlichen weißen Halsbinde. Schwarz und Weiß ſind hier mehr intentionelle als thatſächliche Farben; die Annäherung oder das Fernbleiben der Wirklichkeit hängt von dem Erfolg und dem Rang des Speiſegebers ab. Mahlzeiten ohne Suppe, ohne Wein; Gemüſe ohne Ahnung daß es ein Ding gibt wie Butter; als Mannichfaltigkeit in der Küche Roaſtbeef oder Roaſt Mutton, und der ewig dageweſene röthlichgelbe Cheſhirekäſe mit dem ſchwarzbraunen, ſüßhölzlich ſchmeckenden myſteriöſen Porter als Regel . . . Wie man dabei ſingen, fröhlich ſeyn könne, iſt mir bis heute ein Räthſel geblieben. Selbſt der charaktertreueſte Grüneberger wäre Nektar daneben!

Es iſt als ob man Studien gemacht um alles abweichend von den Völkern jenſeits des Weſtens zu geſtalten: der Sonntag, ſo fröhlich anderswo, iſt ein Tag des Gähnens, der Trauer oder der überladenen Bauchfüllung als Zeitvertreib; von Muſik, von Theater, von irgendwelcher Kurzweil und Zerſtreuung keine Rede; was ſoll der Fremde, der arme Aus-

Digitized by Google

länder in dieſem unwirthlichen Land am Tage des Herrn beginnen? . . . Der Fremde! London kennt ihn nicht, hat keine Rückſicht für ihn. Alles was es für ihn thun kann, es ſchließt ihn nicht ſo leicht ein wie da drüben, aber um ſo ſyſtematiſcher ſchließt es ihn aus.

Weil die Einſchieblöcher an den Briefkaſten des Continents wagrecht, darum wahrſcheinlich ſind ſie in London ſenkrecht; was man ſonſtwo Cacao nennt, heißt hier Cocoa, und da die Seine in Paris von Oſten nach Weſten fließt, mußte natürlich die Themſe ihren Lauf von Weſten nach Oſten nehmen.

London iſt keine Stadt, wie wir den Begriff erfaſſen, es fehlt an einem Mittelpunkte, es fehlt an der geſellſchaftlichen Cohäſion, es fehlt vor allem an einem ſympathiſchen Fluidum, das in andern großen und größten Orten den Menſchen das Gefühl gibt daß ſie zuſammen gehören. Alles eilt und läuft, rennt und treibt, als ob jeder die Zeit kaum erwarten kann wo ſein Geſchäft abgethan, und es ihm wieder vergönnt iſt dem Weichbilde der Rieſenſtadt den Rücken zu wenden. London iſt ein ungeheurer Bazar, ein Agglomerat von Betriebsplätzen und Märkten, ein Karawanſerai, wo ſelbſt der Eingeborne nur augenblicklich, nur für beſtimmte Zwecke zu weilen ſcheint; er arbeitet, er erwirbt, erringt, ſammelt hier, aber er geht anderswohin um zu genießen und des Lebens ſich zu freuen.

Den Fremden ſtößt die kalte, verſtockt nationale Ueberhebung des Engländers ab — eine Ueberhebung die in den Maſſen ſich durch ihre tiefe Unwiſſenheit alles Ausländiſchen erklärt und von den herrſchenden Claſſen unterhalten wird, weil ſie ihr Uebergewicht erleichtert, die dem Ausländer ſonſt in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft um ſo mehr auffallen müßte, als er nicht überſehen kann daß in den tiefern menſchlichen Studien, in der Wiſſenſchaft, in der Literatur, in der Philoſophie, in der Kunſt eine beſondere engliſche Originalität nicht hervorragt, und fremde Märkte und Quellen, Deutſchland zumal und Frankreich, reichlich und praktiſch, wenn auch ohne Urſprungsangabe, ausgebeutet werden.

Und über dieſem ganzen, ſo wenig anziehenden, ſo wenig herz- und phantaſieerquickenden Bild ein Himmel ohne Licht, eine Sonne ohne Strahlen, ein Horizont ohne Tiefe! Wie das Land eine von der übrigen Welt abgeſchloſſene Inſel, ſo iſt jedes Haus eine Barricade, jede Bruſt ein Geheimniß. Es iſt zum Verzweifeln . . . .!

Und zum Verzweifeln wäre es in der That geweſen ohne den Balſam der alles heilenden Zeit, ohne den Troſt den der edelſte der deutſchen Dichter dem Unglücklichen preist: Freundſchaft und Beſchäftigung, ohne das ſüßeſte aller Gefühle, das dem müden Wanderer hier allein geboten iſt, das Bewußtſeyn der Freiheit, der Sicherheit ſeiner Perſon, der Zwangloſigkeit ſeiner Rede, ein Bewußtſeyn das ſelbſt in der Langweile ſeinen Reiz behält. In dieſer Freiheit, in der unzerſtörlichen Liebe, in der eiferſüchtigen Bewahrung derſelben bei dem Kern der Bevölkerung, den Mittel- und arbeitenden Claſſen liegt, wie die Quelle der Kraft und Größe der Nation, ſo die Entſchädigung für alles was ihr in dem Gebiet der Anmuth und Liebenswürdigkeit abgeht.

Nach und nach auch eröffnete ſich dem Beobachter ein neuer Geſichtskreis in dem Studium der Verfaſſung Englands, ſeines weltumſpannenden Handels, ſeiner raſtloſen Induſtrie, in der City, auf der Themſe, in den Rieſenwerkſtätten von Manchester, Liverpool, Birmingham, Sheffield, Glasgow; ja, man entdeckt zuletzt daß es eine böswillige Uebertreibung iſt wenn die Leute ſagen daß die Sonne hier nicht ſcheine. Sie ſcheint ſelbſt in London manchmal, und dann mit einer durch die Ungewöhnlichkeit erhöhten Lieblichkeit; außerhalb der Hauptſtadt aber auf den benachbarten Anhöhen ſchon, ſiehe „die Sonne Homers, ſie lächelt auch hier,“ und belebt und erheitert mit ihrem Glanz die Landſchaft.

Indem ich in mannichfaltiger Durchkreuzung der Gedanken auf dieſe Weiſe die moraliſche Bilanz der letzten neun Jahre zog, näherte ich mich gegen Mitte Septembers der ſüdöſtlichen Eiſenbahn, bei Londonbridge, um meine Reiſe nach Paris anzutreten. In dieſem Bahnhof wo jedes Jahr ſieben Millionen Perſonen ab- und zugehen, fand ich wie gewöhnlich ein ungeheures Gedränge von Leuten und Wagen, aber auffallender noch war die Ruhe, die verhältnißmäßige Stille, die Gemächlichkeit mit welcher dieſer Menſchenknäuel ſich entwirrte. Die Polizei war kaum ſichtbar und noch weniger hörbar. Volle Freiheit für das Publicum in das Innere der verſchiedenen Höfe, auf die Plattformen zu gehen; volle Freiheit auch für die Reiſenden ihre Plätze auszuwählen und im voraus zu ſichern. Die Beamten ſind höflich, die Abfahrt pünktlich. Kein lautes Wort vernehmbar: Warum zwei Karten? fragte ich den Caſſier von dem ich ein Billet über Newhaven und Dieppe nach Paris und zurück verlangte. „Sie werden es ſehen (You will see),“ antwortete er mir mit milder Ruhe. Er hatte recht: die eine war für die Hinreiſe, die andere für die Rückkehr, jede in drei Abſchnitte geſondert, nach der Zahl der Stationen wo ſie vorgezeigt werden mußte.

Der Weg von London nach Newhaven iſt derſelbe wie nach Brighton bis etwa ſechs oder ſieben Meilen (engl.) dieſſeits der zuletzt genannten Stadt, wo er links abbiegt und die kürzere Diagonale über Lewes einſchlägt. Newhaven, das wir in weniger als zwei Stunden erreichten, liegt an einer kahlen unanziehenden Küſte, und hat nichts beachtenswerthes als ſeinen Abfahr- und Landungsplatz, in einer kleinen Bucht, nach und von Dieppe, ſeinen Eiſenbahnhof und ſein Zollhaus. Wir hatten hier eine gute halbe Stunde zu warten. Alles übrigens gieng von ſelbſt. Um das Gepäck hatte ſich niemand zu bekümmern; die Eiſenbahnbeamten verluden es auf das Dampfboot, und um halb eins ſtachen wir in die See.

Die Linie über Newhaven und Dieppe iſt unſtreitig die geradeſte zwiſchen London und Paris, wie ein Blick auf die Karte überzeugt. Aber die Seefahrt iſt dreimal ſo lang als zwiſchen Dover und Calais, und ſelbſt als zwiſchen Folleſtone und Boulogne: ſechs volle Stunden! Der Zahl der Meilen nach, 64, gleicht dieſe Ueberfahrt jener zwiſchen Holyhead und Irland, und hat mit ihr die fernere Aehnlichkeit daß man bis beinahe halbwegs die verlaſſene Küſte erblicken kann, und nach

Digitized by Google

einer kurzen Unterbrechung die entgegengeſetzte zu erſpähen beginnt. Wir hatten das günſtigſte Wetter, klaren Himmel, eine lammfromme See, faſt zu gutartig um Unterhaltung zu gewähren. Aber das Boot war mittelmäßig, wenig entſprechend den lockenden Verheißungen in den Zeitungen, und nicht vergleichbar mit den Dampfern zwiſchen London und Oſtende, oder zwiſchen England und Irland, ſowohl was Einrichtung und Reinlichkeit, ſelbſt in der erſten Cajüte, als was Bedienung betrifft.

Man glaubt im allgemeinen die Engländer und Engländerinnen ſeyen über die Seekrankheit erhaben. Das iſt ein großer Irrthum. Die Bewohner diesſeits und jenſeits der Meerenge ſtehen ſich in dieſer Beziehung ganz gleich.

Ein junger Franzoſe machte mich lächeln. Vous n'êtes pas sujet au mal de mer? fragte ich ihn, da er ſo ungemein zuverſichtlich auf die erblaſſenden Engländerinnen blickte. Ich hatte ihn ſeit einer Weile ſchon beobachtet. Moi, monsieur, pas le moins du monde ... Eine Viertelſtunde darauf ſah ich ihn über die enge Treppe hinabſtolpern, und fand ihn dort halb todt ausgeſtreckt, mit dem bedeutungsvollen Becken vor ſich..... Auch mir wollte der Auswärter und reſpective „Krankenwärter" der Cajüte eines vorſtellen; ich bemerkte ihm aber verbindlichſt dankend daß ich bloß ſchläfrig ſey und mich nach einer Bank umſehe. Nach fünf Minuten hatte ich das unartige Mißgeſchick die Patienten um mich her mit einem lauten Schnarchen zu beleidigen. Es blieb mir nichts übrig als wieder auf das Verdeck zu gehen und die ſchöne Natur zu bewundern.

Zwei weiße Punkte am fernſten Geſichtskreiſe vor uns zeigten uns den Eingang des kleinen Hafens von Dieppe; die Küſte, der engliſchen ſehr ähnlich, nur etwas abſchüſſiger, trat bald deutlicher hervor, und wir bemerkten einen Kranz von verſpäteten Badegäſten und Neugierigen die auf den Dampfer warteten. Ein breitmäuliger Ausrufer auf dem Hafendamm gab uns das Wahrzeichen des Breitegrades: Jarni.. das iſt die Normandie.

Ich erblickte unter dem Publicum einen Bekannten und wollte auf ihn zugehen um ihn zu begrüßen .... On ne passe pas! Da bemerkte ich erſt was das Seil zwiſchen uns und den Umſtehenden auf dem Kai zu bedeuten hatte .... Pas ici, M'sier, aux passeports! .... aux passeports! Richtig, wir waren in dem Lande der Ordnung angelangt, der Ordnung durch das Paßweſen geſichert! Zwei Dinge, unverwiſchbare Erinnerungen der Kinder- und Jugendjahre, haben ſtets einen unwillkürlichen Eindruck auf mich hervorgebracht: ein Pfeifen im Felde das jenem des Flurſchützen gleicht, und ein Menſch in zweierlei Tuch der mir meinen Paß abfordert. Auch wenn der gegenwärtige Mithüter des Landfriedens nicht ſo laut ſein Amt ausgeübt, würde ich mich mit derſelben Willigkeit ſeiner Ordre gefügt haben. Ich folgte alſo dem übrigen Troß .... aux passeports, eine Holzbarracke, wo man ſäuberlich einer nach dem andern durch eine künſtliche „Gaſſe" zugelaſſen wurde, mit dem geöffneten Document in der Hand. Die Männer der polizeilichen Wachſamkeit waren drei an der Zahl, einer reichte dem andern das Papier hin. Es ſcheint nicht daß unſere Geſellſchaft, größtentheils aus Engländern, Frauen und Mädchen beſtehend, ſehr hochverrätheriſch oder mordanfalliſch ausſah, denn die Sache war ſchnell abgethan, d. h. ſobald der Secretär viſirt, und für den Gebrauch hoher Polizei in Paris die Namen eines jeden Paſſagiers zu Buch gebracht hatte. Ich erinnere mich der Zeit wo die Vorſtellung nicht ſo glatt und ſo unanſtößig abgelaufen wäre .... !

Es war 6 Uhr. Die Abfahrt nach Paris war auf 40 Minuten vor ſieben angeſagt. Die Dämmerung hatte begonnen, und in Dippe ſelbſt war nichts zu ſehen. Ich eilte alſo nach dem Bahnhof. On ne passe pas! .... Dießmal war es die nicht minder ſchallende Stimme eines Bahndieners, der eine junge Frau zurückwies die ihrem Mann in dem Wartzimmer zweiter Claſſe etwas ſagen wollte, während er mir, im Beſitz eines Billets erſter Claſſe mit einem höflichen: Voici la première classe, den Eingang zu meinem Behälter zeigte. Dergleichen Unterſcheidungen in der Betonung habe ich allerdings auch in London zu beobachten mehr als einmal Gelegenheit gehabt. Im übrigen benahmen ſich die Beamten der Eiſenbahn, ſo viel ich bemerken konnte, mit anſtändiger Höflichkeit; der wahre Unterſchied, der einem alsbald auffällt, iſt daß man diesſeits des Waſſers lauter ſpricht und jedem Ausdruck eine weit größere Lebhaftigkeit gibt. Der Dienſt auf der Strecke von Dieppe nach Paris iſt pünktlich und ordentlich; die Wagen beſſer als jene von London nach New-Haven.

Fünf und eine halbe Stunde in einem Wagen bei Nacht, ſelbſt auf einer Eiſenbahn, ſind eine lange Prüfung, die beinahe unvermeidlich zum Schlaf führt. Glücklicherweiſe hatte mir der Zufall eine junge engliſche Dame zugetheilt, die, wie ich aus ihrer Unterhaltung und ihrer Geſellſchaft von zwei kleinen Mädchen ſchloß, eine Gouvernante war, welche nach Paris gieng um ſich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen. Sie ſprach es bereits nothdürftig, zog aber vor deutſch zu reden, deſſen ſie mächtiger war. Sie hatte ein Jahr in Braunſchweig gelebt, und gedachte des deutſchen Landes und Volkes mit warmer Liebe: „So gemüthlich!...." Ich ſah ſie forſchend an, eine lange Vergangenheit ſtieg wie ein Traum vor meiner Erinnerung auf; ich wartete ob ſie wohl hinzuſetzen würde, „wie Jean Paul ſo ſchön ſagt," aber ſie mußte das nie vornommen haben. Sie gehörte einer neueren Generation an.

Nachdem wir Saint-Germain hinter uns hatten, war mir als ob eine bekanntere Luft mich anwehte. Wir fuhren um ein Viertel nach Mitternacht in den Bahnhof der Rue St. Lazare ein, und hörten noch gleichſam den letzten ſchwindenden Athem des großen Ungethüms das vor uns lag. Natürlich hatten wir die Unterſuchung der Douane zu erleiden. Aber ſie war glimpflich, der Geiſt des neuen Handelsvertrages mit England ſchwebte über ihr. Meine Engländerin ſollte hier mit einer Perſon, ihrer zukünftigen Wirthin, zuſammentreffen, die ſie nie geſehen, und mit der ſie deßhalb ein romantiſch-telegraphiſches Erkennungszeichen verabredet hatte. Sie wehte mit dem Taſchentuch, ein anderes Taſchentuch flatterte in der Luft, und die Bekanntſchaft war gemacht. Ich hatte ihr verſprochen ihr in Paris einige der Merkwürdigkeiten zu zeigen und zu erklären,

Digitized by Google

aber ich sah sie nur einmal, von ihr unbemerkt, wieder auf dem Boulevard, wo sie mir sehr große Füße zu haben schien. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Auch ich war ungeduldig, einem Freunde, der meiner mit einem Wagen harrte, nach langer Trennung die Hand zu drücken. Aber das war nicht so leicht. On ne passe pas! . . . so stunden wir uns eine Zeit lang gegenüber, er im äußern Hofraum, ich in dem Saal der Douane, bis die Menschlichkeit des Wächters der Staatssicherheit sich erweichen ließ. Und nun gieng es über die Place du Havre, am Lycée Bonaparte (einst College Bourbon) vorüber, durch die Straße St. Nicolas d'Antin, über die Chaussée d'Antin nach der Rue de Provence, dem Faubourg Montmartre und dem Faubourg Poissonnière, meiner Herberge zu, die in der Nähe des Faubourg Bonne-Nouvelle und der Porte S. Denis bereit stand. Paris schickte sich eben an sein Tagwerk zu beschließen und seine Nachttoilette anzulegen.

Herein wäre ich. Was nun?

Erörterungen über auswärtige Politik.

Kein politischer Raum in ganz Europa gewährt jetzt ein lehrreicheres Schauspiel als Oesterreich und Ungarn ganz insbesondere. Nie in der Geschichte war aber wohl ein schwierigeres Problem zu lösen als gerade in jenem historisch so wunderlichen Staat, zumal in der jetzigen Zeit wo neue Grundsätze politischer Bildungen mit hoher Aufopferung und edler Ueberzeugung, aber auch mit Gewalt und Hinterlist sich Bahn brechen wollen. In Oesterreich streitet man jetzt für Dinge, die vereinigt und gleichzeitig nicht nebeneinander bestehen können, nämlich für Staatseinheit, Selbstherrlichkeit der Völkerschaften und verfassungsmäßige Beschränkung der monarchischen Gewalt. Es wäre gut wenn sich die Oesterreicher, wenn sich die gemäßigten und politisch intelligenten Ungarn dieses unversöhnlichen Widerspruchs bewußt würden. Man kann sich ein einheitliches Oesterreich denken, wie es noch vor kurzem gewesen war, nämlich beherrscht von einem unbeschränkten Monarchen. Dieß ist jedenfalls die einfachste Lösung der Aufgabe, und man hat sie nach der Anarchie von 1848 und 1849 für die allein mögliche gehalten. Aber alles Schrankenlose trägt in sich selbst den Keim des Zerfalles. Die Schwierigkeiten ein großes Reich von Ministern und Beamten ohne öffentliche Controle regieren zu lassen, sind in Folge der materiellen und politischen Entwicklung der Völker so groß geworden, daß es sich überhaupt fragt ob man auf die Dauer ein solches Reich wie Oesterreich absolut regieren könne. Eine despotische Einheit verträgt sich vollends nicht mit den Ansprüchen auf Selbstherrlichkeit der Völkerschaften.

Man kann sich ferner denken daß die Staatseinheit und die verfassungsmäßige Beschränkung der höchsten Gewalt durchgeführt werde, wenn alle Reichsangelegenheiten entschieden werden von Kaiser und Parlament, mag man sich darunter einen Reichsrath oder Reichstag, mag man sich die oberste Gewalt mehr oder weniger eingeschränkt denken. Eine Selbstherrlichkeit oder Autonomie der Reichstheile kann aber daneben nicht mehr bestehen, oder sie würde sich nur in einer sehr beschränkten Sphäre der Kreistagsangelegenheiten wiederfinden, mit der Verwaltung der Provinzialanstalten begnügen müssen, keinen eigentlichen politischen, sondern mehr einen haushälterischen Beruf haben, und sich nur mit der Beaufsichtigung und Schöpfung der öffentlichen Verkehrsmittel, der Schul-, Kranken- und Irrenanstalten, überhaupt mit der Verwaltung des Landesvermögens und der Befriedigung der materiellen Landesbedürfnisse beschäftigen dürfen. Vielleicht könnte man der provinziellen Selbstherrlichkeit noch das Opfer bringen, daß man ihr die Gesetzgebung über bürgerliche und peinliche Rechtssachen überließe. Allein gerade auf diesem Feld ist die Einheit jedermann willkommen, die Vielheit jedem Theil schädlich, auch drängt die Zeit mit Gewalt nach Gemeinsamkeit in diesen Dingen. Wem kann daran liegen daß ein Einbruch, wenn er in den Erblanden begangen wird, mit 12, in Ungarn mit acht Jahren Zuchthaus bedroht werde? wem erwächst ein Nutzen daraus daß vielleicht in den Erblanden das gemeine Erbrecht, in Venedig Gütergemeinschaft gelten, oder daß sich in jedem Kronland particuläre Abweichungen in den Capiteln von Kauf oder Miethe entwickeln sollten? Selbst ein mangelhaftes Gesetzbuch, wenn es für alle gilt, ist einem idealen Gesetzbuch mit beschränkter räumlicher Geltung vorzuziehen. Wenn Oesterreich constitutionell werden soll, dann muß man also auf jede Sonderautonomie verzichten. In Ungarn, wo es trotz aller Talente zur Anarchie Köpfe von gründlicher politischer Bildung gibt, sollte man sich über den Satz klar werden daß man zwischen Constitituonalismus oder Sonderautonomie zu wählen hat, denn der eine schließt nothwendig die andere aus.

Die Sonderautonomie, wenn sie irgendeinen Sinn haben soll, verträgt sich nämlich mit der constitutionellen Führung der Reichsangelegenheiten deßwegen nicht, weil immer die Capitel von den Reichsfinanzen, der Reichskriegsmacht und dem Reichsbotschafterwesen nur in Wien von der Reichsregierung sich ordnen lassen. Wer sich vorstellt und wer da zugibt daß Ungarn in seine volle autonome Stellung von 1848 zurückkehre, der verzichtet damit entweder auf den Constitutionalismus, oder er wünscht den Zerfall Oesterreichs, oder er weiß nicht was er will. Bei allen neuen Verfassungsentwürfen in Oesterreich ist nur Eine Frage von politischer Wichtigkeit: wo und durch wen werden die Mittel zur Reichsvertheidigung und Reichsvertretung geschaffen. Eine Ungeheuerlichkeit aber ist der Plan, wenn ein solcher Plan wirklich vorliegt, zwei Reichstage, einen ungarischen und einen erbländischen neben einander zu schaffen, und dem Gegensatz Kaiserthum Oesterreich und Königreich Ungarn eine ständische Unterlage zu geben. Man überlege nur ein wenig die Folgen eines solchen Doppelwesens. Zuerst würde die Frage entstehen: wer ist der Schuldner der 2 Milliarden öffentlicher Obligationen? Oester-

Digitized by Google

reich oder Ungarn? Bisher, kann man antworten, waren es beide, vor 1848 im Grunde nur Oesterreich. Gesetzt nun, in Ungarn siegte Verstand und Mäßigung, und man vergliche sich über das Schuldenwesen. Ungarn übernehme 5-, 6-, 800 Millionen der öffentlichen Schuld, so rückt dann zunächst die Frage uns näher, wer wird Schuldner werden der zukünftigen Schulden? Offenbar das erbländische Oesterreich nur wenn die erbländischen Stände, offenbar Ungarn nur wenn Magnaten und Deputirte zustimmen. Dabei ist nun ein Fortbestand Oesterreichs dem reinen Zufall überlassen. Wir setzen den Fall es bricht ein Krieg in Italien aus und der Kaiser braucht 200 Mill. Die Erblande bewilligen patriotisch 120 oder 140 Mill. in der Voraussicht daß Ungarn den Rest übernehmen werde, Ungarn aber weigert sich, denn es sagt — und zwar vollständig logisch in der Sprache der Autonomie — der König von Ungarn besitzt nicht das venetianische Königreich, wird auch nicht in Italien angegriffen, braucht sich auch nicht zu vertheidigen und bedarf folglich auch nicht des Geldes. Umgekehrt kann der Fall eintreten daß die Rumänen, denen der Kamm geschwollen ist, mit auswärtiger Hülfe sich Theile Siebenbürgens, des Banates und die Marmarosch annexiren wollten. Hier könnten die Erblande sprechen, was gehen uns jene Grafschaften und Siebenbürgen an, der König von Ungarn besitzt sie, mag sie vertheidigen und mag die Kosten der Vertheidigung tragen.

Man sieht daß schon im Geldwesen eine holde Anarchie aufzugehen droht, aber noch heilloser wäre die Verwirrung wenn man sich nun auch den Heerbestand autonomisch getheilt denkt. Im Falle der obigen Kriegserklärung würde sich der König von Ungarn nicht im Kriege mit Italien befinden, und dennoch der Kaiser von Oesterreich ungarische Regimenter gegen seine italienischen Feinde führen. Die Selbstherrlichkeit Ungarns würde dann nothwendig eine Trennung der Heeresmacht erfordern, gerade so wie im Jahre 1848 die ungarischen Regimenter in die Heimath berufen wurden, gerade so wie man sie jetzt zurück begehrt, gerade so wie man jetzt schon sagt, das ungarische Parlament könne in Gegenwart „fremder" d. h. erbländischer Truppen in Ofen nicht frei berathen. Die Selbstherrlichkeit Ungarns führt nothwendig zu den Schritten die 1848 geschahen, nämlich zur Trennung von Heer und Finanzen, zu einer Doppelpersönlichkeit des Monarchen, einem Kaiser von Oesterreich der mit Sardinien Krieg führt, und einem König von Ungarn der in Frieden mit aller Welt lebt. Es fehlt dann nur noch eine eigene diplomatische Vertretung und die Autonomie ist, was sie seyn soll. Dann aber hat auch der Besitz Ungarns keinen Werth für das Haus Habsburg mehr, sowie der Reichszusammenhang gleichgültig auch für die Erbstaaten geworden ist. Es wäre dann viel besser Ungarn und Oesterreich wie Brasilien und Portugal zu theilen und sich mit einer Zolleinigung und einem Freundschafts- und Friedensbund auf ewige Zeiten zu begnügen.

Dahin führt die Autonomie. Entweder man behält für Schatz, Heer und Kanzlei eine unbeschränkte Reichsgewalt bei — was bleibt dann noch übrig von der Selbstherrlichkeit? — oder man zerklüftet das Reich selbst, denn was auch immer für Institutionen ausgedacht werden mögen um die Gefahr des Zerfalls zu verhüten, um die Reichseinheit vor der Sonderautonomie, die Sonderautonomie vor der Reichseinheit zu retten, immer bei allen Bedrängnissen oder bei günstigen Gelegenheiten wird der Kaiser von Oesterreich sein anders ihm coordinirtes Ich, den constitutionellen König von Ungarn zu unterwerfen trachten, immer wieder wird aber auch das ungarische Volk seinen constitutionellen König von allem Einfluß des Kaisers von Oesterreich zu befreien suchen. Eine solche Verfassung gehört nur in den Fasching, denn zur Fastenzeit wird niemand einen solchen politischen Spaß dulden wollen. So ist es denn logisch nicht anders möglich, als daß man auf Eins von den drei Dingen verzichten muß: auf den Constitutionalismus, auf die Sonderautonomie oder auf die Staatseinheit, das heißt auf den jetzigen Länderbestand Oesterreichs.

Nun gibt es eine Partei in Ungarn welche für eine solche Fragestellung nur Gelächter als Antwort bereit hat. Ihr liegt die Reichseinheit nicht am Herzen, sondern vielmehr wie ein Alp auf der Brust, denn ein Ungarn wie unter Kossuth und die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte eines Romanoff oder Bonaparte sind die Ziele, nach dem sie alle Segel aufspannt. Sie will nichts wissen von einer Staatsschuldentheilung, sondern möchte von den Erblanden am liebsten zurückfordern was Ungarn seit 1849 „ungesetzlich" mehr an Steuern gezahlt hat. Die Staatsordnungen der Zwischenzeit sind ihr ein Greuel, denn es sind eben so viel „Germanisirungsversuche." Sie will mit dem Schwamm hinwegfahren über alles was zwischen 1849 und 1860 geschehen, sie will wieder aufwachen wie Dornröschen, und es soll alles noch so seyn oder noch so gelten wie es war als die letzte Sitzung des ungarischen Conventes in Debreczin stattfand. Wir wollen nun gar nicht untersuchen ob Oesterreich sich ein solches Auftreten gefallen ließe, sondern annehmen das Königreich Venedig sey bereits verloren, jenseits der Leitha kein kaiserlicher Soldat mehr und Ungarn noch einmal Herr seiner Schicksale.

Wir gestehen offen daß wenn wir Magyaren wären, unsere Vorfahren unter den Hunyadi gedient, die Schlacht bei Mohacs verloren und Ferdinand oder Zapolya zum König von Ungarn gewählt hätten, der Gedanke einer Erneuerung des alten Reiches uns, ihre Nachkommen, nicht kalt lassen würde. Mit einem solchen Gedanken läßt sich auch ein Volk begeistern welches für künstliche Verhältnisse keinen Sinn und keine Wärme hat. Wir fürchten auch nicht daß durch eine Trennung von Oesterreich der materielle Wohlstand der neuen Zeit gefährdet werde. Die Zolleinigung könnte ja nach wie vor fortbestehen, denn Oesterreich müßte froh seyn ungarische Boden- gegen österreichische Gewerberzeugnisse zu vertauschen. Für die Fortdauer eines ungehinderten Verkehres bürgen ohnedieß der freihändlerische Trieb der Zeit und die Eisenbahnen.

Aber das müßten wir von vornherein uns sagen daß ein selbständiges Ungarn ebenso kostspielig, wenn nicht kostspieliger wäre als ein Ungarn in Oesterreich. Unseren Antheil an der öffentlichen Schuld müßten wir doch übernehmen, denn

Digitized by Google

jeder europäiſche Congreß möchte in dieſem Punkte gegen uns entſcheiden, die Oeſterreicher auch eine ſolche Uebernahme zur erſten Friedensbedingung erheben. Zunächſt müßten wir aber eine ſtattliche Armee unterhalten, denn wir hätten die Oeſterreicher immer, die Italiener wegen Dalmatien und Rußland aus nachbarſchaftlichen und orientaliſchen Gründen zu fürchten. Wir ſtänden ganz allein oder könnten uns höchſtens auf entfernte zweideutige Freunde ſtützen, die uns doch nur mißbrauchen möchten. Ein großes Heer und ſtarke Feſtungsbauten wären alſo die erſten Bedürfniſſe, und um dieſe zu beſtreiten, müßten mir mehr Steuern zahlen und mehr Schulden machen als es in der kaiſerlichen Zeit geſchah. Es verſteht ſich dann von ſelbſt daß unſere Hauptſorge ſeyn muß, dem Reich eine nationale Einheit zu geben. Da muß uns nun zur Richtſchnur dienen was die kaiſerliche Regierung von 1849 bis 1859 gethan hat. Es verſteht ſich von ſelbſt daß die Sprache des Heeres, der Parlamente, der oberſten Gerichtshöfe nur magyariſch ſeyn dürfe, denn unſer neutrales Latein iſt in Vergeſſenheit gerathen und ſchämt ſich vor der hellen Beleuchtung des 19ten Jahrhunderts. Unſere Magyariſirungsbeſtrebungen werden freilich bei Croaten, Serben, Rumänen, Sachſen und Slovaken großes Mißvergnügen erwecken, und wie die auswärtigen Mächte uns Magyaren gegen die Oeſterreicher aufgehetzt haben, ſo werden ſie uns nun das Gleiche vergelten mit Bezug auf die Nationalitäten in den Nebenländern unſrer Krone, namentlich werden die Einverſtändniſſe zwiſchen Croaten und Oeſterreichern, zwiſchen Rußland und den vielen griechiſchen Katholiken Ungarns nie aufhören.

Dieſe Feinde jedoch wären noch minder beſorglich, wenn wir nicht im Innern einen Zerfall befürchten müßten. Die alte Verfaſſung, die wir jetzt zum Wirthshausſchild unſrer Agitationen gemacht haben, iſt ja ernſtlich nicht durchzuführen. Die Grafſchaften und Grafſchaftsverſammlungen haben ſich ſo ſouverän und ſouveräner gedünkt wie die Staaten der nordamerikaniſchen Union, und ſelbſt unter Metternich gab es in Wahrheit keine ungariſche Krone mit Ausnahme der antiquariſchen, ſondern nur eine Föderation ungariſcher Comitate. Den Comitatsgeiſt zu bändigen, müßte die wahre Aufgabe des künftigen Beherrſchers von Ungarn ſeyn. Wir brauchen alſo einen Cromwell, einen Zuchtmeiſter zur Freiheit, einen Despoten wie Napoleon III, und da bei uns der Geiſt Rakoczy's nicht ausſtirbt, ſondern in chronologiſchen Pauſen immer wiederkehrt, ſo brauchen wir nicht Einen, ſondern eine Reihe großer Regenten, wir müſſen alſo dafür ſorgen daß auf einen Richelieu ein Mazarin, auf einen Mazarin ein Ludwig XIV folge. Dann werden wir eine große Nation werden wie die Franzoſen. Die Deutſchen behaupten zwar daß unſerer nur fünf oder ſechs Millionen ſind, aber wir können rechnen daß ſich ſehr viele Deutſche und Deutſchjuden als Magyaren maskiren werden. Der Adel iſt ja überall entweder unſeres Blutes oder mit uns verſchwägert, oder mit unſerm Geiſt erfüllt. Auf den Adel müſſen wir überhaupt alle unſere Hoffnung ſetzen, denn mit dem Bürgerſtand will es immer noch nicht viel heißen, im Grunde beſteht er auch meiſtens aus Schwaben.

Wo aber nehmen wir unſere Cromwells und Mazarins her? Einem Großfürſten die Krone anzubieten iſt deßwegen nicht rathſam, weil er ſie ausſchlagen würde, denn ein unabhängiges Ungarn iſt ein antiruſſiſcher Gedanke, der durch die Begründung einer jüngern ſouveränen Linie nicht empfehlenswerther wird, denn Secundogenituren haben den Stiftern nie etwas genützt — Beweis dafür die ſpaniſchen Bourbonen; Beweis ferner: die Geſchichte der Napoleoniſchen Vaſallenkönigreiche, Neapel insbeſondere.

Es bliebe uns alſo niemand übrig als der Vetter des Neffen, der dem Stammherrn des Hauſes ſo ähnlich ſehen ſoll. Trugen denn nicht ſchon Franzoſen, trug nicht das Haus Anjou die Krone des heiligen Stephan? Aber ein Nichtungar der ſich erſt einen Anhang im Lande ſchaffen müßte, iſt das der Mann welcher die Demokratie zügeln, die Comitatsanarchie abſchaffen, die Centraliſation begründen, die annexirten Völkerſchaften magyariſiren könnte? Wäre es nicht beſſer es käme wieder ein Landeskind, ein Mann ohne fürſtliche Ahnenreihe, ein König den die Schuljugend wählte, wie dermaleinſt den Mathias Corvinus! Koſſuth freilich hatte etwas Aehnlichkeit mit dem großen Hunyadi, aber doch nicht mehr als Hanswurſt und Huſar. — — —

Wenn Ungarn ſicher iſt daß ſich zur Krone des heiligen Stephan unfehlbar auch ein Rabe wie der große Mathias finden werde, dann würden wir in unſerer Rolle als Landeskind ihm zurufen: macte puer! Die wahren Patrioten in Ungarn aber haben ihr Land und ihre Nation viel zu lieb, um das Glück beider zum Roulette zu tragen. Es iſt jetzt eine Zeit wieder wo die Magyaren das Haus Lothringen retten könnten, wie ſie den oder die letzte Habsburgerin gerettet haben. Vermöge ihrer politiſchen Erziehung, vermöge ihrer Gabe zur Initiative, könnten die Ungarn in dem einheitlichen und conſtitutionellen Oeſterreich die erſte Rolle ſpielen. Das iſt ihnen angeboten worden, das brauchen ſie nur zu ergreifen. Sie müſſen dann aber darauf verzichten ein politiſches Sonderleben in Ungarn fortzuſetzen. Es gibt eine einzige und höchſte politiſche Tugend, nenne man ſie Mäßigung, nenne man ſie Entſagung, nenne man ſie Biegſamkeit, nenne man ſie Zugeſtändniſſe machen. Es iſt eine unſcheinbare und glanzloſe Tugend, die wenige zu ſchätzen wiſſen weil ſie keinen Lärm in der Geſchichte macht; die Fürſten die nach einer ſchrankenloſen Gewalt dürſteten, haben ſie nicht gekannt; die Völker welche die Rechte der Krone nicht achteten, haben ſie verſchmäht; die Revolutionen und die Contre-Revolutionen haben in der Regel gegen ſie gefehlt, auch kann ſich für ſie niemand begeiſtern, denn ſie iſt die Tochter des kalten Verſtandes, und doch allein iſt dauerndes politiſches Glück nur auf ſie zu gründen, und werden die Ungarn nur dann ſich ſelbſt am beſten ſtellen, wenn ſie ſolchen Rathgebern gehorchen die das ſichere Gute einem ſchattenhaften Beſſern vorziehen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 6. Augsburg, 3 Februar 1861.

Eine Sklaven-Versteigerung in der Stadt Savannah im Staat Georgia.

Von F. Fenneberg.

Der bedeutendste Verkauf von Menschen, der seit mehreren Jahren im sternbesäeten Amerika stattgefunden, ward am 3ten und 4 März des Jahres 1859 zu Savannah im Staat Georgia bewerkstelligt. Die Zahl der zu verkaufenden Sklaven war 436 Menschen — Männer, Frauen, Knaben und Mädchen und kleine Kinder — die Hälfte der Negerzahl, die auf der Pflanzung des alten Majors Butler waren und die einem der zwei Erben des Butler'schen Vermögens zufielen. Major Butler, der kürzlich starb, hinterließ Eigenthum zu dem Werthe von mehr als einer Million Dollars, dessen größerer Theil in Reis- und Baumwollpflanzungen, sowie in 872 Sklaven angelegt war. Dieses Eigenthum fiel an zwei Erben: an die Wittwe seines Sohnes John A. Butler und an den noch lebenden Sohn Pierce M. Butler, einem Bürger der Stadt Philadelphia in dem freien Staate Pennsylvanien.

Verluste in der furchtbaren Handelskrisis des Jahres 1857 und andere Geschäftsverhältnisse veranlaßten den letztgenannten Gentleman sein durch die Erbschaft im Süden erlangtes Eigenthum zu verkaufen, um verschiedene drängende Gläubiger zu befriedigen und mit dem Reste — wenn einer sich ergab — sein Geschäft wieder zu beginnen. Diese dringende Nothwendigkeit führte zu einer Theilung des Negereigenthums auf den Pflanzungen in Georgien zwischen ihm selbst und der Wittwe des seligen John A. Butler, und die Neger die am 3ten und 4 März versteigert wurden, waren das Eigenthum von Pierce M. Butler in Philadelphia und wurden nur verkauft um Pierce M. Butlers Schulden zu bezahlen. Die Gläubiger waren durch General Cadwallader vertreten, während Butler in Person gegenwärtig war, begleitet von seinem Handelsagenten.

Die Zerstücklung eines alten Familien-Besitzthums ist im Süden ein sehr ungewöhnliches und seltenes Ereigniß, und der ganze Süden nahm ein ungewöhnliches Interesse an der Sache. Mehrere Tage vor dem Verkaufe war jedes Hotel der Stadt Savannah mit Speculanten in Negerfleisch von Nord- und Süd-Carolina, Virginien, Georgien, Alabama und Louisiana, die von der Aussicht einen vortheilhaften Kauf zu machen hieher gelockt wurden, überfüllt. In den Schenk- und Speisezimmern hörte man nur sprechen von dem großen Verkaufe, von Pierce M. Butlers Geschäftsverhältnissen und Vermuthungen zu welchem Preise die Neger verkauft werden würden. Das Geschäftslocal von Joseph Bryan, dem Neger-Mäkler, dem der Verkauf der Neger übertragen war, wurde von Käufern, die Nachfragen zu machen hatten, überfüllt. Von den verschiedenen Hotels brachen jeden Tag Gesellschaften von Negerspeculanten nach der Rennbahn auf, die drei englische Meilen von der Stadt entfernt war, und auf der die Neger in schlechten Hütten, die sie nicht vor dem Regen oder der Kälte schützten, untergebracht waren, um da die „Waare" zu besichtigen und sich Notizen für die kommende Versteigerung zu machen. Die Käufer waren meist Leute von roher Gattung, gemeiner pöbelhafter Sprache, und gemein und plump in ihren Manieren, die meisten Eigner von den Sumpfpflanzungen, wohin die Civilisation und Verfeinerung der Sitten noch nicht in ihrer vollen Ausdehnung gedrungen ist.

Der Berichterstatter über diese Versteigerung von „Human Chattel" [1] war eine Woche vor dem Tag, an welchem dieselbe stattfand, in Savannah; da er indeß den warmen Empfang, der bei einer solchen Gelegenheit dem Repräsentanten einer Zeitung, die gerade den entgegengesetzten Standpunkt vertheidigt, von dem was der leitende Gedanke und Ziel der südlichen sklavenhaltenden Demokraten repräsentirt, geworden seyn würde, leicht voraussehen konnte, so erlaubte ihm seine Bescheidenheit nicht der Empfänger einer öffentlichen Demonstration von Seiten der enthusiastischen südlichen Bevölkerung zu werden und er behielt deßhalb den Zweck seiner Anwesenheit für sich, und verzichtete auf die Ehre die ihm dadurch zu Theil wer-

[1] Chattel oder Cattle bedeutet „Vermögen," Habe und auch „Zugvieh." Wenn von Human Chattel, von dem der Berichterstatter spricht, die Rede ist, so läßt sich dieser Ausdruck, in Anbetracht daß die Neger wie Pferde oder Zugvieh besichtigt und verkauft werden, am besten mit „Menschen-Vieh" übersetzen."

Digitized by Google

den konnte. Obgleich er indeß seinen Beruf verschwieg, so war er doch ein hervorragender Theilnehmer an dem Geschäfte, das am 3ten und 4 März abgeschlossen wurde, und wo immer etwas von Interesse vorgieng, war er gegenwärtig. Die Neger kamen von zwei Pflanzungen, nämlich von einer großen Reispflanzung nahe Darien im Staat Georgia und nicht weit von dem großen Okefinokee-Sumpfe, während die andere eine Baumwollpflanzung war und sich in dem äußersten nördlichen Theile der St. Simons-Insel befand, die durch einen schmalen Arm des atlantischen Oceans vom Festlande des Staates Georgien getrennt wird. Obgleich die meisten von ihnen nur an Reispflanzen und Baumwollenbau gewöhnt waren, so fand sich doch unter ihnen eine Anzahl ziemlich guter Handwerksleute, als Böttcher, Zimmerleute, Schuhmacher und Hufschmiede, von denen jeder die gröbere Arbeit für den Bedarf einer Pflanzung versehen konnte. Die Böttcher konnten Rice-Tierces (Fässer, die ein Maß von 42 Gallonen hatten) und zur Noth auch ordinäre Wassereimer und Zuber machen, der Zimmermann die Negerhütten bauen und in Stand halten, und die Schuhmacher solche Schuhe anfertigen, wie sie die Sklaven auf den Pflanzungen tragen, und wenn sie auch nicht Meister in ihrem Handwerke waren, so wurden sie doch, wenn man wußte daß sie eines dieser Handwerke verstanden, zu theurern Preisen verkauft. Ein Neger der kein Handwerk verstand und ungefähr zu 900 D. verkauft werden würde, wird, wenn er ein leidlich guter Hufschmied oder Böttcher ist, jederzeit mit 1600—1700 Dollars bezahlt werden.

Unter allen diesen, Pierce M. Butler gehörenden Negern war auch nicht ein Mulatte, und nur sehr wenige, die nicht die ursprüngliche schwarze Farbe der Congo-Neger trugen. Sie waren nur wenig durch die Vermischung mit dem entarteten angelsächsischen Blute berührt, und ihre große Mehrzahl konnte sich der Abstammung von afrikanischem Blute rühmen — ein Umstand der sie in den Augen des Käufers weit werthvoller erscheinen ließ. Die Neger von reinem Blute sind weit gelehriger und folgsamer als Mulatten, obgleich weniger begabt mit Fassungskraft, und darum werden sie von Sklaventreibern den Mulatten vorgezogen, da sie leichter ihre Dummheit mit der Peitsche bewältigen können als die Intelligenz der Neger gemischten Blutes im Zaume halten.

Die Neger wurden in kleinen Abtheilungen nach Savannah gebracht und die letzten vier Tage vor dem Verkauf ausgestellt. Sie waren der Obhut des Auctionärs und Negermäklers S. Bryan übergeben, der sie zu behausen und zu beköstigen hatte, bis sie verkauft waren. Nach ihrer Ankunft in Savannah wurden sie sofort nach der drei Meilen von der Stadt entfernten Rennbahn, und dort in den Gebäuden einquartiert die zur Unterbringung der Pferde und Wagen der Herren, die sich am Wettrennen betheiligten, errichtet waren. Von Bänken oder Tischen war keine Spur zu sehen; sie saßen und schliefen auf dem Bretterboden, auf dem sie auch aßen. Ihre Kost war Reis mit Bohnen und zuweilen ein Stück Kornbrod dazu.

Die Sklaven blieben von dem Tage an dem sie in Savannah eintrafen, auf der Rennbahn, und man hatte sie deßhalb vor dem Verkauf dahin gebracht, um den Käufern eine Gelegenheit zu geben sie mit Muße zu sehen und die Menschenwaare untersuchen zu können. Die Gebäude der Rennbahn waren denn auch fortwährend mit Besuchern gefüllt, und die Neger so umständlich untersucht als ob jeder ein Stück Vieh wäre das versteigert werden sollte. Die Käufer öffneten ihren Mund um die Zähne zu sehen, kneipten Arme und Beine um zu finden wie muskulös sie seyen, sie ließen sie auf und abgehen um zu sehen ob sie nicht lahm seyen, und sie befahlen ihnen sich zu bücken oder zu beugen, bald in dieser und bald in jener Richtung, um auszufinden ob nicht irgendein Bruch oder eine Wunde vorhanden sey. Sie unterzogen sich allen diesen Demüthigungen ohne Murren, und zuweilen sogar mit gutmüthiger Heiterkeit — wenn dem Sklaven das Aussehen des Käufers gefiel, und er dachte er würde ein wohlwollender Herr seyn.

Die folgende traurige Scene ist nur das treue Bild zahlreicher ähnlicher Scenen, die auf dem Sklavenmarkt vorfielen.

Elisha, im Katalog mit Nr. 5 bezeichnet, hatte einen wohlwollend aussehenden Mann von mittleren Jahren, der die Neger besichtigte, ins Auge gefaßt, und in der Voraussetzung er würde ein milder Gebieter seyn, bot er alle seine Beredsamkeit auf um den wohlwollenden Mann zu bewegen ihn und seine Frau nebst zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zu kaufen. Er appellirte nicht an seine Gefühle und sein Mitleid, sondern bemühte sich ihm zu zeigen welchen Werth er und seine Familie für ihn haben würden.

„Sehen Sie mich an, Meister," sagte er: „Ich bin ein vorzüglicher Reispflanzer und Sie könnten keinen bessern finden als mich, keinen bessern auf der ganzen Pflanzung, und dann bin ich nicht alt und ein rüstiger Arbeiter; ich kann auch Zimmermannsarbeit thun. Sie werden wohl daran thun mich zu kaufen, ich werde ein fleißiger und treuer Diener seyn, und Molly, mein Weib, auch. Sie versteht sich aufs Reispflanzen so gut wie ich. Molly komm her und laß dich von dem Herrn ansehen."

Molly kommt, macht einen schnellen Knicks, schweigt und blickt bittend auf das Gesicht des wohlwollenden Mannes.

„Zeig dem Herrn deinen Arm, Molly — guter, starker Arm, dieß, Herr, sie kann mächtig viel Arbeit damit thun. Laß dem guten Herrn auch deine Zähne sehen — sehen Sie, Herr, sie hat alle ihre Zähne und glänzendweiß wie Perlen. Komm her Israel, geh auf und ab, und zeig dem Herrn, wie munter du bist."

Dann wies er auf ein dreijähriges Mädchen, die ihre kleine fette Hand auf dem Mund, und auf der andern ihrer Mutter Kleid hielt, und sagte:

„Die Kleine ist noch ein Kind, wird aber nach und nach ein prächtiges Mädchen werden. Kaufen Sie uns und Sie werden einen trefflichen Handel machen."

Der wohlwollende Gentleman beabsichtigte aber nicht eine Familie zu kaufen, und so kaufte er einen einzelnen Neger, der ein Baumwollpflanzer war, und der arme Elisha war in seinen Hoffnungen getäuscht.

Digitized by Google

Aehnliche Scenen fanden inzwiſchen ſtatt, und nicht alle blieben ſo erfolglos, wie die eben hier beſchriebene.

Die Frauen und Mädchen ſprachen nie mit den Käufern, außer ſie wurden von ihnen angeſprochen, und dann waren ihre Antworten ſo kurz und bündig wie möglich. Nicht ein Weib unter allen die zum Verkauf ausgeſtellt waren, erwiederte auf die bäueriſchen und mitunter beleidigenden Fragen der rohen Käufer ein unweibliches oder unzartes Wort, oder benahm ſich anders als eine beſcheidene Frau gethan haben würde.

Der Berichterſtatter hörte mehr als einmal ein Zwiegeſpräch wie das folgende:

„Nun, Oberſt, Sie haben es auf Schuhmacher Bills Sally abgeſehen. Werden Sie Sally kaufen?“

Ich denke nicht, Major. Sally iſt ein gutes, großes, vierſchrötiges Mädchen und kann ein gut Stück Arbeit thun, aber es iſt nun ſchon fünf Jahre daß ſie keine Kinder geboren. Ich rechne, ſie hat das „Erzeugen“ (breeding) aufgegeben.

Die Rennbahn von Savannah iſt, wie ſchon erwähnt, drei Meilen von der Stadt, in einer angenehmen Lage und beinahe ganz von Wäldern umgeben. Als es an den zwei Verkaufstagen heftig regnete, ſo konnte man nur im Wagen dahin gelangen, und es waren außer wirklichen Käufern nur wenige andere gegenwärtig, die ſich als Zuſchauer eingefunden hatten. Wenn ein ſolcher Verkauf im Land der Yankees ſtattgefunden, ſo würde irgendein Speculant ein Dutzend Omnibuſſe gemiethet und ein hübſches Stück Geld dabei verdient haben. In Savannah jedoch dachte man nicht daran, wohl aber waren die Inhaber der Leihſtälle Yankees genug um doppelte und dreifache Preiſe für ihre Pferde und Wagen zu verlangen.

Die Gelegenheit jedoch auf die Rennbahn zu gelangen war ſo beſchränkt daß zu der Stunde die für den Beginn des Verkaufes beſtimmt war, zu wenig Käufer da waren um eine Eröffnung der Verſteigerung zu rechtfertigen. Nach und nach indeß kamen in einzelnen Partien mehrere Käufer, und die Ausſichten der Verſteigerung waren nun ermuthigender für den Verkäufer.

Es waren ungefähr 200 Käufer gegenwärtig, die ſich um die Tiſche der Schreiber ſchaarten, während die Neger, die erſt ſpäter gerufen zu werden erwarteten, in betrübten Gruppen im Hintergrund des Saales ſich ſammelten, und das Fortſchreiten des Verkaufs, bei dem ſie ſo verhängnißvoll betheiligt waren, beobachteten. Das Schenkzimmer war für den Augenblick leer, und die Käufer zündeten friſche Cigarren an und legten ihre Bleiſtifte und Verſteigerungskataloge zurecht.

Die erſte Partie des „Human Chattel“ ward von einem Mulatten auf den Block geführt; er war ſelbſt ein Sklave und ſchien das Verkaufen ſeiner ſchwarzen Brüder als einen Hauptſpaß zu betrachten. Es war angekündigt worden daß die Neger familienweiſe verkauft würden, d. h. der Mann ſollte nicht von ſeiner Frau und die Mutter nicht von ihren noch im Kindesalter befindlichen Söhnen oder Töchtern getrennt werden. In dieſer Anordnung iſt vielleicht ebenſo viel Schlauheit als Humanität vorhanden, da hiedurch oft viele bejahrte Männer und Weiber verkauft werden, die ſonſt keinen ſichern Abſatz finden würden.

Die erſte Familie, die verkauft wurde, war im Kataloge bezeichnet, wie folgt:

Name.	Alter.	Bemerkung.
1) George	27 Jahr	Sehr guter Baumwollpflanzer,
2) Sue	26 „	„ gute Reispflanzerin,
3) George	6 „	Knabe.
4) Harry	2 „	„

Einige Männer ſprachen über das menſchenfreundliche Thema wie man widerſpänſtige Nigger am beſten zähme. Einige erklärten ſich für tüchtiges Peitſchen, andere empfahlen ſie mit glühenden Eiſen zu zeichnen, einer oder zwei bevorworteten andere Folterqualen, und ein großer thieriſch ausſehender Mann, der bisher keinen thätigen Antheil am Geſpräch genommen, außer daß er irgendeinem beſonders grauſamen barbariſchen Vorſchlag beifällig zunickte, ſagte nun, ſein Stillſchweigen brechend:

„Sie mögen ſagen was Sie wollen, was die Handhabung dieſer ſchwarzhäutigen Schurken anbelangt, ich bin ein Sklavenaufſeher und habe alſo einige Erfahrung, und muß es wiſſen. Sie können gewöhnliche Niggers durch Prügel, und, wenn ſie beſonders widerſpänſtig, durch Brennen mit glühenden Eiſen gut regieren; ſobald ſie aber ſich gegen mich auflehnen und ein Nigger dieß wagt, dann habe ich keine Geduld, und ich nehme meine Piſtole und ſchieße ihn ruhig nieder; das iſt der beſte Weg mit ihnen fertig zu werden.“

Dieſes gefühlloſe Thier ſprach zu Gentlemen, und ſeine Bemerkungen wurden mit Aufmerkſamkeit angehört und ſeine Behauptungen von mehr als einem der Zuhörer mit beifälligem Nicken beehrt.

Während dieſer Zeit gieng die Verſteigerung ruhig vorwärts, und der luſtige Auctionator vertrieb die Zeit mit manchem guten Scherz wenn die Käufer läſſig im Bieten waren. Der Ausdruck der Geſichter aller die den verhängnißvollen Block beſtiegen war ſtets derſelbe, und verrieth eine Seelenangſt, die zu beſchreiben uns die Worte mangeln. Verlorne Heimath, zerſtörte Hoffnungen und gebrochene Herzen waren die traurige Geſchichte die man in den Zügen aller leſen konnte. Einige von ihnen ſahen dem Verkauf mit der größten Gleichgültigkeit zu, bewegungslos, und nur dann ſich von einer Seite zur andern wendend, wenn der Mäkler Bryan ihnen zurief ſie ſollten ſich von den Käufern beſehen laſſen. Wenn der Kauf geſchloſſen war, giengen ſie vom Block weg ohne einen Blick auf den Käufer zu werfen, der nun ihr künftiges Wohl und Wehe in ſeinen Händen hielt.

Bob und Mary waren ein paar junge Eheleute die noch nicht ein Jahr lang verheirathet waren und im Katalog als „Artikel von vorzüglicher Qualität“ verzeichnet ſtanden. Sie hatten noch keine Kinder, da Mary mit einem tadelnswerthen Mangel von Intereſſe an den Angelegenheiten Hrn. Butlers die Erwartungen dieſes würdigen Herrn getäuſcht hatte. Mary und Bob wurden indeß trotz der Kinderloſigkeit für je 1135 Dollars verkauft.

Digitized by Google

Margarethe, die Frau des Doctor George, die am 16 Febr. niedergekommen war, wurde, obgleich ihr Name und die ihrer Angehörigen im Katalog standen, nicht zum Verkauf gebracht. Da Margarethens Kind erst vier Tage alt war, zu der Zeit als man ihr zumuthete ihr Bett zu verlassen und nach Savannah zu reisen, so können wir ihre Weigerung die Reise anzutreten nur als ein Beispiel strafwürdiger Schlechtigkeit bezeichnen. Margarethe sollte gepeitscht und mit glühendem Eisen gezeichnet, und in anderer Weise freundlich auf das Verbrechen aufmerksam gemacht werden, die Erwartungen eines so menschenfreundlichen Herrn, wie Pierce M. Butler, so bitter zu täuschen. Butler ertrug sein Leid in ächt christlicher Weise, und ließ sie es nicht entgelten, zum wenigsten nicht öffentlich. Was indeß sonst geschehen seyn mag, können wir vermuthen, aber bis auf weiteres noch keine Beweise dafür beibringen.

Margrethens Verbrechen war um so größer, als die aus sechs Mitgliedern bestehende Familie wahrscheinlich für 4000 Dollars verkauft worden wäre.

Da wir eben von Kindern sprechen, so wollen wir erwähnen daß Amity, „Chattel" Nr. 316, die Frau von Prince, „Chattel" Nr. 315, ihren sehnlichen Wunsch die weltlichen Güter ihres Meisters zu vermehren, dadurch bezeugt hatte daß sie auf einmal den Chattels Nr. 317 und 318, ein paar hübschen Zwillingsknaben, das Leben gab. Beide waren ein Jahr alt, und wir haben nicht gehört daß Amity von ihrem Herrn einen materiellen Beweis seiner Zufriedenheit über ihre gute Aufführung bei dieser Gelegenheit erhalten, so viel ist jedoch gewiß daß sie zu einem hohen Preise verkauft wurde. Die vier Neger, Prince, Amity und die Zwillinge, brachten jeder 670 Dollars, also die Gesammtsumme von 2680 Dollars.

Viele andere Kinder, alle noch in den Jahren der ersten Kindheit wurden verkauft, es mochten ungefähr einige über dreißig seyn. Sie werden von dem Tag ihrer Geburt an als hundert Dollars werth für ihren Herrn geschätzt, und sie steigen jedes Jahr um hundert Dollars im Werth, bis sie sechzehn oder siebzehn Jahre alt sind, in welchem Alter sie zu den höchsten Preisen verkauft werden.

Und nun kommen wir zu einer Liebesgeschichte, die wir „Jeffrey und Dorcas" betiteln wollen.

Jeffrey „Chattel" Nr. 319, im Katalog als „vorzüglicher Arbeiter auf Baumpflanzungen bezeichnet und 23 Jahre alt, ward auf den Block gebracht, und da er ein hübscher Bursche war, so wurde sehr lebhaft auf ihn geboten. Das erste Angebot war 1100 Doll., und er ward endlich um 1310 Doll. verkauft. Jeffrey war allein zum Verkauf ausgeboten, er hatte weder Vater noch Mutter die mit ihm verkauft werden mußten, noch Kinder, denn er war nicht verheirathet. Aber Jeffrey, der menschliche Leidenschaften besaß, hatte es gewagt Dorcas, die als „Chattel" Nr. 278 im Katalog stand, zu lieben, und Dorcas, die Furcht von ihrem Meister außer Augen lassend, hatte Jeffrey in Erwiederung ihr Herz zu eigen gegeben. Ob das was folgte eine gerechte Strafe für Jeffrey und Dorcas war, die es gewagt mit ihres Herrn Eigenthum so frei zu walten und ihre Herzen auszutauschen, oder ob es nur dahin zielt zu beweisen daß das alte Sprüchwort: „Treue Liebe fährt nie wohl," auf Weiße und Schwarze seine Anwendung findet, können wir jetzt noch nicht sagen. So viel ist indeß gewiß daß die beiden Liebenden das Ziel ihrer Hoffnungen nie erreichen sollten.

Es sey dem wie ihm wolle, Jeffrey wurde verkauft. Er sucht und findet seinen neuen Herrn, und den Hut in der Hand, große Thränentropfen in seinen Augen und seine Stimme zitternd vor Bewegung, steht er vor seinem Herrn und erzählt seine klagevolle Geschichte, und bittet seinen Herrn er möge seine Verlobte kaufen. Obgleich seine Stimme zittert, so ist er doch nicht verwirrt oder verlegen. Seine Befürchtungen haben alle Schüchternheit beseitigt, er fühlt daß er für das Glück des Wesens das er liebt und für sein eigenes Glück spricht, und seine Rede ist klar, freimüthig und männlich.

Ich liebe Dorcas, o guter Herr, ich liebe sie so sehr und treu als sie mich liebt; der gütige Gott weiß daß ich sie mehr liebe als irgendjemand in der Welt, und ich könnte nie ein anderes Weib nur halb so sehr lieben wie ich sie liebe. Ich bitte, kaufen Sie Dorcas, Meister! Wir werden Ihnen treue Diener seyn, so lange als wir beide leben. Wir werden uns gleich verheirathen, und die Kinder werden gesund und kräftig seyn und gute Diener abgeben. O kaufen sie Dorcas, lieber Herr, wir lieben uns so sehr."

Jeffrey erinnert sich dann daß sein Hoffen und Lieben nichts mit dem Kauf zu thun hat, aber im Eifer seiner Liebe vergaß er seine Bitte mit bessern Gründen zu unterstützen. Er will nun beweisen wie viele Dollars die Auserwählte seines Herzens werth ist und seine Stimme ist nun fest und sicher.

„Junger Herr, Dorcas ist eine treffliche Arbeiterin, hat starke Arme, und ist kräftig und gesund. Sie war eine der geschicktesten Arbeiterinnen auf der Reispflanzung, sie ist ihre 1200 Doll. werth, und ein sehr guter Handel würde das für Sie noch dazu seyn."

Der Pflanzer schien durch Jeffrey's letzte Worte geneigt zu seyn seiner Bitte zu willfahren und sagte zu ihm:

„Geh und bringe sie hieher, damit ich sehe wie sie aussieht."

Jeffrey geht nun in den großen Saal und kommt mit Dorcas zurück, die betrübt, aber gefaßt aussieht. Sie verbeugt sich und wartet ruhig auf die Entscheidung. Der Käufer betrachtet sie mit einem prüfenden Auge und brummt dann: „Das Mädchen sieht gut aus." Dann schreitet er zu einer genauen und sorgfältigen Untersuchung ihrer Arbeitsfähigkeiten. Er wendet sie nach allen Seiten, sagt ihr sie solle sich bücken, auf und abgehen, dann besieht er ihre Zähne, fühlt ihre Arme um zu sehen ob sie musculös sind, und dann erklärt er sich mit dem Erfolg seiner Untersuchung zufrieden. Jeffrey ist höchlich erfreut und lächelt. Der Käufer sagt dann, er würde sie kaufen wenn der Preis nicht zu hoch wäre. Die beiden Liebenden entfernten sich und beglückwünschten einander. Aber Dorcas wird erst am nächsten Tag verkauft, und vierundzwanzig Stunden langen Harrens sind noch vor ihm.

Digitized by Google

Endlich kam der entscheidende Augenblick, und Dorcas tritt auf den Block. Jetzt zeigt sich in diesem Trauerspiel eine Wendung die niemand vorausgesehen: Dorcas wird nicht allein, sondern mit einer Familie von vier andern Negern verkauft. Jeffrey blickt bestürzt auf seinen Herrn, der den Kopf schüttelt, denn er hätte wohl Dorcas um jeden Preis gekauft, aber er braucht die vier andern nicht. Jeffrey liest in den Zügen seines Herrn sein Schicksal, und wendet sich ab und eine Fluth heißer Thränen benetzt sein Gesicht.

Dorcas ist verkauft und wird ihr mühevolles Leben auf einer Baumwollpflanzung in Süd-Carolina zubringen, während Jeffrey auf eine Reispflanzung am „großen Sumpfe" geht.

Am nächsten Morgen müssen sie sich einander ein thränenreiches Lebewohl sagen und auf verschiedenen Pfaden durchs Leben wandeln, um sich während desselben nie wieder zu sehen.

Nach einer Stunde sehen wir Dorcas in dem Saale, bewegungslos wie eine Statue auf einer Bank sitzend, den Kopf mit einem Shawl verhüllt, und dann Jeffrey, der auf seinen neuen Herrn zugeht, den Hut abnimmt und sagt:

„Ich bin Ihnen sehr verpflichtet Herr daß sie versucht haben mir zu helfen. Ich weiß daß Sie es gethan hätten, wenn Sie gekonnt hätten, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen vielmals, aber — es ist — sehr hart," und hier brach der arme Bursche, sein Gesicht mit dem Hute bedeckend, in ein Weinen und Schluchzen aus wie ein Kind.

Seine farbigen Freunde sammeln sich um ihn und mit einem instinctmäßigen Zartgefühl, das vielleicht niemand erwartet hätte, standen sie ruhig und schweigend mit unbedeckten Köpfen um ihn herum.

Die Familie von Mingo, bestehend aus seiner Frau, zwei Söhnen und einer Tochter, ward aufgerufen und der Auctionator kündigte an daß Chattel Nr. 322, Dembo, der älteste Sohn, 20 Jahre alt, am Abend des vorhergehenden Tages von einem Geistlichen mit Chattel Nr. 404, Franzisca, getraut worden, und daß er dieses neu vermählte Paar zusammen verkaufen müsse. Das Erscheinen desselben auf dem Blocke rief eine Ladung abgeschmackter und schlüpfriger Witze des Auctionators, und gemeine, schamlose Redensarten der umstehenden Menschenfleisch-Speculanten hervor. Das neu vermählte Paar blickte mit ruhiger schweigender Verachtung auf den rohen Haufen. Ein elegant gekleideter Gentleman öffnete Franzisca's Mund, um ihr Alter zu sehen, wie er sagte.

Ein solches Betragen bringt das Blut des Nordländers zum Sieden und seine Fäuste ballen sich unwillkürlich, von dem Verlangen getrieben irgend einen der Schufte zu züchtigen. Es war kaum zu ertragen, wenn man sah, wie die brutalen Sklavenpeitscher die Weiber behandelten, ihre Lippen mit den nicht zu reinlichen Händen bei Seite schoben und manche andere unanständige und schamlose Handgriffe ausführten, während die Gatten, Väter und Brüder der armen Weiber dieß ansehen mußten, machtlos den Schimpf zu rächen.

Dembo und Franzisca wurden, je zu 1320 Dollars, verkauft, und giengen, um ihren Honigmond auf einer Baumwollpflanzung im Staat Alabama zu verleben.

Die große Versteigerung dauerte zwei lange Tage, während welcher 429 Männer, Frauen und Kinder verkauft wurden. Es waren 436 zum Verkauf angekündigt, sieben davon wurden jedoch durch Krankheit auf der Pflanzung zurückgehalten.

Am ersten Tage wurden aus dem Verkauf 161,480 Doll., und am zweiten Tage 142,370 Doll. gelöst, im ganzen also für 429 Menschen 303,850 Doll.; die größte Summe die für eine Familie gelöst wurde, waren 6180 Doll., die für Sally Walker und ihre fünf Kinder, welche in der Mehrzahl schon erwachsen waren, bezahlt wurden.

Der höchste Preis der für einen einzelnen Mann bezahlt wurde, war 1750 Doll., gegeben für William, einen guten Tischler und Kalfaterer; der höchste Preis für ein Weib war 1250 Doll., gegeben für Jane, Baumwollarbeiterin und Hausmädchen.

In der Nacht die dem Tag folgte an dem der Verkauf beendet wurde, war nicht ein Eisenbahnzug der von Savannah abfuhr, und kein Dampfer der den Hafen dieser Stadt verließ, der nicht einen Theil der traurigen Bürde dieser Unglücklichen trug, deren einziges Verbrechen das ist daß sie nicht mächtig genug und klug sind; manche von ihnen waren verstümmelt und verwundet, und andere schwer beschädigt, theils durch Zufall, theils durch die ruchlose Hand von Sklaventreibern, und alle waren so traurig und kummervoll als ein Menschenherz seyn kann.

Die Sterne glänzten indeß so leuchtend als ob solche Dinge gar nie da gewesen, und die Blumen und die Blüthen der Fruchtbäume erfüllten die Abendluft mit ihren balsamischen Düften, gleich als wenn der „Mensch" nie die glorreiche Schönheit dieser Erde durch grausame und ungerechte Handlungen befleckt hätte.

Eine Besteigung des Urusayhua in den peruvianischen Anden.

Der Urusayhua liegt im Thale von Santa-Ana und ist kein sonderlich hoher Berg im Vergleich zu den Riesengipfeln der amerikanischen Cordilleren, er wurde aber wegen seiner Schwierigkeiten erst kürzlich von Hrn. Paul Marcoy bestiegen, dem liebenswürdigen, launigen und unterhaltenden Verfasser der Scènes et paysages dans les Andes, den wir schon von seiner komischen Expedition in das Gebiet der transandischen wilden Tschuntschus [1] her kennen. Die Schilderungen seiner Erlebnisse und vor allem der Bewohner Peru's geben aber wegen ihrer Lebhaftigkeit allen Mittheilungen dieses Touristen Reiz und höheren Werth.

In Begleitung eines indianischen Mozo, oder Burschen der als Maulthiertreiber dienen mußte, brach Marcoy von

[1] S. Ausland 1860. S. 505.

Digitized by Google

Cuzco auf, übernachtete nach dem ersten Marsch beim Alcalden des Salinenstädtchens Mara und zog dann am Laufe des Huilcamayo weiter. Dort stieß er auf eine alte einheimische Ruine aus der Zeit vor der Eroberung. Es war ein rechtwinkeliges Gebäude von 6 Mètres Höhe, welches an den Flanken von zwei Thürmen ein wenig überragt wurde und auf zwölf Fuß Abstand vom Boden mit Schießscharten versehen war. Da bei dem Bau Tapias verwendet waren, so fällt der Bau in die Zeit der letzten Incas. Die Tapias sind 2 Fuß lange, 1 Fuß breite und 8 Zoll dicke Backsteine, die aus Erde in Formen geknetet und noch in weichem Zustande ohne irgend einen Mörtel verwendet wurden. Trotz der scheinbaren Schwäche hatten vier Jahrhunderte voll Regen, Wind und Sonnenschein keine Bresche in die Mauern legen können, und nur das Dach des Pucara, oder der Festung, war eingefallen. Das Land umher bewohnten ehemals die Stämme der Ayquis und Pirahuas, von denen man nur so viel weiß daß sie im Jahre 1463 an dem Aufstande des Caziken Ollantay gegen den Sonnenkaiser Tupac Yupanqui theilnahmen, und vielleicht war jene Veste zu ihrer Bezähmung erbaut worden.

Das rechte Ufer des Huilcamayo war für den Reisenden nur auf einer jener Mimbre- oder Weidenruthenbrücken zu überschreiten, deren Erfindung dem Inca Mayta Ccapac in der Mitte des 13ten Jahrhunderts zugeschrieben wird. Am andern Ende der Brücke stieg ein altes Weib plötzlich wie aus der Erde, und begehrte einen Real Brückengeld, denn das Verkehrsmittel lag auf den Besitzungen des Amtmanns von Ollantaytampu, der sich die Reisenden zinspflichtig zu machen gedachte, großmüthig aber die Bewohner seines Dorfes von der öffentlichen Last befreit hatte, unter der Bedingung daß sie sämmtliche Ausbesserungen an der Brücke bestreiten müßten. Das nächste Nachtlager war Habaspampa, eine Vereinigung von vier Hütten die längs der aufwärts steigenden Straße lagen. Der Name bedeutet Bohnenebene, und als Marcoy sich bei dem dortigen Alcabalero oder Acciseinnehmer nach dem Ursprung des Namens erkundigte, da weder von einer Ebene noch von Bohnen etwas zu sehen war, so empfieng er den bündigen Bescheid, „weil man den Ort so geheißen habe," welche Erklärung Marcoy so entscheidend fand daß er in Zukunft sie auf alle anderen unerklärlichen peruvianischen Ortsnamen anzuwenden gedachte. Der Alcabalero war übrigens ein Mann der sich zu ernähren verstand, denn für drei zerlöcherte Decken, die er als Nachtlager lieh, ließ er sich zwölf Realen und für das Maulthierfutter einen Piaster, also zusammen etwa 13 Frcs. oder 6 Gulden von dem Reisenden bezahlen.

Die nächste Merkwürdigkeit des Weges, abgesehen von der großartigen Aussicht auf die Schneegipfel der Anden, waren die zahlreichen Apachectas oder sogenannten Ruheplätze. Sie entstehen auf einfache Art. Ein Chasqui (Bote), ein Maulthier- oder ein Lamatreiber macht einen Halt und sammelt einen Haufen Kieselsteine, um damit einen Tribut seiner Dankbarkeit an Pachacamac, den unsichtbaren Herrn des Weltalls, zu entrichten. Tage, Monate vergehen bis der Zufall einen anderen Indianer vorbeiführt, welcher den Kieselhaufen erblickt und nicht versäumt einen Beitrag zu liefern. So entsteht endlich eine Pyramide von 8—10 Fuß Höhe, der man mit ein wenig nasser Erde etwas Halt gibt. Ist das Bauwerk vollendet, so pflanzt eine unbekannte Hand das Zeichen des Heiles auf den Gipfel, eine andere steckt einen Blumenstrauß hinauf, und wenn die Blumen auch welken, immer finden sie sich durch frische ersetzt — ein harmloser und gemüthvoller Gottesdienst; nur will die Sitte auch daß der Indianer der vorüberzieht, sich der Coca, die er im Munde kaut, gleichsam als Opfergabe dadurch entledige daß er sie gegen die Wände der Pyramide speit, so daß diese zuletzt mit dem grünen Filz solcher Weihgeschenke sich bedecken.

Der Weg führte im kalten Nebel steinicht und steil die Cordillere hinauf, bis man mit dem Gipfel auch wieder helle Luft, und eine Hütte Namens Panticalla erreichte, denn selbst einem einsamen Gebäude fehlt der Ortsname nicht. Die Hütte mit dem wohlklingenden Namen war gefüllt mit schmutzigen Indianern beiderlei Geschlechtes, die gleichfalls auf der Reise begriffen waren und unserem Verfasser ein Plätzchen neben dem schmauchenden Feuer aus grünem Holz gönnten, dessen Dampf züchtig einige mehr als zärtliche Details dieses Familienbivouacs verschleierte. Der Weg durch ein enges Thal führte am nächsten Tag um 11 Uhr nach Cedrobamba, einer Ortschaft die in Abwesenheit der Cedrela Odorata gerade aus dem nämlichen Grunde Cedernebene hieß, wie oben Habaspampa Bohnenebene. Von dort kam man nun an einzelnen Höfen, sämmtlich mit Eigennamen, an Tunkimayo, Pisti, Ccapacana und Rosamayo vorüber. Letzterer Name bedeutet Rosenfluß, und wurde der Hacienda, wie unser Verfasser kaustisch bemerkt, wahrscheinlich deßwegen ertheilt, „weil" dort eine Holzbrücke sich findet, auf der man ein Gewässer überschreitet. Nach den bisherigen etymologischen Erfahrungen hielt es Marcoy auch nicht der Mühe werth sich darnach zu erkundigen weßhalb Yana-Yacu, der nächste Haltplatz, schwarzes Wasser hieß. Diese Hacienda machte nach den vielen traurigen Hütten, an denen man vorüber gekommen war, den Eindruck eines Louvre wegen ihrer Stattlichkeit, der auch der innere Comfort entsprach. Der Eigenthümer dieses Maierhofes war der Señor Don Pedro Ampuero, der zweite Sohn des Ventura Ampuero, ehemaligen Präfecten von Paucartampu, und der Reisende traf ihn gerade in dem Zustand völliger Betrunkenheit, während welcher ihn sein indianischer Hausmeister wie ein Kind behandelte. Der schlaue Majordomo gestand unserem Verfasser daß der Zustand der täglichen Trunkenheit seines Herrn absichtlich herbeigeführt werde, denn sein Herr sey närrisch und tobsüchtig, so daß man ihn nur mit Hülfe berauschender Getränke lammfromm machen könne. An den Wahnsinn seines Gebieters aber knüpfte er eine tragische Geschichte.

Im Jahr 1842 hatte Don Ventura Ampuero seinen beiden Söhnen Symphoroso und Pedro die Hacienda Chaupimayo überlassen und sich nach Paucartampu zurückgezogen. Die beiden Söhne, statt fleißig Zucker, Kaffee und Cacao zu bauen, wie es die Absicht des Vaters gewesen war, durchstrichen vielmehr die großen wildreichen Forsten am Mano,

Digitized by Google

welche von zwei Tschuntschuſtämmen,[1] den Tuyneris und Huatchipayris, bewohnt werden, die immer mit ihren ſeßhaften Nachbarn in Fehde leben. Die beiden Ampueros ſchloſſen jedoch Freundſchaft mit dieſen wilden Brüdern, welche ſie oft in Chaupimayo beſuchten, während umgekehrt die Ampueros Wochen und Monate lang auf den indianiſchen Jagdgründen zubrachten, und dabei das Nationalcoſtüm jener Nomaden trugen, d. h. ſplitternackt mit ihnen herumzogen. An dieſem unchriſtlichen Umgang nahm die geſittete Bewohnerſchaft des Thales Aergerniß, beſonders als Don Symphoroſo ſich ſo weit vergaß eine Tschuntſchu-Dirne in ſein Haus zu nehmen und mit ihr in wilder Ehe zu leben. Es dauerte nicht lange, ſo wurde die Indianerin geſegneten Leibes und gebar einen Sohn, den Don Symphoroſo ſelbſt taufen mußte, weil kein Prieſter der Umgegend die heilige Handlung verrichten wollte, bevor der Vater nicht ſeinen ärgerlichen Lebenswandel abgeſchworen hätte. Der Tſchuntſcha hatte jedoch das Taufen und Kreuzeſchlagen mißfallen, denn ſie hätte lieber den nationalen Hocuspocus an dem Kinde verrichtet; mißvergnügt entwich ſie deßhalb aus der Hacienda Als ſie Don Symphoroſo etliche Zeit vergeblich erwartet hatte, verlangte er ſie von den Eltern zurück, und da dieſe die Axt und die Meſſer, wofür ſie die Tochter verkauft hatten, nicht herausgeben mochten, ſo wurde die Flüchtige von ihnen ausgeliefert; dieſe hatte aber während der Ferien in der Wildniß einen Liebeshandel mit einem Mann ihres Stammes begonnen, der jetzt verſtohlen auf der Hacienda fortgeſetzt wurde. Eines Tages aber überraſchte Don Symphoroſo das Paar auf ſträflicher That, ließ ſie beide an Pfähle ſchnüren und gründlich durchpeitſchen. Es wurde dann dem Tſchuntſchu bedeutet daß, wenn er noch einmal auf der Hacienda ſich blicken ließe, dieß unfehlbar ihm das Leben koſten werde. Der Gepeitſchte ließ ſich dieß geſagt ſeyn und kehrte nicht mehr wieder. Der freundliche Verkehr der Wilden mit Chaupimayo wurde indeſſen durch dieſe Epiſode nicht unterbrochen, und als etliche Zeit nachher der Atun Huayri oder Oberhäuptling der Tſchuntſchus die Brüder einlud am Mano mit ihnen den Sabalo zu fiſchen, brachen die Brüder mit einem Mozito oder kleinen Diener, ſowie in Begleitung der Tſchuntſcha, dorthin auf. Das Wiederſehen und die Umarmungen fanden wie gebräuchlich ſtatt. Als nun der Barbaſco oder das Pflanzengift zur Betäubung der Fiſche bereitet werden ſollte, ſchlug der Atun Huayri den Brüdern vor, inzwiſchen durch ein Bad in einem nahen Teiche ſich zu erquicken. Während ſich nun ſeine Gebieter entkleideten, ſtrich der Mozito in einem nahen Dickicht umher um Goyaven zu ſuchen. Ein Vogelneſt im Baumwipfel brachte ihn jedoch auf andere Gedanken, und er ſtieg den Stamm empor. Kaum war er oben, ſo ſah er ein blutiges Schauſpiel. Don Symphoroſo hatte ſich kaum entkleidet als er unter den Pfeilen der verrätheriſchen Wilden fiel. Auch Don Pedro traf ein Geſchoß in den Schenkel, daß er mit lautem Schmerzensſchrei zu Boden ſtürzte. Die Tſchuntſchus, welche ihn für todt hielten, liefen nach vollbrachter That in haſtiger Flucht davon. Eine Zeitlang hielt ſich der Mozito noch im Wipfel des Baumes verſteckt. Als aber alles ſtill blieb, ſtieg er herunter und näherte ſich Don Pedro, der noch in Ohnmacht lag und auf ſein Zureden keine Antwort gab. Der Knabe zog ihm indeſſen den Pfeil heraus, verband die Wunde und wuſch ſeinen Herrn mit Waſſer ſo lange bis er wieder zu ſich kam und beide die Heimreiſe antreten konnten. Auf der Hacienda angekommen, verfiel Don Pedro in ein Fieber, und nach acht Tagen zeigte es ſich daß er aus Schreck, oder in Folge des Pfeilgiftes, den Verſtand verloren hatte. Sein alter Vater that alles mögliche ihn heilen zu laſſen, aber ſeine Bemühungen waren vergeblich. Chaupimayo wurde verkauft, und der alte Herr hinterließ dafür bei ſeinem Tod dem närriſchen Sohne Yana-Yacu, wo ihm jetzt der Majordomo und ſein Bruder durch tägliche Doſen von Chicha ſeinen Wahnſinn linderten.

Der nächſte Marſch führte tiefer in das Thal Santa Ana, wo man denn auch den verlornen Huilcamayo wieder erreichte. Gegen Abend näherte man ſich der Ortſchaft Maranura, aus 11 Feuerſtellen und einer Kirche beſtehend. Daneben lag die Hacienda Beatrix, ein ſtattliches und viel verheißendes Gebäude. Als man näher kam, wurde eine ſonderbare Muſik hörbar. Unter die Schläge eines zerſprungenen Glöckchens miſchte ſich der Lärm von Becken und Guitarren, ſowie ein kreiſchender Chor von Stimmen. In einem offen ſtehenden Raume hinter dem Hof ſah man denn auch bald zwiſchen brennenden Kerzen die Leiche eines kleinen Mädchens. Man hatte das Kind wie zu einem Prunkfeſt angezogen. Es lag in einem ſcharlachſammetnen, mit Perlen geſtickten Mieder, allein dieſes Kleidungsſtück gehörte offenbar einer erwachſenen Perſon und war nur für die Feierlichkeit gemiethet worden. Zu Häupten der Leiche ſtanden zwei ſchlecht gekämmte und zerlumpte Kinder, die man aber durch angeheftete Flügel engelhaft zu verklären geſucht hatte. Sie mußten wie die Kraniche auf einem Fuß ſtehen, und änderten ihre Stellung nur wenn ſie ermüdet waren. Mitten in dem muſikaliſchen Leichenamt erhob ſich eine Matrone — die Mutter — und rief: „Ay de mi, se ha ido!“ (Wehe mir, ſie iſt verſchieden!) worauf ſie wehklagend zuſammenbrach. Nach fünf Minuten wiederholte ſich ein ähnlicher Anfall mit dem Unterſchied daß ſie ſtatt se ha ido, se fué (ſie war) gebrauchte. Bei einem jedesmaligen Rückfall in die Verzweiflung erhob ſich eine andere Matrone, füllte, je nachdem die Leidtragende ſich des Imperfectums oder Perfectums bedient hatte, eine Taſſe mit Chicha oder Branntwein, deren Inhalt die Mutter dann mit ihren Thränen ſchlürfte, wie es im Pſalter heißt.

Offenbar war hier kein Bleiben für die Reiſenden, welche daher nach Pintobamba zogen, der Hacienda des Präfecten von Urubamba, an welchen Marcoy Empfehlungen hatte, den er aber nicht ſelbſt, wohl aber ſeinen Haushofmeiſter antraf. Weniger gaſtlich als Pintobamba fanden die Reiſenden ihr nächſtes Nachtlager, einen ſonſt hübſchen Maierhof, Empalizada genannt, aus dem ihnen ein heftiger Wortwechſel entgegen-

[1] Tſchuntſchus nennen die gebildeten peruaniſchen Quitſchua-Indianer alle ſogenannten wilden Indianer. Tſchuntſchu iſt daher eine vage Bezeichnung wie Barbaren, oder wie die Spanier ſagen: Indios bravos.

Digitized by Google

schallte. Eine rauhe Männerstimme bediente sich gegen eine Stimme des schöneren Geschlechtes sehr wenig zärtlicher Ausdrücke, als Alcoruna, Supaypa-Huahua, was so viel bedeutet als Hündin und Teufelsbraten. Bekenne, hieß er, daß er diese Nacht hier zubrachte! — Ich bekenne nicht! erwiederte die schwächere Stimme, ich habe ihn nicht gesehen, so wahr mir helfe der Vater, der Sohn, der heilige Geist und die unbefleckt empfangene Jungfrau von Bethlehem! — So bekenne das! rief die Männerstimme, und ein Schrei schien anzudeuten daß noch etwas mehr als Worte gefallen waren. Als Marcoy klopfte, erschien der gereizte Ehegatte unter der Thür, und erklärte auf die Bitte um Gastfreundschaft, der guten Sitte zum Trotz, daß er weder Brod noch Wein den Fremden vorsetzen, sie auch nicht im Hause behalten könne; wenn sie aber im Freien in der Barbacao, einer nischenartigen Vertiefung in der Mauer, zubringen wollten, so stehe ihnen dieß frei, worauf sich der Haciendero entfernte. Marcoy wickelte sich also in seine Decken und legte sich in der Barbacoa nüchtern nieder. Nach etlicher Zeit hörte er eine Stimme fragen: „Herr, schlafen Sie schon?“ Als er verneinte, setzte der Haciendero, der sich nochmals aus dem Hause gewagt hatte, hinzu: „dann genießen sie dieß!“ und reichte ihm einen Napf mit warmer Milch, worin statt des Brodes eine gesottene Banane schwamm. Am nächsten Morgen wurde wieder ein Trunk frische Milch verabreicht, der Haciendero aber entschuldigte sich wegen der mageren Kost mit castilianischer Höflichkeit, die aus einem Kupferkreuzer einen Ducaten zu machen versteht. Siehe da — incessu patuit dea — erschien hinter dem Ehegatten die defensive Stimme von gestern, die Haciendera, eine Frau die weder häßlich, noch alt, noch schlecht gewachsen, deren linkes Auge aber hochgeschwollen war, und auf deren Wange ein Ziegelroth und ein Grünblau zu einem Violett sich mischten, und nach der häuslichen Farbensymbolik beurkundeten daß das schönere Geschlecht auch das schwächere gewesen war. Die Frau schlang indessen mit tendentiöser Zärtlichkeit ihren Arm um den Hals des Mannes, um zu zeigen daß während der Nacht das Barometer des Familienglücks wieder von Stürmisch auf schön Wetter gestiegen war.

Erst hinter Siete Vueltas nach einer Reise von etwa 40 Leguas begann das Thal von Santa Ana sich durch landschaftliche Reize zu schmücken. Es brach sich nämlich dort seine Achse, denn statt bisher längs der Schneegipfel der Cordillere westnordwestlich hinzustreichen, drehte sie sich erst nach Norden, dann Nordosten und zuletzt nach Ostnordost. Diese Rückkehr zur Sonne belebte die Thalwände bis zu dem Kamme der Berge hinauf mit strahlendem Pflanzenwuchs. In der Ferne wurden die Giebel und der Kirchthurm von Echarati sichtbar, und zugleich verengerte sich das Thal bis auf eine halbe Meile, denn zwei gleichgeformte Zwillingskegel von etwa 3000 Fuß Erhebung über dem Thal traten sich gegenüber, der eine rechte hieß Aputinhia, der linke war der vielgesuchte Urusayhua. In Echarati oder unweit Echarati fand Marcoy ein treffliches Obdach in der Hacienda Bellavista, deren Eigenthümer zwar in Cuzco lebte, dessen Verwalter aber als ein Franzose sich zu erkennen gab, welcher, nachdem er sich in beinahe allen Berufszweigen versucht hatte, zuletzt bei der Landwirthschaft und Gärtnerei verharrt war. Man räumte dem Verfasser den Palacito oder das Schlößchen von Bellavista ein, welches, der Beschreibung nach nur aus einem Zimmer bestehend, unsern Gartenhäuschen glich. Inwendig erinnerte eine Tapete mit brasilianischen Scenerien an Moriz Rugendas. So sind denn die brasilianischen Skizzen als Tapeten, wie sie in dieser Gestalt auch bei uns in Wirthshausstuben grassiren, wieder nach der neuen Welt gewandert! Marcoy war ein Reisegefährte oder ein amerikanischer Bekannter des vielgenannten Malers, der, wie uns der boshafte Franzose versichert, „seine Schulden mit seinem eigenen Porträt zu bezahlen pflegte, welches er in Ermanglung von Kreidestiften mit wenigen Strichen der Kohle eines Streichhölzchens zu entwerfen pflegte.“

In Bellavista sollte gerade ein Roman seine Lösung erhalten. Als Gäste erschienen wie das tägliche Brod im „Luftschloß“ Doña Berna mit ihrer hübschen coketten Tochter, welche nie ermangelten die musikalischen Fertigkeiten Marcoy's zum Aufspielen der beliebtesten Tänze auszunützen. Es diente dazu ein verstimmtes Klimperpiano der guten alten Zeit. Der französische Verwalter hatte ein Auge auf die junge Doña Pascua geworfen, und schien ihr nicht minder zu gefallen. Aus den Reden dritter Personen glaubte aber der Reisende zu errathen daß eine rasche Heirath mit dem Franzosen nicht bloß der Mutter und Tochter, sondern auch dem Eigenthümer Bellavista's in Cuzco am Herzen liege, da er der jungen Doña einen Ehemann schuldig geblieben war. Vergebens suchte Marcoy seinem Landsmann die Augen zu öffnen, dieser ließ nicht mit sich reden, sondern fuhr bei der geringsten Anspielung auf als werde seine eigene Ehre angetastet.

Gleichwohl nahm er Theil an der Besteigung des Urusayhua, welche allgemein als eine Tollkühnheit bezeichnet wurde, da der Berg bisher noch Donzella (Jungfrau) geblieben war. Obgleich er nur 3000 Fuß Erhebung hatte, mußten die Reisenden doch zwei Nächte unterwegs zubringen, und in Folge dessen sanken ihre Mundvorräthe zuletzt auf wenige Stücke Chocolade und etliche geröstete Bohnen. Das letzte Aufklimmen an einer überhängenden Felsenmauer war die größte Schwierigkeit, die Aussicht oben zwar lohnend, doch nicht ungewöhnlich, so daß der Weg nach dem Ziel mehr Ausbeute gewährt hatte als dieses selbst. Nach der Ausführung seines Reisewunsches nahm Marcoy Abschied von Bellavista und kehrte nach Cuzco zurück. Zwei Jahre später erst sah er seinen Landsmann und Begleiter auf der Fahrt nach dem Urusayhua in Callao wieder, und zwar dießmal als Besitzer einer kleinen Schenke. Sein Schicksal hatte sich sehr einfach gelöst. Kaum war Marcoy abgereist, so wußte ihm Doña Berna ein Heirathsversprechen abzunöthigen, und kaum war die Kunde von der bevorstehenden Hochzeit im Thal von Santa Ana bekannt, so erhielt der Bräutigam von allen Seiten anonyme und mündliche Aufschlüsse über den Leibeszustand seiner Braut, daß ihm kein Zweifel mehr, sondern nur noch der Bruch mit Tochter und Mutter übrig blieb. Doña Berna schwor ihm Rache, und bald erschien auch aus Cuzco ein Brief des Hrn.

Digitized by Google

von Bellavista mit der Entlaſſung des ungefälligen Verwalters. Sein Nachfolger war ein halbblutiger Indianer und früher Mozo von Bellavista, der ſein Avancement ohne Widerrede mit der Zugabe der Doña Pascua erkaufte.

F. Moigno über die verbeſſerte Lenoir'ſche Gasmaſchine. [1]

Die Conſtruction der Gasmaſchine, ſo weit dieſelbe zu kleineren Kraftentwicklungen dienen ſoll, iſt nun als definitiv gefunden zu betrachten. In den Maſchinenwerkſtätten des Hrn. Hippolyt Marinoni können täglich mehrere Gasmaſchinen von einer und zwei Pferdekräften in Arbeit geſehen werden, welche durchaus nichts mehr zu wünſchen übrig laſſen und zur unmittelbaren Anwendung in der Induſtrie vollkommen tauglich ſind. Die ſchöne Erfindung Lenoirs bedurfte, wie zu erwarten ſtand, zu ihrer Nutzbarmachung einer langen Reihe von Verſuchen. Dieſe ſind von Hrn. Marinoni mit Eifer und Ausdauer ausgeführt worden. Er hat den erſten Cylinder ſeiner 6—8pferdigen Maſchine viermal geändert, in der Lage, Form und Größe der Gasmündungen die verſchiedenſten Modificationen angebracht, und ebenſo die übrigen Theile der Maſchine, wie den Austritt für die Verbrennungsproducte, die Abkühlungsvorrichtung u. ſ. w. vielfach verbeſſert. Dieſe Verſuche, welche viel Zeit, Mühe und Koſten in Anſpruch nahmen, ſind von dem ausgezeichnetſten und lohnendſten Erfolge gekrönt worden. Die wichtigſten Aenderungen, welche die urſprüngliche Lenoir'ſche Maſchine jetzt zum praktiſchen Gebrauch befähigt haben, ſind folgende:

Das Gas tritt nicht mehr an einer Seite allein, ſondern an beiden Enden des Cylinders durch Schieber mit röhrenförmigen Oeffnungen ein; die Zuführung des Gaſes geſchieht durch ein verhältnißmäßig weites Rohr, um das Saugen während des Kolbenganges unwirkſam zu machen; die gleichfalls röhrenförmigen Oeffnungen für den Eintritt der Luft befinden ſich an der Seite des Schiebers; die Elektricitätsleitung iſt ebenfalls doppelt, das Gasgemiſch wird zu beiden Seiten des Cylinders entzündet, was ohne Detonation geſchieht. Die Abkühlung erfordert nicht mehr einen continuirlichen Waſſerſtrahl, ſondern geſchieht durch die Circulation des Waſſers in einem neben der Maſchine aufgeſtellten Gefäße, in welches es, vermöge der beim Umſpielen des Cylinders erlangten Wärme, durch ein einfaches Kautſchukrohr immer wieder von oben eintritt. Für eine Maſchine von vier Pferdekräften reichen ſchon 50 Liter Waſſer vollkommen aus, ſo daß der Cylinder niemals heißer als kochendes Waſſer wird, mithin die Strahlung nach außen nicht läſtig fallen kann. Das koſtenlos gelieferte, auf 40—60° C. erhitzte Waſſer kann zu mancherlei Zwecken Verwendung finden.

Der Brenner, d. h. der Apparat für das Ueberſpringen des elektriſchen Funkens beſteht jetzt aus einem eiſernen Röhrchen, welches mit einer iſolirenden Schicht von gebranntem Thon gefüttert iſt, in welcher ſich zwei Kupferdräthe eingeſchloſſen befinden. Dieſe ſtanden anfangs über einen Centimeter weit vor. Allein es bildete ſich bald an der Baſis der Dräthe ein Abſatz von feuchtem Kohlenſtoff, der in Folge ſeiner Leitung die Entladung ohne Funken, und mithin den Stillſtand der Maſchine bewirkte. Jetzt aber ſind die Enden des Drathes mit der Oberfläche der iſolirenden Schicht in einer Ebene, wodurch der Kohlenabſatz zumeiſt durch den Funken ſelbſt verflüchtigt, jedenfalls aber unſchädlich gemacht wird. Dieſer neue Brenner arbeitet mit bewundernswerther Regelmäßigkeit und bedarf ſelbſt nach mehrtägiger Anwendung keiner Reinigung.

Zwei mittelgroße Bunſen'ſche Elemente reichen zur Bedienung der Inductionsrolle vollkommen hin; allein ſie haben den Uebelſtand der kurzen Dauer und der Entwicklung von ſauren Dämpfen; die erforderliche tägliche Reinigung iſt ſehr läſtig, und die Erſetzung durch eine andere Batterie, die mindeſtens einen Monat ununterbrochen arbeitet, ſehr wünſchenswerth. Dieſe Batterie müßte aber ſo ſtark ſeyn daß höchſtens vier Elemente ausreichen. Es wird ohne Zweifel gelingen eine derartige Elektricitätsquelle zu finden, und es iſt vielleicht ſchon ein großer Schritt durch Callauds Kupfervitriol-Batterie geſchehen.

Hr. Lenoir und viele andere wollten die Elektricität durch einen kleinen magneto-elektriſchen Rotationsapparat erzeugen; allein die Kraft welche man hiezu der Maſchine entlehnen müßte, würde für kleine Motoren von einer oder zwei Pferdekräften einen zu großen Bruchtheil der Geſammtwirkung ausmachen, und dieſes Mittel nur für größere Maſchinen von vier und mehr Pferdekräften brauchbar ſeyn. Daſſelbe gilt für die Erregung von gewöhnlicher Elektricität mittelſt der Halske und Siemens'ſchen Räder oder Scheiben aus vulcaniſirtem Kautſchuk. Die Aufgabe, auf möglichſt einfachem, ſicherem und wohlfeilem Weg in regelmäßigen, raſch aufeinander folgenden Unterbrechungen elektriſche Funken innerhalb eines Cylinders überſpringen zu laſſen, wird hoffentlich bald ſo gelöst daß die Uebelſtände welche die jetzige Einrichtung für manche Anwendungen noch bietet gänzlich dadurch beſeitigt werden.

Die Quelle der Kraft liefert das Leuchtgas. Daſſelbe, zum Preiſe von 30 Centimes per Kubikmeter, iſt noch koſtſpielig, und auf dem Lande, wo die Lenoir'ſche Maſchine als Locomobile wichtige Dienſte leiſten ſoll, gar nicht zu haben. Es muß alſo das Gas auf billige und überall leicht ausführbare Weiſe erzeugt werden können. Die für Hrn. Leslie patentirte Methode erfüllt dieſe Bedingungen, indem ſie faſt augenblicklich Leuchtgas durch Deſtillation der gereinigten ſchweren Steinkohlentheeröle liefert. Es müßte nur noch ein flüſſiger Kohlenwaſſerſtoff gefunden werden, welcher bei der Temperatur des um den Cylinder der Gasmaſchine circulirenden Waſſers

[1] Bekanntlich wird dieſe Maſchine von ſehr kleinem Format durch Röhren mit den gewöhnlichen Leuchtgasleitungen in Verbindung geſetzt. Das Leuchtgas ſelbſt wird nach dem Eintritt in einen geſchloſſenen Cylinder durch einen elektriſchen Funken entzündet, und treibt, wie Pulver einen beweglichen Stempel vorwärts wie bei der gewöhnlichen Dampfmaſchine. Näheres ſ. Ausl. 1860. S. 863.

Digitized by Google

reichlich Dampf entwickelt. Es iſt nicht zu bezweifeln daß, wenn durch allgemeine Verbreitung der Gasmaſchinen das Bedürfniß gebieteriſcher wird, auch die Löſung dieſes ſchönen Problems gelingen muß.

Die ſchon früher Hrn. Lenoir mitgetheilte Idee, bei jedem Kolbengang etwas Waſſer in den Cylinder einzuſpritzen, hat Hr. Marinoni ebenfalls gehabt und zum großen Nutzen der Maſchine ausgeführt. Das eingeſpritzte Waſſer verdampft, vermehrt und verlängert die Spannung, dient daneben als jede Reibung verhinderndes Schmiermittel, und bewirkt endlich eine theilweiſe Abkühlung des Cylinders. Für die größeren Maſchinen iſt die doppelte Anwendung von Waſſer, außerhalb und innerhalb des Cylinders, als vortheilhafte, faſt unumgängliche Verbeſſerung definitiv angenommen worden.

Was den Gasverbrauch betrifft, ſo hat Hr. Marinoni nach den ſorgfältigſten Verſuchen ermittelt daß der Verbrauch nicht einen Kubikmeter pro Stunde und Pferdekraft zu überſteigen braucht; für die von ihm gelieferten Maſchinen garantirt er dieſes Verhältniß als Maximum.

Bei dem oben erwähnten Preiſe von 30 Centimes per Kubikmeter macht dieß alſo 30 Centimes in der Stunde für jede Pferdekraft. Gewöhnliche Dampfmaſchinen erfordern mindeſtens 5 Kilogramm Steinkohlen in der Stunde, welche etwa 20 Centimes koſten. Rechnet man alſo alle ſonſtigen Ausgaben hinzu, ſo ſtellt ſich ſelbſt bei dem jetzigen Preiſe des Gaſes eine Erſparniß für die Lenoir'ſche Maſchine heraus, da dieſelbe keines Heizers bedarf, immer bereit zum unmittelbaren Gebrauch iſt, jeden Augenblick außer Thätigkeit geſetzt werden kann, keines Schornſteins bedarf, keinen Rauch gibt, keiner Exploſion ausgeſetzt iſt u. ſ. w.

Neben ſeinem Motor von vier Pferdekräften hatte Hr. Marinoni einen andern von acht Pferdekräften aufgeſtellt, der anfangs nicht alles verbrauchte Gas nutzbar verwendete und nicht die verhältnißmäßige Wirkung zeigte. Allein nachdem jetzt die vollkommene Thätigkeit der kleinen Maſchine die Anleitung gegeben, nachdem der Röhrenſchieber gefunden und angebracht worden, ſind alle Schwierigkeiten auch für die größere Maſchine, die jetzt vorzüglich arbeitet, beſeitigt; dieſelbe bewegt jetzt alle Werkzeugmaſchinen in jener großen Fabrik für mechaniſche Preſſen, und es können jetzt ſogar Gasmaſchinen von 20 Pferdekräften geliefert werden, die ebenſo gleichmäßig und ökonomiſch arbeiten. Uebrigens würde auch ſchon die Herſtellung von Gasmaſchinen zu einer und drei Pferdekräften eine ungeheure Umwälzung in der Induſtrie hervorgerufen haben; denn man kann ſolche Motoren in allen Theilen eines Gebäudes oder einer Werkſtatt aufſtellen, ſie an jeder Maſchine an jedem Werkſtuhl anbringen, ja man kann ſie in jedem Eiſenbahnwagen zum Treiben ſämmtlicher Räder anwenden, wodurch endlich die immer ſchwerer werdenden Locomotiven beſeitigt würden.

Die erſte Gasmaſchine für praktiſche Anwendung wurde am 29 September 1860 dem Hrn. Barvajel, Fabricant von Goldborten, Schnüren und dergleichen Poſamantierwaaren, geliefert. Dieſer einpferdige Motor erſetzt zwei Männer welche zehn Stunden lang zwei große Räder vollkommen gleichmäßig zu drehen hatten, die eine Reihe von Spinnſtühlen in Thätigkeit ſetzten. Dieſe beiden Arbeiter koſteten 6 Franken, die Maſchine nur 3 Franken, und verrichtet ihre Arbeit um ſo viel gleichmäßiger daß das Product 25 Proc. oder ein Viertel mehr beträgt. Hr. Barvajel ſchätzt den erzielten Vortheil auf 180 Franken monatlich; außerdem würde er, ohne beträchtliche Mehrkoſten für die bewegende Kraft, die Zahl ſeiner Stühle verdoppeln können.

Die zweite in Paris angewandte Maſchine arbeitet bei Hrn. Cummin, wo ſie die ſämmtlichen Drehbänke und Kreisſägen für die Bearbeitung des Elfenbeins in Bewegung ſetzt.

Von Riva nach Venedig.

Reiſeblätter von P. v. G.

(Schluß.)

Auf der Fahrt nach Murano hinaus ſah ich die Schattenſeite der Bella Venezia in dem Gewirre der Seitencanäle, welche von der großen Pulsader der Stadt, dem Canal Grande aus, ſich ins Unendliche verzweigen. Aber auch hier findet man ältere Paläſte und Häuſer mit der ſchönſten mittelalterlichen Architektur, oft in ſehr unwürdiger Umgebung. Bei dem heißen Wetter wimmelten dieſe Waſſerpfade von Badenden; Knaben und Mädchen, Kinder und Erwachſene tummelten ſich in der trüben Fluth, in welche ſich manchmal auch ein ſolcher Waſſernix in dem Coſtüme des erſten Menſchenpaares von einer Brücke kopfüber hereinſtürzte und unſern Kahn mit einem Sprühregen des plätſchernden Elements benetzte. Dieſes Treiben voll Scherz und Gelächter fand eifrige Zuſchauerinnen an den Schönen die unter den Fenſtern oder vor den Thüren auf den Treppenſtufen ſaßen, und eine lebhafte Unterhaltung mit den Schwimmern führten.

Dieſe altersgrauen Durchfahrten hinter uns laſſend, flog die Barke in die Lagunen hinaus, vorüber an den beiden Begräbnißinſeln, dem Todtenfelde der Venetianer, welche nur über Waſſer zur ewigen Ruhe gelangen können. Dieſe Leichenſtätte iſt mit hohen Mauern eingefaßt und hat das ehemalige Camaldulenſerkloſter San Michele mit einer Kirche aus dem 15ten Jahrhundert zur Seite. Vor mir liegt Murano, deſſen Glasfabriken, aus früher Zeit berühmt, in der Ferne rauchen; auch dieſe Inſel beſitzt merkwürdige Denkmale in ihren Kirchen, deren bedeutendſte San Donato, gleichzeitig mit dem früheſten Theile von San Marco, eine Baſilika, an der die neue Zeit nichts hinzugefügt hat, ſondern die leider ganz ausgeräumt iſt und einer gründlichen Herſtellung entgegengeht. Ihr reicher Moſaikboden iſt eingeſunken und geborſten. Riſſe und Spalten an Mauern und Gewölben machen ihr Inneres beinahe zur Ruine, während die Säulenumgänge außerhalb der Abſis ganz wohlerhalten ſind und das charakteriſtiſche an dieſem alten Gotteshauſe bilden.

Digitized by Google

Um mich nach den vielfachen Eindrücken dieses reichen Tages etwas auszuruhen, ließ ich mich nach dem botanischen Garten rudern und hatte dabei Gelegenheit einen großen Theil der Stadt, den ich nur flüchtig gesehen, näher betrachten zu können, und zugleich zu erkundigen in welche Hände einige der Paläste gekommen sind, für die ich ihrer Architektur wegen eine Vorliebe hatte. Wie in alten und neuen Städten der ganzen Erde, sind auch hier die Israeliten eingedrungen, welche ehedem in ihre finstere Giudecca gebannt waren, und haben einige dieser edeln Behausungen an sich gerafft. An einer derselben hieng Wäsche zum Trocknen über dem lustigen Balkon, wo sonst fürstliche Frauen, bärtige Kriegshelden und ernste Staatsmänner herabschauten, wenn ein festlicher Aufzug von Gondeln vorüberfuhr und der Republik einen neuen Sieg oder sonst ein freudiges Ereigniß verkündigte!

Meinen Unmuth über diesen Skandal irdischer Dinge vergaß ich in den wohlgepflegten Schattengängen des botanischen Gartens, dessen reizende Anlage durch malerisch angebrachte Bruchstücke aus einer alten Kirche in der Nähe nicht wenig verschönt ist. In diesem frühern Meeresboden ist jedoch die Vegetation keine üppige, und Laubhölzer welche tief wurzeln, wollen wegen des salzigen Untergrundes nicht recht gedeihen; dagegen kommen die Zapfenträger besser fort, nur entwickeln sie sich mehr in die Breite als in die Höhe. Auf dem Blumenbeete prangt ein reicher Schmuck neuerer Zierkräuter, und in dem Warmhause finden sich Sammlungen von Begonien, Calladien und andern Blattpflanzen, die sehr umfassend sind.

Bei der Rückfahrt stieg ich am Rialto aus und besah mir das Gedränge von Kaufenden und Verkäufern, in welches die Trachten der verschiedensten Gegenden Schmuck und Farbe bringen. Hier erfährt man auch wie Venedig ißt und trinkt, und sieht ein Stück Volksleben, das sich nirgend in der Stadt so geräuschvoll entwickelt als in diesem Mittelpunkte, wo die Menge unbehindert feilscht und kramt, kreischt und lacht, schiebt und stößt, und der Auftritt jeden Augenblick wechselt. Dazu die zahllosen Buden auf beiden Seiten der überbauten Brücke oder in den untern Räumen der hohen finstern Häuser, mit allem angefüllt was der Mensch zum Leben bedarf, das herrliche Obst und Gemüse in Pyramiden aufgeschichtet, die Frutti di mare, in ihren wunderlichen Bildungen, Fische in Kufen und Körben, welche auf dem Pflaster feilgeboten werden. Während unter den Arkaden der Piazza von San Marco der Bazar seine Herrlichkeiten auslegt, und besonders die Juweliere das schönste und geschmackvollste bieten was eine Dame der großen und eleganten Welt an Gold und Edelsteinen zu schmücken vermag, sieht man hier unter den Glasfenstern niedriger Buden alles was zum Putze eines reichen Bürger- oder Bauernmädchens sich erdenken läßt, in Gold, Silber und Korallen. Die Bäuerin welche ohne Strümpfe, öfters auch unbeschuht als Wasserträgerin mit den beiden Kupfereimern über der Achsel von Haus zu Haus geht, trägt stets goldenes Ohrgehänge, ein schwarzes Band mit silbernen Knöpfen verziert um ihr zierlich geflochtenes Haar, und eine Halskette von Korallen oder Glasperlen mit blinkender Schließe zu ihrer ländlichen dunkelfarbigen Kleidung. Die Mannichfaltigkeit lebloser Gegenstände welche an dieser Stelle aufgehäuft sind, wird beinahe noch übertroffen durch die vielgestaltige Bildung der Menschen-Antlitze die sich dazwischen umhertreiben, Griechen, Slavonier, Istrier, Dalmatier, da und dort auch ein gravitätischer Türke; sie alle einst der großen Republik mehr oder minder unterthan, bringen die Erzeugnisse ihrer Küsten auf diesen Markt, in dessen Gewühl ich mich ohne Geleite unangefochten durchwand.

Ein wundervoller Abend auf der Piazza, durch die selten spielende Bande eines böhmischen Regiments verschönt, welche meisterhaft Ouvertüre und Marsch aus dem Tanhäuser vortrug, schloß diesen genußreichen Tag, dem nach kurzer Ruhe ein ebenso herrlicher Morgen folgte.

Von der Marcuskirche, der heute mein erster Besuch galt, sagte Schnaase in seiner Geschichte der bildenden Künste: „Die Geschichte dieses Doms ist nicht weniger dunkel als die der meisten andern Kirchen dieser Zeit. Im Jahr 976 bei einem Aufstand brannte das damalige Gotteshaus nebst dem herzoglichen Palaste ab. Schon der Nachfolger des bei dieser Gelegenheit ermordeten Dogen, Pietro Orscolo I, begann einen Neubau, der mit der Anlage des gegenwärtigen Domes in Verbindung gebracht wurde. Wahrscheinlich begnügte man sich indessen mit eilfertig hergestellten Räumen, und begann erst später den Prachtbau. Unter welchem Dogen dieß geschehen, wer den Plan erfunden, wissen wir nicht; daß griechische Künstler dabei thätig waren, beruht nur auf einer wohl begründeten Vermuthung. Unter dem Dogen Contarini 1043 wurden die Mauern aus Ziegelsteinen aufgeführt, und 1071 war man so weit gediehen daß die Vorhalle gebaut wurde. Unter seinem Nachfolger Domenico Selvo wurden die Mauern mit Marmor aus Griechenland bekleidet, und 1085 fand die Weihe statt. Wenn man das Gebäude betrachtet mit der bunten Verwendung mannichfacher edler Fragmente, antiker Reliefs, Marmorplatten und Säulen, die augenscheinlich von alten Moumenten aus Griechenland und dem Orient als Beute, oder durch Handelsschiffe herbeigeführt sind, wenn man die Mosaiken, welche das Innere so reich schmücken, genauer betrachtet, und die Spuren vieler Jahrhunderte an ihnen findet, erkennt man daß es sich hier von einem Werk handelt das zur Nationalsache geworden war, an dem sich eine Reihe von Generationen mit gleichem Sinn und gleichem Eifer betheiligten. Mag der Plan des Doms von einem Griechen oder einem Einheimischen ausgehen, gewiß ist es daß die Erfinder und ihre Nachfolger mit dem Glanz der reichsten byzantinischen Bauten wetteifern wollten, und an ihnen gelernt hatten. Es sollte ein Kuppelbau werden mit jener höhern Form der Kuppeln, wie sie in der zweiten Epoche byzantinischer Architektur aufgekommen war. Man wählte den Grundplan des griechischen Kreuzes und erhielt dadurch fünf Kuppeln, den vier Armen und der Mitte des Kreuzes entsprechend. Indem man jedoch die mächtigen Pfeiler welche diese Kuppeln stützen, theilte, unten und in einer Empore mit Durchgängen versah, erlangte man für jeden der vier Arme des Kreuzes eine Art schmaler Seitenschiffe, und dadurch wieder eine Erinnerung an die abendländischen Basilikenform. Dabei waren

Digitized by Google

aber die Capitäle, der Glanz des dunkeln Marmors an Säulenschäften und Wänden, ähnlich wie in der Sophienkirche. Noch jetzt, neben so manchen Anklängen an orientalischen Geschmack in den Palästen Venedigs, erscheint dieser Glanz fremdartig, abweichend von dem Styl der übrigen Kirchen. Aber dieses Fremdartige schreckte nicht; Venedig hatte schon damals einen weiten Blick, ein Volk von Kauffahrern war an das Fremde gewöhnt; man wollte mit den reichsten Städten des Mittelmeeres, und das waren noch immer die byzantinischen, wetteifern, die Insel schickte sich an, eine Weltstadt zu werden." So weit dieses treffliche Werk, welches auch dem Laien das Verständniß für Architektur aufschließt, durch die klare und umfassende Darstellung.

Jenes Morgens wurde in dem alten Tempel ein Requiem gesungen für eine Familie, die, längst ausgestorben, einen ewigen Jahrestag gestiftet hat, bei dem die Pfründner eines Versorgungshauses, das sie gegründet, anzuwohnen verpflichtet sind. Es war ein langer Zug von greisen Männern und Frauen, letztere in der frühern Volkstracht mit weißen Mantillen, welche um Kopf und Oberleib geschlungen sind, der unter Anführung von mehrern Pedellen in weißen Chorhemden mit grünen Pilgermänteln und weißen Capuzen sich um den Katafalk gruppirte. Solche Todtenfeier gehört zu den rührendsten Gebräuchen der katholischen Kirche, welche ihre Angehörigen wie im Leben, so auch im Tod, und weit darüber hinaus mit ihren Gebeten begleitet. Minder erbaulich klangen mir die sehr weltlichen und modernen Präludien, welche den Vigilien und ihren uralten Intonationen vorangiengen. Auch die Musik des Requiems war mehr brillant als dem Orte und der Feier angemessen, wurde aber vortrefflich ausgeführt. Eine große Menschenzahl hatte sich dabei eingefunden; von Andacht war jedoch wenig zu sehen, nur ältere Männer beteten aus abgegriffenen Büchelchen, deren sie auf den wenigen Kniebänken, die da und dort an den mächtigen Pfeilern stehen, mehrere vor sich liegen hatten, und sie abwechselnd benützten. Auch einige junge elegante Damen mischten sich in das Gewühl, ohne Buch und Rosenkranz, nur mit dem nimmer ruhenden Fächer bewehrt. Die weiten schwarzen Schleier früherer Zeit, wie sie die Vornehmen trugen, sind zu Tüchelchen eingeschrumpft, welche nothdürftig den Hinterkopf bedecken, aber immer noch weit besser kleiden als die weit häufigern französischen Hüte mit überladenem Blumenschmuck. Im Ganzen ist die Frauentracht nachlässig, und vollendet schöne Gesichter sind selten unter der jüngern Generation; die schönsten ausdrucksvollsten Köpfe sieht man an Frauen mittlerer Jahre aus den niedern Volksclassen. Während dieser Todtenfeier wurden in den Capellen und an den unzähligen Altären wohl an die hundert Messen celebrirt, und unablässig dabei geschellt und geklingelt. Kirchendiener reichten Opferbüchsen mit Reliquiencapseln umher zum Küssen und Einsammeln der frommen Gaben, indeß wanderten Fremde mit ihren Führern von Capelle zu Capelle um sich die Kirche zu besehen, ohne Anstoß zu erregen. Bei dem De Profundis zog sämmtliche Geistlichkeit aus dem erhöhten Chore herab, mit Wachsfackeln in den Händen; unter den ältern Priestern zeichneten sich nur wenige jener finstern hagern Gestalten aus, wie man sie in andern italienischen Städten sieht, die meisten waren eher behaglich und verrichteten die heilige Handlung, wie eine gewöhnliche Hantierung; unter den jüngern dagegen zeigten sich manche, die als Modell zu einem St. Ignatius oder Aloysius dienen könnten. Nachdem der Gottesdienst beendigt war und die Menge sich mit Wasser aus den Weihgefäßen, meist antiken Opferschalen besprengt und verlaufen hatte, wurde es stille in dem heiligen Raume, der von den hohen Kuppelwölbungen nur spärlich erleuchtet wird; duftende Wolken des Weihrauchs hiengen um die mächtigen Säulengruppen und verschleierten den Goldgrund, von dem die Mosivbilder sich abhoben. Meine Phantasie bevölkerte unwillkürlich diese Marmorhallen mit den stolzen Venetianern früherer Tage; wie würden sie herabgesehen haben auf dieses bettelhafte Gewimmel, das an ihre Stelle, in ihr Erbe eingetreten ist! Dasselbe wehmüthige Gefühl über den Zerfall irdischer Größe begleitete mich in den Dogenpalast, wo die Glanzpunkte der Republik von den größten ihrer alten Meister in Bildern, verherrlicht sind, welche ganze Wände der immensen Säle füllen. „Das ist historische Malerei!" erklärte ein Lohndiener auf deutsch seinen gläubigen Zuhörern; wie froh war ich, meinen Weg allein finden und verweilen zu können, wo ich am meisten angezogen wurde, anstatt in Hast diese edeln Räume zu durchlaufen um noch Bleidächer, Inquisitionskerker, Seufzerbrücke ꝛc. zu sehen, deren eingebildete oder wirkliche Schrecken ich mir denken kann. Außer den vielen Kunstwerken an Gemälden und Sculpturen, worunter einige treffliche Antiken, welche dieser Prachtbau enthält, waren mir auch die großen Globen und Karten, die bis ins 14te Jahrhundert zurückreichen, äußerst merkwürdig. Auf einer dieser letztern welche die ganze damals bekannte Erde darstellt, suchte ich Deutschland, das durch wenige seiner ältesten Städte bezeichnet ist. Auffallend und lächerlich war mir in Sachsenland nur „Porne" (Pirna) und Helmstädt aufzufinden, eine Entdeckung, worüber Hr. Graf und sein Pylades Kahle [1] in Entzücken gerathen seyn würden.

So reich und prächtig dieser Palast in seinem Innern ausgestattet ist, gewährt doch seine äußere Ansicht noch ein schöneres Ganzes, besonders der ältere Theil gegen den Molo mit dem großen verzierten Fensterbogen und den herrlichen Marmorsäulen mit vielgestaltigen Capitälen, auf welche sich die Wölbungen der Arcaden stützen, die nach allen Seiten den Bau umfassen und tragen. An der Eingangspforte neben San Marco sind zwei Gruppen von Porphyr eingemauert, welche je zwei Krieger in ziemlich roher Arbeit darstellen, und nach der Zerstörung von Accon mit andern Ueberresten jener unglücklichen Stadt nach Venedig gekommen seyn sollen. Der Thurm oder Campanile von San Marco steht nach italienischem Gebrauch in einiger Entfernung von der Kirche gegen die Procuratien hin; seine Treppe ist so bequem, daß Kaiser Barbarossa ihn nach der Sage zu Pferd erstiegen haben soll.

---

[1] Die fliegenden Blätter aus München haben dieses Freundespaar und damit dem Typus sächsischen Philisterthums verewigt.

Digitized by Google

Erinnerungen an diesen großen Hohenstaufen finden sich manche in Kirche und Palast; in der Vorhalle der erstern bezeichnen einige Platten rothen Marmors die Stelle, wo am 23 Juli 1177 Kaiser Friedrich durch Vermittlung der Republik sich mit Papst Alexander aussöhnte. In dem Saal des Gran Consiglio haben Zuccari, Tintoretto ꝛc. und die Schüler von Paolo Veronese einzelne Scenen aus seinem Leben, welche sich auf Venedig beziehen, gemalt. Die beiden Säulen von orientalischem Granit auf der Piazetta, wovon die eine den geflügelten Löwen, die andere die Marmorstatue des heiligen Theodor trägt, sind eine Kriegsbeute, welche der Doge Michele 1125 nach dem Sieg von Jaffa und der Eroberung von Jerusalem aus den griechischen Inseln heimführte.

Ueber die Brücke della Paglia an dem festen Kerkerbau vorüber, der im zweiten Stockwerk durch die Seufzerbrücke, hoch über dem Canal mit dem Dogenpalast verbunden ist, gelangt man nach der Riviera dei Schiavoni, an dem schönen mittelalterlichen Palast Bernardo, jetzt Albergo reale, vorbei. Die Riviera läuft in eine breite Straße aus, die nach dem Giardini Publici führt, und mit Schifferherbergen und Trödlerbuden besetzt ist. Diese Gärten sind eine weite Promenade mit Grasplätzen und schattigen hohen Baumgruppen; sie gewähren einen schönen Ausblick nach der Stadt, dem Hafen mit seinen Fahrzeugen und den Lagunen-inseln, scheinen aber wenig besucht zu werden. Auf dem Rückweg wandte ich mich nach dem Arsenal, abermals ein Zeugniß vergangener Größe, wo sonst Mast an Mast sich drängte, das jetzt ziemlich still und einsam sich hindehnt, mit seinen Löwenwächtern aus dem Peloponnes, wovon der eine durch seine Inschrift den Gelehrten so viel zu schaffen machte, deren Schriftzüge den Skandinaviern als Runen gelten, während andere sie für pelasgisch erkannten, eine Ansicht, welche endlich durch Rossi gesiegt hat (f).

Noch einmal kehrte ich zu der Kathedrale zurück, deren älteste Theile durch den fremdartigen Typus ihrer Sculpturen und Gemälde mich besonders angezogen, um mir manche Einzelnheiten tiefer in das Gedächtniß zu prägen. Dann mußte ich darauf bedacht seyn meinen Bündel zu schnüren, da überdieß ein Gewitter mit eintretender Nacht heranzog, ein Nachzügler der großen Gewitterstürme welche nach der Sonnenfinsterniß über die ganze Alpenkette und weit nach Deutschland hinaus ihre verheerenden Wirkungen geäußert hatten. Beethovens Pathetica,. die in der engen Straße meiner Herberge aus einem Nachbarhause durch das offene Fenster herein mich in den Traum wiegte, klang wie ein lockender Genuß aus der Heimath! Nur zwei Tage, aber welche reichen Tage, Monden und Jahre des täglichen Lebens aufwiegend, hatte ich in der Lagunenstadt zubringen dürfen, deren allgemeine Umrisse ich doch wenigstens erkennen, deren Herrlichkeit ich ahnen gelernt hatte!

Einige Stunden Aufenthalt in Verona gewährten mir einen flüchtigen Ueberblick dieser von Venedig so ganz verschiedenen Stadt, in welcher die wechselnde Herrschaft germanischer Völker so bedeutende Spuren zurückgelassen hat. Sie macht mit ihren kastellartigen Palästen, den Burgen auf den umliegenden Höhen weit mehr einen kriegerischen Eindruck als das handeltreibende Venetia, und versetzt in das deutsche Mittelalter zurück, dessen Sagenhelden da und dort ein Kirchenportal bewachen oder durch ein Relief dargestellt sind. An den alten Gotteshäusern San Zeno, dem Dom, Santa Anastasia, alle nacheinander in longobardischem Styl erbaut, ist vieles Merkwürdige sowohl an ihrer Architektur als an ihrer Ausschmückung von Wandgemälden, Altarbildern und Steinmetzarbeiten zu sehen. Aber auch an gothischen Denkmälern ist die Scaligerstadt reich, dieser Stronghold der venetianischen Lombardei und zugleich Wächter des Alpenpasses, der von hier ebenen Fußes in das Herz von Tirol hineinführt. Einen eigenen Eindruck macht die Arena in ihrer stillen heidnischen Größe, neben den mittelalterlichen Vesten und Fortificationen neuester Zeit. Jener kräftige Geist des Mittelalters, der aus allen Winkeln und Gassen dem Beschauer entgegenweht, scheint auch heute noch die Stadt zu beleben, deren reges Treiben sich besonders auf dem weiten Marktplatz kundthut und den Gedanken an Zerfall und Untergang verscheucht, der in dem byzantinisch-saracenischen Venedig sich bei jedem Ruderschlag wehmüthig aufdrängt.

Die Begegnung einer Dame aus Mantua, aus der Familie Alighieri, dem großen Dante durch seine Mutter verwandt, war mir äußerst werth, und auch ihr machte es sichtlich Vergnügen daß im Ausland diese unsterblichen Dichtungen von so vielen gekannt und verehrt sind; als wir schieden, sie südwärts und ich gegen Norden zog, dankte sie mir herzlich für die gute Compagnia die ich ihr geleistet hatte.

Weniger als eine Stunde und die herrliche Lombardei hat sich in der Klause hinter mir geschlossen, deren Felsendefiléen dem Monte Baldo entlang kaum dem Schienengeleise neben dem Fluß Raum gönnen, der sich mit äußerster Gewalt hier durchgezwängt hat. In finsterer Nacht erst wurde Botzen erreicht, und dann giengs sogleich weiter im Eilwagen über Brixen und den Brenner von der Etsch nach dem Inn, durch Alpengelände und Gebirgsdörfer, mit wohlverwahrten deutschen Häusern, und deutschen wohlgenährten breitschulterigen Bewohnern.

Leider war ich zu müde, um meinen Aufenthalt in Innsbruck nützen zu können, wo ich nur sein Wahrzeichen, das allerliebste goldene Dach'l und die Franziscaner Hofkirche sah. Schade daß die schönen Erzbilder welche das Kaisergrab zu bewachen scheinen, mit diesem nicht günstiger aufgestellt, sondern in das Schiff der Kirche hineingedrängt sind. Rührend war mir mehrere Betende vor Andreas Hofers Denkmal knieen zu sehen als wollten sie ihn als Schutzheiligen anrufen. Crucifixe, Heiligenbilder und Bildstücke, alte und neue ehrwürdige und abgeschmackte, welche in ganz Deutsch-Tirol an Landstraßen und Fußpfaden, in Nischen und Capellen in Unzahl zu sehen sind, finden sich in Wälschland weit seltener, wo der Katholicismus seinen kindlichen Eifer überlebt, und nach den Manifestationen in der Blüthe der Kunst nur wenige solcher

Digitized by Google

Mahnungen an das religiöse Gefühl umher aufgestellt hat. Strömender Regen verfolgte mich in das Innthal hinab bis Kufstein und nach München hinaus, und kündigte mir die Heimath recht unfreundlich an, in deren schwäbisches Geleise ich durch diese Blätter wieder einzulenken versuche.

Die Gans im Alterthum.

Gänsefleisch und Gänselebern haben zu allen Zeiten wo es Feinschmecker gegeben hat, hoch in der Gunst und im Preise gestanden, und es legt einen starken Beweis für die Uncultur der keltischen Ureinwohner Albions ab, daß sie noch zu Cäsars Zeiten die Gänse bloß zur Augenweide gehalten haben, nicht um sie zu verspeisen (Caes. bell. Gall. 5, 12). Ganz anders stand es schon viele Jahrhunderte vor den römischen Bürgerkriegen in Aegypten. Zwar war der Vogel hier der Isis und dem Osiris geweiht (Juven. 6, 539, Ovid. Fast. 2, 453); aber das hinderte die weisen Priester, die sich ebensowohl wie die Pontifices der Siebenhügelstadt auf gut Essen und Trinken verstanden, nicht im geringsten daran auch die Vorzüge des Gänsefleisches in gebührender Weise zu würdigen und sich tagtäglich eine schwere Menge dieses Stoffs von frommen Leuten darbringen zu lassen (Herod. 2, 37). Auch die Pharaonen selbst lebten fast nur von Gans- und Ochsenfleisch (Diodor. Sic. 1, 70). Ueberhaupt alles was in dem Lande der Pyramiden einen religiösen Nimbus hatte, bis auf die heiligen Katzen, die Krokodile im Möris-See und die Löwen in Leontopolis, alles bekam gebratenes und gesottenes Gänsefleisch in Hülle und Fülle (Diodor. Sic. 1, 84). Dieser ganz enorme Verbrauch würde sich kaum begreifen lassen, wenn uns nicht noch eine andere Thatsache überliefert wäre, die damit im innigsten Zusammenhang stand. Diodor erzählt uns nämlich daß bereits die alten Aegypter die Kunst verstanden Gänse- und Hühnereier vor der Zeit ausbrüten zu lassen (1, 74). Ein so seltsamer Eingriff des Menschen in den regelmäßigen Lauf der Natur gehörte einem griechischen Reisenden zum räthselhaftesten was ihm im Lande der Räthsel begegnen konnte. Außer der gemeinen Gans spielte auch die sogenannte Fuchs- oder Nilgans eine bedeutende Rolle in Aegypten. Als Sinnbild kindlicher Liebe soll sie sich neben dem Storch auf hieroglyphischen Denkmälern finden. Geoffroy St. Hilaire sah sie in einem Tempelchen unfern Thebens abgebildet, und auch eine Mumie dieses Thiers ist dort entdeckt worden.

Schauen wir jetzt zu was für eine Bedeutung die Gans für unsere Stammgenossen, welche die Griechen und Römer gehabt hat, so treffen wir sie zunächst in der kleinen Reihe von Hausthieren an, deren Name bei Indern und Deutschen, Griechen und Römern ein und derselbe ist. Das ursprünglich für sie geschaffene Wort scheint ghangsa gelautet zu haben und lautnachahmend gewesen zu seyn: die lateinische Volkssprache besaß noch das Wort gingrio (für gingsio), womit sie das Schnattern der Gänse bezeichnete.

Auf religiösem Gebiet spielte die Gans zwar keine der ersten, doch immerhin auch keine sehr untergeordnete Rolle. Sie bezeichnete die eheliche Fruchtbarkeit und was damit zusammenhängt. Auf etruriſchen Bildwerken ist sie die Begleiterin der Gebursgöttin Thalna (Gerhard, Etrur. Spieg. II. Th. 181); in Rom war sie bekanntlich das heilige Thier der Ehegöttin Juno und rettete durch ihr rechtzeitiges Schnattern das Capitol vor der Erstürmung durch die Kelten. Seit der Zeit, berichtet Servius (in den Scholien zur Aeneis 8, 655), wurden jährlich an selbigem Tag gold- und purpurgeschmückte Gänse in feierlicher Procession auf Sänften durch die Stadt getragen, während die Hunde zur Strafe dafür daß sie damals durch ihre Nachlässigkeit die Burg beinahe verrathen hätten, ans Kreuz geschlagen wurden. Als Sinnbild der Liebe wurde die Gans der Venus auf Cypern und sonst geopfert; ebenso dem Priap, und ebenfalls mit deutlicher erotischer Beziehung sehen wir sie oft in der Hand eines geliebten Knaben (Cay lus 6, p. 230; de Witte, Catal. Durand. 609. 621. Creuzers Bilderh. S. 59. Tischbein 4, 4. Annal. dell' Institut. 1840, T. N. Mon. 4, 15); denn wir hören von Aristophanes (Av. 707), daß sie zu den gewöhnlichen Gegenständen gehörte, die ein Liebhaber seinem Knaben zu schenken pflegte. Zu Lebadeia, in Böotien, hatte die Flußnymphe Herkyna zugleich mit Hermes ein gemeinschaftliches Heiligthum, wo ihre Bildsäule mit einer Gans in der Hand aufgestellt war, auch hier sollte der Vogel offenbar nichts anderes bedeuten als die Fruchtbarkeit der Nymphe, und den Segen welchen sie den Anwohnern ihres Flusses spendete, und unter den vielen Symbolen für Fruchtbarkeit lag eben dieser Wasservogel für eine Flußnymphe am nächsten. Creuzer sieht hier in der Gans ein Symbol der feuchten Natur der Erdtiefe,[1] eine Phrase die noch bis auf den heutigen Tag in archäologischen Schriften fortlebt, ungeachtet sie jeglicher Begründung entbehrt. Allerdings wurde die Gans auch in unläugbare Beziehung zum Sterben gesetzt, aber nur weil sie vorher in engster Beziehung zum Geborenwerden stand, da Geburt und Tod die beiden Pole des organischen Lebens sind, einander berühren, bedingen und erzeugen; so wurde das Symbol der Geburt zum Symbol des Todes (vgl. Friedereich, Symbol. und Myth. 586). Auf Grabmonumenten erblickt man häufig Gänse (Böttiger, Kunstmythologie II, S. 442). Den Eingang der Unterwelt sehen wir statt mit einem Todtenschädel mit dem Kopf einer Gans verziert (Welcker, Zeitschr. f. Ausleg. d. K. Taf. I, 1); Persephone selbst, der die Gans auch geopfert wurde, sitzt auf einem Thron, dessen Lehne in den Kopf einer Gans ausläuft (Müller, Alt. Denkm. II, 68, 856). Hieher gehört auch jene seltsame so oft auf clusinischen und anderen Vasen wiederkehrende weibliche Figur, die mit jeder Hand eine Gans erwürgt.

Diese erotische Bedeutung und was damit zusammenhängt, ist die einzige welche der Alterthumsforscher der Gans vindiciren darf. Zu dieser Symbolik eignete sie sich außer andern Gründen darum ganz besonders, weil sie noch in histo-

[1] Symbolik und Mythol. 4, 424 f.

Digitized by Google

rischer Zeit bisweilen eine ganz eigenthümliche Zuneigung für Knaben, Citherspielerinnen und andere menschliche Personen an den Tag legte: davon circulirten mancherlei Anekdoten, gegen die sich kein triftiger Einwand beibringen läßt; z. B. berichten Plinius (10, 22, 26) und Aelian von der Liebe einer Gans zu Glaukē, der Citherspielerin des Ptolemäus; auch dem Philosophen Lakydes soll eine mit der erstaunlichsten Beharrlichkeit auf Schritt und Tritt nachgefolgt seyn, und Plinius schließt daraus daß die Gänse auch für Weisheit empfänglich seyen.

Als wahrsagendes Thier scheint die Gans nur einem einzigen Menschen im Alterthum gegolten zu haben, und wir können die Ansicht dieses Sonderlings, des Wahrsagers Lampon aus Athen, füglich auf sich beruhen lassen, so gut wie den bekannten Schwur des Sokrates und seiner Jünger „wahrlich bei der Gans," der von attischen Spaßvögeln auf eine geheime Satzung des Rhadamanthos zurückgeführt wurde (Schol. Arist. Av. 521).

Natürlich ward die Gans, die man in so nahem Verhältniß zu mancher hohen Gottheit sich vorstellte, auch von den Dichtern Griechenlands zum Gegenstand ihrer Muse erkoren. Schon Aristophanes spottet darüber in den Vögeln. Vers 1303.

Weit mehr aber als durch solche ideelle Eigenschaften kam die Gans durch ihr Fleisch, und ihre sonstigen körperlichen Vorzüge bei Griechen und Römern zu hohen Ehren. In den Gelösten jener Könige die in den Zeiten des Trojanerkriegs über die griechischen Lande geboten, konnte man nicht bloß Rinder und Ziegen und das Vieh göttlicher Saubirten, sondern auch Heerden schneeweißer Gänse antreffen. Das lernen wir — um von andern Stellen zu schweigen — aus dem schönen Traume der Penelope im 19. Buche der Odyssee.

Aehnliche Zustände müssen noch im 4ten Jahrhundert auf der Hofburg der macedonischen Könige gedacht werden; denn Plato erzählt (Gorg. 471 C.) von einem kleinen Prinzen, der den Gänsen nachlaufend in eine Grube fiel und ertrank.

Hauptsächlich blühte die Gänsezucht in Nordgriechenland. Außer Macedonien zeichnete sich vornehmlich Thessalien (Plat. pol. 264) und Böotien aus (Arist. Acharn. 886. Pac. 1002), woher Athen eine große Masse dieses Geflügels bezog; daneben wurden jedoch in Athen selbst und in seiner unmittelbaren Nähe stets eine Menge Gänse gehalten und gestopft (Athen. 9, 368). Diese gemästeten Gänse, χῆνες σιτευτοι waren in Athen und Rom, namentlich wegen ihrer Lebern sehr beliebt. Die Procedur des Mästens beschreibt Varro (R. R. 3, 10) folgendermaßen: man wählt junge von 1½ Monaten aus, sperrt sie in einen Verschlag (saginarium) ein, reicht ihnen eine mit Wasser angefeuchtete Mischung von Gerstengraupen und Mehl, so daß sie sich täglich dreimal sattfressen können, und nach dem Fressen gibt man ihnen reichlich zu saufen. Bei solcher Behandlung müssen sie in drei Monaten fett seyn. Eine raffinirtere Vorschrift lesen wir bei Palladius (1, 30), wo als Mittel recht zarte Lebern zu erhalten, angerathen wird, nach 30 Tagen an die Stelle der gewöhnlichen Mast diejenige mit zerstoßenen Feigen treten zu lassen. Wie frühe dieser Gebrauch in Rom aufkam, können wir daraus abnehmen daß er schon von Horaz in der coena Nasidieni erwähnt wird, wo aufgetragen wird:

Pinguibus et ficis pastum jecur anseris albi.

Die allergrößten Lebern erzielte man dadurch daß man sie in eine Mischung von Milch und Honig legte, und Plinius versäumt nicht uns die muthmaßlichen Entdecker dieses Kunstgriffs der römischen Küche namhaft zu machen, wie er uns auch den Namen des Messalinus Cotta nicht vorenthalten hat, dem man die wichtige Erfindung verdankte, Gänsefüße zu rösten und nebst Hahnenkämmen einzumachen (Plin. 10, 22, 27).

Die feinsten Gänse bezogen die Römer trotz der mangelhaften Verkehrsmittel aus dem hohen Norden: aus Germanien und dem nördlichen Gallien wurden in der Kaiserzeit große Gänseheerden bis nach Rom getrieben. Wie ungemein viel den römischen Leckermäulern an ungewöhnlich großen Gänselebern gelegen war, sehen wir aus Juvenal (5, 114), Martial (13, 58), Statius (silv. 4, 6, 9, 10) u. s. w.

Auch medicinisch wurde die Gans, besonders ihr Fett mannichfach im Alterthum angewendet (Dioscor. 1, 40), und es erklärt sich hieraus warum gerade dieser Vogel dem Asklepios geopfert wurde (Hermann, Gottesd. Alterth. §. 26.).

Daß ihr Flaum schon bei Griechen und Römern sehr geschätzt war, würde man auch ohne die ausdrückliche Versicherung der Schriftsteller glauben. Plinius berichtet daß vom feinsten germanischen Gänseflaum das Pfund 5 Denare koste, und daß man in der Regel die Gänse zweimal im Jahre rupfe.

Der Gebrauch der Gänsefeder zum Schreiben dagegen ist für das Alterthum, wenn wir als seine Gränze das Jahr 388 — die Aufhebung des Jupitercults in Rom — festhalten, vollkommen unerweislich.

Den Fang der wilden Gänse beschreibt Oppian, Ἱξευτικά 3,22. Außer der gewöhnlichen Art mittelst Schlingen und Netzen, unter die man Gerste, Hirse und anderes Getreide streut, erwähnt er noch folgende höchst sinnreiche Fangweise: der Vogelsteller schnitzt aus Holz eine Gans, bindet sie an einen Faden und setzt sie auf das Wasser. Um diesen Holzvogel versammeln sich in Wälde die wilden Gänse, und weil sie ihn für einen fremden Eindringling in ihr Revier ansehen, hacken sie leidenschaftlich mit den Schnäbeln auf ihn los. Der Vogelsteller, der hinter dem Buschwerk am Ufer sitzt, zieht die hölzerne Gans immer näher zu sich her, die wilden Gänse folgen ihr bis unter das Garn und sind gefangen. — Da die Jagd auf wilde Gänse und Enten zu den Hauptvergnügen des Winters gezählt wird (Longus, pastor. 2, 12), so finden wir auch auf Kunstwerken (Müller, A. Denkm. II, 75, 965) den Genius des Winters dargestellt mit ein paar wilden Gänsen in der Linken.

Digitized by Google

Ludwig Smarda's Reise um die Erde. [1]

Hr. Schmarda besteigt ohne ein Wörtchen Vorrede über die Zwecke seiner Reise mit einem steirischen Edelmann sogleich am Anfang seines ersten Capitels den Lloyddampfer in Triest. Der Verfasser, früher Professor der Zoologie an der Universität Graz, mußte sein Lehramt, wie es scheint, in Folge der Concordatsrichtungen in Oesterreich niederlegen, konnte aber diese Ferien mit einer herrlichen Reise um die Welt in der Zeit von 1853—1857 ausfüllen. Die Frucht dieser Wanderungen ist ein Werk in drei Bänden, wovon der erste uns über Griechenland und Aegypten nach Ceylon führt. Der Verfasser ist ein Schriftsteller, der nach Glätte und Reinheit [2] der Sprache mit großem Fleiß trachtet, seine Beobachtungen mit kritischer Gründlichkeit vorträgt, viel neues gesehen hat, immer angenehm belehrt, und mit Glück und beneidenswerther Lebendigkeit zu schildern versteht.

Ueberrascht hat uns schon daß das rothe Meer, bei Suez gesehen, große malerische Reize besitzen solle, und doch kann es nicht anders seyn nach folgender beredter Schilderung: „Gegen drei Uhr hatten wir den ersten Anblick des rothen Meeres; er gehört zu den schönsten Eindrücken, die wir aus Aegypten mitnahmen, und ist wenigstens eine neue Pharaonendynastie werth. Die See glänzt so blau wie ein geschliffener Lapis lazuli und contrastirt in unbeschreiblicher Schönheit mit den gelben Dünen, die in der glühenden Nachmittagssonne wie ein Rahmen aus mattem Golde leuchteten. Nicht minder glänzend waren die Lichter auf den Bergen. Dschebel-Attaka glänzte in allen Tönen von Rosenroth bis zum dunkelsten Violett und Blau, und am östlichen Horizont lagen die Berge der arabischen Halbinsel wie niedrige rosenrothe und goldene Wolken." Der Verfasser und sein Freund bestiegen einen der ältesten Raddampfer der orientalischen Gesellschaft, den Hindustan von 2400 Tonnen. Die Passagiere auf der Suezlinie bestehen aus einer Mischung zweier Welttheile, aus Asiaten und Europäern. Vorwiegend sind freilich die officiellen und nichtofficiellen Briten die nach Indien reisen. Daneben aber sieht man eine Musterkarte andrer Völker. „Hier sind spanische Officiere und Beamte, die nach den Philippinen geschickt werden, holländische Pflanzer aus Java, ein französischer Beamter aus Pondichery, ein zweiter, halb Kaufmann, halb Regierungsagent, der von Aden nach Zanzibar geht, französische Missionäre, die nach Siam reisen, australische Squatters, einige Griechen, Perser und Hindus." Höchst interessant ist die Bemerkung daß die Ueberlandgesellschaft an Europäer keine andere Plätze als die erster Classe abgibt, um bei den mitreisenden Asiaten zweiter Classe der weißen Haut den Kastennimbus zu erhalten. Auch in der ceylonischen Gesellschaft konnte der Verfasser entdecken daß, unbeschadet der gewiß sonst eifrigen Antisklavereigesinnungen der Engländer, tief in ihrem Herzen das Kastengefühl gegen alles wurzelt was sich „Nigger" schimpfen läßt. Die Fahrpreise der Dampfer sind sehr anständig, denn sie betragen, Verköstigung mit mäßigen Weinrationen eingerechnet, 60 Pfd. St. (720 fl.) für die Reise von Suez nach Galle (Ceylon.) Man darf übrigens der orientalischen Gesellschaft wohl glauben daß sie aus der Personenbeförderung keinen Nutzen zieht, sondern nur das Postfelleisen ihr eine Rente abwirft. Kostet doch die Fracht der Kohlen bis Suez schon über 2 fl. der Centner, und ein großer Dampfer verbraucht oft 1600 Centner oder etwa für 4000 fl. in einem Tag, während seine Passagierzahl nur 200 beträgt, oft sogar auf 60 sinkt. Dann wird für die Pflege der Reisenden erfinderisch gesorgt. Das Eis zur Kühlung der Getränke kommt aus den künstlichen Eisfabriken in Boston, und für die mitreisenden Kinder werden an Bord indische Kühe gefüttert, damit ächte frische Milch zum Frühstück vorhanden ist.

Da die Fahrt durch das rothe Meer außerordentlich wenig Unterhaltung bietet, so wird das Tagewerk der Reisenden durch Tafelgenüsse ausgefüllt. Früh Morgens weckt der Aufwärter den Reisenden um ihm eine heiße Tasse Thee oder Kaffee anzubieten; letzterer ist, beiläufig bemerkt, trotz der Nähe der berühmtesten Kaffeeküste sehr mittelmäßig wie in Altengland. Um 8½ Uhr wird dann zum ersten Frühstück geläutet, welches aus gesottenem, gebratenem oder gedämpftem Fleisch, Schinken, Speck, Reis, Kurri u. s. w. besteht. Um Mittag erscheint das Luncheon oder zweite Frühstück aus kalten Fleischspeisen, Sardinen, Butterbrod, Käse ꝛc. worauf gewöhnlich bis 3½ Uhr Siesta gemacht wird. Dann findet sich alles in full dress oder salonfähigem Anzug zum Diner ein. Zur Tafelbedienung gehört ein Duzend Hindus in blendend weißem Musselin, welche die von der Decke herabhängenden Punkas oder mühlflügelartigen Fächer zur Abkühlung in Bewegung setzen. Nach Suppe und Fisch wird der erste Gang, das nie fehlende Rostbeaf oder auch ein Truthahn und dann süße Speisen, Backwerk, Früchte und Käse aufgetragen. Nach diesem Haupttreffen erscheint um 7 Uhr der Thee und um 9 Uhr verfügt sich alles zu Bett, denn um 10 Uhr darf an Bord kein Licht mehr brennen, oder findet der wachhabende Officier noch eins, so tritt er ohne weiteres in die Cabine und löscht es aus. Am Abend ist das Deck gewöhnlich leer, denn diejenigen welche schon in Indien waren, scheuen ohne Ausnahme die Nachtluft, predigen die Lehre von ihrer Schädlichkeit auch den übrigen und machen fast die ganze Gesellschaft zu Proselyten. Und doch ist auch auf den Dampfern der Suezlinie, mit Philine zu reden, nur in einem andern Sinne, die Nacht die schönere Hälfte des menschlichen Lebens, wie uns der Verfasser ahnen läßt: „Der Nachthimmel hat bei der Abwesenheit aller Wolken und der geringen Menge dunstförmigen Wassers einen Glanz der sich nicht schildern läßt; das Himmelsgewölbe erscheint gleichsam noch tiefer und durchsichtiger als bei uns.

---

[1] Drei Bände, 8. 1861. Braunschweig, Westermann.

[2] Nur einzelne aber sehr seltene Verstöße kamen vor, wie z. B. der Gebrauch des österreichischen „auflassen" statt aufgeben (eine „aufgelassene Festung)," dann einige Anglicismen, z. B. wenn er von „substantiellen" (substantial), statt von behäbigen Gebäuden spricht; ganz fehlerhaft ist der Ausdruck Resthaus (rest-house im Englischen), wie die, sonst auch travellers bungalows in Indien genannten, für Obdach der Reisenden bestimmten Gebäude an allen Straßen des indischen Reiches heißen. Rasthäuser wäre die richtige Uebersetzung gewesen, während man unter Resthäusern im Deutschen sich absolut nichts denken kann.

Digitized by Google

Der Hinduſtan lief im Durchſchnitt 10 Knoten in der Stunde, wir legten alſo in 24 Stunden gewöhnlich vier Breitengrade zurück, da wir einen faſt ausſchließlich ſüdlichen Curs hielten. Die Folge davon war daß jede Nacht von der vorhergehenden verſchieden war, und der Himmel an uns vorüberwanderte wie eine große Sternenlandſchaft und uns faſt täglich mit neuen Sternen überraſchte. Tief geneigt gegen den nördlichen Horizont giengen ſchon in der erſten Nacht die Räder des Wagens, dafür ſtieg Canopus und im Süden der Höhe von Koſſeir erblickten wir den Stern Alpha im ſüdlichen Kreuze. Die Sterne glänzen in ruhiger Klarheit, ſelbſt die tiefer ſtehenden haben nichts mehr von dem cokettirenden Funkeln und Glitzern des nordiſchen Fixſternhimmels, ſondern blicken ruhig aus dem durchſichtigen Blau." Etwas ſpäter erſchien dann auch die große magellaniſche Wolke am ſüdlichen Himmel als „ſilbernes Gewölk von geringer Ausdehnung mit verwaſchenen Rändern."

Unmittelbar nach Sir Emerſon Tenents claſſiſchem Werk etliche 20 Bogen über Ceylon zu ſchreiben, dazu gehört Selbſtvertrauen, und dennoch bringt uns Schmarda außerordentlich viel neues, namentlich aus den Fächern ſeines gelehrten Berufes. Ceylon iſt die Inſel nicht bloß der Elephanten ſondern auch der Elephantiaſis, welche es dort bis zu gigantiſchen Formen bringt, denn der Autor ſah „ein pathologiſches Prachtexemplar, an welchem der Umfang der untern Gliedmaßen 1,49 Meter, alſo nahezu 5 Fuß betrug." Neu und eigenthümlich ſind auch ſeine Mittheilungen über den Anbau der Cocospalmen, den wir nach unſern irrthümlichen Vorſtellungen ganz der Obhut der Natur anheimgegeben glauben. Die Nüſſe welche zur Anpflanzung ausgewählt worden ſind, werden auf Baumzweigen oder auf luſtigen Geſtellen aus Holz im Schatten aufgehängt, wo in der warmen, ewig feuchten Luft der Südweſtküſte der Keimungsproceß ſehr bald eintritt. Sobald der Keim eine Höhe von 18 Zoll erreicht hat, und die jungen Blättchen eine ſolche Conſiſtenz erlangt haben daß ſie nicht mehr von ſo vielen Inſecten angegriffen werden, als ihnen früher drohten, werden die Nüſſe in 2 Fuß tiefe Gruben verſetzt und etwas Salz hineingeworfen, welches eine Art landwirthſchaftliche, jedoch herkömmliche Ceremonie an der Küſte, aber bei den weiter landein gepflanzten Palmen eine Nothwendigkeit iſt, um ihnen die nöthige Quantität Salz zu geben. Die Gruben werden mit Blättern und Matten bedeckt, um die jungen Pflanzen gegen die Sonnengluth, welche ſie verſengen würde, zu ſchützen, und mit einem Gerüſt aus Stangen wie mit einem Schanzkorb umgeben, um ſie vor dem weidenden Vieh ſicher zu ſtellen. Sobald die Baſis der Blätter den Rand der Grube überragt, wird dieſe zugeworfen und die junge Palme ſich ſelbſt überlaſſen. Mit 3 Jahren iſt die Krone 3 Fuß hoch. Im 4ten Jahre blüht ſie in den günſtigſten Lagen zum erſtenmal, und reifet 12 Monate darnach ihre erſten, aber nicht zahlreichen Früchte. In den erſten Jahren iſt die Blattbildung überwiegend, dann erſt ſchießt der Stamm empor und erreicht mit 20—25 Jahren die volle Höhe von 80—100 Fuß. Die Bäume bringen es auf ein Alter bis zu 100 Jahren, wenn ſie nicht durch Abzapfen von Palmwein vorzeitig erſchöpft werden. Vernichtung droht ihnen auch von den Engerlingen eines Borkkäfers (Botocera rubus), die Gänge in der Richtung der Gefäßbündel bohren und die Stämme zernagen. Die Singhaleſen verehren die Cocospalme als ihren größten Wohlthäter, und behaupten poetiſch von ihr ſie gedeihe am beſten in der Nähe ihrer Wohnungen, weil ſie die Geſpräche der unter ihr wandelnden Menſchen liebe.

Wir wollen dem Reiſenden nicht nach dem oft beſchriebenen Bergland von Kandy folgen, aber eine Notiz über den Reiſeapparat nicht verſchmähen. Es bedienen ſich nämlich auf ihren Fahrten ins Innere die Anſiedler eines ſehr brauchbaren Anzuges, und zwar außer der Jacke und den Beinkleidern aus ungebleichtem Drill oder weißem Baumwollenſtoffs zum Schutz gegen die tropiſche Sonne eines dicken Hutes in Form einer Pickelhaube aber leicht wie ein Filzhut, der aus dem Mark einer Waſſerpflanze verfertigt und zum Schutz von Geſicht und Nacken vorn und hinten mit Schirmen verſehen iſt. Sehr bedeutſam iſt ferner was der Verfaſſer über Trinkomalie ſagt, deſſen Hafen Nelſon für einen der trefflichſten in der Welt erklärt hat. In dieſem Platz liegt gleichwohl nur eine Garniſon von 500 Mann, obwohl dort ein Knotenpunkt der Waſſerſtraßen nach allen drei Theilen der alten Welt liegt, die bei jedem Monſun von dort erreicht werden können, was weder bei den Häfen der Malabar- noch der Koromandelküſte der Fall iſt. Die imponirende Stellung Indien und ſelbſt Auſtralien gegenüber ſollten alſo Trinkomalie zum vornehmſten britiſchen Kriegshafen erheben, beſonders da Bombay abſeits von den Hauptfahrſtraßen liegt. „In unſern Tagen," fährt der Verfaſſer fort, „wird der Werth noch erhöht durch die iſolirte Stellung Ceylons, das die britiſche Macht gegen jeden äußern und innern Feind mit leichter Mühe vertheidigen, zum Ausgangspunkt großer ſtrategiſcher Unternehmungen machen, und falls es durch einen äußern Feind oder durch die Volksbewegung aus Indien geworfen wird, von hier aus die Eroberung aufs neue beginnen oder den äußern Feind durch eine drohende Stellung, die in gleicher Weiſe die Malabarküſte ſowie Koromandel, die Huglymündungen und Hinterindien bedroht, in Schach halten kann." Ceylon iſt auch deßwegen von unſchätzbaren Werth, weil dort allein Europäer unter den Tropen ohne Nachtheil für ihre Geſundheit aushalten können. Für eine beherrſchende Seemacht aber iſt wieder Trinkomalie der Schlüſſel der Perlen-Inſel.

Die Perlen Ceylons ſind übrigens, um ihrer ſogleich zu gedenken, ſehr ſelten geworden. Die Muſchel zeigt ſich wohl auch an der Oſtküſte und in der Nähe von Trinkomalie, aber nur vereinzelt. Die Hauptperlenbänke liegen vielmehr an der Nordweſtküſte im Süden der Manaarſtraße. Die Fiſcherei war ein Regale und wurde von der engliſchen Regierung verpachtet; ſie iſt jedoch keine beſtändig fließende Revenü, ſondern nur eine ſehr ungewiſſe periodiſche, da bei dem Pachtſyſtem die Ausbeutung eine möglichſt erſchöpfende iſt, die nur die junge Brut ſchont welche zu ihrer Vollendung eine Reihe von Jahren bedarf. Es tritt daher nothgedrungen ein Zeitraum der Ruhe ein, der 25 bis 27 Jahre gedauert hat, wäh-

Digitized by Google

rend welcher die Bänke sich erholen und neu bevölkern. Die letzte Fischerei hat im Jahre 1838 stattgefunden, seitdem ist die Regie der Colonie zur Last gefallen ohne daß etwas producirt worden wäre, um so mißlicher, da die Financiers der Insel mit dem Ertrag der Fischerei den Hafen von Galle verbessern wollten. Bei Trinkomalie wird auch Tripangfischerei betrieben, was uns deßwegen neu war weil diese eßbare Holothurie oder Seewalze, welche dort bisweilen 15 Zoll lang wird, hauptsächlich in den Sundameeren und an den Inseln der Südsee gefangen wird. Der Tripang oder Biche de mer ist ein wichtiger Handelsartikel nach China, denn die Chinesen sind das erste und einzige Volk welches in diesen Thieren eine Leckerei herausgeschmeckt hat und sie getrocknet nach der Heimath ausführt. Dem zoologischen Märchen von singenden Fischen tritt Professor Schmarda feindlich entgegen. Als man ihm bei Batticaloa das Wasserwunder beobachten lassen wollte, hörte er wohl fremdartige Töne, die er jedoch nur dem Säuseln der Cocosblätter, dem Geräusch aufsteigender Gasströme, oder dem Lärm von Cicaden und Laubfröschen zuschrieb.

Um nun auch eine Naturschilderung folgen zu lassen, wählen wir hier was der Reisende auf seinen Wanderungen im östlichen Theil der Insel sah: „Die Wälder wurden von hier an immer üppiger, große dicke Schlingpflanzen, bald schraubenförmig, bald schlangenförmig gewunden, umstrickten die Baumstämme oder waren wie Seile zwischen ihnen ausgespannt. In spiralförmigen Windungen umranken schmarotzende Farren alte moosbedeckte Baumstämme. Aus dem tiefen Grün leuchteten die weiße Mussända und blüthenbedeckte Mimosen. Auf den Wiesen standen einzelne Bäume in malerischen Gruppen; hier die indischen Feigenbäume mit hohen, durchsichtigen, lichtsuchenden Kronen, aus denen die Luftwurzeln, die mütterliche Erde wieder suchend, herabhängen, die jüngern als weiche, grüne, von jedem Lufthauch bewegte Fäden, oder schon als dickerer terrestrischer Ast steif in der Luft hängend oder als Säule im Boden wurzelnd. Viele alte Bäume dieser Gattung haben in ihrem Stammtheil eine Aehnlichkeit mit gothischem Mauerwerk, in welchem die abwärts gehenden Aeste die Strebepfeiler darstellen. An andern Stellen sind Gruppen der laubreichen Butea (Butea frondosa), mit spannenlangen, umgekehrt herzförmigen Blättern, oder Garcinien, mit rothen, kugelförmigen Früchten neben einer gelbblühenden Bignonie. Hier erhebt sich eine hohe dichte Laube von Schlingpflanzen, die ihren Träger ganz unsichtbar machen, alle seine Aeste umspinnen und in zierlichen Festons herabhängen. Dort steht aber mitten in der jugendlichen Fülle des Pflanzenlebens ein todter oder ein greiser Baum; die Insecten haben seine Rinde abgenagt, der Stamm ist von der Sonne weiß gebleicht und an seinem Fuß oder in seiner Höhlung bauen die Termiten ihre hohen spitzkegeligen Wohnungen; an andern wuchern harte holzige Löcherpilze. Die entwurzelten oder gebrochenen Bäume widerstehen länger dem Verwesungsproceß als im Westen der Insel. Die Mehrzahl der Hölzer ist im Osten auch härter. Beides die Folge des trockneren Klimas."

Zu den Plagen der Tropenwelt gehören besonders die Ameisen, und unter diesen quält wieder besonders die große röthliche, zwischen den Baumästen bauende Art die halbnackten Singhalesen beim Einsammeln der Früchte. Zu unserer Ueberraschung belehrt uns nun der Verfasser, daß dieses böse Insect kein Eingeborner der Insel ist, sondern absichtlich eingeführt wurde, damit es in den Kaffeedistricten eine Cocuslaus auffressen sollte, welche die Pflanzen angreift. So hat man den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben.

Aus den heißen Küstenstrichen stiegen die Reisenden gern nach dem berühmten Gesundungsplatz Neuwara Ellia hinauf. Die kühle Bergluft erleichterte das Aufwärtsrücken, und einzelne kalte Windstöße die aus den Schluchten herabfielen, waren wie der Hauch der Gesundheit. Dazu traten, um die Wanderer lebhaft in die Heimath zu versetzen, Pflanzenformen mit nördlicher Physiognomie auf. Am 7 October wurde der Pedura Talla Galla, von den Engländern zu Pidro abgekürzt, der höchste Punkt der Insel von 7791 P. Fuß absoluter Erhebung nach Schmarda's Messung bestiegen. Leider fanden die Reisenden keine vollständige Aussicht, denn eine meilenlange Nebelbank hieng fest geankert im Nordwesten an den Candybergen. Sie hatten schon zuvor in Neuwara Ellia ein Häuschen sammt Möbeln für 6 Pfd. Sterl. auf einen Monat gemiethet, und blieben darin vom 25 Sept. bis 19 Oct. Die Temperatur im Schatten war nicht selten 17° R. um Mittags, 10 bis 12° R. am Morgen, und sank in der Nacht bis auf 8°. Im December und Januar sollen Reif und Eis am Morgen nichts seltenes seyn. Seit 1829 befindet sich dort ein Erholungsspital, doch warnt der Verfasser vor Auswahl dieses Platzes alle Personen die an Rheumatismen, Gicht und Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufsorgane leiden wegen der fortwährenden Feuchtigkeit, den großen starken Temperaturwechseln, den scharfen Winden und der verdünnten Luft. Die Engländer haben das Hochland zum Anbau europäischer Obstsorten, Halmfrüchte, und vor allem der unentbehrlichen Kartoffel benutzt, welche letztere übrigens auch dort nicht von der Fäule verschont wird. Drei Wochen nach der Aussaat kommen die Pflanzen zum Vorschein, drei Wochen später blühen sie schon. Da man am Erbauungsort für einen Shilling (36 kr.) nur vier bis fünf Pfund bekommt, so sind die schlechten Kartoffeln nur ein Leckerbissen für die Reichen, und die armen Leute müssen sich mit Reis und Bananen trösten. Das europäische Obst blüht zwar, kommt aber wegen der Feuchtigkeit und häufigen Bewölkung selten zur Reife, um so besser gedeiht der Kohl, die Erbsen und die Bohnen. Die Saison des Gesundungsplatzes beginnt im Januar und dauert bis März. Dann vermögen die beiden Hôtels des Ortes ihre Gäste nicht mehr aufzunehmen. Die Lebensmittel steigen so hoch im Preise daß man die am Ort gebauten Kartoffeln so theuer bezahlt wie die aus dem Tieflande weither gebrachten Bananen. Ein Pfund Butter kostet 5 Shillinge (3 fl.), und ist auch sonst deßwegen kostbar, weil der Milchertrag der Kühe, selbst europäischer Race, wegen des wenig nahrhaften Futters sehr gering ist. Der größte Reiz der Berglandschaften und Abhänge des Plateau's ist der Wasserreichthum, der sich in Silberfäden oder reichen Fällen den Weg nach dem Tief-

Digitized by Google

lande sucht. Am Wasser ist der Wuchs der Balsaminen und großartigen Bambus am üppigsten, der größte Schmuck aber sind die Baumfarn, welche bis zu 20 Fuß Höhe erreichen, und deren Krone von 6—7 Fuß langen Wedeln gebildet wird.

Hoch hinauf reicht auch die Kaffeecultur. Diese Pflanzungen haben, da der Kaffeebaum durch beständiges Schneiden niedrig wie ein Strauch gehalten wird, insofern Aehnlichkeit mit unsern Weinbergen als man sie an Abhängen hinaufsteigen läßt. Beim Nähertreten verschwindet dann freilich jede Aehnlichkeit, weil das Kaffeelaub aus länglich eirunden dunkelgrünen und ledergläuzenden Blättern besteht. Der Kaffeebau hat in letzter Zeit wieder Aufschwung genommen, und man bezahlte einen Acre tragbaren Bestandes schon wieder mit 10 Pfd. St. und darüber bei günstiger Lage. Der Boden selbst ist freilich um eine Kleinigkeit feil, aber das Urbarmachen und Anpflanzen kann bis auf 7—12 Pfd. St. kommen. Bekanntlich werden zuerst die Bäume gefällt, und wenn sie trocken sind, in Asche gelegt. In dem gelockerten Boden werden dann 9 Monate alte und 8 Zoll hohe Pflanzen in 4—6 Fuß Abstand gepflanzt. Allmonatlich muß das Land gejätet werden. Die Blüthezeit fällt im März und April, die Ernte der Beeren in den December oder Januar. Je tiefer die Pflanzung liegt, desto reichlicher der Ertrag, je höher, desto edler die Bohne. Der Kaffee läßt sich noch bis zu 4000 Fuß Höhe bauen, und gerade an seiner äußersten senkrechten Gränze liefert er die vorzüglichsten Früchte. Ein Centner Kaffee kostet auf der Insel durchschnittlich 34 Shillinge (20 fl. 24 kr.). Beinahe 50,000 Acres Land waren 1851 mit Kaffee bedeckt, die einen Ertrag von 399,957 Centner im Werth von 688,156 Pfd. St. lieferten. Dieß würde einen Durchschnittsertrag von 9 Centner per Acre geben, allein in obiger Ziffer ist auch die Erzeugung im Kleinen miteingerechnet, so daß man 580 Pfd. per Acre schon als reichliches Erträgniß betrachten kann. Der Arbeitslohn für die Malabaren, welche sich in den Kaffeepflanzungen verdingen, ist nicht sehr hoch, denn er schwankt zwischen ½—1 Shilling (24—36 kr.). Man rechnet auch daß eine Kaffeeplantage 20—30 Procent Rente abwerfe, was aber deßwegen nicht besonders viel ist, weil der Zinsfuß im Land auf 15—20 Procent steht. Die größten Pflanzungen von etwa 10,000 Acres gehören dem Haus Rothschild, welches sie durch zwei Deutsche verwalten läßt.

Die Zimmetgärten liegen dagegen im heißen Tieflande bei Colombo. Ceylon hat indessen längst aufgehört die Zimmet-Insel par excellence zu seyn. Ehemals wurde bekanntlich der Zimmet nur von wildwachsenden Bäumen durch die Chalias oder die Kaste der Zimmetschäler erbeutet, die ihr Product an die einheimischen Radschas ablieferten. Um sich von dieser Abhängigkeit zu befreien, begannen die Holländer eigene Pflanzungen anzulegen, und seitdem befindet sich nur zahmer und kein wilder Zimmet im Handel. Der Ertrag war gegen Ende der holländischen Herrschaft schon auf 400,000 Pfd. gestiegen, und damit die damalige Nachfrage in der Welt befriedigt. Die Engländer, welche ehemals schwankend zwischen 50,000 bis 170,000 Pfd. St. aus dem Zimmetmonopol gezogen hatten, sahen im Jahr 1831, nachdem die Holländer den Zimmetlorbeer auf Java einheimisch gemacht hatten, dieses Einkommen bis auf 16,000 Pfd. St. vermindert. Das Monopol wurde jetzt aufgegeben, und statt dessen ein Ausfuhrzoll auf das Product gelegt, welcher anfangs 50,000 Pfd. St., dann aber nur 20,000 Pfd. St. trug, und zuletzt auf ein Minimum von 4 und 3 Pence das Pfund (12 und 9 kr.) herabgesetzt wurde. Die Fläche der Zimmetgärten hat seit 1825 von 17,000 bis zu 12,000 Acres sich vermindert, auf welch letzterer 1851 508,400 Pfd. im Werth von 50,840 Pfd. St. (also 1 fl. 12 kr. das Pfd.) gebaut worden waren. Das Aussehen der Zimmetgärten, wo die 9—12 Fuß großen den Haselstauden ähnlichen Sträucher reihenweis stehen, ist trostlos unmalerisch. Die zerriebenen Blätter geben einen Nelkengeruch, die weiße, traubenartige Blüthe dagegen riecht unangenehm nach thierischen Flüssigkeiten. Man vermehrt den Strauch durch Aussaat und versetzt die Pflanzen, wenn sie nach vier Monaten eine Höhe von 4 Zoll erreicht haben; in 1½ bis 2 Jahren sind die Sträucher zum Schnitt reif. Im Mai oder Juni und im November wird geerntet oder vielmehr geschält. Im Anfang ist die Rinde weiß, und hat wenig Geruch und Geschmack, was sich alles beim Trocknen ändert. Für ein Pfund Rinde wird den Chalias oder Zimmetschälern, je nach der Güte des Productes 3¾—4½ d. (11¼—13½ kr.) bezahlt.

Auch vom Muscatbaum (Myristica moschata) waren um Colombo einige ausgewachsene Exemplare zu sehen. Es ist ein schöner, hoher Baum, mit ausgebreiteten Aesten, aber wenig dichter Laubkrone. An einem hiengen noch Blüthen in kleinen Bündeln, wie Maiglöckchen; die Frucht hat das Aussehen eines Pfirsichs. Wenn die äußere Fruchthülle entfernt ist, kommt man zur Macis (Muscatblüthe), welch frisch, roth und morphologisch die Erweiterung des Samenstranges ist. Erst getrocknet wird sie gelb. Sie umgibt wie ein Gitter die Nuß. Macis und Nuß verlangen große Sorgfalt beim Trocknen. Der Muscatbaum gehört jedoch noch nicht zu den Handelspflanzen Ceylons, und Pfeffer wie Indigo haben längst aufgehört dazu zu zählen. Was im Tieflande dem Verfasser am einträglichsten erscheint, bleibt der Bau von Cocospalmen, weil die Nachfrage nach Cocosöl noch beständig steigt.

Wir wollen zum Schlusse noch den Reisenden nach dem Samanala oder Adamspic begleiten, besonders da ihn der Weg durch das Thal von Gillemalle, einen reizenden Fleck Culturland „schön wie ein Vorhof des Paradieses“ führte. „Sammtgrüne Reisfelder und Wiesen wechseln mit kleinen Hainen von Fruchtbäumen, welche um die zerstreuten Hütten liegen, Cocos und Arecapalmen sind vorherrschend. Das Auge ist befangen, welches Grün das üppigere und frischere, welche Baumform die schönste ist. Hoch über die Orangengärten ragen jedoch zwei blühende Talipatpalmen; riesig sind ihre Kronen, deren einzelne Blätter, 14 bis 20 Fuß große Fächer, nicht nur als Sonnen- oder Regenschirme, sondern als einfaches Zelt dienen; sie wiegen sich anmuthig im Abendwinde, aus ihrer Mitte hebt sich wie ein goldenes Banner eine hohe, gelbe Spindel, die ein ganzes Blüthengebüsch von langen,

Digitized by Google

aus dem Schafte allſeitig ausſtrahlenden goldgelben Blüthenſträußen trägt. Eine friedliche Rinderheerde weidet zu unſern Füßen; geſellige Tauben und Papageien kehren nach Hauſe. Wir ſahen die zwei Vorberge des Piks in glänzender Abendbeleuchtung, und ſie ſcheinen in der durchſichtigen Luft ſo nahe daß man glaubt hinüberrufen zu können. Auf allen Bergen, nah und fern, iſt keine einzige Blöße zu entdecken; alles iſt dicht bewaldet. Im Walde erkennt man deutlich, ſelbſt aus der Entfernung, zwei Vegetationsgürtel; der niedrige, wie wir ſpäter ſehen werden, bis 5000 Fuß Höhe, iſt glänzend dunkelgrün, und hier und da vom jungen Laub des Eiſenholzbaumes (Mesua) blutroth geflekt, wie ein geſchliffener Heliotrop. Der höhere Gürtel iſt ein mattes Graugrün, und verdankt ſeine Farbe den Eugenien und Rhododendren."

Das buddhiſtiſche Heiligthum auf dem Gipfel, wo ein rieſenhafter Fußſtapfen mit aus Mörtel angeſetzten Zehen von den Buddhiſten als Spur ihres Sakyamuni, von den Muhammedanern als ein Adamstritt verehrt wird, iſt ein äußerſt frugaler hölzerner Tempel, den man zum Schutz gegen den Monſun wie ein Zelt, oder wie die Schiffsmaſten mit Ketten an den Stämmen der Rhododendren befeſtigt hat. Ergiebiger iſt dafür der Rundblick vom Gipfel: „Die Ausſicht iſt groß und ſchön. Der ganze öſtliche Horizont iſt von den hohen ewig grünen Waldbergen des centralen Landes begränzt. Gegen Nordweſten verſchwimmt das Land der nördlichen Provinzen in nebelhaften Umriſſen. Zu unſern Füßen liegt ein grünes Blättermeer, in dem die Hügel die Wellen vorſtellen. Der ganze Saffragam mit ſeinen Flüſſen iſt wie ein grüner Teppich, von einem ſilbernen Flußnetze durchzogen, deſſen Hauptader der Kalu-Ganga iſt; das Auge verfolgt ſeine vielen Windungen, bis er ſich am weſtlichen Horizonte verliert. Dort blinkt ein ſchmaler Streifen wie ein Silberblick zwiſchen dem grünen Lande und des Himmels tiefem Blau; es iſt der Ocean."

England vor 35 Jahren.

(Aus Fraſer's Magazine.)

Vor 35 Jahren herrſchte in England, vom König bis zu den Pagen herab, die Manie der Toilette bei den jungen und den alten Anbetern der Mode. Von 3 bis 6½ Uhr Nachmittags ſah man Müßiggänger in Pall-Mall, in Bond-Street oder in den Parks herumſchlendern oder „flaniren," einzig und allein, glaub' ich, um die Vollkommenheit der Fräcke, der Beinkleider und Weſten zur Schau zu tragen, womit ihre Schneider ſie bekleidet hatten. Die damaligen Schneidersrechnungen erhoben ſich auf Tauſende von Pfund Sterling (1000 Pfd. St. = 12,000 fl. rh. — eine hübſche Summe für die Toilette eines Stutzers während einer Jahreszeit); die raffinirteſten Stutzer hatten für jeden Wochentag gewöhnlich eine beſondere Weſte, und einen eigenen Ueberrock für jede Wolke die ſich am Horizont zeigte. Der Geſchmack, die Sitten, die Gewohnheiten des Monarchen übten ihren Einfluß auf die ganze Nation:

> L'exemple d'un monarque ordonne et se fait suivre;
> Quand Auguste avait bu, la Pologne était ivre.

Die Männer hatten noch andere Thorheiten als die der Toilette. Man trank viel, trank zu viel, in der Geſellſchaft, in den Clubs, in den Cafés und den Wirthshäuſern. Die jungen Modehelden ſchwelgten in den Weinen von Sillery, Sauterne, St. Emilion; die Advocaten und Richter blieben den Weinen von Xeres, Porto, Madera treu. Je nach ihren Trinkfähigkeiten bezeichnete man ſie mit dem Namen von Männern einer, zweier oder dreier Flaſchen. Niemand ſah jemals den Lordkanzler Eldon mit einem von Wein oder einem ſonſtigen geiſtigen Getränk eingenommenen Kopfe, und doch iſt es unzweifelhaft daß er alle Tage mindeſtens eine Flaſche Portwein und oft mehr haben mußte; die öffentlichen Angelegenheiten wurden nur um ſo beſſer abgemacht wenn er ſein gewöhnliches Maß überſchritt. Auch das Kartenſpiel war verbreiteter als heutzutage: bei allen Verſammlungen fand man zahlreiche Spieltiſche, und ſie waren ſtets beſetzt. Jeden Abend wurden enorme Summen auf dem grünen Teppich der Clubs von Brooke, Graham, White und des Cocotier aufs Spiel geſetzt. Ein Lord der Whigpartei, deſſen Vermögen nicht zu den größten gehörte, ſetzte eines Tags auf eine Karte 10,000 Pfd. St. (120,000 fl.). Heute verzehren die Gäſte bei den Clubmahlzeiten im Durchſchnitt faſt nur eine halbe Pinte Wein, und in den Privathäuſern ſind bacchiſche Exceſſe eine Seltenheit. Man ſpielt in einigen alten Clubs noch viel, aber doch weit weniger als zur Zeit von der wir ſprechen.

Die Ausgaben für Pferde, Equipagen und Dienerſchaft ſind ſtark gemindert worden. Die betitelten oder unbetitelten Herren des Adels und viele Damen fuhren in den Londoner Parks in vierſpännigen Carroſſen ſpazieren: die Gefährte mit zwei oder drei auf dem Hintercaſtell ſtehenden Lakaien waren zahlreich. Bei den hohen Ständen waren die dreiekigen Hüte und die Perrücken für die Kutſcher, die Stöcke mit goldenem Knopf, die ſeidenen Strümpfe und die ſilbernen Schnallen für die Bedienten zu Fuß eine unbedingte Nothwendigkeit. Einige Mitglieder des Adels und die meiſten fremden Geſandten trieben den Luxus ſo weit daß ſie eigene Jäger hatten, und einige Große ließen ſogar Läufer vor ſich hergehen.

Die Tracht der Damen war weder ſo lächerlich noch ſo koſtſpielig wie jetzt, dagegen zeichneten ſich die Männer durch derartige Sonderbarkeiten aus.

Seit zwanzig Jahren hat ſich die Zahl der Equipagen mit zwei Lakaien auffallend vermindert. Der „Brougham" iſt eine Inſtitution geworden wie der Briska, die Berline, der Landau . . ., und der Brougham hat oft nur ein Pferd und keinen Bedienten neben dem Kutſcher. Die Sittenreinheit der Frauen iſt heutzutage gleichfalls viel größer als damals. Das Beiſpiel des Privatlebens der Königin Vic-

Digitized by Google

toria hat treffliche Wirkungen hervorgebracht; eine Frau deren Ruf verdächtig ist würde sich bei Hofe nicht mehr zu zeigen wagen. Die Zeit des Erfolgs der Roués, der Spieler und Verführer ist vorüber, und kehrt hoffentlich nicht mehr zurück. Es steht zwar dahin ob man heutzutage nicht eine im verborgenen schleichende Sinnlichkeit entdecken würde, allein so viel ist gewiß daß Schlemmerei und Frivolität nicht mehr zur Schau getragen werden.

Die Bälle, die Routs (große Gesellschaften), die Concerte, die Prunkgastmähler waren damals unter der hohen Aristokratie häufiger als jetzt, und bei der Auswahl der Gesellschaft wurde ausschließlicher auf Geburt und Adelsansprüche gesehen. Es gab im Westend Londons (dem englischen Faubourg St. Germain) ein halbes Duzend Coterien welche die hohe Leitung der Gesellschaft besaßen, und wenn man Zutritt in diese Coterien erlangt hatte, so war man im Besitz einer Art Freipaß. Damals waren die Clubs nicht sehr zahlreich; das Haus der Gemeinen hatte durch die Reform seine Physiognomie noch nicht verändert, und man zählte darin viele Provinz-Edelleute welche ihre Ernennung Peers verdankten, und viele Land- und Seeofficiere. Die Parlamentsmitglieder welche mit dem Titel eines Advocaten die reelle Praxis des Barreau verbanden beliefen sich nur auf etwa zwanzig, und die Bankiers, Capitalisten, Fabricanten und Handeltreibenden auf mehr nicht als dreißig. Das Parlament von 1860 enthält viermal mehr Advocaten als das von 1825, und mindestens sechzig seiner Mitglieder sind in industriellen Geschäften betheiligt.

Im Jahr 1825 hatte das Haus der Gemeinen in seinem Schoße weder Katholiken, noch Quäker, noch Juden, und kaum einige wenige Dissenter; heutzutage beträgt die Zahl der Vertreter dieser verschiedenen Glaubensbekenntnisse ungefähr fünfzig. Eine solche Mischung hat, man muß es gestehen, der Physiognomie des Hauses ein weniger vornehmes Gepräge aufgedrückt und die Bedeutung desselben vermindert; es ist nicht mehr so homogen, nicht mehr so einheitlich und stark wie zur Zeit Georgs IV.

Die Ausdauer der Mitglieder des Hauses der Gemeinen auf ihrem Posten schreibt sich erst aus dem Jahr 1833 her. Vor dieser Zeit diente die Eigenschaft eines Parlamentsmitglieds als Freipaß in der guten Gesellschaft, und während fast der ganzen Dauer der Session glänzten die HH. Parlamentsmitglieder an den besten Tafeln der Stadt, in den Logen der Oper, bei den Festen, auf den Bällen, in den Concerten, kurz überall, nur nicht in den Hallen von Westminster. Während der Monate Mai und Juni und in den ersten Tagen Juli's sah man, wenn man nicht über irgendeinen wichtigen Gegenstand abzustimmen hatte, selten mehr als 75 oder 80 Mitglieder im Hause der Gemeinen anwesend. Die meisten Vertreter der Provinzen kamen erst um Ostern in London an. Im Durchschnitt bestanden die Mehrheiten aus ungefähr fünfzig Stimmen, und die Minderheiten schwankten zwischen zehn und dreißig Stimmen. Die Vertreter von Irland thaten ihre Anwesenheit in der St. Stephanshalle dadurch kund daß sie für oder gegen die Forderungen der Katholiken, und die schottischen dadurch daß sie für oder gegen einige Bills stimmten welche die Interessen des Nordens von Großbritannien berührten. In den Jahren 1824 und 1825 konnte man die Debatten, nachdem einflußreiche Mitglieder des Ministeriums, wie zum Beispiel Canning, Huskisson, Peel und Copley, das Wort ergriffen, und Lord Brougham, Lord Althorp, Mackintosh, Abercromby und William Lamb (der spätere Lord Melbourne) ihnen geantwortet hatte, als beendigt betrachten.

Die Speiseanstalt Bellamy's war zu jener Zeit ein sehr angenehmer Versammlungsort. Der alte Georges Byng, in Lederhosen, und Sir John Sebright, Sir Thomas Gooch und John Curwen, in demselben Costüm, erheiterten die Fremden durch ihre Erinnerungen von Pitt, Fox, Burke und Sheridan. Zuweilen mischten sich Sir Robert Vaughan und Sir Thomas Winnington, die alle beide lange am Knie zugeknöpfte Gamaschen trugen, in die Unterhaltung, und gaben ein gut Theil Anekdoten und Geschichtchen zum Besten. Ich wohnte damals, in Folge besonderer Vergünstigung des Sprechers des Hauses der Gemeinen, dreimal wöchentlich den Sitzungen bei, und nahm meinen Platz unter der Gallerie (der dem Publicum vorbehaltenen Tribune). Es befand sich daselbst ein großer, kräftiger, freundlicher Greis, Namens Frank Wright, der einer der vornehmsten Hüter der St. Stephanshalle war; er war im Dienste Pitts gewesen, und erzählte uns vor der Eröffnung der Sitzungen oft daß dieser Staatsmann schon hätte berühmt seyn können durch seine außerordentliche Fähigkeit — Portwein zu verschlucken. „An Tagen stürmischer Verhandlungen," sagte Wright, „hatte ich in meiner Nähe stets einen Vorrath Portweinflaschen, und der große Redner kam seinen Kräften durch tüchtige Züge aus großen Gläsern zu Hülfe." Ein anderer Saalhüter, Namens Giffard, bestätigte durch Kopfnicken die Erzählungen seines Collegen. Man veranstaltete damals ergiebige Mahlzeiten in der Küche des Hauses der Gemeinen selbst. Parlamentsmitglieder nahmen dort ohne Umstände ihr Mahl ein, und wurden von Frauen in einfachen Indienne-Gewändern, ohne die moderne Crinoline, bedient. Vortreffliche Schnitten Beef-Steak kochten daselbst auf dem Rost coram populo. Das Prasseln und der Geruch ihres saftigen Fettes, das auf die Gluth fiel, wurden den Gästen nicht erspart; allein dieser Lärm und dieser Duft schienen den eßlustigen Herren nicht zu mißfallen. Man fand dort Sauterner- und Château-Margaux-Weine von ausgesuchtem Bouquet. Die Trinker von einer, zwei und drei Flaschen waren im Jahr 1824 zahlreich, allein es gab keine Raucher unter ihnen. Die Gewohnheit des Rauchens wurde erst im Jahr 1840 eingeführt und fortgepflanzt.

Die Abendmahlzeiten waren damals bei allen Ständen häufig, und ihre natürliche Folge gab sich unter der Gestalt nächtlichen Gelärms kund. Die Polizeigerichtshöfe hatten wegen Trunkenheitsscenen und Händeln in den Straßen mehr als einen galanten Mann abzuurtheilen, der sich nie in solche Abenteuer hätte mischen sollen. Man kann hierüber die Spalten des Morning Herald zu Rathe ziehen — eines Blattes welches sich ein boshaftes Vergnügen daraus machte treu die

Digitized by Google

Scenen vor den Polizeigerichten zu verzeichnen. Von 1824 bis 1860 ist in dieser Hinsicht eine sehr bemerkenswerthe Besserung eingetreten, die man theilweise dem Umstand verdankt daß sich die gesellschaftliche Sittlichkeit im allgemeinen erhöht, theils dem daß eine neue Organisation der Polizei die ehemaligen Watchmen (Nachtwächter) beseitigt hat.

Eine der Aufmerksamkeit würdige Veränderung ist auch unter der Bevölkerung der Buden und Magazine vor sich gegangen. Die Handelsleute zeichneten sich im Jahr 1825 durch ihre kriechende Höflichkeit und oftmals ihre Servilität gegen hochstehende und fashionable Personen aus. Der Chef eines Etablissements von Bond-Street, Oxford-Street, Piccadilly oder des Strand glaubte sich verpflichtet seine Kunden bis an den Wagen zurückzugeleiten, und zwar entblößten Haupts, selbst beim heftigsten Regen; die Kaufleute von Cheapside und Aldersgate-Street behandelten die Millionäre der City mit derselben Ehrerbietung.

Die Rechnungen wurden nur einmal jährlich überreicht; der damalige berühmte Schneider Stultz bewilligte zwei Jahre Credit, und gab 15 Proc. Rabatt wenn man ihn im Jahr bezahlte. Zu jener Zeit, die uns so fern zu liegen scheint, waren fast alle Handeltreibenden bezüglich ihrer politischen Meinungen Tories, allein sie lasen in den öffentlichen Blättern fast nur die Modeartikel, die Einzelheiten über einen Mord, den Bericht über einen Boxerkampf, oder die Waarenpreise. Sie waren, beinah' ohne Ausnahme, alle gegen die Katholiken-Emancipation, gegen die Wahlreform, gegen den Widerruf der Testacte und gegen alle von Irland geforderten Justizmaßregeln. Die eingewurzeltsten Vorurtheile gegen die Irländer aller Classen bestanden in ihrer vollen Kraft. Man wollte in einem Irländer nur einen Schlaukopf, einen Einfaltspinsel oder einen elenden Possenreißer sehen. Die Eingenommenheit gegen die Irländer war der Art, daß sich der berühmte Wundarzt Abernethy, als er sich in London niederließ, für einen Schotten ausgab, obschon er in Belfast in Irland geboren wurde. Diese engherzigen und ungerechten Begriffe sind, Gott sey Dank, jetzt verschwunden.

Die Handarbeit der Handwerksleute und der verschiedenen Gewerke wurde damals viel besser bezahlt als heutzutage. Ein gut gemachter Rock oder Beinkleid, ein Paar Stiefel oder Schuhe hatten fabelhafte Preise. Die Schneidersrechnungen der aristokratischen Jugend wetteiferten an Länge und Ungeheuerlichkeit mit denen die man einen Monarchen zahlen ließ der gleich verschwenderisch gewesen war als Prinz von Wales und als Regent des Königreichs. Der Friseur Truefitt taxirte jedes Haarschneiden auf eine halbe Krone, und der Vorgänger Truefitts hatte dafür sogar eine ganze Krone (3 fl.) verlangt, wie mir der General-Lieutenant W. Thornton erzählte, den ein Wortspiel, seiner Leidenschaft für den Walzer halber, den „General der Wolsker" nannte. Ich habe bereits gesagt daß die Londoner Krämer darauf versessen waren sich als Anhänger der Autorität und als Stützen der Regierung zu zeigen. Mit Ausnahme des Alderman Waithman, des Schneiders Place und des Wagenfabricanten Sheriff-Parkins, bekannten sich fast alle gut etablirten Handeltreibenden zu den politischen Ansichten ihrer reichen Kunden. Die meisten Aldermen waren eifrige Tories; wenn sie aber auch in ihren öffentlichen Versammlungen sich keines Solöcismus gegen die Monarchie schuldig machten, so war dieß um so mehr und schrecklicher der Fall in Bezug auf die Grammatik.

Es schien daß man zwischen der eigentlich so genannten City und dem Londoner Westend eine tiefe Scheidelinie gezogen hatte, so wenig glichen sich ihre Bewohner. Mehrere der vornehmsten Kaufleute, Bankiers, Bierbrauer ꝛc. wohnten in Bedford Square oder Russell Square, oder in der Pfarrei Bloomsbury. Andere, die kolossalen Reichthum besaßen, lebten indeß im Mittelpunkt ihrer Geschäfte in Leman Street, Goodman Square, Aldersgate Street, oder Austinfriars. Wieder andere wohnten auf dem Lande, zu Mile-End-Green, Tottenham, Edmonton, Wimbledon, Southgate, Stamford-Hill, Richmond, Cobham ꝛc. Diejenigen welche sich in den fashionablen Straßen etablirt hatten, konnte man nur nach Zwanzigen zählen; heutzutage sind sie dort zu Hunderten und selbst zu Tausenden vorhanden. Die reichen Israeliten wohnten, mit einigen Ausnahmen, wie z. B. die Rothschild und Montefiore, damals in der City, während sich heutzutage Israel in allen eleganten Straßen des Westend in Masse zeigt, und in den vollendetsten Equipagen oder auf Reinblutpferden in den Parks sehen läßt. Die Handeltreibenden der City, welche ihre Wohnungen fern von ihren Geschäftslocalen hatten, begaben sich damals in Diligencen, die am Eck von York Place und New-Road sowie an der Barrière von Tyburn aufgestellt waren, in ihre Comptoire. Der Preis eines Platzes nach der Bank betrug 2 Shillinge (1 fl. 12 kr.) im Innern, und 1 Shilling (36 kr.) auf dem Imperial. Die Cabriolets, Broughams, Omnibus haben all dieß geändert, und man hat dabei gewonnen, denn ein malproprer Fiacre nahm euch 4 Shillinge ab um euch von Hyde-Park nach der Bank zu führen.

Die Richter kamen im Jahr 1824 weit weniger unter die Leute als jetzt. Mit Ausnahme des Lordkanzlers (Eldon) und des Vicekanzlers (Sir John Leach) trugen sie alle ein eben so unterscheidendes Costüme wie das der anglicanischen Bischöfe. In den Straßen erkannte man einen Richter an seinem dreieckigen Hut, seinen kurzen Beinkleidern, seinen schwarzseidenen Strümpfen und seinen oft mit Silberschnallen gezierten Schuhen. Noch immer schwebt mir die hohe und Achtung gebietende Gestalt Sir Robert Grahams, des Ober-Baron der Schatzkammer, vor Augen, der sich in diesem puritanischen Aufputz durch die Oxford Street nach seiner Wohnung am Bedford Square begab, und regelmäßig bald da bald dort stehen blieb, um aus seiner großen goldenen Tabaksdose eine Prise zu nehmen. Eine andre Magistratsperson, Sir John Bailey, zog beim Heraustreten aus dem Gerichtshof über seine seidenen Strümpfe ein Paar Stiefel an, die bis ans Knie reichten, und stieg in seinem dreieckigen Hute zu Pferd. Von zwölf Londoner Richtern wohnten acht in Bedford Square und in Russell-Square. Der Kanzler selbst, Lord Eldon, hatte seine Wohnung in Nr. 32, Bedford Square. Der Vicekanzler, Sir John Leach, wohnte in South-

Digitized by Google

Street, am Hyde-Park, wo man ihn täglich von 4 bis 5½ Uhr auf seinem Pony spazieren reiten sehen konnte. Er galt in der Magistratur für einen „Petit-Maitre" und „Muscadin," obgleich seine Abstammung ziemlich dunkel war, da er anfangs Gehülfe eines Architekten gewesen. Mehrere der berühmteren Advocaten hatten Gemächer in den Inns of Court (Rechtscollegien), und gaben dort Festmahle. Ihre Tafeln waren gut bedient, und den Mahlzeiten fehlte es nicht an Eleganz; allein sie hatten weder den Luxus ausgesuchter Schüsseln noch den der Bedienten, welcher sich heutzutage bemerklich macht.

Die Richter und Magistratspersonen der Gegenwart wohnen in Mayfair, Eaton Square, Eaton Place und andern Oertlichkeiten die vor dreißig Jahren ödes Erdreich waren. So z. B. existirte Belgrave-Square im Jahr 1825 noch nicht, Eaton Square war nur auf einer Seite beendigt, und wahrscheinlich dachte man selbst nicht von ferne an Gloucester- und an Sussex-Square, noch an die Terrassen und Gärten am Hyde-Park.

(Schluß folgt.)

Die Insel Rossel (Louisiade-Archipel).

Der Louisiade-Archipel unter 10° nördl. Br. liegt in der Richtung und darf als eine Verlängerung der Südostzunge von Neu-Guinea betrachtet werden. Die Insel Rossel aber, die zweitgrößte und östlichste der Gruppe, ist ein ziemlich ansehnliches Object. Kürzlich scheiterte dort ein französischer Kauffahrer St. Paul, und die 300 Schiffbrüchigen fielen den wilden Eingebornen in die Hände, die sie sämmtlich auffraßen. In Folge dessen wurde Capitän Grimoult im Styx abgeschickt um die Rosselier zu züchtigen. Es gelang ihm nur einen einzigen der Verunglückten, der drei Monate unter den Eingebornen gelebt hatte, und, wie es scheint, auf eine spätere Mahlzeit aufgespart worden war, zu erretten. Sonst mußte er sich begnügen die Dörfer der Eingebornen, die er erreichen konnte, zu zerstören. Hr. Rochas, der Chirurg an Bord des Styx, nahm an dieser Fahrt Theil, und ihm verdanken wir im Bulletin de la Soc. de Géogr. die ersten genaueren Mittheilungen über Rossel.

Der große Durchmesser der Insel beträgt 12 französische Meilen (20 = 1°), und übertrifft nur um weniges den kleineren. Die Insel selbst ist ein aufragender Gebirgsstock, der sich rasch aus dem Wasser hebt und nur einen schmalen, ebenen, meist sumpfigen Strand besitzt, wo Manglebüsche bis zur Fluthgränze gedeihen. Einzelne Punkte der Insel sollen sich bis zu 2500 oder 3000 Fuß erheben. Der Anblick ist daher voll tropischer Herrlichkeit. Wälder steigen bis zu den Gipfeln der Berge hinauf, an deren untern Abhängen Pflanzungen sowie Hütten unter schattigen Fruchtbäumen in der Nähe des Meeres oder in der Tiefe bewässerter Thäler liegen. Die Häuser sind im malayischen Styl auf Pfählen 2—3 Fuß über dem Boden erbaut, ihre Wände bestehen aus einem käfigartigen Rohrgeflecht, und das Dach mit zweiseitigem Tropfenfall und weit vorspringend, bildet eine Veranda. Seine Bedeckung besteht aus Cocos- oder Zuckerrohrblättern. Große Eleganz gibt es dem tropischen Bauwerk daß das Dach nicht auf den Mauern der Hütte, sondern frei auf eigenen Pfosten ruht. Ein solches Gebäude ist durchschnittlich 30 Fuß lang, 10 breit und ebenso viel hoch. Man erreicht die Flur auf einer rohen Stiege, welche nach der niedrigen Pforte führt. Diese, sowie etliche Fenster, welche geschlossen und geöffnet werden können, verstatten eine Lüftung des Innern, in dessen Mitte aus Kieselsteinen ein Herd errichtet wird, auf welchem man während der ganzen Nacht Feuer zur Verscheuchung der Stechfliegen unterhält. Das Hauptwerkzeug der Eingebornen ist ein geschliffener Basaltstein an einem hölzernen Stiele, mit Stricken befestigt, welcher die Dienste eines Beiles verrichten muß. Ihre einzigen Waffen sind Wurfspieße und Steine, welche beide aus freier Hand geschleudert werden. Messer verfertigen sie aus scharfen Austernschalen, und mit ihnen, sowie mit den Beilen, bauen sie ihre Fahrzeuge, ausgehöhlte Baumstämme mit doppelten Auslegern versehen und bisweilen als Doppelpiroguen zusammengeschirrt. Sonst erstreckt sich ihre Industrie nur noch auf das Flechten von Körben und von Matten.

Die Hautfarbe der Rosselier ist noch schwärzlicher als die der Fidschi und der Neucaledonier. Plattnasen, vorstehende Backenknochen, langes, wolliges Haupthaar und kurzer Bartwuchs beweisen daß sie zu den Australnegern gehören. Ihre von der Natur ihnen reichlich bewilligte Häßlichkeit erhöhen sie durch das Betelkauen, welches die Lippen und das Innere des Mundes krebsroth färbt. Dem sogenannten schönern Geschlecht dienen noch zum Comparativ der Häßlichkeit die langen birnenförmigen Brüste. Die Kleidung der Männer besteht, außer an festlichen Gelegenheiten, wo sie ein Stück Holz oder einen Knochen in der durchlöcherten Nasenwand tragen, nur aus einem kleinen Täschchen um die Geschlechtstheile zu verbergen; die Frauen dagegen tragen einen Franzenschurz, der von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reicht. Sie sind übrigens so wild und grausam wie die Männer, denn gegen die Leute des Styx zogen sie mit ins Gefecht, heulten, drohten und eiferten ihre Männer zum Kampf an.

Das Klima der Insel ist sehr heiß, so daß um Mittag das Thermometer 28° R., am Morgen und Abend 24 zeigte. Die Regenzeit war Anfangs Januar noch nicht eingetreten, wurde jedoch täglich erwartet. Wenn Rossel so bevölkert ist wie der drei Meilen lange Küstenstrich den man besuchte, so muß die Insel etliche tausend Bewohner zählen.

Digitized by Google

Näheres über Dr. Roſchers Tod.

Aus Mombas (Oſtafrika) wird uns geſchrieben: „Sie wiſſen daß der junge Reiſende Dr. A. Roſcher aus Hamburg, der erſt vor zwei Jahren nach Oſtafrika kam, auf dem Rückweg von ſeiner Reiſe nach dem Niaſſa-See kürzlich ermordet wurde. Die Miſſethäter haben den gerechten Lohn ihrer ſchrecklichen That ſchon empfangen, indem der engliſche Conſul, Colonel Rigby, obgleich die Araber ſich ſtark dagegen ſetzten, dieſelben am 23 Auguſt öffentlich in Zanzibar hinrichten ließ. In einem Brief den ich kürzlich von Colonel Rigby erhielt, theilte er mir nur die einfache Thatſache mit. Einige nähere Umſtände erfuhr ich nachher von einem Eingebornen aus Mombas, der auch erſt kürzlich von Zanzibar kam, und ich theile ſeine Ausſage mit, ohne zu wiſſen wie weit ſie wahr iſt. Er ſagte: Dr. Roſcher habe den See glücklich erreicht, aber ſeine Träger ſeyen ihm alle an einer epidemiſchen Krankheit im Bunde mit den Beſchwerden der Reiſe nach und nach geſtorben! In dieſer hülfloſen Lage hätten ihn die Waſiao, durch deren Land er zog, wahrſcheinlich nur des Raubes wegen ermordet, als er etwa noch ſieben oder acht Tagreiſen von Kiloa entfernt war. Sobald die Nachricht nach Zanzibar gelangte, ſchickte der Sultan eine Anzahl Soldaten an die Behörden in Kiloa mit dem Auftrag die Mörder einzufangen. Wie es ſcheint, wurden dieſe auch ohne weitere Schwierigkeiten ausgeliefert, und daraus würde hervorgehen daß dem Angriff auf das Leben des verlaſſenen Reiſenden kein von einem bedeutenden Mann oder Häuptling vorher gefaßter Anſchlag zu Grunde lag. Im Gegentheil erwähnt der engliſche Conſul zwei Häuptlinge, Kinkomanga und Makawa, die ſehr freundlich und gütig gegen den Reiſenden geweſen ſeyen, und denen er beabſichtige Geſchenke und Briefe zu ſchicken durch den Baron von der Decken, einem Oberſten in der hannover'ſchen Armee, der im Begriff ſey ebenfalls die Reiſe an den See Niaſſa zu machen. Ich glaube der Tod dieſes jungen Reiſenden wird die Erforſchung Oſt- und Centralafrika's nur beſchleunigen. Noch möchte ich hinzufügen daß auch Capitän Speke, begleitet von einem neuen Reiſenden, Capitän Grant, kürzlich wieder in Zanzibar angekommen iſt, und bald in das Innere aufzubrechen gedenkt,[1] um ſeine Unterſuchungen und Entdeckungen über die großen Seen fortzuſetzen. Die große Aufgabe die ſie ſich geſetzt haben, iſt die, zu erforſchen ob der weiße Nil nicht im Zuſammenhang ſtehe mit dem Ukerewe-See oder Victoria Nyanza, wie er nun auch heißt. Es freut mich ſehr zu vernehmen daß zu dieſer großen und weiten Reiſe die Dienſte von 10 Hottentotten-Soldaten vom berittenen, das Cap ſchützenden Corps in Anſpruch genommen werden ſollen. Der bedeutende Fortſchritt den nun Südafrika gemacht hat, wird dem übrigen Afrika, das noch ſo weit zurück iſt, ſehr gut zu ſtatten kommen, und die geringen Hottentotten, die einſt von der Welt ſo verachtet waren, noch zu Ehren gelangen."

[1] Iſt bereits geſchehen.

Miscellen.

Fortſchritte im Bau von Locomotiven. Ein engliſcher Mechaniker hat für einen Belgier einen Dampfwagen gebaut, der, außer dem Heizer, drei Perſonen aufnehmen kann und auf fahrbaren Straßen 10 engliſche Meilen, auf guten Straßen 16 engliſche Meilen in der Stunde zurücklegt. Wir wollen nicht näher in die Einrichtungen dieſer Maſchine eingehen, ſondern bemerken nur daß ſie auf drei Rädern angebracht iſt, und Brennſtoff und Waſſer in genügender Menge mit ſich führt um 10 engliſche Meilen machen zu können. — Ein anderes Fuhrwerk derſelben Art führt ſeit einigen Monaten auf den gewöhnlichen Straßen Großbritanniens einen großen Herrn umher, den Lord Caithneß. Es thut's dem erſten vielleicht einigermaßen darin vor daß es genügendes Brennmaterial und Waſſer für 30 Kilometer mitführt. Allein ein Umſtand den wir nur ſehr ſchwer glauben können, beſteht darin daß die Maſchine ſich mit einer Geſchwindigkeit von 12 Kilometern[1] in der Stunde bewegen und nur 10 Centimes Unkoſten per Kilometer verurſachen ſoll. Wir fürchten daß ſich in den Rechenſchaftsbericht, dem wir dieſe Nachweiſung entnehmen, ein Irrthum eingeſchlichen hat. (La Science pittoresque.)

*

Das muthmaßliche Alter der Geyſerröhre. Unmittelbar nach einem Ausbruch wird das Becken des Geyſer in Folge der entfalteten großen Hitze vollkommen trocken. Die Röhre iſt beinahe ganz leer; man ſieht daß ihre Seiten ſehr regelmäßig gebildet, aber ungefähr ein Drittheil ihrer Oeffnung hinab zuſammengezogen ſind. Ihre Tiefe mißt etwa 69 Fuß, und ihr Durchmeſſer an der Mündung beträgt ein wenig mehr als acht Fuß. Es läßt ſich hieraus gewiſſermaßen auf ihr Alter ſchließen. Wenn man ein Bündel Gras unter einen kleinen Fall legt, da wo die Maſſe des herabgeſtürzten Waſſers in den Fluß abfließt, ſo erhält es in 24 Stunden eine Kieſelerde-Bekleidung von ungefähr der Dicke eines ſehr dünnen Bogens Papier. Rechnet man 50 Bogen Papier auf eine Linie, und nimmt man die Höhe der Röhre auf 762 Zoll an, ſo können wir auf ein wahrſcheinliches Alter von 1036 Jahren ſchließen. In den erſten Zeiten der Coloniſation Islands, vor 936 Jahren, finden wir dieſes auffallenden Phänomens keiner Erwähnung gethan, aus dem einfachen Grunde weil die Geyſer-Röhre nur drei Fuß tief war, und ihre Ausbrüche ſonach unbedeutend geweſen ſind. Allein 436 Jahre ſpäter wird derſelben erwähnt, und ſie dürfte damals eine Tiefe von 26 Fuß gehabt haben; ihre Ausbrüche müſſen alſo verhältnißmäßig bedeutend geweſen ſeyn. Sie iſt ſonach an Ruhm und Kieſel zugleich gewachſen und hat immer größeres Aufſehen erregt. (Athenäum.)

[1] 7 Kilom. = 1 deutſche Meile.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 7. Augsburg, 10 Februar 1861.

Geschichte eines Jackson'schen Beamten.

(Aus dem so eben erschienenen dritten Band des Werkes: „Life of Andrew Jackson," by James Parton.)

Auf meinen Namen kommt nichts an. Nennt mich X. Clark. X. mag andeuten daß ich eine unbekannte Größe bin, während Clark meinen frühern Beruf bezeichnet.

Unsere Familie ist eine der ältesten von den alten New-Yorker Familien. Das beweisen unsere Porträts. Wir erschienen in Brocat und Diamanten, in Halskrausen, Manschetten und Zöpfen, auf Leinwand, die lange vor der Revolution gewebt wurde. Wir waren damals Tories, Hochtories, feste Stützen der Kirche und des Königs. In spätern Tagen traten wir auf die Seite des Volks über. Wir waren „Republicaner" in den Tagen Jeffersons, „Bockschwänze" in den Tagen Van Burens, „Demokraten" in den Tagen Jacksons. Unsere Familie nahm eine hohe Stellung ein in der Partei. Von meinem Großohm glaubte man daß er von den Umtrieben der Albany-Regentschaft [1] mehr wisse als die Albany-Regentschaft selbst, und Hr. Van Buren, unser politischer Häuptling, der große Bock der „Bockschwänze," war meines Großohms Freund. Diese Thatsache imponirte uns gewaltig; denn Hr. Van Buren war in den Tagen meiner Jugend eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in der öffentlichen Meinung. Meiner jugendlichen Einbildungskraft erschien er als das Haupt der ganzen Menschheit, als der Erste unter den Ersten, als Redner, Staatsmann, Zauberer, Sieger!

Ich wurde für den Kaufmannsstand erzogen. In meinem vierzehnten Jahr fegte ich den Laden aus, und schloß die Thüren auf und zu. Im zwanzigsten war ich ein vollberechtigtes Mitglied der Ladendienerzunft, im zweiundzwanzigsten Buchhalter, und im sechsundzwanzigsten erfreute ich mich des Titels „Secretär" im Dienst einer Gesellschaft. Einen aufrichtigeren und harmloseren jungen Mann als ich in jenem Alter war, kann es gar nicht geben. Dazu erzogen, mich um meine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern; gewohnt mit Kaufleuten von der alten Schule zu verkehren, die wenig sprachen und alles so meinten wie sie es sagten; mit keiner andern Politik bekannt als der eines stillen kaufmännischen Viertels, in welchem nur solide und respectable Männer einen hervorragenden Platz einnahmen, hatte ich so wenig von einem Politiker an mir als man sich nur irgend denken kann. So wenig kannte ich die Welt, daß, wenn jemand zu mir sagte: „Herr Clark, es freut mich Sie zu sehen," oder: „Es wird mir Vergnügen machen Ihnen zu dienen," ich ihm Glauben schenkte. Dasjenige Mitglied unserer alten Firma dessen Wesen mir am meisten zusagte, hatte aber auch in der That ein so feines Wahrheitsgefühl, daß, wenn er jemanden gesagt hätte er freue sich ihn zu sehen, während er sich in Wirklichkeit nicht freute, er die drückende Empfindung gehabt haben würde als hätte er eine Lüge gesprochen. In meiner Unschuld dachte ich mir daß es mit allen großen Männern so sey.

Im Frühjahr 1829 trugen sich die zwei ersten wichtigen Ereignisse in meiner Geschichte zu. General Jackson wurde Präsident der Vereinigten Staaten, und die Gesellschaft, deren Secretär ich war, hörte auf zu existiren. Ich sagte zu mir selbst: „Ich habe lange genug in New-York gelebt; es ist Zeit daß ich etwas von der Welt sehe. Unsere Partei ist am Ruder, und unsere Partei ist eine Partei die ihre Freunde belohnt. Ich will nach Washington gehen und in einem der Ministerien eine Secretärstelle erhalten." Mein Ohm billigte meinen Entschluß und gab mir ein Empfehlungsschreiben an Hrn. Van Buren. Mein geschätzter Freund von der alten Firma, der auch Mitglied des Congresses war, gab mir das Zeugniß eines correcten und geschickten Rechners, und zwar ebenfalls in der Form eines Empfehlungsbriefes an Hrn. Van Buren. „Gouverneur Van Buren" nannten wir ihn damals, indem wir ihn im vorhergehenden Herbst zum Gouverneur gewählt hatten. Als ich meine Empfehlungsbriefe erhielt, war gerade seine Anstellung als Staatssecretär und seine Verzichtleistung auf das Gouverneursamt bekannt geworden, und man erwartete den großen Mann auf seinem Wege nach Washington täglich in New-York.

Er kam. Ich hatte in den Morgenblättern gelesen daß

[1] Ein Clique von Politikern die lange den Staat New-York beherrschte, und deren Name sich bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat.

Digitized by Google

er mit dem Dampfboot von Albany ankommen würde, und gieng hinunter nach dem Landungsplatz um einen Blick von ihm zu erhaschen. Da ich ihn noch nie gesehen hatte, war ich außerordentlich neugierig auf den Anblick des Mannes von dem ich so viel gehört, und der, wie ich hoffte, etwas großes für mich thun sollte. Zwei Herren spazierten auf dem Sturmdeck Arm in Arm auf und ab, während das Boot in seinen Ankerplatz einlief. Einer von ihnen war ein kleiner Mann von mittlerm Alter, der andere ein sehr junger Mensch. Die Menge am Werft schrie Hurrah.

„Der Gouverneur muß angekommen seyn," sagte ich zu einem neben mir Stehenden; „aber warum zeigt er sich nicht? Er sollte doch auf dem Sturmdeck seyn."

„Dort ist er ja," erwiederte der Angeredete; „der kleine Kerl in dem Ueberzieher, und der neben ihm geht, ist sein Sohn."

Welche Ueberraschung! Welche Enttäuschung! Ich hatte die fixe Idee gehabt daß Gouverneur Van Buren ein Mann von denselben großartigen körperlichen Proportionen sey wie Gouverneur Clinton. Ich erwartete sogar daß er noch imposanter und stolzer aussehen müsse als Clinton. Eine unbestimmte Vorstellung lebte in mir daß alle Gouverneure kolossale Gestalten seyen, was wahrscheinlich davon herrührte daß der einzige Gouverneur den ich je gesehen meinen erstaunten Augen so erschien. Die jetzige Generation kann sich gar nicht mehr denken was für ein großer Mann ein Gouverneur vor dreißig oder vierzig Jahren war.

Ich sah Vater und Sohn in einem Wagen fortfahren. Sie begaben sich, wie ich wußte, nach dem City Hôtel, dem größten Hôtel jener Zeit, welches in dem untern Theil des Broadway lag, einer Gegend die seitdem längst vom Handel monopolisirt worden ist. Ich folgte ihnen langsam zu Fuß, und als ich das Hôtel erreichte, fand ich das Gastzimmer mit Politikern angefüllt, die begierig waren dem neuen Premierminister ihre Achtung zu bezeugen." Einige Minuten darauf wurden die Thüren des großen Speisesaals aufgerissen, der Buchhalter des Hauses stieg auf einen Stuhl und rief:

„Die Herren, welche Hrn. Van Buren zu sehen wünschen, wollen gefälligst in den Speisesaal eintreten."

Wir stürmten hinein, unserer fünfzig oder sechzig, Politiker mit und ohne Amt; solche die eine Stelle zu bekommen, und solche die ihren Platz zu behalten wünschten. Wir waren rasch vertraut mit einander, und unser joviales Geschwätz und Gelächter machte einen wahren Höllenlärm. Politiker sind bekanntlich gegen jedermann freundlich, weil sie nie wissen ob nicht dieser oder jener ihren Absichten förderlich seyn kann, und ob nicht ein Mensch der jetzt machtlos ist, bald in der Lage seyn wird ihnen helfen zu können. Nachdem wir eine Zeitlang gewartet hatten, alle in der Hoffnung daß der große Mann sich zeigen werde, erschien ein Aufwärter und schrie:

„Meine Herren, Hr. Van Buren läßt um Ihre Karten bitten."

Die alten Praktiker lachten. Alles suchte in seinen Taschen herum.

„Karten?" sagte ich; „wozu will er unsere Karten? Ich habe keine Karte bei mir. Ich werde einen Zettel an den Gouverneur schreiben."

Unter dem Gelächter der mir zunächst stehenden Gruppe schrieb ich die folgenden Zeilen nieder:

„Mein Herr! Ich habe zwei Empfehlungsbriefe an Sie, einen von meinem Ohm, Hrn. — —, den andern von meinem Freund, dem Achtbaren — —. Ich bin hierher gekommen um Ihnen dieselben zu überreichen, und werde erfreut seyn wenn Sie mir eine Stunde bezeichnen wollen zu welcher es Ihnen gelegen seyn wird die Briefe entgegen zu nehmen. Ich bin ꝛc. X. Clark."

Ich faltete meinen Zettel und legte ihn zu den Karten. Der Aufwärter verschwand, kam wieder und sagte:

„Meine Herren, Hr. Van Buren läßt Sie grüßen, und Ihnen sagen daß er von seiner Reise ermüdet ist und Sie um die Ehre Ihres Besuches auf heute Abend um acht Uhr bittet. Hr. Clark wird so gefällig seyn zu warten."

Ich wurde augenblicklich der Löwe des Tages.

„Clark," sagte einer von der Gesellschaft zu mir, „Sie sind ein gemachter Mann. Sie werden das beste Amt bekommen das die Regierung zu vergeben hat. Kein Zweifel."

Die Menge verzog sich wieder in das angränzende Gastzimmer, die Thüren wurden geschlossen, und ich blieb allein in dem Speisesaal zurück, wo ich mich am Kaminfeuer niedersetzte. Ich saß dort eine Weile in spannender Erwartung, und überlegte was ich dem großen Mann sagen sollte. Ohne daß ich jemanden hatte eintreten hören, blickte ich endlich auf, und siehe da! an der andern Seite des Kamines saß der Magiker. Wir erhoben uns und tauschten die gewöhnlichen Begrüßungsformeln aus. Ich überreichte meine Briefe, die Hr. Van Buren höflich entgegen nahm und bedächtig las. Er faltete sie dann wieder zusammen und sagte:

„Ich schätze Ihren Ohm sehr hoch und eben so Ihren Freund, Herrn — —. Niemand im ganzen Staat steht höher in meiner Achtung als sie. Wenn ich irgend etwas thun kann, um mir diese Herren zu verbinden, oder Ihre Absichten zu fördern, so wird es mir großes Vergnügen machen."

Damit hätte, wie ich das später erfuhr, die Unterredung schicklicher Weise enden sollen; aber so groß war mein Mangel an Weltkenntniß daß ich diese Worte einfacher Höflichkeit im buchstäblichen Sinne nahm. Ich fühlte daß ich ein „gemachter Mann" sey. Kein Zweifel, der Staatssecretär konnte meine Absichten fördern, wenn er es wollte, und daß er es wollte, hatte er mir ja eben gesagt. Was konnte ein junger Mann mehr wünschen? Wie oft habe ich mich in spätern Jahren über diese unglaubliche Einfalt eines jungen Burschen von 26 Jahren gewundert.

Der Gouverneur blieb schweigend sitzen, in der Erwartung daß ich mich verabschieden werde. Da ich seine Absicht nicht verstand, so fragte ich ihn mit der naiven Sicherheit eines vollkommen Grünen:

„Wann gehen Sie nach Washington, Hr. Van Buren?"

„Wann ich nach Washington gehe?" erwiederte er mit einem gelinden Staunen im Tone seiner Stimme, welches auf zarte Weise ausdrückte: was geht das Sie an, junger Mann?

Digitized by Google

„Ja wohl, mein Herr," fuhr ich ruhig fort, „ich wünsche zu wissen wann Sie nach Washington gehen. Es ist von Wichtigkeit für mich, daß ich das weiß."

„Nun," entgegnete er, „das kann ich nicht genau sagen, in einigen Tagen, denke ich."

„In einigen Tagen?" fragte ich weiter. „Nicht früher?"

„Wie so?" wandte er ein. „Würde Ihnen das nicht conveniren?"

„Nein, Hr. Van Buren," antwortete ich; „das würde es allerdings nicht recht."

„In der That?" fuhr er fort. „Ich bedaure daß es Ihnen nicht zusagt. Wann beabsichtigen Sie denn zu gehen?"

„Ich dachte, mich schon morgen früh aufzumachen."

„So bald?"

„Nun ja, mein Herr. Das heißt, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben. Oder haben Sie vielleicht?"

„Ich? O keineswegs. Ich denke, Sie gehen am besten morgen früh."

„So dachte ich auch," entgegnete ich, ohne die geringste Ahnung von der Abgeschmacktheit meines Benehmens und von seinem Erstaunen zu haben.

Wieder trat eine ungeschickte Pause ein. Wieder wartete der große Mann darauf, daß ich meinen Hut nehmen und gehen sollte. Ich that nichts dergleichen.

„Hr. Van Buren," hub ich wieder an, „ich kenne keine Seele in Washington. Ich würde Ihnen sehr verbunden seyn wenn Sie mir ein paar Empfehlungsbriefe an Ihre dortigen Freunde geben wollten."

Dieses Verlangen, wie ich später einsah, war beinah zu viel selbst für seine unbesiegliche Höflichkeit. Er starrte mir gerade ins Gesicht.

„Empfehlungsbriefe? fragte er dann nachsinnend. „Lassen Sie mal sehen, wer ist denn gerade jetzt in Washington? Der Generalanwalt, denke ich, ist abwesend, und der Schatzsecretär ebenfalls. Ich glaube, Gouverneur Branch ist da und Herr Eaton."

Als ich in späterer Zeit an diese Unterredung zurückdachte, kam ich auf die Vermuthung daß er mich durch die Aufzählung berühmter Namen einschüchtern wollte. Damals aber war ich taub und blind gegen alle solchen zarten Winke und entgegnete ihm:

„O Hr. Van Buren, auf die andern Herren kommt es nicht weiter an. Ein Brief an Hrn. Eaton oder an Gouverneur Branch ist vollkommen genügend."

„So, das würde also genügen?"

„Vollkommen," sagte ich.

Da er keine Anstalten zum Schreiben machte, erlaubte ich mir, die Schreibmaterialien, die ich kurz zuvor gebraucht hatte, zu ihm hinzuschieben, und wartete darauf daß er zur Feder greifen solle.

„O," sagte er, „Sie wünschen daß ich jetzt schreibe, nicht wahr?"

„Nun ja, mein Herr," erwiderte ich, „das wünsche ich freilich, wenn es Ihnen aber nicht paßt, so will ich im Laufe des Tages wieder vorsprechen."

„Nicht nöthig," sagte er, indem er sich zum Tische wandte und zu schreiben begann.

Er händigte mir dann folgende Epistel ein:

„An die HH. Eaton und Branch. Diese Zeilen werden Ihnen durch meinen jungen Freund, Hrn. Clark, der mir nach Washington vorausgeht, überreicht werden. Jede Aufmerksamkeit die Sie ihm erzeigen, wird hoch angeschlagen werden von Ihrem ꝛc. M. Van Buren."

Mit diesem Glückspaß in der Tasche befreite ich ihn von meiner Anwesenheit; und Hr. Van Buren, denke ich mir, muß sehr froh darüber gewesen seyn daß er seinen unschuldigen „jungen Freund" endlich los wurde.

Am dritten Morgen nach dieser Zusammenkunft erwachte ich in der Stadt Washington. Nachdem ich in den weiten öden Straßen eine Zeitlang herumgeschlendert war, begab ich mich mit meinem kostbaren Brief im Sack nach dem Bureau des Marinesecretärs. Das Vorzimmer in welches ich gewiesen wurde, war mit Leuten angefüllt welche darauf warteten daß die Reihe an sie kam von dem neuen Aemtervergeber vorgelassen zu werden. Grün wie ich war, schien doch meine dreitägige Erfahrung als Aemterjäger mich von der Handwerksgenossenschaft frei gemacht zu haben, und ich wußte auf den ersten Blick daß jeder der im Zimmer Anwesenden gekommen war eine Anstellung zu suchen. Ich wartete und wartete und wartete. Zwei volle Stunden müssen vergangen seyn ehe an mich die Reihe kam vorgelassen zu werden. Ich wurde endlich in sein Cabinet gewiesen, und indem ich langsam und unbeholfen auf Hrn. Branch zugieng, welcher an einem Tische saß, mit dem Aussehen eines Mannes der bis auf den Tod angegriffen und kaum mehr im Stande ist irgend einem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zu widmen, sagte ich zu ihm:

„Ich habe hier einen Brief, mein Herr, von Hrn. Van Buren."

Er nahm den Brief, ohne dem Anschein nach verstanden zu haben was ich sagte, und öffnete ihn langsam. Dann sah er mich an. Ich glaube, ich war verlegen über die Kälte seines Empfanges, und spielte wahrscheinlich keine besonders entsprechende Figur. In lautem, kurz abgebrochenem, und, wie mir schien, höchst impertinentem und beleidigendem Tone redete er mich an:

„Nun, junger Mann, was wünschen Sie denn?"

Ich war nicht mehr verlegen. Eine plötzliche Wuth erfaßte mich, und ich schrie:

„Was ich wünsche, mein Herr? Ich wünsche nichts, mein Herr, durchaus gar nichts. Ja, mein Herr, ich wünsche nichts. Ich wünsche nur diesen Brief. Er ist von Hrn. Van Buren, aber ich will Sie nicht damit incommodiren, mein Herr. Ich ersuche Sie mir denselben zurückzugeben."

Er reichte mir den Brief. Ich riß ihn aus seiner Hand, wandte mich um und gieng davon, kochend vor Zorn. „Beim Himmel," sagte ich zu mir selbst, indem ich die Treppe hinuntereilte, „wenn das die Art ist wie man in Washington Geschäfte abmacht, werde ich mich je eher, je lieber nach Wall Street zurückmachen."

Digitized by Google

Die kühle Luft der Pennsylvania Avenue stellte einigermaßen meine Kaltblütigkeit wieder her. Ich hatte mich halb und halb entschlossen am nächsten Morgen wieder heimzureisen, als mir einfiel daß mein Empfehlungsbrief ja auch an Hrn. Eaton gerichtet sey, und daß es thöricht seyn würde das Spiel aufzugeben, so lange ich noch einen Trumpf in der Hand hatte. Ich lenkte deßhalb meine Schritte nach dem Kriegsministerium, und wurde sofort von dem Chef des Departements vorgelassen. Da es schon spät am Nachmittag, waren die Geschäfte des Tages beinahe zu Ende, und der Kriegssecretär hatte Muße und war in sehr guter Laune. Major Eaton war ein derber, munterer, angenehmer Mann, von außerordentlich leichten und cordialen Manieren. Er stand auf bei meinem Eintreten, las meinen Brief mit Aufmerksamkeit, schüttelte mir herzlich die Hand, lud mich zum Sitzen ein und forderte mich auf meine Wünsche auszusprechen.

Wie Hr. Van Buren, sagte er mir, es würde ihm Freude machen meine Absichten in jeder Weise, die in seiner Macht liege, zu fördern. Wir plauderten eine Viertelstunde lang in freundschaftlicher Weise über die Angelegenheiten unsrer Partei in New-York, worauf Hr. Eaton bemerkte:

„Dieser Brief ist, wie ich sehe, außer an mich, noch an Gouverneur Branch gerichtet. Ich denke, Sie werden den Gouverneur besuchen."

„Nein, mein Herr," sagte ich mit großem Nachdruck, „ich werde Gouverneur Branch nicht besuchen. Ich bin bei Gouverneur Branch gewesen und werde den Besuch nicht wiederholen, das versichere ich Ihnen."

„Nicht? Ist denn etwas unangenehmes vorgefallen?"

Zur Beantwortung dieser Frage erzählte ich ihm meine ganze Geschichte von meiner Zusammenkunft mit Hrn. Van Buren an bis zu meinem plötzlichen Aufbruch aus dem Bureau des Marinesecretärs. Selten habe ich einen Menschen so krampfhaft lachen sehen wie Major Eaton während der Erzählung meiner Abenteuer. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und wollte sich ausschütten vor Lachen. Er stand auf und lachte. Er gieng im Zimmer hin und her und lachte. Er warf sich auf die Ottomane und lachte. Ich mußte mitlachen, und sah jetzt zum erstenmal wie komisch mein Benehmen gewesen war. Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, sagte der muntere Secretär:

„Nun, Hr. Clark, wollen Sie so gut seyn und mir die ganze Geschichte noch einmal erzählen?"

Ich wiederholte sie wörtlich und mit demselben Resultat, wie zuvor. Dann sagte Eaton:

„Ich muß Sie noch um eine Freundlichkeit bitten. Ich wünsche daß Sie heute Abend nach meinem Hause kommen und diese Geschichte der Frau Eaton erzählen, gerade so wie Sie sie mir erzählt haben."

Ich gieng am Abend nach seinem Hause hin und fand dort eine große Gesellschaft von Herren versammelt, die der Dame des Hauses eifrig den Hof machten. Frau Eaton war damals noch nicht die gefeierte Person die sie bald darauf werden sollte, und ich wußte gar nichts von der besondern Stellung die sie in der Gesellschaft der Hauptstadt einnahm. Sie erschien mir als eine auffallend schöne und bezaubernde Frau, ganz Grazie und Lebendigkeit, die Seele der Gesellschaft. Ihre Räume waren, wie ich bald ausfand, der Sammelplatz der extremsten Jackson-Leute, und ihre Gunst wurde als die unumgängliche Einleitung angesehen um es zu etwas zu bringen. Unbekannt mit allen diesen Dingen erzählte ich meine Geschichte, zum großen Amüsement der Dame und aller ihrer Gäste. Ich bildete mir ein daß ich ein glänzendes Debüt in der Washingtoner Gesellschaft gemacht habe, und kehrte nach meinem Hôtel zurück, sehr zufrieden mit meinen Aussichten und mit mir selbst.

Hr. Van Buren kam bald darauf an, und ich machte ihm natürlich meine Aufwartung. Was für Einflüsse, außer den bereits erwähnten, noch zu meinen Gunsten geltend gemacht wurden, weiß ich nicht; nach einigen Tagen aber hatte ich die Genugthuung zu erfahren daß ich als Secretär im Staatsdepartement angestellt worden sey, und daß ich am nächsten Morgen um 10 Uhr mich einzufinden habe. Der Platz welcher mir zugetheilt worden, war kein hervorragender, aber ein confidentieller und, wie ich damals dachte, glänzend besoldeter. Ich hatte die Finanzen des Departements zu verwalten, und war der vertraute Bote zwischen dem Staatssecretär und Präsidenten. Es war ein Platz den ich mir vor allen andern ausgewählt haben würde, und den ich mit Ehren auszufüllen mich befähigt fühlte. Meine Dankbarkeit gegen den Secretär war gränzenlos und ebenso mein Verlangen mir seine Achtung zu erwerben.

Um 10 Uhr Morgens fand ich mich im Cabinet des Staatssecretärs ein. Mein Vorgänger, wie ich später erfuhr, hatte nicht die geringste Andeutung davon erhalten daß er entlassen werden solle. Er war ein Protegé des vorigen Präsidenten, Hrn. Adams, und glaubte daß er nach dem zeither üblichen Gebrauch im Amt bleiben werde, wenn auch alle andern abgesetzt werden sollten. Er hatte eine junge Familie, die bloß auf seinen Gehalt angewiesen war, und war persönlich ein höchst liebenswürdiger und achtungswerther Mann. Als Hr. Van Buren mich in sein Cabinet eintreten sah, klingelte er nach einem Boten und beauftragte denselben, Hrn. Jones zu benachrichtigen daß er einen Augenblick mit ihm zu sprechen wünsche.

Hr. Jones erschien. Hr. Van Buren redete ihn mit folgenden Worten an:

„Hr. Jones, ich erlaube mir, Sie mit Hrn. Clark von New-York bekannt zu machen. Die Regierung, Hr. Jones, hat keine Gelegenheit mehr von Ihren Diensten in diesem Departement Gebrauch zu machen. Hr. Clark ist zu Ihrem Nachfolger ernannt. Haben Sie die Güte ihn in Ihr Zimmer mitzunehmen und ihm alle erforderliche Auskunft hinsichtlich seiner Pflichten zu geben."

Der Schlag kam so plötzlich und so unerwartet daß der arme Jones kaum seine Empfindungen verbergen konnte. Er stand einen Augenblick sprachlos und wie vom Schlag gerührt da, und verließ dann das Cabinet ohne ein Wort zu sagen. Ich folgte ihm nach seinem Bureau, und als wir dasselbe

Digitized by Google

erreicht hatten, ſagte er mit zitternder Stimme und irrem Blick:

„Entſchuldigen Sie mich einen Augenblick, Hr. Clark; das war etwas zu plötzlich. Ich werde ſogleich wieder bei Ihnen ſeyn.“

Er wankte hinaus und blieb etwa 10 Minuten fort. Als er zurückkehrte, waren alle Spuren der Bewegung verſchwunden, und er gieng mit vollkommener Höflichkeit und Geduld daran, mir die Natur meiner zukünftigen Pflichten auseinanderzuſetzen. Ich bemitleidete ihn von Grund meiner Seele. Ich würde nicht einmal einen Küchenjungen ſo fortſchicken, und auch Hr. Van Buren würde es nicht. Es war das Syſtem, welches Hrn. Jones rückſichtslos auf die Straße warf und mich zu einem „gemachten Manne“ machte. Ein Syſtem und eine Corporation haben keine Seele.

Als ich wieder zu Hrn. Van Buren kam, ſagte er zu mir:

„Ich kenne nichts von dieſem Ihrem Platz. Suchen Sie ſich das Geſetz heraus und richten Sie ſich darnach.“

Später ſprach er ſich gegen mich dahin aus daß er die Patronage haſſe; er ziehe ein Amt vor, das keine zu vergeben habe. „Wie Sie auch immer darüber verfügen mögen,“ ſagte er, „Sie machen ſich Feinde. Die Leute welche Sie abſetzen, ſind ihre Feinde, und deren Freunde ſind beleidigt. Die Leute welche Sie anſtellen, ſind in der Regel nicht zufrieden, und alle unglücklichen Applikanten fühlen ſich gekränkt.“

„Ich bin darin eine Ausnahme, Hr. Van Buren,“ wandte ich ein; „ich bin mit meiner Stelle vollkommen zufrieden. Ich würde ſie mit keiner andern im Departement vertauſchen; ich könnte nie eine beſſere wünſchen.“

Da ich einen Theil der geheimen Fonds zu verwalten hatte, deren Verausgabung nicht ohne ausdrückliche Autoriſation von Seiten des Präſidenten geſchehen konnte, ſo führten mich meine Amtspflichten oft in das Weiße Haus. Meine erſte Zuſammenkunft mit dem Präſidenten ließ meine Geſchicklichkeit in der Kunſt, ehrliche Mißgriffe zu machen, im vortheilhafteſten Lichte erſcheinen. Ich war bei dieſer intereſſanten Gelegenheit von meinem Chef mit einem Stoß Papiere beladen und trat in die Thür des Präſidentenhauſes ein, mit Stolz erfüllt von der Größe meiner Miſſion. Ueberdieß hatte ich ein ſehr großes Verlangen, den General Jackſon zu ſehen, den ich von Kindheit an gewöhnt war zu verehren. Ein iriſcher Diener kam auf mein Klingeln.

„Ich wünſchte den Präſidenten zu ſehen,“ ſagte ich, wahrſcheinlich nicht mit der Herablaſſung, wie ſie einem großen Manne geziemt.

Der Mann erwiederte in einem empörend nonchalanten Tone: „der Präſident iſt beſchäftigt und nicht zu ſprechen.“

„Aber ich muß den Präſidenten ſprechen,“ entgegnete ich mit großer Entſchiedenheit; „ich habe Geſchäfte mit dem Präſidenten.“

Er ſagte, ich möge ihm meine Karte geben. Ich zog eine Karte aus der Taſche, ſchrieb haſtig den Namen des Hrn. Van Buren darauf, womit ich ſagen wollte daß ich in ſeinem Auftrag und als ſein Repräſentant da ſey, und fügte einige undeutliche Worte hinzu, um dieß zu erläutern, die jedoch, wie ich bald erfuhr, entweder unleſerlich waren oder nicht bemerkt wurden. Der Diener wurde ſehr höflich als er den Namen geſehen hatte, und lud mich ein, im Vorzimmer Platz zu nehmen. Er nahm meine Karte und kehrte augenblicklich mit der Einladung zurück, ich möge hinauf kommen.

Ich ſtieg die Treppe hinauf und trat in das Cabinet des Präſidenten ein, wo ein halbes Duzend Herren im Geſpräch ſaßen. Als ich zur Thür hineintrat, erhob ſich die ganze Geſellſchaft, den Präſidenten eingeſchloſſen, und brach in ein lautes Gelächter aus, nachdem ſie mich einen Augenblick angeſehen; ich ſtand erſtaunt und verlegen da. Der Präſident erklärte mir jedoch ſofort die Urſache dieſer plötzlichen Heiterkeit.

„Hr. Clark, wie ich vermuthe,“ ſagte er ſehr höflich.

„Der nämliche, mein Herr,“ erwiederte ich.

„Entſchuldigen Sie unſer Lachen, Hr. Clark,“ fuhr er fort. „Ich hatte nur obenhin auf Ihre Karte geblickt, und als ich auf derſelben den Namen des Hrn. Van Buren ſah, daraus geſchloſſen daß wir dieſen Herrn ſehen würden.“

Ich erklärte, wie der Irrthum gekommen ſey, und gebrauchte dabei zufällig einen Ausdruck, der dem geſchickteſten Politiker Ehre gemacht haben würde.

„Ich hatte keine eigene Karte bei mir, Hr. Präſident,“ ſagte ich, „indem es mir nicht in den Sinn kam daß einem Boten des Hrn. Van Buren der Eintritt verweigert werden könne. Und als Ihr Diener, mein Herr, mir ſagte daß Sie beſchäftigt und nicht zu ſprechen ſeyen, dachte ich, ich wollte die Verantwortlichkeit auf mich nehmen, Ihnen den Namen des Hrn. Van Buren hinaufzuſenden.“

Hierauf zog der General haſtig an der Klingelſchnur und ſagte dem eintretenden Diener:

„Dieſer Herr hat zu jeder Zeit Zutritt. Merken Sie ſich das: zu jeder Zeit. Hr. Clark, ſetzen Sie ſich; in einigen Augenblicken werde ich zu Ihren Dienſten ſeyn.“

Er ſprach in eigenthümlich offener und herzlicher, jedoch gebieteriſcher Weiſe. In jedem ſeiner Töne prägte ſich der Herr aus, jedoch ein Herr, dem zu dienen ein Vergnügen war. Ich liebte ihn von dieſer Stunde an. In ſeiner Gegenwart fühlte ich mich ſtets heimiſch; aber in der des Hrn. Van Buren, obſchon ich denſelben täglich ſah, fühlte ich mich nie zu Hauſe. Mein Geſchäft mit dem Präſidenten bei dieſer Gelegenheit war ein bloß formelles. Er prüfte die Aufſtellung, die ich mitgebracht hatte, unterzeichnete ſie, und ich verabſchiedete mich. Ich bemerkte daß die Feder, mit der er ſchrieb, eine Stahlfeder von merkwürdiger Größe war. Als er eines Tages über die Feder klagte, fragte ihn jemand ob er ſie bei einem Schmied repariren laſſen ſolle. Es war eine rieſige Feder, und er ſchrieb bisweilen mit einer ſo ungeheuren Schnelligkeit, wie ich ſie nie geſehen habe.

Einige Tage nach dieſer Zuſammenkunft erſuchte mich Hr. Van Buren, von einer Depeſche in auswärtigen Angelegenheiten, die er entworfen hatte, eine deutliche Abſchrift zu machen, dieſelbe zum Präſidenten zu bringen und ihn zu fragen ob er ſeine Anſichten richtig darin ausgeſprochen habe. Der Staatsſecretär, muß ich bemerken, widmete ſich mit großem Eifer den Pflichten ſeines Departements und gab ſich viel

Digitized by Google

Mühe mit ſeinen Briefen in auswärtigen Angelegenheiten. Er pflegte auf ſehr weit liniirtem Papier zu ſchreiben, ſo daß er nach Bequemlichkeit Zuſätze oder Aenderungen machen konnte. Dieſe Depeſche, wie ich mich noch entſinne, war ganz ſchwarz von ausgeſtrichenen und zwiſchengeſchriebenen Worten und Sätzen. Ich copirte ſie und brachte ſie zum Präſidenten, der ſie mit großer Aufmerkſamkeit durchlas und einige Minuten darüber brütete bis er mit dem Leſen fertig war. Endlich brach er ſein Schweigen:

„Nun, Hr. Clark, ich ſehe nicht ein, wozu es dienen ſoll, auf dieſe Weiſe wie die Katze um den Brei zu gehen, wenn man das was man meint, geradezu ſagen kann. Was halten Sie davon?“

„Ich, Hr. Präſident? Ich kann über ſolche Dinge nicht urtheilen. Meine Anſicht iſt nichts werth.“

„Darüber zu entſcheiden, iſt meine Sache,“ entgegnete der General. „Ich wünſche Ihre Anſicht zu hören.“

„Nun denn, mein Herr,“ erwiederte ich, „da Sie mich ſo beſtimmt fragen, muß ich Ihnen ſagen, daß der gerade Weg eine Sache auszuſprechen mir ſtets als der beſte erſchienen iſt. In der That, ich kenne keinen andern. Indeſſen, General, ich bin ſehr unerfahren, und vielleicht —“

„Ich denke genau ebenſo,“ fiel mir der General energiſch ins Wort. „Laſſen Sie die Schrift hier, Hr. Clark; ich will Hrn. Van Buren ſelbſt darüber ſprechen. Erſuchen Sie ihn zu mir zu kommen.“

Ich gehorchte. Am nächſten Morgen kam es mir vor als ob das Benehmen meines Chefs gegen mich etwas zurückhaltender ſey als gewöhnlich. Er ließ im Laufe des Tages eine Bemerkung fallen welche mich auf die Vermuthung führte daß er meine Anſichtsäußerung gegen den Präſidenten nicht billige. Ich erzählte ihm darauf die Unterredung gerade ſo wie ſie ſich zugetragen. Ich ſagte ihm daß ich mich geſcheut habe irgendeine Anſicht auszuſprechen, daß ich aber durch die peremtoriſche Aufforderung des Präſidenten genöthigt worden ſey meine Anſicht aufrichtig zu ſagen. Er ſchien mit meiner Erklärung zufriedengeſtellt und erwähnte den Gegenſtand niemals wieder. Trotzdem vergaß er den Vorfall aber nicht, wie ich zehn Jahre ſpäter erfuhr.

Ehe viele Tage vergiengen, befand ich mich wieder in dem Privatcabinet des Präſidenten mit einem Auftrag der nämlichen Art, und wieder fragte er mich um meine Anſicht über die Schrift, die ich ihm zur Durchſicht gebracht hatte. Ich wollte mich nicht zum zweitenmal fangen laſſen; ich hatte ſchon vorher den Entſchluß gefaßt, in dieſem Cabinet keine Anſichten mehr auszuſprechen. Ich erwiederte ihm alſo in meiner plumpen Weiſe:

„Hr. Präſident, ich wünſche wirklich daß Sie mich nicht fragen mögen, was ich denke. Die Wahrheit zu ſagen, mein Herr, Hr. Van Buren ſchien nicht beſonders erfreut darüber zu ſeyn daß ich Ihnen vor einigen Tagen meine Meinung über die Depeſche geſagt habe.“

Ich erzählte ihm dann was Hr. Van Buren geäußert, und wie ich ihm die Sache erklärt hatte. Der General lachte herzlich.

„Wie? er war doch nicht beleidigt? Oder war er?“ fragte er mich. „Das konnte er doch nicht ſeyn.“

„Nein,“ antwortete ich, „beleidigt war er nicht; aber das Ding gefiel ihm nicht, und ich würde es ganz entſchieden vorziehen, keine Anſichten mehr auszuſprechen.“

Dieſe Antwort ſtimmte den General ganz heiter, und nach einer Weile ſagte er:

„Kommen Sie, mein junger Freund; ſagen Sie mir aufrichtig was Sie von dieſer Stelle denken, und ich will Ihnen verſprechen Hrn. Van Buren nichts davon zu verrathen.“

Daraufhin ſprach ich meine Anſicht aus. Seit jener Zeit fragte er mich ſtets was ich von den Schriften hielte die ich ihm zur Durchſicht vorlegte, und begleitete ſeine Fragen manchmal mit der ſcherzhaften Verſicherung daß er Hrn. Van Buren nichts ausplaudern werde.

(Schluß folgt.)

Die neuen Panzerſchiffe.

Vor dem ruſſiſchen Kriege galten Kriegsflotten für eine gefährliche Waffe gegen Landmächte, wenigſtens die Engländer glaubten in ihrer Flotte eine eiſerne Ruthe zu beſitzen, und ſie wurden darin beſtärkt durch die Erfolge Lord Exmouths gegen Algier und durch Admiral Stopfords Vernichtung von St. Jean d'Acre — beides Fälle, wo die Vertheidiger am Land die feindlichen Fahrzeuge gemächlich herankommen ließen. Im Krieg gegen Rußland giengen aber den Briten die Augen auf. Das erſte Exempel wurde am Tiger vollſtreckt, an einer Dampffregatte die unweit Odeſſa ſtrandete, und an Bord 14 32Pfünder, 2 24pfündige Haubitzen und zwei Feldgeſchütze führte. Die Ruſſen ſchickten nur 4 24Pfünder oder 12Pfünder Haubitzen hinaus, und nach kurzer Zeit mußte, obgleich ſie artilleriſtiſch mehr als vierfach ſo ſtark war, die Fregatte die Flagge ſtreichen, denn ſie ſtand bereits an mehreren Punkten in Feuer. Umgekehrt bewies die nachfolgende Unternehmung gegen Odeſſa die Schwäche der ſchwimmenden Artillerie im Angriff. Die Briten wollten nur die Schiffe im Hafen von Odeſſa zerſtören, was ihnen allerdings auch gelang, allein bei dem Kampf mit den Landbatterien ſchoſſen die Briten ſo unſicher, daß aus einem Artilleriegefecht ein Bombardement Odeſſa's wurde. Die Engländer ſind nicht unempfindlich geweſen gegen den Schrei über dieſe Rohheit. „Wir wiſſen nicht, bemerkt Blackwoods Magazine, ob es jetzt noch ſo iſt, allein damals wurden in Odeſſa um die Kugelſpuren an den Gebäuden zwei ſchwarze Ringe gemalt und in den Zwiſchenraum die Legende geſchrieben: Charſamstag 1854.“ Bei dieſem Gefecht kam es abermals vor daß ein Schiff von einer glühenden Kugel getroffen wurde, ſo daß es augenblicklich aus dem Bereich der feindlichen Geſchoſſe ſich entfernen und die ſämmtliche Mannſchaft zur Aufſuchung der Kugel verwendet werden mußte. Es trifft ſich nämlich häufig daß glühende Kugeln durch die äußern Planken ſchlagen, und

Digitized by Google

zwiſchen dieſen und dem innern Futter herabrollen. Eine ſolche Kugel die ſich verkriecht, die man nicht findet und die langſam weiter brennt, iſt der gefährlichſte Wurm für ein Kriegsſchiff. Nicht befriedigt von dieſen Lehren, verſuchte die alliirte Flotte am 17 Oct. 1854 abermals ihre Kraft und zwar an den Baſtionen des Forts Conſtantin. Bei dieſer Gelegenheit thaten die alliirten Marine-Officiere alles was tapfere Soldaten thun können, und dennoch wurden ſie zurückgeſchlagen ohne an der feindlichen Feſtung mehr als die Bruſtwehren zerſtört und etliche Geſchütze zum Schweigen gebracht zu haben.

Der Kampf zwiſchen Schiffs- und Landartillerie war von jeher ein ſehr ungleicher. In Folge der Schwankungen des Schiffes ſchießen die Seekanoniere ſehr unſicher. Während die Landartillerie einen Gegenſtand von vielen Tauſenden von Quadratfuß, nämlich das Schiff ſelbſt, vor ſich hat, ſo daß jede ihrer Kugeln trifft, ſoll der Schiffskanonier nach den einzelnen Kanonen hinter der Batterie zielen. Das Schild des Schiffskanoniers iſt ein Brett, das Schild des Feindes am Land ein Wall von Sand und Raſen. Der erſte hat Schiffsbrand und das Meer, der andere nur Kugeln zu fürchten. Allein alle dieſe ältern Nachtheile ſind, durch die Erfindung Paixhan's den Hohlkugeln eine flache Flugbahn zu geben, ins unberechenbare geſteigert worden. Es gibt, ſagt das letzte Quarterly Review, vier Sorten ſolcher Bonbons. 1) Concuſſionskugeln, die ein Zündhütchen mit ſich führen, welches, ſowie die Kugel auf den erſten Widerſtand ſtößt, die innere Ladung der Kugel entzündet, die weit und breit alles in Stücke reißt, gleich als ob eine Mine ſich entladen hätte. 2) Noch gefährlicher iſt eine andere Art, die mit flüſſigem Eiſen gefüllt wird. Das flüſſige Eiſen erweicht die äußere Schale der Kugel, die am Ziel wie eine faule Birne zerplatzt, worauf das geſchmolzene Eiſen das Holzwerk überfließt. 3) Kugeln die in fünf oder ſechs Löchern mit einem Satze, ähnlich wie die Raketen gefüllt ſind, welches beim Abfeuern ſich entzündet und ſelbſt unter dem Waſſer fortbrennt. Endlich 4) Norton's Bombe, die mit einer brennbaren unverlöſchlichen Flüſſigkeit gefüllt iſt. Solche Bomben ſind zur Vernichtung eines Holzſchiffes ſo ausreichend, daß wir von den Raketen gar nicht zu ſprechen brauchen.

Ehemals nun hatten Schiffe gegen Batterien, oder Schiffe gegen Schiffe ein zähes Leben. Eine Vollkugel ſchlug wohl von einer Schiffswand durch die andere, was ſie aber nicht blind traf, dem that ſie keinen Schaden. Wenn auch ein Kriegsſchiff durchlöchert war wie ein Schwamm, ſo war das Unglück nicht ſehr groß. Denn es iſt vorgekommen daß Linienſchiffe über hundert Kugeln empfiengen und doch den Kampf fortſetzten. Kleine Kaliber thaten den Schiffswänden gar keinen Schaden, denn die Elaſticität des Holzes iſt ſo groß, daß ſich z. B. hinter Kugeln von 3 Zoll Durchmeſſer die Lücken ſo feſt ſchloſſen, daß man oft Mühe hatte die Spur wieder zu finden. Die Löcher aber welche die großen Kaliber bohrten, waren auch nicht unheilbar, und die ſeltenen Schüſſe unter dem Spiegel zwar gefährlich, aber doch nicht tödtlich. Jetzt aber, wo man mit Hohlkugeln ſchießt, hat ſich alles geändert. Die amerikaniſchen Kriegsſchiffe z. B. ſind nur mit ſolchen Kugeln bewaffnet und führen nie oder nur ausnahmsweiſe noch Vollkugeln an Bord. Stundenlange Seegefechte zwiſchen Holzſchiffen können auch nicht mehr vorkommen. Fahrzeuge erſter Claſſe werden in einer Minute 25—30 Bombenkugeln abſchießen können, und wenn nur fünf oder ſechs getroffen haben, ſo iſt das Schickſal des feindlichen Segels entſchieden. Das meiſte hängt vom Zufall, manches von der Tüchtigkeit der Artilleriſten, wenig bei Dampfern noch von der nautiſchen Geſchicklichkeit ab.

Es fragte ſich noch mehr, wozu nützen überhaupt noch Kriegsflotten außer daß ſie Landungen von Truppencorps beſchützen können? Flotten hatten im Kriege gegen Rußland aufgehört Kriegswaffen zu ſeyn, ſie waren nur noch Kriegstransportmittel, und jetzt zumal ſeit Anerkennung der Rechte von Neutralen, ſeit Einſchränkung des Blokadeunweſens, endlich ſeit der Schöpfung von Eiſenbahnnetzen haben Flotten nicht einmal mehr die Macht dem Handel des feindlichen Staates zu ſchaden, ſondern können ihn höchſtens nur zwingen etwas koſtſpielige Umwege einzuſchlagen. Für Seemächte und ganz beſonders für England waren dieſe Erfahrungen troſtlos, ſo troſtlos daß die Briten trotz ihres Widerwillens, ja ihrer Verachtung vor dem Soldatenhandwerk zu Hunderttauſenden in die Freiwilligencorps traten, und bereits ernſtlich erwogen und erwägen ob man denn nicht London ähnlich wie Paris durch einen Ring detaſchirter Forts befeſtigen ſollte. Der Krieg in der Krim, welcher die Flotten in ihrer tiefſten Ohnmacht zeigte, ſollte ihnen aber auch eine helle Zukunft wieder erſchließen.

Im Jahre 1845 hatte ein Amerikaner Namens Stevens, ein berühmter Schiffszeichner, Verſuche angeſtellt und die Thatſachen ermittelt daß einzöllige Platten von Schmiedeiſen für jede Art von Hohlgeſchoſſen, ferner daß 6 Zoll dicke ſchmiedeiſerne Platten undurchdringlich ſind für jedes (damals bekannte) Vollgeſchoß, mag das Kaliber, die Ladung oder der Abſtand ſeyn welche ſie wollen. Er machte kein Geheimniß aus ſeiner Entdeckung, aber die Seemächte auch keinen Gebrauch von ſeinem Geheimniſſe. Die britiſche Admiralität, über deren Zopf von jeher geklagt wurde, ließ ſich nicht aus ihrer „bewährten" Praxis ſtören, und alle Mahnungen wurden damit abgefertigt daß eine 68pfündige Vollkugel eine $4\frac{1}{2}$ Zoll dicke ſchmiedeiſerne Platte durchſchlagen habe. Nicht ſo Napoleon III. Gerade ſo wie er die gezogenen Geſchütze eingeführt, ſie allen Kriegsmächten aufgenöthigt hat, obgleich die alten Artilleriſten an ihren „bewährten" Waffen feſthielten, hat er auch einem völligen Umſturz im Schiffsbau das Thor geöffnet. Man wird ſich erinnern daß im Kriege gegen Rußland eiſerne ſchwimmende Batterien erbaut wurden. Sie waren höchſt unbehülflich, ſo unbehülflich wie die erſten Dampfmaſchinen, die erſten Dampfſchiffe und die erſten Dampfwagen es waren, die jetzt die Welt beherrſchen, ſo unbehülflich endlich daß die engliſchen gar nicht nach dem Kriegsſchauplatz geſendet werden konnten, und nur die franzöſiſchen die Gewäſſer der Krim erreichten. Sie nahmen Antheil an der Beſchießung von Kinburn am 17 October 1855. Hr. Ruſſel, der Kriegscorreſpondent der Times, war gegenwärtig und mel-

Digitized by Google

dete das vollständige Gelingen des Versuches. Die schwimmenden Batterien legten sich bis auf 2400 Fuß von der Festung und fochten fast straflos gegen die Landartillerie. Der Kampf währte von 9 U. 30 M. bis 10 U. 10 Min., nach welcher Zeit das Fort Kinburn die Flagge strich. In diesem Fort lagen 51 Geschütze theils 18- theils 24Pfünder und 12 Mörser. Ihre Kugeln aber vermochten den schwimmenden Batterien keinen Schaden zuzufügen. Sie prallten ab, und ließen auf der Stelle wo sie getroffen hatten nur eine Narbe zurück. Die Russen schossen übrigens mit solcher Präcision daß (Streifschüsse nicht mitgezählt) 63 Kugeln voll trafen. Die schwimmenden Batterien blieben freilich ungeschlachte Geschöpfe, aber die Erfahrung selbst war nicht mit Gold zu bezahlen, nämlich: daß eine eiserne Brustwehr bomben- und kugelfest macht.

Die Erfahrung fiel indessen in England auf unfruchtbaren Boden, und wurde wieder von allen vergessen mit Ausnahme weniger jüngeren Officiere. Die ältern brüsteten sich mit den Bettelsprüchen daß Nelson ja auch die Schlacht bei Trafalgar hinter Eichenbrettern gewonnen habe, gerade so wie die Zöpfe in den gestickten Uniformen sich gegen die Einführung der gezogenen Gewehre gesträubt hatten, weil Wellington die Schlacht bei Waterloo mit glatten gewonnen habe, während jetzt allgemein in England anerkannt wird daß der gezogenen Enfieldbüchse die englischen Truppen in Indien ihre Siege über die rebellischen und „ungezogenen" Sipahis verdankten. In England dachte man nicht mehr an Eisenplatten oder suchte ihre Unbrauchbarkeit durch absurde Experimente zu beweisen. Statt dessen baute man lieber kolossale Kriegsschiffe von solchem Tiefgang, daß man fragen darf welche Häfen und welche Meeresstraßen noch Wasser genug für diese Ungeheuer besitzen. Nachdem man lange Zeit die Dimensionen und die Geschützzahl der Kriegsschiffe gesteigert hatte, fängt man in neuerer Zeit an zu zweifeln ob Größe auch Stärke sey. Bei einem Gefecht mit Hohlkugeln kommt es vor allen Dingen darauf an sich nicht treffen zu lassen. Ein Fahrzeug welches aus zwei Etagen mit doppelter Anzahl Geschütze feuert, hat auch doppelte Aussicht den Feind zu treffen, aber ein Fahrzeug dessen entzündlicher Körper doppelt so hoch über das Wasser ragt, hat ebenfalls auch zweimal mehr Aussicht getroffen zu werden, also daß ein Eindecker und ein Zweidecker sich völlig gewachsen sind.

In Frankreich nun begann man im Stillen Versuche anzustellen, und als diese gelangen, wurde nach den bei Kinburn erprobten Grundsätzen die Gloire, das erste Panzerschiff, erbaut, und am 9 Juli verflossenen Jahres in Toulon vom Stapel gelassen. Es ist ein Schraubendampfer von 250 Fuß Länge, 21 Fuß Breite, 15 Fuß Höhe über der Wasserlinie und auf jeder Seite mit je 19 gezogenen 50Pfündern bewaffnet. Ueberzogen ist das Schiff mit einer 13 Centim. dicken Eisen- oder wie einige behaupten Stahlschicht. Die Maschinen erlauben ihm seine Geschwindigkeit bis auf 13 Knoten oder Seemeilen in der Stunde zu steigern; mit Leichtigkeit aber läuft es 11 Knoten, und hat an Bord für fünf Tage Kohlen, so daß es mit diesem Vorrath 1300 Seemeilen zurücklegen kann, genügend für alle europäischen Kriegszwecke. Die Gloire dampft rascher als irgendein englisches Schiff, mit Ausnahme von Postschiffen und Yachten. Nun ist es allerdings richtig daß ein solches Fahrzeug nicht völlig schußfest ist, allein Bomben und glühende Kugeln können ihm nichts mehr anhaben, in keiner Entfernung, und die andern Geschosse sind nicht zu fürchten. Auf 15,000 Fuß (5000 Yards) wirken bereits die gezogenen Kanonen der Gloire, und bis auf eine Entfernung von 1200 Fuß (400 Yards) ist sie schußfest gegen jedes Caliber. Es ist daher gewiß nicht viel gesagt daß jedes Geschütz auf der Gloire so viel werth ist als 10 Geschütze an Bord hölzerner Kriegsschiffe. Ehe diese sich von 5000 bis auf 400 Yards dem Panzerschiff nähern können, hat dieses Zeit sie in Brand oder leck zu schießen, während es selbst aller feindlichen Geschosse spottet. Aber selbst auf 400 Yards ist noch wenig auszurichten. Wohl mögen dann Armstrong-Geschütze Vollkugeln durch die Eisenplatten schießen, allein die Gloire ist dann nicht schlimmer daran als ein Holzschiff zu Nelsons Zeiten: das heißt sie kann sehr viel solcher Vollkugeln vertragen und verdauen, ohne dadurch gefechtsuntüchtig zu werden. Ein solches Panzerschiff wird sogar feindlichen Küstenwerken gegenüber getrost aushalten und sie zusammenschießen können, denn gegen die modernen Kaliber hält kein Stein mehr aufeinander, es wäre denn mit Eisenplatten bekleideter Granit.

Sind diese Thatsachen verlässig — und in England zweifelt kein Mensch daran — so muß natürlich in Zukunft die Herrschaft über die Meere dem Volk gehören welches das meiste Eisen erzeugt, also den Briten. Dennoch blieb man in England lange Zeit müßig, ja man tröstete sich mit den Zeitungsangaben über das Mißlingen der französischen Versuche, welche erstere höchst wahrscheinlich geflissentlich von der kaiserlichen Regierung durch dritte Hände ausgebreitet, und aus Schadenfreude von der antinapoleonischen Presse vervielfältigt wurden, die nicht ahnte welchen Dienst sie ihrem Feind erwies. Als endlich die Gloire im Wasser schwamm, sagte man in England: sie mag nur einmal in einen tüchtigen Sturm gerathen, dann wollen wir sehen! Bei der Ueberfahrt des Kaisers nach Algier kam sie in einen Sturm der ersten Sorte, wie man ihn nur wünschen konnte, und dennoch bestand sie die Probe glücklich. Aber noch immer blieb man in England sorglos, bis am 15 Oct. v. J. der Times-Correspondent aus Paris meldete daß der Kaiser, nachdem sich alle Autoritäten der französischen Marine für die Panzerschiffe erklärt hätten, den Bau von einem Duzend Fregatten nach dem Muster der Gloire befohlen habe. Jetzt erwachte in der öffentlichen Meinung Englands Furcht, Argwohn und Eifersucht, denn die Briten fallen nicht in den politischen Fehler Napoleon III geringzuschätzen, sondern folgen dem Wahlspruch ab hoste doceri. Sie wußten jetzt daß nach den Ansichten des Kaisers die neue Erfindung ihre Reife erhalten hatte, und daß im Frühjahr 1861 ein Geschwader solcher Panzerschiffe den Franzosen zur Verfügung stehen werde. Außerdem betrachten die Engländer jetzt gerade die Franzosen als Meister im Schiffsbau, denn

Digitized by Google

seit 10 Jahren dient der „Napoleon“ allen britischen Kriegsschiffen als Modell.

Jetzt fieng man in England ebenfalls an Panzerschiffe, eins am Clyde, eins an der Themse, zu erbauen. Das letztere, der Warrior, hat 380 Fuß Länge, 58 Fuß Breite, 6177 Tonnen Gehalt, 9050 Tonnen Gewicht und 1200 Pferdekraft. Die Schiffsplanken bestehen aus einer innersten $^3/_8$ Zoll dicken eisernen Schale, auf welcher 18 Zoll dicke Teakplanken aufliegen, die wiederum mit einer 4 ½ Zoll dicken Eisenrüstung überdeckt sind. Auch hier ist man noch auf halbem Wege stehen geblieben. Der französische Schiffsbaumeister, der jetzt berühmte Dupuis de Lome, that wohl daran daß er statt ganz eiserner Schiffe nur Panzerschiffe erbaute, weil in Frankreich das Eisen zu theuer ist; kostet doch ein Panzerschiff wie der Warrior selbst in England schon nahe an 6 Mill. fl., und werden in Zukunft gepanzerte Fregatten von 36 Kanonen sich in England nicht unter 4 Mill. fl. erbauen lassen, während ein Linienschiff größter Art nur 2½ Mill. fl. kostete. Hätte man nun das Teakholz weggelassen und dem Warrior einfach eine Schale von 6 Zoll Eisen gegeben, so wäre er dann gegen jedes Geschoß, außer in größter Nähe, sicher gewesen. Und dahin wird es auch noch kommen müssen, denn nach Ansicht sämmtlicher jüngeren See-Officiere in England ist die Zeit der Holzschiffe vorüber, und besitzen nur die Eisenschiffe noch eine Zukunft. Für diese bietet auch die Anwendung des Cellenbaues noch große Vortheile. Arabische Reisende des 7ten und 8ten Jahrhunderts, die in China waren, haben diese Erfindung schon auf chinesischen Dschunken gesehen und uns geschildert. Die Schiffe werden nämlich in verschiedene wasserdicht abgeschlossene Räume getrennt, so daß jeder Leck und jede Bresche nur in einem kleinen Schiffsraum Schaden anrichtet, und solche localisirte Lecke um so leichter zu bekämpfen sind als bei Dampfern das Wasser von Maschinen ausgepumpt wird.

Die Vortheile der neuen Kriegswaffe sind also gewiß alle auf Seite Englands, welches Geld genug besitzt um Schiffe für 4 und 6 Mill. zu bauen. Die Eisenerzeugung und die Eisenverarbeitung ist ferner in England so entwickelt, daß, wenn die Franzosen ein einziges, die Engländer gleichzeitig zehn solcher Eisenschiffe anfertigen können. Küstenbefestigungen müssen nach Anwendung der neuen Kriegsschiffe völlig geändert werden. Kronstadt wäre nicht mehr sicher wenn ein Geschwader Eisenschiffe, unbekümmert um die Batterien rechts und links, sich vor die Granitwerke legte und sie zusammenschösse, was nicht verhindert werde könnte, so lange nicht auch sie mit einem Panzer überzogen werden. Sind aber die Holzkriegsschiffe nur noch antiquarischer Hausrath, so mag man die Briten bedauern, welche erst kürzlich zum Umbau und zur Vergrößerung ihrer Flotte wohl an 100 Mill. fl., nicht eben nutzbringend, angelegt haben.

England vor 35 Jahren.

(Aus Fraser's Magazine.)

(Schluß.)

Sganarelle belehrt uns in dem „Arzt wider Willen“ daß die Arzneikunst das beste Gewerbe ist, denn stets werde man, mache man seine Sache nun gut oder schlecht, für seine Besuche bezahlt. Sey dem wie ihm wolle, ich glaube daß seit dreißig Jahren in dem professionellen, gesellschaftlichen und dienerschaftlichen Leben der Aerzte und Wundärzte eben so viele Veränderungen eingetreten sind wie in dem der Advocaten. Diese Gelehrten, über die wir lachen wenn wir bei guter Gesundheit sind, und die wir verehren sobald wir uns krank fühlen, tragen nicht mehr den Stock mit goldenem Knopf, die seidenen Strümpfe und die Schnallenschuhe, wie ich sie noch an dem alten Sir William Blizard gesehen. Zu jener Zeit des Spazierstocks mit goldenem Knopf hatten die Wundärzte, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast keine gründlichen medicinischen Kenntnisse, und ebenso waren die Doctoren der medicinischen Facultät fast völlige Fremdlinge in der Wundarzneikunst. Seitdem ist es in beiderlei Hinsicht viel besser geworden. Der berühmte Chirurg Sir Benjamin Brodie versteht die Arzneikunst vollkommen, und die ersten Aerzte Londons, die HH. Latham, Watson, Elliotson, Seymour, Kirkes ꝛc., sind gleichzeitig vortreffliche Anatomen. Ehemals waren die ärztlichen Verschreibungen, welcher Art auch die Krankheit seyn mochte, so zu sagen stereotyp in den gleichen Formeln: man traf darauf immer den Coloquinten-Extract mit gewissen Varianten von Calomel, Scammoniensaft und James-Pulvern; allein diese Methode ist aufgegeben, und die praktischen Aerzte von London und Dublin verschreiben alle Medicamente der französischen und der deutschen Pharmacie. Das alte System der stereotypen Recepte ist von einem Arzt der Londoner City so weit getrieben worden daß er sie in größerer oder geringerer Anzahl drucken ließ; er hatte dann nur das Datum und seine Unterschrift, oder vielleicht den Namen eines Medicaments beizufügen das ihm während des Kranken-Examens einfiel. Bei seinen Besuchen in der Stadt oder seinen Consultationen zu Hause ersparten ihm diese vollständig gedruckten Formulare die Mühe des Schreibens, und er gewann dadurch zwei Stunden Zeit täglich. Leider ward dieses geschickte Auskunftsmittel entdeckt, getadelt und lächerlich gemacht, sey's durch ein ärztliches Journal, sey's von einigen der gelehrten Collegen des Arztes selbst, und der Doctor wurde von seinen Kunden aufgegeben.

Ein natürliches Geschick für den Handel, Industrie-Gewohnheiten und die durch eine freie Regierung gesicherten Gewährschaften hatten schon unter Georg IV große Vermögen in den Händen von Kaufleuten, Capitalisten und Bankiers geschaffen. Die See-Verbindungen mit Ost- und Westindien waren damals sehr belangreich. Die Handelsleute welche mit diesen Ländern und mit Rußland verkehrten, sowie mächtige Rheder, lebten luxuriös in Portland Place, in Harley Street und oft in noch fashionableren Stadttheilen. Die Baring,

Digitized by Google

Haldimand, Lubbock, Manning, Pattiſon, Aſtell, Whitmore und Wilſon ſpielten damals eine große Rolle in der Geſellſchaft; ſie trugen mit einigen Nabobs der oſtindiſchen Compagnie viel zum Glanze von London bei. Seitdem hat das Grundeigenthum in Indien ungemein an Werth verloren, ihre Einkünfte ſind oft auf Null herabgeſunken, und der auf dem Gold und Silber ſich wälzende Nabob iſt nur noch eine Mythe. Der Handel mit Indien, der ſeinen Sitz in London hatte, hat ſich überdieß zwiſchen Liverpool, Briſtol, Glasgow und Belfaſt getheilt. Anſtatt der durch den Verkehr mit Indien, Rußland, der Türkei und Amerika bereicherten Kaufleute hat England jetzt Unternehmer, Directoren, Adminiſtratoren, Lieferanten und Eiſenbahnactionäre — ein Induſtriezweig der im Verlaufe der letzten vierundzwanzig Jahre koloſſale Verhältniſſe angenommen hat. Tauſende von Speculanten, mit oder ohne Capitalien, haben ſich in dieſen modernen Unternehmungen unermeßliche Vermögen angeſammelt. Man ſieht hungrige Agioteurs von 1835 heute als Millionäre leben. Dieſe Günſtlinge des Geſchicks beſitzen Villen und Häuſer in Regent's Park, in Belgrave-Square, längs des Hyde Park, an den Gärten von Kenſington und in allen faſhionabelſten Stadttheilen; ſie haben auch Landhäuſer in der Umgebung Londons, wußten ſich in einigen Geſellſchaften Zutritt zu verſchaffen, und können Mitglieder einiger neuen Clubs ſeyn. Meiſt eifrige Anhänger des Kaiſers der Franzoſen und ſeines Syſtems, brachten ſie ihm im Jahr 1852 ihre Glückwünſche dar. Ihr geſellſchaftlicher Zuſtand, ihre Erziehung und ihr Charakter weichen weſentlich von dem ab was ehedem die engliſchen Handelsleute, Bankiers und Capitaliſten waren. Dieſe zeichneten ſich durch einen ziemlich ausſchließlichen Patriotismus aus, während die Leute welche auf die Eiſenbahnen ganz Europa's, oder vielmehr der ganzen Welt ſpeculiren, ſolche kosmopolitiſche Geſinnungen hegen daß ſie alle Länder lieben, nur vielleicht das ihrige nicht.

Die Boxerkunſt, die Wettrennen, die Hahnenkämpfe ꝛc. haben ſeit einigen Jahren an Gunſt verloren. Dennoch hat man auf die männlichen Unterhaltungen des Fechtens, des Schwimmens, des Cricketſpiels (einer Art Mallſpiels mit einem Kolben), des Ballons, des Rackets, der Barren ꝛc. nicht verzichtet. Das königliche Tennis-Spiel (Ballſpiel mit Netzen) iſt ſelbſt wieder unter den vornehmſten Claſſen zu Ehren gekommen. Dieſe Veränderungen verdienen Lob. Die Herſtellung der Eiſenbahnen hat auch der unſchicklichen Manier einiger Gentlemen, öffentliche Gefährte zu führen, ein Ende gemacht. Erinnert man ſich nicht mehr gewiſſer Hochſtraßen auf denen die Peitſche von gutgekleideten Gentlemen und ſelbſt von betitelten Männern geſchwungen wurde? Hat man den Sohn eines Baronets oder den Baronet ſelbſt vergeſſen welcher am Ende ſeiner Station die eine Hand an ſeinen Hut hielt, und die andere darreichte um ſeine Krone oder Halbkrone mit demſelben Vergnügen in Empfang zu nehmen wie ein Kutſcher von Handwerk? Dieſe ſcandalöſen Abſonderlichkeiten kommen jetzt nicht mehr vor.

Man muß geſtehen daß die leichte Literatur der Engländer von 1860 unendlich höher ſteht als in den Jahren 1824 und 1825, oder ſelbſt 1830 und 1832. Man würde heute den Plunder von dreibändigen Romanen, wie Colburn ſie zum Preiſe von 31 Sh. (18 fl. 36 kr.) veröffentlichte und für das Werk hochſtehender Perſonen ausgab, nicht mehr leſen. Für die „Memoiren Henriette Wilſons" würden ſich jetzt keine Abnehmer mehr finden. Dieſes Buch machte ſeiner Zeit Furore, und die franzöſiſchen Phraſen, von denen es wimmelt, galten für wundervolle Schönheiten des Styls. Der Verfaſſer oder Compilator dieſes ſcandalöſen Werks war ein unwürdiges Mitglied der anglicaniſchen Geiſtlichkeit, Namens Ambroſe, der einen großen Theil ſeiner Zeit im Schuldgefängniß zubrachte. Damals indeß ließen ſich achtungswerthe Perſonen öffentlich von einem ſolchen Manne grüßen und anreden; heutzutage würde er allgemein abgewieſen und vermieden werden. Ein anglicaniſcher Geiſtlicher dieſer Art wäre gewiß eine monſtröſe Ausnahme. Ums Jahr 1825 ſagte Lord Eldon jedem der es hören wollte, er habe faſt nicht die Zeit um in die Kirche zu gehen, zu deren Stützen und Kämpen er doch gehörte, und eine gute Anzahl hochgeſtellter Männer, Geſetzgeber, Magiſtrate, Rechtsgelehrte und Aerzte folgten dem Beiſpiel Lord Eldons. Es iſt nicht mehr ſo. Die anglicaniſchen Kirchen ſind zwar nicht ſo beſucht wie vor zweihundert Jahren, aber mehr als vor drei Decennien. Unter der Regierung Wilhelms III und ſeiner Gemahlin Marie war der Proteſtantismus eifrig, oder wollte wenigſtens den Schein haben es zu ſeyn, und die Jugend und die Weltleute waren darauf verſeſſen am Sonntag zweimal in die Kirche zu gehen. Man ſieht im Leben Tillotſons (von Reed) daß Tillotſon, als er zur Zeit des Protectorats Cromwells in Cambridge ſtudierte, die Gewohnheit hatte jeden Sonntag vier Predigten zu hören, und daß man ferner jeden Freitag in der Dreifaltigkeitskirche predigte. Die gegenwärtigen Engländer wären einer ſolchen Ausdauer nicht fähig; allein ſie führen ein muſterhafteres Leben als ihre Väter zu den Zeiten Georgs IV. Das Fluchen, Blasphemiren und Zotenreißen iſt aus der guten Geſellſchaft gänzlich verſchwunden.

Die Zweikämpfe waren zur Zeit von der wir ſprechen noch zahlreich, und man erinnert ſich daß Staatsmänner wie Fox und Adam, Pitt und Tierney ſich zu Anfang dieſes Jahrhunderts im Zweikampf ſchlugen. Weniger bekannt iſt vielleicht daß Lord Caſtlereagh und Hr. Canning ſich im Jahr 1809 ſchlugen, daß Hr. Canning Hrn. Hobhouſe im Jahr 1818, dann einige Monate ſpäter Hrn. Hume forderte, und endlich im Jahr 1821 dem Sir Francis Burdett ein Cartell ſchickte. Es iſt nicht allgemein bekannt daß der kaltblütige Peel, trotz all ſeines Schicklichkeitsgefühls und ſeines Ernſts, im Jahr 1812 eine Herausforderung an O'Connell richtete, und daß der berühmte Herzog von Wellington ſich im Jahr 1829 mit dem Grafen Winchilſea ſchlug. Die gegenwärtige Generation hat vielleicht vergeſſen daß der Marquis von Londonderry (der noch lebt) ſich vor 20 Jahren mit Hrn. v. Melcy ſchlug, daß Lord Alvanley Hrn. O'Connell 1834 ein Duell anbot, und daß bald darauf Hr. Diſraeli eine ähnliche Herausforderung zuerſt an dieſen großen Agitator Irlands ſelbſt, dann an deſſen Sohn gelangen ließ. Alle dieſe Thorheiten

Digitized by Google

haben ihr Ende erreicht, und niemand denkt jetzt mehr daran zu einem Duell zu schreiten, außer in Fällen der Verführung einer Frau, einer Tochter oder einer Schwester — Frevel wofür man keine gesetzliche Genugthuung erlangen kann, die aber glücklicherweise immer seltener werden. Diese Art Abschaffung der Einzelkämpfe ist ein großer Fortschritt vom Gesichtspunkt der Civilisation wie des Christenthums aus, und diesen Fortschritt verdankt man theilweise den Anstrengungen der Times — eines Blattes das seit einem Vierteljahrhundert unaufhörlich gegen den Zweikampf gepredigt hat.

Die Erinnerung an die Times veranlaßt mich ein paar Worte über die Presse zu sagen. Im Jahr 1828 gab es in London fünf ziemlich verbreitete und ziemlich einflußreiche Morgen-Journale (mit den andern befassen wir uns hier nicht): die Times, das Chronicle, die Post, den Herald und den Morning — ein kurz zuvor von den Ultratories gegründetes Blatt. Die drei vornehmsten Abendblätter waren der Courier, der Globe und der Standard. Man zählte acht wichtige öffentliche Blätter die nur Sonntags erschienen. Heute haben diese Organe der öffentlichen Meinung, seyen es Tages- oder Wochenblätter, wundervolle Verbesserungen an ihrem Material, ihrem Papier, ihren Typen, ihrer Form und ihrem Umfang durchgeführt, und nicht minder Fortschritte bezüglich ihres Geschmacks, ihres Urtheils, ihres guten Tons und ihrer literarischen Talente gemacht. Die Times z. B. ist dreimal größer im Jahr 1860 als im Jahr 1824, und ihre Leitartikel, wie diejenigen welche über verschiedene andere Dinge handeln, sind ebenfalls zahlreicher und besser abgefaßt. Seit zwanzig Jahren that sich dieses Blatt durch seine Kritik und seine literarischen Ueberschauen, wie durch die mannichfaltige Correspondenz aus allen Theilen der Welt hervor.

Das beglaubigtste Journal vor 35 Jahren, hatte es wahrscheinlich mehr nicht als vier oder fünf Redacteure für seine Hauptartikel; heute hat es die doppelte Anzahl, ungerechnet Schriftsteller von unbestreitbarer Fähigkeit für den literarischen und künstlerischen Theil des Blattes. Der Abriß der Parlamentsverhandlungen, sowie der Artikel über diese Verhandlungen, wurde vor 35 Jahren erst am zweiten Tage nach den Sitzungen veröffentlicht. Heute, zu welch später Stunde auch eine Verhandlung im Hause der Lords oder im Hause der Gemeinen geschlossen werden mag, erscheint der Bericht über diese Verhandlung schon Morgens früh, und ist von einem oft sehr bemerkenswerthen Leitartikel begleitet. Die Correspondenz welche die Times aus Mittel-Italien und Turin erhält — eine Correspondenz die aus einer und derselben Feder herrührt — erregt durch die Vortrefflichkeit des Styls, wie durch die tiefe Kenntniß der Gegenstände welche sie behandelt, Erstaunen. Die Briefe aus Wien, Calcutta und Marocco sollten von allen studiert werden die wissen wollen was in Europa, Asien und Afrika vorgeht. Dennoch hat die Kunst der Berichterstattung über Parlamentsverhandlungen nicht nur keine Fort-, sondern eher Rückschritte gemacht. Die Verhandlungen von 1824 und 1825 sind im Chronicle und in der Times jener Jahre unendlich besser wiedergegeben als es heutzutage geschieht: man liest sie mit lebhafterem Interesse. Allerdings waren auch die Redner jener Zeit den heutigen weit überlegen. In den Jahren 1825, 1826 und 1827 wurden die an der Spitze des Chronicle stehenden Artikel ausschließlich von dem Herausgeber, Hrn. Black, verfaßt. Jetzt würde man solche Artikel nicht lange dulden: sie waren nach Auszügen aus alten Büchern und alten Flugschriften gemacht; man stößt zwar auf sehr scharfsinnige, allein sie sündigen durch die Form und den Ton. Ein Blick auf die ehemaligen Sonntagsblätter würde hinreichen um sich von den merklichen Fortschritten der Presse zu überzeugen. Der John Bull, das Age, der Satirist von 1825, 1832 oder selbst 1838 würden im Jahr 1860 keine 14 Tage lang Erfolg haben. Die Herausgeber, Redacteure und Stenographen der Journale besuchten vor 35 Jahren viel die Kaffee- und Wirthshäuser. Sie hatten die Etablissements des „Türkenkopfs" im Strand, der „Krone," gegenüber dem Drury-Lane-Theater, und des excentrischen Clubs in St. Martin's Lane unter ihr Patronat genommen; wer Geschmack an dramatischer Kunst hatte, gieng ins Café Wrekin, bei Coventgarden. Dieses Kaffeehaus war eines der Asyle oder gewöhnlichen Zufluchtsstätten des Schauspielers Kean. Dort soupirten die fröhlichen Lebemänner hohen Rangs mit ihm, und eine gewisse Anzahl Schriftsteller der periodischen Presse nahm öfters an diesen Festen Theil.

Kein Bruchtheil der englischen Gesellschaft hat vielleicht so sehr an Moralität gewonnen wie die Classe welche sich der Theaterlaufbahn widmet, allein diese moralischen Fortschritte sind weit größer als die künstlerischen. Die Schauspieler leben besser, spielen aber weniger gut, man lobt ihre häuslichen Tugenden, kann aber ihren Talenten auf den Brettern keinen Beifall zollen. London hat keine Schauspieler mehr wie Kean, Young, Charles Kemble, Munden, Mathews, Farren, noch Schauspielerinnen wie die Frauen Glover und Davenport, und die Fräulein O'Neill, Kelly und Stephens. Dagegen empfehlen sich die heutigen Schauspieler und Schauspielerinnen in ihrem Privatleben durch ihre Mäßigkeit und Klugheit, ihren Ordnungssinn und ihre geistige Bildung.

Die Leute des Kleinhandels, die Arbeiter, die Dienstboten aller Art haben seit 1824 unermeßliche Fortschritte da gemacht wo es sich um den sogenannten Unterricht handelt, allein es ist sehr zweifelhaft ob ihre sittliche Erziehung gleichen Schritt damit gehalten habe. Man sieht zwischen den Dienern und ihren Herren nicht mehr die Bande der Achtung und Anhänglichkeit wie sie ehedem bestanden. Unter dem Namen einer unabhängigen Gesinnung läßt man dem Hochmuth, der Grobheit, der Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit den Zügel schießen. Unaufhörliche und wichtige Verbesserungen haben seit 40 Jahren zu Gunsten der letzten Classen der Gesellschaft stattgefunden: ihr Wohlseyn und ihre Kenntnisse haben sich stätig vermehrt, während die über ihnen stehenden Classen stationär geblieben sind. Der Ladendiener, der Handwerker, der Lohndiener hatten viel zu lernen, und sie haben viel gelernt; allein der Industrielle, der Manufacturist, der Meister konnten nicht in demselben Verhältniß voranschreiten; ihre Erziehung war eine genügende, und sie ist geblieben wie

Digitized by Google

sie war. Es fragt sich daher ob diese Art Annäherung und Gleichheit unter Menschen welche ihre Lebensart gewaltsam trennt, nicht eben so viele Reibungen und Unzukömmlichkeiten als Vortheile herbeiführt.

Die Loyalitäts-Inseln.

Von dem französischen Marine-Arzt Rochas, dem wir erst kürzlich die Mittheilung über die Louisiade Rossel verdankten, wird ein größeres Werk über Neu-Caledonien, die jüngste französische Colonie, erscheinen, und ein Fragment daraus über die Loyalitäts-Inseln wurde bereits als Probe im Bulletin der Pariser geogr. Gesellschaft veröffentlicht. Die Loyalitätsgruppe, die der Ostküste Neu-Caledoniens gegenüber und parallel mit ihr sich ausdehnt, besteht außer etlichen namenlosen kleinen Mücken-Inseln nur aus drei größern Objecten: Mare, Uwea und Lifu (auch Britania, Halgan und Chabrol genannt). Alle drei besitzen eine ziemliche Erhebung zwischen 2—300 Fuß. Angeblich sollen auch diese Inseln Bauwerke der Korallen seyn. Die Korallentheorie, welche zu Forsters Zeiten empfindsame Gemüther erquickt hat, ist in ihrer damaligen Größe jetzt wohl aufgegeben. Man weiß daß die Korallen sterben, sobald sie die senkrechte Gränze der Ebbe erreichen, man weiß auch daß sie nie aus sehr großen Tiefen heraufbauen. Gewiß aber haben sie keine Inseln geschaffen. Ruht nach dem Glauben der Hindu die Welt auf einem großen Elephanten, der Elephant aber auf einer Schildkröte, so darf man fragen, worauf dann die Schildkröte ruhe. Ebenso ist es mit den Korallen. Sie umkränzen Inseln mit ihren Deichbauten, aber immer ruhen sie auf einer Untiefe, die sie nicht gebaut haben. Je nachdem diese Untiefe wächst oder sich vermindert, oder je nachdem der Meeresboden gehoben wird oder sinkt, wird die Inselbildung möglich. Da nun die Korallen rascher bauen als die seculären Schwingungen des Meeresbodens das Niveau verändern, so bestehen die geologischen Verdienste der Korallen nur darin daß sie entweder dem Auftauchen einer Insel zuvorkommen, die geologischen Tendenzen gleichsam „escomptiren" wie man an der Börse sagt, oder daß sie die letzten Lebensreste einer im Versinken begriffenen Insel noch verlängern, indem sie durch ihren Wall künstlich das Niveau erhöhen. Daß Korallen aber nicht Inseln bis zu 100 und 300 Fuß Erhebung erbauen können, sondern daß der Kern solcher Inseln ein aufsteigender oder gesunkener Berggipfel ist, sollte sich doch wohl von selbst verstehen.

Ungleich andern polynesischen Gruppen ist keine Insel der Loyalitätsgruppe mit einem Korallenring umgeben, sondern nur mit unregelmäßigen, mit dem Land zusammengewachsenen Bänken versehen. Die Inseln sind theilweis fruchtbar, theilweis völlig steril, namentlich wo die Felsen aufragen, die sich höchstens mit Moosen und Farnkräutern bedecken. Auch sammeln die Eingebornen, um den kleinen Theil fruchtbaren Bodens besser auszunutzen, sorgsam alle Pflanzenüberreste um sie als Dünger zu verwenden. Auch auf den Loyalitäts-Inseln gibt es, wie auf den meisten Südsee-Inseln, kein Quellwasser. Cocosmilch ist daher das einzige Mittel um den Durst zu stillen, während die hie und da sich findenden Regenpfützen bloß für häusliche Zwecke verwendet werden. Die Inseln werden bisweilen von britischen Seefahrern besucht, die dort Sandelholz holen, welches indessen an Güte dem neucaledonischen nachsteht. Die vorzüglichsten Nahrungsgewächse der Eingebornen sind außer den Cocospalmen, von denen es jedoch nicht eine hinreichende Menge gibt; Bananen, Papayen, Hibiscus tiliaceus, Zuckerrohr, Ignamen, Taro und süße Patate.

Man zählt auf Lifu noch 5000, auf Mare 4000, auf Uwea 3000 Einwohner. Noch, sagen wir absichtlich, weil in Zeit eines Menschenalters davon nur ein kümmerlicher Rest noch übrig seyn wird, da die Inseln bereits von Missionären, protestantischen wie katholischen, überfallen worden sind, welche wohl das Heidenthum, aber auch die Heiden selbst ausrotten. Es sind natürlich weder die Geistlichen noch am allerwenigsten die Lehre selbst, welche das bewirkt, sondern es ist der Hauch der christlichen Civilisation, welcher die Polynesier auffrißt wie eine Säure. Die Berührungen sind auch schon deßwegen sehr zahlreich, weil sich sehr viele Eingeborne auf australischen Küstenfahrern als Matrosen verdingen und dann die Ansteckung der christlichen Civilisation mit heimbringen.

Hr. Rochas will unter den Bewohnern der Loyalitätsgruppe zwei verschiedene Stämme unterscheiden, nämlich die Ureinwohner welche zu den Australnegern gehören, und spätere Einwanderer malayo-polynesischen Ursprungs, welche letztere nach einheimischer Chronologie erst vor fünf Menschenaltern auf die Gruppe gekommen seyn sollen. Auf Uwea ist das letztere Element am stärksten vertreten, und soll es, wenn auch stark verändert, noch jetzt die Sprache seiner Heimath beibehalten haben. Die Bauart der Hütten und der Fahrzeuge, die häusliche Industrie, die Werkzeuge, die Waffen- und die Fischereigeräthe sind die nämlichen wie die der Neu-Caledonier, nur daß die Loyalitätsbewohner in Folge ihres regeren Verkehres mit europäischen Schiffen besser als jene mit Schießgewehren versehen sind. Hühner und Schweine werden in mäßiger Anzahl gezogen, sind jedoch nicht für den eigenen Genuß sondern für die anlegenden christlichen Schiffe zum Tausch gegen Feuerwaffen, Zeuge, Tabak und sonstige geringfügige Waaren bestimmt. Die Eingebornen sind übrigens tüchtige Seeleute und im Dienst auf den großen Fahrzeugen, wo man sie gern anwirbt, haben sehr viele die englische Sprache erlernt. Sie achten auch viel mehr die Missionäre beider Glaubensbekenntnisse sowie die unter ihnen wohnenden Kaufleute. Vor Ankunft der ersteren herrschte Menschenfresserei auf den Inseln und giengen die Einwohner völlig nackt. Jetzt ist manches besser geworden durch die Bemühungen sowohl der protestantischen wie der katholischen Heidenbekehrer. „Es ist zu wünschen, bemerkt unser Verfasser ächt französisch, daß die katholischen Missionäre auf der Gruppe den französischen Einfluß befestigen, um so mehr als, bei den ersten Eindrücken der

Digitized by Google

Civiliſation auf jungfräuliche Völker, Religion und Nationalität zuſammenfließen. Die proteſtantiſchen Völkerſchaften werden Engländer von Geſinnung, was man auch thun möge, und umgekehrt werden auch die katholiſchen Eingebornen zu Franzoſen.“ Dieſer Gedanke iſt ſehr ſchlagend, denn er beweiſt uns wie durch die Thätigkeit ſeiner Miſſionäre Frankreich ſeinen Einfluß in fernen Ländern ähnlich vorbereitet und nährt, wie England durch ſeine Handelsintereſſen.

Vielweiberei iſt auf dem Archipel zu Hauſe, und da auf den Frauen alle Arbeit im Feld und im Hauſe ruht, ſo beſteht in ihrer Anzahl das Vermögen und das Anſehen eines Mannes. Sonſt iſt die eheliche Moral ſo locker wie bei den Neu-Caledoniern, mit denen überhaupt eine ſolche merkwürdige Uebereinſtimmung in den Sitten herrſcht, daß man ſich nur wundern kann, warum die Beſchneidung, welche bei letztern allgemein gebräuchlich iſt, auf dem Loyalitäts-Archipel gänzlich fehlt. Der Tanz iſt eine der leidenſchaftlichſten Unterhaltungen der Eingebornen, und bei ihm verräth ſich überall der Inſtinct zu ſchlüpfriger Sinnlichkeit. Die Frauen dürfen indeſſen nie den Tänzen der Männer beiwohnen, ſondern führen ihre Tänze für ſich auf, und zwar mit einer Zügelloſigkeit die alles übertrifft was in dieſer Art bei den Myſterien der Bona Dea einſt geleiſtet wurde. Zu den öffentlichen Spielen gehören auch die Scheingefechte wo zwei Parteien ſich mit einem Hagel harmloſer Lanzen überſchütten, denen jeder durch wahre Wunderſprünge auszuweichen ſucht. Zuletzt kommt es zum Handgemenge, bis eine der Parteien weicht oder die Müdigkeit den Kampf beſchließt.

Unbedingt ſind die Loyalitäts-Inſulaner ihren Nachbarn in Neu-Caledonien an Intelligenz überlegen. Dieſe letztere Inſel gilt in ihren Augen als ein Eldorado oder als ein Kanaan. Die klugen Leute von Uwea hatten ſich Zutritt auf dieſen gefährlichen Küſten verſchafft, und die Aufgabe gelöst mit den ungaſtlichen Neu-Caledoniern zu verkehren, ohne von ihnen gefreſſen zu werden, was nicht wenig für ihre Schlauheit ſpricht Sie wußten nämlich die Freundſchaft und die Gunſt ſämmtlicher Häuptlinge der Oſtküſte ſich dadurch zu erſchleichen daß ſie ihrem Harem ſchön geformte Frauen mit dem geſuchten reichen Haarwuchs zuführten, die dann die Lieblingsweiber der großen caledoniſchen Herren wurden, und wieder ihre Landsleute beſchützten und begünſtigten.

Auf Uwea findet ſich ein Bauwerk, welches, das einzige ſeiner Art in dem caledoniſchen Archipel, ſeinen Urſprung vielleicht dem fremden eingewanderten Elemente verdankt, nämlich ein Gemeindehaus, wo Häuptlinge und angeſehene Einwohner die öffentlichen Angelegenheiten berathen. Tag und Nacht ſteht es offen für Reiſende, für verlorne Söhne, Junggeſellen oder auch für Eheleute, die von der Nacht überraſcht worden waren. Das Gebäude iſt gegen 150 Fuß lang und 35—40 Fuß breit. Die Pfoſten welche das Dach tragen, haben 2—3 Fuß im Durchmeſſer und 16—24 Fuß Höhe. Ihre Aufſtellung ohne Maſchinen nur mit Hülfe von Seilen iſt ein Meiſterſtück von Kühnheit und Kraft für die Eingebornen.

Das imperialiſtiſche Paris.

2. Die Boulevards. Sonſt und Jetzt.

Bei Nacht. — Erſte Eindrücke: Ces Dames. — Bettler-Hunde. — Nationalgarde. — Zuaven, Jäger, Voltigeurs und Grenadiere, unſeres Thrones feſte Säule. — Die Miliz in dunkeln Kutten. — Die Herren mit dem rothen Bändchen.

Wer in einer Beſchreibung von Paris die Boulevards nennt, verſteht darunter vorzugsweiſe die Strecke die zwiſchen den beiden Endpunkten der Baſtille und der Madeleine mitten inne liegt, die große Schlagader wo das Pariſer Leben pulſirt, von Tagesanbruch bis ſpät nach Mitternacht in einem ununterbrochenen Strome hin- und herwogt, nimmer raſtend, ſtets wechſelnd, ſtets neu, ein ewiges Gebähren, das treueſte Charakterbild der großen Stadt, und, in ſeiner lockenden Mannichfaltigkeit, in ſeinem humanen, umfaſſenden, feſſelnden Austauſch der reizendſte Ort, und mit keinem andern vergleichbar in der Welt. Ich hatte dieſe Boulevards während 20 Jahren, zu allen Stunden des Tages und der Nacht, unter dem bunteſten Wechſel von Begebenheiten zum Ziel meiner Beobachtungen gemacht, und einen guten Theil der neuern franzöſiſchen Geſchichte darauf abſpielen ſehen. Welche Erinnerungen, ſeit der Verheerung der Cholera im Frühjahr 1832 bis zu dem Blutbad im December 1851 .... Ich war begierig ſie wieder zu ſehen.

Um ſie in allen ihren Erſcheinungen und nach allen Seiten richtig und vollſtändig zu würdigen, muß man die Nacht, die ſpäteſten Stunden der Ruhe, nicht verſäumen. Während des Tages ſind das lebende Gewimmel, das Geräuſch, das Treiben der Menſchen und Thiere, der Wagen, das bunte Kaleidoſkop des großen Verkehrs die Hauptſache; die Häuſer auf beiden Seiten dienen zur Einfaſſung des Gemäldes als Staffage der Bilder. In der Stille der Nacht aber, nachdem der Raum ſich geleert, und die Beleuchtung der Häuſer und ihrer Scheidungen geſchwunden, geſtaltet ſich der Anblick wundervoll anders. Die fünf bis ſechs ſtockhohen Gebäude fließen ineinander, werden zur einheitlichen Kubikmaſſe, in welcher die Bahn der Menſchen wie ein Hohlweg von Rieſenhänden eingehauen erſcheint. Wenn dann in den Stunden der früheſten Dämmerung, oder in dem myſtiſchen Zwielichte des Mondes, wo eine Seite des Raumes hervortritt während die andere im Dunkel verbleibt, Menſchengeſtalten in einiger Ferne ſich herüber und hinüber bewegen, ſo gleichen ſie den winzigen Weſen des Märchens, den Gnomen und dem „ſtillen Volke“ der Sage, die ihr geheimnißvolles, nächtliches Werk verfolgen.

Ich war begierig im Jahr der Gnade 1860 mein altes Revier wieder zu ſehen.

Auf meiner erſten Wanderung fiel mir allerlei auf; ich bemerkte wenig Frauenzimmer, ich meine Frauenzimmer einer gewiſſen Gattung, beinahe gar keine Bettler und ebenſo wenig Hunde, und die Nationalgarde glänzte nur durch ihre Abweſenheit.

Was die Damen — ces dames — angeht, bedeutete man mir, ſo iſt es erſtens ſehr früh am Tage, und zweitens

Digitized by Google

haben ſie in letzter Zeit die Boulevards einigermaßen vernachläſſigt, um nach ihrem neuen Lieblingsgehege, den elyſeiſchen Feldern und dem Gehölze von Boulogne zu wandern. Sie bilden an dem letzteren Orte einen Theil des intereſſanten Gethieres das „acclimatiſirt“ iſt: Les biches au bois!

Bettler gehören nicht in das Programm des kaiſerlichen Füllhorns von Glückſeligkeit und Wohlergehen, ſind alſo von dem pragmatiſchen Lebensbilde der neuen Herrſchaft verbannt. Was immer der Grund ſeyn möge, ihre Abweſenheit iſt ein Labſal für den Wanderer, der in London gelebt, wo das wirkliche wie das fingirte Elend in ſeinem ſcheußlichſten Ausdrucke ihn auf jedem Schritt und Tritt verfolgt, und ſich namentlich an die Fremden heftet. Wir ſagen das wirkliche wie das fingirte Elend, denn es iſt notoriſch daß der Pauperismus, beſſer geſagt die Bettelei gewerblich, als ein nach Alter, Stadtviertel und Geſchlecht vollſtändig gegliedertes und geregeltes Handwerk in der engliſchen Hauptſtadt getrieben wird. Die Engländer ſind darüber vollkommen im reinen. In hundert Fällen wo der Ausländer gibt, eilen ſie ungerührt und unberührt vorüber. Geht arbeiten, in den Docks iſt Brod für alle, ſagen ſie dem Rüſtigen, wenn ſie überhaupt etwas ſagen; geht ins Workhouſe, den Weibern und Kindern in verſetzten Lumpen; und leider ſteht ihnen, zuletzt auch auf den unbarmherzigſten Neuling wirkend, die Statiſtik des Bettlerbetruges zur Seite.

Die Hunde ſind einer Steuer unterworfen. Das iſt genug, um den treueſten, liebenswürdigſten Freund des Menſchen zu verweiſen. Armer Phylax! Für Liebe, ſelbſt in tiefſtem Elend, bei unzerſtörlicher Anhänglichkeit, ſelbſt unter einem Schauer von Schlägen, belohnt man ihn mit Verbannung. Die Steuer hat die Straße von Hunden entvölkert, aber die Taſchen des Fiscus nicht gefüllt. Ein Fortſchritt in dieſer Richtung iſt die jüngſte Beſteuerung des Tabaks, die den Bauern und Arbeiter am härteſten trifft. Keine unvolksthümlichere Maßregel hätte erfunden werden können. Selbſt von einer Taxe auf die Pianos iſt die Rede. Sie würde den Miethern und Hausbewohnern willkommen ſeyn, aber die Staatscaſſe wenig bereichern, denn ein praktiſcher Verſuch würde alsbald ergeben daß die Liebe zu den Fünffrankenſtücken größer iſt als zur Muſik. Es bleibt eine letzte Stufe: die Salztaxe! Das Beiſpiel des Onkels iſt da. Vous y viendrez! . . .

Die Nationalgarde! Eine Antike, ein Foſſil, ein Mythus vergangener Tage der Unmündigkeit, Verwirrung und Anarchie! Wo die Nation durch die lautere Probe der allgemeinen Abſtimmung in dem Herrſcher ſich verkörpert und dieſer in den Armen der allgemeinen, überſchwänglichen Liebe ruht, wozu bedürfte es da jenes Symbols einer entſchwundenen böſen Zeit? Hat ihr der kaiſerliche Herr und Gebieter überhaupt noch das Daſeyn gefriſtet, ſo geſchah es gleichſam als hiſtoriſches Denkzeichen, als eine unverfängliche Erinnerung, wie etwa die Bewohner des Mittelreiches unter den Tataren ihre altchineſiſche Garderobe bewahren.

Aber man begreift daß dieſe verirrten Epigonen ſich verſchämt aus dem Kreiſe der Gegenwart wegſtehlen. Das Kaiſerreich thäte wohl ihnen die verlaſſenen Schilderhäuſer des Bürgerkönigthums als Invalidenſtätte anzuweiſen.

Wollen Sie das ächte Bild der Neuzeit, die wahren Hüter des kaiſerlichen Hortes ſehen? Blicken Sie umher, ſie ſind hier, dort, überall. Kein Feſt mehr ohne ſie: die Sergents de Ville in ihren dreieckigen Hüten, langen Degen und aufgeſtutzten Schnurrbärten, ſtudiert höflich und zuvorkommend gegen die Fremden und reſpectabel ausſehenden Herren, amtsübermüthig und brutal mit den gens de rien. Schauen Sie ſich dieſe Zuaven an, dieſe Jäger von Vincennes, dieſe Voltigeurs, dieſe Grenadiere der Garde, ſie ſind die Privilegirten des Tages, die Begünſtigten der Bonapartiſchen Aera, haben den Tabak der Regie wohlfeiler, und bezahlen weniger in den Omnibus als alle andern Leute. Wenn nur die eiſerne Disciplin und der Großprofoß der Tuilerien nicht wäre, ſie würden uns ſchon zeigen welche Achtung ihnen eigentlich gebührt. Einſtweilen begnügen ſie ſich mit ihren kaiſerlichen Wohnungen in den Tuilerien, im Louvre, im Elyſée Napoléon, wo ſie rauchend, ſingend, ſchäkernd aus den Fenſtern heraushängen, als wären ſie die ächten Eingebornen des Ortes; mit ihrem Vorſitz in den Herzen der Kindermädchen und auf den Feſtgelagen an den ci-devant-Barrièren, und wer ſie hier und da vor den vergoldeten Kaffeehäuſern der Boulevards im Genuſſe einer demi tasse und des petit verre bewundern will, gleich andern Herren, braucht ſich nur umzuſehen. Die Herrſchaft der Gleichheit iſt ſo weit vollkommen. Platz für den Zuaven, leicht geſchürzt und feſtgegürtet, Platz für den Jäger, mit ihrer grauſigen Zweiſchneide an der Seite, Platz für den flinken Voltigeur der Garde mit ſeinem gelbbortigen Tricorn auf einem Ohre, Platz für das ſcharfe Bajonett der bärmützigen Grenadiere, ſie ſind die gehegten und gepflegten Träger der neuen Civiliſation, ſie vollenden wo die obgedachte univerſelle Liebe und Anbetung der Nation etwa nicht ausreichen ſollte, ſie „unſeres Thrones feſte Säule!“

Dieſe andere Miliz, in langen ſchwarzen oder braunen Kutten, mit flachem dreieckigem Hut oder einer Kapuze auf dem Kopf, mit der Tonſur, zuweilen einem Strick um die Hüften als Gürtel, in Sandalen oder barfuß, gehört einem verſchiedenen Stadtviertel an, ſie iſt in Saint-Sulpice und Vaugirard zu Hauſe, und ihr verſcheuchtes, unbehagliches Auftreten auf den Boulevards zeugt für die Ungewöhnlichkeit, um nicht zu ſagen für die Unregelmäßigkeit ihrer Erſcheinung in dieſer Zone; vielleicht auch daß der gallicaniſche Fuß ſie dermalen unbehaglich berührt und . . . . doch laſſen wir ſie in Frieden nach ihren Siedlungen jenſeits des Fluſſes ziehen.

Wer aber ſind dieſe Legion von „Meſſieurs“ im ſchwarzen Leibrock mit den allerliebſten „Hütchen“ in Geſtalt von Karaffenſtöpſeln auf dem Kopf, die Hände feſtgekittet in ihren Hoſentaſchen und die Naſe auf ihre Fußſpitzen geſenkt? Daß ſie Männer vom höchſten Verdienſt, Perſönlichkeiten der größten Auszeichnung, Wohlthäter Frankreichs und der Menſchheit, Lichter der Wiſſenſchaft, Heroen des Schlachtfeldes oder Zierden der Kunſt ſind, das beweiſt das rothe Bändchen das ſie auf der linken Bruſt zur Schau tragen; ſo ſind ſie alle,

Digitized by Google

die Schildhalter des Decembertrons, alle ausgezeichnet und gezeichnet.

Aber was bedeutet das nachdenkliche, grübelnde, beinahe finstere Aussehen dieses Schmuckes der Gesellschaft? Sie speculiren, sagte man mir. Sie speculiren? .. ja sie speculiren was der nächste beste Zug an der Börse seyn mag. Ihre geschlossenen Hände in den Taschen könnten glauben machen daß sie das Glück bereits gefunden und es festhalten wollen, aber das wäre ein Irrthum; sie speculiren erst, und möchten gern aus den Reihen der allgemein Berufenen in den innern Kreis der Auserwählten des Glücksrades dringen. Der Versuch wird jeden Tag schwerer. Geld! Geld! „Nach Gelde drängt" .... armes Gretchen, du warst trotz deiner alten runzeligen Vettel von „Freundin" tausendmal reiner und unschuldiger als diese „gezeichneten" Herren."

Die immer zahlreicher werdende rothbebänderte Elite ließ mir keine Ruhe. Welcher Art ist denn in Wahrheit, fragte ich meine Freunde, das ungewöhnliche Verdienst dieser Legion von Ehrenmännern? Die braven Leute (ich rede von meinen Freunden) sahen sich einander lächelnd an. Da bemerkte ich an ihrer aller verwaistem Knopfloch daß sie zu einem andern Geschlecht gehörten, und ich begriff daß die Bescheidenheit ihnen verbot das nähere zu erklären warum jene so .... ausgezeichnet sind.

Banka.

Die Insel Banka, auch China Batta und Yorks-Insel genannt, könnte ihrer Lage, Größe und Productivität nach über eine Million Einwohner ernähren, während sie heutzutage kaum 50,000 Seelen zählt. An einer vielbesuchten Seestraße gelegen, wird ihre Bedeutung von Jahr zu Jahr mehr erkannt und gewürdigt, so daß sie jetzt schon seit Errichtung der Landmail als Hauptstation in dem indischen Archipel betrachtet werden kann. Mit den zu ihr gehörigen Inseln Lepar und Billiton umfaßt sie mehr als 300 Quadratmeilen meist uncultivirten, doch anbaufähigen Bodens.

Granit ist die vorherrschende Formation, der hier außer goldführenden Quarzgängen reich an Zinnerzen ist, so daß in den letzten 10 Jahren die jährliche Ausbeute an Zinnerz über 70,000 Pikol betrug, welches Erz bis jetzt nur aus dem Alluvialboden gewonnen wird, während das Erz in den Gängen des Gesteins bis jetzt noch nicht ausgebeutet wurde. In dem Jahr 1850 hieß es daß die Exploitation der Zinngruben auch der europäischen Concurrenz eröffnet sey; es war jedoch nur ein Gerücht, und das Ganze lief auf ein Privilegium hinaus womit eine hochstehende Person in Holland begünstigt wurde, während die Zinnausbeutung bis heute noch auf die alte, höchst primitive, schlendrianmäßige Weise durch Chinesen stattfindet. Das Monopol- und Prohibitivsystem der niederländischen Verwaltung liegt schwer auf diesem Land, und hemmt noch bis heute den Aufschwung desselben. Die Verkehrswege auf der Insel sind noch in einem so unvollkommenen Zustande daß der Transport auf der Achse in den meisten Gegenden unmöglich ist; daß alles was zu Lande transportirt werden soll, auf den Schultern der Eingebornen geschleppt werden muß, weßhalb die Bevölkerung, der ewigen Frohndienste und Plackereien der Holländer müde, sich von den Dörfern und den großen Wegen weg- und in unwegsame Wildnisse zurückzuziehen sucht. Der Transport zur See wird deßhalb zur Verproviantirung der Außenposten dem zu Lande vorgezogen, obgleich die Anlage fahrbarer Wege durch die verschiedenen Districte nicht so schwierig wäre, indem nur an wenigen Stellen hohe steile Felsenanhöhen hindernd entgegentreten. Die Goldausbeute könnte beträchtlich seyn, wenn sie mit Sachkenntniß unternommen würde; auch an Eisenerzen ist der Boden reich und das aus demselben gewonnene Eisen ist von vorzüglicher Qualität. Häufig findet sich auch schöner Bergkrystall, der zur Bereitung von besserem Glas benützt werden könnte. Die Aehnlichkeit der Bodenbildung mit jenem in den Minendistricten von Borneo macht es wahrscheinlich daß er Edelsteine, selbst Diamanten enthält. An mehreren Orten findet man Braunkohlen und fossiles Holz; in einigen Niederungen auch Torf. Die Vegetation ist reich und prachtvoll. Banka war berühmt wegen seiner kostbaren Holzarten, und die ungeheuren massiven Tischplatten aus einem Stück wurden häufig von hier ausgeführt. Geschätzt war das rothe Holz Kaju ringas; auch Eben-, Eisen- und Emballoholz. Dschattiwälder kommen nicht vor; die Tectonia grandis wollte hier nicht gedeihen, wohl aber mehrere kolossale Eichenarten. Von den Palmen, welche wild wachsen, ist besonders die Nipa und der Nibong geschätzt. Rotang wird häufiger angetroffen als Bambus. Die Niederungen sind mit Pandanus und Ricophoren bewachsen. Bei gehöriger Cultur kommen hier alle Arten von Früchten fort, welche auch das gesegnete Java hervorbringt. Die Reiscultur findet hier aber nur in trocknen Feldern, welche durch Niederbrennen von Wald gewonnen werden, in sogenannten Ladang statt. Eben wie auf Sumatra steigt hier die Nadelholzform Casuarina bis zur Küste herab. Wo der Boden trocken und sandig ist, findet man längs dem Westrand Tschamarrawälder.

Das Land hat eine wellenförmige, hügelige Beschaffenheit; nur hie und da ragen größere Berge und einige Gebirgszüge hervor. Von den einzelnen Kuppen ist der Maras im Norden der Insel, an der Klabatbay, der höchste und nach der Schätzung von See-Officieren etwa 3000 Fuß hoch. Der Manopin oder Menumbing bei der Hauptstadt Muntok im Nordwesten der Insel zeichnet sich aus durch einige malerische Granitgruppen, während der Granit auf einigen Höhen in dem Zustand der Verwitterung sich befindet und einen mit weißem Kieselsteinquarz überstreuten Boden bildet. Alle Berge sind aber bis auf ihren Gipfel mit Vegetation, viele mit Hochwald bedeckt.

Die Küsten des Landes sind an einigen Stellen niedrig, morastig und hier besonders mit Mangrovebäumen bewachsen, an andern von zertrümmerten Korallen und Conchylien, weißsandig und mit Casuarinwaldung bedeckt, an andern Stellen steil,

Digitized by Google

klippig und mit dem schönsten Laubwald geschmückt. Wo an morastigen Uferbetten die Ströme sich münden, hat die See oft meilenweit eine Jauchfarbe, die wahrscheinlich von zersetzten Vegetabilien herrührt.

Unter den Conchylien welche man am Strande findet, ist besonders die ächte Wendeltreppe, Scalaria vera, sehr geschätzt. Holothurien und Tintenfische sind häufig. Die See ist sehr fischreich und von den gesuchtesten Arten bevölkert. Die Ikan Kuissi, Lidda und Kakap sind vortrefflich. Mollusken und Crustaceen finden sich im Ueberflusse. Auch die Flüsse beherbergen einige schmackhafte Cyprinusarten. Gefürchtet ist das Krokodill: C. biporcatus, welches Ungeheuer gegen 20 Fuß lang wird und die Menschen zuweilen in ihren Kähnen anfällt. Ebenso bergen die Wälder mehrere Schlangenarten: Python, auch eine geflügelte und einige giftige. Große Scolopender und Scorpione hausen in den Ritzen alten Holzes. Riesige Spinnen nisten in alten Bäumen, ebenso zahllose Ameisen und Termiten, aber auch mehrere honigliefernde Bienenarten. Die Schmetterlinge glänzen nicht sehr durch Farbenpracht. Der größte ist der Atlas, dann der Memnon; Morpho, Phidippus; Vanessa Arsinoë, Nymphalis: Apatarina. Papilio: Merope; Danais: Juventa und Hegesippa. Noctua: Pasiphas und Deltoidea u. s. w.

Unter den Vögeln sind die Strandläufer und Reiher häufig sowie Schnepfen und Bekassinen, besonders zahlreich sind aber die Taubenarten, und mehrere dieser ausgezeichnet schön von Gefieder, besonders die grünen Tauben und die Columba rosacea und C. jambu. Unter den Gallinaceen nennen wir nur den Lophophorus und den wilden Hahn: Gallus banciva. An den Küsten sieht man zuweilen eine Seekuh: Halicore Dugong und mehrere Schildkrötenarten.

Von Raubthieren trifft man nur einige Biverren und Iltisarten. Zwei Schweinespecies, den Edelhirsch: Tussa, das Reh: Muntjac, das Zwergreh: Kantjel.

Drei Affenarten, einige Makis und zuletzt den Menschen.

Der Bankanese scheint zu dem Battastamm zu gehören, mit welchem er im Aeußern und in seiner Lebensweise viele Aehnlichkeit hat. Früher stand Banka, wie Palembang, unter der Krone von Matjapahit, später direct unter den Fürsten von Palembang. Es machte sich demnach seit Jahrhunderten javanischer und malayischer Einfluß geltend. Seit 1709 sind mit Eröffnung der Zinngruben Chinesen eingewandert, die jetzt ein Drittheil der Bevölkerung ausmachen. Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts brach über Banka eine schreckliche Zeit herein. Unruhen, innere Kriege, Seeräuberanfälle von den Raijat oder Oranglaut und den Ilanos; Verheerungen durch Hungesnoth und Seuchen, besonders durch die Blattern, wodurch die Bevölkerung sehr gelichtet wurde. Seit 1817 ist die Einwohnerzahl wieder im Zunehmen begriffen.

Man theilt Banka in neun Districte, welche unter einem Residenten stehen, der zuweilen auch Militärcommandant von Banka ist. Die Districte sind: Müntok, Jebus, Blinju, Sungiliat, Baturussak (Marawang), Bankalpinang, Koba, Toboalie und Sungiselan. Die Militärmacht, Infanterie und Artillerie, ist zusammen kaum ein Bataillon stark. Auf obigen Hauptplätzen sind kleine Redouten, die manchmal nur wenige Stücke Geschütz und dreißig Mann Besatzung haben. Einige bewaffnete Prauwen sollen die Küsten bewachen, an welchen bis in die neueste Zeit Seeräuber ihr Unwesen trieben. Die Landmailboote gehen zweimal im Monat auf der Rhede von Müntok vor Anker. Epp.

Scenen aus den australischen Goldminen.

(Aus Chambers's Journal.)

Ehe ich die Diggings (Goldgruben) verließ, sah ich zwei Scenen die ich nie vergessen werde: ein Lynchen und die Erwählung eines Parlamentsmitglieds. In jedem Digging gab es ein „Camp," welches aus einem gemeiniglich auf einer Anhöhe liegenden eingeschlossenen Platze, in einiger Entfernung von der Mehrheit der Goldgräber, bestand, und innerhalb dessen sich Zelte oder Wohnungen zur Bequemlichkeit der berittenen und unberittenen Polizeimänner, Licenzbeamten, Magistrate, Postamtsschreiber ꝛc., so wie ein Goldamt befanden, wo die Leute ihre Ersparnisse wie in einer Bank hinterlegen konnten, und für die Sicherheit ihres Schatzes eine entsprechende Gebühr bezahlten. Ueber den ganzen „Camp" und das Goldfeld herrschte ein Commissär, dessen Aufgabe es war die Geldbußen zu regeln und die Streitigkeiten nach Gutdünken zu schlichten. Jeder Mann in den Minen mußte einen Erlaubnißschein haben; besaß er ihn nicht, so wurde er eine Zeitlang eingesperrt oder hatte eine Geldbuße von fünf Pfund zu bezahlen; berittene und unberittene Polizeimänner machten daher beständige Runden, und forderten die Goldgräber auf diesen Schein zu zeigen. Ein solcher Polizeimann nun ritt an die unmittelbar neben der meinigen befindliche Grube, welche Tags zuvor von zwei Fremden in Besitz genommen worden war, und forderte dem in der Grube Arbeitenden den Erlaubnißschein ab. Der Mann gab eine ungebührliche Antwort, worauf der Polizeimann abstieg, und in die Grube hinabsprang um seiner Autorität Geltung zu verschaffen. Unglücklicherweise berührte der Drücker seines Carabiners während des Hinabspringens den Boden, so daß das Gewehr losgieng, und der unglückliche Goldgräber durch den Kopf geschossen wurde. Die nun folgende Scene kann ich nicht einmal zu schildern versuchen. Das Licenzsystem und seine Beamten waren natürlicherweise keineswegs populär, und da nun ein Mord, wie man es nannte, von einem dieser Beamten verübt worden war, so schien es als ob alle Bewohner des „Camp" mit ihrem Leben dafür büßen sollten. Die Goldgräber erhoben sich, in weniger Zeit als es braucht um darüber zu schreiben, zu Tausenden, ergriffen den Polizeimann, und führten ihn auf eine Anhöhe um ihn aufzuhängen. Die Todesangst des blassen und zitternden Mannes, der unter den grauenhaftesten Verwünschungen vom einen zum andern der wüthenden Menge

Digitized by Google

geſtoßen wurde, war ein entſetzlicher Anblick..... Es ſchien als ſollte mit dem Leben des armen Tropfs alle Ordnung und Autorität ein Ende nehmen. Die Polizeimänner entflohen ſo ſchnell als möglich aus dem „Camp," da ſie in unverhältnißmäßiger Minderzahl, wie einer zu hundert, den Raſenden gegenüberſtanden, und keine Ausſicht zur Rettung ihres Lebens hatten wenn es zum Schießen kam. Nur ein junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren, der Goldamtsſecretär, blieb pflichtgetreu auf ſeinem Poſten, mit einem geladenen Revolver in jeder Hand, und ſchwur er werde jeden niederſchießen der es wage die Schwelle zu überſchreiten. Die Goldgräber brachten ihm deßhalb beim Vorbeigehen, theils wegen ſeines Muths, theils vielleicht weil viele von ihnen ihr Geld in ſeiner Obhut hatten, Lebehochrufe. Allein deſſen ungeachtet waren ſie entſchloſſen den Polizeimann zu hängen. Auf dem Grunde den ſie hiezu auserwählt, ſtand ein Baum, an welchen, und um den Hals des Gefangenen, mit größter Schnelligkeit ein Seil befeſtigt wurde. Der arme Burſche war vor Furcht und Mißhandlung bereits faſt todt, und ſie ſtanden eben im Begriff das Seil anzuziehen, als der alte grauhaarige Commiſſär mitten in die wüthende Menſchenmaſſe hineintritt.

„Begeht keinen Mord, meine Leute," rief er, „laßt nicht von euch ſagen: meine Goldgräber ſeyen eine Mörderrotte."

Der Commiſſär war geachteter als irgend einer ſeiner Untergebenen, und man kannte ihn als einen gerechten Mann, obgleich er unbeugſam ſeine Pflicht that. Sie hörten ihn daher einen Augenblick an, nahmen aber dann ſogleich wieder ihre Plätze ein, um das Seil von neuem anzuziehen.

„Er ſelbſt iſt ein Mörder," ſchrie einer von ihnen, auf den Gefangenen deutend. „Ja, ja," ertönte es aus den Kehlen der übrigen.

„Nein! Wenn er's aber iſt," ſchrie der Commiſſär, „ſo geb' ich euch mein Wort, Burſche, daß er dafür hängen ſoll. Nur, glaub' ich, iſt es auch möglich daß das Gewehr zufällig losgieng."

Und hier erhob ich *meine* Stimme, auf welche ſie zuvor nicht hören wollten, und erzählte die Sache wie ſie ſich wirklich zugetragen, gerade wie ich ſie mitangeſehen hatte, und daß der Mann nicht die geringſte Miene gemacht ſeinen Carabiner auf den andern anzulegen. Endlich wurde der Polizeimann, mehr todt als lebendig, freigelaſſen und der Obhut des Commiſſärs übergeben, der Vorſorge traf ihn noch in derſelben Nacht aus den Diggings fortzuſchaffen. Der Goldamtsſecretär bekam, glaub' ich, 1000 Pf. St. von der Regierung, die er gewiß reichlich verdiente.

Das andere ſehr bemerkenswerthe Schauſpiel von dem ich in den Goldfeldern Zeuge geweſen, war die Wahl eines Parlamentsmitglieds, des Erkornen der Goldgräber. Die Townſhip (Beechworth) war mit Leuten angefüllt; Fahnen wehten überall, und in den Straßen wimmelte es von Sängern, Tänzern und Kämpfenden.

In den öffentlichen Häuſern ſah es fürchterlich aus: Männer in allen Stufen der Trunkenheit lagen umher, mit zerriſſenen Kleidern und zerſchlagenen Geſichtern. Wer noch zu trinken im Stande war, ſchrie um weitere Füllung der Gläſer, jeder wollte was anderes, und keiner bezahlte. So ſehr man ſich Mühe gegeben für eine hinlängliche Maſſe von Getränken zu ſorgen, ſo war doch der Vorrath an Speiſe unzureichend. Schinken, Brod und Käſe waren die einzigen Lebensmittel die zu haben waren, während man Champagner und die köſtlichſten Weine nach Belieben bekommen konnte — ſollte ja doch das erſte je von Goldgräbern in den geſetzgebenden Rath geſandte Mitglied heute gewählt werden! Der Diſtrict Ovens, welcher acht oder neun Minenbezirke umfaßte, ſollte *einen* Mann ſenden, und nahezu jeder Bezirk hatte ſeinen Mann zu ſenden. Der Bezirk Woolſhed (Hauptſtadt, Beechworth), welcher, obgleich nicht der dichteſt bevölkerte, doch der wohlhabendſte war, ernannte Duncan Cameron, früher Lieutenant in der Glasgower Polizei und ſpäter Krämer im Woolſhed-Bezirk. Seine Volksthümlichkeit hatte ihren Grund darin daß er vielen der Goldgräber, die nun reiche Leute ſind, bereitwillig unter die Arme gegriffen, als ſie noch arm waren und mit Noth zu kämpfen hatten, indem er ihnen Geld und Waaren auf Credit gab. Als Cameron ernannt war, unterſchrieben dieſe Leute — „Boſſes" oder Grundeigenthümer genannt — ſogleich das Geld für ſeine Qualification (3000 Pfd. St.), und gaben am Wahltag all ihren Leuten einen Feiertag und einen Tageslohn. Einige dieſer Herren beſtellten, in dem Gaſthof in welchem ich ſelbſt trank, Getränk zu 100 Pfd. Sterl., und einer ſogar, wie man ſagt, zu 300 Pfd. St. auf einmal. In einem andern Hauſe, wo ſie zuſammen gekommen waren um nach der Wahl andere Angelegenheiten zu ordnen, trat der Eigenthümer herein, und bat um Erlaubniß ihnen für die Ehre ihres Patronats 100 Flaſchen Champagner ſenden zu dürfen. Nachdem ſie dieſe getrunken, beſtellte jeder der „Boſſes" ein Dutzend auf eigene Rechnung, und ſo fort und fort, bis jeder zwölf Dutzend erhalten hatte. Da ſie aber nicht all dieſen Wein trinken konnten, ließen ſie eine Anzahl Flaſchen wie Kegel auf den Boden ſtellen, und rollten andere Flaſchen nach denſelben. Einer von ihnen füllte den Hut eines andern, den er nicht leiden konnte, mit der koſtbaren Flüſſigkeit, und ſetzte ihn dann dem Eigenthümer auf — ein Scherz für den er nachher 60 Pfd. Entſchädigung zu bezahlen hatte.

Da es geſetzwidrig iſt nach zwölf Uhr in öffentlichen Häuſern in den Minen Getränke zu verkaufen, ſo wurden alle diejenigen welche ſich in denſelben zum Uebernachten nicht eingemiethet hatten in die Straßen gewieſen, mit Ausnahme der ſehr Betrunkenen, die in die ſogenannte „ſchwarze Höhle" gebracht wurden — eine Räumlichkeit welche in allen derartigen Gaſthäuſern vorhanden und mit einer Art Bettſtellen ähnlich den Cojen in den Schiffen, nur mit höheren Vorderbrettern, ringsum an den Wänden verſehen iſt. An dieſen Orten werden ſie ohne Licht oder Lüftung eingeſchloſſen, und der Zuſtand von Schmutz in dem man dieſe „ſchwarzen Höhlen" läßt, iſt nicht zu beſchreiben. Die weniger Betrunkenen ſchliefen auf dem Boden der verſchiedenen Zimmer, und hatten zu ihrer Bequemlichkeit eine Matratze und eine wollene Decke.

Unter ſolchen Scenen wird, wie man ſich denken kann, den Kranken und Hülfloſen nur wenig Sorge gewidmet. Ein

Digitized by Google

in den Minenbezirken sehr geachteter Arzt stürzte außerhalb der Stadt vom Pferde, und wurde schwer verletzt, so daß er sich nicht rühren konnte. Er bat einen Mann ihn um einen Sovereign unter den Schatten eines Baums zu schleppen, konnte ihn aber nicht bewegen für dieselbe Summe seinen Freunden Kenntniß von der Lage zu geben in der er sich befinde. Selten sieht man in den Diggings jemanden der für Leistung eines Dienstes weniger gibt als einen Sovereign. Schließlich erwähne ich noch als Beweis für den Reichthum und die Verschwendung in den Goldfeldern, wohin so viele ehrliche Leute zu ihrem eigenen Verderben sich haben verlocken lassen, daß bei eben dieser Parlamentswahl die „Bosses" von einem Circuseigenthümer ein Pferd für Cameron mietheten, damit er in die Township reiten könne, und daß sie dessen Füße mit reinem Gold beschlagen ließen.

Die Namen der Indianer und das bei Ertheilung und Abänderung derselben beobachtete Verfahren.

Aus den Verhandlungen der amerikanischen Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaften.

Civilisirtes Leben und Nomadenleben bieten wenig analoges dar. Es sind dieß zwei Gesellschaftsformen welche auf ganz verschiedenen, von einander abweichenden Principien aufgebaut wurden, und von sehr verschiedenen Motiven geleitet werden. Der civilisirte Mensch und der Nomade repräsentiren zwei stark markirte Varietäten der menschlichen Race. Jede dieser Formen hat ihre Existenz in Folge gewisser primärer Ideen oder Impulse, auf welche ihr selbst wenig oder keine Einwirkung zusteht. Deßhalb sind auch, wie sich nicht anders erwarten läßt, die häuslichen Einrichtungen bei beiden Arten von Gesellschaftsformen fast durchgängig verschieden. Dieß wird sich namentlich aus der nachfolgenden Schilderung der Verfahrungsweise der Indianer bei Ertheilung und Aenderung der menschlichen Namen ergeben. Der Indianer hat keinen Familiennamen, sein Name besteht in einer einzigen Benennung, wie der Vorname bei den Römern und der Taufname bei uns Christen, dieser Name bezeichnet einzig und allein ein Individuum, während der Begriff einer Familienbenennung in unserm Sinn genommen daneben fehlt, so daß die Namen der verschiedenen Brüder und Schwestern in keiner Weise das Vorhandenseyn der Thatsache ankündigen daß eine Verwandtschaft unter den Geschwistern stattfindet. Beim Indianer vertritt im allgemeinen der Stamm das was bei uns Familien heißt. Der Stamm besteht aus einer Menge von Familienmitgliedern, welche alle als Blutsverwandte einen gemeinschaftlichen Stammesnamen tragen. Eine indianische Nation besteht dann wieder aus einer Anzahl solcher Stämme. Die Sitten und Begriffe der Indianer bei Ertheilung und Aenderung von Namen sind daher im Vergleich mit unserer Verfahrungs- und Anschauungsweise in dieser Sache ganz originell und eigenthümlich. Einmal führen die Indianer verschiedene Namen während der verschiedenen Stadien und bei verschiedenen Berufsarten des Lebens; so wird eine Art von Namen nur während der Kindheit und Minderjährigkeit geführt, ein anderer Name wird angenommen bei erreichter Mannbarkeit, wieder gibt es Namen welche nur die religiösen Rathgeber tragen, die sogenannten „Hüter des Glaubens," wie sie in der Sprache der Irokesen heißen, und endlich sind noch besondere Namen für die Häuptlinge oder Sachems vorhanden. Alle diese Namen werden aber keineswegs nur so aufs Gerathewohl hin angenommen oder ertheilt, sondern der Indianer hält sich hiebei an gewisse Regeln. Jeder Stamm hat so zu sagen einen eigenen, ihm allein gehörigen Vorrath von Personennamen, die für den Stamm bezeichnend sind, und welche dann kein anderer Stamm anwenden darf; in dieser Beziehung kann man diese Namen doch auch Familiennamen heißen, weil ein Stamm nichts anderes als eine große Familie darstellt, deren Oberhaupt der Häuptling ist. Wie bekannt, sind auch bei einigen indianischen Nationen die Personen-Namen zugleich so charakteristisch für den Stamm daß wenn man bei einem Individuum dieser Nationen dessen Namen weiß, man nach diesem Namen allein auch den Stamm angeben kann welchem dasselbe angehört. Ehe wir weiter gehen, müssen wir zum näheren Verständniß des Folgenden hier einiges über Stämme überhaupt einschalten. Es theilen sich beinahe alle indianischen Nationen in eine Anzahl von Stämmen, welche von den Amerikanern manchmal auch „Clans" genannt werden, was aber den Begriff nicht ganz richtig wieder gibt. Diese Stämme benennen sich nach vierfüßigen Thieren, nach Vögeln, Reptilien, Fischen und einige auch nach leblosen Gegenständen. Folgendes sind Namen von Stämmen, wie sie noch heutzutage bei den indianischen Völkerschaften vorkommen: als Wolf, Bär, Biber, Turteltaube, Hirsch, Regenpfeifer, Reiher, Falke, Adler, Kranich, Ente, Buntflügel, Stör, Karpfe, Aal, Hecht, Katzenfisch, Büffel, Elennthier, Rennthier, Panther, Otter, Waschbär, Hase, Kaninchen, Schlange, Weihe, Eule, Taube. Auch kommen die Namen Riedgras, Donner, Sand, Wasser, Erde, Zelt und Felsen vor. Die alten Culturvolker benannten die einzelnen Stämme ihres Volkes nach den Namen von Männern, wie die Griechen und Israeliten thaten, ebenso kommt dieß noch in neuerer Zeit, aber in beschränkterem Sinn bei den schottischen Clans und den irischen Septs vor, nie aber wird man einen indianischen Stamm finden, der den Namen eines Mannes an seiner Spitze trägt. Von solchen Stämmen haben die Irokesen acht, die Wyandotten acht, die Otschibwas siebenzehn, die Shawnees dreizehn, die Delawaren drei mit Unterabtheilungen, die Mohikaner und die Munsees auch je drei mit Unterabtheilungen, die Choctaws zwei mit Unterabtheilungen, die Winnebagoes acht, die Jowas acht, die Otoes neun, die Pottawatomies 16, die Moqui von Neu-Mexico neun, und in ähnlichen Verhältnissen die andern Nationen, mit Ausnahme der Dakotas, welche allein unter allen indianischen Völkerschaften, über welche sich unsere Untersuchung ausdehnen konnte, behaupteten daß sie keine Stammes-Eintheilung haben. Der Stamm ist der einzige integrirende Theil der indianischen politischen Gesellschaft, und alle politischen Institutionen der Gesellschaft gravitiren daher um diesen Mittelpunkt. So kann kein Mann

Digitized by Google

eine Frau aus ſeinem eigenen Stamm nehmen. Dieß war wenigſtens in älteren Zeiten Geſetz bei jeder Nation, ohne Ausnahme wo es Stämme gab; denn die Glieder eines und desſelben Stammes gelten als Blutsverwandte. Der Titel oder Name eines Häuptlings oder Sachems fällt nach deſſen Abgang heim, iſt aber innerhalb des Stammes erblich, doch ſo daß zwiſchen einigen näheren Verwandten gewählt wird. Die Kinder gehören zum Stamm der Mutter, und folgen ihr im Fall der Scheidung, wenigſtens iſt dieß ſo bei den Irokeſen, Wyandotten, Delawaren, Mohikanern, Munſees und Choctaws, umgekehrt allerdings bei den Jowas, Otoes, Pawnees, Omahas, Otſchibwas, Ottawas und Winnebagoes. Iſt ein Kind geboren, ſo wendet ſich die Mutter, oder an ihrer Stelle ein näherer Verwandter an den Häuptling und bittet um Angabe einer Reihe von Kindernamen, welche beim Stamm im Gebrauch, aber jetzt gerade nicht vergeben ſind. Unter den ihr mitgetheilten Namen wählt dann die Mutter nach ihrem Geſchmack einen aus und dieſer iſt der künftige Name des Kindes. In der nächſten Rathsverſammlung wird hienach die Geburt und der Name des Kindes, ſowie der vom Vater und der Mutter desſelben zur allgemeinen Kunde gebracht. Das iſt ſo zu ſagen die indianiſche Taufe. Dieſe Namen haben eine Bedeutung, wie früher eigentlich alle Namen bei allen Völkern eine ſolche hatten, aber bei den Indianern iſt dieſe Bedeutung der Namen noch heute beibehalten. Owigoa, „ſchiffender Kahn,“ und Gähäno, „hängende Blume,“ ſind Beiſpiele ſolcher Kindernamen.

Mit dem 14ten bis 16ten Lebensjahre wird nach den Begriffen der Indianer ein ſolcher Kindername gleichſam unbrauchbar, d. h. wenn ſein Inhaber die Maturität erreicht hat. Es muß nun ein anderer Name angenommen werden, und wird die Ablegung des alten und die Beſcherung mit dem neuen Namen bei einigen Indianervölkern als ein wichtiges Ereigniß behandelt. Wenn der Name geändert iſt, ſo hat der Betreffende aufgehört ein Knabe zu ſeyn und iſt ein Mann geworden; er kann nun den Kriegspfad betreten und darf im Rath mitſprechen. Bei einigen Nationen, wie bei den Jowas und den Otoes muß der Junge zuvor den Kriegspfad betreten und ſich dort einen neuen Namen holen, ehe er das Recht hat den alten abzulegen, und hat er auf dem Kriegspfad eine große That verrichtet, die ihn in ein glänzendes Licht ſtellt, dann wird ſein Name ſogleich noch vor der Heimkehr geändert. Das Recht ſolche Namensänderungen vorzunehmen ruhte urſprünglich in den Händen des Häuptlings, aber die Namensänderung kann auch von der Mutter oder einem Bruder oder einer Schweſter, nie aber vom Vater in Anregung gebracht werden, und ſie geſchieht ſogar in der Regel ohne Zuſtimmung, ja ohne vorherige Benachrichtigung des Betreffenden. Unterlaſſen es aber die näheren Verwandten zu einer ſolchen Namensänderung zur rechten Zeit den Anſtoß zu geben, dann liegt dem Häuptling die Pflicht ob dieß von ſich aus zu thun, und in der nächſten allgemeinen Rathsverſammlung wird die Aenderung und der neue Name förmlich verkündigt, und gilt auch erſt von der Zeit dieſer Verkündigung an. Wird ein gewöhnlicher Krieger zur Würde eines Häuptlings oder Sachems erhoben, ſo muß er ebenfalls ſeinen alten Namen ablegen, und ein neuer Name höheren Ranges wird ihm zu Theil. Dieſer kann dann ſo lange nicht geändert werden als der Betreffende nicht die Würde eines Sachems verliert, denn ein ſolcher Name iſt auch Titel, und mit ihm fällt zugleich die Stelle oder das Amt weg. Ebenſo kann diejenige Claſſe von Stammesgliedern welche bei den Irokeſen „Hüter des Glaubens“ heißen, den Namen nicht ändern ohne ihr Amt niederzulegen, denn Name und Amt ſind hier ebenfalls unzertrennlich. Andere gewöhnliche Perſonen von reifem Alter können ihren Namen nach eigenem Gutdünken ändern, vorausgeſetzt daß ſie den Häuptling eines andern Stammes als ihres eigenen dazu bewegen können dieſe Namensänderung in der allgemeinen Rathsverſammlung zu verkündigen.

Nach dem Tode einer Perſon geht das Recht den Namen des Verſtorbenen zu vergeben ausſchließlich auf den älteſten Sohn oder die älteſte Tochter desſelben über. Er oder ſie können den Namen vergeben oder gänzlich zurückziehen; der Grund iſt der daß die nächſten Verwandten eines Verſtorbenen ſehr gekränkt und verletzt werden können, je nachdem es eine Perſönlichkeit iſt die den Namen ihres verſtorbenen Vaters oder ihrer verſtorbenen Mutter annimmt, denn ſie werden an den erlittenen Verluſt bei jeder Nennung dieſes Namens erinnert, und es iſt überhaupt Sitte bei den Indianern nie jemanden an den durch den Tod eines Familiengliedes erlittenen Verluſt vermittelſt Nennung des Namens des Verſtorbenen zu erinnern. Ohne Zuſtimmung der Hinterbliebenen den Namen eines Verſtorbenen anzunehmen gilt daher ſo lange für unehrenhaft, als nicht durch ein Geſchenk gleichſam Genugthuung hiefür gegeben iſt.

Und ſo iſt es auch eine ganz alte Gewohnheit bei den Irokeſen, daß der welcher den Namen eines Verſtorbenen ohne Zuſtimmung der Hinterbliebenen desſelben angenommen hat, demjenigen deſſen Vater- oder Muttername er ohne Erlaubniß ſich aneignete, „den nackten Rücken bedecken muß,“ wie die Irokeſen ſich ausdrücken. Das Geſchenk das er geben muß, beſteht nämlich in einem Kleid von Fellen, das der erhält dem das Recht zuſtund den Namen des Verſtorbenen zu vergeben; iſt dieß Geſchenk übergeben, dann nimmt man an die Sache ſey auf ehrbare Weiſe ausgeglichen. Ein Stamm kann auch einen ſeiner Namen dem Mitgliede eines andern Stammes leihen, was oft vorkommt; aber wenn dann dieſe Perſon ſtirbt oder ihren alſo entlehnten Namen wieder ändert, dann kehrt derſelbe als Eigenthum an den Stamm zurück von dem er entlehnt worden war.

Neue Namen kommen bei den Indianern jetzt noch, aber wenig und in nicht größerer Anzahl als bei uns auf, alte Namen dagegen hören allmählich Hand in Hand mit dem Erlöſchen der Stämme ſelbſt auf, wie es auch bei uns geſchieht daß gewiſſe Namen allmählich außer Gebrauch kommen, aber bei den Indianern wird nie ein Name ſeines beſſern Kernes verluſtig, d. h. die urſprüngliche Bedeutung geht nie ganz verloren, wie dieß bei unſern Namen ſo oft der Fall iſt.

Nach obigem iſt einleuchtend daß die Sitten und Gebräuche der rothen Race bei Zutheilung und Aenderung der

Digitized by Google

Namen in ethnologiſcher Beziehung ihre Bedeutung haben, als Glied in der Kette einer Reihe von Thatſachen, welche alle darauf hinausgehen das Ueberwiegende gewiſſer Gedanken in der ganzen indianiſchen Familie zu zeigen, und ſomit auch einen wichtigen Beitrag zur Entſcheidung der Frage über den gemeinſchaftlichen Urſprung dieſer ganzen Race zu liefern.

Stuarts letzte auſtraliſche Forſchungsreiſe.

In der Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 14 Jan. haben, dem Athenäum zufolge, die Secretäre Auszüge aus den Reiſeberichten des Hrn. Stuart verleſen, aus denen hervorgieng daß derſelbe Anfangs März Chambers Creek, in Südauſtralien, mit Hrn. Keckwick und einem andern Mann verlaſſen und ſeine Reiſe in nordweſtlicher Richtung angetreten hatte — ſeine Abſicht gieng dahin das Feſtland quer zu durchwandern. Er fand auf dieſer Wanderung nicht, wie die Geologen vorausgeſagt, eine unfruchtbare Wüſte, ſondern ein gut bewäſſertes Land, mit zahlreichen Creeks, mehreren Flüſſen und einer Menge Gras und Geſträuch. Der geologiſche Charakter des Landes während der erſten 400 (engl.) Meilen war tertiär und ſecundär, und hin und wieder ſah er große Maſſen Sandſtein. Er zog dann über eine hohe primäre Gebirgskette, und während ſeiner ganzen übrigen Reiſe ſtieß er auf wenig anderes als die älteren Felſen, oder ſolche von vulcaniſcher Formation. Er hatte mit keinerlei ernſten Hinderniſſen zu kämpfen, und begegnete keinen Eingebornen, bis er die Mitte Auſtraliens erreicht hatte. Dort errichtete er einen Steinhaufen, pflanzte die britiſche Fahne auf, und legte in den Steinhaufen eine dieſe Thatſache enthaltende Urkunde. Dieß geſchah am 15 Juni. Auf ſeiner Weiterreiſe nach Nordweſten begannen nun ſeine Schwierigkeiten. Das Geſträuch war an einzelnen Orten undurchdringlich, und er ſah ſich genöthigt ſeinen Weg in mehr öſtlicher Richtung, nach dem Golf von Carpentaria zu, einzuſchlagen. Das Waſſer wurde ſelten, und der Boden ſandig. Die Vegetation beſtand bis hieher hauptſächlich aus Geſträuch und Gummibäumen; allein ſobald er ſich den Centralregionen näherte, ſah er auch Palmbäume. Waſſer konnte man in geringer Tiefe unter dem Boden bekommen, auf der Oberfläche aber fand ſich keines. Das Land welches Hr. Stuart durchzogen hatte, war hinter der erſten oder M'Donnell-Kette wellenförmig oder flach geweſen, bei weiterem Vorrücken nach Norden aber kam er an Reihen bergartiger Hügel, deren vornehmſte er die Murchiſon-Reihe nannte, und aus deren Hügeln die nordweſtlich und nordöſtlich fließenden Flüſſe entſpringen. Als er von einer Anhöhe aus ſeinen Blick nach Weſten richtete, ſah er er einen hohen Berg und einen erhöhten Grund. Die Thäler zwiſchen den Hügelreihen waren fruchtbar, und ein Fluß, der von Nord nach Weſt floß, war ungefähr zehn Meßketten breit, und hatte das Ausſehen eines beſtändigen Stroms. Dieß iſt, wie er glaubt, der Charakter vieler der Creeks und Quellen an welche er kam. Als er ſeine Blicke nach Oſten richtete, fand er in der Atmoſphäre Anzeichen des Vorhandenſeyns einer großen Waſſermaſſe hinter dem in dieſer Richtung den Horizont begränzenden Hochlande. Bis er die Hügelreihe erreichte, waren ihm nicht viele Eingeborne zu Geſicht gekommen, obgleich er häufig zahlreiche Spuren derſelben wahrnahm; nun aber kamen ſie allmählich zum Vorſchein, und gaben Zeichen der Feindſeligkeit. Zwei derſelben wurden zuerſt in der Nähe des Geſträuchs geſehen, liefen aber, ſobald Hr. Stuart ſich ihnen näherte, davon. Einige Tage ſpäter zeigten ſie ſich in großer Anzahl und gaben unter Drohungen ſeiner Reiſegeſellſchaft zu verſtehen ſie ſolle umkehren. Aufs freundlichſte ſuchte ſie Hr. Stuart von ſeinen friedlichen Abſichten zu überzeugen — umſonſt, ſie warfen endlich einen Hagel von Bumerangs nach ihm. Nun ertheilte er ſeinen Leuten Befehl ihre Gewehre zu laden, und als die Wilden näher herankamen, in der Abſicht die kleine Abtheilung zu umzingeln, war er genöthigt feuern zu laſſen. Die Wilden ſtanden aber von ihren Angriffen nicht ab, und es wurde eine zweite Salve nöthig. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich Hr. Stuart, wenn auch mit großem Widerſtreben, gezwungen die Rückreiſe anzutreten. Er kehrte nach dem Punkte von wo er am 9 Sept. aufgebrochen war zurück, nachdem er in ſechs Monaten und zwei Tagen mehr als 2300 (engl.) Meilen gereist und 250 (engl.) Meilen ſüdweſtlich vom Golf von Carpentaria vorgedrungen war. Der geologiſche Charakter der Gebirgsreihen war vulcaniſch; das Vorkommen von Quarz und anderm granitiſchen Geſtein gibt Zeugniß von dem Vorhandenſeyn metalliſcher Schätze. Nur ein Theil ſeines Weges, eine Strecke von etwa ſechzig (engl.) Meilen, war unfruchtbar und ſandig.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Nichts vermag im öffentlichen Leben mehr Schaden anzuſtiften als die Phraſen, und namentlich Phraſen die mit einem Körnchen Wahrheit geſalzen ſind. Nirgends hat dieß mehr gegolten als von den öſterreichiſchen Finanzen. Wenn ſich in den berüchtigten „zehn Jahren" ſchüchterne Stimmen hören ließen, wo hinaus es denn mit dem durchſchnittlichen Deficit von 100 Millionen kommen ſollte, da erhob ſich ein Chor mit der holden Redensart von den „unverwüſtlichen Reſſourcen" des Kaiſerreiches, und ſalbungsvoll verwies man auf Ungarn als die jungfräuliche Erde, die noch wenig oder gar nicht von dem Steuererheber betaſtet worden war, und wo neue Zollgränzen, neue Rechtszuſtände, neue agrariſche Verfaſſungen, neue Verkehrsmittel ein leibliches Wachsthum verhießen, wie wir es nur in atlantiſchen Fernen bei jugendlichen Geſellſchaften wahrnahmen. Von dieſen Erwartungen iſt nun vieles eingetreten. Man hat aus Ungarn 50 oder 60 Millionen Steuern mehr gezogen, allein die Staatsausgaben wuchſen noch raſcher. Die Gelder ſchoſſen in reichlichen Bächen ein, ſie floſſen aber in Strömen wieder hinaus, und

Digitized by Google

nachdem die Jungfräulichkeit Ungarns längſt ins Fabelbuch gehörte, fand man daß ſich die Laſten der Staatsſchuld beinahe verdreifacht hatten und die Caſſenabgänge ſich unabwendbar zu wiederholen drohten. Die Finanzen waren die ſterbliche Stelle des ſogenannten geſtürzten Syſtems. Denn wäre dieſes ſo frugal geweſen als es abſolut war, wir zweifeln ob es nicht heute noch ſo mächtig wäre als jemals, ſelbſt nach einem unglücklichen und, was noch ſchlimmer, nach einem unerquicklichen und klangloſen Feldzug. Sieht man von den Finanzen ab, ſo würden die Sünden der „zehn Jahre“ in der einen Schale gewiß nicht ſchwerer wiegen als das Gute, ja mitunter Vortreffliche, was in jener Zeit geſchaffen wurde.

Als man den eignen Credit völlig vernichtet hatte, da klopften die Forderungen an mit der Krone die Gewalt zu theilen, und da wurde die Phraſe gehört daß nur durch die Einberufung von einem Reichstag und von Landſtänden eine Hebung des Credits zu erwarten ſey. Dieſe Redensart iſt es welche heutzutage genau ſo viel Uebel anzuſtiften droht, wie das goldene Wort des Abſolutismus von den unverwüſtlichen Reſſourcen. Wir wollen hier nicht unterſuchen ob eine Theilung der Gewalten in Oeſterreich rathſam ſey, in welcher Form ſie eintreten und welche Gränzen man ihr ziehen ſolle, ſondern wir wollen allein unterſuchen ob Reichstag oder Landtage den Credit zu heben vermögen. Wenn das oder die Wahlgeſetze verſtändige Schranken ziehen, wenn zur Zeit der Wahlen eine loyale Stimmung im Reiche die Oberhand behält, wenn alſo beſonnene und gelaſſene Männer zuſammenkommen, welche die Gefahr fühlen in der ihr Vaterland ſchwebt, die nicht nach Popularität haſchen ſondern ſich hinwegſetzen über die flache Kritik einer ungeläuterten öffentlichen Meinung, wenn ſie vor allen Dingen viel ſchwarzgelben Patriotismus, d. h. die alte Anhänglichkeit an den zweiköpfigen Adler mitbringen, dann können ſolche Verſammlungen das Vertrauen wieder heben daß der öſterreichiſche Staat ſeine Pflichten redlich erfüllen werde. Sie werden durch das Recht ihrer Steuerbewilligung die Beſorgniß vor einer Rückkehr gedankenloſer Verſchwendung, wie ſie in den letzten zehn Jahren gehaust hat, zerſtreuen; ſie werden dadurch daß ſie die Schuldenmaſſe anerkennen, die Völker Oeſterreichs und nicht bloß die Dynaſtie zu Trägern jener Geldverpflichtung erklären und der Schuld ſelbſt eine höhere Rechtsgewähr verleihen. Gehen ſie dann nach Feſtſtellung des Budgets und Genehmigung der Geldanliegen auseinander und beruhigen ſie ihre Vertreter damit ſie Vertrauen in die neue Regierung faſſen, ſo werden auch wir zu denjenigen zählen welche der Einberufung einer Landesvertretung die Rettung des Credites zuſchreiben.

Wenn aber eine einzige dieſer Vorbedingungen fehlſchlägt, dann werden Reichstag oder Landtage diejenigen ſeyn die dem Credit des Reichs den letzten Stoß geben. Das Capital welches ſich öffentlichen Gewalten anbietet, hat einen eigenthümlichen Charakter. Es iſt nicht abſolut und nicht demokratiſch, nicht conſtitutionell, nicht monarchiſch und nicht republicaniſch geſinnt. Unter den Regierungen iſt ihr diejenige die liebſte welche verſpricht gute Zinſen zu zahlen, und die *in der Lage iſt ihr Verſprechen halten zu können*. Aus Patriotismus hat noch kein Capital, oder höchſtens nur tropfenweiſe ſich irgend einem Staat angeboten. Ein hoher Zinsfuß dagegen iſt ein gewaltiges Reizmittel, dem beim Nationalanlehen ſo wenige Leute zu widerſtehen vermochten, allein wichtiger noch als dieſe Höhe iſt die Sicherheit der Capitalsanlage. Wer heute öſterreichiſches Nationalanlehen kauft, hat Ausſicht zehn Procent von ſeinem Geld zu genießen, und doch — wer wird jetzt einem ſolchen Gewinn nachlaufen wenn er für den Stamm des Vermögens zittern muß?

So liegt es alſo auf der Hand daß alles was eine Regierung in Verlegenheit ſetzen und ihr Anſehen zu ſchwächen vermag, dem Credit nur nachtheilig und nicht förderlich ſeyn kann. Die kaiſerliche Regierung hat die Wünſche des erweiterten Reichsrathes vorläufig in Ungarn erfüllt. Sie hat nachgegeben, ſie hat die alten Zuſtände erneuert, ſie hat den ungariſchen Landtag vorbereitet. Jeder dieſer Schritte hätte nun nach der Phraſe in aller Welts Mund ihren Credit erhöhen ſollen, und jedem dieſer Schritte folgte wie ein Schatten ein tieferes Sinken der Curſe. Man laſſe jetzt erſt die ungariſchen Wahlen kommen und ſehe ſich dann einem Landtag gegenüber welcher die übertriebenen Anſprüche der Magyaren vertritt, und man wird inne werden wohin der Glaube geführt hat daß der Credit Oeſterreichs durch den Conſtitutionalismus geheilt werden könnte. Wenn über Nacht plötzlich in Oeſterreich ſich die Stimmung änderte, alles wieder loyal ſich fügte, das laute Sprechen ſich wieder abgewöhnte und die „Ruhe in Warſchau“ herrſchte, oder durch eine auswärtige Wendung, oder den Abſchluß einer Allianz die kaiſerliche Regierung wieder von ihren Kräften Gebrauch machen und ihren Willen unabänderlich durchſetzen könnte, dann — dann würden die Fonds ſteigen, denn die Börſe hat für Liberalismus oder Nationalismus, für Freiheit, ja nicht einmal für Verfaſſung einen Sinn, ſondern ſie liebt ſtarke Regierungen, weil ſie ihr Ruhe im Innern verſprechen. Man hüte ſich alſo von dem künftigen Reichstag wie durch ein Wunder die Rückkehr des Credits zu erwarten, denn der Reichstag ſelbſt, als Element der Unruhe, des Ungewiſſen, des Streitfertigen muß ſich ſehr zuſammennehmen wenn er nicht als Creditſtörer in Verruf kommen ſoll.

Wie die Dinge jetzt ſich entwickelt haben, bleibt aber dennoch der Reichstag quand même die einzige Perſon oder Körperſchaft welche ehrenvoll den Finanzen wieder aufzuhelfen vermag. Die Regierung ſelbſt muß ſich nach ſeiner Hülfe umſehen, damit er aufräumt unter dem überzähligen Beamtentroß, welcher hauptſächlich Oeſterreich in ſeine Verſchuldung geſtürzt hat. Ein Reichstag allein gewährt den Troſt daß man ſich mit einem engern Budget bequemen und die jährlichen Steigerungen der öffentlichen Schuld aufhören werden. Ob Oeſterreich ſelbſt bei größter Sparſamkeit in den bürgerlichen Verwaltungsfächern noch im Stande iſt die Koſten ſeiner Schulden, den Aufwand für die Armee und die übrigen Erforderniſſe aufzubringen, das wird rein nur von der Haltung der Ungarn abhängen. Vermögen dieſe es durchzuſetzen daß ſie in ihre Verhältniſſe vor 1849 zurückkehren, alſo daß ſie nur ſo viel Steuern bezahlen würden wie die

ehemaligen Erträgnisse ihres Binnenzolles betrugen, dann halten wir die Erbländer nicht für wohlhabend genug um diese ungeheuren Lasten ohne Ungarn und ohne die Lombardei auf ihren Schultern zu tragen. Man bedenke nur daß mit Ungarn vor 1848 Oesterreich nur 160 Mill. fl. Steuern zahlte und jetzt die Staatsschuld 110 Mill., die Armee 90 bis 100 Mill. braucht!

Es gehört also großer Patriotismus dazu wenn sich noch zum Finanzministerium ein Finanzminister findet, dessen Name doch hineineingezogen wird in einen der trostlosesten Räume der österreichischen Geschichte und der dermaleinst vielleicht genannt werden könnte in Verbindung mit einer beschämenden Katastrophe, obgleich jetzt ein Charakter rein wie Silber, ein Wille der die Redlichkeit selbst wäre, und ein finanzielles Genie ersten Ranges nichts zu retten, wenig zu ändern, höchstens zu verzögern vermöchte. Weh ums Herz muß es uns aber werden wenn wir einen solchen Finanzminister täglich mit Projecten zur Herstellung des Paricurses des Papiergeldes bestürmen sehen, ihn, den wahrscheinlich nur zwei große Sorgen quälen: womit bezahle ich im nächsten Monat meine Soldaten, und womit bezahle ich die fälligen Coupons? Die fundirte Staatsschuld darf der Finanzminister ohne Zustimmung der Reichsvertretung nicht mehr vermehren, weßhalb auch das neue Anlehen seiner Natur nach nur eine Escomptirung auf die Casseneingänge der fünf nächsten Steuerjahre war; die Summe des umlaufenden Papiergeldes darf er auch nicht vergrößern, während seine Einkünfte seit der ungarischen Steuerverweigerung dünner als zuvor fließen. So bleibt ihm nicht wohl etwas anders übrig als Zeit zu gewinnen bis zum Zusammentritt des Reichstages, und nichtsthun muß vorläufig seine Losung seyn, obgleich ihm von allen Seiten zugeschrien wird, er solle „Energie" zeigen, als ob durch Energie Papier in Silber sich verwandeln ließe. Die Ungeduldigen ahnen gar nicht daß die materiellen Werthe Gesetzen gehorchen die sich so wenig ändern lassen als die Gesetze der Schwere, denen Despoten und Militärgouverneure so wenig etwas anzuhaben vermögen als Convente und Demagogen.

Deßhalb wird auch die Reichsvertretung trotz ihrer großen moralischen Macht kaum die Summe angehäufter Schwierigkeiten zu bewältigen im Stande seyn. Vielleicht vermag ihr Ausspruch oder vielmehr die kaiserliche Regierung, moralisch gestärkt durch die Zustimmung der Reichsvertretung, die Ungarn zur fortgesetzten Erfüllung ihrer österreichischen Steuerpflichten zu nöthigen. Vielleicht entschließt sich der Reichstag ein Zwangsanlehen zur Einziehung von 200 Mill. Banknoten aufzulegen, vorausgesetzt daß die Tilgung durch ständische Ausschüsse selbst vollzogen wird. Aber was die Reichsvertretung nicht zu befehlen vermag, ist die Ausgleichung von Einnahmen und Ausgaben. Die Steuern lassen sich nicht mehr erhöhen, denn sie sind nach und nach aufs äußerste gespannt, die Ausgaben aber können nur in den bürgerlichen Zweigen auf bescheidenere Gränzen zurückgeführt werden, während die beiden großen Items: öffentliche Schuld mit 110 Millionen, die sich nach Fundirung des Papiergeldes auf 120 Mill. steigern werden, und das Kriegsbudget mit 100 Mill. sich nicht kürzen lassen, ohne den Bankerott zu erklären oder das Reich unvertheidigt zu lassen. Wenn sich die Einnahmen Oesterreichs als es die Lombardei noch besaß, auf 270 Mill. beliefen, so wird es nach Wegfall der lombardischen Beiträge kaum so viel noch einnehmen daß nach Bedeckung für Schuld und Heer ihm noch das Geld übrig bliebe um den Aufwand nur für die innere Verwaltung zu bestreiten. Und gelänge es selbst durch die strengsten Reductionen eine glatte Bilanz noch einmal herzustellen, wären die Mittel zur Einziehung des schädlichen Papiergeldumlaufes angewiesen, so würde doch jede Ordnung wieder umgestoßen und alle Opfer vergeblich gebracht worden seyn, sobald ein Krieg mit Italien wieder ausbräche, der ausbrechen wird sobald er zu irgendeinem Bonapartischen Plan oder irgendeinem Bedürfniß Frankreichs paßt.

Wenn dieß sicherlich die Sorgen eines österreichischen Finanzministers seyn müssen, so ist es kindisch ihm die Macht eines Gottes zuzutrauen, als ob er durch irgendeinen Schöpferspruch plötzlich Licht im Chaos schaffen könnte, besonders da jeder mißlungene Versuch der Abhülfe dem Land neue Lasten zuführt, das Uebel steigert und die Katastrophe näher rückt. Man gebe einem Minister drei Jahre Ruhe, und bei redlichem Willen würde selbst Oesterreich noch geholfen werden können, aber in Zeiten des Schwankens und der Unruhe, also des Mißtrauens der Capitale ist eine Abhülfe nicht denkbar, denn die Hülfe wird so kostspielig daß der Patient sie nicht mehr zu erschwingen vermag. Was bisher der gegenwärtige Finanzminister gethan hat, waren nur Tastversuche, von denen sich nichts besseres sagen läßt als daß sie zum Glück wenig geschadet haben. Er konnte aber auch ohne Reichsvertretung vorläufig nichts ausrichten, und bis dahin mußte er nur Zeit zu gewinnen trachten. Von den Leistungen und dem Charakter des Reichstages wird schließlich das Schicksal der österreichischen Finanzen abhängen. Die Bevölkerung selbst hat sich aber dann ihr eigenes Schicksal zuzuschreiben. Nur hüte man sich zu glauben daß der Zusammentritt eines Parlamentes an sich irgendeinen günstigen Einfluß auf das Silberagio oder den Curs der Staatspapiere haben müsse, denn wenn die Wahlen schlecht ausfallen, wenn zu der Spannung in Italien und zu der Trennung von Ungarn sich noch ein Parlament in Wien gesellt, wo Polen, Czechen und Venetianer zu einer föderalistischen Verschwörung gegen die Regierung sich vereinigen oder radicale Elemente die Aufregung schüren, dann würde allerdings Silberagio und Curse einen Einfluß von Seiten der Reichsvertretung spüren, aber einen Einfluß daß Gott erbarm!

Miscellen.

Das Christenthum unter den Türken. Bei dem was in unserer Nähe auf kirchlichem Gebiet für und wider das Christenthum geschieht oder vorbereitet wird, darf dasjenige

Digitized by Google

nicht unbeachtet bleiben was in der Türkei und unter Türken im Interesse des Christenthums vorgeht. Ist auch in Folge des Krimkrieges und durch denselben der Fanatismus der Muhammedaner wider die Christen neu aufgestachelt worden, und ist durch solche Ausbrüche dieses Fanatismus, wie sie noch kürzlich in Syrien in der traurigsten und schauderhaftesten Weise stattgefunden haben, die Kluft zwischen Christenthum und Islam noch größer und weiter geworden als sie bisher schon gewesen war, und kann man nach derartigen Erfahrungen an eine Christianisirung der Türkei nicht glauben solange der osmanische Stamm der herrschende bleibt, so gehen doch in dieser Beziehung in der europäischen und asiatischen Türkei Dinge vor die an das Wunderbare gränzen, und aus denen es sich von neuem ergibt daß in der Bibel der Geist der Mission selbst begründet und Gottes Wort der thätigste und wirksamste Missionär ist. Nachdem in der Türkei das Gesetz vollkommene Freiheit des religiösen Bekenntnisses gewährt, wird die Bibel, mit dem kaiserlichen Censurstempel versehen, auf offener Straße feilgeboten und von Türken vielfach gekauft. Auch ist die christliche Predigt unter den Türken nicht mehr ohne Frucht. Ein Missionär schrieb vor kurzem von dort daß er mit einem Obersten der türkischen Armee eine interessante Unterredung gehabt, und ihn dieser selbst aufgesucht habe um sich mit ihm über Religion zu unterhalten. Er bemerkte ausdrücklich daß dieser Türke sich offen zur Wahrheit in Christo bekenne, und daß er sein Amt niederlegen zu wollen erklärt habe um sich der Predigt des Evangeliums zu widmen. In Brussa, in Kleinasien, predigte bereits ein bekehrter Türke das Evangelium ohne Hinderniß vor einer aus Türken und Christen bestehenden Zuhörerschaft, und einem andern bekehrten türkischen Major sollte der Posten eines Missionärs angewiesen werden. Derselbe war mit Abfassung von Schulschriften beschäftigt, welche von der türkischen Regierung adoptirt und in den Schulen eingeführt wurden. Dabei ist die Missionspresse in Konstantinopel außerordentlich thätig, und hat in einem Jahr beinahe 70,000 Exemplare der heiligen Schrift und sonstiger heiligen Bücher, sowie 20,000 Tractate gedruckt und verbreitet.

*

Bunsens Lampe für das analytische Spectrum. Die Professoren Bunsen und Kirchhoff in Heidelberg, welchen die neuere Chemie so viel verdankt, haben kürzlich eine Entdeckung gemacht, die in dem weiten Felde das sie für fernere Forschungen erschließt als die belangreichste des verflossenen Jahrs betrachtet werden kann. Sie besteht nämlich in einer Methode chemischer Analyse mittelst des Spectrums. Die meisten unserer Leser werden wissen daß man unter Spectrum das von einem dem Sonnenlicht ausgesetzten Glasprisma reflectirte Regenbogenbild versteht: es läßt sich auch durch das Licht einer Lampe hervorbringen, und Chemiker und Optiker haben zuweilen Versuche angestellt, um zu sehen welche Veränderungen sich zeigen wenn verschiedene Substanzen in der Lampenflamme verbrannt werden. Bei zarten Beobachtungen ist es wesentlich daß das Spectrum nicht zu hell ist, ja weit weniger hell als das vom Sonnenstrahl erzeugte, und Bunsens Lampe, welche durch Verbrennung von Leuchtgas (Kohlenwasserstoff) eine schwach leuchtende, aber sehr weiße Flamme gibt, ist hiezu die beste. Fassen wir nun den hergestellten Apparat und das in eine vom Tageslicht ausgeschlossene Camera geworfene Spectrum ins Auge. Die obenerwähnten Professoren nehmen weniger als einen Gran chlorsaures Natron, mischen ihn mit einem kleinen Theil Milchzucker, und verbrennen ihn in der von der Lampe fernsten Ecke ihres Laboratoriums. Ein Auge überwacht die Innenseite der Camera, und sobald der Dunst sich zerstreut hat und die Flamme zum Vorschein kommt, sieht man eine gelbe Linie das Spectrum kreuzen, und einige Minuten sichtbar bleiben. Man nennt sie die Natrium-Linie, denn so oft Natrium in der Atmosphäre der Lampenflamme vorhanden ist, sey es auch immer mit andern Substanzen verbunden, zeigt sich unfehlbar diese eigenthümliche Linie, selbst wenn die Natrium-Menge nicht mehr als ein Zwanzigmillionstel eines Grans beträgt. Man findet daß jede metallische Grundlage eines Alkali's oder einer Erde ihre eigene besondere Linie oder Linien hat: Lithium zeigt eine schwach gelbe und eine scharf rothe Linie; Kalium eine rothe und eine violette; Strontium vier Linien, zwei rothe, eine orangefarbige und eine blaue; Calcium eine grüne und eine orangefarbige; Baryum mehr als ein Duzend Linien, deren eine Hälfte man als grün, die andere als orangefarbig schildern kann, und wie bei dem Natrium, ist jede Substanz stets erkennbar an ihrer eigenen besondern Linie oder Linien, wie unendlich klein auch die erprobte Größe ist. Ja es scheint fast als könne uns selbst das allerletzte Atom bei dieser Spectralanalyse kaum entgehen. (Chamber's Journal.)

*

Der nationale und monumentale Patriotismus der Italiener. Es ist in dem Leben des italienischen Volks ein eigenthümlicher Charakterzug daß man es dort von jeher geliebt hat den großen Männern seiner Nation Denkmäler zu errichten, um sie dadurch zu ehren, ihre Verdienste anzuerkennen und sie im dankbaren Andenken des Volkes zu erhalten. Geschah dieß zum Theil hier und dort auf Kosten der Staatsregierung, so geschah es doch noch häufiger von den Bürgern der Städte, von den Mitgliedern gelehrter Gesellschaften und anderer Vereine, auch von einzelnen Freunden und Bewunderern der Gefeierten, überhaupt von Privatleuten. Namentlich ist dieß auch in neuerer Zeit in der Lombardei und in Piemont der Fall gewesen. Jedenfalls spricht diese Sitte, die etwas antikes hat und an sich trägt, die geistigen Größen der Nation auf diese Weise zu ehren, für den Patriotismus und das starke Nationalgefühl der Italiener. Die einzelnen Beispiele setzen dieß noch deutlicher ins Licht. So in Mailand in dem Palaste der Brera. Hier empfangen gleich in der Eingangshalle den Eintretenden die Marmordenkmäler zweier verdienter Mailänder aus dem Jahre 1832 und 1842, des Architekten Luigi Canonici und des Goldschmieds Nanieri Girotti, welche beide für die Kunstinstitute große Stiftungen gemacht haben. Eben so stehen im inneren Hofe jenes Palastes zwischen den Säulen des unteren Porticus sechs kolossale Ehrenstatuen berühmter lom-

Digitized by Google

bardiſcher Künſtler, Dichter und Gelehrten neuerer und neueſter Zeit, und auch die ganze obere Säulenhalle des Hofes iſt eine Fortſetzung der Huldigung welche der lombardiſche Patriotismus hier ſeinen großen Landsleuten darbringt. Es ſind mehr als zwanzig Ehrenmonumente mailändiſcher Berühmtheiten in Marmor und Erz, die dort ſtehen, und dieſer monumentale Schmuck des Brerapalaſtes ſetzt ſich in der Vorhalle der Bibliothek der Brera fort, wo neunundzwanzig koloſſale Büſten, und über ihnen in zwei Reihen 54 Bruſtbilder die Züge der großen Dichter und Denker, Gelehrten und Künſtler des gemeinſamen italieniſchen Vaterlandes darſtellen. In gleicher Weiſe zeigt auch der Hof der ambroſianiſchen Bibliothek in Mailand vielfache Beiſpiele dieſer ächt antiken Sitte, berühmten und beliebten Mitbürgern an beſuchten öffentlichen Plätzen und Räumen Erinnerungsdenkmale zu ſetzen, und ihr Andenken ſolchergeſtalt in ſichtbarer Erinnerung zu erhalten. Das bedeutendſte derſelben iſt die ſitzende marmorne Koloſſalſtatue des berühmten lombardiſchen Rechtsgelehrten und Philoſophen Romagnoſi († 1835), die der darauf angebrachten Inſchrift zufolge im Jahr 1844 errichtet ward. Aehnlichen Erinnerungen und Denkmälern begegnet der Fremde in Genua. Hier ſtehen in der Hafenſtraße zwei Privathäuſer nebeneinander, die ſich mit Erinnerungen an die beiden ſtolzeſten Namen Genua's geſchmückt haben. In der Wandniſche der Fronte des einen ſteht die koloſſale Statue des Columbus, und ihr zur Seite in einer Bogenniſche des andern Hauſes erblickt man das gleichfalls gegen acht Fuß hohe Standbild des Andreas Doria. Das ſchönſte Denkmal dieſes patriotiſch-hiſtoriſchen Gemeinſinns des italieniſchen Volks bietet in Genua die in der Nähe des Hafens gelegene ehemalige Bank von San Giorgio, das älteſte Kauf- und Bankhaus des modernen Europa, von welchem aus in früherer Zeit der ganze genueſiſche Handel und die Verwaltung der auswärtigen Handelscolonien, welche die mächtige Handelsrepublik in der Krim, Kleinaſien und an andern Orten beſaß, geleitet wurden. Die zahlreichen weiten Räume, Hallen und Säle, welche jetzt zu Mauthlocalen herabgeſunken ſind, zeigen den ſtolzen Bürgerſinn und die Dankbarkeit der alten Republik gegen die welche dem Gemeinweſen Dienſte geleiſtet und ſich um dasſelbe verdient gemacht hatten. Sie ſind angefüllt mit den marmornen und erzenen Denkmälern und Ehrenſtatuen der Spinola, Doria, Grimaldi, Paſſano, Durazzi, Centurione, Lomellino und anderer würdigen Vertreter der alten Adels- und Bürgergeſchlechter. Gleich der erſte Saal iſt ein ſolches ſtatuariſches Muſeum genueſiſcher Bürgertugend. Er enthält in zwei Niſchenreihen übereinander zwanzig koloſſale Ehrenſtatuen verdienter Patrioten aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert. Alle haben ein Blatt oder eine Rolle mit einem Sinnſpruch in der Hand, der meiſt in lateiniſcher Sprache abgefaßt iſt, und ächte Lebensphiloſophie oder den lebendigſten Patriotismus ausſpricht. Auch in dieſen Inſchriften gibt ſich der Hauch antiken Lebens zu erkennen. So lautet dort ein Sinnſpruch in deutſcher Ueberſetzung: „Dem Vaterland und Gemeinweſen wohlthun, heißt ſein eigenes Gut ſchützen und erhalten!“ und ein anderer: „Du lobſt mich? Folge mir nach!“ Ebenſo finden ſich unter allen Statuen ausführliche Ehreninſchriften, welche die Verdienſte um das Vaterland aufzählen. Da lieſt man von Hoſpitälern und wohlthätigen Anſtalten welche gegründet worden ſind, von Stiftungen zur Ausſtattung armer Mädchen bei ihrer Verheirathung u. ſ. w. Ebenſo iſt es in der piemonteſiſchen Stadt Novara. In der dortigen ſtattlichen Kaufhalle, il mercato, gibt ſich der italieniſche Patriotismus in einer Reihe marmorner Basreliefporträts berühmter und verdienter Mitbürger und Mitbürgerinnen zu erkennen, mit denen der Fries der Colonaden geſchmückt iſt. Ueberall beſtätigt ſich auch hier das alte Wort: Die Menſchen ſchweigen, aber die Steine reden!

*

Rieſenpfirſiche in China. In Schanghai, erzählt der anonyme Verfaſſer des kürzlich in London erſchienenen The Englishman in China, zieht ein einheimiſcher Gärtner für die Tafeln der Fremden Pfirſiche von der Größe daß ſie eine Schüſſel füllen, und die Frucht wie die Melonen in Schnitten unter die Gäſte vertheilt wird. Er läßt ſich aber auch für ſeine Künſte redlich zahlen, denn der Preis eines Pfirſichs beträgt zwiſchen einer Guinee (12 fl. 36 kr.) und 30 Shilling (18 fl.).

*

Wichtiger paläontologiſcher Fund. Wir erhalten, ſagt Weſtminſter Review in einer Beſprechung über Phillips' geologiſche Vorträge, aus Amerika die wichtige Nachricht daß in einem einzigen foſſilen Baumſtamm, der den berühmten, die „Joggins“ genannten Kohlenformationen Neu-Schottlands angehörte, die Reſte von fünf Reptilien, worunter drei neue Arten ſammt einem Tauſendfuß entdeckt wurden. Es iſt noch nicht lange her daß man für ſicher annahm, die Reptilien ſeyen erſt zur Zeit der ſecundären Schichtungen aufgetreten, während die Kohlenformationen der ſogenannten paläozoiſchen Zeit angehören. Je beſſer man alſo ſucht, deſto älter werden die ſogenannten höher organiſirten Thiere.

*

Theilbarkeit der Körper. Um dieſe Eigenſchaft der Körper in ſeiner neuen Elementarphyſik zu erläutern, bemerkt J. de Vagnaux, daß 1 Gramm ($1/500$ Pfd.) Carmin einem Cubikmeter (ungefähr 30 Cubikfuß) Waſſer eine kenntliche Färbung zu geben vermag. In jedem Cubikmillimeter (alſo Tropfengröße) iſt dann $1/1000000000$ eines Gramms Carmin enthalten. Dr. Wollaſton dagegen hat aus Platin Drähte verfertigt, die nur $1/1200$ eines Millimeters an Durchmeſſer beſitzen. Dieſe Drähte ſind für das unbewaffnete Auge nicht ſichtbar, und ein Kilogr. Platin (2 Pfd.) würde ausreichen um einen Faden daraus zu ziehen der ſich dreimal um den Erdäquator wickeln ließe. (Science pittoresque.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 8. Augsburg, 17 Februar 1861.

Ethnographie des osmanischen Reiches.

Die folgende Uebersicht der Völkerschaften welche das osmanische Reich bewohnen, macht durchaus keinen Anspruch auf vollständige Erschöpfung des Gegenstandes; sie ist vielmehr dazu bestimmt: zu zeigen daß trotz der mannichfachen Forschungen auf diesem Gebiet noch viele Punkte einer wiederholten Untersuchung bedürfen, daß manche Punkte noch völlig unaufgeklärt sind, und daß überhaupt selbst bei den bekannteren Nationalitäten noch keineswegs alle Fragen gänzlich erledigt und abgeschlossen sind. Nehmen wir z. B. diejenige Nation, welche von Rechtswegen die bekannteste von allen seyn sollte, die Hellenen: welche abweichende Ansichten von Fallmerayer an, welcher die Existenz der Hellenen läugnet, indem er behauptet daß in den heutigen Griechen kein Tropfen hellenisches Blut, sondern slavisches Blut rinnt, bis auf die Griechen selbst, welche behaupten daß ihre Nationalität alle Länder von der Donau bis zum Euphrat erfülle! Nicht viel besser sieht es mit der herrschenden Nation aus; die nennt man bald Türken, bald Osmanen, als ob das zwei völlig identische und sich deckende Benennungen wären, und doch sind das zwei grundverschiedene Dinge, so sehr daß der Osmane sich beleidigt fühlt, wenn man ihn einen Türken nennt, und daß der Türke den Osmanen recht gründlich haßt. Daß die Bulgaren eine slavische Nation sind, gehört in das Credo der Panslavisten, aber mit den Beweisen sieht es sehr kümmerlich aus. Diesen Sommer haben wir auch recht viel von der Nation der Drusen gehört und gelesen, aber seit wann sind denn die Drusen eine Nation? Sie sind es so wenig wie die Quäker in England oder die Lichtfreunde in Deutschland. Schon bei einem oberflächlichen Studium des Gegenstandes stößt man auf diese unvereinbaren Widersprüche; geht man aber etwas tiefer auf die Sache ein, so mehren sich die Fragezeichen ins Unglaubliche: was ist aus den Völkern geworden, welche ehemals hier ihr Wesen hatten? Mit den Epiroten hat man sich vielfach beschäftigt, aber wer hat sich um die Macedonier und Thracier bekümmert? Und nun gar in Asien; da gab es Lydier, Phrygier, Cappadocier, Assyrer, Babylonier, Völker, die zum Theil große welthistorische Reiche stifteten, wo sind sie geblieben? Was ist aus ihnen geworden? Sie sind verschwunden, untergegangen, heißt es, aber eine Nation verschwindet doch nicht unter den Händen der Geschichte, wie eine Kugel unter den Händen des Taschenspielers, oder wie eine Seifenblase in der Luft, es wäre denn daß sie mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde, wie es mit den Kanaanitern der Fall war. Ueber die Ausrottung der Kanaaniter haben wir historische Zeugnisse, aber über jene andern nicht, und es läßt sich nirgends ein solcher Vertilgungsproceß nachweisen. Von den Trojanern heißt es daß sie nach Italien giengen und die Stammväter der Lateiner wurden: das ist wenigstens eine Sage, ein Versuch, die Reste einer unterjochten Nation nachzuweisen, ein Versuch der mehr historisches Gefühl beurkundet als die absurde Phrase: „die Phrygier u. s. w. sind verschwunden."

Wir stellen also in dem folgenden Aufsatz nicht ein völlig ausgearbeitetes Gemälde dar, sondern nur einen Rahmen, den wir hin und wieder ausfüllen, soweit abgeschlossene Vorarbeiten es ermöglichen; alles übrige ist vielmehr eine Reihe von Fragezeichen, eine Darlegung dessen was noch unergründet ist, und somit eine Aufforderung diese dunklen Stellen durch weitere Nachforschungen möglichst aufzuklären.

Ehe ich jedoch mit meinem Gegenstand beginne, muß ich noch eine Bemerkung vorausschicken. Ethnographische Fragen in Bezug auf den Orient lassen sich nicht von religiösen Fragen absolut trennen, namentlich nicht im osmanischen Reiche, wo man seit Jahrhunderten gewohnt ist Nation und Glaubensgenossenschaft für gleichbedeutend zu nehmen, und mit einem und demselben Worte zu bezeichnen „milleh;" so z. B. wird der Europäer, welcher zum Islam übertritt, ein Osmane; der Armenier, welcher sich der römisch-katholischen Kirche anschließt, hört auf ein Armenier zu seyn und wird ein Katholik. Der Ethnograph kann natürlich diese Sätze nicht unterschreiben, aber er muß sie berücksichtigen, wenn er nicht bei seinen Untersuchungen in die lächerlichsten Absurditäten verfallen will. Ich habe daher bei jeder einzelnen Nationalität so genau als möglich angegeben, welche verschiedene Culte bei ihr herrschen. Dagegen habe ich die statistischen Zahlenverhältnisse gänzlich unberücksichtigt gelassen, theils weil wir zu wenig sicheres und

Digitized by Google

vollständiges wissen, hauptsächlich aber, weil in diesem Augenblick eine umfassende Volkszählung mit möglichster Berücksichtigung aller Elemente und nach einem einzigen vorgeschriebenen Schematismus über das ganze Reich angeordnet ist, deren Resultate aber erst nach längerer Zeit abzuwarten sind.

Wir beginnen mit dem Schooßkind der Natur, mit der indo-europäischen Völkerfamilie. Ihr gehören in der Türkei folgende Nationalitäten an:

1. Die Zigeuner. Ueber den indischen Ursprung der Zigeuner herrscht, nach den gründlichen Untersuchungen von Pott (nicht zu gedenken der früheren von Grellmann, Grafunder u. s. w.) kein Zweifel mehr; ihre Sprache und ihre Körperbildung sind indisch, und sie gehörten, als sie noch in ihrer Heimath waren, wahrscheinlich einer Pariakaste an. In der Türkei heißen sie Tschingané (= Zigeuner), im amtlichen Style aber Kybti (= Kopten); bei den Griechen heißen sie *Γύφτοι* (= Aegypter); diese beiden letzteren Benennungen weisen auf die auch in Europa vorhandene Tradition hin, daß sie aus Aegypten gekommen sind, was aber ebensowenig bedeuten will als die verschiedenen Benennungen die man ihnen in Europa gibt, Römer (die Zigeuner selbst), Böhmen (in Frankreich), Tataren (in Norddeutschland) u. s. w. Die türkischen Zigeuner nennen sich selbst „Hindi," d. h. Indier, woraus hervorgeht daß sie hier die Tradition über ihren Ursprung getreuer bewahrt haben. Schwerer ist es den Zeitpunkt ihrer Erscheinung nachzuweisen; die gewöhnliche Annahme daß die Zigeuner erst im 14ten oder 15ten Jahrhundert ihre Heimath verlassen haben, will nicht Stich halten, da sich in der vorderasiatischen Geschichte viel ältere Spuren ihrer Anwesenheit finden. Es ist bekannt daß der persische König Bahram V im 5ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung 12,000 Musikanten und Tänzer aus Indien nach Persien verpflanzte, welche Zott genannt wurden; man hat diese Zott mit dem indischen Stamme der Dschah und selbst mit der spanischen Benennung Gitanos in Verbindung gebracht, und diese Combinationen scheinen nirgends Anstoß erregt zu haben. Dagegen wollte man nichts davon wissen daß die von Cedrenus, Theophanes und andern Byzantinern erwähnten *Ἀθίγγανοι*, welche im 9ten Jahrhundert in der Gegend von Amorium in Kleinasien wohnten, zu Zigeunern mache. Es scheint daß man diese Leute ebensowenig wie die Türken in den lateinischen und griechischen Schriftstellern dulden will, und daß man in dieser polizeilich löblichen Absicht selbst Inconsequenzen nicht scheut um die Landstraße von Gesindel zu säubern. Die Zigeuner werden so wenig wie die Türken durch die Luft aus ihrer ursprünglichen Heimath nach Europa geflogen seyn, und doch will man ihnen nirgends Etappen gewähren. Gegen ihre Einwanderung in Persien im 5ten Jahrhundert hat man nichts einzuwenden, und ihr Erscheinen in Europa um 1400 läßt sich nun einmal nicht wegläugnen; ist es denn so durchaus unwahrscheinlich daß sie in der Mitte zwischen diesen beiden Epochen sich auf der Hälfte des Weges von Persien nach Europa befinden? Das wenige was uns von den Athingani erzählt wird, stimmt sehr gut zu den Zigeunern; sie sind eine Menschengattung welche in religiösen Dingen ziemlich indifferent zu Werke gehen; sie geben sich mit Wahrsagerei ab, und verkündigen Michael dem Stammler den byzantinischen Kaiserthron; sie hielten sich in Phrygien und Lykaonien und vorzüglich in der Umgegend von Amorium auf; wer diese Länder gesehen hat, der wird auch dort noch jetzt Zigeuner gefunden haben, wie sich denn die Gegend so recht für eine solche vagabundirende Bevölkerung eignet.

Die heutigen Zigeuner in der Türkei gleichen ihren Brüdern in Europa wie ein Ei dem andern; nur wenige von ihnen sind ansässig; in Konstantinopel bewohnen diejenigen welche Siebmacher und Besenbinder sind ein eigenes abgelegenes Quartier am Nordende der Stadt, neben der Mauer, zwischen dem Adrianopeler-Thor und dem Kanonen-Thor; bei weitem die Mehrzahl aber zieht das unstäte Wanderleben vor und treibt verschiedene Gewerbe; sie sind Schmiede, Siebmacher, Kesselflicker, Wahrsager, Bettler, helfen den Bauern bei der Ernte und geben sich viel mit der Eselszucht ab; die Weiber sind Tänzerinnen, Musikanten, Wahrsagerinnen, und sollen auch der Lüsternheit dienen; was ihren Gesang betrifft, so ist derselbe zwar einem europäischen Ohre nicht sehr angenehm, aber von allen Nationen welche die weiten Länder des osmanischen Reiches bewohnen, sind sie die einzigen denen die Natur die Gabe des Gesanges verliehen hat; sie sind Natursänger, aber wenigstens natürliche, wenn auch nicht künstliche; was bei den andern Nationen in der Türkei „Gesang" heißt, ist entweder ein widerliches Genäsel, wie bei den Griechen, oder ein in unaussprechliche Noten gesetztes Hunde- oder Schakalgeheul, wie bei den Türken und Armeniern. Diebische Gewohnheiten aber scheinen den Zigeunern in der Türkei fremd zu seyn, und die Verhältnisse des Landes bringen es mit sich daß ihre vagabundirenden Gewohnheiten hier weniger lästig sind als den europäischen Polizeibehörden. Zweckloses Umhertreiben, ein Verbrechen das jeden europäischen Polizeigendarm in fieberhafte Aufregung versetzt, ist hierzulande als Verbrechen ganz unbekannt, und dürfte überhaupt nicht viel vorkommen, da der Orientale jede Bewegung scheut die nicht einen bestimmten Zweck hat.

2. Die Kurden stehen in der Civilisation um eine Stufe höher als die Zigeuner, indem sie zwar auch größtentheils dem Wanderleben zugethan sind, jedoch auch ganze Dörfer und Ortschaften mit festen Wohnsitzen haben; auch bekennen sie sich zu einer positiven Religion, dem Islam; aber damit ist auch alles gesagt. Sie bewohnen die Gränzländer gegen Persien, südlich von Armenien und nördlich von Mesopotamien; ein großer Theil dieser Länder ist noch so unbekannt wie das Innere von Afrika. In diesen Ländern wohnten sie schon zu Xenophons Zeiten, der sie Karduchen nennt. Man hat die Identität der Karduchen mit den Kurden in Zweifel gezogen, aber es gehört eine ganz gränzenlose ins Blaue hinein zweifelnde Hyperkritik dazu um diese Identität in Frage zu stellen. Die Wohnsitze sind dieselben, der Name fast gleichlautend, und was Xenophon von seinen Karduchen, von ihren Wohnungen, von ihrer Kampfesweise, von ihren übrigen Gewohnheiten er-

Digitized by Google

zählt, stimmt ganz genau auf die heutigen Kurden. Es ist also gar nicht der Mühe werth diese ohnehin veralteten Zweifel zu widerlegen. Ein tieferes Eingehen erfordert aber die Frage ob die Kurden und Karduchen die Chaldäer des Alten Testamentes sind. Hält man nämlich die Chaldäer nicht für identisch mit den Babyloniern, sondern für ein in Babylonien eingewandertes Volk, so entsteht die Frage woher sie gekommen sind, und man hält sie entweder für ein turanisches (skythisches) Volk oder für die Karduchen; die Frage dürfte aber nicht leicht zu lösen seyn. Die Sprache der heutigen Kurden ist, wie sich dieß leicht erklärt, ein Gemenge von Persisch, Arabisch und Türkisch, jedoch ist sie keine Mischsprache, wie das osmanische Türkische, sondern sie hat einen eigenen arischen Fonds wie das Englische. Diese Sprache beweist übrigens, was auch die Geschichte lehrt, daß die Kurden noch eine Zeitlang mit den Persern nach der Abtrennung von den Indern vereinigt waren, daß aber die Abtrennung der Kurden von den Persern schon vor der historischen Zeit stattgefunden haben müsse.

Unter der osmanischen Herrschaft haben sich die Kurden bis an den mittlern und obern Halys verbreitet, und ihre räuberischen Gewohnheiten haben den Behörden viel zu schaffen gemacht; die wiederholten Raub- und Mordzüge welche Bedschan Bej in das Gebiet der Nestorianer ausführte sind noch in jedermanns Andenken. Ueberhaupt gehören die Kurden zu den unbotmäßigsten Unterthanen der Pforte, welche seit einer Reihe von Jahren große Anstrengungen machte um ihre Clanverfassung zu zerstören, und ihre Raub- und Mordgelüste zu dämpfen; der Seraskier Reschid Pascha, der Marschall Omer Pascha und Bedschihi Pascha waren in den Jahren 1837, 1847 und 1848 der Schrecken der Kurden, und es schien als ob sie ihre Kraft gebrochen hätten; im Jahr 1858 versuchte die Pforte Recruten für das regelmäßige Heer unter ihnen auszuheben; anfangs gieng es gut, aber die türkischen Officiere welche von Konstantinopel nach Kurdistan geschickt waren überschritten ihre Instructionen und thaten Mißgriffe, und alsbald schlug der Aufruhr wieder in hellen Flammen aus. Bei dem jetzigen Stande der öffentlichen Angelegenheiten dürfte es lange dauern, ehe die Pforte daran denken kann die Verhältnisse Kurdistans zu ordnen; indessen scheinen doch die außerhalb des eigentlichen Kurdistans angesiedelten Kurden sich zur Ruhe bequemt zu haben; auf einer zweimaligen Reise durch die von ihnen bewohnten Gegenden, in den Jahren 1850 und 1858, fand ich daß der ehemalige Zustand der Unsicherheit nur noch wie eine Tradition in der Erinnerung lebte.

3. Die Armenier gehören, wie längst bewiesen, zur indoeuropäischen Völkerfamilie; aber von allen Völkern welche diesem großen Stamme angehören, ist wohl keines so ausgeartet wie dieses. Die alten Armenier kennen wir als eine kriegerische Nation, welche ihre heimathlichen Berge und den Glauben ihrer Väter mit außerordentlichem Heldenmuthe vertheidigte; während der Zeit ihrer politischen Selbständigkeit, und selbst nachher noch, hatten sie eine reiche Literatur, die es jedoch nie zu einer Weltliteratur brachte; es blieb eine exclusiv armenische Literatur, die sich auf Theologie, einheimische Geschichte und etwas religiöse Poesie beschränkte. Aber alles dieses ist längst verschwunden, und in der Weltgeschichte weiß man von keinem einzigen Armenier der als Staatsmann, als Feldherr, als Entdecker oder Erfinder, als wissenschaftliche Größe irgendwie Epoche gemacht hätte. Die reiche Intelligenz, womit die gütige Natur ihren Liebling, den indoeuropäischen Völkerstamm ausstattete, wurde auch dem Armenier zu Theil, aber er beutet sie lediglich und ausschließlich zum Gelderwerb aus. Sein kriegerischer Sinn ist längst erstorben; seine wissenschaftliche Thätigkeit (mit sehr ehrenvoller Ausnahme der Mechitaristen) beschränkt sich auf diejenigen Kenntnisse welche den Gelderwerb erleichtern, Arithmetik, Kalligraphie, die Sprachen der handeltreibenden Nationen u. s. w., alle andern Bestrebungen betrachtet er als zwecklose Zeitverschwendung. Der Armenier spielt daher im Orient diejenige Rolle welche in Europa dem Juden zufällt, er ist der Geldmann des Orients. Den eigentlichen Waarenhandel im großen treibt er nicht, er ist Geldwechsler, Bankier, Actionär und Detailliſt, andere sind Lastträger, jedoch keineswegs arm; es ist durchaus nichts seltenes daß diese Lastträger ihren Principalen Vorschüsse zum Belauf von mehreren tausend Thalern machen; unter den Bankiers dieser Nation zählt man die Rothschilde zu Dutzenden. Gegen europäische Bildung ist der Armenier sehr abgeschlossen; nur die Grundsätze des Actienwesens und des Staatspapiergeschäftes hat er rasch begriffen und sich schnell angeeignet, wie denn überhaupt in dieser Beziehung der Armenier dem Juden bedeutend überlegen ist.

Neben dem arischen Elemente, welches den Grundbestandtheil der armenischen Sprache bildet, zeigt dieselbe ein starkes turanisches Contingent, und zwar nicht erst die neuarmenische Sprache (welche von der alten ziemlich stark abweicht), sondern schon die ältesten Denkmäler der Sprache, die Bibelübersetzung, die Geschichten des Moses von Chorene, des Elisäus, des Agathangelus u. s. w. Dieses weist auf eine uralte Epoche hin, wo Armenien von turanischen Horden überschwemmt war, und deren Spuren neben der Sprache noch in andern Verhältnissen bis heute nachzuweisen sind. Indessen gestattet der Raum dieser Blätter nicht den Nachweis hier zu liefern. Ein Aufsatz jedoch den einer unserer größten Sprachforscher im 13ten Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft über die altpersischen Eigennamen veröffentlichte, veranlaßt mich hier zu einer Bemerkung. Der Verfasser sagt, die armenische Sprache habe nicht den Buchstaben l, dieß ist durchaus falsch, das Armenische hat so gut ein l wie alle europäischen Sprachen; das Altarmenische aber hatte sogar zwei, die sich zu einander verhielten wie die beiden l der polnischen Sprache; das eine l wird jetzt wie g ausgesprochen, aber das andere existirt noch und ist ein ganz unentbehrliches Element der Sprache; denn nicht nur viele der wichtigsten Wörter haben ein l, sondern es ist auch die Infinitivendung der armenischen Zeitwörter, z. B. kluch, der Kopf, linel seyn (esse), dal geben u. s. w.

Neben dem Schachergeist welcher die armenische Nation in allen Verhältnissen durchdringt, ist sie auch eine durch und

Digitized by Google

durch religiöse Nation, und damit hängt zusammen daß mit Ausnahme der Völkerschaften in Syrien keine Nationalität des osmanischen Reiches so fanatisch ist wie die armenische. In religiöser Beziehung ist die Nation in drei Fractionen getheilt (zu denen vielleicht noch eine vierte zu rechnen ist, nämlich diejenigen Individuen welche den Islam angenommen haben, wodurch sie Osmanen wurden). Diese drei Fractionen sind:

a. Eutychische Armenier (Altarmenier) bei den Türken κατ' ἐξοχήν Ermeni, d. h. Armenier, und bei den Katholiken „Arméniens schismatiques" genannt. Sie bilden die zahlreichste Classe, und von ihnen gilt vorzugsweise das was ich über die Armenier im allgemeinen gesagt habe. Als Nation sind sie die ältesten Christen, aber ihr Christenthum ist mit allerhand unchristlichen, antichristlichen, muhammedanischen, vielleicht selbst mit heidnischen Elementen verquickt. Die Stellung des weiblichen Geschlechtes z. B. ist durchaus dem Koran und dem Islam entnommen; zu Hause sperrt der Armenier seine weiblichen Angehörigen ein, und auf der Straße dürfen sie sich nur verschleiert zeigen; auch die Hochzeitsgebräuche sind getreulich vom Islam copirt; Geflügel genießt der Armenier nur zur Zeit des Carnevals. Die Benennung „Christen" ist dem Altarmenier zuwider, er zieht es vor sich „Armenier" zu nennen, und von einer Anerkennung der andern christlichen Glaubensgenossen als Christen ist er so weit entfernt daß er sie „Gjauren" nennt, und sich viel leichter mit Muhammedanern und Juden einigt als mit Griechen, Katholiken oder Protestanten. Es ist eine historische Thatsache daß die Armenier bei dem Ausbruch der griechischen Revolution im J. 1821 sich von der Pforte die Erlaubniß erwirkten die griechischen Kirchen zu zerstören; da ihnen aber die Griechen numerisch überlegen waren, und die übrigen Christen sich zu diesem Zerstörungswerk nicht hergeben wollten, und selbst die Türken es verschmähten daran theilzunehmen, vereinigten sich die Armenier mit den Juden und Zigeunern um ihr Vorhaben auszuführen, was ihnen jedoch nur zum Theil gelang; an dem guten Willen hat es aber nicht gefehlt.

b. Katholische Armenier, bei den Türken Katolik genannt; auch sie selbst nennen sich Katholiken, und der Name „Armenier" ist bei ihnen ein Schimpfwort. Die Vereinigung mit der römischen Kirche fand im 17ten Jahrhundert statt, und sie wurden wiederholt von der Pforte verfolgt. Es sind diese Armenier am wenigsten mit den Fehlern ihrer Nation behaftet, und sie haben sich am meisten europäische Cultur und Civilisation angeeignet; unter ihnen findet man sehr viele Individuen welche ihrer Nation im wahren Sinn des Wortes zur Zierde gereichen; die wissenschaftlichen Anstalten der Armenier in Venedig, Wien, Rom, Paris u. s. w. sind lediglich von ihnen ausgegangen. Am zahlreichsten sind sie in Konstantinopel und Angora. Dr. Rigler, welcher sie bloß in Konstantinopel gesehen hat, hält sie für die am weitesten vorgeschrittene Nation des türkischen Reichs, worin er wieder zu weit geht, indem er von einzelnen Individuen zu eilfertig auf die ganze Nation schließt, denn die katholischen Armenier sind und bleiben Armenier wie ihre eutychischen Landsleute.

c. Protestantische Armenier. Seit etwa zwanzig Jahren ist es amerikanischen Missionären gelungen eine geringe Anzahl Altarmenier, deren religiöses Bedürfniß durch die erstarrten und gleichsam versteinerten Formen ihrer Kirche nicht befriedigt wurde, zur protestantischen Kirche hinüberzuziehen, und diese protestantischen Armenier, deren Zahl im ganzen Reich sich gegenwärtig auf 4000 Köpfe belaufen mag, sind seit sieben Jahren von der Pforte amtlich anerkannt. Von Seiten der Altarmenier wurden sie und werden sie noch jetzt unerbittlich verfolgt; der Fanatismus dieser Leute war sogar sinnreich um neue Verfolgungsarten aufzufinden, und kein Mittel wurde gescheut um zu diesem Zweck zu gelangen. Noch vor drei Monaten war ganz Konstantinopel Zeuge mit welcher Wuth und Hartnäckigkeit sich die Altarmenier dem Begräbniß eines Protestanten widersetzten; fünf Tage blieb die Leiche unbeerdigt, und als die Regierung einschritt, und eine Anzahl Soldaten in Gegenwart des Kriegsministers das Grab gruben, widersetzten sich die Armenier selbst der Staatsgewalt, und einer von ihnen wagte es sich an dem Kriegsminister zu vergreifen, so daß dieser seinen Säbel ziehen mußte. Angesichts solcher Thatsachen dürften die Ansprüche dieser Nation auf selbständige Verwaltung wenig Berechtigung haben.

Von den protestantischen Armeniern ist noch sehr wenig zu sagen; ihr Uebertritt ist noch neu und ihre Anzahl gering; man behauptet die Moralität dieser Protestanten sey viel besser als die der übrigen Armenier; aber das will wenig sagen, und selbst diese Behauptung dürfte nicht ganz stichhaltig seyn. Thatsache ist nur daß der Bekehrungseifer der Missionäre eine Anzahl Armenier in große Armuth gestürzt hat, daß die Zwietracht in den Familien, von denen einzelne Mitglieder übergetreten sind, einen herzzerreißenden Grad erreicht und daß die Spaltung der armenischen Nation noch weitere Fortschritte gemacht hat. Ob diese Opfer durch eine reinere Lehre aufgewogen werden, dürfte die Frage seyn, da es noch gar nicht feststeht daß der Protestantismus sich für die Bevölkerungen des Orients eignet. Im günstigsten Fall ist es eine Secte mehr, woran es übrigens im Orient nicht fehlt; was aber dem Orient wirklich noth thut, eine innere Durchdringung von dem Geiste christlicher Liebe, das leisten auch die Missionäre aus Amerika und England nicht. Dazu ist ihr Auftreten viel zu herb, und ihr Paradepferd ist die Sonntagsfeier, oder, wie sie sich ausdrücken, the observation of the Sabbath; legt man an dieses den Maßstab des Evangeliums und der Aussprüche Christi, so oft derselbe sich veranlaßt sah sich über diesen Gegenstand zu äußern, so muß jeder unbefangene Beurtheiler zu dem Schlusse kommen daß ihre Lehre nicht christlich, ja gewissermaßen antichristlich ist; das hat man auch schon anderswo gefunden, und man meint daß es „jüdisch" ist, worauf auch die Benennung „Sabbath" deutet; aber auch nicht einmal jüdisch ist es, denn liest man das Gesetz Mosis über die Sabbathfeier aufmerksam und unbefangen, so findet man daß Moses nur die „Dienstbarkeit" oder „Geschäftsbarkeit," aber nicht die Thätigkeit überhaupt

Digitized by Google

verbot, und daß Jesus nicht mit Moses, sondern mit den Phariſäern im Widerſpruch war. Jene Lehre der Miſſionäre iſt alſo weder jüdiſch noch chriſtlich, ſondern phariſäiſch.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Brief Berthold Seemanns von den Fidſchi-Inſeln.

(Aus dem Athenäum.)

Lado, Fidſchi, 3 Oct. 1860. Als ich meinen letzten Brief an Sie ſchloß, war ich auf dem Wege zu etlichen Gebirgsſtämmen des unbekannten Innern von Viti-Levu. Vor wenigen Tagen kehrte ich von dieſem intereſſanten Ausfluge zurück, und erſuche Sie nun Ihren Leſern einige ungeſchminkte Bemerkungen darüber zur Kunde bringen zu wollen.

Ich erreichte Navua am 19 Auguſt. Da Hr. Pritchard, der britiſche Conſul, und ich ſelbſt während unſeres früheren Beſuchs mit Kuruduadua, dem Bezirkshäuptling, Uebereinkommniſſe wegen der Weiterreiſe ins Innere getroffen hatten, ſo waren wir im Stand am Morgen des 21 Auguſt aufzubrechen. Unſere Reiſegeſellſchaft beſtand aus den HH. Oberſt Smythe, Pritchard, Waterhouſe, dem Häuptling Kuruduadua, mir und einem ganzen Heer von Begleitern; alle in Canoes eingeſchifft. Das Wetter, welches während der vorigen Woche regneriſch geweſen, war beim Antritt unſerer Reiſe ſehr ſchön geworden. Am erſten Tage fuhren wir den Navua in nördlicher Richtung hinauf, und waren bezaubert von ſeiner lieblichen Scenerie. Den niedrigen Ufern folgten bald kühne Felſen, die ſich oft bis zur Höhe von 700 bis 800 Fuß emporthürmten. Waſſerfälle von 100 bis 200 Fuß Höhe ſah man bei jeder neuen Wendung des Fluſſes, und der Pflanzenwuchs war höchſt üppig. Nach der erkennbaren Waſſermarke zu urtheilen, muß der Navua während der ganzen Regenzeit für Barken ſchiffbar ſeyn. Allein als wir denſelben hinauffuhren, hatte er nur wenig Waſſer, und es wurde mehr als gewöhnliche Geſchicklichkeit erfordert um die Canoes über die zahlreichen Stromſchnellen zu bringen die ſich im Fluſſe zeigten. Zwei- oder dreimal hatten wir unſere Flottille mit Tauen über dieſelben zu ſchleppen, und während einer dieſer Unterbrechungen ſtürzte das mit unſerm Gepäck und unſern Lebensmitteln beladene Boot um. Bald darauf kamen wir an einen Platz wo der Fluß durch ungeheure, vor etwa vierzig Jahren während eines Erdbebens vom Gipfel des Berges herabgerollte, Felſen völlig geſperrt war. Hier tauſchten wir unſere großen Canoes gegen kleinere um, und ſetzten dann unſere Fahrt nach Nagadi, einer auf dem Gipfel eines hohen und ſteilen Hügels erbauten Stadt, fort. Ganz in der Nähe der Stadt war ein Platz wo die Nagadier ihre Todten begraben. Sie machen zu dem Ende Höhlungen in die Felſen, und legen die Leichen auf den Rücken, mit dem Kopf gen Weſten. Für die Nacht nahmen wir unſere Wohnſtätte im Bure, oder dem Fremdenhaus, das man in jeder fidſchianiſchen Ortſchaft, Stadt oder Dorf, ſtets findet, und das an den Tambo, oder Tumbo, der ſüdamerikaniſchen Anden gemahnt. Zwiſchen dieſem Tambo und dem Fremdenhaus Polyneſiens ſcheint eine Verbindung zu beſtehen welche die Ethnologen noch nicht gehörig gewürdigt zu haben ſcheinen. Dieſes Bure erwies ſich als ungemein ſchmutzig, und viel zu klein für alle die Leute welche zuſammengeſtrömt waren um unſere Reiſegeſellſchaft zu bewillkommen. Durch Ausbreitung reinlicher Matten über einen Theil des Bodens und durch Auslöſchung der meiſten der rauchenden Feuer die zwiſchen jedem der Schlafplätze angezündet worden waren, gelang es uns dieſe Wohnung ſo bequem als möglich zu machen. Schweinefleiſch, Jams und Taro, auf heißen Steinen in ächt polyneſiſchem Styl gebraten, und eine Quantität Pudding, beſtehend aus reifen in Kokosnußmilch geſottenen und mit geraſpeltem Zuckerrohr verſüßten Plantanen wurden hereingebracht und dem Häuptling dargereicht, welcher dieſes Geſchenk, nachdem er es durch ſeinen Sprechmann angenommen, ſeinerſeits uns übergab. Wir hatten dieſelbe Ceremonie der Speiſe-Annahme durchzumachen, und auch die Verpflichtung das Dargebrachte unter die ganze Reiſegeſellſchaft zu vertheilen. Dieß wurde befriedigend ausgeführt von Danford, welchen ein langer Aufenthalt unter den Gebirgsſtämmen von Fidſchi mit ihren verwickelten Ceremonien vertraut gemacht hat. Nach der Abendmahlzeit wurde die Kava-Schüſſel herbeigebracht, und während man die gekaute Kava-Wurzel preßte, ſang die ganze Geſellſchaft Lieder. Als das Getränk fertig war, brachte Danford den Toaſt aus, und die Becherträger händigten die erſte Kokosnußvoll dem Häuptling ein. Sobald eine Schüſſel leer war, wurde eine andere und wieder eine andere bereitet, bis jedermann des Guten genug hatte. Glücklicherweiſe macht Kava nicht, wie gebrannte Getränke, die Leute händelſüchtig; es hat vielmehr, wie Tabak, eine beruhigende Wirkung, und wenn die Fidſchianer die Vorzüge ihres Nationalgetränks preiſen, ſtellen ſie oftmals dieſe Vergleichung an. Mäßig getrunken dürfte es keine ſchlimme Wirkung auf das Nervenſyſtem ausüben; im Uebermaß genoſſen aber erzeugt es alle Arten von Hautkrankheiten. Beinahe die ganze niedere Claſſe der Weißen in Fidſchi ſind Kavatrinker, einige davon regelmäßige Trunkenbolde, und wenn irgendeiner ſich des Genuſſes dieſes ſchmutzigen Präparats enthält, ſo betrachtet man dieß gemeiniglich als einen Beweis dafür daß er zum achtungswerthen Theil der Geſellſchaft gehört. Die meiſten von ihnen trinken es lieber wenn die Wurzel in regelmäßiger polyneſiſcher Art gekaut iſt; nur wenige raſpeln ſie auf einem Reibeiſen — ein Verfahren das den Wohlgeſchmack beträchtlich erhöhen ſoll. Einige Fidſchianer ſetzen eine Ehre darein eine möglichſt große Maſſe zu kauen, und es gibt in Verata einen auf der ganzen Inſelgruppe berühmten Mann, der im Stand iſt innerhalb dreier Stunden Zeit ſoviel Kavawurzel zu kauen, um 50 Perſonen trunken zu machen.

Am nächſten Morgen ſtattete ich dem heidniſchen Tempel von Nagadi einen Beſuch ab. Er war von einer hohen Bambushecke umgeben; einige der gebrauchten Stöcke waren

Digitized by Google

ganz junge Schößlinge, ohne alles Laub, und sahen aus wie Fischruthen. Der Tempel selbst war eine kaum 25 Fuß lange und 15 Fuß breite Hütte. In einer Ecke war ein abgeschlossener Schilfsrohrraum, wo der Geist wohnen soll. Kava-Wurzeln und -Blätter, Keulen, Speere und kleine Zweige von Waltheria Americana, von verschiedenen Theilen des Daches herabhängend, waren dem Geist als Opfergaben dargebracht worden. Keinerlei Art Bilder waren zu sehen. Der Priester und seine Familie lebten ebenfalls an diesem Platze, und zeigten bereitwillig alle Merkwürdigkeiten die sie hatten. Unter den meine Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Dingen befand sich eine Anzahl Bambusrohre, welche in einen Bündel zusammengebunden waren, und die, wenn man sie mit der Oeffnung abwärts auf den Boden schlug, einen lauten und hohlen Ton erzeugten. Zwei einzelne Bambus von verschiedener Länge werden bei religiösen Feierlichkeiten mit diesem großen Bündel geschlagen. Ich gab dem jungen Priester eine Maultrommel, worüber er sich sehr erfreut zeigte.

Nachdem wir einige Meilen weiter flußaufwärts gefahren, verließen wir endlich unsere Canoes und schlugen den Weg nach Namosi ein. Da es hier keine Pferde, Maulthiere oder Esel gibt, so mußte die Reise zu Fuß gemacht werden. Dieß war nichts leichtes. Bedeckt mit Schmutz und sehr ermüdet, erreichten wir gegen Sonnenuntergang das Thal in welchem Namosi liegt, und wo Danford vor vielen Jahren seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Die Schönheit des Platzes war gewiß nicht übertrieben worden. Hohe Berge erheben sich auf jeder Seite eines ungemein fruchtbaren Thals, durch welches sich ein schöner Fluß schlängelt. Da die Temperatur beträchtlich niedriger ist als die der Küste, so wird ein Europäer mit wahrer Wonne erfüllt wenn er eine Luft zu athmen beginnt die so große Aehnlichkeit mit derjenigen hat an welche er von Jugend auf gewöhnt war; es bedarf daher keiner Prophetengabe um vorauszusagen daß, wenn je die Fidschis eine englische Colonie werden, Namosi ein Lieblingsaufenthalt während der heißen Jahreszeit seyn und auf den umliegenden Hügeln eine Masse Kaffee gepflanzt werden wird. Wir giengen gerade auf Danfords Haus zu, eines der größten in der Stadt, und waren angenehm überrascht durch die Reinlichkeit und Bequemlichkeit die darin herrschte, sowie durch den Umstand daß sein Eigenthümer, obgleich er jahrelang unter den Eingebornen gelebt, sich nicht fidschianisirt, sondern die europäischen Sitten, so viel die Umstände es erlaubten, beibehalten hatte. Die Nebengebäude sind an den Ufern des Namosi-Flusses erbaut, und von einem hübschen Bambuszaun umgeben. Orangen-, Brodfrucht-, Cocosnuß- und Epheubäume sind rings herum angepflanzt worden.

Unmittelbar nach unserer Ankunft trafen wir Anstalten zur Besteigung des Voma, des höchsten Berggipfels in Viti Levu, vielleicht in der ganzen Fidschi-Gruppe, und nie von dem Fuß weißer Menschen betreten. Die Eingebornen stellten uns die Unmöglichkeit vor auf den Gipfel zu gelangen, allein wir sagten ihnen daß wir wenigstens einen Versuch machen müßten. Sie stimmten bei, und am Morgen des 24 August traten wir unsern Marsch an. Der Weg führte durch zahlreiche Taro-, Bananen- und Jam-Pflanzungen, und ganz nahe an einen aus Stöcken und einheimischem Tuch gemachten Altar, auf welchem Speise für die Geister der Verstorbenen lag. Einige der Jamspflanzen fiengen gerade wieder zu keimen an. Die große Masse der Fidschianer behauptet: diese Opfergaben würden von den Geistern ihrer abgeschiedenen Freunde und Verwandten verzehrt, die, wie sie sagen, großen übernatürlichen Einfluß ausüben; allein wenn sie nicht von Thieren gefressen werden, so eignen sich ihre aufgeklärteren Landsleute dieselben an, und selbst einige der Fremden verschmähen es hin und wieder nicht sich ihrer zu bemächtigen.

Der Weg den Berg hinan war steil, und machte uns in der That sehr warm. Unsern einheimischen Führern gieng es ebenso, obgleich sie nicht wie wir mit Kleidern belastet waren, und es für keine besondere weitere Anstrengung hielten auf einen Baum zu klettern um kühlere Luft zu schöpfen. In früheren Zeiten hatte sich in ziemlich beträchtliche Entfernung bergaufwärts eine Stadt ausgebreitet, deren Spuren man noch wahrnehmen konnte, und obgleich hier das Gehölz sehr dicht war, so fieng doch der gegenwärtige jungfräuliche Wald erst an als wir die Höhe von ungefähr 2500 Fuß über der Meeresfläche erreicht hatten. Als wir diese Gegend betraten, waren die Bäume ganz verschieden von denen der Niederungen, und dicht mit Moosen, Flechten und scharlachrothen Orchideen bedeckt. Einige Farn hatten antediluvianische Dimensionen. Eine Zimmetbaumspecies, die eine bessere Art Cassia-Rinde erzeugt und von den Eingebornen zur Parfümirung ihres Cocosnußöls, sowie als schweißtreibendes Mittel gebraucht wird, fand sich hier in beträchtlicher Menge. In Folge des Mangels an allen großen Thieren und der beschränkten Anzahl von Vögeln besitzen diese hochgelegenen Wälder eine eigenthümlich feierliche Stille. Kein Ton wird gehört. Alles ist in tiefes Schweigen gehüllt. Wir hatten über einige beschwerliche Plätze zu wandern, und mehrere fast senkrechte Felsen zu erklettern. Indeß erreichten gegen Mittag Oberst Smythe, Hr. Pritchard und ich den Gipfel; Hr. Waterhouse war in Namosi zurückgeblieben, und Danford hatte halbwegs Halt gemacht. Sogleich wurden die Bäume niedergehauen, und von allen hervorragenden Punkten die Höhen aufgenommen. Ein großer Theil von Fidschi lag wie eine Landkarte zu unsern Füßen: da waren die Inseln Moturiki, Batiki, Gau, Bega, selbst Kadava und ein Heer kleinerer. Da wir uns bloß mit der Hoffnung geschmeichelt hatten einen Ueberblick über Bega zu erhalten, so war die Freude im Stande zu seyn nahezu zwei Drittheile der ganzen Gruppe zu überschauen um so größer, je unerwarteter sie uns zu Theil wurde, und lohnte die Anstrengung des Aufsteigens reichlich. Die Eingebornen zündeten ein Feuer an, um die Namosier in Kenntniß zu setzen daß uns die Besteigung geglückt sey, und nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen, traten wir den Rückmarsch an, und erreichten, die jungen Bursche mit Körben voll seltener und neuer Pflanzen, Namosi um 5 Uhr Abends.

Der Häuptling Kuruduadua hatte sich herbeigelassen die amtliche Versammlung in Namosi abzuhalten, und alle seine

Digitized by Google

Unterhäuptlinge und vornehmſten Grundeigenthümer auf den 25 Aug. berufen. Bei unſerer Ankunft war die Stadt bereits voller Beſucher, und Abtheilungen von Männern, Weibern und Kindern ſtrömten noch während des ganzen folgenden Tags aus allen Richtungen herbei. Die Verſammlung fand Nachmittags unter freiem Himmel auf dem öffentlichen Platze ſtatt welcher am Ufer und vor dem großen Bure liegt. Das Wetter war ſchön, und die Vögel ſangen lieblich in den zahlreichen Pimpelnußbäumen an den Ufern des Fluſſes. Als wir ankamen ſaß das Volk, mit Ausnahme der Weiber, auf dem Boden in achtungsvoller Entfernung um die für uns vorbehaltenen Sitze herum. Von dem Einfluß welchen Geſittung und Miſſionslehren auf die Fidſchianer gehabt, war hier nichts wahrzunehmen. Jeder Eingeborne erſchien faſt wie ihn Gott erſchaffen hatte, und nie bin ich von einer ſonderbareren Scene Zeuge geweſen. Jederman ſchien das Aeußerſte gethan zu haben um ſich ein möglichſt auffallendes Ausſehen zu geben. Einige Geſichter waren ganz, einige nur halb ſchwarz; wieder andere halb ſchwarz und halb roth, oder auf verſchiedene Weiſe geſtreift. Nichts konnte ſonderbarer ſeyn als die endloſe Mannichfaltigkeit die in Geſtalt und Farbe des Kopfhaars und im Aufputz desſelben zur Schau trat; ein europäiſcher Perückenmacher hätte mit Vortheil hier in die Schule gehen können. Häuptling Kuruduadua hatte ſeinen Sitz auf den zum Haupteingang in das große Bure führenden Treppen genommen. Er trug einen Turban von ſchneeweißer Tapa, einen purpurfarbigen Gürtel von demſelben Stoff, von welchem zwei Streifen einheimiſchen Tuchs, mehrere Ellen lang, herabhiengen. Zu ſeiner Rechten waren ſeine Brüder und Räthe, unter denen wir auch ſeinen Freund Danford ſahen. Als wir unſere Sitze eingenommen hatten, bewillkommte uns das Volk durch Händeklatſchen, worauf der Zweck der Verſammlung erklärt ward, und Erläuterungen gegeben wurden. Während dieſes ganzen Vorgangs benahmen ſich die Häuptlinge und das Volk mit großer Würde, niemand ſprach außer denjenigen welche die Discuſſion führten. Als die auswärtigen Angelegenheiten abgemacht waren, verließ der Häuptling ſeinen Sitz, und bat uns zu bleiben und zu ſehen wie man ihre innern Angelegenheiten behandle. Wie es ſcheint, hatte ſich einer der dem Kuruduadua unterworfenen zahlreichen Stämme gegen ſein Anſehen empört, und hatten ſeine Rathgeber beſchloſſen daß dieſem Stamm der Krieg erklärt werden ſolle. Der vornehmſte und berühmteſte Sprecher der Regierung, ein ungefähr fünfzig Jahre alter Mann, kam mit einem Stab in der Hand aus dem großen Bure heraus, und erläuterte dem Volk umſtändlich die zu befolgende Politik. Man hörte dieſer Rede mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und unterbrach ſie zuweilen mit Ausrufungen die unſerm „Hört, hört!“ gleichkamen. Als er geendigt hatte, traten andere Redner auf, die alle zu Gunſten der Regierungsmaßregel ſprachen, und von der Menge großen Beifall ernteten. Nachdem alle Geſchäftsangelegenheiten befriedigend abgemacht waren, übrigte nur noch das Ganze durch ein Bankett zum Abſchluß zu bringen. Die Weiber erſchienen nun auf der Bühne. Sämmtliche junge Mädchen hatten ſich in eine Gruppe zuſammengethan, einige Hundert Schritte entfernt, in einem Palmbaumhaine, und jede trug einen Korbvoll gebackener Taro. Ihrer Art gemäß hatten ſie keine andere Kleidung auf dem Leib als einen Gürtel aus Hibiscus-Fibern, der etwa 6 Zoll breit, ſchwarz, roth, gelb, weiß und braun gefärbt und höchſt cokett angelegt war. Die Mädchen (154) giengen eine hinter der andern, und alle diejenigen welche Gürtel von der gleichen Farbe trugen waren beiſammen geblieben. Als ſie vor dem Bure angelangt waren, nahmen ihnen dort aufgeſtellte Männer die Körbe ab, und ſchütteten deren Inhalt auf einen Haufen. Wir zählten 2000 Taro, mußten aber endlich, da die Körbe zu raſch aufeinander folgten, das Zählen aufgeben. Nachdem die Weiber ihre Rolle geſpielt, entfernten ſie ſich in derſelben Weiſe wie ſie gekommen. Einige junge Männer brachten nun ſieben große ganz gebratene Schweine, die zuoberſt auf den Taro-Haufen gelegt wurden. Sodann wurde der ganze Speiſe-Haufen den Gäſten präſentirt. Das größte Schwein und Hunderte von Taros — faſt ſchäme ich mich zu ſagen wie viele — wurden uns zu Theil.

Am folgenden Tage verließen Oberſt Smythe und die HH. Pritchard und Waterhouſe Namoſi um ſich nach Nadroga zu begeben, während ich zurückblieb um die Umgegend näher kennen zu lernen. Die Leute freuten ſich höchlich über meinen Entſchluß, und behandelten mich mit großer Herzlichkeit. Einer der jüngeren Brüder Kuruduadua's, welcher Statthalter von Namoſi iſt, war unermüdlich in Beweiſen der Aufmerkſamkeit für mich; er ſchoß mir Enten und anderes Geflügel, oder machte mir verſchiedene Arten Puddings, auf deren Vortrefflichkeit er ſich nicht wenig zu gute that. Abends kamen er und einige junge Männer und erzählten mir Märchen, die ich aufſchrieb. Das übernatürliche Element ſpielt in fidſchianiſchen Märchen eine hervorragende Rolle, und während ſie eine entſchieden örtliche Färbung tragen, erinnern ſie doch nothgedrungen an unſere Ammenmärchen. Die Eingebornen hören dieſe Dinge leidenſchaftlich gern, und ein guter Märchenerzähler kann in den Fidſchis nie Hungers ſterben. Danford ſagte mir: die „arabiſchen Nächte“ ſeyen eine Einkommensquelle für ihn geweſen. „Aladdin, oder die Wunderlampe“ ſey mit zwei fetten Schweinen oder etwa 8 Dollars Geld bezahlt worden, und die Geſchichte von den „Vierzig Dieben“ habe einen ähnlichen Erfolg gehabt, ſo oft ſie erzählt worden. Welche Quelle der Freude könnte man dieſen Inſelbewohnern erſchließen wenn man die „Arabiſchen Nächte“ oder Grimms Märchen in ihre Sprache überſetzte!

Erſt ſeit den letzten vier Monaten iſt es Hrn. Pritchard gelungen den Häuptling Kuruduadua zur Verzichtleiſtung auf die Menſchenfreſſerei zu bewegen, worauf ſie in allen ſeinen Gebieten unterſagt wurde. Einer ſeiner Halbbrüder, der kürzlich ſtarb, Statthalter dieſes Platzes, war ein beſonders großer Freund von Menſchenfleiſch, und ſowohl ſein Hauptweib als Danford legten ihm oft die Nothwendigkeit ans Herz dieſe abſcheuliche Gewohnheit aufzugeben, wenn anders er länger leben wolle; denn es ſcheint daß Menſchenfleiſch ungemein ſchwer zu verdauen iſt, und daß ſelbſt die ſtärkſten und ge-

Digitized by Google

ſündeſten Menſchen zwei oder drei Tage nach einem Cannibalenfeſt unwohl ſind. Wie viele menſchliche Leichname in Namoſi verſpeist worden ſeyn mögen, läßt ſich unmöglich errathen; allein da man für jeden in die Stadt gebrachten Leichnam einen Stein an eines der Bures legte, ſo kann man ſich einen ſchwachen Begriff von ihrer Anzahl machen. Ich zählte nicht weniger als 400 ſolcher Steine um das große Bure allein, und die Eingebornen ſagten, ein Theil dieſer Steine ſey vor einiger Zeit weggeführt worden, als der Fluß über ſeine Ufer getreten war. Es gibt Oefen auf dem öffentlichen Platze die bloß zum Braten menſchlicher Leichname gebraucht wurden, und die Töpfe in denen man Theile von Menſchenfleiſch kocht, werden zu keinen andern Küchenzwecken verwendet. Sie thun ein wenig Salz in den Topf, und eſſen drei verſchiedene Art Grünes, das ihnen eine Solanacea, eine Urticacea und eine Euphorbiacea liefert mit dem Fleiſch. Ein anderer ſeltſamer Umſtand iſt daß während ſie jede andere Speiſe mit ihren Fingern zu Munde bringen, Menſchenfleiſch mit Gabeln gegeſſen wird, die gemeiniglich aus dem harten Holz einer Casuarina-Art verfertigt ſind. Jede dieſer Gabeln hat ihren eigenen, oft obſcönen Namen, und ſie gehen wie Erbſtücke von Generation zu Generation über. Sie werden in der That ſo hoch geſchätzt, daß es mich keine geringe Ueberredungskunſt und ein hübſches Aequivalent koſtete um Proben derſelben für unſere ethnologiſche Sammlung zu erhalten. Man hängt gewöhnlich einige der Knochen der gefreſſenen Leichname an den Bäumen vor den Bures auf, und wir ſahen mehrere dieſer Trophäen, auf deren einigen ein ſchönes kleines Farnkraut wuchs, das man früher an keiner andern Oertlichkeit gefunden hatte. Es wäre ein Irrthum wenn man vermuthete daß alle zum Chriſtenthum nicht bekehrten Fidſchianer Cannibalen ſind. Es gibt eine Anzahl Leute unter ihnen die man, in Ermangelung einer beſſern Benennung, die „liberale Partei“ heißen könnte, und welche nie Menſchenfleiſch eſſen, noch an die Bures gehen wenn man Leichname hineingebracht hat, und dieſe Gewohnheit eben ſo ſehr verabſcheuen wie irgend ein Weißer, indem ſie ihr die furchtbaren Hautkrankheiten zuſchreiben von denen ihre Kinder ſo oft heimgeſucht werden. Ihre Widerſacher aber behaupten daß es, um dem Feind und den niedern Claſſen Schrecken einzuflößen, für einen großen Häuptling unbedingt nothwendig ſey Menſchenfleiſch zu eſſen. Das Gefühl welches das gemeine Volk in Betreff desſelben hat, ſcheint mir einige Verwandtſchaft mit dem Schrecken zu beſitzen welchen jener Theil unſerer Ammenmärchen einflößt wenn die Rieſen nach Hauſe kommen und die verborgenen Kinder zu riechen beginnen. Dieſelbe aufgeklärtere Partei widerſetzt ſich auch dem Tödten von Weibern, indem ſie behauptet es ſey eben ſo feig ein Weib zu tödten wie einen kleinen Knaben. Allein hier tragen diejenigen welche der Unmenſchlichkeit das Wort reden abermals den Sieg davon. Sie behaupten daß, wenn man die Weiber tödte, die Männer von Schauder werden befallen werden, und ſonach eine faſt directe Strafe erleiden, und ferner daß, da bei jeder Streitigkeit die entſtehe im Grund immer ein Weib die Schuld trage, es nur gerecht ſey daß ihr Geſchlecht, welches das Blutvergießen veranlaßt habe, nicht ſtraffrei davon komme.

Während meines Aufenthalts war einer der Tage regneriſch, was mich verhinderte einen Ausflug zu machen. Als ich mein Bedauern darüber ausdrückte, brachte man mir einen Mann, der für einen Wettermacher galt. Er gab vor, er übe einen unmittelbaren meteorologiſchen Einfluß aus, und ſagte, er könne durch das Verbrennen gewiſſer Blätter und durch Herſagung von nur ihm bekannten Gebeten machen daß die Sonne ſcheine oder Regen herabkomme, und er ſey bereit ſeine Geſchicklichkeit zu meinen Gunſten zu zeigen wenn ich ihn hübſch bezahle. Ich erwiederte, ich wolle ihm gern ein Schlächtersmeſſer geben wenn er mir ſchönes Wetter verſchaffen könne bis zu meiner Rückkehr an die Küſte; wenn ihm aber ſeine Kunſt fehlſchlage, müſſe er mir ein Geſchenk geben. Das Meſſer hätte er ſich nun zwar auf dieſe Weiſe gern zu eigen gemacht, allein von einem Geſchenk im Fall des Fehlſchlagens wollte er nichts wiſſen. Indeſſen verließ er mich um mir Aale zu fangen, und als er zurückkehrte, hatten ſich die Wolken zerſtreut, die Sonne ſchien glänzend, und er verfehlte nicht mir zu ſagen: „er ſey's geweſen, und habe es gethan.“ Auch bekam ich kein ſchlechtes Wetter bis ich die Küſte erreicht hatte. Dieſer Mann iſt wahrſcheinlich ein aufmerkſamer Wetterbeobachter geweſen, und hat jene kleinen örtlichen Anzeichen eines bevorſtehenden Witterungswechſels entdeckt, mit welchen in allen Ländern die viel in freier Luft lebenden Leute bekannt ſind; auch beginnt er wohl ſeinen Hokuspokus erſt wenn er des Erfolgs ziemlich gewiß iſt.

Als ich abreiste, entſtand großes Wehklagen; die Weiber und Kinder ſchrien bitterlich, und der Statthalter des Platzes begleitete mich mit mehreren jungen Häuptlingen ſoweit er konnte. Ich war nach der Abreiſe Oberſt Smythe's und Hrn. Pritchards Zeuge einer ähnlichen Scene, und hörte Häuptlinge und Volk bedauern daß ſie fortgegangen ſeyen, und wahrſcheinlich nie mehr kommen würden. Ich war viel länger unter ihnen geweſen, und ſie hatten ſich an mich gewöhnt. Obgleich ſie Cannibalen ſind, haben ſie doch viele gute Eigenſchaften; wenn ſie auch nur halb ſo ſchlecht wären als man ſie geſchildert hatte, ſo würden die Fidſchianer unter die vertilgten Racen gezählt werden. Das Publicum hat viel über Feinde gehört die in Schlachten erſchlagen und dann gefreſſen wurden, aber wenig über die allgemeinen Freudensbezeugungen bei der Geburt eines Kindes und über die unter Familien herrſchende Liebe; es hat alles gehört über die Gewohnheit des Vatermords und die Erdroſſelung von Weibern beim Tod ihrer Gatten, aber nichts über die unverfälſchten Zuneigungsgefühle aus welchen dieſe eigenthümlichen Demonſtrationen hervorgiengen.

Digitized by Google

Ludwig Schmarda's Reise um die Erde.

Zweiter Band. **Südseeländer.**

Von Ceylon, wo wir ihn verließen, begab sich der Verfasser nach einem kurzen Aufenthalt auf dem kostspieligen Mauritius nach der Capstadt, wo er sich nach einer australischen Fahrgelegenheit umsah. Er fand endlich für 25 Pfd. St. (300 fl.) einen Platz auf der Helena, einer kleinen Handelsbrigg die nach Melbourne abgieng. Für jemand der an Seekrankheit leidet, ist natürlich ein kleines Fahrzeug viel qualvoller, und besonders wenn die Fahrt mit einer „schönen Mütze voll Wind" angetreten wird. „Ich verließ, klagt der Reisende, drei Tage hindurch nicht mein Lager, konnte aber trotz Fasten und beständiger Rückenlage zuletzt nicht den entscheidenden Moment jenes Zustandes, den wir Seekrankheit nennen, hinausschieben, und die durch ihre verschiedenen Stadien von Seeschwindel, Ekel, Erbrechen, leeres Würgen, endlich in nervösen Individuen jene Gleichgültigkeit und einen Ueberdruß am Leben erzeugt, der sich nur mit einer hochgradigen Blasirtheit der Seele vergleichen läßt, in der Schiffbruch und Tod wie eine Erlösung vom Uebel erscheinen." Die fünfzigtägige Ueberfahrt auf einer stürmischen und regnerischen See wurde durch die mangelhaften Schiffseinrichtungen noch mehr verbittert. Die hintere Thür der Hauptcabine mußte immer geschlossen bleiben, damit man von den über Deck schlagenden Wellen nicht weggespült wurde. Einmal des Nachts wurden aber doch die Haupt- und die Seitencabinen überschwemmt, und Betten wie Wäsche gründlich durchnäßt. Bei heiterem Wetter unterhielten sich Mannschaften wie Passagiere damit Seevögel wie die Fische zu angeln, indem sie Stückchen Speck an Fischhaken steckten und in der Furche des Schiffs nachzogen. Auch ein blauer Hai (Squalus glaucus) wurde auf diese Art erbeutet, lieferte aber nichts in die Küche als seine Leber. Die Küche war überhaupt schlecht bestellt, und dieß ist bei einer Seefahrt ein großes Mißgeschick, weil die Mahlzeiten die Haupttagsereignisse bleiben. Der Capitän war ein Geizhals, welcher behauptete daß eine kleine Familie in England mit 50 Pfd. St. „sehr gut" leben könne. Das frische Brod des Schiffskochs, dessen Gährung durch Soda und Weinsteinsäure bewirkt werden sollte, schmeckte bald sauer, bald alkalisch, je nachdem der Koch zu tief in die eine oder in die andere chemische Arznei gegriffen hatte. Frische Kartoffeln und eingemachtes Fleisch waren die größten Leckerbissen. Conservirte Suppe und Milch bilden übrigens einen stehenden Artikel selbst auf den schlechtesten englischen Schiffen, zu denen Schmarda die Helena unbestritten rechnen durfte.

Unerquicklich wie die Fahrt auf dem indischen Ocean zur antarktischen Winterszeit war, erschien auch am 11 Aug. das australische Festland, Port Philipp und Melbourne selbst. Der Reisende hielt sich dort nur wenige Tage auf, und berührte den Platz gerade zu einer Zeit wo die Theuerung lächerliche Größen angenommen hatte. Wer von Suppe und Roastbeef oder Beefsteak satt wurde, bezahlte doch für erstere $1\frac{1}{2}$, für das andere $3\frac{1}{2}$—5 Sh. (also zusammen 3—4 fl.) Die Bauplätze in der Stadt waren bereits so gestiegen daß ein Fuß Front mit 100 Pfd. St. (1200 fl.), in den Hauptstraßen aber mit 3 und 400 Pfd. St. bezahlt wurde. Das Arbeitslohn für Maurer, das höchste von allen, belief sich täglich — wir wiederholen: täglich — auf $1\frac{1}{2}$—2 Pfd. St. (18—24 fl.), und ein Taglöhner, der am geringsten bezahlt wurde, verdiente zwischen 8—10 Sh. (4 fl. 48 — 6 fl.) Da man für ein Duzend Stück Wäsche zu waschen 9—12 Sh. bezahlen mußte, Strümpfe aber das Duzend für 2—4 Sh. zu haben waren, so ersparte man, wenn man die schmutzige Wäsche wegwarf und frische kaufte. Am meisten verdienten sich die Kutscher, aber die Auslagen für die Pferde waren auch höchst beträchtlich, denn das Futter stand so hoch im Preis daß man für dasselbe Geld einen Centner Zucker und einen Centner Heu kaufen konnte. Alle Gewinne flossen indessen wieder durch die Gurgel, denn nach Schmarda's Beschreibung muß das ganze Land nach Alkohol gerochen haben. Dem Branntweinfieber entgieng der Verfasser auch nicht als er in Sydney landete, welche Stadt, älter als Melbourne, schon viel sauberer, behäbiger und geordneter aussah, erfreute sie sich doch seit 13 Jahren schon einer Straßenbeleuchtung mit Gas. Das Trinken schien auch dort den höchsten Zweck des Daseyns zu bilden, denn schon das Frühstück begann mit Branntwein und Wasser. Man sollte nun meinen daß dieses Laster die Bevölkerung rasch aufreiben müßte, allein der Alkohol übt in Australien nicht die zerstörende Kraft wie bei uns. Die Gründe liegen theils in der guten Qualität des Branntweins, da es bei den hohen Zöllen sich schlecht rentiren würde schlechte Sorten einzuführen, theils in den klimatischen Verhältnissen, da in der trocknen Luft die Lungen- und noch mehr die Hautathmung viel thätiger ist und der Alkohol als reines Respirationsmittel auf diese Weise viel früher abgeschieden wird. Endlich stellt der Alkohol bei der vorherrschenden Fleischdiät, zu der nicht nur die englischen Sitten, sondern auch die große Billigkeit des Fleisches und die Unmöglichkeit, es durch andere Nahrung zu ersetzen, führen, ein Gegengewicht gegen die reiche stickstoffhaltige Nahrung dar. Der Tagelohn war übrigens in Sydney nur um 1—2 Sh. durchschnittlich niedriger als in Melbourne, obgleich die Hauptstadt von Neu-Süd-Wales der Golderzeugung und Goldverschiffung ziemlich fern lag. Dieses Steigen des Arbeitslohnes wurde den Besitzern der Kohlengruben von New-Castle am Ausfluß des Hunter River sehr nachtheilig, denn sie mußten ihre Arbeiter so bezahlen daß diese sich leicht 1 Pfd. St. (12 fl.) im Tag verdienen konnten. Sie lebten aber auch ziemlich flott, aßen präservirte feine Gemüse und englischen Lachs, tranken Porter und Ale, brannten Stearin und wohnten höchst comfortabel. Unter den Kohlengräbern begegnete Schmarda einem Landsmann, der die halb gelbe, halb blaue Uniform der deportirten, aber gegen Pässe (tickets of leave) zur freien Arbeit berechtigten Sträflinge trug. Wer sich gut aufführt, wird nämlich nach New-Castle entlassen, und wenn sein späteres Betragen tadellos bleibt, ihm ein Theil der Strafzeit nachgesehen. Der Humanitätsschwindel kann daher in Australien sich für völlig befriedigt erklären; die Sträflinge fahren bisweilen in Kut-

Digitized by Google

schen und werden reiche Leute, die arme ehrliche Leute als Dienstboten beschäftigen. Durch dieses Element aus den Verbrechercolonien wurde Schmarda an das bekannte Wort des früheren Gouverneurs von Australien, Maquarie, erinnert, der von der Bevölkerung jenes Festlandes gesagt hatte, sie bestehe nur aus zwei Classen, aus solchen die deportirt worden seyen, und solchen die deportirt zu werden verdienten.

Ende September befand sich Schmarda auf einem Ausfluge im Hafen von Auckland auf der neuseeländischen Nordinsel, Regen und rauhe Witterung waren den ersten Eindrücken nicht günstig. Der Hafen ist von waldlosen aber grünen Hügeln umgeben, und war von fünf Kauffahrern und kleineren Küstenschiffen gefüllt. Die Häuser der Stadt sind zwar nur aus Holz und zwar meist aus Brettern aufgeführt, in den Wirthshäusern herrschten aber nichts destoweniger antipodische Preise, denn für einen Verschlag vom doppelten Raum eines Bettes sammt einer höchst frugalen Kost mußten 10 Sh. (6 fl.) täglich bezahlt werden. In gleichem Verhältnisse stand der Taglohn, nämlich auf 8 Sh. Der neuseeländische October, also der australische Frühlingsmonat, glich einem rauhen Mai in unsern Alpenthälern. Aus der Quellenwärme schloß Schmarda auf eine mittlere Jahrestemperatur von 11 bis 12° R., nach dem Durchschnitt mehrjähriger örtlicher Beobachtungen würde sie aber 59,5° F. (11¾° R.) betragen.

An den Maoris oder Eingebornen fand Schmarda den malayischen Typus unverkennbar. Die blauen Tätowirungen geben ihren Gesichtern etwaswildes und grotteskes, welches viel tiefern Eindruck macht als bei uns eine Grenadiermütze und ein aufgewichster Bart. Sie tragen alle mit Vorliebe europäische Kleider, und nur höchst selten sieht man einen Maori noch im nationalen Gewande aus neuseeländischem Flachs. Um Auckland herum gibt es viele vulcanische Kegel von 3—600 Fuß Höhe. Mit einiger Nachhülfe ließen sie sich leicht von den Maoris in Kriegspas umwandeln, indem die äußere Wand des Vulcans terrassirt und die einzelnen Terrassen durch bedeckte Gänge mit einander verbunden, die äußern Ränder der Terrassen durch Pfahlwerke gesichert und mit Gruben versehen wurden. Ungleich anderen wilden Völkern sind die Maoris im höchsten Grade gesprächig. Sie wohnen gesellig in Dörfern beisammen und pflegen sich des Nachts an ihren Feuern zu versammeln um stundenlang zu plaudern. Es spricht sehr für ihre Begabung daß sie, nachdem die Engländer hohe Strafe auf die Einfuhr von Waffen und Munition gesetzt hatten, welches Verbot jedoch der Schmuggel beträchtlich lindert, sich selbst Pulver bereitet haben. Am gierigsten verlangen sie nach Tabak, der von beiden Geschlechtern genossen wird. Der Tabak soll jedoch nach den Aeußerungen eines Häuptlings, der ein Feinschmecker in Menschenfleisch war, diesen Leckerbissen für ihn und andere ungenießbar gemacht haben, da er den Geruch und den Geschmack des narcotischen Krautes annahm.

Auch unser Verfasser tadelt das Betragen der britischen Missionäre, welche sich unter den Maoris eine hierarchische Herrschaft, wie die Jesuiten in Paraguay, zu begründen hoffen, und nicht allein für die Mission selbst große Ländereien um einen Schelmenpreis von den Eingebornen kauften, sondern auch für eigene Rechnung Handel trieben. Das sichtbare Prostitutionswesen ist freilich ihrem Einfluß gewichen, allein es scheint die Neuseeländer halten sich nur an die Moral si non caste tamen caute. In keiner andern britischen Colonie findet man auch so viel Blendlinge, die übrigens, da die Maori sehr stattlich sind, einen schönen, kräftigen und intelligenten Menschenschlag bilden. Gegen Heirathen mit Neuseeländerinnen haben übrigens die Ansiedler eine Abneigung, weniger wegen der Hautfarbe, als in Folge der communistischen Begriffe der Maori, denn der Mann heirathet die ganze Sippschaft mit und muß auf sein Hausrecht verzichten, da die Maori auf Kosten reicher Verwandten und Verschwägerten zu zehren pflegen. Die protestantischen Missionäre haben nicht versäumt ihren Zöglingen in die Milch der Christenlehre auch die Säure des confessionellen Hasses zu träufeln. Man hört dann in den Schulen die Neubekehrten bei dem Capitel über die christliche Nebenliebe Aeußerungen wie folgende: daß wir alle Nächsten lieben sollen „selbst die römischen Katholiken!“ Damals gerade trieben die Maori-Schüler in Auckland nicht bloß Mathematik und Geographie, sondern hatten sich auch ein Urtheil über die politischen Begebenheiten in Europa gebildet, indem sie im Chor den damals entbrannten Krieg in der Krim für unmoralisch erklärten, weil er zur Unterstützung der Ungläubigen geführt werde.

Auckland, dessen Bevölkerung damals (1854) zwischen 4—5000 Köpfe zählte, war schon ein theures Pflaster geworden. Baustellen kosteten 10—20 Pfd. St. der Fuß Front, und man redete sogar viel von unterseeischen Bauplätzen, womit man ein Project zur Einschüttung seichter Hafentheile meinte, um der See mehr Raum abzugewinnen. In Uebereinstimmung mit englischen Beobachtern, die uns versichern daß in Neuseeland reiche Einwanderer in Folge der hohen Arbeitslöhne wenig Glück machen könnten, hat auch Schmarda gefunden daß der Archipel nur eine Colonie der armen Leute sey, die sich dort durch Gartenwirthschaft leicht emporbringen werden. Um Auckland bis zu einem Radius von drei deutschen Meilen kostet der Acre urbaren Landes je nach der Entfernung 5—50 Pfd. Sterl. Da man nun leicht auf einem Acre 140 Ctr. Kartoffeln erntet, der Centner in Neuseeland aber mit 2—3 Shill. bezahlt wird, so kann der Ertrag des Acre auf 14—21 Pfd. St. steigern. Weizen erntet man 30, 50, ja 60 Bushel à 6 Shill. im Durchschnitt. Mais gedeiht nur in dem nördlichen Theil der Insel, weiter südwärts ist es schon zu kalt. Selbst der Wein kommt nicht mehr fort, und diejenigen welche in Neuseeland Goldorangen suchen, dürften bitter enttäuscht werden; nur europäisches Obst gedeiht vortrefflich. Den reichlichsten Ertrag gewährt aber die Viehzucht. Pferde, Hornvieh und Schafe vermehren sich stark, und setzen bei dem nahrhaften Futter mehr Fleisch an als in Australien. Die Vließe der Schafe geben eine zwar längere aber gröbere Wolle wie in Australien. Man rechnet daß, um mit 700 Schafen zu beginnen, ein Capital von 1000 Pfd. St. nöthig ist, das im fünften Jahr schon einen Reingewinn von 800

Digitized by Google

bis 900 Pfd. Sterl. abwirft. Freilich dürfen dann aber keine Seuchen dazwiſchen treten.

Wenige Meilen von Auckland liegt das Maoridorf Auraki, das vom Verfaſſer beſucht wurde. Seine Hütten ſtehen zerſtreut längs dem Ufer, und etliche ſchmale mit Schnitzwerk gezierte Kähne lagen auf dem weißen Sand. Ein einziges Obdach, aus Baumſtämmen und Brettern gezimmert, ragt durch ſeine Größe hervor. Ueber der Thüre und dem Giebel ſind Holzſchnitzereien menſchlicher höchſt obſcöner Figuren. Das Innere iſt mit europäiſchen Geräthſchaften und Werkzeugen ausgeſtattet, aber Betten fehlen, denn die Maori ſchlafen in Decken gehüllt oder auch gar nicht eingehüllt auf dem Boden. Fiſche werden am Feuer geröſtet oder in Keſſeln Reis mit Melaſſe gekocht, das jetzige Lieblingsgericht der Eingebornen, das ſie den Wallfiſchfängern abgelernt haben, oder es wird auch noch nach alter Weiſe in Erdgruben auf heißen Steinen und zwiſchen Blättern gekocht, indem man die heißen Steine mit Waſſer befeuchtet, und dann alles mit Erde zuſchüttet, ſo daß die Speiſen durch den heißen Dampf gar gemacht werden. Obgleich die Maori im Nichtsthun ihr höchſtes Glück finden, ſo bezeugt doch das ſaubere Ausſehen ihrer Felder daß ſie ſich ihr Leben auch wieder ſauer werden laſſen. Zu ihren Leidenſchaften gehört jetzt das Beſitzthum von Pferden. Wie die Rothhäute ſind auch die Maori raſch feſte Reiter geworden. Ihre equeſtriſchen Kenntniſſe ſind jedoch noch ſehr jungen Datums, da es noch nicht lange her iſt daß ſie Schweine todt geritten haben ſollen, weil ſie glaubten daß dieſe ehrbaren Thiere ſich zu dergleichen Dienſte abrichten ließen. Die Leidenſchaft der Pferderennen hat jetzt auch die Maori angeſteckt, ſeitdem die Engländer dieſes Nationalſpiel bei den Antipoden eingebürgert haben.

Von Neuſeeland gieng Schmarda wieder nach Sydney zurück, um einen Ausflug nach dem Goldplatz Sofala anzutreten, der ihn zunächſt durch einen auſtraliſchen Wald brachte. Auf dem Sandſteinboden von Neu-Südwales ſteht nur lichter Hochwald, der keinen Schatten gibt, weil die Blätter der meiſten auſtraliſchen Bäume nicht wagrecht, ſondern ſenkrecht geſtellt ſind. Dieſe Bäume, welche von den Anſiedlern mit dem allgemeinen Namen der Gummibäume bezeichnet werden, ſind Eucalypten. Alle haben wenig Laub, wie die Bäume aller trockenen Länder; darin, ſowie in der Härte der Blätter, in der Indifferenzirung der Blattflächen, bei denen die obere und untere gleich ſpärlich mit Spaltöffnungen (Poren) bedacht iſt, und in der ſenkrechten ſtatt der horizontalen Stellung der Blattflächen hat die Natur die ſtricteſte Zweckmäßigkeit bewieſen, da ſie durch alle dieſe Vorkehrungen die athmenden und waſſerverdampfenden Organe des Baumes auf die geringſte Oberfläche und damit die Verdunſtung auf ein Minimum reducirt hat, um ſie während der langen regenloſen Zeiten, die ſich im Innern Auſtraliens oft auf Jahre ausdehnen, zu beſchützen. Das Holz iſt zwar hart, ſteht aber als Brenn- wie als Nutzholz dem europäiſchen nach. Es ſpaltet ſich auch nicht in ſenkrechten Flächen, ſondern cylindriſch oder parallel mit den Jahresringen, ſo daß die Planken auſtraliſchen Holzes convexconcav wie die Hohlziegel ſind. Die Gummibäume liefern ein ſchwer entzündliches Brennmaterial, und werden deßhalb zur Feuerung verſchmäht. Dieß iſt ein großes Glück für Auſtralien, denn ſonſt würden die Wälder raſch abgeholzt ſeyn und das ganze Land zur vollkommenen Wüſte werden, da an einen Nachwuchs bei dem armen Boden und der langſamen Entwicklung der Vegetation in Auſtralien nicht zu denken iſt. Die Heerden auf den großen Grasflächen im Innern werden auf eigenthümliche Art bewirthſchaftet, das heißt nur ihre Nebenproducte benutzt, weil dieſe allein die Frachtkoſten zu decken vermögen. Man ſchmilzt hauptſächlich den Talg aus, und höchſtens ſalzt man die Zungen und die Lendenſtücke beim Rindvieh ein, ſo daß jährlich an 70 Mill. Pfd. Fleiſch der Verderbniß überlaſſen werden.

Die Reiſe ins Innere wurde durch die beſtändigen Haltpunkte an den Branntweinkneipen ermüdend. Bei einem dieſer zahlloſen Etabliſſements trieb ſich ein 16jähriger Burſche herum, der frühreif wie alle Auſtralier mit den Wirthstöchtern ſich zu ſchaffen machte, und über ſein Unglück in der Liebe klagte, welches ihm nicht etwa aus der Sprödigkeit ſeiner Geliebten erwuchs, ſondern ſich auf den geſetzlichen Zwang bezog daß kein unverheiratheter Mann eine Wirthshauslicenz erhalten ſolle, um den vielfach vorgekommenen Angriffen auf weibliche Reiſende vorzubeugen. An ſolchen Geſetzen war denn zu merken daß man ſich noch immer auf dem Boden einer ehemaligen Verbrechercolonie befand. Zu den charakteriſtiſchen Geſtalten gehören auch die Viehtreiber Auſtraliens, die mit den gleichen Reitkünſten wie die Gauchos auf den argentiniſchen Pampas, die Heerden die im Innern gezüchtet worden ſind, nach der Küſte treiben. Das Leben und Uebernachten im Freien hat für ſie einen unwiderſtehlichen Reiz, und man könnte ſich zu ihrem nicht unritterlichen Handwerk hingezogen fühlen, wenn ihnen nicht die alteuropäiſche Kunſt den Egoismus zu maskiren oder zu beherrſchen gänzlich fehlte, denn ſie zeigen ihre gemeinen Motive mit einer cyniſchen Entblößung.

Je tiefer man in die blauen Berge hineinkam, deſto anziehender wurden die Ausſichten. Der orographiſche Charakter des Gebirges iſt auf einer Strecke von achtzig Meilen im Ganzen einförmig, es ſind meiſt lange gerade Linien, wo aber große hervorragende Gipfel auftreten oder die Kämme zerriſſen ſind, wild und ſelbſt großartig: ſo von der ſchwarzen Haide bis zum Berg Victoria, wo man vom Kamm der Randgebirge prachtvolle wechſelnde Fernſichten und zu ſeinen Füßen tiefe Schluchten hat, in denen ſelbſt in der trockenen Jahreszeit einige kleine, nicht ganz verſiegte Waſſerfälle die Oede beleben und den Reiz der Landſchaft erhöhen. Alle Berge haben ſchon in geringer Entfernung blaue Farbentöne, und die entfernteren ſind ultramarin- bis indigoblau. Es iſt nicht bloße Luftfarbe, ſondern ſie kommt großentheils von der ſtarken Beimiſchung vom Blau im Laub der Bäume ſelbſt. Das Ziel der Reiſe, Sofala, ſo genannt nach dem zur Zeit der arabiſchen Schifffahrten ſo berühmten, jetzt halb verſchollenen Goldverſchiffungsplatz an der Mozambiqueſeite Afrika's, war eine Bretter- und Leinwandſtadt, die ſchon wieder mit dem ſchwindenden Ertrag der Wäſchereien verlöſchen wollte. Eigenthümlich

Digitized by Google

ist der Kehricht oder das Straßengerumpel einer solchen Goldwäscherstadt, denn es besteht vornehmlich aus zerbrochenen Flaschen, Sardinenbüchsen, leeren Töpfen für Früchte oder Pickels, zerrissener und unsäglich beschmutzter Leibwäsche, alten Stiefeln und Fragmenten von Kleidern. Obgleich die Goldwäscher nur unter leichten Zelten schlafen, sich das härteste zumuthen und fast in Branntwein schwimmen, war doch der Gesundheitszustand vortrefflich, und nur Augenleiden wegen des grellen Sonnenlichtes, Rheumatismen, hin und wider auch Dysenterien anzutreffen.

Nach diesem verkommenen Goldschürfungsplatze besuchte Schmarda die Schäfereien um Bathurst. Die Schafschur wird von einer eigenen wandernden Handwerkerkaste vorgenommen, welche die Thiere vier oder fünf Tage zuvor waschen und dann im Laufe eines Tages je 50—60 Stück scheeren. Australien wird für alle Zeiten wohl das auserwählte Land für Schafzucht bleiben. Die trockenen Berge und Hochebenen mit ihren spärlichen aber nahrhaften Gräsern, die selbst in den lichten Wäldern wachsen, sind die vortrefflichsten Weideplätze für Schafe. Der milde Himmel verstattet den Thieren das ganze Jahr im Freien zu bleiben und die beständige warme Luft begünstigt die Entwicklung eines reichlichen feinen Vließes, so daß die Blendlinge in wenigen Jahren dem edlen Stamme gleichen. Nur Räude- und Klauenseuche hat der Schafhirt zu fürchten. Da sich Ackerboden nur im Schwemmlande der Flüsse findet, die Regen höchst unsicher sind, und der Arbeitslohn noch lange sehr hoch stehen wird, bleibt für Australien die Schafzucht viel vortheilhafter als die Landwirthschaft. Nach Neu-Süd-Wales sollte übrigens niemand wandern der nicht ein gewisses Vermögen mitbringt, denn es wird dort Land in keinen geringern Parcellen als 160 Acre verkauft, und der niedrigste Preis ist 1 Pfd. St. per Acre. Dagegen ist es jetzt sehr einträglich als Hirt sich zu verdingen. Damit solche Leute nicht von den Heerden hinweg nach den Goldwäschereien laufen, versorgen die Herren sie täglich mit 1 Pfund Mehl, 1½ bis 2 Pfund Fleisch, Salz, Butter, Thee, Zucker, Branntwein und Tabak zur Genüge. Der Jahreslohn beläuft sich außerdem auf 50—60 Pf. St. (600—720 fl.), und ist der Schäfer verheirathet, so erhält die Frau außer obigen Rationen noch 15—20 Pf. St. jährlichen Lohn. Sonst wird auch das Zusammenleben mit eingebornen Frauen von den Herren gern verstattet, denn die Schäfer verfallen nur gar zu leicht in Melancholie, ja selbst in den Wahnsinn, da ihre Einsamkeit und Langweile so gründlich ist daß sie die nämlichen Effecte mit sich bringt wie eine Zellenhaft.

Es gibt aber in Australien nicht bloß schattenlose Eucalyptenwälder, sondern auch tropische Landschaften mit kühlem und gefülltem Hochwald. So wenigstens ist es in einem begünstigten Küstenwinkel, im Paradiese von Neu-Süd-Wales Illawara mit dem Hauptorte und Küstenplatze Wollongong wohin es von Sydney aus eine Dampfverbindung gibt. Der District war, während ringsum Dürre herrschte, vom Regen befruchtet gewesen. Es liegt nämlich Illawara in einem Kreisbogen dicht bewaldeter Berge, welche die heißen Winde aus dem Innern aufhalten, während der Wasserdampf vom Meere her an den Wäldern sich niederschlägt. Um die Fruchtbarkeit vollkommen zu machen besteht der Boden aus vulcanischen, an alkalischen Erden reichen Verwitterungsproducten. Die Häuser stehen in großen Abständen von einander in der Mitte ihrer Felder. Ihr glänzendes Weiß und die rothen Ziegeldächer heben sich sehr hübsch aus dem lichten Grün des wallenden Saatlandes und den Gärten, voll Pfirsich- und Orangebäumen, ab; Weinreben, hier und da blühende Windlinge und andere Schlingpflanzen überziehen wie grüne Gitter die Mauern. Zwischen den Feldern stehen überall noch große Baumgruppen mit einladendem Schatten darunter, und an manchen Orten gar noch eine kleine Strecke Wald, die der Ansiedler geschont hat, um sich auf lange Jahre seinen Brennholzbedarf zu sichern. Eine Zierde der Pflanzendecke ist die australische Fächerpalme (Corypha australis), welche die Ansiedler, weil die junge Blattknospe eßbar ist, den Kohlbaum (Cabbage-tree) genannt haben. Ihr schlanker bis 80′ hoher Schaft gibt der Palme mit ihren leichten luftigen Fächern ein ungemein graziöses Aussehen. Die Bergabhänge hinauf, welche die abschüssige Stufe einer Hochebene bilden, zieht sich dichter und feuchter Urwald hin mit allen tropischen Zier- und Schmarotzergewächsen. Orchideen, Moose und Farn gedeihen im Schatten, und alles sieht sich frisch, feucht und grün an oder glitzert vom Thau. Dieser Urwald lichtet sich aber mehr und mehr unter der Axt der Ansiedler, welche den Busch klären und einfenzen. Das letztere geschieht auf höchst ökonomische Art, man läßt nämlich einige Baumstumpfen stehen und benutzt die dünnen Stämme um sie als Querstangen an den Baumstumpfen zu befestigen.

Schmarda miethete in Port Jackson einen Platz zur Ueberfahrt nach Valparaiso auf einem chilenischen Schiff für 25 Pfd. St. Leider mußte er aber das stille Meer kreuzen, ohne Gelegenheit zum Besuch einer einzigen Insel Polynesiens zu haben, denn die Schiffe legen nirgends an. Die Bella Islena, wie der Kauffahrer hieß, war noch nicht weit gekommen als sie Anfangs Februar, also zur australischen Sommerszeit, von Windstillen befallen wurde. Die Schönheiten der Südsee in solchen Momenten beschreibt uns Schmarda mit verlockender Deutlichkeit: „Der Himmel war vollkommen klar und die Sonne schien mit aller Wärme eines ruhigen Sommermorgens. Das Meer war spiegelglatt, selbst die leisen krummen Linien, welche die nautische Physik mit dem Namen Capillarwellen bezeichnet, waren verschwunden, und die vollständig glatte Fläche war als treues Spiegelbild des Himmels wie dieser von wundervoller Bläue; auf der Sonnenseite des Schiffes lag ein helles, im Schatten ein dunkleres Blau; das Schiff wurde nur leise gehoben und aus seiner Lage gebracht durch jene große Undulationen, die in regelmäßigen Zwischenräumen von einigen Minuten wie ein langsamer Pulsschlag des Oceans wiederkehren. Diese Bewegung ist sehr verschieden von dem Hohlgehen der See nach Stürmen, sie bildet große Wellenberge, die eine sehr sanfte Steigung und eine sehr breite Basis bei einer geringen Höhe haben; da ihr Fortrücken ein sehr langsames ist, verursachen sie nicht jenes Gefühl von Schwin-

Digitized by Google

del, welchen das ſchnelle Aufeinanderfolgen von Wellenbergen und Wellenthälern hervorbringt."

Noch ſchöner vielleicht iſt das Meer bei einer ſtillen Nacht, wenn die Mondſichel langſam unterſinkt. Auf dem Schiff liegt alles im Schlummer, und der Mann am Ruder wie der wachhabende Officier erwehren ſich mühſam des Schlafes: „Vom Meer ſteigen außer dem leiſen Schlag der großen Wellen fremdartige Töne auf. Bald iſt's ein dumpfes Gurren in wenig articulirten Lauten, das von den Albatroſſen kommt, die in unſrer Nähe ſind, die man aber in der Dunkelheit nicht mehr wahrnimmt und die vielleicht träumen. Jetzt vernimmt man ein Rauſchen wie das einer aufſteigenden Rakete, es iſt das Reſpirationsgeräuſch der Wale, die von Zeit zu Zeit an die Oberfläche kommen um zu athmen. Mit der vollſtändigen Dunkelheit beginnt das Meer ſein großes und nächtliches Wunder, das Leuchten, in aller Pracht zu zeigen. Es iſt immer ſchön, auch wenn die See in Bewegung iſt und das Schiff in der milchweißen Furche, die es durch die Wellen zieht, tauſend leuchtende Punkte wie glühende Edelſteine aufpflügt. Viel ſchöner iſt es aber in einer dunkeln windſtillen Nacht. Das Meer zeigt dann neben den kleinen ruhigen Spiegelbildern der Sterne in verſchiedenen Tiefen unbeſtimmte hellere Stellen, die verſchwinden oder die allmählich wie Morgendämmerungen immer heller und beſtimmter werden, bis die Umriſſe eines leuchtenden Thieres hervortreten. Es gibt ſolche Lichter in allen Größen, die 3—4 Fuß breite Cephea und der Mondfiſch leuchten ebenſo wie die kleinſte Meduſe (Mammaria scintillans), die nur die Größe eines Stecknadelknopfes erreicht, und die mikroſkopiſchen Peridinien. Das Leuchten iſt auf keine Thierclaſſe der Meerbewohner beſchränkt, noch auf irgendein Organ. Das Licht variirt; auch im Meer iſt Berenice's goldenes Haar und der Caſſiopea matter Schimmer (beide ſind Medusen) verſchieden, aber es variirt nicht bloß die Stärke des Lichts, ſondern auch ſeine Farbe, und wir ſehen wie unter den Sternen nicht nur ungefärbtes, ſondern auch röthliches, gelbliches, bläuliches und grünes Licht. So ſind die Feuerzapfen anfangs grünlich, werden allmählich weiß wie das Licht des weißglühenden Eiſens. Ein halbes Duzend Feuerzapfen verbreitete ein ſolches Licht in meiner Cabine, daß ich die Gegenſtände unterſcheiden konnte. Schütteln der Thiere im Seewaſſer, das Beimiſchen von ſüßem Waſſer erhöht das Leuchten momentan; beim Zuſatz von Weingeiſt leuchten ſie ſtark und heftig auf, ehe das Leben erliſcht."

Valparaiſo, auf deutſch Paradiesthal, machte beim erſten Anblick auf den Verfaſſer keinen ſeinem Namen entſprechenden Eindruck, denn es fehlt dieſem jungen jetzt 6—7000 Einwohner zählenden Platz ſelbſt an dem Schmuck ſtattlicher Kirchen, die den ältern Städten des ſpaniſchen Amerika aus der königlichen Zeit nicht fehlen. Verſöhnt mit dem Paradiesthal wurde aber Schmarda als er die Küſtenhöhen hinaufſtieg. Die Ausſicht von den Höhen iſt prachtvoll; man ſieht zwar nicht viel von der Stadt, was man nicht bedauert, dagegen das unendliche Meer, den Hafen und ſeine Schiffe. Der Glanzpunkt iſt jedoch landeinwärts; die Cordillerenketten erheben ſich in weiter Ferne hinter den nackten gelben Hügeln, der Aconcagua, die beſchneiten Kämme und Gipfel treten ſcharf aus dem wundervollen lichten Blau des Himmels hervor. Die Luft iſt ungemein klar und durchſichtig, und man hält es für ganz unwahrſcheinlich daß die Entfernung von hier bis zur Hauptkette 25—30 deutſche Meilen beträgt. Die Deutſchen ſpielen in Chili und in Valparaiſo beſonders eine würdige Rolle. Ihr dortiger Club iſt ein wahres Muſter in Bezug auf landsmannſchaftliches Zuſammenhalten, und mit inniger Freude erfahren wir von Schmarda daß jene Clubbiſten ſogar national excluſiv ſind, inſofern ſie nur Deutſche in ihre Mitte aufnehmen. In Chili ſchämten ſich nicht wie anderswo unſere Landsleute ihrer Abkunft, ſondern tragen ihre Farben ſtolz und hoch. An den Schildern vergeſſen ſie nicht ſich ihrer Heimath zu rühmen, und man begegnet daher Aufſchriften wie Carpinteria (Schreinerei), sastreria (Schneiderwerkſtatt), alemana etc.

Von Valparaiſo begab ſich der Verfaſſer nach Santiago und machte von dort über die Cordilleren einen 14tägigen Ausflug nach Mendoza auf den argentiniſchen Steppen. Bis Ende der guten Jahreszeit, d. h. bis März ſind die Cordillerenpäſſe leicht zugänglich, und da viel Hornviehheerden darüber getrieben werden, nicht gefährlich, ja nicht einmal beſchwerlich. Man hat zwei Päſſe zu überſchreiten von 12,200 und 13,300 Fuß Erhebung, auf welcher letzteren Höhe bei hellem Mittag das Thermometer nur + 4° Grad zeigte. Vier Tage lang in der Cordillera Brava oder im unbewohnten Gebirge, wo die Regierung ſteinerne Häuſer für die Reiſenden unterhält, hatte Schmarda keinen Pflanzenwuchs geſehen, und ſeine erſten Vorläufer wurden daher mit beſonderer Andacht betrachtet. Die Vegetation der Steppen war ſonſt nicht ſehr erquicklich, denn die Farbe iſt grau als wären alle Blätter beſtaubt, Bäume fehlen gänzlich, und die Sträucher welche nur 3—4 Fuß hoch werden, tragen ſämmtlich wegen ihrer reichlichen Entwicklung von Holz und Dornen ein ginſter- und ſchlehenförmiges Ausſehen. Säulen- und Schlangencactus geben dagegen der Pflanzenphyſiognomie ein fremdartiges Ausſehen. Unter ihnen ſind die großen Kugel- und Melonencactus die edelſten und nützlichſten Pflanzen, weil ſie auf den waſſerloſen Steppen durch ihr wie ein Schwamm mit Waſſer gefülltes Fleiſch Thieren und Menſchen die Quellen erſetzen. Pferde und Maulthiere ſchlagen bekanntlich mit den Hufen die Stacheln herunter und ſaugen dann das Parenchym des Cactus aus. Die feigenartigen ſüßſchleimigen Früchte werden entweder roh gegeſſen, oder ihr Saft in Zuckerwaſſer genoſſen. Getrocknet liefern die Cactus einen Brennſtoff, der bei Copiapo ſogar zum Ausbringen der Erze, ſonſt aber zur Beheizung und Beleuchtung benutzt wird, woher ſich denn auch der Name Fackeldiſteln ſchreibt. Weiter gegen Oſten hört auch die Strauchvegetation auf, und die Steppe nimmt völlig den Charakter eines Grasmeeres an.

Ueber Mendoza ſelbſt bringt der Verfaſſer nichts was uns neu wäre, auch auf der Rückreiſe in den mit Viehheerden bedeckten Päſſen, ſo wie auf der Dampferfahrt längs den ſüdamerikaniſchen Küſten bis nach Panama konnten, weil alles im Fluge gieng, keine beſondern Beobachtungen angeſtellt wer-

Digitized by Google

den. Der dritte Band aber, der hoffentlich bald nachfolgen wird, verſpricht uns in Mittelamerika und den Vereinigten Staaten wieder reiche Ausbeute.

Geſchichte eines Jackſon'ſchen Beamten.

(Aus dem ſo eben erſchienenen dritten Band des Werkes: „Life of Andrew Jackson," by James Parton.)

(Schluß.)

Ich wurde bald ganz vertraut mit dem General. Niemals wurde ein Mann ſo ſehr von zudringlichen Bewerbern um Gunſtbezeugungen belagert, wie er. Eines Tages, nachdem ich lange auf die Gelegenheit, um ein Geſchäft mit ihm zu erledigen, hatte warten müſſen, machte ich zufällig eine Bemerkung, die, wie ich glaube, von großem Einfluß auf meine ganze zukünftige Laufbahn war. Er war ſeine Beſucher einen nach dem andern los geworden, und wir ſaßen endlich allein in ſeinem Cabinet. Er hatte meine Rechnungen mit ſeiner großen Feder unterſchrieben, und wir unterhielten uns über irgend eine Tagesangelegenheit. Er ſchien abgemattet und mißgeſtimmt zu ſeyn, was mich bewog ihm etwas freundliches zu ſagen.

„General, ich denke mir, daß Sie ſich hier recht einſam fühlen."

„Einſam?" rief er aus. „Wie können Sie das denken? Die meiſten Leute werden glauben, ich hätte hier Geſellſchaft genug. Warum denken Sie denn, ich ſey einſam?"

„Je, nun, General," antwortete ich, „ich meine nicht gerade einſam. Aber es iſt doch hier nicht, wie es in der Eremitage [1] war, wo Ihre Freunde zu Ihnen kommen und vertraulich mit Ihnen plaudern konnten."

„Nein," ſagte der Präſident, es iſt hier nicht, wie es in der Eremitage war. Darin haben Sie Recht, mein junger Freund."

„Gerade das meine ich, General," fuhr ich fort. „Jeder, der hierher kommt, hat eine Axt zu ſchleifen. [2] Wenigſtens kommt es mir ſo vor, und in der That, ſie ſagen es auch ſelbſt."

„Ja," ſagte der General, „ich denke, ſo iſt es. Nun laſſen Sie mich fragen, welche Axt Sie denn zu ſchleifen haben?"

„Meine Axt iſt geſchliffen."

„Iſt ſie, iſt ſie?" fragte der General lachend.

„Ja, mein Herr, meine Axt iſt geſchliffen. Ich habe die angenehmſte Stellung im Departement und bin vollkommen damit zufrieden."

„Sie haben alſo den Gipfel Ihres Ehrgeizes erreicht?"

„Gewiß, General. Ich verlange nichts beſſeres, ich wünſche nichts beſſeres."

Nach dieſen Worten erhob ſich der alte Mann, ergriff meine Hand und ſagte:

„Mein junger Freund, kommen Sie recht oft zu mir, und wir wollen recht fröhlich mit einander plaudern, als ob wir in der Eremitage wären."

Von dieſer Zeit an kann ich dreiſt annehmen daß ich ein Günſtling des General Jackſon war. Er behandelte mich mit der ausgezeichnetſten Herzlichkeit und ſchien mir ſein ganzes Vertrauen zu ſchenken. Die Zeit kam wo ich ſeine Gunſt auf die Probe ſtellen konnte, und er hielt die Probe aus, wie ich ſpäter erzählen werde.

Hr. Van Buren kannte mein vertrautes Verhältniß zum Präſidenten ſehr gut, aber es brachte keinen Unterſchied in ſeinem Benehmen gegen mich hervor. Hr. Van Buren machte niemals Gebrauch von den Künſten perſönlicher Vermittlung, deren er beſchuldigt worden iſt. Gegen mich war er ſtets vollkommen höflich, aber kalt und zurückhaltend. Ich bemühte mich ſehr ſeine Achtung zu gewinnen, habe aber niemals bemerkt daß ich darin auch nur den geringſten Fortſchritt gemacht habe. Selbſt dadurch daß ich ihm perſönliche Dienſte erwies, die außerhalb des Bereichs meiner officiellen Pflichten lagen, konnte ich die Entfernung zwiſchen uns nicht um ein Haar breit vermindern. Er hatte eine eigenthümliche Abneigung gegen Rechnungen und eine Ungeſchicklichkeit in der Kunſt dieſelben zu führen, die befremdend war bei einem Manne welcher mit ſo großer Gewiſſenhaftigkeit ſeine pecuniären Verpflichtungen erfüllte. Bald nach ſeiner Ankunft in Waſhington kam er zu mir, mit dem Ausdruck großer Verlegenheit im Geſicht, und ſagte, daß ſeine Bankrechnung in vollſtändiger Confuſion ſey, und daß er mir ſehr verbunden ſeyn würde, wenn ich ſie durchſehen und ihm mit Beſtimmtheit ſagen wollte, ob er Geld in der Bank habe oder nicht. Ich erwiederte ihm, daß ich es mit großem Vergnügen thun wolle, und fragte ihn nach ſeinem Bankbuch.

„Bankbuch? Bankbuch?" ſagte er. „Was iſt das?"

Er wußte in der That nicht was ein Bankbuch war. Uebrigens waren dieſelben vor dreißig Jahren auch noch wenig in Gebrauch, außer bei Geſchäftsleuten. Als ich ſeine Rechnung in Ordnung gebracht hatte, kaufte ich ihm ein Bankbuch, und erklärte ihm wie daſſelbe zu gebrauchen ſey. Er legte eine Freude darüber an den Tag, wie ein Kind über ein neues Spielzeug, und ich ſah, wie er es einem ſeiner Freunde als eine große Curioſität zeigte.

Ich erinnere mich aus meinem Verkehr mit dem Staatsſecretär eines ſeltſamen Ereigniſſes. Ich mußte ihn eines Morgens in ſeinem eigenen Hauſe aufſuchen, und fand ihn mit Schreiben beſchäftigt.

„Leſen Sie dieſen Brief, Hr. Clark," ſagte er, als er damit fertig war, „und ſagen Sie mir was Sie davon halten."

Ich las den Brief und bemerkte darauf:

---

[1] Der Landſitz Jackſons.

[2] Eine Gunſt zu erbitten.

Digitized by Google

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen sagen was ich davon halte, Hr. Van Buren, wenn Sie mir vorher sagen wollen von was der Brief handelt.“

„Das genügt,“ antwortete er; „ich denke er wird seinem Zweck entsprechen.“ Er legte dann den Brief beiseite und wandte sich den Geschäften zu um derentwillen ich gekommen war. Die Worte des Briefes waren so gestellt daß keiner, der nicht mit dem Gegenstand desselben vertraut war, aus irgend einer Stelle auch nur den geringsten Sinn herauslesen konnte.

Dieser außerordentliche Mann, kalt und vorsichtig wie er mir und der Welt erschien, war äußerst liebenswürdig und jovial in seinem eigenen Hause. Ich überraschte ihn einst wie er auf dem Sopha lag, mitten in einer Balgerei mit seinen Knaben, die er damit beendete daß er einem derselben ein Sophakissen an den Kopf warf. Bisweilen war er auch sehr offenherzig im Aussprechen seiner Ansichten und seiner Plane. Als er eines Tages eine Gesellschaft Virginier durch die Entfaltung einer Vertrautheit mit der Localpolitik Virginia's, die ihnen fast wunderbar erschien, in Erstaunen gesetzt hatte, fragte ich ihn woher er eine so genaue Kenntniß habe, über welche die Virginier noch beim Fortgehen ihre höchste Bewunderung ausgedrückt hätten. Er antwortete mir daß er dieselbe größtentheils von eben denselben Virginiern habe mit denen er die Unterredung geführt. Er habe sie nach ihrem Gefallen sprechen lassen, und indem er das was sie gesagt, mit dem was er schon früher gewußt verbunden habe, sey er im Stande gewesen sich den Anschein zu geben als ob er mehr von ihren Angelegenheiten wisse als sie selbst.

Aber ich kehre zum General Jackson zurück. Der General war eine schlagende Erklärung der Lehre von der Compensation. Sein Wille, wenn ihm directer Widerstand geleistet wurde, war durch keine irdische Macht zu erschüttern; wurde er aber geschickt geleitet, so war er leichter zu beherrschen und zu täuschen als irgend ein anderer Mann seiner Zeit. Ein gewisses Congreßmitglied hatte sein Herz an einen gewissen Gesandtenposten gehängt, und sich lange vergebens bemüht seinen Zweck zu erreichen. Auf irgend eine Weise gelang es ihm den Schlüssel zu einer der Schwächen des Generals zu erhalten, und in Folge dessen änderte er seine Taktik. Er suchte eifrig meine Bekanntschaft und begleitete mich bisweilen nach dem weißen Haus, wo er sich allmählich auf einen vertraulichen Fuß zu setzen wußte. Ich sah wie er eines Nachmittags in dem Privatcabinet des Generals folgende Scene aufführte, bei welcher ich der einzige Zuschauer war.

Der General rauchte seine Pfeife.

„General Jackson,“ begann das Congreßmitglied, „ich möchte Sie um eine Gunst bitten, eine Gunst, mein Herr, die Ihnen nichts kostet und auch der Regierung nichts, die mich aber außerordentlich glücklich machen würde.“

„Bewilligt, mein Herr,“ sagte der Präsident. „Nun lassen Sie hören was es ist.“

„Wohlan, General, ich habe einen alten Vater daheim, der eine so hohe Achtung vor Ihrem Charakter hat wie nur ein Mensch vor dem andern haben kann. Bevor ich von Hause abreiste, beauftragte er mich, wenn es möglich sey, ihm eine von General Jacksons Pfeifen zu verschaffen, und dieß ist die Gunst um die ich jetzt bitte.“

„O gewiß,“ sagte der General lachend und zog die Klingel.

Als der Diener erschien, gab er ihm den Auftrag zwei oder drei reine Pfeifen zu bringen.

„Entschuldigen Sie, General,“ sagte der Congreßmann, „ich möchte Sie um die Pfeife bitten, die Sie gerade jetzt rauchen.“

„Diese?“ fragte der General. „Ganz gewiß, wenn Sie die vorziehen.“

Der Präsident war im Begriff die Asche auszuklopfen, als ihn das Congreßmitglied wieder unterbrach.

„Nein, General, klopfen Sie den Tabak nicht aus. Ich wünsche die Pfeife gerade so wie sie ist, gerade so wie sie von Ihren Lippen kommt.“

Der Congreßmann legte die Pfeife auf den Tisch, wickelte sie mit Sorgfalt und Ehrfurcht in ein Stück Papier, dankte dem General mit der größten Wärme für das kostbare Geschenk, und verließ das Zimmer mit der Miene eines Mannes dessen höchster Ehrgeiz mehr als befriedigt worden ist.

Drei Wochen später reiste dieser Mann als Gesandter nach einem der südamerikanischen Staaten ab. Die Pfeife hatte ihm dazu verholfen. Ich wenigstens glaubte so, und wenn ein Wink eine Bedeutung hat, so glaubte er selbst es ebenfalls. Im Vertrauen versicherte er mir aber auch daß sein alter Vater den General Jackson wirklich verehre, und sich sehr darüber freuen werde eine seiner Pfeifen zu besitzen. Es fällt mir dabei ein daß ich einst einen Pillenverkäufer zu jemanden, der über seine extravaganten Anzeigen lachte, sagen hörte: „Diese meine Pillen haben nach meinem besten Willen wirklich einige Leute kurirt.“

Da ich gerade von Aemterjägerei rede, will ich bei dieser Gelegenheit noch den eigenthümlichen Proceß erzählen, durch welchen ein Secretär im Kriegsdepartement in einen Senator der Vereinigten Staaten verwandelt wurde. Wenn ich nicht Augenzeuge von dem seltsamen Verfahren dieses Mannes gewesen wäre, so würde ich die Geschichte nicht glauben. Er war ein lauter, polternder, geschwätziger, müßiger Politiker aus dem Norden, ein Günstling oder Freund eines der Burriten. Er saß eines Nachmittags auf der Piazza eines Hôtels, eine Beschäftigung der er sehr zugethan war, als ein junger Mann aus dem Süden gegen die Administration zu declamiren, und mit besonderm Eifer die eben erwähnten Burriten zu denunciren begann.

„Mein Herr,“ sagte der Secretär im Kriegsdepartement, „wenn Sie es für nothwendig halten in dieser Weise zu sprechen, so werde ich Ihnen sehr verbunden dafür seyn wenn Sie leiser sprechen wollen. Der Herr über den Sie schimpfen, ist ein Freund von mir.“

„Ich schere mich den Teufel drum wer Ihr Freund ist,“ entgegnete der andere; „ich werde von dem Schurken sagen was mir gefällt, und so laut als ich Lust habe.“

Digitized by Google

Der Secretär ſprang auf den Südländer zu; aber die Umſtehenden ſchritten ein ehe es zu körperlichen Mißhandlungen kam. Nach einigen Minuten überbrachte ein Officier dem Secretär eine Herausforderung von dem jungen Mann, die jener annahm. Er bat mich ſein Secundant zu ſeyn. Da ich aber von der Kunſt des Duellirens eben ſo viel verſtand wie er, das heißt gar nichts, und da ich es für unſchicklich hielt daß ein Angeſtellter der Regierung dieſelbe durch Betheiligung an einer ſolchen Affaire discreditire, ſo wies ich ſeine Bitte entſchieden ab, und rieth ihm ſich den Beiſtand eines Militärs zu verſchaffen, der mit ſolchen Dingen bekannt ſey. Er ſuchte den einzigen Officier in Waſhington mit dem er je ein Wort ausgetauſcht hatte, einen Capitän, dem er am Abend vorher in einem Schenkzimmer vorgeſtellt worden war, auf, und bewog ihn das Secundantenamt zu übernehmen.

„Was ſind Ihre Waffen?“ fragte der Secundant. „Sie wiſſen, Sie haben die Wahl.“

„Habe ich?“ rief der Secretär aus. „Beim Himmel, dann habe ich ihn beim Kragen. Ich wähle kurze Degen. Zeit: morgen früh bei Sonnenaufgang.“

Der Secundant remonſtrirte; aber der Geforderte beſtand darauf. Der Secundant des Südländers proteſtirte; der Secretär blieb unbeugſam. Ein Aufſchub wurde verlangt, damit man ſich Waffen verſchaffen und der junge Mann in dem Gebrauch derſelben unterwieſen werden könne. Aber nein, der nächſte Morgen bei Sonnenaufgang war die einzige Zeit von der der Secretär hören wollte. Spät am Abend, nachdem viele Stunden unterhandelt und zahlloſe Noten gewechſelt worden waren, lehnte der Secundant des Südländers förmlich das Duell ab. Am folgenden Morgen erklärte der Secretär durch Maueranſchläge in der ganzen Stadt den jungen Mann für einen Feigling. Im Laufe des Tages traf ich den ſiegreichen Secretär, und fragte ihn wo er denn den Gebrauch des kurzen Degens gelernt habe.

„Kurze Degen?“ erwiederte er. „Ich habe noch nie ſo ein Ding in der Hand gehabt. Ich weiß nicht mal was es iſt; aber ich wußte auch daß er das Ding nicht kennt.“

Er kam in großen Ruf durch dieſen Vorfall und wurde als der Ritter der Adminiſtration angeſehen. An demſelben Tage traf die Nachricht ein daß in einem entfernten Territorium eine wichtige Vacanz eingetreten ſey, und mein fechtender Freund ſah daß jetzt ſeine Zeit gekommen ſey. Er ſchrieb ſofort eine Reſignation auf ſeine Secretärsſtelle, die er von dem Tag der Herausforderung datirte, und überreichte ſie dem Chef ſeines Departements mit dieſen Worten:

„Bevor ich geſtern die Herausforderung annahm, reſignirte ich natürlich auf meinen Platz im Departement. Ich bin nicht der Mann dazu die Adminiſtration mit einem Duell in Verbindung zu bringen. Hier iſt meine Reſignation, wie Sie ſehen, mein Herr, von geſtern datirt.“

Der Kriegsminiſter war entzückt, und der Präſident war vollſtändig gewonnen. Ehe er einen Anhänger, der für ihn gekämpft, oder der ſich bereitwillig gezeigt für ihn zu kämpfen, nicht belohnt hätte, würde er lieber ſein eigenes Amt zu Gunſten des Ritters niedergelegt haben. Er gab dem Ex-Secretär die vacante Stelle und gab ihm neun Empfehlungsbriefe an perſönliche Freunde im Territorium mit. Bald darauf wurde das Territorium als ſouveräner Staat in die Union aufgenommen, und mein fechtender Freund kam als einer der Senatoren desſelben nach Waſhington zurück. Er diente ſeinen ganzen ſechsjährigen Termin aus, ohne den Staat, den er repräſentirte, wieder zu beſuchen, und zog ſich dann ins Privatleben zurück.

Ich hatte mein Secretärsamt noch nicht lange inne, als ich ausfand daß die Rechnungen aller Departements in der altmodiſchſten und ungeſchickteſten Weiſe geführt wurden. Gewohnheit und Tradition herrſchen unbeſchränkt. Einige Rechnungen im Schatzamt wurden noch gerade ſo geführt wie in den Tagen Alexander Hamiltons, und nach den von ihm entworfenen Regeln. Jahrelang that ich alles was ich konnte, um dem Syſtem der doppelten Buchhaltung Eingang zu verſchaffen, ſtieß aber auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Keiner von den hochgeſtellten Beamten wußte was doppelte Buchhaltung war, und keinem gelang es mir die Sache begreiflich zu machen. Nach langem Bemühen erreichte ich wenigſtens ſo viel, den Schatzſecretär zu dem Verſprechen zu beſtimmen daß er eine Abhandlung über die Kunſt der doppelten Buchführung prüfen wolle. Ich ſchickte ihm ſofort eine ſolche, und hoffte viel von ſeinem wohlbekannten Eifer und ſeiner vermeintlichen Intelligenz. Einige Tage ſpäter erhielt ich eine Aufforderung von dem Schatzſecretär, in ſein Bureau zu kommen, indem er ſeinen Entſchluß hinſichtlich der doppelten Buchführung gefaßt habe und mich davon in Kenntniß zu ſetzen wünſche. Ich machte ihm alſo meine Aufwartung. Er empfieng mich mit den Worten:

„Siehe da, Hr. Clark. Treten Sie ein. Ich bin jetzt im Stand Ihnen zu zeigen, mein Herr, daß die doppelte Buchführung um nichts beſſer iſt als die einfache.“

Er nahm einen Band engliſcher Parlamentsberichte von ſeinem Büchergeſtell herunter, ſchlug die Auskunft nach welche der Erfinder eines neuen Syſtems der Buchführung vor einer Parlaments-Commiſſion gegeben hatte, und deutete auf dieſe Worte: „doppelte Buchführung an und für ſich iſt kein Schutzmittel gegen Auslaſſungen und falſche Eintragungen.“

„Hier!“ ſagte der Secretär triumphirend. „Sehen Sie? Hohe Autorität, mein Herr. Ein Profeſſor der Buchführung! Kein Schutzmittel gegen Auslaſſungen und falſche Eintragungen!“

„Ganz wohl, mein Herr,“ ſagte ich, ganz erſtaunt über die Einfalt des Mannes; „kein Syſtem kann Auslaſſungen und falſche Eintragungen verhindern. Wenn Ihr Schreiber 500 Faß Mehl verkauft und 400 einträgt, oder die Eintragung ganz und gar unterläßt, wie kann irgendein Syſtem der Buchhaltung das verhindern? Alle Buchführung ſetzt zunächſt einen guten Willen von Seiten des Buchhalters voraus ehrlich einzutragen, und alles was wir für die doppelte Buchführung beanſpruchen, iſt daß ſie ihn in den Stand ſetzt dieß mit größerer Bequemlichkeit, Sicherheit und Leichtigkeit zu thun; doppelte Buchführung iſt ein Selbſtcorrector. Ihr

Digitized by Google

Buchhalter weiß mit Sicherheit ob er richtig eingetragen hat oder nicht."

Der Miniſter kratzte einige Minuten lang ſein weißes Haupt mit der Feder, und ließ ſich dann aus wie folgt:

„Hr. Clark, ich will gern zugeben daß Sie dieſe Schwierigkeit mit großem Geſchick wegexplicirt haben. Ich räume die Kraft Ihrer Beweisführung ein. Aber, mein Herr, es ſteht noch eine Schwierigkeit im Weg, die durchaus unüberſteiglich iſt. Sie können ſie nicht wegargumentiren, weil ſie jedes Argument ausſchließt."

„In der That, mein Herr?" fragte ich. „Und welche Schwierigkeit iſt das?"

„Wohlan, mein Herr," erwiederte er, „unſere Regierung iſt eine ökonomiſche Regierung, und kein Congreß wird jemals ſeine Einwilligung dazu geben daß die Zahl der Secretäre in dieſem Departement verdoppelt wird."

Ich weiß ſehr wohl daß ich bei dieſer Erzählung der Leichtgläubigkeit der Leſer viel zumuthe; aber nichtsdeſtoweniger iſt ſie wörtlich wahr. Und dieſer nämliche Schatzſecretär bekleidete ſein Amt länger als irgendeiner ſeiner Vorgänger ſeit der Gründung der Bundesregierung. Nach dieſem Vorfall gab ich übrigens die doppelte Buchführung auf, und ich vermuthe daß die Rechnungen in Waſhington noch bis zur Stunde in der guten alten Weiſe geführt werden.

Ich will noch eine meiner Unterredungen mit General Jackſon erzählen, die einen unverlöſchlichen Eindruck bei mir zurückließ und, wie ich glaube, von Einfluß auf mein ſpäteres Glück war.

In dem Streit wegen der Nordoſtgränze bot ſich der König der Niederlande als Schiedsrichter an. Das Anerbieten wurde angenommen, und wir Beamten des Staatsdepartements waren fleißig damit beſchäftigt die erforderlichen Documente zur Ueberſendung nach Europa vorzubereiten. Während der Zeit dieſer Vorbereitungen kam eines Tages ein zu der Commiſſion gehörender Herr, ein ſehr hochtrabendes Individuum, der Sohn eines ausländiſchen Conſuls und ſelbſt im Ausland geboren und erzogen, in mein Bureau und erſuchte mich, ein Exemplar der Documente auf feinem Velinpapier drucken und beſonders prachtvoll und koſtſpielig einbinden zu laſſen, indem dieſes Exemplar für den König beſtimmt ſey. Der Einband, bemerkte er, ſollte eigentlich in Paris gemacht werden, weil man in den Vereinigten Staaten die Arbeit nicht ſo ausführen könne wie ſie für den Zweck ſeyn müſſe; indeſſen möge ich es machen laſſen ſo gut es der Zuſtand der Buchbinderkunſt in den Vereinigten Staaten erlaube, ohne Rückſicht auf die Koſten.

Erbittert über die Art und Weiſe wie dieſer Herr auftrat, und außer Stande die Nothwendigkeit einer ſolchen Verſchwendung der öffentlichen Gelder einzuſehen, ſagte ich ihm daß der Staatsſecretär nicht in der Stadt ſey, und daß ich mich nicht für ermächtigt hielte ſeinen Wünſchen nachzukommen; daß noch niemals etwas derartiges in dieſem Departement gemacht worden ſey, und daß etwas ſo außergewöhnliches der ſpeciellen Autoriſation des Staatsſecretärs bedürfe.

„Aber, mein Herr," wandte er hochtrabend ein, „Sie vergeſſen daß dieſe Bände nicht für Geſandten und Secretäre, ſondern für einen König beſtimmt ſind."

„Ohne ausdrücklichen Befehl des Staatsſecretärs oder Präſidenten," entgegnete ich, „muß ich entſchieden ablehnen etwas in der Sache zu thun."

„Ich will die ganze Verantwortlichkeit auf mich nehmen," erklärte er. „Wenn der Staatsſecretär es nicht billigt, ſo trage ich die Folgen."

„Gut denn," ſagte ich; „wenn Sie die Verantwortlichkeit tragen, will ich die Sache machen laſſen."

Als er fort war, ſah ich mir jedoch das Geſetz und die Präcedenzfälle an, und überzeugte mich daß weder jenes noch dieſe eine ſolche Arbeit erlaubten. Dann berechnete ich die Koſten des Druckens und Bindens, und fand daß ſie ſich auf mehrere hundert Dollars belaufen würden. Je mehr ich über die Sache nachdachte, umſoweniger war ich geneigt die Arbeit machen zu laſſen, und das Endreſultat meiner Ueberlegungen war, daß ich nach dem Weißen Hauſe gieng um den Präſidenten über den Gegenſtand zu Rathe zu ziehen.

Ich fand ihn allein und erzählte ihm meine Geſchichte. Der General erhob ſich und gieng im Zimmer auf und ab. Seine Schritte wurden immer ſchneller, und als ich meine Mittheilung beendet hatte, platzte er in lautem und heftigem Tone los.

„Sie haben vollkommen Recht, Hr. Clark. Sagen Sie dieſem Herrn von mir daß Benjamin Franklin in ſeinen wollenen Strümpfen dem Land keine Schande gemacht hat. Dieſe Regierung wird niemals ſanctioniren was der Herr wünſcht. Gerade ſolche Dinge haben der vorigen Adminiſtration bittern Tadel zugezogen: jene ſchönen Porteſeuilles, jene Futterale für Verträge und anderes Zeug derart. Es ſoll nicht gemacht werden, mein Herr. Ich ſage nochmals, mein Herr, und ich wünſche daß jener Herr es erfahre, daß noch nie jemand dieſem Land auswärts ſolche Ehre gemacht hat als der alte Benjamin Franklin, der ſeine geſtrickten blauwollenen Strümpfe trug, und ganz Paris liebte ihn deßwegen. Fahren Sie fort, mein Herr, wie Sie begonnen haben. Laſſen Sie dieſe Dinge machen, nicht ſchlecht, aber einfach, unſern republicaniſchen Principien entſprechend. Dieſer Herr, glaube ich, iſt ein Franzoſe. Er hat ausländiſche Ideen. Er hat ſeine Anſtellung; aber wenn er ſie noch nicht hätte, würde er ſie wohl nicht bekommen. Ein König! In der That! Was iſt denn ein König daß er dieſe Dinge in ſo glänzender Ausſtattung bekommen ſollte? Wir müſſen unſere Sachen gut, einfach und anſpruchslos machen laſſen und nicht anders; und ſo, mein Herr, laſſen Sie auch dieſe Dinge machen. Sie kennen jetzt meine Anſichten, mein Herr, und auch die des Staatsſecretärs; denn ſeine Anſichten ſind die meinigen in dieſen Dingen. Deßhalb gehen Sie ans Werk, wie Sie es für recht halten, gewiſſenhaft, und ſeyen Sie unbeſorgt."

„Ich bin ſtolz darauf, General," bemerkte ich, „daß Sie mein Verfahren billigen. Aber mit Ihrer Erlaubniß möchte ich noch eine Bemerkung machen."

Digitized by Google

„Heraus damit, mein Herr," ſagte der Präſident, mit der Miene eines Mannes der einen Cavallerie-Angriff commandirt.

„Dieſer Commiſſär," ſagte ich, „iſt ein Mann der Macht und Ruf hat. Ich bin, wie Sie wiſſen, in einer Stellung die von der ſeinigen ſehr verſchieden iſt. Es ſcheint mir daß ich werde in Grund gebohrt werden, wie ein Boot das auf einen Vierundſiebenziger ſtößt. Er iſt überdieß ein Freund des Staatsſecretärs. Mir iſt kein Fall bekannt daß ein Untergebener auf andere Weiſe vorangekommen wäre als indem er ſich den Wünſchen ſeines Chefs fügt."

„Keine Ausnahme von dieſer Regel?" fragte er mit einem ſeiner feſten Blicke.

„Ich kenne keine," lautete meine Antwort.

„Ich denke, es gibt Ausnahmen, Hr. Clark; ich denke, es gibt. Sie werden nicht in Grund gebohrt werden, Herr „Boot." Irgendeine Mittheilung die ſie vom Staatsſecretär während ſeiner Abweſenheit erhalten, bringen Sie mir."

Ich kehrte nach meinem Bureau zurück und ſchrieb ſofort an den Commiſſär folgenden Brief:

„Mein Herr! Der Präſident wies mich in einer Unterredung, die ich heute Morgen mit ihm hatte, an, Sie in Kenntniß zu ſetzen daß er es nicht genehmige, ſondern ausdrücklich verbiete daß die für den Schiedsrichter, den König der Niederlande, beſtimmten, auf die nordöſtliche Gränze bezüglichen Portfoliobücher in irgendeiner andern Weiſe angefertigt werden als mit republicaniſcher Einfachheit. Er bemerkte zu gleicher Zeit daß kein Unterſchied gemacht werden ſolle zwiſchen den für den König beſtimmten und irgendwelchen andern die von dieſer Regierung ausgegeben werden. Seine Anſichten über dieſen Gegenſtand erläuterte er ſehr treffend durch die Bemerkung, daß ſeiner Meinung nach Benjamin Franklin in ſeinen blauen Strümpfen dieſem Land keine Schande gemacht habe. In der Unterredung die ich mit ihm hatte, trug er mir auf Ihnen mitzutheilen daß er wünſche, alle Dinge derart ſollten gut und dauerhaft gemacht werden, aber nicht nach ausländiſchen Ideen, und wies mich ausdrücklich an daß ich in dieſem ſpeciellen Falle die Arbeit ſo ſolle machen laſſen. Da ich von Ihnen hörte daß die Documente raſch fertig ſeyn müſſen, ſo werden ſie in der erwähnten Weiſe ſo ſchnell als möglich gemacht werden. Ich bin ꝛc. X. Clark."

Glücklicher Weiſe behielt ich eine Abſchrift von dieſer Epiſtel. Ich ſage: glücklicher Weiſe, weil ich zwei Tage ſpäter den Präſidenten, als ich in andern Geſchäftsangelegenheiten zu ihm kam, kühl und zurückhaltend fand. Ich fragte ihn um die Urſache.

„Sie haben dem Commiſſär einen beleidigenden Brief geſchrieben," ſagte er.

„Nein, General, das habe ich nicht. Ich ſchrieb ihm einen Brief ganz nach Ihrer Anweiſung. Hier iſt eine Abſchrift davon."

Er las den Brief und ſagte, daß er genau ſeine Anſichten ausdrücke, und daß er damit zufrieden ſey. Seine gute Laune kehrte zurück, und er wiederholte mir nochmals, daß ich ihm jeden Brief, den ich vom Staatsſecretär erhalten würde, bringen ſolle.

Die Zeit kam endlich wo auch ich die Gunſt des Präſidenten in Anſpruch nahm, und ich wage zu behaupten daß wohl nie jemand ein einträglicheres Amt leichter erhalten hat als ich. Zufällig erfuhr ich von der eingetretenen Vacanz um einen Poſttag früher als irgend ein anderer in Waſhington. Es war ein Amt welches ſeinem Inhaber ein glänzendes Einkommen ſicherte, eines jener Aemter, deſſen Gebühren feſtgeſtellt worden waren als die Stadt noch ein kleiner Flecken war. Das bloße Wachsthum der Stadt hatte das Amt zu einem der einträglichſten gemacht welche die Bundesregierung zu vergeben hatte. In vierundzwanzig Stunden würden fünfzig Bewerber im Felde geweſen ſeyn, in einer Woche wenigſtens zweihundert.

Ich gieng direct zum Präſidenten und redete ihn etwa mit dieſen Worten an:

„General, das — — Amt iſt in New-York vacant. Sie werden morgen früh die amtliche Anzeige erhalten. Wir haben uns längſt darüber geeinigt, daß der gerade Weg eine Sache abzumachen der beſte iſt, und ich will auch bei dieſer Gelegenheit dieſen Weg einſchlagen. Ich will zwei Fragen an Sie richten. Halten Sie mich für fähig die Pflichten jenes Amtes zu erfüllen?"

„Das thue ich," antwortete der Präſident.

„Wollen Sie mir die Anſtellung geben?"

„Das will ich," lautete die augenblickliche Antwort.

Und er that es. Meine Ernennung wurde dem Senat ſofort zur Beſtätigung vorgelegt. Die Beſtätigung erfolgte, und ich befand mich bald auf meinem Poſten, zum großen Erſtaunen mancher würdigen Herren, die ſich aus Leibeskräften Tag und Nacht bemühten die Stelle zu bekommen. Nach Ablauf meines vierjährigen Amtstermines gieng ich nach Waſhington und ſuchte ganz in der frühern Weiſe um meine Wiederanſtellung nach. Ich erhielt dieſelbe ausdrückliche und augenblickliche Antwort: „Ich will," wie damals.

Hr. Forſyth war damals Staatsſecretär. Ich beſuchte ihn und ſetzte ihn von meiner Wiederanſtellung in Kenntniß.

„Haben Sie ſich an Ihre Senatoren gewandt?" fragte er

„Das habe ich nicht," lautete meine harmloſe Antwort, ich hielt es nicht für nöthig."

„Ja freilich," ſagte er, „es iſt nicht nöthig. Wenn General Jackſon Ja ſagt, ſo iſt das genug. Da gibt es keinen Staatsſecretär, keinen Senat, keinen Irgendjemand, wenn General Jackſon ſeinen Entſchluß gefaßt hat."

Vier Jahre ſpäter jedoch, als Hr. Van Buren Präſident geworden war, faßte ich die Sache etwas anders an. Als mein zweiter Amtstermin zu Ende gieng, brachte ich alle die gebräuchlichen Künſte in Anwendung und einige ungebräuchliche dazu, um meine nochmalige Anſtellung zu ſichern, und hoffte ganz feſt auf Erfolg. Ich fühlte mich in der That ſicher, und hatte Grund dazu, obſchon ich vom Präſidenten ſelbſt nichts hörte. Mein zweiter Termin gieng zu Ende, und ich wußte noch immer nichts von dem Erfolg meiner Bewerbung. Am nächſten Morgen, Punkt 10 Uhr, trat ein

Digitized by Google

Herr in mein Bureau ein, legte mir sein Anstellungspatent vor und setzte mich mit der größten Höflichkeit in Kenntniß, daß ich nicht mehr im Dienste der Regierung sey, und daß ich jenes gefürchtete Wesen, das Schreckniß aller Beamten — meinen Nachfolger, vor mir habe.

Astronomische Neuigkeiten und Streitfragen.

Die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter nennt man bekanntlich Asteroïden. Sie waren völlig unbekannt bis Piazzi am 1 Jan. 1801 das erste Asteroïd entdeckte. Es wurden dann noch eins von Harding und zwei von Olbers, das vierte 1807 gefunden. Dann trat eine Pause von 38 Jahren ein. Erst am 8 Dec. 1845, also nicht lange Zeit vor dem Erscheinen des ersten Bandes von Humboldts Kosmos, brach Encke den Zauber und entdeckte das fünfte Asteroïd, worauf bis Ende 1860, also in 15 Jahren, nicht weniger als 57 solcher Zwergplaneten gefunden wurden, deren Zahl sich jetzt also auf 62 beläuft. Olbers hatte noch 1816 erklärt, er habe die Asteroïdenzone am Himmel so genau beobachtet daß er sicher sey es könnte von 1808—1816 kein Durchgang eines noch unbekannten Planeten stattgefunden haben. Die Geschwindigkeit der neuen Entdeckungen hat man gern daraus erklärt daß den Astronomen die äußerst genauen Sternkarten des Asteroïdengürtels erst in neuerer Zeit geliefert wurden, so daß sie, wenn sie einen Stern am unrichtigen Platze fanden, sogleich Verdacht schöpften. Allein die Karten vor 60 Jahren waren genau genug um die Asteroïden zu ertappen, und an den Instrumenten kann es auch nicht gelegen haben, denn Harding fand mit einem kläglichen Rohre von 30 Zoll Focallänge und 2 Zoll Oeffnung 1804 seine Juno. Dagegen hat in neuerer Zeit die Zahl der Astronomen aus Liebhaberei sehr zugenommen, und zu ihnen zählen die großen Asteroïdenjäger Olbers, Hencke, Goldschmidt und Luther (Düsseldorf), letzterer angeblich ein Nachkomme des Reformators. Am meisten hat zum raschen Tempo der Entdeckungen beigetragen, daß bei der wiedererwachten Aussicht auf den Fund neuer Planeten sehr viele Astronomen der Aufregung des Asteroïdensuchens nicht widerstehen konnten. So hat Luther in der Concordia (Nr. 58 der Asteroïden) bereits seinen zehnten, Chacornac (Paris) seinen sechsten, Ferguson (New-York) seinen zweiten, Goldschmidt während einer schmerzhaften Krankheit (in Chatillon) seinen zwölften Planeten im vorigen Jahre gefunden. Das 62ste Asteroïd entdeckten die HH. Forster und Lesser in Berlin durch einen eigenthümlichen Zufall. Am 12 Sept. hatte Chacornac in Paris sein sechstes Asteroïd entdeckt. Leverrier meldete die Elemente des neuen Planeten an Encke nach Berlin, und dieser ließ am 14ten das Asteroïd von den HH. Forster und Lesser aufsuchen. Diese entdeckten in der Nähe des Chacornac'schen Planeten ein Asteroïd, welches sie für den gesuchten Gegenstand hielten, allein nach fortgesetzten Beobachtungen, die nicht mit den Angaben stimmten, erkannten sie daß sie ein neues Asteroïd ertappt hatten, welches zur Zeit der Wahrnehmung mit dem Chacornac'schen Planeten eine kurze Zeit lang dieselbe Rectascension und Breite besessen und dieses maskirt haben muß.

Es ist auch gar nicht zu wundern daß sich die Planeten zwischen Mars und Jupiter unter den Fernröhren mit proletarischer Fruchtbarkeit mehren. Der Durchmesser dieser kleinen Geschöpfe beträgt etwa 20 Meilen oder den achtzigsten Theil der Erde, so daß, wenn man sich eine Eisenbahn um ihren Aequator gelegt denkt, in 24 Stunden zweimal die Asteroïdenbürger eine Reise um ihre Welt machen könnten. Ihr Volumen ist im Durchschnitt der 512,000. Theil unserer Erde, d. h. man brauchte 512,000 Asteroïden, wenn man aus ihrem Teig einen Planeten wie die Erde kneten wollte. Bisher hat man denn auch der Hypothese gehuldigt daß in der Asteroïdenzone einst ein größerer Planet sich bewegt habe, der dann in zahlreiche Fragmente zersprengt worden sey. Aus symmetrischen Gründen könnte nun zwischen Mars und Jupiter kein Planet von geringerem Durchmesser als der Mars stehen, und wenn letzterer auch nur ein Achtel vom Volumen der Erde besitzt, so könnten doch aus seiner Masse nicht weniger als 64,000 Asteroïden entstanden seyn. In diesem Fall kennen wir kaum ein Tausendstel ihrer Anzahl. Allein in neuerer Zeit ist die Kritik an Olbers' Hypothese von einem zersprengten Planeten wieder irre geworden, denn welche Art von Kraft vermöchte einen solchen Körper in 64,000 Fragmente zu theilen? Denkt man an eine Explosion, so würden ganz sicherlich mehrere große Fragmente producirt worden seyn, aber diese fehlen. Ein Zusammenstoß hätte ebenfalls nicht zahlreiche kleine Körper erzeugt, sondern nur eine unzählige Folge von Zusammenstößen könnte eine derartige Zerbröckelung hervorbringen.

Man ist daher in neuerer Zeit sehr geneigt die Olbers'sche Hypothese von einem zu Asteroïden zertrümmerten Planeten zwischen Mars und Jupiter fallen zu lassen. Mehr Gunst genießt die Ansicht in jenen Räumen noch unfertigen Planetenstoff anzunehmen, auf dessen Unkosten die Asteroïden entstanden wären, oder noch entstehen. Von dem Daseyn solcher ungeballten Materie in unserm Sonnensystem haben wir viele Beweise. Selbst das Thierkreislicht ist durch einen solchen um die Sonne rotirenden Planetendunst erklärt worden. Ein besseres Beispiel sind unsere Sternschnuppen- und Aërolithenfälle. Die ersteren treten bekanntlich zu verschiedenen Zeiträumen im Jahre besonders häufig auf, am stärksten gewöhnlich in der Laurentiusnacht (August), weßhalb auch der Schnuppenregen jener Zeit der Laurentiusstrom genannt worden ist. Die Zeiten der zahlreichsten Fälle sind vom 1—3 Jan., vom 18—22 April, am 26 Mai, am 26—30 Jul., am 19 bis 26 October und am 7—12 Dec. Einige dieser Epochen sind freilich bestritten, eine gewisse Periodicität aber sicherlich mit der Erscheinung verknüpft, und man nimmt deßhalb an daß die Erde an gewissen Punkten ihrer Bahn, den Ring oder den Strom der Sternschnuppen, Feuerkugeln, Aërolithen durchschneide, oder ihm so nahe komme daß etliche dieser geselligen infusorischen Planeten in den Bereich ihrer Anzie-

Digitized by Google

hungskraft gelangen und an die Oberfläche unſers Planeten herabgezogen werden. Auch die Richtung der Sternſchnuppen iſt eine regelmäßige. Im Auguſt kommen ſie aus dem Raume zwiſchen Perſeus und dem Stier, im November aus dem Sternbild des Löwen; auch Caſſiopeia und der Kopf des Drachen gehören zu den Ausgangspunkten der ſichtbar werdenden Sternſchnuppen. In den Nächten der periodiſchen Fälle kann man 12 bis 60 Sternſchnuppen in einer Stunde zählen, in den minder frequenten Zeiträumen 4—5 durchſchnittlich in der Stunde. Schon Plutarch hat im Leben des Lyſander die Anſicht geäußert die Sternſchnuppen ſeyen Himmelskörper, die ſich durch Erſchütterung oder in Folge abnehmender Geſchwindigkeiten von irgend einem Stern abgelöst hätten. Die Jahre 1797, 1798, 1803 und 1837 waren beſonders durch Schnuppenſchwärme ausgezeichnet, ſo daß der Fall der Sternſchnuppen mit einem Feuerregen verglichen wurde. So häufig ſind auch dieſe Erſcheinungen, daß man im vorigen Jahre die Anſicht aufgeſtellt hat, der Verbrennungsproceß an der Oberfläche der Sonne werde durch einen beſtändig einfallenden Strom ſolcher Sternſchnuppen genährt.

Wichtiger als dieſe Hypotheſen war ein Streit im Schooße der franzöſiſchen Akademie zwiſchen den beiden größten Aſtronomen Frankreichs, Leverrier und de la Faye. Bekanntlich bietet der von Pons entdeckte, nach Encke aber benannte innere Komet die eigenthümliche Erſcheinung daß ſeine Umlaufzeit ſich beſtändig verkürzt. Encke hat durch Berechnungen der letzten zwölf Umläufe dieſe Thatſache aufs neue erhärtet und darauf früher ſchon die Hypotheſe gegründet der Komet erleide einen Widerſtand durch ein im Weltäther verbreitetes Mittel, weßhalb man ſeitdem von einem „Encke'ſchen widerſtehenden Mittel" ſpricht, obgleich Beſſel ſchon bei dem erſten Lautwerden dieſer Hypotheſe erklärte: die Verkürzung der Revolutionen des Encke'ſchen Kometen laſſe ſich auf hundert denkbare Arten erklären, ohne daß man zur Annahme eines widerſtandsfähigen Weltäthers ſeine Zuflucht nehmen müſſe. Wäre ein ſolches widerſtandsfähiges Mittel vorhanden, ſo müßte man ſeine Wirkungen auch an den Umläufen des Mondes und der Planeten erkennen, was nicht der Fall ſey. Die Encke'ſche Hypotheſe von dem widerſtehenden Mittel oder vom Weltäther fand aber deßwegen ſo viel Anklang, weil ſie zu einer andern Theorie paßte. Das Licht nämlich wird entweder erklärt als eine wellenartige Erſchütterung eines körperlich erfüllten Raumes (Undulationstheorie), oder als eine Ausſtreuung von Lichtſtoff (Emanationstheorie). Eine wellenartige Erſchütterung könnte das Licht nur ſeyn, wenn im Weltenraum ein körperliches Mittel, ein Aether vorhanden wäre, den man als Träger dieſer Schwingungen betrachten könnte, und das Encke'ſche Mittel diente daher prächtig für die Anhänger der Undulationslehre, um das Daſeyn eines ſolchen Aethers zu beweiſen. Nun hatte ſich de la Faye in der franzöſiſchen Akademie als die neuen Berechnungen Encke's vorgelegt wurden, gegen die Hypotheſe des widerſtehenden Mittels erhoben, und ſie mit alten und neuen Gründen bekämpft. Zuletzt aber fiel er, ein Anhänger der Undulationstheorie, ſo gänzlich aus der Rolle, daß er behauptete: die Verkürzung der Umlaufzeit des Encke'ſchen Kometen rühre her „von dem Widerſtande des von der Sonne ausgeſtreuten Lichtſtoffes." Dieſen Widerſpruch de la Faye's, der hier plötzlich die Sprache der Emanationslehre redete, rügte Leverrier, indem er zugleich die Encke'ſche Hypotheſe von dem widerſtehenden Mittel vertheidigte, und ſogar andeutete das Thierkreislicht könne möglicherweiſe nichts anderes ſeyn als das unter gewiſſen optiſchen Bedingungen ſichtbar werdende widerſtehende Mittel. De la Faye erklärte ſich nun vorſichtiger daß die Erſcheinungen bei den Kometen einer abſtoßenden in der Sonne ruhenden Kraft zuzuſchreiben ſeyen, und daß letztere bei Körpern von geringſter Dichtigkeit wie die Kometen über die Anziehungskraft den Sieg davon trage. Es war eine ungeheure Kühnheit eine neue Kraft im Kosmos zu verkündigen, nachdem bisher nur das Newton'ſche Geſetz galt und völlig auszureichen ſchien.

De la Faye hat dann ſpäter ſeine neuen Anſichten noch einmal vertheidigt, und durch ein Experiment die Erſcheinung von den abſtoßenden Kräften des Lichtes nachweiſen wollen. Eine Platinſcheibe die im luftleeren Raume rothglühend gemacht wurde ſtellte die Sonnenſcheibe vor. Die außerordentliche Dünnheit des Kometenſtoffes wurde aber nachgeahmt durch die geſchichtete Flamme eines Inductionsſtromes. Der geſchichtete Lichtſtoff hatte ſich anfangs der Platinſcheibe genähert und hielt ſie umfloſſen, wich aber, als dieſe feuerroth erhitzt wurde, einen Centimeter weit zurück, um einen dunklen Zwiſchenraum zu laſſen, wodurch denn bewieſen war daß glühende Oberflächen eine abſtoßende Kraft auf Stoffe von außerordentlich geringer Dichtigkeit ausüben; demnach hätte man neben der Anziehungskraft auch noch eine andere, eine abſtoßende Kraft im Weltgebäude zu ſuchen. Es iſt möglich daß dieſe neue Theorie Liebhaber findet. Der einfachſte Beweis daß außer der Gravitation noch andere Kräfte wirkſam ſind, iſt jeder Magnet, deſſen einer Pol eine Nadel anzieht und deſſen anderer ſie abſtößt. Was aber der kleine Magnet thut mit dem wir experimentiren, das geſchieht in großartigem Styl von der Erde ſelbſt, die, wie wir alle wiſſen, nichts anderes iſt als ein rieſenhafter Magnet.

Ueberſicht der bürgerlichen Verhältniſſe der Neger-Republik Liberia.

Die Entdeckung der weſtlichen Hemiſphäre und die daraus hervorgehende Benutzung ihres Bodens und des Pflanzenreichthums der in ihr gelegenen Länder, unterſtützt durch das dem Europäer oft unzuträgliche Clima, ſowie auch ſtaatsökonomiſche Rückſichten, ſchufen den afrikaniſchen Sklavenhandel, und mit ihm das Inſtitut der Sklaverei in Amerika. Der gewaltſamen und gezwungenen Ueberſiedlung der äthiopiſchen Race nach einem andern Welttheil ſteht die freiwillige Auswanderung afrikaniſcher Amerikaner nach ihrem angeſtammten Lande entgegen, und die Frage, welche Nationalität durch die

Digitized by Google

Transportation Wilder nach einem civiliſirten, und die Rückkehr der cultivirten Nachkommen jener nach dem rohen Erblande entſtanden, wird durch die Neger-Republik Liberia auf eine einfache Weiſe beantwortet.

Die meiſten Bürger jenes Küſtenſtrichs, der etwa zwiſchen dem $6\frac{1}{4}^0$ und 4^0 nördlicher Breite gelegen iſt, und eine Tiefe von etwa 40—50 Meilen haben mag, ſind geborene Amerikaner. Ohne bürgerliche und ſociale Rechte in ihrem Geburtslande, aber frei daſtehend, und durch eigene Anſtrengung die gewöhnliche Schulbildung in ſich aufnehmend, winkt ihnen in der Ferne die gaſtliche Küſte Afrika's, wo das was die Mutter ihnen verſagt, die Fremde im ausgedehnteſten Maß verſpricht und darbietet. Hoffnung auf eine angenehmere Exiſtenz, aus fortwährendem Zurückgeſetztwerden hervorgehender Stolz, Ausſicht auf einen ſichereren Broderwerb, allgemeine Duldung, Möglichkeit zu Staats- und Regierungsämtern zugelaſſen zu werden, und anderes mehr machen die ſtarken Motive aus die Hunderte von freien Farbigen nach der afrikaniſchen Weſtküſte hinüberziehen; teſtamentariſche Verordnungen und tolerante Sklavenhalter werden dagegen die Urſache der Emigration früherer Negerſklaven nach dem erwähnten Lande, wo ihnen nicht allein die Freiheit entgegentritt, ſondern auch dieſe ihnen als Stufenleiter zu Rang, Reichthum und politiſcher Bedeutung dient. Die erſtere, aus freiem Antrieb überſiedelnde Claſſe darf ich vielleicht als die zukünftige Ariſtokratie, die andere, durch Vermittlung Weißer Liberia bevölkernde Abtheilung, als die arbeitende Gattung liberianiſcher Bürger bezeichnen. Beide ſind jedoch dem neuen Vaterlande nützlich, und ſich einander verbindend gründen ſie ſeinen Wohlſtand und heben das allgemeine Anſehen der Republik.

Der Baltimore Coloniſation Society gehört vor allem das große Verdienſt, den ſowohl von der Geſammtregierung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, ſowie auch von der Geſellſchaft ihrer Bürger mißhandelten und mit Füßen getretenen Farbigen in einem wenn auch mehr oder weniger noch unwirthlichem Lande ein Aſyl angeboten zu haben. Sie iſt es die dieſen philanthropiſchen Anſichten noch jetzt mit Wort und That huldigt, und, ohne ſich irgendwie mit ihrem ächt religiöſen Beruf zu brüſten, dem verachteten ſchwarzen Chriſten alles das gibt was ihre Mitglieder als Weiße geſetzlich genießen.

Die Regierungsform Liberia's dürfte vielen meiner Leſer bekannt ſeyn; doch ich mag beiläufig erwähnen daß jene eine faſt treue Nachbildung der amerikaniſchen Conſtitution iſt, und daher die politiſchen Verhältniſſe dort eine den amerikaniſchen ſehr ähnliche Form annehmen, dabei die Corruption der letzteren nicht ausſchließend. Früher eine private amerikaniſche Colonie, ſteht Liberia ſeit etwa 13 Jahren als unabhängige und von den meiſten europäiſchen Mächten anerkannte Republik da. Nur die United States of North America zögern noch jenen beizupflichten, aus Gründen die, ſich größtentheils auf die Sklavenfrage baſirend, zu weit in ihrer Erklärung hier führen dürften. Der Verfaſſung zufolge liegt die Regierung des Landes dem Präſidenten (und ſeinem Miniſterrath), dem Senat — erſte Kammer — und den Repräſentanten — zweite Kammer — ob, deren Erwählung das Volk nach den Principien der Majorität ausübt. Jeder in Liberia einwandernde Farbige — Weiße ſind vom Bürgerrecht ausgeſchloſſen — beſitzt ſofort das Wahlrecht, da er mit ſeiner Landung dort, und ſeiner Erklärung Bürger der adoptirten Heimath werden zu wollen, als ſolcher angeſehen und mit 10 Acres Land vom Gouvernement beſchenkt wird. Auf dieſe Weiſe werden der Intelligenz und dem Wiſſen die Thore zu einer ſicheren Exiſtenz, zur ſocialen Stellung und zu politiſcher Bedeutung geöffnet, und findet man daher die Staats- und Standesämter faſt ausſchließlich in den Händen von wohlgebildeten Leuten. Selbſtredend bilden dieſe die Elite der Geſellſchaft, in deren Umgang ein Europäer in mancher geiſtigen Beziehung Befriedigung finden dürfte. So iſt der Expräſident, Hr. J. J. Roberts, ein äußerſt gebildeter, intelligenter und vielfach erfahrener Mann, deſſen Bedeutung und Verdienſte mehr denn einmal von der engliſchen Regierung auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe anerkannt worden ſind. So auch der augenblicklich im liberianiſchen White Houſe präſidirende Hr. Stephen A. Benſon, ein geborner und in ſeinem Lande erzogener Afrikaner, der die äthiopiſche Race in ſeiner ganzen Perſönlichkeit zur Schau trägt, jedoch von engliſchen und amerikaniſchen hohen Officianten, denen Gelegenheit geboten wird mit ihm in Berührung zu kommen, hochgeſchätzt wird und wohlgeachtet daſteht. Bereits zum drittenmal wurde ihm die höchſte civile Würde angetragen. Noch manche andere Beiſpiele dieſer Art liegen vor, deren Erwähnung den Liberianern unzweifelhaft genehm ſeyn würde. Allein ich will nur noch bemerken daß ſich der Anzahl jener Männer die in die Kategorie der Beamten Aufnahme finden, verſchiedene andere Stände anſchließen, deren Bildung und Sitten auf demſelben oder einem ähnlichen Niveau mit den erſteren ſtehen. Dieß ſind die Aerzte, die einheimiſche Geiſtlichkeit, die größeren Plantagenbeſitzer und die bedeutenderen Kaufleute, deren geiſtige Fähigkeiten ſowohl in Amerika, wie ſpäter in ihrem eigenen Lande, durch ihnen zu Gebote ſtehende Ausbildungsmittel Entwickelung fanden. Ihr Einfluß iſt ein guter und weitreichender, da ſich derſelbe nord-, ſüd- und oſtwärts durch ihre reſpectiven Lebensberufe nicht allein auf Liberia, ſondern auch auf die angränzenden uncivilisirten und heidniſchen afrikaniſchen Königreiche erſtreckt. Eine andere weit unter den beiden vorhergehenden Claſſen ſtehende Schichte der Geſellſchaft ſind die niedern Regierungsdiener, die Krämer und Händler, die kleinen Landbebauer, die Pionniere der Anſiedlung im Oſten der Republik und andere mehr. Ihre frühere Exiſtenz war gewöhnlich die der Sklaverei in Amerika, wo die Leibeigenſchaft ihnen keine Erlaubniß und keinerlei Gelegenheit zum Lernen und zur Benutzung ihres Verſtandes bot, wo die Begriffe vom Leben ſich auf Arbeit und thieriſche Genüſſe beſchränkten, und ihnen nur die Anfangsgründe der Landwirthſchaft zum Nutzen ihres Herrn durch lange Praxis beigebracht wurden. Sie ſind die Hinterwäldler Liberia's, welche, die Axt in der Hand, die bis dahin undurchdringlichen Urwälder Weſtafrika's lichten, und ſo dort das Fundament zur zweiten Culturſtufe legen. An ein elendes Leben gewöhnt, murren ſie nicht über die

Digitized by Google

Veränderung, da ihnen die Freiheit zu lieblich ſchmeckt, und die Abweſenheit des Sklavenaufſehers ihnen Gottes ſchöne, und eben dort ſo außerordentlich üppige Natur im zufriedenſtellendſten Licht zeigt. Unter ihnen trifft man manchen braven tüchtigen Kerl, deſſen herzlicher, biederer Charakter, und oftmals geſunder Menſchenverſtand viele Feuereſſer der nordamerikaniſchen Freiſtaaten beſchämen könnte. Ihre dem Boden abgewonnenen Producte (Mais, Caſſavawurzeln, ſüße Kartoffeln, Zuckerrohr, Kaffee ꝛc.) conſumiren ſie mit dem Ertrag von Vieh- und Geflügelzucht meiſtens ſelbſt, und verſorgen nur einzeln den Markt von Monrovia (Regierungs- und Handelsmetropole Liberia's) mit vegetabiliſchen oder animaliſchen Erzeugniſſen. Als Wähler gelten ſie wegen der geringen Einwohnerzahl der Republik viel, und alle Parteiführer buhlen deßhalb um ihre politiſche Gunſt.

Noch tiefer als das Proletariat des Ländchens ſtehen nun endlich die eingebornen Wilden, die Ureinwohner Liberia's, deren Landbeſitz durch Eroberung oder Abkauf den übers Meer gekommenen Anſiedlern anheimgefallen iſt. Ihre Fürſten ſtehen unter der Oberhoheit der liberianiſchen Regierung, welche letztere in Streitfragen und Friedensverträgen zwiſchen den verſchiedenen Stämmen die ausſchlaggebende Stimme hat. Die Wilden ſind es welche die wirklich dienende und arbeitende Claſſe in Liberia ausmachen, und deren Stellung mit der der Parias in Indien auffallend viele Aehnlichkeit aufweiſt. Die Idee der Sklaverei iſt dem amerikaniſchen Liberianer ſo zur zweiten Natur geworden, daß er, der frühere Sklave, die Knechtſchaft, die ihm zu Theil wurde, unwillkürlich auf ſeine Unterjochten überträgt, ohne dieſe jedoch auch nur im entfernteſten Grade zum wirklichen Inſtitute anwachſen zu laſſen.

Da Laſtthiere in Liberia nicht gedeihen, überhaupt nicht leben können, ſo vertritt der Eingeborne die Stelle derſelben und unterzieht ſich gegen Erlegung einer unbedeutenden Geldvergütung, einer Elle Baumwollenzeug, einiger Blätter rohen Tabaks oder weniger geſalzenen Fiſche jeder Arbeit, und vereinigt auf ſolche Weiſe Wagen, Führer, Zug- und Laſtthier in ſich. Uebrigens bleiben dieſe heidniſchen dienſtbaren Geiſter gänzlich ihrem eigenen Willen überlaſſen, ohne daß irgend ein Zwang dabei obwaltet.

Doch das Syſtem ſich aller Arbeit zu enthalten, reißt jährlich mehr und mehr ein, und erzeugt eine Indolenz, die dem Fremden um ſo auffallender wird, je länger er im Lande weilte.

Als Beiſpiel möchte ich nur die Thatſache erwähnen daß faſt ein jeder Hauseigenthümer der unbeſtrittene Beſitzer einiger Kaffeebäume iſt, die in dieſem ſehr fruchtbaren Klima faſt ſtetig mit reifen, rothen Beeren überdeckt ſind. Indeß iſt er nicht allein zu faul dieſe zu pflücken, ſondern auch zu gleichgültig um ſie von irgend einem Negerknaben einſammeln zu laſſen, und bezahlt lieber einen Viertel oder Drittel ſpaniſchen Thaler fürs Pfund importirten Kaffee, als daß er die kleinſte phyſiſche oder geiſtige Anſtrengung macht, das zu ernten was ihm faſt wie gebratene Tauben in den Mund fliegt. Ueberhaupt darf man Induſtrioſität bei den Liberianern und bei den meiſten Stämmen Weſt-Afrika's nicht vorausſetzen. Schlaffheit gehört zu ihren hervorragenden Untugenden, die leider der noch zarten Blüthe der jungen Republik als nagender Wurm inne wohnt. Angelſächſiſche Energie und fremde Capitalien, auf die Liberianer übertragen, dürften dort die erſtaunlichſten Reſultate erwarten laſſen. Jenes unbedeutende Ländchen wurde mit den Schätzen aller dreier Reiche der Natur ſo mannichfaltig geſegnet daß nur die triebſame Kraft fehlt es zu einem der ergiebigſten — im Verhältniß zu ſeiner Größe — des Erdballs zu machen. Und dennoch, ohne jene Eigenſchaft und nur mit der Hoffnung daß er jene ſchaffende und treibende Feder aus eigenen Mitteln ſchöpfen wird, darf man viel von der liberianiſchen (afrikano-amerikaniſchen) Nation hoffen, viel von ihrem Beſtande erwarten und viel für die Civiliſation der äthiopiſchen Race durch ihre Vermittelung hoffen!

Die neuen Verſuche zur Entdeckung der Nilquellen.

Ein Brief Lejeans aus Chartum vom 26 Nov. v. J. in den Nouv. Annales des Voyages unterrichtet uns, daß der Reiſende endlich eine Leibwache von 30 Mann zuſammengebracht hatte, mit der er am nächſten Tage den Nil bis zu den großen Katarakten am 3° n. Br. hinauffahren und dann über Land bis zum Ukerewe-See vordringen wollte. Seit den letzten Nachrichten von ihm war er in der Zwiſchenzeit nach Kordofan gewandert, von den unhöflichen und unwiſſenſchaftlichen Bewohnern dieſes Landes aber an der Gränze abgewieſen und heimgeſchickt worden. Er hat nach ſeiner Verſicherung ſehr wichtige geographiſche Beobachtungen geſammelt, theilt aber darüber noch nichts mit.

Zweitens hat Dr. Peney, ein franzöſiſcher Arzt, der ſich ſchon längere Zeit in Aegypten aufhält, vom Vicekönig die Erlaubniß und die Mittel zu einer Erforſchung des obern weißen Nils erhalten und war bereits von Chartum aufgebrochen. Drittens ſchreibt Miani, der italieniſche Elfenbeinhändler, welcher bis jetzt am weiteſten vorgedrungen iſt und dem wir die Entdeckung des Stromlaufes von 4½ bis 2° n. Br. verdanken, aus Kairo vom 14 Nov., auch er habe vom Vicekönig den Auftrag und Unterſtützung in Geld und Soldaten zur Entdeckung der Nilquellen erhalten und wolle am nächſten Tage aufbrechen. Ob er und Peney gemeinſam oder getrennt reiſen, iſt bis jetzt nicht bekannt geworden. Für Hrn. Petherick, dem britiſchen Conſul in Chartum, ſind viertens ebenfalls Reiſemittel jetzt flüſſig geworden, er gedenkt aber erſt im November d. J. Gondokoro zu erreichen. Fünftens ſoll ſich Hrn. von Heuglings Reiſe günſtigen Falles auch nach den Nilquellen erſtrecken. Endlich ſind ſechstens Speke und Grant bereits auf dem Wege nach dem Ukerewe-See um von dort

Digitized by Google

aus nördlich nach dem Nil vorzudringen. Bei so zahlreichen Anstrengungen kann das große geographische Räthsel unmöglich lange noch ungelöst bleiben.

Der Zerfall der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Wir hatten in unsern Rückblicken die Zuversicht ausgesprochen daß die Aufregung in den Vereinigten Staaten vor der Präsidentenwahl einen Ausgang nehmen werde wie bisher alle dortigen Aufregungen, nämlich daß nach vollzogener Stimmzählung alle Drohungen zu Boden fallen und über die aufgeregte Demokratie plötzliche Windstille eintreten werde. Diese Vermuthung würde sich auch sicherlich erfüllt haben, wäre der Süden wieder der Sieger, der Norden wieder der Besiegte gewesen. Allein dießmal fielen die Würfel anders, und anders scheint der Ausgang werden zu sollen. Vielleicht aber scheint es nur so, denn offenbar ist in der letzten Woche ein Rückschlag jenseits der Sklavereigränze eingetreten. Wir können nicht umhin Buchanans Haltung, so wenig wir diesen Staatsmann sonst verehren, ein großes Verdienst zuzuschreiben. Sein Dogma daß die Bundesgewalt keinem der Freistaaten den Krieg erklären dürfe, war Oel für die Brandung. Hätte der Präsident gedroht oder würden die siegreichen Republicaner drohen, so hätten wahrscheinlich die Trennungsgelüste sämmtliche Sklavenstaaten ergriffen, denn die Südländer sind die letzten die einen hingeworfenen Handschuh nicht aufheben. Man sieht dagegen jetzt ziemlich klar welche Staaten abfallen und welche ausharren werden. Süd-Carolina, Mississippi, Alabama und Louisiana sind bereits bis zum äußersten vorgeschritten, dagegen wurde in Georgien vom Convent der Abfall nur mit 165 gegen 130 Stimmen beschlossen. Texas, wo der Terrorismus der Sklavereimänner durch zahllose Justizmorde sich schon vor der Wahl Lincolns so berüchtigt gemacht hatte, wird zwar auch zur Palmenflagge schwören, allein in diesem Staat wird bekanntlich von den zahlreichen deutschen Ansiedlern durch freie Arbeit schon eine sehr große Menge vorzüglicher Baumwolle erbaut, und dieses Freiboden-Element der Bevölkerung muß im stillen jeden Abfall von der Union mißbilligen. In Nord-Carolina sind ebenfalls Angriffe und Eingriffe gegen das Unionseigenthum vorgefallen, allein die Bewegung für Einberufung eines Convents stieß auf Widerwillen, während zahlreiche Meetings der Unionisten, d. h. derer die bei den Vereinigten Staaten bleiben wollen, stattfinden. Nord-Carolina hält sich daher wie die andern sogenannten mittleren Staaten: Missouri, Kentucky, Tennessee, Virginien, Maryland und das Gebiet der Bundeshauptstadt. Wenn, wie die Blätter melden, der Congreß die kluge Maßregel faßt, diesen sogenannten sklavenzüchtenden Staaten eine Freikaufssumme von 2—300 Dollars für jeden Farbigen anzubieten, so dürften wahrscheinlich diese Staaten rasch zugreifen, und die Palmenflagge erhielte damit den 35sten Breitegrad als nördliche Gränze.

Gelänge es wirklich einen neuen Staatenbund der Sklavereistaaten zu stiften, so wäre dieß wahrscheinlich das größte Ereigniß unseres Jahrhunderts. Noch vor zwei Jahren zweifelte kein Mensch in der Union daß sich dermaleinst der Staatenbund über den ganzen westlichen Erdtheil erstrecken werde. Höchst bedeutungsvoll nannten sich die Bürger der Union Amerikaner, und hohe Ziele enthielt die berühmte Lehre Monroe's, daß in Amerika europäische Mächte ihren Besitzstand nicht mehr erweitern sollten, sondern daß Amerika den Amerikanern gehöre. Jetzt scheint es als sey auch über den Wassern dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Käme ein Palmflaggenstaat zu Stande, so könnte er sich wegen seiner innern Gefahren und wegen der Nachbarschaft des dreimal gewaltigeren Nordens nicht anders halten als daß er zu monarchischen Formen übergienge. Nichts würde dann mehr auf der andern Seite einem Anschluß Canada's an die Vereinigten Staaten im Wege stehen, denn bisher wurde dieser Anschluß von der herrschenden Partei in der Union nicht gewünscht, weil er den Freibodenstaaten ein erdrückendes Uebergewicht verschafft hätte, wie umgekehrt die Canadier wenig sich hingezogen fühlten ihre bequemen und friedlichen Zustände durch Beitritt zu einem Staatenbund aufzugeben, über dessen Mahlzeit das Schwert eines Bürgerkrieges seit einem Menschenalter schwebt. Sowie es aber in Nordamerika zwei lebensfähige Reiche gibt, wäre ein Gegensatz in allen Streitfragen der andern Welt geschaffen, und den europäischen Allianzen und Einmischungen die Thüre wieder geöffnet.

Doch sind wir noch lange nicht so weit, und wenn die nördlichen Staaten ihre Besonnenheit nicht verlieren, den Krieg nicht erklären, sondern dem Süden Zeit zum Nachdenken lassen, so wird, ja es muß die Trennungspartei zuletzt den Athem verlieren. Die Südländer haben sich klar mit ihren Hoffnungen verrechnet, denn der erste Aufstand, meinten sie, würde die philisterhaften Comptoirgemüther des Nordens, die bisher immer nachgiebig, aus Furcht vor einem Zerfall des Bundes einen Präsidenten von „südlichen" Grundsätzen gewählt hatten, so völlig einschüchtern, daß sie zu allen Zugeständnissen erweicht würden. Das Recht war jedoch so hell auf Seiten des Nordens, und die Trennungsversuche wegen einer einzigen und der ersten Wahlniederlage so unmännlich auf Seite des Südens, daß jede Nachgiebigkeit der Nordländer zum Schimpf geworden wäre, vielmehr haben die Südländer alles was sie noch an Anhang unter der demokratischen Partei des Nordens besaßen, jetzt vollständig durch ihr rebellisches Betragen verloren.

Die Staatsgewalt des Bundes besitzt ferner, wenn sie auch nicht den Krieg erklärt, Zwangsmittel genug um die Staaten der Palmenflagge zum Gehorsam zu nöthigen. Was an regulären Truppen und Schiffen vorhanden ist, folgt den Befehlen aus Washington und ist unionstreu geblieben. Nun sind in den Vereinigten Staaten bekanntlich directe Steuern völlig unbekannt, denn der öffentliche Aufwand wird von dem Ertrag der Eingangszölle bestritten. Diese Quelle fließt nach wie vor in bundestreue Cassen, und ohne den Krieg zu er-

Digitized by Google

klären, blockiren die Unionsschiffe die großen Häfen des Südens und erheben von den einlaufenden Schiffen die alten Gebühren. Um sich nun Geld zu verschaffen, hat man schon in Süd-Carolina ganz heimlich eine directe Steuer von 16 Dollars für jeden Kopf eines Unfreien von den Plantagenbesitzern erhoben. Verschuldet wie diese seit langer Zeit sind, muß eine solche Last schon auf kurze Dauer sie beträchtlich ermüden. Hatten die Sklavenstaaten gedroht sie würden den Missisippi schließen und dem „fernen Westen" dadurch den Producten-Abfluß erschweren, so ist jetzt das Umgekehrte eingetreten: die Producte des Südens und darunter Baumwolle mußten mit schwerem Verlust für die Absender Missisippi aufwärts nach den großen Quereisenbahnen des Nordens versendet werden, weil die Unruhen im Süden eine Versendung Missisippi abwärts unräthlich erscheinen ließen. Wie will nun der Süden, dem man seine Einkünfte abgeschnitten hat, eine Kriegsflotte gründen oder Freischaaren ernähren? Allein für sich könnte er nicht bestehen, ohne eine Reihe von Steuern einzuführen, und würde ein Ausgangszoll auf Baumwolle gelegt, so nähme man diesen doch nur aus der Tasche der Baumwollen-Producenten und nicht aus der Tasche der Abnehmer, weil die Baumwolle genau so viel im Preise fallen müßte, als der Ausgangszoll sie vertheuerte. Eine Erneuerung des Negerhandels könnten sich die europäischen Mächte, könnte sich der losgetrennte amerikanische Norden nicht gefallen lassen, und bei den jetzigen hohen Preisen der schwarzen Arbeit müßte durch ein Sinken der Baumwollenpreise in Folge von Ausfuhrzöllen der Baumwollenbau aufhören eine leidliche Rente zu gewähren. Wie man also die Dinge betrachtet, ist eine dauernde Trennung des Südens nicht zu befürchten, und hüten sich die Republicaner vor Zwangsmaßregeln, beschränken sie sich darauf den Südländern den Brodkorb hoch zu hängen, trennen sie die mittleren oder die sogenannten sklavenzüchtenden von den Plantagenstaaten, so wird in diesen über kurz oder lang der Katzenjammer nach der Revolution ausbrechen, und sie zahm werden wie Shakespeare's Widerspänstige.

Einige Bemerkungen Boussingaults über die Guanolager.

Die Lager des ächten Guano finden sich nur an der gänzlich regenlosen Küste von Peru zwischen 2—21° südl. Br., nicht bloß auf Inseln wie die Tschintschas, sondern auch auf manchem Vorgebirge des Festlandes. Von Tumbes bis zur Wüste von Atacama ist der Regen eine unbekannte Erscheinung, während auf dem andern Abhang der Cordilleren im neugranadinischen Choco es fast ohne Unterbrechung regnet. Als Boussingault in Payta war, hatte es seit 17 Jahren nicht mehr geregnet, und in Chocope erinnerte man sich noch als einer unerhörten Erscheinung eines Regens im Jahre 1726, der sich allerdings vierzig Nächte lang wiederholte. Wo es regnet, kann es keinen ächten Guano geben, weil dann das Ammoniak und die löslichen Salze entführt werden, und nur der phosphorsaure Kalk zurückbleibt. Das nächste Erforderniß zur Guanobildung sind Gewässer von großem Fischreichthum, und allerdings sollen an den peruanischen Küsten die Bänke und Züge von Sardellen so zahlreich seyn, daß sie aller Beschreibung spotten. Von ihnen ernähren sich Seevögel die gesellig leben, und deren Schwärme, wenn sie einen Ort wechseln, die Luft verfinstern und oft ein bis zwei Stunden ununterbrochen vorbeiziehen. Nur so ist es erklärlich daß sich Guanoschichten bis zu 100 Fuß Dicke finden können. Der peruanische Guano enthält nämlich, wenn er unverfälscht ist, etwa 14 Proc. stickstoffhaltige Bestandtheile; die Fische, welche die Guanaes oder die guanoproducirenden Seevögel fressen, liefern aber im Durchschnitt nur 2,^{3} Proc. Stickstoff. Daraus folgt daß 100 Kilogr. Guano die Stickstoffbestandtheile von 600 Kilogr. Fischen enthalten, und die 378 Millionen metrische Centner (à 200 Pfd.) Guano welche die Tschintscha-Inseln ursprünglich enthielten, aus 2268 Millionen metr. Centnern Fischfleisch gewonnen werden mußten! Die Zeit welche zur Bildung dieser Lager verstrich, spottet jeder historischen Chronologie, denn man hat Guanolager gefunden die als Flötzschicht in die Berge hineinzogen. Am Rio Loa fand M. F. de Rivero eine Guanobank welche auf dem Felsen ruhte, und dann mit einem 3 Mètres hohen alten Alluvialschutt bedeckt war, welcher Seemuscheln einschloß, worauf dann abermals eine Schicht jüngern Guanos folgte, die zuletzt mit modernem Sand bedeckt war!

Heuschrecken in Guinea. Die bemerkenswerthesten Insecten in Guinea sind die Baga-Baga, welche wie ein Strom den Feldern entlang ziehen, alles verheeren und vernichten was in ihren Bereich kommt, das Hausgeflügel tödten, und die Gehölze, selbst die Erdmauern und Waaren, kurz alles worauf sie stoßen, zerstören. Im Januar und Februar (gerade zur Zeit in welcher Fr. Tr. Valdez seine erste Reise dahin machte), wenn die starken Landwinde wehen, sieht man mit höchstem Erstaunen die ungeheuren Mengen rother, fast sperlinggroßer, aus dem Innern kommender Heuschrecken. Sie haben das Ansehen dichter Wolken, und verdunkeln, wenn sie zwischen euch und die Sonne kommen, das Licht in hohem Grade. Lassen sie sich auf die Erde herab, so verzehren sie allen Pflanzenwuchs auf den sie stoßen; glücklicherweise aber zeigen sie sich zu einer Zeit in welcher der Reis bereits eingeheimst und unter Dach gebracht ist, so daß ihnen nur das Stroh des Reisfeldes für ihre Freßgier übrig bleibt. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 9.

Augsburg, 24 Februar 1861.

Die Kämpfe der ersten Ansiedler von Neu-England mit den Indianern.

Am 11 November 1620 erblickten die hundert „Pilgrime," welche sich auf der „May Flower" eingeschifft hatten, um den Verfolgungen der englischen Regierung zu entgehen und sich jenseits des atlantischen Oceans eine neue Heimath zu suchen, zum erstenmal die amerikanische Küste. Das Land welches sie vor sich hatten, waren die öden Sanddünen des Cap Cod, das die Spitze einer halbkreisförmigen Landzunge bildet, die im Südosten von Boston die Plymouth-Cap-Cod-Bay umschließt. Der Anblick dieses Landes war ein gar zu trostloser, selbst für Leute die vier Monate lang auf der rauhen und stürmischen See umhergeschleudert worden waren. Aber das lecke Schiff, die bevorstehenden Winterstürme und die zahllosen gefährlichen Untiefen eines unbekannten Meeres bestimmten sie nach einem Obdach an dem kalten, dürren, von jeder Vegetation entblößten Gestade zu suchen. Da sich aber gar kein geeigneter Platz zur Niederlassung in der Nähe des Caps fand, so wurde die Schaluppe mit achtzehn Mann ausgesetzt um die Küste weiter zu untersuchen.

Als der zweite Abend anbrach, zogen sie ihr Boot ans Land um ein Nachtlager aufzuschlagen. Hinter ihnen lag ein dichter Wald, vor ihnen die endlose Wasserwüste. Sie warfen eine Brustwehr von Baumstämmen auf, zündeten ein helllohderndes Feuer an, stellten ihre Wachen aus, verrichteten ihr gemeinsames Abendgebet und legten sich zum Schlaf nieder. Kein anderer Laut störte ihren Schlummer als das Heulen des Winds im Wald und das Tosen der Brandung an der Küste. Vor Tagesanbruch erhoben sie sich wieder um bei Zeiten ihre Nachforschungen fortzusetzen. Ein feiner Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war, hatte sie bis auf die Haut durchnäßt. Das Meer sah düster und grollend aus, und ein dichter Nebel stieg auf, der, von einem kalten Winde getrieben, Land und Wasser bedeckte. Die Pilgrime bereiteten sich zur Einschiffung vor; einige hatten bereits ihre Flinten, sorgfältig in Wolldecken gehüllt, nach dem Boot getragen, als plötzlich ein furchtbares Geschrei, wie von tausend Stimmen, aus dem Wald hervorbrach, und gleichzeitig ein Schauer von Pfeilen über das Lager hinschwirrte. Nur vier Flinten waren noch am Lande. Durch das rasche Abfeuern derselben wurden die Indianer zurückgehalten, bis die übrigen Waffen aus dem Boot wieder herbeigeholt werden konnten.

Ein heftiges Schießen begann nun von beiden Seiten. Der Knall der Flinten und das dämonische Geheul der Indianer unterbrachen das ewige Schweigen dieser einsamen Wälder. Die Indianer hielten sich alle hinter Bäumen und Felsstücken versteckt, so daß sie vor den Kugeln der Engländer geschützt waren; während diese theils durch ihre Brustwehr von Baumstämmen, theils durch ihre dicke Kleidung hinlänglichen Schutz vor den Peilen ihrer Feinde fanden. Nach und nach schlichen sich die Indianer näher an die Stellung der Pilgrime heran. Einer von ihnen, ein wahrer Herkules von Gestalt, welcher der Anführer der Bande zu seyn schien, war den übrigen weit voraus und stand auf halbe Flintenschußweite hinter einem Baumstamm. Ein guter Schütze nahm die Gelegenheit wahr als dieser Indianer einen Theil seines Körpers bloßstellte, und schoß ihm eine Kugel durch den Arm. Der Getroffene stieß einen eigenthümlichen Schrei aus, welcher ein Zeichen zum Rückzug zu seyn schien, lief dann von Baum zu Baum und verschwand. Seine Gefährten folgten diesem Beispiel und flohen in das Dickicht des Waldes zurück. In einem Augenblick war nichts mehr von den Wilden zu sehen und zu hören; sie waren eben so schnell wieder verschwunden wie sie gekommen waren. Tiefe Stille lag wieder über der Einsamkeit des Urwaldes, nur unterbrochen von dem Heulen des Windes und dem Brausen der Brandung.

Die Engländer, von denen keiner verwundet war, schifften sich sofort ein. Aus dem Nebel war ein eisig kalter Regen geworden, mit Schnee untermischt. Nachdem sie in diesem Wetter den ganzen Tag gefahren und vor Kälte fast erstarrt waren, brach sich eine furchtbare Woge über der Schaluppe, welche das kleine Fahrzeug beinahe mit Wasser füllte und das Steuer fortriß. Um ihre Lage noch verzweifelter zu machen, faßte ein plötzlicher Windstoß das Segel und zerbrach den Mast an drei Stellen. Der kurze Wintertag neigte sich schon zu Ende, und kein Land war zu sehen.

Digitized by Google

Sie griffen zu den Rudern und arbeiteten mit der höchſten Anſtrengung um das Boot vor dem Wind zu halten. Endlich, als es ſchon faſt dunkel war, ſahen ſie Land vor ſich, eine kleine Inſel, wie ſie erſt am nächſten Morgen gewahr wurden. Sie ruderten um die Nordſpitze herum, und fanden an der weſtlichen Küſte eine enge Bucht, die ihnen wenigſtens einen theilweiſen Schutz gegen die Unbilden des Wetters gewährte.

In dieſer Bucht warfen ſie Anker. Obſchon der Regen ihre Kleider ganz durchweicht hatte, und die Nacht bitter kalt war, wagten die meiſten doch nicht ans Land zu gehen, weil ſie einen neuen Ueberfall von dem wilden Feinde befürchteten. Einige jedoch, die vor Ermüdung und Kälte dem Tode nahe waren, wurden ans Ufer gebracht, wo es ihnen gelang unter den ſchützenden Zweigen der Tannenbäume ein Feuer anzumachen. Nachdem ſie ſich etwas erholt hatten, bauten ſie eine rohe Bruſtwehr, ſtellten eine Wache aus, verrichteten, was ſie niemals verſäumten, ihr gemeinſames Gebet und ſuchten die Ruhe, welche ſie auf dem harten Lager finden konnten. Gegen Mitternacht kamen auch die welche im Boot geblieben waren zu ihnen, weil ſie es dort vor Kälte nicht länger mehr aushalten konnten.

Wieder brach der Morgen an. Es war ein Sonntag. Die Pilgrime, treu ihren religiöſen Gebräuchen, faßten den Beſchluß an dieſem Tag ihre Fahrt nicht fortzuſetzen, ſondern den Sabbath am Lande zu feiern. So wichtig ihnen in der ſchwierigen Lage, in welcher ſie ſich befanden, jeder Tag und jede Stunde war, ſetzten ſie doch ihr Intereſſe hinter das zurück was ſie als ihre religiöſe Pflicht anſahen.

Früh am Montag Morgen ſchifften ſie ſich wieder ein, und ein günſtiger Wind trieb ſie in die Plymouth-Bay. Als ſie die Küſte erreichten, fanden ſie einen hübſchen Platz auf welchem Hügel und Thäler mit einander wechſelten, und wo eine vom Wald eingefaßte Lichtung von der Natur wie zur Anſiedlung geſchaffen ſchien.

Sie kehrten ſo raſch als möglich zur „May Flower" zurück, um zu berichten was ſie gefunden hatten. Auf dieſen Bericht hin fuhr die „May Flower" in die Bay von Plymouth ein, und warf am 16 December anderthalb Meilen von der Küſte Anker. Einige Tage wurden damit zugebracht eine paſſende Stelle zur Anlegung eines Dorfes auszuwählen. Endlich brach der denkwürdige 22 December an, der Tag welcher noch jetzt von den Neu-England-Staaten als Gründungstag der erſten engliſchen Colonie, als gemeinſamer Geburtstag Neu-Englands, gefeiert wird. Die Stunde war gekommen, in welcher die Pilgrime ihr Schiff verlaſſen und ein Leben voll Mühſeligkeiten und Entbehrungen in der neuen Welt beginnen ſollten. Die ganze Geſellſchaft, Männer, Frauen und Kinder, verſammelten ſich am Bord des Schiffes, um ihrem Gott zu danken daß er ſie bis hierher geleitet habe, und ſeinen fernern Beiſtand anzuflehen. Nachdem ſie ihre Gebete beendet und eine Hymne geſungen hatten, begann die Ausſchiffung der Pilgrime und ihrer Habſeligkeiten am Plymouth Felſen.

Das erſte Gebäude, welches ſie errichteten, war ein temporäres Obdach für die ganze Geſellſchaft, welches ſpäter als gemeinſames Vorrathshaus diente. Dann giengen ſie zum Bau einer Anzahl von kleinen Häuſern für die einzelnen Familien über. Der Winter brach bald mit ungewöhnlicher Strenge herein, und verhinderte alle ferneren Arbeiten im Freien. Das einzige was noch gemacht wurde, war die Anlage von Befeſtigungswerken aus Erde und Holz, um die Anſiedlung gegen Angriffe der Indianer zu ſchützen.

Im Januar und Februar wurde die Colonie von einer epidemiſchen Krankheit heimgeſucht, welche faſt die Hälfte der Anſiedler hinraffte. Zu Anfang des März ſchmolz die warme Sonne den Schnee, und ſchöne heitere Frühlingstage begannen. Die Coloniſten krochen aus ihren Hütten hervor, und fiengen an das Feld zu beſtellen. Indianer hatten ſich bisweilen im Walde gezeigt, waren aber nie bis in die Nähe des Dorfes gekommen. Endlich am 16 März kam einer derſelben in das Dorf hinein, ſchritt dreiſt die Straße entlang, trat auf einige Männer zu, die in einem Garten arbeiteten, und redete ſie mit den Worten an: „Willkommen, Engländer!" Er erzählte ihnen dann, ſein Name ſey Samoſet, und er habe häufig mit den Engländern verkehrt, welche nach Manhegin, in der Nähe der Mündung des Penobscot, zum Fiſchfang kämen. Er kannte die Namen der meiſten Capitäns, und hatte ſo viel Engliſch gelernt daß er ſich recht gut verſtändlich machen konnte.

Samoſet war ganz nackt, mit Ausnahme eines Ledergurts, den er um die Lenden trug, und an welchem vorn einige Franſen herunterhiengen. In der Hand hielt er einen Bogen und zwei Pfeile. Er benahm ſich ſehr familiär, verlangte Nahrung und Bier und wollte in die Häuſer eintreten. Die Pilgrime behandelten ihn mit großer Zuvorkommenheit; um ihn ihren Familien anſtändiger präſentiren zu können, zogen ſie ihm einen weiten Rock an. Der Indianer erzählte ihnen daß die in der Nähe der Küſte lebenden Stämme ſeines Volks durch eine furchtbare Krankheit innerhalb weniger Jahre faſt aufgerieben worden ſeyen, daß aber nicht weit von da ein mächtiger Stamm lebe, die Wampanoags, denen viele andere Stämme unterworfen ſeyen, und daß der König dieſes herrſchenden Stammes Maſſaſoit heiße. Samoſet war mit der Aufnahme die ihm zu Theil wurde, ſo zufrieden daß er gar keine Luſt bezeugte wieder fortzugehen. Als die Nacht anbrach, verſuchten die Coloniſten, welche einen Verrath befürchteten, alles mögliche um ihn los zu werden; aber er wollte nicht gehen. So behielten ſie ihn denn über Nacht, bewachten ihn aber ſorgfältig. Am nächſten Morgen nahm er Abſchied, verſprach aber in einigen Tagen wieder zu kommen und mehrere Indianer mitzubringen.

Schon am folgenden Sonntag war Samoſet wieder da. Er hatte fünf Begleiter bei ſich, die mit Fellen bekleidet waren und einiges Pelzwerk mitbrachten, das ſie zum Verkauf anboten. Die Pilgrime nahmen ſie freundlich auf, gaben ihnen Speiſe und Trank, machten ihnen aber begreiflich daß ihre Religion ihnen verbiete am Sonntag Handel zu treiben. Unter den Begleitern Samoſets war einer der ebenfalls ſehr

Digitized by Google

fließend Englisch sprach. Er war vor einer Reihe von Jahren mit mehrern andern Indianern von dem Capitän eines englischen Schiffes verrätherischer Weise gefangen genommen und als Sklave nach Spanien verkauft worden. Nach einiger Zeit war es ihm gelungen von dort nach England zu entweichen. Er hatte bei einem Hrn. Slany in London eine liebevolle Aufnahme gefunden, und wurde von demselben nach Verlauf mehrerer Jahre auf sein dringendes Bitten nach seiner Heimath zurückgeschickt. Squantum — so nannte sich dieser Indianer — dachte mit dankbarer Erinnerung an seinen Aufenthalt in London zurück, und wurde den Pilgrimen ein treuer und aufrichtiger Freund. Als Dolmetscher, und durch die vielen guten Rathschläge die er ihnen ertheilte, war er ihnen von unschätzbarem Werth.

Eines Tages erhielten sie von Squantum die Meldung daß sein oberster Häuptling, Massasoit, von der Ankunft der Pilgrime gehört habe, und mit einem Gefolge von 60 Kriegern gekommen sey ihnen einen Besuch abzustatten. Theils aus Vorsicht, theils um seine Würde zu wahren, hatte er sich auf einem benachbarten Hügel gelagert und einen Boten vorausgesandt, um seinen Besuch anzumelden. Die Pilgrime, welche bei ihrer geringen Zahl und in der gänzlichen Verlassenheit ihrer Lage ebenfalls ängstlich waren, hielten es nicht für klug einen Theil der Ihrigen aus den Verschanzungen, die sie errichtet hatten, herauszusenden. Nachdem der Dolmetscher mehrmals mit Botschaften hin- und hergegangen war, machte Massasoit den Vorschlag daß die Engländer einen aus ihrer Mitte in sein Lager schicken sollten, damit derselbe ihm auseinandersetze was sie veranlaßt habe sein Gebiet zu betreten. Edward Winslow meldete sich freiwillig zu dieser Mission. Massasoit, umgeben von seinen Kriegern, empfieng den Abgesandten mit Offenheit und Würde, worauf Winslow ihm auseinanderzusetzen suchte was die Pilgrime hieher geführt habe, und ihm die friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnungen derselben versicherte. Als er seine Erklärungen beendet hatte, ordnete der Häuptling an daß er als Geisel zurückbehalten werde, und begab sich mit einem Gefolg von 20 Kriegern unbewaffnet in das Dorf. Der Gouverneur der Colonie, John Carver, empfieng sie mit militärischem Pomp, und escortirte den König der Wampanoags unter dem Klang einer Trommel und Pfeife nach dem größten Blockhause, wo dann eine lange Conferenz stattfand.

Massasoit stand damals in der Blüthe seiner Jahre. Er war von majestätischer Gestalt und zeichnete sich durch den ruhigen Ernst seiner Züge, seiner Gebärden und Bewegungen aus. Seine Kleidung bestand in malerisch drapirten und mit glänzenden Farben bemalten Fellen. Sein Charakter war mild und wohlwollend; dabei war er jedoch kühn, vorsichtig und gebieterisch. Er benahm sich bei der Zusammenkunft mit der Würde und Höflichkeit eines vollendeten Mannes von Welt. Gegend Abend zog er sich mit seinem Gefolg nach dem Hügel zurück, wo der Rest seiner Krieger lagerte. Die Indianer sowohl als die Colonisten stellten während der Nacht Wachen aus, weil sich beide einander noch nicht trauten. Am nächsten Morgen begaben sich zwei von den Ansiedlern in das Lager der Indianer. Das gegenseitige Vertrauen nahm jetzt rasch zu, und bald war ein lebhafter freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden Parteien hergestellt, der zum Abschluß eines förmlichen Freundschaftsvertrages führte. So endigte die Zusammenkunft zu aller Zufriedenheit, und die Indianer kehrten wieder in die unwegsame Wildniß ihrer Wälder zurück.

In den ersten Tagen des Juli machte sich eine Deputation von Plymouth, begleitet von Squantum als Dolmetscher, auf den Weg, um den Besuch Massasoits zu erwiedern. Sie hatte den doppelten Zweck die freundschaftlichen Beziehungen zu erneuern und zu kräftigen, und in friedlicher Weise Schutz zu erlangen gegen einzelne herumvagabundirende Indianer, welche der Colonie fortwährend zur Last fielen und ihre Lebensmittel aufzuzehren drohten. Der Weg führte auf Indianerpfaden durch den düstern, schweigenden Urwald, bergauf, bergab, über Bäche und Flüsse. Am zweiten Tage durchwateten sie den Taunton-Fluß und folgten seinem Ufer bis zur Küste der Bristol-Bay. Am Nachmittag erreichten sie Pokanoket, die Residenz Massasoits. Der Häuptling hatte diesen Platz mit dem eigenthümlichen Geschmack für pittoreske Schönheit ausgewählt, welcher die hervorragenden Indianer auszeichnet. Es ist ein Hügel, der heute den Namen Mount Hope führt, etwa 200 Fuß hoch, mit einer ausgedehnten prachtvollen Aussicht auf das umliegende Land und die zackige Bay. Er liegt etwa vier Meilen von der Stadt Fall River, und man übersieht von seinem Gipfel heutzutage die Städte Providence, Bristol, Warren, Fall River und zahllose kleinere Orte.

Die Aufnahme welche die Deputation bei den indianischen Freunden fand, war zuvorkommend und herzlich. Sie erreichten ihren Zweck und kehrten nach einigen Tagen vollkommen befriedigt wieder heim.

Jahre vergiengen, und manche neue Colonie wurde an diesen Küsten angelegt. Obschon die Colonisten oft genug Schwierigkeiten mit den Eingebornen hatten, die manchmal einen ernsten Charakter anzunehmen drohten, kam es doch nie zu offenen Kämpfen, so lange Massasoit lebte, weil derselbe stets ihr aufrichtiger Freund blieb und jeden Streit zu vermitteln wußte. Eines Tages kam er mit seinen beiden Söhnen zum Gouverneur der Plymouth-Colonie, und bat ihn den Knaben englische Namen zu geben. Der Gouverneur, welcher zufällig etwas von der Geschichte Macedoniens wußte, gab dem ältern, Wamsutta, den Namen Alexander, und dem jüngern, Pometacom, den Namen Philipp. Als die Knaben herangewachsen waren, heiratheten sie zwei Schwestern, die Töchter des Häuptlings eines benachbarten Stammes. Die Frau Alexanders hieß Wetamoo, die Frau Philipps Wootonekanuske.

In dem Maße wie die Macht der Engländer zunahm, giengen auch die Ländereien der Indianer rasch in ihre Hände über. Die einsichtsvolleren indianischen Häuptlinge wurden besorgt über diesen gefährlichen Wechsel. Alexander und Philipp widersetzten sich zwar der freundschaftlichen Politik ihres Vaters nicht, beobachteten aber mit großer Unruhe die raschen Fortschritte der Weißen. Im Jahre 1661 wurde Massasoit „zu seinen Vätern versammelt," und sein Sohn Alexander erhielt die Würde des obersten Häuptlings. Die Besorgniß welche

Digitized by Google

er um die Zukunft der Indianer fühlte, hielt ihn von der Colonie zu Plymouth fern. Man schöpfte daraus den Argwohn daß er feindselige Absichten gegen die Colonisten hege, und sandte ihm deßhalb den gebieterischen Befehl zu, er solle sich vor dem Gerichtshof in Plymouth stellen. Da der stolze König der Wampanoags diesem Befehl keine Folge leistete, schickte der Gouverneur eine Abtheilung Bewaffneter aus, mit dem Auftrage sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen und ihn dem Gerichtshof vorzuführen.

Alexander befand sich zu der Zeit auf einem Jagdzug an einer Stelle die etwa auf dem halben Wege zwischen Plymouth und Bridgewater lag. Ohne irgend eine Gefahr zu ahnen, hatte er sich mit seinen Begleitern in einer Jagdhütte zum Essen niedergesetzt und die Flinten in vollster Sorglosigkeit ohne alle Bewachung draußen hingestellt. Major Winslow, der Anführer der Engländer, später Gouverneur der Colonie, bemächtigte sich der Gewehre und drang in das Gebäude ein. Die Indianer waren gänzlich wehrlos. Der Major setzte dem Häuptling eine Pistole auf die Brust und sagte:

„Ich habe Befehl dich nach Plymouth zu bringen, und werde dieß mit Gottes Hülfe unter allen Umständen thun. Wenn du ruhig Folge leistest, sollst du anständig behandelt werden, wenn du dich aber widersetzest, erschieße ich dich auf der Stelle."

Der stolze Indianer war rasend vor Wuth sich so überlistet und beschimpft zu sehen. Seine Begleiter baten ihn jedoch dringend keinen Widerstand zu leisten, sondern sich in das Unvermeidliche zu fügen. Sie versprachen bei ihm zu bleiben, damit er mit der Würde des Königs der rothen Männer vor der Rathsversammlung der Bleichgesichter erscheinen könne. Alexander fügte sich und wurde nach Plymouth gebracht. Die Demüthigung hatte ihn jedoch so angegriffen daß er in ein hitziges Fieber fiel und man seinen Tod befürchten mußte. Die indianischen Krieger baten dringend darum daß man ihn heimziehen lassen möge, und gaben das feierliche Versprechen daß er nach seiner Genesung wieder kommen solle. Unter dieser Bedingung willigte der Gerichtshof in ihre Bitte.

Die Krieger legten ihren unglücklichen König auf eine Tragbahre und eilten hastig auf den einsamen Waldpfaden der Heimath zu. Bald hatten sie den Taunton-Fluß erreicht und stiegen dort in ihre Canoes. Ehe sie jedoch noch viel weiter gekommen waren, gewahrten sie daß ihr Häuptling am Sterben sey. Sie stiegen ans Land, und legten ihn auf einem berasten Hügel unter einem majestätischen Baume nieder. Schweigend umstanden ihn die wackern Krieger und bewachten das Abziehen seines Geistes nach den seligen Gefilden des rothen Mannes, während Wetamoo, sein schönes, heldenmüthiges Weib, das Haupt des sterbenden Gatten in ihrem Schooße hielt. Als sie den Todesschweiß von seiner Stirne wischte, schwor sie blutige unversöhnliche Rache den Bleichgesichtern, deren Verrätherei sein Herz gebrochen hatte.

Philipp wurde jetzt der Häuptling des Stammes. Die Behandlung welche sein Bruder erlitten hatte, war nicht geeignet ihn günstiger gegen die Engländer zu stimmen. Die Indianer glaubten fast alle Alexander sey von den Colonisten vergiftet worden, und brannten vor Begierde seinen Tod zu rächen. Wetamoo schürte dieses Gefühl und drang in Philipp daß er alle Indianerstämme vereinigen solle, um die Weißen auszurotten oder aus dem Lande zu vertreiben.

König Philipp war ein Mann von großer Einsicht. Er begriff vollständig die Macht der Engländer und sah deutlich die Gefahren voraus, in welche die Indianer sich stürzen würden wenn sie gegen einen so furchtbaren Gegner Krieg führten. Neun volle Jahre trug er seine Plane mit sich herum, häufte allmählich Hülfsquellen an, befestigte seine Bündnisse und schloß neue, und richtete namentlich sein Augenmerk darauf die tödtliche Feuerwaffe der Weißen allgemein unter den Indianern zu verbreiten. Das Verhältniß zwischen den Indianern und Colonisten wurde von Jahr zu Jahr feindseliger. Von beiden Seiten wurden Gewaltthaten und Beleidigungen begangen, und die Gefahr eines allgemeinen Zusammenstoßes rückte immer näher.

So kam der Frühling des Jahres 1671 heran. Colonien waren angelegt worden in Connecticut, in Rhode Island und Massachusetts. Die Plymouth-Colonie und die Massachusetts-Colonie zu Boston, welche später vereinigt wurden, waren damals noch von einander getrennt. Die erstere hatte bedeutend an Ausdehnung gewonnen, und viele blühende Ortschaften waren schon aus der Wildniß emporgewachsen.

Beunruhigt durch die kriegerischen Vorbereitungen welche Philip zu treffen schien, sandte der Gouverneur von Plymouth ihm den Befehl zu nach Taunton zu kommen, um sich wegen seines Verhaltens zu rechtfertigen. Mit einer großen Anzahl von Kriegern, bis an die Zähne bewaffnet, bemalt mit bunten Farben und im vollsten Kriegsschmuck, kam König Philip bis auf vier Meilen an die Stadt Taunton heran. Dort schlug er ein Lager auf und ließ dem Gouverneur sagen, er sey angekommen und bereit ihn zu empfangen. Der Gouverneur, welcher es unter seiner Würde hielt einem Indianerhäuptling entgegen zu gehen, zugleich aber auch etwas ängstlich davor seyn mochte sich in das Lager hineinzuwagen, schickte mehrere Abgesandten an den Häuptling, um ihn seiner freundschaftlichen Gesinnungen versichern und ihn nochmals nach Taunton einladen zu lassen, weil dieß ein schicklicherer Platz für die Zusammenkunft sey, als ein offenes Feldlager. Philip behielt die Abgesandten als Geiseln zurück und begab sich mit einem imposanten Gefolge von Kriegern nach Taunton. Seine Vorsicht war vollkommen gerechtfertigt, indem das Volk von Plymouth wirklich den verrätherischen Plan gefaßt hatte über ihn und seine Tapfern herzufallen, um sie zu Gefangenen zu machen oder niederzuhauen. Die Ausführung dieses Verraths wurde theils durch das Festhalten der Geiseln, theils durch die Vorstellungen der Commissäre welche von Massachusetts sich zu der Zusammenkunft eingefunden hatten, verhindert.

Der Gouverneur von Plymouth machte den Vorschlag daß die beiderseitigen Klagen und Beschwerden den Commissären von Massachusetts zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorgelegt werden sollten. Philipp gieng darauf ein. Die

Digitized by Google

Verhandlungen fanden in dem Rathhaus der Colonie ſtatt. Die Commiſſäre nahmen den Richterſitz ein, während der Saal zwiſchen den Repräſentanten der Coloniſten und den Indianern zu gleichen Hälften getheilt wurde. Das Reſultat der Unterhandlungen beſtand in einem gegenſeitigen Friedens- und Freundſchaftsvertrag, unter der Bedingung jedoch daß Philipp die Kriegswaffen ſeines Volks an den Gouverneur von Plymouth ausliefern, und daß dieſer dieſelben ſolange zurückbehalten ſollte als es nach ſeinem Ermeſſen nothwendig ſeyn würde. König Philipp fügte ſich in dieſe demüthigende Bedingung, weil er einſah daß die Stunde des Rachekampfes noch nicht gekommen ſey, und weil er bis zu jener Stunde allen Verdacht feindſeliger Abſichten gern von ſich abwälzen und den Gegner ſorglos machen wollte. Seine eigenen Waffen und die ſeiner Begleiter gab er auf der Stelle ab und verſprach die ſeines Stammes in kurzem einzuliefern. Statt deſſen jedoch entwaffnete er bloß den Stamm der Middleborough-Indianer, die mitten zwiſchen den engliſchen Anſiedlungen lebten, während die entfernteren, in der Wildniß lebenden Stämme alle ihre Waffen behielten. Die Middleboroughs, in deren Gebiet kein Wild mehr zu finden war, hatten ſich auf den Ackerbau gelegt und waren ſo vollſtändig in den Händen der Engländer, daß ſich mit Sicherheit erwarten ließ, ſie würden im Fall eines Krieges, ſey es freiwillig oder ſey es gezwungen, auf Seiten der Weißen ſtehen. Die Auslieferung ihrer Waffen konnte alſo der Sache Philipps nichts ſchaden.

Der Sommer vergieng, und die Bevölkerung von Plymouth glaubte noch immer Anzeichen bevorſtehender Feindſeligkeiten auf Seiten der Indianer zu ſehen. Es wurde deßhalb wieder eine Aufforderung an König Philipp geſchickt daß er ſich am 13 Sept. in Plymouth einfinden ſolle. Zu gleicher Zeit ſetzten ſie die Colonien von Maſſachuſetts und Rhode Island von ihren Klagen in Kenntniß, und baten um ihren Beiſtand, wenn es zum Krieg kommen ſollte. Philipp leiſtete der Aufforderung keine Folge, ſondern begab ſich, in Uebereinſtimmung mit den Stipulationen des Freundſchaftsvertrages, nach Maſſachuſetts, um ſeine Klagen gegen das Volk von Plymouth den Schiedsrichtern vorzulegen. Dieſe, nachdem ſie beide Seiten gehört hatten, erklärten der Bevölkerung von Plymouth daß ſie wenigſtens ebenſo viel Unrecht habe wie die Indianer, und ſchlugen eine allgemeine Rathsverſammlung vor, welche am 24 Sept. von Bevollmächtigten aller Colonien und des Königs Philipp zur Schlichtung der gegenſeitigen Klagen und Streitigkeiten in Plymouth gehalten werden ſollte.

Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, und die große Rathsverſammlung fand an dem beſtimmten Tag ſtatt. Bittere Klagen wurden von beiden Seiten erhoben; beide jedoch fürchteten einen offenen Krieg und waren deßhalb zur Nachgiebigkeit geneigt. Ein neuer Friedens- und Freundſchaftsvertrag wurde entworfen und von allen Parteien unterſchrieben.

Wieder vergiengen zwei Jahre ohne daß es zu offenen Feindſeligkeiten kam. Philip traf augenſcheinlich alle Vorbereitungen zu einem großen Kampf. Squantum war mittlerweile geſtorben, und ein zum Chriſtenthum bekehrter Indianer, Namens Saſamon, hatte das Amt eines Dolmetſchers zwiſchen Indianern und Engländern übernommen. Er war den Engländern mehr zugethan als ſeinen Stammesgenoſſen. Nachdem er ſich überzeugt hatte was unter den letztern vorgieng, begab er ſich nach Plymouth und theilte dem Gouverneur ſeine Entdeckung mit. Er bat jedoch um die ſtrengſte Geheimhaltung, weil ſeine Landsleute, wenn ſie erführen daß er ſie verrathen habe, ihn unfehlbar ermorden würden. Trotzdem kam Philip auf irgendeine Weiſe hinter den Verrath und machte ſein Volk damit bekannt. Von dem Augenblick war das Leben des Verräthers verfallen; jeder Indianer war verpflichtet ihn zu ermorden wo er ſeiner habhaft werden konnte.

(Schluß folgt.)

Thierleben in der Südſee.

(Aus Schmarda's Reiſe um die Erde.)

Angelockt durch die Ruhe bei Windſtillen kommen eine Menge Thiere an die Oberfläche, deren zarte Organiſation dem ſtärkern Wellenſchlag nicht widerſteht, die daher gewöhnlich in Tiefen leben, wo er nicht hinabreicht und wo ſie ein lichtloſes Traumleben führen. Andere ſind ſo durchſichtig und von dem Element, in dem ſie leben, in Farbe ſo wenig verſchieden, daß ſie das Auge nur an ihrer Ortsveränderung erkennt. Sie entgehen daher dem Auge des Beobachters um ſo leichter, wenn das Schiff in Bewegung iſt. Vor allen ſind es die Meduſen, die an ſolchen Tagen in großer Zahl an die Oberfläche kommen. Bald ſind es große Scheiben, am Rande tellerförmig umgebogen und mit zarten Franſen beſetzt; bald ſind es Glocken oder durchſichtige Halbkugeln, aus deren Innern lange armartige Fortſätze abgehen, an deren Ende der Mund ſich befindet. Jetzt kommt eine Charybdäa (Charybdaea bicolor) an die Oberfläche, von der Form eines Zuckerhutes, deren gelblichbrauner Kern von einer dicken, faſt kryſtallhellen Rinde umgeben iſt, dann eine himmelblaue Caſſiopea mit äſtigen Armen. Schön iſt die Bewegung der Scheiben- und Glockenquallen; bald ſind es die Arme oder Fäden welche die leiſe gleitende Bewegung ausführen, bald zieht ſich der ganze Körper zuſammen und das Thier ſteigt mit kräftigem Stoß, meiſt in ſchiefer Richtung, das Waſſer mit dem verengerten Ende leicht durchſchneidend, in die Höhe. Die Rippenquallen, gewöhnlich von der Geſtalt eines kurzen Schlauches oder einer phrygiſchen Mütze, oder von der eines langen Bandes, haben einen verſchiedenen Bewegungsapparat, der zugleich zur Athmung dient; er hat die Form von kurzen Rudern wie die Schaufeln eines Waſſerrades, die dicht gedrängt über einander ſtehen und in Bewegung ein ewiges Flimmern hervorbringen.

Viel zahlreicher als die Rippenquallen ſind die Röhrenquallen, von denen die meiſten durch die hellen, oft bunten

Digitized by Google

und schreienden Farben und die hydrostatischen Apparate in Form von Blasen auffallen, an denen die Fäden hängen, welche von einigen neuen Zoologen als die eigentlichen Thiere, so wie das Ganze als eine Thiercolonie angesehen werden. Die häufigsten sind die Galeerenquallen (Physalia), die truppweise schwimmen und deren große Schwimmblasen roth und blau gefärbt sind und das Aussehen schwimmender Seifenblasen haben. Ihre Gestalt wird bald mit der eines menschlichen Magens, bald mit einem Boote verglichen und die englischen Matrosen nannten sie auch an Bord der Isis das portugiesische Kriegsschiff (Portugese man of war). Zwischen ihnen spielen manchmal Thiere von märchenhafter Gestalt, welche 6 bis 8 Zoll langen Blumengewinden gleichen und aus einem Aggregat von häutigen und knorpelartigen Schwimmblasen und verzweigten Fühlfäden (Physophora) bestehen. Wie bunte Bilder schweben sie aus der Tiefe an die Oberfläche, und der Beschauer fragt zweifelnd, sind es Flora's, sind es Thetis' Kinder, gibt's tief unten in der Salzfluth Gärten, ist's am Grunde des Meeres Lenz geworden? Die Physalien und Physophoren haben mit manchen Pflanzen wirklich eine Erscheinung gemein, es ist das Nesseln ihrer Fäden, das sich jedoch auch bei andern Medusen und den Aktinien wiederfindet.

Viele Scheiben- und Glockenquallen haben große Dimensionen und einige (Rhizostoma und Cephea) erreichen mehrere Fuß Durchmesser und bis fünfzig Pfund in Gewicht. Dieser Aufwand der Masse ist aber nur ein scheinbarer; es ist fast nichts als Wasser, das durch dünne, krystallhelle Wände in viele kleine Behälter eingeschlossen ist; schneidet man eine Meduse durch, so fließt nur eine verhältnißmäßig geringe Menge Wasser aus. Läßt man ein solches Ungeheuer der Luft und Sonne ausgesetzt, so vermindert sich unter den Augen Gewicht und Umfang und nach einigen Tagen ist alles zu einem hautartigen, gelblichen, durchscheinenden Gebilde vertrocknet, das kaum mehr 15 bis 20 Gran wiegt. Die Medusen sind ihrer Masse nach in der Thierwelt das was die Kometen im Himmelsraum sind. Als Nahrung für andere Thiere ersetzen sie daher die organische Masse in geringem Grade; sie sind im Vergleich mit der rohen Muskelfaser werthlos und als thierische Nahrung der Gegensatz der Säugethiere.

In geringer Entfernung von uns fließt eine Meeresströmung vorüber. Wir sind zu entfernt um sie vom Bord aus zu untersuchen. Der Capitän Wilson läßt jedoch für mich das Boot aussetzen und in wenigen Minuten sind wir an seinen beweglichen Ufern, die durch leichte Schaumblasen und eine etwas verschiedene Färbung sich schon vom Schiffe aus bemerkbar gemacht hatten. Auch ohnedem würde man die Strömung erkennen, da ihre Temperatur um $1\frac{1}{2}^0$ höher ist, und die Thiere welche sie mit sich führt, verschieden sind von denen des übrigen Meeres. Einen Beweis für den Ursprung der Strömung in wärmern Breiten würde schon allein das Posthörnchen (Spirula Peronii) liefern, ein kleiner Cephalopode, der letzte Repräsentant der in den frühern Perioden der Erde häufigen Ammonshörner, deren Schale wie jene der Ammoniten gekammert, aber dünn, fast glasartig und glänzend weiß ist, deren Durchmesser aber jenen eines Federkiels nicht übersteigt. Diese Schalen treiben in nicht unbedeutender Zahl in der Strömung, sind aber ohne Thiere. Dagegen haben sich an der ganzen Oberfläche schöne blaue Rankenfüßer angesiedelt, die auch auf Tang und selbst auf den ausgefallenen Federn der Vögel wieder erscheinen; es sind passive Wanderer, die mit dem Strome gehen. Auch unter den andern Thieren kommen noch mehrere blaue vor, so die schöne Janthina, eine Schnecke, mit zerbrechlicher, dünner, durchscheinender, amethystfarbiger Schale und einer Familie angehörig die meist die Ufer des Meeres bewohnt; aber die Organisation befähigt dieses Geschlecht zum oceanischen Leben, denn ein langer zungenförmiger Fortsatz, wie aus kleinen, senkrechten Säulen zusammengesetzt, dient ihr als Schwimmapparat. Sie bildet eins der Hauptnahrungsmittel der Wale. Die Jungen der Anneliden, der Rankenfüßer, der Gasteropoden, so wie auch vieler zweischaliger Mollusken sind in den ersten Lebensstadien ganz abweichend organisirt; in diesem Zustande, den man beim Mangel einer Verpuppung unrichtig als Larvenzustand bezeichnet, ist das Bewegungsvermögen sehr gesteigert; seine Organe sind Kränze von Wimperhaaren, die dem Thiere als Schwimmgürtel dienen, die jedoch bei fortschreitendem Wachsthum und der Entwicklung anderer Organe abfallen und das Thier nöthigen seine ungebundene umherschweifende Lebensweise mit einer ruhigeren oder selbst stillsitzenden zu vertauschen. Die jungen Würmer dieser Strömung glichen durch ihre Flimmerkränze häufig Räderthieren; die eigentlichen Räderthiere vermißte ich jedoch gänzlich. Ich fand auch mehrere oceanische Crustaceen; die abenteuerliche Phyllosoma, deren Körper einem schwimmenden Blatt aus Glas auf dünnen langen Füßen gleicht, weitwandernde Mäniden und kosmopolitische Cirripeden. Zahlreich waren Segelquallen mit knorpelartigem Schwimmapparat (Velella), der die Form einer länglich viereckigen Scheibe hat, auf der ein schiefer knorpeliger Kamm steht. Die mehrere Zoll großen Thiere sind von schöner himmelblauer Farbe, die aber im Weingeist schon nach einigen Stunden verschwindet. Ich nahm von dem thierreichen Wasser mehrere Kübel voll mit, und fand daß auch eine mikroskopische Pflanze, zu den Oscillatorien gehörig, darin vorkam, die vielen dieser Wanderer zur Nahrung diente und vielleicht sogar die blaue Färbung der kleinen Crustaceen bedingte.

Die Quallen sind jedoch nicht die einzigen Thiere, die an ruhigen, sonnenhellen Tagen massenhaft an die Oberfläche kommen. Thierformen, welche ihnen in der gallertartigen weichen Substanz gleichen, in ihrer Organisation aber viel höher stehen, sind die kopflosen Mollusken; ihre Formen sind nicht minder abenteuerlich. Hier ist eine von röhrenförmiger Form, an den Enden abgerundet, während andere tonnenförmig sind und eine andere lange hörnerartige Fortsätze trägt (Salpa nephodes). Der Körper ist im Innern gegittert und man erkennt die Respirations- und Geschlechtsorgane und den Verdauungscanal, von dem ein Theil von der Leber umgeben ist, die gewöhnlich gelblich oder braun und bei der

Digitized by Google

Salpa nephoden ein feuriges Goldgelb iſt, mit einem ſchwarzen Kern wie ein goldenes Cyklopenauge. Neben dem farbloſen kommen auch roſenroth gefärbte vor. Im Schleppnetz fanden ſich faſt jeden Tag außer den einfachen auch zuſammengeſetzte Salpen; dieſe ſind einfache oder doppelte Ketten von Thieren, in deren Innern manchmal der Eierſtock wie ein kleiner Schraubengang und oft ſchon die künftige Generation ſichtbar iſt, die, ſonderbar genug, von den mütterlichen Thieren ſich unterſcheidet und wieder aus einfachen einzelnen Thieren beſteht. Die Nachkommenſchaft dieſer, alſo die dritte Generation, iſt von der zweiten oder ihren Eltern verſchieden und gleicht wieder den erſten oder den Großeltern. Es wechſeln alſo individuelle freie Generationen mit ſolchen, wo die Individualität im Geſellſchaftsleben untergeht wie in den närriſchen ſocialen und communiſtiſchen Theorien unſerer Zeiten.

Die früheren Chriſtenverfolgungen in Japan.

Von Heinrich Heine, dem Maler, welcher ſchon das erſte Unionsgeſchwader unter Commodore Perry auf der berühmten Geſandtſchaftsreiſe nach Japan begleitete, und der jetzt wieder an Bord der preußiſchen Flottille nach Jeddo gereist iſt, erhielten wir ſchon im vorigen Jahre eine Geſchichte Japans [1] aus den Berichten der erſten Miſſionäre, ferner aus holländiſchen, franzöſiſchen und ruſſiſchen Quellen, ſowie nach deutſchen Ueberſetzungen und den Werken der ſpätern Reiſenden zuſammengeſtellt. Den meiſten Werth für die Gegenwart beſitzt darin unſtreitig der Zeitraum der erſten Ausbreitung und des frühzeitigen Unterganges des Chriſtenthums auf Japan, denn aus dieſen hiſtoriſchen Erfahrungen wird man beurtheilen können, auf welche Klippen der fortgeſetzte Verkehr der Europäer mit den Japaneſen ſtoßen muß. Beiläufig bemerkt wird jetzt gerade in Jeddo für die Europäer eine ſehr günſtige Stimmung herrſchen. Die Japaneſen verfolgen nämlich nichts mit größerer Spannung als die Begebenheiten in China. Schon der Opiumkrieg und die Eröffnung der fünf Häfen hatte auf ſie großen Eindruck gemacht, und noch tieferen das neuerliche Bombardement von Canton, ſowie die erſte Niederlage bei den Taikuforts und der Friedensſchluß von Tientſin. Die Schlappe welche ein Jahr ſpäter die Briten im Peiho erlitten, iſt gewiß im ſtillen in Jeddo gefeiert worden, und hat wohl eine Zeitlang der altconſervativen Partei unter den Kamis der Signorie wieder das Uebergewicht gegeben. Jetzt, nach dem Einzug in Peking und der tiefen Demüthigung des Himmelsſohnes, wird man aber in Jeddo ſich die Moral der Fabel zu Herzen nehmen, und einſehen daß man ſehr vorſichtig gegen die Fremden zu verfahren hat, und nur eins noch die Selbſtändigkeit des Archipels retten kann, nämlich die Eiferſucht der chriſtlichen Flaggen unter einander.

Als der heilige Franciscus Xavier, der Stolz und Glanz des Jeſuitenordens, als erſter Prediger Japan betrat (1549), befand ſich das Reich äußerlich in der nämlichen Verfaſſung wie jetzt. Es gab einen göttlichen Schattenkaiſer, den Dairi, den man in Miako fütterte und wie ein ſeltenes Thier in einem Käfig einſchloß, wo er ſein Leben in ſinnlichen Haremsgenüſſen verſchwelgte. Ehemals waren die Dairis, angeblich die directen Nachfolger der erſten Begründer einer Univerſalherrſchaft, Regenten von Fleiſch und Blut; als aber um die Mitte des 12ten chriſtlichen Jahrhunderts durch die Empörungen der Vaſallenherzoge die Einheit des Reiches gefährdet worden war, ſo ernannte der damalige Dairi einen Siogun oder Generaliſſimus. Die Wahl fiel auf Yoritomo, einen Mann der zum Herrſchen geboren war. Die Großen des Reiches lagen damals gegen einander in Fehde und ſuchten ſich durch gegenſeitige Bündniſſe zu ſchützen. Der ſchlaue Siogun ergriff nun Partei, bekriegte die einen mit den andern, befeſtigte aber ſelbſt ſein Amt und ſeine Gewalt, ſo daß ſeitdem die Sioguns die wahren Kaiſer von Japan wurden. In ganz neueſter Zeit iſt es ihnen freilich gegangen wie einſt den Dairis; ſie werden in ihren Paläſten gefangen gehalten und in ihrem Namen regiert eine ariſtokratiſche Oligarchie. Zu Xaviers Zeiten indeſſen war das erbliche Amt der Siogun noch im Genuß monarchiſcher Machtfülle.

Die erſten Verkünder des Evangeliums ſtießen in Japan auf zwei Religionen, wovon die eine, der Sintuglaube, als die herrſchende zu betrachten iſt. Dieß war ein heidniſcher Götzendienſt mit einem höchſten Götterpaar an der Spitze und verbunden mit einer ziemlich reinen Sittenlehre, woher es denn kam daß gerade unter den Sintugläubigen das Chriſtenthum den meiſten Anklang fand. Daneben wurde ein ſtark mit Götzendienſt verunreinigter Buddhismus geduldet, welcher, trotz mancher gottesdienſtlichen Förmlichkeiten mit dem Chriſtenthum, dieſem ſich viel feindſeliger erwies. Was ihm gegenüber dem Sintuglauben einen beſonders hohen geiſtigen Werth verleiht, iſt die merkwürdige Vorſchrift daß man ſich bei Opfer und Gebet den Göttern nicht anders als heiteren Angeſichtes nahen ſolle, da Seufzer und Betrübniß der Gottheit mißfällig ſeyen, eine Vorſchrift die mit der beſtändigen freiwilligen oder unfreiwilligen äußerlichen Heiterkeit der Japaneſen nicht ohne Zuſammenhang iſt. Bonzen heißen in den Quellen, wie es ſcheint, ohne Unterſchied die Prieſter beider Religionen. Den Majordomus des Reiches, der bei den Japaneſen die Titel Siogun, Kubo, Taikun führt, welche ſämmtlich ihre beſondere ſtaatsrechtliche Bedeutung haben und nicht nach Belieben gebraucht werden dürfen, bezeichneten die Portugieſen als Kaiſer. Könige nannten ſie die Grafen oder Herzoge der 66 Provinzen, denen die Titel Sugo und Jacato und das Prädicat Kami gebührt, welches aber auch hohe Staatsbeamte führen, und von dem man noch nicht weiß ſoll es Excellenz oder Hoheit überſetzt werden. Unter dieſen großen Vaſallen ſtanden wieder Barone, unter den Baronen endlich eine letzte niedere ritterſchaftliche Claſſe. Wir wiſſen daß noch jetzt die Kamis

[1] Japan und ſeine Bewohner, geſchichtliche Rückblicke und ethnographiſche Schilderungen. Leipzig. Coſtenoble.

Digitized by Google

oder Herzoge einen Theil des Jahres in Jeddo residiren müssen, wo sie mit Tausenden in ihrem Gefolg jene großen ummauerten und mit Parken versehenen Paläste bewohnen, welche das aristokratische Viertel der Hauptstadt füllen. Nirgends in Asien war auch das Christenthum auf eine höhere gesellschaftliche Civilisation gestoßen als dort, denn die Japanesen haben selbst vor den Bewohnern des himmlischen Reiches ihren bis an die Leidenschaft gränzenden Reinlichkeitssinn voraus, während sie ihnen an Anstand und Etikette gleichstehen, außerdem aber an Tapferkeit, Großmuth, ja, unter Asiaten vielleicht das einzige Beispiel, durch das Vorhandenseyn von Ehrgefühl ihnen vorgehen, wie denn endlich auch statt des chinesischen Eigendünkels, der alles Fremde verachtet, sie gelehrig sich die Vorzüge der Europäer anzueignen suchen.

Xavier landete in Congoschima, welchen Hafen die Portugiesen jedoch später mit Firando vertauschten. Die Predigten des Apostels stießen gleich anfangs auf politischen Widerstand, da der Herzog von Satzuma auf Anstiften des buddhistischen Klerus seinen Unterthanen den Uebertritt zur neuen Lehre verbot. Auf dem Thron saßen damals Gonara als der 106ste Dairi, und Josi-Far als 24ster Siogun. Miako, die religiöse Hauptstadt des Landes, fand Xavier in Folge der Bürgerkriege in Trümmern, und konnte dort auch weder bei dem Dairi noch beim Siogun, welche letztere also noch nicht in Jeddo residirten, Audienz erlangen. Erst als er später mit Empfehlungen und Geschenken des Vicekönigs von Indien und des Gouverneurs ausgestattet zurückkehrte, empfieng ihn der Kaiser und erlaubte ihm zu predigen, so daß er im Laufe eines Jahres 3000 Personen bekehrte. Leider verließ dieser größte Apostel der neuesten Zeit Japan schon nach drei Jahren und starb 1552 auf der Ueberfahrt nach Macao.

Cosmo de Torres wurde jetzt das geistliche Oberhaupt der neuen Gemeinde, die rasche Fortschritte machte, besonders da die Missionäre durch öffentliche Kasteiungen und Geißelungen dem Volk imponirten, und die verweichlichten buddhistischen Pfaffen dadurch in Mißachtung brachten. Nach und nach fanden die Missionäre Eingang selbst bei den Großen. Die Herzoge von Omura und Fakuschima ließen sich taufen, und ihrem Beispiel folgte auch der Fürst von Bungo, der lange Zeit unter dem Einfluß seiner Gemahlin ihren Bemühungen widerstanden hatte. Wie zur Reformationszeit folgten in Japan die Völker ihren Fürsten beim Uebertritt, ja der Fürst von Omura, als eifriger Neophyt, ließ sogar gegen seine Unterthanen, die ihn nicht nachahmen wollten, Verfolgungen eintreten, wodurch er dem Christenthum tief geschadet hat. Der nämliche Fürst war es, der den Portugiesen in Nagasaki eine Factorei einräumte, welcher Platz, damals ein elendes Fischerdorf, durch den europäischen Handel rasch zu einer Stadt ersten Ranges emporgewachsen ist. Im Jahr 1565 baute der Fürst dort auch eine christliche Kirche, und erhob sie zum Hauptquartier der Mission, welcher 1577 bereits 59 Jesuiten, darunter 26 Eingeborne, aber nur 23 geweihte Priester dienten, welche letztere Zahl für Spendung der Sacramente unter den zahlreichen Gemeinden längst nicht mehr ausreichte. Als zwei Jahre später Empörungen ausbrachen, suchten die Priester bei ihren Beichtkindern zu Gunsten des legitimen Monarchen zu wirken, was sie nicht wenig in Gunst versetzte. Damals begab sich auch eine Gesandtschaft im Auftrag der drei neubekehrten Herzoge nach Rom, wo sie nach mancherlei Reisefährlichkeiten wirklich anlangten und vom Papst Gregor XIII mit großem Gepränge empfangen wurde. Das war der Höhenpunkt der christlichen Missionen in Japan.

Der damalige Siogun Nobunanga verbrannte während eines Aufstandes mit seinem ältesten Sohn am 15 Jun. 1580 in seinem Palast zu Miako. Sein zweiter Sohn und Thronfolger wurde vor Entsetzen wahnsinnig und verlor sein Leben gleichfalls beim Brand seines Palastes den er aber selbst angezündet hatte. Jetzt ergriff Faschiba, ein Emporkömmling niederer Herkunft, an der Spitze der kaiserlichen Truppen und als Vormund des dritten Sohnes von Nobunanga die Herrschaft, und warf die Rebellen nieder. Im Jahre 1587 entledigte er sich seines Mündels völlig, indem er den Prinzen in die Verbannung schickte, und bestieg selbst, nachdem er eine Tochter des Dairi geheirathet und den Titel Taiko-Sama angenommen hatte, als Begründer einer neuen Siogun-Dynastie den kaiserlichen Thron. Unter ihm, der dem Christenthum grundsätzlich abgeneigt war, begannen die ersten Verfolgungen. Er befahl dem Vice-Provincial Pater Cuelho seine Missionäre, deren es schon 120 gab, zu Firando zu versammeln und mit ihnen sich einzuschiffen, ließ auch, da dieser Befehl nur von wenigen befolgt wurde, an drei Orten die christlichen Kirchen niederreißen. Die Missionäre behaupten nun, der Eifer des Siogun sey aus Aerger darüber entstanden daß das Christenthum in der Provinz Fizen, die wegen ihrer schönen Frauen berühmt ist, so viel Verbreitung gefunden habe, daß man Schwierigkeiten hatte die kaiserlichen Serails würdig zu versorgen. Daran ist nun wahrscheinlich so viel oder so wenig wahr, wie daß der Augustinermönch Luther die Reformation unternommen habe um heirathen zu können. Das Körnchen Wahrheit lag wohl darin daß das Christenthum, welches auf Monogamie gegründet ist, gegen die gesellschaftlichen Satzungen auf Japan verstieß. Damals zählte man 300 Jesuiten, Priester und Laien, und 2—300,000 eingeborne Christen auf Japan. Bei den bekehrten und halbsouveränen Fürsten fanden die Missionäre trotz aller Verfolgungen den nämlichen Schutz wie im 16ten Jahrhundert die deutschen Protestanten bei den Reichsfürsten gegen die kaiserliche Gewalt. Ja die Missionäre besaßen selbst am Hof des Siogun großen Anhang, und nicht zu wundern ist es daß die Kaiserin selbst ihnen zugethan war, denn die Frauen in einem polygamischen Reich werden mit Begierde eine Religion ergreifen welche ihre Stellung im Hause wie in der Gesellschaft so bedeutend erhöht. Taiko-Sama indessen gieng mit großem Vorbedacht an eine Ausrottung des Christenthums. Er rüstete eine Flotte zur Unterwerfung Korea's und nöthigte die christlichen Herzoge an diesem überseeischen Feldzug theilzunehmen. Aus jener Zeit stammt auch ein Schreiben des Kaisers an den portugiesischen Vicekönig in Goa, welches alles enthält was sich vom Standpunkt der Japanesen gegen die christliche Lehre sagen läßt. Der Kaiser erinnert an die unaufhörlichen Bürgerkriege oder

Digitized by Google

vielmehr feudalen Fehden denen Japan ausgesetzt gewesen ist, und die alle aus der Auflehnung der Reichsbarone gegen die königliche Gewalt entsprangen, denn das scheint der Inhalt der japanesischen Geschichte zu seyn daß, ähnlich wie im deutschen Reich, die Territorialherren immer die Machtbefugnisse der obersten Gewalt bestreiten, und daß es nie recht gelungen ist die Monarchie dauernd zu befestigen. Die alte Religion der Japanesen, die auf eine strenge Gliederung der Gesellschaft begründet war, erschien dem Siogun für die Wohlfahrt der Monarchie besser zu sorgen, als das seinem Wesen nach kastenfeindliche Christenthum, welches über den weltlichen Gewalten immer noch etwas höheres kannte. „Von den alten Religionsgesetzen," bemerkt der Kaiser, „kann man sich nicht trennen ohne den Gehorsam zu schmälern welche Unterthanen ihrem Fürsten, Frauen ihren Ehegatten, Kinder ihren Eltern, Vasallen ihrem Lehensherrn, und Diener ihrem Herrn schuldig sind." So erschienen und müssen noch heutigen Tages die christlichen Lehren, die zu den christlichen Gesellschaften passen, den Japanesen als revolutionär und antisocial erscheinen. Der Siogun wollte den Portugiesen freien Handel gewähren, wenn diese nur ihre Bekehrungsversuche einstellen wollten. Daß jener Kaiser, dessen Macht und Ansehen durch die Eroberung Korea's gewaltig gestiegen war, nur aus politischen Gründen Abneigung gegen das Christenthum fühlte, darf man daraus schließen daß er auch dem buddhistischen Klerus nicht sehr hold war.

Uebrigens mußten sich in seinen Augen die Europäer und ihre Priester durch gegenseitigen Verrath verächtlich machen. Obgleich damals unter Philipp II die beiden Kronen von Portugal und Spanien vereinigt waren, so dauerte doch der alte peninsulare Bruderhaß ungeschwächt fort. Der spanische Statthalter in Manila schickte heimlich Gesandtschaften nach Japan, welche das Treiben der Jesuitenmissionäre dem Kaiser denuncirten. Unter spanischem Schutz zeigten sich auch Dominicaner und Franciscaner im Archipel, welche aus Ordensneid den Jesuiten allerhand Schwierigkeiten bereiteten. Trotz aller Verfolgungen war aber das Christenthum nicht zu vertilgen. Nachdem auf Befehl des Kaisers die schöne Kirche in Nagasaki verbrannt worden war, dauerte es nicht lange daß dort, ja selbst in Miako neue Klöster und neue Kirchen aufgebaut wurden. Durch einen spanischen Schiffscapitän soll der Kaiser aufs neue über das Christenthum beunruhigt worden seyn, denn er erfuhr daß die Missionäre immer die Vorläufer der europäischen Eroberer in überseeischen Ländern gewesen seyen. Es brach also eine harte Christenverfolgung aus, etliche Hinrichtungen wurden vollzogen und die sämmtlichen Missionäre außer Landes gewiesen. Während der letzte Befehl zögernd vollzogen wurde, starb der große Taiko-Sama im September 1598, und für den minderjährigen Nachfolger wurde eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Fürst von Vandova stand, welcher gegen die Christenlehren wenigstens nicht feindselig gestimmt war.

Vieles änderte sich durch das Auftreten eines neuen europäischen Elementes und vorzüglich eines merkwürdigen Mannes, William Adams, der, seiner Herkunft nach ein Brite, als Oberpilot ein holländisches Geschwader von fünf Segeln 1598 durch die Magalhaensstraße in das stille Meer führte. In einem Nebel gerieth die Flotte auseinander, und ein einziges Schiff, der Erasmus, an dessen Bord Adams sich befand, sah am 11 April 1600 die Küste von Japan in der Nähe Nagasaki's, wo das Fahrzeug von den Leuten des Fürsten von Bungo mit Beschlag belegt wurde. Die Portugiesen verdächtigten die Holländer bei den Japanesen als Seeräuber, was sie auch nach dem damaligen See- und Handelsrecht waren, weil jedes Schiff welches sich in einem Gewässer oder in der Nähe einer Colonie zeigte, wo andere Völker das Monopol besaßen, oder zu besitzen glaubten, als Pirat betrachtet und behandelt wurde. Adams wurde nach Jeddo zum Kaiser abgeführt, und hatte mehrere Audienzen durch Vermittlung eines portugiesisch sprechenden Japanesen, während welcher Zeit er wie seine Gefährten als Gefangene behandelt wurden. Die diplomatischen Japanesen hatten bald heraus gefunden, wie ersprießlich für sie das Erscheinen der Niederländer seyn mußte. Die Schiffsleute wurden nach 40 Tagen frei gelassen, die Instrumente Adams zurückgegeben, die Matrosen auch beschenkt, aber sie mußten im Lande bleiben und unter Anleitung von Adams ein Schiff von 80 Tonnen für den Kaiser bauen. Der ehemalige Lootse wurde der Lehrer des Kaisers in den mathematischen Wissenschaften, gelangte zu politischem Einfluß und erbaute später noch ein zweites europäisches Schiff von 120 Tonnen, auf welchem der Kaiser den Statthalter von Manila, der mit seiner Gallione an den japanesischen Küsten gestrandet war, heimsenden konnte. Schon damals also zeigten die Japanesen die größte Begierde die Kenntnisse und die Werkzeuge der Fremden sich anzueignen. Unter dem Einflusse von Adams wurde der Kaiser, der Sohn des großen Taiko Sama, auch milde gegen das Christenthum gesinnt. Von ihm erzählt eine bekannte Anekdote daß er, als einst der einheimische Klerus auf Christenverfolgungen antrug, die Bonzen fragte, wie viel Secten man im Reiche zählte, und auf die Antwort: fünfunddreißig, sie mit den Worten verabschiedete, dann könne man auch getrost eine sechsunddreißigste dulden.

In Holland hatte man kaum von Adams' seltsamen Schicksalen gehört, die so viel Aehnlichkeit haben mit Marco Polo's Laufbahn in China, so schickte man zwei Schiffe nach Japan, die 1609 im Juli vor Firando ankamen, und vom Kaiser die Erlaubniß erhielten fortan Handel zu treiben. Auch die britische ostindische Compagnie schickte ein Schiff ab, dessen Capitän 1613 dem Siogun ein Schreiben des Königs von England überreichen durfte, worauf auch der britischen Flagge der Zutritt in japanesische Häfen verstattet wurde.

Unter dem toleranten Ogascho-Sama, dem Sohne des großen Taiko Sama, hatte sich die Zahl der Jesuiten in Japan wieder auf 130 gemehrt, neben welchen noch etliche 30 Missionäre aus andern Orden wirkten. Nach dem Tode dieses guten Kaisers eröffnete aber sein Nachfolger (1616) fortdauernde Verfolgungen des Christenthumes, sowie er auch die Handelsprivilegien der europäischen Seefahrer mehr und mehr einzuschränken suchte. Die Japanesen erwarben sich mit gro-

Digitized by Google

hem Heldenmuthe die Märtyrerkrone, denn Autodafés von etlichen Duzend Chriſten kamen beinahe alljährlich vor. Im Jahre 1626 hatte es in Nagaſaki noch 40,000 eingeborne Chriſten gegeben, drei Jahre ſpäter wagte kein einziger ſich zu der Lehre zu bekennen. Die Hinrichtungen wurden durch Martern gewürzt, und Folterung angewendet um die Chriſten zur Abſchwörung ihres Glaubens zu bewegen. Die Jahre 1633 und 1634 waren beſonders durch ſolche Glaubensmorde ausgezeichnet, und in Folge dieſer unerhörten Grauſamkeiten erhob ſich 1635 der letzte Reſt der eingebornen Chriſten im Kreiſe Arima und beſetzte, 37,000 Mann ſtark, die Feſtung Schimabara im Golfe gleichen Namens öſtlich von Nagaſaki. Der Platz wurde bis 1637 belagert (bei welcher Gelegenheit die Holländer ſchnöde genug dem Kaiſer ihre Geſchütze liehen) und nach dem Fall des Bollwerkes alle Chriſten niedergehauen. Ein Jahr ſpäter erſchien dann das kaiſerliche Edict, welches allen Verkehr mit den Portugieſen unterſagte, den Japaneſen verbot nach fremden Küſten zu ſegeln und alle aus der Fremde heimkehrenden Japaneſen mit Todesſtrafe bedrohte. Als die Portugieſen 1639 eine Geſandtſchaft von 61 Perſonen zum Kaiſer ſchickten, um eine Milderung des Geſetzes zu erbitten, wurden ſtatt aller Antwort 38 von ihnen enthauptet und die übrigen nach Macao heimgeſchickt. So endigte das Chriſtenthum in Japan.

Schon ſeit 1624 waren alle Häfen bis auf Firando und Nagaſaki den Fremden geſchloſſen worden. Jetzt hatten die Holländer allein noch Handelsfreiheit, und zwar ließ der Kaiſer im Hafen vor Nagaſaki die kleine Inſel Deſima erbauen, auf welche allein die Holländer angewieſen blieben. Auch den Holländern zeigte der Kaiſer ſeine Strafgewalt. Als Peter de Nuyts, Statthalter der damaligen niederländiſchen Colonie auf Formoſa, zwei dort einlaufende japaneſiſche Schiffe zurückhalten wollte, und die Japaner ſich gütlich nicht mit ihm abfinden konnten, landeten ſie, überrumpelten das Fort, nahmen Nuyts gefangen und zwangen ihn Genugthuung zu geben. Der Kaiſer aber, als er von dieſer Beleidigung ſeiner Flagge hörte, ließ neun holländiſche Schiffe, die damals in Firando lagen, confiſciren und unterſagte drei Jahre lang den Holländern allen Handel, bis dieſe 1634 ihm ſchimpflicherweiſe den Nuyts auslieferten, der übrigens bald vom Kaiſer ſeine Freiheit erhielt.

Die Holländer ſind berüchtigt durch ihre Niederträchtigkeit im Verkehr mit morgenländiſchen Fürſten, wodurch ſie dem moraliſchen Anſehen der Europäer unendlich geſchadet haben. Wo ihre Habſucht und ihr Ehrgefühl in Streit geriethen, hat die erſtere ſtets die Oberhand behalten. Der ſchmutzige Krämergeiſt, der die niederländiſche Colonialgeſchichte verpeſtete, hat ihnen länger als zwei Jahrhunderte das japaniſche Handelsmonopol geſichert. Auch die Briten ſind eine kaufmänniſche Nation, aber nie haben ſie z. B. die Miſſionsintereſſen den Handelsintereſſen nachgeſetzt, und ſie geben jetzt noch dem Miſſionär in Indien freies Spiel, obgleich ſie offenbar damit die eigene politiſche Ruhe ſich gefährden. Die Holländer dagegen haben grundſätzlich keine chriſtliche Propaganda bei ihren überſeeiſchen bigotten Unterthanen geduldet, um nicht zu Unruhen zu reizen und dadurch den Handel zu gefährden. In Japan ſollen ſie ſogar das Chriſtenthum verläugnet haben, indem ſie ſpitzfindig ſagten: wir ſind keine Chriſten, wir ſind Holländer. Unrichtig aber iſt es ſie als die Anſtifter der Chriſtenverfolgungen zu bezeichnen, wenn ſie auch aus Schacherneid die Austreibung der Portugieſen gern geſehen haben mögen. Die Chriſtenverfolgungen begannen lange vor der Ankunft der Holländer und hörten nach ihrer Ankunft, wie wir ſahen, geraume Zeit auf. Unrichtig iſt es aber auch, wenn oft geſagt wird, die katholiſchen Miſſionäre hätten die Neubekehrten zu politiſchen Verſchwörungen aufgereizt. Daran iſt eben nur ſo viel wahr daß in den Augen der Japaneſen die chriſtlichen Lehren nicht zu den politiſchen und ſocialen Dogmen paßten und paſſen, auf denen dort der Staat und die Geſellſchaft ruht.

Die Nähmaſchine und ihr Erfinder.

(Aus Chambers's Journal.)

Die Aufzählung aller der Artikel zu welchen dieſe Maſchine verwendet worden, dürfte einen anſehnlichen Raum einnehmen. Es genüge daher zu ſagen daß dickes Leder und die zarteſten Fabricate des Webſtuhls, die gröbſten Segel, die ausgewählteſten Spitzen, Gewänder jeder Art, Röcke, Beinkleider, Hemden, Krägen, Mützen, Stiefel und ſelbſt Röhren zum Trockenlegen der Minen Californiens der Thätigkeit dieſer Maſchine unterzogen worden ſind. Wenn irgendeiner unſerer Leſer in einem Gerichtshof geweſen iſt wo ein die Nähmaſchinen betreffender Proceß die Aufmerkſamkeit ernſter Richter und verlegener Geſchwornen in Anſpruch nahm, ſo wird er dort einen vermiſchten Haufen von Gegenſtänden wahrgenommen haben, die wie eine Auswahl aus den Magazinen irgendeines mit allen Theilen der Welt verkehrenden großen Rheders ausſahen. Die Verfertigung von Kleidern für das Heer und die Flotte, für Armenhäuſer und für Auswanderer iſt durch dieſe Erfindung höchlich unterſtützt worden, während ſie andererſeits als ein Werkzeug der Betriebſamkeit in den Händen der Frauen den höchſten Werth hat.

Man wird von dem Scharfſinn den man auf den Gedanken wandte mittelſt einer Maſchine zu nähen, einigermaßen einen Begriff bekommen wenn wir anführen daß in England allein ſeit 1853 ungefähr 180 Patente auf Erfindungen genommen wurden welche mit dieſem Kunſtzweig in Verbindung ſtehen. Einige dieſer Patente betreffen allerdings nur höchſt unbedeutende Modificationen, andere dagegen beziehen ſich auf wirklich belangreiche Verbeſſerungen. Die weſentlichen Züge aller ſind indeſſen die gleichen, und beſtehen erſtens aus einer an dem Ende eines Arms hängenden Nadel, welcher eine Auf- und Abbewegung mitgetheilt wird; zweitens aus dem Apparat um den zu nähenden Gegenſtand in einer rechtwinkeligen Richtung mit der Bewegung der Nadel vorwärts zu ſchieben. Da die Nadel raſch einen Stich macht, ſo wird das Tuch

Digitized by Google

oder der Zeug regelmäßig in einer Geſchwindigkeit vorwärts gebracht welche ſich nach Belieben beſchleunigen oder vermindern läßt, und ſonach kann die Länge des Stichs ſo regiert werden wie es ſich für die betreffende Arbeit am beſten ſchickt. Die Nähmaſchinen laſſen ſich gewiſſermaßen als Ein-Faden-Maſchinen und Doppelfaden-Maſchinen claſſificiren. Bei den erſteren wird der Faden, welcher durch ein Oehr an der Spitze der Nadel geht, in der Form einer Schleife (Schlinge) durch den Zeug geſtoßen, und ein an der Unterſeite des Zeugs aufgeſtelltes Apparatſtück faßt dieſe Schleife, und hält ſie zurück bis die Nadel, eine zweite Bewegung machend, durch eine andere Schleife hindurchkommt. Dieſe letztere Schleife wird dann auf dieſelbe Weiſe zurückgehalten, und ſo fort, ins unendliche. Bei der zweiten Claſſe werden zwei Fäden verwendet. Der eine derſelben wird von der an der oberen Seite des Zeugs hängenden Nadel geführt, der andere von irgendeiner unterhalb des Zeugs angebrachten Vorrichtung. Zuweilen z. B. iſt es ein Weberſchiffchen welches den zweiten Faden durch eine von der Nadel, nachdem ſie ihre ſtoßende Bewegung gemacht und aufzuſteigen angefangen hat, zurückgelaſſene Schleife ſchießt. Zuweilen iſt es eine zweite Nadel, die an der Unterſeite des Zeugs angebracht iſt, und einen Faden führt welcher in der Form einer Schleife durch die von der obern Nadel durch das Tuch gebrachte Schleife hindurchgegangen. Auf dieſe Weiſe geht Schleife beſtändig durch Schleife hindurch. Solche Maſchinen machen ſehr gute Arbeit, aber langſam; andere nähen eine ſtarke Nath, aber mit großem Fadenaufwand; andere wiederum machen eine ziemlich ſtarke Nath für gewöhnliche Zwecke, mit möglichſt geringem Fadenaufwand. Um die große Arbeitserſparniß zu zeigen welche dieſe Maſchine bewirkt, mag angeführt werden daß ſie, angeſtellten Proben zufolge, in einer Minute 240 Stiche machen kann, während ein ſchneller Handnäher nur ungefähr 45 Stiche in demſelben Zeitraum zuwege bringt; ja Fabricanten behaupten daß eine Maſchine und drei Hände ebenſo viel Arbeit verrichten wie zehn oder zwölf Hände.

In Amerika haben, aus dieſem oder jenem Grunde, die Fabricanten von Nähmaſchinen einen viel größeren Unternehmungsgeiſt entfaltet als in England. In Boſton und andern Städten bildeten ſich Geſellſchaften, welche große Fabriken errichteten, die ihre Maſchinen dem Publicum viel wohlfeiler verkaufen als dieß in England der Fall iſt. Dieſe Geſellſchaften haben ein großes Capital in dieſes Geſchäft geſteckt, bringen im Verlauf eines Jahrs mehrere tauſend Maſchinen zu Stande, und verwenden je mehrere tauſend Pfd. Sterling allein auf die Ankündigung derſelben. Es iſt leicht begreiflich daß, da der eine Theil vollkommen auf den andern paſſen muß, eine große Genauigkeit in der Structur der verſchiedenen Theile erforderlich iſt, um die gehörige Zuſammenwirkung des Ganzen, ſowie die Herſtellung eines ſaubern und guten Werks zu erzielen.

Die Zahl der jetzt in den Vereinigten Staaten im Gebrauch befindlichen Nähmaſchinen beläuft ſich auf mehrere Hunderttauſend, und iſt in reißender Zunahme begriffen. Schlägt man die Erſparniß bei jeder Maſchine nur zu 5 Shilling täglich an, ſo muß ſie für ſämmtliche im Land verwendete Maſchinen eine ungeheure ſeyn. Aus gewiſſen auf der andern Seite des atlantiſchen Oceans neuerlich angeſtellten ausführlichen Berechnungen ergab ſich daß die durch den Gebrauch der Maſchine bewirkte jährliche Erſparniß in der Stadt New-York allein über anderthalb Millionen Pfd. Sterling betrug, während in Maſſachuſetts, bei der Stiefel- und Schuhfabrication, der Arbeitswerth ihrer Thätigkeit weitere anderthalb Millionen ergab. In Großbritannien iſt die Zahl der im Gebrauch befindlichen Maſchinen viel kleiner als in Amerika, und überſchreitet wahrſcheinlich nicht einige Tauſende. Dieſes Reſultat hat ſeinen Grund einestheils in dem großen Streithandel der ſeit einigen Jahren hier obſchwebte, und welcher die Perſonen die ſonſt dieſe Maſchinen benützt hätten abſchreckte, anderntheils in den ſchweren Gebühren (royalties) welche den Patentseigenthümern abgenommen werden.

Ich machte, erzählt Elias Howe, ein amerikaniſcher Maſchinenbauer, den Anfang mit der Erfindung meiner Nähmaſchine ums Jahr 1841, als ich 22 Jahre alt war. Da ich damals in Betreff meines und meiner Familie Unterhalt von meiner täglichen Arbeit abhieng, ſo konnte ich dem Gegenſtand während der Arbeitsſtunden des Tags meine Aufmerkſamkeit nicht widmen, dachte aber doch Tag und Nacht darüber nach. Der Gedanke geſtaltete ſich mir immer klarer, bis ich im Jahr 1844 den Drang in mir fühlte ihm meine ganze Zeit zu widmen. Während dieſer Zeit arbeitete ich an meiner Erfindung geiſtig ſo viel ich konnte, wobei ich nur die Unterſtützung von Nadeln und ſolcher andern kleinern Hülfsmittel hatte die ich in meinen Taſchen tragen und während der Mußezeit, die mir meine tägliche Arbeit geſtattete, gebrauchen konnte. Ich war damals arm; nachdem mir aber ein Freund ſeine Unterſtützung zugeſagt hatte, widmete ich mich ausſchließlich dem Bau und der praktiſchen Vollendung meiner Maſchine. Ich arbeitete allein in einem obern Zimmer im Hauſe meines Freundes, und endigte meine erſte Maſchine um die Mitte des Monats Mai 1845. Dieß war eine Periode angeſtrengter und ausdauernder Verwendung aller meiner Kräfte auf die praktiſche Verkörperung meiner mechaniſchen Ideen in eine erfolgreiche Nähmaſchine. Ich erprobte den praktiſchen Erfolg meiner erſten Maſchine bald dadurch daß ich mit ihr ſämmtliche Hauptnäthe an zwei vollſtändigen Anzügen nähte, einem für mich ſelbſt und einem für meinen Freund. Unſere Kleider hielten ſich ſo gut wie irgendwelche durch Handnäher gemachte.

Ich bin noch jetzt im Beſitz meiner erſten Maſchine, und ſie wird nun ebenſo gut eine Nath machen, wie jede andere der mir bekannten Nähmaſchinen. Meine erſte Maſchine war in der Specification meines Patents geſchildert, und ich machte dann eine zweite, welche als Muſter im Patent-Amt hinterlegt werden ſollte. Ich überließ nun die Hälfte meiner Erfindung und meines Patents meinem Freund um 500 Dollars, obgleich in der That, ſeinem Rath gemäß, eine viel größere Summe (10,000 Dollars) genannt ward. Mein Patent wurde am 10 Sept. 1846 ausgeſtellt. Ich machte eine dritte Maſchine, welche ich unter für mich und meinen

Digitized by Google

Freund befriedigenden Bedingungen in Gebrauch zu bringen suchte. Zu diesem Zweck bemühte ich mich die Aufmerksamkeit dadurch auf sie zu lenken daß ich mit derselben in Schneiderswerkstätten arbeitete, und sie allen zeigte welche damit bekannt zu werden wünschten. Nach Erlangung meines Patents lehnte mein Freund jede fernere Unterstützung ab. Ich war ihm ungefähr 2000 Dollars schuldig, und stand auch in der Schuld meines Vaters, dem ich die zweite Hälfte meines Patents für 2000 Dollars überließ. Nachdem ich so meinen ganzen Rechtsanspruch aufgegeben, und keine Mittel zur Anfertigung von Maschinen mehr besaß, ward ich sehr niedergeschlagen, und wußte nicht was ich anfangen sollte. Mein Bruder, Amasa B. Howe, meinte: meine Erfindung könnte in England Erfolg haben, wo sie, wenn ich ein Patent darauf erlangte, ganz in meinen Händen seyn würde. Er borgte Geld von meinem Vater, und begab sich mit meiner dritten Maschine nach England um zu sehen was sich dort thun lasse. Es gelang ihm Maschine und Erfindung um 200 Pfd. Sterl. baar zu verkaufen, wobei mündlich ausgemacht wurde daß der Käufer in seinem eigenen Namen ein Patent auf die Erfindung in Großbritannien nehmen solle; erweise sie sich erfolgreich, so habe er mir, für jede Maschine die er unter dem Schutze des Patents verfertige oder verkaufe, 3 Pfd. Gebühren zu bezahlen. Er willigte auch ein mich gegen einen Wochenlohn von 3 Pfd. St. zu verwenden um meine Maschine seiner eigenen Art Arbeit anzupassen. Der Käufer erlangte ein Patent für die Maschine in England, und ich begab mich nach London um meine Stelle bei ihm anzutreten. Ich machte daselbst mehrere Maschinen mit verschiedenen Abänderungen und Verbesserungen, um sie seiner eigenthümlichen Art Arbeit anzupassen, und sie wurden alsbald in Gebrauch genommen; später aber nahm unser freundschaftliches Verhältniß ein Ende, und ich wurde meines Dienstes entlassen. Mittlerweile waren meine Frau und meine drei Kinder zu mir nach London gekommen. Auch hatte ich auf Zureden einer andern Person eine 100 Pfd.-Note indossirt, in Folge dessen ich hernach gerichtlich verfolgt und verhaftet, endlich aber dadurch freigelassen wurde daß ich den Armuthseid leistete. Durch kleine Anlehen von einigen Mechanikern die neben mir arbeiteten, und durch Verpfändung einiger Artikel vermochte ich mit meiner Familie in London zu leben bis durch die freundschaftliche Vermittlung einiger amerikanischen Bekannten der Capitän eines amerikanischen Packetboots sich bewegen ließ meine Frau und meine Kinder auf Credit nach den Vereinigten Staaten zurückzuführen. Ich war nun allein und äußerst arm in fremdem Lande. Meine Erfindung war patentirt, und in erfolgreichem Gebrauch in England, aber ohne allen Nutzen für mich, und ganz außer meiner Controle. Im Frühjahr 1849 kehrte ich mit Unterstützung eines schottischen Mechanikers nach den Vereinigten Staaten zurück, wo möglich ärmer als ich sie verlassen hatte. Ich fand meine Frau und meine Kinder von fast allem entblößt; alle ihre Kleider, mit Ausnahme dessen was sie auf dem Leibe trugen, waren, um die Zahlung der Ueberfahrtskosten zu sichern, noch in Beschlag genommen. Meine Frau war krank, und starb zehn Tage nach meiner Ankunft. Während meiner Abwesenheit in England war eine beträchtliche Anzahl Nähmaschinen nach meiner Erfindung verfertigt und in verschiedenen Theilen der Union in Thätigkeit gesetzt worden, einige derselben kraft der Vollmacht meines im Besitz der einen Hälfte des Patents befindlichen Freundes, oder mit der auf seinem Rechte beruhenden Befugniß, die meisten jedoch unberechtigter Weise und meinem Patent zuwider.

Als mir im Sommer 1849 mein Vater seine Hälfte meines Patents wieder überlassen hatte, suchte ich den die andere Hälfte besitzenden Freund zu bewegen sich mir in der gerichtlichen Verfolgung gegen die Verletzer unsers Patentes anzuschließen; er lehnte es jedoch ab. Nachdem eine befriedigende Ausgleichung mit den Verletzern des Patents, die meine Armuth und Verlegenheiten wohl kannten, fehlgeschlagen, stellte ich eine Entschädigungsklage gegen einen derselben, und verflocht auch meinen Freund in die Sache, um ihn als Miteigenthümer meines Patents zur Vertheidigung seines Interesses vor Gericht zu bringen. Nun schloß er sich mir auch gegen einen zweiten Patentverletzer an. Die Gültigkeit meines Patents wurde durch gerichtliches Urtel vollkommen anerkannt, und vor etwa 5 Jahren war ich endlich im Stande das ganze Patent wieder anzukaufen, und bin nun einziger Eigenthümer desselben in Amerika.

Eine agrarische Verschwörung in der Residentschaft Bantam (Java).

Die Herrschaft der Niederländer auf den Sundainseln hängt an einem, vielleicht noch dünnerm Faden als die Herrschaft der Briten in Indien. Wie dort besteht die holländische Truppenmacht nur aus wenigen Europäern und sehr vielen Sipahis, wenn man diese Namen auf alle angeworbenen, eingebornen Truppen Asiens anwenden darf. Wie in Indien herrscht auch unter Javanen und Malayen eine religiöse Abneigung gegen die ungläubigen Beherrscher, weßhalb alle Empörungen aus dem Fanatismus der Muhammedaner ihre besten Kräfte entlehnen. Da nun seit dem Aufstand der britischen Sipahis ein unheimlicher Zustand auch auf den niederländischen Besitzungen herrscht, so gewinnt für uns die Darstellung eines älteren agrarischen Aufruhrs auf Java aus dem Jahre 1845, der erst neuerlich Aufklärungen erfahren hat [1], ein lebendiges Interesse.

In der Residentschaft Bantam (Ostspitze von Java) lagen die Besitzungen Tjikandi Udiek des Landherrn S. J. Kamphuis, eines milden und sanften Mannes. Ein Landherr steht in ähnlichen Rechtsverhältnissen zu seinen Hintersassen, wie etwa vor Ablösung der Roboten in Ungarn eine dortige Gutsherrschaft gestanden ist. Wie im gesammten Morgenland, wie

[1] De opstand en moord van Tjikandi-Oediek en 1845. Tijdschrift voor Nederl. Indië 1850. Maart; 1860. Maart.

Digitized by Google

auch besonders in Vorderindien, war und ist der jedesmalige Souverän zugleich Eigenthümer alles Grundes und Bodens. Wie also in Indien die ehemalige Compagnie, jetzt die Königin Victoria — so ist in Hinterindien die niederländische Regierung Eigenthümerin von Grund und Boden, den sie jedoch durch Verkauf an die sogenannten Landherrn abgetreten hat. Unter einer solchen Landherrschaft steht der zinspflichtige Bauer, der auf seinen Fluren Erbpachtsrechte besitzt, wofür er der Herrschaft entweder Frohnden leistet oder ein Fünftel von der Ernte der Feldfrüchte, oder einen Geldpacht von den Fruchtgärten abliefern muß. So lange er seine Felder bestellt, so lange er Pacht und Fünftel zahlt, kann ihn niemand vertreiben. Seine Kinder erben den Pacht, den er auch sonst verkaufen oder belasten darf. Der Nachbar des Hrn. Kamphuis, ein Hr. N., war ein Soldat der alten Garde der Napoleon nach Elba begleitet, und dann in Indien sein Glück gesucht hatte. Ihm gehörte die Herrschaft Tjikandi-Jelier, die er durch Deich- und Wasserbauten in kurzer Zeit sehr verbessert hatte. Dort befand sich alles im blühenden Zustand, und die Erbpächter scheinen mindern Grund zur Unzufriedenheit gehabt zu haben. Auf Tjikandi-Udiek dagegen gieng alles nach altmodischer Weise im patriarchalischen Schlendrian weiter. Die Herrschaft begnügte sich mit 10tägigen Roboten von Seite der dienstpflichtigen Bauern, und gab ihnen an den Arbeitstagen obendrein Reis. Diese väterliche Großmuth scheint aber ihr Ende im Jahre 1845 erreicht zu haben. Der Verwalter der Herrschaft, Hr. Simon Soesman Pes, benützte nämlich, um höhere Erträge zu erzielen, die neue gesetzliche Regulirung der Frohnden, ließ die pflichtigen Länderrien vermessen, ihren Ertrag bei vollständigem Anbau festsetzen, und forderte jetzt von den Erbpächtern je nach der Größe der zugehörigen Oberfläche den Fünften. Das Verlangen war nicht ungesetzlich und scheint auch nicht unbillig gewesen zu seyn. Gesteigerte Lasten werden aber immer drücken, und so herrschte auf Tjikandi-Udiek bald eine große Unzufriedenheit.

Zu denen welche am meisten sich von der neuen Abgabe beschwert fühlten, gehörte ein gewisser Amier, dessen Pacht 1½ Pal [1] vom Herrenhaus entfernt lag und an den Herrschaftsgrund angränzte. Er versicherte: er und sein Bruder hätten keinen Reis mehr gehabt um die Zehnten zu entrichten und deßhalb zwei Büffel verkaufen müssen, worauf er von dem Verwalter die trockene Antwort empfieng, daß er ja wenn ihm die Abgabe unerschwinglich scheine, die Pacht aufgeben könne. Er wollte anfangs an die Regierung mit seinen Beschwerden gehen, aber der Kapala-tjutak oder der eingeborne Häuptling im Dienste der Landherrschaft rieth ihm davon ab. Er wandte sich nun im März oder April 1845 an einen Bapa Sarientan, einen Mann der zum islamitischen Priester erzogen worden war, und großen wie gefährlichen Einfluß unter den Bewohnern der bantamischen Residentschaft und der Landschaften um Batavia besaß. Sarientan, ein Mann der zu einer Verschwörung unter Orientalen und Muhammedanern geboren war, griff den Fall begierig auf, und erklärte daß man hier nur durch Gewalt zum Recht zu gelangen vermöge. Er sprach Amier Muth ein, verhieß ihm den Beistand des Häuptlings Ubid vom Kampong Kollé, sowie des Häuptlings Dschakaria und seines Anhanges. Der Name Dschakaria gehörte einer auf Java berühmten Familie, die zur Zeit der englischen Confiscationen an der Spitze eines Aufstandes nicht ohne Erfolg gefochten und seitdem immer viel zu schaffen gemacht hatte. Das Haupt dieser Familie war 1834 schon hingerichtet worden, seine Söhne aber, nicht gewarnt durch dieses Beispiel, ließen sich bald darauf 1836 und 1839 in neue Verschwörungen ein, wurden gefangen und 1840 in die Verbannung nach Menado auf Banjuwangi geschickt. Ein Jahr später war es ihnen gelungen zu flüchten, und seitdem verbreitete sich das Gerücht die drei Brüder Mas [2] Anum, Mas Serdang und Mas Adong hielten sich in der Residentschaft Bantam auf. Sicheres hat sich nie ermitteln lassen. Die Polizei suchte nach den Flüchtigen, die bald da bald dort gesehen worden seyn sollten, aber stets lösten sich die Angaben im Nebel auf. Genug daß alle Eingebornen in Bantam an ihre Gegenwart glaubten, und der Name Dschakaria der Verschwörung zur Firma diente. Sarientan zog nun von seinem Haus weg und ließ sich erst nach fünf Monaten wieder sehen. Er selbst hatte schon mit der niederländischen Polizei Bekanntschaft gemacht und war mit Gefängniß gestraft worden, weil er dem religiösen Aberglauben zu Lieb Kindern, die zwangsweise geimpft worden waren, heimlich das Blatterngift ausgewaschen hatte.

In der Zwischenzeit hatte er die Verschwörung fertig gebracht, zu der übrigens alle Stoffe in den Districten Bantam und Batavia vorhanden waren. Die Feier des Rammadhan, welcher Monat in den September fiel, hatte die Saaten vollends gereift. Der Bapa brachte verschiedene Leute mit, darunter einen alten Mann, den Mas Sahat, der sich seitdem den Titel Kiai Sepu Gede beilegte, ferner einen gewissen Marup, der am Aufstand von 1836 theilgenommen und seinen Wohnsitz auf der Herrschaft Tjikandi-Jelier hatte. Er allein versprach 100 Mann zu stellen, und setzte hinzu daß er auch mit seinem Gebieter, der ihn unterdrücke, abzurechnen gedenke. Von diesen Personen wurde der 18te Tag des Mondes Hadschi (13 Dec. 1845) zum Losschlagen festgesetzt. Am 11 Dec. zogen Amier und Bapa Sarientan nach Kollé zum Grab des Kiai Santri. Kiai ist ein Titel wie Ehrwürden, und Santri ist im Javanischen das Aequivalent für Hadschi, wie die Pilger heißen welche Medina und Mekka besucht haben. Kiai Santri war einer der Ahnen des großen Rebellen Mas Dschakaria gewesen, und hatte in Bantam eine sehr populäre geschichtliche Rolle gespielt. An dem Grab trafen sie schon einen andern Verschwörer Mas Ubied mit Gefolge, so daß im Ganzen 14 Personen anwesend waren. Blumen wurden am Grab gestreut und Opfergeschenke niedergelegt, worauf man in der Nacht vom Freitag zum Samstag (12 zum 13 Dec.) in der Dessa (Ortschaft) Krio sich zu vereinigen beschloß; den Leuten

[1] Pal (Pfahl, wie wir auch sagen (Post) Säulen) ist ein kleines niederländisches Wegmaß.

[2] Mas ist ein aristokratischer Titel.

Digitized by Google

des Marup ließ man aber wissen daß, sowie sie in Tjikandi-Jelier das Sturmläuten hören würden, die Bande von hundert Mann zu ihnen aufbrechen sollte.

An jenem Freitag Abend zogen sich in aller Stille die Verschwornen nach Krio, welches 2 1/2 Pal von dem Herrenhaus Tjikandi Udiek entfernt lag. Auch Marup war anwesend, und als die Versammlung vollzählig geworden war, verabredete man die nächsten Schritte. Um 4 Uhr Morgens brach man auf und schlich nach einem Begräbnißplatz, etwa 1/4 Pal vom Herrenhaus. Um sicherer zu gehen griff man dieses nicht an, sondern begab sich vorerst nach dem Haus des Verwalters Hrn. Pes, welches 1/4 Pal weiter westwärts lag. Die Bande bestand damals aus 51 Personen von Tjikandi Udiek, aus 17 Personen von Tjikandi-Jelier und aus fünf Personen der batavischen Landschaften. Fast alle waren nur mit Klewangs, dem langen Dolch der Javanen, bewaffnet. Man hatte absichtlich keine anderen Waffen, namentlich Speere nur ausnahmsweise mitgenommen um nicht Aufsehen zu erregen, denn den Klewang trägt der Javane zu allen Zeiten im Gürtel. Amier klopfte an das Thor des Hrn. Pes und rief: „Ich bringe einen Brief mit guten Neuigkeiten." Der Verwalter indessen witterte Verrath, und öffnete erst, nachdem er sich mit einem Säbel bewaffnet hatte. Augenblicklich aber fiel er unter den Streichen der Bande die ihn umringte. Nun näherte man sich rückwärts dem Herrenhaus. Auch hier rief man Hrn. Kamphuis heraus, und als dieser erschien, brachte ihm Marup einen Pikenstich und Amier einige Hiebe mit dem Klewang bei. Hr. Kamphuis, der nur einen kurzen Degen zu seiner Vertheidigung hatte, stürzte nieder und wurde vollends getödtet. Ein gleiches Schicksal erfuhr seine Frau die herbeigekommen war um zu helfen. Durch den Anblick des Blutes erwachte die Tigernatur der Javanen, und sie tödteten nach und nach fünf der unglücklichen Kinder im Hause; drei andere waren noch übrig, sie hatten sich hinter ein Bett verkrochen, und wären gewiß an die Reihe gekommen, wenn Bapa Sarientan nicht dem Blutvergießen Einhalt geboten und die drei armen Wichte einem ehemaligen Diener des Herrenhauses übergeben hätte, der sie in einer Reisscheuer versteckte.

Inzwischen war der Tag angebrochen. Ein Aufseher, Hr. Viering, zeigte sich in der Nähe des Herrenhauses, wollte dann flüchten, wurde aber eingeholt und ermordet. Seine Leiche ließ man liegen, während man alle übrigen in den Fluß geworfen hatte. Erst gegen 7 Uhr erreichte die Kunde von dem Vorgefallenen den Aufseher Hrn. Waubert de Puisseau, die er durch ein paar Leute einer benachbarten Dessa erhielt. Man rieth ihm sich aus dem Staube zu machen, der Unglückliche ritt aber nach der Dessa Njompok am Tjikandi-Fluß, deren Bewohner zu den Verschworenen gehörten und von denen er umringt, erschlagen und seine Leiche in den Fluß geworfen wurde. Auch Friederike Rashorn, die Frau des ermordeten Viering, welche mit ihren drei Kindern nach Tjikandi-Jelier flüchten wollte, wurde unterwegs mit den Ihrigen erschlagen. Während dieser Vorfälle ertönte vom Herrenhaus her die Sturmglocke welche alle streitbaren Männer nach Tjikandi Udiek rief, wo sich alsbald eine beträchtliche Macht versammelte. Das Läuten benachrichtigte aber auch die Familie auf Tjikandi-Jelier, die sich mit Hülfe eines javanischen Bedienten, welcher jedoch später den Rebellen sich anschloß, glücklich aus dem Bereiche der Verschwörung flüchtete. Die Aufständischen hatten zwar sogleich die große Poststraße gesperrt und jeden Verkehr untersagt, einem javanischen Postillon war es jedoch gelungen beritten zu entwischen, die Nachricht von dem Vorfall 19 Pal weit nach Serang zu überbringen, wo sich der Resident von Bantam aufhielt, der von ihm Samstags Morgens nach 7 Uhr, also wenige Stunden nach dem vollbrachten Mord von der That unterrichtet wurde. Dieß war entscheidend für den Ausgang der Empörung, denn der Resident (Gouverneur) von Bantam war ein entschlossener Mann welcher seinen Kopf nicht verlor. Er ließ etliche Reiter aufsitzen und nahm 20 Dschajang Sekars (Sipahi-Cavallerie) unter dem Oberwachtmeister Zilleſen und einem Militärarzt (um etwaigen Verwundeten Hülfe zu bringen) mit sich und ritt nach dem Schauplatz des Mordes, denn nicht an eine Empörung sondern an einen Raubanfall dachte der Resident. Erst als er sich dem unglücklichen Herrenhause näherte, erfuhr er unterwegs daß die Bande, nicht wie bei einem gemeinen Verbrechen das Haus angezündet und sich aus dem Staube gemacht habe, sondern Stand halte. Der Resident sprengte gleichwohl mit seiner Bedeckung weiter, als er aber noch etwa 150 Ruthen vom Herrenhaus entfernt war, fiel ihn plötzlich eine Bande von 3—400 Mann an, deren einer Flügel ihn von der Poststraße abschneiden wollte. Der Angriff geschah so unvermuthet daß der Wachtmeister, der voran war, nicht rasch genug sein Pferd herumwerfen konnte, sondern von den Rebellen erreicht und verwundet wurde. Der Resident kehrte schleunig um, lange von einem Theil der Rebellen verfolgt, während eine andere Bande nördlich von der Poststraße in einer Kaffeeplantage von Tjikandi Jelier lauerte und Lust bezeigte den Reitern den Weg abzuschneiden.

In Unter-Anbir, am Flusse gleichen Namens angelangt, hielt der Resident und befahl sogleich alle Verkehrsmittel auf dem Fluß nach dem diesseitigen Ufer zu bringen um dem Aufstand eine Gränze zu ziehen. Ehe er von Serang aufgebrochen war, hatte er den dortigen Militärbehörden anbefohlen für jeden Fall alle Truppen in Bereitschaft zu halten. An alle europäischen Amtleute gieng Befehl auf der Hut zu seyn, jedoch nicht durch Mißtrauen ihre Unterthanen zu reizen. Ferner wurde die Bevölkerung von Pulu Pandschang aufgeboten. Diese Insel in der Bay von Bantam wird von buginesischen Schiffern bewohnt, denen man völlige Abgabenfreiheit zugesichert hat, wofür sie in Kriegsfällen oder bei Aufständen ein Contingent stellen müssen. Die Buginesen sind bekanntlich das tapferste aller Sundavölker und ihre Treue gegenüber von Javanen nicht zu bezweifeln. Sie hatte sich auch bei frühern Empörungen wiederholt bewährt.

Spione brachten inzwischen von Tjikandi die Botschaft daß der dortige Ausbruch einen sehr ernsten Charakter anzunehmen drohe. Der Rückzug des Residenten mit seinem Reiterpiket hatte den Muth erhöht. Laut verkündeten die Anführer daß sie es auf den Sturz der „Compagnie" abgesehen hätten.

Digitized by Google

Tjikandi sollte vorläufig das Hauptquartier bleiben. Man spielte den Gamelan und zog verschiedene Fahnen auf, darunter auch die niederländische, letztere aber zum Schimpfe verkehrt. Als Kriegsanführer der Bande, die bis auf 600 Köpfe geschwollen war, wurde Dschairun, ehemaliger Kapalatjutak auf dem Herrensitze anerkannt, ein Mensch, welcher im nämlichen Jahre wegen Mord in Untersuchung gewesen, aus Mangel an Beweisen aber freigesprochen worden war. Als Anführer der Bande wurden ferner angegeben, Mas Anum, Mas Dschebeng, Mas Serdang und Mas Semarang, Söhne des großen Rebellen Mas Dschakaria, endlich Mas Ubied, sein Schwager Radin Jentan, der Pangeran Lamier, und Kiai Gusti Sepu. Die letzten drei Namen und Titel gehörten vornehmen Personen, die sich in den letzten Aufständen bei dem javanischen Volke unsterblich gemacht hatten, für die sich aber andere Rebellen fälschlich ausgaben. Das Annehmen solcher Namen ist eine gewöhnliche Taktik der Aufständischen, welche auf den tiefgewurzelten Aberglauben des Volkes berechnet ist. Jeder Eingeborne trägt nämlich einen Dschiemat (Talisman) für gefahrvolle Unternehmungen bei sich. Stammen solche Dschiemats von berühmten Ahnen her, dann haben sie einen unbegränzten Werth in den Augen des Volkes, denn ein solcher Talisman soll unverwundbar machen. Als Amier, der Anstifter des Mordes, später der Polizei in die Hände fiel, wurde auf seinem Leibe ein dunkler Hautfleck gesehen. Da er nun im dichtesten Kugelregen gestanden aber ganz heil davongekommen war, so sagten die Eingebornen, jener Fleck sey die Spur einer Kugel, welche vergeblich ins Fleisch zu dringen versucht habe, woran denn der alte Aberglaube sich nicht wenig stärkte und erbaute. Die Javanen bilden sich auch ein daß sie sich mit ihren Dschiemats unsichtbar machen und verwandeln können. Es gehört daher zur Praxis bei Criminaluntersuchungen einem Verbrecher seinen Talisman abzunehmen, denn solange er sich im Besitz des Kleinods weiß, bleibt er trotzig, während er dessen beraubt in tiefe Niedergeschlagenheit verfällt. Das Volk will auch niemals glauben daß solche unverwundbare Personen gestorben seyen, sondern sie meinen ihr Geist wandle fort und schlüpfe in neue Formen. Deßhalb wurde noch immer das Wiedererscheinen des alten, 1834 hingerichteten Dschakaria erwartet. Es war also leicht sich fremder Namen zu bedienen, weil das Volk sich gern einredete, es seyen die rückgekehrten Unverwundbaren wieder erschienen.

Der Resident schickte einen Bericht über diese Vorgänge nach Batavia. Der Courier konnte die Hauptstadt nicht unter 18 Stunden erreichen und beim besten Willen Truppen erst am dritten Tag an Ort und Stelle seyn. War nun die Bande in wenig Stunden auf 600 Mann angeschwollen, welche Macht würde sie erreichen wenn man ihr Zeit bis zum Eintreffen der Verstärkungen ließe? Auf den von ihr besetzten Ortschaften zählte man allein schon 5800 Personen männlichen Geschlechts über 12 Jahre. Ihnen gegenüber standen vier oder fünf militärische Posten, wovon jeder aus höchstens ein paar Duzend Streitern bestand. Unthätigkeit schien daher dem Residenten das schlimmste, wenigstens durfte er den Aufständischen keine Ruhe gönnen. Es fehlte diesen an Feuerwaffen, dagegen gieng der Weg nach Tjikandi-Udiek auf einer geräumigen Straße, längs deren Dämme von 2½ Fuß Höhe hinliefen, die den Füsilieren eine prächtige Stellung gewährten. Wurde man geschlagen, so wäre freilich der Aufstand lawinenartig gewachsen, allein immer blieb den Truppen der Rückzug nach dem Fluß Unter-Andir sicher, wo sie dann eine feste Stellung beziehen konnten. Der Resident rief daher sämmtliche kleine Detaschements nach Unter-Andir, wo sie um 11 Uhr Abends eintrafen. Sie bestanden aus einem Hauptmann und einem Lieutenant der Infanterie mit 45 Bajonetten und 30 berittenen Sipahis unter einem Lieutenant. Ferner waren noch 50 Eingeborne mit ihren Häuptlingen erschienen, und endlich führte man drei Feldstücke mit sich.

Um 4 Uhr Morgens brach man vom Mondlicht begünstigt auf, und erreichte um 8 Uhr einen Platz Namens Sasak Laban in der Nähe des Herrenhauses. Der Capitän stellte seine Mannschaft hinter einem Damm auf, und sorgte namentlich dafür daß die Geschütze maskirt blieben. Der Lieutenant gieng dann vor um die Rebellen durch Rückweichen näher zu locken, worauf die Geschütze demaskirt wurden und ihre Kugeln in den feindlichen Haufen schlugen, der schleunig den Damm räumte. Die Meuterer sammelten und ordneten sich jedoch in der Nähe des Herrenhauses wieder, und da der Raum dort offen lag, so wurde den Dschajang Sekars befohlen zu chargiren. Dieser Cavallerie-Angriff mißglückte gänzlich, denn einzelne Reiter schossen zu weit vor, andere blieben zurück, so daß die Rebellen einzeln die Cavalleristen anfielen, welche jetzt wendeten und in die Reihe der Infanteristen einbrachen, so daß eine Zeitlang große Verwirrung herrschte. In diesem kritischen Moment, wo sich alles zu Gunsten der Rebellen wendete, löste ein Artilleriesergeant eines der Stücke, welches gerade frei spielen konnte, mit so guter Wirkung daß die nachsetzenden Feinde wieder wichen. So gewann die Infanterie Zeit sich wieder zu schließen und ihr Feuer gegen die Rebellen zu eröffnen. Als diese zu wanken anfiengen, griffen die Sekars abermals an, warfen, unterstützt von der Infanterie, den Feind und brachen nach dem Herrenhause durch. Bei dem Gefecht benahmen sich die Anführer der Rebellen als ob sie einem Irrenhause entsprungen wären. Mit dem Klewang oder Säbel stürzten sie sich auf die Reiter, auf die Infanterie, auf die Kanonen. Schießt zu! riefen sie frohlockend, wir sind kugelfest! Mit der rechten Hand schwenkten sie ihre Waffe, mit der Linken strichen sie sich am Leib als wollten sie die feindlichen Kugeln abwischen. Amier zeichnete sich durch seine Wuth am meisten aus, fiel aber den Truppen, obgleich er nicht aus dem Gefecht gewichen war, mit heiler Haut in die Hände.

Nach der Eroberung des Herrenhauses verbreitete sich ein panischer Schrecken unter den Meuterern, deren Häuptlinge größtentheils gefallen oder gefangen worden waren. Ein zweites Gefecht fiel nicht vor, doch erwischte man einen Spion am Abend, der keck sich zu seinem Handwerk bekannte, den sichern Untergang der „Compagnie" binnen 24 Stunden verkündete und dann sich gelassen erschießen ließ. Erst in der Nacht vom 15ten auf den 16 Dec. 2 Uhr Morgens kam eine

Digitized by Google

mobile Colonne aus Batavia an. Die Hauptstadt hatte mittlerweile in Todesschrecken auf die erste Nachricht geschwebt, denn es konnte die Verschwörung ja über die ganze Insel verzweigt seyn. So tiefen Eindruck hatte aber die rasche Niederlage der Rebellen gemacht daß der Resident von Bantam ohne Truppenbedeckung noch am 19 Dec. nach Pandeglang in der Landschaft Tjimanok reiste. Diese Landschaft war bisher der Herd aller Empörungen gewesen, und die Bevölkerung wegen ihrer Widerspänstigkeit verrufen. Dießmal jedoch hatte sie sich durch den beinahe unbegränzten Einfluß des Häuptlings Dschaja Sudschirdscha die Ruhe bewahrt. In der Landschaft Tjimanok stand nämlich in der Nähe der Dessa Kadu Hedscho der Waringin Kurung, ein heiliger Baum der Insel, unter dessen Schatten schon mancher Aufruhr beschworen worden, und in dessen Nähe nach der Volksüberlieferung der letzte entscheidende Kampf zwischen Buddhismus und Islam ausgefochten und die Annahme des letztern beschlossen wurde. Der Resident verlangte nun zum Zeichen völliger Unterwerfung daß dieser Baum gefällt werde, und wirklich ließen sich die Einwohner bewegen den heiligen Baum am 14ten und 15 Jan. 1846 niederzuhauen. Besser konnte wohl nicht die tiefe Niedergeschlagenheit der Javanen sich verrathen.

Das Drama endigte mit dem Proceß der Rädelsführer, denn auch Bapa Sarientau fiel der Polizei unter der Maske eines Reisenden in die Hände und wurde entlarvt. Die Wurzel dieser agrarischen Aufstände sieht unsere Quelle darin, daß der alte Lehnstaat und das alte Recht am Grundbesitz seit 1808 völlig umgestürzt worden sey. Sonst waren nur die Sultane Eigenthümer, niemand besaß mehr als Lehensbesitz, welcher wiederum zu Vasallendiensten verpflichtete; endlich succedirte nur Ein Sohn und gewöhnlich der älteste. Jetzt wo aller Grundbesitz Allod geworden ist, haben sich die zahlreichen Sprößlinge der alten Fürstenfamilien über die ganze Insel als Dessabürger angesiedelt. Ihnen gelang es leicht durch Reichthum und Einfluß das meiste Grundeigenthum an sich zu bringen. Sie aber sind die Urheber aller Empörungen, während die eigentlichen Bauern, nach und nach aus dem Landbesitz vertrieben, eine Tagelöhnerbevölkerung bilden, welche, zwei Drittel des Jahres ohne Arbeit, außerordentlich leicht zu verführen ist.

Ethnographie des osmanischen Reiches.

(Fortsetzung.)

4. Die Hail-Hrum, d. h. die armenischen Griechen oder griechischen Armenier, eine ziemlich zahlreiche Nation, welche aber, Dank ihrem unaussprechlichen Namen, in Europa noch so gut wie unbekannt sind. Im Orient gelten sie für Armenier welche zur griechischen Kirche übergetreten sind, und zwar, wie man behauptet, zur Zeit des Kaisers Romanus Diogenes, wovon aber die Geschichte nichts weiß, und was auch, bei dem Haß der zwischen der griechischen und armenischen Nation, zwischen der griechischen und armenischen Kirche seit 1400 Jahren besteht, ganz unwahrscheinlich ist; höchstens mögen einzelne Individuen übergetreten seyn. Die Hail-Hrum aber verstehen weder griechisch noch armenisch, es wäre denn daß sie es erlernt hätten; sie sprechen türkisch, schreiben es mit griechischen Buchstaben, bekennen sich zur anatolisch-griechischen Kirche, und sind dem Charakter nach das Mittel zwischen Griechen und Armeniern. Sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Handel und gelten für die besten Speculanten; ganz besonders aber sind sie berühmt durch ihre schlagfertigen Antworten und treffenden Witze, von denen manche Proben erzählt werden. Sie bewohnen vornehmlich die Länder am obern und mittlern Halys und ostwärts von demselben, also das alte Cappadocien; Kaissarié (Caesarea Cappadocine) ist gewissermaßen ihr Hauptquartier, aber eine große Anzahl von ihnen befindet sich in Konstantinopel, wo sie als Kaufleute, Wechsler, Detailliſten, Mäkler u. s. w. sich beschäftigen; haben sie aber sich ein gewisses Vermögen erworben, so kehren sie in ihre Heimath zurück, wo sie den Rest ihres Lebens in völliger Unthätigkeit zubringen; namentlich scheint die Stadt Indsche-Su, westlich von Kaissarié, der Lieblingsaufenthalt dieser Leute zu seyn, welche Stadt dadurch eine eigenthümliche Physiognomie erhält: lauter schöne Häuser, zum Theil Prachtbauten; die Straßen reinlich, dabei aber eine Todtenstille im ganzen Ort, weil mit Ausnahme der zur Befriedigung der täglichen physischen Bedürfnisse thätigen Geschäfte niemand etwas thut. Es ist die Stadt der Rentiers.

Die Hail-Hrum sind also, wie man aus dem eben gesagten entnimmt, die Nachkommen der alten Cappadocier, und was ihren Ruf betrifft, so bestätigen sie vollkommen das alte Sprüchwort: *τρία κάπνα κάκιστα, Κρῆς, Καππάδοξ, Κίλιξ* (die Kreter, Kappadokier und Kilikier sind die drei schlimmsten k). Ihre alte Sprache ist verloren gegangen, doch zeigt sich in ihrer Aussprache des Türkischen manche Eigenthümlichkeit, und bei genauern Untersuchungen würde man noch manchen Rest ihrer Sprache auffinden. Diese alte Sprache gehörte unstreitig zur indo-europäischen Sprachenclasse; speciell zum arischen Stamm; die cappadocischen Namen welche uns aus dem Alterthum aufbewahrt sind, erklären sich am einfachsten und genügendsten aus dem Altpersischen.

5. Die Griechen, zu denen wir alle diejenigen rechnen die sich der griechischen Sprache bedienen, ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß. Nach Fallmerayer wäre ein großer Theil dieser Griechen keine Griechen (Hellenen), sondern Slaven; indessen hat Fallmerayer selbst den Inselgriechen, den Fanarioten und den Griechen in Kleinasien Gnade widerfahren lassen und sie als Hellenen anerkannt; nur in Betreff der rumeliotischen und namentlich der moreotischen Griechen ist er unerbittlich, und beruft sich auf das geschichtlich feststehende Factum slavischer Einwanderung in Morea, und auf die Stelle in Konstantin Porphyrogenitus, wo es heißt: *ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος*, [1] welches in Deutschland, nach fünfundzwanzigjähri-

[1] Const. Porphyrog. de Thematibus p. 53 der Bonner Ausgabe.

Digitized by Google

ger Anſtrengung ſeitens des Hrn. Fallmerayer, jetzt allgemein überſetzt wird. „Das ganze Land wurde ſlaviſirt und barbariſch.“ Da Fallmerayer nach ſeiner eigenen Angabe 25 Jahre nöthig hatte um die gelehrten Deutſchen zu überzeugen, ſo dürfte er denen welche außerhalb Deutſchlands wohnen wohl noch einige Jahre zugeben, und ſomit erlaube ich mir auch dieſe Ueberſetzung noch einſtweilen „anzuzweifeln.“ Ich läugne nicht daß dieſer Sinn möglich iſt, aber die Geſammtlectüre des Konſtantin, die ſich nicht mit einzelnen herausgeriſſenen Stellen begnügt, ſcheint denn doch eine andere Deutung zuzulaſſen. Wie dem aber auch ſeyn möge, die ſlaviſche Einwanderung in Morea iſt nicht abzuläugnen, aber die Slaviſirung der moreotiſchen Griechen folgt noch nicht ſo unwiderſprechlich und ſelbſtverſtändlich daraus, und die ſlaviſchen Etymologien, welche von manchen Localitäten in Morea gegeben werden, laſſen manches erhebliche Bedenken zu.

Andererſeits aber kann man den Griechen eben ſo wenig zugeben daß die Arnauten, Bulgaren, die ehemaligen Lydier, Karier, Phrygier u. ſ. w. Hellenen waren; das ſind alles abgeſonderte Nationen, welche höchſtens Vettern der Griechen, Verwandte im dritten oder vierten Grad ſind. Die heutigen Griechen haben noch genau dieſelben Gegenden inne die ſie vor Jahrtauſenden bewohnten, nämlich das eigentliche Griechenland, Theſſalien, den Archipel mit Kreta und Kypros, die Küſten Rumeliens und die kleinaſiatiſchen Landſtriche, welche ehemals unter dem Namen Aeolien, Jonien und Doris bekannt waren. Eine weitere Ausdehnung hat die helleniſche Nation im Alterthum nie beanſprucht, und dieſe Ausdehnung hat ſie noch jetzt; es ſind die Länder in denen von jeher griechiſch geſprochen wurde, und wo noch bis heute griechiſch geſprochen wird.

Religiös iſt die griechiſche Nation dreifach geſpalten:

1. Die Griechen vom anatoliſchen Ritus (die „orthodoxe Kirche“ wie ſie ſich ſelbſt nennt). Dieſe Griechen nennen ſich ſelbſt als Nation „Römer“ (Ῥωμαῖοι), ſonſt „Chriſten“ (Χριστιανοί), von den Türken werden ſie Urum, officiell Rum genannt; doch erſtrecken ſich dieſe Benennungen nur auf die Türkei; die Angehörigen des Königreichs Griechenland heißen in der Türkei Ellinos, officiell Junanlü, und die Griechen von den joniſchen Inſeln Dſchezairlü, d. h. Inſelgriechen. Speciell führen noch die Griechen vom Archipel den Spitznamen Tauſchan (Haſen), eine Benennung, deren Urſprung dunkel iſt.

2. Die unirten (römiſch-katholiſchen) Griechen; dieſe nennen ſich ſelbſt „Katholiken,“ und die Benennung „Grieche“ iſt bei ihnen eine Art Schimpfname; bei den Türken heißen ſie „Latin,“ d. h. Lateiner, und bei den orthodoxen Griechen „Καθόλικοι.“ Abgeſehen von der Religion, gleichen ſie ihren Brüdern vom anatoliſchen Ritus wie ein Ei dem andern, und es verlohnt ſich alſo nicht der Mühe in einer ethnologiſchen Aufzählung uns zu lange bei den religiöſen Unterſchieden aufzuhalten.

3. Die muhammedaniſchen Griechen auf Kreta und Kypros ſind zwar jetzt in adminiſtrativer Beziehung den „Osmanen“ gleichgeſtellt und heißen auch Osmanlü, aber das hindert nicht daß ſie ſo gut Griechen ſind wie ihre chriſtlichen Landsleute; auch haben ſie bis auf den heutigen Tag ihre griechiſche Sprache beibehalten, und in ihrem Verkehr mit ächten Türken müſſen ſie ſich eines Dragomans bedienen, wenn ſie nicht türkiſch oder jene nicht griechiſch gelernt haben.

Die Griechen im allgemeinen bilden den eigentlichen Kern der Bevölkerung des türkiſchen Reiches, nicht nur der Zahl nach (denn auch in dieſer Beziehung ſtehen ſie bedeutend in der Majorität, wie noch im Laufe dieſes Aufſatzes bewieſen werden wird), ſondern vorzüglich vermöge ihrer Intelligenz und ihrer Beſchäftigungen. Was erſtere betrifft, ſo glaube ich das als bekannt vorausſetzen zu dürfen; ihre Beſchäftigungen ſind vorzugsweiſe Handel, d. h. eigentlicher Waarenhandel en gros und en détail, Schifffahrt und Handwerke, ſo wie Ackerbau auf dem Lande; ſie ſind alſo dasjenige Element welches den Bürgerſtand erzeugt, und haben eben damit eine Berechtigung für die Zukunft. Dieſe Berechtigung iſt ihnen vielfach abgeläugnet worden; aber wenn man die Gründe betrachtet, ſo findet man daß es entweder leichtfertige Gefühlspolitik oder unpraktiſche Lucubrationen ſind; der eine hält ſie für eine ſlaviſch-albaneſiſche Miſchrace, welche folglich keine Zukunftsberechtigung hat; da der Vorderſatz noch lange nicht erwieſen iſt, ſo brauchen wir uns jetzt noch nicht mit der Schlußfolgerung zu befaſſen; der andere findet daß der Grieche leichtgläubig und ſchwatzhaft iſt, was wohl ſeine Richtigkeit hat, aber mit der politiſchen Stellung der Nation in keinem Zuſammenhang ſteht; bei weitem die Mehrzahl aber ſpricht über die griechiſche Nation das Todesurtheil aus weil ihre Moralität geſunken iſt. Daß die Moral des gemeinen Griechen nicht auf einer ſehr hohen Stufe ſteht, wird niemand läugnen, aber was hat die Ethik mit der politiſchen Stellung einer Nation zu thun? Alles dieß iſt, wie man ſieht, bloße Gefühlspolitik. Dazu kommen die Engländer, welche inſtinctmäßig den ſeetüchtigen Hellenen haſſen, und denen daher ſeine politiſche Selbſtändigkeit ein Dorn im Auge iſt; ferner die Panſlaviſten, die ſich als Erben des byzantiniſchen Reiches anſehen, und die Zukunftsberechtigung des Hellenen mit einem Calembourg abfertigen: „Je ne crois pas aux revenants;“ ferner die Moraliſten, welche mit tugendhafter Entrüſtung auf die Geſchichte des byzantiniſchen Reiches hinweiſen, und von welcher ſie außer einigen Hofanekdoten und abgeriſſenen Fetzen nichts wiſſen und noch viel weniger verſtehen; dazu kommt endlich der Sympathie-Michel, welcher alle dieſe Dinge gläubig nachplappert, und dabei ganz und gar vergißt daß ein durch und durch deutſches Königshaus mit der Zukunftsberechtigung der helleniſchen Nation innig verbunden iſt, und daß ſich alſo daran ein ächt deutſches Intereſſe knüpft.

Es iſt ein Unglück für die Griechen daß ſie unter drei verſchiedenen Regierungen ſtehen, unter dem Sultan, unter dem König Otto und unter der Königin Victoria. Hätte das Königreich eine beſſere Gränze bekommen, ſo wäre der Schaden minder groß; man gönnt zwar gern einer Million Griechen ihre politiſche Unabhängigkeit unter einer nationalen Regierung, aber eine politiſche Vereinigung der ganzen Nation, ſelbſt unter einem andern Herrſcher, hätte auch ihre großen Vorzüge. Da ich mich aber nicht mit Politik, ſondern mit

Digitized by Google

Völkerkunde beschäftige, so wird es hohe Zeit daß ich diese schon etwas lang gewordene Abschweifung abbreche und in meinem Thema fortfahre.

6. Die Rumänen zerfallen bekanntlich in zwei Abtheilungen, Walachen und Moldauer, zwischen der Unter-Donau und dem Dniestr. Ihre Sprache gehört der Hauptsache nach dem romanischen Stamm an, aber neben dem romanischen Fonds und den griechischen türkischen und slavischen Fremdwörtern zeigt sie noch ein eigenthümliches Element, welches keiner von diesen Nationen angehört, und welches wir also als dacisches Urelement anzunehmen berechtigt sind. In religiöser Beziehung haben die Rumänen den unschätzbaren Vortheil daß sie fast alle einer einzigen Kirche angehören, der griechischen. Aber ihre geographische Lage, die sich nun einmal nicht ändern läßt, verurtheilt sie unerbittlich zu politischer Unselbständigkeit. Eingekeilt in einen Winkel zwischen Slaven, Magyaren und andern Völkern, umgeben von drei mächtigen Staaten, würden sie, selbst wenn sie eine selbständige politische Einheit bildeten, doch immer nur der Zankapfel ihrer mächtigen Nachbarn seyn, und diesen eine Ursache beständiger Unruhe darbieten. So wie die Sachen liegen, dürfte es dem materiellen und geistigen Gedeihen der Rumänen am meisten zusagen, daß sie bei einem möglichst freien Spielraum für ihre innere Verwaltung einem großen Staatskörper angehören.

Die Beschäftigungen der Rumänen sind Ackerbau und Viehzucht, auch etwas Handel und Handwerke; aber das unglückselige Element der Feudalität steht der Entwicklung eines gesunden Bürgerwesens entgegen, und ist die Hauptursache daß die Nation in moralischer und intellectueller Beziehung noch ziemlich tief steht.

7. Slaven. Zum slavischen Völkerstamm gehören in der europäischen Türkei die Serben, die Bosniaken und die Herzegowiner, und wenn man Montenegro mit zum türkischen Reich rechnet, auch die Tschernagorzen; alle sind aber, trotz ihrer verschiedenen Religion und trotz ihrer verschiedenen politischen Stellung, nur *eine* Nation, und zwar vom südslavischen Stamm, welche diese Gegenden von jeher, das heißt wenigstens so weit die beglaubigte Geschichte geht, als Autochthonen bewohnt haben. Politisch sind sie 1) factisch unabhängig in Montenegro; 2) in einem sehr losen Suzeränetätsverhältniß in Serbien; 3) völlig türkische Unterthanen in Bosnien und in der Herzegowina. Religiös sind sie 1) griechische Christen in Serbien, Montenegro und der Herzegowina; 2) römisch-katholische Christen in Bosnien und in der Herzegowina. 3) Muhammedaner in Bosnien und in der Herzegowina. Gleich allen Slaven sind auch die türkischen Slaven zur Bildung eines kräftigen Bürgerstandes wenig geeignet; Ackerbau und Viehzucht bilden ihre vornehmste Beschäftigung. Ein unangenehmer Zug bei diesen Slaven ist ihre Abneigung gegen physische Reinlichkeit. Schmutz ist freilich im Orient ziemlich allgemein, aber wenn der türkische Bauer in Anatolien gegen den Schmutz seines Dorfes oder seiner Wohnung sehr gleichgültig ist, so ist er doch wenigstens auf seinem Körper reinlich, wenn auch nur aus religiöser Vorschrift; aber der Slave präsentirt sich immer schmutzig, was auf den von Jugend auf an Reinlichkeit gewohnten Europäer einen widerwärtigen Eindruck macht.

8. Kosaken gehören gleichfalls zu den slavischen Bewohnern des türkischen Reiches, doch sind sie nur in geringer Anzahl und wenigen Gemeinden vorhanden, und ihre Einwanderung datirt erst von dem Frieden von Kütschük Kainardsche. Es sind Reste der ehemaligen Zaporoger-Kosaken, welche sich dem Scheermesser Peters des Großen nicht unterwerfen wollten, daher unter Anführung ihres Hetmans Ignaz nach der Krim auswanderten. Von dem Namen dieses Anführers erhielten sie den Namen Inad Kazaklar, d. h. die hartnäckigen Kosaken. Als später die Krim dem russischen Reich einverleibt wurde, wanderten sie abermals aus, und unterwarfen sich dem türkischen Reich. Die Pforte wies ihnen Wohnsitze an der russischen Gränze an, aber die russische Regierung protestirte dagegen, und in der Convention von Ainalü Kawak wurde stipulirt daß sie von der russischen Gränze entfernt werden sollten. In Folge dieser Bestimmung wies ihnen die Pforte neue Wohnsitze in Kleinasien, nämlich in der Nähe von Samsun, an der Küste, und in der Nähe von Panderma, an dem See von Manias, an. Das gegenseitige Verhältniß der Pforte und der Kosaken ist sehr günstig; in die innern Angelegenheiten der Kosaken hat kein Türke sich einzumischen; sie sind frei von Abgaben, und die Ausübung ihres Cultus ist so wenig beschränkt daß sie selbst Glocken in ihren Kirchen haben — ein Vorrecht welches sonst nur die Maroniten besitzen. Für alle diese Privilegien, die sie zu den meist begünstigten Unterthanen der Pforte machen, haben sie nichts weiter zu thun als den Sultan für ihren Oberherrn anzuerkennen und ihm in Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl völlig einexercirter und equipirter Truppen zu stellen, und bis jetzt haben beide Theile ihre eingegangenen Verbindlichkeiten redlich erfüllt.

Die Kosaken gehören alle der griechischen Kirche an; sie beschäftigen sich mit Viehzucht und Fischerei. Sie zeichnen sich durch eine vorzügliche Reinlichkeit aus, und stehen bei ihren Nachbaren in dem Ruf einer großen Ehrlichkeit. Sprache, Kleidung und Sitten ihrer Heimath haben sie vollständig beibehalten.

9. Arnauten oder Albanesen. Auch der Arnaute gehört zur indoeuropäischen Völkerfamilie, aber er gleicht dem verlornen Sohn im Evangelium; er hat sich früh, sehr früh, vom väterlichen Haus entfernt und sein Erbgut verschleudert; die ursprüngliche Größe und Beschaffenheit desselben ist uns unbekannt. Später haben seine hellenischen, romanischen und slavischen Brüder ihm von ihrem Gut wieder mitleidig mitgetheilt, aber das hat noch immer nicht ausgereicht, so daß er auch bei den Türken häufige Anlehen gemacht hat. Wollte man aber alles von nah und fern erborgte fremde Gut absondern, so bliebe ihm doch noch ein sehr großer Vorrath, den wir der Hauptsache nach als eigenes indoeuropäisches Element anerkennen müssen. Es ist wohl kein Zweifel daß sie die Nachkommen der alten Epiroten sind. Bei den Türken heißen sie Arnaut (officiell Arnabut); sie selbst nennen sich Schkipetär, ein Wort dessen Bedeutung nicht ganz klar ist. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen, Tosken und Gegen, welche auch ziemlich ab-

Digitized by Google

weichende Dialekte reden. Religiös zerfallen sie in drei Abtheilungen, griechische, katholische und mohammedanische Albanesen. Ihre Unbotmäßigkeit, unterstützt durch die Beschaffenheit ihres Landes, machte von jeher der Pforte viel zu schaffen; in Kriegszeiten aber sind sie, solange sie gut bezahlt werden, eine vortreffliche Miliz. Auch nehmen sie von jeher gern Soldatendienste bei jedem der ihnen Geld gibt, so daß man sie nicht mit Unrecht die Schweizer des Orients nennt. In ihrer Heimath beschäftigen sie sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht; die ärmeren ziehen häufig außer Land um sich in der Fremde Geld zu verdienen; in Konstantinopel sind ihrer sehr viele als Bäcker, Brodverkäufer und Leberverkäufer beschäftigt, jedoch kehren sie immer wieder nach ihren heimathlichen Bergen zurück.

Damit wäre das Register der indo-europäischen Nationen in der Türkei erschöpft, wenigstens so weit die Nationen noch vorhanden sind; was die untergegangenen Nationalitäten betrifft, so werde ich am Schluß einige Bemerkungen darüber beibringen. Wir gehen jetzt zu den semitischen Völkern über.

10. Die Araber sind unter allen Nationalitäten des Reiches räumlich am weitesten verbreitet, denn sie bewohnen außer der eigentlichen Halbinsel Arabien, von welcher die westliche Küste mit Inbegriff der heiligen Städte Mekka und Medina zum türkischen Reiche gehört, den ganzen Landstrich von der Mündung des Tigris und Euphrat bis zur Gränze von Algerien, also Mesopotamien, Assyrien, Babylonien, Syrien und Palästina, Aegypten, Cyrenaica und die Regentschaften von Tripolis und Tunis; dabei sind sie wenig vermischt mit andern Nationen; in Tripolis und Tunis mit einigen Berbern, in Aegypten mit Kopten, und in Syrien mit einigen andern semitischen Stämmen. Die große Mehrzahl dieser ausgedehnten Bevölkerung gehört dem Islam an; die andern Religionen zählen unter ihnen ihre Bekenner nur nach Tausenden. Zu den nichtmohammedanischen Arabern gehören 1) die Sabier im Mündungslande des Euphrat und Tigris, eine ganz verkommene und fast verschollene Secte, welche man auch Johannis-Christen nennt; 2) die Drusen im Libanon und südwärts von Damascus im Hauran, eine heidnische Secte, welche den fatimitischen Chalifen Hakim Biemrullah als den menschgewordenen Gott verehren, im übrigen aber in religiösen Dingen sehr geheim sind; 3) die Nassairier, ein Wirrsal von allerhand ausschweifenden Verirrungen des menschlichen Geistes; sie verehren die Sonne, den Mond, einzelne Sterne, ja selbst die weiblichen Geschlechtstheile; 4) Christen vom anatolischen Ritus; 5) römisch-katholische Christen. Ferner gehören zu ihnen die Mutuali oder Ismaeliten, Nachkommen der Assassinen, welche aber jetzt harmlos den Gebräuchen des schiitischen Islam huldigen.

Der Araber ist schon an und für sich eine fanatische Natur, die größten Fanatiker aber sind die arabischen Christen, welche in dieser Beziehung selbst den Armeniern nichts nachgeben. Solche Nationen, deren ganzes Daseyn von Golddurst, Fanatismus und Wollust durchdrungen ist, eignen sich nicht zu einem selbständigen politischen Daseyn, und da man doch die Leute nicht mit Feuer und Schwert vertilgen oder von der übrigen Menschheit hermetisch absondern kann, so bleibt zum Heil der übrigen Menschheit eben nichts anderes übrig als sie unter einer schweren eisernen Faust niederzuhalten. Zarte empfindungsvolle Seelen mögen vielleicht darüber jammern, oder, wenn sie wollen, es versuchen diese Leute anders zu machen als sie sind; eine ruhige Ueberlegung aber wird immer darauf zurückkommen daß Nationen mit solchen Eigenheiten, welche dem friedlichen Verkehr mit andern Menschen feindlich sind, unter eine strenge Zucht gestellt werden müssen.

Auf der Insel Kreta befindet sich ebenfalls eine kleine Colonie Araber, Nachkommen einer Anzahl spanischer Araber, die sich im 9ten Jahrhundert der Insel bemächtigten, später aber wieder vertrieben wurden; man nennt sie Abadioten, vermuthlich von dem spanischen Stamme dem sie angehören.

11. Juden. Die Mehrzahl der im türkischen Reiche befindlichen Juden ist aus Europa eingewandert; eigentlich palästinensische Juden, d. h. solche welche niemals das Land ihrer Väter verlassen haben und von Generation zu Generation in Palästina geblieben sind, dürfte es nur sehr wenige Familien in Tiberias geben; auch werden wohl einzelne Familien in Mesopotamien nicht erst aus Europa eingewandert seyn. Bei weitem die Mehrzahl aber sind Einwanderer aus Europa, welche sich in zwei Classen theilen, nämlich spanische und polnische. Erstere wurden durch die Unduldsamkeit der spanischen Regierung gegen Ende des 15ten Jahrhunderts zur Auswanderung gezwungen, und gleichwie viele derselben in den Niederlanden, Deutschland, Frankreich, England und Italien ein Asyl fanden, so fand auch eine Anzahl derselben Aufnahme im türkischen Reiche. Als spätere Einwanderer genossen sie nicht alle Rechte der übrigen Raja, doch wurden sie von der Regierung weit weniger gedrückt als von ihrer eigenen Geistlichkeit, eine traurige Erscheinung, die sich auch in der griechischen Kirche zeigt. Die Sprache dieser spanischen Juden ist bis auf den heutigen Tag spanisch, freilich ein Spanisch wie man sich es nach fast 400jähriger Entfernung von Spanien vorstellen kann, aber doch ist es spanisch und nicht italienisch. Ihre frühere Tracht ist seit wenigen Jahren verschwunden; früher trugen sie noch den spanischen Hut, von welchen sie auf Befehl des Sultans Bajazid II den breiten Rand abschneiden mußten, und dessen unteres Ende mit einem blau- und weißgestreiften Tuche umwickelt wurde; aber dieser Kopfputz ist seit einigen Jahren gänzlich dem Fes gewichen; ebenso ist die radförmige Coiffure vom Haupte Rahels und Esthers gänzlich verschwunden, vermuthlich zum großen Verdruß der Rabbiner, aber gewiß zur großen Freude der Jüdinnen, welche dieses unförmige Möbel selbst im Bett nicht ablegen durften. Die spanischen Juden haben ihr Hauptquartier in Salonichi, dann aber auch in Konstantinopel und Smyrna; einzelne kleine Gemeinden finden sich fast in jeder Stadt.

Die polnischen Juden wohnen vornehmlich in der Moldau und Wallachei, wo sie ihren Brüdern in Rußland, Polen, Ungarn, Schlesien u. s. w. gleichen wie ein Ei dem andern; auch in Konstantinopel gibt es ihrer sehr viele, und der Weichselzopf, der unter ihnen stark haust, zeigt hinlänglich ihre Herkunft an. Die elenden Quartiere die sie bewohnen,

Digitized by Google

die finstern Höhlen, der gränzenlose Schmutz, das tiefe Elend dieser Leute haben von Zeit zu Zeit Menschenfreunde jedes Glaubens veranlaßt ihren erbarmungswürdigen Zustand möglichst zu verbessern; bis jetzt aber scheinen alle diese Versuche an der Indolenz, Hartnäckigkeit und Exclusivität der polnischen Juden gescheitert zu seyn. Auch diejenigen Quartiere, in welchen die Menschheit sich in ihrer tiefsten Erniedrigung zeigt, werden vorzugsweise von Judenmädchen aus der Moldau und Wallachei recrutirt. An der Regierung und an den Behörden liegt nicht die Schuld daß sich ein solches Bild des Jammers hier verewigt, im Gegentheil, ihre Befehle werden fast immer vereitelt.

Auch einige karaitische Gemeinden gibt es in Konstantinopel und andern Punkten, sie sind aus der Krim eingewandert.

Zu den Juden gehören in ethnographischer Beziehung ferner 1) die Samaritaner in Sichem, welche aber jetzt nur noch ein ganz kleines Häuflein von wenigen Familien bilden, und 2) drei verschiedene Classen von Juden welche zum Islam übergetreten sind, aber heimlich noch immer Juden sind, den Sabbath feiern u. s. w. Letztere sind wohl die sonderbarsten Leute im ganzen Reiche. Schon die Ursachen ihres Uebertrittes sind merkwürdig: so z. B. gab sich im 17ten Jahrhundert ein gewisser Sabbathai Zevi in Salonichi für den Messias aus und machte sich einen großen Anhang; die Sache drohte bedenklich zu werden, bis endlich die Pforte einschritt und den angeblichen Messias zwang den Islam anzunehmen. Durch diesen Schritt ihres Herrn und Meisters außer Fassung gebracht, wußten seine Anhänger nichts besseres zu thun, als ebenfalls zum Islam überzutreten, aber dieser Uebertritt war nur scheinbar.

Wir hätten also im ganzen sieben Classen von Juden aufgezählt, das sonderbarste ist daß sich alle diese Leute, die doch unzweifelhaft von einem und demselben Stamme sind, unter einander bis aufs Blut hassen und mit einander keinerlei Gemeinschaft haben, sowie auch die drei Classen mohammedanischer Juden sowohl unter sich als mit den übrigen Türken keinerlei Verkehr haben, jede treibt ihre Geschäfte ganz exclusiv für sich und will mit andern nichts zu thun haben.

Neben dem Handel und dem Mäklergeschäft (letzteres ist fast ausschließlich in ihren Händen) treiben sie auch noch verschiedene Handwerke) z. B. Fischerei, Klempnerei u. s. w., und nichts steht ihnen abseiten der Regierung oder der Bevölkerung im Wege um sich denselben Grad des Wohlbefindens zu verschaffen den alle andern Unterthanen des Reiches genießen, und doch sind sie physisch, intellectuell und bürgerlich verkommen, so daß sie in mancher Beziehung selbst unter den Zigeunern stehen, die wenigstens körperlich gesund sind, und intellectuell eben so hoch stehen wie die Juden. Den Schlüssel zu dieser seltsamen Erscheinung findet man in der strengen Zucht der Rabbiner; jeder Jude ist verpflichtet mit dem 15ten Jahre zu heirathen, und diese Maßregel allein ist hinreichend um die Nation physisch und bürgerlich zu Grunde zu richten. Außerdem macht ihr Fanatismus sie wenig geeignet zum Zusammenleben mit andern Nationen, während zu einer selbständigen abgeschlossenen Existenz ihnen ebenfalls die Bedingungen abgehen. Der Fanatismus, wovon ich oben schon manches Unerquickliche zu berichten hatte, ist übrigens bei den Juden in eine Art System gebracht; der Unsinn bleibt Unsinn, aber es ist doch Methode darin, so z. B. dürfen in den jüdischen Schulen, wo französisch gelehrt wird, die Zeitwörter croire und croître nicht als Paradigmen gebraucht werden, weil einzelne Formen derselben mit dem Worte croix gleichlautend sind; ebenso dürfen die Substantive cri, mari und einzelne Verbalformen von marier, savoir nicht angewendet werden, weil sie mit Christ, Marie, Jesus gleichlautend sind u. s. w. Zur Entschuldigung dieser Scurrilitäten läßt sich anführen daß es bei den Juden ein Act der Nothwehr ist, indem katholische Geistliche und protestantische Missionäre mit einander wetteifern die Juden in ihrer Ruhe zu stören und sie nach ihrer Façon selig zu machen, und das obige zeigt hinlänglich nach welcher Richtung sie vorzugsweise zur Abwehr genöthigt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cultur der Cassia und des Jasmin im südlichen Frankreich. [1]

Die Cassia von Farnese oder Cassia der Levante (Acacia Farnesiana) gehört zu den Leguminosen und ist indischen Ursprungs. Der Baum, der in seiner Heimath eine Höhe von etwa 5 Mètres erreicht, wird im Norden Europa's als Zierpflanze in Gewächshäusern gezogen, gedeiht aber in den wärmsten Regionen des südlichen Frankreichs im Freien, und wird wegen seiner Blüthen, die eine wichtige Rolle in der Kunst der Parfümerie spielen, in ziemlicher Menge angebaut. Die bedeutendsten Cassia-Anpflanzungen befinden sich in der Umgegend von Cannes (Departement du Var), wo wir Gelegenheit hatten ihre Cultur zu beobachten.

Die Vermehrung des Baumes geschieht im Frühling durch Samen, welchen man, um das Keimen zu beschleunigen, in Wasser legt, nachdem man die harte Hülse jeder Frucht sorgfältig durchschnitten hat. Sind die Samen im Wasser gehörig aufgequollen, was gewöhnlich nach zwei Tagen der Fall ist, so legt man sie in die Erde. Der Keim entwickelt sich nun außerordentlich rasch, und der junge Schößling ist schon im nächsten Frühjahr geschickt zum Verpflanzen.

Zur Anlegung der Cassiaplantagen wählt man trockenen Boden und ein gegen die Nordwinde geschütztes Terrain, das auf gewöhnliche Weise gedüngt und sorgfältig bearbeitet wird. Dann senkt man die jungen Stämmchen in Zwischenräumen von 2 Mètres ziemlich tief in die Erde, schneidet unmittelbar darauf, etwa eine Elle über dem Boden, von jedem die Krone ab, und gießt sie — zum ersten und einzigenmal während ihrer Existenz — reichlich. Das verstümmelte Bäumchen treibt

[1] Aus dem Journal d'Agriculture pratique.

Digitized by Google

nun Seitenzweige, von denen man aber nur an der Spitze drei bis vier stehen läßt, welche bestimmt sind gleichsam das Holzgerüst der becherförmigen Laubkrone zu bilden. Im März des folgenden Jahres düngt man die junge Pflanzung, und bearbeitet den Boden mit Hacke und Schaufel. Dann verschneidet man die drei oder vier stehengebliebenen Zweige, die inzwischen zu Aesten geworden sind, und putzt sie so aus daß an jedem nur drei Triebe stehen bleiben, nämlich einer nach jeder Seite und ein dritter nach oben hin. Jeder Baum besitzt also nicht mehr als 12 Zweige, und diese liefern die Ernte des Jahres. Im nächsten Frühjahr schneidet man die Zweige, die im vorigen Sommer geblüht haben, dicht an der Basis ab, läßt zwölf neue Augen treiben und entfernt alle andern Sprossen sorgfältig. Diese Procedur, sowie das Düngen und Umarbeiten des Bodens, wiederholt sich nun alljährlich in gleicher Weise, bis die Bäume, nach etwa sechszig bis siebenzig Ernten, an Triebkraft verlieren und durch neue Anpflanzungen ersetzt werden müssen.

Zu Ende jeden Sommers bedeckt sich der Cassiastrauch mit einer Masse kleiner, gelber, starkduftender Blüthen, deren Ernte in den ersten Septembertagen beginnt und etwa zwei Monate währt. Die kleinen Blumen werden sorgfältig in Körbe gesammelt und den Parfümeriefabriken in Grasse frisch zugeführt. Ihr flüchtiges Aroma, welches man durch eine Behandlung mit Oel, Fett oder Aether auszieht, bildet den Hauptbestandtheil in der Zusammensetzung vieler kostbaren Wohlgerüche. Auch im getrockneten Zustande bewahrt die Cassiablüthe zuweilen ihren vollen Duft, meist aber verliert sie an Werth, und liefert dann ein Parfüm das sich mit dem aus frischen Blumen gewonnenen Product nicht messen kann.

Der Cassiabaum gewährt schon in dem ersten Jahre nach der Verpflanzung eine kleine Ernte, seine ganze Triebkraft aber entwickelt er erst nach dem fünften Jahre, und liefert dann länger als ein halbes Jahrhundert durchschnittlich jährlich 1 Kilogr. frischer Blüthen, die mit 5 Francs per Kilogr. bezahlt werden. Eine Hectare Land mit etwa 5000 Stück Cassiabäumen gibt also einen jährlichen Ertrag von 25,000 Fr. Dieser hohe Preis des Artikels beweist hinlänglich daß die Production dem Bedürfnisse in keiner Weise genügt.

In der Umgegend von Algier ziehen die Araber in ihren Gärten einige Cassiabäume, aber nur zum eigenen Gebrauch. Sie parfümiren mit der Blüthe, deren Geruch sie sehr schätzen, die Sandelholzkästen, in denen sie ihre Kleidungsstücke aufbewahren, und die Frauen und Kinder benutzen sie während der Erntezeit, um — wie aus Rosenblättern und türkischem Jasmin — wohlriechende Perlen zu Rosenkränzen daraus zu fertigen.

Der spanische Jasmin (Jasminum grandiflorum), eine Pflanze indischen Ursprungs, welche man im nördlichen Europa nur in Gewächshäusern zieht, wächst in der Gegend von Cannes, Grasse und Antibes im südlichen Frankreich ebenfalls im Freien, und wird ihrer köstlich duftenden Blüthen wegen vielfach angebaut.

Zur Anlegung dieser Plantagen wählt man fettes, reiches Ackerland, welches sich leicht bewässern läßt. Die Vermehrung der Pflanze findet vermittelst des Pfropfreises statt. Als Pfropfstamm bedient man sich junger Schößlinge oder Absenker des gewöhnlichen Jasmin (Jasminum officinale), die man in Zwischenräumen von 60 Centimetres reihenweise einpflanzt. Zwischen den einzelnen Stecklingen jeder Reihe läßt man indessen nur 10 Centimètres Spatium. Diese Anpflanzung wird im Herbst vorgenommen. Im Frühjahr bearbeitet man die Plantage mit Hacke und Schaufel, und bewässert sie während des Sommers alle zwei Tage. Im nächsten Frühling, d. h. ein und ein halbes Jahr nach der Anpflanzung, werden die jungen Stämmchen dicht über der Erde gepfropft. Dann düngt man die Plantage, zieht um jedes Bäumchen einen kleinen Graben, um das Begießen zu erleichtern, und bringt zwischen jeder Reihe ein etwa 80 Centimètres hohes Stacket von Rohrstengeln (cannes de Provence) an, welches den sich schon im ersten Sommer üppig entwickelnden Pfropfreisern zur Stütze dienen soll.

Bei Einbruch des Winters bedeckt man die Bäumchen so weit mit Erde, daß die Basis des Pfropfreises hinlänglich gegen den Frost geschützt ist. Im Frühjahr zeigen sich alle Zweige die nicht mit Erde bedeckt waren erfroren, und man beschneidet sie nun so tief als möglich. Dann bessert man das Rohrgeländer aus, wo es nöthig ist, düngt und durchharkt den Boden aufs neue, gießt die Pflanzung im Sommer und so alljährlich.

Die Ernte der großen, weißen, äußerlich rothen Blüthen, die von den Parfümfabricanten sehr gesucht werden, beginnt schon im ersten Jahre nach dem Pfropfen. Sie findet in der Zeit von Anfang September bis Anfang November statt. Späterhin besitzt die Blüthe weniger Geruch. Die sorgsam in Körben gesammelten Blumen müssen, unmittelbar nachdem sie gepflückt sind, in die Parfümeriefabriken abgeliefert werden, weil sich ihr Duft, sobald sie welk werden, schnell verflüchtigt.

Ein tausend Jasminsträucher liefern etwa 40 Kilogramm frische Blüthen jährlich. Die Hektare Land producirt im ganzen jährlich 6640 Kil., die, das Kil. zu 2 Fr. 25 Cent. berechnet, einen Werth von 14,740 Fr. repräsentiren.

Die Triebfähigkeit des spanischen Jasmin währt in der Regel nicht länger als zehn Jahre, dann werden die Wurzeln des Baumes faul und sterben ab. Nach Ausrottung der Sträucher pflegt man das Land längere Zeit mit andern Pflanzen zu bestellen, denn die Erfahrung hat gelehrt daß mindestens ein Zeitraum von vier Jahren vergehen muß, ehe eine neue Jasminpflanzung auf dem alten Terrain gedeiht.

In der Gegend von Algier werden von den Eingebornen ebenfalls Jasminsträucher, aber nur als Zierpflanzen gezogen. Man unterscheidet hier zwei Sorten: den türkischen Jasmin mit kleinen Blüthen und den algierischen Jasmin, dessen große Blume zuweilen gefüllt erscheint und sehr geschätzt wird. Der Strauch erreicht unter dem afrikanischen Himmel ein sehr hohes Alter, wächst, wenn man die Ausbreitung seiner Aeste nicht hindert, wie der Weinstock an Geländern, und scheint die Menge seiner Blüthen von Jahr zu Jahr zu verdoppeln. Bei den Schwierigkeiten welche sich in Algier indu-

Digitized by Google

striellen Unternehmungen entgegenstellen, hat indessen die Jasminblüthe als Handelsartikel bis jetzt keine Bedeutung gewinnen können.

Die Red River, Assiniboine und Saskatschewan-Expeditionen in den Jahren 1857 und 1858.

Das Land welches zwischen dem obern See und den Felsengebirgen liegt, ist den britischen Geographen unter dem Namen Ruperts-Land bekannt, und wird von dem Winnipeg-See und seinem hydrographischen Zubehör ausgefüllt. Seine durchschnittliche Breite beträgt etwa 80 deutsche Meilen, die Länge dagegen 200 Meilen, die Oberfläche also 16,000 Quadratmeilen, es ist demnach so groß wie Großbritannien, Irland, Belgien und Holland mit Einrechnung von Stücken des Canals, einem Streifen von Frankreich und einem Stück Nordsee. Lord Selkirk war es, der 1811 in diese Gebiete, die er theilweis der Hudsonsbaycompagnie abkaufte, Auswanderer schickte und dadurch die Red-River-Niederlassung begründete. Die Colonie wollte aber nicht recht gedeihen, da der Auswandererstrom sie völlig vermied, und zwar lag der Fehler an mangelnden Verkehrsmitteln. Es wurde daher 1857 eine Expedition abgeschickt um eine „Sommerstraße" von Superior-City am obern See nach Selkirk, der einzigen bisherigen Stadt am Red-River abzustecken. Der Geolog dieser Expedition, Dr. Henry Youle Hind, hat uns eine Schilderung [1] über diese und die Erforschungen am Assiniboine und Saskatschewan geliefert. Er fand die Red-River-Niederlassung noch außerordentlich zurück und halb verwahrlost. Doch hat sich von 1823 bis 1856 die Bevölkerung schon von 600 auf 6523 Köpfe vermehrt, freilich eingerechnet alle Halbblutindianer. Der Ackerbau will nicht aufkommen, denn die Lust und das Vergnügen treibt die Einwohner auf die Jagd, welche auch einen viel größern Gewinn als die Feldarbeit abwirft. Obgleich in den Wäldern die Pflaumen wild wachsen, sieht man doch keine in den Gärten der Ansiedler, und mit Apfelbäumen wurden die ersten Versuche angestellt. Alle Industrie beschränkt sich bis jetzt auf das Daseyn etlicher Windmühlen. Obgleich es nahrhafte Weiden ringsum gibt, besitzt ein Hausstand kaum mehr als 30 bis 40 Stück Vieh, und die Zahl der Schafe, für deren Zucht das Land sich besonders eignen würde, ist sogar im Abnehmen begriffen. Das ist natürlich kein Vorwurf für die Ansiedler, denn wozu sollten sie mehr Vieh züchten als für ihre Bedürfnisse ausreicht, da sie den Ueberfluß nicht zu verwerthen vermögen? Jetzt aber hat das canadische Parlament 1 Million Dollars in fünf jährlichen Raten zum Bau einer Sommerstraße nach dem Red-River bewilligt, so daß die Entfernung von dem Fort Garry an diesem Fluß bis zum obern See auf sechs Tagereisen abgekürzt wird. Ein Auswanderer der Liverpool verläßt, wird künftig mit einem Dampfer in 11 Tagen Quebec, Collingwood am Huronsee mit Eisenbahnen in zwei, Fort William mit Dampfer in drei, und Fort Garry über den Pfeil-See und längs der Unionsgränze in sechs Tagen, zusammen in 22 Tagen von Liverpool aus erreichen können, während der jetzige Bootweg der „Voyageurs" der Pelzhandelsgesellschaften für Auswanderer völlig unbrauchbar ist.

Weiter westlich vom Red-River führen die Thäler des Assiniboine und Saskatschewan zu etlichen der niedrigsten Pässe über die Felsengebirge nach Britisch-Columbien. Der Weg selbst liegt über ein mit Weiden und Wäldern gesegnetes Land, so daß also dort die einzige Straße zu finden ist die nach dem Stillen Weltmeer führt und welche nicht streckenweise über Wüsten geht. Von den 3000 Quadratmeilen dieses Landes ist ein Drittel des Anbaues würdig, da es aber von 700 bis auf 4000 Fuß gegen die Felsengebirge ansteigt, so ist das Klima sehr rauh, doch hat man immerhin bei Fort Edmonton 3000' über dem Meere noch Weizen gebaut. In Ruperts Land ist das Klima außerordentlich günstig. Im Winter freilich herrscht eine Kälte wie in Kasan, im Sommer aber wird es so heiß daß Melonen im Freien reifen. Sehr viel Schaden richten im Frühjahr beim Schmelzen des Schnees Flüsse und Seen durch Ueberschwemmungen an, aber noch mehr zu fürchten sind die Heuschrecken. Wenn ihre Wolken sich zeigen, ist für den Landmann jede Hoffnung verloren. Sie rücken billionenweis an, und wenn sie im Fluge sind, glitzert die Luft der Sonne gegenüber wie Blei, während das Geräusch unbeschreiblich ist, als ob man Ohrensausen hätte. Die Indianer jener Landstriche führen ein gedankenloses Jägerleben, denn sie morden das Wild ohne Zweck und Schonung. Der Verfasser zählte einmal nicht weniger als 240 Büffel deren Leichen verfaulten, weil man sie in der Jagdhitze ohne Bedürfniß, nur aus reinem Uebermuth gefällt hatte. Die Indianer sterben übrigens dort rasch aus. Sie sehen auch selbst mit offenen Augen ihr Ende herannahen. Einer der Stämme war jedoch klug genug der Expedition die Führer zu entziehen, denn, erklärte ein verständiger Häuptling, man wolle nur eine neue Straße abstecken damit mehr Bleichgesichter ins Land kämen. „Wir wollen aber keine Bleichgesichter mehr, setzte er hinzu, denn sie bringen Krankheit und Pestilenz mit, wovon unser Volk stirbt." Abwenden freilich können die armen Jägervölker ihr Verderben nicht!

[1] Narrative of the Canadian Red River Exploring Expedition of 1857, and of the Assiniboine and Saskatchewan Exploring Expedition of 1858.

Einiges über die Bewohner und die Ausfuhren der Insel Ceram.

Von Juline Kögel.

Die größte der molukkischen Inseln ist Ceram; ein über 300 Quadratmeilen großes und größtentheils fruchtbares Land, das nur wenig angebaut, aber sehr reichlich mit trefflichen Hölzern bestanden ist. Nichtsdestoweniger würde der Reis hier gut gedeihen und zahlreiche Rinderheerden könnten Nahrung

Digitized by Google

finden, wenn die hier wohnenden Malayen [1] für gut fänden sich des Reisbaues und der Rindviehzucht zu befleißigen.

In frühern Jahrhunderten, wo die holländisch-ostindische Compagnie noch über diese Inseln herrschte, mußten die Gewürzbäume auf Ceram und vielen andern molukkischen Eilanden ausgerottet werden; in Folge dessen haben die Bewohner von 90 Kampongs der Insel — welche damals schon sehr menschenleer war — Ceram verlassen und sind nach andern Ländern übergesiedelt; dieses schöne Eiland verödete dadurch noch mehr, und die wilden köpfeabschneidenden Alfurer waren die Herren dieses Landes. Die Alfurer erscheinen jetzt nicht mehr so furchtbar wie früher, die holländisch-ostindische Compagnie hat auch längst schon zu existiren aufgehört, aber dessenungeachtet ist Ceram ein menschenleeres Land geblieben und befindet sich in einem kläglichen Zustande. Schon der Umstand daß man auf dieser Insel keine Chinesen antrifft, liefert einen Beweis dafür daß hier wenig zu erschachern seyn muß.

Das Innere und namentlich die Gebirge Cerams sind, obschon spärlich, doch nur mit Alfurern besiedelt, die hin und wieder ihre Colonien bis zum Strand vorgeschoben haben, wo sie unter der Obhut malayischer Häuptlinge stehen. Die nackendgehenden alfurischen Völkchen haben wenig Bedürfnisse, denn rothe Kopftücher, große und kleine Messer, Schießpulver, Feuersteine, Flinten, Glasperlen und (nur zuweilen) Cattun sind die einzigen europäischen Artikel welche sie gern einzutauschen suchen. In der Nähe der Küsten haben die Oran-Slam ihre Kampongs erbaut, diese Ortschaften liegen gewöhnlich weit (mehrere Tagreisen) von einander entfernt und sind immer nur schwach bevölkert, nämlich mit je 200—800 Seelen. Fischfang und Baumculturen ist der Haupterwerb der ceramschen Mohammedaner, und ersterer ist öfters deßhalb nicht lohnend, weil man die in großer Menge eingefangenen Fische nicht schnell genug abzusetzen vermag; denn Banda, Amboina und Saparua sind die einzigen in der Nähe gelegenen Märkte wo man täglich gedörrten und geräucherten Fisch verkaufen kann. Nach diesen Städten kann man von Ceram aus mit den kleinen Ruderfahrzeugen aber nur gelangen, wenn der Mangel an Ruderern oder ungünstiges Wetter der Seereise keine Hindernisse in den Weg legen; da dieses nun häufig der Fall ist, so richten Maden und Ameisen an den Fischvorräthen der Ceramer öfters auch großen Schaden an, bevor man diese Waare nach den beregten Städten exportirt hat. Bei weitem lohnender wie der Fischfang, ist den Bewohnern Cerams der Handel mit den Producten ihrer Palmen, weil diese nicht so schnell verderben. Hin und wieder besitzen die Oran-Slam zahlreiche Gruppen von Cocos- und Sagopalmen, welche aber nicht immer in der Nähe der Ortschaften, sondern gewöhnlich meilenweit davon entfernt, entweder am Strand (dieß ist fast immer mit Cocospalmen der Fall), oder im Wald angepflanzt wurden. Ist dieß letztere der Fall so ist der Transport des Sago und der Cocosnüsse oft sehr mühsam, weil — wenn auch die Wege eben und breit genug sind — bei dem gänzlichen Mangel an Lastthieren, Karren und Handwagen diese Producte von Menschen auf den Schultern nach Hause getragen werden. Der hier bearbeitete Sago sieht, wenn er aus der zersplitterten Palme geklopft und trocken geworden ist, aus wie Gyps; noch feucht, wird er in Blätter verpackt und ihm eine cylindrische Form gegeben, welche man alsdann einen Tumang nennt. Solche Sagotumang sind zwar von verschiedener Größe, jedoch die gewöhnlichen nur 2—3 Fuß lang und haben 9—12 Zoll im Durchmesser. Allein nicht nur als Mehl, sondern auch als Zwieback wird Sago von Ceram exportirt; derartiger Sago heißt Sagu-Baker, er ist viereckig von Gestalt und ebenso lang wie breit, ist aber höchstens ½ Zoll dick. Die größten Sagubaker sind einen Quadratfuß, die kleinsten etwa 3 Quadratzoll groß, und die Dicke letzterer beträgt kaum ¼ Zoll. Zwanzig solcher Sagubaker heißen ein Lakker, sie werden daher lakkerweis zusammengebunden und so verkauft.

Solcher Sagozwieback ist sehr hart, und man kann ihn ohne ihn naß zu machen nicht leicht zerbeißen, aber nichtsdestoweniger ist — mit Ausnahme bei den Amboinesen, welche täglich Babeeda [1] (Sagomehl-Stärke) speisen — Sagubaker das tägliche Brod der Eingebornen auf den Molukken. Weder Ameisen noch Würmer beschädigen solch hartes Brod, und nur wenn es feucht geworden fressen sie es.

Gewöhnlich begeben sich die vornehmeren Oran-Slam jährlich einigemal von Ceram nach Amboina, Banda oder Saparua, um dort ihre Waare zu verkaufen und alsdann ihren Bedarf an europäischen und chinesischen Fabricaten sich daselbst für baares Geld zu verschaffen.

Auf Ceram selbst wird sowohl mit Alfurern wie mit Mohammedanern fast immer nur Tauschhandel getrieben, wobei mir, einem mit derartiger Handelsmethode Unbekannten, befremdend war, daß ein Alfurer zu Sawai (auf der Nordküste Cerams) mir zum Tausch für meine Flinte eine seiner drei Töchter anbot. Ein anderesmal sah ich zu Galewaru (auf einer kleinen Insel unweit der Ostküste Cerams) wie ein ceramscher Ortshäuptling einem buginesischen Handelsmanne für die gekaufte aber noch nicht bezahlte Waare ein 8 bis 9jähriges Buschbusch- (Papua-) mädchen — wahrscheinlich ein geraubtes Kind — gab.

Weil die Ortshäuptlinge gewöhnlich die bedeutendsten Kaufleute und nicht selten auch große Gauner sind, ist der Tauschhandel auf Ceram für Fremdlinge oft mit Schwierigkeiten verbunden, welche man erst an Ort und Stelle kennen lernt. Im westlichen Theile Cerams, so weit die Insel unter Jurisdiction Amboina's steht, kann der Fremde gegen Einheimische wohl noch Recht bekommen; vielleicht auch zu Wahay (auf der Nordküste Cerams gelegen), wo ein holländischer Lieutenant auch zugleich Amtmann ist, und nöthigenfalls militärischer Beistand geleistet wird. Aber auf dem südöstlichen Theile der Insel herrscht noch das Recht des Stärkeren, denn hier helfen betrogene buginesische Handelsleute nicht selten sich

[1] Die hiesigen Malayen werden Oran-Slam (d. i. Oran-Islam, Mohammedaner) genannt.

[1] Babeeda wird auch zum Stärken der Wäsche benutzt.

Digitized by Google

selbst, und brennen die Kampongs treuloser Ceramer nieder oder verwüsten deren Baumculturen.

Bemerkenswerth ist noch daß die Oran-Slam sowohl wie die Alfurer auf Ceram weder Liebhaber der Spirituosen noch des Opiums sind.

Miscellen.

Phosphorverbindungen in der Luft entdeckt. Hr. Barral, der schon früher Stickstoffverbindungen in der Luft entdeckt hatte, vermuthete daß unsere Atmosphäre auch Phosphorverbindungen enthalten müsse. Seine ersten Versuche vor etlichen Jahren fielen auch günstig aus. Er entdeckte Phosphor im Regenwasser, beobachtete aber tiefes Schweigen über seine Wahrnehmung, denn er hatte oft schon bemerkt daß chemisch reines Wasser, wenn es nur etliche Zeit in Glas- oder Porcellangefäßen gestanden war, Spuren von phosphorsaurem Kalk enthielt. Um diese Quellen des Irrthums zu beseitigen, entschloß er sich Regenwasser in Platingeschirren aufzufangen, und zwar nur Regenwasser welches unter seinen Augen und auf vorher völlig gereinigten Oberflächen gefallen war. Da nun das Regenwasser höchst geringe Mengen Phosphor enthält, so mußte Barral fünf Jahre sammeln um sich 1295 Litres Regenwasser welches in Paris, und 390 Litres welches auf dem Lande gefallen war, zu verschaffen. In diesen Mengen traf er 29 Gramm 284 Milligr., und 3 Gr. 072 Milligr. feste Reste, also mehr bei dem städtischen als bei dem ländlichen Regenwasser an, und die darin enthaltenen Mengen von Phosphorsäure schwankten zwischen 2—11 Promille, also daß ein Litre Regenwasser 0, Milligr. 05 bis 0, Milligr. 09 Phosphorsäure enthalten würde, und zwar das ländliche Meteorwasser mehr als das städtische. Daraus folgt nun daß der Regen in Frankreich einem Hectar Landes etwa 400 Gramm Phosphorsäure zuführt, da aber ein Hectolitre Korn 1 Kilogr. Phosphorsäure enthält, und ein Hectar 7—8 Hectol. Korn gibt, so würden 20 Jahre nöthig seyn, damit der Regen so viel Phosphorsäure zurückbrächte, als eine volle Ernte dem Boden entzogen hätte, vorausgesetzt daß nicht gedüngt worden, im Boden selbst keine Phosphorsäure vorhanden gewesen, und nur durch den Regen den Pflanzen die atmosphärische Phosphorquelle zugänglich gewesen wäre.

*

Die beiden Treibeisströme an den grönländischen Küsten. Capitän Young, in seinem Bericht über die nordatlantischen Sondirungen, ist der Ansicht daß es um die grönländische Küste, westlich von Cap Farewell, zwei besondere Arten Treibeis gebe, die stets einander nahe kommen, aber nie zusammentreffen. Die eine findet man in der weiten Fläche der Baffins-See und den westlich von Grönland in dieselbe führenden Canälen. Diese wird von den Grönländern das West-Eis genannt, und obgleich es oft den obern Theil der Melville-Bay versperrt, ist doch stets offenes Wasser zwischen ihr und Grönland, bis nach Holsteinberg hinauf. Die zweite Art Eis ist das Spitzbergen- oder Haufen- (store) Eis, welches an der Ostküste von Grönland herabkommt, um Cap Farewell treibt, und von der Strömung die Westküste hinauf, hin und wieder sogar bis zum Polarkreis, geführt wird; ehe es jedoch diese Zone erreicht, bricht es gewöhnlich in Stücke und verschwindet endlich in der Strömung, indem es durch die Davis-Straße in den atlantischen Ocean kommt. Diese beiden großen Eisströme nähern sich einander so sehr, daß nach den Colonien bestimmte Schiffe in den ersten Frühlingswochen in der Davis-Straße zwischen dem West-Eis und dem Spitzbergen-Eis hindurch fuhren. Wie es aber zwei Arten oceanischen Eises gibt, so gibt es auch zwei besondere Classen von Eisbergen, nämlich diejenigen von den erstaunlichen Gletschern weit an der Westküste von Grönland hinauf, und diejenigen welche von den Gletschern hoch oben an der Ostküste Grönlands und von denen auf Spitzbergen in See gegangen. Die westgrönländischen Eisberge begleiten das West-Eis und bewegen sich zuweilen schneller als dieses, und nur in sehr seltenen Ausnahmsfällen werden sie von steifen Winden an die grönländische Küste, unterhalb der Parallele des Polarkreises, getrieben. Die an die Südküste Grönlands gelangenden ostgrönländischen und spitzbergen'schen Eisberge sind bei weitem kleiner als die an der Westküste erzeugten, und da sie während ihrer langen Wanderung südwärts dem wärmeren atlantischen Wind und schwerer Deining (der Meeresbewegung nach Stürmen) ausgesetzt sind, so nehmen sie, bevor sie Cap Farewell erreichen, an Umfang beträchtlich ab. — Was die „Flotation" des Eises betrifft, so glaubt Capitän Young: die gewöhnliche Berechnung, daß sieben Achtel einer kubischen Eismasse unter Wasser seyen, lasse sich auf Eisberge nicht anwenden; er ist vielmehr der Ansicht daß sie im Verhältniß von 6 Fuß unterhalb zu 1 Fuß senkrechter Höhe oberhalb des Wassers eingetaucht seyen. Daher konnte sich in 150 Faden Wasser, den kleinsten Sondirungen im Eingang des Julianshaab Fjord — wo man das Landen des Telegraphentaus empfiehlt — kein Eisberg von den an der Ost- und Südküste Grönlands gewöhnlichen Dimensionen festsetzen. (Athenäum.)

*

Ebbe und Fluth im Michigan. Oberst Graham, von dem Ingenieur-Corps der Vereinigten Staaten, hat durch eine Reihe von Beobachtungen, die sich auf nahezu 10,000 belaufen, das Vorhandenseyn einer halbtägigen Mondsfluthwoge auf dem Michigan-See außer allen Zweifel gestellt. Die Beobachtungen wurden sowohl bei Tag als bei Nacht in Zwischenräumen von einer halben Stunde ununterbrochen fortgesetzt, und nur dann (was aber höchst selten vorkam) unterlassen, wenn heftige Stürme sie ungenau gemacht haben würden. Die Ergebnisse zeigen daß die Höhe der mittleren Fluthwoge auf ihrem Gipfel 1¾ Zoll und die durchschnittliche Zeit des Hochwassers 30 Minuten nach der Zeit des Monds-Meridian-Durchgangs beträgt. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 10. Augsburg, 3 März 1861.

Medien.

I.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

Um zu einem genauen Verständnisse der iranischen Verhältnisse, selbst in den älteren Zeiten gelangen zu können, ist vor allem die Thatsache festzuhalten daß das gemeinschaftliche Band das ganz Iran umschlang und zu einem Ganzen vereinigte, ein ungemein loses war, und daß jede Provinz ihre eigene gesonderte Geschichte und ihre eigenthümliche Gliederung besaß, an der sie unrückbar festhielt. So groß war die Zähigkeit mit der man die alten Sitten und Gebräuche bewahrte, daß alle politischen Stürme, welche den Gesammtstaat erschütterten, auf das innere Leben der Stämme nur sehr geringen Einfluß übten, und dieses darum zum Theil bis auf den heutigen Tag unverändert sich erhalten hat. Dieses innere Leben war aber fast bei jedem einzelnen Stamme ein anderes, indem die localen Verhältnisse der Provinz selbst, die verschiedenen Classen der Bewohner, endlich die angränzenden Völker eine Mannichfaltigkeit der Interessen und Zustände herbeiführte, welche eine gesonderte Betrachtung jeder Provinz nothwendig macht.

Wir haben es vor einigen Jahren unternommen eine der südlichsten Provinzen des iranischen Reiches, die Provinz Susiana, in diesen Blättern einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen. Wir wollen nun versuchen eine andere Provinz und zwar eine der unzweifelhaft wichtigsten Landschaften, in ähnlicher Weise zu besprechen. Wie Susiana, ist sie an die westliche Gränze des iranischen Landesgebietes vorgeschoben und hat daher von altersher viele Beziehungen zu dem Westen gehabt. Die Natur des iranischen Landes überhaupt und Mediens insbesondere ist schroff von dem Westen geschieden. Das Land der Iranier ist vorzugsweise ein gebirgiges, während dagegen die Semiten im Westen große Ebenen bewohnen. Aber dieser Uebergang von den Ebenen Syriens und Mesopotamiens in das medische Hochland ist kein schrosser und plötzlicher. Man begegnet im Osten des Tigris zuerst den Hamrinbergen, die von mäßiger Höhe und kahl sind, sie bilden den ächten Gränzwall der Wüste. Hat man die Hamrinberge erstiegen, so tritt man in das südliche Kurdistan ein. Es ist indeß nicht eine fortlaufende Hochebene die wir hier finden; zahlreiche Flüßchen haben tiefere Einschnitte gemacht, man findet selbst größere Thäler mit namhaften Ortschaften; in diesen Vorbergen trifft man öfter auf Naphthaquellen. Weiter gegen Osten erhebt sich dann ein neuer Gebirgszug, der Karadagh (Schwarzberg) genannt wird und sich gegen Nordwesten zieht, hinter ihm liegen die höheren Kurkur-Ajmir- und Avromanberge. Zwischen diesen beiden Bergreihen, dem Karadagh im Westen, und den Ajmir- und Avromanbergen im Osten, liegen noch mehrere anmuthige und geschichtlich bedeutende Thäler, wie das Thal von Schehrizor (Siazuros bei den Byzantinern), südlich davon die kleine Ebene Semiram, welche die Natur selbst zu einer Veste von bedeutender Stärke gestaltet hat. Erst hinter den genannten Bergen liegt der hohe Schahu, der Zagros, das eigentliche Scheidegebirge, das die Meder und Elymäer von den Assyrern und Babyloniern trennt. Hat man aber nun diese Gebirge überstiegen, so kommt man in ein wasserreiches Hochland mit lieblichen Alpenthälern, an letzteren ist namentlich der Norden Mediens reich. Zahlreiche Ströme verdanken diesem medischen Hochlande ihre Entstehung, mehrere derselben haben sich durch die Gebirge ihren Weg in die westlichen Ebenen zu bahnen gewußt und strömen dem Tigris zu. Fast alle die östlichen Zuflüsse des Tigrisflusses gehören in ihrem obern Laufe dem medischen Hochlande an, ihr Stromgebiet das noch als Ritter seine Geographie Irans schrieb, in vielen Punkten dunkel und unerforscht war, ist jetzt durch die Reisen Ainsworths, Rawlinsons und Layards ziemlich genau bekannt. Zu den bedeutendsten Zuflüssen des Tigris gehört der Diala, der Delas oder Sillas der Alten, von diesem Strom führte eine der bekanntesten Handelsstraßen der alten Welt in den Osten. Der Diala entspringt in Sangur südlich von der Kurdenstadt Senna (dem Sintha der Alten); wenn man von Senna nach Kermanschah gelangen will, so muß man diesen Fluß durchsetzen. Unzählige Gebirgsbäche vermehren die Menge seines Wassers das sich durch die Engpässe von Darna (die schon dem Ptolemäus unter diesem Namen bekannt sind), den Ausgang in

Digitized by Google

die Ebene verſchafft. Nach ſeinem Eintritt in die Ebene erhält der Fluß noch bedeutende Zuflüſſe, darunter den Holvanfluß unweit Chanikin. Erſt nach der Aufnahme des zuletzt genannten Fluſſes erhält der Strom den Namen Diala, früher heißt er Abi Schirvan. Längs des Holvanfluſſes führt die bedeutendſte Straße nach Medien, der einzige für Handelskarawanen brauchbare Weg in dieſer Gegend. Zwei andere Pfade führen noch über die Berge nach Kermanſchah, aber Rawlinſon der ſie begangen hat, verſichert, dieſelben ſeyen ſo beſchwerlich daß man niemals habe daran denken können ſie für den größern Verkehr zu benützen. Weit unbedeutender als der Diala iſt der zweite mehr gegen Norden gelegene Strom, der Adhem oder Adheim, der Physcon der Alten. Der Adheim wird aus drei kleinen Flüßchen vom Kerkuk, Touk, und Tozkhurmetli gebildet, er verdankt ſeine Waſſer ganz den Vorbergen, und der ohnehin unbedeutende Beſtand ſeines Waſſers wird noch durch häufige Abzugscanäle vermindert, ſo daß namentlich in der heißen Jahreszeit ſein Bett oft ganz trocken liegt. Bedeutend ſind wieder die beiden noch übrigen Abflüſſe des Zagros nach Weſten. Der kleine Zab entſpringt in dem Thal von Legvin, unweit Soudſch-Bulak, von da fließt er in die angränzende Ebene Lahidſchan und vereinigt ſich mit mehrern Gebirgsbächen, die von dem Theil des Zagros niederſtrömen, den man dort die Kandilberge nennt, er bewäſſert dann den Diſtrict Serdaſcht und bahnt ſich dann ſeinen Weg in die aſſyriſche Ebene. Die Gebirgsgegenden an den obern Ufern dieſes Fluſſes gehören zu den rauheſten des Zagrosgebirges, die Bewohner desſelben zu den wildeſten und ungaſtlichſten, daher die lange Unbekanntſchaft mit ſeinem Lauf. Nicht viel beſſer war es noch vor kurzem mit dem Stromgebiet des großen Zab, des Lycus der Alten, beſtellt, deſſen Lauf ein viel längerer iſt. Auch dieſer Strom windet ſich etwa 50 geographiſche Meilen weit durch die wildeſten Wald- und Berggegenden, in welchen fanatiſche Kurden mit dem noch übrigen ſchwachen Reſte der ſyriſchen Neſtorianer vermiſcht wohnen. An dem unterſten Laufe dieſes Fluſſes, wo derſelbe ſchon in die Vorberge eingetreten iſt, liegt die berühmte Stadt Arbela, zum Theil von Kurden, zum Theil von Semiten bewohnt.

Das Hochland, welches im Oſten des Zagrosgebirges liegt, iſt noch mit vielen Bergzügen durchſchnitten, nicht unfruchtbar und ſowohl für Ackerbau als Viehzucht geeignet, obwohl die Winter ſehr ſtrenge ſind. In einer Senkung dieſes Hochlandes haben ſich Seen gebildet, von denen der Urmiaſee, von den Alten Spauta genannt, dem alten Medien gewiß angehört. Dagegen gehört der Vanſee bereits zu Armenien, und die Ufer des kaſpiſchen Meeres haben die Gränzen von Medien nicht erreicht. In dieſe See fließt jedoch der bedeutendſte Strom Mediens gegen Norden, der Kiſil-Oſen oder der Amardus der Alten. Dieſer Fluß durchbricht die Felswand, die gegen Norden ſeinen Lauf hindert und fällt nach einem Laufe von 70—80 geographiſche Meilen bei Reſcht in Ghilan in das kaſpiſche Meer. Die gegen Süden ablaufenden bedeutenderen Ströme, der Kerkha und Dizful gehören dem größten Theile ihres Laufes nach zu Suſiana, und ſind dort von uns beſchrieben worden.

Die Gränzen des alten Mediens ſind uns von Herodot ſchon im allgemeinen angegeben worden: im Weſten iſt es der Zagros, im Oſten die caſpiſchen Thore bei Dameghan oder die Provinzen Parthien und Hyrcanien, im Norden das caſpiſche Meer und der Araxes, im Süden die Provinzen Perſis und Suſiana. Herodot gibt dem Lande einen Umfang von beiläufig 4000 Stadien; er weiß daß dasſelbe hochgelegen und kalt, aber doch fruchtbar iſt und alles nöthige hervorbringt. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen daß die Bewohner des Landes ſelbſt ſich lange als ein zuſammengehöriges Ganze auffaßten, erſt mit dem Beginn des Islam ſcheint dieſe Auffaſſung in den Hintergrund getreten zu ſeyn. Früher ſcheint man das mediſche Gebiet als ein Ganzes betrachtet zu haben, ſpäter tritt eine Theilung desſelben ein, indem man den nördlicheren Theil als Atropatene von dem ſüdlicheren oder Großmedien abſchied. Dieſe Trennung ſoll angeblich aus der Zeit Alexanders des Großen herrühren, der einen gewiſſen Atropates als Statthalter dieſer Provinz eingeſetzt haben ſoll. Man hat die Richtigkeit dieſer Angabe mehrfach in Zweifel ziehen wollen, mir aber ſcheint dieſe Erklärung die wahrſcheinlichſte zu ſeyn. Atropates oder Atrapes, wie er auch genannt wird, iſt das moderne Aderbat Feuerherd, ein ſehr gewöhnlicher perſiſcher Name. Daraus leiten ſich denn die Namen Atropatene oder Aterpatakan, Aderbeidſchan, was alles dasſelbe iſt, folgerichtig ab. Gegen die Bedeutung Feuerland, die man dem Worte Aderbeidſchan geben wollte, iſt zu bemerken daß dadurch nur der erſte, nicht aber aber auch der zweite Theil des Wortes erklärt wird.

Die Natur dieſes Hochlandes, und namentlich die Unwegſamkeit des Gränzgebirges gegen Weſten erklärt uns, warum Medien nicht eben viel von auswärtigen Eroberern zu leiden hatte, und warum ſelbſt ein ſo mächtiges Reich wie Aſſyrien, das doch ſein Gebiet ganz nahe an den mediſchen Gränzen beſaß, erſt verhältnißmäßig ſpät daran dachte in Medien Eroberungen zu machen. Ein Zug gegen dieſe Hochländer wurde durch die wilde und kriegeriſche, mit jedem Schlupfwinkel vertraute Bevölkerung überaus ſchwierig gemacht. Außer den Beſchwerden des Eroberungszuges mag auch die Gewißheit daß in dieſen Bergen wenig zu holen ſey, viel dazu beigetragen haben die Luſt nach einem ſolchen Zug zu mindern. Es begreift ſich ferner, warum die Einwohner von Ninive gerade gegen die mediſche Seite hin ihre Stadt beſonders zu ſchützen ſuchten, ohne daß ihnen dieß auf die Dauer gelang. Ninive lag von den mediſchen Bergen nicht ſehr entfernt, die Meder konnten leicht in ihren Gebirgsthälern ſich ſammeln und einen Zug ausführen, ehe man noch in der Ebene genügende Kunde von ihrem Vorhaben erhielt. So unwegſam ſind indeß dieſe mediſchen Berge doch nicht daß ſie nicht dem Eroberer wie dem Kaufmann einzelne Päſſe darbieten ſollten, durch welche man in das Innere Mediens dringen kann. Ein ſolcher Weg findet ſich ganz in der Nähe von Ninive, und verband dieſe Handelsſtadt mit dem ſpäter zu beſchreibenden nördlichen Ekbatana. Dieſer Weg führt durch die Ebene nach Arbela, von da über

Digitized by Google

Harir, Rovandiz und Sidak nach Uschnei. Auf diesem Weg reisen noch heute die nestorianischen Geistlichen von Urumia nach Mosul, schon der Kaiser Heraclius ist auf diesem Weg nach Medien vorgedrungen, und daß er auch in noch höherm Alterthum schon im Gebrauch war, beweisen Keilinschriften die sich auf der Paßhöhe von Keli-Shin befinden. Am bekanntesten ist aber der schon oben erwähnte Weg, der an dem Holvanflusse nach dem medischen Ekbatana führte, und dessen einzelne Stationen uns Isidor von Charax angegeben hat, die Straße ist noch heute sehr besucht, wiewohl seit der Auffindung des Seeweges nicht mehr von so großer Bedeutung wie im Alterthum, die einzelnen Stationen sind mit ziemlicher Sicherheit nachweisbar.[1] Der alte Weg, wie ihn Isidor von Charax beschreibt, gieng von Seleucia aus, diese alte Stadt lag nicht sehr entfernt von Bagdad, dem heutigen Ausgangspunkte; darum treffen auch die älteren und neueren Stationen ziemlich nahe zusammen. Man gelangte von Seleucia aus zuerst nach der von Griechen bewohnten Stadt Artemita, deren Ruinen man wahrscheinlich in denen von Kuruster, unweit des Dorfes Bakuba, zu suchen hat; diese sind leider noch nicht genauer beschrieben, doch wissen wir daß sie bedeutend sind, und daß man in ihnen noch deutlich den Lauf der verschiedenen Straßen erkennen kann. Wie dem auch sey, auf keinen Fall kann Artemita, welche Stadt von dem Dialasflusse durchschnitten wurde, weit von dem heutigen Bakuba entfernt gewesen seyn. Artemita lag in der Provinz Apolloniatis, die ungefähr bis zu dem jetzigen Orte Kizil-Robat sich erstreckt haben mag; aus ihr kam man in die Provinz Chalonitis mit der Hauptstadt Chala. Diese eben genannte Stadt will Masson in der Nähe der Ruinen von Kasr-Schirin bestimmen; Rawlinson dagegen behauptet das alte Chala sey nichts anders als die im Mittelalter oft genannte Stadt Holvan, und über die Ruinen dieser Stadt können keine Zweifel bestehen, sie sind noch sehr wohl zu erkennen bei Sar Puli Zohab, ungefähr acht englische Meilen von der modernen Stadt Zohab entfernt. Unmittelbar hinter dieser Stadt beginnt das Aufsteigen des Zagrosgebirges und somit die Gränzen Mediens. Auf sehr beschwerlichen Wegen erklimmt man die Höhe des Passes, auf der Paßhöhe selbst liegt das Dorf Kerend, sicher das Karina bei Isidor. In diesem Bergdistricte liegen bloß Dörfer, keine Stadt, die Bevölkerung lebt meist von Viehzucht. Von da kommt man in die Provinz Cambadene, mit der Hauptstadt Baptana, diese Stadt wird durch das heutige Kermanschah repräsentirt, das aber darum nicht gerade auf derselben Stelle zu liegen braucht wie die ältere Stadt, diese lag wohl näher an den Denkmalen von Behistan, von denen unten die Rede seyn wird. Jenseits Behistan hörte die Provinz Cambadene auf, und das obere Medien beginnt. In diesem wird ein Ort Konkobar erwähnt, dem man leicht in den heutigen Kongaver wieder erkennt, und ein Zollhaus Batsigraban.[1] Dieses Zollhaus wird wahrscheinlich in der Nähe des heutigen Dorfes Sana gewesen seyn, dort ist noch heutzutage die Gränze der Districte Kermanschah und Hamadan. Von da aus gelangte man dann nach Ekbatana.

Eine dritte Straße die im Alterthum von Wichtigkeit war, ist die von Susiana nach Medien. Diodor (XIX, 2) beschreibt dieselbe als durch Messabatika (die heutige Ebene Mah Sabadan) führend auf großen Umwegen welche die Reise auf 40 Tagemärsche ausdehnten, die aber stets Gegenden durchkreuzten wo Fülle von Lebensmitteln zu haben war. Dieser Bericht Diodors ist vollkommen richtig, und der Grund dieser großen Umwege leicht einzusehen. Die directe Linie von Susa nach Medien würde das Kerkhathal entlang nach Kermanschah oder Khorremabad geführt haben, beide Wege sind selbst jetzt für Artillerie äußerst beschwerlich, sie mußten im Alterthum für Heere, die nothwendigerweise Transportwagen mit sich führen mußten, vollkommen unzugänglich seyn. Außer diesem geraden Weg gab es aber dann wirklich keine andere Route als die von Diodor beschriebene durch Messabatika, die nach den Thoren des Zagros und auf die Paßhöhe von Kerend führt.

Das ziemlich umfangreiche Land zerfiel nun in mehrere Unterabtheilungen, von mehreren, aber schwerlich von allen sind uns Namen erhalten. Wir haben schon Gelegenheit gehabt einen solchen District zu nennen, den man auf der Straße von Seleucia nach Ekbatana durchwanderte, es ist der District den die Keilinschriften Kampada, die Alten Cambadene nennen. Noch heute führt die Gegend bei Behistan, am linken Ufer des Gamasabflusses den Namen Chamabatan. Eine zweite Gegend welche die Keilinschriften nennen, ist Nisaya, auch die Alten kennen die nisäischen Felder und die treffliche Pferdezucht daselbst, sind aber über die Gegend wohin diese Felder zu setzen seyen, nichts weniger als einerlei Meinung. Rawlinson glaubt sie in den reichen Weideplätzen von Alischtar und Khawa suchen zu dürfen, die im Nordwesten von Khorremabad auf dem Wege nach Behistan liegen. Eine dritte Provinz in Medien ist Raga, die man leicht in dem Raghiana der Alten erkennt, und über deren Lage keine Zweifel obwalten können. Zu den Medern muß auch das Land der Sagartier, der Asagarta der Keilinschriften gezogen werden, obwohl die Keilinschriften ebenso wie die Alten die Sagartier von den Medern abtrennen. Herodot (VII, 84) beschreibt sie als ein iranisches Volk mit iranischer Sprache und mit Gebräuchen zwischen den Persern und Paktyern. Der Hauptort dieses Bezirkes hieß Arbira, was unzweifelhaft das heutige Arbela ist; es muß also dieser Stamm seine Herrschaft bis in die Vorberge der assyrischen Ebene erstreckt haben. Außer diesen größern Bezirken nennen die Keilinschriften und die Alten auch bedeutende Städte und Festungen in Medien. Unter den ersteren steht Ekbatana oder Hangmatana (das ist Versammlungsort) oben an. Daß dieser Ort an der Stelle des heutigen Hama-

[1] Die ganze Straße ist von zwei Engländern mit Rücksicht auf die Angaben der Alten genau untersucht und besprochen worden, zuerst von Rawlinson im Journal of the Royal Geographical Society T. IX, 34, und von Masson (Journal of the Royal Asiatic Society T. XII, 97 flg.)

[1] Dieß ist sicher die einzig richtige Lesart. Bazi heißt schon in den Keilinschriften Tribut, Steuer, und grab ist unser greifen, nehmen.

Digitized by Google

dan lag, der ſogar noch denſelben Namen führt, kann jetzt für ziemlich ausgemacht gelten. Die Pracht der Bauwerke welche namentlich von den erſten mediſchen Oberkönigen dort aufgeführt wurden, iſt von den Alten öfters beſchrieben worden, wir wollen hier auf dieſen Punkt nicht zurückkommen, weil wir ſchon vor einigen Jahren (vgl. Ausland 1858 S. 1108) in dieſen Blättern über die Anlage Ekbatana's geſprochen, und gefunden haben daß fremder namentlich babyloniſcher Einfluß in dieſen Bauwerken wahrzunehmen ſey. Noch ſind die Spuren der alten Stadt nicht vollkommen von der Erde verſchwunden. Wie in der Gegend des alten Ninive, ſo finden ſich auch bei Hamadan noch zahlreiche Ruinenhügel in denen Alterthümer verborgen ſind. Nicht alle dieſe Hügel gehören der älteſten Zeit an, manche derſelben gehören erſt in die Zeit der Khaliſen, aber dieſe ſtechen durch ihr ganzes Ausſehen von den ältern deutlich ab. Die Nachforſchung weniger Tage bei dem Aufenthalt des bekannten engliſchen Reiſenden Morier hat hingereicht um Münzen, geſchnittene Steine und anderes, meiſt aus der Zeit der Arſaciden und Seleuciden an das Tageslicht zu bringen, planmäßige Nachgrabungen würden gewiß weit ältere und werthvollere Denkmale wieder zugänglich machen, die Hügel unmittelbar hinter Hamadan ſind mit künſtlichen Erhebungen und Gräbern angefüllt, in ihnen findet man häufig Alterthümer.

Noch bedeutender ſind die Ruinenhügel im Süden der Stadt, von denen die bedeutendſten von den Einwohnern als das Schatzhaus des Darius angeſehen werden. Eine ausführliche Beſchreibung der Gegend um Hamadan, wie wir ſie jetzt von Ninive haben, fehlt noch gänzlich, von Nachgrabungen gar nicht zu ſprechen. Es bleibt alſo der künftigen Forſchung noch die ziemlich wahrſcheinliche Hoffnung aus dieſen Trümmern wichtige Materialien zur Geſchichte des alten Medien zu Tage fördern zu können. Wie mit Ekbatana ſo iſt es auch mit Rhaga; wir kennen die Lage dieſer alten Stadt die auch unter dem Namen Rei im Mittelalter noch bedeutend genug war, nur ganz äußerlich; Nachgrabungen waren bei der im Oriente ziemlich verbreiteten Anſicht, daß in dieſen Ruinen Schätze vergraben ſeyen die man mit Hülfe von Talismanen zu heben vermöge, bis jetzt durchaus unthunlich. Aller Beſchreibung nach müſſen dieſe Ruinen von Rhaga noch bedeutender ſeyn als die von Hamadan, und wenn auch manche derſelben erſt dem Mittelalter angehören mögen, ſo hat man doch auch ſchon in ihnen Denkmale der Saſanidenzeit gefunden, und darf hoffen ähnliche oder noch ältere auch ſpäter zu finden. Wenig iſt es dagegen was von den Ruinen einer dritten bedeutenden Stadt erhalten iſt. Bei den Armeniern wird in den erſten nachchriſtlichen Jahrhunderten eine Stadt Gandſag erwähnt die auch unter dem Namen Ekbatana erſcheint und im nördlichen Medien gelegen war. Wir verdanken Rawlinſon eine äußerſt anziehende und gründliche Monographie über dieſes nördliche Ekbatana, und wenn auch ſeine Annahme daß dieſe im Norden gelegene Stadt das von Dejokes erbaute Ekbatana ſey, heutzutage nicht mehr haltbar iſt, ſo iſt Rawlinſons Arbeit doch immer in hohem Grade dankenswerth: er hat die Localität dieſes nördlichen Ekbatana an dem Berge Takhti Soleiman mit großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen, und gezeigt daß dieſe Stadt dieſelbe iſt welche bei den Byzantinern unter dem Namen Gazaka oder Ganzaka, und bei den arabiſchen Geographen des Mittelalters unter dem Namen Schiz vorkommt. Eine Eigenthümlichkeit iſt es welche die Lage dieſes Ortes genau beſtimmen läßt, ein See der ſich in der Stadt befand und aus dem durch zwei Ausgänge Waſſer abfloß. Als Merkwürdigkeit wird in verſchiedenen Zeiten bemerkt daß das Waſſer des Sees weder zu- noch abnehme, ſelbſt wenn dieſe Ausgänge verſtopft würden. Auch wird verſchiedenemale auf die verſteinernde Eigenſchaft des Waſſers in dieſem See aufmerkſam gemacht. Alle dieſe Eigenthümlichkeiten paſſen vollkommen auf den See von Takhti-Soleiman. Den Namen Ekbatana erhielt aber die Stadt wahrſcheinlich erſt in ſpäterer Zeit als ſchon Atropatene als eigener Staat von Großmedien abgetrennt worden war.

Außer dieſen größern Städten beſaß Medien noch viele andere von untergeordneter Wichtigkeit, die aber bei dem Mangel anderweitiger Nachrichten nicht genauer beſtimmt werden können. So nennen die Keilinſchriften eine Stadt Kudurus in Medien und eine Feſtung Cikthauwatis, wo der falſche Smerdes ermordet wurde. Daſſelbe gilt auch von den Orten welche Ptolemäus angibt. Dagegen finden ſich in Medien noch an vielen Orten Ruinen aus alten Zeiten vor, welche die frühere Bedeutung ſolcher Ortſchaften beweiſen ohne daß wir die Namen angeben können. Freilich rühren wohl nur die wenigſten dieſer Ruinen aus der Zeit des alten mediſchen Königreiches ſelbſt her, ſondern vielmehr aus der Zeit der Achämeniden und Saſaniden, welche alle beide für manche Punkte Mediens eine Vorliebe gehabt zu haben ſcheinen. Namentlich in den Vorbergen des Zagrosgebirges ſind Ruinen aus der Saſanidenzeit ſehr häufig. Am Fuße dieſes Gebirges, etwas nordweſtlich von der neuern Stadt Zohab, liegt die Ebene Hurin und in ihr die Ruinen einer Stadt von ſehr hohem Alter und großer Ausdehnung. Nur die Grundmauern der Häuſer ſind noch übrig, dieſe ſind aber ſehr gewaltig, ihr Styl weiſt uns in eine ſehr hohe Zeit, vielleicht in die Zeit der Babylonier. Im Süden von Hurin, etwa zwei Paraſangen weiter liegt das Dorf Scheikhan, dort findet man an einem Felſen eine Sculptur die an ähnliche Darſtellungen auf babyloniſchen Cylindern erinnert. Eine Figur, mit einer kurzen Tunica bekleidet, einen Bogen in der Linken und ein Schwert in der Rechten, ſetzt den Fuß auf einen ausgeſtreckt daliegenden Feind, während eine andere dahinter ſtehende Perſon bittend die Hände erhebt. Ein Köcher mit Pfeilen gefüllt ſteht neben dem Sieger, unter dem Bilde befindet ſich eine Keilinſchrift in drei Columnen, die in ſehr verwickelter Schrift geſchrieben und nicht ganz vollendet zu ſeyn ſcheint. Weiter gegen Süden, in dem Engpaſſe durch welchen der Holwanfluß ſeinen Weg zum Diala ſich bahnt, finden ſich an einer Felswand Basreliefs aus der Zeit des ältern Perſerreiches. Beide Tafeln ſind etwa 50 Fuß vom Boden entfernt, die eine ſtellt in dem Style der Saſanidenzeit einen Reiter und einen Fußgänger dar, die Ausführung iſt ziemlich roh, auch hat das Bild durch die Zeit ſehr gelitten. Beigefügt iſt eine kurze Inſchrift, wie Rawlin-

Digitized by Google

son glaubt in Pehlwischrift, doch sey die Schrift von der der andern Denkmale verschieden. Die zweite über der eben angeführten stehende Tafel ist weit älter, das Basrelief gut erhalten und in einem kühnen Style ausgeführt. Es stellt eine Person dar in kurzer Tunica und runder Mütze, mit einem Schild auf dem linken Arme und einer Keule in der rechten Hand, die Keule ruht auf dem Boden. Der linke Fuß steht auf einem Gefangenen der ausgestreckt vor dem Sieger liegt, ein anderer Gefangener steht daneben, von gleicher Größe wie der Sieger, die Arme sind ihm auf den Rücken gebunden. Vier kleinere nackte Figuren knieen im Hintergrund in bittender Stellung. Obwohl keine Inschrift das Denkmal näher bestimmt, so gehört es doch durch seinen Styl entschieden in die Zeit der Denkmale von Behistan und Persepolis. Noch weiter gegen Süden an den Gränzen Luristans finden sich die Ruinen einer großen Stadt von etwa fünf engl. Meilen im Umkreise, sie scheint aus der Zeit der Sasaniden zu seyn. In der oben erwähnten Stadt Kongaver stand früher ein berühmter Tempel der Artemis, der Grundbau ist noch vorhanden und Masson war so glücklich ihn wieder aufzufinden. Auch der Norden ist nicht ganz arm an Denkmalen. Am südlichen Ufer des Urumiasees, fünf engl. Meilen von dem Dorfe Chillik entfernt, liegt ein kleiner Hügel der 350 Schritte im Umkreise hat und sich etwa 50—60 Fuß über das Thal erhebt. An einer Seite dieses Hügels findet sich eine Inschrift in der Keilschrift der zweiten Gattung, wiewohl mit einigen leichten Abweichungen in einzelnen Schriftzeichen. Diese Inschrift hat 21 Zeilen, leider aber hat der Stein durch die Zeit so sehr gelitten daß es kaum möglich seyn wird dieselbe vollkommen wieder herzustellen. In dem Passe Keli-shin, der sich auf der eben beschriebenen Straße befindet die aus Medien nach Ninive und Mosul führt, steht ein Pfeiler mit Keilschrift. Dieser Pfeiler ist 6 Fuß hoch, 2 Fuß breit und einen Fuß tief, die Spitze und die Kanten desselben sind abgerundet. An der breiten Seite dieses Pfeilers steht eine Inschrift von 41 Zeilen, gleichfalls in der zweiten Art der persepolitanischen Keilschrift. Rawlinson war durch die ungünstige Witterung verhindert eine Abschrift dieses Denkmals zu machen, es sind indessen seit dieser Zeit Copien nach Europa gekommen, leider ist aber meines Wissens noch keine derselben veröffentlicht worden.

Von andern Alterthümern sind am bekanntesten die berühmten labyrinthischen Grotten von Keresto, deren eigentliche Bestimmung noch heute nicht ausgemacht ist; bei einem Orte Scheitanabad finden sich Reste einer alten Wasserleitung, bei dem Dorf Inderkusch ist ein altes in die Felsen gehauenes Grab, nach Art der Achämenidengräber, aber ohne Inschrift. Von den Ruinen des Feuertempels auf dem Takhti Soleiman werden wir noch später sprechen.

Wir dürfen bei der Aufzählung der Monumente in Medien auch die der Achämeniden nicht vergessen, welche uns zeigen daß sie dem besiegten Lande in Liebe zugethan waren und daß dasselbe unter ihnen seine frühere Wichtigkeit nicht ganz eingebüßt hatte. In der Nähe des heutigen Kermanschah liegt ein Berg den Diodor Bagistanon nennt, während er bei mittelalterlichen Geographen Bisutun genannt wird. Diese letztere Benennung ist aber jetzt nicht mehr gewöhnlich, Rawlinson nennt den Berg Behistan, was sich an Bagistanon anschließt. Diodor der sich auf Ktesias stützt, erzählt uns von einem Bild der Semiramis, das die assyrische Königin bei ihrem Zug in diesen Felsen habe einhauen lassen, umgeben von hundert ihrer Begleiter, dazu eine Inschrift in syrischen Buchstaben. Diodors Beschreibung entspricht genau der Gegend, aber nach den von ihm erwähnten Denkmalen der Semiramis hat man wiederholt, aber vergeblich gesucht, und ich zweifle nicht daß sie niemals vorhanden gewesen sind. Die Nachricht ist nicht unzuverlässiger als andere Angaben des Ktesias auch sind. Dagegen befindet sich an diesem imposanten Berge der etwa 1700 Fuß fast senkrecht von der Ebene emporsteigt, die berühmte Inschrift des Darius mit den dazu gehörigen Sculpturen; diese letztern sind vollkommen wohl erhalten. Eine Reihe von neun Personen, durch einen Strick am Halse mit einander verbunden, die Hände auf dem Rücken, nähert sich der majestätischen Figur, welche ihren Fuß auf einen niedergeworfenen Feind setzt und in der Rechten einen Bogen hält, während sie die Linke gebietend emporhebt. Diese Figur stellt den König Darius dar, die neun gefesselten Personen aber sind überwältigte Aufrührer, deren Namen in kleinen zur Seite angebrachten Inschriften oder auch auf ihren Gewändern eingegraben sind. Die meisten dieser Gefangenen scheinen in den mittleren Jahren zu stehen, nur der dritte und der letzte derselben sind alte Männer, hinter dem König stehen zwei Krieger mit langen Speeren. Als Kunstwerk stehen diese Sculpturen von Behistan entschieden unter denen von Persepolis. Um die Erhaltung des Denkmales hat sich der persische Monarch offenbar große Mühe gegeben. Die Inschrift ist erst 300 Fuß über der Ebene angebracht, so daß die Arbeiter ohne Zweifel ein Gerüst gebraucht haben müssen. Die Sorgfalt welche auf die Ausführung der Inschrift verwandt wurde, muß in Erstaunen setzen. Der ganze Theil des Felsens an dem die Inschrift angebracht werden sollte, ist geglättet, wo nur irgend der Stein ungesund und für die Aufnahme von Buchstaben nicht geeignet erschien, da wurden mit Hülfe von Blei Stücke eingelegt, und zwar so geschickt daß es jetzt noch Mühe kostet sie vom Felsen zu unterscheiden. Nachdem die Inschrift vollendet war, wurde sie mit einem Firniß überzogen, der jeden Buchstaben vollkommen deutlich machte. Dieser Sorgfalt haben wir die gute Erhaltung des Denkmals zuzuschreiben, das nur an der Stelle beschädigt ist, wo seit langem ein kleiner Fluß seinen Weg über die Inschrift gebahnt hat, und von dem untern Theile, wo muthwillige Zerstörung stattgefunden zu haben scheint. An demselben Berge befinden sich auch die öfter beschriebenen unter dem Namen Takhti Bostan bekannten Grotten aus der Zeit des Sasaniden Schahpur III. Nicht sehr weit von Behistan am linken Ufer des Gamasabflusses finden sich Ruinen eines Palastes aus der Sasanidenzeit, von den Bewohnern Takhti Schirin genannt. Eine Masse zerbrochener Säulen liegen auf einem Erdhügel der sich aus den Trümmern des Palastes gebildet hat. Ein großer um-

Digitized by Google

gestürzter Stein soll nach Angabe der Kurden eine Inschrift enthalten, niemand hat ihn noch genau untersucht. Aehnliche weniger bedeutende Trümmer finden sich noch einige Stunden weiter bei dem Dorf Sermadsch.

(Schluß folgt.)

Die Kämpfe der ersten Ansiedler von Neu-England mit den Indianern.

(Schluß.)

Zu Anfang des Jahres 1675 wurde Sasamon plötzlich vermißt. Nach einiger Zeit fand man seine Leiche in dem Assawamsett-Weiher in Middleborugh. Die Bewohner von Plymouth verhafteten drei Indianer, welche sie für seine Mörder hielten, machten ihnen den Proceß und erhängten sie.

Diese That rief eine furchtbare Erbitterung unter den Indianern hervor. Die jungen Krieger athmeten Rache und stießen den Kriegsruf aus, ohne nach den Folgen zu fragen. Die ältern, welche bedächtiger und vorsichtiger waren, zündeten ihre Rathsfeuer an und überlegten. Die Aufzählung des erlittenen Unrechts entflammte sie; sie schlugen ihre Waffen zusammen und tanzten sich durch den Kriegstanz in die höchste Wuth hinein. König Philipp theilte vollkommen ihre Empfindungen, wollte aber den Ausbruch der Feindseligkeiten vorderhand immer noch verhindern, bis es ihm gelungen seyn würde die einzelnen Stämme welche sich vor seinem überlegenen Geiste beugten, noch fester zu vereinigen.

Die Lage der Dinge war jetzt äußerst bedrohlich. Der Gouverneur von Massachusetts, welcher das Benehmen der Bevölkerung von Plymouth verdammt hatte, schickte einen Abgesandten an König Philipp, mit dem Auftrag, ihn zu fragen, weßhalb er die Engländer bekriegen wolle, und ihn zur Abschließung eines neuen Freundschaftsvertrages zu bewegen. Der König des Waldes gab dem Abgesandten die stolze Antwort:

„Dein Gouverneur ist nur ein Unterthan des Königs Karl von England. Ich werde mit keinem Unterthan mehr unterhandeln. Ich werde nur mit dem König, meinem Bruder, Frieden unterhandeln. Wenn er kommt, bin ich bereit."

Philipp fand es unmöglich, die aufgeregten Leidenschaften seiner Krieger länger zu zügeln. So groß war die Erbitterung daß selbst die „betenden," d. h. die zum Christenthum bekehrten Indianer, sich der gemeinschaftlichen Sache anschlossen. Die Frauen und Kinder wurden in die Verstecke der entferntern Stämme geschickt, und nachdem das geschehen, bemühten sich die Indianer auf jede Weise die Weißen zum Kampf zu provociren. Sie hatten von den Engländern die abergläubische Idee angenommen daß derjenige welcher den ersten Schuß abfeure und das erste Blut vergieße, geschlagen werde.

Am 24 Juni brach der Kampf aus. Die Indianer wußten die Bevölkerung des Ortes Swansey, indem sie ihr Vieh tödteten und ihre Aecker verwüsteten, so zu reizen daß dieselbe zu den Waffen griff und auf sie feuerte. Ein Indianer wurde getödtet. Dieß war das Signal zur Eröffnung des blutigen Drama's, das Signal zu Schlachten und Morden, zu Brennen, Verwüsten und Vernichten. Swansey war bald niedergebrannt, und in wenigen Tagen schon standen Dörfer und Farmhäuser längs der ganzen Gränze in Flammen. Die Indianer waren überall.

Das bestürzte Volk der Gränzorte schickte Eilboten nach Plymouth und Boston um schleunigst Hülfe zu erbitten. Drei Stunden nach Ankunft des Boten in Boston waren schon 120 auf dem Marsch, um die verlangte Hülfe zu leisten. Sie nahmen unterwegs alles mit was sie von Waffenfähigen und Bewaffneten auftreiben konnten, und marschirten Tag und Nacht gegen Mount Hope zu, um König Philipp im Herzen seines Reiches anzugreifen. Der Marsch gieng so rasch vor sich und wurde so geheim gehalten daß sie den Häuptling vollständig überraschten. Er hatte nur eine geringe Zahl von Kriegern bei sich als die Engländer erschienen, und wußte sich nicht anders als durch hastige Flucht zu retten. Die Angreifer verfolgten ihn hitzig und tödteten 16 von seinen Leuten.

Der Kampf der Vernichtung entbrannte jetzt überall und wurde von beiden Seiten erbarmungslos geführt. Selten zeigten sich die Indianer in größerer Zahl und nie ließen sie sich auf einen Entscheidungskampf ein. Sie theilten sich in zahllose Banden von 20—30, bisweilen auch von 2—300 Mann, griffen die einzelnstehenden Farmhäuser und die kleinen entlegenen Niederlassungen an, oder drangen auch, unter dem Schutz der Mitternacht, mit Brandfackel und Tomahawk, in die größern Ortschaften ein.

Am 8 Juli wurde Capitän Benjamin Church mit 36 Mann an der südlichen Gränze von Tiverton von einer Indianerbande angegriffen, die 300 Mann zählte. Die Engländer zogen sich nach der Seeküste zurück. Zum Glück für sie war der Boden steinig, so daß jeder einzelne von ihnen entweder hinter irgendeinem großen Steinblock eine Deckung fand, oder rasch eine Brustwehr von kleinern Steinen vor sich aufwerfen konnte. Hinter diesen Wällen hielten sie sechs Stunden lang den Angriff des Feindes ab. Die Indianer benutzten ebenfalls jeden Baum, jeden Busch, jeden Block, jedes Felsstück, um sich zu decken, und unterhielten ein ununterbrochenes Feuer. Gerade als den Engländern die Munition anfieng auszugehen und die Dunkelheit anbrach, erschien der Capitän Golding von Bristol mit einer Schaluppe in der Bay und steuerte, da er das Schießen hörte, auf den Kampfplatz los. Da das Wasser zu seicht war um mit der Schaluppe ans Ufer zu kommen, schickte er ein kleines Canoe ab, welches nicht mehr als zwei Mann fassen konnte. Die Einschiffung begann sofort, nahm aber natürlich eine geraume Zeit in Anspruch. Durch ihre große Ueberlegenheit in der Handhabung der Feuerwaffen gelang es den Engländern, sich ihre zahlreichen Feinde bis zum letzten Augenblick vom Leibe zu halten. Jeder Indianer, der sich hinter seinem Versteck hervorwagte, wurde sicher niedergeschossen. Der tapfere Church war der letzte welcher sich einschiffte.

Digitized by Google

Die Engländer richteten ihr Hauptaugenmerk darauf, den König Philipp, der die Seele des ganzen Kampfes war, und deſſen überlegener Geiſt allein die Indianer zuſammenhielt und alle ihre Bewegungen leitete, todt oder lebendig in ihre Gewalt zu bekommen. Große Belohnungen wurden auf ſeinen Kopf geſetzt. Philipp hatte ſich mit einer ſtarken Schaar ſeiner Wampanoag-Krieger in ein faſt undurchdringliches Moor, das an den Taunton-Fluß ſtieß, zurückgezogen. Als die Engländer dieß erfuhren, bildeten ſie ſich ein, ſie hätten ihn dort ſicher, und er könne ihnen jetzt nicht mehr entgehen. Philipp ſchickte eine geringe Anzahl ſeiner Krieger an den Rand des Moores vor, wo ſie ſich offen dem Feind zeigen mußten. Die Engländer ſtürzten ſich auf ſie und vergaßen in der Hitze der Verfolgung ganz ihre gewöhnliche Vorſicht. Plötzlich feuerte eine andere Abtheilung der Rothhäute, welche Philipp in einen Hinterhalt gelegt hatte, aus dem tiefen Dickicht eine volle Salve auf die Verfolger ab, welche 15 derſelben todt niederſtreckte. Die Ueberlebenden zogen ſich Hals über Kopf aus dem Moor zurück. Durch dieſes Mißgeſchick zu größerer Vorſicht gemahnt, beſchloſſen die Engländer jetzt ſich auf eine ſorgfältige Bewachung jedes Zuganges zu dem großen Moor zu beſchränken. Dreizehn Tage lang ſetzten ſie dieſe Bewachung fort, ohne ihren Zweck zu erreichen. Philipp hatte die Zeit benutzt um eine große Anzahl Canoes bauen zu laſſen, und fuhr in der vierzehnten Nacht nach dem Beginn der Blokade mit ſeiner ganzen Mannſchaft auf das andere Ufer des Taunton-Fluſſes. Ohne Aufenthalt marſchirte er dann nach den Ufern des Connecticut, um ſeine dortigen Verbündeten anzufeuern und ihre Operationen zu leiten. Er konnte von dieſer Gegend aus beliebig ſeine Angriffspunkte wählen und hatte dabei einen freien, ungehinderten Rückzug in die endloſe Wildniß.

Den ganzen Sommer hindurch wurden Ströme Bluts vergoſſen. Ueberall waren die Indianer ſiegreich. Sie hatten bei dieſer ſchrecklichen Kriegführung den großen Vortheil daß ſie in der Wildniß ganz und gar zu Haus waren, während ſie zugleich in den Anſiedlungen vollkommen ſo gut Beſcheid wußten, wie die Coloniſten ſelbſt. Gleich einer Heerde Wölfe brachen ſie heulend aus der Wildniß hervor und verſchwanden wieder, wenn ſie ihr Zerſtörungswerk vollbracht, ein Blutmeer und rauchende Trümmerhaufen hinter ſich zurücklaſſend. Erſt als die Stürme des Winters kamen, ließen die Angriffe etwas nach; aber Furcht und Schrecken herrſchten in allen Anſiedlungen.

Schon im Herbſt hatte Philipp die nöthigen Vorbereitungen getroffen um einen befeſtigten Centralwaffenplatz anzulegen. Er hatte dazu einen Platz von 3—4 Acker Landes, in dem jetzigen Town South Kingſton, im Staat Rhode Island, ausgewählt, welcher rings von einem tiefen, unzugänglichen Moraſt umgeben war. Der Platz lag im Gebiet der mit ihm verbündeten Narraganſet-Indianer. Hier hatte er 500 Wigwams, von ungewöhnlich ſolider und dauerhafter Conſtruction, erbauen laſſen. Dieſe Wigwams waren vollſtändig kugelfeſt gemacht durch eine Reihe im Innern derſelben aufgeſtellter Blöcke, welche ausgehöhlt und mit Mais gefüllt waren, ſo daß ſie zugleich als Vorrathskammern dienten. Die aufgeſpeicherten Vorräthe reichten für eine lange Zeit aus. Alle Zugänge zu dem Platz waren ſtark verbarrikadirt. Als die Feſtung vollendet war, zog König Philipp mit 3000 Kriegern hinein. Außerdem nahmen noch eine große Anzahl von Weibern und Kindern ihren Aufenthalt dort. Im Frühjahr beabſichtigte der König von hier aus ſeine Operationen gegen die engliſchen Anſiedlungen zu unternehmen.

Durch einige befreundete Indianer wurden die Engländer von allen dieſen Dingen in Kenntniß geſetzt, und ſie beſchloſſen durch einen energiſchen Angriff auf die Feſtung den weitern Planen Philipps zuvorzukommen.

Im December 1675 brach die vereinigte Armee der drei Colonien gegen die indianiſche Feſtung auf. Der Erfolg ihres Unternehmens konnte von vornherein durchaus nicht als geſichert angeſehen werden. Die Indianer waren reichlich mit Gewehren, Pulver und Blei und Lebensmitteln verſehen. Sie hatten ſich im Schießen ſehr vervollkommnet. Ihre Stellung war beinah unzugänglich, jeder Annäherungsweg war durch geſchickt angelegte Bruſtwehren vertheidigt. Ein dichter, mit allen Sorten von Unterholz durchwachſener Wald bot dem Feinde die beſte Gelegenheit zur Anwendung aller jener Kriegsliſten, durch welche ſich die Kämpfe der Indianer auszeichnen, und beim Ueberſchreiten des Sumpfes waren die Engländer ſchutzlos den Kugeln eines ungeſehenen Feindes preisgegeben.

Am 18 Dec. lagerte die Mannſchaft der Coloniſten, nach einem langen, anſtrengenden Marſch etwa achtzehn Meilen von der Feſtung der Indianer. Philipp hatte durch ſeine Boten täglich ihre Bewegungen erfahren und machte ſich bereit den Feind zu empfangen. Der Morgen des 19 war kalt und trüb. Die Engländer welche keine Zelte mit ſich führten, hatten die Nacht unter freiem Himmel zugebracht, ſchutzlos dem rauhen Winterſturm preisgegeben, welcher mit eiſiger Kälte ihre Glieder durchbebte. Der Boden, auf welchem ſie ſich zum Schlafe niederlegten, war mit tiefem Schnee bedeckt. Unerwartete Verzögerungen auf dem Marſch hatten ihre Lebensmittel vor der Zeit aufgezehrt, und ſie mußten bereits Hunger leiden. Ihr freudloſes Abendmahl hatte den letzten Reſt der Vorräthe in Anſpruch genommen. Abgemattet, hungrig und halb erſtarrt mußten ſie am 19 ihren Marſch fortſetzen.

Es war gegen Mittag, als ſie die befeſtigte Stellung des Feindes erreichten. Obſchon vorher unterrichtet, kannten ſie doch noch keineswegs den ganzen Umfang der Schwierigkeiten welche ſie hier erwarteten. Die Feſtung war rings mit Palliſaden und Verhauen umgeben. Der Sumpf, welcher ſie einſchloß, war ſo beſchaffen daß die Angreifer bis an die Bruſt darin verſanken. An einigen Stellen bildete das Waſſer breite und tiefe Gräben. Die einzige Brücke welche über den Sumpf führte, wurde durch einen Baumſtamm gebildet, und dieſe ſchwer zu paſſirende Brücke war durch ein Blockhaus beſtrichen und durch Bruſtwehren von Baumſtämmen flankirt. Paſſirbare Furthen, die ſonſt noch nach dem Innern der Feſtung führten, waren den Angreifern nicht genau bekannt.

Digitized by Google

Die Engländer richteten natürlich ihren Hauptangriff auf den als Brücke dienenden Baumstamm. Dort entspann sich der blutigste Kampf. Mehrmals stürzten sie mit der größten Todesverachtung auf die verhängnißvolle Brücke los, aber Mann für Mann wurde von den Kugeln der Indianer hinuntergeworfen. An dieser Stelle fielen sechs Capitäns und eine große Anzahl Soldaten. Mittlerweile hatten sich andere an verschiedenen Stellen in den Sumpf hineingestürzt und denselben zu durchwaten versucht. Alle diese Versuche schlugen fehl, bis es endlich nach vierstündigem Kampfe einigen Verwegenen gelang über den Sumpf hinüber zu kommen und in die Festung einzudringen. Dieß entschied den Ausgang des Gefechtes. Die Eingedrungenen erhoben ein weithin schallendes Triumphgeschrei, welches für einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Vertheidiger der Brücke fesselte. Die Angreifer benutzten diesen günstigen Augenblick und warfen sich mit erneuerter Energie auf die Brücke. Dießmal gelang es ihnen, hinüber zu kommen und im ersten Anlauf sich der Vertheidigungswerke zu bemächtigen. Bald war die ganze englische Armee im Innern der Festung, und hier begann jetzt ein furchtbares Gemetzel. Die Rothhäute zogen sich fechtend von Wigwam zu Wigwam zurück. Ihr Muth und ihr Vertrauen waren zwar durch das Eindringen des Feindes gebrochen, aber sie wehrten sich mit Verzweiflung ihrer Haut und verkauften ihr Leben so theuer als möglich. Der Schnee, welcher den Boden bedeckte, war bald von Blut geröthet; die Leichen der Erschlagenen füllten alle Gassen des Dorfes, und ein Wigwam nach dem andern gieng in Flammen auf. In kurzer Zeit war die ganze Festung ein Feuermeer. Die Frauen und Kinder — „kein Mensch weiß, wie viel ihrer waren," sagt ein Chronikschreiber jener Tage — kamen fast alle in den brennenden Wigwams um. König Philipp sah sich genöthigt sich mit dem Rest seiner Krieger in den Sumpf zu werfen, um auf diese Weise, so gut es gehen wollte, den Wald zu erreichen.

Die Engländer waren jetzt vollkommen Herren des Platzes, allein die Eroberung konnte ihnen wenig nützen. Nicht allein daß sie keine Lebensmittel vorfanden, weil dieselben von den Flammen zerstört worden waren, und daß die Hitze auf dem beschränkten Raume in Folge der vielen brennenden Gebäude ganz unerträglich wurde, waren sie auch dem Feuer der Indianer schutzlos preisgegeben. Die hölzernen Brustwehren, Pallisaden und Verhaue waren ebenfalls ein Raub der Flammen geworden; der ganze Platz, auf den sich bereits die Dunkelheit der Nacht niedersenkte, war grell erleuchtet, und die Indianer konnten aus dem dunkeln Walde hervor und von den Bäumen herab auf die Engländer feuern, als ob sie nach der Scheibe geschossen hätten.

Unter diesen verzweifelten Umständen blieb den Siegern nichts anderes übrig, als das eroberte Schlachtfeld zu räumen und sich nach ihrem letzten Lagerplatz, wo sie vielleicht auf Lebensmittel rechnen konnten, die ihnen nachgeschickt worden waren, zurückzuziehen. Sie waren früh Morgens, nach einem Bivouak unter freiem Himmel, aufgebrochen, hatten einen anstrengenden Marsch von 18 Meilen über gefrorenen, schneebedeckten Boden gemacht, hatten einen fünfstündigen blutigen Kampf gegen einen überlegenen Feind bestanden, und mußten jetzt abermals, zum Tode ermattet und seit 24 Stunden fast ohne Lebensmittel, in einer bitterkalten, stürmischen Decembernacht, denselben Weg von 18 Meilen zurücklegen. Die Beschwerden und die Schrecknisse dieses Rückzuges wurden noch um ein bedeutendes dadurch erhöht daß sie 150 Verwundete mit sich schleppen mußten. An Todten hatten sie nur 80 eingebüßt, während die Indianer gegen 700 Todte und 300 Verwundete gehabt haben sollen; allein der größte Theil ihrer 150 Verwundeten erlag den Anstrengungen des Transports, der Kälte, dem Mangel an jeder Pflege und ärztlicher Hülfe. Zum Glück für die retirirenden Sieger wurden sie von den Besiegten nicht verfolgt.

Es war lange nach Mitternacht als sie ihren letzten Lagerplatz erreichten. Der Sturm nahm an Heftigkeit zu, und der Schneefall wurde so stark daß die kleine Armee mehrere Wochen lang außer Stande war ihren Marsch fortzusetzen, oder irgend eine Operation zu unternehmen. Sie schlug ein Hüttenlager auf und richtete sich, so gut es gehen wollte, häuslich ein. Am nächsten Morgen, einige Stunden nach ihrer Rückkehr auf den Lagerplatz, lief ein Schiff mit Lebensmitteln in die Bay ein, in deren Nähe der Platz lag, und brachte der verzweifelnden Schaar Rettung vor dem sichern Untergange, welcher ihr drohte.

Ehe noch der Winter zu Ende war, eröffneten die Indianer die Feindseligkeiten wieder mit verdoppelter Wuth. Am 10 Februar 1676 brachen sie aus den Wäldern hervor und stürzten sich auf die schöne Ansiedlung Lancaster. In wenigen Augenblicken stand der ganze Ort in Flammen. Der Pastor des Ortes, Hr. Rowlandson, welcher eine unbestimmte Nachricht erhalten hatte daß die Indianer einen Angriff beabsichtigten, war nach Boston gegangen um Beistand zu suchen. Ehe er fortgieng, hatte er die Vorsicht beobachtet sein Haus in ein kugelfestes Fort zu verwandeln und eine Besatzung hineinzuziehen. Es gelang den Indianern jedoch, dasselbe gleich den übrigen Gebäuden des Ortes in Feuer zu setzen, und den Bewohnern, 42 an der Zahl, blieb nichts anderes übrig als in den Flammen umzukommen oder sich dem unbarmherzigen Feind auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Ehe sie noch Zeit hatten sich für das eine oder andere mit Ueberlegung zu entscheiden, trieben die Flammen und die versengende Hitze sie zum Hause hinaus. Die Männer wurden augenblicklich von den Kugeln und Tomahawks der Rothhäute niedergestreckt; zwanzig Frauen und Kinder, worunter die Frau Rowlandson mit ihrer ganzen Familie, wurden zu Gefangenen gemacht und in die Wildniß fortgeschleppt.

Diese Frau, die nebst allen ihren Kindern, mit Ausnahme eines einzigen das an einer Wunde starb, nach Verlauf von fünf Monaten wieder losgekauft wurde, hat einen sehr interessanten Bericht über ihre Gefangenschaft geschrieben. Sie wurde von denen welche sie gefangen genommen hatten, an einem berühmten Sachem der Narraganſets, Namens Quinnipin, der die Wittwe Alexanders, Wetamoo, die Schwester der Gattin König Philipps, zur dritten Frau genommen hatte,

Digitized by Google

als Sklavin verkauft, und hatte als solche die Dienste eines Kammermädchens bei Wetamoo zu versehen. „Sie war," sagt Frau Rowlandson in ihren Aufzeichnungen, „eine gestrenge und stolze Dame. Auf ihre Toilette verwandte sie jeden Tag ungefähr eben so viel Zeit wie eine weiße Dame von Rang. Sie puderte ihr Haar, bemalte ihr Gesicht und schmückte sich mit Halsbändern, Ohrringen und Bracelets." König Philipp, welchen Frau Rowlandson häufig während ihrer Gefangenschaft sah, beschreibt sie als einen Mann der sich durch Weisheit, durch Ernst und Humanität auszeichnete. Ueber ihre Behandlung sagt sie daß dieselbe im allgemeinen freundlich war. Es verdient bemerkt zu werden daß die Indianer überhaupt mit den gefangenen Frauen und Kindern sehr human umgiengen.

Kurz nach der Einäscherung von Lancaster überfiel eine Bande von 300 rothen Kriegern die Stadt Marlborough. Nach wenigen Stunden waren die meisten Bewohner niedergemacht, und der ganze Ort stand in Flammen. Die Indianer zogen dann gegen Sudbury. Als die Bürger die Annäherung des Feindes erfuhren, verließen sie ihre Häuser und flüchteten sich alle in das zur Vertheidigung des Ortes erbaute Blockhaus. Nachdem die Indianer die leerstehenden Gebäude angezündet hatten, machten sie einen Angriff auf das Blockhaus, wurden jedoch von einem so heftigen Feuer empfangen daß sie sich hastig zurückzogen. Aus einigen benachbarten Orten kam eine kleine Schaar Bewaffneter ihren Freunden in Sudbury zu Hülfe. Es gelang den Indianern diese Schaar in einen Hinterhalt zu locken und bis auf den letzten Mann zu erschießen.

Von Plymouth brach eine Compagnie von 80 Mann nach dem Kampfplatz auf. Unterwegs überraschten sie eine Schaar Indianer und tödteten 40 derselben; die übrigen entflohen gegen Sudbury. Das Blokadecorps, welches diesen Ort oder vielmehr das allein übrig gebliebene Blockhaus eingeschlossen hielt, war auf 500 Mann angewachsen. Sie erfuhren das Anrücken der Compagnie von Plymouth und legten derselben in der Nähe von Sudbury einen sehr geschickten Hinterhalt. Ehe die Engländer nur zur Besinnung kamen und einen einzigen Schuß abfeuern konnten, war mehr als die Hälfte ihrer Mannschaft getödtet. Die Ueberlebenden sprangen rasch hinter Bäume und eröffneten ein wohlgezieltes Feuer. Auf diese Weise unterhielten sie das Gefecht mehrere Stunden lang und brachten den Indianern empfindliche Verluste bei. Mittlerweile hatte sich ein heftiger Wind erhoben, der den Engländern gerade ins Gesicht blies. Die Indianer benutzten diesen Umstand, um in dem dürren Laub und in dem durch anhaltende Trockenheit ausgedörrten Unterholz ein Feuer anzuzünden, welches die Engländer aus ihrer gedeckten Postirung vertrieb und zum Rückzug nöthigte. Dabei erlitten sie noch empfindliche Verluste, und es entkamen von der ganzen Compagnie nicht mehr als zwanzig.

Diese und manche andere Erfolge machten die Indianer immer kühner. Um die Mitte des Juli stand es um die Sache der Colonien sehr schlecht, so schlecht in der That daß ihre ganze Existenz aufs äußerste bedroht erschien. Da trat jedoch ein plötzlicher Umschwung ein. Die Massachusetts, man weiß nicht aus welcher Ursache, entfremdeten sich von König Philipp und machten ihm bittere Vorwürfe darüber daß er sie in einen Krieg verwickelt habe, der großes Unglück über sie gebracht. Die Mohawks, anstatt seinen dringenden Aufforderungen zu folgen und sich ihm anzuschließen, traten ihm geradezu feindselig entgegen. Mehrere ihrer Krieger waren ermordet worden, und sie behaupteten dieß sey auf Befehl des Königs Philipp geschehen, mit der Absicht die Schuld auf die Engländer zu schieben, um den Stamm gegen dieselben aufzureizen und zur Theilnahme am Kampf zu bewegen. Ob diese Behauptung Grund hat oder nicht, ist nicht zu ermitteln; gewiß aber ist es daß die Mohawks in der Gegend von Albany den großen Häuptling angriffen, viele seiner Krieger tödteten und andere gefangen nahmen. Kurz darauf zog eine große Anzahl der nördlichen Stämme nach Plymouth und schloß ein Bündniß mit den Colonisten.

Die Lage Philipps wurde hierdurch eine sehr ungünstige; trotzdem setzte er den Krieg mit unerschütterlicher Energie fort, fest entschlossen nicht nachzugeben, sondern bis aufs äußerste zu kämpfen; er hatte noch eine ansehnliche Anzahl Krieger die ihm treu blieben, und auf die er unter allen Umständen zählen konnte.

Bei Matapoiset, wo er ein Lager bezogen hatte, griffen ihn die Engländer mit ihren indianischen Verbündeten an, und trieben ihn über den Taunton Fluß in die Wälder von Pocasset. Capitän Church, der Anführer der Engländer, setzte ihm mit allen Streitkräften die er sammeln konnte nach, und lieferte ihm Anfangs August wieder ein Gefecht, in welchem 130 der Krieger Philipps auf dem Platz blieben und einige gefangen genommen wurden. Unter den Gefangenen waren auch die Frau und der Sohn des Häuptlings, welche von den Engländern als Sklaven verkauft wurden, und von denen man seitdem nie wieder gehört hat. So tief dieser schwere Verlust ihn auch niederbeugte, er konnte ihn nicht zum Aufgeben des Kampfes bestimmen. Mit den Getreuen, die ihm noch geblieben, zog er sich nach Pokanoket, dem Sitz seiner Väter, zurück.

Capitän Church bemühte sich jetzt ihn vollständig zu umstellen und ihm jeden Ausweg abzuschneiden. Einige indianische Ueberläufer verriethen ihm genau den Platz wo König Philipp in dem dichten, sumpfigen Walde lagerte, und erboten sich ihn sicher und unbemerkt dorthin zu führen. So gelangte er am Abend des 7 August mit einem Theil seiner Mannschaft in der größten Stille bis ganz in die Nähe des indianischen Lagers. Es durfte kein Feuer angezündet, nicht laut gesprochen und keinerlei Geräusch gemacht werden. Beim ersten Tagesgrauen am nächsten Morgen stürmten die Engländer im vollsten Lauf auf die überraschten Indianer los, welche eben mit der Bereitung ihres Frühstücks beschäftigt waren. Einige wurden durch die Kugeln des Feindes niedergestreckt; die übrigen ließen ihr Frühstück im Stich, griffen zu den Gewehren und eilten hinter die nächsten Bäume, um eine gedeckte Stellung zu suchen. Es entspann sich nun ein Waldgefecht, welches mehrere Tage lang fast ununterbrochen fort-

Digitized by Google

geführt wurde. König Philipp verlor dabei 173 seiner besten Krieger.

Seine Lage wurde von Stunde zu Stunde verzweifelter und hoffnungsloser; aber sein Muth und seine Entschlossenheit blieben ungebeugt. Als einer der Krieger ihm den Vorschlag machte mit den Engländern Frieden zu schließen, spaltete er ihm, statt aller Antwort, mit eigener Hand den Kopf. Der Bruder des Erschlagenen, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen und nun eine Gelegenheit zur Rache zu finden, desertirte zu den Engländern und erbot sich sie nach dem Versteck, welches Philipp am 11 August aufgesucht hatte, zu führen.

Die ununterbrochenen Kämpfe der letzten Tage hatten den Häuptling und die wenigen Krieger welche ihm noch geblieben waren, so abgemattet daß sie im tiefen Schlafe lagen, als Capitän Church am 12 August bei Tagesanbruch ihren Zufluchtsort umstellte und eine Abtheilung seiner Mannschaft auf sie zu schickte, mit dem Auftrag eine Salve abzufeuern wenn sie auf Schußweite herangekommen seyn würden, und dann mit der blanken Waffe den Feind anzugreifen. Erst diese Salve weckte die Schlafenden. Philipp sprang von seinem harten Lager auf und eilte in das Dickicht. Zwei Flinten waren auf ihn angeschlagen, die eines Engländers und die des Indianers, welcher seinen Bruder rächen wollte. Jene versagte, diese aber traf den Häuptling ins Herz, so daß er auf der Stelle todt niederstürzte.

So starb durch die Hand eines Kriegers seines eigenen Stammes König Philipp, der größte Häuptling der amerikanischen Indianer des Nordostens. Mit seinem Tod endigte der blutige Kampf, welcher den englischen Colonien den Untergang gedroht hatte.

Der französische Sklavenhandel.

Man wird sich erinnern daß in Folge der Wegnahme des Charles et George von Seiten Portugals der Kaiser Napoleon III einen offenen Brief an seinen Neffen schrieb, des Inhaltes daß er nicht den Sklavenhandel unter der Maske schwarzer Emigration erneuern wolle, denn er sey der letzte um Unternehmungen gegen die Grundsätze der Humanität zu begünstigen. Dieser Brief erschien im November 1858, wenige Wochen vor dem berüchtigten Neujahrsgruß, er war also darauf berechnet in England, wo die mächtige Antisklaverygesellschaft gegen die kaiserliche Regierung einen Sturm anfachte, die Gemüther zu beschwichtigen. Nachdem aber der italienische Feldzug so gut gerathen war, hatte man nicht mehr nöthig sich um die britischen Philanthropen zu kümmern, und im Herbst 1859 begann das Handwerk von neuem, und zwar gleichzeitig auf der Mozambique-Seite und an der Goldküste. Im December 1859 landeten zwei Schiffe der berüchtigten Marseiller Firma Regis und Comp. 846 Sklaven in Martinique. Eines dieser Fahrzeuge war kurz vorher in Rio gewesen, und hatte sich dort in größter Gemächlichkeit zu einem Sklavenschiff umgewandelt. Die Franzosen nennen diese Schwarzen noch immer „Emigranten" oder, etwas aufrichtiger, Engagés. Daß aber dieser Emigrantenhandel nichts ist als der alte Sklavenhandel, darüber besitzen die englischen Behörden jetzt eine Urkunde. Etliche dieser Zwangsauswanderer von der Goldküste richteten nämlich, bevor sie eingeschifft wurden, einen im Negerenglisch abgefaßten Brief an Hrn. Hutchinson, Consul auf Fernando Po, worin es heißt: „Wir sind Leute die zu Cap-Coast-Castle gehören, und wir brachten Waaren zum Verkauf nach einem Platz Namens Assime. Als wir um Mitternacht ankamen, packten uns die Franzosen, schleppten uns auf ihr Kriegsschiff, und fuhren mit uns nach Gorée und von dort nach Gabun. Wir waren anfänglich 75, unterwegs aber starben 20. Doch hoffen wir daß Sie den Gouverneur von Cap-Coast-Castle über unser betrübtes Schicksal unterrichten werden, damit wir in unser Vaterland zurückkehren können. Gabun, 20 Oct. 1859." Folgen die Unterschriften.

Nach diesem Schreiben ist es ganz klar wie die „Emigration" betrieben wird. Niemand hat auch wohl gezweifelt daß sich die Dinge so verhalten, allein hier liegt ein urkundlicher Fall vor, der auch zu einer Reclamation benutzt worden ist, denn der Brief liegt unter den Actenstücken des neuen blauen Buches über den Schriftenwechsel mit Frankreich. Leider dürfen die Engländer nicht Schimpf und Schmach über die kaiserliche Regierung rufen, solange sie sich das Monopol über die Kulies vorbehalten. Wollten sie den Franzosen verstatten Kulies aus allen Häfen Indiens nach Bourbon und nach den Antillen zu schaffen, so würden diese ihre „Negerengagements" einstellen. Aus Neid aber wollen die Engländer diesen Markt wohlfeiler „Arbeit" für sich allein behalten, und daher kann man den Franzosen nicht verargen daß auch sie für ihre Colonien sorgen. Für die Förderung der Humanität ist es indessen unbedingt besser die Kuliauswanderung zu verstatten, denn das Verhältniß zwischen den Kulies und ihren Herren läuft viel weniger die Gefahr in Sklaverei auszuarten, als das Verhältniß der sogenannten freien Emigranten.

Ethnographie des osmanischen Reiches.

(Fortsetzung.)

12. Die Syrer, bekannter unter dem Namen Maroniten; ihre Muttersprache, das Syrische, haben sie vergessen, und sie sprechen jetzt alle arabisch, aber in der Liturgie ist noch die syrische Sprache im Gebrauch. Sie gehören sämmtlich der römisch-katholischen Kirche an, und stehen in Betreff des Fanatismus den andern Christen in Syrien um nichts nach, sowie sie in ihren Beschäftigungen die Neigungen der Araber (also auch der Druſen) theilen, namentlich die Neigung auf anderer

Digitized by Google

Leute Koſten zu leben. Im vorigen Jahrhundert brandſchatzten ſie Europa regelmäßig, indem ſie unter dem Namen „Fürſten oder Prinzen vom Libanon“ durch Europa betteln giengen; da aber jetzt die europäiſchen Polizeien das Fechten als Verbrechen behandeln, ſo bleiben die Maroniten in ihren Bergen und plündern ihre Nachbarn oder Durchreiſende.

Da Frankreich die katholiſche Kirche im Orient beſchützt und die Maroniten allein eine compacte katholiſche Bevölkerung im Orient bilden, ſo hat die franzöſiſche Politik ſie von jeher als Schooßkinder behandelt, und Lamartine war ſogar ſo gütig den Maroniten die Zukunft des Orients zu verheißen. Es iſt dieß eine der vielen Hallucinationen des Dichters, denen die nüchterne Proſa ein ſehr poſitives Dementi gibt. Aber Thatſache iſt es daß Frankreich, das bigotte Frankreich der Bourbons, das atheiſtiſche Frankreich des Convents, das debauchirende Frankreich der Napoleoniden, im Orient ſtets katholiſch iſt und die Maroniten nie aus dem Auge verliert, um ſich ihrer gelegentlich als Hebel für ſeine orientaliſche Politik zu bedienen. Daß Michel ebenfalls mit den Maroniten ſympathiſirt, läßt ſich bei ſeiner überſchwänglichen Gefühlspolitik als ſelbſtverſtändlich erwarten.

13. Chaldäer. In Chaldäa gibt es keine Chaldäer mehr, aber ſie ſind noch nicht ausgeſtorben und bewohnen nördlich von Moſſul an der türkiſch-perſiſchen Gränze verſchiedene Diſtricte. Bei den Türken heißen ſie auch noch jetzt Kildani; da aber die Nation religiös geſpalten iſt, ſo führen ſie bei den Europäern einen doppelten Namen; ein Theil, der ſich faſt unverändert zu der urſprünglichen chriſtlichen Kirche, d. h. zu dem Chriſtenthum ohne Sectenunterſchied gehalten hat, heißt Neſtorianer; die andere Hälfte welche ſich der römiſchen Kirche unterworfen hat, heißt Jakobiten. Im 5ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung machte die neſtorianiſche Ketzerei in Meſopotamien und Perſien große Fortſchritte, aber die heutigen Neſtorianer haben in ihrem Lehrbegriff durchaus nichts Neſtorianiſches, und es entſteht daher der Verdacht daß dieſe Benennung ihnen von andern Glaubensgenoſſen gegeben iſt, ein Verdacht, der ſich noch dadurch beſtärkt daß ſie ſelbſt von dieſer Benennung nichts wiſſen und auch nichts wiſſen wollen. Forſcht man weiter nach, ſo erfährt man daß die Leute ſich ſelbſt Noſſara, d. h. Chriſten (Nazarener) nennen, und bei der allgemeinen Abneigung gegen dieſen Namen erklärt es ſich leicht daß eine ſolche Verdrehung gang und gäbe werden konnte. Es gibt alſo im Orient nur zwei chriſtliche Kirchengemeinſchaften die ſich des Namens Chriſten nicht ſchämen, die anatoliſchen Griechen, die ſich *Χριστιανοί* nennen, und die Chaldäer, die ſich Noſſara nennen. Alle übrigen perhorresciren dieſen Namen; bei den Armeniern mit mohammedaniſchen Tendenzen und bei den Proteſtanten mit judaiſirenden Tendenzen iſt dieß leicht erklärlich, und die römiſchen Katholiken werden auch wohl ihre Gründe haben weßhalb ſie ſich dieſer Benennung enthalten. So lange das Chriſtenthum ſo verzettelt auftritt, ſo lange wird es dem Islam nichts anhaben können.

Die Chaldäer reden noch jetzt ihr aramäiſches Idiom, welches aber mit allerlei türkiſchen Elementen vermengt iſt. Durch die Raubzüge der Kurden iſt die Nation bedeutend geſchwächt worden; einer ſpäteren Zukunft iſt es vorbehalten zu entſcheiden, ob die Nation dem Untergange geweiht iſt, oder ob ſie, gleich der ſpaniſchen, in ihren unzugänglichen Gebirgen im Schooße der Armuth und im unverbrüchlichſten Feſthalten an dem Glauben ihrer Väter ſich eine neue Exiſtenz erringen werde.

Noch lebt in Kurdiſtan, vorzüglich in der Umgegend von Mardin und Moſſul, ein harmloſes Völkchen, das unſtreitig zu den Semiten gehört, aber deren Urſprung in dichte Finſterniß gehüllt iſt, ich meine die Jeſidier, auch Teufelsanbeter genannt. Von dieſem Volk hat uns Layard eine recht anziehende Schilderung gegeben, und ich wüßte dieſer nichts hinzuzuſetzen, als meine eigene perſönliche Erfahrung, welche aber auch darauf hinausläuft daß ich nichts Diaboliſches unter ihnen wahrgenommen habe. Man hat in ihnen die verloren gegangenen zehn Stämme Iſrael geſucht, während andere ſie unter den ſo eben geſchilderten Chaldäern ſuchten. Beides läßt ſich weder beweiſen noch beſtreiten. Ein Aufſatz in der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft geht mit deutſcher Gründlichkeit zu Werke, indem er die verſchiedenen Stellen des alten Teſtaments welche von den Wohnſitzen dieſer Exulanten handeln, einer ſtrengen kritiſchen Unterſuchung unterzieht, wobei man nur nicht begreift, was damit eigentlich bezweckt werden ſoll. Denn wenn man auch den Raum, den Salmanaſſar vor faſt 3000 Jahren ihnen angewieſen hat, nach Ruthen, Fuß und Zoll genau nachweist, ſo iſt es doch ein Ding der Unmöglichkeit die ſpäteren Wanderungen und Schickſale dieſer Exulanten zu verfolgen. Daß ſich einzelne Familien mit den Chaldäern vermengten, daß andere zum Islam übertraten, daß noch andere Jeſidier wurden, iſt durchaus nicht unglaublich; geſchichtlich kennen wir ſie nur als Götzendiener von Jerobeam an, und von ihrem Judenthum werden ſie verzweifelt wenig nach Aſſyrien mitgebracht haben; dieſen homöopathiſchen Reſt von Judenthum jetzt noch aufſuchen zu wollen in Ländern wo ſeitdem Magismus, Chriſtenthum, Islam und eine Unzahl Völkerſchaften aus allen Weltgegenden aufgetreten ſind, iſt eine Aufgabe welche den unerſchrockenſten und kühnſten Geſchichtsforſcher bedenklich machen muß.

14. Die Abeſſinier gehören ebenfalls zu den ſemitiſchen Völkern, und bilden einzelne chriſtliche Gemeinden in Aegypten und Jeruſalem, doch iſt ihre Anzahl eine nur ſehr geringe.

Wir gehen jetzt zu den turaniſchen (ſkythiſchen oder tatariſchen) Völkern über.

15. Türken. Schon im Anfang des neunten Jahrhunderts kamen Türken nach Bagdad, aber als Leibwache der arabiſchen Chaliſen. Zwei Jahrhunderte ſpäter kamen ſie unter dem Namen Seldſchuken als Eroberer, und ſtifteten in Syrien, Meſopotamien und Kleinaſien verſchiedene Staaten, von denen ſich der kleinaſiatiſche am längſten, bis zum Jahre 1300 hielt. Dieſes Volk hat von Seiten der Geſchichte eine ganz unverdiente Vernachläſſigung erfahren, und erwartet noch ſeinen Hiſtoriker der ihm die gebührende Stelle anweist. Denn es iſt eine wohl einzig in der Geſchichte daſtehende Thatſache, mit

Digitized by Google

welcher Kraft dieſe kleinaſiatiſchen Seldſchuken trotz ihrer numeriſchen Geringfügigkeit die unterjochten Völker mit ſich amalgamirten. 1200 Jahre herrſchen die Araber in Nordafrika, und noch beſtehen die Berbern und Kabylen abgeſondert von ihnen; 1200 Jahre lang herrſchten Rom und Byzanz über Kleinaſien, Syrien u. ſ. w., und vermochten nicht dieſe Länder zu romaniſiren oder zu helleniſiren, ſeit mindeſtens 1200 Jahren kennt Indien nur Fremdherrſchaften, und doch iſt Indien noch immer indiſch. Dagegen vermochten es wenige Tauſende von Seldſchuken die verſchiedenen Völkerſchaften in Kleinaſien ſo gründlich mit ſich zu amalgamiren, daß nur noch geringe Spuren jener Nationalitäten übrig geblieben ſind; und doch war es ein elendes Reich, das nach kurzem Beſtande im Jahre 1300 ſich in 14 Kleinſtaaten zerſpaltete. Einer von dieſen 14 Kleinſtaaten, Bithynien, fiel einem ſeldſchukiſchen Statthalter, Osman, anheim, und aus dem Kern dieſes Kleinſtaates entwickelte ſich in zwei Jahrhunderten das osmaniſche Reich; 1326, als Osman auf dem Sterbebett lag, eroberte ſein Sohn Orchan die Stadt Bruſſa, und zweihundert Jahre ſpäter, 1529, ſtand Suleiman I vor den Thoren Wiens.

Von den eigentlichen Türken, die mit den erſten Seldſchuken über den Oxus giengen und ſich in Vorderaſien niederließen, ſind noch viele Reſte übrig. Dazu gehört vor allen Dingen die herrſchende Dynaſtie, dann die unter dem Namen „Türkmanen“ in Kleinaſien nomadiſirenden Jürüks und ſeßhaften Landleute, deren Typus von denen der übrigen Bewohner des Reichs weſentlich verſchieden iſt. Mit der heutigen politiſchen Stellung des Reichs laſſen ſich die politiſchen Verhältniſſe der Türkmanen nicht vereinbaren, und ſo führt die Regierung ſeit 1826 einen hartnäckigen Kampf mit ihnen. In Europa erfährt man ſo gut wie nichts darüber; was davon durch Tſchichatſcheff, Ainsworth und andere Reiſende bekannt geworden iſt, ſteht in dem letzten Band der Erdkunde von Ritter, aber ſo zerſtreut daß eine und dieſelbe Perſon an verſchiedenen Stellen des Buches unter ganz verſchiedenen Namen figurirt. Uebrigens iſt die Regierung jetzt ſo ziemlich auf allen Punkten ſiegreich, und die alte türkiſche Feudalität friſtet nur noch in den unzugänglichen Bergen an der ſyriſch-ciliciſchen Gränze ein kümmerliches Daſeyn, während die Türkmanen in dem Halys-Viereck ſich längſt dem Nizam unterworfen haben.

16. Nogajer. Als die Krim durch den Frieden von Kütſchük Kainardſche von dem türkiſchen Reich abgetrennt und ſpäter dem ruſſiſchen Reich einverleibt wurde, wanderten viele nogaiſche Tataren aus und ſtellten ſich von neuem unter den Schutz der Pforte, welche ihnen in der Dobrudſcha (zwiſchen dem ſchwarzen Meer und der Unter-Donau) Wohnplätze anwies. Voriges Jahr (1859) wurden auch alle übrigen Nogajer in der Krim und in den Ebenen am aſowiſchen Meer von dem Auswanderungsfieber ergriffen, und dieſe maſſenhafte Auswanderung dauert noch bis zu dieſem Augenblick fort. Die Pforte nimmt dieſe Leute gern auf, denn das Menſchen-Capital der Türkei iſt noch nicht ſehr groß; die bis jetzt eingewanderten Tataren ſind an verſchiedenen Punkten von Kleinaſien untergebracht, wo die Regierung ihnen Ländereien angewieſen hat. Neulich las man in einem Zeitungsartikel daß die Hoffnungen welche die Pforte von dieſer Einwanderung gehegt hatte, nicht in Erfüllung gegangen ſeyen. Welcher Art dieſe Hoffnungen waren, hat der Correſpondent nicht für gut befunden zu berichten, und ein anderer, der nicht ſo tief in die Geheimniſſe der Pforte eingeweiht iſt, wie der Correſpondent, kann ſich gar nicht denken worin dieſe Hoffnungen beſtanden. Hoffte die Pforte etwa daß die Nogajer das ihnen zugewieſene Land binnen wenigen Monaten mit Städten, Dörfern, Chauſſeen, Eiſenbahnen, Canälen, Fabrikanlagen aller Art überſäen würden? Die Pforte hat, ſo viel man weiß, den Einwanderern zehnjährige Freiheit von Abgaben und Conſcription bewilligt, das heißt doch wohl deutlich genug daß die Pforte in zehn Jahren gar nichts von ihnen hofft, und es iſt alſo jener Correſpondenzartikel ein abermaliger Beweis von dem handgreiflichen Blödſinn den einige hieſige Spaßvögel den europäiſchen Zeitungen zu bieten wagen.

Die Nogajer ſprechen einen türkiſchen Dialekt, der von dem osmaniſchen Türkiſch ziemlich ſtark abweicht, beſonders in der Ausſprache. Ihre Lebensart iſt ſehr ſchmutzig, und dürfte, falls ſie nicht von oben herab zu reinlicheren Gewohnheiten gezwungen werden, in dem wärmeren Klima von Kleinaſien noch oft Epidemien erzeugen, wie denn ſchon im Winter und Frühling dieſes Jahres ſich unter ihnen in Konſtantinopel ein ſtarker Typhus entwickelt hatte.

17. Kyzylbaſchen. In den nordöſtlichen Theilen von Kleinaſien, vorzüglich in der Umgegend von Tokat, Amaſia, Tſchorum bis nach Angora, gibt es eine Anzahl Dörfer, deren Bewohner unter dem Namen Kyzylbaſch, d. h. Rothköpfe, bekannt ſind. In Europa verſteht man darunter die ſchiitiſchen Perſer, aber dieſe kleinaſiatiſchen Kyzylbaſchen ſind weder Schiiten noch Perſer; was ſie aber eigentlich ſind, weiß niemand. Aeußerlich ſind ſie Mohammedaner und ſprechen türkiſch, auch iſt in jedem ihrer Dörfer eine Moſchee, die aber beſtändig leer ſteht. Daß ſie in gewiſſen Nächten des Jahres ihre geheimen Religionsgebräuche feiern, und daß dabei Wein gebraucht wird, kann ich aus eigener Erfahrung beſtätigen; mehr als dieß wiſſen aber auch andere nicht, und der Umſtand daß Wein bei ihren Feſten gebraucht wird, hat zu der Vermuthung Anlaß gegeben daß ſie heimliche Chriſten ſind, deren es allerdings viele in Kleinaſien gibt. Die Kyzylbaſchen ſind aber keine Chriſten, denn die Verhältniſſe des Landes haben ſich ſeit einigen Jahren ſo geſtaltet daß man es jetzt ſicher wiſſen könnte wenn ſie Chriſten wären. Die Geſchichte aber gibt merkwürdige Aufſchlüſſe über dieſe Gegenden. Im 9ten und 10ten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung zeigte ſich hier eine eigene Secte, die Paulicianer, welche durch ihren kriegeriſchen Geiſt den orthodoxen und den bilderſtürmenden Kaiſern in Byzanz viel zu ſchaffen machten. Zur helleniſch-römiſchen Zeit finden wir hier eine vollſtändig organiſirte Theokratie, welche mehrere Centralpunkte (Comana, Zelae u. ſ. w.) hatte, und ſich durch ganz abſonderliche Cultus auszeichnete; eine Dame, Pythodoris, war zur Zeit des Pompejus an der Spitze einer ſolchen Theokratie. Zur Perſerzeit end-

Digitized by Google

lich waren die Saken bis hieher vorgedrungen, wurden aber von den Persern besiegt und zurückgetrieben, und zum Andenken an diesen Sieg wurden die Sakäen gefeiert. Zu allen Zeiten sind also diese Gegenden Sitz eines abgesonderten, der Staatsgewalt feindlichen Cultus mit geheimen Dogmen und Ceremonien gewesen. Ich will damit nicht behaupten daß die Dogmen und Ceremonien der Saken, der Priester von Comana und Zelae, der Paulicianer und der Kyzylbaschen identisch sind, denn ich weiß von allen diesen Dingen so gut wie nichts; wohl aber ist man zu dem Schluß berechtigt, in diesem harmlosen Völklein die versprengten Reste der Saken zu suchen, und ich habe zu dieser Annahme noch einige besondere Gründe. Ich habe schon vorher erwähnt daß sich selbst in der ältesten armenischen Sprache nicht-arische turanische Elemente finden; diese findet man auch in den kümmerlichen Sprachresten des alten Kleinasiens wieder; ich mache nur auf die häufig vorkommende Endung assus in Städtenamen aufmerksam, z. B. Assus (Urbs, κατ' ἐξοχήν), Halicarnassus (maritimorum Carium urbs), Haliassus (ostwärts von Ancyra am Halys, Halyis urbs) u. s. w.) ein Wort, welches mit dem Wort as (Stadt) in den Keilinschriften der zweiten Gattung ganz identisch ist; man vergleiche ferner Harpasus, welcher Fluß noch jetzt Arpassu, d. h. Gerstenwasser heißt. Daß das türkische Wort ssu für Wasser, Fluß, schon sehr alt ist, sehen wir an Oxus, d. h. Ok-ssu, Pfeilfluß. Ferner findet man in diesen Gegenden, in Bogazköi, in Uejük, geheimnißvolle Sculpturen, deren Deutung von Texier, Hamilton, Kiepert, Dr. Barth versucht ist; ich mache nur auf die Figuren aufmerksam, deren Kleidung und Kopfbedeckung, dem auf dem Felsen von Bihistun dargestellten von Darius besiegten Saken so ähnlich ist, und genau mit dem übereinstimmt was wir aus anderweitigen Quellen über die Saken wissen, und was uns die Türken über ihre Vorfahren berichten.

Die folgenden Nationen gehören nicht zu den drei bis jetzt behandelten Völkerfamilien, sondern jede gehört für sich einem besondern Stamm an, der sich nicht mit Sicherheit in eine größere Gruppe einreihen läßt.

18. Die Tscherkessen waren früher Unterthanen der Türkei, freilich nach ihrer Art, d. h. sehr unbotmäßige Unterthanen; später wurde dieses Gebiet an Rußland abgetreten, wozu es auch noch jetzt gehört; die Tscherkessen aber sind alle im vorigen Jahre von Rußland nach der Türkei ausgewandert und von der Regierung in Kleinasien angesiedelt. Einzelne Individuen waren schon von jeher als Sklaven nach der Türkei gebracht und gelangten zum Theil zu den höchsten Staatsämtern, z. B. in der neuern Zeit Halil Pascha und Hafiz Pascha. Auch die weiblichen Bestandtheile der osmanischen Nation wurden stark aus Tscherkessien recrutirt; denn da die Natur nicht mehr Mädchen als Knaben producirt, so mußten die Osmanen zur Besetzung ihrer Harems anderweitige Mittel ergreifen, und diese wurden ihnen durch die Tscherkessen dargeboten, welche einen regelmäßigen Handel mit Mädchen treiben. Dieser Handel dauert noch jetzt fort, und wird auch wohl nicht so leicht aufhören, aber von dem ehemaligen schwunghaften Betriebe dieses Handels ist schon längst keine Rede mehr; denn einerseits hat die russische Regierung die hauptsächlichsten Productionsländer, die georgischen Provinzen, von diesem Trafik abgesperrt, und andererseits ist die Nachfrage nicht mehr so stark, weil die mittleren und geringeren Classen der Osmanli nicht mehr die Mittel haben den kostspieligen Aufwand eines stark besetzten Harems zu bestreiten, und weil selbst unter den Reicheren und Vornehmeren die Ueberzeugung immer mehr Platz greift daß die Polygamie dem häuslichen Familienglück nicht förderlich ist. Die Polygamie ist daher jetzt im Orient viel weniger verbreitet als man in Europa glaubt, und es gibt selbst unter den höchsten Würdenträgern sehr viele die nur in Monogamie leben; ich nenne beispielsweise nur den verstorbenen Großwesir Reschid Pascha, und ich könnte auch unter den Lebenden recht viele nennen, wenn es mir um Persönlichkeiten zu thun wäre.

Die Tscherkessen werden übrigens nach wie vor ihren Handel treiben, denn da im Islam nicht die Braut, sondern der Bräutigam die Aussteuer besorgt und dem Schwiegervater eine verabredete Summe zahlt, so läßt sich durch Gesetze keine Scheidelinie zwischen dem reinen Schacher und dem durch Religion sanctionirten Herkommen ziehen. Da aber das Geschäft nicht mehr ausreicht die Familie zu ernähren, so werden die Tscherkessen nothgedrungen zu einem anderweitigen Erwerb greifen müssen, was ihnen jedoch durch die jetzt von ihnen bewohnten fruchtbaren Ländereien wesentlich erleichtert wird.

Die Sprache der Tscherkessen ist sui generis, d. h. sie hat mit keiner andern Sprache Aehnlichkeit, höchstens mit den Sprachen einiger andern kaukasischen Völkerschaften.

19. Die Lazen bewohnen die nordöstliche Ecke des osmanischen Reiches in Asien, von Trapezunt an bis zur russischen Gränze. Auch diese sind eine abgesonderte Nation; bei den Türken heißen sie Chromlü, d. h. Griechen, weil sie sich zur griechischen Kirche bekennen. Ehemals waren sie äußerlich Mohammedaner, hatten mohammedanische Namen, und stellten Recruten; heimlich aber waren sie immer Christen, beobachteten die Fasten u. s. w., seit zwei Jahren ist auch ihnen die Wohlthat der freien Religionsübung verliehen, indem ein kaiserlicher Firman ihnen gestattete sich offen zum Christenthum zu bekennen, unter der Bedingung jedoch daß dieß keine Aenderung in ihren bürgerlichen Verhältnissen veranlasse, so daß sie also noch jetzt Recruten zu stellen haben. Gleich den alten Chalyben, Moschen und Tibarenern, deren Nachkommen sie sind, beschäftigen sie sich vornehmlich mit Bergbau und metallurgischen Gewerken; als Schmiede, Schlosser, Zinngießer, Kupferschmiede führen sie eine Art Wanderleben, indem sie durch ganz Vorderasien von Dorf zu Dorf ziehen und überall ihre Werkstatt aufschlagen.

20. Die Kopten sind die Nachkommen der alten Aegypter; ihre Sprache ist seit beinahe 200 Jahren ausgestorben, aber die Nation lebt noch und führt im Ganzen ein kümmerliches Daseyn als Kaufleute, Krämer, Schreiber u. s. w. Sie bilden eine eigene christliche Secte mit einem besondern Patriar-

Digitized by Google

chen in Alexandrien; aber mit ihrem Christenthum ist es nicht weit her; die auri sacra fames scheint den Hauptgegenstand ihres Cultus zu bilden; sie haben das traurige Vorrecht die unglücklichen Neger zum Behuf der Haremsbedürfnisse zu verstümmeln.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch am Hofe des siamesischen Vicekönigs von Cambodscha.

Ein ungenannter Officier der Madras-Armee hat der Revue britannique ein Reisewerk über Cochinchina nach seiner Rückkehr aus diesem Lande mitgetheilt, woraus wir zunächst seine Schilderung des siamesischen Cambodscha benutzen. Unser Verfasser landete mit dem Schiff Polka in Camput, dem Seehafen des siamesischen Cambodscha. Seine Dienerschaft bestand aus einem Portugiesen von Malacca, einem Knaben aus Madras, und aus einem chinesischen Dolmetscher Baba-Ki. Camput selbst liegt so versteckt, daß wenn man auf der Rhede ankommt, nirgends ein Zeichen des Hafenplatzes sichtbar wird. Der chinesische Supercargo des Schiffes ließ zuerst seine Familie ans Land bringen, von deren Anwesenheit an Bord bisher niemand etwas geahnt hatte. Sie bestand aus der Frau des Chinesen, seiner Schwiegermutter und drei Schwägerinnen. Sie kamen von Singapur, und waren, obwohl dieser Platz wie ganz Hinterindien von Chinesen schwärmt, doch die ersten Damen mit kleinen Füßen gewesen die sich dort zeigten, denn bekanntlich verhindert die chinesische Regierung das Auswandern von Frauen. Die Füße dieser Damen oder wie die Chinesen sagen ihre „Goldlilien" waren aber auch entzückend schön (für Kenner natürlich), denn sie maßen nur drei Zoll. Da sie aber in Schuhen mit Absätzen von drei Fuß Höhe staken, so konnten sich die Damen nur mit Mühe aufrecht halten, und es kostete große Anstrengungen sie in das Boot zu bringen. In Camput bewohnte unser Verfasser ein Haus welches zur Beherbergung europäischer Reisender von dem Vicekönig kürzlich erbaut worden ist. Die Zimmer sind hell und geräumig, die Mauern aus Backsteinen, der Fußboden aber nur mit ungehobelten Dielen versehen, dennoch sind diese Gebäude die stattlichsten in Cambodscha, denn selbst der Palast des Vicekönigs in Udong darf sich nicht mit diesem Luxus messen. Empfangen wurde der Gast von Sr. Excellenz dem Stellvertreter des Statthalters in seiner wenig verführerischen Behausung, denn sie war im Wasser auf Pfählen erbaut und bestand nur aus zwei Räumen, nämlich aus einem Zimmer für die Staatsgeschäfte, und einem für die zwölf Frauen der Excellenz. Der Statthalter selbst war abwesend in einer benachbarten Ortschaft Namens Bombay, wohin sich der Officier rudern ließ, und wo er den Statthalter zwar nicht zu Hause, wohl aber in einer Barbierwerkstatt antraf, und zwar als er sich so eben das Haupt kahl scheeren ließ bis auf ein Büschel am Scheitel. Der Statthalter war ein sehr artiger Mann, welcher sogleich an den Vicekönig zu schreiben versprach, damit dieser dem Gast die Erlaubniß zum Besuch der Hauptstadt ertheile und zu seiner Beförderung dorthin etliche Elephanten schicke, welche die Verkehrsmittel für Standespersonen bilden. Da bis zur Rückkehr der Antwort 12 Tage verstreichen mußten, so benutzte unser Verfasser seine Muße zu Jagdpartien. Auf diesen hatte er ein paarmal Gelegenheit die Höflichkeit und Gefälligkeit der Eingebornen auf die Probe zu setzen. Als er sich einst verirrt hatte, begleitete ihn ein Cambodsche zwei englische Meilen weit zurück und wollte durchaus keine Belohnung annehmen. Unterwegs traf man einen Eingebornen der ein Gefäß mit frischem Palmwein trug und davon auf sein Bitten unserm Verfasser zu trinken gab, obgleich dieser ihm wissen ließ daß er nichts bei sich führe womit er sich er sich erkenntlich zeigen könne.

Ein angesehener Malaye überredete den Capitän Welch von der Polka und den Autor die Elephanten nicht abzuwarten, sondern sogleich nach Udong aufzubrechen, da der Vicekönig große Reisvorräthe liegen habe, die man wohlfeil kaufen und als Rückfracht benutzen könnte. Auf diesen Rath gieng man ein, und verließ Cambut ausgerüstet mit einem Sambot-say-ha, einer Art Paß des Statthalters welcher allen Mykoe's oder Dorfhäuptlingen auf den Stationen anbefahl die Reisenden mit Wagen und mit Trägern zu versehen. Die einheimischen Wagen sind gänzlich aus Holz verfertigt. Die Räder aber haben keine Speichen, sondern sind massive Holzscheiben. Das Innere des Wagens ist wiegenförmig von Bambu geflochten und mit einem Mattendach versehen. Die Stationen werden durch Pfähle zu beiden Seiten der Straße abgetheilt. Die Cambodschen haben ein Wegmaß welches sie Sen nennen, und das 20 Peüms oder Klaftern enthält. Ein Sen ist also so viel wie 120 englische Fuß, und je das hundertste Sen wird durch ein Meilenzeichen angegeben, während jede Hälfte des Weges oder das fünfzigste Sen dadurch angezeigt wird daß man Bäume pflanzt deren Wipfel kugelförmig beschnitten werden. Die Reise nach der Hauptstadt war sehr ermüdend, namentlich wenn sie in die heißen Morgenstunden fiel, auch bot der Weg durch das Dschengel keine Abwechselung, denn außer den Streitigkeiten mit den Dorfhäuptlingen über Lieferung der Verkehrsmittel finden wir keine sonderliche Notiz des Verfassers, mit Ausnahme daß einmal die Reisenden ihre Mahlzeit aus vier Hühnern mit ebensoviel leeren Bierflaschen bezahlten, und zwar in den Augen des glücklichen Empfängers königlich bezahlten, denn leere Bierflaschen gehören in Cambodscha zu aller Welts stillen Herzenswünschen.

Auf der letzten Station vor der Hauptstadt begegneten die Reisenden fünf Elephanten welche der Vicekönig ihnen entgegenschickte. Mit diesen Elephanten reisten zwei französische Missionäre die aus dem Innern kamen und unter den Laos das Evangelium verkündet hatten. Einen dritten Gefährten hatten sie erst kürzlich begraben und sie selbst glichen wandelnden Skeletten. Ihr Camerad war dem „Dschengelfieber" erlegen, wie man nach der Versicherung unseres Autors

Digitized by Google

dort die asiatische Cholera nennt. Die armen Missionäre mußten absitzen, denn die Elephanten sollten sie nur bis zum Begegnen der erwarteten Gäste benutzen dürfen, und obgleich diese ihnen gern zwei der Thiere abtreten wollten, so weigerten sich doch die Treiber darauf einzugehen, weil dieß gegen ihre Befehle sey.

Die letzte Station vor der Hauptstadt Udong wird durch ein Stück vortreffliche Straße geziert. Der Körper dieses Verkehrsmittels liegt 6 Fuß über der Ebene, ist an den Seiten mit Steinblöcken befestigt, vollkommen eben, von zwei Reihen Bäumen beschattet, und liefert eine ehrenvolle Probe von den Leistungen im Chausseebau deren die Cambodschen fähig sind. Die Stadt Udong ist von einer doppelten Mauer umgeben und zwischen beiden ein Abstand von einer engl. Meile; die äußere Mauer ist die höhere, sie mißt 15 Fuß und wird außerdem noch durch Pfahlwerke geschützt. Die Thore führen unter Thürmen hindurch und werden Nachts geschlossen. Endlich liegt der Palast des Vicekönigs hinter einer Backsteinmauer oder dritten Umwallung, deren Thore unwiderruflich nach jedem Sonnenuntergang geschlossen werden. Die Reisenden konnten Se. Majestät, da sie zu spät eintrafen, nicht mehr sehen, und wurden daher einstweilen von dem Director der Verkehrsanstalten, der dort den Titel Chef der Elephanten führt, empfangen und ihnen als einstweiliges Obdach das Justizgebäude angewiesen. Dieses Backsteingebäude enthielt einen einzigen großen, luftigen, mit Brettern belegten Raum, im Hintergrund mit einer Erhöhung versehen wo die Sessel für die Stadträthe standen und wo die Gäste ihr einstweiliges Nachtlager aufschlugen, nachdem sie zuvor bei einem siamesischen Kaufmann in der Stadt zu Abend gespeist und den Besuch des zweitältesten Prinzen oder vielmehr Viceprinzen ausgestanden hatten. Dieß war ein blatternarbiger etwas boshaft aussehender Knabe von zehn Jahren, der geschwätzig erzählte daß sein älterer Bruder sich in Bangkok aufhalte und er auch bald dorthin abreisen werde „zur Vollendung seiner Erziehung." Da sein Bruder schon 30 Jahre alt war, sollte man meinen daß die Cambodschen es mit einer vollendeten Erziehung sehr genau nehmen, doch gehen die Kinder des Vicekönigs nicht zu pädagogischen Zwecken, sondern als Geiseln und Pfänder für richtige Bezahlung des Tributs an den Hof des Lehnsherrn.

Am andern Morgen füllte sich das Justizgebäude mit Volk welches die Parangs oder Fremden sehen wollte. Der Zudrang war so stark daß die Hitze und der Dunst, vermehrt durch den Tabaksrauch sämmtlicher Anwesenden, bald unerträglich wurden. Der Dolmetscher erlöste die Duldenden mit der Meldung daß sie jetzt die Zimmer im vicekönigl. Palast beziehen könnten. Sie lagen in einem Nebengebäude und waren im Styl des Fremdenhauses zu Camput erbaut, nur daß sie viel niedriger und enger waren, auch im obern Geschoß lagen. Im nämlichen Hause und in Verbindung durch eine Gallerie befanden sich acht andere Zimmer, welche Damen des Palastes, die Schwiegermütter des Kronprinzen, bewohnten, weßhalb sogleich, um sie von den Fremden abzusperren, auf dem Balcon ein Verschlag errichtet wurde.

Um 10 Uhr wurden die Fremden zur Audienz berufen, und da der Vicekönig längst gewünscht hatte einen englischen Officier zu sehen, so schlüpfte unser Autor in seine Uniform. Der Darbar oder Kronsaal des Vicekönigs bildete ein Viereck von 40 Fuß Ausdehnung in jedem Sinne und war nach der einen Front völlig offen, wo ein Corridor ihn von einem zweiten ähnlichen Saal trennte in dem sich die vicekönigliche Kanzlei befand. Der Kronsaal war mit einem Kram von Möbeln europäischen, chinesischen und japanischen Ursprungs geschmückt. Mit gleicher Andacht hiengen von der Decke prächtig geschliffene Krystallkronleuchter, wie gewöhnliche Schiffslaternen, und chinesische Papierlampen. Aehnlich sah es an den Wänden aus, wo Gegenstände höchsten Industrievertheß neben den geringsten Bagatellen, köstliches japanesisches Porcellan neben gemeinen Glasflaschen standen. Nach einer halben Stunde erschien Se. Maj. und setzte sich in einen großen Sessel vor einem Marmortisch. Zwei Frauen waren emsig beschäftigt ihm Luft zuzufächeln, denn der Schweiß rieselte ihm am Leibe nieder. Die Fremden hielten ihn für einen Mann von 50 Jahren, aber um zehn Jahre jünger als er wirklich war. Sein Aeußeres hatte nichts königliches, auch war er durch Blatternarben sehr entstellt, und in der Kleidung, die aus einem Lendenröckchen bestand, unterschied er sich nur vom gemeinsten Kuli durch einen goldenen mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Nach der Landessitte war der Schädel kahl geschoren, bis auf das Haarschwänzchen am Scheitel. Zu seinem Gefolge, welches sich in einem Winkel des Saales gruppirte, gehörten die Frauen seines Harems. Diese Schönheitsgallerie des Landes wäre nicht übel gewesen, denn zu den sanften regelmäßigen, bisweilen sogar feinen Gesichtszügen gesellte sich Fülle und Reinheit der plastischen Körperformen, allein auch diese Damen waren nach Landessitte kahl geschoren und ihre Zähne schwarz gefärbt. Sie trugen nur das Salendang, eine Art von Hemd, und eine seidene Schärpe, die locker um den Hals und von den Schultern floß. Sämmtliche Staatsbeamte mußten während dieser Audienz auf den Knieen mit der Nase an der Erde liegen. Auch nähert sich ein Eingeborner dem Monarchen nicht anders als daß er auf allen Vieren rutscht. Den Anfang orientalischer Audienzen macht stets die Uebergabe von Geschenken, die als Huldigung betrachtet werden und in diesem Falle aus etlichen wohlfeilen Singapurer Marktwaaren bestanden, nichts desloweniger aber großen Eindruck machten. Noch mehr Genuß empfand Se. Majestät über die britische Uniform, und wäre der Vicekönig nicht von 300pfündigem Caliber, der Autor aber viel magerer gewesen, so würde ersterer gewiß die Uniform ihm abwendig gemacht haben. Große Sorgen machte dem Vicekönig eine Prägmaschine, die er aus England hatte kommen und von einem Siamesen zusammensetzen lassen. Das Stempeln leistete sie allerdings, das Abscheiden der Münzen mußte aber mit der Hand geschehen, weßhalb Se. Majestät glaubte die Maschine sey nicht in Ordnung. Die Europäer begaben sich zu dem Instrument, fanden es jedoch in gutem Zustand, nur daß der Apparat zum Rundschneiden der Münzen fehlte.

Nach der Audienz schickte der Vicekönig ein Gegengeschenk,

Digitized by Google

welches außer einem Picul Reis aus einer Kulielaſt Geld beſtand. Dieß wäre nun eine königliche Gabe geweſen, wenn nicht der Curswerth dieſes Geldes in den „Straßen“ (von Malakka) nur 22 Frcs. betragen hätte. Was er ſchickte, waren 30 Tſchutſchus, 7 Tſchutſchu aber gelten einem Piaſter gleich. Die Landesmünze ſind nämlich die Petis, aus einer Zink- und Zinnlegirung verfertigt, und ſo zerbrechlich daß man ſie zwiſchen den Fingern zerdrücken kann. Wie die chineſiſchen Caſch ſind ſie durchlöchert, damit ſie auf Schnüren gezogen werden können. 60 ſolcher Petis ſind 1 Tean und 10 Tean ein Tſchutſchu. Je 10 Tſchutſchu werden gewöhnlich zu einem Paket zuſammengeſchnürt, enthalten daher zuſammen 6000 Petis und haben einen Werth von etwas mehr als 7 Frcs. Mehr als drei ſolcher Pakete kann ein Mann nicht tragen. Außerdem curſiren auch noch Silberbarren im Werth von 15 ſpaniſchen Thalern, und das ſiameſiſche Kop im Werth von einem halben Piaſter. Aus dieſer gelegentlichen Bemerkung über die Prägemaſchine darf man einen wichtigen Schluß auf die ſtaatsrechtlichen Beziehungen des ſiameſiſchen Cambodſcha ziehen. Da der Vicekönig Geld prägt, ſo iſt er nach orientaliſchen Begriffen ein Souverän, denn im Morgenland iſt das Prägen von Münzen das ſicherſte Kennzeichen von Souveränetät, wie unbefugtes Prägen als höchſter Hochverrath gilt.

Am nächſten Mittag ſtattete Se. Maj. den Gegenbeſuch ab, begleitet von einem Bataillon ſeiner Damen. Er kam vor allem um ſich den elektromagnetiſchen Apparat anzuſehen, welchen die Europäer zur Kurzweil Sr. Maj. mitgebracht und mit dem ſie ſeine Geſchirre zu verſilbern und zu vergolden verſprochen hatten. Se. Maj. verlangte daß jede der Damen ſich einen elektriſchen Schlag appliciren ließe, und mit ſeiner königlichen Hand hielt er die Patienten während des Verſuches am Ohre. Nach dieſer erſten Probe, welche Sr. Maj. das größte Vergnügen gemacht hatte, kehrte er um 6 Uhr Abends mit etwas weniger Frauen, aber mit ſeinen Kronbeamten wieder, an denen er jetzt die galvaniſchen Verſuche wiederholen ließ, dabei winkte er den Engländern mit den Augen daß ſie die Doſen recht ſtark machen ſollten. Ein rüſtiger Greis darunter zeigte den höchſten Schrecken, der Schweiß fiel ihm in großen Tropfen von der Stirn, er wand ſich in allen möglichen Stellungen und machte die größten Anſtrengungen um einen Schrei zu unterdrücken, während Se. Maj. über dieſe Grimaſſen ſich vor Lachen bog. Am nächſten Tage kamen die Verſuche mit den galvaniſchen Verſilberungen und Vergoldungen an die Reihe, welche zur unausſprechlichen Freude des Vicekönigs vortrefflich gelangen. Als ſich Se. Maj. gegen 10 Uhr zur Verrichtung ſeiner Gebete entfernte, brachten die Damen des Harems unzählige Schmuckſachen zu dem galvanoplaſtiſchen Apparat, und um ihnen gefällig zu ſeyn, ließ man die Batterie ſpielen. Dieſes Publicum war noch nicht völlig befriedigt als Se. Maj. zurückkehrte. Augenblicklich ſtob der Schwarm auseinander, aber der Monarch ſah an dem zurückgebliebenen Geſchmeide, was vorgefallen war, und aus Zorn darüber daß von ſeinen Gold- und Silberlöſungen zuviel verbraucht worden ſey, vollzog er eigenhändig eine Ruthenſtrafe an einer Dame des Palaſtes, welche die Aufſicht hätte führen ſollen.

Zur Belohnung für ihre Leiſtungen wurden die Europäer an die vicekönigliche Tafel gezogen. Man ſpeiste an einem Tiſch und auf Stühlen. Die Gerichte, welche auf ſiameſiſche Weiſe zubereitet worden waren, mit Ausnahme einer zu Ehren der Gäſte engliſch gebratenen Ente, wurden auf Porcellan ſervirt. Das Tafeltuch beſtand aus einem nicht eben ſaubern einheimiſchen Zeug, und die Beſtecke hatten zwar vergoldete Hefte, ihre Klingen waren aber ſchon ganz dünn abgeſchliffen und vom Roſt zerfreſſen, da ſie wohl, ſeit ſie den Meſſerſchmied verlaſſen, nicht geputzt worden waren; die Löffel endlich waren nur von Compoſition. Zwei Flaſchen eines geringen Portwein erſchienen zu dem ſüßen Nachtiſch, vortrefflich dagegen hatte das engliſche Pale Ale gemundet, welches den Gäſten vorher ſervirt wurde. Noch ehe die Tafel aufgehoben wurde, verkündigte Se. Maj. den Wunſch daß ihm die Gäſte ſeine Badwanne, ein Gefäß von 3 Fuß Höhe, verſilbern möchten. Vergeblich waren alle Einſprachen, denn Se. Maj. erklärte, er beſitze eine thönerne Kufe, welche der Badwanne als Schale dienen könne. So mußte denn am nächſten Morgen auch dieſes Kunſtſtück geleiſtet werden, worüber Se. Maj. in einen ſolchen Anfall von Freigebigkeit gerieth daß er die Galvanoplaſtiker nochmals an die königliche Tafel zog.

Am nächſten Morgen unternahmen die Europäer einen Ausflug nach dem nahe am Mekiang gelegenen malayiſchen Kampong Ulong, denn in Udong ſelbſt wohnen oder dürfen keine Malayen wohnen. Der Fluß gewährt dort die anziehendſten Bilder. Er iſt bedeckt mit lieblichen Inſeln, deren friſcher Raſen und friedliche Hütten die Landſchaft nicht wenig maleriſch machen, während zur Vollendung des Bildes eine hohe Bergkette für den Hintergrund nicht fehlt. Das Kampong und ſeine Bewohner, ſowie das dort genoſſene Mittageſſen zeichneten ſich vortheilhaft durch Reinlichkeit und Schmackhaftigkeit vor der Hauptſtadt mit ihren Bewohnern und Genüſſen aus. Gegen Abend, von dieſem Ausflug heimgekehrt, wurden die Fremden in ihren Zimmern plötzlich von einer Cohorte der Damen des königlichen Harems heimgeſucht, welche um Seife, Pommade und Oel bettelten, auch alle Habſeligkeiten der Fremden einer ſtrengen Viſitation unterwarfen, bis dieſe endlich ihre Ruhe mit kleinen Geſchenken erkauft hatten. Das Ereigniß des nächſten Tages bildete dagegen die Ankunft eines Spiegelteleſkops, welches Se. Maj. durch ſeine Agenten hatte verſchreiben laſſen und das auf dem Schiff des Autors angekommen, vom Capitän aber wohlweislich in Camput den Behörden zur weitern Beförderung übergeben worden war, damit dieſe für etwaige Beſchädigung auf der Landfracht einſtehen ſollten. Es kam indeſſen unverſehrt an, und der Vicekönig hätte gern gleich am hellen Tage Beobachtungen angeſtellt. Das Inſtrument wurde alſo nach der Sonne gerichtet, allein nachdem Se. Maj. hindurchgeſchaut, erklärte er „gar nichts geſehen zu haben.“ Der Monarch ſchien überhaupt ſeine eigenen Begriffe über die Leiſtungen ſolcher Inſtrumente zu beſitzen, denn am liebſten hätte er damit ſeinen Lehnsherrn in Bangkok oder ſonſt wen belauſcht. Am Abend

Digitized by Google

endlich begünſtigte ein klares Wetter das teleſkopiſche Sehen, man erhielt ein herrliches Bild vom Mond und den ſichtbaren Planeten. Allein Se. Maj. war ſehr ungehalten daß ſeine Erwartungen ſo getäuſcht worden ſeyen. Er fand nichts ſeiner Aufmerkſamkeit würdig, und den Mond zumal „ſehe er mit unbewaffneten Augen viel beſſer.“ Sogleich befahl er das Inſtrument wieder einzupacken und nach Singapur zurückzuſchicken, von welchem Entſchluß er jedoch zuletzt auf Zureden ſeiner Gäſte abſtand.

Dieſe verabſchiedeten ſich vom Vicekönig und von Udong in den nächſten Tagen, und erreichten auf den Elephanten, welche Se. Maj. ihnen zur Verfügung ſtellte, bequem Camput und ihr Fahrzeug wieder.

Die Wunder des Bienenſtaats.

(Nach J. Samuelſon's The Honey Bee; its Natural History, Habits, Anatomy, and Microscopical Beauties. Aus dem Athenäum.)

In einer vollſtändigen Bienengemeinde gibt es eine Königin, welche die Alleinherrſcherin und Mutter des Bienenſtocks und ein vollkommen entwickeltes Weibchen iſt; es gibt darin ferner Drohnen, oder Männchen, in der Anzahl von 600—800, und ſodann Arbeitsbienen, oder theilweiſe entwickelte Weibchen, 15,000—30,000 an der Zahl. Das Amt der Bienenkönigin beſteht darin alle die Eier zu legen welche im Stock ausgebrütet werden, und ihr einziges Geſchäft iſt die Vermehrung der Menge. Indeß iſt ſie verfaſſungsgemäßes Oberhaupt aller derer welche innerhalb ſummen und kriechen, und ſollte ſie zufälligerweiſe oder abſichtlich entfernt werden, ſo wird ein dem Larvenzuſtand bald entſchlüpfendes Mitglied der Königsfamilie, anſcheinend ohne Zwiſchenregierung, auf den Thron erhoben. Wenn keine Biene von Geblüt vorhanden iſt, ſo erzwingen oder pflanzen die conſtitutionellen Bienen, aus Schrecken vor der Anarchie, ein neues Oberhaupt für den Bienenſtaat. Sie begeben ſich zu einer Zelle die ein noch nicht ausgebrütetes Arbeitsbienen-Ei, oder, noch ſonderbarer, eine nicht mehr als drei Tage alte Larve (die Zeit in welcher unter gewöhnlichen Umſtänden ihre Nahrung geändert werden würde) enthält, und ändern plötzlich die Bedingungen jugendlichen Lebens derſelben, ſo daß ſie ſich in eine Königin verwandelt. Sie bewirken dieß durch Erweiterung der Arbeitsbienen-Zelle auf Koſten der Vernichtung der umliegenden, durch unbarmherziges Hinſchlachten der Inwohner, und dann bilden ſie durch die Vereinigung der zuvor zerſtörten horizontalen Zellen eine einzige verticale Wiege, in welcher die Thronerbin, oder vielmehr das bereits regierende Wiegenkind, verſchanzt iſt. Sie füttern die junge Larve unausgeſetzt freigebig mit Königspaſte während der ganzen erſten Zeit ihres Lebens, und behandeln ſie in jeder Hinſicht als die Erbin des Throns, den ſie dann zu gehöriger Zeit, muthmaßlich inmitten des Billigungsgeſumms des ganzen Bienenſtocks, beſteigt. Es gibt in der ganzen Geſchichte eines Bienenſtocks kaum etwas ſtaunenswertheres als dieſe Erſcheinung, allein ſie wird von zuverläſſigen Beobachtern verbürgt.

Faſſen wir jedoch die Geſchichte der Bienen in ihrem gewöhnlichen Verlaufe, wenn keine erzwungene oder beſchleunigte Thronnachfolge vorhanden iſt, ins Auge. Die Pflicht der Königin beſteht, wie wir bereits bemerkt, darin Eier zu legen. Auf ihrem Zuge von Zelle zu Zelle zum Zweck der Eierlegung wird ſie von vier bis zwölf Arbeitsbienen begleitet, welche ſie mit Honig verſorgen, und welche, alle ihre Bewegungen bewachend, Sorge tragen daß ſie nur ein Ei in jede Zelle legt. Sollte ſie mehr niederlegen, ſo entfernen ſie alle bis auf eines, und legen dieſelben anderswohin. Gewöhnlich legt ſie zwei bis ſechs Eier nacheinander und ruht dann eine Weile, und kann ſo ungefähr 200 Eier täglich legen. Die Geſammtzahl der von einer einzigen Königin in einer Jahreszeit gelegten Eier wird verſchiedentlich geſchätzt, von 50,000 bis zu 100,000. Nehmen wir an das Frühjahr ſey ſchon ziemlich vorgerückt und die Königin habe im Monat Mai zwiſchen 10—11,000 Eier gelegt, beſtehend aus Arbeitsbienen- und Drohnen-Eiern, dann bauen die Arbeitsbienen ein halbes Duzend königlicher Zellen, und Ihre Maj. ſchreitet ſogleich dazu die nothwendigen Eier in dieſelben niederzulegen. Wenn der gewöhnliche Termin von ſechzehn Tagen verfloſſen iſt, erhalten die Wächter einer der königlichen Zellen, durch die Bewegung innerhalb derſelben die Andeutung, daß der neue Monarch im Begriff iſt zum Vorſchein zu kommen. Schnell fliegt die Kunde von Biene zu Biene, und ſchnell ſchaaren ſie ſich um die Zelle zur Bewillkommung des königlichen Fremdlings. Auch die Königin-Mutter kommt heran, begleitet von ihrer Leibwache. Hier aber haben wir als getreue Geſchichtſchreiber eines ſchmerzlichen Ereigniſſes Erwähnung zu thun, das Illuſionen menſchlicher Liebe bei dieſen niedrigen Geſchöpfen zerſtört. Die Königin-Mutter kommt nicht um ihr Kind zu begrüßen, ſondern — wir ſagen es mit Leidweſen — um es zu bekämpfen. Dieſer unmütterlichen und mörderiſchen Abſicht ſtemmen ſich die Arbeitsbienen, welche ſich um die königliche Zelle verſammelt haben, entgegen. Sie decken den Eingang, ſperren die junge Königin von der Mutter ab, verſtopfen, wenn nöthig, die Oeffnung der Zelle mit Wachs, bis die alte Königin ſich zurückzieht, und nähren die junge während ihrer Gefangenſchaft mit Honig. Sollte man da nicht meinen daß alle böſen Leidenſchaften in den Bienenſtock gekrochen ſind, und Wohnung gefunden haben in der Bruſt einer Mutter?

Thatſache iſt's daß in den Bienenſtöcken wie in menſchlichen Gemeinweſen zwei Cäſaren nicht gleichzeitig herrſchen können. Victor Emmanuel und Garibaldi können nicht zuſammen in italieniſchen Herzen regieren; daher muß Garibaldi in ſeine Zelle auf Caprera eingeſperrt werden, und es iſt gut daß er dieß weiß, obgleich er dieſe Lehre wahrſcheinlich von keinem Bienenſtock geſchöpft. Um indeſſen wieder auf unſere Bienen zu kommen, ſo müſſen wir bemerken daß ſich der Groll der alten Königin nicht legt. Wenn ſie ſieht daß ihre

Digitized by Google

Abkömmlingin und Nebenbuhlerin außer ihrem Bereich iſt, ſo zieht ſie in einem Zuſtande großer Aufregung im Stock umher, und hört auf Eier zu legen. Gutes entſpringt oftmals aus der Eiferſucht und den dunkeln Leidenſchaften der Menſchen, und alſo gewiß auch aus eben dieſen Gründen bei der Bienenkönigin, die keine verwittibte Königin-Mutter, ſondern eine regierende Königin ſeyn will, und da keine zwei Czarinnen in einem und demſelben Stocke hauſen können, ſo muß nothwendig eine derſelben weichen. Die eingeſperrte und gut genährte jugendliche weiß beſſeres zu thun als ihre Zelle zu verlaſſen; die Aufgabe des Weichens fällt ihrer Mutter zu, die denn auch nicht zögert, und unverzüglich ihr Reich verläßt, und zwar, wenn ſie in einem vollen Stock iſt, in Begleitung von ungefähr tauſend Drohnen, welche, wie man ſagt, die Wegweiſer machen, und von zehntauſend Arbeitsbienen. Man weiß daß dieſe Thierchen eine Art Wanderungstrieb beſitzen, und kennt die Zeit in welcher ſie zu ſchwärmen im Begriff ſind; daher hält man einen leeren Bienenkorb bereit, der, wie in Auſtralien oder Neu-Seeland, den Einwanderern offen ſteht, welche keine Zeit mit fruchtloſem Bedauern verlieren und keine ſehnſüchtigen Blicke zurückwerfen, ſondern ſogleich Wachszellen zu bauen anfangen, und ihrem eigenen Berufe nachgehen, während die Königin ihre Eierlegungsarbeit alsbald wieder aufnimmt. Auf ſo eigenthümliche Art werden die neuen Bienenkörbe in Beſitz genommen, und ſo ſeltſame Ereigniſſe kommen in dem alten Stocke vor um zur Coloniſation des neuen zu führen.

Hat aber nach dieſer Auswanderung aus der alten Heimath innerhalb des Stocks nun alles ein friedliches Ausſehen? Schauet einige Minuten hinein, und ſehet was vorgeht. Man ſollte meinen, die ſo wachſam geſchützte junge Königin, deren Reich noch auf ſo ſchwachen Füßen ruht, werde ſich durch Barmherzigkeit auszeichnen; allein dem iſt nicht ſo — ſie geht mit Mordgedanken um. Um ihre Herrſchaft doppelt ſicher zu machen, begibt ſie ſich, ſobald ſie allein gehen kann, zu den Zellen welche ihre jüngern Schweſtern enthalten, und ſticht ſie, mit einer ihrer Bienenmutter würdigen Barbarei, alle zu Tode. Es muß, wie es ſcheint, unbeſtrittene Souveränetät im Stocke herrſchen, und ſie muß auf Koſten vieler Leben geſichert werden. Tadelt ihr darob die Königin-Mutter und die Königin-Tochter? Würden ſie nicht, wenn ſie menſchliche Geſchichte leſen könnten, den Vorwurf, mit einigen Parallelſtellen erſchwert, auf euch zurückſchleudern?

Es kann im Verlauf der Dinge geſchehen daß zwei junge Königinnen gleichzeitig aus ihren reſpectiven Zellen hervorkommen. Dieß ſcheint die alte Königin in Furcht zu verſetzen und ſie von ihrem Kindsmordsvorhaben abzubringen, weßhalb ſie dann ſogleich mit ihrem Dienerſchwarm von hinnen zieht. Nun könnte es ſcheinen als ob alles Unſchuld und Betriebſamkeit im Stocke ſey. Vergeſſet aber nicht daß zwei junge Königinnen beiſammen ſind — ein Umſtand der eben ſo ſchlimm iſt wie zwei von verſchiedenem Alter. Der Unterſchied liegt zwiſchen Furcht und Eiferſucht. Wiederum können keine zwei Czarinnen vorhanden ſeyn. Wie ſoll dieſer Uebelſtand beſeitigt werden? Keine von beiden wird hinausgehen, oder nachgeben, oder ruhig bleiben. Es übrigt ihnen alſo nichts als der Kampf. Bei dem Menſchengeſchlecht kämpft das Volk, und die Herrſcher ſchauen zu; unter Bienen dagegen kämpfen die Herrſcher, und das Volk ſchaut zu. Wäre es bei uns ſo, die Kriege würden auf der ganzen Erde bald aufhören. Allein wir müſſen bei den Bienen und ihren Schlachten bleiben. Diejenigen welche nach dem Schwärmen zurückbleiben, theilen ſich in zwei Parteien, die ſich gegenſeitig um ihre Königinnen aufſtellen, und den Boden des Stocks zum Schlachtfelde machen.

Werfet nun einen Blick auf die Heere wie ſie ſich nähern, um einander ins Auge zu faſſen, aber nicht um zu kämpfen. Ein Einzelkampf zwiſchen den Herrſchern iſt die Loſung des Tages, und die verſammelten Heerſchaaren ſind bloß betheiligte Zuſchauer, welche mit untergeſchlagenen Vorderbeinen daſitzen. Die Nebenbuhler-Königinnen treten vor, und fallen mit unlenkſamer Wuth über einander her. Sie packen ſich mit ihren Kinnladen am Halſe, an Kopf und Beinen. Durch reißend ſchnelle Flügelſchwingungen ſuchen ſie ſich gegenſeitig außer Faſſung zu bringen. Sie ſtoßen ihre Köpfe zuſammen, halten ſich mit ihren Beinen feſt, und ſuchen einander auf jede mögliche Weiſe zu ſtechen. Sie entblößen ihre Stacheln wie Schwerter, und ſuchen die verwundbaren Theile zwiſchen den Ringen des Körpers, am Halſe, oder an dem die Bruſt und den Unterleib verbindenden zuſammengezogenen Theil zu erreichen. Dieß iſt ein Zweikampf auf Leben und Tod — ein tödtliches Schwertſpiel. Nicht *ein* Zuſchauer zieht ſein Bein hervor. Ein allgemeines Geſumme bezeugt die Aufregung, oder vielleicht eine allgemeine Stille. Endlich wird der verhängnißvolle Streich gegeben, das Schwert dringt zwiſchen den Ringen hindurch und in die Lebenstheile ein. Jetzt bebt die durchbohrte zurück, ſtrauchelt und fällt, und ſchließt nach einer oder zwei krampfhaften Zuckungen auf ewig die Augen.

Und was für Augen ſind dieß! Die Menſchen wußten nie was die Bienenaugen eigentlich ſind, bis die hochververbeſſerten Mikroſkope der Gegenwart uns thatſächlich ein anderes Auge gaben um jene der Bienen zu betrachten. Die Bienen haben einfache Augen, drei an der Zahl, und in einem Triangel zwiſchen den zwei zuſammengeſetzten Augen angebracht. Die letzteren ſind wundervolle Gegenſtände unter einem Mikroſkop. Das zuſammengeſetzte Auge einer Biene, beſonders einer Drohne, iſt eines der vollendetſt gebauten Werkzeuge welche die Hand der Mutter Natur geſchaffen hat. Eines der Spreublätter die ein Weizenkorn umgeben dürfte ein Bild von ſeinem Ausſehen gewähren; allein das Spreuſtückchen zeigt nur eine einförmige glaſirte Oberfläche, während in dem Auge der Biene, das an Farbe viel dunkler, obſchon äußerlich ebenfalls glaſirt iſt, die Helle aus dem Vorhandenſeyn von ungefähr 3500 kleinen, aber vollkommen ſechseckigen Linſen entſteht, die eng zuſammen paſſen und in regelmäßigen Reihen über den ganzen Umfang verbreitet ſind. Dieſe Structur nun kann einem Bündel von 3500 Teleſkopen verglichen werden, welche ſo gruppirt ſind daß die breiten Endlinſen eine ausgedehnte convexe Oberfläche darſtellen, während, in Folge des abnehmenden Durchmeſſers der Inſtrumente,

Digitized by Google

ihre ſchmalen Enden zuſammentreffen, und eine kleinere concentriſche Curve bilden. Könnten wir durch alle dieſe Teleſkopen mit einem Blick hindurchſchauen, und eine ſtereoſkopiſche Wirkung erzielen, ſo dürften wir im Stande ſeyn uns einigermaßen einen Begriff von der Sehkraft bei dieſem Inſect zu bilden.

Selbſt nur eine dieſer 3500 Linſen würde uns lange in einer vollſtändigen Unterſuchung derſelben beſchäftigen. Jedes der Aeuglein, welche, wenn man ſie zuſammennimmt, das zuſammengeſetzte Auge der Biene bilden, iſt an ſich ſelbſt ein vollkommenes Sehwerkzeug, und beſteht aus zwei merkwürdig geformten Linſen — einer äußeren Horn- und einer innern koniſchen Linſe. Die Hornlinſe iſt ein ſechsſeitiges Prisma, und alle dieſe Prismen zuſammen bilden die Hornhaut des zuſammengeſetzten Auges. Wenn das Ganze oder ein Theil dieſer Hornhaut abgeſchält und unter ein Mikroſkop gebracht wird, ſo wird die ſchöne Gruppirung der Linſen genau ſichtbar. Bei einer genauen und ſorgfältigen Unterſuchung der Hornlinſe des Aeugleins bemerkt man daß es keine einfache, ſondern eine zuſammengeſetzte Linſe iſt, welche aus zwei plano-convexen Linſen von verſchiedenen Dichtigkeiten oder Brechungskräften beſteht. Da die ebene Oberfläche dieſer Linſen adhärent iſt, ſo folgt daß die prismatiſche Hornlinſe eine zuſammengeſetzte doppelt convexe Linſe iſt — eine Entdeckung die wir dem Dr. Hicks verdanken. Die Wirkung dieſer Anordnung iſt daß, wenn eine Abirrung oder Abweichung der Lichtſtrahlen auf ihrem Weg durch einen Theil der Linſe vorkommen ſollte, ſie bei ihrem Durchgang durch den andern rectificirt wird. Es iſt nichts ſehr neues Linſen von verſchiedenen Dichtigkeiten in dem Auge eines Thiers zu finden, allein wo gibt es ein anderes Beiſpiel in welchem eine zuſammengeſetzte Linſe aus zwei adhärenten Linſen dieſer Art beſteht?

Das Wunder aber hat hier ſein Ende noch nicht erreicht. Der Menſch iſt in ſeinen Verſuchen zur Schaffung der vollkommenſten Linſe unbewußt zu einer Nachahmung des Bienenauges gelangt. Sein Streben gieng dahin die Abirrung des Lichts zu verhindern, welche verurſachte daß ſeine Linſen den Gegenſtand den er ſeiner Erforſchung unterziehen wollte färbten und verzogen, und er erreichte dieſen Endzweck dadurch daß er zuſammengeſetzte Linſen von ungleichen Dichtigkeiten anwandte. Als er nach langem Studium eine achromatiſche Linſe zu Stande gebracht, hatte er nur dasſelbe erreicht was die kleine Biene ſchon beſaß. Und wie ſonderbar iſt der Gedanke daß der Menſch durch den Gebrauch ſeiner eigenen achromatiſchen Linſe zuerſt genau die der Biene wahrnahm! Das kleine Inſect hatte ſie vielleicht Tauſende von Jahren hindurch ſchon gebraucht ehe denn der Menſch die Erde betrat. Durch ihre wundervollen Linſen und zahlreichen Facetten gewinnt die Biene Licht in den dunklen Blumenkelchen. In dieſe Blüthenhöhlungen bringt ſie, ſo zu ſagen, Tauſende von Lichtſammlern und Strahlenbrechern, die im Stande ſind ein einzelnes Gemälde mittelſt einer großen Anzahl kleinerer Bilder zu ſchaffen. In den dunkeln Bienenkorb trägt ſie denſelben optiſchen Apparat hinein, und fängt damit auch den geringſten Lichtſtrahl auf. Wenn, wie man behauptet, Bienen ſtets im Dunkeln arbeiten, ſo darf man wohl fragen: hat denn nicht jede von ihnen drei- oder viertauſend Erleuchter? Und wenn wir die vielen Tauſende derſelben ins Auge faſſen, die alle durch den ganzen Bienenkorb hindurch in optiſcher Thätigkeit ſind, wie kann man da ſagen daß dieſe Geſchöpfe im Dunkeln arbeiten?

Bei andern Theilen der Biene können wir nicht verweilen, obgleich z. B. ihr Mundapparat, die ſonderbaren Beine, die Flügel, welche nicht nur als Fortbewegungsmittel, ſondern auch zur Ventilation dienen, und endlich der Stachel mit ſeiner vergifteten und bebarteten Lanze, Intereſſe in Fülle darbieten. Allein wir müſſen ſchließen, und thun es damit daß wir das kleine Samuelſon'ſche Buch der allgemeinen Aufmerkſamkeit empfehlen. Es iſt voller anziehenden, klar und genau erzählten Thatſachen, und keine bloße Wiederholung von Bienen-Anekdoten, ſondern eine befriedigende entomologiſche Abhandlung. Die Anatomie der Biene iſt ausführlich geſchildert und durch Abbildungen erläutert, und die Capitel über Inſtinct ſind gut. Alles iſt ſo klar geſchrieben, daß ſich das Buch leicht leſen läßt, ſelbſt von ſolchen die eben ſo geſchäftig ſind wie Bienen; auch iſt alles ſo klar geordnet, daß diejenigen deren Augen nicht gleich ſind denen der Bienen, ſie doch ungefährdet gebrauchen können. Auf die an die ſechseckigen Zellen ſich knüpfenden Fragen ſind wir des Raumes halber ebenfalls außer Stande näher einzugehen, und verweiſen darum auf Hrn. Ellis Abhandlung: „Ueber die Urſache der inſtinctiven Neigung der Bienen ſechseckige Zellen zu bauen (On the Cause of the Instinctive Tendency of Bees to Form Hexagonal Cells),“ welche in dem Bericht über die Verſammlung der Britiſh Aſſociation, October 1858, beſprochen worden iſt.

Die Reunionsinſel.

Die Reunionsinſel, urſprünglich viel wohlklingender nach ihrem Entdecker Mascarenhas, dann zur Zeit der erſten franzöſiſchen Anſiedler Ile de Bourbon genannt, iſt das wichtigſte Ueberbleibſel der einſt ſo großen Beſitzungen Frankreichs im indiſchen Morgenlande. Sie iſt ein Erzeugniß der Thätigkeit zweier Vulcane, deren einer als erloſchen gilt, auch beſteht das Erdreich nur aus verwitterter Lava. Kaum ſo groß wie der dritte Theil eines franzöſiſchen Departements, bildet die Inſel eine Ellipſe von 232,000 Hectaren Oberfläche und beſitzt 30 deutſche Meilen im Umkreis bei einer großen Axe von neun und einer kleineren von ſechs Meilen. Von Nordweſt nach Südoſt zieht ein Berggrat, welcher die Inſel in zwei klimatiſch verſchiedene Hälften trennt, wovon die eine unter dem Winde, die andere über dem Winde benannt wird. Man unterſcheidet in ſenkrechter Richtung ferner verſchiedene Vegetationsgürtel. Hinter dem Strande und den dürren Savannen breitet ſich nicht ganz eine Meile tief ins

Digitized by Google

Innere ein niederer Küstensaum aus, wo hauptsächlich der Zuckerbau betrieben und der Reichthum des Landes gewonnen wird. Ueber ihm steigt die mittlere Zone empor, die, geschmückt mit Laubwerk, der Insel, vom hohen Meer betrachtet den Anblick eines Frucht- und Blumengartens gibt. Auf diesen Gürtel folgen Bergabhänge von 4—5000′ Erhebung, wo alle Gewächse Europa's gedeihen, und von wo einzelne Gipfel noch bis zu 14,000′ bis in den ewigen Schnee hinaufsteigen. Die Insel hat auch warme Quellen, die zu heilkräftigen Bädern benutzt werden und von weit und breit Patienten anziehen. Ueber alle Alpengipfel hinaus ragt der Piton de Fornaise, der fleißig seine vulcanischen Feuer spielen läßt. Aber während anderwärts die vulcanischen Kräfte erschreckend und zerstörend wirken, hat die Natur, die mit großer Parteilichkeit dieses Eiland wie ein Schooßkind bedacht hat, dafür gesorgt daß die Ausbrüche leicht und ohne Erderschütterung erfolgen, und den Bewohnern nur von Zeit zu Zeit das prächtige Schauspiel eines Lavagluthenfalles und den Indienfahrern die Dienste eines großartigen Leuchtthurmes gewähren. Obgleich zwischen dem 20. Breitegrade und dem südlichen Wendekreise gelegen, ist die Insel trotz der tropischen Temperatur eines der gesündesten Länder der Erde. Fieber sind etwas unbekanntes, und Wunden heilen dort rascher als anderwärts. Die regelmäßig wechselnden Land- und Seewinde kühlen und erfrischen die Luft, auch fallen häufig erquickende Regen. Es fehlt der Insel an allen Schlangen oder andern giftigen Reptilien sowie an reißenden Thieren. Nur *einen* Dorn hat diese Rose: es mangelt ihr gänzlich an einem sichern Hafen. Rings um die Insel gibt es nur offene Rheden, und während sechs Monaten im Jahr ist die Lage der Schiffe vor Anker dort eine so gefährliche daß jeder Capitän während dieser Zeit voll Unruhe abwechselnd den Himmel und das Barometer beobachtet. Fällt dann gar am Lande der warnende Signalschuß, so suchen alle Schiffe schleunig das hohe Meer; denn gerathen sie in einen der Cyclone oder Wirbelwinde welche unbarmherzig über die Insel fegen und Haus und Hain niederbrechen, dann werden sie wehrlos gegen die Küste geschleudert.

Die Insel Bourbon wurde auf Colberts Antrieb von der ostindischen Compagnie im Jahre 1665 mit etlichen zwanzig Ansiedlern bevölkert. Der Ort Possession auf der Insel bezeichnet schon durch seinen Namen den Punkt wo sich die erste Colonie entwickelte. Ferner sind auch die Namen der ersten Ansiedler in den Archiven aufbewahrt, so daß man sehr genau über die Anfänge dieser Colonie unterrichtet ist, der sehr bald alle dem Blutbade von Fort Dauphin entronnenen Ansiedler Madagascars zuströmten. Diese Europäer gewöhnten sich völlig an das Tropenklima, welches sich übrigens nur zwischen Temperaturen von 10—21° R. bewegt, und zeigten eine solche Fruchtbarkeit, daß nach Ablauf zweier Jahrhunderte ihre Nachkommen sich auf 25—30,000 belaufen. Die Reinheit des Blutes litt sehr zeitig, denn die Ansiedler, denen es an Frauen fehlte, versahen sich durch Verführung oder Entführung mit malegassischen Frauen, die sie nach Bourbon schleppten. In Folge dessen gründet man auch keine Kastenunterschiede auf Hautfarbe und Blutreinheit, sondern nur auf den Rechtsstand der Personen, so daß man bloß Herren und Sklaven unterschied, die man Weiße und Schwarze nannte, obgleich sich unter letztern Leute befanden deren Haut nicht dunkler war als die ihrer Herren, und zu den sogenannten „kleinen Weißen" oder Freien auch ehemalige Freigelassene zählten. Diese letztere Classe bewohnte die höchsten Punkte der Insel, und fand ihren Stolz in träger Freiheit, denn nur zur Zeit der Ernte verdingten sie sich in den Zuckerfeldern, aber um keinen Preis in den Siedereien, weil die dortige Arbeit, in der Regel von Sklaven verrichtet, für erniedrigend galt. Diese kleinen Leute, Abkömmlinge der ersten Ansiedler, sind ein ritterlicher Schlag, und sie träumen nichts anderes, als eine abermalige Eroberung Madagascars. In der Gesellschaft der Colonie herrschen im allgemeinen leichte Sitten, viel Vergnügungssucht und Sinnlichkeit, aber auch Herzlichkeit und Großmuth gepaart mit Leichtsinn und Verschwendung.

Die Insel befand sich im größten Wohlstand als 1834 auf den Antrieb des Colonialrathes zuerst die Sklaverei gemildert, dann 1848 gänzlich abgeschafft wurde. Der große Schritt geschah völlig geräuschlos, und nicht ein einziger Bankerott brach aus. Allein der Versuch war doch nur scheinbar geglückt. Die Sklaven mußten nämlich noch zwei Jahre gegen Lohn in Arbeit bleiben, durften jedoch ihre Herren nach Belieben wechseln. Dieß geschah von einigen, während andere die offenen Thüren zur Flucht benutzten. Im großen jedoch war alles beim Alten geblieben. Nach Ablauf der zwei Jahre verließ aber die Mehrzahl der Sklaven den Herrendienst um bequemeren Erwerb zu suchen. Sehr viele versanken in das Erzlaster der Emancipirten, nämlich in ein faules Squatterthum, wie es in Jamaica genannt wird. Der Freigewordene zog sich in einen öden Winkel der Insel zurück, baute seine Aschupa oder Hütte, betrieb das Nichtsthun gewerbsmäßig und fristete sein Leben von den Früchten die ihm in den Mund wuchsen. Von den 60,000 befreiten Sklaven sind jetzt kaum noch 15,000 im Herrendienst verblieben. Am härtesten traf jedoch die Emancipation solche Herren die ohne Grundbesitz ihr Vermögen in Sklaven angelegt hatten, deren Arbeit sie vermietheten, während sie sich jetzt mit einer magern Entschädigung von 720 Frcs. begnügen mußten.

Ein Essayist in der Revue des deux Mondes, dem wir gefolgt sind, tadelt die Pflanzer von Bourbon daß sie es nicht verstanden haben mit den Freigelassenen herzlich zu verkehren und sie durch gute Löhne zu fesseln. Da die nämliche Klage auch auf den britischen Antillen geführt wird, so scheint die Pflanzernatur die nämlichen Fehler zu haben bei Engländern wie bei Franzosen in West- und in Ostindien. Seit 1851 kann man annehmen daß die Pflanzer es völlig aufgaben ihre ehemaligen landwirthschaftlichen Arbeitskräfte wieder zu gewinnen. Inzwischen aber hatten zwei geistliche Orden, und darunter die Jesuiten, es unternommen die Freigelassenen für eine höhere Gesittung zu gewinnen. Merkwürdigerweise fanden sie in den Farbigen höchst gelehrige Schüler, besonders in den Fächern des Zeichnens, der Geometrie, der Mechanik, der Musik und der Sprachen, so daß bald das unsaubere Negerfranzösisch einer correcteren Sprache wich. Die Schulen

Digitized by Google

der Miſſionäre werden von den Farbigen eifrig beſucht, die oft einen weiten Weg bis zu den Lehrern zurücklegen müſſen, auch iſt es vorgekommen daß alte Leute — Siebzigjährige ſogar — mit jugendlicher Lernbegierde das Leſen und Schreiben erlernt haben. Bereits ſind die Farbigen ſo weit daß ſie die Gymnaſien und Univerſitäten beſuchen können, und jetzt bei der Bewerbung um öffentliche oder private Anſtellungen den Creolen einen ernſten Mitbewerb fühlen laſſen. Die Preſſe der Inſel welche die Sache der Pflanzer vertritt, betrachtet mit neidiſcher Beſorgniß dieſe Entwicklung, und macht den Miſſionären über ihre Lehrthätigkeit bittere Vorwürfe. Auch einer der Statthalter ſoll vor etlichen Jahren bei einer Muſterung der Volksſchulen in dem nämlichen Geiſte ſeine Betroffenheit darüber geäußert haben daß die farbigen Knaben in Mützen, Schuhen und Halstüchern vor ihm erſchienen, weil er darin einen bedenklichen Umſturz der „alten löblichen Ueberlieferungen" ſah. Was aber der Thätigkeit der geiſtlichen Orden noch mehr Ehre macht, iſt die Erweckung des Familienſinnes bei den Farbigen. In der Sklaverei konnte es nicht Mann und Weib, nicht Vater und Mutter, nicht Ehe und nicht Famlie geben, da alle dieſe menſchlichen Beziehungen nur vorübergehend beſtanden und von dem Willen der Herren abhiengen. In der Freiheit dagegen iſt das Bedürfniß erwacht der Ehe die religiöſe Weihe und den Genuß geſetzlicher Wohlthaten zu gewähren. Der Cenſus von 1856 kannte bereits 668 Ehen, 128 nachträgliche Anerkennungen von Ehen und 330 Legitimationen. Seit 1848, alſo ſeit der vollen Befreiung, iſt auch in der Geſellſchaft der Rang der Farbigen ein beſſerer geworden. Im öffentlichen Verkehr beſteht ſchon völlige Gleichheit, ja ſie erſtreckt ſich auch — was ſelbſt in den nordamerikaniſchen Freibodenſtaaten etwas unerhörtes wäre — bis ins Theater und ſelbſt bis zum Duell. Ein Familienverkehr mit den Creolen iſt bis jetzt aber noch nicht eröffnet worden, doch werden jetzt ſchon farbige Mädchen in die Töchterinſtitute aufgenommen, nachdem lange Zeit die Creolenfamilien dieß niemals hatten geſtatten wollen. Daraus ergibt ſich übrigens ganz klar daß die Farbigen einer geiſtigen und ſittlichen Entwicklung fähig ſind; daß ſie für die Zukunft ſorgen, daß ſie ſparen und Capital niederſchlagen, beweiſt der Eifer mit welchem ſich eine große Anzahl kleinen Grundbeſitz erworben hat, ſowie das Vorhandenſeyn gemeinſchaftlicher Caſſen.

Die Pflanzer, beraubt der ehemaligen Arbeitskräfte, hatten ſich frühzeitig nach einem Erſatz in Indien umgeſehen, und aus den Comptoiren von Pondichery und Karikal verließen ſeit 1851 etliche Tauſende von Hindus niederer Kaſte oder ſogenannte Kulies ihr Vaterland um ſich nach Bourbon zu verdingen. Dieſer Zufluß blieb aber ſehr ſparſam, weil die Anwerbungen in Folge der Schritte der indiſchen Regierung immer nur auf die franzöſiſchen Factoreien beſchränkt bleiben mußten. Da ſich nun auch die franzöſiſchen Antillen von dem nämlichen Markt verſahen, ſo blieben für Bourbon nur etwa 1—2000 Auswanderer jährlich übrig. Noch lieber hätten die Pflanzer Neger oder Malegaſſen bezogen, aber ihr Gelüſten nach letzteren mußten ſie in Folge der energiſchen Schritte der Königin der Howas aufgeben; dagegen kam ihnen ſeit Eröffnung der ſogenannten ſchwarzen Auswanderung aus Mozambique friſches Negerblut zu; freilich waren dieſe afrikaniſchen Aushebungen inſofern nicht viel beſſer als der Sklavenhandel, als ſie auf Menſchenraub und Menſchenverkauf ſich gründeten. Während die Pflanzer noch immer über Mangel an Arbeitern klagten, erklärte ihnen der Statthalter Darricau daß er auf ſeiner Rundreiſe im Gegentheil überall nur Ueberfluß und Verſchwendung von Handarbeit geſehen habe. Es gab im Jahre 1848 60,000 Sklaven auf der Inſel, von denen der vierte Theil im Herrendienſt geblieben iſt. Die Zahl der Miethwanderer (engagés) belief ſich aber 1858 auf 53,000, und wird jetzt vielleicht ſchon auf ſoviel wie die ehemalige Sklavenanzahl geſtiegen ſeyn. Die Miethwanderer aber liefern die doppelte Arbeit wie die gleiche Anzahl Sklaven, weil ſich unter jenen weder Greiſe noch Kinder, und nur ein Zehntel Frauen befinden. In Folge deſſen haben ſich auch in acht Jahren die Zuckerpflanzungen verdoppeln können. Auf der Kuliwanderung beruht alſo offenbar die Blüthe von Bourbon. Während im britiſchen Weſtindien mit Ausnahme von Barbadoes, Guayana und der einen oder andern Antille nach der Sklavenbefreiung der Wohlſtand mehr und mehr zerfiel, iſt er auf Bourbon wunderbar geſtiegen. Allein die Kuliteinwanderung hat auch ihre finſtern Seiten. Aus Habſucht werden nur die Männer, nicht ihre Familien mit transportirt. So ſteigt natürlich die Zahl der Eheloſen auf Bourbon außerordentlich, und die nothwendige Folge iſt eine große Frequenz von Verbrechen. Auf Mauritius (Ile de France) werden die Kulifamilien zugelaſſen, und dort iſt das Element der Miethwanderer nicht gefährlich, weil die Bande der Familie ſie enger an die Geſellſchaft feſſeln, auf der Reunionsinſel dagegen ſind Raub, Mord und Gewalt, ſo wie die Hinrichtungen aller Quartale gewöhnliche Erſcheinungen.

Unter den Ausfuhren der Inſel nimmt der Zucker dem Werth nach einen Raum von 97 Proc. ein, er iſt daher zur Univerſalcultur ausgeartet. Ein Viertel der Oberfläche ſteht bereits unter dem Rohr, und in der kurzen Zeit ſeit der Emancipation von 1848 bis 1858 iſt die Erzeugung von 19 auf 60 Mill. Kilogramm geſtiegen, ſo daß dieſe kleine Inſel mehr als die Hälfte des Rohr- und Rübenzuckerverbrauchs im Zollverein zu decken vermöchte. Dieſe großartige Erzeugung wird von nicht mehr als 135 Siedereien beſorgt, in welchen letzteren bereits alle modernen techniſchen Fortſchritte, namentlich das ſogenannte Wetzell'ſche Syſtem der niedern Temperaturen mit oder ohne Turbinen benutzt werden. Auch die Rohrart hat ſich ſeit 1843, wo eine Krankheit, ähnlich wie bei uns Trauben- und Kartoffelfäule, in den Pflanzungen ausbrach, glücklicherweiſe geändert, indem man ſtatt des gelben oder javaniſchen das früher verſchmähte rothe tahitiſche Zuckerſchilf anbaute, welches freilich etwas ſchwieriger zu behandeln war, auf Bourbon jedoch ſich nicht bloß auf dem heißen Strandgürtel, ſondern auch auf den mittleren Abhängen anbauen ließ, und beſſer als die andere Spielart den Verheerungen der Stürme trotzt. Ferner hat auch die Benutzung des Guano das Erträgniß geſteigert, denn ein gutgedüngter Hectar liefert

Digitized by Google

jetzt das Doppelte wie früher ein ungedüngter, dessen Durchschnittsernte auf 4200 Kilogr. geschätzt wurde. Die Guanodüngung hat auch erlaubt den Zuckerbau auf solche Oberflächen zu erstrecken die früher als zu mager galten. Im mercantilen Rang folgt auf den Zucker die Vanille, welche anfangs mit 250 Frcs. das Kilogr. bezahlt wurde, deren Anbau sich jedoch auch noch bei 160 Frcs. (37½ fl. das Pfd.) lohnt. Da auch auf Bourbon das Insect fehlt, welches in Mexico die Befruchtung der Blüthe besorgt, so muß letztere künstlich von Menschenhänden besorgt werden. Die Pflanze wurde seit 1853 gebaut, es stieg aber die Ausfuhr 1858 bereits auf 1917 Kil. im Werth von 306,000 Fr., so daß man seit dieser Zeit die Ausfuhrprämien unterdrücken könnte. Der Cacao- wie der Baumwollenbau hat gänzlich aufgehört, und der Kaffeebaum ist tief in seinem mercantilen Rang gesunken. Ehemals war er was jetzt das Zuckerrohr ist. Im Jahre 1717 gelangte aus Yemen ein einziges Reis gesund nach Bourbon, und vermehrte sich so rasch daß man am Ende des Jahrhunderts 8 Mill. Sträucher auf der Insel zählte, die von ihm abstammten. In die Zeit von 1821—29, wo die Kaffee-Erzeugung bis auf 2 Mill. Kilogr. gestiegen war, fällt die Blüthe dieser Cultur, welche 1858 bis auf eine Erzeugung von 135,000 Kilogr. gesunken war. Der Kaffee gedeiht dort nur als Schattenpflanze und als Schattenbaum benützte man die Gewürznelkenmyrte. Der große Orkan von 1829 zerstörte aber diese aromatischen Parke, und zu gleicher Zeit brach auch eine geheimnißvolle Seuche unter dem schwarzen Holze (Imbricaria petiolaris) aus, welches ebenfalls wie die Nelkenmyrte den Kaffeesträuchern als Sonnenschirm gedient hatte. Diese Schläge überstand der Kaffeebau nicht mehr, besonders da das Zuckerrohr so einträglich sich erwies. In neuester Zeit gewinnen die Kaffeepflanzungen wieder Raum, und zwar erstrecken sie sich jetzt nach der obern Pflanzenzone bis zu 2500—3000′ Erhebung, wohin ihnen das Rohr nicht folgen kann. Die Nelkenmyrte, welche seit 1767 auf der Insel heimisch ist, wurde theils nach den Verwüstungen jenes oben erwähnten Orkans, theils deßwegen aufgegeben weil der Preis der Nelken von ehemals 12—16 Frcs. auf 80—90 Cts. jetzt gefallen ist. Dieß kam daher weil die Nelken vordem in der Färberei als sogenannte Mordants oder Beizmittel benutzt wurden, jetzt aber, wo die neuere Chemie ihren Dienst durch wohlfeilere Stoffe verrichten läßt, gänzlich von ihr vernachlässigt werden; auch ist die Nelkenausfuhr nach Frankreich seit 1849 von 728,000 Kilogr. auf 21,000 im Jahre 1858 gefallen. Ehemals besaß die Insel in ihrer Alpenzone prächtige Wälder, die blinde Habsucht hat aber diese Schätze ausgeraubt. In Folge davon hat sich das Klima verschlechtert, das heißt es ist ungleichmäßiger geworden, insofern auf der einen Seite wiederkehrende Trockenheiten, auf der anderen häufige Ueberschwemmungen durch Wildwasser vorkommen.

Die Insel Reunion oder Bourbon sieht äußerlich aus als strotze sie von Fülle, Saft und Gesundheit, aber unter dieser rosigen Fläche lauern allerhand Gefahren. Zunächst kann sich die Insel nicht mehr selbst ernähren. Da alle fruchtbaren Fluren von dem Rohr bedeckt sind, so muß ein großer Theil der Lebensmittel, namentlich der Reis für die Kulies, eingeführt werden, weßhalb denn auch alle Mundvorräthe ziemlich theuer sind. Dieser Zustand würde viel weniger Besorgnisse erregen, wenn nicht die ökonomische Lage der Insel durch ihre Colonialabhängigkeit und durch das Schutzzollsystem außerordentlich widersinnig wäre. Die Einfuhr von Lebensmitteln ist doppelt durch Eingangs- und durch Differentialzölle erschwert. In Zeiten der Noth aber wirft man dann beide Schranken nieder, man läßt Lebensmittel jeden Ursprungs unter fremder Flagge so gut wie unter einheimischer zu, ja man setzt sogar Prämien für die Importeure aus, statt daß man bei Handelsfreiheit die Dinge gedeihlich und natürlich sich entwickeln läßt. Da der Wohlstand der Insel auf einem einzigen Product, auf dem Zucker beruht, so werden Handelskrisen oder Krisen in dem einzelnen Artikel zu einem allgemeinen Nothstand. Die Insel wird dann einem furchtbaren Elend nicht entgehen. Durch die Verkrüppelung der Production unter dem Schutzzollsystem stehen der Insel nur die französischen Märkte, durch die Differentialzölle nur die Fracht unter französischer Flagge zu Gebot. Tritt dann eine Stockung ein, so werden die Miethwanderer, die doch ernährt werden müssen, deren Einfuhr bis jetzt 25 Mill. Frcs. gekostet hat, buchstäblich zu einem fressenden Capital. Der Creole denkt nicht ans Sparen, er verzehrt im Gegentheil nur gar zu gern mehr als er hat, es fehlt also schon in gewöhnlichen Zeiten an Capitalien, und zu Zeiten des Nothstandes wird diese Armuth doppelt verhängnißvoll, denn die Insel leidet noch an einem andern ökonomischen Uebel, an den Latifundien. Während in Frankreich die gesetzlich gewährte Theilbarkeit des Bodens zur Zwergwirthschaft geführt hat, haben sich unter den nämlichen Gesetzen die Grundstücke auf Bourbon in Riesenwirthschaften umgestaltet. Fast alle fruchtbaren Ländereien in der Nähe der bewohnten Orte und der Küste gehören den 135 Siedereien, und was sonst noch in andern Händen sich befindet, steht in Nahrungszwang zu diesen Siedereien. Ferner herrscht auf der Insel eine eigenthümliche Bodenvermessung. Da Bourbon nämlich eine fast conische Gestalt hat, so wurden die Grundstücke nicht in Quadraten, sondern in Dreiecken abgeschnitten, deren Basis ans Meer stößt und deren Spitze zu den Bergen aufsteigt. Die Stücke haben dann etliche Meter Front und mehrere Kilometer (7 Kilom. = 1 deutsche Meile) Tiefe. Diese Vermessung paßt übrigens so vortrefflich zur Bodengestaltung, daß man seit zwei Jahrhunderten keine Aenderung vorgenommen hat. Nun bestimmt ein Artikel des Code Napoléon daß, wenn sich ein Grundstück nicht mehr bequem theilen lasse, von Gerichtswegen die Versteigerung einzutreten habe. Bei Gant- und Erbschaftsfällen ist dieß nun auf Bourbon regelmäßig der Fall, weil die spitzen Dreiecke nicht mehr halbirt werden können. Bei den Versteigerungen kann natürlich die Siederei, welche die anliegenden Grundstücke besitzt, einen höheren Preis bieten als einer der Erben oder ein dritter, und in Folge dessen sammelt sich der Grundbesitz in so wenig Händen. Nun ist dieß ökonomisch ein Vortheil, weil hier alle Wohlthaten der Großwirthschaft verbunden, mit einer technisch sich vervollkommnenden Industrie vereinigt werden, allein

Digitized by Google

die Gefahr besteht auch wieder darin daß außer diesem Grundbesitz sich nur Proletariat auf der Insel ansammelt. Die Miethwanderer verlassen zwar nach Ablauf ihres Vertrages die Insel, ja gesetzlich müssen sie dazu genöthigt werden, wenn sie sich nicht entschließen eine neue Capitulation einzugehen, allein immer bleiben diese Leute ohne Heimath und Familie der Gesellschaft fremd, wenn nicht feindlich. Ihre Anzahl hat sich auch über das verständige Maß gesteigert. Am meisten fürchten nämlich die Pflanzer die Erntezeit. Sind die Rohre reif, dann muß rasch geschnitten werden, sonst gährt der Zucker im Schilf und die Ernte ist verdorben. Um diese Gefahr zu meiden, wirbt der Pflanzer und miethet für das ganze Jahr so viel Hände als er in der Erntezeit braucht, und bezahlt für die übrige Zeit ein Geschwader Müßiggänger, welcher Verlust nicht eintreten könnte, wenn neben dem Zucker noch andere Producte gezogen würden. Die Kosten für Kulies sind auch ins Sinnlose, nämlich von 125 auf 800 und auf 1000 Frcs. gestiegen. Dieses Element lebt ohne gemeinsames Band neben den Farbigen, die wiederum Abneigung von den Weißen trennt. Letztere endlich sind in das Laster aller europäischen Pflanzer gefallen, in den sogenannten Absentismus, welcher mehr als alles andere schon den Wohlstand der britischen Antillen zerrüttet hat. Die reichen Creolen lassen ihre Kinder in Frankreich erziehen, sie selbst vertauschen begierig die tropischen Herrlichkeiten mit dem Glanz und Lärmen von Paris, besuchen nur gelegentlich Bourbon, welches aufgehört hat für sie eine Heimath zu seyn, und wo sie nichts suchen als rasch Vermögen zu erschwingen, um ihre auswärtigen Vergnügungen zu bestreiten. Dadurch erlischt die Lust das tropische Eiland zu verschönern und wohnlicher zu machen. Die kaiserliche Regierung ihrerseits hat die ältere spärliche Selbstverwaltung der Colonie durch eine reine Präfectenwirthschaft verdrängt, so daß auch die politischen Reize den Creolen auf Bourbon nicht mehr fesseln können. Was endlich die Verwaltung der öffentlichen Gelder betrifft, so steckt die Insel noch unter dem Zwang veralteter fiscalischer Aussaugung. Durch eigene Steuern werden auf der Insel 5 Millionen aufgebracht und damit die örtlichen Bedürfnisse gedeckt. Die eigentliche politische Verwaltung geht auf Kosten Frankreichs und beträgt 3 Mill. Frcs. Um sich für diese Spesen zu entschädigen, besteuert Frankreich die Producte der Insel die nach Frankreich ausgeführt werden und gewinnt dadurch 23 Mill. jährlich, so daß Reunion für die Ehre unter der dreifarbigen Fahne zu leben jährlich 20 Mill. Frcs. in den Schatz zahlen muß. Ausführen darf die Insel nur unter französischer Flagge oder gegen Differentialzölle unter fremder und zwar nur nach Frankreich, wie es umgekehrt nur aus Frankreich sich versehen darf, wenn nicht Ausnahmen gemacht werden. Dieß war im Grunde die Lage aller europäischen Colonien bis zum und bis lange nach dem Abfall der Vereinigten Staaten, heutigen Tages aber erscheint ein solcher Zustand höchst befremdlich, ja fast unglaublich. Man bilde sich deßwegen nicht ein daß die Creolen Reunions an Abfall und an fiscalische Emancipation dächten, sie sind im Gegentheil Franzosen bis zur Raserei. Sie haben sich während der napoleonischen Kriege mannhaft gegen die Engländer gewehrt, Kaperschiffe gegen sie gerüstet und sogar eine Allianz mit Tippo Sahib geschlossen. Auch bedurfte es einer Expedition von 6000 Mann ehe die Briten der Insel Meister wurden; dieser alte streitbare französische Sinn hat sich aber bis jetzt ungeschwächt erhalten.

Miscellen.

Der Maorikrieg auf Neu-Seeland. Der Krieg gegen den mächtigen Waikatostamm der Nord-Insel hat eine Wendung genommen welche das Verhängniß der Maoris besiegeln wird. Es erhielt nämlich General Pratt am 5 Nov. aus dem Feldlager von Waitara die Mittheilung, daß in einem verlassenen Pah zu Mahoetahi eine Anzahl Eingeborne vom Stamm der Waikatos sich befänden. Der General benachrichtigte sofort den Befehlshaber des Feldlagers daß er am nächsten Morgen den Feind angreifen werde, und die Truppen vom Feldlager demselben in den Rücken fallen sollten. Es scheint daß die Position der Waikatos den Engländern von Alliirten der Maoris verrathen wurde, und daß die Rebellen keinen Ueberfall erwarteten. Dieser erfolgte von Seiten des Generals mit 700 Mann; die Maoris verließen nach heftigem Angriff das Pah, und suchten in einer buschigen Schlucht Zuflucht, von wo aus sie ein heftiges Feuer eröffneten. Aber die Bomben und Kartätschen der Engländer hatten große Wirkung, und obwohl der tapfere Hause der Rebellen sich eine Stunde lang hielt, sah er sich doch endlich zum Rückzuge genöthigt. In diesem Augenblick aber fiel das 300 Mann starke Waitara-Corps unter Major Nelson den Weichenden in den Rücken, und nun begann mit Kugeln und Bajonnetten ein mörderisches Schlachten der Fliehenden, von denen manche ihre Flinten und Patrontaschen fortwarfen, welche in die Hände der Soldaten fielen. Im Ganzen wurden etwa 60 Stück Gewehre erbeutet; darunter eines vom 40sten Regiment. Viele Soldaten brachten als Siegeszeichen Waffen aller Art heim, und Einer hatte das Glück ein werthvolles Götzenbild von grünem Stein zu erobern, was den Beweis liefert daß nicht alle Maoris christianisirt sind. Der Verlust der Engländer wird auf vier Todte und 15 Verwundete angegeben; von den Maoris fielen 42, zwei wurden verwundet und einer gefangen. Dieß ist die erste wahre Niederlage der Maoris, die bisher noch in allen Gefechten ihren Gegnern empfindlichere Verluste beigebracht haben. Nie schließt ein Maoristamm Frieden bevor die Zahl der gefallenen Gegner den eigenen Verlusten nicht gleich kommt. Auch erwartet man auf Neu-Seeland jetzt einen allgemeinen Aufstand der Waikatos, deren Stamm 40,000 Köpfe, also etwa 8000 Krieger zählt. Bald wird es einen Krieg im großen Styl geben und die Maori werden um ihr Daseyn fechten. Wenn aber die Engländer nicht wieder schimpflich

Digitized by Google

nachgeben, ſondern mit Nachdruck die Waikatos bekämpfen, ſie unterwerfen und das Recht des Eroberers geltend machen, dann wird Neu-Seeland von Emigranten überfluthet und das Ausſterben der einheimiſchen Race vielleicht um ein Jahrzehnt beſchleunigt werden.

*

Californiſche Golderzeugung. Nach dem California Democrat wurden an Gold aus Californien ausgeführt:

	1858 Dollars	1859 Dollars	1860 Dollars
	47,548,025	47,640,462	42,325,916
davon giengen nach New-York	35,578,236	39,831,937	35,661,500
„ England	9,265,738	3,910,930	2,672,936
„ China	1,916,007	3,100,755	3,374,680

das übrige vertheilte ſich in kleinen Summen auf die andern Länder. Auffallend iſt die Abnahme der directen Verſchiffungen nach England und die Zunahme der Ausfuhren nach China. An der Geſammtſumme der Verſchiffungen iſt, nachdem die Erzeugung in den fünf vorausgehenden Jahren ſtationär geblieben war, ihr vorjähriges Fallen höchſt bedeutſam. Herkömmlich betrachtet man als Geſammterzeugniß des Landes die Summe der Ausfuhren und eines Zuſchlages von 10 Proc. für die rückbleibenden Mengen. Es hätte dann nach dieſer Berechnung die Geſammterzeugung in runder Ziffer betragen:

1858 52 Mill. Dollars.
1859 52 „ „
1860 47 „ „

*

Nachrichten von der auſtraliſchen Expedition unter Burke. Die letzten Berichte der Expedition unter Burke, welche zwei Deutſche, Becker und Dr. Beckler, begleiten, kamen aus Torowoto vom 29 October. Dieſer Platz liegt im Norden vom Darling-Fluſſe unter 30° ſ. Br. und 142½ öſtl. L. Grw. Bis dahin war alles wohlauf und der Chef der Expedition mit dem Geiſt ſeiner Leute wohl zufrieden. Burke, fügt die ſüdauſtraliſche Monatszeitung hinzu: Burke hatte bei Abſendung ſeines Briefes noch nicht die Nachrichten des Comité's betreffs Stuarts Fortſchritten erhalten; noch konnte er wiſſen daß der Doctor von Bendigo die Stelle als zweiter im Commando wünſcht. Dem Brief Burke's iſt ein Bericht von Wills über die Reiſe von Bilbarka nach Torowoto beigefügt, woraus hervorgeht daß die durchreiſte Strecke im Ganzen gutes Weideland enthält, und die Reiſenden nie Waſſermangel hatten, da ſie in Zwiſchenräumen, die 20 Meilen nicht überſtiegen, ſtets Creeks oder Waſſerlöcher antrafen. Von Menindie nach Norden begegneten ſie zunächſt den Scrope-Ranges, auf beiden Seiten mit grasreichen Ebenen verſehen, dann den Mount-Doubeny-Ranges, von wo aus bis zum letzten Haltplatz die Gegend als vorzüglich zu Viehweiden geeignet geſchildert wird, mit Salzbüſchen im Ueberfluß und reichlichem Waſſer. Das Känguruh-Gras gieng ihnen bis an die Schultern. In der Gegend nordwärts von Nantherungee-Creek ſah Wills auf den niederen Felsabhängen Quarzgänge, die ihm allen Anſchein hatten goldhaltig zu ſeyn. Die Wonominta-Gebirgszüge werden als hohe, kahle Hügel bezeichnet, deren höchſte Gipfel ſich 2—3000 Fuß über der Meeresfläche erheben. Dort befindet ſich auch ein großes Waſſerbecken, mehr als eine Meile lang, welches nie austrocknen ſoll. Von da nach Wannoggin war die Ebene fortwährend von kleinen Creeks durchkreuzt, deren Ufer von üppigen Salzbüſchen überhangen waren. Vögel in großer Anzahl hatten in den Muſka (?) Bäumen (eine Art Acacie) Neſter gebaut ꝛc. Auch das Land nahe dem Torowoto Swamp erſchien für Weidegründe höchſt geeignet. — Bezüglich der Witterung hatten die Reiſenden gleichfalls nicht zu klagen; das Thermometer ſtieg nie über 25 Gr. im Schatten, und der Durchſchnitt war von 12 bis 21 Gr. R.

*

Zur Hydrographie des Miſſiſſippi. Durch Dr. Engelmann kennt man jetzt genau die Höhe von St. Louis am Miſſiſſippi über dem Golf von Mexico, und zwar beträgt ſie 374,⁴ Fuß, während ältere Vermeſſungen ſie auf 380 und 389,⁵ F. beſtimmt hatten. Da ſehr viele andere hypſometriſche Beſtimmungen ſich auf St. Louis beziehen, ſo hat auch ein geringer Fehler große Wirkung. Der Miſſiſſippi hat nach Dr. Engelmanns Tafeln von der Mündung des St. Peters River bis zur See 2192 engliſche Meilen Länge, und fällt auf dieſer Strecke 744 Fuß oder nur vier Zoll auf die engliſche Meile. Sein Fall iſt auch nirgends ungleich vertheilt, ſondern das Profil des Stromes äußerſt ruhig. Betrug der durchſchnittliche Fall 0,34 F. pro engliſche Meile, ſo ſteigt der ſtärkſte Fall zwiſchen der Mündung des Desmoines und St. Louis nur auf 0,65 F., während der geringſte Fall an der Mündung von New-Orleans abwärts 0,09 F. beträgt. Bei St. Louis betrug die Geſchwindigkeit des Stromes bei fünf Fuß über dem Nullpunkt des Stromes drei, und bei 35 Fuß Waſſer über dem Nullpunkt 6,²⁵ engliſche Meilen in der Secunde.

*

Meteorfälle in der Nacht vom 9—10 Auguſt 1860. In New-Haven (Vereinigte Staaten) wurden auf dem Thurm des Yale College in der oben angegebenen Nacht von ſechs Beobachtern, die ſich in die Himmelsräume getheilt hatten, alle niederfallenden Sternſchnuppen gezählt, und zwar 565 in den fünf Stunden von 10 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens. Der Mond ſtörte übrigens ſeit 11 Uhr die Beobachtung, ſo daß gewiß der dritte Theil der Sternſchnuppen von ſeinem Licht maskirt wurde; wäre dieß nicht der Fall geweſen, ſo hätte die Zahl 800 betragen können. (Americ. Journ. of Science.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 11. Augsburg, 10 März 1861.

A. de Tocqueville's Ausflug in die Wildnisse des amerikanischen Westens.

Bei Michel Levy in Paris wird ein publicistisches Meisterwerk, nämlich Alexis de Tocqueville's Reisen in Amerika, erscheinen. Merkwürdig genug findet sich erst jetzt nach gerade 30 Jahren ein Verleger für die Reisenotizen des berühmten Verfassers der Démocratie en Amérique. Vorläufig kennen wir daraus nur ein köstliches Bruchstück, welches die Revue des deux Mondes kürzlich veröffentlicht hat, und welches im August 1831 verfaßt wurde.

Es war der Wunsch des berühmten Reisenden den Ureinwohner des nördlichen Festlandes in seiner Heimath zu sehen. Das Ziel jedoch schien schon vor 30 Jahren unerreichbar wie ein fortrückender Horizont westlich und westlicher zurückzuweichen. Tocqueville kam über die Heimath der berühmtesten Stämme, er setzte über Flüsse mit indianischen Namen, er kam an Plätzen vorüber die in der Geschichte der Rothhäute den größten historischen Rang besaßen, aber immer noch wollten sich die Eingebornen selbst nicht zeigen. Doch wurden im Westen die Spuren etwas frischer. Hier, hieß es, waren sie noch vor 10 Jahren, dort noch vor fünf, dort noch vor zwei. Endlich kam der Reisende nach Buffalo am Ostende des Erie-Sees, dort sah er die ersten Indianer, und zwar war der Platz mit großen Gesellschaften derselben angefüllt, denn es war gerade der Termin zur Bezahlung der ihnen von der Union für Länderabtretungen bewilligten Jahresgelder. Tocqueville empfand bei ihrem Anblick eine tiefe Verstimmung, weil er, voll von den Bildern Chateaubriands und Coopers, auf eine schnöde Art enttäuscht wurde. Er hatte halbnackte, kräftige, trotzige Krieger im wilden Putze erwartet, denn es waren ja die Reste der mächtigsten aller nördlichen Nationen, der Irokesen, welche er in Buffalo sah. Statt Rothhäute, gewahrte er aber bronzefarbige, kümmerliche Gestalten, mit glänzenden, aber groben schwarzen Haaren in entstellenden europäischen Kleidern, die er für Mulatten hätte halten mögen, und auf deren gemeinen Gesichtern sich die widerwärtigen Spuren eines langen Mißbrauchs der Gaben unsrer Civilisation zeigten. Tocqueville als kritischer Kopf hielt jedoch mit seinem Urtheil zurück, denn „er wollte nicht die indianische Race nach dem Schößling beurtheilen, der im Koth unsrer Städte aufgewachsen war.“ In der That ist auch der Unterschied zwischen den freilebenden und „bezähmten“ Indianern so groß, daß vor etlichen Jahren ein Original in den Vereinigten Staaten auf die Idee kam in einem historischen Werke zu läugnen daß alles was Prescott über die alte Geschichte der Mexicaner gesagt hatte erfunden sey, insofern die spanischen Geschichtschreiber der Eroberung gemeinsam alle ihre Angaben gefälscht hätten. Sein Hauptbeweis aber war daß die heutigen thierisch stumpfen Indianer Mexico's keine solche glorreiche Geschichte gehabt haben könnten, wie wir sie in den alten Quellen finden. Das gleiche hätte Tocqueville, wenn er sich von seinen damaligen Eindrücken beherrschen ließ, von den Irokesen sagen können, die lange Zeit durch ihre Allianzen das Gleichgewicht zwischen Engländern und Franzosen in der neuen Welt erhielten. Bei den Amerikanern fand Tocqueville die größte Gleichgültigkeit über das Schicksal der Eingebornen. Die Frömmsten unter ihnen, oder wohl gar solche die zu philanthropischen Vereinen gehörten, erklärten mit schneidender Kälte daß es das Loos des rothen Mannes sey vertilgt zu werden. Man declamirt so gern über die Rohheiten und Brutalitäten welche Spanier des 16ten Jahrhunderts in Amerika verübten, allein sittlich sind diese Thaten nicht härter zu verurtheilen als im 19ten Jahrhundert die systematische Ausrottung der Rothhäute durch wohlfeilen Branntwein.

Mit einem Dampfer verließ Tocqueville am 19 Juli Buffalo um über den Erie-See gegen Westen vorzudringen. Noch führte ihn der Weg an besiedelten Räumen vorüber. Er entdeckte aber zu seiner Ueberraschung daß sich im fernen Westen die nämliche Gesellschaft wie in den Neu-Englandstaaten vorfand, denn er sah wohl überall Ackerbauer, aber keinen Bauernstand. In den Blockhütten traf er den Gentleman der Neu-Englandstaaten wieder, und überall auch das nämliche demokratische Niveau der Erziehung und der Kenntnisse, denn die Ansiedler zählen sämmtlich zu den gebildeten Classen. Je weiter Tocqueville nach Westen vordrang, desto mehr wunderte er sich nirgends auf europäische Auswanderer zu stoßen. Sie alle bleiben, wie ihm einst ein Mann des

Digitized by Google

fernen Weſtens erklärte, in den alten Staaten zurück, kaufen ſich dort an wenn ſie reich ſind, oder vermiethen ſich im umgekehrten Falle. Den Kampf mit der Wildniß beginnt allein der Amerikaner, denn er und ſeine amerikaniſche Lebensgefährtin haben allein den Muth und die Ausdauer für das Hinterwaldleben. „Bei uns in Michigan, belehrte ein Gaſtwirth Pontiac's Hrn. v. Tocqueville und ſeinen Begleiter Hrn. v. Beaumont, iſt es umgekehrt wie in Europa: dort iſt der Grund und Boden theuer, die Arbeit ſpottwohlfeil, hier dagegen iſt der Boden ſpottwohlfeil und die Arbeit theuer.“ Der Anſiedler, auf die eigenen Kräfte angewieſen, begibt ſich in den Wald, verſehen mit einem Faß Mehl, mit einem eingepöckelten Schwein und mit etlichen Stücken Vieh, die er frei neben ſeiner künftigen Wohnung graſen läßt. Das Vieh verläuft ſich äußerſt ſelten, auch hängt man ihm eiſerne Glocken an den Nacken, damit man es leichter wieder finde. Zuerſt ſchläft der Anſiedler unter dem Zelt und klärt eine Lichtung im Wald, wobei er die Stümpfe der Bäume noch ſtehen läßt, während die Stämme zum Bau des Blockhauſes benutzt werden. Andere Bäume, die entfernter ſtehen, werden über dem Boden mit einem tiefen Ring in der Rinde, welcher den Umlauf des Saftes und jede Blattbildung hindert, getödtet. Sie ſtehen dann da wie die Geſpenſter, winterlichen Anblickes im heißen Sommer. Da ſie keinen Schatten mehr geben, ſo wird unmittelbar zwiſchen ſie hinein Mais geſäet. Der Mais iſt auch der Wohlthäter des Anſiedlers: wenn alles fehl ſchlägt, wenn auf der Lichtung Weizen und Kartoffeln mißrathen, iſt der Mais die letzte ſichere Zuflucht. Anfangs ſchläft der Anſiedler wohl mit dem Kopfkiſſen auf dem Gewehrkolben, doch iſt die Gefahr vor den Rothhäuten viel geringer als man glaubt, beſonders da faſt alle Stämme Penſionäre des weißen Vaters in Waſhington geworden ſind. Gefährlich iſt dagegen das Fieber, denn wo jungfräulicher Boden zum erſtenmal aufgelockert wird, entſteigen ihm vergiftende Gaſe, und im Herbſt, wo das Blockhaus auf der Lichtung ſteht, liegt gewöhnlich darin Mann, Frau und Kinder am Fieber. Kein Arzt und keine Arznei, kein geiſtlicher Troſt iſt in der Wildniß erreichbar, und auf die Frage des Verfaſſers wie ſich denn die Anſiedler in ſolchen Krankheitsfällen helfen, lautete die Antwort: ſie machen es wie die Wilden wenn ſie krank ſind, ſie geneſen entweder oder ſie ſterben. Die Amerikanerin, in den Städten erzogen, gewöhnlich zarter ſchwächlicher Natur, macht den Feldzug mit. Bei der Fruchtbarkeit, wie ſie in allen jungen Geſellſchaften herrſcht, folgt bald ein Kind dem andern, und ein frühzeitiges Alter ereilt nach allen Sorgen und Anſtrengungen die Mutter. Die Kinder freilich ſtrahlen von Geſundheit und Waldluft. Jedes Jahr wird es dann beſſer und lebendiger in der Wildniß, der Urwald verſchwindet, der ſtark beſonnte und verwitterte Boden verliert ſeine ſchlimmen Gaſe, Ernte folgt auf Ernte, und gegen den Abend des Lebens hin, nachdem die Kinder ſelbſt wieder in den Urwald vorgerückt ſind, ſtatt des Blockhauſes jetzt ein Landſitz ſteht, genießt der Schöpfer des eigenen Wohlſtandes alle Fülle des Lebens. Vielleicht gruppirt ſich auch um das Blockhaus eine Ortſchaft, denn ein Dorf kann man nicht ſagen, da keine Dörfer in den Vereinigten Staaten wachſen. Wie der Anſiedler genau die nämlichen Sitten als der Städter beobachtet und die nämlichen Bedürfniſſe fühlt, ſo entſteht auch überall ein Stadtfragment ſtatt eines Dorfes. Stadtleute mit Stadtbedürfniſſen und Stadtmoden bauen Hütte an Hütte, ſorgen für Poſt und Zeitungen, ſowie vor allen Dingen für Wirthshäuſer mit der Schenkſtube.

Ein ſolches Fragment von municipaler Civiliſation war damals Pontiac, eine der letzten Ortſchaften gegen Weſten welche an den Urwald gränzte, der (wie Tocqueville rhetoriſch, aber nicht ſehr genau, ſich ausdrückte) bis „zum Nordpol und bis zum Stillen Meer ſich erſtreckte.“ In dieſen Urwald nun hineinzudringen war das Gelüſten der Pariſer Wanderer. Sie erkundigten ſich ob ſie von Rothhäuten etwas zu fürchten hätten, erhielten aber von einem Hrn. Williams, der lange Zeit allein unter den wilden Stämmen gelebt hatte, und in Indianerangelegenheiten das Orakel des Landes war, die feſte Verſicherung daß ſie im Walde geborgener wären als auf einer europäiſchen Landſtraße. Sonderbar! während man im bevölkerten Oſten von den Rothhäuten wie von verächtlichen dem Untergang geweihten Geſchöpfen geſprochen hatte, ſtieg, je weiter der Reiſende weſtwärts drang, bei den Anſiedlern die ſie in ihrer Heimath kannten das Lob der Race und das Mitleid über ihr unabwendbares heranſchleichendes Verhängniß.

Zu Pferd und bewaffnet verließen die beiden Pariſer Herren Pontiac um den Flint River zu erreichen, wo ſich unterwegs noch einige Blockhütten finden ſollten. Bald war die letzte Spur höherer menſchlicher Geſittung hinter ihnen verſchwunden. Von Zeit zu Zeit unterbrach den Wald ein ſtiller Weiher, der ſilbern aufleuchtete aus dem Schatten des Laubes. Einſamkeit und Frieden herrſcht ringsum. „Die einzige Empfindung beim Durchſtreichen dieſer blühenden Einöden, wo alles wie in Miltons Paradies zum Empfang des Menſchen vorbereitet iſt, beſteht in einer ruhigen Bewunderung, in einer Art ſüßen Trübſinns und einem unbeſtimmten Ekel vor dem Leben unſerer Geſittung, während man mit Schmerz und mit dem Inſtinct des Wilden von dem Gedanken gepeinigt wird daß dieſer Naturfrieden ſo bald ſchon gebrochen werden ſoll. Der weiße Menſchenſchlag fluthet immer weiter in die Wälder hinein, und in wenig Jahren wird der Europäer die Stämme gefällt und das Wild verſcheucht haben, die ſich einſt in dem klaren Waſſer des Weihers ſpiegelten, und das herbei kam um dort ſeinen Durſt zu löſchen.“ An einem ſolchen maleriſchen und vor der Civiliſation unrettbaren Punkt hatten die Reiter ſtill gehalten und ſich umgeſchaut, als ſie hinter ſich einen Indianer, roth und ſchwarz bemalt, im blauen Hemd, rothen Beinkleidern und Mocaſſins, im Gürtel das Meſſer, die Flinte in der Rechten, zwei erlegte Vögel in der Linken, gewahrten. Umdrehen und die Gewehre in Bereitſchaft ſetzen war auf Seiten der Pariſer Touriſten das Werk eines Augenblicks. Auch der Indianer blieb ſtehen und beobachtete die Reiter eine halbe Minute lang. Endlich, als er ſah daß man keine Feindſeligkeiten beabſichtigte, begann er zu lächeln, da er die Beunruhigung der Wanderer errieth. „Dieß war das erſtemal, bemerkte

Digitized by Google

Tocqueville, daß ich beobachten konnte wie vollständig der Ausdruck von Heiterkeit das Geſicht der Wilden zu verändern vermag. Eine ernſthafte und eine lächelnde Rothhaut ſind zwei gänzlich verſchiedene Geſchöpfe. In der Bewegungsloſigkeit des erſteren liegt eine wilde Hoheit die unwillkürlich Schrecken einflößt. Sowie aber der nämliche Menſch lächelt, ſo ſpielt über ſein Geſicht ſo viel kindliche Gutmüthigkeit daß man raſch gewonnen wird." Man konnte ſich nicht mit ihm verſtändigen, wohl aber nahm er einen Schluck Branntwein, ſowie er auch gegen ein Geldſtück die beiden von ihm erlegten Vögel abtrat. Man grüßte ſich dann, und die Reiter ſprengten davon. Nichtsdeſtoweniger blieb der Wilde auf ihrer Fährte. Er lief ſpornſtreichs wenn ſie eilten, und zögerte wenn ſie zögerten. Zuletzt kam den Franzoſen der Gedanke, der Indianer ſey der Spion einer Partei auf dem Kriegspfade. Mit dieſem Verdacht beſchäftigt, erblickten die Reiſenden vor ſich hinter Buſchwerk einen Büchſenlauf, und bald ſtand ein Mann vor ihnen den ſie anfangs für einen Indianer hielten, aber bald nur für einen indianiſirten Europäer erkannten. Dieſer beruhigte die Reiſenden daß ihr unerbetener rothhäutiger Begleiter ein Tſchippeway oder ſogenannter Springer (Sauteur) ſey, der vermuthlich aus Canada zurückkehre wo er den Tribut abgeholt habe: „Warum, ſetzte er hinzu, ſollte man ſich vor den Indianern fürchten? Viel lieber wohne ich unter ihnen als in der Geſellſchaft der Weißen. Die Indianer ſind auch viel beſſer, wenigſtens ſo lange wir ſie nicht ſelbſt mit unſeren Branntweinen zu Beſtien gemacht haben — die armen Schelme!"

Die Reiſenden ſetzten hierauf ihren Weg fort und erreichten nach einer halben Stunde, immer noch begleitet von dem Tſchippeway, das Blockhaus eines Anſiedlers, neben welchem eine indianiſche Familie um ein Feuer lagerte über dem ein friſch erlegtes Reh gebraten wurde. Bei dieſen Leuten ließ ſich der Tſchippeway nieder. Was ihn eigentlich bewogen hatte den Reitern zu folgen, blieb dieſen ein ungelöſtes Räthſel. Zwei ſtarke Wegſtunden war es noch bis Flint River, und da die Sonne ſank mußte der letzte Theil im Dunkeln zurückgelegt werden. An dem Flüßchen ſelbſt lag ein einziges Blockhaus, bewacht von einem Bären welcher die Dienſte eines Kettenhundes verrichtete. Der Eigenthümer wurde mit Mühe aus dem Schlafe geweckt und öffnete ſogleich den Gäſten. Da ſie Futter für ihre Thiere verlangten, gieng er auch willig hinaus und mähte im Mondſchein eine Portion von einem reifſtehenden Haferfelde ab. Am nächſten Tage verſchaffte dieſer Anſiedler den Reiſenden zwei indianiſche Führer nach der letzten halb europäiſchen Ortſchaft Saginaw am Fluſſe gleichen Namens. Ein ſchmaler Pfad führte dorthin 16 Stunden durch den Urwald. Die Führer, ein Burſche von 18 und ein anderer von 14 Jahren, verlangten, wie der Anſiedler ſagte, einen Lohn von zwei Dollars. „Da dieſe armen Indianer, ſetzte der Wirth als Dolmetſcher und Unterhändler hinzu, den Werth des Geldes noch nicht kennen, ſo geben Sie mir die zwei Dollars, und ich werde dann den Leuten einen ähnlichen Werth in Handelsartikeln verabfolgen." Tocqueville und Beaumont willigten in dieſen Vorſchlag, und ſo erhielten die Burſchen für ihr Geld ein paar Mocaſſins und ein Taſchentuch, beides zuſammen kaum die Hälfte des Geldes werth. „Niemals, bemerkt der Verfaſſer, habe ich die Gaſtwirthe der großen Städte mit größerer Gelaſſenheit ihre Gäſte prellen ſehen, als dieſe Bewohner der Wüſte, bei denen man eine urweltliche Rechtſchaffenheit und patriarchaliſche Sitten anzutreffen vermeint."

Die Reiſenden brachen am 25 Juli auf und hatten bald was ſie wollten, nämlich das Gefühl im Urwalde zu ſeyn. Das Einerlei des Anblicks wirkte zuletzt verwirrend auf die Sinne. „Auf der See hat der Reiſende einen unbegränzten Horizont vor ſich, aber ſein Auge eilt doch dem Schiff voraus nach dem Ziel, auch kann er den Himmel beobachten. In dem Laubmeer aber ſucht er vergeblich nach einem Weg. Umſonſt würde man die Wipfel der höchſten Bäume erklettern, andere hohe Wipfel begränzen die Ausſicht. Vergeblich ſtrebt man hügelaufwärts, immer rückt und wandert der Wald mit uns. Tauſende von Meilen kann man unter ſeinem Schatten zurücklegen, und immer wird es ſcheinen als ob man nicht von der Stelle käme." Nach fünf Stunden ſtrengen Marſches hielten die Indianer ſtill, und der Aelteſte zog in den Sand einen Strich, den er als Miſchi-Kute-Winke (einheimiſcher Name für Flint-River), und einen entfernteren, den er als Saginaw bezeichnete, dann deutete er auf die Mitte zwiſchen beiden Entfernungen, um die Wanderer zu verſtändigen daß man die Hälfte des Weges jetzt hinter ſich habe und ausruhen ſolle. Die andere Strecke wurde nicht ohne eingebildete Abenteuer zurückgelegt. Es war ſchon Abend geworden als die Urwald-Touriſten ein paar leerſtehende Blockhäuſer oder Wigwams erreichten. Dort wollten die Führer übernachten, indem ſie durch Zeichen zu verſtehen gaben daß man von der Dunkelheit überfallen werden würde. Tocqueville ſchienen die Wigwams etwas unheimlich. Man hatte ihm bei der Beſchreibung des Weges nichts von ihnen geſagt, im Gegentheil ſollte vom Flint River Saginaw ſich in einem Tag erreichen laſſen. Er beſorgte daß die Burſchen ihn irre geführt hätten und drang darauf weiter zu gehen, wozu ſich jene erſt entſchloſſen als ihnen Tocqueville ſeine mit Korb umflochtene Reiſeflaſche zu ſchenken verſprach, welche ganz beſonders ihre Bewunderung erregt hatte. So brach man denn auf. Der Weg durch den Wald in völliger Dunkelheit war eine harte Beſchwerde, zuletzt mußten die Pariſer Herren noch abſitzen und die Burſchen reiten laſſen, weil dieſe ſich wund gelaufen hatten. Endlich als der Mond ſich erhob, erreichte man den Saginaw, und auf ein Zeichen welches die Führer gaben, erſchien eine Pirogue vom andern Ufer, die ſo klein war daß ſie nur eine Perſon neben dem Fährmann faßte, während die Roſſe ſchwimmend am Zügel hinübergezogen wurden. Nicht wenig angenehm überraſcht war aber Tocqueville als ihm der Fährmann auf die Schultern klopfte und rief: Ah! vous venez de la vielle France! Die Mutterſprache am Saginaw wieder zu hören war immer ſüß, wenn auch der Fährmann geſtehen mußte daß er kein Franzos, ſondern nur ein gebranntes Holz (bois brûlé) ſey, wie die canadiſchen Miſchlinge indianiſchen Urſprungs von Mutterſeite heißen.

Digitized by Google

Nach einer Nacht voll quälender Moskitos erwachten die Reisenden in dem Dorfe Saginaw, welches von Rothhäuten, Mischlingen und etlichen Europäern bewohnt wurde. Vergeblich forschte das Auge nach irgendeiner Kirchenspitze, nach einem hölzernen Kreuz oder nach einem moosbedeckten Pfarrhaus. Solche ehrwürdige Geräthschaften der alten christlichen Civilisation finden sich im fernen Westen nicht. Dort gibt es weder Taufsteine noch Gottesäcker, denn die Menschen stehlen sich ohne religiöses Geräusch in die und aus der Welt. Ein paar zum Gebet gefaltete Mutterhände und eine Handvoll Wasser, die der Vater über das Kinderhaupt sprengt, öffnen dem Neugebornen lautlos die Pforten zum Himmel. An sogenannten „Religionen" fehlt es übrigens den Vorposten der Civilisation nicht, im Gegentheil sind mehr Religionen als Religion vorhanden, insofern nämlich die 30 Personen, Männer, Frauen, Greise und Kinder von Saginaw sechs verschiedenen Bekenntnissen angehörten. Bei einem solchen Zusammenwohnen mit Europäern und Mischlingen zeigt sich am deutlichsten daß die Rothhäute für unsere Art des Lebens und für unsere Begriffe vom Leben nicht zu gewinnen sind. Der Indianer liegt in seiner raucherfüllten Hütte und betrachtet mit herzlicher Verachtung den Europäer in seinem bequemen Wohnhaus. Er wundert sich wie man sich plagen kann um entbehrliche Schätze zusammenzuraffen. Er vergleicht den Arbeiter mit dem Stier, welcher die Ackerfurche zieht. Was wir Betriebsamkeit nennen, ist in seinen Augen schimpfliche Knechtschaft, und die Bequemlichkeiten des Lebens nennt er Kinderspielwerk und Weiberwünsche. So hat er den Europäer um nichts zu beneiden als um seine Waffen. In dieser Beziehung erregte Tocqueville bei den Rothhäuten das höchste Aufsehen. Er trug nämlich eine Doppelflinte, die damals noch etwas unerhörtes im fernen Westen gewesen zu seyn scheint, und deren Besitz für Rothhäute als das höchste Gut erschien, obgleich sie sehr richtig bemerkten daß, da das Visir in der Mitte zwischen beiden Läufen angebracht war, mit der Waffe nicht genau gezielt werden könne. Beim Umschauen im Dorf traten die Pariser Urwaldsschwärmer in eine Hütte wo ein Frauenzimmer Mocassins stickte, während sie mit dem Fuß ein Kind in der Wiege schaukelte und dazu sang. Sie schwieg so wie sie die Fremden bemerkte. Diese fragten ob sie eine Französin sey? Nein! Eine Engländerin? Nein! Sie schlug dann die Augen nieder und setzte treuherzig hinzu: ich bin nur eine Wilde.

Der reichste Mann in Saginaw, Hr. Williams, hielt einen Kramladen wo er für Indianer eine Menge der schlechtesten Jahrmarktwaaren, Messer, Glasperlen, Ohrgehänge auf dem Lager hatte und die armen Schelme herzhaft prellte, obgleich er gegen die Fremden sich euphemistisch beklagte daß „die Indianer mehr und mehr über die Waarenpreise sich aufzuklären begännen." Eine Rothhaut an seiner Statt hätte diese feine Redewendung nicht erdacht, sondern im gleichen Fall gesagt, es werde von Tag zu Tag schwieriger seine Nachbarn zu betrügen. Nachdem sich die Pariser Herren etliche Tage von den Moskitos am Saginaw hatten zerstechen lassen, dachten sie an die Heimkehr. Allein sämmtliche Rothhäute hatten sich entfernt, weil es der Termin zur Erhebung der Tribute war, und die Europäer waren vollauf beschäftigt mit der Ernte. So mußten denn die Reisenden allein durch den Wald der ihnen auf dem ersten Weg pfadlos erschienen war nach dem Flint-River zurückkehren, sich auf ihr Ortsgedächtniß und ihren Compaß verlassend. Es glückte ihnen die Lösung auch viel leichter als sie dachten, ein einzigesmal, wo sie auf mehrere sich theilende Wege stießen, wurden sie verwirrt, überließen aber den Rossen die Wahl. Gar manche Stelle im Wald erkannten sie nun wieder, und erreichten schließlich wohlbehalten den Ansiedler am Flint-River und damit den westlichen Rand der Civilisation.

Das Osterfest in San José.

Es war an einem schönen Märzmorgen des Jahres 1859 als die Glocken von San José, welche die fromme Bevölkerung der Stadt zur Andacht riefen, auch mich auf die Straße und zunächst nach der Mercedeskirche lockten. Das ärmliche Gotteshaus hatte mich bis dahin eigentlich nur durch seine besondere Häßlichkeit interessirt, die es vor den beiden andern unschönen Kirchen der Hauptstadt von Costa Rica auszeichnet. Es ist ein elendes von ungebrannten Ziegeln errichtetes Gebäude mit rothem Dach, und zerbröckeltem ausgetretenen Fußboden von festgestampftem Lehm — dennoch erschien selbst diese Kirche heute am grünen Donnerstage in ihrem festlichen Schmucke beinahe schön.

Die nackten kahlen Mauern verschwanden unter Massen von Bändern, Blumen, Seidenstoffen, Fahnen und Laubwerk; die unschönen Säulen, die das Dach tragen, schienen sich in lebendige grüne Palmenschäfte verwandelt zu haben; der schmutzige Boden war mit grünen Blättern bestreut. An der Stelle des Hochaltars stand eine ungeheure Pyramide, die von der Basis bis zur Spitze mit purpurrother Seide überzogen und mit kostbarem Flechtwerk, Spitzen und Stickereien behangen war. Alle Schränke thun sich in der heiligen Woche zu Ehren der Kirchen auf. Unzählige Wachslichter standen auf silbernen Leuchtern, in Kugeln von buntem Glas oder in Alabastergefäßen auf den Stufen der Pyramide, und zwischen den Lichtern waren Blumen und Laubwerk vertheilt, wie sie nur das gesegnete Land von Costa Rica in solcher Pracht hervorbringt.

Im vorderen Theile der Kirche hatte man den Garten von Gethsemane dargestellt. Ein viereckiger Raum, etwa acht Fuß im Quadrat, war mit einer Einfriedigung von ineinandergeflochtenen Palmenzweigen umgeben, deren innere Seite durch cascadenartig herabfallende Palmenblüthenbüschel fast vollständig bedeckt war. Eine dicke Lage von Palmenblättern, untermischt mit den Blüthen und Sprossen von Immergrün, bedeckte den Boden, und darüber waren die prächtigsten, duftigsten Blumen ausgestreut; purpurrothe und orangenfarbige Lobelien, rothe Lilien, hochgelbe und weiße Plumierien. Ringsum standen chinesische Gefäße, in die man alle Arten aroma-

Digitized by Google

tiſcher Gewächſe und Kräuter gepflanzt hatte, Schüſſeln mit Orangen, Körbe voll Trauben aus dem Thal von Ujarras, Aligatorbirnen, Ananas, Granadillas und ſüße Limonien — und zwiſchen all dieſen Gaben gläubiger Herzen kniete ein Chriſtusbild. Es war mit einem rothen, ſeidenen Rocke bekleidet und blutiger Schweiß bedeckte die Stirn des bleichen, angſtvollen, wächſernen Angeſichts, dem man einen gewiſſen ergreifenden Ausdruck nicht abſprechen konnte. Innerhalb und außerhalb der Kirche waren Militärwachen aufgeſtellt, welche zum Zeichen der Trauer ihre Gewehre mit der Spitze nach unten gerichtet trugen, ſonſt aber durch den Contraſt ihrer Erſcheinung mit dem ſie umgebenden Prunk einen nichts weniger als feierlichen Eindruck auf mich machten. Nur die Officiere trugen Uniform — für den Gemeinen und Unterofficier ſcheint ein reines Hemd das alleinige Gallacoſtüm zu bilden. Die meiſten tragen darüber nur ein zerlumptes Beinkleid von beliebiger Farbe; ein defecter Strohhut bedeckt den Kopf, und im günſtigſten Falle umſchließen ein paar Sandalen von ungegerbter Ochſenhaut die nackten Füße des Soldaten der Republik Coſta Rica, der nur einmal im Jahr, und zwar bei der Muſterung in Stiefeln und voller Uniform erſcheint.

Aber nicht nur die Kirchen, ſondern die ganze Stadt hat am grünen Donnerſtage ein feſtliches Anſehen. Alle Kaffeehäuſer, Expeditionen und Läden bleiben geſchloſſen. Niemand iſt zu Haus; die geſammte Bevölkerung befindet ſich, mit den beſten Kleidern angethan, Tag und Nacht auf den Beinen. Man beſucht die Kirchen, verrichtet ſeine Gebete an den verſchiedenen Stationsaltären, und geht, wenn die Dunkelheit hereingebrochen iſt, mit Laternen in den Händen Ave Marias und Paternoſters murmelnd durch die Straßen.

Der nächſte Tag, Charfreitag, vergeht wie der grüne Donnerſtag unter demſelben monotonen gedämpften Trommelwirbel, demſelben Ueberfluß an Licht, Blumen und Früchten in den Kirchen. Man erblickt heute dieſelben andächtigen, ernſten, mit Mantillas von Spitzen und Seide verhüllten Geſichter, dieſelben zerknirſchten Mienen, wie am Tag vorher.

Am nächſten Tage, Sonnabend, fand eine Proceſſion ſtatt, welche die Grablegung Chriſti darſtellte. Der Zug ſetzte ſich, ſobald die Dämmerung eingebrochen war, langſam und feierlich vom großen Thore der Kathedrale aus, über die Plazza und durch die anſtoßenden Straßen in Bewegung. Die Seiten- oder Fußwege dieſer Straßen waren mit Stäben von wildem Rohr eingefaßt, die man mit Palmenzweigen und Blumenguirlanden umwunden hatte, während der Fahrweg mit allerlei Laubwerk beſtreut war. Gardinen von weißem Mouſſelin, die mit Bändern von ſchwarzem Krepp, Atlaß oder Taffet befeſtigt oder gehalten wurden, wehten von den erleuchteten Balconen der Häuſer, und an den Ecken der Straßen, durch die ſich der Zug bewegte, waren ſchwarzbehangene mit Blumen und Früchten geſchmückte Katafalke aufgeſtellt. An der Spitze der Proceſſion gieng die Brüderſchaft de la Caridad. Die Männer, in weiße, weite, wollene Kutten gekleidet, hatten weiße Tücher um den Kopf gewunden und trugen die Marterwerkzeuge des Heilands. Dann kam eine Gruppe Knaben mit erloſchenen Kerzen; dieſen folgten drei junge Männer in geiſtlicher Kleidung. Der in der Mitte gehende trug ein ſilbernes mit ſchwarzem Sammt umwundenes Crucifix, die beiden andern hielten dünne, gelbe, qualmende Kerzen in den Händen. Dicht hinter ihnen ſchritten vier Prieſter in ſchwarzer Soutane, und eben ſolche Stolas und Capuzen, von welchen letztern ſchwarze Trauerflöre bis zur Erde herabfielen. Dann kamen zwei Herolde, die eine ſchwarze Fahne mit rothem Kreuz trugen. Ihnen folgte eine zweite Gruppe Knaben, welche ſich um die lebensgroße Figur des Evangeliſten Johannes ſchaarten. Dem Evangeliſten folgte Maria Magdalene in weißen Atlaß gekleidet, mit wunderbar ſchönem, ſchmerzerfülltem Angeſicht.

Alles vorhergehende aber wurde von der lebensgroßen Figur übertroffen welche nun folgte. Sie war zu beiden Seiten von einer Reihe von Bajonnetten umgeben, man ſchwang Rauchfäſſer vor ihr, und weißgekleidete Kinder ſtreuten Blumen auf ihren Weg. Es war die Madre Doloroſa. Die Figur, ein Meiſterſtück der Wachsbildnerei erſchien in koſtbare Stoffe gekleidet, von einem ſchwarzen, weiten Sammtmantel umfloſſen, und mit koſtbaren Perlen und Edelſteinen aller Art geſchmückt. Um das Haupt der Himmelskönigin ſpannte ſich ein Heiligenſchein von Silber. Die Schleppe ihres Mantels wurde von Prieſtern getragen, und hinter dieſen giengen viele der angeſehenſten Damen der Stadt in ſchwarze Seide gekleidet, mit langen brennenden Wachskerzen in den Händen, den Kopf mit der ſchwarzen Mantille verhüllt.

Alles dieß iſt aber nur die Vorbereitung auf den Hauptpunkt der Proceſſion, einen ungeheuern gläſernen Sarg, der von zwanzig der erſten Bürger getragen wird. Miniſtranten gehen mit geſenkten Fackeln, qualmenden Rauchfäſſern und mit Krepp umwundenen Palmenzweigen vor, neben und hinter dem gläſernen Schrein. Innerhalb derſelben erblickt man auf blendend weißen, mit Roſenknoſpen beſtreuten Kiſſen ein mit Blut beſprengtes Angeſicht, eine Dornenkrone und die Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt. Die Zuſchauer in den Straßen und Thorwegen, in den Fenſtern und auf den Balkonen ſanken, ſich bekreuzend, auf die Knie als der Sarg vorübergetragen wurde. Niemand ſprach ein Wort, und nur die langgezogenen Töne der militäriſchen Trauermuſik unterbrachen die tiefe Stille.

Wenige Stunden ſpäter hatte die Stadt ein total anderes Ausſehen. Der Oſterſonntag, der Tag der Auferſtehung, war angebrochen. Dichte Wolken lagen über den Bergen — nur der grüne Fuß des Irazu zeigte ſich in ſchwachen Umriſſen — alles andere war wie in weißem Nebel begraben. Aber plötzlich brach mitten aus dieſem Chaos von Wolken das Geläute der klangloſen Glocken der Kathedrale und der Kirchen Mercedes und Carmen mit erſchreckender Heftigkeit los. Es läutete und läutete, bis ſich ſelbſt der dicke Nebel vor dieſem Schlagen, Hämmern, Klirren, Klappern und Klopfen entſetzt zurückzuziehen, und die Erde in nervöſer Aufregung zu beben ſchien. Endlich ſchwiegen die Glocken. Man hörte nun das Raſſeln von Trommeln, und in weniger denn fünf Minuten ſpie jedes Haus von San Joſé ſeine Bewoh-

Digitized by Google

ner aus, die in Ponchos und Mantillas, in Shawls, Mänteln und Hemdärmeln der Plazza zuströmten, wo, sobald die Sonne die Wolken durchbrach, ein neues Schauspiel erwartet wurde.

Die Plazza war gedrängt voll Menschen. Auf den Stufen der Kathedrale und in der breiten Esplanade stand Kopf an Kopf. Die Balcone und Fenster der Häuser welche die Aussicht nach der Plazza gewähren, waren mit Zuschauern überfüllt. Und jeder befand sich in einer gewissen Aufregung — jeder schwatzte, jeder und jede rauchte, jeder lachte, jeder stand auf den Zehen seines Nachbars, jeder trippelte ungeduldig hin und her. Jedenfalls war etwas wichtiges zu erwarten.

In der Mitte des Platzes war ein Carré von blitzenden Bajonnetten sichtbar, und in der Mitte desselben erhob sich ein etwa zwanzig Fuß hoher Galgen, an dessen Kreuzholze ein Etwas hieng, das ich im ersten Augenblicke für ein Bündel alter Kleider hielt. Endlich unterschied ich eine rothe Zipfelmütze, eine gelb und schwarz gestreifte lange Weste, zwei ausgestreckte braune Arme und ein paar hohe Stiefel. Es war, wie ich erfuhr, Judas Ischariot, der Verräther des Herrn, der vom Morgenwinde bewegt langsam hin und herschaukelte. Endlich erschien der erste Sonnenstrahl auf den kahlen Spitzen des Irazu. Auf ein Trompetensignal trat ein barfüßiger Corporal aus Reih und Glied und näherte sich dem Galgen. In der Hand hielt er einen langen Zuckerrohrstab, an dessen Spitze eine Lunte angebracht war. Alles war plötzlich mäuschenstill. Selbst die Gamins von San José geboten ihren Jungen Schweigen und hielten einen Moment den Athem an. Da berührte der Corporal mit der Lunte den Fuß des Missethäters am Galgen und im nächsten Augenblicke flogen, unter furchtbarem Krachen, Stiefel, Nachtmütze, Weste und Aermel in kleine Fetzen zerrissen durch die Luft und fielen als Asche auf die Zuschauer nieder. Die Figur war mit Schwärmern, Fröschen, Kanonenschlägen und anderm Feuerwerk vollgepfropft gewesen, das sich jetzt unter dem Rasseln der Trommeln, dem Geschrei der Menge, dem Bellen der Hunde und unzähligen Verwünschungen und Steinwürfen entlud, die Jung und Alt, Vornehm und Gering, Civil- und Militärpersonen, Priester und Laien nach dem in Effigie gehangenen, treulosen Jünger richteten. Als der Rauch sich verzogen hatte, war nichts mehr von ihm übrig als das eiserne Rückgrat, und eine halbe Stunde später hatte der Platz sein gewöhnliches, stilles, verödetes Ansehen wieder gewonnen.

Medien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

I.

(Schluß.)

Wir haben diese Uebersicht über die alten Zustände Mediens mit einer Darlegung der natürlichen Verhältnisse des Landes begonnen, weil diese stets gleich bleiben und alle politischen Veränderungen überdauern. Was von dem Lande selbst gilt, kann nicht in gleichem Grade auch von den Bewohnern desselben gelten. Diese werden von den politischen Ereignissen weit stärker erschüttert, und es kann vorkommen daß durch staatliche Umwälzungen sich die Einwohner eines Staates ganz oder theilweise verändern, und die frühern Bewohner, freiwillig oder gezwungen, einer neuen Bevölkerung Platz machen. Zu einer solchen Veränderung der gesammten Einwohnerschaft gehören aber immer schon starke Umwälzungen, wie sie nicht häufig vorkommen und auch in der alten Welt nicht häufig vorgekommen seyn werden. Ehe wir daher auf die etwas verwickelte Frage über die Herkunft der alten Meder genauer eingehen, wollen wir erst die heutigen Einwohner des medischen Landes betrachten, und dann sehen ob Gründe dafür sprechen daß früher andere Volksstämme dort gewohnt haben. Gegenwärtig besteht die überwiegende Anzahl der Bewohner Mediens aus Kurden, und diese gehören ohne Zweifel zum iranischen Sprachstamme; diese Thatsache steht aus sprachlichen Gründen ein für allemal fest, wenn wir auch noch nicht alle die zahlreichen Dialekte kennen in welche die Kurdensprache zerfällt. Die Wohnsitze der Kurden sind weder auf Medien allein noch auf Iran beschränkt, sie dehnen sich viel weiter aus. Die kurdischen Völkerschaften sind alle Gebirgsvölker, die von verschiedenen Seiten die Berge bewohnen, welche die syrische Ebene begränzen. Diese Ebene theilt sie in zwei Hälften, in die östlichen und in die westlichen Kurden, die letzteren stehen zum Theil unter türkischer Oberhoheit. Der Zagros ist der Hauptwohnsitz der östlichen Kurdenstämme, die westlichen Kurden bewohnen seit undenklichen Zeiten einen Theil des kleinarmenischen Hochgebirges. Eine Kreislinie von Diarbekr über Mardin, Nisibis nordöstlich bis zum Vansee, dann über Musch, Palu und Arabgir bis Siwas, südlich über Maarasch, Andschaman nach Diarbekr zurück, wird ziemlich die Gränze dieser Völker bezeichnen. Sie bewohnen die Zone des Gebirges, wo die Fichte und Eiche fortkommt bis zur Zone der Granat- und Olivenbäume herab; bis zur Palmenzone dringt kein Kurde vor. So weit wir bis jetzt ihre Sprache kennen, ist eine Mischung in dem rein-kurdischen Theile nicht sichtbar, zahlreiche türkische und arabische Wörter verdanken natürlich ihr Daseyn nur den neuern politischen und religiösen Verhältnissen des Volkes. Wir haben es hier natürlich nur mit den östlichen Kurden zu thun. Wie die andern iranischen Stämme zerfallen sie in zwei Stände: in Krieger und in Ackerbauer; bei diesen wilden Bergvölkern versteht es sich von selbst, daß der Kriegerstand der geachtetste ist und daß man mit ziemlicher Geringschätzung auf die Ackerbauer herab-

Digitized by Google

sieht. Nach den Angaben Richs sollen sich die Ackerbauer auch durch ihr Aeußeres von den Kriegerstämmen unterscheiden, das mag auch wirklich der Fall seyn, es wäre aber Unrecht mit ihm daraus schließen zu wollen daß der Bauernstand ein anderes unterjochtes Volk sey, das die später eingewanderten Kurden sich dienstbar gemacht hätten. Von einer solchen Einwanderung der Kurden ist nirgends auch nur eine leise Spur zu entdecken, die Verschiedenheit der Beschäftigung erklärt die Verschiedenheit der äußern Erscheinung hinlänglich. Wichtiger würde es seyn wenn, wie Rich behauptet, auch die Sprache der Ackerbauer sich von der der Krieger unterschiede, aber diese Sprachverschiedenheit beschränkt sich darauf daß die Bauernsprache sich mehr zum Neupersischen hinneigt, und also die fortgeschrittene Bildung der Bauern vor den Kriegern bekundet. Kurz, die beiden Stände der Kurden gehören alle beide zu den Iraniern, und diese Standesverschiedenheit ist bei diesem Volk so wenig etwas unerhörtes, daß schon Herodot bei den Persern denselben Unterschied zwischen seßhaften und nichtseßhaften Stämmen anführt. Ebenso ist es durchaus der Landessitte von altersher angemessen daß die Kurden in verschiedene Stämme zerfallen, die Stämme wieder in Clane, die Clane in Familien. Sowohl diese Stämme als ihre Unterabtheilungen haben ihre Namen und die Menge dieser Namen war von jeher eine reiche Quelle der Verwirrung für den Geschichtsforscher. Es ist nämlich gar nicht selten daß Familien die ursprünglich ganz unbedeutend waren, durch günstige Verhältnisse sich heben und in kurzer Zeit durch andere Stämme die sich ihnen anschließen und ihren Namen annehmen, zu bedeutenden Völkerschaften heranwachsen. So erklärt es sich daß man in diesen Gegenden plötzlich ein bedeutendes Volk an einer Stelle erwähnt findet, wo früher ein ganz anderes saß. Wenn nicht andere dringende Gründe vorliegen, wird man in einem solchen Falle stets schließen dürfen daß nur der herrschende Stamm seinen Namen gewechselt habe, während aber die übrigen Verhältnisse des Volkes ziemlich gleich blieben. Ebenso wird man sich erinnern müssen wenn man dieselben Völkernamen in weit auseinander liegenden Gegenden wieder findet, daß nicht gerade das Volk geändert zu seyn braucht und daß leicht zwei Clane zweier verschiedener Völkerstämme denselben Namen führen konnten. Was nun die Wohnsitze der östlichen Kurdenstämme im Zagrosgebirge betrifft, so sind wir darüber ziemlich genau unterrichtet. An den westlichen Abhängen des Zagrosgebirges in dem Flußgebiete des großen Zab wohnen am nördlichsten die wilden Hakkaristämme, südlich von ihnen in demselben Flußthal die Zibari- und Schirwankurden. Die Bergwildnisse von Rovandiz sind großentheils von den Revendis bewohnt. Dieser starke Stamm zerfällt in 12 Zweige (Mâm), an sie schließen sich noch eine große Anzahl unabhängiger Stämme an, die zum Theil schon lange mit ihnen verbündet sind und unter ihren Namen mitinbegriffen werden. Die Revendis mit den ihnen anhängenden Stämmen bestehen aus etwa 12,000 Familien, über welche die Familie Sohran eine Art von Oberherrschaft führt. Die Festung dieser Sohrans war lange Zeit die Stadt Rovandiz an den Ufern des großen Zab, sie wohnten aber gewöhnlich in Schekkabad oder in Harir. Rovandiz liegt in der Mitte des Weges, der aus den Ebenen Assyriens zu dem Hochland Mediens hinaufführt, ungefähr 15 Wegstunden von jedem der beiden Länder entfernt. Die Stadt selbst mag etwa 2000 Häuser enthalten und ist durch eine starke Festung geschützt. So war es wenigstens im Jahr 1838. Nordöstlich von den Revendis, welche die Orontes der Alten zu seyn scheinen, wohnen die Baraduſt, die im Norden an die Hakkaristämme gränzen und die Behörden von Amadia anerkennen; sie bestehen nur aus etwa 100 kleinen Dörfern. Einer der mächtigsten Kurdenstämme dieser Gegend sind die Baliki. Sie bewohnen nordöstlich von Rovandiz ein sehr wildes abgeschlossenes Gebiet in der hohen Kandilankette, die eine Fortsetzung der Gebirge von Uschnei ist und die Ebene Lahidschan gegen Südwesten begränzt. Sie mögen etwa 200 Dörfer umfassen. Oestlich von ihnen, auf persischem Gebiet, wohnt der Stamm der Mikris, deren Hauptstadt Soudsch Bulak ist. Ihnen zur Seite leben die Bilbas, die von den Mikris als ein Zweig ihres eigenen Stammes angesehen werden, der sich aber schon längst von ihnen losgelöst hat. Vor etwa 30 Jahren waren die Bilbas zu solcher Macht gelangt daß sie der Schrecken aller ihrer Nachbarn waren, jetzt sind sie aber längst durch wiederholte Niederlagen geschwächt, so daß sie es mit den Mikris in offener Feldschlacht nicht aufzunehmen wagen. Sie zerfallen in drei Tribus: die Piran, Mengur und Mamisch; der größere Theil der beiden letzten Zweige bewohnt jetzt die Ebene Lahidschan, und nimmt dort nach und nach mildere Sitten an, indem er aus einem Nomadenvolk zu einem ackerbauenden wird. Die Piran hingegen, welche der Zahl nach so ziemlich die Hälfte des ganzen Stammes umfassen, sowie die Reste der Mengur und Mamisch sind ihren frühern räuberischen Sitten treu geblieben. Sie weiden ihre Heerden in den bergigen Districten von Serdascht und Uschnei auf persischem Gebiet, ziehen sich aber im Winter an die Ufer des kleinen Zab auf türkisches Gebiet zurück. Ueber die südlicheren Kurden, welche das Paschalik Sulimania und den persischen District Ardelan mit der Hauptstadt Senna bewohnen, hat zuerst Rich genauere Nachrichten mitgetheilt. Das höchste Gebirgsland zwischen Senna und Sulimania bewohnt der Stamm der Dschafs, die sich auch in die waldigen Gegenden im Süden von Senna verbreitet haben. Dieser mächtige Stamm bestand ursprünglich nur aus 600 Familien, aber sein Ansehen ist durch viele schwächere Stämme, die sich unter seinen Schutz gestellt haben, sehr bedeutend gewachsen. Die Dschafs gehören zu den eigentlichen Wanderstämmen, sie bestehen aus 12 Abtheilungen. Außer den Dschafs werden noch mehrere unbedeutendere Stämme aufgeführt, bedeutend aber ist der noch südlicher wohnende Stamm der Kalhurs. Rawlinson sagt, es sey dieß einer der ältesten, wo nicht der älteste Stamm Kurdistans. Sie bestehen aus ungefähr 20,000 Familien, von denen die Hälfte über ganz Persien zerstreut ist, während die andere Hälfte ihre alten Sitze im Zagros noch beibehalten hat. Diese letztern theilen sich wieder in zwei große Theile, in die Schah-bazis und die Mansuris, die erstern zählen 8000, die letztern 2000 Familien. Die Schah-bazi

Digitized by Google

Kalhur beſitzen die ganze Gegend von Mahidaſcht bei Kermanſchah an bis an die türkiſche Gränze bei Mendelli. Die Manſuris haben ein engeres Gebiet, gegen die Gränzen Suſianas in der Gegend der heutigen Stadt Gilan.

Weit weniger rein als die Kurden des Zagros haben ſich die im Norden von Atropatene wohnenden gehalten, über die wir erſt ſeit einigen Jahren genauere Nachrichten beſitzen.[1] Während die Kurden von Süden her dahin vordrängen, ziehen ſich von Weſten und Norden her armeniſche, von Oſten her turkomaniſche Stämme nach derſelben Richtung und miſchen ſich mit der Zeit mehr und mehr. Wir können im Norden, abgeſehen von kleineren Zweigen, drei größere Gemeinſchaften unterſcheiden. An der ganzen Weſtſeite des Urumiaſees bis in die Nähe des Wanſees erſtrecken ſich die Wohnſitze der Schakaki, eines großen, rein kurdiſchen Stammes, bei welchem die Stammverfaſſung noch in ungetrübter Form beſteht, und der von einem Häuptling aus der vornehmſten Familie regiert wird. Dieſer Stamm zerfällt in ſieben Clane und iſt ſchon fremden Einflüſſen weit mehr ausgeſetzt als ſeine Bruderſtämme im eigentlichen Kurdiſtan. Von der einen Seite kommt die an den Ufern des Urumiaſees immer feſter wurzelnde Cultur an ihn heran, von der andern bedrängt ihn der mächtige Häuptling von Rovandiz. Dadurch iſt das Gebiet der Wanderungen des Schakakiſtammes auf die ſchmale Gebirgslandſchaft am Weſtufer des Sees eingeſchränkt, und nicht wenige haben ſich bequemt dem Nomadenleben zu entſagen und ſich an ſeßhafte Lebensart zu gewöhnen. Weiter im Norden auf dem Gebirge von Kotur und den Bergen zwiſchen Kara Aina und Choi leben die Melakurden. Sie ſind im allgemeinen ziemlich verkommen, auch ſcheint unter ihnen viel Elend zu herrſchen. Am ſtärkſten ſind die Dſchelali. Dieſe ſtehen unter allen Kurden am meiſten außerhalb des Zuſammenhangs mit der alten Stammverfaſſung und haben ſich am meiſten mit nichtkurdiſchen Elementen verſetzt. Da Dſchelali im Türkiſchen ſo viel als Rebellen und Aufrührer bedeutet, ſo ſcheint dieſe Bezeichnung eher ein Schimpfwort als ein Stammesname zu ſeyn. Die Stärke dieſes Stammes wird auf 5000 Zelte angegeben, die unter den Befehlen eines gefürchteten Häuptlings: Ateſch Aga, ſtehen. Ihr Hauptſitz iſt der Diſtrict Maku, namentlich an dem Ak Göl, einem kleinen fiſchreichen Gebirgsſee von etwa drei Stunden im Umfange. Dort leben ſie theils in abgeſonderten Dörfern, theils auch mit andern Stämmen vermiſcht. Ihr Wanderkreis iſt ein Theil des türkiſch-perſiſchen Gränzgebirges ſüdlich und öſtlich der Ebene von Kara-Ainah, weſtlich wird es von Diadin und dem Batſk-göl begränzt und reicht nord- und nordweſtwärts bis zum Gebiet des Ararat und dem Ufer des Araxes. Im Sommer halten ſich die Dſchelalis gewöhnlich in der Nähe der Karawanenſtraße auf die von Erzerum nach Tabris führt und machen dieſelbe unſicher. Die Dſchelalis wachſen jährlich bedeutend an Anzahl durch eine Menge Geſindel das ſich von verſchiedenen Seiten zu ihnen ſchlägt.

[1] Cf. Blau: die Stämme des nordöſtlichen Kurdiſtan, Zeitſchrift der deutſchen morgenl. Geſellſchaft XII, 584. flg.

Es iſt nun gewiß eine auffallende Thatſache daß mitten unter dieſen wilden Kurdenſtämmen noch ein anderes Volk ſich erhalten hat, das ſowohl der Religion als der Sprache nach von ihnen verſchieden iſt. Während die Kurden ſehr fanatiſche Anhänger des Islam ſind, haben dieſe Stämme am Chriſtenthum feſtgehalten; während die Kurden durchweg eine iraniſche Sprache reden, haben dieſe ein eigenes Idiom, das Neuſyriſche. Wir ſprechen hier von den Reſten der Neſtorianergemeinden im Zagrosgebirge. Daß einige Gemeinden trotz aller Verfolgungen und Widerwärtigkeiten an ihrem alten Glauben feſtgehalten haben iſt weniger auffallend, dazu ließen ſich Parallelen in andern Theilen des Orients (z. B. die Parſen in Kerman, die Jezidis in Sintſchar) auffinden. Weit befremdender iſt daß ſich auch die Sprache unter einer ſolchen Ueberzahl Andersredender erhalten hat, denn das Neuſyriſche iſt, obwohl vom Altſyriſchen ſehr abweichend und mit neuern Elementen gemiſcht, doch eine unzweifelhaft ſemitiſche Sprache. Es läßt ſich dieſe Thatſache auch nicht daraus erklären daß bei dieſen chriſtlichen Gemeinden das Syriſche Kirchenſprache iſt, denn das Altſyriſche iſt zu abweichend vom Neuſyriſchen, um ohne beſonderes Studium verſtanden zu werden, und es ſcheint eben daß dieſe Neſtorianer nicht minder an ihrer Nationalität als an ihrem Glauben hiengen. Dieſe Neſtorianer wohnen recht im Herzen von Kurdiſtan, theils auf perſiſcher Seite in Urumia und der Umgegend, theils auf türkiſchem Gebiete nördlich von Amedin im Gebiete von Tiyari in den Bezirken Bervari, Thkoma, Baz und Dſchelu, dann unter dem Hakkariſtamme. Ihre Wohnſitze, über die vor nicht gar langer Zeit nur dunkle Kunde nach Europa gedrungen war, ſind zu wiederholtenmalen von Layard beſucht und genau beſchrieben worden.

Dieſes ſind die Völkerverhältniſſe des heutigen Medien; es wäre nur noch die turkomaniſche Bevölkerung in Nordmedien zu erwähnen, die aber für uns von keiner Wichtigkeit iſt, weil ſie erweislich erſt der neueſten Zeit angehört. Dagegen kann man behaupten daß ſich die beiden andern Beſtandtheile, Kurden und Semiten, ziemlich hoch hinaufführen laſſen. Die Sagen der iraniſchen Völker ſelbſt geben den Kurden ein ziemlich hohes Alter, ſie laſſen dieſelben aus Männern entſtehen die ſich vor der Tyrannei des fabelhaften Königs Zahak in die Wälder geflüchtet haben. Man hat längſt geſehen daß der Name der Kurden nicht nur in den κύρτιοι Strabo's ſondern auch in den Karduchen Xenophons zu ſuchen ſey. Die Lebensweiſe der alten Karduchen ſtimmt ganz zu der der heutigen Kurden. Für eine ſemitiſche Bevölkerung in den dortigen Gegenden aber ſprechen die gewiſſen Nachrichten von einer zahlreichen jüdiſchen Bevölkerung in Adiabene, ſo daß ſogar in der Zeit um Chr. Geb. einer der dortigen Häuptlinge, Izates, zum Judenthum übertrat. Die Sage daß die zehn Stämme Iſraels hier angeſiedelt worden ſeyen findet ſich in dieſen Gegenden, darauf iſt zwar an und für ſich nichts zu geben, weil dieſe Sage überall im Oriente wiederkehrt, ſo viel iſt jedoch gewiß daß trotz mancherlei Schwierigkeiten die ſich darbieten, keine andere Gegend ſo ſehr entſpricht als wie

Digitized by Google

dieſe. [1] Uebrigens kennt auch ſchon Xenophon die Chaldäer, mit denen er wahrſcheinlich Semiten bezeichnet neben den Karduchen. Aus dieſem allem geht hervor daß die jetzigen Völkerverhältniſſe in Medien ſchon lange beſtehen, und daß wenn man eine Aenderung der Bevölkerung annehmen muß, dieſe in eine vorhiſtoriſche Zeit fallen wird. Denn wenn wir auch über die Geſchichte Mediens im Alterthume keineswegs genau berichtet ſind, ſo läßt ſich doch kaum annehmen daß eine ſo gewaltige Bewegung welche dem Lande eine durchaus neue Bevölkerung gab und die alte vertrieb, ſo ruhig hätte vorüber gehen ſollen, ohne daß man die Erſchütterungen die ein ſolches Ereigniß mit ſich brachte, weithin verſpürt hätte, und uns dieſe, wenn auch nur mittelbar, die hiſtoriſchen Völker berührt hätte. Wir wollen nun ſehen ob es nöthig iſt in früherer Zeit eine ſolche Aenderung der Bevölkerung anzunehmen.

Der Name der Meder und der Provinz Medien läßt ſich in ſehr frühe Zeiten hinaufführen. In dem Völkerverzeichniſſe der Geneſis kommt ſchon Medien vor, und auch ſonſt erſcheinen die Meder noch oft genug im A. T. In den aſſyriſchen Keilinſchriften erſcheinen ſie, wenn wir Rawlinſon trauen dürfen, unter dem Namen Mâd, ſie kommen ſeit der Regierung Salmanaſſars vor — früher nicht. In den Inſchriften des Darius ſind ſie häufig unter dem Namen Mâda, daß auch die Alten ſie vielfach unter dem Namen Meder kennen (*Μῆδοι*, die Form *Μαδιαῖοι* bei Joſephus iſt deutlicher Anſchluß an das hebräiſche Madai) iſt bekannt genug. Eine eigenthümliche Umlautung des Namens findet ſich bei den Armeniern. Dort heißen die Meder Markh, was man nicht mit dem neuperſiſchen Mâr, Schlange in Verbindung ſetzen darf, wie Rawlinſon gethan hat. An dieſe Form des Namens lehnt ſich aber wahrſcheinlich die von Salluſt behauptete Identität der Meder und Mauren an. Ueber den Werth dieſer Behauptung brauchen wir hier keine beſondern Unterſuchungen anzuſtellen.

Fragen wir nun die gewöhnlichen Geſchichtsquellen über die Abſtammung der Meder, ſo wird man aus ihnen nothwendig den Schluß ziehen müſſen daß dieſelben zum indogermaniſchen Stamm gehörten. Herodot berichtet uns (VII, 62), daß ſich die Meder früher alle Arier genannt hätten. Es iſt dieß der allbekannte Name ariya oder arya, mit dem ſich Iranier und die ſanskritredenden Inder benannten. Dieſer Name Arier war den Medern wie den übrigen iraniſchen Stämmen eigen, und der allgemeine Name kam ihnen auch dann noch zu, als ſchon der beſondere des Stammes, Mada, gebräuchlicher geworden war und jenen alten Namen in den Hintergrund gedrängt hatte. Es kann uns alſo auch nicht auffallen wenn uns ſpäter Strabo berichtet daß die Perſer, Meder, Baktrer und Sogdianer faſt dieſelbe Sprache ſprechen. (Str. XV, 2, 8.) Die altmediſchen Namen wie Fravartis oder Phraortes, Uvakhſchatara oder Kyaxares, Kſchathrita, Hangmatana oder Ekbatana und viele andere ſprechen auch durchaus für dieſe Behauptung — ſie finden alle ihre Erklärung in den indogermaniſchen Sprachen. Herodot berichtet uns ferner, die Meder theilten ſich in Stämme, ſie haben alſo die iraniſche Stammverfaſſung gehabt. In den Keilinſchriften werden die Meder faſt ſtets mit den Perſern am genaueſten verbunden, ſo daß man ſieht es ſey eine gewiſſe Zuſammengehörigkeit angenommen werden. Im Aveſta wird von der mediſchen Landſchaft Ragha mit großer Ehrfurcht geſprochen, ganz als ob man dort einen Ausgangspunkt für iraniſche Cultur geſehen habe. Wir brauchen wohl nicht zu ſagen daß alle dieſe Gründe dafür ſprechen daß die alten Meder die Väter der heutigen Kurden geweſen ſeyen. Auch ſemitiſche Beſtandtheile mögen damals ſchon in Medien gewohnt haben. Kiepert hat in einer intereſſanten Arbeit darauf hingewieſen, [1] daß ſich bei Ptolemäus in mediſchen Namen das l — ein Buchſtabe der den alten Iraniern gänzlich abgeht — mehrfach finde, nicht aber ſo in den alten öſtlich gelegenen Provinzen. Das Vorkommen ſemitiſcher Beſtandtheile in dieſen Gegenden im grauеſten Alterthum iſt ſchon dadurch wahrſcheinlich, daß uns die Geneſis ſo ziemlich aus dieſen Gegenden den Ausgangspunkt der Hebräer beſchreibt. Die Frage iſt von beſonderm Intereſſe bei Unterſuchungen über die älteſten Berührungen der Indogermanen und Semiten, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen.

Man wird ſomit nicht umhin können einzugeſtehen daß unſere Geſchichtsquellen ſehr für die Anſicht ſprechen die Bevölkerung Mediens ſey ſchon in älteſter Zeit ſo ziemlich in derſelben Weiſe zuſammengeſetzt geweſen wie jetzt. Dieſe Anſicht war auch ſonſt die gewöhnliche, und erſt ſeitdem man angefangen hat ſich mit den verwickelteren Arten der Keilinſchriften zu beſchäftigen, iſt in England eine andere Anſicht aufgetreten, die auch bereits nach Deutſchland verpflanzt worden iſt. [2] Noch ehe man einen Verſuch gemacht hatte die Sprachen der verwickelten Arten zu beſtimmen, hatte ſich die Anſicht feſtgeſetzt daß von den dreierlei Sprachen in denen die Inſchriften der Achämeniden gewöhnlich aufgezeichnet ſind, die erſte perſiſch ſeyn müſſe als die Sprache der perſiſchen Könige; die zweite mediſch, die Sprache desjenigen Volksſtammes der nach dem perſiſchen der bedeutendſte genannt werden muß; der dritte endlich babyloniſch oder doch wenigſtens ſemitiſch, weil in dieſer Sprache ſich die Achämeniden mit ihren weſtlichen Unterthanen verſtändigten. Man erwartete demnach daß die Sprache der ſogenannten mediſchen Keilinſchriften eine iraniſche ſeyn werde, wider Erwarten ſtellte ſich jedoch bei der Entzifferung die unwiderlegliche Thatſache heraus daß die Sprache derſelben mit den indogermaniſchen nichts zu ſchaffen habe. Rawlinſon erklärte alsbald, daß man darin keinen Beweis ſehen dürfe daß die Inſchriften nicht mediſch ſeyen. Man müſſe ſich erinnern daß Medien von jeher den Einfällen des Nordens ausgeſetzt geweſen ſey, daß möglicherweiſe eine frühere Bevölkerung in Medien ihren Sitz hatte, die von den

[1] Cf. Wichelhaus: Das Exil der zehn Stämme Iſraels in der Zeitſchrift der deutſchen morgenl. Geſ. V, 467 fig.

[1] Vgl. Kiepert in Kuhns Beiträgen Bd. I.

[2] Vgl. Rawlinson im Journal of the Royal Asiatic Society X. p. 37, und beſonders Notes on the early history of Babylonia, T. XV. p. 241 fig.

Digitized by Google

später ankommenden Ariern unterjocht wurde, die aber noch unter den Achämeniden so verbreitet und von der arischen Bevölkerung abgeschieden war, daß man für nöthig fand die Inschriften in ihre Sprache zu übersetzen. Später hat sich nun Rawlinson eine bestimmtere Ansicht ausgebildet. Er nimmt zwar an daß die Meder ursprünglich Indogermanen gewesen seyen, glaubt aber sie wären durch starke Einwanderung scythischer Völker zu Scythen geworden, später seyen dann diese Scythen wieder zu Ariern geworden. Diese Hypothese klingt an und für sich nicht eben wahrscheinlich, die Gründe mit denen sie gestützt wird, kann ich noch weniger wahrscheinlich finden. Wenn uns Herodot berichtet, die Meder hätten sich Arier genannt, so soll dieß nun plötzlich nicht das Wort arya seyn, aus dem wir oben den Namen erklärt haben, sondern vom hebräischen ari, Löwe, stammen, und dieß zwar einer Behauptung sehr später chaldäischer Priester zulieb, die aus Bestreben den Ausgang aller Religionen von Chaldäa abzuleiten, diese Etymologie erfunden haben. Nicht besser steht es mit einem zweiten Grund für diese Ansicht. Rawlinson behauptet nämlich, die Perser hätten das Magerthum verabscheut. Das lautet befremdlich genug, wenn man bedenkt daß nach der Ermordung des falschen Smerdes so viele Magier sich in Persien befanden, daß die Perser dieselben massenweise ermorden konnten; wenn man ferner bedenkt daß Herodot uns berichtet, die Perser durften kein Opfer ohne Beihülfe eines Magiers vollziehen. Der Beweis für diese Behauptung wird aus Herodot III, 65 entnommen, wo Kambyses die Perser beschwört nicht zu gestatten daß die magischen Meder die Oberherrschaft wieder an sich reißen. Aber die Erklärung dieser Stelle ist ganz einfach, und sie sagt durchaus nicht was Rawlinson in ihr finden will. Kambyses beschwört vor seinem Tode die bei ihm befindlichen Perser, und namentlich die anwesenden Achämeniden bei den königlichen Göttern nicht zu dulden daß die Meder wieder über die Perser herrschten. Die Achämeniden sind der königliche Clan, die königlichen Götter sind keine anderen als die in den Keilinschriften auch öfter genannten Clangötter, d. i. besondere Schutzgötter, welche die Familie außer den allgemeinen Landesgöttern verehrte. Es sind also nicht religiöse, sondern mehr nationale Mächte die Kambyses gegen die Meder anruft, er will seinem Stamme, seiner Familie die Herrschaft erhalten wissen, und das konnte er wollen ohne darum das Magerthum zu verabscheuen. Als einen dritten Grund führt Rawlinson noch eine Stelle der großen Inschrift des Darius an, die zu sagen scheint daß der falsche Smerdes die Gotteshäuser in Persien zerstört habe. Allein abgesehen davon daß die Erklärung jener Stelle sehr fraglich ist, so würde man im besten Fall eben wieder annehmen müssen daß von der Verehrung der Clangötter die Rede sey. Wir können mithin keine Gründe finden die Meder für ein anderes Volk zu halten als die Perser, man darf vor allem nicht vergessen daß bis jetzt jeder positive Beweis fehlt daß die zweite Gattung der Keilschrift den Medern gehöre, sondern wir nur behaupten können sie müsse irgendwo im Achämenidenreiche gesprochen worden seyn.

Karl Andree's Bearbeitung von Burtons Reisen in Ost-Afrika.

Capitän Burton, der jetzt weit berühmte Entdecker des Tanganyika-Sees, einer der wenigen Kühnen die sich verkleidet bis zum Fuß des schwarzen Steines in der Kaba Mekka's heranzudrängen gewagt haben, der erste Europäer der bis in die Höhle des Löwen von Härrar schritt, hatte seine beiden ältern Reisen: Personal Narrative of a Pilgrimage to El Medinah and Meccah in drei Bänden, [1] und First Footsteps in East Africa, in einem starken Octavband beschrieben. Karl Andree hat daraus zum Gebrauch für das deutsche Publicum, dem solche kostspielige Werke [2] selten zugänglich werden, einen Band [3] von 25 Bogen geliefert, und da die Bearbeitung durch einen Geographen von Fach geschehen ist, so kann man beruhigt seyn daß die Abkürzung nur auf Kosten der Nebendinge und nicht der Hauptsachen erfolgt sey. Was Burtons Fahrt nach den heiligen Städten betrifft, so ist darüber schon so ausführlich in diesen Blättern berichtet worden [4] daß wir nur darauf zurückweisen dürfen. Stiefmütterlich wurde dagegen die Reise nach Härrar dargestellt, [5] so daß uns Andree's Buch eine willkommene Gelegenheit bietet Versäumtes nachzuholen.

Burton verließ am 27 November 1854 allein mit einem Gefolge eingeborner Somalis, worunter sich auch zwei noch unverheirathete Frauen befanden, Zeyla am Meerbusen von Aden. Nach Härrar in gerader südwestlicher Richtung geht ein Eilbote zu Fuß in fünf Tagen. Allein diesen geraden Weg durfte Burton nicht einschlagen, weil er über Gebiete von Somalibeduinen führte, mit denen sein Abban in Fehde lebte. Jeder Reisende in den Somaliländern muß sich bekanntlich einen Abban wählen, der, halb Marschall, halb Vormund des Reisenden, für dessen Sicherheit zu sorgen hat. Aus obigen Gründen nun wurde ein beschwerlicher Umweg der Küste entlang zunächst gegen Süden eingeschlagen. Zu den Reisevorräthen welche die kleine Karawane bei sich führte, gehörte auch Salz aus dem Bahr Assal oder Salzsee bei Tadschurra. Von diesem See aus wird das Binnenland mit Salz versorgt. Die Beduinen reiben vor dem Essen ein Stück Salz auf der Zunge oder saugen es wie Zucker auf. In Härrar gilt eine Eselsladung Salz einen Sklaven, und in Abessinien sagt man von einem reichen Manne: er ißt Salz. Von der Staffage auf den Grassteppen des Somalilandes mag folgendes morgend-

---

[1] Andree spricht von einer zweiten Auflage in zwei Bänden vom Jahr 1857, die wir nicht besitzen.

[2] Man darf bei der englischen geographischen Literatur rechnen daß jeder mäßige Octavband immer über 10 Sh. (6 fl.) kostet, sind aber Illustrationen dabei, und wären es nur Holzschnitte, so steigt der Preis auf 1 Pfd., bei höherer Ausstattung sogar auf 2—3 Pfd. (24—36 fl.) Andersons Lake Ngami kostete seiner Zeit z. B. 28 fl.

[3] Burtons Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland nach Härrar. Leipzig 1861.

[4] S. Ausland 1855, S. 745, S. 1017, S. 1043, S. 1060, ferner 1856: S. 409, S. 471, S. 484.

[5] Ausland 1856. S. 731.

Digitized by Google

liche Bild eine Anſchauung geben: „Pfeifende Hirten trugen junge Thiere auf den Armen oder trieben Kamele vor ſich her, die in langer Reihe ihre Geierköpfe hin und her ſchaukelten, oder ſpielend einander biſſen. Voran gieng ein Patriarch, an deſſen Hals eine hölzerne Glocke hieng, ein „Kor," damit die Thiere ſich nicht verlaufen. Füllen liefen hinter den Müttern her; Schafe mit ſchwarzen Köpfen waren in Heerden über die Ebene zerſtreut, Ziegen wurden von Kindern gehütet. Dieſe waren in Felle gekleidet, ebenſo die Frauen; einige derſelben kneteten das Innere einer Baumrinde, andere ſpannen Garn aus den Faſern der Kriechpflanze Sagſug, woraus man Seile und Zeltmatten bereitet. Die Knaben führten Schäferſtäbe, die etwa 6 Fuß lang ſind und einen Haken haben; am untern Ende befindet ſich eine Gabel. Einige ſpielten mit den Hunden, welche der Beduine wohl zu ſchätzen weiß, während der anſäſſige Somal ſie verachtet und mißhandelt. Die kleine Sandantilope ſprang über die Büſche, hoch in den Lüften kreiſeten Geier, und wir konnten daraus abnehmen daß menſchliche Wohnungen nicht weit entfernt ſeyen. Darauf deuteten auch die vielen einander durchkreuzenden Fußpfade hin. Aus den bienenkorbartigen Zelthütten traten Männer, welche ſich unſerer Ankunft freuten, denn die feindlichen Habr Awal hatten gedroht ſie würden kommen um jene aufzufreſſen. Wir ritten vorſichtig neben den Kamelſtuten hin, die man nicht erſchrecken darf wenn ihre Füllen noch klein ſind, und gelangten um acht Uhr Morgens nach dem Kraal unſeres Führers." Eine Bemerkung, die Burton gelegentlich im Laufe ſeiner Reiſe macht, läßt ſchließen daß bei den Somali, was auch gar nicht auffallend iſt, ehemals ein Steindienſt geherrſcht habe. Ein Schäfer ſchwur bei einem Steine daß er für den Tabak welchen Burton ihm gab Milch bringen wolle. Ein Schwur auf den Stein iſt bei den Iſa und Gudabirſi heiliger als irgendein anderer. Der Richter läßt den Angeklagten an einen Stein treten und ſagt: Tabo! Fühle ihn an! Wer ſich ſchuldig weiß, wird das nicht wagen. Manchmal nimmt ein Somal einen Stein auf, ſpricht Dagaha, d. h. dieß iſt ein Stein, und dann darf man ihm getroſt glauben.

Erſt am 2 Jan. waren die Reiſenden im Angeſicht ihres Zieles. Als ſie von ihrem letzten Nachtlager aufbrachen, gaben ihnen die Leute, deren Gäſte ſie geweſen waren, die tröſtliche Verſicherung daß ſie alle todte Männer ſeyen. Als man die Nordſeite eines Höhenzuges erreichte, befand man ſich auf dem Gebiet des Emirs von Härrar, und die Stadt ſelbſt war ſchon hinter einer Reihe blauer Thäler als dunkler Fleck auf gelbem Grunde ſichtbar. Am Nachmittag gelangte man an die Ringmauer der Stadt, und erhielt nach etlicher Zeit Erlaubniß die Thore paſſiren zu dürfen. An dem Staatsgefängniß vorüber, in welchem das Raſſeln von Ketten hörbar war, wurde der kecke Reiſende vor den Palaſt des Herrſchers geführt. Das Gebäude iſt einſtöckig, ohne Fenſter und gleicht einer Scheune. Eine juriſtiſche Merkwürdigkeit im Hofraum des Palaſtes waren mehrere Hausthore die an einem runden Mauerwerk dort angelehnt ſtanden. Im Morgenlande ſpielen ja die Thore eine bedeutſame ſinnbildliche Rolle, und die Eroberer großer Städte verſäumen nie die Stadtthore ausheben und als koſtbare Spolien entführen zu laſſen. In Härrar dagegen wird als gerichtliche Execution bei Ungehorſam gegen die Befehle des Emirs die Hausthüre ausgehoben, und ſie verfällt am zweiten Tag wenn der Gepfändete ſie nicht auslöst. Ahmed bin Sultan Abubekr, der ſich ſelbſt den Sultanstitel beigelegt hat, Emir von Härrar, damals ein hagerer Jüngling von 25 Jahren mit dünnem Bartwuchs, gelber Hautfarbe und vorſtehenden Augen, empfieng den Reiſenden in einem dunkeln Gemach, in einem Ornat von Scharlach und weißem Pelz wie die Kartenkönige, mit untergeſchlagenen Beinen den Thron einnehmend, der wie eine auf drei Seiten mit Geländer umgebene Gartenbank ausſah. Burton nahte ſich dieſer gekrönten Beſtie, die jetzt Gewalt über ſein Leben beſaß, als Ueberbringer von Empfehlungen des Gouverneurs in Aden, und mit der Erinnerung an die alten freundſchaftlichen Beziehungen in welchen die Briten zu dem Vater des Emirs, Abu-Bekr, geſtanden ſeyen. Der Sultan lächelte gnädig, und der Kopf des wackern Officiers war mit dieſem Lächeln gerettet. Auch machte das Hofgeſinde bei dem Rückweg aus der Höhle des reißenden Thieres dem Fremdling, dem ſie vorher kopfabſchneideriſche Blicke zugeworfen hatten, freundliche Geſichter.

Härrar, unter 9° 20′ nördl. Br. und 42° 17′ öſtl. Grw. (die Angaben ſchwanken zwiſchen 42° 35′ und 42° 7′) und etwa 5500 F. über dem Meer gelegen, hat eine Ausdehnung von ungefähr einer engliſchen Meile bei halber Breite und iſt von einer unregelmäßigen Mauer umgeben. Unter den 11—12,000 Einwohnern ſprechen 8000 eine eigene Sprache, das Härrari, deſſen Grammatik aus dem Arabiſchen entlehnt, deſſen Wortvorrath aber afrikaniſchen Urſprungs iſt. Dieſe Härrari ſind ein eigener, aber nicht ſehr liebenswürdiger Menſchenſchlag, ſo daß die Somali behaupten die Stadt Härrar ſey ein Paradies worinnen Eſel wohnen. Die Männer ſind durchweg exemplariſch häßlich, von Blattern oder Skropheln entſtellt, einäugig oder ſchielend. Ihre Tracht iſt die Tobe, welche entweder nur loſe übergeworfen oder mit einem Gürtel zuſammengehalten wird. Die Frauen, deren Zahl bei weitem größer iſt, erſcheinen dort als das wirklich ſchönere Geſchlecht. Ihre Hautfarbe iſt dunkelbraun, die Naſe gerade, der Mund beinahe kaukaſiſch geſchnitten und die Geſichtszüge regelmäßig. Der Schleier wird nur ſelten getragen, die faltigen, weiten, gegürteten Gewänder verhüllen aber vollſtändig die Reize des Körperwuchſes. Eigenthümlich iſt ihr Kopfputz. Das Haar wird nämlich getheilt, und zu zwei großen Kugeln von Orangengröße hinter jedem Ohr zuſammengerollt. Beide Geſchlechter leben ſehr ausſchweifend, und namentlich fröhnen ſie dem Trunke, ſo ſehr daß der Emir aus ſittenpolizeilichen Rückſichten durch ſeine Scharwachen jeden auspeitſchen läßt der nach der Polizeiſtunde auf den Straßen noch ertappt wird.

Die Härrari haſſen alle Fremden, unter denen ſie nur Somali und Araber unterſcheiden. Von erſteren wohnen etwa 2500 Köpfe in der Stadt, andere 3000 Einwohner ſind Beduinen, welche kommen und gehen. Der Sultan iſt eigentlich nur Bürgermeiſter dieſes Stadtgebietes, denn außerhalb der Ringmauern wohnen Gallas, unruhige Nachbarn, denen der

Digitized by Google

Emir jährlich Geschenke gibt, damit sie den Frieden nicht stören. Ja so weit geht die Knechtschaft dieses kleinen Tyrannen, daß, als von der Stadt aus die Blattern sich verbreiteten, die Angehörigen der in den Galladörfern gestorbenen Kranken vom Sultan Blutgeld heischten und erhielten! Die Galla könnten wohl auch leicht die Stadt nehmen und zerstören, allein sie sind klug genug die Henne nicht zu schlachten die ihnen goldene Eier legt. Innerhalb der Ringmauern haust der Emir unbeschränkt, rafft Schätze zusammen und hält seine Gedanken so geheim, daß die Unterthanen „den Bauch ihres Gebieters nicht kennen." Ueber bürgerliche und religiöse Sachen urtheilt er persönlich, so weit er nicht etwa dem Kadi die Sache überläßt. Die Justiz ist allemal rasch, Strafen werden, sobald es sich nicht um Geldangelegenheiten handelt, dem Koran gemäß zuerkannt. Ein Mörder wird auf dem Markt ausgestellt, an Händen und Füßen gebunden, und um die Augen legt man ihm eine Binde. Dann tritt der nächste Verwandte des Ermordeten heran, und versetzt ihm mit einem schweren Fleischermesser einen Hieb in den Nacken. Stirbt er nicht an der Wunde, so erfolgt insgemein Begnadigung. Wer den Dolch gegen einen andern zieht oder überhaupt kleinere Vergehen sich zu Schulden kommen läßt, wird geprügelt. Zwei Männer müssen ihm Brust und Rücken peitschen; der Emir ist gegenwärtig und gebietet Halt, wenn er glaubt daß die Züchtigung genügend sey. Dem Diebe hackt man die Hände ab. Zu den Strafen mit denen der Emir besonders freigebig ist, gehören die Confiscationen, da alles eingezogene Gut seinem Schatze verfällt. Bei Hof hält er auf gute Sitten und Etikette. In seiner Gegenwart darf niemand eine Waffe oder einen Rosenkranz tragen; als Speibecken dient ihm das Gewand eines Kammerherrn; was er mit seiner Hand gibt oder nimmt, muß geküßt werden; wenn er zu Pferde sitzt, müssen zwei Männer ihm Kühlung mit den Enden ihrer Tobe zufächeln. Manchmal macht er, wie einst Harun al Raschid, bei Nacht Rundgänge, um zu spähen. Wenn er aber öffentlich erscheint, hat er stets eine Leibwache bei sich. Diese Leibwache, einschließlich der Sklaven, besteht aus 200 Mann, worunter 50 etwa mit Flinten bewaffnet sind. Pferde, und zwar armselige Klepper, gibt es nicht mehr als dreißig in Härrar und ein Duzend davon sind Eigenthum des Emir.

Härrar ist ein Handelsplatz, welcher davon lebt die Beduinen zu prellen, weßhalb auch der Emir, um der Stadt ihren Flor zu erhalten, in landesväterlicher Huld den Verkauf nach Maß und Gewicht als Verbrechen erklärt hat. Von jeder Eselsladung die zum Thore hereingeht, erhält der Emir 8—15 Ellen Zeug als Zoll, weßhalb denn auch die eingehenden Esel beladen werden daß ihnen das Kreuz brechen möchte. Kaffee gedeiht vorzüglich und wird nach Berbera ausgeführt. Zur Zeit von Burtons Anwesenheit kosteten in der Stadt 27 Pfund Kaffee nur ¼ Dollar (37½ kr., das Pfund also 1⅓ kr.). Die Fracht nach Berbera aber kostet 5 Dollars die Kamellast von 350 Pfd. (also 2½ kr. das Pfd.), dennoch aber entschädigte der mögliche Gewinn kaum für die mögliche Gefahr. Der Hausrath der Härrari besteht in Häuten, oder mitunter persischen Teppichen oder groben Matten, in Schemeln, hellgefirnißten Näpfen und Schüsseln, Calebassen und geschnitzten Löffeln. Rindfleisch und Ziegenfleisch wird viel genossen, noch mehr aber Hühner, deren 66 um einen Dollar feil waren, und die von den Somali aus religiösem Aberglauben verschmäht werden. Das Hauptgetreide ist die Dura oder die Negerhirse. Auch Zuckerrohr wächst und wird ausgesotten, aber das Hauptmittel zum Süßmachen ist der Honig, von welchem, wie die Abessinier sich ausdrücken, das Land stinkt.

Nachdem Burton etliche Tage in Härrar aus- und alle Spionenversuche von Seiten Ahmeds glücklich überstanden hatte, ließ er dem Sultan wissen daß ihm „die Luft in Härrar zu trocken werde." Aber gewiß wäre er nicht so rasch, nämlich nach zehn Tagen, wieder davongekommen, wenn nicht der Wessir des Emir, der alles bei seinem Herrn galt, an einer chronischen Entzündung der Luftröhre gelitten hätte. Alle Europäer gelten im Morgenland für Aerzte die jedem Patienten helfen können, wenn sie nur wollen, die also, wo ihre Kunst nicht ausreicht, von den Orientalen nur verdächtigt werden nicht gewollt zu haben. Burton versprach dem Wessir aus Aden wirksame Arzneien zu schicken, worauf dieser sogleich beim Sultan eine Abschiedsaudienz bewirkte, und Burton entlassen wurde.

Am 13 Jan. 1855 Morgens gieng es zu den Thoren hinaus, und als sich Burton im Freien sah, fiel eine Centnerlast von seinem Herzen. Seine Beduinen waren so ausgelassen, daß einer von ihnen, als man etlichen nach Härrar zu Markte ziehenden Leuten begegnete, diesen zurief: das Maulthier welches man mit sich führe, sey ein vom Emir entrichteter schuldiger Tribut — im Morgenland kein geringer Hohn. Trotz dieser Unvorsichtigkeit erreichte man ungestört die Gränzen des Weichbildes von Härrar, und wohlbehalten das erste Dorf befreundeter Somali. Als diese die längst verloren gegebenen Leute zurückkehren sahen, gerieth alles in frohe Aufregung. Die Männer brannten ihre Flinten ab, tanzten und schüttelten Burton die Hände; die Frauen stießen das übliche Freudengeschrei aus, und die Gerada oder Häuptlingsfrau warf über den Briten einige Hände voll geröfteten Getreides hin; dieß ist nämlich die Fola, eine Feierlichkeit zu Ehren eines geachteten Reisenden, bei Arabern wie bei Somali gebräuchlich. Dort endigten die schlimmsten Gefahren, denn wenn auch die Fehden der Somali Burton auf dem Rückweg nach Berbera zu Nachtmärschen und Vorsicht zwangen, so war dieß doch nichts im Vergleich zu seiner Lage als Gast des Emirs Ahmed.

Wie man in Amerika eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt.

(Aus Chambers's Journal.)

Es gibt eine Stadt im Westen welche selbst Amerikaner als eine Art Wunder betrachten werden, und diese Stadt ist

Digitized by Google

Chicago, am Michigan-See. Ihr gelangt auf einer Haupteisenbahn in ein Conglomerat von Straßen und öffentlichen Plätzen, das an Ausdehnung nicht viel kleiner zu seyn scheint als die Stadt Dublin, und man sagt euch alles dieß sey erst ins Daseyn getreten seit Erlaß der britischen Reform-Bill. Es ist keine rohe Anhäufung von Wigwams oder Blockhäusern, sondern eine Stadt mit hohen und zierlichen Bauten, mit Kirchen, dem Staatshaus und allen andern passenden öffentlichen Gebäuden. Lange Terrassen hübscher Wohnungen, mit der Aussicht auf den See, bezeugen das Vorhandenseyn einer reichen und luxuriösen Einwohnerschaft. Nun, im Jahr 1830 war nichts der Art vorhanden. Wenn man die Geschichte dieser Oertlichkeit fünfzehn oder achtzehn Jahre weiter zurück verfolgt, so findet man daß ihr einziger Ruhm darin bestand eine Handelsstation mit einem kleinen Fort gewesen zu seyn.

Diese Stadt ist herangewachsen zu dem Wohnsitz einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen, ehe die Einwohner wahrnahmen daß dieselbe an einem radicalen Baufehler leide — nämlich daß sie auf die Oberfläche einer so gering oberhalb des Sees liegenden Ebene gebaut worden, daß das Wasser keinen gehörigen Abfluß hatte. Man erkannte diesen Uebelstand und seufzte im stillen darüber, wie es gewöhnlich geschieht wenn Uebelstände unverbesserlich scheinen; allein es war nicht bloß ein einfacher Uebelstand, sondern eine wirkliche Gefahr für Gesundheit und Leben. Als endlich ein Mann auftrat und die Möglichkeit der Abhülfe behauptete, faßte man diesen Gedanken begierig auf, berieth und besprach ihn. Endlich wurde der Municipalität ein Plan vorgelegt um die Stadt vertical um vier bis zehn Fuß, je nach den Bedürfnissen verschiedener Bezirke, zu erhöhen, und durch diese Erhöhung die Trockenlegung zu sichern — die Municipalität schenkte diesem Plan Gehör. Bei uns zu Lande würde derjenige für einen kühnen Ingenieur gelten, der ein solches Verfahren für möglich hielte; allein es scheint nicht daß der Mann welcher den Vorschlag machte Chicago in die Höhe zu heben dort als etwas außerordentliches betrachtet wurde. Als der Verfasser dieser Zeilen im October 1860 in Chicago war, konnte er nichts näheres über ihn erfahren als daß er Brown heiße. Das Geschäft wurde rasch in Angriff genommen, denn die Amerikaner überdenken und besprechen nicht wie wir in einem Jahrhundert das was ihre Nachkommen im nächsten vollenden sollen. Einmal überzeugt daß sie das Rechte getroffen, machen sie keine weitern Umstände, sondern legen sluggs Hand an — und so thaten sie auch jetzt.

Ich sollte eher sagen, sie fiengen an es zu thun: sie fiengen an, und fahren nun damit fort; denn wie Rom nicht an einem Tag gebaut wurde, so konnte auch Chicago nicht an einem Tag in die Höhe gehoben werden. Der Fremde welcher Chicago jetzt besucht, ergeht sich dort in Straßen von verschiedenen Bodenhöhen; zuweilen hat er eine Anzahl leiterähnlicher Treppen, welche auf sonderbare Weise das Pflaster unterbrechen, hinauf-, zuweilen hinabzusteigen. Auch dürfte es noch ein oder zwei Jahre anstehen bis alles wieder plangemäß eben gemacht ist.

Allein das Verfahren dabei! Wie läßt sich ein schweres Gebäude (ein Haus von mittlerer Größe wird wohl viertausend Tonnen à 20 Centner Gewicht haben) in die Höhe heben? Wie läßt sich, wenn auch die Hebungsmittel vorhanden sind, das Heben so gleichförmig bewerkstelligen, daß die Mauern nicht reißen und bersten — mit einem Wort, mehr oder weniger den Einsturz drohen? Sonderbar, die Hebung geschieht nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch so gleichförmig daß kein Sprung sich erzeugt, ja daß nicht einmal eine Mörtel-Lage von den Mauern fällt. Und nicht bloß mit einem einzelnen Hause verfährt man so, sondern mit ganzen Häuser-Complexen — mit Massen wie eine Seite von Belgrave Square oder ein Abschnitt von Regent Street. Der Grund hievon liegt darin daß einzelne Häuser im allgemeinen so mit andern verbunden sind, daß man sie selten oder nie einzeln in die Höhe treiben kann.

Um einigermaßen einen Begriff von dem „Haus-Hebungs-Geschäft," wie ein Chicagoer Blatt es nennt, zu geben, wollen wir einiges Nähere von dem Verfahren anführen das man erst im April 1860 bei einem Häuser-Complex anwandte. Wir wollen zum voraus bemerken daß dieser Complex eine Länge von 320, eine Breite von 140 bis 90 und eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß hatte. Er umfaßte eine große Bank und acht andere massive Bauten, deren Erdgeschoß in dreizehn Läden abgetheilt war. Das Gesammtgewicht wurde auf 35,000 Tonnen geschätzt. Drei Firmen übernahmen die Arbeit um 18,000 Dollars, oder ungefähr 3500 Pfd. St., und machten sich überdieß anheischig jeglichen Schaden, der entstehe, selbst wieder ausbessern zu lassen. Eine der auffallendsten Bedingungen bei diesem Vertrag war aber daß die in diesen Gebäulichkeiten befindlichen Geschäfte keine Unterbrechung erleiden dürften.

Die erste Maßnahme nun die man bei einer solchen Arbeit trifft, besteht darin daß man den ganzen Grund aufreißt, alles rings um die Grundmauer des Gebäudes wegschafft, und provisorische Gallerien und Wege für das Publicum während der Zeit des Hebungsverfahrens einrichtet. Dann gräbt man unter einem Theil der Grundmauern die Erde aus, und fügt starke Balken hinein, welche durch Reihen so nahe als möglich neben einander gesetzter Schraubengeschirre gestützt werden. Ist dieß gehörig in Ordnung gebracht, so entfernt man auf gleiche Weise ein anderes Stück der Fundationen, und so fort bis Balken mit Schraubengeschirren unter jeder Mauer der Gebäudemasse sich befinden. Bei dem fraglichen Häuser-Complex wurden im ganzen 6000 Schrauben angewendet.

Das nächste was man nun zu thun hat, ist Mittel und Wege zu schaffen um die Schrauben in Thätigkeit zu setzen. Für je zehn Schrauben ist ein mit einem Hebel versehener Mann aufgestellt. Auf das Zeichen einer Pfeife dreht er eine Schraube um ein Viertel herum, geht fort zu einer andern, welche er auf gleiche Weise dreht, und so fort bis alle gedreht sind. Da die Schraube ein Gewinde von einem Dreiachtelszoll hat, so ist auf diese Weise das Gebäude um einen vierten Theil dieses Raumes auf allen Seiten, oder genau um 3/32

Digitized by Google

eines Zolls gehoben worden. Die Pfeife ertönt wieder: jeder Hebel arbeitet abermals an seiner Reihe von zehn Schrauben, und ein ähnlicher Betrag verticaler Bewegung für das ganze Gebäude ist vollendet. Ich habe eine umfangreiche lithographirte Abbildung vor mir, auf welcher der fragliche Häuser-Complex mit seinen bloßgelegten Grundmauern zu sehen ist, so daß man die Reihe der an den Schrauben beschäftigten Arbeitsleute überblickt, während in den über ihnen befindlichen Läden oder Werkstätten alles in voller Thätigkeit ist, und auf dem Fahrweg daneben bewegt sich die gewöhnliche Menge Kutschen, Wagen und Fußgänger, als ob da nichts besonderes vor sich gienge. Ist die gewünschte Höhe erreicht, so werden die Balken einer nach dem andern durch Mauer-Unterbau ersetzt, und das Pflaster wird auf dem neuen Niveau wiederhergestellt. Die hier in Rede stehenden Häuser wurden in fünf Tagen um 4 Fuß 8 Zoll gehoben, und man gibt an daß die Kosten der neuen Fundation und Pflasterung sich auf 40—50,000 Dollars belaufen. Der Häuser-Complex, welcher voller Inwohner war, enthielt eine Menge Spiegelglas, elegant bemalte Wände und viele sehr leicht zerbrechliche Dinge; allein keine Scheibe ward zerbrochen, kein Theilchen Mörtel oder Malerei verrückt, kein Stück Hausgeräthe beschädigt. Der Verfasser dieser Zeilen hält es nicht für überflüssig zu sagen daß er diese Gebäudemasse sah und theilweise in genauen Augenschein nahm, und nicht das geringste fand was ihn auf die Vermuthung hätte bringen können daß sie ursprünglich auf einer um nahezu fünf Fuß niedrigern Bodenfläche ruhte als gegenwärtig.

Die englischen Eisengewerbe.

Nach dem Brod ist Eisen das nächstwichtige Product des menschlichen Fleißes geworden, besonders wo es jetzt das Holz beim Schiffs-, Brücken- und Häuserbau, ja selbst den Hanf bei Tauen und Seilen ersetzt. Welche Rolle gepanzerte Schiffe und gepanzerte Mauern bei den Fortschritten des Geschützwesens in Zukunft spielen werden, ist erst kürzlich gezeigt worden. England, welches jetzt 4 Mill. Tonnen oder 80 Mill. Ctr. Roheisen jährlich auf die eigenen und die fremden Märkte liefert, muß in dieser Erzeugung seine beste Waffe zu Schutz und Trutz finden, denn nicht umsonst trug das Eisen in der alten symbolisirenden Chemie das Marszeichen. Doch ist diese Großartigkeit des Gewerbes in England sehr modernen Ursprungs, denn viele Erfindungen mußten sich folgen ehe Großbritannien im Stande war seiner mineralischen Schätze wirklich sich zu bemächtigen. Das Eisen als strengflüssiges Metall verlangt zum Ausschmelzen der Erze sehr hohe Temperaturen. Die Temperatur von Holz- oder Holzkohlenfeuer läßt sich aber nur durch Zutritt von atmosphärischer Luft steigern. Man weiß nicht genau wann die Kunst des Eisengießens erfunden wurde, jedenfalls aber geschah es ziemlich spät, die alten Gebläsvorrichtungen waren wenigstens nicht kräftig genug um diese Leistung zu bewirken, sondern man gewann im Ofen nur metallische Massen die in der Schmiede dann weiter verarbeitet wurden. Der erste Schritt höherer Vollkommenheit war die Erfindung von Doppelblasbälgen, deren Bewegungen so eingerichtet waren daß der Luftstrom abwechselnd von dem einen und dem andern kam, und nie unterbrochen wurde. Da man aber zum Ausbringen der Erze nur Holzkohle verwendete, so erwachte schon unter der Regierung Elisabeths die Besorgniß daß die Eisengewerbe die Wälder erschöpfen und zuletzt für Haus- und Schiffsbau sowie für die häusliche Herdfeuerung kein Holz mehr übrig bleiben würde, weßhalb das Parlament das Schlagen von Holz in sehr enge Gränzen einschränkte. Nun fanden sich in Staffordshire Eisenerze und Steinkohlen dicht übereinander gelagert, allein mit Kohlen ließen sich keine Erze ausschmelzen, erstens weil man das Geheimniß noch nicht kannte die Schwefelbestandtheile aus den Kohlen zu entfernen, die, wenn sie drin bleiben, mit dem flüssigen Metall chemisch sich verbinden und das Eisen brüchig machen; zweitens aber weil es auch an Gebläsen fehlte um Kohlenfeuer die flüssigmachenden Temperaturen mitzutheilen. Ein gewisser Dud Dudley unter Karl II rühmte sich zuerst in seinem Buch über das Eisen (Metallum Martis) daß sich mit Kohlen Eisenerze ausschmelzen lassen, wenn man nur ähnlich wie Holz zu Holzkohlen die Steinkohlen vorher zu Kohks verwandle, bei welchem Proceß sie die schädlichen Schwefelbestandtheile verlören. Er erbietet sich Eisen zu dem damals äußerst niedrigen Preis von 12 Pfd. St. die Tonne (7 fl. 12 kr. den Ctnr.) liefern zu können, und zwar Eisen welches auf Befehl des Königs geprüft und als gute Marktwaare befunden worden sey. Auch rühmt er sich in Einer Woche 7 Tonnen solches Steinkohleneisen liefern zu können, was damals ein großes Wort war, während jetzt freilich in einem Hochofen innerhalb 12 Stunden die gleiche Menge geliefert wird. Dieser Dudley, der Vater der modernen Eisengewerbe, verkam wie alle Erfinder im Elend, nachdem auch er wie alle Wohlthäter des Menschengeschlechtes vom Pöbel gekreuzigt oder wenigstens verfolgt, gehaßt und beschädigt worden war. Sein Geheimniß scheint mit ihm zu Grabe gegangen zu seyn, denn im Jahre 1686 erschien Dr. Plot's Geschichte von Staffordshire, einem Hauptrevier der modernen Eisengewerke, worin der Gebrauch der Kohks den Brauereien empfohlen, aber ausdrücklich bemerkt wird daß sie sich nicht zum Ausbringen von Eisenerzen eignen. Der erste Mann der das Geheimniß wieder fand und mit Glück ausbeutete, war Abraham Darby, der in Coalbrooke Dale 1713 seine Unternehmungen begann. Es geschah dieß zu einer Zeit wo das Gewerbe tief darnieder lag. Als Dudley schrieb, gab es noch 800 Oefen und Schmieden, wovon 300 Oefen zum Ausbringen von Eisen dienten, die angeblich in der Woche je 15 Tonnen (?) lieferten und 40 Wochen arbeiteten. Der Preis der Holzkohlen stieg aber fortwährend so stark daß unter Wilhelm dem Dritten die Einfuhr von russischem Eisen zu 17, und von schwedischem zu 18 ja selbst zu 24 Pf. St. die Tonne bis auf 50,000 Tonnen jährlich wuchs, während das eigene Erzeug-

Digitized by Google

niß auf 18 ja auf 13,000 Tonnen herabsank. Trotz Darby's Erfindungen Wasserkräfte zur Verstärkung des Gebläses zu verwenden, blieb das Gewerbe doch in seinen Leistungen während der größern Hälfte des 18ten Jahrhunderts stehen. Endlich führte die Erfindung der Dampfmaschinen zu den ersten wesentlichen Fortschritten, denn noch immer pflegten die Bergleute nur die obern Schichten der Erze und Fossilien abzubauen, und die Gruben, sowie sie auf Wasser stießen, zu verlassen, weil man zum Auspumpen keine Kräfte oder keine wohlfeilen Kräfte besaß. Die Dampfmaschinen gewährten aber nicht allein dem Bergbau die Möglichkeit in die größten Tiefen trocken vorzudringen, sondern sie lieferten den Hochöfen ein Gebläse von beinahe beliebiger Stärke. Man besaß nun auch Mittel sich der ärmeren Erze zu bemächtigen. Je bequemer aber das Gewerbe wurde, desto mehr verschlechterte sich die Güte der Erzeugnisse. In der Vorzeit wurde aus den reichsten Eisenerzen nur wenig Metall auf die mühseligste und kostspieligste Weise gewonnen, aber dieses Eisen war an Güte den besten Erzeugnissen der Gegenwart überlegen und mittelalterliches Eisen geht daher im Range allen modernen Sorten voraus, nicht daß man jetzt solches Eisen nicht auch erzeugen könnte, sondern weil es zu kostspielig scheint gute aber theure Sorten darzustellen, wenn geringere Sorten scheinbar die nämlichen Leistungen gewähren.

Die nächste in ihren Ergebnissen großartige, aber ebenfalls die Qualität erniedrigende Erfindung war die Anwendung heißer Gebläse. In Peru ließ man bei der Verhüttung von Erzen schon längst den Luftstrom der Gebläse über Kohlenfeuer gehen ehe er in die Herdgluth drang. Es liegt auch sehr nahe daß die kalte Luft des Gebläses, wenn sie auch immerhin die Lebhaftigkeit des Verbrennungsprocesses steigert, doch wieder abkühlend wirkt. Im Jahre 1829 versuchte Hr. Neilson, von diesem Gedanken geleitet, bei den Clyde-Gewerkschaften die Anwendung heißer Gebläse durch den Bau eines Ofens wo die Luft bis zu 290—300° F. (116—117° R.) erhitzt wurde. Die Ersparnisse die er damit erreichte waren nicht sehr fühlbar, als er jedoch die Temperatur des Gebläses bis zum Schmelzpunkte des Bleies steigerte, trat eine Oekonomie des Brennstoffes bis auf 70 und 75 Proc. ein. Ein heißes Gebläse besitzt aber nicht bloß die Kraft selbst in rohen Kohlen die Schmelztemperaturen zu erwecken,[1] sondern entfernt auch aus ihnen bis zu einem gewissen Grade die schädlichen Einflüsse des gegenwärtigen Schwefels, wenigstens hat es so den Anschein in Bezug auf gewisse Staffordshirer Erfahrungen. Noch wichtiger wurde die Erfindung dadurch daß geringe Erze die sich in Schottland, Wales, Northamptonshire und Cleveland fanden, und bisher auf den alten Wegen nicht ausgebracht werden konnten, jetzt benutzt wurden. Folgendes Zahlenbild zeigt uns übersichtlich welchen Gang die Eisenindustrie bei ihrer Entwicklung genommen hat.

	Erzeugung in Tonnen.	
1740	7350	Beginn der Kohksfeuerung.
1780	40,000	Beginn größerer Benutzung der Dampfmaschinen.
1796	125,079	
1806	258,200	Preis des Centners $11\frac{1}{2}$ fl.
1825	581,367	
1830	700,000	Beginn der Anwendung heißer Gebläse.
1840	1,300,000	
1850	2,250,000	Preis des Centners circa 3 fl.
1854	2,700,000	

Für 1860 sind die erzeugten Mengen noch nicht ermittelt, doch weiß man so viel daß sie nahe an 4 Mill. Tonnen reichen werden. Der Preis des schottischen Roheisens wird gegenwärtig mit 50 Sh., d. h. 1 fl. 30 kr. der Ctr. notirt. Uebrigens befindet sich seit 1857 der Eisenmarkt in bedrängter Lage, da in England wie allerwärts zuerst wegen der Handelskrisis, dann wegen der politischen Unsicherheit die Gewerbe nicht muthig sich entwickeln konnten. In den letzten großen Zeitabschnitten haben die Preise von 80 Sh. bis unter 40 geschwankt, also zwischen 2 fl. 24 kr. bis unter 1 fl. 12 kr. der Ctr. für schottisches Eisen, also für die wohlfeilsten Sorten. Die bessern Sorten werden als kaltgeblasenes Eisen, die geringern als heißgeblasenes Eisen unterschieden, obgleich in England die Hüttenleute der Ansicht sind daß sich mit heißem Gebläse auch gute Sorten darstellen lassen, vorausgesetzt nur daß man sich nicht verführen läßt gute mit geringern Erzen zu mischen. Dieß geschieht aber jetzt außerordentlich häufig, besonders seit die Eisenbahnen die Frachten von der Grube zur Hütte so bedeutend ermäßigt haben. Das reichste englische Eisenerz, das Rotherz, liefert zwischen 40 und 60 Proc. Metall, und bedarf nicht einmal einer vorherigen Röstung.

Die Lage der eisenerzeugenden Landschaften ist eine sehr verschiedene. Wales verdankt die Wichtigkeit seiner Verhüttungen der Vortrefflichkeit seiner Kohlen, denn seine Eisenerze sind größtentheils von geringer Güte. In Staffordshire ist im Gegentheil das Erz von der höchsten Güte, aber die besten Kohlenflötze dort bereits abgebaut, so daß man Kohlen geringerer Güte anwenden muß. In Shropshire endlich vereinigen sich beide Elemente, die Erzsorten geben ein treffliches Metall und der Kohlenvorrath ist befriedigend. Es wird übrigens in England unvergleichlich mehr geringes als gutes Eisen erzeugt. In South-Wales bildet das kaltgeblasene Eisen nur 3 Proc. des Gesammterzeugnisses, in Schottland und Cleveland noch nicht 1 Proc., in Staffordshire nicht ganz 5 Proc., und nur in Shropshire 40—50 Proc. Holzkohleneisen wird auch in England noch, aber nur höchst sporadisch erzeugt, und doch ist Holzkohleneisen allein für gewisse Zwecke zu gebrauchen, so soll z. B. das Holzkohleneisen eines Hochofens bei Ulverstone nach Frankreich ausgeführt, und da es so ausgezeichnet ist, dort Pistolenläufe durch bloßes Umschmelzen und Auswarmen daraus gegossen werden.

Die Erzeugungskosten des Eisens bestehen fast nur aus Arbeitslöhnen, und zwar nimmt man an daß diese durchschnittlich 7/8 vom Marktwerth des Productes ausmachen.

[1] Holzkohle verbrennt bei Zutritt atmosphärischer Luft von 0° Temperatur mit einer Hitze von 2700° C. Wird die Gebläseluft aber auf 400° C. erhitzt, so steigt die Temperatur der Flamme auf 3085° C.

Digitized by Google

Wem dieß befremdlich erſcheinen ſollte, den brauchen wir nur zu erinnern daß ja auch die Erzeugungskoſten der Kohlen, die zum Ausbringen der Erze verwendet werden, durch Menſchenhände zu Tage gefördert, bis auf einen kleinen Bruchtheil aus den Arbeitslöhnen beſtehen. In den 4 Mill. Tonnen Roheiſen der vorjährigen Ausbeute, die 12 Mill. Pfd. St. oder 144 Mill. Gulden werth waren, ſtecken alſo etwa 126 Mill. Gulden Arbeitslöhne. Bei jeder höheren Stufe der Veredlungen die das Roheiſen zurücklegt, mehrt ſich die Summe der Arbeitslöhne. Wenn jetzt die Tonne kaltgeblaſenes Eiſen erſter Sorte 90 Sh. (alſo der Centner 2 fl. 42 kr.) koſtet, ſo würde dieſes Volumen in Hemdenknöpfe verwandelt 60,000 Pfd. St. (720,000 fl.) werth ſeyn. Würde man aber gar daraus lauter ſtählerne Haarfedern für Uhren verfertigen, ſo ſtiege der Werth über 9 Mill. Pfd. St. oder 108 Mill. fl.

Die neuern Proceſſe des Ausbringens haben indeſſen die Güte des Erzeugniſſes beträchtlich geſchmälert. Jedes Gewerbe bemühte ſich auf Koſten der Güte wohlfeil zu erzeugen, da die beſſern Eiſenſorten ſich durchaus nicht bezahlen wollten. In neuerer Zeit ſieht man jedoch ein daß man ſich mit dieſer Sparſamkeit verrechnet hat. Wenn zu einem beſtimmten Zwecke nämlich Eiſen erſter Sorte doppelt ſo theuer wäre als Eiſen achter oder letzter Sorte, dafür aber doppelt ſo lange hielte, ſo würde man immer wohlfeiler fahren zweimal von der ſchlechten als einmal von der guten Sorte zu kaufen, weil die Capitalsanlage anfänglich um die Hälfte geringer wäre. Allein die Dinge ſtehen ganz anders. Die Preisunterſchiede der hohen und niedern Sorten betragen nur 20—30 Sh., höchſtens alſo 50 Proc. Die Dauerhaftigkeit der guten Sorten iſt aber zwei- und dreimal ſo groß wie bei den geringen. „Wir haben, ſagt das Quarterly Review, Schienen erſter Qualität geſehen, die vor 12 Jahren auf einer unſrer erſten Eiſenbahnen gelegt wurden, und die ſich jetzt in beſſerem und dauerhafterem Zuſtand befinden, als Schienen der nämlichen Bahn, die wohlfeiler waren, aber erſt vor drei Jahren gelegt wurden. So allgemein ſieht man aber jetzt ein wie viel auf die Güte des verwendeten Eiſens ankommt daß eine der größten Eiſenbahngeſellſchaften begonnen hat eigene Hochöfen zu errichten, um jede Verſchlechterung des Roheiſens zu verhüten.“

Ethnographie des osmaniſchen Reiches.

(Schluß.)

21. Die Berbern, Ureinwohner von Nordafrika, ſind noch in geringer Anzahl in den Regentſchaften von Tunis und Tripolis vorhanden. Ueber ihre Verhältniſſe iſt mir wenig bekannt.

22. Neger gibt es in allen Theilen des türkiſchen Reichs und werden jährlich in großer Anzahl über Aegypten eingeführt. Das europäiſche Geſindeweſen verträgt ſich nicht mit den Vorſchriften des Islam, und es iſt daher der Sklavenhandel eine innere Nothwendigkeit des Islam. Es iſt übrigens längſt bekannt daß der Negerſklave in der Türkei in ganz andern Verhältniſſen lebt als der Negerſklave in Amerika, und es iſt daher auch kein Grund vorhanden ſich darüber zu ereifern, wenigſtens nicht ſolange noch die viel härtere Sklaverei der Neger in Amerika und der Fabrikarbeiter in Europa beſteht.

Wohl aber iſt es Pflicht der Humanität ſich gegen denjenigen ſchändlichen Trafik zu erklären, welcher einen Theil dieſer Unglücklichen auf eine entſetzliche Weiſe verſtümmelt, um ſie zum Haremsdienſt der Großen fähig zu machen. Solange die Waare am Markt iſt, findet ſie Käufer; die Lieferanten aber ſind Chriſten; Kopten befaſſen ſich damit die eingekauften Negerknaben in ihre Dörfer zu führen, dort zu verſtümmeln, und nach erfolgter Geneſung (die vielleicht nur bei 10 Procent der Operirten eintritt) zu verkaufen. Könnten die chriſtlichen Staaten ſich entſchließen ihren chriſtlichen Glaubensgenoſſen in Ober-Aegypten und Nubien dieſen unmenſchlichen Betrieb zu verbieten, ſo würden ſie die „orientaliſche Frage“ mit einem einzigen kräftigen Schlage beſeitigen, denn mit dem Aufhören des Eunuchenweſens würde das Haremsweſen mit allen ſeinen Privilegien, mit allen ſeinen Conſequenzen rettungslos zuſammenſtürzen, und der Islam wäre gezwungen ſich dem Chriſtenthum zu nähern.

Es bleiben uns noch die gemiſchten Nationalitäten übrig, d. h diejenigen Claſſen der Bevölkerung, welche ſo ſehr aus fremdartigen Elementen zuſammengeſetzt ſind daß ſich ein Grundelement kaum noch erkennen läßt. Dahin gehören

23. Die Osmanen, welche durchaus nicht mit den Türken zu verwechſeln ſind; Türk iſt bei den Osmanen ein Schimpfwort. Osmanen ſind allerdings urſprünglich die Unterthanen des von Osman geſtifteten Staates, aber eigentliche Türken bildeten nur den Kern derſelben; ſchon unter ſeiner Regierung, und noch mehr unter der ſeines Sohnes und Nachfolgers Orchan, fanden die Uebertritte zum Islam maſſenhaft ſtatt, und jeder der zum Islam übertritt wird ohne Rückſicht auf ſeine Nationalität ein Osmane; daraus möge man ermeſſen aus wie vielen Elementen die osmaniſche Nationalität zuſammengeſetzt iſt. Mit Hülfe der Geſchichte laſſen ſich indeſſen die Hauptelemente nachweiſen. Die erſten Eroberungen der Osmanen fanden in Bithynien ſtatt; es waren alſo Bithynier welche hier übertraten; ſpäter kamen dazu Phrygier, Paphlagonier, Lydier, Karier, Lycier, Kappadokier u. ſ. w.; zum Theil waren dieſe ſchon von den Seldſchuken aufgeſogen. Die Hauptcontingente aber lieferten die Griechen, zunächſt durch die türkiſchen Eroberungen in Rumelien, Griechenland, dem Archipel, Jonien u. ſ. w., und ſpäter durch die jährlichen Aushebungen welche der Kapudan Paſcha auf dem Archipel vornahm, und welche ſämmtlich unter die Janitſcharen geſteckt wurden. Die Janitſcharen ſind, wie jedermann weiß, urſprünglich griechiſche Kriegsgefangene, dann Tribut der griechiſchen Länder, und ſie und alle ihre Nachkommen ſind alſo griechiſchen Urſprungs. Weiter lieferte Bulgarien ein bedeutendes Contingent zur Recrutirung der Osmanen, und liefert es noch fortwährend. Dagegen ſind die Uebertritte der Albaneſen und

Digitized by Google

der bosnischen Slaven meistens nur Scheinübertritte, und der Name Osmanlü wird diesen Renegaten nur sehr spärlich ertheilt. In der neuern Zeit haben fast alle europäischen Nationen ihr Contingent geliefert, massenhaft aber nur Polen und Ungarn. Nächstdem haben wohl Deutschland, Italien und Frankreich die zahlreichsten Beiträge geliefert.

Das gemeinsame Band dieser Osmanen ist dreifach geschlungen, durch Religion, Staatsverband und Sprache. Letztere ist die türkische, jedoch so sehr mit arabisch und persisch vermengt, daß man es kaum noch türkisch nennen kann; auch heißt sie nicht die türkische, sondern die osmanische Sprache.

Es ist eine bekannte Erfahrung daß Neubekehrte der neuen Religion viel eifriger zugethan sind als solche welche in dem Schooß derselben geboren sind, möge ihr Uebertritt nun aus wirklicher Ueberzeugung stattgefunden haben, in welchem Fall sich ihr Fanatismus von selbst erklärt, oder weil sie anderweitige Ursachen hatten, in welchem Fall sie sich die Zuneigung ihrer neuen Glaubensgenossen zu erwerben und die wahren Gründe ihres Uebertrittes zu bedecken suchen. Erwägt man nun ferner daß der Koran seinen Anhängern einen ewigen Krieg gegen Andersgläubige vorschreibt, daß die Osmanen bisher die meistbegünstigten Unterthanen des türkischen Reiches waren, daß der Islam die Staatsreligion der Türkei ist, und daß die meisten Renegaten unter die Janitscharen, jene unbotmäßigste aller Milizen, gesteckt wurden: so darf man sich nicht wundern daß religiöser Fanatismus in der osmanischen Geschichte eine große Rolle spielt. Nun hat aber die Regierung längst eingesehen daß Fanatismus sich durchaus nicht mit Staatseinrichtungen verträgt, und sie hat daher wiederholt verordnet und bekannt gemacht daß niemand seiner religiösen Ansichten wegen belästigt werden solle, und in einem der letzten feierlichen Acte dieser Art ist hinzugefügt daß bei der Besetzung der Staatsämter nur die Fähigkeit und durchaus nicht die Religion in Betracht kommen solle. Daß es der Regierung mit diesen Gesetzen ernst ist, hat sie wiederholt bewiesen; aber Gesetze allein können die Menschen nicht anders machen als sie sind, und die Ueberzeugung daß Fanatismus ein jedem Staatswesen feindliches Element ist, will lange Zeit haben bevor sie alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, und umsomehr in der Türkei, da auch die andern Glaubensgenossen, Juden und Christen, von religiösem Fanatismus in einem hohen Grade beseelt sind. Es ist daher eine starke Zumuthung für die Osmanen daß sie allen ihren bisherigen Begriffen in dieser Beziehung, die sie durch Religion, Erziehung und ehemalige Staats-Verfassung jahrhundertelang zur Geltung gebracht haben, mit einemmal entsagen sollen. Aber es hilft nun einmal nichts, und die Regierung ist sich ihrer Aufgabe zu klar bewußt als daß sie auf irgendwelche Antecedentien Rücksicht nehmen könnte, und überall wo Fanatismus zu Thätlichkeiten ausartet schreitet sie unerbittlich ein.

Sowie die Sachen liegen, dürfte es dem Land am gedeihlichsten seyn, wenn die verschiedenen Nationen desselben ihre religiösen Streitigkeiten in das Meer der Vergessenheit versenken, und sich als Landsleute achten und schätzen lernen, umsomehr da die beiden Hauptnationen, wie in dem Vorhergehenden gezeigt ist, viel näher mit einander verwandt sind als es auf den ersten Anblick erscheint. Leider kann sich die europäische Diplomatie der ihr zur Gewohnheit gewordenen Einmischung nicht enthalten, und religiöse Hetzereien werden beständig in Scene gesetzt. Doch ich gerathe schon wieder in die Politik hinein, und es ist also Zeit daß ich abbreche.

In Folge der letzten Kundmachungen der Regierung sind eine Anzahl Osmanen zum Christenthum übergetreten, welche auch von niemandem belästigt werden, und offen ihre neue Religion bekennen. Es ist mir aber noch nicht bekannt geworden ob diese noch zu den Osmanen gezählt worden. Ich habe Grund zu vermuthen daß die Regierung einstweilen noch diese Bewegung ignorirt, um nicht unnütze Aufregung zu verursachen.

24. Die Bulgaren gehören ebenfalls zu den gemischten Racen. Die alten Bulgaren wanderten gegen das Ende des fünften Jahrhunderts von den Ufern der Wolga aus, und zogen durch das südliche Rußland bis in ihre heutigen Wohnsitze, südwärts von der Donau, wo sie einen ziemlich mächtigen Staat stifteten und sich als die fürchterlichsten Feinde des byzantinischen Reichs zeigten. Diese Bulgaren waren wahrscheinlich ein tatarischer Volksstamm, gewiß keine Slaven, deren Heimath bekanntlich ziemlich weit von der Wolga entfernt ist. Von dem Kaiser Basilius Bulgaroktonus (dem Bulgarentödter) im 11ten Jahrhundert fast ganz aufgerieben, zerstreuten sich ihre Reste in der Umgegend und amalgamirten sich mit den Mösiern, Macedoniern, Serben und Griechen, wozu in der Folge noch türkische Elemente kamen. Es sind also die heutigen Bulgaren ein Volksstamm der aus griechischen, slavischen, tatarischen, mösischen und macedonischen (vielleicht auch einigen wallachischen und albanesischen) Elementen zusammengesetzt ist, und deren Ansprüche auf slavische Herkunft gänzlich ungegründet sind. Ihre heutige Sprache ist freilich der Hauptsache nach slavisch, aber ein erbarmungswürdiges Slavisch, ungefähr wie das Judendeutsch sich zum reinen Deutsch verhält. Die Bulgaren sind ein ackerbauendes Volk, das wenig Sinn für bürgerliche Beschäftigungen hat. Moralisch aber steht der Bulgare tief, sehr tief, vielleicht tiefer als irgendeine andere Nation in der Türkei. Zwar rühmt man seine Arbeitsamkeit, und es hat damit seine Richtigkeit; ein riesiger Knochenbau erleichtert ihm die Arbeit, ohne welche er nach dem bekannten Naturgesetz verhungern würde; kann er aber seinen Hunger ohne Anstrengung seiner kolossalen Muskeln stillen, so thut er es gewiß, und man sieht recht häufig kerngesunde Kerle, ohne allen Fehl, welche sich auf den Bettel verlegen. Die Ernährung und Erziehung ihrer Kinder, diese süße Pflicht welche die Natur selbst den wildesten Völkern angenehm macht, scheint den Bulgaren eine sehr lästige Pflicht zu seyn, deren sie sich entledigen so oft sie nur können, denn das Aussetzen der Kinder im hülflosesten Zustand ist nirgends so häufig als in Bulgarien; die armen Geschöpfe finden meistens Aufnahme bei gutherzigen türkischen Familien, die sie auferziehen und als Hausgenossen behandeln, während der rohe Bulgare sich nicht im entferntesten um sein verstoßenes Kind bekümmert. Es finden daher in keinem Theil der Türkei so häufige Ueber-

Digitized by Google

tritte zum Islam statt als gerade hier. Der Bulgare scheint nur von einer einzigen Leidenschaft durchglüht zu seyn, vom Golddurst, dem unersättlichsten Golddurst. Man mag ihm seinen Glauben, seine Heimath, seine Kinder nehmen, er wird sich gar nicht darum grämen; aber wer ihm von seinen Piastern nimmt, der ist sein bitterster Feind. Daher die in Europa ausposaunten Klagen über die Unterdrückung der Bulgaren, die nicht genug Worte finden können um ihren Abscheu gegen die Regierung, gegen die Geistlichkeit, gegen die Zehntenpächter auszudrücken. Untersucht man aber diese Klagen etwas genauer, d. h. will man über die Bedrängnisse der Bulgaren etwas mehr wissen als bloße Worte und Phrasen, so kommt ein curioses Resultat zum Vorschein. Der Landmann, der Pächter, der Viehzüchter in jedem Lande in Europa ist stärker besteuert, und muß mehr zahlen als was der bulgarische Landmann, Pächter und Viehzüchter per fas und per nefas zu zahlen hat. Denn selbst das Nefas hat doch seine gewisse Gränze, und alle die Kerle welche sich in zerlumpten Anzügen darstellen und mit weinerlicher Stimme das Mitleid anderer zu erregen suchen, tragen unter ihren Lumpen Gold auf dem bloßen Leib. Das ist der heutige Bulgare, und das war der alte Bulgare, dessen Name in den europäischen Sprachen eines der ärgsten Schimpfwörter geworden ist (französisch bougre). Und das ist die Nation, welcher jetzt von den Panslavisten die Zukunft des Orients verheißen wird! Macte animo!

25. Europäer. Unter dieser allgemeinen Benennung verstehe ich diejenige Bevölkerung des türkischen Reiches, welche ursprünglich aus europäischen Staaten abstammt, sich an verschiedenen Punkten der Türkei niedergelassen hat und ganze Gemeinden bildet, die aber der Natur der Sache nach immer nur eine gemischte Bevölkerung bleiben wird. Diejenigen Europäer welche zum Islam übertreten, gehen damit in die Classe der Osmanen über; diejenigen welche ohne Religionswechsel sich dem türkischen Staatsverband einverleiben lassen, werden „Latin," d. h. Lateiner genannt (ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß); diejenigen welche keines von beiden thun und in ihrem Staatsverband und Glauben bleiben, werden Firenk, d. h. Franken genannt — eine Benennung welche wohl so alt ist wie Karl Martell, da sie schon in den ältesten arabischen Historikern zur Bezeichnung der europäischen Nationen angewendet wird; diejenigen endlich welche aus der ehelichen (oder unehelichen) Verbindung von Europäern mit einheimischen Christen erzeugt werden, heißen „Levantiner," und in Konstantinopel vorzugsweise „Peroten." Ich füge noch die türkischen Vulgär- und officiellen Benennungen der hauptsächlichsten fränkischen Nationen bei:

Spanier,	vulgär Ispaniol,	officiell	Ispanialü.
Franzosen,	„ Franssyz,	„	Franssyz.
Engländer,	„ Ingliz,	„	Ingliz.
Schotten,	„ Donsuz (Sansculottes),	„	Iskotschalü.
Belgier,	„ Beldschikalü,	„	Beldschikalü.
Holländer,	„ Filemenk,	„	Filemenk.
Deutscher,	„ Lemtsche, Nemtsche,	„	Dschermanialü.
Preuße,	„ Trantabol,	„	Prussialü.
Oesterreicher,	„ Lemtsche, Nemtsche,	„	Austrialü.
Italiener,	vulgär Dalian,	officiell	Italialü.
Russe,	„ Moskof,	„	Russialü,
Hellene,	„ Ellinos,	„	Junaulü.
Amerikaner,	„ Amelikan,	„	Amerikalü.
Perser,	„ Adschem,	„	Iranlü.

Letztere gibt es in großer Anzahl im türkischen Reich; da sie sich aber beständig als persische Unterthanen betrachten, so habe ich sie nicht besonders aufzählen wollen. Persische Unterthanen des türkischen Reiches gibt es sehr wenige, und davon werden die meisten aus Aserbeidschan seyn, also eigentlich Türken und keine Perser.

Nach dem Ueberblick über die Bewohner des türkischen Reiches haben wir noch einige Bemerkungen über die untergegangenen Nationalitäten zu machen. Ich habe mich schon zu Anfang dieses Aufsatzes darüber erklärt daß ich, mit Ausnahme der Kanaaniter (und vielleicht der zehn Stämme Israel) keine untergegangenen Nationen im eigentlichen Sinne des Wortes anerkenne, und daß es daher die Aufgabe der Ethnographie ist diese Nationen unter ihren neueren Benennungen nachzuweisen. Zum Theil habe ich es schon gethan, ich habe die Epiroten in den heutigen Arnauten, die Macedonier, Mösier und Thracier als vermengt mit den Bulgaren, die Dacier als Rumänen, die Karduchen als Kurden, die Kappadokier als Haik-Hrum nachgewiesen. Es bleiben aber noch einige übrig die ich noch nicht nachgewiesen habe, und wo ich auch mein Unvermögen eingestehe vollständige Belege beizubringen.

Dazu gehören in Europa die Nationen im Nordwesten der Türkei, Illyrier, Dardaner, Triballer u. s. w., welche insgesammt mit den Slaven amalgamirt wurden. Der specielle Nachweis aber welche von diesen alten Nationen durch Tschernagorzen, Dalmatiner, Bosniaken, Croaten, Serben, Slovenen u. s. w. repräsentirt werden, ist mir unmöglich, da speciell slavische Studien mir entfernt liegen.

In Kleinasien kannte man im Alterthum und im Mittelalter folgende Hauptnationen: Phrygier (in Großphrygien, Mysien und der Troas), Lydier, Karier, Lycier, Pamphylier, Pisidier, Isaurier, Lykaonier, Cilicier, Bithynier, Paphlagonier, Galater, Kappadokier. Die letztern habe ich bereits nachgewiesen. Die Galater sind keltische Einwanderer, und sind noch jetzt nicht ganz verschwunden; in der That findet man in den Provinzen Angora und Tschorum einen Menschenschlag der sich von allen übrigen Bewohnern Kleinasiens durch einen besondern Typus auszeichnet. Die Paphlagonier galten im Alterthum für beschränkte Dickköpfe, und der Ruf der heutigen Bewohner ist noch ganz ebenso. Unter ihnen wohnten die Eneter oder Heneter, welche der Sage zufolge nach dem trojanischen Kriege auswanderten, und über Thracien und Macedonien nach dem nördlichen Küstenlande des adriatischen Meeres zogen, wo sie unter dem Namen Veneti (Wenden) sich niederließen und Venedig gründeten. Die Untersuchung ob diese Sage sich historisch belegen läßt, reicht über meine Kräfte hinaus, gehört auch nicht hierher; ein sonderbares Zusammentreffen aber ist es jedenfalls daß das Wappenthier der Republik von S. Marcus, der geflügelte Löwe, sich schon auf

Digitized by Google

uralten Felſenſkulpturen in der heutigen Hauptſtadt von Paphlagonien, Kaſtamboli, befindet, wodurch die von Plinius und andern Alten erwähnte Sage eine bedeutende Stütze erhält. Sollten ſpätere Unterſuchungen dieſe Sage noch weiter beſtätigen, ſo dürften wir die Paphlagonier und Eneter zu dem ſlaviſchen Zweig der indo-europäiſchen Völkerfamilie rechnen.

Von den Phrygiern wiſſen wir aus ihren Denkmälern und aus beſtimmten Zeugniſſen daß ſie den Uebergang zwiſchen den Hellenen und den Armeniern, alſo zwiſchen dem helleniſchen und ariſchen Völkerzweige bildeten; was ſich von ihrer Sprache und von ihren Eigennamen erhalten hat, läßt ſich am leichteſten aus der armeniſchen Sprache erklären.

Die Lycier kennen wir aus ihren Denkmälern, welche ihnen ebenfalls einen Platz in der indo-europäiſchen Völkerfamilie anweiſen.

Semitiſche Elemente ſcheinen höchſtens bei den Ciliciern vorhanden zu ſeyn, alle übrigen Nationen (ganz ſicher die Karier und Bithynier) ſind Indo-Europäer.

Was iſt aus allen dieſen Nationen geworden? Und wann ſind ſie untergegangen?

Helleniſirt wurden ſie nicht; Alexanders Macedonier waren ſelbſt zu wenig Hellenen als daß ſie andere Nationen helleniſiren konnten; das Chriſtenthum hat ſie auch nicht helleniſirt, ſo wenig wie die Römer. Zwar war Griechiſch die Regierungsſprache bis auf die Zeit der Seldſchuken, und die Kirchenſprache iſt es noch jetzt, gerade wie es mit der lateiniſchen Sprache im katholiſchen Deutſchland der Fall iſt. Aber die Volksſprache ward es nie; wenn ſie es ward, warum iſt ſie es nicht geblieben, wie in Griechenland, auf dem Archipel, auf Kyprus und Kreta, welche Länder dieſelben Schickſale getheilt haben? Es iſt alſo mehr als wahrſcheinlich daß erſt die ſeldſchukiſche Eroberung die Individualität dieſer Nationen verwiſcht hat, ſo daß die ſpätere osmaniſche Herrſchaft dieſem Amalgamirungsproceß ganz fremd geblieben iſt. Und wenn dieſe Verwiſchung vergleichsweiſe in ſo ſpäter Periode ſtatt gefunden hat, ſind nicht noch einzelne Reſte der alten Nationen übrig geblieben?

Ich kann dieſe Frage bejahen.

In ganz Kleinaſien findet man in den Städten und auch theilweiſe in Dörfern chriſtliche Gemeinden welche dem anatoliſch-griechiſchen Cultus angehören, aber von der griechiſchen Sprache nichts verſtehen, ſondern türkiſch ſprechen. Dieſe kann man unbedenklich für die Nachkommen der alten Bewohner erklären. Ferner findet man in den Dörfern meiſtens muhammedaniſche Bevölkerung, und ſobald dieſe nicht Turkmanen ſind (was ſich leicht herausſtellt, weil die Bauern es ſelbſt ſehr gut wiſſen ob ſie Turkmanen ſind oder nicht), ſo kann man auch dieſe unbedenklich dazu rechnen. Unſicher wird es nur bei den Muhammedanern in den Städten, denn dieſe ſind als Osmanen zu ſehr mit andern Nationen vermiſcht. Unter Beobachtung dieſer Regeln dürfte eine genaue Durchforſchung Kleinaſiens ſehr überraſchende Aufſchlüſſe geben. Speciell bin ich ſchon jetzt im Stande die Lykaonier nachzuweiſen, welche jetzt allgemein unter dem Namen Karamanlü bekannt ſind, und als hartnäckige Dickköpfe gelten.

Die ſemitiſchen Nationen in Syrien und Meſopotamien haben ſich größtentheils mit den Arabern amalgamirt, ein Proceß, der hier um ſo leichter vor ſich gehen konnte, da die Araber ebenfalls Semiten ſind. Nur die Phönikier werden ſich mit den Juden amalgamirt haben. Von den Syriern hat ſich ein kleiner Reſt unter dem Namen Maroniten erhalten, von den Chaldäern ebenfalls unter dem Namen Neſtorianer und Jakobiten, aber die Aſſyrier und Babylonier ſind gänzlich in den Arabern aufgegangen.

Der Calcuttiſche Adjutant.

Man denke ſich eine große viereckige Bodenfläche — ſage ein Viertel eines Acre — mit einſtöckigen Gebäuden bedeckt und geometriſch von mehreren ſchmalen Fußwegen durchſchnitten, und man hat den vornehmſten europäiſchen Bazaar in Calcutta vor ſich. Auf den Dächern dieſer Buden befinden ſich in der „Regenzeit" Indiens gewöhnlich fünfundzwanzig bis vierzig Adjutanten, welche dieſen Bazaar als freies Eigenthum zu betrachten, und ihn für immer in Beſitz genommen zu haben ſcheinen. Hunderte anderer Adjutanten befinden ſich innerhalb eines Kreiſes von zwei (engl.) Meilen Durchmeſſer; allein ſie ſcheinen Calcutta nach Art der Londoner Poſtdiſtricte unter ſich vertheilt zu haben; in jeder Abtheilung ſtellt ſich eine Anzahl Adjutanten auf, und ich habe bei der ſorgfältigſten Beobachtung nie einen Eindringling entdeckt.

Dieſe Vögel ſind von verſchiedener Größe — wie ich glaube bloß des Alters wegen, denn alle alten Mitglieder ſcheinen gleich lange Körper, Flügel und Glieder zu haben. Sie ſind ungefähr fünf Fuß oder fünf Fuß ſechs Zoll hoch, haben einen langen, geraden, breiten ſehr eingedrückten Schnabel, deſſen obere Kinnlade platt iſt, und der in einem ſehr ſtarken Haken endigt; die untere Kinnlade iſt aus zwei knochigen Zweigen gebildet, welche biegſam ſind und ſich an der Spitze vereinigen; von dieſen Zweigen hängt eine nackte Haut herab, in der Form einer Taſche; Geſicht und Hals nackt; Naſenlöcher, in der Form ſchmaler Längenſchlitze; Beine lang und dünn; alle vier Zehen durch eine Haut verbunden; Flügel von großen Dimenſionen. Dieſe Flügel, wenn geſchloſſen, ſchwanken zuweilen in ihrer Farbe: einige ſind nahezu ſchwarz, andere ganz faſhionable mauve-farben, und haben am Rand viel hellere Unterfedern. Ihre Beine ſehen ſehr gebrechlich aus, und die Eigenthümer derſelben bewegen ſich in ſo langſamem, ſtätigem und würdevollem Gang, daß man glauben ſollte ihre Kniegelenke ſeyen eben nichts anderes als was ſie ſeyn ſollten. Die ſchlaffe Hauttaſche, oder der Sack unter ihrer Kehle, iſt ſehr verſchieden von derjenigen welche die in den engliſchen zoologiſchen Gärten befindliche Pelikan-Art beſitzt. Dieſes Anhängſel der Adjutanten hat ein ſehr gutes Muſter in England an jenen ihrer Farbe nach gebranntem Ocker ähnlichen koloſſalen Würſten — wenn es Würſte ſind

Digitized by Google

— welche an den Fenstern der Käsekrämer prangen. Sie sind ungefähr achtzehn Zoll lang, und großer Ausdehnung fähig. Ich stand eines Tags in einer Veranda, die sich an der einen Seite eines ungewöhnlich großen und malerischen Gartens befand, als ich aus den rauhen Kehlen von nahezu zweihundert Krähen ein wunderbares Geschrei vernahm. Sie saßen auf Karnießen, Geländern, Giebeln, Bäumen, kurz überall. Der Gegenstand dieses gewaltigen Lärms war ein popanzartiger alter Adjutant, welcher aus mir unbekannten Ursachen und Gründen den Unwillen seiner befiederten Nachbarn erregt hatte. Sie verließen ihre Sitze und flogen zu ihm hinab, bis — wie der Dichter des Hiawatha es schildert — „die Luft von Fittigen dunkel ward." Der Adjutant ist keineswegs zur Vertheidigung organisirt; er scheut Mensch und Thier (er drängt sich nie unter die Volksmenge in den Straßen, wie manche komische Abbildungen ihn zeigen), und die unverschämten Krähen hatten daher leichtes Spiel mit diesem Einsiedler.

Sie griffen ihn hauptsächlich am Kopf an, der zu allen Zeiten ein nacktes und wundes Aussehen hat. Endlich gelang es dem zur Verzweiflung getriebenen Adjutanten, durch ein möglicherweise mehr zufälliges als absichtliches Manöver, sich eines seiner kecken Feinde mit seinem großen und kräftigen Schnabel zu bemächtigen. Das schwarze Opfer flatterte und kämpfte eine oder zwei Minuten lang rastlos, während welcher Zeit der Adjutant seinen Fang noch fester packte. Die Stunde der Auflösung der Krähe war aber gekommen, und sie sollte nicht sterben wie andere ihrer Schwestern seit unvordenklicher Zeit gestorben sind. Der Adjutant machte zwei oder drei gewaltsame Anstrengungen, und einen Augenblick darauf lag die Krähe, Körper, Glieder, Klauen, Federn und Schnabel, in der Tasche des großen Rächers. Der dieß schreibt, war Augenzeuge.

Einer meiner Freunde, dessen Katze ihn mit fünf Jungen beschenkt hatte, gab diesen Thierchen den Tod auf gewöhnliche Weise, d. h. er ertränkte sie, und warf dann die Aeser auf einen Schutthaufen. Ein Adjutant flog herab, und barg, wie Vitellius seine Brindisischen und Lucrinischen Austern, das Ganze in seinen bequemen Behälter.

Dieser geachtete Gassenkehrer-Vogel muß oft zu den nichtswürdigsten Dingen, zu sogenannten praktischen Scherzen dienen. Der Herausgeber von Major Andersons „Belagerung von Lakhno (Siege of Lucknow)" erzählte mir daß er wiederholentlich gesehen wie „Griffs" (rohe Cadetten) einen leeren Markknochen mit Schießpulver füllten, dann einen langsamen Zünder daran befestigten, und ihn angesichts eines Adjutanten auf den Boden legten. Schnell sey dann dieser herabgeflogen und der verhängnißvolle Knochen verschwunden. (!) Einen Augenblick darauf, als der Vogel rauschend durch die Luft flatterte, sey die Katastrophe eingetreten — ein lauter Knall, eine allgemeine Explosion, und der verstümmelte Adjutant hatte aufgehört ein Gassenkehrer zu seyn. Noch einen anderen Scherz erlaubten sich zuweilen die „Griffs." Sie banden zwei solcher Knochen, ohne das tödtliche Pulver, mittelst eines langen Stricks aneinander, und zwei Adjutanten — deren jeder einen derselben verschlang — wurden so, wahrscheinlich für ihre ganze Lebensdauer, aneinander gekettet.

Bis zum Aeußersten harmlos aber sind diese sonderbaren excentrischen Vögel, diese unermüdlichen Gassenkehrer in einer von einer Seuche heimgesuchten Stadt, wo der welcher gestern mit uns gespeist hat, morgen nicht mehr mit uns an dem Tische sitzt. Brod, Kartoffeln oder andere Vegetabilien haben keinen Reiz für den Vogel; wenn man aber das verächtlichste, von Fliegen und Hitze ganz stinkend gewordene Stück Fleisch wegwirft, so dauert es keine zehn Minuten bis ein Adjutant sich dasselbe angeeignet hat. Hie und da entsteht ein schwacher Kampf unter ihnen um einen und denselben Bissen, allein sie sind nicht sehr darauf versessen; ihre Maxime ist: „Jeder für sich selbst," aber auch: „Leben und leben lassen."

So nützlich und nothwendig sind diese Vögel für Calcutta, daß derjenige mit schwerer Strafe belegt wird welcher mittelbar oder unmittelbar den Tod eines derselben veranlaßt, und ich fand ziemlich große Schwierigkeiten einen umgekommenen für mein kleines Museum zu erhalten. Man kann sie mit Recht die Oberhäupter der „Gassenkehrer-Familie" nennen, einer Familie welche hier Geier, weißkragige Falken, Myriaden weißbrüstiger Krähen und Heerden heulender Schakale umfaßt, von denen indeß die letzten nur bei Nachtzeit zum Vorschein kommen. Das Geschrei des Adjutanten hat sehr große Aehnlichkeit mit dem aus enghalsiger Flasche fließenden Wasser, und er stößt es stets aus wenn er im Begriff ist ein Stück Abfall zu verschlingen. Wenn die Adjutanten fliegen, verursachen ihre ungeheuren Flügel einen laut rauschenden Ton, und leider muß ich beisetzen daß sie beim Hinwegfliegen über eure Köpfe oftmals Ungeziefer von äußerst abstoßender Gattung auf euch herabfallen lassen, denn der Adjutant hat, wie der Geyer, seinen ganzen Leib mit solchen Schmarotzerthierchen bedeckt. Ich habe eine Krähe verstohlenerweise auf einen Geier hintanzen und ihm gerade unter der Nase die Bewohner seiner Brust wegpicken sehen.

Bei den Reisemitteln mit welchen der Adjutant ausgestattet ist, darf man sich nicht wundern wenn man in der heißen Jahreszeit kaum einer dieser Vögel in Calcutta sieht, und ihre Rückkehr ist ein zuverlässiger Vorbote eintretenden Regenwetters, der schlimmsten Jahreszeit in Indien. Der Schauplatz ihres Landlebens sind die entlegenen und abgeschlossenen Sümpfe und Marschen der nordwestlichen Provinzen, wo sie, in einem grasigen Nest inmitten der Schilfe, zuerst aus ihrer Schalenhülle ins Leben treten. Die Eier, gewöhnlich zwei, sind weiß und an jedem Ende gleich rund, und die Mutter besitzt die Fähigkeit sie, wenn sie beunruhigt oder überfallen wird, in ihrem Schnabel in die Höhe zu heben und mit ihnen nach einem andern Zufluchtsort fortzufliegen; gelegentlich verbirgt sie dieselben auch unter das Wasser. Wenn sie, wie es zuweilen der Fall ist, ihre Jungen in einer trockenen oder verödeten Gegend niederlegt, so bringt sie ihnen Wasser in ihrer Kehlentasche, welche ungefähr zwanzig Pinten Flüssigkeit enthält. In demselben Grad wie die Krähe

Digitized by Google

unverschämt und anmaßend, ist der Adjutant dumm und scheu, und scheint die Menschen als ein unheilbringendes Geschlecht zu betrachten. Da er auf einem Bein steht, indem sein anderer Fuß auf dem Knie ruht, so gemahnt er mich an den Storchen in Raffaels Carton, mit welch denkwürdigem Vogel Tophan Beauclerc seinen schmächtigen Freund Bennet Langton verglich.

Erörterungen über auswärtige Politik.

Mit dem Fall Gaëta's ist wiederum einer der Acte des italienischen Schauspieles zu Ende. Die hartnäckige und heldenhafte Vertheidigung des Platzes ist scheinbar vergeblich gewesen, oder hat nur dazu gedient dem Hause der neapolitanischen Bourbons ein ruhmreiches Ende zu erringen. Allein durch diesen Widerstand hat jedenfalls Oesterreich und die legitime Hälfte Europa's Zeit gewonnen um drohende Stürme austoben zu lassen. Dann aber vor allem that es noth daß die royalistische und legitimistische Sache, die vorher vielfach kleinmüthig verlassen worden war, vom Glanz einer mannhaften Vertheidigung verklärt werde. Auch werden Franz II und seine erhabene Gemahlin nicht so bald aus dem Gedächtniß der königlichen Partei in Neapel verschwinden. Man wird auf ihren Muth kühn vertrauen, und wenn sich die Dinge je wieder zu ihren Gunsten neigen sollten, ist das Andenken an ihre Entschlossenheit so viel wie eine Armee werth, denn hinter einem beherzten Führer sammelt sich leicht ein Anhang, ein zaghafter dagegen wird die halb Entschlossenen nie mit sich fortreißen und die wenigen Verwegenen leicht in Verwirrung setzen.

Aber ganz gewiß sind in diesem Augenblick die Aussichten auf einen Umschlag in Italien geringer als je. Sicilien, sonst der classische Boden für Aufstände unter dem Stichwort der Sonderautonomie, verhält sich, unbedeutende Bewegungen in Palermo abgerechnet, als ob es jetzt völlig befriedigt wäre; auf dem Festland dagegen hören die letzten Zuckungen der legitimistischen Partei mehr und mehr auf. Seit der unglücklichen Meuterei der Schweizerregimenter, über deren Ursprung uns wohl bald wichtige Enthüllungen bevorstehen, war das Loos der Bourbonen in Neapel entschieden Sonst sagte man, in der Hauptstadt selbst seyen es die Lazzaronibanden, welche, vom königlichen Almosen gefüttert, immer bereit wären die liberalen Bewegungen der Bürger unter einem Regen von Pflastersteinen zu begraben. Einige wenige verunglückte Kundgebungen abgerechnet, hat sich dieses Element nicht geregt, vielleicht weil der neue Herr besser zahlte als der alte. Auch darf man als sicher annehmen daß die Mehrzahl der Neapolitaner in den Städten aufrichtig die neuaufgegangene Sonne anbetet. Wir schließen dieß weniger aus den Abstimmungen über den Anschluß und aus den Wahlen ins Parlament, bei denen der Terrorismus der siegreichen Partei und die stillen Mittel der piemontesischen Regierung sehr viel nachgeholfen haben mögen, sondern aus dem Benehmen der Nationalgarden, die überall gegen die royalistischen Empörungen marschirten und gewöhnlich die Oberhand behielten.

Wir müssen auch offen bekennen daß die Haltung der Italiener seit 1859 alle unsere Erwartungen getäuscht hat, daß sie sich sehr geändert und zu ihrem Nutzen geändert haben, daß sie den Italienern des Jahres 1848 dießmal wenig gleichen. Die Erscheinungen dieses letzten Jahres machten die Einheit Italiens zu einem Spottwort aller Welt. Die Lombarden riefen Karl Albert herbei auf die classischen Schlachtfelder des Alpenglacis, um dem geschlagenen Monarchen bei seinem Rückmarsch die Fenster einzuwerfen und ihn Verräther zu schelten. In Florenz saß ein toscanischer, in Rom ein römischer Convent, aber trotz aller Bemühungen war eine Verschmelzung nicht auszuführen. Auf der Fahne Mazzini's stand damals Föderalismus und Eidgenossenschaft, nicht die Einheit der Halbinsel. Die Sicilianer vollends waren nicht zu bewegen mit den neapolitanischen Liberalen in der Kammer sich zu vereinigen. Sie wollten nur die Verfassung von 1812 oder genau das was die Ungarn von Oesterreich verlangen: nämlich Loszählung vom Reichsverband. Inmitten dieser Zwietrachten herrschten überall nur die Demagogen über eine politisch unreife Menge, die sie nach ihren Stichworten durch einen Generalstab von Kneipenrednern und Volksaufwieglern leiten ließen. Nun ist es zwar erlaubt und sogar rathsam die politische Zukunft eines Volks aus dem Zauberspiegel seiner Vergangenheit errathen zu lassen, aber doch ist es gefährlich für alle Zeiten unmöglich zu halten was lange Zeit schwierig war, und die Italiener nicht für die Staatseinheit, sondern für den Föderalismus oder örtliche Sonderentwicklung geschaffen zu erklären.

Bisher haben die Italiener alle ihnen ungünstigen historischen Erfahrungen beschämt. Die Bewegung der letzten Jahre war auch nicht eine demagogische, sondern eine allgemeine, nicht republicanisch und mazzinistisch, sondern monarchisch. Daß die Lombarden sich erhoben, daß selbst Toscana und Mittelitalien zu Piemont übergiengen, konnte aus liberalem Trieb geschehen, weil Oesterreich als der fleischgewordene Absolutismus angesehen wurde; daß aber Neapel und Sicilien auf das savoyische Kreuz schworen, geschah nur im Einheitsdrang, denn die Bourbonen sind so sehr oder so wenig eine italienische Dynastie, wie die Savoyarden in Turin. Es ist auch wahr daß die Italiener zur politischen Einheit die drei wichtigsten Dinge besitzen: Einheit der Sprache, Einheit der Religion und Einheit der Gesetzgebung. Die dialektischen Unterschiede sind nämlich politisch von keiner Bedeutung. Aehnliche Verhältnisse lassen sich in Frankreich, stärkere in England, und die stärksten vielleicht in Deutschland selbst, zwischen Hoch- und Niederdeutsch, nachweisen. Das wichtigste für die Italiener ist aber daß ihre Schriftsprache überall die nämliche, und daß die Sprache der gebildeten Classen auch zugleich die Schriftsprache ist. Es ist wohl gewiß daß der Bauer der Lomellina oder der Bergamaske den calabresischen Hirten nicht verstehen wird, allein dieß kränkt die Einheit der Nation

Digitized by Google

sehr wenig, wenn nur in einem Parlament der Deputirte Calabriens mit dem Deputirten der Lombardei sich verständlich machen kann, woran niemand zweifelt. Eine Einheit der Gesetzgebung ist aber insofern vorhanden, als überall römisches und kanonisches Recht gilt, verwischt nur unbedeutend durch örtliche Gewohnheiten. Die Schriften eines neapolitanischen Juristen sind daher jedem Juristen in Italien wichtig, und sie galten bei jedem Gerichtshof so viel wie überhaupt Gelehrtensprüche Geltung haben. Auch darin hat man sich getäuscht daß die Bevölkerung der bisherigen Hauptstädte, nachdem der Glanz der Höfe erloschen war, welche, wie es im Goethe'schen Tasso heißt, „Italien so groß gemacht," den Tausch bereuen und die alten Zeiten einer bescheidenen Unabhängigkeit herbeiwünschen würden. Es scheint auch hier daß der Municipalgeist der Italiener seine Kraft verloren, daß er, da er im Mittelalter wurzelt, mit dem Fortrücken der Jahrhunderte sich abgeschwächt habe. Auch hat die Mehrzahl der großen Städte sich schon in ein solches Schicksal fügen müssen. Pisa, Bologna, Ferrara, Genua, Mailand, Venedig, Palermo, sie alle haben sich schon an eine municipale Planetenrolle gewöhnen müssen, und sie waren im Grunde mehr als Florenz, Modena, Parma. Nur Neapel, eine Stadt wie Berlin und Wien, ein südliches Paris, die Stadt des größten Theaters der Welt, Neapel oder vielmehr die Neapolitaner haben ihre harte Probe noch zu bestehen. Wie oft schien es nicht auch während der Belagerung Gaëta's als solle das Kartenhaus des neuen Italiens zusammenstürzen? Sagten wir uns nicht alle: wenn der König Gaëta nur noch vier Wochen hält, so muß die Contrerevolution riesenstark erwachen? Er hielt Gaëta vier Wochen, er hielt es wohl drei- und viermal vier Wochen, aber alle die Anzeichen eines Rückschlages waren nur Strohhalme, die den Ertrinkenden nicht mehr retten konnten.

Solchen Thatsachen gegenüber ist es gefährlich sich noch mit den alten trügerischen Hoffnungen zu beschäftigen, an das einige Italien nicht glauben zu wollen, weil es unser nächster Gegner, weil es der Gehülfe, der dienstbare Gesell unsres Erbfeindes werden könnte und werden wird. Es ist besser wir glauben an seine Zukunft, an die Zukunft des Gegners, an ein neues Europa, an eine Zeit mit neuen uns jetzt noch unverständlichen und unbequemen Grundsätzen. Ein einziger Stein fehlt noch im Gebäude des jungen südeuropäischen Reiches, nämlich Rom: die Hauptstadt. Die Lage des heiligen Vaters betrachten wir als eine völlig hoffnungslose, da seine Beschützer die Mitverschwornen seiner Gegner sind. Sparen sie ihm doch nicht einmal den Hohn; denn in der neuen Schrift von de la Gueronnière wird dem Papst auf jeder andern Seite die Undankbarkeit gegen Frankreich vorgeworfen, welches durch seine Besetzung Roms seit 1849 ihn „gerettet" habe. In Wahrheit kamen die Franzosen aber nur, weil die Oesterreicher bereits auf dem Marsch nach Rom begriffen waren. Frankreich ist es, welches den zweideutigen Grundsatz der „Nichtintervention" gegen Oesterreich streng anwendet. Dem Papst wird die fremde Hülfe verweigert, die ihm wirklich helfen würde, und die französische Hülfe gewährt, unter der Bedingung jedoch daß er eine Verfassung gewähren müsse. Schlägt er solche Zugeständnisse ab, so wird die Curie als kurzsichtig, als despotisch bis zur Unerträglichkeit gescholten, und würde er sie geben, so würde die erste Versammlung ein grün, roth, weißes Vivat rufen, und in aller constitutionellen Ehrbarkeit den heiligen Vater um den Rest seiner weltlichen Gewalt berauben. Was er also thun mag, früher oder später, wird auch dort die Sache der italienischen Revolution Recht behalten. Das aber nennen die Franzosen den Papst „retten," und dafür soll er ihnen noch dankbar seyn.

Darin sind die meisten Katholiken eins daß sie sagen, mag auch der letzte Schein weltlicher Souveränetät des Papstes verloren gehen, die Kirche selbst geht darum nicht unter. Es gibt im Gegentheil viele warme Katholiken, welche durch das Abstreifen alles Weltlichen eine höhere Verklärung der Papstgewalt, ja vielleicht eine ungeahnte Verjüngung und Verherrlichung ihrer Kirche erwarten. Und in der That, wenn man sich erinnert, wie viel schnöde Gewalt Napoleon I dem Papst zufügen konnte ohne daß das Papstthum gelitten hätte, ja daß es im Gegentheil in der Knechtschaft an Ansehen wuchs, so darf man sicher seyn daß die geistliche Würde und die religiöse Majestät des Kirchenoberhauptes unverwundbar sind.

Als politisches Dogma galt jedoch bisher daß der Papst nicht Unterthan irgendeiner weltlichen Gewalt, sondern zum Heil der katholischen Christenheit selbstherrlich seyn müsse. Aber auch nicht Oberhaupt einer großen weltlichen Macht sollte er seyn, weil er sonst in europäische Händel verwickelt werden und sein Ansehen als geistliches Oberhaupt leiden könne. Sein landesherrliches Gebiet auf die Größe eines Weichbildes zu beschränken, war deßwegen nicht rathsam, weil er ja doch den Druck der umgränzenden Macht gefühlt hätte. Auch mußte man dem Papst einen gewissen äußern Glanz und Mittel zu großartigen Unternehmungen, das Einkommen eines Fürsten gewähren, nicht aber ziemte es sich daß ihm diese Mittel als Almosen oder Pension aus katholischen Ländern zuflossen, also wohl auch gesperrt werden konnten, sondern er mußte sie aus dem Erbe der Kirche ziehen. Endlich stand es fest daß Rom allein, der Vatican und St. Peter der Sitz des heiligen Vaters seyn könne, denn überall anders würde der Nachfolger des Apostels wie ein Fremdling oder ein Vertriebener erscheinen. Es waren diese Gedanken welche in den Verträgen von 1815 zur bisherigen Gestaltung des Kirchenstaates führten. Jetzt ist alles vergessen, und die Bedürfnisse der katholischen Welt werden sorglos dem Drang der Zeiten nach einer italienischen Großmacht geopfert. Nun ist es aber wirklich möglich daß der katholischen Kirche Gefahren aus dieser Zertrümmerung der weltlichen Hoheit des Papstes erwachsen können.

Ein Fall ist, so viel wir wissen, weder von Diplomaten noch von Publicisten in Erwägung gezogen worden, und er liegt außerordentlich nahe, er ist halb und halb schon dagewesen. Man denke sich das Königreich Italien mit 27 Mill. Italienern eine Großmacht stärker als Preußen, so stark beinahe als das um seine italienischen Provinzen verkürzte Oesterreich geschaffen, den Papst aber als Souverän eines Stadttheils von Rom oder mit einem Gebiet wie der Fürst von Monaco entschädigt. Ist es

Digitized by Google

nun nicht wahrscheinlich daß früher oder später auch der italienische Einheitsgedanke in das Cardinalscollegium eindringe und aus dem Conclave in nächster Zukunft ein Papst hervorgehe, dessen politische Ueberzeugungen Aehnlichkeit hätten mit denen des Grafen Cavour oder Garibaldi's? Einmal ein solcher Papst auf dem Stuhle Petri, und für immer kann man darauf zählen daß ihm Italiener folgen werden, Italiener nicht ihrer Abstammung sondern ihrer politischen Gesinnung nach. Man denke sich die Päpste wären aus Avignon nie nach Rom zurückgekehrt, Franzosen hätten allmählich die Majorität unter den rothen Hüten erlangt und französische Päpste wären nach und nach die Regel geworden. Franzosen bleiben unter dem Cardinalshut, unter der Tiara immer Franzosen. Wer im Schooße einer großen Nation geboren wird, wo das Nationalgefühl sich mächtig regt, der wird niemals, um mit Horaz zu reden, den Geruch des ersten aufgefüllten Weines verlieren. So lange Italien zu den geographischen Begriffen gehörte, war jeder italienische Papst ein Kosmopolit, sowie aber Italien eine Großmacht wird und das Papstthum einen national italienischen Charakter annimmt, dann ist es vorbei mit seinem Kosmopolitismus.

Von diesem Augenblicke an müssen die weltlichen katholischen Mächte um ihrer Selbsterhaltung willen die monarchische Gewalt des Papstes innerhalb der Kirche zu brechen suchen, denn Reibungen zwischen österreichischen und deutschen, französischen, spanischen Angelegenheiten mit italienischen können nicht ausbleiben. Sowie die italienische Großmacht geschaffen worden ist, wird sie und mit vollem Rechte in die orientalischen Händel hineingreifen. Man denke sich nun die Rolle die ein Italiener als Papst bei einer weltgeschichtlichen Episode wie die Zertrümmerung der Osmanenschaft spielen werde. Kann Frankreich, kann Oesterreich, kann Spanien dulden daß der italienische Papst bei ihren künftigen Händeln mit Italien feurig und patriotisch die Sache seiner Nation ergreife, oder darf etwa ein Papst im Schooß einer großen Nation bei ernsten Reibungen lau bleiben? Wie eifrig und beredsam haben nicht die römischen Prälaten bei Eröffnung des letzten orientalischen Krieges den Kreuzzug gegen Rußland gepredigt! Man denke sich einen italienisch französischen Kampf, wo der Papst auf der einen, die französischen Monseigneurs auf der andern Fahnen weihen und Waffen segnen, die sich begegnen sollen. Jeder weise Monarch in Frankreich, in Oesterreich, in Spanien müßte suchen seinen Clerus völlig von der hierarchischen Gewalt eines italienischen Papstes abzulösen, er müßte die Stiftung einer Nationalkirche und ein Schisma herbeizuführen suchen. So gewiß ist es daß, wenn der kosmopolitische Charakter dem Papstthum verloren geht, und es zu einer national-italienischen Institution herabsinkt, die Bildung von katholischen Nationalkirchen eintreten muß. Auf seiner Einheit beruht aber der Lebenszauber des Katholicismus, und nach ihr heißt er.

Daß protestantischen Mächten diese Aussichten ziemlich gleichgültig sind, läßt sich eher begreifen, obgleich man billig fragen darf ob für den Protestantismus das Verschwinden der katholischen Kirche als Einheit nicht ebenso verderblich wäre wie es das Verschwinden des Protestantismus für die katholische Kirche ganz sicherlich seyn würde, denn der Gegensatz wirkt für beide erfrischend und neu verjüngend; daß aber katholische Mächte, daß namentlich Frankreich diese Gefahren nicht frühzeitig gesehen haben, ist ein großer politischer Fehler.

Viele trösten sich damit daß die italienische Einheit, durch auswärtige Hülfe erworben, mit dem Bonapartismus stehen und fallen werde. Aber auch andere Völker verdankten ihre Befreiung auswärtiger Zwischenkunft, die Niederländer und die Neu-Hellenen in geringem Grad, die Nordamerikaner fast in dem nämlichen Verhältniß wie die Italiener. Dieses letztere Beispiel ist gerade jetzt wenig für die Aussichten Italiens ermuthigend, doch kennt man noch nicht den Ausgang der Secession, und vielleicht endigt sie zur wahren Gesundung der großen Republik. Auch das ist ein schlimmes Gestirn am Himmel der jüngsten Großmacht zur Stunde ihrer Geburt, daß Verrath auf der einen, Bestechung auf der andern Seite das Wunder der Wiedergeburt mußten bewirken helfen. Nicht einmal Gaeta konnte ehrlich verloren und ehrlich gewonnen werden! Die deutschen Befreiungsjahre sind durch solche Thaten nicht befleckt worden, und den Nordamerikanern läßt sich ähnliches auch nicht nachweisen. Immerhin müssen wir aber anerkennen daß die Mehrzahl der Italiener von einer großen Idee bewegt wurde, und daß ihr moderner Heros Garibaldi, bisher wenigstens durch seine Uneigennützigkeit Washington ähnlich geworden ist. Auch darin sollten wir Deutschen, bei denen die Zwietracht nie aufhört zu knistern, die Italiener studieren und nachahmen, daß sie, um die Einheit zu erringen, in vielen Stücken sich selbst bezwungen haben.

Da uns mit dieser Großmacht der erste Strauß bevorsteht, so nehme man die Sache nicht zu leicht, denn an ein friedliches Aufgeben Venedigs können wir nicht denken. Es ist möglich daß sich Deutschland auch ohne das Festungsviereck leicht vertheidigen läßt; die einen Sachverständigen sagen, die andern läugnen es, und der Laie in der Mitte hat jedenfalls nicht den Beruf zwischen Sachverständigen zu entscheiden. Allein die Franzosen selbst haben uns für diesen Fall das beste Beispiel gegeben. Kaum war Piemont durch die Lombardei und Mittelitalien zu einer Halbmacht geworden, so bemächtigte sich „um seiner Sicherheit willen" Frankreich der Alpenabhänge. Wenn der stärksten militärischen Nation in Europa die kleine Alpengränze einem Staat von 12 Mill. Einwohnern gegenüber gefährdet erschien, so sollten deutsche Mächte ohne Kampf Venedig an eine Macht von 22 Millionen abtreten die Frankreich hinter sich hat? Es ist jetzt nicht mehr erlaubt Italien als Militärmacht geringzuschätzen. Was die Piemontesen für sich allein leisten können, haben sie im Jahre 1848 gezeigt. Immer werden sie einer italienischen Armee die Kerntruppen liefern, aber auch die Lombarden sind kein zu verachtender Stoff, denn sie haben sich unter französischer Führung in der altnapoleonischen Zeit und unter österreichischen Officieren, ja selbst im Jahre 1859 noch, sehr gut geschlagen. Unter den 1020 die sich Garibaldi's abenteuerlicher und verwegener Fahrt anschlossen, befanden sich nur

Digitized by Google

zwei Piemonteſen, 47 Genueſer und etliche wenige Ungarn, der Reſt beſtand rein aus Lombarden. Die Bewohner der Herzogthümer, und die ſanften Toscaner haben nie durch kriegeriſche Thaten geglänzt, dort gediehen Kunſt und Wiſſenſchaften beſſer, auch die Römer ſind nicht durch Römerthum in neuerer Zeit bemerklich geworden, ein ſtreitfertiges Volk dagegen ſind die heißblutigen Romagnolen, und ganz vorzügliche Soldaten hat ſtets das Feſtland von Neapel geliefert, vorausgeſetzt immer daß die Führer gut waren; haben wir doch eben erſt in Gaeta ihre Ausdauer und ihren Muth bewundern gelernt. Ein, zwei Jahre politiſcher Einheit können ein Volk wunderbar umwandeln, dazu fehlt es den Italienern nicht an kriegeriſcher Uebung. Die Piemonteſen haben 1848 und 1849 gegen Oeſterreich, 1855 in der Krim, 1859 wieder gegen Oeſterreich gefochten, und ſie ſind ſeitdem beſtändig in Italien herummarſchirt, und das Marſchiren allein ſchon vermag den Soldaten zu ſtählen. Das größte Unglück wäre es für jede Macht wenn ſie die Italiener geringſchätzen wollte, beſonders jetzt, wo eine vom Erfolg genährte Begeiſterung die plötzlich als Großmacht erwachte Nation belebt. Je mehr ſich aber die neue ſüdeuropäiſche Großmacht befeſtigt und kräftigt, um ſo werthvoller wird für unſere Sicherheit der Beſitz der Alpenabhänge, und wer für ſie nicht fechten wollte, für den gibt es überhaupt nichts mehr was ſich der Mühe lohnte eine Patrone abzubrennen.

Miscellen.

Das neue elektriſche Licht mittelſt Queckſilber, wovon wir unlängſt Mittheilung machten,[1] wird durch einen ſtetig fließenden Faden Queckſilber erzeugt, der als Brücke zwiſchen den Polen einer elektriſchen Batterie dient. Eine Dampfmaſchine von zwei Pferdekräften reicht hin um den nöthigen kräftigen elektromagnetiſchen Strom zu erzeugen. Indeſſen eignet ſich dieſes Licht höchſtens nur für Beleuchtung von öffentlichen Plätzen, für Leuchtthürme, Schiffe, militäriſche Zwecke und nicht für häuslichen Gebrauch. Das Licht, welches das in dieſer Weiſe angewandte Queckſilber ausſtrömt, beſteht nur aus ſechs beſtimmten Farben, welche beſtimmte Stellen im Spectrum einnehmen und durch breite ſchwarze Stellen getrennt ſind. Dieſe Farben ſind: ſchwaches Ziegelroth, ſtark gelbliches Orange, tiefes Smaragdgrün mit einer ſchwächer gefärbten Fortſetzung, ferner ſattes Ultramarinblau und endlich Violett. Hieraus erklärt ſich die Verſchiedenheit der Beleuchtung mittelſt elektriſchen Queckſilberlichtes und gewöhnlichen Lichtes. Jenes enthält in der That 94 Procent weniger gefärbte Strahlen als das Sonnenlicht, und würde alſo bei Anwendung etwa in einem Ballſaal ſich noch weit ſtärker vom Tageslicht unterſcheiden als dieß ſchon beim Gaslicht der Fall iſt, welches nur von einer Strahlengruppe einen geringen Ueberſchuß enthält. Nur diejenigen Farben werden bei dem neuen Licht ſichtbar ſeyn welche genau deſſen wenige Farbenſtrahlen reflectiren können, während alles andere, von welcher Farbe es auch ſey, vollkommen ſchwarz erſcheinen muß. Das Auge kann nur obige ſechs Farben und deren Verbindungen erkennen, und es muß demnach dieſes Licht für viele praktiſche Anwendungen als nicht entſprechend befunden werden. Blumen, farbige Wolle und Bänder u. ſ. w. erſcheinen in der Regel mit veränderter Farbe, blaß bläulichgrüne Kryſtalle von Eiſenvitriol erſcheinen vollkommen farblos; Kupfervitriol und gelbes chromſaures Kali behalten ihre Farben mit erhöhtem Glanz; Kaffee mit Milch erſchien ſchmutzig grün u. ſ. w. Fluoreſcirende Stoffe, wie Uranglas, Chininlöſung, gewiſſe Diamante zeigen dieſe Erſcheinung noch ſtärker als im Sonnenlicht. (Polyt. Journ.)

[1] S. Ausland 1860. S. 1032.

*

Englands Dampfmaſchinenkräfte. Im zweiten Theil von Fairbairn's Unterſuchungen und Vorleſungen (Useful information for Engineers) finden ſich die (nominellen) Pferdekräfte der gegenwärtig in Großbritannien betriebenen Dampfmaſchinen angegeben, und zwar:

bei den Gruben und Metallhütten	450,000
„ „ Fabriken aller Art . .	1,350,000
„ der Dampfſchifffahrt . . .	850,000
auf den Eiſenbahnen	1,000,000
Summe in Pferdekräften	3,650,000.

Sollte die Arbeit mit lebendigen Pferden verrichtet werden, ſo würden, da dieſe in 24 Stunden höchſtens 8 Stunden arbeiten können, mindeſtens 11 Millionen Pferde erforderlich ſeyn. Unſere Quelle rechnet daß auf je eine nominelle Pferdekraft ein durch die Maſchinenarbeit oder auf den Dampfſchiffen beſchäftigter Arbeiter angenommen werden könne, wonach die geſammte Anzahl auf beinahe 4 Millionen kommt. Um wenigſtens ungefähr zu überſehen wie viel Kohlen dieſe Maſchinen verbrauchen, wollen wir annehmen daß dieſelben durchſchnittlich jährlich nur 200 Tage und täglich 10 Stunden im Gange wären, und daß man per Stunde und Pferdekraft etwa 8 Pfd. Kohlen verbrauche, ſo hätte man per Jahr und Pferdekraft 8 Tonnen, mithin überhaupt etwa 29 Mill. Tonnen. (Wochenſchrift für Berg- und Hüttenweſen.)

*

Chloroformirung von Bienen. In England hat man mit Glück verſucht die Bienen in ihren Körben durch Chloroform zu betäuben, wenn man die Körbe leeren will. Ein ſolcher Korb wird zur Abhaltung des Lichtes mit einem Tuch behangen und das Chloroform eingeträpfelt. Sobald man bemerkt daß ſich die Bienen ganz ruhig verhalten, kann man ſie ohne alle Gefahr leicht in einen anderen Korb überſiedeln, in welchem ſie am anderen Morgen alle wieder erwachen und munter ihre Wohnung umſchwärmen. (Polytechniſches Notizblatt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 12. Augsburg, 17 März 1861.

Ein Abend bei den Aissua (Feueressern) in Algier.

(Aus Henry C. Pepe's A Winter in Algiers.)

Ich brach ungefähr um 8 Uhr an einem schönen Abend zu Ende Märzen von meinem Gasthof auf. Die Abendluft war die lieblichste die man sich denken konnte, und die großen verschiedenfarbigen Sterne funkelten in einer Pracht welche selbst der Glanz des Vollmonds nicht zu verdunkeln vermochte. Ich lenkte meine Schritte nach dem obern Theile der Stadt, und nachdem ich eine Viertelstunde lang mühselig in einem dunkeln und unbeleuchteten Labyrinth von Straßen umhergewandelt, kam ich an meinem Bestimmungsort an. Ein Haufe eingeborner Männer und Knaben war daselbst versammelt; sie warteten außerhalb bis die mit allerhand Zierathen versehene Thüre in ihren Angeln sich bewegte und ihnen Zutritt gestattete. Ich schloß mich ihnen an, nach wenigen Minuten that sich die Thüre auf, und ein Theil der Menge, darunter auch ich, erhielt Erlaubniß einzutreten. Dann ward die Thüre wieder geschlossen, und ich gieng durch die Vorhalle, fühlte mich aber, ich muß es gestehen, nicht ganz in meinem Element bei dem neuen tableau-vivant das sich meinen Blicken darstellte. Der Hofraum war mit Arabern angefüllt die in Kreisen herumsaßen, und in der Mitte jedes Kreises war eine riesenhafte Schüssel, aus der sie, wie es schien, eine gefräßige Mahlzeit verzehren wollten. Es war natürlich keine Spur eines Stuhls oder einer Bank zu sehen, und als ich einen Augenblick unentschossen dastand, kam der Wirth auf mich zu, und forderte mich auf den neu Angekommenen mich anzuschließen, die wie die übrigen sich in einen Kreis zusammenthaten. Die linkische Art und Weise in welcher ich, meine Mitgäste nachahmend, die Beine unterzuschlagen suchte, war eine Quelle großer Belustigung für dieselben, für mich aber gleichzeitig höchst unbequem und peinlich, weil ich das Gefühl bekam als werde ich mit Hunderten von Nadeln gestochen, so daß ich mich genöthigt sah von Zeit zu Zeit meine Stellung zu verändern. Eine mächtig große runde zinnerne Schüssel, die ungefähr dritthalb Fuß im Durchmesser hatte, ward nun herbeigebracht, und in die Mitte unsers Kreises gestellt. In dieser Schüssel war ein Gemisch von Sago, auf eigenthümliche Weise mit starkem Oel gekocht, gelben Bohnen der afrikanischen Species, und obendrauf mißgestaltete Stücke gesottenen Fleisches. Dieß war der Kus-kus, das summum bonum berberischer Gerichte, das „Cock-a-leckie-and-haggis" der Algeriner, neben dem die ausgewähltesten Erzeugnisse Very's und Soyers wahrscheinlich unverkostet gelassen oder als eine Speise für Hunde und Ungläubige beiseite geworfen würden. Ohne eine Minute Zauderns streckten die Araber ihre schmutzige Hand aus und griffen nach den Fleischstücken, welche sie in einem Nu verzehrt hatten, und dann ihre Lippen höchst behaglich abschmatzten. Um nicht hinter ihnen zurückzubleiben, befolgte ich ihr Beispiel, packte einen fettigen Bissen zwischen meinen Zeigefinger und Daumen und biß sorgfältig hinein. Ob es Katzen- oder Pferds- oder eingesalzenes Negerfleisch war das ich kostete, wird stets ein unangenehmes Geheimniß zwischen mir und meinen Geschmacksorganen bleiben — so viel ist gewiß daß ich aus dem Geschmack nicht erkennen konnte was es war. Unter dem Vorwande mir ein andres Stück zu holen, legte ich daher das Ueberbleibsel des unbeneidenswerthen Fleisches wieder an seinen ursprünglichen Ruheplatz, das dann auch glücklicherweise sofort von einem meiner hungrigen Nachbarn unbedenklich ergriffen und verzehrt wurde. . . . . Dann ward jedem von uns ein rohgearbeiteter Löffel aus gelbem Holz eingehändigt. Nach der großen Sorgfalt zu schließen mit welcher diese nützlichen Hausartikel aus einem Segeltuchsack hervorgeholt und vertheilt wurden, war es augenscheinlich daß ihre Anzahl eine beschränkte war. Das Kus-kus-Essen hatte von 6 Uhr Morgens bis zu diesem Augenblick fortgedauert, und wie man mir später sagte, war die ganze Zeit hindurch keiner dieser Löffel abgespült worden . . . . . Immer neue Gäste strömten herein, und mehr als eine Stunde lang wurde Kus-kus aufgetragen, so daß ich Muße genug hatte herumzuschauen ohne bemerkt zu werden. Meine ersten forschenden Blicke galten den Gallerien, welche dießmal mit einem schmutzigbraunen Zeug verhängt waren, so daß der größere Theil der Bogen verdeckt blieb. Zu meinem Erstaunen bemerkte ich ein Paar glänzende menschliche Augen, die wie in den Vorhang hineingewoben waren, und auf das was

Digitized by Google

unter ihnen vorgieng herabſchauten. Weiterhin bemerkte ich ein zweites, ein drittes, ein viertes Paar Augen, und ſelbſt während ich ſie betrachtete, ſchienen die geheimnißvollen Sehwerkzeuge ſich in allen Theilen des Vorhangs zu vervielfältigen wie die in der Fabel geſchilderten Stein-Geſichtszüge am Eingang zu Fingals Höhle. Kein andrer Theil des Geſichts indeß war ſichtbar — nichts als jene unbeweglichen Augäpfel, die in ihrer Einſamkeit etwas geſpenſtiſches und unirdiſches hatten, das zehnfach vermehrt wurde durch den unſichern Schimmer der Kerzen. Die Araber ſchienen von deren Anweſenheit entweder nichts zu wiſſen, oder ihrer nicht zu achten, ſo daß ich ſie lange unverwandt betrachtete, endlich aber meine Augen wieder auf terra firma fallen ließ. Das Kus-kus-Eſſen gieng nun glücklich ſeinem Ende entgegen, und als die letzten Ankömmlinge ihrem Appetit Genüge gethan, ordnete der Wirth die ganze Verſammlung in vier oder fünf concentriſche Kreiſe, welche die Bodenfläche des Hofraums füllten, und nachdem er die Gefälligkeit gehabt hatte eine kleine Bank holen zu laſſen, ſetzte ich mich darauf feſt, und erwartete das nun folgende Schauſpiel. Eine Pfanne mit brennenden Kohlen ward hereingebracht und auf den Teppich geſtellt, und gleichzeitig wurden ſieben große Tamburine, die einigermaßen Sieben glichen, aber ſtatt des Drathwerks Pergament hatten, von eben ſo vielen Arabern ergriffen und über die Kohlen gehalten bis das Vellum eines jeden ſich ſo zuſammengezogen hatte daß es den gewünſchten Ton gab. Nachdem dann verſchiedene Schläge mit der Hand bewieſen hatten daß ſie gleich geſtimmt waren, ſetzten ſich die Araber hinter die Pfanne, und begannen das lärmendſte Concert von dem ich je das Unglück hatte Ohrenzeuge zu ſeyn. Die Tamburine wurden mit der Hand in regelmäßigem Tact geſchlagen, anfangs ſanft und dann mit einer unmerklichen Zunahme der Heftigkeit, bis endlich der Lärm den ſie machten ſo ohrenbetäubend war wie das Getöſe von Monſieur Julliens großer Trommel. Lauter und immer lauter wurde nun der donnernde Lärm, und die Augen und Mäuler der Tamburinſchläger arbeiteten in convulſiviſcher Aufregung, während der Schweiß in Strömen von ihren Geſichtern floß. Endlich ſtimmten ſie einen wilden, ſonoren Geſang an, der, vermengt mit dem tiefen Baß der Tamburine, den Lungen einer Legion Stentoren zu entſtrömen ſchien. Es war eine feierliche Anrufung des Geiſtes des Marabuts, der inmitten der Sandflächen der Wüſte auf wunderbare Weiſe vor langen Jahrhunderten ſchon die eigenthümliche Secte gegründet hatte, und ihrem Glauben nach wird das Gebet ſtets dnrch die Ergießung ſeines übernatürlichen Einfluſſes auf ſie erhört. Lauter und lauter ward das Getöſe, bis ſie ſich, in ihrem Bemühen den mimiſchen Donner der Tympana zu übertönen, heiſer zu ſchreien ſchienen. Endlich warf einer ſein Tamburin weg, und ſprang mit einem ſo ſchrecklichen und hölliſchen Schrei auf, daß er einem der Hölle entkommenen Dämon glich. Er ſprang vor der Kohlenpfanne wie wahnſinnig auf und ab, ſchwang ſeine Arme gleich Stücken weichen Fleiſches, und ſein Kopf fiel ſtoßweiſe vorwärts, als ob er der Willenskraft gänzlich beraubt wäre. Drei Männer riſſen ihm gewaltſam ſeinen Burnus ab um ſeine Bewegungen ungehinderter zu machen, während er den wahnſinnigen Tanz, ſcheinbar unbewußt deſſen was man mit ihm vorgenommen, fortſetzte. Den Muhammed, oder Haarbüſchel an ſeinem Hinterhaupt, hatte er in lange Locken wachſen laſſen, welche unausgeſetzt ſein Geſicht bedeckten, und plötzlich mit ſolcher Heftigkeit herumflogen daß ſie eine der Kerzen auslöſchten. Seine Geſichtszüge waren krampfhaft verzogen, und ein todeskampfähnlicher Ausdruck lag auf ihnen, als ob eine fremde Gewalt unwiderſtehlich auf ihn wirke — kurz, er glich einem von den Furien zum Wahnſinn getriebenen Oreſtes. Er ſtreckte ſeine Hand aus und berührte einen andern Araber, der ſich augenblicklich, mit einem Schrei ähnlich dem ſeines Vorgängers, erhob, mit denſelben wüthenden Gebärden auf und ab ſprang, und deſſen Burnus ebenfalls von den Umſtehenden weggenommen ward. Dann wurden zwei weitere Araber mit demſelben Erfolg berührt, und dieſe Berührung ſchien von einem magiſchen Einfluß begleitet zu ſeyn gegen den kein Widerſtand möglich war. Plötzlich nahm jeder aus der Kohlenpfanne ein großes Stück glühender Kohle, brachte es in ſeinen Mund, und tanzte unausgeſetzt fort. Mit jedem Athemzuge glühte die Kohle wie die Sonne, und goß über dieſe dunkelbraunen Geſichtszüge einen unheimlichen und unnatürlichen Glanz, während bei jeder Ausathmung Feuer und Myriaden von Funken aus ihren Salamander-Lippen ſprühten. Ob zufällig oder abſichtlich, die letzte Kerze wurde ausgelöſcht, und die Scene nahm nun einen nahezu ſchrecklichen Charakter an, und dürfte keine ungeeignete Zeichnung für eine zweite Hölle gebildet haben. So heftig waren nun die Schläge welche auf die unglücklichen Tamburine niederfielen, daß eines davon zerſprang, während die Kehlen der Sänger die kreiſchendſten Töne ausſtießen, inmitten deren das Geheul der Tänzer kaum gehört werden konnte. Plötzlich aber hörte alles auf — die Kerzen wurden wieder angezündet, die Darſteller fielen erſchöpft nieder — und einer derſelben ward mit dem Schaum an ſeinen geweißten Lippen weggetragen. Von allen Seiten des Hofraums erhob ſich nun eine Reihe der ſchrillſten Rufe in einem und demſelben Tone, die hell und deutlich wie eine Glocke die Luft durchdrangen. Es war wie der vorüberziehende Chor eines Tauſends wilder Vögel, der einen kurzen Moment über unſern Häuptern anzuſchwellen ſchien, dann ſchwächer und ſchwächer wurde und in weiter Ferne wie die vorbedeutenden Seufzer Banſhee's dahinſchmolz. Ich konnte nichts wahrnehmen was mir auch nur den geringſten Aufſchluß über dieſe elfenartigen Töne gegeben hätte, bis ich mich der geheimnißvollen Augen erinnerte. Sie waren annoch an ihren Plätzen, jetzt indeſſen nicht mehr ruhig und wie angeheftet, ſondern ſprühend und funkelnd wie von irgendeinem unerfaßten Vergnügen. Das Geheimniß war auf einmal erklärt. Die Augen gehörten den mauriſchen Damen des Hauſes an, welche genöthigt waren auf dieſe außerordentliche Art Zeugen der Ceremonien zu ſeyn, da ihre Anweſenheit unter Männern natürlicherweiſe mit den Principien des Islamismus unverträglich war. Der Ton den ſie äußern beſteht in dem einſylbigen Worte „lu,“ das fort und fort wiederholt und in der höchſten Fiſtel deren eine weibliche Stimme fähig iſt,

Digitized by Google

gesprochen wird; es gilt als ein Zeichen der Billigung, der Freude oder des Schmerzes, je nach den Umständen; denn sowohl bei Heirathen als bei Leichenbegängnissen werden Weiber gedungen, deren einzige Aufgabe darin besteht diesen gespenstischen Chor auf den höchsten Gipfel ihrer schrillen Stimmen zu leiten. In wenigen Augenblicken waren die Tamburine wieder in voller Kraft, und das Schreien und Gellen wiederholte sich; dießmal jedoch mit vermehrter Anzahl der Tänzer. Einer der Araber nahm ein Schwert, entblößte es an seinen Lenden, stieß es sich einen Viertelszoll tief in den Unterleib, und drehte es gleichzeitig wie einen Bohrer darin herum. Bis zu einem gewissen Grad lag hierin keine Täuschung, allein da kein Blut floß, so wurde mein Verdacht rege daß das Schwert in eine alte, lang zu diesem Zweck gebrauchte Narbe paßte, besonders da es seitwärts eingestoßen wurde. Daß aber der Stahl wirklich in die Haut des Arabers eindrang, war außer allem Zweifel, denn der Mann kam nahe bei mir vorbei, und zog es langsam heraus. Sodann stieß er es auf dieselbe Weise in den hintern Theil seines Halses, drehte es herum wie zuvor, aber immer noch floß kein Blut. Die unsichtbaren Weiber schienen über diese Großthat erfreut, denn ein abermaliges „lu, lu, lu" schwellte um uns an, worauf der wahnsinnige Tanz seinen Fortgang nahm wie zuvor. Jetzt wurden vier oder fünf Instrumente, dicken Küchenschaufeln ähnlich, rothglühend hereingebracht, und ich fühlte die plötzliche Gluth auf meinem Gesichte, da man sie hinter mir wegnahm. Als die Araber diese Gegenstände sahen, änderten sie die Tonart ihrer Schreie, und gebärdeten sich wie heißhungrige wilde Thiere. Jeder nahm das glühende Eisen, legte es auf den geschornen Theil seines Kopfes, und schlug es dann liebkosend mit seiner nackten Hand. Während dieser Großthat verbreitete sich ein Geruch wie von verbranntem Fleisch, und ein leichter Rauch erhob sich von der Haut der Darsteller, so oft das glühende Metall dieselbe berührte. Nachdem sie es hierauf mit ihren Zungen beleckt, nahmen sie es zwischen ihre Lippen, hielten es mit den Zähnen fest, und schrien einige Augenblicke lang in noch höherem Tone bei dem unermüdlichen Donner der Tympana. Nun wurde auf einem der Tamburine ein Skorpion hereingebracht, und als ich ihn beim Vorüberkommen mit einem Stock berührte, warf er seinen giftigen Schwanz auf, und ließ so keinen Zweifel über sein Lebendigseyn. Einer der Araber ergriff das Reptil beim Kopfe, brachte es in seinen Mund, verschlang es und machte einen entsetzlichen knackenden Lärm beim Kauungsproceß. Wie er den Wirkungen des Stichs entgieng, kann ich mir nicht vorstellen; allein jedenfalls schien ihm die unnatürliche Mahlzeit neues Leben für die tollen Orgien zu geben. Einer der Tänzer schritt nun mit einem ungefähr einen Zoll langen Dolche vorwärts, hob ihn an sein Augenlid empor, stieß ihn auf irgendeine Weise gerade über dem Augapfel hinein, und gieng mit der solchergestalt scheinbar in seinem Auge steckenden Waffe umher. Dann zog er sie langsam heraus, und als der Wirth sie mir auf mein Begehren zur Untersuchung einhändigte, fand ich daß sie so spitzig war wie eine Nadel und vollkommen solid. Die Stimmen der Weiber wurden jetzt lauter als ich sie je zuvor gehört, und der schrille Beifall dauerte so lange, daß die Araber hastig aufschauten und den Weibern, mit eben so verächtlichem Ton wie ein Schulmeister seinen schnatternden Zöglingen, mit dem Worte „Husch" Stille geboten, worauf der gehorsame Chor augenblicklich schwieg. Nun brachte man ein halbes Duzend Cactusblätter herein; als die Tänzer sie sahen, ließen sie sofort von ihren tollen Bewegungen ab, und krochen wie Hunde auf Händen und Knieen. Der afrikanische Cactus, oder die berberische Feige, wächst als regelmäßiger etwa 12 Fuß hoher Baum um Algier, und die Blätter sind natürlich verhältnißmäßig groß, indem sie durchschnittlich einen Fuß lang und einen halben Zoll dick, sowie mit starken Stacheln von einem Zoll Länge bedeckt sind. Diese Stacheln sind so dick wie eine Drogett-Nadel an der Basis, und sehr fest, so daß die Handhabung des Blattes schwierig und schmerzlich ist, und sollte dabei die Spitze des Stachels brechen, so dringt sie tief unter die Haut ein und verursacht marternden Schmerz. Die Araber krochen geschickt auf den Mann zu welcher die Blätter hielt, und bellten dabei wie die Hunde die sie nachahmten; als er ihnen eines derselben vorhielt, warfen sie ihre Köpfe in die Höhe, bissen rasch ein Stück davon ab, und verschlangen es scheinbar ohne die geringste Unzukömmlichkeit. Die dem Blatt ausgepreßte grüne Flüssigkeit floß in Strömen über ihre langen Bärte herab, und ich bemerkte daß, wenn sie einander zufällig berührten, sie knurrten wie fressende Köter. Der Beifall der unsichtbaren Damen war groß, allein keineswegs so enthusiastisch wie zuvor. Die Tamburine schwiegen wieder, und die Acteurs fielen zu Boden als ob der übermenschliche Anreiz, der sie zu ihren Anstrengungen getrieben, aufgehört hätte. Einer derselben war eine so lange Zeit bewußtlos, daß man für sein Leben fürchtete. Glücklicherweise indessen kam er wieder zu sich, und wurde sonach gnädiglich vom Tod inmitten so schmachvoller Orgien errettet. Wiederum ward nun Kus-kus herbeigebracht, um die Begeisterten für eine Wiederholung der Ceremonien, die bis 6 Uhr Morgens unterhalten werden, zu stärken. Da ich indeß wahrnahm daß es Mitternacht sey, so erhob ich mich, und verabschiedete mich von der Versammlung mit „Salaam Aleikum" (Friede sey mit euch) — ein Gruß welcher mit einem ernsthaften „Salaama" (Lebewohl) erwiedert wurde. Als ich das Haus verließ, that ich einen tiefen Athemzug, wie einer der durch rechtzeitiges Erwachen von dem Alp eines schrecklichen Traums erlöst wird, und erfrischte mich in den engen Straßen, durch die ich wanderte, an der köstlichen Kühle der Nachtluft.

Forbes und Tyndal über die Natur der Gletscher.

Man darf sich nicht wundern wenn von den Briten uns Aufklärung über eine continentale Erscheinung wie die Gletscher geworden ist, denn in der Schweiz und in Tyrol gibt es ja in der Touristenzeit Engländer bis zum Ueberdruß, und

Digitized by Google

ihrer Reiselust, sowie ihren Geldbeuteln verdanken die Alpenreisenden den großen Comfort und die großen Rechnungen (Additionen sagen die höflichen französischen Gastwirthe) der Schweizer Hôtels. Seit 1814 hat diese Heimsuchung begonnen, und als Liebhaber von Sonderlichkeiten waren sie die fleißigsten Besteiger des Montblanc, der seitdem buchstäblich unter die „überwundenen Standpunkte" gefallen ist. Dann hat sich ja auch in England eine Loge von Kletterern, der Alpine Club gebildet, über deren Leistungen in dem halsbrecherischen Genre sie selbst in ihren Annalen uns Kunde gegeben haben. [1] Forbes aber war es der durch seine Travels in the Alps seinen Landsleuten zuerst Geschmack an der Kunst des Alpenstockes und der Eisaxt beigebracht hat, und von ihm kamen auch die ersten Aufklärungen über das eigenthümliche Leben der Gletscher. Die Sennen freilich hatten längst beobachtet daß die Gletscher thalabwärts flossen, allein wie dieß geschehe und sich wissenschaftlich rechtfertigen lasse, darüber dachte im 17ten Jahrhundert zuerst ein Hr. Scheuchzer in Zürich nach. Wasser, sagte er, dehnt sich aus, wenn es gefriert. Im Sommer aber rinnt beständig geschmolzenes Schnee- und Eiswasser über den Gletscher, dringt in die Gletscherspalten, füllt diese aus, gefriert und schiebt um Platz zu haben den Gletscher vorwärts. Dabei beruhigte man sich im 17ten Jahrhundert. Die Erklärung war aber schon aus zwei Gründen nicht haltbar. Erstens bewegt sich der Gletscher am stärksten bei warmem, am wenigsten bei kaltem Wetter, zu welcher Zeit doch das Gefrieren des Wassers vor sich gehen solle, und zweitens das Wasser im Gletscher gefriert nicht, selbst nicht im Winter, oder nur bis zu einer äußerst geringen Tiefe unter der Oberfläche.

Ein Jahrhundert etwa später, um 1760, erschienen Gruners „Eisgebirge des Schweizerlandes" mit einer neuen Erklärung, welcher der berühmte Saussure beitrat, und die von ihm weiter ausgesponnen wurde. Alle Gletscher entsenden Wasserbäche welche mit ziemlichem Reichthum zwischen dem Eis und den Felsen hervorbrechen. Selbst im Winter werden diese Ergüsse nicht gestillt, und sie entstehen, sagte man sich, dadurch daß die Erde auf welcher der Gletscher ruht eine höhere Temperatur besitzt und den Gletscher von unten nach oben abschmilzt. Das ungeheure Gewicht dieser Eismassen müsse natürlich zu einer Bewegung nach abwärts zwingen, aber durch die Rauhheit und die Zacken des felsigen Bettes werden die Eisstücke wieder festgehalten, so daß sie nicht von der Stelle kämen, wenn nicht durch das beständige Abschmelzen von unten ihnen das Rutschen erleichtert würde. Seine Reisen führten Saussure auch in das Val Ferret zum Mont Dolent-Gletscher, und es ist merkwürdig daß der scharfsinnige Naturforscher beim Anblick dieses Gegenstandes nicht bußfertig gestimmt wurde. Dieser Gletscher nämlich drängt sich aus einem weiten Granitkessel durch einen sehr engen Schlund und dehnt sich dann gemächlich wieder aus, ja theilt sich zuletzt fächerförmig, ein Benehmen welches sehr unziemlich in Gegenwart des Gönners der Rutschtheorie war. Indessen ist es ganz richtig daß Gletscher rutschen und daß das Abschmelzen von unten das Rutschen begünstigt, allein zwischen Rutschen und Rutschen sind große Unterschiede, und das wahre Gletscherrutschen hat wenig gemein mit dem Saussure'schen Rutschen.

Nun kam Agassiz, welcher den Gletschern große geologische Functionen zuerkannte. Er war als Professor in Neuschatel zu seinem Freund Hrn. v. Charpentier nach Bex gegangen um dessen Gletschertheorien zu widerlegen. Dort erwartete ihn aber sein Tag von Damascus, und aus dem Saulus wurde ein Paulus. Ganz bekehrt zu dem Gletscherdogma seines Freundes schuf er sich im Jahr 1840 für längern Aufenthalt ein Obdach am untern Aargletscher, und bis auf den heutigen Tag ist die „Agassizhütte" eine wichtige Station für die Reisenden geblieben, welche vom Grimselspital nach Grindelwald über die Gletscher gehen. Agassiz war der erste welcher die Bewegung der Gletscher genauer beobachtete, indem er Stangen in das Eis stecken ließ, und zwar so daß sie die Ecken rechtwinkliger Dreiecke bildeten, die sich mit der Bewegung bald verschoben und deren genau gemessene Entfernungen schon nach kurzer Zeit verändert befunden wurden. Agassiz Beobachtungsmethode war verkünstelt und konnte nie zu einem klaren Ergebniß führen. Richtiger gieng ein anderer Schweizer-Geolog Escher von der Linth zu Werke. Er wählte im Juli 1841 den Aletschgletscher zu seinen Versuchen, und ließ darin eine Reihe von Stangen in gleichen Abständen von 100 Metern quer über den Gletscher, eine andere Reihe aber ebenfalls in Abständen von 100 Metern parallel mit der Achse des Gletschers drei Fuß tief in das Eis senken. Dieß war der rechte Schlüssel zum Geheimniß. Allein Hr. Escher hatte Eile und verließ den Aletschgletscher um nach fünf Wochen wiederzukehren. Man kann sich seinen Verdruß denken als er auch nicht eine Stange mehr aufrecht fand. Da mehr als die drei Fuß vom Gletscher abgeschmolzen waren, so suchte man auch vergeblich nach den Spuren der Stangen.

Gerade um die nämliche Zeit war Forbes in der Agassizhütte am Aargletscher. Da die populären Angaben auf eine durchschnittliche Bewegung des Gletschers von 2—500 Fuß im Jahre lauteten, so sagte sich Forbes daß man mit guten Instrumenten leicht auch die tägliche Bewegung müsse beobachten können. Erst 1842 begann er jedoch sich ans Werk zu machen, und zwar wählte er das Mer de glace bei Chamouni, wo er mit eingesenkten Stangen zu beobachten begann. Im Laufe einer Woche schon kannte er die Bewegung ganz genau, und gelangte dann später zu folgenden Erkenntnissen: Die Bewegung der Gletscher ist eine ununterbrochene und in kurzen Zeiträumen eine gleichförmige. Die Geschwindigkeit ist bei Nachtzeit oder bei kaltem Wetter etwas geringer. Der mittlere Theil des Gletschers geht geschwinder als die Ränder. Die Geschwindigkeit der Bewegung ist an verschiedenen Theilen der Achse des Gletschers verschieden je nach der mehr oder weniger schrägen Neigung, so wie nach der Verengerung oder Erweiterung des Gletscherbettes. Zur Winterszeit hört die Bewegung nicht gänzlich auf, sondern wird nur verzögert. Die Geschwindigkeit nimmt von den Rändern des Gletschers nach der Mitte oder der Achse so regelmäßig zu, daß wenn man

[1] S. Ausland 1859. S. 963.

Digitized by Google

eine Stangenreihe quer aufſtellt, ihre gerade Linie nach kurzer Zeit zu einer Curve gebogen iſt. Endlich bewegt ſich die Oberfläche des Gletſchers raſcher als die Mitte, die Mitte raſcher als der Boden, gleichſam als ſenkten ſich die Maſſen kopfüber hinab, genau wie bei einem Waſſerfall, und daraus ſieht man jedenfalls daß die Gletſcher nichts wiſſen wollen von dem Sauſſure'ſchen Rutſchen. Forbes zog ſich aus ſeinen Beobachtungen den Schluß, daß der Gletſcher ſich nicht wie ein feſter Körper bewege, deſſen Theile während ihrer Bewegung ihre Verhältniſſe unverändert erhalten, alſo daß er nicht ruſcht; daß er auch nicht ſich durch Ausdehnung in der Richtung des geringſten Widerſtandes, ſondern ſich wie halbflüſſige, oder klebrige (viscoſe) Stoffe bewege. Der Ausdruck „viscos" war höchſt unglücklich gewählt, obgleich es ganz richtig iſt daß die Bewegung des Gletſchers den Bewegungen klebriger Maſſen ganz ähnlich iſt, auch hat man die mechaniſche Theorie, die Forbes aufſtellte, bis heutigen Tages nie beſtritten, aber falſch war es wenn Forbes ſo weit gieng zu ſagen: „ein Gletſcher iſt eine unvollkommene Flüſſigkeit oder ein klebriger Körper, der an Abhängen von gewiſſer Neigung durch den Druck ſeiner Theile herabgezogen wird."

Im Januar 1857 traten zwei Gelehrte, Tyndall und Huxley, vor die Royal Society mit einer andern Lehre von den Gletſchern, die auf eine neue Entdeckung über die Eigenſchaften des Eiſes begründet war. Wenn zwei feuchte Eisflächen zuſammengelegt werden, ſo frieren ſie mit Hülfe des verbindenden Waſſers zuſammen. Auf dieſe Art braucht man Eisbrocken nur einem Druck auszuſetzen damit ſie in eine feſte Maſſe ſich wieder zuſammenfügen. Fiſchhändler und Conditoren kannten dieſes Geheimniß ſo lange es Eiskeller gab, aber erſt Faraday zog 1850 dieſe Thatſache aus den Fiſchkellern in die Wiſſenſchaft. Als Tyndall von ſeiner Alpengletſchereiſe im Jahre 1856 zurückkehrte, machte er dieſe neue Entdeckung brauchbar für die Erklärung der Gletſchernatur und vor einem zahlreichen Zuhörerkreis zeigte er unter Anwendung einer hydrauliſchen Preſſe, daß Eis ein völlig plaſtiſcher Gegenſtand iſt. Er formte Trinkſchalen, oder er bog eine Eisſtange zu einem Ring zuſammen. Aber dieſe plaſtiſche Tugend macht das Eis noch nicht zu einem klebrigen Körper, ſondern es findet nur überall ein Zertrümmern und Wiederzuſammenfrieren ſtatt. Dieſe Eigenſchaft erklärt die Bewegung des Gletſchers vollſtändig. Da wo die Maſſen nicht mehr dem Druck ihrer Schwere widerſtehen können, reißen ſie in Spalten auf. Durch das nachfolgende Verſchieben werden aber alte Spaltenwände wieder genähert und frieren zu, ſo daß ein fortwährendes Aufbrechen und Zufrieren ſtattfindet und der Gletſcher auf dieſe Art ſich fortbewegt. Hätte Forbes ſeine Theorie ausſchließlich die plaſtiſche genannt, wie er es bisweilen, und nicht die viscoſe, wie er es gewöhnlich gethan hat, ſo würde Tyndall eigentlich nur ſeine Anſichten beſtätigt haben, [1] beſonders da auch Forbes ſchon bemerkte daß der Gletſcher „ſich ſeinen Zuſammenhang durch Wiederbefeſtigung bewahre." Wie die Sachen ſtehen, hat Forbes alſo das Geſetz der Gletſcherbewegung feſtgeſtellt, Tyndall aber gezeigt auf welche Art der Gletſcher dieſes Geſetz erfülle.

Daß Gletſchereis nicht klebrig ſey, alſo daß es ſich nicht dehnen laſſe oder wenigſtens nicht in dem Grade um die Bewegung der Gletſcher zu erklären, ergab ſich aus Tyndalls genauen Beobachtungen und Verſuchen, aus denen erkannt wurde daß wenn das Eis nur um ein Tauſendſtel ſeiner eigenen Länge innerhalb 24 Stunden auszudehnen verſucht wird, dieß nicht geſchieht, ſondern ein Spalt aufbricht, alſo daß das Eis zu einem der wenigſt dehnbaren Körpern gehört. Endlich wurde im Jahr 1849 von einem Herrn James Thompſon in Belfaſt eine neue Eigenſchaft des Eiſes entdeckt und die Entdeckung durch Verſuche beſtätigt. Wie das Waſſer unter geringerem Luftdruck eine geringere Temperatur zum Sieden braucht, ſo ſchmilzt umgekehrt bei hohem Drucke Eis unter niedrigeren Temperaturen. Wenn die Temperatur alſo nicht über dem Schmelzpunkte ſteht, ſo wird, wenn man auf das Eis Druck anwendet, es zu ſchmelzen beginnen, wenn auch vorher die vorhandene Wärme nicht ausreichte es in den Zuſtand der Flüſſigkeit zurückzuführen. Dieſe Entdeckung erleichtert uns außerordentlich die Erklärung der innern Vorgänge im Gletſcher, denn den Druck der Maſſen dürfen wir uns örtlich beliebig ſtark vorſtellen, und durch ihn wird natürlich auch das Schmelzen und Wiederzufrieren außerordentlich begünſtigt.

[1] Ueber die Verdienſte der beiden Gelehrten, wie über den Antheil an der Entdeckung welche der von Forbes benutzten Théorie des Glaciers de la Savoie par M. le Chanoine Rendu, Chambéry 1840 zukommt, herrſcht in England ein großer Federkrieg, über den wir auf den erſten Band der Edinburgh Review 1861 verweiſen.

Aus dem Leben eines californiſchen Goldjägers.

(Aus dem California Democrat.)

Mein erſter Minenplatz im Jahre 1849 war Campo-Seco, in Tuolumne-County. Ich wußte damals nichts von Tuolumne-County, und bekümmerte mich auch herzlich wenig darum. Mein Grundeigenthum war ein Stückchen Erde, zehn Fuß im Gevierte. Das hatte ich mir als meinen Claim aufs Gerathewohl genommen. Mein Obdach war ein ſchöner Schattenbaum, mein Lager der Boden, mein Kochgeſchirr ein Kaffeetopf, und mein Betriebscapital hoffnungsvoller Muth und froher, heiterer Sinn.

Faſt ausſchließlich wurden die dortigen Minen von Mexicanern bearbeitet. Waſſermangel hatte andere vertrieben. Das kleine Minendorf beſtand vielleicht aus hundert und fünfzig Hütten, die meiſten aus Laub geflochten. Ich war entzückt von dem reizenden Durcheinander der Häuſer. Keine beängſtigende Regelmäßigkeit von Straßen, überhaupt keine Regel, alles tolle, luſtige Laune. Einige freie Plätze waren allerdings gelaſſen, doch nicht für Geſchäftsverkehr. Die darum zerſtreut

Digitized by Google

liegenden und wie hingewürfelten Wohnungen ließen einen solchen Gedanken nicht zu. Ihre Decken untergebreitet, lagerten die dunklen Gestalten, müßig plaudernd oder Karten spielend, auf ihnen. In den größeren, mit einiger Sorgfalt gebauten Laubzelten ermunterten Guitarre und Zither die lustigen Tänzer zu erhöhter Lebendigkeit. Braune Sennoritas sangen zuweilen. Allerdings war ihre Gesangsweise nicht so allerliebst wie sie selbst; für mich aber war alles zufriedenstellend, ja es entzückte mich, weil es neu, und so durchaus contrastirte mit allem was ich bisher gesehen hatte.

In Minen jeder Art kennen die Mexicaner die allereinfachste und oft sehr vortheilhafte Art zu arbeiten. Hier trockneten sie die aus Löchern gebrachte Erde, zerstampften sie, und warfen über ihre ausgebreiteten wollenen Decken vermittelst Holzpfannen immer geringe Quantitäten der pulverisirten Erde in die Höhe, so daß ein leichter Luftzug einen Theil des Pulvers wegweht. Die schweren Theile und das Gold fielen auf die Decke. Durch häufige Wiederholung reducirten sie die Erde so weit, bis eine nur geringe Quantität Wassers hinreichte das Gold auszuwaschen. So unvollkommen das Verfahren war, so waren dennoch mehrere Unzen bis einige hundert Dollars ein keineswegs außergewöhnliches Resultat. Ich arbeitete wie sie und war nicht unglücklich. Das Gold fand sich meist in groben Körnern, zuweilen auch in Stücken vor. Mit anscheinend großer Gleichgültigkeit verlor es dann am Abend einer an den andern, und schwerlich konnte der Neuling unter der äußeren Ruhe die innen tobenden Stürme vermuthen. Bald darauf schloß ich mich einem Trupp Prospectoren an.

Wir begannen zu fünfen unsere Prospecttour. Ein festes Ziel hatte keiner sich gesteckt, und nur eine dunkle Idee neue Minen zu entdecken trieb uns hinaus. Unsere Reise gieng über den Südarm des Stanislaus hinauf, wir entdeckten in dieser goldarmen Gegend allerdings nicht was wir wollten, erlebten aber doch manches Interessante. Das Marschiren war nicht sehr beschwerlich, indem vier Maulthiere mit unseren Decken, Kochgeschirr, Minerwerkzeugen und Proviant beladen waren. Die Gewehre und Munition trugen wir selbst. Die Ausrüstung eines Prospectors war einfach. Gegen Hunger schützte Ueberfluß an Wild und die Büchse, gegen Nachtfrische eine wollene Decke, und die Werkzeuge bestanden aus Picke, Schaufel und Zinnpfanne. Die Zeit der Rast wurde weniger durch die Länge des Marsches als durch Laune und einladende Oertlichkeit bestimmt. Gutes Wasser und Holz waren die Hauptbedingungen. War die Wahl des Rastplatzes getroffen, so wurden zuerst die Thiere abgesattelt und versichert, dann ein möglichst großes Feuer angezündet, erlegtes Wild gebraten, Flab-jacks gebacken und Thee gekocht. Als wir eines Morgens ungewöhnlich früh aufbrachen, stießen wir auf einen grauen Bären. Unsere Thiere hatten uns durch ihr unruhiges Schnaufen die Nähe dieses Feindes verrathen. In späterer Zeit habe ich oft Jäger von der Wildheit dieses Thieres, besonders wenn angegriffen, erzählen hören, und habe die gräßlichen Wunden gesehen die er einigen Unglücklichen geschlagen, so daß ich an seine Wildheit und Gefährlichkeit wohl glauben muß; dieser aber, unser Bär, schien ein außerordentlich sanftes Temperament zu besitzen, und sein Brummen deutete eher auf gute Laune als auf feindselige Gesinnung. Der erste Schuß bewog ihn zur Flucht, so schien es, aber ein gleich folgender streckte ihn todt nieder.

Nach einigen Tagen trafen wir eine Horde Indianer an auf einer mit hohem dichten Klee bestandenen Wiese. Daß Ochsen, Hammel, Ziegen und Kaninchen Klee liebten, das wußte ich, und daß ein französischer Kochkünstler schöne Gemüse, Spinat oder Salat daraus bereiten könne, das will ich gern glauben, daß er aber roh, in dicke Stränge wie Tabaksrollen gewunden, den Gaumen der Menschen, sogar der schöneren Hälfte kitzeln könnte, das sollte ich jetzt erst kennen lernen. Allen schien die Speise sehr zu behagen, besonders aber den Damen eine ganz vorzügliche Leckerei zu seyn, wenn ich dem Eifer trauen soll mit dem sie sich den großen Mund vollstopften, und lauten daß der smaragdgrüne dicke Schaum sie am Athmen hätte verhindern können.

Hierbei will ich gleich eines andern indianischen Gebrauches erwähnen, des der Todtenbestattung.

Eine feste Regel scheint es zu seyn, durch ein Ohren zerreißendes Geheul ihre Trauer kundzugeben. Dabei finden jedoch Abstufungen statt, und für einen Häuptling ist das Jammergeschrei wirklich markerschütternd. Andere Stämme werden zur Theilnahme eingeladen, und bis sie erschienen sind, oder deren Vertreter, wird das überlaute Trauern nicht einen Augenblick unterbrochen. Die Ceremonien sind wenige und einfach. Zahlreiche Reden von vielen zugleich werden gehalten.

Man kann dem Sinn des Gesprochenen recht wohl folgen, weil der Redner was er meint, nicht nur durch Gesicht und Gebärdenspiel andeutet, sondern so weit als möglich zeigt und ausführt. Die Kraft des Mannes deutet er an durch die Pantomime des Zerbrechens oder durch das leichte Schwingen eines Steines, die Zartheit des Weibes dadurch daß er eine Blume durch seinen Hauch beugt oder auch mit der Hand leicht knickt; den Muth beschreibt er durch mächtige Bewegung und Rufen, und das Feuer seiner Blicke, und die Verschämtheit des Weibes wieder durch so naive Stellung und Gebärde, daß nur aus Achtung vor dem wahren tiefen Schmerze dieser Naturkinder der Zuschauer ernst bleiben kann. Ein Mann nähert sich dann dem Todten um ihn auf den Scheiterhaufen zu legen; er wird flehentlichst gebeten noch zu zögern; nach einiger Zeit endlich versuchen es mehrere, die aber auch gleichsam nur mit Gewalt die Leiche den Trauernden rauben können. Sie legen sie auf den Holzstoß, zünden ihn an und bedecken die Leiche wiederum mit Holz. Dabei umrennen die Weiber in wilder Hast und unter fortwährendem Geschrei den brennenden Stoß. Ist dann der Leichnam verbrannt und die Asche ausgeglüht, so streuen die Weiber diese sich in ihr Haar und ihr mit Harz vorher beschmiertes Gesicht.

Nach einem solchen Unfalle und dem Tod eines Mitgliedes reißt der Stamm sein Dorf nieder und verläßt die Gegend.

Digitized by Google

Das Aufbauen ihrer Hütten macht kaum größere Schwierigkeiten als das Einreißen. Eine Anzahl Zweige im Kreis aufgestellt, verflochten, und mit Baumrinde, Thierfellen u. dgl. bedeckt, ist die Wohnung für eine Familie. Die Häuser umgeben ein größeres aus Lehm errichtetes Gebäude, das Schwitzhaus. Nachdem es durch Wasserdämpfe erhitzt worden, kriecht der ganze Stamm, Männer, Weiber und Kinder durch ein am Boden befindliches Loch hinein. Unter großem Lärm und Geschrei bleiben sie ungefähr eine Stunde darinnen. Die Wände dieses Schwitzhauses sind dick, und der innere Raum so beschränkt daß sie nur ganz dicht gedrängt nebeneinander sitzen können. Dieser Gebrauch des gemeinsamen Schwitzens ist sehr allgemein.

Die Weiber sind sehr geschickt in Flechtarbeiten; ihre Körbe sind vollständig wasserdicht. Die Männer läßt man oft ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen zeigen, indem man ihnen ein Geldstück als Ziel steckt. Einige verfehlen auf 20 Schritt selten das Ziel. Auch im Speerwerfen nach Fischen zeigen sie große Sicherheit. Die Lachse erjagen sie besonders auf diese Weise. Ihr Speer ist eine Daumendicke, etwa 20 Fuß lange, flexible Ruthe, mit einem mit Widerhaken versehenen spitzen Knochen an der Spitze. Sie stehen oft stundenlang unbeweglich, genau den Speer balancirend, am Ufer oder auch im Wasser, auf den Fisch lauernd, der dann ihre sichere Beute ist.

Trotz der geringen Bevölkerung Californiens trafen wir mit noch zwei Prospectpartien zusammen, und unser gemeinsames Mißgeschick im Goldsuchen bestimmte uns, das definitive Urtheil über jene Gegend zu sprechen daß da kein Gold wäre. Wir kehrten zurück, und mein nächster Wohn- und Arbeitsplatz war in Sullivans Camp, zwei Meilen von Sonora, an der Vereinigung des trockenen Armes der Sullivans Creek mit dem wasserhaltigen. Der Platz hatte das Ansehen der Stabilität. Große und bequeme Blockhäuser waren schon gebaut und noch im Bau begriffen. In der Ausdehnung von einer halben Meile war dieß der reichste Platz, den ich in den südlichen Minen gesehen habe. Aus einer Pfanne blauer Lehmerde wuschen zwei Miner 4027 Dollars, und der Ertrag ihrer Tagesarbeit überstieg 5000 Doll. Ein deutscher Matrose hatte ungefähr 150 Pfund Gold gesammelt, er verließ uns um nach Hause zu seinen Eltern zu gehen; doch sah ich ihn einige Jahre später wieder arm in den Minen; er hatte sein Gold meist im Spiel in San Francisco verloren. Die Unlust sich zu größeren Compagnien zu vereinigen, verhinderte daß dieser so überaus reiche Platz den damaligen Claimeigenthümern den Nutzen brachte, den er bringen konnte. Eine Compagnie bestand aus höchstens vier Mann, und der herrschenden Manier ein kleines Terrain durch Graben von Löchern zu bearbeiten, stellte der allzu reich von Wasser durchzogene Boden unüberwindliche Hindernisse entgegen. Jeder Claim gab die bestimmtesten Beweise eines außerordentlichen Goldreichthums. Dennoch wurde der Platz verlassen, weil bei einer gewissen Tiefe das Wasser zu stark zufloß. Pumpen waren in jener frühen Zeit noch nicht vorhanden, und an Werkzeugen solche zu verfertigen fehlte es gleichfalls. Der Gewinn übrigens von großen Schätzen würde dem größten Theil der Miner wenig gefruchtet haben, die meisten waren Leute die erst seit kurzem Gold kennen gelernt hatten, und waren daher erstaunlich schlechte Wirthe. Eine Flasche des abscheulichsten Whiskey kostete fünf Dollars, und den meisten schien es Ehrensache zu seyn recht viel von diesem Stoff zu kaufen, zu trinken und zu verschwenden. Mich machte das Arbeiten im Wasser, die heiße Sonne über mir, krank. Ich verließ daher den Platz und hatte kaum ein neues Blockhaus fertig, als der strenge Winter von 1849 hereinbrach.

Nach einem Jahre befand ich mich wiederum in den Minen, in Sonora, dem Hauptsammelplatz des Südens. Bequemeres Leben gab es in der Baystadt, aber romantischer, verworrener, genial liederlicher, verwegener gieng es nirgends in der Welt zu als in der Perle von Tuolumne County. Die Spielhäuser und die Locale der naiven Ungebundenheit waren die Hauptversammlungsorte für Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Mann und Weib, Weiße und Neger, Arm und Reich. Ungebundenste Freiheit war überall, und Lust und Trübsinn, Enthusiasmus und Niedergeschlagenheit, Schönheit und Häßlichkeit wandelten wie treue Kameraden neben einander. Nur das Laster gieng allein, es konnte die Tugend nicht finden. Zwar standen in voller Pracht, alles überragend, drei bis vier Kirchen in der Stadt, aber seltsamer Weise suchte das Laster nie die Tugend dort. War es im Irrthum oder hatte es Recht? Was weiß ich? Ich habe sie nicht gesucht und nicht gefunden. Sonst gab es alles. Die Salons waren mit möglichster Pracht ausgestattet, das Aeußere der Häuser aber contrastirte damit, so wie mit den pomphaften Namen auf den Schildern. Nur Eldorado sah auch von außen etwas großartig aus, aber merkwürdiger Weise strafte dieser Name das Innere wieder Lügen, eine Thatsache die unendlich viele an sich zu ihrem Verderben ausgefunden haben. Es war ein gar mächtiges Drängen und Treiben auf den Straßen, und das Städtchen war immer von neuen Ankömmlingen überfüllt.

Die Spielhäuser wurden kaum geschlossen, und in ihnen bewegten sich alle in der größten Ungenirtheit nebeneinander. Zwischen zwei aufs glänzendste, wenn auch nicht allzu geschmackvoll gekleideten Frauenzimmern sah ich einen Mann stehen, den sein Mangel an Kleidung nicht im mindesten zu geniren schien. Er trug ein wollenes Hemd, übermäßig große Schuhe und rothe Unterhosen, und dem Umstand daß er sich in die letztern ein Loch gesessen, hatte er sehr originell durch Umwickeln und Zubinden mit einer Schnur abgeholfen. Er spielte um nicht geringere Summen als andere Umstehende, und erregte wegen seines Aeußern nicht das mindeste Aufsehen. Man schloß auf Wohlstand oder Armuth eines Mannes durchaus nicht von seinen Kleidern, und sie gaben in der That nicht den geringsten Fingerzeig.

Gewaltsame Todesfälle waren an der Tagesordnung. Der Ort der vielen Morde war gewöhnlich das Spielhaus. Der Getödtete wurde auf einen Spieltisch gelegt und an anderen Tischen spielte man weiter. Der Schuß erschreckte nicht, der Gemordete erregte kein Grauen, der Mörder keinen Abscheu, und für die Spieltische war die Rente viel zu hoch als daß

Digitized by Google

das Spiel leiden durfte, mochte das Menschengefühl leiden wie es wolle.

Eine vollständige Revolution im Goldwaschen entstand, seitdem man allgemein das durch tiefe Schluchten nutzlos hinströmende Wasser der Flüsse durch Canäle aus dem Flußbette nach hochgelegenen Minenplätzen leitete. Großartigere Anstalten mußten getroffen werden, um Claims zu bearbeiten, und die Claimgränzen wurden erweitert. Die bis dahin geltenden Minengesetze wegen eines Maximums von Wasser für jede Compagnie hörten von selbst auf. Man kaufte so viel Wasser, als man brauchte und bezahlen konnte, und lernte somit dieses Element erst seinem ganzen Werthe nach kennen und schätzen. Bisher war man gewohnt es nur als ein Mittel zum Waschen anzusehen, von jener Zeit an aber gebraucht man es als mächtigste, arbeitende Kraft, die fünfzig bis hundert Menschen ersetzt. Man einigt sich in Compagnien und macht die gemeinsamen Vorarbeiten mit vereinten Kräften. Die erste Sorge ist, durch einen Abzugscanal, von der tiefsten Stelle aus gegraben, der gewaschenen und aufgelösten Erde, den Tailings, freien Abfluß zu geben. Der Canal wird ausgezimmert, in der Minersprache geflumt. Aus dem öfters einige hundert Fuß hohen Canal wird jetzt das Wasser durch Eisenröhren direct nach den Claims geleitet, und man arbeitet nunmehr mit Hydraulik. Erdbänke von 50 bis 60 Fuß und darüber unterminirt der durch eine enge Oeffnung gepreßte Wasserstrahl, bis endlich die ganze hohe Wand zusammenstürzt. Mit mehr Wasser wird diese Erde auf dieselbe Weise durch Daraufspritzen weggewaschen. Die Erde liegt auf einem weiten Raum, und dem Wasser ist die Kraft genommen das dünnere Gold so leicht mit der abfließenden Erde wegzuführen, wie das früher geschehen konnte. Die abgewaschenen Steine werden auf Karren weggefahren. Ist auf diese Weise ein gewisser Raum freigewaschen worden, so wird der Flume mit seiner anfänglichen Neigung wieder höher hinauf fortgesetzt. Auf diese Weise werden Berge und weite tiefe Flächen regelmäßig, leicht und schnell weggewaschen. Der ablaufende Strom mit Erde und den leichteren Steinen mündet zuletzt in eine Hauptflume. Diese haben einen doppelten Nutzen, indem sie erstens das weggewaschene Gold wieder auffangen und sichten und zweitens die enorme Masse der abfließenden Tailings schnell und ununterbrochen wegführen, so daß sie dem Fortbetrieb der Minen jedes Hinderniß aus dem Wege räumen.

Der Vortheil des hydraulischen Arbeitens liegt auf der Hand. Das gute Waschen einer überaus großen Masse Erde bedingt nothwendig eine reichere Ausbeute als sie bisher hat erzielt werden können. Hierin liegt auch der Grund weßhalb Creeks, Plateaux, die man als ausgearbeitet verlassen hatte, von neuem gute Resultate geliefert haben. Welch große Quantitäten Goldes durch das alte Verfahren verloren giengen, möge das eine Factum darthun daß bei etwas lehmigem Boden eine Ueberwaschung der Tailings, die durch 500 bis 1000 Fuß Schleußen gelaufen sind, noch gut belohnt worden ist.

In Flüssen sind solche Vortheile nicht zu erreichen. Sie sind alle Gebirgsströme, und ihr schnell und übermäßig steigendes Wasser würde alles mühsam Gebaute alljährlich völlig zerstören. Die Zeit für das Waschen im Fluß dauert nur höchstens fünf Monate. Durch Dämme wird der Fluß in einer großen hölzernen Flume geleitet und das trocken gelegte Bett ausgebeutet. Wasserräder treiben die Pumpen zum Trockenhalten des Terrains und versehen zugleich durch Schöpfer die Schleußen mit dem nöthigen Wasser. Die Arbeit im Fluß erfordert kräftige Leute der vielen und schweren Steine halber, und selbst die stärksten Naturen sind der Anstrengung, verbunden mit der ewigen Nässe, erlegen. Bei allem Reichthum der schon aus den Flüssen gewonnen worden, bleibt es doch fraglich ob nicht mehr Gold verloren als gewonnen worden ist. Die Goldlager sind zu unregelmäßig und das ganze Unternehmen ist zu sehr Wagestück. Die Hydraulik aber ist der Segen der californischen Minen, und durch sie wird der fleißige Arbeiter noch Millionen und Millionen dem Handel der Welt verschaffen.

Die europäische Seidenwürmerseuche.

Die Seidenerzeugung Frankreichs ist von jeher mehr oder weniger größern Erschütterungen ausgesetzt gewesen. Im 18ten Jahrhundert betrug die durchschnittliche Ernte 6 Mill. Kilogr. Gespinnst. Seit der Revolution und unter der Republik sank das Erträgniß auf die Hälfte, erholte sich dann unter dem Kaiserreich und unter der Restauration wieder, ohne jedoch die alte Höhe wie vor 1789 zu erreichen, bis endlich seit 1820 ein kräftiger Aufschwung eintrat. Von 1831 bis 1840 stiegen die durchschnittlichen Ernten auf 10,800,000 Kilogr. Cocons, von 1831—1840 auf 14,700,000 Kilogr., von 1841—1845 auf 17½ Mill.; sie überschritten von 1845 bis 1852 24 Mill. und erreichten 1853 ihren höchsten Stand, nämlich 26 Mill. Kilogr. Die Preise der Seide sind seit langer Zeit im Steigen begriffen. Im 18ten Jahrhundert bezahlte man noch das Kilogr. Gespinnst mit 2½ Frcs., aber selbst unter der Republik, wo doch der Luxus so sehr sich einschränken mußte, stieg der Preis auf 2,80 Frcs. und erreichte 1853 die Höhe von 5 Frcs. Seitdem ist plötzlich in den Ernten ein Rückgang eingetreten. Im Jahr 1854 fehlten schon 4 Mill. Kilogr. an dem Ertrag des vorigen Jahres, 1855 weitere 6 Mill., endlich sank in den Jahren 1856 und 1857 der Ertrag bis auf 7½ Mill. Kilogr., also daß 18½ Mill. Kilogr. an dem Höhenstand von 1853 fehlten. Jedermann weiß daß die Ursache an einer Epidemie, oder da man nicht so sprechen darf, an einer Epizootie unter den Seidenwürmern lag. Die Cocons, die man ehemals gewogen hatte, wurden im Handel nur noch gezählt, und in vielen seidenzüchtenden Departements riß man die Maulbeerbäume aus und verkaufte sie als Brennholz. Im District von Toulon ließen von 17 Eigenthümern nur zwei ihre Züchtereien in voller Ausdehnung fortbestehen, fünf schränkten die ihrigen ein und zehn gaben sie gänzlich auf. Aehnliche Erscheinungen

Digitized by Google

zeigten sich schon im Jahr 1690, wo eine Seuche die Würmer so schonungslos verheerte daß viele Landwirthe ihre Maulbeerpflanzungen ausrotteten. Damals half der gefürchtete Lamoignon de Baville als Intendant des Languedoc, indem er in einem Edict jedem für ein solches „Vergehen" mit der Galeere bedrohte. Da man nun im 19ten Jahrhundert andere Begriffe von strafbaren Handlungen hat, am allerwenigsten für einen Culturübergang die Galeeren gedroht werden können, so wird eine beträchtliche Verminderung der Maulbeerpflanzungen jetzt schon eingetreten seyn, und in Folge dessen werden die Ernten selbst nach dem Verschwinden der Seuche noch lange Zeit spärlich ausfallen, da sich die Maulbeerpflanzungen nicht von heute auf morgen ersetzen lassen. Also darf man sicher seyn daß für die nächsten Jahre die Seide nach wie vor theuer bleiben wird.

Um dem bedrängten Gewerbe zu helfen, ernannte im Jahr 1858 die Pariser Akademie einen Ausschuß zur Untersuchung der Epizootie, welcher in den Jahren 1858 und 1859 den Schauplatz der Seuche bereiste und aus einem Botaniker Decaisne, einem Chemiker Peligot, und einem ehemaligen Arzt, dem berühmten Zoologen Hrn. v. Quatrefages bestand. Der letztere hat seine Untersuchungen im vorigen Jahre der Revue des deux Mondes mitgetheilt, und das nachfolgende ist das wichtigste aus seinen Beobachtungen.

Man wußte anfangs nicht, war das Uebel eine Pflanzen- oder Thierseuche; da gleichzeitig die Kartoffelnfäule herrschte und das Oidium die Rebstöcke verheerte, so war man geneigt den Ursprung des Uebels in den Maulbeerpflanzungen zu suchen und das Futter der Raupen für vergiftet zu halten. Dieß war namentlich die Ansicht der Seidenzüchter selbst, die ihre Bruten oft von einem Tag zum andern völlig kräftig und völlig verloren sahen. Die Gelehrten fanden aber überall die Pflanzungen in höchster Gesundheit und das Futter vom besten Aussehen. Die chemische Analyse stieß auf keine gefährlichen Stoffe, und vor allem die mikroskopische Untersuchung ließ keine Krankheitssymptome an den Gewächsen wahrnehmen. Die Seidenzüchter hielten jedoch an ihrer vorgefaßten Meinung fest, und während man früher unbesorgt gefüttert hatte, warf man jetzt ein ängstliches Auge auf alle Blätter, die schwarze Fleckchen zeigten. In diesen schwarzen Fleckchen, die man früher nicht gesehen, weil die Unruhe noch nicht die Beobachtung wach gerufen hatte, argwöhnte man den Sitz der Seuche, und sorgfältig wurden sie aus dem Futter entfernt. Nur eine Dame, die mit besonderer Neigung und mit Glück die Seidenzucht betrieb, Mme. de Lapeyrouse lieferte im Geist Lord Bacons den Beweis daß die Seuche nicht ihren Ursprung im Pflanzenreiche habe. Sie fütterte nämlich abgesonderte Bruten von Würmern ausschließlich mit fleckigen, ausschließlich mit unversehrten Blättern, und beide blieben von dem Uebel verschont.

Später bekehrten sich auch die Ansichten, die Maulbeerbäume wurden von dem Vergiftungsverdachte frei gesprochen und die Züchter schoben alles auf die „schlechten" Eier. Wem seine Zucht gelang, der hatte gute, wem sie verdarb, der hatte schlechte empfangen. Indessen zeigte sich im Ardèche- und Drômedepartement die Krankheit auch bei wilden Schmetterlingen. Ein Eichengehölz in der Nähe von Montpellier, das die Raupen sonst alljährlich aufzuzehren pflegten, blieb zur Zeit der Seuche grün und verschont. Ueberall fand man die Raupen der freien Schmetterlinge mit den nämlichen Krankheiten wie die gezüchteten befallen. Wir erinnern daran daß es ein so ausgezeichneter Zoolog ist wie Hr. v. Quatrefages der dieß versichert. Eine Seuche die nicht bloß eine Art, sondern eine ganze Thierordnung heimsucht und die sich durch Ansteckung fortpflanzt, ist etwas ganz neues und kaum faßliches; auch scheinen andere Beobachtungen des Naturforschers damit in Widerspruch zu stehen.

Das Uebel kam in Frankreich auch nicht unangemeldet. Vor zwanzig Jahren herrschte eine ähnliche Seuche in Cavaillon, im Jahre 1845 in der Gegend von Avignon. Aber erst im Jahre 1849 nahm die bisher sporadische Seuche einen allgemeineren Charakter an und traf gleichzeitig die Cevennen-, Var-, Ardèche- und Isère-Departements. Die vorausgehenden örtlichen Seuchen hatten aber zu einem neuen Handelszweig geführt: man bezog Eier aus gesunden Ländern und umgieng dadurch die Folgen der Pest. Anfangs wurden die Eier aus Spanien und Piemont bezogen. Seit 1851 zeigten sich aber auch unter ihnen Spuren der Krankheit und daher wendete man sich seitdem nur an die Lombardei. Mit Hülfe dieser auswärtigen Eier konnte sich die Erzeugung Frankreichs noch heben, ja sie erreichte ihren Höhenpunkt im Jahre 1853, obgleich schon damals das ganze Land mit Ausnahme etlicher inselartiger Räume von der Seuche angesteckt worden war. Im Jahre 1854 brach aber die Epizootie auch in der Lombardei aus, und von da ab durchzog sie Süditalien, Sicilien, Griechenland, den Archipel. Seit 1858 entdeckten sie lombardische Eierzüchter am caspischen Meer, 1859 überschritt sie den Kaukasus und gegenwärtig soll sie Bengalen und die chinesische Gränzen erreicht haben. Seltsam ist es daß einige wenige Räume gänzlich verschont blieben. Im Ardèche-Departement hat die Race Blanc-Annonay sich völlig gesund gehalten, und Ricasoli, der Ex-Regent Toscana's, producirte in der Nähe von Florenz prächtige Eier, die nach Piemont versendet und dort mit Erfolg gezogen wurden.

Die Krankheitserscheinungen waren übrigens sehr verschieden. Die Raupen starben nicht unter besondern neuen Formen, sondern entweder an der sogenannten Gelbsucht oder an der Negrone (Schwindsucht), Krankheiten die längst in der Pathologie der Seidenwürmer beschrieben, die auch den Schmetterlingssammlern wohl bekannt sind, und die zu jeder Zeit geherrscht haben, nur daß sie immer sporadisch auftreten und daß sie, wenn man nur die Patienten rechtzeitig von den Gesunden entfernt, nicht um sich greifen. Zur Zeit der Epizootie wurden aber ganze Bruten davon ergriffen und in kürzester Zeit hinweggerafft. Quatrefages entdeckte jedoch bald daß sämmtliche Würmer einen eigenthümlichen Anblick zeigten. Ihr Fell war mit kleinen schwarzen Punkten übersäet, und viele solche gezeichnete Thiere starben ohne jene gewöhnlichen Krankheitsformen nur an Erschöpfung. Manchen Seidenzüchter dessen Brut noch voller Gesundheit schien, mußte der Ra-

Digitized by Google

turforſcher auf das ſchlimmſte vorbereiten, denn wenn die Punkte auch dem unbewaffneten Auge nicht ſichtbar waren, unter der Loupe und dem Mikroſkop kamen ſie zum Vorſchein. Bei ſtarken Vergrößerungen zeigten ſich anfänglich gelbe Verdunkelungen auf der Haut, die ſich allmählich tiefer färbten und zuletzt ihre Durchſichtigkeit verloren, um zu einem ſchwarzen Punkt zu werden, der wie verkohlt ausſah, und wo jede Spur organiſchen Lebens aus den Geweben verſchwunden war. Dieſen Kern umgab dann gewöhnlich ein gelblicher Hof, welcher andeutete daß das Uebel concentriſch ſich ausbreitete. Nach den Häutungen der Raupe verſchwanden die Punkte, und der verjüngte Wurm erſchien wieder in voller Geſundheit, aber nicht lange, ſo kehrten die Todesboten wieder zurück und waren nach zwei bis drei Tagen in ihrer alten Geſtalt wieder da. Die meiſten Würmer ſtarben. Doch gelang es vielen ſich einzuſpinnen, ja ſogar auszuſchlüpfen. Die Schmetterlinge ſolcher kranken Würmer ſind ebenfalls am Körper ſchwarz gepudert, und ganz beſonders um die Oeffnungen der Eingeweide und des Eierſtockes häufen ſich die Punkte. Dürfte man Krankheitserſcheinungen wirbelloſer Thiere mit denen der Wirbelthiere vergleichen, ſo würden jene Flecken die meiſte Aehnlichkeit mit dem Brande haben. Doch hat Quatrefages wegen des Ausſehens der Würmer die Epizootie, Peprine oder Pfefferſeuche getauft. Nur iſt er der Anſicht daß das Peprine an ſich nicht tödtlich iſt, wie ja auch wir eine Menge Krankheiten, z. B. die Bruſtleiden haben, die nicht nothwendig zum Tode führen. Allein wie bei dieſen, kann eine geringe Erſchütterung des Wohlbefindens, die bei normalen Verhältniſſen wenig zu bedeuten hätte, zu einem jähen Ausgang führen. Daher glaubt Quatrefages daß das Peprine hauptſächlich nur Dispoſitionen zur Krankheit mit ſich bringe, ſo daß wenn ſich dann die gewöhnlichen Krankheiten zeigen, ſie ſogleich epizootiſch werden. Da das Peprine erblich iſt, alſo ſchon auf die Eier ſich überträgt, die geſunden von den kranken Eiern ſich aber noch nicht unterſcheiden laſſen, ſo hilft auch nicht mehr die Einführung fremder Eier. Frankreich hatte ſchon früher 33,000 Kilogramme Raupeneier zu 4 Mill. Frcs. eingeführt. Im Jahre 1858 ſtieg aber die Menge auf 55—60,000 Kilogr., die, da mittlerweile der Artikel aufgeſchlagen hatte, mit 26—28 Mill. Frcs. bezahlt werden mußten. Es kamen aber auch maſſenhaft kranke Eier in den Handel, ſey es aus Betrügerei, ſey es aus Unwiſſenheit.

Nun ſcheint hier das ökonomiſche Mittel zu liegen um der Seuche zu ſteuern. Es bezahlt ſich jetzt ſehr gut, nur auf Eier zu züchten ſtatt auf Geſpinnſte. Ueberall nun wo kleine Brutanſtalten waren, hat die Seuche keinen Eingang gefunden. Züchtungen zu 300 Grammen Eier verloren auch ſchon zu normalen Zeiten ein Zehntel Würmer mehr als Züchtungen zu 25—50 Grammen. Dieſer Unterſchied deutet darauf hin daß in großen Brutſtätten wie in großen übervölkerten Städten leichter Krankheiten ſich einniſten, und jener Unterſchied wird bei Epizootien geradezu verheerend. Die oben erwähnte Dame Mad. de Lapeyrouſe die ihre Würmer nur im Kleinen, auf Zweigen und faſt ohne Beheizung züchtet, hat 1858, 1859 und 1860 geſunde Thiere erzogen und geſunde Eier in den Handel geliefert. Wenn man alſo das Mikroſkop zu Hülfe nimmt und nie von kranken Würmern Eier zieht, ſondern bloß von geſunden aus den kleinen Anſtalten, wo der hohe Preis der Eier eine ſorgfältige Pflege erlaubt, ſo muß das Uebel weichen, wie noch alle Epizootien gewichen ſind.

Neu-Grenada.

Die Arnaken und die Sierra-Nevada.

Seit mehr als einem Jahr mich in dieſem Lande aufhaltend, kannte ich die Sitten der Eingeborenen und die agricolen Hülfsquellen des Bodens; ich hatte zahlreiche und angenehme Verbindungen angeknüpft, und durfte auf die Theilnahme meiner neuen Mitbürger zählen als wäre ich ein Landeskind geweſen. Der Augenblick ſchien mir jetzt gekommen zu ſeyn um meine Plane in irgendeinem Theil der Sierra-Nevada auszuführen. Ein franzöſiſcher Arbeiter Don Jaime Chaſtaing, der beſtändig ein Eldorado aufſuchte, war gerade ſehr unzufrieden mit ſeinem Geſchick und bat mich ihn als Theilhaber aufzunehmen, worauf ich leider einging, in dem Gedanken daß er endlich ſeinen Beruf erkannt habe (er war ſchon ſiebzig Jahre alt) und daß ſeine ſchlummernde Thätigkeit endlich erwacht ſey. Dabei erinnerte ich mich daß ich mitten unter den Arnaken-Indianern leben ſollte, fern von allem civiliſirten Verkehr, ohne eine andere Geſellſchaft als die Natur, meine Bücher und meine Plane. Wie ſüß müßte meinem Ohr in dieſen Einöden der Klang der Mutterſprache werden!

Vorerſt handelte es ſich um eine Unterſuchungsreiſe; aber vor dem Aufbruch begannen ſchon die Schwierigkeiten.

Von was ſollte ich leben in der Sierra, unter dieſen Indianern welche den Werth des Geldes nicht kennen, und Früchte und Wurzeln nur gegen Waaren vertauſchen? Sollte ich die Lebensmittel auf Eſeln und Maulthieren mit mir führen oder mich zum Tauſchhandel entſchließen wie ihn die Spanier treiben welche die Sierra beſuchen? Dieſes war das einfachſte und bequemſte Auskunftsmittel, das eines einzigen Thieres bedurfte um den kleinen Kram von einigen Pfunden Stockfiſchen, Nadeln und bunter Wolle, wie ihn die übrigen Handelsleute führten, über die Berge zu tragen. Gewöhnlich wird den Arnaken auch Branntwein verkauft, der als die beliebteſte Waare gilt, aber ich, in meiner Rolle als Civiliſator, hütete mich wohl ihnen dieſen verderblichen Trank zuzuführen.

Bei dem Beginn des Veranito[1] brach ich eines Morgens mit Luiſito, dem Sohn meines Handelsgenoſſen, zur frühen Stunde auf. Ich gieng voran, gefolgt von dem mit Waarenballen belaſteten Eſel; dann kam Luiſito, der zum erſtenmal

[1] Zweite trockene Jahreszeit, welche am Magdalene von Anfang Novembers bis Ende Decembers andauert.

Digitized by Google

reiste und ein ganzes Arsenal von Schußwaffen und Dolchen bei sich trug. Zwei Hunde deckten die Flanken der Karavane, welche über den schmalen Sanddamm längs den Dünen hinzog, an dem die Meereswellen sich brechen und ihn theilweise überfluthen, was ein beständiges Ausweichen und Auf- und Absteigen zur Folge hat, so daß dieser Marsch unter den glühenden Sonnenstrahlen ein sehr beschwerlicher ward. Dabei wurden wir von entsetzlichem Durst gequält, da unser Wasservorrath bald erschöpft war, und außer den süßsäuerlichen Cactusfrüchten an den Kämmen der Dünen keine Erfrischung sich in unserm Bereich fand. Endlich erreichten wir die Bucht la Guasima, welche dem großen Dorf Camarones, das weiter im Lande liegt, als Hafen dient, und während mein Gefährte sich zum Schlafen niederlegte, suchte ich nach einer Quelle die sich in der Nähe finden sollte. Sie war vielleicht erst am vorigen Tag versiegt, denn der Boden war noch feucht, aber nicht ein einziger Wassertropfen fand sich in dem Becken. Als ich Luisito diese betrübende Nachricht mittheilen wollte, schaute ich von ungefähr in die Höhe und sah an dem alten Palmbaum, unter welchem er sich gelagert hatte, zwei Nüsse halbversteckt unter den welken Zweigen. Welch wunderbaren Fund! Der armselige Baum, der einzige an der ganzen Küste, war von den Vorübergehenden so sehr mißhandelt worden durch Messerhiebe, daß mir gar nicht in den Sinn gekommen war nach Früchten zu suchen. Ich erkletterte ihn mit Mühe und pflückte die köstlichen Nüsse. Als ich nachher einmal wieder vorüber kam, war der Baum völlig abgestorben, ihm zur Seite aber eine Herberge entstanden, so daß der Reisende auf diesem glühenden Gestade jetzt nicht mehr fürchten darf vor Durst umzukommen.

Weiterhin dehnt sich die weite Lagune von Camarones aus, welche mit dem Meer durch den Canal von Novio-Quebrado in Verbindung steht; manchmal ist diese Mündung ganz durch den Sand verstopft, so daß man trockenen Fußes sie überschreiten kann; aber meistens bildet sie einen Strom, der zwischen dem Meer und der Lagune hin und her fließt. Dieß war jetzt der Fall, und wir mußten daher an letzteren hinaufgehen und durch das Wasser waten, das eine Bank von Klippen überströmte die kaum zu unterscheiden waren. Dieser Uebergang war voll Mißgeschick, da unser Lastthier einsank, die Ballen ins Wasser fielen und mühsam wieder aufgefischt werden mußten, so daß wir ganz durchnäßt, zerrissen und mit wunden Füßen endlich das andere Ufer erreichten. Luisito hatte seine Pistolen verloren, und ich meine Fußbekleidung, so daß ich in Sandalen weiter wandern mußte. Wir hofften mindestens auf eine erträgliche Nacht, um uns in dem Rancho von Punta-Caricari von den Mühen des Tages auszuruhen; aber wir hatten nicht auf die Moskitos und Pitos gezählt, große Käfer, welche über die Schlafenden hinkriechen und sie bis aufs Blut peinigen. Die ganze Nacht gieng hin in vergeblichen Versuchen einzuschlafen und in Promenaden am Meeresufer, um eine Stelle aufzufinden welche nicht von den Stechfliegen heimgesucht war.

Welche Freude als endlich der Morgen anbrach, kühl und erfrischend wie er es immer ist in den Tropengegenden; Bäume, Dünen, Landstreifen stiegen aus dem Dunkel auf, bis endlich die Sonne den Saum des Horizonts vergoldete, und die Wellen mit Funken bestreute. Wir umgiengen das Vorgebirge von Punta-Tapias; bei jedem Schritt entfalteten sich gegen Westen neue Schönheiten der wunderherrlichen Gebirgswelt. Die ganze Kette der Sierra zeigte sich von ihren Gipfeln und Schneefeldern bis zu ihren Füßen in ihrer Pracht zwischen dem reinen Blau des Himmels und dem des Meeres. Dabei völlige Einsamkeit, nichts was an das Daseyn der Menschen erinnerte; selbst das animalische Leben wurde nur durch einige Adler vertreten, welche über dem Meer kreisten. Schaumwogen, welche um eine Klippe schlugen, unterbrachen allein das großartige Schweigen dieses Naturbildes, das mich reich entschädigte für alle Mühsal meiner Reise.

Bevor wir das Dörfchen Manavite erreichten, mußten wir den Enna, den gefährlichsten Strom der ganzen Provinz überschreiten, dessen Lauf besonders reißend und der mit Krokodilen, Haifischen und Zitterrochen bevölkert ist. Es ist allgemein angenommen daß die Krokodile in manchen Flüssen furchtbarer sind als in andern wo sie niemals Menschen angreifen. Vielleicht erreichen sie in manchen diesen Wassern eine größere Stärke oder werden mehr durch den Hunger getrieben, wenn die Ufer minder bevölkert sind und die Nahrung seltener ist. Die Schlagrochen sind vielleicht noch gefährlicher, indem ihre geringste Berührung hinreicht zu betäuben. Diese schrecklichen Thiere haben die Perlenfischereien von Panama verödet; im Jahre 1854 wurden siebzehn Negerfischer aus jener Stadt durch sie getödtet.

Wir mußten nun zuerst den Esel abladen, um über die Barre an der Mündung des Stromes zu gelangen, in dem eine kleine Sandinsel das Wasser theilt das zu beiden Seiten sich bricht und schäumt. Nachdem das Lastthier glücklich hinübergetrieben und auch die Waarenballen und Hunde zur Stelle gebracht waren, galt es noch den 200 Meter breiten Hauptstrom zu passiren, doch gieng uns hier das Wasser nur über den halben Leib, so daß wir es mit unsern Machetes untersuchen und die Raubthiere verjagen konnten, die uns zu nahe kamen. Glücklich erreichten wir das andere Ufer, aber einige Minuten darauf, beim Ueberschreiten eines kleinen Tümpels, wo wir diese Vorsichtsmaßregel außer Acht ließen, wurde einer unserer Hunde plötzlich von einem Krokodil erhascht, stieß einen schwachen Schrei aus und verschwand mit seinem Räuber unter dem Wasser.

Die Sierra-Nevada ist beinahe nach allen Seiten hin von einer Zone von Sümpfen eingefaßt, welche durch Anhäufungen von Felstrümmern und Geschieben von der Ebene geschieden sind. Diese Haufen von Steinen und Kieseln gleichen vollständig den Moränen in den Alpen, und es gilt die Frage, ob auch die tropische Zone dereinst ihre Eisperiode gehabt, oder ob diese Geschiebe durch die Gewalt der Wasser angehäuft worden sind?

Bevor es Nacht wurde, gelangte ich an die Hütte von Pantano, welche am Gestade sich erhebt, an der Stelle wo der Pfad nach der Sierra das Meeresufer verläßt und ins Innere des Landes dringt. Hinter dieser Hütte mußten wir eine

Digitized by Google

dieſer Moränen überſchreiten, die mit ſtachlichten Bäumen überwachſen war, um in eine grüne Savana zu gelangen, wo da und dort Gruppen von Tulpenbäumen, einige Palmen (Mauritia vinifera) und Büſchel von rieſigem Schilfe ſtehen. Hier beginnen die Sümpfe welche zur trockenen Jahreszeit durch die Gebirgswaſſer entſtehen, die zur Regenzeit mächtig genug ſind die Dünenkette zu durchbrechen und alsdann dieſe ſtagnirenden Reſervoirs zu reinigen. Leider fand unſere Reiſe gerade zur ungünſtigſten Periode ſtatt, und der Pantano ſtrömte ſeine verderblichſten Miasmen aus der ſchlammigen Fläche aus. Eine Oeffnung zwiſchen dem Schilfe zeigte uns die Stelle wo der Fußpfad hinführte, und ungeachtet des Ekels den uns der Anblick dieſes Sumpfes einflößte, den unſere Phantaſie mit kriechendem Gewürme bevölkerte, verſuchten wir dennoch hindurchzudringen, bald jedoch verſanken wir bis an die Schultern in dem lauen Schlamme, der mit ſtinkendem Qualm uns betäubte; unſer Laſtthier weigerte ſich hartnäckig weiter zu gehen, und ſo blieb uns nichts anderes übrig als zurückzukehren, woher wir gekommen waren. Der Beſitzer der Hütte am Pantano, ein blinder ausſätziger Greis, konnte uns nicht begleiten, war aber bereit uns gegen unſern Eſel einen Ochſen zu leihen, der ſchon mehrmals die Reiſe nach der Sierra gemacht hatte, und uns als Führer dienen konnte. Und in der That ſchlug dieſes Thier einen von uns gar nicht beachteten Pfad mitten durch das Schilf ein, und geleitete uns nach einer Landſpitze, die zu beiden Seiten von tiefen Buchten umgeben war.

Bald wurde die Luft friſcher und minder feucht, das Murmeln der Waſſerbäche, der Vögelgeſang, die üppige Schönheit des Pflanzenwuchſes verkündigte plötzlich den Zonenwechſel. Ueber unſern Häuptern kreuzten ſich die hohen Kronen der Palmen, durch ein Netz von Lianen verbunden; Pandanen ſchoſſen wie grüne Raketen aus dem Blättergewirre auf; Orchideen klammerten ſich an die Aeſte und zeigten ihre ſeltſamen Blüthengeſtalten; einige abgeſtorbene Baumſtämme lagen unter Laub und Blumen begraben. Hier und da hiengen die Neſter des Gonzalitovogels wie Früchte an den ſchwankenden grünen Gewinden; auf dem Boden zogen unendliche Schaaren von Ameiſen hin und trugen ihre Beute in ihre unterirdiſchen Behauſungen. Die Luft war erfüllt von dem Geſchwirre, Gezirpe und dem Geſang der Vögel und Inſecten welche dieſe Einſamkeit voll Leben bevölkerten, die durch den Schritt und die Stimme des Menſchen gleichſam entweiht wird.

Nachdem die erſten Abhänge erſtiegen ſind, gelangt man zu dem Rancho des Volador, ſo genannt nach einem Baum (Gyrocarpus americanus), der ſeine weiten Aeſte über deſſen Dach ausbreitet. Dieſer Rancho wurde von den Aruaken-Indianern errichtet zum Schutz der unglücklichen Reiſenden, welche Ermüdung, Unwetter oder die angeſchwollenen Gebirgsbäche hinderten ihre Wanderung fortzuſetzen; unglückliche habe ich geſagt, denn es iſt kaum möglich hier zu exiſtiren vor der Maſſe von Inſecten und andern Thieren, welche die Einwohner mit dem Namen Plaga, „Landplage,“ bezeichnen. Außer den Moskitos gibt es noch eine Menge anderer Stechfliegen, welche abwechſelnd den hülfloſen Schläfer anfallen und ſein Geſicht unkenntlich machen. Zecken, Sandflöhe ſind eine weitere Qual, der Scorpione, Schlangen, Spinnen und Tauſendfüßer gar nicht zu gedenken. Das Laſtvieh wird überdieß von den Vampyren verfolgt, welche daſſelbe umkreiſen und im Stand ſind in einer Nacht ein Pferd oder einen Stier zu tödten.

Der Bach der neben der Hütte hinfließt, führt in ſeinem Sand vielen Goldſtaub; aber bisher blieben alle Verſuche denſelben auszuwaſchen fruchtlos, da den Moskitos nicht Stand gehalten werden kann. Der franzöſiſche Vice-Conſul zu Rio-Hacha hatte die Erlaubniß erhalten einige Jahre zuvor dieſe Placers auszubeuten; aber ungeachtet einer künſtlichen Vorrichtung um die geflügelten Blutſauger abzuhalten, ungeachtet ſeine Arbeiter verſchleiert und behandſchuht waren, wurde das einträgliche Gewerbe nach einigen Tagen wieder aufgegeben. Später verſuchte es abermals ein Italiener, der es aber nicht ſo lange auszuhalten vermochte, und ſich mit einem Gewinn von 10 Piaſtern begnügte. Die einzigen menſchlichen Weſen im Stand hier zu exiſtiren, da ſie durch einen Panzer von Ausſatz geſchützt ſind, wären die Einwohner von Dibulla und der nächſten Dörfer, denen aber gar nichts daran gelegen iſt ihre Habe zu vermehren. Wir hatten zum Glück keine Urſache uns aufzuhalten, und giengen um ſo raſcher als wir noch den nächſten Lagerplatz erreichen wollten, vor dem Gewitter, das in der Sierra gewöhnlich zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags losbricht. Der Fußpfad geht zuerſt über die Cuchilla, einen Granitgrat, der 1800 Meter hoch iſt, und dann windet er ſich um einen Thalkeſſel von ungemeiner Fruchtbarkeit, wo vor 300 Jahren das Dorf Bonga geſtanden iſt. Dann mußten wir über den Bergſtrom Santa Clara ſetzen, während der Donner ſchon grollte und der dem Regen vorangehende Wind die Bäume ſchüttelte. Unſere Ochſen ſchritten gelaſſen durch das wirbelnde Waſſer, wir nebenher, anſtatt auf ihren Rücken den Paß zu verſuchen, hatten wir große Mühe zwiſchen den Felsblöcken durchzukommen. Ich verlor meine Sandalen, hatte aber die Freude unſern Hund zu retten, den die Strömung mit ſich fortriß. Einige Minuten darauf kamen wir zu der Hütte von Cueſta-Baſilio, wo wir zu lagern gedachten; als ich mich umſah, fehlte der Hund; ungeachtet des Regens kehrte ich zurück auf unſerem Weg, rief nach ihm ohne eine Antwort zu erhalten. Wahrſcheinlich konnte das arme Thier vor Kälte und Angſt erſtarrt ſich nicht weiter ſchleppen, und lag irgendwo im Dickicht begraben.

Am folgenden Tage ſetzte ſich unſere Reiſe auf dieſelbe Weiſe fort, unter ähnlichen Mühſalen; aber je weiter wir kamen, deſto großartiger entfalteten ſich unſere Umgebungen, und die Herrlichkeit der Anſichten ließ mich vergeſſen daß ich mit bloßen Füßen wanderte, auf dem rauhen Felspfade. Endlich erreichten wir den Paß von Caracaſaca, und verfolgten eine der alten Indianerſtraßen mit ihren Treppenſtufen von Granitplatten. Bald führte uns eine Hängebrücke nach der Hochfläche von San-Antonio mit einem Indianerdorf und einer zerſtörten Kirche.

Digitized by Google

Pan-de-Leche, der berühmte Cazike oder Anführer der Aruaken, den ich schon mehrmals zu Rio-Hacha gesehen hatte, nahm uns hier auf. Er war ein kleiner Mann, mit schwarzrother Hautfarbe und runzelvollem Gesicht; an seinem leichten Gang, seinem ruhigen Blick erkannte man den reichen vornehmen Häuptling, stolz auf seine zahlreichen Ahnen und zufrieden mit dem Geschick, das ihm in dieser Welt zu Theil geworden war. Er besaß auch in der That ein Duzend Ochsen, zwei Maulthiere, mehrere Zuckerplantagen, und war der erste seines Stammes gewesen der sich den Luxus gestattete Milchbrode zu essen, denen er seinen lächerlichen Namen verdankte. Er allein konnte sich in seinem Handelsverkehr von der verderblichen Vermittlung spanischer Krämer frei machen, da er die Erzeugnisse seiner Felder durch seine Ochsen nach Rio-Hacha oder Dibulla förderte und seinen Tauschhandel selber betrieb. Gewöhnlich trug er dieselbe Kleidung wie seine Landsleute, den Strohhut und die Tunika von blauer Baumwolle; aber wann er in das spanische Gebiet hinabstieg, hielt er darauf, in kurzen Beinkleidern und der runden Tuchjacke mit Metallknöpfen zu erscheinen. Aus dem Gewinn seines Handels hatte er sich zu San-Antonio und mitten in seinen verschiedenen Pflanzungen zahlreiche Wohnungen erbauen lassen, in deren jeder eine seiner Frauen untergebracht war; er selbst bewohnte eine Hütte mitten in dem Dorf, die, wenn auch nicht viel größer, doch besser ausgestattet war als die seiner Untergebenen. Hier verwaltete er die Gerechtigkeit; aller Streit und Hader wurde durch ihn geschlichtet, ohne daß je die über seinen Bescheid unzufriedenen Aruaken bei dem Gericht zu Rio-Hacha appellirt hätten. Um die Achtung seiner Unterthanen zu gewinnen, hatte er sich nie in ihrer Gegenwart betrunken; wenn er eine Chicha-Flasche leerte, schloß er die Thüre seiner Hütte, und dann durfte niemand sein tiefes Nachsinnen stören. Pan-de-Leche hatte nur einmal in seinem Leben Unglück gehabt, aber auch dieses zu seinem Vortheil auszubeuten gewußt. Während er sich in dem Rio-Hacha badete, hatte ihm ein Krokodil die rechte Hand abgebissen. Er ließ sich auf der Stelle eine Hand von Sturzblech anfertigen, die aus Höflichkeit allenthalben für Silber angesehen wurde, und seitdem war er nie aus dem Haus gegangen, ohne einen Stock mit goldenem Knopf an das glänzende Glied zu befestigen, den er majestätisch neben sich herschleppte; dieser Stock, berühmt in der ganzen Provinz, war ein Richterstab, ein Königsscepter, eine Zauberruthe, welche die Aruaken nur mit Zittern anzusehen wagten. Als wir vor dem Häuptling erschienen, schaukelte er sich in seiner Hängematte; er erhob sich rasch um eine majestätischere Stellung anzunehmen, und setzte sich auf den großen Stamm eines Baumfarn, der mitten in der Hütte stand, indem er uns niedrigere Sitze neben der Thüre anwies. Nach einem alten Gebrauche all derer die in die Sierra eindringen, Handelsleute oder Reisende, kündigten wir dem Oberhaupt unsere Ankunft an und baten ihn um seinen hohen Schutz, wie auch um die Gastfreundschaft in irgendeiner seiner Hütten. Er hörte uns mit geschlossenen Augen an, und stieß von Zeit zu Zeit ein schwaches Aechzen aus, wie ein Schläfer, den ängstliche Träume plagen. Plötzlich stand er auf ohne die mindeste Antwort ertheilt zu haben, indem er den berühmten Stock an seiner Blechhand befestigte und aus der Hütte verschwand. Wir sahen uns fragend an als ein Aruake in die Hütte trat, und uns ankündigte daß wir uns zu Hause befänden. Pan-de-Leche hatte uns die ungemeine Ehre erwiesen, uns seine eigene Hütte abzutreten, und sich nach einer seiner Pflanzungen begeben. Alsbald nach seiner Entfernung stürzte sich eine große Zahl Indianer, welche neugierig unsere Unterredung mit dem Caziken abgewartet hatten, herein, um unsere Waaren zu erhandeln. Bald häuften sich die Massen der Bananen, Pfirsichäpfel, Marenta und Arracateta-Wurzeln in Pyramiden auf dem Boden; aber die meisten Indianer, indem sie die Stockfische, Nadeln und Wolle erstanden, schienen aufgebracht und erstaunt, nicht auch Branntweinflaschen unter unsern Waaren zu sehen, da sie zum erstenmal mit Handelsleuten unserer Art zu thun hatten.

(Schluß folgt.)

Die Organe der ungarischen Staatsverfassung.

Von A. Leist.

Durch die kaiserliche Entschließung vom 20 October 1860 hat das Königreich Ungarn nach „eilfjährigen schweren Leiden" wieder seine alte constitutionelle Verfassung erhalten, und es wird demnach dieses Land sich in Zukunft durch seine Landtage selber Gesetze geben, sowie über Steuerausschreibung und Recrutenaushebung verfügen. Auf dem Standpunkte der pragmatischen Sanction vom Jahre 1723 stehend, ist das constitutionelle Ungarn zur Unterstützung und Hülfeleistung Oesterreichs verpflichtet, und dieselben Pflichten haben die Gesammtprovinzen Oesterreichs vice versa gegen Ungarn. Durch das kaiserliche Diplom vom 20 October ist das durch und durch gährende und durch eine unglückliche 11jährige Regierung an den Rand der Revolution getriebene (?) Ungarn für das Haus Oesterreich wieder gerettet worden. Eine vollständige Beruhigung des Landes ist allerdings in Ungarn noch nicht eingetreten, und es werden dort Tumulte und Conflicte so lange an der Tagesordnung seyn, solange noch der gegenwärtige provisorische, immer noch nach dem hier verhaßten österreichischem Fuß gemodelte Zustand fortdauern wird. Selbst die gegenwärtigen Conflicte in Ungarn stehen in innigster Beziehung mit der allerdings schon gewährten, aber wie natürlich noch nicht reorganisirten Constitution. Es erfolgen Steuerverweigerungen, Tabakmonopols-Krawalle u. s. w. aus dem Grunde weil fortan nur der Landtag das Recht der Steuerbewilligung hat. Daß weder die Hofkanzlei in Wien, noch die seit dem 2 Januar 1861 in Wirksamkeit getretene ungarische Statthalterei in Ofen von bedeutendem Einflusse ist, dieß haben bereits mehrere Thatsachen gezeigt. Nach mäßigen und beruhigenden Einflüssen forscht man vergeblich. Eine

Digitized by Google

Comitatsverſammlung ſucht die andere zu überbieten, und ſelbſt bisher beliebte Perſönlichkeiten, welche jetzt als Obergeſpane fungiren, verlieren ihr Anſehen und ihre Gewalt, wenn ſich dieſelben nicht der überſtürzenden Bewegung anſchließen oder, nach einem profanen Ausdrucke, nicht mit den Wölfen heulen. Aber trotz der ſchäumenden Wogen der Agitation in den Comitatsverſammlungen wird die Ueberfluthung des Stromes wieder in ihr Bett zurückkehren und einen regelmäßigen Lauf nehmen. Diejenigen Conſervativen Europa's welche mit Beſorgniß auf die gegenwärtigen Auftritte in Ungarn blicken, werden ſehr bald von ihrer Beſorgniß befreit ſeyn, und im Gegentheil werden die Anhänger des Nationalitätsprincipes in Italien, Polen, in den Donaufürſtenthümern u. ſ. w., welche noch immer in den Magyaren in einem bevorſtehenden Kampfe den Bundesgenoſſen zu finden wähnen, ſehr bald enttäuſcht werden.

Im allgemeinen wurzelt auch in den Magyaren tief ein conſervatives Gefühl für König und Vaterland, daß es gar nicht befremden darf wenn der ſeit 1849 in der Verbannung lebende ehemalige ungariſche Juſtizminiſter, Szemere, die Erklärung abgegeben hat daß Ungarn mit ſeiner wiedererlangten ſelbſtändigen Verfaſſung zufrieden ſeyn könne. Und derſelbe warnt wiederum in ungariſchen Blättern daß ſich die Magyaren nicht als blinde Werkzeuge der Revolution zu fremden Zwecken und namentlich zur Befreiung Venetiens mögen gebrauchen laſſen.

Die Conſtitution.

Die Grundlage zur heutigen ungariſchen Conſtitution hat ſchon der heilige Stephanus, erſter König von Ungarn, durch die Ertheilung des erſten geſchriebenen Geſetzes im Jahr 1016 gelegt, und die darin enthaltenen Beſtimmungen haben noch heutzutage unter dem Namen „Decretum Stephani“ Geltung. Stephan I theilte das junge, erſt zum Chriſtenthum bekehrte Reich in 72 Comitatus (Geſpanſchaften), und ernannte in jedem Comitat einen Obergeſpan, Fö Iſpan, Supremus Comes, und einen Iſpan, Geſpan. Die Benennung Iſpan und das daraus entſtandene deutſche Wort Geſpan hat ihren Urſprung von dem ſlaviſchen Pan (Herr), und zeugt von dem damaligen Einfluſſe des reichlich vorhandenen ſlaviſchen Elements auf die innere Geſtaltung und Entwicklung des Landes. Der zur Ueberwachung der Obergeſpane geſetzte Palatinus (Palaſtgraf) wurde Nador Iſpan genannt, welche Bezeichnung gleichfalls aus dem Slaviſchen „na dwor“ entſtanden iſt und einen Herrn des Hofes bezeichnet. Die Macht und das Anſehen des Palatinus (Palaſtgrafen, Pfalzgrafen) iſt erſt im Verlauf der Zeit ſehr erweitert worden.

Eine allgemeine Landesvertretung gab es ſchon vor dem Decret des heiligen Stephanus, und zwar in den öffentlichen Volksverſammlungen, zu welchen jeder waffenfähige Mann Zutritt hatte. Dieſe Verſammlungen der großen Menge arteten bei dem damaligen geringen Culturzuſtande des Volkes natürlich oft in Zügelloſigkeiten aus, und der milde Stephan beſchränkte dieſelben nur auf die 72 Geſpane, Comites, und dieſe erſten Reichstage erhielten daher den Namen Comitiae. Denn daß in Ungarn ſchon damals die lateiniſche Sprache die Geſchäfts- und Hofſprache war, war eine natürliche Folge des großen Einfluſſes, deren die begünſtigte, meiſt aus dem Ausland zugeſchickte Geiſtlichkeit ausübte, welche der ungariſchen Sprache nicht kundig war. Namentlich aber wußte die Geiſtlichkeit ihren Einfluß zur Hebung ihres Anſehens auf die Staatsverwaltung zu benützen, und die Macht des Adels äußerte ſich in bedeutenden Anmaßungen, wodurch das Landvolk bedrückt und das Emporblühen der Städte und die Entwicklung der Induſtrie verhindert wurde. Die Geſetze des Königs Stephan ſind von ſeinen Nachfolgern in einer die Zeitverhältniſſe und den Culturzuſtand des Volkes abſpiegelnden Weiſe vermehrt, und namentlich ſind die Privilegien des Adels und der Geiſtlichkeit erweitert worden, aber zu einem eigentlichen feſten Abſchluſſe einer Conſtitution iſt es nicht gekommen.

Ein ſehr weiſer Geſetzgeber war Koloman, 1095—1114, welcher die Verordnungen gegen Hexen und Zauberer annullirte, „weil dergleichen nicht exiſtiren.“

Geyſa oder Gijöſö II, 1141—1162, rief deutſche Einwanderer in das Land, bevölkerte die Zips und Siebenbürgen, und hob namentlich durch dieſelben den Bergbau des an Metallen reichen Ungarlandes. Nachdem mehrere Könige den Kampf mit dem Adel und der Geiſtlichkeit ſiegreich beſtanden hatten, gelang es den letztern erſt unter der an Verwirrungen und Unordnungen reichen Regierung des Königs Andreas II ausſchließliche und ſehr bedeutende Privilegien an ſich zu reißen. Solche Privilegien waren: gänzliche Steuerfreiheit des hohen Adels und der Geiſtlichkeit, Erblichkeit der Lehen und Würden, Vereinigung mehrerer Aemter in einer Perſon und andere, wodurch die Staatscaſſe entleert, der niedere Adel und der Bürger gedrückt, und der leibeigene Bauer (Jobbágy) der Scholle und der Verkäuflichkeit verſchrieben wurde. Vergeblich war der Verſuch der Unterdrückten, unter Mithülfe des Sohnes und Mitregenten des Königs Andreas Bela, das harte Joch abzuſchütteln; die Bevorzugten nahmen die Partei des Königs, und dieſer beſtätigte in der Reichsverſammlung des Jahres 1222 alle abgetrotzten Rechte des Adels in der „Magna charta“ oder „Bulla aurea.“

Somit wurde durch dieſen Freiheitsbrief die monarchiſch-ariſtokratiſche Verfaſſung Ungarns geſchaffen, und die damals errungenen Prärogativen des Adels bildeten die Hauptpunkte der ungariſchen Conſtitution, bis gegen die Hälfte dieſes Jahrhunderts, wo der Adel, den Erforderniſſen und dem Geiſt der Zeit Rechnung tragend, auf die Steuerfreiheit freiwillig Verzicht leiſtete. Durch die goldene Bulle Andreas' II wurde auch die alljährliche Abhaltung eines Reichstages am St. Stephanstage zu Stuhlweißenburg beſtimmt. Letztere Stadt war damals, wie es auch der deutſche Name andeutet, der Sitz der Könige.

Zu dem fünften Artikel der Bulla aurea wurde die bemerkenswerthe Clauſel hinzugeſetzt: „daß bei Verletzung der Verfaſſung von Seiten des Königs die Unterthanen (subditi) gegen denſelben revoltiren (rebellare) können. Dieſe Clauſel wurde jedoch durch die Stände unter Leopold I geſtrichen, weil dieſelbe zu vielen Mißdeutungen und Berufungen Ver-

Digitized by Google

anlassung gegeben hatte. Der Widerstand des Landes war aber nichtsdestoweniger immer vorhanden, so oft die österreichische Regierung im Verlauf der späteren Zeit den unglücklichen Versuch machte die Verfassung der Ungarn anzutasten. Ob Sieger, oder besiegt, immer war es Oesterreich, das durch die Unbeugsamkeit der Ungarn zur Zurücknahme seiner Maßnahmen genöthigt wurde.

Es war eine gänzliche Verläugnung der Geschichte, als im Jahr 1849 die österreichischen Staatsmänner, gegenüber einer großen, dem Haus Habsburg treu gebliebenen Partei des hohen Adels, die ungarische Constitution aufhoben und Ungarn als eine eroberte Provinz der Monarchie einverleibten. Schon nach einem Decennium und nach erlittenem unendlichen Nachtheil mußte die Regierung ihren Fehler bereuen.

Die Nachfolger des Königs Andreas erließen zwar dann und wann gute Gesetze, räumten den eingewanderten Deutschen, welche gern gesehen und „hospites" genannt wurden, bedeutende Vorrechte ein, aber das Loos des besteuerten Landvolkes, „misera contribuens plebs," ward nicht gemildert. Nur König Siegmund bewilligte im Jahr 1405 den Bauern das Recht der Freizügigkeit, und den königlichen Freistädten die Vertretung bei den Reichstagen. Der große Matthias Corvinus stellte nach Besiegung des gegen ihn empörten übermüthigen Adels eine geordnete Comitatsverfassung und bessere Gerichtspflege her, und hinterließ noch lange nach seinem Tod unter dem Volk den Ruf eines gerechten Fürsten.

Der blühende Zustand des Reichs hatte aber bald nach Matthias' Tode ein Ende genommen, und schon unter Ludwig II hatte die Willkürherrschaft des Adels den höchsten Gipfel erreicht. Der König war ohne Geld, Macht und Ansehen, und der Bauer welcher sich vorher gegen den Adel empört und schrecklich gewüthet hatte, wurde mehr als je geknechtet, und das von Stephan Werbötzi verfaßte Gesetzbuch (Tripartitum) bestätigte das harte Joch desselben.

Die Kämpfe um den Thron zwischen den Fürsten von Siebenbürgen und dem Hause Oesterreich, die Türken- und Religionskriege, die innerlichen Unruhen und Bürgerkriege setzten nun noch viele Decennien hindurch die harten Prüfungen des Landes fort. Und als im Jahre 1688 die Stände auf dem Preßburger Reichstag auf ihr Wahlrecht Verzicht leisteten und die Krone den männlichen Descendenten des Hauses Habsburg übertrugen, gaben sehr bald die österreichischen Einrichtungen Stoff zu fortgesetzten Unruhen, welche erst 1711 mit dem Frieden zu Szathmar ihr Ende nahmen. Im Jahre 1723 sicherte Kaiser Karl als König von Ungarn durch die pragmatische Sanction, welche der ungarische Reichstag annahm, die Erbfolge auch für die weiblichen Nachkommen. Den ungarischen Thron und die gegenseitigen Pflichten und Rechte wurden festgesetzt und bilden gegenwärtig das Grundgesetz Ungarns in dem Verhältniß zu Oesterreich. Unter Maria Theresia, wo der Adel durch freiwillige Abgaben große Opfer brachte, wurden die Unterthanenverhältnisse durch das sogenannte Urbarium gemildert.

Joseph II, welcher sich nicht krönen ließ, um nicht den Eid auf die Verfassung leisten zu müssen, hatte keinen Reichstag einberufen, und versuchte die Lehnsrechte und Steuerfreiheit des Adels aufzuheben, machte sich aber durch gewaltsame Einführung der deutschen Sprache auch bei den von ihm in Schutz genommenen Bauern verhaßt, und mußte, wie bekannt, alle seine Reformen und Einrichtungen widerrufen.

Unter der Regierung des Kaisers Franz zeigten die Ungarn große Anhänglichkeit an das Haus Habsburg, und der conservativ gesinnte Adel spendete zu den Kriegen gegen Napoleon 70,000,000 fl. in freiwilligen Abgaben, und der Aufruf Napoleons 1809 an die Ungarn fand gar keinen Anklang.

Der König zeigte sich auch nicht undankbar gegen die Magyaren, und die Nation nahm in den späteren Jahren seiner Regierung einen erfreulichen Aufschwung. Die königliche Propositionen waren der Zeit entsprechend, und seinerseits schuf der Landtag ungeachtet einiger Mißhelligkeiten mit der Regierung, insbesondere auf Antrag der liberalen Ständetafel vortreffliche Gesetze und Einrichtungen, aber die Verhandlungen über das Urbariale kamen erst in dem denkwürdigen Reichstag 1835 unter König Ferdinand V zur Beschlußnahme, womit das Verhältniß des Bauern zu seiner Grundherrschaft geordnet, und der Adel einen Theil der unbedingten Steuerfreiheit aufgab. So gereichte endlich die ungarische Constitution auch dem Bauer zum Wohl; er erhielt: Eigenthumsrecht an Grund und Boden, und die Ablösbarkeit aller gutsherrlichen Frohnen und Lasten wurde vom Reichstag in bestimmten Artikeln ausgesprochen. Nach mehrhundertjähriger Unterdrückung konnte nun endlich der Bauer ein freier Mann werden, aber seine Lage hatte sich im allgemeinen schon so gebessert, daß von dem Ablösungsrecht nur wenig Gebrauch gemacht wurde.

Die freisinnigste Ausdehnung hat aber die ungarische Verfassung durch das Wahlgesetz vom Jahre 1847—1848 genommen, indem nach demselben die 10 Millionen Bewohner nicht weniger als 1,400,000 Wähler geben, ein Verhältniß, welches fast in keinem constitutionellen Staat Europa's vorkommt.

Der Landtag.

Der ungarische Landtag besteht aus zwei Tafeln, nämlich: aus der Magnatentafel (Förendek) und aus der Ständetafel (Rendek). Wie schon der Name andeutet, besteht die Magnatentafel aus der hohen Aristokratie (Magnates, Optimates et barones regni) und den Erzbischöfen und Bischöfen unter dem Vorsitz des Palatinus, welcher auch gewöhnlich als Stellvertreter des Königs den Landtag zu eröffnen pflegte. Die Ständetafel wird gebildet von den Deputirten der Comitate, der Capitel, der königlichen Freistädte und der privilegirten Districte. Vor dem Gesetze des Jahres 1847—1848, wo die Hauptbestandtheile der ungarischen Constitution die Privilegien des Adels bildeten, war die Vertretung der Städte nur eine sehr geringe, so daß von den 47 königlichen Freistädten mehrere zusammengenommen einen Wahlbezirk bildeten und einen Landtagsdeputirten zu wählen hatten. Mit der Abschaffung der Robote des Bauern und mit dem Aufhören der Privilegien des Adels hat das Wahlgesetz die größte Ausdehnung genom-

Digitized by Google

men, und es ist nicht nur die Anzahl der Comitats-, sondern insbesondere der Deputirten der Städte bedeutend vermehrt worden, so daß die Vertretung der letzteren jetzt eine gerechte und würdige ist. Von den Freistädten und einzelnen berechtigten Gemeinden werden 60 Deputirte auf den Reichstag geschickt; die Hauptstadt des Landes, Pesth, welche früher nur einen Deputirten wählte, hat jetzt fünf, die Stadt Debreczin drei u. s. w. Aus den Wahlbezirken der Comitate, der freien Districte und den übrigen Städten werden 281 Deputirte zum Reichstag gesendet, und dieselben erhalten außer der Wohnungsentschädigung täglich 5 fl. Diäten. Jeder unbescholtene zwanzigjährige Mann, wenn er auch nur ein jährliches Einkommen von 100 fl. nachweisen kann, ist Wähler, und jeder Wähler welcher das 24ste Jahr erreicht hat kann Wahlmann werden.

Der versammelte Landtag berath die königlichen Propositionen und bewilligt die in demselben ausgesprochenen und geforderten Steuern, Subsidien, Contributionen und die zur Ergänzung der ungarischen Regimenter erforderlichen Recruten. Der Reichstagsordnung gemäß gebührt den königlichen Propositionen der Vorrang vor den Anträgen der Stände. Wenn auch die königlichen Vorlagen als nur dem Land aufzulegende Lasten oft viel besprochen und streng geprüft worden sind, so ist es doch bekannt daß der Reichstag oft, und besonders in Zeiten der Noth, hochherzigerweise mehr bewilligte als der König verlangt hat. Zugleich hatte ja auch der Adel selbst die Pflicht, in Zeiten wo das Land in Gefahr war, auf seine eigenen Kosten sich auszurüsten und gegen den Feind zu ziehen, was landesüblicherweise „Insurrection" genannt wurde. Bei der heutzutage erforderlichen Ausbildung und sehr vervollkommneten Ausrüstung des Krieges dürften dergleichen Insurrectionen sich allerdings überlebt haben.

Zu den Functionen des Landtags gehört auch die Krönung des Königs, welche durch den Reichsprimas, Erzbischof von Gran, in der St. Martinskirche zu Preßburg vollzogen wird, und wobei der König den feierlichen Eid leistet, die Constitution unverbrüchlich zu halten und das Land gegen die Feinde zu vertheidigen. Die Königin wird, dem herkömmlichen Gebrauche gemäß, vom Bischof von Weßprim gekrönt, wenn dieser Act von dem König verlangt wird. Der Landtag hat auch das Recht den Palatinus zu wählen.

Das Recht des Königs ist aber auch keineswegs unbedeutend. Der König von Ungarn hat bekanntlich den Titel „apostolische Majestät" schon vom Papst Sylvester II erhalten, und wählt als solcher die Bischöfe und Erzbischöfe. Der König hat das Recht den Adel zu ertheilen, Güter zu verschenken, und ihm gebührt die Ernennung oder Bestätigung der Würdenträger des Landes. Das Münz- und Postwesen ist in den Händen des Königs, er verfügt über die Truppen und hat das Recht Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Auch müssen alle Beschlüsse der beiden Landtagstafeln erst vom König sanctionirt werden, wogegen bei etwaigen Rechtsverletzungen der Landtag sowohl als die Comitatsversammlungen das Recht der „Repräsentation" an den König haben. Der nächste ungarische Landtag, welcher hoffentlich dem Lande den langersehnten inneren Frieden geben wird, ist bekanntlich auf den 2 April d. J. festgesetzt.

Die königliche Statthalterei.

Durch die kaiserliche Entschließung von 16 Dec. 1860 ist auch die königliche Statthalterei in Ofen wieder hergestellt worden. Nachdem die bisherigen Statthaltereiabtheilungen aufgelöst worden sind, fand schon am 2 Jan. d. J. die Eröffnungssitzung dieses Rathes unter dem Präsidium des Tavernicus statt, und nach der Vereidigung der Räthe hat diese oberste ungarische Behörde ihre Wirksamkeit angetreten.

Die königliche Statthalterei, welche das dirigende Collegium und die eigentliche ausübende Regierung des Landes ist, besteht in ihrer neuesten Organisation aus 22 Sectionen, welche alle Zweige der inneren Verwaltung umfassen, und zu deren Anschaulichung wir folgende Sectionen nennen: I. Die Gremial-Section. II. und III. Die katholische Section. IV. Die Section für höheren Unterricht. V. Die Abtheilung für Elementarunterricht. VI. und VII. die protestantische und griechisch-nicht-unirte Section. VIII. Die gemeinrechtliche Comitats- und Districtual-Section. IX. Section für innere Comitats- und Districtual-Administration. X. Die gemeinrechtliche städtische Section. XI. Commercial-Industrie und nationalökonomische Section. XIV. Section für Ecclesial- und Culturökonomie. XXI. Die Section für Preßangelegenheiten. XXII. Die Section für Urbarialangelegenheiten. Der Tavernicus oder Judex tavernicorum, welcher nach dem Palatinus den Statthaltereirath präsidirt, ist Chef der beiden Kronhüter, welch letztere nun ebenfalls ernannt worden sind, und von welchen jeder drei Schlüssel zur Krone hat, so daß mit den drei Schlüsseln des Tavernicus neun Schlüssel vorhanden sind.

Die ungarische Hofkanzlei.

Die mit der ungarischen Verfassung natürlicherweise nun auch ins Leben gerufene Hofkanzlei in Wien hat unter dem Hofkanzler Baron Vay und Vicekanzler von Zsedenyi ebenfalls ihre alte Wirksamkeit wieder angetreten. Schon der Umstand daß sich die ungarische Hofkanzlei in Wien befindet, deutet an daß diese Hofkanzlei, gemäß der Verträge in der pragmatischen Sanction, das eigentliche ungarische Ministerium des Innern ist, so daß der Minister des Innern des Kaisers von Oesterreich, Hr. v. Schmerling, seit dem Bestehen der Hofkanzlei mit den ungarischen Angelegenheiten gar nichts zu schaffen hat. Der Kaiser spricht als König von Ungarn zu den ungarischen Behörden und Comitaten nur durch das Organ der Hofkanzlei, wie dieß bereits in dem von den beiden Kanzlern unterschriebenen Rescript vom 16 Jan. d. J. an die sich überstürzenden Comitate der Fall war. Da also der König seine Souveränetätsrechte nur durch die Hofkanzlei ausübt, diese also auch die Mittlerin zwischen König und Volk ist, so ist die einflußreiche Bedeutsamkeit dieses Organs klar ersichtlich, ebenso erklärlich ist es aber auch daß dieses Organ, wenn es die Aussöhnung zwischen König und Volk bewirken

Digitized by Google

soll, zur besonnenen und maßvollen Haltung rathet, von einzelnen Comitaten verdächtigt, und in Ermanglung der Reichstagsbestimmungen diese ungarische Behörde als ungesetzlich bezeichnet wird; dergleichen Präsentationen aber werden aufhören, sobald der ungarische Landtag einzelne Punkte der pragmatischen Sanction bestimmt erklärt haben wird, denn diesen ist es vorbehalten alle auf die Schwächung der beiden selbständigen Staaten hinzielenden Punkte zu verändern oder gänzlich aufzuheben, wenn dieselben seiner Einsicht gemäß dem heutigen Standpunkte nicht mehr entsprechen sollten.

Die Comitate.

Die ungarischen Comitate haben ihre Autonomie und versammeln sich in sogenannten Congregationen wenigstens viermal des Jahres, um über sociale, ökonomische und politische Angelegenheiten zu berathen und Beschlüsse zu fassen. Der Versammlungsort ist das Comitatshaus, welches sich gewöhnlich im Hauptort des Comitates befindet. Mit Einschluß der wieder einverleibten Wojewodschaft zählt Ungarn über vierzig Comitate und einige Districte. Jedes Comitat wird wieder in einige Bezirke getheilt, in welchen ein Stuhlrichter die Gerichtsbarkeit über die Adeligen ausübt. Das Comitat hat die specielle Verwaltung des Landes in Händen, übt die Gerichtspflege aus, und ist also die unmittelbare Obrigkeit der Bevölkerung in der Gespanschaft, mit Ausnahme der Freistädte, welche ihren eigenen Magistrat haben. Die Comitatsbeamten werden alle drei Jahre von dem Adel und jetzt auch von den wahlberechtigten Honoratioren gewählt, welcher Wahlact „Restauration" genannt wird. Die Würde des Obergespans ist in vielen Gespanschaften erblich, und derselbe wird in seinen Functionen oft vom Vicegespan vertreten. Jeder neue Obergespan wird feierlich vom Adel installirt, und es sind dergleichen Installationen mit ihrem nationalen Gepränge interessante Acte und mit viel Kosten und Aufwand verbunden. Sowohl bei den Congregationen wie bei den Instaurationen fehlt es nicht an stürmischen Auftritten, und es muß das Gebahren des niederen Adels nur durch die hierauf bezüglichen Gesetze gezügelt werden, dessenungeachtet sind in den letzten Decennien, insbesondere bei den Deputirtenwahlen, Excesse und Parteikämpfe vorgekommen. Wie sich das gegenwärtige Wahlgesetz vom Jahre 1847—48 in dieser Beziehung bewähren wird, und ob und wie weit der Einfluß der Adeligen ohne Qualification von dem bei weitem größten Theil der nichtadeligen Wähler beschränkt werden wird, muß die Folge erst lehren. Die Deputirten der Comitate werden für den Landtag mit Instructionen versehen, und bei der Abstimmung darf kein Deputirter, wenn derselbe nicht die Zurückrufung gewärtigen will, seine Instruction überschreiten; hat derselbe in der zum Beschlusse gekommenen Sache keine Instruction, so muß er sich vorläufig der Abstimmung enthalten und seine eingeholte Instruction abwarten (!).

A. R. Wallace's Bemerkungen über Neu-Guinea.

Alfred Wallace, der berühmte Zoolog, hat im Journal of the Royal Geogr. Society, einen Bericht über einen dreimonatlichen Aufenthalt auf Neu-Guinea gegeben, welche Insel bis jetzt zu den bestignorirten Theilen der Erde gehört. Die Ungastlichkeit und Bösartigkeit der Einwohner überzeugten den Naturforscher daß es nur einen einzigen Platz auf der Insel gibt wo Europäer längere Zeit verweilen können, ohne den anthropophagen Eingebornen zum Leckerbissen zu werden. Dieser Platz heißt Dorey, und liegt in einer Bucht die von einem Ausläufer des Arfakgebirges der nördlichen Halbinsel gebildet wird. Neu-Guinea wird, versichert uns der Naturforscher entschieden, nur von Papuas bewohnt, unter denen sich keine Malayen aufhalten, wie behauptet worden ist. Das Arfakgebirge, welches Gipfel bis zu 9500 Fuß besitzt, ist außerordentlich wild und zerrissen. Kette steigt über Kette empor, und diese Gebirge setzen sich fort auf den anliegenden Inseln Wagion, Salwatty und Balauta. So weit Wallace das Land überschauen konnte, ist es mit dichtem Wald überzogen, und nur an dem Fuß der Abhänge hie und da eine Lichtung der Eingebornen sichtbar. Der Zoolog hatte sich große Ausbeute für sein Museum versprochen, und namentlich wollte er neuen Arten von Paradiesvögeln nachstellen, allein Dorey lag sehr ungünstig zwischen Sumpf und unzugänglichen Felsenwänden, auch war die Fauna der nächsten Umgebung auffallend arm. Vor allem aber hinderte ihn an der Ausbeute das Fieber, an welchem beständig zwei oder drei seiner Leute und zuletzt er selbst darniederlag. Dieß ist auch kaum zu verwundern, da während der drei Monate seines Aufenthaltes Regen die Regel, Sonnenschein die Ausnahme war. In der einen Hälfte des Tages fielen starke Schauer, in der andern Hälfte feine Spritzregen, und selbst an den heitern Tagen war die Luft mit Dünsten gefüllt. Der letzte Monat der in die sogenannte trockene Jahreszeit fiel, war der schlimmste von allen. Auch die Winde wollten nicht recht zu den herkömmlichen Theorien passen, nach denen die Hinfahrt bei West- und die Rückfahrt bei Ostmonsun hätte stattfinden sollen, während die Richtung der Winde genau die umgekehrte war.

Die Bewohner von Dorey wohnen an der Küste oder halb und halb im Meere, denn sie bauen ihre Häuser auf Pfählen an der oder etwas unterhalb der Ebbegränze. Ein abscheulicheres Obdach als diese Hütten will Wallace nirgends gesehen haben, während die Binnenbewohner der Insel, die sich nicht physisch von den Doreyanern, wohl aber durch ihre Sprache unterscheiden und von letztern Arfaki genannt werden, Häuser bis zu 12 und 15 Fuß Höhe errichten. Sie stehen auf einem kleinen Wald dünner Stämme, welche durch diagonale Stangen ihren Halt bekommen. Es ist höchst merkwürdig daß die rohen Papuas den Gebrauch des diagonalen Gebälkes kennen, während die ziemlich hochgesitteten Buginesen und Makassaren nichts davon wissen. Die Arfakis sind Ackerbauer, die Doreyaner Fischer und Kaufleute, in letzterer Eigenschaft also auch gastlich gegen die Fremden und die

Digitized by Google

malayischen Kauffahrer gesinnt die bei ihnen anlegen. Sie nähren sich vom Fange der Schildkröten und des Tripang (bêche de mer); diesen und das Schildpat verhandeln sie an die muhammedanischen Schiffer gegen Glasperlen, Messer und Zeuge, mit denen sie wieder von den Arfakis Reis, Yams, Plantanen und Brodfrüchte eintauschen. Sie besitzen alle Racenmerkmale der Papuas, flache Stirn, mächtige Brauen, breite Nase mit niedergebogener Spitze, grobes geringeltes Haar, welches bisweilen eine steife Krone bildet und dann sehr geschätzt wird, sowie endlich schmutzig schwarze Hautfarbe, die aber bei einzelnen Personen zu einem schönen Braun, bei andern so hell wird wie der Teint der Malayen. Die Männer tragen nur einen Streifen Rindenzeug als Gürtel, die Frauen einen Mattenrock oder einen buginesischen Sarong. Das Tättowiren ist allgemein im Gebrauch, und die Zeichnungen auf der Haut sind bei den Frauen von großer Eleganz. Sonst kann übrigens das schönere Geschlecht auf Neu-Guinea als abschreckendes Beispiel von Häßlichkeit gelten.

Geistig und sittlich unterscheiden sich die Papuas von den Malayen durch ihr ungestümes Wesen, dem jede Selbstbeherrschung und jedes Verbergen von Leidenschaften fremd ist. Sie sind neugierig, gesprächig und erheben bei Lachen und Schwatzen einen großen Lärm. Trauen darf man aber auch nicht einmal den sonst friedfertigen Doreyanern. Ihr Kunstsinn zeigt sich an den Schnitzwerken womit sie ihre Fahrzeuge und ihre Hausgeräthe verzieren, sowie an den obscönen Karyatiden an den Pfosten ihrer Berathungshäuser. Die Sprache der Doreyaner gleicht der der Aru- und der Ke-Inseln, insofern sie eine große Anzahl einsylbiger und wiederum eine Menge vielsylbiger Wörter enthält im Gegensatz zu dem streng zweisylbigen Charakter der malayischen Sprachenfamilie. Daß sie verschiedene Ausdrücke für den nämlichen Gegenstand kennt, je nachdem damit ein Pronomen verbunden ist, z. B. für mein Kopf, dein Kopf, sein Kopf, darin schließt sie sich wieder an die polynesischen Sprachen an. Wie oben bereits erwähnt wurde, dienen Schildpat und Tripang als wichtige Tauschartikel. Auch Sago und wilde Muscatnüsse werden ausgeführt, und zwar sind letztere so reichlich vorhanden daß ein kleiner Schooner volle Ladung erhält. Die Hauptrimesse der Nordküste ist aber eine wohlriechende Baumrinde, Mussoey genannt, die nach Java ausgeführt wird, wo die Eingebornen ein Oel als Arzneimittel daraus pressen.

Deutsche Missionäre haben seit drei Jahren auf Manfinarn, einer kleinen Insel gegenüber von Dorey, Bekehrungsversuche begonnen, aber noch wenig Erfolg gehabt. Das Missionswesen in Niederländisch-Indien leidet überhaupt an dem großen Gebrechen daß die Heidenbekehrer gleichzeitig Kaufleute sind. Erst kürzlich war in Lombock der Fall vorgekommen daß ein solcher Apostel bankerott gemacht und ein Deficit von 20,000 Dollars hinterlassen hatte. „Das beste und wirksamste Missionsverfahren," bemerkt Wallace, „ist in den „Straßen," in Siam und in China das der französischen Jesuiten, weil sie in Armuth und in völliger Gütergemeinschaft zwischen Lehrern und Jüngern leben, und dadurch beweisen daß nur das geistige Wohl der Gemeinde ihr Ziel ist."

Als Wallace noch in Dorey war, kam am 5 Mai ein holländischer Kriegsdampfer mit einem Segelschiff an. Sie gehörten zu der Erforschungsexpedition für Neu-Guinea und hatten Amboina im März verlassen, waren dann an die Südwestküste der Insel gegangen, und hatten die Westküste bis nach Dorey hinauf untersucht. Wenige Tage vorher hatte aber ein Kohlenschiff diesen Hafen verlassen, welches zwei Monate lang auf den Dampfer, ja etliche Tage länger gewartet hatte als die Instructionen lauteten. Die Expedition versah sich jetzt, da es an Kohlen fehlte, mit Brennholz, und eben war der Vorrath an Bord und sollte der Dampfer nach Amboine in See stechen, als das Kohlenschiff wiederkehrte. Jetzt wurde das Holz wieder aus- und die Kohlen eingeladen, auch besuchte der Dampfer die Humboldtbucht, und eröffnete während seines Aufenthaltes einen Verkehr mit den Eingebornen, allein seine übrigen Vorräthe waren bereits erschöpft, und so konnte er seine Erforschungen nicht fortsetzen. Die Aufgabe der Expedition die in einer völligen Umschiffung Neu-Guinea's bestanden hatte, war also nur zum kleinsten Theil gelöst worden.

Natur- und Culturgeschichtliches über den Pisang.

Die Palmen und die natürliche Familie der Musaceen, unter denen die Pisang- oder Bananen-Form die erste Stelle einnimmt, gehören unstreitig zu den imposantesten Gestalten, denen wir auf dem Gesammtgebiet der Pflanzenwelt begegnen. Schon längst, und zwar seit dem frühesten Beginn der Cultur des menschlichen Geschlechtes, ist erstern der Preis der Schönheit zuerkannt worden; aber in demselben Maß scheinen auch die Pisang-Gewächse unsere ganze Aufmerksamkeit zu verdienen, denn wenn sie auch nicht die riesige Höhe wie die meisten Palmen erreichen, so können sie doch hinsichtlich ihrer außerordentlichen fast von keiner andern Pflanze erreichten Größe ihrer Blätter kühn mit denselben in die Schranken treten, und was die Zahl und den köstlichen Geschmack ihrer Früchte betrifft, so bleibt es noch unentschieden welche von diesen beiden Pflanzenfamilien für manche Bewohner der Tropenwelt von größerer Wichtigkeit, von erheblicherm Nutzen sey. Es ist wohl nicht zu viel gesagt wenn man behauptet: innerhalb der Wendekreise sey die Existenz zahlreicher Völkerstämme aufs innigste mit dem Daseyn der Bananen verknüpft.

Asien scheint das Vaterland dieser auffallenden Pflanzenform zu seyn. Wie in dem Westen, so ist auch in dem Osten dieses Welttheils ihr (malayischer) Name „Pisang" fast allgemein in Gebrauch gekommen. Schon Plinius scheint den Pisang gekannt zu haben und beschreibt ihn unter dem Namen „Pala," d. h. Feige, weßhalb ihn die Portugiesen Figueira nennen. Bei den Systematikern der ältern Zeit heißt deßhalb die Frucht desselben Ficus indica oder Musa paradisiaca (Paradies-Feige, Adams-Feige, Paradies-Apfel), weil dieser auch im Innern von Ceylon wild wachsende Baum nach der Legende der Araber auf dieser Insel von dem be-

Digitized by Google

kanntlich ſtark bewallfahrteten Adams-Pik die verbotene Frucht aus dem Paradies tragen ſoll, ſeine Blätter aber den erſten aus dem Paradies vertriebenen Menſchen angeblich dazu gedient haben um ihre Schamtheile damit zu bedecken. Daher nennt Marco Polo, welcher auf ſeinen Reiſen den Bananen häufig begegnete, ihre Früchte ſchon Pomi paradisi. Der bekannte Reiſende J. de Marignola, welcher die Inſel Ceylon im Jahr 1340 beſuchte, ſchildert den Piſang als einen Baum ſo dick wie eine Eiche, aber von einer ſo zarten Structur daß ein Menſch ſeinen Stamm mit dem Finger durchbohren könne; derſelbe ſey ſtets ſaftig, mit den prächtigſten, ſmaragdgrünen, oft 10 Fuß langen und mehrere Fuß breiten Blättern geſchmückt, welche man — wie dieß noch jetzt häufig im Orient geſchieht — zu Tiſchtüchern gebrauche, wie bei neugebornen Kindlein zu Windeln, in denen man ſie in den Sand lege. Die Frucht, nur aus der höchſten Krone herabhängend, wohl zu 300 Stück an einer Pflanze, von verſchiedener Größe, bald ſo groß wie eine Hand, bald nur wie ein Finger, zeige, wenn man ſie quer durchſchneide, jedesmal das Bild eines Gekreuzigten, der wie mit einer Nadel durchſtochen ſey.

Der Piſang hat mit der Cocos-Palme die merkwürdige Eigenſchaft gemein daß er eine außerordentlich weite Verbreitungs-Sphäre beſitzt und in den wärmern Gegenden beider Hemiſphären gedeiht. In dieſer Beziehung werden beide Gewächſe von manchen Pflanzengeographen Kosmopoliten genannt. Beide gelangen jedoch nur in ſolchen Ländern zur vollkommenſten Ausbildung deren mittlere Jahrestemperatur nach A. v. Humboldt über 24° Celſ. beträgt.

Auch bei dem Piſang wie bei der Cocospalme iſt die genaue Beſtimmung der urſprünglichen Heimath bis jetzt noch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, und es weichen die Anſichten berühmter Pflanzengeographen, wie A. v. Humboldt und Rob. Brown, beſonders noch in der Beziehung von einander ab: ob dieſes merkwürdige Gewächs bloß in dem alten oder auf dem neuen Continente zugleich als heimiſch angetroffen werde. Die meiſten der jetzt lebenden Botaniker neigen ſich jedoch zu der Anſicht hin daß Oſtindien als die primitive, wenn auch nicht als die ausſchließliche Heimath des Piſang zu betrachten ſey, wenn ſchon gegenwärtig die Cultur dieſer Pflanze in Weſtindien und vielen Ländern im tropiſchen Amerika, der Anwendung nach ein großes Uebergewicht über die in Oſtindien gewonnen hat. Der kürzlich der wiſſenſchaftlichen Welt entriſſene Rob. Brown, welchen Martius für den größten Pflanzenkenner der je gelebt hat zu halten geneigt iſt, war der Anſicht zugethan daß die neue Welt nicht als das urſprüngliche Vaterland der Banane betrachtet werden dürfe, weil keine Art des Geſchlechtes Muſa in Amerika als wild und einheimiſch, vielmehr nur als Culturpflanze, jedoch in vielerlei Spielarten oder Varietäten, angetroffen werde. Es laſſe ſich hiſtoriſch nachweiſen daß dieſelben dort eingeführt worden ſeyen, während man in den tropiſchen Gegenden von Aſien fünf wohl unterſchiedene Muſa-Arten kenne, die daſelbſt im wilden Zuſtande vorkämen, und in wenigſtens 16 Varietäten durch die Cultur ausgeartet ſeyen. Rob. Brown war ferner der Meinung daß die Banane welche man dermalen in Amerika cultivire, ſich recht gut auf die in Indien wachſende Musa sapientum zurückführen laſſe, ſowie daß die in Amerika gezogenen Bananen keine Samen trugen, wohl aber die in dem continentalen Indien einheimiſchen. Neuere Reiſende, wie Desvaux und Finlayſon beſtätigen dieß inſofern, als ſie auf der an der Südſpitze von Siam gelegenen Inſel Pulo Ubi eine Menge Bananen antrafen, welche nicht nur blühten, ſondern auch in ihren Früchten vollkommen ausgebildete Samen enthielten; Finlayſon war vollkommen davon überzeugt daß ſie aus Samen entſtanden und nicht durch Menſchenhand auf jene Inſel gekommen waren. Eine Stütze ſeiner Anſicht fand er darin daß die Früchte dieſer Bananen keineswegs ſo köſtlich ſchmeckten als diejenigen welche man den Cultur-Bananen entnahm. Die wilde Frucht hatte nämlich kaum eine fleiſchige Hülle, ſie war vielmehr von lederartiger Beſchaffenheit und ſchloß eine Menge ſchwarzer Samen ein die wie von einer Art klebrigen Vogelleims umhüllt waren, während bei den cultivirten dieſe Samen kaum durch ſchwarze Flecken angedeutet werden, oder auch wohl gänzlich fehlen. Die Banane gehört jedoch nicht bloß dem indiſchen Oſten der alten Welt an, ſie findet ſich vielmehr ſogar in entgegengeſetzter Richtung an der Küſte von Oman in Arabien auf der Inſel Akgia, wie uns Edriſi erzählt und zwar in fünf Varietäten, woraus man faſt den Schluß zu ziehen geneigt ſeyn möchte daß ſie daſelbſt nur als Culturpflanze gezogen und vielleicht aus Indien auf denjenigen Theil der arabiſchen Küſte gelangt ſeyn möchte der, wie wir jetzt wiſſen, ſo frühzeitig ſchon in vielfacher Hinſicht mit Malabar im Verkehr ſtand. Abu Hanifa ſagt zwar die Muſa ſey in Oman einheimiſch und wachſe daſelbſt wild wie die Papyrusſtaude, indeß Abdallatif, ebenſo ausgezeichnet als Arzt wie als Naturforſcher, führt ſie doch als einen Bewohner von Indien, Yemen und Syrien an, der von Damascus bis nach Aegypten gehe, und ſo reichliche Früchte trage daß ihre Zahl auf 3—500 geſchätzt werden könne. Auch Burckhardt traf reiche Piſang-Pflanzungen in Arabien an, namentlich auf dem niedrigen Küſtengebiete des rothen Meeres, beſonders in der Nähe von Dſchidda, ſowie auf der Pilgerſtraße zwiſchen Mekka und Medina und in den Gärten welche letztgenannte Stadt umgeben. Sonnini meint, die in Syrien und in Aegypten gezogenen Bananen habe man nur als ausländiſche Gewächſe anzuſehen, die landeinwärts nicht weiter als Kairo gebaut würden. Mit der Herrſchaft der Araber mögen ſie ſchon frühzeitig, wie ſo manches andere Gewächs, längs der Geſtade des mittelländiſchen Meeres nach Tunis, Tripolis und Algier, ſowie an die gegenüber liegenden Küſten der iberiſchen Halbinſel gewandert ſeyn. Als Link den Grafen v. Hoffmannsegg nach Portugal begleitete, bemerkte er im Garten Algarves in Faro auch Bananen, welche im Freien ſehr gut aushielten. Schon im Anfang des 16ten Jahrhunderts wurden ſie zu Almeria in Granada cultivirt, deßgleichen auf Gran Canaria, auf welche Inſel ſie nach L. v. Buch von Guinea aus ſollen verpflanzt worden ſeyn. Oviedo, welcher die Eroberung Amerika's durch ſeine Landsleute ſo meiſterhaft beſchrieben hat, verſichert daß die Banane im Jahr 1516 durch Thomas de

Digitized by Google

Berlangas von den canarischen Inseln auf die westindischen, und zwar zuerst nach S. Domingo sey verpflanzt worden, und daß von hieraus ihre Cultur weiter zur Tierra Firme vorgeschritten sey. Da nun die spanischen Geschichtschreiber, nachdem die neue Welt entdeckt war, nichts von dem einheimischen Vorkommen der Banane in Amerika zu erzählen wissen, so hat sich hieraus die allgemeine Ansicht von der Verpflanzung der Banane aus der alten Welt in die neue festgestellt. Gern würde man sich, wie L. v. Buch treffend bemerkt, dem Gedanken hingeben daß die köstliche Frucht der Banane als ein Aequivalent der jetzt unentbehrlich gewordenen Kartoffel zu betrachten sey, wenn nicht A. v. Humboldt behauptet hätte daß mehrere Arten oder vielmehr Varietäten der Musa, und zwar die vorzüglichste von allen, nämlich die unter dem Namen „Arton" vorkommende — auf welche wir später noch zurückkommen werden — schon vor der Entdeckung Amerika's dort einheimisch gewesen und benutzt worden seyen. Die Verpflanzung der Arton oder Musa sapientum dorthin unterliegt nun zwar keinem Zweifel, indeß kann doch der Fall unterstellt werden es seyen in Amerika schon andere Musa-Arten heimisch gewesen, deren wilde Existenz durch die neue Cultur verwischt sey, wie die des wilden Reises in Asien und so mancher andern Culturpflanzen anderwärts. So unbekannt wie die Abstammung unserer heutigen so zahlreichen Birnen- und Aepfelsorten von einem wilden Pyrusstamm ist, eben so schwierig nachweisbar mag die Verschmelzung der eingeführten Bananen mit den im tropischen Amerika eingeführten seyn. Die Spanier nennen bekanntlich die Banane Plantana, Platana oder auch Platano, sie unterscheiden in Amerika, wie uns dieß A. v. Humboldt mitgetheilt hat, drei Varietäten, welche vorzugsweise dort cultivirt werden, nämlich die wahre, eigentliche Platana, Platana Arton, vielleicht identisch mit Linné's Musa paradisiaca, sodann den Camburi, die Musa sapientum, und zuletzt den Dominico, bei Rumph unter dem Namen Musa regia vorkommend. Während seines Aufenthaltes in Mexico und auf der Tierra Firme hörte A. v. Humboldt überall daß der Arton und Dominico dort schon längst vor der Ankunft der Spanier seyen angebaut worden, daß aber der Camburi, der auch Guineo heiße, wie sein Name schon andeute, von der afrikanischen Küste nach Amerika gebracht worden sey. Dieser letztere, der auch in den temperirten Zonen vorkommt, wie auf den Canarien, in den südlichen Provinzen in Spanien, so wie auf Sicilien, macht sich besonders kenntlich durch seinen dunkel gefärbten und gestreiften Stamm, so wie durch seine verhältnißmäßig kleine Frucht, welche eine verlängert-eiförmige Gestalt besitzt. Nur ihn, so wie den Dominico, kenntlich an seinem hellgrünen Stamm und seiner sehr kleinen abgestumpft dreieckigen Frucht, traf A. v. Humboldt auch im Thal von Caracas in einer Höhe von 2700 Fuß über der Meeresfläche an. Der Platana Arton reicht keineswegs so hoch hinauf, und nur in einer wärmeren Atmosphäre gelangen seine Früchte zur Reife. Mit diesen Angaben stimmen auch die Aussagen von Garcilasso de la Vega und des Padre Joseph de Acosta überein. Der erstere bemerkt in seinen Commentaren zur Geschichte der Incas, es hätten zur Zeit der Herrschaft dieser Fürsten der Mais, die Quinoa, die Kartoffel, so wie in den temperirten und heißen Zonen die Bananen die Hauptnahrung der Peruaner ausgemacht. Acosta sagt zwar nicht mit Entschiedenheit daß die Banane, als die Spanier das Land eroberten, schon in demselben heimisch gewesen sey, bemerkt jedoch daß sie daselbst in großer Menge ihrer trefflichen Früchte wegen in unzähligen Bananenpflanzungen (Platanares) gebaut werde, obgleich man von anderer Seite behaupte, sie seyen erst aus Aethiopien (vielleicht Congo oder Guinea) dahin übersiedelt worden, und daß die Neger von ihnen den stärksten Gebrauch machten. Fast überall an den Ufern des Orinoco, Cassiquiare und Rio Beni, zwischen den Bergen von Esmeralda und den Quellen des Carony, mitten in den dichtesten Wäldern, wo Indianer ihre Hütten aufgeschlagen hätten und die nothwendigsten Culturpflanzen zögen, treffe man auch Plantationen von Manioc und Bananen an, ohne daß es sich nachweisen lasse daß die Indianer je mit Europäern in Verbindung gestanden hätten. Aus allen diesen Nachrichten glaubt A. v. Humboldt den Schluß ziehen zu können daß, wenn auch auf die andern Varietäten eingeführt, doch der Arton, kenntlich an seinem glatten, hellgrünen Stamm, so wie an seiner längern, scharfkantigen, dreieckigen und an der Spitze gekrümmten Frucht, die wahre tropische Banane Amerika's sey, welche schon vor der Ankunft der Spanier daselbst cultivirt wurde, jene eingeführten aber nur die cultivirten Varietäten Amerika's vermehrt hätten.

Faßt man alle diese Angaben zusammen, so ergibt sich daß Amerika, obwohl selbst schon ausgestattet mit einheimischer Bananencultur, von beiden Seiten, von Westen und von Osten, vom stillen und vom atlantischen Ocean her, durch neue Varietäten bereichert worden zu seyn scheint, wodurch das Erkennen der einheimischen und ursprünglichen Arten schwierig gemacht wird. Es erscheint uns hier gleichsam ein Ring in der Culturzone der Banane, denn wenn wir mit der Oster-Insel beginnen, über die Gesellschafts-Inseln (Tahiti), wo Cook und Forster Bananencultur bereits vorfanden, dann über die australischen Inseln, deren keiner nach J. Crawfords Versicherung sie zu fehlen scheint, fortschreiten, und auf die Nord-Ostküste des australischen Continents, wo sie ebenfalls nicht fehlt, gelangen, so können wir von ihrer äußersten Südgränze wieder nach der Küste von Malabar zurück, von welcher wir als einer entschieden primitiven Heimath der Musa sapientum ausgegangen waren.

Die Verbreitungssphäre dieses außerordentlichen Gewächses ist daher bei weitem größer als bei der Cocospalme, denn sie geht im tropischen Amerika zu beiden Seiten des Erdgleichers bis zum 33° der Breite, also noch in die subtropische Zone hinein, eben so in der alten Welt, und zwar in Afrika nach Lichtensteins Bericht bis ins Outeniqualand; nordwärts über die canarischen Inseln, nach Spanien und an den östlichen Küsten von China über die Insel Formosa nordwärts zu den Liukhiu-Inseln, und bis nach Hangtschufu (unter 30° nördl. Br.) am südlichen Ende des berühmten Kaisercanals, woselbst der bekannte englische Reisende Barrow noch die schön-

Digitized by Google

sten Bananen wachsen sah. Sie scheinen auch auf die japanischen südlichen Inseln verpflanzt worden zu seyn, denn ihre Früchte werden daselbst mit unter den fremden Obstarten aufgeführt.

Was das Vorkommen der Banane auf Ceylon betrifft, so fand man sie im Zustande der Wildheit zum erstenmale auf dem Wege von Kandy nach dem Adams-Pik hin in einem wilden Gebirgslande, aber hier wo sie sich selbst überlassen und uncultivirt war, erschienen ihre Früchte nur klein, von dünner Fleischmasse umgeben, jedoch zahlreiche Samen enthaltend. Im Norden von Hindostan, z. B. in der Umgegend von Scheranpur, bis wohin die Palmen-Zone sich erstreckt, etwa unter 30° n. Br., trifft man auch noch die Banane an, und zwar auf Höhen von 2000 Fuß über der Meeresfläche. Sie trägt hier sogar noch eßbare Früchte und dringt selbst in das Alpenland von Nepal ein, wo die höchsten Berge der Welt erscheinen und wo die kalten Gebirgshöhen und die tiefen, geschützten, zum Ersticken heißen Thäler die größten Contraste hinsichtlich tropischer und nordischer Pflanzenformen hervorrufen, indem man saftstrotzende Ananas und himmelhohe Palmen, z. B. Chamaerops Martiana in Gesellschaft mit Eichen und Tannen antrifft. Zu Kathmandu, der Hauptstadt des genannten Landes, stirbt zwar, nach Fr. Buchanans Beobachtungen, beim Eintritt des Winters, der Stamm oder vielmehr der Schaft der Banane bis auf die Wurzel ab, aber die Pflanze leidet doch so wenig durch die rauhe Jahreszeit daß sie in dem darauf folgenden Frühlinge von neuem Schößlinge treibt. Dieser Ausdauer hat man es auch wohl zuzuschreiben daß es dem berühmten Sultan Baber, dem Beherrscher von Ferghana, Samarkand und Kabul, nachdem er im Jahr 1524 die Stadt Lahore erobert hatte und hier durch die Pracht der daselbst wachsenden Bananen entzückt war, wirklich gelang, dieselben nebst dem Zuckerrohr in seinem großen, nahe bei dem Fort Adinahpur in Kabulistan gelegenen Garten zu verpflanzen, woselbst sie, nach des Sultans eigener Aussage, wuchs und gedieh, wobei jedoch berücksichtigt werden muß, daß dieser Garten, obgleich auf dem Plateau von Dschellalabad befindlich, dennoch in einem geschützten Bergthale lag. Wenn schon die Banane in diesen hoch gelegenen, unwirthlichen Gegenden vorkommt, so kann es weiter nicht befremden, wenn sie im wilden Zustande in Dschittagong angetroffen wird, woselbst eine bei weitem mildere Luft weht; nach Turnbull Christie wird sie auf den niedern West-Ghats im Darwar-Gebiete wild angetroffen, und nach Fr. Buchanan auf dem Plateau von Sunda in Gärten gezogen, in denen man sie in Reih und Glied pflanzt. In den mittlern und nördlichern Theilen von Malabar ist sie eine der geschätztesten Culturpflanzen, denn 7—8 Monate, nachdem man ihre Schößlinge dem mütterlichen Schooße der Erde anvertraut hat, trägt sie schon Früchte und zwar 3—4 Monate hindurch, indem letztere nur successiv zur Reife gelangen, wie die Citronen und Pomeranzen. Ist die Zeit der Reife vorbei, dann wird der Schaft über dem Erdboden abgehauen; neue Ausläufer treiben nun empor, die man theils dem Wurzelstocke läßt, theils weiter verpflanzt, wenn ihre Zahl zu beträchtlich ist. Auch auf dem Plateau von Maissor, einst dem Schauplatze der Thätigkeit des gefürchteten Tippo Saib, wird die Banane allgemein angebaut und findet sich überall in den Gärten von Sira in Nord-Maissor bis Chinapur im Westen von Bangalore, ferner bis zum mittlern Cavery ostwärts von Seringapatam, wo besonders die Caste der Soligas sich mit ihrer Cultur befaßt.

Die Gestadeländer von Malabar sowie überhaupt ganz Vorderindien sind also als die wahre Heimath des Pisang anzusehen, mag derselbe nun sich noch im wilden Zustande befinden oder cultivirt werden. Kann man nun auch nicht behaupten, daß derselbe in Ostindien auf gleiche Art wie dieß in Westindien der Fall ist, das tägliche Brod, der Repräsentant des Reises in den Indus-Ländern und in dem himmlischen Reiche so wie der Cerealien in unserm Welttheile sey, so gibt er doch auch hier einen allgemein verbreiteten, äußerst wichtigen Nahrungsstoff ab, nimmt jedoch nicht den ersten Rang wie in der neuen Welt ein, weil die alte Welt, besonders in ihren indisch-tropischen Regionen einen so unendlichen Reichthum an andern nährenden Gewächsen besitzt, daß keine einzelne nährende Pflanzenart hier ausschließlich vorherrschend werden konnte. A. v. Humboldt hat zuerst nachgewiesen daß die Banane unter allen Pflanzen in ihren Früchten das meiste Stärkmehl enthalte, so daß es fast scheint, als habe der Schöpfer dieselbe zu einer besondern ursprünglichen Mitgift für unbehülfliche Völkerstämme bestimmt, um sie vor dem Untergange, durch eigene Thorheit herbeigeführt, durch einen fast stets quellenden Nahrungsstoff zu sichern, der wie der frische, labende und stärkende Trank des Wassers auch ohne menschliche Hülfe niemals versiegt, niemals dem Dürftigen seine Spende versagt.

In Malabar schneidet man die Früchte, so lange sie noch grün sind, also noch nicht ihre volle Reife erlangt haben — in welchem Zustande sie eine gewisse Aehnlichkeit mit unreifen Gurken besitzen — von dem Stamme ab und verspeist sie auf mehrfache Art zubereitet. In der Regel versetzt man sie mit Reis, doch ist dieser Gebrauch nicht so allgemein, wie in Westindien und den tropischen Gegenden des amerikanischen Festlandes. Auf den ostwärts gelegenen Inseln genießt man die Früchte als ein sehr beliebtes, wohlschmeckendes und gesundes Obst; man reicht sie sogar den Kindern, die noch an der Brust ihrer Mutter saugen. An andern Orten röstet man sie wie die Früchte des Brodbaums, an noch andern dörrt und zerreibt man sie und gebraucht das Pulver wie wir das Mehl unserer Cerealien. Von den cultivirten Varietäten sind mitunter die Früchte, zumal wenn sie eine bedeutende Größe erlangen, im rohen Zustande nicht, sondern nur erst im präparirten genießbar. Mancher europäische Gaumen kann ihnen selbst dann keinen besondern Geschmack abgewinnen, und nur wenige Arten werden durch Cultur für ihn eine gewisse Delicatesse. Hin und wieder werden sie von den Europäern sogar für ungesund gehalten, und es ist auffallend daß man auch im Alterthum diese Ansicht hatte, indem Plinius erzählt daß Alexander, als er mit seinem Heere auf seinem indischen Feldzuge am Hyphasis angelangt war, er seinen macedonischen Soldaten

Digitized by Google

verbot, von dieſen Früchten zu eſſen. Im tropiſchen Amerika dagegen dienen ſie, wie bei uns das Brod, zur täglichen Nahrung, deßhalb iſt auch dort die Cultur der Banane eine ganz allgemeine. Die ſchon mehrfach erwähnte Platana Arton trägt in den dortigen heißen, zu ihrer Cultur recht geeigneten Thälern alljährlich an einem einzigen Stamme 160—180 Früchte, die 7—8 Zoll lang werden und deren Gewicht 60—80 Pfund beträgt. Auch noch auf der mexicaniſchen Hochebene gedeiht die Banane, und 50,000 Quadratſtunden ſollen nach A. v. Humboldts Schätzung zu dieſer Cultur daſelbſt geeignet ſeyn. Schwerlich, bemerkt derſelbe, wird es eine andere Pflanze geben, die auf einer ſo kleinen Bodenfläche eine gleiche Menge von Nahrungsſtoff zu produciren vermag wie dieſe; denn nach 8—9 Monaten iſt ihr Wachsthum vollendet, und höchſtens acht Wochen nachher kann ſchon ihre Frucht gepflückt werden. Schneidet man nun den Stamm vorſichtig über der Erde ab, ſo findet man unter den vielen Wurzelſproſſen ſtets einen, welcher zwei Drittheile der Höhe des abgeſchnittenen Stammes erreicht und drei Monate ſpäter gleichfalls ſeine Früchte trägt. Eine andere Eigenſchaft welche die Banane ſehr empfiehlt, iſt die daß ihre Pflanzungen faſt ohne alles Zuthun des Menſchen recht gut fortkommen und wenig Handarbeit erfordern; man braucht nur den Stamm abzuſchneiden, wenn die Früchte zur Reife gelangt und abgepflückt, und dann treiben ſogleich neue Schößlinge aus der Wurzel hervor. Die einzige Arbeit bei einer Bananen-Pflanzung während eines ganzen Jahres beſteht darin, daß man den Boden 1—2mal behackt um ihn zu lockern, auf daß der Regen um ſo beſſer eindringen könne. Ein Flächenraum von 100 Quadratmeter kann 30—40 Bananenſtämme ernähren; dieſe geben (die Früchte eines jeden Stammes nur zu 30—40 Pfund gerechnet) bei jener doppelten Ernte wenigſtens 4000 Pfd. Nahrungsſtoff, was außerordentlich viel iſt, wenn man damit den Ertrag der europäiſchen Cerealien, ja ſelbſt den der Kartoffeln vergleicht. Weizen, auf einem gleichen Flächenraume ausgeſäet, würde bei zehnfältigem Korn nur 30 Pfd., die Kartoffel 90 Pfd. Gewicht Nahrungsſtoff an Knollen geben, woraus alſo hervorgeht daß das Verhältniß des Ertrags der Banane zu dem des Weizens ſich wie 133 : 1, zu dem der Kartoffel wie 44 : 1 ſich verhält.

Die Früchte der Bananen zeichnen ſich im reifen Zuſtande durch ihren großen Gehalt an Zucker aus; der letztere iſt ſo reichlich in ihnen enthalten daß ſie ſich beſſer als die Runkelrüben in Europa zur Zuckerfabrication qualificiren würden. Die unreifen, noch grünen Früchte ſollen ebenſo viel nährendes Stärkmehl wie Korn, Reis, Sago und mehlhaltige Knollengewächſe enthalten.

Wir haben vorhin ſchon bemerkt daß die Banane weit mehr Nahrungsſtoff darbiete als der Weizen. Nach A. v. Humboldts Annahme ernährt ein gleich großer Acker in Amerika mit Bananen bepflanzt etwa 50 Indianer, während ein gleich großes Weizenfeld nur für zwei Individuen hinreichen würde, daher bemerkt man auch in Amerika rund um die Hütten der Indianer ſo viele kleine, mit Piſang bedeckte Gärten, was einem jeden Europäer ſogleich auffällt, ſobald er nur den Fuß ans Land geſetzt hat. Das Mahl der Indianer beſteht gewöhnlich für eine Perſon aus drei Bananen, denen man ſehr wenig Mehl von der Caſſavawurzel, welche von der Jatropha Manihot (Manioc) abſtammt, zugeſetzt hat. Das Mehl dieſer letztern liefert bekanntlich ein ſehr nahrhaftes Brod, und die Indianer ſcheinen es deßhalb mit den Früchten der Bananen zu mengen, weil ſie letztere für ſich allein nicht genug für nährend halten. In Weſtindien wird die reife Frucht auf mannigfache Weiſe zubereitet. Dörrt man ſie vorſichtig an der Sonne, ſo nimmt ſie allmählich einen Geruch nach geräuchertem Schinken an, und gelangt nun als eine eben ſo angenehme wie geſunde Speiſe in den Handel. Sie wird auch wohl pulveriſirt zu einer Art Mehl verarbeitet und alsdann zum Brodbacken gebraucht. Die Banane hat manchen Vorzug ſogar vor dem berühmten Brodfruchtbaum (Artocarpus incisus) voraus, der auf den unter den Wendekreiſen liegenden Inſeln der Südſee ſo häufig vorkommt und für die dortigen Inſulaner faſt unentbehrlich iſt; denn wenn es auch nicht geläugnet werden kann daß er acht Monate des Jahres hindurch Früchte trägt, ſo muß hierbei doch erwogen werden daß wenn er einmal zerſtört iſt, er doch nicht ſo ſchnell ſich wieder entwickelt und emporſchießt wie die Banane; denn dieſe, wenn ihr Stamm auch wirklich abgehauen, prangt doch nach Verlauf weniger Monate von neuem mit lieblich grünen, ſaftſtrotzenden, rieſigen Blättern, zwiſchen deren Winkeln die Kolben hervorbrechen, und mit Früchten beladen an langen Stielen herabhängen.

Für Nichtbotaniker unſerer Leſer wollen wir zum Schluß bemerken daß die Familie der Piſangpflanzen, welche an Gattungen eine keineswegs reiche iſt, in dem natürlichen Pflanzenſyſtem zu derjenigen großen Abtheilung gehört, welche man Monocotyledonen nennt, und unter ihnen ſolche Gewächſe verſteht, deren Samen nur mit einem Samenlappen verſehen iſt. Sowohl kraut- wie baumartige Geſtalten treten bei den Muſaceen (Piſangpflanzen) auf. Ihre Blätter ſtehen abwechſelnd, umgeben den Stamm ſcheidenartig, und ſind in jungem Zuſtand eingewickelt. Ihre ziemlich unanſehnlichen Blumen ſind einzeln in Scheiden eingeſchloſſen.

Die aſtronomiſchen und magnetiſchen Beobachtungen der Gebrüder v. Schlagintweit.

Der erſte der acht Quartbände, welche die naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten der drei Brüder Schlagintweit umfaſſen werden, iſt jetzt mit dem dazu gehörigen Theile des Atlas erſchienen, und enthält, wie der Titel angibt, [1] aſtronomiſche und magnetiſche Beſtimmungen, die erſteren mit genauer Angabe aller Elemente, die letzteren bereichert mit älterem Material, wo ſolches ſchon vorhanden war. Von den vier beigegebenen Karten ſtellt die erſte die Wanderlinien der drei

[1] Results of a Scientific Mission to India and High Asia. Vol. I. Astronomical Determinations of Latitudes and Longitudes and Magnetic Observations. Leipzig 1861. Brockhaus.

Digitized by Google

Brüder durch Indien dar, und gewährt uns den Anblick einer zehnmal wiederholten Kreuzung des Himalaya und einer dreifachen des Kuenlun, wie denn für die geographischen Kenntniſſe Mittelaſiens die Reiſen inſofern wichtig waren als ſie uns die Neuigkeit brachten, daß der Karakorum und Kuenlun zwei aufeinander folgende Parallelketten ſeyen, nicht, wie man meinte, ein und dasſelbe Gebirge. Auch die Actenſtücke über den Tod des kühnen Adolph liegen im Original vor, ſie enthalten aber nur eben das was ſchon früher bekannt geworden war. [1] Die magnetiſchen Karten ſtellen auf geſonderten Blättern dar die iſodynamiſchen, oder ſolche Linien wo der Magnet die gleiche Stärke zeigt, die iſokliniſchen, oder ſolche Linien wo der ſenkrecht ſchwebende Magnet in gleicher Neigung zum Horizont ſteht (magnetiſche Breitegrade), endlich die iſogoniſchen, wo der Compaß oder die wagrecht ſchwebende Magnetnadel die gleiche weſtliche oder öſtliche Abneigung von der Nordlinie zeigt. Auf der Inclinationskarte ſehen wir daß in jenen Räumen der magnetiſche mit dem geometriſchen Aequator faſt zuſammenfällt, und die magnetiſchen Breitengrade mit den aſtronomiſchen einen ziemlich ausgeſprochenen Parallelismus bewahren. Auf der Intenſitätskarte findet ſich ein ähnlicher Parallelismus wieder, und nur im Dekan entwickeln ſich ſtarke Curven im Sinn der Contouren der Halbinſel. Weit aus am verwickeltſten iſt aber die Declinationskarte für 1854—1857. Die Linie ohne Abweichung, wo alle Nadeln gen Norden zeigen, der Meridian 0, ſtrich um die Mitte des vorigen Jahrzehnts im ſymmetriſchen Abſtande der Weſtküſte der indiſchen Halbinſel entlang, während die magnetiſchen Meridiane der zunehmenden öſtlichen Abneigung ſich weiter und weiter von den geographiſchen Längengraden entfernen, und in der Nähe des Himalaya faſt parallel mit der Achſe dieſes Gebirges, bisweilen ſogar weſtnordweſtlich, ſtreichen. Die Declinationserſcheinungen ſind diejenigen welche am früheſten beobachtet wurden. Wir finden auch auf dem Schlagintweit'ſchen Blatt drei kleinere Kärtchen mit den iſogoniſchen Linien für Indien oder Oſtaſien um 1600, um 1700 und um 1800. Die Linie ohne Abweichung berührte am Beginn des 17ten Jahrhunderts noch den Oſtſaum von China und die Nordſpitze von Ceylon; in den „Straßen" (Sundaſtraßen) beſaß man ſchon mehr als 5° weſtliche Abweichung, und in Ceylon, wo jetzt 1° öſtliche Declination herrſcht, betrug damals die weſtliche Abweichung 15°. Um 1700 war der Meridian 0 ſchon wieder auf der Umkehr, und die indiſche Halbinſel lag nur noch zwiſchen den Meridianen von 5 und 10° weſtlicher Abweichung. Um 1800 läuft die Linie ohne Abweichung bereits durch das Ganges-Delta, und die größte weſtliche Abweichung überſteigt im allgemeinen nicht 3°, während jetzt durchgängig nur öſtliche Declinationen herrſchen.— Den einzelnen Karten iſt jedesmal ein kleines magnetiſches Kärtchen der ganzen Erde in Mercatorsprojection beigefügt, reducirt nach den Karten des Generals Sabine für 1858, ſo daß man ſogleich erkennen kann welche Rolle Indien gegenüber den allgemeinen Erſcheinungen einnimmt.

[1] S. Ausland 1859. S. 432. 515.

Ganz vorzüglich inſtructiv ſind aber im Atlas die großen (3' L. 2' Br.) Farbendrucke nach Aquarellen von Hermann und Adolph, theils aus Südindien, theils aus dem Sindh, dann aber auch ein Blatt aus dem Setledſchthal, Leh die Hauptſtadt von Ladak, ein paar Gletſcher und Gletſcherpäſſe im Himalaya, und endlich eine Anſicht des Kantſchinſchinga und des Mount Evereſt, der höchſten bisher gemeſſen Berge, erſterer von 28,156', letzterer von 29,000' Höhe. Bis zu 26,000 Fuß ſind auch die Schlaginweits geſtiegen, die größte Elevation die bis jetzt von Menſchen erreicht worden iſt. Jene Blätter aus dem Himalaya, wo die Künſtler ſich ſtreng an das Vorhandene, an die Geſteinsart und ihre Formen, ſo wie an das Auftreten der Pflanzenwelt hielten, gewährt uns den Genuß den Himalaya mit den Alpen zu vergleichen. Und da iſt denn der Ausſpruch von jedermann der nämliche: jene Eisberge Indiens würden, wenn ſie in den Alpen ſtänden, nicht als Fremdlinge betrachtet werden. So ſind auch wir lebhaft an eine Stelle in Alexander v. Humboldts Phyſiognomik der Gewächſe durch die Schlagintweit'ſchen Aquarellen erinnert worden. „Unter allen Zonen," ſagt der große Reiſende, „bilden dieſelben Gebirgsarten: Trachyt, Baſalt, Porphyrſchiefer und Dolomit, Felsgruppen von einerlei Phyſiognomie. Die Grünſtein-Klippen in Südamerika und Mexico gleichen denen des deutſchen Fichtelgebirges, wie unter den Thieren die Form des Allco oder der urſprünglichen Hunde-Race des neuen Continents mit der europäiſchen Race übereinſtimmt. Denn die unorganiſche Rinde der Erde iſt gleichſam unabhängig von klimatiſchen Einflüſſen: ſey es daß der Unterſchied der Klimate nach Unterſchied der geographiſchen Breite neuer als das Geſtein iſt; ſey es daß die erhärtende, wärmeleitende und wärmeentbindende Erdmaſſe ſich ſelbſt ihre Temperatur gab, ſtatt ſie von außen zu empfangen. Alle Formationen ſind daher allen Weltgegenden eigen, und in allen gleichgeſtaltet. Ueberall bildet der Baſalt Zwillingsberge und abgeſtumpfte Kegel; überall erſcheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmaſſen, der Granit in ſanft-rundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen, bekränzen die Berggehänge in Schweden wie die des ſüdlichſten Theils von Mexico."

Auch weiter nördlich, wo der Altai und der Alatau nach der ſibiriſchen Ebene abfallen, finden wir, wie ſich aus Atkinſons Skizzen ergibt, die Formen unſerer Alpen wieder, mit Ausnahme jener Gebirgstheile wo die Baſalte jene ſchauerlichen ſenkrechten Schluchten bilden, zu denen kein Seitenſtück oder höchſtens ein zufälliges in unſern Alpen angetroffen wird. Aber Humboldt ſagt auch daß bei aller Formengleichheit doch auch wieder große Unterſchiede ſchon dem Gefühl ſich einprägen, was der Maler mit den Ausdrücken ſchweizer Natur und italieniſcher Himmel bezeichne. Luftbläue, Beleuchtung und Duft, mit einem Wort die Farben, ſind es die nächſt der Pflanzendecke eine örtliche Natur von der andern unterſcheiden. In dieſer Beziehung flößen uns die Hauptblätter des Atlas einige Beſorgniſſe ein. Die Luft iſt auf einigen ſo düſter blau und undurchſichtig, daß man wiſſen möchte ob ſolche Töne wirklich in Indien herrſchen, oder nur durch

Digitized by Google

mangelhafte Behandlung beim Abdruck hineingekommen sind. Bei einem andern Blatt (Kintschinschinga) lesen wir in der Anmerkung, die Gebirgswelt sey dargestellt kurz nach Sonnenaufgang (soon after sunrise), während doch auf den Fernern jeder warme Morgenton fehlt, und nach den kurzen Schatten zu schließen welche die Felsränder auf den Schnee werfen, die Sonne bereits ziemlich hoch stehen, die 10te oder 11te Morgenstunde bereits sehr nahe seyn muß.

Miscellen.

Irische Crannoges und Schweizer Pfahlbauten. Die Entdeckung und genauere Beschreibung der alten Pfahlbauten in den Schweizer-Seen [1] hat die Thatsache in Erinnerung gebracht daß ganz ähnliche Seewohnungen schon früher in Dänemark und in Irland entdeckt waren, und diese Analogie bietet den Archäologen, die sich für diese alterthümlichen Bauwerke interessiren, Stoff zu lehrreichen Vergleichungen. In Irland sind die Seewohnungen unter dem Namen Crannoges bekannt; um ihre Untersuchung und die Sammlung der in ihnen aufgefundenen Alterthümer hat sich Hr. W. R. Wilde besonders verdient gemacht. Einem Brief desselben an das Athenäum, d.d. Dublin 6 Dec. 1860, entnehmen wir die Notiz daß der erste in Irland entdeckte Crannoge der bei Dunshauglin, Grafschaft Meath, nordwestlich von Dublin ist; er wurde 1839 geöffnet, Hr. Wilde hielt am 27 April 1840 vor der Royal Irish Academy einen Vortrag darüber, und zeigte eine beträchtliche Anzahl der dort gefundenen Knochen und Antiquitäten vor; die Proceedings der Akademie aus jenem Jahr berichten darüber. Jetzt sind, nach Hrn. Wilde, in Irland nicht weniger als 56 Crannoges entdeckt, und das Museum der genannten Akademie ist dadurch zu einer reichhaltigen Sammlung von Alterthümern gelangt, die in dem Katalog desselben genauer beschrieben werden sollen. Berichte über diese Entdeckungen und darauf bezügliche Untersuchungen findet man namentlich in den Proceedings der Royal Irish Academy und im Ulster Journal for Archäology; das letztere enthielt 1859, Nr. 27 eine allgemeine Uebersicht über die Entdeckungen von Seewohnungen in der Schweiz und Irland. „In dem verflossenen Sommer," schreibt Hr. Wilde, „habe ich zwei Crannoges untersucht, beide anscheinend sehr alt und mit den Volkssagen der dortigen Bewohner in einer so bemerkenswerthen Weise verknüpft, daß ich sie hier wohl erwähnen möchte. In dem schönen und alljährlich im Juni vielbesuchten See von Derravarra, Grafschaft Westmeath, liegen die Ueberbleibsel eines Crannoge etwa 3—4 Fuß unter dem Spiegel des Sees im Sommer, nicht weit von dem sogenannten Hafen, am Donore-Ufer. Die Steine dieses Crannoge's sind, offenbar von Menschenhand, kreisförmig gelegt, und der Platz selbst heißt „das Schloß." Vor Zeiten — sagt die Legende — war einmal ein Fischer mit seinem Sohn hinausgefahren um Aale zu harpuniren; da brach ein schrecklicher Sturm los, und die Wogen drohten ins Boot zu stürzen. „„Wirf,"" rief der Alte, der die Ruder handhabte, dem Sohn zu, „wirf deine Harpune in die neunte Woge — oder wir sind verloren." Mit sicherem Wurf schleuderte der Sohn den scharfen Dreizack in die schwellende Woge, aber im Nu ward auch der Strick seiner Hand entzogen. Doch der Sturm hörte auf, die Wogen legten sich, und die Männer kehrten in ihre Hütte am Strand zurück. Bald darauf, während sie sich am Feuer trockneten, trat ein fremder Mann hinein, und winkte dem Sohn ihm zu folgen. Sie bestiegen ein Boot, fuhren nach dem „Schloß" — und nun schildert die Sage die gewöhnliche Scenerie mit allem Zubehör und der üblichen Phraseologie irischer Feenmärchen. Der junge Mann wurde schließlich vor eine Fee geführt, welche die Herrscherin über die Wogen zu seyn schien; nur aus ihrer Hand konnte er die Harpune zurückerhalten. Daß sich an dem oberen, bewaldeten Ende des schönen Sees von Kylemore eine „versunkene Insel" befinde, hatte ich längst gehört, aber erst im verflossenen Sommer konnte ich den Ort besuchen, und fand hier die Ueberreste eines großen Crannoge, nur 3 Fuß unter dem gewöhnlichen Niveau des Sees. Nach der Volkssage taucht diese Insel allnächtlich aus den Fluthen empor, und wenn es gelingen sollte auf ihr mit Feuer und Salz zu landen, so würde sie nicht mehr untergehen. Es würde von Interesse seyn die Sagen die sich an die Crannoges knüpfen zu sammeln, sowohl die irischen wie die schottischen; in Schottland hat sich eben jetzt die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Die große Mehrheit der in Irland entdeckten war noch in verhältnißmäßig neuer Zeit bewohnt; die ältesten Notizen darüber steigen bis in den Anfang des 9ten Jahrhunderts zurück." (Zeitschrift für Erdkunde).

[1] S. Ausl. 1859, S. 172. Die Schweizer-Seewohnungen.

*

Der neue seeländische Eisensand. Der Eisensand, welcher, zu großem Verdruß der Ansiedler bei windigem Wetter, viele Meilen Landes in Neu-Seeland bedeckt, dürfte wahrscheinlich eine Quelle reichen Gewinns für dieselben werden; denn die Analyse von Mustern die man nach England gebracht, zeigt daß er aus einem Eisen-Peroxyd mit 12 Procent Titan besteht — eine seltene Combination. Er läßt sich überdieß leicht in Stahl von eigenthümlich guter Beschaffenheit verwandeln, und verschiedene daraus verfertigte Rasiermesserklingen und andere schneidende Instrumente, die man einer Erprobung unterzog, zeigen eine scharfe Schneide, eine minder leicht getrübte Oberfläche als die von gewöhnlichem Stahl, und eine ungemeine Härte. Wir dürfen daher annehmen daß die neuseeländischen Colonisten in ihrem sogenannten Sand, der von dem Magnet ebenso leicht angezogen wird wie Stahl-Feilspäne, eine metallische Hülfsquelle besitzen die für sie ebenso werthvoll ist wie die Goldfelder — vorausgesetzt nämlich daß der „Taranaki-Stahl" seinen gegenwärtigen Ruf bei den Fabrikanten behauptet. (Chambers's Journal.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 13. Augsburg, 24 März 1861.

Weitere Mittheilungen Berthold Seemanns über die Fidschi-Inseln.

(Aus dem Athenäum.)

Mein Hauptquartier für den ersten Monat war zu Somosomo, auf der Insel Taviuni, wo ich unter dem gastlichen Dache Capt. Wilson's wohnte, der daselbst ein Cocosnußöl-Etablissement gegründet hatte: Cocosnußöl, Schildpatt und Tripang (Bêche de mer) bilden die Hauptausfuhrartikel dieser Eilande, denen bald noch Baumwolle wird beigefügt werden, da mehrere Arten dieses hochwichtigen Erzeugnisses in verschiedenen Theilen akklimatisirt worden sind. Taviuni ist ein nicht sehr großes felsiges Eiland, von Cocosnußpalmen umgürtet und dicht mit Wäldern bedeckt, die voll schönen Bauholzes sind und an wilden Tauben und einer Art Papagaien Ueberfluß haben. Diese Papagaien werden von den Tongesen und noch mehr von den Samoanern hochgeschätzt, der rothen Federn wegen mit welchen sie ihre Matten zieren. Die Insel ist ungefähr 2500 Fuß hoch, und der Weg auf ihren Höhepunkt ist sehr steil. Als ich diesen Punkt das erstemal erstieg, war ich von einer zahlreichen „Suite" begleitet, indem die Königin, von meiner Absicht hörend, sich der Expedition mit ihrem ganzen Hofstaat anschloß. Bei Tagesanbruch wartete ihr Gefolge, an den Ufern eines Flusses, vollständig zur Reise ausgerüstet, auf uns. Einige Federzüge werden ihre Kleidung schildern. Die Königin trug zwei Faden weißen Calico's um ihre Lenden, frische Farnkrautblätter um ihr Haupt, die Purpurblüthe der chinesischen Rose in einer großen durch eines ihrer Ohren gestochenen Oeffnung, und ein aus einer Muschel verfertigtes Armband. Kein anderes Gewand zierte ihre stattliche Person, und doch hatte sie ein wahrhaft majestätisches Aussehen. Ihre Begleitung hatte den Calico für völlig unnöthig gehalten, und sich einfach in Theile von Bananen- und Cocosnußblättern, frisch vom Busch weg, gekleidet. In unsern europäischen Kleidern hatten wir keine Aussicht mit ihnen gleichen Schritt zu halten, und sie waren uns stets eine weite Strecke voraus, warteten dann wieder bis wir herankamen, und belustigten sich mit der Oeffnung von Cocosnüssen und mit dem Rauchen von Cigarretten, welche sie aus trockenen Bananenblättern machten. Der Gipfel der Insel war, wie wir fanden, ein mit Wasser gefüllter erloschener Krater, und auf der nordöstlichen Seite mit einer vegetabilischen Masse bedeckt, die an Farbe und Aussehen so sehr dem grünen Fett der Turteltaube glich, daß unter dem Volke der Glaube entstand: das Fett aller Turteltauben die man in Fidschi esse, werde durch eine übernatürliche Kraft in diesen See gebracht — einer der zahlreichen Geister mit welchen die ungeschlachte Phantasie der Eingebornen diese Inselgruppe bevölkert hat, nehme, behaupten diese Leute, es bei Nacht aus ihrem Magen und bringe es dorthin. Diese gallertartige Masse gehört einigen der niederen Algen an, und ist mehrere Fuß dick. Wir bemerkten erst als es zu spät war daß dieses eigenthümliche Erzeugniß nur auf dem See schwamm, indem es eine Art Kruste bildet, sonst würden wir uns nicht darauf gewagt haben. Im Gegentheil, wir hielten es für den Theil eines Sumpfes über den man sicher, obgleich nicht ohne Schwierigkeit, hinübergehen könne, denn wir waren stets bis an unsere Kniee, und oft bis an die Hüften herauf, in diesem vegetabilischen Turteltauben-Fett, und mußten zuweilen sogar wie Reptilien kriechen. Wo der See von dieser Alga frei war, war das Wasser hell und kühl, und wir bedienten uns desselben wenn wir kalte Jams, Taro und Geflügel aßen, welche unser Mittagsmahl bildeten. Die Seiten des Sees waren mit Stechpalmen, scharlachrothen Myrten und einer schönen federigen Palme bedeckt, welche mit der der Neu-Seeland und Norfolk-Insel verwandt, aber doch wesentlich verschieden ist. Es war Nacht, ehe ich Somosomo wieder erreichte, sämmtliche Eingeborne waren lange vor mir nach Hause zurückgekehrt, denn sobald sie die Sonne im Niedergang begriffen sahen, war es unmöglich sie länger zurückzuhalten. Nach Einbruch der Nacht im Walde seyn zu müssen, ist für sie etwas schreckhaftes. Sie sehen Geister und Dämonen in allen Richtungen auftauchen, und fürchten als Opfer des Ingrimms derselben zu fallen. Die Stadt Somosomo war bis vor wenigen Jahren der ob des Cannibalismus verrufenste Platz auf den Fidschi-Inseln, und die frühern Missionäre mußten, nach großer Entmuthigung, ihre Station daselbst aufgeben. Sie war damals ein

Digitized by Google

Platz von einiger Wichtigkeit; allein beſtändige Fehden haben die Zahl ihrer Bewohner beträchtlich vermindert, und die wenigen übriggebliebenen ſind meiſt Chriſten geworden — es iſt nun mehr als drei Jahre her daß der letzte Menſch gegeſſen worden. Der Häuptling ſelbſt, ſicherlich der ſchönſte Fidſchianer den ich geſehen, ſowohl was ſeine Statur als was ſeine Geſichtszüge betrifft, iſt annoch ein Heide; ſeine Königin dagegen (die einen höheren Rang einnimmt als er ſelbſt) iſt eine andächtige Chriſtin. Das Volk benimmt ſich ſehr gut, und obgleich es vielfach Gelegenheit zum Stehlen gab, gieng mir doch nichts von einiger Bedeutung verloren. Um Meſſer, Maultrommeln, Calico und andere Kleinigkeiten halfen ſie mir gern eine Hecke machen für eine Baumwollverſuchspflanzung die ich errichtete, fällten Bäume und giengen in den Wald mit mir.

Von Somoſomo verlegte ich mein Hauptquartier nach Port Kinnaird, an der ſüdöſtlichen Seite der Inſel Ovalau, wo ich von Hrn. Pritchard, dem britiſchen Conſul, freundlich aufgenommen wurde, und wo ich den Oberſt Smythe zu finden hoffte, dem ich mich auf Befehl der engliſchen Regierung anzuſchließen hatte. Des Krieges in Neu-Seeland wegen war aber der tapfere Oberſt noch nicht angekommen, und Hr. Pritchard und ich beſchloſſen daher oſtwärts zu gehen, um die wenig bekannten Theile von Viti Levu, einem der Continente der fidſchianiſchen Welt, unſerer Forſchung zu unterziehen. Wir brachen am 28 Jul. im Conſular-Nachen (gig) auf, und erreichten an demſelben Tage Bau, die Hauptſtadt von Fidſchi, wo wir im Hauſe des Hrn. Collis, eines zur Miſſion gehörigen Gentleman, Wohnung nahmen. Bis zum Jahr 1854 hatte ſich Bau den Miſſionären widerſetzt, und die Oefen in welchen die todten Leiber menſchlicher Opfer gebraten wurden kühlten ſich kaum ab. Seitdem iſt indeſſen eine große Veränderung eingetreten. Der König und ſein ganzer Hof haben das Chriſtenthum angenommen; die heidniſchen Tempel ſind verfallen, die heiligen Haine in der Umgebung ſind niedergehauen, und auf dem großen Platze, wo früher die Cannibalenfeſte ſtattfanden, iſt eine große Kirche erbaut worden. Nicht ohne Rührung landete ich auf dieſem blutbefleckten Boden, wo wahrſcheinlich größere Ungerechtigkeiten begangen wurden als je irgendeinen andern Platz auf der Erde ſchändeten. Es war ungefähr 8 Uhr Abends, und ſtatt des wilden Lärms welcher die frühern Beſucher begrüßte, hörte man faſt aus jedem Hauſe Familiengebete. Um eine ſolche Veränderung herbeizuführen, waren in der That keine geringen Anſtrengungen erforderlich, und manches werthvolle Leben mußte geopfert werden; denn obgleich nie ein Miſſionär einen gewaltſamen Tod erlitt, iſt doch die Liſte derjenigen welche inmitten ihrer Arbeiten ſtarben eine verhältnißmäßig ſehr große. Die Wesleyaner, deren Uneigennützigkeit man die Bekehrung dieſer entartetſten aller menſchlichen Weſen verdankt, haben, als Geſellſchaft, 75,000 Pfd. St. auf dieſen Zweck verwendet, und wenn man die Privatgeſchenke von Freunden an einzelne Miſſionäre hinzufügt, ſchwillt die Summe auf den achtbaren Betrag von 80,000 Pfd. St. an.

Von Bau begaben wir uns auf dem Nakelo, einem der größten Flüſſe von Viti Levu, der durch einen Canal mit dem Rewa-Fluß verbunden iſt, nach Rewa. Dieſer Canal iſt wahrſcheinlich das ſcharfſinnigſte Unternehmen das auf dieſen Eilanden je ausgeführt worden iſt, und liefert einen Beweis davon wie dicht das Land bevölkert geweſen ſeyn muß um ein ſolches Unternehmen zu geſtatten, zu einer Zeit wo es zur Ausgrabung des Bodens noch nichts gab als Holzſtücke, und zum Wegtragen der Erde nur Körbe. Man kann nicht mit Sicherheit angeben vor wie langer Zeit dieſer Canal angelegt wurde; alles was man auf entſprechende Fragen erfährt, iſt daß es lange her und einer Kriegsliſt halber geſchehen ſey. Wir fuhren an der Stadt Rewa vorbei, giengen flußabwärts, und nahmen auf einige Tage Obdach in der Miſſion zu Mataiſuva, wo ſich ein Inſtitut zur Heranbildung eingeborner Lehrer unter der Oberaufſicht des Rev. W. Moore befindet, der, als ein fähiger fidſchianiſcher Gelehrter, einige der wenigen Mußeſtunden die er erhaſchen kann einem bisher ſehr vernachläſſigten Gegenſtande widmet, der Sammlung der alten Lieder der Eingebornen, die jetzt ſchnell der Vergeſſenheit anheimfallen. Eine mehrtägige Küſtenreiſe, welche vielfache Gelegenheiten bot intereſſante Plätze zu ſehen und meine Sammlungen zu bereichern, brachte uns, gegen Sonnenuntergang am 5 Jul., an den Navua, einen der größten Flüſſe in Viti Levu, der bis jetzt noch von keinem wiſſenſchaftlich gebildeten Mann in den Bereich ſeiner Forſchungen gezogen worden war. Es gibt mehrere ausgedehnte Deltas an ſeiner Mündung, die aus reichem Alluvialboden beſtehen, und ſich ungemein gut zum Baumwollbau eignen. Die Erkundigungen die ich einzog, führten mich zu dem Schluſſe daß die Sagopalme ein Mitglied der fidſchianiſchen Flora ſey. Meine Nachfragen begannen in den öſtlichen Theilen der Inſelgruppe, man wies mich ſtets weſtwärts, und gab mir an jedem Platze die Verſicherung daß ich den Gegenſtand meines Suchens in wenigen Meilen Entfernung finden werde; allein da dieß nie der Fall war, ſo betrachtete ich die Sache nachgerade als ein bloßes Phantaſiegebilde. Nachdem ich jedoch mehrere hundert Meilen vergebens geſucht hatte, begrüßten mich endlich ganze Haine ſchöner Sagopalmen an den Ufern des Navua-Fluſſes. Dieß iſt eine intereſſante Entdeckung: vom botaniſchen Standpunkt aus, weil bis jetzt keine Sagopalme ſo weit ſüdlich angetroffen worden war; vom philologiſchen Standpunkt aus, weil die Pflanze hier „Soga“ genannt wird, was an die Namen Sagu oder Sago gemahnt, unter dem ſie in andern von den Papuas bevölkerten Bezirken bekannt iſt; vom commerciellen Standpunkt aus endlich, weil ſie die Ausfuhrliſte dieſer Inſeln mit einem wichtigen Artikel vermehrt. Die Fidſchianer machen von dem mehlreichen Mark der Soga-Pflanze keinen Gebrauch, obgleich das der Cycas circinalis des Diſtricts zu Kuchen verwendet wird, welche die Häuptlinge eſſen. Wir waren bald in Navua, einer etwa drei Meilen flußaufwärts liegenden Stadt, der Reſidenz Kuruduadua's, des großen Häuptlings dieſes Bezirks. Da wir von unſerm letzten Haltplatz einen Boten zur Ankündigung unſers Beſuchs an ihn abgeſchickt hatten, ſo fanden wir den Häuptling in ſeinem großen Hauſe ſitzen, umgeben von Räthen

Digitized by Google

und Dienern, seine Gäste erwartend. Da dieser Häuptling und sein Gebiet den Weißen nur wenig bekannt sind, so erregte unsere Ankunft großes Aufsehen. Die Vorstellungsceremonie ist neu. Beim Eintritt in das Haus setzte Wise, unser Dolmetsch und Führer, dem Häuptling auseinander daß der Consul gekommen sey um einen Häuptling aus England bei ihm einzuführen, und daß wir uns die Ehre anzuthun wünschten mehrere Tage lang seine Gäste zu seyn. Nach einigen Minuten Stille erwiederte der Hauptredner im Namen Kuruduadua's: daß der fremde Häuptling und der Consul willkommen seyen, denn ihre Anwesenheit gereiche Navua zur ausgezeichneten Ehre, und die benachbarten Stämme würden die Thatsache erfahren, sobald die große Trommel ihre rollenden Schläge erschallen lassen könne. Als er seine Rede schloß, klatschten alle Männer im Hause in ihre Hände, und riefen: „mana, mana, mana!“ In demselben Augenblick wurde die große Trommel, oder „Lali,“ lustig geschlagen, und unsere Anwesenheit zu Navua im ganzen Districte verkündigt. Des Häuptlings Augen glänzten, und ein stolzes Lächeln der Freude strahlte auf seinem Gesichte, als wir uns der vollen Länge nach auf die für uns ausgebreiteten reinlichen Matten niederwarfen. Unser geschwätziger Dolmetscher begann hier einen ungeheuren eisernen Topf zu schildern, der nahe an der Thüre stand, und zu erzählen wie gottlos die Bestimmung gewesen sey die man ihm gegeben, nämlich die Leichname geschlachteter Menschen, statt Tripang, zum Kochen aufzunehmen. Ein ziemlich unangenehmes Gefühl beschlich uns, und wir dachten an unsere fernen Freunde und unsere Heimath. Unser Gemüthsfriede wurde indeß bald wiederhergestellt, als der Häuptling vorschlug wir sollten mit ihm eine Schüssel Yagona trinken, ein Getränk das aus der Wurzel des Südseepfeffers bereitet wird, welchen junge Leute kauen, und das wie Seifenlauge, Jalapa und Magnesia schmeckt! Ein gebratenes Ferkel und ungefähr ein halbes Duzend Jamskörbe wurden nun von Weibern hereingebracht, an deren Spitze sich des Häuptlings Lieblingsweib befand, und die insgesammt auf Händen und Knieen hereinkrochen. So hungrig wir auch waren, flößte uns doch die Geschichte des großen Topfs Abscheu gegen dieses frugale Mahl ein. Allein Kuruduadua ist kein Cannibale mehr, und da er uns ermuthigte und die Versicherung ertheilte daß es in der That und Wahrheit ein Ferkel sey was wir vor uns sähen, so griffen wir zu. Es ist ein seltsamer Umstand daß fidschianische Etikette dem Bewirther nicht gestattet an dem theilzunehmen was er für seine Gäste besorgt hat, und der Häuptling faßte uns während des Essens auf eigenthümliche Weise ins Auge. Um diese Zeit wurde eine den Eingang in das Haus bewachende Carronade abgefeuert — um die hohe Freude des Häuptlings über unsern Besuch an den Tag zu legen. „Yagona“ wurde gekaut und jede Halbstunde getrunken. Wir bemerkten daß der Strang an welchem die Schüssel hängt wenn sie nicht im Gebrauch ist, stets dem Häuptling zugeworfen wurde. Der Zweck hievon ist „den großen Mann“ auszuzeichnen, denn wenn irgendjemand in seiner Gegenwart unvorsichtigerweise aufrecht geht, ist der Knüttel sein Loos. Kuruduadua hat zehn Weiber, da er selbst aber die Zahl seiner Kinder nicht genau kennt, so blieben wir über diesen Punkt in Unwissenheit. Die großen Trommeln wurden in jeder Stunde der Nacht zu Ehren der Gäste geschlagen, aber sehr zu unserm Verdruß, denn sie hielten uns eine Zeitlang noch wach als wir uns zurückgezogen hatten. Unser Bett bestand aus mehreren übereinander gelegten Matten, und über uns hatten wir einen großen, etwa zwanzig Fuß langen, aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums verfertigten Schirm. Von den Eingebornen schliefen acht oder zehn zusammen unter einem dieser Schirme. Ehe wir uns zurückzogen, machte der Consul dem Häuptling verschiedene Gegenstände, als Messer, Beile, gedruckte Calicos ꝛc. zum Geschenk, und die gewöhnlichen becomplimentirenden Reden über gegenseitiges Vertrauen und guten Willen folgten.

Am folgenden Morgen stellte sich „Harry der Jude“ vor — der einzige Engländer welcher längere Zeit in den wilden und unbekannten Gegenden des Innern gelebt hat, und der sich mit einer Art geheimnißvollen Wesens zu umgeben verstand. Sein eigentlicher Name ist Henry Danford, er ist sechzehn Jahre lang bei Kuruduadua gewesen und hat wie ein Fidschianer gelebt. Seine Geschichte ist voller Abenteuer. Geboren in London, ward er frühzeitig Lehrling, zuerst in diesem, dann in einem andern Gewerbe, allein seine Lehrherren waren lauter Männer „mit denen er nicht in Harmonie leben konnte,“ weßhalb er sie im Ueberdruß verließ, und zur See gieng. Dieß brachte ihn in das südliche stille Meer, wo er entdeckte daß die Capitäne mit denen er es zu thun hatte „unangenehme Männer“ waren, und nachdem er bald auf dieses, bald auf jenes Schiff gegangen war, lief er endlich in Tonga davon. Nach einem zwölfmonatlichen Aufenthalt daselbst, der mit vielen, theilweise durch eine allgemeine Hungersnoth verursachten Entbehrungen verknüpft war, bemerkte er daß die Tongesen ein zu unangenehmes Volk waren, und begab sich plötzlich in einem Canoe nach Kadavu auf dieser Inselgruppe. Als er schlechten Wetters halber in traurigem Zustand auf diesem Eiland ankam, wurde sein Canoe in Beschlag genommen und die Mannschaft zum Ofen verurtheilt; er fand daher das Kadavu-Volk noch unangenehmer als die Tongesen. Durch List indeß gelang es ihm sich nach Rewa zu flüchten, wo er eine Zeitlang bei andern weißen Männern blieb. Einem gewissen Charles Pickering, einer Berühmtheit der Fidschi-Inseln und dem Helden einiger Capital-Anekdoten, verkaufte er eine Tombak-Uhr, die nur gieng wenn man sie trug. Woher er diesen kostbaren Gegenstand bekommen, sey, sagt er, unnöthig zu erzählen — es genüge zu bemerken daß er, sobald er den Preis dafür von Pickering erhalten, in ein Boot sprang und sich nach einem entlegenen Theil der Inseln begab, die weißen Männer für einen ebenso unangenehmen Menschenschlag erklärend. Auf seinen Wanderungen traf er mit einem gewissen „Flosh Bob“ zusammen, für den er in der Auswahl und dem Ankauf einer Frau von einem Häuptling als Vermittler auftrat. Dieß brachte ihn abermals in Berührung mit den unangenehmen Weißen. Jetzt beginnt er in Verbindung mit seinem Freund Pickering, der ihm in Folge des Uhrhandels den Namen „Harry der Jude“ gegeben

Digitized by Google

hatte, ein Tripang-Etablissement. Nachdem er einige Monate lang sein neues Geschäft betrieben, ward ihm von einer Abtheilung Eingeborner sein Haus abgebrannt. Er geräth in Streitigkeiten mit Pickering wegen seines Antheils an dem Kauf von Flash Bobs Weib. Pickering nimmt alles hinweg, und läßt ihn noch einmal geldlos, hemd- und freundlos am Strande. Als Kuruduadua von seiner trostlosen Lage Kenntniß erhielt, ließ er ihm das Anerbieten machen er solle sich in Namusi, seiner Bergveste, niederlassen — ein Anerbieten das angenommen wurde. Als Danford die Stadt erreichte, harrten dort Boten auf ihn, welche ihn auf ihren Schultern trugen. Der Häuptling gab ihm dann Weiber — wie viel wollen wir verschweigen — Jam-Pflanzungen, Taro-Gärten, Schweine und alles was sonst noch zum Leben eines Fidschianers gehörte. Auch erhob er ihn zur Würde eines Bruders, und gesellte ihm Sklaven zur Bedienung bei. Unser Held — jetzt ein glücklicher Mann, zum erstenmal in seinem Leben, fand in Kuruduadua einen angenehmen Gefährten. Als Gegenleistung für die Würden womit er ihn überhäufte, hatte Harry die Gewehre des Stammes auszubessern, und dem Häuptling Geschichten von den weißen Männern und ihrem Lande zu erzählen. Da er ungefähr eine Woche lang Laufjunge bei einem Londoner Apotheker gewesen, so war er im Stande den Kranken Brodpillen zu verschreiben, und so abermals eine belangreiche Lebensstellung einzunehmen. Der Häuptling scheint viel auf diesen Mann zu halten, und zieht ihn bei allen die Eingebornen sowohl als die Fremden betreffenden Angelegenheiten zu Rathe. Gleich den meisten Weißen die lange wie Eingeborne gelebt, hat er ein eingeschrumpftes Aussehen, und hält sich für einen gewichtigen Mann.

Sehr auffallend war uns der Umstand daß alle jungen Bursche sich in einem Zustande völliger Nacktheit befanden, und auf Befragen erfuhren wir daß man Vorbereitungen zur Mannheitsfeier des ältesten Sohns Kuruduadua's treffe, und daß weder der junge Häuptling noch seine Spielgenossen bis dahin die den Fidschianern eigenthümliche dürftige Kleidung tragen dürften. Eine aufrührerische Stadt, aus etwa 500 Menschen bestehend, war bestimmt bei dieser Gelegenheit geopfert zu werden. Als die Festvorbereitungen beendigt und der Tag für die Ceremonie festgesetzt war, sollten Kuruduadua und sein Stamm einen Anfall auf die Stadt machen, und die Einwohner ohne Unterschied niedermetzeln. Die Leichname sollten dann auf einen Haufen geworfen, und auf dem obersten derselben ein lebendiger Sklave sich auf seinen Rücken legen. Der junge Häuptling sollte das entsetzliche Schaffott besteigen, sich aufrecht auf die Brust des Sklaven stellen und in seinen erhobenen Händen eine gewaltige Keule oder ein Gewehr halten, worauf die Priester ihre Götter anzurufen und den künftigen Krieger ihrem Schutze zu empfehlen hatten, um von ihnen zu erflehen: der junge Häuptling möge alle Feinde des Stammes tödten und nie in einer Schlacht geschlagen werden. Ein Freudengeschrei seitens der versammelten Volksmenge sollte das Gebet schließen. Sodann sollten zwei Oehme des Jünglings den Menschenhaufen besteigen und ihn mit dem „Malo," oder Gürtel schneeweißer Tapa, bekleiden, worauf die Menge wiederum die Götter anrufen und von ihnen erflehen sollte: den jungen Häuptling zu einem großen Eroberer und zum Schrecken aller derer zu machen welche Feindschaft gegen Navua athmen. Der für diese Gelegenheit bestimmte „Malo" würde vielleicht 200 Ellen lang und sechs oder acht Zoll weit seyn. Rund um den Leib gewunden, würde man den jungen Mann kaum wahrnehmen, und niemand als ein Ohm kann ihn desselben entkleiden. Wir schlugen dem Häuptling vor, er möge uns gestatten seinen Sohn mit dem „Malo" zu bekleiden; er schlug es anfänglich ab, willigte aber später nach einer Berathschlagung mit seinem Volk ein. Zur bestimmten Stunde versammelte sich die Menge im großen Hause oder „Bure." Der junge Mensch stand aufrecht inmitten der Versammlung, ohne alle Kleidung, und hielt ein Gewehr über seinen Kopf. Wir (der Consul und ich) näherten uns ihm, und wickelten ihn in gehöriger Form in dreißig Yards Manchester Zeug ein, die Priester und das Volk sangen ihre Gesänge, und riefen den Schutz ihrer Götter an. Eine kurze Anrede vom Consul folgte, worin er den Jüngling zu edleren Anstrengungen für seinen Stamm, als seine Vorfahren gekannt hätten, aufforderte, und auf den Ruhmespfad hinwies welchen die Civilisation ihm eröffne. Die Ceremonie schloß mit Yagona-Trinken und dem Absingen von Gesängen in welchen die geschichtlichen Großthaten seiner Vorfahren gefeiert wurden. Auf diese Weise also retteten wir das Leben von 500 Menschen! Während dieser ganzen Ceremonie zeigte der alte Häuptling große Rührung, und einige Zähren fielen von seinen Wangen. Bald indessen gerieth er wieder in eine heitere Stimmung, und erzählte uns von der Zeit in welcher er selbst in das Mannesalter eingetreten, so wie von der Anzahl Menschen die zur Feier dieses Ereignisses erschlagen worden waren.

Da wir sahen daß Kuruduadua ein Mann war auf den man Vertrauen setzen konnte, so trafen wir mit ihm Verabredungen wegen unserer Reise nach Namusi, um so die Entdeckungen M'Donnalds und Waterhouse's mit der Südküste von Viti Levu in Verbindung zu bringen; allein da das Wetter äußerst ungestüm geworden war, und schwere Regen das Reisen im Innern unmöglich gemacht hatten, so beschlossen wir auf günstigeres Wetter zu warten und uns nach andern Theilen der Inselgruppe zu wenden.

Der thessalische Olymp.

Wenn man in den Meerbusen von Salonichi fährt, übersieht man mit einem einzigen Blicke den ganzen Olymp. Er erhebt sich, von diesem Punkt aus gesehen, über 9000 Fuß hoch und zieht sich längs der Küste in einer Ausdehnung von etwa 15 Stunden von Süden nach Norden. Es ist kein verworrenes Ueber-, Neben- und Untereinander der einzelnen Berge, in dem sich das Auge nicht zurechtfinden könnte, sondern es ist ein im Ganzen einfaches Gebirge, das in seinen Theilen als wohlgeordnet und nach allen Seiten isolirt sich

darſtellt. Man erkennt aus der Ferne ſeine Geſammtbildung und ſeine Eintheilung. Jedenfalls iſt der Olymp eine Fortſetzung des Pelion und Oſſa; aber eine dunkle Kluft und ſchroffe ſenkrecht niederſtürzende Abhänge laſſen von weitem die Gegend erkennen wo der Peneusfluß den Oſſa und Olymp gewaltſam durchbrochen hat, und wo er beide in tiefen Einſchnitten von einander trennt. Hier, nördlich vom Tempethale, beginnt der Olymp oder vielmehr die Gebirgskette des Olymps, der ſich in verſchiedenen Regionen, ähnlich dem Aetna, nur in großartigerer Erhabenheit, von Südoſt nach Nordweſt erhebt. Zuerſt zeigt ſich eine gebirgige ſteile Ebene, die ſich ſchon ſehr über dem Meer erhebt, welche aber niedrig erſcheint in Vergleich zu den hohen Gipfeln in ihrer Nachbarſchaft. Dann ſteigt der Hauptſtock, gleichſam der Körper des Gebirgs, mit einemmal bis zu den letzten Spitzen empor, und bildet, aus einem Stück ſich erhebend, nach allen Richtungen hin unermeßliche, ſteile und zuſammenhängende Abhänge; dieß iſt der eigentliche Olymp, der hohe Gipfel des Berges, wohin die alten Griechen die Wohnung ihrer Götter verſetzten. Dieſer Gipfel iſt ein ſich lang hinziehender Bergkamm, an deſſen beiden äußerſten Punkten hohe Felſen gleich Häuptern in die Höhe ſteigen. An ſeinen Seiten iſt der Olymp reich bewaldet. Die Bergwaſſer, die über ſeine ſteilen Abhänge gerade herabſtürzen, höhlen das Erdreich und die Felſenmaſſen furchenweiſe aus, ſo daß es von weitem ausſieht wie die Falten eines Kleides. Die Kette des Olymp iſt ſich nicht durchgängig gleich, und bleibt in ihren oberſten und höchſten Spitzen nicht immer in gleicher Höhe, vielmehr ſenkt ſie ſich niederwärts, und bald ſieht man ſie jenſeits einer tiefen Schlucht von neuem wieder zu jenen gebirgigen Ebenen und weniger hohen Gebirgskämmen herabſinken. Ein neuerer franzöſiſcher Reiſender, der den Olymp zur Zeit des Herbſtes beſuchte, da der Berg noch nicht mit Schnee bedeckt war, der ihn vielmehr an hellen und klaren Tagen beobachtete, als leichte Wolken ihn krönten und in die Furchen und Schluchten des Gebirges ſich ſenkten, dagegen die oberſten Gipfel in reiner durchſichtiger Luft aus den Wolken ſich erhoben, ward dabei lebhaft an die ideale Beſchreibung des Homer (Od. VI, 43) erinnert.

Ein anderer Reiſender dagegen, der an einem heiteren Junimorgen den Olymp von der Spitze des Othrys an der Nordſeite des Königreichs Griechenland ſah und vor dem ganz Theſſalien ausgebreitet dalag, bemerkt: „Unwillkürlich ruht das Auge auf dem Olymp, der durch ſeine Höhe und prächtige Form ſich vor allen griechiſchen Bergen auszeichnet. Auf breiter Baſis erhebt ſich über den bewaldeten untern Regionen, mit mehreren kleinern Spitzen an der Seite, der höchſte, ſchneebedeckte Gipfel majeſtätiſch in den blauen Himmel oder in die ihn häufig umlagernden Wolken: ein wahrer Götterberg. An jenem Morgen erglänzte er wolkenlos, nur von einem feinen Dufte wie von einem durchſichtigen Schleier umgeben, in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Deutlich ſah man die dunkle Tempeſchlucht, die ihn von dem niedrigern, rechts liegenden Oſſa, jetzt Kiſſavos, trennt, von dem dann das Peliongebirge ſüdwärts der Oſtküſte entlang, bis an die Spitze der Halbinſel Magneſia läuft. Gegenüber dem Pelion im Weſten zieht von der Fortſetzung des Olymp, den Kambuniſchen Bergen, bis an den Othrys nach Süden die gewaltige Kette des Pindus, der Theſſalien von Epirus trennt und damals an vielen Stellen noch weit hinab mit Schnee bedeckt war."

Wenn man die äußerſte Gränze der Vegetation im Olymp überſchritten hat, ſo kommt man in eine Region wo alles kahl und mit Steinen bedeckt iſt, aus denen nur hin und wieder einzelne vom Wind verſengte Raſenſtücke hervortreten. Man tritt in ein weites Amphitheater, in dem große, kantig zugehauene Felsſtücke umher liegen und das durch die Böſchungen der höchſten Gipfel des Berges gebildet wird. Dieſe ganze Region beſteht aus grauem Marmor, der in horizontalen Lagern ſich vertheilt, einer beträchtlichen Kalkmaſſe, die dort jedenfalls in den Zeiten der geologiſchen Revolutionen ſich gebildet hat. Dieſe Marmorſtücke häufen an den kahlen Abhängen beträchtliche Maſſen herabrollender Steine an, und überall öffneten ſich tiefe Riſſe, wo der Schnee das ganze Jahr hindurch liegen bleibt. Mit dieſem Schnee ward im Alterthum eine Art Handel getrieben; man holte ihn von den Gipfeln des Olymp und ſchaffte ihn in die Eisgruben, und ebenſo traf dort der erſterwähnte Reiſende im Herbſt 1855 einen Bauer, der eben beſchäftigt war den Schnee des Olymp in großen Stücken zu löſen um ihn nach Lariſſa zu ſchaffen.

Die höchſte Spitze des Olymp beſteht aus zwei, durch einen Kamm verbundenen Gipfeln, auf deren oberſtem eine armſelige Capelle des Propheten Elias ſich befindet, die ſo niedrig iſt daß man darin kaum aufrecht ſtehen kann. Sie iſt aus rohen Steinen errichtet, die dortſelbſt gefunden worden ſind. Die höchſte Höhe des Olymp beträgt hier nach engliſchen Meſſungen 9,954 Fuß. Hierher verſetzte die Phantaſie und die religiöſe Vorſtellung der alten Griechen die Wohnung der Götter, und der Olymp blieb in den heiligen Ueberlieferungen des griechiſchen Alterthums fortwährend das Heiligthum und der Berg des Zeus. Später errichtete man dort dem Zeus, genau an der Stelle wo heutzutage die Capelle des h. Elias ſteht, einen Altar, und zweimal des Jahres zogen Prieſter des am Fuße des Olymp in Dion befindlichen Tempels des Zeus nach jener oberſten Spitze des Berges, um daſelbſt an dem Altare ein heiliges Opferfeſt zu begehen. Aehnliches geſchieht auch noch heutzutage. Am öſtlichen Abhange des Olymp liegt ein Kloſter des h. Dionyſius, deſſen Mönche einmal im Jahre nach dem Olymp aufzuſteigen pflegen. Um Zeit zu gewinnen, machen ſie ſich des Nachts auf den Weg und ziehen beim Scheine der Fackeln nach der Capelle des h. Elias, wo ſie eine Meſſe halten. In den Vorſtellungen der Bewohner der nahen Ortſchaften verbindet ſich auch noch gegenwärtig die Idee des Wunderbaren mit dem Olymp. Sie können nicht glauben daß dieſer Berg, den ihre Lieder ſo hoch feiern, ein gewöhnlicher Berg ſey, wie andere Berge; ſie haben Mühe ſich zu überzeugen daß er nicht irgend ein Wunder in ſich ſchließe. Sagt man ihnen daß man auf ſeiner höchſten Spitze geweſen ſey, ſo unterlaſſen ſie nicht zu fragen, was man dort gefunden habe. Bald machen ſie ſelbſt davon eine wunderbare Beſchreibung, indem ſie einen geheimnißvollen Palaſt mit Säulen von weißem Marmor ſchildern,

Digitized by Google

und erzählen, daß ein Hirt ihn vor Zeiten einmal gesehen habe, daß man ihn aber nicht mehr sehen werde; bald sprachen sie von einem großen weiten Platze, wo in alter Zeit Spiele gefeiert worden seyen. Die Klephten des neuen Griechenland, die besonders in ihren Gesängen den Olymp so hoch ehren und feiern, schreiben der stärkenden Luft auf ihm, seinem Schnee, seinen kalten Quellen, die von ihm entströmen, gewisse geheimnißvolle und wunderbare Eigenschaften zu. In ihren Vorstellungen ist der Olymp eine Art Paradies, in das sie eingehen, um sich daselbst von ihren Kämpfen in den Ebenen zu erholen; da wird der Körper neu gestärkt, die Wunden heilen von selbst, und die Glieder kräftigen sich zu neuen Kämpfen. Im übrigen Griechenland verknüpft sich eine geheimnißvolle Gewalt mit den Worten, die man dort so häufig vernimmt: „Von der Höhe des Olymp, jenen drei Spitzen des Himmels, wo die Geschicke der Geschicke ihren Sitz haben, vernehme auch mein Geschick die Stimme, und komme!“ Wir kennen neugriechische Volkslieder, in denen der klephtenreiche Olymp also von sich selbst rühmt:

Ich bin der alte Olympos, der in der Welt berühmt ist,
Hab' zweiundsechzig Spitzen wohl und habe vierzig Klöster,
Auf jedem Fels ein Kirchlein ist, ein Quell an jeder Spitze.
Und Klephtenlager hab' ich viel, wo Klephten überwintern,
Und wenn der Frühling wiederkommt und grün die Bäume werden,
Dann füllen sich die Berge an mit Klephten aller Orten.
Der gold'ne Aar auch thront auf mir, der Aar mit gold'nen Federn,
Auf hohem Felsen ist sein Sitz, und zu der Sonne spricht er:
Des Morgens scheinst du, Sonne, nicht, du scheinest nur des Mittags,
Daß meine Klaun erwärmen sich, sich meine Füße wärmen;
Denn jagen will Rebhühner ich und jagen wilde Tauben.“

Es ist eine gar auffallende und höchst merkwürdige Erscheinung, wie gerade auf den Bergen des Olymp und in seinen unzähligen Abhängen, auf und innerhalb jener natürlichen Gränzscheide, der langgedehnten, hohen und fast unübersteiglichen Mauer welche Macedonien von Thessalien trennt und den Zugang zum eigentlichen Griechenland bildet und schützt, die eingeborne griechische Bevölkerung zu den Türken und Albanesen in der Gegenwart sich gestellt und gesetzt hat, und wie eigenthümlich feindselig das Verhältniß der einzelnen Racen und Stämme zu einander, trotz einer gewissen Mischung der verschiedenartigen Elemente, sich gerade dort darstellt. Es reichen sich hier auf dem Gebiete des Götterberges der altgriechischen mythischen, religiösen und poetischen Vorstellungen, auf diesem wahrhaft classischen Gebiete der ältesten und alten, der mittelalterlichen, neueren und neuesten Geschichte, die fernsten Zeitalter und die verschiedensten Nationalitäten gleichsam die Hand, und zeigen hier mehr, als anderswo in der Nähe, ein merkwürdiges Bild der eben so zerstörenden, als umgestaltenden und belebenden Revolutionen der physischen und der nationalen Geschichte von Jahrtausenden.

Wer z. B. von Caba aus, am Peneios im Tempethal gelegen, nach dem Olymp aufsteigt und den Weg verfolgt der erst nach Westen, dann nach Norden zu führt, der kommt sehr bald nach einem Ort Namens Tzaritzani (auch Tzaritzena genannt). Dieß ist eine kleine Stadt, die als reingriechisch gelten muß. Nicht weit davon liegt Alassona, aber diese Stadt ist türkisch, wie schon von der Ferne der Anblick der Kuppeln ihrer Moscheen und der Minarets vermuthen läßt. Gleichwohl trägt dieser Ort einen Namen der älter ist als die Türken; denn es ist eine Homerische Stadt, die der Dichter die „weiße Oloosson“ nennt. Oberhalb des Orts Alassona liegt auf einem Thonfelsen (Strabo nennt ihn λευκάργιλος) ein großes Kloster, das mit Mauern umgeben und vielleicht sogar die Stelle der alten Akropolis ist. Tzaritzani zählt zu den griechischen Gemeinden, die theils ihrer Lage in den Bergen, theils der Energie ihrer Bewohner, bisweilen auch der administrativen Sorglosigkeit des alten Diwans mehr oder weniger Freiheit und das Recht der Selbstverwaltung verdanken. Die Einwohner besitzen ihre eigenen Häuser und bebauen das Land, Weingärten, Maulbeerpflanzungen und Maisfelder, alles für ihre eigene Rechnung. Dem Ali Pascha von Janina gelüstete zwar nach seinem Besitz, aber es gelang ihm nicht sich des Orts zu bemächtigen, und obgleich er ihn zu verschiedenenmalen durch seine Albanesen überfallen ließ, wurden diese Angriffe doch stets durch den energischen Widerstand der Einwohner zurückgeschlagen. Vor diesen Kämpfen war übrigens der Ort durch seine zahlreichen Baumwollen- und Seidenwebereien belebt und genoß eines großen Reichthums, und er zählte damals über zweitausend Häuser, aber er ist seitdem gar sehr herabgekommen. Aehnlich ist es im Olymp auch andern blühenden Ortschaften ergangen, an denen sonst Griechen in größerer Anzahl lebten und die durch die Türken in Verfall gerathen waren. Die Reisenden finden dort häufig noch die Trümmer untergegangenen Wohlstands, und an vielen solcher Orte wo jetzt noch Griechen sich aufhalten und das Land bebauen, sind sie selbst nicht mehr Herren und Eigenthümer desselben. Am südöstlichen Abhang des Olymp liegt der griechische Ort Rapsani terrassenförmig an einem seiner Abhänge unter Weinland, Gärten und großen Maulbeerpflanzungen. Es ist eine kleine Stadt von ungefähr vierhundert Häusern, die sich gleichfalls selbst regiert und ihre Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit Seidenwebereien. Der Wohlstand war auch hier in früherer Zeit bedeutender, der sich auch durch Errichtung einiger Schulen bemerklich machte. Nicht weit davon liegt das griechische Dorf Krania, das vormals ebenfalls groß und reich war. Von vierhundert Häusern, die es früher besaß, fand ein Reisender im Jahre 1855 über dreihundert in Trümmern. Anderswo im Olymp, z. B. in Litochoro, das mehr nördlich auf einem kahlen Felsabhang und am Rande eines tiefen Bergwassers, nicht weit vom Meer liegt, begnügten sich die Türken damit das unfruchtbare Land den Griechen zu überlassen, die es auf ihre Weise benutzten und dabei reich wurden. Der Ort ist ebenfalls frei und regiert sich selbst, und die Türken halten dort nur zur Bewachung der Wege fünf bis sechs Albanesen. Da die Griechen aus dem nackten Felsen kein Getreide gewinnen konnten, so legten sie sich auf Fabriken und Handel. Was sie an Webereien fabriciren, führen sie auch selbst aus, und sie haben dazu etwa dreißig kleine Fahrzeuge, mit denen sie zugleich für einen großen Theil des Olymp den Ausfuhrhandel betreiben. Litochoro ist gleichsam der Stapelplatz für diesen

Digitized by Google

gesammten Handel, und liefert den Beweis daß „die Griechen ein Volk sind welches vorzugsweise die Vortheile eines fruchtbaren Bodens zu entbehren vermag, und daß es um sie am besten bestellt ist, wenn sie auf sich selbst und auf ihre Thätigkeit angewiesen sind.“ Nicht fern von Litochoro liegt das Kloster zum heil. Dionysius, und hier beginnt die eigentliche Besteigung des Olymp. Das Kloster genießt in der griechischen Kirche des gesammten Orients ein großes Ansehen, und seine Lage ist „einzig in der Welt.“ Es liegt in den Vertiefungen einer weiten Schlucht zwischen zwei Mauern, die sich unter dichten und hohen Tannen die Felsabhänge hinauf erstrecken. Mitten in dieser wilden Natur erblickt man die grauen Massen der Klostergebäude, die ein Viereck mit einer innern Gallerie von Arcaden bilden. Die Kirche in der Mitte ist eine alte byzantinische Basilika mit fünf Kuppeln. Man muß, sagt der erwähnte Reisende, der im Herbst 1855 das Kloster besuchte, die Mönche von dem alten Glanz dieser Kirche, von den Malereien die sie schmückten, von ihrem Glockenthurm, von der Bleibedachung der fünf Kuppeln erzählen hören. Im Jahre 1828 verschwand das alles. Die Türken beschuldigten die Mönche die Klephten bei sich aufgenommen zu haben, und legten Feuer ein. Sie hatten sogar Fässer mit Pulver herbeigeschafft um die Kirche in die Luft zu sprengen, doch widerstand der feste Bau, und die Explosion beschädigte nur das Dach und zerstörte den ganzen inneren Ausschmuck. Zehn Jahre nachher wurden die Schäden ausgebessert, aber man sieht noch mehrere Theile der Gebäude in Trümmern liegen und überall entdeckt man die Spuren des Feuers.

Im Norden des Olymp, in den pierischen Bergen, liegt auf einer Hochebene an steilen Abhängen das griechische Dorf Kataphygi (d. h. Zuflucht), von etwa zweihundert und fünfzig Häusern. Seine Einwohner zeichnen sich durch Energie des Charakters, durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Gewerbsthätigkeit aus. Sie wohnten vormals in einer viel fruchtbareren Gegend, an den Ufern des Flusses Galiacmon, der in den Meerbusen von Salonichi fließt, in dem Orte Podari. Von den Türken belästigt und unterdrückt, zogen sie sich nach jenen Bergen zurück, wo sie bereits ihre Schäfereien besaßen, und wurden nun Holzhauer und Zimmerleute, während sie bisher Ackerbauer gewesen waren. Die Wälder umher versorgen sie in dieser Hinsicht hinreichend; die Griechen von Kataphygi dehnen ihre industriellen Wanderungen nach dem Olymp, der Halbinsel Kassandra und bis zum Athos aus, und bisweilen schaffen sie ihre Bretter sogar nach Smyrna und bis nach Alexandrien. Man ist verwundert, auf solcher Höhe, mitten im Gebirge, und unter Dörfern die im Winter längere Zeit unter dem Schnee vergraben liegen, einer zuvorkommenden und erleuchteten Bevölkerung und Menschen zu begegnen welche die Welt gesehen haben. Während der guten Jahreszeit, da die arbeitsame Bevölkerung draußen in den Wäldern ihren Geschäften nachgeht, findet man außer dem griechischen Ortsvorsteher (Kodscha-Baschi) nur die Frauen und Kinder, die Greise und Schwachen daheim. Die Männer versammeln sich dort im Sommer nur ein- oder zweimal, bei Gelegenheit bestimmter Feste, und dann sieht man sie von allen Seiten nach ihrem Wohnorte herbeikommen, um mit ihren Familien den Tag festlich zu begehen. Kataphygi besitzt zwei Schulen, und an seinen Kirchen sind 16 Geistliche beschäftigt. Seiner Lage verdankt es auch den Vortheil daß es die Anwesenheit des türkischen Soldaten nicht zu ertragen hat, der in andern unabhängigen Ortschaften der Griechen (*κεφαλοχώρια*) die Autorität des Mudir, des türkischen Districtsvorstehers, vertritt. Kataphygie ist eine der unabhängigsten Ortschaften im Olymp. Zugleich haben die Bewohner derselben die Viehzucht, diese ergiebige Quelle für die griechischen Gebirgsbewohner, keineswegs vernachlässigt. Sie besaßen im Jahr 1855 13,000 Stück Schafe, von denen sie die Ebenen der pierischen Berge abweiden lassen. Neben solchen reingriechischen Dörfern des Olymp fallen die mit vorzugsweise türkischer Bevölkerung in jenen Bergen dem Fremden umsomehr auf, aber im wesentlichen trägt doch der thessalische Olymp, namentlich in den oberen Gebirgsschichten und den dortigen Ortschaften einen ächtgriechischen Charakter an sich. Ganz anders ist es in den Ebenen Thessaliens und am Peneiosflusse, sowie in den Niederungen des Ossa (Kissawos). Dorthin versetzten die Türken nach der Eroberung Thessaliens muhammedanische Colonisten aus der Provinz Ikonium und aus andern Theilen Kleinasiens, die den Namen *Κονιάροι*, *Κονιάριδες* tragen. Sie waren ursprünglich friedliche Landbebauer, wurden aber bald ein Gegenstand des größten Abscheus von Seite der Griechen und Albanesen, und von denselben wegen ihrer Wildheit ebenso gefürchtet als verachtet. Wenn in den neugriechischen Volksliedern der alte Olymp der Klephten und ihrer Kämpfe wider die Türken sich rühmt, dagegen den Kissawos deßhalb schmäht, weil dieser an Türken und Koniaren eine besondere Freude hat, so kann man in der That sagen: der Olymp ist und bleibt unter allen Umständen das treue Bild der unverwüstlichen und strebsamen Freiheitsliebe der Griechen.

Neu-Granada.

Die Arnaken und die Sierra-Nevada.

(Schluß.)

Die Hütte, deren Bewohner wir geworden waren, und die wahrscheinlich noch heutigen Tages dem Kaziken als Palast dient, ist von runder Gestalt und mißt vielleicht von Thüre zu Thüre etwa fünf Meter. Sie ist aus Baumfarnstämmen erbaut, welche im Kreise in den Boden gerannt und mit Flechtwerk verbunden sind. Darüber stülpt sich ein ungeheures konisches Dach von trockenem Grase, das auf einem sehr künstlichen Balkengerüste ruht. Thüren finden sich zwar an dieser Hütte aber ohne Riegel sie zu verschließen, und wenn der Wind weht, schlägt er sie beständig auf und zu. Eine Hürde von Rohr mit Heu bedeckt läuft in der Höhe von einem Meter rings in derselben umher und bildet das Nachtlager des Kaziken und seiner Gäste, zwei rauchgeschwärzte Steine neben dem

Digitized by Google

Ehrensitze dienen als Feuerstelle. Die Wohnungen der übrigen Arnaken sind weit bescheidener als die ihres Häuptlings. Auf der Terrasse von San-Antonio zerstreut, gleichen sie vollkommen großen Bienenkörben; ihre Wände bestehen meist aus Rohrgeflecht, und die Grasdächer reichen so tief herunter daß man beinahe kriechen muß um hinein zu gelangen. Eine einzige derselben zeichnet sich durch ihre Bauart aus, und kann in einiger Entfernung den Vergleich mit den Landhäusern zu Rio-Hacha aushalten. Bei meinem Besuche war sie von zwei spanischen Damen bewohnt, Mutter und Tochter. Letztere war durch eine unglückliche Liebe im innersten Leben verwundet von den Aerzten aufgegeben worden. Die Mutter war ihr nach San-Antonio gefolgt, um sie zu pflegen und dem Tode abzutrotzen, der in der gesündern Gebirgsluft bisher das junge Mädchen verschont hatte. Schon fünf Jahre weilten die beiden Frauen unter den Arnaken, welche die stolze Schönheit des zarten Wesens wie eine Gottheit verehrten.

Der Pueblo von San-Antonio ist ungefähr 2000 Meter über dem Meere gelegen am Fuße eines Berges der terrassenförmig aufsteigt, wie die Absätze einer Riesenpyramide. Unterhalb des Dorfes strömt ein Fluß desselben Namens, der sich bald in weite Thalkessel stürzt, bald durch tiefe Schluchten windet. Berg und Thal bieten allenthalben die günstigsten Verhältnisse zum Anbau dar, außer gegen Norden, wo der Cerro-Plateado (Silberberg) seine kahlen Schieferschichten emporstreckt, feucht und glänzend wie Metall.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft wanderte ich nach San-Miguel, einem Indianerdorfe, weiter oben im Gebirge, das sich auf einer Hochfläche ohne Bäume, die mit Felstrümmern besäet ist, ausdehnt. Minder günstig gelegen und minder bevölkert als San-Antonio, haben sich in diesem Orte die Traditionen der alten Zeit besser erhalten, und noch werden unter den Felsblöcken in der Nähe die alten götzendienerischen Mysterien gefeiert.

Gegen Norden und Süden scheiden tiefe Gräben, wie die einer Festung, das Dorf von den Gärten und Weideplätzen der Hochebene; auf den beiden andern Seiten wehren lebendige Hecken von Stachelgewächsen das Eindringen der Hausthiere ab; das ganze Dorf ist ein Tempel, wo der Mensch allein umherwandeln darf. Die gepflasterten Straßen sind rein, wie der Vorhof einer Kirche; Blumenbeete umgeben die Hütten; mitten im Dorfe erhebt sich das Gotteshaus, das im Vergleich zu den übrigen Bauten zu San-Miguel monumental genannt werden kann, es wird eine Messe darin gelesen, und der Raum bei der Stimmenabgabe der Wahlen benützt.

Als ich in den Pueblo eintrat, schien er mir völlig verödet; alle Hütten waren leer, eine Todesstille herrschte. Die Indianer alle waren wahrscheinlich in ihren Plantagen beschäftigt, oder befanden sich, wie es zu gewissen Zeiten bei ihnen Sitte ist, auf irgend einem Rancho im Gebirge um einen Ochsen zu verspeisen. Müde, wie ich es war, konnte ich ihre Rückkehr nicht abwarten um die Gastfreundschaft anzusprechen, ich trat daher in einen Garten, pflückte einige Bananen und ließ mich dann in einer Hütte nieder, wo noch die Reste eines Feuers glühten. Ich schlummerte wohl ein paar Stunden, als ich plötzlich an der nächsten Hütte eine Stimme vernahm. Ich stand auf und wollte den Ankommenden entgegen gehen, aber ich hielt an, da ich eine religiöse Handlung hätte stören müssen.

Sechs Arnaken kauerten auf dem Straßenpflaster in tiefes Schweigen versenkt. Vor ihnen stand ein Greis mit fliegenden Haaren, rollenden Augen, und streckte seine Arme nach den Gletschern aus welche die letzten Sonnenstrahlen vergoldeten, dann schlug er auf die Brust, fuhr mit der Hand über die Stirne, renkte und dehnte sich mit verzerrten Zügen und murmelte Worte die mir ohne Zusammenhang zu seyn schienen. Je höher die Schatten an den Eisfeldern hinaufstiegen, desto heftiger wurden seine Geberden, desto rauher und abgebrochener seine Rede; aber als der letzte Sonnenblick an dem Schneegipfel erlosch, schwieg der Greis plötzlich, seine Gestalt erhob sich, seine Züge wurden wieder menschlich, und ohne einen Blick auf mich zu werfen, kehrte er in seine Hütte zurück. Zu gleicher Zeit brachen die sechs sitzenden Arnaken das Schweigen, zu dem sie während der Ceremonie gezwungen waren, und begannen mit großer Zungenfertigkeit zu plaudern. Mehrere Frauen, die in ehrerbietiger Ferne saßen und keinen Theil an den heiligen Gebräuchen genommen zu haben schienen, wahrscheinlich weil ihre Gatten sie dessen nicht werth hielten, hatten ungeachtet der Verrenkungen des Mamma ihre häuslichen Geschäfte fortgesetzt. Ich war wahrscheinlich der erste Weiße, den sie je gesehen, aber dennoch schienen sie mich nicht zu bemerken, da sie unter der strengen Aufsicht ihrer Männer keine Neugierde zeigen dürfen. In allem verachtet, haben sie nicht einmal das Recht unter dem Dache des Mannes zu wohnen, sie leben und schlafen in der Küche, einer engen niedrigen Hütte wo sie sich kaum aufrecht zu halten vermögen. Niemals wagt die Frau die Schwelle der eheherrlichen Behausung zu betreten; die Speisen welche sie bereitet, setzt sie unter die Thüre, wenn es ihrem erhabenen Gatten beliebt sie hinzunehmen. Die Frau ist die Sklavin des Mannes, und jedes junge Mädchen, das keinen Herrn findet, fällt von Rechtswegen dem nächsten besten Reichen zu. Man sieht daß bei den Arnaken die Armuthsfrage auf summarische Weise erledigt ist, wenigstens was die Frauen betrifft. Bei andern civilisirteren Völkern ist die Lösung dieses schrecklichen Problems ungefähr dieselbe, trotz der Complication und Subtilitäten der politischen Oekonomie.

Ich trat zugleich mit den Arnaken in die Hütte, aber der Mamma, der mich immer mißtrauisch ansah, würdigte mich keines Grußes. Zum Glück hatte ich einen Empfehlungsbrief von einem Caballero in Rio-Hacha an seinen Milchbruder, Pedro Barliza, den einzigen Mestizen zu San-Miguel. Ich schlug das Schreiben auseinander und las die lobenden Ausdrücke vor welche meine Eigenschaften und Vorzüge anpriesen. Pedro Barliza war unter den Anwesenden, und beeilte sich mich willkommen zu heißen und mir einen Hamak am Feuer anzuweisen. Er war der einzige unter den Indianern welcher spanisch verstand, aber auch auf seine Ge-

Digitized by Google

fährten hatte mein Brief dieſelbe Wirkung geäußert; in ihren Augen beſaß ich darin einen Talisman, der mich zu einem höhern Weſen ſtempelte. Ich bemächtigte mich der ſo freundlich angebotenen Hängmatte, während die Indianer ſich um das Feuer kauerten und Cocablätter kauten. Barliza konnte nicht aufhören mich auszufragen, mit der Neugier eines Kindes, und übertrug in aruakiſche Sprache meine Antworten, die großes Staunen zu erregen ſchienen, das aber noch wuchs, als ich ein chemiſches Schwefelhölzchen aufflammen ließ. Ungeachtet ihrer Würde als Wähler und Wählbare, ungeachtet ihres häufigen Verkehrs mit ſpaniſchen Handelsleuten, hatten ſie dennoch dieſes Wunder moderner Induſtrie noch nie geſehen. Der Hoheprieſter allein horchte mir mit einigem Widerwillen zu, er ſah daß ich ein noch gelehrterer Mamma war, als er ſelber, und verzog ſeine Oberlippe mit affectionirter Geringſchätzung.

Man nimmt gewöhnlich an daß Gebirgsbewohner größer und ſtärker und kräftigern Geiſtes ſeyen als die Leute aus der Ebene. Dieß iſt in Neu-Granada nicht der Fall; die Aruaken in ihren Bergen ſind kleiner, ſchwächlicher und minder intelligent, als die Goajiren, ein Stamm des Flachlandes; dieſe ſind ſtrahlend von Schönheit, jene häßlich und häufig mißgeſtaltet, auch ſind ſie oft furchtſam und beben vor dem Blick des Spaniers, während die Goajiren die Furcht nicht kennen, und während dreier Jahrhunderte ihre Freiheit behauptet haben. Die beiden Stämme ſind auch ſehr durch die Farbe verſchieden; die Goajiren haben eine hellrothe Färbung wie Ziegelſtein, die Aruaken ſind ſchwarz. Ihre Weiber, ſtets unreinlich und ſchmutzig, ſind in ein ſackartiges Gewand gekleidet, das ihre Bewegungen hemmt und ſie nöthigt kleine Schritte zu machen; ihre Kinder tragen ſie auf dem Rücken in einem Sacke der durch ein flaches Band um die Stirne befeſtigt iſt.

Die Aruaken ſollen Abkömmlinge der Taironas ſeyn welche an der Küſte längs des Golfs von Uraba bis zur Mündung des Rio-Hacha gewohnt haben und in dem Gebirge Feſtungen beſaßen, um ihre Bergwerke zu beſchützen die reich an edlen Metallen waren. Nach verſchiedenen Verſuchen der Spanier im ſechzehnten Jahrhundert ſich dieſer Goldgruben zu bemächtigen, gelang es erſt 1552 dem Gouverneur Urſua in die Sierra bis zu den Indianerdörfern vorzudringen. Die meiſten Aruaken flohen über die Anden und die Llanos, und ließen ſich am Orinoko nieder, wo ihre Nachkommen ſich noch finden. Einige auch flüchteten ſich in die Nähe der Gletſcher und verbargen ſich vor den ſpaniſchen Eroberern, welche vergeblich dieſes Eldorado ſuchten und ſich mit geringer Beute begnügen mußten. In unſerer Zeit iſt die Zahl der Aruaken bis auf ein Tauſend etwa zuſammengeſchmolzen. Tairono iſt heutzutage nur ein heiliger Berg, eine Götterwohnung, wo Himmel und Hölle ſich nebeneinander finden; hier leben die Geſtorbenen wieder auf, und wenn jemand verwegen genug wäre dieſe Orte zu betreten, würde er augenblicklich des Todes ſeyn. Manchmal brüllt auch der Berg, und die Aruaken ſagen es ſey die Stimme der Schätze welche ſich vernehmen laſſen. Wie eine Wandmalerei, welche ſtets wieder unter der Tünche hervorſieht, dauert der alte Götzendienſt bei dieſen Indianern fort, ungeachtet des katholiſchen Gepränges, das ihnen die Spanier aufgedrungen haben. Sie üben beide Religionen aus, aber ihr Herz iſt bei der die ihnen von ihren Voreltern vererbt worden. Unter ihnen gilt kein Handel wenn er nicht durch die Zauberformel des Mamma beſtätigt wird, und neben ihren chriſtlichen Namen nennen ſie ſich wenn ſie unbeachtet ſind mit ihren geheimnißvollen heidniſchen Bezeichnungen, welche die Spanier nicht kennen.

Die Aruaken ſind gewerbfleißig, und ungeachtet ihrer geringen Geiſtesgaben wiſſen ſie eine Menge Dinge welche den Goajiren in ihrer Freiheit völlig unbekannt ſind. Um in dieſen Hochthälern der Sierra zu wohnen genügt es nicht daß die Indianer durch die Wälder ſtreifen und abgefallene Früchte aufleſen; ſie müſſen auch pflanzen und ſäen, und Wohnungen bauen und Gewänder weben.

Sie verkaufen den Tauſchhändlern Stricke und Säcke, welche ſie aus den Faſern der amerikaniſchen Agave verfertigen und in verſchiedenen Nüancen zu färben verſtehen.

Eine Baumrinde, Naula genannt, verſchafft ihnen eine haltbare weinrothe Farbe; aus einer grasartigen Pflanze gewinnen ſie ein ſchönes Goldgelb, das ſie mittelſt des Speichels auf die Gewebe übertragen. Dieſe Säure ſpielt bei ihnen eine wichtige Rolle, und dient ſowohl zu Bereitung ihres Branntweins als auch des Käſes, indem ſie abwechſelnd Zuckerrohr, Mais oder Milch kauen und in eine ungeheure Calebaſſe wieder ausſpeien. Auf dieſe Weiſe bereitete Chicha ſoll weit berauſchender ſeyn als gewöhnlicher Branntwein.

Die Handelsleute, ſchwarze oder weiße, ſind das Verderben der Aruaken, die durch Schlauheit ihren Erpreſſungen zu begegnen verſuchen, ohne ſich je von der Schuldenlaſt losmachen zu können, welche durch die Trunkſucht immer mehr anwächst. Ehedem, um ſie zur Zahlung zu zwingen, wurde ihnen gedroht ihre Hütten und ihre Zuckerfelder zu verkaufen; aber ſeit 1848 iſt die Haftnahme für Schulden aufgehoben, und die Indianer haben ſich alle der Fortſchrittspartei angeſchloſſen, deren Candidaten bei den Wahlen von ihnen allein begünſtigt werden. Pau-de-Leche, der ſich wegen ſeines Reichthums und ſeiner Würde zu den Conſervativen hält, hat in dieſer Beziehung keinen Einfluß, und wurde ſogar bei der Wahl wo er ſeinen Stock zu ſchwingen ſich erlaubte, aus der Kirche hinausgejagt. So fanden die Ereigniſſe des verhängnißvollen Jahres 1848 ihren Wiederhall ſelbſt in dieſem Hochgebirg, wo die Indianer, welche den Namen Frankreichs nicht einmal kannten, ſich wüthend für die Ideen begeiſterten welche von dort ausgegangen waren.

Nach meinem Beſuch zu San Miguel brachte ich noch mehr als eine Woche damit hin, die Wälder und Grasflächen der Sierra zu durchſtreifen. Alle die Thäler die ich beſuchte, bieten in ihren Abſtufungen treffliche Gebäude zu verſchiedenſtem Anbau dar; am günſtigſten zur Niederlaſſung ſchien mir aber das von San Antonio, ſowohl wegen ſeiner guten Luft, der Seltenheit läſtiger Inſecten, als auch wegen der durch einen Pfad erleichterten Verbindung mit der Ebene. Ich entſchloß mich zu Erwerbung einer Art von Prairie von etlichen

Digitized by Google

fünfzig Hectaren, auf eine halbe Stunde von dem Dorfe am Chiruas gelegen. Sobald meine Wahl getroffen war, kehrte ich mit Luisito zurück, um in Rio-Hacha Vorbereitungen zu unserer Colonisation zu treffen. Unsere Rückkehr war minder durch Zufälle unterbrochen als unsere Entdeckungsreise, nur wurde sie mir äußerst peinlich durch meine wunden Füße, welche in der leichten Sandalenbekleidung ganz von den Steinen zerrissen und zerschnitten waren, und endlich in Rio-Hacha angelangt, brauchte ich einen ganzen Monat mich von meinen Mühsalen auszuruhen.

Als unsere Vorbereitungen zur Auswanderung beendigt waren, wollte ich mit Luisito und zwei jungen Mulatten die sich uns anschlossen, vorausgehen. Don Jaime sollte noch einige Tage warten, und das Einschiffen der Ackergeräthe und des Handwerkszeuges überwachen, dessen wir zum Bau unserer Hütten bedurften. Durch die Erfahrung klug geworden, wählte ich den Weg zur See; aber ungeachtet meiner Vorsichtsmaßregeln bot diese zweite Reise noch mehr Schwierigkeiten dar als die erste. Sobald wir Punta-Tapias hinter uns hatten, trieb der Wind unsere unförmliche Barke rasch vor sich hin, und das armselige Fahrzeug, ein ausgehöhlter Baumstamm, schwankte hin und her, und wurde von Schaum überschwemmt.

Bald gelangten wir vor Dibulla, wo wir landen sollten. Je näher wir dem Ufer kamen, desto wüthender wurde das Meer, und die Wellen überflutheten uns jeden Augenblick. Endlich warf ein noch heftigerer Stoß den Bongo um, und bevor wir wußten was geschehen war, lagen wir auf dem Sand der Mündung. Es ist dieß eins gegen vier, die gewöhnliche Art in diesem Hafen zu landen, wo die Brandung äußerst heftig ist und die Seewinde das Anprallen der Wogen vermehren. Indessen sind Stürme hier eben so selten wie in den übrigen granadinischen Gewässern.

Hier sollte ich Aruaken aufsuchen, die sich zufällig in Dibulla aufhalten, um Ochsen zum Fortschaffen unserer Habe zu miethen; aber kein einziger war da, und so mußte ich sehr gegen meinen Willen mich in diesem Dorfe verweilen, das nach allen Seiten von Sümpfen und Schlammgräben umgeben ist.

Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts war Dibulla unter den Spaniern San-Sebastian-de-la-Ramada genannt, eine reiche und mächtige Stadt, welche von einem Theil des Stammes der Taironas bewohnt wurde. Lerma, der Gouverneur von Santa-Marta, soll hier eine Kriegssteuer von 300,000 Piastern erhoben haben; gegenwärtig ist von dieser Herrlichkeit und diesem Reichthum nichts mehr zu sehen als verwilderte Gärten und zerfallene Hütten. Auf den Pfaden zwischen denselben treiben sich Kinder umher, meist ganz nackt und auffallend durch ihre geschwollenen Leiber. Beinahe alle Einwohner sind von der Elephantiasis, dem Aussatz oder irgendeinem andern entsetzlichen Hautübel befallen. Diese schrecklichen Krankheiten entstehen wahrscheinlich durch das Einathmen der Sumpfluft, die Stiche der Insecten, schlechte Nahrung, Unreinlichkeit, und vielleicht auch aus der Entartung der Racen. Manche geben sich den Zipatera, oder dem Lehmfressen hin, was Leber- und Milzleiden verursacht. Am dritten Tage meines Aufenthalts an diesem Ort wurde ich von einem heftigen Fieber ergriffen, dem alle alten Weiber zu Hülfe kommen wollten, und sich um die Matte versammelten, auf der ich ausgestreckt lag. Es war nichts geringes an einem solchen Flecke zu erkranken, wo es an allen Hülfsmitteln gebrach und man sich mit Quacksalberei behelfen mußte, und wo alles mögliche Gewürme freien Zutritt hatte zu meinem Lager. Als endlich mein Theilhaber Don Jaime aus Rio-Hacha mit den nöthigsten Anzügen herbeikam, war die schlimmste Krise schon vorübergegangen. Mein häufigster Besuch war der Pfarrer von Dibulla, Padre Quintaro, der sich für einen Weißen ausgab, und vielleicht es auch einmal gewesen war, aber jetzt ebenso dunkelfarbig aussah wie seine Pfarrkinder, von denen er sich auch nicht in der Kleidung unterschied. Er war ehedem Seelsorger in den Pueblos der Sierra gewesen, aber durch die verderbliche Leidenschaft des Trunkes beherrscht war es so weit mit ihm gekommen daß ein schüchterner Aruake die Hand gegen ihn aufzuheben und ihn zu schlagen wagte. Dann hatte sich seine Haushälterin im Gebirg nach ihren Bekannten in der Ebene gesehnt, und war nach Dibulla entflohen; alsbald verließ auch er seine Pfarre und Pflanzung um der schönen Flüchtigen nachzueilen, und hier seine geistliche Leitung den Dorfbewohnern aufzudrängen. Seines freimüthigen jovialen Wesens wegen sah man dem Padre seine Aufführung und seine schlimmen Gewohnheiten nach, und mir gewährte er durch seine Unterhaltung manchen Vortheil, da er die Sierra-Nevada besser als jemand kannte und in die Hauptthäler eingedrungen war. Seine Morgenbesuche waren mir daher sehr angenehm; weniger erfreulich die äußerst einsylbigen Nachmittagsvisiten, wenn er seine Libationen begonnen hatte, die gegen die Nacht ihn in einen sehr stürmischen Zustand versetzten.

Die erste Periode meiner Herstellung dauerte zwei lange Monden, während deren Don Jaime oft und oft sein trauriges Schicksal verwünschte und sich den unglücklichsten aller Menschen nannte. Freilich war ihm das Loos nicht günstig. Durch die Drohungen der Tauschhändler erschreckt, welche in uns Concurrenten oder vielleicht Richter ihrer abscheulichen Erpressungen fürchteten, weigerten sich die Aruaken ihre Lastthiere uns zu vermiethen; ein einziger übernahm eine Kiste mit Werkzeugen zu befördern, aber unterwegs schlug er sie auf, nahm daraus was ihm gefiel und ließ das übrige auf der Erde liegen. Es blieb uns nur noch ein letztes Mittel zu versuchen. Ich sandte Luisito an Pan-de-Leche ab, um ihm unsere traurige Lage auseinanderzusetzen, ihn von unseren Planen zu unterrichten, und um seine Ochsen und Maulthiere miethweise zu bitten. Einige Tage darauf kam er selber mit seiner Karawane, und so wurde alsbald zum Aufbruch geschritten. Es wurde beschlossen daß Don Jaime und ich sogleich auf den beiden Maulthieren des Kaziken weiter, und Luisito mit seinen beiden Gefährten und den Lastthieren uns folgen sollten. Der erste Reisetag bis Cuesta-Bafilio war so glücklich als möglich, aber am folgenden wurde das Maulthier, welches ich ritt, plötzlich scheu, und weigerte sich weiter zu

Digitized by Google

gehen; bald ſank es in die Hinterfüße mit allen Anzeichen einer oft tödtlichen Krankheit der Grengadura, einer Art Epilepſie. Ich mußte daher meinen Weg zu Fuß fortſetzen, denn Don Jaime, deſſen Beine durch Inſectenſtiche ganz geſchwollen waren, war außer Stande zu gehen. Ich traute meinen Kräften zu viel zu und ſchritt während einiger Stunden wacker vorwärts, aber erſchöpft durch meine lange Krankheit, konnte ich der Müdigkeit nicht widerſtehen; ich ſpürte, wie ich allmählich die Beſinnung verlor, plötzlich wurde mir ſchwarz vor den Augen und ich fiel ohnmächtig zu Boden.

Als ich wieder erwachte, fuhr ein Schauer durch meine Glieder; ich lag am Rand des Weges, auf einem Bett von Farnkraut. Don Jaime ſuchte ein Blätterdach über mir zu befeſtigen und bot mir an mir ſein Reitthier zu überlaſſen. Ich ſchlug es aus, denn in ſeinem Alter hätte er ſich dem Gewitter nicht ausſetzen dürfen, und überdieß wäre es mir in meiner Schwäche unmöglich geweſen, allein nach San-Antonio zu gelangen. Es war daher beſſer, wenn er ſo raſch als möglich vorwärts eilte und mir ſein Maulthier durch einen Aruakenführer zuſchickte. Meine Lage war kritiſch; ſchon begann der Wind als Vorläufer des Gewitters zu pfeifen und ſchüttelte mein Blätterdach, durch deſſen Lücken bald der Regen mich überfluthete. Endlich kam die Nacht, das Unwetter war vorüber, aber nun marterten mich die Stechfliegen daß ich auf dem feuchten Lager vom Fieber geſchüttelt keinen Augenblick Ruhe fand. Als der erſte Schein des Morgens die Berggipfel erhellte, nahm die Ungeduld mein ganzes Weſen ein, und ich hörte in jedem Zuſammenſchlagen der Zweige, in dem Geheul der Brüllaffen Schritte, befreundete Stimmen, welche zu meiner Befreiung näher kamen. Endlich ertönten Fußtritte, ein Indianer ſtieg den Pfad herauf und ſchien angenehm überraſcht, einen Weißen in ſo jämmerlichem Zuſtande zu ſehen; er ſetzte ſich mir gegenüber auf einen Felſen und ſchaute mich zufrieden lächelnd an. Nachdem er ſeiner Schadenfreude Genüge gethan, entfernte er ſich grinſend, und dennoch bedauerte ich ſeine Entfernung; er belebte die Einſamkeit und verkürzte mir die Zeit der Erwartung. Zum Glück kam bald darauf Luiſito mit den beiden Mulatten und den beladenen Ochſen herbei; es waren Freunde, Retter, wovon der eine zu meinem Beiſtand bei mir blieb. Das tägliche Gewitter hatte ſchon eine Stunde getobt als ich endlich mit Freuden den Zuruf eines Aruaken hörte der mit einem Maulthier den Berg herabſtieg. Ich ließ mich in den Sattel heben, und mitten im Sturm brachen wir nach San-Antonio auf, wo ich einige Stunden ſpäter durch einen ſtärkenden Trank gelabt wurde, und ein Lager und Obdach erhielt.

So hatte ich nicht ohne Mühſal das Ende meiner Reiſe erreicht, und konnte glauben das Coloniſationswerk zu beginnen. In den erſten Tagen gieng auch alles gut; ich war zwar krank und konnte nur ſelten die Hütte verlaſſen, aber Don Jaime hatte die Arbeiten mit einer mehr als jugendlichen Wuth begonnen, und das an zwei verſchiedenen Orten; in einem verlaſſenen Garten zu San-Antonio ſelbſt und am Chirua auf den Ländereien, die ich bei meiner erſten Reiſe ausgewählt hatte. Man brach den Boden auf, pflanzte Bananen, Kaffeebäume, Zuckerrohre, Gemüſe aller Art; es wurden auch Granitblöcke herbeigerollt auf die kleine Terraſſe, wo unſer Haus errichtet werden ſollte; man hante Farnſtämme um für die ländliche Wohnung; Hecken und Zäune wurden gezogen zum Schutz gegen das Vieh, kurz alles wurde zu gleicher Zeit begonnen.

Doch vergieng kein Monat und ſchon hatte die Thätigkeit gewaltig nachgelaſſen. Alles begann Don Jaime zu mißfallen, Boden, Luft, Indianer und Ackerbau. Unter dem Vorwand eine fruchtbare und beſſer bewäſſerte Pflanzung aufzuſuchen, verließ er die Prairien von Chirua und ſuchte andere entferntere Bodenſtücke aus. Bald entzweite er ſich auch mit den beſſern unſerer jungen Arbeiter, und ohne ihn geradezu weiter zu ſchicken, da ich ihn angeworben hatte, ließ er nicht nach ihn zu quälen und zu peinigen bis er davonlief. Was aber noch ſchlimmer war, er verfeindete ſich auch mit den Aruaken, was uns der Gefahr ausſetzte Hungers zu ſterben, da wir bis unſere Pflanzungen einen Ertrag gaben, unſere Lebensmittel von dieſen kaufen mußten. Ohne den Schutz des Kaziken wäre niemand mehr zu uns gekommen, Wolle und andere Waaren bei uns einzukaufen. Endlich verfiel er in Verzweiflung, jammerte um ſeine Freunde zu Rio-Hacha, und erklärte mir zuletzt, die Aſſociation ſey aufgehoben und er kehre in ſeine Wohnſtätte zurück. Wenn ich geſund geweſen wäre, hätte ich allein das begonnene Werk fortſetzen können, aber nach drei Monden ſeit meiner Ankunft in der Sierra war ich noch ebenſo unwohl und ſchwach wie am erſten Tag. Ich mußte daher fort. In tiefer Traurigkeit ſah ich meine Plane zerſtieben und ſchied ungern von dem ſchönen Gebirge, das mir eine Heimath werden ſollte. Einige Monate ſpäter war ich in Europa.

Es läßt ſich nicht läugnen daß die erſten Europäer, welche ſich in der Sierra-Nevada niederlaſſen werden, ſich großen Gefahren und Mühſalen ausſetzen, bevor ihnen endliches Gelingen zu Theil werden wird. Sumpffieber, ſchlechte Wege, unzugängliche Moräſte werden das Fortſchaffen ihrer Erzeugniſſe hemmen; die Feindſeligkeit der Tauſchhändler wird ihnen Schwierigkeiten bereiten. Indeß werden dieſe Hinderniſſe, die überdieß mit dem Fortſchritt der Coloniſation allmählich verſchwinden, dazu dienen ihre Energie zu wecken und anzuſpornen. Der Ackerbauer hängt weniger an dem Boden und macht ihn ſich mit minderm Eifer dienſtbar, wenn er ſich zu willfährig ſeinen Wünſchen hingibt.

Wie ruhmvoll iſt es, den Anbau dahin zu verbreiten wo er noch gar nicht exiſtirt, die erſte Furche zu ziehen auf den Feldern die dereinſt Bewohner ohne Zahl ernähren werden! Durch dieſe Arbeit wird ein Volk geſchaffen, wie Deukalion Steine in Menſchen verwandelte, und in den aufgelockerten Boden werden die Keime zu künftigen Generationen gelegt. Es iſt dieß ein Ruhm der durch vorübergehende Leiden und Schwierigkeiten nicht allzu theuer erkauft wird!

Digitized by Google

Ein Besuch der deutschen Weindistricte im Staate Missouri.

Von all den reichen Gaben welche das unerschöpfliche Füllhorn der Natur über den amerikanischen Continent ausgegossen hat, ist wohl keine schöner und lieblicher, und für die Zukunft so herrliche Erfolge versprechend, als der Reichthum an Weinreben und Früchten aus jedem Himmelsstriche, die in Quantität und Qualität bei nur einiger Sorgfalt ausgezeichnete Erträge geben und von der Witterung im ganzen mehr begünstigt sind als in der alten Welt. In einem Lande mit so bedeutender Sommerhitze, und mit dreimal mehr sonnigen Tagen als in Europa, hat man viel seltener als bei uns eine Fehlernte zu befürchten; dagegen hat die Traube an einigen lästigen Insecten einen gefährlichen Feind, der viel Sorgfalt und besondere Vorbeugungsmittel erfordert. Noch in der Zeit als die Vereinigten Staaten zur Krone England gehörten, machte man an verschiedenen Punkten im Süden und Norden derselben Versuche mit Weinbau, zunächst mit der Anpflanzung ausländischer Reben und dann mit der Cultur der einheimischen, die zu dem Resultate führten daß die ersteren schlecht fortkämen und ausarteten, die letzteren aber durch die Cultur sich immer mehr veredelten und sichere und bessere Erträge gäben. Es geschah dieß in der Nähe von Philadelphia und bei Vevey in Indiana am Ohio. Erst seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hat man die Versuche in größerem Maßstab ausgeführt und bedeutende Strecken Weinberge angelegt an den Flüssen Ohio und Missouri und neuerlichst in Californien: sie haben sämmtlich sehr günstigen Erfolg geliefert und lassen eine bedeutende Ausbeutung dieses Betriebes erwarten. Das Ohiothal allein lieferte 1855 400,000 Gallonen (à vier große Rheinweinflaschen), die Gegend von Herrmann 100,000, Pueblo de los Angeles in Californien auch 100,000 Gallonen. Um die Beförderung des Weinbaues hat sich besonders der Amerikaner Longworth in Cincinnati Verdienste erworben und nächst ihm die Deutschen Missouri's. Ich besuchte beide Districte und fühlte mich besonders durch die Anlagen des Städtchens Herrmann im letzteren Staate sehr angenehm überrascht und wie auf heimischen Boden versetzt. Ich werde dem Leser vom letzteren Orte und seinem Weinbau eine kurze Skizze entwerfen.

Zu Ende Juli des verflossenen Jahres machte ich von St. Louis aus einen Abstecher nach dem 81 engl. Meilen westlich davon entfernten Städtchen Herrmann, und wählte dazu die Pacific-Eisenbahn, die auf ihrem Wege nach dem fernen Westen daran vorbei fährt. Man kann auch mit dem Dampfboote von St. Louis aus den Missouri hinaufgehen, aber das Schiff braucht einen ganzen Tag zu dieser Fahrt, während man auf der Bahn in vier Stunden dahinfährt. Der Bahnhof der Pacific-Eisenbahn liegt weit draußen in der Vorstadt und besteht aus einem sehr einfachen Gebäude, wie denn überhaupt die Amerikaner sehr wenig auf die äußere Ausstattung der Bahnhöfe verwenden. Sie enthalten gerade nur das allernöthigste Wartezimmer für Herren und für Damen und einen Raum zur Unterbringung von Gepäck und Frachtgütern. Der Zug brauste rasch dahin, erst durch die anmuthigen, mit vielen netten Landhäusern und Gärten geschmückten Umgebungen der Stadt, dann wechselnd durch Buschland, kleine Hügel und Thäler und üppige Maisfelder. Bei der Station Washington tritt die Bahn ins Thal des Missouri, und läuft an diesem mächtigen Strome fort bis Jefferson City, der Hauptstadt des Staates, 125 Meilen von St. Louis. Von da geht sie weiter nach Kansas. Der Missouri ist, wie er einen weit längeren Lauf verfolgt als der Mississippi, auch viel reißender; er fließt in zahllosen Krümmungen dahin und viele Inseln bildend, ist übersäet mit tückischen Baumstämmen (den sogenannten Snags, am Grunde festsitzend und mit der Spitze nur wenig über das Wasser hervorragend) und hat ein sehr veränderliches Fahrwasser wegen der häufigen Abspülungen von den Ufern. Er ist daher für die Schifffahrt noch gefährlicher als der Mississippi. Zu beiden Seiten hat er mächtige Wälder mit prachtvollen hohen Bäumen und am südlichen Ufer eine Reihe von Sandsteinfelsen, die sich bis zur Höhe von einigen hundert Fuß erheben. Es war jetzt gerade die üppigste Zeit der Waldvegetation, die Bäume im vollsten saftigen Grün, und bis hoch hinauf in ihre Gipfel rankte sich der wilde Wein und unzählige andere Schlingpflanzen, die an vielen Stellen den Wald völlig unzugänglich machten. Sie überzogen ganze Baumkronen und bildeten öfters dichte Laubdächer, die kaum einen Lichtstrahl auf den Boden hindurchließen. Am Grunde lag mancher gewaltige Baumriese ausgestreckt und der Fäulniß preisgegeben, entweder vom Sturm niedergeschmettert, oder gefällt durch die Axt des Hinterwäldlers. Nur in kleinen Lichtungen von einigen Aeckern stand hin und wieder ein Maisfeld voll üppiger hoher Pflanzen und das rauhe Blockhaus des ersten Ansiedlers, mitten darin hochaufragend, große halbverkohlte und der Aeste beraubte Bäume, die der Farmer zur Verminderung der Arbeit stehen gelassen und einstweilen nur am weitern Wachsthum behindert hat. Plötzlich, als wir um die Ecke eines Felsens bogen, hielten wir vor einer Reihe netter Häuser, die hart am Strome stehen, nur durch den Bahndamm von ihm getrennt, und in einem weiten Halbkreise von Bergen umgeben. Ich war am Ziel, und fand in dem etwas weiter zurückliegenden United-States-Hôtel, gehalten von einem Wiener, Hrn. Rippstein, ein sehr freundliches Zimmer und gute Bewirthung. Beim Abendessen lernte ich einige Einwohner des Ortes kennen, artige und gebildete Leute von allen möglichen Berufsarten. Ich lenkte das Gespräch bald auf den Gewerbszweig der dem Städtchen seit ungefähr zehn Jahren zu seinem Wohlstand verholfen hat. Es wurde im Anfang der vierziger Jahre angelegt, und nährte sich zunächst bloß von Ackerbau und kleinen Gewerben. Es gedieh aber sehr langsam, die Farmer hatten viel mit den Mühseligkeiten einer ersten Ansiedlung zu kämpfen und konnten nur wenig über den Bedarf ihres eigenen Haushalts erzielen. Die Amerikaner legten dem Gedeihen des Ortes, weil er ein rein deutscher war, Hindernisse in den Weg, ließen die Dampfboote nicht anhalten, und einige Rowdies der Umgegend wollten sogar einmal den Ort plündern und verbrennen; dagegen bewaffneten sich die gesammten Ein-

Digitized by Google

wohner, traten in Milizcompagnien zusammen, besetzten ihr Stadthaus mit zwei Kanonen, und diesen entschlossenen Anstalten hatten sie es zu verdanken daß der Angriff unterblieb. Endlich kam man auf den Gedanken Weinbau zu treiben, und zur großen Freude der Bewohner gelangen die ersten Versuche außerordentlich günstig. Rasch vermehrten sich die Reben, und man sieht nun rings um den Ort herum lauter wohlgepflegte Weingärten. Die Stadt zählt jetzt über 2000 Einwohner, hat zwei Kirchen, eine evangelische und eine katholische, eine öffentliche Schule, ein Gerichtshaus, malerisch auf einem hohen Felsen am Flusse gelegen, ein Stadthaus und ein Theater. Es befinden sich darin zwei Schwefelquellen, die mit der Zeit als Bäder benutzt werden mögen. Man sieht wenige Läden, und der Handel ist auch sehr unbedeutend, das Ganze hat mehr den Charakter eines wohlhabenden deutschen Weindorfes. Für den Westen Amerika's, wo die Städte wie Pilze emporschießen und bei günstiger Handelslage oft sehr rasch anwachsen, bisweilen binnen wenigen Jahren 8—10,000 Einwohner zählen, wie z. B. St. Joseph in Missouri oder St. Paul in Minnesota, zeigt die Stadt überhaupt ein sehr langsames Wachsthum; aber es geht dieß so bei allen rein deutschen Niederlassungen, wo das vorwärtstreibende und immer speculirende Element der Amerikaner fehlt, auch war die ganze Localität nicht zur Anlage einer größern Stadt gemacht, schon des begränzten Terrains wegen. Um so sicherer und solider aber werden sich ihre Hülfsquellen entwickeln, und Zahl und Wohlstand der Einwohner sich heben, je mehr sich das fruchtbare Hinterland bevölkert. Die Lage des Städtchens ist sehr freundlich, indem es malerisch über Berg und Thal zerstreut liegt, von einem Kranz dunkler Waldberge umschlossen, ein jedes Haus ist gewöhnlich von Gärten oder Weinbergen umgeben. Im Strom liegen mehrere große bewaldete Inseln, und am andern Ufer erstrecken sich unabsehliche Urwälder, die endlich in fernen, blauen Bergen verschwimmen. Die Gebirgsformation der Umgegend besteht aus Kalk und buntem Sandstein, letzterer gewöhnlich über den ersteren lagernd. Das Klima ist milder als unter gleicher Breite in Illinois, die Sommer sehr heiß, besonders Juli und August (100—120° F.), der Winter streng, doch kürzer als in den andern Staaten am Mississippi. Grelle Wechsel der Temperatur, besonders im Uebergang der Jahreszeiten, kommen im Staat Missouri wie im ganzen Westen der Union häufig vor, und nur wo Gebirge, wie z. B. im südwestlichen Theil des Staates das Ozarkgebirg, Schutz vor den kalten Nord- und Nordostwinden verleihen, findet man ein gleichförmigeres und milderes Klima.

Die Bewohner stammen aus allen Theilen Deutschlands her; der Mehrzahl nach gehören sie der Mitte und dem Süden desselben an. Fast jeder derselben hat einige Acker Weinberg, etwa von 5—10, die einer Familie gerade genug zu thun geben und außerdem einige Felder für Mais, Kartoffeln u. s. w. Am ersten Abend probirte ich den hier gezogenen Wein von der einheimischen Catawba Traube, und fand ihn, da er noch vom vorigen Jahre war, mehr süß als herb, angenehm gewürzhaft, aber ziemlich schwer. Wird dieser Wein älter, so nimmt er einen herben und rheinweinähnlichen Geschmack an. Ich hörte einen Sachsen aus Altenburg, Namens Böschel als den ersten glücklichen Weinbauer in hiesiger Gegend erwähnen, und da sein Berg nur zwei Meilen von der Stadt entfernt lag, so machte ich mich am folgenden Morgen dahin auf den Weg; derselbe führte erst den Fluß entlang und dann einen steilen Berg hinauf, von dessen Höhe sich mir eine reizende Aussicht darbot. Vor mir lag ein halbkreisförmiges Thal, durch hohe Waldberge auf der Landseite begränzt und vom Fluß durch einen langen, steilen Bergrücken geschieden. Seine südliche Seite war mit Weinstöcken bepflanzt, das andere diente als Weide und Feld, und auf halber Höhe des Thals standen die Häuser der Ansiedler, rings von Obstbäumen umgeben. Den mächtigen Strom mit seinen Inseln und vielfachen Windungen konnte man viele Meilen weit auf- und abwärts verfolgen, in seinem breiten silbernen Bande spiegelten sich die riesigen Bäume am Ufer und drüben dehnte sich ein unermeßliches dunkles Waldgewoge, in der Ferne in immer helleren Farbentönen verschwimmend, das am Horizont von blaudustigen Bergketten begränzt wurde. Es lag eine unbeschreibliche Frische und Ursprünglichkeit, und ein reizend idyllischer Friede über dieser großartigen Landschaft. Ich stieg hinab ins Thal, nach dem einfachen Wohnhause des Hrn. Böschel, meldete mich als pilgernden Landsmann und fand freundliche Aufnahme bei der Familie. Hr. B. war so eben beschäftigt mit dem Verschneiden seiner Reben. Er ist solcher Besuche schon gewöhnt, da das Gelingen seines Weinbaus als es noch neu war, ihm sehr viele Fremde zugeführt hat, die sich von seinen Erfolgen selbst überzeugen wollten. Er sagte mir daß er seitdem an 400 Besuche erhalten habe. B. war in Altenburg Wollkämmer gewesen, und als die große Ausdehnung der Maschinenspinnerei sein Gewerbe hart bedrohte, wanderte er aus mit seiner Familie und ließ sich hier nieder, erst als Farmer, dann dem Weinbau obliegend, den er nie früher in Deutschland betrieben hatte und erst hier erlernte. Er hatte hart zu arbeiten die ersten Jahre und manche üble Erfahrung durchzumachen; aber seinen ausdauernden Fleiß lohnte auch der günstigste Erfolg, der allgemeines Aufsehen erregte. Er brachte nach und nach sieben Acker in Cultur, die ihm in günstigen Jahren schon bis 6000 Dollars (8400 Rthlr.) eingebracht haben; er hatte zuweilen 5—600 Gallonen Wein pro Acker gewonnen, die mit 1—2 Dollars bezahlt werden. Der Boden bei Hrn. B. war ein dürftiger, steiniger Kalkboden, mit einem gelbrothen, todten, festen Lehm zum Untergrund, für alle andern Früchte unergiebig; doch durch tüchtige Bearbeitung auf zwei Fuß Tiefe und Düngung mit Mist und Knochenmehl hatte er ihn für den Wein in brauchbaren Zustand versetzt, und die günstige südliche Lage sicherte ihm einen guten Erfolg. Er hatte sich im Grund des Thales einen tiefen Keller in die Erde hineingebaut, wo wir eine genußreiche Probe der verschiedenen Jahrgänge vornahmen. Der alte Wein war merklich stärker als der junge, mehr herb als süß, von lieblichem gewürzhaftem Geschmacke, und konnte sich mit einem guten Rheinweine messen; doch war er immer noch einer bedeutenden Verbesserung fähig. Trotz seiner gün-

Digitized by Google

ſtigen finanziellen Lage wohnte Hr. B. wie die erſten Anſiedler des Landes noch in einem ganz einfachen, übrigens bequemen Blockhauſe mit zwei Stuben und einer Gallerie an der Vorderſeite, und lebte ebenſo einfach in Koſt und Kleidung. Seinen bejahrten Vater hatte er aus Deutſchland nachkommen laſſen, und dieſer erfreute ſich nun am Abend ſeiner Tage der Früchte der Arbeit des Sohnes. Ueber Auswanderung äußerte er ſehr vernünftige Anſichten und wollte ſie niemandem anrathen, der nicht ſelbſt arbeiten möge und harter Arbeit gewöhnt ſey. Nicht jedem bekomme das Klima des Weſtens. Er hatte ſelbſt Luſt noch einmal nach Deutſchland zu gehen, in ſeine Heimath und dort den Abend ſeines Lebens zuzubringen. Ungern ſchied ich von dem braven Landsmann. Er geleitete mich auf einem anderen Wege, der im Dunkel des ſchattigen Waldes hinführte, nach der Stadt zurück, und ich gewann von der Weſtſeite her einen neuen, ſchönen Anblick derſelben, der noch ganz an eines der Weindörfer in Tyrol oder Süddeutſchland erinnerte, durch die zwei Kirchen auf den Hügeln und die Bogengänge in den Weinbergen. Ich will dem Leſer noch einige von Hrn. B.'s Erfahrungen und allgemeines über den Weinbau mittheilen.

Ueberall wo der Mais und der Pfirſichbaum gedeihen, kommt auch die Rebe gut fort, ſo daß alſo das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten vom 42° ſüdlich, und bis zu den Felſengebirgen im fernen Weſten als beſonders zum Weinbau geeignet betrachtet werden kann. Weingärten bloß für den Traubenverkauf gedeihen noch weiter nördlich, z. B. den Hudſon hinauf bis Albany. Man zieht aber dann meiſtens den Wein in eigens dazu gebauten Glashäuſern, den ſogenannten Graperies, mit oder ohne Heizung, und bekommt darin reife Trauben vom Anfang Juli an, die in den großen Städten des Oſtens ſehr theuer bezahlt werden, mit 1—2 Dollars das Pfund. Der geeignetſte Boden für Rebberge iſt mageres Hügelland mit ſüdlicher oder ſüdöſtlicher Abdachung. Waldboden iſt ſtets der Prairie vorzuziehen, theils weil die nach und nach faulenden und ſehr in die Tiefe gehenden Baumwurzeln den Grund für lange Zeit locker erhalten, theils auch weil die demſelben beigemiſchten Holztheilchen ihn anhaltend und im rechten Maße düngen. Zu fetter, ſchwarzer Boden iſt dem Weinbau ungünſtig, weil in ihm die Reben zu üppig treiben, zu wenig Trauben anſetzen und letztere zu ſehr faulen. Hinſichtlich der Lage müſſen dieſelben Erfahrungen, wie bei Obſtpflanzungen berückſichtigt werden, d. h. man muß durch Wald die Weinſtöcke gegen den Nordweſt- und Nordwind ſchützen, die im Frühjahr ſehr verderblich ſind.

Die Koſten der Anlegung eines Berges variiren, je nachdem der urſprüngliche Boden Holz- oder Prairieland iſt, und demnach erſt von den Baumſtämmen befreit und tief rajolt oder bloß gepflügt zu werden braucht, von 50—160 Dollars pro Acker. In der Umgegend von Herrmann iſt der gewöhnliche Preis von ſchon cultivirtem Weinbergland 100 Doll. pro Acker. In den erſten 2 Jahren trägt ein neu angelegter Berg nichts, im dritten liefert er 40—50 Gallonen pro Acker, und vom 4ten Jahre an trägt er reichlich. Die Erträge ſind natürlich alle Jahre ſehr verſchieden, und man findet daher ſehr abweichende Angaben darüber. Der Amerikaner Longworth nimmt, wohl etwas zu niedrig, 200 Gallonen als Durchſchnittsertrag eines Ackers an (bei Zugrundlegung eines Zeitraums von 30 Jahren) ein deutſcher Farmer in Illinois, der Verfaſſer der Briefe aus den Vereinigten Staaten (Leipzig, bei Weber 1853) gibt 250—500 und 600 Gallonen als gewöhnliche Erträge pro Acker an. Thatſache iſt daß zuweilen ſchon 800 Gallonen vom Acker gewonnen wurden. Nehme ich nun mit Hrn. Böſchel auch nur 200—500 Gallonen als gewöhnliche Production an, ſo zeigt ſich immer — beim Preiſe von 1½ Dollars für die Gallone — ein anſehnlicher Bruttoertrag von 300—750 Doll. und höher, und man greift ſicher nicht zu hoch wenn man den durchſchnittlichen Reinertrag pro Acker auf 200—300 Dollars beſtimmt. Denn die geſammten Koſten um einen Acker Weinberg zu bearbeiten, betragen für alle Arbeiten des Jahres zuſammen im Wege des Accords nur 30 Doll. Gewöhnlich zieht man den Weinſtock an Pfählen, zuweilen ſieht man ihn auch in Bogen und über Pfeiler gezogen wie in Tirol. Die Reben pflanzt man in Reihen von 4—4½ Fuß, und die Pflanzen ſelbſt 3½—4 Fuß von einander, an 6 Fuß langen Stöcken. Wegen der heftigen Regen welche die Erde fortſpülen, muß man Steine in den Bergen ſetzen um das Reißen der Waſſer möglichſt zu vermindern. Fehljahre ſind nicht ſo häufig als in Europa; die Fröſte des Frühlings ſchaden dem Wein nur ſelten, da er viel ſpäter treibt und blüht als z. B. die Obſtſorten und die einheimiſchen Trauben ſehr harter Natur ſind. Man braucht ſie den Winter über weder umzulegen noch irgendwie zu bedecken; dagegen kommt die Fäule auch hier vor und ſtiftet manchmal bedeutenden Schaden. Sie tritt ein nach ſtarken Regen im Frühſommer und die Blätter überziehen ſich dabei auf der Rückſeite mit einem weißen Schimmel. Die Reben, die am beſten das hieſige Klima vertragen, ſind nicht die ausländiſchen importirten Sorten, ſondern die von den einheimiſchen wilden Reben abſtammenden Arten, vorzüglich die Catawba und Iſabella-Trauben, die eine braune oder purpurrothe Beere haben, dick wie eine kleine Kirſche, mit ſtarker Schale und von ſüßem gewürzhaftem Geſchmack. Die Blätter ſind ſehr groß und gerade paſſend den Früchten den ſo nöthigen Schatten zu gewähren. Viele europäiſche Weinbauern hatten geglaubt, die Güte ihrer Trauben dadurch zu erhöhen daß ſie nach pfälziſcher Manier viele Blätter ausbrechen, damit die Einwirkung der Sonne jene vollkommner reifen ſollte; aber das Gegentheil geſchah, faſt ihre ganze Ernte gieng verloren, und man lernte daraus daß ſelbſt im Herbſt der Weinſtock hier mehr Schatten als Sonne bedarf. Von Inſecten werden beſonders der Weinkäfer, die Schlupfweſpe und eine Wanzenart den Trauben ſehr ſchädlich. Man wendet gegen ſie Räucherungen mit Schwefel und grünen Tabaksblättern, Waſchungen und Beſprengungen mit Seifen oder Kalkwaſſer, Tabaksabkochungen und dergleichen ätzende Flüſſigkeiten an. Das Beſchneiden und das Verfahren bei der Gährung iſt etwas abweichend von dem in Deutſchland. Die während der Leſezeit oft ſtattfindende große Hitze, welche auf die Gährung nachtheilig einwirkt, ſowie die ungleichmäßige Reife der Trauben, die deßhalb mit Sorgfalt ausgeleſen wer-

Digitized by Google

den müſſen, machen dem Weinbauer oft viel zu ſchaffen. Es fehlt noch ſehr an genügenden Erfahrungen in dieſer Beziehung, und man wird namentlich durch ſorgfältige Leitung der Gährung und die weitere Pflege des Weines auf dem Faſſe die Qualität desſelben noch ſehr verbeſſern können. Bis jetzt macht man hauptſächtlich zwei Sorten: den Schaumwein, Sparkling wine, mouſſirend wie Champagner und den ſogenannten trocknen Wein, Dry wine, der nicht ſchäumenden und mehr herben Weine.

Einen dem Madeira oder Portwein ſehr ähnlich ſchmeckenden Wein erzeugt man durch einen Zuſatz von Zucker zum Moſt vor der Gährung und von 5—8 Proc. franzöſiſchem Branntwein. Ueberhaupt gleicht der an einzelnen Punkten des Südens, in Virginien und Carolina gezogene Wein durch Stärke und Feuer ſehr den ſpaniſchen Weinen. Da der franzöſiſche Champagner in Amerika die Flaſche mit 2—3 Dollars bezahlt wird und der im Inlande erzeugte Schaumwein faſt einen gleichen Grad von Güte erlangt, ſo iſt dieſer Geſchäftszweig ſehr lockend und gewinnbringend und wird jedenfalls noch bedeutende Ausdehnung erfahren. In St. Louis und in Cincinnati beſtehen dafür zwei große Fabriken, erſtere unter Leitung einer Geſellſchaft, letztere dem Amerikaner Longworth gehörig. Der einheimiſche Champagner wird auch bereits mit 2 Doll. die Flaſche bezahlt.

Vergleicht man die Erträge vom Weinbergland und die gewöhnlichen Erträge bei der Farmerei, beſonders in mehr entlegenen Gegenden, wo ſie wegen der höheren Tagelöhne und der Schwierigkeiten des Abſatzes bedeutende Koſten macht und wo ſie zugleich ſo viele Entbehrungen auferlegt, ſo iſt nicht zu bezweifeln daß es für jeden Einwanderer weit lohnender iſt ſich auf den Weinbau zu legen, beſonders wenn er früher mit Feldarbeit nicht bekannt und an ſie nicht gewöhnt war. Die Arbeiten desſelben, wenn auch beſtändige Aufmerkſamkeit und Sorgfalt erfordernd, ſind viel weniger anſtrengend als die des Farmers, und die geringe Menge von Land die er bedarf, macht es ihm eher möglich in der Nähe einer Stadt zu wohnen, wo er alle ſeine Bedürfniſſe leichter und billiger beziehen und mehr in der menſchlichen Geſellſchaft leben kann. Nur mache er ſich erſt bei ſeinen Nachbarn mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut und benutze ihren Rath und ihre Erfahrungen. Binnen wenigen Jahren wird er ſich ein gutes Einkommen verſchaffen und mag nebenher noch etwas Obſtbau und Farmerei treiben, um wenn einmal ein Zweig ſeiner Thätigkeit verſagt, doch vom andern einen Ertrag zu genießen. Noch viele tauſend Acker der mittleren und weſtlichen Staaten eignen ſich durch Boden und Lage trefflich zum Weinbau und warten nur der arbeitenden Hand des Menſchen um ſich in fruchttragende Gärten zu verwandeln.

Briefe aus der Ferne.

1. Ereigniſſe in Schanghai während des Angriffs der Rebellen auf die Stadt.

Mittwoch, den 16 Auguſt 1860. Ich bin heute früh in der chineſiſchen Stadt geweſen. Die meiſten Häuſer ſind verſchloſſen und die Straßen wie ausgeſtorben. In der Oſt-Vorſtadt allein, die ſich am Fluſſe Whampu, zwiſchen Schanghai und dem franzöſiſchen Quartier, hinzieht, herrſcht ein reges Treiben. Dort wimmelt es von fliehenden Chineſen, die Habe und Leben vor den Tſchangmaos, den langhaarigen Rebellen, in Sicherheit bringen wollen. Die Leute, die ich ſehe, müſſen wirklich ſehr arm ſeyn, wenn ſie nichts beſſeres zu retten haben als die werthloſen Gegenſtände die ich ſie fortſchleppen ſehe. Viele Greiſe und Kinder befinden ſich unter den Fliehenden, aber am hülfloſeſten ſehen die armen Frauen und Mädchen aus, die auf ihren verſtümmelten Füßen nur mit Mühe den eilig dahinſchreitenden Männern folgen können, und ſo unſicher gehen und ſtehen, daß ſie ſich ohne eine Stütze kaum aufrecht erhalten zu können ſcheinen. Die fliehende Bevölkerung begibt ſich theilweiſe nach dem chineſiſchen Stadttheil im engliſchen Quartier und unter engliſchen Schutz, oder ſie findet Obdach in den zahlreichen Booten und kleinen Dſchunken, die für ſie bereit ſtehen, und die ſich in der unmittelbaren Nähe der großen engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen Kriegsſchiffe in Sicherheit zu glauben ſcheinen. Die ganze Bewegung iſt durch ein chineſiſches Placat verurſacht worden, das „Bi," der getreue König des großen Reiches des Friedens und Commandant der Truppen von Sutſchau, durch geheime Agenten geſtern hat anſchlagen laſſen. Es iſt ein langes Document, das ich nicht ganz wiedergeben mag, aber das in den Hauptpunkten folgendermaßen lautet:

„Ich ſchicke Euch dieſe dringende und ernſte Ermahnung, damit Ihr endlich von Eurer geiſtigen Blindheit geheilt werdet, und nicht ſelbſt großes Elend über Euch bringen möget."

„Seit Jahren gehorchen wir dem himmliſchen Befehl, der uns aufgetragen hat die grauſame Dynaſtie der Mantſchuren zu zerſtören. Sie hatte Tauſende und Abertauſende von Streitern, aber unſere Soldaten haben ſie erſchlagen, und ſie ſind vor unſerm Zorn verſchwunden, wie Schnee in ſiedendem Waſſer. — Nachdem wir ihre Armeen aus der Nähe der himmliſchen Hauptſtadt Nanking vertrieben haben, ſind wir über Küjüng, Tanyang, Changchau und Wuſih nach Sutſchau gegangen und haben uns dieſer Stadt bemächtigt. Auf einem Wege von 170 Meilen Länge hat ſich das Volk uns unterwerfen müſſen, und dieſe Niederlage der Mantſchuren hat uns weiter nichts gekoſtet als den Ausdruck unſeres Willens, daß dem ſo ſeyn möge. Dieſe Vorfälle, obgleich Ihr Euch am äußerſten Ende der Provinz befindet, können keinem von Euch unbekannt ſeyn.

„Ich hatte nun beſchloſſen mich der Stadt Schanghai zu bemächtigen, und um unnützes Blutvergießen zu erſparen, hatte ich Booten geſandt, die Euch meinen Willen kund thun

Digitized by Google

ſollten. Aber Ihr habt ſie erſchlagen. Wahrlich, ſolche Verderbtheit kann weder entſchuldigt noch verziehen werden.

„Wenn ich Euch deſſenungeachtet eine neue Aufforderung zur Unterwerfung ſchicke, ſo geſchieht dieß keineswegs weil ich die Größe Eurer Miſſethat verkenne, ſondern weil ich den Geſetzen der Milde der Taiping-Dynaſtie gehorche. Wenn Ihr alſo nach dem Erſcheinen dieſer Proclamation Eure frevelhaften Irrthümer erkennt und bereut, und Euch auf den Weg nach Sutſchau macht, um Eure Unterwerfung kund zu thun, dann wollen wir wahrlich Gnade walten laſſen und Euch verzeihen.

„Seit 10 Jahren, ſeitdem die heilſame Revolution im Goldfelde, im Süden China's ausgebrochen iſt, hat kein Feind uns widerſtehen können. Tauſende von Siegen zeugen für unſere Kraft. Was iſt Eure kleine Stadt daß ſie zu widerſtehen verſuchen dürfte, wo ganz China ſich unterwirft?

„Ergebt Euch, und keinem lebenden Weſen ſoll irgend ein Leid zugefügt werden. Widerſetzt Euch, und Ihr ſelbſt allein werdet großes Weh über Euch gebracht haben. Meine Plane ſind feſt wie die Berge und meine Befehle unwiderſtehlich wie die Meeresfluth. Gleich nachdem dieſe Proclamation veröffentlicht worden iſt, machen ſich meine Truppen auf den Weg. Sagt nicht daß Ihr nicht zeitig genug gewarnt worden ſeyd. Zittert, gehorcht und unterwerft Euch dem klaren Ausdruck unſeres Willens."

Die Einwohner von Schanghai ſcheinen keinen Augenblick in Zweifel geweſen zu ſeyn ob es rathſamer wäre den Rebellen zu widerſtehen oder ſich ihnen zu unterwerfen. Sie haben keines von beiden gethan, und haben ſich einſtimmig für das Davonlaufen erklärt.

Donnerſtag, den 17 Auguſt 1860. Die Rebellen nähern ſich der Stadt, darüber iſt nun kein Zweifel mehr. Ueberall, wohin das Auge trägt, erblickt man Feuersbrünſte. Eine große Aufregung hat ſich nun auch der europäiſchen Bevölkerung bemächtigt, und verſchiedene Verſammlungen ſind von den hier anſäſſigen Kaufleuten gehalten worden, um über die Vertheidigungsmaßregeln zu berathen, die zu ergreifen wären wenn die Rebellen wirklich einen Angriff auf Schanghai machten. Sämmtliche Straßen, die vom freien Feld und von der chineſiſchen Stadt nach den fremden Quartieren führen, ſind ſtark verbarricadirt worden. Dieſe Barricaden ſollen von den freiwilligen Corps vertheidigt werden, die ſich aus der hieſigen Bürgerſchaft gebildet haben. 140 ſtreitbare Männer, mit Revolver-Flinte und Säbel bewaffnet, haben ſich ſo zuſammengefunden. An ihre Spitze iſt ein engliſcher Oberſt, der Colonel Niel, ein Mitglied der engliſchen Geſandtſchaft in China, geſtellt worden. Die Franzoſen und Schweizer haben ein beſonderes Corps gebildet, das aber ebenfalls unter dem Befehl des Colonel Niel ſteht. Die hier anſäſſigen Deutſchen haben ſich dem engliſchen Corps einverleibt. Die Barricaden ſind ſehr zweckmäßig und ſtark, und zwanzig gut bewaffnete Europäer würden dahinter einer zehnfach größeren Anzahl von Chineſen erfolgreich widerſtehen können.

Die 1400 engliſchen und franzöſiſchen Soldaten, die noch hier ſind, haben die chineſiſche Stadt beſetzt und überall Vorpoſten ausgeſtellt, die alle Wege auf denen man nach Schanghai gelangen kann überwachen.

Die Mauern von Schanghai haben einen Umfang von 3¾ engl. Meilen. Das Fremdenquartier, das einen Umfang von etwa 4 engl. Meilen hat, iſt auf der Oſt- und Südſeite durch den Fluß Whampu und durch die chineſiſche Stadt gedeckt. Vom Weſten und Norden iſt es jedoch jedem Angriff offen. Dort ſind demnach auch alle Barricaden errichtet und die ſtärkſten Vorpoſten ausgeſtellt worden. Die ganze Linie, die zu vertheidigen iſt, iſt wohl 12 engl. Meilen lang. Wir hatten dazu 1400 Soldaten, darunter 600 Juder, drei Dampfſchiffe, 140 Freiwillige und im Nothfall einen Landſturm von etwa 400 Mann. Ich glaube daß dieß genügend iſt um die Armee der Rebellen in Reſpect zu halten.

Freitag, den 18 Aug. 1860. Die Rebellen ſind ganz in der Nähe. Es brennt dicht bei Si-ka-wei, dem franzöſiſchen Jeſuitenkloſter, das kaum 1½ Stunden von Schanghai entfernt iſt. Ich habe ſo eben den franzöſiſchen Prieſtern einen Beſuch gemacht, die von dort nach Schanghai geflüchtet ſind. Sie erzählten mir daß einer der ihrigen, der Jeſuit Maſſa, der in Sa-kawei, einige Meilen von Sikawei, einer chineſiſchen Schule vorſtand, mit all ſeinen Zöglingen, 40 an der Zahl, ermordet worden ſey. Die Freiwilligen haben regelmäßige Wachen ausgeſtellt, und ſind Tag und Nacht auf ihren Poſten. Da es ſehr heiß iſt, ſo haben ſie die Barricaden mit leichten Mattendächern überdeckt, und im Schatten darunter laſſen ſie es ſich wohl ſeyn, und plaudern und trinken in Erwartung der Dinge die nun kommen werden.

Sonnabend, den 19 Aug. 1860. Die Rebellen ſind angekommen, und haben heute früh die chineſiſchen Soldaten, die in der Nähe der Stadt ein Lager aufgeſchlagen hatten, angegriffen und aus ihren Verſchanzungen vertrieben. Sie haben ſie dann bis unter die Mauern von Schanghai verfolgt; als ſie aber dort von einem engliſchen Musketenfeuer empfangen worden ſind, das einen ganz andern Effect gehabt zu haben ſcheint als die Füſiladen an die ſie ihre chineſiſchen Gegner gewöhnt hatten, haben ſie ſich wieder aus Schußweite zurückgezogen. Ich bin heute Nachmittag nach dem engliſchen Poſten gegangen, der in dem ſogenannten Ningpo-Tempel liegt. Von dem Obſervatorium, das dort errichtet worden und auf dem ein Telegraph angebracht iſt, mit welchem dieſer Poſten mit den engliſchen und franzöſiſchen Truppen, die in Schanghai liegen, in Verbindung ſteht, habe ich einen großen Theil des Feldes überſehen können auf dem die Rebellen ihr Lager aufgeſchlagen haben. Es erſtreckte ſich auf einer weiten Ebene, auf der Weſtſeite von Schanghai, von den Mauern der Stadt bis nach dem ſchon genannten Kloſter Si-ka-wei dahin. Es hält ſchwer ſich von der Bedeutung der Armee einen Begriff zu machen, denn ſie hat ſich in zahlreiche Gruppen vertheilt, und ihre bunten Fahnen und Flaggen wehen auf allen Punkten der Ebene die vor uns ausgebreitet liegt. Eine regelmäßige Rebellenarmee ſoll nach den Geſetzen des Tienwang (himmliſcher König) aus 13,155 Mann beſtehen: nämlich 1 Herzog, 5 Präfecten, 25 Tribunen, 125 Centurionen, 500 Fahnenofficieren, 2500 Unterofficieren und 10,000

Soldaten. Eine ſolche Armee hat nicht weniger als 650 Fahnen, eine für jeden Officier, vom Herzog bis zum Fahnenofficier. Ich glaube wohl daß wir etwa 600 Fahnen und Flaggen ſehen, und nehme deßhalb an daß wir wohl eine Armee von 13,000 Mann vor uns haben. Vom Ningpo-Tempel, der ſich außerhalb der Ringmauer der Stadt, zwiſchen dem Nord- und Weſtthor befindet, bin ich nach dem Weſtthore gegangen, demſelben das am Morgen von den Rebellen angegriffen worden war. Ein engliſcher Hauptmann, der dieſen Poſten mit 200 Sikhs (Indiern) zu vertheidigen hatte, war damit beſchäftigt 20—30 Häuſer niederreißen zu laſſen, die eine kleine Vorſtadt dicht vor dem Weſtthor bildeten, und die am Morgen den Angriff und den Rückzug der Rebellen gedeckt hatten. Ich trat in mehrere dieſer Häuſer, und überzeugte mich daß ihre rechtmäßigen Bewohner dieſelben in haſtiger Flucht verlaſſen haben mußten. In den Gärten ſtanden und lagen Ackerwerkzeuge umher, die vor wenigen Stunden noch gebraucht zu ſeyn ſchienen, und in den Küchen und Zimmern ſah es aus als ob die Bewohner dieſe Räume ſo eben verlaſſen hätten und jeden Augenblick zurückkommen könnten. Es iſt wahrſcheinlich daß das gut gerichtete Feuer der Sikhs die Rebellen ganz beſtürzt hat, und daß ſie ſich ſo eilig als möglich aus der Nähe der engliſchen Musketen entfernt haben. Ein Paar 100 Schritt hinter der Vorſtadt liegen einige vereinzelte Häuſer; ich durchſuchte auch dieſe noch, und fand in einem derſelben den Leichnam eines ermordeten Mädchens. Da ich mich der Gefahr ausſetzte bei weiterem Vordringen in die Hände der Rebellen zu fallen, deren Vorpoſten ganz in meiner Nähe lagen, und da ich annehmen mußte daß ſie nicht mehr friedliche Geſinnungen für Europäer hegen konnten, nachdem ſie von denſelben in ſo feindlicher Weiſe empfangen worden waren, ſo gieng ich nach der Stadt zurück. Am Weſtthor fand ich einen hohen chineſiſchen Mandarin, Süe, den interrimiſtiſchen Vicekönig von Kiang-ſu. Er ſtand auf dem Wall, von zahlreichen Soldaten und chineſiſchen Beamten umgeben, und beobachtete die Rebellen durch ein Fernrohr.

Vom Weſtthor bin ich nach dem Südthor gegangen, wo ich erfahren habe daß die Rebellen auch dort am Morgen einen Angriff gemacht haben. Sie ſind bei dieſer Gelegenheit in das Haus des proteſtantiſchen Miſſionärs Mills gedrungen, dem ſie jedoch nicht das geringſte Leid zugefügt hatten. Ein Officier der Rebellen hat Hrn. Mills verſichert daß ſie nur freundliche Abſichten für die Fremden hegten, und hat ein Placat an das Haus des Hrn. Mills anſchlagen laſſen, das folgendermaßen lautet: „Befehl des Königs Li, unſere Officiere, Soldaten ſollen in keiner Weiſe irgendeinen Fremden beläſtigen noch anrühren was das Eigenthum eines derſelben iſt. Wer dieſen Befehl überſchreitet, ſoll enthauptet werden.“

Einige Minuten, nachdem dieſes Placat angeſchlagen worden war, wurden die Rebellen durch die Kugeln derſelben Fremden, für die ſie ſo freundſchaftliche Geſinnungen hegten, vertrieben. Der engliſche und franzöſiſche Miniſter, Hr. Bruce, der Bruder Lord Elgins und Hr. de Bourbouillon haben eine Note an den Chef der Rebellen abgeſandt, die von vielen Einwohnern von Schanghai ſehr gemißbilligt wird. Monſ. de Bourbouillon adreſſirt ſeinen Brief in ächt franzöſiſcher Arroganz: „Aux Chefs des Bandes armées,“ was eigentlich nichts weiter heißt als: „An die Banditenhäuptlinge.“ Nun iſt zwar nicht zu läugnen daß die Rebellen, was das Meum und Tuum anbetrifft, ebenſo unklare Ideen haben wie die engliſchen und franzöſiſchen Soldaten in ihrem Krieg gegen China, aber deſſenungeachtet iſt es doch etwas lächerlich, wenn nicht impertinent, einen Mann „Räuberhauptmann“ zu nennen, der oberſter Befehlshaber einer Armee von mindeſtens 50,000 Mann iſt, und ſeit Jahren einen ſiegreichen Kampf gegen die chineſiſche Regierung aufrecht erhält.

Die Notification des engliſchen Miniſters lautet, wie folgt:

„Da wir erfahren haben daß ſich eine bewaffnete Macht in der Nähe von Schanghai zuſammengezogen hat, ſo machen wir, die Befehlshaber der engliſchen Land- und Seemacht in und um Schanghai, hiermit bekannt daß die Stadt Schanghai und das daran liegende Fremdenquartier von engliſchen und franzöſiſchen Truppen beſetzt worden ſind, und daß jedes Nähern von bewaffneten Haufen von den alliirten Truppen als ein Beginnen von Feindſeligkeiten betrachtet werden wird.“

Schanghai, den 16 Auguſt 1860. Hr. Bruce iſt etwas höflicher und vernünftiger geweſen als Hr. v. Bourbouillon, indem er ſeinen Brief an die „commandirenden Officiere der Truppen im Beſitz von Sutſchau und andern Plätzen“ gerichtet hat; aber deſſenungeachtet ſtellen ſich viele Leute die ſehr natürliche Frage: wie es kommt daß Engländer und Franzoſen eine Stadt vertheidigen, die dem Kaiſer von China, dem augenblicklichen Feind von Frankreich und England, gehört.

Heute Abend bin ich auf das Obſervatorium geſtiegen, das ſich auf dem Dach des Hauſes befindet in dem ich wohne. Ringsumher iſt der Himmel vom Feuer geröthet. Aber über Sikawei, dem den Fremden gehörigen Gebäude, iſt alles dunkel. Die Rebellen wollen uns, wie es ſcheint, keinen Grund geben ſie feindlich zu behandeln. Uebrigens hat der Chung-wang, der getreue König, wie man verſichert, ſein Hauptquartier in Si-ka-wei aufgeſchlagen.

Sonntag den 20 Auguſt 1860. Das iſt ein bewegter Tag geweſen. Heute früh um 9 Uhr hörte ich daß ganz in der Nähe meiner Wohnung geſchoſſen wurde. Ich begab mich eiligſt durch den „Bund,“ die Hauptſtraße von Schanghai, die ſich längs dem Fluſſe dahinzieht, und ſah von dort aus daß es in der Oſtvorſtadt von Schanghai, die ſich zwiſchen der chineſiſchen Stadt und dem franzöſiſchen Quartier befindet, brannte. Bald erfuhr ich denn auch daß die Rebellen in in aller Frühe die Vorſtadt beſetzt hätten, und daß die franzöſiſchen Soldaten ſo eben damit beſchäftigt ſeyen ſie wieder von dort zu vertreiben. Bei dieſer Gelegenheit waren denn einige Häuſer in Brand geſetzt worden. Am Eingang der Vorſtadt fand ich eine franzöſiſche Schildwache, die mich jedoch ungehindert paſſiren ließ. Gleich in den erſten Häuſern die ich ſodann ſah, fand ich Spuren des kurz vorhergegangenen und mit unnöthiger Grauſamkeit ausgefochtenen Kampfes. Vor

Digitized by Google

einer Thür lag ein Mann mit einem Bajonnett- oder Schwertstich durch die Bruſt. Er war todt, aber noch ganz warm. In einem andern Hauſe fand ich einen Mann auf einem Sopha liegend, der ermordet worden war, währenddem er Opium rauchte. Die kleine Lampe an der die Opiumraucher die Pfeifen anzünden, brannte noch. Etwas weiter ſah ich eine Frau und dann ſogar ein Kind, beide erſchlagen. Dann kam ich an die Brandſtätte. Niemand löſchte, und niemand rettete. Das Feuer wüthete ungehindert, und ohne daß es irgendjemandes Abſicht zu ſeyn ſchien ſeinem raſchen und vernichtenden Umſichgreifen ein Hinderniß in den Weg zu legen. Bald darauf ſtieß ich auf eine Truppe von etwa 50 franzöſiſchen Soldaten. Sie ſahen ſehr aufgeregt aus und ſprachen laut zu einander. Einige trugen kleine chineſiſche Flaggen, Trophäen eines leichten Sieges; andere hatten einige Waffen, Lanzen, Säbel u. ſ. w. erbeutet. Ich erfuhr durch ſie daß die Rebellen ſich davon gemacht hätten, ohne auch nur zu verſuchen ihnen zu widerſtehen, daß es ihnen aber doch gelungen wäre einige von ihnen niederzuſchießen. Die Leute waren ſo ſtolz als ob ſie die ſchönſte Heldenthat verrichtet hätten. Ich fragte ſie, wer denn die wehrloſen Leute ermordet hätte, deren Leichname ich geſehen. Sie antworteten, die Rebellen hätten das gethan. Einige Engländer verſicherten ſpäter, die Franzoſen hätten ſich dieſe Schandthaten zu Schulden kommen laſſen. Niemand hat jedoch dieſe Behauptung beweiſen können, und ich ſchiebe ſie ohne Bedenken dem offen ausgeſprochenen Haß zu der hier zwiſchen den alliirten Engländern und Franzoſen herrſcht. Die franzöſiſchen Soldaten ſind in der That ſehr wild wenn ſie einmal Blut geſehen und Pulver gerochen haben, aber ich müßte es ſehen, oder von glaubwürdigen Zeugen hören, daß ſie Weiber und Kinder ermorden, um ſie einer ſolchen Feigheit für fähig zu halten. Ein ſolcher Zug liegt ganz und gar nicht im Charakter der franzöſiſchen Soldaten, den ich ſeit langen Jahren oft zu beobachten Gelegenheit gehabt habe.

Von der Vorſtadt, wo es immer noch ruhig und ungehindert fortbrennt, bin ich nach Hauſe gegangen, um vom Obſervatorium aus die Umgegend von Schanghai zu beobachten. In den Feldern flattern Hunderte von Rebellenflaggen. Es ſieht ganz kriegeriſch aus. Die Freiwilligen zeigen den prächtigen Eifer, den jeder Bürger gewöhnlich mit den Abzeichen des Soldatenſtandes anzieht. Jedermann iſt auf ſeinem Poſten, und ich glaube daß, wenn jemand vergeſſen ſollte auf ihr lautes: „Wer da?“ ſofort zu antworten, ſo würden die Freiwilligen in Ermanglung eines beſſern Feindes gar nicht anſtehen ihre ſehr guten Freunde ächt militäriſch niederzuſchießen. Dieſe Freude am Soldatenſpielen zeigt ſich bei den friedfertigen Leuten am allerdeutlichſten. Deſſenungeachtet ſind die 140 Freiwilligen unter den jetzigen Verhältniſſen ein ſehr nützliches und reſpectables Corps, und würden ſich bei einem etwaigen Angriff gewiß auch tüchtig zeigen. Es iſt jedoch wahrſcheinlich daß ſie nicht Gelegenheit haben werden Proben ihres Muthes abzulegen. Die Rebellen ſcheinen es in der That nicht für rathſam zu halten ſich einer durch die Fremden vertheidigten Stadt zu nähern, und ihre Fahnen, die man in geringer Entfernung ſieht, werden rechts und links, aber nicht vorwärts getragen. Der heutige Abend hat dem geſtrigen geglichen. Es brennt in der Umgegend von Schanghai in dreizehn verſchiedenen Ortſchaften, aber über Sikawei bleibt es dunkel und friedlich.

(Schluß folgt.)

Schreiben des engliſchen Conſuls, Hrn. Skene, über die arabiſchen Beduinen in Syrien, von Dr. Mühleiſen-Arnold.

Aleppo, 18 Dec. 1860.

„Damit Sie ſich Ihr eigenes Urtheil über meine Plane zur Hebung der arabiſchen Beduinen in Syrien bilden können, will ich Ihnen eine genaue Darſtellung über den Stand der Sache mittheilen, auf welche ich vor vier Jahren, bei meiner Ankunft in Aleppo als britiſcher Conſul, aufmerkſam gemacht wurde. Ich hatte während des Kriegs in der Krim als Civilcommiſſär bei dem in engliſchem Sold ſtehenden türkiſchen Contingent gedient, und da für die irreguläre Cavallerie jenes Corps beinahe 1500 Mann von den ſyriſchen Beduinen ausgehoben worden waren, ſo wurde ich von ihnen hier als ein alter Freund empfangen. Der gute Sold, die guten Rationen, die Gerechtigkeit, und ſogar die Großmuth mit der ſie von der britiſchen Regierung behandelt wurden, erweckte in ihnen in hohem Grad das Zutrauen zu den Engländern, und legte den Grund zu dem Verkehr zwiſchen mir und ihnen, ein Verkehr den ich mir angelegen ſeyn ließ zu pflegen, in der Hoffnung den engliſchen Handel unter ihnen zu befördern. Ich machte daher öftere Beſuche unter den arabiſchen Stämmen. Dieſe nomadiſche Bevölkerung der Wüſte beſitzt einen hohen Grad von Wohlſtand in Folge ihrer zahlloſen Heerden von Kamelen und Schafen. Die Baumwollenſtoffe, Stahlwaaren, Colonialerzeugniſſe, welche in großer Quantität von ihnen geſucht werden, und welche ſie ſich aus dem Ertrag ihres verkauften Viehes, ihrer Butter und ihrer Wolle verſchaffen, waren ihnen bisher durch viele Zwiſchenhände, und folglich mit Preiserhöhung zugekommen, während diejenigen welche dieſe Waaren von England einführten, nur einen kleinen Antheil am Gewinn erhielten. Außerdem iſt die Concurrenz zwiſchen den engliſchen Kaufleuten und denjenigen welche mit Schweizertüchern und Zucker von Marſeille handeln, ſo ſtark, daß die Bedürfniſſe der Araber gewiſſermaßen von den letztern, welche die Engländer in dieſen Artikeln durch wohlfeileren Verkauf aus dem Felde ſchlagen, befriedigt wurden. In der Hoffnung jedoch dem britiſchen Handel große Vortheile zuzuwenden, ermunterte ich die Beduinen in die Städte zu kommen und ihre Einkäufe direct bei unſern Kaufleuten zu machen, welche ich in den

Digitized by Google

Stand setzte ihre Waaren nach der Wüste auf den Markt zu bringen ohne sich den Gefahren auszusetzen welche sie vorher von diesem Schritt abgeschreckt hatten. Außerdem veranlaßte ich Speculanten die englischen Baumwollentücher mit dem Indigo welchen man hier aus Bombay erhält, zu färben, um sie an die Stelle des von den arabischen Frauen getragenen, theureren und nicht so dauerhaften blauen Tuches, das die Eingebornen fabriciren, zu setzen. Der Erfolg meiner Bemühungen hat meine höchsten Erwartungen übertroffen.

Die Politik welche die türkischen Behörden in Beziehung auf die Beduinen befolgten, ist jederzeit äußerst wandelbar gewesen. In dem einen Jahr griff man sie an, im nächsten zahlte man ihnen Hülfsgelder. Geschenke wurden von den Statthaltern ausgetheilt um sie in Ruhe zu erhalten, aber die Unterbehörden nahmen sie zur Verhüllung ihrer Verbrechen. Man versuchte ihre Einfälle durch kriegerische Expeditionen zu hemmen, und schloß Frieden nach einigen vergeblichen Märschen und Manövers, worauf man ihnen eine Abgabe bezahlte unter der Form von Sold, der den unregelmäßigen Truppen gegeben wird. Besiegte man die Araber, so verwüsteten sie die Dörfer und zogen sich ins Herz der Wüste zurück; ließ man sie unbelästigt, so trieben sie ihr Vieh in die Felder der Bauern, erhoben eine Abgabe von ihnen, und trieben ihre Schafe und Kühe weg. Karawanen wurden unter allen Umständen von den Beduinen beraubt. Die ackerbautreibende Bevölkerung litt auf diese Weise Noth ohne sich helfen zu können, und zog sich daher vor den Wander- und Hirtenstämmen zurück. Ich sah 25 geplünderte und verlassene Dörfer, und reiste oft durch einen sehr fruchtbaren Bezirk welcher noch vor 20 Jahren hundert glückliche Dörfer besaß, aber jetzt nur noch von ein paar verweilenden Bauern bewohnt ist, welche im Begriff stehen ihren Verwandten auf die Berge an der Seeküste nachzufolgen.

„Die raubsüchtigsten Beduinen sind die Aniſi, welche vor 70 Jahren zum erstenmal in der syrischen Wüste auftraten. Sie waren während einer Hungersnoth und aus Mangel an Fütterung von Central-Arabien ausgewandert. Sie theilen sich in viele Stämme, unter denen die Fedaan und Adschadschara die am meisten kriegerischen sind. Die zahlreichsten und wohlhabendsten sind die Seboas und Dschelas, während die Weled Ali und Beni Sochor die am wenigsten geachteten sind. Diese Wanderhorden haben die ursprünglichen syrischen Stämme, nämlich die Schammar und Mowali, gegen Norden und Westen, nach Mesopotamien und an den Fuß der Hügelreihe welche mit der Küste in gleicher Richtung läuft, getrieben; und sie verbreiten sich fortwährend von Nedsched, nachdem ihr letzter Nachtrab, der aus 500 Zelten vom Stamme Amarat bestand, sich 1858 mit ihnen vereinigt hat. Die ungeheure Zahl von Thieren welche jedes Lager mit sich bringt, nöthigt sie, in Abtheilungen von 50 bis 200 Familien zu wandern, und alle Jahre einen ungeheuern Umkreis in der Nachbarschaft von Aleppo am rechten Ufer des Euphrat, wo sie einen Vorrath von Datteln anlegen, einzunehmen. Von hier ziehen sie in die südliche Region der Wüste um den Winter mit ihren jungen Kamelen auf den warmen und trockenen Weideplätzen der Wüste zuzubringen, worauf sie im Frühling wieder nach Norden gehen um ihre Erzeugnisse in der Nähe der syrischen Städte zu verkaufen, Getreide und Fabricate dagegen einzuhandeln, zu plündern was sie können, und sofort ihre jährlichen Kämpfe mit den Mowali und Schammar auszufechten. Die schnelle Vermehrung ihrer Schaf- und Kuhheerden bestimmt sie den Anbau des Landes auf alle mögliche Weise zu hemmen, um sich Weideplätze zu sichern. Die Wüste überragt auf diese Weise den Feldbau in Syrien und ihr Fortschritt ist in diesem Jahr westwärts bis an die Ufer des Orontes gedrungen.

Das beste Mittel gegen dieses Uebel war, nach meiner Ansicht, die Bildung eines Cordons von niedergelassenen Stämmen als eine Art von Militärcolonien, welchen die türkische Regierung jede Hülfe gewähren sollte, um ihnen die Selbstvertheidigung zu ermöglichen, und um als Bollwerk gegen die andern, mehr unlenksamen Stämme zu dienen. Truppen allein, ohne große numerische Ueberlegenheit, sind nicht im Stande es mit den Beduinen, die viel besser beritten sind, aufzunehmen; aber dadurch daß man den Arabern durch Araber eine Grube gräbt, und noch dazu die Hülfe der Feuerwaffen anwendet, konnte nach meiner Meinung ihnen mit Erfolg Widerstand geleistet werden, während zu gleicher Zeit der fortschreitende Wohlstand der Ansiedler für die Wanderstämme als ein heilsames Vorbild zur Nachahmung dienen, und so der Kreis der Cultur stufenweise erweitert würde. Dieß war das einzige Auskunftsmittel das ich mit Aussicht auf Erfolg empfehlen konnte. Es fand Anerkennung, und ich benützte das Steigen des Getreidewerthes und das gleichzeitige Fallen im Preis des zahmen Viehes, um die Beduinenhäuptlinge zu überzeugen daß sie größere Vortheile vom Ackerbau als vom Hirtenleben erhalten würden. Sie antworteten mir immer daß sie kein Vertrauen in die türkischen Behörden hätten, und äußerst ungern in ihre Hand fallen wollten. Jedoch kam nachher ein Häuptling zu mir mit der Erklärung, daß, wenn ich ihm verspräche meinen Einfluß zu seinen Gunsten geltend zu machen, er sich auf mein Wort verlassen und sogleich mit seinem Stamm ansässig werden würde. Ich erhielt den gewünschten Vertrag von dem General-Gouverneur zu Aleppo; der Stamm verkaufte bald seine Kamele und Schafe, kaufte Ochsen, Pflüge und Sämereien. Es war das erstemal daß er den Bazar der Stadt besuchte um Verkäufe und Einkäufe zu machen, und der Feldbau begann. Sie kamen stets ins englische Consulat mir ihre Ankunft anzuzeigen, und waren dessen gewiß daß niemand sie beunruhigte. Ein so neues Sicherheitsgefühl gieng bald auf die andern Stämme über, und eine ungewöhnliche Thätigkeit im Verkauf englischer Waaren erfolgte. Neben den Handlungshäusern welche bereits mit Manchester handelten, bildeten sich drei neue Etablissements um an den Vortheilen der Einfuhr aus Großbritannien theilzunehmen. Ein weiterer Stamm bat mich um gleichen Schutz welchen ich innerhalb der gehörigen Schranken gewährte, und er wurde gleichfalls ansässig. Zwei weitere sind gegenwärtig mit mir in Unterhandlung unter denselben Bedingungen, welche ich bald mit ihnen abzuschließen die Hoffnung habe.

Digitized by Google

„Ich ſchließe die Abſchrift eines Briefes bei, welcher weiteres Licht über dieſen Gegenſtand geben kann. Ich wurde von mehreren Häuptlingen angegangen, in einem Streit über Weideplätze und Schaden der auf den Feldern angerichtet worden war, zu vermitteln. Da ich durch meine conſulariſchen Geſchäfte hier verhindert war zu gehen, ſo beauftragte ich Hrn. Brown, an meiner Statt die Sache zu bereinigen. Er ſchrieb mir von der Wüſte aus die unten beigefügten Einzelheiten.

„Als ich einmal in dem Zelt Ahmed Bey's, des berüchtigten Räuber-Häuptlings der Mowali war, kamen gerade einige Reiter an mit 30 beladenen Kamelen, welche ſie einer Karawane abgenommen hatten. Ich weigerte mich einen Augenblick länger in ſeinem Lager zu verweilen, wenn die Kamele mit der Ladung ihren Eigenthümern nicht zurückgegeben würden. Da er ſah daß es mir Ernſt war, übergab er ſie mir, und ich ſandte ſie dem Gouverneur von Homs, welches die nächſte Stadt war. Auf meinem Rückweg nach Aleppo begegnete ich einigen Mowalis, welche gerade die Regierungspoſt von Damascus beraubt hatten. Sie übergaben mir ſogleich die Briefe welche ich nach Aleppo brachte, und die klingende Münze, welche den Behörden von Hama überſendet wurde. Bei einer anderen Gelegenheit plünderte Jedaan, der ſehr gefürchtete Aniſi-Häuptling, eine Karawane, welche von Diarbekir kam. Ich zog ihm mehrere Tage lang in die Wüſte nach; und obwohl er mir auswich, ſandte er die Karawane zurück, welche den Regierungsbeamten übergeben wurde. Dieß ſind keine Dinge zum Rühmen, da der Reſpect von Plünderern nicht immer verläßlich iſt, ſondern ich erwähne ſie um die Möglichkeit der moraliſchen Veredelung dieſer Leute zu beweiſen. Es iſt ſchon etwas erreicht, wenn das Verbrechen als ſolches erkannt wird, was bisher in der Wüſte nicht der Fall war. Wenn bei der Entdeckung des Verbrechens ein Schamgefühl erwacht, ſo iſt viel gewonnen. Daß ein ſolches Gefühl jetzt vorhanden iſt, davon überzeugte ich mich neulich als ich plötzlich einige Beduinen traf welche einen Bauern beraubten. Sie machten ſich ohne die Beute davon als ich ihnen nahe kam, verhüllten ihre Angeſichter und ſchwiegen, damit ich ſie nicht erkennen möchte.

„Ich habe wahrgenommen daß die Beduinen ſehr leicht von den Ideen und Gewohnheiten, welche ſie lange Zeit gehabt haben, übergehen zu andern, welche ihnen neu ſind. So z. B. Räuberei galt noch vor wenigen Jahren nicht für etwas ſchimpfliches in der Wüſte; und jetzt haben die niedergelaſſenen Stämme dieſe Sitte nicht nur ganz aufgegeben, ſondern ſie ſprechen ſich darüber auch bei andern Stämmen nur tadelnd aus. Ich glaube nun zwar nicht daß dieß die Frucht beſſerer Grundſätze iſt, aber ich denke ſie haben die Entdeckung gemacht daß ſie im Vergleich zu ihrer Ehrlichkeit gegen die ſchlechte Herrſchaft der Türken geſchützt werden, wiewohl ich mich immer ſehr gehütet habe einen Araber der gefehlt hat, in Schutz zu nehmen, was ſie bewog ein Betragen anzunehmen das ihnen den größten Nutzen brachte. Dieß iſt freilich ein ſehr geringes Maß von Moralität, aber es iſt doch ein Schritt in der rechten Richtung, daß ſie es in der ſittlichen Praxis immer weiter bringen, und daß ihre Grundſätze ſpäter ſich leichter verbeſſern laſſen. Es wird freilich lange Zeit brauchen dieſes wilde Volk auf eine höhere ſittliche Stufe zu erheben, aber ich habe die Ueberzeugung daß es mit Gottes Hülfe gelingen wird. Die gegenwärtige Gelegenheit, einen Verſuch zur Chriſtianiſirung der Wüſte zu machen, iſt ohne Zweifel günſtig; und obwohl ich nicht ſagen will daß dieſer Verſuch ſchnellen Erfolg haben wird, ſo muß ich es doch ausſprechen daß gegenwärtig eine große Veränderung in den Gewohnheiten und Ideen dieſes Nomadenvolkes vorgeht, welches ſofort auch zur Wahrheit und Reinheit der Religion geleitet werden mag. Manche unter ihnen haben den ernſtlichen Wunſch gegen mich ausgeſprochen daß ihre Kinder im Leſen unterrichtet werden möchten, was, nach meiner Anſicht, zuerſt ins Auge gefaßt werden ſollte."

Auszug aus Hrn. Brown's Schreiben an den Hrn. Conſul Skene.

„Die Ferdun ſind ein ermunterndes Beiſpiel von einem neulich anſäſſig gewordenen Stamm. Sie zählen 500 Zelte. Trotz der Schwierigkeit mit der im letzten Jahr Sämereien um einen hohen Preis zu haben waren, ſäeten ſie eine beträchtliche Quantität Weizen und Gerſte, welche jetzt eine große Ernte verſpricht. Das Beiſpiel ihres Wohlſtands wird wahrſcheinlich einen guten Einfluß auf jene Stämme haben welche beinahe geneigt ſind ihr Nomadenleben aufzugeben.

„Muhamed El Ganin, Häuptling der Weldi, betrachtet Sie fortwährend als ſeinen Beſchützer und Rathgeber. Da ſie vor nicht langer Zeit ein Räuber- und Wanderleben führten, ſagte mir einer von ihnen: „Wir waren Verſperrer der Wege (d. h. Plünderer der Karawanen), aber jetzt ſind wir mit Gottes Hülfe und dem Schutz des Conſuls Ackerbauern geworden." Ein alter Mann, der meine Uhr ſah, ſagte, „ich hatte zwei wie dieſe, und zwar von Gold." „Woher hatteſt du ſie," fragte ich? „Ich gewann ſie auf der Straße," erwiederte er. Ihre frühere Gewohnheiten ſind ein merkwürdiger Contraſt gegen ihre jetzige Beſchäftigungen und Geſinnung. Sie bebauen den Boden und ertragen ruhig manche Herausforderungen von Seiten der andern Stämme. Es wird Sie freuen zu hören, daß obwohl die krummen Furchen ſie als unerfahrne Pflüger kennzeichnen, ihr Feld doch ſo gut ſteht daß ſie ſich bewogen finden das Experiment fortzuſetzen. Ein Kaufmann welcher eine lange Liſte von Stämmen und Häuptlingen aufzählte, von denen einige auf den wellenförmigen Ebenen in Sicht waren und nach kurzem Ritt erreicht wurden, gratulirte mir zu der ſeltenen Gelegenheit ſo viele beiſammen zu ſehen.

Wenn Ihr conſulariſcher Beruf Ihnen freie Zeit geſtattete, die Araber häufiger zu beſuchen und ſie zu überreden, dem Beiſpiel der Ferdun und Weldi zu folgen, und eine ganze Linie von anſäſſigen und ackerbautreibenden Stämmen dem Wüſtenrand entlang zu bilden, ſo wäre der Gewinn für dieſes Land nicht zu berechnen. Die Bauern der Ebenen würden

Digitized by Google

die Verheerungen der Araber, welche jährlich zur Verlaſſung der Dörfer beitragen, nicht mehr zu fürchten haben. Es würde der Handel große Veranlaſſung haben die directen Karawanenſtraßen wieder zu öffnen, und es würde ein großes, fortdauerndes Verlangen nach britiſchen Fabricaten entſtehen. Als bedeutſame Thatſache fiel mir ſehr auf daß die erſt neulich anſäſſig gewordenen Ferdun und Weldi großentheils in engliſchen Kattun gekleidet waren, während die andere Stämme grobe Kleider von ſchwerer Wolle tragen, wozu noch engliſche Kopftücher kommen, je nach dem ſie civiliſirt ſind und Gelegenheit haben die Städte zu beſuchen. Die Ausdehnung des fruchtbarſten Landes, das durchaus keine Herren hat, iſt gränzenlos. Werden die Stämme während der erſten zwei Jahre, wo ſie das Land anbauen, von Abgaben befreit (ſowie ſie die Abgabenfreiheit für die Weldi erlangt haben), und werden die Stämme das Vertrauen hegen dürfen daß ſie durch Sie gegen die Erpreſſungen der Abgabenpächter und gegen die Wortbrüchigkeit der türkiſchen Regierung geſchützt werden, ſo wird Ihr Beſtreben, womit Sie die Stämme zu Verlaſſung Ihres Nomadenlebens zu überreden ſuchen, viel ſtärker wirken als die Vorurtheile von Jahrhunderten.“

Ein Concert auf einer Südſee-Inſel.

In den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es eine Anzahl wandernder Sängertruppen, die jahraus jahrein das Gebiet der ganzen Union durchziehen um Concerte aufzuführen. Eine der bekannteſten dieſer Truppen, die „Alleghanians,“ deren Mitglieder zugleich „Bell Ringers“ ſind, d. h. mit harmoniſch zuſammengeſtellten Klingeln von verſchiedener Größe und Dicke Tonſtücke aufführen, machte im vorigen Jahre eine größere Excurſion über das Gebiet der Vereinigten Staaten hinaus, nach Südamerika und nach den Inſeln des ſtillen Oceans. Von einem der Concerte, welches die „Alleghanians“ bei dieſer Gelegenheit auf einer der Hervey-Inſeln, [1] Namens Raratonga, gaben, gibt ein Mitglied der Truppe die nachſtehende intereſſante Beſchreibung.

Gleich nach dem Frühſtück fuhren wir in einem Boot nach der Küſte. Hunderte von Eingebornen hatten ſich bereits am Landungsplatz verſammelt. Unſer Agent hatte zwei von unſern rieſigen illuſtrirten Anſchlagzetteln zuſammengeklebt und an aufgerichteten Stangen befeſtigt, ſo daß ſie vom Ufer aus ſchon in größerer Entfernung geſehen werden konnten. Beim Anblick dieſes ſeltſamen Bildes ſchienen die Eingebornen Augen und Mund immer weiter aufzureißen, je mehr wir uns dem Ufer näherten. Sobald wir ans Land traten, wurden wir von Männern, Frauen und Kindern umzingelt. Wir waren in großer Verlegenheit, wie wir uns den Leuten verſtändlich machen ſollten, als einer aus der Menge zu uns herantrat und in gebrochenem Engliſch erklärte daß er mehrere Reiſen auf Walfiſchfängern mitgemacht habe und unſere Sprache reden könne. Wir gaben ihm einige von unſern kleinern Zetteln, und ſetzten ihm unſer Geſchäft und unſer Vorhaben auseinander. Nachdem er die Volksmenge damit bekannt gemacht hatte, führte er uns zur Wohnung des Miſſionärs, Hrn. Gill, an welchen wir Empfehlungsbriefe von den Sandwich-Inſeln hatten.

Wir wurden von dem Miſſionär und ſeiner liebenswürdigen Gattin ſehr freundlich empfangen. Beide waren begierig ein Concert von uns zu hören, ſagten uns aber gleich daß ſie nicht wüßten auf welche Weiſe wir für unſere Mühe belohnt werden könnten, indem die Bewohner der Inſel gar kein Geld oder koſtbares Metall hätten; wenn wir jedoch als Eintrittsgebühr Schweine, Geflügel, Cocosnüſſe, Ananas, Bananen, Kürbiſſe und ſonſtige Landesproducte annehmen wollten, ſo würden wir ein ſehr zahlreiches Auditorium haben. Die Idee gefiel uns, und da wir überdieß einen Stolz darein ſetzten das erſte Concert zu geben welches je auf den Hervey-Inſeln ſtattgefunden hatte, ſo giengen wir auf den Plan ein. Wir ſchickten ſofort das Boot nach dem Schiff zurück, um unſere Inſtrumente, Noten, Eintrittskarten u. ſ. w. holen zu laſſen. Mittlerweile machte Hr. Gill uns den Vorſchlag den König zu beſuchen, ſeine Neugier rege zu machen und ſeinen Einfluß auf die Bevölkerung zu unſern Gunſten auszubeuten. Er geleitete uns nach dem „Palaſt,“ einem bequemen einſtöckigen, mit Stroh gedeckten Hauſe, welches in einem Hain von Cocospalmen und Orangenbäumen lag. Als wir eintraten, fanden wir die „königliche Familie,“ welche aus dem König, der Königin und einer etwa 10 Jahr alten Prinzeſſin beſtand, auf einer etwa 12 Fuß langen Bank ſitzend. Im erſten Augenblick erregte die ungeheure Corpulenz der hohen Herrſchaften unſer größtes Erſtaunen; ich denke, ſie konnten zuſammen nicht weniger als tauſend Pfund wiegen. Nachdem wir vorgeſtellt worden waren, erhoben ſie ſich und ſchüttelten uns nach der Reihe herzlich die Hand.

Durch Vermittlung des Hrn. Gill erlangten wir einen „königlichen Befehl“ ein Concert aufzuführen, und beſchenkten zum Dank dafür die Herrſcherfamilie mit Eintrittskarten. Dann zogen wir uns unter vielen Verbeugungen und Kratzfüßen, um die ein Höfling uns hätte beneiden können, zurück.

Hr. Gill räumte uns das Schulhaus, ein ſehr großes einſtöckiges Gebäude, für unſere Aufführung ein. Unſer Agent machte ſofort einen großen Anſchlagzettel zurecht, auf welchem zu leſen war: „Auf königlichen Befehl des Königs Makea werden die Alleghanians in Rarotonga heute Nachmittag um 4 Uhr ein großes Concert geben. Eintrittspreis: 1 Schwein oder 2 Ferkel, oder 1 Truthahn, oder 2 Hühner, oder 25 Cocosnüſſe, oder 20 Ananas, oder 2 Büſchel Bananen, oder 5 große Kürbiſſe, oder 2 Körbe Orangen. Kinder zahlen die Hälfte.“ Den Zettel werden zwar nicht viele haben leſen können, aber der Inhalt wurde ihnen begreiflich gemacht.

[1] Cook's Archipel.

Digitized by Google

Gegen 2 Uhr waren unsere Vorbereitungen so weit getroffen daß der Verkauf der Billets beginnen konnte. Der dazu bestimmte Platz war ein großes Laubdach, welches eine Art offener Halle bildete. Schon lange vor dem Beginn des Billetverkaufs hatte sich eine große Volksmenge versammelt. Das Quicken der Schweine, das Kollern der Puter, das Krähen der Hähne, das Gackeln der Hühner, das Rasseln der Cokosnüsse, vermischt mit dem babylonischen Jargon der Eingeborenen, bildete die lächerlichste Scene welche ich je mit angesehen habe, selbst Barnums Billetversteigerungen bei den Jenny Lind-Concerten im Castle-Garden in New-York nicht ausgenommen. Die Aufregung der Menschen hatte sich augenscheinlich den Schweinen und Hühnern mitgetheilt, und der Wirrwarr nahm bald so überhand daß wir uns genöthigt sahen von unsern regulären Preisen abzugehen und jedem ein Billet zu geben, der irgendeine Eintrittsgebühr brachte. Wir hatten zwölf Mann von unserm Schiffsvolk angestellt, um die verschiedenen Artikel welche als Eintrittspreis angeboten wurden, in Empfang zu nehmen und beiseite zu legen. Den Schweinen wurden die Beine zusammengeschnürt; die Hühner wurden zu zehnen zusammengebunden, und die Cokosnüsse, Bananen, Ananas, Orangen u. s. w. wurden in besondern Haufen aufgeschüttet.

Bis um 4 Uhr waren 1961 Billets verkauft. Die Thür wurde jetzt geöffnet, und es begann ein Drängen, Stoßen und Schieben nach dem Eingang, gerade so wie in unserer civilisirten Gesellschaft. Jeder wollte der erste seyn um einen guten Platz zu bekommen. Indeß hatte diese Masse von Wilden einen großen Vortheil voraus vor einer civilisirten Menschenmasse. Sie waren nicht in Gefahr daß Cylinderhüte zerdrückt, Crinolinen gequetscht oder Kleider zerrissen wurden, und daß Börsen und Uhren abhanden kamen, weil sie von allen diesen nichtigen Producten der Mode nichts besitzen, sondern sich noch an die Gebräuche der guten alten Zeit Adams und Eva's halten.

Als das ganze Auditorium in dem Saale versammelt und einigermaßen Ruhe eingetreten war, begannen wir das Concert mit einem muntern Quartettgesang. Unsere aufmerksamen Zuhörer waren davon entzückt; aber aus ihren Blicken und Gesticulationen konnten wir abnehmen daß die vor uns aufgestellten Klingeln, deren nicht weniger als zweiundsechzig waren, von der Größe eines zierlichen Fingerhuts bis hinauf zu der eines mäßigen Wassereimers, ihre Neugier in so hohem Grad erregten daß ihre Aufmerksamkeit ganz davon in Anspruch genommen war. Nachdem wir noch einige Stücke gesungen hatten, griffen wir zu den Klingeln und spielten einen großen Marsch. Ich habe auf unsern Fahrten im fernen Westen manches erstaunte Auditorium gesehen, aber eine solche allgemeine, ungeheuchelte, maulaufsperrende Bewunderung, wie sie von den Bewohnern von Rarotonga an den Tag gelegt wurde, ist mir nie zuvor und nie seitdem vorgekommen.

Anfangs wußten die guten Leute augenscheinlich nicht wie sie ihren Beifall kundgeben sollten; nachdem aber Hr. Gill ihnen eine Andeutung gegeben hatte, überschütteten sie jede unserer nachfolgenden Productionen mit einem Beifallssturm der kein Ende nehmen wollte. Nach dem Schluß des Concerts hielt einer der eingeborenen Lehrer eine Rede, die uns übersetzt wurde, worin er den Dank der ganzen Bevölkerung für unsern Besuch, und die Freude welche wir ihnen bereitet, aussprach, und die Hoffnung ausdrückte, wir würden auf der Insel bleiben. Der Redner forderte dann seine Landsleute auf, uns ihren Dank noch durch das Absingen einiger Hymnen zu beweisen. Er gab selbst den Ton an, und die ganze Versammlung stimmte ein. Schauerlich genug war dieser Gesang, aber man konnte doch die Melodien erkennen. Zwei davon waren Compositionen meines alten Musiklehrers Lowell Mason.

Als wir das Concertlocal verließen, um uns nach dem Hause des Hrn. Gill zu begeben, stürzten die Weiber und Mädchen alle auf Miß Hiffert los, um sie, eine nach der andern, in die Arme zu schließen, und der „Wahine hulu-hula," oder „singenden Frau," ihre besondere Liebe und Verehrung dadurch kund zu geben daß sie ihre Nasen an der ihrigen rieben. Nachdem ihr auf diese Weise die Haut fast abgerieben worden war, sah Miß Hiffert sich genöthigt, durch Vermittlung des Hrn. Gill den Damen für ihre großen Liebesbeweise herzlich danken, und sie bitten zu lassen daß man sie mit der weitern Fortsetzung der Zärtlichkeiten verschonen möge. Auf diese Bitte hin hörte das Nasenreiben zwar auf, aber die Damen von Rarotonga ließen es sich nicht nehmen, Miß Hiffert auf ihren Armen bis nach der Wohnung des Hrn. Gill zu tragen.

Als der Ertrag unseres Concerts zusammengezählt wurde, ergab sich folgendes Resultat: 79 Schweine, 98 Puter, 116 Hühner, über 16,000 Cocosnüsse, 5700 Ananas, 418 Büschel Bananen, etwa 600 Kürbisse, 2700 Orangen, außer einer Anzahl Matten, Fächer ꝛc. Hätten wir alle diese Dinge auf dem Markt in New-York gehabt, so wäre ihr Baarwerth über 5000 Dollars gewesen, ein Ertrag den wir sonst niemals, auch nur annähernd, erzielt hatten. Anderthalb Tage giengen darüber hin, bis wir die Sachen mit Hülfe der Boote auf unser Schiff gebracht hatten, das eine Meile vom Ufer entfernt lag.

Die Cultur der Dattelpalme in Algerien.

(Nach den Annales de la Colonisation algérienne.)

Unter den französischen Provinzen von Nordafrika ist die Provinz Constantine die einzige, in welcher der Dattelbaum (Phoenix dactylifera) in Masse und mit entschieden günstigem Erfolg, sowohl in Bezug auf die Qualität wie Quantität der Früchte cultivirt wird.

Die Temperatur des für den Dattelbau günstigen Landstriches, der im Süden vom Aurès liegt und 19 Oasen mit dem Hauptplatz Biskra umfaßt, ist sehr abwechselnd. Sie

Digitized by Google

steigt im Juli bis zu 46° Hitze, während im Januar und Februar harte Nachtfröste nicht zu den Seltenheiten gehören, und stehende Gewässer sich zuweilen Morgens mit einer Eiskruste bedeckt zeigen. Dennoch wirkt diese ungeheure Verschiedenheit der Temperatur nicht nachtheilig auf die Dattelpalme, die im Innern der Sahara 8—10° Kälte erträgt, ohne Schaden zu leiden. Die Schwierigkeiten, welche sich ihrer Cultur in den Weg stellen und diese in gewisse Gränzen bannen, sind andrer Art. Ein Sprüchwort der Eingebornen sagt: „die Dattelpalme will ihr Haupt im Feuer, ihren Fuß im Wasser baden.“ Die Frucht bedarf sieben Monate afrikanischer Hitze zur vollständigen Reife. Die Blüthenknospen brechen nur bei einer Temperatur von durchschnittlich 18° Wärme aus ihrer Hülle hervor, und die sich bei 20—25° entwickelnde Frucht reift nicht früher als Ende October, wenn die mittlere Temperatur bereits wieder auf 18° herabgesunken ist. In Gegenden, wie z. B. bei Algier, wo die zur Blüthe erforderliche Wärme später als Ende März eintritt und die mittlere Temperatur vor Ende October unter 18° sinkt, gelangt die Frucht nicht zur Reife, bleibt ungenießbar, und kann nur zur Bereitung von Cider und Alkohol verwendet werden. In der Umgegend von Kairo, wie überhaupt in ganz Aegypten gedeiht die Dattel vortrefflich, aber die Früchte kommen den in der Hitze der Sahara gereiften an Süße und Wohlgeschmack nicht gleich.

Die Regionen deren Temperatur der Dattelpalme am günstigsten ist, leiden aber durchgängig an Regenmangel, und man muß den Anpflanzungen deßhalb auf künstlichem Weg die nöthige Feuchtigkeit zuführen. Allerdings ist das nur möglich wo nicht allzu ferne Gebirge natürliche Wasserreservoirs bilden, oder wo ein zur Bewässerung ausreichender Quell in der Ebene aufgegraben ist. Die Dattelpflanzungen der Oase Biskra tränken mehrere Flüsse und Bäche, die auf dem nördlich gelegenen Gebirge Dschebel Aurès entspringen, und sich schließlich zu einem einzigen Strome vereinigen, welcher Wed Biskra oder Naz-el-ma genannt wird. Künstliche Canäle nehmen in einiger Entfernung von der Oase die Gewässer des Stromes auf und führen sie den Plantagen in verschiedener Richtung zu. Diese im Ganzen sehr kunstlose Wasserleitung wurde von den frühern Machthabern des Landes mehr als einmal benutzt um die Bevölkerung von Biskra zur Zahlung eines auferlegten Tributes zu zwingen, indem man den Knotenpunkt, von welchem aus die Canäle gespeist werden, besetzte, und die Widerspänstigen durch Entziehung des unentbehrlichen Wassers zur Nachgiebigkeit nöthigte.

Die Dattelplantagen von Biskra bedecken einen Flächenraum von 1290 Hectaren und zählen etwa 130,000 Fruchtbäume, welche indessen ohne jede Ordnung und Symmetrie vertheilt sind. Bei der Wässerung, welche im Sommer täglich, im Winter aller 14 Tage geschieht, überschwemmt man nicht die ganze Fläche der Anpflanzung, sondern tränkt nur die einzelnen Bäume. Zu diesem Zweck wird rings um jeden Stamm in der Entfernung von ungefähr 2 Fuß ein Graben gezogen, der etwa 2 Kubikmeter Wasser faßt und sich vermittelst einer kleinen Rinne füllt, welche die Wassergräben mit einander verbindet. In weniger heißen Gegenden bedarf die Dattelpalme weniger Wasser. In manchen Landstrichen begießt man sie im Winter gar nicht, und in der Nähe von Algier überhaupt nur während der heißesten Sommermonate.

Die Vermehrung des Baumes bewerkstelligt man in der Sahara, wie überhaupt an allen Orten, wo man die Dattelpalme der Früchte wegen anbaut, durch Schößlinge, die in reicher Fülle am Fuß des alten Stammes emporschießen. Man hat auf diese Weise den Vortheil, eine beliebige Varietät, deren Eigenschaften man schätzt, vermehren zu können, während die aus Samen gezogenen Bäumchen über ihre Art in Zweifel lassen und außerdem viel später Früchte tragen. Der als starker Schößling gepflanzte junge Stamm trägt schon im fünften Jahre, obgleich er erst nach 20—25 Jahren seine volle Fruchtbarkeit entwickelt, die er dann 150 Jahre lang in gleichem Maß bethätigt. Nach Verlauf dieses Zeitraums nimmt seine Kraft merklich ab. Während der besten Zeit trägt jede Palme durchschnittlich 72 Kilogramm Datteln im Jahr.

Der Preis der Frucht ist in der Wüste während der Erntezeit etwa halb so hoch wie der des Kornes, d. h. man erhält für 1 Kil. Getreide 2 Kil. Datteln. In Gegenden wo vorzugsweise Getreide gebaut wird, wie z. B. im Tell, ist das Verhältniß umgekehrt. Man kauft dort 2 Kil. Getreide für 1 Kil. Datteln, und so läßt sich annehmen daß die beiden Producte, die sich im Werth als Nahrungsmittel so ziemlich gleichstehen, durchschnittlich für denselben Preis verkauft werden. Dennoch aber ist der Nutzen eines Dattelfeldes für den Besitzer bedeutend größer als der eines Getreideackers von gleichem Umfang, denn eine Hectare Boden im Tell bringt in guten Jahren nur etwa sechs Centner Getreide hervor, während eine Hectare Palmenland in der Sahara das zehnfache Gewicht an Früchten producirt.

Die Dattelpalme, die seit undenklichen Zeiten von den Wüstenvölkern cultivirt wird, hat unter ihren Händen nicht weniger Varietäten hervorgebracht als unsere sorgfältig gepflegten europäischen Obstbäume. Man zählt allein in der Oase von Biskra gegen siebenzig verschiedene Arten. In der Oase Sidi Okba zieht man eine sehr seltene Art Dattel, welche Hallona genannt, auf besondere Art zubereitet und als kostbare Liebesgabe verschenkt wird. Sie ist besonders im Süden des Landes geschätzt und gesucht. Zur Ausfuhr nach Europa wählt man die besten Fruchtsorten. Sie werden bei der Ernte und während des Trocknens in der Sonne mit besonderer Sorgfalt behandelt, und stehen bedeutend höher im Preise als die gewöhnliche im Lande verbrauchte Dattel. In vielen Gegenden bereitet man durch Einkochen aus den Datteln ein süßes honigartiges Mus, das zum Brod gegessen wird, und in Aegypten gewinnt man einen vortrefflichen Essig daraus, der sich indessen nicht länger als ein Jahr conserviren läßt.

Aber die Dattelpalme liefert den Wüstenvölkern nicht allein in ihrer Frucht das unentbehrlichste Nahrungsmittel, sondern ist ihnen auch sonst von großem Nutzen. Ist der Baum alt

Digitized by Google

und dem Absterben nahe, so entzieht man ihm durch Anbohren den Saft, um Palmenwein daraus zu bereiten, und schlägt ihn dann nieder. Das weiche Mark der Krone liefert ein von den Eingebornen sehr geschätztes Gemüse; die Fasern des 8—10 Fuß langen, schön gefiederten Blattes werden zu Matten, Körben, Kissen u. s. w. verarbeitet, und die im Wasser aufgeweichten Kerne der Frucht geben ein vortreffliches Futter für das Vieh. Das Holz des Stammes wird als Baumaterial verbraucht, obgleich es nur eine geringe Haltbarkeit und Tragfähigkeit besitzt.

Im südlichen Frankreich, in Spanien und Italien, wo die Dattelpalme recht gut neben dem Orangenbaum im Freien gedeiht und vielfach als Zierpflanze gezogen wird, kommt sie selten zur Blüthe und trägt niemals Früchte.

Miscellen.

Das Aloë-Melken in Mexico. Als wir wieder (erzählt Hr. Edward B. Tylor in seinem Reisewerk „Anahuac; or, Mexico and the Mexicans, Ancient and Modern") auf den Gipfel der Schlucht gelangten, sahen wir einen alten Indianer eine Aloë melken, welche hier blüht, obgleich ein wenig weiter unten das Klima zu heiß für dieselbe ist um Pulque zu erzeugen. Dieser alte Gentleman hatte eine lange Calabasse von der Gestalt und Größe einer großen Keule, aber inwendig hohl und sehr leicht. Das schmale Ende dieser Calabasse war unter den Aloë-Blättern in die Oeffnung hineingeschoben welche man auf der Innenseite der Pflanze ausgehöhlt hatte, und in welcher der süße Saft, das Aguamiel, sich sammelt. Dadurch daß sich an jedem Ende der Calabasse eine kleine Oeffnung befand, und daß am breiten Ende gesaugt wurde, entleerte sich die Höhlung der Pflanze in den Acocote (im eigentlichen Mexicanisch Acocotl, Wasserschlauch), wie dieses seltsame Instrument genannt wird. Dann verstopfte der Indianer die Oeffnung, an dem Ende an welchem er gesaugt hatte, mit seinem Finger, und entleerte geschickt den Inhalt der Calabasse in eine Schweinshaut die er auf seinem Rücken trug. Wir giengen mit dem alten Mann in seinen Rancho hinauf, und kosteten sein Pulque, das sehr gut war, obgleich wir nicht dasselbe von seinen häuslichen Einrichtungen sagen konnten. Wir wunderten uns nicht wenig Leute in dieser Höhe in Häusern leben zu sehen welche aus Pfählen gebaut waren — Häuser von der Art wie man sie in heißen Ländern gebraucht, und die kaum einigen Schutz gegen die hier so rauhe Witterung gewähren. Das Pulque wird in Schweinshäuten zu Markt gebracht, die, obgleich sie nichts als Felle sind, doch noch die ganze Gestalt des Schweins haben. Sind sie fast ganz mit Flüssigkeit angefüllt, so rollt man sie auf ihrem Rücken umher, und richtet die kleinen kurzen Beine auf die komischste und lebendigste Weise auf. Als wir wegiengen, kauften wir den Acocote des alten Mannes, und brachten ihn im Triumph nach Hause. Er befindet sich jetzt im Museum zu Kew.

*

Museum in Konstantinopel. Seit dem Jahr 1852 besteht in Konstantinopel ein „Museum der alten Trachten," welches Wachsfiguren mit den gewöhnlichen und den Gala-Anzügen sämmtlicher Beamten der hohen Pforte, von den höchsten Würdenträgern an bis zu den untersten Graden, wie sie dieselben seit der Gründung des osmanischen Reichs bis zu dem Jahr der Hedschra 1264, d. i. 1845 nach Chr., getragen haben. Das Museum war wenigstens im Sommer 1852, zufolge eines in türkischer, griechischer, armenischer und französischer Sprache gedruckten Programms, Montags und Sonnabends für Frauen und Töchter der Muhammedaner, Dienstags für die der christlichen und jüdischen Rajas (Unterthanen der Pforte), die übrigen Tage der Woche dagegen für Männer jeden Glaubens und Standes, für Einheimische und Fremde, sowie für die Familien der Franken und der christlichen Unterthanen geöffnet. Der Eintrittspreis war für Erwachsene 10 Piaster (nach dem damaligen Werth ungefähr 19 Sgr.), für Kinder fünf.

*

Merkwürdige Bäume. Vor längerer Zeit war in diesen Blättern von geschichtlich merkwürdigen Bäumen die Rede. Dazu gehören auch in der Nähe von Konstantinopel die bei Bujukdere in einer weiten Ebene befindlichen Platanen, unter denen Gottfried von Bouillon bei seinem Zuge nach Palästina gelagert haben soll. Die Türken nennen sie mit einer runden Zahl „die vierzig Bäume," oder auch „die sieben Brüder," denn es sind deren eigentlich sieben. Drei davon stehen einzeln, die vier übrigen aber sind mit ihren Wurzeln und Stämmen so in einander verwachsen, daß man sie für zwei ansieht. Diese sind hohl, und in ihrem Inneren haben Griechen sich Lagerstätten bereitet. Ihre Aeste und Zweige haben einen Umkreis von 150 bis 170 Schritt, und von den äußersten Zweigen bis zu den Stämmen, welche einen Halbkreis bilden, sind es 50 Schritt. Noch merkwürdiger sind die Cedern vom Libanon. Das dortige kleine Cedernwäldchen enthält einige Hundert dieser Bäume, und gewöhnlich gibt man ihre Zahl auf 365 an. Kleiner Nachwuchs findet sich dort nirgends, indem die Zapfen sorgfältig von den Reisenden und den Dorfbewohnern in der Nachbarschaft, von den letzteren zum Verkauf an die Europäer welche diese Gegend besuchen, aufgelesen und abgepflückt werden. In dem Stamme eines der ältesten dieser Bäume, welcher gegen 14 Ellen im Umfange hat und hohl ist, fand ein Reisender vor einigen Jahren eine Art von Zimmer eingerichtet, zu welchem man auf einer Leiter nur mühsam gelangen konnte. Ein anderer dieser Stämme, wohl der älteste von allen, mißt 21 Ellen in der Peripherie. Im ganzen sind es zwölf welche aus dem grauesten Alterthum seyn mögen, die übrigen sind durchgängig aus einer spätern Zeit.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 14. Augsburg, 31 März 1861.

Eine Besteigung des Popocatepetl durch amerikanische Officiere.

Der Popocatepetl oder „rauchende Berg," bekanntlich einer der höchsten Vulcane der Erde, erhebt sich, der Messung Humboldt's zufolge, 16,626 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Andere Messungen geben seine Höhe bis zu 16,740 Fuß an. „Da er nur zehn geographische Meilen von der Hauptstadt Mexico und dem südwestlichen Ufer des malerischen Sees von Tezcuco entfernt liegt," sagt Humboldt, „also um die Hälfte näher als die Centralalpenkette von Bern und Mailand; da auch der Popocatepetl 1817 Fuß höher als der Montblanc ist, und von einem schon 7000 Fuß höhern Plateau durch reinere und dünnere Luftschichten gesehen wird, so ist der Anblick des mexicanischen Bergkolosses mit seiner glänzenden Schneemasse viel großartiger als alles was die Gebirgsländer Europa's darbieten." Dieser prachtvolle Anblick, die Höhe und die isolirte Lage des Berges und der seltsame Contrast zwischen dem schneeigen Gipfel und der ewigen Rauchsäule, die demselben entquillt, reizten schon Ferdinand Cortez den Berg ersteigen zu lassen. Er schickte zu dem Zweck mehrere Expeditionen aus, ob dieselben aber bis auf den Gipfel, der mit dem Krater des Vulcans zusammenfällt, gekommen sind, ist zweifelhaft. Seit jener Zeit scheint in drei Jahrhunderten kein Versuch zur Besteigung wieder gemacht worden zu seyn. Im April 1827 erreichten die Brüder William und Frederic Glennie die Spitze des Popocatepetl, im November desselben Jahres Samuel Birckbeck, und im Jahre 1834 Friedrich von Gerolt.

Als im Jahre 1848 im Verlauf des Krieges welchen die Vereinigten Staaten von Amerika gegen Mexico führten, die amerikanische Armee den Popocatepetl zu Gesicht bekam, faßten eine Anzahl Officiere den Plan den interessanten Berg zu besteigen. „Nationalstolz und Wetteifer," sagt einer der Theilnehmer, waren die Ursachen welche sie dazu trieben. Sie konnten ihren Plan jedoch nicht eher ausführen als bis durch die Einnahme der Stadt Mexico der Krieg sein Ende erreicht hatte.

Wir geben die Beschreibung des Unternehmens, wie sie von einem der Officiere aufgezeichnet worden ist, und bemerken dazu nur daß alle Längen- und Höhenmaße, die darin vorkommen, amerikanische oder englische sind.

„Unsre Gesellschaft bestand aus 25 Officieren, einigen Civilisten und einer Escorte von 60 Mann von verschiedenen Corps der Armee. Wir verließen die Stadt Mexico am 3 April 1848 und folgten der Straße von Puebla, bis wir uns der Hacienda von Buena Vista näherten, worauf wir uns mehr südlich wandten. Nachdem wir das schöne Thal welches ehemals die Provinz Chalco bildete, durchschritten hatten, und am Fuß der Gebirgskette welche das große Becken im Osten begränzt, entlang gegangen waren, erreichten wir am zweiten Tage die Factorei Mira Flores. Dieser Platz, der Wohnsitz des Hrn. Robertson, dessen warmherziger Gastfreundschaft wir großen Dank schulden, liegt etwa 30 Meilen südöstlich von der Stadt, an der Basis einer niedrigen Hügelkette welche die südliche Gränze des Thales von Mexico bildet und ein Ausläufer des Iztaccihuatl zu seyn scheint. Die Hügelkette erstreckt sich bis an die Berge, die das Thal im Südwesten begränzen. Sie liegt nur einige hundert Fuß höher als die Ebene, und scheidet die Gewässer des Thales von Mexico von denjenigen welche sich in den Stillen Ocean ergießen.

Nachdem wir das Dorf Tlamanalco passirt hatten, gelangten wir bald in das wellenförmige Thal welches sich am Fuße des Popocatepetl hinzieht. Gerade auf den Theil dieses fruchtbaren Thals welchen wir jetzt durchschritten, in der Nähe von Amecameca, war das Auge der Spanier gefallen als sie zum erstenmal das große Reich Montezuma's erblickten. Auf ihrem erhabenen Standpunkt, hoch oben auf dem schwierigen Pfade welcher sie zwischen den beiden schneebedeckten Bergen hindurchführte, deren gigantische Formen zu beiden Seiten gleich majestätischen Säulen sich erhoben, hatte der Anblick dieses zauberischen Landes, mit seinen grünen Gefilden, mit seinen Urwäldern und seinen prachtvollen Seen, durch eine hohe Gebirgskette von der übrigen Welt abgeschlossen, sich plötzlich in seiner ganzen Herrlichkeit vor ihnen entfaltet.

Als wir Amecameca, das ungefähr in der Mitte dieses schönen Thales liegt, erreichten, wurde es nothwendig weitere Vorbereitungen für die Besteigung des Berges zu treffen.

Digitized by Google

Wir übergaben deßhalb unsere Wagen der Obhut der Civilbehörden des Ortes, verschafften uns eine Anzahl Packmaulthiere und wandten uns dann südwärts gegen das Dorf Ozumba, das etwa 45 Meilen südsüdöstlich von der Stadt Mexico liegt. Den Gipfel des Berges sahen wir jetzt im Ostnordosten. Die Ebene war hier über 6000 Fuß hoch, trotzdem lag die Spitze des Popocatepetl noch mehr als zwei Meilen in verticaler Richtung über uns. Der Anblick des Berges war wahrhaft großartig. Nach Norden steht er in der Höhe von etwa 4000 Fuß mit dem Iztaccihuatl, der „weißen Frau" in Verbindung, während er nach der entgegengesetzten Richtung hin auf eine Entfernung von 15 bis 20 Meilen sanft abfällt in die Ebene des Tafellandes. Der untere Theil ist dicht bewachsen mit dunkelm Tannenwald und von tiefen Barrancas zerklüftet, durch welche die wilden Bergwasser brausend herabstürzen. Ueber dieser düstern Masse erhebt sich der schneeweise Kegel, welcher unter einem Winkel von etwa 45 Grad von allen Seiten symmetrisch aufsteigt.

Am Morgen des 6. brachen wir von Ozumba auf und nahmen unsere Richtung gerade auf den Gipfel los. Wir erreichten bald den Weiler Atlutla, wo wir uns zwei mexicanische Führer verschafften, die uns durch den dichten Wald nach einer Vacaria oder Viehweide führen sollten, welche nahe an der obern Gränze des Waldes liegt. Von diesem Punkt aus mußten wir uns ganz auf uns selbst verlassen, indem nichts im Stande war die furchtsamen Mexicaner dazu zu bewegen durch weiteres Mitgehen „den schlummernden Zorn des Berges zu erwecken." Hätten wir den wunderbaren Erzählungen dieses abergläubischen Volkes Glauben schenken wollen, so würde es mit unserer Expedition zu Ende gewesen seyn. Sie versicherten uns daß Tod oder Erblindung die unausbleibliche Strafe sey für den verwegenen Versuch in die vor uns liegenden verbotenen Regionen einzudringen.

Als wir Atlutla hinter uns hatten, führte der Weg durch die bebauten Felder welche den Fuß des Berges einfassen, häufig durchschnitten von tiefen Schluchten, die von den Bergwassern der Regenzeit ausgehöhlt sind. Um diese Barrancas zu überschreiten, ist der Pfad an vielen Stellen tief in die Erde eingeschnitten, so daß manchmal auf beträchtliche Entfernungen perpendiculäre Erdwände zu beiden Seiten 15 bis 20 Fuß hoch sich erheben. Da der Pfad nur so breit ist um ein bepacktes Maulthier durchzulassen, so gewährt die Vegetation welche an den Rändern der Wände wächst und über dem Pfad weghängt, beinahe vollkommenen Schutz gegen die Strahlen selbst einer verticalen Sonne. Nachdem wir auf diese Weise eine Strecke von vier bis fünf Meilen zurückgelegt, erreichten wir einen kleinen Ausläufer des Berges, der ein Stückchen in die Ebene vorspringt, und indem wir dem Kamme desselben folgten, erhoben wir uns allmählich über das bebaute Thal. So waren wir einige hundert Fuß gestiegen und begannen eine immer größere Aussicht zu gewinnen, als unser Weg sich scharf rechts wandte, den Bergkamm welchen wir bis dahin verfolgt hatten, verließ und uns plötzlich in undurchdringlichen Wald und tiefe Barrancas führte. Einen Amerikaner, der nie ein anderes Land gesehen hat als sein eigenes, kann der Anblick eines Waldes, wie prächtig derselbe auch seyn mag, wenig überraschen. Wer aber die wilden Scenerien Mexico's gesehen und dort Ursache gefunden hat zu beklagen daß die Natur, welche in vielen Beziehungen mit ihren Gaben so verschwenderisch gegen dieses Land gewesen ist, die fruchtbaren Ebenen und die hohen Berge desselben so nackt und schutzlos gelassen, der wird auch das Gefühl zu würdigen wissen welches wir bei dem plötzlichen Uebergang aus dem blendenden Glanz einer tropischen Sonne in die kühle Einsamkeit eines Waldes empfanden, der eben so dicht war als irgend einer der Wälder welche unser eigenes schönes Land beschatten.

Die Scenerie wurde immer romantischer, je weiter wir vordrangen, und der enge Pfad durch welchen unser Weg führte, wurde immer schwieriger. Wir hatten manchen schroffen Abhang hinaufzuklimmen, der kaum für irgend ein anderes Geschöpf als ein mexicanisches Maulthier passirbar war, und mußten uns oft in dem dunkeln Schatten der schlanken Föhren am Rande furchtbarer Abgründe hinwinden. Endlich, nachdem wir auf diese Weise wieder gegen fünf Meilen zurückgelegt haben mochten, traten wir aus dem dichten Walde hervor auf einen jener Weidegründe welche die Kämme mancher der Bergvorsprünge bedecken und ausgedehnte Lichtungen im Walde bilden. Als wir den obern Rand dieser steilen Prärie erreichten, fanden wir eine rohe Hütte, etwa zwölf Fuß im Quadrat, welche sich die Kuhhirten als temporäres Obdach gegen die Unbilden des Wetters gebaut hatten. Nahe dabei entdeckten wir in dem Grunde einer tiefen Schlucht eine kleine Quelle, und dieß bestimmte uns hier unser Lager aufzuschlagen.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags als wir diesen Platz erreichten. Der Tag war schön, und die warme Sonne hatte viel von dem Schnee weggeschmolzen, welcher bei dem rauhen Wetter der letzten Tage gefallen war. Einige von uns stiegen noch etwas höher hinauf und erreichten einen Vorsprung, welcher durch tiefe Barrancas von dem Berg fast ganz isolirt war. Die Bäume, die auf dieser isolirten Höhe standen, waren fast alle vom Blitz getroffen. Wir hatten von hier eine fast unbegränzte Aussicht gegen Nord- und Südwest. Von der schönen Ebene, die wir am Morgen verlassen, waren wir über 4000 Fuß emporgestiegen und befanden uns jetzt gegen 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel. Zunächst unter uns hatten wir die ausgedehnte Masse des Gebirgsstockes, mit dem dunkeln Walde bedeckt, der sich weithin bis in die entlegensten Thäler erstreckte, während sich unmittelbar über uns 6000 Fuß hoch, der regelmäßige weiße Kegel erhob, den wir noch zu ersteigen hatten, theilweise durch Wolken verhüllt, die sich um seine Spitze sammelten. Dann und wann trieb der Wind diese Wolken auseinander, und wir konnten dann, wie durch einen zerrissenen Schleier hindurch, die wilden Abgründe und rauhen Kämme bemerken, deren dunkle Oberfläche, in dieser geringen Entfernung gesehen, seltsam mit dem glänzendweißen Schnee contrastirte, der sich seit ungezählten Jahrhunderten rings um sie gesammelt hatte. Eine Recognoscirung des

Digitized by Google

schwierigen Weges zu machen, den wir am nächsten Tage zurücklegen sollten, war uns indessen nicht möglich.

Während wir noch in Bewunderung verloren waren über das großartige Schauspiel das sich unsern Blicken bot, wurde unsere Aufmerksamkeit durch das dumpfe Rollen eines entfernten Donners in Anspruch genommen. Vielleicht 20 oder 30 Meilen von uns, in der Richtung der Hauptstadt, bemerkten wir eine schwere Wolke, welche sich das Thal entlang wälzte und die entlegenen Seen durch ihren Schatten verdunkelte. Als sie allmählich uns näher rückte und über die Thäler zu unsern Füßen ihren elektrischen Inhalt ausströmte, hatten auch die um den Gipfel des Berges gelagerten Wolken sich dichter zusammengezogen und gestalteten sich am Ende zu einem heftigen Schneesturm. So genossen wir eine Zeitlang das ebenso eigenthümliche als großartige Schauspiel, daß unter uns ein Gewitter und über uns ein Schneesturm tobte, während wir selbst uns im heitersten Sonnenschein befanden, und die weiten Thäler im Südwesten im vollsten Glanz eines wolkenlosen Himmels dalagen. Als jedoch die Schatten der Nacht sich über uns senkten, zogen sich die Wolken auch um unsern Lagerplatz zusammen, und wir befanden uns bald inmitten eines heftigen Hagelwetters, zu welchem sich Blitz und Donner gesellten. Bis tief in die Nacht hinein fuhren die blendenden Blitze rings um uns nieder und krachten die Donnerschläge mit weithin hallendem Echo.

Wir hatten beabsichtigt, sehr früh am nächsten Morgen von unserm Lagerplatz aufzubrechen; aber die ganze Nacht war so rauh und stürmisch daß wir den Anbruch des Tages abwarten mußten. Das Tageslicht brachte uns wenig Trost; alles war so ungünstig für unser Unternehmen, wie nur möglich. Schnee und Hagel bedeckten nicht bloß den Platz wo wir lagerten, sondern auch alle Höhen rings um uns her. Die Wolken hiengen noch dunkel um den Berg und versprachen nichts weniger als einen günstigen Tag.

Unter diesen ungünstigen Umständen brachen wir am 7 April um 7 Uhr Morgens auf und setzten unsern Marsch durch den Theil des Waldes fort, welcher noch über uns lag. Nachdem wir etwa 1000 Fuß aufwärts gestiegen waren, erreichten wir die Gränze der Vegetation. Jetzt begann erst der anstrengende Theil unseres Unternehmens. Der frischgefallene Schnee, welcher den weichen Sand beinahe einen Fuß hoch bedeckte, gab beständig unsern Tritten nach und machte das Hinaufklimmen auf den immer steiler werdenden Abhang ungemein schwierig. Um unsere Verlegenheit noch zu vergrößern, öffneten sich die Wolken, die den ganzen Morgen drohend über uns gehangen hatten, und ergossen eine wahre Fluth von Hagel und Schnee; dazu erhob sich ein wüthender Sturm, der uns die Schneewirbel unausgesetzt ins Gesicht trieb. Wir verloren bald jedes Zeichen aus den Augen, das uns zur Orientirung dienen konnte. So dicht waren Schnee und Wolken, die uns einhüllten daß es unmöglich war irgendeinen Gegenstand auf mehr als einige Schritt zu erkennen. Trotzdem kämpften wir unverdrossen gegen die widerstrebenden Elemente an. Wir nahmen unsere Richtung immer auf den Theil des Abhanges los, der uns der steilste zu seyn schien, und bauten darauf daß unser gutes Glück uns über die schroffen Abhänge hinweg nach einem gangbaren Pfad führen werde.

Höher und höher arbeiteten wir uns hinauf, bis wir, etwa 3000 Fuß oberhalb unseres Lagers, einen Felskamm erreichten, der bis nach dem Gipfel hinaufzuführen schien. Bis dahin hatten wir uns wenig um einander gekümmert; jetzt aber machten wir einen Augenblick Halt um uns wieder zusammenzufinden. Wir waren unserer nur noch vier; alle übrigen waren von den Schwierigkeiten, die uns entgegentraten, überwältigt oder zurückgeschreckt worden; dieß machte uns jedoch nicht irre, sondern wir blieben fest in unserem Entschluß alles aufzubieten um das Ziel zu erreichen, das wir so nahe vor uns zu haben glaubten. Wir kletterten, so gut wir konnten, längs dem nördlichen Abhang des Felskammes hin, bisweilen halb im Schnee begraben, der das lose Gestein bedeckte, und in steter Gefahr in das tiefe Thal zu unserer Linken hinabzustürzen. Nachdem wir uns auf diese Weise bis nach 12 Uhr abgequält hatten, wurde der Abhang so steil, daß wir genöthigt waren auf den Rücken des Felskammes zu klettern. Wir waren noch nicht weit auf demselben vorwärts gedrungen, als wir durch ein unüberwindliches Hinderniß aufgehalten wurden. Der Felskamm setzte plötzlich ab, und vor uns und zu beiden Seiten hatten wir einen wenigstens 40—50 Fuß tiefen Abgrund.

Der Sturm tobte noch immer mit unverminderter Heftigkeit, und es war uns durchaus unmöglich zu unterscheiden auf welchem Punkt des Berges wir uns befanden. Nicht im Stand weiter vorzudringen, aber auch nicht Willens zurückzuweichen, während wir unserem Ziel so nahe zu seyn glaubten, warteten wir hier eine Zeitlang, in der Hoffnung daß Sturm und Schneegestöber nachlassen würden, so daß wir einen Weg ausfinden könnten der uns zum Gipfel hinaufführte. Während wir so auf dieser isolirten Spitze standen, halb im Schnee begraben und rings um uns die dichten Wolkenmassen, welche uns in das wilde Chaos entführen zu wollen schienen, fühlten wir tief die erhabene Wahrheit welche in den Strophen des Childe Harold liegt:

„Wer sie erklimmt, die Spitzen der riesigen Berge,
Findet die höchsten Gipfel gehüllt in Wolken und Schnee.
* * * * *
Ob die Sonn' im strahlenden Glanz hoch über ihm auch erglüh',
Und unter ihm tief das Meer und die Erde sich weithin breiten,
Rings um ihn erheben sich starr die nackten, eisigen Felsen,
Und wilder Stürme Gebraus umtost sein entblößtes Haupt,
Und lohnet ihm so die Müh' die zu diesen Gipfeln ihn führte."

Wir warteten und warteten vergeblich. Die Heftigkeit des Sturmes nahm eher zu als ab, und die vorgerückte Tageszeit sowie die schneidende Kälte nöthigten uns endlich unsern Versuch den Gipfel zu erreichen aufzugeben. Nur mit dem größten Widerstreben, und nicht eher als bis wir uns das Wort gegeben hatten am folgenden Tage den Versuch zu wiederholen, entschlossen wir uns dazu. Beim Niedersteigen hielten wir, so gut wir konnten, die Richtung fest welche wir beim Aufsteigen eingeschlagen hatten. Unsere Alpenstöcke lei-

Digitized by Google

steten uns dabei gute Dienste. Als wir die steilste Partie hinter uns hatten, kamen wir mit Hülfe des weichen Schnees sehr rasch vorwärts. Wir hatten den obern Rand des Waldes noch nicht erreicht als die Wolken, die augenscheinlich ihren ganzen Inhalt ausgeleert hatten, verschwanden, und der Berg in wunderbarer Klarheit vor uns oder vielmehr hinter uns lag. Wir konnten jetzt die Richtung welche wir verfolgt deutlich sehen. Der höchste Punkt, den wir erreicht, lag nicht weit unter dem Pico del Fraile, und vielleicht 2000 Fuß unter dem Gipfel des Popocatepetl. In der Dunkelheit, die uns eingehüllt hatte, waren wir ganz von der Richtung abgekommen und, so weit es möglich war, einem unpassirbaren Wege gefolgt.

Nachdem wir unsern Lagerplatz erreicht, trafen wir die nöthigen Vorbereitungen um am nächsten Morgen in früher Stunde den Versuch zur Ersteigung des Gipfels zu wiederholen; aber gegen Anbruch der Nacht wurden wir auf schmerzhafte Weise an die Voraussagungen der abergläubischen Bauern erinnert. Der heftige Sturm und die intensive Kälte, denen wir so lange in diesen hohen Regionen ausgesetzt waren, hatten unsere Augen so entzündet, daß wir ernstliche Besorgniß empfanden. Niemals habe ich eine Nacht in solcher Pein zugebracht. Als ich am Morgen versuchte meine Augen zu öffnen und um mich zu blicken, kam es mir vor als ob statt der Lichtstrahlen tausend Pfeilspitzen sich in die Netzhaut hineinbohrten. Unter diesen Umständen sahen wir uns genöthigt unser Unternehmen einstweilen aufzugeben, und in der mildern Temperatur der Ebenen Linderung für unsere Leiden zu suchen. Was diesen Rückzug noch besonders verdrießlich für uns machte, war der Umstand daß der Tag, wie wir von denjenigen Mitgliedern unserer Gesellschaft erfuhren welche sich nicht so ausgesetzt hatten daß ihre Augen litten, wunderschön und wie zur Besteigung des Berges geschaffen war. Meine Erinnerungen indeß sind weniger angenehmer Natur. Wenn ich an jenen und den nächstfolgenden Tag zurückdenke, so kann ich mir lebhaft die Leiden eines Blinden vergegenwärtigen.

Nicht ohne große Schwierigkeit erreichten wir am Abend des 8 die Dörfer Ozumba und Amecameca, wo sich bis zum Morgen des 9 die zerstreuten Mitglieder unserer Gesellschaft allmählich wieder zusammenfanden. Bald hatten wir uns von unsern Mühseligkeiten und Leiden so weit wieder erholt, daß einige von der Gesellschaft beschlossen wieder umzukehren um die Ersteigung des Gipfels zum zweitenmal zu versuchen.

Schon am Morgen des 10 brachen wir auf, und legten abermals den Weg durch die tiefen Barrancas und den dunkeln Gebirgswald zurück. Unser Lager schlugen wir etwa eine Meile näher dem Gipfel auf als das vorigemal, am Rande einer Schlucht die uns einen reichlichen Vorrath von kaltem Wasser bot. Das Wetter war in den letzten Tagen sehr schön gewesen, so daß der größte Theil des Schnees der während unseres ersten Besteigungsversuchs gefallen wieder geschmolzen war. Die Luft war jedoch schneidend kalt, und wir zündeten uns ein tüchtiges Lagerfeuer an, das uns sehr wohl that. Die Nacht war schön, und das milde Licht des Mondes ergoß sich in magischen Tinten über das Thal und den Wald, während der weiße Bergkegel sich über uns wie ein Gespenst erhob.

Am 11 April, fünfzehn Minuten vor 3 Uhr Morgens, waren wir wieder auf den Beinen. Nachdem wir eine halbe Meile zurückgelegt, kamen wir aus dem Wald hervor, welcher plötzlich aufhörte, weil der Boden hier aus unfruchtbarem Sand besteht. Etwa 1000 Fuß oberhalb unseres Lagerplatzes fanden wir es wegen der zunehmenden Steilheit für nöthig von den Maulthieren abzusteigen die wir bis dahin geritten hatten, um uns die Beschwerden des Unternehmens so viel als möglich zu erleichtern. Nachdem wir eine tüchtige Strecke weit gestiegen waren, erreichten wir den Fuß des Felskammes welchen wir das vorigemal bestiegen hatten. Wir ließen denselben dießmal links liegen, und betraten eine steile Sandfläche, die zwischen jenem Kamm und einem andern liegt, der unmittelbar unter dem Pico del Fraile mit dem erstern unter einem Winkel von 35 Grad zusammenstößt. Das Steigen wurde jetzt sehr schwierig und war nicht ganz ohne Gefahr. Die steile Fläche war zum Theil mit Schneefeldern bedeckt. Durch die Wärme des vorigen Tages war dieser Schnee an vielen Stellen geschmolzen und dann in der Nacht wieder gefroren, so daß der Fuß nirgends einen festen Halt fand. Mit Hülfe unserer zugespitzten Stöcke und einzelner scharfen Steine, die hie und da eingefroren waren, arbeiteten wir uns langsam in die Höhe, dem Scheitel der beiden vorerwähnten Kämme zu. Je mehr wir uns diesem Scheitel näherten, desto steiler stieg die Fläche an, und die immer dünner werdende Luft trug nicht wenig dazu bei unsere Beschwerden zu erhöhen.

Bis dahin hatten wir von den entferntern Bergketten und den tiefen Thälern noch wenig sehen können; der allmählich aufdämmernde Morgen ließ uns erst ganz unbestimmte Umrisse erkennen. Als wir aber den steilen Abhang welcher dieses Thal schließt hinaufgeklommen waren, eröffnete sich plötzlich ein wundervolles Schauspiel vor unsern erstaunten Blicken. Wolkenlos stieg die Sonne im Osten auf, und beleuchtete mit dem vollen Glanz eines Frühlingsmorgens die mannichfaltigen Scenerien die sich um uns her ausbreiteten. Man kann sich nichts schöneres und effectreicheres denken als die wechselnden Tinten die nach einander über die immer heller werdende Landschaft sich ergossen, wie der riesige Berg seine conischen Schatten über das Thal hinwarf und auf die entfernten Hügel und die Wolken welche um dieselben wallten, und eine Zeitlang das Thal und die Dörfer an seinem Fuß in ein unsicheres Frühdunkel hüllte, während alles was außerhalb der scharf abgegränzten Schattenlinie lag, in den hellen Strahlen der Sonne glitzerte und glänzte.

Nachdem wir den felsigen Rücken überstiegen hatten, lag der Pico del Fraile, eine Porphyrmasse die wie eine Nadel etwa 80 Fuß hoch emporstarrt, deutlich vor unsern Blicken und in geringer Entfernung über uns. Wir erreichten diesen seltsamen Felsen etwa 20 Minuten nach 7 Uhr. Er liegt gegen 1500 Fuß tiefer als der Gipfel des Berges, auf einem schroffen felsigen Rücken, der augenscheinlich einst ein Lavastrom war, sich in südwestlicher Richtung vom Gipfel herunter-

Digitized by Google

zieht, und ſich dann in die beiden Kämme ſpaltet zwiſchen denen wir hinaufgeſtiegen waren. An hellen Tagen kann man dieſe auffallende Bildung von der Stadt Mexico aus deutlich an dem weſtlichen Profil des Berges ſehen. Durch einen meiner Begleiter wurde meine Aufmerkſamkeit auf leichte Rauchwolken gelenkt welche ſich in kurzen Zwiſchenräumen über dem Schnee erhoben, ziemlich weit rechts von dem Gipfel. Dieß zeigte uns die Lage des Kraters an, und erklärte zugleich den ſtarken Schwefelgeruch den wir ſchon ſeit einiger Zeit bemerkt hatten.

Auf der Südoſtſeite des Rückens auf welchem der Pico del Fraile liegt, zieht ſich ein tiefes Thal beinahe vom Krater bis zu dem Walde hin der den untern Theil des Berges umgürtet. Der Boden dieſes Thales iſt mit Sand und Eis bedeckt. Um den durch den Rauch angedeuteten Punkt zu erreichen, mußten wir, wegen der vielen Abgründe welche den Rücken unterbrechen, in das Thal hinabſteigen, das einen gangbaren Weg durch die felſigen Barrièren bildet. Wir umgiengen den Pico del Fraile an der Südſeite, zogen uns eine Strecke weit am Abhang des Rückens welcher die weſtliche Gränze des Thales bildet in faſt horizontaler Richtung hin, und ſtiegen dann in die Sohle des Thales hinunter. Das Steigen auf den glatten Eisflächen und über die ſchroffen Klippen, die uns oft in den Weg traten, wurde in der dünnen Atmoſphäre immer beſchwerlicher. Wir mußten unſere ganze Energie zuſammennehmen um voranzukommen, und die höchſte Vorſicht gebrauchen um keinen Fehltritt zu thun, der uns tief hinunter in das Thal geſtürzt haben würde.

Etwa 6—800 Fuß oberhalb des Pico mußten wir eine ſteile Felſenwand hinaufklettern, welche das Thal ſchloß. Jenſeits desſelben ſtießen wir auf einen ausgedehnten Gletſcher, der eine Einbiegung in dem kegelförmigen Theil des Berges ausfüllte und bis zum Gipfel hinaufreichte. Die Ueberſchreitung dieſes Gletſchers war der bei weitem anſtrengendſte Theil der ganzen Expedition. Die Oberfläche des Schnees, welcher hier ſehr tief lag, war durch die warme Sonne ſo aufgeweicht daß uns derſelbe nicht zu tragen vermochte. Bei jedem Schritt den wir gegen den Krater zu machten, ſanken wir tief in die weiche Maſſe hinein. Die Luft war in dieſer großen Höhe ſo dünn, daß uns das Athmen außerordentlich beſchwerlich wurde. Schon die geringſte Anſtrengung war mit der größten Mühſeligkeit verbunden, und wir ſahen uns genöthigt nach je drei bis vier Schritten einige Augenblicke ſtehen zu bleiben, um uns von der Erſchöpfung wieder zu erholen. Allmählich überkam uns eine Art von Schwindel, verbunden mit einem großen Druck nach dem Kopf, wozu auch das Einathmen der ungeſunden Gaſe beitragen mochte welche dem Krater entſtrömten, und die Atmoſphäre ringsum erfüllten.

Um 10 Uhr Vormittags erreichten die Vorderſten von uns den Rand des Kraters. Der Contraſt zwiſchen dem hellen Glanz des Schnees, der uns während des Aufſteigens geblendet hatte, und dem dunkeln Abgrund der plötzlich vor uns gähnte, machte einen tiefen Eindruck.

In der durchſichtigen Atmoſphäre dieſer hohen Regionen iſt es ſchwer ſich bloß durch das Auge ein richtiges Bild von den Entfernungen und Abmeſſungen der Gegenſtände zu machen. Es kann deßhalb nicht befremden wenn die Eindrücke auf die verſchiedenen Perſonen aus denen die Geſellſchaft beſtand, in manchen Punkten von einander abweichen. Ich gebe deßhalb auch nur meine eigene individuelle Meinung, indem ich von den Abmeſſungen des Kraters ſpreche, bemerke aber dabei daß meine Schätzungen wenigſtens eben ſo niedrig ſind wie die irgend eines andern Mitgliedes der Geſellſchaft.

Der Krater ſcheint aus drei Cylindermänteln, die ungefähr gleiche Höhe, aber etwas verſchiedene Durchmeſſer und eine gemeinſame Verticalachſe haben, zu beſtehen. Der untere Theil jedes dieſer Cylinder iſt mit dem obern des tiefer liegenden Cylinders durch einen unregelmäßigen Kegel verbunden, während die Trümmer der zerbrochenen Felsmaſſen, die von den Seiten und der Spitze des Kraters hinuntergeſtürzt ſind, am Boden des unterſten Cylinders einen ähnlichen Kegel gebildet haben, ſo daß die Geſtalt des Kraters im großen und ganzen als ein umgeſtülpter abgeſtumpfter Kegel angeſehen werden kann, deſſen Scheitel von ſeiner Baſis ſehr weit entfernt iſt. Die Grundfläche der einzelnen Cylinder weicht nicht weſentlich von der Kreisform ab. Der Rand des Kraters, welcher der Neigung des Berggipfels folgt und deßhalb einen ſchrägen Schnitt durch den oberſten Cylinder bildet, iſt eine unregelmäßige elliptiſche Figur, deren größter Durchmeſſer in der Richtung eines Verticalſchnitts durch den Gipfel des Berges liegt. Dieſer Durchmeſſer iſt nach meiner Schätzung nicht größer als etwa ein Drittel einer engliſchen Meile. Die Tiefe des Kraters wechſelt von vielleicht 4—500 zu 6—800 Fuß. Der Unterſchied der Tiefe an verſchiedenen Stellen wird durch den Fall des Berges hervorgebracht. Der Mittelpunkt des Kraters liegt beinahe ſüdweſtlich des Gipfels, welcher dem höchſten Theil des Kraterumfanges ſo nahe liegt, daß er mit als zum Rande gehörig angeſehen werden kann.

Zu der Zeit als wir den Rand des Kraters erreichten, ſtieg der Rauch in einer ununterbrochenen Säule aus einer Spalte nahe der öſtlichen Seite des Bodens, beinah der Stelle gegenüber wo wir ſtanden, und dann und wann von mehreren andern Punkten des Bodens auf. Beträchtliche Quantitäten Schwefelſublimat hatten ſich an den Wänden angeſetzt, und die Menge von Schwefelwaſſerſtoffgas welche dem Krater entſtrömte, war äußerſt widerwärtig und ſchädlich. Indem wir dem Rand des Kraters folgten, erreichte der erſte von uns um 10 Minuten nach 10 Uhr die höchſte Spitze des Vulcans. Um 20 Minuten nach 10 Uhr pflanzten wir das Sternenbanner, welches wir an einem unſerer Stöcke befeſtigt hatten, auf dem Gipfel des Popocatepetl auf.

Die Ausſicht von dieſem Punkt iſt an Ausdehnung und Pracht unübertrefflich. So weit das Auge zu reichen vermag, eröffnen ſich nach allen Richtungen hin endlos die mannichfaltigſten und bezauberndſten Landſchaften. Gegen Norden, weit unter uns, lag der weiße Gipfel des Iztaccihuatl, halb verſchleiert durch die Wolken welche ihn umwallten. Jenſeits desſelben, zur Linken, lag die prächtige Hauptſtadt der Azteken, inmitten der ſchönen Ebenen und der ſtillen Seen des Thales, eingeſchloſſen von einer Kette erhabener Berge, welche ihre

Digitized by Google

Schönheit der Außenwelt verbergen. Gegen Süden dehnten sich die fruchtbaren Thäler von Atlixco und Cuernavaca aus und die fernen Ebenen von Oaxaca, von Bergketten begränzt, die eine hinter der andern aufstiegen, bis sie sich in den aufsteigenden Nebeln der Tierra Caliente verloren. Im Westen erglänzte der schneeige Gipfel des Nevado de Toluca, und etwas weiter nördlich traten die entfernteren Ebenen von Morelia oder Michoacan hervor. Gegen Osten lag die Stadt und das Thal Puebla, die berühmte Pyramide von Cholula zwischen den Trümmern der alten Stadt, und am Fuße des Malinche das gebirgige Land der kriegerischen Tlascalans. So durchsichtig war die Atmosphäre daß wir deutlich die Nationalstraße verfolgen konnten, wie sie sich durch die Ebenen hinwand, bis sie sich in der Nähe von Puebla verlor. Noch weiterhin zeigte sich das höher liegende Tafelland von Perote und darüber der merkwürdige Cofre; während ganz in der Nähe der Seeküste das weiße Haupt des Orizaba in den hellen Strahlen der Morgensonne erglänzte.

Als der Tag weiter vorrückte, wurde die Atmosphäre von den Nebeln, die tief unter uns sich sammelten, allmählich verdichtet. Es war ein schöner und zugleich seltsamer Anblick die weißen Wolken aus den tiefen Thälern aufsteigen und ihre Dunstmassen in flockigen Heerden um den Fuß der Berge und über die fernen Ebenen hinwälzen und mit ihren beweglichen Schatten große Landstriche verdunkeln zu sehen, während der blaue Himmel über uns noch von keiner Wolke getrübt war.

Die dünne scharfe Luft und die beständig aus dem Krater aufsteigenden ungesunden Dünste nöthigten uns den Rückweg früher anzutreten als wir gewünscht hatten. Wir verließen den Gipfel gegen 11 Uhr, und erreichten, auf demselben Wege auf dem wir gekommen waren, etwa um 1 Uhr Nachmittags unser Lager.

So viel wir schätzen konnten, beträgt die Entfernung von der Gränze der Vegetation bis zur Spitze, am Abhang des Berges gemessen, drei bis vier Meilen. Der Schnee erstreckte sich an diesem Tag etwa 4000 Fuß in verticaler Richtung von der Spitze abwärts. Das Thermometer stand um halb 11 Uhr auf dem Gipfel des Berges auf + 26 Grad Fahrenheit (— 2⅔° R.). Am 7 April zeigte es 3000 Fuß unter dem Gipfel nur 22 Grad.

Am Morgen des 12 April brachen wir von unserm Lagerplatz auf, stiegen wieder in das Thal hinab, durchzogen das schöne Land am Fuße des Iztaccihuatl, und erreichten die Stadt Mexico am 14. nach einer Abwesenheit von zwölf Tagen.

Diejenigen welche auf die Spitze des Popocatepetl gelangten, sind: die Lieutenants Stone, Buckner, Anderson und Kirkham, die Capitäns Bomford und Fowler, Hr. Baggaly, ein Engländer, Professor an der Akademie der Künste in Mexico, und drei Soldaten der Escorte.

Die Deutschen im Institut Impérial de France.

Zahlen beweisen zwar nicht in dem Maße wie man gewöhnlich geneigt ist anzunehmen, doch sind sie stets belehrend.

Es liegt uns der Almanach des Institut Impérial de France für das Jahr 1861 vor. Diese große Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, welche so ziemlich alle großen Namen Frankreichs umfaßt, hat zugleich das Recht und die Gewohnheit, die bedeutendsten Männer außerhalb Frankreichs mit sich theils in enge — durch Ernennung zu Associés étrangers — theils in weitere Verbindung — durch Wahl zu Correspondants — zu setzen. Bei der beschränkten Zahl der aufzunehmenden Ausländer und der unverkennbar sorgfältigen Auswahl, welche in dieser Beziehung stattfindet — ohne natürlich zu hindern daß auch einmal ein menschlicher Irrthum mit unterläuft, der sich jedoch auf andere Weise dann wieder ausgleicht, und gerade bei der Wahlordnung dieses Instituts am seltensten vorkommen möchte — gewährt das Verhältniß der aufgenommenen Ausländer eine, wenn auch nicht entscheidende, doch sehr beachtenswerthe Belehrung über die gegenwärtige Stellung von Wissenschaft und Kunst in den cultivirten Ländern außerhalb Frankreichs. Ich erlaube mir daher in folgendem eine kurze Zusammenstellung, insbesondere in Bezug auf unser Vaterland, aus dem angeführten Almanach auszuziehen.

Das Institut de France zerfällt bekanntlich in fünf Akademien.

Die erste ist die Académie Française und besteht aus 40 Akademikern. Sie beschäftigt sich nur mit Frankreich speciell angehenden Gegenständen, steht in keiner Verbindung mit dem Ausland und darf also hier unberücksichtigt bleiben.

Die zweite Akademie ist die der Inscriptions et Belles-Lettres. Diese besteht aus 40 eigentlichen und 10 freien (libres) Akademikern. Diese 50 sind selbstverständlich nur geborne oder nationalisirte Franzosen und müssen in Paris ansäßig seyn. Beiläufig bemerken wir daß sich darunter drei geborne Deutsche befinden, Hase, Mohl und Munk.

Diese Akademie ernennt außerhalb Frankreichs 8 Associés étrangers, von denen jetzt 6 Deutsche sind, nämlich Böckh, Grimm, Bopp, Welcker, Gerhard, Lassen; die andern beiden Stellen sind mit einem Italiener Peyron und einem Engländer Cureton besetzt.

Außerdem erwählt sie 50 Correspondenten, und zwar 20 in Frankreich, welche wir hier natürlich nicht in Betracht ziehen und 30 im Ausland. Von diesen 30 sind in dem uns vorliegenden Almanach drei Stellen als unbesetzt bezeichnet; da die Wahlen jedoch seit der Zeit schon bekannt geworden sind, so werden wir die Inhaber derselben in dieser Zusammenstellung mit aufführen; demgemäß befinden sich unter den 30 auswärtigen Correspondenten 10 Deutsche: Pertz, Wachsmuth, Freytag (jetzt todt), Ferd. Wolf, Lepsius, G. Weil, Imm. Bekker, Th. Mommsen, Benfey, Diez. England stellt 6: Wright, Rawlinson, Hodgson, Layard, Max Müller (geborner Deutscher), S. Birch. Italien ebenfalls 6: Quaranta, Cavedoni, Minervini, Gorresio, Amari, Rossi. Griechenland 2: Valsa-

Digitized by Google

machi, Rangabé. Belgien 3: de Witte, Roulez und Polain. Holland einen: Geel, Spanien ebenfalls einen: Gayangos, und Portugal ebenso: Carvalho.

Beiläufig bemerken wir daß sich unter den französischen Correspondenten ein geborner Deutscher, Eichhoff, befindet.

Die dritte Akademie ist die des Sciences, welche aus 65 eigentlichen Mitgliedern und 10 freien besteht; die eigentlichen sind in 11 Sectionen vertheilt.

Sie ernennt 8 Associés étrangers, ohne Rücksicht auf die Sectionen. Unter diesen werden im Almanach drei Deutsche aufgeführt: Tiedemann (jetzt todt), Mitscherlich, Ehrenberg. England stellt 4: Faraday, Brewster, Herschel, Owen; den achten Italien: Plana.

Was die Correspondenten betrifft, so ist die Zahl derselben im Ganzen 100 und für jede Section genau bestimmt; sie sind jedoch ohne Beschränkung sowohl in Frankreich als im Ausland wählbar. Wir werden daher stets bei den einzelnen Sectionen die Franzosen auszuscheiden haben.

Die erste Section Géometrie wählt 6 Correspondenten; darunter ist jetzt ein Franzose, von den übrigen fünf sind zwei Deutsche, Steiner und Kummer, zwei Russen, Ostrogradski und Tschebuscheff und ein Engländer Will. Rowan-Hamilton.

Die zweite Section Mécanique wählt ebenfalls 6 Correspondenten, eine Stelle ist unbesetzt; drei derselben sind Franzosen, unter den beiden übrigen ist kein Deutscher (früher war Eytelwein Correspondent, dessen Stelle eben die noch unbesetzte ist); 2 Engländer: Moseley und Fairbairn.

Die dritte Section Astronomie wählt 16 Correspondenten, eine Stelle ist unbesetzt, zwei haben Franzosen; die übrigen 13 besitzen 4 Deutsche, Encke, Hansen, Argelander, Peters; 6 Engländer, Brisbane, Airy, Smyth, Hind, Adams; 3 Italiener, Carlini, Santini, Secchi; eine Rußland mit Struve.

Die vierte Section Geographie et Navigation wählt 8 Correspondenten, drei Stellen sind unbesetzt, zwei haben Franzosen, von den drei übrigen stellt England einen Roß, Rußland zwei, Demidoff, Wrangell.

Die fünfte Section Physique générale wählt 9 Correspondenten; unter diesen ist ein Franzose. Unter den übrigen acht ist kein Deutscher; England stellt drei: Barlow, Forbes, Wheatstone; Italien zwei: Marianini, Matteucci; Belgien einen: Plateau, die Schweiz einen: De la Rive; Norwegen einen: Hansteen.

Die sechste Section Chimie wählt 9 Correspondenten; darunter sind drei Franzosen. Von den übrigen sechs sind vier Deutsche, Liebig, H. Rose, Wöhler, Bunsen; zwei stellt England, Graham und Hoffmann, welcher letztere ein geborner Deutscher ist.

Die siebente Section Minéralogie wählt 8 Correspondenten; eine Stelle ist unbesetzt, zwei haben Franzosen. Die übrigen fünf nehmen ein, zwei Deutsche G. Rose, Haidinger; zwei Engländer Murchison, Sedgwick und ein Belgier d'Halloy.

Die achte Section Botanique wählt 10 Correspondenten; darunter sind vier Franzosen (einer derselben Schimper, ein geborner Deutscher); die übrigen sechs Stellen haben inne drei Deutsche, Martius, Treviranus, Mohl; ein Engländer Hooker, ein Schweizer De Candolle, ein Belgier Blume.

Die neunte Section Économie Rurale wählt 10 Correspondenten; darunter sind sieben Franzosen. Unter den übrigen ist kein Deutscher; zwei stellt England Bracy-Clark und Lindley; einen Italien Cosimo Ridolfi.

Die zehnte Section Anatomie et Zoologie wählt ebenfalls 10 Correspondenten; eine Stelle ist unbesetzt, darunter vier Franzosen. Für die übrigen fünf sind aufgeführt: zwei Deutsche Carus, Ratke (jetzt todt), zwei Russen Baer, Nordmann (geborne Deutsche?), ein Amerikaner Agassiz (geborner Deutsch-Schweizer).

Die elfte Section Médecine et Chirurgie wählt acht Correspondenten, darunter sind vier Franzosen Von den übrigen stellt Deutschland einen, Virchow; England ebenfalls einen, Brodie; ebenso Italien, Panizzi, und die Schweiz, Maunoir.

Die vierte Akademie ist die des Beaux-arts. Diese besteht, wie die zweite, aus vierzig eigentlichen und zehn freien Mitgliedern, und zerfällt in fünf Sectionen: Malerei, Sculptur, Architektur, Kupferstich, musikalische Composition. Sie ernennt zehn Associés étrangers, unter welchen sechs Deutsche sind: Meyerbeer, Cornelius, Klenze, Overbeck, Zelsing, Rietschel (jetzt todt). Italien stellt drei: Rossini, Tenerani, Mercadante; England einen, Cockerell.

Die Anzahl der Correspondenten ist vierzig, unter denen sich acht Franzosen befinden. Von den übrigen zweiunddreißig fallen auf Deutschland elf: Schadow, Roß (Alterthumsforscher, jetzt todt), Kaulbach, Graf Dietrichstein (Alterthumsforscher), Schnorr, Chelard (geborner Franzose), Bendemann, W. Heß, Mandel, Stuler, J. Keller.

Italien stellt neun: Graf d'Azeglio (Maler), Herzog Serradifalco (Architekt), Bonucci (Architekt), Graf Castelbarco (Componist), Visconti (Alterthumsforscher), Angelini (Bildhauer), Mussini (Maler), Verdi (Componist), Conti (Componist).

Belgien hat sieben: Navez (Maler), Daussoignes (Componist), Calamatta (Kupferstecher), Geefs (Bildhauer), Gallait (Maler), Wappers (Maler), Simonis (Bildhauer).

England stellt einen, Donaldson (Architekt). Ebenso Dänemark, Schlick (Architekt); Spanien, Madrazo (Maler); Rußland, Cloot (Bildhauer); Griechenland, Pittakis (Alterthumsforscher).

Die fünfte Akademie ist die der Sciences morales et politiques. Sie zerfällt in sechs Sectionen, und hat vierzig eigentliche und sechs freie Akademiker.

Ebenso hat sie auch nur sechs Associés étrangers. Darunter sind drei Deutsche: Savigny, Brandis, Ranke, zwei Engländer: Brougham und Mac Culloch; eine Stelle ist unbesetzt.

Die erste Section: Philosophie, wählt sieben Correspondenten; darunter sind jetzt zwei Franzosen; eine Stelle ist unbesetzt; die übrigen vier sind: zwei Deutsche, H. Ritter und Fichte; ein Amerikaner, Tappon, und ein Engländer, Whewell.

Die zweite Section Morale wählt sieben Correspondenten; darunter sind zwei Franzosen. Unter den übrigen fünf

Digitized by Google

sind aufgeführt zwei Deutsche: Julius, Wessenberg (todt); ein Engländer, Whately; ein Belgier, Ducpétiaux; ein Nordamerikaner, Lieber (geborner Deutscher).

Die dritte Section: Législation, droit public et Jurisprudence wählt sieben Correspondenten; eine Stelle ist unbesetzt. Die übrigen sechs besitzen vier Deutsche: Mittermaier, Warnkönig, Walter, Bluntschli; ein Holländer, Königswarter (geborner Deutscher); ein Italiener, Graf Sclopis.

Die vierte Section Économie politique et Statistique hat zehn Correspondenten, darunter einen Franzosen. Unter den übrigen neun ist ein Deutscher, Roscher; vier Engländer, William Jacob, Nassau Senior, Babbage, Mill; zwei Italiener, Grimaldi, Marchese von Pietracatella und Cibrario; ein Belgier, Quetelet; ein Spanier, Ramon de la Sagra.

Die fünfte Section Histoire générale et philosophique wählt sechs Correspondenten; unter diesen ist ein Franzose. Von den übrigen fünf stellt Deutschland einen, v. Raumer; Nordamerika zwei, Bancroft und Motley; England einen, Grote; ebenso Spanien einen, Martinez de la Rosa.

Die sechste Section Politique Administration, Finances wählt sieben Correspondenten; eine Stelle ist unbesetzt; eine mit einem Franzosen besetzt. Die übrigen fünf sind getheilt unter zwei Deutsche, Mohl, Rau; einen Schweizer Cherbuliez; einen Spanier, Colmeiro; einen Nordamerikaner, Everett.

Erlauben wir uns an diese Zusammenstellungen einige kleine Bemerkungen zu knüpfen. Wir dürfen im großen Ganzen die Associés étrangers als diejenigen ansehen, welche jetzt für die Männer ersten Ranges in Wissenschaft und Kunst außerhalb Frankreichs gehalten werden — Frankreich selbst kann natürlich aus leicht erkennbaren Gründen hier nicht mit in Vergleich gezogen werden. Nimmt man sich die Mühe die Ansprüche der Associés étrangers auf diese Stellung im einzelnen zu prüfen, so wird man zu dem Resultat gelangen daß das französische Institut die hervorstechende Anlage des französischen Volkes zur richtigen Beurtheilung gegebener Data auch bei diesen Wahlen im allgemeinen glänzend bestätigt hat.

Unter diesen Associés étrangers, deren Gesammtzahl jetzt (da eine Stelle unbesetzt) einunddreißig ist, sind nun nicht weniger als achtzehn Deutsche aufgeführt, also bedeutend mehr als die Hälfte der Gesammtzahl, gewiß wesentlich der hervorragenden Stellung entsprechend welche Deutschland jetzt in Wissenschaft und Kunst einnimmt. Außer ihnen liefert nur England und Italien Männer des ersten Ranges, jenes acht, dieses fünf, und auch diese Thatsache und Zahlen mögen, so weit es bei solchen kleinen Zahlen möglich ist, das wirkliche Verhältniß im ganzen richtig widerspiegeln.

Im einzelnen möchte noch bemerkenswerth seyn daß die Zahl der Deutschen ganz außerordentlich in den historischen und philosophischen Wissenschaften und der Kunst überragt, während sie in den Naturwissenschaften verhältnißmäßig zurück tritt. In jenen drei Akademien (der 2ten, 4ten und 5ten) sind 15 Deutsche, während nur 8 Nichtdeutsche gegenüber stehen, bilden jene also fast zwei Drittel der Gesammtzahl, während in dieser (der 3ten) nur 3 Deutsche 5 Nichtdeutschen gegenüber stehen. Ob diese Thatsache der intellectuellen Richtung Deutschlands ebenfalls entspricht, mögen vielleicht manche bezweifeln; ich gestehe daß sie meinem Urtheil nach im allgemeinen ebenfalls das Richtige trifft. England dagegen hat in Natur- (3te Akad.) und staatlichen Wissenschaften (5te Akad.) die verhältnißmäßig sehr überwiegende Zahl von sechs gegen sieben, eine Stelle ist jetzt unbesetzt, diese hatte aber bis zu seinem Tode auch ein Engländer, Macaulay, so daß wenn er noch lebte, England in diesen beiden Akademien die Hälfte der Associés étrangers stellen würde; in Alterthumswissenschaft (2te Akad.) aber und Kunst stellt es nur je einen Associé étranger. Italien stellt eine größere Anzahl Männer ersten Ranges nur in den Künsten: drei (gegen zehn), die beiden andern gehören der eine der Alterthumswissenschaft (2ten Akad.) der andere den Naturwissenschaften an (3te Akad.)

Wenn wir die Associés étrangers nicht mit Unrecht als Männer ersten Ranges betrachtet haben, so mögen wir die Correspondants wohl für diejenigen nehmen dürfen welche als Männer des zweiten Rangs angesehen werden. Sehen wir auch hier wie das Verhältniß steht.

Die Zahl der wählbaren Correspondenten beträgt 234, unter diesen sind 69 Franzosen, welche, wie schon bemerkt, nicht in Betracht gezogen werden können; ferner sind zehn Stellen unbesetzt, nach Abzug dieser 79 bleiben 155 fremde Correspondenten. Unter diesen sind 51 Deutsche, also nicht ganz ein Drittel der Gesammtzahl, während unter den Männern ersten Rangs weit mehr als die Hälfte Deutsche sind. Es würde sich daraus ergeben daß Deutschland im Verhältniß zu den übrigen cultivirten Völkern — stets abgesehen von Frankreich — mehr Männer ersten als zweiten Ranges zählt. Uebrigens concurriren bei letzterm auch keineswegs bloß England und Italien, sondern auch fast alle übrigen Länder Europa's. Die Engländer stellen 35, die Italiener 23, die Belgier 15, Rußland 8, Nordamerika 6, Spanien 5, Schweiz 4, Griechenland 3, Holland 2, Norwegen 1 und Portugal ebenfalls 1.

Weiter die Verhältnisse zu verfolgen würde wenig Nutzen gewähren, da die Zahlen, wie schon bemerkt, zu klein sind um Folgerungen von größerer Tragweite darauf zu bauen. Doch verstatte man mir noch diese eine Bemerkung, nämlich, daß Deutschland keinen Grund hat sich über die Stellung welches es im Institut de France einnimmt, zu beklagen, daß im Gegentheil, was man auch etwa im einzelnen über die Wahlen denken möge, das Institut auf jeden Fall eine sehr anzuerkennende Unparteilichkeit gegen deutsche Wissenschaft und Kunst kund gibt. Möge der auf diesem Gebiet waltende Sinn gegenseitiger Gerechtigkeit und Anerkennung auch innerhalb der politischen Verhältnisse immer mehr Platz greifen, mögen die beiden geistreichsten Nationen der heutigen Welt — die Deutschen und Franzosen — welche durch Tiefe einerseits und Klarheit des Gedankens andererseits sich so wunderbar ergänzen — durch Friede und Freundschaft zum Heil der Wissenschaft und Kunst noch lange verbunden bleiben.

Da uns natürlich unser Vaterland am meisten interessirt, so erlauben wir uns schließlich noch zusammenzustellen wie

Digitized by Google

sich die neunundsechzig Mitglieder, welche Deutschland dem Institut geliefert hat, auf dessen Gebiet vertheilen.

Berlin, als die Metropole deutscher Wissenschaft und Kunst, zählt nicht weniger als 23, also gerade ein Drittheil der Gesammtzahl. Ich glaube es wird es kein Deutscher übel deuten, wenn ich die Namen der Männer, auf welche wir stolz seyn dürfen, unter dieser Rubrik nochmals wiederhole, sie sind: Böckh, Grimm, Bopp, Gerhard, Pertz, Lepsius, Lekker, Mommsen, Mitscherlich, Ehrenberg, Steiner, Kummer, Encke, W. Rose, G. Rose, Virchow, Meyerbeer, Cornelius, Mandel, Stuler, Savigny, Ranke, Raumer.

Zunächst stellt die größte Anzahl Bonn, nämlich acht, bedeutend mehr als ein Zehntel, sie sind: Welcker, Lassen, Freytag, Diez, Argelander, Treviranus, Walter, Brandis.

Dann folgt München mit 6, nämlich Liebig, Martius, Klenze, Kaulbach, Heß, Bluntschli.

Darauf Heidelberg mit 5: Weil, Bunsen, Mittermaier, Mohl, Rau.

Dresden mit 4: Carus, Rietschel, Schnorr, Bendemann.

Wien mit 3: Wolf, Haidinger, Grf. Dietrichstein.

Göttingen deßgleichen mit 3: Benfey, Wöhler, Ritter.

Tübingen ebenso mit 3: Mohl, Fichte, Warnkönig.

Leipzig mit 2: Wachsmuth, Roscher.

Düsseldorf deßgleichen mit 2: Schadow, J. Keller.

Je mit 1 endlich

Halle: Roß.

Königsberg: Ratke.

Frankfurt a. M.: Tiedemann (starb jedoch in München, erwarb aber seinen Ruhm in Heidelberg

Gotha: Hansen.

Altona: Peters.

Darmstadt: Felsing.

Weimar: Chelard.

Homburg: Julius.

Constanz: Wessenberg.

Den Abschluß bildet einer unserer größten Namen Overbeck, welcher aber das Vaterland schon so lange verlassen hat daß wir ihm keine specielle Heimath anzuweisen fähig sind. Doch glaube ich daß wir entschieden berechtigt waren ihn noch zu den Deutschen zählen, was wir uns bei andern, z. B. Mohl in Paris, M. Müller in Oxford, die im Auslande angestellt sind, so ungern Deutschland solche Söhne aufgibt, nicht glaubten verstatten zu dürfen.

Die oceanischen Telegraphen.

Die Kunst des unterseeischen Telegraphirens hat in neuerer Zeit keine Fortschritte, sie hat, wenn das möglich wäre, sogar Rückschritte gemacht, insofern man ihre Schwierigkeiten unterschätzte, unvorbereitet an große Aufgaben sich wagte, durch deren Mißlingen große Vermögen vernichtet und damit Capitalien von diesem Erwerbszweig abgeschreckt wurden. Die Luft, namentlich in trockenem Zustand ist ein elektrischer Isolator, daher braucht man bei atmosphärischen Telegraphen die Dräthe nur an guten isolirenden Körpern, an Glas oder Porcellan zu befestigen um das Spiel der Telegraphen vollkommen zu machen. Ein Drath aber der durchs Wasser gezogen wird, muß in einem isolirenden Futteral stecken und dieses wieder durch einen Panzer gegen Reibung und gegen andere Beschädigungen gesichert werden. Der elektrische Strom verliert auch mit der Länge der Leitung an Stärke, ferner ist die Schnelligkeit des Signalisirens abhängig von der Ausdehnung der Dräthe, und zwar so daß wenn man drei Worte in einer Minute durch 2000 engl. Meilen Drath telegraphiren könnte, 300 Worte, wenn eine solche Fertigkeit sonst erreichbar wäre, in einer Minute durch zweihundert Meilen sich telegraphiren ließen. Die kurze Beglückwünschungs-Botschaft der Königin Victoria an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, welche der atlantische Telegraph überbrachte, bedurfte zur Uebermittlung 16 Stunden, allerdings auch deßwegen weil oftmals wegen unverständlicher Signale von drüben Wiederholungen verlangt werden mußten. Eine merkwürdige Verzögerung im Telegraphiren tritt auch deßhalb ein daß das Dienstpersonal durch das Geschäft selbst in eine nervöse Aufregung versetzt und zu Zänkereien gestimmt wird. Wenn z. B. ein Telegraphist eine Botschaft unklar übersendet, so geräth der Empfangende gewöhnlich außer Fassung und verzögert dadurch die Arbeit. Die Dräthe sind bekanntlich aus Kupfer, weil dieses Metall die höchste Leitungsfähigkeit, beispielsweise eine siebenmal größere als Eisen besitzt. Kupfer ist indessen ein Metall von ungenügender Festigkeit, welches sich beständig ausdehnt, wenn es auch nur eine mäßige Spannung ertragen soll. Da nun die isolirenden Hülsen mehr Elasticität besitzen, so ist es vorgekommen daß nach Beendigung der Spannung ihre Theile in die ursprüngliche Länge zurückkehrten, während das Kupfer einmal ausgedehnt sich einen Weg durch das Gutta-Percha hindurchbrach. Die Leitungsfähigkeit des Kupfers steht in mathematischen Verhältnissen zu seiner metallischen Reinheit, und das gewöhnliche Kupfer im Handel verliert 40 Procent seiner Eigenschaften gegen gereinigtes Kupfer. Die Gegenwart von Kupferoxyden ist im höchsten Grade verderblich für die Leitungsfähigkeit. Sowie also das Kupfer rostet, vermindern sich die elektrischen Leistungen eines Drathes. Als der beste isolirende Stoff wurde bisher Gutta-Percha benutzt. Dieses Harz hat jedoch große Mängel. Es ist nicht frei von Luftbläschen, es liegt, wenn der Kupferdrath nicht ganz gleichförmig ist, örtlich dünner, örtlich dicker über den Drath, es ist porös, bei mangelnder Reinheit drängen sich fremdartige Stoffe hinein, welche die Isolirung mangelhaft machen, endlich vor allem sind die verlötheten Stellen der Tau-Enden zu fürchten. Ferner schwanken die isolirenden Eigenschaften der Gutta-Percha mit den Temperaturen: bei 32° F. (0° R.) ist die Isolation vollkommen oder genauer gesagt, der Verlust der elektrischen Strömung am geringsten, bei 52° F. (9° R.) beträgt er schon das drei-, bei 72° F. (18° R.) das sechs- und bei 92° F. (27° R.) das zehnfache wie bei 32° F. Als man das elektrische Kabel in das rothe Meer versenkte, war,

Digitized by Google

ſolange es noch im Schiff lag, bei 92° F., ſeine Iſolation ſo ſchlecht daß ſich nicht telegraphiren ließ; ſowie aber das Tau eine Meerestiefe von 300 Faden und dort Temperaturen von 73° F. erreichte, wurde die Iſolation merklich beſſer. Elaſtiſches Gummi beſitzt die Fehler der Gutta-Percha nicht; Temperaturen, wenn ſie nicht beträchtlich über 30° R. ſteigen, erſchüttern ſeine Iſolirungsfähigkeiten nicht, und dieſe letztern ſind im Vergleich zur Gutta-Percha als vollkommen zu betrachten. Aber es fehlt noch an Erfahrungen über das Gummi, und es iſt leicht möglich daß es andere viel ſchlimmere elektriſche Untugenden wie die Gutta-Percha beſitzt. Beide Harze indeſſen haben nichts vom Seewaſſer zu leiden. Als man 1860 Stücke des Telegraphenkabels zwiſchen Dover und Calais, der 1852 gelegt worden war, heraushob, zeigten ſich keine Spuren des Verfalls daran, aber auch ein von Jakobi bei St. Petersburg verſenktes, mit elaſtiſchem Gummi eingeſchloſſenes Tau wurde nach 10 Jahren unbeſchädigt aus der See gezogen. So wenig wie die Gutta-Percha einer chemiſchen Gefahr am Boden des Oceans ausgeſetzt iſt, ſo wenig hat ſie auch von den Angriffen der Thiere zu leiden. Die äußere Hülle eines hanfumſponnenen Kabels im Mittelmeer wurde vollſtändig von Xylophagen, einer Art Teredo oder Bohrwurm, verſpeist, die Gutta-Percha jedoch fanden dieſe Thiere nicht ſchmackhaft, und bis jetzt kennt man nur einen einzigen Fall daß ein verzweifelter Teredo ein Gutta-Perchafutteral angebohrt hat. Aber auf der andern Seite iſt die Gutta-Percha gegen Druck und Reibung ſehr empfindlich, weßhalb man denn auch genöthigt war ſie noch mit Drath zu umſpinnen. Da wo das Kabel auf ſeichtem Boden liegt, muß der Küraß ſtärker, in tiefem Waſſer darf er ganz leicht ſeyn, daher ſchwankt auch das Gewicht einer deutſchen Meile Kabels zwiſchen 300 bis 800 Centner.

Im Jahre 1850 wurde der erſte Verſuch gemacht England und Frankreich elektriſch zu verknüpfen. Am Tag wo er gelegt wurde, ſpielte der Telegraph vortrefflich, am nächſten war er zerriſſen. Das Experiment war gleichwohl geglückt, denn die Möglichkeit des unterſeeiſchen Telegraphirens mußte als erwieſen gelten. Im nächſten Jahre legte man ein haltbares Kabel, und dieſes hat bis auf den heutigen Tag gearbeitet, abgeſehen von einzelnen nothwendigen Reparaturen, in Folge z. B. von Beſchädigungen durch Anker von Schiffen und Booten. An den Kabelſtrecken die man zur Ausbeſſerung heraufzog, zeigte ſich daß die Theile welche auf Sand gelegen hatten, völlig unverſehrt geblieben waren, auch da wo Muſcheln das Kabel oft zolldick einhüllten wurden keine Beſchädigungen wahrgenommen, allein dort wo es auf Felſen gelegen und den Strömungen ausgeſetzt geweſen war, hatten mechaniſche Reibungen das Tau am raſcheſten zerſtört. Seit dieſer Zeit wurden verſchiedene kurze unterſeeiſche Telegraphen ausgeführt, der nächſte größere Fortſchritt in der Kunſt des maritimen Telegraphenbaues war aber 1855 der durch die HH. Newall von Balaclawa in der Krim nach Varna durch das ſchwarze Meer gezogene Drath von 310 engliſchen oder 67 deutſchen Meilen. Dieſes Kabel beſtand aus einem Kupferdrath in einem völlig unbeſchützten Guttaperchafutteral, bloß je fünf engliſche Meilen an den beiden Uferenden waren mit Drath umſponnen. Das Kabel ſpielte etliche Monate und bis zum Ende des Feldzuges in beſter Ordnung.

Jetzt trat die transatlantiſche Geſellſchaft zuſammen und brachte 1856, nachdem die britiſche und die amerikaniſche Regierung einen jährlichen Zuſchuß von 14,000 Pfd. Sterl. bewilligt hatten, ein Capital von 350,000 Pfd. St. (4⅛ Mill. Gulden) in Actien à 1000 Pfd. Sterl. zuſammen, die jetzt ſämmtlich etliche tauſend Faden tief im Ocean begraben liegen, und vielleicht für ſpätere geologiſche Zeitalter intereſſante Petrefacten liefern werden. Die Regierungen ſtellten leider die unbillige Bedingung daß im Jahre 1857 der erſte Verſuch zur Niederlegung des Kabels ſtattgefunden haben müſſe, und dieß war die Haupturſache des Mißlingens, denn man übereilte die Vorbereitungen dermaßen daß nicht einmal, wie Hr. Whitehouſe empfahl, die Prüfung ſämmtlicher Guttapercha-Hülſen in Waſſer vorgenommen werden konnte. Auch die Sondirungen zwiſchen Irland und Neufundland waren wohl nicht ganz hinreichend geweſen. In neuerer Zeit kennt man wenigſtens Thatſachen von denen man damals keine Ahnungen hatte. Nach den Forſchungen von Forbes im ägäiſchen Meer galt als erwieſen, daß Thiere in größeren Meerestiefen nicht mehr vorhanden wären. Dr. Wallich dagegen, der Naturforſcher, welcher Sir Leopold M'Clintock auf ſeiner arctiſchen Sondirungsfahrt begleitete, fand bei 2000 Faden Tiefe Arten von Globigerinen. Aus einer Tiefe von 1200 Faden wurden grobe kieſige Beſtandtheile heraufgebracht, die zu 95 Proc. aus Globigerinagehäuſen beſtanden, und an den letzten 50 Faden der Schnur hieng eine Anzahl lebendiger Seeſterne, wovon der eine in ſeinem Speiſeſchlund eine große Anzahl Globigerinen aufgenommen hatte. Dieß iſt eine merkwürdige Offenbarung für die Naturgeſchichte des Meeres, denn wir ſehen daß in Tiefen von beinahe einer halben deutſchen Meile, wo der Druck 30 Centner auf den Quadratzoll beträgt, und wohin man ſich kaum vorſtellen kann daß ein Lichtſtrahl eindringe, dennoch hoch organiſirte Thiere leben und friſch gedeihen. Ihre rothen oder roſigen Farben erſcheinen ſo rein und ſaftig wie bei den verwandten Arten welche die ſeichten Gewäſſer bewohnen, wohin die Sonnenſtrahlen freien Zutritt haben. Die Gegenwart von Thieren in großen Tiefen vermehrt jedoch die techniſchen Schwierigkeiten des Telegraphenbaues nicht, da ſie harmlos neben den Kabeln leben. Endlich wußte man damals daß die Temperatur der See, wenn ſie an der Oberfläche 54° F. (+ 10° R.) betrug bei 1000 Faden Tiefe auf 41° F. (+ 4° R.); bei 1700 Faden auf 38.⁶ F. (3° R.) und bei 2320 Faden auf 39.² ſank.

Der erſte Verſuch mit der Verſenkung des transatlantiſchen Kabels im Jahre 1857 mißlang vollſtändig. Das Kabel riß am Bord des Agamemnon, nachdem man ſchon vorher inne geworden war daß die Iſolirung des Drathes mangelhaft ſeyn müßte, und die Schiffe kehrten heim mit dem Verluſt von 1500 Meilen Drath. Im nächſten Jahre (1858) wurde zwiſchen 17 Juli und 5 Auguſt das neue Kabel gelegt und man kann nicht ſagen, ohne Erfolg, denn die Möglichkeit des Telegraphirens wurde durch dieſen Verſuch wirklich bewie-

Digitized by Google

sen. Während dieser Operation jedoch machte man merkwürdige Erfahrungen. Nach kurzer Zeit als sich beide Schiffe getrennt hatten, kamen keine Signale mehr. An Bord beider Fahrzeuge bemerkte man daß die Isolirung immer noch vollständig sey, aber keine Spur eines electrischen Stromes zu bemerken war. Nach etlicher Zeit jedoch kamen wieder Signale von der Niagara zum Agamemnon. Was vorgefallen war, läßt sich nicht anders erklären als daß der Drath während des Versenkens an einer Stelle gebrochen, die Guttaperchahülse aber unversehrt geblieben war, daß dann sobald die gebrochene Stelle den Meeresboden erreicht und damit die Dehnung aufgehört hatte, durch die Elasticität des sich zusammenziehenden Futterals die gebrochenen Drathenden wieder genähert und die elektrische Verbindung wieder hergestellt worden war. Gefährlicher war es daß in einem Abstand von etwa 100 deutschen Meilen von der irischen Küste sich Merkmale mangelhafter Isolirung im Kabel zeigten. Die Signale wurden kaum wahrnehmbar, doch besserte sich später ihre Stärke. Als am 5 August das Kabel gelandet worden war, kamen aus Neufundland leserliche Signale, allein nur weil man dort sehr starke Instrumente spielen ließ. Nach dieser Zeit kamen wohl noch etliche Signale, bald verständlicher, bald schwächer, zuletzt hörten sie aber gänzlich auf. Die Gründe des Mißlingens sucht man jetzt theils in der geringen Sorgfalt bei Herstellung des Kabels in Folge der Uebereilung, theils durch die Verletzungen deren es durch die oftmalige Handthierung ausgesetzt war, theils durch den ungenügenden Schutz des äußern Panzers gegen Rost, theils durch den allzugeringen Umfang des Conductors sowie seines isolirenden Futterals im Vergleich zur Länge des Kabels, in Folge welchen Umstandes man sehr starke Batterien anzuwenden genöthigt war.

Vorher und nachher wurden im Mittelmeer und anderwärts Versuche unterseeischen Telegraphenbaues mit mehr oder weniger Erfolg gemacht. Bei dem Telegraphen von England nach den Canalinseln, der fast durchweg auf seichtem Wasser liegt, machte man die Erfahrung daß Ebbe und Fluth das Kabel zweimal an Stellen zerriß wo es auf steinigem Grund lag, doch ließ sich der Schaden wieder ausbessern. Am traurigsten jedoch sind die Erfahrungen mit dem indischen Telegraphen der durch das rothe Meer gelegt werden sollte. Die englische Regierung gewährte den Actionären eine bedingungslose Zinsengarantie von 4½ Proc. für 800,000 Pf. St. und auf 50 Jahre. Dadurch wurden die Actionäre von jeder Gefahr ihres Capitals befreit, und in diesem Umstande suchen die Engländer den Grund des Mißlingens, denn sonst, meinen sie, würde viel vorsichtiger zu Werke gegangen worden seyn. Die erste Hälfte des Telegraphen bestand aus den drei Abschnitten Sues-Cosseir 255 engl. Meilen, Cosseir Suakim 474 Meilen, Suakim Aden 629 Meilen. Sie wurde am 28 Mai 1859 vollendet und arbeitete bis zum Februar 1860, in welcher Zeit sich die Einnahmen, obgleich die Linie nur halb vollständig war, auf 1000 Pf. St. Reingewinn im Monat beliefen, also hinter der Regierungsgarantie nicht zurückblieben. Im Februar 1860 aber trat eine Unterbrechung auf der Strecke Suakim-Aden ein. 300 Meilen frisches Kabel wurden gelegt, der Telegraph spielte im Juli wieder, aber nach fünf Tagen war schon alles wieder vorbei. Die andere Hälfte bestand aus den Abschnitten Aden-Hallain 718 Meil., Hallain-Mascat 486 Meilen, Mascat-Kurratschie am Indus 481 Meilen. Auch dieser Drath spielte nur kurze Zeit. Zuerst blieb die Strecke Aden-Hallain, dann die Strecke Mascat-Kurratschie aus, so daß jetzt nur noch die mittlere, völlig bedeutungslose noch geht. Als man auf der Strecke Suakim-Aden das Kabel ans Licht brachte, fand sich daß an vielen Stellen seine eiserne Hülse vom Roste weggefressen worden war.

Nach diesen Erfahrungen sollte man meinen nicht daß es überhaupt niemals gelingen werde oceanische Telegraphen zu bauen, denn die Möglichkeit ist ja 1858 erwiesen worden, sondern daß man noch warten sollte bis dauerhafte Kabel für große unterseeische Strecken erfunden worden seyn, und daß man nicht aus Ungeduld zu den mehr als 15 Mill. Gulden die man bereits auf dem Boden verschiedener Meere „angelegt" habe, nicht neue Millionen nachwerfen werde bevor nicht das technische Problem gelöst worden sey. Dennoch ist ein neues Unternehmen bereits im Gang. Der Anstifter des letzteren ist ein Hr. J. B. Shaffner, ein amerikanischer (Miliz?) Oberst, der bereits sein Vermögen und den Credit seiner Freunde für die Führung eines Kabels von Labrador nach Grönland, von Grönland nach Island, von Island nach den Farödern, und von da nach Schottland und Dänemark aufgewendet hat. Zu seinen Gunsten spricht indessen daß er ein Mann von Fach ist, das heißt daß er seit 1850 zu den besten telegraphischen Ingenieuren der Vereinigten Staaten zählt. Er war, angefüllt mit seinem Gedanken, 1854 schon nach Kopenhagen gereist, und hatte sich vom König am 16 August eine Concession für seine nordatlantische Linie gewähren lassen. Noch glücklicher war er in St. Petersburg, denn Kaiser Nikolaus der sich für den Mann und seine Ideen interessirte, ertheilte ihm das Privilegium daß nur er oder seine Rechtsnachfolger jemals Concessionen zur Errichtung von Telegraphen durch Sibirien erhalten sollten, ein wichtiges Vorrecht, da durch Landtelegraphen leicht den oceanischen eine tödtliche Concurrenz bereitet werden könnte. Der orientalische Krieg brachte den Plan völlig ins Stocken, und die öffentliche Meinung wendete sich später vollständig der Irland-Neufundlandlinie zu. Im Jahre 1860 jedoch lebten die Hoffnungen wieder auf. Nachdem Shaffner der dänischen Regierung notarielle Zeugnisse vorgelegt hatte daß bereits 106,281 Doll. für die Vorarbeiten von ihm ausgegeben worden seyen, und weitere 100,000 Doll. Caution von ihm deponirt worden waren, so erneuerte das Kopenhagener Cabinet ihm die Concession, mit der Vergünstigung daß von den Farödern ein Kabel nach Schottland gelegt werden dürfe. Depeschen für das europäische Festland müssen jedoch sämmtlich über Kopenhagen gehen.

Auf Grund dieses Patents schickte die britische Regierung die Capitäne Sir Leopold Mc. Clintock und Allen Young am 1sten und 18 Juli vor. J. zur Untersuchung der nordatlantischen Meerestiefen und Landungsplätze aus. Zwischen den Shetlands-Inseln und den Farödern fand man das Meer ziemlich seicht und nur bis 254 Faden Tiefe. Auch zwischen

Digitized by Google

den Farörn und Island war die Tiefe im allgemeinen geringer als 300 Faden, und erst in der Nähe der Südostküste nicht weit von Ingolfs-Holde wurde der Meeresboden unregelmäßig und fiel das Loth an einer Stelle bis auf 680 Faden. Beru Fjord am Südostende der Insel würde der geeignete Landungsplatz für das färöische Kabelende bilden. Dort liegt ein Punkt wo das Wasser bis auf ¼ engl. Meile vom Ufer noch 30 Faden Tiefe besitzt. Das Fjord friert nie im Winter zu, Eisberge vermögen nicht hineinzudringen und höchstens harmloses Treibeis verirrt sich bisweilen in diese Schlucht. Von dort soll ein Lufttelegraph durch Island selbst gezogen werden. Der berühmte Franklinsucher Dr. Rae, welcher zu der Erforschungsexpedition gehörte, durchzog das Innere der Insel von Beru Fjord nach Faxa Fjord an der Westküste. Er fand überall grasreiche Länder nördlich von den Jökul oder Eisbergen, und das Land war bewohnt, mit einziger Ausnahme einer Stelle wo der Weg zwischen zwei Jökuls über ein 2400 Fuß hohes Joch führt. Der Anlage von Telegraphen setzt sich dort kein Hinderniß entgegen, auch war nirgends unterwegs ein Merkmal moderner vulcanischer Thätigkeit sichtbar. Faxa Fjord soll der Landungsplatz für das grönländische Kabelende werden. Von Faxa Fjord sondirten die Schiffe nach Grönland hinüber, und zwar nach einem Küstenpunkt von etwa 61° nördl. Br. Die Tiefe nahm regelmäßig und bis zu 1592 Faden in der Mitte des Thales ab, nur an der grönländischen Küste stieg der Meeresboden ziemlich jäh auf. Die Strecke zwischen 61 und 60° nördl. Br. war aber von Treibeis ziemlich beunruhigt, weßhalb die britischen Fachmänner den Vorschlag Shaffners nicht billigen, daß man das isländische Kabelende an der Ostküste Grönlands landen, und dann über die Halbinsel hinüber nach Frederikshaab oder Julianshaab an der Westküste Grönlands führen solle, sondern sie finden es besser das Kabel immer unter See um das Cap Farewell herum sogleich an der Westküste zu landen. Die Fjords an dieser Küste frieren nicht zu, wenigstens geschieht dieß nicht einmal bei Goodhaab unter 64° nördl. Br. Sie haben auch in der Zeit vom December bis Mai von Treibeis nicht zu leiden, dann aber zieht das Eis von Spitzbergen vorüber, welches zuerst an der Ostküste von Grönland gegen Süden um Cap Farewell herum, später an der Westküste gegen Norden von den Strömungen getragen wird und einen ganzen Monat lang den Schiffsverkehr unterbricht. Von Julianshaab gieng Mc. Clintock nach Hamilton Bay an der Küste von Labrador 54° nördl. Br. hinüber. Er fand auf der Ueberfahrt die Meerestiefen ziemlich regelmäßig und nirgends über 2030 Faden. Hamilton Bay wird von Eisbergen nur selten und nach anhaltenden Ostwinden heimgesucht, aber diese Ungethüme können tiefer als bis zu den Hern-Inseln in die Bucht nicht eindringen. Auf dem Rückweg fand der berühmte Polarfahrer ganz in der Nähe von Cap Farewell ein von Eisbergen völlig verschontes Fjord, Namens Tessermint, welches sich durch seine große Tiefe für den Landungsplatz, und Verknüpfungspunkt der labradorischen und isländischen Kabelenden auf Grönland besonders empfahl.

Die größte Strecke dieser Telegraphenleitung ist wohl die zwischen Grönland und Labrador, sie ist aber ein vielfaches kleiner als die zwischen Irland und Neufundland. Alle Uebelstände langer Telegraphenleitungen würden dadurch umgangen, auch das Legen der Kabel beträchtlich erleichtert. Die Gefahr daß Eisberge die Ruhe des Kabels stören könnten, scheint gänzlich unbegründet zu seyn, da man überall so tiefes Wasser gefunden hat daß jene Colosse den Meeresboden nicht erreichen können. Was aber vor allen diesen Pfad empfiehlt, sind die fjordenreichen Küsten der Polarländer, denn in diesen tief eingeschnittenenen Buchten läßt sich ein Kabel am besten landen und liegt es am ruhigsten, während bekanntlich seichte Uferstellen, wo Ebbe und Fluth Strömungen und Reibungen verursachen, der Sicherheit des Kabels am gefährlichsten sind. Allein auf der andern Seite wird das Legen der Dräthe zu den größten nautischen Meisterstücken gehören. Mc. Clintock hofft daß von je drei Jahren zwei mindestens solchen Unternehmungen günstig seyn werden, sonst aber möchten die Stürme und das Treibeis leicht das Kabel während der Versenkung beschädigen oder letztere gänzlich hindern. Wird übrigens ein solches Tau unbrauchbar, so bietet sich dann auch nur zweimal in drei Jahren Gelegenheit es zu erneuern, so daß man auf lange Unterbrechungen gefaßt seyn muß. Solange man übrigens nicht sehr haltbare Kabel erfunden hat, müssen sich die Erfahrungen wie im Rothen Meere wiederholen. Man wird das Kabel wohl legen, aber bald wird die eine bald die andere Strecke unthätig werden, und fehlt nur ein Glied, so ist die ganze Leitung nutzlos.

Abd-el-Kader über das arabische Pferd.

Der französische General Daumas richtete an Abd-el-Kader einige Fragen über das arabische Pferd, welche der Emir in einem durch die Annales de la Colonisation Algérienne veröffentlichten Schreiben beantwortete. Wir geben dasselbe im Auszug.

Nach den üblichen Eingangsformeln fährt der Emir fort:

„Ich melde Euch hiemit daß ich Euern Brief erhalten habe. Er enthält Fragen von höchster Wichtigkeit, die ich nach bestem Wissen Punkt für Punkt beantworten werde.

Erste Frage: „Gibt die Stute dem Fohlen mehr von ihren Eigenschaften und Fähigkeiten als der Hengst, oder übertragen sich im Gegentheil mehr von den Eigenthümlichkeiten des Vaters auf das junge Pferd?“

Antwort:

Ein Sprüchwort der Araber sagt: das Fohlen folgt seinem Vater, und das ist auch meine Meinung.

Das Fohlen stammt zugleich vom Hengst und von der Stute, das ist wahr, aber die Erfahrung von Jahrhunderten hat gelehrt daß das junge Pferd in allen Hauptsachen dem Vater nachschlägt, wie z. B. in Knochen, Nerven, Sehnen und Adern. Es ist daran nicht zu zweifeln, denn jeder Araber

Digitized by Google

weiß daß alle Knochen-, Nerven-, Sehnen- und Adernkrankheiten des Hengſtes ſich auf das Fohlen vererben, wenn auch einige Zeit vergehen ſollte ehe ſie zum Ausbruch kommen.

Die Mutter kann dem Fohlen die Farbe des Felles und eine Aehnlichkeit im Gliederbau vererben, aber die Kraft, die Elaſticität, die Schnelligkeit, kurz alle diejenigen Eigenſchaften welche ſeinen Werth beſtimmen, verdankt das junge Pferd ſeinem Vater. Auch die moraliſchen Eigenſchaften des jungen Thieres ſtammen von ihm. Iſt der Hengſt edel, ſo iſt auch ſein Nachkomme vor ſchlechten Eigenſchaften geſichert, denn unſere Väter ſagten: ein edles Roß kennt kein Laſter.

Aus dieſen Gründen iſt der Araber ſehr ſchwierig in der Wahl des Hengſtes. Findet er für eine edle Stute keinen ebenbürtigen Hengſt, ſo läßt er ſie zuweilen mehrere Jahre unproductiv, denn der Araber bewacht nicht eiferſüchtiger das reine Blut ſeiner eigenen Familie als das ſeines Pferdes. Um einen Hengſt edler Raſſe zu finden, ſcheut der Araber keine noch ſo weite Reiſe.

Zweite Frage: „Wenn eins von beiden, Vater oder Mutter von gemiſchtem Blut iſt, hat es dann geringere Nachtheile für das Fohlen, wenn der Vater oder wenn die Mutter das weniger edle Roß iſt?“

Antwort:

Wiſſet daß dieſe Frage unſere Väter zu allen Zeiten beſchäftigt hat. Nach langen Beobachtungen haben ſie die Pferde in vier Claſſen getheilt: die horr, hadjine, mekoueref und berdoune genannt werden.

Ein horr iſt dasjenige Roß, deſſen Vater und Mutter von gleich edelm Blute ſind. Es ſteht allen andern voran.

Hadjine nennt màn das Pferd, deſſen Vater von edelm, deſſen Mutter aber von gemeinem Blut iſt. Es iſt weniger geſchätzt als ein horr, das zeigt ſchon ſein Name Hadjine, d. h. unvollkommen, mangelhaft.

Mekoueref iſt ein Thier von edler Abſtammung mütterlicherſeits, deſſen Vater aber von gemiſchtem Blut war. Es ähnelt dem hadjine, aber es ſteht ihm an Werth längſt nicht gleich. Der Name kommt von Karaf (gemiſcht.) Der hadjine iſt dem mekoueref ſo weit überlegen wie ein Mann, deſſen Vater von edeln Blute, deſſen Mutter aber eine Negerin iſt, nothwendig einem anderen Manne überlegen ſeyn muß, der aus der Ehe eines Negers mit einer Frau edeln Blutes abſtammt.

Ein berdoune iſt dasjenige Pferd, deſſen Eltern beide von unedler Raſſe ſind; dieß Roß iſt ein Fremdling in meinem Vaterland und wird gering geſchätzt.

Der Dichter El-Tamimi ſagt von einem Pferd: „Es iſt der Sohn von zwei berühmten Rennern, deren Vorzug er in ſich vereint.“ Von einem andern ſagt er: „Seine Schönheit und Schnelligkeit ſind unvergleichlich. Man erkennt in ihm die Raſſe ſeiner Oheime von väterlicher wie von mütterlicher Seite, von denen man in Arabien ſo viel erzählt hat!“

Der Werth des Pferdes liegt in der Raſſe.

Dritte Frage: „Man verſichert mich daß der Araber die Stute dem Hengſte vorzieht, aus welchem Grunde geſchieht dieß?“

Antwort:

Die Araber ziehen die Stute vor, das iſt wahr, aber ſie thun dieß nur aus den drei folgenden Gründen.

Der erſte dieſer Gründe iſt daß die Stute größeren materiellen Nutzen bringt. Der Araber gewinnt zuweilen durch den Verkauf der Nachkommenſchaft einer einzigen Stute 75,000 bis 100,000 Francs.

Ein arabiſches Sprüchwort lautet: „die Quelle des Reichthums iſt eine Stute, die Stuten zur Welt bringt.“

Muhammed der Geſandte Gottes ſagt: „die beſten Güter dieſer Erde ſind: eine kluge Frau und eine fruchtbare Stute.“

Der zweite Grund iſt daß die Stute unempfindlicher gegen Durſt, Hunger und Hitze iſt, als der Hengſt, und daß ſie deßhalb einem Volke, deſſen Reichthum in Schaf- und Kamelheerden beſteht, beſſere Dienſte leiſten muß als jener. Denn es iſt bekannt daß ſowohl das Kamel wie das Schaf nur in der Sahara gedeihen, wo die Erde ſo trocken iſt daß die Araber ſich daran gewöhnen, ihren Durſt mit Milch zu löſchen, weil ſie nur alle acht oder zehn Tage Waſſer finden. Es iſt dieß eine Folge der großen Entfernungen zwiſchen den Weideplätzen und den Brunnen.

Die Stute iſt wie die Schlange, ihre Kräfte wachſen in der Hitze und auf dem glühenden Sande. Die Schlange, die in einem kalten Lande oder im Waſſer lebt, hat wenig Muth und Gift und ihr Biß iſt ſelten tödtlich. Die Schlange in heißen Ländern hingegen iſt muthig und voll Gift und ihr Biß iſt verderblich. Im Gegenſatz zum Hengſt welchen die ſengende Glut der Sonne ermattet, verdoppeln ſich die Kräfte der Stute je größer die Hitze iſt.

Der dritte Grund endlich iſt die geringere Sorgfalt welche die Stute verlangt. Sie braucht wenig Futter, ihr Herr ſchickt ſie ohne beſondere Wächter mit Schafen und Kamelen auf die Weide.

Der Hengſt verlangt beſſer genährt zu werden, und ſein Herr kann ihn nicht ohne Aufſeher zur Weide ſchicken, weil er der Stute folgt, ſobald er ſie erblickt.

Dieß ſind die Urſachen welche den Araber die Stute bevorzugen laſſen.

Der Koran ſagt: „der Rücken einer Stute iſt ein Ehrenſitz.“

Dieſer Spruch läßt ſich dahin erklären daß die Stute leichter und angenehmer zu reiten iſt als der Hengſt. Man ſagt ſogar daß der Mann, der ſtets eine Stute reitet, ſich durch die Sanftheit ihrer Bewegungen und ihres Charakters verweichlicht.

Dennoch iſt der Hengſt das edlere Thier. Er iſt ſtärker, muthiger und ſchneller als die Stute. Wird die Stute im Kampfe tödtlich verwundet, ſo ſtürzt ſie auf der Stelle, während der Hengſt oft noch die Kraft findet ſeinen Herrn aus dem Gefecht zu tragen.

Ich habe eine Stute geſehen welcher von einer Kugel das Bein zerſchmettert wurde, ſie ſtürzte augenblicklich. Dann ſah ich einen Hengſt, der eine ganz gleiche Wunde empfieng. Das zerſchoſſene Bein hieng nur noch an der Haut, dennoch fiel das edle Thier erſt dann zu Boden, als es ſeinen Herrn auf den drei geſunden Beinen aus dem Gefecht getragen hatte.

Digitized by Google

Vierte Frage: „Wenn es wahr iſt daß der Vater mehr von ſeinen Eigenſchaften auf das Fohlen vererbt, warum verkaufen die Araber ſo leicht ihre Hengſte, während ſie ſich nur im äußerſten Nothfalle von einer Stute trennen?“

Antwort:

Ich habe bei den vorhergehenden Fragen ſchon erklärt, warum der Araber die Stute vorzieht, obgleich der Hengſt das edlere Thier iſt. Beſitzt übrigens ein Hengſt außergewöhnliche Eigenſchaften, ſo wird ihn ſein Herr ebenſo wenig gern verkaufen wie die Stute.

Ich habe bei den Annazas, einem Stamme deſſen Zelte von Bagdad bis nach Syrien verſtreut liegen, Hengſte geſehen, die ſo hoch im Preiſe ſtanden daß es beinahe unmöglich war ſie zu kaufen oder wenigſtens baar zu bezahlen. Dieſe Thiere kommen nur in Beſitz ſehr reicher Leute, welche ſie in 30—40 Raten oder durch eine dem Verkäufer und ſeinen Nachkommen gewährte ewige Rente bezahlen.

Fünfte Frage: „Man hat mir geſagt daß die Araber es wie ein Unglück betrachten, wenn ihre Stute ein männliches Fohlen wirft, daß hingegen die Geburt einer Stute als ein Freudenfeſt gefeiert wird.“

Antwort:

Die Geburt eines männlichen Fohlen kann nie als ein Unglück betrachtet werden, obgleich, wie ſchon geſagt, der Araber die Stute, um des materiellen Vortheils willen vorzieht, den ſie ihm gewährt. Die Geburt eines Pferdes edler Raſſe iſt, mag es männlichen oder weiblichen Geſchlechts ſeyn, ſtets ein freudiges Ereigniß, denn der Araber iſt ſtolz auf ein edles Roß.

Sechste Frage. „Man hat geſehen daß Araber weinten wenn ſie ſich von ihren Stuten trennten, obgleich ſie dieſelben zu ungeheuern Preiſen verkauft hatten, aber man hat ſie niemals um einen Hengſt weinen ſehen. Wird von einem berühmten Pferd geſprochen, ſo hört man niemals ſagen: Der Hengſt des Scheikh N. N., ſondern ſtets: Die Stute des Scheikh N. N. Was iſt der Grund?“

Antwort:

Dieß iſt ein Irrthum. Der Araber liebt ſein Pferd wie ein Mann ſein Kind liebt, denn das Roß iſt das edelſte Geſchöpf nach dem Menſchen. Jeder weiß daß ein Pferd von reinem Blut eben ſo ſtolz iſt wie ein Sohn Adams, und niemals die Ueberreſte von einem andern Thier freſſen würde.

Die Araber, die das Roß und ſeine edlen Eigenſchaften beſſer kennen als jedes andere Volk, ſchätzen das Thier nach dem Werth der Dienſte die es ihnen leiſtet. Und dieſe Dienſte ſind groß, denn das Roß dient dem Sohn der Wüſte zur Verfolgung des Feindes wie zur Flucht vor demſelben. Die Araber ſind aber von Natur ein kriegeriſches Volk, und es iſt ſeit alter Zeit Sitte daß ſie ſich unter einander bekämpfen oder mit den benachbarten Völkern in Fehde leben.

Der arme Araber braucht darum ſein Pferd um über das Eigenthum ſeines reichen Feindes herzufallen und dann ſeine Beute in Sicherheit zu bringen — der Reiche braucht es um ſein Gut und ſein Leben zu ſchützen.

Der Araber ſagt: „Das Roß iſt der Adler und das Kamel ſeine Beute, die ihm nur durch andere Adler wieder wieder abgenommen werden kann.“

Wenn eine Wittwe Eigenthümerin von zwanzig Kamelen iſt, ſo zwingt ihr Stamm ſie ein Pferd zum Schutz ihrer Heerde zu kaufen. Bemächtigt ſich ein Feind ihrer Kamele, ſo will der Gebrauch daß die Frau das Roß demjenigen Krieger ſchenkt der es beſtiegen und ihre Thiere gerettet hat.

Ich habe geſagt: der Araber liebt ſein Roß wie ſein Kind, aber — und dieß iſt gerecht — er liebt es mehr als ſein Kind wenn es ihm große Dienſte geleiſtet hat.

Der Araber verkauft ſein Pferd wenn er einen hohen Preis dafür bekommt, aber er beweint dennoch ſeinen Verluſt — — genau wie ein Vater weint wenn er ſich von ſeinem Sohn trennt, obgleich er den Nutzen der Trennung einſieht. Der Araber beklagt den Gefährten der ihn verläßt, mag es ein Hengſt oder eine Stute ſeyn, je nach der Größe und Wichtigkeit der Dienſte die er ihm geleiſtet hat.

Der Umſtand daß man in meinem Lande mehr von berühmten Stuten hört als von berühmten Hengſten, iſt leicht damit zu erklären daß die Araber die Hengſte zu verkaufen pflegen, die Stuten aber behalten, und daß es folglich mehr Stuten geben muß als Hengſte. Man behält die Stuten ſchon um die Quelle des Reichthums und des Stolzes für das Land nicht verſiegen zu laſſen.

Das iſt alles was ich auf eure Fragen zu ſagen weiß. Ich glaube daß es die Wahrheit iſt — aber Gott iſt weiſer als der Menſch.“

Das imperialiſtiſche Paris.

3. Die Boulevards. — Sonſt und Jetzt.

Das Wandern hier, ein Glück an ſich ſelbſt. — Contraſt zwiſchen Paris und London. — Die Sprache, der Anzug der Weiber aus der Volksclaſſe. — Leutſeligkeit der Pariſer gegen Fremde. — Nicht ſo in London. — Figuren aus der Straßeninduſtrie: Chapeaux à vendre. — La montre et la chaine . . . vingt-cinq sous. — Der marchand de robinets. — Sa Majesté l'Empereur par-ci, Sa Majesté l'Empereur par-là. — Garibaldi. — Eine Garibaldipfeife.

Meine phyſiologiſchen Studien über das rothe Knopflochband und ſeine Beſitzer hatten mich eine Weile nachdenklich gemacht. Symptome einer moraliſchen Krankheit der Nation oder ironiſches Aushängeſchild der Quackſalberei des herrſchenden Wunderdoctors an ihrer Ehre: es bleibt eine traurige Erſcheinung!

Aber dieſe Wolke war nur vorübergehend. Je mehr der Tag vorſchritt, je deutlicher erkannte ich die alte Heimath, und ehe 24 Stunden verſtrichen, ſtand das lang vermißte Bild in ſeiner ganzen Glorie wieder vor mir.

Um es mit einem einzigen Worte auszudrücken: das Daſeyn ſelbſt in dieſem freundlichen Orte iſt ein Glück, und

Digitized by Google

ein Gang auf den Boulevards unter einer heitern Sonne ein unübertrefflicher, nimmer ermüdender Genuß.

Die Wahrheit entſpringt aus der Vergleichung. Regent-ſtreet, in London, iſt ſicherlich ein Sammelplatz von Leuten aller Nationen und Farben, voll Wagen und Pferde, bunter Weiber und Moden, ein unaufhörliches Geraſſel, Getöſe, eine wahre babyloniſche Sprachverwirrung. Aber das iſt alles. Es fehlt das behagliche Band der natürlichen Geſelligkeit. Der Fremde begibt ſich dahin, weil er eben irgendwo ſeyn muß, denn im Innern des engliſchen Lebens, noch einmal, iſt kein Raum für ihn; der ächte Engländer geht nicht ſpazieren, er eilt, er läuft nach ſeinen Geſchäften. Was in Paris, vor allem auf dem auserwählten Felde der Boulevards, zur Eſſenz des Lebens gehört: — das „Flanieren“ iſt den Söhnen Albions ein exotiſches Gewächs. Selbſt die engliſchen Damen, die für dieſes Pariſer Vergnügen ſchwärmen und von ihm träumen, haben für ihre Ausgänge in London den national-charakteriſtiſchen Ausdruck: Einkäufe machen, Shopping. In Hyde-park, während der Saiſon, verſammelt ſich am Sonntag die ſchöne und vornehme Welt, oft ganz launenhaft an dem unſchönſten Platze des Gartens. Aber das dauert genau ſo lange, und nur ſo lange als das Parlament ſitzt. Gehen Sie am Tage nach ſeiner Auflöſung dahin, ob im Juli, im Auguſt oder im September, mag das Wetter noch ſo einladend ſeyn, und Sie finden niemanden mehr. Es iſt gegen die Faſhion und das gute Genre. Und während der Saiſon ſelbſt erkennen Sie überall die kaſtenhafte Abtheilung und Abſchließung der Elemente der engliſchen Geſellſchaft. Vielleicht unterhält ſich jede einzelne Gilde, jede beſondere Schichte, Kirche oder Capelle, ſehr wohl in ihrem Verſchluſſe, aber dem Außerhalb-ſtehenden, dem Uneingeweihten, dem Fremden bleibt von dieſem Anblick ſtets ein Eindruck der Unbehaglichkeit, des Zwanges, der Ungaſtlichkeit, der Unnatur. Eroberer und Eroberte, ſo zu ſagen, Adel und Commoners, ja hohe und minder hohe Ariſtokratie, Reiche und Arme, der Indienfahrer und Wechs-ler der City, und der beſcheidene Shopkeeper trennen ſich nach verſchiedenen Lagern, wie man in gewiſſen hohen Abend-geſellſchaften die ſpielenden Künſtler mit einer Schnur von dem Sacroſanctum der patroniſirenden Herren und Damen abklüftet. Où il y a de la gêne, il n'y a pas de plaisir, ſagt der Franzoſe, und er hat Recht. Regentſtreet und Hyde-park ſind ſehenswerth, aber ich glaube die Ueberzeugung aller Fremden auszuſprechen die lange in London geweilt, indem ich ſage: ſie ſind eintönig, ermüdend, langweilig, und laſſen in dem Gemüthe und in der Erinnerung kein anderes Gefühl zurück.

Ueberaus wohlthuend, eine wahre Muſik für mein Ohr, war mir die leiſe gurgelnde Ausſprache der jungen Frauen auf den Boulevards, voll graziöſer Weichheit und Präciſion zugleich; dazu die allgemeine Reinlichkeit und geſchmackvolle Einfachheit ihres Anzuges, der ſaubere, wohl angezogene Strumpf, das ſorgfältig gekämmte Haar, und in den niederen Claſſen, in dem Geſinde, das friſch gewaſchene Spitzenhäubchen, ſtatt des unvermeidlichen Hutes den die Londoner Weibsper-ſonen nie und unter keiner Bedingung ablegen, ohne den ſie keinen Schritt vor die Hausthüre thun, wäre es ſelbſt nur auf der andern Seite der Straße eine Pinte Bier zu holen, ſo ſehr daß die ethnologiſche Frage aufgeworfen wurde ob es nicht etwa eine nationale Eigenthümlichkeit der „ſchönen Hälfte“ des angelſächſiſchen Stammes ſey, mit einem Hut auf die Welt zu kommen. Und welche Hüte, großer Gott!

Ich hatte verſchiedentlich ſagen hören daß das Pariſer Volk, unter dem neuen Regimente des Säbels, ſeinen tradi-tionellen Ruf der Höflichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit ſehr bedenklich eingebüßt. Ich habe das nicht entdecken kön-nen. Es war mir im Gegentheil ein rechter Genuß die alt-herkömmliche Tugend unverſehrt wieder zu finden; wie früher darf ein gutes Wort mit Zuverſicht rechnen auf einen guten Ort, und wenn der Fremde von dem erſten beſten Individuum aus der Menge die gewünſchte Auskunft nicht erhält, ſo liegt es ſicherlich nicht an einem Mangel intelligenter Bereitwillig-keit und Dienſtfertigkeit des letztern. Das iſt ein anderer Con-traſt zwiſchen den beiden Hauptſtädten dieſſeits und jenſeits der Meerenge, wie alle Ausländer auf ihre Koſten zum Ueber-fluß erfahren. Laſſen Sie einen Franzoſen oder Deutſchen oder Italiener an einen Mann aus dem Volke in London eine Frage richten, und dreimal unter vier Fällen wird ſich folgender Auftritt ergeben. Er ſtarrt Sie an und ſagt kurz-weg: ich weiß nicht, I don't know, oder mit dem mildern-den Zuſatz: I am sure, und ehe Sie Zeit haben Ihre Frage in anderer Form zu wiederholen und vielleicht deutlicher zu ſtellen, iſt Ihr Mann auf und davon. Aus purer, natur-wüchſiger Grobheit und Barbarei? Das iſt man im Anfang geneigt zu glauben. Allein mit einigem Unrecht. Ein Anflug von Barbarei iſt allerdings darin, aber unumwundene Grob-heit im feſtländiſchen Sinne des Wortes iſt es nicht. Der ächte Britte (true Briton) der unverfälſchte Cockney, verſteht den Ausländer nicht, wie annähernd gut engliſch dieſer auch ſprechen mag, und bei ſeiner geringen Liebe und Sympathie für den Foreigner und ſeinem angebornen Hochmuthe will er nicht weiter fragen, hat auch wohl hier und da (der geneigte Leſer möge überhaupt dieſen Zug in dem Charakter des Eng-länders beachten!) den Verdacht daß der nasty Frenchman (alle Foreigners ſind Frenchmen und nasty) ihn zum Beſten haben will. Aus dieſen gemiſchten Eindrücken entſpringt ein Gefühl von Mißbehagen, von linkiſcher Verlegenheit und Trotz, das ihn im höchſten Grade unartig erſcheinen und den Fra-genden vollkommen rathlos läßt.

Es iſt nicht lange her daß ich in ein halbduzend Tabaks-läden in London gieng um Rollenknaſter zu kaufen. Ich ver-langte in meinem beſten Engliſch: Varinas in Rolls, das iſt die claſſiſche Benennung. Alles vergebens. Der eine ſah mich an: what say? und ſchüttelte den Kopf, der andere that als ob er ſich beſänne: No, I havn't got it, und ſo gieng es fort. Ich war überzeugt daß wenigſtens die Hälfte der Krä-mer das geſuchte Kraut beſaßen, aber ſie verſtanden mich nicht. Ich hatte den unverzeihlichen Fehler begangen, das o in Rolls geſchärft, wie in dem deutſchen Rolle, ſtatt gedehnt, wie in dem franzöſiſchen rôle, oder wie in wohl und hohl auszu-ſprechen. Und ſo mußte ich unerreichten Knaſters abziehen, weil ich die Rolle im Maß verkürzte . . .!

Digitized by Google

Glauben Sie daß das in Paris möglich ſey? Sehen Sie die erſte beſte Gruppe an, horchen Sie dem Geſpräch zwiſchen einem Fremden und einer Griſette, oder einem alten habitué des Boulevard du Temple, oder einem Epicier, oder einem Gamin, wie Sie wollen. Beobachten Sie mit welcher Geduld, mit welcher amüſanten Eindringlichkeit Sie in das Innerſte ſeiner denkbaren Abſicht hinabtauchen. Sie mögen neun Fragen der verkehrteſten Art an ihn richten, mit der zehnten ſind Sie gewiß das Rechte zu treffen, reſpective zu errathen, und dann ſind Sie zufriedener als der Belehrte ſelbſt. Il n'y a pas de quoi, iſt die ſtereotype Antwort auf den dargereichten Dank. Paris iſt die Herberge, die Heimath der Fremden, London die Verbannung.

Da haben wir einige der dauerhafteſten Figuren aus der Pariſer Straßeninduſtrie: Chapeaux à vendre, ruft eine Frau, und im kläglichſten Tone die Schlußphraſe vieux habits, gallons à vendre mehr aushauchend als ausſprechend. Als ich ſie zum erſtenmal wieder hörte, war ich um zehn Jahre verjüngt. Dieſer zweite hier iſt mir auch bekannt: La montre et la chaîne .... vingt-cinq sous ... und damit der Kunde unwiderſtehlich angelockt werde, fügt er mit einer Stentorſtimme hinzu: la montre se remonte, et les aiguilles marchent! Eine Uhr die man aufziehen kann, und deren Zeiger gehen, alles, verſteht ſich, im gleißenden Gold, für die Bagatelle von 25 Sous ... offenbar, il ne faudrait pas avoir cinq centimes dans sa poche pour s'en passer! Der Burſche hat ſich gut erhalten, und kann noch lange gehen ... länger, ich wette als ſeine Uhren!

Dieſer dritte dort, mit einer Soldatenmütze, Képi, auf dem Kopf, und der galliſchen Blouſe auf dem Leib, hat ſich einigermaßen metamorphoſirt. Die kleine Kindertrompete, die er in der Hand hält, und mit welcher er ſehr ſchrill und neckiſch in die Hausgänge und Hofthore hineinbläst um ſeine Waare anzukündigen, iſt ein Faßhahnenhändler, marchand de robinets Unter Louis Philipp war die Zunft volksthümlich repräſentirt durch einen Burſchen, der ſich in eine alte Soldatenjacke der Kaiſerzeit geſteckt und auf ſeinen Kopf einen kleinen, dreieckigen Napoleonshut geſetzt hatte. Seine zinnernen Hähne ſtanden in Reih und Glied, in dem Zwiſchenraum der aufgekrempten Hutſeiten, wo ſie über die Ränder herausſahen wie Kanonenmündungen über einen Feſtungswall. Der Maler Biard hatte ihn in einem komiſchen Gemälde verewigt, das im Louvre ausgeſtellt war.

Nun war mir der unaufhörliche Ruf in dem Munde der Straßenhändler, gleichſam wie eine obligate Begleitung in alles andere Schreien, Singen und Preiſen eingreifend: Sa Majesté l'Empereur! Sa Majesté l'Impératrice! ... l'Empereur par-ci, l'Empereur par-là! Es war als ob keine Schaumünze, keine Haarfärbung, kein Zahnpulver, keine Uhrenkette, keine Gypsfigur ausgeboten werden könnten, ohne dieſen heiligen Schutzpatron anzurufen... Ich irre mich, es gab einen andern Namen der dem kaiſerlichen während meines Beſuches in Paris ſehr beträchtlichen Abbruch that, ein Name der mit Liebe in aller Mund umgieng, und deſſen Träger an allen Schaufenſtern der Kunſt- und Bilderläden in ebenbürtigem Rang neben Napoleon III, dem König von Sardinien, und dem Czar aller Reußen zu ſehen war: Garibaldi, der Abgott des Pariſer Volkes!... habe ich mich nicht ſelbſt hinreißen laſſen eine Garibaldipfeife, der Kopf von röthlichem Thon, das Rohr ein Schilf in der urweltlichſten Einfachheit, für die verwegene Summe von 12 Sous zu kaufen! Und beiläufig geſagt, der Name brachte mir Glück: Da liegt ſie neben mir, während ich ſchreibe, und iſt nach monatlangem Gebrauch noch ſo gut als im Anfang, und trefflich bewährt .. wie der Mann ſelbſt. Denn er iſt brav und ehrlich, was immer für einen Namen die Politik derer verdienen möge die ihn zu ihrem Zweck benutzen.

Eine Ausgrabung in Pompeji.

(Aus dem Athenäum.)

Der allgemeine Anblick von Pompeji iſt wenig verändert. Da iſt das Diomedes-Hôtel am Eingang, eine eben ſo prelleriſche Locanda wie irgendeine im Süden Italiens, und der Ehre des Todten halber möchte ich anrathen daß man, ſo lange der gegenwärtige Beſitzer ſein Zeichen aushängt, den Namen ändere. Welch ein Schauplatz der Thätigkeit zeigt ſich jetzt unſern Blicken! In den letzten Jahren noch ſah man nichts als höchſtens zwei oder drei ſaumſelig inmitten der Mauern grabende Menſchen und einen Soldaten, welcher um eine bottiglia (Trinkgeld) bat, ſowie ein halbes Duzend zerlumpte junge Burſche, die eine Moſaikarbeit polirten oder eine Thüre öffneten, welche ſie eine Minute zuvor geſchloſſen hatten, und dann ihre Bottiglia verlangten; jetzt hingegen ſind 220 Männer, Knaben und Mädchen regelmäßig an der Arbeit, und zwar einigermaßen ſyſtematiſch, denn ein Aufſeher mit einer Peitſche ſtand dabei — einem Inſtrument das ich nicht für conſtitutionell halte — und die Stunden der Arbeit und der Ruhe werden durch den Ton einer Trompete bezeichnet. Beim Beginn unſerer goldenen Aera waren 400 Perſonen beſchäftigt; allein nachdem der ganze obere Boden von dem gegenwärtigen Schauplatz der Thätigkeit entfernt war, wurde ihre Anzahl auf 220 vermindert, um das Anhäufen und die Verwirrung im Innern der Häuſer zu vermeiden. Die Stelle an welcher die Ausgrabungen jetzt betrieben werden liegt in der Strada Mercati, genau den neuen Thermen gegenüber. Eine aus vielleicht vier oder fünf Gebäuden beſtehende kleine Häuſer-Inſel iſt ausgewählt, und vom Gipfel derſelben der Boden, bis auf ungefähr vier Fuß vom Pflaſter abwärts, weggeſchafft worden. Auf dieſe Weiſe wurden die Frescogemälde an den Wänden zuvörderſt dem Anblick offen gelegt, vollſtändig unterſucht und polirt, und dann endlich der niedrigere Boden entfernt. Es gibt zwei Gründe für ein ſolches Verfahren. Erſtens bildet dieſe niedrigere Schicht eine Art Schutz für alle werthvollen Gegenſtände welche durch die auf ſie drückende ſchwere Laſt auf den

Digitized by Google

Boden herabgeworfen worden ſind, und zweitens kann man mit leichter Mühe eine Reihe von „Vorbereitungen“ treffen, um damit die Neugier derer zu befriedigen welchen der Director eine ſolche Ehre zu erweiſen geruht. „Wir behalten uns dieſe für ausgezeichnete Familien vor,“ ſagte einer der Inſpectoren zu mir, und es ſchmeichelte mir nicht wenig daraus ſchließen zu können daß er mich ebenfalls zu den „ausgezeichneten Familien“ rechnete, denn jeder Einzelne wird im ſüdlichen Italien eine Familie genannt — aus welchem Grunde, kann ich nicht genau ſagen. Ich gab mir daher ein weit wichtigeres Anſehen als je zuvor. Wenn Sie ſich ein Bild von uns machen wollen, ſo denken Sie ſich daß wir alle in einem Zimmer, oder was dermaleinſt ein Zimmer war, herumſaßen, während die Arbeitsleute auf uns zukamen, und die Bimsſteine und die Aſche welche vor achtzehnhundert Jahren auf die andächtige Stadt herabgeſchleudert worden ausgruben und beiſeite warfen. Jeder Hals iſt in die Höhe gereckt, und aufs aufmerkſamſte wird die ganze Arbeit verfolgt. Glänzende Lavaſtücke werden für Ohrringe oder Armbänder oder ſonſt einen andern werthvollen Gegenſtand gehalten; jedermann bildet ſich ein die Arbeit werde, ſo zu ſagen, in einer Goldſchmiedswerkſtätte vorgenommen, und dieſe Maſſe Schutt ſey mindeſtens Goldſtaub. Wenn Sie je bei einer Ausgrabung anweſend waren, wird Ihnen all dieß klar ſeyn. Endlich wird etwas herausgeſchafft. Was iſt es? Ein Theil der untern Kinnlade eines alten Mannes — ſo ſagten zwei anweſende arzneikundige Männer; und nun, bemerkte Fiorelli, werden wir die Ueberreſte des Leibes und vielleicht einige koſtbare Gegenſtände nahe dabei finden. Die Männer giengen daher mit erneutem Eifer an die Arbeit; allein man fand nichts als drei roſtige Nägel mit einigem verkohlten Holze daran. Was war aus den Ueberreſten des alten Mannes und ſeinen Schätzen geworden? Niemand konnte dieſe Frage beantworten; ich aber dachte bei mir ſelbſt: nun, wenn das Blut und die Gewohnheiten der einſtmaligen Bewohner dieſes Landes denen ſeiner heutigen ähnlich waren, ſo haben die Diener des alten Herrn ihn beraubt, und den armen alten Mann unter der Aſche ſterben laſſen. Einige hübſche Stückchen Fresco und Capitäle fanden wir, und dieß war alles womit die Arbeiten und die Erwartungen des Tags belohnt wurden, denn die Ausgrabung von irgendetwas belangreichem iſt ſprüchwörtlich ungewiß. Erſt in ſpäter Morgenſtunde bemerkten wir in der Wand eine runde Oeffnung, gerade groß genug daß der Körper eines Mannes hindurchſchlüpfen konnte, und nun war das Geheimniß gelöst. Hier war irgendein Römer oder ein mittelalterlicher Dieb — vielleicht gehörte er zum Hausweſen ſelbſt — eingedrungen, welcher nach dem Unglück zurückgekehrt war und unter den Ruinen nach den Reichthümern gegraben hatte, die, wie er wußte, daſelbſt verborgen lagen. Es gibt eine Menge ſolcher runden Oeffnungen in Pompeji, und regelmäßig findet man an ſolchen Plätzen nichts. O dieſe entſetzlichen Grubengräber, welche Enttäuſchung verurſachten ſie uns! Da die Arbeit nun ziemlich langſam von Statten gieng, ſo zerſtreuten wir uns dahin und dorthin, und ſtellten unſere Beobachtungen an. Das Haus in dem wir uns befanden war groß, und das Zimmer welches wir verließen war das Empfangszimmer. Die Pfeiler und Pilaſter und Capitäle, ſchön gearbeitet, ſind alle von dem hier ſo gut bekannten hochpolirten weißen Stucco, der ſo glatt und glänzend iſt daß man ſich desſelben faſt als Spiegel bedienen könnte. In dem nächſten Gemach iſt Signor Abbate in eifrigſter Arbeit begriffen — der Mann dem wir im Kryſtall-Palaſt die Pompeji-Ruinen verdankten. Er iſt im Begriff ein Präparat aus Wachs und Oel auf ein ſehr ſchönes und gut erhaltenes Frescogemälde aufzulegen. „Endlich haben wir,“ ſagte er, „etwas entdeckt was dieſe Gemälde vor atmoſphäriſchen Einflüſſen ſchützen wird. In früheren Jahren wurden Verſuche mit Kieſelerde gemacht, allein ſie waren unwirkſam und ergaben ſchlechte Reſultate. Sodann verſuchte man Terpenthin-Oel und Wachs, und hernach Lavendeöl mit Wachs; das abſcheuliche Ammoniakſalz aber floß ſtets heraus, und manches werthvolle Frescogemälde gieng zu Grunde; jetzt ſind uns die Verſuche gelungen, denn Wachs und Benzoë-Oel — welche, nebenbei bemerkt, die Anwendung von Wärme nicht erheiſchen — haben ſich, in vielen Experimenten, als gerade die Compoſition erwieſen welche erforderlich iſt.“ Und nun legte er ſeine Bürſte auf eine Landſchaft, und Figuren und Scenerie kamen wie durch Zauberkraft zum Vorſchein. In dem nächſten Gemach arbeitete eine andere Perſon an der Abnahme der jahrhundertealten Kruſte, welche Farbe und Gegenſtände vollſtändig verbarg. Welch eine heikle und mühſelige Aufgabe! Eine Anzahl eiſerner und elfenbeinerner Scalpelle und Bürſten und Mixturflaſchen lagen auf den Mauern, und alle ſollten gebraucht werden um ſelbſt den kleinſten Fleck der Oberfläche zu reinigen. Ein zu hartes Kratzwerkzeug würde die Schönheit eines ganzen Frescogemäldes zerſtören, und wenn dieſe Reinigung ſtattgefunden hat, ſchreitet Signor Abbate herein und wendet ſeine Compoſition an. Ob ſie die Probe der Zeit aushalten wird, iſt, glaub' ich, noch zu beweiſen, obgleich man geſtehen muß daß die gegenwärtigen Reſultate wundervoll ſind. Der Vorwurf eines Frescogemäldes das gereinigt und polirt worden, war „die Entführung der Europa durch den Stier,“ und hier iſt eine Neuheit in der Anordnung vorhanden: die Europa neigt ſich auf die Seite des Stiers zurück und hält ihn, ihre Arme zurückwerfend, bei den Hörnern, während um ſie ſelbſt Stricke geworfen werden welche ein fliehender Amorino in der Hand hat. Wenn wir dieſes Haus verlaſſen, kommen wir beim Capo Lavoro vorbei, auf das jener alte Herr deſſen Kinnlade wir fanden wohl mit Recht ſtolz geweſen iſt. Es ſtellte Apollo und Daphne dar, die von dem Gott einigermaßen gewaltſam behandelt wird, während ein hintenſtehender ſchelmiſcher Kobold von Amorino den Schleier beiſeite zieht welcher die Schönheit der Jungfrau verhüllt. „Quanto è bella!“ ſagte der Künſtler der das Gemälde copierte, und hier darf ich anführen daß es, mit einer bisher unbekannten Liberalität, jetzt jedermann geſtattet iſt Skizzen oder Photographien zu machen, ohne daß er läſtige Geſuche um die Erlaubniß dazu beim Hausverwalter zu ſtellen braucht, und ohne daß Vorbehalte gemacht werden zu Gunſten einiger wenigen, deren Beſchäftigung es war das Lob der Bourbonen zu ſingen.

Digitized by Google

Die Tage sind vorüber wo dieser oder jener Cavaliere das Privilegium monopolisirte, und dafür durch periodische Eulogien in lateinischer Sprache auf König Bomba zahlte. Das nächste Haus ist noch größer als das in dem wir so lange verweilten, und hat manche erwähnenswerthe Züge. Die Mauern sind dem Einsturz nahe, und werden durch mehrfaches in den Boden gepflanztes Pfahlwerk gestützt, und hundert Klammern sind so eben im Mörtel befestigt worden um das Abbröckeln zu verhindern; in einem Seitenzimmer sind Blätter oder Platten des obern Theils des frescobemalten Mörtels herab- und über den untern Theil der Wand gefallen, und waren dort festgehalten worden. „Dieses Haus hat eine schreckliche Erschütterung erlitten," bemerkte Fiorelli; „es muß durch das dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangene Erdbeben geborsten seyn, und ist mehr beschädigt als die andern Häuser, da es sehr alt war. Betrachten Sie die großen massiven Steine aus denen es gebaut ist, und die darauf hinweisen daß es dem alten Pompeji angehörte." In der Mitte dieses Hauses befindet sich ein Hermes, der gut erhalten, aber ohne künstlerischen Werth ist. Die Einfassung der Wände ist indeß höchst anmuthig und frisch; sie besteht aus Laubwerk in welches Trauben verflochten sind, und Vögel von schöner Farbe und Gestalt fliegen um dieselben herum. Doch sind keine sehr kostbaren Gegenstände entdeckt worden — in der That nichts als einige Bronzen, Küchengeschirre, ein Helm und ein Panzer; allein die Arbeiten haben erst seit zwei Monaten begonnen, und in dieser Zeit ist so viel geschehen wie sonst in einem ganzen Jahre. Das Haus welches ich besuchte ist gerade vierzehn Tag aufgedeckt, und andere daran stoßende sind im Begriff aufgedeckt zu werden. Eine vieljährige Arbeit liegt indeß vor uns, und viele Generationen werden noch Pompeji besuchen um Zeugen der Ausgrabungen zu seyn. Bis jetzt ist erst ein Drittheil der Stadt ans Tageslicht gefördert, und 120 Jahre waren nöthig um dieß zu bewirken; die Arbeiten werden aber jetzt mit weit größerm Eifer betrieben. Als ich diesen Theil der Stadt verließ, sah ich Vorbereitungen treffen zur Legung einer Eisenbahn, auf welcher der Schutt nach einem weit hinter dem Amphitheater liegenden Platze abgeführt werden soll. Eine Eisenbahn durch Pompeji! Was würde Diomedes sagen? Die Schienen lagen da, und auch die Wagen waren vorhanden, und die Arbeit sollte am folgenden Tage beginnen. Aber die schrille Pfeife des Signalmanns kündigt an daß der Zug von Vietri herankommt, und es wird einige Anstrengung kosten um rechtzeitig an Ort und Stelle zu gelangen. Sämmtliche zweifelhafte Luxusgegenstände des Hôtel Diomedes vermochten nicht mich zu verlocken einen Tag darin zu verweilen, und ich möchte allen Reisenden im stillen rathen eine Butterschnitte und eine Flasche Wein mitzunehmen, und so den Prellereien des Gastwirths sich zu entziehen.

Zur Kenntniß Albaniens.

Albanien ist eines der merkwürdigsten und der zugleich unbekanntesten Länder Europa's. Es ist das alte Illyrien, ein in sich abgeschlossenes Ganzes, ein Land voll tiefer Schluchten und Thäler, und hoher unzugänglicher Gebirge, voll undurchdringlicher, von wilden Thieren bewohnten Wälder. Seine Bewohner vereinigen in sich auf eine eigenthümliche, fast wunderbare Weise eine gewisse Wildheit mit Vorzügen der Civilisation, und das albanesische Volk ist eben so alt wie das griechische, sofern der Ursprung beider in das tiefste Dunkel und die Uranfänge der Geschichte sich verbirgt. Die albanesische Sprache ist eine Mischung der slavischen, fränkischen und griechischen, aber sie ist keiner von ihnen ähnlich, und zugleich ist sie eben so harmonisch und wohlklingend als einfach, und rauh und kurz, eben so erhaben und volltönend als nur den Empfindungen jedes einzelnen entsprechend. Der Albanese ist zwar arm, aber nicht ohne Edelmuth, rachsüchtig bis zu thierischer Wildheit doch in einem solchen Grade gastfreundlich, daß er selbst seine Feinde, die er bewirthet, als heilig betrachtet. Wenn der Türke sich darin mehr als gefällt seine Tage in Nichtsthun und unter Wohlgerüchen und sinnlichen Genüssen hinzubringen, und der Grieche nachdenklich und schwermüthig den Schatten des Lorbeers sucht, stürzt sich der leichtbewegliche schnelle Albanese, die Flinte über die Schulter, in die Berge, kämpft halbnackt, beschränkt sich auf einfache Nahrung, schläft im Freien auf dem Erdboden, und fällt männlich für das Volk, dessen Söldner er ist. Der Albanese ist ein hochherziger Räuber, er verkauft sein Blut theuer, aber er schont es auch nicht; er weiß zwar durchaus nicht was Ehrlichkeit und Redlichkeit ist, aber Vaterlandsliebe und nationalen Ehrgeiz finden in den Tiefen seines Herzens einen lauten Wiederhall.

Obgleich Albanien dem äußern Schein und der Form nach der türkischen Regierung unterthänig ist, steht es doch stets kriegsbereit da sie zu bekämpfen und sich frei zu machen, und wiewohl es ihr zinspflichtig ist, genießt doch das Land einige besondere Freiheiten und Vorrechte die ihm zu verschiedenen Zeiten von den Sultanen zugestanden worden sind. Wiewohl ein großer Theil der Albanesen in früheren Jahrhunderten gezwungen ward den Islam anzunehmen, so hassen und verachten doch diese muhammedanischen Albanesen die Türken, und als der griechische Freiheitskampf ausbrach, nahmen sie muthig und tapfer an demselben Theil, und kämpften für die Freiheit der griechischen Christen.

Sitten und Gebräuche der Albanesen, wie ihre Kleidung und wie sie selbst, ebenso wie das Land und seine Berge erinnern in vielen Stücken an Schottland. Wie dieses, so wird auch Albanien in Stämme oder Clans eingetheilt, die unter besondern, dem Sultan tributpflichtigen Häuptlingen stehen; wie die Schottländer, eben so haben auch die Albanesen gewisse geheimnißvolle Vorstellungen und Ueberlieferungen von ungewissem Ursprung, und obgleich viele von ihnen den Glauben Muhammeds bekennen, haben sie doch auch ihren besonderen Olymp, ihre Local-Gottheiten, Schicksals-Göttinnen und

Digitized by Google

Zauberinnen. Die Schickſals-Göttinnen ſind gute Geiſter, die in Wäldern und Quellen wohnen und des Nachts auf Kreuzwegen ihre Tänze halten; dagegen ſind die Zauberinnen oder Hexen, wie ſie ſie nennen, grundböſe und allmächtige Weiber welche die Quellen vergiften, das Schickſal der Mädchen erforſchen und die Treue der Ehegatten verwirren. Die wilden Thiere, die in Albanien heimiſch ſind, ſind nach der Meinung der Jäger die aus dem Paradieſe des Propheten vertriebenen Seelen, die unter der Haut eines Wolfes oder Bären ihre Sünden büßen, deren ſie ſich früher im Fleiſche ſchuldig gemacht hatten. Als ein Ueberbleibſel aus der altgriechiſchen Zeit hat ſich übrigens unter den Albaneſen, theils den chriſtlichen, theils den muhammedaniſchen, der Gebrauch erhalten, daß ſie ihre Todten unter Klageliedern begraben, und die Klageweiber die ſie begleiten, ſich die Bruſt ſchlagen und die Haare des Kopfes ausreißen.

Da der Koran den Gläubigen das Leſen verbietet (?), ſo ſind die Albaneſen im allgemeinen ſehr unwiſſend; aber ſie haben ihre Rhapſoden oder Barden, die auf den öffentlichen Wegen umherziehen, und die Thaten der Väter und ihre göttliche Abkunft beſingen. Nichts iſt intereſſanter und zugleich einfacher als dieſe Geſänge, die, aus älteſter Zeit ſtammend, von Mund zu Mund gehen und durch die Ueberlieferung geheiligt, als eine Quelle der wunderbaren Geſchichte des Landes angeſehen werden müſſen. Kommſt du z. B. nach Scutari, ſo kannſt du dort ein ſolches Lied hören, das von der Gründung dieſer Stadt handelt, die demzufolge nach dem göttlichen Rathſchluſſe auf eine übernatürliche Weiſe erfolgte. Eine Schickſalsgöttin wies drei Brüder, Namens Skand, Ali und Amska, an, die auf den ſchwarzen Bergen (Montenegro) wohnten, nach Sethiniah (Athen) zu ziehen, ſich dort Weiber zu holen, die Sitten und Sprache des Landes zu ſtudieren, und dann nach ihrer Heimkehr den Ort Scutari zu bauen, und zwar auf der öſtlichen Seite eines Sees, den die Göttin bezeichnete, und innerhalb dieſes Orts alle Umwohnenden zuſammenzurufen. Alſo geſchah es auch. Während aber die Mauer aufgeführt ward, ließ ſich eine Stimme vernehmen, die verlangte daß unter dieſer Mauer auch eine der Frauen jener drei Brüder begraben werde, die bereits Mutter ſey, dafern ſie wünſchten daß Scutari fort und fort beſtehe, daß es ewige Dauer habe und daß ſeine Mauern von Fremden niemals zertreten und ſie ſelbſt von ihnen nicht verachtet würden. Das Loos fiel auf die Frau Skands, Namens Eucharis; allein damit das Kind, welches ſie vor kurzem geboren hatte, nicht mit fremder Milch genährt werde, ward eine lange Röhre von der Haut eines Bocks gefertigt und an die Brüſte der Frau gelegt, und auf dieſe Weiſe wurde das Kind zwei Jahre lang genährt und die Mauer ward vollendet. Als aber das Kind entwöhnt ward, gab die Röhre ſtatt der warmen und nährenden Milch wie durch ein Wunder reines, ſüßes Waſſer, welches noch heutigen Tages hervorquillt. So verwandelten die guten Geiſter die muthige Mutter in eine Quelle, deren Waſſer nach den Rhapſoden Albaniens die wunderbarſten Eigenſchaften beſitzt. (Es iſt intereſſant, zu wiſſen daß der Glaube, daß Bauten durch Einmauern eines Menſchen geſtützt und geſichert werden müßten, nicht bloß unter den Albaneſen beſteht und in ihren Volksliedern ſich ausſpricht, ſondern daß man den nämlichen Glauben auch in Serbien, Rumänien und Griechenland begegnet, und ihn dort in mancherlei Volksliedern ausgeſprochen findet).

*

Während wir Vorſtehendes niederſchrieben, kam uns die in Athen erſcheinende neugriechiſche Zeitſchrift: Ἡ Ἑλπίς, vom 15 Nov. 1860, in die Hände, und wir fanden dort unter andern Mittheilungen über Albanien auch eine in mehrfacher Hinſicht intereſſante Zuſchrift der Vorſteher der Gemeinde Koritſa [1] in Albanien an das griechiſche Cultusminiſterium in Athen, vom 5 Oct. 1860. In dieſer Zuſchrift heißt es daß das albaneſiſche Volk, das ſich ſelbſt für identiſch mit dem griechiſchen anſehe und niemals ſeinen eigenen Urſprung von dem des letzteren getrennt habe, auch ſtets als das ſicherſte Mittel zum Fortſchritt und zur Bildung das Studium und das Erlernen der griechiſchen Sprache, der alten wie der neuen betrachtet habe. Daher ſey es gekommen daß überall in Albanien die altgriechiſche Sprache gelehrt und ſtudiert werde, und zwar erſteres meiſtentheils von griechiſchen Lehrern, die auf griechiſchen Unterrichtsanſtalten des Königreichs gebildet worden; aus dem nämlichen Grunde habe auch der genannte Ort Koritſa ſeit langer Zeit eine griechiſche Schule des wechſelſeitigen Unterrichts gehabt. Noch kürzlich habe die dortige Gemeinde auch eine Mädchenſchule errichtet, und zwar alles dieß auf eigene Koſten und mit Unterſtützung ihrer vor längerer Zeit nach Aegypten ausgewanderten Landsleute gethan. Gegenwärtig gehen ſie nun damit um, auch eine Bibliothek „zu ſchnellerer und vollkommenerer Fortbildung der Jugend“ in ihrem Ort anzulegen, und zu dieſem Zweck wenden ſich die Vorſteher der Gemeinde von Koritſa „im Namen der Humanität und Nationalität“ an das königliche Cultusminiſterium in Athen mit der Bitte, durch Ueberlaſſung der in den Bibliotheken Griechenlands überflüſſigen Bücher die von ihnen ſelbſt beabſichtigte Bibliothek zu unterſtützen. Der hierin ſich kundgebende Trieb nach Bildung und Aufklärung in einem Lande Europa's, das manche kaum dem Namen und ſeiner allgemeinen Beſchaffenheit nach kennen, iſt an und für ſich ebenſo intereſſant als dieß eine Beiſpiel zugleich dafür einen Beleg abgibt, wie gewaltig es gegenwärtig in geiſtig-politiſcher Hinſicht in den Gemüthern der chriſtlichen Völkerſchaften gährt. Aehnliches geſchah im Schooß des griechiſchen Volks vor dem Ausbruch des griechiſchen Freiheitskampfes im Jahr 1821; aber niemand in Europa ahnte einen ſolchen Aufſchwung, und ſelbſt die wenigſten wußten etwas von einer griechiſchen Nation.

[1] S. über Koritſa den Aufſatz im Ausland 1859, Nr. 38.

Digitized by Google

Briefe aus der Ferne.

4. Ereigniſſe in Schanghai während des Angriffs der Rebellen auf die Stadt.

(Schluß.)

Montag den 21 Aug. 1860. Heute früh haben ſich die Rebellen der Stadt von neuem zu nähern verſucht. Die europäiſchen Schießwaffen haben ſie aber bald überzeugt daß mit engliſchen und franzöſiſchen Soldaten nicht leichtes Spiel zu treiben iſt. Man hat ſie von den Wällen und von den Vorpoſten aus beſchoſſen, und ein engliſches Dampfſchiff hat einige Bomben in ihre Mitte geworfen, die ganz den von den Schießenden gewünſchten Effect gehabt haben. Die Rebellen haben merkwürdigerweiſe keinen Schuß erwiedert, und haben ſich ſchweigſam zurückgezogen. Sie befinden ſich jedoch immer noch in der ganz unmittelbaren Nähe von Schanghai, und die Freiwilligen ſtehen eifriger als jemals Schildwache. Es iſt ein ſehr heißes Vergnügen, denn die Sonne macht heute alles glühend. In der Oſtvorſtadt brennt es noch immer. Das Feuer hat bedeutend um ſich gegriffen und bereits den größten Theil dieſes reichen und für den Schanghaier Handel höchſt wichtigen Quartieres zerſtört. In dieſer Oſtvorſtadt wohnten viele chineſiſche Kaufleute, welche mit den hier anſäſſigen Fremden in Verbindung ſtehen. Dieſe Leute gehören zu den reichſten Bewohnern von Schanghai, und beſaßen nicht nur gutgebaute und gutmöblirte Häuſer, ſondern auch große Lagergebäude, die mit werthvollen Waaren aller Art angefüllt waren. Vieles davon iſt nun zwar gerettet worden, da ein großer Theil der Bewohner der Vorſtadt gleichzeitig mit den Einwohnern von Schanghai die Flucht ergriffen hat, aber ſehr bedeutende Reichthümer ſind jedenfalls ein Raub der Flammen geworden. Am traurigſten an dieſem Ereigniß iſt daß daſſelbe leicht zu vermeiden war, und daß Hunderte von Familien durch dieſe Feuersbrunſt um ihre ganze Habe beraubt, und in Arbeit und Elend geſtürzt worden ſind, ohne daß dieß anſcheinend den geringſten Nutzen gehabt hat. Die Engländer ſagen wieder: die Franzoſen haben das Feuer angeſteckt, weil ſie wüßten daß die Zerſtörung der Oſtvorſtadt dem engliſchen Handel großen Schaden zufügen würde, und weil ſie ſich des Grund und Bodens bemächtigen wollten auf dem die Vorſtadt erbaut war; die Franzoſen weiſen dieſe Anklagen mit großer Entrüſtung zurück, und behaupten das Feuer wäre auf Befehl des Präfecten von Schanghai angeſteckt worden, um die Rebellen aus der Nähe der Stadt zu vertreiben. Die armen Chineſen ſagen kein Wort und tragen den ganzen Schaden.

Im Laufe des Nachmittags ſind die Rebellen noch tüchtig beſchoſſen worden. Sie haben aber, wie am Morgen und wie am vorhergehenden Tag keine Kugel zurückgeſchickt, und ſich nur mehr und mehr zurückgezogen, ſo daß ſie jetzt außer Schußweite ſind.

Dienſtag den 22 Auguſt 1860. Nur hier und da ſieht man noch einige Rebellenflaggen. In der unmittelbaren Nähe von Schanghai iſt alles ruhig geworden.

Sonnabend den 26 Auguſt 1860. Die Rebellen ſind verſchwunden und in Schanghai geht alles ſchon wieder ſeinen gewöhnlichen Gang. Der König Li iſt über Sung-Kiang nach Sutſchau zurückgekehrt, aber bis zum letzten Augenblick hat er durch Thaten und Worte gegen den unfreundlichen Empfang proteſtirt, der ihm von Seiten der Fremden zu Theil geworden iſt. Das Jeſuitenkloſter von Li-ka-wai iſt reſpectirt worden, während ringsumher alles zerſtört worden iſt, und die HH. Bruce und Bourbouillon haben Briefe empfangen, die ich hier anführe, da ſie ein helles Licht auf die Politik der Rebellen werfen.

Erſter Brief. Li, der kaiſerliche Commiſſär, des Herrſchers der kraft eines himmliſchen Befehles regiert, macht hiermit folgendes bekannt: Nachdem die Periode verfloſſen war, während es der Mantſchuren-Dynaſtie geſtattet ſeyn ſollte zu herrſchen, iſt ein wahrhaft heiliger Herrſcher zur Welt geſandt worden, um dieſelbe zu befreien. Derſelbe hat mir anbefohlen, die Verbrechen der zum Untergang reifen Mantſchurenfamilien heimzuſuchen, und ich habe zu dem Behufe eine Armee ausgehoben, die ſeit ihrem Urſprung der Provinz Kwang-ſi niemals eine Schlacht gekämpft hat ohne aus derſelben als Sieger hervorzugehen.

Vor kurzer Zeit als dieſe Armee ſich der Stadt Sutſchau bemächtigt hat, ſind viele eurer Landsleute zu uns gekommen, und haben mich auffordern laſſen mich nach Schanghai zu begeben, um dort alles das zu beſprechen was auf die Relationen zwiſchen Fremden und Soldaten meiner Armee Bezug haben könnte. Demnach, nachdem ich die Stadt Sung-kiang genommen habe, bin ich nach Schanghai gegangen, nicht etwa um dort einen Streit zu ſuchen, ſondern um den Fremden Vorſchläge zum Abſchließen eines Vertrages zu machen. Ihr aber habt mir einen Brief geſandt, deſſen unfreundliche und ungebührliche Sprache mich im höchſten Grad überraſcht und entrüſtet hat. Ich gebe euch zu erwägen daß ich als Befehlshaber einer großen Armee nicht durch den Widerſtand den ihr mir entgegengeſetzt habt, davon habe abgehalten werden können eine ſo unbedeutende Stadt wie Schanghai zu zerſtören. Wenn ich, ohne auf euer Feuern zu antworten, meine Truppen unthätig unter euern Mauern habe verweilen laſſen, ſo iſt dieß wirklich nur aus Achtung vor unſerm gemeinſchaftlichen Glauben geſchehen. Es ſchien mir daß wenn ich euch zu bekämpfen verſucht hätte, ich den Mantſchuren das Recht gegeben hätte in freudigem Spott zu ſagen daß ſich die Glieder ein und derſelben Familie unter einander erwürgten.

Ihr liegt im Krieg mit der Mantſchudynaſtie und könnt die Schlacht von Tien-tſin nicht ſchon vergeſſen haben. Wir führen Krieg um unſer Vaterland den Händen der Mantſchuren zu entreißen. Wir ſtehen der Mantſchudynaſtie feindlich gegenüber, aber mit den fremden Nationen des Weſtens haben wir keinen Krieg geſucht.

Ihr legt große Wichtigkeit auf den Handel, und wir können euch Freiheiten und Rechte einräumen, größer als ihr ſie jemals von den Mantſchuren erlangen werdet, denn wenn ihr mit uns in freundſchaftliche Verbindung getreten ſeyd, ſo

Digitized by Google

soll euch gestattet werden ungehindert Handel zu treiben wo und wie ihr wollt.

Nun ist aber der Ton des Briefes den ihr mir gesandt habt ein so wilder und ungebührlicher, daß ich mir denselben nicht erklären kann. Es scheint daß ihr keine Achtung vor unserm gemeinschaftlichen Glauben habt der uns vereinigen sollte, und daß es eure Absicht ist uns zu bekämpfen. Um darüber Aufklärung zu erlangen, veröffentliche ich diese Notification, damit jeder Fremde in Schanghai lerne welcher Art meine Gefühle für Fremde sind. Wenn ihr euch mit mir über die Bedingungen eines Freundschafts- und Handelsvertrages berathen wollt, so kommt und berathet mit mir, und wir werden uns leicht verständigen. Aber wenn ihr mich auch ferner als Feind behandeln wollt, so entscheide die Zukunft wer von uns der Sieger, und wer der Geschlagene seyn soll. Mein Wille ist fest wie die Berge, und die Bewegungen meiner Soldaten gleichen dem Strömen der Fluth. Ich wünsche daß euer Entschluß nicht Elend über eure Häupter bringen möge. Dieß ist eine große Anzeige. Sie ist gegeben worden am vierzehnten Tage des ersten Monats des zehnten Jahres des himmlischen Königreichs der allgemeinen Glückseligkeit.

Zweiter Brief. Li, der getreue König (Tschung-Wang) des himmlischen Königreiches (Taiping) sendet diesen Brief an die ehrenwerthen Consuln von England, Amerika, Portugal und anderer Länder des Westens: „Ehrenhafte Treue ist das Princip welches unsere Regierung in ihren Verbindungen mit fremden Mächten leitet; aber falsches Vergessen gegebener Versprechen scheint die Ursache des Unrechts zu seyn, das fremde Nationen begehen.

Als meine Armeen Sutschau genommen haben, erschienen dort Männer aus Frankreich und aus andern Ländern des Westens um Handel zu treiben. Sie suchten um Audienzen bei mir nach, und luden mich ein nach Schanghai zu kommen, um mich dort mit den Abgesandten fremder Nationen über die Bedingungen zu besprechen, unter denen Handel getrieben werden könnte in den Provinzen die meine Armeen besetzt hatten. Da ich wußte daß eure Nationen Gott, den himmlischen Vater, und Jesum Christum, den himmlischen ältern Bruder, anbeten, und wir sonach einer Religion und eines Ursprungs sind, so setzte ich unbegränztes Vertrauen in das was man mir sagte, und begab mich nach Schanghai um eine Zusammenkunft mit euch zu haben. Fern von meinem Geist war der Gedanke daß sich die Männer von Frankreich von den Mantschurischen Mandarinen bestechen lassen, und ihr Wort brechen und gegebenen Versprechen den Rücken kehren würden. Aber dem allen war so, denn nicht nur kamen die Franzosen mir nicht entgegen um sich mit mir zu berathen, sondern sie verbanden sich mit den Mandarinen von Schanghai um die Stadt gegen meine Armeen zu vertheidigen, und brachen sonach ein mir gegebenes Versprechen. Eine solche Handlungsweise verstößt gegen alle Gesetze der Gerechtigkeit. Ich nehme an daß es den Franzosen gelinge die Stadt und nächste Umgegend von Schanghai vor der Besatznahme durch meine Truppen zu bewahren. Aber wie wollen sie auf einem so kleinen Gebiete einen großen Handel treiben? Ich habe erfahren daß die Mandarinen von Hien-fung (Kaiser von China) den Franzosen eine bedeutende Summe Geldes gegeben haben, und ich muß annehmen daß sie diese mit den Bürgern anderer Staaten getheilt haben; denn wenn diese kein Geld bekommen haben, wie kömmt es daß auch sie nach Sutschau gekommen sind, um mich durch falsche Worte zu bethören? Niemand kann läugnen daß Männer aller Nationen des Westens nach Sutschau gekommen sind, und mich zu bewegen versucht haben nach Schanghai zu kommen. Ihre Worte, denen ich ein williges Ohr lieh, sind kaum verklungen, und es ist unmöglich daß sie von denen die sie aussprachen, schon vergessen seyen. Wenn die Franzosen allein durch das Geld der Mantschuren bestochen worden sind, wie ist es gekommen daß keiner von euch als ich mich vor Schanghai gezeigt habe, zu mir gekommen ist um einer Berathung zu pflegen? Ich sehe es wohl, ihr habt Geld von den gottlosen Beamten Hien-fungs empfangen, und habt es unter euch vertheilt. Habt ihr denn nicht verstanden daß Hien-fung, als er erfahren hat daß ihr und wir ein und denselben Gott anbeten, euch durch Geld versucht hat, damit ihr uns, eure natürlichen Freunde, als Feinde behandeln möchtet? Die Franzosen sind leicht zu bestechen gewesen, sie kümmern sich wenig um Handel in China, und haben erreicht was sie wollen, wenn es ihnen gelingt in Schanghai Geld zu verdienen.

Wenn es sich um menschliche Gefühle und menschliche Angelegenheiten handelt, so haben alle Thaten ihre Folgen. Die Franzosen sind ihrem Wort untreu geworden und haben den Frieden, der zwischen uns und ihnen waltete, eigenwillig gebrochen. Wenn sie dieß gethan haben um ungehindert in Schanghai Handel treiben zu können, so mögen sie die Früchte ihres Wortbruches genießen; aber wenn sie wieder in das Innere von China gehen sollten, um in den Ortschaften Handel zu treiben die unter meiner Botmäßigkeit stehen, so kann ich nicht dafür einstehen daß die so gerechte Entrüstung meiner Soldaten und Officiere sich nicht in Thaten Luft machen. Ich selbst mag den Franzosen in königlicher Großmuth verzeihen, aber ich kann nicht erwarten und befehlen daß meine Armee diese Gefühle theile, und ich fürchte deßhalb daß es den Franzosen gestattet seyn wird ferner noch Handel im Innern zu treiben und wieder in unserm Territorium zu erscheinen.

Als ich Sutschau in Besitz genommen habe, hatte ich unter meinem Befehl mehr als 1000 Officiere und viele Zehntausende von Soldaten. Diese Männer bilden eine tapfere Armee, und niemand hat sich ihr bis jetzt erfolgreich widersetzen können. Wenn ich Schanghai mit Gewalt hätte nehmen wollen, glaubt ihr daß diese Stadt allein meiner Macht widerstanden hätte? Nennt mir den Namen einer Stadt, die ich nicht erobert hätte nachdem ich sie angegriffen habe?! Und wie viel Städte kann ich euch nicht aufzählen, die meine Armee unter meinem Befehl gestürmt hat!

Unter den Fremden, die sich in Schanghai niedergelassen haben, müssen sich vernünftige und gute Leute befinden, welche das Vortheilhafte von dem Schädlichen, das Gerechte von dem Schlechten unterscheiden können. Diese werden sich nicht durch das Geld der Mantschuren haben bestechen lassen, und werden der allgemeinen Interessen ihres Landes eingedenk geblieben

Digitized by Google

seyn. An diese Männer wende ich mich hier, und indem ich meine Entrüstung über das was vorgefallen ist unterdrücke, zeige ich ihnen noch einmal Mittel und Wege zu einem freundschaftlichen Verständniß mit mir zu gelangen. Ich fürchte daß, wenn meine Soldaten Schanghai nehmen sollten, sie die guten nicht herausfinden möchten, und daß der Tod derselben eine schwere Anklage gegen mich vor dem Richterstuhl Christi erheben würde. Und darum bitte ich euch, bedenkt und überlegt wo Weisheit und wo Thorheit ist, und was für Vortheil oder Schaden aus den Schritten erwachsen die ihr nun mir gegenüber thun werdet.

Sollte einer von euch darüber betrübt seyn daß meinen freundschaftlichen Maßregeln eine so ungebührliche Aufnahme bereitet worden ist, sollte einer von euch wünschen zu einem Verständniß mit mir zu gelangen, so mag er zu mir kommen um sich mit mir zu berathen. Er hat nicht zu befürchten unfreundlich von mir empfangen zu werden, denn meine Handlungen gehorchen den Grundsätzen der Gerechtigkeit. Aber wenn ihr euch auch ferner von den gottlosen Mantschuren bethören laßt, dann klagt nicht und wundert euch nicht, wenn das Innere von China euch verschlossen, und Kaufen und Verkaufen euch erschwert werden wird.

Noch einmal lege ich euch ans Herz, das was ich gesagt habe, reiflich zu überlegen, und mir einen Bescheid über den Entschluß, den ihr gefaßt habt, zukommen zu lassen, ich hoffe und wünsche daß eure Gesundheit gut ist.

12: Tag des 7ten Monates des 10ten Jahres der Taipingdynastie.

Die Omar-Moschee in Jerusalem.

Die Omarije, d. i. die Moschee des Kalifen Omar in Jerusalem, gehört mit den Heiligthümern in Mekka und Medina zu den drei größten Heiligthümern der Muhammedaner. Sie steht dort auf dem mit einer Mauer umschlossenen Tempelberge Morija, wahrscheinlich an der nämlichen Stelle, an welcher früher der Salomonische, später der Tempel des Herodes stand. Mit einer mächtigen Kuppel und von vielen Säulen getragen, ist sie äußerlich mit Mosaik verziert, welches aber durch die Einflüsse der Zeit, vielleicht auch der Witterung, sehr gelitten hat und niemals ausgebessert wird. H. Petermann, im ersten Bande seiner vielfach anziehenden und anregenden, noch mehr aber belehrenden „Reisen in den Orient," welche er in den Jahren 1852 f. unternahm, bemerkt, daß auch dieses Gebäude auf den „Verfall des Islam" hindeute, wie er denn auch bei anderen Gelegenheiten den Eindruck seiner dießfallsigen Beobachtungen in der Türkei geradezu in der Weise formulirt, daß „in der Türkei alles in Verfall sey," daß „alles, was in türkische Hände gerathen ist, zerstört und wüste liege," daß alle die traurigen Schauspiele, wie im vorigen Jahre der Christenmord in Syrien, nichts seyen als „das letzte Aufflackern des moslemischen Fanatismus, welcher seine, sich schon überlebt habende Religion noch zu erhalten versucht," und daß „die türkische Race selbst im Aussterben begriffen sey." Uebrigens war es, was jene Omar-Moschee anlangt, bis auf die neueste Zeit jedem Nichtmuhammedaner auf das strengste und selbst bei Todesstrafe verboten (wie dieß in ähnlicher Weise von der Aja-Sophia in Konstantinopel gilt), sich diesem Heiligthume auch nur zu nahen. Petermann selbst machte die Erfahrung daß, als er mit seinem Reisegefährten zufällig in die Nähe desselben gerieth, ihnen ein Soldat auf türkisch zurief, daß er sie in Stücke zerhauen würde, wenn sie weiter giengen. Nur der Sultan konnte einen Firman zum Eintritt in diese Moschee ertheilen, und wie dem deutschen Reisenden in Jerusalem erzählt ward, soll einmal ein Engländer mit einem solchen Firman dorthin gekommen seyn und man habe ihm auch bereitwillig alles in der Moschee gezeigt, als er jedoch wieder herausgewollt, habe man ihm gesagt, seine Erlaubniß laute nur auf den Eintritt, nicht aber zugleich darauf daß man ihn frei wieder herausgehen lassen solle, und man habe ihm daher die Wahl gelassen, entweder augenblicklich zum Islam überzutreten oder den Kopf zu verlieren. Der Engländer solle das letztere gewählt haben, und dieß sey auch wirklich an ihm vollzogen worden. Erst in der neuesten Zeit, bei Gelegenheit der Anwesenheit des Prinzen von Belgien, war es diesem und mit ihm vielen andern christlichen Europäern gestattet worden, in das Heiligthum zu gehen, und sogar soll damals an diesem Tage den Muhammedanern der Zutritt in diese Moschee verschlossen gewesen, seitdem jedoch soll sie jedem Europäer für ein Eintrittsgeld von 1 Pfd. Sterling geöffnet seyn.

Vincents Forschungsreise in der westlichen Sahara.

Oberst Faidherbe, der thätige Statthalter der französischen Colonie am Senegal, schickte im März v. J. den Stabscapitän Vincent gen Norden unter die Beduinenstämme der westlichen Sahara um für St. Louis am Senegal neue Handelsbeziehungen zu eröffnen. Die Ergebnisse dieser gefahrvollen Reise hat der Capitän im Bulletin der Pariser geogr. Gesellschaft geschildert, und sie sind nicht unbeträchtlich, da ihn sein Weg durch höchst selten besuchte Räume Afrika's führte. Am 5 März fuhr er mit einem Dampfboot eine Strecke auf dem Senegal landeinwärts, begleitet nur von zwei Soldaten und einem Dolmetscher. An den Ufern des Stromes ist das Thierleben reich und mannichfaltig. Im Wasser selbst gibt es Krokodile und Flußpferde, während an den Ufern Wildpret aller Art, Eber, Hirsche, Hasen, Perlhühner, Rebhühner ꝛc. sich aufhält, dem wiederum Löwen und Tigerkatzen nachstellen, auch Schlangen und zwar die Boa, sowie Nattern fehlen nicht,

Digitized by Google

und zur entsetzlichen Plage der Reisenden war die Luft mit Wolken von Moskitos erfüllt. Nicht weit vom Strom stieß man auf Hirsefelder, welche berberische Nomaden angelegt hatten, seitdem die Franzosen ihre Raubzüge auf dem linken Ufer des Senegal nicht mehr dulden, ein wichtiges Merkmal für den Fortschritt der Gesittung.

Am 12 März, wo man vollständig nach Norden sich umwendete, verschwand Wasser und Weiher, und man zog über den rothen brennenden Sand der Sahara, nur oasenartig noch von Baumwuchs unterbrochen. Dort tummeln sich zahlreiche Lager berberischer Hirten, denn überall findet sich Wasser in seichten Brunnen und daneben treffliche Weideplätze. Die Bevölkerung des ersten Kraals besuchte die Reisenden. Die Männer lassen den Oberleib unbekleidet. Ihre Hautfarbe ist roth, das Auge voll Verstand, die Nase gebogen, die Haare eher kraus als lockig. Ihre Frauen verschleiern das Gesicht nicht, tragen aber ein langes Gewand, welches von den Schultern bis auf die Fersen fällt. Diese Berberstämme erscheinen von sehr sanfter Gemüthsart, sie zählen dafür auch zu den Marabuts, worunter man im dortigen Afrika Muhammedaner versteht die keine Waffen tragen, sondern sich besonderer Frömmigkeit befleißigen. Ganz anderer Sinnesart ist der Stamm der kriegerischen Trarza. Das Lager des Scheichs oder Königs dieser Nomaden Muhammed el Habid erreichte man am 15. Es bestand aus 150 Zelten. Dort waren die Fremdlinge bald der Gegenstand der allgemeinen Neugier, besonders aber wurden sie von den Frauen belagert welche die Zelttücher aufhoben und sie stundenlang anstarren konnten. Diese Berber verlegen sich ganz besonders auf die Cultur des Weiberfleisches, denn die Mädchen müssen freiwillig oder gezwungen unerhörte Massen von Milch und Butter in sich aufnehmen, so daß sie zuletzt eine Feistigkeit erzielen, die bei der Magerkeit der Männer doppelt auffällt. Bei allen Stämmen der östlichen Sahara traf Vincent nicht einen Berber der mehrere Frauen besessen hätte. Diese nämlich dulden eine Theilung der Ehe nicht und haben offenbar ihre Männer unter dem Pantoffel, die sich die größte Mühe geben ihnen zu huldigen. Als Entschädigung für die Vielweiberei ist die Ehescheidung außerordentlich leicht. Die freien Frauen verrichten keine Arbeit und gehen auch nie zu Fuß. Die Männer sind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen dagegen würden völlig weiß erscheinen, wenn nur ihre Hautfarbe erst hinter der Schmutzrinde ihres Körpers zum Vorschein käme. Sie hüten sich aber vor jedem Wasser, und eine Frau, die Vincent befragte, hatte ihre Vorsicht so weit getrieben daß ihr seit sieben Jahren nie die Uebereilung begegnet war sich zu waschen. Die Kost dieser Leute besteht im Ertrage der Heerden. Die Kamelmilch ist außerordentlich nahrhaft, und die Schafe vervielfältigen sich außerordentlich. Diese Thiere liefern übrigens keine Wolle sondern etwas ähnliches wie Ziegenhaare. Die Hut der Heerden wird den von jenseits des Senegal geraubten Negersklaven anvertraut, die Berber selbst beschäftigen sich nur mit dem Kriegshandwerk, besitzen etliche kleine aber rüstige Rosse und führen Doppelflinten mit Steinschlössern, die sie mit einer seltenen Geschicklichkeit handhaben. Unter ihnen lebt auch eine Künstlerzunft, die Griots, deren es zwei Arten gibt, nämlich Dichter, welche die Thaten der Häuptlinge so wie ihre kleinen und geheimen Erlebnisse im Hause oder vielmehr Zelte besingen, und die Musiker welche mit ihren Guitarren die Krieger einzuschläfern pflegen.

Am 19 März verließ man diesen Clan und sprach die Gastfreundschaft der Tiyab, eines ehemaligen später geistlich („Marabut") gewordenen Kriegerstammes an. Als die Franzosen Wein zu trinken begannen, zogen sich die Berber voll Abscheu aus dem Zelte zurück. Vincent fragte daher seinen Wirth ob er ihm mit dem Weintrinken zuwider sey, worauf der gastliche Wüstensohn die schönen Worte sprach: „Und kommst du mit Nattern, vom Augenblick wo du mein Zelt betrittst, bist du gern gesehen." Je weiter man nach Norden kam, desto tiefer wurden die Brunnen. Die Herstellung solcher Bauwerke kostet den Einwohnern oft viele Jahre, da sie keine Fertigkeiten in der Bearbeitung der Erde besitzen, und mit ihren kleinen Eiseninstrumenten schwer durch die Gesteinslagen dringen. Man begegnete mehreren Trarzastämmen auf dem Marsch nach Süden, denn die Weiden fangen an unter der senkrechten Sonne zu verbrennen, und die Heerden müssen daher dem Senegal sich nähern. Im Juni geht dann der Marsch wieder nach Norden. Immer der Küste entlang erreichte die Expedition am 1 April die Höhe von Portendik, welchen alten Stapelplatz die Engländer neuerdings wieder zu einem Markt für Gummi zu erheben suchen. Die Brunnen dort liefern bei 2½ Mètre Tiefe Wasser, aber es ist trüb und schmeckt ammonikalisch, so daß es den Reisenden widerstand. Die Kamele trinken es gleichwohl sehr gern, und auch die Eingebornen zeigen sich nicht sehr heikel.

Als sich die Reisenden der Bank von Arguim näherten, stießen sie auf berberische Fischerstämme. Diese betreiben ihr Handwerk mit Schleppnetzen. Das Garn dazu liefert eine Staude im Innern des Landes, statt der Korke müssen die getrockneten Ringe der Euphorbiaceen, und statt des Bleies kleine irdene Kugeln dienen. Da die wackern Leute keine Fahrzeuge besitzen, so werden die Netze von Schwimmern bedient, ein gefahrvolles Handwerk, da die Arguimbank von Haifischen schwärmt. Die kecken Berber aber wissen sie mit großer Fertigkeit zu tödten, doch bezahlt auch mancher den Kampf mit seinem Blut, wie die vielen durch Haifischbisse verursachten Verstümmelungen unter ihnen zeigen. Der Ertrag des Fanges wird gedörrt und an die Karawanen verkauft, auch versteht man aus den Fischen Oel oder Thran zu pressen, der in der Wüste als Nahrungsmittel hoch geschätzt wird. Der Reichthum an Fischen ist ein fabelhafter, und wie die Eingebornen sagen, braucht man sich nach ihnen „nur zu bücken." Ganz sicherlich ist die Arguimsbank einer der fischreichsten oder der fischreichste Winkel der Erde, und da sich ganz in der Nähe natürliche Salzlager finden, so würde das weiße Vorgebirge eine vortreffliche Fischereistation bieten. Die canarischen Fischer beschäftigen etwa 30 Segel und 700 Matrosen mit dem Fischfang an den afrikanischen Küsten und führen den Inseln eine jährliche Ausbeute von 7 Mill. Kilogr. zu! Eine eigenthümliche Jagd wird dort auch auf Strauße

Digitized by Google

angestellt. Im Juli zur Zeit der größten Hitze pflegen diese Thiere sich in Gesellschaften an die See zu begeben, und sich dadurch abzukühlen daß sie mit den Flügeln auf das Wasser schlagen um sich zu bespritzen. Um diese Zeit, nämlich zwischen 12—2 Uhr Mittags, schleichen die Jäger hinter den Sanddünen heran und bilden eine große Kette, wie beim Kesseltreiben. Haben sie den Thieren den Rückweg abgeschnitten, so brechen sie plötzlich mit Lärmen auf sie los. Die Strauße, welche sich nicht zwischen den Jägern durchzubrechen getrauen, gehen tiefer ins Meer, wo ihr Gefieder dann vollständig durchnäßt und ihre Bewegungen dadurch gehemmt werden. In diesem Zustand tödtet sie der Jäger von rückwärts, denn er muß sich hüten gesehen zu werden, weil der Vogel durch die Schläge mit dem Schnabel oder mit dem Flügel ihn schwer verletzen möchte.

Am 18 April betrat man die Reviere der Uled-Delim, eines Nomadenstammes des Innern zwischen 21 und 23° nördl. Br. Der erste Clan desselben schien sehr geneigt die Fremdlinge als Feinde zu behandeln, wenigstens kam es schon bis zu Steinwürfen, bis der Scheich Eli uld-Muhammed-uld-Ahmed sie in Schutz nahm. Dieser Patriarch ergriff Vincent bei der Hand und führte ihn mitten unter die Frauen und Mädchen um ihre Schönheit kritisiren zu lassen. Und wirklich verdienten sie auch die Bewunderung wegen ihres glatten Haares, der großen, schattig bewimperten Augen, der griechischen Nase, der blendenden Zähne, ihrer schlankeren Formen als bei den Trarza, und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welchen letzteren die Nägel mit Henne rosiggefärbt waren. Die Familienbande sind bei diesen Berbern möglichst locker. Fälle daß ein Mann drei Kinder von Einer Frau hat, gehören zu den Seltenheiten, denn die Heirathen werden dort sämmtlich nur auf kürzeste Kündigung geschlossen. Einer der Häuptlinge hatte hintereinander 27 Frauen gehabt und sich von 26 geschieden. Man denke sich die Eifersucht der Geschwister die fast sämmtlich Stiefgeschwister sind, und gewöhnlich gleichzeitig Vater und Stiefvater, Mutter und Stiefmutter haben können! Eigenthümlich ist die Art und Weise wie die Sklaven dort, wenn sie mit einem Herrn nicht zufrieden sind, ein anderes Brod suchen. Sie überfallen nämlich den neuen Herrn, der ihnen gefällt, und schneiden ihm ein Stück vom Ohrläppchen ab oder sie tödten ihm auch eine preiswürdige Stute. Für dieses Vergehen darf der Sklave als Blutgeld behalten werden.

Mit einem Clan der Uled-Selim zog Vincent einen Monat umher, bis er in nordöstlicher Diagonale zum 22° nördl. Br. und bis 15° westl. Länge von Paris vorgedrungen war; dann trat er einen ähnlichen Rückweg an und erreichte am 14 Juni die ersten französischen Posten am Senegal wieder. Bei jenen Querzügen kam er häufig in die Nähe berberischer Städte, deren Bevölkerung sich bis auf 7000 Köpfe belief und die sich vom Ertrag ihrer Dattelgärten, sowie ihrer Hirse-, Mais-, Gerste- und Weizenfelder ernährt, die aus seichten aber höchst ergiebigen Brunnen bewässert werden. Der wichtigste Punkt darunter ist Schingeti, wo sich eine Niederlage von Steinsalz befindet, welches fünf Tagereisen im Nordnordosten aus unerschöpflichen Lagern gebrochen und dann nach dem Sudan in die Länder zwischen dem obern Senegal und dem Niger ausgeführt wird.

Miscellen.

Ein Schilda und Scheppenstedt in Syrien. In der Nähe von Damascus liegt ein Dorf, Namens Chelbun, das nur 4—500 muhammedanische Bewohner hat, welche früher Christen gewesen seyn sollen. Der Ort gilt als das Schilda oder Scheppenstedt von Damascus, und man erzählt dort manche ergötzliche Anekdote von den Chelbuniern. So hatte einst ein Knabe seine Hand in einen mit einem engen Halse versehenen Krug gesteckt, um aus letzterem Wallnüsse zu nehmen, und er konnte, da er die Hand voll hatte, sie nicht wieder heraus bringen. Er schrie jämmerlich, das ganze Dorf versammelte sich, und es ward Rath gehalten, was zu thun sey. Nach langem Deliberiren wurde die Meinung aufgestellt, daß es das beste sey die Hand abzuhauen, und der Knabe entgieng der ihm drohenden Gefahr nur dadurch daß zufällig ein Fremder dazu kam und ihn die in der Hand haltenden Nüsse fallen und so die Hand aus dem Kruge ziehen ließ. — Ein anderesmal wollte ein Bauer eine Wiege für sein Kind kaufen, maß die Länge mit beiden Händen aus, und gieng so mit ausgebreiteten Armen nach Damascus. Da er auf dem Wege von den ihm Begegnenden bald an den einen, bald an den andern Arm gestoßen ward, so daß er das Maß verlor, eilte er wieder nach Hause, band einen Stock, der die Länge der Wiege hatte, zwischen beide Arme und gelangte so glücklich zu einem Tischler. — Einst verbarg sich der Vollmond hinter dichten Wolken, so daß von ihm nichts zu sehen war. Man hatte die Bauern der Nachbarschaft in dem Verdachte daß sie den Mond gestohlen hätten, und sämmtliche Bewohner von Chelbun zogen, mit Gewehren bewaffnet, gegen dieses Dorf, um die Herausgabe des Mondes von ihnen zu verlangen und nöthigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Noch waren sie nicht bis zum Dorfe gelangt, als der Mond hinter den Wolken wieder hervortrat und sich in seinem vollen Glanze zeigte. Triumphirend zogen die Chelbunier wieder nach Hause, voll Freude darüber daß die nachbarlichen Bauern aus Furcht vor ihnen den Mond ohne weiteres herausgegeben hätten. Solches und noch mehreres ähnliche erzählt H. Petermann im ersten Bande seiner „Reisen in den Orient."

*

Australische Golderzeugung. Die Verschiffungen von Gold aus Australien betrugen 1859: 2,269,049 Unzen; 1860: 2,071,826 Unzen, also eine Abnahme um etwa zehn Procent ähnlich wie in Californien. Die Erzeugung in der Colonie Victoria belief sich 1859 auf 2,205,194 Unzen; 1860 auf 2,011,951 Unzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 15. Augsburg, 7 April 1861.

Pouchets Lehre von der Selbst-Erzeugung (generatio aequivoca.)

Während in England und zum Theil in Deutschland die Anschauungen der naturwissenschaftlichen Gelehrten aufs tiefste durch die neue Darwin'sche Lehre von dem Ursprung der Thier- und Pflanzenarten aufgeregt und erschüttert worden war, hat sich Frankreich im vorigen Jahre mit einer andern Theorie beschäftigt, die Hr. Pouchet, Verfasser einer von der französischen Akademie gekrönten Preisschrift, ein Mitglied derselben und Vorstand des Museums in Rouen, durch Experimente glaubt erwiesen zu haben und die auch als erwiesen gelten muß, wenn die Experimente und die neuen ermittelten Thatsachen sich nicht anfechten ließen. Diese Theorie aber stieße dann auch alle unsere Grundvorstellungen von dem organischen Leben um. Die Lehre ist übrigens eine sehr alte und führt die Namen der spontanen oder der Selbst-Erzeugung, Generatio aequivoca, Heterogenesis, zählte auch bisher zu den Gegenständen, mit denen sich ein nüchterner Gelehrter so wenig beschäftigen wird wie mit Aufsuchung eines Perpetuum mobile oder der Quadratur des Cirkels. Aristoteles zweifelte nicht daran daß Mäuse vom Salzlecken schwanger würden, oder Insecten aus vermodernden Stoffen, Ungeziefer aus Schmutz sich erzeugten. Der erste, der diesem Wahn durch ein Experiment ein Ende machte, war der wackere Florentiner Redi. Da im faulenden Fleisch Maden sich zeigen, so vermuthete er daß Fliegen ihre Eier hineinlegten. Er nahm daher ein Stück solchen Fleisches, legte es in ein Gefäß und verschloß dieses oben mit dichter Gaze. Die Fliegen, vom Geruch angezogen, kamen herbei, mußten aber ihre Eier auf der Gaze ablegen, und in Folge dessen blieben auch ihre Maden aus. Das Mikroskop vertrieb vollends die Generatio aequivoca, denn es zeigte bei den kleinen sichtbaren Thieren Fortpflanzungsorgane und Eierstöcke, es verrieth auch die Art und Weise ihrer Entwicklung. Bereits gieng man schon zum Extrem über, und der große Harvey stellte den Satz auf: omne vivens ex ovo, jedes lebende Wesen entstände aus einem Ei — ein Satz, der so lange galt bis man bei etlichen niedern Thieren Fortpflanzungen auch durch Knospen, sowie Fortpflanzung durch Abschürung oder Halbirung wahrnahm. Nur wo die Thiere so klein sind daß selbst das stärkste Mikroskop nicht die Art der Fortpflanzung zu ergründen vermag, konnte noch die Lehre von der Selbst-Erzeugung Boden behalten. Doch gab es auch noch andere Thiere über deren seltsamen Ursprung man lange Zeit und theilweise jetzt noch im Unklaren sich befand und befindet. Dieß sind die Entozoa oder Eingeweidewürmer. In Bezug auf sie zweifelte selbst unser großer Physiolog Müller ob er an eine Selbst-Erzeugung glauben solle oder nicht. Er schwankte; Pouchet hat ihn dafür unter seine Anhänger gezählt. Er thut dieß aber auch mit Valentin, welcher doch ganz entschieden in seiner Physiologie die Selbst-Erzeugungslehre als eine „Sorte von Aberglauben" bezeichnet hat. Dieser Mißbrauch von Autoritäten ist Hrn. Pouchet sehr ungünstig, denn solche falsche, um nicht zu sagen gefälschte Citate werden den Autor jedem Kritiker im voraus verdächtigen.

Man kennt jetzt 780 Arten von animalischen und 87 Arten von vegetabilischen Parasiten. In den Muskeln der Menschen und Thiere, in den unzugänglichsten Körpertheilen leben und entwickeln sich Würmer. Wie sind sie hineingekommen? Denn ererbt von den Eltern ist diese Bevölkerung nicht, wie die Erfahrung gezeigt hat. Die Eier des gemeinen Wurmes sind so groß daß sie nicht durch die größten Haargefäße hindurch giengen, auch viel zu schwer als daß sie durch die Luft getragen worden seyn könnten. Wie kommen die Würmer also in den thierischen Leib? Man trifft sie im Gehirn, namentlich im Gehirn der Schafe, denen sie die Drehkrankheit verursachen, in der Brust, der Leber, dem Mark. Man hat an ihnen keine Werkzeuge wahrgenommen daß sie durch Gewebe hindurch sich einen Weg bahnen könnten, auch hat man nie welche auf dem Weg vom Magen zur Leber oder zum Gehirn entdeckt, sondern sie scheinen nur in den Organen selbst zu entstehen und zu leben. Eine Nematoidenart bewohnt die Augen der Fische, animalische Feuchtigkeiten die rings eingeschlossen sind. Schon der Embryo im Schooß der Mutter hat Parasiten, denn sie lassen sich in den Augen ungeborner und fast allgemein der neugebornen Katzen antreffen. Ein amerikanischer Arzt will vegetabilische Parasiten, eine Art von

Digitized by Google

Conferven ähnlich der Hefenpflanze ſelbſt im Menſchenei entdeckt haben. Muß man da nicht denken daß ſie von ſelbſt ſich unter gewiſſen Bedingungen erzeugen?

So durfte man bis auf das berühmte Werk von Steenſtrup über die alternirenden und Wechſelgeburten, ſo wie bis auf die neuen Beobachtungen Küchenmeiſters und Siebolds noch immer ſchließen. Jetzt weiß man daß die Eingeweidewürmer verſchiedener Thiere nichts ſind als verſchiedene Entwicklungsformen desſelben Thieres. Wie aus dem Ei des Schmetterlings zuerſt die Raupe, dann die Larve und zuletzt das geflügelte Inſect wird, ſo haben auch die Eingeweidewürmer verſchiedene Stufen zu durchlaufen. Cysticercus fasciolaris ein Paraſit der Ratten und Mäuſe, iſt die Jugendgeſtalt der Taenia crassicollis des Bandwurms, den die Katzen bekommen, wenn ſie kranke Mäuſe gefreſſen haben. Freſſen Hunde Fleiſch von Kaninchen oder Haſen welche den Cysticercus pisiformis oder Fleiſch von Schafen welche am Drehwurm (Coenurus cerebralis) litten, ſo bekommen ſie den Hundebandwurm (Taenia serrata). Der Menſch bekommt den Bandwurm, wenn er finniges Schweinfleiſch ißt, denn im Schwein lebt ein Wurm (Cyst. cellulosae), welcher das Fleiſch finnig macht, die Finnen ſind aber nur die Larven des menſchlichen Bandwurms (Taenia solium). Van Beneden, ein belgiſcher Naturforſcher, lieferte für dieſe Thatſache einen hübſchen Beweis. Er erſchien eines Tages in Paris und zeigte in Gegenwart der Zoologen Valenciennes, Milne Edwards, Quatrefages und Jules Heime vier junge Hunde, wovon er zwei mit finnigem Haſenfleiſch, aber zu verſchiedenen Zeiten gefüttert hatte. Hier, ſprach er zu den Herren, ſind vier junge Hunde, zwei davon ſind völlig frei vom Bandwurm, der eine aber wird Bandwürmer in vier verſchiedenen Entwicklungsſtufen, der andere nur in drei verſchiedenen Entwicklungsſtufen zeigen. Die Hunde wurden getödtet, zerlegt und ihre Bevölkerung genau nach Benedens Beſchreibung befunden. Ein anderes Beiſpiel iſt folgendes: Das Ei einer Diſtoma, deren Gattung zu den Saugwürmern gehört, wird von einem Fiſch verſchlungen, den Fiſch verſchlingt ein Vogel, und in den Eingeweiden des Vogels entwickelt ſich die Diſtoma zu einem reifen Thiere, welches wieder Eier legt, aber niemals welche gelegt hätte wenn der Fiſch nicht von einem fleiſchfreſſenden Thiere verſchlungen worden wäre.

So kennt man denn den Urſprung zwar nicht aller, auch nicht der meiſten, doch aber von etlichen Eingeweidewürmern, und es iſt daher erlaubt, da von den einen die Generatio aequivoca nicht mehr gilt, auch die andern nicht länger als Beweismittel gelten zu laſſen. Hr. Pouchet hilft ſich ſolchen Thatſachen gegenüber damit, daß er zweifelt, er habe das nicht geſehen, oder es ſey ihm der Wiederholungsverſuch nicht gelungen. Unerklärbar wird es noch lange bleiben wie gewiſſe Eingeweidewürmer ihre Wege finden, unerklärbar aber iſt vieles, ohne daß es uns einfällt ſogleich an Wunder zu glauben. In vielen abgeſchloſſenen Weihern der Alpenthäler findet man Forellen, niemand kann ſich erklären wie ſie ihren Weg gefunden haben, jedermann weiß daß ſie nicht abſichtlich eingeſetzt worden ſind; ſollte man deßwegen meinen die Forellen hätten ſich ſelbſt erzeugt?

Die Infuſorien ſind ſo kleine Gegenſtände daß ein Waſſertropfen 500 Millionen ſolcher Geſchöpfe enthalten kann. Da viele dieſer Thiere nur einen Durchmeſſer von $\frac{1}{24000}$ eines Zolles beſitzen, wie kann man hoffen ihre Eier oder Keime zu entdecken? Unter Infuſorien verſteht man ſtreng genommen nur die kleinſte Thierwelt, wo die Gränzlinien zwiſchen Thier- und Pflanzenleben oft ſo unſicher werden daß ſowohl der Zoolog wie der Botaniker manche Gattungen jeder in ſein Reich zieht; wir wollen aber unter Infuſorien hier nichts verſtehen als die organiſche Belebung der Infuſionen, d. h. der Aufgüſſe auf organiſche Reſte. In neuerer Zeit hat man mit Ueberraſchung entdeckt daß Infuſorien faſt keine Feuchtigkeit verſchonen. Sie haben ſich in ſehr concentrirten Arſeniklöſungen, ſo wie in Kupfer- und Eiſenvitriol eingeſtellt.

Bisher erklärte die orthodoxe Lehre das Erſcheinen von Infuſorien dadurch daß die Atmoſphäre theils ihre Eier und Keime, theils auch die vertrockneten Körper reifer Geſchöpfe herbeiträge, die im Waſſer wieder auflebten. Gegen dieſe Anſicht bringt Pouchet die Einrede vor daß, da nach des berühmten Owen Anſicht ein Waſſertropfen 500 Mill. Infuſorien enthalte, jeder Cubikmillimeter Luft über 6 Milliarden Eier enthalten müſſe. Dann aber, ſchließt Pouchet, würde die Anweſenheit ſo maſſenhafter Stoffe der Luft die Dichtigkeit des Eiſens geben, und das Licht ſo ſtark brechen daß wir doch etwas davon merken müßten. Dieſe Stelle iſt bezeichnend für Pouchets kritiſchen Charakter. Owen nämlich, auf den er ſich beruft, hatte nur geſagt: „die kleinſten Infuſorienformen haben den Durchmeſſer von $\frac{1}{2000}$ einer Linie. Solcher Infuſorien *könnte* ein Waſſertropfen 500 Mill. ſo viel (richtiger wohl: die Hälfte ſo viel) als ſämmtliche Menſchen der Erde enthalten.“ Jedermann weiß daß wahrſcheinlich kein Waſſertropfen ſo viel enthält und Millionen Tropfen ganz rein ſind. Fällt aber nur ein Ei in eine Infuſion, dann geht die Vervielfältigung mit Rieſenſchritten. Nach Ehrenberg können ſelbſt höhere Formen wie die der Hydatina simplex ſich in 10 Tagen bis zu Millionen vermehren, und eine Alge (Protococcus nivalis), der *rothe Schnee*, vermag ſich in einer Nacht auf große Strecken zu verbreiten.

Es iſt ganz gewiß, wenn Infuſorien ſich zeigen ſollen, ſo ſind drei Dinge erforderlich: eine verwitternde organiſche Subſtanz, Waſſer, Zutritt von Luft. Sowie man das Waſſer mit Oel verſchließt, kommen Infuſorien nicht zum Vorſchein, weil, ſagen die Anhänger der Spallanzani'ſchen Theorie, die Eier nicht mehr ins Waſſer fallen können; weil, ſagt Hr. Pouchet, der Zutritt von Luft zu der Entwicklung von Organismen unerläßlich iſt. Ein deutſcher Gelehrter, Schultze, hatte dieſen Einwand eine Zeitlang beſeitigt. Er ließ nämlich zu der Infuſion nur Luft treten die vorher ihren Weg durch Schwefelſäure genommen hatte, welche, ſo glaubte er, alle darin enthaltenen organiſchen Keime zerſtören würde, in Folge deſſen auch keine Infuſorien zum Vorſchein kamen. Pouchet hat, wenn er nicht etwa wieder zu viel ſagt, den Schultze'ſchen Verſuch mehrmals wiederholt, und dennoch zeigten ſich immer

Digitized by Google

einige Infusorien. Das Experiment wird jedoch nicht als schlagend mehr betrachtet, denn wenn sich selbst in schwefelsauren Lösungen organische Wesen entwickeln, warum sollte die Schwefelsäure alle organischen Keime in der durchgehenden Luft tödten? Auch blieb Pouchet nicht dabei stehen. Damit man nicht länger sagen könne das Wasser enthalte diese Keime, so nahm er chemisch reines Wasser, aber auch in diesem erschienen Infusorien. Er nahm auch chemische Luft, das heißt das Product einer Mischung von 21 Theilen Sauerstoff mit 79 Theilen Stickstoff, ja er ließ sogar den Stickstoff weg und versuchte es mit reinem Sauerstoff. Immer kamen die Infusorien wieder. Damit man auch nicht sagen könne die organischen Bestandtheile der Infusion enthielten die Keime, so wurden jene zuvor den höchsten Temperaturen bis zu 200° R. ausgesetzt. Aber wie der Geist von Hamlets Vater, die Infusorien waren hic et ubique. Etwas jedoch hat Hr. Pouchet nicht gethan, er hat nicht gleichzeitig alle diese Vorsichtsmaßregeln angewendet. Er hat nicht die Infusionssubstanzen 200° R. ausgesetzt oder zu vegetabilischer Kohle verwandelt und dann nur dem chemischen Wasser und der chemischen Luft Zutritt verstattet. Wohl aber that dieß der große Chemiker Dumas, und zwar nur mit Anwendung einer Temperatur von 100° R.; bei ihm wollten aber keine Infusorien sich zeigen. Auch ein anderer Versuch der atmosphärischen Luft nur dann Zutritt zu verstatten, wenn sie vorher durch glühende Röhren gegangen sey, um ihren etwaigen Inhalt organischer Keime zu tödten, wird nicht als stichhaltig von den andern französischen Akademikern betrachtet. Erstens erhitzte Pouchet die Röhren nicht lange genug bis auf 100° R., dann weiß man nicht ob dadurch alle Theile der Luft dieselbe Wärme empfiengen, und endlich ist es noch nicht erwiesen daß diese Wärme allen organischen Keimen tödtlich sey.

Lehrreich sind jedoch einige andere Experimente Pouchets. Die Arten der Infusorien richten sich nach der Art der Infusion. Wenn man unter ganz gleichen Bedingungen Gefäße aufstellt mit verschiedenen Aufgüssen, so treten verschiedene Thierformen auf. Andere Infusorien zeigen sich im Heuaufguß, andere im Kleisteraufguß, andere in einem Aufguß auf Dahlienknollen. Er fand auch daß wenn man zwei verschiedene Aufgüsse mischt, dann eine dritte Art von Thieren zum Vorschein kommt. Pouchet nahm zum Aufguß auch Stückchen von Menschenschädeln, und es zeigte sich daß die Producte nach Racen verschieden waren: im Aufguß eines Aegypters zeigten sich Epistylis, Enchelydes, Vibrionides; in dem eines Merovingerschädels Glaucoma scintillans, Vorticella infusionum. Diese Erscheinungen lassen sich indessen leicht erklären, ohne daß man sich zur Selbsterzeugungslehre bekennt. Die Keime verlangen ihren besondern Aufguß um zur Entwicklung zu kommen, wie ja auch Pflanzen ihre besondern Ansprüche an den Boden machen. Ganz ähnlich ist es mit der Temperatur. Eine Cocosnuß wird im Polarkreis im Freien niemals keimen, daher wundert es uns nicht wenn in den Aufgüssen unter 4° R. keine Thiere zum Vorschein kamen, bei 10° R. sich Bacterien und bei 21° R. Vibrioniden zeigten. Auch der Einfluß des Lichtes ist bedeutsam, aber doch leicht verständlich, und zwar scheint geschwächtes Licht der Entwicklung am günstigsten, da selbst im Finstern die Erzeugung vor sich geht. Am raschesten entwickeln sich die Thiere wenn man das Licht durch rothe, etwas weniger wenn man es durch violette und blaue, am langsamsten wenn man es durch grüne oder gar durch gelbe Gläser gehen läßt.

Ein anderer Versuch wird alle Anhänger der orthodoxen Lehre auf das erste Anhören sprachlos machen. Pouchet behauptet daß andere Infusorien sich zeigen wenn die Aufgüsse concentrirter sind, und zwar daß die Regel gelte: je reichhaltiger der Aufguß, desto größer und höher die Thierform. Dieser Versuch allein — wenn er sich bestätigte — würde sehr laut für die Generatio aequivoca sprechen. Wenn man in gleiche Gefäße 10 Gramm und 2 Gramm Heu legt, so werden in dem stärkeren Aufguß Ceronen von 0,1120, und Cisten von 0,042 Millimeter Durchmesser erscheinen, während in dem schwächern sich nur Mikrozoen von viel geringerm Volumen und von viel weniger entschiedenen Formen einfinden. Ein Kritiker Pouchets, ein schottischer Naturforscher in Blackwoods Magazine (Februar 1861), versichert uns aber: er habe diese Versuche wiederholt gemacht, allein sie bestätigten nicht immer diese Regel.

Endlich um sein Werk zu krönen, schritt Pouchet vorbedächtlich zur Schöpfung einer neuer Art organischer Wesen. Daß so etwas möglich sey, darf nicht geläugnet werden, denn es scheint daß bei den sogenannten niedrigsten Formen der organischen Welt die Natur keinen Werth auf Erhaltung des Typus legt, und aus dem nämlichen Keim unter andern Bedingungen andere Formen zum Vorschein kommen. So zeigt sich, wie Berard entdeckt hat, ein eigenthümlicher Champignon in den Gruben, aber nur auf den Talgtropfen welche an den Grubenlichtern der Bergleute herablaufen. Hier ist ganz sicher daß jene vegetabilische Form erst auftreten konnte als es Bergwerke gab und Grubenlichter sich darin bewegten. Hr. Pouchet gieng ähnlich zu Werke. Er nahm einen Kleisterteig und schrieb auf diesen mit einer Gallnußlösung, worauf der Schrift entlang ein noch nie gesehener, von seinem Schöpfer Aspergillus primigenius getaufter Pilz zum Vorschein kam. Der Kritiker in Blackwoods Magazine wiederholte das Experiment und brachte den Gallnußpilz ebenfalls zu Tage, allein er machte auch folgende Beobachtung. Er ließ die Samen des Aspergillus primigenius zehn Minuten lang im Wasser sieden, und sie blieben lebenskräftig; er ließ sie dann 20 Minuten, ließ sie ¾ Stunden in siedendem Wasser, und sie blieben immer keimkräftig. Da nun Pouchet meint, weil er vorher den Kleisterteig in siedendem Wasser behandelt hatte, daß dadurch alle darin enthaltenen Keime zerstört worden seyen, so widerlegt der andere Versuch vollständig die Wirksamkeit des angewandten Zerstörungsmittels.

Digitized by Google

Ein dritter Brief B. Seemanns über die Fidschi-Insulaner.

(Aus dem Athenäum.)

Die Fidschi-Insulaner haben kein so gewinnendes Aussehen wie die trägen und hübschen tongesischen Männer, welche haufenweise hieher strömen; allein während die Tongesen bei näherer Bekanntschaft verlieren, gewinnen die Fidschianer. Sie haben etwas mannhaftes an sich, das ungemein einnimmt. Ihre Sprache steht, was den Wohlklang betrifft, keiner nach welche ich in irgendeinem Theile des Erdballs gehört habe, und sie klingt meinem Ohr so angenehm wie das Spanische und Italienische. Der Vorwurf des Müßiggangs läßt sich den Fidschianern sicher nicht machen, und obgleich sie nicht arbeiten wie unsere eigenen Landleute, von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, sind sie dennoch gute Bodenbebauer, geschickte Fischer und gewandte Erbauer und Führer von Canoes. Sie leben nicht, wie man irrigerweise voraussetzt, unter einem unumschränkten Despotismus, sondern alle die verschiedenen Staaten aus welchen die Fidschi-Inseln bestehen, haben durch Alter und Ueberlieferung geheiligte Institutionen, die in ihrer Grundlage fast identisch sind mit denen der vorgerücktesten Nationen. Die wirkliche Macht des Staats liegt in den Händen der Grundbesitzer, oder der Gentry, welche beim Tod eines Herrschers aus den Mitgliedern der königlichen Familie ein neues Oberhaupt wählen. Gemeiniglich wird der Sohn, nicht unhäufig aber auch der Bruder, oder selbst ein entfernterer Verwandter des Abgeschiedenen, zur Häuptlingschaft erhoben, und in seiner Würde, solange er der Politik derer treu bleibt durch welche er zur Macht gelangt ist, redlich unterstützt. Wenn dieses „Haus der Gemeinen," wie man es sprachlich einigermaßen nennen könnte, seine Wünsche und Strebungen mißachtet sieht, so machen die Mitglieder Gebrauch von ihrem Vorrecht die Vorräthe zu verweigern, welche in Jams, Taro, Schweinen, Geflügeln, einheimischem Tuch, Canoes (den Flottenanschlägen!) und allen andern Erfordernissen einer großen fidschianischen Niederlassung bestehen. Der unlenksame Häuptling, welcher den Versuch gemacht hat den Despoten zu spielen, wird so gewöhnlich zum gehörigen Verständniß seiner Lage gebracht. Natürlicherweise werden Häuptlinge welche in Folge starker Familienverbindungen den „Gemeinen" Trotz bieten können, es gelegentlich thun. Dann muß man zu neuen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen, und die Kraftprobe welche folgt sorgt für eines der Elemente politischer Thätigkeit. Europäer sind vielleicht der Meinung daß ein barbarisches Volk bereitwillig das einfachere Verfahren eines unlenksamen Häuptlings los zu werden sich zu eigen machen würde, das nämlich ihn todtzuschlagen, und gewiß würde die Lösung auch eine solche seyn wenn nicht das Herkommen für ein Gesetz zu seinem Schutze gesorgt hätte, wonach er von keinem an Geburt Geringeren getödtet werden kann. Wir haben hier das englische Gesetz: daß ein Peer nur von seines Gleichen in gerichtliche Untersuchung gezogen werden darf, in seiner rohesten embryonischen Gestalt. Es würde „Tabu" für irgendeinen Commoner oder Sklaven seyn gewaltsame Hand an einen Häupling zu legen, und wie schädlich dieser auch dem Gemeinwesen gewesen wäre, der Tabu-Brecher würde nicht lange ungestraft bleiben. Wenn Fremde der Meinung seyn sollten daß unter einem Volke das ohne alle geschriebenen Gesetze ist, große Verwirrung herrschen werde rücksichtlich der Anwendung dieses eigenthümlichen Regierungs- und Gewohnheitsrechts, so würden sie sehr im Irrthum seyn. Alle Gebräuche der Eingebornen sind eben so fest hergestellt, und werden, dem Buchstaben wie dem Geiste nach, eben so streng befolgt, als wenn sie auf Steintafeln eingegraben wären. Die ersten weißen Ansiedler erkannten dieß bald, und verdankten die Erhaltung ihres Lebens oft einer vollständigen Kenntniß dieses Systems. So z. B. fiel ein Engländer, mit Namen Pickering, einmal in die Hände eines feindlichen Stammes, der ihm schon lange nachgestellt hatte. Er erkannte bald daß man Vorbereitungen zu einem Cannibalenfest traf, dessen Hauptwürze sein eigener Leib seyn sollte, obgleich diese Vorbereitungen von keinem in ihren eigenthümlichen Gebräuchen weniger Bewanderten würden bemerkt worden seyn. Er wußte daß, ehe sie dazu schritten ihn zu tödten, ein Napf Kava gemacht, daß ein Gebet über das Getränk, wenn es fertig war, gesprochen werden müsse, und daß derjenige welcher dieses Gebet hersagte nicht verspeist werden konnte. Sich stellend als ob er gänzlich unbekannt sey mit dem was um ihn her vorgehe, achtete er mit größter Aufmerksamkeit auf den Augenblick in welchem die Zubereitung des Kava so weit vorgerückt war, daß das Gebet gesprochen werden sollte, und plötzlich sagte er, zum großen Verdruß seiner Feinde, die wohlbekannte Formel her. Niemand würde nun gewagt haben ihm das Leben zu nehmen, und er hatte die große Befriedigung an den Erfrischungen theilnehmen zu dürfen die zu seinem Leichenbegängniß bereitet worden waren. Ein andrer alter Ansiedler, von Geburt ein Amerikaner, hatte ebenfalls das Mißgeschick Gegenstand des Hasses für einen Stamm zu seyn der in Zwietracht und Krieg mit dem Häuptling war unter welchem er lebte. Unglücklicherweise begegnete er einer starken Abtheilung seiner Feinde, die flugs auf sein Boot zugiengen. Schon waren sie im Begriff Feuer auf ihn zu geben, als er, mit einer alles Lob verdienenden Kaltblütigkeit, ausrief: „Schießt nicht! Ich bin ein Friedensherold, beauftragt eurem Häuptling die Zeichen der Unterwerfung zu überbringen, und ferneren Feindseligkeiten Einhalt zu thun." Das Stratagem hatte Erfolg, und der vorgebliche Herold entwischte.

Die Fidschianer erkannten frühzeitig den Vortheil des Besitzes diplomatischer Agenten. Die ganze Inselgruppe besteht aus verschiedenen Staaten, die alle unbedenklich die *sociale* Suprematie des Volks von Bau, und die meisten derselben, zuweilen auf einem Umweg, auch dessen politische Suprematie anerkennen, indem sie einen unmittelbaren Tribut an Bau, die Hauptstadt, oder einen mittelbaren durch andere Tributpflichtige, entrichten. Alle diese Staaten oder Fürstenthümer haben ihre Gesandten in Bau (Mataki Bau), welche jedoch nicht beständig in der Hauptstadt wohnen, sondern nur dann

Digitized by Google

wenn es daſelbſt ein Geſchäft abzumachen gibt, was zuweilen mehrere Wochen oder Monate dauern kann. Bei der Ankunft in Bau nimmt der Geſandte ſeine Wohnung im Hauſe des Bauaniſchen „Miniſters," wenn man ihn ſo nennen kann, der mit den Angelegenheiten des Bezirks betraut iſt von wannen er als Geſandter kommt, und wird von ſeinem Gaſtfreund dem König von Fidſchi vorgeſtellt. Wenn Bau irgendein Geſchäft auswärts zu verhandeln hat, iſt der erwählte Geſandte ſtets der Miniſter der Angelegenheiten des Bezirks an welchen er geſandt iſt, und ſeine Stelle in der Hauptſtadt füllt dann zeitweilig einer ſeiner Verwandten aus. Das Amt dieſer diplomatiſchen Agenten iſt in gewiſſen Familien erblich, und ſie erhalten von den herrſchenden Häuptlingen ihre Beſtallung. Titel und Amt haben bei den Fidſchianern denſelben hohen Werth wie bei uns in Europa.

Die fidſchianiſche Religion hat einige geſunde Grundgedanken, obſchon ſie von einem wunderlichen Oberbau überbürdet iſt. Der Glaube an einen höchſten Gott, Degei genannt, dem die Schöpfung und Regierung der Welt zugeſchrieben wird, die Fortdauer nach dem Tod und künftige Belohnung und Strafe ſind die leitenden Charakterzüge derſelben. Von Degei werden keine Bilder gemacht, noch gibt es überhaupt Götzenbilder. Die Tempel haben eine pyramidale Form und ſind ohne alle Verzierung. Die Unterwelt, welcher die Seelen nach dem Tod angehören, befindet ſich unter dem Waſſer, und führt den Namen Naicobocobo. Die mannhafte Natur des Fidſchianers zeigt ſich nirgends beſſer als in der Auffaſſung ſeiner zukünftigen Wohnung. Er hegt nicht die Erwartung daß er dort in träger Ruhe leben, auf weichen Kiſſen ruhen und Nektar aus den Händen lieblicher Houris ſchlürfen werde, ſondern er hofft daß er alle die außerhäuslichen Uebungen wieder aufnehmen könne an welche er während ſeines Aufenthalts auf Erden gewöhnt war. Nahrung zwar wird es für ihn in Fülle geben, aber auch eine Anzahl Canoes, reichliche Schifffahrt, Fiſcherei und Jagd, und Thätigkeit in Menge. Der Abgangspunkt zu dieſer Wohnung der Seligkeit iſt, glaubt er, der äußerſte Weſten oder die Lee-Seite von Vanua Levu, und es iſt nicht wenig eigenthümlich daß die Fidſchianer gleich den Tahitiern, Samoanern, Tongeſen und Maoris dieſen Abgangsplatz ſtets auf die weſtliche Seite ihrer Länder verlegen. Die alten Aegyptier haben, wie man ſich erinnern wird, ebenfalls angenommen daß die Seelen weſtwärts von hinnen ſcheiden. Allein ich muß mich in der Anführung ſolcher zuſammentreffenden Erſcheinungen beſchränken. Jene Theorie-Spinner die ſtets auf der Ausſchau ſind nach Spuren verlorener Stämme und ähnlicher ihnen unbehaglichen Verluſte hätten hier Gelegenheit eine Hypotheſe aufzuſtellen, um mittelſt derſelben ſich die den Seelen der alten Aegyptier und der neueren Polyneſier gemeinſchaftliche weſtliche Bewegung zu erklären, und aus der zufälligen Beobachtung daß fidſchianiſche Tempel einigermaßen die Geſtalt von Pyramiden haben, und „Lali" im Aegyptiſchen die Bedeutung hat „ſich freuen," im Fidſchianiſchen aber der Name einer Trommel iſt welche geſchlagen wird wenn das Volk ſich der Freude überläßt, Schlüſſe von erſtaunlicher Art zu Tage zu fördern.

Das was Humboldt als eines der charakteriſtiſchen Merkmale aller Religionen bezeichnete, fehlt auch in der der Fidſchi-Inſeln nicht. Auch ſie hat die Ueberlieferung von einer Fluth. Degei, der oberſte Gott, hatte einen ungeheuerlichen Vogel, deſſen Amt es war ihn Morgens durch Girren aufzuwecken. Zwei Jünglinge, welche die Natur des Vogels nicht kannten, verurſachten ſeinen Tod dadurch daß ſie Pfeile auf ihn abſchoſſen. Zu ſpät entdeckten ſie das Verbrechen deſſen ſie ſich ſchuldig gemacht, und um es zu verbergen, begruben ſie den todten Vogel. Als Degei ſah daß ſein getreues Thier nicht auf ſeinem Poſten ſey, ſandte er beſorgt Boten aus über das ganze Land, welche endlich dem Schickſal des Vogels auf die Spur kamen. Die beiden Jünglinge, die ihrer harrende Strafe fürchtend, flohen auf die Gebirge, und veranlaßten einen Stamm von Zimmerleuten eine ſtarke Einzäunung zu ihrem Schutze zu bauen. Sie kannten die Kräfte wenig die zu täuſchen ſie verſucht hatten. Als Degei nicht im Stande war das Hinderniß welches die Einzäunung bot zu bewältigen, ließ er eine große Fluth ſich erheben, die endlich den Zufluchtsplatz der beiden Jünglinge erreichte, und ſie und ihre Mitſchuldigen zwang ihr Leben dadurch zu retten daß ſie ſich in großen Schalen, die zufällig zur Hand waren, einſchifften. Als die Gewäſſer ſich verlaufen und abgenommen hatten, landeten ſie zu Suva und Navua auf Viti Levu, und von ihnen leitet das gegenwärtige zahlreiche Geſchlecht von Zimmerleuten und Canoe-Bauern ſeine Abſtammung her. Diejenigen welche eine philoſophiſche Sammlung derartiger Mythen machen, werden ſogleich die Aehnlichkeitspunkte dieſer Erzählung mit der moſaiſchen wahrnehmen: der Zorn des höchſten Gottes iſt durch gewiſſe Ueberſchreitungen erregt worden, als Strafe dafür entſteht eine Fluth, und nur durch Einſchiffung — nicht in gewöhnlichen Schiffen — retten gewiſſe Leute ihr Leben, um ſpäter die Erzeuger eines mächtigen Volksſtamms zu werden.

Wie die Fidſchianer an die Erſchaffung glauben, ſo glauben ſie auch an die endliche Zerſtörung der Welt. Dieß geht, beiläufig geſagt, aus ihrer Sage über die Daiga hervor — eine Art Amorphophallus, deren Blätterwerk aus einem einzigen Laub auf einem 2—4 Fuß langen Stengel beſteht, und ſich einigermaßen ſchirmähnlich ausbreitet. In der Kosmogonie der Samoaner wird die Rolle, mittelſt eines einzelnen Blattes den Himmel, als er aus dem Chaos auftauchte, in die Höhe getrieben zu haben, dieſer Pflanze zugewieſen, und die Fidſchianer empfehlen ſie als einen ſichern Zufluchtsort wenn das Ende der Welt herannaht, da die Daiga ein „Vaſu" des Himmels (Vasu ki lagi) iſt. Ein Vaſu iſt, wie wir hier erläuternd beifügen wollen, einer weit verbreiteten polyneſiſchen Sitte zufolge, ein Neffe welcher über das bewegliche Eigenthum der Brüder ſeiner Mutter unumſchränktes Verfügungsrecht hat, und die Macht beſitzt damit zu thun was ihm beliebt; einige Vaſus gehen ſelbſt ſo weit daß ſie die ihren Oheimen gehörigen Ländereien verkaufen, allein dieß iſt nicht allgemein der Fall. Ein Vaſu des Himmels — eine Perſönlichkeit welche im Himmel thun kann was ihr gutdünkt — iſt der Gipfelpunkt des ganzen Syſtems, das in dem be-

Digitized by Google

zaubernden fidschianischen Märchen von der Prinzessin Vilivilitabua geschickt angewandt ist.

Niemand kann lange in dieser Region des „Tabu“ und „Tatu“ verweilen, ohne wahrzunehmen welch ein Reichthum menschlicher Phantasiegebilde und Ideen, die bald auf ewig verloren gehen oder der Verstümmelung ausgesetzt seyn werden, sich ihm hier darbietet. Die Aufmerksamkeit wird beständig auf dieselben gelenkt, und ihr habt eben so wenig Aussicht kenntnißlos zu bleiben von den Großthaten Degei's, Rokoua's und des Vasu ki lagi, als im Morgenlande von den Märchen erfolgreicher Zauberer, verzauberter Prinzessinnen und mächtiger in dunklen Höhlen verborgener Schätze. In dem Namosi-Bezirk konnte ich mich kaum umdrehen ohne von den Thaten der Veli zu hören. Meine Neugier ward endlich so sehr erregt, daß ich beschloß, komme was da wolle, ihre Naturgeschichte zu schreiben. Durch Nachforschen und wiederholte Kreuz- und Querfragen erfuhr ich daß die Veli eine Art Geister sind, welche ihrer Gestalt nach den deutschen Gnomen, den Lebensgewohnheiten nach aber den englischen Feen sich nähern. Man glaubt sie seyen seit unvordenklicher Zeit im Lande gewesen, und lebten in hohlen Kauri-Pinien und Kabea-Bäumen. Sie sind winzig klein, aber unverhältnißmäßig breit um den obern Theil ihres Leibes. Ihr Haar ist dick, und verlängert sich hinten in einen Schweinsschwanz. Einige haben Flügel, andere nicht. Ihre Gesichtsfarbe gleicht mehr der der Weißen als der der Fidschianer. Sie haben große und kleine Häuptlinge, sind Polygamisten und tragen Namen wie die Fidschianer. Sie gleichen letzteren auch darin daß sie einheimisches Tuch oder Tapa tragen, das indeß viel feiner und weißer ist als die gewöhnliche Sorte. Sie sind freundlich gesinnt, und besitzen keine andere schlechte Eigenschaft als die den Eingebornen eiserne Werkzeuge zu stehlen. Sie singen lieblich, und erfreuen die Fidschianer hin und wieder mit einem Gesang. Sie nähren sich von der Frucht der Tankua und der Boia (Boia), die sie emphatisch ihre Cocosnuß und ihren Pisang nennen, und Menschen welche unvorsichtig genug gewesen sind eine dieser Pflanzen umzuhauen, haben kräftige Schläge von den zornentbrannten Veli erhalten. Sie trinken ein nicht aus dem cultivirten Piper methysticum, sondern aus einem in den Wäldern wild wachsenden Pfeffer, der den einheimischen Namen Jagojagona führt, bereitetes Kava. Die Fidschianer haben über diese Geister keine so langen Märchen wie über ihre Götter. Alle Erzählungen über die Veli beziehen sich auf vereinzelte Thatsachen, auf ihre Wohnung, daß man sie gesehen, daß man sie singen gehört, daß man sie auf dem Diebstahl ertappt, oder daß man gesehen wie sie die Zerstörer der ihnen zu eigen gehörenden Bäume prügelten; allein dieser Erzählungen sind so viele, daß man sich nicht wundern darf wenn die Fidschianer die wirkliche Existenz dieser Geister für unzweifelhaft erwiesen betrachten.

Ein Blatt aus der amerikanischen Geschichte.

Im Mai 1779 erschien der englische General Prevost vor Charleston, der Hauptstadt von South Carolina. General Moultrie, welcher am 28 Januar 1776 mit einer Besatzung von nur 433 Mann nach einem eilfstündigen Gefecht den Angriff einer britischen Flotte von 40—50 Schiffen auf das Fort, das später nach seinem tapfern Vertheidiger benannt wurde, zurückgeschlagen und dem Feind einen Verlust von 225 Mann an Todten und Verwundeten beigebracht hatte, commandirte die amerikanischen Streitkräfte in Charleston. In der Stadt befand sich der Gouverneur und die Rathsversammlung des Staates. Schon bei der Annäherung des Feindes geriethen diese Leute in solche Angst daß ihr erster Gedanke darauf gerichtet war zu capituliren. General Moultrie sagt in seinen im Jahr 1802 veröffentlichten Memoiren:

„Der Gouverneur stellte mir die Schrecknisse eines Sturmes vor. Er sagte mir, der Staatsingenieur, Oberst Senf, habe ihn belehrt daß die Vertheidigungslinien viel zu schwach seyen. Nach einem kurzen Zwiegespräch schlug er mir vor einen Parlamentär hinauszuschicken, um zu erfahren welche Bedingungen wir erhalten könnten. Ich sagte ihm, meine Meinung sey daß wir Stand halten sollten; der Feind könne unsere Linien nicht forciren, und ich würde mich nicht dazu verstehen in meinem Namen einen Parlamentär hinauszuschicken; wenn er sich jedoch dafür entschiede und die Rathsversammlung berufe, so wollte ich einen Parlamentär absenden. Auf ihren Wunsch ließ ich darauf dem britischen Commandanten folgende Mittheilung machen: „„General Moultrie, welcher aus den Bewegungen Ihrer Armee schließt daß Sie die Stadt zu belagern beabsichtigen, möchte gern wissen unter welchen Bedingungen Sie eine Capitulation bewilligen würden, im Fall er geneigt seyn sollte zu capituliren.““

Die Antwort des General Prevost, welche eine Menge von Versprechungen enthielt, die er gar nicht die Absicht hatte zu halten, wurde natürlich dem Gouverneur eingehändigt. Dieser berief die Rathsversammlung und zog den General Moultrie, und die Obersten Pulaski und Laurens hinzu. Die Officiere gaben einstimmig den Rath, nicht an Uebergabe zu denken, und setzten auseinander daß der Feind mit leichter Mühe zurückzuschlagen sey, was der General Moultrie schon einmal unter weit schwierigeren Verhältnissen fertig gebracht hatte. Der Gouverneur jedoch, welcher die Streitkräfte des Feindes weit überschätzte und die eigenen viel zu gering anschlug, wollte nichts davon glauben. Endlich wurde General Moultrie ermächtigt, dem General Prevost sagen zu lassen daß er auf die vorgeschlagenen Bedingungen nicht capituliren könne, daß er aber bereit sey einen Commissar zu ernennen, der mit einem britischen Commissar über anderweite Capitulationsbedingungen unterhandeln solle.

Der britische Commandant gieng hierauf nicht ein, und der Gouverneur nebst der Rathsversammlung faßte jetzt den Beschluß die Stadt zu übergeben, unter der Bedingung daß sie für neutral erklärt werden solle. Moultrie erzählt darüber in seinen Memoiren:

Digitized by Google

„Ich will nicht sagen, wer für diesen Beschluß stimmte; aber erwähnen will ich daß Hr. John Edwards, ein Mitglied des Raths, ein würdiger Bürger und respectabler Kaufmann von Charleston, so davon ergriffen war daß er in Thränen ausbrach und mit zitternder Stimme sagte: „Was! Also sollen wir die Stadt doch aufgeben?!“ Der Gouverneur und die Rathsversammlung vertagten sich nach dem in der Nähe des Thores liegenden Zelte des Oberst Beekman. Ich ließ den Oberst John Laurens rufen, um ihn zu ersuchen daß er eine Mittheilung des Gouverneurs und Rathes an General Prevost bringen möge. Als er aber den Inhalt der Mittheilung erfuhr, lehnte er die Ueberbringung ab, indem er bemerkte, er wolle alles für das Vaterland thun was man von ihm verlange; aber eine solche Sendung, die so sehr seinen Gefühlen widerspreche, könne er nicht übernehmen. Ich ließ dann den Oberst Mc. Intosh rufen und ersuchte ihn, mit dem Oberst Roger Smith, den der Gouverneur hatte holen lassen, zusammen zu gehen. Beide baten mich, sie zu entschuldigen und andere an ihrer Stelle zu schicken; ich nöthigte sie jedoch, den Auftrag auszuführen. Die Mittheilung lautete: „„Ich schlage vor daß der Staat South Carolina während der Dauer des Krieges zwischen Großbritannien und Amerika „für neutral erklärt,“ und daß die Frage „ob derselbe zu Großbritannien gehören oder einer der Vereinigten Staaten bleiben soll, durch den Friedensvertrag zwischen jenen beiden Mächten entschieden werde.““

General Prevost gieng auf diesen Vorschlag ebenfalls nicht ein, sondern bestand darauf daß die Stadt sich ergeben, und daß alle Bewaffneten kriegsgefangen seyn sollten. Die Unterhandlungen hatten glücklicherweise so lange gewährt daß der General Lincoln heranrücken, die Stadt entsetzen und die britischen Streitkräfte zum Abzug nöthigen konnte.

Professor Bowen sagt in seiner Lebensbeschreibung des General Lincoln über den schmachvollen Vorschlag, welchen der Gouverneur und die Rathsversammlung von South Carolina dem Commandeur der britischen Truppen machten:

„Dieser Vorschlag wurde nicht etwa bloß von einem militärischen Commandanten gemacht, in welchem Falle er einfach lächerlich gewesen wäre, sondern der mit discretionärer Gewalt bekleidete Gouverneur des Staates war in der Stadt und mit ihm wahrscheinlich der größte Theil der Rathsversammlung. Ob ein solcher Vorschlag unter irgend welchen Umständen zu rechtfertigen gewesen seyn würde, ist eine Frage die nicht erörtert zu werden braucht, in jedem Fall würde er keine sonderlich ehrenhafte und patriotische Gesinnung verrathen haben. In diesem speciellen Fall aber streifte der Vorschlag unmittelbar an Landesverrath. Bis vor 14 Tagen hatte noch kein feindlicher Fuß den Boden berührt, und selbst in dem Augenblick hatten die Briten keine starke Stellung inne, hatten kein Fort eingenommen und besaßen nichts als den kleinen Raum welchen ihre Armee vor der Stadt unmittelbar bedeckte. Die Besatzung kam dieser Armee an Stärke gleich und konnte ihr dreist die Stirn bieten. Die Briten hatten keine Verstärkung zur Hand, während die Ankunft Lincolns, die mit Sicherheit innerhalb einer Woche zu erwarten stand, sie zwischen zwei Feuer bringen und ihre Stellung außerordentlich gefährden mußte. Und trotz dieser Aussicht machten die Behörden einen Vorschlag, der darauf hinaus lief den Staat wieder unter die Hoheit der britischen Krone zu bringen. Die Transaction verdient ganz besondere Beachtung, weil die Uebergabe Charlestons im folgenden Jahre, eine Uebergabe welche durch das Vorherrschen derselben unpatriotischen Gesinnungen herbeigeführt wurde, als Grund zu den übelsten Nachreden gegen den militärischen Commandanten, General Lincoln, gedient hat.“

*

Zu Anfang des Jahres 1780 erschienen Sir Henry Clinton und Viceadmiral Arbuthnot vor Charleston, aber erst im April begannen sie ihre Operationen innerhalb einer halben Meile von den Verschanzungen der Amerikaner. Die Besatzung der Stadt bestand aus etwa 2000 Regulären und mehr als doppelt so vielen Milizen und bewaffneten Bürgern, unter Commando des General Lincoln. Am 10 April forderte der britische Befehlshaber den General Lincoln auf, die Stadt zu übergeben, worauf dieser folgendes antwortete:

„An den General Sir Henry Clinton und den Vice-Admiral Arbuthnot.

„Meine Herren! Ich habe Ihre von heute datirte Aufforderung erhalten. Sechzig Tage sind vergangen seitdem es bekannt wurde daß Ihre Absichten gegen diese Stadt feindselig waren. Zeit genug war uns also geboten sie zu verlassen, allein Pflicht und Neigung lassen es als schicklich erscheinen sie bis aufs äußerste zu halten.

Ich habe die Ehre ꝛc.

B. Lincoln,

Commandeur im Süd-Departement.

Charleston, 10 April 1780.“

Eine neue Aufforderung welche Sir Henry Clinton am 8 Mai erließ, veranlaßte Lincoln Bedingungen vorzuschlagen die verworfen wurden. Aber die Miliz und die Bürger nahmen die Sache in die Hand, und drei Tage später schrieb General Lincoln an General Clinton:

„Sr. Excellenz Sir Henry Clinton.

„Mein Herr! Dieselben Gründe der Humanität welche Sie veranlaßten dieser Besatzung Capitulationsartikel vorzuschlagen, bestimmten mich diejenigen anzubieten welche ich die Ehre hatte Ihnen am 8. d. zuzusenden. Dieselben erschienen mir damals als Bedingungen welche ich mit Ehren anbieten und Sie mit Ehren annehmen konnten. Ihre Ausstellungen gegen dieselben, welche hauptsächlich die Miliz und die Bürger betrafen, waren von der Art daß ich denselben damals nicht glaubte beipflichten zu können; aber eine Eingabe von Seiten dieser Leute, wodurch sie sich bereit erklären sich darein zu fügen, und der Wunsch meinerseits, so viel als möglich das Unheil des Krieges für die einzelnen Individuen zu vermindern, bestimmt mich jetzt meine Zustimmung zu Ihren Bedingungen zu geben.

Ich habe die Ehre ꝛc.

B. Lincoln.

Charleston, 11 Mai 1780.“

Digitized by Google

Die Bedingungen der Capitulation waren daß die Continentaltruppen Kriegsgefangene und „dieſe Leute," wie General Lincoln ſich ausdrückt, das heißt die Milizen und bewaffneten Bürger, Gefangene auf Ehrenwort wurden.

Unter dem 4 Juni 1780 ſchrieb der General Clinton an den Staatsſecretär Lord George Germaine: „Mit dem größten Vergnügen berichte ich Euer Lordſchaft ferner daß die Einwohner aus allen Theilen von South Carolina ſich bei den Detachements der Armee und bei dieſer Garniſon einfinden, um ihre Treue und Ergebenheit gegen den König zu erklären und ſich zum Kriegsdienſt und Unterſtützung ſeiner Regierung zu erbieten. In vielen Fällen liefern ſie ihre frühern Unterdrücker oder Anführer als Gefangene ein, und ich darf dreiſt behaupten daß es wenige Leute in South Carolina gibt, die nicht entweder unſere Gefangenen ſind, oder für uns die Waffen ergriffen haben."

Um aber auch ſelbſt ein unverwerfliches und nicht minder auszulöſchendes Zeugniß für ihre Schmach abzulegen, beeilten ſich die Patrioten von Charleſton und andern Orten des Staates, durch Adreſſen ihre Loyalität zu erklären. Eine dieſer Adreſſen, die aus Charleſton vom 5 Juni 1780 datirt und von 206 der hervorragendſten Bürger unterzeichnet iſt, lautet wörtlich:

„An Ihre Excellenzen, Sir Henry Clinton, Ritter des Bath-Ordens, General der Streitkräfte Sr. Majeſtät, und Mariot Arbuthnot, Esq., Vice-Admiral von der blauen Flagge, Sr. Majeſtät Commiſſäre zur Wiederherſtellung des Friedens und einer guten Regierung in den verſchiedenen rebelliſchen Colonien in Nordamerika.

„Unterthänige Adreſſe verſchiedener Einwohner von Charleſton:

„Die Bewohner von Charleſton ſind durch die Capitulationsartikel zu Gefangenen auf Ehrenwort erklärt worden; aber wir, die Unterzeichneten, die wir alle Veranlaſſung haben zu unſerer Unterthanentreue zurückzukehren, und ſehnlichſt hoffen bald wieder zu dem Charakter und zu der Stellung britiſcher Unterthanen zugelaſſen zu werden, ergreifen dieſe Gelegenheit um Ihren Excellenzen unſere wärmſten Glückwünſche zu der Wiederherſtellung der politiſchen Verbindung dieſer Hauptſtadt und Provinz mit der Krone und Regierung Großbritanniens darzubringen, ein Ereigniß welches Ihren Excellenzen neuen Ruhm verleihen, und Ihnen, wie wir hoffen, Anſpruch auf die glänzendſten Zeichen der königlichen Gnade geben wird. Obſchon das Recht, Amerika durch das Parlament zu beſteuern, große Aufregung unter der Bevölkerung dieſer Provinz hervorgerufen hat, ſo können wir doch mit der gewiſſenhafteſten Wahrheitsliebe verſichern daß ſie nicht im entfernteſten daran dachte, das Band, welches ſie ſo glücklich mit dem Mutterlande vereinigte, aufzulöſen, und als im Verlauf jenes verhängnißvollen Streites die Doctrin der Unabhängigkeit, welche in den nördlicheren Colonien entſprang, unter uns auftrat, empörte ſich unſere Natur gegen den bloßen Gedanken, und wir blicken mit tiefſter Bekümmerniß auf jene Zuckungen zurück welche eine Verfaſſung umſtürzten, für die wir ſtets die tiefſte Verehrung hegten und jederzeit hegen werden, und eine rohe Demokratie an ihre Stelle ſetzten, welche, wie ſorgfältig ſie auch in der Theorie durchdacht ſeyn mag, in der Praxis ein Syſtem tyranniſcher Herrſchaft entwickelt hat, wie ſie nur bei dem uncivilifirten Theil des Menſchengeſchlechts oder in der Geſchichte der dunkeln und barbariſchen Zeitalter des Alterthums gefunden werden kann. Wir beklagen aufrichtig daß nach dem Widerruf der Geſetze welche zu den Wirren in Amerika Veranlaſſung gaben, die von Sr. Majeſtät Commiſſären von Zeit zu Zeit gemachten Eröffnungen von unſern vorigen Herrſchern nicht beachtet wurden. Dieſer verhängnißvollen Nichtbeachtung ſind jene Calamitäten zuzuſchreiben welche unſer Land in Elend und Verderben geſtürzt haben, woraus es ſich jedoch, wie wir feſt hoffen, durch die Weisheit und Milde Sr. Majeſtät erhabener Regierung und den Einfluß weiſer Geſetze wieder erheben wird. Von dieſer Hoffnung belebt, bitten wir Ihre Excellenzen dringend Sr. Majeſtät zu verſichern daß wir unſern Stolz darein ſetzen werden bei jeder Gelegenheit jenen Eifer und jene Zuneigung für Seine Perſon und Seine Regierung an den Tag zu legen, welche Dankbarkeit einem freien und frohen Volk eingibt."

Als im Verlaufe der Revolution General De Kalb mit dem General Marion zuſammentraf, drückte er ſein Erſtaunen darüber aus daß ſo viele Bewohner von South-Carolina ſich den Briten anſchloſſen und um britiſchen Schutz flehten. Die Erklärung welche Marion, der ſelbſt ein eingeborener Bürger von South-Carolina war, dem General De Kalb gab, paßt noch auf den heutigen Tag, und wirft ein helles Licht auf die Stellung welche dieſer Staat jetzt gegen die Union eingenommen hat. Seine Worte lauteten:

„Das Volk von South-Carolina bildet zwei Claſſen, die Reichen und die Armen. Die Armen ſind ſehr arm; die Reichen welche Sklaven zur Verrichtung aller ihrer Arbeiten haben, geben ihnen keine Beſchäftigung. In keiner Weiſe von den Reichen unterſtützt, bleiben ſie arm und muthlos. Ihren geringen Verdienſt geben ſie für Branntwein aus ſtatt für Bücher und Zeitungen; deßhalb wiſſen ſie nichts von den Segnungen unſeres Landes, und von den Gefahren welche dieſelben bedrohen; deßhalb kümmern ſie ſich aber auch nicht darum. Die Reichen ſind im allgemeinen ſehr reich; ſie wagen nicht ſich zu regen, aus Furcht daß die Briten ihre Häuſer verbrennen und ihre Neger fortnehmen möchten."

South-Carolina hat niemals freie Inſtitutionen zu ſchätzen gewußt, und es iſt von je her nichts anderes als eine Laſt und zugleich ein Schandfleck (?) für die Vereinigten Staaten geweſen. Die Union kann nur dabei gewinnen, finanziell und moraliſch, wenn ſie ſolche Mitglieder los wird.

Digitized by Google

Die Eingebornen Australiens und die Ansiedler.

Wir geben im nachfolgenden den Auszug eines uns mitgetheilten Briefes aus Neu-Süd-Wales, welcher sich in ziemlich eingehender Weise auf eine Schilderung der Eingebornen des australischen Festlandes einläßt — ein Thema — das, wie man weiß, noch mannichfacher berichtigender Beiträge bedarf. Die Verfasserin, Frau Doctor Bingmann aus Frankfurt a. M., welche mit ihrem Gatten vor 12 Jahren nach der südlichen Halbkugel übersiedelte, hat seit jener Zeit häufige Gelegenheit gehabt und benutzt Studien dieser Art anzustellen, und besonders ihr jetziger Aufenthalt inmitten einer durchaus ungemischten Bevölkerung bietet ihr — wir dürfen annehmen mehr als wünschenswerthen Hinweis auf diese eigenthümliche Seite ihrer neuen Heimath. Die Niederlassung, wo sie lebt, heißt Melangool, und ist wenige Tagereisen von Port Curtis landeinwärts gelegen, noch etwas hinaus über die letzte Gränze europäischer Cultur.

Wir schicken zur Anschaulichmachung einer solchen deutschen Siedelei im australischen Urwald die anmuthige Skizze voraus, welche die Verfasserin ihrer daheim gebliebenen Schwägerin entwirft:

Ich will dir ungefähr sagen, wie wir es eingerichtet haben daß du dich wieder etwas in unsere kleine Welt versetzen kannst. In der Front des Hauses läuft, wie du weißt, eine breite Veranda, die ringsum mit einem hölzernen Geländer eingefaßt ist und von der an zwei Seiten eine hölzerne Treppe in den Garten führt. Längs der Veranda haben wir Weinstöcke gepflanzt, welche sich an dem Geländer in die Höhe ziehen, zwischendurch rankt an den Pfeilern die fruchttragende Passiflora, ein sehr schönes Gewächs mit Blumen, wie die wilde Passiflora und sehr angenehmer saftiger Frucht. Eine Reihe von Winden durchflicht die Weinstöcke mit veilchenblauen Blumen. Zwischen beiden Treppen liegt ein Beet, auf dem ich meine Blumenschätze gepflanzt habe, freilich nichts besonderes, denn es ist schwer guten Blumensamen zu bekommen, aber auch die geringste Blume erfreut das Auge in der Wildniß. Unter einigen jungen Orangen- und Citronenbäumen blüht die heimathliche Levkoje, Reseda, Mohn und Lupinen, überschattet von stattlichen weißblühenden Trompetenbäumen. An jeder Seite der Treppe haben wir eine australische Palme gepflanzt, welche uns die Schwarzen aus den Bergen holten. Es ist eine der reizendsten Baumformen mit fächerförmigem weitschattenden Blatt. Der größte Theil des Gartens ist zum Gemüseland eingerichtet, der Nothwendigkeit des Lebens zu dienen. Da bei der großen Sommerhitze die Gewächse Schatten bedürfen, so ist der ganze Platz mit Bananen bepflanzt die immer ungefähr 20 Schritt von einander stehen. Sie werden 20—30 Fuß hoch und haben sehr große, schilfartige, weitschattende Blätter, welche von den dazwischen wachsenden Pflanzen die schlimmste Sonnenhitze abhalten. In dem Klima von Widbay wachsen fast alle Gartengewächse der verschiedensten Zonen, und in regellosem Gemisch siehst du die Erbsenländer, die Bohnen- und Kohlpflanzungen zwischen chinesischen Yams, süßen Kartoffeln, Zuckerrohr- und Baumwollenstauden. Alle Gartengewächse wachsen in der größten Ueppigkeit, und Feigenbäume und Ananas bedürfen fast gar keine Pflege. Es ist eine wunderbare Eigenschaft dieses Klima's daß alle diese nordischen Gemüse, die man z. B. bei Hamburg zieht, Steckrüben, gelbe Wurzeln, weiße Rüben hier ganz vortrefflich gedeihen, während auch fast alle Pflanzen der Tropenwelt sich hier gut acclimatisiren. Du wirst dir jetzt ungefähr unsere kleine Wirthschaft vorstellen können. Zwei Papagaien, welche mit dem Nest ausgehoben wurden und die ich aus ihrem unbefiederten Zustande aufzog, kriechen zwischen den Büschen und Blumen herum, sie sind ganz zahm, kommen, wenn man sie ruft und verlassen den Platz nie.

Beim Frühaufstehen bewundere ich oft die Pracht des aufgehenden Morgensternes; ich erinnere mich nie, etwas herrlicheres gesehen zu haben, er hängt wie eine große Leuchte im noch dunkeln Osten. In Deutschland ist die Dämmerung zu lange, und der Stern geht zu früh auf als daß man ihn so gut beobachten kann. Hier ist fast gar keine Dämmerung, auf Dunkel folgt gleich Tageslicht, will man im Sommer eine kühle Stunde genießen, muß man bei Sternenlicht aufstehen. Mich weckt gewöhnlich das ungeheure Vogelconcert, das lange vor Tag beginnt, es ist ein so fröhlicher Tagesanfang, diese Masse von süßen, kleinen Stimmen zu hören daß man nicht mehr im Bett bleiben kann.

Denn am reichsten ist die Vogelwelt in Australien und besonders im Norden vertreten. Es gibt hier in unserm Busch zumal eine Menge Arten die noch gar nicht beschrieben sind, und die ich selbst in den großen Sammlungen Sydney's nicht gesehen habe.

Leider ist es rein unmöglich auf diesen an den Hafenplätzen entfernten Stationen etwas für europäische Sammlungen verwerthbares fortzuschicken. Wir sind zwar inmitten der Schätze, aber die Schwierigkeiten des Transports sind fast unübersteiglich. Schon etwas durch die Eingebornen zu erhalten, ist nicht leicht, da sie sich sehr hoch dafür bezahlen lassen (für zwei kleine Palmen die sie mir aus den Bergen holten, mußte ich ihnen alles ineinander gerechnet 12 Shilling Englisch bezahlen, und dazu waren die Wurzeln sehr beschädigt.) Indeß diese Kosten beiseite gesetzt, sind ferner das einzige Transportmittel nach den Häfen, die jeder an 120 Meilen entfernt sind, die Ochsenwagen, die ungefähr im günstigsten Fall neun Tage brauchen um hinzukommen. Das Personal dabei besteht aus einem Ochsentreiber und einem Eingebornen, beide in der Regel dem Trunke ergeben, und so wie sie der Station den Rücken gewendet haben, dieser übeln Gewohnheit fröhnend. Um also nur einen Papagai nach Sydney zu schicken, müßte ich ihn zu Pferde selbst nach Port Curtis transportiren. Die zweite Schwierigkeit ist dann der Transport auf den kleinen Dampfschiffen die von Queensland nach Sydney gehen, äußerst unordentlich und nachlässig, so daß man kaum ein Pferd mit Sicherheit transportiren kann.

Uebrigens ist Australien an großartigem wilden Blumenflor gegen die meisten andern Länder (z. B. Mexico und viele andere Theile von Amerika) arm zu nennen. Es gibt eine

Digitized by Google

unendliche Masse feiner Waldblumen, aber wenige die sich durch Größe und Farbenpracht auszeichnen.

Es wird häufig ein sehr brillanter Effect durch die Menge von an sich kleinen Blüthen und Blumen hervorgebracht, aber von der Pracht hindostanischer und ceylonischer Blumen habe ich in Australien nichts ähnliches gesehen. Schmetterlinge gibt es hier fast gar nicht, und die wenigen Arten die vorkommen, sind farblos und unbedeutend. Sie sind so selten, daß man sichs als eine Neuigkeit mittheilt wenn man einen gesehen hat.

Die Eingebornen des australischen Continents, sowie von einigen umliegenden Inseln (Tasmanien, New-Guinea u. a.) gehören einer eigenen Race an, welche weder Neger noch Malaie ist, und an Bildungsfähigkeit unendlich viel tiefer steht als jene oder überhaupt irgendeine andere mir bekannte Menschenart. Dem Aeußern nach sind diejenigen Stämme, die noch durch den Contact mit Weißen ihre ursprüngliche Gesittung nicht verloren haben, nicht häßlich zu nennen. Sie sind meist schlank und groß, haben ein gutes Ebenmaß und eine stolze Haltung. Das Haar ist reich, glänzend schwarz und gelockt, aber nicht wollig. Die Gesichtsbildung erinnert an die der Orientalen, viele sehen jüdisch aus, und einige Missionäre halten diese Eingebornen deßhalb für Abkömmlinge der verloren gegangenen Stämme der Israeliten. Die Stirn ist etwas vorgebaut, aber in der Regel groß und gut gebaut, die Augen liegen sehr tief und häßlich, rothe Augäpfel und das Weiße von schmutzig gelber Farbe, matt und ausdruckslos, und an die Augen von einigen Thieren erinnernd. Nase gut gebaut, aber große Nasenlöcher, Mund deßgleichen sehr groß, aber mit den herrlichsten Zähnen besetzt. Der Hinterkopf ist auffallend klein und abgeplattet. Hände und Füße sind lang und schmal. Die Frauen sind gewöhnlich in der Mittelgröße von weißen Frauen, sehr große sind selten, und werden wo sie vorkommen für ausgezeichnet schön gehalten. Sie tragen ihr Haar kurz gelockt wie die Männer, haben ihre Blüthezeit ungefähr vom 10ten bis 14ten Jahre, altern schnell und werden später abschreckend häßlich. Ganz jung sind sie nicht unlieblich, außerordentlich heiter und zu endlosem Scherz aufgelegt. Viele Frauen haben keine Kinder, und selten ziehen sie mehr als zwei auf. Ihre wandernde Lebensweise, und der Mangel, dem sie, nur von Jagd und Fischerei abhängend, sehr oft ausgesetzt sind, rechtfertigt einigermaßen den Kindermord, der ziemlich allgemein ist. Alle schwachen oder gebrechlichen Kinder und eine große Anzahl von Mädchen werden gleich nach der Geburt getödtet, hauptsächlich scheint es vom Willen der Mutter abzuhängen ob das Kind erhalten werden soll. Ist diese alt oder sehr träge, so schafft sie es gleich beiseite, und sie betrachten diesen Act mit der vollkommensten Gleichgültigkeit. Das Kind wird von der Mutter ungefähr bis ins dritte Jahr auf dem Rücken getragen und auch so lange gesäugt, an welchem Genuß die jungen Hunde der Familie gewöhnlich participiren. Denn ihre Zärtlichkeit für Hunde ist unbegränzt, und sehr oft sieht man die kleinen Hunde mit dem Kinde zusammen an der Brust liegen. Die Hautfarbe der Eingebornen variirt in sehr verschiedenen Schattirungen von Lichtbraun fast in Kupferfarbe spielend, bis in ein mattes Schwarz, das aber nicht die glänzende Schwärze der Neger erreicht. Das Haar der Kinder ist röthlich braun. Beide Geschlechter gehen vollkommen nackt. Die Ehen scheinen ziemlich locker und willkürlich; doch hat ein Mann nie mehr als eine Frau. Diese ist zwar Dienerin des Mannes und trägt auf Wanderungen das Gepäck, doch steht sie fast auf gleichem Fuß mit ihm und wird in der Regel gut behandelt. Vergehungen gegen Gemahl oder Stamm, Untreue u. s. w. werden mit dem Tode bestraft. Die Hütten der Eingebornen werden von Baumrinde gemacht, die einfach wider ein paar in die Erde geschlagene Pfähle gestellt wird, und gerade groß genug ist daß zwei Personen hineinkriechen können, ungefähr wie ein großes Hundehaus. Das Feuer brennt Tag und Nacht vor der Hütte. Das Ehepaar schläft in diesem Loch sammt den Hunden und dem kleinen Kinde, größere Kinder machen sich selbst Hütten. Sie legen zu wenig Werth auf Comfort, und sind zu indolent um ihre Hütten wasserdicht zu machen, was sie mit leichter Mühe könnten; die Folge ist daß sie bei den starken Regengüssen, die hier von Zeit zu Zeit fallen, in den elendesten Zustand gerathen. Sie können kein Feuer halten, und ich habe gesehen daß sie während drei Nächten nicht niederliegen konnten, weil der Erdboden ganz überschwemmt war. Alle diese Unannehmlichkeiten, sowie auch Hunger und Durst ertragen sie mit Indifferenz, und so wie ihr Zustand sich bessert, sind sie so lustig wie zuvor. Ihre einzige Habe sind die Waffen, die Netze und Hunde, diese nehmen sie auf den Wanderungen mit, erstere bestehen aus dem Speer und Schild, einer Schleuderwaffe, Nullah Nullah und dem merkwürdigen Boomerang. Der Speer ist ungefähr 8 Fuß lang aus leichtem Holz, ungefähr 3 Finger dick geschnitten und hat eine sehr scharfe Spitze. Die außerordentliche Gewandtheit, mit der sie diese Waffe werfen, macht sie tödtlich, indem sie den Gegenstand den sie erreicht, durchbohrt. In ihren Kämpfen tragen sie als Schutz ein von Baumrinde gezimmertes Schild mit einem Griff. Die Nullah ist eine anderthalb Fuß lange Keule, sehr spitz und zuweilen mit dem scharfen Knochen des fliegenden Fuchses verziert. Dieß ist das Hauptwerkzeug um Thiere zu tödten, z. B. Känguruh, alle Arten Vögel u. s. w., man sollte nicht denken daß sie mit einer so rohen, unbehülflichen Waffe irgend etwas machen könnten, aber die Uebung von Kindheit auf gibt ihnen die für Weiße unerreichbare Geschicklichkeit. Der Boomerang ist ein Stück leichtes Holz an beiden Enden spitz, platt und 1½ Fuß lang, dieß Ding wird geworfen und fliegt, nach dem es sein Ziel erreicht hat, wieder zu dem Werfenden zurück. Sämmtliche Waffen sind so roh wie möglich gearbeitet, ohne Spur von Geschmack oder Kunstfertigkeit. Ihre Fischnetze sind sehr umfangreich, sie flechten sie aus den Sehnen des Opossums. Sie fangen die Fische, indem 8—10 von ihnen in eine gute Stelle des Flusses gehen, zwei halten das Netz unter dem Wasser und die übrigen gehen eine Strecke fort und treiben das Wasser. Wenn die Fische nun ins helle Wasser zu kommen suchen, so treiben sie sie von allen Seiten ins Netz; auf diese Art fangen sie eine große Menge auf

Digitized by Google

einmal, es muß aber sehr warm seyn und die Flüsse niedrig, sonst mögen sie nicht hineingehen. Wo Krokodile sind, ist der Fischfang sehr gestört, denn sie fürchten sich außerordentlich vor diesem Thiere, denen sie mit keinem ihrer Waffen beikommen können, der Kolan enthält keine, aber nördlich von Port Curtis gibt es viele. Zu der fahrenden Habe gehören auch noch eine Art kleiner Beutel oder Säcke, welche die Frauen aus einer Wurzelfaser flechten, ihre einzige Geschicklichkeit. Außerdem sah ich zu meiner großen Verwunderung bei einigen eine Art ganz primitiver Spindel auf der sie aus den Haaren von Opossums ein grobes Garn verfertigen. Diese Spindel ist ein gewöhnliches glattes Holz, das sie sehr geschickt mit der Fußzehe festhalten, wenn sie auf dem Boden sitzend das Garn drehen.

Was die Nahrung der Eingebornen betrifft, so stehen in ersterer Reihe die größern Thiere, die Känguruus, Wallabys, Kängururatten, Opossums und Emus oder Strauße. Die Ansiedelungen der Europäer vermindern natürlich diese Thiere sehr, doch sind sie im Norden immer noch in großer Masse vorhanden, und es ist mehr die gränzenlose Indolenz der Schwarzen daß sie oft hungern müssen, als Mangel an Nahrungsmitteln. Wenn sie die bessern Thiere nicht haben können, essen sie alles übrige, was sie im Busch finden: Schlangen, Jaguars (?) und alle Arten Insecten und Würmer. Von Vegetabilien haben sie die Wurzeln der wilden Arowroot, die in großen Massen an Flüssen wächst und sehr ähnlich der zahmen ist, nur herber und bitterer von Geschmack, sie zerreiben diese Wurzel zwischen flachen Steinen; außerdem gibt es eine Native Yam, die sie geröstet essen, die aber für uns — ich kochte sie zum Versuch — ungenießbar war, sie sieht einer Schwarzwurzel ähnlich. Wilde Feigen und 5 bis 6 Arten sehr schlechter wilder Beeren liefern fernere Nahrungsmittel, und die Nüsse einer Palmenart, welche frisch giftig sind, aber durch einen Gährungsproceß in der Erde unschädlich werden. Im Sommer ist der Fischfang für Monate ihr Unterhalt.

Die Australier wissen nirgends etwas von festen Wohnsitzen, sondern ziehen fortwährend nomadisirend umher. Sie haben auch keine bestimmten Lagerplätze, sondern wählen diese, wie das augenblickliche Bedürfniß es ihnen eingibt, in der Regel an Flüssen, in Bergschluchten oder in den dichten Jungeln (Scrubs) die sich hier im Norden mitten auf baumlosen Grasebenen finden und oft auf Meilen erstrecken. Diese nomadischen Gewohnheiten legen auch die sogenannten civilisirten Eingebornen welche einen Theil des Jahres an Stationen leben, nicht ab, ja die selbst von Kindheit auf unter Weißen waren und einen Theil europäischer Sitten annahmen, können der Versuchung nicht widerstehen von Zeit zu Zeit ihre Kleider wegzuwerfen und als nackte Wilde einige Wochen im Busch zuzubringen. Weder die beste Nahrung, noch die gütigste Behandlung, noch irgend ein Interesse hält sie, wenn der Geist der Wildheit über sie kommt, und in diesem Charakterzuge liegt der Hauptgrund daß sie im ganzen als Arbeiter außerordentlich wenig taugen, indem die wichtigsten Geschäfte plötzlich unterbrochen werden, wenn diese Waldgelüste sich regen. Von irgend einer Stammeseintheilung, von Häuptlingen, von Standesunterschied u. s. w. haben sie keinen Begriff, alle sind vollkommen gleich, und nur die größere Energie, Fähigkeit und physische Stärke einzelner Individuen gibt diesen für den Augenblick ein Uebergewicht über die andern. Was sie aber von einem District zum andern scheidet, ist der verschiedene Dialekt. Je auf 50—60 Meilen ändert sich die Sprache so vollkommen daß sie sich einander nicht verstehen. Viele Eingeborne sprechen 5 bis 6 Dialekte mit Fertigkeit und dienen bei Versammlungen als Dolmetscher. Diese Versammlungen bestimmen großentheils das Ziel ihrer Wanderungen. Sie finden gewöhnlich bei eintretendem Mondwechsel statt, beginnen in der Regel mit einem Gefecht und enden mit dem sonderbaren nächtlichen Tanze und Gesang, der das große Hauptvergnügen ihres Lebens ausmacht. Den Anlaß zu Gefechten geben gewöhnlich die fortwährenden Mädchen- und Frauenraube unter den verschiedenen Stämmen, sie verwunden sich bei den Gefechten schwer, aber selten werden einige getödtet. Der Corroberry oder Tanz fängt nach Dunkelwerden an, beim Scheine des Mondes oder der Feuer. Die Männer tanzen ihn, indem sie die Waffen schwingen und allerlei sonderbare Geberden machen, die für Europäer natürlich unverständlich sind und bleiben, wobei die Weiber im Kreise sitzen und eine höchst merkwürdige Melodie singen, den Tact schlagen sie dazu mit den Bomerangs und zwar mit unfehlbarer Präcision. Die jedesmaligen Gegenstände dieser wilden Tänze und Gesänge sind, so viel man herausbringen kann, irgend Ereignisse aus ihrem täglichen Leben, aus denen sie eine Art mimische Darstellung improvisiren. Sie besitzen ein großes Talent für Mimik und einen scharfen Sinn für äußerliche Lächerlichkeiten, weßhalb man sich im Umgang mit ihnen daran gewöhnen muß, aufs unbarmherzigste ausgelacht zu werden. Nicht leicht entgeht ihrer scharfen Kritik die kleinste Unebenheit im äußern Betragen, und sie carrikiren augenblicklich, was ihnen als sonderbar auffällt, Stimme, Haltung, Gang, Geschicklichkeit. In einer Menge Eigenschaften, die sich aufs Aeußere beziehen, sind natürlich diese ohne allen Zwang aufgewachsenen Naturkinder unendlich überlegen, dieß fühlen sie sehr gut heraus und machen die Steifheit und die stumpfen Sinne der Weißen zu Gegenständen ihres Humors. Die Art, wie sie die Chinesen in ihrer Corroberrys carrikiren, ist ganz unübertrefflich, hier ist es die übertriebene Beweglichkeit und die Geschwätzigkeit, die ihnen im Contrast mit ihrer eigenen gemessenen Haltung so äußerst lächerlich erscheint. Ihre Melodien sind traurig und wild, zuweilen mit einem Anflug von herausforderndem Geist. Sie bewegen sich in wenig Tönen, gewöhnlich Moll und gehen vom höhern Tone abwärts, selten steigend. Es gehört die ganze Localität des Urwaldes, die nächtlichen Feuer, die ungeheuren Bäume dazu, um dem Corroberry das Imposante zu geben was er alsdann hat, ohne diese Scenerie wäre es ein mattes und wahrscheinlich ganz ungenießbares Ding.

Unter den Schwarzen gibt es entweder Freunde oder Feinde, sie lernen kein anderes gesellschaftliches Verhältniß. Gewisse Familien leben befreundet zusammen ohne sich als

Digitized by Google

besondere Stammglieder zu betrachten. Sie haben allen Flüssen, Bergen, großen Ebenen Namen gegeben, und nach diesen Namen nennen sich diejenigen die dort geboren wurden. Die Familien, welche gewöhnlich mit uns leben, wurden zum Theil gerade an den Plätzen geboren wo jetzt unsere Häuser stehen. Die ersten Explorer dieser Gegend fanden diese Familien hier und nannten die Station nach ihnen Melangool. Da sie seit den fünf Jahren daß diese Ansiedlung besteht nicht beunruhigt wurden, so blieben sie hier und civilisirten sich so weit daß sie einen Theil des Jahres für uns arbeiten. Die Angelegenheiten unter den verschiedenen Stämmen, Einladungen zu Versammlungen, Gefechten, Todesnachrichten u. s. w. werden durch Boten besorgt, welche fortwährend zwischen ihnen ab- und zugehen. Die Sprache der Australier ist melodisch wegen der vielen Vocale, sie sprechen sehr schnell und ausdrucksvoll, haben aber fast nie ein erträgliches Organ, sondern eine schnarrende, tonlose Stimme. Die ungeheure Mannichfaltigkeit der Dialekte macht es unmöglich sich die Sprache im Ganzen anzueignen, obgleich nach englischen Missionären, die es versucht haben diese Sprache grammatikalisch zu ordnen, alle Dialekte eine gewisse Stammverwandtschaft zeigen sollen. Als Ueberrest einer Race, die voraussichtlich in sehr kurzer Zeit bis auf die letzte Spur vom Erdboden vertilgt seyn wird, bleibt die Sprache, das einzige Monument ihrer Existenz, kann man sagen, immer ein höchst merkwürdiges Andenken, das wohl erhalten werden sollte. Es ist deßhalb außerordentlich lobenswerth daß man den Gegenden die wohlklingenden einheimischen Namen erhielt, statt sie absurder Weise mit englischen zu ersetzen, und vielfach ist man zu den alten Benennungen zurückgekehrt. Als Probe des Melangool-Dialekts folgende Worte: juddo, Donner, goom, Wasser, Ouih, Feuer, muhu, Feuer (andere Dialekte), hammo, mam, Milch, Mihl, Auge, dedde, Zähne, dschaugal, Backe, waddy, Baum, gorul, Fisch, guar, Biene, bel, nein, hempi, Hütte, orro, Strauß oder Emu, ajamba, ich will haben, Kabuhu, gut auch viel, tilba, Stiere, wogga, australischer Truthahn, wawuhu, Ei.

Die Australier wachsen sehr schnell und sind mit 10 bis 12 Jahren ausgewachsen. Ihre Lebensdauer ist durchschnittlich ungefähr 36 Jahr, hohes Lebensalter gehört zu den größten Ausnahmen, ist aber hin und wieder vorgekommen. Der Kreis ihrer intellectuellen Entwicklungen ist so klein daß ein halberwachsenes Kind geistig so weit fortgeschritten ist, wie der Aelteste unter ihnen, dagegen gewisse Eigenthümlichkeiten, die bei andern Völkern nur der Kindheit angehören, bei ihnen auch erwachsen nie abgelegt werden. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Possen hängt wahrscheinlich mit der charakteristischen Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um alles was außer dieser Sphäre liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, die sie nicht fassen können, die nicht für sie existiren. Das Kind steht deßhalb, sowie es fähig ist ohne Mutter zu existiren, auf vollkommenen gleichem Fuße mit dem Erwachsenen, in ihren Unterhaltungen sind sie völlig auf derselben Stufe. Sie behandeln die Kinder freundlich, lassen ihnen unbedingte Freiheit zu thun was sie wollen und scheinen keinen Elementarbegriff von Erziehung zu haben. Indeß haben sie gewisse Ceremonien mit denen sie, wahrscheinlich nach körperlicher Entwicklung, die Jüngeren als Erwachsene aufnehmen. Es ist kein Band zwischen Eltern und größeren Kindern, wenigstens nur ausnahmsweise, sehr oft leben sie nicht zusammen. Wenn die alten Leute in einen Zustand kommen daß sie dem übrigen Stamme zur Last fallen, oder wenn einer unheilbar krank ist, so ist die Regel daß er getödtet wird. Dieß bewerkstelligen sie auf eine mittelbare Weise, indem sie die gebrechliche Person so lange schütteln und beschädigen daß sie in einigen Tagen in Folge dieser Behandlung stirbt.

(Schluß folgt.)

Neuere Mittheilungen über Japan und über die Ermordung des Regenten in Jeddo.

Japan, das Vaterland der Camelien, das Entzücken fast aller seiner Besucher, ist in neuerer Zeit ein unerschöpflicher Schatz von Neuigkeiten geworden, und zwar von Neuigkeiten voll des tiefsten Interesses. Wir wissen jetzt ganz genau daß die ältern Reisenden das Volk nur sehr oberflächlich beschrieben haben, und daß auch die ersten Eindrücke welche die Amerikaner, die Russen und die Engländer empfiengen, nur in Bezug auf die Außendinge richtig waren. Weit werthvoller als Oliphants Werk über Lord Elgins Gesandtschaftsreise ist daher das neue blaue Buch über Japan, welches die Correspondenz des britischen Geschäftsträgers in Jeddo, Hrn. Rutherford Alcock enthält, von dem auch in diesem Jahr in London eine japanische Grammatik gedruckt worden ist.

Die Japanesen, bemerkt Alcock darin, sind das einzige Volk auf der Erde welches jemals aus freien Stücken ohne irgendeinen Zwang die Literatur sowie die Sittenlehre eines fremden Volkes, der Chinesen, annahmen. Und dennoch besitzen die Japanesen sehr reizbare Nationalitätsgefühle, und waren mit den Chinesen nur in feindselige Berührung gekommen. Es gibt in Japan daher eine doppelte Art zu schreiben. Zuerst nahmen die Japanesen die chinesische Schrift an, welche bekanntlich eine ideographische oder eine Bilderschrift ist. Später erfanden — ein Beweis des höchsten menschlichen Genies — die Japanesen sich selbst eine phonetische oder auf den Laut begründete Schrift von 47 Buchstaben, gaben aber deßwegen die alte Hieroglyphenschrift nicht auf. In Japan muß alles doppelt seyn. Der Dualismus beginnt beim Souverän und geht tief in den Staat hinunter, denn jeder öffentliche Beamte führt neben sich seinen Schatten. Ist der Dolmetscher des Fremden zu lange ausgeblieben, so entschuldigt er sich daß er nicht ohne Ometzi habe kommen dürfen. Ometzi heißt durchschauendes Auge, oder aus dem Orientalischen ins Occidentalische übersetzt Spion; dieses dualistische Bedürfniß zeigt sich auch bei der Schrift. Die Chinesen kennen, wie ja

Digitized by Google

auch wir doppelte Buchstaben für Druck und Schrift besitzen, die sogenannte quadratische oder Druckschrift, und eine Cursivschrift, welche letztere nur ein Chinese der die ersten zwanzig Jahre seines Lebens sich damit beschäftigt jemals hoffen kann correct zu lesen. Die Japanesen bedienen sich gleichwohl beider Schriftzeichen, und zwar untermischt in demselben Schriftstück, während die Chinesen in Büchern und öffentlichen Actenstücken nur die reine Druckschrift verwenden, die Cursivschrift dagegen nur für den Privatverkehr oder für Mauerinschriften gebrauchen. Endlich haben die Japanesen für ihr eigenes phonetisches System zwei Buchstabenreihen erfunden.

Eine Seltsamkeit ihrer Sprache ist der Mangel von Geschlechtsunterscheidungen bei Hauptwörtern. Es fehlen auch die Artikel, und wenn die japanesische Sprache auch Fürwörter besitzt, so wird doch von ihnen kein Gebrauch gemacht. Vielleicht liegt ein geistiger Zusammenhang darin daß die Sprache kein Genus hat, und daß man im Leben das Geschlechtliche nicht zu unterscheiden pflegt. Der Gebrauch gemeinsamer Bäder läßt wenigstens darauf schließen. Diese Sitte ist oft genug beschrieben worden. In ihren Badestuben sieht man Hunderte von Leuten jeden Geschlechtes völlig nackend, die sich gegenseitig mit heißem Wasser begießen und waschen. Dieses Geschäft wird auch bisweilen in den geöffneten oder auch vor den Häusern verrichtet. Reitet dann ein Fremder gerade vorbei, so kommen Mann, Weib und Kinder herbeigelaufen um ihn besser zu betrachten. Solche Dreistigkeit scheint anfangs auf große Lockerheit der Sitten schließen zu lassen, allein die Japanesen rühmen sich der Keuschheit ihrer Frauen und ihrer ehelichen Treue. Es ist überhaupt nicht gerathen das eine Volk nach den Anstandsbegriffen des andern zu messen, denn Araber und Türken betrachten unverschleierte Europäerinnen genau mit den nämlichen Empfindungen wie die Europäer die Japaner bei ihren Badeunterhaltungen. Was sittsame Muhammedaner vollends empört, ist ein europäischer Ball, denn sie begreifen nicht wie man eine Frau oder Tochter tanzen lassen kann. Richtig ist wiederum daß die Prostitution in Japan nicht bloß sehr entwickelt ist, sondern sogar cultivirt wird, denn die dazu gehörigen Damen sollen nach japanischen Begriffen die feinste Bildung besitzen, und die Gemälde der jedesmal schönsten Hetären werden unter dem Säulengang des Haupttempels von Jeddo jährlich ausgestellt. Waren aber nicht ähnliche gesellschaftliche Erscheinungen im alten Hellas zur Zeit seiner höchsten geistigen Blüthe vorhanden? Irregeleitet durch Kämpfer und Thunberg hat man die sämmtlichen Theegärten in Japan, die Lieblingszerstreuungsplätze der dortigen Müßiggänger für Bordelle gehalten, allein die weibliche Bedienung in diesen Häusern ist ebenso unschuldig oder vielleicht unschuldiger als die weiblichen Kellnerinnen in den Wirthsstuben unserer Heimath, wenigstens weiß man jetzt daß gesetzlich die Besitzer und Besitzerinnen der Theegärten für jede in ihrem Hause begangene Ausschweifung bestraft werden sollen.

Statt der Pronomina, die fast nie gebraucht werden, gibt es in der japanischen Sprache eine Menge Umschreibungen; für die Wörtchen Ich, Du, Er und Sie richten sie sich genau nach dem Standesverhältniß zwischen dem Sprechenden und dem Angesprochenen. Ein Untergebener spricht von sich als Temaie, d. h. die Person unter Ihrer Hand. Watakuschi eine andere Umschreibung von Ich bedeutet wörtlich etwas Privates. Anatta, du, heißt wörtlich deine Seite. Spricht ein Mann von seinen Frauen, so sagt er Onago Domo, Onago bezeichnet eine Frau und Domo ist der angehängte Plural mit der Bezeichnung von etwas unterwürfigem. Für andere Frauen würde dieser Ausdruck wegwerfend erscheinen, und man sagt dann: Jotschau Gata. In Bezug auf diese Höflichkeitsausdrücke ist der Japanese höchst empfindlich, er liebt und fordert die Etikette, wie denn die Japanesen das einzige morgenländische Volk, mit Ausnahme vielleicht der Araber sind, wo sich der occidentalische Pundonor wieder findet. Sie dulden nicht daß irgendwem eine Reiterstatue errichtet werde, denn, sagen sie, es könnte sich zutragen daß eine Person von gleichem Rang wie der Gefeierte an der Statue zu Fuße vorüberkäme und dadurch beschämt würde, daß der andere zu Pferde säße.

Das Reiten nämlich ist nur den Damios oder Herzogen, sowie einigen Beamten oder Officieren vergünstigt. Kommt jedoch ein Damio vorüber, so müssen die letzteren absitzen. In Folge dessen entstehen ärgerliche Reibungen mit den Fremden. Die ansässigen Briten und Amerikaner wollen sich nicht an diese Etikette binden, und ein Damio besitzt nicht die Befugniß einen berittenen Fremden zum Absitzen zu nöthigen. Um nun solche Widerwärtigkeiten zu vermeiden, haben die Japanesen die Straßen, die von Kanagawa, dem Fremdenquartier, nach Jeddo führen, abgesperrt. In dem Spazierenreiten liegt überhaupt eine ergiebige Quelle von Mißhelligkeiten. Wer an dem andern vorbeireitet, zeigt, nach japanischen Begriffen, daß er ihn gesellschaftlich überrage. Nun gibt es in Japan eine Classe von Officieren und Beamten, die zwei Schwerter tragen dürfen und denen das Volk das Prädicat Sama, Lord oder Euer Gnaden gibt. Das Ehrgefühl bei dieser Classe ist gewiß nicht weniger empfindlich als wie bei europäischen Officieren, denn auf Dienstvergehen steht bei ihnen das Harikari, d. h. die Selbsttödtung durch Aufschlitzung des Unterleibes, die auf Befehl sogleich vollzogen wird. Das Harikari ist auch nur ein Vorzug für Personen von Rang, denn gemeine Leute werden hingerichtet. Man sieht, wie hier überall das Ehrgefühl zur politischen Triebfeder benutzt wird! Die Männer mit zwei Schwertern sind überhaupt den britischen Residenten die höchste Augenqual. Der Brite ist männlich und tapfer, aber er hat eine eigenthümliche Waffenscheu. Eine Person die Dolche oder Pistolen bei sich trägt, ist ihm unheimlich. Die Waffen der Samas aber gehören zu den gefährlichsten Instrumenten die es gibt. Japanische Klingen sind bekanntlich noch viel schärfer, dauerhafter und edler als alter Damascenerstahl. Sie spalten andern Stahl ohne daß man die geringste Beschädigung an ihnen selbst wahrnimmt. Nicht alle Samas werden vielleicht Klingen ersten Ranges tragen, die in Japan selbst so fabelhaft bezahlt werden wie edle Rosse bei den Arabern, aber alle tragen treffliche Waffen. Die beiden Degen sind übrigens unter einan-

Digitized by Google

der verschieden: der eine, scharf wie ein Rasirmesser und spitz, ist eine schwere Waffe, die mit zwei Händen geführt wird, der andere ist ein kurzes Römerschwert. Sie wissen übrigens mit dem ersten so gut umzugehen daß sie mit dem andern selten nachzuhelfen brauchen. Als im Januar 1860 der Linguist der britischen Gesandtschaft unter dem Thor des Gesandtschaftsgebäudes von den Knappen eines Daimio getödtet wurde, sahen Frauen und Kinder den Mörder von hinten heranschleichen und den Degen mit einem Stoß durch den Körper bis zum Heft hineinbohren daß die Spitze zur Brust herausfuhr. Jene Samas sind eine trunksüchtige Zunft, und wenn sie Abends voll Sacki (Arrak) aus den Theehäusern mit rothem Kopf nach Hause taumeln, geht ihnen jeder vorsichtig aus dem Weg, denn sie probiren dann gern ihre Klingen an dem nächsten besten Lastträger oder Handwerksmann, meistens aber an den unglücklichen Straßenhunden, weßhalb man auch unter diesen häufig Invaliden begegnet. Daß natürlich diese Leute nicht geduldig den Schimpf ertragen, wenn jeder Europäer mit seinem Bedienten an ihnen vorüberreitet, kann man sich lebhaft vorstellen. So geschah es Hrn. Alcock selbst als er an einem Novemberabend 1859 heimritt und in der großen Straße verschiedenen betrunkenen und aufgeregten Samas mit zwei Schwertern begegnete. Einer der schlimmsten Cameraden fiel dem Roß des einen Bedienten in den Zügel, und als der andere Bediente ihn wegdrängte, zückte er sein Schwert. Alcock sprengte seinem Diener zu Hülfe, allein dieser hatte auch seinerseits eine Drehpistole hervorgezogen vor der sich der Betrunkene gewarnt seyn ließ. Die Briten thun übrigens Unrecht wenn sie in fremden Landen die Sitten nicht ehren. Wo es ihr Vortheil ist, da wissen sie sich ja gut darein zu finden. Als der Großmogul bis zum Jahr 1857 noch eine nothwendige Staatspuppe war, mußten sich sämmtliche Damen die ihm begegneten ihrer Sonnenschirme entledigen, denn der Sonnenschirm gebührt im Morgenland als Abzeichen höchsten Ranges niemanden in Gegenwart des Souveräns.

Das bekennen alle Besucher Japans daß es keinen herrlicheren Erdenwinkel gibt als die südlicheren Inseln. Besonders entzückend soll der Anblick über die Stadt Jeddo auf einem hochgelegenen Tempel Atango-Yama außerhalb der Stadt seyn. Man hat dort gegenüber die Abhänge auf denen das Schloß des Taikun oder Kaisers liegt, und überschaut das Straßennetz der Residenz mit ihren Tempeln und Gärten; ebenso offen liegt der kaiserliche Kirchhof mit seinen herrlichen Baumgruppen, und im aristokratischen Viertel kann man die Paläste mit ihren ummauerten Parks zählen. Der Golf selbst ist stets glatt und ruhig, denn die rauhen Wellen der Südsee müssen sich an einer Kette vulcanischer Inseln vor der Einfahrt brechen. Die beste Sicherheit der Stadt besteht aber darin daß schon fünf engl. Meilen vor ihr die Meerestiefe so rasch abnimmt daß Schiffe von 20 Fuß Tiefgang nicht weiter eindringen können. Das wissen die Japanesen so gut wie der König von Siam daß seichtes Wasser die beste Schutzwehr gegen den Ueberfall einer Flotte bildet, denn als man diesem vorschlug die Barre an der Mündung des Menang wegbaggern zu lassen, erwiederte er, er würde sich im Gegentheil ihre Erhaltung, zum Schutz seiner Hauptstadt, wenn es seyn müßte, Geld kosten lassen. Bereits haben die Japanesen fünf Batterien zur Beherrschung des Fahrwassers erbaut, und eine sechste wurde nach den letzten Berichten hinzugefügt. Diese neuen Bauwerke sollen nach Anleitung holländischer Officiere angelegt worden seyn. Die Gräben und Mauern der Stadt selbst aber verstoßen gegen die ersten Regeln der Befestigungskunst. Was uns übrigens viel mehr Respect einflößt, ist die fleißige Uebung der Japanesen in den Feuerwaffen, denn bei ihren Manövern sparen sie nicht das Pulver, sie verbrauchen sogar mehr davon in einem Jahr als ein europäischer Feldzug kosten würde. Als der französische Gesandte den japanesischen Beamten anzeigte, es seyen Kanonen als Geschenk des Kaisers Napoleon für sie unterwegs, war ihre erste Frage: ob es gezogene Geschütze seyen.

Die Anhöhen und Thäler um Jeddo herum sind überladen mit vegetabilischem Schmuck. Im Winter verlieren freilich viele Bäume ihr Laub, die Zahl der immergrünenden ist indessen beträchtlich. Dazu gehören etliche Eichenarten, dann die Fichten, Cedern und Cypressen, deren dunkler Baumschlag vortheilhaft absticht von den muntern Farben und dem zierlichen Bau federartiger Bambu oder stattlicher Palmen. Im Frühjahr bedeckt sich, wenn noch die Blätter fehlen, das Dickicht mit Blüthen. Die Magnolien zeigen ihre großen weißen oder purpurnen Blumen, die Paulownia behängt ihre langen Aeste mit Blüthenglocken ähnlich unserm Fingerhut, Westerias hüllen die Veranden der Theehäuser und der Villen mit lila Blüthentrauben ein. In den Hecken blühen eine Unzahl in Europa bisher noch nicht gezogener Sträucher, und auf dem Rasen, den die Japanesen so sammetartig zu halten wissen wie die großen Herren in England, blüht unser einheimisches Stein- und Kernobst. Pfirsiche und Pflaumenbäume werden in den Theegärten gezogen, jedoch weniger wegen ihrer Früchte als wegen ihrer Blüthen, welche die Größe und die Fülle von Rosen erreichen und dem Baum das fröhlichste Feierkleid geben. Im April ziehen denn auch die Japanesen fleißig in die Theegärten, um die poetischen Ausbrüche der Natur in jenen günstigen meteorologischen Abschnitten zu genießen. Leider endigen solche Freuden gewöhnlich im Nebel alkoholischer Getränke, so daß was Unmäßigkeit betrifft, die Japanesen eine Ansteckung von ihren europäischen Gästen nicht mehr zu befürchten haben. Auch das ist wohlthuend für europäische Augen daß der Japanese wie er fleißig badet, so auch seine Straßen sauber hält. Nicht bloß hierin unterscheiden sie sich von den Chinesen, sondern auch durch ihre Kinderliebe. Väter mit ihrem Kleinsten im Arm kann man oft begegnen, Kindsmord ist etwas unerhörtes und Findelhäuser etwas überflüssiges in Japan.

Wer Oliphants Beschreibung von Lord Elgins Gesandtschaftsreise gelesen hat, der wird den Eindruck empfangen haben als ob die höflichen japanesischen Diplomaten dem Champagner nur allzu zugänglich gewesen wären. Scheinbar gieng alles in guter Laune und mit viel Humor vor sich. Niemand ahnte aber daß die Minister im Namen des vorgeblich erkrankten, in Wahrheit schon längst todten oder getödteten Taikun

Digitized by Google

zur Zeit einer Palastrevolution unterhandelten und zu ihren Verlegenheiten auch noch die Verlegenheit des zudringlichen Gesandtschaftsbesuches kam. Jetzt weiß man daß sich zwei Parteien in der Signorie Japans tödtlich hassen. Die einen wünschen die Fremden herbei, die andern, die Conservativen und Alt-Japanesen, die feudale Partei fürchtet tiefe sociale Umwälzungen von der Einfuhr abendländischer Anschauungen. An der Spitze der Liberalen stand der Herzog von Meto, Oberhaupt eines der drei königlichen Häuser oder jüngern Linien, Gosankay genannt. Unmittelbar nach Unterzeichnung des amerikanischen Vertrages wurde er abgesetzt und seitdem streng überwacht. Das Haupt der jetzt herrschenden conservativen Partei ist der erbliche Gotiro oder Erbregent. Zur Zeit der ersten Christenverfolgungen [1] unter Taika-Sama wurde auch die Macht der japanischen Aristokratie gebrochen wenigstens ihre großen Baronien in unschädliche Stücke verkleinert. Aber seitdem scheint die königliche Macht wieder in Verfall gerathen zu seyn, und zur Zeit von Lord Elgins Anwesenheit war der Sitz der höchsten Gewalt im Staatsrath oder der Signorie.

Eine neuerliche Palastkatastrophe trug sich im März 1860 zu und zwar auf offener Straße an einem japanischen Wintertag, denn die Heimath der Camelien ist nicht ganz befreit von Schnee und andern Unbilden des rauhen Wetters. Auf den nördlichen Inseln um Hakododi soll der Winter bisweilen sogar eine sibirische Strenge zeigen, und das Thermometer weit unter den englischen Nullpunkt (oder unter — 14° R.) sinken. Um Jeddo herum sind aber heftige Schneefälle nur Ausnahmen. Der Winter macht sich auch viel weniger im Freien als in der Stadt selbst durch die Trachten geltend, indem die Japanesen in dicke Watte sich einwickeln und ihre Peripherien dadurch beträchtlich erweitern. Ganz besonders empfindlich sind ihre Nasen, wenigstens trägt Jedermann das Gesicht durch Cache-nez bis zu den Augen vermummt. In den Häusern aber wo es an Oefen und Kaminen fehlt, kann nur mit den spanischen Braseros oder den Kohlpfannen geheizt werden. Am 24 März des verflossenen Jahres war noch ein hartnäckiger Nachwintertag. Regen und Hagel fegten über die Straßen und öffentlichen Plätze und trieben Jedermann unter sein Obdach. Es war um 10 Uhr Morgens daß der Erbregent aus dem Hause Ikomono seinen Palast verließ, der innerhalb des zweiten Grabens der Stadt liegt und dem gegenüber sich eine der drei Brücken befindet, die über den dritten Graben durch eines der drei Thore nach dem Schlosse des Taikun oder Kaisers führt. Ein japanischer Grande wird stets von dem seinem Range entsprechenden Gefolge begleitet, welches dießmal jedoch nicht sehr zahlreich war. Der Regent selbst saß in einem Norimon oder einer Sänfte. Voran giengen zwei Bannerleute mit schwarzen Federbüschen an ihren Speeren, das Abzeichen der Damios oder Herzoge, an denen man stets ihre Anwesenheit erkennt. Die Sänfte umgab eine Anzahl der herzoglichen Beamten, sämmtlich wegen des nassen Wetters mit lackirten Hüten auf dem Kopf und mit den stark geölten papiernen Regenmänteln versehen. Es scheint irgend eine Sitzung im königlichen Palaste angesagt gewesen zu seyn, denn unmittelbar vor dem Iko-mono-no-kami, dem Regenten und damals der ersten Person im Reiche, war der Prinz von Kiusia, Bruder des Kaisers, die Brücke mit seinem Gefolge passirt, während hinter dem Regenten sich ein anderer Bruder des Kaisers, der Prinz von Owari mit seinen Begleitern zeigte. So befand sich der Norimon des Regenten, als er die Brücke betrat, zwischen diesen beiden Gruppen in der Mitte und war kaum erst 500 Schritte vom eigenen Palast entfernt. Nach der Brücke hin mündet eine Straße und dort standen Gruppen Neugieriger welche die Herrschaften vorbeiziehen lassen wollten. Plötzlich sprang aus diesen Gruppen ein Mann den Sänftenträgern in den Weg. Die herzoglichen Officiere neben der Sänfte stürzten sich vorwärts um den Zudringlichen bei Seite zu schieben. Dieß — schien es — war beabsichtigt worden, denn plötzlich warfen sich etwa 18 oder 20 Bewaffnete mit Panzern unter ihren Regenmänteln auf die Sänfte. Ein Gefecht mit blanken Waffen erfolgte. Die Schirmträger, die Sänftenträger und andere Palastbeamten wurden in ihrer hinderlichen Regenkleidung niedergemacht ehe sie nur ihre Degen ziehen konnten. Dieß alles war das Werk so kurzer Zeit daß die Leute der beiden Prinzen, wenn sie überhaupt gewollt hätten, dem Regenten nicht rechtzeitig zu Hülfe kommen konnten. Nur zwei der Banditten wurden so schwer verwundet daß sie jede Hoffnung des Entkommens aufgaben und gelassen zur Erbauung des Publicums, welches Niemand in solchen heroischen Geschäften stört, das Harikari an sich vollstreckten! Mittlerweile sah man einen der Mörder mit einem blutigen Haupte in der Hand eilig das Weite suchen. Ihm stürzte alles in wilder Jagd nach, aber es gelang ihm doch ein Stadtthor und eine innere Straße zu erreichen. Dort wurde er eingeholt. Jetzt aber ergab sich daß die blutige Trophäe in seiner Hand nicht der Kopf des Gotiro oder Regenten war, sondern daß noch ein andrer Kopf fehlte und mit diesem der entlaufende Mörder nur die Verfolger auf sich habe ziehen wollen, während der wahre Mörder des Regenten mit dem wahren Haupte entschlüpfen konnte. Natürlich bezahlte der Lockvogel seine That mit dem Leben. Auch der Officier an der Thorwache mußte am nächsten Tage sich selbst tödten. Die übrigen Mörder wurden ebenfalls ergriffen und im Ganzen nur acht von ihnen vermißt. Augenblicklich wurden alle Thore gesperrt, und die Polizei setzte ihre Spionenschwärme in Bewegung. Nach etlichen Tagen hieß es, die vermißten acht seyen eingefangen worden. Natürlich wurden sie der Folter unterworfen, und sollen, wie officiell der britischen Gesandtschaft angedeutet wurde, ausgesagt haben, der Herzog von Meto habe sie gedungen, allein die populäre Meinung der Residenz verrieth sich in einem Rebus mit dem Sinn: die Aussagen der Mörder hätten dem Staatsrath den Mund verschlossen. Der tragische Vorfall zeigt uns aber auf welche verzweifelte Hingebung die japanischen Granden bei ihren Lehensleuten zählen können. Der Herzog von Meto war gleichzeitig entwischt, und da man wegen Felonie seine Besitzungen seinem Sohn übertragen hatte, erhob er offen das

[1] S. Ausland 1861. S. 199.

Digitized by Google

Banner der Empörung und verschanzte sich in einem stark gelegenen Schlosse.

Man kann sich denken wie unangenehm bei diesen innern Revolutionen den Japanesen die Anwesenheit der Fremden werden muß. Die Verträge werden auch schlecht und schlechter gehalten, und die Europäer von jedem geselschaftlichen Verkehr ausgeschlossen, denn kein Japanese der über den Rang von Lastträgern oder von Dienstboten steht, darf, wenn er nicht Beamter ist, mit den Fremden verkehren. Und selbst mit den Dienstboten hat es Schwierigkeiten, denn als ein amerikanischer Missionär in Kanagawa um die Erlaubniß bat ein paar Mägde miethen zu dürfen, bedeuteten ihn die Beamten daß er dann aus einem besonders für die Europäer errichteten Bordell in Gokuhama sie wählen müsse. Auch sonst sträuben sich die Japanesen gegen auswärtigen Verkehr. So wurde ihnen ein Dampfer angeboten der einen regelmäßigen Curs zwischen Jeddo, Nagasaki und Schanghai befahren, und unentgeltlich alle Briefe, Frachten und Geldsendungen der Regierung befördern wollte, nur gegen eine Entschädigung von 300 Tonnen Kohlen für jede Fahrt, aber der Vorschlag wurde abgelehnt.

Dennoch aber haben die Japanesen unglaublich rasche Fortschritte gemacht. So kehrte ihre Gesandtschaft nach den Vereinigten Staaten von San Francisco auf einem japanischen Dampfer zurück, der nur von Japanesen bedient war und die Ueberfahrt ohne Unfall in 30 Tagen einschließlich eines Aufenthaltes bei Honolulu (Sandwich-Inseln) zurücklegte. Die Seeleute welche diese denkwürdige Fahrt ausführten, waren in ihren californischen Stiefeln und Kappen die Bewunderung aller ihrer Landsleute, und gewiß auch für sie so merkwürdig, wie die Leute der Victoria und Elcano's, des ersten Schiffes das die Welt umsegelte, den Spaniern gewesen seyn müssen. Geradezu staunenswerth ist ferner die Schnelligkeit mit der sich die technische Civilisation Europa's unter den Japanesen verbreitet. Ihre Rosse wurden ehemals nicht beschlagen, sondern die Hufe mit strohgeflochtenen Schuhen geschützt, von denen der Reiter bei großen Entfernungen, die nicht nach Meilen, sondern nach verbrauchten Schuhen gezählt werden, einen Vorrath mitnahm. In wenig Monaten, nachdem englische Rosse und Reiter gesehen worden waren, wurden die japanischen Pferde mit Hufen beschlagen. Kaum ließ ein Brite einen Sattel bei einem einheimischen Sattler ausbessern, so wurde das Muster nachgeahmt, und jetzt wollen alle großen und kleinen Herren in Japan nur auf englischen Sätteln reiten. In kurzer Zeit wußten auf die Bestellungen der Europäer die Japaneser matte Lampenglocken und Cylinder für Carcellampen anzufertigen. Ein zerbrochener Korkzieher der als Modell einem einheimischen Handwerksmann gegeben wurde, konnte rasch durch ein tadelfreies Facsimile ersetzt werden, und dieses war wohlfeiler als das Londoner Original. Das merkwürdigste aber war folgendes: einem Lackirer, Namens Sabie, wurde eines von den in England unter dem Namen Chubbs's Locks bekannten Kunstschlössern anvertraut, damit er es zu einem vorher bestellten Kästchen verwenden sollte. Das Kästchen kam mit dem Schloß, der Eigenthümer aber merkte ganz zufällig daß der Schlüssel nicht der ächte seyn könne. Die Sache wurde untersucht, und es fand sich daß der wackere Sabie voll Bewunderung über den Mechanismus ein falsches Chubbs's Lock angefertigt, das Original aber als Modell behalten hatte. Die Japanesen sind auch in manchen Erzeugnissen den Europäern völlig ebenbürtig. Die bei uns moderne Erfindung des Farbendruckes ist in Japan etwas altes und sehr gewöhnliches. Daß sie große Künstler, namentlich im Fach der Carricaturen sind, ist bekannt, und ganz Ausgezeichnetes liefern namentlich die Elfenbeinschnitzer. Daß Japan also kein sonderlicher Markt für Absatz von unsern Fabrikartikeln ist, kann man sich leicht sagen, im Gegentheil würden, wenn sie sich darauf verlegen wollten, die Japanesen rasch die englischen Stahlwaaren mit ihren Producten verdrängen können. Dem Handel der Fremden stellt sich als Hinderniß hauptsächlich das Betragen der Residenten entgegen. Die Japanesen sind entschlossen keine Ungebührlichkeiten zu dulden, nun gehören aber die Amerikaner und Engländer, welche sich unter ihnen niedergelassen haben, zu den verwegensten Glücksjägern. Es ist dieselbe Sorte von Menschen die in Californien und in Australien zu Hause war. Der Brite ist selbst im alten Europa rücksichtslos gegen örtliche Sitte, um wie viel mehr im Morgenland, wo ihm vor Kastenhochmuth der Kamm schwillt. Die Stellung des Hrn. Alcock war daher eine höchst peinliche, besonders als kurz nach Abschluß des Handelsvertrages die Kunde von der Niederlage am Peiho bekannt wurde, welche, wie wir wiederholt bemerkt haben, einen großen Druck auch auf die japanesischen Beziehungen geübt hat. Jetzt wo Peking den Alliirten in die Hände gefallen ist, dürfen die Fremden wieder den Japanesen die Faust zeigen. Trotz aller Beschränkungen lacht dem Handel mit Japan ein sonniger Horizont. In den ersten Monaten schon wurden 18,000 Kisten Thee und 2000 Ballen Seide ausgeführt. Wie wichtig es ist doppelte Märkte für beide Artikel zu besitzen, und von China nicht allein abzuhängen, liegt auf der Hand. Das Rösten der Theeblätter ist indessen in Japan noch mangelhaft, allein bereits sind chinesische Instructoren von Schanghai gesendet worden. Die japanesische Seide ist vorzüglicher als die chinesische und besser gehaspelt, dagegen ist die Sortirung ungenauer. Gut sortirte Seide dagegen ist mit 4 Shilling das Pfund theurer bezahlt worden als die beste chinesische Seide. Es fehlt den Europäern aber an Rimessen. Etwas Wollenwaaren sowie Kattune werden abgesetzt, aber lebhaft ist die Nachfrage nur nach Segeltuch und Fensterscheiben. In Japan selbst aber scheint etwas zu existiren wie eine Prohibitionspartei. In Folge der Ausfuhren befürchtet man nämlich eine Vertheuerung des innern Verbrauches und widersetzt sich diesem Ungemach mit tiefer Unterschätzung der Segnungen eines flotten Handels.

Digitized by Google

Die Victoria-Brücke über den St. Lorenzstrom.

(Aus der Edinburgh Review.)

Die canadiſche Eiſenbahn welche den Namen Grand Trunk Railway führt, durchzieht das engliſche Amerika von den Geſtaden des atlantiſchen Meeres bis in die Prairien des Far-Weſt (fernen Weſtens) auf einer ununterbrochenen Linie von 1200 (engl.) Meilen; ſie bietet das ganze Jahr hindurch einen offenen Weg über die fruchtbaren Ebenen Ober-Canada's und das Thal der großen Seen; ſie ſteigt zum Meer hinab und verbindet das engliſche Gebiet mit den umfangreichen Beſitzungen der amerikaniſchen Union. Im Sommer beſitzt Canada den ſchönſten Fluß der Welt, welchen ein bewundernswerthes Netz von Canälen vervollſtändigt; allein während ſechs Monaten des Jahres iſt der breite Waſſerweg des St. Lorenz und ſeiner Zuflüſſe unterbrochen oder durch das Eis verſperrt, und ehe man (Dank beſonders der Thätigkeit der Colonialregierung) den Bau der Linie des Grand Trunk beſchloſſen und ausgeführt hatte, konnte man ſagen daß in keiner Jahreszeit für die Erzeugniſſe und den Handelsverkehr der engliſchen Provinzen Nordamerika's eine beſtändige offene große Straße beſtand. Und dennoch wäre dieſes belangreiche Werk noch unvollſtändig geblieben, wenn man es auf das nördliche Ufer des St. Lorenz beſchränkt hätte. Um es mit Neu-Braunſchweig und den Häfen Neu-Schottlands in Verbindung zu bringen, ſowie um eine unmittelbare Communication mit den Vereinigten Staaten herzuſtellen, war es unumgänglich nöthig über den Fluß — einen der breiteſten und reißendſten Waſſerläufe der Welt — eine Brücke zu ſchlagen die im Stande war das gewaltige Gewicht einer Eiſenbahn zu tragen. Dieſes Unternehmen war mehrere Jahre hindurch der Gegenſtand ernſter Aufmerkſamkeit der canadiſchen Ingenieure, allein die Ehre der erſten Idee des Werks gebührt, wie es ſcheint, dem Hrn. A. M. Roß, einem von Dornoch gebürtigen Civil-Ingenieur. Der Plan dieſes letztern erhielt die Gutheißung Hrn. Stephenſons, der ſich zu dieſem Zweck im Jahr 1853 nach Canada begab, und die Arbeit ward unter der unmittelbaren Leitung des Hrn. Hodges begonnen und beendigt.

Das zu löſende Problem bot die höchſte Schwierigkeit dar, denn die zu beſiegenden Hinderniſſe waren von der entgegengeſetzteſten und verſchiedenſten Art. Vom Monat Januar bis zum Monat April iſt der St. Lorenz eine unermeßliche holperige Eisfläche, welche die bizarrſten Formen zeigt, und ſich durch den Druck des Waſſers bis auf ſechzehn Fuß über den Spiegel der Sommerſtrömung erhebt. Die Temperatur ſinkt auf mehr als 20 Grad F. (23° R.) unter Null herab — ein Kältegrad bei welchem das Eiſen die nackte Hand brennt, und der die Möglichkeit von Handarbeiten faſt unbegreiflich macht. Im Sommer dagegen folgt dieſer ungemeinen Kälte eine unerträgliche Hitze. Zwiſchen den Monaten April und Juni geht die Temperatur von 9 auf 90 Grad Fahrenheit (— 8° R. auf + 26° R.) über. Die braven Arbeiter welche dieſe ſchrecklichen Temperaturſchwankungen erduldet haben, waren abwechslungsweiſe den, zuweilen gleich traurigen, Wirkungen der äußerſten Kälte und der äußerſten Wärme ausgeſetzt. Die Strömung drängte mit einer Geſchwindigkeit von acht Meilen in der Stunde und, mit einer ſchrecklichen Wucht, die jeden Augenblick alles wegzureißen drohte, gegen die Fangdämme der Pfeiler an. Zweimal jährlich, in Folge der Eisbildung im Herbſt und des Eisgangs im Frühling, änderte die Scene ihren Charakter, und der Gang der Arbeiten mußte ſich demgemäß ebenfalls ändern, ſo zwar daß die Arbeiten in kurzen Perioden von drei bis vier Monaten ausgeführt werden mußten, und daß nach jeder dieſer Perioden die unvollendeten Bauten und die zu ihrer Vollendung getroffenen Anſtalten nothwendigerweiſe den „Krämpfen der Natur," wie man ſie ohne Uebertreibung nennen kann, ausgeſetzt blieben.

Die unbeſtreitbar ernſteſte Schwierigkeit gegen die man zu kämpfen hatte, ſowohl im Plan als in der Ausführung der Victoria-Brücke, war dieſe Arbeit der Natur, welche zweimal jährlich ſtattfindet, und welche in Nordamerika unter dem Namen Shoving of the ice (der Eisgang) bekannt iſt.

Die Eisbildung im St. Lorenzſtrom beginnt in den erſten Tagen Decembers; alsdann zeigt ſich längs der Ufer und an nicht ſehr tiefen und ruhigen Stellen eine leichte Eiskruſte, welche allmählich Stärke und Dicke gewinnt. Bald darauf fangen Eisſchollen an aus den oberhalb gelegenen Seen herabzuſchwimmen, und dann kommt allmählich das Anker-Eis, d. h. dasjenige welches ſich an den Ufern gebildet und dort feſtgeſetzt hat, ſeinerſeits herab, und verdickt das vergleichsweiſe hell gebliebene Waſſer des Fluſſes.

Das in ſeinem Gang aufgehaltene Eis der Oberfläche häuft ſich unter jeder Art erdenklicher Formen an, und wenn die Kälte ſehr ſtreng iſt, bildet ſich in Bälde eine Kruſte, die Strömung ſtockt auf der ganzen Oberfläche, und der Fluß bedeckt ſich endlich mit einem Eispanzer von mehreren Geviertmeilen Ausdehnung. In dem Maß als das Waſſer ſteigt, wird es dem Eisbrecher, an den ſich der Eisſchollenhaufen ſtützt, allmählich unmöglich dem Druck Widerſtand zu leiſten, er bricht, ſenkt ſich, und der ganze Fluß, der wenige Augenblicke zuvor noch eine unermeßliche Eismatte bildete, ſetzt ſich in Maſſe in Bewegung, und erzeugt jene berühmten Eisgänge welche die Bewohner von Montreal ſo ſehr fürchten. Die ſchneidenden Ränder der ungeheuren Eisbank, die unwiderſtehlich vorwärts geriſſen wird, drücken ſich in die Geſtade des Fluſſes zuweilen mehrere Fuß tief hinein, und reißen alles hinweg was ihnen im Wege ſteht. An gewiſſen Stellen geräth das in der Höhe von 20 bis 30 Fuß aufgehäufte Eis in Bewegung, und zerreibt und drückt alles nieder, bis es eine andere Schranke findet die ihm Widerſtand genug leiſtet um es in ſeinem Gang aufzuhalten. In dem Maß als der Winter vorrückt und die Kälte zunimmt, wird die Eismaſſe ſtärker; in dem Maß als die oberhalb des Fluſſes liegenden Seen vollſtändiger gefrieren, hört das Herabſchwimmen der Eisſchollen, welche anfänglich von dorther kamen, und bis jetzt ſo viel dazu beigetragen hatten die Strömung zu hemmen, auf, und das Waſſer des Fluſſes ſinkt allmählich bis auf ſeine gewöhnliche Winterhöhe, d. h. auf ungefähr 12 Fuß über ſeinen Sommerſpiegel. Die Eis-

Digitized by Google

brücke, ſonſt der Waſſerſpiegel genannt, bildet ſich, zum vollſtändigen Zuſtand der Feſtigkeit gelangt, von dieſem Augenblick an auf dauernde Weiſe für den ganzen Winter, und dieß findet gemeiniglich um die erſte oder zweite Woche Januars ſtatt. Es iſt ſelten daß die größte Dicke des jungfräulichen Eiſes mehr als drei Fuß beträgt. Auf den blauen und klaren Gewäſſern des St. Lorenz iſt es vollkommen durchſichtig.

Um die Mitte des Märzen bekommt die Sonne allgemach in der Mittagsſtunde eine größere Kraft, und ihre Wärme, verbunden mit lauen und reichlichen Regen, wirkt auf das Eis dergeſtalt ein daß es faul wird, oder, wie man gewöhnlich ſagt, in den Zuſtand eines „Honigkuchens" übergeht; wenn nun das Eis in dieſem Zuſtand iſt, zerſchellt ein etwas kräftiger Schlag mit einem ſpitzigen Inſtrument einen Block, wäre er ſelbſt 3 Fuß dick, in tauſend Stücke, gleich als ob er aus mehreren Millionen kryſtalliſirter, vertical zuſammengeſtellter Schilfrohre beſtände.

Hat das Eis einmal ſo ſeinen innern Halt verloren, ſo wird es leicht von den Winden gebrochen, beſonders an den Stellen wo wegen der großen Tiefe des Waſſers die Seen nicht ganz gefrieren. Dieſes Eis, das über die Stromſchnellen herabſchwimmt, verdickt das Waſſer, und bringt den Fluß wie im Anfang des Winters zum Steigen. Die geſchwächten Eisfelder brechen dann allgemach, und in einigen Tagen wird der Fluß wieder frei, ausgenommen an den Kaien und an gewiſſen Punkten des Geſtades, wo das Eis ſich ſperren konnte; an ſolchen Stellen kann man noch mehrere Wochen lang Eis ſehen. Wenn das Eis der Seen herabkommt, ehe das des Fluſſes und ſeiner untergeordneteren Becken faul geworden iſt, ſo treten große Eisbrüche ein, welche Wälle bilden und den Waſſerſpiegel verhältnißmäßig erhöhen.

Zur Vermeidung der aus dieſer Arbeit der Natur hervorgehenden Gefahren und Schwierigkeiten beſchloß man die Victoria-Brücke mit ſteinernen, in weiten Zwiſchenräumen von einander angebrachten Pfeilern zu bauen, jedem Pfeiler die größte Feſtigkeit und einen breiten ſcharfen wider die Strömung gekehrten Vorpfeiler zu geben, der dem Eis einen Winkel darbiete, ſtark genug um es zu trennen und zu brechen, wenn es ſich wider die Pfeiler aufthürmt. Die Pfeiler der Brücke ſind in der That dergeſtalt gebaut worden, daß ſie ſowohl als Pfeiler zur Tragung der Röhren wie als Eisbrecher dienen um den Stoß der Eisſchollen abzuhalten. In dieſer doppelten Beziehung iſt der Zweck den man im Auge gehabt vollſtändig erreicht worden.

Die Stelle die man für die Errichtung der Brücke auswählte, liegt unterhalb eines den Namen „Baſſin der Prairie" führenden kleinen Sees, am weſtlichen Ende des Hafens von Montreal und ein wenig unterhalb der Stadt. Der St. Lorenz iſt an dieſer Stelle 8660 Fuß oder 1¾ (engl.) Meile breit. Weiter oben, oberhalb der Stadt Montreal, iſt das Bett des Fluſſes viel ſchmäler, und 8 Meilen von Montreal bildet er die ſogenannten Stromſchnellen von Lachine, welche auf einer Strecke von 2 Meilen einen Geſammtfall von 42 Fuß haben; allein die Tiefe des Waſſers und die Heftigkeit der Strömung machten die Errichtung der Pfeiler in dem ſchmäleren Theil des Fluſſes unmöglich. Vor Montreal iſt das Bett durch eine „Bank der Mitte" genannte Sandbank in zwei Hauptcanäle getheilt, und da dieſe Bank mit Kieſelſteinen und Felſenſtücken bedeckt iſt (was ſie für die Schifffahrt ſehr gefährlich macht), ſo lieferte ſie einen nützlichen Stützpunkt für die Erbauung einer Brücke welche die ganze Breite des Fluſſes umfaſſen ſollte, weil hier das Waſſer minder tief war. Die Tiefe an der Stelle der Brücke ſchwankt zwiſchen 5 und 15 Fuß, wenn man als Baſis den Waſſerſpiegel im Sommer annimmt, und das Flußbett beſteht aus Kalkgeſtein, das an der Oberfläche mit großen Kieſelſteinen bedeckt iſt.

Die zum Beginn der Arbeiten gewählte Jahreszeit war der Moment welcher unmittelbar der Bildung der Eisbrücke folgte, im Januar 1854. Die Stellung der Pfeiler der Brückenlinie wurde auf das Eis gezeichnet, und man ſtellte mitten durch die in buntem Untereinander, wie eben ſo viele Felſen, aufgehäuften Eisblöcke einen ebenen Weg genau in der Richtung der Brücke ſelbſt her. Die Stellen der Pfeiler wurden ſonach auf dieſem ebenen Weg mittelſt hölzerner Pfähle bezeichnet. Man ſtach in das Eis um jeden Pfeiler herum Löcher, in denen man Sondirungen anſtellte, und vertiefte in den felſigen Grund eine Eiſenſtange um den Mittelpunkt jeder dieſer ungeheuren Mauerwerkmaſſen zu bezeichnen. Während des Winters errichtete man auf dem Eis auch Cribworks, eine Art mit Steinen gefüllter Käſten, welche man oberhalb des für die Pfeiler beſtimmten Punktes verſenkte. Dieſe Käſten hatten eine ſolche Höhe, daß ſie, wenn ſie unter Waſſer waren, um einen Fuß die Sommerwaſſerhöhe überragten, indem das Eis im Winter, wie wir bereits geſagt, ungefähr 16 Fuß oberhalb dieſes Niveau's iſt. Auf dieſer Baſis bildete man, ſobald der Frühling eintrat und der Fluß frei wurde, die Einfaſſungen der Fangdämme, und wenn die ſo hergeſtellte Einfaſſung mittelſt der Pumpen trocken gelegt war, ſah man Männer mit Schubkarren das lebendige Geſtein des Flußbettes von den durch die Infiltrationen herbeigeführten Ablagerungen frei machen.

„Es war ein ſeltſames Schauſpiel," ſagt Hr. Hodges, von der Plattform des Fangdamms aus die Gewäſſer des St. Lorenz mit Ungeſtüm auf jeder Seite vorbeiziehen zu ſehen, während daß man innerhalb desſelben den nackten Fels mit den Fundationen der Pfeiler bemerkte. Im Anfang fürchtete man ſehr den Stoß der Gegenſtände welche die Strömung etwa mit ſich führte. Dieſes Gefühl war ſo ſtark, daß, als ein Dampfboot oder eine Barke heftiger als gewöhnlich an die Umdämmung anſtieß, jedermann nach allen Seiten beſorgt umſchaute, in der Erwartung man werde ſehen daß das Waſſer ſich einen Durchgang ſchaffe, und daß die Arbeiter genöthigt ſeyn würden ihr Heil in einem ſchnellen Rückzug zu ſuchen. Indeß hielt die Umdämmung gut. Am 22 Jul. war der erſte Stein gelegt, und am 14 Aug. überragte das Mauerwerk des erſten Pfeilers den Waſſerſpiegel."

Man hat oft bemerkt — und die uns beſchäftigende Brücke iſt der beſte Beweis dafür — daß die Nothwendigkeit auch mechaniſche Geſchicklichkeit erzeugt. Mehr als ein aus-

Digitized by Google

wandernder Arbeiter, der in seinem Vaterland, inmitten aller Hülfsquellen der Civilisation, sein Handwerk im hergebrachten Schlendrian treibt, wird ein ganz anderer Mensch wenn er sich seinen eigenen Hülfsquellen überlassen sieht, und gezwungen ist mit den unzureichenden Materialien und den urzeitlichen Werkzeugen des Coloniallebens zu arbeiten. So ist von Hrn. Chaffrey, einem der Nebenunternehmer der Brücke, mit den gröbsten Materialien und in der urzeitlichsten Form ein Dampfkrahn gebaut worden, mittelst dessen er auf zweimal 70,000 Tonnen Steingewicht beförderte, andere enorme Aufgaben erfüllte und auf bewundernswerthe Weise bis zu Ende fortarbeitete, während eine um den Preis von mehreren Tausend Pfd. Sterling, zur Verrichtung derselben Arbeit, aus England gesandte scharfsinnige Maschine aus Mangel an Dienstleistungsfähigkeit beiseite gestellt werden mußte.

Die Naturhindernisse welche sich einem so beträchtlichen und so neuen Unternehmen entgegensetzten, waren indeß nicht die einzigen Schwierigkeiten mit denen die Erbauer zu kämpfen hatten. Das Bedürfniß nach Arbeitskräften war in Canada und den Vereinigten Staaten so groß, daß unablässig Arbeitseinstellungen unter den Arbeitern vorkamen, indem sie eine Lohnerhöhung forderten; diese Arbeitseinstellungen wiederholten sich selbst regelmäßig alljährlich zweimal, und desorganisirten im Frühjahr, zur Zeit der Ankunft der Flotten, und während der Ernte die Compagnien specieller Arbeiter vollständig. Dazu kam noch daß die Cholera mit erschreckender Heftigkeit wüthete, so daß in einer Compagnie von 200 Mann nicht weniger als 60 zugleich von dieser Krankheit befallen wurden, und mehrere starben. Die Hitze im Monat August war unerträglich. Mehrere Hundert Geviertmeilen Waldung fiengen Feuer, und die Atmosphäre war voller düsterer Aschen- und Rauchwolken. Außerdem hatten die Bauten noch den Stoß des herannahenden Winters auszuhalten, und man sagte in Montreal ziemlich allgemein voraus: die ersten Einbrüche des Eises würden die unvollkommenen und mühevoll ausgeführten Arbeiten des Jahres mit fortreißen. Die Erbauer selbst schwankten in ihrem Vertrauen, und das Unternehmen schien die Kräfte des Menschen fast zu übersteigen. Der Winter begann im November, und in den ersten Tagen Januars schlug die Prüfungsstunde.

„Der Fluß," schreibt Hr. Hodges, „stieg fortwährend, das Eis häufte sich an und war bis zum 4 Jan. in Bewegung. Da an diesem Tag der Krahn das aufgehäufte Eis auf die Sandbänke gehoben, und der stromabwärts gelegene Eiswall sich gebrochen hatte, so trat eine allgemeine Bewegung ein. Die Fangdämme Nr. 1 und 2 wurden auf dieselbe Weise fortgerissen wie die Gerüste der Widerlager. Diese Bewegung des Eises fand zur Mittagsstunde statt, und bot ein Schauspiel dar das man nie vergessen wird. Der ganze Fluß und das „Bassin der Prairie" waren eine compacte Masse von Eisschollen, die, durch den weiter unten gelegenen Eiswall aufgehalten, sich seit vier Tagen in einem staunenerregenden Maß angehäuft hatte. Endlich gaben sich leichte Symptome der Bewegung kund. Die überall herrschende Ruhe wurde von Zeit zu Zeit durch Krachen unterbrochen; jedermann hielt seinen Athem an sich, wartete auf das Resultat, und suchte Gewißheit zu erlangen ob die Bewegung eine allgemeine sey. Die Ungewißheit dauerte indeß nur wenige Augenblicke, denn nach Verlauf von einigen Minuten wurden unsere Ohren von einem schrecklichen Getöse betäubt. Der Eisbruch gieng von statten. Der Anblick von 20 Geviertmeilen (mehr als 124 Millionen Tonnen) aufgehäuften Eises, das wenige Minuten zuvor ein solider Felssee und jetzt ganz in Bewegung zu seyn schien, bot ein Schauspiel von unbeschreiblicher Großartigkeit dar. Das Gerüstwerk des Krahnen und der Fangdamm Nr. 2 wurden auf eine Entfernung von einigen Hundert Yards hinweggerissen ohne daß ein einziger Nagel brach; in dem Maß jedoch als die Bewegung rascher wurde und das entsetzliche Krachen zunahm, schienen diese Holzstücke sich zu beleben, und nachdem sie wie ungeheure Riesen drei oder vier walzerartige Drehungen vollzogen hatten, wurden sie verschlungen und ins Nichts zurückgeführt."

Nachdem die Personen welche im Thurm der „Passagen" aufgestellt waren und denselben als Observatorium benützt hatten, die imposante Scene so lange stillschweigend betrachtet bis kein Zweifel mehr obwalten konnte daß das Schlimmste vorüber sey, fiengen sie an zu untersuchen wie der isolirte Pfeiler Nr. 1, der allein inmitten des Chaos den Kampf zu bestehen gehabt, Widerstand geleistet habe. Obgleich einige von ihnen ein vollkommenes Vertrauen zur Schau trugen, so gesteht doch Hr. Hodges daß es ihm selbst zu unendlichem Trost gereicht habe, als er, nach der sorgfältigsten Untersuchung, entdeckte daß der Pfeiler nicht beschädigt worden.

Es wäre langweilig den allmählichen, langsamen, aber ununterbrochenen Fortgang der Arbeiten zu verfolgen. Erst im Monat August konnten die Fangdämme wieder ersetzt werden, und begann wirklich das Legen der Steine, und andrerseits wurden vor Ende Novembers jeden Jahrs die Arbeiten der Saison geschlossen. Die Arbeitssaison für das Mauerwerk der Pfeiler war sonach auf ungefähr sechzehn Wochen im ganzen beschränkt; indeß wurde das Unternehmen mit einer solchen wundervollen Thätigkeit fortgeführt, daß im Sept. 1856 8000 Kubik-Yards oder 216,000 Kubikfuß Mauerwerk vollendet waren, was 13 Kubikfuß für die Arbeitsminute während des ganzen Monats macht. Im Jahr 1854 fieng ein einsamer Pfeiler des nördlichen Ufers an seine Spitze über das Wasser zu erheben; im Jahr 1855 waren zwei beendigt und zwei andere angefangen; im Jahr 1856 erhoben sich sieben über den Fluß auf dem einen der Ufer, und zwei auf dem andern; im Jahr 1857 waren dreizehn Pfeiler fast fertig und die Widerlager der Brücke beider Ufer beendigt; im Jahr 1858 waren sämmtliche Pfeiler so weit vorgerückt, daß die große Arbeit der Röhrenlegung in Angriff genommen werden konnte, sobald die Eisbrücke im folgenden Winter gebildet seyn würde.

Alle eisernen Stücke der Röhren waren in den Schmiedwerkstätten (Canada works) von Birkenhead verfertigt worden. Jede Röhre hatte da ihren Plan, auf welchem mit einer Ziffer, einem Buchstaben, oder irgendeinem andern Unter-

Digitized by Google

ſcheidungszeichen, die einzelnen conſtitutiven Theile der Röhre, wie Fond- und Deckplatten, Barren in T', gekrümmte Eiſen ꝛc., bezeichnet waren. Sowie in Birkenhead die einzelnen Stücke vollendet und zur Einſchiffung bereit waren, wurden ſie mit dem dem Plan entſprechenden Zeichen geſtempelt, ſo zwar daß, als die Ladung in Canada ankam, die Arbeiter, wiewohl jede Röhre aus 4926 Theilen, oder aus 9852 für ein Paar, beſtand, mittelſt des Plans welchen ſie vor Augen hatten im Stande waren Stück für Stück ohne möglichen Irrthum an Ort und Stelle zu legen. Einem in ſolchen Dingen Unerfahrnen dürfte ein ſolches Vorgehen als eine eben ſo verwickelte und eben ſo ſchwere Aufgabe erſcheinen wie die Zuſammenſetzung eines Geduldſpiels. Allein in Birkenhead wurde allen Einzelheiten der ausgeführten Arbeiten ſo viel Sorgfalt gewidmet, und es herrſchte bei der Einſchiffung und Ausladung ſo viel Ordnung, daß an Ort und Stelle kein einziges Stück falſch geſetzt ward, keine einzige Platte geändert werden durfte.

Ebenſo wie der kurze Zeitraum des Sommers die Periode war auf die man nothgedrungen den Bau des Mauerwerks der Pfeiler beſchränken mußte, ebenſo bildeten die Monate Januar, Februar und März, während welcher der St. Lorenzſtrom ſich in eine Eismaſſe verwandelt hatte, die feſte Periode während der allein die zur Erhebung der ungeheuren Röhren nothwendigen Gerüſte gefahrlos aufgeführt werden konnten. Als es ſich um die Legung der großen Centralröhre handelte, entſtand jedoch die Frage ob ſich die Arbeit zeitig werde vollenden laſſen. Der 10, 11 und 12 Januar 1859 waren die kälteſten Tage die man ſeit mehreren Jahren in Canada gehabt. Die Thermometer an der Brücke ſanken auf 30° R. unter Null. Deſſenungeachtet fieng man bei dieſer Kälte an. Das Arbeitsgerüſt und der Transport der Stücke mittelſt Dampfs waren bald beendigt, und am 31 Jan. wurde der Fond der großen Röhre begonnen. Am 9 Februar war er beträchtlich vorgerückt; vierzig Compagnien Arbeiter waren Tag und Nacht mit Bohrung der Löcher für die Vernieter beſchäftigt. Große in mächtigen Kohlenbecken unterhaltene Feuer warfen ihr unheimliches Licht auf dieſen ſonderbaren Kampf des Menſchen mit dem gefrornen Fluſſe. So windſtill es auch war, konnten bei dieſer niedrigen Temperatur doch die Menſchen trotz ihrer dichten Ueberröcke, ihrer dicken Handſchuhe und ihrer Pelzmützen die Arbeit nicht fortſetzen. Zuweilen waren ſie in Folge des Nebels auf dem St. Lorenz gleichſam mit Eis überzogen; vielen von ihnen erfroren einzelne Theile des Körpers; indeſſen, Dank der Pflege und der umſichtigen Behandlung die man ihnen rechtzeitig angedeihen ließ, kein Glied, kein Finger gieng durch den Einfluß der Kälte verloren. So rückte das Werk vor; jedermann arbeitete mit einer Begeiſterung der weder die Strenge der Jahreszeit noch die Schwierigkeit des Unternehmens Eintrag thun konnte; denn es herrſchte allgemein die Meinung daß, wenn die Centralröhre vor dem Eisbruch nicht vollendet werden könne, ſie im Fluß verſinken und verloren ſeyn würde. Dieß gab den letzten Wochen dieſer großen Arbeit ein ganz beſonderes Intereſſe.

Am 28 Febr. war der Fond der Röhre vollendet, 180 Fuß der Seiten waren am Platze, und 100 Fuß des Obertheils waren belegt. Fünfzehn Tage ſpäter, am 15 März, riß ein furchtbarer Orkan einen Theil des Gerüſtes weg, und kündigte den Eisbruch an. Der Thermometer war auf 8° R. geſtiegen. Am 31 März war die ganze Belegung beendigt, und es waren nur noch 18,000 Vernietungen nöthig um das Werk zu krönen; in drei Tagen waren mehr als 12,000 befeſtigt, und 5000 übrigten noch, als am Freitag, 25 März, die erſte Bewegung des Eiſes ſich fühlbar machte — ſchwarze gratartige Eismaſſen zeigten ſich oberhalb der Brücke — und es war augenſcheinlich daß die ganze Eisbank des „Baſſins der Prairie" langſam auf die „Sandbank der Mitte" heranſchwamm. Ein paniſcher Schrecken erfaßte alle Arbeiter; allein da die Röhre eine Meile vom Ufer entfernt war, war Rettung unmöglich, und glücklicherweiſe hörte nach Verfluß einiger Minuten die Bewegung für dieſen Tag auf. Der Wiedereintritt des Froſtes in der folgenden Nacht hielt das Eis aufs neue einige Stunden lang feſt, und geſtattete die Setzung der letzten Vernietungen. Hierauf ergriff man Maßregeln zur Entfernung der verſchiedenen Gerüſtwerke. Nachdem dieſe Arbeit vollbracht war, blieb die Röhre feſt, ohne Stütze über den Fluß hinüber, mit einer leichten Senkung von 3 Zoll im Fond. Am folgenden Tag trieb das Eis mit ſchrecklicher Kraft herab, riß alle noch vorhandenen Gerüſtſtücke nieder und nahm ſie mit fort.

Obſchon mit dieſem Geſchäft der ſchwierigſte Theil des Unternehmens vollendet war, waren doch noch mehrere Monate erforderlich um die rieſenhaften Fangdämme und die andern bisher zur Schützung des Mauerwerks nöthigen Materialien hinwegzuſchaffen. Der 17 Dec. 1859 war der für die erſte Wagenfahrt auf der Brücke beſtimmte Tag. Eine Stunde bevor der erſte Zug zum Uebergang über dieſelbe bereit war, vernahm man ein furchtbares Krachen. Die Beſtürzung war groß, als man aber herbei eilte um die Urſache des Vorfalls kennen zu lernen, entdeckte man daß das neu gebildete Eis, welches der Fluß mit ſich führte, die Ueberbleibſel des Gerüſtes und der proviſoriſchen Arbeiten weggeriſſen, die Brücke freigelaſſen und jedes andere Hemmniß aus der Strömung entfernt hatte.

Zum Schluß unſerer Abhandlung entnehmen wir dem Rechenſchaftsbericht des Hrn. Hodges noch folgende Einzelheiten: „die Geſammtlänge der Victoriabrücke beträgt 9144 engliſche Fuß; die Länge der Röhre allein 6592 Fuß. Der Röhrenboden iſt 60 Fuß über dem Waſſerſpiegel des St. Lorenz. Das zu den Röhren verwendete Eiſen wiegt 9044 Tonnen (ungefähr 3,180,000 Kilogramme). Sämmtliche Stücke dieſer Röhren ſind durch 1540 Vernietungen unter ſich verbunden, und die eiſerne Oberfläche der Brücke entſpricht einem Flächenraum von nicht weniger als 32 Acres oder ungefähr 4800 Quadrat-Ruthen. Die Brücke hat 24 Pfeiler und 25 Bogen, darunter einen von 330 Fuß Oeffnung; die übrigen ſchwanken zwiſchen 242 bis 247 Fuß. Das Mauerwerk der Pfeiler und der Widerlager hat 2,713,095 Kubikfuß Steine in Anſpruch genommen, und das Zimmerwerk für die proviſoriſchen Arbeiten 2,280,000 Kubikfuß Holz. Mittelſt dieſer Hülfsquellen iſt eine Eiſenbahnbrücke über einen der größten und

Digitized by Google

reißendſten Flüſſe der Welt in dem Zeitraum von 5 Jahren und 5 Monaten gebaut worden; 3000 Arbeiter, 6 Dampfer, 75 Boote, 144 Pferde und 4 Dampfmaſchinen haben ihre beſtändige Thätigkeit dieſer Arbeit gewidmet.

Die Süd-Carolinier.

Süd-Carolina, die feſte Burg der Sklaverei und der Seceſſioniſten gehört, zu den kleinſten Staaten der Union, denn es zählt nur etwa 1400 Q.-M., und auf dieſen nach dem letzten Cenſus 308,186 Freie und 407,185 Sklaven, der einzige Staat wo es mehr Sklaven als Freie gibt, und zwar ſind zu den letzteren noch 10,000 freie Farbige zu rechnen. Süd-Carolina iſt die Heimath der Gentlemen, der Ariſtokratie unter den Pflanzern. Dort findet man in jedem Sinn die beſte Erziehung und die geſchliffenſte Geſellſchaft. Während die Georgier durch ihre ewige Holzſchnitzerei und ihre Duelle, die Virginier durch ihr Schuldenmachen und ihre Trunkſucht, die Kentuckyer durch ihre bäuerlichen Manieren ſich unangenehm machen, glänzen die Süd-Carolinier durch ihre Gelehrſamkeit. Unwiſſenheit wird in Süd-Carolina verachtet, und die Collegien von Columbia und Charleston ſind das Bonn und Heidelberg für ſämmtliche Baumwollenſtaaten. Nirgends werden die Sklaven beſſer behandelt als in Süd-Carolina, denn Mißhandlung eines Farbigen gilt dort allgemein als ein Zeichen ſchlechter Erziehung. Von den Gräueln dieſer Art fallen äußerſt ſelten welche in Süd-Carolina vor, und das Foltern, Todtpeitſchen und lebendig Verbrennen von Farbigen, wie es in Texas zum täglichen Brode gehört, iſt in Süd-Carolina etwas exotiſches. Doch laſſe man ſich von dieſen Glanzſeiten des Süd-Carolinerthums nicht allzu ſehr beſtechen. Das Lynchgeſetz wird auch dort vollſtreckt, aber nur an Abolitioniſten-Miſſionären. Das erſtemal wird der Ertappte nur getheert und gefedert, beim zweitenmal droht ihm ſchon der Strang oder der Scheiterhaufen. Der verſtorbene Brooks, welcher wegen der brutalen Mißhandlung Sumners im Senat hoch gefeiert wurde, war der Typus des ſüdcaroliniſchen „Gentleman," welche letztere Abart der Gentlemen man ſich denn freilich als eine „eigene Sorte von Krebſen" vorſtellen muß. Denn es beſteht im Staat eine Proſklaverei-Inquiſition, welche dafür ſorgt daß jeder Profeſſor in Columbia die Inferiorität der afrikaniſchen Race bekennt, daß jeder Buchhändler und jeder Schulmeiſter im orthodoxen Glauben wirke, endlich daß alle Bücher, alle Theaterſtücke und alle Predigten cenſirt werden, denn das dortige Pfaffenthum erröthet nicht den „Fluch Canaans" und andere Bibelſtoffe zur Rechtfertigung der Sklaverei zu mißbrauchen. Daß man Theaterſtücke, wie Maſaniello und Touſſaint l'Ouverture oder andere erhitzende Schauſpiele nicht aufführt, läßt ſich leicht erklären, daß aber auch Shakeſpeare's Othello verboten iſt, damit hat es eine eigene Bewandtniß. Etliche Jahre früher gaſtirte in Savannah (Georgien) Hr. Paul Dickſon, ein Schauſpieler von amerikaniſchem Ruf, und wählte zu ſeinem Benefiz den Mohr von Venedig. Gegen Ende des Stückes wurde ein Soldat im Parterre durch Aufregung ſeinem Nachbar höchſt auffällig, und als der Mohr zum Erdroſſeln Desdemona's abgehen wollte, hob der Milizmann ſein Gewehr und ſchoß ihn durch die Bruſt, mit der Bemerkung: „er könne es nicht anſehen daß ein Schwarzer [1] eine weiße Frau ermorden ſolle."

Von den 300,000 Weißen in Süd-Carolina ſind die wenigſten Pflanzer. Es gibt in der ganzen Union nur 90 bis 100,000 Pflanzerfamilien, und gewiß keine 10,000 in Süd-Carolina. Solche Familien indeſſen wo Farbige als Dienſtboten gehalten werden, ſind zahlreicher. Man kann aber wohl ſagen daß von den 300,000 Weißen Süd-Carolina's 200,000 keinen Sklaven beſitzen und keine Sklavenarbeit verwenden. Dieß ſind die ſogenannten Mean whites, das weiße Pack in der Sprache der „Gentlemen." Sie leben von gelehrten und ungelehrten Gewerben, welche ſämmtlich überfüllt ſind, ſo daß das weiße Pack das ſchlimmſte Proletariat darſtellt, weil alle Feldarbeit als entehrend von ihnen nicht verrichtet werden darf. Man ſollte meinen, und wir ſelbſt haben dieſen Irrthum früher getheilt, daß hinter jedem ſolchen „weißen Lumpen" ein Antiſklavereimann ſtecke. Auch der berüchtigte Broſchürenſchreiber Helper iſt der Anſicht. In Wahrheit aber ſind die mean whites kaiſerlicher als der Kaiſer, und man ſagt in Süd-Carolina: wenn die Pflanzer ihre Sklaven freilaſſen wollten, das „Pack" würde es nicht dulden. Und es iſt auch natürlich daß es ſo iſt, denn was das „Pack" in ſeinen Lumpen noch tröſtet, iſt der Rang der Hautfarbe. Bei ihnen iſt die Kaſte das einzige was ſie zu verlieren haben, und wer verliert gern ſein letztes? Wenn auch das „Pack" kümmerlich durchs Leben ſchleicht, es beſitzt doch die Freiheit und das Recht des Abſtimmens. Aber noch weit mehr als den Verluſt dieſes Troſtes fürchtet das „weiße Pack" die Einwanderung der Iren und Deutſchen, welche natürlich ſo lange die Sklaverei beſteht, nicht einzudringen vermögen.

Selbſt aus Süd-Carolina gelingt es jährlich theils auf Schiffen, theils auf der unterirdiſchen Eiſenbahn einer Anzahl Sklaven zu entfliehen. Die unterirdiſche Eiſenbahn — underground railway — nennt man bekanntlich den Rettungs-

[1] Der arme Schauſpieler wurde das Opfer eines ſprachlichen Mißverſtändniſſes ſeiner Zunft. Der Mohr des Shakeſpeare iſt kein Schwarzer, ſondern ein Mor, wie unſere alte deutſche Sprache richtig ſchrieb, und die ſehr correct noch zwiſchen weißen und ſchwarzen Moren, d. h. zwiſchen muhammedaniſchen Berberen und Arabern — los moros in Spanien — und den muhammedaniſchen Negern, den ſchwarzen Mohren unterſchied. Othello iſt aber ein Berber oder Araber aus der Levante und kein Aethiopier, weßhalb denn auch Hr. Ira Aldridge, der unſere Bühne in einzelnen Scenen bis zur Menagerie herabgewürdigt hat, gar keinen ethnographiſchen Beruf für Othello beſitzt. Daß dieſer letztere nämlich ganz ſicherlich kein Neger ſeyn ſoll, ergibt ſich daraus daß das ganze Stück die empfindliche Reizbarkeit für geſchlechtliche Reinheit darſtellt. Die Neger denken aber in dieſem Punkt wie das liebe Vieh, während im Gegentheil die weißen Moren ganz entſchieden zu den eiferſüchtigſten Völkern gehören.

Digitized by Google

Mechanismus der weißen Negerfreunde, der mit den Abolitionistenlogen in Verbindung steht. Der Flüchtling wird nächtlich von einer Herberge zur andern gebracht, bis er endlich jenseits der Seen den britischen Boden erreicht. Auf der canadischen Seite des Erie liegen verschiedene Dörfer solcher Flüchtlinge, welche dort in der Freiheit frieren und hungern. Das Geschäft eines Abolitionistenagenten ist indessen, wie man sich leicht sagen kann, ein sehr gefährliches in den südlichen Staaten, da über ihrem Haupt beständig das Schwert der Pöbeljustiz schwebt, besonders in Süd-Carolina, wo man trotz aller Majorität der Farbigen noch Mangel an Sklaven spürt. Süd-Carolina ist kein sklavenzüchtender Staat wie Kentucky und Virginien, aus welchem letzteren Gebiet es im Gegentheil jährlich eine Anzahl Farbiger an sich bringt. Allein Süd-Carolina zieht auf den Versteigerungen in Richmond gewöhnlich den kürzeren, denn es vermag nicht so hohe Preise zu bieten wie die Mäkler aus New-Orleans. In Folge dessen ist in Süd-Carolina hauptsächlich der Wunsch nach einer Wiedereröffnung des Sklavenhandels lebhaft. Doch hat es damit noch gute Wege, denn die Pflanzer müssen immer fürchten daß ihr Menschencapital im Preise sänke, sowie frische und wohlfeile Waare von der Goldküste käme. Viel ernstlicher droht von Zeit zu Zeit den 10,000 freien Farbigen in Süd-Carolina ein Verlust ihres Rechtsstandes, denn oft genug ist vorgeschlagen worden sie festzunehmen, und ohne weiteres unter den Hammer zu bringen. Sollte jemals der Staat in financielle Verlegenheiten gerathen, so werden diese armen Leute wahrscheinlich die Zeche bezahlen müssen.

Der Eisenbahntunnel durch den Mont Cenis.

(Polyt. Journal.)

Zuvörderst mag bemerkt werden daß der fragliche Tunnel nicht durch den eigentlichen Mont Cenis, sondern südwestlich von demselben durch den 2949 Meter (10,128 Fuß hannov.) hohen Col de Fréjus geht, daß derselbe auf italienischer (piemontesischer) Seite bei dem Flecken Bardonnèche beginnt und auf französischer (savoyischer) Seite unweit des Städtchens Modane einige hundert Fuß höher mündet als die Chaussee liegt welche über den Mont Cenis (nach Turin) führt. Die Bahnsohle im Tunnel liegt 1338 Meter (4596 Fuß hannov.) über dem Meer, während sich über dem Scheitel des Tunnels eine Gebirgsmasse (wesentlich Kalkstein) von 1610,73 Meter (5532 Fuß hannov.) größter Höhe erhebt. Letztere Dimension lehrt hinreichend daß hier beim Bau von der Herstellung sogenannter Luftschächte oder Lichtschächte nicht die Rede seyn kann, und sich dem zufolge Schwierigkeiten einstellen müssen die ihrer Art nach fast beispiellos genannt werden können.

Zur Zeit meines Aufenthaltes an den Tunnelbaustellen (in der letzten Hälfte des Monats August 1860) hatte man auf italienischer Seite etwa 600 Meter Länge und auf französischer Seite reichlich 400 Meter, also überhaupt 1000 Meter völlig vollendet, indem man täglich lediglich bei Handarbeit auf der erstgenannten Seite (in weicherem Gestein) um eine durchschnittliche Länge von einigen achtzig Centimetern, auf letzterer Seite (in härterem Gestein) einige sechzig Centimeter fortgeschritten war. Da die ganze herzustellende Tunnellänge 12¼ Kilometer (fast 1⅔ deutsche Meilen) beträgt, so würde, wäre künftig die Arbeit nicht rascher zu bewirken, eine sehr lange Zeit vergehen, bis die Vollendung des Ganzen erwartet werden könnte.

Man hat daher sowohl hierauf als auch auf den Umstand Rücksicht genommen daß bei weiterem Fortschreiten der Arbeit den dabei thätigen Menschen frische atmosphärische Luft von außen zugeführt wird. Zur Beschleunigung der Arbeit wird man künftig die Bohrlöcher zum Sprengen des Gebirges mittelst Schießpulver mit Hülfe von ebenso einfachen wie sinnreichen und wirksamen Bohrmaschinen herstellen, und als Motor derselben zusammengepreßte atmosphärische Luft verwenden, die in 20 Centimeter weiten Röhren von außen nach innen zu den Arbeitsstellen getrieben wird, und gleichzeitig den dort beschäftigten thätigen Menschen frische Luft schafft.

Die während meines Aufenthaltes in Bardonnèche mit den Maschinerien angestellten Versuche lassen an dem Gelingen keinen Zweifel mehr übrig, berechtigen vielmehr zu der Hoffnung daß man, wenn alles in vollem Gang ist, täglich auf jeder Seite um mindestens drei Meter, überhaupt also um sechs Meter mit dem Durchbrechen fortschreiten, mithin die ganze Arbeit in vielleicht sechs Jahren vollenden wird.

Der neue republicanische Tarif in den Vereinigten Staaten.

In England hat der Sieg der Republicaner anfangs große Freude gemacht, und die Times war auf der Seite derjenigen Sache die den Göttern wohlgefällig ist. Plötzlich dreht sich der Wind der öffentlichen Meinung und mit dem Winde seine Fahne. Die Secessionsstaaten kommen in Gnade, und es wird der Union angekündigt daß England keine Blokade eines südlichen Hafens anerkennen werde wenn sie nicht effectiv sey. In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, also hat auch die britische Gemüthlichkeit aufgehört von dem Tag an wo der republicanische Tarif und die Freihandelserklärung des Südens bekannt wurden, wie sich denn auch ein guter Theil britischer Sympathien für den Galantuomo und britischen Abscheues vor „Neapel mit seinen Kerkermeistern" rein nur von dem freihändlerischen Tarif der Piemontesen herschreibt. Kundschaft! Alle „moralische Unterstützung," alle Sympathien sind feil um eine Kundschaft für Calico und Scheeren!

Digitized by Google

Wäre es der liebe Eigennutz nicht der England beherrscht, so würde es vollständig im Rechte seyn die Thorheit der amerikanischen Republicaner zu geißeln. Es zeigt sich hier wieder auffallend daß die politische Klugheit in der Union sehr ungleich zwischen Süden und Norden vertheilt ist. Während die secessionistischen Cavaliere durch das Wort Freihandel die europäische Kundschaft sich zum wärmsten Freunde machen, benutzt der Norden seine zufällige Majorität im Senat um einen Tarif durchzusetzen zu dessen Verständniß wir nur einige bezeichnende Posten herausheben wollen:

	Tarif von 1846 Nach dem Werthe Proc.	Tarif von 1857 Nach dem Werthe Proc.	Tarif von 1861 Nach dem Werthe Proc.
Kleidungsstücke	30	24	30
Teppiche	30	24	30
Kohlen	30	24	50 (Cts. per T.)
Baumwollenwaaren	20—25	24	25—30
halbseidene Waare	20	15	30
Messerwaaren	30	24	30
Stabeisen	30	24	(15 Doll. die Tonne)
Roheisen	30	24	(2 Cts. das Pfd. ungef. 25 Proc.)
Rohseide	15	frei	15
Wolle	30	24	3—9 Cts. das Pfd.
Wollenwaaren	30	24	12 Cts. das Pfd. 20—25 Proc.

Der Norden ist also zum alten Schutzzolltarif des Jahres 1846 zurückgekehrt, er hat sogar noch einen Schritt weiter gethan, indem er bei den Tarifsätzen Abstufungen einführt, bei den Geweben z. B. nach der Fadenzahl auf den Zoll. Es ist wunderbar daß, während in Europa sich immer mehr Länder von dem Protectionswahn lossagen, in den Vereinigten Staaten der Unsinn siegt, der doch nur darauf hinausläuft die eine Erwerbsart zum Knechte der andern zu machen.

Der neue Tarif ist, wie kürzlich der Economist nachgewiesen hat, schwer aufrecht zu halten, denn der Schmuggel kann von Canada, von der See und jetzt auch von den Secessionsstaaten betrieben werden. Wollte man aber die nöthige Finanzwache aufstellen, so würden die Kosten, ihrer Unterhaltung auf drei so großen Gränzlinien die Zolleinkünfte beinahe völlig verschlingen, und von den Zöllen allein zehrte bisher die Union. In Folge der Tariferhöhungen müssen ferner die Einfuhren sinken und mit ihnen der Ertrag der Zölle. Den Fabricanten zulieb würde sich dann die Nöthigung einstellen die ersten directen Steuern einzuführen; denn womit soll der Mechanismus der öffentlichen Verwaltung bezahlt werden wenn die Zölle ausfallen? Dem amerikanischen Geiste völlig zuwider ist endlich die Thätigkeit einer Zollwache, denn entweder wird dieser ein ausgedehntes Visitationsrecht eingeräumt, welches jedes demokratische Gewissen verabscheut, oder sie bleibt ein unwirksames Werkzeug. Am schlimmsten aber kommt der Nordwesten dabei weg. Dieser erzeugt nur Lebensmittel und Feldproducte, die er nach Europa absetzen und gegen die er zum Theil europäische Industrieartikel wohlfeil beziehen will. Es ist natürlich daß die Briten weniger amerikanisches Getreide kaufen können, wenn die Amerikaner ihnen weniger Manufacturen abnehmen. Die westlichen Staaten erleiden also einen doppelten Nachtheil, ihr Absatz wird geschmälert, und dann werden sie noch genöthigt statt der wohlfeilen und unverwüstlichen englischen Instrumente und Kleidungsstücke die theuren und wenig haltbaren Artikel der Neu-Englandsfabriken zu kaufen. New-York endlich, durch die Secession ohnehin bedroht, wird durch den neuen Tarif in seiner Handelsbewegung noch weiter verkürzt. So ziehen sich die Republicaner Gegner von allen Seiten zu, und zwar in den entscheidenden Momenten, wo jeder Freund das doppelte werth ist.

Miscellen.

Die Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Name.	Heimath.	Zeit des Amtantrittes.	
1) George Washington,	Virginien	30 April.	1789.
2) John Adams,	Massach.	4 März.	1797.
3) Thomas Jefferson,	Virginia	„	1801.
4) James Madison,	„	„	1809.
5) James Monroe	„	„	1817.
6) John Quincy Adams,	Massach.	„	1825.
7) Andrew Jackson,	Tennessee	„	1826.
8) Martin Van Buren,	New-York	„	1837.
9) William H. Harrison,	Ohio	„	1841.
10) James Tyler,	Virginien	4 April.	1841.
11) James Knox Polk,	Tennessee	4 März.	1845.
12) Zachary Taylor,	Louisiana	„	1849.
13) Millard Fillmore,	New-York	9 Juli.	1850.
14) Franklin Pierce,	New-Hampf.	4 März.	1853.
15) James Buchanan,	Pennsyl.	„	1857.
16) Abraham Lincoln,	Illinois	„	1861.

Es versteht sich wohl von selbst daß, wo in dieser Liste die Amtsdauer aus zweimal vier Jahren besteht, Wiederwahlen inzwischen eingetreten waren, während umgekehrt, wo die vierjährige Dauer unterbrochen erscheint, der Präsident mit Tod abgieng und der Vicepräsident für ihn eintrat.

*

Evangelisch-Literarischer Verein in Jerusalem. Einen solchen Verein gründete der englische Consul Hr. Finn in Jerusalem im Jahr 1849 unter dem Namen „Jerusalem Literary Society." Der Zweck desselben war die allseitige Erforschung des heiligen Landes im weitesten Umfange, von dem Mittelmeer an bis zum Euphrat und vom Nil bis zum Orontes. In den Versammlungen, welche jeden Freitag Abend bei dem zum lebenslänglichen Präsidenten der Gesellschaft ernannten englischen Consul Finn stattfanden, wurden Besprechungen und Vorträge aller Art, in deutscher oder englischer Sprache, geographischen, historischen, philologischen,

Digitized by Google

naturhiſtoriſchen und antiquariſchen Inhalts gehalten, welche dann Eigenthum der Geſellſchaft wurden, und es ward darüber ein genaues Protokoll aufgenommen; nur rein theologiſche Discuſſionen blieben ausgeſchloſſen. Als ordentliche Mitglieder wurden nur evangeliſche Chriſten, Männer wie Frauen, aufgenommen, welche in dem heiligen Lande wohnten. Zugleich übernahmen dieſe die Verpflichtung, nach Kräften für die Erhaltung der Denkmäler des Alterthums Sorge zu tragen, und aller Verſtümmelung und Vernichtung derſelben vorzubeugen. Mit dem Verein war auch eine Bibliothek und ein Muſeum verbunden, wozu der Eintritt einem jeden, auch den Fremden, ſtets offen war. H. Petermann, aus deſſen „Reiſen im Orient" (Thl. 1. S. 213) wir das Vorſtehende entlehnen, und welcher ſich in den erſten Monaten des Jahrs 1853 in Jeruſalem befand, hatte damals Gelegenheit einen Vortrag des bei der dortigen evangeliſchen Gemeinde angeſtellten Predigers Valentiner anzuhören, der die Topographie von Jeruſalem ſelbſt zum Gegenſtand hatte. Indem derſelbe von der ziemlich genauen Beſchreibung ausgieng welche Joſephus von Jeruſalem gegeben hat, und welche als die einzige ausführliche und ſichere Quelle angeſehen werden muß, gelangte er zu der von anderen abweichenden Anſicht daß die Stadt früher eine weit größere Ausdehnung gehabt haben müſſe, und daß ſie alſo, da ihre Gränze im Süden und Oſten durch tiefe Thäler bezeichnet ſey, nach Weſten und Norden ſich weiter ausgedehnt habe als jetzt. Ob der Verein noch gegenwärtig beſteht, ſagt Petermann nicht.

*

Die armeniſchen Proteſtanten. Zu den verſchiedenen chriſtlichen Secten in der Türkei gehören auch die proteſtantiſchen Armenier, deren Geſammtzahl im ganzen Reiche man zu 4000 Köpfen berechnet. Sie ſind ſeit einigen Jahren von der Staatsregierung anerkannt, und ſollen ſich namentlich durch eine größere ſittliche Strenge vor den übrigen Armeniern auszeichnen. Allein in Syrien und Paläſtina ward bereits im J. 1853, wie H. Petermann in ſeinen „Reiſen im Orient" mittheilt, die Zahl der Proteſtanten zu 1000 Seelen angenommen, und er bemerkt daß ſeitdem der Proteſtantismus namentlich in Paläſtina erſtaunliche Fortſchritte gemacht habe. In Nablus fand P. damals auch eine kleine proteſtantiſche Gemeinde, die ſich aus griechiſchen Chriſten gebildet hatte, ſowie in Nazareth 30 proteſtantiſche Familien mit 160 Seelen, und in benachbarten Dörfern waren ſchon damals zahlreiche Anmeldungen zur proteſtantiſchen Kirche erfolgt. Auch in Adana in Kleinaſien traf er eine Gemeinde proteſtantiſcher Armenier an, deren Gottesdienſt er beiwohnte und wobei Kirchenlieder nach unſern Melodien geſungen wurden. Der ganze Gottesdienſt ward in türkiſcher Sprache gehalten, und es waren dazu kleine Liederbücher mit armeniſchen Lettern in Smyrna gedruckt worden.

*

Blakiſtons centralaſiatiſche Expedition. Folgendes Schreiben des Capitäns Thomas Blakiſton, des Entdeckers des Kutanie-Paſſes der Felſengebirge an den Generalmajor Sabine, Schatzmeiſter und Vicepräſidenten der k. Societät, ſagt das Athenäum, iſt uns zur Bekanntmachung mitgetheilt worden: Schanghai, 24 Jan. 1861. Mein theurer General! Sie werden wahrſcheinlich nicht ſehr überraſcht ſeyn zu vernehmen daß ich die erſte Gelegenheit ergriffen habe nach Centralaſien vorzudringen. Seit langer Zeit ſchon habe ich dieſen Gedanken gehegt, und da ich einen Officier traf dem derſelbe Wunſch am Herzen lag, ſo organiſirten wir zu dieſem Zweck eine kleine Expedition. Unſere Abſicht gieng dahin, mit dem Seegeſchwader, welches den Yangtſekiang in ungefähr zehn Tagen verlaſſen wird, dieſen Fluß ſo weit hinaufzufahren als die kleinſten Kanonenboote gelangen können, von da dann zu Land aus dem eigentlichen China heraus über die Gebirge nach Tibet und womöglich auf der Rück-Route des Abbé Huc nach Lhaſſa zu gehen. Von hier aus werden wir einen ganz neuen Boden betreten, und wenn wir unſere Reiſe längs der Nordſeite des Himalaya fortſetzen, die Quellen des Ganges, des Bramaputra, des Indus, der Dſchamna und des Setledſch überſchreiten, und bei Simla herauskommen können, ſo werden wir die erſten Weißen ſeyn welche dieſes Unternehmen vollbracht haben. Unſere Reiſegeſellſchaft wird, außer uns beiden ſelbſt, aus einem Dr. Barton, vom hieſigen Platze, einem halbruſſiſchen Dolmetſcher und wahrſcheinlich einem halben Duzend Pendſchab-Soldaten beſtehen, die wir von einem der hier liegenden Regimenter mitnehmen werden. Die Expedition iſt ganz privatlicher Natur; allein Sir Hope Grant, der Oberbefehlshaber, iſt von ihrer Wichtigkeit ſo durchdrungen, daß er uns einen nur durch die zur Reiſe erforderliche Zeit beſchränkten Urlaub ertheilt hat. Major Sarel macht die Expedition der Jagdzwecke halber, zugleich aber in der Hoffnung mit daß er im Stande ſeyn werde der Zoologie dadurch nützliche Dienſte zu leiſten. Ich nehme die erforderlichen Inſtrumente zu geographiſchen Beſtimmungen mit, und hoffe befriedigende Kunde hierüber liefern zu können. Obgleich keiner von uns ein Botaniker oder Geologe von Fach iſt, ſo beabſichtigt Dr. Barton doch ſeine Sammlungen in früherer Weiſe fortzuſetzen, und mittelſt verſtändig ausgewählter Proben von Geſteinen werden ſich, wenn wir ein Fuhrwerk bekommen können, die geologiſchen Charakterzüge des Landes, glaub' ich, oberflächlich beſtimmen laſſen. Magnetiſche Inſtrumente habe ich keine, und kann auch auf den Schiffen hier keine bekommen, was von manchen als ein großer Uebelſtand betrachtet wird; ich ſelbſt aber faſſe dieß in keinem ſo trüben Licht auf. Mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit werden wir, wie ich glaube, im Stande ſeyn nicht nur die Schwierigkeiten die ſich uns in China ſelbſt entgegenſtellen, ſondern auch diejenigen zu überwinden welche die Beſchaffenheit des Landes mit ſich bringt, und wenn alles gut geht, können wir die Himalaya-Gebirge im nächſten September oder October überſchreiten, und ich kann möglicherweiſe noch im Jahr 1861 in England ſeyn. Schließlich bemerke ich daß ich zunächſt vom Yangtſe an den Indus zu gehen gedenke.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 16. Augsburg, 14 April 1861.

Schamyl in der Gefangenschaft.

Den zuverlässigsten Nachrichten zufolge, liest man in Chambers's Journal, ist Schamyl jetzt wahrscheinlich ungefähr sechzig Jahre alt, obgleich dieß, da er es selbst nicht genau weiß, nur Muthmaßung ist. Dem Aussehen nach gleicht er mehr einem Vierziger. Er ist hoch gewachsen. Sein Gesicht ist sanft, ruhig, Achtung gebietend. Sein Hauptcharakterzug ist Melancholie, wenn sich aber die Muskeln seines Gesichts zusammenziehen, drückt es Thatkraft aus. Seine Gesichtsfarbe ist blaß, seine Augenbrauen sind kräftig gezeichnet, seine Augen dunkelgrau, und gewöhnlich halb geschlossen, wie diejenigen eines ruhenden Löwen. Sein Bart ist ein durch Henna röthlich gefärbtes Braun, und sehr sorgfältig unterhalten; sein Mund ist gut; Lippen roth, Zähne klein, ebenmäßig, weiß und spitzig; seine Hände klein, weiß und sorglich gepflegt. Sein Gang ist langsam und ernst; sein Aussehen das eines Helden.

Solange er in Beden war, trug er als gewöhnliche Kleidung eine lesghische Tunica, weiß oder grün; eine hochgespitzte Mütze aus Schafsfell, weiß wie Schnee, um welche ein Turban von weißer Musseline gewunden war, deren Enden hinten herabhiengen. Die Spitze der Mütze war aus rothem Tuche, mit einer schwarzen Troddel. Gestickte Gamaschen und gelb- oder rothlederne Stiefel bedeckten seine Beine und Füße. An Freitagen, wenn er in die Moschee gieng, trug er ein langes weißes oder grünes Gewand über seiner gewöhnlichen Kleidung, und im Winter schützte ihn ein carmesinrother, mit schwarzem Lammsfell gefütterter Pelz gegen die Kälte. Zur Kriegszeit waren seine Waffen ein Säbel, ein Dolch, ein Paar Pistolen und ein Gewehr. Auch ritten zwei Diener neben ihm, deren jeder ein anderes Paar Pistolen und ein Gewehr zum Gebrauche des Imams trug. Dieser Posten wurde als ein höchst ehrenvoller unter den Gebirgsbewohnern betrachtet, und wenn einer dieser Diener getödtet ward, ersetzte ihn augenblicklich ein anderer. Schamyl ist, wie man sagt, unter einem ganzen Reitervolke der beste Reiter, und seine Pferde waren die stärksten und flinksten welche man bekommen konnte.

Die geistigen Eigenschaften des Imams sind die trefflichsten die sich bei einem Asiaten finden lassen. Er war stolz auf seine Wahrhaftigkeit, wortkarg, geduldig, scharfsinnig, hellsehend, politisch, mildthätig; kalt in seinem Benehmen, aber zartfühlend wenn seine Zuneigung ins Spiel kam. Er gebrauchte keine Titel, sondern gab und nahm das „Dich und Du," wie der einfachste Bauer. Er war enthalsam und aß stets allein. Seine Nahrung bestand aus Mehl, Milch, Obst, Reis, Honig, Thee; er rührte selten Fleisch an. Er suchte jede Art Luxus zu unterdrücken, und sein Einfluß war selbst in Dingen noch übermächtig an denen anderwärts die größten Machthaber der Erde scheiterten. Das Rauchen war lange Zeit ein eben so großes Bedürfniß für die Tscherkessen wie für die Türken; allein Schamyl verbot es, und befahl daß das bisher für Tabak ausgegebene Geld zum Ankauf von Pulver verwendet werden solle. Man gehorchte. Seine Sitten waren rein, und er wollte keine Schwäche bei andern dulden. Ein tatarisches Weib, eine Wittwe und kinderlos, lebte mit einem Lesghier welcher ihr die Ehe versprochen hatte. Sie wurde schwanger. Schamyl forderte sie vor sich, und nachdem der Stand der Sache ihm auseinandergesetzt worden, hieb er dem Weibe sowohl als ihrem Buhlen den Kopf ab. Das Beil mit welchem diese Hinrichtung vorgenommen wurde, wird annoch als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt, und ist im Besitze des Feldmarschalls Fürsten Bariatinsky, des Statthalters der kaukasischen Provinzen.

Schamyl hatte vier Frauen: eine derselben starb im Jahr 1839, und von einer andern schied er sich, weil sie ihm keine Kinder gebar. Er gestattete seinen Frauen kein Ranges- oder sonstiges Unterscheidungsabzeichen. Er war mehr ein Gebieter als ein Gatte.

Von 1834 bis 1859 — volle fündundzwanzig Jahre lang — führte dieser Gebirgshäuptling Krieg mit den ausgezeichnetsten Feldherren Rußlands, und machte das Land über welches er herrschte zu einer der strengsten Militärschulen in der Welt. Seine Feindschaft war eine solche welche keine Niederlagen, keine Verluste, keine Entbehrungen schwächen konnten, und welche keine Anerbietungen, so glänzend sie auch waren, in Schlaf zu lullen vermochten, bis er endlich, aus einer bisher für uneinnehmbar erachteten Veste in eine

Digitized by Google

andere für noch unzugänglicher gehaltene verjagt, von den Höhen Ghunibs in der Hoffnung auf beſſere Zeiten ſchied, und ſich unterwarf, um das Leben einer Handvoll ergebener Anhänger, welche Unglück und Mißgeſchick ihm noch treu gelaſſen hatten, zu retten. Glücklicherweiſe hat ſelbſt das Kriegführen ſchon lange aufgehört muthwillig-grauſam und rachſüchtig zu ſeyn. Dem gefangenen Imam iſt ein reichlicher Gnadengehalt ausgeſetzt und eine Wohnung in der Stadt Kaluga angewieſen worden.

Kaluga gefiel Schamyl wegen der Wälder, Berge und Schluchten, welche ihn an den Kaukaſus gemahnten. Das für ihn gemiethete Haus hat drei Stockwerke. Das obere Stockwerk hat er für ſich behalten, das mittlere einem ſeiner Söhne gegeben, und das untere einem andern. Von den ſechs Zimmern im obern Stockwerk ſind vier von ſeinen Töchtern, welche bei ihm leben, bewohnt, d. h. jede dieſer jungen Damen hat zwei Zimmer inne. Dieſe ſechs Zimmer ſind ſehr einfach möblirt mit großen Sophas oder Divans, aber nicht mit einem einzigen Gemälde, ſelbſt nicht mit einem Spiegel geſchmückt. Des Imams Privatgemach dient als Studier-, Bet- und Schlafzimmer. Ein großer Divan, ein Armſeſſel, ein Schreibpult, ein Spieltiſch, ein Bücherſtänder, ein Becken und ein Kiſſen, um zur Gebetszeit darauf zu knien, vervollſtändigen die Ausſtattung desſelben. Der mittlere Stock, für Naſy Muhammed und ſeine Frau Kerimate beſtimmt, die ſehr ſchön ſeyn ſoll, iſt mit Spiegeln, Vorhängen, Teppichen und Bronzen verziert; Kerimate iſt noch nicht angekommen, aber Schamyl hat die Vermittlung des Fürſten Bariatinsky in Anſpruch genommen, um die Erlaubniß zu erhalten daß ſie ſich zu ihrem Gatten begeben darf. Bei ſeiner Ankunft in Kaluga beſuchte Schamyl einige der Behörden, unterhielt ſich viel mit dem Erzbiſchof, intereſſirte ſich für die täglichen Einzelheiten des Lebens ruſſiſcher Soldaten, und beſuchte mit großer Aufmerkſamkeit die Barracken des dort in Garniſon liegenden Regiments. Die Berührung dieſes mit einem weiten und hellen Geiſtesblick begabten, nur durch den angebornen Aberglauben in ſeiner Anſchauung beſchränkten Naturſohns mit unſerm künſtlichen Leben iſt ſehr intereſſant, wie es auch ſeine patriarchaliſchen Sitten und ſeine ſeltſamen Sympathien und Antipathien ſind. Allen Dingen fremd, völlig unbekannt mit allem um ihn her, zeigt er großen Tact in ſeinen Handlungen, und die Worte welche er an Hrn. Runowsky (dem wir einige dieſer Einzelheiten verdanken) richtete, als dieſer Officier ſeine Verrichtungen bei ihm antrat, werfen ein merkwürdiges Licht auf ſeine Gemüthsſtimmung. „Wenn," ſagte der Imam, „es Gott gefällt ein Kind zur Waiſe zu machen, ſo wird ihm als Erſatz für ſeine Mutter eine Amme gegeben, welche es nähren, kleiden, waſchen und vor Schaden wahren ſoll. Wenn das Kind bei guter Geſundheit bleibt, heiter, reinlich und glücklich iſt, lobt jedermann die Amme, und man ſagt: die Amme thut ihre Pflicht, und liebt das Kind. Wenn aber das verwaiſte Kind kränkelt, ſchmutzig und unreinlich iſt, ſo iſt es nicht das Kind welches wir tadeln, ſondern die Amme welche es vernachläſſigt, ununterrichtet gelaſſen hat, und die es nicht liebt. Ich bin ein alter Mann, und hier ein Fremdling. Ich verſtehe weder eure Sprache noch eure Sitten, und darum glaube ich daß ich nicht mehr der alte Mann Schamyl bin, ſondern ein kleines Kind, das durch Gottes Willen eine Waiſe geworden iſt und einer Amme bedarf. Ihr ſeyd dieſe Amme, und ich flehe Euch an mich zu lieben wie eine Amme ihr Kind liebt. Was mich betrifft, ſo werde ich Euch nicht nur lieben wie ein Kind ſeine Amme liebt, ſondern wie der alte Schamyl einen Mann lieben kann der ihm gutes thut."

Er zeigt offen ſeine Sympathien und Antipathien. Er iſt ein großer Freund der Muſik, und fragt, wenn er zu Gaſt gebeten wird, zuerſt ob irgend jemand in dem Hauſe wohin er eingeladen iſt das Piano ſpiele. Hr. Runowsky kaufte ihm eine Orgel, welche ihm ungemeine Freude machte. Am allermeiſten aber intereſſirt ihn ein Taſchenſpieler. Als einmal ein ſolcher ein in ein Taſchentuch eingewickeltes Geldſtück ſcheinbar in einen Federbuſch verwandelt hatte, machte dieß auf den Imam einen ſolchen Eindruck, daß er erklärte: die bloße Erinnerung an dieſes Kunſtſtück habe ſeine Gedanken ſelbſt beim Beten geſtört. „Nichtsdeſtoweniger," fügte er bei, „hätte ich den Mann, wenn er in Veden vor mich gebracht worden wäre, aufhängen laſſen."

Ein Krebs, welchen der Imam zum erſtenmal in ſeinem Leben zu Kaluga ſah, machte den widrigſten Eindruck auf ihn. Er nahm ihn in die Hand, und unterſuchte ihn aufmerkſam, bis der Krebs einen Finger in ſeine Scheeren bekam. Dann warf er ihn weg, beobachtete ihn aber ununterbrochen aufs begierigſte. Nachdem er des Thiers Gehweiſe bemerkt hatte, ward er unwillig, ſtieß es von ſich, und befahl dem Chadſchio, einem Manne ſeines Gefolges, das Thier aus dem Zimmer zu ſchaffen. Es dauerte lange bis er ſich von dem unangenehmen Eindruck, welchen der Krebs auf ihn gemacht hatte, wieder erholte. „Ich ſah nie ein ſo feiges Thier," ſagte er, „und wenn ich mir je eine bildliche Vorſtellung von dem Teufel machte, ſo war es in dieſer Geſtalt."

Anfänglich gieng er viel in geſellige Kreiſe, und liebte Bälle, obgleich er kein Freund der von europäiſchen Herren getragenen Feſtkleider und der bloßen Schultern der Damen war; letztere, ſagte der Imam, ſeyen eine Verſuchung welche über die Kräfte eines ſterblichen Menſchen gehe. Er liebte auch das Theater, und beſonders das Tanzen; allein die unbedeckten Geſichter ſo vieler Frauen ſtörten ihn, und er gab ſeine Beſuche bald auf. Wenn er jetzt irgendwo eingeladen wird, fragt er ob Damen anweſend ſeyn werden. Iſt die Antwort bejahend, ſo lehnt er die Antwort ab. Unverſchleierte Frauen, ſagt er, ſeyen der Lehre ſeiner Religion zuwider. Allein er hat hierüber keine bigotten Begriffe, und läßt ſich ſehr gern in eine Erörterung über dieſen Gegenſtand ein.

Der gefangene Imam erregt immer noch einige Neugierde; allein ſie ſchwindet ſchnell dahin, und bald wird man eben ſo wenig von ihm ſprechen oder an ihn denken, wie dieß bei Timur Mirza oder Abd-el Kader der Fall iſt.

Digitized by Google

Costa-Rica.

Hr. Felix Belly, ein französischer Publicist, der etwas Nationalökonomie studiert hat, wurde von einer Pariser Creditbank etliche Monate vor ihrem Bankerott zu einer Reise nach Costa-Rica bewogen, um mit den centralamerikanischen Staaten über die Canalisirung der Landenge Nicaragua's zu verhandeln, die mit französischem Geld oder vielmehr französischen Börsenwerthen betrieben werden sollte. Für diesen Gedanken hatte sich Napoleon lebhaft interessirt, als er noch Prinz war, in London lebte, Bücher schrieb und Schulden noch nicht bezahlen konnte. Für den Plan ferner verbürgte seine wissenschaftliche Autorität der geistreiche, aber wenig gründliche bonapartistische Senator, Michel Chevalier. Es ist überhaupt merkwürdig daß die Franzosen überall canalisiren wollen, obgleich sie nur eine kränkliche Schifffahrt besitzen, während die Engländer und Amerikaner trotz ihrer Handelsflotte von Canalisirungen nichts wissen wollen, sondern die Landengen Suez und Panama mit Eisenbahnen bezwingen. Hr. F. Belly gieng jedoch in gutem Glauben auf das Project ein, und reiste am 27 Febr. 1858 mit dem Postdampfer Atrato von Southampton über die Azoren nach Westindien ab. Am 2 März bereits kam der Sombrero oder spanische Hut, der Vorposten des Schwarmes der Jungfern-Inseln in Sicht, und gegen Abend lag im Westen ein stumpfer Inselberg, nach dem man hinstrebte. Es wurde rasch Nacht, während man an den finstern Inseln dahin fuhr. Der Atrato ließ eine Rakete steigen, als Antwort stieg eine andere am Land auf, und nicht lange nachher rasselten die Anker im Hafen von St. Thomas. Es war halb 10 Uhr Abends, oder, wie der Franzose bezeichnend hinzusetzt, 2 Uhr Morgens nach Pariser Zeit.

Sanct Thomas am frühen Morgen vom Verdeck eines Postdampfers, mit den gierigen Blicken eines Neulings unter den Tropen betrachtet, ist ein Paradies, wie es Delhi dermaleinst, vom Pfauenthron aus gesehen, gewesen ist. Drei Hügel sind mit drei Stufen weiß oder gelb angestrichener, mit Ziegeldächern und Gallerien versehener Häuser amphitheatralisch bedeckt. Zu dem Bild gehören ferner der Palast des Statthalters mit jonischem Säulengang auf dem Gipfel des mittleren Hügels, dann hie und dort die längst ersehnten Federbüsche der Palmen und ein grüner Uferrand! Selbst Trollope, der viel von Westindien gesehen hatte, war von St. Thomas befriedigt, aber in der Stadt selbst „ist's fürchterlich" an Gestank, Schmutz, gelbem Fieber und Prellerei. Hr. Belly gedenkt der letzteren hauptsächlich beim Geldwechseln. Die Rechnungsmünze des Platzes ist der unsichtbare Piaster. Alle andern Münzsorten erleiden ein Disagio. Amerikanisches Gold kommt mit fünf Proc. noch am besten weg, französisches Gold verliert dagegen wieder 5—6 Proc. gegen amerikanisches. Als der französische Publicist am Ufer war, überzeugte er sich daß die Geographen doch Recht hatten, welche St. Thomas einen unwirthlichen, dem König von Dänemark gehörigen Felsen nannten. Nur der Hafen ist vortrefflich, die Lage der Insel nicht minder, und die Neutralität der dänischen Flagge ganz besonders. Ihr verdankt bekanntlich St. Thomas daß es der Sammelplatz für allen Postverkehr der Engländer, Amerikaner, Franzosen, Spanier und Hispano-Amerikaner an den Gestaden des karibischen Golfes geworden ist. Nach Southampton besteht eine zweimalige Verbindung im Monat, am 2ten und am 17ten, und mit der Ankunft der europäischen Post trifft auch der Wechsel aller andern Postschiffe nach den verschiedenen Punkten der Tierra Firme, d. h. der Küstenplätze am Golf, zusammen. Da der Atrato aber vier Tage auf der Ueberfahrt gut gemacht hatte, so mußten diese bis zur Ankunft der andern Postschiffe abgewartet werden.

Am Bord der Thames schiffte sich der französische Agent nach Greytown ein. Der Dampfer berührte indessen zuvor Santa Marta, Cartagena und Aspinwall, den atlantischen Endpunkt der Panamabahn. Dieses Verkehrsmittel soll den Actionären, sagt Hr. Belly, 40—60 Proc. abwerfen. Dieß ist nun wohl übertrieben, gewiß jedoch wird ein großes Stück Geld dort verdient. Die Fahrpreise sind aber auch beispiellos hoch. Ein Begleiter Belly's, ein Italiener, mußte für die Ueberfahrt nach Panama für sich, nebst Frau und Tochter ungefähr 1000 Frcs. bezahlen, nämlich für eine Eisenbahnfahrt von etwa sieben Stunden jede Person 125 Frcs. in der ersten und einzigen Wagenclasse mit Holzbänken die es gibt, dann außer diesen 125 Frcs., je ½ Fr. für jedes Pfd. Gepäck über 60 Pfd. Nun haben sämmtliche Passagiere, vor allem die Auswanderer, „Uebergewicht," und daher ist die Gepäckeinnahme ein wichtiges Item für die Linie in Berücksichtigung der 60,000 californischen Auswanderer die jährlich kommen oder gehen. Jetzt, wo einmal die Bahn betrieben wird, ist ihre Unterhaltung mit nicht sehr großen Kosten verbunden; auch hat man jetzt die hölzernen Ueberbrückungen die zu rasch verfallen waren, durch eiserne ersetzt. Die Eisenbahn verbreitet großen Wohlstand auf der Landenge, denn in ihrem Sold steht ein ganzes Heer von Arbeitern für den schönen Tagelohn von 5—7½ Frcs. Die einzige Klage ist nur der hohe Frachtentarif, nämlich 100—300 Frcs. für die Tonne, also das fünf- und fünfzehnfache wie auf unseren Eisenbahnen. Kostet doch die Fracht von Bombay nach England zu Schiff gewöhnlich nur 125 Frcs. und von England nach Indien 75 Frcs. die Tonne. Bei den hohen Spesen für das Verladen in Panama und Aspinwall vertheuert sich die Linie noch mehr, so daß Waaren die keine hohe Fracht vertragen immer noch um das Cap Horn nach Europa gehen.

Von Aspinwall gieng es nach Greytown an der Mündung des San Juan, bekanntlich eines Ausflusses des Nicaragua-Sees. San Juan oder Greytown ist eine im Verfall begriffene Stadt, in Folge, sagt Hr. Belly, des brutalen Bombardements durch die Amerikaner 1854. Allein lebenskräftige Städte sind noch nie an einem Bombardement zu Grunde gegangen. Hankow, am Yangtseliang, wurde in wenigen Jahren dreimal von den chinesischen Rebellen erobert, ausgemordet und geplündert, als aber Lord Elgin dorthin kam, fand er wieder etliche Hunderttausende von Einwohnern beisammen und alle Spuren der Verwüstung verschwunden. Die Wahrheit in Bezug auf Greytown ist daher daß diese Stadt ihre Bedeutung durch die Panamabahn an Aspinwall verloren

Digitized by Google

hat. Der Hafen ſelbſt droht zu verſanden, und ſeit etlichen Jahren fängt ſogar der San Juan an abzunehmen, ſeitdem ein geringerer Arm, der Rio Colorado, ſich losgelöst hat und dieſer Gabelarm an Waſſerfülle wächst. Von Zeit zu Zeit ermannt ſich jedoch der Juan wieder, und dann iſt der Druck ſeiner Waſſermaſſen hinreichend den Sand aus dem Hafen San Juan del Norte wieder hinauszuſchieben. Dieſe Stadt, an einem dem Urwald abgewonnenen Uferſtreifen gelegen, genießt die große Annehmlichkeit nicht vom Staub und vom Wagengeraſſel zu leiden, weil die Straßen mit Raſen überwachſen ſind und es Wagen noch nicht gibt. Obgleich ſich die Bevölkerung ſeit 1854 von 1000 auf 600 Köpfe vermindert hatte, ſo war für unſern Reiſenden, den Gaſtfreunde am Ufer erwarteten, doch nur eine einzige Kammer aufzutreiben; auch war es nicht eigentlich eine Kammer, ſondern nur ein Speicher mit Fenſtern ohne Scheiben und einem ſehr ſchadhaften Blätterdache. Empfindlich wie alle Franzoſen gegen Zugluft ſind, betrachtete Hr. Belly mit Schrecken dieſes erſte Aſyl der tropiſchen Gaſtfreundſchaft. Er vermißte an dem Gurtbette den Moskitoſchleier, und aus Furcht vor Schlangen beleuchtete er, ehe er ſich niederlegte, alle Winkel des Speichers, wo er indeß nur Spinnen fand. Die Morgenhelle, welche durch die lecken Stellen des Daches eindrang, weckte ihn am nächſten Tage. „Es war 6 Uhr, und ich hatte weder von Hitze noch Kälte gelitten, und mir ſchien es als ob ich Lenzesläfte einſog, viel weicher und beruhigender als in Frankreich. Während des Schlafes hatte ich keine jener nervöſen Beunruhigungen und keinen von den Luftzügen geſpürt die unſere Nächte oft ſo erſchöpfend machen.“ Das heißt Hr. Belly hatte gut geſchlafen, und ergeht ſich nun in Unwillen daß man San Juan ihm als ein fieberbrütendes Moskitoneſt verſchrieen hatte. Nur hatte es ihm geſchienen als ſchwanke das Haus wie von undulatoriſchen Erderſchütterungen, doch ergab ſich tröſtlicherweiſe daß die Bewegung nicht von vulcaniſchen Kräften, ſondern von den Schläfern im Erdgeſchoß ausgegangen war, die dem Balkenwerk des Hauſes zu viel Widerſtandskräfte zugetraut hatten. Am Fuße des Hauſes erſtreckte ſich ein Stück Werfte oder Hafendamm, welcher die Nacht über einer gemiſchten Bevölkerung Männer und Frauen San Juans als Bett gedient hatte und die jetzt ihre Morgentoilette beſorgten, welche übrigens keine große Zeit in Anſpruch nimmt, da ſie bei beiden Geſchlechtern nur aus einem frei im Winde flatternden Hemd bis zu den Hüften beſteht, und unter dieſem die Beinkleider oder der Unterrock befeſtigt werden.

Trotz aller dieſer klimatiſchen Vorzüge Greytowns machte ſich Hr. Belly doch baldigſt auf den Weg, und wir kennen bereits ſeine Canoefahrt auf dem Sarapiqui [1] bis zu Muelle, wo der Weg die Cordillere hinauf nach San José in Coſta-Rica führt. Der Pfad geht im Schatten des tropiſchen Hochwaldes die Bergſtufen empor, und die Stille im Wald unterbricht nur das Rauſchen des Sarapiqui, der alle ſeine Trägheit in der Tierra Caliente ablegt und zu einem ungeſtümen Gebirgswaſſer wird, das ſich jetzt bald in verſchiedene Quellenäſte theilt. Nach zwei Stunden ſchon erreichte man eine Lichtung, wo ein Dutzend Indianer unter der Aufſicht eines Pflanzers, und zwar eines Nordamerikaners, arbeiteten, der dem Reiſenden eine Taſſe Kaffee mit Milch anbot, und in deſſen Blockhaus ſich viele europäiſche Bequemlichkeiten und ſelbſt eine kleine Bibliothek befanden. Anſtatt eines Vorhangs verhüllte ein Sternen- und Streifenbanner den Eingang zu ſeiner Schlafkammer, damit er, wie er ſcherzend bemerkte, immer unter dem Schutze der amerikaniſchen Flagge ruhe. Der Anſiedler arbeitete jetzt ſeit zwei Jahren, und beſaß bereits 10,000 Bananenſtöcke und 20 Acres mit Cacaobäumen. „In drei Jahren, ſagte er ſtolz, bin ich Eigenthümer der herrlichſten Hacienda.“

Als man um Mittag Virgen, den erſten der fünf Raſtplätze zwiſchen Muelle und San José, erreichte, beſtand der Führer wegen des gefahrvollen Ueberganges über den Sarapiqui darauf dort zu übernachten. Der Mann nannte ſich Ramon Alvarado, wie denn die herrlichſten Geſchlechtsnamen der Conquiſtadoren oder Eroberer im ſpaniſchen Amerika allmählich auf Leute ſehr zweifelhafter Herkunft übergegangen, und die Gutierrez, Eſpinoſa, Gonzalez, Bonilla, Herrera ganz gemeine Namen geworden ſind. Hinter der zweiten Station oder dem zweiten Rancho beginnen die ſchlimmſten Stellen des Weges. Der Pfad geht an Thalwänden hinauf und an Thalwänden hinab. In den Tiefen brauſen überall ſtarke Gewäſſer. Das Geſtein der Berge kommt jedoch nirgends oder nur in rundgewaſchenen Formen zum Vorſchein, denn es iſt überall bedeckt mit Humus. Abwechſelnd kam man an, und man mußte über Wildwaſſer hinüber. Fünf oder ſechsmal fragte der Reiſende ſeinen Führer nach ihren Namen, und jedesmal hieß es: el rio Sarapiqui, ſo daß man alſo die einzelnen Quellen des Sarapiqui nicht unterſcheidet. Früher hatte es Brücken gegeben, aber faſt alle waren verfallen und zerſtört. An etlichen Stellen war der Uebergang gefahrvoll, und der Führer geſtand nach einem dieſer Wagniſſe daß ſelbſt er im ſtillen Furcht gehabt habe. Das darf man auch glauben, denn als Trollope den Weg abwärts zurücklegte, begegnete er einer Reiſegeſellſchaft, deren eines Mitglied bei einem ſolchen Verſuch ertrunken war. Am dritten Tag endigte die Reiſe ſchon auf der Höhe des Tafellandes bei einem Flüßchen La Paz, wo Hr. Belly von zwei Coſta-Ricanern erwartet wurde, die ihm ein Beglückwünſchungsſchreiben des Präſidenten Don Juan Raſael Mora und etliche Erfriſchungen überbrachten. Die Nacht jedoch wurde höchſt beſchwerlich. Das Rancho war ſchadhaft und konnte auch nur mangelhaft ausgebeſſert werden. Die Temperatur war auf 15° R. gefallen, und es kam ein feiner Regen auf die Schläfer herab, die in Ermanglung von Hängematten ſich dießmal auf hartes Holz ſtrecken mußten. Nach dieſen Beſchwerden hatte man jedoch einen ſchönen Morgen, und kaum war man eine Strecke von dem Rancho entfernt, ſo zeigte der Führer die Südſee als eine blaue Linie am weſtlichen Geſichtskreis, und an der Südſee Punta-Arenas, den pacifiſchen Hafenplatz von Coſta-Rica. Dieſer kleine Staat oder Canton lag vor den Reiſenden wie eine aufgeſchlagene Karte ausgebreitet, denn es beſteht der hauptſächlich bewohnte

[1] S. Ausland 1860. S. 1146.

Digitized by Google

Theil nur aus einem runden sonnigen Thal, welches sich die westlichen Abhänge der Codillere hinab nach dem stillen Ocean erstreckt, und mit den vier Städten San José, Cartago, Alajuela und Heredia, sowie mit etwa hundert Dörfern bedeckt ist.

Da von dem Punkt der ersten Aussicht der Weg beständig abwärts geht, so liegt also die schwierige Strecke der Verbindung mit dem atlantischen Meer nur zwischen der zweiten und dritten Station, und die Gefahren bestehen bloß in den brückenlosen Uebergängen über den Sarapiqui. Der „Staat" Costa-Rica hat aber nur Eine Lebensfrage, nämlich wie er sein Landesproduct, den Kaffee, wohlfeil an einen atlantischen Hafenplatz bringen möchte, damit er nicht, wie jetzt, nach Punta-Arenas gehen, und um Cap Horn nach Europa verfrachtet werden muß. Daher allein schreibt sich das Interesse der Costa-Ricaner an der Canalisirung der nicaraguensischen Landenge. Weßhalb sich aber nicht eine Fahrstraße für Ochsenkarren bis nach Muelle anlegen lassen sollte, darüber fehlt uns nach Belly's Schilderungen eine genügende Aufklärung.

Die weitere Reise des Hrn. Belly glich nun einem Triumphzug. Ueberall wurde er von den Bewohnern begrüßt und von den republicanischen Behörden festlich empfangen, denn man sah in ihm nicht den französischen Journalisten oder den Agenten einer Pariser Creditbank, sondern einen geheimen Bevollmächtigten des Kaisers selbst. Die Präfecten und die höheren Officiere gaben ihm das Geleit. Letztere tragen, beiläufig bemerkt, keine Uniform, denn das Land ist zu arm, zu sparsam oder vielleicht zu klug um sie ihnen zu gewähren — zu klug, weil im spanischen Amerika die Uniformen überall die Anstifter des Bürgerkrieges gewesen sind. Als man an dem Landhause des ehemaligen Vicepräsidenten Vicente Aguilar vorüber kam, benutzte Belly die Gelegenheit sich dieser Person vorzustellen, der man den größten Reichthum im Land, nämlich für zehn Millionen in Ländereien zuschreibt. Don Vicente empfieng den Reisenden und sein Gefolg im Salon des Hauses, einem Raum dessen Möbeln nur in einem runden Tisch mit einer Anzahl amerikanischer Rohrstühle bestand. Der Millionär selbst trug einen sehr bescheidenen Anzug und schien über den Besuch mehr verlegen als erfreut. Hier lernte Belly die frugale Seite der costaricanischen Zustände kennen, auf der aber auch das ausnahmsweise bescheidene Glück und die politische Gesundheit des Staates beruht. Nicht ein einziger Bettler streckte seine Arme über die Straße, sondern überall fand man Arbeitsamkeit und Genügsamkeit.

Etwas enttäuscht wurde jedoch der Franzose über San José. Er hatte bescheidene Erwartungen von großstädtischen Genüssen gemacht, er fand statt dessen ein rechtwinklig nach der Schnur gebautes großes Dorf mit schattenlosen Plätzen, ohne monumentale Bauwerke, sondern nur aus Häusern ohne oberes Stockwerk oder aus Barraken bestehend. Endlich kam man an eine Kirche im Zopfstyl des vorigen Jahrhunderts erbaut, und daneben an ein einstöckiges Haus in einem „beinahe italienischem" Styl, vor dessen Thor eine barfüßige Schildwache das Gewehr präsentirte, und von dessen Dach die nationalen Farben blau-weiß-roth-weiß-blau wehten, das Capitol von Costa-Rica, Ständekammer, Präsidentenwohnung und Büreau der drei Ministerien zu gleicher Zeit.

Da der Präsident des Staates an unserm Pariser Journalisten die höchsten öffentlichen Artigkeiten verschwendete, so ist es nur billig wenn Belly ihn wieder mit dem Füllhorn journalistischer Gnaden überschüttet. Und er hat auch nicht ganz Unrecht. Costa-Rica hat seit der Befreiung von Spanien Ruhe und Zufriedenheit genossen, und dieß ist das Werk hauptsächlich des Don Juan Rafael Mora gewesen. Als sich der centralamerikanische Bund auflöste, übernahm und bezahlte Costa-Rica seinen Antheil an der gemeinsamen Schuld mit musterhafter Pünktlichkeit. Don Juan selbst hatte sich schon als junger Mensch durch Fleiß und Genie etliche Millionen erworben, sie auch wieder durch mißglückte Speculationen 1848 verloren, und unverdrossen von neuem wieder begonnen. Das Land verdankt ihm sein Bestes, die Blüthe des Kaffeebaues; wenn aber Hr. Belly auch noch rühmt daß er sich um den Zuckerbau verdient gemacht habe, so zählt er auf die Unkenntniß seiner Landsleute in auswärtigen Dingen. Don Juan hat sich nämlich ziemlich eigennützig das Monopol des Rumbrennens und Raffinirens gewähren lassen, und in Folge dessen kann das Land nicht mehr Zucker erzeugen als jeder Haushalt für seinen eigenen Verbrauch nöthig hat. Das Budget des Staates ist übrigens in beneidenswerther Ordnung, denn es betrugen die

	Einnahmen	Ausgaben	Ueberschuß
1855	2,970,780 Fr.	2,659,490 Fr.	311,290 Fr.
1856	3,275,140 „	1,886,216 „	1,388,924 „
1857	3,458,040 „	3,411,345 „	46,695 „

Der Staat bezahlt die öffentlichen Dienste reichlich, aber ohne Verschwendung. Die Civilliste des Präsidenten beträgt 30,000 Frcs. mit einer Zulage von 50,000 Frcs. für Repräsentationskosten, Minister und Generale beziehen 6000, die Obersten 4800, und die sonstigen Beamten 3000 Frcs. jährlich. Vielleicht wird dieß manchem in Anbetracht der geringen Bevölkerung von 200—250,000 Köpfen für Costa-Rica noch sehr hoch erscheinen, allein man muß erwägen daß im spanischen Amerika überall nach Piastern gerechnet wird und das Geld dort einen viel geringern Werth hat als in Europa, denn mit Ausnahme der Nahrungsmittel ist alles sehr theuer. Dienstboten, die sich selbst ernähren, erhalten 1 Piaster (5 Frcs.) im Tag, während die Löhne für Schmiede, Zimmerleute, Wagner ins willkürliche gesetzt werden können. Sehr gut bezahlen lassen sich Schneider und Putzmacherinnen. Wäsche wird mit 1 Real (18 kr.) das Stück bezahlt. Mechaniker finden Anstellungen bis zu 5 Piaster (12 fl.) im Tag, und Leute welche das Destillationsgeschäft verstehen bis zu 20 Frcs. Die Garnison von San José besteht aus 30 Mann, welche zugleich den nächtlichen Polizeidienst versehen. Wie wir durch Trollope erfahren haben, müssen die Einwohner reihum den Milizdienst verrichten, und die Entschädigung besteht nur in 2 Realen (36 kr.) täglich. Die Staatseinnahmen fließen allein aus dem Ertrag der Zölle, und diese werden nur an drei Punkten, am Sarapiqui und an zwei pacifischen Plätzen erhoben.

Es ist nichts ungewöhnliches in Costa-Rica Vermögen von 150—200,000 Frcs. anzutreffen, dennoch zeigt sich allenthalben die nämliche Frugalität. Vom Proletariat ist nichts wahrzunehmen, denn selbst der Aermste besitzt ein Stück Feld, eine Hütte und ein Roß. In jener glücklichen Lage 4500 Fuß über dem Meer gedeihen unter der tropischen Sonne fast alle Früchte der heißen und der gemäßigten Erdgürtel, Getreide und Kartoffeln, neben den Orangen, den Bananen, dem Zuckerrohr und dem Kaffee. Lezterer nach Belly's Versicherung: jouit en Angleterre d'une faveur commerciale qui le place immédiatement après le moka. Diese Bemerkung ist für einen Nationalökonomen, der solche Unternehmungen, wie die Canalisirung von Continentalengen auf sich nehmen will, doch etwas sehr ungenau, denn der costaricanische Kaffee nimmt, wenn man einen englischen Preiscourant nachsehen will, seinen Rang nach den Mocha-, Jamaica- und Ceylonsorten, und steht im Preis nur wenig höher wie Brasilien- und Javakaffee. Etwa 200,000 Ctr. werden jährlich hinab nach Punta Arenas gesendet und von dort verschifft. Die Verträge mit den Arrieros oder Fuhrleuten werden sämmtlich mündlich geschlossen, die Fracht im voraus bezahlt und ihnen unbedingt anvertraut. Nie ist dieser gute Glaube mißbraucht worden, wie denn auch auf dem ganzen Gebiete der Republik die größte Sicherheit für Leben und Eigenthum herrscht.

Seine härteste Prüfung bestand Costa-Rica nach dem Einfall Walkers. Der Congreß ertheilte aber damals einstimmig am 27 Febr. 1856 dem Präsidenten Mora die Gewalt eines Dictators, und es bedurfte nur seines Aufrufs daß sich 3000 Freiwillige einfanden, mit denen Don Juan die amerikanischen Freibeuter bei Rivas schlug, welchen Sieg die Costa-Ricaner mit 700 der Ihrigen bezahlen mußten. Auch das ist ein Glück für den kleinen Staat geworden daß der nahe Vulcan Irazu die Stadt Cartago halb zerstört hat, und sich seitdem die Mehrzahl ihrer Bewohner nach San José wendeten, denn bei dem Municipalgeist der Creolen hätte die Eifersucht zweier Hauptstädte das Land leicht in Parteiungen reißen können.

Wir wollen Hrn. Belly nun nicht weiter in seiner „historischen Darstellung" des Vertrages von Rivas zwischen dem Präsidenten von Costa-Rica und Nicaragua über den papiernen Schiffahrtscanal, wobei die Person des Verfassers selbst den größten Raum einnimmt, folgen, sondern ihn nur nach Nicaragua begleiten. Die 28 Wegstunden von San José nach Punta Arenas werden von den Kaffeekarren in zwei bis drei Tagen zurückgelegt. Mitte Wegs liegt die Garita del Rio Grande, ein Karawanserai, durch dessen Thore die Straße selbst geht und wo der Zoll für die Einfuhren 5 bis 16 Proc. vom Werth und je 2 Realen Chausségeld für den Centner Kaffee bezahlt werden müssen. Auf der letzten Strecke abwärts nach Punta Arenas befindet sich eine Eisenbahn. Die Schienen sind nur über unbehauene Baumstämme gelegt und man hat sich bisher auch jeden Bahnhofluxus erspart. Ein halbes Duzend Omnibuswagen für den Personenverkehr und gelegentliche Vergnügensfahrten sind vorhanden, aber eigentlich dient die mit Pferden betriebene Eisenbahn nur einer großartigen Brettmühle unweit Esparza, welche über Punta Arenas alle Küstenplätze der Südsee vom Aequator bis Mexico hinauf mit Brettern versieht. Wie der Name andeutet, ist Punta Arenas auf einer Sandzunge erbaut, die sich in den Golf von Nicoya hinein erstreckt. Der Hafen selbst ist nur zur Fluthzeit und für Schiffe von weniger als 12 Fuß Tiefgang zugänglich; alle großen Schiffe müssen zwei Seemeilen vom Ufer Anker werfen und die Fracht mit großen Unkosten und großer Gefahr gelöscht und geladen werden. Dieser Uebelstand ist aber der mittelamerikanischen Küste gemeinsam, denn von Panama bis hinauf nach Realejo im nördlichen Nicaragua gibt es keinen tiefen Hafen außer Salinas an der Nordgränze Costa-Rica's. Der andere kleine Hafen im Golfe von Nicoya Caldera ist seit 1840 wegen der dort herrschenden Fieber verlassen worden, während Arenas seinem Sandgrunde seine Gesundheit zu verdanken hat. Hr. Belly, der von den dort liegenden französischen Schiffen sehr gefeiert wurde, erklärt Arenas für den „angenehmsten Aufenthaltsort zwischen Callao und Californien," während Trollope wenig günstiges davon sagt.

Die Fahrt zur See von Punta Arenas nach San Juan del Sur, dem pacifischen Endpunkte des papiernen Canales, dauert 24 Stunden. Merkwürdig war an dem kleinen Platze nur daß er von zwei nordamerikanischen Fahnen beschattet wurde, die von Walkers Banden aufgezogen worden waren und an die niemand seitdem aus Furcht vor den Amerikanern die Hand anzulegen gewagt hatte. Der Ort selbst glich einem Kirchhofe, denn seitdem der Vanderbilt'schen Transitgesellschaft nach Eröffnung der Panamabahn der Athem ausgegangen war, sank die Bevölkerung von San Juan von 500 auf 60 Personen. Gleichwohl fand man einen Eingebornen der neben die leeren und todten Häuser noch eine neue Hütte baute. Als man ihn fragte warum er nicht sogleich von den herrenlosen Gebäuden Besitz ergreife, erwiederte er vorsichtig, sie seyen nur zeitweilig verlassen und die Herren möchten früher oder später aus den Vereinigten Staaten zurückkehren. Furchtbar haben hier die Banden Walkers gehaust und die Leute aufs schmählichste ausgeplündert, indem sie den Beraubten zur Zahlung der Zeche nur Bons der Walker'schen Bandenführer hinterließen. Ein solches Cassenbillet von 100,000 Piaster Nennwerth und von Walker selbst unterzeichnet, wurde Hrn. Belly um den bescheidenen Preis von 25 Frcs. angeboten und von ihm nicht einmal angenommen. Die Vanderbilt'sche Transitstraße die nur 4 Jahre in Thätigkeit war, hat dem Lande doch wenigstens eine Art Vicinalweg von 3 Metres Breite zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Meere hinterlassen. Die vielen Holzbrücken, die über die Bäche und Gewässer führten, liegen aber jetzt meist in Trümmern. Von Entfernung zu Entfernung stieß man auch noch auf etliche Schuppen, unter denen Wagen der Transitgesellschaft aufbewahrt standen, und auf dem ersten Drittel der Strecke, wo die Straße den Höhenpunkt überschreitet und sich nach dem Nicaragua-See senkt, stand noch ein amerikanisches Wirthshaus, dessen zahlreiches Wagengeschirr über die Frequenz der Straße hätte täuschen können. Eine kurze Strecke hinter

Digitized by Google

diesem Wirthshaus biegt der Weg nach Rivas von der Transitstraße links ab. Rivas selbst, das Ziel des Reisenden und der Sitz der großartigen Verschwörung zur Durchbohrung des amerikanischen Continentes, liegt in einem paradiesischen Thale des lieblichen Nicaragua, war aber damals größtentheils in Folge des Walkerschen Raubzuges zerstört. Dort kam der Vertrag über die Canalisirung zu Stande, wann aber diese selbst zu Stande kommen wird, das werden wir wahrscheinlich nicht erleben.

Die Eingebornen Australiens und die Ansiedler.

(Schluß.)

Das Umbringen der Greise wird wie der Kindermord ohne Grausamkeit, aber mit vollkommener Indifferenz begangen, wie eine Sache die sich von selbst versteht, und die Opfer selbst sind ganz resignirt. Uebrigens sind alle diese Verhältnisse keinesfalls durch Gesetze geregelt, sie erleiden deßhalb die größten Ausnahmen. Der Charakter der Eingebornen wird darum auch so ganz verschieden beurtheilt. An unserer Station lebt ein altes Paar, die Eltern von einer unserer Frauen, der alte Mann ist unheilbar asthmatisch, und seine Frau so lahm daß sie auf den Wanderungen streckenlang getragen werden muß. Dazu sind sie eine große Plage für die Jüngeren die sie ernähren müssen, und denen sie ihre Kleidungsstücke, wollene Decken u. s. w. abschwatzen. Diese Alten sind bisher immer mit Rücksicht behandelt worden und leben schon einige Jahre in diesem Zustande, sowie sie aber einmal als eine Last anerkannt werden, so ist wahrscheinlich ihr Ende da. Diejenigen die natürlichen Todes sterben, werden mit gewissen Feierlichkeiten betrauert, die Frauen bemalen sich mit weißer Farbe und stecken ihr Haar voll Blumen, Federn, sie halten mehreremal täglich eine Art Todtengesang, der sehr schauerlich klingt. Der Leichnam wird auf einem etwa 12 Fuß hohen Gerüst im Walde ausgestellt, damit die Adler ihn verzehren. Die übrigen Knochen werden gesammelt und in hohle Bäume gelegt. Von irgendeiner Tradition, von irgendeiner Erinnerung an Begebenheiten die über ein Menschenalter hinausgehen, ist unter den australischen Stämmen, so weit man sie bis jetzt kennt, keine Spur. Sie wissen nicht woher sie stammen, wer ihre Voreltern wären, und bekümmern sich überhaupt entschieden um nichts als was sie augenblicklich angeht. In einigen Gegenden Australiens (Ben Bullen und Carwell, Neu-Süd-Wales) fand man Höhlen, die künstlich geglättete Wände und Boden haben, und an den Wänden fand man eine Art roher Sculptur Menschenhände darstellend. Unsere Eingebornen wissen nichts von der Entstehung dieser Höhlen, obgleich sie sie kennen. Von irgendeiner Götteridee, vom zukünftigen Leben u. s. w. ist ebenfalls nichts bei ihnen vorhanden, sie glauben aber an Zauberei und haben eine dunkle Vorstellung von einem bösen Geist. Krankheiten halten sie für ein Werk desselben und suchen sie durch Beschwörungen zu heilen. Einer solchen Scene wohnte ich kürzlich bei, es wurden alle diese Acte nach Dunkelwerden an einer alten kranken Frau unternommen, und war ein solcher Höllenspectakel, daß der Teufel selbst es nicht lange hätte aushalten können. Es bestand aus einem schauerlichen Geheul, dabei schlugen sie mit den Nullahs den Tact dazu, und machen ungefähr alle 5 Minuten ein Geräusch als ob eine Katze kreischt, nur viel stärker. Längst haben die Missionäre, was gewiß viel für ihre Unbildsamkeit spricht, ihr Werk und ihre Schulen bei ihnen aufgegeben, und man läßt sie jetzt ohne die Weihe des Christenthums ihrem Schicksal verfallen. Obgleich sie das Christenthum willig, wie alles Fremde annehmen, so hat man gefunden daß es bei ihnen nicht mehr Aenderung hervorbringt als ob man einen Hund oder ein Pferd taufen würde, daß es deßhalb nur zu einer Farce herunterſinkt. Mit einem unvergleichlichen Gedächtniß begabt sich äußerlich eine Menge neuer Fertigkeiten zu erwerben, haben schwarze Kinder zuweilen in der Schnelligkeit des Lernens die weißen, die mit ihnen lernten, überflügelt. Trotzdem aber daß sie Lesen und Schreiben lernten und in manchen Zweigen des Wissens fortschritten, war es nie bei einem einzigen möglich ihnen ein Princip beizubringen. Gegen alle Moral sind sie todt, und den Nutzen, den Zweck, den Geist begreifen sie nicht den irgendeine Sache hat, und von allen Lebensverhältnissen nehmen sie nur das rein Aeußerliche auf. Alle Versuche die man machte sie an ein geregelteres Leben, Handwerke, Wohnungen, Kleider zu gewöhnen, sind jedesmal aufs vollkommenste gescheitert. So ist man auf den vernünftigen Gedanken gekommen, sie mit Dingen zu verschonen die ihnen doch nichts nützen, und die Regierung versieht sie statt dessen alljährlich mit wollenen Decken, kleinen Beilen und einigen Lebensmitteln. Sie sterben so ungemein schnell aus, daß von einem Jahr zum andern ganze Stämme verschwinden. Zum Theil liegt dieß an dem Verlust, theilweise wenigstens, ihrer Jagdgründe, wodurch ihre Ernährung immer schlechter geworden ist. Diejenigen die sich civilisiren, nehmen die Laster der Weißen an und fallen als Opfer der Trunksucht oder europäischer Krankheiten. Die Influenza tödtet alle Jahre eine Menge Eingeborner, an syphilitischen Krankheiten leiden sie fast ohne Ausnahme.

Durch Sklaverei bevormundet und in Schranken gehalten, möchten sie noch einige Zeit länger zu erhalten seyn, frei inmitten europäischer Ansiedlungen müssen sie zu Grunde gehen, und ist dieß doch das Schicksal selbst der so ungewöhnlich bildungsfähigen Maoris in Neu-Seeland. Wie so viele Thiergeschlechter in Australien diejenigen geologischen Umwälzungen überlebt haben, in denen sie auf der übrigen Erde untergiengen, so daß wir hier die unvollkommensten und ältesten Thierformen finden, so steht auch hier der Mensch auf der niedersten Stufe, und man meint, er gehöre in eine ganz andere Periode, wie die welche den weißen Menschen hervorbrachte. Je reiner sie dem Naturzustand angehören um so besser sind sie, und abgesehen von ihrer Stumpfheit und Gefräßigkeit empfehlen sie sich den Europäern durch manche liebenswürdige Eigenschaft. Sie stehlen nicht und betteln selten, es müßte denn Tabak oder geistiges Getränk seyn, dem sie nicht widerstehen

Digitized by Google

können; sie sind nicht unverschämt, von sanfter Gemüthsart, immer heiter, und schließen sich den Weißen mit einer Art kindlichen Vertrauens an, die ihnen viele Freunde erwirbt. Auch leben sie an den Stationen meist in der Stellung verzogener Kinder, denen man viel nachsieht, und nicht die Härte, sondern die Nachsicht der Weißen hat von jeher am meisten Unglück unter ihnen angerichtet. Denn da der Eingeborne durchaus kein Gefühl, kein Seelenleben hat, da ihm Liebe und Dankbarkeit gänzlich fremd bleiben, so kann man sich auch nach langjähriger Bekanntschaft nie unbedingt auf ihn verlassen. Seine Leidenschaft ist maßlos, und einmal erregt, nicht zu bändigen. Ist diese im Spiel, so tödtet er ohne Bedenken seinen Herrn, seinen Wohlthäter, seinen Freund. Was sie unschädlich macht, ist einzig die Furcht die ihnen das Uebergewicht der europäischen Persönlichkeit einflößt. Sie haben ein dunkles Gefühl daß ihre Existenz jetzt von den Weißen abhängt und daß sie sich ihnen unterwerfen müssen. Mit diesem persönlichen Uebergewicht haben tapfere Europäer Hunderte von diesen Eingebornen im Zaum gehalten, einzelne unter ihnen gelebt und ganze Stämme beherrscht. Die Eingebornen genießen den ganzen Schutz der Gesetze, stehen aber sonst gewissermaßen außer dem Gesetz, d. h. man macht sie nicht verantwortlich an Gerichtshöfen und straft sie nicht nach europäischer Weise, da man sie nicht im Busch fangen kann und alle Art Strafen keinen Eindruck auf sie machen. Um ihre Stammesangelegenheiten bekümmert sich die Regierung nicht. Dagegen ist zum Schutz der Ansiedler ein Corps von Eingebornen organisirt, welches, von einem Weißen commandirt, fortwährend das Land in allen Richtungen durchzieht, große Stammesversammlungen zersprengt und alle Uebelthäter unter den Eingebornen erschießt. Alle die gefährlich sind, verwegen oder etwas gegen die Ansiedler unternommen haben, werden durch diese kurze Justiz weggeräumt. Für dieses Corps (native police) nimmt man Leute aus den Gränzländereien z. B. welche hieher von der Melbourner Gränze und umgekehrt, die als verschiedene Stämme geschworne Feinde der Eingebornen sind unter die sie gebracht werden, und die mit einer wahren Leidenschaft ihr Amt verrichten. Diese Police bringt nach und nach die Eingebornen in solche Furcht daß sie nichts gegen die Stationen zu unternehmen wagen, es ist das einzige praktische Mittel gewesen, wodurch es möglich wurde daß eine Handvoll Weißer (an manchen Cattlestations nicht mehr wie zwei Personen), über einen ungeheuren Landstrich ausgebreitet, unter sich oft ohne Verbindungsmittel und durch Ueberschwemmungen manchmal für Monate von einander abgeschnitten, unter Tausenden von Wilden in Ruhe leben kann.

Ueber die Gegend welche wir bewohnen und über die gegenwärtigen Verhältnisse dieses Theils der Colonie mag dir noch folgendes einige Anhaltepunkte geben.

Die Landschaft entbehrt sowohl des Reizes weiter Fernblicke, wie auch desjenigen großartiger Gebirgsscenerie.

Der wellenförmige Boden und die Abwesenheit naher hochliegender Punkte verengt die Aussicht; dazu ist das Klima sehr oft feucht und nebelig, und die Gipfel der Berge sind fast immer in wallende Nebelschleier gehüllt. Ich habe auf der ganzen Küstenstrecke von Port Curtis nach Wide Bay, ungefähr 220 Meilen lang, keine einzige schöne Landschaft gesehen, überall ist derselbe einförmige düstere Charakter der Gegend, einige niedrige Hügel, von denen einer vom andern kaum zu unterscheiden ist; kein einziger Punkt der sich mit der Gegend von Louee und Mudgee oder dem Blue Mountains vergleichen ließe. Die tropische Vegetation der Flüsse unterbricht freilich von Zeit zu Zeit dieß endlose Einerlei des Gummiwaldes, doch dieß ist immer nur für kurze Strecken, und diese Scrubs geben durch ihre Undurchdringlichkeit den Flüssen wieder einen sehr melancholischen Charakter. Die starken Ueberschwemmungen richten fortwährende Verwüstungen in diesen Flußbetten an, ganze Generationen von Uferbäumen stürzen um, werden zu kolossalen Massen hie und da angeschwemmt, dann wieder schießt fast unmittelbar eine neue Baumwelt auf, Schlingpflanzen wuchern dazwischen und überziehen das Chaos von Zerstörung und Leben mit dichtem Grün, und so gewährt das Ganze einen Anblick der eher sonderbar als angenehm ist.

Das Queensland-Parlament, das seit Januar zusammen ist, vereinigt bis jetzt überwiegende Elemente, die den Squattern günstig sind, und die neuen Regulations sind ziemlich befriedigend und bedeutend besser wie in den andern australischen Colonien. Unter andern werden die Squatters gegen Free Selection geschützt, bekommen lange Pachte und einige Erleichterung in den Assesments. In Folge dieser vernünftigen Beschlüsse kommen viele Squatters aus Melbourne, wo die Landwirthschaft darniederliegt, hierher, und das Land nach N. zu wird reißend schnell aufgenommen. Eine Menge junger Leute widmen sich dem Geschäft neue Stationen in den Entdeckungen von Leichhardt und Gregory zu bilden, und schon 350 Meilen über Rockhampton hinaus gibt es Stationen. Diejenigen welche dieß harte und gefahrvolle Leben ergreifen, sind gewöhnlich unbemittelte Gentlemen, welche es im Auftrage Melbourner und Sydney-Firmen thun und durch Antheile bezahlt werden. So weit man bis jetzt den Norden kennt, ist überall unvergleichliches Weideland und die ganze Gegend reich bewässert. Für den Absatz von Vieh, an dem es bisher noch etwas mangelte, sind neue gute Aussichten durch die französische Strafcolonie Neu-Caledonien vorhanden. Man sagt daß im Laufe dieses Jahres 5000 Sträflinge dorthin gesandt worden, welche, da das Land keine Viehzucht hat, von Queensland aus mit Fleisch versehen werden müssen. Der französische Agent hat vorgeschlagen, monatlich ein Schiff nach Port Curtis zu schicken um Rindvieh und Schafe zu holen, ungefähr 150 von ersteren oder 400 von letzteren. Ich habe ein großes Interesse daran, denn ich möchte nicht viele Jahre meines Lebens in diesen trübseligen Melangool zubringen. Das beste am Rindvieh ist daß man, wenn man schon nur langsam vorwärts kommt, doch nie so zurückgeworfen wird wie bei den Schafen. In diesem Wideboy-District sind alle Leute die Schafe halten fast ohne Ausnahme damit zu Grunde gegangen. Lämmer gibt es nie, das heißt sie sterben alle nach 5—6 Monaten. Die Küstenregen tödten manchmal ganze

Digitized by Google

Heerden. Stationen die mit 10,000 Schafen verſehen waren, haben nach einigen Jahren nur noch 2000 oder ähnliches. Das Geld das in Wideboy in Schafen zu Grunde gegangen iſt, muß eine ganz enorme Summe ſeyn. Dabei iſt das ganze Küſtenland ausgezeichnete Rindviehweide, überall Ueberfluß an Waſſer; außer den vielen Flüſſen und Creeks gibt es zahlloſe Lagunen. Der Grasreichthum von Wideboy iſt ſprüchwörtlich geworden. Die meiſten Squatters in dieſer Gegend ſind ſolche die mit Schafen verunglückt ſind, und ſich nun mit großer Mühe bei den ſchlechten Zeiten durch Hornvieh herauszuarbeiten ſuchen. Es ſind meiſt ſehr nette, gebildete Leute, und die Geſellſchaft würde ganz angenehm ſeyn wenn alle in etwas beſſeren Umſtänden wären. So aber iſt die Arbeit zu ſehr Hauptſache, die meiſten Herren thun alles ſelbſt und es bleibt kaum Zeit zu irgend einer Erholung. Einen großen Theil der hieſigen Stationen-Geſellſchaft machen die ſogenannten Swells oder Volontairs aus. Ich weiß nicht ob ſchon zu deiner Zeit dieß Syſtem ſo vorherrſchend war wie jetzt, aber hier iſt eine wahre Ueberſchwemmung von jungen Leuten aus dem Mutterlande, die ſich mit der Landwirthſchaft bekannt machen wollen. Man ſchickt jetzt die jüngern Söhne aus England ſtatt in die Army oder Navy mit einer jährlichen Zubuße von etwa 50 Pfd. St. nach Auſtralien um Squatter zu werden.

Es iſt dieß eine wohlfeilere Art einen Sohn zu verſorgen, und die Leute haben überſpannte Erwartungen von den guten Ausſichten der Squatters. Dieſe Swells ſind gewöhnlich ſehr gut erzogene junge Leute und bringen ein ganz nettes Element in die Buſchgeſellſchaft. Manche Squatters haben 5 bis 6 Swells. Sie bezahlen nichts und bekommen nichts, wie ihre Koſt, arbeiten ſo viel ſie mögen und ſind im ganzen nicht ſehr pünktlich, doch thun ſie gut beim Stationenformen, Cattle treiben und ſolchen Arbeiten die viel Leute erfordern. Daß ungefähr nur der kleinſte Theil überhaupt zu irgend etwas kommt, kannſt du dir leicht vorſtellen, da ſehr oft ganz untaugliche Subjecte, mit denen niemand was anfangen kann, hier herausgeſchickt werden. Ich kenne Leute genug die ſeit 10 bis 12 Jahren arbeiten und immer fort gearbeitet haben, und noch nicht ſo weit ſind eine Station frei zu haben. Dieſe wenig erfreulichen, pecuniären Umſtände wirken natürlich ſehr nachtheilig auf das ſociale Leben hier. Es kann ſich durchaus nichts geſtalten, die Stationen gehen alle paar Monate in andere Hände über, und ſo iſt dahier ein ganz unbeſtändiger Geiſt in der ganzen Bevölkerung.

Der Feldzug der Alliirten gegen Peking.

Am 25 Juni 1860 hielt der britiſche Befehlshaber Sir Hope Grant Muſterung über ſeine Truppen in der Tahlienbay, und das nämliche geſchah in Tſchifu von Seiten des franzöſiſchen Generals Montauban. Erſt am 26 Juli wurden jedoch die alliirten Truppen eingeſchifft, und befanden ſich am 30 auf der Höhe der Peiho- und Petangmündungen, die 8 engl. Meilen von einander entfernt liegen. Am 1 Aug. wurde eine Landung am Petang verſucht, der nördlich vom Peiho liegt. Zur Ueberraſchung der Alliirten ſtießen ſie auf keinen Widerſtand, obgleich die Stadt Petang von einem hübſchen Fort beſchützt wird, dem man ſich bis auf 2000 Yard nähern muß ehe man landen kann. Selbſt dann aber muß man noch eine engliſche Meile weit, bei Fluth im Waſſer, bei der Ebbe in Moraſt waten ehe man etwas erreicht was den Namen Feſtland verdient. Die Stadt Petang hängt mit den höher liegenden Uferſtrecken am Peiho, wo man jetzt Fuß gefaßt hatte, nur durch eine rechts und links von Moraſt umgebene Hochſtraße zuſammen, welche die geringſte Waffenmacht gegen den ſtärkſten Angreifer zu halten vermocht hätte. Gleichwohl gelang es in der nächſten Nacht Stadt und Fort zu beſetzen. Die Beſatzung war nämlich geflohen und die Geſchütze in den Batterien die ſie zurückgelaſſen hatte, waren nur von Holz mit Metallpapier umzogen oder ſogenannte „Quäcker" geweſen, wie der Matroſenwitz dieſe harmloſen Kriegsgeräthe getauft hat. Am 2 Auguſt zeigten ſich Reitermaſſen vor der Front der Gelandeten, gegen welche am 3. eine Recognoſcirung ausgeführt wurde, bei der auf beiden Seiten etliche Schüſſe fielen. Die Ausſchiffung der Cavallerie und Artillerie erforderte noch 10 volle Tage, und während der Hälfte dieſer Zeit fiel der Regen in Strömen herab. Petang liegt noch unter der Fluthhöhe, ſeine Straßen ſind daher mit Schlamm knietief gefüllt und wurden jetzt noch mit allen Abfällen der Einquartierung beſchmutzt und verpeſtet, ſo daß es ein Wunder war daß Menſchen und Thiere von Krankheiten verſchont blieben. Am 12 Auguſt endlich ſetzten ſich die Alliirten in Marſch. Der Weg, durch die anhaltenden Regen aufgeweicht, bot die größten Schwierigkeiten. Die Geſchützräder ſanken bis zur Achſe in den Schlamm, und die Cavallerie kam mit ihren Pferden in dem Moraſt kaum vorwärts. Sechs volle Stunden brauchte man um eine Strecke von vier engliſchen Meilen zurückzulegen bevor man wieder trockenen Boden erreichte. Während dieſer Zeit blieb der Feind beobachtend hinter ſeinen ſtarken Verſchanzungen. Hätte er die Alliirten bei der Landung oder bei dieſem erſten Marſch geſtört, das Schickſal Pekings hätte vielleicht abgewendet werden können. Dieſes unerklärliche Phlegma des ſonſt tüchtigen tatariſchen Feldherrn Sang-ko-lin-tzin iſt erſt aufgeklärt worden, als in Peking eine ſeiner Depeſchen an den Kaiſer den Briten in die Hände fiel. Der chineſiſche Feldherr äußert darin die Meinung daß die Alliirten noch einmal den Peiho hinaufgehen würden, und daß bei Petang wegen des Moraſtes keine Landung möglich ſey. Dieſer Irrthum war entſcheidend für den Feldzug.

Kaum hatten die Alliirten feſten Grund erreicht, ſo griff General Napier das tatariſche Lager in der Flanke, die Franzoſen es in der Front an. Die Armſtronggeſchütze richteten anfangs unter der feindlichen Cavallerie einige Verwirrung an, allein bald ordnete ſie ſich wieder und hüllte die Napier'ſche Diviſion in einen großen Kreis ein, der ſich dann nach dem Mittelpunkt zuſammenzog. Nachdem die Infanterie dieſen Reiterangriff ruhig abgewehrt hatte, wurde die Cavallerie gegen die Tataren losgelaſſen und ſprengte die Fliehenden

Digitized by Google

auseinander. In einer Viertelstunde war alles vorüber. Dieser Erfolg auf der Flanke bewog die Chinesen ihr Lager aufzugeben, so wie die Franzosen sich näherten. Die feindliche Infanterie hatte überhaupt nicht Stand gehalten, die mongolische Cavallerie dagegen auf kleinen Ponies, beliebig mit Luntengewehren, Bogen und Pfeilen oder rostigen Schwertern bewaffnet, war den stattlichen Uhlanen und Cuirassieren nicht gewachsen. Die Alliirten standen jetzt bei Senho mit ihrem rechten Flügel an den Peiho gelehnt, und hatten die berüchtigten Taku-Forts, die sechs englische Meilen abwärts lagen, umgangen. Zwischen Senho und dem nächsten, dem nördlichen Taku-Fort auf dem linken Ufer des Peiho, steht die Stadt Tungku, die von Wällen und nassen Gräben umgeben ist. General Montauban wollte noch am nämlichen Nachmittag wo die Alliirten Senho erreichten, einen Handstreich gegen sie versuchen, der englische Feldherr rieth aber vorher zu einer Recognoscirung. Montauban beschloß gleichwohl auch ohne Hülfe der Engländer anzugreifen, da aber nur eine Chaussee nach Tungku führte und diese lebhaft von der Stadt aus bestrichen wurde, so mußten sich die Franzosen nach einer halbstündigen Kanonade zurückziehen. Der Platz wurde dann am 14 genommen. Es war dieß nur eine Arbeit für die Artillerie, und zwar für die Armstrong Neun-Pfünder und die französischen gezogenen 24-Pfünder. Ihre Kugeln brachten die chinesischen Geschütze eins nach dem andern zum Schweigen. Sowie das feindliche Feuer schwächer wurde, gieng die Infanterie vor, und zwar waren die Engländer eine Viertelstunde früher auf den Wällen als die Franzosen. Man fand im Ganzen 50 Kanonen in der Stadt, während auf Seite der Alliirten 42 Geschütze gefochten hatten.

Bei Senho sollte mittlerweile eine Brücke über den Peiho geschlagen werden um die nördlichen und südlichen Taku-Forts gleichzeitig angreifen zu können. General Napier hatte indessen ausfindig gemacht daß sich von Tungku aus nach dem Nordfort über die überschwemmte Landschaft Artillerie nach einem trockenen Raume bringen lasse, wenn man nur etliche Straßenlücken ausfüllen und ein paar zwischenliegende Canäle überbrücken würde. Der französische General war mit diesem Angriffsplan nicht einverstanden, gleichwohl erhielt Napier die Erlaubniß den Versuch zu machen. Am 19. schon konnte die Artillerie sich dem Fort bis auf Schußweite nähern, und Sir Hope Grant billigte jetzt Napiers Plan das Fort zu stürmen. Montauban protestirte förmlich gegen einen solchen Versuch, und wie sich später ergab, hatte er auch nicht völlig Unrecht, doch wurde die Unterstützung durch französische Kräfte nicht vorenthalten. Am 20. waren die Batterien der Alliirten vollendet und am 21. wurde das Feuer gegen das Nordfort von 31 britischen und 6 französischen Geschützen eröffnet. Nach und nach wurden die feindlichen Kanonen zum Schweigen gebracht und ein Pulvermagazin flog in die Luft, welches eine Hohlkugel aus den Kanonenbooten getroffen hatte. Letztere Fahrzeuge lagen weit unterhalb im Fluß, den die Chinesen gesperrt hatten, so daß sie in einer Entfernung von 2000 Yards bleiben mußten, von wo aus sie natürlich nicht viel auszurichten vermochten. Die Alliirten schritten jetzt zum Sturm, und zwar setzten die Franzosen auf Sturmleitern die sie flach über die Gräben legten, über letztere, so daß sie eine Viertelstunde früher als die Briten bis an den Wall gelangten. Letztere hatten gedacht den Graben mit Pontons zu überbrücken, aber sie konnten ihre Aufgabe nicht zuwege bringen, so daß die Soldaten entweder hinüber schwammen oder den Franzosen folgten. Die Sturmleitern wurden angelegt, der Wall aber so hartnäckig vertheidigt daß mehrere kühne Franzosen die hinaufstiegen fruchtlos ihr Leben opferten. Erst nachdem man mit Aexten, Bajonnetten und Säbeln in die Erdwälle Stufen gehauen hatte und von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen wurde, gelangten die Alliirten in das Fort. Der Sturm kostete viel Blut. Auf Seiten der Briten betrug er 203 an Todten und Verwundeten, und auf Seiten der Franzosen war er nur wenig geringer, während die Tataren etwa 2000 Mann verloren und andere 2000 sich ergaben. Dieser rasche Schlag entschied das Schicksal auch der andern Forts, die ohne den Angriff abzuwarten capitulirten. Im ganzen fand man innerhalb dieser Verschanzungen 600 Geschütze.

Mit dem Fall der Taku-Forts wurde der Peiho frei, die Kanonenboote kamen herauf und die Verbindung mit der Flotte blieb gesichert, auch besaß man jetzt außer dem aus Canton mitgebrachten Kulie-Corps Fahrzeuge als Transportmittel. Kaum waren die Forts gefallen, so strömte das chinesische Landvolk ins Lager um dort Markt zu halten. Früchte, Eier, Hühner und Schafe wurden auf dem Marsch nach Tientsin zu so bescheidenen Preisen angeboten daß der britische Soldat sich mit gebratenem Geflügel, saftigen Omeletten und gedämpften Pfirsichen mästen konnte. Am 5 Sept. hatte das letzte Regiment der Alliirten das unbeschützte Tientsin erreicht. Um diese Zeit begannen die Chinesen Friedensvorschläge zu machen, aber schon am 7ten wurde es offenbar daß die abgesendeten Commissäre ohne ausreichende Vollmachten waren. Daher trat man am 8ten wieder den Marsch nach Peking an. Der Peiho, den die Chinesen oberhalb Tientsin selbst für Kähne unschiffbar erklärt hatten, diente den Alliirten auf einer großen Strecke noch als Transportmittel. Auf das Vorrücken der Alliirten wurde Tsai, Fürst von J, als chinesischer Bevollmächtigter abgeordnet und von ihm mit den HH. Parkes und Wade am 14ten in Tang-tschau Präliminarien abgeschlossen. Alles schien jetzt abgemacht, und daher begab sich am 17ten Hr. Parkes mit einigen andern Herren, darunter der Timescorrespondent Bowlby nach Tang-tschau um dort ein passendes Quartier für Lord Elgin auszusuchen, da verabredetermaßen in Tang-tschau der Friedensvertrag selbst ausgefertigt und unterzeichnet werden sollte. Diesen Herren schloß sich der Oberstlieutenant Beauchamp Walker an, um den Raum zu besichtigen den die Chinesen den alliirten Truppen als Lagerplatz anweisen wollten. Endlich gieng zur Bedeckung dieser Personen eine Rotte Cavallerie unter Lieutenant Anderson mit in die Stadt. Parkes fand dort die chinesischen Unterhändler wieder schwieriger geworden. Sie bestritten Dinge die sie früher zugestanden hatten, doch schienen sie zuletzt nachzugeben. Als aber am nächsten Morgen

Digitized by Google

Oberſtlieutenant Walker den Lagerplatz der Alliirten inſpiciren wollte, fand er dort die tatariſchen Truppen in Schlachtordnung und im Marſch gegen die Alliirten. Sobald dieß nach Tang-tſchau gemeldet wurde, verſammelten ſich die ſämmtlichen Perſonen der Deputation um Parkes, und traten hinter einer Parlamentärsflagge ihren Rückweg an. Als ſie einen Hohlweg erreichten, wurden ſie von Tataren umringt, und einer der chineſiſchen Officiere bedeutete ihnen daß, da das Gefecht gegen die Ihrigen bereits begonnen habe, er ſie nicht mehr ohne Befehl ſeines Feldherrn paſſiren laſſen dürfe. Jeder Widerſtand wäre vergeblich geweſen. Die HH. Parkes und Loch, begleitet von einem Sikh, ließen ſich alſo zu dem tatariſchen General Sang-ko-lin-tzin führen, der ſie aber mit Vorwürfen empfieng, von den Pferden reißen und binden ließ. Die andere Partei erlitt ein gleiches Schickſal und wurde nach dem Sommerpalaſt Yuen-Ming-Yuen gebracht. Drei Tage und drei Nächte mußten ſie in Hitze und Kälte im Freien auf der Bruſt, die Hände auf dem Rücken geknebelt, ohne Speiſe und Trank liegen bleiben. Wer ſich rührte, wurde ſchmählich mißhandelt. Am dritten Tage brachen des armen Anderſons Finger und Nägel vom Druck der Feſſeln auf und wurden die Knochen am Gelenk ſichtbar. Glücklicherweiſe fiel das Opfer chineſiſcher Treuloſigkeit in Fieberwahnſinn und ſtarb bald darauf. Den Ueberlebenden wurden jetzt die Banden abgenommen, aber dafür Ketten angelegt, und ſie nun regelmäßig, aber höchſt kärglich mit Nahrung verſehen. Am fünften Tage ſtarb Bowlby auf die nämliche Art wie Anderſon, dann Hr. de Norman, und ſo nach und nach im ganzen dreizehn Perſonen. Zwei Franzoſen, Hr. Brabazon und ein franzöſiſcher Abbé, die ſich von der Escorte getrennt hatten, wurden auf Befehl des chineſiſchen Feldherrn aus Zorn über eine empfangene Wunde am 21 Sept. hingerichtet. Am beſten kamen die HH. Parkes und Loch ſammt ihrem Sikh weg, denn ſie wurden nach Peking ſelbſt geſchleppt und ſchwer gefeſſelt in einen öffentlichen Kerker zu Räubern und andern Verbrechern eingeſperrt, die aus Dankbarkeit für ſo gute Geſellſchaft ſich Mühe gaben ihnen die Honneurs der Pekinger Criminalherbergen zu machen. Für ſie begann am 29 Sept. eine Aenderung. Man brachte ſie nach einem Tempel und behandelte ſie ſeitdem mit der größten Zuvorkommenheit.

Von allen Perſonen die ſich nach Tang-tſchau gewagt hatten, entkam nur Oberſtlieutenant Walker mit etlichen Leuten, der, nachdem ein franzöſiſcher Officier neben ihm zuſammengehauen worden war, trotz aller nachgeſendeten Kugeln durch die chineſiſche Armee hindurchbrach und die Alliirten von der Verrätherei Sang-ko-lin-tzins in Kenntniß ſetzte. Augenblicklich begann der Angriff, und in kurzer Zeit waren die Tataren aus allen ihren Stellungen mit Hinterlaſſung von 75 Geſchützen vertrieben, auch öffnete ſich den Alliirten die Stadt Tſchang-kia-wang, nach welcher jene Schlacht benannt wird. Dieſer Platz iſt nur 2½ deutſche Meilen von Peking entfernt, während Tang-tſchau 4 engl. Meilen davon abſeits, und rechts von der großen Straße am Peiho liegt und als Flußhafen Pekings dient. Da die Tataren zwiſchen Peking und Tang-tſchau noch einmal Stellung nahmen, ſo ließ ſie Sir Hope Grant am 21 Sept. abermals angreifen. Es kam auch dießmal nur zu Reitergefechten, und die Tataren räumten zuletzt das Feld, obgleich ſie 80,000 Mann zählten, wovon 30,000 in das Gefecht kamen, während die Alliirten ihnen nur 6200 Mann, 3200 Briten und 3000 Franzoſen mit 15 und mit 12 Geſchützen entgegenſtellen konnten. Dieß war die Schlacht bei Palitſchau, ſo genannt nach der Palibrücke, wo die gepflaſterte Hochſtraße zwiſchen Peking und Tang-tſchau einen Canal kreuzt.

Die Alliirten warteten jetzt vor Peking auf ihr Belagerungsgeſchütz das von Tientſin heraufgebracht werden mußte. Erſt am 6 Oct. konnten die Briten eine Stellung im Norden auf der Straße nach der großen Mauer beziehen. Die Franzoſen hatten zu ihrer Rechten den Sommerpalaſt Yuen-Ming-Yuen beſetzt. Am 8. begann die Plünderung dieſes kaiſerlichen Vergnügensortes. Die geraubten Gegenſtände wurden dann ſogleich verſteigert und aus dem Erlös der Beuteantheil bemeſſen, der ſich für die engliſchen Soldaten je nach dem Range auf 3 bis 60 Pfd. St. belief. Uebrigens verzichteten ſämmtliche Officiere auf ihren Antheil zu Gunſten der Mannſchaft, auf welche im ganzen 25,000 Pfd. St. fielen. Die Engländer behaupten übrigens bei der Theilung hätten die Franzoſen ſich die fettere Hälfte zu annexiren verſtanden, und noch mehr hätten die chineſiſchen Bauern bei Seite geſchafft, die in dem Rummel auf eigene Rechnung plünderten. Am 8. wurden die HH. Parkes und Loch mit ihrem Sikh, dann bis zum 13 eilf andere Sikhs, ſowie die Leichen der in Banden Geſtorbenen, letztere in Särgen, ausgeliefert, mit Ausnahme der beiden enthaupteten Franzoſen, die nicht zu finden geweſen waren. Am nämlichen Tage ſollte, wenn nicht auch das nördliche Friedensthor den Alliirten überliefert würde, die Stadt dennoch beſchoſſen werden. Die Geſchütze ſtanden ſchon aufgefahren hinter den Batterien als die Tataren wirklich das Thor räumten. Es wurde ſogleich in Beſitz genommen und von der Höhe der dortigen Wälle beherrſchten die Barbaren jetzt die merkwürdige Stadt. Die Straßen waren mit Neugierigen gefüllt, die nicht wenig erſtaunten, als ſie die ſechsſpännigen Kanonen die ziemlich ſteilen ſteinernen Rampen nach dem 50′ hohen Wall hinauffahren ſahen.

Die Lage der Briten war gleichwohl eine verzweifelte. Wir haben ſie früher einmal mit der Lage Napoleons in Moskau verglichen, und was man jetzt erfährt, beſtätigt die Aehnlichkeit auf eine überraſchende Art. Der franzöſiſche General erklärte nämlich dem britiſchen daß er ſeine Truppen unter allen Umſtänden am 1 Nov. zurückziehen werde. Natürlich hätten die Engländer den Franzoſen nachfolgen müſſen, und der Rückzug hätte dann mindeſtens alle Früchte des Feldzuges wieder verſchlungen. Am 18 Oct. ließen die Alliirten ihr Ultimatum an den Fürſten Kung abgehen, welches mit einer Plünderung des kaiſerlichen Palaſtes in Peking drohte. Dieß war überhaupt der letzte Trumpf den die Europäer noch in der Karte hatten. Blieben die Chineſen ſtandhaft, ſo war alles verloren. Um der Drohung Nachdruck zu geben, beſchloſſen die Engländer den Sommerpalaſt Yuen-Ming-Yuen

Digitized by Google

vollends zu zerstören und niederzubrennen. Die Franzosen lehnten es ab daran theilzunehmen, weniger aus Zartgefühl als weil sie meinten es sey nichts mehr zu zerstören, oder man werde die Chinesen damit zur Verzweiflung treiben. Am 18. und 19. wurde alles was brennen wollte in Yuen-Ming-Yuen niedergebrannt, und ein Nordwind trieb die Rauchwolke über Peking, deren Geruch wie eine Arznei auf die Minister des Kaisers wirkte, insofern am 20. die Annahme des Ultimatums, und am 22. die erste Ratenzahlung des Strafgeldes überbracht wurde, denn bekanntlich hatte man sich für die Verletzung der Parlamentärsflagge mit einer Entschädigung von drei Mill. Pfd. St. für jede der Kriegsmächte begnügt. Außerdem wurde der Peiho geöffnet, Tientsin als Freihafen erklärt, und ein Gebiet von Kaulun im Cantonfluß, gegenüber von Hongkong, den Engländern eingeräumt. So endigte dieser mit beispiellosem Glück auf Seiten der Alliirten geführte Krieg.

Birmanische Hofgeschichten.

(Nach Gouger's Ten Years Prison in Burmah.)

Der König empfieng Hrn. Gouger sehr gnädig, und erlaubte ihm Umgang zu nehmen von der einheimischen Vorschrift nur auf einer Hälfte seines Leibes zu sitzen; die Königin dagegen, obgleich ebenfalls leutselig, war gegen europäische Vorurtheile nicht so nachsichtig. „Ihre Majestät (erzählt er) geruhte mir, als ein besonderes Zeichen ihrer Gunst, ein Geschenk aus ihrer eigenen Schatulle zu machen. Es war ein Blatt welches verschiedene Substanzen enthielt, wider die sich mein Magen sträubte — Areca-Nuß, Tabak, Terra japonica, Gewürze und noch verschiedene andere Dinge. Was sollte ich thun? Ich konnte all diesen Unflath nicht zu einem Brei kauen, wie man mir augenscheinlich zumuthen wollte; ich steckte ihn daher mit großer Ueberlegung in meine Westentasche. Die hinten stehenden jungen Damen brachen darauf in ein lautes Gelächter aus, da sie dieses Verfahren meiner Unwissenheit zuschrieben; ein neues Gelächter entstand, als ich ihnen sagte: ich würde diese Dinge stets aufbewahren als ein Zeichen der ausgezeichneten Gunst Ihrer Majestät. Ein solches Geschenk in seinem rohen Zustand ist nicht sehr ungeeignet, allein die Darbietung desselben in einer ganz andern Gestalt machte mich völlig krank. Nachdem Ihre Maj. von einem dieser Leckerbissen ein wenig gekaut hatte, nahm sie ihn aus ihrem Munde, und überreichte ihn einem hübschen Mädchen hinter ihr, welche, durch diese Gabe sich hoch geehrt fühlend — horribile dictu — den ekeligen Bissen in ihren Mund steckte und dessen Kauung vollendete."

Hr. Gouger schloß hieraus daß der König und die Königin von Birma ein sehr gutmüthiges, obgleich ziemlich vulgäres Paar seyen; ein naturalisirter Engländer jedoch — den er zu seinem äußersten Erstaunen am Hofe fand, und dessen Geschichte an sich selbst ein Roman ist — enttäuschte ihn hierüber. Padza — denn nur so vermochte die birmanische Zunge den Namen des Mannes, welcher Rodgers hieß, auszusprechen — war in seiner Jugend im Dienste der ostindischen Compagnie gewesen, hatte aber mit seinem Schiffsmaat Händel bekommen, und sich, da er diesen nach einer schrecklichen Schlägerei für todt auf dem Platze gelassen, nach Birma geflüchtet, wo er seitdem, d. h. seit vierzig Jahren, geblieben war. „Trauen Sie diesen herablassenden Manieren Sr. Maj. nicht, mein Herr, sagte Rodgers. „Er überläßt sich oft plötzlichen Ausbrüchen der Leidenschaft, und dann ist er eine Zeitlang wie ein Rasender, so daß sich ihm niemand zu nähern wagt. Ich war einmal in einem vollen Darbar anwesend, wo alle damals in der Hauptstadt befindlichen Regierungsbeamten sich versammelt hatten. Der König saß auf einem goldenen Stuhle, wie Sie ihn gesehen haben, allem Anschein nach in seiner gewöhnlichen guten Laune, als einer der Anwesenden eine Aeußerung that welche ihn reizte. Rasch erhob sich der König von seinem Sitz, und verschwand in einer zu einem Privatgemach hinter dem Throne sich öffnenden Thüre. Die Rathsversammlung gerieth in Bestürzung, da sie nicht wußte was sie davon halten sollte; als er aber mit einem langen Speer bewaffnet wieder erschien, wurde der Schrecken allgemein. Sauve qui peut! Wir stürzten insgesammt gleichzeitig auf die weite Flucht von Treppen zu, die nach dem Palasthof führten, wie eine Heerde Rehe vor einem wilden Tiger; wir giengen in buntem Untereinander die Treppen hinab, und einer stolperte in der Eile der Flucht über den andern, ohne Rücksicht auf Rang oder Stellung. Se. Maj. stürzte wüthend auf uns zu, jagte den fliehenden Haufen an die Spitze der Treppenflucht, und schleuderte dann, in seinem Wahnsinn ganz vergessend wer der Verbrecher war, seinen Speer auf Gerathewohl mitten unter uns. Er flog an meiner Wange vorbei, und drang in die Schulter eines unglücklichen Mannes auf der Treppe vor mir, ohne ihn jedoch ernst zu verletzen. Der einzige Mann welcher im Rathssaale verblieb, war der alte Sakkeia Wungi, der, so sehr er es gewünscht haben mochte, seiner Gebrechlichkeit wegen nicht fliehen konnte. Er gebrauchte die List an ein ungeheures Marmorbild Gautama's zu kriechen, das stets im Saal errichtet ist, bereit Sr. Maj. Andacht zu empfangen, und betete dort um Abwendung des Ingrimms des Königs."

Dieser König, in seinen wilden und unvernünftigen Launen, welche oft eine Art grimmer Absurdität an sich trugen, daß niemand als die Opfer sich des Lachens darüber enthalten konnte, war im ganzen genommen, so zu sagen, nur ein schlecht-conditionirter und grausamer Schultyrann. Eine Bande geschickter Gaukler, die von Madras auf Speculation herübergekommen waren um ihre Großthaten vor dem König zu zeigen, hatte einen solchen Erfolg errungen, daß Se. Maj., als Lohn für die Verdienste derselben, ihre Abreise verbot, und die armen Tröpfe waren bereits zwei Jahre am Hof gewesen ohne Aussicht auf Befreiung, und hatten nichts bekommen als jeder einzelne von ihnen monatlich einen Korb voll Reis.

„Der alte König, Großvater des jetzigen, war abwechs-

Digitized by Google

lungsweise bigott und ketzerisch; das einemal mißhandelte er seine Unterthanen weil sie keine rechtgläubigen Buddhisten seyen; das anderemal nahm er ihren Priestern Hab und Gut, und confiscirte ihre Klöster mit eben so wenig Gewissensbissen wie mancher europäische Monarch, und seine Unterthanen leisteten ihm stets den gleichen Gehorsam. Wenn dann wieder die ketzerische Laune die Oberhand hatte, war Se. Maj., so lange das Suchen der wahren Religion dauerte, in einer unruhigen Geistesstimmung, denn er erkannte wohl daß der Buddhismus die wahre Religion *nicht* sey.

„Einmal auf dem Ocean der Speculation angelangt, trieben die Strömungen den unruhigen Monarchen dahin und dorthin, bis sie ihn endlich auf die Sandbank des Muhammedanismus gerathen ließen. Se. Maj. verfiel auf eine sehr seltsame Methode um sich von der Wahrheit dieser Religion zu überzeugen. Man hatte ihm gesagt daß die Muhammedaner das Schweinefleisch verabscheuten und nicht äßen.

„Mit vollem Recht," sagte Se. Maj., „euer Schin Gautama versuchte es zu essen, und ihr wißt daß es ihn tödtete." — „Allerdings, Ew. Maj.," lautete die Antwort; „aber unsere Religion hindert uns nicht seinem Beispiel zu folgen, wenn es uns beliebt, während es bei ihnen Sache ihres Glaubens ist — sie würden eher sterben als sich damit besleden." Wenn sie, meinte nun der Monarch, lieber sterben als Schweinefleisch verkosten wollen, so müsse ihr Glaube nicht ohne einige innere Kraft seyn. „Wir wollen's versuchen."

„Nun wohnten viele Muhammedaner in Ava, von welchen die einen Fremde, die andern eingeborne Unterthanen Sr. Maj. waren. Von diesen gab er mehreren der angesehensten Befehl sich in seinem Palaste zu versammeln, wo ihnen zu ihrer Bestürzung das Fleisch des gehaßten Thiers fertig gekocht vorgesetzt, und befohlen wurde ohne weitere Umstände sogleich zuzugreifen. Welch ein Studium für Lavater! Welch ein Gegenstand für Leech! Ich fühle daß es unrecht ist die Tyrannei, in ihrer verabscheuungswürdigsten Form, zu einer Gelegenheit der Belustigung zu machen; aber wer kann die Einbildungskraft in einem solchen Falle controliren? Wer schildert sich nicht selbst das Gesicht eines feierlichen Moulvie, wie er, mit der Hand an seinem fließenden Barte, das schmackhafte Rippenstück verwünscht, und, als ob er seekrank wäre, unter Würgen den Mund öffnet um den unheiligen Bissen aufzunehmen, den Blick der Verzweiflung, die schlecht verhehlte Wuth, die wechselseitigen, spähenden Blicke der Hauptacteurs, als wollten sie sagen: „„Wir sind alle in demselben Fahrzeug — sprecht nicht von mir, und ich will nicht von euch sprechen!"" Die Scene muß einzig in ihrer Art gewesen seyn."

Der nachfolgende Monarch von Birma widmete sich lieber astrologischen Dingen als religiöser Speculation. Wenn man Sonnenfinsternisse erwartete, hatten, der Gewohnheit dieses sonderbaren Hofes gemäß, die Cassay Brahmanen, deren viele in Amerapura wohnten, das Ereigniß dem König kund zu thun.

„Ob diese Vorhersagungen (erzählt Rodgers) aus von ihnen selbst gemachten Berechnungen gegeben wurden, oder ob sie die Kenntniß davon anderswo erlangten, weiß ich nicht, allein die Zeit in welcher die Finsterniß stattfinden sollte, ward stets aus dieser oder jener Quelle überbracht. Diese Brahmanen waren, des Einflusses halber den sie über den Geist des Königs durch die Förderung seines Lieblingsstudiums erlangt hatten, Gegenstände allgemeiner Eifersucht geworden, die um diese Zeit zu einem heftigen Ausbruch führte, wobei aber die Unzufriedenen ihren Standpunkt auf einem schlüpfrigen Boden genommen hatten.

„Sie glaubten sich den — wenn auch kurz dauernden — Sieg dadurch zu verschaffen daß sie die Richtigkeit der Prophezeiung ihrer Gegner in Abrede zogen. Viele der vornehmsten Höflinge nahmen an der Cabale aus bloßem Haß gegen die Brahmanen Theil, ohne die geringste Kenntniß von der Frage und ohne alle Furcht vor den Folgen. Der schlaue alte König beobachtete ein ärgerliches Schweigen bis sich die Hauptpersonen an seinem Hof entweder auf diese oder auf jene Seite geschaart hatten. Als er dann eine hinlängliche Anzahl in sein Netz gezogen, erklärte er daß er die verlierende Partei, welche es auch sey, für den Versuch ihn zu hintergehen bestrafen werde.

„Ein Wasserteich lag einladend nahe, und brachte vielleicht auf den Gedanken. „„Die Brahmanen, oder ihre Ankläger, sollen bis an den Hals in diesem Teich stehen,"" sagte der König, und wandte sich dann zu Rodgers mit den Worten: „Was sagst du, Padza? Haben die Brahmanen recht oder unrecht?" — Wäre ich so klug gewesen zu sagen daß ich ein ungelehrter Mann sey, und nichts von diesen Dingen verstehe, so würde alles recht gewesen seyn; allein angefeuert von dem Ehrgeiz für einen gelehrten Mann gehalten zu werden, erwiederte ich: „Ich habe die Berechnung nicht gemacht, Ew. Maj." — „Kannst du denn Finsternisse berechnen?" — „Ja, Ew. Maj., einigermaßen." — „Dann geh augenblicklich nach Hause, und laß mich wissen was du morgen zu sagen hast."

„Ich gieng nach Hause, aber nicht, wie Sie überzeugt seyn können, um die tiefen Dinge Newtons, sondern um ein Buch von weit größerm Werth für mein schwaches Begriffsvermögen zu studieren, den *Bengal Almanac*, von welchem mir für jenes Jahr ein Exemplar übersendet worden war. Alles was ich zu thun hatte, war die Schulknaben-Aufgabe den Längengrad zu berichtigen, worauf ich mit eherner Stirn das Resultat Sr. Majestät übergab. Ich sah die Köpfe manches Mannes von Rang und manches unglücklichen Astronomen, so dick wie Lilien, auf der Oberfläche dieses Teichs hin- und herschwanken! Allein ich hatte durch diesen Kunstgriff ein Ansehen erworben dessen Aufrechthaltung meinen ganzen Scharfsinn in Anspruch nahm, und von jener Zeit an trug ich, solange der alte Fuchs lebte, aus Furcht vor der mir stets gegenwärtigen Pferdsschwemme, Sorge daß ich nie ohne ein Exemplar des Bengal Annual Almanac war."

Das Leben eines Höflings welches jedermann führen mußte der in Birma vorwärts kommen wollte, war stets ein gewagtes, und der Hof selbst keineswegs anziehend. Selbst der Harem des Königs bestand durchaus nicht aus Schönheiten, und gab Hrn. Gouger anfangs einen schlechten Begriff

Digitized by Google

von dem Geſchmacke des Monarchen. Er erkannte indeß bald daß bei der Wahl der Damen politiſche Gründe obwalteten, wie ſchon ihr Name „Statthalterstöchter“ in der That andeutete. Wenn ein Edelmann zum Beherrſcher einer Provinz, beſonders einer entlegenen, gemacht wird, ſo wird die nächſte weibliche Verwandte in den Palaſt aufgenommen, als Geiſel für ſeine Treue. Eine beträchtliche Zeit hindurch behielt der unermüdliche Hr. Gouger — indem er die befriedigendſten Handelsgeſchäfte machte und, wie er ſich ſchmeichelte, ein herrliches Handelsſyſtem einführte — die Gunſt des Königs, und ſtand mit der Ariſtokratie gemeiniglich auf dem beſten Fuße. Einmal nur gerieth er in Verdrießlichkeiten wegen der Tödtung eines Schafs — ein Vergehen für welches, da den Birmanen das Eſſen alles Fleiſches außer Aas verboten iſt, bald darauf ein armer Bauer „lebendig geviertheilt wurde, wie er das Thier geviertheilt hatte“ — allein ſelbſt hierüber kam er durch kluge Beſtechung hinweg, und erhielt ſpäter ſein Schaf wieder, da Prinz Tharawudi, der wirkliche Thronerbe, nach der That Mitſchuldiger und täglicher Theilnehmer an dem verbotenen Leckerbiſſen wurde.

Die Londoner gelehrten Geſellſchaften.

London iſt reich an gelehrten Geſellſchaften für jede Art wiſſenſchaftlicher Erörterung und bietet den geeignetſten Boden für ihr Gedeihen. In keinem andern Punkte der Welt ſtrömt ein ſolches Material zuſammen, daß die Muſeen trotz beſtändiger Vergrößerungen keinen Raum mehr für ihre Sammlungen haben; den unmittelbarſten Nutzen zieht natürlich die geographiſche Geſellſchaft, und ein kurzer Blick auf die drei letzten Sitzungen zeigt eine Reihenfolge der intereſſanteſten Debatten, wie ſie nur in dieſer Metropolis des Seeverkehrs ſtatthaben kann. Da war eine Beſprechung über die Niederlegung der telegraphiſchen Dräthe im atlantiſchen Meer, über Island nach der Küſte von Labrador, an der verſchiedene Capitäne der Marine theilnahmen, die ſelbſt die Meſſungen angeſtellt hatten, andere die Island für den vorliegenden Zweck bereiſt hatten, andere die von Grönland und Neufundland als Augenzeugen ſprachen; dann wurde der Bericht Stuarts verleſen über ſeine Erforſchung des Innern von Auſtralien, eine der wichtigſten Unternehmungen letzterer Zeit, und wozu mehrere Anweſende, darunter ein früherer Gouverneur jener Colonie, ihre Commentare gaben. In der nächſten Sitzung trug Duchaillou eine Beſchreibung ſeiner Kämpfe mit den Gorilla vor, unter erläuternden Abbildungen und aufgeſtellten Skeletten dieſer bisher unbekannten Affenart. R. Owen ſprach über die hohe Bedeutung der Entdeckung, über die er ſich ſpäter in einem Vortrag in der Royal-Inſtitution noch weiter ausließ, und die Sitzung ſchloß mit einigen Worten Gladſtone's und des Vorſitzenden, Sir Roderick Murchiſon. In der folgenden wurden Ausflüge in bis dahin unbeſuchte Theile Japans verleſen unter erläuternden Bemerkungen verſchiedener der Anweſenden, die ſich längere Zeit dort aufgehalten hatten, und dann eine Reiſe Schomburgks, des engliſchen Geſandten in Bangkok, durch die Laos-Gegenden nach Martaban. In der kommenden Sitzung ſtehen wieder Originalberichte aus Auſtralien in Ausſicht. Eine ſo reich gedeckte Tafel würde keine andere geographiſche Geſellſchaft zu bieten vermögen, und daß die Engländer keine Koſtverächter ſind, zeigt ſich in dem dichtgedrängten Auditorium das ſich alle 14 Tage auf den Bänken des geräumigen Saales in Burleighhouſe einfindet; Duchaillou's Reiſen, über die bisher nur zerſtreute Einzelnheiten bekannt waren, wurden durch ſeine Vorleſung im Zuſammenhang gegeben. Nachdem er längere Zeit an der Küſte ſich aufgehalten und das dortige Flußnetz erforſcht hatte, gieng er ins Innere, wo er in den Wäldern mit dem Troglodytes Gorilla zuſammentraf. Weiter vorzudringen, wurde er durch den einförmigen Charakter der in ſteinigen Terraſſen aufſteigenden Gegend abgeſchreckt, und that Recht daran im Intereſſe ſeiner Sammlungen, obwohl dahinter immer noch, wie hinter den Bergwüſten des Oſtens, ein wolkennahes Abeſſinien hätte liegen können. Der beſte Ausgangspunkt für die Erforſchung des weſtlichen Afrika's möchte indeß weiter nördlich zwiſchen den Flüſſen des Calabar und Cameroon zu wählen ſeyn, wo auch das Hochland von Amboze noch immer ſeines Beſteigers harrt. In den drei Jahren ſeines Aufenthaltes am Gaboon machte Duchaillou fünf verſchiedene Expeditionen ins Innere, und ſeine Forſchungsreiſen begreifen das Gebiet 2 Grad nördlich und 2 Grad ſüdlich vom Aequator auf eine Diſtanz von 400 (engl.) Meilen ins Innere. Von dem Tſchimpanſi und den übrigen Affenarten an der Küſte, unter denen ſich einige Laubhütten auf den Bäumen bauen, gelang es ihm die Jungen zu zähmen, aber mit der Civiliſation, ſetzte der Vorleſer hinzu, kamen die Laſter der Trunkenheit und des Diebſtahls, ſo daß er ſeine Zöglinge wieder in die Wildniß hinausjagen mußte. Bei den Gorilla dagegen waren alle Verſuche der Zähmung umſonſt, und der Charakter viehiſcher Wildheit iſt in jedem Zuge dieſes Ungeheuers ausgeprägt, und doch ſteht gerade er dem Menſchen ſo nahe, daß, wie Owen bemerkt, der Naturforſcher, der Glied für Glied in der Kette der Säugethierreihe verfolge, ſich auf das mächtigſte aufgeregt fühlte, wenn er bei dieſen ſchwanzloſen Menſchenaffen anlange. Ueber die Völkerſtämme längs des Muni und Gaboon, ſowie in der Sierra de Criſtal konnte Duchaillu um ſo beſſere Auskunft geben, als er von einem derſelben für eine Zeitlang zum König erwählt und in die Geheimniſſe des Feticismus eingeweiht worden war. Im allgemeinen fand er die Völker der höhern Gebirgsgegenden in der Cultur vorgeſchritten. In derſelben Sitzung, wo dieſe intereſſanten Gegenden des aquatorialen Afrika's dem Publicum ſich aufſchloſſen, wurde Conſul Petherick verabſchiedet, um von Chartum aus, mit Capitän Speke zu cooperiren. Edmund Gabriel, der die Erforſchung des weſtlichen Afrika's durch ſeine officielle Stellung vielfach gefördert hat, wurde als Mitglied aufgenommen.

Die ethnologiſche Geſellſchaft, die jüngere Schweſter der geographiſchen, hält ihre Sitzungen in einem beſchränkteren Raume, zieht indeß gleichfalls manche Dilettanten aus dem

Digitized by Google

größeren Publicum herbei. Den Präſidentenſtuhl nimmt als Nachfolger Prichards, John Crawfurd ein, der alte Veteran in der indiſchen Völkerkunde, der als engliſcher Geſandter Bangkok, Ava und Cochinchina beſuchte und längere Zeit Gouverneur in Singapore war. Seinem malayiſchen Wörterbuch iſt binnen wenigen Jahren ein anderes treffliches Werk gefolgt, das Wörterbuch des malayiſchen Archipelago, eine Art Fortſetzung ſeiner History of the Indian Archipelago. In jenen Sitzungen werden vielfach Fragen behandelt, die mehr in das Gebiet der Alterthumsforſchung fallen, für die ein ſo reges Intereſſe auf den britiſchen Inſeln herrſcht, doch fehlt es natürlich auch hier nicht an weitgereisten Erzählern, die ihre Sammlungen und Erfahrungen zurückbringen. So gab erſt in der letzten Sitzung Capt. Snow einen intereſſanten Bericht über ſeine Beſuche im Feuerland, und legte viele von dort mitgebrachte Merkwürdigkeiten vor. Eine ſeiner Expeditionen hatte zum Zweck Nachforſchungen über einen in England erzogenen Feuerländer (Timmy Button) anzuſtellen, der ſpäter in ſeine Heimath zurückgeſchickt wurde, um dort als Miſſionär zu wirken. Capt. Snow fand ihn in demſelben Zuſtande wie die übrigen Wilden, nur daß der von ihm civiliſirte Stamm die übrigen in den Künſten des Betrugs und heimtückiſcher Verrätherei übertraf. Und mit ſolchen Thatſachen vor den Augen kann doch die Verblendung eines dogmatiſch befangenen Ideenkreiſes ſo weit gehen Dinge zu ſanctioniren über die ich kaum meinen Ohren traute, als ich ſie erzählen hörte. Wie der Vorleſer mittheilte, beſteht auf den Falkland-Inſeln eine Katechiſanten-Station, und man pflegt den feuerländiſchen Müttern ihre Kinder abzuſchwatzen, um ſie dort zu erziehen. Aber auch die Wilde hat ein Mutterherz, und wenn ſie ſich vielleicht durch Geſchenke, Getränke oder in Zeiten der Hungersnoth durch die bedürftige Nahrung hat verleiten laſſen ihr Kind fortzugeben, ſo bleibt ſpäter die Reue nicht aus. Vor kurzem wurde die Mannſchaft eines Schooners an der Küſte maſſacrirt, und die Wilden erklärten den zur Beſtrafung geſandten Kriegsſchiffen daß ſie nichts mit den Weißen zu thun haben wollten, die ihre Kinder ſtehlen. In der That, man iſt verſucht, die harten Worte zu wiederholen die der National (?) vor kurzem gebraucht, bei Gelegenheit der in Frankreich von ihren Eltern getrennten Judenmädchen. Natürlich ſprachen mehrere der Anweſenden ihr höchlichſtes Erſtaunen über eine ſolche Verfahrungsweiſe aus, und in England wird es genug ſeyn einen derartigen Mißbrauch nur bekannt zu machen, um ſeiner Abſchaffung gewiß zu ſeyn.

An demſelben Abend erhob ſich eine intereſſante Discuſſion über ein jetzt mehr und mehr zur Löſung drängendes Thema. Dr. Knox ließ eine Abhandlung verleſen zur Charakteriſtik der alten Culturvölker, worin er an der Unveränderlichkeit der Racen feſthielt und aus ihrer Eigenthümlichkeit die Unterſchiede der Cultur erklärte. Dagegen erhob ſich Dr. Latham, oder wurde vielmehr gegen ſeinen Willen zur Antwort gedrängt, da es der Präſident darauf abgeſehen zu haben ſchien dieſen Principienpunkt zur Beſprechung zu bringen. Dr. Latham, wie ſich von ſelbſt verſteht, konnte ſich nur gegen die ganze Anlage des Gegenſtandes und alle daraus gezogenen Folgerungen erklären. Er will nichts weiter von dieſem angeborenen Racentypus, dieſer Uebertragung der Culturen, wiſſen, ja er gieng ſo weit zu erklären daß er überhaupt keine Racen kenne, das Wort Race nie gebrauche. So wenig ich mit dieſen letzten Conſequenzen übereinſtimmen würde, ſo lieb war es mir doch die Frage einmal in dieſer extremen Faſſung formulirt zu ſehen, und zwar von einer Autorität wie Dr. Latham. Es iſt in der That längſt an der Zeit die Feſſeln der alten Racentheorien zu durchbrechen, und es kann der Ethnologie nicht ſchwer werden in einer Epoche wo ſeit Lyell, Faraday und Darwin in allen Wiſſenſchaftszweigen ähnliche Reformen ſich geltend machen. Wir müſſen aus dem todten Mechanismus des ſcholaſtiſchen Denkens in die lebendige Wechſelwirkung organiſcher Bewegung übertreten. Es iſt ein pſychologiſches Geſetz daß der Geiſt auf jede Frage eine Antwort finde, daß er das was in ihm gährt in überſichtlicher Weiſe zuſammenfaſſen muß. Er bedarf eines Syſtems, aber er muß ſich klar ſeyn daß ſein Syſtem immer nur der denkende Ausdruck des gerade vorhandenen Materials iſt, und daß es alſo mit der Erweiterung dieſes ſich ſelbſt verändern muß. Verliert es dieſes Princip innerer Entwicklungsfähigkeit, ſo ſtirbt es ab, und hängt fortan dem Fortſchritt als läſtiger Hemmſchuh an. Die erſte Arbeit des noch ungeübten Geiſtes iſt es ſich alles mechaniſch in Kategorien neben einander zu ordnen, er addirt, er zählt die Knotenringe der Pflanze. Der geſetzliche Fortſchritt führt ihn dazu zu multipliciren, die die Knotenringe verbindenden Saftgefäße phyſiologiſch zu ſtudieren, aber eine ſchwer zu überwindende Denkträgheit wird ihn noch lange an dem Hergebrachten feſthalten laſſen. Aehnlich verhält es ſich in der Ethnographie, die alte Schablone der Menſchenkaſten, die Kaſten für die verſchiedenen Völkerphyſiognomien, war eine weit bequemere als die Anforderungen der Statiſtik, das ungeheure Feld des angeſammelten Materials in allen minutiöſen Einzelnheiten zu ſtudieren, und erſt nach ſorgſamer Erforſchung jedes beſonderen Falles langſam und vorſichtig weiter zu gehen. Aus Denkträgheit werden viele noch immer Entſchuldigungen zu finden wiſſen dieſen Aufruf zu überhören, aber nur in ſeiner Beachtung kann die Ethnologie den ſicheren Boden der Naturwiſſenſchaften betreten, in denen jetzt Chemie die Alchymie, und Aſtronomie die Aſtrologie erſetzt hat. Ich wiederhole eine mehrfach ausgeſprochene Behauptung, daß es viel zu früh iſt von unterſcheidenden Eigenthümlichkeiten der Volkscharaktere zu reden, ſolange wir nicht pſychologiſch durchforſcht und ergründet haben was das allen Gemeinſame ſey. Dieſe qualitative und quantitative Analyſe der pſychologiſchen Elemente im Völkerleben iſt kaum begonnen, das Weitausſehende der Arbeit mag manche abſchrecken, aber ſie wird uns nicht erſpart bleiben wenn wir hoffen wollen zu ſicheren Reſultaten zu kommen. Darum ſich daran gemacht, je eher deſto beſſer In der Zwiſchenzeit dürfen wir keine Syſteme und Theorien kennen, die nur irre leiten würden. Gleich den Naturwiſſenſchaften müſſen wir von den neu gewonnenen Erfahrungen weiter geleitet werden, und wenn ſie hinlänglich fortgeſchritten ſind, wird das Syſtem von ſelbſt fertig daſtehen, ohne

Digitized by G

daß wir darüber speculirt haben. Unsere Folgerungen können immer nur den gegebenen Voraussetzungen entsprechen. Der gelehrteste Professor des gelehrtesten Landes der Welt würde ausländische Pflanzen nur nach den Proben eintheilen können, die ihm davon gebracht werden. Blumenbachs Anordnung der Menschenracen war ihrer Zeit ein großer Gewinn und hat der Wissenschaft vielfach genützt, und wenn wir es für lächerliche Beschränktheit erklären noch jetzt an dieser Eintheilung festhalten zu wollen, so ist das kein Vorwurf für jenen großen Gelehrten, sondern nur für diejenigen welche die neu gewonnenen Aufschlüsse nicht sehen wollen. Wir können über Gegenstände einzig in dem Maß urtheilen als sie bekannter werden, in den Bereich der deutlichen Sehweite rücken. Ein interessantes Beispiel dazu bietet die Philologie. Je bessern Einblick sie in den Mechanismus neuer Sprachen gewinnt, desto mehrere derselben werden von dem großen indo-germanischen Leviathan verschlungen, und wenn dann schließlich die zerstreute Vielheit wieder zur Einheit geworden ist, wird man die Einheit aufs neue nach einem anderen Princip differenziren, um rastlos weiter zu streben. Es ist ein gutes Zeichen unserer gegenwärtigen Sprachforschung daß das Studium der Einzelnheiten, durch das allein die Wissenschaft gefördert werden kann, durch solche aprioristische Hypothesen, so nahe sie auch liegen, nicht gestört wird.

Eine der erstaunlichsten Verirrungen für unsere Zeit ist es daß die Geschichtschreiber sich noch immer nicht von jenen vor-kopernikanischen Fragen nach einem ersten Anfange loszureißen verstehen, statt aus den klar erkannten Gesetzen der Gegenwart auf die Vergangenheit allmählich zurückzuschließen. Es hängt das ziemlich genau mit der Uebertragung der Culturen zusammen. Man geht von Syriern auf Assyrier, dann auf Chaldäer, Aegypter, Inder oder Chinesen zurück, bis man etwa über Amerika wieder in Europa anlangt, und Milesier oder gälische Trojaner aufgräbt; aber wenn man auch prädiluvianische oder selbst präadamitische Völker zur Verfügung hätte, es würde stets die häkelige Frage bleiben, nach dem Anfang des Anfangs, dem Warum des Warum. Wir kennen keinen ersten Anfang, für uns liegt der Ausgangspunkt in dem Gleichgewicht der Mitte. Wo immer im Wechselverkehr der Geister neue Ideen zündeten und blitzten, da entsprang die Cultur, das Kind des Handels. So zunächst in den gezackten Küsten des mittelländischen, später des nordischen Meeres, dann in den Buchten und längs der Flüsse der in den malayischen Archipelago hineinragenden Halbinsel Indiens, während die weiten Massen des auf der andern Seite von Wüsten umgebenen China-Reiches nur schwächer von den Häfen aus aufgerüttelt wurden. In dem langgestreckten Amerika stellte sich der Verkehr zwischen den verschiedenen Stufen der Terrassenländer her, in dem unzugänglichen Afrika träumte sich ein apathisches Daseyn hin. Diese Facta sind mit so klaren und deutlichen Zügen in das Buch der Geschichte und der Natur geschrieben, daß man wahrlich nur die Augen aufzumachen braucht um sie sehen zu müssen, wenn nicht geblendet durch die Paradoxen geistübersprudelnder Franzosen, in deren Werken man jedem aufgestellten Satz eben so gut seinen Gegensatz substituiren könnte.

Was der Racentheorie lange Zeit besondern Vorschub geleistet hat, war die Schwierigkeit sich die richtigen Materialien zu verschaffen. Von Blumenbach ist nur zu bewundern wie viel er mit seinen unvollkommenen Mitteln geleistet hat, aber selbst Mortons großartige Sammlung blieb noch immer weit hinter irgendeiner Art der Vollständigkeit zurück. Ein unvermeidlicher Fehler liegt in der Art der Erwerbung selbst. Wer immer einem berühmten Professor in New-York oder Göttingen einen Schädel aus dem Innern Afrika's oder dem fernen Australien zu schicken beabsichtigt, wird ihn nicht aufs Gerathewohl aufgreifen, sondern wo möglich die prägnanteste Form, eine solche die am besten die schon gebildeten Theorien bekräftige, auswählen. Die Uebereinstimmung zwischen ein Paar Duzend Schädeln von einem und demselben Orte, wird weit gehen im wissenschaftlichen Publicum die Richtigkeit, z. B. des Negertypus, zu bestätigen, aber es würde leicht seyn aus irgendeiner mäßig bevölkerten Stadt Europa's die doppelte Zahl aufzutreiben. Es leben unter uns Negerphysiognomien genug, wenn sie auch in der großen Masse der sogenannten kaukasischen verschwinden. Wäre eine statistische Uebersicht aller augenblicklich in Europa existirenden Schädel möglich, so würde man finden daß sich darunter eben alle möglichen Formen vereinigten. Je mannichfaltiger und wechselvoller die Verhältnisse sind unter denen Menschen leben, eine desto größere Auswahl werden ihre Schädelformen bieten; je einfacher und unveränderter, desto gleichmäßiger ist der Typus, weßhalb im allgemeinen die gedankenarmen Stämme Australiens, Afrika's u. s. w. eine größere Einförmigkeit in ihrem Schädelbau zeigen, wie schon Professor Engel in seinen craniologischen Untersuchungen bemerkte. Indeß wird man auch darin skeptisch, da man nach längerem Verkehr mit außer-europäischen Völkern auch unter ihnen eine Menge bekannter Schädelformen wiederzufinden beginnt, wenn das Auge nicht länger durch das Ungewöhnliche der ersten Erscheinung frappirt wird, und ohne von meinen eigenen Erfahrungen zu sprechen, habe ich es vielfach aus dem Munde von Missionären gehört daß sie oft durch die Physiognomien der Wilden so berührt würden als ob sie alten Bekannten aus der Heimath begegneten.

Ueber die Veränderungsfähigkeit der Racen ist ebenso erbittert gestritten worden wie über die der Species, doch scheint es mir daß man, so viele gelehrte Bücher auch darüber geschrieben sind, die Frage selten richtig genug gestellt hat um eine deutliche Antwort geben zu können. Es heißt z. B. ob man glaube daß ein Europäer in Afrika zum Neger oder ein Neger in Europa zum Kaukasier werde, und der eine mag eine solche Metamorphose annehmen, weil sich der Kaukasier in den Tropen bräunen, während sie ein anderer für unmöglich erklärt, weil etwa der Neger im Norden der Auszehrung zu erliegen pflegt. Vielleicht haben beide recht oder keiner, d. h. beide halb oder keiner ganz. Die Abstammung von einem oder mehreren Paaren muß als eine unzulässige petitio principii auch bei der Racenfrage ganz außer Erörterung bleiben, dagegen bietet die Ansicht Agassiz's, daß der Mensch in Nationen geschaffen

Digitized by Google

ſey, einen paſſenden Ausgangspunkt, ohne damit die daran geknüpften Folgerungen zuzugeben. Um ihn überhaupt zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Unterſuchung zu machen, muß der Menſch als Naturproduct wie jedes andere und in gleicher Reihe betrachtet werden, und die Frage ob er eine exceptionelle Stellung in Anſpruch zu nehmen berechtigt ſey, gehört ans Ende und nicht an den Anfang, da ſonſt jede weitere Forſchung von vorneherein abgeſchnitten ſeyn würde. Wie alſo die phyſikaliſch-klimatologiſchen Verhältniſſe jeder beſonderen Himmelsgegend die ihr entſprechende Flora und Fauna erzeugen, ſo werden ſie auch den ihr entſprechenden Menſchentypus bedingen. Während aber die Individuen der Flora und Fauna in der ſchroffen Beſtimmtheit in der ſie geboren werden für immer verharren (von kleineren Schwankungen abgeſehen), iſt der Menſch, der ſeinen Charakter erſt in dem lebendigen Sprachverkehr der Geſellſchaft bildet, eben dadurch auch für einen Angriff von außen offen und kann durch allmählich fortſchreitenden Austauſch gleichwerthiger Aequivalente mit ſeiner Umgebung ſchließlich zu einem ganz neuen Product werden. Setzen wir den Fall daß ein Ruſſe nach Spanien auswandert. Er wird dadurch kein Spanier werden, aber er wird auch kein Ruſſe bleiben. Nehmen wir den iberiſchen Typus als den deckenden für die phyſikaliſch-klimatologiſchen Verhältniſſe des Landes, ſo iſt der heutige Spanier ein Reſultat aus dieſem endemiſchen Typus mit celtiſchen, gothiſchen und arabiſchen Elementen. Mit ruſſiſchen Factoren multiplicirt, würde jener Typus alſo natürlich ein anderes Facit geben, möglicherweiſe auch ein ſolches das keine weitere Lebensfähigkeit beſitzen würde, denn jedes Naturproduct iſt für die Wahrung ſeiner Exiſtenz beſtimmten Zahlenverhältniſſen unterworfen. Der endemiſche Typus des Landes iſt eben derjenige der ſich ſtets erzeugt wenn fremde Einflüſſe fehlen, oder der wieder auftaucht wenn das Uebergewicht derſelben abzunehmen beginnt. So mögen wir die koptiſche Race als die natürliche Aegyptens betrachten, die dort ſtets zu entſtehen ſtrebt und auch die arabiſche Bevölkerung allmählich nach ſich modificiren muß. Wenn jedoch dieſe koptiſche Race durch Eroberungen oder Auswanderungen nach Aſien oder Europa verſetzt würde, ſo iſt es auf der andern Seite eben ſo gewiß daß ſie dort denſelben verändernden Einflüſſen unterliegen würde. Kreuzung einwandernder Stämme mit der Urbevölkerung unterſtützt natürlich mächtig im Laufe der Generationen dieſe gegenſeitige Umwandlung, beſonders wenn ſchon von vornherein eine Verwandtſchaft vorhanden, und der Gegenſatz nicht ein ſo ſchroffer iſt wie z. B. in Nordamerika, wo der hochbegabte Stamm der Anglo-Sachſen mit dem tiefſtehenden Neger zuſammengebracht wurde, ohne, wie leicht erklärlich, ein lebensfähiges Product erzeugen zu können. „Im Polymorphismus des Generationswechſels ſind die Racen Zweige am Baume der Menſchheit, und der Laubſproß des Negers kann als ſolcher nie zum Blüthenſproß des Kaukaſiers werden, weil er, dieſes werdend, aufhört er ſelbſt zu ſeyn.“ Wir werden uns dieſe Verhältniſſe am klarſten machen wenn wir ſie nach Art der chemiſchen Wahlverwandtſchaften betrachten. In jedem Menſchen liegt die Tendenz zu einem gewiſſen Racentypus, der ihm durch das Land ſeiner Geburt mit Nothwendigkeit gegeben ſeyn muß und ſich mit Nothwendigkeit vererbt (wie in demſelben Boden überhaupt ſtets neu geſchaffen), wenn keine fremdartigen Einflüſſe von außen hinzukommen. Iſt dagegen das letztere der Fall, ſo wird ſich ein geſetzlicher Austauſch gleichwerthiger Aequivalente einleiten, und dieſer Austauſch kann hier, wie bei allen rein organiſchen Körpern (wo keine unveränderlichen Elemente zu Grunde liegen), ſo weit gehen daß der urſprüngliche Typus ganz und gar verloren, ganz und gar in einen andern übergeht. Indem wir ſo die Völker der Geſchichte als umwandlungsfähige Maſſen betrachten, die ſich neben einander drängen und auf einander reagiren, ſo wird allerdings die Denkarbeit eine ſchwierigere und complicirtere, die neugebildeten Producte herauszurechnen, wird aber auch, wenn es gelingt das Geſetz des organiſchen Werdens zu finden, zu deſto überraſchenderen Reſultaten leiten und allein das Problem des Fortſchrittes und ſeines Zieles enträthſeln können.

Doch genug davon, da ich alle dieſe Verhältniſſe ſchon ausführlich erörtert habe. Meine Digreſſion iſt eine ſo lange geworden, daß mir keine Zeit bleibt von den anderen Geſellſchaften, der ſtatiſtiſchen, aſiatiſchen, antiquariſchen, chemiſchen u. ſ. w., zu reden.

Kürzlich fand hier ein Verſuch ſtatt die Theilnahme am Spiritualismus neu anzufachen, in der Vorleſung Hrn. Carpenters, die durch mehrfache Erörterungen begleitet war, theils durch die Bekenntniſſe Gläubiger, theils durch das Anathema eines Pfarrers, der in den Geiſtern der letzten Tage nur teufliſche ſah. Dagegen ſucht die Geiſtlichkeit ihre Art Geiſter im Volk zu erwecken, und die theologiſchen Zeitſchriften ſind voll der Fragen wie lange die große Bewegung der Revivals, der man in London nun ſchon ſo lange entgegenſieht, noch auf ſich warten laſſen würde. Die Nachrichten aus Elberfeld werden mit Freuden begrüßt, und ſind meiſtens durch einen Rev. Graham aus Bonn unterzeichnet. An Sonntagen ſteht in Hydepark ein Prediger unter jedem Baum, Abends wird Gottesdienſt in den Theatern abgehalten, während an den Wochentagen theatraliſche Vorleſungen in den Kirchen gegeben werden, z. B. dissolving views zur Illuſtrirung der Predigten, und man hat letztlich einen ſogenannten Bibelwagen gebaut, mit welchem Prediger die belebteſten Straßen der Stadt durchziehen, um das Volk zur Buße zu rufen. Spurgeon's Rieſen-Tabernakel iſt bald zur Eröffnung fertig, und vielleicht gelingt es bis dahin ſo auf die Maſſen gewirkt zu haben daß ſie dann reif ſind. In der Veröffentlichung der Reviews and Essays iſt der Nepotismus des Biſchofs von Durham, den ſich Punch zum Freunde gemacht hat, ein unangenehmer Zwiſchenfall, doch wird man ſich auch darüber hinaus zu helfen wiſſen.

Digitized by Google

Das imperialiſtiſche Paris.

1. Die Boulevards, von dem Baſtillenplatz nach der Madeleine. — Sonſt und Jetzt.

Die Baſtille; der Elephant; die Juliſäule. — Der Raum bis zum Château d'Eau: Café Turc; Fieschi's Hinterhalt; Paul de Kock; die Volkstheater; ein Blick auf die Bivouaks in der Nacht des 4 December 1851. — Die Caſerne du Prince Eugène. — Der Boulevard de Sébaſtopole und die alten Straßen. — Die Rue Transnonain 1834, und Begegnung mit Heine. — Der Aufſtand 1839. — Das Conservatoire des arts et métiers, 13 Juni 1849. — Die Boulevards par excellence. — Die Söhne und Töchter Albions auf den Boulevards. —Statiſtik der beſuchteſten Kaffeehäuſer. — Café Riche: ein wanderndes Panorama von Paris. — Achille Fould. — Der Herzog von Malakoff. — Chaix d'Estange. — Die Gebrüder Béron. — Eine berüchtigte Lais. — Mirès, der Große. — Drei Heroen der Volkslegende: Lord Savate; Prince Torticeli; Prince Taureau. — Wie Paris an die Worte ſeines Herrſchers glaubt. — Freie Rede. — Ruinen auf den Boulevards. — Das Miniſterium des Aeußern, Februar 1848. — Der „große Nadar" und die Photographie. — Die Madeleine und der Blumenmarkt.

Ich erinnere mich der Zeit wo auf dem Baſtillenplatz noch der große Elephant mit ſeinem Haus auf dem Rücken ſtand, und da wo jetzt die Magdalenenkirche iſt, am entgegengeſetzten Ende der Boulevards die vernachläſſigten Anfänge des kaiſerlichen Tempels des Ruhmes eines Werkmeiſters harrten, der ſie in eine chriſtliche Kirche mit heidniſcher Hülle geſtalten ſollte.

Die Geneſis des Baſtillenplatzes behält ihr hiſtoriſches Intereſſe. Erſt eine Königsburg, dann Zwing-Paris, die Baſtille, dann ein Tanzſaal: Ici l'on danse, auf den Ruinen des Zwingers, dann der Elephant aus Sand und Mörtel erbaut, das Sinnbild, ſagte man, der Revolution und der Stärke des Volkes. Armes Sinnbild! . . . Als man das große Thier zerſchlug, entſtrömten aus ſeinem Bauch, in wilder Flucht, ein Heer von Ratten, Mäuſen und anderm Ungeziefer, die das Licht ſcheuen. Dann kam die Juliſäule, mit ihrer herrlichen Ausſicht über das Becken von Paris und der „Freiheit" auf ihrer Spitze. Da ſteht ſie, die goldene Göttin mit ausgebreiteten Armen, hoch in der Luft, hehr und erhaben über den Menſchen, aber feſt gebannt und nimmer zu ihnen herabſteigend, ein ewiges Ziel ihrer Wünſche, bis jetzt unerreicht, wie die „werkkrönende" Verheißung des Bonapartiſchen Jubiläums. Auch das iſt ein Sinnbild!

Wenn man mit dem Rücken an die Juliſäule gelehnt iſt und nach Nordweſten blickt, ſo hat man die Linie der Boulevards gerade vor ſich, etwas zur Rechten den Raum, wo einſt der offene Canal St. Martin war, mit ſeinen beiden Quais de Jemapes und de Valmy; das Waſſer iſt heute überwölbt und die Oberfläche zu einem großen offenen Platze mit Bäumen beſtimmt: eine der „ſtrategiſchen" Verſchönerungen des Bonapartiſchen Syſtems, aus Erinnerung an die Revolutionskämpfe vergangener Zeiten. Noch mehr rechts öffnet ſich die Vorſtadt St. Antoine — auch ſie iſt der vorſichtigen Aufmerkſamkeit des neuen Imperators nicht entgangen — ihr entſpricht zur Linken die Straße St. Antoine, und hinter der Säule, erſt etwas ſüdlich, dann nach Oſten einbiegend und parallel mit der Vorſtadt, beginnt die neue Eiſenbahn nach Vincennes!

Die Boulevards, vor dem Baſtillenplatz, Boulevard Beaumarchais, früher St. Antoine, Boulevard des Filles du Calvaire bis zum Boulevard du Temple, wo wir eine kleine Pauſe machen wollen, ſind in ihrer äußern Geſtalt nicht verändert, nur mehr vollendet in ihren Häuſerreihen, auf der rechten Seite zumal, und wie überhaupt die ganze Linie bis zur Madeleine, ſchmucker, mehr aufgeputzt und lebhafter als früher.

Hier, zur Linken, war einſt das berüchtigte Café Turc, wo Jullien, der Muſikdirector und Günſtling der Londoner, in weißen Glacéhandſchuhen und phantaſtiſchem Haarputz ſeine Laufbahn eröffnete. Tempi passati! . . .

Nicht weit davon wohnte Paul de Kock, deſſen ſchlüpfrige Pariſer Novellen eine Zeitlang in den engliſchen Salons als Muſter franzöſiſcher Literatur auflagen, und ſich der beſondern Vorliebe des alten Königs Friedrich Wilhelm III von Preußen erfreuten.

Dort rechts, aus dem kleinen viereckigen Fenſter im oberſten Stockwerk, hat Fieſchi im Jahr 1835 ſeine Musketenbatterie auf Louis Philipp abgefeuert und den Boulevard mit Todten und Verwundeten beſtreut, ohne ſein wahres Ziel zu treffen.

Hier ſind wir an der langen Reihe der Volkstheater angelangt, die zum Theil bereits geſchloſſen ſind, zum Theil in nächſter Zukunft verſchwinden müſſen, um dem neuen Boulevard du Prince Eugène Platz zu machen: Mme Sagni; Funambules, Folies dramatiques; Gaité; Théâtre historique — wo im Jahr 1847 die Girondins der Februarrevolution präludirten; Cirque Olympique oder Franconi, wo wir die polniſche Revolution in bengaliſchem Feuer wie die Verklärung im Nirvana verrauchen ſahen!

Da wo die Rue du Faubourg du Temple in die Boulevards einmündet, und dieſe in einem ſtumpfen Winkel nach links abbiegen, mit andern Worten, am Anfang der Boulevards St. Martin, auf deſſen rechter Seite, hinter der bekannten Fontaine des Châteaux d'Eau, erhebt ſich in den Bauſtyl mancher Fürſtenſchlöſſer des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich und Deutſchland, die ungeheure Neue Caſerne des Prince Eugène mit unzähligen Innerräumen und Höfen voll Vertheidigern des kaiſerlichen Thrones, bombenfeſt, mit einer „ſtrategiſchen" Plattform auf ihrem Dach, damit nach Bedürfniß die Artillerie ihre beſänftigenden Grüße ſtets nach verſchiedenen Richtungen ſenden könne. Davon etwas ſpäter.

Wie man nach Süden hin den Baſtillenplatz in der Ferne vor ſich hat, ſo erblickt man nach Weſten die Boulevards St. Martin, St. Denis, Bonne Nouvelle, Poiſſonnière und Montmartre von dem Château d'Eau aus. Die merkwürdigſte Neuerung in dieſem Quartier iſt natürlich der Boulevard de Sébaſtopole, von Nordoſt nach Südweſt zwiſchen den beiden Straßen St. Martin und St. Denis hin, nördlich bis an den Bahnhof der Straßburger Eiſenbahn, ſüdlich bis an den Garten des Luxembourg ſich erſtreckend. Die Wirkung dieſer großartigen Straße mit ihren palaſtähnlichen Häuſern voll Handel und Verkehr, und eben ſo ſchnell bewohnt als erbaut, iſt ergreifend; ſie iſt zugleich ein Todesurtheil gegen die alten Gaſſen, Gäßchen ſollte man ſagen, St. Denis, St. Martin

Digitized by Google

und ſelbſt die Vorſtädte dieſer Namen. Ueber kurz oder lang müſſen ſie verſchwinden, um geräumigern Verkehrslinien Raum zu machen.

Ich habe dieſes Feld ſo mancher merkwürdigen Ereigniſſe in der Geſchichte von Paris und Frankreich nicht ohne Gemüthsbewegung wieder geſehen. Nicht fern von hier iſt die Rue Transnonain, berüchtigten und blutigen Andenkens aus den Tagen des Aprilaufſtandes 1834! Bugeaud hat dort die „unerbittlichen Befehle“ (les ordres impitoyables) von Guizot vollzogen. Am Abend, während die Truppen die Boulevards St. Martin und St. Denis bedeckten, begegnete ich Heine in einem Kaffeehaus der Nachbarſchaft, und es iſt mir ſtets gegenwärtig geblieben das grinſende, ſpöttiſche Lächeln mit welchem er der Opfer der Rue Transnonain erwähnte.

Auf denſelben Boulevards St. Denis und St. Martin ſah ich im Jahr 1839, nach dem mißlungenen Aufſtandsverſuch vom 12 Mai, die Soldaten Louis Philipps bivouakiren, und wenn wir ein wenig in die Rue St. Martin einbiegen wollen, ſo erreichen wir bald den Eingang des Conservatoire des arts et métiers, wo am 13 Juni 1849 General Changarnier im Intereſſe des damaligen Präſidenten Louis Napoleon und der royaliſtiſchen Mehrheit der Nationalverſammlung den republicaniſchen Aufſtand der Minorität unterdrückte; eine Begebenheit, deren wahre Geſchichte noch zu ſchreiben bleibt.

Was ſprechen wir vom 13 Juni 1849, wo kein Tropfen Blut vergoſſen wurde, und die Helden des Hrn. Changarnier nur leere Stühle auf den Boulevards überritten? Hier kommt ein ganz anderes Schlachtfeld; nein, nicht Schlachtfeld, ſondern Schlächterfeld ſollten wir ſagen. Hier iſt der Boulevard Bonne Nouvelle, dort der Boulevard Poiſſonnière mit ihrem Brandmal des 4 Decembers 1851. Sehen Sie genau hin, ob Sie nicht etwa noch Spuren des Blutbades der kaiſerlichen Jäger erblicken! Hier, auf den beiden Seiten des Fahrweges, friedlich, unbewaffnet den Trottoirs folgend, empfieng die Menge von Weibern, Greiſen und Kindern ungewarnt die tödtliche Salve. Es war in dem Elyſée für „ſtrategiſch“ rathſam befunden worden einen wohlthätigen Schrecken unter der Bevölkerung zu verbreiten .... zur Beruhigung der Guten, zur Lähmung der Böſen! Vor dieſem wohlbekannten ſchönen Hauſe links, der Wohnung Sallandrouze's, ſtand der betrunkene Capitän der Artillerie mit ſeinen betrunkenen Kanonieren, und ſchoß auf eine Entfernung von zehn Schritten mit einem Mörſer (!) fenſtergroße Löcher in das Haus, unter dem „ſtrategiſch“ fingirten Vorwand daß jemand von dorther einen Piſtolenſchuß abgefeuert. Verletzt war niemand worden von dieſem phantaſtiſchen Piſtolenſchuß; das war ſelbſt nie behauptet worden ... man glaubt den Spuk eines wüſten Traumes zu leſen! heute ſind die Löcher ſorgfältig und ſpurlos verwiſcht, und Louis Napoleon ſitzt als Napoleon III auf dem neuen Kaiſerthron Frankreichs. Vive l'Empereur!

Wir nähern uns den Boulevards par excellence, dem Quartier der faſhionabeln Flaneurs, dem Eldorado der Fremden. Wahrlich, wer an einem heitern Tage zum erſtenmale von den Boulevard Bonne Nouvelle an über die Boulevards Poiſſonnière, Montmartre, des Italiens und des Capucines nach der Madeleine hinſchlendert, muß verſucht ſeyn wie der Capuziner in Wallenſteins Lager auszurufen Heyſa, Juheyſa Dudeldumdey, da geht's ja hoch her ... (Entſchuldigen Sie, falls ich meinen geliebten Schiller unvollſtändig citire, meine Bücher liegen in Paris und ich ſitze in London. Es iſt unmöglich in dieſer unſtäten Zeit alle ſeine Bequemlichkeiten zu haben). Iſt ſtets Sonntag, iſt ſtets Feiertag hier? Iſt irgend ein großes Feſt im Kalender angeſchrieben? Warum iſt die ganze Bevölkerung in den Straßen? Gibt es auch noch Leute in den Häuſern, in andern Theilen der Stadt? Woher kommen alle die Gäſte, um dieſe von Gold und Spiegelglas ſtrahlenden Kaffeehäuſer und Reſtaurants zu beſchäftigen und zu unterhalten?

Von dem Faubourg Poiſſonnière bis zur Chauſſée d'Antin iſt beinahe jedes Haus ein Café oder Reſtaurant, ſie ſind alle beſucht und zu gewiſſen Stunden des Abends zum Beiſpiel alle voll. Während der lauen Septemberabende waren die großen Spiegelfenſter der Kaffeehäuſer ausgehoben, und von dem tiefſten Raume im Innern bis heraus auf die Trottoirs ſaß Kopf an Kopf. Das Leben iſt ſo kurz, und die Eile es zu genießen ſo groß. Wer weiß was morgen kommt! — Vielleicht iſt auch das ein Sinnbild der gegenwärtigen Herrſchaft! ...

In London verbirgt man ſich in den Behältern des Eſſens und Trinkens; nur kein Verkehr mit der Straße, alles hübſch im Stillen — on the sly; hier, in dieſem Lande der Phäaken ſtrebt alles nach der Straße, und das genießende Leben gibt ſich zur öffentlichen Schau. Und glauben Sie ja nicht daß die Söhne und Töchter Albions dieſe Sitte wirklich haſſen; niemand iſt gieriger, unermüdlicher an dieſem Becher zu ſchlürfen, vorbehaltlich nach ihrer Rückkehr in das Land der Nebel und Moralität, über das leichtſinnige fickle and immoral people of Frenchmen! ihre Verwünſchungen auszugießen und verſchämt die heuchleriſchen Augen zu verdrehen. Ländlich, ſittlich, denken ſie in Paris, und als ausgemachte Philoſophen heulen ſie mit den Wölfen der Verderbniß. Darum iſt es in manchen Augenblicken vor dem Café Riche, du Cardinal und andern, als ob eine Colonie von Engländern und Engländerinnen, die letztern mit den abſonderlichen exotiſchen Strohhüten und Federn der Londoner Mode, und mit dem unverkennbaren Typus der reiſenden Britin, ſich hier niedergelaſſen hätte.

In allen Kaffeehäuſern wird jetzt geraucht, was früher nicht der Fall war. Nur hie und da werden noch Beſchränkungen beobachtet, wie in dem Café de la Porte Montmartre, an der Ecke des Boulevards und der Straße dieſes Namens, einem alten ſehr reſpectabeln Hauſe, wo ich mich erinnere in der Nacht vom 23 auf den 24 Februar 1848 die eingewohnten Dominoſpieler in großer Entrüſtung geſehen zu haben: ſie beklagten ſich daß die Flintenſchüſſe der Revolution und der Aufruhr des „Pöbels“ ſie in ihrer ernſten Beſchäftigung ſtörten. Der Karren mit den Todten vom Boulevard des Capucines und ſeiner ſchauerlichen Fackelbegleitung zog eben vorüber!

Der Café des Variétés, neben dem Theater, wird mehr von den Künſtlern, Anhängern, Beamten und Freunden des

Digitized by Google

Theaters, von den Spaziergängern und Kunden des Paſſage des Panoramas, die Kaffeehäuſer auf der andern Seite des Boulevard Montmartre mehr von populären Gäſten beſucht. Dagegen hat die Crême de la Crême, alles was Paris an Künſtlern und Börſeſpielern, an Leuten wahrer und fingirter Unabhängigkeit, an Ruſſen, Italienern, Engländern und andern „ausgezeichneten Fremden“ vereinigt, ſeinen Lieblingsſitz auf dem Boulevard des Italiens aufgeſchlagen. Einige Unterſcheidung kann man indeſſen auch hier gewahren. Im Café du Cardinal, an der Ecke der Rue de Richelieu ſind vorzugsweiſe die deutſchen Politiker zu finden, in dem Café de Bade die Bohème Littéraire von Paris. Der beſuchteſte Ort von allen ſchien mir das Café Riche zu ſeyn, an der Stelle wo früher ein Reſtaurant dieſes Namens beſtand, aber in einem neuen Hauſe und in beträchtlich erweiterten und glänzendern Räumen.

Für die Kleinigkeit einer Taſſe Kaffee und einer Cigarre kann man hier das Vergnügen haben halb Paris wie in einem beweglichen Panorama vorbeiziehen zu ſehen. Der erſte beſte Pariſer mag Ihnen als Cicerone dienen. Faſſen wir auf Gerathewohl einige Figuren ins Auge:

Dieſe gebückte Geſtalt mit dem gewölbten Rücken, dem ſchmalen, ſpitzen Kinn, iſt Achille Fould, Fould der Financier, der Mann des Rathes und der That, der das Mittel kennt um Leute aus der nahen Gefahr des Schuldthurmes zu retten, und mit unwiderſtehlichem Erfolg die Bahn zum kaiſerlichen Throne beſchreiten zu laſſen. Er hätte gern, ſagt man, nach dem Tod des alten Jérôme das Palais Royal beziehen mögen. Der Flügel des Louvre, wo er als Staatsminiſter wohnte, ſchien ihm unzureichend. Man war ungütig genug ihm ſeinen Wunſch zu verſagen. Aber er trägt ſein Mißgeſchick mit männlicher Faſſung, und im Bewußtſeyn ſeines reichen Verdienſtes.

Dieſer kurze, unterſetzte Mann mit der gedrungenen Corpulenz, weiß von Haaren, röthlich ſtrahlend im Geſicht, pfeilgrad gehend und mit funkelnden, beweglichen Augen, iſt Marſchall Pelliſſier, Herzog von Malakoff, der zur guten Stunde dem jungen Cäſar den ſäumigen Lorbeer um die Schläfe wand. Wie in Hydepark und in Regentſtreet, ſo geht er hier als einfacher Sterblicher ſpazieren, zu ſeiner Seite ein Adjutant, und in ſeinem Mund eine brennende Cigarre, beide unzertrennlich von ihm. Es wird von ihm erzählt daß er ſich zuweilen ſehr unehrerbietig über die martialen Anlagen und Plane ſeines Herrn und Meiſters auslaſſe; aber ſeine Aemter und Würden, Orden, Bänder und Dotationen, und die Million Morgengabe für ſeine ſpaniſche Braut hat er zu verſchmähen keinen hinreichenden Grund gefunden. Er glaubt an ſich ſelbſt bei weitem mehr als an den der ihn gemacht was er iſt.

Jener dort mit dem Tſchimpanſigeſicht, dem kindiſchen kleinen Hut auf dem oberſten Gipfel ſeines Kopfes, in dem engen ſchwalbenſchwänzlich obſoleten ſchwarzen Leibrock iſt, wer ſollte es glauben, der einſt beredte Advocat Chaix d'Eſtange, den die Ernennung zum kaiſerlichen Generalprocurator am Appellhof von Paris mundtodt und talentlos gemacht.

(Schluß folgt.)

Die Lebensart der Eskimos.

(Aus Sir John Richardſons „The Polar Regions.“)

Die gewöhnliche Lebensweiſe eines Eskimo in den meiſten Oertlichkeiten iſt folgende. Im Monat September begibt ſich die aus vielleicht fünf oder ſechs Familien beſtehende Bande nach irgendeinem ihr wohlbekannten Paß, gemeiniglich irgendeiner ſchmalen Landenge zwiſchen zwei Seen, und wartet dort das Herabziehen der Rennthiere nach Süden ab. Wenn dieſe in der Nähe angekommen ſind, begeben ſich einige der jungen Männer hinaus, und treiben die Thiere allmählich auf den Paß zu, wo ſie andere Jäger treffen, welche ihrer ſo viele mit Pfeil und Bogen tödten als ſie können. Die Maſſe der Heerde wird in den See gedrängt, wo ſie von den in den Kadſchaks im Hinterhalt liegenden mit Muße durch den Speer getödtet werden. Indem ſie auf dieſe Weiſe, Tag um Tag, ſolange der Zug der Rennthiere dauert, ihre Jagd fortſetzen, verſchaffen ſie ſich meiſt einen großen Wildpretvorrath. Da das Land eine Menge natürlicher Eiskeller hat, oder wenigſtens überall leichte Gelegenheiten zur Errichtung derſelben in dem gefrornen Untergrund darbietet, ſo läßt ſich das Wildpret friſch erhalten bis die ſtrenge Kälte eintritt, und auch den ganzen Winter über aufbewahren; allein die Eskimos ſind hierin nicht ſehr beſorgt. Werden im Sommer mehr Rennthiere getödtet, als man verzehren kann, ſo wird ein Theil des Fleiſches getrocknet, ſpäter in der Jahreszeit aber bloß in eine kühle Felſenkluft gelegt, wo wilde Thiere es nicht erreichen können, und ſollte es beträchtlich verdorben werden ehe das kalte Wetter eintritt, ſo iſt es für den Eskimo-Gaumen nur um ſo ſchmackhafter. Wenn das Fleiſch durch das Aufbewahren ſehr zart geworden iſt, verzehrt man es roh, oder nachdem man es ein wenig gekocht hat. Auch haben im Herbſt die Wanderzüge von Gänſen und andern Vögeln, ſowie die Lachsforellen und verſchiedene andere Fiſcharten ihren Beitrag zur Nahrung der Eskimos zu liefern. Auf dieſe Weiſe verſchaffen ſie ſich ihren Lebensmittelvorrath für den Winter, und zwar wird hiezu nicht wenig erfordert, da die Eskimos alle von thieriſcher Nahrung leben und eine erſtaunliche Menge verbrauchen. Im Herbſt werden die Beeren des Empetrum nigrum, Vaccinium uliginosum, und Vitisidaea, Rubus chamœmorus und arcticus, ſowie einiger andern fruchttragenden Pflanzen gegeſſen, und die halbverdauten Flechten im Bauche des Rennthiers als ein Schmaus betrachtet; in andern Jahreszeiten dagegen ißt dieſes Volk nie Vegetabilien, und ſelbſt im Sommer gilt thieriſche Nahrung als ein weſentlicher Beſtandtheil ihrer Lebensweiſe. Kohlenſtoff liefert dem Körper des Eskimo der vielfache Gebrauch von Oel und Fett bei ſeinen Speiſen, und das Trinken warmen Blutes von einem friſch getödteten Thier wird von ihnen als in hohem Grade zur Förderung der Geſundheit des Jägers beitragend betrachtet. Kein Theil der Eingeweide wird als zur Nahrung unpaſſend weggeworfen, und keine abſonderliche Reinlichkeit bei der Zubereitung der Eingeweide gezeigt, die man, wenn ſie vom Froſt mürbe gemacht ſind, ohne weiteres Kochen als

Leckerbissen verzehrt. An denjenigen Theilen der Küste wo es viele Walfische gibt, widmet man sich im August und September dem Fang dieser Thiere, wobei man auch in Zwischenräumen auf die Rennthierjagd sein Augenmerk richtet. Die Tödtung eines rechten Walfisches oder einer genügenden Anzahl Killelnaks (Beluga albicans) sichert Wintermahlzeiten und Oel in Fülle für die Lampen eines ganzen Dorfes, und verbreitet große Freude.

Bei der Rückkehr des Lichts werden die Häuser, der Robbenjagd auf dem Eise wegen, früher oder später, je nach dem Stande der Speisekammer, verlassen. Die Abtheilung begibt sich dann an die Seeküste, wobei sie in der Entdeckung der Athmungsöffnungen der Robbe oder des Wallrosses von ihren Hunden geleitet wird. Um diese Zeit des Jahrs werden für den Aufenthalt der Bande Schneehütten gebaut, und in keiner Jahreszeit wird des Jägers Geschicklichkeit in höherm Grad erprobt, da die Robbe ein sehr achtsames Thier ist, und große Schärfe des Gesichts, Geruchs und Gehörs besitzt. Indessen ist sie dem Eskimo-Jäger nicht gewachsen, der, vor starkem Windstoß durch eine halbkreisförmige Schneewand geschützt, stundenlang bewegungslos dasitzen und die Luftblase beobachten wird welche ihn in Kenntniß setzt daß die Robbe zum Athmen herauskommt. Und kaum hat das Thier seine Nüstern an die Oberfläche erhoben, so steckt ihm auch schon die Harpune des Jägers tief im Leibe. Diese Jagd ist nicht ohne Gefahr, erhöht aber eben dadurch die Freude über den Erfolg. Die an der Spitze der Harpune befestigte Leine wird in einer Schlinge um die Hüften des Jägers gezogen, und sollte das Thier das er getroffen eine große Robbe seyn, wehe dann ihm wenn er nicht augenblicklich seinen Fuß in den zu diesem Zweck im Eis ausgehauenen Einschnitt setzt, und sich in eine solche Stellung wirft, daß die Spannung an der Leine so nahe als möglich in die Richtung der Länge seines Rückgrats und der Achse seiner untern Glieder gebracht wird. Ein Querzug von einem dieser mächtigen Thiere würde ihn über die Luftöffnung hinüber schleudern und ihm vielleicht seinen Rücken brechen; oder er würde, wenn die Oeffnung groß ist, was bei Annäherung des Frühjahrs oft vorkommt, unter das Wasser gezogen und ertränkt werden. Unfälle dieser Art sind nur zu gewöhnlich. Wenn die Robben auf das Eis herauskommen um sich an den kräftigen Strahlen einer Frühlingssonne gütlich zu thun, so weiß der Eskimo-Jäger wie er sich ihnen zu nähern hat: er ahmt nämlich ihre Gestalten und Bewegungen so vollkommen nach, daß die armen Thiere ihn für einen ihresgleichen halten, und erst enttäuscht werden, wenn er ihnen nahe genug ist um seine Lanze in eines derselben hineinzuschleudern. Der Hauptrobbenfang endigt mit dem Eisgang, und dann sind die Rennthiere wieder zahlreich an den Küsten des Polarmeers, die Vögel brüten in große Schaaren, und die Jahresbeschäftigungsweise, die wir hier in Kürze geschildert, beginnt von neuem.

Dr. Joseph Wolffs Reisen und Abenteuer im Orient.

Wolff stand am Schlusse des ersten Bandes [1] vor den Thoren Buchara's, wohin er gezogen war um die zehn verlornen Judenstämme zu suchen. Als er diesen Reisezweck dem dortigen Gusch Beke oder „Ohr des Königs" mitgetheilt hatte, erzählt er uns im zweiten Band, [2] erhielt er auf Befehl des Emirs die Erlaubniß in Buchara einzuziehen. Der Wessir oder Gusch Beke beherbergte ihn in seinem eigenen Palast. Doch erregte seine Ankunft Mißtrauen, und Wolff gerieth in eine peinliche Lage, als einer seiner jüdischen Landsleute aus Haß gegen den übergetretenen Missionär ihn für einen russischen Spion ausgab. Wolff verlor die Fassung jedoch nicht und fragte seinen öffentlichen Ankläger woher er ihn kenne? Der Jude antwortete: „Ich habe dich vor zwölf Jahren in Bagdad gesehen, wo du im Hause des Armenier Aga Sarkis wohntest und hebräische Bücher (Uebersetzungen), das Neue Testament genannt, vertheiltest, die in Rußland gedruckt worden waren." Der Jude beschrieb nun das Aeußere der vertheilten Bibeln, Wolff aber zog eines der Exemplare, die er bei sich führte, hervor, und bewies daraus daß sie in London und nicht in Rußland gedruckt worden waren, auch mußte der Jude eingestehen daß Aga Sarkis der britische Consul in Bagdad gewesen war. Der Ankläger war damit der Verleumdung überführt und hätte die Bastonade genossen, wenn nicht Wolff für ihn gebeten hätte. Der Reisende fand in Buchara nicht die verlornen Stämme, sonst aber Landsleute genug, und er macht in Bezug auf sie folgende merkwürdige Beobachtung. „Es gibt auf Erden keine Religion selbst nicht die der römisch oder der orientalisch katholischen Kirchen noch der Kirche von England, wo eine solche Gleichförmigkeit der Gebräuche, Einheit der Gedanken, Uebereinstimmung der Ueberlieferung und Gleichmäßigkeit in der Form der Gebete sich wiederfände, wie bei den Juden." Zum Beispiel die Geschichten von der Stärke Judas, der Gewandtheit Naphthalis und dem süßen Gesange Sarahs, der Tochter Aschurs, kann man gleichlautend in Hounds-ditch wie in der Stadt Buchara hören. Beim Gebet vereinigen sich die Juden der Bucharei genau so wie die portugiesischen Juden in London auf der Duke Street. Damals wurde in Buchara gerade das Purimfest gefeiert, und die dortigen Buben schlugen genau so wie die Düsseldorfer beschnittene Jugend mit Hämmern auf die Bänke der Synagoge, so oft beim Lesen des Buches Esther der Name Haman genannt wurde. Die verschiedenen Fasten und das Trompetenblasen zum neuen Jahr werden übereinstimmend überall beobachtet.

Buchara steht auf einer von dem kleinen Wasser bewässerten Oase in den turanischen Wüsten und besaß damals einen Umfang von drei deutschen Meilen, 360 Moscheen, 22 Karawanseraien, das alte Königsschloß Ark (Arx) genannt, und 180,000 Einwohner, meistens Tadschiks, die Wolff ethnographisch ungenau als die schönsten „Tataren" bezeichnet,

[1] S. Ausland 1860. S. 1116.

[2] Travels and Adventures of Joseph Wolff. Vol. II. London 1861.

Digitized by Google

wie denn seine geographischen Notizen hin und wieder kritischer Vorsicht bedürfen. Unter andern bemerkt er, es hielten sich in Buchara sehr viel Banianen auf, „das heißt Hindukaufleute aus Tschikarpur, Dedschikakuti und Kurratschie.“ Kuratatschie ist bekanntlich ein Handelsplatz der erst seit zehn Jahren genannt wird und der vor der Dampfschifffahrt auf dem Indus ein elendes Dorf bildete, so daß vor 20 und 30 Jahren schwerlich Banianen von Kurratschie in Buchara gesehen worden sind. Zu der Stadtbevölkerung gehören auch 15,000 Juden, die dort durch Färberei und Seidenhandel sich ernähren, nebenbei aber „früher den Russen jetzt den Engländern, so wie den Kaisern (!) von Chokand und Chotan als Spione dienen, den Turkmenen Talismane schreiben, wenn sie in die Schlacht gehen, und den Weibern der Fürsten und Großen Arznei verordnen damit sie schwanger werden.“

Als sich Wolff vom Gusch Beke verabschiedete, ließ ihm der schlaue Asiat wissen, Buchara stände in freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland, dessen Beistand man in jeder Beziehung genösse, man wünsche aber auch mit dem Generalstatthalter in Indien Freundschaft zu schließen, und begehre daher von ihm: Officiere zum Einexerciren der Usbeken; zweitens, Errichtung einer Gesandtschaft; drittens, europäische Aerzte, und viertens Uhrmacher. Nach dieser Eröffnung stellte er ihm einen Paß nach Kabul aus, und gab ihm Empfehlungsbriefe an den Statthalter in Balch, mit denen er nach dreimonatlichem Aufenthalt Buchara im April 1832 verließ, und ohne sonderliche Gefährdung nach Balch, der „Mutter der Städte“ gelangte, über welche Wanderung er leider gar keine Einzelnheiten mittheilt. Von Balch gieng er mit einem Gefolge von Afghanen auf der Straße nach Kunduz weiter. Zwei deutsche Meilen von Balch liegt dort die Stadt Mazar oder wie er schreibt Mozaur. Dort waren Morecroft, Guthrie und Trebeck vor etlichen Jahren ermordet worden, und der Statthalter, die Rache der Franken fürchtend, hatte geschworen daß keiner von ihnen lebend sein Gebiet verlassen werde. Unterwegs nach dieser Raubhöhle schloß Wolff Bekanntschaft mit einem stattlichen Usbeken, der ein Mollah und ein Hadschi (Mekkapilger) war, und Arabisch sprach. Der Usbeke bot sein Haus in Mazar dem Reisenden an, worauf sie mit Berührung des Bartes Hand auf Hand legten und Freundschaft gelobten. Als dieß geschehen war, sagte Wolff: „Ich will einen Bruder nicht hintergehen: ich bin ein Engländer; kannst du mich schützen?“ Der Usbeke erschrack heftig. „So lange du in meinem Hause bist,“ sprach er, „darf dich niemand anrühren, aber so wie du es verlässest, wird der Statthalter, der mein Vetter ist, dich fassen und tödten lassen.“ Man rieth Wolff sich für einen Araber auszugeben, doch verschmähte er diese Lüge. Da sein Geheimniß sicher bei seinen Begleitern war, ließ er sich vor den Statthalter führen, und auf Befragen erklärte er keck, er käme von Malta wo Pousonby-Chan, Sohn von Besborough-Chan herrsche, dessen Frau Amelie Chatun (Lady Emily) eine Tochter Bathurst Chans sey. Allen englischen Namen gab er orientalische Accente, so daß der Gouverneur, der nicht wußte wo Malta lag, den Mann entließ, der ihn durch seine Gelehrsamkeit gelangweilt hatte.

So kam er glücklich durch Mazar und nach Kunduz, auf dem Wege von dieser Stadt aber nach den berühmten Pässen des Hindukusch wurde er von Räubern des Hazarastammes buchstäblich bis auf die Haut ausgezogen. In diesem kläglichen Zustand, dem seine afghanischen Begleiter nicht abhalfen, kam Wolff nach Bamian. Der dortige Statthalter war zu arm um ihn wieder anständig zu kleiden, gab ihm aber einen Empfehlungsbrief an den Statthalter in Ghazni mit, worin er ihn als einen britischen Botschafter bezeichnete. Wie nun Wolff über den Hindukusch gekommen, darüber beobachtet er selbst die größte Verschwiegenheit, wir hören nur daß der Statthalter in Ghazni ihn aus seinem Palast werfen ließ, weil ein englischer Gesandter nicht nackend vor ihm erscheinen werde. Mittlerweile hatte der berühmte und unglückliche Alexander Burnes, der sich in Kabul aufhielt, von Wolffs Lage Kenntniß erhalten, und versah ihn reichlich mit allen Bedürfnissen. Auch der bekannte Dost Muhammed Chan, der Löwe von Kabul, behandelte den Missionär mit großer Gunst, und befahl daß er vor ihm mit den Mollahs disputiren solle, denn solche theologische Hahnenkämpfe gehören im Morgenlande zu den gesuchtesten Unterhaltungen der großen Herren. Wolff schreibt sich den Sieg zu, Burnes dagegen als unparteiischer Zeuge, erklärte sich für die Ueberlegenheit der asiatischen Gelehrten.

In Bezug auf die Afghanen bekennt sich Wolff zu der in älterer Zeit beliebten Hypothese eines jüdischen Ursprungs, und zwar soll, als Muhammed die gänzlich von Juden des Stammes Benjamin bewohnte Stadt Khaiber in Arabien eroberte, was nicht von ihnen erschlagen wurde, nach Afghanistan ausgewandert und von ihnen der Khaiberpaß benannt worden seyn. Das ist die arabische Sage der Wolff unbedingt Glauben beimißt. Jetzt wo man das Puschtu, die Sprache der Afghanen, gramatikalisch und lexikographisch analysirt hat, besitzen dergleichen Mythen keinen Werth mehr, und alles was in dem Puschtu auf jüdische Verwandtschaft schließen läßt, besteht darin daß es semitische Elemente enthält.

Als Wolff von Kabul nach dem indischen Fünfstromland, damals noch von Randschit Sing, dem Maharadscha der Sikhs beherrscht, durch den Khaiberpaß herabsteigt, entschlüpfen ihm ganz gegen seine Gewohnheit, um nicht zu sagen aus Uebereilung, ein paar Zeilen Naturbeschreibung: „Die Gegend um den Khaiberpaß ist im höchsten Grade romantisch. Der Anblick der hohen Berge, die ganz bedeckt sind mit Gesträuch und Rosen, der Reichthum des Graswuchses, die vielen Adern hübscher Gewässer und das erquickende Klima erregen die Vorstellung daß dort das Paradies gelegen seyn müsse.“ Hatte Wolff bei den Afghanen schon eine freundliche Aufnahme gefunden, so glich seine Reise durch das Land der Sikhs einem Siegeszuge. Hohe Officiere des Maharadscha warteten seiner vor Attock, welche Stadt die Ankunft des Reisenden mit 21 Kanonenschüssen feierte, und deren Radscha ihm als Tribut 250 Rupien (300 fl.), Leinen zu 20 Hemden und 20 Töpfe mit Confituren als täglichen Zehrpfennig überreichte.

Wolff wurde dem Maharadscha selbst in seinem Palast bei Amritsar vorgestellt. Randschit Sing war ein so kleiner

Mann von etwa 5 Fuß, daß ihn der Missionär anfangs für einen prinzlichen Knaben hielt, bis er an dem gewaltigen Bart und an dem fehlenden Auge den Löwen erkannte. Er ließ dem Missionär ein höchst berauschendes Getränk vorsetzen, welches der ungarische Arzt Hönigsberger zu den Zwecken des Maharadscha erfunden und gemischt hatte, und womit Randschit die ihn besuchenden Briten betrunken zu machen pflegte um ihnen die Zunge zu lösen. Der Maharadscha fragte den Missionär, warum er, der angeblich als Apostel reise, nicht die Briten in Hindostan bekehre, die noch keine Religion hätten. Der Glaube nämlich daß die Engländer gar keinem Gott dienen, ist über ganz Indien verbreitet und erklärlich wegen der damals noch außerordentlichen Seltenheit christlicher Kirchengebäude.

Wolff gelangte nun in das britische Indien, und das Gefühl der Sicherheit und der Errettung beim Anblick der ersten rothen Uniformen ließ ihn hoch aufjauchzen. Von dem Generalstatthalter Lord William Bentinck und noch mehr von seiner betschwesterlichen Gemahlin wurde Wolff nicht wenig verhätschelt. Groß war aber der Jubel des abenteuerlichen Mannes als ein Firman des Maharadscha der Sikhs ankam, welcher ihm die Erlaubniß zu einer Reise nach Kaschmir ertheilte, mit dem Zusatz daß jeder Radscha den er unterwegs heimsuche, ihm ein Zehrgeld von 25 Pfd. St. (300 fl.) und 20 Töpfen mit Confituren, Schir Sing aber der Fürst-Statthalter in Kaschmir selbst, 100 Pfd. St. und sechs Shawls zu überreichen habe. Der erste Radscha, der seinen Tribut entrichtete, der von Belaspur, ein junger Mann, war die „abscheulichste Bestie die jemals lebte," denn sein größtes Vergnügen soll es gewesen seyn auf einen Elephanten zu reiten und von ihm ein kleines Kind zertrampeln zu lassen. Einem Wahnsinn minder schädlicher Art fröhnten die Joghis oder buddhistischen Selbstbeschauer, an denen man auf der Straße vorüberkam und die mit dem Gesicht zur Sonne gekehrt und den ganzen Körper mit Eiergelb beschmiert in dieser Sauce ihre „Aufzehrung in der Gottheit" erwarteten. Prophetisch riefen sie Wolff zu: er sey der Vorläufer der Briten, die bald das Land nehmen würden, denn so habe der „Ernährer" es verhängt, weil keine Gerechtigkeit zu finden wäre auf Erden. Eine andere Sorte muhammedanischer Schwärmer begegnete Wolff, die ihre Gesichter mit Erde beschmiert hatten, und zwar um damit anzudeuten „daß der Mensch aus Schmutz geschaffen worden sey." Wolff bewog die guten Leute sich zu waschen, in dem er sie zu der Erkenntniß brachte daß es doch keinen Zweck haben könne den Menschen noch schmutziger zu machen als ihn Gott geschaffen habe. Auch viele Auswanderer traf er unterwegs die der harten Bedrückung der Sikhs zu entrinnen trachteten. Ueber Kaschmir selbst sagt uns Wolff wenig mehr als daß es in einem schönen Thal liege voll Rosen, Lilien und Tänzerinnen, daß der Dschelum durch die Stadt fließe und der Berg über Kaschmir Tackt-Soliman-Salomosthron heiße, ein Bergname, der im Morgenland so häufig ist wie bei unsern Hunden der Name Bello oder Ami. Schir Sing empfieng den Missionär im Darbar oder Thronsaal, und beschenkte ihn nach Vorschrift. Der Ertrag der Reisen im Pendschab und in Kaschmir belief sich für Wolff überhaupt auf 700 Pfd. St. (8400 fl.), die er jedoch sogleich wieder durch einen Bankerott eines Calcuttaer Handelshauses sämmtlich verlor. Später erhielt er durch den König von Audh ein Gastgeschenk von 1000 Pfd. St., welches gerade zur Deckung seiner Reiseschulden ausreichte und wovon ihm nur 60 Pfd. St. als baarer Rest geblieben sind.

Wolff unterhält uns nun weiter mit Anekdoten aus dem High life der indischen Gesellschaft, die jedoch nur für Engländer selbst Interesse haben, aber sehr werthvoll sind seine Aufschlüsse über die Verfassung der Thugs oder des indischen Mörderordens, der erst unter den letzten Statthaltern gänzlich ausgerottet worden ist, damals aber noch in großer Blüthe stand. Wolff schöpfte aus amtlichen Quellen sowie aus dem was ihm etliche Thugs in Hyderabad freiwillig gestanden, und seine Aufschlüsse verstatten keinen Zweifel daß die Thugs nichts anders waren als eine gut gegliederte Räuberzunft, und daß Raub und nicht etwa religiöse Verirrung sie zusammenhielt. Ihre Opfer brachten sie stets durch Erdrosselung um, und dazu diente ein Taschentuch oder irgend ein Streifen Zeug. Vorgeschrieben war ferner die jedesmalige Beerdigung der Leichen. Sie gaben sich aus für die Diener der Göttin Kali oder Bauhani, der indischen Schaudergottheit, deren Tempel in Bindatschal bei Mirsapur steht, und dessen Einkünfte aus dem Raubzehnten der Thugs flossen, sowie auch die Priester aus ehemaligen Mitgliedern des geheimen Ordens gewählt wurden. Daß aber das Thugwesen nicht eine unheimliche Art Gottesdienst war, ergibt sich daraus daß auch viele Muhammedaner zu der Zunft gehörten, sowie von Hindu sämmtliche Kasten: Brahminen, Radschputen, Lodhis, Airs und Kulies.

Gewöhnlich betreiben sie ihr Handwerk in Banden von 100—200 Köpfen, und sie recrutiren sich entweder durch den Nachwuchs geborner Thugs oder durch Adoption, oder durch Miethe von Söldnern, die sie erst nach und nach in das Handwerk einweihen, von denen aber sehr oft der größere Theil entsetzt sich abwendet. Sehr viele Thugs sind durch Adoption in den Orden gekommen. Es war die Regel daß alle Personen, Männer oder Frauen, im Alter wo das Gedächtniß an die That nicht mehr erlischt, die bei einem Mord zugegen waren, umgebracht wurden. Nur wenn zufällig Kinder in zarterem Alter der Vollstreckung beiwohnten, wurden sie verschont, aufgezogen und dann in den Orden aufgenommen. Wie auch anderwärts die Diebe, hiengen die Thugs an lächerlichem Aberglauben fest. Ein besonderer Cultus wurde mit dem Nischan getrieben, der ihnen heiligen Spitzhacke. Vor dem Antritt eines Zuges mußte ein Hindu guter Kaste Puries, d. h. Hostien oder Kuchen backen, die geweiht und von der Gemeinde genossen wurden. Dann wurde der Nischan in dem Opferrauch von Wildpret gebadet und dem Nischanwallah oder Nischanträger übergeben, der ihn auf einem Tuch empfieng. Man beobachtete sodann im freien Felde gewisse Omina und legte den Nischan an einen sichern Ort nieder, in der Richtung der Himmelsgegend wohin die Reise gehen sollte. Ehe ein Mord begangen wird, warten die Thugs immer auf gute Anzeichen von Thieren, und zwar der Eulen, Elstern, Scha-

Digitized by Google

kale, Esel u. s. w. Zeigen sich diese Thiere zur Rechten, so ist das Omen gut; zeigen sie sich zur Linken, so wird die That verschoben. Daher ist es oft geschehen daß Thugs tagelang mit Wanderern reisten, ehe sie ihren Anschlag ausführten, weil die Omina lange ausgeblieben waren. Nach jedem Raub beginnt die Theilung, wobei für die Pagode der Kali eine bestimmte Portion abgeschieden wird.

In jeder Bande befinden sich etliche Dschemadars oder Corporale, welche diesen höheren Rang nicht der Wahl der Cameraden, sondern ihrem Reichthum und ihrem Ansehen in ihrer Heimath verdanken. Der Dschemadar erhält von allem geraubten Silber oder Gold 6¼, oder 7 Proc. als Extravergütung, vom Gold dagegen den Zehnten. Ebenso bekommt er ein Gewisses von Perlen, Shawls, Brocat, Kupfer- und Messinggeschirr. Der Dschemadar ordnet die gottesdienstlichen Ceremonien, und weist jedem in der Bande seine Rolle an. Nach dem Dschemadar folgt der Buttoat oder Erwürger, welcher das Rumal oder Palu, das Tuch zum Erdrosseln, drei Fuß lang und leicht zusammengedreht, mit einem Knoten am Ende, im Gürtel trägt. Soll nun eine Person ermordet werden, so folgt ihr der Buttoat, und auf ein Signal wirft er ihr das Tuch über den Hals und kreuzt dann die Arme. Die Geschicklichkeit der Leute in diesem Geschäft soll so groß seyn, daß, ehe noch das Opfer zu Boden fällt, das Leben schon erloschen ist. Sollte die auserwählte Person von besonderer Stärke seyn, dann ergreifen zwei Thugs jeder einen Zipfel des Rumal. Die höchste Virtuosität zeigt sich aber wenn verschiedene Personen auf einmal erdrosselt werden, ohne daß eine durch einen Laut die andere warnen kann. Die erste Uebung im Erdrosseln bekommt der Anfänger bei auserwählten Gelegenheiten, wenn ein einzelner Reisender überfallen werden soll. Gewöhnlich wartet man bis es Nacht wird und die Reisenden an einer Quelle rasten. Der Dschemadar fragt dann wie spät es wohl seyn mag, und wenn die Thugs und ihr Opfer die Hälse strecken um nach dem Stand der Sterne zu rechnen, hat der Novize die schönste Gelegenheit die ersten Kunstgriffe an dem Opfer zu erlernen, welches in der eigenthümlichen Diebssprache der Thugs Niamud, wofern man reiche Beute bei ihm vermuthet, sonst nur schlechtweg Bandsch genannt wird.

Ein anderer Würdenträger ist der Samsoat, dessen Ordenspflichten darin bestehen das Opfer bei den Händen, oder, wenn es beritten ist, bei den Beinen zu fassen; im letztern Fall wird auch ein dritter Thug der Baghduvra verwendet, welcher dem Roß in die Zügel zu fallen hat. Eine wichtige Person ist ferner der Tilläs. Dazu wählt man die Weltmänner und die „Gentlemen“ unter den Thugs, denn sie müssen herumschleichen und spioniren, auch das Ansehen von ehrbaren Leuten haben, und es so einzurichten wissen daß die Thugs sich als Gesellschafter andern Reisenden oder Karawanen anschließen. Haben die unheimlichen Brüder sich einmal an ihre Opfer herangeschlichen, dann wird der Bhal oder der geeignete Ort zur That gewählt, und deßhalb ein Bhilla oder Kundschafter vorausgesendet, der am liebsten ein Gehölz in etlicher Entfernung von einem Dorf, und in der Nähe einer Nullah oder eines Baches aussucht. Kehrt er zurück, dann gehen mit ihm die Suggahis oder Todtengräber voraus, welche die Gräber bereit halten, während die andern Thugs dafür sorgen daß die Opfer nicht zu früh das Bhal erreichen. Kehrt der Bhilla zurück, dann fragt der Dschemadar: „Habt ihr alles gereinigt?“ Alles! ist die Antwort, worauf das Signal zum Erdrosseln erfolgt.

Oft sind die Banden so zahlreich daß sie Lastthiere, Büffel, ja bisweilen selbst Kamele mit sich führen. Auch hinterlassen sie an ihren Lagerplätzen gewisse Zeichen, daß andere Thugbanden ihre Anwesenheit und die Richtung ihrer Reise zu erkennen vermögen. Auch an Kreuzwegen pflegen die Thugs ein wenig abseits den Boden glatt zu machen, um darauf einen Fuß in der Richtung ihres Marsches abzudrücken, damit andere Banden die hinterdreinkommen und an solchen Orten nachzusuchen pflegen, davon unterrichtet werden. Ein Thug erkennt einen Ordensbruder sehr rasch aus der Menge, wahrscheinlich weil sie wie die Freimaurer sich gewisser Erkennungszeichen bedienen. Bei der Beutevertheilung brechen gern heftige Streitigkeiten aus, aber nie enden sie blutig, wie es denn überhaupt scheint als hätten die Thugs eine unüberwindliche Scheu vor Blutvergießen, denn sie machen, selbst wenn sie verfolgt werden und zum eigenen Schutze, nie von ihren Waffen Gebrauch. Können sich die Thugs über die Vertheilung der Beute nicht einigen, dann werden oft die kostbarsten Shawls und Goldstoffe in Fetzen gerissen und ausgetheilt. Früher war das Thugwesen eine grauenhafte Plage Indiens. Manche der eingefangenen Mörder gestanden daß sie das Handwerk 25—30 Jahre betrieben, jährlich ihren Raubzug zurückgelegt und an manchen Tagen 10 oder 20 Personen ermordet hätten. Auf den Gebieten unter britischer Herrschaft waren schon damals die Thugmorde etwas seltenes geworden, in den Nizamstaaten aber betrieb die Zunft ihr Handwerk noch fast ungestraft.

(Schluß folgt.)

Anwendung der Blausäure beim Walfischfang. Zu den umfangreichsten und interessantesten Experimenten die je angestellt worden sind, gehört der Walfischfang mittelst Blausäure, wie er jetzt von Schiffen der englischen Handelsmarine ausgeübt wird. Der größte Uebelstand beim Walfischfang bestand darin daß der harpunirte Fisch erst in weiter Ferne wieder auftauchte, und daß dabei nicht selten die Harpunen und Taue, zuweilen selbst die Mannschaft, verloren giengen. Auf den Rath des Toxikologen Christison wendet man jetzt Harpunen an, über deren Spitze sich ein Gläschen mit Blausäure befindet, welches beim Eindringen in die Wunde zerbricht und seinen Inhalt entleert. Der harpunirte Fisch taucht in die Tiefe, kehrt aber augenblicklich vollständig gelähmt an derselben Stelle wieder an die Oberfläche des Wassers zurück, und wird dann ohne weitere Mühe abgethan. Zwei Unzen Blausäure sind in der Regel zu jedem einzelnen Fang genügend. (Zeitschrift für Pharmacie.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 17. Augsburg, 21 April 1861.

Medien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

II.

Den Medern ist das ehrenvolle Loos zu Theil geworden, das erste unter den indogermanischen Völkern zu seyn, das als Begründer eines Weltreiches auf dem Schauplatz der Geschichte erscheint. Gerne würden wir etwas genaueres erfahren über die Entwicklung dieses Volkes vor diesem Auftreten, sowie über die Begründung des Reiches selbst. Allein wenn wir auch, wie bereits angedeutet worden ist, die nicht ganz unbegründete Hoffnung haben, es möchte, mit Hülfe von jetzt noch verborgenen Materialien, die Geschichte dieses Volkes künftighin deutlicher hervortreten, so sind wir doch gegenwärtig noch auf kurze und oft dunkle Nachrichten beschränkt, die den Hypothesen ein nur zu weites Feld übrig lassen. Die ältesten Monumente aus denen wir einige Aufklärung zu gewinnen hoffen dürfen, sind die Inschriften der assyrischen Könige. An den Gränzen Mediens begann das assyrische Gebiet, und es konnte sich kaum fehlen daß ein so kriegerisches Volk, wie die Assyrer mit den gleichfalls kriegerischen Nachbarn in öftere Berührung kommen mußten. Allein aus den ältesten Denkmalen des assyrischen Reiches läßt sich für die medische Geschichte und Ethnographie durchaus keine Aufklärung gewinnen. Weder in den Inschriften des Tiglat-Pilesar I, der nach Rawlinsons Vermuthung etwa um 1130 v. Chr. regiert haben soll, noch in denen des Assur-ak-paal der drei Jahrhunderte später Assyrien beherrschte, findet sich der Name der Meder vor, obwohl Feldzüge dieser Fürsten gegen Osten beschrieben werden in denen auch Völkernamen vorkommen. Der Name der Meder erscheint in diesen Denkmalen erst zu Ende des achten Jahrhunderts v. Chr. In den Bruchstücken die wir noch von den Inschriften des Tiglat-Pilesar II haben, finden wir auch daß dieser König Kriege mit den Medern geführt hat, Sargon zog zweimal gegen sie, immer aber wird Medien als ein entferntes Land geschildert, so daß man zweifeln könnte ob das Volk damals schon seine jetzigen Wohnsitze besessen habe. Sennacherib fügt seiner Erzählung daß er von den Medern Tribut empfangen habe noch die ausdrückliche Bemerkung bei, daß dieß eine Gegend sey welche seine Väter niemals unterworfen hätten; dieselbe Bemerkung findet sich zweimal in den Annalen des Esarhaddon. Die Inschriften des Sohnes Esarhaddon's erwähnen nichts von einem Krieg mit den Medern.

Aus diesen Thatsachen nun hat Rawlinson ziemlich weit gehende Schlüsse gezogen, denen auch M. von Niebuhr (in seiner Geschichte Assurs und Babels) im wesentlichen beistimmt, die wir aber nicht für gerechtfertigt anerkennen können. Zuerst folgert Rawlinson aus dem Umstand daß die Meder in den frühesten assyrischen Annalen nicht erwähnt werden, daß dieselben damals noch nicht in ihrem jetzigen Lande gewohnt hätten. Nach ihm war damals das ganze Zagrosgebirge von einem fremdländischen Volksstamme bewohnt, den er den scythischen nennt. Indessen verbindet Rawlinson mit dem Namen Scythen nicht den Begriff, den man gewöhnlich diesem Namen gibt, er sieht in ihnen die noch ungeschiedenen Elemente aus denen später verschiedene Völkerfamilien wie die südindische, die ägyptische, die türkische u. a. m. hervorgiengen. Wir finden, wie gesagt, die Beweise noch immer nicht schlagend genug um eine so gänzlich von der jetzigen verschiedene Bevölkerung in jenen Gegenden anzunehmen. Wir erinnern daran was wir früher über das Auftauchen und Verschwinden der einzelnen Stammesnamen gesagt haben. Es ist ja eine ganz denkbare Möglichkeit daß die Meder damals noch ein unbedeutender Stamm waren, die unter einem Volk verwandten Geschlechtes und verschiedenen Namens mitinbegriffen wurden. Dann wird man auch zugeben müssen daß die Macht und die Blüthe der Meder, oder wie das Volk sonst geheißen haben mag, durch Einfälle der im Norden wohnende Völkerschaften sehr an ihrer Entfaltung gehemmt worden ist. Die ganze Sagengeschichte dieser nordiranischen Stämme, die in Firdosis Schahname enthalten ist, dreht sich um die Kämpfe mit den Völkerstämmen jenseits des Oxus, und das genannte Buch weiß uns von mehr als einem glücklichen und andauernden Einfall dieser Völker zu erzählen.

Aus dem Umstande ferner daß die Annalen des Sohnes des Esarhaddon keine Kriege mit den Medern erwähnen, hat

Digitized by Google

Rawlinſon weiter geſchloſſen daß die Erzählung von der Thronbeſteigung des Dejokes, welche Herodot uns überliefert hat, ſowie die Regierung ſeines Sohnes Phraortes in das Reich der Mythe zu verweiſen ſeyen. Er nimmt an, Herodot habe unnöthigerweiſe zwiſchen Dejokes und Aſtyages unterſchieden, beide ſeyen ein und dieſelbe Perſon oder eigentlich gar keine Perſon, ſondern die Perſonification einer ganzen Dynaſtie, die Azis-Dahaka, die beißende Schlange, geheißen haben ſoll; dieſe Dynaſtie ſoll in der perſiſchen Sage der Tyrann Zohak vertreten. Den zweiten mediſchen König, den Fravartis oder Phraortes, ſoll Herodot aus der ſpätern perſiſchen Geſchichte herübergenommen haben, es ſoll der mediſche Aufrührer Fravartis ſeyn, der in der Inſchrift von Behiſtan vorkommt und den Darius beſiegte. Es braucht wohl nicht erſt geſagt zu werden, wie unwahrſcheinlich dieß alles iſt. Wenn der Sohn des Eſarhaddon von ſeinen mediſchen Kriegen kein Aufhebens macht, ſo werden wir unſchwer ſchließen dürfen daß darüber nicht viel Rühmliches zu berichten war. Unſere eigene Anſicht über die Thronbeſteigung des Dejokes haben wir ſchon vor einigen Jahren in dieſen Blättern niedergelegt, und brauchen hier nur an die hauptſächlichſten Reſultate unſerer damaligen Unterſuchungen zu erinnern. Es hat ſich gezeigt, daß der Bericht des Herodot über die Thronbeſteigung des Dejokes mit allen Sitten und Gebräuchen des Volkes im beſten Einklange ſteht und wir den Herodot keines weitern Irrthums zu bezichtigen brauchen als daß er wohl den Titel des neuen Oberkönigs ſtatt ſeines Namens gegeben hat. Gewiß iſt daß das mediſche Königshaus ſich ganz in derſelben Weiſe auf einen Urahan Uvakhſchatara oder Kyaxares zurückleitete, wie die perſiſchen Achämeniden auf Hakhamanis oder Achämenes. Es könnte nun ſeyn daß dieſer alte König zu den Vorfahren desjenigen Königs gerechnet werden müßte, den Herodot als Dejokes bezeichnet, es iſt aber auch möglich und ſogar wahrſcheinlich daß dieſer ſelbſt dieſen Namen geführt habe. Dafür ſpricht wenigſtens daß Diodor den Namen Kyaxares für den Dejokes des Herodot gebraucht.

Die Gefahr welche der alten mediſchen Freiheit von der Herrſchaft der Aſſyrer drohte, war es geweſen welche dieſes freiheitsliebende Volk veranlaßt hatte ſich willig dem Scepter eines Oberkönigs zu beugen. Die planloſen Einfälle der Völker des Nordens hatten dieſe Folge nicht gehabt, in den meiſten Fällen widerſtand man ihnen glücklich, war dieß auch nicht der Fall, ſo konnte man doch ihre Verheerungen als ein einzelnes bald vorübergehendes Unglück betrachten. Der jährliche Tribut den die Aſſyrer ohne Zweifel von den unterworfenen Medern verlangten, war dagegen viel unerträglicher. Die fortdauernde Gefahr die von Aſſyrien her auch nach Abſchüttelung des aſſyriſchen Joches noch drohte, ließ die Meder die einheimiſche Oberherrſchaft leicht ertragen; daß es an einzelnen Aufſtänden im alten mediſchen Reich ebenſowenig gefehlt haben wird wie im alten perſiſchen, braucht darum nicht in Abrede geſtellt zu werden. Die erſten ſechzig Jahre vergiengen mit der Conſolidirung des Reiches; die Kämpfe, von denen uns übrigens nichts mehr berichtet wird, müſſen wir uns vorzüglich gegen Aſſyrien gewendet denken, das damals noch immer gefährlich war. Dem Nachfolger des Dejokes, dem Phraortes oder Fravartis dagegen ließ das fortwährende Sinken dieſes Reiches ſchon eher Zeit zu auswärtigen Unternehmungen, von ihm wird berichtet daß er die Perſer unterwarf. Wir dürfen dieſen Ausdruck wohl nicht im engeren Sinn faſſen, als habe Fravartis bloß die Landſchaft Perſis erobert, man wird darunter den größten Theil der iraniſchen Völkerſchaften verſtehen müſſen. Er wagte es auch ſeine Eroberungen gegen Weſten auszudehnen, und eroberte das Land bis an den Halys. Die eroberten Länder vermehrten die Macht des Fravartis, indem ſie demſelben nicht bloß Gold, ſondern auch gute Truppen zur Verfügung ſtellten, und ſo glaubte er es wagen zu dürfen, den alten Erbfeind in ſeinem Stammlande ſelbſt anzugreifen. Aber noch war die Zeit für Ninive's Fall nicht gekommen. Eine Schlacht die vor den Thoren von Ninive gefochten ward, wendete ſich zum Nachtheil der Meder, Fravartis ſelbſt fiel in der Schlacht. Was dem Vater nicht gelungen war, wäre vielleicht bald dem Sohne gelungen, wenn nicht zum Glück für Ninive unerwartete Verhältniſſe hindernd dazwiſchen getreten wären. Der Sohn des Fravartis wird von den Griechen Kyaxares genannt, er hieß eigentlich Uvakhſchatara. Er ſchickte ſich ſofort an den vom Vater ererbten Kampf gegen Ninive wieder aufzunehmen, als er die Nachricht von einem Einfall der Scythen erhielt. Einfälle der im Norden wohnenden wandernden Horden in das iraniſche Gebiet waren nichts ſeltenes, dießmal aber ſcheint die Gewalt der Eindringlinge ſtärker geweſen zu ſeyn als gewöhnlich, Kyaxares wurde beſiegt und mußte ſich unterwerfen. Es war eine jener traurigen Zeiten hereingebrochen, deren die iraniſche Sage mehrere zu berichten weiß, in welcher die Iranier vorübergehend den Turaniern gehorchen mußten. Von der drückenden und übermüthigen Herrſchaft dieſer Scythen weiß uns auch Herodot zu berichten, doch ſcheint Kyaxares die Zeit ihrer Herrſchaft nicht ungenützt gelaſſen und ſolche Völker bezwungen zu haben, welche den Scythen nicht unmittelbar unmittelbar unterthan geworden waren; worin ihm die Scythen auch kaum hinderlich geweſen ſeyn werden. Endlich gelang es dem Kyaxares die läſtigen Oberherren durch Liſt wieder zu vertreiben, indem er ſie bei einem Gaſtmahl betrunken machte und dann viele von ihnen ermordete. So erzählt Herodot, und wir haben nicht den geringſten Grund ſeine Angabe zu bezweifeln. Was in neueren Zeiten im Orient geſchieht, iſt eben auch in der alten Zeit geſchehen, und dieſe Art und Weiſe ſich ſeiner Feinde zu entledigen iſt dort ſehr gewöhnlich. Vor etwa dreißig Jahren war der kurdiſche Stamm der Bilbas der Schrecken des ganzen nördlichen Medien, und die Ruhe wurde nur dadurch hergeſtellt daß man die Häuptlinge desſelben zu einem Gaſtmahl einlud und nicht weniger als dreihundert derſelben mit kaltem Blut ermordete. So wird es eben auch damals geweſen ſeyn, die noch übrig gebliebenen Scythen, wenn auch zahlreich, waren ihrer Führer beraubt, und wurden von dem Sieger mit leichter Mühe vertrieben. So war denn Kyaxares wieder frei und konnte auf neue Siege denken. Um dieſe Zeit war wohl ſchon ganz Armenien den Medern zinsbar, ſonſt wäre nicht zu erklären wie ein Zuſam-

Digitized by Google

menſtoß mit dem Königreich der Lyder erfolgen konnte. Fünf Jahre wurde zwiſchen beiden Völkern mit abwechſelndem Glück gekämpft, und ſo lange dieſer Kampf dauerte ſcheint ſich Kyaxares nicht ſtark genug gefühlt zu haben um Aſſyrien anzugreifen. Dieſes Reich hatte auch den Einfall der Scythen überdauert, es war, obwohl zu ſchwach um auswärtige Eroberungen zu machen, doch immer ſtark genug ſich ſelbſt zu vertheidigen. Da wurde endlich, nach ſechsjährigen Fehden, ein Friede zwiſchen Lydien und Medien geſchloſſen. Die Beweggründe zu dieſem Frieden kennen wir nicht genau, die Alten gaben bekanntlich an daß eine Sonnenfinſterniß die Schlacht getrennt habe und die Veranlaſſung des Friedens geworden ſey. Man darf aber annehmen daß auch noch weitere Gründe für den Abſchluß dieſes Friedens vorhanden waren, und wenn man auch gewiß zu weit geht, wenn man mit M. v. Niebuhr verwickelte auf Jahre hinaus berechnete politiſche Combinationen annimmt, ſo wird man doch kaum fehlgreifen wenn man glaubt daß die endliche Bezwingung Ninive's der vornehmſte Geſichtspunkt desſelben war. Wir ſehen wenigſtens daß der König von Medien und von Babylon unmittelbar nach dem Abſchluß dieſes Friedens ſich zu jenem Zweck vereinigen, um ſo durch vereinte Kräfte zu erzwingen was jedem einzelnen unmöglich war. Ninive war durch die Natur wie durch Kunſt ſo vortrefflich befeſtigt daß es auch in der That den Aufwand aller Kräfte der Verbündeten bedurfte um die Stadt zu erobern. Wir ſehen daß nach dreijähriger Belagerung Ninive noch nicht gefallen war, es würde ſich wahrſcheinlich noch länger gehalten haben, wären nicht natürliche Ereigniſſe den Verbündeten zu Hülfe gekommen. Der Tigris riß nämlich einen Theil der Befeſtigungswerke hinweg und eröffnete dem feindlichen Heere den Eintritt in die Stadt; der König, an aller weitern Vertheidigung verzweifelnd, übergab ſich und ſeinen Palaſt den Flammen, Ninive wurde zerſtört, und hiermit hatte das aſſyriſche Reich ſein Ende gefunden. Es wurden nun auch die aſſyriſchen Stammländer zwiſchen Medien und Babylonien getheilt. Es iſt nicht mehr genau bekannt in welcher Weiſe dieſe Theilung vor ſich gegangen iſt, die Gränze zwiſchen Medien und Babylon dürfte in der Nähe der heutigen Stadt Tekrit geweſen ſeyn. Auf jeden Fall erhielt Medien den ganzen gebirgigen Theil im Norden Ninive's, und beherrſchte nun das ganze Hochland von Iran bis gegen Indien, während es gegen Weſten ſeine Gränzen bis an den Halys ausgedehnt hatte. Kyaxares war nun beiweitem der mächtigſte Fürſt in Aſien, weder Lydien noch Babylonien vermochten es an Macht mit ihm aufzunehmen.

Allein, wie es bei den morgenländiſchen Reichen ſo häufig geht, der Höhepunkt der Macht war von dem gänzlichen Falle nicht ſehr weit entfernt, und der Fall Mediens war auch für ein orientaliſches Reich ein ungewöhnlich raſcher. Kyaxares war ein Mann von ungewöhnlicher Thatkraft geweſen, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen hatte er ſein Reich erobert und zuſammengehalten, aber er hatte es verſäumt die einzelnen Theile desſelben durch innere Bande zu einem Ganzen zu verketten. Weder gemeinſame Religion noch gemeinſames Geſetz galt in den verſchiedenen Provinzen, die ſich alle nur mit Widerwillen unter die mediſche Oberherrſchaft beugten. Nachdem Kyaxares geſtorben war folgte ihm ſein ſchlaffer Sohn Aſtyages, von welchem die Geſchichte nicht eine einzige Kriegsthat zu berichten weiß. Eine ſolche Unthätigkeit ertrug ein Volk wie das mediſche nie recht, die Bevölkerung der Städte mochte zum Theil verweichlicht ſeyn, aber in den Gebirgen hatte das Volk gewiß ſeinen alten kriegeriſchen Geiſt bewahrt und war durch die Erfolge des Kyaxares ſich ſeiner Macht bewußt geworden. Eine ſolche Nation muß von Thaten zu Thaten fortgeführt werden, oder ſie kehrt ſich, wenn ſie unbeſchäftigt iſt, gegen ſich ſelbſt und innere Fehden ſind die unausbleibliche Folge. Es bedurfte bei dieſen Umſtänden nur eines tapfern und ehrgeizigen Führers um den Aſtyages vom Throne zu ſtoßen, und ein ſolcher fand ſich auch, wenn auch nicht bei den Medern ſelbſt, doch bei den nahe verwandten Perſern. Kyrus aus dem Geſchlechte der Achämeniden war durch ſeine Geburt zur Herrſchaft über den iraniſchen Stamm der Perſer befähigt, lernte aber bald einſehen wie günſtig ihm die Gelegenheit ſey noch weit höheres zu erlangen. Die Geſchichte der Jugend und der Thronbeſteigung des Kyrus iſt dunkel weil die Erzählungen über ihn frühzeitig mit vielen Fabeln vermengt wurden, wahrſcheinlich weil die griechiſchen Berichterſtatter die rein hiſtoriſche Perſönlichkeit mit einer gleichnamigen mythiſchen vermiſchten. Als hiſtoriſch dürfte feſtzuhalten ſeyn, vielleicht: daß Kyrus durch ſeine Mutter mit dem mediſchen Königshauſe verwandt war (wiewohl dieſe Verwandtſchaft auch ſpäter erſt erſonnen worden ſeyn mag um dem beleidigten mediſchen Nationalſtolz etwas zu ſchmeicheln), gewiß: daß er längere Zeit am mediſchen Hofe in Ekbatana gelebt hat und mit den dortigen Verhältniſſen genau bekannt war. Allein eine Berechtigung, dem Aſtyages auf dem mediſchen Throne zu folgen hatte Kyrus auch im beſten Falle nicht. Die Erbberechtigung der Töchter in einem ſolchen Falle widerſpricht allen morgenländiſchen Gebräuchen, nach iraniſchem Herkommen wären ſelbſt im Falle daß Aſtyages keine Söhne hatte alle männlichen Angehörigen des königlichen Geſchlechtes eher zur Erbfolge tauglich geweſen als die weibliche Linie.

Die Unthätigkeit des Aſtyages hatte alſo die bedenkliche Folge gehabt daß die kaum errungene Herrſchaft von dem mediſchen Stamme hinweg auf einen andern übergieng. Natürlicher Weiſe verſchmerzten die Meder dieſe Demüthigung nicht leicht und fügten ſich nur mit Widerſtreben darein die zweite Stelle unter den iraniſchen Völkern einzunehmen. Wir ſehen daher auch daß Glieder der königlichen Familie den Verſuch machten die entriſſene Hegemonie wieder zu gewinnen und daß ſie dabei von den Medern unterſtützt wurden. Die Regierung des Kyrus ſcheint jedoch vergangen zu ſeyn, ohne daß die Meder ernſthafte Anſprüche erhoben hätten, die Ausſichten auf Erfolg waren viel zu gering. Der erſte bedeutendere Verſuch den die Meder machten um ihre frühere Stellung wieder zu erlangen, beanſpruchte kaum irgend eine rechtliche Begründung, ſondern war bloß durch zufällige günſtige Umſtände veranlaßt. Kambyſes hatte ſeinen Bruder Bardiya oder Smerdes wie ihn die Griechen nennen, umbrin-

Digitized by Google

gen lassen ehe er nach Aegypten zog, diesen Mord aber dem Volke geheim gehalten. Dieses Geheimniß war aber einem Magier, Namens Gaumata, zu Ohren gekommen, der, gestützt auf das Bewußtseyn seiner äußerlichen Aehnlichkeit mit dem ermordeten Bardiya, es wagte sich für diesen selbst auszugeben und in der Abwesenheit des Kambyses der Herrschaft zu bemächtigen. Bei der Masse des Volkes fand er Glauben und Unterstützung bei seiner Erhebung gegen den Kambyses, die Angehörigen der königlichen Familie scheinen vom Anfange nicht im Zweifel darüber gewesen zu seyn, daß Gaumata ein Betrüger sey, wenigstens deutet Darius es nicht an. Auch dem weiteren Kreise der persischen Großen mußte die Sache mindestens verdächtig vorkommen seitdem Kambyses vor seinem Tode feierlich die Hinrichtung seines Bruders betheuert und seine persische Umgebung beschworen hatte, die Anmaßung des Usurpators nicht zu dulden. Allein der Magier hatte sich einmal der Herrschaft bemächtigt, und es war schwer, sie ihm wieder zu entreißen. Wir wissen von den Griechen, daß er sich bei den unterworfenen Völkern durch Nachlaß des Tributs beliebt gemacht hatte, wir wissen von Darius selbst, daß er gegen die Perser mit großer Strenge verfuhr, so daß Niemand etwas zu unternehmen noch auch nur über ihn zu sprechen wagte bis Darius kam. Der Usurpator scheint sich meist in Medien aufgehalten zu haben, dieß mußte es natürlich sehr erschweren etwas gegen seine Person zu unternehmen. Darius mit sechs Verschwornen, sämmtlich Persern, unternahm es den Magier zu ermorden und seiner Familie wieder die Herrschaft zu sichern. In einer medischen Festung Sikthauvatis, deren Lage unbekannt ist, wurde die That vollbracht, die auch vollständig gelang. Die Neuerungen welche der Magier eingeführt hatte wurden sofort wieder abgeschafft und alles auf den alten Fuß gesetzt. Von den Magiern, die sehr tief in das Complott verwickelt waren wurden viele getödtet, die Perser aber feierten das Andenken an diese That durch ein eigenes jährliches Fest.

Dem verunglückten Versuche des Magiers folgte noch während der Regierung des Darius ein zweiter der aber gleich unglücklich endete. Ein Medier, mit Namen Fravartis, wagte es, wie es scheint fälschlich, sich für ein Glied der Familie des Kyaxares auszugeben und aus diesem Grunde die Herrschaft in Medien zu beanspruchen. Die Umstände waren dießmal so günstig daß es nur durch die Geschiedenheit der einzelnen Provinzen im Alterthum begreiflich wird wie der Anschlag mißlingen konnte. Eine große Anzahl von Provinzen hatte sich gleichzeitig empört und nöthigte den Darius seine Heere in verschiedenen Richtungen zu vertheilen. Unter diesen empörten Provinzen war das so nahe an Medien gränzende Armenien, gegen Osten war Parthien und Margiana aufgestanden. Allein nirgends stoßen wir auf eine Andeutung daß diese Aufständischen gemeinsame Sache machten. Jede Provinz vertheidigte sich allein, gegen jede wurde auch ein gesondertes Heer geschickt. Selbst die Parther und Hyrkanier, die doch auch den Fravartis zum Könige ausriefen, scheinen nur für sich gehandelt zu haben. Der Aufstand der Armenier war offenbar sehr ernst und die Aufrührer müssen zuerst bedeutende Erfolge gehabt und den von Darius abgeschickten Feldherrn verdrängt haben, dieß sieht man aus des Darius eigenem Berichte, so leicht er auch darüber weggeht. Den Aufstand in Medien scheint der König noch weit ernster angesehen zu haben, er schickte nicht nur ein persisches Heer unter Vidarna dorthin sondern er folgte demselben mit einem zweiten von Babylon aus nach. Zwei Schlachten wurden geschlagen, beide bei jetzt unbekannten Städten, die aber im westlichen Medien gelegen waren. Die erste Schlacht bei einer Stadt Marus lieferte Vidarna allein, die zweite bei Kudurus wurde von Darius persönlich geleitet. Der medische Usurpator wurde in beiden Schlachten geschlagen und zog sich in das östliche Medien nach Raga zurück, wo er gefangen genommen wurde. Ein gleiches Schicksal hatte ein Aufstand der Sagartier, den wir schon deßwegen zu den medischen Aufständen zählen müssen, weil das Haupt desselben Tschitratakhma gleichfalls seine Ansprüche darauf gründete, zu der Familie des Kyaxares zu gehören. Doch war dieser Aufstand nicht von sehr ernster Bedeutung, der gegen den Tschitratakhma geschickte Feldherr schlug denselben nicht nur in der ersten Schlacht vollständig, sondern nahm ihn auch gefangen. Es ist charakteristisch für alle diese Aufstände daß die Empörer, nachdem ihre Hülfsquellen erschöpft sind, dem Sieger in die Hände fallen; keiner derselben scheint auch nur den Versuch gemacht zu haben sich auf fremdes Gebiet zu retten. Darius ließ seine Nebenbuhler verstümmelt an seinem Hofe ausstellen, und dann in der Hauptstadt des Landes, wo sie den Aufruhr erregt hatten, hinrichten. Von dieser Zeit an scheinen die Meder ihrer Versuche die Hegemonie wieder zu erlangen, aufgegeben zu haben. Nur einmal, unter Darius Nothus, ist von einem ernsthaften Aufstande der Meder die Rede, er endete wie die frühern, aber die Meder scheinen dadurch auch die bevorzugte Stellung, die sie immer noch neben den Persern eingenommen hatten, auch verloren zu haben. Der Gang der Weltereignisse gestaltete sich ohnehin für den Gedanken an Aufrichtung einer Weltherrschaft durch die Meder immer ungünstiger, und so beschränkten sich dieselben immer mehr auf ihre provinziellen Angelegenheiten. So finden wir es schon zur Zeit Alexanders des Großen, von da an wurde die Einheit Mediens zerrissen, weil Atropatene ein besonderes Reich wurde. Der Name der Meder scheint sich aber auch noch die Zeit der Sasaniden hindurch erhalten zu haben, und erst der Islam hat diese Erinnerung mit vielen anderen hinweggenommen.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als für die politischen Verhältnisse des alten Iran war Medien auch für die Cultur dieses Landes. Wir müssen annehmen daß Medien sich wenigstens bei den beiden östlich gelegenen Provinzen Parthien und Hyrkanien einen dauernden Einfluß erworben habe, denn wir haben gesehen, wie noch unter Darius diese beiden Provinzen sofort dem Beispiel Mediens folgten und dem Herrscher ihre Anerkennung zollten, der sich rühmte aus dem Geschlecht des medischen Königshauses zu stammen. Die Anhänglichkeit dieser und andrer Provinzen von Medien war aber kaum bloß politischer, sondern auch religiöser Natur. Die Mager waren ein medischer Stamm, so erzählt uns Herodot, die Besitzungen

Digitized by Google

der Mager lagen in Medien, so erzählt uns Ammianus; ich sehe also nicht den mindesten Grund diese Angabe zu bezweifeln und die Mager mit Medien in die nächste Verbindung zu setzen, obwohl der Einfluß der Mager über die Gränzen Mediens hinausgereicht hat. Bei den Persern, das wissen wir von Herodot, durfte ohne einen Mager kein Opfer vorgenommen werden. In dem in den östlichen Provinzen des iranischen Reiches geschriebenen Avesta werden zwar die Mager nicht genannt, sondern nur Priester schlechtweg erwähnt, nichts aber hindert uns unter diesen Priestern auch die Mager zu verstehen, zumal da erwähnt wird daß die Priester von fernher kommen. Airyanavaeja, das fabelhafte Geburtsland Zoroasters muß nach dem ganz bestimmten Zeugnisse der Tradition nach Medien gesetzt werden, wenn auch nicht ganz klar ist ob die Geburtsstätte Zoroasters in der Nähe des Urumiasees oder bei Rai gesucht werden muß. Die Stadt Ragha oder Rai wird im Avesta selbst mit besonderer Achtung genannt. Besonders aber tritt die Bedeutung Mediens für den Feuercultus hervor, wie denn auch der Geschichtschreiber Tabari uns die Notiz aufbewahrt hat, daß der Feuercultus in Atropatene seinen Ursprung hatte und die meisten Feuertempel in dieser Provinz ihren Sitz hatten. Die Verehrung des Feuers lag der alten iranischen Religion zu allen Zeiten sehr am Herzen, und diese Verehrung hat mit der Zeit eher zu- als abgenommen. Es geschieht aber die Verehrung dieses Elementes unter verschiedenen Formen. Man verehrt zuerst den Genius des Feuers, Ardibehest, der das Feuer in seinen verschiedensten Gestalten zu überwachen und zu beschützen hat. Dieser Genius nimmt in der Rangordnung der göttlichen Wesen bei den Parsen eine der vorzüglichsten Stellen ein. Dann verehrt man auch das Feuer in seinen verschiedenen Lebensäußerungen: als Hausfeuer, als Blitzesfeuer, als das Feuer das in den Menschen, Pflanzen u. s. w. lebt. Endlich aber — und dieß ist uns hier die Hauptsache — gibt es auch mehrere besondere Feuer die an einen bestimmten Ort gebunden sind, und dort besondere Verehrung genießen. Die Parsen nennen besonders drei solcher heiliger Feuer, die als Beschützer der drei Stände der Iranier angesehen werden. Das erste unter ihnen ist das Feuer Froba, welches die Priester beschützen soll und ursprünglich seinen Sitz auf einem Berg in Chorasmien gehabt haben soll, später als die Blüthe der Religion in Baktrien war, wurde es mehr nach Osten, nach Kabul übergesiedelt. Das zweite dieser Feuer ist das sogenannte Adser Geschesp, welches die Krieger beschützt, es hat seinen Sitz in Atropatene auf einem Berg Asnawand. Das dritte Feuer, der Beschützer der Ackerbauer, wird Adser Burzin Mihr genannt, und wird auf einem Berg Revand, angeblich in Chorasan wohnend gedacht.

(Schluß folgt.)

Baron Wogans Abenteuer unter den Pah-Utah-Indianern.

Als ich eines Nachts an dem Ufer eines Wasserlaufs, den ich später als Zufluß des Rio-Verde erkannte, mein Lager aufgeschlagen, wurde ich von Bären-Gebrüll erweckt — einem Gebrüll das so gewaltig war, daß es mich einigermaßen beunruhigte. Bei Tagesanbruch lud ich meine Gewehre wieder, und that statt der Bleikugeln Eisenstückchen hinein. Allein ich weiß nicht was in der Luft war, ich bekam eine Art Ahnung, die mir kein guter Vorbote dünkte, eine gewisse Herzbeklemmung, welche sagen wollte: „nimm dich in Acht!“ Ich folgte diesem Rathe, und setzte ungefähr um 9 Uhr meine Reise fort; die Richtung meines Weges gieng den Fluß entlang; ich wanderte an demselben fort bis um die Mitte des Tages, und wollte mich eben in den Wald vertiefen, als ein fernes Geschrei meine Aufmerksamkeit erweckte. Ich legte mein Ohr nach Art der Indianer an die Erde, und vernahm genau verwirrte Rufe. Mit einem Sprung warf ich mich in ein Kirschbaum- und Weidengebüsch am Rande des Flusses, und geduckt wie ein den Jäger witternder Fuchs wartete ich, meine Büchse in der Hand, auf die Dinge die da kommen würden. Nach Verfluß einiger Minuten bemerkte ich eine Bande Indianer beiderlei Geschlechts und jeden Alters, die auf das gegenüberliegende Ufer zuliefen, und wie Frösche ins Wasser sprangen. Ich glaubte an einen Angriff, und setzte mich in Vertheidigungsstand; allein ich erkannte bald meinen Irrthum, denn die armen Indianer schienen zu erschreckt, als daß es mir möglich gewesen wäre zu glauben sie hätten es auf mich abgesehen.

Männer und Weiber schwammen um die Wette: nur gieng es bei letztern, welche fast alle ein oder zwei in Birkenrinden eingebundene Kinder auf ihrem Rücken trugen, weniger rasch vorwärts als bei den Männern, die, einmal ans Gestade gelangt, die Flucht ergriffen. Bloß drei blieben zurück, und ermuthigten mit der Stimme und mit Gebärden die armen Squaws sich zu beeilen. Ich erwartete daß nun auf der andern Seite des Ufers eine Abtheilung feindlicher Indianer zum Vorschein kommen werde, und machte mich schon gefaßt auch meinerseits den Rückzug anzutreten, als ich, und zwar in großer Nähe, das furchtbare Geschrei wieder ertönen hörte welches mich während der Nacht aufgeweckt hatte. In demselben Augenblick sah ich eine ungeheure schmutzig graue Masse, die sich von der Böschung des Ufers herabwälzte, dann sich erhob um ins Wasser zu stürzen, und bald als ein grauer Bär kundthat — ein schreckliches Thier, der Schrecken ängstlicher Gemüther und der König der Thiere dieser Gegenden. Er schwamm mit solcher Kraft, daß er in kürzester Zeit ganz in der Nähe der letzten der Squaws war, einer jungen Mutter, welche zwei kleine Mädchen hinter sich herschleppte, die schrieen wenn sie nicht den Mund voll Wasser hatten. Die Indianer ihrerseits schossen vergiftete Pfeile ab; allein da sie zu entfernt waren, so wurde der Bär nicht getroffen.

Angesichts dieses herzzerreißenden Schauspiels konnte ich kein ruhiger und egoistischer Zuschauer bleiben; ich sprang

Digitized by Google

aus meinem Verſteck hervor, und nachdem ich die Indianer, die ſich bei meinem Anblick anfangs ſehr zur Flucht geneigt zeigten, angerufen und genöthigt hatte das Spiel ihrer Pfeile entſchloſſen fortzuſetzen, legte ich, der größeren Genauigkeit meines Schuſſes wegen, meine gute Büchſe in die Gabel einer Weide, und zielte auf 120 Meter; meine Kugel traf den Kopf des entſetzlichen Ungethüms, und ich ſah es untertauchen und das Waſſer mit Blut röthen. Die Bewegung des Bären ward ſichtlich langſamer. Ich packte nun einen Indianer, der mir der Gatte der unglücklichen Squaw zu ſeyn ſchien, und trieb ihn ins Waſſer, um ihn zu zwingen der Unglücklichen, welche, gelähmt durch die Furcht und aufgehalten durch ihre Laſt, kaum noch ſchwimmen konnte, Hülfe zu bringen. Ich mußte ihm indeß mit meinem Revolver drohen um ihn dazu zu bewegen. Ich legte meine Büchſe abermals an die Schulter, und eine zweite eiſerne Kugel drang in den Kopf des Graubären, und that ſeiner Bewegung noch zeitig genug Einhalt um der Indianerin zu geſtatten das Ufer zu erreichen. Als ſie den Fuß ans Land ſetzte, fiel ſie faſt bewußtlos zu Boden. Ich bedeutete den drei Indianern, Vater, Bruder und Gatte dieſer Unglücklichen, ſie in den Wald zu tragen und in Sicherheit zu bringen. Kühn gemacht durch meinen erſten Erfolg, wollte ich innigere Bekanntſchaft mit einem ſo ſchrecklichen Wilde machen; ich ſteckte lebhaft zwei Kugeln in meine Büchſe, hieng ſie über die Achſel, und ſtieg auf eine der Weiden am Rande des Ufers. Kaum war ich an Ort und Stelle angelangt, hatte aber noch nicht Zeit gehabt mich an einen ihrer Aeſte mittelſt meines Gürtels feſtzubinden, aus Furcht meine Füße könnten ausgleiten, als das Ungethüm, mit dampfendem Rachen, am Stamm ſich in die Höhe richtete, und mir ſeinen ſtinkenden Athem ins Geſicht blies. Ich wußte damals noch nicht daß die Graubären keine Bäume beſteigen, und ſo ſchoß ich ihm, aus Furcht und in der Abſicht ihn aufzuhalten, auf einen Meter Abſtand nacheinander meine beiden Kugeln in den ungeheuren aufgeſperrten Rachen; eine der Kugeln drang ihm durch die Kinnlade und kam durch den Hals heraus; die andere gieng in ſeine breite Bruſt; er ſtieß ein ſchreckliches Gebrüll aus und machte eine heftige Anſtrengung mich zu erreichen, fiel aber am Fuße des Weidenbaums auf ſeinen Rücken nieder. Alsbald indeß richtete er ſich wieder auf. Da mir die Zeit mangelte meine Büchſe von neuem zu laden, ſo wollte ich ihm mit meinem Revolver zu Leibe gehen, allein bei der Lebhaftigkeit meiner Bewegungen hatte ſich dieſer in meinem Gürtel dergeſtalt mit den Baumzweigen verfangen, daß ich ſeiner nicht augenblicklich habhaft werden konnte. Ich verlor indeß die Faſſung nicht, ſondern ergriff mein Beil, und verſetzte dem Bären einen heftigen Hieb auf den Kopf. Eines ſeiner Augen ward getroffen, und ſein Blut beſpritzte mich über und über. Er fiel zu Boden, und blieb ungefähr drei Secunden liegen, ſich in den heftigſten Zuckungen hin und her windend. Während dieſer Zeit gelang es mir meinen Revolver loszumachen, und da ich mich Herr des Platzes ſah, weil es immer augenſcheinlicher wurde daß der Bär nicht zum Sturm ſchreiten würde, ſo nahm ich mir volle Zeit zum Zielen um ihm auch das andere Auge zu zerſchmettern. Von nun an konnte ich mit dem ſchrecklichen Thiere leicht fertig werden. Des Augenlichts beraubt, lief es beſtändig um den Weidenſtamm herum und zerriß die Rinde mit ſeinen gewaltigen Zähnen und Krallen. Endlich machte ein letzter Büchſenſchuß ſeinem Todeskampf ein Ende, der länger als zwanzig Minuten gedauert, und während deren er die Wurzeln meines Weidenbaums bloßgelegt hatte, indem er von denſelben ſo gewaltige Stücke abriß, daß der Baum dadurch heftige Erſchütterungen erlitt.

Der graue Bär iſt durch ſeine Stärke der König oder der Tyrann der Thiere der Felſengebirge und der amerikaniſchen Prairien; es iſt nichts ſeltenes einzelne derſelben anzutreffen welche 500 Kilos wiegen. Sie ſteigen nicht auf die Bäume wie diejenigen der andern Arten, und ſind auch nicht ſo anſtellig. Ihre langen Haare ſind röthlichgrau, und ihre ſpitzigen Ohren, ihre grimmigen Augen fallen ins Rothbraun; ihre Tatzen ſind mehr als eilf Zoll lang, und jede ihrer gekrümmten Krallen hat ſechs Zoll. Ich ſchnitt meinem Opfer dieſe furchtbaren Vertheidigungswaffen ab, und brach ihm mit Axthieben die Zähne aus, um, wie die Indianer, ein Siegeszeichen daraus zu machen. Sodann öffnete ich ihm den Bauch, um als wahrer Jäger zu ſehen welchen Weg meine Kugeln in ſeinem Leibe genommen: das Herz und die Lungen waren dreimal durchſchoſſen. Auf dieſe Art war ich gerade beſchäftigt als meine Indianer und ihre Squaws herbeikamen, und einen Rundtanz um uns aufführten, wobei ihnen die Haare in wirrer Unordnung um den Kopf flatterten, und wozu ſie einen Geſang anſtimmten, deſſen gaſtronomiſchen Charakter ich in gewiſſen indianiſchen Worten, die ſie oft ausſprachen, zu erkennen glaubte. Ich ließ ſie machen, ſetzte mich auf die dicken Flanken meines Bären, und ſtimmte in den Chor mit ein. Da ſie meinen guten Willen erkannten, kamen ſie auf mich zu, nahmen mich bei der Hand und zogen mich in ihren Kreis; ich gab mit Anſtand nach, und ſie ſchienen davon bezaubert.

Im Augenblick unſerer Trennung hielt einer dieſer Indianer, der ein wenig ſpaniſch ſprach, eine emphatiſch ſententiöſe Anrede an mich, die mit folgenden Worten endigte: „Die Dankbarkeit iſt eine Rothhaut-Tugend; die Undankbarkeit hat ein blaſſes Geſicht.“ Ich entfernte mich, da ich nicht wußte was ich auf ein ſo verſtändiges Wort entgegnen ſollte.... Zwei Tage ſpäter hätte ich es thun können; denn zwei Tage ſpäter war ich gänzlich verlaſſen in der Wüſte, und meines kleines Gepäcks von eben demſelben Indianer beraubt deſſen Weib und Kind ich gerettet, und der darauf verharrt hatte mich als Führer zu begleiten. Dieß iſt nicht alles. Am folgenden Tage bei Sonnenaufgang, als ich in tiefe Gedanken verſunken war, mich aber weit weniger mit dieſer indianiſchen Art von Dankbarkeit als mit meinem Vaterland beſchäftigte, von dem ich mich durch mehrere Tauſende von Stunden getrennt ſah, wurde ich plötzlich durch das Pfeifen eines Pfeils, der nur einen Schritt von mir entfernt in den Boden einfuhr, aus meinen ſüßen Gedanken geriſſen. Die Richtung welche der Pfeil bewahrt hatte, veranlaßte mich meine Augen nach der Seite zu wenden von wannen er gekommen, allein ich

Digitized by Google

konnte den Urheber des Angriffs nicht entdecken. Nach einigen Augenblicken folgte ein zweiter Pfeil, der den gleichen Ausgangspunkt zu haben schien, nämlich eine von einem 60 Meter hohen Plateau zu meiner Rechten gekrönte steile Anhöhe. Dieser zweite Pfeil war nur einige Zoll von meiner Schulter in den Cederstamm gefahren an den ich mich lehnte. Dieß machte mir die Sache bedenklich. Ich stand auf und verbarg mich hinter einem Baumstamm, der mir als Schild gegen meinen unsichtbaren Angreifer diente. Als ich ganz sachte den Kopf zwischen die Aeste vorrückte, sah ich wirklich einen Indianer, den ich als meinen undankbaren Dieb erkannte, welcher, den Leib hinter einem Felsblock verborgen, den Ort an den ich mich versteckt hatte ausfindig zu machen suchte. Die röthliche Spitze seiner Pfeile ließ mich schließen daß sie vergiftet seyen; mein Entschluß war nun gefaßt: ich zielte, und meine Kugel traf ihn ein wenig unterhalb der rechten Achsel. Er sank auf den Felsen nieder. Ich hieng nun meine Büchse über die Achsel und kroch auf ihn zu, indem ich mich an den vorragenden Stellen des Gesteins und an den Wurzeln einklammerte; da aber der Weg schwierig war, so verfloß so viel Zeit daß der Indianer wieder zu sich kommen konnte, ehe ich die Höhe des Felsens erreicht hatte. Mit einer Behendigkeit die mich bei einem so schwer verwundeten Manne in Erstaunen setzte, erreichte er das Plateau, ohne daß es mir, der Bodenschwierigkeit halber, möglich gewesen wäre ihm einen zweiten Schuß zuzusenden. Als ich auf dem Plateau angelangt war, war er bereits fast eine Viertelmeile (englisch) entfernt, und floh in das Flachland. Ihm zu folgen, wäre eine Thorheit gewesen. Ich begnügte mich daher, ihm mit einer weit tragenden Spitzkugel eine glückliche Reise zu wünschen, traf ihn aber nicht, da er zu weit voraus war.

Ich stieg hinab, und als ich an dem mörderischen Felsen vorbeikam auf dem meine Kugel ihn getroffen, fand ich das Gestein noch von Blut gefärbt. Ich nahm ein schlechtes Frühstück zu mir und trat dann unter traurigen Gedanken und nicht ohne Besorgniß meinen Weg durch den Wald wieder an. Am folgenden Tage, gegen 11 Uhr, zog ein unbestimmtes und verwirrtes Geräusch meine Aufmerksamkeit auf sich; einigermaßen besorgt, legte ich mein Ohr an den Boden, und konnte mich sehr bald überzeugen daß eine indianische Kriegspartei mir auf der Spur sey, denn der Wind trug den Schall ihrer noch fernen Stimmen zu mir. Flucht war unmöglich. Mich verbergen, wäre unnütz gewesen, und hätte mir die Verachtung der Indianer zugezogen. Ich vertraute mich daher meinem guten Stern an, und wartete festen Fußes, den Rücken an einen Baum gelehnt und das Gesicht dem Feinde zugekehrt, auf die Dinge die da kommen würden. Nach einigen Minuten hatten sich die Indianer mir bis auf 60 Schritte genähert, und mehrere Pfeile fielen neben mir nieder, gegen die ich jedoch durch die mich deckenden Bäume geschützt war. Unwillkürlich griff ich nach meinem Revolver und meiner Büchse um mich zu vertheidigen; allein da ich sah daß sie sich allmählich näherten und mich mit ihren vergifteten Pfeilen angriffen, hielt ich es für angemessen mich zu ergeben; denn ich dachte an das Vaterland — ein süßer Gedanke der mir Klugheit anrieth. Ich legte meine Waffen an den Fuß des Baumes nieder den ich als Stützpunkt gewählt hatte, und gieng gerade auf sie zu. Sie empfiengen mich mit gespannten Bogen, bereit eine neue Salve auf mich zu geben. Ein grimmiges Kriegsgeschrei war die Antwort auf meinen Entschluß, und alsbald war ich umringt, auf den Boden geworfen, und an Händen und Füßen geknebelt.

Ich richtete darauf das Wort an denjenigen der mir das Oberhaupt der Bande zu seyn schien, erhielt aber, mit Ausnahme einiger mir unverständlichen Redensarten, keine Erwiederung. Nachdem viele Worte und nicht weniger Gebärden unter ihnen gewechselt worden, glaubte ich zu verstehen, es handle sich darum mich zu tragen oder mir die Binden von meinen Füßen abzunehmen; der Häuptling neigte zu ersterem Mittel, die Bande aber, nicht sehr geneigt einen solchen Frohndienst zu leisten, wollte das zweite, und sie behielt glücklicherweise die Oberhand. Meine Beine wurden daher ihrer Fesseln entledigt, und ich trat, von diesen Indianern fortgeschleppt, im Laufschritt den Weg durch den Wald an.

Gegen 2 Uhr wurden wir in unserm Marsch durch einen Fluß aufgehalten, über den die Indianer schwimmend hinüber zu gelangen sich anschickten; einer der stärksten wurde auserlesen mich auf seinem Rücken hinüberzutragen, an den ich mit Büffelleder-Riemen angebunden wurde. Ich gestehe daß ich nicht ohne Furcht diese Operation herankommen sah, um so mehr als, da meine Hände stets gebunden blieben, und die Gefahr eine sehr drohende wurde wenn mein Indianer kein geschickter Schwimmer war. Ich that alles mögliche um dem Häuptling begreiflich zu machen daß ich schwimmen könne, und daß, wenn er mich losbinden wolle, ich eben so gut wie sie schwimmend hinüberzugelangen vermöge; allein sey es daß er meine Zeichen nicht verstand, oder daß er mir mißtraute, alles ward zu meinem Uebergang hergerichtet; mein Sack, meine Waffen, die ganze mit mir genommene Beute, wurden in Form eines Ballons in meine Bärenhaut gebunden und gleichzeitig mit uns ins Wasser geschleudert. Ich bemerkte sehr bald daß mein Indianer ein guter Schwimmer war, und wir gelangten schnell ans andere Ufer, wo wir inmitten einer kleinen mit Binsen und andern Wasserpflanzen besetzten Bucht warteten. Da es sehr warm war, so wurde ich bald trocken, denn sie hatten die Vorsichtsmaßregel nicht getroffen mir meine Fellkleider abzuziehen. Wir folgten dem Laufe des Flusses noch ungefähr eine Stunde weit, und stießen dann auf einen Nebenfluß, an dessen Ufer wir nun weiter zogen, und zwanzig Minuten später fanden wir, in den diesen Fluß umsäumenden Weidenbäumen verborgen, drei aus Weidenästen gebaute und mit Birkenrinde von sehr scharfsinniger Arbeit bedeckte indianische Canots; nachdem wir darin Platz genommen, fuhren wir mit Ruderschlägen flußaufwärts, und nach zweistündiger Fahrt konnte ich auf ungefähr zwei Meilen vor uns eine unermeßliche Prairie unterscheiden, die, wie mir schien, mit einer großen Anzahl Heuschober bedeckt war, wofür ich sie auch gehalten hätte, wenn nicht aus dem Giebel mehrerer derselben eine bläuliche Rauchsäule aufgestiegen wäre, was mich schließen ließ daß es die Hütten eines Stamms waren.

Digitized by Google

Sobald wir die Hauptbucht erreichten, in welcher Pirogen und Canots mit Tauen angebunden waren, wurden wir von den Bewohnern bemerkt; Freudenrufe begrüßten unsere Ankunft, und mehr als tausend Weiber, Kinder und Greise liefen an das Gestade heran. Die auf meinen Anblick am meisten Begierigen stürzten sich mit den grotesksten Verdrehungen ins Wasser, und umringten unser Canot, unter welchem die Kinder wie junge Meerschweinchen hindurchschwammen.

Ich wurde ergriffen und mitten in eine beträchtliche Volksmenge ans Land getragen. Wir traten in eine breite, aus zwei Reihen von Hütten gebildete Straße; der Großhäuptling kam bald heran, und ich erkannte schnell daß er Befehl ertheilte die Volksmenge zu entfernen, die so dicht geworden war, daß ich vor Beengung fast erstickte. Der Weg den wir durchzogen gieng bergan, und ich entdeckte die Hütte des Häuptlings, welche viel höher und geräumiger war als die andern; eine Menge Indianer beider Geschlechter hatten das Dach derselben bestiegen um eine bessere Aussicht zu genießen. Statt indeß unmittelbar dahin zu gehen, schlug mein Geleite den Weg rechts durch ein Labyrinth von Hütten ein, und hielt vor einer derselben, in die ich eintreten mußte, und wohin mir nur der Großhäuptling und drei Indianer, Unterhäuptlinge, folgten. Der dicke Rauch welcher die Hütte anfüllte, hinderte mich anfänglich die darin befindlichen Gegenstände zu unterscheiden, als ich aber in den Hintergrund geführt worden war, fand ich, auf einer Matte liegend, den Tags zuvor von mir durch einen Schuß verwundeten Indianer. Seine Squaw war mit allen ihren Verwandten bei ihm. Der Häuptling fragte mich in spanischer Sprache: ob ich diesen Indianer kenne; ich bejahte die Frage durch Zeichen. Er hob nun die Büffelhaut welche ihn bedeckte auf, und zeigte mir mit dem Finger die durch meine Kugel hervorgebrachte Wunde. Man hatte ihm eine Art Pflaster von zerdrückten Blättern darauf gelegt. Ueber den Ursprung dieser Wunde befragt, glaubte ich nicht verhehlen zu dürfen daß ich der Urheber derselben sey.

Nachdem so mein Verbrechen als erwiesen betrachtet war, wurde ich, von einer ansehnlichen Volksmenge begleitet, in die Rathsversammlungshütte geführt; geräumiger als die übrigen, unterschied sie sich durch ihren Bau in nichts von den andern. Die Indianer dieses Stamms waren hochgewachsen, wohlgestaltet und kräftig; sie hatten Adlernasen und ein hervorspringendes Kinn; die Frauen besaßen im allgemeinen jene Art von Schönheit welche man bei allen indianischen Stämmen wiederfindet; die alten Weiber allein waren den härtesten Arbeiten unterworfen, und wie bei dem größten Theil der andern Stämme wurden die jungen von jedermann mit galanter Achtung behandelt. Nach meiner Karte lag dieses Dorf, das dem großen Stamm der Timpabaschen, einer Unterabtheilung der Pah-Utahs, gehörte, an den Ufern des San Juan, einem Nebenflusse des Rio-Grande, des Mutterzweigs des Colorado des Westens.

In die Hütte des Häuptlings eingetreten, fand ich daselbst die vier vornehmsten Häuptlinge versammelt, welche, im Hintergrund der Hütte sitzend, mich daselbst erwarteten; sie waren frisch tätuirt, wie ich aus dem Glanz der Farben ihrer wilden Gesichtszüge schloß. Jeder von ihnen hatte seinen Tomahawk neben sich, und trug Adlerfedern im Haupthaar; ihr Hals und ihre Handgelenke waren mit Menschenzähnen und Bärenklauen geziert; um ihre Lenden hiengen Wolfs- und Fuchsschwänze; Kriegstrophäen schmückten das Innere der Rathshütte. Es waren Menschenschädel mit ihrem Haupthaar, Waffen aller Art, die sie in Schlachten gewonnen hatten, Bären- und Tigerfelle und — was unter diesen Bälgen zu finden mir besonders auffiel — eine ungeheure Schlange, welche ich einige Zeit vor meiner Wanderung in der Sierra Wah geschossen hatte: ich täuschte mich nicht, es war ihr gräulicher von meinen zwei Schüssen durchbohrter Kopf.

In der Mitte brannte in einem Gluthbecken ein Feuer, dessen Rauch durch die im Giebel der Hütte angebrachte Oeffnung seinen Abzugscanal hatte.

Zwei mit ihrem Tomahawk bewaffnete Indianer hielten Wache an der Thüre, und da das Geschrei der neugierigen Menge den Häuptlingen lästig zu seyn schien, so gaben sie Befehl daß ein Bärenfell als eine Art Vorhang über die Oeffnung gehängt werde. Die Verhandlung begann mit der Ceremonie der Friedenspfeife; der älteste Häuptling beschrieb einen Kreis auf dem Boden, umgab ihn mit cabalistischen Zeichen, und ließ dann eine brennende Kohle in den Kreis legen, an welcher er die nationale Friedenspfeife anzündete, die er dem großen Manitu, der Sonne, der Erde und den vier Cardinalpunkten darbrachte; die andern Häuptlinge betrachteten ihn mit sehr ernster Miene. Hierauf wurde ihnen der Reihe nach die Friedenspfeife eingehändigt, deren sich keiner auf die gleiche Weise bediente, denn jeder hatte sich vor dem Manitu eidlich verpflichtet sie während seines ganzen Lebens nur auf eine einzige Art zu rauchen. Zu meinem Bedauern wurde mir die Friedenspfeife nicht angeboten; statt ihrer aber zeigte man mir einen mit Feindesblut befleckten Tomahawk, der, glaub' ich, die Waffe des Henkers war. Ein Krieger schwang ihn prahlend über meinem Haupte; glücklicherweise wußte er aber seiner Bewegung Einhalt zu thun, denn immer noch waren mir die Hände auf den Rücken gebunden, und mein Kopf würde in Stücke geflogen seyn wenn er ihn auf denselben hätte fallen lassen.

Nachdem diese Ceremonie vollendet war, wies man dem Tomahawk seinen Platz auf einem Gemälde an, das auf eine an die Wände der Hütte befestigte Birkenrinde gezeichnet war. Dieses Gemälde stellte in groben Zügen die Sonne, d. h. dasjenige Gestirn dar in welchem nach dem Glauben der Timpabaschen der große Geist wohnt.

Nun wurde die Squaw des von mir verwundeten Indianers eingeführt, und der Häuptling welcher die Sitzung eröffnet hatte, fragte sie: was sie von der mir schuldgegebenen Thatsache wisse; ich sah anfangs wohl daß die arme Squaw mich beklagte, statt mich zu beschuldigen; ich las in ihren Augen und in ihren Gebärden daß sie, so weit ihre Stellung als Gattin des Verwundeten es ihr gestattete, zu meinen Gunsten sprach. Ich begriff auch daß sie den Kampf mit dem Bären erzählte, und wie ich sie alle aus einer sichern Gefahr gerettet

Digitized by Google

habe. Bei der Ausſage der Squaw erhellten deutliche Zeichen des Wohlwollens das Geſicht der Mitglieder des Raths, und nach einer ziemlich belebten Verhandlung richtete der Großhäuptling folgende Fragen in ſpaniſcher Sprache an mich:

„Warum iſt das Blaßgeſicht in dieſe Gegenden gekommen den Tempabaſchen den Krieg zu erklären? Es antworte. Der Großhäuptling dieſer Nation erwartet daß es ſich rechtfertige wenn es kann.“ — „Das Blaßgeſicht,“ antwortete ich, „hat nicht den Krieg erklärt; es iſt im Gegentheil angegriffen worden, und hat ſich vertheidigt. — „Dann,“ fügte er bei, „zeige es die Wunde welche ihm ſein Angreifer beigebracht hat.“ — „Ich habe keine Wunde erhalten, aber ich habe es müſſen thun um mein Leben zu retten.“ — „Das Blaßgeſicht hatte dieſes Recht nicht; nachdem es tapfer geweſen vor dem grauen Bären, mußte es gnädig ſeyn und vor den Pfeilen des Timpabaſchen, welche ihn nicht getroffen hatten, fliehen. Es hat Blut vergoſſen, ſein Blut muß vergoſſen werden. Der Großhäuptling die Hörnerſchlange und ſein Rath ſind der Meinung daß das Blaßgeſicht den Tod verdient hat.“

Die Indianerin ſprach nun einige Worte die ich nicht verſtand, hob dann das Bärenfell welches den Thürvorhang der Hütte bildete auf, und entfernte ſich. Nach ihrem Abgang entſpann ſich im Rathe der Häuptlinge eine neue Verhandlung; ich glaubte einen Augenblick daß die Anſichten über mein Loos getheilt ſeyen; allein bald ließ ſich der erſte Häuptling, die Frage endgültig abſchneidend, von neuem den Kriegstomahawk bringen, legte ihn mir auf den Kopf, und ſprach, die Augen auf das erwähnte Bild der Sonne geheftet, einige Worte in indianiſcher Sprache. Ich begriff daß mein Todesurtheil geſprochen worden ſey. Ich dachte an das Vaterland und an die theuren Weſen denen ich auf ewig Lebewohl ſagen ſollte.

Der Eichenſtrunk an den ich angebunden war, befand ſich im Hintergrunde der Hütte. Man hatte mir einen ſtarken Riemen um den Hals gelegt und dieſen ſelbſt an einen maſſiv goldenen Ring befeſtigt, deſſen polirtes Innere vermuthen ließ daß er ſchon mehr als einem Opfer gedient hatte. Man brachte einen Bund trockener Binſen herbei, auf die ſich mehrere Indianer legten, rauchend und eine Todesklage trillernd, die mich endlich, überwältigt von den Strapazen, der Gemüthsaufregung und dem Hunger, in Schlaf lullte. Meine Wächter hatten mir zwar, als ſie ihre Abendmahlzeit einnahmen, ein Stück unter der Aſche weich gekochten Eichelbrodkuchens angeboten, allein ich konnte meinen Hunger damit nicht ſtillen.

Zwei Tage und zwei Nächte folgten ſich, ohne weſentliche Veränderungen in meiner Lage herbeizuführen. Am Morgen des dritten Tags nahm ich einen ungewohnten Stimmenlärm, ein ſtetes Gehen und Kommen im Lager wahr. Während der Nacht war ich durch eine düſtere Ahnung beſtändig wach erhalten worden; bald kamen die vier Häuptlinge, majeſtätiſch aufgeputzt, zum Vorſchein; ihnen folgten ungefähr hundert Krieger, deren Haupthaar mit Adlerfedern geſchmückt war, und von denen die einen mit Bogen und Schilden, aus hartem Holze verfertigt und mit buntbemalten Graubärenfellen bedeckt, die andern mit Steingewehren bewaffnet waren. Man übergab dem Großhäuptling den Kriegstomahawk, von dem ich bereits geſprochen, und er eröffnete den Leichenmarſch. Man band meine Beine auf, und ich wurde mit dem Strick um den Hals zur Hütte hinausgeführt. Ich erkannte nun daß meine Todesſtunde gekommen war.

Als ächter Soldat ergab ich mich in mein Loos, und gieng mit all dem Stolz und der Zuverſicht einher die meine Seele über mein bewegtes Fleiſch zu gewinnen vermochte. Außerhalb der Hütte angelangt, beſtiegen die mich geleitenden Indianer prächtig mit Bären-, Tiger und Büffelochſen-Fellen aufgeſchirrte Pferde; alle hatten am Gebiß ihres Zügels Scalpe hängen, an deren mehreren noch ſelbſt die Hirnſchale ſich befand.

Die unermeßliche Prairie, welche die Wigwams der Timpabaſchen umgab, war mit Indianern bedeckt. Ich hatte an der Verſchiedenheit ihrer Kleidungen und an ihrer Anzahl bald erkannt daß hier mehrere Stämme vereinigt lebten, und wurde von den mein Geleite bildenden Kriegern, die insgeſammt mit ihren Tomahawks bewaffnet waren und große Mühe hatten die aus Neugier zuſammengelaufene Volksmaſſe fern zu halten, in den Mittelpunkt dieſer Savanne geführt. Mitten in der Prairie erhob ſich eine Art kleinen Raſenhügels, auf dem der Strunk einer gabelartigen jungen Eiche ſtand; es war der Kriegsgalgen, an den ich ſofort mit Händen und Füßen gebunden wurde.

Nachdem ich einige Zeit in dieſer Stellung verharrt hatte, kam der Großhäuptling in Begleitung eines Mannes auf mich zu, der, obwohl auf indianiſche Weiſe gekleidet, doch den europäiſchen Typus hatte. Es war ein etwa ſechzig Jahre alter Mann, von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau. Er trug einen ſehr langen rothen Bart, gegen die Gewohnheit der Indianer, welche ſich die Barthaare ausreißen; ſeine aus ungegerbten Pantherfellen verfertigten Kleider erhöhten noch den wilden Ausdruck ſeiner Phyſiognomie; er hatte ein Gewehr an der Schulter hängen, und ein Beil ſo wie einen Revolver im Gürtel.

„Der hier anweſende Großhäuptling der Timpabaſchen,“ ſagte er in gutem Engliſch zu mir, „beauftragt mich Ihnen zu ſagen daß er Sie zum Tode verurtheilt hat; ſeine Weisheit räth ihm dieſen Entſchluß aus mehreren Gründen: der erſte und triftigſte iſt Ihre Eigenſchaft als Amerikaner; der zweite iſt die tödtliche Wunde welche Sie auf dem Gebiete der Timpabaſchen einem Indianer ſeines Stammes beigebracht haben. In Betracht jedoch des Guten das er von Ihnen erzählen gehört, wäre er nicht abgeneigt Ihnen die ſolchen Handlungen gebührenden Leibesſtrafen erlaſſen — Strafen die ich nicht billige, und denen ich, Indianer von Herzen und Engländer von Geburt, mich wahrſcheinlich widerſetzt haben würde.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte ich, „für dieſe Sie ehrende Geſinnung, aber haben Sie die Güte dem Großhäuptling zu ſagen daß er ſich in Betreff meiner Nationalität täuſcht; ich bin kein Amerikaner, und wenn ich einen dieſer Indianer verwundet habe, ſo iſt es nur zu meiner eigenen Vertei-

Digitized by Google

digung geſchehen, und ich bin dazu getrieben worden durch ſeine Undankbarkeit gegen mich, der ich ihn und ſein Weib aus den Zähnen und Klauen des grauen Bären gerettet habe. Liegt es überdieß nicht in der Natur des Menſchen ſein Leben zu vertheidigen wenn es bedroht iſt?“

Ohne mir unmittelbar zu antworten, fuhr mein fremder Zwiſchenredner fort: „Mein Herr! Ihre Stellung betrübt mich ſehr, haben Sie denn nicht eine zu bedauernde Familie, eine Frau, eine Mutter, eine Schweſter, welche Ihren Tod beweinen werden?“ — „Ja,“ entgegnete ich, „und alle werden einen tiefen Schmerz empfinden wenn ſie mich nicht mehr an den Herd meiner Väter zurückkommen ſehen; allein ſie werden wenigſtens nicht erfahren wo und wie ich das Leben verloren habe; abgeſehen hievon, ſchreckt der Tod mich nicht, das Unglück hat mich gelehrt ihn zu verachten. Als ich mich entſchloß dieſen Ausflug jenſeits der Felſengebirge zu machen, war ich zur Aufopferung meines Lebens entſchloſſen; der Tod iſt für mich nur ein gewöhnlicher und vorausgeſehener Zufall. Uebrigens bin ich Soldat, und mit dieſem Titel werde ich dieſen Barbaren zu zeigen wiſſen daß ein Franzoſe eben ſo tapfer zu ſterben vermag wie ein indianiſcher Krieger.“

Bei dieſen Worten ſah ich das Auge dieſes Menſchenjägers, der mir auf den erſten Anblick ſo wild erſchien, eine Thräne der Rührung vergießen.

„Ich habe,“ ſagte er, „alles verſucht um Ihre Begnadigung von dieſen Indianern zu erlangen; allein es iſt in dem Rathe der Häuptlinge eine mächtige Partei gegen Sie. Der Indianer den Sie verwundet haben, war der Schwager eines der einflußreichſten Krieger des Stammes.“ — „Ich danke Ihnen nochmals dafür,“ erwiederte ich; „allein erlauben Sie mir daß ich Sie noch um einen einzigen und letzten Dienſt bitte ehe ich ſterbe: ſuchen Sie meine Hinrichtung abzukürzen, und übernehmen Sie es ein Medaillon das ich hier auf meinem Herzen trage, einer Ihrer Landsmänninnen, die ich zur Zeit meiner Abreiſe nach Amerika in Frankreich gelaſſen habe, zukommen zu laſſen. Ich will nicht daß dieſes Bild, das mich an die Züge der theuerſten der Frauen erinnert, nach meinem Tode von dieſen Barbaren entweiht werden. Sie werden ohne Zweifel eines Tags nach Sacramento oder ſelbſt nach San Francisco kommen; dort werden Sie leicht einen Franzoſen finden können der würdig iſt mein heiliges Depoſitum mit der Empfehlung in Empfang zu nehmen dieſer Frau zu melden daß ich in den Placers geſtorben bin.“ — „Dieſer Auftrag iſt für mich ein heiliger,“ entgegnete er; „ich werde eigens die Reiſe machen, um Ihren letzten Wunſch zu erfüllen, und ich verſpreche auf meine Ehre als engliſcher Gentleman und indianiſcher Häuptling mich gewiſſenhaft dieſes heiligen Auftrags zu entledigen.“ Er nahm nun das Medaillon zu ſich, bat mich um die Erlaubniß das Etui öffnen zu dürfen, betrachtete das Bild mit thränenfeuchten Augen, und ſagte dann: „Es iſt ein großes Unglück für Sie auf ewig dieſes Geſchöpf verlaſſen zu müſſen, deſſen trauriger Blick die Gefahren zu ahnen ſcheint welche Sie auf Ihrer Reiſe erwarteten.“

Einige auf das Pelzwerk meiner Kleidung herabrollende Thränen waren meine einzige Antwort. In das Innere des Metall-Etui's in welchem ich dieſe theure Reliquie aufbewahrte, hatte ich ihren Namen geſchrieben. Nachdem er ihn geleſen, fragte mich der Fremde ob dieſer Name auch der meinige und ob ich nicht engliſcher Abſtammung ſey. — „Ja, und ich bin wahrlich ſtolz darauf,“ erwiederte ich; „meine Vorfahren, die dem Glück der Stuarts folgten, ließen Vermögen und Vaterland zurück um ihren verbannten König zu begleiten.“

Er ließ mich nicht vollenden.

„Aber dann,“ rief er, ſtammen Sie von jenem Wogan ab, deſſen Muth von dem Verfaſſer des Waverley gefeiert ward; und wenn dem ſo iſt, ſo kann ich, ein Abkömmling von Lennox, Herzog von Richmont, vor meinen Augen nicht das Blut eines Mannes fließen ſehen, deſſen Vorfahren das ihrige für die Sache meiner Ahnen in Fülle vergoſſen haben. Rechnen Sie auf Lennox, im Leben und im Tod!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Mann, deſſen Namen ich auf ſo eigenthümliche Weiſe kennen gelernt, in Begleitung der vornehmſten Krieger ſeines Stammes. Ich wartete vielleicht eine Viertelſtunde, Seele und Gedanken nach meinem Vaterland gewendet, als ich aus meinen Betrachtungen durch einen plötzlichen Lärm gezogen wurde, der ſich im Lager vernehmen ließ und ſich den den Todesgalgen, an welchen ich gebunden war, umgebenden Kriegern mittheilte. Es war das Kriegsgeſchrei der Stämme die ſich zum Kampfe rüſteten. Von der Anhöhe aus auf der ich gefeſſelt ſtand, ſah ich deutlich wie der tapfere Lennox den Stamm der ihn zum Häuptling angenommen um ſich ſchaarte, und ihn an den Saum des Waldes anlehnte, während daß die Timpabaſchen die Mitte der Ebene einnahmen.

Einige Zeit darauf ſah ich daß die Häuptlinge jedes Stammes ſich in die Mitte der Savanna begaben; ihre Unterredung dauerte dießmal nur einen Augenblick; ſie kamen auf mich zu, und Lennox gab mir, indem er meine Bande mit ſeinem Dolch entzweiſchnitt, Leben und Freiheit wieder. Ich fiel in ſeine Arme und drückte ihn mit der tiefſten Rührung der Dankbarkeit an meine Bruſt.

Nach Verfluß einiger Augenblicke füllte ſich die Arena des Kampfes mit den Zubereitungen zu einem Feſte, zu welchem alle anweſenden Stämme zuſammenberufen wurden. Alle ihre verſammelten Häuptlinge, meinen Befreier und den Großhäuptling an ihrer Spitze, baten mich noch einige Tage bei dieſem Stamme zu verweilen, und einem Feſte beizuwohnen das von der Nation der Timpabaſchen werde veranſtaltet werden.

Auf dieſe Weiſe entriß das unerwartete Zuſammentreffen mit einem heutzutage durch ſeine Abenteuerluſt und ſeinen Einfluß auf die Indianer wohlbekannten Mann in Californien mich, wie durch eine Schickung der Vorſehung, einem gewiſſen Tode. Lennox blieb nicht dabei ſtehen; Dank ſeinem Schutze, konnte ich in voller Sicherheit die Fahrt den Rio-Colorado hinab bis zum Rio-Virgen und dieſen Fluß auf-

Digitized by Google

wärts unternehmen, und endlich wieder die Region der Minen, so wie Graß-Valley erreichen, wo man mich schon lange für todt gehalten hatte.

(Tour du Monde.)

Dr. Joseph Wolffs Reisen und Abenteuer im Orient.

(Schluß.)

Von Werth für die Völkerkunde sind auch Wolffs Mittheilungen über die weißen und schwarzen Juden in Cotschin und in Malabar überhaupt. Die weißen Juden wollen ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge nach Südindien, kurz nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus eingewandert seyn, und schon damals in Malabar die Gemeinden der Thomaschristen angetroffen haben. Dieß wäre nun ebenso interessant wie erbaulich, allein der gute Wolff erzählt eben nur überall nach was er hört, und seine Kritik ist die eines Kindes. Die schwarzen Juden sind theils bekehrte Hindu, theils bekehrte Araber, und deßwegen finden zwischen ihnen und den weißen Juden keine Heirathen statt, auch gibt es bei den Schwarzen weder Priester noch Leviten. Noch heutigen Tages sollen Hindu (wahrscheinlich nur der verachteten Kasten) zu den Juden übertreten. Sie betrachten sich als die Sklaven der Weißen, ertragen geduldig den Hochmuth der letzteren, sitzen nie in ihrer Gegenwart, essen nie mit ihnen und bezahlen ihnen Abgaben dafür daß sie ihre Kinder beschneiden und daß sie zur Gebetszeit die Amulette, Tefilin genannt, tragen dürfen. Uebrigens sind sie viel reicher als die Weißen, welche letztere sich für die Arbeit zu vornehm halten und von dem Erbe ihrer Voreltern zehren. Wie bei den malabarischen Hindu herrschen auch bei ihnen die schlüpfrigsten Sitten, so daß Väter sehr häufig ihre angeblichen Kinder verstoßen, wohl wissend daß sie ihnen nur dem Namen nach gehören. Sonst ist bei ihnen hohe körperliche Schönheit anzutreffen. Zur Zeit der Holländer erwiesen sie diesen manchen wichtigen Dienst, und wurden von ihnen hauptsächlich im Botschafterwesen verwendet. In einem andern Rückblick auf seine indischen Erfahrungen äußert Wolff Zweifel ob er den Uebergang der Regierung von der ostindischen Compagnie an die Krone für einen Fortschritt halten solle. Vor allen Dingen sey für Indien nöthig daß sich der Charakter der englischen Beamten bessere, daß sie endlich aufhörten von den Hindu als „verdammten Niggern" zu sprechen und sie zu schlagen. Sir Stratford Canning und Lord William Bentinck stimmten in diesem Punkt ganz mit ihm überein. Ferner begiengen damals die Briten einen großen Fehler, den sie freilich seit etwa sechs Jahren abgelegt haben, nämlich in beständiger lächerlicher Furcht vor einem russischen Einfall zu leben. Die Bündnisse, die sie deßwegen mit den rohen und tückischen Usbeken in Chiwa geschlossen, hätten ihnen nur den Haß der Bewohner von Buchara zugezogen, die trotz aller ihrer Grausamkeiten doch den Chiwanern wegen ihrer höhern Gesittung und ihrer größern politischen Macht als Freunde vorzuziehen seyen. In Afghanistan und im Pendschab lachte jedermann über die lächerliche Furcht vor einem russischen Einfall. „Niemals stieß Wolff irgendwo auf einen russischen Spion, aber wohl sah er manchen französischen Kundschafter in Indien." Auch die letztern sind wahrscheinlich nur Gespenster des guten Wolff, denn wohl gab es sehr viele französische Abenteurer, die sich an den Höfen der unabhängigen indischen Fürsten im Pendschab und in Audh aufhielten, aber gewiß waren es keine abgerichteten Kundschafter.

Abessinien war das nächste Land wo der reisende Prediger umherzog. Er gibt uns statt genauer Aufschlüsse über Land und Leute nur die alten bekannten örtlichen Sagen, anziehend jedoch ist ein Abenteuer, welches ihm selbst zustieß. Das Oberhaupt der abessinischen Hierarchie, der Abuna oder Erzbischof der Nation muß jedesmal ein Kopte seyn, und wird von dem koptischen Patriarchen in Kairo ernannt. Nun waren zur Zeit von Wolffs Anwesenheit sechs Jahre, seit dem Tod des letzten Abuna verflossen, der Patriarch hatte aber wahrscheinlich aus finanziellen Gründen den erledigten Sitz noch nicht wieder ausgefüllt. Ist der Abuna ernannt, so schleicht er sich verkleidet ins Land, denn der Jubel des Volkes beim Anblick des neuen Hirten geht bis ins Unerträgliche. Sie heben ihn auf ihre Schultern und bringen ihm Hunderte von Kühen, Fässer mit Wein und Honig als Geschenke. Dieß wäre nun zwar auszustehen, allein das Volk verlangt auch daß er jeden segne und anspeie, so daß er vor lauter Umsichspeien vielleicht binnen Jahr und Tag nicht Gondar, die geistliche Metropole Abessiniens, erreichen würde, wenn er nicht verkleidet sich dort hinschliche. Als nun Wolff eines schönen Tages eifrig Religionsgespräche mit der abessinischen Klerisei pflog, rief plötzlich einer der Priester: „Das ist der neue Abuna in Verkleidung!" Alle fielen nieder, küßten Wolffs Füße, wuschen sie dann und tranken das Wasser. Sein Widerstand wurde nicht beachtet, und selbst als er sich eine Pfeife anzündete, ließ man sich, obgleich das Rauchen dem Abuna als große Sünde angerechnet wird, davon nicht irre machen, in der Meinung dieß sey eine neue List um das Incognito fortzusetzen. Man brachte vielmehr Kühe, Korn, Milch und andere Geschenke herbei, und Wolff mußte umsichspeien bis ihm die Kehle ausgetrocknet war. Erst als Wolff Adwah erreichte, ließ das Volk von seinem Wahn ab, weil es ihn dort stracks nach der Wohnung des Bischofs Gobat schreiten sah, der wegen seiner Bekehrungsversuche von den Orthodoxen gemieden wurde.

Nach Abessinien besuchte Wolff das arabische Yemen, wo er von Beduinen abermals ausgeplündert wurde. Eine andere Episode seines Wanderlebens führte ihn im August 1837 nach New-York, und er wurde bald darauf durch Congreßbeschluß eingeladen vor den Senatoren und Deputirten der Vereinigten Staaten in Washington zu predigen. Uebrigens fehlte es dem christlichen Schwärmer durchaus nicht an Weltklugheit, denn wie er selbst gesteht, berührte er nie den wunden und faulen Fleck der amerikanischen Gesellschaft, die Sklaverei, sondern erklärte vielmehr: „er wolle sich nicht in

Digitized by Google

ihre häuslichen Angelegenheiten mischen. Dieß machte, setzt er hinzu, ihn bei allen Amerikanern beliebt, und nichts konnte auch ihre Artigkeit gegen ihn übertreffen." Diese Stelle ist für den Charakter des Mannes entscheidend, denn trotz allem Heroismus und trotz allem Aufwand von Scheinfrömmigkeit, ist dieses Ausweichen und Verläugnen der christlichen Pflichten bei einem sonst raschen und überschäumenden Charakter ein fauler sittlicher Fleck.

Am Beginn des Jahres 1843 als man in England die Nachricht von der Einkerkerung des Obersten Stoddart und Capt. Conolly's in Buchara erfuhr, erwachte in Wolff die alte Reiselust wieder mächtig, und er erinnerte sich zugleich daß er gegen das britische Officiercorps eine Ehrenpflicht abzutragen habe, denn mehr als ein duzendmal waren es britische Officiere im Morgenland gewesen die ihn von Schmach, Krankheit und Tod erretteten. Daher beschloß er nach Buchara zu reisen und die beiden Officiere zu befreien, oder da man bereits ihren Tod für wahrscheinlich hielt, wenigstens Kunde über ihr Lebensende einzuziehen, und zwar wollte er reisen in seinem geistlichen Gewande mit seinem Doctorskragen und Schaufelhut als „Oberderwisch von England, Schottland und Irland." Lord Aberdeen erklärte ihm daß die britische Regierung, vom Tode der Officiere überzeugt, die Verantwortung nicht übernehmen wolle, Wolff nutzlos den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen, er versprach aber, als Wolff von seinem Entschluß nicht abzubringen war, jede Unterstützung ihm zu gewähren. In Konstantinopel, wo er am 3 Nov. 1843 eintraf, erwirkte ihm Sir Stratford Canning ein Handschreiben des Sultans, welches ihm von hohem Werth seyn mußte, da dieser Monarch ja von allen Sunniten als Chalif anerkannt wird. Auch der Scheich-ül-Islam, also das geistliche Oberhaupt der Türken, empfahl Wolff schriftlich allen Mullahs in Buchara, Chiwa und Choland. Ueber Erzerum erreichte er Täbris, und dort sah er einen alten berüchtigten Bekannten aus Chorassan wieder, nämlich Muhammed Chan Kerahi, von Torbad Heidaria, den Schädelquetscher, der ihm vor 14 Jahren gezeigt hatte was Gerechtigkeit sey, indem er alles Geld welches Wolff abgenommen worden war, den Räubern wieder abjagte und — für sich selbst behielt. Der Schädelquetscher trug aber jetzt Ketten als Staatsgefangener, und sprach zu Wolff: „Damals wo wir uns sahen, war ich ein großer Mann, und jetzt bin ich ein geringer. Geduld muß man haben in dieser Welt. Gott bestimmt unser Loos; bald erhöht er jemand und bald stürzt er ihn nieder." Der Chan war übrigens auf schnöde Weise in diese Lage gerathen. Als der persische Kronprinz Abbas Mirza damals alle Häuptlinge Chorassans unterworfen hatte, schrieb er an den Chan einen Brief, daß wenn er nach Mesched käme und auch er den Huldigungseid leiste, er ihn nicht nur begnadigen, sondern zum Generalstatthalter von Chorassan erheben wolle, würde aber er — der Prinz — sein Wort nicht halten, „so möge Gott seinen Vater, seine Mutter, Schwester und alle seine Kinder verfluchen, ihn selbst aber mit Krankheit schlagen." Solche Briefe nennt man im Persischen Selbstverfluchungen, und man mißt ihnen unbedingt Glauben bei. Als aber der Schädelquetscher in Mesched erschien, ließ ihn der Prinz allen Flüchen zum Trotz in Ketten werfen und dann nach Täbris bringen, wo er nun seit 12 Jahren schmachtete.

Am 31 Januar 1844 erreichte Wolff Kasbin, und am 3 Febr. die britische Gesandtschaft in Teheran, wo ihm der Botschafter Oberst Sheil eröffnete daß keine Zweifel über Stoddart und Conolly's Tod mehr bestehen könnten. Wolff gesteht offen daß auch er damals die nämliche Ueberzeugung gewonnen habe, er wollte aber nicht unverrichteter Dinge nach England zurückkehren, und verstellte sich Sheil gegenüber als ob er noch Hoffnung habe die Officiere zu retten. Er wurde in Teheran mit einem Schreiben des Schahinschah und von einem gerade anwesenden chiwanischen Botschafter mit Empfehlungen an den Chan von Chiwa und an die Turkmenen von Sarachs versehen. Als aber Teheran hinter ihm lag und er Chorassan betrat, da wurde ihm doch bange, weniger vor den Dingen die seiner in Buchara warteten, als vor der Durchreise durch Chorassan wo die Raubschaaren der Turkmenen ziehen, die ihn vor 13 Jahren nackend ausgezogen, einem Pferd an den Schweif gebunden und um 50 Shillinge feilgeboten hatten. Doch kam jetzt alles anders. Damals war der Name der Briten noch völlig unbekannt, jetzt hatte er die Wirkung eines Reisepasses, und zwar in Folge des afghanischen Kriegs, welcher Sir Charles James Napiers Namen weit über Mittelasien als des „Teufels Bruder" oder des „englischen Timurleuk" verbreitet hatte. Als Wolff nach Sebsawar kam, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, besuchten ihn Massen Volkes in seinem Zelte, und alles rief: „Wunder über Wunder! Joseph Wolff, der britische Derwisch ist da, zweihundert Jahre alt!" Und als Wolff den freigebigen Chronologen versicherte daß er nur 49 Jahre zähle, sagten alle: „er lügt nur, weil er sich seines hohen Alters schämt."

Völlig unversehrt erreichte Wolff das heilige Mesched, die Hauptstadt Chorassans, und der Assad ud Daula oder persische Generalstatthalter empfieng ihn dort mit großen Ehren, auch rieth er ihm zur Reise nach Buchara neun Merwi, Leute aus Merv oder Movr, wie Wolff diesen Namen schreibt, zu miethen, weil die Merwi in Buchara vielen Anhang besitzen. Ferner gesellte sich der Missionär einen frühern Gefährten auf der Reise nach Kabul wieder zu, Namens Hussein, einen gutartigen Hallunken, der nie litt daß ein Fremder seinen Herrn betrog, weil er das als einen Eingriff in seinen Beruf ansah. Mit diesem würdigen Gefolge zog Wolff unangefochten von Mesched nach Sarachs und von Sarachs nach Merw. Dort erfuhr er von den Juden die schlimmsten Dinge über Buchara. Der Emir war zur Bestie geworden und hatte den wackersten Mann im Reiche, den frühern Gusch-Beki oder Großwesir tödten lassen. Auch wußte man genaueres über das Ende von Stoddart und Conolly. Oberst Stoddart, wie sich später in Buchara bestätigte, kam zuerst nach der Hauptstadt und begieng verschiedene, ächtbritische Verstöße gegen die örtliche Etikette. Er begegnete dem Emir der zu Fuß aus der Moschee kam und wollte nicht vom Pferde absteigen. Dann bestand er darauf sich zu Roß in den Palast zu begeben, ein Vorrecht welches nur den Botschaftern des türkischen Sultans,

Digitized by Google

des Chalifen, zugeſtanden wird. Endlich weigerte er ſich bei der Audienz den vorgeſchriebenen dreifachen Gruß an den Emir zu ſprechen. Daraufhin ließ man ihn in den „ſchwarzen Brunnen“ werfen, einen Kerker der ſo eng iſt daß die Gefangenen einander auf den Schultern ſitzen müſſen und wo Ungeziefer eigens zur Plage der Eingekerkerten ernährt wird. Um ſich vom Tode zu retten, bekannte ſich Stoddart als Muhammedaner, aber ſowie Capt. Conolly ſich zu ihm einfand, wuchs ſein Muth wieder. Auch dieſem letztern wurde nur die Wahl zwiſchen Islam und Tod gelaſſen. Da bekannten beide Officiere daß ſie als Chriſten ſterben wollten und empfiengen muthig den Henker. Dieß war eben nicht ſehr unterhaltend für Wolff anzuhören, ſondern er ſah daß ganz ungleich der frühern Reiſe für ihn das meiſte in Buchara ſelbſt und nichts mehr unterwegs von den Turkmenen zu fürchten ſey, denn dieſe kamen zu Hunderten in ſein Zelt und wiederholten ihm: wir ſcheren uns nicht, wer Herr dieſer Länder iſt; ſchreibe daher dem König von England, daß wenn er uns Chelats (Feierkleider) und Tillahs (Ducaten) ſchickt, wir bereit ſind Buchara zu überfallen und Stoddart und Conolly's Tod zu rächen.

In Dſchihar Dſchu betrat Wolff die Gränze des Emirs von Buchara, und ſeine Lage wurde jetzt ſo kritiſch, daß Huſſein, ſein Reiſeknappe, ihm mit großem Freimuth erklärte, daß, da das Leben ſo ſüß ſey, er jetzt, wo er ſeinen Herrn in Gefahr ſähe, ſich vorläufig abſeits halten werde, bis er merke daß ihm nichts ſchlimmes drohe. Auf der nächſten Station Karakol wurde Wolff von dem buchariſchen Statthalter freundlich bewirthet und zugleich gütig benachrichtigt daß wenn er aus dem noch ſechs deutſche Meilen entfernten Buchara etwa Reiter ſich entgegen kommen ſehe, die Körbe mit ſich führten, in dieſen Körben Binden liegen würden, um ihm die Augen zu verhüllen, Ketten um ihn zu feſſeln und Meſſer um ihn zu ſchlachten. Auch bezeigten die Einwohner dieſes Platzes ihm ihre Theilnahme mit den offenherzigen aber nicht ſehr tröſtlichen Worten: „Wieder ein Opfer!“ So näherte er ſich beim heiterſten Wetter dem anmuthigen Buchara mit ſeinen weit ausgeſtreuten beneidenswerthen Landhäuſern, gefaßt auf die ſchlimmſten Dinge. Da erſchienen im Galopp drei Reiter auf der Straße und zwei davon mit Körben verſehen. Wolff nannte ihnen auf Befragen gelaſſen ſeinen Namen, worauf der eine, der Haushofmeiſter des Emirs, ihn mit den Worten grüßte: „Der König der Könige, der Fürſt der Gläubigen, Nasr-Ullah-Behadur, iſt dir huldvoll geſinnt und empfängt dich als ſeinen Gaſt!“

So betrat Wolff im April die gefährliche Stadt, den Käfig eines Tigers. Auf die Erkundigung der Palaſtbeamten erklärte er ſich willig dem Ceremoniell beim Empfang unterwerfen zu wollen und dreißig- ſtatt dreimal den Gruß an den Emir zu ſprechen. Das ſtumpfnäſige Volk in den Gaſſen Tſchagatai, Hazara, Kalmücken und Usbeken riefen ihm Willkommen zu, und eben entfernten ſich aus dem Palaſt die Serkerdeha, die Granden des Reiches, die von einem Diwan oder Karalday zurückkehrten und jeder einen Stab in der Hand führten, auf welchem der Name des Clans, den ſie vertraten, geſchrieben ſtand. Wolff wurde alsbald vor den Emir Nasr Ullah-Behadur gebracht, den die Chiwaner das Maulthier nennen, weil ſeine Mutter eine Perſerin, ſein Vater ein Usbek und ſeine Amme ein Koſakenweib geweſen war. Dieſer Menſch machte auf ihn einen widerwärtigen Eindruck; ſein gelbes Geſicht war beſtändig in Zuckungen, die Augen klein und der Mund nicht geſchaffen zu einem wohlwollenden Lächeln. Er trug das Gewand eines Mullah ohne irgend eine Auszeichnung. Die Mullahs ſelbſt hat er aber jeder Gewalt beraubt und die Regierung in eigene Hand genommen. Seine fürſtliche „Carriere“ war eine claſſiſch-aſiatiſche geweſen. Er begann damit ſeinen Vater zu vergiften. Nach Erledigung des Thrones fiel dieſer jedoch dem älteſten Bruder Tura Sadi zu, gegen welchen aber Hakim Beik, der ſpätere Guſch Beki, ſehr geſchickt eine Verſchwörung anzuzetteln wußte, ſo daß als Nasr Ullah ſich mit ſeinen Anhängern vor den Thoren zeigte, ſie ihm geöffnet und Tura Sadi ermordet wurde. Vier andere Brüder und Prätendenten ließ der vorſichtige Emir ebenfalls aus dem Wege räumen und erhob dafür Hakim Beik, dem er den Thron verdankte, zum Guſch Beki. Dieß war ein leutſeliger den Wiſſenſchaften holder Mann, und ſolange der Emir ſeinem Rathe folgte, herrſchte in Buchara Gerechtigkeit. Im Jahre 1835 wanderte aber von Kabul Abd el Samat Chan in die Stadt ein, ein Menſch dem Wolff früher in Piſchawar begegnet war und den er auf Alexander Burnes' Rath eines Tages zur Thüre hatte hinauswerfen laſſen. Samat Chan gab vor, er habe britiſche Kriegskunſt unter dem Herzog von Wellington gelernt und der Emir machte ihn deßhalb zu ſeinem Feldzeugmeiſter und Generaliſſimus. Allmählich wußte der Chan den Guſch Beki, der ihn empfohlen hatte, aus der Gunſt des Emirs völlig zu verdrängen. Er war es der Lieut. Wyburd in den Kerker zu werfen rieth, und auf ſeine Einflüſterungen wurde ein Jahr etwa vor Stoddarts Ankunft dem Lieutenant die Wahl zwiſchen Tod und Islam geſtellt. Wyburd ſtarb heldenmüthig, und wegen ſeines Todes wagte der Guſch Beki das erſtemal ſeinem Herrn Vorwürfe zu machen. So waren die Beziehungen ſchon erkaltet, als der Emir, geſtützt auf den ſervilen Ausſpruch des Groß-Mullahs, welcher die Unterthanen für die Heerde des Emirs erklärt hatte, ſich Ehefrauen zueignete wo er ſie fand. Wollte ein Ehemann ſich wehren, ſo ließ er ihn augenblicklich ergreifen und hinrichten, und dieſes Schickſal war denn auch auf die nämliche Veranlaſſung hin dem Guſch Beki ſelbſt kurz vor Stoddarts Ankunft widerfahren.

Wolff erſchien vor dem Ungethüm, zupfte ſich an ſeinem Bart und ſprach laut ein paar Dutzendmal: „Zuflucht der Welt, Friede dem König!“ bis der Emir in ein Gelächter ausbrach und ihm zurief: genug! Der König bekannte dann im Laufe der Audienz daß er Stoddart und Conolly allerdings habe hinrichten laſſen, aber nur weil der erſtere ihm die ſchuldige Ehrerbietung verweigert, und der andere eine lange Naſe gehabt habe, d. h. hochmüthig geweſen ſey. In den ſpätern Verhandlungen mit dem Miniſter des Auswärtigen, Dil Aſſah Chan, wurde Wolff um den Zweck ſeiner Reiſe befragt, den er einfach dahin erläuterte, Stoddart und

Digitized by Google

Conolly, wenn ſie noch gelebt hätten, die Freiheit zu erbitten oder den Grund ihrer Hinrichtung zu erforſchen. Man fragte ihn hierauf einfach ob er im Stande ſey die Todten zu erwecken. Der Emir nämlich ſchien halb und halb geneigt ihm ſolche übernatürliche Kräfte zuzutrauen, und gewiß hätte er damals gern die beiden britiſchen Bevollmächtigten wieder lebendig geſehen. „Wie wunderbar! hatte der Emir ausgerufen. In meinem Reich leben 200,000 Geraubte als Sklaven, aber aus Perſien iſt noch niemand gekommen um nach ihnen zu fragen. Hier dagegen habe ich nur ein paar Engländer getödtet, und gleich kommt dieſer Wolff ohne Degen und ohne Feuerwaffen um ſie zurückzuverlangen.“ Als Wolff die weitere Frage ob er ermächtigt ſey über Wiederanknüpfung freundſchaftlicher Beziehungen mit England zu unterhandeln, verneint hatte, änderte ſich plötzlich das Betragen der Hofleute, denn er wurde von nun an beſtändig bewacht und als Gefangener behandelt.

Es näherte ſich ihm jetzt der berüchtigte Abd-el Samat Chan, erinnerte ihn an ihr Begegnen in Piſchawar, wobei er heuchelte als habe er die damalige Züchtigung vergeſſen, und ſuchte ſich in das Vertrauen des Reiſenden einzuſchleichen. Er ließ vor ihm die engliſche Volkshymne God save the Queen von indiſchen Sipahis ſpielen, die bei der Kataſtrophe in Kabul gefangen genommen und von den Afghanen nach Buchara verkauft worden waren. Dann weinte der Heuchler über den Tod Stoddarts und Conolly's, die der Emir habe hinrichten laſſen, weil er ſie für Spione gehalten habe, und endlich rückte er mit dem Plan heraus, die Briten ſollten die Chane von Chiwa und Choland gegen den Emir hetzen, in welchem Fall er dann ſelbſt entſchloſſen ſey die Fahne der Rebellion zu erheben. Er zeigte zugleich ein Schreiben des Oberſten Stoddart vom 6 Novbr. 1841 vor, worin dieſer ſeine Verbindlichkeiten gegen den Chan aufzählt und ihn allen Engländern, die nach Buchara kommen ſollten, empfiehlt. Ob der Chan Wolff nur ausforſchen und verderben wollte, oder ob er wirklich gegen ſeinen Herrn einen Streich beabſichtigte, darüber gelangt man nicht ins Klare. Der Chan war jedenfalls ein Verräther in dem gewöhnlichen aſiatiſchen Style, und er ſtarb auch den Tod eines Verräthers, denn der Emir, der Verdacht gegen ſeine Treue geſchöpft hatte, erſchlug ihn eigenhändig mit einer Axt. Wolff ließ ſich vorſichtig mit ihm nicht ein, ſondern ſagte ihm vielmehr ins Geſicht daß er ihn, den Chan, für den Mörder Stoddarts und Conolly's und für einen Bluthund halte.

Etwas beſſer wurde Wolffs Lage durch die Ankunft von Abbas Kuli Chan, dem perſiſchen Botſchafter. Auch brachte ein Koſak aus Orenburg eine ruſſiſche Depeſche und ſprach dem Reiſenden Troſt ein, er ſolle nichts fürchten, denn Kaiſer Nikolaus habe ſich für ihn verwendet. Allein er erhielt vom Emir gleichwohl das Verbot, das Haus ohne beſondere Erlaubniß zu verlaſſen, er durfte mit niemand ohne Zeugen und mit den Juden nicht jüdiſch, ſondern nur perſiſch reden. Zur Verlängerung dieſer Drangſale verließ auch noch der Emir die Stadt und begab ſich nach Samarkand, von wo ein Feldzug gegen Taſchkend und Choland unternommen werden ſollte, vor ſeiner Rückkehr war aber nicht daran zu denken daß Wolff entlaſſen werden würde. Als der Emir von Samarkand wieder heimkehrte, erſchien Wolff ſogleich vor ihm, wurde aber kaum eines Blickes gewürdigt. Am nächſten Tage meldete ſich ein Mullah bei ihm, der ihn fragte ob er zum Islam übertreten wolle. Wolff rief ihm zu: Niemals, niemals, niemals! war auch nicht zu bewegen dieſe Antwort etwas höflicher auszudrücken. Wenige Stunden nachher erſchien der Henker, der Stoddart und Conolly hingerichtet hatte, und traf ſeine Vorbereitungen aber nur um Wolff zu ängſtigen. Am nämlichen Tage gelang es endlich dem Abbas Kuli Chan von dem Emir perſönlich empfangen zu werden und das Schreiben des Schahinſchah überreichen zu dürfen. Als es der Emir geleſen hatte, ſprach er: „Gut! ich will dir mit dieſem Joſeph Wolff ein Geſchenk machen, möge er mit dir reiſen!“ Es ſcheint nämlich daß der Emir gerade damals wieder auf die Bundesgenoſſenſchaft der Perſer gegen den gemeinſamen Feind in Chiwa Werth legte. Nichtsdeſtoweniger war Wolff noch allerhand Erpreſſungen ausgeſetzt. Er mußte Samat Chan einen Wechſel von etlichen tauſend Ducaten ausſtellen, der freilich nie honorirt werden konnte, weil der vorſichtige und rechtserfahrne Wolff in der Schuldurkunde bemerkt hatte, ſie ſey ihm widerrechtlich abgenöthigt worden. Eine andere Anforderung von 2000 Ducaten, welche ſein perſiſcher Bedienter Abdallah an ihn unter Lebensbedrohung ſtellte, liquidirte Wolff mit einer Tracht Stockprügel „reichlicher als er ſie irgendjemand zuvor hatte zukommen laſſen.“ Nun hätte ihm dieſe Art des Abrechnens theuer zu ſtehen kommen können, wäre Abdallah nicht ein Schiit geweſen, und gälte nicht in einem Sunnitenlande eine Abprügelung nach jener confeſſionellen Seite hin für ein wohlangelegtes Capital. Der perſiſche Geſandte vermittelte indeſſen wieder, und Wolff mußte wohl oder übel den Burſchen von neuem in Lohn nehmen.

Endlich ertheilte der Emir die Abſchiedsaudienz und beſchenkte Wolff mit einem Feierkleid, einem Caſchmir-Schawl, 50 Ducaten und einem prachtvollen perſiſchen Manuſcript, geziert mit des Königs Autographen. Er entſchloß ſich ſogar Wolff von einem für England beſtimmten Botſchafter Emir Abul Kaſim begleiten zu laſſen. Doch hielt ſich Wolff, vielleicht aus übertriebener Furcht noch nicht ſicher, denn ſeine guten Freunde in Buchara ſpielten ihm eine Liſte von zehn gedungenen Mördern in die Hand, die ihn unterwegs umbringen ſollten, und zwar befanden ſich darunter zwei ſeiner eigenen Miethlinge. Doch widerfuhr ihm nichts, auch begleitete ihn der bucharíſche Botſchafter und der perſiſche Geſandte der 3000 ſeiner geraubten Landsleute, welche der Emir in einem Anfall von Großmuth freigegeben hatte, in ihre Heimath zurückführte. Gerettet betrachtete ſich Wolff erſt als er perſiſchen Boden betrat, und groß war auch die Freude in Teheran bei der ruſſiſchen wie bei der britiſchen Geſandtſchaft als ſie den muthvollen Oberderwiſch von England, Irland und Schottland unverſehrt zurückkehren ſahen. Oberſt Sheil ließ übrigens den bucharíſchen Geſandten nicht vor, ſondern ſchickte ihn heim mit dem Beſcheid: die Briten empfiengen nicht Botſchafter eines Mörders, für welche Antwort dem Unſchul-

Digitized by Google

digen dann auf Befehl seines Herrn der Kopf abgeschlagen wurde. Auch Mahmud Schah war hocherfreut den Missionär wieder zu sehen, und fragte den glatt Rasirten was er mit seinem Bart angefangen habe, worauf Wolff in seiner derbhaften Sprache erwiederte: „Majestät, er war so voller Läuse daß ich fürchten mußte sie würden mich wieder nach Buchara zurücktragen."

Die ungarische Königs-Krönung.

Von A. Leist.

Die an prachtvollen Aufzügen, an mittelalterlichen Handlungen und symbolischen Ceremonien reiche Feierlichkeit der Krönung eines Königs von Ungarn, ist ein so interessantes und national-charakteristisches Schauspiel daß es in dieser Beziehung in Europa wohl einzig und allein in seiner Art dastehen dürfte. Wohl mag eine Kaiserkrönung in Moskau mit den paradirenden Garden von 40 oder 60,000 Mann, mit den reich ausgestatteten Suiten der Abgesandten europäischer Höfe, das bunte und lebendige Gemälde russischer Völkerschaften aus allen Theilen des weiten Reichs, der an Ceremonien und glänzenden Gepränge reiche Ritus der orientalischen Kirche und manche andere Dinge ein weit großartigeres Schauspiel gewähren, aber das was eine ungarische Königskrönung ist, ein feierlicher Pact des Königs mit einem constitutionellen Volke in einer Reihenfolge prachtvoller, den Geist des Alterthums athmender Handlungen, ist die russische Kaiserkrönung nicht. Der Pact und der Eid des Königs ist bei der ungarischen Krönung das Wesentlichste; die eigentliche Krönung mit den dieselbe begleitenden Feierlichkeiten, sind ungeachtet ihres in die Augen fallenden Pompes, nur unwesentliche Formalitäten. An diese den alten nationalen Geist athmenden Formalitäten ist aber der Ungar schon durch herkömmliche im Volk lebende Traditionen so gewöhnt, daß er den Wegfall solcher Schauspiele und nationaler Aufzüge nimmermehr verschmerzen würde. Noch heutzutage gedenkt man der ungewöhnlich prachtvollen Krönung Leopold II, ja man erzählt sich auch, wie schön und wie großartig die Krönung Wladislaus II vor 400 Jahren war. Es läßt sich aber auch wohl denken, welchen Eindruck die im prächtigen ungarischen Nationalcostüm erscheinenden Magnaten, Reichsbannerträger, Ablegaten, Banderien u. s. w. mit ihren Panduren, Dienerschaften, mit ihren ungarischgeschirrten Pferden in Pracht und Aufwand mit einander wetteifernd, auf das schaulustige ungarische Volk machen müssen. Es ist daher auch wohl natürlich daß die Acte der Königskrönung in Ungarn dem Maler schon oft lohnenden Stoff zu Darstellungen gegeben und daß die Krönungsfeierlichkeiten schon so oft ihre beredten Beschreiber gefunden haben. Freilich hat es auch insbesondere im Ausland Federn gegeben, welche das Wesentliche der Krönung verkennend und die mittelalterlichen Acte für die Hauptsache haltend, dieselbe in die Rumpelkammer längst verflossener Zeiten gewiesen haben.

Es besteht aber die Krönung eines Königs von Ungarn aus drei Theilen, und zwar:

Erstens: Die Ueberreichung des Inaugurals-Diploms von Seite des Königs an die Stände, wie solches auch jüngst durch das Einberufungsschreiben erwähnt worden ist. Dieses wichtigste vom König eigenhändig unterschriebene Actenstück enthält die Gelöbnisse und Versicherungsakte, welche der König zu halten und zu beschwören sich verpflichtet. Diese Urkunde wird gewöhnlich am Tag vor der Krönung den Ständen durch den Hofkanzler des Königs überreicht und später den vom Reichstag erlassenen Gesetzen vorgesetzt. Da dieser Act, wie schon angedeutet der wichtigste und wesentlichste bei der Krönung ist, so wollen wir hier die Punkte anführen, welche die Könige bisher zu halten gelobt haben, und welche nächstens auch Franz Joseph wird beschwören müssen.

Das Inaugural-Diplom enthält folgende fünf Punkte: Erstens gelobt der neue König die Landesgesetze, Staatsurkunden, Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten, welche schon bestehen oder noch entstehen sollten, selbst zu beobachten und durch andere halten zu lassen.

Zweitens schwört der König, die Krone nicht aus dem Lande zu führen, sondern dieselbe in Ofen zu belassen und den beiden Kronhütern anzuvertrauen.

Drittens: Alle Länder, welche der ungarischen Krone einst zugehörten, im Fall der Wiedereroberung, derselben wieder einzuverleiben.

Viertens: Daß nach Abgang der habsburg-lothringischen Descendenten, das Wahlrecht wieder an die ungarischen Stände fällt, und

Fünftens: Daß jeder Thronerbe sechs Monate nach seiner Thronbesteigung auf einem Reichstag sich krönen lassen, und diese Gelöbnisse genehmigen und beschwören muß. Diese wesentlichen fünf Punkte sind im Ganzen unantastbar, und können unter Umständen höchstens hie und da eine Klausel erhalten.

Der eigentliche Act der Krönung.

Die Krönung wurde von den Ungarn von jeher als eine unumgänglich nothwendige Ceremonie zur Erlangung eines rechtmäßigen Königthums betrachtet, und diese tiefgewurzelte Anschauung hat sich bis zur Stunde in dem an alten Herkömmlichkeiten hängenden Volk nicht im geringsten geändert. Ein nichtgekrönter König wird von den Ungarn, wie es auch jetzt die Erfahrung gezeigt hat, nur als ein Usurpator betrachtet, und alle von demselben herrührenden Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen sind der Verfassung gemäß gesetzlos und ungerecht, und denselben kann nur durch Anwendung von äußerer Gewalt oder Zwangsmaßregeln Geltung verschafft werden. Die feierliche Handlung der Krönung, welche zuletzt längere Zeit hindurch in Preßburg stattfand, nächstens aber in Ofen vollzogen werden wird, geschieht in nachfolgender Ordnung.

Die Reichsfahnenträger und diejenigen Reichsbarone welche die Kleinodien oder Insignien des Reichs tragen, erscheinen im feierlichen Aufzug vor dem Hochaltar, während der in unga-

Digitized by Google

rische Nationaltracht gekleidete König rechts und links von einem Bischof begleitet an den Altar herantritt. Der am Hochaltar stehende und pontificirende Reichsprimas empfängt den König, welcher sich an den Stufen des Altars auf die Kniee niederläßt, und die Hände auf das Evangelienbuch legend den vom Erzbischof vorgesagten Eid mit lauter Stimme schwört. Mit diesem Schwur gelobt der König seinem Volk Gerechtigkeit und Friedensliebe, und der Kirche Ehrfurcht und Schutz. Hierauf wird der König unter Absingung der Allerheiligen-Litanei mit Oel am rechten Arm und auf der Brust gesalbt, und dann mit dem angeblichen Mantel des heiligen Stephanus angethan.

Der Primas und Erzbischof von Gran beginnt nun unter glänzender Assistenz das Hochamt, und nach Verlesung der Epistel erhält der König unter Gebeten und Segenswünschen des Kirchenfürsten aus den Händen desselben das bloße Schwert des heiligen Stephanus. Gleich darauf erfolgt der feierliche Act der Inauguration, indem vom Primas und Palatinus, oder wenn letzterer wie gegenwärtig von den Ständen noch nicht gewählt ist, von einem bestimmten hohen Würdenträger dem König die Krone auf das Haupt gesetzt wird, während die lauten und begeisterten Eljenrufe in der Kirche und in vieltausendstimmigen Wiederholungen außerhalb derselben wiederhallen. Glockengeläute und Kanonendonner stimmen in den allgemeinen Jubel ein und verkündigen feierlich die erfolgte Krönung des apostolischen Königs von Ungarn. Nach der erwähnten altehrwürdigen Scene in der Kirche beginnt der Chor das „Te Deum laudamus," und der Neugekrönte wird in rührender Weise und wohl unter Freudenthränen manches alten weißbärtigen Magyaren auf den Thron erhoben und der Act der Inthronisation ist erfolgt.

Beim Beginn des hierauf folgenden Offertoriums verläßt der stets vom Ceremonienmeister geleitete König den Thron, küßt das ihm dargereichte Crucifix, und legt in ein silbernes Becken seine aus 50 oder 100 Ducaten bestehende Opfergabe. Endlich nach mehreren hier nicht zu beschreibenden Ceremonien empfängt der König das heilige Abendmahl.

Nach Beendigung des Gottesdienstes geht der König im feierlichen Zug der Stände, umringt von tausend und tausend jubelnden Zuschauern abermals unter Glockengeläute und Kanonendonner auf einem mit rothem und weißem Tuch belegten Pfad, angethan mit dem Mantel des heiligen Stephanus, mit der Krone und den Reichskleinodien geschmückt in eine andere zum feierlichen Zweck geschmückte Kirche. Hier schlägt der König vom Thron herab einem alten Gebrauche gemäß eine nicht unbedeutende Anzahl von Edelleuten zu Rittern. Auf dem erwähnten Weg des Zuges läßt der Kammerpräsident Sr. Majestät zu Pferde rechts und links größere und kleinere Münzen regnen, und läßt auch das betretene Tuch dem Volk zur Beute.

Von dieser Kirche aus beginnt nun der glänzende und für die gegenwärtige Zeit gewiß seltene, wenn nicht einzige, Zug nach dem unter freiem Himmel errichteten Ehrengerüst. Dieser prachtvolle Zug geschieht, wie es der ritterlichen ungarischen Nation geziemt, zu Pferde. Die sämmtlichen Stände, Magnaten Bannerherren, Bischöfe im feierlichsten Schmuck, und der König im Krönungsornat reiten auf stolzen mit kostbarem Sattel und Zeug geschirrten ungarischen Rossen während dieses originellen Zuges. Natürlich haben die meist alten und des Reitens wohl nicht kundigen Bischöfe ihre Panduren zur Seite. Voran bei diesem Zug geht der Reichsherold mit dem Wappen, hierauf folgen zehn Edelleute mit der Reichsfahne und mit den Fahnen der ungarischen Kronländer und jener Länder welche einst zur ungarischen Krone gehört haben, jetzt aber Bestandtheile des türkischen Reichs oder die Donaufürstenthümer bilden. Die prachtvoll uniformirten und bewaffneten Banderien der sämmtlichen Comitate Ungarns und der sogenannten partes adnexae und außerdem noch die verschiedenen Würdenträger geben dem originellen Zuge den mannichfaltigsten und buntesten Anstrich, den weder die Feder beschreiben, noch der Pinsel eines Malers entsprechend wiedergeben kann. Angekommen bei dem erwähnten Ehrengerüste, besteigt der König dasselbe und legt nun mit erhobener Hand und angesichts von vielen Tausenden von Zuschauern den sogenannten Decretal-Eid ab. Glockengeläute, Kanonendonner und Volksjubel.

Nach diesem Acte besteigt der König wieder das Pferd und galoppirt auf einen in der Nähe aufgeworfenen Hügel (bei den letzten Krönungen in Preßburg war dieß der sogenannte Krönungshügel), und schwingt das Schwert ins Kreuz und nach den vier Weltgegenden hin, zum Zeichen, daß er das Königreich gegen die Feinde nach allen Richtungen hin vertheidigen wolle und werde. Auch dieser feierliche Act gewährt mit den zu Pferde sitzenden Reichsbaronen, Bischöfen, Bannerherren, Ständen u. s. w. ein höchst interessantes Bild, und hat schon oft den Pinsel des Malers beschäftigt.

Den Beschluß der Krönungsfeier macht ein großartiges königliches Gastgebot, bei welchem die Reichsbarone ihre Erzämterdienste ganz in der Weise verrichten, wie dieß früher die Churfürsten bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt thaten. Auf die Toaste folgt Trompeten- und Paukenschall und das Dröhnen der Kanonen übertönt den Jubel des Volkes. Zur Belustigung des letzteren wird auf dem öffentlichen Platze ein ganzer Ochs an einem Spieße gebraten und dann stückweise ausgetheilt. Zur Erheiterung des Volkes tragen auch nicht wenig die fließenden Weinfässer bei.

Der herkömmlichen Sitte gemäß erhält der neugekrönte König von den Ständen ein ansehnliches Geldgeschenk. Bei der Krönung der Gemahlin des Königs zur Königin, ist dieses Geschenk unter dem Namen „Nadelgeld" bekannt. Bei der Krönung der letzteren fallen natürlich die meisten der obengenannten Acte weg, auch hat der Bischof von Weßprim das Recht der Königin die Krone aufzusetzen. Hiermit haben wir in kurzen Umrissen den ehrwürdigen Krönungsact mit den vorangehenden und folgenden Feierlichkeiten und ihrer Bedeutung zur Orientirung des Lesers flüchtig gezeichnet, und es bleibt nur noch übrig einige Worte über die ungarische Königskrone selbst zu sagen. Die Schicksale der ungarischen Krone von ihrem Anfange bis zu ihrer Vergrabung im Jahre 1849 und ihrer späteren fast wunderbaren Auffindung sind so zahlreich, mannichfaltig und interessant daß dieselben mehr als

Digitized by Google

ein Buch ausfüllen würden; in Wirklichkeit sind auch schon mehrere Bücher über dieselbe erschienen, und mehrere Forscher haben sich mit der Geschichte der ungarischen Königskrone beschäftigt. Es besteht aber die ungarische Krone, wie sie gegenwärtig ist, aus zwei Theilen, von welchen der untere Theil, nämlich das Stirnband, im Jahre 1076 vom griechischen Kaiser Michael Ducas dem Könige Geysa I aus Byzanz nach Ungarn geschickt worden seyn soll; beide Herrscher sind wenigstens auf dem Diadem abgebildet und genannt. Die zwei quer übereinander liegenden goldenen Bogen der oberen Hälfte der Krone dagegen sollen Bruchstücke jener ursprünglichen Krone seyn, welche der Papst Sylvester im Jahre 1000 dem mit seinem ganzen Volke zum Christenthum bekehrten ersten Könige Stephanus als Geschenk verliehen hat. Soviel steht fest daß an beiden Theilen des Diadems, Kunst und Arbeit, Sprache, Schrift und Bilder in auffallender Weise verschieden sind. Es hat daher die hier gegebene und in Ungarn im allgemeinen für richtig gehaltene Annahme die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Gegenwärtig befindet sich die ungarische Krone wieder im königlichen Schlosse zu Ofen, wo dieselbe in ein Futteral eingepackt und in einem eisernen Kasten verschlossen Tag und Nacht gehütet wird. Drei Tage vor und drei Tage nach der Krönung wird dieselbe dem zuströmenden Volk stets zur öffentlichen Schau ausgestellt.

Die materielle Lage der Colonie Victoria.

Es ist dafür gesorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so hören wir denn auch daß das Jahr 1860 der Colonie Victoria, wenn auch nicht einen Rückschritt, doch eine Abnahme des Fortschrittes gebracht hat. Dieser Fortschritt besaß aber auch in den letzten Jahren ein unerhörtes Tempo, denn man muß wissen daß die Bevölkerung der Colonie in weniger als einem Vierteljahrhundert von 170 Personen bis auf 530,000 Seelen herangewachsen ist; — daß die Regierung 3 Millionen Morgen Land zu einem Durchschnittspreise von 2½ Pfd. St. verkauft hat, und dadurch 7 bis 8 Millionen Pfd. St. einnahm; — daß der Werth der Gebäulichkeiten auf den 200,000 Morgen städtischen Bodens zwischen 60 bis 70 Millionen ist; — daß in weniger als 10 Jahren der Goldertrag auf 23 Millionen Unzen zum Werthe von circa 90 Millionen Pfd. St. (600 Mill. Thaler) stieg; — der Ertrag von Ackerproducten im letzten Jahre sich auf 2,500,000 Pfd. St. belief; von Wolle, Talg ꝛc. auf 3½ Mill. u. s. w.; — daß die Ausfuhr 13,867,859 Pfd. St. betrug u. s. f. Die Zahl der Einwanderer war 1859 wieder auf 11,165 Köpfe gesunken, und ganz bezeichnend ist daß sie aus 4657 Personen männlichen und 6508 weiblichen Geschlechtes bestanden, so daß also das Zahlenmißverhältniß der Geschlechter, nämlich das Ueberwiegen des männlichen Geschlechtes welches im Jugendzustand aller Pflanzstaaten immer vorhanden ist, sich schon auszugleichen beginnt. Von der obigen Gesammtbevölkerung gehörten 201,422 Köpfe zu den Golddistricten, und unter diesen befanden sich nur 27,014 Frauen und 35,170 Kinder.

Sehr ungünstig für die Colonie ist der Ausfall des Goldertrags, da die „Escortirungen" von 2,202,110 Unzen im Jahre 1859 auf 2,008,843 Unzen, also um 193,267 Unzen oder um 773,068 Pfd. St. oder etwa um den 12ten Theil gesunken sind. Von 64 Minengesellschaften konnten nur 14 Dividenden zahlen, und Actienantheile anderer Compagnien von ehemals 20 Pfd. St. wurden um 1 Pfd. St. feilgeboten. Man zählt nämlich nicht weniger als 503 Dampfmaschinen, 6447 Pudling- und 144 Quarzstampfmaschinen in den Goldfeldern, so daß die Goldwäscherei mit der Hand jetzt mehr und mehr aufhört. Die Einwanderung im Jahre 1860 war spärlich und unregelmäßig, die Waareneinfuhr dagegen erreichte einen Werth von 14,116,461 Pfd. St., während die Ausfuhr nur eine Höhe von 11,993,244 Pfd. St. erreichte. Im Vorjahre hatten die beiden Ziffern auf 15⅞ und 13⅞ Mill. Pfd. St. gelautet. Die Ausfuhr bestand damals hauptsächlich in geprägtem und ungeprägtem Gold 10½ Mill. Pfd. St. und in Wolle 1,756,950 Pfd., die Einfuhren dagegen hauptsächlich aus Manufacturartikeln, z. B. für 1⅛ Mill. Kleidungsstücke und Schuhe, aber doch auch in Lebensmitteln, z. B. für ¾ Mill. Bier und für 1 Mill. Hafer, Reis und Weizen. Der Haushalt der Colonie ist ebenfalls in einem bedenklichen Zustande, denn es folgt ein Deficit auf das andere. Die Staatseinnahmen hatten sich von 3,257,724 Pfd. St. auf 3,006,326 Pfd. St. vermindert. Die Hälfte dieser Gelder fließt bis jetzt aus den Zolleinnahmen und etwa eine halbe Mill. Pfd. St. aus den Landverkäufen, und zwar besitzt die Colonie noch 52 Mill. Acres unverkauftes Land, von dem bisher durchschnittlich 35½ Sh. (oder etwas mehr als 21 fl.) für den Acre erlöst wurden. Die Ausgaben für das Militär beliefen sich im Jahre 1859 nur auf 57,000 Pfd. St. und davon trug England noch ⅞ der Kosten. Man sollte meinen eine Colonie die kein Heer zu ernähren und keine Staatsschuld zu bezahlen habe, müsse Geld in Fülle besitzen; die Verschwendung welche herrscht, geht aber über das Erlaubte. Bei der bürgerlichen Verwaltung sind nicht weniger als 3000 Beamte angestellt, die 1 Mill. Pfd. St. also durchschnittlich über 300 Pfd. St. beziehen! Man ist der Ansicht daß hier auch mit wenig gutem Willen sich schon 25 Proc. ersparen ließen. Andere Ausgaben werden durch die Bedürfnisse einer plötzlich reif gewordenen Gesellschaft verursacht. Man hat gleichzeitig auf einmal Parlamentshäuser, Spitäler, Gefängnisse, Zuchthäuser, Kasernen, Leuchtthürme, Wasserwerke zu erbauen, kurz die ganze Ausstattung eines Staats unverzüglich zu schaffen.

Melbourne selbst ist eine geputzte und putzsüchtige Stadt geworden, wie man aus folgender Schilderung der australischen Monatszeitung entnehmen mag: „Melbourne's Vorstädte und umliegende Weiler sind theilweise nicht ohne Anmuth, und gewinnen von Jahr zu Jahr einen comfortableren Charakter. Die großen leeren Flecken (Flats) und Sümpfe verschwinden

Digitized by Google

mehr und mehr, und nicht minder die Zelt- und Blechwohnungen. Emerald Hill soll früher nur aus ersteren bestanden haben, und noch sieht man dort in Ost Collingwood ꝛc. zerstreute Hütten, mit rostigen Blechstücken bedeckt und geflickt, die aus den von Europa gesandten Waarenkisten genommen werden. Ein um so widerlicherer Anblick wegen des Contrastes, denn in der That erblickt man außerdem in allen Vorstädten die reizendsten und lieblichsten Villas, von allen Seiten mit blühenden Gärten umgeben. In diesen „residiren" die Herren, welche „Money" gemacht haben oder noch machen — die HH. Richter und Advocaten, welche die Gerechtigkeit „theuer" halten (in Kew, St. Kilda ꝛc.), die HH. Minister und Ex-Minister (Hawthorne, Richmond, Emerald Hill ꝛc.), die HH. Kaufleute, Bankiers, Landhaifische ꝛc. (St. Kilda, Brighton, Richmond ꝛc.) Auch befinden sich unter den Villabesitzern nicht wenige der Parvenus, denen Fortuna Goldklumpen oder Gold in Schafoließen schenkte, und die vermöge derselben Häuser und Cottages bauen ließen, und von den Renten in Ueppigkeit und dummem Stolz leben. Diese „Cottages" sind es nun, welche uns, den bescheidenen Leuten, zur Wohnung dienen und am besten gefallen; auch sind dieselben, nebenbei gesagt, am geeignetsten für das Klima. Eine Cottage hat gewöhnlich drei oder vier Zimmer mit einem Anbau, welcher zur Küche ꝛc. dient, und vor der Fronte eine Art Laubengang oder Veranda, vor welcher ein kleines Gärtchen hübsch und schmuck sich ausbreitet. Ist die Cottage etwa ein Duzend Jahre alt, so enthält das Gärtchen sicher eine Riesen-Aloë in der Mitte, einen Wattlebaum mit goldgelben Blüthen in einer Ecke, oder phantastisch große Cactusse, Lilien ꝛc. Reseda, Goldlack, Ringelblumen (Marigold), Geranium ꝛc., und um die Beete Thymian für die Sonntagssuppe fehlen nie, und zur Verdeckung der Veranda schlängeln sich an den Stäben Winden aller Art empor, oder auch das schöne Nasturtium mit orangegelben Kelchblumen, Monatrosen in blendender Fülle u. s. f. Ein kleines Paradies, solch eine nette, reinliche, duftumspielte Cottage! Und es ist nicht zu wundern daß mancher Insasse die alte Heimath mit dieser neuen nicht vertauschen möchte, vorausgesetzt daß ihm zur Seite in der schattigen Veranda eine liebe treue, wenn auch alte Frau sitzt, oder wenn's nicht anders seyn kann, eine schöne junge — in welch letzterem Falle die Veranda nicht selten noch mit einem gewaltigen — Nürnberger Schaukelpferd versehen ist. Wie alles im Leben stufenweise hinauf- oder hinuntergeht, so begegnen wir auch in unsern Vorstädten nach den Villen und Cottages unzähligen kleinern Holzhäuschen, die in ein paar Tagen gebaut werden können, und zuweilen auf Karren an eine andere Stelle gefahren werden. Meist enthalten sie nur zwei Zimmer, doch gewöhnlich dazu einen Hof, und in diesem fast ohne Ausnahme einen Kettenhund, eine Ziege oder Federvieh; Geschöpfe, die des Arbeitsmannes Freude und Nutzen sind. Zuweilen erstreckt sich der Comfort auch auf den Besitz einer australischen Elster (Magpie), munterer und geschwätziger als die europäische, eines Kakadu, oder sogar eines sächsischen Kanarienvogels. Im Haus sieht man in der Regel wenig Luxusgegenstände, doch den nothwendigen Bedürfnissen ist auf einfach geniale Weise abgeholfen; die Kisten, welche der Emigrant aus der Heimath mitbrachte, dienen als Tisch und Stühle, oder sind zierlich mit Decken versehen, zu Sophas und Toilettetischchen umgewandelt. Sogenannte Stretscher, die sich zusammenschlagen lassen, bilden die Bettstellen, oder wenn Raum und Geld gar zu knapp sind, begnügt sich die Matraze damit Nachts auf dem bloßen Boden zu liegen — und es schläft sich auf ihr dann ebenso sanft, vorausgesetzt daß die Gewissen ruhig sind und die Wochenlöhne nicht ausbleiben."

Ueber die lebendige Staffage in der Stadt selbst heißt es aber in einer andern Nummer des nämlichen Blattes: „Man gestatte uns nun den allgemeinen Eindruck zu schildern den die Spaziergänger in Bourke Street auf den neuen Ankömmling machen. Gleichviel welcher Nation er angehören mag: der heitere, laute und frische Ton der Gespräche, die vielen blühenden Gesichter, der rasche entschiedene Gang der Vorbeiziehenden — das alles bringt ihn zum Staunen und zur Anerkennung: hier ist kräftiges Leben und energisches Streben. Ist es ein Engländer, so mag er sich wundern daß die Männer durchgehends Bärte tragen, und welche Bärte: breite buschige, drei Viertel des Antlitzes verhüllende Löwenbärte, oder derbe lange Schnauzbärte neben dem englischen Kutscherbart. Jeder, auch der Arbeiter, hält sich in dieser Hinsicht für einen Gentleman, und darf einen Bart tragen, was in London nicht der Fall ist. Ist der Ankömmling ein deutscher Philister, so mag er mit offenem Munde nach dem Kopfputz der Männer gaffen, so verschieden von deutscher einfacher Sitte: hier ein Strohhut mit weißem Turban und zwei Lappen im Rücken, dort ein Helm oder ein Garibaldi, ein Kappusbaumhut, eine Art Milchkübel, oder sonst ein viereckiger, runder, convexer oder concaver Deckel, daneben weiße Nebelkappen und schwarze Filze, letztere oft zerknittet wie die Haut eines runzlichen alten Weibes. Dann mag sich unser Landsmann über die Verschwendung im Putz der lustwandelnden Damen wundern. O welch ein Unterschied gegen die zu Hause, welche ihre seidenen Kleider hübsch in Acht nehmen und die Röcke aufheben wenn's schmutzig ist; hier aber rauscht die Seide frei durch Koth und Staub, und Biddy O'Toole oder Jeanie M'Taff kümmern sich wenig um verdorbene Kleidersäume. Wie sehr mag aber unser Landsmann staunen, wenn er sieht daß nicht allein Biddy und Jeanie, sondern auch Lisbeth und Trinchen, Urschel und Babett im Sammet und Seide gehen, und Federn auf den Hüten tragen. Vielleicht hat er sie früher als Dienstmägde in seines Vaters Hause gekannt, oder sie melkten die Kühe seines Gevattermannes im Dorfe; damals erhielten sie achtzehn Thaler preuß. Courant Lohn fürs Jahr, trugen dicke Röcke von Serge, „bloße Köpfe," Bettjacken und wollene Strümpfe, wuschen sich Sonnabends das Gesicht so blank daß es glänzte, banden eine „reine" Schürze um, und giengen verstohlen mit ihren Freiern ein Stündchen im Dunkeln um zu munkeln — hier aber sind sie nursemaids oder cooks, erhalten 30 Pfd. Sterl. Gehalt, und würden es unter ihrer Würde halten wenn sie weniger geputzt giengen als daheim die reichen Kaufmannstöchter. Lieber Gott, wie möchte es Lisbeth und Trinchen oder der

Digitized by Google

Urſchel und Babett zu Muthe ſeyn, wenn man ſie wieder nach Hauſe ſchickte zum Kühmelken? Die Schmach, ſie nur daran zu erinnern, iſt wirklich unverzeihlich."

Adhémars Hypotheſe von der periodiſchen Rückkehr der Sündfluthen.

Wenn wir uns durch die Drehungspole der Erde eine gerade Linie nach dem nördlichen Fixſternhimmel verlängert denken, ſo wird ſie einen Punkt dort erreichen, den wir den Pol der Welt nennen und der ſich gegenwärtig noch immer in der Nähe des größten Sterns der Gruppe des kleinen Bären befindet, weßhalb dieſer Stern der Polarſtern genannt wird. Aber jener Pol der Welt iſt kein feſter, ſondern ein beweglicher Punkt, der beſtändig fortrückt und einen Kreis um den Pol der Ekliptik beſchreibt. Vor etwa 12,000 Jahren war auch nicht der heutige Polarſtern, ſondern ein weit abliegender, die herrliche Wega (α Lyrae) der Polarſtern, und damals das ſüdliche Kreuz an den baltiſchen Meeren ſichtbar. Die Linie durch die Drehungspole der Erde nach dem Firmament verlängert, ſpielt dort in kreisförmiger Bewegung um die Pole der Ekliptik, und vollendet dieſe Revolution im Lauf von 25,870 Jahren. Da nun aber dem Fortrücken des Poles der Welt genau auch das Fortrücken der Knotenpunkte oder Schneidepunkte des himmliſchen Aequators und der Ekliptik entſprechen müſſen, ſo hat ſchon Hipparch gefunden daß dieſe Knotenpunkte oder die Punkte der Tag- und Nachtgleichen auf der Ekliptik zurückweichen, oder daß die Tag- und Nachtgleichen beſtändig früher und früher eintreten. Man nennt deßhalb jene Erſcheinung die Präceſſion der Aequinoctionen oder das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen. Es rücken vor oder bewegen ſich rückwärts auf der Ekliptik die Aequinoctien alljährlich um 50″.3 oder in runder Zahl um 50 Bogenſecunden, weßhalb alſo in etwa 25,870 Jahren (nämlich 360 + 60 + 50/60,3.) der Frühjahrsknotenpunkt an dem nämlichen Punkte der Ekliptik wie dieſes Jahr liegen wird.

Zu dieſer Verſchiebung der Jahreszeiten geſellt ſich noch ein anderer Wechſel in der Stellung der Erde zur Sonne. Man weiß daß die Erdbahn nicht kreisförmig iſt, ſondern daß ſich die Erde bald in Sonnennähe bald in Sonnenferne befindet, und zwar in Sonnennähe am Beginn unſeres Kalenderjahres und zur Zeit des nördlichen Winters, und in Sonnenferne zur Zeit des nördlichen Sommers. Aber auch dieß ändert ſich beſtändig, ſo daß das Perige oder der Punkt wo die Sonne der Erde am nächſten iſt, ſich verſchiebt und zwar jährlich um 11 Bogenſecunden. Dieſe Erſcheinung in Verbindung mit der Präceſſion der Aequinoctien hat eine eigenthümliche Wirkung. Im Jahre 1250 unſerer Zeitrechnung fiel genau die Zeit der größten Sonnennähe der Erde mit der Winterſonnenwende zuſammen, während 4000 Jahre v. Chr. die größte Sonnennähe zur Zeit der Herbſtnachtgleiche eintrat. Alle 21,000 Jahre werden die Jahreszeiten ſich in gleichen Beziehungen zu der Geſtalt der Erdbahn befinden, alle 10,500 Jahre werden ſie in ſtrengen Gegenſatz zu einander treten. Wenn alſo das Perige zur Zeit der Sommerſonnenwende eingetreten iſt, müſſen 5250 Jahre verfließen ehe es zur Herbſtnachtgleiche und weitere 5250 Jahre bis es zur Winterſonnenwende eintreten kann. Dieß iſt von außerordentlicher Wichtigkeit für die Dauer der Jahreszeiten. Die beiden Jahreszeiten nämlich welche dem Perige vorausgehen und nachfolgen, werden viel kürzer dauern als die beiden Jahreszeiten welche dem Apoge oder der Sonnenferne vorausgehen und nachfolgen, weil ja der Bogen der in der erſten Zeit durchlaufen wird viel kleiner iſt, als der Bogen in dem andern Zeitraum. Noch gegenwärtig iſt die Summe von Frühling und Sommer zuſammen um acht Tage größer als die Dauer von Herbſt und Winter. Nun müſſen wir aber nicht vergeſſen daß wenn bei uns Frühling und Sommer die warmen Jahreszeiten, auf der ſüdlichen Halbkugel ſie die kalten Jahreszeiten ſind, daß alſo genau der ſüdlichen Halbkugel an Wärme entzogen wird was der nördlichen zu gute kommt. Im Jahre 1250 n. Chr. genoß die nördliche Erdenhälfte die größte Erwärmung, 4000 Jahre v. Chr., wo das Perige zur Herbſtnachtgleiche eintrat, war dagegen die Dauer der kalten und warmen Jahreszeiten auf beiden Hemiſphären die gleiche.

Man weiß auch jetzt durch Beobachtungen daß die ſüdliche Halbkugel viel kälter iſt als die nördliche, aber man ſchreibt dieß ihrer ungleich größeren Waſſerbedeckung zu. Nun kommt aber ein Aſtronom, Hr. Adhémar, und ſucht uns zu beweiſen daß die größere Waſſerbedeckung Folge der vorausgegangenen größeren Erkältung geweſen iſt, ſo daß man hier Urſache mit Wirkung verwechſelt habe. Es iſt nämlich ganz klar und unbeſtritten daß alle 10,500 Jahre das Klima der beiden Hemiſphären ſich ändert, und zwar nicht unbeträchtlich, da die kalten Jahreszeiten jetzt auf der ſüdlichen Hälfte, und die warmen auf der nördlichen um 168 Stunden länger dauern. In Folge dieſer abwechſelnden Erkältung der beiden Pole wird ſich um den kälteren Pol eine größere Eismaſſe ſammeln als um den wärmeren, in Folge dieſes ſchweren Eispanzers aber muß ſich der Schwerpunkt der Erde nach dem kalten Pol verrücken, und in Folge dieſer Verrückung wird das Niveau des Meeres auf der kalten Seite ſich heben, auf der warmen Seite ſich mindern, daher iſt denn auch die ſüdliche Hemiſphäre gegenwärtig als die kältere Halbkugel mit Waſſer weit mehr bedeckt als die nördliche Hälfte. Es war nicht beſtändig ſo, und wird nicht beſtändig ſo bleiben, ſondern eine Zeit kommen die ſchon einmal da geweſen ſeyn muß, wo das arctiſche Eismeer ſich weit über den 70ſten Breitegrad erſtreckte, wo ſich dort eine dicke Eisſchale um den Nordpol legte, dadurch den Schwerpunkt der Erde nordwärts rückte und die Waſſer nachzog, ſo daß damals die nördliche Hemiſphäre mit Waſſer bedeckt war, und die ſüdliche einen mehr continentalen Charakter zeigte.

Nun, ſchließt der Aſtronom weiter, werde das Löſen der Eisſchale und die Bewegung der Waſſer von einer Hemiſphäre auf die andere nicht langſam, ſondern plötzlich erfolgen, und

Digitized by Google

zwar gerade zur Zeit wo der Schwerpunkt der Erde von einer Hemisphäre in die andere übertrete, wo auf der einen schon viel von der Eisschale abgeschmolzen, auf der anderen die Bildung der neuen fortgeschritten ist. Die plötzliche Veränderung des Niveau's wird aber noch nicht eintreten zur Zeit wo das Perige mit den Aequinoctien zusammenfällt, wo also beide Hemisphären gleichlange warme und kalte Jahreszeiten genießen, sondern beträchtlich später. Die letzte Aenderung, wie Adhémar meint, sey daher nur etwa 2000 Jahre vor Christi Geburt eingetreten.

Damals wäre daher der Schwerpunkt der Erde auf die südliche Hemisphäre übergegangen, diese mit Wasser überfluthet und die nördliche dafür trocken gelegt worden, während 10,500 Jahre vor diesem Zeitpunkt umgekehrt die nördliche Halbkugel überfluthet, die südliche bloßgelegt worden wäre. Und um nun aus dem jetzigen Anblick den uns die Erdoberfläche darbietet, Spuren jener Vorgänge nachzuweisen, dafür hat Hr. Adhemar vorzüglich zwei sehr starke Beweise. Wenn wir auf der Erdkugel die beiden Hälften nördlich und südlich vom Aequator vergleichen, so fällt der continentale Charakter der nördlichen, der oceanische der südlichen zunächst auf. Wir wissen auch daß der Wärmeäquator nicht dem mathematischen entspricht, daß er gegenwärtig in der nördlichen Hemisphäre liegt und die südliche viel kälter ist. In Folge dessen oder im Zusammenhang damit besitzt die Eisbedeckung um den australischen Pol viel niedrigere Breiten und einen ungleich größeren Flächenraum wie die nördliche, wo Kane's Leute noch über den 80° stellenweise freies Fahrwasser antrafen. Die Eiskuppel des Nordpoles besitzt nach Adhemar einen Durchmesser von kaum 300 geogr. Meilen, die im Süden dagegen einen solchen von 600 Meilen. Aber freilich ist der arktische Polarkreis viel besser untersucht als der antarktische, und wir wissen höchstens nur so viel daß die Eisbedeckung des Südpoles allerdings beträchtlicher ist als die Eisbedeckung des Nordpoles. Auffallend aber sind jedenfalls die großen Unterschiede in der Physiognomie der Continente auf der nördlichen und der südlichen Halbkugel. Es fehlen nämlich der südlichen vollständig alle größern Binnenmeere und alle die verwickelten Gliederungen der Continente, die im Norden vorkommen. Auf unsrer Halbkugel finden wir das kaspische Meer, den Aral-See, den Baikal-See, die finnischen und russischen Seen, die Kette der nordamerikanischen Seen. Auf der südlichen Hemisphäre ist nichts ähnliches wahrzunehmen, und die größten dortigen Binnen-Seen sind die, welche Burton und Speke, sowie Livingstone im Innern Afrika's erst kürzlich aufgefunden haben. Tief in den Continent eindringende Mittelmeere, deren große Achsen sich im Sinn der Breitengrade erstrecken, oder die eine beträchtliche Ausdehnung von Ost nach West hätten, wie unser Mittelmeer, das schwarze Meer, die scandinavischen Seen, und die arktische Wasserwelt in Nordamerika fehlen auf der südlichen Halbkugel gänzlich. Dort haben die Festlande vielmehr eine gleichförmige charakteristische Physiognomie: sie endigen alle mehr oder weniger in der Gestalt von Pyramiden oder Hörnern, wie Südamerika, Südafrika, die indische Halbinsel, wenn man diese noch dazu rechnen darf, die Halbinsel Malakka, Australien. Auch solche tief einschneidende Buchten wie das rothe Meer, der persische Meerbusen, der Golf von Bengalen, und vielleicht der Golf von Siam sind den australischen Rändern der Continente eigen, und finden sich spärlich oder fehlen gänzlich auf ihren nördlichen Rändern.

In diesem Sinn gewährt die südliche Halbkugel das Bild einer starken Ueberfluthung, die nördliche das Bild einer abtrocknenden Hälfte. Tritt nämlich nach der Ueberfluthung das Wasser massenhaft von den Continenten zurück, die es vorher bedeckt hatte, so werden in den Vertiefungen Wasser zurückbleiben, vom Ocean durch das Land abgeschnitten werden, und theilweise verdunsten, theilweise sich als Seen erhalten. Charakteristisch sind namentlich in dieser Beziehung die salzigen Seen des asiatischen Festlandes, weniger die von süßen Meteorwassern gespeisten Seen Nordamerika's. Die Inselwelt der pacifischen See würden wir dann als die Bergspitzen eines überschwemmten Continentes ansehen müssen, der vielleicht, wenn die Wasser zurücktreten, eine so edle Gliederung wie Europa zeigen würde, während Europa bei der nächsten Ueberfluthung sich in eine polynesische Inselwelt verwandeln könnte.

Als Zeugen einer solchen von den Polen nach dem Aequator gerichteten wiederholten Fluthung gelten aber Adhemar die erratischen Blöcke. Man findet sie in den deutschen, polnischen und russischen Ebenen ausgestreut, sie bestehen aus Gebirgsarten die an ihrem Fundort nicht angetroffen werden sondern die weither von den schwedischen und finnischen Gebirgen abgerissen worden seyn müssen. Endlich sieht man ähnliche erratische Blöcke selbst in der Lombardei, die von den deutschen Alpen stammen, also gleichfalls von Norden kamen. Die Geologen nehmen übereinstimmend an daß diese Blöcke von großen Eisfeldern verflößt und an ihren heutigen Fundort abgesetzt wurden. Bei den Eisgängen der heutigen Zeit sind solche Beispiele von Verfrachtung ferner Gesteinsmassen öfters beobachtet worden, auch sind an der Oberfläche der erratischen Blöcke die Spuren eines Kampfes mit Eismassen noch deutlich in den Streifen und Rinnen oft bis zu 50—60 Centim. Tiefe zu erkennen. Im allgemeinen haben diese Einschnitte eine Richtung von Nordwest gegen Südost. In Nordamerika werden erratische Blöcke ebenfalls angetroffen und auch dort läßt sich ihre Herabkunft aus höheren Breiten überall erkennen. Auf der südlichen Halbkugel finden sich auch erratische Blöcke, und gerade so wie sie auf der borealischen verschwinden je mehr man sich den Tropen nähert, so überschreiten sie auf der andern Halbkugel nicht den 35sten Breitegrad und überall sind sie dort aus dem Südwesten gekommen.

Dieß ist der Hauptsache nach die Theorie des Hrn. Adhemar, die der französische Astronom vor 20 Jahren schon bekannt machte, damals aber damit gänzlich durchfiel, während er im vorigen Jahre in einer zweiten Auflage und ausgerüstet mit neuen Beweisen und gestützt auf neue Entdeckungen sie mit größerm Nachdruck wiederholen konnte. Der erste Einwurf gegen seine Lehre ist nämlich daß die verschiedene Dauer der verschiedenen Jahreszeiten auf beiden Halbkugeln nicht die Wirkung von Erwärmung der einen und Erkaltung

Digitized by Google

der andern habe, denn wenn auch die warme Jahreshälfte der einen länger dauere als die der andern, so würde dieß dadurch ausgeglichen daß die unbegünstigte zur Zeit der größern Tageslänge in der Sonnennähe sich befände, also mit einem heißeren Sommer für einen längern und kälteren Winter entschädigt werde. Diese Compensation läugnet nun Hr. Adhemar, und wer bei diesem schwierigen mathematischen Streit Recht hat wollen wir nicht entscheiden. Die mittlere Wärme von Erdräumen, bemerkt Hr. Adhemar indessen sehr scharfsinnig und richtig, hängt nicht bloß von der Summe der Wärme ab die sie empfangen, sondern auch von der Summe der Wärme die sie während der Nächte wieder verlieren, und wenn die Zeit der langen Nächte für eine Erdenhälfte größer ist als die Summe der langen Tage, dann wird auch der Wärmeverlust größer seyn müssen.

Dieß zugegeben, bleibt dann immer noch die große Frage ob denn durch das Anhäufen von Eismassen überhaupt der Schwerpunkt der Erde verrückt werden könne. Gesetzt selbst es wäre dieß möglich, so würde doch nicht gerade nothwendig seyn daß sich die Eisschale der einen Halbkugel plötzlich löste und eine Sündfluth brächte, sondern man müßte sich die Uebergänge allmählich denken. Jedes Jahr wird von dem arktischen Eis ein Theil durch die Sommerwärme abgeschmolzen, im Winter dann wieder durch neue Erstarrungen ersetzt, und die zunehmende Erkältung würde dann nur den Effect haben daß jährlich im Winter die Eisbildung mehr ersetzte als abgeschmolzen worden sey. Daß nun dieser Vorgang wirklich beobachtet werden könne, ist die Ansicht sehr vieler Geographen. Um das Jahr 1250 nach Christi war die nördliche Halbkugel am meisten erwärmt, gerade kurz nach der Zeit wo die Normannen auf Island und Grönland ihre Fahrten so tief in die arktischen Gewässer erstrecken konnten. Selbst Spitzbergen soll noch in frühern Jahrhunderten viel zugänglicher gewesen seyn als gegenwärtig, und die Eismassen um Grönland hüllen, nach der Ansicht sehr vieler Beobachter, jährlich mehr und mehr das freie Wasser ein. Dieß wird freilich noch bezweifelt, aber sehr günstig sind für die Adhémar'sche Hypothese viele Erfahrungen der Franklinsucher. Es scheint wirklich als wichen die Eskimos mehr und mehr aus den höheren Breiten zurück, auch fand M'Clure auf dem Banksland die Reste von ehemaligen Nadelholzwäldern, die vielleicht jener mittelalterlichen Erwärmungsepoche zu verdanken waren. Dagegen beweist die Richtung der erratischen Blöcke eben nur daß sie von Eismassen herbeigetragen wurden, wie noch heutigen Tages alljährlich die Eisberge aus der Baffinsbay südwärts nach dem atlantischen Meer streben. Endlich sind auch viele der mit Wasser gefüllten Depressionen oder der Binnenmeere auf der nördlichen Hemisphäre unverkennbar vulcanischen Ursprungs, andere wieder wegen ihrer süßen Füllung ohne Beweis für eine frühere Bedeckung mit Meerwasser. Gleichwohl hat die Hypothese selbst recht viel verlockendes, und verdient wegen ihres Scharfsinnes und ihrer thatsächlichen Unterlagen jedenfalls einer weiteren Verbreitung und Beachtung.

St Pierre und St. John (Neufundland).

Die Insel St. Pierre liegt unter 46° nördlicher Breite und 58° westlicher Länge von Paris, südwestlich von Miquelon, und 6 Lieues von der Südküste Neufundlands. Ihre Länge beträgt 7 Kilometer, ihre Breite 5 Kilometer. Ihre Oberfläche umfaßt 2600 Hektaren. Vulcanischen Ursprungs, ist sie voller Berge und in ihrer größten Ausdehnung unfruchtbar; man trifft nur einige wenige verkümmerte Tannen darauf. In den Thälern sieht man viele salzige Teiche, die mit dem Meer in Verbindung stehen, und sehr fischreich sind. Die Küsten der Insel St. Pierre bieten nur eine äußerst geringe Anzahl Buchten in denen die Schiffe eine Zufluchtsstätte zu finden vermögen. Die einzige gute Rhede ist die von St. Pierre, wo der Flecken dieses Namens liegt, der einzige Bevölkerungs-Mittelpunkt der Insel. Dieser Hafen, der zwischen dem Vorgebirge des Adlers, der Landspitze Philibert und der Hunde-Insel liegt, steht mit dem Meer durch drei Durchfahrten in Verbindung, und bietet, besonders im April und December, vortrefflichen Schutz dar. Er ist während neun Monaten des Jahrs zugänglich, und kann am Ankerplatze fünfzig Schiffe von 4 Meter Tiefgang aufnehmen. Der Flecken St. Pierre, der Wohnsitz der Behörden, liegt vor dem Hafen am Fuß eines Hügels; er nimmt seiner Länge nach einen Kilometer Raum ein. Die Häuser sind einstöckig und aus Holz gebaut. Vom Flecken bis zum Meer ist der Raum ganz um die Rhede herum ein Kiesgestade auf welchem Fischereien angelegt sind. Die Insel St. Pierre ist reich an Eisenerz. Ihr Klima ist sehr gesund, die Temperatur aber sehr streng. Der hunderttheilige Thermometer, der im August zuweilen bis auf 24 Grad Wärme steigt, sinkt im Januar und Februar manchmal bis auf 22 und selbst auf 24 Grad unter Null. Die wärmsten Monate sind Juni, Juli und August; der kälteste Monat ist der Februar. Krankheiten gibt es auf St. Pierre nur wenige; die häufigsten sind Gastritis, Erysipelis, Panaris, so wie Gicht. Die meisten dieser Uebel rühren weniger vom Klima als von den Gewohnheiten und der Lebensweise der Neufundländer her. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke allein erzeugt die meisten Krankheiten. Es ist auf diesen Inseln nichts seltenes hundertjährigen Leuten zu begegnen; die Zahl der achtzigjährigen ist verhältnißmäßig beträchtlich. Die Bevölkerung ist entweder eine ansässige oder eine nur vorübergehend daselbst wohnende; die erstere beläuft sich zu St. Pierre auf 1550, letztere auf 536 Köpfe. Die Zahl der Matrosen der Fischerschiffe beträgt 2952 — eine kostbare Hülfsquelle für die Kriegsmarine, da sie in der härtesten Schule gebildet sind. Der Stockfisch-Handel, welcher das Lebenselement von St. Pierre bildet, wird hauptsächlich mit Frankreich und den Colonien betrieben. Im Jahr 1859 beliefen sich die Erzeugnisse des Fischfangs auf 10,051,985 Kilogramme trockner Stockfische; 1,080,530 Kilogramme grüner Stockfische, und 239,132 Kilogramme Oel. An trockenen Stockfischen wurden 5,299,386 Kilogramme nach den Antillen, 922,966 Kilogramme nach Réunion, 767,985 Kilogramme nach Boston, 313,586 nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Der Rest

Digitized by Google

gieng nach Frankreich. Die Gesammtzahl der Schiffe die in St. Pierre anlegten, betrug 189.

Auf der Insel Neufundland, im Hintergrund eines weiten und sichern Hafens, befindet sich die Stadt St. John, Sitz der Regierung und des Admiralitätshofs. Die den Eingang des Hafens vertheidigenden Naturhindernisse machen sie zu einem starken Platze, der dem furchtbarsten Feinde Trotz bieten kann. Die Stadt besteht aus einer einzigen Straße an der Nordküste, von wo mehrere Häuserlinien als Gäßchen sich abzweigen. Die Häuser sind aus Holz gebaut; nur bei den Regierungsgebäuden hat man Back- und lebendige Steine verwendet. Ein charakteristischer Zug von St. John sind die vielen Kaien und Fischfangsstationen am Gestade. Am meisten aber setzt den Fremden die große Anzahl Wirthshäuser in Erstaunen, in denen eine unermeßliche Menge Bier und besonders Branntwein und Rhum verzehrt wird. Die Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 15,000 Seelen; allein sie nimmt zur Zeit der Wiedereröffnung des Fischfangs reißend zu, und erreicht ihren gewöhnlichen Standpunkt wieder bei der Abfahrt der Schiffe nach Europa. Die Feuersbrünste richten zuweilen arge Verwüstungen in der Stadt an, und im Jahr 1817 führte ein solches Unglück einen Verlust von 125 Mill. Fr. herbei. Allein St. John ist schon lange wieder aus den Trümmern emporgestiegen, und der jetzige Wohlstand hat bei den Colonisten die frühern Unglücksfälle in Vergessenheit gebracht. (Journal pour Tous.)

Der Uebertritt der Bulgaren zur römischen Kirche.

Wenn das westliche Europa nicht allzusehr mit der eigenen politischen Zukunft beschäftigt gewesen wäre, so würde es ganz kürzlich nicht wenig von einer merkwürdigen Episode des großen diplomatischen Intriguenspiels, welches die orientalische Frage heißt, aufgeregt worden seyn. Wenn man von bedrückten Christen und von der Raja oder Heerde in der europäischen Türkei spricht, so meint man entweder die Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina, die Stammbrüder der Serben, deren Schicksal eine Angelegenheit für sich bildet, oder man meint die Bulgaren. Was von den christlichen Unterthanen nicht serbisch, nicht albanesisch und nicht griechisch ist, gehört zu den Bulgaren, welche 4 Millionen stark alles Land zwischen der Donau und dem ägäischen Meere bewohnen, mit Ausnahme der peninsularen Glieder Thraciens und Macedoniens, wo Griechen sitzen. Von der Moral dieser Bulgaren läßt sich nicht viel gutes sagen, wie von jedem Volke welches vier Jahrhunderte lang Schmach und Knechtschaft erduldet hat. Der Bulgare, ein Riese an Körperwuchs, ist furchtsam und feige, und wird daher von den Türken gedrückt und gepreßt, gegen die er sich durch List zu wehren sucht. Indessen ist dieser Druck, so brutal er auch ausgeübt wird, nicht der Gegenstand bulgarischer Klagen, im Gegentheil sind die Bulgaren sehr loyale Unterthanen, und da sie nur die Wahl haben türkisch zu bleiben oder russisch zu werden, so wählen sie das erstere. Wer sie dagegen wirklich aussaugt, das ist der griechische Klerus, das phanariotische Patriarchat in Konstantinopel, und diejenigen neuhellenischen Freunde welche den Griechen die Erbschaft des kranken Mannes zusprechen wollen, bedenken gar nicht daß die Slaven der Türkei, die Serben so gut wie die Bulgaren, viel lieber türkisch bleiben als griechisch werden möchten.

Die Mißbräuche der griechischen Kirche sind auch schamlose. Der Patriarch muß dem Sultan bei seiner Investitur 400,000 Frcs. zahlen, die er selbst wieder durch Verkauf der Prälaturen hereinbringt, indem er sich für jeden Bischofssitz 50,000 Frcs. zahlen läßt, während der Bischof wieder jede Pfarrei in seiner Diöcese an den Papa verkauft. Reiche Papas können bis zu 20 Pfarrsprengel auf diese Art an sich bringen und verpachten. Bisher nun waren der griechische Patriarch und die Pforte stets die besten Freunde,[1] denn die Osmanen liehen den griechischen Pfaffen ihren weltlichen Arm, so oft sich unter den Bulgaren schismatische Gelüste regten. Die griechische Kirche aber schor ihr Schafe mit großer Kunstfertigkeit. Nicht allein verstand sie das Zehntenheben, sondern sie wußte sich ein Einkommen durch Eheprocesse, namentlich Ehescheidungen zu verschaffen, die nur bei reichen Leuten vorkamen, weil arme nicht bezahlen konnten. Die Mißbräuche giengen so weit daß griechische Bischöfe der Bulgarei wegen der gemeinsten Verbrechen und Laster — wegen Nothzucht und Kindsmord unter andern — in Untersuchung gezogen werden mußten. Ehedem blieben die Beschwerden der Bulgaren fruchtlos, denn alle Streitigkeiten zwischen Laien und Klerus entschied zuletzt der Patriarch in Konstantinopel, eine Krähe die ihren Schwestern kein Auge aushackte. So wurde 1857 der Erzbischof von Ternowa, Hr. Neophytes, schamloser Erpressungen bei der Pforte angeklagt. Der Patriarch wußte sich aber dieses geistlichen Afterpächters so warm anzunehmen daß seine Ankläger, Osmanen wie Christen eingesperrt wurden. Doch gelang die Intrigue nicht vollständig, sondern die Wahrheit siegte, und Neophytes wurde von seinem Erzbisthum abgesetzt. Der Wille der Türken den Bulgaren zu helfen, ist sehr gut, aber das Fleisch im Diwan sehr schwach, d. h. die reichen Phanarioten Konstantinopels, welche mit dem Patriarchat zusammenhängen, wissen stets durch Bakschisch die Wessire, und die andern Räthe und Würdenträger der Pforte zu beherrschen.

Die Bulgaren welche früher zur römischen Kirche gehört haben, wurden von Priestern des Lazaristenordens oft zum Rücktritt aus der orientalischen Kirche bearbeitet, allein die Lazaristen verlangten von den Bulgaren daß sie lateinische Riten und Liturgie annehmen sollten, was die Bulgaren stets verweigerten. Sie wollen eine eigene bulgarische Kirche, ein

[1] Daher beim Ausbruch des letzten orientalischen Krieges der griechische Patriarch in Konstantinopel Vertrauensadressen an den Sultan veranstaltete, obgleich seine Landsleute in Epirus und Thessalien gegen die Pforte aufgestanden waren.

Digitized by Google

bulgarisches Patriarchat, bulgarische Liturgie und bulgarische Riten besitzen, und gleichsam nur in Suzeränität zur römischen Kirche stehen, ähnlich wie die katholischen Armenier. Ueberdieß war ein Abfall vom griechischen Patriarchat vor dem Jahr 1854 kaum durchzuführen. Rußland trug bis dahin fast alle Kosten des bulgarischen Cultus. Es ließ bulgarische Priester in Rußland studieren und erziehen, es lieferte die religiöse Schulliteratur, ja die Heiligenbilder in den Kirchen gratis. Im Fall eines Abfalles zur römischen Kirche hätte es, wie es auch später geschah, den Patriarchen in Konstantinopel unterstützt, und die Pforte selbst, sonst neutral in diesen schismatischen Angelegenheiten, hätte aus instinctartiger Furcht vor allen Neuerungen sich auch für den griechischen Klerus entschieden. Jetzt wo seit dem Krieg in der Krim französischer Einfluß den russischen in Konstantinopel verdrängt hat, liegen die Dinge ganz anders. Frankreich ist der angestammte Schutzherr der römischen Christen in der Levante, und alles was Rußland an Einfluß verliert, müßte Frankreich gewinnen.

Am 30 Decbr. 1860 erschienen zwei bulgarische Archimandriten und drei bulgarische Priester in Begleitung von 200 bulgarischen Häuptlingen in Konstantinopel vor dem Erzbischof der katholischen Armenier und dem Erzbischof Msgr. Brunoni in der Heilig-Geistkirche, und übergaben ihnen eine Adresse an den Papst, die mit 2000 Unterschriften bedeckt war, und worin nach Aufzählung der bulgarischen Beschwerden gegen den griechischen Klerus folgende Stelle vorkam: „Gestützt auf die Decrete der heiligen römischen Kirche über die Erhaltung der Riten der morgenländischen Kirche, und in der Erwartung daß diese Riten unverletzt erhalten werden, wie es auf dem Florentiner Concil beschlossen worden, bittet die bulgarische Nation, vertreten durch die Unterzeichneten: Se. Heil. Papst Pius IX möge unsere bulgarische Kirche in den Schooß der katholischen aufnehmen und unsere getrennte und nationale Hierarchie als canonisch anerkennen.“ Gleichzeitig bitten die Bulgaren, der Papst möge den Kaiser der Franzosen ersuchen daß er sich beim Sultan um Anerkennung der bulgarischen Hierarchie verwende und sie vor den Umtrieben der Griechen schütze. Mit diesem Bittschreiben wurden noch Adressen aus 93 Districten Bulgariens überreicht, welche die Deputation ermächtigten jenen Uebertritt im Namen der bulgarischen Nation auszusprechen.

Diese bulgarische Bewegung hatte im October 1860 nach der Wahl des neuen griechischen Patriarchen begonnen. Die Bischöfe von Schumla, Sophia, Samakoff und Küprülü waren bereits aus ihren Bisthümern vertrieben worden, und wenn sich auch der berüchtigte Bischof von Ternowa noch auf seinem Sitz erhielt, so wurde doch seine Autorität nicht mehr geachtet, auch erklärten die in Konstantinopel ansässigen Bulgaren die Wahl des Patriarchen für ungültig. Der dortige bulgarische Bischof Hilarion erhielt von seinen Landsleuten die Weisung daß, wenn er dem neuerwählten Patriarchen huldige, er nie wieder in seiner Kirche sich zeigen dürfe. Der Bischof Hilarion schloß sich dieser Bewegung aber nur mit halbem Herzen an, und unterzeichnete zwar schon am 23 October die obenerwähnte Adresse an den Papst, ließ sich aber, als im Laufe des Novembers sie übergeben werden sollte, der festgesetzte Tag gekommen war und die Deputation in Feierkleidern wartete, plötzlich krank melden, und überließ den Bulgaren auf ihre Verantwortung die Urkunden bezüglich des Uebertritts, nämlich die Adresse an den Papst und die 93 Vollmachten. Es scheint nämlich daß in der Zwischenzeit die Gesandten Rußlands und Großbritaniens sich in den Handel mischten und den Bischof wieder von einer Betheiligung abwendig machten. Das Interesse der Russen ist ganz klar und ist auch nicht unbillig, denn sie dürfen nicht gleichgültig zuschauen wenn vier Millionen Slaven von der orientalischen Kirche ab- und der römischen zufallen. Die Engländer, sonst die Feinde des Griechenthums und die angeblichen Freunde der christlichen Bewohner der Türkei, wirkten aber hier in Gemeinschaft mit Rußland für die größte Schmach im türkischen Reich, nämlich für die Fortdauer des phanariotischen Klerus und gegen die bulgarische Kirche, offenbar nur um die Erweiterung des französischen Einflusses zu hindern. Deßhalb steckten sie sich hinter den Minister des Auswärtigen, Ali Pascha, um die Bulgaren mit halben Zugeständnissen zu beschwichtigen. Ein aus Griechen und Bulgaren gemischter Ausschuß sollte über die Reform der bulgarischen Kirche berathen, und zwar in der Art daß künftig die Bischöfe nur aus Bulgaren gewählt, sie aber doch dem griechischen Patriarchat untergeordnet werden sollten. Zum Glück für die Bulgaren wies aber der neue Patriarch diese Bedingungen von sich, und als jetzt die Pforte bei den Bulgaren Konstantinopels darauf drang, das neue Kirchenoberhaupt anzuerkennen, faßten diese den Muth ihren Uebertritt zur römischen Kirche zu erklären. Ob nun der Uebertritt Bestand haben wird, hängt wahrscheinlich davon ab, welcher Einfluß, der französische oder der vereinigte englisch-russische, bei der Pforte in der nächsten Zeit der herrschende bleiben wird. Dann aber kommt auch viel auf die Klugheit der päpstlichen Curie an. Sie muß die freie Stellung der bulgarischen Kirche loyal anerkennen und die orientalischen Riten nicht antasten, sonst möchte der Rückfall ebenso rasch erfolgen, als der Abfall eingetreten war.

Die große Ada (Sitte) in Abomey.

Abomey ist die Hauptstadt des Reiches Dahomey im westlichen Afrika, wo es herkömmliche Sitte ist in sehr großer Zahl harmlose und unschuldige Leute bei dem Tode des Königs zu opfern, damit sie als Geister Se. Maj. in der unsichtbaren Welt bedienen mögen.

Der letzte Monarch, der Geso hieß, starb im vergangenen Jahr, worauf sein Sohn Badahung die Regierung antrat. Dieser feierte im Juli die „große Ada“ (Sitte), welche ein afrikanischer, eingeborner Lehrer folgendermaßen beschreibt.

Digitized by Google

Montag den 16 Juli band man einem armen Menſchen die Hände, verſchloß ihm den Mund, wickelte ein großes Stück Baumwollenzeug um ſeine Lenden, und führte ihn zum Grabe des verſtorbenen Königs, wo man ihn tödtete. Der neue König erklärte, er habe ſeinen Geiſt mit einer geheimen Botſchaft an den Geiſt ſeines Vaters abgeſandt. Auf gleiche Weiſe wurde eine andere Perſon auf dem großen Marktplatz der Stadt umgebracht. Eine Stunde ſpäter brachte man vier Perſonen nebſt einem Rothwild, einem Affen und einem Geier. Man tödtete ſie alle, den Geier ausgenommen. Der König gab die Erklärung wie folgt: Der Geiſt der einen Perſon müſſe alle Märkte beſuchen und den dort befindlichen Geiſtern melden was er für ſeinen Vater zu thun im Begriff ſey; ein zweiter Geiſt müſſe ſich zu allen Waſſern begeben und allen dort befindlichen Thieren Botſchaften bringen; ein dritter müſſe auf alle Straßen gehen und ſein Thun allen reiſenden Geiſtern melden; ein vierter müſſe ſich zu dem Himmelsgewölbe erheben und allem Heer daſelbſt die Nachricht bringen. Der Geiſt des Rothwild müſſe die Wälder durchſtreifen und es allen Thieren ſagen; der Geiſt des Affen habe die gleiche Botſchaft den Bäumen und Sümpfen zu bringen; der Geier ſoll in die Luft fliegen und es allen Vögeln verkündigen.

Nach dieſer Erklärung ſprach der König die Drohung aus daß er alle Feinde ſeines Vaters beſtrafen werde. Er bemerkte dabei insbeſondere daß er gegen die Stadt Abbeokuta im Joruba-Land ziehen und ſie vom Boden wegfegen werde.

Sonntags den 29 Juli nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Ehe der König ſeinen Palaſt verließ, um durch Abfeuern einer Kanone jedermann von der Feſtlichkeit in Kenntniß zu ſetzen, hatte man bereits im Innern des Palaſtes 100 Männer und 100 Frauen umgebracht. 90 große Häuptlinge und 120 Prinzen und Prinzeſſinnen waren damit beſchäftigt die erſchlagenen Perſonen herauszutragen um ſie zu opfern.

Mittwoch den 1 Auguſt begrub der König ſeinen Vater, und mit ihm 50 Perſonen, 50 Widder, 50 Ziegen, 40 Hähne, Enteriche und Kauris (Muſchelgeld).

Dienſtag den 16 Aug. ſah man am Palaſtthor 90 Menſchenköpfe in Reihen gelegt, und mehrere Tage lang wurden jeden Morgen neue Vorräthe herbeigeſchafft. Viele wurden im geheimen getödtet, und man rechnete daß mehr als 2000 Menſchen während der Feierlichkeit ihr Leben verloren.

Eines Tages erhielt der König ein Schreiben von der engliſchen Regierung, welches der afrikaniſche eingeborne Lehrer ihm vorleſen mußte. Der Inhalt verſetzte ihn in großen Schrecken, denn die Engländer drohten alle ſeine Küſtenſtädte zu verbrennen wenn er gegen Abbeokuta ziehen würde. Der König hat das Schreiben noch nicht beantwortet.

Miscellen.

Politiſche Wirren in Oſtafrika. Die neueſten Nachrichten aus Maſſowa berichteten uns daß König Theodoros von Abeſſinien die Partei des Debſchaſch Neguſie in Tigre gänzlich geſchlagen und den Rebellen getödtet habe. Hr. Bell, des Königs Adjutant, iſt auch geſtorben. Die Streitigkeiten zwiſchen den beiden Brüdern, dem Sultan von Sanſibar (Seid-Madſched) und Toweni, dem Fürſten von Maskat, werden durch die Entſcheidung des Generalgouverneurs von Indien beigelegt werden, den der Sultan von Sanſibar zum Schiedsrichter gewählt hat. Was den Sklavenhandel betrifft, ſo haben wir nach genauer Erkundigung erfahren daß nicht weniger als 30,000 Sklaven von der Oſtküſte jährlich nach Südamerika, Cuba, dem perſiſchen Golf u. ſ. w. verſchifft werden.

*

Geſchichte eines Kannibalen im nordweſtlichen Amerika. Der Miſſionär Kirkby am Mackenzie-Fluß im nordweſtlichen Amerika erzählt in ſeiner neueſten Mittheilung folgende gräßliche Geſchichte von einem alten Indianer aus dem Naſanna-Stamm, der in der Nähe der Felſengebirge (Rocky Mountains) wohnt. „Nach dem Schluß unſeres Gottesdienſtes kam ein alter Indianer zu mir, um mir, wie er ſagte, etwas mitzutheilen was ſchwer auf ſeinem Gemüthe laſte. Vor etwa 30 Jahren, ſagte er, nahm ich die Tochter eines ſchlechten Indianers, der ein Zauberer war, zur Frau. Es war nicht mein Wunſch die Frau zu erhalten, doch da ſie und ihr Vater es wünſchten, fürchtete ich mich ſie beide zu beleidigen, und ſo nahm ich ſie. Wir lebten etwa fünf Jahre beiſammen, während welcher Zeit ſie drei Kinder gebar. Nach jener Zeit wurde ich ſehr ſchwach und beinahe ſinnlos, ich konnte weder auf die Jagd noch an ſonſtige Arbeit gehen. Unſer Mundvorrath war bald verzehrt, und wir mußten Hunger leiden. Nachdem wir vier Tage lang nichts gegeſſen hatten, kam mir auf einmal der Gedanke daß mir all dieſes Unglück wegen meiner Frau zugeſtoßen ſey, und ich faßte daher den Entſchluß ſie zu tödten. Ich ſuchte dieſe Gedanken zu entfernen, aber ſie kehrten immer wieder mit verſtärkter Kraft. Ich erſchoß ſie nun bei Nacht, während ſie im Schlaf lag, und dann verzehrte ich ſie mit meinen drei Kindern, aber ich fühlte mich elender als je zuvor. Als ſie aufgezehrt war, tödtete ich mit dem Beil eines meiner Kinder, meinen älteſten Sohn, und wir lebten nun von ihm, wie wir es mit der Mutter gethan hatten. Als wir damit fertig waren, kehrte das alte Gefühl wieder, und ich tödtete das zweite, und zuletzt das dritte Kind. Ich wanderte dann lange Zeit allein umher. Endlich kam ich mit einigen Indianern zuſammen, welche genug zu eſſen hatten und welche mein Leben retteten. Aber ich bereute meine That, und werde ſie ſtets bereuen. Ich habe jetzt wieder eine Frau und ein Kind. Sollte ich wieder Hunger leiden, ſo will ich lieber ſelbſt zu Grunde gehen als ſie tödten.“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 18. Augsburg, 28 April 1861.

Die Oxforder Essays and Reviews.

Keine geringere Aufregung als seiner Zeit in Deutschland das Leben Jesu von Strauß, hat in England kürzlich ein Buch mit Abhandlungen von sieben Oxforder Professoren verursacht. Die Titel dieser Essays sind folgende: 1) Dr. F. Temple, Director der Rugby-Schule über die Erziehung der Welt, 2) Dr. Rowland Williams über Bunsens biblische Forschungen, 3) Boden Powell, Professor der Geometrie, über das Studium der Beweise des Christenthums, 4) Vicar H. B. Wilson, die nationale Kirche, 5) Dr. C. W. Goodwin, die mosaische Schöpfungslehre, 6) Dr. Mark Pattison über die Richtung des religiösen Denkens in England während der Zeit von 1688—1750, 7) Benjamin Jowett, Professor der griechischen Sprache, über die Auslegung der heiligen Schrift. Das Erscheinen dieses berüchtigten Buches ist eigentlich nur ein Hinüberspringen des deutschen Rationalismus auf den Boden des orthodoxen Englands. Man erkennt dieß auch in Großbritannien an, und leitet die Bewegung von ihrer wahren Quelle, nämlich von dem frommen Niebuhr, her, der wenig daran dachte, und heftig erschrocken wäre, wenn man ihm vorausgesagt hätte daß, wie er den Livius „abgeschlachtet" und seine Dynasten ins Schattenreich der Mythologie hinabgedrängt habe, seine Schüler dieselben kritischen Messer, welche die römische Königszeit amputirt hatten, auch bei dem Buch der Bücher versuchen würden. „Die Kritik, sagt Dr. Jowett, besitzt jetzt eine höhere Macht als vormals. Ob dieser Geist, welcher sich an den classischen Studien ernährt hat, nicht auch die heilige Schrift antasten wird; ob die heilige Schrift anderen alten Schriften gegenüber, jetzt wo ihre innere Natur besser verstanden wird, eine Ausnahme beanspruchen darf; ob in dem helleren Lichte von Geschichte und Naturwissenschaften die Anschauungen des letzten Jahrhunderts noch Stich halten, das ist die große Frage." Daß die Schrift ausgelegt werden müsse wie ein anderes Buch, das ist das Ziel der gemeinsamen Untersuchungen der Oxforder Gelehrten. Was man in Deutschland in der Regel als das Palladium des Protestantismus betrachtet, nämlich das Recht der freien Forschung, das ist im Grund auch das was man in Oxford jetzt begehrt. „Der Inhalt der Essays bemerkt das orthodoxe Quarterly Review, kann kurz so ausgedrückt werden daß die Bibel, eingeschlossen in die Kruste früher Legenden, mündlicher Ueberlieferungen, poetischer Licenzen und endloser Gleichnisse, einen gewissen Kern enthält, welcher in einem gewissen Sinn als der Inhalt der Offenbarung betrachtet werden darf. Was ins Gebiet der Legende und was zu dem edlen Kern gehört, das müsse der Entscheidung des Einzelnen überlassen bleiben, und zwar vermöge in diesem reifen Alter der Menschheit jeder sich die nöthige Fähigkeit zur kritischen Entscheidung zu erwerben. Doch gebe es gewisse Gränzen die von jedermann wohl anerkannt werden möchten. Zur Offenbarung gehöre jedenfalls nicht der älteste und sehr viel des spätern Inhalts im Alten Testament; ferner alle Wunder, mögen sie im Alten wie im Neuen Testament vorkommen, als Dinge welche mit der niemals gestörten Ordnung von Ursache und Wirkung, deren Allgegenwart die neuern Naturwissenschaften nachgewiesen haben und mit allem reinen Deismus unvereinbarlich sind. Aufgeben muß man ferner alle Prophezeiungen, mögen sie messianische oder weltliche seyn, und sie nur zur sittlichen Erbauung lesen. Endlich darf auch jener reine Rückstand der Bibel nicht als eine Wirkung von Gottes Gegenwart oder als eine besondere Eingebung seines Geistes, sondern nur als ein Denkmal des religiösen Lebens vergangener Geschlechter betrachtet werden. Er wird nur dort von dem höchsten Werthe seyn, wo man ihn als die Stimme der Kirche (voice of congregation) betrachten darf, da alles was einzelne Personen schreiben auch an den Mängeln und Schwächen der Schreiber leiden muß, oder der Inhalt, wie ganz besonders in den Schriften des Evangelisten Johannes, krampfhaft verzogen und durch die Beschränktheit des eignen Geistes und seines Mangels an dem wahren Geist der Liebe verrenkt worden ist."

Mit ihrem „Abschälen" gehen die Oxforder Professoren ziemlich tief, denn sie lassen unter anderm nichts stehen von der mosaischen Kosmogonie. Es ist merkwürdig daß in England immer und immer wieder sich fromme Denker finden welche die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft mit der Genesis in Einklang zu setzen versuchen. So erschien vor drei oder vier Jahren ein Buch unter dem merkwürdigen Titel

Digitized by Google

Omphalos, der Nabel, worin die Frage behandelt wurde ob Adam und Eva mit oder ohne Nabel erſchaffen worden ſeyen. Da ſich nun nicht leicht jemand denken könne daß ſie ohne Nabel geſchaffen worden ſeyen, ſo hätten ſie im Nabel die trügeriſchen Urkunden vorausgehender Voreltern getragen. Aber eben ſo gut wie Gott Adam und Eva mit einem Nabel habe erſchaffen können, eben ſo gut ſey es ihm möglich geweſen die Erde mit tertiären, ſecundären und primären Geſteinen, ſowie mit den Verſteinerungen ſcheinbar vorausgegangener organiſcher Welten zu erſchaffen. Der fromme Mann alſo, um den Bibelbuchſtaben zu retten, bildet ſich ein der Schöpfer habe ſich mit den Flötzen und Petrefacten nur einen geologiſchen Spaß machen wollen. Es iſt überhaupt kindiſch die Gebiete des Erfahrungswiſſens und der Offenbarungen zu vermengen. Die katholiſche Kirche ſollte hier als Muſter dienen, denn ihr Verfahren gegen Kopernikus und gegen Galilei iſt das rechte, wie es ſeyn ſoll. Kopernikus ſtürzte das alte Ptolemäiſche Syſtem, deſſen Sprache in der Bibel geſprochen wird. Kopernikus wurde aber nie verfolgt, denn beſcheidentlich gab er ſeine Lehre nur als aſtronomiſches Problem heraus. Galilei dagegen wurde nicht zum Widerruf des Kopernikaniſchen Syſtems, ſondern nur zum Widerruf ſeiner Schriften, in welchen er die Selbſtbewegung der Erde als Waffe gegen die Bibel gebraucht hatte, genöthigt.

Das richtige Betragen, welches die Theologen gegenüber den neueren Naturerkenntniſſen einnehmen ſollten, ſcheint uns, ſoweit unſer Laienverſtändniß reicht, das folgende zu ſeyn. Die Bibel als eine Offenbarungsquelle auch für die phyſikaliſchen Geſetze der Körperwelt aufrecht erhalten zu wollen, iſt unmöglich. Niemand glaubt mehr daß die Erde ſtill ſtehe und die Sonne ſich bewege, weil es ſo in der Bibel ſtehe. In Bezug auf dieſe Dinge gibt die Bibel nichts anderes wieder als die Anſchauung derjenigen Zeiten in welcher ſie entſtanden war. Es wäre ſogar unverſtändig wenn es anders wäre. Kindern die uns aus Neugierde nach den Gründen verwickelter Naturanſchauungen fragen, werden wir die Wahrheit nicht mittheilen können, ſondern ihnen ſtatt der Wahrheit eine möglich unſchädliche Fabel geben. Die Verfaſſer der Bibel, ſelbſt wenn ſie durch Inſpiration alle phyſiſchen Erkenntniſſe der Gegenwart, ja auch der künftigen Geſchlechter beſeſſen hätten, würden doch nur haben ſprechen und denken dürfen wie die Zeit ſprach und dachte auf welche ſie zunächſt wirken ſollten. Geſetzt ein Religionsſtifter wie Moſes wäre bereits im Beſitz aller neuern Erkenntniſſe der Aſtronomie und Geologie geweſen, was hätte es genützt, oder vielmehr was hätte es nicht geſchadet wenn er die Sprache des Kopernikus, Newton, Laplace, Werner, Leopold v. Buch, oder Sir Charles Lyell geredet hätte? Er wäre 2000 Jahre lang ganz gewiß mißverſtanden und mißachtet worden, und dieß alles nur um dem 19ten Jahrhundert einige Satisfaction zu geben, denn das 20ſte Jahrhundert würde ſchon nicht mehr ganz die Genugthuung des 19ten empfunden haben.

Dieß iſt wohl die Anſicht aller Laien. Schwierig wird es aber in ſolchen Streitfragen, wo die Theologen behaupten daß die Bibelanſchauung nicht aufgegeben werden könne. Es iſt dieß z. B. der Fall mit der Schöpfungsgeſchichte ſelbſt. A. v. Humboldt hat es ausgeſprochen daß, wenn man dem Wort Schöpfung den Sinn eines Entſtehens der Körper aus dem Nichts beilege, eine ſolche Vorſtellung für ihn unfaßlich ſey, daß es in der Welt nichts gebe als Gewordenes, Seyendes und Werdendes. Profeſſor Boden Powell äußert über die nämliche Frage: „Es wird jetzt unter der hohen Sanction eines Namens wie Owen anerkannt daß „Schöpfung" nichts iſt als ein anderer Name für unſere Ignoranz über die Art des Werdens (production); auch hat ein anderer Denker die unwiderlegte und unwiderlegliche Behauptung aufgeſtellt daß neue organiſche Arten entweder aus anorganiſchen Stoffen oder aus vorher organiſirten Formen entſtanden ſeyn müſſen, entweder Entwicklung oder Selbſterzeugung muß der wahre Hergang genannt werden. Jetzt aber iſt ein Werk erſchienen welches ſehr bald eine gänzliche Umgeſtaltung der Anſichten zu Gunſten des großen Grundſatzes von der Selbſtentwicklungsfähigkeit der Natur bewirken muß."

Ein anderer ſchwieriger Fall iſt es mit der Lehre von der Abſtammung des Menſchengeſchlechtes aus einem Elternpaar. Wir finden daß die engliſchen Orthodoxen ſich kein Jota von dem Buchſtaben des Bibelberichtes rauben laſſen wollen, und ſie haben allerdings den triftigen Grund daß die meſſianiſche Erlöſung zuſammenhängt mit dem Sündenfall der erſten Menſcheneltern. Schon im vorigen Jahrhundert, und zwar von Theologen ſelbſt, iſt die Lehre der Adamitiſchen Abſtammung angegriffen worden, indem man nämlich bemerkte die Bibel ſey ſelbſt im Widerſpruch mit dieſer Lehre. Erſtens hätten die Kinder des erſten Elternpaares nur blutſchänderiſch Nachkommen erzeugen können, und dann leſen wir daß Kain, nachdem er ſeinen Bruder erſchlagen hat, den andern Menſchen zum Beiſpiel gezeichnet wird, und ſogleich darauf Städte baut. Was die Naturwiſſenſchaften anlangt, ſo iſt von jeher viel über die Einheit oder die Vielheit der Menſchenracen geſtritten worden. Dieß wird immer eins der dunkelſten Probleme bleiben, weil es ſo ſchwierig iſt feſtzuſtellen was man ſich unter Art und was man ſich unter Race denken ſoll. Nach der Darwin'ſchen Lehre fließt vollſtändig alles zuſammen, denn nach ſeinen Anſchauungen ſind alle Ausdrücke der Claſſificationen: Abart, Art, Geſchlecht, Familie nichts als die hiſtoriſchen Stufen der ewig formenumbildenden Natur. Ließ uns Darwin, der jedoch ſelbſt das Menſchengeſchlecht und ſeine Spielarten nicht in den Bereich ſeiner Darſtellungen gezogen hat, einige Ausſicht daß wir mit den geſchwänzten Vierhändern, den Affen, einen gemeinſamen Urahn gehabt haben können, ſo iſt dieſe nicht eben für unſern Artenſtolz ſehr tröſtliche Ausſicht in ganz neueſter Zeit etwas vermehrt worden, inſofern der afrikaniſche Reiſende Du Chaillou mehrere Schädel von Gorilla-Affen heimgebracht hat, die, was die Gehirnentwicklung und den Schädelbau betrifft, „in der Mitte ſtehen ſollen zwiſchen den Affen der niedrigſten Formen und den Negern." Indeſſen herrſcht darüber noch Streit. Das Athenäum hat bisher allein Bericht über Owens Vortrag gebracht, und dabei den Querſchnitt eines Gorillaſchädels vorgelegt, der,

Digitized by Google

wie sich später zeigte, gefälscht war, und einer viel geringeren Affenart angehörte.

Da nun täglich aus unseren Naturerkenntnissen Widersprüche mit den älteren religiösen Vorstellungen entstehen, und diese Widersprüche durch die rasche Popularisirung der Naturerkenntnisse sich weiter verbreiten, so halten wir es für höchst gefährlich wenn sich die Theologen damit begnügen würden mit theologischen Gründen dagegen zu streiten und nur negiren zu wollen. Eine lebensfähige Religion muß sich beständig fortbilden, oder sie stirbt ab. Das Christenthum hat sich auch bisher beständig fortgebildet, und hat sich geändert mit den Geschlechtern und ihren geistigen Entwicklungen. Wie nun die Theologen gegen das Zerstörungswerk der historisch-kritischen Schule schon mit Glück aufgetreten sind und die Kritik durch die Kritik zum theilweisen Rückzug genöthigt haben, so dürfen sie auch jetzt nicht mehr die Naturwissenschaften vernachlässigen, denn nichts macht einen übleren Eindruck als wenn man von der Kanzel, wie dieß bisweilen geschieht, irrthümliche Anschauungen und auf diesen irrthümliche Schlüsse vortragen hört. Der predigende Priester muß der gebildeten Classe in der Gesellschaft völlig ebenbürtig seyn, sonst ist er eben ungebildet und kann geistig nur schaden, nichts nützen. Das hat im Mittelalter die Kirche und den Priesterstand so groß gemacht daß alle Gelehrsamkeit in ihrem oder in seinem Schooß aufgehäuft lag. In den Klöstern wurden alle Wissenschaften gehütet, und der Laienstand war in jeder geistigen Beziehung unmündig. Wehe nun dem religiösen Leben eines Volkes, wenn der Priesterstand hinter der allgemeinen Bildung zurückbleibt, das Salz dumm wird, und das religiöse Besitzthum der Gesellschaft gegen die Angriffe der Laienwissenschaft nur noch von Laiengelehrsamkeit vertheidigt werden kann. Man nehme sich in dieser Beziehung, wie man auch sonst von ihm denken mag, nur den Jesuitenorden in seinen ersten beiden großen Jahrhunderten zum Beispiel, der im Gebiet der Naturerkenntniß sehr wichtige Dienste geleistet hat und nach allgemeiner Bildung strebte, weil diese für den Priesterstand ganz unerläßlich ist.

Medien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

II.

(Schluß.)

Es ist nun besonders das zweite dieser Feuer das als Beschützer der Krieger für die Iranier das wichtigste ist, welches uns hier zu beschäftigen hat. Die Erwähnung desselben beschränkt sich nicht auf die Bücher der Parsen, Firdosi und andere muhammedanische Schriftsteller erwähnen dasselbe häufig und sogar zu den Byzantinern ist der Ruf desselben gedrungen. Es wird in Verbindung mit den alten iranischen Helden der Urzeit gesetzt, daher kommt die Behauptung der moslemischen Schriftsteller daß dieses Feuer vorzoroastrisch sey. Nach dem Bundehesch hat der König Kai-chosru, dieses Feuer das ihm immer folgte und ihm bei seinen Thaten behülflich war, an einen bestimmten Ort gebunden. Welches nun dieser Ort sey wird uns bestimmt nachzuweisen nicht mehr gelingen, doch verdient Rawlinsons Ansicht, daß der Berg Asnavand der neuere Takhti-Soleiman sey entschiedene Beachtung. Wir haben schon oben von dem nördlichen Ekbatana oder Kanzaka gesprochen, welches im Mittelalter den Namen Schiz führte. Diese Stadt war unläugbar im Besitze eines sehr bedeutenden Feuertempels. Die Magier rühmten sich das Feuer, das ursprünglich vom Himmel gefallen seyn sollte, ununterbrochen bewahrt zu haben. In Kanzaka fand nun der Kaiser Heraklius, als er die Stadt einnahm ein solches heiliges Feuer, und viele Magier die es bedienten, dieß mag wohl der Adser Gesasp gewesen seyn. Der Sasanidenkönig Behramgur weihte dem Feuer Adser Gesasp einen Theil seiner scythischen Kriegsbeute und Tabari sagt uns daß dieser König das genannte Feuer vor allen andern verehrt habe. Unter Chosru Nuschirvan war dieser Tempel fortwährend ein Gegenstand der Verehrung, wie uns Procopius und Firdosi berichten, letzterer hat uns einen langen Bericht über den Besuch dieses Fürsten bei dem berühmten Feuertempel aufbewahrt. Chosru Parviz, als er vor dem Zorne seines Vaters floh, wandte sich zuerst zu dem Feuertempel in Kanzaka und widmete sich daselbst religiösen Uebungen. Als er nach langer Abwesenheit endlich von den Griechen wieder in sein Reich eingesetzt worden war, schlug er sein Hoflager zuerst in der Hauptstadt Atropatenes auf. Außer dem Feuer Adser Gesasp gab es noch andere berühmte Feuer im nördlichen Medien. Schon der erste Sasanide soll nach Moses von Chorene einen Feuertempel in Pakavan gegründet haben, welchen Saint-Martin für das moderne Baku hält. Die Erdfeuer von Baku sind bekanntlich noch jetzt trotz der Entfernung für die Parsen ein Gegenstand der Verehrung, sie sind es gewiß in noch höherem Grade gewesen als der Parsismus noch in Iran selbst blühte.

Es mag übrigens der Feuercultus nicht das einzige Element seyn welches Medien der iranischen Religion zugeführt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat dort auch schon frühe ein anderer Cultus stattgefunden, der sich später weit verbreitete: der Cultus der persischen Artemis oder, wie sie mit ihrem iranischen Namen heißt, der Anahita. Dieß ist der Genius des Wassers, und eine solche Gottheit mußte in Medien mit seinen vielen Gebirgswassern bereitwillig anerkannt werden. Der Annahme daß Anahita eine altiranische Gottheit sey scheint zwar eine Stelle des Berosus entgegenzustehen, welche versichert, daß erst Artaxerxes der zweite die Verehrung dieser Gottheit eingeführt habe, und erst seit dieser Zeit kommt sie in den Keilinschriften vor. Allein Berosus spricht, wie Windischmann in einer trefflichen Monographie über diese Göttin nachgewiesen hat, nur von der Darstellung der Göttin durch Bilder, welche bei den Persern eingeführt worden seyen, dieß hindert aber nicht darum in dieser Gottheit eine alte persomedische zu sehen. Wir kennen mehrere berühmte Tempel

Digitized by Google

dieſer Göttin in Medien namentlich in Ekbatana und in Konkobar. Es erſtreckte ſich jedoch der Dienſt dieſer Göttin auch noch weiter, in Suſa war ein Tempel derſelben und in Armenien genoß ſie große Verehrung. Es ſind dieß lauter gebirgige, waſſerreiche Gegenden. Der Dienſt der Anahita erſtreckte ſich dann aber auch noch nach Baktrien, Cappadocien, Pontus und Lydien, ſie hatte Tempel in Sardes, Damascus und Hierocäſarea. Anahita wird als eine Frau mit ſehr ſtarken Brüſten abgebildet, ihre Kleidung beſteht aus Biberfellen, außerdem daß ſie die Waſſer beſchützt gewährt ſie auch noch ſonſt den Gläubigen ihren Schutz, ſie reinigt den Samen der Männer und verleiht den Frauen glückliche Geburt.

Noch in einer andern Rückſicht iſt aber Medien für die iraniſche Religion von Wichtigkeit; es war das Land von dem aus Irrlehren in Umlauf kamen. Dieß iſt kein Widerſpruch, denn die eifrige Beſchäftigung mit der Religion erzeugte eben auch ketzeriſche Anſichten. Dann darf man aber auch nicht überſehen daß die Bekanntſchaft mit den ſemitiſchen Religionen am Euphrat und Tigris ſich leicht vermitteln ließ, denn jene Gegenden waren nahe und Semiten wohnten ſelbſt innerhalb des mediſchen Gebietes. Daß die weſtlichen Religionen ſchon frühe auf Medien einwirkten iſt ſicher, nur können wir mit unſern ſpärlichen Hülfsquellen nicht mehr ſicher entſcheiden, ob ſich dort frühe ſchon eine aus zwei verſchiedenen Anſchauungen gemiſchte Religion gebildet habe, oder ob ſich vielleicht ein Theil der Meder geradezu den heimiſchen Göttern ab- und den fremden zuwandte. Eine Andeutung des fremden Einfluſſes haben wir ſchon in Herodots Erzählung von Dejokes. Es wird jetzt allgemein zugegeben, daß die verſchiedenen Farben mit denen Dejokes die Zinnen ſeiner Burg geſchmückt haben ſoll nicht von Herodot erfunden ſind, ſondern daß ſich dieſelbe Abſtufung der Farben auch beim Beluſthurme wiederfindet und ihren Grund in dem Geſtirndienſte der Babylonier hat. Wir werden daher annehmen müſſen daß dieſer Geſtirndienſt damals auch in Ekbatana ſeine Anhänger haben mußte, und wir begreifen daß das Aveſta die Stadt Raga, trotz aller Verehrung, als den Sitz übergroßen Unglaubens bezeichnen kann. Auch in den Dienſt der Anahita ſcheinen fremde Beſtandtheile gemiſcht zu ſeyn, denn ganz aus der Luft gegriffen kann die Bemerkung des Beroſus, daß dieſer Dienſt von außen gekommen ſey doch nicht ſeyn, auch finden wir in Verbindung mit mehreren Tempeln der Anahita das Inſtitut der Hierodulen, dieß iſt aber rein ſemitiſch, das Aveſta ſpricht von ſolchen Dingen mit Abſcheu. Auf eine frühe Verbreitung fremder Religion in Medien weist auch hin daß nach der iraniſchen Sage der König Kai-chosru dort einen Götzentempel zerſtörte. Unter den Saſaniden bezeugen auch die armeniſchen Schriftſteller und die Byzantiner die Fortdauer des Geſtirndienſtes. Als der Kaiſer Heraklius die Stadt Kanzaka einnahm, fand er dort das Bild des Chosru Parviz. Der König ward dargeſtellt als ob er im Himmel throne umgeben von Sonne, Mond und Sternen, denen er Verehrung darzubringen ſcheint. Im Aveſta ſelbſt nimmt zwar die Verehrung der himmliſchen Heerſchaaren einen nur untergeordneten Platz ein, doch werden nicht bloß Sonne, Mond und Sterne angerufen, auch die ganze Himmelsſphäre erhält neben der unendlichen Zeit wenigſtens eine beiläufige Verehrung. Unter ſolchen Umſtänden kann es doch wohl nicht bloßes Vorurtheil der muhammedaniſchen Schriftſteller ſeyn, wenn ſie den Geſtirndienſt in Iran vor der Einführung des Islam heimiſch ſeyn laſſen. Schon in den ſpätern Parſenſchriften ſpielen die zwölf Zeichen des Zodiacus eine wichtige Rolle als die Vertheiler der Güter dieſer Welt, ihnen entgegengeſetzt ſind die ſieben Planeten welche das Unheil auf der Welt anrichten. Ein Beiſpiel wie man den Geſtirndienſt mit dem Parſismus zu einem Ganzen vereinigte ſehen wir an der Secte der Zervaniten, deren Lehren wir aus armeniſchen und muhammedaniſchen Schriftſtellern kennen lernen und die ſich im weſtlichen Iran wie es ſcheint eines nicht unbedeutenden Anhanges zu erfreuen hatte. Statt der zwei widerſtrebenden Principien des Guten und Böſen oder Ormazd und Ahriman welche wie jetzt allgemein zugeſtanden wird die beiden Grundmächte des Parſismus bilden wird von den Zervaniten eine oberſte Gottheit angenommen, nämlich Zrvana akarana, d. i. die unendliche Zeit, aus der Ormazd und Ahriman erſt emaniren. Dieſe Zeitgottheit ſteht mit der Gottheit des Raumes oder des Himmelskreiſes und den im Raume befindlichen Himmelskörpern in engſter Verbindung und regiert durch die letzteren die Welt. Anſtatt alſo den Zoroaſter nach Babylon reiſen zu laſſen um dort ſolche Lehren zu verbreiten wie dieß manche thun, wird man vielmehr annehmen müſſen, daß umgekehrt dieſe Lehren von Babylon aus nach Medien vorgedrungen ſind.

Nachdem einmal Weltreligionen ſich zu bilden angefangen hatten, drang bald das Chriſtenthum von Weſten aus auch nach Medien vor. Die Juden waren ſchon vorher dort ziemlich zahlreich. Wir haben ſchon früher die Möglichkeit angedeutet daß ſchon unter den Aſſyrern Iſraeliten in die mediſchen Berge verſetzt worden ſeyen, welche angeſehene und einflußreiche Stellung ſpäter die Juden am Hofe der Achämeniden einnahmen, beweiſt das Buch Eſther, während wir aus dem Buche Tobias erfahren daß auch in Raga und in Ekbatana Juden ihren Sitz hatten. Nachdem das Chriſtenthum ſchon in den erſten Jahrhunderten ſeines Beſtehens in Syrien feſten Fuß gefaßt hatte, nachdem ſich bald auch Armenien dem Chriſtenthum zugewendet hatte, da war es ganz natürlich daß dasſelbe auch nach Medien vordrang. Der heftige Widerſtand den die Saſaniden anfänglich dem Chriſtenthum entgegenſetzten, hatte zum großen Theil ſeinen Grund in den politiſchen Streitigkeiten mit dem römiſchen Reich, zu dem ſich die Chriſten aus ſehr natürlichen Rückſichten hingezogen fühlen mußten. Dieſes Widerſtreben machte aber einer milderen Auffaſſung Platz ſobald das Chriſtenthum angefangen hatte ſich in Secten zu ſpalten. Die Perſerkönige beſchützten von nun an gerade diejenigen Secten die im byzantiniſchen Reich Verfolgung zu gewärtigen hatten. Die Monophyſiten hatten dort unter dem Namen der Jakobiten zahlreiche Gemeinden, am zahlreichſten aber waren die Neſtorianer, die wegen ihrer verſchiedenen Kenntniſſe als Aerzte, Mathematiker ꝛc. am perſiſchen Hof gern geſehen waren. Von dieſen

Digitized by Google

ehemaligen neſtorianiſchen Gemeinden in Medien findet man bei Aſſemani ein ſtattliches Verzeichniß, aus dem man deutlich ſieht daß die heutigen Neſtorianer in jenen Gegenden nur ſchwache Ueberbleibſel ſind. Hamadan war ein Biſchofsſitz, in Raga war ein Metropolit der zugleich über Tabariſtan geſetzt war. Ob auch von Oſten her der Buddhismus nach Medien vorgedrungen iſt wiſſen wir nicht mehr, in Tabariſtan ſoll es, laut chineſiſchen Nachrichten, Buddhiſten gegeben haben. Auf keinem Fall waren die Fortſchritte welche dieſe Religion dort gemacht hatte, ſo bedeutend wie die des Chriſtenthums.

Wir haben bisher von unſeren Unterſuchungen über Medien einen Landſtrich ausgeſchloſſen den wir unbedingt zu dieſer Provinz zählen müſſen, obwohl derſelbe nur in einem loſeren Zuſammenhang mit derſelben ſteht. Es iſt dieß der ſehr waldige Gebirgsſtrich an den Ufern des caſpiſchen Sees, im Norden des ehemaligen Diſtricts Ragiana. Die Nähe der heutigen Hauptſtadt des Perſerreiches hat jene Gegenden den Unterſuchungen verhältnißmäßig zugänglich gemacht, auch im Mittelalter haben die Küſtengegenden ihre Geſchichtſchreiber gehabt, die wir zu unſerer Belehrung noch benützen können. Anders freilich waren die Verhältniſſe im Alterthum. Die Annalen des alten mediſchen Reiches werden gewiß häufig Gelegenheit gehabt haben jener Küſtenländer zu gedenken, die Reſidenzen aber der ſpäteren Achämeniden ſowie auch der Seleuciden und der Chalifen waren zu entfernt, und dieß ſicherte jenen Gebirgsgegenden ihre Unabhängigkeit. Es iſt bekannt daß die klimatiſchen Verhältniſſe jenes Küſtenlandes ganz und gar verſchieden ſind von denen des übrigen Iran, und daß dort theilweiſe ein tropiſches Klima herrſcht. Von Aderbeidſchan an bis gegen Choraſan hin erſtreckt ſich nämlich eine große Waldzone von wechſelnder Breite, aber in einer Längenausdehnung von wenigſtens 100 geographiſchen Meilen. Ein ſchmaler Küſtenſtrich liegt zwiſchen den Gebirgen und dem Meer, in Maſenderan iſt derſelbe oft fünf bis ſechs Stunden breit, in Gilan treten die Gebirge oft unmittelbar an das Ufer des Meeres heran. Das Land welches wir Gilan nennen, heißt bei den muhammedaniſchen Geographen des Mittelalters nur in ſeinen ebenen Theilen ſo, der gebirgige Theil wird Dilman genannt. [1] Tabariſtan und Maſenderan ſcheint man ſo ſtrenge nicht geſchieden zu haben, denn eine geographiſche Autorität wie der Araber Jagut in ſeinem großen geographiſchen Wörterbuch weiß einen ſolchen Unterſchied nicht anzugeben. [2] In den Niederungen am Fuß der Gebirge gegen den See hin herrſcht die üppigſte Vegetation, deren Aehnlichkeit mit der indiſchen auch den Muhammedanern aufgefallen iſt, da man dieſe Küſtenländer auch das weiße Indien benannte. Das Land iſt voll von Obſtgärten, Maulbeer- und Weinpflanzungen, das Zuckerrohr gedeiht dort, Reis iſt das allgemeine Nahrungsmittel. In manchen Theilen des Landes finden ſich Orangenwälder, Citronen und Oliven. Neben dieſen Vorzügen fehlen aber auch die Schattenſeiten nicht. Nur im Frühjahr iſt das Klima geſund, im Sommer und Herbſt iſt die Luft mit böſen Dünſten angefüllt, die Fieber ſind dann allgemein und oft tödtlich. Die Regenzeit währt vom September bis zum Januar, die Nord- und Nordweſtwinde wehen die Wolken in Maſſe in die Elburskette, über die ſie ſelten emporſteigen, ſondern ſich meiſt über dieſen Küſtenländern entladen. Der Winter, der im Januar beginnt, zeichnet ſich durch vielen Schnee aus. Von altersher war dieſes Land durch häufige Erdbeben heimgeſucht, die oft ſehr verheerend wirken. Von der Sprache der Bewohner dieſer Gegenden beſitzen wir genügende Sprachproben, ſie erweiſt ſich als eine rein iraniſche, wenn auch dialektiſch abweichend. In ihrer äußern Erſcheinung unterſcheiden ſie ſich von den übrigen Iraniern durch eine dunklere Hautfarbe, die Bewohner von Gilan und Maſenderan unter ſich wiederum durch Verſchiedenheit der Tracht. Bei perſiſchen Schriftſtellern werden die Bewohner Dilmans wegen ihres krauſen Haares angeführt. Der Gilaner iſt ſtets bewaffnet mit einer Karabine oder einem zweiſchneidigen Meſſer im Gürtel, bei der Arbeit trägt er weite hoch aufgehende Pantalons und ein kurzes Hemd, auf dem Marſch noch dazu eine wollene Weſte und eine niedrige cylindriſche Mütze. Er geht entweder barfuß oder umwickelt den Fuß mit einem Stück Sohlleder, das er mit einem Strick feſtbindet. Der Bewohner Maſenderans iſt erkennbar durch eine kegelförmige Mütze von Schaffell oder Wollenzeug von derſelben braunen Farbe wie ſeine Rock und ſeine Beinkleider. Tabariſtan, der am wenigſten gebirgige Theil des Landes, hatte mehrere anſehnliche Städte. Oft genannt wird Temiſcha, eine angebliche Reſidenz des fabelhaften Königs Minotſchehr, über ihre Lage war man ſchon im Mittelalter im Zweifel. Die Stadt Aſterabad ſoll nach dem Geſchichtſchreiber Tabariſtans, Sehir-eddin das ältere Gurgan ſeyn. [1] Amol gilt für die älteſte Stadt des Landes. Auch Sari hatte früher einen Namen als Sitz einer bedeutenden Fürſtenfamilie. Mehr nach dem Gebirge zu lag Rujan, gleichfalls eine alte Stadt.

Der Bergrücken, der die Ebenen Maſenderans und Gilans von dem übrigen Iran trennt, führte in den Zeiten der Saſaniden den Namen Padas gar-gar, worin man leicht die παρειαχόρεις des Strabo wieder erkennt. Damit wird auch der Name Farſchvad-gar zuſammenhängen, welchen Sehir-eddin dem Lande gibt, obwohl er auch in weiterer Bedeutung ganz Ader-baidſchan nebſt Rai und Kumis dazu rechnet. Von allen welche jene Küſtenländer des kaſpiſchen Meeres kennen gelernt haben, iſt es anerkannt worden daß dieſelben für eine von der Natur ſelbſt erbaute feſte Burg gelten können. Sie ſind unzugänglich für den Fremden durch ihre dichten Wälder und vielen Sümpfe, vor allem aber durch ihr ungeſundes Klima, das jedem verderblich wird der nicht von Jugend auf an daſſelbe gewöhnt iſt. Es fehlt auch nicht an Beiſpielen von Eroberern die ſich unvorſichtigerweiſe in dieſe Waldwildniſſe leiten ließen, und ihre Wagniſſe theuer genug bezahlten. Wir werden einige derſelben unten namhaft machen.

[1] Vgl. Dorn, muhammedaniſche Quellen zur Geſchichte der ſüdlichen Küſtenländer des kaſpiſchen Meeres. Bd. IV. S. 71.

[2] Dorn, l. c. p. 42.

[1] Sehir-eddin ed. Dorn. p. 13.

Digitized by Google

Trotz ſeiner Unzugänglichkeit wird das Land ſchon frühe in der iraniſchen Sagengeſchichte genannt. Als die Mutter des Königs Feridun, die Wittwe des Dſchemſchid, vor dem Tyrannen Zohak flüchten mußte, zog ſie ſich nach Tabariſtan zurück, dort, in der Gegend des Berges Demavend wurde der Held geboren, der ſpäter der Rächer ſeines Vaters ward. Darum ſchleppt denn auch Feridun den überwältigten Zohak hieher und kettet ihn unter dem Berg Demavend an, den Zuckungen dieſes Rieſen werden die verſchiedenen Erdbeben zugeſchrieben, welche jene Gegend heimſuchen. Von dem Aufenthalt Minotſchehrs, des Enkels des Feridun berichten zahlreiche Localſagen, man ſchreibt ihm mehrere alte Bauten zu. Wenn die Berichte des Kteſias über die mediſchen Könige und ihre Kriege mit den Kaduſiern irgendeinen geſchichtlichen Gehalt haben, ſo dürften es Kämpfe kleiner Stammesfürſten mit ihren Nachbarn im Gebirg geweſen ſeyn. Uebrigens galt in der iraniſchen Sage Maſenderan auch als das Land der böſen Zauberer. Bei Firdoſi beſchließt der König Kaikavus einen Zug nach Maſenderan zu unternehmen und das Land zu erobern, trotzdem daß ſeine bewährteſten Rathgeber den Zug widerrathen. Dort wird er in kurzer Zeit von den Dämonen gefangen genommen, und in dieſer Gefangenſchaft bleibt er bis ihn der Held Ruſtem durch ſeinen tapfern Arm daraus befreit. Den beſten Commentar zu dieſer Sage geben die folgenden beſſer beglaubigten Nachrichten. Artaxerxes Mnemon unternahm an der Spitze eines großen Heeres einen Zug gegen die Kaduſier. Aber das Land gewährte dem König nicht die hinreichenden Lebensmittel, es entſtand Hungersnoth, und der König vermochte offenbar weder rück- noch vorwärts zu ziehen. Nur durch Liſt wurden die Fürſten der Kaduſier zur Unterwerfung bewogen und der König vom augenſcheinlichen Untergange errettet. In ſpäterer Zeit unternahm auf Befehl des Chalifen Suleiman der moslemiſche Feldherr Jeſid einen Zug nach Tabariſtan, um den mächtigen Fürſten Ferchan zur Unterwerfung zu zwingen. Er bemächtigte ſich der Stadt Gurgan und drang von da weiter vorwärts, Ferchan konnte ſich in der Ebene nicht halten und zog ſich in die Berge zurück. Dort aber gelang es ihm dem Jeſid eine Niederlage beizubringen, die moslemiſche Beſatzung in Gurgan wurde überfallen und niedergemacht, Jeſid konnte ſich nur durch ein Löſegeld von 300,000 Dirhams den Rückzug erkaufen.

Außer dem oben beſchriebenen Zuge des Artaxerxes Mnemon gegen die Kaduſier, die mit andern Namen auch Gelen, d. i. Gilaner genannt werden, iſt aus der Zeit der Achämeniden nichts über die Geſchichte dieſer Völker bekannt. Erſt aus der Zeit der ſpätern Saſaniden beginnen die Nachrichten der muhammedaniſchen Schriftſteller über dieſe Länder, die aber von da in ununterbrochener Folge fortgehen. Hauptquelle iſt ein gewiſſer Sehir-eddin, der die Geſchichte Tabariſtans bis zum Jahr 1476 n. Chr. herabführt, doch iſt die ältere Geſchichte des Landes ziemlich ſpärlich bedacht. Nach Sehir-eddin wurde in älterer Zeit die ganze Gegend, welche den Namen Farſchvad-gar führt (wir haben den Ausdruck ſchon oben erklärt), von einer einzigen Dynaſtie beherrſcht, welche den Namen der Dſchemeſſchahe führte. Wenn auch dieſe Fürſten nicht immer in dieſem ganzen Gebiete anerkannt waren, ſo ſoll ihnen doch Tabariſtan ſtets treu geblieben ſeyn. Dieſe Dſchemeſſchahe regierten im Ganzen 265 Jahre, und wurden zur Zeit des Kobad, des Sohnes des Peroſes ausgerottet. Zur Zeit als Peroſes regierte, waren im Norden Irans die Hephthaliten oder weißen Hunnen eine gefürchtete Macht. Peroſes, der wiederholt mit ihnen in Krieg verwickelt war, unternahm einen Zug gegen ſie, der aber mit einer Niederlage endete, in welcher der König ſelbſt ſein Leben verlor und eine große Anzahl Iranier gefangen wurden. In Seleucia aber war ein Stellvertreter des Königs zurückgeblieben, Namens Sukhra, ein entſchloſſener Mann. Dieſer, als er die Nachricht von dem ſchlimmen Ausgange des Feldzuges erhielt, ſammelte auf der Stelle ein Heer und rückte gegen die Hephthaliten vor, welche auch von ihm eingeſchüchtert wurden, und wenigſtens die Gefangenen und die Beute wieder auslieferten. Es galt nun einen neuen König zu wählen, und dieſe Wahl fiel auf Palaſch, einem Sohn des ermordeten Königs (nach andern Nachrichten war es ſein Bruder); dieſer Wahl gab der zweite Sohn Dſchamaſp ſeine Zuſtimmung, während Kobad dieſelbe verſagte, zu den Tataren entfloh und dieſe bewog, ihm ein Heer zur Verfügung zu ſtellen, mit deſſen Hülfe er einen Einfall in Iran machte. Allein noch ehe er die Gränze ſeines Vaterlandes überſchritten hatte, war Palaſch geſtorben, der erledigte Thron wurde von Sukhra dem Kobad angeboten und das tatariſche Heer wieder zurückgeſchickt. Die Stellung des Dſchamaſp war durch dieſe Vorgänge am Hof unhaltbar geworden, er gieng nach Armenien, wo er ſich durch ſeine Tapferkeit im Krieg gegen die nördlichen Völker auszeichnete; zum Lohn dafür ward er von ſeinem Bruder mit der Statthalterſchaft von Armenien und Aderbaidſchan betraut, die Beſitzungen welche er dort erwarb, vererbten ſich auf ſeine Kinder. Sukhra nahm natürlich anfangs am Hof des Königs Kobad eine hohe Stellung ein, fiel aber bald in Ungnade und wurde ermordet. Er hatte neun Söhne, die, um einem ähnlichen Schickſale zu entgehen, ſich vom Hof entfernten und nach Badakſchan zurückzogen. Erſt nach Kobads Tode wagten ſie ſich wieder hervor und wußten ſich dem König Nuſchirvan geneigt zu machen, angeblich durch ihre ebenſo unvermuthete als gelegene Hülfe in einer Schlacht gegen die Turanier. Einer dieſer Söhne, Karen, ſiedelte ſich in Tabariſtan an, von ihm ſtammen die Kariniden, die einen Theil der dortigen Gebirge beherrſchen. Unterdeſſen hatte ſich auch die Familie des Dſchamaſp, welche, wie wir geſehen haben, in Armenien und Aderbaidſchan begütert war, nicht nur in ihren früheren Beſitzungen befeſtigt, ſondern auch noch neue Eroberungen gemacht, indem die Gilaner gezwungen wurden ſich derſelben zu unterwerfen. Ein Urenkel des Dſchamaſp führte den Namen Gavbara (d. i. das alte Gaubaruva, Gobryas), er glaubte an die Möglichkeit daß er ſich, nachdem er ſeine Herrſchaft in Gilan befeſtigt hatte, auch Tabariſtan unterwerfen könne. Er ſuchte ſich zuerſt in aller Stille dort feſtzuſetzen, indem er ſich theils den Einwohnern des Landes gefällig erwies, theils dem Statthalter der Saſaniden daſelbſt weſentliche Dienſte leiſtete. Zuletzt benützte er die verwirrten Zeiten der letzten Saſaniden

Digitized by Google

und erhob Ansprüche auf das ganze Land, und diese Ansprüche wurden im Drang der Umstände auch anerkannt. Gaubara fuhr indessen fort in Gilan zu wohnen, baute aber Burgen im ganzen Lande. Nach seinem Tod wurde sein Besitzthum unter seine zwei Söhne Dabveih und Badusepan getheilt, die beide die Stammväter von Fürstenfamilien wurden. Die Söhne und Nachkommen Dabveihs waren bestimmt eine nur kurze aber glänzende Thätigkeit zu entwickeln. Ihr Auftreten fällt gerade in jene Zeit, wo das Eindringen des Islams eine gänzliche Veränderung in allen Verhältnissen Irans hervorbrachte, allein durch ihre gesicherte Lage waren diese Küstenländer des kaspischen Meeres längere Zeit gegen die Eindringlinge geschützt. Der Sohn Dabveihs, Ferchan, ist der berühmteste aus dieser Fürstenlinie. Sein Ansehen in Gilan wie in Tabaristan war fest begründet und bis nach Nischapur hin anerkannt. Mit den Führern der immer mehr vordringenden Moslemen wußte er ein Abkommen zu treffen, so daß er lange in seinem Land unbelästigt blieb. Als es endlich Jesid-ben-Mohalleb dennoch wagte in diese Waldgebiete einzudringen, da verdarb der oben beschriebene schlechte Ausgang des Kampfes für lange den Moslemen alle Lust einen neuen Einfall zu wagen. Ferchan starb in Frieden nach 17zehnjähriger Regierung, und auch sein Sohn Dasmihir blieb während ganzer 12 Jahre von den Moslemen verschont. Vielleicht daß auch dem Sohn und Nachfolger Dasmihirs das Glück ebenso günstig gewesen wäre, wenn er dasselbe nicht muthwillig verscherzt hätte. Chorschid war bei dem Tod seines Vaters noch minderjährig, acht Jahre lang führte sein Oheim Sarwya an seiner Statt in Ruhe die Zügel der Regierung. Als aber der junge Prinz mündig wurde, da entfremdete er sich durch Bedrückung und Prachtliebe die Herzen seiner Unterthanen so sehr daß sie zum Abfall geneigt wurden. Unter diesen günstigen Umständen glaubte der Chalife Mansur die Zeit gekommen, auch in diesen Gebirgsgegenden den Islam heimisch zu machen. Mit verstellter Freundlichkeit schickte er einen Gesandten an Chorschid und ließ ihn bitten, einem arabischen Heere den Durchzug durch das Land zu gewähren. Nachdem die Erlaubniß bereitwillig gegeben war, rückten zwei Heere von verschiedenen Seiten ohne Widerstand ein, die Stadt Amol wurde erobert und das Volk zum Uebertritt zum Islam aufgefordert. So groß war der Haß gegen Chorschid daß diesem Aufrufe bereitwillig Folge geleistet wurde. Gleichwohl erhielt sich Chorschid noch zwei Jahre lang in den Gebirgen und hätte sich dort wahrscheinlich noch lange halten können. Nachdem er aber die Nachricht erhielt daß eine Festung die er für uneinnehmbar gehalten, und wohin er seine Familie und seine Schätze geflüchtet hatte, durch Krankheiten gezwungen worden sey sich zu ergeben, da erklärte er daß nunmehr das Leben keinen Reiz mehr für ihn habe und starb am Gift, das er freiwillig genommen hatte. Mit ihm endete sein Geschlecht.

Noch sind zwei Familien zu nennen, die ihr Geschlecht bis in die Zeit der Sasaniden zurückführten. Die Familie Badusepans war die jüngere Linie die von Dschamasp abstammte, ihr Besitzthum war geringer, ihre Laufbahn weniger glänzend, aber sie bestanden länger. Noch im 15ten Jahrhundert regierten sie ohne Unterbrechung in ihrem Bezirk, sie mögen vielleicht noch die Ahnherren von heute regierenden Häuptlingen seyn. Dasselbe kann von der dritten Familie, den Bavendiden gesagt werden, welche sich auf Bav zurückleiten der zur Zeit des letzten Sasaniden in Tabaristan regierte und gleichfalls von den Sasaniden abstammen soll. Das Besitzthum auch dieser Familie lag in den dichten Wäldern Masenderans. Was die Kämpfe dieser fast unbedeutenden Häuptlinge eine Zeitlang wichtig macht, ist die Zähigkeit mit der sie an dem Glauben Zoroasters festhielten. Dieser hielt sich dort noch mehrere Jahrhunderte, und die mächtigsten Chalifen hüteten sich wohl den Uebertritt mit Gewalt zu erzwingen. Als aber endlich dieser Uebertritt erfolgt war, unterschied sich das Treiben in diesen Gebirgen durch nichts mehr von den Gewohnheiten anderer moslemischen Häuptlinge.

Dr. Bennet über das Schnabelthier.

(Aus Blackwood's Edinburgh Magazine.)

Vielleicht hat kein je in Europa eingeführtes Thier mehr Erstaunen und Besprechung erregt als das Schnabelthier, der Platypus oder Ornithorhynchus, der durch seine paradoxen Eigenthümlichkeiten die Classificatoren in Verlegenheit setzt. Hier ist ein Thier welches, sowohl äußerlich als innerlich, „sich als ein Verbindungsglied zwischen dem Vierfüßer, dem Vogel und dem Reptil schildern läßt." Als man zum erstenmal eine Haut desselben nach England sandte, erklärte man die Sache für einen Schwank, wie Barnums Meerfräulein: eine alte Maulwurfshaut, sagte man, sey an die Kinnbacken einer Ente befestigt worden. Gewiß ein Maulwurf mit einem Schnabel wie ein Wasservogel, und einem Sporn wie ein Hahn, ist paradox genug um Argwohn zu rechtfertigen; allein dieser Argwohn mußte endlich vor der Evidenz des wirklichen Thiers weichen. Dr. Bennet hat das Glück gehabt nicht nur viele Exemplare zu schießen und zu seciren, sondern auch ein lebendiges mehrere Wochen lang in seiner Obhut zu besitzen. Der Leib gleicht dem eines Maulwurfs und hat einige Aehnlichkeit mit einem Biber. Die Beine sind sehr kurz, die Füße wie die einer Ente mit einer Schwimmhaut versehen, nur daß sich an den Vorderfüßen die Schwimmhaut noch ein wenig hinter die Klauen erstreckt, lose herabhängt, und zurückfällt wenn das Thier gräbt. Die Hinterfüße sind schmal und einwärts gekehrt. Der Kopf ist ziemlich platt, und aus dem Munde ragen zwei flache Lippen oder Kinnladen hervor, die dem Schnabel einer Löffelente gleichen. Diese Aehnlichkeit wird vermehrt durch die latenten Lamellen der untern Kinnlade, welche kürzer und schmäler als die obere ist. Beide Kinnladen sind mit vier hornigen Zähnen versehen: der vordere davon auf jeder Seite, sowohl oben als unten, ist lang, schmal und schneidend; der hintere Zahn ist breit, flach und wie ein Backenzahn gestaltet. Der mittlere Theil der

Digitized by Google

Kinnbacken ist eine knochige Fortsetzung des Schädels, und eine knorpelige, vollkommen bewegliche Substanz dehnt sich von dem knochigen Theil sowohl vorn als an den Seiten aus. Die Farbe des obern Kinnbackens ist, wenn man ein eben erst aus dem Wasser genommenes Thier betrachtet, glanzlos, schmutzig, graulich-schwarz, mit unzähligen Flecken bedeckt, während die knorpelige Expansion gleichförmig glatt und weich ist. Der untere Theil des obern Kinnbackens ist ebensowohl blaßrosenroth, oder fleischfarben, wie die innere oder obere Oberfläche des untern Kinnbackens, dessen untere Oberfläche entweder vollkommen weiß oder gelb-und-schwarz-gemischt (mottled) ist.

„An einem schönen Sommerabend," sagt Dr. Bennet, „als ich mich einer Bucht in der Nähe eines Flusses in Australien näherte, machte ich die erste Bekanntschaft mit diesen sonderbaren Thieren in ihrem Heimathlande. Es war der Abend eines jener köstlich klaren Tage die man zu Sommeranfang in südlichen Breiten so oft trifft. Die Scene die vor mir lag, war eine höchst malerische. Offenes Waldland, mit einer Reihe romantischer, ziemlich hoher, dicht mit herrlichen Bäumen bewachsener Hügel; da und dort niedliche Hütten, mit Gärten um sie herum, voller Blumen und Obstbäume, unter denen das dunkle, glänzende Blätterwerk der Orange hervorstach, und um die Gärten brachen lebhaft grüne Kornfelder eben in die Aehren. Die überall herrschende Ruhe wurde hin und wieder gestört durch das Brüllen des Hornviehs, das Blöken der Schafe, oder die eigenthümlichen und mannichfaltigen Gesänge der befiederten Segler der Lüfte. Bald lag der Fluß vor mir, dessen Ufer mit niederhängenden Akazien geziert waren, welche um diese Jahreszeit in der ganzen Fülle ihrer reichen goldenen und duftenden Blüthen prangten; während die hohen und majestätischen Gummibäume, von denen viele jung waren und anmuthig schwebend, neben den dunkeln Sumpfeichen, die von ferne Föhren glichen, die Mannichfaltigkeit und Naturschönheit der Scene erhöhten."

In dem schwachen Licht einer untergehenden Sonne blieben sie bewegungslos an den Ufern, Gewehr in Ruhe, wartend bis der scheue Ornithorhynchus an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein komme, und inmitten des Flußgrases schwimmend seiner Nahrung nachgehe. Es war nothwendig die größte Ruhe zu beobachten, denn das furchtsame Geschöpf hat nicht nur ein sehr scharfes Gesicht, sondern auch ein ungemein feines Gehör, und wenn es erschreckt wird, taucht es auf den Grund hinab, und kommt nicht mehr zum Vorschein. Wird es nicht erschreckt, so bleibt es zwei oder drei Minuten spielend an der Oberfläche, und taucht dann unter, um in einiger Entfernung wieder zu erscheinen. Obgleich das Thier ganz nahe an dem Platze wo der Jäger steht wieder auftauchen mußte, so würde doch der Versuch das Gewehr anzuschlagen, genügen um es zu verscheuchen. Der Jäger muß daher mit angeschlagenem Gewehr geduldig warten, und sogleich Feuer geben wenn das Thier sich zeigt. Es ist keine leichte Aufgabe eines zu tödten, und Dr. Bennet feuerte drei Schüsse auf eines ab ehe es ruhig an der Oberfläche blieb, und sich vom Hunde herausschleppen ließ. Selbst dann lebte es nach einigen Minuten wieder auf, und lief dem Wasser zu. Da das geschossene Thier ein Männchen war, so beschloß Dr. Bennet, mit der Unerschrockenheit eines Naturforschers der die Wahrheit selbst mit großer persönlicher Gefahr kennen lernen will, sich Gewißheit zu verschaffen ob der Sporn die giftige Eigenschaft besitze die man ihm zuschreibe. Der verwundete Zustand des Thiers bot keinen Einwand dar gegen die Folgerichtigkeit des Versuchs, da auch dasjenige Thier von welchem in einem zur Oeffentlichkeit gelangten Bericht gesagt war daß das Gift seines Sporns so schreckliche Wirkungen hervorgebracht habe, verwundet war. „Ich begann damit daß ich meine Hände beim Ergreifen des Thiers in eine solche Stellung brachte, daß es seine Sporen wirksam gebrauchen konnte; das Resultat war daß das Thier emsige Anstrengungen machte zu entkommen, und bei diesen Anstrengungen kratzte es meine Hände mit seinen Hinterklauen ein wenig auf, und zwar, in Folge der Stellung in welcher ich es festhielt, mit dem Sporn ebenfalls. Allein obgleich ich es so roh anfaßte, schlug es doch den Sporn nie in meine Hand, und machte auch nie den Versuch dazu. Da man indeß gesagt hatte, das Geschöpf werfe sich auf den Rücken wenn es diese Waffe gebrauchen wolle (ein Umstand der denen welche einige Kenntniß von dem Thiere haben nicht sehr wahrscheinlich dünkt), so versuchte ich es auch in dieser Lage; allein obgleich es sich alle Mühe gab seine frühere Stellung wieder zu gewinnen, machte es doch keinen Gebrauch von seinem Sporn." Dr. Bennet hatte vielfache Gelegenheiten diese Erfahrung zu bestätigen, obschon er eingesteht daß er nicht zu entdecken vermocht habe zu welchem Zweck dem Thiere der Sporn diene. Ein andermal hatte er das Glück ein lebendiges Schnabelthier in seinem Bau zu fangen. Es stieß keinen Ton aus, und machte auch keinen Versuch sich zu vertheidigen, obgleich es in seinen Bemühungen zur Wiedererlangung seiner Freiheit Bennets Hände leicht aufschürfte. Wenn er es in seinen Händen hielt, funkelten seine hellen kleinen Augen, und die Oeffnungen der Ohren wurden abwechslungsweise größer und kleiner, als ob es den leisesten Ton auffangen wolle, und dabei schlug sein Herz heftig; nachdem er es aber einige Zeit in den Händen gehalten hatte, verlor es seine anfängliche Furcht, und schien mit seiner Lage wieder ausgesöhnt zu werden, ohne jedoch seine gelegentlichen Versuche zu entkommen gänzlich aufzugeben. Bei diesen Kämpfen stieß es häufig einen tiefen knurrenden Ton aus, machte aber keinen Versuch zu beißen. Es wurde, zusammen mit Gras, Schlamm (aus dem Fluß genommen), Wasser und allem andern was ihm sonst seinen Zustand behaglich machen konnte, in eine Tonne gebracht. Es lief darin herum, kratzte und gab sich große Mühe herauszukommen; als es aber fand daß dieß nutzlos sey, wurde es ganz ruhig, zog sich in eine kleine Zirkellinie zusammen, und schien bald in Schlaf versunken. Nachts indessen wurde es sehr unruhig, und suchte auf alle Weise zu entwischen, indem es mit seinen Vordertatzen an der Tonne scharrte, als wolle es sich einen Ausweg graben. Am Morgen fand man es in tiefem Schlafe, den Schwanz einwärts gekehrt, Kopf und

Digitized by Google

Schnabel unter ſeiner Bruſt, und den Leib aufgerollt. Wenn man es ſtörte, ſtieß es einen Ton aus der einigermaßen dem Knurren eines jungen Hundes glich, nur war er ſanfter und, ſo zu ſagen, harmoniſcher. Obgleich den größern Theil des Tags ruhig, machte es doch Anſtrengungen zu entwiſchen, und knurrte während der Nacht. Dieß war der erſte lebendige Ornithorhynchus den je ein Europäer gefangen hatte, und Dr. Bennet hoffte ihn nach England ſenden zu können. Eine Zeitlang ſchien alle Ausſicht auf Erfolg hiezu vorhanden. Bei ſeiner Ankunft in Lansdoun-Park benützte er die Nähe einiger von dieſen Thieren bewohnten Teiche um ſeinem Gefangenen einen Nachgeſchmack von ſeinem heimiſchen Leben zu geben. Er band eine ſehr lange Schnur an das Hinterbein des Thiers, und ließ es aus. Als man es an das Ufer ſtellte, eilte es raſch dem Waſſer zu, wanderte ſtromaufwärts, ſchien erfreut, und ſuchte jene Stellen auf an welchen am meiſten Waſſergras wuchs. Obgleich es Neigung zeigte im Waſſer unterzutauchen, zog es doch vor nahe am Ufer zu bleiben, und hin und wieder ſeinen Schnabel (mit einer Bewegung ähnlich der der Ente wenn ſie frißt) in den Schlamm und unter die Wurzeln der verſchiedenen Waſſergräſer zu ſtecken. Nachdem es eine Strecke weit an den Teichen hinaufgewandert war, indem es ſich in dem ſeichten Waſſer und dem Schlamm Nahrung ſuchte, kroch es ans Ufer hinauf, legte ſich auf das Gras nieder, kratzte ſich mit Wohlbehagen, und wälzte ſich umher. Bei dieſem Hautreinigungsproceß gebrauchte es ſeine Hinterklauen — zuerſt die Klauen des einen Beins, und dann die des andern. Da es aber erkannte daß es das eine Bein, an welches die Schnur befeſtigt war, nicht eben ſo gut gebrauchen konnte wie das andere, gab es nach wiederholten Proben den Verſuch auf. Der Leib, welcher der Contraction in ſo hohem Grade fähig iſt, wurde leicht in den Bereich der Hinterfüße gebracht, da auch der Kopf auf einen Theil des Kratzens Anſpruch machte. Dieß dauerte ungefähr eine Stunde. Dr. Bennet legte ſeine Hand auf einen Theil welchen das Thier kratzte, und fand daß die Klauen in bemerkenswerth ſein ſtriegelnder Weiſe darüber hingiengen. Er ſuchte es gelinde zu kratzen; allein es lief davon, obgleich nicht weit, und nahm ſein Kämmen wieder auf. Endlich durfte er ihm ſachte über den Rücken ſtreicheln, allein es wollte ſich nicht anfaſſen laſſen, und endlich gelang es ihm zu entkommen, und beraubte uns in England des Vergnügens ein neuntägiges Wunder aus ihm zu machen.

Dr. Bennets Hoffnungen ſteigerten ſich wieder, als er ein erwachſenes und zwei ungefähr acht Monate alte Junge fieng. Dieſe brachte er wohlbehalten nach Sydney, und da ſie einige Zeit daſelbſt am Leben blieben, ſo hatte er Gelegenheit genug ihre Gewohnheiten zu beobachten. Die Jungen ſchienen oft vom Schwimmen zu träumen. Wenn man ſie während des Tags auf den Boden ſtellte, liefen ſie umher, und ſuchten irgendeinen dunkeln Winkel zur Ruhe, und wenn man ſie an einen dunkeln Platz oder in eine Kiſte brachte, ſo legten ſie ſich, ſobald ſie an den Ort gewöhnt waren, nebeneinander hin und ſchliefen ein. Sie würden ſchlafen auf Tiſchen, Sophas oder ſonſtwo; wenn man es aber ihnen geſtattete, flüchteten ſie ſich wieder an den Platz wo ſie zu ruhen pflegten. Sie ruhten gewöhnlich Seite an Seite, und ſahen aus wie ein Paar Pelzballen, auch knurrten ſie nicht ſehr wenn man ſie ſtörte; und wenn ſie in tiefem Schlafe lagen, konnte man ſie in die Hand nehmen, ohne daß ſie irgend Zeichen des Verdruſſes gaben. Eines Abends kamen die beiden Jungen zur Zeit der Dämmerung heraus, giengen wie gewöhnlich umher, und aßen aus dem Teller; hierauf fiengen ſie wie zwei junge Hunde zu ſpielen an, indem ſie einander mit ihren Kinnladen angriffen, ihre Vordertatzen erhoben, und übereinander hinfielen. In dieſem Kampf unterlag das eine, und in demſelben Augenblick in welchem man erwartete daß es ſich wieder erheben und den Kampf erneuern werde, fieng es an bedachtſam ſich zu kratzen; das andere ſchaute zu, und wartete auf die Erneuerung des Zeitvertreibs. Wenn ſie liefen, zeigten ſie eine ungemeine Lebendigkeit: ihre kleinen Augen funkelten, und die Oeffnungen ihrer Ohren zogen ſich zuſammen und erweiterten ſich aufs raſcheſte. „Zuweilen bin ich im Stande geweſen mich mit ihnen ins Spiel einzulaſſen, indem ich ſie mit einem Finger kratzte und kitzelte; ſie ſchienen ergötzt darüber zu ſeyn, öffneten ihre Kinnladen, biſſen ſcherzend nach meinem Finger, und bewegten ſich umher wie junge Hunde wenn man auf ähnliche Weiſe mit ihnen tändelt. Außer dem Striegeln ihres Pelzes, um ihn zu reinigen wenn er naß war, habe ich geſehen wie ſie ihn mit ihrem Schnabel (wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen kann) putzten, wie eine Ente ihre Federn ſäubern würde.“ Dieſe Jungen ſtarben indeß, wie auch zwei andere die Dr. Bennet bekam, ſo daß die Ausſicht, ſie könnten die Ueberfahrt von Auſtralien nach England überleben, nur eine ſehr ſchwache iſt.

Dr. Heinrich Barth über die Ethnographie Nord-Afrika's.

Der neueſte Band des Journal of the Royal Geographical Society enthält eine wichtige Arbeit von Dr. Heinrich Barth, dem großen afrikaniſchen Reiſenden und Entdecker, nämlich eine Muſterung der Völker Nord-Afrika's in einem allgemeinen Ueberblick, den wir ſo ſchmerzlich in ſeinem Reiſewerk vermiſſen, und dem hoffentlich auch gedrängte Beſchreibungen der von ihm erforſchten Länder folgen werden, denn ſchon was er im Eingang ſeiner ethnographiſchen Rundſchau mittheilt, iſt voll willkommener Belehrung. Daß die Sahara und Nordafrika im allgemeinen nicht, wie man früher ſich vorſtellte, eine Tiefebene oder eine Einſenkung, ſondern eine Hochebene von 1000—1400 Fuß Erhebung ſey, war bekanntlich ein wichtiger geographiſcher Gewinn der nordafrikaniſchen Expedition. Es fehlt auch auf dieſer Hochebene nicht an Gebirgen oder Berggruppen, und dieſe ſind für die afrikaniſchen Bewohner von höchſter Bedeutung, denn wenn ſie auf der einen Seite dem Pfad der Karawanen auch Hinderniſſe bereiten, ſo finden ſich auf der andern in ihren Thälern reiche Quellen,

Digitized by Google

ja bisweilen Alpenseen, von denen etliche sogar Alligatoren ernähren. Der Wasserreichthum macht einzelne Stellen für seßhafte Bevölkerungen bewohnbar. Trauben und Feigen gedeihen in solchen günstigen Lagen, allein zugleich sind diese Thäler die Brutstätten von Fiebern, während die Wüste selbst mit ihrer reinen Luft für die Gesundheit nur förderlich ist. Es fehlt den Gebirgsabhängen jedoch an Waldbedeckung, und selbst in den Thälern trifft man nur Bäume von kurzem Wuchse an.

Eine andere Oberflächenbildung der Wüste sind die Sandgebirge von größerer oder geringerer Erhebung bis zu 800 und 1000 Fuß relativer Höhe. Auch sie sind für das Gedeihen menschlicher Gesellschaften wichtig, weil sich in ihren Einsenkungen und Runzeln Wasser genug für die Cultur der Dattelpalme sammelt. Allein feste Wohnsitze lassen sich dort nicht aufschlagen. Verschieden von diesen sandigen Höhenzügen sind die vereinzelt stehenden Sandberge, wo man selten Wasser findet, und deren gelegentliche wandernde Bewohner ihren Durst mit Wassermelonen stillen müssen, an denen diese Räume in der Regel sehr reich sind. Ein wichtiges allgemeines Merkmal der Wüste sind ferner die gewaltigen Erwärmungsunterschiede, da auf eine schonungslose Sommerhitze eine strenge winterliche Kälte wie in ziemlich hohen Breiten folgt, so daß zwischen den Extremen ein Unterschied von 36° R. oder wahrscheinlich noch viel mehr liegt. Uebertrieben dagegen sind die Vorstellungen von der Trockenheit der Wüste, wenigstens fielen bei Barths Karawanenreisen gelegentlich erfrischende Regen auf die Sahara, und zwar selbst auf dem östlicheren und unfruchtbareren Pfad durch das Tebuland.

Die fruchtbaren Räume jenseits der Wüste bieten nach Barth, wenn man absieht von dem Himalaya, die nämliche Verschiedenheit wie Indien. Gebirge von 5—6000′ Erhebung sind nicht selten, und in ihren Thälern liegen die malerischesten und reizendsten Thäler. Die allgemeine mittlere Erhebung der Gebirgszüge beträgt 2500′.

Nord-Afrika von Syrien bis zum fernen atlantischen Westen, und südwärts bis an den Senegal und Niger wurde in Besitz genommen von der Völkerfamilie der Berbern oder Mazigh, welche die alten Aegypter in ihren Sitzen bei Audschila kannten, und auf ihren Denkmälern mit den charakteristischen Kennzeichen, nämlich der langen Locke zur Rechten des Hauptes, sowie mit hellerer Haut und Ohrringen abgebildet, und mit ihren alten Namen Maha (Mazigh) deutlich bezeichnet haben. Wie die afrikanischen Negervölker, so unterscheiden auch die Berber bei ihren Stämmen immer zwei Classen, eine hellere und eine dunklere. Die Masina, ein Zweig der Mandingoneger trennte sich in zwei Abtheilungen als „Weiße" (Hellere) und Schwarze. Die Dscholofer an der Westküste, und die Fulbe, die gegenwärtige mächtigste Nation des Sudan, gehören der nämlichen Race an, denn Dscholof bedeutet Schwarz und Fulbe Roth. Bei den Berbern nun findet sich die nämliche Classentheilung in Schwarze oder Essataſnen, und Weiße oder Emellulen. Die Berbern sind edel gestaltet, hoch gewachsen, kräftig, voll Verstand, Fleiß, Betriebsamkeit und Kriegslust. Im Norden haben sie durch ihre Mischung mit Arabern viel von ihrer Race verloren, im Süden sind sie aufgelöst in einzelne Schwärme, die nur zeitweilig einen Oberhäuptling anerkennen. Ihre Zahlenstärke schätzt Barth auf 7—8 Millionen, während die Imoshar oder Tuarek, die eigentlichen Beherrscher der Wüste zwischen dem Sudan und den nördlichen Staaten, nur auf 150,000 bis 200,000 Köpfe sich belaufen.

Unter den Negern nennt Barth zuerst die Wangarawa (Plural von Wangara) oder wie sie bisher nach ihrem südwestlichsten Zweige hießen, die Mandingos. Obgleich mit dem Negertypus behaftet, sind diese Leute doch ein schöner Menschenschlag, für höhere Gesittung befähigt [1] und zum Handel sowie zu weiten Wanderungen aufgelegt. Sie haben eine große Geschichte, da sie das alte Königreich Melle, in neuerer Zeit Bambara stifteten, zuerst den Islam annahmen und noch heutigen Tages muhammedanische Gesittung nach Aschanti und Benin verbreiten. Ihre Volkszahl schätzt Barth auf 6 8 Mill., und unter ihren Zweigen muß man jetzt besonders ein Auge haben auf die Bambara, die zwar von unedler Abkunft, jetzt gleichwohl den stärksten Mandingo-Staat am obern Niger gegründet haben. Bambuk, ein anderer Mandingo-Staat im Senegalgebiet, ist wichtig wegen seiner Goldwäschereien. Endlich zählt Barth auch die küstenfahrenden Kru-Neger Senegambiens unter den Mandingos auf.

Ebenbürtig an politischer Wichtigkeit sind die Fulbe, welche Fulla an der Sierra Leone-Küste, Fellani von den Haussa, Fellata von den Kanuri und Fullan von den Arabern genannt werden. Wie schon oben bemerkt, sind die Dscholofer am Delta des Senegal und Gambia ihnen sprachlich verschwistert, ein schwarzer, schöngewachsener, seßhafter Volksstamm, der aber nie zu historischer Bedeutung heranreifte. Ganz anders die wandernden und von Viehzucht lebenden Fulbe, die im Jahre 1803 plötzlich als mächtige Nation aufstanden und ihre Eroberungen nach den Haussaländern und bis über den Benue erstreckten, um nach dem Aequator den Islam und muhammedanische Gesittung zu verbreiten. Sie sind sehr aufgeweckt, zeigen aber wenig Lust zu Handel oder Betriebsamkeit. Man findet unter ihnen die größten Verschiedenheiten an Typus und Hautfarbe. Engländer die Handelsverbindungen nach dem Niger suchen, werden mit diesem Stamme in die häufigsten Berührungen kommen, allein es ist sehr schwer mit ihnen zu verkehren, theils wegen ihres muhammedanischen Puritanismus, theils wegen ihrer lockern und vergänglichen politischen Verfassungen. Ihre Zahl schätzt Barth gleich groß wie die der Mandingos, also auf 6—8 Mill.

Die Sonrhay sind ein älteres Culturvolk welches mit Aegypten schon Verkehr hatte, von woher es auch den Islam empfieng, dessen historische Blüthenzeit jedoch im 15ten Jahr-

[1] Capable of a high degree of civilization and intelligence. Wie wünschenswerth wäre es nicht, wenn der große und befähigte Reisende sich über die geistige Bildungsfähigkeit der Neger vernehmen ließe, damit man ein unparteiisches Zeugniß über die von Proſtlaverei-maximen verdunkelten Vorstellungen von den Gränzen der Bildsamkeit des Negers besitzen würde.

Digitized by Google

hundert begann und das nächste oder 16te Jahrhundert ausfüllte. Ihr Reich lag von Timbuktu abwärts am Niger bis nach Sai. Gegenwärtig, wo sie nicht 2 Mill. zählen und ihre frühern Wohnsitze verödet liegen, sind sie ohne politische Bedeutung. Ihre Sprache ist sehr arm, wenig entwickelt und zeigt fast keine bemerkbare Aehnlichkeit mit den angränzenden Sprachen.

Ihre östlichen Nachbarn sind die Haussastämme, die den Sprachmerkmalen zufolge ein Zwischenglied zwischen Negern und Berbern bilden. Sie sind ein aufgeweckter, munterer, lustiger, geselliger und äußerst betriebsamer Menschenschlag, ihre Sprache ist auch die wohlklingendste, reichste und lebendigste im ganzen Negerland, nur mangelhaft in den Zeitwörtern. Nie ist es ihnen aber gelungen ein starkes Reich zu gründen, und gegenwärtig sind sie fast gänzlich unter das Joch der Fulbe gerathen. Ganz verschieden von ihnen sind die Kanuri oder Bornu, ihnen fehlt es nicht an politischen und historischen Fähigkeiten, sondern sie sind vielmehr zum Herrschen berufen, auch von zuverlässigem Charakter, aber dem Handel abgeneigt; nur ist die Race durch Vermischung mit Sklaven sehr erniedrigt worden, denn die reinen Kanuri sind hoch und schlank gewachsen, ihre Nasen weniger abgeplattet und ihre Lippen weniger aufgeworfen als bei den Mischlingen. Ihre Sprache hat grammatikalische Aehnlichkeit mit der mongolischen Gruppe, und besitzt einen großen Reichthum an Bildungsformen; ihre Bevölkerung mag sich auf 3—4 Millionen belaufen. Verwandt mit den Kanuri sind die Tebu oder Tedu, welche wie die Tuarek die atlantische, so die östliche oder ägyptische Hälfte der Sahara, in unzählige Schwärme zerstreut, bewohnen. Ein einzigesmal, im 13ten Jahrhundert, machte einer ihrer Stämme den Versuch ein Reich zu gründen, welches aber bald in Abhängigkeit von Kanem gerieth. Jetzt, wo sie kaum 1 Mill. Köpfe zählen, sind sie nicht immer im Stande den wichtigen Karawanenpfad durch ihr Land gegen die Raubzüge der Tuarek zu schützen.

Dieß sind die wichtigsten Völker unter denen Barth gelebt hat. Er nennt uns aber auch die Joruba-Nufe-Stämme, welche den untern Niger bewohnen, und von denen die Nufe durch Gewerbfleiß sich auszeichnen, und durch ihre Webereien und Färbereien selbst den Bewohnern Kano's den Rang streitig machen. Von dem Grad ihrer Bildsamkeit liefert der in England hochgeachtete Rev. Hr. Crowther, ein eingeborner Missionär, ein sehr hohes Beispiel. Die Nufe mögen 1½, die Joruba-Stämme 2—3 Mill. Köpfe zählen, und eine gleiche numerische Größe gibt Barth den Bewohnern von Aschanti und Dahome zusammen.

Oestlicher als der Tsad-See wohnen die von Barth besuchten Bagirma oder Bewohner von Bagirmi, ein schöngewachsener, streitbarer, aber auch blutdürstiger und grausamer Stamm. Ueber Wadai erklärt sich Barth nicht genügend unterrichtet. Der herrschende Stamm sind die Maba, und obgleich es im Land an volkreichen Städten fehlt, mag sich doch die Einwohnerzahl auf 5 Mill. belaufen. Ueber Darfur oder das Fur-Land, eine Art Oasis, mit kaum 1 Mill. Einwohner, bemerkt Barth: daß, obgleich das Volk gewandt und politisch befähigt sey, die Gesellschaft sich doch in verweichlichtem Zustande befinde. Von den im Süden nach dem Aequator zu wohnenden Völkerschaften sind die Batta wegen ihrer Körpervorzüge, ihrer Intelligenz und ihres Gewerbfleißes zu erwähnen. Ihr Reich Adamaua, welches Barth entdeckt hat, war zur Zeit seiner Anwesenheit die jüngste Eroberung der muhammedanischen Fulbe.

Die Dichtigkeit der Bevölkerungen ist im Sudan größer als die in Marokko und Algier, und zwar haben wir uns in den heidnischen Negerländern, sowie in den starken muhammedanischen Staaten eine große Menschenfülle zu denken, während die Gränzgebiete, namentlich zwischen heidnischen und muhammedanischen Staaten, mehr oder weniger entvölkert und mit dichtem Wald bedeckt sind. Vielweiberei herrscht bei Muhammedanern wie bei Heiden. Unter den Musgu, wo die männliche Bevölkerung durch fortwährende Fehden beständig gezehntet wird, findet man selten einen Hausvater mit weniger als fünf Weibern. In Haussa und Bornu haben die gemeinen Einwohner oft zwei, selten aber mehr Frauen. Die Fulbe von Hamdaallahi, welche eine Art muhammedanischer Reformirter vorstellen, dulden statt der islamitischen Tessarogamie, oder Vierweiberei, nur Bigamie oder Doppelehe. Die Tuarek dagegen, sowie die berberischen Moren in der westlichen Sahara, begnügen sich im allgemeinen mit einer Frau. Zahlreiche Nachkommenschaft trifft man nur bei reichen Leuten, sonst ist es äußerst selten daß eine Frau mehr als vier Kinder hat, dagegen sind fürstliche Familien von hundert Köpfen nichts ungewöhnliches.

In Bezug auf den Handel ist das obere Thal des Nigers besonders wichtig, denn es werden dort große Umsätze in Gold und Salz, aber auch in Kleidungsstücken vollzogen. Ein andrer wichtiger Handelssitz ist Kano im Haussa-Lande. Leider sind die beiden großen Emporien Kano und Timbuktu künstlich getrennt, denn der mittlere Lauf des Niger zwischen Timbuktu und Sinder liegt gänzlich verödet, so daß, statt dieses bequeme Verkehrsmittel zu benützen, die Exporte Kano's den Umweg über Ghat, Ghadames und Tuat nehmen, also unnöthigerweise zweimal die Sahara kreuzen. In frühern Zeiten (im 10ten Jahrhundert), war Audaghost der Meßplatz, der über Sidschilmessa nach den Berberstaaten den Handel des Sudans vermittelte. Später, als Tunis und Aegypten wichtige Absatzgebiete wurden, sammelte sich der Handel in Gogo oder Gago am Niger, der Hauptstadt des Sonrhay-Reiches, und die Handelsgüter nahmen ihren Weg durch die Sahara über Tademekka und Audschila. Dann blühten Kebbi, Zanfara, und seit etwa 40 Jahren Kano. Die Portugiesen waren die ersten Seefahrer welche den Handel der Negerländer, der bisher nur die mediterraneischen Ränder des Festlandes zu erreichen suchte, mehr nach Westen und an die atlantischen Ränder abzuleiten strebten durch die Factorien in der Oase Wadan, durch Vordringen am Senegal und Gambia, und durch die Erbauung des berühmten Forts Elmina an der Goldküste. Jetzt, wo fast alle Karawanenpfade in der Wüste durch die ungezügelten Räubereien der Tuarek gefährdet sind, wird sich nach Barths Ansichten sehr leicht mit Benutzung des Niger und seines

Digitized by Google

Nebenflusses Benue, wenn man an gesunden Plätzen längs dieser Flüsse Factoreien anlegt, ein blühender Handel entwickeln lassen, doch hält er die Bildung starker afrikanischer Reiche, unter deren Schutz der Handel Sicherheit findet, für eine unerläßliche Bedingung des Gedeihens.

Die ursprüngliche Religion aller Völker des Sudan scheint ein Naturdienst gewesen zu seyn, der sich mit Vorliebe der Sonne, dem Monde, dem Feuer, aber auch den hingeschiedenen Seelen der Vorfahren zukehrte, und zwar waren die ursprünglichen Formen des Gottesdienstes minder roh und abgeschmackt als sie es später wurden. Uebrigens findet man nirgends wie in Süd-Afrika oder weiter an der Küste eine stark entwickelte Priesterkaste oder das Unwesen von Zauberern. Berber waren die ersten welche vor dem Jahre 480 der Hidschra den Islam nach dem Sudan brachten, der vom obern Lauf des Nigers aus die Nachbarreiche ergriff. Im 11ten christlichen Jahrhundert war der Islam auch im Sourhayreich ein Erforderniß für das regierende Oberhaupt, und in der letzten Hälfte jenes Jahrhunderts wurde der Islam auch von dem königlichen Haus in Bornu angenommen. Mit dem Islam aber wandert in Afrika stets die Civilisation.

Groß und Klein in Zeit und Raum.

(Aus einer Vorlesung in der Akademie zu Brüssel.)

Alles was wir von der Welt sehen, ist nur ein unmerklicher Bruchtheil des großen Ganzen, dessen Ausdehnung kein Gedanke zu umfassen vermag.

Aber nicht allein dieser schrankenlosen Unermeßlichkeit gegenüber wird der Menschengeist befangen und verwirrt; seiner Einbildungskraft ist es unmöglich, wenn er auch seine Blicke von dem Himmelsgewölbe abwendet, die Myriaden von Geschöpfen zu denken welche die Oberfläche des Weltballs bevölkern, in so winziger Gestalt, daß selbst das durch die Wissenschaft bewaffnete Auge kaum ihre Spuren in der Schöpfung zu gewahren vermag.

Wir vermögen den californischen Riesenbaum, die Wellingtonia, mit dem Blick zu messen, ebenso die Länge eines arktischen Walfisches, welcher schon bei seiner Geburt 20 Fuß mißt; aber wir können nicht ebenso leicht diese unendlich Kleinen, die Infusorien und einzelligen Pflanzen messen und begreifen, welche in Millionenzahl auf einem Nadelknopfe Raum finden.

Zwischen diesen Extremen sind die verschiedenen Bildungen vorhanden, welche in den geographischen Regionen die Fauna und Flora ausmachen.

Ist es der Zufall, welcher über die Vertheilung dieser Gestaltungen und Größen auf der Erde waltet? Die vollkommene Uebereinstimmung, welche unter all diesen Wesen in jeglicher Region herrscht, beantwortet diese Frage hinlänglich. Alles ist nach Umfang und Zahl berechnet, wie das Buch der Weisheit sagt: Omnia fecit in numero, in pondere et in mensura, und die Naturkundigen können diesem Ausspruch nur beistimmen.

Nicht allein besteht eine enge Wechselseitigkeit zwischen Thieren und Pflanzen, den blutgierigen Fleischfressern und den sanften Gazellen, welche ihnen zur Beute dienen, sondern man wird selbst sehr nahe Beziehungen zwischen der Größe der Säugethiere und der Ausdehnung der Continente finden, welche sie bewohnen. Betrachten wir vorerst ob diese Mannichfaltigkeit der Bildungen und Größen in den verschiedenen Zeitaltern des Weltballs Strömungen unterworfen war.

Nach den neuesten Erhebungen der Wissenschaft herrschte bei Beginn des Lebens auf unserm Planeten eine gewisse Gleichförmigkeit in der ganzen Schöpfung, die sich von den beiden Polen über den Aequator erstreckte. Während der langen Nächte der ersten Zeiten vermochte die Erde, gleichförmig erwärmt durch den Herd des Centralfeuers hinrollend, in einer glühenden Atmosphäre, durch Dünste verdickt, nur gleichförmig organisirte Thiere, welche sich unter allen Breiten ähnlich waren, zu ernähren. Man sieht neben untergeordneten Bildungen nur die seltsamen Trilobiten, die cephalopodischen Mollusken, zierliche Crinoiden, dann sonderbar geformte Fische, deren Reste in den Lagerungen des silurischen Systems zu finden sind, alle diese Geschöpfe aber von geringer Größe.

In der folgenden Periode zerreißt die Erdrinde in tiefere Spalten; Berge beginnen sich zu erheben, die Wasser sind gehemmter, und bilden Meere und Festländer, und Reptilien und Amphibien erscheinen unter den seltsamsten Gestaltungen.

Neben den ungeheuren Kröten, den Labyrinthodonten, zeigen sich die riesenhaften Ichthyosauren, halb Fische, halb Reptilien, der erste Entwurf zu Delphinen und Walfischen. Dann die Plesiosauren, die Zeuglodonten und Megalosauren, von 15 Meter Länge; wovon die einen dem schwerfälligen Rhinoceros, die andern dem reißenden Krokodil gleichen, und endlich der wundersame Pterodaktylus, welcher die Erscheinung der Vögel ankündigt.

Dieß ist, so zu sagen, das Mittelalter des Thierreichs die Zeit der Reptilien, oder, wissenschaftlich zu reden, die secundäre Epoche.

Die tertiäre, welche unmittelbar auf die Kreidebildung folgt, ist das Reich der Vögel und der Säugethiere, in welcher der flüchtige Entwurf sich zum Gemälde gestaltet. Die üppige Vegetation der Kohlenflötze während der primären Epoche kannte ebenso wenig den Winter als heutzutage die Aequatorialgegenden. Aber während dieser neuen Periode beginnt die Sonne ihren wohlthätigen Einfluß fühlbar zu machen. Die Pyrenäen erscheinen, wie auch die Apenninen und Karpathen; indem sie ihre Gipfel in die Wolken erheben, schaffen diese Bergketten natürliche Schranken; neue deutliche geographische Regionen erzeugen sich, und das Erkalten der Erde gestattet den Jahreszeiten zum erstenmal ihre Herrschaft auszuüben.

Dieser beträchtlichen Veränderung in der Gestaltung des Bodens entspricht eine vielleicht noch gründlichere Modification in dem Thierleben.

Digitized by Google

Nachdem das Meer, in dessen Tiefe die Kreide sich niederschlug, sich zurückgezogen, sehen wir die höchsten Formen der thierischen Serie erscheinen; Vögel und Säugethiere nehmen ihre Stelle neben neuen Reptilien ein, weniger furchtbar und mächtig. Alle Landthiere mit kaltem Blute, ausgenommen die Schildkröten, sind im Abnehmen.

Die ersten Säugethiere sind alle sehr klein, wie die ersten Reptilien und Fische es waren. Aber gegen die Mitte dieser Periode erscheinen die großen Grasfüßer. Auf die Riesenschildkröten der tertiären subhimalayischen Ablagerungen, die Megalochelys-Atlas, welche nicht unter 20 Fuß in der Länge messen, folgen die Vögel Neuseelands, der Dinornis, welcher an Wuchs einer Giraffe gleicht, und der Oeppornis (?) von Madagascar, der an vier Meter hoch war, und von dem ein einziges Ei 150 Hühnereiern gleichkommt.

Diese Tertiärperiode hat in Mitteleuropa durch die zahlreichen kleinen Pachydermen begonnen, welche in den Gypsbrüchen zu Paris zuerst entdeckt und von Cuvier unter dem Namen Paläotherium und Anoplotherium beschrieben wurden.

Gegen die Mitte dieser merkwürdigen Epoche zeigen sich die ersten Mastodonten, die Elephanten und das Dinotherium, von dem bis jetzt allein der Kopf recht bekannt ist.

Dann folgen auf die ersten Dickhäuter die zahlreichen Wiederkäuer, welche besonders unter der Form des Hornviehs dem Menschengeschlecht, dessen Erscheinung nahe ist, von so großem Nutzen seyn sollten.

Der Weltball erbebt zum letztenmale, eine furchtbare Umwälzung findet in der Erdrinde statt, die höchsten Gebirge, die Alpen, der Himalaya, die Anden steigen aus den Eingeweiden der Erde auf und das Schöpfungswerk vollendet sich mit dem Auftreten des Menschen.

Die quaternäre oder neueste Periode beginnt. Die großen Landthierarten haben so ziemlich ihren Umfang beibehalten, aber die Wasserfäugethiere oder vielmehr die Walfische erreichen erst ihre größten Verhältnisse. Ja es ist nicht einmal dargethan ob es vor der quaternären Periode wahrhafte Walfische gegeben hat.

Der Erscheinung der Säugethiere und Vögel geht eine Verminderung in der Gestaltung der Batrachier und Reptilien zur Seite, wie später beim Auftreten des Menschen die Landsäugethiere abgenommen haben. Das Volumen nimmt in den Cetaceen bis zum Ende zu, aber bei den Landthieren scheint die Materie allmählich der Intelligenz weichen zu müssen.

Während dieser verschiedenen Perioden aber, mitten unter diesen furchtbaren Umwälzungen, welche alle großen Species verschwinden machen, verfolgen die unendlich kleinen friedlich ihre Fortpflanzung bis zum gegenwärtigen Zeitraum, indem sie sich allen Uebelständen des Mediums und der Temperatur anpassen. Sie nehmen selbst zu verschiedenen Zeiten Theil an der Bildung mächtiger Ablagerungen, und wenn schon in dem silurischen Meere den unsern ähnliche Polythalameen lebten, so bewohnten die Tiefe des Kreidemeers Species welche sich noch heute in der Nord- und Ostsee finden. Sie sind durch diese langen geologischen Perioden hindurchgegangen, ohne durch den Einfluß berührt zu werden welcher das so plötzliche und gänzliche Erlöschen so vieler verschiedenen Gattungen in den höhern Stufen des Thierreichs verursacht hat.

Es gilt gegenwärtig als Hauptgesetz der geographischen Zoologie: daß die größten Landsäugethiere, wie der Elephant, das Rhinoceros, die Giraffe, der Hippopotamus, alle den größten Continenten der alten Welt angehören, und daß eine wirkliche Wechselbeziehung zwischen der Gestalt der Säugethiere und der Ausdehnung des Bodens den sie bewohnen, stattfindet. Auch die aquatischen Säugethiere machen keine Ausnahme, indem die Walfische, die größten derselben, in einem Medium leben welches drei Viertheile der Erdoberfläche bedeckt.

Wenn die alte Welt den Elephanten und das Rhinoceros ernährt, besitzt die neue in ihrem südlichen Theile nur das Llama und den Jaguar, Australien das Känguruh, und Madagaskar den Indri, welcher die Größe einer gewöhnlichen Meerkatze nicht übersteigt. Die Kleinen finden allenthalben die Bedingungen zu ihrer Existenz, während die Großen zu ihrer Nahrung wie zur Fortpflanzung Luft und Raum bedürfen.

Nach dem Studium der Riesenthiere auf dieser Erde könnte es scheinen als wären die Kleinen unwichtig, indeß spielen diese mikroskopischen oder untergeordneten Wesen dessenungeachtet eine eben so wichtige Rolle wie die sogenannten Großen, und wenn auch ihre Stelle in der gegliederten Reihenfolge weniger deutlich bezeichnet wäre, sind sie dennoch, trotz der Mißachtung im allgemeinen, nicht minder bestimmt mit oft furchtbarer Schnelligkeit die schrecklichsten, unvorhergesehensten Wirkungen hervorzubringen. Die mikroskopische Infusorie welche der Wind auf dem Berg ausstreut oder die Fluth in den Abgrund zieht, verdient eben so sehr die Beachtung des Naturforschers als der buntbeschwingte Schmetterling, der um Blumen flattert, oder der Löwe, der im Waldesdickicht brüllt.

Diese unscheinbaren Wesen existiren seit das Leben auf der Erde emporkeimte, und haben, wie gesagt, die großen geologischen Epochen durchwandert, ohne bedeutenden Aenderungen unterworfen zu seyn. Sie erfüllen mit ihrem Vorhandenseyn alle Medien, wo ihre Entwicklung möglich ist, und verbreiten sich vom Pol bis zum Aequator, von dem Gipfel der höchsten Berge bis zu den Tiefen des Oceans! Und allenthalben halten und vermehren sie sich durch eine Fruchtbarkeit ohne Gränzen und ohne Maß.

Das Schmelzen des Eises unter dem 78. Breitengrade hat sehr erkennbare Thierformen geoffenbart. Am Gipfel des Montblanc und Chimborazo bei 14 und 18,000′ Höhe ist noch das Leben verbreitet, wenn auch nicht in Form von Thierchen, mindestens als Flechten, und bei 12,000′ Meerestiefe, bei einem Druck von 400 Atmosphären, hat man Diatomeen u. a. Arten gefunden. Ja man findet sogar noch im Grunde der Kohlengruben eine Flora und ein Thierleben.

Es wurden in neuester Zeit im Jura und den Alpen Untersuchungen angestellt, die Luft in 2000′ Höhe in Blasen gefaßt, um sie mit der in den Städten zu vergleichen, und allenthalben fanden sich jene Sporen und organischen Keime welche den Schimmel bilden unter der Form von mikrosko-

Digitized by Google

pischen Pilzen, und diese Legionen von Wesen welche in unserm Trinkwasser wimmeln, und in dem Brode das wir genießen.

Diese so winzigen Geschöpfe, die oft der schärfsten Instrumente bedürfen um sie zu entdecken, bringen tagtäglich unzählige Wunder hervor, und schaden eben so viel als Pest und Hunger, indem sie zu den größten Phänomenen beitragen. Betrachtet man unter dem Mikroskop einen Tropfen Hefe, ja nur so viel als auf einer Nadelspitze Raum findet, so wird man Tausende von Pflanzen unter der Form von rundlichen Zellen wahrnehmen. Und alle diese Pflänzchen leben, jegliches ernährt sich, athmet und sorgt für die Erhaltung der Species. Bei jeder Gährung ist es das Leben dieser unendlich Kleinen welche uns unsern Wein, unser Bier, unser Brod bereitet, und wenn sie so täglich in die Vorkehrungen des häuslichen Lebens eingreifen, ist es nicht zu verwundern wenn Naturkundige ihre Nachtwachen und ihre Kräfte dem Studium dieses so ephemeren und so wenig scheinbaren Lebens weihen.

Aber selbst in der Unermeßlichkeit des Oceans bringen diese unendlich Kleinen nicht weniger Wirkung hervor als die Erdbeben und die vulcanischen Ausbrüche. Wie viele der Südseeinseln verdanken ihr Daseyn der raschen Vermehrung der Korallen; wie manche Klippen entstehen durch dem Auge kaum sichtbare Polypen, welche diesen Bau von Babel aufthürmen, wenn auch nicht bis in die Wolken, doch weit über ihre flüssige Atmosphäre hinausreichend?

Ein kleines rundliches Thierchen von der Dicke eines Stecknadelknopfes, durchsichtig wie die Pupille im Auge, erzeugt das Leuchten des Meeres. Es ist ein Heer, was sage ich, eine Welt dieser Thierchen, welche, wie der Leuchtwurm unserer Gebüsche, ein jegliches sein phosphorescirendes Licht auswerfen, und durch ihr Flimmern dem gestirnten Himmel gleichen.

In all diesen untergeordneten Wesen ist die Raschheit der Erzeugung nicht minder merkwürdig als ihre Kleinheit. Nach Ehrenbergs Berechnung vermag ein einziges dieser einzelligen Vegetabilien in vierundzwanzig Stunden eine Million, und hundert vierzig Billionen in vier Tagen zu erzeugen. Ein Kubikzoll Trippel enthält 41 Mill. der Galionella distans, und Galionella ferruginea erfüllt denselben Raum mit einer Billion siebenhundert fünfzig Millionen; und solche Ablagerungen finden sich in einer Mächtigkeit von 13 Metern.

Als 1843 nach mehrjährigen Vorbereitungen eine galvanische Batterie bei Dover mittelst 185 Centnern Pulvers mehr als 20 Millionen Centner Kalkfelsen zertrümmerte, war diese furchtbare Batterie gegen Ueberreste von Geschöpfen gerichtet welche durch einen Fingerdruck zu Tausenden zerstört werden können.

Sind es also die Großen der Erde welche wichtige Ereignisse bestimmen und Welt und Menschheit in Bewegung setzen? In der Natur fällt diese Aufgabe augenscheinlich den Kleinen zu, während die Großen kaum eine Spur von ihrem Daseyn zurücklassen. Der Mensch kann den Löwen und Tiger überwinden, und die Erde von Wölfen und schädlichen Thieren reinigen; er jagt selbst den Elephanten und des Rhinoceros in die Flucht; aber er ist waffenlos gegen diese mikroskopischen Wesen, welche Wasser und Luft erfüllen und sich in die Tiefe seines Organismus einwühlen.

Die Wissenschaft der Menschen hat mächtig dazu beigetragen nützliche Thiere zu vermehren, und dem Ueberhandnehmen der schädlichen Einhalt zu thun; was vermag er gegen das Eindringen des Oidiums, und so unzähliger mikroskopischer Wesen?

Ohne der epidemischen Krankheiten zu erwähnen, sehen wir nicht daß der Antheil der den Infusorien in verschiedenen Uebeln der Erwachsenen wie der Kinder zugeschrieben wird, täglich zunimmt, und daß die Pathologie sich mehr und mehr bei der Zoologie und der Botanik Raths erholt? Sind es nicht diese infusorischen Wesen welche ungeachtet ihrer Kleinheit, indem sie allein den Weinstock und die Kartoffel überfallen, ganze Provinzen zu Grunde zu richten, die Sicherheit der Staaten anzugreifen, und das Leben der Völker in Gefahr zu setzen vermögen?

Die Erzeugung der Baumwolle.

Die Baumwolle ist in den drei größten Festländern der Erde heimisch gewesen, und dort seit den ältesten Zeiten versponnen und verwebt worden: im alten Indien, in Afrika, in Amerika. Sie wurde von den Arabern im 10ten Jahrhundert in Spanien, dann später in Sicilien, Neapel, Malta, Cypern und auf der illyrischen Halbinsel, von den Engländern in neuerer Zeit auch in Australien eingeführt. Alle wärmeren Länder können diesen nützlichen Webstoff erzeugen, drei große bevölkerte Länder, die südlichen Vereinigten Staaten, Indien, China erzeugen davon achtungswerthe Massen, und dennoch herrscht jetzt in Großbritannien und auf dem Festlande die bange Frage: wo soll die Baumwolle herkommen die wir nöthig haben? Die Wohlfeilheit dieses Webstoffes hat allmählich das Leinen und die Wolle mehr und mehr von ihren alltäglichen Verrichtungen verdrängt. In Deutschland freilich ist die Herrschaft dieser exotischen Faser noch nicht so allgemein geworden. Der Flachs behauptet bei uns noch viel von seinem alten Range, und er wird für ehrbarer gehalten als die Baumwolle. Aber es wird auch bei uns die Zeit eintreten wo Leib- und Tischwäsche fast ausschließlich aus Baumwolle besteht, und wo alles was wir Zeug nennen, wenn es nicht wärmen oder glänzen soll, Baumwollenzeug werden wird, wie dieß anderwärts eingetreten oder einzutreten im Begriff ist. Jene Zeiten, wie am Beginn des vorigen Jahrhunderts, wo man Baumwolle nach Europa verführte nur um Lampendochte daraus zu verfertigen, wo in England die Einfuhr in dem großen Zeitraum von 1701 und 1741 sich nur von 1,170,800 Pfd. auf 1,645,031 Pfd. hob, sind wohl für immer, d. h. so weit menschliche Voraussicht reicht, vorüber. Die Fortschritte der Mechanik, die Erfindung der Jennymühlen und der Kraftstühle ist es gewesen die allmählich den Begehr nach der weichen Pflanzenfaser ins ungeheuerliche ge-

Digitized by Google

steigert hat. Die ersten Jennymühlen waren noch unschuldige Geschöpfe, aber mit ihnen nahm das Laster seinen Anfang. Erst trieben sie nur 8, dann 20, dann 100, dann 200, und jetzt 1000 Spindeln. Der Baumwollenbau hat zwar auch Fortschritte gemacht, er hat große Reiche erobert, und wie es jetzt scheinen will, auch zerstört (Vereinigte Staaten), aber je mehr er wuchs, desto mehr wuchs auch die Fähigkeit des Verbrauchens, und man sieht jetzt wohl daß man einen Wurm füttert der nicht zu sättigen ist, dessen Appetit vielmehr mit seinem Wachsthum gleichen Schritt hält. Am Ende des vorigen Jahrhunderts bezog England, damals der einzige Staat von beträchtlicher Consumtion, seine Baumwolle noch aus der Levante und Westindien. Die Vereinigten Staaten, die um 1793 kaum ein Paar Ballen erzeugten, haben 1859 nahe an 4 Mill. Ballen à 443 Pfd. geliefert. Von diesem Volumen wird in Amerika selbst etwa der sechste Theil verbraucht. Der Rest geht nach Europa, wo er etwa $^3/_4$ des Bedarfes deckt. Das amerikanische Product ist die Frucht am Baum der Sklaverei, und wenn morgen ein Negeraufstand in den südlichen Staaten ausbräche und die Ernte oder nur eine halbe amerikanische Ernte verloren gienge, so wären Hunderttausende von Familien in England und etwa die Hälfte so viel in Frankreich, Belgien, in der Schweiz und Deutschland der Arbeitslosigkeit verfallen, und die Folge müßte ein tiefes Sinken der Arbeitslöhne in fast allen Gewerbszweigen nach sich ziehen.

Man kann im allgemeinen sagen daß mit den Fortschritten der Spinn- und Webemaschinen die Baumwollenerzeugung stieg. Als es überhaupt möglich wurde mit Hülfe spindelreicher Stühle eine Million Ballen in Europa zu verarbeiten, da wurden auch eine Million Ballen unserm Welttheil geliefert; als die Möglichkeit der Verarbeitung und mit dieser Möglichkeit die Nachfrage auf zwei Millionen stieg, da wurden auch diese geliefert. Allein die Nachfrage und das Angebot hielten nicht immer gleiche Fühlung, bald war die erste, bald die andere um einen Schritt voraus. Von 1837 bis 1845 nahm die Baumwollenerzeugung in den Vereinigten Staaten jährlich um fünf Procent, der Baumwollenverbrauch der christlichen Staaten nur um vier Procent zu. Also mußten sich allmählich die Vorräthe mehr und mehr aufhäufen, und zwar lagen am 1 Nov. 1845 nicht weniger als 1,195,400 Ballen in Liverpool in den Magazinen. Da fiel der Mittelpreis des Rohstoffes auf sechs Cts. (9 kr.) herab: dieser Rückgang der Preise war das Heilmittel für die gestörte Diät. Ein Theil der Baumwollenbauer sah sich bei sechs Cts. seiner Rente beraubt, und warf sich auf den Zuckerbau, bis in Folge dessen die Vorräthe wieder aufgebraucht waren und die Nachfragen immer ungestümer wurden. Im Jahre 1857 hatten die Vereinigten Staaten 3,100,000 Ballen, im Jahre 1858 nur 2,850,000 Ballen geerntet, und am Ende dieses letztern Jahres war der Vorrath in Liverpool auf 371,980 Ballen gesunken, das heißt auf sechs bis acht Wochen Nahrung für die 28 Millionen Spindeln die man 1857 in Großbritannien zählte. Diese verspannen damals 826 Mill. Pfd. (nicht ganz zwei Mill. Ballen), woraus nach Abzug von 90 Mill. Pfd. Abfällen 160 Mill. Pfd. Garn, und 396 Mill. Pfd. als Zeuge ausgeführt, 171 Mill. Pfd. aber in England selbst verbraucht wurden. Der Gesammtwerth dieser Production belief sich auf 60 Mill. Pfd. St. oder 720 Mill. Gulden. Glücklicherweise war die Ernte von 1859 um eine Mill. Ballen stärker als die des Vorjahrs. Die Preise hatten aber vorher stark angezogen waren sogar bis auf 16 Cts. (24 kr.) gestiegen. In Folge dessen fand in den südlichen Staaten eine große wirthschaftliche Bewegung statt. Ein Theil der mittleren oder sklavenzüchtenden Staaten verkaufte seine Neger, die nach den jungfräulichen Ländereien in Texas und am südlichen Red-River versetzt wurden, während die alten bereits erschöpften Baumwollenfluren mit Guano wieder befruchtet wurden. In Folge dieser Anstrengungen hob sich die Ernte nach und nach um 40 Proc., und die Preise sanken von ihrem hohen Stand. Die Preissteigerung im Jahre 1859 hat England nicht weniger als 9½ Mill. Pfd. St. gekostet, und wenn man rechnet daß sich selbst zu 4⅛ Pence (13½ kr.) Baumwolle mit einem billigen Gewinn für den Pflanzer erzeugen läßt, der Mittelpreis zwischen 1847 und 1860 aber sechs Pence (18 kr.) gewesen ist, so hat England in diesen 14 Jahren 56 Mill. Pfd. Sterl. mehr an die Amerikaner gezahlt als es der Fall gewesen wäre wenn nicht durchschnittlich die Ernten hinter dem Begehr zurückgeblieben, denn trotz aller Vermehrung der amerikanischen Erzeugung blieb diese doch hinter der Nachfrage der Baumwollengewerbe zurück. Es war dieß hauptsächlich die Folge von dem Wachsen der Industrie auch in den Vereinigten Staaten und auf unserm Festland. Nach Ellisons Quellen betrug nämlich der

	Durchschn. Jahresverbrauch an Baumwolle.	Proc. vom Ganzen.	Durchschn. Jahresverbrauch an Baumwolle.	Proc. vom Ganzen.
	1836—1846.		1847—1857.	
in Großbritannien	442 M. Pf.	53	697 M. Pf.	48¼
auf unserm Festland	272 „ „	32⅝	523 „ „	36¼
in den Ver. Staaten	119 „ „	14⅜	224 „ „	15½
	833 M. Pf.	100	1444 M. Pf.	100

Diese mißliche Lage hat die Engländer schon längst dringend beschäftigt. Freilich muß ihnen die Sache auch am meisten zu Herzen gehen, da 1,200,000 Menschen in Großbritannien allein von den Baumwollengewerben leben. Rühmlich aber ist es jedenfalls daß sie auf die Eröffnung neuer Märkte bedacht sind, während auf unserm Festland und in den Vereinigten Staaten man die Dinge gehen läßt wie sie eben gehen wollen. Nicht allein aber ist es eine wirthschaftliche Frage welche die Engländer zur Ausbreitung der Baumwollencultur bewogt, sondern sie möchten auch politisch unabhängig werden von dem amerikanischen Markt. Alle diese Wünsche und Besorgnisse haben sich seit dem Abfall der Baumwollenstaaten von der Union gesteigert, besonders da die Pflanzer jetzt daran denken einen Ausfuhrzoll auf Baumwolle zu legen, das heißt mit andern Worten ihren Staatsaufwand sich von ihren Abnehmern, den Baumwollengewerben diesseits und jenseits des atlantischen Meeres, bezahlen zu lassen.

Was in Neapel, Sicilien, Malta, auf Cypern und in der Türkei sich an Baumwolle erzeugen läßt, genügt etwa für

Digitized by Google

Lampendochte und andere obscure Artikel. Von Algerien kann nur der Köhlerglaube eines Schutzzöllners etwas hoffen, bis jetzt ist die dortige Erzeugung nur eine kostspielige Liebhaberei geblieben, für welche die protectionsseligen Franzosen die Zeche zu zahlen haben. Aegypten lieferte im Jahre 1859 44,488,508 Pfund Baumwolle ersten Ranges. Das ist in Pfunden ausgedrückt eine schöne Ziffer, aber auf Ballen reducirt nur eine Auster für den Hunger. Sehr großer Ausdehnung ist in Aegypten der Baumwollenbau deßwegen nicht fähig weil sich Mais dort mit viel größerem Nutzen bauen läßt. In neuester Zeit hat man seine Augen auch auf das westliche Afrika, auf die Küstenländer der Aschanti, das Nigerdelta und die Gestade am Golf von Benin geworfen. In der That hat sich die Ausfuhr von Baumwolle aus Lagos in folgender Weise gesteigert:

1855	1,651	Pfd.
1856	11,492	„
1857	35,419	„
1858	219,615	„
1860	417,087	„

Allein auf Negerstaaten und freie Negerarbeit läßt sich nicht viel bauen. Die politischen Zustände sind dort zu wenig dauerhaft, und wenn auch die Joruba und Nufevölker schon seit längerer Zeit sehr stark Baumwolle erzeugen, so wird doch alles im Lande selbst verbraucht, oder als Webwaare theils nach Innerafrika, theils selbst nach Brasilien ausgeführt. Wir setzen auch wenig Hoffnung auf die großen Baumwollengefilde die Livingstone am Schire entdeckt hat, denn Eingeborne und Neger zumal, selbst die intelligentesten unter ihnen, sind ohne Aufseher und ohne gelinden Zwang schlechte und unzuverlässige Producenten. Das gleiche gilt von der Colonie Natal, die einen unvergleichlichen Baumwollenboden besitzt, allein außer Boden und Klima gehört zum Baumwollenbau ein Haupterforderniß, nämlich wohlfeile, von europäischem Capital unterstützte und von europäischer Intelligenz geleitete Arbeit farbiger Menschen. Die weiße Race hat mit diesem Arbeitszweige nichts zu schaffen, denn wenn man auch viel Rühmens von dem Baumwollenbau der deutschen Ansiedler in Texas gemacht hat, deren Producte so hoch bezahlt werden, so hat sich doch in neuester Zeit ergeben daß die Sache erstens nicht so glänzend ist und zweitens niemals die Arbeit von Weißen eine Massenerzeugung liefern wird, sondern nur sporadisch wirken kann. In Natal nun könnte sich der Baumwollenbau nur auf die Arbeit der Eingebornen stützen, aber jedermann weiß wie launisch die Kaffern sind. Heute arbeiten sie und morgen nicht, morgen um keinen Preis, nicht gegen Lohn und nicht gegen gute Worte. Bei der Baumwollenernte aber soll kein Tag, soll keine Stunde versäumt werden; wer aber wird sein Vermögen vom Eigensinn halbwilder Menschenkinder abhängig machen? Daher ist es außerordentlich zu bedauern daß Brasilien nicht nur seinen Baumwollenbau nicht ausgedehnt, sondern das einzige der frühern Ursprungsländer gewesen ist wo dieser Ackerbauzweig sich vermindert hat. Brasilien besitzt das was allerorten mit Ausnahme der Secessionsstaaten fehlt, nämlich farbige Arbeit, geleitet von Capital und Intelligenz; aber Brasilien kehrt der Baumwolle mehr und mehr den Rücken zu, weil Zucker und Kaffee viel mehr Gewinn bringen. Ein neues Baumwollengebiet ist kürzlich zu einem Staate mündig gesprochen worden, nämlich Queensland in Australien. Die physikalischen Vorbedingungen zur Cultur sind dort unvergleichliche. Eine Millionzahl von Acres ist dort ausschließlich nur für Baumwolle geeignet, und man braucht nicht zu fürchten daß Zucker, Kaffee oder Mais dort das Spiel verderben. Es fehlt nur an einer Kleinigkeit — nämlich an den Leuten die dort bauen sollten, und man wiegt sich erst mit der Hoffnung Kulies dorthin zu exportiren! Doch hat die Sache einige Aussicht, aber die Perspective ist eine verzweifelt entfernte. Auch in Westindien, in Jamaica namentlich, macht der Baumwollenbau mit Kuliearbeit Fortschritte, allein das sind alles nur Tropfen für vertrocknete Kehlen. China ist auch ein Baumwollenland ersten Ranges. Die Arbeit ist dort wohlfeiler als Negerarbeit, Intelligenz und Capital fehlen auch nicht, allein China ist ein noch größerer Baumwollenverbraucher, und anstatt zu liefern bezieht es aus Indien Rohstoff, aus England Garne.

So bleibt denn nichts übrig als Indien. Gegen die Quantität seiner Production läßt sich nichts sagen, aber sie ist doch nur wenig größer als sein Verbrauch, der auf 4 Mill. Ballen oder 1772 Mill. Pfd. (12 Pfd. per Kopf) berechnet worden ist. Außerdem hat es noch dem allgemeinen Handel jährlich und durchschnittlich überliefert:

	Bombay,	Madras,	Bengalen,
1835—1839	91 Mill.	13 Mill.	31 Mill.
1855—1858	222 „	16 „	9 „

Vermindert hat sich die Ausfuhr in Bengalen, stark vermehrt nur in Bombay; allein nicht in dieser Präsidentschaft liegt das wahre Baumwollengebiet, sondern in Berar, im Stromlande des Godavery.

Die indische Baumwolle hat jedoch ihre schwachen Seiten; sie ist um 30 Procent wohlfeiler als die amerikanische, und doch nicht so verkäuflich wie diese. Die Gründe liegen hier, wie man jetzt genau zu wissen glaubt, nicht am Boden, auch nicht an dem Mangel an farbiger Arbeit, die dort wohlfeiler ist als in den amerikanischen Sklavenstaaten, sondern am Mangel des Capitals und der intelligenten Organisation der Arbeit. Es fehlt zunächst den Ländereien an hinreichender Bewässerung. Diese läßt sich aber bei der wohlfeilen Arbeit in Indien durch Canalisirungen leicht gewähren, und Canalbauten haben in Indien schon bis zu 70 Procent Rente geliefert. Also bedarf es nur des Geldes. Wäre die Bewässerung da, dann fehlte es zunächst an einer vollkommenen Reinigung der Baumwolle, die bis jetzt noch auf die roheste Weise vollzogen wird. Dazu bedarf es weiter gar nichts als der Einführung der Maschinen. Solcherweise gereinigte Baumwolle aus Berar ist bereits in England mit 7¼ Pence das Pfund bezahlt worden, während die unreine nur 5⅜ Pence gleichzeitig erzielte. Die Einführung von Maschinen ist daher mit außerordentlichem Gewinn verbunden. Ferner wird die unreine indische Baumwolle auch noch schlecht verpackt und bleibt

Digitized by Google

monatelang unterwegs, ehe sie den Verschiffungsplatz erreicht. In Folge der schlechten Verpackung verringert sich durch Thau, Regen, Flußwasser und Staub ihre Qualität noch mehr. Also bedarf es wieder nur unter europäischer Aufsicht einer richtigen Verpackung. Das Hauptübel ist aber der Mangel guter Verkehrsmittel. Die Engländer haben in Indien allerdings viele Straßen gebaut, allein alle gehen sie der militärischen Zwecke halber von Norden nach Süden, während der Handel eine Richtung im Sinn der Breitengrade verlangt. Jetzt fehlt es dort in westöstlicher Richtung überall an Straßen. Die Baumwolle wird daher schlecht verpackt, auf den Rücken von Ochsen verladen, und die Karawane setzt sich in Bewegung. Sie findet aber vielleicht unterwegs kein grünes Futter, sie muß daher liegen bleiben bis es regnet, wenn nicht die Lastthiere selbst zu Grunde gehen. Sie findet auch nicht immer Brücken, und daher geht Thier und Ballen durch das Wasser. Sind alle Fährlichkeiten überstanden, dann hat es genau zwei Jahre gebraucht, seit die Baumwolle gesäet wurde bis sie in Liverpool ankam. Man schließe nun, wie wohlfeil sich in Indien Baumwolle erzeugen läßt, wenn sie eine solche Mißhandlung und Frachtvertheuerung doch vertragen kann! Den Hauptgewinn (30—40 Proc.) zieht erst noch der Hinducapitalist, welcher dem Reiot (Bauern) das Geld vorstreckt und ihm seine Baumwollenernte im voraus abkauft. Welches Feld für europäische Speculation!

Alle diese Uebelstände lassen sich in Bezug auf Berar in kürzester Zeit beseitigen. Es braucht nur der Godavery für Dampfer schiffbar gemacht zu werden. Schon vor fünf Jahren haben wir mitgetheilt was der Oberst Cotton an Ort und Stelle darüber an Erfahrungen gesammelt hat. Er verlangt nur eine Summe von 300,000 Pfd. St., oder so viel als etwa 10 deutsche Meilen Eisenbahn kosten um den Strom auf 550 engl. Meilen schiffbar zu machen, und die Transportkosten der Baumwolle um mehr als 1 Pence das Pfund, fast um ein Drittel ihres Werthes in Liverpool, zu erniedrigen. Dieser Plan ist denn wirklich in Ausführung begriffen, denn die britische Regierung hat bereits die Godavery-Ufer expropriiren lassen. In England aber bestehen seit etlichen Jahren schon Gesellschaften mit großem Vermögen, die sich zur Aufgabe machen den Baumwollenbau zu verbreiten, und namentlich nach Indien und Afrika gute amerikanische Samen zu liefern. In Folge der amerikanischen Secession ist hinter diese Unternehmungen das richtige Feuer gekommen, und wenn die Briten einmal etwas anfassen wo ein Nutzen herausschaut, da setzen sie in der Regel ihre Plane durch. Für unser Festland kann das Gelingen nur von höchstem Vortheil seyn, denn befriedigt sich England in Indien, so werden die amerikanischen Pflanzer ihr Product beträchtlich im Preis herabsetzen, und den Ausfuhrzoll werden sie selbst tragen müssen.

Das imperialistische Paris.

4. Die Boulevards, von dem Bastillenplatz nach der Madeleine. — Sonst und Jetzt.

Die Gebrüder Véron. — Eine berüchtigte Laïs. — Mirès, der Große. Drei Heroen der Volkslegende: Lord Savate; — Prince Torticoli; Prince Taureau. — Wie Paris an die Werke seines Herrschers glaubt. — Freie Rede. — Ruinen auf den Boulevards. — Das Ministerium des Aeußern, Februar 1848. — Der „große Radar" und die Photographie. — Die Madeleine und der Blumenmarkt.

(Schluß.)

Dieser runzlige, schlotternde Mensch da, mit dem sorgfältig geschabten Gesicht damit er jünger aussehe, mit dem Monsterhute aus der Arche Noahs, der ihm wie ein umgestürzter Nachen über Stirn und Genick herabhängt, mit der haushochaufgethürmten Halsbinde, um die Auswüchse des Familienkropfes zu verbergen, ein überlebter Adonis der traurigsten Gestalt, das ist der Thersites der Boulevards, der unvermeidliche Ueberall und Nirgends, der häßlichere Bruder des häßlichen Apothekers . . . ich wollte sagen Doctors Véron, ein endlos zehrendes Geschwür an dem nobeln Leben seines berühmten Bruders wie der Schwamm unter der Eiche, heute mit einer behaglichen Stelle von circa 10,000 Franken, ich glaube in der Tabaksregie beschenkt, vermuthlich zum ausgleichenden Troste dafür daß man den Doctor und Apotheker nicht zum Senator gemacht. Fortuna fallax et adultera!

Diese da, eine himmelweit verschiedene Erscheinung! Flatternde Bänder, Haarschmuck à l'Eugénie, Atlaß, Diamanten und Schminke in harmonischer Pracht! Das ist Laïs, eine der berüchtigten Laïs des Tages, quondam die Begünstigte eines wohlbeleibten Prinzen, bei dessen Verheirathung mit einer hesperischen Prinzessin sie in so gränzenlose Wuth gerieth daß sie die kostbarsten Zierden ihres ephemeren Thrones, Teppiche, Bettdecken, Vorhänge u. s. w., mit dem prinzlichen Wappen bestickt, zum Fenster hinauswieg, zum großen Ergötzen der schadenfrohen Menge, und zum abscheulichen Aergerniß hoher Obrigkeit und Polizei. An einen gesetzlichen Zugriff auf eine so mächtige, kühne und nah verwandte Persönlichkeit war selbstverständlich nicht zu denken. Man begnügte sich ihr mit goldklingender Beredsamkeit eine Reise nach dem Norden zu empfehlen, wo sie sehr lohnende Erforschungen und Eroberungen in dem Rubeldepartement vollbracht haben soll. Heute ist sie zurück, und triumphirt, hübsch noch und so gemein wie zuvor.

Und wer ist jener kleine Mann, mit dem intelligenten durchdringenden Blick, dem wohlgefälligen Gesichte! Niemand anders als der moderne Krösus, der die Brüder Pereire noch gelber gemacht als sie von Natur schon sind, und Rothschild grausame Schlaflosigkeit verursacht: Mirès, der Glückliche, der Große, dessen Name in goldnen Lettern auf der neuen Passage zwischen der Rue de Richelieu und dem italienischen Boulevard auf den Grund und Boden des ehemaligen Hôtel des Princes prangt, und der hier Arm in Arm mit einem Journalisten lustwandelt, den er eben bei einer Flasche Cli-

Digitized by Google

quot von der Unfehlbarkeit einer frischen Speculation überzeugt. Als er die erwähnte neue Gallerie begann, nannte man es ein verfehltes Unternehmen und ihn einen impertinenten Bengel daß er seinen Namen darauf gesetzt. Aber Mirès, der Besitzer des Constitutionnel und des Pays, Mirès der Eigenthümer der Docks und des Hafens von Marseille, der seines Gewinnstes selbst in den römischen Finanzmysterien gewiß ist, und nicht scheut seine galvanisirende Kraft an dem türkischen Sultan zu versuchen, Mirès der eben einen Prinzen Polignac mit dem fürstlichen Geschenke seiner Tochter, als Braut, beehrt, Mirès lächelt, unbeirrt über die Scheelsucht kleinlicher Seelen. Er weiß besser wie man's macht. [1]

Wo neue Geburt, da waltet der Tod. Auch Ruinen habe ich in diesem anziehenden Bereiche bemerkt. Frascati, das berüchtigte Spielhaus an der östlichen Ecke der Richelieustraße, war längst schon vor der Februarrevolution dahin, und der Jockeyclub ist bloß von dem Eckhause der Rue Drouot, ehemals Grange Batelière, nach dem frühern Local des Cercle des Etrangers, am Eingang der Rue Grammont, übergesiedelt, während dieser letztere an die Ecke der Rue de Choiseul gewandert. Aber auch der bekannte Café und Restaurant Douix, zwischen den beiden Gallerien des Passage de l'Opéra ist nicht mehr. Ich widme ihm eine besondere Erwähnung, weil mir dort im Jahre 1834 zum erstenmal Alphonse Karr, der Verfasser der „Wespen" und dermalen Kunstgärtner in Nizza, in großen „Kononenstiefeln," einem altdeutschen Rocke und mit einer runden Silbermedaille, als Belohnung für die Rettung eines ertrinkenden Gendarmen, auf der Brust, gezeigt wurde. Olim meminisse juvabit! . . .

Ja, selbst der berühmte Café de Paris, wo die Beaux und Dandys des Boulevard „de Gand" (das war der feine Name aus der Periode der Restauration) thronten, wo Lowe-Weimars, der Uebersetzer von Hoffmann, Günstling des Grafen Molé und „bürgerlicher" Beiläufer der beaux-fils der Pariser Aristokratie, neben Véron, dem Director der großen Oper, seine Lucullusmahlzeiten hielt, und wo auch Carrel, der glänzende Publicist des National, die Schwäche hatte zu hospitiren, ja, auch der Café de Paris ist den Weg alles Fleisches gegangen. An seiner Stelle erhebt sich eines der himmelhohen Pariser Häuser, deren Stockwerke zu zählen und zu durchwandern eine Tagreise erfordert.

Und wo sind sie, die so lange in der Pariser Volkslegende als stehende Gestalten hier gelebt und gewebt, von allen gekannt und mit Namen genannt? „Morgen wird der Wanderer kommen — kommen, der uns sah in unserer Schöne, ringsum wird sein Auge auf dem Boulevard uns suchen, und wird uns nicht finden!" . . . . . Lord Savate, Prinz Torticoli und Prinz Taureau . . . . alle dahin „wo kein Tag mehr scheint, der Cocytus durch die Wüste weinet!"

Der erste war ein Engländer, bekannt als ein reicher Viveur, dem die Volksmythe alle antiquirten Liebhabereien und Narrheiten seiner Nation lieh, Lord Seymour, mit einem Wort der seine Heimath in Paris gewählt, durch einige tolle Vermächtnisse nach seinem Tode noch die Zungen des bösen Publicums beschäftigte, und von dem die Sage umlief daß er an die Barrière zu gehen pflege um sich mit den Meistern in der Savate, dem Pariser Boxen, zu messen. Daher sein volksthümlicher Name.

Der zweite war ein Russe, also nothwendig ein Prinz und mit Rubeln und Ducaten gespickt. Unwandelbar in einen blauen Frackrock mit gelben — natürlich goldenen — Knöpfen gekleidet, und an seiner Seite seine Maitresse, Madame G. . ., konnte man ihn in allen ersten Vorstellungen der Pariser Theater sehen, in der großen Oper in einer Baignoire, loge zur Linken von der Bühne, stets gelangweilt und das ohnehin häßliche Gesicht leidend verzogen. Tuffiakin, wenn ich nicht irre, war sein Name. Aber das Volk, und nach ihm die habitués der Boulevards hießen ihn nicht anders als Prinz Torticoli, weil er einen steifen Hals hatte, und gleich Alexander dem Macedonier den Kopf auf eine Seite hängen ließ. Er war einst, in Olimszeiten, als ein eifriger Huldiger im Cultus der Göttin Bulvivaga berüchtigt, und ein Gastronom ersten Ranges, aber der steife Hals u. s. w. im Bunde mit Madame G. . . hatten ihn in spätern Jahren zu einem mäßigern Tempo vermocht. Wem er seine Wärterin vermacht, ist mir nicht bekannt, aber wer ihn selbst beerbt, soll die erwähnte Dame am besten wissen.

Der dritte endlich, Prinz Taureau, war von hoher teutonischer Abkunft, ein wunderschöner Goethekopf auf rüstigem Unterbau, noch in vorgerücktem Alter, eben so bekannt durch seine vornehm leutseligen Cavaliersmanieren im besten Sinn gegen jedermann, als durch seine raffinirte Ausschweifung eines Trimalcion im erotischen Gebiet. . . . Dürfte ich Latein reden, so möchte ich meinen Lesern wohl einige Gemälde vorführen, des Petronius nicht unwürdig, allein in ehrlichem, anständigem Deutsch, geht es über meine und ihre Competenz. Ich darf indessen erwähnen daß er auf den Maskenbällen der Oper als einer der beharrlichsten Cavaliers-Servants jeder graciösen Gestalt galt, hinter deren Hülle eine wirkliche Schönheit zu hoffen war, und was seine Jugend zu wünschen ließ, wog er mit Golde auf. Aber warum er auf den Boulevards einer der Heroen der Volkslegende wurde, muß ich versuchen in einem Virgil'schen Gleichnisse zu versinnlichen: Während auf der lachenden Herbstwiese die junge, breitgestirnte und lebensfrohe Kuh nach frischen Kräutern sucht, ersieht sie der Herrscher der Aue, der riesige Stier mit dem geraden Rücken und dem kurzen, glänzenden Horn. Er ersieht sie und entbrennt in wüthender Begierde. Und nun beginnt der Anlauf, der Wettlauf, lange, lange in parallelem Gang, die Schöne ein wenig voraus, der Galan in schräger Nähe sie verfolgend, bis endlich . . . . . Et voilà pourquoi on l'avait appelé Prince Taureau!

Welches herzliche, schallende Gelächter habe ich auf dem Boulevard des Italiens gehört, als in der Mitte Septembers der Moniteur die Nachricht brachte daß der französische Gesandte von Turin abberufen worden, weil die Piemontesen in das päpstliche Gebiet eingerückt: „La bonne farce que voilà! Wenn das so fortgeht, so dürfen wir erwarten daß nächstens

[1] Vor seiner Katastrophe geschrieben.

Digitized by Google

General Goyon und die rothen Hosen von Rom abziehen, und dann ... Adieu, bon jour, le Saint-Père!" ... Nichts ist ergreifender, keine Bürgschaft für den Bestand einer Regierung sicherer als wenn ein Volk mit so kindlichem Vertrauen die Worte seines Herrschers hinnimmt!

Ueberhaupt wäre es ein Irrthum, wenn man glauben wollte daß die Leute an diesen öffentlichen Versammlungsorten ein Blatt vor den Mund nehmen, mindestens was die auswärtige Politik angeht. Ich war Ohrenzeuge eines Zwiegespräches der interessantesten und pikantesten Art zwischen zwei Italienern über die Zukunft ihres Landes. Wie zu erwarten, war die Einheit Italiens das Hauptthema. Der eine, ein geachteter Künstler, rief zuletzt aus: Ihr sprecht von der Einheit Italiens! Wenn sie jemals zu Stande kommt, so ist es gegen Euern Willen, denn Ihr seyd ihr schlimmster Feind und thut alles was Ihr könnt, um sie zu verhindern, was immer auch Eure glatten Worte des Gegentheils seyn mögen! Der zweite Unterredner vertrat die kaiserlich bonapartische Politik. Er war ein fein geschniegelter und gebügelter Petit-Maître, mit künstlicher Faltenglättung im Gesicht, ein neapolitanischer Marquis im Hausgefolge des „Prinzen Murat." Seine Niederlage war unzweideutig, und die Gallerie zeigte nicht das mindeste Beileid für ihn. Als er wegschlich, war auf seinem zuckenden Gesichte der Gedanke zu lesen: Wenn ich Dir etwas anhaben kann, soll es nicht ausbleiben. Allein er fand wahrscheinlich, bei ruhiger Ueberlegung, gerathener seinen Unfall in Schweigen zu vergraben. Was die geheiligte Person des Monarchen und die Unantastbarkeit seines Thrones angeht, da, freilich, ist größere Enthaltsamkeit zu empfehlen. Lambessa und Cayenne sind noch in frischem Andenken, und selbst die Unabhängigkeit der kaiserlichen Richter ..... Reden wir lieber von etwas anderem!

Da ich oben das Wort Ruine ausgesprochen, so will ich hier gleich erwähnen daß bei meiner Anwesenheit in Paris die ganze Häuserseite, rechts von dem Boulevard des Capucines, also jenseits der Chaussée D'Antin (stets von der Bastille aus gerechnet), bis nahe an die Madeleine, in Schutt und Ruinen lag, um mittelst Unterdrückung der ehemaligen Rue Basse du Rempart, in regelrechtem Alignement mit dem Boulevard neu wieder aufgebaut zu werden; das benahm diesem lieblichen Theil der Boulevardlinie einen großen Theil seines Reizes.

Als ich Paris vor neun Jahren verließ, stand das alte Ministerium des Auswärtigen, an der Ecke des Boulevard und der Rue Neuve des Capucines, wo ein verhängnißvoller Schuß in der Nacht des 23sten auf den 24 Februar 1848 die letzte Hoffnung der Julimonarchie vernichtete, noch unversehrt. Seitdem wurde es niedergerissen und an seiner Stätte eines der schönsten Häuser des Boulevard erbaut.

Daß in der Stadt der Künste und des guten Geschmackes nicht alles fehlerlos ist, mag Ihnen die abscheuliche Barracke da drüben beweisen. Der „Künstler," d. h. der Photograph Nadar, le Grand Nadar, wie seine Schmeichler und seine Ausläufer ihn betiteln, hatte den kindischen Einfall seine Wohnung und Werkstätte ziegelroth anstreichen zu lassen und darauf in kolossaler Schrift — nicht Druckettern, als wie mit der Hand, seinen Namen schräg aufsteigend, einschreiben zu lassen:

N a d a r.

Der Gedanke ist eines Künstlers wie die Photographie überhaupt eine Kunst ist. Wenn das Licht und die Chemie nicht für ihn arbeiteten, so hätte der „große Nadar" wie Figura zur Genüge beweist, nichts leisten können um sich des Vorzuges würdig zu bewähren, den der Zufall oder eine Caprice der Mode ihm geschenkt. Ich will übrigens unumwunden gestehen daß ich ein abgesagter Feind nicht nur aller Marktschreierei im allgemeinen, sondern auch der unwahren, steifen, entstellenden Aehnlichkeit einer Porträtur bin, welche die geistige Natur des Bildes nur in flüchtigem Stückwerke wiedergibt und es aller harmonischen Beweglichkeit beraubt.

Verneigen Sie sich vor der schönen Sünderin. Da steht ihr Tempel mit dem griechischen Dachgiebel: Sub invoc. Sanct. Magdal., und das, dort, ist der Blumenmarkt der Madeleine. Bemerken Sie gefälligst, wie diese Lastträger oder Eckensteher, oder Commissionnaires, gleichviel, mit ihren messingenen Medaillen, gewichsten Schnurrbärten und kurzen blauen Oberhemden, ächt militärisch in Reih und Glied stehen, einer hinter dem andern, in Geduld des Winkes der Kunden harrend, und aller unnöthigen Raumverschwendung, sowie jedem Hader über den Vorrang entsagend .... Es ist doch eine schöne Sache um die Ordnung der kaiserlichen Polizei. Nicht wahr?

Die neuere Kriegsgeschichte der Niederländer in Indien. [1]

1. Der Aufstand auf Saparua und die Eroberung von Palembang.

Nach dem Londoner Vertrage vom 13 Aug. 1814 sollten die Briten den Holländern die sequestrirten Colonien in Indien wieder herausgeben, allein durch die Rückkehr Napoleons von Elba und durch den schlechten Willen der Engländer verzögerte sich die Ausführung der Zusage bis zum 19 Aug. 1816. Wer am meisten den Niederländern Hindernisse in den Weg legte, war Sir Stamford Raffles, der berühmte Orientalist, und der noch berühmtere Generalstatthalter Niederländisch-Indiens zur Zeit der Sequestration. Sein Haß und sein Handelsneid gegen die Holländer bewogen diesen großen Staatsmann zur Gründung von Singapur, welches, damals eine völlig unbekannte und vernachlässigte Insel in den „Straßen," gegenwärtig zu einem morgenländischen Hafenplatze ersten Ranges mit 100,000 Einwohnern aufgewachsen ist, und ein lebendiges Zeugniß liefert von dem Scharfblick Sir Stamford Raffles, der den mercantilen Werth der Oertlichkeit richtig erkannte, freilich aber dabei nur von dem Gedanken ge-

[1] Fastes militaires des Indes orientales Néerlandaises par A. J. A. Gerlach, Capit. d'Art. Zalt Bommel.

Digitized by Google

leitet wurde daß die Briten von Singapur aus beständig die Niederländer beaufsichtigen und ihnen Sorge machen sollten. Man darf sich wohl vorstellen daß im Augenblick der Uebergabe die niederländische Regierung sich in großer Schwäche befand. Alles lag in Unordnung, die Cassen waren erschöpft und die Eingebornen von Seiten der Engländer nicht eben vorbereitet die rückkehrende alte Herrschaft mit Unterwürfigkeit zu empfangen.

Eine bösartige Empörung brach zunächst nur auf Saparua aus. So heißt auf unsern Karten im Archipel der Molukken eine kleine Insel an der Südküste von Ceram und östlich von Amboina. Saparua ist jedoch nur der Name der Hauptstadt, denn die Insel selbst heißt an der Südküste Honimoa, an der Nordküste Hatuwana. Die Eingebornen, angestiftet von ihrem gefährlichen Häuptling, Thomas Matulesia, hatten den Residenten (Gouverneur) van den Berg sammt seiner Familie ermordet, und nur ein Knabe, der unter die Leichen seiner Geschwister zu liegen kam und für todt gehalten wurde, konnte von einem malayischen Weib gerettet werden, das sich, nachdem die Mörder abgezogen waren, auf die Schauderstätte begab, und dem der Kleine sich mit den Worten Guwa belom mati (ich bin noch nicht todt) anvertraut hatte. Auch die schwache Besatzung des Forts Duurstede war von den Meuterern überfallen und niedergemacht worden. Der Geiz oder, wie sich Capitän Gerlach wohllautender ausdrückt, „die militärische Oekonomie" hat den Holländern fortwährende Züchtigungen zugezogen. Sie unterschätzen ihre Feinde, senden sparsame Kräfte, und diese werden in der Regel aufgerieben.

So ergieng es der Expedition welche unter Major Beetjes im Mai 1817 zur Unterwerfung der Empörer abgeschickt wurde, und sich an Bord von 10 Orang-Baai's am 22 desselben Monats in Schlachtordnung vor der Bay Saparua aufstellte. Die Feldtruppen, nicht völlig 400 Mann stark, landeten unter dem feindlichen Feuer, und wurden in drei Colonnen getheilt um das Fort Duurstede den Meuterern durch einen Sturm wieder zu entreißen. Von diesen Abtheilungen sollte die dritte unter Lieutenant Verbrugge dem Strand entlang sich bewegen. Bei ihr befand sich ein junger Held, der Cadett F. X. R. 't Hooft, dem man die Fahne anvertraut hatte, die man bald auf dem feindlichen Wall aufzupflanzen hoffte. Die schwache Abtheilung näherte sich unter einem Kugelregen dem Feinde, und warf sich dann zweimal stürmend gegen das Fort. Beidemale wurde sie von dem überlegenen Feinde zurückgeworfen, und eben als sie zum drittenmal ihre Kräfte versuchen wollte, wurde zum allgemeinen Rückzug nach den Booten geblasen. Dieser letztere gieng noch in leidlicher Ordnung vor sich, als man aber den Strand erreichte, gewahrte man entsetzt daß die andern Abtheilungen umzingelt und nach der See gedrängt worden waren, die Boote aber, die man ohne genügende Bemannung gelassen hatte, auf hohem Wasser trieben. Die unglücklichen Angreifer wurden von immer stärkeren Massen eingehüllt, während ihre Anzahl stets mehr und mehr zusammenschmolz. 't Hooft, um die Fahne zu retten, riß das Fahnentuch von der Stange, und wickelte es sich um den Leib, dann warf er sich ins Meer um schwimmend eines der herrenlosen Boote zu erreichen. Einige seiner Leute folgten ihm, darunter der Matrose Vinck, ein kräftiger Schwimmer, mit dessen Unterstützung der Cadett im Wasser das Fahnentuch um seine Pistolen wickeln konnte, damit er es, wenn alles fehlschlagen sollte, ins Meer versenken möchte und es wenigstens dem Feinde nicht in die Hände fiele. Nachdem beide Schwimmer lange mit den Wellen gekämpft hatten, erreichten sie endlich eines der Boote, fischten dann noch einige Gefährten auf, die sich wie sie zu retten versucht hatten, und erreichten, im ganzen 13 Mann stark, die einzigen Reste von 350 Mann, 11 Officieren und dem commandirenBeetjes, die sämmtlich gefallen waren, den Bord der Fregatte Everetsen, welche der unglücklichen Expedition nach Saparua das Geleite gegeben hatte. Der Aufstand auf der Insel wurde auch nicht eher gedämpft als bis man ein Geschwader von drei Fregatten und zwei Corvetten abschickte, dessen Feldtruppen die 16 Negrerien oder Kampongs (befestigten Ortschaften) nacheinander, und zwar mit blutigen Verlusten, nehmen mußten. Die kriegerische Episode schloß dann mit der Gefangennahme des Thomas Matulesia und des Anton Rehhock, sowie der übrigen meuterischen Häuptlinge.

Von größerer politischer Wichtigkeit waren die Kriege mit Palembang, dem großen uralten malayischen Staat im Süden von Sumatra. Die Engländer nämlich gaben Sumatra nicht gänzlich heraus, sondern behielten die Landschaft Benkulen noch bis 1824, und Sir Stamford Raffles, der in Benkulen blieb, schürte von dort die Empörung in Palembang. Auf dem Throne dieses Reiches saß ein unfähiger Despot Namens Nayam Eddin, der junge Sultan genannt, im Gegensatze zu seinem entthronten und pensionirten älteren Bruder. Die Holländer nöthigten nun den jungen Sultan am 23 Jun. 1818 seine Souveränetät ihnen abzutreten und ihnen den Vasalleneid zu leisten. Da aber die englischen Auswiegeleien fortdauerten und die Holländer der Standhaftigkeit ihres neuen Lehensmannes nicht trauten, so schifften sie ihn und seine Familie, um beide vor Verführung zu bewahren, nach Java ein. Aber ein viel gefährlicherer Kopf blieb im Lande zurück, Mahmud Bader Eddin, der vier Monate lang im Innern von Palembang umherreiste und die eingebornen Häuptlinge zu einem Aufstande bearbeitete. Im Mai 1819 war die Verschwörung reif geworden. Die Besatzung der Stadt Palembang, nur 500 Mann stark, wurde plötzlich überfallen, und obgleich sie die Angreifer nöthigte in dem Palast des Sultans eine Deckung zu suchen, dieser Palast auch von dem Fluß aus durch zwei dort liegende Corvetten beschossen wurde, so ward doch nur die Munition unnöthigerweise erschöpft und die Niederländer, auf kaum 350 Mann zusammengeschmolzen, mußten zuletzt ihren Rückzug antreten. Am 22 August 1819 gieng eine abermals sehr schwache Expedition nach dem empörten Lande ab. Bevor sie aber an Palembang selbst sich wagte, mußte sie eine Empörung auf der Zinninsel Bangka niederwerfen, welche von Bader Eddin angestiftet worden war, wie denn die Bangkanesen immer von Palembang aus sich leiten ließen. Am 30 Sept. lief das Geschwader in die Mündung Sunsang ein und segelte den

Digitized by Google

Fluß Musi gen Palembang hinauf. Kurz unterhalb dieser Stadt wird der Strom durch die Insel Gombora getheilt, welche die Rebellen sammt dem anliegenden Ufer befestigt und wo sie das Fahrwasser selbst mit Pfählen verrammelt hatten. Da alle Angriffe gegen diese Werke vergeblich blieben, so mußte am 30 Oct. 1819 das Geschwader im Bekenntniß seiner Schwäche den Fluß wieder hinabsegeln. In Folge dieses beschämenden Rückzuges wuchs nicht nur den sumatranischen Rebellen der Muth, sondern es brach auch auf Bangka mit Ermordung des neuen Residenten abermals eine Empörung aus, welche nicht ohne großen Kraftaufwand im October 1820 gedämpft werden konnte.

Erst im Frühjahr 1821 fühlten sich die Niederländer stark genug um ihre Niederlage in Palembang wieder zu rächen, und zwar im Bewußtseyn daß dießmal der Zauber ihrer Herrschaft in Indien auf dem Spiel stehe. Sie schickten daher ihren fähigsten Officier, den Brigadegeneral Hendrik Merkus de Kock, am 9 Mai von Batavia mit 118 Segeln und 414 Kanonen sowie 4300 Mann an Bord nach Sumatra. Letztere bestanden aus 2600 Seeleuten, zur Hälfte Europäer, zur Hälfte Eingeborne, und aus 1679 Mann eigentlichen Feldtruppen, worunter sich jedoch keine 300 Einheimische befanden. An Bord des Geschwaders befand sich aber ein unheimlicher Kriegscamerad, nämlich die Cholera, welche im April auf Java ausgebrochen war und der Expedition nach Sumatra folgte. Palembang selbst liegt am Flusse Musi und in diesen lief man durch seine Hauptmündung, die Sunsang ein. Vorläufig begnügte sich der Feind das Geschwader mit seinen Rakit-api oder Feuerschiffen (Brandern) zu beunruhigen. Diese Waffe wäre an einem Tage Mitte Junius beinahe der Fregatte Van der Werff verhängnißvoll geworden, wenn nicht etliche heldenmüthige Matrosen sich schwimmend und mit Beilen bewaffnet der Branderkette genähert, die Stricke womit sie an einander befestigt waren zerhauen und die Rakit-api selbst von den Schaluppen aus mit Schiffshaken in unschädliches Wasser gezogen hätten. Diese braven Matrosen bestanden nicht bloß die Gefahr die ihnen von den Flammen drohte, sondern setzten sich auch der Cholera aus, die nach längerm Verweilen im kalten Wasser selten auszubleiben pflegte.

Um jene Zeit befand sich die Expedition vor den Flußbefestigungen des Feindes, die wie man später erkannte von wissenschaftlich gebildeten Officieren angelegt worden waren. Kurz unterhalb Palembang wird der Musi durch die Insel Gombora in einen großen und kleinen Arm getheilt, während gegenüber auf dem rechten Ufer das Flüßchen Pladju einmündet. Auf der Insel Gombora waren starkbefestigte und mit Pfählen eingeschlossene Verschanzungen aufgeworfen, während am rechten Ufer vom Pladju angefangen sich vier geschlossene Batterien folgten die sämmtlich den Fluß bestreichen. Von der Insel Gombora und vom Feuer auf beiden Seiten beherrscht, war der Fluß durch eine dreifache concave Pfahlreihe gesperrt, der gegenüber im Flusse selbst etliche schwimmende Batterien ankerten. Ehe man also nicht die Batterien auf Gombora und die auf dem rechten Ufer genommen hatte, konnte das von ihnen bestrichene Pfahlwerk im Flusse nicht weggeräumt werden. Am 16 Jun. erhielt Oberst Bischoff den Befehl mit 800 Mann eine Recognoscirung des rechten Ufers nach dem Flüßchen Pladju und an dessen linkem Ufer aufwärts auszuführen. Als er sich den Befestigungen näherte, entspann sich bald ein Artilleriegefecht, von dem die Eingebornen hinter ihren Verschanzungen wenig litten. Der Boden wurde indessen immer sumpfiger, so daß der Oberst, ehe er weiter vorrückte, um Verhaltungsbefehle bat. Ehe diese eintrafen, mußten die Truppen in der Nacht vom 16 zum 17 Jun. im Viereck aufgestellt, Gewehr im Arm biwakiren. Zur Vollendung ihrer Beschwerden kam die Fluth und überschwemmte das Land, so daß sie bis an die Kniee im Wasser standen und die Cholera in ihre Glieder manche Lücke riß. Erst am 17 Morgens erhielten sie Befehl zum Rückzug.

Am 20 beschloß de Kock die Feinde anzugreifen. In der Nacht vorher rückte das Geschwader trotz einem Kreuzfeuer aus 90 Schlünden und ohne selbst eine Kugel zu erwiedern bis an die Verpfählung im Flusse vor. Um 9 Uhr Morgens begann die Flotte ihr Feuer und um 10 Uhr war ein Kanonenboot und bald ein zweites bereits durch die Pfähle gedrungen und beschoß die Batterien auf der Insel Gombora, deren Feuer merklich schwächer wurde. Allein den Kanonenbooten gieng die Munition aus, mehrere der Schiffe, deren Taue von den Feinden gekappt worden waren, trieben mit dem Strom, und der Kampf mußte mit Preisgebung der beiden Kanonenboote abgebrochen werden. In Palembang war der Jubel und Stolz über diesen großen Sieg unermeßlich, die Holländer aber gestanden sich daß sie jetzt Palembang nehmen müßten, was es auch koste, da der Glaube an ihre Ueberlegenheit sonst erblichen wäre.

Am 24 wurde daher der Angriff erneuert und um fünf Uhr Morgens waren bereits Flotte und Batterien im lebhaftesten Feuer. Dießmal gelang es etlichen Booten frühzeitig durch das Pfahlwerk im Fluß zu gelangen, und eines derselben mit 50 Kanonieren bemannt fuhr stracks gegen die Insel Gombora unter einem Kartätschenhagel vor. Die braven Soldaten landeten und stürmten die Verschanzungen, auf denen es zu einem Handgemenge mit blanker Waffe kam, welches aber durch das glückliche Eindringen einer zweiten unbemerkt gebliebenen Abtheilung entschieden wurde. Mittlerweile hatten auch die niederländischen Kanonenboote das Pfahlwerk passirt und brachten rasch die schwimmenden Batterien in der Mitte des Stromes zum Schweigen. So blieben dem Feinde nur noch seine mächtigen Verschanzungen auf dem rechten Ufer des Musi, beim Einfluß des Pladju, von wo aus der Feind dem Geschwader fortwährend empfindlichen Schaden zufügte. Oberst Bischoff empfieng nun Befehle die Schanzen am Pladju mit 800 Mann anzugreifen. Aber ehe noch die Vorbereitungen vollendet waren, bestieg der tapfere Capitän Gey, welcher schon Gombora genommen hatte, von dort ein Boot mit 50 Mann und ruderte gerade auf das andere Ufer los. Man bemerkte diesen selbständigen Versuch von dem niederländischen Geschwader aus, in Folge der heftigen Kanonade aber wurde das kleine Fahrzeug nur dann und wann durch die Pulver-

Digitized by Google

wolken ſichtbar. Dieſe Wolken aber begünſtigten die kecken Angreifer, denn unbemerkt von den Feinden konnten ſie landen und ſich auf die nächſte Schanze werfen. Die Eingebornen überraſcht durch den Angriff wurden im Pulverdampf die geringe Zahl der Gegner nicht gewahr, glaubten die Stellung umgangen, und ließen die Schanze im Stich. So wie man dieß auf Seite der Niederländer gewahrte, flogen eine Menge Boote mit Unterſtützungen herbei, ſo daß mit Ausnahme der großen Pladju-Schanze alle übrigen Werke des Feindes bald die niederländiſchen Farben trugen. Die große Schanze widerſtand indeſſen immer noch und überſchüttete die Holländer auf dem Geſchwader wie auf dem Lande mit einem Kartätſchenhagel. Jetzt rückte das 18te Regiment unter Oberſt Biſchoff zum Sturm vor. An der Spitze einer der Compagnien ſtand der Sergeant Tette Baukes Veltman, und glücklich drang er mit ſeinen Cameraden bis hinter die Bruſtwehren vor. Dort aber ſchlugen ſich die Eingebornen wie die Löwen, und die erſchöpfte Compagnie gieng wieder über die Bruſtwehr zurück. Nur ein einziger Soldat wich nicht, und mit dem Bajonet hielt er allein einen Schwarm Feinde auf. Als die Compagnie ihren Cameraden umringt ſah, kehrte ſie mit Ungeſtüm wieder zurück, und dießmal hielt ſie ihren Sieg feſt. Der Sergeant Veltman, der durch ſeine Aufopferung die Compagnie gerettet hatte, wurde bedeckt mit Wunden vom Walplatz getragen, genas aber bald wieder, und wurde ſogleich zum Lieutenant befördert und decorirt.

Nach Eroberung dieſer Werke und Entfernung des Pfahlwerkes konnte ſich das Geſchwader vor Palembang legen. Der Kraton oder befeſtigte Palaſt daſelbſt hätte Mahmud Bader Eddin noch große Ausſicht auf Vertheidigung gelaſſen, aber entmuthigt durch die Niederlage ergab er ſich dem Sieger, der in dem Kraton und den Verſchanzungen nicht weniger als 200 Geſchütze erbeutete. Anfangs fand man von den viel geprieſenen Schätzen im Palaſt nur eine unbedeutende Summe, ſpäter aber wurde ein reicher Schatz an Edelſteinen, ſowie an Gold- und Silbergeſchirren entdeckt, und als Kriegsbeute ein Theil davon den Truppen überlaſſen. Bader Eddin wurde mit ſeiner Familie nach der Molukken-Inſel Ternate eingeſchifft, wo er in der Verbannung ſtarb, während ein neuer Sultan Ratu Ahmat Nayam Eddin, der Sohn des „jungen Sultans," von den Holländern in Palembang eingeſetzt wurde. Der Vater den man zur Abdankung genöthigt hatte, wurde appanagirt und mit dem hohen Titel Sujuhunan getröſtet. Später verzichtete auch der neue Sultan gegen 1000 ſpaniſche Piaſter Monatsgeld auf alle Hoheitsrechte, und als ſein Vater der Sujuhunan durch einen ſchlecht angeordneten Ueberfall den Vertrag wieder umſtoßen wollte, wurde er ergriffen und ſtarb an Bord während der Ueberfahrt nach Batavia. Der Sieg über Palembang befeſtigte die niederländiſche Herrſchaft nicht bloß im Süden von Sumatra wieder, ſondern verbreitete ſeine Wirkung über den ganzen Archipel, ſo daß ſeit der Aufhebung der Sequeſtration die Holländer zum erſtenmal wieder die gefürchteten Herren ihrer Colonien wurden.

Der Kriegsdienſt in Niederländiſch-Indien iſt, wie man ſieht, voller Ehre, aber auch voller Gefahr. Der Soldat hat beſtändig mit dem Klima zu kämpfen. Fieber, Krankheiten und die Erſchöpfung reiben die beſten Kräfte auf. Während der Kriegszüge führt ihn ſein Marſch durch Moräſte oder an den Dämmen der Reisfelder entlang, oder über glühende Wüſten, oder durch Dſchengel, wo nur die Axt einen Weg ſich zu brechen vermag. Kann man keine Laſtthiere mitnehmen, und iſt der Dienſt der Kulies unzureichend, dann muß ſich der Soldat vor das eigene Geſchütz ſpannen und ſeine Munition tragen. Er hat es auch mit einem an Liſten und Ueberfällen erfinderiſchen Feind zu thun. Oft hüllt ſich der Eingeborne in Zweige und Blätter ein und ſteigt in dieſer grünen Vermummung auf einen ſchlanken Baum, von wo er auf die Feinde lauert. Zieht dann eine Abtheilung in der Nähe vorüber, ſo faßt er ein Opfer, ſchießt und läßt ſich, ehe man noch errathen woher die Kugel kam, mit Blitzesſchnelle vom Baum herab um nach dem nächſten Dickicht zu entſpringen. Umgekehrt ſind die Eingebornen gegen nächtliche Ueberfälle beſtändig auf der Hut. Sie benutzen dazu unter andern ſinnreich erdachte Werkzeuge, Djaga Malam oder Nachtwächter genannt. Man öffnet große Bamburöhren und ſperrt den Spalt mit Hülfe eines Stück Holzes von ½ Schuh Länge auseinander, jedoch ſo daß bei einer geringen Berührung der Bambu zuklappt wie eine Thierfalle, und zwar mit einem Schlag den man weit in die Runde hört. Solche Nachtwächter werden rings um das Lager geſtellt, an die Sperrhölzer Schnuren gebunden und dieſe quer über die Wege gezogen. So wie der anrückende Feind eine ſolche Schnur berührt, erfolgt der Schlag und das Lager iſt gewarnt. Im Dſchengel ziehen ſie auch oft Schnuren quer über den Pfad auf dem ſie den Feind erwarten, und ſo wie die Schnur berührt wird, drücken ſie ihre Gewehre in gerader Linie mit der Schnur ins Dickicht ab. Man muß ſich vor den Brücken über Abgründe oder Wildwaſſer hüten, denn nur gar zu oft ſind ſie abgeſägt und brechen zuſammen. Ueberall werden Wolfsgruben angelegt und mit Bambuſplittern, die bekanntlich wie Glas ſchneiden, ausgeſpickt, weßhalb man die Truppen von Eingebornen begleiten läßt, die mit großen ſpitzen Stangen den Pfad ſchrittweiſe unterſuchen müſſen. Zu Zeiten von Empörungen muß der Soldat ſich vor allen Nahrungsmitteln aus fremden Händen, und ſelbſt vor allem Waſſer welches nicht friſch von der Quelle kommt in Acht nehmen, denn Vergiftungen ſind eine gewöhnliche Waffe der Eingebornen. Mißtrauen muß man zu ſolchen Zeiten auch allen Beſuchen gefälliger Weiber und namentlich den Tänzerinnen. Im Jahre 1806 bei der Empörung von Cheribon fanden vierzehn Reiter und ein Unterofficier ihren Tod in den Armen ſolcher Frauen. Als Muhammedaner ſollten die Sundavölker den erſten, ſiebenten und neunten Monat keinen Krieg führen, aber ſie verletzen beſtändig dieſe Vorſchrift. Ueber das Innere zerſtreut liegen unzählige kleine Poſten von 10—15 Mann und ein Theil derſelben iſt beim Ausbruch einer Rebellion gewöhnlich verloren. Eine Hauptregel während eines Gefechtes iſt, ſich nie in Reisfelder verlocken zu laſſen, ſondern ſtets geſchloſſen zu bleiben und die Patrone im Laufe bis zum letzten Augenblick wenn man den Gegner vor ſich hat, aufzuſparen.

Digitized by Google

Neu-Mexico-Territorium und seine socialen Zustände.

(Mitgetheilt vom Professor Dr. Hoffmann.)

Das Volk von Neu-Mexico gehört meistens zur spanischen Race mit einer bedeutenden Beimischung von indianischem Blut. Seine Sprache ist die spanische, seine Religion die römisch-katholische. Der Charakter des Volks ist ein milder und liebenswürdiger, aber Bildung ist unter ihm auf der niedrigsten Stufe, und es ist keineswegs ein Fremdling in allen Lastern die ihren Ursprung von Unwissenheit und Aberglauben nehmen. Der Boden ist hoch, trocken, oft bergig und in großer Ausdehnung unfruchtbar. Im Sommer sind etwa $^7/_8$ eine unbewohnbare Wüste. Es gibt wenig Holz daselbst, und dieß ist größtentheils Nadelholz. Die dichten, elastischen Wälder des Nordens, meistens aus Hickory und weißer Eiche bestehend, sind hier ganz unbekannt, sie wären denn vom Norden her eingeführt. Nicht der zehnte Theil des ganzen Territoriums wird je anbaufähig werden, ja nur wenig mehr als das was bewässert werden kann. Die Häuser sind fast ganz aus Lehm und Backsteinen erbaut. Das einträglichste Geschäft ist Schafzüchterei, und dieß wird beschränkt und oft vernichtet durch die räuberischen und unfriedfertigen Indianer, welche die Ansiedlungen umgeben, nur von dem lebend was sie stehlen können, und jeder Verfolgung trotzend in ihren bergigen Schluchten und wüsten Ebenen, die auf allen Seiten in reichster Fülle vorhanden sind. Neu-Mexico ist ein armes Land, aber seitdem die militärischen Dispositionen der Vereinigten Staaten ihm wenigstens etwas Schutz verliehen haben, beginnt es stetig, wenn auch nicht zu rasch, an Reichthum und Bevölkerung zuzunehmen.

Die Oberfläche des Territoriums beträgt 256,309 engl. Quadratmeilen oder 164,037,760 Acres. An Bevölkerung zählt Neu-Mexico 94,078 Einwohner (1860), welche so vertheilt sind: Weiße 80,805, Soldaten 1676, indianische Diener 897, Neger 90, Pueblo-Indianer 6715, Pimos-Indianer 3905. Das gesammte Eigenthum der Staatsbevölkerung beläuft sich auf etwa 18,100,000 Dollars, mit Ausnahme des der Pueblo-Indianer, welches beinahe 2,000,000 Doll. beträgt. Im Jahr 1850 betrug die Bevölkerung, Indianer und alle andern Racen mit eingeschlossen, 61,525, und der annähernde Werth ihres Besitzthums war nur 5,200,000 Dollars.

Peonage ist eine Neu-Mexico eigenthümliche Institution. Es ist eine Contractform für Arbeit, in ihrem Wesen ein gutes Ersatzmittel für das Schuldgefängniß. Ein armer Mann bedarf Kleidung und Nahrung für seine Familie, hat aber nichts anderes als Compensation dafür anzubieten als seine Arbeitskraft, für welche in dem Augenblick keine passende Verwendung gefunden werden kann. Seine einzige Zuflucht ist, von seinem reichern Nachbar Geld, Kleidung oder Nahrungsmittel zu erhalten gegen ein Versprechen dieß allmählich abzuarbeiten. Das Gesetz begünstigt diese Art von Contracten, und daher kommt es daß „Peonage" sich eingebürgert hat. Aber gleich allen fehlerhaften Einrichtungen bringt dieß eine augenblickliche Erleichterung auf Kosten eines ruinirenden Endziels. Der Peon verschafft sich Nahrung und Kleidung zu einer Zeit wo er ohne diese Hülfe würde Noth gelitten haben; der Käufer seiner zukünftigen Dienstleistungen ist meist sicher daß er bezahlt werde, da er ohne die Institution der Peonage genöthigt gewesen wäre den Armen zu kleiden und zu speisen aus einem nothwendigen Acte der Wohlthätigkeit. Aber wenn der Peon erst einmal die angenehme Kunst und das Geheimniß kennen gelernt hat, heute gut zu leben für das Versprechen morgen dafür zu arbeiten, dann wird er leider nur zu sehr geneigt dieses Mittel in immer größerer Ausdehnung anzuwenden. Er arbeitet und bezahlt auf diese Weise, aber die ewig drängenden Bedürfnisse machen ihn zu einem Peon sein ganzes Leben hindurch.

Dieß ist der sociale und pecuniäre status quo von einer wahrscheinlich sehr großen Majorität des neu-mexicanischen Volks; wie ungünstig aber eine solche Einrichtung auf die geistige und moralische Entwicklung des Volkscharakters einwirkt, brauchen wir nicht zu erörtern. Dennoch ist der Peon weit davon entfernt ein Sklave zu seyn. Seine Schulden sind gemeiniglich gering, und wenn er will, kann er sich mit geduldigem Fleiß und Mäßigkeit davon frei machen. Seine persönlichen und seine Eigenthumsrechte sind durch das Gesetz bestätigt und geschützt, und nur den Anforderungen seines Gläubigers an seine Arbeit unterworfen. Weib und Kinder gehören ihm zu, und können rechtlich nicht von ihm getrennt werden. Er ist ein freier Mann, ein Bürger, und kann sein Stimmrecht ohne Beschränkung ausüben. Selten findet man unter ihnen Leute welche der Sklaverei gewogen sind. In der That, er ist der natürliche Feind derselben, fast mehr als alle andern; denn Sklaverei und Peonage, so nahe sie auch verwandt seyn mögen, schließen einander aus, und müssen stets einander feindlich gegenüber stehen.

*

Bemerkung. Wer sich näher über diesen Staat der nordamerikanischen Union, besonders in topographischer, politischer und mercantiler Beziehung unterrichten will, wird interessante Mittheilungen finden in den „Wanderungen durch die Prairien und das nördliche Mexico" von Josias Gregg, übersetzt von G. Fink. Sie sind abgedruckt im Weltpanorama, Band 94—99. Stuttgart 1847. Franckh'sche Verlagshandlung.

Lejeans neue Sprachkarte der Türkei.

Als Ergänzungsheft zu Petermanns geographischen Mittheilungen ist so eben eine Ethnographie de la Turquie d'Europe, par Lejean, mit einer neuen Sprachenkarte erschienen. Der Verfasser konnte, gestützt auf neuere Werke, wie das von Hecquard, J. G. v. Hahn, Guys, Viquesnel, sowie auf eine große Anzahl amtlicher Urkunden aus den Donaufürstenthümern und Serbien, endlich auf eigene Beobachtungen während seiner Wanderungen in der Türkei, die alte classische Sprachenkarte von Ami Boué vervollständigen und verbessern.

Digitized by Google

Lejean geht in die geringsten Einzelnheiten ein. So finden wir auf seiner Karte eine polnische Colonie an der Mündung der Salamvria in Macedonien, die erst seit 1854 aus den Flüchtlingen der polnischen Nation gebildet worden ist. Ebenso gibt er in der Dobrudscha die Ansiedlung der „neun Baume" an, die aus syrischen Arabern besteht, welche vor einigen Jahren von einem Pascha zu volkswirthschaftlichen Versuchen dorthin versetzt wurden. Die Dobrudscha und das Uferland der Donaumündungen sind hier zum erstenmal ausführlich dargestellt. Boué läßt uns dort nur slavische Bulgaren und einige osmanische Enclaven gewahren, Lejean dagegen zeigt uns eine Mosaik von Tataren (Nogai), Türken, Bulgaren, Kosaken und Walachen. Die Nogaier sind bekanntlich Brüder der tatarischen Reste in der Krim, und von dort im Jahre 1856 durch Auswanderung der Compromittirten nach dem letzten Krieg um etliche Tausend verstärkt worden. Die Kosaken oder Kleinrussen in der Dobrudscha und im Donaudelta sind ebenfalls Flüchtlinge, und zwar Starowerzen oder Altgläubige, welche vor der Religionsverfolgung in ihrer Heimath gewichen sind und den Schutz der Türken angerufen haben. Neu auf der Sprachenkarte ist eine Kette ethnographischer Inseln in der Moldau, die sich dem Sereth entlang zieht, und eine andere Gruppe solcher Inseln in der Walachei, die vor dem Weichbild von Bucharest liegen. Es sind dieß Ansiedlungen der ungarischen Szekler, welche von den rumänischen Fürsten in das Land gerufen worden waren. Ihre ungarische Sprache ist mit der Zeit sehr unkenntlich geworden, dagegen halten sie noch mit großer Zähigkeit an der katholischen Kirche fest.

Außer diesen Singularitäten berichtigt aber die Karte unsere ältern Darstellungen von der Raumausdehnung der Nationalitäten in drei wichtigen Stücken: 1) Die Donau ist nicht die südliche Gränze des rumänischen Elementes, sondern dieses quillt an verschiedenen Punkten auf das rechte Ufer des Flusses hinüber, zuerst im Donaudelta, dann als geräumige Insel am mittleren Lauf des Isker, dann aber massenhaft auf der Landenge, welche von dem Ellenbogen der Donau bei Orsowa und der vereinigten Morawa gebildet wird. 2) Die andere nicht unwichtige Aenderung ist das tiefe Eindringen der Albanesen auf serbisches Gebiet. Als nämlich vor zwei Jahrhunderten ein Theil des serbischen Volkes nach Oesterreich auswanderte, wurden auf den verödeten Räumen Albanesen (Skipetaren) angesiedelt, deren Gebiet beinahe das linke Ufer der bulgarischen Morawa erreicht, und die Serben um Pristina inselartig umfließt. 3) Die wichtigste Aenderung ist aber zu Gunsten der Türken erfolgt. Auf der ethnographischen Karte des physikalischen Atlas von Berghaus sehen wir die Osmanli nur sporadisch über das Reich zerstreut, als ob sie überall nur an den strategisch wichtigen Punkten Schildwache hielten. Im allgemeinen ist auch auf Lejeans Karte ihre sporadische Verbreitung anerkannt, allein in Thracien besitzt dieser Enclavenschwarm ganz ansehnliche Raumesausdehnung, ferner füllt den Kern von Thessalien um Larissa eine compacte türkische Bevölkerung; eine zweite mächtige Insel erstreckt sich vom nördlichen Ufer des Karasu nach dem See von Ostrova, eine dritte verbindet wie ein Canal den Busen von Salonich mit dem Busen von Orfano. Endlich aber ist die Dobrudscha von Burgas angefangen bis zum Trajanswall (Kustendsche), ganz mit türkischem Element angefüllt. Aber freilich darf man es mit dem Ausdruck Türken nicht sehr genau nehmen, weil dazu auch die zum Islam übergetretenen Bulgaren gerechnet werden. Für die Lösung der politischen Probleme ist diese Karte ein außerordentlich wichtiger Beitrag, ja geradezu unentbehrlich, und wir können nur bedauern daß das Königreich Griechenland auf der Karte fehlt, und daß es unmöglich war die Albanesen (Skipetaren) nach ihrer religiösen Trennung als griechische, muhammedanische (Arnauten) und katholische geschieden darzustellen.

Das Macadamisiren in China. Unter den zahlreichen Einzelheiten welche die aus China uns zugegangenen Correspondenzen über dieses seltsame Land enthalten, befinden sich einige deren Veröffentlichung wir für interessant halten. Bei der Ankunft in Tien-tsin erkannte man daß diese Stadt durch eine herrliche macadamisirte Straße mit Peking verbunden war — eine Straße welche vor den in Europa hergestellten derartigen Verkehrswegen den Vortheil voraus hatte daß das Regenwasser an seiner Oberfläche nicht stehen blieb, und daß sie schon in einigen Minuten nach dem Aufhören des Regens wieder trocken war. Die Bewohner der Stadt erklärten, die Hauptstraßen China's seyen insgesammt auf dieselbe Weise gebaut, und dieses Verfahren sey schon seit mehreren Jahrhunderten im Gebrauch. Wenn man die Sache ein wenig näher ins Auge faßt, läßt sich leicht beweisen daß das Macadamisiren der Straßen unmittelbar von China aus in England bekannt wurde. Man kennt die berühmte Gesandtschaft Lord Macartney's, welcher im Jahr 1792 bis nach Peking gelangen konnte. Lord Macartney hatte bei seiner Sendung den Sir George Staunton zum Secretär, dessen Vater, ein reicher Grundbesitzer in Bristol, den berühmten Mac Adam zum Architekten und Ingenieur hatte. Sir George Staunton kehrte nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Asien zu Ende 1799 nach England zurück, und machte der königlichen Societät in London verschiedene Mittheilungen. Mac Adam führte im Jahr 1801 zu Bristol, nach Sir George's Andeutungen, eine gesteinte Straße aus, und gab diesem System, dessen chinesischer Ursprung uns unbestreitbar scheint, seinen Namen. Bekanntlich wird es jetzt in der ganzen Welt angewendet. (Journal pour Tous.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 19. Augsburg, 5 Mai 1861.

Briefe aus dem Westen.

Von Arthur Schott.

Das mexicanische Lied.

Von den Ueberbleibseln spanisch-indianischer Völkermischung, welche unter der Herrschaft der castilischen Krone auf dem amerikanischen Continente vor sich gieng, ist das Volkslied nicht das unbedeutendste. Mächtig ist der Eindruck den die zum Theil herrlichen Ruinen von Kirchen, Klöstern, Missionen und Presidien auf den von den Vereinigten Staaten kommenden Reisenden machen. Hier kann er Tausende von Meilen zurücklegen bis er nur irgend Spuren menschlicher Thätigkeit und Kunst aus früheren Jahrhunderten begegnet, und sind es wirklich solche, so sind es kaum noch kenntliche Erdarbeiten die, obwohl manchmal von ziemlicher Ausdehnung, doch auf den Beschauer keinen bedeutenden Eindruck machen, da ihnen gleichmäßig höherer Gedankenflug und künstlerische Ausführung abgehen. Kaum daß sie an jene Erdwallinien und künstliche Hügelreihen des osteuropäischen und asiatischen Alterthums erinnern. Wie viel großartiger sind dagegen die auf dem westlichen Theil Nord-Amerika's, besonders aber die im heutigen Mexico gelegenen Ruinen, sowohl die indianischer als die spanischer Herkunft. Beide zeugen von höherer Civilisation und namentlich auch in größerem Styl verbundene Völker-Individualitäten. In keiner Hinsicht stehen hierin die der heidnischen Vorgänger denen ihrer spanischen Bezwinger nach. Die scheinbar größere Keimfähigkeit christlich-kirchlicher Einrichtungen schützte dieselben ebensowenig vor dem Scepter der Geschichte, sie mußten der Zeit denselben Tribut entrichten, sowie um ihretwillen die der Azteken geopfert wurden. Vor dem gewaltigen Geist der Spanier, vor Cortez und seiner Helfer vom Schwert und Kreuz fielen die Teokallis und Tempel der Azteken, und ein paar Jahrhunderte darauf vor der französischen Revolution, die sich wie eine elektro-magnetische Intensitätscurve über den ganzen Erdball hinzog, mußte die römisch-katholische Propaganda stille stehen. Seitdem hat die Zeit ihr Zerstörungswerk an den großen christlich-kirchlichen Bauwerken ununterbrochen fortgesetzt, nachdem sie auf den äußersten Gränzen des Reiches den Anfang gemacht. Aehnlich gieng die Zersetzung an den Völkerstämmen selbst vor sich. Diese mochten wohl, und besonders nach außen hin, nur in losem Zusammenhang mit dem neuspanischen Reiche gestanden haben. Von außen her nach dem Mittelpunkt zu empörten sich nach und nach einzelne Stämme. Die halbgezähmten Indianer öffneten gleichsam die Bresche für nachstürmende ganz wilde Stämme, denen die eigentlichen zum Reich gehörigen friedlichen Bürger schutzlos preisgegeben worden waren. Allmählich benützte alles die Schwäche der spanischen Herrschaft, auf welche sich bald darauf die mexicanische Republik gründete. So rächten sich die spanisch-indianischen Bastarden an ihren Vätern. Der Fluch der bösen Saat ist aber noch immer wach, und die vatermörderische Halbblutrace muß wenigstens von Norden her die unmenschlichen Raubzüge der wilden Indianer (Indios bravos), Komantschen, Apatschen, Lipans u. a. erdulden, da sie nur selten im Stand sind Rache und Wiedervergeltung an denselben zu nehmen. Auch im Süden in Yucatan glostet der unselige Racenkrieg fort, bald unter der Asche scheinbaren Friedens, bald in blutiger Lohe und offenem Bürgerkrieg. In neuester Zeit scheint nun ein mehrjähriger Bruderkrieg in Mexico, schwankend zwischen Fortschritt und kriegerisch bewaffneter Kirchenherrschaft, noch gründlicher zu Werke zu gehen, um auf den Trümmern der Vergangenheit eine unbekannte Zukunft aufzubauen.

Sind nun auch bis jetzt nicht alle der christlich-kirchlichen Periode angehörigen Baudenkmale in Trümmer, so ist doch die Mehrzahl davon nur schlecht und spärlich erhalten. Besser als sie erhielt sich die castilianische Sprache, obwohl sie manches Indianische in sich aufgenommen hat. Mit der Sprache gleichen Schritt hielt das mexicanische Lied. Die Endpunkte von beiden, Sprache und Lied, sind fast gleich bedeutend, indem sie unten auf dem Niveau indianischer Nationalität ruhend als lebendiges Gut nicht allein durch die verschiedensten Grade von Völkermischung sich bis zum reinen castilianischen Höhepunkt erheben, sondern auch dort noch bildungsfähig an der Gegenwart lebendigen Antheil nehmen.

Sprache und Lied aus dauerhafterem Material geformt als ihre Zeitgenossen, die Kirchen und Klöster, werden von der

Digitized by Google

Zeit weniger beschädigt, und wo diese je davon thut, erweist sich unerschöpfliche Reproductionskraft, die Vergängliches stets mit dem ersetzt was Zeit und Umstände nöthig machen. Erst wo ein Volk seinem Untergang zueilt, fangen seine Sprache und seine Gedankenschöpfungen zu siechen an.

So angesehen, rechnete ich das Sammeln mexicanischer Volkslieder zu meinen förmlichen ethnologischen Studien, welche ich, jahrelang in den Gränzländern der mexicanischen Republik, zu machen Gelegenheit hatte. Da in jenen Länderstrichen theoretische Musik (musica de papel) nur dem Namen nach bekannt und als ein fast unerreichbares Wunder angesehen wird, so versteht sich von selbst daß die ganze Volkspoesie sammt dazu gehöriger Musik nur im Ohr und in der Stimme des Volkes besteht. Die Folge hievon ist daß man bei diesem Volk, wie überall unter ähnlichen Umständen, ein um so schärferes Gedächtniß für den Gegenstand, und ein in gleichem Maß geübteres Gehör für Melodie und Harmonie trifft. Letztere müssen natürlicherweise einfacher und musikalisch mehr logisch seyn, um sie der Menge verständlich und für den Hausbrauch vieler ausführbarer zu machen. Um aber gleicher Zeit dem feineren Geschmack der sorgfältiger erzogenen Classen (gente fino) nachzukommen, muß dem edleren Liede ein gewisser Grad von Plasticität durch eine gewisse Summe von Harmonie verliehen werden, welche aber nie und in keinem Fall den Fluß der Melodie stören darf.

Diesen Bedingungen nun entspricht das mexicanische Lied vollständig, und ist hierin ebenbürtig mit dem ältern guten deutschen Lied, da dessen lyrischer Charakter noch nicht von der heutigen dramatisirenden Tonmalerei angegriffen ist. Im Grund hat wohl das edlere mexicanische Lied einerlei Ursprung mit dem deutschen. Beide wurden für die langsamer vorschreitenden Mittelclassen geschaffen und ausschließlich von diesen gepflegt. Die Zeit mit ihren geistigen und materiellen Neuerungen schritt in Europa rascher vorwärts als im spanischen Amerika. Kammerjungfern und Zimmermädchen trugen dort schon längst französische Hüte, während sich hier die einfache aber malerische „Rebosa“ bis unter den höchsten Ständen erhielt. Rittergeschichten, Schicksalstragödien und Tendenzromane sind in Europa längst in den Händen der dienenden Classen, da man sie in Mexico nur in den höheren Ständen findet. Die Mittelclassen haben sich hier keineswegs mit zu viel, am wenigsten aber mit derartiger Literatur beladen. Sie blieben zum mindesten hierin von der Zeit wenig berührt, und dem entsprechend pflegten sie ihre einfache Lyrik, welche für sie ein einfacher Lebensspiegel geblieben ist. Es gibt in der That keine Lebenssituation welche nicht durch eine Anzahl von Gesängen und Liedern aufs treffendste dargestellt ist. Dabei ist jedes einzelne Lied ein lebendiges Gut des mexicanischen Volkes, so daß es von Gegend zu Gegend, von Provinz zu Provinz wandernd, überall örtliche Aenderungen in Wort und Ton zu erleiden im Stande ist, ohne seinen ursprünglichen Charakter zu verlieren. Wie es die walachischen und ungarischen Zigeuner mit ihren Weisen machen, die unter fortwährenden Formveränderungen von Ort zu Ort wandern, so daß der Sohn denselben Verbunk, Lassan oder Haromatanz immer wieder anders spielt als sein Vater gethan, von dem er sie lernte, so unerschöpflich sind die Mexicaner im Schaffen und Umschaffen ihrer Lieder, wozu sie nicht allein vom angeborenen Volksgeist schöpfen, sondern auch von außen her die fremdartigsten Musikblüthen benützen. So traf ich z. B. am Rio Bravo del Norte eine Version des Liedes aus dem alten Feldherrn „Denkst du daran mein tapferer Lagienka“ unterlegt mit einem Text von der Feder eines jungen talentvollen mexicanischen Dichters Calderon, der nachmals in politischer Verbannung starb. Die Harmonie blieb in der mexicanischen Weise so unverändert wie ihr ganzer Bau, nur die Melodie war so zu sagen etwas mexicanisirt. Die Worte selbst zeugen von einer ernsten Anschauung über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens. Ebenso mexicanisirt hörte ich auch, wenn ich nicht irre, in Sonora, das schöne anglo-amerikanische Lied: „Ah don't you remember sweet Alice Ben Bolt?“ Dieses war durch seine Entnationalisirung etwas unkenntlicher gemacht, was eine natürliche Folge des allzu verschiedenen musikalischen Geistes der einsylbigen englischen Sprache war. Es bedurfte mehr um das Lied in flüssige castilianische Melodie zu übersetzen. Diejenigen welche diese Lieder sangen, hatten natürlich nicht die geringste Idee davon daß dabei fremde Gedanken auf mexicanischen Stamm gepfropft worden waren. Woher hätten sie es auch wissen sollen? Die Singenden vermochten wohl kaum zu lesen und zu schreiben.

Die große Mehrzahl der mexicanischen Lieder sind Liebeslieder, was natürlich in dem immer und ewig unerschöpflichen Stoff seinen Grund hat. Manche sind philosophisch, wenige kriegerisch. Letztere sind höchstens durch Soldatenlieder ersetzt. Von Heldenliedern fand ich keine worin sich die mexicanische Volksmuse wesentlich vom deutschen Liede unterscheidet. Ehe aber dieser Mangel als ein Beweis nationaler Verweichlichung genommen werden darf, muß man die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes und seiner Geschichte in Rechnung nehmen, wozu ich mir aber hier weder Zeit noch Raum gestatten kann. Vor dem italienischen hat das mexicanische Lied Wahrheit der Empfindung voraus, so daß darin Text und Musik stets mit einander gehen, während sich ersteres, der Melodie alles opfernd, nur in mehr oder weniger wohlklingenden aber leeren Phrasen bewegt. Dem deutschen Liede steht das mexicanische an Gedankentiefe so wenig nach als an rhythmischer Mannichfaltigkeit. Es finden sich in letzterem Melodien voll von leichtem ungezwungenem Gedankenfluß und eben so wieder feierlich ernste Weisen mit gebrochenem aber oft höchst schwunghaftem Melodiesatze, ohne jedoch die einfachen Gränzen musikalischer Logik zu überschreiten. Dazu sind die meisten in Dur-Tonarten durchgeführt, was wohl auch als ein Beweis einer höheren Culturstufe betrachtet werden darf. Ich fand nur wenige in Moll, und diese schienen sich nur sporadisch durch die Schichten der besser erzogenen Classen fortgepflanzt zu haben, ohne eigentlich ins Volk übergegangen zu seyn. Diese Art Lieder bilden wohl nur ein Zwischenglied welches das höhere Volkslied mit jener ephemeren Romanzenmusik bildet, die ihrerseits wieder ihren Ursprung aus den

Digitized by Google

Abfällen moderner Opernmuſik herleitet. Dieſe Claſſe ſteht außer dem Bereich des Volksliedes.

Der Bau des letzteren iſt, wie geſagt, aus einfachen Elementen gefügt, und iſt mit ſeltenen Ausnahmen nur auf drei höchſtens fünf oder ſechs verwandte (leitereigene) Akkorde gegründet, die ſich nach guter alter Sitte in regelrechter Reihenfolge bewegen. Der erſte Satz wechſelt gewöhnlich zwiſchen Dreiklang und Septimen oder auch dominanten Akkorden, es iſt ſelten daß eine andere Ausweichung hier eingeſchaltet erſcheint. Solche ſind gewöhnlich dem Mittelſatz vorbehalten, oder erſcheinen bei ganz einfachen Liedern nur als Vorbereitung zu Schlußkadenzen.

Hierin erweist ſich wieder eine unbezweifelte Verwandtſchaft mit dem ältern weſteuropäiſchen Liede, ſowie es bis noch ins zweite Jahrzehent des gegenwärtigen Jahrhunderts überall mehr oder weniger modificirt zu finden war. Damit ſoll indeſſen nicht geſagt ſeyn daß das mexicaniſche Lied ein von jenem abſtammender Zweig ſey, ſondern eher daß es mit demſelben ebenbürtig eine Stammmutter in der Kunſt damaliger Zeit gemein habe, und wenigſtens das deutſche und franzöſiſche aus jener Periode überlebt hat. Die Lieder welche hier vorzüglich gemeint ſind, gehören nicht eigentlich mehr dem ganzen Volke an, ſondern vererben ſich nur mehr oder weniger in den gebildeteren Schichten der Mittelclaſſen fort, während die eigentlichen Volkslieder, ähnlich unſeren deutſchen Schnaderhüpfeln, Poſſen- und Schelmengeſängen, Jodlern und wie ſie alle heißen mögen, dem niedern Landvolke und dienenden arbeitenden Claſſen angehören und von den höheren Ständen nicht gehört werden.

Die Jarabes ſind die eigentlichen Jodel- und Schelmenlieder der Mexicaner und haben wohl am meiſten indianiſchen Geiſt in ſich; es ſind zumeiſt nur Tonaphorismen, die bei Tänzen zum Vorſingen für die Muſikanten gebraucht werden, wie ihre deutſchen Sinnesverwandten. Text und Muſik der Jarabes ſind ſo innig mit einander verwoben und Melodie und Rhythmus immer ſo ſchlagend angepaßt, daß ſo kurz und abgeriſſen ſie oft erſcheinen, der darzuſtellende Gegenſtand ſtets vollſtändig damit erſchöpft iſt. Hierher gehören z. B. „Los mecos“ (die Wilden), worin das einfältige Trampen ungeleckter Bären dargeſtellt wird; dann „Los enanos“ (die Zwerge), ſtellt das lächerliche Mißverhältniß eines kleinen Tänzers zu ſeiner vollgewachſenen Tänzerin dar; „El cojo,“ der Hinkende, wie ein ſolcher zu tanzen verſucht. „Los monos,“ die Affen, bringt das läppiſche Weſen dieſer Thiere in Muſik. Da die Jarabes vorherrſchend für Tänze beſtimmt ſind, ſo ſind ihnen eben in dieſem Verhältniß rhythmiſche Mannichfaltigkeit und treffende Mimik beſonders eigen. Im Schaffen dieſer Eigenthümlichkeiten ſind beide nationale Elemente die ſich daran betheiligen, Spanier und Indianer, gleich ausgezeichnet. Ein wahres mimiſches Meiſterſtück der Art hörte und ſah ich einmal in Preſidio del Altar (Sonora) in einem Privathauſe, wo ein alter Mexicaner „el muerte“ tanzte. Die jugendliche Tochter des Hauſes übernahm eine Rolle dabei, während ein Yaqui-Indianer die Fiedel dazu ſpielte. Die Muſik war eine ziemlich einförmige Figur, die nur aus ein paar Tönen gebildet ſich in gleichmäßigem Allegro fortbewegte, ohne irgend Aufregung oder Leidenſchaft auszudrücken, etwa wie das Geſumſe einer Fliege oder das Schnurren einer Spindel. Dazu ſchritt der alte Mexicaner ſeine Figuren, mit Arm und Beinen ſeine Bewegungen ſo eckig als möglich machend, während er mit den Abſätzen den Tritt des Knochenmannes nachzumachen ſuchte. Seine Augen hielt er ſtarr auf das ihm gegenüber ſtehende und zeitweiſe ein beſcheidenes à droit oder à gauche ausführende Mädchen. So ſchritt der Alte langſam vor, hin und her, dann wieder zurück, wie es das Geſchick ſeines Opfers beſtimmt zu haben ſchien. Die Muſik drehte ihren Faden unermüdet fort, blieb aber immer kalt, wie nahe auch „el muerte“ jetzt ſchon ſein Opfer umſchlich, nachdem er die Arme und knackenden Krallenfinger darnach ausreckte. Endlich hatte Alekto den Faden abgeſchnitten, die Fiedel war verſtummt und el muerte hielt ſein Opfer reſpectvoll in den Armen, während die Zuſchauenden ihren lauten Beifall zu erkennen gaben.

Auf die muſikaliſche Mannichfaltigkeit und den Liederreichthum der Mexicaner überhaupt läßt ſich wie auf den Liederſchatz der Deutſchen jene launige ſerbiſche Volksſage über die Entſtehung des Fracks anwenden. Nach der Idee dieſes unabhängigen Waldvolkes ſtammt dieſes ſtümmelhafte Kleidungsſtück von den Deutſchen, weil es ihm wohl von Wien und Ungarn aus zum erſtenmal zu Geſicht kam; die Entſtehung des Frackes aber ſagt die Sage ſey folgende. Der Teufel wettete einmal mit dem liederreichen Deutſchen daß er ihn im Singen übertreffen könne. Die Wette beſtand darin daß der Singende ſo lange auf dem Rücken des Gegners reiten ſolle als jener ſeine Weiſen mit neuen wechſeln könne. So nahm der Deutſche ſeinen Gegner auf, und trug ihn willig und geduldig eine ewig lange Zeit, während der Teufel für jedes abgeſungene Lied wieder zwei oder drei neue im Vorrath zu haben ſchien. Die Geduld des Deutſchen verſetzte aber doch endlich Meiſter Satan in Verlegenheit und er mußte herunter. Die Reihe war jetzt am Deutſchen, und der ließ ſichs angelegen ſeyn den Teufel unter ſich zu behalten. Die Geſchichte ſagt nicht wie lange es währte, aber dieſem ward es endlich zu viel, er merkte daß dem Sohne Teuts der Faden nimmer mehr ausgienge, und ſo packte er ihn bei den Rockſchößen um ihn herabzureißen, was ihm auch gelang, obwohl der Deutſche die Wette gewonnen hatte. Zu gleicher Zeit hatte er aber auch die vorderen Ecken ſeiner Rockflügel eingebüßt, welche in des Teufels Händen geblieben waren, da er ſich ſeines Gegner ſo gewaltſam und widerrechtlich entledigt hatte. Der Mexicaner hätte ohne allen Zweifel dieſelbe Wette ebenſo leicht gewonnen und dazu keine Rockſchöße eingebüßt, da er kein ſolches Kleidungsſtück trägt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Organe und Instincte der Insecten.

(Aus Blackwood's Edinburgh Magazine.)

Wenn wir die Fliege auf unserer Fensterscheibe, unserm Papier oder unserm Brod betrachten, müssen wir fast unwillkürlich an die Wunder ihres Körperbaues denken. Wir werden die Thätigkeiten ihrer kleinen Antennen (Fühlfäden) ins Auge fassen, und uns fragen ob sie Fühler oder Gehörs- und Geruchsorgane sind. Es ist ein heikles und schwieriges Problem, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Physiologen lenken. Wie bei vielen anderen Problemen, ist seine Lösung bisher dadurch unmöglich gemacht worden daß man es auf unrechte Weise und mit irrigen Begriffen anfaßte. „Zu diesen Schlußfolgerungen," sagt Hr. Samuelson in Bezug auf die Ansichten der Naturforscher, „ist man gelangt durch Vergleichung des Baues der Antennen bei verschiedenen Insecten-Stämmen mit ihren respectiven Lebensgewohnheiten." Ein falscheres Verfahren konnte man nicht einschlagen. Um dieß zu zeigen, brauchen wir nur dieselbe Methode auf die Entdeckung der Function der Milz anzuwenden, die wir deßhalb hier hervorheben weil ihre Function bis jetzt unbekannt ist, und die Richtigkeit der Methode sich durch Anführung eines solchen Organs am besten darthun läßt. Es vergleiche nun jemand die Structur der Milz bei verschiedenen Säugethieren, und sehe zu wie sie sich zu den respectiven Lebensgewohnheiten dieser Säugethiere verhält, und er wird sehen wie wenig Licht dadurch gewonnen wird. Die Naturforscher haben indeß nicht durch diese Methode die Verrichtungen der Antennen bestimmt, sondern vielmehr durch Muthmaßungen, gegründet auf schwache Analogien. „Die Antennen sind, hauptsächlich ihres anatomischen Baues wegen, für Ton-Organe gehalten worden." Allein die Aehnlichkeit zwischen Antennen und irgendeinem bekannten Gehörsorgan ist eine sehr geringe, indem sie in der That einfach nur auf der an der Basis der Antennen befindlichen zarten Membran beruht, welche durch ihre Bewegungen straff gemacht wird, und die man, „ohne große Ungereimtheit, als die Trommel des Ohrs erklären könnte." Die Wissenschaft verlangt eine genauere Bestimmung als diese. Wenn sich, auf andre Gründe hin, von den Antennen beweisen ließe daß sie Gehörsorgane seyen, dann könnte man diese Membran als die Trommel erklären, allein damit daß man eine Membran eine Trommel nennt, erweist man noch nicht daß sie ein Gehörsorgan ist. Die physiologischen Beobachtungen der HH. Burmeister und Newtorp haben mehr Werth. Der erstere sagt: „Wer je einen ruhig vorschreitenden Steinbockkäfer, der plötzlich von einem lauten Ton überrascht wird, beobachtet hat, wird gesehen haben wie unbeweglich er seine Antennen auswärts breitet, und sie, so zu sagen, mit der größten Aufmerksamkeit ausgestreckt hält solang er horcht, und wie sorglos das Insect in seinem Laufe vorschreitet wenn es wahrnimmt daß ihm von dem Lärm keine Gefahr droht." Auch bemerkt Hr. Newport daß ein Käfer seine Antennen bei einem plötzlichen Lärm zurückzieht und sich, indem er niederfällt, todt stellt. Auf den ersten Blick scheinen die Schlußfolgerungen aus diesen Beobachtungen sehr richtig; allein eine genauere Prüfung wird ergeben daß in denselben keinerlei Beweis für das Hören der Käfer liegt. Es ist zur Genüge bekannt daß eine geringe Berührung den Käfer veranlaßt sich todt zu stellen, und es ist klar daß ein lauter und plötzlicher Ton, durch die Vibration welche er in der Luft hervorbringt, auch die zarten Antennen zum Vibriren veranlassen muß. Die Vibration der Luft, welche wir als Ton wahrnehmen, dürfte, wie es höchst wahrscheinlich ist, eine Empfindung ausgebreiteter Berührung für das Insect seyn, wie es bei uns der Fall ist wenn wir taub sind. Wenn irgendeine Unvollkommenheit in unserm Gehörsorgan uns daran hindert die Vibrationen der Luft als Ton aufzunehmen, so werden wir von den Vibrationen in einer andern Form berührt. Dr. Kitto, der seine eigenen Erfahrungen für die Wissenschaft so nutzbar gemacht hat, bemerkt daß das Ziehen von Tischen oder Sophas auf dem Stubenboden über oder unter ihm, das Schließen von Thüren, und die Füße seiner Kinder beim Spielen, ihm weit lästiger fielen als dieselben Ursachen es thun würden wenn er nicht taub gewesen wäre. „Wenn ich nicht durch Umstände oder vorgängige Anstalten darauf vorbereitet bin, flößen sie mir einen furchtbaren Schrecken ein, und durch die Vibration, die von den Füßen über den ganzen Leib sich ausbreitet, erschüttern sie das ganze Nervensystem auf eine Weise, daß selbst eine lange Uebung mich nicht in Stand setzte sie zu ertragen. In Ermanglung triftiger Gründe für den Glauben also daß Insecten Gehörsorgane haben, dürfen wir wohl mit Recht die Wirkungen plötzlicher Getöse irgendeiner andern Empfindung zuschreiben, welche durch die Vibrationen der Luft erzeugt wird. Burmeister sagt: „die wirkliche Wahrnehmung eines Tons könne möglicherweise von dem Zittern herrühren das durch die Vibration der Luft in so leicht bewegten Organen, wie die Antennen, hervorgebracht wird. Den HH. Kirby und Spence zufolge stellte Wollaston diese Ansicht auf, und vermuthete selbst daß Insecten, ihrer viel größeren Reizbarkeit wegen, weit zartere Töne warnehmen könnten als wir zu unterscheiden im Stande seyen." Wir halten dieß für einen Irrthum, der seinen Grund in den durchaus falschen Ansichten über die Natur der Empfindung hat. Wenn einfach gesagt wäre daß Insecten für Vibrationen empfänglicher seyen als wir, so könnte man es mit einigem Schein von Recht behaupten; allein Vibrationen sind keine Ton-Empfindungen. Ehe wir indeß in eine bestimmtere Widerlegung eingehen, wollen wir einen Blick auf die zu Gunsten der Antennen als Gefühls- und Geruchsorgane angeführten Beweisgründe werfen.

„Wir haben verschiedene Umstände zum Beweis ihrer Gefühls- und Geruchsfunctionen," sagt Hr. Samuelson. „Darunter läßt sich die Ichneumonfliege anführen, welche ihre Eier mittelst eines scharfen Eiersetzers in die Larven verschiedener Insecten legt; von den Leibern dieser nähren sich die Larven des Ichneumons sobald sie ausgeschlüpft sind. Beobachten wir dieses Insect wenn es Larven oder Raupen, die im Holz, in alten Pfosten ꝛc. wohnen, aufsucht, so werden

Digitized by Google

wir bemerken daß es seine Antennen vor sich hin in jede Unregelmäßigkeit der Oberfläche stößt, bis es die Raupe trifft, die es dann mit seinem Eiersetzer durchbohrt, und ein oder mehrere Eier hineinlegt. Andere Insecten gebrauchen die Antennen zu demselben Zweck, und man hat als unbezweifelbar bewiesen daß der Geruchssinn sie bei Niederlegung ihrer Eier leitet; denn einige Insecten, deren Larven ihre Nahrung aus faulem Fleisch ziehen, begehen bekanntlich den sonderbaren Irrthum daß sie dieselben auf Pflanzen ablegten die einen ähnlichen Geruch besitzen, die aber gänzlich ungeeignet waren als Nahrung für die Larven, weßhalb diese fast unmittelbar nach dem Ausschlüpfen Hungers starben. Die Biene ferner gebraucht ihre Antennen, oder ihr Geruchsorgan, beim Honigsuchen; die Ameisen gebrauchen diese Organe um einander die Oertlichkeit zu zeigen in der sie Nahrung entdeckt haben. Wollte man annehmen daß sie dieß mittelst der durch einen Ton veranlaßten Zeichen thun, so würde man ihnen eine Kraft zur Mittheilung von Nachrichten zuschreiben die kaum als das Resultat des Instincts betrachtet werden könnte."

Ueber die Ameisen herrscht völliges Geheimniß. Es ist gewiß daß sie mittelst ihrer Antennen mit einander verkehren; wie aber dieß bewirkt wird, können wir nicht muthmaßen. „Mittlerweile," fährt Hr. Samuelson fort, „müssen wir die Frage über die Function der Antennen annoch als ungelöst betrachten, und uns mit der Bemerkung begnügen daß sie außer der des Gefühls noch irgendeine andere Sinnesfunction besitzen, entweder Geruch oder Gehör, oder beides."

Die Hausfliege hat ihre Krankheiten gerade so wie ihr Zergliederer, der Mensch, und unter diesen Krankheiten gibt es eine welche den Forscher zu der umfangreichen und anziehenden Frage thierischer Parasiten führen wird. Die Fliege hat ihren Schwamm (fungus)! Jedermann wird in den letzten Tagen des Herbstes wahrgenommen haben was Dr. Cohn folgendermaßen schildert:

„Um diese Zeit kann man unzählige todte Fliegen-Körper an den Fenstern, Mauern, Läden ꝛc., in allen Theilen des Zimmers hängen sehen. Das todte Insect, obgleich trocken und so zerbrechlich daß es bei der geringsten Berührung in Staub zerfällt, behält so weit seine im Leben gewöhnliche Haltung, daß es, wenn man es nicht berührt, schwer ist zu glauben man habe nicht eine lebendige Mücke vor sich, die gerade im Begriff stehe zu fliegen. Insecten ziehen beim Sterben gewöhnlich ihre Beine hinauf, und kreuzen dieselben unter dem Leibe; bei der Krankheit aber die wir jetzt in Betracht ziehen, ruht der todte Leib auf den ausgestreckten Beinen, deren Füße ihre adhäsive Eigenschaft behalten, und auf dem vorwärtsgestoßenen Rüssel, welcher der Fliege das Ansehen gibt als ob sie sauge, und von dem, selbst wenn die Füße zufälligerweise abgelöst seyn sollten, der Leib immer noch in situ erhalten wird. In diesem Zustande sind die todten Fliegen stets von einem, etwa einen Zoll im Durchmesser haltenden, Ring umgeben, der aus weißlichem Staub besteht, in welchem man bei näherer Untersuchung die Sporen (Samenkörner) eines fungus erkennt. Der Unterleib ist sehr erweitert, und die ihn bildenden Ringe sind von einander getrennt, indem die Zwischenräume von weißen hervorragenden Gürteln eingenommen sind, gebildet aus einem aus dem Innern des Leibes hervordringenden schwammartigen Gewächs. Weitere Untersuchung wird zeigen daß alles was im Leibe der Fliege enthalten war von dem Schmarotzergewächs verzehrt worden ist, und daß nichts zurückbleibt als eine leere Hülle, überzogen mit einer dünnen filzartigen Schicht, die aus der feinen Mysetia der unzähligen Schwämme besteht. Zuerst bemerkt von De Geer im Jahr 1792, entgieng sie nicht dem scharfen Auge Goethe's, der von den sie begleitenden Phänomenen und besonders von dem Aussehen des weißen Staubs zwischen den Ringen des Leibes, so wie von der Zerstreuung dieses Staubes in einer weiten Fläche um das todte Insect herum, eine genaue Beschreibung gibt."

Indem wir von der Hausfliege zu der Honigbiene [1] übergehen, kommen wir zu Fragen von noch höherem Interesse. In der That ist die Biene eine kleine Welt von Wundern. Hr. Samuelson bittet seine Leser, sie möchten sich einmal vorstellen als segelten sie den Mississippi hinab, und würden, ohne alle Lebensmittel, mit der Benachrichtigung ans Ufer gesetzt daß sich Lebensmittel irgendwo einige Meilen landeinwärts fänden, daß sie aber zu einer bestimmten Stunde ans Schiff zurückkehren müßten, sonst würden sie zurückgelassen werden. Der Scharfsinn des Menschen würde durch eine solche Lage einer ernsten Probe ausgesetzt werden. In Ermangelung eines zuverlässigen Führers würde der in eine solche Lage Versetzte wahrscheinlich auf einen Baum klettern, oder einen Hügel ersteigen um einen Ueberblick über das Land zu bekommen. Nachdem er die Stadt erspäht, würde er dann den nächsten Weg dahin ausfindig zu machen suchen, und rechtzeitig zu den Dampfer zurückkehren.

„So wundervoll dieß auch im gegebenen Fall scheinen mag, so ist doch eine solche That bei der Biene nichts ungewöhnliches; ihr Instinct setzt sie in den Stand dieselbe ohne die geringste Schwierigkeit auszuführen. . . . In Aegypten sowohl als in vielen andern Ländern, mit Einschluß Frankreichs, haben Bienenbesitzer, in deren Nähe es für ihre beflügelte Heerde keine hinlänglich reiche Weide gibt, sehr häufig die Gewohnheit ihre Bienenstöcke der Obhut von Schiffern anzuvertrauen, die aus der Verfuhr einer großen Anzahl Bienenstöcke von Ort zu Ort flußabwärts einen Erwerbszweig machen: sie ruhen dann bei Tag aus, damit die Bienen aufs Honigsuchen ausfliegen können, und setzen bei Nacht ihre Fahrt fort. Die Biene erreicht ihren Zweck, aber mit weit größerer Genauigkeit, durch Mittel die so ziemlich denen ähnlich sind welche wir oben unsern ans Ufer gesetzten Lesern angedeutet haben. Kaum verläßt sie den Bienenstock in dieser ihr fremden Oertlichkeit, so steigt sie in die Luft, und fliegt, nach-

[1] Wir sind kürzlich freundlich aufmerksam gemacht worden, daß in dem Buche von Samuelson **The Honey Bee** (s. Ausland 1861. Nr. 10) sich beträchtliche Irrthümer befinden, die bereits nach neuern deutschen Forschungen widerlegt worden sind im Lehrbuche der Physiologie von Dr. Otto Funke. Leipzig 1858. Bd. 2. S. 822. Indem wir auf diese Stelle aufmerksam machen, wollen wir auch noch auf den Aufsatz „Jungferngeburten bei Insecten." Ausland 1857. S. 532 verweisen. D. Red.

Digitized by Google

dem sie eine genügende Höhe erreicht hat, plötzlich in der von ihrem unfehlbaren Instinct ihr angedeuteten geraden Richtung fort. Dieser Instinct dient ihr auch bei der Rückkehr zum Bienenstock, und obgleich ihr nicht gestattet ist zwei Tage nacheinander in derselben Oertlichkeit zu verweilen, so geht und kommt sie doch anscheinend ohne alle andere Schwierigkeit als wir selbst sie fühlen wenn wir während der täglichen Erfüllung unserer Berufspflichten uns von Haus entfernen und wieder heimkehren."

Natürlicherweise ist es das wundervolle Gesicht des Insects, wodurch es in den Stand gesetzt wird sogleich den fernen Weidegrund zu erkennen. Der südamerikanische Condor schwingt sich ungefähr zehn Meilen über den Wasserspiegel des Meeres in die Luft, und schaut auf eine Fläche herab gleich der von ganz Deutschland, auf welcher er jeden Aasklumpen entdecken und von demselben seine Mahlzeit halten kann. So macht es auch die Biene mit ihrem aus 3500 genauen Linsen bestehenden Auge. Dieses Auge ist von Hrn. Samuelson genau beschrieben, und von den Antennen sagt er daß die Biene sich beim Bau ihrer Zellen von denselben wie von einem Führer leiten lasse. Durch die Antennen communicirt die Biene auch auf staunenswerthe Weise mit andern Bienen. Solange diese Organe unbeschädigt sind, scheint das Insect einer vollkommenen Gesundheit zu genießen; sind aber diese Organe zerstört, so scheint die Biene „außer sich, „und hat „ihre Sinne verloren." Wenn eine der Antennen einer Königin genommen wird, scheint sie sich davon nicht berührt zu fühlen; schneidet man ihr aber beide ab, so scheint sie, aller ihrer Instincte beraubt, in ein Delirium zu gerathen: alles geschieht auf Gerathewohl; doch ist die Achtung und die Huldigung der Arbeitsbienen gegen sie unvermindert, obschon von ihr mit Gleichgültigkeit entgegengenommen. Setzt man an ihre Stelle eine andere Königin in demselben Zustande, so scheinen die Bienen den Unterschied nicht zu entdecken, und behandeln beide gleich; wird aber eine vollkommene Königin in den Bienenstock gebracht, so ergreifen sie dieselbe, sperren sie ein, und zeigen sich nicht sehr galant gegen sie. Man kann daher muthmaßen daß die Bienen ihre Königin durch die Antennen erkennen, und diese Ansicht wird unterstützt durch die Versuche Hubers, der Gewißheit zu erlangen wünschte ob die Bienen, wenn sie eine Königin verloren haben (wovon die Nachricht in ungefähr einer Stunde den ganzen Bienenstock durchläuft), dieses Vorkommniß durch ihren Geruch, ihr Gefühl oder irgend etwas anderes entdeckten. „Er theilte einen Stock zuerst durch ein Gitter ab, welches die beiden Abtheilungen um ungefähr drei Linien von einander getrennt hielt, so daß sie nicht zu einander kommen, wohl aber einander wittern konnten (und, wie Hr. Samuelson bemerkt, auch Schall durchzudringen vermochte). In demjenigen Theil in welchem sich keine Königin befand, geriethen die Bienen bald in große Aufregung, und da sie die Königin nicht entdeckten, so fiengen sie in kurzer Zeit mit dem Bau der Königszellen an, was sie beruhigte." Huber trennte sie nun durch eine Scheidewand, durch die sie zwar ihre Antennen, nicht aber ihre Köpfe strecken konnten. In diesem Fall blieben alle Bienen ruhig. Die Art und Weise wie sie sich von der Nähe der Königin überzeugten, war die daß sie ihre Antennen durch die Oeffnungen des Gitters streckten. Man konnte sogleich eine unermeßliche Anzahl dieser Organe sehen, welche in allen Richtungen ihre Fragen stellten, und man bemerkte daß die Königin auf die bezeichnendste Weise diese Fragen beantwortete; denn sie hielt sich mit ihren Füßen stets am Gitter fest und kreuzte ihre Antennen mit denen ihrer besorgten Unterthanen!

Bei diesen Beobachtungen aber haben wir uns vor anthropomorphischen Tendenzen zu hüten, d. h. vor der Neigung das Thun und Treiben dieser Thierchen so auszulegen wie wir die Handlungen menschlicher Wesen auslegen. Die Beweisgründe die zu Gunsten des Urtheilens und der Erfindungsgabe von Insecten angeführt werden, erheischen eine strenge Prüfung. So z. B. gibt es in der bekannten von Vogt erzählten Geschichte Einzelheiten welche eine andere Auslegung zulassen als die von ihnen gegebene. Die Gold-Wespe legt ihre Eier in das Nest der gewöhnlichen Maurer-Wespe, das oft in ziemlicher Höhe vom Boden an der Mauer befestigt ist. Sind die Larven der Wespe einmal in das Nest hineingebracht, so verzehren sie das von der Biene für ihre Jungen gesammelte Futter. Vogt sah eine dieser Wespen, welche ein Maurernest entdeckt hatte, gerade in dem Augenblick als sie ihren Leib hineindrückte um ein Ei abzulegen. Die Eigenthümerin des Nestes, die in demselben Moment mit Blumenstaub beladen ankam, fiel, mit jenem eigenthümlichen Gesumme das diese Insecten ausstoßen wenn sie einen Angriff unternehmen, über die Wespe her, und packte sie mit ihren scharfen Klauen. Die Wespe rollte sich, wie gewöhnlich bei einem Angriff, sogleich auf. Die andere versuchte vergebens irgendeinen verwundbaren Theil zu finden in den sie ihren Stachel stoßen könnte; endlich biß sie ihrer Feindin die Flügel an den Wurzeln ab, und ließ dann die Wespe auf den Boden fallen. „Hierauf kehrte sie in großer Aengstlichkeit in ihr Nest zurück, und spürte dem Ei des Eindringlings nach; da sie aber keines fand, so flog sie davon. Die Maurer-Wespe muß damit befriedigt gewesen seyn daß sie, durch das Abbeißen der Flügel der Wespe, diese gehindert hatte ihren Besuch in dem Neste zu wiederholen; allein sie hatte sich in ihrer Rechnung geirrt. Die zu Boden geworfene Wespe rollte sich auf, sobald die andere hinweggeflogen war, kroch in gerader Linie in das Nest zurück, und legte ihr Ei hinein." Eine sonderbare Geschichte; allein der Leser wird bemerken wie vollständig Vogt sie nach Art menschlichen Thuns ausgelegt hat. Wie konnte er wissen daß die Maurerwespe in großer Angst war, und das Gold-Ei aufzuspüren suchte? Wie konnte er wissen daß sie der Gegnerin die Flügel abbiß um dieselbe zu hindern in das Nest zurückzukehren? Hr. Samuelson vermuthet wohl sehr richtig, sie habe die Flügel einfach darum abgebissen weil sie kein anderes Mittel hatte ihre Wuth an der Wespe auszulassen.

Wir könnten solcher Geschichten über den Scharfsinn von Thieren eine unendliche Menge anführen, wollen aber nur noch einer, ihres grotesken Humors wegen, Erwähnung thun. Die Eremiten-Krabbe lebt in der verlassenen Muschel einer Molluske, wie Diogenes in seinem Faß. Nun gibt es eine

Digitized by Google

Sippe, genannt Prideaux's Eremiten-Krabbe, von der man beſtändig findet daß ſie als Lebensgefährtin die Mantel-Anemone hat, die an der Muſchel hängt welche die Krabbe bewohnt. Die Anemone nimmt in der Muſchel einen ſolchen Platz ein, daß ihre Scheibe ſich gerade unter dem Mund der Krabbe ausbreitet, ſo daß alle Nahrung welche in den Bereich dieſer beiden Thiere kommt gemeinſchaftlich getheilt werden kann. Hr. Goſſe beobachtete eines Tags eine Krabbe welche im Begriff ſtand ihre Wohnung zu wechſeln: kaum hatte ſie von der neuen Muſchel Beſitz ergriffen, ſo machte ſie ſich daran die Anemone aus der alten Muſchel zu entfernen, indem ſie, wie ein Naturforſcher ſeinen Fingernagel hineinſchieben würde, ihre breiten Scheeren hineinſchob und die Anemone von ihrem alten Stützpunkt trennte. Sodann brachte ſie die Anemone in ihre gewohnte Stellung an der neuen Muſchel, und hielt ſie dort mit ihren Scheeren ſo lange feſt bis ſie ſich angehängt hatte, gab ihr hin und wieder einen leichten Schlag, und drückte ſie, um den Anhängungsproceß zu beſchleunigen. Von einem ähnlichen Vorgang war Hr. Alfred Lloyd Zeuge, und Hr. Holdsworth, deſſen Handbuch wir dieſe Thatſachen entnehmen, beobachtete „einen Fall in welchem eine dieſer Krabben ihre Behauſung gewechſelt hatte und, nachdem ſie ſich nahezu eine Stunde lang vergeblich bemüht die Anemone (ein krankes Exemplar) aus ihrer alten Wohnung zu entfernen, aus der neuen Muſchel herauskam, und zu der urſprünglichen zurückkehrte, indem ſie, wie es ſchien, ihre Lebensgefährtin nicht gern verließ.

Nachrichten aus dem weſtlichen Oſtindien.

Aus einem Brief Dr. Haug's.

Poona, 25 März 1861.

Unter den Parſengemeinden gibt ſich gegenwärtig ein höchſt erfreuliches Streben kund ihre Religion von Mißbräuchen zu reinigen, und die urſprünglich reinere Lehre Zoroaſters auf Grund des Zendaveſta wieder herzuſtellen. Es beſteht zwar ſchon ſeit 1852 eine religiöſe Reformgeſellſchaft, Rahnuma i Mazda-yaſn, d. i. der Mazderjasniſche (Zoroaſtriſche) Wegweiſer genannt, die ſichs zur Aufgabe macht, alle Gebräuche welche die Parſen ſeit ihrem Aufenthalt in Indien von den Hindus angenommen haben, abzuſchaffen, und ſie hat ſchon manches gewirkt; aber die öffentliche Aufmerkſamkeit iſt noch nicht in ſo hohem Grade auf ſie gelenkt worden als gerade in dieſen Tagen. Die Deſturs oder Oberprieſter haben ſich bisher fern von dieſer Geſellſchaft gehalten, weil dieſe faſt aus lauter Laien zuſammengeſetzt iſt (Präſident iſt Naurudſchi Ferdundſchi, der ſeiner Zeit gegen die Miſſionäre ſchrieb und ſie mittelſt der Schriften von Strauß zu widerlegen ſuchte), und ſie, zu ſtolz auf ihre Würde als Seelenhirten der Parſengemeinde, ſolchen die nicht einmal Mitglieder der Prieſterkaſte ſind, gar kein Recht in Glaubensſachen mitzureden einräumen wollen. Das ſcheint ſich nun ändern zu wollen. In den Parſen hier lebt noch der iraniſche Geiſt der Unabhängigkeit und des Stolzes, den uns Firduſi's unſterbliches Heldengedicht ſo ſchön vorführt; ſie unterwerfen ſich nicht einem Prieſterſtand, ſondern zwingen die Prieſter ſich ihnen zu fügen. Die Prieſter haben nämlich keine Pfründen, kein fixirtes Einkommen, ihr ganzes Einkommen beſteht in freiwilligen Gaben ſeitens der Laien und einer Art Stolgebühren. Fügt ſich der Prieſter nicht, ſo verliert er ſein Einkommen, oder auf alle Fälle, es mindert ſich bedeutend. Als vor einigen Jahren eine Zend- und Pehlewiſchule in Nauſſari errichtet wurde, deſſen Deſtur das höchſte Anſehen in Indien genießt, nicht wegen ſeines prieſterlichen Geſchicks, ſondern weil dort früher der Sitz des Oberdeſturs oder Zoroaſtriſchen Papſtes war, ſo weigerte ſich derſelbe, andere als ſolche die der Prieſterkaſte angehören in den Zendſchriften zu unterrichten, ganz ähnlich wie es die Brahmanen machen, die niemand als Brahmanen Sanskrit lehren wollen; aber die Parſen zwangen ihn ſofort, alle die es zu lernen wünſchen, ohne Unterſchied des Standes in die Myſterien des Zendaveſta einzuführen. Kürzlich wurde dort ein Examen gehalten. Die Schüler ſchrieben einen Aufſatz, worin ſie behaupteten daß es keinen leibhaftigen Ahriman oder Teufel gebe, ſondern daß er nur die Perſonification des böſen Princips ſey; der Deſtur ſchalt ſie heftig darüber aus ihnen bedeutend daß das eine große Ketzerei ſey.

Vor wenigen Wochen erlebte man in Bombay das ſeltene Schauſpiel daß der dortige Hauptdeſtur, Peſtondaru, auf Erſuchen der Reformgeſellſchaft im großen Behramstempel vor ungefähr 1000 Parſen eine förmliche Predigt hielt, worin er nachzuweiſen ſuchte daß die Parſen nur einen Gott anbeten, daß das Feuer nur Symbol Gottes ſey, und daß ihre Todfeinde, die Mohammedaner, ihnen den Schimpfnamen „Feueranbeter" gegeben hätten. Ich war vorher um einige Stellen aus dem Zendaveſta gefragt worden, die der Deſtur denn auch ſeiner Rede einverleibt hat. Zufällig hatte ich hier in Poona auf Erſuchen des Vorſtandes der United Service Institution for Western India (beſtehend vornehmlich aus höheren engliſchen Militär- und Civilbeamten der ganzen Präſidentſchaft), die mich zum Ehrenmitglied ernannt, und ſomit die Benützung der ſchönen Bibliothek und des reichhaltigen Leſezimmers mir umſonſt offerirt hatte, eine Woche vorher, am 1 März, eine Rede in engliſcher Sprache „Ueber den Urſprung der Religion der Parſen" gehalten, die unter den Parſen nicht geringes Aufſehen erregte und auf deren Wunſch nun gedruckt worden iſt. Die Rede iſt nur eine Einleitung zu meiner „Abhandlung über die heiligen Schriften und die Religion der Parſen," auf welche die Parſen ſehr zahlreich ſubſcribirt haben, und die bald in engliſcher Sprache (wahrſcheinlich auch in Guzerati) erſcheinen wird. Die Predigt des Deſturs und meine Rede, die im Hauptinhalt übereinſtimmen, haben der Guzerati- und der engliſchen Preſſe viel Stoff zum Schreiben gegeben. Die Reformbewegung unter den Brahmanen iſt noch nicht ſo weit vorangeſchritten als unter den Parſen, letztere ſind die Tonangeber im weſtlichen Indien.

Digitized by Google

Der Aberglaube ist bei den Brahmanen noch tief gewurzelt, namentlich hier, dem Centrum des Brahmanenthums für das ganze westliche Indien. Während es mir sehr leicht ist von Parsen jede Auskunft über ihre Gebräuche zu erhalten, so kostet es mich große Mühe etwas von den Brahmanen zu erfahren. Doch ist es meiner Beharrlichkeit schließlich gelungen eine Reihe höchst wichtiger Aufschlüsse über die feierlichen Opfer, die hie und da noch von reichen Hindus in der Absicht um in den Himmel zu kommen gebracht werden, zu erhalten. Die Mehrzahl der Brahmanen, namentlich alle die welche unsere Anstalten besuchen, sind völlig unbekannt mit diesen Dingen; es gibt überhaupt nur sehr wenige die Auskunft geben können; diese Männer, deren Geschäft es ist die Opfer zu bringen, heißen Shrautis (identisch mit Shrotriya in den Sanskritbüchern, das nicht vedakundige Brahmanen schlechthin bedeutet, wie die europäischen Sanskritisten unbekannt mit indischem Leben annehmen) und gelten für heilige Leute. Vor einigen Monaten gelang es mir einen solchen heimlich zu engagiren, der mir alle technischen Ausdrücke der Opfersprache erklärt, mir Plane von dem Opferplatz anfertigt, mir die gebrauchten Pflanzen, Kräuter ꝛc. bringt. Außerdem bin ich in den Besitz wichtiger Bücher über die Opfer gekommen. Der mündliche Unterricht eines solchen Mannes ist indeß zu einem wirklichen Verständniß vieler Theile der Vedas unerläßlich und kann nicht wohl aus Büchern gelernt werden. So ist es mir leicht zu zeigen daß viele Erklärungen von Opferausdrücken auch in dem neuesten St. Petersburger Sanskritwörterbuch entweder ungenügend oder falsch sind. Die Resultate meiner Studien in dieser Beziehung wird man in der Ausgabe und englischen Uebersetzung des zweiten Theils des Rigveda des Aitarapa-Brahmana, dessen Druck schon begonnen hat, niedergelegt finden.

Eine Handwerkerverbindung im Gouvernement Jaroslaw in Rußland.

(Aus dem Russischen von Ch. Sch.)

Ungefähr zehn Werste von Jaroslaw auf der Straße nach Wolegda liegen in nicht weiter Entfernung von einander zwei Erbgüter, von welchen eines der Frau von Markoff, das andere der Fürstin C. P. Obolenski gehört. Ersteres besteht aus den Dörfern Iwankewo und Poltschaninowo und aus dem Kirchdorf Ponomarewo — das zweite aus den Dörfern Philin und Podwjäsnowo. Auf beiden Erbgütern leben etwas über 400 Seelen, beide zahlen Obrok und stehen deßhalb in keinen weiteren Beziehungen zu ihren Ortsherrschaften. Ein jedes Erbgut wird durch einen Burmistr verwaltet, welcher auf der gemeinsamen Versammlung der Dörfer, aus denen jedes einzelne Erbgut besteht, gewählt wird; in jedem Dorf existirt außerdem noch zur Unterstützung des Burmistrs ein eigener „Starschina“ oder Aeltester, welcher ebenfalls von der Gemeinde gewählt wird. Beide verbleiben in ihrem Amt solange die Gemeinde mit ihnen zufrieden ist. Im Sommer beschäftigen sich die Bauern mit Getreidebau, im Herbst und Winter dagegen sind sie Tischler und Zimmerleute, welche Beschäftigung ihnen auch den Haupttertrag abwirft. Unter der Zahl der zur Tischlerindustrie gehörigen Gegenstände ist die Verfertigung hölzerner Kisten besonders wichtig, welche die Kaufleute zum Aufbewahren und zum Verpacken von Branntwein, Bleiweiß, Wachs, Talglichtern, Tabak u. s. w. nöthig haben. Diese Kistenfabrication ist auf folgende Weise organisirt: Um einem jeden Gemeindeglied das Recht auf die Arbeit und einen gewissen Verdienst zu sichern, der hinreichend ist um den Obrok zu bezahlen, so wie sich vor Armuth zu schützen und die dem Armen schädliche Concurrenz fernzuhalten, haben die Bauern dieser Erbgüter unter sich eine Association gebildet, und bei sich eine ganz eigenthümliche Ordnung eingeführt. Dieselbe gibt uns eine Probe von der Anwendung des russischen Gemeindeprincips auf die Handwerksindustrie, nicht aber in der Form des gewöhnlichen Associationsverhältnisses, sondern im Sinne der russischen Grund- und Bodenvertheilung.

Von den genannten Dörfern werden jährlich für verschiedene Kaufleute und für verschiedene Plätze gegen 150,000 Stück Kisten verfertigt. Das Tausend kostet im Durchschnitt 12 Silber-Rubel oder wenig mehr. Die Burmistrs der beiden Erbgüter erheben vorläufig von den Kaufleuten approximative Angaben über die Menge der von ihnen benöthigten Kisten, unterhandeln über den Preis einer jeden Sorte, und bestimmen dann im Herbst nach Beendigung aller Feldarbeiten den Tag und den Ort für die allgemeine Zusammenkunft aller Gemeindeglieder. Auf der Versammlung werden den Bauern die Namen der Kaufleute für welche sie im verflossenen Jahr gearbeitet, so wie sämmtliche Bedingungen des letzten Vertrages vorgelesen; es wird genau erörtert wie vielen Verdienst ein jedes Dorf gehabt — worauf bekannt gegeben wird, wer von den Kaufleuten neue Bestellungen gemacht und welcher Art diese letzteren sind. Nachdem die Gemeinden die Preise in Betracht gezogen, nehmen sie dieselben, wenn sie ihnen annehmbar erscheinen, an, oder es wird mit den Kaufleuten von neuem unterhandelt, wenn man die von letzteren gesetzten Preise für zu niedrig finden sollte. Nachdem die Gesammtgemeindeversammlung (wie sich dieselbe nennt) den ganzen Umfang der Arbeit bemessen hat, bestimmt dieselbe, und zwar mit der größtmöglichsten Unparteilichkeit die Lieferung für diesen oder jenen Kaufmann nach den einzelnen Dörfern. Hiebei beschränkt die Gemeindeversammlung die Arbeit eines jeden Dorfes nicht auf eine gewisse Anzahl von Kisten, sondern sie bringt auch den von den einzelnen Dörfern im verflossenen Jahr gemachten Verdienst so wie die Anzahl der Tiaglos, d. h. der einzelnen Familien in Rechnung. Hat nun die allgemeine Versammlung der Gesammtgemeinde die Arbeit gleichheitlich auf die einzelnen Dörfer repartirt, so schreiten die einzelnen Dörfer zu einer ganz gleichen Vertheilung unter ihre eigenen Angehörigen; es wird auf einer speciellen Gemeindeversammlung jedes einzelnen Dorfes eine gleichheitliche Repartition vorgenommen, wo die Verhältnisse der einzelnen

Digitized by Google

Tiaglos, so wie andere locale und zufällige Verhältnisse in Betracht gezogen werden.

Auf der allgemeinen Gemeindeversammlung wird nach der Wahl aller fünf Dörfer ein Lieferant (Postawschtschik) gewählt; demselben liegt die Verpflichtung ob, die Arbeiten zu überwachen (welche immer zu Hause, nicht außerhalb des Dorfes vorgenommen werden müssen), dieselben, nachdem sie in gehöriger Güte gefertigt, zur bestimmten Zeit an die Kaufleute abzuliefern, die schlecht gearbeiteten Kisten auszumustern, dagegen keine unbillige Ausmusterung von Seite der Kaufleute zu dulden.

Die gegenseitigen Bedingungen werden immer durch einen schriftlichen Vertrag festgesetzt, von dem Burmistr und den Aeltesten unterzeichnet, und mit dem Gutssiegel versehen. Keiner der Bauern hat das Recht die Preise nachträglich zu erhöhen oder herabzusetzen, die Kisten mit Umgehung des betreffenden Kaufmanns an einen dritten abzuliefern oder die Anfertigung der Kisten ohne Wissen der Gemeinde von den übrigen Bauern in Accord zu nehmen. Eine ähnliche Verletzung des gemeinschaftlichen Vertrages wird mit einer Geld- oder Körperstrafe geahndet; doch erstreckt sich diese Einrichtung, welche einer jeden Familie, sowohl der armen als der reichen, eine gleichmäßige und sichere Einnahme verschafft, nur auf diesen einen Zweig der Tischlerindustrie, d. h. auf die Verfertigung von Kisten, woran wegen der Leichtigkeit der Arbeit sowohl die Weiber wie die Kinder theilnehmen können. Niemand ist es verboten, im Fall er Zeit und Mittel besitzt, sich auch mit der Verfertigung anderer Gegenstände zu beschäftigen; ja der einzelne kann sogar auf seinen Antheil an der Kistenfabrication verzichten oder denselben irgendeinem andern aus der Gemeinde gegen Entschädigung abtreten, wenn er die Gemeinde nur für die Entrichtung des Obroks sicher stellt. Diese Association beeinträchtigt demnach die Freiheit der Arbeit keineswegs, die Glieder der Gemeinde werden nicht des Rechtes auf eine andere ihnen mehr zusagende Beschäftigung beraubt, sondern sie beschränken nur in diesem speciellen Theile ihrer Industrie, in der Kistenfabrication, freiwillig ihre persönlichen Rechte zum Vortheil der ganzen Gemeinde. An fremde, in dem Vertrag nicht benannte Kaufleute dürfen keine Lieferungen übernommen, auch darf mit den Kisten kein Hausirhandel getrieben werden; sollte sich jemand erlauben, solche Lieferungen zu machen, so wird eine Gemeindeversammlung sämmtlicher fünf Dörfer anberaumt, und der Uebertreter nach dem Beschluß derselben verurtheilt und strenge bestraft.

Die neuere Kriegsgeschichte der Niederländer in Indien.

2. Die Kriege gegen die Padries auf Sumatra und gegen die Buginesen auf Celebes.

Sumatra wird im Sinn seiner großen Achse von Nord nach Süd, von der großen Barisankette durchzogen, die sich seinem westlichen Rande weit mehr als dem östlichen nähert. Von ihren Abhängen stürzen wohlgenährte Flüsse, die vor ihren Mündungen fruchtbare, aber auch von Morästen durchzogene Ebenen angeschwemmt haben. Im Innern sind die Berge mit dichtem Wald bedeckt; etliche Vulcane rauchen auf ihren Kämmen, während zu ihren Füßen stille Thäler von unvergleichlichem Liebreiz sich erstrecken. Nirgends fehlt es an sichern Rheden oder an geräumigen Häfen. Dichter bevölkert ist jedoch die schmälere Westküste, oder wie sie wegen ihres mörderischen Klima's genannt worden ist, die Pestküste. Im Norden liegt das wenig bekannte von Hindu-Einwanderern begründete Reich Atschin, welches sich zu allen und bis auf die heutigen Zeiten unabhängig zu erhalten gewußt hat. Die Atschinesen, ein stattlicher Menschenschlag, der sich durch seinen ausgebreiteten Handel etliche Bildung erworben hat, sind ein streitbares Volk, aber blutgierig, verrätherisch und wollüstig. Mit ihnen sprachlich verwandt sind die freien Battas, über deren Gebiet noch äußerst wenig bekannt geworden ist. [1] Sie leben unter einer Clanverfassung in Stämme (Margas) und Gemeinden (Utas) getheilt. Gastlicher als die Atschinesen, durch Sitteneinfalt geziert, zu Verbrechen äußerst selten geneigt, wie denn auch jede Gemeinde haftbar für das von den ihrigen verübte Unrecht gemacht wird, beflecken sich die Battas doch noch immer durch anthropophage Gebräuche, ähnlich wie bei den alten Azteken, wo große Sittenreinheit und ein ziemlich hoher Grad von Cultur neben den Gräueln der Menschenfresserei bestehen konnten. Das Fressen der Feinde ist bei den Battas indessen kein bestialisches Gelüste, sondern ein alter Gebrauch und nur auf gewisse Fälle beschränkt. Ihre Waffen sind Säbel und Luntenflinten, wozu sie das Pulver selbst verfertigen. Außerdem führt jeder Batta noch eine 5—6 Fuß lange Lanze und ein langes Messer ohne Scheide. Sie verstehen sich übrigens auf ein taktisch geordnetes Gefecht, lösen sich in Tirailleurketten auf oder schließen ihre Glieder.

Zur Zeit der englischen Sequestration war der District und die Stadt Benkulen, beschützt vom Fort Marlborough an der Westküste, der Hauptsitz der britischen Herrschaft auf der Insel, und wurde den Holländern erst im Jahr 1824 als Tausch gegen die Stadt Malaka und etliche Factoreien in Ostindien herausgegeben. Bevor dieß geschah, war Padang der einzige größere feste Platz der Niederländer an der Westküste, und ist noch heute der Sitz ihrer Civil- und Militärverwaltung für diese Hälfte von Sumatra. Dort war nun seit 1803 eine merkwürdige politisch-religiöse Bewegung ausgebrochen. Drei Eingeborne: Miskien, Sumanik und Piabang hatten sich in jenem Jahr in Mekka den Titel von Hadschis (Pilgern) verdient, waren dort in Berührung mit Wahabiten gekommen und von ihrem puritanischen Eifer angesteckt nach Sumatra zurückgekehrt, um den dortigen Islam streng nach den Vorschriften des Koran zu reinigen. Sie gründeten bald eine erobernde Secte, die Padries genannt, und unterwarfen sich nach und nach das Padanger Oberland. Allein ihre

[1] S. die werthvollen Mittheilungen des Dr. Epp über die Battas im Ausland 1860. S. 745.

Digitized by Google

strengen Lehren waren nicht nach jedermanns Geschmack, und so geschah es daß 1820 sich einige vertriebene malayische Häuptlinge um Schutz an die Holländer in Padang wandten. Eine Kette von 3000 Fuß mittlerer Erhebung trennt den Küstensaum von dem Hochland im Innern, und ein einziger Weg führt über das Joch von Ambatjang nach dem Plateau hinauf. Drei Stunden langes strenges Steigen, ehe man die Höhe erreicht, kann unter der tropischen Sonne selbst einen rüstigen und völlig unbelasteten Wanderer erschöpfen. Oben angekommen, findet er drei sehr hohe, in ziemlich gleichem Abstand auf 0° 30′ südl. Br. gelegene Berggipfel: den Singalang, den Merapi und den Sago. Das Hochland zu ihren Füßen zerfällt in Luak oder Cantone, und diese werden benannt nach der Anzahl der Kotas oder Kampongs (Dörfer), aus denen sie bestehen, und zwar bezeichnet man sie ähnlich, wie wir im Venetianischen die deutschen Colonien schlechtweg die VII communi nennen, nach der Anzahl Kampongs die sie enthalten, z. B. das Gebiet der IV Kotas, der XIII Kotas u. s. f., was oft, da es viele Districte mit gleicher römischer Ziffer gibt, Verwirrung veranlaßt. Die Mehrzahl dieser Luaks waren an den offenen Stellen von einander durch Vertheidigungslinien getrennt, und diese bestanden zum Theil aus sehr tiefen Gräben und Brustwehren bis zu zwei Metres Dicke, deren Böschung mit Auwer-Auwer bedeckt waren. Dieß sind Hecken von Bambuduri oder dornigem Bambu, und vom Geschütz natürlich nicht zu zerstören, außer wenn man sie nach großer Trockenheit in Brand schießen konnte. Oft finden sich solche Werke, die parallel neben einander laufen und zwischen denen sich kaum ein Abstand von 20—50 Metres befindet. Auf diesem Raum Tanah-radjan, neutrale Erde genannt — wurden in der Regel die Fehden der Stämme unter einander ausgefochten.

Am 8 Dec. 1821 kam nun mit einigen Verstärkungen Oberstlieutenant Raaff nach Padang um die Unterwerfung der Padries zu erzwingen. Auf diesen Officier, in der Kriegsschule von St. Cyr und in den Feldzügen von 1812 und 1813 gebildet, setzten die Holländer große Hoffnungen. Anfangs gelang es ihm auch etliche Kampongs sich zu unterwerfen. Am 1 März 1822 aber sah er sich von 20,000 Padries angegriffen, während er nur über 200 Mann reguläre Truppen, zwei Kanonen und 8—10,000 Mann malayische Hülfsvölker, denen nicht sehr zu trauen war, verfügen konnte. Er warf den ersten Angriff ab, und vertrieb die Feinde nachdem er noch etliche Unterstützungen herangezogen hatte. Neue Unterwerfungen folgten und die Padries hielten sich still bis gegen Ende Juni, wo sie wieder ins Feld rückten. Raaff lieferte ihnen eine Reihe glücklicher Gefechte im Tanah datar oder dem Hochland zwischen Merapi und Sago. Bei einem derselben stand aber der Ausgang auf Wappen oder Schrift. Die Holländer waren gänzlich eingeschlossen worden vom Gegner, und ihr Rückzug nur möglich wenn sie die Befestigungen von Bukit Tenditi stürmten, wozu es ihnen aber bereits an Munition fehlte. Raaff sah ein daß ihm hier nur ein Streich der Verzweiflung gelingen könne. Er befahl daher seinen Kanonieren noch unausgesetzt, wäre es auch ohne Kugeln zu feuern und stürzte sich dann durch den Pulverdampf auf die Werke. Die Padries verblüfft von diesem Ungestüm, ließen sich werfen und die Holländer erkauften den Sieg wohlfeil genug mit 40 Mann an Todten und Verwundeten. Aber von da an verließ ihn das Glück. Am 15 August fand er die Padries hinter den Verschanzungen von Kapau, gegen die er zweimal aber vergeblich seine Soldaten zum Sturm führte, denn im entscheidenden Moment flohen die malayischen Hülfstruppen und Raaff war genöthigt den Rückzug anzutreten. Im September wollte er noch einmal Front machen, aber bedroht von 20,000 Feinden und verlassen von den Malayen, wurde seine Lage bald eine höchst gefährliche. Auch die Kulies waren geflohen und die europäischen Truppen genöthigt nicht nur die Munition und die verwundeten Gefährten zurückzuschleppen, sondern sich auch vor die Kanonen zu spannen.

Erst mit der Ankunft von 400 Mann Verstärkung im Februar 1823 konnte Raaff die Feindseligkeiten an der Spitze von 621 europäischen Soldaten und 27 Officieren ausgerüstet mit 8 Geschützen und begleitet von 12,000 Malayen, wovon 2000 mit Flinten bewaffnet waren, eröffnen. Dießmal lag der Schauplatz ziemlich tief im Innern. Raaff wollte die Padries aus der Landschaft Lintau vertreiben, am Südostabhang des Gunong Sago gelegen und nur zugänglich über das Joch von Marapalam. Hätte Raaff diese Oertlichkeiten gekannt, wie man sie später kennen lernte, er hätte gewiß nicht den Uebergang zu erzwingen versucht. Die Padries hatten im Zickzack ihre Brustwehren die Abhänge hinaufgeführt, und als man am 13 April 1823 auf den vorliegenden Höhen Batterien errichtet hatte und die Kanonen spielen ließ, griffen sie ungestüm an. Die Holländer ihrerseits stürmten jetzt den Marapalam, und zwar gelang es ihrem linken Flügel die Höhe zu erreichen und die niederländische Fahne dort aufzupflanzen. Allein da der rechte Flügel nicht vorwärts drang, so mußte auch der linke seine Stellung wieder aufgeben. Zwei Tage tropischer Regenströme unterbrachen die Feindseligkeiten, dann aber dachte Raaff auf den Rückzug, zumal da von seinen Geschützen etliche schon unbrauchbar geworden waren und die Haubitzen sich ohne großen Nutzen erwiesen hatten. Hatten die malayischen Hülfstruppen schon beim Angriff sich ganz theilnahmslos verhalten, so durfte man beim Rückzug vollends nicht auf sie rechnen. Kaum begann dieser, so stürzten sich die Padries auf den weichenden Feind. Und jetzt gerieth der linke Flügel der Niederländer in solche Verwirrung daß er an einem Reisfelde eine Kanone an die Eingebornen verlor, die erst durch einen tapfern Gegenangriff wieder genommen werden konnte. Noch schlimmer gieng es auf dem rechten Flügel. Die Padries warfen sich fort und fort auf die Geschütze. Bei ihrem dritten Angriffe fehlte es den Niederländern bereits an der Munition, beim vierten überließen sie dem Feinde ihre Kanonen und geriethen in Unordnung. In diesem entscheidenden Momente eilte Raaff herbei, sammelte etliche Tapfere um sich und warf sich gegen die Padries. Ein Gefecht mit der blanken Waffe entspann sich auf längere Dauer. Endlich lichtete sich das blutige Getümmel, die Padries wichen und die Holländer eroberten von

Digitized by Google

neuem ihre Geschütze. Jetzt wurde der Rückzug nicht mehr gestört, doch kostete die Unternehmung den Holländern nicht weniger als 158 Mann und 12 Officiere, die Verluste der Hülfstruppen ungerechnet.

Nach diesem verhängnißvollen Tage blieben die Padries Herren des Oberlandes, Raaff jedoch, der zum Residenten von Padang, also zum Civilgouverneur ernannt worden war, trachtete durch Verträge mit den Padries die Ruhe zu erhalten. Leider entriß ihn der Tod am 17 April seiner neuen Aufgabe. Sein Nachfolger im Amt, Oberst Stuers, der am 25 December 1824 in Padang anlangte, bekam bald einen schweren Stand. Noch unter Raaff scheinen, denn Capitän Gerlach hat diesen wichtigen Umstand zu erwähnen vergessen, im Padanger Oberland verschiedene Forts erbaut worden zu seyn, die von da ab in der Kriegsgeschichte eine große Rolle spielten. Eins von diesen, nach dem damaligen Generalstatthalter van der Capellen benannt, wurde nur von 40 Füsilieren vertheidigt, aber an ihrer Spitze stand der Held von Palembang, der ehemalige Korporal Veltman. Am 23 Juni 1825 sahen sie sich plötzlich von Feindesschwärmen umringt, allein ihr wohlgezieltes Feuer räumte rasch unter den Gegnern auf. Da brach plötzlich die Achse eines der zwei Geschütze auf denen allein ihr Heil beruhte. Schon schickte sich der Feind an mit nachgerückten Verstärkungen diesen Glücksfall auszunützen, als es Veltman gelang den Schaden wieder auszubessern und das Geschütz von neuem spielen zu lassen. Aber kaum war dieser Schaden geheilt, so fieng das Dach aus Alang-Alang (Rohr) über dem Pulvermagazin Feuer. Der Geist des Befehlshabers beseelte indessen vollständig die kleine Truppe und auch den Tambour, dem sie die Feuerwache anvertraut hatten. Er ergriff sogleich ein mit Wasser gefülltes Bambusgefäß, von denen man eine Anzahl im Fort vertheilt hatte, stürzte sich auf das Dach und löschte den Brand. Während er noch oben beschäftigt war, gewahrte er daß einer der Anführer der Padries mit etlichen der Seinen die Randjus [1] auf dem Glacis auszuziehen beschäftigt war, um einen Weg für den Sturm zu eröffnen. Der Tambour sprang flugs von dem Dach herab, ergriff das Gewehr eines verwundeten Cameraden und schoß den Häuptling nieder. Durch den Verlust ihres Anführers entmuthigt, gaben die Padries ihren Angriff auf und ließen auf dem Glacis 150 Erschlagene zurück, so eilig war ihre Flucht gewesen, denn sonst ist das Wegschaffen der Gefallenen eine religiöse Pflicht. Höchst mißlich wurde die Lage für die Westküste durch den Ausbruch der großen Empörung auf Java, in Folge dessen 17 Officiere und 558 Mann Europäer aus Sumatra gezogen wurden, und die Padanger Besatzungen jahrelang auf eine behutsame Defensive beschränkt blieben. In Folge dessen sank das Ansehen der holländischen Waffen auf Sumatra bald so weit, daß selbst die Stadt Padang im Januar 1831 von den Padries bedroht werden konnte. Ein anderer Küstenplatz Air Bangis, nördlich von Padang, wäre den Muhammedanern beinahe in die Hände gefallen. In dem Fort lagen nur 12 Europäer und 16 Sipahis unter dem Befehl eines Sergenten, der jedoch gleich bei Beginn der Feindseligkeiten fiel, und an dessen Stelle ein gemeiner Soldat, Bernard, vier Tage und vier Nächte lang den Posten vertheidigte, der nicht bloß vom Lande her, sondern auch zur See von einem Geschwader atschinesischer Piraten eingeschlossen war, bis ihm von der Wasserseite Succurs kam, aber erst nachdem an seiner Seite sämmtliche Europäer gefallen waren. Am 6 August des nämlichen Jahres gelang es Veltman, der mittlerweile zum Hauptmann aufgerückt war, durch einen Ueberfall das berüchtigte Joch von Marapalam, und am 18 auch noch eine weiter binnenwärts gelegene Schanze zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit marschirte Veltman mit seiner Compagnie eine ganze Nacht unter einer Regensündfluth, und hier bewährten sich zum erstenmal glänzend die mittlerweile eingeführten Percussionsgewehre. Die Entscheidung in dem Krieg gegen die Padries brachte aber diese Eroberung noch nicht, sondern der letzte Schlag konnte erst viel später geführt werden.

Noch vor dem Ausbruch des großen javanesischen Aufstandes, und kurz nach der Eroberung von Palembang fiel der Krieg gegen die Bugineſen, den tapfersten Stamm unter allen Sundavölkern. Im Jahre 1824 hatte der Generalstatthalter van der Capellen die Molukken und dann Celebes besucht, auf welcher Insel er mit den regierenden Häuptlingen einen neuen „Bundesvertrag“ schloß, dem alle kleinen Souveräne beitraten oder vielmehr sich unterwarfen. Nur die Fürsten von Supa und Tanetta waren nicht erschienen, und ein gleiches that Aru Datu, die Königin von Boni, welche nach dem Tode ihres Bruders Aru Palaka im Januar 1823 den Thron des größten bugineſischen Staates bestiegen hatte. Mit Tanetta wurde man bald fertig, denn sowie eine Expedition sich vor dem Platze zeigte, verjagten die Eingebornen ihren Herrscher. Anders ergieng es einer Expedition von 240 Mann unter dem Fregattencapitän Buys und Oberstlieutenant Reeder, die am 4 Aug. in der Bay von Parapara vor der Stadt des Radscha von Supa erschien. Dieser Platz ist im Süden von Reisfeldern umgeben und sehr schwer zugänglich. Vergebens versuchten die Niederländer die feindlichen Werke in Brand zu stecken, sie verloren bei jedem Anlauf Leute. Am 14 wurde ein Sturm angeordnet. Die Bugineſen ließen die Niederländer bis an ihre Wälle herankommen ohne eine Patrone abzufeuern. Dann aber begann ein mörderisches Gefecht, und zugleich fiel eine Abtheilung bugineſischer Reiterei den Angreifern in die Flanke, worauf die Holländer sich zurückziehen mußten, nachdem ein Drittel ihrer Leute kampfunfähig geworden war. Am 30 versuchte man einen zweiten Sturm, und zwar drangen dießmal die Holländer bis ins feindliche Lager. Dort aber fielen sie unter einem verheerenden Feuer und mußten sich mit schwerem Verlust wieder zurückziehen. Auch wurde die Belagerung von Supa jetzt aufgehoben.

Die Bugineſen fühlten sich jetzt in Uebermacht und eroberten etliche kleine holländische Posten. Ganz vorzüglich

[1] Bambussplitter die mit der Spitze aufrecht in den Boden gesteckt werden. Sie sind so spitz und scharf daß die Eingebornen wegen ihrer leichten Fußbekleidung sich die Spitze tief in die Sohle treten. Aber selbst für europäisches Schuhwerk ist diese Waffe höchst gefährlich.

Digitized by Google

bewährte sich überall ihre Cavallerie, welche, mit Speeren und Klewangs (Säbeln) ausgerüstet, beide Waffen mit großer Geschicklichkeit zu brauchen versteht. Zu Fuß sind die Buginesen gute Schützen und Artilleristen, sowie sie sich auch trefflich auf den Bau von Festungswerken verstehen. Am 12 Jan. 1825 langte der General van Geen in Makassar an um den Oberbefehl auf Celebes zu übernehmen, und ließ sogleich seine Husaren mit Lanzen bewaffnen, damit sie der feindlichen Cavallerie nicht nachstehen sollten. Am 28 Febr. lichtete er vor Makassar die Anker. Sein Geschwader bestand aus einer Fregatte, einer Corvette, fünf kleineren Segeln und drei Kanonenbooten, an deren Bord sich 1300 europäische, 900 eingeborne reguläre Truppen mit 30 Feuerschlünden ausgerüstet und beinahe 10,000 Mann Hülfsvölker befanden. Nachdem man unterwegs einige Züchtigungen ausgetheilt hatte, erschien die Flotte am 14 März in der Früh vor dem befestigten Kampong Mangara-Bombang an der Sinjai, wo die Armee von Boni sich zum erstenmal ihnen entgegenstellte. Eine Abtheilung Freiwilliger übernahm es die nächsten Schanzen zu umgehen und in der Flanke zu fassen. Zweimal drangen die Holländer ein und zweimal mußten sie weichen, das erstemal weil die buginesische Cavallerie ihnen den Rückzug abzuschneiden drohte, das anderemal vor der Mehrzahl der Feinde, die sie in das Flüßchen warfen, welches sie, da mittlerweile die Fluth eingetreten war, unter einem Kugelregen durchschwimmen mußten. Am andern Tage fand ein allgemeines Vorrücken statt. Die congreveschen Raketen brachten dießmal große Bestürzung in die feindliche Cavallerie, weil jene Waffe den Buginesen noch ganz neu war. Die Feinde zogen sich auch nach den Anhöhen zurück, aber nur um etwa 7—8000 Mann stark einen hitzigen Anfall gegen die Niederländer auszuführen. Nicht nur aber fiel, nachdem dieser Angriff abgeworfen war, das befestigte Kampong in die Hände der Europäer, sondern die Buginesen überließen ihnen auch Groß-Sinjai, den Hauptplatz in jenem Theil der Insel.

Zufrieden mit diesem Erfolge schiffte sich die Expedition wieder ein und warf am 23 März Abends vor Badjua die Anker. Dieser wichtige Hafenplatz an der Mündung des Bonifluſſes, an welchem weiter oberhalb Boni selbst liegt, ist der Schlüssel zur Hauptstadt dieses Reiches. Erst am 25 war das Geschwader vollständig beisammen. Am Morgen dieses Tages hatte der General mit fünf Schaluppen die Strandbefestigungen des Feindes recognoscirt, auf denen eine niederländische Flagge, wie zur Unterwerfung, wehte, wurde aber, als er sich in die Nähe wagte, von der feindlichen Artillerie scharf begrüßt. Am nächsten Morgen schritt man zum Angriff. Die Mörser, auf Flöße gestellt, und die Kanonenboote wurden nach dem Centrum der feindlichen Linien um halb 3 Uhr geschickt und der rechte Flügel des Feindes ganz besonders beunruhigt, während unter diesem Scheinangriff sich die Landungstruppen einschifften und den linken Flügel aufzurollen versuchten. Wirklich brachten auch die Boote die Mannschaft bis nahe ans Ufer, aber die Ebbe verhinderte sie das Land zu erreichen. Entschlossen schwammen die Truppen vollends ans Ufer, und geführt vom Major Gey rückten sie unter einem Kugelregen, ohne selbst eine einzige Patrone abzubrennen, bis an die nächste größte Redoute, die, obgleich mit zwölf Geschützen bewaffnet, ihnen in die Hände fiel, noch ehe volle 200 Mann gelandet waren. Der General erkannte aber die gefährliche Lage dieser Tapfern, die sich nicht hätten halten können, wenn man ihnen nicht schleunig zu Hülfe gekommen wäre. Er trieb also zur Eile, aber sowie er mit dem Hauptcorps die Schanze erreicht hatte, rief er vergnügt den Soldaten zu: „Jetzt ist Badjua unser!“ In der That sammelten sich die Buginesen nur noch zu einem Hauptschlag im offenen Felde, allein die Holländer durchbrachen ihre Massen durch einen so glänzenden Bajonettangriff, daß die Feinde sich mit Zurücklassung von 400 Gefallenen augenblicklich zerstreuten. Die Verschanzungen, die jetzt offen lagen, waren über 8 Fuß hoch und ebenso dick, auch gewahrte man an ihrer kunstgerechten Anlage daß sie von einem Europäer erbaut worden waren, und zwar von dem französischen Oberst de l'Orme, einem Renegaten, der eine Prinzessin von Boni geheirathet hatte. Bei einer Recognoscirung in der Richtung der Hauptstadt stieß man auf neue Verschanzungen. Doch waren sie verlassen wie Boni selbst, wo man ohne Schwertstreich einrückte. Diese Stadt war von einem 8 Fuß dicken Wall umzogen, und im Palaste der Königin, welcher angezündet worden war und noch in Flammen stand, erbeutete man 15 meistens bronzene Kanonen, sowie man auch in der hübschen Stadt große Vorräthe an Lebensmitteln und in der Moschee, die als Magazin gedient zu haben schien, 15 Tonnen Pulver fand. Das feindliche Heer welches sich binnenwärts gezogen hatte, wollte man rathsamerweise nicht weiter verfolgen und mußte sich mit den vollzogenen Waffenthaten begnügen, da die Königin von Boni keine Unterwerfung schickte, das Fieber aber die Expedition zur Rückkehr nöthigte.

Jetzt blieb nur noch die Züchtigung des Radscha von Supa übrig. Am 23 Juni warf das Geschwader in der schönen Bucht Parapara die Anker, hinter deren Ufer in undurchdringlichen Gehölzen Supa selbst versteckt liegt. Etwa 2000 Mann Truppen einschließlich 700 eingeborne Alliirte wurden ausgeschifft und am 26 Morgens der Angriff begonnen. Supa selbst war so gut befestigt daß es nur durch einen Handstreich oder nach einer regelmäßigen Belagerung zu nehmen schien. Die Buginesen hatten unter andern nicht versäumt verschiedene außerhalb liegende Bentings (Flecken) zu befestigen, die nun der Stadt als Außenwerke dienten, und gegen welche die Holländer, in vier Colonnen getheilt, zunächst vorgiengen. Auf einem dieser Bentings wehte die große Fahne von Alita, als aber etliche Hohlkugeln in dem Benting einschlugen, wurde sie herabgenommen und sollte rückwärts geflüchtet werden. Der General bemerkte diese Bewegung und rief dem Officier der nächsten Husarenschwadron zu: „Lassen Sie reiten, denn ich muß die Fahne haben!“ Wenige Minuten hinterdrein legte man sie ihm zu Füßen. Diese Reiterthat entschied den Tag, denn entmuthigt durch den Verlust der Fahne fiel ein Benting nach dem andern, und um 8 Uhr Morgens waren alle Außenwerke besetzt. Der Fürst schien sich in-

Digitized by Google

deſſen ſtärker in ſeiner Hauptſtadt verſchanzen zu wollen, die in der Front von Wällen und Gräben mit Bambuhecken umgeben und von 24 Geſchützen vertheidigt war. Allein der General ſchickte eine ſtarke Colonne in der Richtung von Alita in den Rücken von Supa, und da die Werke dadurch umgangen waren, ſo beeilte ſich der Fürſt Geiſeln ins holländiſche Lager zu ſenden und ſeine Unterwerfung anzuzeigen.

Damit endigte dieſer erſte bugineſiſche Krieg, und zwar zum Glück für die Niederländer ſehr raſch, denn eben war auf Java der große Aufſtand ausgebrochen, ſo daß ſie eilig alle ihre entfernteren Beſitzungen von Truppen entblößen mußten.

Pethericks Rede in der Liverpooler Verſammlung über die Zuſtände in Central-Afrika.

(Nouv. Annales des Voyages.)

Der Capitän Speke, unterſtützt von einer Escorte welche ihm von dem Fürſten von Zanzibar, dem Sohne des Imams von Mascat, geliefert worden iſt, wird, wie zu hoffen ſteht, bis zu ſeiner Ankunft am Punkte ſeiner letzten und wichtigen Entdeckung, dem Nyanza-See, nur gewöhnliche Transportſchwierigkeiten finden. Dieſes Land iſt in runder Zahl 500 geographiſche Meilen (ungefähr 800 Kilometer) von Zanzibar entfernt, und wird von arabiſchen Handelsleuten beſucht, welche bei den Eingebornen Sklaven und Elfenbein eintauſchen gegen Glaswaaren. Die Eingebornen laſſen Fremde auf ihrem Gebiete zu, und man kann annehmen daß die Reiſenden auf dieſer Linie ihres Forſchungszuges keine Feindſeligkeiten zu befürchten haben werden. Erſt auf ihrer ſpäteren Wanderung nach Norden, zwiſchen dem See und Kondo-Kuru (Gondokoro) am Nil werden ſehr wahrſcheinlich wirkliche Schwierigkeiten auftauchen; denn einestheils weichen die Mundarten welche die Eingebornen ſprechen ſehr von denen im Süden des Aequators ab, da dieſe Stämme keine Verbindungen mit den Fremden haben, und andrerſeits iſt, ihre Feindſeligkeit gegen dieſe letzteren und die benachbarten Völkerſchaften ſehr groß, und Capitän Speke kann, abhängig wie er ſeyn wird von den Geſinnungen der Eingebornen hinſichtlich ſeiner Transportmittel, auf ſeinem Marſch unüberſteigliche Hinderniſſe antreffen.

Als Beleg für dieſe Befürchtung kann ich anführen daß ich ſelber bei mehr als einer Gelegenheit das Unglück gehabt von meinen Trägern verlaſſen zu werden, welche, einen Augenblick durch meine Drohungen zurückgehalten, mich in Folge ihrer vollſtändigen Deſertion in nicht geringe Verlegenheiten verſetzten, indem ſie es mir einmal drei volle Monate lang unmöglich machten vor- oder zurückzugehen.

Ueberdieß werden Capitän Speke und ſein Gefolge, wenn die Expedition Kondo-Kuru nicht in den Monaten December oder Januar erreicht — in dem Augenblick nämlich in welchem die Handelsleute des Elfenbeinankaufs wegen in ihren Booten aus Chartum ankommen — aller Transportmittel beraubt ſeyn um Nil-abwärts zu gehen, und ihre Verlegenheiten ſicher noch durch die Aufzehrung ihrer Hülfsquellen während zwölf oder fünfzehn Monaten erſchwert werden — einem Zeitraum welchen Capitän Speke ſeiner Berechnung nach zu ſeiner Expedition von Zanzibar nach Kondo-Kuru braucht. Seine Tauſchartikel werden der Erſchöpfung ſehr nahe ſeyn, und da er dann außer Stand iſt ſeinen Weg fortzuſetzen, ſo ſteht zu befürchten daß er in Folge dieſer verſchiedenen Umſtände viel zu leiden haben werde.

Was ſeine Rückkehr betrifft, ſo habe ich mir vorgenommen zwei oder drei mit Getreide und allen für die Bedürfniſſe ſeiner Karawane erforderlichen Gegenſtänden beladene Boote an dieſen Punkt zu führen, und dort ſeine Ankunft abzuwarten. Ich ſelbſt gedenke, von dieſem Ort aus in Begleitung eines mächtigen Geleites bewaffneter Araber, Eingeborner des Sudans, dem Geſtade des Fluſſes, der von dort an nicht mehr ſchiffbar iſt, zu folgen, um den Reiſenden entgegen zu gehen, und ſie zu den für ihre Aufnahme ausgerüſteten Booten zu führen. Wenn die Theorie des Capitän Speke, der behauptet daß die Quelle des Nils im See Nyanza ſey, ſich nicht erwahrt, und wenn der unerſchrockene Reiſende ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſieht, ſo habe ich den Ehrgeiz mit Gottes Hülfe flußaufwärts zu gehen bis an die Quelle. Von allen über den Gegenſtand veröffentlichten Syſtemen werde ich mich auf diejenigen beſchränken welche, auf den neueſten Entdeckungen beruhend, jetzt das meiſte Vertrauen genießen, d. h. entweder daß der Nil ſeinen Urſprung im See Nyanza hat, oder daß er ſeine Gewäſſer den beſtändig mit Schnee bedeckten Gebirgen verdankt, deren höchſte Gipfel der Kenia und Kilimandſcharo ſind. Ohne für eine dieſer Theorien eingenommen zu ſeyn, gedenke ich die zweckdienlichſten Wege zur Löſung dieſes Geheimniſſes einzuſchlagen; mit andern Worten: ich werde mich einfach vom Laufe des Waſſers leiten laſſen.

Indem Capitän Speke die nördlichen Gränzen des Sees Nyanza unterſucht, wird er wahrſcheinlich einen Waſſerlauf entdecken der nach Weſten fließt, und in Stand geſetzt werden ein neues Licht über einen ſehr anſehnlichen Fluß zu verbreiten, von deſſen Vorhandenſeyn ich, während meiner Handelsexpedition im Jahr 1858, durch die Niam-Niam in Kenntniß geſetzt worden bin. Während ich meiner approximativen Berechnung zufolge, da ich keinerlei Inſtrument bei mir hatte, am Aequator angekommen zu ſeyn glaubte, erfuhr ich daß ſich an der Südgränze des Gebiets der Niam-Niam ein großer Fluß hinziehe, deſſen Lauf als von Oſten gegen Sonnenuntergang gehend mir genau bezeichnet worden war. In Betracht ziehend daß unſere Kenntniſſe nur einen ſehr geringen Landſtrich der Weſtküſte Afrika's nach dem Innern hin umfaſſen, und daß wir, den Niger ausgenommen, faſt nur Muthmaßungen über die Richtung anderer Waſſerläufe haben, möchte ich zu glauben geneigt ſeyn daß der Fluß von dem man mir ſprach ein großer Nebenfluß des Congo oder irgendeiner jener breiten Ströme ſeyn könnte welche ſich in den ſüdlichen Theil des atlantiſchen Oceans ergießen. Auf dieſem großen und ſchiffbaren Fluſſe, im mittelſten Punkte Afrika's, hoffe ich die

Digitized by Google

ersten Früchte der geographischen Entdeckungen in ihren Beziehungen zum englischen Handel zu pflücken.

Wenn es erwiesen wäre daß ein Wasserlauf, von der Art wie ich ihn eben geschildert, von der Seeküste aus mitten in das Herz von Central-Afrika führt, so könnte man alle Erzeugnisse des Landes, außer dem Elfenbein, nämlich Oele, Getreide, Felle, Indigo, Baumwolle, Gummi, Kautschuk, im Austausch gegen unsere Manufacturwaaren bekommen. Außer dem Kautschuk habe ich auch die Cochenille aufgefunden, und was die Baumwolle betrifft, so bemerke ich daß Dr. Livingstone erklärt hat: er habe gegen diesen Theil Afrika's hin gefunden daß die Baumwolle von Natur aus und ohne Anbau gedeihe. Die Missionäre von Abbeokuta, welche das Nigerthal aufwärts bereisten, haben dieselbe Behauptung ausgesprochen, und ich selbst habe, als ich von Norden aus das Thal des weißen Nils durchwanderte, Völkerschaften gesehen welche Baumwolle pflanzten und verarbeiteten. An der Goldküste beschäftigen sich mehrere große Stämme mit der Erzeugung dieses Handelsartikels. In den Theilen des obern Nils welche ich besuchte, wächst, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, die Baumwolle nicht nur in großer Menge, sondern auch in vortrefflicher Qualität. In der an das Innere von Scherburo gränzenden Gegend war die Baumwolle der Hauptartikel des Anbaues; das Volk baut sie an und verarbeitet sie, und die Gewebe welche es verfertigt, sehr geschätzt von den Bewohnern, sind genau von derselben Beschaffenheit wie diejenigen von welchen uns die Berichte der Missionäre am obern Nil sprechen.

Es ist nicht auffallend daß die staunenswerthen Fabriken Englands, die Hunderttausenden von Arbeitern Beschäftigung geben, ihre Augen, um sich mit Rohstoff zu versorgen, auf Länder richten in denen die Baumwolle kein einheimisches Gewächs ist, und daß man keine Anstrengung verabsäumt um sie zu erhalten. In Afrika hat diese Pflanze eine Jahre lange Dauer, während sie in Amerika alljährlich wieder angepflanzt werden muß; die Qualität der afrikanischen Baumwolle ist diejenige welche am meisten gesucht ist, nämlich die mittlere Qualität. Allein bei einer höheren Cultur ist sie beträchtlicher Vervollkommnungen fähig. Man hat mir die Versicherung ertheilt daß die Baumwolle der Westküste um den Preis von 4 Pence (12 kr.) das Pfund nach Liverpool verführt werden könne, und ich bin überzeugt daß sie aus den Provinzen des Sudans, wo ich wohne, ungefähr um denselben Preis einzuführen wäre. Daß die Baumwollcultur in Afrika, wenn sie in solchem Umfang betrieben werden sollte um unsern Bedürfnissen Genüge zu thun, Schwierigkeiten darbietet, läugnet niemand; allein ich behaupte daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind. Der afrikanische Eingeborne wird der Trägheit angeklagt; wir dürfen aber nicht vergessen daß ihn keine äußeren Aufmunterungen dazu antreiben sich einer Arbeit zu widmen zu der ihn die Befriedigung seiner sehr einfachen Lebensbedürfnisse nicht zwingt. In dem Maß als seine Bedürfnisse wachsen werden, sey es um Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen, oder um sich schmücken zu können, wird er zur Befriedigung derselben verhältnißmäßige Anstrengungen machen; er fühlt sich glücklich wenn er jeden Artikel den er zu erzeugen vermag für die Gegenstände seiner Wünsche austauschen kann. Bei dieser anerkannten Liebe für den Handelsverkehr braucht man, glaub' ich, kein großer Prophet zu seyn um voraussagen zu können daß der Handelsverkehr, wenn er auf einer solchen Basis einmal ins Leben getreten ist, sich unfehlbar entwickeln wird.

Man glaubt gemeiniglich daß es in der Welt keine menschliche Gesellschaft gebe unter der man nicht wenigstens einige Begriffe von einem künftigen Leben finde, und in der nicht, welches auch der urzeitliche Zustand ihrer Organisation seyn möge, irgend eine Gottesverehrung, unter der einen oder der andern Form, bestehe. So unwahrscheinlich meine Behauptung auch scheinen mag, so erkläre ich dennoch daß ich in meinen Beziehungen mit den verschiedenen Negerstämmen in den Aequatorialgegenden keinerlei Gottesdienst, keine Götzenbilder, nicht den mindesten Begriff von einem künftigen Leben, keine Hoffnung auf eine dereinstige Belohnung, keine Furcht vor einer dereinstigen Strafe gefunden habe. Und dennoch glauben, sonderbarerweise, diese Stämme an das Daseyn eines höchsten Wesens, auf welches ihrer Meinung nach gewisse Personen einen so großen Einfluß besitzen, daß sie über die Elemente gebieten können; der einzige Dienst welchen man von diesem höchsten Wesen verlangt, ist daß es regnen lasse. Die Missionäre haben daher hier ein großes Feld vor sich, und da der Geist dieser Völker von keinen vorgefaßten Ideen eingenommen ist, so scheint die Ausbreitung des Christenthums unter ihnen keine schwere Aufgabe zu seyn. Das Eindringen des Islam von Norden her in Centralafrika, ohne die geringste Bemühung von Seiten der Regierungen oder der philanthropischen Gemeinden zur Verbreitung desselben, ist wahrhaft staunenswerth, und wenn dem so ist, warum sollten nicht ähnliche Resultate durch die muthigen und hingebenden Associationen frommer Männer sich erzielen lassen, welche, gestützt auf den Reichthum und den Einfluß ihres Landes, unsere Gestade verlassen um das Christenthum auszubreiten?

Sie kennen wahrscheinlich das Schicksal einer römisch-katholischen Mission, welche fast zehn Jahre lang zu Belignan (Bellenia), am weißen Nil, 4° nördl. Breite, bestand, und ihre vor zwei Jahren erfolgte Auflösung. Ich schreibe das Mißlingen dieser Mission einzig und allein den beständigen Geschenken zu welche sie den Eingebornen gab, um mit ihnen auf einem guten Fuße zu stehen; als die Hülfsquellen der Mission versiegt waren, und die ehrwürdigen Väter keine Geschenke mehr an die Eingebornen und deren Kinder vertheilen konnten, verließen diese letztern ein für sie errichtetes weitläuftiges Gebäude mit dem Geschrei: „Keine Glaswaaren, keine Gebete!"

Was mich betrifft, so glaube ich daß der Grund des Erfolgs des Islam von dem Umstande herrührt daß er nicht aufgedrungen wird, daß man für die Annahme desselben nicht bezahlt, und daß, da die Bekehrung dem vollen Belieben der Gläubigen überlassen ist, die Kraft des Beispiels welches die in der Nähe wohnenden Araber geben, allein schon genügt um die Verbreitung dieser Religion zu erklären.

Digitized by Google

Wie alle barbarischen Völkerschaften, sind auch die Neger sehr neugierig, und wenn ihnen die Anwesenheit der Fremden, besonders der Weißen, nicht auf befriedigende Art erklärt wird, so werden sie sehr argwöhnisch und zu Feindseligkeiten geneigt. Die Idee daß ein Mensch seinen häuslichen Herd verläßt, und einzig um ihres Wohls willen bei ihnen wohnt, findet in einer Negergemeinde nicht leicht Glauben. Die Missionäre sollten sich daher, meines bescheidenen Dafürhaltens, wenn sie sich eine herzliche Aufnahme sichern wollen, an Handelsetablissements oder Handelsexpeditionen anschließen, oder auf ein Mittel sinnen ihre Anwesenheit auf eine Art zu erklären welche von den schlauen Heiden mit denen sie in Berührung kommen leicht begriffen werden könnte; diese Vorsichtsmaßregeln würden ihre Anstrengungen zur Einführung und Verbreitung der Lehre des Christenthums aufs wesentlichste unterstützen.

Die Sklaverei, diese große Geißel der Civilisation und des Handels, besteht in den fernen Gegenden des Innern und jenseits der vom Islam erreichten Gränzen nur als häusliche Einrichtung: als Handelsverkehr ist sie unbekannt. In dieser Hinsicht ist der, selber in Afrika geborene, Consul Hanson überzeugt daß, wenn der Sklavenhandel je unterdrückt werden kann, wenn England je einigen Vortheil von den großen Opfern ziehen soll welche es zu diesem Zweck gebracht hat, dieß weit weniger durch Unterhaltung von Geschwadern an der Küste um die Sklavenschiffe abzufangen, als durch Einführung der Civilisation in Afrika, sowie dadurch geschieht daß man das Volk lehrt Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen, und daß man die Erzeugnisse dieser seiner Arbeit zum Gegenstand eines Tauschhandels mit der civilisirten Welt macht.

Der Weinbau in Californien.

Mitgetheilt vom Prof. Dr. Hoffmann.

Californien ist das Lieblingsland des edlen Weinstockes, und in der That, viele Weinbauer Amerika's behaupten daß es in der ganzen Welt kein Land gebe, welches die Cultur der Reben mehr begünstige als dieses. Fernere Versuche werden dieß in der Zukunft bestätigen.

Die Weinregion von Californien reicht von der südlichen Gränze vom 32° 30′ bis zum 40°, eine Strecke von 595 engl. Meilen umfassend, mit einer durchschnittlichen Breite von Ost nach West, von etwa 100 Meilen. Alle Striche der Sierra Nevada, die sich höher als 3000′ über die Meeresoberfläche erheben, alle Küstenstriche, nördlicher als 35°, sowie auch das Great Basin und die Colorado-Wüste, von welcher ein großer Theil zu Californien gehört, sind für den Anbau der Rebe ungeeignet. Ebenso sind in der eigentlichen Weinregion wiederum eine Menge von verschiedenen Districten zu unterscheiden mit großer Mannichfaltigkeit des Bodens, der topographischen Formation und des Klima's, alles Punkte von großer Bedeutung für das gedeihliche Wachsthum des Weinstocks. Im allgemeinen hat das Klima in den Weindistricten einen heitern Himmel, Sonnenschein, und durchschnittlich in 275—300 Tagen im Jahr warme Tage und Abende. Die Nächte und Morgen dagegen sind kühl. Von der Zeit an, wenn der Wein beginnt zu blühen, im Mai, und einige Wochen nachher, fehlt der Regen entweder ganz, oder ist doch nur unbedeutend. Die Frucht reift im October, und sehr selten sind in dieser Zeit starke Thaue, Nebel, Gewitterstürme und starke Winde. Der Winter ist so mild daß er in dem größern Theile des Staates zu den Seltenheiten gehört. Schnee wird gar nicht gesehen, außer auf den Spitzen entfernter Berge, und das Maß des Regenfalles überschreitet im ganzen Jahre kaum 20″. In einigen der südlichen Districte fällt nicht mehr als etwa 10″ Regen, während er in der Sierra Nevada, etwa 2500′ über dem Meeresspiegel, eine Höhe von 30—35″ erreicht. Die Sommertage an der Küstenstrecke, südlich von Santa Barbara, sind heiß, und in der Sacramento-Bay sehr heiß, so daß das Thermometer nahe bei Shasta und Fort Miller zuweilen 120° Fahr. erreicht. Die Nähe der See und die Schneespitzen der Berge bei Los Angeles machen dort unter einer Breite von 34° die Sommertage kühler als in Fort Reading in einer Breite von 40° 30′. In der That, entweder alle, oder doch die meisten und besten Weindistricte befinden sich unter dem Einfluß der Seeluft oder der Berge, welche ziemlich das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sind. Südlich von dem 35° sind die Seenebel seltener und wärmer, und nicht so nachtheilig für die Trauben als die Nebel, welche dem Land selbst entsteigen. Der Los Angeles Weindistrict ist in einer offenen Ebene, die beinahe 70 Meilen lang und 30 breit ist, im Westen vom Ocean, im Osten von Bergen eingefaßt. Die Sonoma, Napa und Santa Clara Weindistricte sind in ebenen, engen Thälern, welche von den Bergen an der Küste geschlossen werden, zwischen 37° 30′ und 39°. Eine gleiche oder ähnliche Lage haben die Weingegenden von Sacramento und der Sierra Nevada.

Der Boden in den Weingärten von Los Angeles und Annaheim ist ein tiefer, leichter, warmer Sand, welcher dem unerfahrnen Auge zu unfruchtbar vorkommt irgendwelche werthvolle Producte hervorzubringen. Der Boden ist hier so trocken daß Cultivation nur durch die Hülfe von Bewässerung möglich gemacht wird. In den Thälern von Sonoma und Napa sind die Weinstöcke entweder in einem röthlichen Thon nahe am Fuß der Berge, oder in einem leichten, sandigen Lehm in der Mitte der Thäler gepflanzt. Bis jetzt sind die Weinbauer dieser Thäler ohne Bewässerung ausgekommen. In den Santa Clara-Thälern sind die Reben in einem reichen, schwarzen Lehm gepflanzt, aber die Stöcke sehen ungesund aus. Die Weingärten von Sacramento sind in sandigem Lehm angelegt, die von Sierra Nevada entweder in sandigem Lehm oder in grobkiesigem Thone.

Spanische Missionäre brachten zuerst im Jahr 1770 Reben nach Californien. So weit es bekannt ist, wurde in dem letzten Jahrhundert nur eine Varietät, die jetzige Los Angeles-Traube von ihnen gepflanzt. Diese Art wird in allen alten

Digitized by Google

Weingärten gefunden, sowie in den meisten neuangelegten, die sich südlich von der San Francisco-Bay befinden, und sie macht etwa $^3/_4$ aller Weingärten im Staat aus. Die Beere ist rund, röthlichbraun, wenn sie im Reifen begriffen ist, und wird beinahe schwarz, wenn sie vollreif ist. Die größten Beeren haben einen Durchmesser von etwa $^5/_8$", sind bedeckt von einer starken Hülle und enthalten eine Menge dicken süßen Saftes, wenig Fleisch, aber beinahe gar keine Blume. Man versichert daß diese Traube von Malaga stammt, aber wenn dieß der Fall ist, so hat sie sich so stark verändert (vielleicht schon in Mexico, von wo die ersten Stöcklinge nach Californien kamen), daß sie gegenwärtig keine Aehnlichkeit mit jenem Stock zeigt.

Um das Jahr 1820, als man Missionen im Norden von der San Francisco-Bay gründete, wurde eine neue Varietät, jetzt die Sonoma-Traube genannt, eingeführt. General Vallejo behauptet daß diese von Madeirastöcklingen abstammte. Diese Abart wird jetzt häufig angebaut in Sonoma, Napa und in den Sacramento-Thälern, auch in einigen wenigen Weingärten südlich von der San Francisco-Bay. Die Beere ist bläulich-schwarz und wird, wenn sie reif ist, von einem graublauen Dunst bedeckt, der sich abreiben läßt. Ihr Durchmesser ist etwa $^1/_2$", sie enthält einen dünnen, süßen Saft, etwas mehr Fleisch und etwas Blume. Die Sonoma-Traube erzeugt einen leichten Wein, etwa gleich Claret, die Los Angeles-Traube einen starken, nicht unähnlich dem Port- oder Sherrywein. Beide Arten werden gewöhnlich mit den Namen der Missions-Native oder californischen Traube zusammengefaßt.

Endlich im Jahr 1853 begann die Einfuhr von fremden Traubenstöcklingen, und jetzt sind an 200 verschiedene Arten davon cultivirt. Die Missions-Traube ist abgehärtet, gesund, langlebend, productiv und trägt sehr zeitig, wird aber von vielen ausländischen Sorten im Geschmack, Productivität und zeitiger Reifung übertroffen, während diese ihr in keiner andern Hinsicht nachstehen; doch sind die meisten neuen Sorten erst seit drei und vier Jahren versucht worden, und es muß abgewartet werden ob sie auch ebenso lange Lebenskraft enthalten. Die Ueberlegenheit der fremden Trauben ist jedoch eine so große, daß niemand es bezweifelt sie möchten die Missions-Traube vom Markt verdrängen. Blume ist sehr mächtig in frischen Früchten und der Mangel an Blume ist der große Fehler der einheimischen Art; daher kommt es daß ein Pfund Missions-Trauben auf dem Markt von San Francisco nur 6 bis 8 Cents kostet, zu derselben Zeit wo die fremden Arten 25 und 37 Cents einbringen. Stecklinge von der Missions-Traube können jetzt für 10 Dollars im Tausend erlangt werden, ein Preis, der wenig mehr als die Arbeit bezahlt, während fremde Reiser 40—150 Dollars per 1000 kosten. Vergleichen wir aber den erzeugten Wein, so wird der Unterschied noch stärker. Blume und Fruchtgeschmad werden nicht weniger im Wein als in der frischen Frucht verlangt. Der Mangel an beiden ist der große Fehler der Missions-Traube, und dieses Uebel kann allein geheilt werden beim Gebrauch fremder Trauben. Für Rosinen ist die Missions-Traube ungeeignet, weil sie fast ganz aus Saft besteht und des Fleisches ermangelt. Außerdem verlangen wir Amerikaner verschiedene Sorten Trauben, um verschiedene Weine zu produciren und unserer Tafel Mannichfaltigkeit zu geben. Wir wünschen zeitig und spät Trauben frisch zu haben, und haben sie auch vom August bis zum December. Der fremde Wein kann nach allen Beobachtungen dem Frost besser widerstehen als der einheimische, und aus allen diesen Gründen ist der letztere, wenn auch nicht zu völliger Ausrottung, so doch zu einer sehr untergeordneten Stellung verdammt.

Ungefähr 200 verschiedene Arten von Weinstöcken sind in Californien cultivirt, in deren Zahl die besten Stöcke von Spanien, Deutschland, Frankreich, Ungarn, und den östlichen Staaten eingeschlossen sind. Beinahe alle von ihnen treiben, und kaum kann von einem gesagt werden daß er fehlgeschlagen wäre. Die Catauba- und Isabella-Traube gedeihen sehr gut. Die letztere liefert unsere schönste Tafeltraube, während manche Sorten von Muscateller von andern vorgezogen werden.

Die Gesammtzahl von Weinstöcken welche in den Gärten dieses Staates gepflanzt sind, ist etwa 3,500,000 oder 4,500 Acres, von denen sich ein gutes Drittheil im Angeles County befindet. Der fünfzehnte Theil davon mag fremder Wein seyn und von diesem ist über die Hälfte in Sonoma County gepflanzt. Doch bis zum Jahre 1856 war die Cultur des Weinstocks noch nicht sehr weit vorgeschritten. Die neuen Plantagen welche damals begonnen wurden, waren alle mit Stöcken der Missionstraube bepflanzt, da diese die einzige war welche man in größerer Quantität bekommen konnte. Nur wenige fremde Weinsetzlinge waren in den Jahren 1853, 54 und 55 eingeführt worden, aber es war auch wenig Nachfrage nach ihnen. Sobald es sich aber herausstellte daß Californien in ausgebreiteter Weise Wein produciren könnte, kamen die fremden Varietäten in Nachfrage. Die Ueberlegenheit der fremden Trauben als einer Classe gegenüber den einheimischen wurde zuerst im Jahre 1859 durch entscheidende Versuche festgestellt.

Die Vortheile welche Californien für den Anbau des Weinstocks darbietet, sind kurz folgende:

1) Weingärten in Californien produciren gewöhnlich zweimal so viel als Weingärten von irgend einem andern Weindistricte. 12,000 Pfund Trauben pro Acre ist hier gewöhnlicher als eine Ernte von 6000 Pfund in Deutschland, Ohio oder Frankreich. Der Grund dieser ungemeinen Fruchtbarkeit ist noch unbekannt, aber das Factum ist über alle Zweifel erhaben. Ernten von 20,000 Pfund pro Acre sind sogar in einzelnen Districten hier vorgekommen, wenn man den Berichten von Männern trauen darf, die sonst allen Glauben verdienen.

2) Die Ernte schlägt hier niemals fehl, wie es doch in jedem andern Weindistricte vorkommt. Größtentheils hat dieß seinen Grund darin daß hier weder harte Fröste, noch Hagel, Regen und Gewitterstürme während der ganzen Zeit stattfinden, von da ab, wo der Wein in den Saft tritt, bis zur Lese. Außerdem haben wir hier überflüssige Zeit mit der Lese, während in manchen Gegenden der Frost die Trauben beschädigt. Das Oidium, die Krankheit welche in Frankreich so viel Schaden verursacht, erschien auch hier im Jahre 1859, hat

Digitized by Google

aber mit Ausnahme von 3 bis 4 Weingärten keinen beträchtlichen Schaden gethan, und dieß auch nur da, wo der Wein in naſſen, ſchwarzen Lehm oder ſteifen Thon gepflanzt war. Würmer und Inſecten, welche in Europa ſo vielen Unfug anſtiften, haben bis jetzt noch keinen erwähnungswerthen Schaden angerichtet.

3) Die Weingärten erfordern in andern Ländern mehr Arbeit als in Californien. In Europa iſt der Wein gewöhnlich an einen 3—4′ hohen Pfahl gebunden, welcher jeden Herbſt niedergelegt und jedes Frühjahr wieder aufgerichtet wird, hier aber ſteht der Stock allein.

4) Die Gleichmäßigkeit und Wärme des Klima's macht es leicht, Wein durch Fermentation ohne künſtliche Wärme im Winter zu erzeugen, da in andern Weinländern in den Kellern während des Winters ein Feuer unterhalten werden muß.

5) Endlich gehört zu den Vortheilen auch die große Mannichfaltigkeit der hier angebauten Sorten im Vergleich mit denen anderer Weinländer.

Die Nachtheile dagegen welche in Californien erſchwerend auf den Weinbau einwirken, beſtehen in dem hohen Arbeitslohne, 2—5 Dollars täglich; in der Unbekanntſchaft des Volks mit der Kunſt des Pflanzens und Kelterns, in der Koſtbarkeit der Fäſſer und in der Nothwendigkeit der Bewäſſerung.

Land, geeignet für Weingärten, koſtet von 20—100 Dollars per Acre. Während in Europa allgemein Hügel für Weinpflanzungen vorgezogen werden, was ſogar in die deutſche Sprache übergegangen iſt (Weinberg), pflanzt man in Californien den Wein meiſt in Ebenen. Die Weingärten werden entweder mit abgeſchnittenen Schößlingen oder mit bewurzelten Stöcken bepflanzt. Die Schößlinge werden im Januar und Februar erhalten, ſind ungefähr 30″ lang und alle noch kein Jahr alt. Man ſollte ſie nur von Stöcken ſchneiden welche älter als vier Jahr ſind. Bewurzelte Stöckchen ſind Schößlinge welche in der Zucht herausgepflanzt wurden und ein Jahr getrieben haben. Die letztern mögen vom November bis zum März gepflanzt werden, die Stecklinge vom Januar bis zum März. Es iſt nicht gewöhnlich, mehr denn einmal vor dem Pflanzen zu pflügen, doch würde ein öfteres Pflügen auf jeden Fall beſſer ſeyn.

Die Weinſtöcke ſind entweder 6½′ oder 8′ von einander entfernt gepflanzt. Die erſtere Diſtanz gibt 1000 Stöcke für den Acre und iſt gebräuchlich in Los Angeles, die letztere gibt 680 Stöcke pro Acre und wird in Sonoma und Napa vorgezogen. Die Stöcke ſind etwa 2′ Schuh tief gepflanzt und zwar ſenkrecht, ſo daß ſie etwa 3 bis 4″ hoch mit zwei Augen über der Oberfläche hervorragen. Die Löcher werden gewöhnlich mit einer Stange gemacht, und nachdem der Senker hineingeſteckt worden, wird ein wenig loſer Sand oder Erde hineingefüllt um die Oeffnung zu ſchließen. Bisweilen wendet man auch den Spaten an, doch ſelten. Sollte der Grund nicht ſehr feucht ſeyn, ſo wird der neu gepflanzte Weingarten bewäſſert, denn der Wein liebt Feuchtigkeit, wenn er gut anwurzeln ſoll. Während der erſten Jahre nach der Pflanzung hat der Cultivator weiter nichts zu thun, als etwa zweimal zu wäſſern, mehrmals zu pflügen und das Unkraut auszuraufen welches der Pflug nicht erreichen kann. Im erſten Jahre wächst das Holz nur wenig, aber oft kommt es vor daß die Schnittlinge eine Traube mit bis zwölf Beeren tragen. Bewurzelte Senker tragen das erſte Jahr nicht. Im nächſten Jahre wird der Grund loſe und rein gehalten und deßhalb 2—3mal gepflügt und gejätet. Alle Schößlinge welche von Augen unter der Oberfläche entſpringen, werden abgeſchnitten, und auch an dem übrigen Stocke fängt jetzt die Beſchneidung an. Bei der Beſchneidung wird Rückſicht genommen auf die Form welche der künftige Stock haben ſoll. Der Wein bringt Früchte an neuem Holze, d. i. an Zweigen welche in demſelben Jahre mit den Trauben gewachſen ſind. Jedes Jahr werden die Zweige abgeſchnitten und nur der nackte Stamm zurückgelaſſen. In den alten Weingärten von Californien ſind die Stämme 3—5′ hoch. In neuerer Zeit aber iſt es zur allgemeinen Gewohnheit geworden, die Stöcke nur etwa 1½′ hoch zu machen, denn man hat beobachtet daß die Trauben, je näher dem Boden, deſto eher reif werden und daß ſie dann auch weniger den Beſchädigungen von Froſt und Wind ausgeſetzt ſind. Der ſtärkſte Schoß wird auserwählt, um den Stamm zu bilden, alle andern werden abgeſchnitten. Dann wird er an einen kleinen Stab gebunden, den man an ſeiner Seite in den Boden ſteckt. Reben von Schnittlingen tragen keine Trauben im zweiten Jahre, bewurzelte Sprößlinge mögen einige wenige bringen. In dem ſüdlichen Theile des Staates muß der Weingarten wenigſtens zweimal im Jahre gewäſſert werden, während in vielen Gegenden im Norden und in der Mitte künſtliche Bewäſſerung unnöthig iſt, obgleich es im erſten Jahre unzweifelhaft wohlthätig auf das Wachsthum einwirken würde. Im dritten Jahre iſt das Pflügen und Jäten daſſelbe wie im zweiten, doch muß jetzt mehr Aufmerkſamkeit auf die Beſchneidung verwendet werden. Alle Zweige, mit Ausnahme von zwei oder drei an der Spitze des Stockes, werden abgeſchnitten, und auch die welche gelaſſen werden, dürfen nicht mehr als zwei Knoſpen ein jeder haben. Dieſe geſparten Zweige bringen alles Holz und Trauben in dieſem Jahreslaufe. In dieſem Jahre bringt jeder Weinſtock etwa 3—4 Pfund Trauben, einige tragen bis zu 12 Pfund. Im vierten Jahre werden wiederum, bis auf 5 oder 6 Zweige an der Krone, alle andern abgeſchnitten, und in dieſem Jahre bringt jeder Stock durchſchnittlich 6—8 Pfund Trauben. Im fünften Jahre iſt der Stock in vollem Wachsthum, mit etwa 8—10 Zweigen und bringt 10 bis 15 Pfund per Stock. Iſt der Wein gut gezogen, ſo bedarf er nach dem dritten oder vierten Jahre keinen Stock mehr zu ſeiner Stütze, ſondern ſteht allein aufrecht.

Die bemerkenswertheſten Plätze für die Weinzucht in Californien ſind Los Angeles, Annaheim und Sonoma, die einzigen Plätze zugleich, deren Einkünfte hauptſächlich vom Weinbau abhängig ſind. Los Angeles hat ungefähr 900,000 Stöcke, Annaheim gegen 400,000 und Sonoma gegen 500,000. Viele der Stöcke zu Sonoma ſind noch nicht alt genug zu tragen; die von Annaheim ſind alle in ihrem vierten Jahre, während mehr als die Hälfte von denen in Los Angeles ſeit

Digitized by Google

mehreren Jahren voll getragen haben. Das Cocomango Plateau in San Bernhardino-County, ein Beſitzthum von J. Rains, hat einen Weingarten von 165,000 Stöcken, von denen aber die meiſten noch ſehr jung ſind. Dieſes Plateau iſt etwa 1000' über der Meeresfläche, und ſein Wein hat den Ruf der beſte im Staat zu ſeyn. Emil Sutter, ein Sohn des Capitän J. A. Sutter in Sutter-County, hat ebenfalls einen ſehr großen Weingarten, und der darauf erzeugte Wein hat einen ausgezeichneten Ruf. Unter die größten Weinzüchter im Staat werden gerechnet:

A. Haraszthy in Sonoma . . .	mit	290,000	Stöcken.
John Rains in Cocomango . .	„	165,000	„
B. D. Wilſon in San Gabriel .	„	100,000	„
C. H. S. Williams in Sonoma	„	85,000	„
W. Wolfskill in Los Angeles .	„	68,000	„
Mathias Keller in Los Angeles	„	65,000	„
Corbett et Dibblee in Santa Anita	„	60,000	„
F. J. White in Los Angeles .	„	50,000	„
J. R. Scott in Los Angeles .	„	50,000	„

Es gibt eine Menge Weingärten in den Minenländern, aber ſie ſind faſt alle klein und jung. Vor drei Jahren war der Preis eines Acre von tragenden Weingärten 1000 Doll., aber ſeitdem hat die Zufuhr von Trauben und einheimiſchen Weinen in einem ſolchen Maß überhand genommen daß die Weingärten 50 Proc. an ihrem Werth verloren haben. Der Nutzen vom Keltern bewog vor einigen Jahren die meiſten Weinzüchter ihre Weine haſtig und ſorglos zu bereiten, wodurch die einheimiſchen Weine in Mißcredit gebracht worden ſind.

Die größte Weinplantage, deren Bepflanzung je in dieſem Staat unternommen worden iſt, war die von Annaheim. Dieſer Ort iſt ein Strich Landes, eine Meile breit und 1½ Meile lang, in dem Thal vom Santa Ana River, in der County von Los Angeles. Dieſes Land war unbebaut und wurde noch 1857 von nur geringem Werth geglaubt. Damals kaufte es eine deutſche Geſellſchaft in San Francisco, beſtehend aus 50 Mitgliedern, für den Preis von zwei Doll. pro Acre. Das Land, welches 1168 Acres enthielt, wurde in 50 Theile, jeder von 20 Acres getheilt, mit einem Platz für Erbauung von Häuſern in der Mitte und den nöthigen Straßen. Der ganze Platz wurde einem tüchtigen Aufſeher übergeben, der zwei Jahre lang ſeine Stellung einnahm, in welcher Zeit er von jedem der 50 Theile acht Acres cultivirte und mit Wein bepflanzte, und alle andern mit Weidenhecken einfaßte. (Beinahe alle Feldeinzäunungen in Los Angeles-County ſind von Weiden.) Während des größten Theils dieſer Zeit hatte er gegen 50 Arbeiter beſchäftigt. Die Totalausgabe für die zwei Jahre war 70,000 Dollars oder 1400 Dollars für den Antheil von 20 Acres. Außerdem hatte jeder Theilnehmer noch ½ Acre in dem Stadttheil. Im December 1859 wurde das geſammte Eigenthum durch das Loos unter die 50 Mitglieder vertheilt, von denen jetzt viele daſelbſt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben. Dieſe Weingärten haben nun allerdings noch nicht Zeit genug gehabt ihre Güte zu erproben, da ſie erſt vier Jahre alt ſind, aber ſoweit es ſich bis jetzt beurtheilen läßt, iſt dieſe Unternehmung mit dem entſchiedenſten Erfolg gekrönt. Colonel Haraszthy in Sonoma, der größte Weinerzeuger im Staat und der Eigenthümer einer ungeheuren Fläche Landes in und nahe bei Sonoma, hat angezeigt daß er Weingärten auf ſeinem Land pflanzen will für jeden der ſich an ihn wendet. Der Preis iſt 210 Doll. pro Acre, welche Summe in 30 aufeinanderfolgenden Monaten in gleichen Raten gezahlt werden muß. Am Ende dieſer Periode will er dem Käufer den Weingarten fertig übergeben. Dieß Anerbieten iſt ſehr vortheilhaft für den Käufer und mag zugleich für Haraszthy gewinnbringend werden, denn ein Mann welcher das Geſchäft verſteht und ſich hineingearbeitet hat, kann die Arbeit billiger verrichten als ein anderer bei dem dieß nicht der Fall iſt.

Der entſchiedene Erfolg der Annaheim-Unternehmung hat die geſetzgebende Verſammlung veranlaßt, ein Geſetz für Begünſtigung ähnlicher Compagnien zu erlaſſen, jedoch hat ſich bis jetzt noch keine Compagnie der Art wieder gebildet, obwohl von verſchiedenen die ſich bilden wollen, die Rede iſt. Das Weingeſchäft welches gegenwärtig etwas in Verfall iſt, wird in ein bis zwei Jahren beſſer werden und der Werth der Weingärten ſteigen. Daß übrigens das Weingeſchäft deßhalb nicht in Stockung gerathen iſt, kann man daraus erſehen, daß im Winter von 1860 zu 1861 und im Frühling dieſes Jahres nicht weniger als 500,000 Stöcke in Californien gepflanzt wurden.

Engliſche Erfahrungen über die Reibungsverluſte der Münzen.

(Aus Chambers's Journal.)

Die engliſchen Bankbehörden haben, wie es ſcheint, im Jahr 1787 zum erſtenmal Gelegenheit gehabt ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu richten. Die Silbermünzen waren damals in einem elenden Zuſtande, abgenützt, verkrümmt, dünn, und ihre Inſchriften faſt unleſerlich. Als man einige ſolcher Stücke auf Gerathewohl zur Prüfung nahm, fand ſich daß ein Troy-Pfund Shillinge 78 Stück erforderte um die Wagſchale zum Sinken zu bringen, während ein Pfund neuer Shillinge nur 62 Stücke zählte. Ein Pfund Sixpences erforderte in ähnlicher Weiſe 194 Stücke, ſtatt 124, zeigte ſonach welche große Menge Silbers auf dieſe oder jene Art von jeder Münze verſchwunden war. Der Verluſt an den Sixpences war größer als an den Shillingen, theils weil dieſe Münzen dünner waren, theils weil ſie in den Geſchäften des Kleinverkehrs häufiger von Hand zu Hand giengen. Die Kronen und Halbkronen, die nicht ſo häufig in Gebrauch kamen, hatten weniger gelitten; die erſtern hatten durchſchnittlich ungefähr 1 auf 30, die letztern 1 auf 14 verloren, während der Gewichtsverluſt der Shillinge das Verhältniß von 1 zu 5, der Sixpences das von 1 zu 3 zeigte. Man ließ die Münzen noch eilf Jahre lang im Verkehr, und wog dann

Digitized by Google

im Jahr 1798 große vermiſchte Quantitäten. Man fand daß die Shillinge auf gewöhnliche Weiſe gelitten hatten: 88 derſelben waren erforderlich zur Vollmachung eines Troy-Pfunds, ſtatt der 78 beim frühern Abwägen, während man von den Sixpences 201 brauchte, ſtatt der frühern 194. Auch die Kronen und Halbkronen hatten gelitten, obgleich in geringerm Grad. Als man den Geſammtbetrag der Verminderung ſeit dem erſten Ausgeben der neuen Münzen in Berechnung zog, fand ſich daß die Kronen durchſchnittlich 3 Procent, die Halbkronen 10 Proc., die Shillinge 24 Proc. und die Sixpences 38 Proc. an ihrem urſprünglichen Gewicht verloren hatten.

Dieſer Geſammtverluſt aber rührte nicht von der geſetzmäßigen Abnützung allein her; die Bankdirectoren wußten dieß recht wohl, und einer der Zwecke die ſie im Auge hatten, war: zu beſtimmen in wie hohem Grade ſie und das Publicum durch Schurkenſtreiche beraubt würden. Solche Schlechtigkeiten ſind heutzutage nicht mehr ſo leicht auszuführen. Damals aber ward die Currentmünze des Königreichs auf verwegene Weiſe beſchnitten und durch ſogenanntes „Schwitzen," d. h. Eintauchen in Scheidwaſſer, leichter gemacht. Man durchbohrte ferner die Geldſtücke in der Mitte, ſchabte den Rand ab, und beraubte ſie auf ſonſtige Art ihrer eigentlichen Größe und ihres Werths. Viele Gründe machten es alſo wünſchenswerth kennen zu lernen wie viel von der Gewichtsverminderung ſolchen Urſachen und wie viel der geſetzmäßigen Abnützung zuzuſchreiben ſey. Der Geheime Rath ſetzte daher einen Ausſchuß nieder, „um den Zuſtand der Münzen dieſes Königreichs in Betracht zu ziehen, da man unter anderm den beträchtlichen Verluſt bemerkt habe welchen die Goldmünze durch Abnützung innerhalb gewiſſer Perioden erlitt, und da man ſich zu überzeugen wünſche ob dieſer Verluſt durch irgendeinen Fehler entweder in der Qualität des Standard-Golds oder in der Geſtalt oder dem Gepräge der Münzen veranlaßt werde." Der Ausſchuß, deſſen Arbeiten allein auf die Goldmünze beſchränkt waren, forderte die HH. Cavendiſh und Hatchett, zwei ausgezeichnete Mitglieder der königlichen Societät, zur Mitwirkung auf, und dieſe Gelehrten waren von 1798 bis 1801 mit der Unterſuchung beſchäftigt.

Das erſte zur Löſung unternommene Problem war dieſes: Welches Gold leidet durch Abnützung, unter den verſchiedenen Reibungsumſtänden denen die Münzen in der Circulation unterworfen ſind, in höherm Grade — dasjenige welches ſehr weich und dehnbar iſt, oder dasjenige das man ſo hart gemacht hat als es mit den Münzungsverfahren verträglich iſt? Die beiden Naturforſcher bereiteten eine ſehr große Reihenfolge von Goldlegirungen mit unedleren Metallen. Arſenik, Antimon, Zink, Kobalt, Nickel, Mangan, Wismuth, Blei, Zinn, Eiſen, Platina, Kupfer, Silber — alle wurden erprobt, verbunden in verſchiedenen Verhältniſſen mit dem Edelmetall. Sodann ſetzten ſie dieſe Legirungen allen Arten von Wechſeln aus, um ausfindig zu machen welche Legirung ſich am beſten halte. Einige der Metalle verdunſteten zu viel wenn man ſie erhitzte; andere waren ſchlecht gefärbt, wieder andere zu ſpröde, und noch andere zu weich. Als die ſchlechteſten aller Legirungen erwieſen ſich diejenigen in welchen das Gold mit Wismuth, Blei oder Antimon verbunden war; während ſich als die beſte von allen die zeigte welche nach den Anſichten aller europäiſchen Regierungen bereits als die geeignetſte betrachtet worden war — nämlich eine kleine Vermiſchung von Silber mit reinem Gold. Die Naturforſcher rieben Monate lang an dieſen Legirungen, um zu ſehen welche davon die Probe am beſten aushalte. Sie befeſtigten 28 Stücke in ein Geſtell, und rieben dieſelben mit 28 ähnlichen in ein anderes Geſtell befeſtigten Stücken. Dieſes Reiben wurde in der ungeheuren Anzahl von einer halben Milionmal mit Stücken oder Scheiben fortgeſetzt welche aus mehreren der oben erwähnten Legirungsarten gemacht waren. Das Reſultat war: daß Standard-Gold, aus 22 Theilen reinen Goldes und zwei Theilen Silbers beſtehend, durch die Abreibung weniger litt als irgendeine andere Legirung, und auch weniger als reines Gold ſelbſt — ein befriedigendes Reſultat, das zeigte daß die Geldmacher die richtige Verfahrungsweiſe ſich angeeignet hatten. Damit aber dieſe ſyſtematiſche Reibung unfehlbar alle die verſchiedenen Reibungsarten, denen die Münze gewöhnlich ausgeſetzt iſt, nachahme, ſo beſchloſſen die genannten Gelehrten ihre Geldſtücke einer weiteren Probe zu unterwerfen. Sie richteten ein Kiſtchen her, das auf einem Zapfen ſo angebracht wurde daß es in rotirende Bewegung geſetzt werden konnte. In dieſes Kiſtchen legten ſie vierzig blanke Stücke reinen Goldes, vierzig von Standard-Gold, vierzig bei welchen die Legirung Kupfer war, und vierzig bei denen das Gold ſowohl mit Silber als mit Kupfer legirt war — alle dieſe Stücke waren zuerſt ſorgfältig gewogen worden. Das Kiſtchen wurde ſodann mehr als 70tauſendmal herumgedreht, ſo daß die einzelnen Stücke in jeder möglichen Richtung ſich aneinander rieben. Das Reſultat beſtätigte das früher ſchon erzielte: das Standard-Gold litt durch die Friction weniger als jede andere Verbindung.

Im Jahr 1807 kamen die Münzbehörden von neuem auf die Abnützung zurück, und ſuchten zu erforſchen um wieviel die Münze während ihres Umlaufs im Handel wirklich an Werth verloren habe. Tauſend Guineen die man ſich von einem Bankier geben ließ, hatten, wie ſich ergab, bei 100 Pfd. St. durchſchnittlich um 19 Shill. zu wenig. An hundert Guineen die man von einem Kleinhändler erhielt, fehlten durchſchnittlich 23 Shill. an 100 Pfd. St. Bei ſechshundert Halbguineen belief ſich der Abgang auf 42 Shill.; allein bei dreihundert Siebenſhillingſtücken — einer Münze die nur wenig im Verkehr iſt — fehlten an 100 Pfd. St. bloß 17 Shilling. Hr. Jacob, ein großer Gewährsmann in allen auf die Edelmetalle bezüglichen Dingen, war der Meinung daß die ſo geprüften Goldmünzen im Durchſchnitt ungefähr zehn Jahre lang in Circulation geweſen ſeyen, und indem er ferner das Verhältniß in welchem die Halbguineen zu den Guineen ſtanden in Betracht zog, glaubte er annehmen zu dürfen daß der durchſchnittliche jährliche Verluſt der Münzen durch Abreibung bei den gewöhnlichen Handelsgeſchäften ungefähr $\frac{1}{350}$ des Ganzen betrage.

Viele Jahre verfloſſen ehe eine weitere Unterſuchung über dieſe merkwürdige Materie angeſtellt wurde. Im Jahr 1826 wünſchten die Münzbehörden Gewißheit zu erlangen wie viel

Digitized by Google

Verluſt durch Abreibung an dem nach 1816 gemünzten Gold und Silber verurſacht worden ſey. Ein ſonderbares Wägungsreſultat war daß der Schmutz auf dreihundert Münzſtücken 7 Gran betrug wenn die Münzen Halb-Sovereigns waren; 22 Gran wenn ſie Halbkronen waren, und Zwiſchenbeträge wenn man die Probe an andern Münzen vornahm. Sodann fand man daß das im Jahr 1817 gemünzte Gold etwa ¼ Procent bei einem Durchſchnitt von Sovereigns und Halbſovereigns verloren hatte, während das im Jahr 1825 gemünzte Gold einen durchſchnittlichen Verluſt von $^1/_{10}$ Proc. zeigte.

Hr. Jacob, der über dieſe Reſultate berichtete, war der Meinung daß die Münzen im Durchſchnitt ungefähr dritthalb Jahre im Gebrauch geweſen ſeyen, und daß ſie eine Abnützung von $^1/_{800}$ per Jahr zeigten. Dieß war ein größeres Verhältniß als das ($^1/_{950}$) welches er früher beobachtet hatte; allein er erklärte es folgendermaßen: die jährliche durchſchnittliche Abnützung für dritthalb Jahre, ſagte er, iſt größer als die für zehn Jahre, weil ſich fand daß Sovereigns im erſten Jahre mehr verloren als in irgendeinem ſpäteren, wahrſcheinlich der vielen ſcharfen hervorſpringenden Punkte der Inſchrift wegen. Die Shillinge hatten zwiſchen ¼ bis 2,⅜ Procent an Werth verloren, je nachdem ſie ein oder zehn Jahre in Circulation geweſen. Die Sixpences hatten mehr als dieß verloren, die Halbkronen weniger. Hr. Jacob, der volle Gewißheit über dieſe ſchwierige Frage haben wollte, prüfte alle Reſultate die er bei allen Münzen und in allen Jahren erlangt hatte, und kam zu der Schlußfolgerung: daß, unter den gewöhnlichen Bedingungen des engliſchen Handelsverkehrs, Silbermünzen alljährlich $^1/_{200}$ an Werth verlieren, d. h. vier- oder fünfmal ſo viel als Goldmünzen. Einige Perſonen glauben daß der Verluſt noch höher ſey, allein Hr. Jacob war in ſeinen Berechnungen höchſt ſorgfältig. Alle kommen darin überein daß Silbermünzen ſich mehr abnützen als Gold, weil bei erſteren derſelbe Grad von Reibung eine größere Gewichtsveränderung hervorbringt, und weil Silbermünzen ununterbrochener im Umlauf ſind als Goldmünzen.

In Bezug auf dieſen Gegenſtand geſchah, ſo viel wir wiſſen, bis zum Jahr 1859 nichts weiteres; in dieſem Jahr aber ſtellten, in Uebereinſtimmung mit einem von dem Gouverneur der Bank von England ausgedrückten Wunſche, Hr. W. Miller, erſter Caſſier-Gehülfe, und Hr. J. Miller vom Goldwägungsamt, eine Unterſuchung an über den Zuſtand der Gold- und Silbermünzen, inſoweit er den Gewichtsverluſt durch Abnützung betraf. Zur ſorgfältigen Erprüfung dieſes Gegenſtands wurde es für wünſchenswerth erachtet in einem beſondern Jahr ausgegebene Münzen zu wählen, damit die Zerſtörungsarbeit eines jeden Jahres gehörig bemeſſen werden könnte. Hr. J. Miller ſammelte aus den an verſchiedenen Tagen und von verſchiedenen Plätzen an die Bank geſendeten einzelnen Geldſummen hundert Sovereigns vom Jahr 1820, die ſonach alle nahezu vierzig Jahre in der Welt herumgewandert waren; er fand daß der durch Abreibung herbeigeführte Gewichtsverluſt, in Geld geſchätzt, 1 Pf. St. 6 Sh. 7 P. betrug — etwas mehr als drei Pence per Sovereign durchſchnittlich. Hr. W. Miller machte eine ſehr ſorgſame Reihenfolge von Experimenten an zwei Arten Goldmünze, und drei Arten Silbermünze. Er ſammelte eine große Anzahl zwiſchen den Jahren 1817 und 1825 geprägter Münzen, und nahm das Jahr 1822 als das durchſchnittliche Datum der Geſammtmaſſe. Sie waren ſonach etwas mehr als 36 Jahre im Gebrauch geweſen. Dann beſtimmte er wie viel Gewicht von jeder einzelnen Münze 100 Pfd. Sterl. gleichkamen zur Zeit der Prägung, und wie viel Gewicht gleich komme derſelben Summe im Jahr 1859, woraus er dann den Verluſtsbetrag leicht ableiten konnte. Der Leſer würde es uns nicht danken, wenn wir ihn mit Einzelheiten überhäuften, wir führen daher nur folgende ſehr einleuchtende Angaben Millers an. Er ſagt: „Dieſe Münzen haben während einer Periode von 36 Jahren ihre Rolle im Handelsverkehr geſpielt; wenn ſie ununterbrochen in demſelben Verhältniß ein ganzes Jahrhundert lang ſich abnützten, wie viel würden ſie an Werth verlieren?“ Er beantwortet dieſe ſeine Frage alſo: 100 Pfd. St. Werth von Sovereigns würden etwa 3 Pfd. St. 10 Sh. an Werth und Gewicht verlieren; von Halbſovereigns 6 Pfd. St. 12 Sh.; von Halbkronen 13 Pfd. St. 12 Sh.; von Shillingen 36 Pfd. St. 12 Sh., und von Sixpences 50 Pfd. St. 19 Sh., d. h. dieſe letztern würden, nachdem ſie ein Jahrhundert lang von Hand zu Hand gegangen, etwas weniger als die Hälfte ihres urſprünglichen Gewichts beſitzen.

In einem von Hrn. W. Miller gegen Ende des Jahres 1859 an den Vice-Gouverneur der Bank gerichteten Schreiben finden ſich folgende das Münzweſen überhaupt betreffende intereſſante Bemerkungen: „Von dem Münzamt unter verſchiedenen Regierungen, oder zu verſchiedenen Zeiten, ausgegebene Sovereigns halten ſich nicht gleich gut. Sie halten ſich mehr oder weniger, je nach der Verſchiedenheit in der Legirung, im Gepräge, oder in der Härte des Metalls. Die Sovereigns Georgs III waren viel beſſer als die der folgenden Regierungen, weil ſie mit Silber (ohne alles Kupfer?) legirt waren. Wenn das Gepräge einfach iſt, ohne eine Menge winziger Erhöhungen, die ſich bald abreiben, ſo hält ſich die Münze viel beſſer. Auch eine ringsum gerändelte Münze verliert viel durch den Gebrauch; ein glatter Rand, mit Buchſtaben rings herum, würde ſich beſſer halten. Wenn das Münzmetall zufällig weicher oder ſpröder ſeyn ſollte als gewöhnlich, ſo werden ſich Münzen häufig nicht ſo gut halten. Auch wird man finden daß die erſten Münzen einer neuen Regierung nach langen Jahren noch vielfach in beſſerm Zuſtande ſind als die um zwei oder drei Jahre ſpäter geprägten, weil man viele Münzen der früheren als Seltenheiten aufbewahrt. Die Haltbarkeit der Münze hängt von der Art und Weiſe ab wie ſie in der Circulation behandelt wird. Mit einem Sovereign der in das Weſtend von London gelangt, geht man in den Läden der Juweliere und Modiſtinnen beſſer um als auf dem Zahltiſch eines Kartoffelkrämers. In Handelsſtädten wird die Münze bälder leicht als in andern Orten, nicht wegen ihrer größeren Circulation, ſondern in Folge der rohen Behandlungsart die ſie auf der Wage und in der Schublade der Bankiers erleidet. Während einer Zeit großer Handelsthätigkeit wird, da

Digitized by Google

man die Münze mehr braucht, natürlicherweise auch die Abnützung größer seyn als zu andern Zeiten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die während der letzten zehn Jahre ausgegebene Münze schneller leicht geworden als die in den vorhergehenden zehn Jahren ausgebene, und vielleicht findet man daß die englische Münze rascher leicht wird als die anderer Länder. Ich weiß nicht ob das alte Verfahren den Werth der Münze durch „Schwitzen" zu verringern, indem man sie (nachdem sie in Scheidewasser eingetaucht worden) in einem Sack schüttelt, gegenwärtig noch vorkommt; allein annoch liefern uns eine Menge Sovereigns den Beweis daß sie durch Säure, oder auch durch Feilen, an ihrem Werth verloren haben.

Dr. Livingstone's neueste Schicksale und Entdeckungen.

Hr. Rae, der Maschinenmeister des kleinen Dampfers, den Livingstone nach dem Zambesi mitnahm, erzählt uns die neuesten Schicksale des berühmtesten aller jetzt lebenden Entdecker. Am 10 März 1858 war er von Liverpool nach dem Cap gegangen, wo er seinen sechsjährigen Sohn und seine Frau der Obhut seines Schwiegervaters, des Missionärs Moffat überließ, und am 1 Mai in Begleitung seines Bruders Charles, ferner des Dr. Kirk, des Marinecapitäns Bedingfield, des Hrn. Thomas Baines, Richard Thornden und des Maschinenmeisters Rae am Bord der Pearl nach dem Zambesi abgieng. Man hatte große Mühe den richtigen Arm des Flusses zu finden, die mitgebrachte kleine Dampfschaluppe zusammenzusetzen und von einer Insel im Fluß, Expedition Island genannt, wo die Pearl die mitgebrachten Güter gelandet hatte, diese nach dem portugiesischen Senna zu bringen. Unterwegs nach diesem Platze und eine engl. Meile oberhalb der portugiesischen Station Mazoro bemerkte Rae daß verschiedene von Alligatoren zerbissene Menschenleichen an dem Schiffe vorüber schwammen, woraus Livingstone schloß daß in der Nähe ein Gefecht stattgefunden haben müsse. Kaum war man um eine scharfe Ecke des Flusses gebogen, so stieß man auch auf ein starkes Lager der Portugiesen, welche gegen „rebellische" Eingeborne im Felde lagen. Ein portugiesischer Officier rief die Schaluppe an und bat Livingstone, den Gouverneur von Mazoro, der am Fieber krank liege, an Bord zu nehmen. Livingstone begab sich deßhalb ans Ufer und schlug dem Gouverneur vor, er wolle ihn nach Supanga hinauf bringen. Mittlerweile hatte aber das Gefecht von neuem begonnen und die portugiesischen Sklaven warfen sich flüchtend in den Strom um auf der Schaluppe Zuflucht zu suchen, allein die Mannschaft der Schaluppe, Kru-Neger aus Senegambien, wehrte die Flüchtigen mit Palaschhieben ab, denn man mußte befürchten daß das Fahrzeug sonst gesunken wäre. Hr. Rae besorgt über das Außenbleiben Livingstone's, gieng jetzt ans Ufer; dort sah er den wackern Missionär, der, ein kleiner Mann, den großen Gouverneur auf dem Rücken trug oder vielmehr da seine Füße schleiften, halb fortzog. Er war noch eine halbe Meile fern, und Rae befahl daher der Schaluppe eilig ihm entgegen zu dampfen. Die Kugeln fielen ziemlich dicht um den armen Doctor, der indessen mit seiner Bürde heil das Ufer und die Schaluppe erreichte und froh war „nicht mehr das Zischen der Kugeln zu hören." Die Portugiesen wurden an jenem Tage vollständig von den rebellischen Negern geschlagen, die unter einem Anführer Namens Mariana für ihre Freiheit fochten. Erst später gelang es den Portugiesen sie zu unterwerfen, und Rae sah hinterdrein in Quilimani 600 männliche und weibliche Gefangene die nach andern Gebieten in Afrika als Sklaven verschifft werden sollten.

Ende Sept. 1858 erreichte Livingstone das portugiesische Tete, und in dieser Stadt traf er zum erstenmal seine Makololo wieder, mit denen er schon in Angola gewesen war und die ihn auf seinem Zug durch den Continent bis nach dem untern Zambesi begleitet hatten. Sie waren ausgelassen vor Freude daß sie ihren „weißen Vater" wieder sahen. Bei näheren Erkundigungen ergab sich leider daß 30 von ihnen an den Blattern gestorben und sechs von einem betrunkenen Negerhäuptling ermordet worden waren, auch gieng das Schicksal dieser wenigen letzteren den armen Burschen viel tiefer zu Herzen als das der 30 anderen. Eine vorläufige Expedition wurde jetzt nach dem Schirefluß unternommen, der sich etwa acht deutsche Meilen unterhalb Senna mit dem Zambesi vereinigt. Die Portugiesen hatten ihn, wie es scheint, nicht in redlicher Absicht für unbeschiffbar erklärt, allein obgleich man ihn 40 und 50 engl. Meilen aufwärts befuhr, fand man doch überall noch zwei Faden Wasser. Dort liegt ein hoher Berg Moramballa, dessen Gipfel 4000′ Erhebung über dem Meer besitzt und von dem aus man den Schire, soweit das Auge reicht, nordwärts verfolgen konnte. Der Berg ist zugleich die Gränze der Herrschaft des Negerhäuptlings Mariana, dessen Leute, sobald man Livingstone und seine Begleiter einmal als Engländer erkannt hatte, die Expedition sehr gastlich behandelten. Vier Tage weitere Bergfahrt brachte die Schaluppe noch 100 engl. Meilen binnenwärts, dort aber verbot eine Reihenfolge von Stromschnellen die Murchison-Fälle, wie Livingstone sie getauft hat, jedes weitere Vordringen, und die Schaluppe kehrte nach Tete zurück, nachdem man an den Fällen von den Eingebornen die, wie sich später ergab, ungenaue Kunde eingezogen hatte daß der Schire aus einem See, Namens Schirwa fließe. Den Rest des Jahres beschäftigte sich Livingstone in Tete mit Aufstellung einer Zucker- und einer Brettmühle sammt einer kleinen Dampfmaschine, die man aus Glasgow mitgebracht hatte und die das größte Staunen am Zambesi erregten.

Im März 1859 gieng die Expedition wiederum den Schire hinauf bis zu den Murchison-Fällen. Im Thal des Stromes wird Baumwolle und Zuckerrohr im Ueberfluß gebaut. Die Wälder, die ihn umgürten, sind reich an edlen Stämmen: Lignum vitæ, Ebenholz und Boazabäumen, deren Rinde Faserstoffe für Stricke liefert. Noch werden auch zahlreiche Elephantenheerden angetroffen. Rae selbst sah einmal 202 Männchen beisammen. Während nun unser Maschinist bei der Schaluppe blieb, entdeckten Livingstone und Dr. Kirk den

Digitized by Google

Schirwa, fanden aber daß dieser salzige Binnen-See mit dem Schirefluſſe keine Verbindung und überhaupt keinen Ausfluß beſitze. Am Schirwa empfiengen die Entdecker Kunde daß der Schire aus dem Nyaſſa-See fließe, konnten aber vorläufig dieſe Mittheilung nicht benutzen, ſondern kehrten nach 35tägiger Abweſenheit zur Schaluppe und mit dieſer nach Tete wieder zurück, wo das Fahrzeug ausgebeſſert werden mußte.

Ende Juni 1859 war man ſchon wieder unterwegs, und im Auguſt abermals am Fuß der Murchiſonfälle. Dort ließ man die Schaluppe zurück, und die beiden Livingſtones, Dr. Kirk und Rae machten ſich mit 40 ihrer Makololos nach dem „großen See“ auf den Weg, begleitet von Führern die ihnen ein befreundeter Häuptling an den Fällen mitgegeben hatte. Die Stromſchnellen vertheilen ſich auf eine Strecke von 35 engliſche Meilen, auf welchen der Strom mitten in einer großartigen Umgebung nach und nach um 1300 Fuß ſinkt. Oben erweitert ſich das Thal auf 20 engliſche Meilen, und der Strom ſelbſt fließt wieder ruhig dahin. Dort begegnete man häufig Banden von Sklavenjägern, meiſtens Halbblutarabern mit Musketen und Säbeln bewaffnet, gewöhnlich zu Fuß, in verſchiedener Stärke von drei bis zu 20 Mann, begleitet von bewaffneten Sklaven, welche ſich des Nachts an die Negerdörfer heranzuſchleichen pflegen, und am frühen Morgen die argloſe Jugend die ſich herauswagt, überfallen, binden und in eine deichſelartige Gabel, die um den Hals gelegt wird, einſpannen. Die harmloſen Eingebornen beſitzen keine Feuergewehre und ſind den Angriffen daher machtlos preisgegeben. Die Araber fangen nur Kinder von 8—10 Jahren hinweg, und unſeren Entdeckern wurden von einer der Banden ſolche Unglückliche das Stück für eine engliſche Elle Kattun feilgeboten. Die Menſchenräuber verſchwanden übrigens ſobald ſie merkten daß ſie es mit Engländern zu thun hatten. Das linke oder öſtliche Ufer des Schire iſt von dieſen Banden ſchon gänzlich ausgeraubt, und die Sklavenjäger ſind daher genöthigt ihre Streifereien auf das rechte Ufer des Stromes hinüberzuerſtrecken, wohin die Neger ihre Dörfer verlegt haben. Oberſt Rigby in Sanſibar, wohin die Räuber ihre Beute auf den Markt bringen, rechnet daß alljährlich 19,000 Sklaven aus der Nähe des Nyaſſa-Sees hinweggeſchleppt werden. Wenn die britiſche Regierung einen kleinen Dampfer nach dem Nyaſſa-See bringen ließe, und dieſer zwiſchen dem See und den Murchiſonfällen auf- und abführe, ſo würde dieß genügen dieſes elende Gewerbe völlig auszurotten. Schon der engliſche Name iſt ein Schreckniß für alles was auf Menſchenraub ausgeht.

Am 17 Sept. 1859 war es Dr. Livingſtone ſelbſt welcher zuerſt ausrief: „Hurrah, meine Jungen, wir ſind am Ziel!“ und ihnen in der Ferne den Nyaſſa-See zeigte, deſſen Südende unter 14° 25′ ſüdlicher Breite liegen ſoll. Dort befindet ſich auch der Ausfluß des Schire. Näher erforſcht wurde der Nyaſſa-See von ihnen nicht, doch erſchien er ihnen von unermeßlicher Ausdehnung. Ein mehr als hundertjähriger Häuptling am Ufer erklärte den Entdeckern: „Niemals würden ſie das Ende des Nyaſſa erreichen, denn ſeine Vorfahren ſeyen einmal vier Monde gewandert, ohne von einem Ende etwas geſehen oder gehört zu haben.“ Dieß will nun freilich im Mund eines Negers blutwenig ſagen, denn ſo lauten faſt an allen Seen die Behauptungen der Anwohner. Indeſſen darf man ſchon auf eine beträchtliche Geräumigkeit dieſes Beckens daraus ſchließen daß nach zweijährigen Beobachtungen der Niveauſpuren, das Steigen und Fallen des Schire nur zwei Fuß beträgt, denn nur ein ſehr großer See wird ſeinem Ausfluß ein ſolches gleichmäßiges Temperament mitzutheilen vermögen. Obgleich es ein ſtiller Tag war, konnte man doch auf dem Nyaſſa einen tiefen Wogengang wahrnehmen. Schon am nächſten Tage, am 18 Sept., begab ſich Livingſtone wieder auf den Rückweg, da ſeine Begleiter, ermüdet von der Wanderung, heim verlangten. Ueberall war man übrigens von den Eingebornen mit großer Gaſtlichkeit empfangen worden, nachdem ſie ſich überzeugt hatten daß die Fremdlinge auf keinen Menſchenraub ausgiengen. Auf dem Rückweg beſtieg man den 30 engliſche Meilen ſüdlich vom Nyaſſa gelegenen Berg Zombo, der nach den Meſſungen mittelſt Aneroiden 7000′ Erhebung über dem Meer beſaß, und auf deſſen Gipfel man übernachtete. Obgleich es die heiße Jahreszeit war, litt man doch am Morgen empfindliche Kälte, die größte, bemerkt Rae, die er noch je in Afrika verſpürt hatte. Nahe dem Gipfel entſpringt ein ſüßes Gewäſſer, welches ſich, wie die Wanderer vermutheten, in den Schirwa-See ergießt.

Am 8 Oct. war man wieder bei der Schaluppe an den Murchiſon-Fällen angekommen, und Dr. Kirk wurde mit Rae und 30 Makololos [1] überland in ſüdweſtlicher Diagonale nach Tete geſchickt, um dieſe von Europäern noch nie betretenen Räume zu erforſchen. Ihre Wanderung bis nach Tete erforderte im ganzen acht Tage, und führte ſie, ſowie ſie das Schirethal überſchritten hatten, in ein gebirgiges, unwirthliches, waſſerarmes und ſo gänzlich verödetes Land, daß ſie nahe daran waren vor Hunger und Durſt umzukommen, wenn ſie nicht am fünften Tag ein Dorf Eingeborner erreicht hätten, wo ſie gegen ein paar Ellen Zeug ein Schaf und Federvieh eintauſchen konnten.

Im December war die Expedition in Tete wieder vollſtändig vereinigt. Alle Verſuche im Frühjahr 1860 die Schaluppe dienſtbrauchbar zu machen, ſcheiterten gänzlich. Livingſtone beſchloß nun, Rae über Quilimani, wo er Ende Februars 1860 ankam, nach England zu ſchicken, um dort einen größeren für die Fahrt auf dem obern Schire und Nyaſſa-See beſtimmten Dampfer abzuholen, den die Regierung ihnen verſprochen hatte. Die Zwiſchenzeit bis zu Rae's Rückkehr wollte er ſelbſt aber benutzen, um ſeine Makololo in ihre Heimath zurückzubegleiten, denn er hatte dieß ihrem Häuptling Sekeletu, ſeinem Freund, beim Abſchied gelobt, ohne ſeine Führung aber hätten die Makololo ſich niemals durchſchlagen können. Nach den letzten Briefen die Rae empfieng, wollte Livingſtone am 16 Mai 1860 ſeine Wanderung nach dem Innern von Tete aus antreten. Daß dieß geſchehen ſey, er-

[1] Rae ſelbſt ſchreibt Makolo und nicht Makololo, wie es Livingſtone gethan hat, deſſen Schreibart natürlich mehr Beachtung verdienen muß.

Digitized by Google

fahren wir aus andern neueſten Berichten, die übrigens ziemlich ungünſtig lauten, dem Sekeletu, ganz untreu ſeinen frühern Geſinnungen, ſoll ſich den Miſſionären feindſelig zeigen. Rae dagegen iſt erſt kürzlich nach England zurückgekehrt, weil er ein höchſt gefährliches Abenteuer bei Ras Haſſun zu beſtehen hatte, welches wir in der nächſten Nummer mittheilen wollen.

Die Galls-Romanen und die Germanen.

Von Eduard Freund.

Eine culturgeſchichtliche Skizze.

In den Zeiten der Völkerwanderung war Gallien ein Haupttummelplatz germaniſcher Stämme. Es enthielt eine bunt gemiſchte Bevölkerung, in welcher unter fortwährenden Kriegsſtürmen Rohheit und Sittenloſigkeit überhand nahmen. Römiſche Laſter drangen in das Leben der Eroberer ein und fanden in ihrem Herzen einen nur allzuergiebigen Boden. Selbſt die Bekehrung zur chriſtlichen Religion bewirkte vorläufig keine Beſſerung; ſie trug vorerſt weniger zur Verdrängung der Unſitte als zur Vermehrung des Aberglaubens bei.

Dazu kam daß die Beſitznahme des neuen Gebietes auf eine andere Weiſe geſchah als diejenige in den von Gothen, Longobarden oder Burgundern occupirten Ländern. Nicht ein ganzes Volk hatte Gallien erobert; es war vielmehr das Land nur von einem Heer beſetzt worden, während das eigentliche Frankenvolk in ſeinen Wohnſitzen am Rhein, an der Maas und Schelde zurückgeblieben war. Was ſiegreiche Völker beſonders in jener Periode der Geſchichte zu verfolgen pflegten, das Intereſſe mit den durch Kriege gewonnenen Unterthanen zu einem Volk ſich zuſammenzuthun, war hier anfangs nicht vorhanden, und die Niederlaſſung der fränkiſchen Kämpfer konnte darum zunächſt keinen vortheilhaften Einfluß auf die ſittlichen Zuſtände ausüben.

Es ſind in der That die Annalen jener Tage überreich an Zügen von roher Sinnlichkeit und Gewalt, von Frevel und Mord; an Berichten über Handlungen, in denen Sieger und Beſiegte in Haß und Eiferſucht, in Rachſucht und Ehrſucht, in Habſucht und Raubſucht einander begegneten. Willkür herrſchte überall; nirgends ſprach man von Recht und Pflicht.

Aber dieſe Uebel — mehr oder weniger unvermeidliche Begleiter jeder Uebergangsperiode — waren nicht von Dauer. Je ungeſtümer die Zügelloſigkeit in ihrer Wuth aufgetreten war, deſto ſchneller tobte ſie ſich aus. Die Einrichtung eines wenn auch noch ſo lockeren Staatsverbandes milderte die Sitten; die Verſtärkung durch die beſſeren Elemente welche Nachzügler aus den Stammlanden zuführten, förderte Ruhe und Ordnung. Was ſich von römiſcher Bildung und Verfaſſung erhalten hatte, begann allmählich auch auf die germaniſchen Eroberer einen vortheilhaften Einfluß auszuüben, und das Lebenskräftige in dem fruchtbaren germaniſchen Element verband ſich mit jenen Reſten zur Begründung und Fortbildung neuer geſellſchaftlicher und ſtaatlicher Zuſtände. Es begann ein Vermiſchungsproceß der beiden nunmehr in Gallien neben einander wohnenden Nationen, welcher mit dem Emporkommen einer neuen Volksindividualität mit dem Neufrankenthum ſchließen ſollte. Den Germanen, welche hier unterlagen, war eine um ſo reichere und vollere Entwickelung jenſeits des Rheines beſchieden.

Betrachten wir nun einige der Umſtände, welche dazu beitrugen die Weſtfranken im Laufe der Zeiten dem germaniſchen Weſen völlig zu entfremden.

Schon bei ihrem erſten Zuſammentreffen erſcheinen beide Völker nicht mehr in ihren alten urſprünglichen Zuſtänden. Sie hatten bereits bedeutende Mittelſtufen auf dem Weg zu einer höheren Civiliſation zurückgelegt, die Gallier mehr durch äußeren Anſtoß welchen die Berührungen mit Griechen und Römern boten, die Deutſchen mehr durch innere Entwicklung. Das germaniſche Element war bei den verſchiedenen Stämmen der letzteren beim Beginn ihrer Einfälle in Gallien nicht in gleichmäßiger Stärke vorhanden geweſen; es trat daher auch nach ihrer Anſiedlung verſchiedenartig, hier ſtärker, dort ſchwächer hervor. Am ſtärkſten zeigte es ſich im Norden bei den Franken, weniger bei den Burgundern, in noch geringerem Grad bei den Weſtgothen. Der Weg zu einer völligen Verſchmelzung der Germanen und Gallo-Romanen war ſomit ſchon gebahnt, wenn auch Rechte, bürgerliche Stellung, Sitten und Gewohnheiten ſie noch Jahrhunderte lang von einander trennten; er wurde überdieß durch das numeriſche Mißverhältniß zu den urſprünglichen Landesbewohnern, in welchem die Franken auch nach ihrer Verſtärkung durch einwandernde Stammgenoſſen verblieben, noch mehr geebnet.

Die Natur der Beziehungen, welche zwiſchen den Eroberern und dem beſiegten Volke ſich bildeten, wird durch das ſchnelle Untergehen der fränkiſchen Sprache und durch das Uebergewicht, welches die lateiniſche im größten Theile von Gallien gewann, am deutlichſten bezeichnet.

Da die Sieger die Einrichtungen der Unterworfenen nicht aufhoben, ſo wurde es für ſie zum unumgänglichen Bedürfniß, ihre Sprache zu lernen. Das Lateiniſche war nothwendig um regieren zu können; es war die Sprache des Staates, wie der Kirche. Aber auch um nur überhaupt Beziehungen zu den höheren Claſſen der Landesbewohner zu knüpfen und dauernd zu erhalten, war man auf Latein verwieſen. Selbſt die Maſſe der Barbaren mußte es lernen, um mit der Maſſe der Gallo-Romanen verkehren zu können, freilich ein viel incorrecteres und gröberes Latein als das der vornehmeren Stände. [1] Durch dieſe Umſtände, welche das Lateiniſche faſt zur allgemeinen Landesſprache machten, entwickelte ſich auf Seiten

[1] Man unterſchied bereits unter den Karolingern die gebildete Schriftſprache als **Lingua latina** von der romaniſchen Volksmundart, **lingua Romana**. Letztere, viel mit Keltiſchem gemiſcht, nahm auch mancherlei aus der rauhen Sprache der Sieger auf. So entſtand im Laufe der Zeiten das Romaniſche, die Grundlage, auf der ſpäter eine neue Sprache, die franzöſiſche, aufgebaut ward. Nur wenige Wörter der letzteren wurzeln im Deutſchen. Charakteriſtiſch genug befindet ſich darunter der Fuchs der altdeutſchen Thierſage, die mit den Franken über den Rhein gewandert war. Reinhart wenigſtens, der Rathſtarke, Schlaue, Liſtige, hat den deutſchen Namen treu zu bewahren verſtanden.

Digitized by Google

der Germanen die Neigung, auf die Bildung der Besiegten einzugehen; sie ward durch das Ansehen, welches schon damals die römische Literatur genoß, noch mehr begünstigt.

In dem durch die Eroberung der Barbaren verursachten gewaltigen Umsturz der Dinge hatte sich nämlich nur eine moralische Macht als unbesiegbar bewährt — der literarische Ruhm. Um so eifriger betrieb darum die politische Aristokratie der unterworfenen Gallier, namentlich unter der Herrschaft der Westgothen und Burgunder die Pflege der Wissenschaften; sie fand darin eine erwünschte Zuflucht und überdieß einen Ersatz für verlorene Privilegien. An die Stelle der politischen Aristokratie trat nunmehr eine literarische. So zeigten die durch rohe Gewalt überwundenen und ihrer Selbständigkeit beraubten Gallo-Romanen eine Superiorität auf dem Gebiete des Geistes. Hier blieben sie unbesiegt. Ihre Dichter und Gelehrten ernteten den Beifall und die Bewunderung der Franken und überallhin verbreiteten sie das Streben nach einer höheren Bildung, die jedoch durch die fremde Sprache allein vermittelt werden konnte. Diese zu studiren, ward nun die Aufgabe des intelligenteren Theiles der Eroberer, welcher durch ernste Nacheiferung das moralische Uebergewicht der Eingebornen verschwinden zu machen bemüht war. Nur im Osten Galliens wußten die zähen Bewohner Austrasiens germanisches Wesen dauernd zu behalten. Die Wandelungen auf dem Gebiete der Sprache wurden von ähnlichen Erscheinungen in der Sphäre des Charakters begleitet; hier wie dort zeigte sich das germanische Element in Gallien allzusehr nachgiebig.

Es erscheinen die Germanen zur Zeit der Eroberung als das heftigere und ungezähmtere Volk; die Romanen hingegen bieten das Bild einer civilisirteren, aber auch des Zügels gewohnten, einer furchtsamen und darum zur Hinterlist geneigten Nation. Wir sehen z. B. an den Höfen, welche sich um die Stammhäupter der Germanen bildeten, namentlich gallo-romanische Intriganten und Schmeichler eine Rolle spielen. Advocaten und Geistliche ragen hier hervor. Processe ziehen sie in die Länge; sie fabriciren Urtheile und vernichten Erkenntnisse; sie ernennen Schiedsrichter und entfernen Zeugen — das alles aus selbsüchtigem Interesse.

Später finden wir die Deutschen listiger, ränkevoller und erbarmungsloser geworden. Der äußere Anstand hat zwar zugenommen, allein mehr als früher sind sie allen sinnlichen Begierden unterworfen; nur die Tugend der Tapferkeit haben sie ungeschmälert bewahrt. Am Ende des Vermischungsprocesses mit den Besiegten zeigt sich der Germane ganz romanisirt; er hat die wesentlichsten Bestandtheile seiner Eigenthümlichkeit eingebüßt; die römische Bevölkerung hingegen ist durch die fortwährende Berührung mit dem kräftigeren Naturell der eingewanderten Deutschen kerniger, unternehmender und in ihrer ganzen Haltung selbständiger geworden. [1]

[1] Aus der unter der Presse befindlichen Schrift:

„Lug und Trug." Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt. Von Leonhard Freund. Bd. II.
A. u. d. T.
„Lug und Trug bei den wichtigsten Culturvölkern Europa's. Von der Auflösung des Frankenreiches bis zur Begründung des deutschen Königthums. (Berlin, Verlag der königl. geheimen Oberhofbuchdruckerei.)

Miscellen.

Dr. Hayes' Nordpolar-Expedition. Dr. Hayes, des edlen Kane Begleiter auf der denkwürdigen Reise der Advance, verließ Boston bekanntlich im vorigen Jahr um das vermuthete offene Polarbecken aufzusuchen. In den Proceedings der amerikanischen geogr. Gesellschaft sind die letzten Briefe von ihm aus Upernivick mitgetheilt, denen zufolge seine Aussichten vielversprechend waren, so daß er hoffte bei Cap Frazer (Grinnell-Land 79° 42′ Lat.) überwintern und in diesem Frühjahr Schlittenpartien nach dem „offenen Wasser" unternehmen zu können.

*

C. F. Hall's Franklin-Expedition. C. F. Hall, ein Typograph aus Cincinnati und ein Mann von unbezwingbarem Muth, hat, in der Ueberzeugung daß M'Clintock noch nicht die Aufsuchung von Ueberresten des Erebus und Terror erschöpft habe, wirklich im Juni v. J. sich nach der Davisstraße in einem Walfischboot eingeschifft und sich bei Cumberland Inlet allein ans Land setzen lassen. Er will nämlich dort sich acclimatisiren und mit Eskimos leben, um ihre Sprache und ihre Gewohnheiten sich anzueignen. Wenn ihm dieß gelungen ist, so befindet er sich gegenwärtig im Frühjahr 1861 auf dem Wege nach King William's Land, in Begleitung etlicher Eingebornen und ausgerüstet mit einem Hunde-Schlitten, der sich in ein Boot verwandeln läßt. Er will dann, wenn er seinen Vorsätzen treu bleibt, das Festland um den großen Fischfluß untersuchen, und gedenkt zwei oder drei Jahre unter den Eskimos sich aufzuhalten.

*

Entdeckung in den Ruinen von Memphis. Mariette, der Wiederentdecker des Serapeums und einer der größten Aegyptologen Frankreichs, hat in den Ruinen von Memphis eine Liste von 63 ägyptischen Königen in einem Kalkstein eingegraben gefunden. Die französische Bibliothek und das britische Museum besitzen bereits ähnliche Tafeln, sie sind aber nicht so vollständig wie diese letzte aus Memphis, mit Hülfe deren sich die Dynastien der vorpyramidischen Zeiträume werden bestimmen lassen. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 20. Augsburg, 12 Mai 1861.

Rae's [1] Schiffbruch bei Ras Hassun.

(Aus Chambers's Journal.)

Wir segelten von Sansibar am 30 August im Guide, von Salem her, ab. Unsere Schiffsgesellschaft bestand, so weit ich mich erinnern kann, aus zwanzig Amerikanern, daneben drei spanische Damen, Passagieren, und mir. Am 4 Sept., ungefähr um Mitternacht, strandete das Schiff, und trieb in Ras Hassun, südlich von Dschardhassun (Cap Guardafui), dem Osthorn Afrika's, nahe dem Meerbusen von Aden, ans Land. Die Boote wurden sogleich hinabgelassen, und da der Wind zur Zeit frisch wehte, so konnten wir Zwieback und Wasser, so wie das Privatgepäck der Passagiere an Bord schaffen, in der Absicht auf See hinauszufahren, um so Aden zu erreichen; da jedoch die Brandung sehr heftig war, so wurden unsere Boote insgesammt unter Wasser versetzt und in Stücken an die Schiffsseiten geschleudert, so daß wir alles verloren in dessen Besitz wir früher gewesen. Mit großer Schwierigkeit kletterten wir wieder auf das Schiffsverdeck, und da gerade der Tag anzubrechen begann, so konnten wir das Land ungefähr 200 Yards entfernt sehen, das Schiff aber wurde von der Heftigkeit der Brandung ans Land geworfen. Als es heller wurde, erschienen die Eingebornen zu Hunderten, und um 8 Uhr Morgens gelang es ihnen an Bord zu kommen. Anfangs thaten sie als ob sie freundliche Gesinnungen für uns hegten; da sie jedoch sahen daß wir vollkommen hülflos und alle unsere Boote vernichtet waren, so fiengen sie die Reisenden und das Schiff zu plündern an, indem sie den Damen die Ohrringe aus den Ohren rissen, und ihre langen Messer schwangen, als ob sie uns alle niedermetzeln wollten. Wir sprangen daher über die Schiffsseite ins Wasser, das jetzt einige Fuß tief war, und retteten uns während der auf die Plünderung des Schiffs folgenden Aufregung an die Küste, indem wir nur die Kleider welche wir auf dem Leibe hatten, und ungefähr 14,000 Dollars in Goldstücken mitnahmen, die wir unter uns vertheilten, damit wir mittelst derselben von der Küste wegkommen könnten. Wir wanderten dem Gestade entlang in nordöstlicher Richtung, um Wasser aufzusuchen, und auch um uns der Mißhandlung der Eingebornen zu entziehen. Diese Eingebornen waren, wie wir nun erkannten, Somalis mit einer Beimischung von Arabern; alle gut bewaffnet mit Assagaien und Messern, und, wie es schien, auf unsere Vernichtung versessen. Am ersten Tag erreichten wir den Felsen von Ras Hassun, wo wir weitere zwei Tage herumwanderten, Wasser suchten, und Späher hielten ob wir nicht ein in unserer Nähe vorbeikommendes Schiff entdecken könnten. Am Abend des dritten Tags seit dem des Schiffbruchs giengen fünf Leute der Schiffmannschaft hinweg um Wasser zu suchen, das sie in einem grünen Gebüsch, welches wir in einiger Ferne sahen, zu finden hofften. Diese Leute kehrten nimmer zurück, wir erfuhren aber später daß sie alle ermordet worden waren, und sahen einige der Eingebornen die Kleider derselben tragen. Unsere Leiden zu dieser Zeit waren unbeschreiblich, unsere Zungen vollkommen ausgetrocknet, und unsere Stimmen in solchem Grade geschwächt daß wir kaum verstehen konnten was jeder einzelne von uns sagte. Ich kratzte den Sand hinweg um mir für die Nacht eine möglichst bequeme Lagerstätte zu bereiten. Am dritten Morgen brachen Capitän M'Millan und ich nach der Nordseite des Felsens auf um nach den Leuten zu suchen welche uns am Abend zuvor verlassen hatten, und auch in der Hoffnung süßes Wasser zu finden. Diese Wanderung, obgleich nur drei Meilen weit, war in unserm geschwächten Zustand und bei der vom Sande zurückprallenden Sonnengluth eine höchst peinliche und mühsame; allein unsere Mühe war vergeblich, da wir von den fehlenden Leuten weder etwas sehen noch hören konnten, kein Wasser fanden, und auch kein Schiff zu erblicken vermochten.

Als wir bei unsern Unglücksgefährten wieder anlangten, hatte Verzweiflung aller Herzen ergriffen: sechs Leute der Bemannung und die drei Damen sprachen von Selbsttödtung durch Ertränken. Ich befand mich einige Schritte abseits als man diesen Vorschlag machte. Capitän M'Millan kam zu mir, und sagte: „Was halten Sie von dem Vorschlag?" Meine Antwort lautete: „Ich habe nicht die geringste Absicht dieß

[1] Der Maschinist der Dampfschaluppe des Dr. Livingstone bei der Entdeckung des Nyassa-Sees.

Digitized by Google

zu thun; so lange man noch lebt, ist auch die Hoffnung nicht verschwunden." Dann traten wir zu den andern hinan; die Damen waren aufgestanden, und giengen dem Wasser zu. Einer von der Mannschaft fragte mich hierauf: „Wie lange können wir leben, Rae, ohne Nahrung oder Wasser?" Meine Antwort war: „Wenigstens acht oder zehn Tage, und wenn ihr hier ruhig bleibt, werdet ihr wahrscheinlich länger leben." Die Damen standen, als sie dieses Gespräch hörten, still, und wollten, wir sollten alle ins Wasser gehen und zusammen sterben; allein ich widersetzte mich diesem mit den Worten: „Kommt, laßt uns den Versuch machen an das Wrack zu gelangen." Die Leute entgegneten: „Gerade wenn wir an das Wrack gehen, werden wir getödtet werden — besser hier sterben als ermordet werden." Ich erwiederte: „Die Möglichkeit wenigstens ist vorhanden daß wir nicht ermordet werden, und wenn wir ans Schiff zurückgelangen, können wir auf einen Trunk Wasser rechnen, und vielleicht auch auf einige Nahrung."

Der Maat bestand darauf daß wir nicht gehen sollten: „Wir werden hier keinen langen Todeskampf zu erdulden haben; morgen Nacht werden wir todt seyn." Nachdem wir noch ein wenig hin- und hergesprochen, setzten wir uns alle nieder, und man machte nun den Vorschlag des Capitäns Hund, der uns von dem Schiff begleitet hatte, zu tödten. Der Hund wurde augenblicklich mit einem Axthiebe getödtet, und einige von der Mannschaft aßen einen kleinen Theil des Fleisches. Ich legte ein Stückchen auf meine Lippen um sie feucht zu halten, da sie ganz aufgesprungen und sehr schmerzhaft waren.

Nach einigem weitern Zureden von Seiten des Capitäns und mir, standen sie alle auf, nur die Damen beharrten auf Selbsttödtung, und giengen auf das Wasser zu. Ich folgte, ergriff eine derselben, und trug sie fort; die andern kehrten dann ebenfalls um, und folgten. Wir schlugen nun insgesammt den Weg nach dem Wrack ein, das ungefähr sieben Meilen entfernt lag; mehrere von der Mannschaft zeigten Spuren der Geistesverwirrung.

Wenn ich mich recht erinnere, erreichten wir das Wrack am fünften Tage, allein von dieser Zeit an verlor ich alle Erinnerung an die Wochen- oder Monatstage. Wir giengen gerade auf die Schiffsseite zu, und versuchten hinauf zu klettern, allein in unserm geschwächten Zustand gelang es nur wenigen. Sogleich waren die Eingebornen wieder um uns, beraubten uns unserer Kleider und ließen uns nur das Hemd und die Hosen. Ich begab mich zu einem aus unsern Segeln gemachten Zelte, wo ein freundliches altes Weib stand, die ich um so viel Wasser bat daß ich meine Lippen benetzen könnte. Sie händigte mir einen beinahe vollen Schlauch ein, den ich bis auf den Grund leerte, ohne ihn von meinen Lippen zu entfernen. Das Weib suchte ihn zu ergreifen, allein ich drehte mich um, und hinderte sie daran. Dieser Trunk Wasser gab mir neues Leben, und ich gieng abermals an die Schiffsseite, und versuchte hinauf zu klettern, fiel aber wiederholentlich ins Wasser. Da ich von einigen an Bord gelangten Leuten der Mannschaft bemerkt wurde, so warfen sie mir ein Tau zu, und mit ihrer Hülfe gelang es mir das Verdeck des Schiffs zu erreichen, wo ich, mit Ausnahme einiger Stücke eingesalzenen Schweinefleischs so wie eines Behälters süßen Wassers, welchen die Eingebornen nicht entdeckt hatten, alles weggenommen fand.

Wir befanden uns jetzt alle an Bord, und bald war ein Feuer angezündet und das Schweinefleisch zum Essen bereit. Nun erfuhren wir auch daß einer der vornehmsten Männer des Häuptlings aus dem Innern am Wrack angekommen war. Er fragte eine der spanischen Damen ob sich Engländer unter uns befinden. Die Dame zeigte auf mich, und sagte: „Da ist ein Mann welcher der Königin von England angehört; dieser Mann muß gerettet und zurückgesendet werden, und wir hoffen daß ihr seinetwegen uns alle schonen werdet." Er erwiederte: Er habe Befehle von seinem Sultan; wenn Engländer da seyen, müsse er sie schützen bis zur Ankunft des Häuptlings. Wir lebten fünf Tage lang, bei sehr wenig Nahrung, unter seinem Schutze. Nach fünf oder sechs Tagen kam der Häuptling selbst an Bord, und fragte nach dem Manne welcher der Königin von England angehöre. Ich ward ihm sogleich gezeigt, und als ich auf ihn zugieng, sagte er in arabischer Sprache: „Seyd ihr Engländer? Auf die Nacht werd' ich euch ein Schaf schicken." Ich fragte ihn ob wir Aussicht hätten von diesem Platze wegzukommen. Er erwiederte, er werde sein möglichstes thun um mich und die Damen wegsenden zu lassen, und nach langem Verzug beförderte er uns in einem offenen Boot, das in arabischer Sprache Dohw genannt wird, nach Makallah, wo wir am 14 Oct. eintrafen. Wir begaben uns dann zum Sultan, von dem wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurden. Er gab uns ein Haus, in dem wir alle leben mußten, versorgte uns während unsers Aufenthalts mit Nahrungsmitteln, und sandte uns Tuch damit wir uns Kleider machen könnten.

Am 22 Oct. verließen wir, nachdem wir durch die Freigebigkeit des Sultans mit einem andern Dohw versehen worden, Makallah, kamen am 25 Oct. 1860 in der britischen Niederlassung Aden an, und fühlten uns nun wieder sicher unter dem Schutz der britischen Flagge. Ich begab mich sodann zu Capitän Playfair, dem politischen Agenten in Aden, der mir sagte, er werde mich als verunglückten britischen Unterthan in zweiter Classe nach Southampton senden, und demgemäß segelte ich am 29 Oct. auf dem Peninsular-and-Oriental-Company's-Dampfer Colombo nach Suez ab; von dort gieng ich überland nach Alexandria, und mit dem Postdampfer Ceylon nach Southampton, wo ich, voll Dank gegen die Vorsehung für die Barmherzigkeit womit sie mich in so vielen Gefahren beschützt hat, am 17 November eintraf.

Digitized by Google

Eine Reiſe nach Kuldſcha am Ili.

Das ruſſiſche Reich in Aſien hat ſich im vorigen Jahrzehnt in zwei Richtungen erweitert, nämlich nicht bloß durch Aneignung von Trans-Baikalien und der Amurländer, ſondern auch durch Unterwerfung der großen Kirgiſenhorde. Anfänglich war Fort Kopalsk der äußerſte Poſten den es zwiſchen Balchaſch und Alatau beſaß, dann wurde Fort Wjernoje am Ili erbaut und von dieſem Punkt aus unternahm Semenoff ſeine zwei Erforſchungsreiſen nach dem Iſſykul. Gelegentlich erfahren wir denn auch daß die Ruſſen durch ihren 1852 mit China geſchloſſenen Vertrag das Recht erworben haben in Kuldſcha am Ili, der Hauptſtadt der chineſiſchen Dſchungarei, ein Conſulat zu errichten, und daß ſie von dieſem Recht fortwährend Gebrauch machen, belehrt uns eine in Ermans Archiv mitgetheilte Reiſe eines ruſſiſchen Beamten von Kopalsk nach Kuldſcha im Jahr 1859. Anfangs geht der Weg dorthin auf der Straße nach Wjernoje weiter, bis er den Koksu erreicht und nach Oſten abbiegend am Laufe dieſes Fluſſes hinaufgeht, bis man über den Jugan-Tas (Uigen-Taſch) einen Gebirgspaß oder ein Joch, nach der Waſſerſcheide des Ili hinübertritt. Auf dem Jugan-Tas fällt ſelbſt im Sommer bisweilen noch Schnee, obgleich er unter der Breite von Turin liegt. Ein Vorgebirge der jenſeitigen Abhänge auf der Ili-Seite der Vogelſchnabel genannt, wird als die chineſiſche Gränze betrachtet, und wenn man 5 Werſt (7 W. = 1 deutſche Meile) immer abwärts in das wärmer werdende Thal geſtiegen iſt, ſtößt man auf den erſten chineſiſchen Karaul oder Gränzpoſten, ein kleines ſteinernes Gebäude hinter einem 42' hohen Erdwall in dem blumigen und ſonnigen Thale des ſchilfreichen Borchudſchir. Unſer Reiſender fand vor dem Wachthaus unter einer Pappel den mandſchuriſchen Befehlshaber des Poſtens, mit dem er etliche Höflichkeiten und Grüße wechſelte. Als der chineſiſche Officier durch die Dolmetſcher erfuhr, welchen niedrigen Tſchin (Beamtenſtufe) ſein Gaſt inne habe, ließ er ihm zum Zeichen ſeiner Geringſchätzung einen ſo ſchmalen Schemel bringen daß es einige Kunſt erforderte darauf zu ſitzen, auch beſchenkte er ihn mit einem faulen unappetitlichen Apfel, während er ſelbſt einen zweiten beſſern angeſichts ſeines Beſuchers verzehrte. Das Geſchenk einiger Cigarren, die für die Bevölkerung des Gränzpoſtens noch eine Neuigkeit waren, verſöhnte jedoch beide Theile. Der Ruſſe erfuhr übrigens durch ſeine kirgiſiſchen Begleiter daß nur der Officier dieſes Poſtens ein Mandſchure ſey, die Mannſchaft dagegen welche der Officier aus Prahlerei für ſeines Gleichen ausgegeben hatte, aus Kalmüken vom Solon-Stamme beſtehe, welche zu Milizdienſten von der chineſiſchen Regierung gezwungen werden. Die Officiere von Rang müſſen in jedem Fall Mandſchuren ſeyn.

Von dem Poſten Borchudſchir bis Kuldſcha ſind noch 125 Werſt. Auf dem Wege dorthin muß man etliche Arme des reißenden Uſück kreuzen, und erreicht am zweiten Abend die kleine Stadt Korgos mit ihren reichen Gärten, deren Obſtbäume und Reben ſich unter einer Laſt von Birnen Aepfeln, Aprikoſen, Pfirſichen, Orangen und Trauben beugen. Es fehlte unſerm Reiſenden für ſich und ſein Gefolge an Lebensmitteln, er war alſo genöthigt in die Stadt nach dem Bazar zu reiten und dort ſeine Einkäufe zu machen. Dabei hatte er ſehr viel von der Neugierde der Bewohner zu erleiden, die ihn nicht bloß mit aufgeriſſenem Mund anſtarrten, ſondern Kleider, Waffen und Sattelzeug antaſteten, und zwar nicht bloß mit dem löblichen Vorſatz ihre Waarenkunde zu erweitern, ſondern ſichtbar aus einer krankhaften Liebhaberei fremdes Eigenthum ſich anzueignen, ſo daß der Reiſende während er ſeine Einkäufe beſorgte, und der Koſak neben ihm die Vorräthe in Empfang nahm, mit dem Piſtol in der Linken drohen, und mit der Peitſche in der Rechten Hiebe nach allen Seiten austheilen mußte um die Zudringlichen abzuwehren. Sobald die Einkäufe beſorgt waren, ſprengten die Reiter ſchleunigſt hinweg, froh dem Peſt- und Leichengeruch des Bazars zu entgehen, der mit faulenden Abfällen jeder Art gepflaſtert und mit einer Pfütze geziert iſt aus welcher die widrigſten Gaſe aufſteigen. Am andern Tag ritt die vollzählige Expedition abermals durch die Stadt den Bazar hinab. Am jenſeitigen Ende kam man an einen Tempel vorüber, deſſen gepflaſterter Vorhof reinlich gefegt war, und gelangte zur Stadt ſelbſt durch ein düſteres Schwibbogenthor hinaus, hinter welchem ein Garten von ſolchem unbeſchreiblichen vegetabiliſchen Zauber lag, daß der überraſchte Ruſſe lange ſich nicht ſatt ſehen konnte. Man kam dann zwiſchen Weizen-, Mohn- und Hirſefeldern hindurch, erreichte aber bald wieder kahle Sandflächen, wo wegen Waſſermangels jeder Anbau aufhört. Dieſe Wüſte wimmelt von giftigem Gewürm, und darunter ſoll der Karakurt, eine ſchwarze Tarantel, höchſt gefährlich ſeyn, denn der von ihr Gebiſſene hat ſchreckliche Qualen auszuſtehen, die bisweilen den Tod, jedenfalls aber langwierige Leiden herbeiführen. Werden dem Patienten ſogleich Schröpfköpfe geſetzt, ſo hat das Uebel geringe Folgen, allein die Tarantel fällt in der Regel die Menſchen nur bei Nacht an, und ihr Biß verurſacht anfänglich bloß einen geringen Schmerz, ſo daß wenn der Schläfer erwacht das Gift der Spinne bereits ſeinen Körper durchzogen hat. Die Chineſen ſind durch den ſie ſtets umgebenden lieblichen Geruch von Fäulniß, Knoblauch und Tabak vor den Angriffen der Tarantel geſchützt, die einen ſehr äſthetiſchen Geruchsſinn beſitzt, ſo daß in dieſem Sinn die chineſiſche Unreinlichkeit etwas prophylaktiſches an ſich hat.

Die Hauptſtadt Kuldſcha verkündet ſich von weitem den Naſen an den Ausdünſtungen von verweſendem Vieh. Die ruſſiſche Factorei, kenntlich an der ruſſiſchen Flagge, wie die Stadt ſelbſt am rechten Ili-Ufer gelegen, ein ummauertes Viereck mit Magazinen und einer ſtändigen Beſatzung von 15 Koſaken, befand ſich damals in einer mißlichen Lage. Der Ili hatte vor zwei Jahren ſein ſteiles Ufer unterwühlt und in Folge deſſen waren etliche Gebäude, darunter das Haus des Conſuls, eingeſtürzt. Nationalruſſen kommen noch ſehr wenige nach Kuldſcha, dagegen iſt die Zahl der Kirgiſen und Tataren unter ruſſiſcher Herrſchaft aus Kopalsk, Semipalatinsk, Petropawlowsk und von der mittleren Horde, die alljährlich nach Kuldſcha kommen um dort ihre Waaren ein- und chineſiſche

Digitized by Google

auszuführen, höchſt beträchtlich, die Anweſenheit des Conſulates ſichert ſie aber vor allen Erpreſſungen, die ihnen ſonſt die chineſiſchen Obrigkeiten auferlegen würden. Die Herrſchaft der Mandſchu am obern Ili iſt noch nicht von ſehr altem Datum, denn erſt unter dem großen Kaiſer Kienlong 1775 unterwarfen ſie ſich die Dſchungarei und erhoben Kuldſcha zum Hauptſitz der Provinz Ili. Der chineſiſche Ceremonien-Name des Platzes iſt übrigens Hoi-juan-tſchin, und den Werkeltagsnamen ſollte man richtiger Guldſcha ſchreiben, weil nach mandſchuriſcher Schreibart dieſes Wort Bergziege bedeutet und von dem Reichthum dieſer Thiere in ihrer Umgegend die Stadt ihren Namen empfangen hat. Sie liegt 5400 Werſt von Peking, 5000 Werſt von Petersburg, etwa 1000 von Semipalatinsk und beſteht, wie alle chineſiſchen Garniſonsſtädte, aus zwei Theilen, aus der Feſtung und aus der offenen Stadt. Die Feſtung, welche die Ruſſen nicht betreten dürfen, iſt der Sitz des Dſän-Dſün oder Generalſtatthalters der Provinz Ili und wird ſonſt nur von den 6000 Mandſchuren der Garniſon und ihren Familien bewohnt. Sie iſt von einem ſteinernen Mauerviereck von je 450 Saſchen (1 S. = 7 Par. F.) Seitenlänge und drei Saſchen Höhe eingeſchloſſen, und auf jeder Seite mit 9 Contreforts geſchützt. Die Garniſon wurde früher von Peking aus mit einem hohen Sold bezahlt, und mit Nahrung, Kleidung, Tabak, Branntwein u. ſ. w. verſorgt, ſeit der Taipingempörung ſind aber die Gelder ausgeblieben und die Mandſchuren Kuldſcha's in kläglichſter Lage. Die offene Stadt wird von Chineſen, von Solonen (Kalmüken), drei Mongolen-Stämmen, Turkeſtanern und Taſchkendern bewohnt, welche mit Ausnahme der erſten und der letzten zu Milizdienſten verpflichtet ſind. Ein ſtarkes Element in der Bevölkerung Kuldſcha's, die ſich mit Einſchluß der Citadelle auf 80,000 Köpfe beläuft, bilden auch die Tungenen, wie man die muhammedaniſchen Turanier nennt, welche chineſiſche Sitte und Sprache angenommen haben. Auch eine kleine Gemeinde katholiſcher Chriſten, Einwanderer aus dem Innern China's, hat ſich in dieſer Gränzſtadt geſammelt. Die Stadt ſelbſt bietet den Anblick aller chineſiſchen Städte. Sie iſt nichts weniger als ſchön, ſondern excellirt nur in Schmutz und Geſtank auf den krummen und engen Straßen, von denen die breiteſte nicht drei Saſchen mißt. Es iſt aber ein wichtiger Handelsplatz, die größte Stadt auf vielleicht 1000 Werſt im Umkreis, die nächſte Etappe der ruſſiſchen Eroberungen und nur fünf Tagereiſen von ihren äußerſten Steppenfeſtungen entfernt.

Briefe aus dem Weſten.

Von Arthur Schott.

Das mexicaniſche Lied.

(Schluß.)

Im allgemeinen Gebrauch ihrer Poeſie und Lieder zeigt ſich auch bei den heutigen Bewohnern Neu-Spaniens derſelbe edle Zug welcher den Völkern mit vorherrſchend lateiniſcher Beimiſchung überhaupt eigen iſt, nämlich die Vorliebe für Gewähltheit und Schönheit der Form. Dieſer Zug iſt bei ihnen nicht Sache der Erziehung, ſondern iſt ihnen angeboren, darum dringen bei ihnen die Gedankenwerke ihrer Dichter eben ſo ſchnell zu den niedern wie zu den höheren Schichten. So konnte Lord Byron unter venezianiſchen Gondolieri Leute finden, die lange Stanzen aus Taſſo's Hierosolyma liberata recitiren konnten. Ebenſo gieng es mit Stellen aus Orlando furioso oder Petrarca's Sonetten. Dieß ſind Erſcheinungen die wir z. B. bei den Deutſchen vergebens ſuchen. Geſchmack iſt bei dieſen mehr Sache der Erziehung, und ihre Dichter müſſen, um von den niedern Schichten aufgenommen zu werden, ihre Sprache dafür einrichten. Uhland hat dieß mit vielem Glück gethan, und ſo thaten Hebel, Seiler und andere, die nicht allein die nöthigen Mundarten ſondern auch die Stoffe beſonders für ihre Werke wählen mußten. Schiller, der Liebling ſeines Volkes, vermochte dieß nicht, weßhalb auch ſeine Werke über dem Horizont der niedern Maſſen verblieben. Weder Eckenſteher noch Fuhrleute erfreuen ſich an ſeinen Meiſterwerken, wie es neapolitaniſches und venezianiſches Schiffervolk mit Verſen Taſſo's, Petrarca's oder Arioſto's thut. Für die Deutſchen ſcheint dieß auch weniger paſſend zu ſeyn. Wie manches hübſche oder nicht hübſche Jöſchen und wie mancher biedere Handwerksgeſelle wären brauchbarere Menſchen geblieben, hätten ſie nie etwas von Schillers Räubern oder Kabale und Liebe geleſen!

Bei den Mexicanern fand ich etwas ähnliches wie bei den Italienern. Ohne daß die Lieder niedrigeren Styls Eingang bei den gebildeteren Claſſen finden, ſo nehmen doch umgekehrt ſelbſt die niederſten Claſſen höher ſtyliſirte Lyrik mit vieler Anerkennung auf. Ein Beiſpiel hievon erfuhr ich am Bravo del Norte. Ich hatte da mit einem armen Schafhirten zu thun bekommen, einer jener ausſchließlich glücklichen Naturen, die kein Hemd beſitzen und darum auch keines zu waſchen haben. Seine vollſtändige Mittelloſigkeit hatte ihn zu lebenslänglicher Dienſtbarkeit beſtimmt. Der kleine ſonngebräunte Hirte war gänzlich in Schaffelle und Leder gekleidet, hatte jahraus jahrein keine andere Geſellſchaft als ſeine Schafe und Hunde, nur daß er zuweilen vielleicht 3 oder 4mal im Jahr andern Menſchen nahe kam, um daſelbſt mit ſeinem Brodherrn zu verhandeln. Bei allem dem waren ihm wie jedem andern ſeines Volkes Höflichkeit und Anſtand im Benehmen geblieben. Von ihm denn erhielt ich folgende Liederprobe, die er eine Decima nannte.

Digitized by Google

„Bien conosco de tus acciones el amarte es ligeriza
Por gozar de tu nobleza otras mas altas razones,
Diras que mis pretensiones son para luego olvidarte;
Quando he de dijar de amarte aunque me falta el rigor
No lo sentira mi amor porque he de volver a hablar te!“

Der einfache Gesang zu diesen Worten war gleichsam nur ein monotones Recitativ in der Art, was Musikern unter dem Namen Canto firmo bekannt ist, hatte aber dabei die Eigenthümlichkeit daß jede Schlußnote auf den Grundaccord zurückgieng und drei bis vier Tacte lang ausgehalten wurde. Dieß machte, wenn man das Lied oder andere ihm musikalisch verwandte Weisen aus der Ferne in der Nacht singen hörte, einen ergreifenden Eindruck. Letzterer war übrigens nicht ausschließlich die Wirkung jener lang gehaltenen öfters tremulirenden Schlußnote, es gehörte dazu auch die ganze stille Umgebung, wie sie nur einsame Wüsten zu bieten im Stand sind. Die Idee solcher Schlußnoten war mir indessen nicht neu, sondern erinnerte mich nur wieder lebhaft an das was ich schon vor vielen Jahren in Serbien und der Walachei gehört hatte, wo gewisse und besonders im Freien gesungene Lieder mit ähnlichen Schlußnoten geziert sind. Solche Cadenzen im Salon oder öffentlichen Concert gesungen, könnten wohl nimmermehr ähnliche Wirkungen hervorbringen, wie täuschend sie auch nachgemacht würden, das zauberhafte Verhallen in der einsamen duftigen Wüste bleibt der einzige wahre Resonanzboden für derlei Töne. Wenn die große Sängerin Malibran immer wieder zu Thränen gerührt werden konnte so oft sie die einfache spanische Ballade „El Contrabandista“ sang oder singen hörte, so hatten sicherlich jene langausgezogenen Schlußnoten wesentlich dabei zu thun, um ihr die eigenthümlichen und geliebten Landschaften Spaniens so lebhaft ins Gedächtniß zurückzubringen.

Auf unsere mexicanische Decima zurückzukommen, muß hier noch gesagt werden daß der arme Schafhirte, und arm kann glaube ich nur ein Mexicaner mit Anstand seyn, einem Gewerbsbruder zwei Realen vorausbezahlen mußte, damit er ihm das Lied lehren möge. Es kann wohl kaum reineren Kunstsinn geben als ihn der rauhe Wüstensohn bei sich beherbergte. Er bezahlt, um das Lied zu erlernen, von seinem sauer erworbenen Hirtenlohn, nicht um mit seinem Lied eine schmeichlerische Zuhörerschaft zu ergötzen, sondern um es zu eigener Genugthuung von der Brust zu geben wo ihn niemand hört als seine Schafe und Hunde, und vielleicht einige in der Nähe lauernde Wölfe oder ein zum Raub bereiter Puma. Etwas ähnliches der Wirkung nach wie des Hirten Decima hörte ich mehrere Jahre später in Sonora aus dem Munde eines Soldaten, der zur Escorte der mexicanischen Gränzcommission gehörte. Wir reisten damals westwärts durch die schrecklichen wasserarmen Wüstenstriche Ober-Pimariens gegen den californischen Golf zu, wo, um der fürchterlichen Hitze des Tages und einem zu großen Wasserbedürfniß auszuweichen, 50 und 60 Meilen Märsche meistentheils bei Nacht zurückgelegt werden mußten. So angenehm oft auch bei günstigem Wetter und hellem Mondschein derlei Partien vor Mitternacht sind, so schwierig und erschöpfend werden sie wenn es einmal gegen Tagesanbruch geht. Da werden die Thiere matt und hungrig, und dem Reiter kommt es wie Blei in die Augen, besonders wenn die Nacht lichtlos ist. Da ist es dann wieder Gesang mit dem die Mexicaner sich und ihre Thiere auffrischen. Bei solcher Gelegenheit hörte ich einem unverdrossenen Sonorier Bojorque einen Bolero ab, von dem er außer der Melodie nur noch Bruchstücke der Verse wußte. Der Titel war: „La Limosnera.“ Die Musik selbst hatte ebenfalls manches vom Canto firmo, war aber harmonienreicher als unseres Schafhirten Decima. Beide waren aber vorherrschend Sololieder ungleich den meisten Liedern vornehmeren Styls, die durch mehrstimmigen Tonsatz charakterisirt sind. Bojorque, welcher sich eine besondere Ehre daraus machte, mir seine „Limosnera“ oder Bolero, wie er es nannte, so oft vorzusingen als ich es wünschte, hielt selber nicht so viel darauf, und gab vielen andern unbedeutendern Liedern die er wußte den Vorzug. Indessen muß ich ihm es zur Ehre lassen daß er mich öfters drum angieng, ihm eines oder das andere der von mir gesammelten edleren mexicanischen Lieder als Erwiederung zu singen. Da bei solchen Marschvergnügungen stets alles ohne Ansehen der Person Antheil nahm, so willfahrte ich gerne. Zum Schluß wurde ich dann noch öfters von einem der mexicanischen Officiere gebeten „El Papa“ preiszugeben. Dieses ist das bekannte deutsche Lied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt,“ und war während unseres Aufenthalts in Altar von einem der mexicanischen Officiere ins Spanische übersetzt worden. Dort war es unzähligemal in größerer Gesellschaft gesungen worden, wobei die ganze Versammlung unter großem Jubel immer in vollem Chorus einstimmte so gut es gieng. Damit war also das deutsche Studentenlied nach Sonora verpflanzt worden, wo ich es noch überdieß im Manuscript zurücklassen mußte.

Ein anderes Lied deutschen Schöpfergeistes, soweit die Musik begriffen ist, war „La vida,“ dessen ich schon oben erwähnte. Es ist dieß auch eines jener Lieder von höherer Lebensanschauung und feinerer Diction, welches ich so ziemlich überall als ein Gemeingut selbst der niedersten Classen in den mexicanischen Gränzländern fand. Einmal in Eagle pass (Paso de aguila) am Bravo del Norte bei einer wilden nächtlichen Orgie der gemeinsten Sorte, hörte ich es zu einer Stunde gesungen, welche des Liedes ernsten Text mit der umgebenden Scene zur bittersten Ironie machte. Ein Theil der Bevölkerung dieses Platzes besteht nämlich aus Mexicanern der ärmsten und niedrigsten Classe, die nicht von Grundarbeit, sondern durch zeitweise Taglöhnung, was man sagt, von der Hand in den Mund lebt. Die Männer treiben's gewöhnlich bei Taglohn und Spiel, und die Weiber bei Spiel und gelegentlichem Taglohn; jene mit den Karten und diese mittelst des gewöhnlichen Gewerbes sittlich verwahrloster oder verdorbener Wäscherinnen. Dieses ganze Element, männlich und weiblich nur lose an die Scholle gebunden, zieht sich mit Leichtigkeit an den Gränzen hin und her, und schlägt nach Belieben seinen zeitweisen Aufenthalt in der Nähe irgendeiner Garnison, amerikanisch oder mexicanisch, auf, um an dem leicht ausgegebenen Dollar junger lediger Bursche, Soldaten, Fuhrleute und sonstigen Gränz-

Digitized by Google

charaktere ihr ſonſt vergnügtes Leben zu friſten. Was da nicht gegenſeitig Geſchäft iſt, wird zum Vergnügen benützt, und namentlich ſind das faſt jeden Abend ſogenannte „Fandangos.“ Unter dieſen darf nicht jener bekannte ſpaniſche Tanz verſtanden werden, ſondern dieſer gibt nur den Namen was die feinere Claſſe „Baile“ auf deutſch Ball heißt. Aus eben beſchriebenen Elementen zuſammengeſetzt, wären indeſſen beide der ſpaniſche wie der deutſche Name zu gut, und ſo überſetze ich hier „Fandango“ mit dem deutſchen Studentenworte: „Rattenſchwanz.“ Dieſe Fandangos ſind in dieſen verlaſſenen Gränzſtrichen gewöhnlich nichts als wilde Orgien, bei denen der Branntwein, Karten, Schlägereien, und ſehr häufig Mord die Luſt des Tanzens und Singens zu würzen haben. Es war alſo bei einer ſolchen Gelegenheit, da ſchon gegen Tagesanbruch das Uebermaß die meiſten Theilnehmenden gehörig ermüdet hatte, daß ich von weitem, mein Zelt war ungefähr eine engl. Viertelmeile von der Scene entfernt, mitten aus dem betäubenden Fandangolärmen „La vida“ ſingen hörte. Die erſte Strophe des Liedes läßt auf den ganzen Inhalt des Liedes ſchließen; er lautet etwa:

„Das Leben iſt's, das angeſichts des Sarges
Den armen Sterblichen erzittern macht,
Und doch iſt's Grab die einz'ge Zufluchtſtätte,
Wo für uns alle wahrer Frieden herrſcht;
Dort iſt die einz'ge Zeit vom ganzen Leben
Die freundlich allen Elends uns entbebt,
Hier hat ja allerorts nur Leid und Thränen,
Das Schickſal über Sterbliche verhängt!“

Es war eine gottloſe Blasphemie, welche hier den ſeinem Ende zu gehenden Fandango mit den ernſten Strophen dieſes Liedes verherrlichen ſollte. Noch tobte der wilde Lärmen fort bis Tagesanbruch, wo dann die luſt- und branntweinmüden Theilnehmer des Feſtes nach und nach auseinander giengen. Da hörte ich noch einzelne Bruchſtücke von La Vida nach verſchiedenen Seiten hinaus durch die Gebüſche verhallen, während die müden Fandango-Geiger noch eine mißſtimmige träge Begleitung dazu fiedelten.

Es ließe ſich ein ausgedehntes Capitel zur Charakteriſtik beider hier an einem ſolchen Fandango betheiligten Nationalitäten ſchreiben, aber hier geſtatten es weder Raum noch Zeit. Im allgemeinen ſoll nur geſagt ſeyn daß die beſonders von den hochmüthigen Amerikanern ſo verachteten Mexicaner bei allen ihren nationalen Fehlern und Schwächen im ganzen doch beſſer ſind als ihr Ruf, während man andrerſeits nirgends in der Welt einen Begriff hat von der gewaltthätigen Verworfenheit und poſitiven Schlechtigkeit jener gewiſſen amerikaniſchen Abenteurer, die ſich theils frei-, theils unfreiwillig von bürgerlicher Geſellſchaft losgeriſſen, in den Einöden dieſer äußerſten Gränzdiſtricte herumtreiben.

Um wieder auf unſern eigentlichen Gegenſtand zurückzukommen, ſo muß erwähnt werden daß Vers und Geſang, wie ich mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, den Mexicanern eine wirkliche belletriſtiſche Literatur erſetzt. Was andere Völker unter dieſem Namen haben und verſtehen, iſt, ſcheint es, durch die ganze große Republik nur in einigen wenigen mehr begünſtigten Theilen zu finden. Dieſe ſind ſolche wo ſeit Begründung des neuſpaniſchen Reiches wohlgebaute Straßen Verkehr mit der Außenwelt geſtattet haben, wie z. B. Mexico, die größeren Bergwerkſtädte u. dgl., was aber nördlich und ſüdlich davon liegt, konnte von jenem ſonſt ſo mächtigen Culturzweig, wie die Preſſe iſt, gar keine oder nur unbedeutende Früchte genießen. Die trübſelige Geſchichte des Landes hatte an dieſem Uebelſtand ebenfalls nicht geringen Antheil. Wie übrigens die armen vernachläſſigten Provinzen von den Segnungen der Literatur ausgeſchloſſen waren, ſo blieben ſie auch von dem wuchernden Unkraut ihrer häufig ſo vergeilenden Schmarozer-Auswüchſe verſchont, und in dieſem Sinn läßt ſich durch ganz Mexico und beſonders auch an ſeinen Gränzen viel urſprüngliche Charakter-Reinheit finden. Wen freilich der Zufall nicht wie mich kreuz und quer durch dieſe eigenthümlichen Länder geführt, der dürfte dieſe Behauptung, ſo natürlich begründet ſie iſt, etwas zu optimiſtiſch finden. Wie für andere Länder gilt auch für Mexico dasſelbe ethnologiſche Geſetz. An den breiten Heerſtraßen und Sammelplätzen des Menſchenverkehrs wird man überall und mit nur ſeltenen Ausnahmen den moraliſchen Gehalt der Maſſen verſchlechtert finden, während in den einſameren unbeſuchten Verſchlüſſen eines Landes die Bewohner ihre urſprünglichen Tugenden mehr bewahrt haben werden. So fand ich es in Deutſchland, Ungarn, der Walachei, Serbien, Italien, ſo in Nord- und Südamerika, und ſo auch in Mexico.

Die chorographiſche Beſchaffenheit des großen mexicaniſchen Territoriums trug überdieß noch ganz beſonders zu ſeiner verzögerten Culturentwicklung bei. Wie von Natur zu einem Bund einzelner und vereinzelter Staaten und Völkerſchaften beſtimmt, zeigt auch ſeine Bevölkerungskarte nur ein loſe zuſammenhängendes Netz von Städten, Dörfern, Weilern und Höfen (ciudades, aldeas, villajes y ranchos o rancherias). Dieſe finden ſich gewöhnlich, mehr oder weniger zuſammengehäuft, in einem Landſtriche welcher wieder für ſich und oft ringsum auf hundert von Meilen durch Wüſten und dürre Einöden von einem andern bewohnten Landſtriche abgeſchnitten iſt. Dieſer inſulariſche Charakter der einzelnen Landesbeſtandtheile Mexico's iſt ebenfalls ein Zug ihrer Bewohner. Jede dieſer Bevölkerungsinſeln bildet für ſich ein unabhängiges Ganzes, worin dieſes gerade das Gegentheil der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bildet, welche die Natur viel eher für ein einziges unter ſich einiges Volk geſchaffen zu haben ſcheint. Die Leichtigkeit womit der ſpeculative Geiſt der Amerikaner ſein Netz von Verkehrswegen über ſein ungeheures Territorium auswarf, wird in ſeinem fernen Weſten (Far West) nahezu eine Unmöglichkeit, nicht etwa techniſcher Unzulänglichkeit wegen, ſondern weil dort die Beſchaffenheit der Bodenoberfläche eine dichtere zuſammenhängendere Bevölkerung verboten hat, deren Intereſſe die Herſtellung von Canälen und Schienenbahnen lohnen würde. Wenn je ſolche zu Stande kommen ſollten, ſo müßten ſie auf Rechnung des Welt- und nicht des Binnenverkehrs geſchlagen werden. Aus ähnlichen Gründen wird die Bevölkerung des nördlichen Mexico noch manche Jahre lang vor aller Entnationaliſirung

Digitized by Google

gesichert bleiben, selbst wenn die fetteren Bissen des Landes, wie seine Bergwerke, Häfen und Handelsplätze in die Hände speculativerer Eindringlinge gerathen sollten.

Von allem Volksthümlichen hat sich wohl die harmlose Lyrik der Mexicaner am ungestörtesten erhalten, um so mehr, da sie sich nicht mit Epischem oder Politisch-Didaktischem befaßte, was wohl die Eifersucht ihrer hierarchischen und militärischen Regierungen hätte erwecken können. Um diese harmlosen Canciones des Volkes kümmerte sich bis jetzt noch kein Machthaber, und so sangen die Mädchen, Jünglinge, Männer, Frauen, Matronen und Greise ihre Jarabes, Boleros, Decimas, Septimas und wie die Lieder alle heißen, ungestört fort bis auf den heutigen Tag. Ihre Verbreitung reichte so weit die kastilische Sprache gieng, und da von eigentlichen Volksliedern nichts für allgemeineren Gebrauch gedruckt ward, so blieben Vers und Lied stets ein lebendiges Erbgut des ganzen Volkes. Dieser lebende Schatz erhielt immer und überall und in jedem andern Winkel des Landes seine örtlichen Zusätze, ohne daß ihm dadurch wesentlicher Zwang angethan worden wäre, wie schon bemerkt, etwa in der Art, wie die ungeschulten Zigeuner Ost-Europa's auf meisterlich behandelter Violine ihre phantasievoll aufgefaßten Weisen von Land zu Land und von Generation zu Generation verbreiteten.

Reminiscenzen von der Insel Sardinien.

1. Cagliari. [1]

Es war vor fünf Jahren gegen Ende des März, als wir in den ersten Nachmittagsstunden mit dem Dampfer den Cours von Nord nach Süd verlassend, von Ost nach West steuernd, die sardische Küste entlang uns dem Busen von Cagliari, dem Caralitanus Sinus der Römer, näherten. Bald wurde auch die Stadt selbst sichtbar, an diesem unmittelbar gelegen, und in steilen Straßen von den Felsen der Küste ihre schimmernden Häuserwellen bis an die blauen des Mittelmeeres ergießend.

Auf einem der weißen kuppelartigen Kalk- oder Dolomitberge, die ziemlich sanft gegen das Meer hin abfallen, ist Cagliari erbaut, mit den lichten, schiefergedeckten Gebäuden wie ein Conglomerat riesiger Krystalle von ferne erscheinend, oder wie jene wunderlichen Stalaktiten- und Stalagmiten-Gebilde der wenig tiefen, wie rings um einen Berg herum vom Wasser ausgenagten Höhlen im Innern der Insel, die mich oft nicht erkennen ließen welches das in dämmernder Ferne nach einer bestimmten Richtung hin gelegene Dorf sey, dessen schmaler Häuserstreif selber, oder die nicht weit davon entfernten, in der Sonne strahlenden Sinterformationen.

Zwischen dem spärlichen Mastenwalde der im Hafen von Cagliari ankernden Kauffahrteischiffe waren wir hindurchgefahren, und hatten dicht an dem mit Steinplatten belegten Ufer beigelegt. Der Dampfer hauchte voll Befriedigung seinen letzten Seufzer über die vorläufig überstandene Frohnarbeit aus. Ruhig, wie eingemauert, stand das Fahrzeug, auf dessen Deck ein um so bunteres Treiben sichtbar ward. Gondoliere und Lastträger stürmten die Treppe herauf in hellen Haufen, trotz der Püffe und Schimpfreden des dort stationirten Polizeibeamten, der in südlicher Hitze bereits den Säbel gezogen hatte um seinen unbeachteten Worten einen bitterern Nachdruck zu verleihen. Am Quai schulterte ein Kanonier in blauer Uniform, mit gelben Aufschlägen, das Casquet mit gelbem Haarbusch und gelbem Cordon decorirt, mit eben solchem schwefelfarbenem Lederzeuge und Handschuhen, mich im Augenblicke an die abgerichteten Canarienvögel erinnernd, die, den Schwanz in ein Postament von kleinen Kanonenstiefeln gesteckt, den Dreimaster keck auf das zierliche Köpfchen gedrückt, mit den dreisten Krallen eine messingene Kanone abfeuern müssen.

Ich stand, eines halben Hauptes höher, ein ruhiger, blonder, blauäugiger Nordländer zwischen dem umherquirlenden braungebrannten Volke mit den sprühenden schwarzen Augen. Es waren nur Männer herbeigekommen. Die dunkle phrygische Mütze, aus dem dicken Filztuche der Wolle ihrer kleinen Gebirgsschafe gefertigt, die kurze Jacke von demselben Stoffe, die scharlachene Tuchweste mit zwei Reihen silberner Hafteln geziert, der kurze, hundertfaltige, bis zur Mitte des Oberschenkels etwa reichende, ringsum nach Weiberart geschlossene Rock aus eben jenem ersten Zeuge, die weiten weißen, das Knie gerade bedeckenden Beinkleider, die den Unterschenkel bekleidenden dunklen Gamaschen und die schweren, eisenbeschlagenen Gebirgsschuhe gaben dem schlanken Körper und den ausdrucksvollen, fast schön zu nennenden Zügen ein malerisches Relief. Das reinliche Hemd schloß in zierlichen Falten dicht um den Hals, von zwei großen, kugeligen, goldenen, mit Edelsteinen, besonders Granaten und Türkisen, besetzten Knöpfen von durchbrochener Arbeit zusammengehalten. Dazu kam noch der breite schwarzlederne Gurt, in seinem Innern blecherne Patronenhulsen bergend, und hin und wieder, durch denselben gesteckt, die Lepro, der lange säbelförmige Dolch, einem türkischen Yatagan sehr ähnlich, in lederner Scheide und mit gelbem, mit Arabesken geziertem Messinggefäß.

Mit einem Gondolier und einem Packträger war ich bald einig geworden. Al albergo del Progresso! — Ein hübscher Name für ein Gasthaus auf der Insel Sardinien, der Siberia calda, dem heißen Sibirien, wie die Piemontesen spottweise dieselbe nennen.

Bergauf gieng es die Straßen, und wir waren bald zum Ziele. Gasthäuser in Italien sind so vielfach beschrieben worden daß man einen Käsekrämer auf Lebenszeit zu der Maculatur verurtheilen könnte. Ich übergehe diesen Punkt daher auch gänzlich. Um den Preis eines Zimmers und des täglichen Lebensunterhaltes war ich mit der Wirthin bald einig geworden. Man muß in Italien, und besonders auf Sar-

[1] Sprich Caljari.

Digitized by Google

dinien, sich nie auf die Reellität irgend eines Verkäufers verlassen, sondern das geringste vorher behandeln, wenn man nicht ungeheuer geprellt werden will.

Mein Zimmer in Albergo del Progressu lag nach dem Hofe unten mit Glasfenstern überwölbten Hofraume hinaus. Statt der Dielen bedeckten Schieferplatten den Fußboden, auf denen meine benagelten Gebirgsschuhe wie der Tritt eines Cavalleristen klirrten. Außer der eisernen Bettstelle war das eben nöthige Ameublement vorhanden. Meine Toilette war bald gemacht, und ich gieng in die Stadt um meine Empfehlungsbriefe abzugeben. Die geräumigen, oft ziemlich steil in die Höhe steigenden Straßen waren mit regenpolirten Steinen gepflastert, reinlich und meistentheils an den Seiten mit Trottoirs versehen. Bei nassem Wetter muß man sich sehr hüten, um nicht auf den abschüssigen Stegen auszugleiten, und vielleicht einen recht bösen Fall zu thun. Wagen fahren nur sehr selten in den querlaufenden mit der Küste parallelen Gassen. Vergauf würde dieß eine reine Unmöglichkeit seyn. Die Häuser bestehen aus zwei Stockwerken, sauber geweißt und mit einem nur sehr wenig geneigten Dache von Schiefer versehen. Außer der Thüre finden sich im Untergeschoß selten mehr als zwei kleine Fenster, welche ihr Licht auf die nach oben führende steinerne Treppe verbreiten. Auch die spärlichen Fenster des obern Stockwerkes sind neben den zerbrochenen Glasscheiben meistens von dunkelgrünen, rippenbruchigen Jalousien verschlossen, zwischen die hindurch sich häufig kleine eiserne Balcons drängen. Man sieht, die Physiognomie der Stadt ist eine bereits ziemlich orientalische, wie es denn auch das nahe fast mit bloßen Augen über das Meer hin zu erkennende Afrika nicht anders erwarten läßt.

Es war Abend geworden. Der Wind pfiff, dunkelgraue Regenwolken jagten am Himmel daher, hin und wieder einen Schauer herabsendend, der auf dem glatten Pflaster und den Schieferdächern entlang zischte. Es war kalt, mich fror tüchtig. Und doch waren die Orangen bereits reif und die Kirschen, und trugen die Mandelbäume schwer an den schon wallnuß großen Früchten, beugten sich die Dattelpalmen in graziösen Gruppen vor der dunklen Hand des vorüberjagenden Westwindes. Vor den Thüren hockten gnomenartig kleine Knaben, mit Federwischen die Gluth der runden kupfernen Kohlenbecken anfachend.

Die Straßen waren still und menschenleer. Aus den Kramläden, in den Hausfluren bohrten sich die Strahlen der Oellampen in die hereinbrechende Nacht. Abgebrochenes Gelächter und einzelne laute Worte flatterten dahin, besonders von den Orten her, die ein herausgehängter Palmenzweig als Venduta di buono vino Campidano bezeichnete.

Ich war nach Hause zurückgekehrt und hatte einen nordischen Zug aus dem mit nicht üblem sardischen vino nero gefüllten Glase als willkommenen Tröster zu meinen frostigen Eingeweiden geschickt. Den Burnus um mich geschlagen, trat ich auf den nach der Straße hinausgelegenen Balcon. Die Laternen schwankten an quer hinübergezogenen Seilen. Ein paar Häuser weiter stand eine Gruppe junger Sarden, der Geliebten des einen unter ihnen eine abscheuliche Serenade bringend. Die Melodie in Moll, wenig wechselnd, öfter sogar in kurzen dudelnden Passagen sich bis zur Quälerei wiederholend, ist genau der Musik des Duro-Duro, der sardischen Rohrpfeife, nachgeahmt. Drei Flöten, aus dem Rohr der Arundo Donax gefertigt, werden nämlich von dem Musikanten zu gleicher Zeit geblasen. Die stärkste und längste brummt den Baß, unverändert denselben Ton beibehaltend, und durch geschicktes Sparen der Luft fast nie eine Pause machend; dann folgt eine zweite schwächere, mehrere Octaven höher gestimmte und die Terz zum Basse bildende Pfeife, welche durch Querstäbe mit der ersteren verbunden ist. Zuletzt durch einen Faden an jener hängend, folgt die dritte, den Dreiklang vollständig machend, und hauptsächlich die Melodie spielend. Die Mundstücke dieser drei Pfeifen bestehen aus dünnen kurzen Rohrhalmen, dicht in die stärkeren eingefügt und oben mit Pech verschlossen. Der holzige Theil daran ist bis auf die innere häutige Umkleidung in einem schmalen langen Streifen abgeschält, und das dadurch bloßgelegte Blättchen eben bringt vermöge seines Vibrirens den quäckenden Ton hervor, dessen Schwingungen sich den untern Theilen des Instrumentes mittheilen, um von ihnen resonirend verstärkt zu werden. Größere oder geringere Feuchtigkeit ändert vielfach die Stimmung, welche dann wieder dadurch ausgeglichen wird daß man durch angeklebte Wachskügelchen eine zu starke Vibration hemmt, oder durch hinweggenommene eine zu schwache verstärkt.

Der Bassist der sardischen Minnesänger hatte denn auch auf eine höchst geschickte Weise die Töne des Duro-Duro wieder gegeben, aus tiefster Gurgel grölzend daß mir bei der Nachahmung zu Muthe wurde als hätte ich eine Handvoll Schleben hinuntergewürgt. Der lieblichen Weise des Meisters Kater Murr accompagnirten die übrigen Sänger derselben Schule, und der Discant quäckte zu seiner klimpernden Mandoline herrlich, trotz einem Chinesen wie sie in den Hauptstädten Europa's für Geld ihren langen Zopf und ihre Kalmükenaugen öfter bewundern lassen. Uebrigens will ich doch nur gleich gestehen daß später, als das Ohr sich etwas an diese Musik gewöhnt hatte, mir dieselbe, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, lange nicht mehr so abscheulich vorkam wie zu Anfang.

Als die Serenade aus der dunklen Nacht herauf begonnen hatte, stutzten anfänglich alle meine fünf Sinne. Dann wollte ich eben in ein homerisches Gelächter ausbrechen, als der Frau Wirthin schönes Töchterlein, das dicht hinter mir in dem erleuchteten Salon stand, mich hastig beim Arm ergriff. „Per Dio Santo, Signor, schweigen Sie. Man könnte Ihnen leicht als Antwort eine Kugel zusenden.“ Wenn's nun wohl auch nicht ganz so arg war als die Kleine es machte, so wurde ich doch später von den verschiedensten Seiten auf das ernstlichste davor gewarnt, mich in keiner Weise mit einem freundlichen oder galanten Wort an ein schlankes, gazellenäugiges Sardenkind zu wenden, indem mir die schnell entflammte Eifersucht irgendeines unbekannten Liebhabers bei der nächsten Gelegenheit wirklich eine freundschaftliche Kugel zwischen die Rippen schießen würde. Und in der That rächt sich Eifersucht oder gestohlenes Gut gewöhnlich auf diese Art. Der

Digitized by Google

Mörder geht dann einfach in die Labyrinthe der Waldgebirge, wo ihn der Arm der Gerechtigkeit unmöglich erreichen kann. Dort schließt er sich an andere Banditen an, vom Volk meistens aus Furcht nicht verrathen, um von erjagtem Wildpret, von fortgesetzten Diebereien an Vieh oder Feldfrüchten, oder auch von dem zu leben was sich einem nicht allzu tapferen, verirrten Reisenden abnehmen läßt. Denn die Courage schien mir stets kein zu großes Erbtheil der Bevölkerung zu seyn. Mit welcher Consequenz übrigens die Sarden ihre Rache zu befriedigen suchen, zeigte mir deutlich ein Fall. Der Nachbar hatte dem Nachbarn ein Schaf gestohlen und verzehrt. Der Beraubte gieng zum Richter, und da solche Vorfälle gewöhnlich ein blutiges Ende zu nehmen pflegen, hat das Gesetz, um dem vorzubeugen, eine strenge Strafe über dergleichen Verbrechen verhängt. Der Dieb wurde überwiesen, und mußte zwei Jahre die Kette der Galeerensklaven schleppen. Ruhig büßte er seine Strafe, kehrte nach abgelaufener Zeit in das heimathliche Dorf zurück, gieng in sein Haus, lud die lange arabische Flinte, begab sich zum Nachbar der ihn angezeigt, und schoß diesen wie einen tollen Hund nieder. Dann fort über die Berge.

Mit solcher Gesellschaft war also nicht wohl zu spaßen.

Anderen Tags hatte Cagliari große Wäsche. Quer über die Straße waren Leinen gezogen, und daran baumelten denn lustig im Wind die heimlichsten Stücke der Damentoiletten neben langen Laken der ehelichen Himmelsbettstellen, mein neun Zoll preußischen Maßes langes Knochengestell öfter zum tiefen Bücklinge nöthigend, wenn ich mir keinen nassen Schlag in das Gesicht zuziehen wollte.

Da ich durchaus kein Auge für architektonische Schönheiten oder Merkwürdigkeiten besitze, mag mir der gütige Leser auch verzeihen, wenn ich weiter nichts zu sagen weiß als daß sich viele Gebäude in Cagliari befinden, die aus den verschiedensten Zeiten der Phönicier (!), Griechen, Römer, Saracenen, Pisaner, Genueser u. s. w. herrühren. Es scheint als hätte sich kein Volk recht wohl in dem Besitz dieser Insel gefühlt, die zwar von mächtiger Fruchtbarkeit, auf der andern Seite aber die Intemperia, das todbringende Fieber, wie die Schlange unter Blumen verbirgt. Phönicier und Griechen hatten die Häfen der Südküste als Stations- und Proviantplätze auf ihren Küstenkreuzungen benutzt, und von letzterem Volk war auch die Stadt Karales, das heutige Cagliari, gegründet worden. Später kam die Insel in dem Besitz der Römer, die dort Castelle und Etappenstraßen anlegten, deren Raststorte, nach den Meilenzahlen benannt, noch heutigen Tages dieselben Namen tragen, z. B. die Dörfer Quartu, Sextu, Decimo auf dem Wege von Cagliari durch das Capo di Iglesias. Den Römern folgten auf kurze Zeit als Herren die Vandalen, dann die Araber, die Republik Pisa, der Staat von Genua. 1324 kam die Krone von Aragonien in seinem Besitz, da ihr Sardinien vom Papst Bonifacius III geschenkt worden war. 1708 eroberten die Engländer es für Oesterreich, dem es auch noch einige Jahre nach dem Utrechter Frieden 1713 verblieb, 1717 aber wieder von Philipp V entrissen wurde. 1720 erhielt es endlich Savoyen als einen Ersatz für Sicilien. — Tant de bruit pour une omelette! — Vielleicht war es hauptsächlich der der Insel 1154 vom Kaiser des heiligen Römischen Reichs, Friedrich I, verliehene Königstitel, der eine solche Zugkraft auf die späteren Mächte ausübte. Jedenfalls verdanken die Herzoge von Savoyen und Montferrat ihre Majestät diesem Umstand, und der auch von ihnen im übrigen fast als ein nothwendiges Uebel behandelten Insel. Aus Revanche für die letztere Thatsache schimpfen denn die Sarden wacker auf die Piemontesen als habsüchtig und falsch, ihr eigenes redliches Herz und ihre rührende Gastfreundschaft herausstreichend, an der gerade so viel wahr ist als an den Schnurren des Hrn. v. Münchhausen.

An der Table d'hôte meines Albergo hatte ich mich einer Gesellschaft junger savoyardischer Beamten angeschlossen, die hier in der Siberia calda ihre Carrière begannen. Es waren liebenswürdige Leute, voll französischer Courtoisie gegen den Fremden. Wir aßen zusammen erst gegen Nachmittags 5 Uhr, was die sardische Küche gab. Ich muß gestehen daß mir dabei manchmal doch übel und weh wurde. Mit diesem ewigen Oel und Knoblauch können sie die harmlosesten Gerichte, wie Eier und prächtige Seefische aus dem Fundament verderben. Dazu Fleisch, das eher auf einem Gummibaum als unter der Haut eines christlichen Ochsen gewachsen zu seyn schien, die unvermeidlichen Macaronis, mit Käse und Safran stark gewürzt, Polenta gialla und Salat — o ihr saftigen deutschen Braten und Gemüse, o Erbsen und Sauerkraut!

Nach Tisch flanirten wir dann durch die Straßen. Bald wurden hier ein paar Cigarren bei einer jungen Dame gekauft die man mir als eine italienische Schönheit bezeichnete, die auch mir ganz gut gefiel, der ich aber unsere milden nordischen Gesichtchen, denen das gute Herz aus den Augen leuchtet, bei weitem vorziehe. Indessen de gustibus non est disputandum. Bald genoß man in einem Café eine Tasse dunklen Mocha's, der nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem ellenlangen Getränke hatte das einem unsere Hausmütter so gern quartweise aufnöthigen möchten, bald „un Wermut," mit Wermuth abgezogenen Wein. Meine Begleiter wunderten sich nicht wenig als ich ihnen sagte daß dieß ein deutscher Pflanzenname der Artemisia Absynthium sey.

Mehrmals die Woche geben bei gutem Wetter Nachmittags auf der Bastion die Musikbanden der Linie oder der Nationalgarde öffentliche unentgeltliche Concerte, zu denen jeder Zutritt hat. Von den beiden, über einander liegenden, und durch Treppen verbundenen Bastionen, die etwa 60 Schritte im Gevierte enthalten, wird die untere, etwa 300 Fuß über dem Meer befindliche, hauptsächlich von der haute volée, die obere dagegen vom Volk besucht. Man hört der Musik zu, auf und ab unter den, zwischen den Quadern emporgewachsenen Lorbeeren oder Cypressen promenirend. Herren und Damen gehen fast stets schwarz gekleidet, die letzteren im Haare, das bläulich schimmert wie die Flügel des Raben, eine frische Rose oder Granatenblüthe tragend, was neben dem ächten oder unächten Brillantenschmuck den Glanz der feurigen, großen, dunklen Augen beträchtlich hebt. Die Frauen der niederen Stände kleiden sich nach französischer oder italie-

Digitized by Google

nischer Sitte in geringere Stoffe mit bunten Farben. Die eigentliche Nationaltracht, auf die ich später kommen werde, zeigt sich nicht in der Hauptstadt und deren unmittelbarer Umgebung.

Von den Bastionen genießt man eine herrliche Aussicht. Unten zu Füßen das blaue Meer, von den weißen Straßen begränzt, halb rechts die dämmernden Felsen welche den Busen von Cagliari im Süden theilweis einschließen, der Hafen selber mit seinen Masten und wehenden Flaggen und Wimpeln, links zur Seite die weißen Kalkberge der Küsten, stellenweise von dem dunklen Grün der Cistrosen und immergrünen Bäume und Sträucher bedeckt, an deren Fuße die monotonen gelben Salzseen von Quartu liegen, auf welchen sich deutlich die Schaaren der Flamingos wie rosenfarbene Schaumwellen hervorheben. Möven gaukeln durch die Luft und Schwärme nordischer Seevögel, Schnepfen, Taucher und Enten in schwingenpfeifenden Dreiecken dahinziehend. Ueberhaupt sind die Küsten Sardiniens ein Hauptstationsort für das vom Norden im Winter herwandernde Wassergeflügel, zu dem sich auch verschiedene Afrikaner zu gesellen pflegen, wie eben die Flamingos, deren Schaaren die ῥοδοδάκτυλος Ἠως selber mit dem rosigen Finger hoch oben in der Luft gefärbt zu haben scheint.

Von den Concerten zurückkehrend, trafen wir auch öfters unterwegs auf eine Procession. Ein Heiligenbild machte dem andern seine Visite. Vorne auf marschirte die Musik des in Cagliari garnisonirenden 7ten Infanterieregiments. Die Tambours wirbelten daß die Fensterscheiben tanzten, die Geistlichkeit wallte in ihren langen Gewändern dahin, vermummte Brüderschaften, in Costümen daß man mit einem einzigen solchen Burschen bei uns hätte die Kinder eines ganzen Dorfes zu Bette jagen können, folgten, um ihre Fahnen und Standarten geschaart: zu Reihen geordnete, andächtige Männer und Frauen, den Rosenkranz in den Händen, Weihrauchduft, Glöckchengeläute, das Geräusch der Fußtritte einer zahllosen, hauptsächlich die Musik auf den Bürgersteigen begleitenden Menge, Geschrei von Kindern und getretenen Hunden — wer kennt nicht die Ingredienzien einer südlichen Procession! Und das alles geht bergab und bergauf in dem Geschwindschritt eines Parademarsches, nicht in dem feierlich schleppenden Gange, den man gewöhnlich bei dieser Gelegenheit zu erblicken gewohnt ist. Das macht, die Leute wollen hier auch Plaisir von ihrer Religion haben.

Eines Morgens hatte ich Gelegenheit einer Militärmesse in dem mit einer massiv silbernen Kanzel geschmückten Dome beizuwohnen. Auf der in etwa 50 Stufen zum Hochaltare führenden Treppe stand im ersten Drittel, von oben gerechnet, der Oberst unbedeckten Hauptes, den grauen Militärburnus um die Schulter geschlagen. Ein Canonicus celebrirte, und zwei Soldaten in Uniform ohne Casquet und Seitengewehr machten die Ministranten. Unter den hohen Säulen des Schiffes war zur Linken der Treppe die Regimentsmusik aufgestellt, deren klingendes Spiel in ziemlich raschem Tacte durch den weiten Raum tönte. Vollständig bewaffnet, die Officiere mit gezogenem Säbel, marschirte das Regiment im Tritt auf. Oefter glitt ein Recrut bei einer Schwenkung auf dem Marmorboden aus, daß dröhnend sein Gewehr ein paar Schritte fortrollte.

Das Treiben auf den Straßen Cagliari's ist für gewöhnlich mittelmäßig lebhaft. Die Werkstätten der Handwerker und Gewölbe der Kaufleute liegen zu ebener Erde, und sind wie überall in Italien nach der Straße zu weit geöffnet. Trattorien fehlen merkwürdiger Weise gänzlich, sowie die Garköche, deren ganzer Apparat in einem Kohlenbecken, einer Bratpfanne, einem Salznapf, einer Flasche mit Oel und einer Schnur voll maulsperrender Seefische besteht, für ein paar Centesimi augenblicklich ein warmes Frühstück dem Mann aus dem Volke bereitend, wie man dergleichen alle paar Schritte in Genua antrifft, daß die ganze Stadt nach ihrem abscheulichen gebratenen Oele riecht. — Die Leute gehen ihren Geschäften nach, lungern vor der Thüre oder den Kaffehäusern, wie überall, bloß daß unter dem 39° nördl. Br. alles offener unter freiem Himmel geschieht. Die Wochenmärkte zeigen eine Fülle von Seefischen, Hummern, dem Pulpo (Octopus vulgaris), dessen zähes, krebsähnliches Fleisch vom gemeinen Manne roh aus der Faust, und in eine Salzlake getaucht, genossen wird, anderen eßbaren Mollusken, Serigeln, Bündeln von kleinen Vögeln jeglicher Art und Sangetgabe, Wildpret der Hirsche, Eber und Mufflons, Fleisch des Hausviehs, Reis, Obst, und mächtigen Haufen von Orangen und Limonen u. s. w. Natürlich wird bei allem Handel und Wandel gesticulirt, und mit allem Beweglichen am ganzen Körper gezappelt und geklappert, wie es in der schönsten Puppenkomödie nur zugehen kann, wo Kasper das letztere auch bekanntlich mit den Augen vermag.

Das Theater selber ist dagegen nur höchst mittelmäßig. Man verwendet französische Sujets zu den jammervollsten Rührstücken, wie ich den Grafen von Monte Cristo auf diese Weise verarbeitet dort sah. Gespielt wird jedenfalls schlechter als auf der Straße. Das Parquet, nur von Männern besucht, raucht in den Pausen Tabak und plaudert, den Hut auf dem Kopf bis zum Aufgehen des Vorhangs, wo dann die Cigarren aus dem Mund und die Hüte abgenommen werden; der übrige Zuschauerraum besteht aus Logen, die an die einzelnen Familien für die ganze Saison vermiethet werden, und die sich dann ein jeder nach seinem speciellen Geschmack ausputzt, was eben keinen besonders harmonischen Eindruck machen kann.

Als Reiter sind die Sarden berühmt, ebenso ihre Wettrennen. In gestreckter Carriere sieht man sie manchmal steile Gebirgswege herabgesprengt kommen, um in kürzester Wendung um die nächste Ecke zu biegen. Ueberhaupt macht der Sarde nur in der äußersten Noth seine Wege zu Fuß, lieber in Ermanglung eines Pferdes auf den spitzen Rücken einer Kuh steigend; daher ist es begreiflich, wie alle Volksfeste von einem Wettrennen begleitet sind, das auch in dem kleinsten Dorfe mehrmals des Jahres stattfindet. Während meines Aufenthalts zu Cagliari ereignete sich ein solches, welchem beizuwohnen ich indessen leider abgehalten war. Junge, zweijährige Füllen der kleinen ponygroßen Gebirgsrace wurden dabei von 12jährigen Knaben geritten. Ich sah einzelne mit ihren

Digitized by Google

geputzten Pferden vorüberziehen, jede Muskel tanzte an ihrem Körper vor Unbändigkeit, und ein Feuer wie des leibhaftigen Satans funkelte aus beider Augen, sowohl der Stuten- als der Menschenfüllen. Nachher hörte ich, es hätten sich beim Rennen zwei von den letzteren das Genick gebrochen, und ich muß gestehen daß ich mich nicht im geringsten darüber wunderte.

Cagliari besitzt endlich noch eine 1606 errichtete Universität, und ich habe öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt daß die dort ausgebildeten Aerzte für die Sarden gut genug waren, von denen schon Varro bemerkte daß einer immer weniger tauge als der andere. [1]

Außerdem produciren die auf der Westseite der Stadt gelegenen und vom Meer gespeisten Salzgärten eine ziemlich gute Qualität dieses nützlichen Minerals, das jedem Bürger und Familienvater von der Regierung, je nach der Häupterzahl seiner Lieben, unentgeltlich und franco in das Haus geschickt wird — ein Vermächtniß der spanischen Regierung, wie man mir sagte, und jedenfalls der allerdirecteste Gegensatz unseres Salzmonopols.

Sturmsignale an der englischen Küste.

Die heftigen Stürme welche im Herbst des Jahres 1859 an der englischen Küste wütheten, und vor allem der in welchem der Royal Charter mit Mann und Maus untergieng, haben die Aufmerksamkeit in England auf diese Spätherbst- und Winterstürme lebhaft angeregt. Es ist schon seit langem bekannt daß einige Zeit vor der Ankunft des Sturmes der Barometerstand sehr bedeutend fällt. Würde man diesen Anzeigen mehr Aufmerksamkeit schenken und die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln nehmen, so könnten die so häufig vorkommenden Unglücksfälle zur See wesentlich in ihrer Anzahl vermindert werden. Anhaltende Beobachtungen haben gezeigt daß die heftigsten Stürme an der englischen Küste von Westen und Südwesten, ebenso aber auch sehr häufig von Nordost und Osten wehen, und daß, wenn ein Sturm von Südost oder Süden eintritt, er sich häufig durch Süden nach Westen dreht, während ein nordöstlicher Sturm durch Norden nach Nordwesten herumgeht. Es tritt so der Charakter eines Wirbelsturmes oder Cyklonen deutlich hervor, d. h. eines durch Zusammentreffen zweier entgegengesetzten Windströmungen gebildeten Wirbelwindes, der in einer bestimmten Richtung fortschreitet, wonach an einem bestimmten Punkte der Wind in der angegebenen Weise seine Richtung ändern muß. So rasch dieses Fortschreiten auch stattfinden mag, so wird es doch bei weitem durch die Geschwindigkeit übertroffen welche die heutigen Telegrapheneinrichtungen in der Verbreitung von Mittheilungen erlauben.

Die Sturmkarten welche von dem berühmten Gelehrten, Lieutenant Maury, vom Hauptobservatorium der Vereinigten Staaten herausgegeben sind, zeigen die Möglichkeit aus zahlreichen einzelnen Beobachtungen die Gesetze der Stürme abzuleiten.

Für jetzt steht so viel fest daß im nördlichen atlantischen Ocean die Anfangsrichtung solcher Cyklonen West-Nord-West ist, und daß auf der nördlichen Halbkugel die Drehung derselben von rechts nach links geht, also in der entgegengesetzten Richtung wie die Weiser einer Taschenuhr. Bevor ähnliche Beobachtungen auch für die englischen Küsten vollständig durchgeführt sind, hat man doch wenigstens versucht die gemachten Erfahrungen für die Schifffahrt nutzbar zu machen. Einmal ist bei mehreren besonders heftigen Stürmen an der englischen Küste der Cyklonencharakter mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Steht dieß einmal fest, so weiß der intelligente Seemann auch auf welche Art er am leichtesten aus dem Sturm herausgelangt, indem er nach der Peripherie des Sturmes zu gelangen strebt, daher nicht vor dem Winde läuft, sondern seine Richtung möglichst senkrecht durchschneidet.

Man hat ferner gefunden daß Südwest-Stürme meist durch einen heftigen Nordost-Sturm abgelöst werden, bei welchem nicht allein das Barometer, sondern auch das Thermometer sehr beträchtlich fällt. Die Wichtigkeit dieser Anzeigen hat dahin geführt, in den verschiedenen Seestädten, bis zu kleinen Fischerdörfern herab, derartige Instrumente, besonders gut gearbeitete Barometer, zu stationiren. Diese barometrischen und meteorologischen Beobachtungen werden seit dem September 1860 nach einem vom Admiral Fitzroy vorgeschlagenen Systeme zusammengestellt. Täglich zwischen 8—9 Uhr Morgens werden von einer bestimmten Anzahl Stationen nach dem Centralbureau in London telegraphische Mittheilungen über den Stand des Barometers, des trockenen und befeuchteten Thermometers, über die Richtung und Stärke des Windes, die Bewölkung und das Aussehen des Himmels gesendet. Die Mittheilungen von fünf der wichtigsten Hafenplätze, nämlich Hull, Penzance, Portsmouth, Cork und Galway (in Irland) werden sofort nach Paris telegraphirt, und durch ähnliche Mittheilungen aus den französischen Haupthäfen erwiedert. Gleiche Mittheilungen erhält man von Kopenhagen, Amsterdam und Lissabon. Diese Nachrichten kommen gewöhnlich zwischen zwei 2 und 3 Uhr Nachmittags in London an.

Die Barometerbeobachtungen werden sofort auf die Seehöhe und den Nullpunkt des Thermometers reducirt, und die ganzen Beobachtungen dann in der vorgeschriebenen Form registrirt. Steht kein schlechtes Wetter zu befürchten, so ist die Arbeit des Londoner Bureau's damit geschlossen. Sobald aber irgendwoher Sturm oder Anzeichen desselben gemeldet werden, so wird dieß sofort nach den einzelnen Stationen der Seeküste telegraphirt, welche nun die betreffenden Signale aufzuhissen haben.

Dieselben sind möglichst einfach und bestehen aus einem Kegel und einem Cylinder, die, aus Segeltuch gefertigt, über leichte Federn gespannt und schwarz gefirnißt sind. Sie sind etwa 3½ Fuß hoch und 3 Fuß im Durchmesser, und bieten, was sehr wichtig ist, von allen Punkten des Horizonts ein gleiches Aussehen. An der Spitze der Flaggenstange kommt

[1] Sardi venales, alius alio nequior.

Digitized by Google

der Kegel zu stehen, darunter der Cylinder, und bei sehr heftigen Stürmen wird noch ein Kegel unterhalb des Cylinders zugefügt. Nur zwei Windrichtungen, als die hauptsächlichsten, werden signalisirt, nämlich von Nordost mit der Spitze des Kegels nach oben, und von Südwest mit der Spitze des Kegels nach unten. Einerseits verhindern die Signale das Auslaufen der Schiffe bei drohendem Sturm, andrerseits geben sie den ankommenden Schiffen das Zeichen entweder einen Nothhafen aufzusuchen, oder sich wieder möglichst weit auf hohe See zu legen, ehe der Sturm sie erreicht. Jede Telegraphenstation sendet die Botschaft per Staffette zu den nächsten Küstenwachen, die diese Signale ebenfalls aufhissen. Es ist zu erwarten daß durch diese Vorsichtsmaßregeln die Zahl der Schiffbrüche wesentlich vermindert werden wird, die an der englischen Küste alljährlich weit über 1000 beträgt. (Breslauer Gewerbblatt.)

Die neuere Kriegsgeschichte der Niederländer in Indien.

8. Der große javanische Aufstand unter Dipo Negoro.

Es gibt auf Java noch zwei von einheimischen Kartenkönigen beherrschte „Kaiserreiche," die Vorstenlanden geheißen, nämlich Solo und Djokjo, die bis zum Jahr 1825 noch eine Ausdehnung von 600 geographischen Quadratmeilen, mit etwa 1,658,000 Köpfen Bevölkerung besaßen. Am 6 Dec. 1822 war der Sultan Amengku Buwono IV von Djokjokarta gestorben, und am 19. sein dreijähriger Knabe als Amengku Buwono V unter der Vormundschaft der Prinzen Mangku Bumi und Dipo Negoro, ersterer als Großonkel, letzterer als illegitimer Onkel ausgerufen worden. Dipo Negoro, damals 45 Jahre alt, hatte, obgleich das Blut der alten Monarchen von Mataram in seinen Adern floß, keine Aussicht auf den Thron. Aber ihn trieb der Ehrgeiz und Fanatismus und der Haß gegen die Europäer zu einer Rolle, die er mit den nämlichen Talenten durchführte, wie ihrerzeit Abd-el-Kader und Schamyl. Der niederländische Resident in Djokjokarta, ein wenig entschlossener Mann, führte allein das Tjap oder Staatssiegel, und hatte den Vormündern bedeutet daß sie sich nichts um die Regierung zu bekümmern hätten, die vollständig in den Händen des Adipati dann redjo oder Reichsverwesers, eines treuen Anhängers der Niederländer, lag. Am 6 Mai 1823 hatte die Colonialregierung in den Fürstenlanden plötzlich alle Pachtverträge der Grundeigner mit den Colonen für nichtig erklärt, und die erstern sogar gezwungen Entschädigungen zu zahlen. Dadurch waren die Finanzen des jungen Fürsten wie seiner Vormünder sehr zerrüttet worden, und Dipo Negoro gab seinen Mißmuth deutlich dadurch zu erkennen daß er sich weder im Kraton (Palast) noch sonst öffentlich zeigte, viel zu den Gräbern seiner Vorfahren wallfahrtete und beständig mit fanatischen Priestern verkehrte. Der Unter-Resident, ein aufgeblasener, hochfahrender, mit javanischer Etikette wenig vertrauter Mann, hatte den Prinzen Dipo noch mehr gereizt, daß er über seine Besitzungen ohne Anfrage oder Anzeige eine Straße ziehen ließ. Mehrmals befahl Dipo die Bambusstäbe, womit sie abgesteckt worden war, herauszureißen und mit Lanzen zu ersetzen, der Resident aber beachtete diese verständlichen Drohungen nicht eher bis ihm Hr. Mac Gillavry, sein College am Hofe von Surakarta (Solo) am 16 Juli 1825 die Urkunden über eine reife Verschwörung vorlegte. Vergeblich wurde jetzt Dipo Negoro zweimal vorgeladen, er entfloh vielmehr als man ihn einfangen wollte, nach den Gebirgen und gab jetzt das Signal zum Ausbruch des Aufstandes.

Djokjokarta ist eine offene Stadt von 90,000 Einwohnern und liegt zwischen der vulcanischen Zwillingsgruppe Merapi [1] und Merbabu im Norden, dem Zuidergebergte im Süden und den Kliergebirgen im Westen. Die Schwierigkeiten der Kriegführung auf dem dortigen Raume bestanden, außer den allgegenwärtigen Sawahs (Reisfeldern), vornehmlich in den vielen Djurangs, oder tiefen Regenbetten, die strahlenförmig von den Kegeln der Vulcane herablaufen und 90—150′ Spalten bilden, an deren Wänden man hinab- und hinaufklettern muß und auf deren Tiefe zur Zeit des trockenen Monsuns ein dünner Wasserfaden sich hinabwindet, während der Regenzeit aber ein Wildwasser braust, das, am Morgen noch zu durchwaten, am Abend vielleicht eine Tiefe von 30—60′ haben kann. Verkehrsmittel sind nicht vorhanden mit Ausnahme einer östlichen Straße nach Surakarta und einer nördlichen über Magelang nach Samarang. Auf der ersten hat man 28, auf der andern 34 Wasserläufe zu überschreiten. Sonst gibt es keine Pfade außer den Dämmen der Reisfelder, die bekanntlich aber zu den gefährlichsten Defileen gehören. Die javanischen Dessas (Dörfer) lassen sich in kürzester Zeit in feste Posten verwandeln, denn sie sind meistens mit Bambushecken umgeben, die man nur niederzuschlagen braucht um daraus Barrikaden zu errichten, deren Wegräumung den Pionieren dann stundenlange Arbeit kostet. Der Javane mit seinem Kriß (Dolchschwert) und einer Lanze bewaffnet, ist ein leichtfüßiger Streiter. Obgleich sich auch eine große Anzahl Feuergewehre unter ihnen befand, so waren ihre Kugeln doch wenig zu fürchten. Sie sammelten sich unter ihren Pangerangs (Fürsten) oder Tommongongs (Häuptlingen) zu unregelmäßigen Banden, deren kriegerische Haupttugend in ihrer außerordentlichen Mäßigkeit bestand. Nur der erste heftige Angriff der Javanen ist zu fürchten. Ist dieser überstanden, dann wird der Angreifer in der Regel flüchtig.

Als die Empörung ausbrach, standen auf Java in drei Divisionen an der Nordküste in Batavia, Samarang und Surabaya vereinigt nur 3 Infanterie-Regimenter (Afdeelingen) zu 2 Bataillonen à 6 Compagnien, ein Husaren-Regiment, ein Artillerie- und ein Geniebataillon. Die Infanterie zählte zusammen nur 28 europäische und 32 Sipahi-Compagnien zu 100 Mann. Die Cavallerie 6 Schwadronen (Europäer) zu 50 Säbeln. Der Generalstatthalter schickte sogleich den Gene-

[1] Nicht zu verwechseln mit dem Berge gleichen Namens in Sumatra.

Digitized by Google

ral de Kock mit unbedingten Vollmachten nach dem Schauplatz der Empörung, wo er zunächst den unfähigen Residenten von Djokjo absetzte, die Ratu Agong oder Sultana Mutter mit dem regierenden Enkelchen in Sicherheit brachte und vor allen Dingen sich der später auch nicht gebrochenen Treue des Susuhunan (Kaiser) von Solo (Surakarta) versicherte. Hierauf sorgte er für Dkokjokarta selbst, wo im Kraton (Palast) nur 200 Mann als Besatzung lagen. Diese wurde durch zugeführte Verstärkungen auf 500 Streiter erhöht, mußte aber am 8 und am 15 August einen Angriff von 6—8000 Rebellen aushalten. Am 19 kamen neue Verstärkungen, und den Oberbefehl über die Besatzung welche jetzt 1300 Mann darunter jedoch nur 365 Europäer zählte, übernahm Oberstlieutenant Achenbach, der am 22 einen abermaligen, von Dipo Negoro geführten Angriff abzuwehren hatte. Das Wasser begann jedoch jetzt zu mangeln und die täglichen Rationen mußten den tapfern Vertheidigern gekürzt werden, dazu erfuhren sie noch daß der General de Kock ihnen sobald keine Hülfe mehr senden könne. Die Empörung hatte sich nämlich rasch über die anliegenden Provinzen selbst bis an die Nordküste verbreitet. Zum höchsten Glück für die Niederländer kam aber der Held von Celebes, General van Geen, schon am 31 August mit den siegreichen Truppen aus dem buginesischen Krieg nach Samarang zurück. Der Beginn ihrer Thätigkeit wurde aber durch eine Niederlage bezeichnet. Hauptmann Buschkens, der mit 300 Mann, zur Hälfte Europäer, von Demak (Japara) gen Osten nach Mintering auf eine Recognoscirung ausgeschickt worden war, ließ sich gegen seine Vorschriften auf einen Kampf mit den Brandals [1] ein, wurde geschlagen, fast gänzlich aufgerieben und verlor sogar die zwei Geschütze die er mit sich führte. Die Javanen unter dem Fürsten von Serang musterten damals 10—12,000 Piken, und hätten sie ihren Vortheil genützt, so konnte selbst Samarang sich nicht mehr halten und mit dem Fall dieses Platzes hätte sich wahrscheinlich die ganze Insel erhoben. So aber gewann van Geen allmählich Zeit sich bis auf 1550 Bajonnette, 940 Piken und etliche hundert Säbel sammt acht Kanonen zu verstärken, mit denen er von Demak aus den Fürsten von Serang überfiel und seine Banden in wenig Tagen gänzlich zersprengte. Die beste Frist für den Aufstand war bereits verstrichen. Im September hatte man den Aufstand in den Gränzprovinzen erstickt, und General de Kock marschirte jetzt an der Spitze einer Macht von 8000 Streitern, darunter 2500 Reguläre, zum Entsatz von Djokjo herbei, wo er am 25 September einzog und die bis aufs äußerste erschöpfte Besatzung erlöste.

Jetzt schien der Aufstand im Erlöschen, allein Dipo Negoro war noch lange nicht überwunden. Er wich jetzt überall aus, um den einzelnen umherziehenden Abtheilungen aufzulauern, immer in der Nähe von Djokjo, bald auf dem östlichen Ufer der Progo an den Abhängen des Merapi, bald auf dem westlichen in dem Kliergebirg umherstreifend. Dort wo die Holländer bei den Ruinen des alten Tempels von Borobudur eine Schanze erbauen wollten, ließ er sich am 27 Nov. zu einem Angriff verleiten. Es kam zu einem hartnäckigen fortgesetzten Gefecht, an dessen Schluß jedoch die Brandals weichen und 200 Todte zurücklassen mußten. Der Eindruck dieser Niederlage war ein gewaltiger, denn Dipo Negoro hatte den Seinigen als Prophet einen unfehlbaren Sieg verkündigt. Auch am Beginn des nächsten Jahres war Dipo Negoro, einen flüchtigen Erfolg im Norden abgerechnet, entschieden unglücklich, und verlor in der Nähe von Djokjo, bei Passar Gede abermals ein Gefecht. Allein auch die Niederländer konnten den Krieg nur matt führen. Zuerst hinderte sie der große Alliirte der Javanen, nämlich der nasse Monsun, dann hatten Fieber und Strapazen ihre Reihen gelichtet, und endlich nahete der Puwasa, während welcher religiösen Zeit die muhammedanischen Hülfsvölker nicht fechten. Am 16 April wurde jedoch General van Geen mit 800 Mann und etlichen Geschützen nach dem Kraton von Plered geschickt. Diese geräumige Hofburg, vom Sultan Agong 1615 erbaut, besitzt einen Umfang von 3000 Mètres, Mauern von 20 Fuß Höhe, liegt nur acht Palen [1] südlich von Djokjo entfernt, und war von den Rebellen stark befestigt worden. Geen ließ einen brillanten Sturm ausführen, und seine Truppen drangen auch auf drei Seiten in den geräumigen Palast ein. Er fühlte sich aber zu schwach seine Eroberung zu behaupten, und fiel daher nach Djokjokarta wieder zurück. Glücklicher war Oberst Cochius, der am 9 Juni mit 1000 Bajonnetten, 140 Säbeln, 12 Geschützen und 3000 javanischen Milizen gegen Plered vorrückte. Bei dem Leitersturm gegen den Kraton war die Colonne des Majors van der Wijk die erste auf der Mauer, und behauptete sich dort, nachdem sie drei ihrer Officiere verloren hatte, bis gegen 3 Uhr Nachmittags der Feind auch auf offenem Feld in die Flucht geschlagen worden war. Nach Zurücklassung einer Besatzung von 700 Mann gieng Cochius als Sieger nach Djokjo zurück.

Dipo Negoro's Widerstandsmittel waren nach dem Fall des Kratons von Plered völlig erschöpft. Zwei seiner wichtigsten Anhänger fielen von ihm ab und unterwarfen sich. Er selbst entwich mit einer kleinen Bande flüchtig auf das westliche Ufer der Progo nach Dixo, und ließ sich von den fliegenden Colonnen der Holländer aus einem Schlupfwinkel in den andern jagen. General van Geen war ihm beständig auf der Ferse. Endlich überzeugte er sich nach etlichen Quermärschen daß der Häuptling das westliche Ufer der Progo wieder geräumt haben, und nach der Wiege des Aufstandes, den Südabhängen des Merapi, zurückgekehrt seyn müsse. Am 26 Juli brach er daher mit einer gemischten Colonne von etwa 200 Streitern nach Ampon (etwa zwei deutsche Meilen nordwestlich von Djokjo) auf. Am nämlichen Tage sollte dort auch Major Sollewijn eintreffen, der am westlichen Ufer der Progo mit 200 Bajonnetten, etlichen Piken, 30 berittenen Sipahis und

[1] Dieß ist die officielle Bezeichnung der Niederländer für die Aufständischen und bedeutet so viel wie Brigands, ein Ehrenname, den bekanntlich Napoleon auch allen deutschen Freicorps ertheilte.

[1] Pal (Pfahl, Wegsäule) ist ein Straßenmaß welches auf Java den Werth von 1507 Mètres besitzt, so daß also beinahe fünf Palen auf die deutsche Meile (7,408 Mètres) gehen.

Digitized by Google

zwei Geschützen hinaufgezogen war und es durchsucht hatte. Als van Geen Bedilan erreichte, hörte er daß Dipo dort den Tag zuvor gerastet hatte. Sein Eifer den Flüchtling zu ertappen wuchs mit dieser Kunde, und als er plötzlich in der Nähe Geschützdonner hörte, marschirte er eilig in der Richtung des Gefechtes fort. Allein dort stieß er auf befestigte Dessas und auf einen so übermächtigen Feind, daß ihn nur die Tapferkeit seiner Husaren vor gänzlicher Vernichtung rettete und ihm einen Rückweg öffnete. In der Nacht hörte man dann in der Beiwacht van Geens deutlich die Hymnen der Brandals, die sie aus Dank für ihre Errettung sangen. Die Kanonenschüsse die der General gehört hatte, waren nämlich von einer dritten Colonne unter Le Bron de Vexela gekommen, welche die Straße an der westlichen Flanke des Merapi bewachte, so daß nur durch die unzeitige Bewegung van Geens Dipo Negoro wieder ein Loch fand, um aus dem Cordon herauszuschlüpfen den man um ihn gezogen hatte.

Der Krieg hatte jetzt die kleinsten Dimensionen angenommen, und da das letzte Flämmchen des Aufruhrs jeden Tag erlöschen wollte, so ließ man die Vormünder des Fürsten, sowie die vornehmsten Pangerangs, die man der Vorsicht halber ins Hauptquartier nach Dipo mitgenommen hatte, unter einer Bedeckung von etwa 100 Mann unter Lieutenant Haubert nach Djokjo wieder heimkehren. Ihr Weg führte sie an dem Südwestabhang des Merapi herum, und bei Lingkong kamen sie an eine Stelle wo zwei jener oben beschriebenen gefährlichen Regenspalten überschritten werden mußten. Dort lag aber Dipo's Unterbefehlshaber, Prawiro Dirdjo, besser gekannt unter dem Namen Sentot, ein ausgezeichneter Anführer im Guerillakrieg und ein fanatischer Muselmann, auf der Lauer. So wie der Reisezug die Tiefe der ersten schwierigen Spalte erreicht hatte, warf sich Sentot mit Ungestüm auf seine Beute. Der europäische Anführer fiel fechtend unter den ersten, und seine Soldaten ergriff hierauf ein solcher panischer Schrecken daß alle nur auf Flucht dachten. Die Javanen aber machten alles nieder was in ihre Hände fiel, und darunter befanden sich auch viele loyale Pangerangs sowie beide Vormünder des jungen Sultans. Dieser kleine Erfolg gab dem Aufstand plötzlich wieder Nahrung auf beinahe vier Jahre. Dipo's Name erhielt einen frischen Klang, und bald war sein Anhang wieder so stark, daß er sich auf den getreuesten Anhänger der Holländer Mangku Negoro werfen und ihn völlig aufreiben konnte. Die Kulies oder Lastträger warfen die Munition weg, oder zogen wohl gar ihre Dolche gegen ihre Herren zu Gunsten Dipo's. Der Verlust den die Truppen Mangku's erlitten belief sich auf vier Officiere und 325 Soldaten. Ihre Waffen, drei Geschütze und sämmtliche Munition wurde eine Beute der Brandals. So stand Dipo Ende Juli 1826 gefürchteter als jemals auf Java.

Hätte man diese plötzliche Wendung vorausgesehen, so würde man im Frühjahr nicht eine Expedition nach Celebes geschickt haben, um den neuerlich wieder abgefallenen Lapatauw, König von Tanetta, zu unterwerfen. Am 6 Junius nämlich war von Macassar eine Expedition abgegangen die nur aus einer europäischen, 2 amboinesischen Compagnien, 52 Säbeln und 8 Geschützen bestand, eingerechnet die Seeleute nicht mehr als 800 Streiter. Sie stand jedoch unter dem Befehl eines Belgiers, des besten Officiers vielleicht in ganz Niederländisch-Indien, nämlich des Baron Menno Gideon Casimir van Coehoorn van Houwerda. Am nächsten Tage warf sie angesichts der Stadt Tanetta die Anker und nahm einige unbedeutende Außenwerke des Feindes hinweg. Durch eine Recognoscirung wurde ermittelt daß sich die Burg der Stadt nur an der Südseite mit einiger Aussicht angreifen lasse. Um 4 Uhr Morgens am 9 Junius setzten sich die Truppen in Marsch und kamen gleichzeitig nach fünf Stunden im Thale von Tanetta an. Vor ihnen lag die Burg oder das Schloß auf einem Kegelberg, an dem sich ein einziger Weg hinaufwand, bestrichen auf drei Etagen von Batterien, so daß die Festung mit ihrem Kanonengürtel einer dreifachen Tiara verglichen werden konnte. Man begann anfangs von den gegenüberliegenden Höhen ein Artilleriegefecht und bald hüllte sich die Citadelle in einen dichten Pulvernebel. Coehoorn ordnete nach Mittag seine Truppen zum Sturm und gieng an ihrer Spitze unter Kugel- und Kartätschenhagel das Thal hinab um an der andern Seite den Berg zu ersteigen. Als es ihm geglückt war die erste Batterie zu erreichen, glaubte er in der Compagnie einiges Zaudern wahrzunehmen. Da riß er sich die Epauletten von der Uniform, warf sie über die Verschanzung und rief: „Wer mich lieb hat, holt sie wieder!" Begeistert stürzten sich die Truppen vor und in wenig Minuten wehten die holländischen Farben auf der Batterie. Bisher hatten die holländischen Sipahi sich mit dem Zuschauen begnügt, bei diesem Anblick aber rückten auch sie zum Sturme vor. Coehoorn, immer voran, stieg mit seinen Europäern zur zweiten Etage hinauf und nahm die zweite Batterie, er rückte gegen die dritte hinauf und nahm auch diese. Zuletzt vor den eigentlichen Mauern angekommen, ließ sich der tapfere Major als der erste nach den Schießscharten hinaufheben und pflanzte die holländische Fahne auf. Dieß geschah um 4 Uhr Nachmittags, und nun, wo die Stürmenden in der Citadelle waren, begann ein schonungsloses Blutbad. Coehoorn selbst aber wurde am Schluß des Gefechtes von den Seinigen leblos unter einer Kanone hervorgezogen, denn die Aufregung und Anstrengung hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen. Durch diesen verwegenen Streich war die Empörung vollständig unterdrückt, Tanetta in den Händen der Niederländer, denen auch bald der binnenwärts gelegene Kraton des Fürsten Lapatauw in die Hände fiel, wobei der Rebell selbst nur durch ein Wunder der Gefangenschaft entgieng. Coehoorn selbst überlebte leider seine großartige That nicht sehr lange, denn drei Wochen später starb er in Folge einer Krankheit, die er sich bei dem Sturme zugezogen hatte.

Unterdessen hatte auf Java Dipo Negoro einen neuen Erfolg errungen. Bei Bantool, etwa zwei deutsche Meilen südlich von Djokjo, focht er acht Stunden lang gegen eine Colonne unter Major Sollewijn und nöthigte sie zum Rückzug. Die Ursache der meisten Schlappen welche die Niederländer erlitten, war das Ausgehen der Munition. In einem straßenlosen Lande unter tropischer Sonne wird die Bewegung

Digitized by Google

der Kriegsvorräthe immer die größte Schwierigkeit bilden. Die Niederländer ließen sie gewöhnlich von Kulies nachtragen, allein nur zu häufig warfen diese aus Feigheit oder Verrätherei ihre Last hinweg. Kurze Zeit nachher befand sich Dipo wieder an den Südabhängen des Merapi bei Kedjiwang ebenfalls in größter Nähe von Djokjo, dießmal aber im Nordosten dieser Stadt und bereits wieder an der Spitze von 3000 Brandals. Derselbe Major Sollewijn wurde gegen ihn ausgeschickt und fand ihn auf dem andern Rande eines Djurang aufgestellt. Der nicht sehr glückliche niederländische Befehlshaber ließ gegen die Rebellen seine Geschütze auffahren, und von ihnen gedeckt stieg er in die Bodenspalte hinab und an der andern Seite wieder hinauf. Oben angekommen verlor vor ihm der Feind anfangs an Boden, der linke Flügel der Königlichen aber, der aus den Milizen des Mangku Negoro bestand, wurde dagegen von den Brandals rasch in das Djurang wieder hinabgeworfen und in wilde Flucht gesprengt. Jetzt geriethen auch die andern Truppen in Auflösung und ließen sich in die Regenspalte werfen, während die Rebellen, ihnen nach, die gegnerische Seite des Bergspaltes erstiegen und sich der niederländischen Geschütze bemächtigten. Der Verlust der Holländer an diesem Tage belief sich auf 150 Mann, drei Kanonen und eine Menge Waffen. Dipo Negoro's Gestirn culminirte damals. Sein schönster Tag war jedoch der 26 August 1826. Er wurde nämlich bei Kalitan von 700 Mann Königlicher angegriffen an dem Punkte wo die Straßen von Djokjo und von Samarang nach Surakarta zusammentreffen. Die Generale de Kock und van Geen waren bei dem Gefecht anwesend, und dennoch blieb ihnen, nachdem die einheimischen Hülfsvölker sich bei dem Angriff der Brandals aufgelöst hatten, nichts anderes übrig als der Rückzug.

Damals zog man aus Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w. alle nur irgend disponibeln Truppen (705 Europäer und 731 Sipahis) nach Java um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Wie bedenklich aber die Lage damals war, darf man daraus schließen daß sich, was er früher nicht hatte thun wollen, De Kock herbeiließ den alten von Raffles verbannten Sultan Amengku Buwono II nach Djokjo zurück und als Sultan ausrufen zu lassen, so daß sein Enkel der Vierte gleichen Namens einstweilen als Souverän suspendirt wurde. Uebrigens starb etliche Zeit darnach dieser alte Sultan, und nach seinem Tod kamen die Titel wieder an den Minderjährigen. Politische Wirkung hatte übrigens diese Episode gar nicht, denn die patriotischen Javanen im alten Reich Mataram kannten nur Einen Sultan, nämlich ihren Liebling Dipo Negoro. Diesem schadete es wenig daß er am 5 Oct. das befestigte Dessa (Dorf) Djatianom, am Südostabhang des Merapi, Mitte Wegs zwischen Djokjo und Surakarta gegen Le Bron nicht halten konnte. Zwar wehrten sich dort die Brandals, deren kriegerischer Sinn mit jedem Gefecht wuchs, lange Zeit hartnäckig, als sie sich aber auch von einer zweiten Colonne angegriffen sahen, wichen sie aus dem bereits in Flammen stehenden Dessa. Auch noch ein anderes glückliches Gefecht lieferten ihnen die niederländischen Truppen, dann aber unterbrach der nasse Monsun die weitern Märsche. Als die trockene Jahreszeit 1827 zurückkehrte, fand De Kock daß die Verluste seit Beginn des Aufstandes sich bereits auf 2601 Europäer und 501 Sipahis beliefen, und man nur an einem Penelopegewand arbeitete, ja daß man sich wieder auf die Defensive beschränken müsse. Wohl gelang es gerade am 1 Jan. dem Oberst Cleerens mit geringen Kräften einen Schwarm von angeblich 10,000 Brandals in den Trajumasgebirgen westlich von der Progo zu zersprengen, allein das Zersprengen half nichts, da die Aufständischen sich sogleich im Rücken der Sieger wieder sammelten. Fieber und Cholera lichteten inzwischen die Reihen der Niederländer schonungslos, und es war hohe Zeit daß aus Europa im Mai und Juni nach und nach 3185 Mann frische Truppen ankamen. General De Kock beschloß jetzt seinem Feind systematisch zu Leib zu gehen. Bisher nämlich durften die Holländer nur den Rücken wenden und die Brandals sich zeigen, so brach der Aufstand, den man erstickt zu haben meinte, von neuem aus. De Kock beschloß daher eine Kette von Bentings durch das Land zu ziehen, ganz nach Art der kaukasischen Kreposten. Ein solches Benting bildete ein längliches Viereck, und bestand aus einer 4½ Fuß hohen, 1 Fuß dicken Brustwehr, indem man zwischen eine doppelte Pfahlreihe Erde einstampfte. Um diese Mauer herum lief eine schräg stehende Palissadenreihe, und endlich wurden an zwei Ecken runde Bastionen aufgeführt und mit je einem beweglichen Geschütz versehen, welches also die angränzenden Seiten des Vierecks bestreichen konnte. Innerhalb der Bentings befanden sich die Wohnungen und Magazine. In den letzteren wurden Mundvorräthe und Munition aufgehäuft, sowie stets etliche Pferde in Bereitschaft gehalten. Erstens sicherte man sich auf diese Weise den Gehorsam der Einwohner, dann aber fanden die fliegenden Colonnen in den Posten alle Kriegsbedürfnisse, sowie frische Pferde, so daß sie sich auf ihren Märschen nicht mit Gepäck zu belasten brauchten. Bereits waren vierzig solcher Bentings erbaut worden, und die weitern Kämpfe der Insurgenten bezweckten jetzt vornehmlich nur die Störung der Niederländer an diesen Arbeiten. Es würde ermüdend seyn die 200 Gefechte während dieses Colonnenkrieges zu beschreiben, auch unterhandelte man schon damals im Herbst mit Dipo über einen Frieden. Seine Forderungen waren aber zu hoch, denn er wollte als Panotogomo oder Emir aller Gläubigen auf Java und Madura anerkannt werden. Im Sept. und Oct. fielen wieder einige Colonnengefechte diesseits und jenseits der Progo vor, die jedoch den Feldzug nicht wesentlich förderten. Wie mitunter gekämpft wurde, lehrt uns eine Episode die am 28 Jan. 1828 von dem Lieutenant de Montela mit etlichen 20 Sipahi-Schützen ausgeführt wurde. Sie verkleideten sich, ächt javanisch, als Brandals, und zogen mit Pike und Dolch bewaffnet vor ein feindliches Benting, Namens Pandjang Sain, dessen Besitz von höchstem Werth für beide Theile war. Sie werden eingelassen, plaudern eine Weile mit den Rebellen, und werfen sich dann mit den Waffen auf sie, um zu erwürgen was sich widersetzt. Eine andere Anekdote aus dem Kriegsleben reiht sich am besten sogleich hier an. Die Holländer hatten auf einen vereinzelt stehenden Felsen Stufen eingehauen um auf

Digitized by Google

seiner sonst unzugänglichen Spitze einen Signalisirungsposten aufzustellen, der, wie vom Mastkorb eines Schiffes aus, weit und breit ins Land schaute und den Rebellen ihre besten Streiche vereitelte, weßhalb auch auf den Besitz dieses Punktes von beiden Theilen das größte Gewicht gelegt und er täglich von 20 Mann Wache bezogen wurde. Oben war nur ein Bambudach errichtet um gegen die tropischen Sonnenpfeile oder Regenstürme zu schützen. An einem Augusttage wurde die Wache von einem Lieutenant Durlen abgelöst. Gegen Abend zog ein Gewitter auf, welches sich mit dem Finsterwerden zu entladen begann. Die Bewohner der Tropen sind an großartige Erscheinungen gewöhnt; dieses Gewitter überstieg aber alles woran sie gewöhnt waren. Blitz, Donner und Regenfluthen rasten um den Felsen, entführten das Bambudach und drohten alles zu zerspalten oder mit sich fortzureißen. Die einheimischen Soldaten warfen sich mit dem Gesicht nach Mekka auf die Kniee; die Holländer, von Furcht angesteckt, thaten ein gleiches. Endlich rief einer: „Fliehen wir, retten wir uns!" Im Nu sprangen alle nach der Treppe, nur Durlen und ein Sergent behielten noch Geistesgegenwart, überholten die Flüchtigen und warfen sich ihnen mit den Waffen in den Weg. Endlich siegte das Pflichtgefühl, und am Morgen hatte sich die Mannschaft bei ihrem Officier zu bedanken, denn eine Flucht von der Wache wäre standrechtlich zu bestrafen gewesen.

Im Dec. 1827 war es endlich, was Dipo so sehnlichst wünschen mußte, einem seiner besten Häuptlinge, Sosro di Logo, gelungen den Aufstand in frische Gebiete zu verlegen. Er war glücklich in das Madion (östlich von Surakarta) durchgebrochen, und befand sich am 9 Dec. bei Padangan noch auf dem südlichen Ufer der Solo, welche er zu überschreiten gedachte, um dann den Krieg in die von Truppen gänzlich entblößte Regentschaft Rembang an der Nordküste zu spielen. Er wurde dort eingeholt von einer gemischten Colonne unter Lieutenant Marnitz, allein als es zum Kampf kam, flohen die aufgebotenen einheimischen Milizen, und Marnitz mußte sich mit Verlust der Hälfte seiner europäischen Truppen wieder in die Regentschaft Madion zurückziehen. Einen neuen Sieg erfochten die Rebellen bei Bantjar, wo sie 400 javanische Milizen auseinander sprengten und drei Kanonen eroberten. Es herrschte gerade der nasse Monsun, und die fliegenden Colonnen hatten daher harte Märsche zu bestehen um aus dem Süden nach Norden zu marschiren. Am 27 Dec. gieng eine Abtheilung von Ngawie (Resid. Madion) nach dem neuen Kriegsschauplatz ab. Ein dichter Nebel verhinderte weiter als 10 Schritt zu sehen. Die Wege waren durch Hindernisse gesperrt, und wo sie durch Wälder führten, hatte man unsichtbare Feinde in beiden Flanken. So oft ein Schuß fiel, sank ein Soldat. Oft bis zu den Knieen im Schlamm, oft gezwungen mit der Axt sich durch Dickicht einen Weg zu brechen, rückte die Truppe, in Ermanglung von Kulies mit der Munition belastet, unverdrossen vorwärts, und erreichte nach drei Tagen ihren nächsten Bestimmungsort, um dann am 27 Jan. 1828 an dem entscheidenden Schlage theilzunehmen. Sosro di Logo, auf dem linken Ufer der Solo, also bereits in der Residentschaft Rembang, griff ein halbvollendetes Benting, welches die Straße nach Norden beherrschte, herzhaft mit seinen Brandals an, die sich durch das Kartätschenfeuer vom Vordringen nicht abschrecken ließen. Die Rebellen fochten wie ergraute Soldaten, und erneuerten mehrmals ihre Versuche, mußten aber zuletzt vor einem Bajonnettangriff der Holländer weichen. Dieser Niederlage folgte die Vernichtung sehr rasch, denn den besiegten Führer verließ in der Regel sein Anhang ebenso rasch als er angeschwollen war. Sosro, von einer Colonne der andern in die Arme geworfen, wurde am 3 März gänzlich vernichtet, und mußte zu Dipo Negoro flüchten, den er übrigens am Ende des Jahres verließ um sich den Niederländern zu unterwerfen.

Im Süden fuhr man fort Bentings zu erbauen und zu bewaffnen. Diese gemächliche, aber sichere Art den Feind zu umgarnen, hatte jedoch nicht den Beifall des Kriegscommissärs, welcher rasche glänzende Schläge gegen einen Feind verlangte der doch nur auf den Guerillakrieg sich einließ. Aber nicht bloß von unverständiger Kritik hatten die Truppen zu leiden, sondern die Colonialregierung kürzte ihnen auch noch den Sold. Es wurden nämlich damals schmählicherweise die Sunda-Colonien mit einer Kupferwährung überschwemmt, und die Soldaten gezwungen zu zwei Dritteln ihres Soldes den Kupfercent für voll anzunehmen, obgleich in Handel und Wandel nur 160 Cents statt 100 für den Gulden anzubringen waren. Alle Vorstellungen der Befehlshaber aber fruchteten nicht mehr als daß schließlich der Sold zur Hälfte in Silber ausgezahlt und er wieder auf seinen ursprünglichen Satz von 33⅓ auf 40 Cts. (24 auf 29 kr.) erhöht wurde. Der Krieg kostete übrigens schwere und schwerere Summen. Am 1 Jan. 1828 zählte man 5000 Europäer und 3400 Eingeborne unter den Waffen, von denen jedoch in den ersten Monaten jenes Jahres über 1600 in den Spitälern verpflegt werden mußten. Zur Ergänzung der Verluste war eine Recrutirung in Indien selbst ausgeführt worden, die einen Ertrag von 2500 Sipahis lieferte. Dipo Negoro war inzwischen aber nicht schwächer geworden. Seine Brandals hatten sich allmählich zu einer streitbaren Truppe ausgebildet und ihr Gefüge wurde beständig fester, weßhalb auch die Gefechte immer blutiger und hartnäckiger ausfielen, wie es ihm unter andern auch gelungen war sich eine brauchbare Reiterei zu erziehen.

Gegen Ende September war es Dipo's Unterfeldherrn, dem trefflichen Sentot, geglückt den feindlichen Cordon zu durchbrechen und gegen Westen in die südliche Residentschaft Bagelen einzufallen. Er setzte über die Bogowonto und dann über den geschwisterlichen Küstenfluß Djali. Dort bei seinem Uebergangspunkt Korio erwartete er den Major Buschkens, der ihm mit einer fliegenden Colonne nachgesetzt war. Die Niederländer eröffneten zuversichtlich ihr Feuer und brachten die Feinde scheinbar zum Weichen, als plötzlich aus einem Hinterhalte Sentots für diesen Augenblick aufgesparte Reserven in geschlossenen Gliedern gegen die Holländer vorrückten, die sie vergeblich mit dem Bajonnett empfiengen. Jetzt war alles verloren, und Buschkens rettete sich nur mit einem Theil der Cavallerie. Zwei Kanonen und alles Gepäck fielen den Feinden

Digitized by Google

in die Hände, 200 Mann und etliche tapfere Officiere bedeckten den Walplatz, während alles was sich von der meist einheimischen Infanterie flüchten wollte, in den Dessas von den Javanen ermordet wurde. Nun folgten zwar auf diese Niederlage stärkere Truppenmassen. Sentot wurde aus Bagelen weiter gen Westen nach Banjumas getrieben, welche Residentschaft zum erstenmale von dem Aufstand berührt wurde, der nasse Monsun aber machte den Bewegungen ein Ende. Außerdem schloß das Jahr 1828 für die Niederländer noch mit einem glücklichen Marsch des Majors Le Bron, der einer Bande von 500 Brandals nachgesetzt war, und sie plötzlich faßte, als sie arglos zwischen zwei gefährlichen Defileen, den Djurangs (Regenbetten) von Tumulawak und Bedok eine Biwacht beziehen wollten. Die Djurangs hatte Le Bron in der Stille besetzen lassen, in der Front stand seine Hauptmacht, und da im Rücken der Brandals der Merapi lag, so mußten sie wohl die Waffen strecken. Die Anführer wurden verbannt, die gemeinen Rebellen aber gegen Treugelöbniß in ihre Heimath entlassen.

Mit Dipo Negoro hatte man wieder etliche Zeit Waffenstillstand geschlossen, der am 1 April 1829 ablief. Um diese Zeit musterten die Königlichen nicht weniger als 348 Officiere, 4994 europäische Soldaten, 17,895 Eingeborne, einschließlich der Irregulären, 475 Kanonen und 1004 Pferde, welche Kräfte im Juli durch 800 Macassaren sich verstärkten. Solche Dimensionen hatte der Krieg bereits angenommen, der übrigens mit außerordentlicher Hast allen Menschenaufwand wieder aufzehrte, denn von den 3185 Mann die 1827 auf Java ankamen, waren nur noch 1058 unter den Waffen. Dipo befand sich allerdings jetzt in keiner günstigen Lage. Zwar, wenn ihn die Holländer in einem Cordon zwischen der Progo und der Bogowonto in den schwer zugänglichen Kliergebirgen festhielten, so hätte er gegen diese Feinde sich immer noch mit seinen erprobten Brandals wehren können. Ihn drückte aber weit stärker der Mangel an Geld. Seine Truppen begannen das Landvolk zu plündern, und dieses, allmählich des Bürgerkrieges überdrüssig, fieng jetzt an die Niederländer als ihre Erlöser zu betrachten und ihnen allerhand Vorschub zu leisten.

In der Nacht vom 5 zum 6 Aug. gelang es Dipo abermals die Wachtposten der Niederländer zu täuschen. Er schlüpfte auf das östliche Ufer der Progo und verlegte den Kriegsschauplatz wieder auf seinen classischen Sitz an den Südabhängen des Merapi. Doch hatte sich auch dort alles geändert. Dipo mußte erkennen daß seine Sache aufgehört hatte Volkssache zu seyn. Seine Anhänger schmolzen, und gegen Ende des Monats mußte er sich wieder über die Progo zurückstehlen. Jetzt wurde der berühmte Häuptling wie ein wildes Thier von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel gejagt, und manchmal hatte er es nur den Schenkeln seines Arabers zu danken daß er selbst, kenntlich an dem weißen Gewand und schwarzen Turban, den nachsetzenden holländischen Husaren entgieng. Am 27 Sept. fiel Mangku Bumi, weiland der College Dipo's in der Vormundschaft über den Sultan von Djokjo, von dem Aufstand ab und unterwarf sich, und ein gleiches geschah von dem berühmten Sentot, Dipo's bestem Officier, im November.

Jetzt, wo der Krieg zu Ende sich neigte, musterten die Holländer 28,789 Streiter, eingerechnet 17,516 javanische Milizen, 1457 Blessirte und Patienten, 5200 Mann als Besatzung der Bentings, und 4600 Mann unter die fliegenden Colonnen vertheilt. Obgleich man nun 50,000 fl. auf Dipo's Haupt ausgesetzt hatte, so fand sich, wie überhaupt während des ganzen Krieges, auch nicht Ein Verräther. Gegenüber diesem edlen Zug der Javanen ist es um so unverzeihlicher daß die Holländer ihre Siege durch einen Wortbruch beschmutzten. Am 16 Febr. 1830 hatte sich Dipo Negoro mit einem Gefolge von 450 Personen zu einer Friedensunterhandlung bei Oberst Cleerens eingestellt. Doch weigerte sich der Javane anfangs seine Bedingungen zu nennen, weil, wie er vorschützte die heiligen Puwasafeste in Sabbathruhe gefeiert werden müßten. Am 8 März sahen sich Dipo und General De Kock, aber es kam zu keinen Erklärungen über den Friedensschluß. Dipo indessen nahm ein Geschenk an Pferden, Hausrath und baaren 10,000 fl. an, woraus die Niederländer den Schluß ziehen wollen er sey ihr Pensionär geworden. Am 27 März war der Puwasa zu Ende, und alle Häuptlinge machten De Kock ihre Aufwartung, nur Dipo nicht, der vielmehr fortfuhr wie ein Souverän sich zu gebärden und sein Gefolge bereits auf 1500 Personen vermehrt hatte. Endlich am nächsten Tag, in einer zweiten Zusammenkunft, nannte Dipo seine Bedingungen, die in der Verleihung des Titels Emir aller Gläubigen bestanden, was ihm schon vor drei Jahren abgeschlagen worden war, und welche Forderung allerdings bewies daß es ihm mit dem Frieden nicht Ernst war. Briten oder Franzosen an der Stelle der Holländer hätten einem solchen exotischen Fürsten gegenüber auf diese Erklärung sein Gefolge zerstreut und ihn dann in seine Gebirge wieder entlaufen lassen. Nicht so De Kock. Auf einen Wink wurde Dipo überfallen, gefesselt und dann in Batavia zur Verbannung nach Macassar verurtheilt, wo er starb, während der niederländische General bei seiner Rückkehr in die Heimath sich das Großkreuz des Wilhelm-Ordens schenken ließ. Die Worte aber womit Capitän Gerlach diesen Fleck wegwaschen will, mögen die Leser selbst richten. „Der Rebell hatte sich allerdings vertrauungsvoll uns überliefert, aber auf der andern Seite hatte er durch Annahme der Wohlthaten der Regierung [1] damit begonnen sich zu unterwerfen (!) und seitdem auf mehr als eine Art die Regierung wieder verrathen. Hat doch Dante irgendwo gesagt, gegen Verräther sey Treubruch die wahre Loyalität." Wenn man vergleicht wie ehrlich die Russen Schampl besiegten, wie großmüthig die Franzosen an Abdel Kader handelten, so muß man die Niederländer tief beklagen daß sie einen so edlen Feind wie Dipo nicht zu ehren verstanden haben.

[1] D. h. der obengedachten 10,000 fl.

Digitized by Google

Ungarische Würdenträger.

Von A. Leist.

Die ungarischen Reichsbaronate oder Erzämter sind nicht von Alters her, oder auch durch neuere Privilegien der Könige in der Weise wie die Comitats-Obergespanns-Würde erblich und an bestimmte hervorragende Familien gebunden, sondern dieselben werden nach jeder Erledigung immer wieder nur an verdienstvolle Männer von dem König vergeben; nur der Palatinus, der erste Würdenträger des Königreichs, wird von den Ständen gewählt, aber auch nur aus mehreren Candidaten, welche vom König den Ständen vorgeschlagen worden sind. Von diesen Reichsbaronen nehmen einige ihrer hohen Würde wegen an der öffentlichen Staatsverwaltung einen großen Antheil; andere dagegen verrichten ihrer herkömmlichen Bestimmung gemäß nur noch bei Krönungen und anderen Festivitäten gewisse Hofdienste. Zu den letzteren gehören der Erzmundschenk, der Erzhoftruchseß, der Hofmarschall, die Hofkämmerer, der Erzhofthürhüter und andere. Diese Aemter haben keinen anderen Werth als daß sie eben zu den ungarischen Reichsbaronaten gehören, die nun einmal bei den Ungarn ihres alten Ursprungs wegen noch in ziemlichem Ansehen stehen.

1. Der Palatinus.

Es ist aus dem königlichen Einberufungsschreiben bekannt daß zu den Functionen des gegenwärtig in Pesth tagenden Landtags auch die Wahl eines Palatinus gehört. Das Palatinat, diese erste Würde des Reichs, ist in Ungarn so alt als das Königthum selbst ist. Anfänglich war allerdings der Palatinus, Pfalzgraf, Comes Palatii, ungarisch Nador Ispan, kaum etwas anderes als ein Hofbeamter, welchem der König willkürlich gewisse Hofdienste übertrug und später nach Belieben wieder abnahm. Allmählich jedoch entwickelte sich diese Würde zu bestimmten Functionen, und es wurde derselben an der Staatsverwaltung ein so bedeutender Antheil eingeräumt daß zu Zeiten, und besonders als das Wahlreich Ungarn seine Könige aus verschiedenen Häusern wählte, die Palatine selbst nach der Krone strebten. Berüchtigt in dieser Beziehung waren die Palatine aus der Familie Gara; selbst der große Mathias Korvinus hatte bei seiner Wahl einen Palatin Gara zum Nebenbuhler. In früheren Zeiten hatten die Palatine auch das Commando über die ungarischen Truppen, und noch unter Maria Theresia führte der Palatinus Ludwig v. Batthyany die ungarischen Kriegsvölker in das Feld. Seit jener Zeit ist aber das Obercommando der ungarischen Truppen von der Palatinuswürde getrennt, was natürlicherweise eine Folge des Fortschritts und der höheren Ausbildung des Kriegswesens ist. Doch war in den französischen Kriegen der Palatin Joseph, Bruder des Kaisers Franz, immer noch Obercommandirender der Insurgentenarmee.

Nach einem alten Gesetze war der Palatinus auch Vormund des minderjährigen Königs und bis zu dessen Majorennität auch Verwalter des Reichs, welche Würde derselbe aber nicht immer zur Zufriedenheit des Landes ausgeübt hat.

Ferner eröffnet der Palatinus den Landtag im Namen des Königs, ist Präsident desselben im allgemeinen und insbesondere aber Vorsitzender des Oberhauses. Ebenso ist er im Lande der Statthalter des abwesenden Königs und daher auch Präses des Statthaltereirathes. In den Comitaten von Pesth, Pilisch und Scholt ist der Palatinus jedesmal Obergespan, und seit Bela IV ist der Palatinus auch oberster Richter der Jazygier und Kumanier. Auch ist dieser Würdenträger bei obwaltenden Mißhelligkeiten der Vermittler zwischen dem König und den Ständen; derselbe ist auch Vorsitzender der Septemviraltafel, welche das oberste Revisionsgericht in Ungarn ist. Nicht selten war der Palatinus auch Locumtenens in Ungarn, welche Würde sonst mehrmals der Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran verwaltet hat.

Im legalen, constitutionellen Leben Ungarns kann diese wichtigste Charge nicht länger als ein Jahr unbesetzt bleiben. Jeder Edelmann kann in der angedeuteten Weise Palatinus werden. Der letzte Palatin war Erzherzog Stephan, welcher bekanntlich im Jahr 1849 abgedankt hat. Wer bei der nächsten Wahl des gegenwärtigen Landtags zu dieser Würde gelangen wird, läßt sich aus dem bisher Vernommenen noch nicht mit Wahrscheinlichkeit voraussagen. Doch scheint aus dem österreichischen Kaiserhause dießmal ein Prinz kaum eine Aussicht auf das Palatinat zu haben. Die Magyaren haben das eilfjährige Interregnum des Hauses Oesterreich so sehr zu Herzen genommen, daß wohl eher ein gewöhnlicher Edelmann als ein österreichischer Prinz zu dieser Würde gelangen dürfte, wenn eine solche Zusammenstellung der vom König vorzuschlagenden Candidaten aus Gründen einer berechnenden Klugheit zulässig wäre.

2. Der Banus von Croatien.

Wenn auch gegenwärtig die Vereinigung Croatiens und Slavoniens mit Ungarn noch nicht wieder so weit vorgeschritten ist, daß die Abgeordneten dieser Länder auf dem ungarischen Landtage zu Pesth erschienen wären, so ist doch die Aussicht zu einer solchen Vereinigung außer jeden Zweifel gesetzt, und sowie die Ungarn ihr lebhaftes Bedauern über die Abwesenheit der croatisch-slavonischen Deputirten auf dem Reichstag ausgedrückt haben, so wünscht auch Croatien allen öffentlichen Kundgebungen zufolge nichts sehnsüchtiger (?) als in die frühere Stellung eines Kronlandes (!) von Ungarn zu treten. Wenn also der Banus von Croatien hier unter den ungarischen Würdenträgern den zweiten Rang einnimmt, so steht derselbe auf demselben Platze, welcher ihm seit Jahrhunderten gebührt hat und den derselbe auch schon in nächster Zukunft wieder einnehmen wird. Das Wort „Ban" und Banus kommt unstreitig von dem slavischen „Pan," Herr, her, da ja die ungarischen Gränzvölker größtentheils slavischen Ursprungs sind. Die Pflicht des Banus war früher die Gränze gegen die einbrechenden Türken zu schützen, und im Krieg die Gränzmiliz gegen den Feind zu führen. Die Vertheilung der Gränzmiliz

Digitized by Google

ist allerdings gegenwärtig von der Art daß bei einem Ausmarsch das Commando über die Gränzer mehreren Generalen zufallen muß, und es ist die Wirksamkeit des Banus in neuerer Zeit durch die bessere Organisation des Heeres sehr beschränkt worden. Doch hat der Ban Jellachich im Jahr 1848 und 1849 auf eigene Faust (wenigstens anfänglich) die Croaten gegen Ungarn und gegen das rebellische Wien geführt. Auch im dreißigjährigen Kriege, im bayerischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege haben sich die Croaten als tapfere, aber nicht immer als menschliche und wohldisciplinirte Soldaten gezeigt. Dem Gesetz gemäß soll der Banus von Croatien aus einem Ternavorschlag des croatischen Landtages vom König von Ungarn gewählt werden. Bei der Krönung des Königs trägt der Banus den goldenen Reichsapfel. Gegenwärtig ist General Sokcewitsch Banus von Croatien.

3. Der Judex Curiae regiae.

Im Complexus der ungarischen Lande nimmt dieser Würdenträger allerdings den dritten Rang ein, allein im eigentlichen Königreich Ungarn folgt der königliche Hofland-richter gleich nach dem Palatinus, und da gegenwärtig noch kein Palatinus gewählt ist, so verrichtet der Landrichter oder Judex Curiä alle diejenigen Functionen welche sonst der Palatinus zu verrichten pflegte. Der Wirkungskreis des Landrichters ist aber insbesondere im Statthaltereirath und bei der Septemviraltafel ein sehr großer, und daher steht dieser Würdenträger im größten Ansehen. Bei der Krönung trägt der Judex Curiä dem König den Reichsscepter vor. Der König hat das Recht den Landrichter zu ernennen.

4. Der Tavernicus oder Magister Tavernicorum.

Der Tavernicus, oder Präsident der ungarischen Hofkammer zu Ofen, ist der Erzschatzmeister oder Finanzminister von Ungarn, aber die Wirksamkeit dieses Würdenträgers ist schon seit Jahrhunderten und insbesondere seit der Vereinigung mit Oesterreich durch den Umstand sehr beschränkt, daß dieses Amt in mehrere Zweige zerfällt; so wurden auch die Einkünfte der Domänen von eigenen Präsidenten besorgt. Der Tavernicus hat Sitz und Stimme im Statthaltereirathe, und der gegenwärtige Erzschatzmeister, Graf Majlath, hat sogar am 3 Jan. d. J. den Statthaltereirath eröffnet und die Räthe beeidet. Es steht jetzt auf dem Programm der Ungarn dieses Amt zur Würde eines eigentlichen ungarischen Finanzministers zu erheben. Mit welchem Erfolg, dieß wird die Zukunft lehren.

5. Der Primas.

Der Erzbischof von Gran hat den Titel „Primas von Ungarn und Fürst" (Princeps). Derselbe ist oberster Kanzler von Ungarn und Legatus Natus von Rom. Der gegenwärtige Primas, Fürst Scitowski ist zugleich Cardinal. Jeder Primas hat das Supremat über die katholische Kirche Ungarns, und hat die Befugniß die sämmtlichen Bischöfe und die Oberen der Ordensgeistlichen zu Synoden einzuberufen. Seit dem Jahr 1821 ist aber keine solche Landessynode abgehalten worden, nachdem der Primas Alexander v. Rudnay in jener Synode mit seinen reformatorischen Bestrebungen bei der Geistlichkeit keinen Anklang gefunden hatte. Wie schon anderweitig erwähnt, krönt und salbt der Primas den König, und es ist derselbe der Vermittler zwischen König und Volk.

Der Handel Rußlands mit Central-Asien im Jahr 1859.

Die Orenburger Gouvernements-Zeitung enthält eine Uebersicht des Handels mit Central-Asien im Jahr 1859, nach der durch die Zollämter und Schlagbäume (Sastawy) des Orenburger Bezirks an Waaren und Producten aller Art für 3,428,602 Rubel 4 Kop. Silber ein- und für 2,333,052 Rubel 39 Kop. ausgeführt wurde. Sowohl die Ein- als die Ausfuhr war bedeutender als im vorhergehenden Jahre, indem sich der Umsatz überhaupt um fast 400,000 R. S. vermehrte. Außerdem bot das Jahr 1859 für Rußland noch das erfreuliche Resultat dar, daß die Ausfuhr von klingender Münze sich um 191,073 R. 46 Kop. (229,345 R. 25 Kop. gegen 420,418 R. 71 K.) vermindert hatte. Die Entwicklung des Handels mit Central-Asien wird durch folgende Ziffern bezeichnet: in den Jahren 1828 bis 1837 betrug die Ein- und Ausfuhr 11½ Mill. Rubel; zwischen den Jahren 1840 und 1850 belief sich dieselbe auf 15¾ Mill.; in dem einzigen Jahr 1859 aber hatte sie einen Werth von 5,761,654 R. 43 K. Silber.

Was die Einzelheiten des Handelsverkehrs im Jahr 1859 betrifft, so finden wir daß Baumwolle, welche einen der hauptsächlichsten und wichtigsten Importartikel bildet, dießmal in geringerer Quantität eingeführt wurde als in früheren Jahren. Dieselbe betrug nämlich 1858 nicht weniger als 166,077 Pud, 1859 aber nur 102,271 Pud. Einen wichtigen Importartikel bildet auch die Rohseide, von der im Jahr 1859 972 Pud 30 Pfund im Werth von 92,179 R., 257 Pud 30 Pfund mehr als im Jahr 1858 eingieng. Dieser Handelszweig hat gleichfalls erst in neuester Zeit Bedeutung gewonnen; im Jahr 1854 wurden nur 4 Pud 15 Pfd. Rohseide eingeführt, im Jahr 1855 schon 179 Pud, und seitdem hat eine stetige Zunahme stattgefunden. Die Qualität der asiatischen Seide ist sehr hoch, der Preis mäßig. Die Einfuhr von Thee nimmt immer mehr ab, so daß im Jahr 1859 nur 22 Pud, fast 100 Pud weniger als 1858, nach Orenburg gebracht wurden. Die Salzgewinnung in den Steppen-Seen war gering, indem die großartigen Ueberschwemmungen im Frühjahr das Anschießen des Salzes verhinderten. Einige Salz-Promyschlenniks mußten sogar ohne Salz heimkehren, und die Zufuhr betrug daher nur 227,608 Pud, d. h. über 200,000 Pud weniger als im Jahr 1858.

Digitized by Google

Der Exporthandel war im Jahr 1859 überaus lebhaft, indem er im Werth der ausgeführten Waaren das vorgehende Jahr um 367,858 R. 58 K. Silber überstieg. Die Hauptzunahme zeigte sich in der Ausfuhr der Fabrikate von Baumwolle (895,081 R. — 216,782 R. mehr als 1858), Seide (23,090 R. 50. — 17,314 R. mehr als 1858), und Wolle (26,535 Rubel — 13,230 Rubel mehr als 1858), von Tuch (109,938 R. — 29,787 R. mehr als 1858), Posamentier-Waaren (84,177 R. — 78,353 R. mehr als 1858), Eisen (102,828 R. — 31.135 R. mehr als 1858), Kupfer (55,238 R. — 33,718 R. mehr als 1858), und Färbestoffen (81,338 Rubel — 72,652 R. mehr als 1858). Auf Grund der im vorigen Jahre erfolgten Erlaubniß, russische Producte nach der Bucharei zollfrei auszuführen, wurden fast alle Waaren zur Ausfuhr nach der Bucharei declarirt, ebenso wie die Befreiung der bucharischen Baumwolle von den Quarantänegebühren zur Folge hatte, daß alle aus Central-Asien importirte Baumwolle für bucharische erklärt wurde. Die verminderte Ausfuhr von klingender Münze ist aus dem Umstand hervorgegangen daß im Jahr 1858 der Zufluß von russischem Gold in Central-Asien so stark war, daß der Curs desselben fiel und die Händler, wie es heißt, einen Verlust von 1 Rubel Silber auf den halben Imperial erlitten. Im Jahr 1859 giengen viele ausländische Thaler über die Gränze. In der letzten Zeit, seit der Pacification des Kaukasus, hat man in Rußland wie im Ausland begonnen, von der Veränderung der Handelsroute nach Central-Asien zu sprechen. Man will diesem Handel die Richtung über den Ust-Urt und das kaspische Meer geben. Es ist dieß die Straße die einst von den italienischen Kaufleuten benutzt wurde. und der die Republik Venedig ihre Blüthe verdankte.

Die strengen Winter auf unserm Festlande.

Die Dauer, mehr noch die strenge Kälte welche heuer geherrscht, mußte natürlich die Aufmerksamkeit auch auf die Winter lenken deren exceptionelle Strenge Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Einer der unglücklichsten Winter deren die Chronisten Erwähnung thun, ist der von 1408: diesem Jahr hatte man den Beinamen „Jahr des großen Winters" gegeben. Die charakteristischste Thatsache welche man diesem exceptionellen Winter zur Last legt, findet sich in den Registern des Pariser Parlaments verzeichnet. Der Greffier schrieb selbst hinein daß es ihm unmöglich war die Beschlüsse zu registriren, weil ihm die Dinte in seiner Feder gefror, obwohl man Sorge getragen habe ein großes Feuer in den Zimmern zu unterhalten. Die Seine war gefroren, und als das Thauwetter eintrat, war der Schnee so hoch daß man bis über die Kniee einsank. Das 15te Jahrhundert war fruchtbar an schrecklichen Wintern. Félibien berichtet daß es zwei Monate und einundzwanzig Tage nacheinander gefror, und daß vierzig Tage lang ununterbrochen Schnee fiel. Im Jahr 1458 campirte, nach der Angabe von Aeneas Sylvius, ein Heer von 40,000 Mann auf der Donau. Zehn Jahre später berichtet Philipp v. Comines daß die Leute des Herzogs von Burgund Weinstücke erhielten. Man stieß den Fässern den Boden aus, und brach mit Beilenhieben den Wein ab. Das 16te Jahrhundert zählt keinen denkwürdigen Winter. Aus dem 17ten Jahrhundert wollen wir den von 1608 anführen, dessen Strenge ein Wort Mézeray's kennzeichnet: „Am 23 Januar," sagt dieser Geschichtschreiber, „war das Brod welches man Heinrich IV vorlegte gefroren." Der Winter von 1657 auf 1658 wüthete in ganz Europa. Karl X, König von Schweden, ließ auf einer 5 bis 6 Lieues breiten Strecke ein ganzes Heer, mit Geschütz, Reiterei, Pulverkarren und Gepäck, über das baltische Meer marschiren. In Paris hatte die Seine fünf Fuß dickes Eis, und das Thauwetter zerstörte die Marienbrücke, an welche 22 Häuser gebaut waren. Im 18ten Jahrhundert herrschte sehr große Kälte. Die Tagesblätter jener Zeit, so wie die Memoiren, verzeichnen die Winter von 1709, 1740, 1776, 1784, 1788 und 1794 ꝛc. Der von 1709 verhängte durch die schrecklichsten Unfälle Trauer über das Alter Ludwigs XIV. Alles dem Boden anvertraute Getreide erfror, und gieng in den Furchen zu Grunde; man mußte im Frühjahr umackern und von neuem säen. Zur Strenge der Jahreszeit gesellte sich noch Hungersnoth. In der Stadt, auf den Feldern fand man täglich eine Menge erfrorner Menschen. Das Brod war so selten, so theuer, daß Frau v. Maintenon, inmitten des Glanzes von Versailles, Haferbrod auf der Tafel auftragen ließ. Ludwig XIV verkaufte für 800,000 Fr. Gold- und Silbergeschirr um den Unglücklichen Hülfe leisten zu können. Alle Obstbäume waren durch den Frost vernichtet. Im Jahr 1740 war die Themse ganz gefroren, und die Handelsbewegung in völliges Stocken gerathen. Man baute auf dem Eis eine umfangreiche Küche, in der man einen ganzen Ochsen briet. Von John Bull hat man aus diesem Anlaß ein hübsches Wort; er sagte: London habe Gamache's Hochzeit für den Bonhomme Winter von 1740 gefeiert. Die Winter von 1776 und 1784 waren nicht minder streng. König Ludwig XVI, welcher damals regierte, ließ dem Volk die Küchen des Versailler Palastes öffnen. Man zündete große Feuer in den Pariser Straßen an, damit die Armen sich wärmen konnten. Die Kälte war so heftig daß mehrere Glocken beim Läuten zersprangen. Der Wein gefror in den Kellern; dieß war im Jahr 1776. Voltaire schrieb damals: „Meine Gesundheit kann dem barbarischen Winter der uns im Monat April niederdrückt nicht mehr widerstehen." Rauher noch war der Winter von 1784. In diesem Jahr errichteten die Krämer und Vorübergehenden dem König Ludwig XVI, an der Ecke der Rue de Coq und der Rue Saint-Honoré, vor dem Thore des Louvre, ein ganz den Umständen angemessenes Denkmal: eine Schnee-Pyramide, welche folgende Inschrift trug:

Digitized by Google

Louis, les indigents que ta bonté protége
Ne peuvent t'élever qu'un monument de neige;
Mais il plaît davantage à ton cœur généreux
Que le marbre payé du pain des malheureux.

(Ludwig, die Bedürftigen, welche deine Güte beschützt, können dir nur ein Schneedenkmal errichten; allein es ist deinem großmüthigen Herzen angenehmer als der mit dem Brode der Unglücklichen bezahlte Marmor.) Der berühmteste Winter unsers Jahrhunderts ist der von 1812, welchen der unheilvolle Rückzug von Moskau mit Blut- und Trauerbuchstaben in unsere Geschichte eingeschrieben hat. 1820 hatte abermals einen der strengsten Winter; 1829, 1838, 1841, 1842 werden ebenfalls unter die Jahre gerechnet werden welche in unsern Klimaten Erinnerungen exceptioneller Kälte hinterlassen haben. Der Winter von 1853 und der von 1860 sind die letzten die angeführt zu werden verdienen. (La Science Pittoresque.)

Briefe aus Texas.

Von A. v. W.

1. Von New-Orleans nach San Antonio.

Du weißt, lieber Freund, daß mich der Wunsch, das Tropenleben auf den westindischen Inseln und die freie und primitive Naturschönheit, das nomadisirende Reiterleben im Süden der Vereinigten Staaten zu genießen, mich bewog den vergangenen Winter und den Frühling in Cuba, Louisiana und Texas zuzubringen. Ich will dir zunächst von meiner Reise nach Texas eine treue Schilderung geben, von meinem Besuch der deutschen Colonien daselbst, und werde dich zuvor mit dem Schauplatz des Ganzen durch einige Umrisse bekannt machen.

Texas, früher eine mexicanische Provinz, seit 1845 Staat der Union, ein Land von etwa 10,000 Quadratmeilen und doch kaum 400,000 Einwohnern, „das Italien der Vereinigten Staaten," obgleich seinen Breitegraden nach schon bedeutend südlicher gelegen (in einer Breite mit Algier und Aegypten), bildet eine von Nordost nach Südost geneigte schiefe Ebene, und zerfällt in drei Regionen oder Terrassen, die in vielen Beziehungen sehr von einander verschieden sind; den ebenen, den wellenförmigen und den gebirgigen Theil, oder das untere, mittlere und höhere Land; in geographischer Beziehung aber besser so zu bezeichnen: „das östliche, das mittlere und das westliche Texas," da diese drei Theile jene Abtheilungen in ebenes und gebirgiges Land wieder mit einander gemein haben. Ost-Texas erstreckt sich vom Sabine, dem Gränzfluß mit Louisiana und dem Redriver, der es von Arkansas trennt, bis zum Trinityfluß, Mittel-Texas vom Trinity bis zum Colorado und West-Texas vom Colorado bis zum Rio Grande del Norte, dem Gränzfluß mit Mexico. Die ebene Region begreift die ganze Küste, von 30—60 engl. Meilen weit ins Innere sich ausdehnend, mit dichten Waldungen von Eichen und anderem Laubholz, und fruchtbarem Alluvialland an den Strömen, dem besten Boden für Zuckerrohr, Reis und Baumwolle. Die wellenförmige Region umfaßt das ganze Innere und den Norden, und reicht westlich bis zum gebirgigen Theil, der 150—200 Meilen von der Küstenregion liegt. Dieß ist das Land der ansteigenden, rollenden, immer grünen Prairie, der dicht bewaldeten Flußthäler, der schönen, gleich Oasen zerstreuten Waldgruppen, der rasch fluthenden Ströme, der kühlen, erfrischenden Quellen, und das schönste und gesundeste Klima von Texas, beglückt durch eine stets milde Luft und fast stets wolkenlosen Himmel, außer in den Monaten Januar bis März, wo die kalten, alles durchdringenden Nordwinde wehen. Der Boden ist hier vortrefflich und kann alle Producte der heißern und gemäßigten Zone erzeugen, sobald es nur am Regen nicht fehlt (zwei Maisernten sehr häufig vom selben Land, die erste gepflanzt im Februar, die zweite im Juni). Der Farmer kann alle europäischen Getreide-Arten und Gemüse, sowie Baumwolle, Reis und Tabak ziehen, und Vieh in beliebiger Anzahl mit sehr wenig Arbeit und Mühe, da das Vieh sein Futter das ganze Jahr durch im Freien findet. Es ist nächst Australien das schönste Viehzuchtland in der Welt, und alle größern Farmer haben mehrere hundert oder tausend Stück Rindvieh, außerdem Pferde, Schafe und Schweine.

Die dritte Region ist ein Gewinde von Bergwellen und Tafelländern, wo kurze Berggüge, wüste Felsstriche, fruchtbare Thäler, wasser- und baumlose Prairien, und durch Brand niedergehaltene Baumwaldgürtel abwechseln. Hier ist Reichthum an edlen Metallen und völlig wilde Natur. Es ist die Heimath des Jägers und der freien Indianer (Comanchen und Apachen), das Weideland der Hirsche und Büffel, Schlupfwinkel für Bären und Panther, hat herrliche krystallklare Bergströme, umgürtet mit dichtem Wald, meist aber noch sehr wenig bekannt und erforscht.

Trotzdem daß die Natur von Texas reiche Schätze und große Triebkraft besitzt, und einer großartigen Entwicklung fähig ist, so ist die Cultur doch noch weit zurück, was einmal aus der Jugend des Landes zu erklären ist, hauptsächlich aber weil es zu den Sklavenstaaten gehört, in denen eine Art Mißachtung auf der freien Arbeit liegt; sie zeigen daher nirgends in der Union jene raschen reißenden Fortschritte zu äußerer Cultur, Wohlstand und Bildung wie die freien Staaten des Nordens und Westens, die in dieser Hinsicht unglaubliches geleistet haben. Ich bedauere daher das Loos der Deutschen die sich in diese Ultima Thule vergraben haben, wo sie zwar ein schönes Klima genießen, aber der geistigen Lebensluft entbehren, wo sie der Verbindung mit dem Vaterland fast gänzlich entrückt und abgestorben sind, und so gut wie gar keine befruchtende Rückwirkung ausüben können, übrigens auch politisch eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Ihr geistiges Leben verkümmert und verbittert meistens, wie ich mich bei fast allen dorthin Ausgewanderten aus den gebildeteren Classen überzeugt habe, wenn sie auch sonst materiell

Digitized by Google

gedeihen. Es fehlt ihnen an der für sie passenden Lebensluft, der geistigen Zuströmung und Mittheilung, und die Früchte ihres Wirkens sind verhältnißmäßig sehr unbedeutend, finanziell wie social, und kommen weniger ihnen selbst als ihren Kindern zu gute. Das eigenthümliche und großartige, übrigens doch einförmige Naturleben entschädigt nicht für die geselligen Entbehrungen. Im Norden und Westen der Vereinigten Staaten hat das deutsche Element eine viel bedeutendere Zukunft, und wenn es auch wohl nie dazu gelangen wird eigene deutsche Staaten zu bilden, wegen der Gegenbestrebungen der Amerikaner, und Dank den Fehlern von denen die Deutschen auch im Ausland nicht lassen können, dem Sondergeiste, dem Religionshader, dem gegenseitigen Mäkeln und Anfeinden, statt sich gegenseitig Verbünden und Fördern, so hat es doch die sehr wichtige Aufgabe, ein neues und wohlthätiges Element in den Anglo-Amerikanismus hineinzubringen, nämlich mehr Rechtlichkeit, Gemüth und Sinn für die höhern Aufgaben der Menschheit; den Puritanismus und die Einseitigkeit der amerikanischen Sitten und Denkweise zu mildern, und ihm in seinen Turn-, Musik- und Gesangfesten, in seinem ganzen Denken und Thun zu zeigen was froher und ächter Genuß des Lebens ist, den die Amerikaner gar nicht verstehen. In der folgenden Beschreibung werde ich mich bloß auf den Landestheil beschränken den ich selbst bereist habe; es war dieß der westliche Theil, für den ich mehr Interesse hatte, da er der gesundeste und für den europäischen Ackerbau mehr geeignet ist. Der östliche Theil ist auf weite Strecken hin sumpfig, wald- und wasserreich, von feuchtwarmem Klima und daher sehr den Fiebern unterworfen; er hat Ueberfluß an giftigen Schlangen, Alligatoren und lästigen Insecten, wie Moskitos, Taranteln, Sandflöhe, Buschläuse ꝛc.; diese sind im Westen zwar auch genügend vorhanden, aber kommen doch weniger massenhaft vor. Es sind dieß Beigaben der Natur, die uns ihre schönsten Genüsse verleiden können.

In den letzten Tagen des März, als die warmen Strahlen der Sonne schon mächtig das neue Leben des Frühlings erweckten und die weiten Wälder und Sümpfe Louisiana's sich wieder mit jugendlich frischem Grün schmückten, trat ich meine Reise von New-Orleans aus an. Zunächst fuhr ich auf der neuen Opelousas-Eisenbahn in südwestlicher Richtung nach Berwicks-Bay, einem in den Golf von Mexico ausmündenden Meerbusen, einige 80 engl. Meilen weit, um dort das Dampfschiff nach Galveston zu besteigen und so ein großes Stück der Flußschifffahrt abzuschneiden, indem man sonst auf dem Mississippi erst weit östlich den Strom hinabfahren muß, um den Golf zu erreichen, ein Umweg von circa 250 Meilen. Der Weg ward in vier Stunden zurückgelegt und durchschneidet ein meist sumpfiges Terrain, einige Meerbusen und kleine Flüsse. Interessant ist der Anblick dieser endlosen, schweigsamen Wälder und Sümpfe, abwechselnd mit schönem, fruchtbarem Plantagenland, reichen Mais- und Zuckerrohrfeldern und den idyllisch unter Bäumen oder in Orangengärten gelegenen Wohnhäusern der Pflanzer, umgeben von den soliden Gebäuden der Zuckermühle mit hohen Essen, den Rohr- und Holzschuppen und den niedlichen Bretterhäuschen der Sklaven, die reihenweise daneben stehen. Das Wohnhaus des Pflanzers ist zuweilen sehr stattlich und den Villen oder Schlössern der europäischen Aristokratie gleichend, meistens aber hat es nur das Ansehen eines einfachen Pavillons oder Landhauses, an allen vier Seiten mit Gallerien oder bedeckten Veranden umgeben, umschattet von den Laubdächern der immergrünen Lebenseiche, Cypresse und Orange. Den Hintergrund schließen die dicht mit langem, grauem Moos behangenen Wälder. Diese großen Plantagen bekommt man hier indeß weniger zu sehen als an den Ufern des Mississippi auf dem Wege stromabwärts von Vicksburg und Natchez an, und fast noch 100 Meilen unterhalb New-Orleans, wo sie den Hauptreiz der Fahrt ausmachen; dagegen hatte ich hier das Vergnügen zum erstemale einige schwarze Alligatoren von 4—6 Fuß Länge auf umgefallenen Baumstämmen ausgestreckt liegen oder sich in ihrem Elemente, dem Wasser und Sumpfe bewegen zu sehen. Sie tauchten unter Wasser als der Zug nahe vorbeibrauste. Die ganze Umgegend hier, im Sommer tödtliche Fiebermiasmen aushauchend, unter den Strahlen der senkrechten Sonne auf diese stagnirenden Gewässer, auf die Unmasse faulender, vegetabilischer Stoffe, todter Fische u. s. w. ist nur eine Heimath für Schlangen und Alligatoren, und nur der Neger vermag es, hier ungestraft sich der Sonne des Sommers auszusetzen und im Felde zu arbeiten. Mittags kamen wir an den Endpunkt der Bahn, wo ein paar miserable Blockhäuser den pompösen Titel Brashear-City führen und wo ein Anlegeplatz für die Dampfschiffe ist, die von hier aus die Bay hinunter und nach Galveston fahren. Nach kurzer Rast für das Aufnehmen der Passagiere und der Fracht dampften wir weiter durch unabsehliche Wälder und vielfach sich schlingende Gewässer, bis wir nach einigen Stunden die freien Wasser des Golfs erreichten und die niedrigen Küsten fast aus den Augen verloren. Die Schiffe die auf dieser Route nach Texas fahren sind nicht so schmal und scharf gebaut wie die Seedampfer, vielmehr den Flußdampfschiffen ähnlich, breit gebaut und mit sehr geringem Tiefgang, wegen des seichten Zuganges und der Sandbanke vor Galveston und Indianola. Bei ruhiger See haben sie eine angenehme Bewegung, aber bei Sturm, wie ich in der nächsten Nacht einen erlebte, spürt man die Schwankungen sehr stark und unangenehm, und sie bieten wegen ihres leichten Baues auch nur sehr geringe Garantie der Sicherheit. Das kummert den Amerikaner aber nicht, wenn er nur schnell vorwärts kommt und möglichst viele Verkehrsmittel sich öffnen. Nach 22stündiger Fahrt von New-Orleans kamen wir an vor Galveston, der größten Stadt in Texas, das den Haupthandel des Landes mit New-Orleans und New-York führt, auf einer niedrigen, sich lang hinstreckenden Insel gelegen und jetzt 9—10,000 Einwohner zählend. Die Umgegend sieht höchst dürftig und traurig aus, kein Baum, kein Strauch ist zu sehen, nur sandige Dünen, die Häuser sind meist von Holz oder aus Ziegelsteinen gebaut, in modernem Charakter und in rechtwinkelig sich schneidenden Straßen ausgelegt. Einige hübsche Kirchen und öffentliche Gebäude sind vorhanden (Galveston ist der Sitz eines katholischen Bischofs), mehrere Fabriken und ziemlich große Waaren-

Digitized by Google

häuser mit allen möglichen Vorräthen, etliche Bierhallen, Dank unsern deutschen Landsleuten, die hier in ziemlicher Zahl vertreten sind, aber übrigens gar nichts interessantes oder zu längerem Aufenthalt einladendes. Es herrscht das gewöhnliche Treiben der amerikanischen Hafenstädte, bedeutender Fisch- und Austernfang wird betrieben, am Wasser stehen die Güterschuppen und Waarenhäuser, die Geschäftscomptoirs und Trinkstuben in wüst und vernachlässigt aussehenden, nur eben ihrem Zweck entsprechenden Gebäuden, dahinter liegt ein regelmäßiges Häuserschachbret, das in hübschen Landhäusern und Gärten endet. Die Luft ist gesund und erfrischend wegen der beständigen Seewinde, doch im Herbst stellt sich auch hier, wie an fast allen Küstenpunkten des Golfs, das gelbe Fieber ein. Unser Boot fuhr Abends weiter nach Indianola, und da mir daran gelegen war, möglichst schnell nach Antonio zu kommen, als dem den deutschen Colonien nächsten Theile und dem Centrum der großen Viehzucht, so beschloß ich gleichfalls bis Indianola zu fahren, von wo man in drei Tagen per Post oder zu Pferd nach Antonio hinaufreisen kann, um dann den Rückweg über Austin und Galveston zu nehmen. Die Nacht war sehr stürmisch, starke Gewitter in der Ferne und prächtiger Mondschein über den wild empörten Wellen, die das Schiff in allen Fugen knarren und zittern machten. Erst gegen Morgen legte sich der Sturm, wir hatten immer die niedrige Küste des Landes im Gesicht, und um Mittag kamen wir an vor Indianola oder vielmehr Powderhorn am Eingange der Matagorda-Bay gelegen. Die erstere Stadt existirt zwar noch, hat aber sehr wenig Bewohner und wird von den Schiffen gar nicht mehr besucht, da ein Sturm den Landeplatz zerstört und den Hafen ganz versandet hat. Die meisten Einwohner haben sich drei Meilen weiter unterhalb der Bay angesiedelt und einen neuen Ort gegründet, Powderhorn, wo die Schiffe anlegen an zwei weit ins Meer hinausgebauten Pfahldämmen, die aber auch dem Versanden ausgesetzt sind. Zwei Stunden lang bemühte sich unser Dampfer vergeblich an der Spitze dieses Dammes anzulegen; der heftige Westwind verhinderte das Festmachen, die Taue rissen und wir mußten in kleinen Booten ans Land gehen. Der Anblick der Küste ist sehr einförmig und trübselig, sie ist ganz flach und besteht aus Sanddünen und Weideflächen. Das einzige was das Auge erfreut, sind die zahlreichen Viehheerden, die im üppigen Gras der weiter zurückliegenden Prairie schwelgen.

(Schluß folgt.)

Eine Erdkugel aus dem Jahre 1493.

In einem am 21 Dec. 1860 vor der Pariser Société de Géogr. gehaltenen und in dem Bulletin dieser Gesellschaft mitgetheilten Vortrage hat uns der um die Geschichte der Erdkunde hoch verdiente Hr. d'Avezac einen von ihm zu Laon gefundenen Globus mit der Jahreszahl 1493 beschrieben, und eine Zeichnung davon in einer synoptischen Projection mitgetheilt. Das Interesse dieser Urkunde liegt in dem atlantischen Theil, denn die morgenländischen und indischen Partien weichen nicht ab von den nach Marco Polo entworfenen Karten des spätern Mittelalters. Natürlich liegen sich Asien und Europa unmittelbar gegenüber, und der Ostrand der Insel Zipangri (Corruption für Zipangu, Japan des Marco Polo) besitzt mehr als 280° östl. L., von den Fortunaten (Canarien) gerechnet. Nach den Anschauungen dieses Kartenzeichners hielt man also den äußersten Rand der asiatischen Welt nur um 80 Längengrade vom äußersten Rand unsers Abendlandes entfernt. Noch tiefer in dem atlantischen Ocean als die Canarien, gerade dort wo der Globenverfertiger schicklicherweise die Azoren hätte anbringen können, malt er zwei Inseln etwa von isländischer Größe, die er Antela und Salirosa nennt. Antela oder Antiglia war eine geographische Wander- und Lockinsel des ahnungsvollen 15ten Jahrhunderts, die vor den atlantischen Schiffern bald näher, bald ferner auftaucht, und die zuletzt ins Sagenbuch geschrieben, ihren Namen wenigstens den westindischen Inseln hinterlassen hat. Schwesterlich liegt neben ihr im Norden Salirosa, ein bisher in der wunderlichen Geographie der vorcolumbischen Zeit noch nicht gehörter Name. Auf andern Karten jedoch heißt die Insel im Norden von Antela Satanagio, Satanazio, Saravagio, Sarastagio. Auf manchen Karten sieht man wohl gar eine Teufelsgestalt auf dieser Insel. Hr. d'Avezac hat scharfsinnig bemerkt daß Satanagio wahrscheinlich durch eine fahrlässige Abschrift von S. Atanagio entstanden sey und aus der Athanasius- eine Satansinsel geworden ist. Die Darstellung Afrika's welche der Globus bietet ist im Vergleich zu andern Urkunden der nämlichen Zeit sehr roh, wenn auch die dreieckige Gestalt dieses Continents jedoch mit einem fälschlich ins indische Meer gebogenen Südhorn deutlich zu erkennen ist, und dem Welttheil eine Ausdehnung bis etwa 35° s. Br. zugetraut wird. Von den portugiesischen Entdeckungen kannte der Verfasser nur den Namen Guinea, den er aber für Räume in der Nähe des australischen Wendekreises aufgespart hat, unter welchen er auch die Inseln im Golf von Benin verlegt, von denen er jedoch nur die St. Thomasinsel mit Namen bezeichnet. Am Südhorn des Festlandes findet sich neben der Bezeichnung Mons Niger die Legende Huc usque Portugallenses navigio pervenere. 1493. Der Verfasser hat also offenbar nach alten und längst veralteten Mustern seinen Globus gemalt, und dann einige mißhörte Notizen über die neueren Entdeckungen auf das alte ungeschlachte Bild eingetragen — eine Versündigung von der auch Martin Behaim nicht freizusprechen ist. Der Mons Niger oder Monte Nigro bei Behaim, Cabo Preto bei La Cosa, wird auf allen älteren Karten neben dem Küstennamen Manga das Areas gelesen, und ist das heutige Cap Nègre (16° südlicher Breite) in Afrika. Dieß war der äußerste Punkt den der Entdecker Diogo Cam im Jahr 1485 erreichte, und dort ließ er am Ufer einen steinernen Wappenpfeiler (padram) pflanzen, zum Zeichen der Besitzergreifung, weßhalb auch das dortige Cap Cabo do Padram genannt worden ist. Dieß war die letzte Entdeckung

Digitized by Google

von welcher der Globenmaler im Jahre 1493 etwas gehört hatte, und die er keck an die Südspitze seines altmodischen Afrika's verlegt.

Das Schin-Sen.

Eine in der Arzneikunde des Chinesen eine große Rolle spielende Substanz ist kürzlich von den der englisch-chinesischen Expedition beigegebenen Aerzten einer genaueren Untersuchung unterzogen worden, und Dr. Arnaud hat über diesen Gegenstand folgendes Schreiben an die Akademie der Wissenschaften gerichtet: „Beim Besuch der kaiserlichen Paläste haben wir Gelegenheit gehabt einige Probestücke der berühmten Wurzel Schin-Sen oder Nin Sen (Schin oder Nin bedeutet Apfel, Sen Gesundheit, Kraft, Stärke) zu sammeln — einer vorzugsweise medico-hygienischen Substanz in China, welche nach dem Gewicht des Goldes verkauft wird. Es ist die zweispaltige Wurzel einer kleinen Pflanze die man im Graslande der Tatarei findet. Die Blätter, welche fehlen, müssen, nach der Schmalheit des Halses zu schließen wo man sie im Augenblick der Ernte glatt abschneidet, klein und niedrig seyn. Dieser Hals vereinigt hinter einander zwei divergirende Wurzeln von der Dicke zweier kleinen langen Radiesen. Getrocknet lassen sie sich leicht spalten, sind bläulich oder gelblich, halb durchsichtig besonders an den Enden, die sich oft in einige Würzelchen abtheilen. Der Geschmack ist anfangs süßlich, wie der des Süßholzes, und dann durch das Kauen schwach bitter. Man darf, schon vor der Analyse dieser Substanz, deren Bruch ein glasig-harziges und gelbliches Ansehen hat wie der des ein wenig zu viel gekochten Gerstenzuckers, behaupten daß sie eine bemerkenswerthe Menge Zuckerstoff enthält. Sie hat keinen Geruch, wenigstens im trockenen Zustande, und besitzt die Leichtigkeit der Iriswurzel. Man gebraucht sie als Decoct, in sehr winzige Stücke geschnitten und im Verhältniß von einigen Grammen bis zu höchstens einer halben Unze auf die Tasse — eine Dosis zu welcher man stufenweise gelangt. Es wird sehr empfohlen das Decoct in einem geschlossenen Gefäß, in der Schwitzstube und im Marienbad sieden zu lassen. Diese beiden Bedingungen sind unumgänglich um sowohl die Vorzüge als das Aroma des Tranks zugleich zu conserviren. Man muß ihn nüchtern nehmen, drei oder vier Morgen nacheinander, selten länger als acht Tage. In gewissen Fällen nimmt man ihn auch Abends beim Schlafengehen. Der Satz, wie der des Kaffees oder Thees, kann zu einem zweiten Absud benützt werden. Man befolgt seine gewöhnliche Lebensweise, muß sich aber unbedingt des Theegenusses während mindestens einen Monat enthalten, weil man sonst alles Nutzens vom Gebrauch des Schin-Sen, dessen Wirksamkeit durch den Thee vernichtet würde, verlustig gienge. Diese Eigenthümlichkeit läßt glauben daß das Schin-Sen den durch übermäßiges Theetrinken, wie es in China gewöhnlich vorkommt, verdorbenen Magen wiederherstellt. Merken wir wohl daß man das Schin-Sen weder Kindern noch Greisen verschreibt. Dennoch ist es kein allzuwirksames Agens, weil ein concentrirter Absud in starker Dosis keine andere Unzukömmlichkeit hat als daß es dem Geschmack unangenehm ist, wie allzustarker Thee. Es ist eben so wenig ein Lebens-Elixier, weil man es alten Leuten nicht gibt. Man verschreibt es hauptsächlich jungen Leuten und erschöpften Erwachsenen. Alles läßt daher vermuthen daß es ein Analeptikum, ein mächtiges Stärkungsmittel und besonders ein Aphrodisiacum ist. Man kann davon mit dem Letschi-Mark (pulpe de letchi) oder einer andern Zuckersubstanz Täfelchen machen. Es gibt noch eine andere Art Schin-Sen, die aus Corea stammt und nach ihrem Ursprungsort den Namen Corisen führt. Sie ist häufiger, nicht so theuer, dessen ungeachtet aber sehr geschätzt. (La Science Pittoresque.)

W. E. Stanbridge über die allgemeinen Kennzüge der Stämme des Centraltheils von Victoria, Süd-Australien. Hr. Stanbridge hatte während eines achtzehnjährigen Aufenthalts Beobachtungen unter diesen Stämmen gemacht. Er schildert sie als Kannibalen der niedrigsten Art. Neugeborne Knäbchen werden häufig getödtet und von den Eltern und ihren Kindern gegessen. Dieß geschieht stets wenn ein Kind geboren wird ehe das vorherige zu gehen vermag. Sie glauben daß das andere, indem es so viel als möglich von jenem ißt, die Kraft beider besitzen werde. Im Aussehen unterscheiden sie sich von den Tasmaniern, welche schwarz sind und wolliges Haar haben, während diese Stämme lockiges Haar und eine olivenfarbige Haut besitzen, und bei jungen selbst ein Anflug von rothen Wangen bemerkbar ist. Sie haben dicke Bärte, hohe Backenknochen, ziemlich große schwarze Augen, hervorragende Augbrauen (wodurch die Stirn mehr zurückzutreten scheint als wirklich der Fall ist), dicke Nasen und sehr großen Mund. Der Schlund ist groß und viereckig und die Zähne hervorstehend. Die große Viereckigkeit des Schlundes ist, wie man glaubt, die Folge davon daß sie das Fleisch beständig mit den Zähnen abreißen, da dieselbe bei jungen Kindern nicht vorhanden ist, und auch nicht bei denen welche fast ganz unter weißen Leuten gelebt hatten. Vielweiberei ist gewöhnlich, indem einige drei oder vier Weiber haben; allein die wünschenswertheste Zahl scheint zwei zu seyn. Einige indeß sind auch der Meinung ein Weib sey vollauf genug. Ihre Priester lehren sie glauben daß Regen durch brennendes Menschenhaar veranlaßt werde, und dieß scheinen sie eifriger zu glauben als irgendetwas anderes. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 21. Augsburg, 19 Mai 1861.

Maury's neue physische Geographie des Meeres.

M. F. Maury, der berühmte Vorsteher des Observatoriums in Washington, der Herausgeber der Sailing Directions, welcher nautische Kalender in der Geschichte der Seefahrten eine ähnliche Bedeutung erlangen wird wie zu verschiedenen Zeiten die Anwendung des Compasses, die ersten Karten des Golfstromes, die Benutzung der Spiegelsextanten und der Chronometer, hat in London eine neue Ausgabe seiner Geographie mit der beneidenswerthen Titelnotiz „als Umarbeitung und Erweiterung der achten Auflage" erscheinen lassen. Eine achte Auflage über einen so speciellen Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung im Laufe von sechs Jahren sichert dem Werke eine unvergängliche Berühmtheit, wie die Dienste, welche es für die wissenschaftliche Ausbildung der Seeleute leistet, nicht hoch genug geschätzt werden können.

Mit großer Begabung für faßliche Art der Belehrung schildert Maury uns den Luft- und den Wasserocean, wovon der zweite 400mal so schwer als der andere, aller Wahrscheinlichkeit nach eine durchschnittliche Tiefe von 4, die Atmosphäre dagegen eine Tiefe von wenigstens 50 engl. Meilen besitzt. In einem Abstand von 26,000 engl. Meilen von der Erde würde aber die Centrifugalkraft die Anziehungskraft überwältigen, also daß alle wägbaren Stoffe mithin auch die Atmosphäre, wenn sie der täglichen Bewegung der Erde folgen sollen, innerhalb dieses Abstandes sich befinden müssen. Sir John Herschel hat außerdem aus den Beobachtungen auf der Ballonfahrt des Hrn. Welsh geschlossen, daß schon bei 80 bis 90 engl. Meilen Abstand von der Erde ein Vacuum oder sogenannter luftleerer Raum sich befindet, viel vollkommener als wir ihn unter der Luftpumpe erzeugen können. Ein Meteor welches 1783 auf einen Abstand von muthmaßlich 50 engl. Meilen hörbar explodirte, gilt dem genannten großen Astronomen als Beweis daß unsere Luftsee mindestens 50 engl. Meilen tief seyn müsse, weil die Luft allein jenen Schall zu leiten vermochte. Die Tiefe der See ist stellenweis annähernd mit dem Loth gemessen worden, allein man kann die Tiefe großer Meeresflächen auch noch auf andere Weise bestimmen. Die Geschwindigkeit womit sich größere Meereswellen bewegen folgt ganz eigenthümlichen aber sehr strengen Zahlengesetzen. Die Geschwindigkeit wächst nämlich wenn die Breite der Welle und die Meerestiefe gleichzeitig wachsen. Eine Meereswoge von 10 F. Breite auf 10′ Tiefe bewegt sich 4,^{87} engl. Meilen in der Stunde, eine Woge von 100,000 F. Br. auf 100,000 F. Tiefe würde sich aber 487,^{79} engl. Meilen in der Stunde bewegen. Bei dem Erdbeben oder Seebeben im Golfe von Jeddo, welches am 23 Dec. 1854 9 U. 45 M. ausbrach, entstanden die heftigsten Meeresbewegungen, und mehrere Stunden später zeigten die Fluthmesser in San Francisco und San Diego (Californien) die Ankunft ungewöhnlicher Wogen an. Aus der angestellten Berechnung ergab sich daß die San Francisco Wellen 256, die San Diego Wellen 221 Meilen Breite besessen und sie sich von Japan über das stille Meer mit einer Geschwindigkeit von 438 und 427 Meilen bewegt hatten, woraus man schließen darf daß die San Francisco Welle über eine durchschnittliche Tiefe von 2149, die San Diego Welle über eine durchschnittliche Tiefe von 2034 Faden (1 Faden = 6 F.) oder 2½ engl. Meilen gelaufen war. Unter den vielen Nebenbestandtheilen des Seewassers ist als größte Merkwürdigkeit bekanntlich vor etlichen Jahren auch Silber entdeckt worden, und besäßen wir Scheidemittel genug um dieses Silber niederzuschlagen, so ließen sich den angestellten Berechnungen zufolge 200 Mill. Tonnen (à 20 Ctr.) Silber gewinnen, aus der Tonne Silber aber lassen sich 56,000 Thlr. oder 98,000 fl. rh. prägen. In diesem Sinne kann man sagen daß die See der größte Geldsäckel aber auch die „sinnloseste" Verschwendung der Natur ist. Wenn das Gewicht der Luftsee so groß ist wie das einer Bleikugel von 60 engl. Meilen Durchmesser oder nicht ganz eines geographischen Grades am Aequator, so muß das Gewicht der Salzwassersee 400 solchen Kugeln gleichen. Ferner, wenn man die Erde wie eine Orange in 1786 gleiche Schnitten zerlegte, so würde eine solche Orangenschnitte gerade so viel wiegen wie alle oceanischen Flüssigkeiten unsers Planeten.

Eingetheilt wird die See in die drei großen Becken: stiller, indischer, atlantischer Ocean. Dieser letztere, unsrer Ocean, ist offenbar das Schooßkind der Natur, und der be-

Digitized by Google

gabteste der drei Brüder. Seine größte Ausdehnung oder Längenachse geht von Nord nach Süden, die des stillen Meeres von West nach Osten, also verbindet der eine Welttheile, während sie der andere trennt. Die Strömungen im stillen Meere sind breit und träg, im atlantischen eng und hurtig. Ebbe und Fluth sind in letzterm sehr kräftig, im stillen Ocean matt. Der stille Ocean ist der Ernährer des atlantischen, denn alle großen Süßwasserströme, der St. Lorenz, der Mississippi, Orinoco, Amazonas, La Plata, werden von den Dünsten des stillen Meeres gebildet, die am andern Abhang der Cordilleren sich als Regen verdichten. Der atlantische Ocean empfängt also beständig vom Stillen verdünnendes Süßwasser. Die Zierde des nordatlantischen Beckens, die sich zwar anderwärts analog, jedoch bei weitem nicht so energisch wiederholt, ist der Golfstrom. Maury hat über den Ursprung dieses Stromes seine eigene Lehre aufgestellt und zwar im Widerspruch gegen Sir John Herschel, welcher den Passatwinden die Wirkung zuschrieb das Niveau im caribischen und mexicanischen Golf durch Hineinfegen der See beständig zu erhöhen, so daß der Golfstrom dann wie ein Wasserfall bei Florida den Ueberschuß ins atlantische Meer entleeren würde. Diese Lehre ist falsch, einmal weil das Golfwasser nicht abwärts, sondern bergan fließt. Die Tiefe des Golfstromes bei Bimini (Florida), also an der Quelle, beträgt mindestens das Doppelte als seine Tiefe bei Hatteras, seine Steigung auf dieser Strecke aber etwa 100 Faden. Er fließt also in seinem Bett (von gewöhnlichem atlantischen Meerwasser) bergan. Zweitens ließe sich aus einem immerhin sehr geringen Fall weniger Fuß nicht erklären daß der Golfstrom noch das europäische Nordcap erreichen sollte. Drittens weiß man daß Meeresströmungen stärker sind als Winde. Eisberge kann man oft gegen den Wind treiben sehen. Maury sucht daher die Wiege des Golfstroms in den caribischen und mittelamerikanischen Golfen, wo die See bis zu ihren höchsten Temperaturen erwärmt, also leichter gemacht sich einen Ausweg über die schwereren Wasser nach höheren Breiten sucht. Bei Biscaya enthält das Seewasser 3½ Procent Salz, in der atlantischen Passatzone, wo die Verdampfung des Seewassers am stärksten ist, steigert sich der Salzgehalt auf 4⁹/₁₀ Procent. Der Golfstrom sollte nun noch salziger seyn als das Passatwasser, allein er wird durch die großen süßen Wassermassen des Amazonas, Orinoco und Mississippi verdünnt, und enthält auf der Höhe von Charleston (Südcarolina) nur 4 Procent Salz, also wohl mehr Salz als das nördliche atlantische Wasser, aber weniger als das atlantische Passatwasser. Das wärmere, also leichtere Golfwasser kann aber nicht in gerader nördlicher Richtung nach dem Nordpol abfließen, sondern es wird mit wachsender Breite nach Osten abgebogen. Dieß ist die Wirkung von der Umdrehung der Erde. Da wo der Golfstrom in das atlantische Meer einbricht, bewegt sich die Erdoberfläche, also auch das Golfwasser in der Stunde um 157 engl. Meilen weiter als auf der Höhe der Bank von Neufundland. Also muß sich ein Strom der vom Aequator nach dem Nordpol fließt, also beständig mit stärkerer Umdrehungsgeschwindigkeit in schwächere übergeht, in der Richtung der Umdrehung, also gegen Osten abbiegen. Umgekehrt wird ein Strom der aus hohen Breiten nach dem Aequator geht, eine Ablenkung im anderen Sinne erfahren. Er kommt aus Breiten wo die Umdrehung eine geringere ist, die Erde wird sich also unter ihm hinwegdrehen und er wird nach Westen abgebogen werden. Daher die Nordost- und Südostpassate der nördlichen und der südlichen Halbkugel.

Wem diese Ablenkung in Folge der Rotation der Erde etwa noch neu oder noch nicht recht faßlich erscheinen sollte, der erinnere sich nur daß wenn er aus einem fahrenden Wagen springt, er ebenfalls eine Zeitlang noch die alte Bewegung beibehält, daß er hinstürzt wenn er in senkrechter Richtung zur Bewegung herausspringt, und daß er um nicht hinzufallen in der Richtung der Bewegung des Wagens springen muß. Ferner wenn man aus dem Fenster eines Eisenbahnwagens während der Fahrt mit einem Apfel nach dem Kopf irgendeiner an der Bahn stehenden Person zielt, optisch richtig zielt, und auch in der optischen Richtung wirft, der Apfel dennoch, weil er noch etwas von der alten Bewegung behält, sein Ziel verfehlen, und zwar in der Richtung des Eisenbahnzuges abweichen müßte. Ganz neu ist ein anderer sinnlicher Beweis welchen Maury uns mittheilt. Wo Eisenbahnen auf der nördlichen Halbkugel von Nord nach Süd führen, werden bei der Ankunft der Züge die Wagenräder immer gegen die Schienen zur Rechten drücken; also: kamen sie von Norden gegen die westliche, kamen sie von Süden gegen die östliche Schiene. Es findet also für alles was sich von den Polen nach dem Aequator bewegt, auf der nördlichen Halbkugel eine Ablenkung nach rechts, auf der südlichen eine Ablenkung nach links statt. Daher werden die Passatwinde die gegen den Aequator wehen auf der arctischen Hälfte nach rechs oder nach Westen (Nordostpassate), auf den antarctischen nach links oder ebenfalls nach Westen (Südostpassate) abgelenkt, während der Golfstrom recht füglich als eine Art rücklaufender Passat des Meeres bezeichnet werden kann. Die Rotation der Erde macht sich aber auch innerhalb des Golfstromes selbst fühlbar und sichtbar, nämlich auf folgende Weise. Der Golfstrom oder seine einzelnen strahlenförmigen Bänder — denn er breitet sich über das nordatlantische Thal aus wie die Finger einer Hand, deren Gelenk in der Floridastraße liegt — sind nicht völlig horizontal, sondern sie liegen dachförmig, oder besser uhrglasförmig auf der atlantischen See. Dieß weiß man aus Erfahrung. Ein tiefgehendes Schiff wird die Convexität des Golfwassers nicht oder sehr spät spüren, es wird vom Strom vielmehr ohne große Abweichung in der Richtung seiner Achse fortgetragen werden. So wie ein solches Schiff aber ein Boot losläßt welches minder tief geht, also viel stärker von der Convexität des Strombandes leidet, wird es entweder an den einen oder andern Rand hinabgleiten. Dieser Umstand hat eine praktische Wirkung. Wracke von Schiffen, die östlich vom Golfstrom verunglückten, oder Treibproducte Westindiens, Samen, Bäume u. s. w. kommen höchst selten ans Ufer der Vereinigten Staaten, sondern meistens nach Irland, Schottland, Norwegen, denn anders müßten sie ja auf den Kamm

Digitized by Google

der Uhrglaslinse hinaufschwimmen. Dieß könnte ihnen vielleicht, wenn sie unter günstigem Wind segelten, gelingen; allein der Golfstrom besitzt obendrein eben wegen der Rotation der Erde die Kraft immer nach rechts zu drängen, also auch das anschwimmende Treibstück stets nach dem europäischen Rand zurück zu schieben. Dieser Eigenschaft der Ströme und des Golfstromes insbesondere verdankt das atlantische Meer westlich von den Azoren seine schwimmenden Prairien, die sogenannten Sargasso- oder Grasbänke, mit denen die ältern Schiffer längst vertraut waren, welche auch nicht, wie Maury noch einmal dieses alberne Märchen wiederholt, die Seeleute des Cristobal Colon und der Pinzonen bei ihrer ersten Ueberfahrt sonderlich oder überhaupt erschreckt haben. Südlich von den Fucusbänken lauft der Aequatorialstrom von Ost nach West, nördlich der Golfstrom von West nach Ost, und in dem Sack zwischen beiden auf stillem Wasser schaukeln sich die atlantischen Wiesen, die sich auch in der Südsee unter gleichen Bedingungen wiederholen.

Ehedem hat man gesagt die Bank von Neufundland sey es welche den Golfstrom wie ein Damm zur Ablenkung nach rechts oder nach Osten zwinge. Jetzt ist eine solche Erklärung nicht mehr zu dulden, denn der Golfstrom wechselt die Breiten unter welchen er ablenkt nicht aus Höflichkeit für jene große Stockfischbank, sondern mit dem Stand der Sonne nördlich oder südlich vom Aequator, d. h. also mit den Jahreszeiten, oder wie man es kurz und gut ausgedrückt hat, er hebt sich oder senkt sich wie ein wehender Wimpel im Winter oder Sommer. Die Neufundlandsbank hat also nichts mit der Richtung des Golfstromes zu thun, wohl aber, und dieß ist ebenso neu wie scharfsinnig, die Richtung und Gränze des Golfstromes mit diesen Untiefen. Die Neufundlandsbank ist das Kind der Eisberge Grönlands und des Golfstromes, sie sind die Mütter, er der Vater. Wenn im Frühjahr die Eisberge, das heißt die Süßwassergletscher-Fragmente Grönlands mit den nördlichen kalten Strömen aus der Davisstraße in die niedern atlantischen Breiten herabschwimmen, so werden sie am Rand des Golfstromes — leider auf Kosten europäischer Frühjahrs-Temperaturen — abgeschmolzen. Solche Eisberge bringen aber stets Steine, Felsstücke und Erde mit, und diese Passagiere fallen zu Boden, so daß die Neufundlandsbank eine grönländische Schuttablagerung genannt werden darf.

Der Golfstrom gibt Europa seine hohe mittlere Temperatur, denn wir genießen eigentlich eine Treibhauswärme, eine Warmwasserheizung. Damit sich frostige Gemüther über diese Ausdrücke nicht scandalisiren, mögen sie vergleichen, daß im Osten Amerika's unter gleicher geographischer Breite — ceteris paribus — die Leute noch viel mehr frieren wie wir. Unsere thermometrische Bevorzugung ist aber zum Theil das Verdienst des Golfstroms, denn dieser verliert alltäglich so viel Wärme zur Milderung der atlantischen Luft, das heißt des europäischen West- und Südwestwindes, daß man mit dieser Wärme Berge von Eisen zum Schmelzen bringen könnte, deren Metallbäche noch mehr Raum ausfüllen würden als das Bett des Mississippi. Nur eine Unannehmlichkeit hat der Golfstrom, haben alle warmen Ströme; sie verscheuchen die schmackhaften und ernähren nur fade Seefische. Zwischen den Golfstrom und den Ostrand Amerika's drängt sich der kalte Polarstrom der Küste entlang, und aus ihm versorgen sich die Vereinigten Staaten mit einer Auswahl der leckersten Seefische, wie auch die großen Fischereien von Neufundland an einer solchen gesegneten Stelle liegen. Auch findet sich auf der ganzen Erde das Paradies aller Fischesser zwischen den Gallapagos-Inseln und Peru, weil dort der kalte australische Meeresstrom an der Küste gegen Norden läuft. Endlich hat der Golfstrom der Schifffahrt große Dienste geleistet. Maury hätte in dieser Beziehung anführen dürfen daß er für die rückkehrenden Schiffe aus Amerika schon von Alaminos, dem Steuermann welcher Hernan Cortes' Geschwader nach Mexico führte, benutzt wurde. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo es an Bord der Kauffahrer noch keine Spiegelinstrumente und noch weniger Chronometer gab, irrten sich die Capitäne oft um 6, 8, ja 10° über ihre Länge, die sie mehr erriethen als bestimmten, so daß ein Schiff ganz zufrieden war, wenn es statt vor Boston, vor New-York anlangte, während jetzt die Irrthümer kaum ebenso viel Längenminuten betragen, eine solche Minute hat aber selbst am größten Kreise (Aequator) nur einen Längenwerth von ¼ deutscher Meile. Benjamin Franklin war es der zuerst auf den Gedanken verfiel, den Golfstrom bei den nordatlantischen Ueberfahrten als eine Art Meilenstein zu benützen. Um 1780, als er in London war, ergab sich daß die amerikanischen Segelschiffe immer um 14 Tage früher in ihrer Heimath eintrafen als die britischen. Dieß kam nur daher daß sie den Golfstrom kannten oder vielmehr das Geheimniß daß sich in diesem Strom nie Walfische aufhielten. Sie vermieden ihn daher gänzlich und kürzten dadurch ihre Fahrt. Franklin rieth nun den Seeleuten auf ihrer Fahrt fleißige Sondirungen mit dem Thermometer anzustellen, damit sie wüßten wenn sie in das Golfwasser hineinträten, welches um 8° R. wärmer ist als das atlantische Seewasser. Sowie aber ein solcher rascher Temperaturwechsel den Seeleuten den Golfstrom verrathen hätte, mußten sie auch die Nähe des andern Festlandes daran erkennen. Franklin ließ sich nun von amerikanischen Seeleuten Karten des Golfstromes entwerfen, hielt sie aber aus politischen Gründen bis 1790 geheim. Als er dann das erste geographische Bild des Stromes veröffentlichte, wurde seitdem die durchschnittliche Dauer der Fahrt nach den nördlichen Vereinsstaaten um beinahe die Hälfte, von acht auf vier Wochen, gekürzt. Da aber für die Fahrt nach den südlichen Staaten die Karte wenig Einfluß üben konnte, so sey, meint Maury, die Folge gewesen daß sich seitdem die Schifffahrt der nördlichen Staaten, bis dahin die geringere, rasch über die der südlichen Staaten emporgeschwungen habe.

Ueber die Strömungen in der Luft hat Maury eine eigene Lehre aufgestellt, voller Hypothesen, wie er selbst eingesteht. Auch wird dieser und zwar der wichtigste Theil der Meteorologie noch so lange voller Räthsel und Vermuthungen bleiben, bis aus dem Innern Afrika's, aus dem Sudan, aus den Livingstone'schen Entdeckungen, von den Seen Ostafrika's,

Digitized by Google

von den Nilquellen, und endlich aus den unbekannten Räumen des äquatorialen Schwerpunktes jenes Continentes wissenschaftlich genügende Beobachtungsreihen vorgelegt werden. Dort wird sich alles entschleiern, denn dort wird man die Gesetze der Luftströmungen in der Mitte gewaltiger Festländer kennen lernen. Bis jetzt kennt man nur Ein Gesetz: die Luft bewegt sich beständig von den Räumen eines hohen nach den Räumen eines niedrigen barometrischen Druckes, oder wie Dove es so trefflich bezeichnet: nach den Auflockerungsstellen. Man weiß ferner daß die Richtung dieser Bewegung von der Rotation der Erde — also auf der nördlichen Halbkugel immer nach rechts, auf der südlichen immer nach links abgelenkt wird.

Wäre die Erde vollständig trocken oder vollständig mit Wasser bedeckt, so würden die Luftströmungen oder die Winde mit größter Regelmäßigkeit wehen, so aber bringt die Vertheilung des Festen und Flüssigen auf der Erde allerhand Störungen in die Bewegung der Winde. Eine Auflockerungsstelle oder ein Auflockerungsgürtel über den atlantischen und pacifischen Räumen ist die Zone der äquatorialen Windstillen und Regen, die aber nicht feststeht, sondern wie ein Pendel alljährlich zwischen den Wendekreisen auf und nieder sich bewegt, oder mit dem senkrechten Stande der Sonne nördlich oder südlich rückt. Dort ist ein Raum des niedrigsten Druckes (29.93 nach Maury's Karte), folglich müssen alle benachbarten Luftschichten nach dem Aequator sich in Bewegung setzen, und zwar umsomehr als etwa unter 30° nördl. wie südl. Br. der größte barometrische Druck (30.21) beobachtet wird. [1] Die 30sten Breitegrade sind aber die Polargränzen der beiden Passatwinde. Von dort kommt also ein beständiger Druck nach dem Aequator, während die Calmenzone diese Luftmassen anzieht. Der geringere barometrische Druck beweist uns aber daß dort die Luftsäule leichter seyn muß als weiter nördlich und südlich. Dieß ist die Folge der starken Erhitzung unter der senkrechten Sonne, und noch mehr der starken Verdunstung des Meeres, da Wasserdampf (bei gleichem Volumen) um 40 Procent leichter ist als Luft. So entsteht immer unter dem senkrechten Strahle der Sonne ein Gürtel von Gewölk, ein Dunst- und ein Gewitterring über dem Meer, der selbst noch ein wenig das Gebiet der Passatwinde überschattet. Die Passatwinde sind aber nichts anderes als die Luftmassen welche dem hohen Drucke unter den 30 Breitegraden nach der von der Wärme aufgelockerten Stelle am Aequator entschlüpfen wollen. Stände die Erde still, so würde der arktische Passat ein Nord-, der antarktische ein Südwind seyn. Allein die Erde bewegt sich mit der vielfachen Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges in senkrechter Richtung auf diese von den Polen fließenden Luftströme los, und zwar am Aequator viel rascher als wir unter dem 30sten Breitegrade, daher denn aus dem Nordwind ein Nordost- aus dem Südwind ein Südostpassat wird. An der Auflockerungsstelle wo beide Passatlüfte aufeinander stoßen muß Windstille herrschen, denn die horizontale Bewegung beider elastischer Massen neutralisirt sich, während die Wärme und die Verdunstung den Luftstrom beständig von unten hinauf hebt. Nun sollte man meinen die australische Passatluft kehre nach dem Südpol, die borealische Passatluft kehre nach dem Nordpol zurück. Maury stellt indessen die Ansicht auf, sie kreuzten sich in der Höhe, so daß also beständig die australische Atmosphäre über unsere Halbkugel und die nördliche Atmosphäre über die andere sich ergösse. Er schließt dieß aus zwei allerdings trefflichen Gründen. Fände keine oder nur eine sehr theilweise Vermischung der beiden Luftschichten statt, so würden sich, gerade sowie Fauna und Flora der beiden Halbkugeln verschieden sind, auch bald die beiden Luftschalen verändern, wogegen man ihm einwenden kann, daß eine vielleicht genügende Vermischung wahrscheinlich im Innern Afrika's, aber jedenfalls in den Monsunräumen stattfindet, also nicht überall stattzufinden braucht. Wenn aber zweitens kein Austausch von einer Halbkugel zur andern stattfände, so müßte die am Aequator gehobene und als Hochwind zurücklaufende warme australische Passatluft feuchter seyn, weil sie ja über der feuchten Hälfte des Erdballes sich mit Wasserdämpfen sättigen konnte, die borealische Passatluft dagegen eine continentale Trockenheit zeigen. Nun ist es gerade umgekehrt. Der rücklaufende borealische Passat (unser europäischer Westsüdwestwind) bringt mehr Regen als der australische, während es doch umgekehrt seyn sollte. Es scheint daher wirklich als ob im Gürtel der Calmen die australische Passatluft als ein oberer Strom in die nördliche, die borealische Passatluft in die südliche Hemisphäre übertritt. Wie zwei Luftströme zwischen einander hindurch fließen können, erklärt uns Maury nicht ohne einige Verlegenheit, indessen kann man doch so etwas selbst beobachten. Bei heißem Wetter sehen wir oft das Flackern der Luft, oder vielmehr das Flackern der hinter ihr sichtbaren Gegenstände. Dieß rührt von den Wellen der heißen aufsteigenden Luft und der niedersinkenden kälteren Luft her. Ebenso wie sich warme und kalte Luft zwischen einander hindurch bewegen können, so wird sich auch die borealische und antarktische Luft durcheinander bewegen können, leider aber fehlt uns ein Grund warum gerade die Atmosphäre der südlichen Halbkugel nach Norden sich bewegen muß, und umgekehrt.

An den Küsten der Festländer und Inseln ändern sich sogleich diese regelmäßigen Wechselströmungen. An allen Küsten warmer Länder wird mit der größten Regelmäßigkeit innerhalb 24 Stunden Land- und Seewind wechseln. Dieß kommt daher daß die Sonne die Luft über dem Lande viel stärker erwärmt als die Luft über dem Meere. Die erwärmte leichtere Luft beginnt über dem Land aufzusteigen, es entsteht eine Auflockerungsstelle, und die kältere Luft streicht von der See her landeinwärts als eine erfrischende den Tropenbewohnern so wohlthätige Seebrise. Nachts tritt der umgekehrte Fall ein. Das Land hat durch die stattgefundene starke Ausstrahlung an Wärme verloren, die See dagegen ihre Wärme

[1] Um nicht Unruhe in die Erklärung der Maury'schen Gesetze zu bringen, wollen wir hier absehen daß alle Erscheinungen bewegliche, von dem Sonnenstande abhängige sind, ferner daß der Calmengürtel etwas nördlicher liegt als der Aequator, und die australische Passatzone viel breiter ist als die borealische.

Digitized by Google

beſſer behalten. Jetzt iſt die Luft über der See wärmer und leichter als die Luft über dem Lande, welche ſich nach der Auflockerungsſtelle, nämlich nach der See hin, bewegt (Landwind). Das kleinſte Stückchen Land, ſelbſt die Inſeln der Südſee, ja in der Südſee ſelbſt die erſt halbfertigen Korallen-inſeln oder Untiefen, üben ihren Einfluß aus auf die auf ihnen ruhende Luftſäule und die Wolkenkegel, oder pilzförmigen Dünſte welche über den Inſeln beſtändig ſchweben, können dem Seefahrer von weitem ſchon die Nähe des Landes anzeigen.

Nirgends aber zeigt ſich die Herrſchaft der Ländergeſtaltung über die meteorologiſchen Zuſtände der Erdräume beſſer als im indiſchen Ocean. Auch dort gibt es einen Paſſatwind wie auf den atlantiſchen und pacifiſchen Waſſern; im auſtraliſchen Theile des indiſchen Oceans, außerhalb der Einwirkungen der afrikaniſchen und neuholländiſchen Continente, weht ſogar der Südoſtpaſſat das ganze Jahr regelmäßig und folgt mit dem Sonnenſtande der jährlichen Pendelbewegung des Calmengürtels. Im nördlichen Theile jedoch von Afrika bis zu den Philippinen tritt eine Störung ein. Der Nordoſtpaſſat weht nur ein halbes Jahr lang, und tritt in der andern Hälfte als ein beſtändiger Südweſtwind auf, oder mit andern Worten als Nordoſt und Südweſtmonſun oder Muſſon. Wie aus dem Nordoſtpaſſat ein Südweſtmonſun wird, iſt ganz beſonders lehrreich. Auch hier muß das Geſetz gelten daß die Luft ſich nach einem niedrigen Barometerſtande, nach einer Auflockerungsſtelle bewegt. Der Verdünnungsraum entſteht aber über den Ebenen Mittelaſiens, und der Nordoſtpaſſat wird genöthigt umzukehren und ſich in einen Südweſtmonſun zu verwandeln. Dieſer Rücklauf tritt im Frühjahr ein, wenn die Sonne länger und inniger die großen Steppen im Innern Aſiens zu erwärmen beginnt. Das Umſetzen des Paſſats in den Südweſtmonſun beginnt auch zuerſt im Norden, in Calcutta alſo früher als auf Ceylon, auf Ceylon früher als am Aequator. So rückt der Südweſtmonſun täglich 15—20 engl. Meilen weiter ſüdlich, und erſtreckt im Laufe von ſechs Wochen ſeine Herrſchaft vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Aequator. Der Südweſtmonſun (ein nach der nördlichen Halbkugel herübergezogener feuchter auſtraliſcher Südoſtpaſſat) bringt Indien die Regenzeit, und ſchüttet dann an manchen Punkten über 537 Zoll Regen in der Zeit von April bis October herab (Tſcherrapondſchie). Dieſe claſſiſche Erklärung der Monſungeſetze wurde, wie Maury anerkennt, von Dowe ſchon 1831 als ein wiſſenſchaftliches Poſtulat ausgeſprochen. „Jetzt, bemerkt Maury, kann jeder Indienfahrer dieſe Erkenntniß bekräftigen. Wenn er auf der Fahrt nach Calcutta im Auguſt die Linie kreuzt, wird er beobachten daß die Südoſtpaſſate mehr und mehr nach Süden abbiegen, bis ſie bei weiterm nördlichen Vordringen nach Weſten ſich neigen und ſchließlich zu einem Südweſtmonſun werden.“ Die Monſune ſind indeſſen nicht auf Indien allein beſchränkt, ſondern man findet ähnliche, aber örtlich beſchränkte Erſcheinungen in den afrikaniſchen Monſunen auf dem atlantiſchen Meere, die von der Sahara und in den Monſunen des mexicaniſchen Golfes, welche von den Steppen der Salzſeen, Utahs, Neu-Mexico's und Texas, verurſacht werden.

Was wir im gewöhnlichen Leben das Wetter nennen, iſt über der See mit einer Art tendentiöſer Regelmäßigkeit vertheilt. Zwiſchen den 30ſten Breitegraden auf beiden Seiten der Linie ſind Nebel ſo große Seltenheiten daß (im Durchſchnitt von 265,304 Tagen der Beobachtung) in der Zone zwiſchen 5° Süd und 5° Nord, je einmal Nebel und einmal Sturm beobachtet wurde, wenn zwiſchen 45° und 50° N. und S., je 103 Stürme und 102 Nebel beobachtet worden waren. Ueberhaupt aber werden Seefahrer auf den beiden polaren Seiten der 30ſten Breitegrade 10,4 mal ſo viel Stürme zu erleiden haben als auf der äquatorialen Seite dieſer Parallelen. Die an Stürmen wie an Nebeln reichſte Zone auf dem nordatlantiſchen Ocean iſt die zwiſchen 45 und 50° nördl. Breite, alſo die auf der Fahrt von London nach New-York gekreuzt wird, im ſüdatlantiſchen Ocean dagegen liegt zwiſchen 55 und 60° Lat. die an Stürmen, und zwiſchen 50 und 55° Lat. die an Nebeln reichſte Zone.

Die Njal Saga.

(Aus dem Athenäum.)

Dieſe „Saga von Burnt Njal“ iſt des Ueberſetzers der Norſiſchen Märchen werth: ſie iſt ein intereſſantes Werk für den Alterthumsforſcher und für den Freund der Legendenkunde, d. h. für jeden der im Stand iſt ſolche Geſchichtsquellen zu würdigen, die einestheils einen ſehr hohen dichteriſchen Werth haben, und anderntheils zugleich ein höchſt ſchätzbares Licht auf den Charakter und das Wachsthum der Völker werfen. Dr. Daſent faßte im Jahr 1843 den Entſchluß der Njals Saga ein engliſches Gewand zu geben; allein dieſer Entſchluß hatte, wie er uns ſagt, das Schickſal „jener Dinge, die, in der Jugend begonnen, zu ihrer Vollendung das reife Mannesalter abwarten müſſen.“ Wir können indeß eine ſolche Verzögerung kaum bedauern, da ſie uns jetzt in Stand ſetzt die Njals Saga in unſerer Sprache in einer ſo vollkommenen Form zu genießen, als geduldige Gelehrſamkeit und unverfälſchte Liebe für die unbetretenen Pfade des Alterthums dem Gegenſtand verleihen konnten. Die einleitenden und erläuternden Bemerkungen des Ueberſetzers ſtellen das isländiſche Leben und Weben in einer der dunkelſten Perioden menſchlicher Geſchichte in das hellſte Licht. Unter den Sitten, Gewohnheiten und ſtaatlichen Einrichtungen des ſo graphiſch geſchilderten nordiſchen Volksſtammes iſt die Erzählung des Gerichtsverfahrens am Lögberg, oder Geſetzeshügel, auf dem Thingvalla oder Thingfeld, nicht das mindeſt Merkwürdige oder Intereſſante; in der That würde der Leſer, ohne die Beihülfe Dr. Daſents, nur ſehr ſchwer zum Verſtändniß der Saga gelangen können.

Digitized by Google

Die Ereigniſſe der Erzählung trugen ſich zu während des Widerſtreits in den Gemüthern der Normannen: ob ſie ſich zur Lehre Chriſti bekehren oder beim Glauben an Odin verharren ſollten. Am Ende der Erzählung war der chriſtliche Glaube feierlich als Landesgeſetz in Island angenommen worden, und ſein wohlthätiges Licht mildert die blutige Röthe welche den übrigen Theil der Erzählung umgibt. Die Länge und Umſtändlichkeit der Schilderungen verſchafft uns große Einſicht in den geſellſchaftlichen Zuſtand der Normänner während ihrer heidniſchen Zeit, und die Zwiſchenfälle ſind der Art, daß ſie das ſchlagendſte Licht auf die Grundſätze werfen welche die bewegenden Kräfte einer Geſellſchaft waren wie ſie unter einem der wildeſten und kühnſten der urzeitlichen Völkerſtämme beſtand. Das ganze Intereſſe dieſer tragiſchen Geſchichte dreht ſich um die Pflichten und das Recht der „Blutfehde," und dieſe kann nur verſtanden werden durch eine ſo vollkommene Kenntniß des Lebens und Charakters des Normannen wie ſie uns die Erzählung ſelbſt an die Hand gibt. Es gibt, glauben wir, keine menſchlichen Jahrbücher die eine Geſellſchaft in ihrer urzeitlichen Geſtalt ſo graphiſch, ſo umfaſſend und ſo wahrheitsgetreu zeichnen wie die Sagas Islands. Aus der Zeit in welcher die erſten Normannen vor der Annäherung der Centraliſation in den Uſurpationen Harold Schönhaars, 860—933, flohen, um mit ihren heiligen Pfeilern, den Ornamenten ihrer Trinkhallen, vielleicht nur wenige Fuß von norwegiſcher Erde, unter den Jökuls, Gletſchern und Lavafeldern Islands ein treues Abbild ihres alten patriarchaliſchen Gemeinweſens zu gründen, ſind verläßliche und vielfache Schilderungen isländiſchen Lebens und isländiſcher Sitten auf uns herabgekommen. Wie unter allen patriarchaliſchen Regierungsformen finden wir die Gemeinde aus Familien, nicht aus Perſonen gebildet: der Familienvater herrſcht mit eben ſo deſpotiſcher Gewalt über Söhne und Töchter, Freunde und Verwandte, Freie und Knechte, wie über ſein Haus, ſeine Schafe und Rinder. Wie es im römiſchen Geſetz der Fall war, und wie es der Fall geweſen iſt in der Kindheit aller Gemeinden, hatte der Vater ein unumſchränktes Eigenthumsrecht an ſeine Kinder. Weder Sohn noch Tochter war emancipirt bis ſie ſich außerhalb des väterlichen Daches anſiedelten. Wenn Bande dieſer ſtrengen Art zwiſchen Vater und Kindern beſtanden, ſo waren verhältnißmäßig enge Bande auch zwiſchen Verwandten, und dieſe wurden noch enger geſchlungen durch das Geſetz der Blutrache, welche die Religion Odins ihren Bekennern zur Pflicht machte; denn Odin wurde von den Normannen angebetet als der Gott der Schlachten, der Vater der Erſchlagenen, und der am reinſten dadurch verehrt wurde daß man ihn um ſeinen Schiedsſpruch im Kampfe mit Beil und Schwert anflehte.

„Aus dieſem zwiefältigen Recht, dem Geſetz der Blutrache und dem Eigenthumsrecht, entſtand jene ſonderbare Miſchung von Milde und Blutdurſt welche das Zeitalter kennzeichnet. Rache war eine Pflicht und ein Recht, aber Eigenthum war nicht minder ein Recht, und ſo kam es dem Vater einer Familie zu entweder Rache zu nehmen, Leben um Leben, oder auf ſeine Rache zu verzichten, und ſich eine Entſchädigung in Gütern oder Geld für den Verluſt geben zu laſſen den er an ſeinem Eigenthum erlitten hatte. Aus dieſem letztern Geſichtspunkt entſtanden jene willkürlichen Tarife für Wunden oder Lebensverluſt, welche ſich allmählich mehr oder weniger vollſtändig bei allen teutoniſchen und ſcandinaviſchen Völkerſtämmen entwickelten, bis jede Unbill an Leben oder Gliedmaße ſeinen verhältnißmäßigen Preis hatte, je nach dem Rang welchen der Beleidigte in der geſellſchaftlichen Stufenleiter bekleidete. Dieſe Tarife, von den Familienoberhäuptern feſtgeſtellt, ſind in der That die erſten Elemente des Völkerrechts."

Den Stoff dieſer Erzählung alſo bildet die Geſchichte einer Reihenfolge von Blutfehden. Njal iſt die Hauptperſon der Erzählung, und wenn man muthmaßen könnte daß dieſer isländiſche Chroniſt in ſeine Erzählung eine ſittliche Lehre habe verflechten wollen, ſo hätte er es kaum auf eine wirkſamere Weiſe thun können als dadurch daß er zeigte wie ein ſanftmüthiger, hochherziger und zur Verzeihung geneigter Mann wie Njal, trotz all ſeiner Tugenden, allmählich in das Geſetz blutiger Wiedervergeltung hineingezogen wurde; wie trotz all ſeiner weiſen und friedlichen Rathſchläge Todtſchlag auf Todtſchlag rings um ihn herum erfolgte, bis er und ſein ganzes Haus in Blut und Feuer untergiengen, und eine furchtbare Erbſchaft der Rache hinterließen, die von Kari, ſeinem eigenen Schwiegerſohn, vollzogen werden mußte.

Njal war ein patriarchaliſcher Isländer, deſſen erhabene Skali, oder Halle, mit ihren hohen Giebeln und geſchnitztem Holzwerk, inmitten ſeiner umliegenden Wirthſchaftsgebäude und Stallungen, auf einer leichten Anhöhe, genannt Bergthorsknoll, ſtand, in deren Nähe ſich der Fluß Markfleet in die Wogen des Eismeers ſtürzt. Njal war mit zeitlichen Gütern geſegnet, hatte aber keinen Bart an ſeinem Kinn — ein Gegenſtand häufiger Spöttereien ſeiner Feinde. Sein Hauptvorzug indeß war daß er für den größten Geſetzkundigen in Island galt; denn ſelbſt in dieſer rohen Geſellſchaft gab es Zeiten in denen die Toga den Vorrang hatte vor den Waffen, und nach den Proben von Rechtshändeln zu ſchließen, welche wir in dieſen Erzählungen finden und die in den „Gethingen" zur Aburtheilung kamen, waren die isländiſchen Geſetzkundigen keine unwürdigen Vorläufer der forenſiſchen Berühmtheiten unſerer Tage. Kläger wurden nicht ſelten wegen ungenügender Klagſtellungen oder eines Formfehlers aus dem Gerichtshof gewieſen, und da Gelegenheiten zu Proceſſen allzuhäufig waren um durch die Blutrache beigelegt zu werden, ſo war die Autorität des Geſetzkundigen im Gemeinweſen von großer Wichtigkeit. Wie ein altrömiſcher Advocat, ſagt die Saga, löſte Njal die verwickelten Punkte in den Angelegenheiten eines jeden Mannes der ihn darob beſuchte. „Von gutem Rath, und bereit ihn zu geben, war alles was er ihnen rieth ſicherlich das beſte was ſie thun konnten." Allein Njal, obgleich ſelber ein friedſamer und bartloſer Mann, hatte ſechs Söhne, lauter furchtlos muthige Todtſchläger, die in Sachen der Blutrache übertriebene Pünktlichkeit an den Tag legten; überdieß war ſein Hauptfreund der tapferſte Krieger in Island, der heldenmüthige Gunnar, deſſen Freundſchaft er ſich zuerſt dadurch erwarb daß er ihm

Digitized by Google

einen solchen gesetzlichen Rath ertheilte welcher Gunnarn in Stand setzte einen Rechtshandel zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. „Dieser Gunnar," sagt die Saga, „wohnte zu Lithend, im Fleetlithe. Er war ein hochgewachsener und starker Mann, und verstand unter allen Männern die Waffen am besten zu führen. Er konnte, wenn er wollte, hauen oder werfen oder schießen sowohl mit seiner linken als mit seiner rechten Hand, und er schlug so geschwind mit seinem Schwerte drein, daß drei auf einmal durch die Luft zu zischen schienen. Er war unter allen Männern der beste Bogenschütze, und nie verfehlte er sein Ziel. Er konnte mit all seinem Kriegszeug höher springen als seine eigene Körperlänge, und eben so weit rückwärts als vorwärts. Er konnte schwimmen wie eine Robbe, und es gab kein Spiel in welchem irgend jemand es mit ihm aufnehmen konnte, und man sagte von ihm daß es keinen seines Gleichen gebe. Er hatte hübsche Gesichtszüge und weiße Haut. Seine Nase war gerade und am Ende ein wenig aufgestülpt. Er hatte blaue und glänzende Augen und rothe Wangen. Sein Haar war dick, besaß eine hübsche Farbe, und hieng in stattlichen Locken herab. Er war der höflichste der Menschen, derben Körperbaues und starker Willenskraft, gütig und freundlich, ein treuer Freund, aber schwer zu befriedigen wenn er Freundschaften schloß. Er war mit Gütern gesegnet. Sein Bruder hieß Kolskegg; er war ein großer, kräftiger Mann, ein edler Bursche, unerschrocken in allem."

Als Gunnar den Entschluß faßte einen Seezug zu unternehmen um Ruhm zu gewinnen und seine Tapferkeit bekannt zu machen, so fragte er Njal um Rath in dieser Sache, und gab während seiner Abwesenheit alle seine Ländereien und Güter in dessen Obhut. König Harold Gorm's Sohn von Dänemark und Graf Hakon von Drontheim erklärten daß Gunnars Gleichen weder fern noch nah sich finden lasse. Als Gunnar nach Island zurückkehrte, gab er Njaln „gute Geschenke," und dankte ihm für die Sorgfalt welche er seinen Gütern zugewendet, und bald darauf ritt er mit seinen Freunden in all ihrer Stattlichkeit nach dem Thing, oder der allgemeinen Landesversammlung, und alles Volk schaarte sich um Gunnar, „und er war leutselig und frohen Muthes gegen alle Menschen, und sagte ihnen alles was sie zu hören wünschten."

In diesem Thing aber war es daß Gunnar die unheilbringende Hallgerda, die Tochter Hauskulds, zum erstenmal sah und sich in sie verliebte; sie hatte bereits den Tod zweier früheren Gatten veranlaßt, und kommt schon im Anfang der Geschichte als der schöne und eingefleischte Dämon des Blutvergießens, der Rache und des Unheils vor, und in deren „Diebsaugen" ihr Ohm schon frühzeitig nichts als Unglück für alle welche sich mit ihr verbanden erblickt hatte. Gunnar heirathete, trotz allen Abredens, die Hallgerda, und ließ sich in Lithend nieder, nahe bei Njals Wohnsitz in Bergthorsknoll. Gunnar und Njal tauschen Jahr um Jahr Feste aus, und bleiben treue Freunde, obgleich Hallgerda ihr Aeußerstes thut um eine „Blutfehde" zwischen den beiden Familien zu erregen. Sie hadert mit Bergthora, Njals Weib, verhöhnt Njal, und läßt einen Hausburschen der Familie ermorden. Bergthora antwortet damit daß sie einen Hausburschen von Hallgerda's Familie beiseite schaffen läßt. Die Weiber versuchen vergeblich Gunnar und Njal in den Streit zu verwickeln: sie bleiben feste Freunde. Hallgerda erwiederte der Bergthora damit daß sie einen andern Abhängling Njals aus dem Wege schaffen läßt, und Bergthora nimmt die Pflicht blutiger Wiedervergeltung auf. Nach jeder Blutthat treten Gunnar und Njal zusammen, und gleichen die Wagschale des Verbrechens mit einer Geldsühne, mit Versicherungen ungeschwächter Achtung aus, bis Hallgerda, anscheinend müde ihres Versuchs eine wahrhafte Blutfehde zwischen Njal und Gunnar zu erregen, ihre Augen nach einer andern Seite hin wendet. Sie hat einen Raub verübt in dem Haus eines gewissen Otkell; als Gunnar die gestohlenen Güter entdeckt, schlägt er sie auf die Wange, und sie erwiedert: „sie werde diesen Schlag im Geiste tragen, und ihn vergelten wann sie könne" — ein Versprechen welches sie hielt. Böses Blut war entstanden zwischen Otkell und Gunnar, das mit dem Tode des erstern durch den letztern endete. Gunnar wird dazu getrieben Mord um Mord zu begehen, bis er für vogelfrei erklärt wird und von Feinden in seinem Haus umringt ist. Er war allein bei seiner Mutter und seinem Weibe. Seine Feinde zogen mittelst Seilen und Hebeln das Dach vom Hause herab auf den Boden. Solange Gunnar seinen Bogen hatte, wagten seine Widersacher nicht ihm auf den Leib zu rücken. Ein Mann sprang auf das gefallene Dach, erreichte Gunnars Bogensehne und schnitt sie ab. „Gunnar hatte bereits acht Mann verwundet und zween erschlagen. Jetzt hatte Gunnar zwei Wunden erhalten, und alle Männer sagten daß er stets unbeugsam sey in Wunden oder Tod. Dann sagte Gunnar zu Hallgerda: „Gib mir zwei Locken von deinem Haar; und ihr zwei, meine Mutter und du, drehet sie zusammen zu einer Bogensehne für mich." — „Liegt etwas daran?" fragt sie. — „Mein Leben liegt daran," entgegnet er; „denn sie werden mir nie zu nahe kommen wenn ich sie mit meinem Bogen abhalten kann." — „Gut!" erwiedert sie, „nun will ich dich an jenen Schlag auf mein Gesicht erinnern den du mir gabst, und ich kümmere mich nicht im geringsten darum ob du eine lange oder kurze Weile Widerstand leistest."

Gunnar hielt sie alle ab bis ihn seine Kräfte verließen, und er endlich erschlagen wurde.

„Njal konnte Gunnars Tod nur schwer verschmerzen, auch konnte ihn keiner der Söhne Sigfus' verschmerzen. Sie fragten ob Njal glaube daß sie ein Recht hätten einen Todtschlagsproceß anhängig zu machen wegen Gunnar, oder den Proceß in Gang zu setzen. Er sagte dieß könne nicht geschehen, da er geächtet gewesen, es würde aber versuchenswerther seyn etwas zu thun ihren Ruhm zu verwunden, dadurch daß sie etliche Männer aus Rache nach ihm erschlügen. Sie warfen über Gunnar ein Steingrab auf und ließen ihn aufrecht in die Gruft (cairn) hineinsetzen. Rannveig (seine Mutter) wollte nichts davon hören daß man seine Streitaxt in der Gruft begrabe, sondern sagte: der allein solle sie als sein eigen haben der bereit sey Gunnarn zu rächen. Niemand nahm daher die Streitaxt. Rannveig war gegen Hallgerda

Digitized by Google

ſo hart, daß ſie auf dem Punkte ſtand ſie zu tödten, und ſie ſagte: ſie ſey die Urſache geweſen daß ihr Sohn erſchlagen worden."

Die Söhne Njals nahmen Rache für Gunnar, dadurch daß ſie vier bei ſeinem Tod betheiligte Männer erſchlugen, und damit endet der erſte Theil der Njals-Saga. Im zweiten Theil fährt die zuvor geſäete böſe Saat fort ihre blutigen Früchte zu tragen, und die böſe Zunge Hallgerda's iſt ſtets geſchäftig neues Unheil gegen das Haus Njals zu ſäen. Die Hauptheldeu dieſes Theils ſind Kari und die Söhne Njals. Kari zeigt ſich ſelbſt mit mehr Vortheil als ein Held denn Gunnar; er tritt zum erſtenmal bei Njals Söhnen auf, als ſie in einer Schlacht gegen die Wikinger hart bedrängt ſind, und verſchafft ihnen den Sieg; er ſchließt ſich ihnen dann in Island an, und heirathet Helga, Njals Tochter. Er kauft Land in der Nachbarſchaft von Bergthorsknoll, wohnt aber in Njals Hauſe. Dann bricht in Folge von Schmähungen Hallgerda's eine neue Fehde aus, welche Blutvergießen über Blutvergießen in ihrem Gefolge hat. Als Hallgerda von der Bühne abtritt, nimmt ein verrätheriſcher Verleumder, ein gewiſſer Mord, Walgards Sohn, ihre Stelle ein, bis die Söhne Njals dazu getrieben werden den Hauskuld zu erſchlagen, welcher in Njals Hauſe lebte, und von ihm eben ſo ſehr geliebt wurde wie irgendeines ſeiner eigenen Kinder; er ſchrie, als er fiel: „Gott helfe mir und verzeih' euch!" Njal konnte nie von ſeinem Tode ſprechen ohne Thränen zu vergießen, und prophezeite all das Uebel welches hernach wirklich hereinbrach. Hauskuld hatte viele Verwandte welche die Blutfehde aufnahmen. Allein das Oberhaupt dieſer war Floſi. Hildigunna, die Wittwe des erſchlagenen Mannes, hatte ihre Geſinnung bereits dadurch an den Tag gelegt daß ſie ſich weigerte ihn zu heirathen, wenn er nicht „eine Prieſter- oder Führerſchaft" über Männer erlange. Nun ihr Gatte erſchlagen war, beſchloß ſie deſſen Tod zu rächen; ſie nahm ſeinen Mantel, das Geſchenk Floſi's, tauchte ihn in ſein Blut, und legte ihn beiſeite. Eines Tags kam Floſi in ihr Haus, und machte ihr den Vorſchlag der Sühne durch Geſetz, nicht durch Blut.

„Dann gieng Hildigunna in die Halle zurück und ſchloß ihre Kiſte auf, und nahm den Mantel, Floſi's Geſchenk, in welchem Hauskuld erſchlagen worden war, heraus, und dort hatte ſie ihn aufbewahrt, Blut und alles. Dann gieng ſie zurück in das Wohnzimmer mit dem Mantel; ſie gieng ſchweigend auf Floſi zu. Floſi hatte ſo eben in Fülle gegeſſen, und der Tiſch war abgetragen. Hildigunna warf den Mantel über Floſi, und das geſtandene Blut rieſelte alles über ihn hinab. Dann ſprach ſie und ſagte: „dieſen Mantel, Floſi, gabſt du dem Hauskuld, nun geb' ich ihn dir wieder; er wurde darin erſchlagen, und ich rufe Gott und alle guten Menſchen zu Zeugen an, daß ich dich, bei der ganzen Macht deines Chriſtus und bei deiner Mannhaftigkeit und Tapferkeit, beſchwöre Rache zu nehmen für alle jene Wunden welche er an ſeinem todten Leibe hatte, oder von männiglich ſonſt Memme genannt zu werden. Floſi warf den Mantel von ſich und ſchleuderte ihn in ihren Schoß, und ſagte: du biſt die größte Höllenfurie, und du wünſcheſt daß wir jenen Fluch auf uns nehmen ſollen welcher der ſchlimmſte für uns alle ſeyn wird. Allein, „Weiberrath iſt ſtets grauſam." Floſi gerieth dabei in ſolche Aufregung, daß er zuweilen blutroth im Geſicht, zuweilen aſchgrau wie verwelktes Gras, und zuweilen blau wie der Tod ward."

Sonach war Floſi zur Blutrache verpflichtet, deren Ende war daß Njal und ſeine Söhne geächtet wurden, und daß er dann, mit einer Bande von Feinden Bergthorsknoll umringte und die Halle in Brand ſteckte. Als das Haus zu brennen begann, „gieng Floſi an die Thüre und rief den Njal heraus, und ſagte: er wolle mit ihm und Bergthora ſprechen. Njal that was er begehrte, und Floſi ſagte: „Ich will dir, Meiſter Njal, Erlaubniß geben herauszugehen, denn es iſt unwürdig daß du innerhalb der Thüre verbrenneſt." — „Ich werde nicht herausgehen," ſagte Njal, „denn ich bin ein alter Mann, und wenig geeignet meine Söhne zu rächen, aber ich will nicht in Schande leben." Dann ſagte Floſi zu Bergthora: „Komm du heraus, Hausfrau, denn ich will dich keineswegs innerhalb der Thüren verbrennen." — „Ich ward dem jungen Njal hinweggegeben," erwiederte Bergthora, „und ich habe ihm verſprochen daß wir beide dasſelbe Schickſal theilen wollen." Hierauf giengen ſie beide zurück in das Haus. „Welchen Entſchluß ſollen wir nun faſſen?" ſagte Bergthora. „Wir wollen zu unſerm Bett gehen," entgegnete Njal, und uns niederlegen. Ich bin ſchon lange ruhebegierig geweſen." Dann ſagte ſie zu dem Knaben Thord, Kari's Sohn: „Dich will ich hinausnehmen, und du ſollſt nicht hier verbrennen." — „Du haſt mir dieß verſprochen, Großmutter," ſagt der Knabe, „daß wir uns nie trennen würden ſolang als ich bei dir zu ſeyn wünſchte; mich dünkt aber, es iſt viel beſſer mit dir und Njal zu ſterben als nach euch zu leben." Dann trug ſie den Knaben zu ihrem Bett, und Njal ſprach zu ſeinem Verwalter und ſagte: „Nun ſollſt du ſehen wo wir uns niederlegen, denn ich bin geſonnen keinen Zoll von hier zu weichen, ob Rauch oder Brand mich ſchmerze, und ſo wirſt du im Stande ſeyn zu errathen wo du nach unſern Gebeinen ſchauen kannſt." Er ſagte, er wolle es ſo thun. Njal befahl nun dem Verwalter, er ſolle das Fell über ſie ausbreiten, und er that es. So legten ſich denn beide in ihr Bett nieder, und den Knaben zwiſchen ſich hinein. Dann zeichneten ſie ſich und den Knaben mit einem Kreuz, und übergaben ihre Seelen in Gottes Hand, und dieß war das letzte Wort welches Menſchen ſie äußern hörten. Dann nahm der Verwalter das Fell, und breitete es über ſie, und gieng hernach hinaus."

Als die großen Balken des Daches zu fallen begannen, entſpann ſich ein hochherziger Wettſtreit zwiſchen Kari und Skarphedinn, dem heldenmüthigſten Sohne Njals, welcher von ihnen eine Gelegenheit zum Entkommen ergreifen ſollte:

„Kari ſprach zu Skarphedinn, und ſagte: Spring du hier hinaus, und ich will dir dabei behülflich ſeyn, und ich will hinausſpringen nach dir, und dann werden wir beide hinwegkommen wenn wir es ſo anfangen, denn hierherwärts weht aller Rauch. — Du ſollſt zuerſt ſpringen, ſagt Skarphedinn, ich aber will geradenwegs auf deine Ferſen ſpringen. — Dieß iſt nicht weiſe, entgegnet Kari, denn ich kann gut genug an-

Digitized by Google

derswo hinauskommen, obgleich es hier nicht geschehen kann. — Ich werde dieß nicht thun, erwiedert Skarphedinn; spring du zuerst, ich aber will sogleich dir nachspringen. — Es ist jeglichem Menschen geboten, sagt Kari, zu suchen sein Leben in Sicherheit zu bringen, dieweil er noch kann, und ich will's jetzt thun; dennoch aber wird diese unsere Trennung in solcher Weise geschehen, daß wir einander nimmermehr sehen werden; denn wenn ich aus dem Feuer springe, werd' ich keine Lust haben zurück ins Feuer zu springen zu dir, und dann wird jeder von uns seinen eigenen Weg zu gehen haben. — Es freut mich, Schwager, entgegnet Skarphedinn, der Gedanke daß, wenn du hinweggelangst, du mich rächen wirst. Dann nahm Kari eine flammende Bank auf in seine Hand, und lief hinauf dem Kreuzbalken entlang, und schleuderte die Bank hinaus auf das Dach, und sie fiel unter diejenigen welche draußen waren. Nun liefen sie hinweg, und mittlerweile geriethen alle Oberkleider Kari's und sein Haar in Brand; dann warf er sich hinab vom Dach, und kroch so in der Richtung des Rauches davon."

Solchergestalt fiel die Pflicht der Rache auf Kari, und er vollzog sie muthig. „Kari sprach von keinem Menschen so oft als von Njal und Skarphedinn, und Bergthora und Helgi. Er schmähte seine Feinde nie, und drohte ihnen nie." Zuweilen allein, zuweilen mit einem Cameraden spürt er den Verbrennern Njals nach. Rücken an Rücken mit Bjorn schlug er sich mit acht der Verbrenner, und tödtete fünf derselben. Einige der Verbrenner flohen außer Land. Kari folgte ihnen, und kam zu Sigurd, Grafen von Orkney, gerade als einer der Verbrenner die Geschichte des Brandes dem Grafen und seinen Gästen Sigtrygg, König von Irland, und Gilli, Grafen der Südinseln, zur Trinkenszeit erzählte. Er hörte den Verbrenner lachen, und sagen daß Skarphedinn geweint habe. Dieß war zu viel für Kari, er gieng flugs die Halle hinauf, versetzte dem Lügner an seinen Hals einen so scharfen Hieb, daß „sein Kopf vor den König und die Grafen hinwegwirbelte, und der Tisch und auch der Grafen Kleidung ganz mit Blut bespritzt wurde." Kari entfloh nach Caithneß, immer noch fest entschlossen Flosi und die übrigen Verbrenner zu verfolgen, bis Flosi nach Rom wanderte um vom Papst Ablaß zu erhalten, und dann nach Island zurückkehrte. Hier tritt der Geist des Christenthums auf als der Vorbote des Friedens. Kari gieng ebenfalls nach Rom, und auf seinem Rückweg überfiel ihn ein Sturm, und er litt Schiffbruch auf der Höhe von Ingulf Head, nahe bei Swinefell, der Wohnung Flosi's. Nun fragten die bei Kari befindlichen Männer:

„Welchen Entschluß man fassen solle; er aber sagte, ihr bester Plan sey nach Swinefell zu gehen, und die Mannhaftigkeit Flosi's auf die Probe zu setzen. So giengen sie im Sturm gerade nach Swinefell hinauf. Flosi befand sich im Empfangszimmer. Er erkannte Kari sobald er in das Zimmer eintrat, und sprang auf, ihm entgegen zu gehen, und küßte ihn, und setzte ihn nieder in den Hochsitz neben ihm. Flosi bat den Kari diesen Winter über da zu bleiben, und Kari nahm sein Anerbieten an. Sie wurden mit einer vollen Sühne versöhnt. Dann gab Flosi seines Bruders Tochter Hildigunna hinweg, welche Hauskuld der Priester von Whiteneß, zum Weibe für Kari gehabt hatte, und sie wohnten zuerst von allen in Broadwater."

Hier müssen wir unsere flüchtige Erzählung schließen, ohne in eine nähere Schilderung des Gerichtsverfahrens gegen die Verbrenner Njals in der Gesetzeshalle und des Gefechts eingehen zu können, das erfolgte als den Rächern Njals ihre Klage fehlschlug. Wir müssen das Buch der aufmerksamen Betrachtung des Lesers empfehlen, denn fast alles darin ist voller Interesse und Belehrung für einen denkenden Menschen. Hervorragend vor allem andern ist der Fatalismus der sich in dem Buch bemerklich macht. Arbeit, Thätigkeit, Schlacht, war die Religion Odins; jedermann stürzt ohne weiteres Bedenken seinem Verhängniß entgegen. Des Normanns Stolz war zu handeln wie Kari handelte, als er des Verbrenners Kopf in Sigurds Halle abschlug, geradenwegs in der Gefahr in den Rachen zu laufen, und nie nach links oder nach rechts abzuweichen. Daher kommt es in dieser Geschichte daß, sobald ein Entschluß — ein guter oder schlechter — gefaßt ist die Sache für gethan betrachtet wird; es gibt keine Ueberlegung mehr. Selbst der reiche alte Njal versucht nie seine Söhne von irgendeinem ihrer Plane abzubringen, wie gefährlich sie ihm auch dünken mögen. Niemand, wenn einmal mit sich im reinen, gewährt sich auch nur einen Augenblick Aufschub, sondern handelt unter einem unwiderstehlichen Verhängniß. Daher hinwieder fand ein Mann, sobald er den Entschluß gefaßt hatte einen andern in einer Blutfehde zu erschlagen, keine Schwierigkeit andere zur Beihülfe zu bekommen — der dem Tod Geweihte war bereits todt.

Gegenwärtiger Stand des Baumwollenhandels.

Da jetzt der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten wirklich ausgebrochen ist, so rückt die Sorge über die Befriedigung der Bedürfnisse Europa's mit Baumwolle uns immer näher. In England gab es 1856 schon 28 Millionen Spindeln und gegenwärtig gewiß mehr als 30 Mill. Der Werth der Baumwollenerzeugnisse belief sich dort 1859 auf 72 Mill. Pf. St., und im letzten Jahre wird er 75 Mill. wahrscheinlich überschritten haben. Am Beginn des Jahres 1860 waren 446,999 Personen unmittelbar bei der Verarbeitung des Rohstoffes beschäftigt; ein Sechstel davon gehört dem unreifen Alter an, die andern sind Erwachsene, die zum Theil wieder Familien ernähren, so daß in England wahrscheinlich die Ernährung von 1½ Mill. Menschen von diesem Geschäftszweig abhängt. Man darf aber rechnen daß in den industriellen Staaten des Continents, Frankreich, Belgien, Deutschland, jetzt etwa dreiviertel so viel Baumwolle verarbeitet wird wie in England. Der englische Fabrikarbeiter erwirbt durchschnittlich 27½ Pf. St. (330 fl., Mann und Frau also das doppelte) im Jahre, also werden dort etwa 12—13 Mill. Pf. St. an Arbeitslöhnen verdient. Eine solche Wichtigkeit und Dring-

Digitized by Google

lichkeit des Gegenſtandes erlaubt uns daher wohl raſch noch einmal zu ihm zurückzukehren und zu der Erörterung in Nr. 18 dieſer Blätter die neueſte bis auf das Jahr 1860 ſich erſtreckende Statiſtik nachzutragen. Es wurde nach England eingeführt an roher Baumwolle

	Ueberhaupt	Zur einheimiſchen Verarbeitung	Zur Wiederausfuhr
	in Millionen Pfunden		
1781	5,[2]	5,[1]	(96,778 Pfd.)
1790	31	31	(844,154 „)
1800	56	52	4,[4]
1810	132	124	8,[8]
1820	152	153	6
1830	264	270	8,[5]
1840	592	528	38,[7]
1850	664	588	102,[5]
1860	1391	1054	250,[4]

In den Fällen wo ſchon der Verbrauch allein die Einfuhr überſtieg, hat man die Vorräthe früherer Jahre aufgezehrt. Man bemerke an dieſen Ziffern: 1) den Stillſtand zwiſchen 1840 und 1850; 2) den raſchen Aufſchwung ſeit 1850; 3) die Geſchwindigkeit in dem Wachsthum der Ausfuhrziffer, welche die Entwicklung der Induſtrie auf dem Continent andeutet, die bekanntlich noch immer über England einen anſehnlichen Theil ihres Rohſtoffes bezieht. Der declarirte wirkliche Werth der aus England ausgeführten Baumwollenwaaren (Zeuge und Garne) belief ſich

1814	auf	20,071,816 Pfd. St.
1820	„	16,533,754 „ „
1830	„	19,418,855 „ „
1840	„	24,654,293 „ „
1850	„	28,257,401 „ „
1860	„	52,210,482 „ „

Die Ausfuhr von Fabricaten hält ſo ziemlich in ihrem Werth Schritt mit den in England verarbeiteten Rohſtoffmengen. Auch die Bezugsquellen ſind für England in den letzten Jahren faſt die nämlichen geblieben. Es wurden nämlich nach England eingeführt:

	Ueberhaupt.	Aus den Ver. Staaten.	Aus Oſtindien.
	Ballen Baumwolle (à 443 Pfd.)		
1854	2,172,593	1,667,902	308,184
1855	2,277,310	1,626,086	396,027
1856	2,463,768	1,758,295	459,508
1857	2,417,588	1,481,717	680,466
1858	2,422,746	1,855,340	350,218
1859	2,829,110	2,086.341	509,688
1860	3,366,686	2,580,843	562,852.

Die andern Bezugsquellen ſind Braſilien (zwiſchen 103,000 bis 168,000 Ballen), Weſtindien (zwiſchen 6867 bis 11,467 Ballen), Aegypten (zwiſchen 75,000 bis 114,000 Ballen). Die engliſchen Verbraucher ſtehen alſo den Vereinigten Staaten gegenüber auf demſelben Fleck wie 1854, denn damals bezogen ſie nicht völlig 77, und im Jahre 1860 bezogen ſie wiederum nicht völlig 77 Proc. ihres Bedarfes aus Nordamerika. Nur in Bezug auf Indien hat ſich die Relation etwas geändert, indem von dort her ſtatt etwas mehr als 14, jetzt etwas weniger als 17 Procent bezogen werden. Die Vereinigten Staaten bleiben daher das regierende Productionsland in Bezug auf den europäiſchen Bedarf. Es betrugen aber die Ernten der letzten Jahre in den Vereinigten Staaten:

1856	. . .	3,527,845 Ballen.
1857	. . .	2,939,519 „
1858	. . .	3,113,962 „
1859	. . .	3,851,481 „
1860	. . .	4,675,770 „

wovon England (einſchließlich ſeiner Wiederausfuhr nach dem Feſtland) durchſchnittlich 55 Proc. bezieht. Es iſt aber nicht bloß die zu erwartende Ernte, welche über das Angebot entſcheidet, ſondern auch die Rückſtände der früheren Ernten. In Bezug auf dieſes Element der mercantilen Conjuncturen ſteht das abgelaufene Jahr ziemlich günſtig. Es beliefen ſich nämlich die Vorräthe in Liverpool, London, Glasgow am 31 December

1854	auf	626,450	Ballen
1855	„	486,470	„
1856	„	332,740	„
1857	„	452,510	„
1858	„	271,980	„
1859	„	469,510	„
1860	„	594,505	„

ſo daß die Vorräthe für 1861 beträchtlicher waren als in irgend einem Jahre ſeit 1854. Dazu muß man noch 220,000 Ballen Vorrath in den Händen der Spinner rechnen, ſo daß bei einem durchſchnittlichen Wochenverbrauche von 48,136 Ballen, wie er 1860 geherrſcht hat, in England für 16 Wochen Vorräthe am Beginn des Jahres vorhanden geweſen ſind. Beträgt aber die dießjährige Ernte in den Vereinigten Staaten nur 3¾ bis 4 Mill. Ballen, oder ſinkt ſie in Folge der ſtattgefundenen Creditſtörung noch unter dieſes Volumen, dann darf man ſich auf ernſte Preisſteigerungen gefaßt machen, denn im Laufe des vorigen Jahres ſind bereits wieder ſo viel neue Garnmühlen entſtanden, daß die amerikaniſche Production ſchon wieder über 4 Mill. betragen muß, wenn die Induſtrie eine Störung nicht erleiden ſoll.

Briefe aus Texas.

Von A. v. W.

1. Von Neu-Orleans nach San Antonio.

(Schluß.)

Ponderhorn hat einige hundert hölzerne Häuſer, in einer langen Front am Ufer ſich gruppirend, eine Menge Hôtels und Wirthſchaften, Speditions- und Commiſſionsgeſchäfte, da von hier aus wichtiger Export- und Importhandel nach dem

Digitized by Google

Innern stattfindet. Ich quartierte mich ein im Casimirhouse, einem dreistöckigen Hôtel mit zwei Reihen von Gallerien und hübschem Garten. Ich bemerke im voraus daß die Hôtels in Texas sehr schlecht sind, sowohl was die Einrichtung der Zimmer als die Kost betrifft, nicht im entferntesten mit denen im Norden der Vereinigten Staaten zu vergleichen. Dieses Haus war aber eine rühmliche Ausnahme. Es war gerade diesen Abend ein Ball im Hause von amerikanischen Familien aus Stadt und Land, und die sämmtlichen Schönheiten der Umgegend waren hier versammelt, die Damen graciöse Figuren und niedliche Gesichter, wofür die Amerikanerinnen weltbekannt sind. Auffallend war mir das Stürmen der Herren an den Tisch im Schenkzimmer in jeder Tanzpause, wo sie Massen von Brandy, Wein und allerlei heißen Getränkes vertilgten, während im Tanzsaal dem schönen Geschlecht nur Thee und Limonade gereicht wurde. Contretanz ist der Lieblingstanz der Amerikaner, und wird mit großer Lebendigkeit und Nonchalance ausgeführt.

Von Powderhorn aus geht alle Tage eine Post oder Stagelinie nach Victoria, einer 40 englischen Meile nördlich im Innern gelegenen Stadt, und von da in zwei verschiedenen Routen, wechselnd aller zwei oder drei Tage, über Yorktown oder über Gonzales nach San Antonio, in directer Linie nur 150 Meilen von der Küste, über Gonzales aber 170 Meilen. Ich traf gerade den Tag wo sie über letzteren Ort gieng, und löste meinen Platz nach Antonio mit 17 Dollars (etwa 24 Rthlr. preuß.). Der Leser sieht hieraus wie theuer das Stagereisen in jenem Lande ist; es kommt hierbei auf die englische Meile 10 Cents = 4,2 Sgr., also auf die deutsche Meile 21 Sgr., höher als die Posttaxe in irgendeinem Lande und beinahe ein deutscher Extrapostsatz. Dabei fährt man nichts weniger als comfortabel, sondern bekommt oft abscheuliche Wagen und passirt noch schlechtere Wege. Ein mitreisender deutscher Kaufmann aus Goliad hatte mir gerathen mit ihm bis nach seiner Stadt zu gehen, dort ein Pferd zu kaufen und dann nach Antonio hinaufzureiten, und ich bedaure heute noch daß ich seinem Rath damals nicht gefolgt bin. Ein jeder der mir nachfolgen sollte und Lust hat Land und Leute zu beobachten, wozu der Reiter bei weitem die beste Gelegenheit hat, möge es so machen und den Stagewagen, dieses Marterwerkzeug, so viel als möglich vermeiden. Ich wollte eben jene Reiseart erst probiren und dann in Antonio mich beritten machen. Nur zu bald bekam ich diese Fahrt satt.

Am 31 März früh 9 Uhr führte uns eine mit vier kräftigen Pferden bespannte Postkutsche, diesmal ein schön gepolsterter und bequemer, neunsitziger Wagen, aus dem öden Powderhorn hinaus, erst längs dem Meeresstrande hin, dann einbiegend in die Prairie und zunächst nach Lavaca, einem 15 Meilen nördlich an der Bai liegenden Städtchen, mit bedeutendem Waarenverkehr, da noch Schooner und kleine Dampfer bis hierhinauf fahren können, und die gesammte Baumwolle und andere Producte aus dem Innern ihren Weg über diesen Platz nehmen. Von hier aus wird auch die im Bau begriffene Eisenbahn nach San Antonio ihren Anfang nehmen, fünf Meilen davon sind bereits vollendet. Es fehlt nur an Geld um den Bau energisch zu betreiben. Lavaca ist ein ächt amerikanisches Hafenstädtchen, aus einer Menge Holzbaraken bestehend, die sich in rechten Winkeln schneiden, mit Holzbahnen als Trottoirs, um bei Regenzeit nicht im Schmutz zu versinken und immer belebt von einer Menge Fuhrwerk, kommend und gehend, Massen von Waaren schleppend. Es sind die langen und plumpen Ochsenwagen, mit drei bis sechs Gespannen davor, viereckige offene Kastenwagen mit einer Leinwandplane gedeckt, die den Hauptverkehr führen. Sie brauchen gewöhnlich 14 Tage von der Küste bis Antonio, bei schlechtem Wetter noch viel länger, bis einen Monat und mehr, da sie den Tag über nicht mehr als 10—15 englische Meilen zurücklegen. Nur selten findet man Pferde oder Maulthiere vorgespannt. Diese Wagen füllen hier die Straßen oft zu Hunderten und bringen ein reges, aber dem Fußgänger unbequemes Leben hervor. Wir machten hier Mittagsrast und fuhren nach einer Stunde weiter. Es dehnte sich nun vor unseren Augen die unendliche grüne Fläche der Prairien aus, die langsam ansteigend sich über 100 Meilen weit ins Land hineinerstrecken. Dann kommt eine bewaldete Hügelkette, die Iron Hills, hinter dieser ein Plateau mit Prairien und Wäldern, und 50 Meilen weiter nördlich steigen höhere Gebirgszüge an, bis zu 4000 Fuß Höhe im San Saba-Gebirge und den Tafelländern des Nordwestens. Entzückend war der Anblick dieser weiten, hellen Prairien, erhaben durch ihre gränzenlose Ausdehnung und schön durch den Anblick den sie gewährten, durch das frische Grün des Frühlings mit dem sie sich so eben bekleidet und durch die zahllosen Blumen von jeder Art, von allen Farben und verschiedenem Geruch welche sie wie ein Blumenmeer erscheinen ließen. Vorherrschend darunter sind die Primulaceen, Stellarien, Mimosen und Cactusarten. Man kann im Frühjahr tagelang reisen und sieht immer dieselbe grüne Fläche, am Horizont in ein tiefes, saftiges Blau verschwimmend, nur hier und da unterbrochen durch geringe Hebungen und Senkungen des Bodens, und durch kleinere oder größere Gruppen von Bäumen, meist Eichen mancherlei Art, die der Landschaft etwas wechselndes und das Ansehen eines großartigen Naturparkes geben; dazu tragen besonders auch die zahllosen Viehheerden bei die hier das ganze Jahr hindurch weiden, Rindvieh und Pferde, immer in großen Trupps beisammen.

Eine milde, unendlich würzige und frische Luft weht über diesen Prairien in der Frühlingszeit, und viele Aerzte aus den Vereinigten Staaten schicken ihre Lungenkranken, Schwindsüchtigen und sonstigen Reconvalescenten zur Erholung auf eine Reise hierher oder auch weiter nördlich in die Prairien von Missouri, Kansas und am Felsengebirge, von wo sie auch in der Regel völlig oder theilweis gebessert zurückkommen. Die Reinheit und Trockenheit (?) der Atmosphäre in jenen Gegenden mag hauptsächlich jene heilsame Wirkung hervorbringen. Die ganze Natur hat eine solche Frische, solchen Duft, als wäre sie eben erst aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen. Auf der Erde sieht man häufig die Spuren der Meereswellen aus früherer Zeit in langfortlaufenden Erhöhungen und Senkungen des Bodens. Man findet auch sehr

Digitized by Google

viele Muſcheln von Species, die jetzt noch im Golf vorkommen, bis hoch in die Berge hinauf, ein Beweis für die verhältnißmäßig junge Bildung des Landes. Von menſchlichen Anſiedlungen ſieht man faſt gar nichts, ſie liegen weit auseinander; außer den Viehheerden beleben nur Vögel die Prairie, beſonders die Prairiehähne und eine Schnepfenart. Zuweilen begegnet uns ein Zug von Ochſenwagen, deren weiße Dächer wir ſchon ſtundenlang vorher geſehen haben, der Treiber mit der rieſenlangen Peitſche nebenhergehend oder reitend, oder einige Viehtreiber, die mehrere hundert Stück Rindvieh oder Pferde an der Küſte hinauf nach Louiſiana und weiter in die Staaten treiben. Die Pferdehändler ſind meiſt Mexicaner, die ihre Thiere aus dem Innern Mexico's bringen, wilde, ſonnverbrannte Geſellen mit ſchwarzem Haar, gelbem oder braunem Geſicht, breitem Strohhut und maleriſcher Landestracht, aus weiter Jacke und Beinkleidern oder ihrem Poncho beſtehend, mit rieſigen Sporen, von denen ſie aber gewöhnlich nur einen anſchnallen. Sie ſind wohl bewaffnet mit Dolchen und Revolvern, und wiſſen vor allem mit dem Laſſo, einem langen Seil mit Schlinge, das ſie beſtändig am Sattelknopf führen und mit einem Wurf um Hals oder Fuß irgendeines Thieres mit größter Sicherheit ſchleudern, vortrefflich umzugehen. Es ſind wahre Centauren die auf dem Pferde leben und ſterben, verwegen und gewandt, aber unzuverläſſige und hinterliſtige Geſellen denen man nicht trauen darf.

Wir erreichten Victoria ſpät Abends am erſten Tag, mein Reiſegefährte gieng weſtlich ab nach Goliad, und ich nach einigen Stunden Schlaf, Nachts 2 Uhr weiter nach Gonzales. Der Wagen, den ich jetzt beſteigen mußte, glich dem erſten nicht im mindeſten an Comfort, es war ein Farmerwagen, wie es im Norden der Union gebräuchlich iſt, mit Lederpolſtern hart von Eichenholz, ſchlecht ſchließenden Lederklappen oben und an den Seiten. Vor den vielen Poſtſäcken und Gepäckſtücken hatte man kaum Platz ſich auszuſtrecken. Die Nacht war ſehr kühl, und ich war froh als wir Morgens 5 Uhr an einem Farmhauſe zum Frühſtück und Umſpannen anhielten. Es erſchienen die ächt texaniſchen Gerichte, die ſich Früh, Mittags und Abends völlig gleich bleiben, Kaffee, Schweinefleiſch, gebratener Speck und die warmen Biscuits, Cakes oder die Maisbrödchen. In den Hôtels der Städte iſt der Speiſezettel wohl etwas reicher und mannichfaltiger, und beſonders hält man auf ein gutes Beefſteak, aber auf dem Land gibt es nie etwas anderes als die genannten Speiſen. Bei deutſchen Farmern findet man doch wenigſtens Abwechslung mit Butter, Käſe und Milch- oder Mehlſpeiſen, der Amerikaner aber ißt immer unveränderlich dasſelbe, weil ſeine Hausfrau dabei am wenigſten Mühe hat und am ſchnellſten fertig wird. Das viele heiße Brod und die ſchweren Cakes, das halbgahre Fleiſch das er verſchlingt, erzeugen ſeine Dyſpepſie, ſein beſtändiges Magenleiden. Außer an den beſtimmten Punkten wo die Poſt zum Umſpannen und wegen der Mahlzeiten hält, kann man nicht das mindeſte unterwegs zu eſſen oder trinken bekommen; man muß ſich alſo ſelbſt mit Lebensmitteln verſehen, oder muß eſſen was einem vorgeſetzt wird. Jede ſolche nicht gerade epicureiſche Mahlzeit koſtet einen halben Dollar. (Durchſchnittspreis für alle Mahlzeiten in den Vereinigten Staaten) Nach zweiſtündiger Erholung fuhren wir weiter und kamen nach einer abermaligen Mittagsraſt von 2 Stunden, Abends 6 Uhr nach Gonzales. Die Scenerie blieb ſich gleich, doch wurde das Land hügeliger, reicher an Waldgruppen, die Farmen am Wege häufiger und wir fuhren öfter durch kleine Creeks oder Bäche, die jetzt leicht paſſirbar waren, aber bei Regen oft zu höchſt ſchwierigen Paſſagen werden; einmal führte der Weg über einen Knüppeldamm, an den ich noch mit Schrecken denke, nachdem wir zuvor bis an die Achſen im Koth gefahren waren. Man braucht nur wenige Minuten über ſolch einen Knüppeldamm zu fahren, wobei man bald rechts bald links hoch hinaufgeſchleudert wird, und man fühlt keinen Knochen im Leibe mehr, wird förmlich zu Brei geſtoßen. Kann der Wagen bei einer ſchwierigen Stelle nicht fort, ſo müſſen die Paſſagiere ohne weiters ausſteigen und den Wagen mitſchieben helfen. Genügt auch das nicht, ſo werden von der nächſten Farm einige Geſpann Ochſen requirirt und mit vieler Mühe wird der Wagen wieder flott gemacht. Bei trockenem Wetter und Sonnenſchein iſt es ein Vergnügen über die Prairie zu fahren, aber unerträglich bei längerm Regenwetter. Oft ſteht ſie dann meilenweit unter Waſſer, beſonders in der Nähe der Küſte; der zähe, ſchwarze Boden klebt feſt an den Rädern und verſtopft die Speichen völlig, der Wagen ſchneidet tiefe Gleiſe im weichen Boden und geht oft bis an die Achſen hinein. Die anſchwellenden Creeks werden ſehr ſchwierig zu paſſiren, und Menſchen und Vieh quälen ſich ab mit dem Durchkommen. Wo man heute durchreitet ohne das Knie des Pferdes zu benetzen, iſt morgen Waſſer genug um Roß und Mann zu bedecken. Wo keine Brücken ſind, muß man dann oft Tage lang liegen bleiben. Ich machte ſpäter auch noch einige Erfahrungen dieſer Art. In Gonzales, einer kleinen, weitläufig gebauten Stadt, wo jedes Haus nach Art der Landſtädte in ſeinem Garten liegt, mit weitem Marktplatz und einem Schulgebäude, blieben wir zwei Stunden, um eine von Galveſton und Richmond kommende Poſt zu erwarten, und fuhren dann weiter die Nacht hindurch nach Seguin, wo wir früh Morgens am 2 April eintrafen, frühſtückten und weiter rollten nach Antonio. Kurz hinter Seguin ſetzten wir auf einer Fähre über den anſehnlichen Guadalupe-Fluß in einer reizenden Waldgegend, dann folgte eine mit niedrigem Meskitholz beſetzte Prairie. Endlich Nachmittags 5 Uhr am dritten Tage der Reiſe erreichten wir San Antonio. Dieſe Stadt, die dritte an Bedeutung in Texas nächſt Galveſton und Houſton, liegt ganz in der ebenen Prairie und macht daher auf den von dieſer Seite Kommenden nur einen unbedeutenden Eindruck, während ſie ſich von den Bergen 15 Meilen nördlich ſehr hübſch ausnimmt. Ich hatte etwas ganz anderes erwartet und fand daher nur Enttäuſchung, ſo häufig das Loos des Reiſenden. Nachdem wir durch die ſchmalen Straßen mit kleinen Häuſern von altſpaniſchem Bau gerollt, ſtieg ich ab in dem Plaza Hôtel am Hauptmarkt, ſchlecht gehalten wie alle Hôtels hier, hat es doch den Vorzug der hübſchen Ausſicht auf das Treiben des Marktes, der ein ſehr originelles und fremdartiges Bild zeigt. Er iſt un-

Digitized by Google

gepflastert, nur an den Seiten der Häuser hin mit Trottoirs versehen, von Privat- und städtischen Gebäuden umgeben, die nur 1—2 Stockwerke, ganz flache Dächer und kleine Fenster haben, mauriſchen Anſehens; auf der Nordſeite ſteht von einem Kirchhof umgeben die katholiſche Kirche, ein altes Gebäude mit niedrigem, viereckigem Thurm. Auf dem Platz ſelbſt herrſcht ſüdliches Straßenleben, tummeln ſich allerlei Reiter und Fuhrleute, campiren die Ochſenwagen und die Gouvernementszüge zur Verproviantirung der Forts.

Die Stadt liegt am Antonio-Fluß, der wenige Meilen davon aus mehreren ſtarken Quellen entſpringt und in vielen Windungen durch die Stadt fließt; er iſt ziemlich tief, doch nicht ſchiffbar wie die meiſten Ströme in Texas — wegen des reißenden Laufes und veränderlichen Waſſerſtandes. Den Ort umgibt die grüne, mit niedrigem Mesquitholz beſetzte Prairie, nur nördlich ſteigen einige Berge an. San Antonio's Bewohner treiben bedeutenden Handel nach Mexico, wohin zu beſtimmten Zeiten Karawanen gehen, ſowie mit Baumwolle und anderen Landesproducten nach der Küſte, wofür von dort Waaren heraufkommen. Hier iſt auch der Ausgangspunkt für mehrere Poſtlinien nach Galveſton, Auſtin, El Paſſo am Rio Grande, Victoria ꝛc. Ein Poſtreiter geht wöchentlich von hier durch Neu-Mexico und das Indianergebiet nach Californien, und legt die Strecke bis San Diego in drei Wochen zurück. In dem in der öſtlichen Vorſtadt gelegenen Fort San Alamo, einer unbedeutenden Feſtung, aber wichtig als Kampfplatz im texaniſchen Befreiungskrieg, liegt jetzt Bundesmilitär einquartiert, amerikaniſche Dragoner, zum Erſatz und Wechſel für die Indianerforts im Norden. Man rechnet jetzt 7 bis 8000 Einwohner, deren Miſchung Intereſſe gewährt. Ein Drittel nämlich beſteht aus den früheren Bewohnern des Landes, den Mexicanern, die meiſt in ſehr dürftigen Häuſern wohnen, aus Holzſtämmen mit Lehm verklebt und mit einem Rohrdach gedeckt, ohne andern Fußboden als die nackte, geſtampfte Erde; ein Drittel aus Amerikanern und ein Drittel aus Deutſchen von allen Gauen Deutſchlands, die meiſt in der Zeit der Gründung der Colonien des Adelsvereins hierher gekommen ſind, und überhaupt von Indianola die ganze Küſte hinauf und weit öſtlich und nördlich von Antonio bis über Friedrichsburg hinaus wohnen. Sie ſind meiſt Kaufleute, Schenkwirthe, Handwerker, Bierbrauer ꝛc., zählen tüchtige Aerzte und Advocaten unter ſich, und nehmen ſchon eine geachtete Stellung ein, da ſie gute Geſchäftsleute ſind und mehrere ſich bedeutendes Vermögen erworben haben, beſonders die Landſpeculanten und die Bierbrauer. Sie haben geſellige Vereine, ein Caſino in einem eigenen Gebäude, mit Billards, Reſtaurationen, einigen Zeitungen und Liebhabertheater, ſowie eine gemeinſame Schule gegründet. Ich lernte einige ſehr nette und gebildete Leute unter ihnen kennen, an die ich zum Theil empfohlen war, einen Doctor H., Unternehmer des Caſino, den Kaufmann W., den Maler L. aus Dresden, den Buchhändler B. aus Berlin u. ſ. w., die mich für den weiteren Theil meiner Reiſe mit Empfehlungen verſahen und mit ihrem Rath unterſtützten. Ich blieb 11 Tage in Antonio, inſtruirte mich über die Weiterreiſe, machte Excurſionen in die Umgegend, nach den beiden Jeſuitenmiſſionen, zwei romantiſche Kirchruinen, nach Pedro Spring und Antonio Spring ꝛc., und badete täglich im Fluß. (Das Waſſer bleibt immer ſo warm daß man den ganzen Winter hindurch baden kann). Für die weitere Reiſe kaufte ich mir einen mexicaniſchen Pony, klein und unanſehnlich ausſehend, aber ſehr bequem im Reiten, ausdauernd und genügſam im Futter. Ich legte einen mexicaniſchen Sattel mit lederbedeckten Steigbügeln auf, für das Reiſen höchſt bequem.

Ueber den Sattel, dieſes wichtige Reiſegeräth, will ich hier die Bemerkung beifügen, daß der einfache Texaner Sattel wohl der beſte und vollkommenſte ſeiner Art iſt. Er beſteht aus einem ganz einfachen Bock oder Holzgeſtell, vorn und hinten hoch, und in der Mitte mit einem langen ſchmalen Einſchnitt verſehen, iſt bloß von Holz gemacht oder nur einfach mit Leder überzogen, ohne Seitenblätter, mit Ausſchnitten für die Bügelriemen und den Bauchgurt, die unmittelbar von ihm ausgehen. In Folge dieſer einfachen Conſtruction paßt er auf jedes Pferd, gewährt dem Reiter einen feſten wenn auch harten Sitz, erhitzt den Rücken des Pferdes nie, da er der Luft Zutritt gewährt, und drückt nie wund, weil er ganz feſtliegt und nicht rutſcht, beſonders wenn man noch eine leichte wollene Decke, oder beſſer eine von getrocknetem, ſpaniſchem Moos geflochtene darunterlegt. Dieſe letzteren ſind das beſte was man dem Pferde auflegen kann, erhalten den Rücken immer unverletzt und ſind ſehr billig (50 bis 75 Cents pro Stück). Der Mexicaner Sattel hat dasſelbe Geſtell zur Grundlage, einen höheren Sattelknopf, iſt aber mit einem breiten Lederpolſter darüber verſehen, ſo wie innen etwas gepolſtert, mit großen Sattelblättern und Wulſt daran. Längs der Bügelriemen laufen breite Lederplatten. Die Bügel von Holz ſind vorn ganz mit Leder überdeckt, wodurch der Fuß vor Näſſe und Hitze geſchützt wird. Gewöhnlich iſt er ſehr ſchön gearbeitet und verziert, denn in Mexico wird großer Luxus in dieſem Artikel getrieben. Für den Reiter iſt er höchſt bequem, da man darin wie in einer Wiege ſitzt und unmöglich herausfallen kann, aber fürs Pferd iſt er nicht ſo gut als der Texaner, da er nicht immer für jeden Rücken paßt und eigentlich nach dem Pferde gebaut oder ausgewählt werden muß. Man findet in Folge der Vernachläſſigung dieſes Punktes und überhaupt des wilden und ſorgloſen Reitens ſehr viele gedrückte und wund geritteue Pferde in Texas. Weil man ſo billig ein neues bekommen kann, von 25 Dollars an, ſchont man die Thiere immer zu wenig. Für das längere Reiten iſt endlich noch ein dort ſehr übliches Kleidungsſtück zu empfehlen, die indianiſchen Leggings oder Lederhoſen, aus Wildhäuten gemacht, zum Ueberziehen über die Beinkleider. Man ſchont dadurch ſehr die darunter liegenden Kleider und bekommt einen beſſeren Sitz.

Digitized by Google

Die neuere Kriegsgeschichte der Niederländer in Indien.

4. Kriege auf Sumatra in der Zeit von 1830—1846.

Auf Sumatra waren in der Zeit von 1825—30 während der großen javanischen Empörung unter Dipo die Niederländer auf die höchste militärische Diät und auf eine strenge Defensive angewiesen gewesen. Erst im Juli 1832 langten Verstärkungen an, und unterstützt von 15,000 malayischen Bundesgenossen, welche das harte Joch der puritanischen Padries satt geworden waren, gelang allmählich die Unterwerfung der Padanger Hochlande, die man durch eine Kette von Forts fest in der Hand zu behalten gedachte. Damals geschah es daß ein Hadschi (Mekkapilger), Muhammed Saleh Tuwanki Tambusi, Häuptling von Dalu-Dalu, dem Befehlshaber der Holländer, den Rath gab das Hochland zu räumen. Er erhielt darauf die Antwort daß, wo die indische Compagnie ihre Hoheit geltend gemacht habe, sie auch ihr Grab sich schürfe. Der Niederländer, Oberst Elout, wollte damit sagen daß seine Regierung ihre Eroberungen bis zum letzten Athemzuge festhalte, allein viel wahrer ist der andere unbeabsichtigte Sinn daß ihre indischen Eroberungen zum Kirchhof der Niederländer geworden sind. Der Häuptling, der später eine große Rolle spielte, ließ hierauf die Warnung fallen, die Holländer möchten dann ihre Waffen in Bereitschaft halten. Der Aufruhr der Padries minder gefährlich als der javanische, aber hartnäckiger und langwieriger, scheint gute Ursachen gehabt zu haben. Die Eingebornen waren der niederländischen Herrschaft sehr bald überdrüssig geworden. Man plagte sie mit Frohnden als Kulies, um nach den Forts Mund- und Kriegsvorräthe zu schaffen, obgleich, wie man fast immer lesen muß, die knauserige Verwaltung aufs spärlichste ihre Truppen mit Munition versah. Dann hatten die Holländer eine Menge neuer Abgaben eingeführt, eine Besteuerung der Pasars (Märkte), des Opiums und der allverbreiteten und allbeliebten Hahnenkämpfe. Verhaßt aber machten sich sehr viele Beamte und Officiere durch Verstöße gegen die Adats oder die heiligen Rechtsgewohnheiten der Malayen. So brach in den Hochlanden 1833 der Aufstand der Padries mitten in trügerischer Ruhe aus.

Den Oberbefehl in den Padanger Hochlanden führte damals Oberstlieutenant Vermeulen Krieger, der erst von der feindseligen Stimmung der Eingebornen eine Ahnung erhielt, als zum zweitenmale einzelne Soldaten, dießmal in der Nähe von Pisang, einem Kampong der Landschaft Agam, ermordet worden waren. Mit einem Detaschement von 97 Combattanten, worunter 58 Europäer, begab sich, was er als Oberbefehlshaber nicht hätte thun sollen, Krieger persönlich an den Schauplatz des Mordes. Vergeblich ließ er die Häuptlinge der benachbarten Ortschaften entbieten, es erschienen nur zwei, die ihm ausweichende Antworten gaben, und seine Kundschafter berichteten ihm bald, die Einwohner von Pisang hätten ihr Kampong vollständig verlassen, wahrscheinlich weil auf ihnen der Mord lastete. Dieser Verdacht wurde zur Gewißheit als man in dem verlassenen Dorfe Kleidungsstücke der Ermordeten fand. Das Dorf war übrigens ein leicht zu befestigender Punkt, da es rings mit Bambuhecken umgeben war. Die Padries hatten jedoch außer einer Kuh nur wenig Lebensmittel zurückgelassen. In der nächsten Nacht sah man Signalfeuer auf den nahen Bergspitzen, und die kleine Mannschaft errieth jetzt daß sie mitten in das Nest einer Empörung gerathen war. Am nächsten Tage brachte ein flüchtiger Javane die Nachricht daß auch in Bondjol der Aufstand ausgebrochen und die dortige Besatzung, 27 Europäer und 19 Eingeborne ermordet worden sey. Kriegers Truppe führte nur 86 Feuergewehre, darunter 54 mit Percussionsschlössern und für jedes Rohr bloß 30 Patronen bei sich. In Pisang hätte man sich jedoch solange halten können als die knappen Lebensmittel ausreichten. Auf rechtzeitigen Entsatz war aber nicht zu rechnen, sondern eilige Benachrichtigung der Unterlande sehr dringend. Der Oberstlieutenant schickte zunächst den Hauptmann Thörig mit 10 Jägern nach dem Fort van der Kapellen um von dort Hülfe zu holen. Nach kurzer Zeit fielen aber in der Richtung der abgegangenen Abtheilung Schüsse, und einer der abgeschickten Djajang Sekars (Sipahireiter) holte Hülfe um den Rückzug der Abtheilung zu decken, welche den Weg nach van der Kapellen durch Verhaue geschlossen und vom Feind vertheidigt gefunden hatte. Zwei Jäger und zwei Rosse waren bei diesem Gefecht geblieben.

Von Pisang aus gab es nur zwei Wege zum Rückzug, nämlich einen günstigen nach dem Fort Vermeulen Krieger, sobald die Brücke welche dort über die reißende Massang führte, von den Rebellen noch nicht abgeworfen war, und einen mühsamen und erschöpfenden, durch das Gebiet der sieben Lurahs. Ein einheimischer Soldat als Padrie verkleidet, wurde auf Kundschaft in der erstern Richtung ausgeschickt, fand die Brücke aber abgebrannt und starke Abtheilungen der Feinde im Hinterhalt auf dem Wege. So blieb denn nur der verzweifelte Weg durch die sieben rebellischen Lurahs. Oberstlieutenant Krieger sammelte seine Leute, im Ganzen 112 Personen, mit Einrechnung der Nichtcombattanten, stellte ihnen die Gefahren des Rückzuges vor und schärfte ihnen vor allem ein nicht zu schießen, außer auf wenige Schritte. Man vertheilte dann etwas Reis und etliche Flaschen Arak. Lieutenant Bouman führte die Vorhut aus 15 der besten Schützen und einem Sergenten, Lieut. Schouten die Nachhut aus 20 Mann. Um 8 Uhr Morgens den 12 Jan. 1833 brach die kleine Truppe auf und bewegte sich anfangs nur auf dem 3—4 Fuß breiten Rain der Reisfelder. Sowie sie ins Freie gelangten, sahen sie ihren Rückweg von 2000 Insurgenten abgeschnitten, die in einem Halbkreis auf ihren Fersen folgten und sich immer dreister heranwagten. Sowie man sich dem nächsten Bergrücken näherte, wo das erste Detaschement auf Widerstand gestoßen war, wurden die nachsetzenden Padries immer kühner. Krieger zog Vorhut und Nachhut besser an sich heran und befahl den Truppen langsamer zu marschiren. Allen Angriffen ihrer Feinde hatten sie bis jetzt nicht geantwortet sondern die Padries lanzen- und säbelschwingend bis auf zwanzig Schritt herangelassen. Plötzlich erscholl der Befehl:

Digitized by Google

Halt! — Front nach zwei Seiten! — Feuer! Die Salve wirkte vortrefflich. Keine Kugel gieng verloren und die Padries flohen entsetzt auf 200 Schritt zurück, so daß die Holländer ruhig ihre Gewehre laden und unbelästigt ihren Weg mit zwei verwundeten Cameraden fortsetzen konnten. Jetzt aber stand man am Fuße der bewaldeten Bergabhänge mit einem versteckten Feind in der Front. Krieger befahl das Gepäck wegzuwerfen, auch die Pferde der Cavallerie, die man auf dem steilen Wege doch nicht brauchen konnte, zurückzulassen. Die Theilung dieser Beute sollte zugleich die Verfolger im Rücken längere Zeit beschäftigen. Er ließ nun fünfzehn der besten Schützen in ausgedehnter Kette mit drei auf Flügeln und Mitte vertheilten Signalbläsern durch das Gestrüpp vorgehen. Beim Eintritt in dieses fand man die schrecklich verstümmelten Leichen der am frühesten Morgen gefallenen Jäger. Dieser Anblick wirkte vortrefflich, denn die Soldaten wußten jetzt was ihnen bevorstand, zu gleicher Zeit aber erglühten sie, um den Tod ihrer Cameraden zu rächen. Nicht lange so stieß man auf den Feind und es entwickelte sich von beiden Seiten ein scharfes Plänklergefecht. Nach Ablauf einer Stunde hatte man indessen die Höhe gewonnen und zwar mit Verlust von 8 Todten und 12 Verwundeten. Leider waren bei dem Anrücken die meisten Arackflaschen verloren gegangen, so daß man den Verwundeten aus ihnen keine Stärkung, ja nicht einmal einen Schluck Wasser reichen konnte. Nach halbstündiger Rast gieng es weiter. Da ergab sich daß einer der Jäger heimlich so viel Arac getrunken hatte daß er gänzlich betrunken war. Um ihn zu sich zu bringen gab man ihm mehrere Hiebe mit der flachen Klinge. Da aber dieses Ernüchterungsmittel nichts half, überließ man ihn seinem Schicksal und wenige Minuten nachher hatte ein Padrie mit dem Klewang ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt. Beim Niedersteigen am andern Abhange war der Weg zwar nicht so steil, aber dafür so offen daß die Rebellen besser zielen konnten. Die Zahl der Todten mehrte sich daher um vier, die der Verwundeten um achtzehn. Mit den Gewehren und Patronen der Gefallenen konnten aber jetzt die Officiersbedienten, sowie die Sipahicavalleristen bewaffnet werden.

Am Fuße des Berges mußte man einen ziemlich breiten Fluß durchsetzen, welches der kleinen Schaar auch gelang, indem man sich, um den Strom besser stemmen zu können, mit den Armen fest aneinander schloß. Jetzt näherte man sich aber einem Dorf der VII Lurahs, dessen Einwohner auf den Höhen lauerten, während im Wege die aufgestellten Randjus (Bambussplitter) den Soldaten die Füße zerfetzten. Kaum waren noch etliche Soldaten im Stande die Kugeln der Feinde zu erwiedern. Ohnmächtig vor Erschöpfung stürzte der Lieutenant Perk van Lith nieder. Etliche Minuten Ruhe hätten ihn retten können, aber der Feind war kaum 100 Schritte entfernt. Da hob den Ohnmächtigen sein javanischer Bedienter Tom auf die Arme und trug ihn nach einem Platz wo der Oberstlieutenant noch einmal Halt machen ließ und Perk sich wieder erholte. Nach einer halben Stunde aber hieß es schon wieder: Marsch, doch näherte man sich gegen 5 Uhr Nachmittags schon dem letzten feindlichen Kampong der VII Lurahs. Aber gerade dort wurde man von einem Kugelregen empfangen, denn die Padries hatten sich hinter der Moschee dieses Dorfes verschanzt, und ihr Feuer kostete abermals drei Soldaten das Leben. Ihre erbitterten Cameraden erboten sich die Moschee zu stürmen, allein Vermeulen Krieger hielt es für rathsamer das Dorf auf einem Umweg durch die Reisfelder zu umgehen. Bei diesem Marsch geschah es daß Tom der obenerwähnte javanische Officiersbursche schwer verwundet fiel. Perk van Lith fand daher Gelegenheit dem Wackern seine Treue zu vergelten, indem er es jetzt war der ihn aus dem Gefecht hinweg trug.

Seitdem hatte man wenigstens keinen Feind mehr in der Front zu erwarten, aber die Padries setzten gleichwohl ihre Verfolgung noch fort als schon die Nacht hereinbrechen wollte. Ein einsam neben dem Weg liegender Felsblock wurde von Krieger benutzt um die Verfolger gänzlich sich vom Leibe zu schaffen. Auf seinen Befehl versteckte sich Lieutenant Schouten mit der Nachhut, bei der sich ein Dutzend der noch rüstigsten Jäger befanden, von der Dämmerung begünstigt hinter den Block, und ließ die Padries bis auf 20 Schritte herankommen. Dann brach er vor und ließ eine Salve in den hellen Haufen geben daß er heulend auseinander stob. Damit war man den Feind wirklich los geworden. Jetzt aber brach auch die Moral der Truppe die sich bisher wunderbar gehalten hatte, und es bedurfte langer Ueberredungen ehe sich die Soldaten entschlossen nach einer Rast um 11 Uhr Nachts noch einmal sich in Marsch zu setzen. Als man dann gegen Morgen befreundete Ortschaften erreichte, ließ Krieger liegen was nicht weiter marschiren konnte, während er selbst noch weiter bis zum Posten Bukit Kuriri gieng, wo man gerade die Reveille blies als er mit vier Officieren und neun Soldaten eintraf, worauf eilig die Nachzügler aufgesucht und zusammengebracht wurden. Im Ganzen zählte man 71 an Todten und Verwundeten und unter letztern manche die drei Kugeln erhalten hatten; kein Officier und kein Soldat war aber davongekommen daß ihn nicht die Randjus die Füße zerrissen hätten. Dieß war der in der Kriegsgeschichte der Holländer berühmte und berüchtigte Rückzug von Pisang.

Andere vereinzelte Abtheilungen und Posten wurden von den Padries gänzlich aufgerieben, und auch bei diesem Aufstand machte die niederländische Regierung ihren alten, dem Geiz entspringenden Fehler, daß sie nicht gleich anfangs ausreichende Kräfte sendete, sondern mit halben Kosten hinwegzukommen hoffte. Unter andern schickte sie auch Sontot, Dipo Negoro's berühmten Bandenführer nach Sumatra. Allein der loyal gewordene Rebell spielte sehr bald eine verdächtige Figur in den Hochlanden und mußte schleunig wieder entfernt werden. Endlich kamen Verstärkungen, und im spätern Lauf des Jahres 1833 zählte man 131 Officiere und 3277 Soldaten der regulären Armee an der Südwestküste Sumatra's. Der Krieg zog sich aber schläfrig durch dieses und das folgende Jahr hindurch. Erst im Jahre 1835, und zwar am 21 April begab sich eine ansehnliche Truppenmacht unter Oberstlieutenant Bauer nach der Landschaft Bondjol, dessen Hauptort gleichen Namens der Sitz der Empörung geworden war. Das Kampong Bondjol

Digitized by Google

war ziemlich volkreich, denn es gehörten dazu zwei Moscheen. Im Westen und Norden konnte man sich dem Platz wegen des sumpfigen Reisbodens nicht nähern, auch war er rings mit Auwer-Auwer (dornigen Bambu) verbarricadirt. Die Hauptstärke Bondjols bestand aber in einem östlich gelegenen Höhenzug wo die Padries eine Kette von Verschanzungen angelegt hatten, aus welchen ihr Geschütz die Stadt selbst und die Ebenen vollständig beherrschte. Am 16 und 17 Juni warfen die Holländer ihre erste Batterie auf, und ließen, jedoch ohne sonderlichen Erfolg, die Stadt aus den Mörsern bewerfen. Ein Versuch sich etlicher nordwestlich gelegener Kampongs durch einen Handstreich zu bemächtigen, mußte mit 30 Todten und 227 Verwundeten gebüßt werden. So trefflich schossen übrigens die Padries daß den Officieren befohlen wurde Epauletten und Feldbinden abzulegen, weil eine unverhältnißmäßige Mehrzahl von ihnen bereits geblieben war. Ohne etwas gegen den Hauptplatz zu unternehmen, ließ man im Umkreise die befestigten Bentings (Forts) der Padries stürmen. Bei einem solchen Sturm zeichnete sich der Kanonier Jacob van Deventer durch die Verwegenheit aus, daß er eine gefüllte Hohlkugel anzündete, bis zur feindlichen Brustwehr trug, und wenige Augenblicke vor der Explosion hinüberwarf, welche letztere solche Verwirrung anrichtete daß man sich der Verschanzung bemächtigen konnte. Am 5 Sept. machten die Belagerten einen Ausfall, und wiederholten ihn am 9 Nov., wobei sie ihren Feinden ein Pulvermagazin anzündeten.

So schleppte sich die Belagerung ins andere Jahr hinüber und nahm jenen in der Kriegsgeschichte mitunter vorkommenden Charakter an, daß man nicht mehr wußte wer der Belagerte und der Belagerer war. Man ließ sich sogar im Juni 1836 in Unterhandlungen ein, die aber zu nichts führten. Welche Verluste durch Krankheiten erlitten wurden, lassen unsere Quellen nur errathen, aber wir erfahren doch daß der Oberbefehl nach und nach an vier Officiere übergieng, weil einer nach dem andern dem Fieber erlag. Von einer Belagerung konnte streng genommen nicht die Rede seyn. Bondjol blieb von zwei Seiten gänzlich frei, und da wo man angriff, standen eigentlich die Truppen nur Schildwache, denn erst 1836 kam das Belagerungsgeschütz an, und erst am 28 Juni wurde das Feuer gegen den Platz eröffnet. Ein ganzes Jahr mit seinen Fieberverheerungen war also nutzlos verstrichen. Gegen Ende von 1836 glaubte man endlich eine gangbare Bresche geöffnet zu haben. Die Holländer musterten damals vor Bondjol 5994 Streiter, darunter 4000 malayische Hülfstruppen, und der commandirende General Cleerens befahl am 4 Dec. 1836 einen Sturm, wozu er eine Colonne von 850 Regulären und 230 Malayen bilden ließ. Das Unternehmen war ganz sinnlos, denn hätten die Holländer Bondjol auch nehmen können, so würden die Padries sich auf die Höhen über der Stadt zurückgezogen und von dort aus ihre Feinde zur Räumung des Platzes wieder gezwungen haben. Die Vorhut unter dem Lieutenant v. Fürstenrecht bestand aus Negern, die hier zum erstenmal genannt werden. Die Holländer hatten bekanntlich damals in Westafrika Neger angeworben, und diese Truppen haben ihnen auch sehr gute Dienste geleistet. Sie wurden jedoch später genöthigt, die Werbungen einzustellen, und jetzt dient unsres Wissens keine afrikanische Truppe mehr in Niederländisch-Indien. Die Vorhut überraschte die Stadt und drang durch die Bresche hinein. Allein bald warfen sich die Padries, durch einen Kanonenschuß allarmirt, mit dem fürchterlichen Mordrufe: Amok auf die Angreifer und trieben sie wieder über den Wall zurück. Der Sturm wurde zum zweiten-, und unter Cleerens persönlicher Führung zum drittenmale erneuert, aber jedesmal mit gleicher Niederlage. Das Ergebniß dieses Tages auf Seite der Niederländer bestand daher nur in 130 Todten und Verwundeten, darunter fünf Officiere.

Am 22 März 1837 also im dritten Jahre der Belagerung wurde der erkrankte Cleerens durch General Cochius abgelöst, und dieser erst erkannte und verbesserte die Fehler seiner Vorgänger. Ein Ausbruch des Merapi erwies sich für ihn als ein Glücksumstand, denn die abergläubischen Padries betrachteten die Thätigkeit des Vulcans als ein Siegesvorzeichen für die Niederländer, weil der Merapi in den Jahren 1831 und 1832 wo die Holländer so große Fortschritte machten, gespieen, dann aber seit 1833, wo ihnen alles mißlungen war, gerastet hatte. Cochius ließ neue Batterien aufführen, deren Belagerungsmaterial freilich nur aus 7 Kanonen, 4 Mörsern und 4 Haubitzen bestand. Man muß sich auch nicht vorstellen daß in Indien wie vor Sebastopol, wer wissen nicht, wie viel tausend Schüsse täglich fallen konnten, denn da jede Kugel die Berge hinauf von Kulies getragen werden muß, so spart man gern mit jedem Schuß. Vor allen Dingen griff Cochius zwei Nachbarkampongs im Nordosten von Bondjol an, um die Stadt von dieser Seite einzuschließen und den Angriff auf die Redouten der östlichen Anhöhen vorzubereiten. Die Kampongs waren übrigens gut befestigt, denn es mußte zuvor Bresche geschossen werden ehe man stürmen konnte. Dieß geschah am 28 Junius. Am 1 Julius schritt man dann zum Angriff auf eine vereinzelte Redoute im Süden der Stadt. Die Padries wehrten sich so tapfer daß die Holländer ihnen die Verschanzung niemals entrissen hätten, wenn nicht eine ihrer Mienen sehr glücklich gesprungen wäre. Im Westen der Stadt wurden die Belagerungsarbeiten regelmäßig fortgesetzt, das heißt es wurden Laufgräben eröffnet und Parallelen gezogen. Die Padries hinderten die Arbeiten durch ein energisches Feuergefecht, und zuletzt gelang es ihnen sogar durch Ablenkung eines Wassers die feindlichen Traucheen zu ersäufen. Aber trotz aller Gegenwehr rückte man doch dem Walle ganz nahe, und am 3 Aug. schon konnte man aus der letzten Parallele Bresche schießen. Jetzt verließen viele Einwohner die Stadt und es kam sogar zu Unterhandlungen die jedoch zu keinem Ziele führten. Cochius der am Fieber erkrankt war wurde durch Oberstlieutenant Michiels im Oberbefehl ersetzt, der seine Angriffsmethode jedoch beibehielt und sich daher, bevor er Sturm laufen ließ noch der fünf in den Händen des Feindes auf den östlichen Anhöhen befindlichen Redouten zu bemächtigen trachtete. Während er am 13 August die Stadt durch verschiedene Scheinangriffe beunruhigen ließ, nahm Major Sturler

Digitized by Google

mit einer Colonne die beiden östlichsten Verschanzungen weg. Die Padries waren offenbar überrascht worden. In der Nacht vom 14. zum 15. gelang es den Niederländern abermals eine hart am Abhange gelegene Schanze zu besetzen, die sie verlassen fanden und auch die letzten beiden fielen ihnen, nachdem nur wenige Kugeln gewechselt waren, in die Hände. Am 16 August Morgens wurde die Stadt selbst von zwei Seiten angegriffen, und fast ohne Widerstand genommen, denn die Padries hatten in den letzten Tagen alle Zuversicht verloren. Ohne den Besitz der Anhöhen wäre auch dießmal der Platz schwer oder gar nicht zu stürmen und zu halten gewesen. Der Wall des Kampong hatte durchschnittlich 7—8 Fuß Höhe, war mit Dornenhecken geschützt, mit Traversen versehen und selbst für eine Art Kasematten gesorgt worden, hinter den Breschen aber hatten die Padries Barricaden mit tiefen wassergefüllten Gräben aufgeworfen — kurz man hatte es mit einem Feind zu thun, der sich kunstgerecht wehrte, also auch kunstgerecht angegriffen werden wollte.

Mit dem Fall Bondjols war die Macht der Padries gebrochen. Der Krieg dauerte indessen noch bis zum Jahr 1838 fort, und 1841 brach er noch einmal aus, indessen waren die spätern Operationen ohne Bedeutung, sowie auch die nächsten Empörungen — die letzte fiel ins Jahr 1851 — nicht den ernsten Charakter der früheren trugen. Wir schließen auch hier unsre Mittheilungen aus Capitän Gerlachs Geschichte, denn wohl bietet er uns noch einen vierten Abschnitt für 1846—56, dieser ist jedoch ausgefüllt mit den Feldzügen gegen Bali, in Bezug auf welche wir auf das Ausland 1857. S. 105, verweisen.

Die Orchideen.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Ehedem hatte Holland allein das Vorrecht der Leidenschaft für Pflanzen; in unsern Tagen hat sich glücklicherweise der Geschmack und die Liebe zum Gartenbau in alle Länder Europa's verbreitet, und bei Beginn der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts haben sich Frankreich und selbst Paris (oder vielmehr Paris besonders) dem Anbau seltener Pflanzen hingegeben. In der Rue Roquette, in dieser traurigen Gasse, mit dem alltäglich von Thränen befeuchteten Pflaster, auf diesem Wege der heiligsten der Pilgerfahrten, welche zum Abgangspunkt einen so oft von dem Blut der Bürgerkriege befleckten Platz, und zum Ankunftspunkt ein Feld der Ruhe haben — auf diesem Wege, der in seiner Mitte zwei Gefängnisse zur Seite hat, von denen das eine für das aufkeimende Laster, das andere für das Verbrechen auf seiner schauerlichsten Höhe bestimmt ist, in dieser Gasse habe ich eine der reizendsten Oasen entdeckt welche die Hauptstadt Frankreichs besitzt. Diese köstliche Oase ist diejenige welche die Gewächshäuser eines gelehrten Gartenbauers, des Hrn. Rougier-Chauvière, bilden. Eine richtige Anschauung von den unerhörten Reichthümern zu geben die in diesen halb in der Erde begrabenen Pavillons mit ihren Glasdächern verborgen sind, wäre eine Unmöglichkeit. Auch will ich hier nicht von den Gewächshäusern tropischer Pflanzen, wo die Palmen-, die Bananen-, die Latanbäume sich mit dem Reispapierbaum China's mischen, noch von den Gewächshäusern wo die sammetartigen Begoniaceen den purpurrothen Dracänen den Platz streitig machen, noch von denen wo man die außerordentlichste Sammlung von Geranien ausstellt die man sich denken kann, sondern von einem unvergleichlichen Schatze, einem langen und schmalen Gewächshause sprechen, das in hellem Licht erbaut ist und die fabelhafteste Mannichfaltigkeit von Pflanzen enthält, von welchen selbst die Malerei keinen annähernden Begriff geben könnte: von dem Gewächshause der Orchideen. Zuvörderst, weiß man wohl was Orchideen sind? Die Orchideen bilden eine Pflanzenfamilie welche Jussieu unter die Monokotyledonen eingereiht hat, und die aus Brasilien, Indien und China stammen. Jussieu kannte im Jahr 1789 nur dreizehn Arten von Orchideen; heutzutage beläuft sich die Zahl der bekannten Arten auf nahezu dreitausend. Diesen reißenden Zuwachs verdankt man besonders der bizarren Schönheit der Blumen dieser Gewächse, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sie gelenkt, und ihren Anbau, trotz der Schwierigkeiten und der damit verbundenen beträchtlichen Kosten zum Gegenstand einer wahrhaften Leidenschaft gemacht hat. Die Orchideen treiben in Kistchen mit Oeffnungen: diese Kistchen sind inwendig mit Wassermoos (Sphagnum), zerstoßener Holzkohle, zerbrochenen Topfscherben und ein wenig Torferde gefüllt. Das Moos dient zur Unterhaltung der Feuchtigkeit; die Holzkohle zur Bekämpfung des allzu großen Einflusses dieser Feuchtigkeit; die Erde, um den Pflanzen die Nahrung zu geben; die Scherben, um den Wurzeln, die sich gern darin ansammeln, einen Stützpunkt zu bieten. Die Orchideen sind grasartige Pflanzen: nur wenige von ihnen tragen auch Früchte; alle besitzen sie eine vieljährige Dauer. Die einen wachsen auf und an der Erde wie diejenigen unserer Länder; die andern sind falsche Parasiten welche sich an die Rinde der Bäume anhängen. Man kann nichts merkwürdigeres, schöneres, mannichfaltigeres sehen als das Blätterwerk dieser glänzenden Erzeugnisse der feuchten Wälder der zwischentropischen Länder. Dieses Blätterwerk ist bald weich, bald fleischig, bald zäh. Oft sind die Geflechte eines jeden Blattes mit einer ungemeinen Regelmäßigkeit gezeichnet; andremale sondern sich auf dem grünen Grund des Blätterwerks unregelmäßige, launenhafte Zeichnungen ab, mit silberfarbigen Linienformen bei den einen, mit goldfarbigen bei den andern, und mit einem Metallglanze begabt, der bei den andern Familien der Pflanzengattung völlig unbekannt ist. Wenn aber schon das Blätterwerk schön und glänzend ist, was soll man dann erst von den Blumen sagen? Welche Worte wären im Stande diese wundervollen Schattirungen genügend zu schildern? Welcher Pinsel könnte diese außerordentlichen Farbentöne malen? Man muß sehen um zu glauben und zu begreifen, und dennoch, wenn man gesehen hat, fragt man sich ob man nicht der

Digitized by Google

Spielball eines Traumes gewesen, denn die tollste und reichste Einbildungskraft könnte nichts bewundernswertheres und staunenerregenderes erzeugen. Hr. Rougier-Chauvière führte mich persönlich mit zuvorkommendster Liebenswürdigkeit in diesem Palast von Tausend und Einer Nacht, den er allein besitzt, herum. Ich begriff die gränzenlose Liebe welche der gelehrte Gartenbauer seinen Lieblingspflanzen widmet. „Diese Pflanze hier," sagte er, die Schönheiten seiner Zöglinge mir auseinandersetzend, „hat mich mehr als 1500 Fr. gekostet, und eine sechsjährige unablässige Sorgfalt in Anspruch genommen: zweimal ist sie mir fast zu Grunde gegangen. Diese andere, so kleine und so unscheinbare, ist meine schönste. Sie wird bald ganze Dolden goldiger Blumen geben. Diese dritte kommt aus Brasilien: es ist die Cattleya labiata. Da ist der Papilio (eine Blume die unbedingt und aufs täuschendste einen Schmetterling, das schönste der Insecten, darstellt). Da ist der Venus-Schuh (eine andere Blume, welche den köstlichsten Pantoffel bildet den man dem kleinen Fuße der Frau v. Pompadour hätte wünschen können). Betrachten Sie diese, und riechen Sie! Ist es nicht der Geruch der feinsten Birne? Und hier, diese mehr als 40 Centimeter langen Dolden, die nur ein Bouquet glänzender Blumen bilden. Und wissen Sie auch, fuhr Hr. Rougier fort, welches die schätzbarste Eigenthümlichkeit dieser Blumen ist? Es ist die daß sie zwei, ja drei Monate lang auf ihren Stengeln bleiben ohne zu verwelken, ohne sich zu verändern, ohne abzublühen." Ich war erstaunt: ich vermuthete nicht, ich hatte nie vermuthet daß die Natur sich solchen Phantasien überlassen könnte. Die Blumen der Orchideen bieten in der That die bizarrsten und mannichfaltigsten Formen dar: sie ahmen Insecten, verschiedene kleine Thiere, Menschenköpfe, mit Helmen bedeckte Köpfe, Frauenschuhe, Medusen, Mollusken ꝛc. nach, und gefallen sich endlich in dem ungewöhnlichsten Aussehen. Sie zeichnen sich insgesammt durch ihre Schönheit, die Lebhaftigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Färbung und ihre völlig exceptionelle Dauer aus. Eine der auffallendsten Erscheinungen die man an einer unter ihnen wahrnehmen kann ist die, daß es auf einem und demselben Stiel und in einer und derselben Blüthezeit dergestalt verschiedene Blumen gibt, daß, wenn man sie abgesondert betrachtet, man versucht seyn könnte sie in getrennte Gattungen einzureihen.

Californien im Jahre 1860.

Ein Geschäftsbericht aus San Francisco, den uns ein Freund Hr. E. Vischer daselbst mittheilt, enthält höchst überraschende Angaben über die schnellen socialen Veränderungen der merkwürdigsten aller neugebornen Gesellschaften. Die vorjährige Einwanderung wird auf 25—30,000 Köpfe geschätzt, denn wenn man auch genaue Ziffern (16,135 Personen) über die Ankömmlinge zur See besitzt, so besteht doch keine statistische Aufsicht für die jetzt so zahlreichen Ueberlandstraßen. Die größte in den Ziffern ausgedrückte Neuigkeit betrifft aber die Ausfuhr von Feldfrüchten. Sie betrug nämlich dem Werth nach:

an Gerste . .	208,879	Doll.
„ Hafer . . .	75,806	„
„ Weizen . .	1,957,765	„
„ Mehl . . .	590,763	„

zusammen also für beinahe 3 Mill. Dollars Getreide aus dem Goldlande der Südsee, welches noch vor kurzem mit so hohen Kosten von auswärts gefüttert werden mußte! Die Weizen-Ernte des abgelaufenen Jahres wurde auf 6,650,000 Buschel geschätzt. Drei Millionen sind von den 650,000 Einwohnern verzehrt, eine halbe Million für die Aussaat zurückbehalten, 2 Mill. ausgeführt und der Rest in Vorrath gelegt worden. So rasch hat sich erfüllt was schon vor 5 ja vor 10 Jahren gesagt wurde, daß nicht in dem erschöpflichen Golde sondern in der Fruchtbarkeit seines Bodens Californiens größte Zukunft liege. Jetzt schon erzeugt es noch einmal so viel Getreide als es verzehren kann, und die Hälfte der ausgeführten Früchte wurde — wer hätte das vermuthet? — nach England abgesetzt! Bei dieser Fülle sind die Preise so zurückgegangen daß die Landwirthe eben nur ihre Auslagen gelöst haben. Man befürchtet aber für den Ackerbau keine nachtheiligen Folgen davon, denn wenn nur die Schiffsfrachten sinken, dann kann man beliebige Mengen Früchte ausführen. Da aber im vorigen Jahre eine Menge Schiffe auf der andern Seite des Stillen Meeres in chinesischen Häfen vergebens auf Frachten gelauert haben, so hofft man daß sich alle unbeschäftigten Schiffe um die Erntezeit in San Francisco einfinden werden, weil sie dann sicher sind Frachten zu finden. Auch ein anderer wichtiger landwirthschaftlicher Zweig, die Schafzucht, hat es im letzten Jahre bis auf 3,055,325 Pfd. Wolle bei der Ausfuhr gebracht. Es zeigte überhaupt der Ausfuhrhandel folgende günstige Wendungen:

	1858 Dollars	1859 Dollars	1860 Dollars
Gold	47,528,786	47,664,998	42,330,346
Andere Güter	4,896,836	5,308,937	8,429,067
	52,425,622	52,973,935	50,751,413

Obgleich um mehr als 2 Mill. geringer gegen das Jahr 1859, stehen die Ziffern von 1860 wegen der Zunahme der Güterausfuhr um 59 Procent mercantilisch viel höher. Die Zunahme andrer Remessen, als Gold, hat den Erfolg gehabt daß die englischen Wechselcurse um 2½—3 Procent sanken, und welches hohe Anzeichen günstiger Entwicklung dieß ist, wissen alle Sachverständigen zu schätzen. Die Golderzeugung, so viel sich wenigstens aus den Verschiffungen schließen läßt, hat abgenommen, zum Theil weil mehr als 10,000 Arbeiter nach den Silbergruben am Washoe auswanderten, und darunter leider die wahren gebildeten cornischen und wallisischen Bergleute, die beim Bau auf Silber ihre Kenntnisse besser verwerthen können als bei den Wäschereien seichter Goldbänke. Was es nun eigentlich für Bewandtniß habe mit dem neuen

Digitized by Google

Potosi auf dem Ostabhang der Sierra Nevada, läßt sich schwer aus unsern Mittheilungen errathen. Wir hören nur daß eingesendete Muster der Silbergruben zwischen 400—2300 Doll. „prospectiren," was aus dem „Californischen" in das Verständliche übersetzt, so viel heißen soll daß man aus einer Tonne Erz an reinem Silber jene oben angegebenen Werthe ausbringe. Wir hören gelegentlich auch daß Contracte geschlossen worden sind, welche auf 25 Doll. und mehr für die Verhüttung einer Tonne Erz in dem neuen Silberlande lauten, und daß sich verschiedene Bergbaugesellschaften zusammen mit einem Nominalcapital von 30 Mill. Dollars gebildet haben, manche freilich aber kaum so viel reelles Vermögen besitzen um nur die Taxen für ihre Incorporation zu bezahlen. In den Ausfuhrlisten finden wir vorläufig auch nur für 407,339 Dollars Silber angegeben, so daß also, wenn auch die neue Quelle später reichlich fließen sollte, bis jetzt ihr Ergebniß der Rede noch nicht werth ist. Was das Quecksilber betrifft, so liegen folgende Werthangaben vor:

	Ausfuhr.	
1854	20,963	Flaschen,
1855	27,165	„
1856	23,740	„
1857	27,262	„
1858	24,132	„
1858	3,399	„
1860	9,348	„

Schwerlich wird aus diesen Angaben der Uneingeweihte auf einen staunenswerthen Zinnoberreichthum Californiens schließen, sondern er wird eher an eine Erschöpfung der vielbesprochenen Gruben glauben. Die Sache verhält sich aber folgendermaßen. Das Quecksilber seit 1854 stammte fast ausschließlich aus der Neu-Almadengrube, über deren Eigenthum zwischen dem Besitzer des Grund und Bodens und der Grubengesellschaft im Jahr 1858 ein Proceß ausbrach,[1] in Folge dessen die Grube gänzlich stillstehen mußte. Man hätte nun erwarten sollen die Ausfuhr des wichtigen Scheidemittels würde auf Null gesunken seyn, allein es wurden sogleich neue Gruben eröffnet, die im vergangenen Jahre (Guadalupe 2675, New-Idria 4618, Enriqueta 6816), zusammen 14,109 Flaschen lieferten, also das Erträgniß von Neu-Almaden einzuholen drohten. Jetzt ist der Proceß geschlichtet, das große Zinnober-Bergwerk wieder in Thätigkeit und wird bald wie früher 2000—2500 Flaschen monatlich liefern, so daß sich die californische Production auf 4000 Flaschen monatlich oder 1800 Tonnen Quecksilber jährlich steigern, und daher der Preis um etwa 50 Cts. das Pfd. fallen wird. Nun muß man wissen, wie viel dieß bedeuten will. In Mexico, wo die Bergwerke meistens geräumige Adern aber sehr arme Erze abbauen, hat der Preis des Quecksilbers eine solche Wirkung daß vor 1849 eine Menge Gruben einschliefen, weil sich bei den hohen Quecksilberpreisen, welche sich die spanische (Almaden) und österreichische (Idria) Regierung zahlen ließen, das Erz nicht mehr nutzbar ausbringen ließ. Jene Monopole sind durch Entdeckung der californischen Zinnobererze natürlich beseitigt, und in Folge dessen muß der Silberbergbau allenthalben wieder äußerst kräftig aufwachen.

[1] S. Ausland 1861. S. 103.

Die sogenannte „unterirdische Eisenbahn" aus der Sklaverei in die Freiheit.

(Westminster Review.)

Der in einem Büchlein genannt die „unterirdische Eisenbahn" gegebene Bericht über das Verfahren einer Gesellschaft zur Emancipation der Neger in Amerika erklärt zur Genüge die heftige Erbitterung der südlichen Staaten. Diese Genossenschaft führt ihre Zwecke mit all dem Geheimniß einer Freimaurerbrüderschaft und der ganzen Begeisterung einer Gesellschaft von Missionären aus; ihre Mitglieder sind niemand anderm als sich selbst bekannt und über das ganze Land zerstreut, von den Ufern des Ohio bis an die Gränzen von Canada. Sie bieten jedem flüchtigen Sklaven der sich an sie wendet eine Freistätte, und bringen ihn bei Nacht, in jeder Art von Verkleidung, von Station zu Station; sie machen selten mehr als sechs (engl.) Meilen auf einmal, und verbergen den Sklaven den Tag über und, wo nöthig, bei strenger Verfolgung, viele Tage oder selbst Wochen lang in den Gebäulichkeiten irgend eines Mitglieds der Brüderschaft. Die Gesellschaft bietet den Flüchtlingen nicht nur Beistand, sondern bewerkstelligt zuweilen, wenn wieder eingefangene Sklaven durch die Dörfer transportirt werden in denen eine hinreichende Menge von Mitgliedern vorhanden sind um zu offener Gewalt Zuflucht nehmen zu können, gewaltsame Befreiungen. Die gewöhnliche Methode hiebei ist das Geleite ins Gedränge zu bringen, und während der Verwirrung den Sklaven Verkleidungen und Mittel zum Entkommen anzubieten. Zu offenen Mitteln greift man nur selten, weil die Gerichtshöfe mit Strafen dawider einschreiten würden. Im allgemeinen nimmt man, wo das Verbergen unmöglich, die Zuflucht zu mehr oder weniger List.

Ein Neger mit Namen Lewis, der seinem Herrn in Kentucky entflohen war, entkam glücklich nach Cincinnati in Ohio, und während er auf seine Beschützer wartete, die ihn auf englisches Gebiet überführen sollten, konnte er sich nicht enthalten einen Wahrsager zu fragen ob er seine Geliebte, mit der er verlobt war, je wieder sehen werde. Seine Fragen verriethen ihn. In wenigen Tagen wurde er als Flüchtling verhaftet. Es war unmöglich ihn dem vorzuenthalten der seine Ansprüche auf ihn geltend machte, um so mehr als dieser die nothwendigen gesetzlichen Belege besaß, und also von gewaltsamem Widerstand keine Rede seyn konnte. Man nahm zur List seine Zuflucht, folgte ihm in den Gerichtshof, in wel-

Digitized by Google

chem die Identität der Person bewiesen ward, fieng dann Streit mit dem Reclamanten an, und reizte die Gegenpartei durch Recriminationen mehr und mehr, bis der Augenblick gekommen war, wo in dem allgemeinen Getöse, indem alle Parteien zugleich den Richter um sein Urtheil drängten, ein Umstehender seinen Hut dem Gefangenen auf den Kopf setzen konnte, dieser dann unter die Beine seines Freundes sich duckte und von den Verbündeten, ehe man noch seine Abwesenheit bemerkte, aus dem Gerichtshof weggebracht wurde. Einmal außerhalb des Gerichtshofs, ward er in einem unverfänglichen Hause verborgen und, als Weib verkleidet, sobald seine Verfolger die Spur verloren hatten, nach dem Norden befördert. Bei einer andern Gelegenheit wurden acht Sklaven an Bord eines Dampfers auf dem Detroit-River verfolgt; der Capitän des Dampfers war, zum Glück für sie, ein sogenannter Conducteur der unterirdischen Eisenbahn; er erklärte sonach, es fehle ihm an Holz, er müsse in Malden, auf der englischen Seite des Flusses, beilegen, und Holz einnehmen; dieß hieß, mit andern Worten, die Sklaven von ihren Verfolgern befreien. Der Aerger der Sklavenhalter nützte nichts — sie waren gezwungen an den allmächtigen Dollar zu appelliren. Diesem Mittel gab der Capitän nach, und willigte, gegen eine Erkenntlichkeit von 300 Dollars, ein in Detroit, auf der amerikanischen Seite, Halt zu machen. Sobald das Schiff den Hafendamm erreicht hatte, begab sich einer der Eigenthümer ans Land um einen Verhaftsbefehl gegen die Flüchtlinge zu erlangen, während die übrigen im Durchgang standen um das Entweichen der Sklaven zu verhindern. Mittlerweile gab der Capitän etlichen abolitionistischen Verbündeten Kunde von dem was vorgehe, und diese brachten eine Jolle auf die andere Seite des Dampfers, in welche die Flüchtlinge plötzlich hinuntersprangen und der gegenüberliegenden Küste zufuhren, die sie glücklich erreichten, noch ehe ihre Verfolger ein anderes Boot bekommen und sie einholen konnten. Der Capitän und Eisenbahn-Conducteur entschuldigte sich, als man ihm Vorwürfe über seinen Antheil an dieser Sache machte, kaltblütig damit daß er sagte: er sey bezahlt worden um in Detroit Halt zu machen — was er gethan habe — nicht aber um die Neger aufzuhalten, die ihn nichts angiengen. Auf diese Weise hilft man alljährlich mehr als tausend Sklaven aus den Sklavenstaaten nach Canada; vielleicht aber ist dieser große materielle Verlust nicht das Verletzendste, sondern vielmehr der Ton religiöser Siegesfreude in welchem man derartige Großthaten wieder erzählt, und die ungemessenen Vorwürfe mit welchen die enthusiastischen Abolitionisten alle Sklavenhalter überhäufen, und welche der Art sind daß die cholerischen Südländer sie kaum zu ertragen vermögen. Auch läßt sich die Bitterkeit welche die Sklavenhalter gegen die Abolitionisten beseelt, sehr gut in ihren Schriften gegen die humanitären Bestrebungen der letztern erkennen, namentlich in Hrn. J. H. Van Evrie's Buch (Negroes and Negro Slavery: the first an Inferior Race, the latter its normal Condition"), das durch die extravagantesten Verkehrtheiten der Physiologie und Naturgeschichte zu beweisen sucht daß der Neger eine ganz andere Menschenart und eigens zum Gebrauch der kaukasischen Race geschaffen und ihm angepaßt sey; es sey die höchste Grausamkeit gegen den Neger selbst ihm eine Freiheit zu schenken die kein Schwarzer je genossen, und die er unvermeidlich mißbrauchen müsse. Solche Behauptungen konnten dauernd nur unter einer erbitterten Gesellschaft Wurzel fassen wie die in den südlichen Staaten, welche bereit sind mit allen Waffen zu kämpfen, und bei einem eifrigen Wortführer ihrer Sache alles, selbst Unwissenheit, zu entschuldigen. Ein ganz andrer Ton herrscht in einem sehr gut geschriebenen Brief eines massachusettischen Bürgers an den ehrenwerthen Charles Sumner, in welchem er die Fragen aufwirft: Werden die Sklavenstaaten sich trennen oder nachgeben? Sollen die freien Staaten Zugeständnisse machen. (Will the Slave States secede or recede? Shall the Free States concede?) Der Verfasser ist der Ansicht: die Trennung müsse stattfinden; die Zeit zu Zugeständnissen seitens des Nordens sey schon lange vorüber; jedes Compromiß habe nur zu neuen und dringenderen Forderungen geführt.

Ueber den Haar- und Bartwuchs der verschiedenen Völker.

Im allgemeinen wird es als eines der erheblichsten Unterscheidungsmerkmale des Menschen vom Thier angeführt, daß der Mensch mit einer schonen glatten Haut, das Thier aber (von Fischen und Vögeln natürlich abgesehen) mit einem Fell oder Pelz bekleidet ist, doch hat sich aus einer Reihe von Beispielen aufgefangener verwilderter Menschen gezeigt daß die Natur solche Menschen, welche jahrelang wie ein Thier in der Wildniß gelebt hatten und unbekleidet gegangen waren, nach und nach mit Haaren wie mit einem wirklichen Thierfell bekleidet hat. Verschiedene solcher Beispiele von verwilderten Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts finden wir in Raffs Naturgeschichte. Auch Tafel in seiner Fundamentalphilosophie führt deren mehrere an. So erzählt er: Nach Leroi sahen die Hirten in den Pyrenäen einen wilden Mann, der sich in den Felsklüften aufhielt. Er schien etwa 30 Jahre alt zu seyn, war sehr lang mit Haaren bewachsen wie ein Bär, und lief so schnell wie eine Gemse. Macdonald Cineir erzählt von zwei derartigen aufgefangenen Wilden. Den einen, einen Mann, sah er auf dem Markt in Trebizond. Derselbe hatte viele Jahre hindurch die Ungunst der Witterung über sich ergehen lassen, und sein Körper war daher mit langen Haaren bedeckt, seine Stimme war wie das Bellen eines Hundes. Das andere war ein Weib, das man in den Wäldern bei Smyrna aufgefangen hatte, und das weder aufrecht gehen noch sprechen konnte. Sie war wie ein Thier am ganzen Körper mit Haaren bedeckt. Im Jahr 1646 giengen in Frankreich sieben Holzhauer in den Wald um Holz zu hauen, als

Digitized by Google

sie eine weibliche Stimme hörten und eine nackte Weibsperson gewahr wurden, welche über den ganzen Leib, einen kleinen Raum unter den Augen ausgenommen, mit dichten schwarzen Haaren bedeckt war, während ihr das Kopfhaar lang über den Rücken hinunterhieng. Einer der Holzhauer versuchte sie zu fangen, sie entwischte ihm aber. Ein Engländer fand auf einer schottischen Insel einen verwilderten nackten, aber ganz mit zottigen Haaren bewachsenen Knaben. Solcher Beispiele gibt es viele, und die meisten werden in der Hauptsache vollen Glauben verdienen. Wollte man aber hieraus, was ganz nahe läge, auf ein Naturgesetz schließen, wornach, je mehr ein Volk in einem den Thieren ähnlichen Zustand lebte, also je uncultivirter es sey, es in demselben Grad auch äußerlich dem Thiere ähnlicher seyn müsse, und wornach namentlich die nacktgehenden Völkerschaften durchgängig stark behaart, die civilisirten, bekleidet gehenden Nationen dagegen ebenso glatt und unbehaart seyn sollten, so würde man hier einen großen Irrthum begehen, denn dem widerspricht die Thatsache daß eine Menge von Völkerschaften welche sich noch im wilden Zustand befinden, wie z. B. die Neger, die Indianer Amerika's einen fast haarlosen Körper haben, während die meisten der gewiß auf der Spitze der Cultur stehenden Europäer mehr oder weniger behaarten Körpers sind. Es geht hieraus hervor daß die Culturstufe und die Lebensart auf den Grad der Behaartheit eines Volkes so gut wie keinen Einfluß haben. Jene Beispiele weisen vielmehr nur darauf hin daß die Natur solche, meistens schon als Kinder in der Wildniß verloren gegangene und gänzlich verwilderte Menschen gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung dadurch schützt, daß sie ihnen aus dem Keimen des über die ganze menschliche Haut kaum sichtbar verbreiteten feinen Flaumes dieselbe Bedeckung sich entwickeln läßt, womit sie die Thiere des Waldes bekleidet hat, während auch die uncultivirtesten Völker immer noch als Menschen leben, und noch weit über das Thier und die diesem ähnlichen Verwilderten erhaben sind.

Ein weiterer sehr naheliegender Maßstab, nach welchem man denken sollte daß die Natur bei der Organisirung der menschlichen Haut zu Werke gehe, wäre das wärmere oder kältere Klima, in welchem die einzelnen Nationen leben, und man müßte es ganz naturgemäß finden wenn die Bewohner der kalten Zone zum Schutz gegen die Kälte mit einer Art natürlichen Felles geschützt, die der heißen Zone von glatter Haut wären und die der gemäßigten Zone den Uebergang bildeten, wie auch die Natur bei den Thieren diese Rücksicht genommen und die wilden Thiere der heißen Zone nur mit leichtem Felle, die des Polarkreises aber mit dichtem Pelze bedacht hat. Von einer solchen Rücksichtsnahme auf das Klima findet sich aber bezüglich der Bekleidung der menschlichen Haut mit Haaren in verschiedenartigem Grad keine Spur, und da somit weder die Lebensart, noch der Culturzustand der Völker, noch auch das Klima als Bestimmungsgrund des Grades der Behaartheit der einzelnen Völker angenommen werden kann, andere natürliche Grundlagen aber für ein von der Natur befolgtes Princip sich nicht erkennen lassen, so scheint man annehmen zu dürfen daß die Natur in diesem Punkt rein ihrer Laune gefolgt ist.

Das älteste bekannte Beispiel eines mit Haaren wie mit einem Fell bewachsenen Menschen gibt uns Moses in seiner Geschichte der Erzväter in Esau, dem Sohn Isaaks. Er kam schon mit diesem Attribut zur Welt, und wenn sein Bruder Jakob ein Bocksfell brauchte um seine Hände den seinigen ähnlich zu machen, so kann man sich einen Begriff von seiner äußern Erscheinung machen. Wenn es wirklich Völkerstämme gäbe welche sich durch fellähnliche Behaartheit des Leibes auszeichneten, so würde ihre Abstammung sicher (!) nicht mit Unrecht auf den Erzvater Esau zurückgeleitet werden. In der That berichten auch verschiedene Schriftsteller des Alterthums von Reisenden oder Eroberern, welche derartige wilde Stämme, Männer und Weiber von Kopf bis zu Fuß wie die Thiere behaart, angetroffen haben sollen, allein dieß beruht ohne Zweifel auf Uebertreibung und der Sucht etwas neues und wunderbares zu erzählen, oder haben sie vielleicht große Affen für Menschen angesehen. So viel ist sicher daß es jetzt keinen solchen Volksstamm mehr gibt, und es kann sich hier nur davon handeln, die verschiedenen Völkerstämme nach dem Grad von einander zu unterscheiden, in welchem sie mit Bart und Haarwuchs versehen sind oder dessen ermangeln.

Als die behafteste Völkerschaft der Erde werden gewöhnlich die auf verschiedenen Inseln des nordöstlichen Asiens theils unter russischer, theils unter japanischer Herrschaft lebenden Kurilen oder Ainos bezeichnet, und besonders in den ältern Reisebeschreibungen werden die kurilischen Männer als Leute geschildert, welche, außerdem daß ihr Gesicht bis unter die Augen mit einem Bart bewachsen ist, der ihnen bis über die Brust herunterhängt, über den ganzen Leib, Brust, Rücken, Arme und Beine mit dichtem, dunklem Haarwuchs bedeckt seyen — eine Wahrnehmung, die auch in geringerm Grad schon bei den Kindern zu machen sey. Dagegen haben neuere Reisende und Reisebeschreiber diese Schilderung für sehr übertrieben erklärt. So sagt W. Heine in seiner Reise nach Japan mit Bezug auf die Beschreibung von la Perouse, Broughton u. a.: Meine eigenen Beobachtungen bestätigten zum großen Theile die Angaben der citirten Schriftsteller. Nur in Einem Punkt stand meine persönliche Erfahrung mit ihren Aussagen im Widerspruch. Das ist die übermäßige Behaartheit über den ganzen Körper, und darum erlaube ich mir die folgenden eigenen Bemerkungen hinzuzufügen: der Haarwuchs dieser Leute ist durchaus nicht so übermäßig als man nach den vorangehenden Beschreibungen vermuthen sollte. Ihr Bart ist ebenso struppig als das Haar, am häufigsten schwarz, oft bräunlich, und wird selten länger als 5 oder 6 Zoll. Es ist mir nur Ein Fall vorgekommen, wo derselbe bis über die Hälfte der Brust herabfiel, und der Inhaber schien sehr stolz auf diese Zierde zu seyn. Da er augenscheinlich der Behafteste unter der ganzen Kurilengesellschaft war, so bestimmten wir ihn als den vielleicht am besten geeigneten zu der Untersuchung ob Broughtons Angabe keine Uebertreibung enthalte. Er mußte seine Arme und seinen Nacken entblößen, allein

Digitized by Google

mit Ausnahme eines Haarbüschels von der Größe einer Hand auf jedem Schulterblatt fanden wir seinen Körper nicht mehr behaart als viele unsrer Matrosen waren. Das Vorhandenseyn dieser Haarbüschel veranlaßte uns jedoch verschiedene andere gleichfalls zu untersuchen, und es erwies sich bei ihm als ein ganz vereinzelter Fall. Ebenso sind auch andere Schriftsteller, russische ꝛc. gegen diese Uebertreibung aufgetreten; dennoch wird aber in der Hauptsache als richtig anzunehmen seyen daß die Kurilen (mit Ausnahme vielleicht der Spanier und Portugiesen) das bärtigste und behaarteste Volk der Erde sind, d. h. verhältnißmäßig die meisten stark behaarten Individuen unter sich zählen. Wie es sich in dieser Beziehung mit den weiblichen Angehörigen des Kurilenvolkes verhält, und ob sie ebenfalls einen behaarteren Körper haben als die Weiber andrer Völker, wird nirgends gesagt, sie werden nur als ungemein häßlich und unreinlich geschildert. Sonderbar ist es daß sich dieser behaarte Volksstamm inmitten von Völkern befindet die nur dünnen Haar- und Bartwuchs besitzen, z. B. Kamtschadalen, Japaner und Chinesen. Auch die Mongolen, Kalmuken, Tibetaner und noch viele große asiatische Volksstämme weichen in dieser Beziehung von den Kurilen ab. Etwas mehr nähern sich ihnen hierin wieder einige Stämme der malayischen Race, und wenn Zimmermanns Schilderung der Malediven in seinem Buch „die Erde und ihre Bewohner" richtig ist (eine Bestätigung habe ich allerdings bei keinem spätern Reisenden gelesen), so scheinen diese den Kurilen im Punkt der Haarigkeit nicht nachzustehen, denn nach Zimmermann sind die Malediven am ganzen Körper stark behaart, pflegen sich aber diese Haare bis auf einzelne Stellen gänzlich abzuscheeren.

Ein Volk mit imponirenden Bärten und schöngeschwungenen buschigen Augenbrauen sind auch die Perser, auch am Leibe meist reichlich behaart. Die Haare des Leibes lassen sie sich jedoch von Zeit zu Zeit in ihren warmen Bädern von den Badwärtern auf künstliche Weise entfernen.

Daß aber auch unter den im allgemeinen schwach behaarten Völkern hie und da auffallende Ausnahmen vorkommen, beweist eine Familie in der birmanischen Hauptstadt Rangun, über welche das Ausland vor einigen Jahren unter dem Titel der Homo hirsutus in Birma einen Auszug aus dem Tagebuch der englischen Gesandtschaft gebracht hat, deren Mitgliedern als Sehenswürdigkeit eine junge Frau vorgestellt wurde, im ganzen Gesicht und über den ganzen Körper dicht mit Haaren bewachsen, deren Vater ebenso gewesen und deren 14 Monate altes Kind sich ebenfalls schon total mit haarigem Flaum überwachsen zeigte.

Was die Ureinwohner des australischen Welttheils betrifft, so werden diese durchgängig als wohlbebartet und theilweise ziemlich stark behaart geschildert. So erzählt Gerstäcker unter anderem, er habe alte Bursche darunter gesehen mit so grau behaartem Rücken, daß man von ferne geglaubt habe, sie trugen graue Pelzmäntel auf dem Rücken.

Die schlechtest behaarten Völker (d. h. vom Haupthaar abgesehen) sind die Ureinwohner von Amerika und Afrika. Daß die Indianer Amerika's im allgemeinen keinen oder nur wenig Bart haben, ist bekannt, und bei den meisten Indianerstämmen ist es Mode das wenige Haar, das noch an ihnen wächst, aufs sorgfältigste zu vertilgen. Sie gehen hiebei von der Ansicht aus daß alles außer dem Haupthaar auf dem Körper wachsende Haar dessen Schönheit entstelle, eine Ansicht die allerdings sehr verbreitet ist und so ziemlich von allen weiblichen Bewohnern der Erde getheilt wird, von welchen aber wieder die Muhammedanerinnen und die Javanerinnen diejenigen zu seyn scheinen welche sich die Vertilgung der überflüssigen Haare am eifrigsten angelegen seyn lassen.

Indessen gibt es auch unter den amerikanischen Indianern Stämme, deren Männer einen kräftigen Bart und sogar eine behaarte Brust aufweisen. S. z. B. Alex. v. Humboldts Reisen.

Die Volksstämme Afrika's, welche meistens der Negerrace angehören, zeigen durchschnittlich einen wenig oder gar nicht behaarten Körper, wenn auch einzelne Stämme einen, theilweise sogar dichten, wolligen Bart besitzen. Einen Uebergang zu den behaarteren Racen scheinen aber die Berber und die Aegyptier zu bilden, welche letztere nach den aufgefundenen alten Bildern sich schon vor Jahrtausenden durch dicke, wohlgepflegte Vollbärte ausgezeichnet haben.

Unter den europäischen Volksstämmen findet in Beziehung auf Ueppigkeit des Haarwuchses ein wenn auch nicht sehr großer, doch immerhin merklicher Unterschied statt, und im allgemeinen ist es eine (wie schon bemerkt, wunderliche) Thatsache daß die südlichen, also in heißem Klima lebenden Völker durchschnittlich stärker behaart sind als die nördlich wohnenden. Am üppigsten mit Haaren bedacht sind ohne Zweifel die Spanier und Portugiesen. Männer mit glatter Haut und schwachem Bart gehören dort zu den Ausnahmen, dagegen Männer, die (natürlich mit Ausnahme derjenigen Stellen wo gar nie Haar vorkommt) buchstäblich über den ganzen Leib mit Haaren bedeckt sind, gehören zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und wenn in Spanien die Männer ihre Bärte ungehindert wachsen ließen und halbnackt umhergiengen, so könnten sie in dieser Beziehung wahrscheinlich mit jeder Kurilengesellschaft concurriren. An dieser Extravaganz der Natur hat freilich auch das schöne Geschlecht einen kleinen Antheil zu leiden. In hundert Reisebeschreibungen sind Lobpreisungen über die üppigen, dichten, langen, meist glänzendschwarzen Flechten und die herrlichen starken schwarzen Augbraunen der schönen spanischen Damen zu lesen, aber nur wenige verschweigen es auch daß die meisten, jedenfalls sehr viele dieser Schönen mit tüchtigen Schnurr- und Backenbärtchen, um die sie bei uns mancher junge Officier beneiden dürfte, ausgestattet sind, und diese Bärtchen sollen oft bei zunehmenden Jahren zu wahren Grenadierbärten ausarten. Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung aus Lissabon schreibt einmal, die Portugiesen seyen das haarigste Volk der Erde, die südliche Sonne bebarte dort Jungen von 16 Jahren, und der Cultus der Venus Barbata scheine ihm in Portugal entstanden zu seyn, so viele bärtige Damen seyen zu sehen. Ein

Digitized by Google

anderer Correspondent derselben Zeitung schreibt in einem Reisebericht aus Spanien bei Beschreibung der schönen Spanierinnen: wenn auch die zarten Lippenbärtchen und selbst ein zarter Backenflaum den frischen Gesichtern der jungen Spanierinnen einen eigenthümlichen Reiz geben, so hat doch die Schöpfung nichts häßlicheres aufzuweisen als eine aufgedunsene spanische Alte mit graugesprenkeltem Schnurr- und Backenbart. Auch können Eingeweihte erzählen daß diese Ueppigkeit des Haarwuchses sich bei sehr vielen spanischen Schönen (ich bitte sie übrigens wegen dieser Indiscretion um Verzeihung), nicht mit einem bloßen zarten Bartanflug begnügt, sondern bei aller sonstigen zarten Weiblichkeit auch über einen großen Theil des übrigen Körpers zu erstrecken pflegt, was freilich meist durch die Kleider verhüllt wird. Ein sehr ausgeprägtes Beispiel dieser Art war, wie dieß viele zu bezeugen wissen, die kürzlich gestorbene bekannte Lola Montez. Daß auch die in andere Welttheile ausgewanderten Spanier und ihre Nachkommen (die Creolen) diese Race-Eigenthümlichkeit in andern Zonen nicht verloren haben, geht aus verschiedenen Reiseschilderungen hervor. So sagt Tödter in seiner „Astoria, Reise in Central-Amerika," wo er schildert wie er und seine Freunde aus dem Norden in einem ausschließlich von der noblen Welt besuchten Seebade die Aufmerksamkeit der ganzen Badegesellschaft, besonders aber der Damen, durch ihre glatte weiße Haut auf sich zogen, so daß die jungen Damen von ihrem Badplatz herübergeschwommen kamen und sich die weißen Fremdlinge vorstellen ließen: „Sie stellten nun physiologische Untersuchungen an über die Beschaffenheit unserer Haut, und fanden einen so großen Unterschied zwischen sich und uns, daß sie daraus einen totalen Racenunterschied herleiteten. Der spärliche Haarwuchs auf der Brust, verglichen mit dem Bärenpelz welchen die spanischen Männer zur Schau tragen, die gänzliche Abwesenheit von Haaren auf Schultern und Hüften befremdete und entzückte sie zugleich. Die jungen Damen erklärten sehr naiv, sie werden keine Abkömmlinge der Araber, sondern nur Nordländer, sie werden nur Menschen und keine Pelzthiere heirathen; es sey doch eigentlich wunderlich von der Natur, daß sie nicht vielmehr die Bewohner der kalten Länder in Pelz gekleidet, und denen der heißen Länder die schöne glatte Haut gegeben. Nun entdeckte gar eine der jungen Damen daß meine Arme und Schultern ganz glatt die eigentliche Haut zeigten, indeß sie, obschon sie auch hell genug von Farbe, nur nicht rosenroth war, mit Sammet bekleidet zu seyn schien. Sie forderte mich auf dieß ernstlich und gründlich zu untersuchen, was ich mir denn nicht zweimal befehlen ließ. Sie hatte nun mit ihrer Bemerkung ganz recht. Nicht ihre Haut, sondern die Haut aller sehr brünetten Südländerinnen ist von einem Haarwuchs bedeckt, der sich anfühlt wie das Fell eines Maulwurfs. Auch ist es durchaus dieselbe Beschaffenheit welche dieses Gefühl bedingt, die dicht bei einander stehenden Härchen sind nur (verhältnißmäßig) kürzer als bei einem Maulwurf, und wenn es möglich ist, sind sie auch noch feiner, allein sie sind ganz wohl mit dem bloßen Auge erkennbar, es ist dieß nicht das Haar welches auch bei Nordländerinnen nach dem zwanzigsten Jahr auf der Oberlippe erscheint, sondern es ist ein bei weitem feineres und reicheres, so daß sich ein wirkliches Fell daraus gestaltet. Ich erklärte daß ich diese Beschaffenheit der Haut sehr viel reizender finde als meine Nacktheit; sie dagegen sagte: diese Nacktheit finde ich nun wieder viel reizender als meine Haarigkeit. Dieß ist ja vortrefflich, riefen die Umstehenden ꝛc. Ein anderes Beispiel ist die bekannte Mexicanerin Julia Pastrana, welche ihre Häßlichkeit in allen Hauptstädten Europa's für Geld sehen ließ, und sich besonders dadurch auszeichnete daß sie im ganzen Gesicht und über den ganzen Körper dicht mit schwarzen Haaren besäet war.

Die in Beziehung auf starken Haarwuchs den Spaniern am nächsten kommenden Völkerstämme Europa's sind wohl die Ungarn, die Italiener und Griechen, überhaupt die südlicheren Bewohner Europa's. Auch aus diesen Ländern sind sehr viele Beispiele merkwürdiger Behaartheit zu lesen. Die ältesten gibt uns wohl Aristoteles, welcher von zwei griechischen Weibern Namens Phätusa und Namisia erzählt, daß sie förmliche Bärte gehabt haben und über den ganzen Körper mit Haaren bewachsen gewesen seyen. Aehnliche Beispiele aus allen Ländern und allen Jahrhunderten sind zu Duzenden in Chroniken und Jahrbüchern zu lesen, besonders viele aber auch aus Italien. Von dort melden aber auch die Annalen der gerichtlichen Medicin einen Fall, wo die Extravaganz des Haarwuchses das Lebensglück zweier Liebenden zerrissen hat. In einer italienischen Stadt nämlich mußte die aus gegenseitiger Neigung geschlossene Ehe zweier jungen Leute gleich nach der Hochzeit wieder getrennt werden, weil der Ehemann fand daß seine sonst sehr hübsche junge Neuvermählte von der Brust bis zu den Füßen mit dichten, schwarzen, wolligen Haaren wie ein Pudel bewachsen war, was ihm einen solchen Widerwillen einflößte, daß ihm die Erfüllung der ehelichen Pflichten physisch unmöglich wurde. (Henke, gerichtliche Medicin.)

Die Deutschen in Niederländisch-Indien.

Gegen den in Nr. 52 vorigen Jahres enthaltenen Aufsatz des „Auslandes" unter obiger Ueberschrift sind der Redaction von so verschiedenen Seiten Reclamationen zugegangen, und ist an ihre Unparteilichkeit appellirt worden, daß sie nicht umhin kann nachstehendes Schreiben aus Surakarta in „den Fürstenlanden" auf Java zu veröffentlichen, welches von einem Deutschen kommt, und in Vergleich zu den anderen Zuschriften am mäßigsten gehalten ist: „Das Loos des europäischen Soldaten in Indien ist keineswegs beneidenswerth, aber der Holländer theilt es in ganz gleichem Maß mit den deutschen und allen möglichen andern Nationen, denn man findet hier unter dem Militär

Digitized by Google

auch Schweizer (welche Hr. Dr. Epp mit Deutſchen ſo ziemlich identificirt) Franzoſen, Engländer, Spanier, Italiener, Polen, Ungarn, ſelbſt Schweden und Ruſſen; daß, wie Hr. Dr. Epp die Sache vorſtellt, gerade hauptſächlich der Deutſche geſchmäht, beſchimpft, ſyſtematiſch verfolgt und zurückgeſetzt werde, dieß iſt eine ganz entſchiedene Unwahrheit; im Gegentheil man ſieht und ſah von jeher daß geſcheidte, fleißige und brauchbare Leute (welche auch ihre ſatyriſche Zunge, wenn ſie eine ſolche haben, beſſer und verſtändiger im Zaum halten als Hr. Dr. Epp zu thun pflegt) in allen Branchen des Civil- wie Militärdienſtes, als Kaufleute ſowohl wie als Plantagenbeſitzer oder Adminiſtrateurs eine gute Carrière und nicht ſelten Glück machen. Noch gegenwärtig zählt man in der Armee eine Menge Stabsofficiere, und bis zum Monat Juni 1860 gieng das Avancement, wenn man die gehörigen Fähigkeiten beſaß und ſich anſtändig betrug ganz unparteiiſch fort bei allen Fremden, beſonders bei den Deutſchen; ſeit jenem Datum iſt eine Regelung im Militärweſen eingeführt, wobei in der Folge Naturaliſation als Holländer, als conditio sine qua non für Fremdlinge die Beförderung beanſprechen, aufgeſtellt wird; hierin liegt freilich eine große Unbilligkeit, da es eine Conditio iſt von der bei Indienſtnahme gar keine Sprache war, und da man überdieß den Betheiligten d. h. denjenigen Fremden, die an der Reihe waren um befördert zu werden, keine Zeit ließ um die Naturaliſation zu bewerkſtelligen, womit wenigſtens ein Jahr hingeht; die letztgenannten müſſen ſich demnach durch jüngere überſprungen ſehen, behalten aber Anſpruch auf ihre frühere Anciennität, wenn die Naturaliſation zu gehöriger Zeit erfolgt.

Hr. Dr. Epp hat den indiſchen Sanitätsdienſt vor ungefähr 10 oder 12 Jahren verlaſſen; er ſcheint denn auch mit allem, was ſich ſeitdem in Indien zugetragen und mit den gegenwärtigen Verhältniſſen gänzlich unbekannt zu ſeyn; er beruft ſich auf Zuſtände und Ereigniſſe (gehörig entſtellt) von 15 und 25 Jahren her, ja er führt um die angebliche Grauſamkeit der Holländer in Indien zu beweiſen, den ehrwürdigen als Naturforſcher ausgezeichneten Valentyn und den ſchändlichen Hochverräther Erberfeld (in dem er wegen des Namens deutſche Abkunft wittert) an, d. h. er geht 150 Jahre zurück; das Abſurde um hievon eine Folgerung auf die Gegenwart zu ziehen iſt augenfällig, wenn man bedenkt in welchem Zuſtande ſich in jenen Zeiten noch in den meiſten Ländern Europa's incluſiv Deutſchland die Criminal-Juſtiz befand."

Miscellen.

Die britiſche Occupation der Inſel Perim. Ein Augenzeuge in den Nouv. Annales des Voyages bemerkt daß er Aden am 31 Januar dieſes Jahres verließ und am nächſten Tage nach der Inſel Perim gelangte, wo er ſich etliche Tage aufhielt. Er fand dort zwei britiſche Officiere mit 30 Mann die in einem Blockhauſe wohnten, und da die Inſel ein waſſerloſer und von allem Pflanzenwuchs entblößter Felſen iſt von Aden aus mit Trank und Koſt verſehen wurden. Bis zu jenem Tage war weder etwas von einer Befeſtigung noch von einer Kanone auf der Inſel zu ſehen, und wahrſcheinlich werden die Engländer die Inſel wieder aufgeben ſobald ſich beſtätigt daß die Franzoſen ihre Feſtſetzung in einem abeſſiniſchen Hafen nicht ernſt gemeint hatten.

*

Philippi über das Ausſterben der Araucanier in Chili. Auch in Valdivia bewährt ſich die merkwürdige Thatſache daß die Zahl der Indianer immer mehr abnimmt, obgleich ſie ſich in den günſtigſten Umſtänden befinden. Sie ſind freie Eigenthümer, haben Land und Vieh die Hülle und Fülle, haben gar keine Abgaben zu zahlen, und wenn ſie etwa zu Wegebauten aufgeboten werden, iſt dieß keine Arbeit, die ihre Geſundheit angriffe, wie dieß wohl in anderen Gegenden der Welt der Fall geweſen iſt; auch bekommen ſie dafür den landesüblichen Tagelohn. Es iſt die Urſache hievon darin zu ſuchen daß ſie den epidemiſchen Krankheiten nicht den gleichen Widerſtand entgegenſetzen wie die Weißen, ſondern im Gegentheil mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit ſich gegen jede vernünftige Kur ſträuben. Daher räumen die Menſchenblattern und die Ruhr fürchterlich unter ihnen auf. Nicht genug daß ſie nichts vom Einimpfen der Schutzpocken wiſſen wollen, laſſen ſich die meiſten nicht davon abbringen, wenn ſie von dieſer Krankheit befallen werden, ſich in die eiskalten Bäche zu ſtürzen, denn die Kälte des Waſſers muß ihrer Meinung nach die Hitze des Fiebers vertreiben, oder ſie überlaſſen, wenn die große Sterblichkeit ſie erſchreckt, die Patienten hülflos ihrem Schickſal. Ebenſo verkehrt iſt ihre Behandlung der Ruhr, und um nur Ein Beiſpiel anzuführen, vor etwa vier Jahren ſtarben an dieſer Krankheit in der etwa 700 Indianer zählenden Miſſion Trumao 100, alſo der ſiebente Theil, während die Sterblichkeit unter den Weißen unbedeutend war. Die große Neigung der Indianer zur Trunkenheit iſt weniger verderblich für ihre Geſundheit; ſie fröhnen derſelben faſt nur in Apfelwein, und der übermäßige Genuß desſelben ſcheint kaum nachtheilige Folgen zu haben. So kommt es denn daß das Verhältniß der weißen Bevölkerung zur urſprünglich einheimiſchen von Jahr zu Jahr überwiegend wird, und während die Indianer Ende des 16ten Jahrhunderts ſo zahlreich waren, daß auf jeden ſpaniſchen Eroberer Hunderte von denſelben als Leibeigene vertheilt wurden, wird bald eine Zeit kommen, wo die wenigen Ueberreſte derſelben gänzlich in der weißen Bevölkerung aufgegangen ſeyn werden, beſonders wenn die Zahl der Einwanderer zunimmt. (Peterm. geogr. Mittheilung.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 22. Augsburg, 26 Mai 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung. [1]

Der Krieg gegen Mexico war beendigt, der Friede von Guadalupe Hidalgo mit seinen Annexirungsfolgen geschlossen und die Armee der Amerikaner wurde aufgelöst. Pensionen oder Extralöhnungen wurden nicht bewilligt, sondern jeder erhielt nach seinem Range einen Bon, der auf so und so viel Acres Land lautete, die er sich auf den Vereinsgebieten aussuchen durfte und die ihm unentgeltlich verabfolgt werden mußten. Unter diese Zahl gehörte auch ich, Edmund Warfield, dem als Jägercapitän ein Loos von 640 Acres zugefallen war. Da jedermann, wenn er 1¼ Dollars per Acre zahlt, Land occupiren kann so viel er will, so war jene Verschreibung also 800 und etliche Dollars werth. Mit der Urkunde in der Tasche gelangte ich nach Nashville in Tennessee, und nachdem ich lange auf den Karten in der Länderei-Agentur umhergesucht hatte, wählte ich eine Section Nr. 9 Canton (Township) Swampville am Obion gelegen. Der Agent verschwieg mir nicht daß dort bereits ein Squatter einige „Bodenverbesserungen," das heißt Waldlichtungen vorgenommen habe und dann ein Vorkaufsrecht besitze, das heißt um 1¼ Dollar das von ihm occupirte Land als Eigenthum erwerben dürfe, daß er aber zu arm seyn werde, um davon Gebrauch zu machen. Es kam nun freilich alles auf die Persönlichkeit des Squatters an. War er aus dem richtigen knorrigen Hinterwaldholz geschnitten, so konnte die Sache übel ablaufen. Hat ein solcher angefangen eine Blockhütte zu bauen und ein paar Bäume zu fällen, so betrachtet er sich als den Herrn und Souverän der nächstliegenden hundert Acres. Er heftet auch wohl wenn er zeitweilig sich hinwegbegibt, eine schriftliche Warnung an den nächsten Baum mit der Aufschrift: Lichtung des N. N. der jeden niederschießen wird welcher sich dort ankaufen wollte. Gegenseitige Verständigungen sind aber nicht unmöglich, und so brach ich getrost auf nach Swampville um mich dort etwas näher nach meiner erworbenen Herrschaft, die den Namen Holts' Lichtung führen sollte, zu erkundigen. Mein Weg nach diesem Platz führte mich über „Paris," „Dresden," an „Smyrna," „Troja," „Dänemark," „Memphis" vorüber. Ueber „Dresden" hinaus wurden die Ansiedelungsnamen etwas nüchterner, aber als ich nach den Blockhäusern Swampville's kam, fiel mir sogleich als Prahlerei der Civilisation das „Jackson Hôtel" auf. Dieß war das vornehmste Wirthshaus im Orte, und ich kam gerade zur rechten Table d'Hôte-Zeit. An der Mittagstafel fehlten nicht die alten Typen des fernen Westens die ich schon kannte. Unter ihnen zog es mich jedoch am meisten zu einem jungen kräftigen Ansiedler oder Waidmann, der zu den Bewohnern der Umgebung zu gehören schien und von dessen physiognomischer Offenheit ich für mein Geschäft die ehrlichste Auskunft hoffte. Die andere Gesellschaft brannte vor Neugierde, was den Jägerofficier an den Obion geführt habe, denn jeder neue Ankömmling im Westen ist eine Aussicht auf Erweiterung der „Bißneß." Nach Tisch begehrte ich vom Wirth, der Hr. Kipp hieß, sich jedoch bescheiden den Titel Obrist ausbat, den ihm irgend eine Milizwahl eingetragen hatte, einen Führer nach Holts Clearing, und da fand es sich denn daß der oben bemerkte junge Waidmann, ein Nachbar des Squatter Holt und selbst Squatter und Jäger, Einen Weg mit mir hatte.

So stiegen wir zu Pferd und trabten in den Wald hinein. Mein Begleiter hieß Frank Wingrove, und lebte als Hinterwäldler vom Ertrage seiner Jagd und seiner noch nicht sehr vorgeschrittenen „Klärung." Als wir etwas vertrauter geworden waren, theilte ich ihm mit, was mich an den Obion geführt hätte. Meine Sache mit dem Squatter schien ihm bedenklich. Er bedauerte daß er mich zu diesem, Hickman Holt mit vollem Namen geheißen, nicht selbst begleiten könne,

[1] Diejenigen Leser welche diese kurze und der Abkürzung wegen etwas veränderte Erzählung in ihrem vollen Umfang mit allen sentimentalen Beigaben, sowie mit allen Scalpirungsscenen, Trapper- und Indianerschlachten lesen wollen, finden sie in dem Roman The Wild Huntress, von Capt. Mayne Reid, der im April dieses Jahres in London erschienen ist. Da der amerikanische Verfasser selbst in dem mexicanischen Kriege gedient hat, auch die californischen Karawanenpfade, sowie den „fernen Westen" der Vereinigten Staaten gut kennt, so sind seine örtlichen Schilderungen außerordentlich treu und nicht ohne Werth für die Kenntniß der Zustände an den Gränzen und jenseits der Gränzen unserer Civilisation.

Digitized by Google

denn er war mit seinem Nachbar, seit er es ihm bei einem Scheibenschießen zuvor gethan hatte, „gespannt“ und rieth mir, da sich unsere Wege jetzt trennen sollten, die Nacht in seiner Blockhütte zuzubringen und lieber meinen Besuch am hellen Morgen abzustatten. Mir war das Anerbieten willkommen, und als wir in Wingrove's Hütte bei Kaffee und Tabak saßen, öffnete sich auch das Herz des jungen Waidmannes freiwillig, und ich erfuhr daß ihn ein tiefer Kummer drücke. Sein Nachbar Hickmann Holt hatte wenig gute Seiten. Zu diesen gehörte indessen auch daß er zwei Töchter besaß oder besessen hatte. Die erste war nur von halbem Blut, nämlich mütterlicherseits eine Tschikasa und hieß Marianne. Es war eine braune Schönheit mit allen Körperreizen der Mischlinge und südlicher Menschen. Sie konnte zwar weder lesen noch schreiben, und besser mit dem Gewehr als mit der Nadel umgehen, allein in dem Auge eines Squatters und Trappers waren das eher Vorzüge als Mängel. Wingrove hatte also sein Auge auf sie geworfen, und da er weit und breit der einzige Mann von passendem Alter war und sonst auch den Ansprüchen der wilden Blume entsprach, so stand dem Vorhaben der jungen Leute im Grunde nichts im Wege, denn elterliche Genehmigung wird in den Vereinigten Staaten nicht als nothwendiges Erforderniß betrachtet. Da war nun dem Waidmann vor etwa Jahr und Tag ein widerwärtiges Abenteuer zugestoßen. Er saß im Wald auf einem umgestürzten Stamm an einem Platz, wo er schon oft mit seiner Braut ein Stelldichein gehabt hatte, gerade zur Stunde wo sie gewöhnlich zu kommen pflegte, und halb in der Erwartung daß sie kommen sollte. Statt ihrer und in anderer Richtung kamen aber sogenannte zahme Indianer, Tschikasas, vorüber, Mann, Frau und Tochter, nach Rothhautart, nicht neben, sondern hinter einander gehend. Indianer innerhalb der Gränzen der Civilisation führen ein widriges Zigeunerleben, zehren von den Pensionen aus der Indianercasse der Vereinigten Staaten, und erwerben sich durch indianische Industrie noch ein wenig Geld. Auch bot die Tochter, als die hinterste auf dem Pfade, ein schönes Wampum dem Jäger zum Kaufe gegen einen Dollar feil. Das Tschikasa-Mädchen hatte alle Reize soweit sie eine Rothhaut besitzen kann, und Wingrove mochte ihr während er seinen Kauf schloß und den Dollar hervorsuchte, Blicke zugeworfen haben, wie sie für einen Liebhaber der seine Braut erwartet, sich nicht schicken. Die Dirne aber ließ sich nicht lange herausfordern, sondern warf sich, ganz nach Art dieser im Laster versunkenen Opfer der Civilisation, dem jungen Waidmann stürmisch an den Hals. Noch ehe übrigens die Zärtlichkeiten gegenseitig werden konnten, unterbrach Marianne Holt die Scene mit zornigen und eifersüchtigen Worten gegen ihren lockern Bräutigam, den sie beschämt seiner Reue überließ. Von diesem Tag an war das Band zwischen beiden zerrissen, und kurze Zeit darauf war auch Marianne aus dem Blockhause ihres Vaters verschwunden. Ueber ihr Schicksal konnte Wingrove durch Dritte, und zwar aus dem Mund der jüngeren Schwester Lily Holt, einer blonden rosigen Schönheit von Hickmans zweiter europäischer Frau, nur so viel erfahren, daß kurz nach jenem Vorfall eines Tages John Stebbins, ein ehemaliger Schullehrer, der in Nashville eine Zeitlang für die Methodisten geworben hatte, nach dem Blockhause Holt's gekommen sey und mit dem Squatter, der stets diesem höchst verdächtigen Menschen eine unerklärliche Nachgiebigkeit zeigte, eine lange Unterredung gehabt habe, worauf er dann am nächsten Tag mit Marianne Holt fortgewandert sey, nach einem Land wo erst kurz zuvor ganze Bäche mit goldenen Kieseln gefunden worden seyen. Es war also ganz klar daß Marianne Holt im ersten heftigen Zorn über die Untreue ihres Geliebten darein gewilligt hatte, jenem Stebbins nach Californien zu folgen, und seine Frau oder wenigstens sein Weib geworden war. Für diese hoffnungslose Liebesgeschichte konnte ich dem jungen Squatter nur das mexicanische Sprüchwort zur Tröstung bieten: Un clavo saca otro clavo, ein Nagel treibt den andern hinaus; indem ich ihm bemerkte daß er sich ja an die jüngere, an die blondere, hellere und reinblütige Schwester machen sollte. Wingrove aber, dessen erste Liebe noch unverrostet war, meinte, im fernen Westen kenne man mexicanische Moral nicht, wohl aber ein anderes Sprüchwort welches das Gegentheil sage: es gehe nur Ein Bär in Eine Falle, wobei er sich selbst als die Falle und seine ehemalige Braut als den Bären gedacht haben mußte.

Gefaßt auf unangenehme Dinge ließ ich mir am andern Morgen meinen Weg zeigen, und ritt nach meinen „Besitzungen.“ Unterwegs stieß mir ein artiges Abenteuer zu. In einer Art hohlen Gasse, zwischen Baumstämmen, die ein Wind niedergebrochen hatte, saß auf einem Ackergaule ein weibliches Wesen, die ich am blonden Haar, an der Rubens'schen Gesichtsfarbe, sowie an den kleinen rosigen Füßen, denen Strumpf und Schuhe fehlten, nach aller Beschreibung für eine von den „guten Seiten“ Hickmans, nämlich für seine jüngste Tochter Lily erkennen durfte. Das arme Kind war in einer ängstlichen Lage, denn rechts und links von ihrem Gaul lagen entwurzelte Stämme, wie sie der Windstoß niedergelegt hatte, in ihrer Front aber kauerte zum Sprung bereit ein kräftiger Cougar, das gefährlichste Raubthier der südlichen Staaten. Das Pferd des Mädchens behielt den Feind im Auge und suchte, wiewohl ungeschickt, rückwärts zu gehen. Mir indessen kam nichts gelegener, denn es war mir ein leichtes die Büchse vom Sattelknopf zu heben und dem Cougar, dessen Aufmerksamkeit zwischen mir und seinem Opfer getheilt war, mit einer Kugel heulend in den Wald zu scheuchen. Jetzt erst wurde ich von Lily bemerkt, die mir für meinen Dienst mit warmen Worten dankte, worauf wir schieden, nicht ohne daß sie sich noch einmal vergnügt nach mir umgesehen hätte.

Nach einer Viertelstunde etwa kam ich an die Lichtung und erkannte Hickman Holts Blockhaus nach den erhaltenen Beschreibungen. Es war rings eingezenzt, und da ich auf alles Rufen keine Antwort erhielt, so sprang ich mit meinem Roß über die beweglichen Barrieren des Eingangs. Niemand war innerhalb sichtbar, doch stand die Thüre des Blockhauses geöffnet. Vergebens gab ich einige Lebenszeichen, niemand hörte mich oder vielmehr jemand wollte mich nicht hören, denn durch die weitaufklaffenden Spalten der Baumstämme sah ich eine männliche Gestalt innen ausgestreckt liegen. End-

Digitized by Google

lich rief ich: „Ho! Hollah! Niemand zu Hause?“ Da regte es sich drinnen, und mit einem Fluch, wer ich sey? trat die herkulische Gestalt des Squatters unter die Thüre. Holts Gesicht war nicht eben gewinnend, denn es sah aus wie der Genius von Branntwein und Wasser, und war bedeckt mit einem Urwald blonder Barthaare. Nachdem er sich auf meine Frage zu seinem Namen Hickman Holt bekannt hatte, setzte er, indem er eine sehr verständliche Gebärde nach seinem Buschmesser gemacht hatte, hinzu: „Fremder! Wenn Ihr etwa der Sheriff seyd, dann bin ich nicht zu Hause! Verstanden?“ Ich beruhigte ihn daß ich kein Gerichtsbote sey, sondern die Uniform der Freiwilligen trage, bat mir aber einen höflicheren Ton von ihm aus. „Der Teufel! brach das Ungewitter los, Ihr wollt eine höfliche Behandlung? Ihr Mister Goldknopf, nachdem Ihr über meine Fenz in meine Lichtung gesprungen seyd, ohne zu fragen?“ [1] — „Eure Lichtung? Seyd Ihr sicher daß es die Eurige ist? Hier ist mein Kaufbrief für Section 9, also für dieses Land, und es ist das meinige, wenn Ihr nicht Euer Vorkaufsrecht geltend macht.“ „Hab' ich mirs doch gedacht, erwiederte der Squatter. Aber wartet ein wenig, ich will gleich meinen Vorkaufsbrief holen.“ Er gieng in die Hütte, und ich war neugierig auf die Documente, die er besitzen konnte. Holt ließ mich nicht lange warten, sondern erschien bald unter der Thür mit einer langen Büchse, so lang beinahe als er selbst. „Da, Mister Herausschmeißer, rief er triumphirend, da ist mein Vorkaufsbrief.“ Ich gab ihm ruhig zur Antwort daß ich seine Kugel nicht fürchte, da es in den Staaten eine Justiz gäbe, welche Mörder zu bestrafen wisse. Das Wort Mörder machte einen Eindruck auf ihn, er protestirte daß er Mord beabsichtige, und ließ mir wissen daß, wenn ich nur gehe, mir kein Haar gekrümmt werden solle. Ich jedoch bestand umgekehrt darauf, nicht eher zu weichen als bis er meinen Kaufbrief anerkannt haben würde. So erhitzten wir uns und drohten wir von neuem, es fiel endlich das Wort Memme, und ein jeder griff nach seiner Büchse. Da machte Hickman einen Vorschlag, den ich leider nicht ablehnen durfte. Wir sollten nach ächter südlicher Art auf einander mit Büchsen schießen in gemessener Entfernung. Ich wußte anfangs nicht wie sich so eine Sache ohne Zeugen abmachen lasse, aber der Squatter wußte Rath. — „Seht Ihr dort im Wipfel des Ahorn die Geier? Also recht! Ich werde jetzt aus dem Haus einen Rehschlägel holen und werde ihn zwischen uns mitten in die Klärung werfen. Sowie einer der Geier herabfliegt und sowie er den Boden berührt, dann schießen wir gleichzeitig.“ [2] Schon wollten wir uns aufstellen, als mir einfiel daß dann immer noch Zweifel über das Vorgefallene aufkommen könnten. Ich zog daher ein Blatt aus meiner Brieftasche und schrieb darauf daß, wenn ich fallen solle, dieß im ehrlichen Zweikampf geschehen sey. Hickman Holt bestätigte das Gleiche, indem er mit einem Kreuz unterzeichnete. Das Blatt wurde mit einem Messer an den nächsten Baumstamm geheftet, ich band mein Pferd fest, nahm meine Stellung mit der Büchse in der Hand und Hickman warf den Rehschlägel zwischen uns ins Gras. Gern hätte ich jetzt eine gütliche Beilegung gewünscht, aber Holt verdächtigte stets meinen Muth, sobald ich ein begütigendes Wort redete. Voller Spannung sahen wir daher auf die Geier, auf das Fleisch, auf die Büchse des Gegners. So verstrichen Minuten voller Pein. Sonst stürzen sich die Aasvögel wie eine losgeschossene Kugel auf ihre Beute, allein wahrscheinlich hatten sie sich anderswo schon voll gemästet und saßen in träger Verdauung, oder sie trauten sich nicht recht zwischen beide Büchsen niederzufallen. Plötzlich erhoben sie sich wie aufgescheucht, und flogen — hinweg. Ehe wir noch über diesen Zwischenfall uns verständigen konnten, unterbrach uns die Ankunft zweier Personen, nämlich der heimkehrenden Lily in Begleitung eines übel aussehenden Heiligen, in schwarzem Kleid und weißer oder weiß gewesener Halsbinde, den ich für irgendeinen erleuchteten Hirten irgendeiner Secte in Swampville zu halten mir erlaubte. Wir legten unsere Büchsen nieder und Holt höchst überrascht von der Ankunft des geistlichen Mannes bat mich zu warten. Die Ankommenden errieth en unser Vorhaben und begannen eifrig zu vermitteln, ganz besonders Lily, die bei ihrem Vater mich in Gnade setzen wollte, indem sie behauptete, ich hätte ihr vor einer Stunde das Leben gerettet. Hickman bat mich zu verweilen, während er sich in eifrigem Gespräch mit dem Mann in der weißen Halsbinde hinter die Hütte zurückzog.

Nach einer geraumen Zeit schlich sich Lily vorsichtig aus dem Blockhaus, kam auf mich zu, flüsterte mir zu, es sey eine Ausgleichung auf dem Wege und bat mich mit unwiderstehlichem Blicke, ich möchte nachgeben, worauf sie dann sich eilig wieder zurückzog. Nicht lange so kamen die beiden Männer wieder zu mir, und der unsaubere Priester mahnte mich salbungsvoll zum Frieden, und meinte, es sey billig, wenn ich mein Kaufrecht geltend machen wolle, meinen Vorgänger für seine Arbeiten zu entschädigen. Mit klopfendem Herzen fragte ich nach der Höhe der Forderung, denn meine Baarschaft war größeren Ansprüchen nicht gewachsen. Als auf hundert Dollars die Antwort lautete, griff ich vergnügt in die Brieftasche nach meinen Banknoten, zählte das Verlangte ab, welches meine Casse nur zur Hälfte erschöpfte, und schlug vertraut mit der Courtevisie des Hinterwaldes jede Quittung aus, da mir Hickman Holts Wort genüge. Schließlich machten wir aus daß die Hütte in 48 Stunden geräumt werden sollte, worauf ich von der blonden Lily im Rücken der Männer das Versprechen erhielt, daß ich sie jedenfalls übermorgen noch sehen und von ihr hören solle wohin ihr Vater sich zu wenden gedächte.

Mit Ungeduld wartete ich auf das Uebermorgen, zeigte mich aber schicklichkeitshalber vor Ablauf der Frist nicht auf meiner Lichtung. Erst als die verabredete Stunde kam, machte ich mich auf. Die Barrieren am Eingang der Fenz waren

[1] Der Engländer schon sagt: My house is my castle, mein Haus ist meine Burg, und er läßt seinen Hausfrieden von niemand in der Welt außer gegen einen richterlichen Befehl stören. Die Amerikaner sind aber in diesem Punkt noch viel empfindlicher.

[2] Für diese Art des Duells mit Büchsen und ohne Secundanten sind namentlich die Georgier berüchtigt, und gerade die eben geschilderte Scene, so romanhaft sie in Europa erscheinen mag, ist frisch aus dem Leben gegriffen.

Digitized by Google

hinweggeſchoben, die Thüren des Blockhauſes geöffnet, alle Habſeligkeiten ausgeräumt, auch der Stall leer und niemand zu finden. Nachdem ich alles vergebens durchſucht hatte und bereits auf dem Rückweg zu Wingrove war, fiel mir der Zettel in die Augen, den ich vor zwei Tagen mit meinem Meſſer angeheftet und beides dann vergeſſen hatte. Ich wollte ihn als Andenken zu mir ſtecken, als ich darunter einige Zeilen von Lily fand, daß ſie bedaure wegen beſchleunigter Abreiſe mir nicht habe Abſchied ſagen zu können, daß ſie aber aus dem nächſten Ort zu ſchreiben gedächte, wo ſie ſich länger verweilen würden! Niedergeſchlagen eilte ich zu Wingrove, den ich um Rath fragte was jetzt zu thun ſey. Er war nicht daheim, ſtellte ſich jedoch bald darauf ein, und zwar in höchſter Aufregung. Er kam aus Swampville, wo man von nichts ſprach als von den neuen Berichten aus einem Goldland im fernſten Weſten, von Californien, wohin ſchon die halbe Ortſchaft aufzubrechen entſchloſſen war. Aber nicht dieß war es was ihn beunruhigte, ſondern er hatte dort vernommen daß ſich John Stebbins, der Exſchulmeiſter, der Mormone, der Entführer oder der Mann Marianne Holts, habe ſehen laſſen. Und jetzt fiel uns beiden der Friedensſtifter nach dem unterbrochenen Zweikampf ein; ich beſchrieb ihn ſo gut ich mich erinnerte, er fand alles übereinſtimmend, und zuletzt blieb uns kein Zweifel daß die Holts mit dem Mormonenwerber abgezogen ſeyen. Noch mehr! Kaum hatten wir uns jetzt nach meiner, alſo nach Warfields Lichtung aufgemacht, ſo begegnete uns Suwani, die Herumſtreicherin aus dem Tſchikaſaſtamm, die meinen Freund Wingrove ſo unglücklich gemacht hatte, und erzählte uns daß ſie am Morgen den Squatter und ſeine Tochter mit dem Schulmeiſter in der Richtung des Obion das Blockhaus habe verlaſſen ſehen.

Wir hielten Berathung, und Wingrove kam auf den Gedanken daß die Auswanderer wahrſcheinlich den Weg zu Waſſer genommen hätten, denn Holt beſaß ein Fahrzeug am Obion, welches als Fährboot der Umgegend diente. Seine Vermuthung beſtätigte ſich durch die Abweſenheit des Fahrzeuges am gewohnten Platz, und zum Ueberfluß fanden wir nicht weit davon den Ackergaul der Holts erſtochen. An dieſer That erkannte Wingrove den alten Squatter wieder, der lieber das ihm jetzt unnütze Thier getödtet als einem Nachbar einen billigen Kauf gegönnt hatte. Die Auswanderer konnten, wenn ſie nach Weſten wollten, ſo gut ſtromab- wie ſtromaufwärts gefahren ſeyn, allein man nahm das erſtere an, und dachte ſich ſie würden in den Miſſiſſippi hinausgeſteuert ſeyn um den erſten vorbeiziehenden Dampfer anzuhalten und zu benützen. Der Obion macht viele Krümmungen, und wenn wir ſtreng ritten, konnten wir früher an der Mündung des Fluſſes in den Obion gelangen als das Boot, denn da das getödtete Pferd, wie Wingrove nach einer waidmänniſchen Unterſuchung fand, noch Wärme im Kopf hatte, ſo konnten die Flüchtlinge erſt vor vier oder fünf Stunden aufgebrochen ſeyn. Wir beide warfen uns alſo zu Pferd um auf dem kürzeſten Weg die Obionmündung zu erreichen, ich mit unklaren Abſichten jedenfalls um das hübſche Squatterkind noch einmal zu ſehen, Wingrove um, wie er ſagte, mit Stebbins eine alte Schuld ins reine zu bringen.

Voller Spannung ritten wir bis zum Abend, wo wir den Miſſiſſippi erreichten und an der Obionmündung unſer Feuer anzündeten. Wir rechneten alle Möglichkeiten hin und her, aber es wurde Nacht, und wir ſahen und hörten nichts. Der Verabredung gemäß theilten wir uns in die Wache. Mich traf die andere Hälfte der Nacht, wo der Mond aufgieng, während ſich gegen Morgen auf dem Waſſer ein dichter, zäher, nur wenige Fuß tiefer Nebel lagerte. Um eine beſſere Ueberſicht zu gewinnen, ſtieg ich auf einen Baum, aber auch dort ſah ich ſtatt der Flüſſe nur Nebelfelder. Einmal war's als hörte ich das Eintauchen eines Ruders, und als ſähe ich einen Schatten im Nebel. Ich rief, aber alles blieb ſtill, und ich bildete mir ein nichts geſehen zu haben. So kam der Morgen, es kam der andere Tag, die andere Nacht, und abermals ein Tag, ohne daß wir etwas geſehen hatten. Wir kehrten alſo niedergeſchlagen heim, beide voll Haß gegen das Mormonenthum, und beide ohne rechte Freude an unſerm Squatterleben.

Eine volle Woche war verſtrichen, als plötzlich ein Brief von Swampville gebracht wurde, ein Brief an Edward Warfield, von ſchülerhafter mühſeliger Hand geſchrieben, mit dem Poſtzeichen Van Buren am Arkanſas. Er kam von Lily, enthielt etliche zärtliche Dinge, aber auch die wichtige Nachricht daß ſie mit ihrem Vater in Begleitung einer großen Karawane von Van Buren aus nach einem Land aufzubrechen im Begriff ſeyen wo man Gold aus dem Sande grabe, „welches auch weder in Tenneſſee noch in den Vereinigten Staaten," ſondern „ſehr weit weg" an einem Waſſer liege, „größer und dicker als der Miſſiſſippi und Obion, ja als alle Flüſſe zuſammengenommen," einer großen See die ſie den Ocean nennten.

Auf dieſen Brief war mein Entſchluß gefaßt der Karawane nachzuſetzen, und Wingrove, der nichts zu verlieren hatte als Zeit, willigte vergnügt ein mich zu begleiten. Doch verſtrich mehr als eine Woche ehe ich mir von einem bewährten Freund Geld für unſere Ausrüſtung zur Reiſe über die Prairien verſchaffen konnte. Nach Beendigung dieſer Vorbereitungen ritten wir nach Memphis, dann giengen wir mit einem Miſſiſſippi-Boot nach Little Rock und den Arkanſas aufwärts nach Van Buren. Dort erfuhren wir daß die Karawane größtentheils aus Goldſuchern beſtanden und ſich ihr eine Abtheilung Mormonen angeſchloſſen habe. Sie wollten den Arkanſas hinauf, durch das Huerfanothal und den Kutſchetopapaß die Felſengebirge kreuzen, und dann auf dem alten ſpaniſchen Pfad nach Weſten vordringen. Holt, deſſen Geſtalt unter Tauſenden auffiel, war aller Beſchreibung zufolge geſehen worden, ſchien ſich aber nicht an die Goldſucher, ſondern an die „Heiligen der jüngſten Tage" angeſchloſſen zu haben. Wir führten zwei Maulthiere neben unſern Roſſen, und obgleich die Karawane uns um 14 Tage voraus war, ſo machten wir doch doppelte Märſche wie die ſchweren Wagen der Emigranten. Als wir uns den Quellen des Arkanſas näherten, wo die Felſengebirge von den Trappern den Namen der „Parks" erhalten haben, galt es

Digitized by Google

großer Vorsicht. Bisher waren wir durch Oede oder durch Gebiete befreundeter Indianer gezogen, dort aber in jenen vielen Gebirgszweigen, stillen Thälern, Wäldern und sonnigen Steppen ist der classische Boden für die „Kriegspfade" der westlichen „Nationen." Der Boden selbst ist neutral und unbewohnt, aber er wird häufig besucht von Jägern weißer und rother Haut. Dort baut noch der Biber in ruhigen Gewässern, dort klettert der König aller amerikanischen Raubthiere, der graue Bär, man trifft auch noch Büffelheerden, Antilopen, Rehe, Elenn, vor allem aber als edelstes Wild das Bergschaf (Ovis montana), Carnero Cimmaron, von den Mexicanern, Dickhorn von den Trappern genannt. Es fehlt nicht an schöngefiederten Truthühnern, an Prairiehähnen, Birkhühnern, Wildgänsen, Schwänen und selbst Pelikanen. In dieses Paradies für Jäger kommen Krähen und Sioux vom Norden, Keiowäs, Komantschen und Apatschen vom Süden. Aus dem Osten dringen Tscheyennen, Pahnies und Arapahos vor, während vom Westen Utahs und Schoschonen sich hineinschleichen, und zwar selten oder nie vereinzelt, sondern der eigenen Sicherheit wegen immer in zahlreichen Banden, denn alle Indianer befinden sich dort auf dem Kriegspfad, und nirgends gibt es eine bequemere Gelegenheit, gleichviel für Roth oder Weiß, selbst scalpirt zu werden oder anderen Menschenkindern „die Haare zu heben."

Aus dem Wege den die Karawane eingeschlagen hatte, war es klar daß sie vom Huerfano durch Robideaus, oder Sangre de Cristo-Paß in das Thal des Rio del Norte und durch das „Büffelthor" oder den Kutschetopa-Paß nach den Quellen des westlichen Colorado vordringen wollte, eine Straße die, für Wagen fahrbar, von den Mormonen erst seit kurzem benutzt wurde. Als wir selbst den Huerfano erreichten, ergab sich daß die Karawane kaum zwei Tagereisen voraus war, aber auch daß sie Raubvögel angezogen hatte, eine Bande Indianer welche auf Nachzügler zu fahnden schien. Wir hatten also diese Räuber zwischen uns und den Californiern, und mußten daher trachten am hellen Tage die Karawane zu erreichen, weil sich die Rothhäute bei Tageslicht gewöhnlich verstecken und nur des Nachts auf Plünderung ausgehen. Der Huerfano geht im obern Laufe durch eine enge Schlucht oder ein Cañon, wo die Wagenspur seitwärts abbog, um auf einem Umweg über die Berge den Engpaß zu umgehen. Wir beschlossen daher dem Cañon zu folgen um den Weg abzuschneiden, besonders da uns frische Roßspuren bewiesen daß kurz zuvor das Cañon benutzt worden war. Wir kamen glücklich durch diesen Hohlweg, und betraten auf der andern Seite ein liebliches sonniges Thal, parkartig mit Gruppen von Baumwollenbäumen beschattet. Mehrmals hörten wir Gewehrsalven, und schlossen daraus daß die Karawane von Rothhäuten angegriffen worden sey. Eine Anhöhe, den Trappern unter dem Namen Orphan Butte oder Huerfanohügel bekannt, bot mir Gelegenheit einen Ueberblick über das Thal zu gewinnen, und von der Höhe entdeckte ich mit meinem Fernglas nicht nur die abziehende Karawane, die sich in zwei Körper getheilt hatte, sondern in ziemlicher Nähe vor uns eine Bande Rothhäute, offenbar Arapahos, die sich darüber machten einen Wagen der Auswanderer zu plündern, der wahrscheinlich zurückgeblieben, dann abgeschnitten worden und nach einer blutigen Gegenwehr, wie etliche umhergestreute Leichen bewiesen, ihnen in die Hände gefallen war. Wir mußten es jetzt aufgeben die Karawane zu erreichen, sondern an unsere eigene Sicherheit denken, weßhalb wir eilig uns in die felsigen Schluchten am nördlichen Ufer des Huerfano warfen. Wir thaten alles was unsere Spuren den Rothhäuten nicht verrathen sollte, wagten aber am Abend nicht weder ein Feuer anzuzünden noch ein Wild zu erlegen.

Am nächsten Morgen beschloß ich vorsichtig auf Kundschaft auszugehen, und wenn ich nichts verdächtiges bemerkt hätte, zur Stillung unseres Hungers ein Wild zu schießen. Ich war etwa eine Stunde geritten, ohne etwas von Rothhäuten bemerkt zu haben, als ich auf frische Fußstapfen stieß, und zwar, was mir auffiel, Mocassin-Spuren eines Weibes oder Mädchens, und was das allerseltsamste war, einer weißen Frau, denn nie sind bei den Fußspuren der Rothhäute die Zeheneindrücke nach auswärts gebogen. Die Frau war auch nicht allein, sondern von einem großen Hund begleitet gewesen. Vorsichtig folgte ich den beiden Fährten, als ich plötzlich oben auf einer Felswand einen herrlichen Bock des Ovis Ammon stehen sah. Das Thier hielt sich regungslos, als ob es geschnitzt gewesen wäre, und schien mir die ausgestellte Schildwache einer größern Heerde. Der Reiz dieses morgendlichen Bildes wurde noch erhöht daß dahinter durch eine Thalöffnung das Schneehaupt des Pikes Peak in der Morgensonne erglänzte. Naturbewunderung, Vorsicht vor Indianern und Hunger kämpften in mir, bis der letztere die Oberhand gewann und ich nach meiner Büchse griff. Aber zuvor sah ich den Bock von der Felswand dicht vor mir herabsetzen und gleichzeitig knallte ein Schuß von einer gegenüberliegenden Thalwand. Nicht lange nachher warf sich ein mächtiger Hund auf das erlegte Ammonsschaf, und hinter ihm drein folgte ein junges Mädchen in indianischer Tracht mit der Büchse über der Schulter. Da diese Diana der Felsengebirge ihren Hund Wolf nannte und mit englischen Sportphrasen von dem Wilde verscheuchte, so trat ich aus meinem Verstecke hervor, grüßte und schilderte in wenig Worten der Jägerin meiner und meines Freundes Lage. Auf die Kunde daß Arapahos am Nachmittag vorher bei dem Huerfanohügel eine Karawane angefallen hätten und sie noch umschwärmten, bestand die indianisirte Jägerin darauf daß ich sogleich mit ihr weiter ins Gebirg zu einem Lager der Utahs, ihrer Gastfreunde, mich begeben sollte. Diese Utahs waren nämlich von jeher geschworne Feinde der Arapahos, und jener Stamm im Gebirge befand sich obendrein in Trauer, weil er an eine Bande Arapahos kurz zuvor mehrere Skalpe und darunter den eines großen Häuptlinges, eines indianisirten Trappers, Namens Walker, verloren hatte. Der Name dieses Mannes weit berühmt im Far West war übergegangen auf seinen indianischen Nachfolger in der Häuptlingswürde jener Utahs, nur daß er in Wakara verstümmelt worden war. Auf den Wunsch dieses schönen Kindes der Wildniß machte ich mich mit ihr auf den Weg, indem sie sich hinter mir auf den Gaul schwang. Nach einer halben Stunde schon erreichten wir die konischen

Digitized by Google

Lederzelte der Utahs, bei denen ich einen mexicanischen Trapper Pedro Archilete antraf, denn die Utahs lebten in Freundschaft sowohl mit den Mexicanern, wie mit den Mormonen und andern weißen Ansiedlern, wie sie denn auch erst seit dem Mormonenkrieg gegen die Amerikaner feindlich aufgetreten sind. Archilete als Dolmetscher unterrichtete Wakara sogleich über alles was ich von der Anwesenheit der Arapahos wußte. Die Nachricht wirkte wie Feuer auf die Utahs, da sie bei rechtzeitiger Besetzung des Huerfano-Cañons ihren Feinden den Rückweg abschneiden konnten. So wurde denn der Angriff beschlossen, an dem wir Amerikaner und Pedro unseren Antheil haben sollten. In Begleitung einiger Utahs fiel uns die Aufgabe zu, nachdem wir unterwegs Wingrove mitgenommen hätten, die westliche Mündung des Cañon zu überwachen, wenn etwa die Arapahos dorthin zu entwischen trachteten. Wir holten also Wingrove ab, der nicht wenig beunruhigt über mein Außenbleiben gewesen war, und legten uns in den Hinterhalt. Pedro kürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus dem Leben der Utahs und klärte mich auch über mein Zusammentreffen mit der schönen Jägerin auf. Sie war im vorigen Jahre mit einer Karawane nach den Salzseen gereist, „angesiegelt" an einen „Heiligen der jüngsten Tage," schien aber das Mormonenthum unterwegs gründlich satt bekommen zu haben und hatte sich am Huerfano, nur begleitet und beschützt von ihrem Hunde, hinweggestohlen. Ihr Glücksstern wollte es daß sie weder Apatschen noch Arapahos, sondern jenem Utahstamm in die Hände fiel. Diese nun hätten sie vielleicht den Mormonen wieder ausgeliefert, wenn nicht Walker, der damals noch lebte, auf ihre Bitten sich bei den Utahs für sie verwendet hätte. Seitdem wanderte sie mit diesen Rothhäuten umher, immer auf eine Gelegenheit wartend nach den Staaten zurückzukehren. Zwischen diesen Gesprächen hatten wir bald Gewehrfeuer in der Ferne gehört, und eine Zeitlang näherte sich das Gefecht, so daß wir hoffen konnten mit an dem Kampfe theilzunehmen, dann aber ward wieder alles still und gegen Nachmittag ließ uns Wakara wissen daß die Arapahos, vertrieben und zersprengt, von seinen Kriegern in westlicher Richtung verfolgt würden. Wir kehrten also zuvor nach dem Lager unserer Gastfreunde zurück, wo man sich zu einem großen Skalptanz vorbereitete, denn mancher Arapaho hatte seine Kopfhaut lassen müssen. Aber ehe wir das Lager betraten, fand ein Wiedersehen eigener Art statt, nämlich zwischen meinem Freund Wingrove und Wolf, dem Hunde der Jägerin. Daß jene Diana Marianne Holt seyn könne, hatte ich mir zwar gedacht, verschwieg aber den Inhalt meiner spanisch geführten Unterredung mit Archilete meinem Freunde, weil ich ihm nicht unnütz Hoffnungen machen wollte, und ich sonst keine Aehnlichkeit der Jägerin mit den beiden Holts zu entdecken vermocht hatte. Als mir aber Wingrove erklärte, der Hund habe den Holts gehört und Marianne habe ihn mitgenommen, als sie nach den Salzseen gegangen sey, da verschwieg ich ihm meine Vermuthung nicht länger, und wenige Augenblicke nachher war es auch keine Vermuthung mehr, denn er hatte Marianne leibhaftig vor sich. Beide hatten viel mit einander auszumachen und abzurechnen. Marianne konnte sich überzeugen daß Wingrove zu ihrer Aufspürung mit Gefahr seines Skalpes bis zur Wasserscheide des Rio del Norte gezogen war, Wingrove daß auch Marianne ihren übereilten Schritt eifersüchtiger Rache schwer gebüßt hatte. Ich überließ daher beide sich selbst, bis sie versöhnt mich aufsuchten um zu berathen was nun zu thun sey. Vor allen Dingen gewann ich den mexicanischen Trapper, den ich von unserm Vorhaben in Kenntniß setzte, Lily Holt, wo möglich mit, schlimmsten Falles aber ohne ihren Vater zur Umkehr zu bewegen. Der Pelzjäger wurde natürlich durch den Reiz des Abenteuers für unsere Sache gewonnen, denn für die Leute seines Schlages ist alles was wie Gewalt, Beute oder Kriegslist aussieht Vergnügen und Genuß, und jene Art von Sport war obendrein für ihn ganz neu. Dazu gesellte sich noch ein ächtkatholischer Abscheu vor den Mormonen, die er nicht anders als judios heréticos Judenketzer nannte, und denen eine Seele zu entreißen ihm als ein hochverdienstliches Werk dünkte. Auf einen Beistand der Utahs dürften wir jedoch nicht rechnen, erklärte er, sondern besser wäre es gänzlich über unser Vorhaben zu schweigen, höchstens daß la linda cazadora (die schöne Jägerin) dem Häuptling Wakara, der einige Schwäche gegen sie hatte blicken lassen, ins Geheimniß zöge.

Dieß geschah denn auch in der nächsten Nacht, nachdem der größere Theil der Utahs heimkehrte, reichlich ausgestattet mit Kriegstrophäen, so daß nach langer Zeit die Trauer des Stammes wieder abgelegt werden durfte. Auf Mariannens Eröffnungen ließ Wakara uns zu sich bescheiden, und erklärte uns daß die Utahs mit den Mormonen in größter Freundschaft lebten, weil sie von ihnen mit Munition, Waffen und Branntwein versehen würden, und er deßhalb auch eine Entführung durch Gewalt nie unterstützen würde. Aber man möge es durch List versuchen, und dazu böte sich eine treffliche Gelegenheit. Eben sey ein Utah ins Lager gekommen, welcher mit der Mormonenkarawane zusammengetroffen sey, die sich seit dem vorigen Tag von dem Wagenzug der Californier völlig getrennt hätte, um sich rechts über den Kutschetopapaß zu wenden. Keiner unter ihnen aber kannte den richtigen Weg, weil man bisher immer nur den Tscheroki-Trail und über Bridger's-Paß gezogen war. Deßhalb hätten sie ihn, Wakara, durch jenen Mann seines Stammes bitten lassen, er möchte ihnen, da es ihnen an frischem Fleisch mangelte, einige gute Jäger und einen Führer schicken, und zwar vielleicht den mexicanischen Trapper, von dessen Anwesenheit unter den Utahs der Bote sie unterrichtet hatte. Wir möchten also, rieth der Häuptling, uns als Utahs verkleiden und mit Archilete zu den Mormonen begeben, wo es dann ein leichtes seyn müßte eine Squaw zu entführen. Nur Eine Bedingung stellte er uns: seine eigenen Utahs sollten nie etwas von dem Streich erfahren, und daher müßten wir auch unsere Verkleidung erst unterwegs anlegen. Wir vertauschten am Abend noch unsere Maulthiere gegen ein überzähliges Pferd, welches uns für die Flucht Lily's dienen sollte, und brachen dann mit indianischen Kleidern und Schminke versehen vor Tagesanbruch auf. Halben Wegs nach dem Mormonenlager verbargen wir unser Reise-

Digitized by Google

geräth, und Pedro Archilete begann uns zu „utahisiren.“ Unsere Hautfarbe bedurfte wo die engen indianischen Kleider nicht auflagen, gebräunt wie wir waren, nur einer geringen Nachhülfe. Das Scheermesser entstellte uns noch mehr, und als vollends das Gesicht mit roth und weiß und blau übermalt wurde, kannten wir uns bald selbst nicht mehr wieder. Auch Wolf, gegen dessen Begleiterschaft ich mit Recht aus Vorsicht protestirte, auf der aber Marianne bestanden war, wurde kahl geschoren, gestutzt und nach Rothhautart bunt bemalt. Ehe wir aufbrachen, schrieb ich noch einen Zettel mit Bleistift, der für Lily Holt bestimmt war, worin ich ihr meine und ihrer Schwester Nähe verkündigte, sowie daß ihr das Loos bevorstände unter den Mormonen eine Türkin zu werden, und sie daher besser thäte von ihrem Vater zu fliehen. Weitere Mittheilungen würde sie von dem mexicanischen Trapper erhalten, sobald es ohne Aufsehen geschehen könne. Als wir mit dieser Vorbereitung fertig waren, brachen wir wieder auf, und schon um 4 Uhr Nachmittags sahen wir von einer Höhe herab auf das Mormonenlager. Es bestand aus einer Wagenburg, wie man sie an jedem Halteplatz zu bauen pflegt. Man schiebt nämlich die Wagen neben einander daß sie eine flache Bogenlinie bilden. Eine zweite Wagenreihe wird parallel, aber wiederum mit der convexen Seite nach außen aufgefahren, so daß beide Züge eine Linse bilden. An den Endpunkten berühren sie sich aber nicht völlig, sondern es bleibt für den freien Verkehr eine Lücke, die sich des Nachts übrigens leicht verrammeln läßt. Die Wagen selbst, die mit Büffelhäuten bedeckt sind, gewähren gegen jeden Feind der nicht über Artillerie verfügt, die Sicherheit einer Verschanzung.

Absichtlich warteten wir die Dämmerung ab ehe wir uns in das Lager begaben, Archilete mit einem weißen Tuch als Friedenssignal an seiner Büchse. Sechs Reiter näherten sich uns: es waren wie wir bald erfuhren die Daniten der Mormonen oder die Engel der Zerstörung, eine Art Gendarmerie im Staat der Heiligen vom jüngsten Tag. Unser mexicanischer Trapper gab sich als den Führer zu erkennen den sie begehrt hätten, und bezeichnete uns als die Utahjäger welche die Karawane mit Wildpret versehen sollten, worauf von Seiten Archilete's in gebrochenem Englisch über unsere Bezahlung lange gehandelt wurde. Als man einig war, verlangten die Mormonen daß wir jedenfalls außerhalb der Wagenburg übernachten sollten. Dieß ließen wir uns gern befehlen, und Marianne als ächte Squaw mußte unser Lederzelt aufschlagen, während wir uns daneben ruhig von den neugierigen Auswanderern betrachten ließen. Es war schon ziemlich dunkel, so daß jedes Erkennen Wingrove's von Seiten Stebbins, der eine große, beinahe bischöfliche Rolle im Lager zu spielen schien, unmöglich wurde. Nach und nach hatte die ganze Mormonenschaft uns Besuch abgestattet, nur die Holts nicht, und schon stieg bei mir die Besorgniß auf daß sie vielleicht nicht mit den Mormonen, sondern mit den Californiern gezogen wären, als ich endlich vor der Wagenburg Hickmans von weitem kenntliche herkulische Gestalt erblickte, der uns jedoch einer nähern Besichtigung nicht würdigte. Im Lager wurden bereits die abendlichen Feuer angezündet, und um unser Zelt herum leerte es sich bald von Zuschauern ohne daß wir Lily darunter zu Gesicht bekommen hätten. Doch bemerkte ich daß die Frauen der Mormonen mit Schöpfkrügen eine nach der andern aus einem nahen Bach Wasser holten. In der Hoffnung daß Lily demselben Geschäfte nachgehen würde, beschloß ich mich dort in der Nähe aufzustellen, und damit meine Neugierde nicht auffiele, führte ich mein Pferd dorthin, um es den reichlichen Graswuchs abweiden zu lassen. Es währte auch nicht lange, so sah ich Lily nach dem Bach gehen. Sie anzusprechen schien mir gewagt, denn sie konnte sich vielleicht nicht hinreichend beherrschen. Darum hielt ich meinen Zettel in Bereitschaft, und als sie mit dem Wasserkrug zurückkehrte, gab ich ihr durch Gebärden zu verstehen daß sie mich trinken lassen sollte. Während sie mir nun das Gefäß reichte, schob ich ihr den Zettel unbeobachtet in die Hand. Sie schien verwundert und zögernd, aber mit dem Instinct ihres Geschlechts verbarg sie das Empfangene, und entfernte sich ohne daß uns jemand belauscht hatte.

In das Zelt zurückgekehrt, unterrichtete ich meine Gefährten von der glücklichen Bestellung des Briefes, schlug auch Mariannen vor, nach Eintritt völliger Dunkelheit mit mir auf Kundschaft auszugehen, um die Lagergewohnheiten der Mormonen und vor allem den Wagen der Holts auszuspähen. Ehe wir noch fortgiengen, rieth ich unsern Cameraden die Pferde gesattelt zu halten, da man nicht wissen könne ob uns nicht die nächste Viertelstunde schon eine Gelegenheit zur Entführung bieten könne. Im Lager der Mormonen gieng es nämlich ziemlich lärmend zu, denn sie feierten gerade, ich weiß nicht welches Fest in ihrem Kalender. Die Mehrzahl der guten Leute kam aus Wales, ein anderes Contingent hatte Irland geliefert, auch Deutsche, Dänen und Schweden fehlten nicht, vorwiegend aber blieb das celtische Element. Dazwischen bewegten sich auch einige Stutzer, die ihre Koffer aufgeschnallt und sich in Putz geworfen hatten. Sie mochten, so dachte ich, zu den „Zehnern“ oder „Siebenzigern,“ jedenfalls zur theokratischen Kaste gehören, und zwar darf man rechnen daß diese Aristokraten der Heiligen stets aus schlauen Yankees bestehen, die als Füchse unter den Gänsen, Pöbel aberglauben sich zins- und robotpflichtig zu machen verstehen. Bald erklang Musik, und nicht lange nachher ließen sich zwischen den Feuern einige tanzende Paare beobachten. Wir schauten dem allen zu durch die engen Zwischenräume zwischen den Wagen, besorgten auch nicht daß unsere Neugierde irgendeinen Argwohn erregen könnte. Stebbins sahen wir zu wiederholtenmalen, und er schien uns dießmal in sehr weltlichen Sorgen als Festordner. Hickman Holt kümmerte sich nichts um Tanz und Tänzer, sondern saß rauchend und trinkend an einem andern Feuer.

Marianne hatte den Hund an der Leine um durch seine Spürkraft den Wagen der Holts ermitteln zu lassen, und wirklich führte das Thier uns vor einen solchen, der inwendig durch eine Kerze erleuchtet war. Vorsichtig blickte ich durch eine Lücke des Zeltdaches und erkannte Lily, die bei dem Kerzenlicht mit gefalteten Händen in einem Gebetbuch las. Schärfer hinblickend gewahrte ich aber daß mein Zettel

Digitized by Google

im Buch lag, und daß das Gebetbuch nur zur Abwehr zudringlicher Neugier bestimmt war, da man vom innern Lagerraum in den Wagen hineinschauen konnte. So hatte ein kurzer Aufenthalt unter den „Heiligen“ das arglose Kind Vorsicht und Verstellung gelehrt! Als Marianne jetzt leise ihre Schwester zu rufen wagte, schien diese nicht zu hören, doch löschte sie bald die Kerze aus, und nicht lange nachher löste sie das Zelttuch am Hintertheil des Wagens. Sie hatte den Brief gelesen, sie kannte unsere Verkleidung, sie sehnte sich von den Mormonen erlöst zu werden, da ihr Vater, sobald sie die Salzseestadt erreicht hätten, ihre Heirath mit Stebbins vollziehen lassen wollte, denn dieser galante Heilige hatte dem Vater Hickman weiß gemacht, Marianne sey auf der Reise nach dem Mormonenlande gestorben und beerdigt worden. Die Aussicht also auf Bigamie und zwar in incestuosem Grad empörte Lily, die nur noch zwischen ihrem Herzen und ihren kindlichen Pflichten schwankte.

Plötzlich hörten wir des alten Holts Stimme im Lagerraum. Marianne, die Unvorsichtige, hatte nämlich, vom Wiedersehen der Schwester bewegt, den Hund locker gelassen, und dieser war ihr entlaufen um sich seinem alten Herrn zu nähern. Dieser erkannte das Thier trotz aller Malereien und Entstellungen. Armer Wolf! rief er, du bist in die Hände von Indianern gefallen, die dich geschoren und beschmiert haben! Stebbins erkannte jetzt auch den Hund, gab aber — wie wir dieß alles später erfuhren — auf Holts Fragen: ob der Hund mit den Utahs diesen Abend gekommen sey und warum er ihm denn erzählt habe, auch Wolf sey auf der ersten Reise umgekommen, ausweichende Antworten. Von ihm waren wir bereits entdeckt, denn er pfiff seine Daniten oder „Engel der Zerstörung“ herbei und gab ihnen Befehle. Diese Entwicklung hatten wir indessen nicht abgewartet. „Wolf hat uns verrathen, rief Marianne, jetzt oder nie Schwester!“ Lily kletterte zum Wagen heraus und eilte mit uns dem Zelt zu. Dort saßen unsere Gefährten bereits im Sattel und warfen uns die Zügel unsrer Thiere zu, denn sie hatten in dem Lager eine ungewöhnliche Bewegung wahrgenommen und errathen daß wir entdeckt worden seyen. Unser Zelt ließen wir gern im Stich und sprengten davon, von dem wegkundigen Mexicaner geleitet. Unterwegs hielten wir nur an, wo wir unsre Kleider zurückgelassen hatten. Dann ritten wir weiter durch Robideaus Paß hinauf. Wir merkten aber bald daß unsre Thiere, die seit frühestem Morgen unterwegs waren, nicht mehr weiter konnten, und wir ihnen nothwendig längere Rast gönnen mußten. In dieser Bedrängniß wußte Archilete Rath. Er kannte in Robideaus Paß eine völlig versteckte Seitenschlucht, wo man Wasser und Futter für die Thiere finden werde und sie rasten lassen könnte, nur hatte der Schlupfwinkel den Uebelstand daß er zwischen lothrechten Felsen ohne Ausweg endete. Er meinte indessen daß die „Ketzer,“ mit den Künsten der Prairien und Felsengebirge nicht vertraut, niemals unsre Spuren auf dem steinigen Wege auffinden würden. Wingrove aber warnte ihn die Mormonen nicht zu unterschätzen, da sich Leute, wie Hickman Holt, darunter befänden, welche mit dem Leben im Busch so vertraut seyen wie jeder Trapper. Der Mexicaner ließ daher unsern Rossen „Socken“ anziehen, d. h. ihre Hufe mit Decken umwickeln, so daß ihre Spur auf dem steinigen Boden nicht mehr zu verfolgen war. Nach einigem Suchen erkannte er den richtigen Weg und führte uns über Gestein in eine Schlucht hinauf, die zuletzt zu einem bescheidenen Thale sich erweiterte. Dort beschlossen wir zu übernachten und unsre Verfolger vorbei zu lassen, die auf ihren geschonten Thieren uns gewiß bald einholen mußten.

Am nächsten Morgen erwachten wir in einer lieblichen, grünen und kühlen Thalspalte, wo wir Zeit hatten unsre Hautmalerei abzuwaschen und unsre Jagdkleider wieder anzulegen. Wir hätten sogar vergnügt und glücklich seyn können, wenn nicht Archilete sehr beunruhigt geschienen hätte. Das Versteck, welches ihm die Nacht zuvor so sicher vorgekommen war, flößte ihm jetzt Mißtrauen ein. Er hatte auch guten Grund gehabt, denn plötzlich wurde es am Eingang der Schlucht laut, und bald hörten wir das Bellen des Unglücksthieres Wolf, der uns abermals verrathen hatte. Jetzt mußten, so gut es gieng, wir drei Männer und Marianne, in deren Händen ein Gewehr übrigens nicht zu verachten war, uns zur Wehr setzen. Hinter Felsblöcken verborgen und gegenseitig uns deckend, konnten wir jedem Feind den Angriff sauer machen. Bald kamen auch von Wolf geführt Stebbins, Hickman Holt und die sechs zerstörenden Engel die Schlucht heraufgeritten, hielten aber vorsichtig still, sobald sie unsrer Büchsen ansichtig wurden. Hickman verlegte sich zuerst auf Schmähen und Drohen, staunte aber nicht wenig als wir ihm antworteten und er uns erkennen mußte, während ihn Stebbins noch immer in dem Glauben gelassen hatte, daß Utahs seine Lily geraubt hätten. Der Alte, längst überdrüssig des Mormonenthums, haßte im stillen Stebbins, obgleich er ihm nach einander seine Töchter gegeben hatte, oder weil er sie ihm hatte geben müssen. Vielleicht hatte er in jenem Augenblick schon bereut Lily verfolgt zu haben. Als aber gar Marianne hinter dem Felsen sich zeigte und seinen väterlichen Schutz anrief gegen Stebbins und gegen die Mormonen, ergoß sich sein Ingrimm, nachdem die erste Verwunderung vorüber war, gegen den Heiligen, der Mariannen für todt ausgegeben hatte, um auch sein zweites Kind nach den Salzseen zu schleppen. Mit Schmähworten kehrte er seine Büchse um und wollte den Apostel mit dem Kolben niederschlagen, als dieser sein Pferd herumwarf und sein Gewehr gegen ihn richtete. Allein in dem nämlichen Augenblick krachte ein Schuß und der Heilige stürzte aus dem Sattel. Die Kugel kam von dem Mexicaner, der immer mit der Büchse auf der Lauer diesen Moment erspäht hatte. Die Engel der Zerstörung waren jetzt, da der alte Holt zu uns übergieng, auf ihren Rückzug bedacht, wendeten ihre Rosse und machten sich eilig davon, nicht ohne sich noch einmal umzudrehen und aus unschädlichem Abstand uns ihr Blei zuzuschicken. Als wir sie los waren, gab uns Archilete das Geleite bis zum Arkansas, wo wir herzlich von ihm Abschied nahmen, am herzlichsten aber der alte Holt, denn er kam sich selbst wie befreit vor, seitdem ihm der Trapper den Mormonen vom Hals geschafft hatte. Ich will darüber schweigen, warum Stebbins über den alten Hick-

Digitized by Google

man eine ſolche infernaliſche Gewalt ausgeübt hatte, denn das gehört zu den Holtſchen Familiengeheimniſſen, und dieſe wurden auch bald meine Familiengeheimniſſe. Ich will nur andeuten daß einmal vor Jahren auf Holts Klärung eine Selbſtmörderin in der Stille beerdigt wurde, Stebbins aber um dieſen Vorfall wußte, und ihn dadurch ausbeutete daß er beſtändig drohte den alten Hickman als Mörder anzuzeigen, gegen welchen auch manche verdächtige Nebenumſtände von dem falſchen Ankläger ſich vorbringen ließen.

Die Arbeiterſtadt in Mülhauſen.[1]

(Aus dem Journal pour Tous.)

Der Name Arbeiterſtädte darf uns nicht erſchrecken. Er iſt Unternehmungen beigelegt worden die mit Recht in Mißcredit gefallen ſind, weil ſie im Grunde nur eine Art Caſernirung der Arbeiter waren; in Mülhauſen aber iſt der Arbeiter keinerlei Ueberwachung und keinem Reglement unterworfen. Nicht nur behält er ſeine Freiheit, ſondern er vermehrt ſie, denn er wird Eigenthümer, was die Sanction und Vollendung der Freiheit iſt.

Wenn man dieſe ſchöne lachende Behauſung geſehen hat, in welcher der Arbeiter beſſer wohnt als die meiſten der wohlhabenden Familien von Paris, in welcher er Eigenthümer des Hauſes iſt, in welcher er Abends eine gute Hauswirthin, gut erzogene und gut gehaltene, aus der Kinderbewahranſtalt oder aus der Schule zurückgekommene Kinder findet, ſo begreift man daß hier der Keim einer ganzen Revolution liegt — einer ſegensreichen Revolution, die ihre vernichtende Hand nur an das Laſter und das Elend legt, und gleichen Schritts an der Verbeſſerung der materiellen Lage der Arbeiter und ihrer moraliſchen Wiedergeburt arbeitet. Wenn das Syſtem der Arbeiterſtädte, wie es in Mülhauſen zur Ausführung gelangte, allgemein wird, ſo kann man ſicher ſeyn daß das Loos der Arbeiter nur noch von ihnen ſelbſt abhängt. Es wird dieß der größte Schritt ſeyn den man, ſeit dem Geſetz von 1833 welches den Primär-Unterricht gründete, auf dem Wege der Vertilgung des Pauperismus gethan hat.

Man hat vor einigen Jahren in Paris und Marſeille Verſuche mit Arbeiterſtädten gemacht. In den gewöhnlich von den Arbeitern bewohnten Stadtvierteln hat man alte halbverfallene Häuſer, mit dunklen Treppen, ſchlecht erhellten Zimmern, unmöglichen Nebenausgängen niedergeriſſen, und an ihrer Stelle ſchöne bauſteinerne Gebäude errichtet, mit monumentalen Treppen, weiten Gängen, gut eingerichteten, gut erleuchteten, mit allem was zu einer Haushaltung nöthig iſt verſehenen Gemächern. Nachdem dieß geſchehen, heftete man an die äußere Thür ein Reglement, und erwartete die Miether, die ſich nicht zeigten. Der Grund liegt darin daß die Arbeiter nicht caſernirt, ſondern unter allen Umſtänden für ſich leben wollen. Sie glaubten man wolle ſie glücklich machen ſelbſt wider ihren Willen. Sie betrachteten dieſe Arbeiterſtädte als eine Art Herberge der kleinen Haushaltungen. Mehrere haben in dem Weichbild von Paris irgendeinen Fleck Land gepachtet oder gekauft, und darauf mit Materialien die ſie von allen Seiten zuſammenrafften kaum bewohnbare Häuschen gebaut. Dieſe ferne Wohnung zwingt ſie zu langen und koſtſpieligen Gängen, und ſchützt ſie nur halb gegen Wind und Regen; allein ſie ſind Herren derſelben, und hierin liegt der Zauber den ſie in ihren Augen hat. Sie herrſchen darin über ein Reich von drei Geviertmetern. Der Stolz iſt ein gutes Zeichen bei dem Menſchen; es iſt ſtets gut wenn der Menſch ſich ſelbſt achtet. Dieſe Geſinnung wird Dörfer um Paris herum gründen, farà da se. Mit der Zeit und ein wenig Erfahrung wird Ordnung in die Unordnung kommen. Wenn man es dereinſt dahin bringt daß ſich die Arbeiter welche ihre Werkſtätten in einem und demſelben Stadttheil haben in einem und demſelben Dorfe zuſammenſchaaren, ſo wird irgendein Omnibus, der Morgens und Abends zu herabgeſetztem Preiſe ſeine Fahrten macht, hinreichen um die Entfernung abzukürzen, und zur Hälfte jene ſchreckliche Miethzinsfrage zu löſen welche die Oekonomie der kleinen Pariſer Haushaltungen ſo ſehr beunruhigt. In einigen andern Städten, in denen die Arbeiterſtädte eigens gebaut ſcheinen um die Ueberwachung leicht zu machen, hat man Mühe gehabt Miether zu finden. In Amiens iſt die Damiſſe-Stadt eine ſehr durchbrochene, ganz mit einſtöckigen, nach einem gleichförmigen Plan gebauten Häuſern beſetzte Straße. Die Straße iſt breit und luftig; die Häuſer ſind geräumig und bequem, und dennoch bleiben ſie großentheils unbewohnt. In der Arbeiterſtadt welche die HH. Scrive zu Marcq-en-Bröul, 4 Kilometer von Lille, gründeten, reißt man ſich hingegen buchſtäblich um die Wohnungen. Sie hat mehrere Vortheile. Die Häuſer ſind mit Gärten umgeben; die Arbeiter lieben das Gärteln über alles. Die Fabrik liegt mitten in der Stadt, was macht daß die Arbeiter dort wie zu Hauſe ſind. Der verſtändige Grundeigenthümer hat eine Agentſchaft errichtet, welche zu ſehr billigen Preiſen alles verkauft was zur Nahrung und Kleidung nothwendig iſt. Auch an muſikaliſchen Genüſſen fehlt es zur Freude der Inwohner nicht. Einige der Arbeiter ſind leidliche Muſikanten. Die Muſik der Arbeiter erſetzt die Orgel in der Meſſe, was nicht hindert daß ſie eine Stunde ſpäter bei Bällen in freier Luft aufſpielen. Die Speiſewirthſchaft hat mäßige Preiſe; das Kaffeehaus iſt anſtändig; man betrinkt ſich dort nicht, man ſpielt nicht, man geräth nicht in Händel. Die Marcq-Stadt hat nur einen Fehler — ſie gehört einem Arbeitsherrn. Man wird nie eine beſondere Liebe für ein Haus gewinnen deſſen Miethsbewohner man nur iſt. Man ſchließt umſonſt einen langen Miethsvertrag ab, man erſetzt dadurch den Zauber nicht der in den Worten liegt: „Mein Haus.“ Ueberall wo man das Haus an die darin wohnenden Arbeiter verkaufen konnte, hat man die Bevölkerung der Werkſtätten umgebildet.

In Rouen, wo die Verbeſſerungen ſehr langſam von ſtatten gehen, fängt man demnach an Ländereien an die Arbeiter

[1] L'Ouvrière, par Jules Simon. 1. Vol. 8. Chez L. Hachette et Comp., rue Pierre-Sarrazin. 14. Paris.

Digitized by Google

zu verkaufen, steinige und bis jetzt unangebaute Ländereien, die aber bei gehöriger Ausdauer verschönert und fruchtbar gemacht werden können. Sie liegen auf einem Hügel dem man den Namen Californien gegeben hat, und der den Hospizien angehörte. Es ist dieß ein in allen Beziehungen glücklicher Gedanke, weil für gewisse Ländereien eines zweifelhaften Erträgnisses die ausdauernde Arbeit eines kleinen Grundbesitzers mehr Werth hat als die Millionen eines Capitalisten. Die Arbeiter welche sich Californiens bemächtigten, und endlich die Hoffnung haben unter ihrem eigenen Dache zu ruhen, hegen keinen andern Gedanken mehr als ihren Fleck Erde bewohnbar und einträglich zu machen. Sie wandeln sich schneller um als das Land das sie urbar machen. In Reims gibt es eine Straße wo Handwerker wohnen, die fast insgesammt Eigenthümer ihres Hauses sind: die Rue Tournebonneau. Die Bevölkerung dieser Straße bildet den schlagendsten und glücklichsten Gegensatz zu denjenigen der andern von den Arbeitern bewohnten Stadttheile. In Sedan, wo man weder den blauen Montag noch die Wirthshäuser kennt, wo die Arbeiter im allgemeinen ein regelmäßiges Leben führen, verdankt man das ausgezeichnete Benehmen der Bevölkerung zweien Ursachen: die erste ist die daß sämmtliche Arbeiter dort heimisch, in Sedan geboren, Bewohner von Sedan sind, und meistens vom Vater auf Sohn in einem und demselben Hause arbeiten; die zweite ist die daß sie im höchsten Grad Liebe zur Gärtnerei haben, die eine wahre Leidenschaft bei ihnen ist. Selbst die unglücklichsten müssen einen, wenn auch noch so kleinen, Garten haben, den sie Sonntags mit Liebe pflegen, und dem sie die ganze Woche hindurch träumerisch nachhängen können. Viele unter ihnen haben den ihrigen gekauft; andere sind nur einfache Pächter. Mehrere Fabricanten gestatten ihren Arbeitern sich Gärten an der zur Ausstreckung des Tuchs bestimmten Stelle vorzubehalten. Es sind dieß Beete um die man in drei Schritten herumkommt, und dennoch können nicht alle sie bekommen. Sie gehören von Rechtswegen den Alten, und sind der Gegenstand langer stiller Wünsche. Hr. Léon Cunin-Gridaine bot einem alten Arbeiter einen Rücktrittsgehalt an. „Unmöglich, mein Herr," erwiederte ihm dieser; „ich würde meinen Garten verlieren!" Dieß ist ein eben so rührendes als auffallendes Wort, das aber ganz natürlich scheint, wenn man es auf dem Pierremont-Hügel hört. Am Sonntag beginnt zu ziemlich früher Stunde die allgemeine Wanderung nach den Gärten. Jeder Familienvater begibt sich, sehr reinlich in vortreffliches Tuch gekleidet (sie sind Kenner) in Begleitung seiner Frau und aller seiner Kinder dahin. Sie nehmen einen Korb mit sich, der die Elemente des Mittagmahls enthält. Den ganzen Tag über gräbt, pflanzt, harkt man. In jedem Garten befindet sich eine kleine Laube, in die man die jüngsten Kinder hineinsetzt; dort nimmt man die Mahlzeit ein. Der Speiszettel ist nicht glänzend. Salat, harte Eier, Obst wie die Jahrszeit es bringt, und dazu ziemlich gutes Bier. Die Gärten sind nur durch eine niedrige Hecke von einander getrennt, und die Eigenthümer fraterniſiren miteinander. Diese Einzelheiten scheinen unbedeutend; sie sind es aber nicht für den der zu denken versteht. Diese Gärten haben den Wirthshäusern den Garaus gemacht, in der Bevölkerung den Familiengeist genährt, und zur Verbreitung des Sparsamkeitssinns mehr beigetragen als alle Ermahnungen.

Ein reicher Fabricant in Roubaix hatte einen Heizer, einen geschickten Arbeiter, der aber dem Trunk ergeben war. Eines Tags that der Betrunkene beim Herausgehen aus einem Wirthshaus einen Fall, und brach sich ein Bein. Er war ein verständiger Mann, wenn er seinen Kopf frei hatte. Kaum auf seinem Schmerzenslager angelangt, ergriff ihn die Sorge für die Zukunft der Seinigen. Sein Herr beruhigte ihn. „Ich werde Euch auf meine Kosten pflegen lassen," sagte er zu ihm, „und was Eure Familie betrifft, so wird sie alle Donnerstag ihren Wochenlohn erhalten, wie wenn Ihr an der Arbeit wäret. Einmal geheilt, werdet Ihr mich mittelst eines Abzugs an Eurem Taglohn zurückbezahlen." Die Krankheit dauerte lang, und die Rückzahlung währte ein Jahr. Da der Lohn erhöht wurde, konnte die Familie, durch Sparsamkeit, mit dem Theil leben der ihr übrig blieb. Während dieser Zeit enthielt sich der Arbeiter des Wirthshauses, arbeitete beständig, und lebte als guter Familienvater. Als das Jahr herum war, schlug ihm sein Herr vor er solle noch zwei Jahre lang so fortfahren. „Ihr werdet zwölfhundert Franken ersparen," sagte er ihm; „dieß ist der Preis des Hauses das ich Euch vermiethet habe: in zwei Jahren wird es das Eurige und Ihr werdet ein Eigenthümer seyn." Der Arbeiter willigte ein; die zwei Jahre vergiengen sehr schnell. Bei der ersten Ablöhnung, nach Abzahlung des Hauses, wollte man dem Heizer die Gesammtsumme dessen geben was er die Woche über verdient hatte. „Behalten Sie's, behalten Sie's," sagte er; „in fünfzehn Monaten werde ich das benachbarte Haus gekauft haben." Jetzt besitzt er deren drei. Seine Frau ist Krämerin geworden. Der ehemalige Trunkenbold wird sich bald mit einem ansehnlichen Vermögen, das man fast Reichthum nennen könnte, zurückziehen. Das Eigenthum hat dieses Wunder gewirkt.[1]

Dieß ist es was die Gründer der Mülhauser Gesellschaft errathen hatten.

Zwischen Mülhausen und Dornach erstreckt sich eine weite, von dem die Stadt umgebenden Canal durchzogene Ebene. Hier, in frischer freier Luft, an dem doppelten Ufer des Canals, in der Nähe der Fabriken, hat die Gesellschaft der Arbeiterstädte ihre neue Ortschaft angelegt. Der Boden ist vollkommen eben; die Straßen, für die man den Raum nicht gespart hat, sind nach der Schnur angelegt. Da jedes Haus von einem Garten umgeben ist, erblickt das Auge auf allen Seiten Bäume und Blumen; die Luft ist so rein, und circulirt so frei wie auf dem flachen Lande. Unter den Namen der Straßen bemerkt man mit Vergnügen die Papin-Straße, die Thenard-Straße, die Chevreul-Straße; auch eine Köchlin- und eine Dollfus-Straße gibt es, und zwar mit vollem Recht. Auf dem in der Mitte liegenden Napoleonsplatz, in den die

[1] Das große Reizmittel zur Sparsamkeit bei den Männern ist die Liebe zum Grundeigenthum. Fast alle kaufen Landparcellen wenn sie in ihr Dorf zurückkehren.

Digitized by Google

Hauptstraßen münden, erheben sich zwei größere Häuser als die übrigen, wovon das erstere die Bäder und die Waschanstalt, das zweite die Speisewirthschaft, die Bäckerei, die Bibliothek und das Magazin enthält. Eine Kinderbewahranstalt, die sehr gut eingerichtet und gehalten ist, und 150 Kinder aufnehmen kann, ist auf das andere Ufer versetzt, an den von der Lavoisier- und der Napoleons-Straße gebildeten Kreuzweg. Eine Privatschule gibt es nicht, weil man mit Recht geglaubt hat man könne es der Gemeindeschule, die eines der schönen Institute Mülhausens ist, nicht gleichthun. [1] Die von den Frauen der ersten Fabricanten mit Eifer überwachte Kinderbewahranstalt ist wahrhaft ausgezeichnet; die Kinder sind reinlich gehalten, gesund und im allgemeinen angemessen gekleidet. Das Waschhaus hat guten Erfolg gehabt, obschon die Einrichtung desselben der des Reimser Waschhauses sehr nachsteht. [2] Der Gebrauch der Bäder hat sich auch sehr rasch verallgemeinert, was aus dem doppelten Gesichtspunkt der Gesundheit und der Sittlichkeit nicht ohne Belang ist. Das Speisehaus und die Bäckerei gedeihen.

Das erste Stockwerk enthält das Magazin und die Bibliothek. Die Gründer haben hier eine doppelte Schlappe erlitten. Die Arbeiter kaufen fortwährend ihre Küchengeräthe, ihre Kleider und Schuhe in Häusern wo ihnen diese Dinge viel theurer zu stehen kommen, wo sie aber Credit finden. Was die Bibliothek betrifft, so wollen sie positiv nichts davon, und wenn man die Bücher sieht die man ihnen bietet, so kann man sie fast nur darüber tadeln. Endlich hat die Gesellschaft eines ihrer Häuser zur Wohnung eines Arztes und einer Diaconissin bestimmt. [3]

Es gibt zwei Arten von Häusern in der Arbeiterstadt von Mülhausen. Die einen stehen von allen Seiten abgesondert inmitten eines Gartens, die andern in gerader Linie neben einander wie die Häuser einer gewöhnlichen Straße; eines dieser letztern ist eingerichtet um als möblirte Wohnung für unverheirathete Männer zu dienen. Jedes der einzeln stehenden Häuser ist durch Scheidewände in vier vollkommen gleiche Wohnungen abgetheilt, die abgesondert vermiethet oder verkauft werden. Alle für eine Haushaltung bestimmten Wohnungen sind von gleicher Größe, und unterscheiden sich nur durch einige unbedeutende Einzelheiten in der inneren Vertheilung. [4] Die Zimmer-Einrichtungen, die von den Miethern abhängen, sind im allgemeinen sehr verständig und selbst mit einer gewissen Eleganz vorgenommen, und der sehr geschickte und eifrige geschäftsführende Director der Arbeiter-Städte, Hr. Bernard, ist mit Recht stolz darauf. Wenn man diese gut gescheuerten Stubenböden, diese weißen Vorhänge an den Fenstern, diese hübschen Tapeten, diese soliden und gut unterhaltenen Möbel sieht, so erinnert man sich unwillkürlich an die elenden Wohnungen der Kattenbach in Thann. Man braucht nur eine Stunde um dorthin zu gehen, und von allen Straßen der Arbeiter-Stadt aus sieht man am Horizont die Berge mit Schnee bedeckt, an deren Fuß die Stadt Thann gebaut ist.

Die Organisatoren der Mülhauser Arbeiterstadt hätten ohne allzugroße Unkosten die Häuser geräumiger machen können; allein sie wollten dieß nicht, damit man nicht zu Aftervermiethungen verleitet werde. Es lag ihnen daran daß die Mitglieder der Familie unter sich lebten. Die Anwesenheit eines Fremden thut der Traulichkeit des häuslichen Herds stets Eintrag. [1] Uebrigens hat jede Gruppe von vier Häusern mit den Gärten einen Flächenraum von 150 Geviertmetern. Die Gärten umfassen ungefähr 120 Meter. Sie sind gut angebaut. Die Arbeiter sind, nach der Rückkehr aus der Fabrik, nicht so ermüdet daß sie nicht noch ein wenig Gartenarbeit vornehmen können. Diese Arbeit in freier Luft gewährt ihnen Erholung. Sie wetteifern unter einander in Ziehung der schönsten Blumen. Sie sind leidenschaftlich eingenommen für ihre Gemüse und Rabatten. An Wasser fehlt es ihnen nicht, und die Administration setzt in jeden Garten zwei Obstbäume. Hr. Bernard glaubt, das Erträgniß eines gut angebauten Gartens an Gemüsen und Obst könne auf jährlich 40 Fr. geschätzt werden.

Die Arbeiterstadt ist hauptsächlich der Familien wegen angelegt. Dennoch hat die Gesellschaft ein „garni," das sie von einem Geranten verwalten läßt. Es ist dieß eine Art

---

[1] Sie wird sehr geschickt geleitet von Hrn. Riß, und mit bewundernswerthem Eifer von Hrn. Schwartz überwacht. Sie enthält 1600 Knaben und 1200 Mädchen. Es ist ohne Zweifel unnöthig zu bemerken daß beide Geschlechter streng getrennt sind. Man zählt in Mülhausen überdieß 200 Knaben in den freien Schulen, 300 in den Elementarclassen der Handwerksschule und des Collegiums, 700 Mädchen in der Schule der Schwestern.

[2] Fünf Centimes für zweistündiges Waschen, warmes Wasser nach Belieben, Trocknung in freier Luft oder in Wärme.

[3] Die protestantischen Diaconissinnen erfüllen bekanntlich Pflichten ähnlich denen der barmherzigen Schwestern.

[4] Im Erdgeschoß sind zwei Zimmer, von welchen das eine als Speisesaal und als Küche, das andere als Schlafgemach für Vater und Mutter dient; die Treppe ist gewöhnlich in diesem zweiten Zimmer angebracht, damit die Kinder ohne Wissen des Familienoberhaupts weder ein- noch ausgehen können. Das obere Stockwerk besteht aus drei Schlafzimmern und einem gut eingerichteten Abtritt, der leicht reinlich gehalten werden kann, und keinen Gestank verbreitet. Der Dachboden ist ziemlich umfangreich, und man kann dort nöthigenfalls noch ein Kämmerchen einrichten. Unter einem Theil des Erdgeschoßes befindet sich ein Speisegewölbe, das zugleich als Holzschoppen und als Keller dient. Die Fenster haben zwei Flügel und sind ziemlich groß; das Hauptzimmer des Erdgeschoßes hat deren zwei, die nicht auf die gleiche Seite des Hauses hinausgehen, und die so eingerichtet sind daß das Zimmer gut gelüftet werden kann. Es sind zwei gute Thürausätze, bequeme Treppen, Oefen, ein Ziehbrunnen vorhanden, kurz es ist für alle Bedürfnisse der Familie gesorgt, und alles trägt den Stempel der Reinlichkeit und Schicklichkeit. Der Baumeister ist Emil Müller.

[1] Die Verkaufsverträge setzen fest: 1) daß die Immobilien in ihrem äußerlichen Zustand belassen werden; 2) daß der Garten angebaut und in seiner Eigenschaft erhalten werde; 3) daß die Einzäunungen unterhalten und die Lindenbäume an den Straßen, obschon unterhalb des Pfahlwerks gepflanzt, erhalten werden; 4) daß der Erwerber die Immobilien ohne Ermächtigung der Gesellschaft vor Verfluß von zehn Jahren weder wiederverkaufen noch an eine zweite Familie in Aftermiethe geben darf. Diese doppelte Ermächtigung wird im Wiederverkaufsfall bewilligt wenn der Käufer ein anderer Arbeiter, im Fall der Aftermiethe wenn es eine kinderlose Familie, oder wenn die Familie des Hauptmiethers nicht sehr zahlreich ist.

Digitized by Google

Kloſter mit langen Gängen, auf die ſich von jeder Seite die Zellenthüren öffnen. [1] Der Miethspreis beträgt 7 Fr. monatlich, Bedienung inbegriffen. Dieß iſt ein wenig theuer für einen familienloſen Arbeiter, und das Reglement iſt ziemlich ſtreng. Man hat für die Haushaltungen keine derartigen Forderungen geſtellt; nichts iſt natürlicher: in der Organiſation der Arbeiterſtadt iſt alles der Frage der Moral geopfert. Wenn man einen Platz für die Junggeſellen neben den Familien ſchuf, mußte man vor allem von den unordentlichen und den Wirthshausläufern Umgang nehmen. Das Garni der Arbeiterſtadt enthält nur 17 Zimmer.

Der Bau der Häuſer hat im Juli 1853 begonnen. Man baute im erſten Jahre 100; zu Anfang des Jahres 1859 gab es ſchon 428, und jetzt ſind ihrer 560 vorhanden.

Der Miethspreis der Arbeiterwohnungen war in der Stadt Mülhauſen und den Vorſtädten ſehr hoch; er iſt es, trotz des Baues der Arbeiterſtadt, noch jetzt. Ein Haus das im Anfang des Jahrs 1859 im Verſteigerungswege zum Preiſe von 9560 Fr. verkauft wurde, trägt dem Erwerber 2400 Fr. ein. Die Miethspreiſe für eine Familie ſinken nicht unter 15 Fr. und ſteigen häufig auf 18 Fr. Trotz dieſer übertriebenen Preiſe beſitzen ſie alle mit den alten Häuſern, oder mit den in der Eile von habgierigen Speculanten gebauten neuen Häuſern verbundenen Unzukömmlichkeiten. Als indeſſen die Mülhauſer Arbeiter am Thore der Stadt die von uns geſchilderten Häuſer ſahen, lachende, bequeme, gut gelegene, von Gärten umgebene Gebäude, die man ihnen zu demſelben Preis anbot, ſo bedachten ſie ſich keinen Augenblick. Sie hatten gefürchtet parkirt, einregimentirt zu werden, und waren daher ſehr erſtaunt als man ihnen ſagte ſie könnten dieſe Häuſer kaufen. Sie waren nie auf den Gedanken gekommen ſich in Grundeigenthümer umzuwandeln. Die Geſellſchaft that nicht geheimnißvoll gegen ſie; ſie ſagte ihnen: „Da ſind meine ganz offenen Häuſer; tretet ein; durchlauft ſie vom Dachboden bis zum Keller. Der Bauplatz hat mich per Meter 1 Fr. 50 Cent. gekoſtet; mit den Bauten, dem Gehalt des Baumeiſters, dem Ankauf der Materialien kommen ſie mich, die einen auf 2400 Fr., die andern auf 3000 Fr. zu ſtehen; [2] ich verkaufe ſie auch um denſelben Preis; ich will nichts verlieren, und eben ſo wenig will ich etwas gewinnen. Ihr ſeyd außer Stand mir 3000 Fr. zu bezahlen; allein ich, die Geſellſchaft, kann warten. Ihr werdet mir eine erſte Einlage von 300 oder 400 Fr. machen, welche die Vertrags- und Uebergabskoſten decken, und mir dann monatlich 18 Fr. für ein Haus von 2400, 23 Fr. monatlich für ein Haus von 3000 Fr. bezahlen. Dieß beträgt 4 oder 5 Fr. mehr als euch euer Miethzins koſten würde. [3] Wenn ihr dieſe Zahlung 14 Jahre lang fortſetzt, ſo werdet ihr den Preis eures Hauſes entrichtet haben, es wird bezahlt und ihr werdet Eigenthümer ſeyn. Ihr werdet nicht nur umſonſt darin bleiben, ſondern könnt es euren Kindern hinterlaſſen, es verſchenken oder verkaufen. Eure 5 Fr. Erſparniß monatlich, welche euch in der Sparcaſſe nicht ganz 1500 Fr. in 14 Jahren eingetragen hätten, werden euch ein Haus erworben haben das jetzt 3000 Fr. werth iſt, das dann aber ſehr wahrſcheinlich den doppelten Preis hat. [4] Und während dieſer Zeit werdet ihr vollkommen logirt geweſen ſeyn, geſchützt gegen die Launen eines Hausbeſitzers; ihr werdet einen Garten genoſſen haben, der euch 30 oder 40 Fr. jährlich einbringt, ungerechnet die geräumigen Straßen, die mit Bäumen bepflanzten Plätze, die Kinderbewahranſtalt, endlich alle jene Etabliſſements öffentlichen Nutzens, von denen ihr keinen Vortheil haben würdet wenn ihr in der alten Stadt bliebet, und die man in den Preis eures Hauſes nicht eingerechnet hat. [5]

Dieſe Beweisgründe brachen ſich in den Gemüthern nur langſam Bahn. Es zeigten ſich nur wenige Erwerber und ſelbſt wenige Miether. Endlich kam man zur Einſicht, und der Verkauf gieng ſo reißend ſchnell von ſtatten, daß am 30 Sept. dieſes Jahrs von 428 gebauten Häuſern bereits 384 verkauft waren, [6] und jetzt hat die Geſellſchaft nicht weniger als 560 Häuſer, von denen ſie 403 verkauft hat.

So ſind alſo nach Verfluß von ſechs Jahren 403 Arbeiterfamilien in Mülhauſen Eigenthümer ihres Hauſes und

---

[1] Die Zimmer ſind 4m 25 lang und 2m 65 breit. Sie ſind ſehr hell und geweißt, haben aber weder Ofen noch Kamin. Das Mobiliar umfaßt eine eiſerne Bettſtelle, mit Strohſack und Matratze, einen Commodkaſten, ein Tiſchchen und zwei Seſſel. Man liefert alle zwei Monate ein Paar Bett-Tücher und alle Wochen ein Handtuch. Im Erdgeſchoß iſt ein gemeinſchaftlicher Saal, wo man im Winter Feuer findet. Jeder Miether muß ſeinen Schlüſſel beim Ausgehen hinterlegen, und um 10 Uhr Abends zurückgekehrt ſeyn; man läßt im Sommer von dieſer Vorſchrift ein wenig nach. Es iſt bei Strafe ſofortiger Entlaſſung verboten eine fremde Perſon in ſein Zimmer mitzunehmen um dort die Nacht zuzubringen.

[2] Die in den Jahren 1859 und 1860 gebauten Häuſer kommen auf 3000 und 3300 Fr. zu ſtehen. Dieſe Preiserhöhung wird reichlich ausgeglichen durch einen guten Keller, durch die Höherlegung über den natürlichen Boden und durch verſchiedene innere Einrichtungen, deren Nützlichkeit man erkannte. Die Geſellſchaft baute in dieſen letzteren Jahren auch einige Erdgeſchoßhäuſer, die, zum Nachtheil des Gartens, ein wenig mehr Bodenfläche haben als die mit einem Stockwerk. Dieſe Häuſer koſten nur 2650 Fr.

[3] Der Käufer hat ein Büchlein welches alljährlich zum wechſelſeitigen Zins von 5 Proc. geregelt wird. Dieſer Zins wird dem Erwerber, von dieſer Zeit an, auf die kleinen Einzahlungen vergütet.

[4] Ein im erſten Jahr um 2900 Fr. verkauftes Haus iſt im Jahr 1860 um 4000 Fr. wieder verkauft worden.

[5] Wir finden folgenden Artikel in den Statuten der Unterſtützungscaſſe für die im Beſitze Hrn. Karl Keſtners zu Thann, Mülhauſen und Bellevue befindlichen drei Fabriken chemiſcher Producte: „Wenn ein Arbeiter, der zwei Jahre Aufenthalts in dem Etabliſſement hat, immobiles Eigenthum erwerben oder ein Haus bauen will, ſo wird ihm Hr. Keſtner auf Hypothek, aber ohne Zinſen, die nöthigen Summen vorſchießen, unter der Bedingung daß er ſelbſt die Nützlichkeit oder die Vortheile der Erwerbung oder des projectirten Baues anerkennt, unter der Bedingung daß die Erwerber ſelbſt eine der Hälfte des Werths des zu kaufenden Immobils oder des zu bauenden Hauſes entſprechende Summe zuſammengebracht haben, und daß ſie ſich verbindlich machen das entlehnte Capital in zehn gleichen und auf einanderfolgenden Annuitäten zurückzuerſtatten.“

[6] Der Verkauf gieng folgendermaßen von ſtatten: am 30 Jun. 1855 waren verkauft 67 Häuſer, am 30 Jun. 1856 72 Häuſer; am 30 Jun. 1857 125 Häuſer; am 30 Jun. 1858 234 Häuſer; am 30 Jun. 1859 297 Häuſer; am 30 Jun. 1860 364 Häuſer; am 30 Sept. 1860 384 Häuſer; zu Ende von 1860 403 Häuſer.

Google

ihres Gartens, oder im Begriff es zu werden, 403 Familien jenen ungesunden und stinkenden Straßen, jenen zerfallenen Zimmern, wo alles die Augen beleidigt und die Gesundheit bedroht, jenen gefährlichen Nachbarschaften entzogen welche allzuoft den ordentlichen Arbeiter nöthigen die Gesellschaft eines Trunkenbolds zu dulden, und die ehrsame Familienmutter zwingen Beziehungen zu einem einen schlechten Lebenswandel führenden Mädchen zu unterhalten. Der Vater ist nach gethaner Arbeit nicht mehr genöthigt zwischen einer Dachkammer und einem Wirthshause zu wählen; es gibt kein Wirthshaus in der Stadt das so heiter ist wie sein Häuschen. Wenn er vor seinem Mittagmahl einige Augenblicke zu verlieren hat, nimmt er seinen Spaten zur Hand und arbeitet ein wenig in seinem Garten, er gibt seinem Bäumchen eine Stütze, er säet ein Beet Gemüse, er begießt eine Rabatte. Dieß ist Glück und Arbeit für das ganze Haus, denn die Familienmutter harkt und jätet gern ihren Garten, und die Knaben tragen eifrig Wasser herbei in den großen Gießkannen. Im Sommer kann die Familie unter einer Laube speisen und mit ihren Nachbarn über die Hecke hinüber plaudern. Man kann Verbesserungsprojecte machen, einen Baum pflanzen, eine neue Cultur versuchen; es steht nicht zu befürchten daß der Eigenthümer diesen Verbesserungen Hindernisse in den Weg lege, weil der Eigenthümer der Familienvater ist. Er ist inmitten der Seinigen doppelt daheim, in seinem Haus, in ihrem gemeinschaftlichen Hause.

Wenn das Alter eintritt und seine Arme ihm den Dienst versagen, so wird er nicht erröthen von dem Lohne seines Sohns zu leben, weil er seine Schuld der Familie reichlich bezahlt hat. Er wird zu Hause altern und sterben, und seine Kinder, selbst indem sie ihn ernähren, werden stets bei ihrem Vater seyn. Vielleicht hinterläßt er ihnen noch eine andere Erbschaft als das Haus, denn nach Verfluß von 14 Jahren wird er ans Sparen gewohnt seyn, und er kann jedes Jahr 276 Fr. seines Miethzinses anlegen. Erbschaft! Das ist ein neues Wort in der Geschichte einer Arbeiterfamilie.

Ueber die ältesten biblischen Sagen, ihren Verbreitungskreis und ihre Herkunft

Von Julius Braun.

1. Die Fluthsage.

Ueber die ältesten Sagen der hebräischen Ueberlieferung (Paradies, Noachische Fluth ꝛc.), ist schon sehr viel nachgedacht und vermuthet worden. Eine Fülle nutzbarer Kenntnisse lagert in den neueren Erklärungsversuchen der Genesis — Kenntnisse, welche der theologische Commentar aus theilweis sehr entlegenen Gebieten zusammenraffen muß. Bekanntlich finden sich die genannten Sagen nicht in der Bibel allein, sondern in mehr oder minder verschiedener Fassung auch in der Ueberlieferung anderer Völker und an sehr entfernten Localen haftend. Es braucht nun offenbar eine genaue Kenntniß aller jener Locale, um ein Urtheil zu gewinnen, wo die ursprünglichste Heimath der Sage sey und in welcher Richtung sie ihre Wanderungen angetreten. Da diese Kenntniß neuerdings wesentliche Fortschritte gemacht, dürfte schon um dessentwillen eine Wiederaufnahme jener Fragen an der Zeit seyn. Aber diese Fragen werden über das Interesse eines theologischen Commentars hinausgehoben durch ihre Stellung zur Ideengeschichte der ganzen Menschheit. An denselben Stationen treten uns nicht nur die Ausläufer biblischer Sage, sondern auch andere, nicht-biblische Ideen und Ideenvereine entgegen, in gleicher Uebereinstimmung und gleichfalls auf uralten Zusammenhang deutend. Es scheint also daß jene biblischen Sagen ihren Weg nicht einsam, sondern in Gesellschaft ganzer religiöser Vorstellungskreise zurückgelegt haben. In solchem Fall muß die Kenntniß des einen die des andern fördern. Durch Erschöpfung jener fremden Ideenkreise, in welche die biblische Sage vormals eingeflochten war, werden wir diese Sage selber erst verstehen lernen, und andrerseits wird sie, wenn ihre Wanderungen uns klar sind, den Weg zeigen oder bestätigen, den jene übrige Ideenbewegung genommen hat. Wir möchten wissen ob eine solche von West nach Ost, oder von Ost nach West, ob von den semitischen zu den arischen, oder von den arischen zu den semitischen Völkern gieng. Hier läßt sich wesentlich Neues leisten. Wir sind nun, trotz aller Schwierigkeit welche der müßige Scrupel zu machen strebt, so weit, um die einzelnen Geschiebe in der ältesten Religionsgeschichte Asiens unterscheiden zu können und das ursprüngliche Gemälde aufdämmern zu sehen.

Wir sprechen zuerst von der Noachischen Fluth, weil diese Sage auf den Pfaden ihrer Verbreitung nach Ost und West am leichtesten zu verfolgen ist. Ihre Heimath ist die mesopotamische Ebene, und zu Grund liegt eine wirkliche, in historischer Zeit eingetretene, ungeheure Euphrat- und Tigrisüberschwemmung, die von der Sage bis an den Fuß der Berge und bis über die Berge erweitert wurde. Daß in der Noachischen Fluth keine Erinnerung an die Fluthbedeckung der Erde, bevor die Berge sich erhoben und bevor es Menschen gab, vorliegt, werden wir nicht erst zu beweisen brauchen. Wohl aber braucht es einen Blick auf die Landesnatur, um zu zeigen, wie groß in Mesopotamien zu allen Zeiten der Kampf mit den Wassern war und wie leicht die Gränzen eines furchtbaren Erlebnisses sich sagenhaft ausbreiten konnten.

Mesopotamien, das Land zwischen beiden Strömen, besteht in seinem obern breiten Theil aus welligem Hügelland oder weiten Ebenen, immerhin hoch genug um von beiden Strömen nicht erreicht zu werden. Es ist jetzt eine einzige Wildniß, die von der Karawanenstraße in weitem nördlichem Bogen umgangen wird. Die Karawanen, die von Aleppo kommen und beim Felscastell von Bir über das tiefe Kreidethal des Euphrat setzen, berühren auf jenem Bogen Orfa, die erquickliche Gartenstadt in einem Becken der weiten Oede. Dort steht Abrahams Moschee am heiligen Fischteich, denn nach alter Ueberlieferung ist dieses Orfa oder Edessa das Ur Casdim, von

Digitized by Google

wo Abraham auszog. Seine erste Station, Haran mit dem Jakobsbrunnen, liegt eine kleine Tagereise südwärts in der Weidewildniß. Weiter nach Osten berührt die Straße Mardin, eine Stadt die vom steilen Hang ihres einsamen Berges herab die südliche Wildniß überschaut, und lenkt südostwärts durch vormals reich bebaute Gründe nach Mosul, dem heutigen Hauptort am obern Tigris, gegenüber den Ruinenhöhen von Ninive. Das ganze ebene Land zwischen diesen Städten ist den Wanderhorden der Turkomanen, Kurden, Araber überlassen, war aber vormals wenigstens theilweis cultivirt. Am Fluß Chabur, der südwärts von dem Straßenbogen in den Euphrat geht, wurden die weggeführten Israeliten angesiedelt, und assyrische Flügelstiere sind aus der Erde seiner Uferbrüche zu Tag gekommen. Das einsame Sindschargebirg, das Gebirg der Teufelsanbeter, mit seinen weißen Dörfern und seinen Eichwäldern, das sich mitten aus der Ebene des breitesten Theils erhebt, ist umgeben von altassyrischen Ortslagen. Sie werden gewöhnlich durch einen künstlichen Pyramidalhügel, Rest eines babylonischen Thurms, bezeichnet, der jetzt als Landmarke für streifende Beduinen dient.

Südlich von diesem Gebirg ist das Land noch unzugänglicher. Es besteht aus Gypsklippen mit kleinen Schluchten dazwischen, enthält nur salzige Quellen und kann auch vor Alters nichts anderes als Weidewildniß gewesen seyn, Tummelplatz für den unerreichbaren Vogel Strauß und den wilden Esel. So fand es Xenophon, der am Euphrat herabzog. Gegen diese Wildniß und ihre Raubhorden hat man schon in uralter Zeit sich zu schützen gesucht, dort wo die beiden Ströme sich näher kommen, durch die sogenannte medische Mauer, die von Strom zu Strom reicht und heute noch vorhanden ist. Diese Mauer deckte das babylonische Gartenland, den schmalsten Theil Mesopotamiens, das Land der Canäle, denn hier ist der Euphrat aus seinem engen Thal hervorgetreten und kann das flache Land reichlich tränken. Diese Canäle sind gleichfalls noch vorhanden und durchkreuzen mit ihren hohen Rändern als ungeheures Fachwerk die Ebene. Sie sind aber gewöhnlich trocken, denn der Euphrat, wenn er sich selbst überlassen bleibt, zieht es vor, oberhalb Babylon in die westliche Wüste zu brechen und dort ungeheure Strecken zum See zu machen. Also das Land der Canäle, einst der gepriesenste Palmengarten, ist vertrocknet, und verräth seine alte Cultur außer den Canalrändern durch Brückenruinen aus Califen- und altbabylonischer Zeit, und durch Felder voll Scherben und Backstein. Dafür ist der südliche Theil, wo beide Flüsse wieder in weitem Bogen auseinander gehen, bevor sie ganz zusammentreffen, ertränkt, und zum größten Theil Sumpf geworden. Zwischen den einzelnen wasserlosen Wüstenstrecken, wo die südbabylonischen Pyramidenthürme stehen, ist ungeheurer Rohrwald, und hausen sehr wilde Völker. Die Sümpfe geben reichliche Nahrung, Wurzelgewächse, Fische und Wassergeflügel, wie schon Berosus andeutet. Dazu kommt der Büffel mit Milch und Butter, der Büffel, der auch als Reitthier in den Sümpfen dient, watend und schwimmend, wenn die Wasser steigen. Es ist ein Land, das ähnlich dem ägyptischen Delta am geeignetsten war, eine uranfängliche Menschenrace zu ernähren. Bereits auf den altassyrischen Skulpturen sehen wir die Rohrwälder abgebildet mit den Gassen welche die Bewohner hindurchgehauen. Die Assyrer dringen ein auf Booten, die augenscheinlich aus bitumengetünchten Rohrbündeln gebildet sind. Aber seither haben die Sümpfe noch ganz anderen Umfang gewonnen. In den ersten Jahren der Hedschra, heißt es, habe der Tigris alle Dämme durchbrochen und ungeheure Strecken Landes ertränkt und zum Schilfwald gemacht. Und doch wurde noch in Califenzeit die Stadt Wasit, Mittelstadt, mitten in diesem südlichen Theil auf der Insel des zum Euphrat hinüberziehenden Verbindungsflusses Schat el Hijeh erbaut und durch Straßen mit allen Richtungen verbunden. Jetzt ist die Stelle nicht mehr erreichbar und die ganze Hälfte südlich vom Verbindungsstrom unbekannt. Die zunächst wohnenden Stämme sind zwar verpflichtet Euphrat- und Tigrisdämme zu unterhalten, thun es aber schlecht, bis die türkische Justiz hereingreift und etwa einen zur Strafe auf den Pfahl gespießten Schech in den Grund eines neuen Dammbaus aufnimmt. Wie mag es aber gewesen seyn, bevor es überhaupt Dämme gab? Man weiß, was für „Mannestränken" in Friesland möglich waren, bevor die ganze Nordseeküste durch ein ununterbrochenes Dammsystem sich gesichert hatte.

Um die Ueberschwemmungskraft beider Ströme würdigen zu lernen, müssen wir deren Lauf und Natur noch besonders verfolgen. Der Tigris kommt aus seinem schönen Quellenland am Fuß der armenischen Berge, aus der Umarmung des oberen Euphrat hervor, eilt in raschem Lauf unter den steilen Basaltfelsen von Diarbekr vorbei, und trägt bei Mosul eine Schiffbrücke welche diese Stadt der Westseite mit dem Ostufer, dem Ruinenfeld von Ninive, verbindet. Ehe man den Nimrudhügel, diese südlichste Ruinenburg der drei Tagereisen großen Stadt des Jonas erreicht, muß ein kleiner Katarakt passirt werden, gebildet durch „Nimruds Wall," einen durch den Strom hindurchreichenden altassyrischen Blockdamm. Solche Dämme wurden gebaut um die Wassermasse aufzuhalten und auch für höher gelegene Ufer verwenden zu können. Der Euphrat ist voll davon. Im Tigris ließ Alexander sie wegreißen, in der Meinung, sie seyen bestimmt feindliche Einfahrt abzuwehren. Man fährt jetzt auf Flößen, die aus aufgeblasenen Schläuchen gebildet werden, vorbei an den Ufern jener Weidewildniß, bis auf der rechten Seite das Ende jener medischen Mauer, jetzt gleichfalls ein „Nimrudswall" sichtbar wird. Weiter abwärts begleiten Granaten- und Dattelgärten den breiten, ruhig gewordenen Strom und verkünden die Nähe der Califenstadt. Diese liegt mit ihrem Haupttheil links und säumt den Strom mit erdgebauten Häusern und einer eben solchen Pascharesidenz — Häuser welche zugleich die einzige Schutzwehr für die übrige Stadt gegen die Gewalt des Stromes selber sind. Im Jahr 1849 (Loftus, Chaldäa and Susiana) war die Angst groß. In Folge der raschen Schneeschmelze im kurdischen Gebirg, stieg der Tigris um 22½ Fuß, d. h. höher als im Jahr 1831, wo der hereinbrechende Strom in Bagdad 5000 Häuser vernichtet hatte. Um dem vorzubeugen baute man dießmal schnell mit Aufgebot aller Kräfte

Digitized by Google

einen Wall rund um die Stadt. Aber das Waſſer ſickerte herein, füllte alle Keller und von 70,000 Menſchen ſtarben 12,000 am Fieber. Das ganze meſopotamiſche Flachland war unter Waſſer und aller Verkehr nur durch Boote möglich. Einen Monat lang konnte man nicht aus den Thoren reiten.

Nicht minder hart war von jeher der Kampf mit dem Euphrat, der oberhalb Bagdad Verbindungsarme in den Tigris herüberſendet, während weiter abwärts die Tigriswaſſer durch jenen Schat-el-Hijeh wieder in den Euphrat hinübergehen. Durch ganze Ketten von Kataraften in tiefer Kluft oberhalb Bir hat der Euphrat ſeinen Weg in jenes einförmige Kreidethal gefunden, mit welchem er die meſopotamiſche Wildniß von Weſten umfängt. Am Ausgang ſeines engeren Thals ſind die für Noahs Arche und Babylons Mauern nothwendigen Bitumenquellen von Hit. Dort tritt der Euphrat an das Flachland der Canäle heran, und würde ſie heute noch tränken, wenn man ihm die Neigung wehren könnte in die arabiſche Wüſte auszubrechen. Schon in altbabyloniſcher Zeit hatte man nöthig gefunden das Uebermaß ſeiner Gewäſſer oberhalb Babylon abzuzweigen und in die weſtliche Wüſte zu lenken. Semiramis, heißt es, legte einen ungeheuren See weſtwärts von Babylon an. Aber das Oeffnen und Wiederſchließen jenes Canals in weichem Erdreich war eine ungeheure Mühe, und wurde von Alexander ſeiner ganzen Sorge — es iſt die letzte Mühe ſeines Lebens — werth gefunden. Wenn man den Strom nämlich ſich ſelber überläßt, erweitert er jene Mündung, wirft ſich ganz und gar hinein, und läßt die Strecken des ſüdlichen Meſopotamiens trocken, die er befruchten ſoll. Dann ſind ungeheure Seen weſtlich und ſüdlich von Babylon, und bilden ſich Stromläufe von See zu See, parallel mit dem Euphratbett, durch die man unterhalb wieder ins Euphratbett hinüber, vormals bis zu eigener Meeresmündung hinunter konnte. Dann verhungern aber die Völker in Südbabylonien, denen mit dem Waſſer ihre Nahrung ausgeht und durchwühlen verzweifelt die Erde nach alten Wurzeln. Solche Völker können der Pforte keinen Tribut mehr bezahlen, darum iſt es die Hauptſorge und Noth der Paſchas von Bagdad über jene Canalmündung oberhalb Babylon, jetzt Hindiehcanal genannt, Herr zu bleiben. Iſt dieſer Canal geſchloſſen, dann verſiegen bis auf einige Sümpfe jene Seen und Ströme, welche auf der Weſtſeite das Euphratbett begleiten. Reiſende, welche zu ſolcher Zeit das Land geſehen, geben auf ihren Karten nichts von jenen Gewäſſern an. Dann geht aber der Euphrat unterhalb Babylon zwiſchen ſeinen Dämmen mit höherem Spiegel als das umliegende Land, theilt ſich in den Sümpfen des Hauptbettes zu Lemlun in hundert Arme, und fluthet die ſchilfgebauten Dörfer und Städte hinweg. Die Bewohner ſind darauf eingerichtet bei ſteigendem Waſſer in dem umgekehrten Dach ihrer Hütte davonzuſchwimmen. Höhere palmengeſäumte Ufer treten erſt weiter abwärts gegen die Vereinigungsſpitze beider Ströme wieder ein, und begleiten auch den vereinigten Stromlauf des majeſtätiſchen Schat-el-Arab nach Basra hinunter. Zu Nebukadnezars und Alexanders Zeit hieß dieſer Stromlauf Tigris, während der Euphrat weſtlich davon ſein eigenes Bett und ſeine eigene Mündung hatte. (Siehe die älteren Quellen in Ritters Erdkunde. Dazu Loftus Chaldäa ꝛc.)

Wir wollten zeigen wie groß der Wechſel zwiſchen Waſſer und Land, wie groß der Kampf mit den Waſſern zu allen Zeiten in Meſopotamien war, wie leicht eine Fluth die ganze Ebene bedecken, den Horizont der Ueberlebenden allein ausfüllen, und in der Erinnerung als Schreckensſage auch über die Gränzen der Erfahrung ſich hinaustragen konnte. Die eigene Ueberlieferung der Babylonier, wie ſie unabhängig von der Bibel in einigen Fragmenten aus Berofus bei Euſebius vorliegt, ſetzt dieſe Fluth nicht etwa an den Anfang der Dinge, ſondern fügt ſie als hiſtoriſches Ereigniß in die Reichsgeſchichte ein. Der Fluth voraus geht jenes wiederholte Auftauchen der Dannesfiſche im perſiſchen Golf, von denen die älteſten Babylonier in aller menſchlichen Cultur, in Städte- und Tempelbau, Cosmogonie ꝛc. waren unterrichtet worden. Man hat mit allem Recht in dieſen Dannesfiſchen culturbringende fremde Schiffe erkannt. Es waren ägyptiſche Schiffe, denn nicht nur gab es damals außer Aegypten überhaupt kein cultivirtes Volk, ſondern auch alle Grundlagen babyloniſcher Cultur, wie ſo reichlich nachzuweiſen, ſind ägyptiſch. Zur Zeit da dieſe Fiſchmenſchen erſchienen, regierten in Babylon Könige, deren jedem eine ungeheure Regierungsdauer zugeſchrieben wird, dem einen 10,800, dem andern 64,800 Jahre ꝛc. Im Ganzen gab es vor der Fluth zehn ſolcher Könige, zuſammen mit einer Regierungsdauer von nicht weniger als 432,000 Jahren. Dabei wird aber bemerkt daß ſie theilweis Vater und Sohn waren, wie Alorus und Alaparus, die beiden erſten, und woher jede einzelne Dynaſtie ſtammt, ob aus Babylon oder Pantibibloi (Sippara) ꝛc. Dieſe zehn babyloniſchen Könige vor der Fluth finden wir in den zehn Geſchlechtsfolgen wieder welche, gleichfalls durch Namen bezeichnet, auch in der Bibel der Fluthſage vorangehen. Nur iſt die ungeheure Regierungsdauer der babyloniſchen Könige bei den bibliſchen Patriarchen ermäßigt, wenn auch immer noch Anſätze von 900 und mehr Lebensjahren übrig bleiben. Ob in der Berechnung jener babyloniſchen Urkönigzeiten und in ihrer bibliſchen Ermäßigung ein Syſtem und welches darin liegt, kann hier gleichgültig ſeyn. Daß wir aber ein Recht haben jene zehn babyloniſchen Geſchlechtsfolgen mit den bibliſchen zu vergleichen, das beweiſt Xiſuthrus, der letzte König von den babyloniſchen Zehn, unter welchem die Fluth eintrat, und an welchem ganz dieſelbe Sage wie am bibliſchen Noah hängt.

In den Auszügen des Alexander Polyhiſtor aus Berofus heißt es: Gott Kronos (alſo der babyloniſche Zeitgott Bel-Kronos, Belitan, derſelbe der in der phöniziſchen Cosmogonie des Sanchuniathon „als Protogonos Aeon“ Schöpferrolle übernimmt, und der ebenſo im babyloniſchen Chaos that, wenn er dort auch mit einem anderen Bel, dem Bel-Zeus verwechſelt wird) — dieſer Kronos erſchien im Traum dem Xiſuthrus, Otiartes Sohn, und offenbarte ihm die Menſchen würden durch eine Waſſerfluth umkommen. Dieſe Fluth werde eintreten am 15 des Monats Däſios (alſo dem Monat welchen auch die bibliſche Ueberlieferung meint. Es iſt derſelbe in welchem die jüngſte große

Digitized by Google

Tigrisüberſchwemmung (1849) ſtattfand, nämlich der Mai). Bel-Kronos befahl dem Xiſuthrus, die heiligen Schriften (jene Offenbarungen der Dannesfiſche) zu Sippara, der Stadt des Sonnengottes, zu vergraben. Dieſe Stadt, die „Bücherſtadt" (von Sepher, Schrift; griechiſch mit Pantibibloi überſetzt), jetzt Muſſeib, ein Ort mit Euphratfähre oberhalb Babylon, iſt gewählt, weil nach ägyptiſcher Anſchauung alle Weisheit vom Sonnengott ausgeht und am beſten unter ſeinen Schutz zurückkehrt. Xiſuthrus ward ferner angewieſen ein Schiff zu bauen und hineinzugehen mit Verwandten und Freunden, auch Vögel und Vierfüßler darin aufzunehmen. Und er baute ein Schiff, 15 Stadien lang und 2 Stadien breit, d. h. ein Schiff (wenn die Zahl 15 richtig iſt), von drei Viertelſtunden Länge und 1200 Fuß Breite. Dieſes Maß iſt bei Noahs Arche auf 300 Ellen (oder 450 Fuß) Länge, bei 50 Ellen (oder 75 Fuß) Breite und 30 Ellen Höhe, alſo zu einem ganz guten Verhältniß ermäßigt. So haben wir das Alter jener babyloniſchen Patriarchen von Myriaden Jahren herabſetzen ſehen auf Zahlen, welche einer wirklichen Lebensdauer wenigſtens näher kommen. Als Xiſuthrus ſeine Segel ausſpannte (ſo heißt es in einer Ueberlieferung derſelben Sage bei dem von Berofus unabhängigen chaldäiſchen Geſchichtsſchreiber Abydenus) erſchienen plötzlich „Schiffsführer von Gott." In beiden Quellen, Berofus und Abydenus, wie in der Bibel, finden ſich als eigenthümlichſter Zug der Sage jene Vögel, welche Xiſuthrus-Noah ausſendet, und die das erſtemal wieder zurückkommen, weil ſie nirgends einen Ruheplatz finden. Bei einer zweiten Rückkehr hatten ſie bereits Lehm an den Füßen, und das drittemal blieben ſie ganz aus. Da erkannte Xiſuthrus daß die Erde wieder offen ſey, nahm eine Seite vom Dach des Schiffes (es war alſo gleichfalls eine faſt fenſterloſe Arche) weg, und erkannte daß das Schiff auf einem Berg ruhe. Er ſtieg mit ſeiner Frau, einer Tochter und dem Schiffsbaumeiſter aus, küßte die Erde, errichtete einen Altar und brachte den Göttern ein Opfer. Als die im Schiff Zurückgebliebenen nachfolgten, war niemand von den zuerſt ans Land getretenen mehr zu ſehen. Aber des Xiſuthrus Stimme, aus der Luft herabkommend, verkündete, er ſey ſeiner Gottesfurcht wegen in die Wohnung der Götter aufgenommen, und derſelben Ehre ſeyen ſeine Frau und Tochter ſammt dem Schiffsbaumeiſter theilhaft geworden. Die andern ſollten nach Babylon zurückkehren und die in Sippara vergrabenen Werke (die natürlich als gebrannte Thontafeln zu denken ſind) den Menſchen mittheilen. Der Ort wo ſie ausgeſtiegen, ſey das Land der Armenier; darauf opferten jene und giengen zu Fuß nach Babylon. Von dem Schiff blieb im kordu äiſchen Gebirg ein Theil übrig. Bitumen von ſeiner Verkleidung wurde als Heilmittel, und zur Abwehr von Uebeln als Amulet gebraucht.

Es war zu erwarten daß der Berg wo die Arche ſitzen bleibt, im Horizont der Babylonier und der babyloniſchen Sage ſich finde. Es iſt das kordu äiſche, das kurdiſche Gebirg, zunächſt nordwärts von Meſopotamien, zwiſchen dem oberſten Tigris und dem Vanſee. Von den Höhen dieſes Gebirgs, mit welchem die babyloniſche Sage ſich begnügt, erblickt man fern im Nordoſten den ewig reinen Schneekegel des Ararat, nach welchem die bibliſche Sage weiter greift. Es kann nicht fehlen daß in der Folge auch an jenem Ararat Stücke der Arche gezeigt wurden, z. B. bis auf den heutigen Tag zu Etſchmiazdin, dem armeniſchen Patriarchenſitz am Fuß des Berges. Daß die bibliſche Sage wenigſtens in der Wahl des ganzen Gebirgsſtocks an die babyloniſche ſich anſchließt, und nicht einen im Geſichtskreis der ſpäteren Hebräer liegenden Berg Libanon oder großen Hermon wählt, iſt ein Zeugniß für die Abhängigkeit der hebräiſchen und vermehrt den Glauben an die Urſprünglichkeit der babyloniſchen Sage. Auch nach ſyriſcher Auffaſſung (Nicol. Damascen. bei Joſephus) haben bei der großen Fluth viele ſich ins armeniſche Gebirg gerettet. Die Fluth dauert in der Bibel genau ein Jahr und 11 Tage. Sie hat begonnen ſieben Tage, nachdem Noah 600 Jahr alt war, und wieder trocken war die Erde am 12ten Tag ſeines 601ſten Jahrs. Warum gerade noch dieſe 11 Tage über ein Jahr? Man hat ſchon längſt erkannt daß ein Sonnenjahr der babyloniſchen Sage in ein hebräiſches Mondjahr umgeſetzt wurde, ein Jahr von 365 Tagen in eines von 354. Da bleiben allerdings noch 11 Tage übrig.

(Schluß folgt.)

Das imperialiſtiſche Paris.

5. Neue Boulevards in Verbindung mit den alten. — Neue Straßen. — Neue Plätze.

Der Boulevard Malesherbes. — Die neuen Straßen von der Chauſſée d'Antin aus und ihre Bedeutung. — Drei neue Boulevards, erſtreckt Straßen am Château d'Eau: Rue de Turbigo; Boulevard du Nord; Boulevard du Prince Eugène. — Andere als Verſchönerungszwecke. — Die Vorſtadt Saint-Antoine ruinirt.

Wenn jemand von den Boulevards her an der Madeleine anlangt und ſich umſieht, muß er ſich beinahe unwillkürlich fragen, warum hier die Welt mit Brettern zugenagelt ſcheint? Denn das war bisher in einem gewiſſen Maße der Fall. Nördlich keine große offene Straße, weſtlich nichts als Gewinkel, nur ſüdlich die ſchöne aber kurze Rue Royale, die an der Place de la Concorde endet und die Ausſicht auf den Palaſt des geſetzgebenden Körpers, jenſeits der Seine, eröffnet. Um dieſem Mangel abzuhelfen, war der Plan des Boulevard Malesherbes entworfen, nicht heute oder geſtern erſt, ſondern vor langen Jahren ſchon, unter Louis Philipp. Auf einer Karte, veröffentlicht im Jahr 1837, als Beilage zu einer neuen Auflage von Dulaure's Geſchichte von Paris, iſt er bereits verzeichnet. Aber die Regierung des Bürgerkönigs war in dieſer Frage, wie in allen andern, langſam im Vollzug, ſie hatte oft mit kleinlichen Einwänden der Oertlichkeiten und der ſtädtiſchen Verwaltung zu kämpfen, deren man heute ganz entwöhnt iſt. Und ſo geſchieht es daß die kaiſerliche Herrſchaft erntet was andere geſäet aber nicht auszubauen verſtanden.

Außer dem vielleicht nicht ganz „unſtrategiſchen" Vortheil, ein ziemlich übel berüchtigtes Quartier, la Petite Pologne

Digitized by Google

„aufzuklären" und in unmittelbaren Verkehr mit den großen Adern der Hauptstadt und deren Behörden zu bringen, wird diese Linie eine würdige, großartige Fortsetzung der alten Boulevards bilden. Sie nimmt auf und respective durchschneidet auf ihrem Wege den Boulevard Beaujon, der westlich über die Avenue de Munich nach dem Triumphbogen de l'Etoile hinläuft und sich östlich mit der Rue de la Pépinière und S. Lazare vereinigt, sie zieht dann durch eine Ecke des Parc de Monceau, hart an der alten Octroigränze, wo ein weiterer, von dem Triumphbogen kommender Boulevard de Monceau einmünden wird, ferner in dem neuen Stadtgebiet der Bannmeile durch den Boulevard de Neuilly, auch von Westen und dem Arc de l'Etoile ausgehend, um zuletzt mit dem Boulevard de l'Etoile vereinigt, über die Circulireisenbahn hin, an dem Befestigungswalle in der Straße von Argenteuil und Asnières zu enden. Mittelst dieser Verlängerung einerseits, nordwestlich von der Madeleine, und der andern südöstlich von dem Bastillenplatz in der Richtung der alten Barrière de Neuilly und des Thores von Picpus durch die Festungsmauer nach Vincennes hin, wird fortan der besuchteste Theil der Boulevards eine unterbrochene Bahn von Südost nach Nordwest und umgekehrt bilden, durch die ganze Länge von Paris, meist zwar eine gerade Linie, aber durchaus mit Bäumen bepflanzt und so anziehend und abwechselnd daß der Wanderer kaum die Winkel gewahr wird die er beschreibt.

Wir sind nun am Anfang der Neuerungen. Der Rue de la Paix gegenüber, auf dem Boulevard des Capucines, nahe an der Ecke desselben und der Rue de la Chaussée d'Antin, in der ehemaligen Rue Basse du Rempart, wird so eben eines der bekanntesten Häuser niedergerissen, verhältnißmäßig neu noch, in den letzten 20 Jahren erst erbaut und wegen seiner sechs oder sieben Stockwerke und seiner unzählbaren Fenster ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Wie das niedliche Hôtel d'Osmond mit seinem schönen Gartenpark, muß dieses Haus verschwinden um Raum zu machen für den Bau der neuen großen Oper, einen großen freien Platz oder Square daneben, und auf diesem Platze ein Riesengasthaus in der Art des Hôtel du Louvre.

Von diesem Platz aus werden drei neue, breite Straßen sich entfalten, die eine, nordwestlich, nach der Place du Havre und dem Bahnhof von Rouen, die zweite, nordöstlich, durch die Vorstädte Montmartre und Poissonnière als Verlängerung der Rue Lafayette, nach den Bahnhöfen von Lille und von Straßburg; die dritte, endlich, durch die Quartiere St. Augustin, des Petits Champs und St. Honoré, südlich nach dem eben erstehenden freien Platze vor dem Théâtre français, an dem Kreuzwege der Straßen Richelieu und St. Honoré, in unmittelbarer Nähe also des Palais Royal, des Carrouselplatzes und des Louvre, so daß der Gebieter der Tuilerien die drei Eisenbahnen des Westens, Nordens und Nordostens in einem Nu erreichen kann, was immer auch er von dort zu beziehen oder dahin zu versenden haben möge. Die „Strategie" mit der ästhetischen Architektonik im Bund, Vauban Hand in Hand mit Augustus: Utile dulci! Ganz recht übrigens ist, daß wie alle Strahlen der Volksliebe in einem Mittelpunkt, so alle Arterien des weiten Stadtkörpers sich in demselben Herzen vereinigen!

Der geneigte Leser möge mir nun über die Boulevards zurück zu einem Punkt folgen den er bereits kennt: das Château d'Eau, am stumpfen Winkel der Boulevards St. Martin und du Temple, da wo die befestigte Caserne des Prince Eugène steht. Hier stießen bisher vier Wege zusammen: die Boulevards nach der Madeleine, die Boulevards nach der Bastille, die Straße du Temple, und die Straße der Vorstadt du Temple. Jede dieser vier Linien erreichte an dem Château d'Eau ihr Ende, insofern als sie keine Fortsetzung in gerader Richtung hatte, und mit den übrigen nur durch einen Winkel in Verbindung trat. Drei neue Straßen, resp. Boulevards, auf demselben Fleck einmündend, verändern völlig dieses Bild, und thun, außer der (?) Schönheit der geraden Linie, gewissen anderen Erheischungen Genüge.

Erstens: die Rue de Turbigo. Sie ist die Fortsetzung der von Nordost kommenden Vorstadt du Temple; läuft gerade aus, südwestlich, auf die große Centralhalle, die Rivolistraße und das Louvre zu, und eröffnet so zwischen den Tuilerien und dem strategischen Bollwerk der Caserne des Prinzen Eugène nicht allein, sondern über den Faubourg du Temple und den nunmehr überwölbten Canal St. Martin hinweg, und zwischen den Höhen von Chaumont und Ménilmontant durch, zugleich mit dem Fort von Romainville, und der Barrière du Trône und Vincennes eine ununterbrochene Verbindung. Wie das letztere, wird sogleich klar werden.

Zweitens: der Boulevard du Nord. Dieser als natürliche Fortsetzung des Boulevard du Temple, ohne Winkel und in directer Linie, läuft zwischen dem Boulevard St. Martin und der Douane, resp. dem Canal St. Martin, auf die alte Barrière Poissonnière und die Anhöhen von Montmartre zu. Schon der bloße Anblick dieser allmählich mehr und mehr aufsteigenden Boulevards mit den scharfen Umrissen der Hügel von Montmartre im Hintergrund muß eine herrliche Wirkung hervorbringen.

Drittens: der Boulevard du Prince Eugène. Dieser erstreckt sich in schnurgerader Linie von dem Château d'Eau nach der Barrière du Trône, am östlichen Eingange der Vorstadt St. Antoine. Man kann ihn ebenso gut eine natürliche Fortsetzung des Boulevard St. Martin als jenes du Nord nennen. Seine Ausdehnung bildet die lange Seite eines Dreieckes, dessen beide Schenkel, der eine nordöstlich, von dem Château d'Eau, der andere südöstlich, von der Barrière du Trône anhebend, sich in der Spitze des Bastillenplatzes vereinigen. Mit anderen Worten, er durchschneidet über den Canal St. Martin oder vielmehr die denselben nun deckende Esplanade hin, das Stadtviertel von Popincourt seiner ganzen Länge nach in einer Diagonale, ohne die Straße des Faubourg St. Antoine im mindesten zu berühren, und erzeugt demgemäß die kürzeste, ungehemmteste Verbindung mit der großen Straße nach Vincennes, dessen Arsenal und Festung einerseits, und der Eugencaserne und dem Centralherrscherſitze der Tuilerien andrerseits.

Digitized by Google

Diese drei neuen Straßen werden eine Umgestaltung jener Stadttheile im größten Maßstabe hervorbringen. Ob aber die unbestreitbar erreichte Verschönerung ein gebesserter Gesundheitszustand und der erleichterte Verkehr derselben ihr einziger, ob sie selbst ihr vorherrschender Zweck sind, muß mit Berücksichtigung folgender Thatsachen geprüft und beurtheilt werden.

Die Rue de Turbigo dringt wie die Axt und der Pflug eines aufräumenden Pioniers in das dichte, wilde Gestrüpp des Quartiers du Temple ein, erweitert die Wege und Verbindungen in einem Viertel das in der Geschichte der Pariser Volksbewegungen und Aufstände einen alten Namen hat, dem Viertel zwischen dem Marché des Innocents und dem Templemarkt und Boulevard durch die Straßen St. Denis, St. Martin und du Temple hindurch. Sie schließt sich in dieser Aufgabe, helfend und zuthuend, an den Boulevard de Sébastopole an, den sie durchschneiden wird.

Der Boulevard du Nord vollbringt jenseits des Boulevard St. Martin und des Château d'Eau dasselbe Werk; er lichtet, zertheilt und trennt mittelst seiner breiten Bahn die nicht minder berüchtigten Vorstädte St. Martin, St. Denis und die Enclos St. Laurent und St. Lazare, zugleich die Annäherung an die Bahnhöfe von Lille und Straßburg von zwei andern Seiten, und deren nachbarliche Berührung mit Vincennes erleichternd.

Aber die Krönung des Werkes, die Vollendung dieses tief ausgedachten Planes ist der Boulevard du Prince Eugène. Die letzte Zuflucht, so zu sagen das befestigte Lager der Revolution bestand in dem wie von der Natur zum Widerstand geschaffenen weiten District der Vorstädte du Temple und St. Antoine, mit der strategischen Vertheidigungs- und Rückzugslinie des Canals St. Martin, und den beinahe unwegsamen Schlupfwinkeln in seiner Nachbarschaft des Quartier Popincourt. Dieser Böhmerwald der Rebellion, sagt man, die Hände reibend, in den Tuilerien, ist fortan „gereutet," die Vorstadt St. Antoine, die Wiege Santerre's und des 10 Augusts 1792, der obligate Weg nach Vincennes, und nur zu oft eine schwierige Schranke zwischen der Regierung und ihrer Waffenkammer für den Kampf, oder ihrer letzten Zukunft im entscheidenden Augenblick der Gefahr, sind ihrer Macht, ihrer Bedeutung, ihres historischen Zaubers entkleidet; der Weg nach der Barrière du Trône und Vincennes ist unwiderstehlich beherrscht von den gezogenen Kanonen der Caserne des Château d'Eau, und steht dem Mittelpunkt wie dem Norden und Westen von Paris auf immer offen. Von dieser Seite keine Gefahr mehr; wir können ruhig schlafen.

Und mehr noch als das was ihr nicht laut sagt: die Vorstadt St. Antoine ist gewerblich und commerciell ruinirt!

Ich kann nicht läugnen daß ich mit einem Anflug von Schadenfreude auf ein Ergebniß blicke das mir wie ein rächender Schlag der historischen Gerechtigkeit erscheint. Hätte die berühmte Vorstadt im December 1851 ihren alten Ruf bewährt, hätte sie einen Funken der Entschlossenheit gezeigt mit welcher sie im Jahr 1792 aufgetreten, des todesmuthigen Trotzes mit dem sie in den Junitagen 1848 für eine unsinnige Sache gekämpft, ja wäre sie nur mit derselben entschiedenen Schlagfertigkeit hervorgekommen wie wir sie am Morgen des 24 Februar 1848 in langen unabsehbaren Heeressäulen haben die Boulevards hinab nach den Tuilerien schreiten sehen — die blutige Usurpation, die Ermordung des Gesetzes und der Wehrlosen konnten verhindert, die Schmach und Erniedrigung Frankreichs abgewandt werden!

Ein Neger-Gottesdienst.

Indem ich eines Morgens durch ein ziemlich ärmliches Quartier von New-Orleans gieng, erzählt Olmsted in seinem neuesten Werke: „Eine Reise in das Hinterland," wurde ich durch einen lauten Choralgesang zu der offenen Thür einer Capelle oder kleinen Kirche angezogen. Ich fand drinnen eine große Gemeinde von Negern versammelt, und da das Singen gerade vorüber war und ein Neger eine Predigt begann, so trat ich in einen leeren Kirchenstuhl nahe am Eingang. Ich hatte nicht sobald Platz genommen, als ein schwarzer Kirchendiener zu mir kam und mir in der höflichsten Weise zuflüsterte:

„Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihnen einen Platz weiter oben anzuweisen, mein Herr, bei d'andere weiße Leute?"

Ich folgte ihm zum obersten Platze, der Kanzel gegenüber, wo noch drei Weiße waren. Einer von ihnen war eine Frau — alt, sehr häßlich, und nicht so gut gekleidet, wie viele von den Negern; ein zweiter sah, wie ein Officier von einem Schiff aus, und war wahrscheinlich ein Mitglied der Polizei in Civil; diese beiden blieben während des Gottesdienstes ernst und eifrig aufmerksam, der dritte war eine ausländisch aussehende Person, die, sehr auffällig gekleidet, einen Spazierstock mit gelbem Griff und vielen billigen Schmuck zur Schau trug.

Der Rest der Versammlung bestand ganz aus Farbigen, von denen indessen viele helles Haar und kaum bemerkbare Spuren von afrikanischem Blut hatten. Auf den Stufen der Kanzel befand sich eine Anzahl Kinder, und unter ihnen eins der lieblichsten Mädchen, das ich je gesehen. Sie war eine hellfarbige Mulattin, mit einem Ausdruck von ungewöhnlichem Verstand und Lebhaftigkeit. Während des Gottesdienstes lächelte sie häufig, wie ich glaubte über die Aufregung welche die älteren Leute um sie herum an den Tag legten. Sie war elegant gekleidet und von einer jüngeren Schwester begleitet, die gleichfalls kostbar und geschmackvoll gekleidet war, die aber eine Schattirung dunkler, obschon weit entfernt von der Schwärze des ächten Negers, und von sehr gutem Aussehen und angenehmem Ausdruck war.

Der Prediger war fast schwarz, mit dickem wolligem Haar. Seine Gestalt war schlank, er schien etwa 30 Jahr alt, und der Ausdruck seines Gesichtes verrieth eine zarte und feinfühlende Natur. Sein Auge war sehr schön, glänzend, tief und klar, seine Stimme und Manier im allgemeinen ruhig und eindrucksvoll.

Digitized by Google

Der Text war: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit," und die Predigt war eine angemessene und im allgemeinen richtige Erklärung der Bräuche der olympischen Spiele, und eine passende und oft beredte Anwendung des Bildes auf den christlichen Lebenslauf. Viel von der Sprache war höchst bilderreich, die Bilder selbst weit ausgeführt, seltsam und verworren, bisweilen indessen schön. Worte wurden oft falsch angebracht und ihre Bedeutung offenbar mißverstanden, während die Grammatik und Aussprache bisweilen der Art waren, daß sie mir den vom Redner beabsichtigten Gedanken unverständlich machten. Gelegentlich kamen vulgäre Ausdrücke und Phrasen darin vor, doch offenbar ohne daß weder der Redner noch seine Zuhörer die Unschicklichkeit davon fühlten.

Sobald ich Platz genommen, zog ein alter Neger in meiner Nähe meine Aufmerksamkeit auf sich, und glaubte ich eine Zeitlang, er leide an einem Nervenübel; er zitterte, seine Zähne klapperten, und sein Gesicht war zu Zeiten krampfhaft verzogen. Er fieng bald an in Worten, wie: „O, ja! das ist's, das ist's!" „Ja, ja — Preis — ja!" die Aussprüche des Redners laut zu beantworten, und ähnliche Ausrufe konnten von allen Seiten des Hauses vernommen werden, so oft des Redners Stimme ungewöhnlich feierlich, oder seine Sprache und Manier beredt oder aufgeregt war.

Bisweilen beschränkten sich die Ausrufe und Antworten nicht auf Rufe dieser Art, sondern es mischten sich Geschrei und Seufzen, schreckliches Geheul und unbeschreibliche Ausdrücke der höchsten Aufregung — der Freude oder der Seelenangst — und selbst Stampfen, Springen und Händeklatschen hinein. Der Lärm glich oft dem einer aufgeregten politischen Versammlung, und ich fand einmal zu meiner Verwunderung daß alle meine Muskeln wie zu einem Kampf bereit angezogen waren, daß mein Gesicht glühte und meine Füße stampften, indem ich unbewußt, wie es oft geschieht, von instinctiver äußerlicher Theilnahme von der Aufregung der Menge ergriffen war. So ganz nicht geistig war indessen der Grund dieser Aufregung daß ich, als ich wieder zu mir kam, durchaus keine Verbindung oder Bedeutung in den Phrasen des Redners, die mir im Gedächtniß geblieben, zu finden vermochte, und ich zweifle nicht daß es mehr seine Bewegung als seine Ausdrücke gewesen, welche die Aufregung der Gemeinde veranlaßt hatten.

Ich machte mir so gut es gieng von einer Stelle der Predigt Notizen. Nachdem der Prediger gesagt daß zu den Kampfspielen auch Ringen und Boxen gehöre, und er dann beschrieben hatte, wie ein Kämpfer, der entschlossen sey den Siegespreis zu gewinnen, kühn auf seinen Gegner losgehe und ihm gegenüberstehen werde, indem er ihm gerade in die Augen sähe, und während er sich mit einer Hand decke, ihm mit der andern einen „Schmiß" geben würde, fuhr er in diesen Worten fort: „Würde er dann aufhören und das Gesicht abwenden und den Gegner wiederschlagen lassen? Nein, meine Brüder, nein, nein! er würde seinen Vortheil verfolgen und ihm noch einen Schmiß geben, und wenn jener zurückwiche, so würde er ihm dicht folgen und nicht aufhalten! — und nicht müde werden! — nicht damit zufrieden seyn, ihn bloß zurückzutreiben! — sondern er würde ausharren! (ja, Preis!) und ihn wieder schlagen! (das ist's, ihn wieder schlagen! ihn wieder schlagen! o, Preis! hi! hi! Preis!) ihn in die Ecke treiben! und niemals, niemals aufhören, bis er ihn zu Boden hätte! (Preis, Preis, Preis!) und bis er den Fuß ihm auf den Nacken gesetzt hätte, und bis die Krone von wilden Olivenblättern ihm von dem Herrn der Spiele aufs Haupt gesetzt wäre. (Ha! ha! Preis dem Herrn! ꝛc.) Es war Brauch bei den olympischen Spielen, meine Brüder, daß der Sieger mit einer Krone von wilden Olivenblättern gekrönt wurde, aber bisweilen wurde sie doch nicht nach dem Rechte zuerkannt, weil der Herr der Spiele ein armer, schwacher, irrender Mensch war, und vielleicht nicht recht sehen konnte, vielleicht auch kein ehrlicher Mensch war und seine Lieblinge unter den Kämpfern hatte, und wenn sein Liebling geschlagen worden, wollte er es nicht eingestehen, sondern erklären, er sey der Sieger und die Krone kam dann auf sein Haupt (Preis!). Aber das steht bei unserm Kampfe mit der Welt nicht zu befürchten, denn unser Herr thront in Gerechtigkeit (Preis! — o ja! ja! — süßer Herr! süßer Herr!). Er sieht ins Verborgene, und er weiß alles, und da ist kein Irrthum möglich, und wenn wir nur ausharren — nicht ein Jahr lang, oder zwei Jahr, oder zehn Jahr, nicht siebzig Jahre vielleicht, sondern wenn wir ausharren — (ja! ja!) — wenn wir ausharren — (o Herr! hilf uns!) — wenn wir bis ans Ende ausharren — (o, o! Preis! Preis! Preis) bis er uns in die Heimath abruft! (tolles Geschrei) dann ist die Krone unsterblichen Ruhmes für uns bestimmt — (Ha! ha! hah!) — nicht eine Krone von wilden Olivenblättern, die zu welken anfangen, sobald sie unsere Stirn berühren (o, o! o!) sondern eine Krone unsterblichen Ruhmes! die nicht hinschwindet! nie zu welken beginnt! sondern unsterblich im Himmel ist." Furchtbarer Aufruhr, viele von der Versammlung auf den Beinen, während sie Ausrufe und Schreie ausstoßen, die in Buchstaben unmöglich wiedergegeben werden können. Der schäbige Herr an meiner Seite, der geschlafen hatte, wachte plötzlich auf, ließ seinen Stock fallen und schrie mit aller Macht „Preis sey dem Herrn!"

Der Unterraum des Gebäudes war von den Zuhörern ausgefüllt; es waren Gallerien da, doch befanden sich nur wenige Personen darauf, auf einer Seite zwei oder drei Knaben und auf der andern dicht bei der Kanzel etwa ein Dutzend Weiber.

Der Prediger näherte sich dem Ende seiner Rede und gab verständig und ruhig noch einige passende und vernünftige Nutzanwendungen, und die Versammlung war aufmerksam und verhältnißmäßig ruhig, als ein kleines altes Weib, das ganz schwarz war, auf der Gallerie plötzlich aufstand und anfieng zu tanzen und in die Hände zu klatschen, anfangs in langsamer und gemessener Bewegung und dann mit wachsendem Ungestüm, während sie zu gleicher Zeit begann „Ha! ha!" zu schreien. Die Weiber um sie herum standen auch auf und versuchten sie zu halten, da große Gefahr vorhanden zu seyn schien daß sie von der Gallerie herabfallen werde, und die unten verließen ihre Plätze, damit sie nicht auf sie falle.

Digitized by Google

Der Prediger fuhr in seinen Betrachtungen fort — bei weitem dem besten Theile seiner Predigt — doch war es klar daß sie vergebens waren, jedermann sah nach dem tanzenden Weibe auf der Gallerie und viele schrien und lachten laut (vermuthlich in freudigem Mitgefühl). Sein Auge flammte, wie er bekümmert von dem Weibe auf die Leute sah, und indem er dann in der Mitte eines Satzes anhielt, kam ein trauriges Lächeln über sein Gesicht, er schloß das Buch und neigte seinen Kopf auf seine Hände auf dem Pulte. Eine Stimme in der Gemeinde begann eine Melodie, und die ganze Versammlung erhob sich und stimmte in einen brüllenden Gesang ein. Das Weib schrie und tanzte noch, wobei sie den Kopf zurückgeworfen hatte und von einer Seite zu der andern rollte. Allmählich wurde ihr Geschrei undeutlich, sie warf die Arme wild um sich statt in die Hände zu klatschen, fiel in die Arme ihrer Begleiterinnen zurück, warf sich dann vorwärts und umarmte die vor ihr stehenden, schlenkerte sich dann stöhnend von einer Seite zur andern und sank schließlich zur Erde, wo sie mit den Füßen stoßend wie im Todeskampfe beim Ende des Gesanges verblieb.

Ein anderer Mann erhob sich jetzt auf der Kanzel, und nannte einen Gesang dessen Nummer und Seite er angab, und hielt dabei ein Buch vor sich, obschon ich glaubte daß er nicht daraus vorlas und ich auch kein anderes Buch in dem Hause sah. Nachdem er sieben Verse vorgelesen und die Nummer und Seite des Gesanges wiederholt hatte, machte er das Buch zu und begann zu der Versammlung zu reden. Es war ein großer Vollblutneger, ganz schwarz, und mit einem widerlichen Ausdruck von Sinnlichkeit, Verschmitztheit und Eitelkeit in seiner Miene und einem pomphaften, patronisirenden Wesen — in jeder Beziehung ein auffallender Gegensatz zu dem einnehmenden, ruhigen und bescheidenen jungen Prediger, der ihm vorangegangen war. Er war in der losesten Form des modernen Sackpaletots gekleidet, den er sofort abwarf, und nun eine weiße Weste, bunte Cravatte und einen engen Frackrock, der an der Brust mit Achatknöpfen zusammengehalten wurde, zeigte. Er begann damit daß er sagte, er wolle die Bedeutung der Worte des Apostels näher erklären; sie hätten einen bedeutungsvollen Sinn, aber sein Bruder habe nicht die Zeit gehabt denselben der Gemeinde gehörig darzulegen. Anfangs lehnte er sich nachlässig auf das Kissen der Kanzel, lachte verschmitzt, und sprach in einem leisen, heisern, undeutlichen und vertraulichen Ton, bald aber schlug er eine höhere Tonart an, wobei er seine Sätze wie ein Straßenverkäufer gedehnt zog, und gelegentlich mit all der Kraft von außerordentlich starken Lungen in ein gellendes Geschrei ausbrach, und zugleich in einer außerordentlichen Weise eine auffällige Stellung und Gesticulation annahm. Dieß erregte dann bei den Leuten eine furchtbare Aufregung, und wurde mit lautesten und schrecklichsten Rufen beantwortet. Ich kann dasselbe mit gar nichts menschlichem das ich je sonst gehört, vergleichen. Bisweilen wandte er sich von den Zuhörern ab, und nahm an daß ein persönlicher Gegner neben ihm auf der Kanzel stehe. Dann, nachdem er einige Augenblicke in einer furchtbaren und majestätischen Weise mit diesem Manne Belials, den er beständig als „mein Herr!“ anredete, gekämpft hatte, wandte er sich wieder an die bewundernde Versammlung und erklärte in einem familiären, beglückwünschenden Conversationston die Noth in die er ihn versetzt, und wandte sich dann plötzlich wieder zu ihm zurück und gab ihm in einer boxenden Stellung noch eine niederschmetternde Antwort auf seine ketzerischen Auslassungen.

Seine Sprache war mir zum großen Theil unverständlich, doch schien die Versammlung sich daran zu delectiren, auch ermuthigte und half sie ihm in seinem Kampf mit dem „Sir“ Ritter seiner Einbildung in sehr tumultuöser Weise, und ich machte bald ausfindig daß dieser arme Herr den er so wüthend in Grund und Boden ritt, einer von denen sey „welche sich sich den Namen Baptisten beilegen,“ und daß sein eigenes Streitroß „das Verharren der Heiligen im Zustande der Gnade“ sey.

Der einzige verständliche Beweis den ich entdecken konnte, wurde in folgender Weise vorgebracht. Nachdem er seinen vermeintlichen Gegner hatte behaupten lassen, daß „wenn ein Mensch mir eben glauben und sich unter dem Wasser begraben lassen wolle, er gerettet würde,“ ergriff er die dicke Kirchenbibel, und indem er sie als Katapulte benutzte, schien er aus ihr die Entgegnung hervorzuschleudern „es sey denn daß ihr ausharrt und den guten Kampf zu Ende kämpft, so werdet ihr verdammt seyn!“ „Das ist's, das ist's, schrien die entzückten Zuhörer. „Ja, ihr werdet verdammt seyn! Ach! da habt ihr's jetzt, nicht wahr Bub! Wozu nützt es was er uns da sagt?“ fuhr er fort, indem er sich lachend an die Versammlung wandte, „wozu nützt es uns wenn wir wissen daß einen Mann nachdem er sie unter dem Wasser begraben — wo finden wir sie? Ha! ah! ha! Wo? In der Schnapsschenke! (ha! ha! ha! ha!) Ja das thun wir, nicht wahr? (Ja! ja!) In Rumloch! (Ha! ha! ha! Ja! ja! o Herr!) und wir wissen der Geist des Rums und der Geist Gottes hat keine 'Wandschaften. (Nah! ha! ha! ja! ja! Das ist's! das ist's! o mein Jesus! o! o! Preis! Preis! G'wiß, so!) Ihr mögt auf dem Ocean einen Tropfen Oel nach Virginny ausgießen, und wir wollen 'nandern hier zu Louisiana ausgießen, wenn sie sich begegnen — einerlei wie weit sie gegangen sind — so werden sie sich vereinen! W'rum das? Weil sie die 'Wandschaften haben! Aber der Geist des Rums hat 'raus kein 'Wandschaft mit dem Geiste —“ ꝛc.

Drei in der Versammlung verfielen während dieser Rede in Krämpfe, obschon sie nicht so heftig waren wie die von dem Weibe auf der Gallerie. Der Mann der mir zuerst wegen seiner seltsamen convulsivischen Bewegungen aufgefallen war, zitterte wie in heftigem Fieberfroste, und packte häufig den Aermel seines Rockes mit den Zähnen als ob er ihn zerreißen wollte. Der Redner kam endlich auf den Gesang zurück, wiederholte die Nummer und Seite und die zwei ersten Zeilen; diese wurden gesungen, und er wiederholte die nächsten wie beim Gottesdienst der schottischen Kirche. Die Gemeinde sang; ich glaube, jedermann stimmte ein, selbst die Kinder, und der Gesammteindruck war wunderbar. Die Stimmen von ein oder zwei Weibern übertönten die übrigen, und eine derselben be-

Digitized by Google

gann bald Variationen einzuführen, die hauptsächlich in gellendhohem Geschrei von Oh! oh! bestanden. Viele der Sänger schlugen mit den Füßen den Tact und balancirten dabei abwechselnd bald auf dem einen, bald auf dem andern, und bewegten demgemäß den ganzen Körper. Auch das Vorlesen der Zeilen wurde, wie bei dem vorhergehenden Vortrage von Ausrufen accompagnirt.

Als der Prediger die beiden letzten Zeilen vorgelesen hatte, und nun der Gesang fortfuhr, erhob er seine Stimme über alle, wandte sich um, klatschte in die Hände und begann zu tanzen, und lachte laut, erst mit dem Rücken und dann mit dem Gesicht gegen die Zuhörer.

Das Singen hörte auf, doch er setzte seine Bewegungen fort und sprang mit steigender Behendigkeit von einer Seite der Kanzel auf die andere. Die Leute unten lachten und schrieen, und die beiden andern Prediger, welche mit dem Tänzer auf der Kanzel eingeschlossen waren, versuchten alles mögliche, ihm auszuweichen, und streckten die Arme und Schultern vor, um seine mächtigen Püffe abzuwehren, wie er zwischen ihnen umherfuhr. Er warf die Arme aufs Gerathewohl um sich und schleuderte mit einem Faustschlag die große Bibel im Wirbel von dem Pult herab, zur großen Gefahr der Kinder unten, dann warf er sich zurück und klemmte den alten Mann, der ihn abzuhalten suchte, gegen die Wand.

Beim nächsten Sprunge stürzte er sich mit dem Kopf auf den jungen Prediger und stieß ihn durch die Thür, wobei er selbst halb die Treppe hinabfiel, und nachdem er einige Augenblicke umhergekollert war, und seine Arme und Beine heftig nach allen Seiten hin schlenkerte und zugleich mit möglichst großem Geräusch durch die fest aufeinander geschlossenen Zähne athmete, und am Mund zu schäumen und einen epileptischen Anfall nachzumachen suchte, lag er wie todt da, während der junge Prediger mit demselben trüben Lächeln und etwas wie Scham auf dem Gesicht, auf der Treppe saß, den Kopf jenes mit den Schultern stützte und eine seiner Hände hielt, während seine Füße in die Kanzel hineinlagen.

Der dritte Mann auf der Kanzel, ein untersetzter, bejahrter Neger, mit einem lächelnden Gesicht und gefälligem Wesen nahm die Bibel hin, die ihm von einem aus der Versammlung hinaufgereicht wurde, legte sie aufs Pult und sagte, indem er sich vorüber lehnte, den Leuten in einem sanften conversationsmäßigen Tone, daß das „Liebesmahl" um 4 Uhr stattfinden werde. Der Mann am Boden stand auf und machte den jungen Mann wieder frei, der den Segen sprach, und darauf gieng die Versammlung langsam hinaus, indem sie plauderten und sich höflich grüßten, und nicht die geringste Spur von der früheren Aufregung verriethen.

John Pethericks Reisen und Entdeckungen am weißen Nil und im äquatorialen Afrika.

1. Die Hassanjeh-Araber.

John Petherick, dermalen britischer Consul in Chartum, verließ England im Frühjahr 1845, hat sich seitdem 16 Jahre in Aegypten, Nubien und im äquatorialen Afrika aufgehalten, und war im abgelaufenen Jahr noch derjenige Nilreisende der sich dem Aequator am meisten genähert hatte, der vor allen Dingen in das Land der Niam-Niam gedrungen war, eines Negerstammes der noch vor fünf Jahren die Ehre genoß von europäischen Geographen zu den geschwänzten Menschengeschöpfen gerechnet zu werden. Pethericks eben erschienenes Werk [1] gehört zu den Löwen der dießjährigen geographischen Literatur, oder es wäre der Löwe, wenn nicht auch Du Chaillu seine Entdeckungen veröffentlicht hätte. Petherick trat in Mehemet Ali's Dienste, und zwar als Bergmann. Der Vicekönig war nämlich äußerst begierig auf Kohlen schürfen zu lassen. Französische Abenteurer hatten ihm dazu Hoffnung gemacht. Petherick zerstörte sie wieder nach genauer geologischer Prüfung der angeblich kohlenführenden Schichten. Durch diese redliche und offene Mittheilung gewonnen, gab der Vicekönig unserm Verfasser den Auftrag nach Nubien zu wandern um dort weitere bergmännische Forschungen anzustellen.

In Berbera (el Mechêrif) am rechten Nilufer, etwas nördlich von der Mündung des Atbara angekommen, lernte Petherick einen seltsamen Landesbrauch kennen. Erhitzt, wie er war, sehnte er sich nach einem türkischen Bad, und sein Begleiter und Reisemarschall Ibrahim versprach ein solches zu bestellen. Abends vor Schlafenzeit erschien die alte Hauswirthin und kündigte an daß das Bad bereit sey, worauf sich Ibrahim entfernte. Die Hauswirthin, die hinausgegangen war, kehrte bald mit einer ebenholzschwarzen Dirne wieder, die ein „Ferde" oder einen rothgesäumten Ueberwurf aus Musselin, und in den Händen eine kleine Holzschüssel und eine Theetasse trug. Auf diese Geschirre deutete die alte Dame, als Petherick verwundert gefragt hatte, wo das Bad sey, und ließ ihn mit der Nubierin allein. Neugierig wie er in einer Schüssel gebadet werden sollte, fragte er das junge Ebenholz nach den beiden Gefäßen, und erfuhr nun daß das eine Teig, das andere wohlriechendes Oel enthalte, ersterer auf die Haut gerieben, diese reinige, das andere aber sie wohlriechend mache. Dieses Verfahren oder dieses nubische Bad aber nenne man Dilka. Nach einigen Zweifeln unterwarf sich unser Reisender der Dilka, und erwachte dann am andern Morgen erfrischt und gestärkt. Alle reichen Nubier nehmen des Nachts ein solches „Bad," und seinem Gebrauche schreiben sie die gänzliche Abwesenheit von Hautkrankheiten zu, so wie daß sie die scharfen und schneidenden Winde des Winters zu ertragen vermögen ohne alle andere Bekleidung als einen Kattunüberwurf oder ein Hemd.

Viele Meilen nach ihrem Zusammenfluß fließen die beiden Nile, der weiße und der blaue — letzterer seines dunkleren und wohl auch klareren Wasser zu lieb so genannt — noch unvermischt neben einander, und erst bei den Kataraften werden die beiden Wasser zu Einer Mischung völlig zusammengeschüttelt. Chartum liegt auf der Landzunge, hinter der

[1] Egypt, the Soudan and Central-Africa, with Explorations from Khartoum on the White Nile to the Regions of the Equator. London 1861. 8. Blackwood.

Digitized by Google

beide Ströme sich vereinigen. Es ist ein beträchtlicher Handelsplatz aus Luftziegeln erbaut, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, bei denen gebrannte Backsteine verwendet wurden. Das einzige Steingebäude gehört der katholischen Mission. Sonst besitzt die Stadt eine geräumige Moschee, eine katholische und eine koptische Kirche. Als Petherick Chartum zum erstenmal besuchte, lebten außer den Missionären nur fünf Europäer dort, als er sie 1860 verließ, hatte sich die Zahl bis zu 25 vergrößert, meistens Oesterreicher, aber auch Franzosen, Italiener und Levantiner. Chartum vermittelt den Handel zwischen Unterägypten und dem Sudan, mit Ausnahme Kordofans, welches eine directe Straße über Dongola besitzt. Die Einfuhren bestehen hauptsächlich aus Manchesterzeugen zur Bekleidung der Nubier, die Ausfuhr in Elfenbein vom weißen Nil, Gummi arabicum, Straußenfedern, abessinischem Bienenwachs und Ochsenhäuten.

Von Chartum aus gieng die Wanderung dem weißen Nil entlang durch das Gebiet der nomadischen Hassanjeh-Araber. Beständig wandernd entfernen diese Hirten sich doch nie weiter als auf eine Tagereise vom Nil, an dessen Ufern sie nach den Ueberschwemmungen Mais, Hirse und Baumwolle bauen. Aus letzterer weben sie grobes Zeug in Form einer Schärpe, welches die Männer um den Körper hüllen. Die Frauen begnügen sich mit einem Lendentuch und bedecken nur bei festlichen Gelegenheiten den Oberkörper mit einer zweiten Schärpe. Das Haar wird von beiden Geschlechtern in Zöpfchen geflochten. Die Kopfbedeckung aber besteht nur in einer reichlichen Pommade aus Butter, die zwar für europäische Geruchsnerven etwas zu stark ist, aber doch den Vortheil besitzt das Ungeziefer fern zu halten. Die Abende wurden den Reisenden durch Tanzunterhaltungen gewürzt. Die Burschen kamen dann mit ihren Dirnen, es bildete sich ein Halbkreis und die Musik hob an, eine Musik nämlich welche aus einem Chorgesang mit Händeklatschen bestand. „Gesang und Begleitung hatten eine Zeitlang gedauert ohne daß man Anstalten zum Tanze gewahrte, als eine sehr hübsche, dunkelfarbige Dirne, die eine Schärpe auf den Schultern trug, sie zurückschlug und mit entblößtem Busen in den offenen Raum sprang, colette Blicke um sich werfend. Dann gab sie mit ihrem nackten rechten Fuß den Tact zu einer veränderten Weise, warf ihren Kopf zurück, ihren schöngeformten Busen vorwärts, hob ihre Hände horizontal mit dem Ellenbogen und bewegte sich immer im Tact mit dem rechten Fuße vorwärts, Kopf und Busen vor und zurückwerfend in feierlicher Haltung. Im gleichen Style und durchaus nicht ohne Anmuth zog sie sich dann wieder zurück. Eine rasche Bewegung ihres Fußes verwandelte die Musik aus einem Adagio in ein Allegro, und mit einem Sprung in die Luft befreite sie Schultern und Hüften von der Schärpe um eine Reihe von Bewegungen mit Armen und Beinen auszuführen, die ebenso aufregend für den Zuschauer waren als sie von großer Muskelstärke der Tänzerin Zeugniß gaben. Mit dem gesteigerten Tempo der Musik gieng ihr Tanz in Presto über, bis ein Sprung nach vorwärts sie ohne daß ich mich versah auf meinen Ruhesitz und beinahe in meine Arme brachte. Sie neigte dann ihren Kopf nach rechts und links, wobei ihre fetttriefenden Zöpfchen meine Wangen berührten. In größerer Entfernung hatte sie sich viel vortheilhafter gezeigt, denn in Folge ihrer Anstrengungen und der entsetzlichen Pommade strömte sie Gerüche aus die keine Fluth von kölnischem Wasser zu überwältigen vermocht hätte. Nachdem ich eine Rubieh, ein winziges Goldstück von etwa 12 kr. Werth in meinem Munde angefeuchtet und an ihrem Vorderhaupt befestigt hatte, zog sie sich zurück offenbar ebenso befriedigt, als ich selbst es war.“ Die Tänzerinnen waren Mädchen und kenntlich an ihrer einzigen Bekleidung, einem Gürtel mit 16 Zoll langen Lederfransen um die Hüften, der mehr zum Schmuck als zur Verhüllung dient. Es gab auch einige Frauen darunter, die sich aber gerade in ehelichen Ferien befanden. Die Hassanjeh haben nämlich einen Brauch der sich wohl in der ganzen Welt nicht wiederfindet und von der maßlosen Schlüpfrigkeit ihrer Sitten einen Begriff gibt. Die Töchter werden stets an den Meistbietenden losgeschlagen, wie dieß, bemerkt Petherick kaustisch, bisweilen auch in Christenlanden geschieht, mit dem Unterschiede jedoch daß bei Muhammedanern in Folge der erleichterten Ehescheidung Fehlgriffe sich mühelos wieder gut machen lassen. Ist bei den Hassanjeh eine Heirath im Werke, so versammeln sich die Familien beider Parteien, und des Bräutigams Vater richtet an die Mutter der Braut die große Frage, wie viele Tage in der Woche das eheliche Band streng beobachtet werden müsse. Die Mutter wird nun den Werth der angebotenen Mariatheresienthaler, der Milchkuh und der paar Stiere, welche angeboten worden sind, in keinem Verhältniß finden zur Jugend und Schönheit der Tochter, sowie ihrer Familienverbindungen, worauf sie ihre Rede damit schließt daß man billigerweise ihr die eheliche Treue nicht länger auferlegen könne als zwei Tage in der Woche. Die Partei des Bräutigams geräth darüber in Aufruhr und stellt sich empört, so daß der Uneingeweihte befürchten muß es solle blutige Händel geben. Nun treten aber grauhäuptige Friedensstifter hervor, besänftigen beide Parteien und bringen Forderung und Angebot in ein vernünftiges Gleichgewicht, die Familie des Bräutigams erhöht den bedungenen Kaufschilling, und die Mutter der Braut spricht endlich „ein großes Wort gelassen aus,“ daß nämlich die junge Frau Montags, Dienstags, Mittwochs und Donnerstags, also vier volle Tage an ihren Mann gebunden bleiben, den Rest der Woche aber Freiheit haben solle, worauf sich beide Theile zu dieser „glücklichen“ Beilegung des Zwistes gratuliren und weidlich der aufgetragenen Merissa zusprechen.

Merissa nämlich ist trotz allen Vorschriften des Korans ein berauschendes, aber auch ein nahrhaftes Getränk, und wird entweder aus Durra (Sorghum vulgare) oder Dutschn (Holcus docna) einer Hirse Art, bereitet, indem man diese Früchte angefeuchtet zwischen zwei Lagen von Blättern der giftigen Asclepias procera, die, in Aegypten nur ein Strauch, in Kordofan ein Baum, etlichen Negerstämmen in ihrem Milchsaft ein Pfeilgift liefert, keimen läßt. Das also bereitete Malz wird an der Sonne gedörrt, zwischen Steinen zerrieben, das Mehl in Kuchen verbacken, und solche Kuchenstücken in Wasser gekocht. Zwei Tage nachher im Höhenpunkt der Gäh-

Digitized by Google

rung, wird die Flüſſigkeit durch feines Korbgeflechte filtrirt und unmittelbar getrunken, denn einen Tag ſpäter wird die Meriſſa ſauer. Die feſten Rückſtände des Malzkuchens dienen als treffliches Maſtfutter. Man ſieht übrigens äußerſt ſelten einen Betrunkenen, da Trunkenheit für eine Schande gilt. Auch iſt die Meriſſa ſo nahrhaft daß viele Leute daneben nur wenig andere Koſt genießen.

Dieſes Hirtenvölkchen führt übrigens das glücklichſte Tagediebleben, da die Beſorgung der Heerden wenig Mühe koſtet. Auch die Feldarbeit iſt gering, und da ohne Düngung der leichte Sand ſchon im zweiten Jahr erſchöpft iſt, ſo wählt man im dritten ſich eine neue Flur. In gewöhnlichen Zeiten gilt das Ardeb, ein Maß von fünf engliſchen Buſcheln, nur zwei Shilling; kommt aber der Mißwachs, dann gehen die Preiſe hinauf bis auf fünf Pfd. St. das Ardeb, alſo auf das 50fache. Die Haſſanjeh leben mit ihren Nachbarn den Bagara, ſüdlicher am weißen Nil, in gegenſeitiger Fehde, das heißt der eine beſtiehlt den andern um Vieh. Einmal ſoll es vorgekommen ſeyn daß ſich eine Haſſanjehbande an der Gebietsgränze gegen Abend in einen buſchigen Hinterhalt legte, und bald von dem Anblick einer vorübergehenden Heerde der Bagara erfreut wurde. Da die Viehtreiber nur zu Fuß waren, ſo gelang es den berittenen Haſſenjeh leicht ſie in die Flucht zu ſchlagen und während der Nacht ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Groß war aber der Verdruß am andern Morgen als die Haſſanjeh das Vieh als ihr Eigenthum erkannten und bald Leuten ihres Stammes begegneten, die den Bagara vom vorigen Abend nachfolgen wollten, um ſie mit der geſtohlenen Heerde wieder einzuholen.

Jomards Bericht über Hrn. Guinnards Gefangenſchaft unter den Araucariern.

(Bulletin de la Société de Géographie.)

Im Jahr 1855 von Paris abgereist, ſchiffte ſich Hr. Guinnard nach Montevideo ein, und begab ſich hierauf nach Buenos-Ayres, wo er ſeinen Zweck aber nicht erreichte; er entſchloß ſich nach Roſario zu gehen, wo er mehr Hülfsquellen zu finden hoffte; allein da er keinen Führer gefunden hatte, bloß von einem Reiſegefährten begleitet war, und überdieß im Wege ſich täuſchte, ſo ſchlug er die Richtungen nach Weſten, Süden und Südweſten ein. Auf ihrer Wanderung durch das Gebiet der Indianer irrten ſie 22 Tage umher, kamen über die Sierra Ventana, bemerkten Indianer-Stämme in ihren Lagern an den Seen, ſetzten über den Rio Colorado, dann über den Rio Negro, und gelangten endlich zu den Poyutſchen und Puelſchen, unſern eines Sees Trapial-Lafquen, der, ungefähr in der Breite von Chiloë, den Fuß der Cordillere der Anden beſpült; ſie waren von Hunger, Durſt und Mühſalen entkräftet, wund an den Füßen und im traurigſten Zuſtande.

Hier nun erwartete ſie eine Kataſtrophe.

Sie ſtießen auf einen Trupp Indianer; von ihnen angegriffen und von ihren Lanzen getroffen, vertheidigten ſie ſich anfänglich, erlagen aber bald der überlegnen Anzahl. Guinnards Reiſegefährte wurde tödtlich verwundet. Er ſelbſt erhielt mehrere Wunden und fiel bewußtlos zu Boden; ſchon wollte man ihm vollends den Garaus machen, als einer ſeiner Henker ſich ins Mittel ſchlug und ihn als Sklaven für ſich forderte, was angenommen wurde. Seiner Kleider beraubt, auf ein Pferd gebunden, die Hände auf den Rücken zuſammengeſchnürt, ward der Sklave ſodann in das Innere des Landes gebracht. Dieſer Vorfall hatte ſich am 2 Juni 1856 zugetragen.

Von dieſem Tag an ſann er unaufhörlich auf Mittel zu ſeiner Flucht: er machte mehrere eben ſo unnütze als gefährliche Verſuche; auf welchem Weg überdieß, in welcher Richtung konnte er entweichen? Er war der Gegenſtand der ſtrengſten Beaufſichtigung, und konnte keinen Schritt thun ohne daß man ihm folgte. Er erzählt ſogar daß man ihn während des Schlafs berührte, um ſich von ſeiner Anweſenheit zu überzeugen. Er faßte endlich den Entſchluß ſich in Geduld zu fügen und ſich an ſeine traurige Lage zu gewöhnen; er nährte ſich von der Nahrung der Indianer, d. h. von rohem Fleiſch, kleidete ſich wie ſie, kurz lebte nach ihrer Lebensweiſe und folgte ihnen auf ihren Ausflügen. Glücklicherweiſe benützte er ſeinen mehr als dreijährigen Aufenthalt bei dieſen wilden Völkerſchaften um ihre Sprache zu erlernen, ihre Sitten zu ſtudieren, ihre Gewohnheiten und die Beziehungen der Stämme unter einander zu beobachten. Die beſtändigen Beſuche der Patagonier, welche Verbindungen mit dieſen Indianern haben, gaben ihm Gelegenheit dieſen berühmten Menſchenſchlag genau kennen zu lernen, deſſen gewöhnliche Körpergröße er auf ungefähr 6 Fuß ſchätzt.

Er war bei den Indianern zu einem beſchwerlichen Dienſte gezwungen, ſeine Hauptbeſchäftigung aber war das Viehhüten. Dieſe Menſchen haben bekanntlich viele Pferde, und einem Pferd mußte er ſeine Rettung verdanken.

Im Monat Auguſt 1859 ergriff er einen günſtigen Augenblick, und entwich auf einem reißendſchnellen Pferd; er ſchlug die Richtung nach Mendoza ein. Als ſein Pferd verſchwunden war, gelangte er im Monat October zu Fuß nach Mendoza. Am 15 Aug. war er in Rio Quarto oder Rio Quinto; von da wandte er ſich nach der Cordillere, überſchritt den Col von Uspayato, und traf im December in Quillota ein; endlich erreichte er im Monat März 1860 Valparaiſo — in welchem Zuſtand aber, das läßt ſich denken.

Der franzöſiſche Conſul nahm unſern jungen Landsmann, der ſechs Monate in Valparaiſo lebte, edelmüthig auf. Ein nach Europa zurückkehrendes franzöſiſches Schiff nahm ihn im Monat September 1860 mit, und er traf endlich, nachdem er das Cap Horn umſegelt hatte, im verfloſſenen Monat Januar, zwar wohlbehalten, aber mit einer durch grauſame Mühſale und zahlloſes Ungemach, deſſen Schilderung wir übergehen, erſchütterten Geſundheit in Rochefort ein. Er war am 3 Jun. 1856 von den Poyutſchen in die Sklaverei geſchleppt worden; im Auguſt 1859 entwichen, iſt er daher drei Jahre und drei Monate in Gefangenſchaft geweſen.

Digitized by Google

Man wird fragen welches die Ergebniſſe der Beobachtungen unſers jungen Reiſenden ſind: ſonder Zweifel ſind es keine poſitiven, mittelſt wiſſenſchaftlicher Inſtrumente erzielten Beſtimmungen. Dennoch werden ſie die Geographie mit einer Menge von Stämme-Namen, deren Genauigkeit, ſo zu ſagen, durch die der bereits bekannten Namen gewährleiſtet iſt, ſodann mit einer Anzahl von Süß- und Salzwaſſerſeen bereichern, die ihre Stelle auf den Karten von Südamerika finden werden. Man kann ferner die Straße citiren welche aus der Umgegend von Roſario nach der Cordillere der Anden bis an den Col von Uspayato führt; dieſer Weg wird täglich von einer großen Anzahl Perſonen eingeſchlagen welche ſich von Buenos-Ayres nach Valparaiſo begeben. Endlich iſt eine wichtige Acquiſition die eines Vocabulars das man aus den Noten und dem reichen Gedächtniß des jungen Reiſenden ſchöpfen kann. Bekanntlich hat die Sprache der Indianer-Patagonier viele Gutturallaute. Die verſchiedenen Mundarten Südamerika's ſind von den Schriftſtellern als abgeſonderte betrachtet worden. D'Orbigny hat diejenigen hervorgehoben welche den verſchiedenen Zweigen angehören. Nach dem Zeugniß Hrn. Guinnards ſollen aber die verſchiedenen Stämme eine und dieſelbe Sprache ſprechen; eine ſehr einfache Bemerkung dürfte indeß dieſe ſcheinbare Identität erklären, der Gebrauch gewiſſer Wörter welche herumſchweifenden in beſtändiger Berührung mit einander lebenden Stämmen gemeinſchaftlich ſind.

Endlich verdankt man unſerm Reiſenden auch, zum Theil wenigſtens, eine Schilderung der religiöſen Anſchauungen dieſer Völkerſchaften. Sie verehren, ſagt er, einen guten und einen böſen Geiſt; an letzteren allein aber richten ſie ihre Gebete, indem ſie ſagen die Güte des andern überhebe die Menſchen des Gebets zu ihm.

Miscellen.

Der größte Kamin der Welt iſt voriges Jahr von Duncan Macfarlane für die chemiſche Fabrik der HH. Townſend in Port Dundas erbaut worden. Er mißt 468 Fuß engl. vom Grund und 454 Fuß über dem Boden, iſt rund und hat äußerlich am Fuße einen Durchmeſſer von 32, an der Spitze einen von 14 Fuß. Es iſt das höchſte Bauwerk der Erde nach der Pyramide von Ghizeh, dem Straßburger Münſter und der Wiener Stephanskirche. (Builder.)

*

Angeblicher Urſprung von Verſchiedenheit der Hautfarben. Wir finden folgende ſonderbare und uns ſehr zweifelhafte Angabe im Year book of facts for 1861. Hr. Abbadie ſoll dem berühmten Director des naturwiſſenſchaftlichen Muſeums Hrn. Quatrefages die Mittheilung gemacht haben, daß die dunkle Hautfarbe eine Folge der Nahrung ſey, denn in Nubien habe er Neger (?) getroffen, die in Folge ausſchließlicher Fleiſchkoſt ſo hellfarbig geweſen ſeyen als Europäer. In Algerien habe man ſchon längſt beobachtet daß die Fleiſcher, gemeinlich Neger von Kalu, von den europäiſchen Anſiedlern ſich nicht mehr durch die Hautfarbe, ſondern nur noch durch ihr wolliges Haar unterſcheiden.

*

Neuere antiquariſche Funde in Griechenland. Da ich vor einiger Zeit der Auffindung eines reichen Schatzes von Silbermünzen gedachte, ſo halte ich es nicht unwichtig eines andern, jedoch von viel unbedeutenderem Werthe zu erwähnen und den Freunden der Archäologie zur Kenntniß zu bringen. In einem Dorfe des Demos Tegea bei Tripolitza wurden in einem Acker beim Bearbeiten desſelben zwei kleine thönerne Vaſen aufgefunden die voll von alten helleniſchen Kupfermünzen waren und über ſechs Okken an Gewicht betrugen. Die meiſten waren in gutem Zuſtande, viele jedoch durch den Zahn der Jahrhunderte in einem ſehr oxydirten Zuſtande. Als Emblem dieſer Münzen war auf einer Seite das Bruſtbild eines Mannes, auf der andern ein Schütze (Τοξότης) mit der Aufſchrift Tegea. Andere dieſer Münzen hatten als Emblem ein Pferd und wieder andere den Kopf einer Frau. Alle ſcheinen der Stadt Tegea angehört zu haben. Durch die Ausgrabungen in und um Athen wurden wieder neue Schätze für die archäologiſchen Sammlungen aufgefunden. Auf der neuen Straße vom Piräeus nach Athen wo ſich der Kerameikos befand, wurden prachtvolle Statuen und Grabmonumente, die bemalt waren, aufgefunden. Da die in Athen exiſtirende archäologiſche Geſellſchaft die Ueberreſte des Alterthums anzukaufen beſchloſſen, ſo werden täglich koſtbare alte Vaſen, die in letzterer Zeit angefangen haben ſehr ſelten zu werden, eingeſandt, und große Schätze finden ſich ſeit kurzer Zeit in dem Muſeum angehäuft; unter anderen ſeltenen Gegenſtänden wurde eine Thonvaſe angekauft, die ſeltene Goldverzierungen und Farben an ſich trägt. Die in Athen exiſtirende École Française hatte die Erlaubniß erhalten in Delphi Ausgrabungen zu machen um einen Plan des delphiſchen Tempels, des koloſſalen Apollo-Tempels, eines der größten griechiſchen Tempel — der von außen doriſcher und von innen joniſcher Ordnung war, und zu den ſchönſten Monumenten griechiſcher Kunſt gehörte — aufnehmen zu können. Zur Zierde der Minervenſtadt gehören die verſchiedenen Tempel, vor allen die Thürme des Aeolus, der Porticus des Hadrian, das Gymnaſium des Ptolemäus, die Poikile Stoa, das Denkmal des Lyſikrates, wahrſcheinlich auch das Prytaneon, das Theater des Herodes, die Pnyx, die nun nach Tauſenden von Jahren, von dem darauf gelegenen Schutte befreit, gleich einem Phönix von allen Fremden mit Bewunderung angeſtaunt werden. Den Impuls zu allen dieſen Ausgrabungen, die mit unbegreiflichen Schwierigkeiten verbunden ſind, hat man unſrem kunſtſinnigen und mit ſo kräftigem Willen ausgeſtatteten Könige zu verdanken.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 23. Augsburg, 2 Juni 1861.

Die Revolution in den Vereinigten Staaten.

1. Fort Sumter.

Einer der ersten Schritte Lincolns nach Antritt seiner Präsidentschaft mußte die Lösung der Fort Sumter-Frage seyn. Wohl muß er die Demüthigung gefühlt haben welche den Vereinigten Staaten durch Aufgeben dieses festen Platzes im Hafen von Charleston widerführe, allein Dank der verrätherischen Nachlässigkeit Buchanans, mit welcher dieser die Verstärkung dieses wichtigen Punktes im Süden verabsäumte, hatten die Rebellen volle drei Monate Zeit rings um das Fort Batterien zu errichten und überhaupt eine solche feste Stellung einzunehmen, daß es den Vereinigten Staaten nur mit Hülfe einer bedeutenden Flotte, und jedenfalls nur mit ungeheuern Opfern möglich gewesen seyn würde in den Hafen einzudringen. Ueberdieß mußte Lincoln alles vermeiden was den Ausbruch eines Kampfes zur Folge haben konnte, wollte er nicht noch andere Staaten zum Abfall von der Union reizen, und somit den Aufstand einen immer drohenderen Umfang nehmen lassen. Die scheinbare Unthätigkeit welche dem Präsidenten in den ersten Wochen seiner Verwaltung vorgeworfen wurde, war lediglich durch den äußerst schwierigen Stand der Verhältnisse geboten.

Mittlerweile erhielt Major Anderson, der Commandant von Sumter, Auftrag mit den Militärbehörden Charlestons Verhandlungen anzuknüpfen, da die Vereinigten Staaten den Platz wenigstens nicht ohne alle Bedingungen aufgeben wollten. Anderson schlug vor mit seiner Garnison abzuziehen, und nur zum Schutz des Eigenthums der Vereinigten Staaten zwei Mann und einen Corporal zurückzulassen, wodurch der Vorwand beseitigt würde daß Fort Sumter je dem Hafen von Charleston gefährlich werden könne, andererseits aber der Punkt wenigstens in scheinbarem Besitz der Union bliebe. Wahrscheinlich sollten die Secessionisten sich verpflichten nie denselben mit ihren Truppen zu besetzen und diese drei Mann ganz unbelästigt zu lassen. Dieß stimmte indeß mit den Ansichten des Generals Beauregard, des Befehlshabers der Charlestoner Militärmacht, nicht überein. Dieser verlangte daß die Flagge der Vereinigten Staaten salutirt und dann heruntergenommen werde, hierauf eine förmliche Uebergabe des Forts vom Gouvernement der Vereinigten Staaten an das „Gouvernement" der „Südlichen Conföderation," worauf deren Palmetto-Flagge aufgezogen und salutirt werden solle. Dieß wäre von Seiten der Vereinigten eine rechtmäßige Anerkennung der Existenz einer südlichen Conföderation gewesen, und wurde selbstverständlich entschieden zurückgewiesen.

So standen die Sachen Anfangs April, als Beauregard Anderson eröffnete daß falls er dem Verlangen der Secessionisten nicht entspräche, jede Verbindung zwischen Charleston und Fort Sumter abgeschnitten, und selbst die bis dahin erfolgte Lieferung der Lebensmittel eingehalten werden solle. (Wie bekannt, war ja das Fort in keiner Hinsicht auf eine Belagerung eingerichtet, und nicht einmal mit Proviant für die kleine Besatzung versehen.) Ein gleiches wurde durch Oberst Lamon als Ultimatum dem Gouvernement in Washington mitgetheilt, welches aber die Bedingungen der Uebergabe nach einer abgehaltenen Cabinetssitzung nochmals einstimmig verwarf, und zugleich Beauregard und dem Gouverneur von Süd-Carolina, Pickens, melden ließ daß unter den obwaltenden Umständen die Vereinigten Staaten selbst Fort Sumter verproviantiren müßten, und zwar entweder friedlich oder mit Gewalt. Zu derselben Zeit ergieng die Ordre nach New-York mehrere Transport- und Kriegsschiffe aufs schleunigste auszurüsten, was in dieser Stadt, wo das Vorhergehende gänzlich unbekannt war, eine ungeheure Aufregung hervorrief.

Pickens war schnell entschlossen dem Gouvernement in Washington zuvorzukommen. Er ließ Anderson auffordern Sumter augenblicklich zu räumen, wobei ihm von der südlichen Conföderation alle Bequemlichkeiten zur Wegschaffung der Garnison mit deren sämmtlichen Waffen und Eigenthum geboten werden solle; falls er darauf nicht eingienge, würden die Batterien nach einer gewissen Zeit ihr Feuer auf das Fort eröffnen. Anderson erwiederte daß ihm weder seine eigene Ehre noch die Verpflichtungen gegen seine Regierung ein Eingehen auf diesen Vorschlag erlaubten. Uebrigens werde er wahrscheinlich den ersten Schuß abwarten, und falls das Fort

Digitized by Google

nicht vorher zusammengeschossen würde, müsse die Garnison in wenig Tagen ausgehungert seyn. In Folge dieser letzten Bemerkung sandte Beauregard nochmals eine Botschaft an ihn, um zu fragen an welchem Tage er den Platz zu räumen gedenke, und ob er sich verpflichten wolle während der Zeit keinen Schuß zu thun, vorausgesetzt daß er nicht angegriffen würde. Diese Anfrage wurde ihm am 12 April früh halb 2 Uhr gestellt, und nach einer Berathung mit seinen Officieren ertheilte Anderson die Antwort, er wolle Sumter am Mittag des 15 räumen, sofern er nämlich keinen Proviant oder Gegenordre von seiner Regierung erhielte; er wolle weiter seine Batterien nicht eröffnen, vorausgesetzt daß die conföderirten Truppen nicht auf die Flagge seines Landes schössen oder sonst feindliche Absichten zeigten. Beauregards Erwiederung war, daß er nach Verlauf einer Stunde mit dem Bombardement des Forts Sumter beginnen werde.

Fort Sumter erhebt sich in Gestalt eines unregelmäßigen Fünfecks auf einer künstlichen Insel am Eingang des Hafens von Charleston, $3^3/_8$ englische Meilen von der Stadt entfernt. Die Insel hat eine Sandbank zur Grundlage, und die Festungswerke sind auf einer mit außerordentlichem Aufwand von Zeit und Kosten geschaffenen Unterlage von Granitblöcken, die erst aus nördlichen Steinbrüchen hierher gebracht werden mußten, gebaut. Die Wälle steigen dicht am Wasserrand in die Höhe, und sind zwischen 12 und 8 Fuß dick und 60 Fuß hoch; sie haben auf der Nord-, Ost- und Westseite Oeffnungen für drei Geschützreihen, von denen die beiden untern in bombenfesten Casematten liegen, die obere hinter Barbetten. Die Südseite des Forts ist die schwächste, und hier allein eine Landung möglich. Fort Sumter soll 140 Geschütze von allen Kalibern führen, und kann in Kriegszeiten eine Besatzung von 600 Mann aufnehmen. Zur Zeit als es Anderson besetzte (im December vorigen Jahrs), war es nahe im Bau vollendet, und man hatte seitdem alles gethan um es in möglichst guten Vertheidigungsstand zu setzen, doch waren bei Beginn des Kampfes erst 75 Geschütze in Position gebracht, und auch diese waren zum Theil unnütz, indem die ganze Garnison aus nicht mehr als 79 Mann und 30 Arbeitern bestand, welche letztere selbstverständlich beim Bedienen der Geschütze wenig helfen konnten. Die Süd-Caroliner waren von der Schwäche des Forts sehr wohl unterrichtet, wagten indeß doch erst nach kolossalen Vorbereitungen den Angriff.

Die feindlichen Batterien umgaben Sumter von allen Seiten. Gegenüber in einer Entfernung von $1^1/_8$ engl. Meilen lag zunächst Fort Moultrie, eigentlich bloß eine aus 11 schweren Geschützen und mehreren Mörsern bestehende Batterie, die durch 15—16 Fuß dicke Wälle, von vorn geschützt, oben aber nicht bedeckt war. Bekanntlich hielt Anderson dieses Fort besetzt, ehe er nach Sumter übersiedelte. Auf der entgegengesetzten Seite, nur $^3/_4$ Meile (1150 Yards) entfernt, lag Cummings Point mit der sogenannten eisernen Batterie. Dieselbe bestand aus einem aus starken Balken in Dachform errichteten Werke, das, mit eisernen Schienen bedeckt, so fest construirt war um den schwersten Kugeln zu widerstehen, indem diese das etwa 30 Grad geneigte Dach nur unter einem stumpfen Winkel, also mit bedeutend geschwächter Kraft treffen konnten. Das Werk hatte drei Geschützöffnungen, die mit den schwersten eisernen Schließern versehen waren und durch die Mündungen der Kanonen vollständig ausgefüllt wurden, während der Rückschlag des Geschützes nach dem Abfeuern ein sofortiges Schließen erlaubte. Diese Batterie bestrich die schwache Südseite von Sumter. Im Westen, $1^1/_4$ Meile weit ab, war eine andere durch Sandhügel gedeckte Batterie, die den Namen Fort Johnson führte; im Nordwesten, $2^3/_8$ Meilen entfernt Schloß Pinckney mit zwei Geschützreihen von zusammen 25 Kanonen, die untere Reihe in bombenfesten Casematten, die obere hinter Barbetten. Im übrigen war jeder benutzbare Punkt im Hafen befestigt, so daß die Zahl der Batterien 19 betrug. Noch ist eine aus vier schweren Geschützen bestehende schwimmende Batterie zu erwähnen. Dieselbe war aus Palmetto-Stämmen construirt und vorn mit sechsfachen eisernen Platten bedeckt. Die Schießwand hatte eine Stärke von vier Fuß und war geeignet die schwersten Kugeln abzuhalten. Diese Batterie lag nördlich von Sumter geankert. Es ist zu bemerken daß die Stadt Charleston nicht im Schußbereich von Fort Sumter lag. Der einzige für tiefgehende Schiffe in den Hafen führende Canal läuft zwischen Sumter und Fort Moultrie hindurch näher dem letztern. Den äußern Eingang zum Hafen deckte die befestigte Insel Morris Island.

Beauregard hielt Wort. Am 12 April früh halb 5 Uhr begann auch ein Bombensignal von Fort Johnson die Beschießung von allen Seiten, anfangs nur mit Bomben, nach Anbruch des Tages aber auch mit Kugeln, und die Wirkung derselben zeigte sich bald innen sowohl als außen. Anderson theilte sein kleines Commando, das durch die vorhergehende dreimonatliche Belagerung schon geschwächt war, in drei Abtheilungen und begann das Feuer gegen 7 Uhr zu erwidern. Die Kanonade wurde den ganzen Tag über von beiden Seiten lebhaft unterhalten, doch konnte Anderson nicht mehr als drei 42Pfünder und sieben 32Pfünder ins Feuer bringen. Die oberste nur durch eine Brustwehr gedeckte Geschützreihe mußte sehr bald aufgegeben werden, da die zahlreich auf die Plattform fallenden Bomben die kleine Besatzung ohne Zweifel bald reducirt hätten, und hier war der Verlust eines einzigen Mannes von Bedeutung. Anderson zog deßhalb die Mannschaft in die Casematten zurück und setzte von dort aus das Feuer fort. Die Beschädigungen am Fort Sumter während des ersten Tages waren nicht von großer Bedeutung, und nirgends war eine Bresche geschossen. Die Brustwehr der obern Geschützreihe war mehrfach umgebrochen und mehrere Geschütze demolirt, sowie die hölzernen Officierswohnungen im Innern des Forts bedeutend beschädigt worden. Von der Mannschaft war niemand verwundet. Das Feuer wurde mit beginnender Dunkelheit eingestellt, während es von den feindlichen Batterien die ganze Nacht über fortgesetzt wurde.

Am folgenden Morgen setzte eine Bombe von Fort Moultrie die hölzernen Quartiere von Sumter in Brand, und da der Feind das Umsichgreifen desselben durch glühende Kugeln beförderte, wurde es bald unmöglich das Feuer zu löschen, welches sich rasch bis in die Nähe der Pulvermagazine

Digitized by Google

fortsetzte und binen kurzem eine Explosion herbeiführen mußte. Der größte Theil der Mannschaft mußte jetzt dazu verwandt werden die Pulverfässer aus den Magazinen unter die Casematten zu rollen, doch nachdem man 90 Stück glücklich in Sicherheit gebracht hatte, nahm die Hitze so überhand daß der Rest nicht zu retten war; das Magazin wurde deßhalb verschlossen und Erde um die Thüre aufgehäuft. Der Rauch drang nun in alle Theile des Forts und machte die Luft zum Ersticken, so daß die Leute ihre Gesichter fortwährend mit nassen Tüchern umhüllen mußten. Die Hitze wurde endlich so fürchterlich daß die Pulverfässer selbst in den Casematten gefährlich schienen, und Anderson befahl alle bis auf vier, welche mehrmals in nasse wollene Decken gehüllt wurden, durch die Geschützöffnungen in die See zu werfen. Während der ganzen Zeit setzten alle feindlichen Batterien ihr Feuer mit größter Heftigkeit fort, während dasselbe von Sumter aus nur schwach erwidert werden konnte. Der Flaggenstock, der bis dahin die stolzen Sterne und Streifen, die amerikanischen Nationalfarben, getragen hatte und eine Zielscheibe der Kugeln des Feindes war, wurde um diese Zeit zerschossen und die Flagge fiel herunter. Sofort sprang ein Officier, Lieutenant Hall, hinzu und befestigte sie unter dem heftigsten Feuer auf dem Walle. Auch das Hauptthor, unter welchem eine Mine gelegt war, gerieth in Brand, und die Besatzung von Fort Sumter war durch die übermäßigen Anstrengungen bis aufs äußerste erschöpft. Die letzte Stunde schien über die muthigen Vertheidiger der Flagge ihres Landes hereingebrochen!

Während die Besatzung mit Anwendung ihrer letzten Kräfte die Flammen zu dämpfen bemüht war, und die Kanonade von Fort Moultrie und den übrigen Batterien ununterbrochen fortdauerte, unternahm es ein feindlicher General auf Morris Island, Namens Wigfall, dem Kampf auf eigene Hand ein Ziel zu setzen. Ungeachtet alles Abrathens seiner Umgebung bestieg er mit drei Schwarzen ein kleines Boot und befahl diesen ihn nach Fort Sumter zu rudern. Er hatte ein weißes Tuch an seinen Säbel gebunden, als er aber in die Nähe des Fort Moultrie kam, feuerte dieß sehr heftig auf ihn, indem die kleine Flagge in der Entfernung nicht zu erkennen war und man dort den Charakter des Boots nicht ahnte. Unverletzt landete Wigfall indeß an dem Werft von Sumter und gelangte durch eine Stückpforte in das Innere. Hier fand er drei Officiere der Garnison, stellte sich ihnen als Abgesandter des Generals Beauregard vor und verlangte Major Anderson zu sprechen. „Laßt uns den Kampf aufgeben," rief er aufgeregt, „Euer Fort steht in Flammen und Eure Flagge ist herunter!" — „Nein," erwiderte ihm der Lieutenant Davis, „unsere Flagge weht noch auf dem Wall, wie Ihr sehen könnt."

„Hier ist eine weiße Flagge," sagte Wigfall, „will sie jemand heraushalten?"

„Nein," entgegnete Davis, „wir ziehen keine weiße Flagge auf, „wenn Sie wünschen daß Ihre Batterien zu feuern aufhören sollen, so halten Sie die Flagge selbst hinaus."

„Gut denn!" sagte Wigfall, und sprang in die Oeffnung, doch dauerte das Feuer ununterbrochen fort, und Davis befahl einem Corporal der Garnison General Wigfall von seinem Posten abzulösen, indem es ja nur dessen eigene Flagge sey. Der Corporal übernahm die Flagge, nichtsdestoweniger schlugen die Kugeln rings um ihn ein, und Wigfall ersuchte Davis die Fahne von den Wällen wehen zu lassen, was dieser unter der Bedingung daß es nur während der Zeit einer Unterredung zwischen ihm und Anderson geschehen solle, zugab.

In diesem Augenblicke kam Anderson herbei, und Wigfall erklärte ihm daß General Beauregard dem Kampf ein Ende zu machen wünsche und deßhalb die Bedingungen wissen wolle, unter denen Anderson den Platz räumen würde. Nach einigem Bedenken erwiederte Anderson daß er das Fort, unter denselben Bedingungen unter welchen er es vor Beginn des Bombardements habe aufgeben wollen, räumen werde.

„Dann ist das Fort unser," sagte Wigfall und fuhr in seinem Boote zurück, während die weiße Flagge auf Sumter blieb.

Kurze Zeit darauf langte ein anderes Boot unter weißer Flagge mit mehreren Officieren an, welche ebenfalls erklärten daß sie von General Beauregard gesandt seyen um Anderson bei Löschung des Feuers in Sumter Hülfe anzubieten. Es war dieß jedenfalls eine sehr delicate Aufforderung zur Uebergabe. Anderson dankte, und erwiederte daß er so eben mit Beauregard die Uebergabe abgeschlossen habe. Die Abgesandten blickten einander voll Erstaunen an, und fragten: mit wem? Anderson ahnte daß hier nicht alles richtig sey, und sagte daß sich General Wigfall für einen Boten Beauregards ausgegeben und ihm Vorschläge zur Räumung des Forts so eben gemacht habe. Nach leiser Unterredung erklärten die Abgesandten daß Wigfall Beauregard seit zwei Tagen nicht gesehen habe, und ersuchten zugleich Anderson, seine Unterredung mit ersterem ihnen schriftlich zu wiederholen um sie Beauregard vorlegen zu können. Inzwischen war von diesem aber eine weitere Commission abgesandt worden, welche Anderson die Uebergabe von Sumter zu den vor dem Kampfe vorgeschlagenen Bedingungen anbot. Anderson nahm dieselben an.

Am folgenden Morgen legte ein Dampfer von Charleston vor dem Fort an um die Garnison wegzuschaffen. Nach einem Salut von 50 Kanonenschüssen wurde die amerikanische Flagge heruntergenommen, und die Soldaten marschirten mit ihr unter klingendem Spiele aus Sumter, um sich einzuschiffen. Bei dem letzten Salutschusse ereignete sich der bedauerliche Unfall daß das Geschütz sprang und einen Mann augenblicklich tödtete sowie drei andere verletzte.

Vor dem Hafen von Charleston lag der Vereinigte Staaten Dampfer Baltic mit drei kleinen Kriegsschiffen, dem „Pawnee," der „Harriet Lane" und dem „Pocahontas;" dieß war die Flotille welche Fort Sumter verstärken sollte. Das Gouvernement in Washington mag wohl noch die Hoffnung gehegt haben daß dem Proviantdampfer der Eintritt in den Hafen gestattet würde, da es sonst unbegreiflich seyn muß, warum die Expedition nicht in ganz anderem Maßstabe ausgerüstet wurde. Und daß diese Schiffe bei einem Versuche die Einfahrt mit Gewalt zu erzwingen Fort Sumter nie er,

Digitized by Google

reicht haben würden, ist zweifellos, indem sie vorher eine Gasse der stärksten Batterien in größter Nähe passiren mußten und selbst, bei Sumter angelangt, dem Feuer von Fort Moultrie bloßgestellt waren. Der Plan aber Verstärkungen in Booten während der Nacht herein zu bringen, scheiterte in der ersten Nacht an der stürmischen Witterung, und in der zweiten war es bereits zu spät. So waren die Dampfer, die übrigens auch erst nach Eröffnung des Bombardements vor Charleston eintrafen, genöthigt unthätig vor dem Hafen liegen zu bleiben. Anderson kehrte mit seinem Commando in dem Dampfer Baltic nach New-York zurück.

Fort Sumter ist nach dem Urtheile Sachverständiger bis aufs äußerste vertheidigt worden, und die Uebergabe erfolgte erst dann als alle Mittel zur Fortsetzung des Kampfes erschöpft waren. Wohl machten die ersten von den Secessionisten entstellten Nachrichten davon einen niederschlagenden Eindruck in New-York und dem Norden der Vereinigten Staaten überhaupt, ja einzelne Stimmen nannten Anderson sogar einen Verräther, als aber die Einzelheiten des Kampfes und die ausgezeichnete Tapferkeit der kleinen Besatzung gegenüber einer erdrückenden Uebermacht bekannt wurde, machte diese Stimmung einer enthusiastischen Anerkennung Raum, und alles war gespannt den Helden persönlich zu sehen.

Am 18 April, einem prächtigen Frühlingstage, wurde gegen Mittag die „Baltic" im New-Yorker Hafen signalisirt. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Stadt, und die Batterie und alle in der Nähe befindlichen Docks waren bald dicht von Menschen gefüllt. Als nun das schöne Schiff, die Fort-Sumter-Flagge von seinem Hauptmaste wehend, langsam und majestätisch die herrliche Bay herauf dampfte, und unter dem Donner der Kanonen vor der Stadt Anker warf, brach unter der versammelten Menge ein endloser Jubel aus, und Hurrah auf Hurrah stieg für die Helden von Sumter in die Lüfte. Nur mit vieler Mühe konnte sich der Major Anderson einen Weg durch die Menge bahnen.

Ueber den Verlust der Secessionisten bei dem Kampfe ist bis jetzt durchaus nichts zuverlässiges bekannt geworden; sehr lächerlich klangen indeß die Berichte aus Charleston, daß niemand dabei getödtet oder verwundet wurde. Zuverlässige Quellen berichten die Zahl der Todten in Fort Moultrie allein als sehr bedeutend, und den Soldaten sey bei Todesstrafe verboten worden irgend welche Mittheilungen darüber zu machen. Und wäre dieß auch nicht wahr, so spricht der folgende Bericht eines Besuchers von Fort Moultrie, mehrere Tage nach dem Bombardement, in überzeugender Weise von den Wirkungen der Kugeln Andersons. Wir bemerken daß diese Beschreibung aus einer in Charleston erscheinenden Zeitung genommen ist, die also bestimmt nicht zu viel sagt:

„Das von Fort Sumter unterhaltene furchtbare Feuer hat große Verwüstungen angerichtet. Wenn man in das Fort eintritt, so fällt das Auge auf Stellen wo die Wälle und gewölbten Gänge der Art zerschmettert sind, daß Oeffnungen von der Größe eines Fensters gebildet wurden. An andern Stellen gewahrt man die Splitter vom Gebälke, die Fetzen von Zimmerdecken und Wänden herabhängen, als wollten sie jeden Augenblick Einsturz drohen, während man durch ein Loch im Dache den freien Himmel sehen kann. Es würde eine schwere Aufgabe seyn die Kugeln alle zu zählen die an diesem Fort ihre Wirkung gethan haben. Alle Officiers-Quartiere fanden wir von 7, 8 bis 10 Kugeln, die durch das Dach und den ganzen Bau geschlagen, durchbohrt. Die Westmauer des obern Balcons war total zertrümmert. Die Barracken der Mannschaft wurden fast der Erde gleich gemacht. Der Ofen für Glühkugeln wurde viermal getroffen; durch die Flagge der conföderirten Staaten giengen drei Schüsse, durch die Palmetto-Flagge vier. Die Außenseiten der Wälle zeigten nicht weniger als 100 Schußmarken. Arbeiter sind gegenwärtig beschäftigt den Schutt und die Trümmer aufzuräumen. Es wird nothwendig werden die alten Wälle niederzureißen und neue zu errichten u. s. w." Dann fährt dasselbe Blatt fort die Namen einiger zwanzig Leute zu nennen, deren Häuser und Landsitze ganz oder zum Theil in Ruinen gelegt wurden, ein Glück sey es noch gewesen daß Anderson keine glühenden Kugeln geworfen habe."

Wenn man noch bedenkt daß die Batterien der Secessionisten sehr stark bemannt waren, so erscheint das Weglängnen jedes Verlustes an Mannschaft sehr ungereimt!

John Pethericks Reisen und Entdeckungen am weißen Nil und im äquatorialen Afrika.

2. Kordofan.

Bei dem Dorf Abu Garad betrat Petherick das kordofanische Gebiet, und wurde von dem türkischen Zollbeamten freundlich und gastfrei empfangen. Das Land selbst ist höchst eintönig. Endloser Sand bedeckt mit strohfarbigen, trockenen Kräutern der nämlichen Art, dicke Dornenbüsche von Mimosen, und hie und da ein Tamarindenbaum majestätisch in der Einsamkeit, gelegentlich ein Geier auf dem höchsten Wipfel oder in der Luft kreisende Adler, sowie endlich die sechs Fuß hohen Hügel der weißen Ameisen gehörten zu den beständig wiederkehrenden Gegenständen des landschaftlichen Bildes. Neun Zehntel der Bäume erzeugen Gummi, und solange die ägyptische Regierung diesen Artikel noch monopolisirte, zog sie einen unerhörten Gewinn von dem Product. Der Cantar (100 Pfd.) war in Kairo 36 fl. werth und kostete dem Fiscus nur 3 fl. für das Einsammeln, 6 fl. für die Fracht und etwa 36 kr. an anderen Spesen. Gesammelt wird das Harz nur während der heißen Jahreszeit, vorzüglich vom Februar bis Juni, da während der Regenzeit die Bäume nichts ausschwitzen. Seitdem auf Zureden des englischen General-Consuls Hrn. Murray die ägyptische Regierung nach Mehemet Ali's Tode auf ihr Monopol verzichtete, hat sich auch, wie man denken kann, beträchtlicher Wohlstand in Kordofan verbreitet. Eine wichtige Zierde des angebauten Theiles dieses Landes ist der Baobab, oder Homrbaum, wie er genannt wird.

Digitized by Google

Freilich wenn er die Blätter in der trockenen Zeit abgeworfen hat, iſt der plumpe Stamm, der ſich 30 Fuß über den Boden in ungeſchlachte Aeſte theilt, nichts weniger als anmuthig, aber wenn er im Auguſt in rothe Blumen ſich kleidet, entzückt er durch ſeine Schönheit. Die Frucht, an Geſtalt und Form der Cocosnuß gleich, enthält verſchiedene Kammern jede mit einem Kern von der Größe einer Roßbohne und gefüllt mit einem Fleiſch von angenehmer Säure. Ohne dieſe Bäume wären viele Striche von Kordofan nicht zu bewohnen, denn zur Zeit der höchſten Trockenheit zapft man ſie an und ſie leiſten dann die Dienſte von großen Waſſerbehältern.

In Kordofan wurde etwas mehr Aufwand an Kleidung gemacht, wie am weißen Nil. Dirnen begnügen ſich jedoch mit dem Rachat oder Lederfranſengürtel, wenn ſie nicht ſtatt deſſen ſich in eine ſehr durchſichtige Schärpe hüllen. Frauen dagegen tragen einen Schurz und ein ſchärpenartiges Gewand. Bei ihnen lernte Petherick noch eine andere Varietät nubiſcher Bäder kennen, nämlich Rauchbäder, welche wöchentlich zweimal genommen worden. Man ſenkt in der Hütte ein irdenes Gefäß in den Boden, füllt dieſes mit den Spänen aus dem wohlriechenden Holz des Tullachbaumes, welches, entzündet, ohne Flamme unter Ausſtoßung eines ſtarken Rauches fortglimmt, und ſetzt ſich bis zum Kopf in eine wollene Decke eingehüllt über den Topf. Der aufſteigende Rauch verurſacht eine ſtarke Tranſpiration, die man 10 Minuten fortdauern läßt. Der Patient oder vielmehr die Patientin kühlt ſich hierauf langſam ab und macht dann Toilette um in Geſellſchaft zu gehen. Die kordofaniſchen Modedamen nehmen die Bäder auch ſehr häufig in der Art daß ſie den Topf verlaſſen, bevor der Schweiß ausgebrochen iſt, wodurch ſich ihre Haut allmählich mit einer wohlriechenden Schicht bedeckt, die man als etwas ſehr elegantes preiſt. Die Frauen in Kordofan haben im Haus eine beinahe gleiche Stellung mit dem Mann, dem ſie unverſchleiert öffentlich folgen, wenn auch nicht Arm in Arm, doch einen Schritt hinter ihm. Auch iſt ihnen der Verkehr mit fremden Männern gerade ſo wie bei uns verſtattet. Für Fremde wird von wohlhabenden Familien eine eigene Rakuba oder Hütte, wohl auch zwei, abſeits vom Haus erbaut, und der Reiſende kann im Dorf nach Belieben unter den Rakubas wählen, wird auch bis zu ſeiner Abreiſe, die ſich tagelang verzögern kann, mit allen Bedürfniſſen verſorgt und beleidigend wäre es, wenn man dafür eine Entſchädigung bieten wollte. Tanzbeluſtigungen, an denen die Sklaven und Halbblütigen ſich auf gleichem Fuß mit den Freien betheiligten, fehlten auch hier nicht, doch fand Petherick ſowohl als der Effendi, ſein Begleiter, daß die Dirnen der Haſſanjeh doch weit mehr Reize beſeſſen hätten.

Im Orient und zumal in Kordofan fern von jedem Waſſerlauf, iſt der Brunnen das wichtigſte Geräth der menſchlichen Gemeinde. Bei 120 Fuß Tiefe findet man an der Gränze Kordofans gutes Waſſer. Man gräbt beſtändig durch Sand einen röhrenförmigen Schacht, deſſen Wände vom Boden aus ein wenig über dem Waſſerſpiegel durch 20—30 Fuß lange und 1 Zoll dicke Wurzeln von Mimoſen, die ſchraubenartig herumgewunden werden, ihre Einfaſſung erhalten. Bei anderen Brunnen beſteht die Einfaſſung aus feſt zuſammengebundenem Stroh. Die ganze Gemeinde arbeitet an der Einfaſſung und entſchädigt noch beſonders denjenigen, welcher den Brunnen erbohrte. Oben wird der Brunnen mit Baumſtämmen zugedeckt, über dieſe Matten gebreitet und dann Erde darauf geſchüttet, indem man nur in der Mitte eine geringe Oeffnung läßt. Dieſe Brunnen leiſten ihre Dienſte nur drei Jahre, worauf die Leute neue graben müſſen. Die ledernen Schöpfeimer halten etwa eine Gallone Waſſer, und werden immer von je zwei Perſonen abwechſelnd heraufgezogen und in ein hölzernes Gefäß ausgeleert. An dieſes heran ruft der Hirt eines ſeiner Thiere mit Namen, und dieſes, gut abgerichtet, kommt herbei um zu ſaufen. Man gönnt ihm ſo viel bis es geſättigt iſt, was etwa nach dem ſechsten Eimer eintritt. Dann verläßt es den Brunnen, begibt ſich abſeits von der Heerde und läßt ein anderes heran, bis jedes an die Reihe gekommen iſt. Die Thiere werden nur alle anderen Tage getränkt und die Heerden gehen in beſtimmter Reihenfolge zum Brunnen, ſo daß nie ein Streit entſteht.

Jagden auf Gazellen und Straußen, deren Fleiſch nicht bloß eßbar, ſondern ſaftig ſeyn ſoll, kürzten Pethericks Wanderungen von Dorf zu Dorf. Eines der nächſten hieß El Dom, ſo benannt nach den Dum-Palmen, deren Gruppen die 40 oder 50 Hütten der kleinen Gemeinde umgeben. Die Dumpalme iſt der einzige Baum der in der trockenen Zeit wo alles entlaubt ſteht, ſeine Blätter nicht verliert und einen erquickenden Schatten gewährt, zu einer Zeit wo ſelbſt am Abend noch im Schatten 30° R. ertragen werden müſſen. Die Kordofaner ſind fleißiger als es Petherick bei der erſten Bekanntſchaft mit ihnen vermuthet hatte. Das erſte was ein rüſtiger Junggeſell zu erwerben trachtet, iſt ein Kamel. Mit dem Kamel erwirbt er ſchon ſo viel daß er heirathen kann. Mit ſeinen nächſten Erſparniſſen kauft er eine Sklavendirne zur Bedienung für ſeine Frau, dann eine Kuh oder zwei und ein paar Geiſen. Das nächſte Bedürfniß iſt ein männlicher Sklave, der ihm bei dem Feldbau helfen ſoll, dann wird ein zweiter, ein dritter angeſchafft, die Häupter des Viehes erheben ſich zu einem Dutzend, und jetzt iſt der Kordofane ein gemachter Mann, der Feierabend macht wenn er früh Morgens aufſteht und mit den andern Patriziern raucht, Meriſſa trinkt, die liebe Noth der Zeiten beſpricht und die Unerſättlichkeit der ägyptiſchen, oder wie man am Orte ſelbſt ſagt, der türkiſchen Beamten kritiſirt. Gegen die Erpreſſungen dieſer Würdenträger ſo lange ſie im Amte ſind, gibt es dann keinen Troſt als Seufzen und Geduld. Erſt wenn aus Cairo die Abſetzung kommt, dann beginnen unter dem Nachfolger die Proceſſe der Bedrückten gegen den Vorgänger. Die Nacht iſt in Kordofan unbeſtreitbar „die ſchönere Hälfte des Lebens,“ und was auch Burton an den großen Binnenſeen bemerkte, bei Mondnächten iſt der Afrikaner ein umgewandelter Menſch und munter wie der Vogel im Buſch. Dann hört das Tanzen nicht auf vor Mitternacht und die Ausgelaſſenheit kennt keine Gränzen. Die Preiſe der Sklaven waren damals in Kordofan, ſo nahe dem Urſprungsorte dieſes Artikels, begreiflicherweiſe ſehr niedrig. Burſchen von 15—20 Jahren gelten

Digitized by Google

60—96, Mädchen in gleichem Alter 96—144, Kinder von 6—10 Jahren je nach Geschlecht und Schönheit 48 bis 144 fl. Dieß bezieht sich aber nur auf frisch eingebrachte Waare, denn sobald der Sklave abgerichtet worden ist, zahlt man das doppelte, doch werden Sklaven fast nie verkauft sondern wie Familienangehörige betrachtet und behandelt. Kinder traf man damals gerade eifrig mit dem Einsammeln von Gummi beschäftigt, das sie mit langen Stecken von den Bäumen abbrachen. Die harzgebenden Bäume Kordofans gehören nicht zur Mimosa nilotica sondern einer andern Art dieses Genus an, das Gummi ist auch strohfarben und viel werthvoller als das röthliche der Nilmimosen im Sennaar. Kinder können 2 Pfd. im Tage sammeln wofür sie von den Exporteuren 1 Piaster (7½ kr.) erhalten. Viele Familien ernteten genug um damit Steuern zu zahlen und sich noch andere Dinge anschaffen zu können, auch fällt die Gummiernte in die heiße Zeit, also in die Ferien des Feldbaues. Die Kleidung der wohlhabenden Männer besteht in einem weißen Kattunkäppchen und einem weißen Hemd, welches den Nacken eng umschließt und bis auf die Knöchel fällt. Das merkwürdigste daran ist daß die außerordentlich weiten Aermel noch einen Fuß lang über die Fingerspitzen hinausreichen, denn die „Leute von Erziehung und Bildung" in Kordofan lassen nichts von ihren Händen öffentlich sehen, nur daheim streifen sie die Aermel bis zur Achsel zurück. Die jeunesse dorée, an der es auch in Afrika nicht fehlt, trägt sogar drei solcher Hemden gleichzeitig, nämlich am Leib ein weißes, darüber ein hellblaues und äußerlich ein blaues.

Kordofan führt seinen Namen von dem hellen Granitberg Dschebel Kordofan, der zwei deutsche Meilen südöstlich von der Hauptstadt El Obeid (el-Obêd, oder Lobed) einsam die Ebene ein paar hundert Fuß überragt. Der Name soll nubischen Ursprungs seyn, kann aber nicht weiter erklärt werden als daß kan im Nubischen Land bedeutet, gerade so wie Dar im Namen Darfur (Fur-Land). Die Urbewohner waren Nubier oder Nubas, die noch heutigen Tages in voller Reinheit den Dschebel Nuba, ein Berggebiet 10 oder 12 Meilen südlich von Kordofan bewohnen. Frühzeitig wanderten aber Mischlinge aus Arabern und transnilotischen Negern ein, die anfangs mit Kamelzucht beschäftigt, von der großen Sterblichkeit dieser Thiere in Kordofan belehrt, zur Rind- und Pferdezucht übergiengen. Als nun um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Reich Sennaar entstanden war und seine Eroberungen bis zum weißen Nil erstreckt hatte, schickte um 1770 der König von Sennaar, Adlan, einen Feldherrn Scheich Nassib mit 2000 Reitern auch nach Kordofan, wo bisher die einzelnen Stämme in Unabhängigkeit und Fehde gelebt hatten, um mit Hülfe der Schwächeren und Unterliegenden das Land zu unterwerfen, was dem Scheich auch sehr rasch gelang, worauf ihn sein Herr und König zum Melik oder Statthalter Kordofans erhob. Mit dieser Wendung war der kriegerische Sultan von Darfur Ibir [1] Fadl nicht zufrieden, sondern rüstete heimlich. Sein Heer bestand nämlich vorläufig nur aus 200 Mann Neger-Garde-Cuirassieren in blanken Stahl gekleidet und nur mit Schwertern bewaffnet, ferner aus der kriegspflichtigen Jugend des Landes, die mit Schild und Speer als Infanterie dient, endlich aus einer unübertrefflichen leichten Reiterei welche die Beduinen der nördlichen und östlichen Wüsten stellen. Der Sultan schuf sich nun durch Ausfuhrzölle, die er von tunesischen Karawanen erhob, ein Kriegsbudget welches ihm erlaubte in fünf Jahren seine Leibwache um 2000 Pickenreiter zu verstärken. Mit diesen, und begleitet von 3000 Beduinen brach er nach Kordofan auf. Um seine 5000 Reiter auf dem Wüstenmarsch zu versorgen, gab er jedem zwei Kamele mit Wasser und Getreide belastet, so daß man eingerechnet die Kamele für die Sklaven und Treiber gegen 12—15,000 solcher Lastthiere in dem Heereszug zählte. In drei Eilmärschen durch die Wüste erreichten sie Serutsch, den einzigen Platz mit Wasser unterwegs, wo sie drei Tage rasten mußten. Von dort kamen dem sennaarischen Melik die ersten Nachrichten über das heraufziehende Gewitter zu. Er raffte entschlossen zusammen was er an sennaarischer Cavallerie besaß, entbot den Landsturm, und rückte dann mit 1500 Reitern und 3000 Fußgängern dem Feind entgegen, um ihn wieder in die Wüste zurückzuwerfen. Die Fur-Leute ließen auch nicht warten. Auf einen Angriff der Panzerreiter waren aber Kordofaner und Sennaarier nicht vorbereitet. Ihre Ordnung wurde bei der ersten Attake durchbrochen, die Beduinen fielen auf ihre Rückzugslinie und nun begann das Schlachten. Kordofan gehörte jetzt den Fur-Eroberern, deren weiser Häuptling jede Plünderung verhinderte und den Einwohnern goldene Zeiten verhieß. Der Statthalter aus Darfur machte Bara zu seinem Hauptsitz und schmückte den Platz mit Dattelhainen, auch floß unter seiner Herrschaft Wohlstand und Glückseligkeit über Kordofan. Unbesorgt vor Plünderung und Erpressung konnten die Kordofanerinnen ihrer großen Leidenschaft, der Putzsucht fröhnen, denn sie beladen sich mit Schmuck, tragen bisweilen goldene Sandalen, und in den Ohren unzenschwere Ringe, die durch ihr Gewicht solche Schmerzen verursachen daß man sie an Schnüren tragen muß die durch das Haar gezogen werden. Auch Nasenringe von einer halben Unze werden getragen, und Armbänder von neun Unzen Gewicht, so daß manche Frauenzimmer zusammen an 50 Unzen Gold mit sich herumschleppen.

Diese guten Zeiten giengen aber 1821 zu Ende, denn zu gleicher Zeit als Ismael, der Sohn Mehemet Ali's sich Sennaar unterwarf, brach von Norden her der Defterdar, der Schwiegersohn des Vicekönigs, mit 4500 Mann, acht Geschützen und 1000 Beduinen von Dongola her auf einer zehntägigen Reise durch die Wüste von Wasserplatz zu Wasserplatz in Kordofan bei Kedschmar ein. Der Melik von Darfur gieng ihnen mit seinen Panzerreitern und den Eingebornen entgegen, welche letztere freilich ohne Schußwaffen und nichts auf dem Leibe trugen als ihr Lendentuch. Bei Bara wurde sein Heer enthusiastisch empfangen und die Kordofaner brannten so gut wie die Fur-Leute darnach, sich mit dem Feind zu messen, von dessen Feuerwaffen sie freilich keine Ahnung hatten. Als

[1] So steht im Original, vielleicht ein Druckfehler statt Ibn Fadl, denn der Name soll Fadl's Sohn bedeuten.

Digitized by Google

es zum Schlagen kam, riß die ägyptiſche Artillerie tiefe Lücken in ihre Geſchwader. Sowie aber der erſte Schrecken vorbei war, ſtürzten ſich die Fur-Cüraſſiere vorwärts und nahmen die Geſchütze weg. Hätten ſie jetzt verſtanden dieſe Waffen gegen den weichenden Feind zu richten, ſo wäre der Sieg ihnen geblieben. Das Reihenfeuer der Infanterie verſcheuchte ſie aber wieder von den gewonnenen Kanonen. Zwar in den Scharmützeln gegen die Beduinen blieben die Darfurer immer überlegen, auch fiel ihnen noch einmal eine Kanone in die Hände, doch konnten ſie auch dieſe nicht lange behaupten. Die Kordofanerinnen waren mit in die Schlacht gezogen um die Männer anzufeuern, ja manche von ihnen griff ſelbſt zur Lanze. Aber alle dieſe Tapferkeit vermochte nichts auszurichten gegen Pulver und Blei, und als 1000 Kordofaner den Walplatz deckten, zogen ſich die übrigen beſiegt von Bara nach El Obêd zurück, und warfen ſich von dort nach Dar Hamr, dem wüſten Strich zwiſchen Kordofan und Darfur. Die Aegypter oder Türken unterwarfen ſich jetzt das ganze Land mit Ausnahme des Dſchebel el Deir, eines von El Obêd ſichtbaren, etwa 300 Fuß über die Ebene ragenden und rings ſteil abfallenden Tafellandes, wo ſich bis auf den heutigen Tag noch etliche Tauſend Nubaneger unabhängig erhalten haben. Die Oberfläche des Dſchebel mag etwa ¾ Quadratmeilen (geogr.) betragen, iſt aber durch natürliche Regenbehälter mit Waſſer gut verſehen. Die Felder der Nubas liegen am Fuß der Abhänge, und ſind bisweilen von den Türken verwüſtet worden, aber ohne die Nubas dadurch zu beugen. Das Klima räumte übrigens raſch unter den ägyptiſchen Eroberern auf, und da man die Lücken mit Negern ausfüllte, ſo beſtehen jetzt die Garniſonen meiſtens aus Schwarzen. Der Defterdar behandelte ſeine Unterthanen hart und grauſam, plünderte und ließ plündern, ſo daß bald nichts mehr von dem ehemaligen Schmuck der Frauen zu ſehen war, bis denn endlich die Klagen ſo laut nach Kairo drangen, daß der Vicekönig ſeinen Schwiegerſohn mit Gift aus dem Wege ſchaffte.

Der mehr oder weniger bebaute Theil Kordofans mag etwa 500 Quadratmeilen (geogr.) zählen, und wird von etwa 500,000 Köpfen bewohnt. Beim Beginn der türkiſchen Herrſchaft wanderten anfangs viele Leute aus, wurden aber, da ihnen fremdes Klima nicht behagte, bald zur Rückkehr bewogen. Mit den „Türken“ kam in Kordofan der Gebrauch von gemünztem Geld auf, und zu gleicher Zeit eröffnete ſich Gelegenheit zum Abſatz des einheimiſchen Gummi Arabicum. Solange freilich das vicekönigliche Monopol beſtand, genoſſen die Eingebornen wenig von dieſem Pflanzenſchatz ihres Landes. Nach ſeiner Abſchaffung aber hat ſich außerordentlicher Wohlſtand in Kordofan verbreitet. Endlich ſoll bei dem Beſuch des Vicekönigs Said Paſcha im Jahr 1857 die Sklaverei gänzlich abgeſchafft worden ſeyn.

Pethericks Hauptgeſchäft galt der Unterſuchung der im Lande betriebenen Eiſenerzeugung. In Zeit etlicher Tage ließ er etliche 50 Gruben von 5 Fuß Tiefe in den Sand graben, und fand dort ein Lager Erze von 6—15 Zoll Mächtigkeit auf einer Länge von 200 und einer Breite von 80 langen Ellen (Yards), welches 55—60 Proc. reines Metall enthielt, das die Eingebornen in kleinen Thonöfen mit Holzkohlen und Schlauchgebläſen auszuſchmelzen pflegten. Ihr Product, verunreinigt durch Kieſelflüſſe, enthielt, ſelbſt nachdem es noch ein Schmiedefeuer paſſirt hatte, nur 75 Proc. reines Eiſen. Von den Erzen nahm Petherick Proben nach Kairo mit, doch erfahren wir nicht ob ſpäter die Verhüttung rationell betrieben worden ſey.

El Obêd oder Lobêd, jetzt die Hauptſtadt des Landes, iſt aus mehreren Dörfern zuſammengewachſen und hat nichts weniger als ein einladendes Ausſehen. Damals wurde es nur von einem Europäer Hrn. Thibaut bewohnt, demſelben der die erſten Giraffen nach Europa gebracht und dem Londoner Zoological Garden verkauft hat. Später, als der Gummihandel lebhafter wurde, haben ſich vier oder fünf Europäer dort angeſiedelt. Die Stadt zählt fünf Moſcheen, wovon aber eine einzige und unanſehnliche aus Backſteinen, die anderen aus Rohr und Lehm erbaut ſind. Auf dem täglichen Markte kann man Frauen jeder Hautfarbe, ſtrohfarbene Magrebbinerinnen (Nordweſtafrikanerinnen), ſchmutzigweiße Fellahdirnen, kohlſchwarze Nubierinnen die täglichen Bedürfniſſe feil halten ſehen. Der Markt wird auch von Frauen eines in der Nähe lagernden Stammes der Bagara-Araber mit beladenen Laſtochſen bezogen. Dieſe Bagaras ſind bei weitem ſchöner als die Kordofanerinnen, verwenden auch weit mehr Sorgfalt auf das Flechten und den Schmuck ihres Haupthaares, während ſie ſich ſonſt nur mit einem blauen Lendentuche begnügen. Der auswärtige Handel Kordofans beſteht vornehmlich aus Gummi Arabicum, dann aus Elfenbein, welches von den Nachbarſtämmen eingetauſcht wird, aus Straußenfedern, welche die Beduinen bringen, und ehemals aus Sklaven, welche aus Darfur kamen.

Sonderliche Ereigniſſe fielen während Pethericks Aufenthalt nicht vor, mit Ausnahme der Feierlichkeiten bei Beſchneidung des Söhnchens eines Scheichs. Gleichzeitig wurde auch die Infibulation [1] an verſchiedenen Kindern vollzogen. „Die armen Mädchen, von verſchiedenen Frauen feſtgehalten, wurden auf ſolche Weiſe verſchnitten, daß nach Vernarbung der Wunden alle Merkmale ihres Geſchlechtes verſchwinden. Die Heilung erfordert 40 Tage Stilliegen, wobei die Kniee und die großen Zehen feſt zuſammen geſchnürt werden, ſo daß der Patient nur wenig ſeine Lage verändern kann. Bei der Heirath oder Entbindung muß natürlich das Zugeheilte wieder geöffnet werden; ſo zähe aber halten die Kordofaner ſowie überhaupt alle eingebornen oder arabiſchen Völkerſchaften Nubiens an dieſem grauſamen Gebrauch, daß alle Verſuche der ägyptiſchen Regierung ihn zu unterdrücken bisher fruchtlos geblieben ſind.“

Petherick machte einen Ausflug nach Dar Hamr, dem rothen Lande, und zwar nach dem Dorf Farſcha, welches von Kordofanern bewohnt wurde, die nach der türkiſchen Eroberung in der Richtung von Darfur in die Wüſte entwichen waren, wo ſie wie die andern Bewohner des rothen Landes

[1] Näheres über dieſen grauſamen chirurgiſchen Proceß ſ. Ausland 1859. S. 822.

Digitized by Google

Kamele züchten. Die nächste Quelle liegt von Farscha sechs engl. Meilen im Südosten, und von ihr versorgen sich viele Ortschaften in weitem Umkreise, so daß jeden Morgen eine Karawane von Farscha abgeht und Nachmittags mit je zwei großen Wasserschläuchen auf jedem Kamel wieder heimkehrt. Während der Regenzeit füllen sich zwar etliche Teiche, und die hohlen Baobabbäume sammeln auch vieles Wasser, doch reichen diese Vorräthe nur drei Monate lang. Dann ist man auf jene tägliche Zufuhr sowie auf die Wassermelonen beschränkt, die wild oder gesäet in unglaublichen Mengen den Boden bedecken, und die zur Zeit der Reife Mann und Thier den Durst zu löschen vermögen. Die Hamr, welche in Zeiten der Gefahr wohl ein paar tausend Reiter in Helm und Panzerhemd stellen können, leben in beständiger Fehde mit ihren nordwestlichen Nachbarn, den Meganin und Hababin, sowie mit den nördlich wohnenden Kababisch-Beduinen. Ihre Kriegszüge fallen stets in die Zeit während oder unmittelbar nach den Regen. Nicht diesen Feinden aber ist es zuzuschreiben wenn man bisweilen im Hamrlande verödete Dörfer antrifft, sondern in solchen hausen gewöhnlich die Garat, ein Insect und Ungeziefer welches Mann und Thier angreift, und namentlich die Kamele in höchste Aufregung versetzt. An Brunnen, überhaupt an Orten die von Vieh häufig besucht werden, sammeln sich die Garat gern, und man darf sich dort nicht niedersetzen, es sey denn auf ein paar Zweige des Tullachbusches, dessen Geruch das Ungeziefer vertreibt. Wo aber die Nester zu groß werden, da hilft nichts anderes als die Flucht. Petherick hatte auch Gelegenheit einen chirurgischen Versuch bei einer Negerin zu machen, die von einer Schlange in den Fuß gestochen worden war, und die von der weinenden Familie als hoffnungslos aufgegeben wurde. Unser Verfasser fand an der rechten großen Zehe ein paar kleine Pünktchen, und obgleich er von der Heilung des Schlangenbisses nichts verstand, probirte er es doch in die Zehe mit dem Rasirmesser hineinzuschneiden und in die Wunde Salmiakgeist zu tröpfeln. Er selbst hatte nicht die geringste Hoffnung damit etwas auszurichten, als er sich aber am nächsten Morgen nach dem Patienten erkundigte, erfuhr er zu seiner eigenen Ueberraschung daß die Negerin schon wieder am Brunnen an der Arbeit sey. Natürlich war der Dank der Familie unerschöpflich, aber seitdem auch der Zudrang von wahren und von eingebildeten Kranken sehr lästig.

Als Petherick aus dem Hamrland im Juni heimkehrte, hatten wie gewöhnlich die Regen begonnen, und erreichten am Ende des Monats ihre volle Stärke. Die Regenmassen und die elektrischen Entladungen waren unbeschreiblich heftig, doch dauern die Gewitter nicht länger als 20 Minuten, wiederholen sich selten zweimal im Tag, sondern halten oft eine Woche oder noch länger Pause. Unter ihrem Zauber war die Erde glorreich erstanden und hatten sich die öden Fluren in fette Weiden verwandelt. Bäume hiengen nun voller Früchte und voll Blüthen, welche letztere fast jedes Blatt versteckten. Vögel mit regenbogenfarbigem Gefieder belebten die Büsche mit ihrem Gesang, der leider nur sehr rasch wieder verstummt, und Insecten in den buntesten Farben entzückten das Auge. Auch waren die Wandervögel wiedergekehrt, der Ibis und der schwarze Storch der auf den Dächern der Hütten baut und dessen Ansiedlung von den Bewohnern als gutes Anzeichen betrachtet wird. Lobêd selbst war wie verwandelt. Der früher öde Boden strotzte von saftigem Pflanzenwuchs, manche Gasse war übersponnen mit lieblichen Kletterpflanzen, jeder Winkel hatte sich mit wilden Blumen geziert, und innerhalb der Einfenzungen hatten die Durra und der Dutschn eine solche Höhe erreicht, daß nur noch die Dachfirste der Hütten sichtbar blieben.

Petherick aber mußte jetzt gerade aus dem paradiesischen Frühling scheiden und seinen Rückweg nach Chartum, auf dem Wege den er gekommen war, antreten. Unterwegs stieß ihm ein Abenteuer zu. Er war mit etlichen Begleitern hinter seiner escortirten Karawane zurückgeblieben, als rechts und links bewaffnete Banden der Kababischbeduinen sich zeigten. Beim Näherkommen fand sich daß die Karawane überfallen worden war und sich in den Händen der Beduinen der Corporal der ägyptischen Escorte befand, der unsern Verfasser kläglich bat von seinen Waffen nicht Gebrauch zu machen. So kam es zu Erklärungen mit den Kababisch, und es ergab sich denn daß eben jener Corporal im Uebermuth ein Schaf aus einer Beduinenheerde sich angeeignet gehabt hatte, worauf die Hirten ihren Kriegsruf ausstießen, die Beduinen allenthalben aus der Erde wuchsen, und die Escorte, ohne sich zu vertheidigen, die Karawane im Stich ließ oder sich ergab. Petherick schlichtete die Feindseligkeiten, indem er den Corporal nöthigte Entschädigung für das Schaf zu geben, worauf die Kababisch die besten Freunde des Reisenden wurden.

Unser Autor blieb noch fünf Jahre im Dienste der Regierung, während welchen Zeitraums seine Länderkunde sich nicht erweiterte. Nach Mehemed Ali's Tod trat er in das Privatleben zurück, und begab sich nach Lobêd, wo er fünf Jahre lang einen gewinnreichen Handel mit Gummi betrieb. Erst als im Jahre 1853 durch örtliche Concurrenz dieser Handelszweig nicht mehr reichlich lohnte, gieng er zum Elfenbeinhandel über, und begann seine höchst abenteuerlichen Entdeckungsfahrten auf dem weißen Nil, die uns nächstens beschäftigen werden. Um das Gemälde Kordofans zu vervollständigen, müssen wir noch bemerken daß es zu den gesündesten Tropenländern gehört. Fieber stellen sich wohl auch zur nassen Jahreszeit ein, doch sind sie selten bösartig. Zwei Jahre hintereinander wurde Petherick davon ergriffen, dann aber blieb er neun Jahre lang verschont. Der schlimmste Feind der Gesundheit sind die Blattern, gegen die man sich aber ebenso gut schützen kann als gegen den einheimischen Guineawurm, von dem nur die barfüßige Bevölkerung zu leiden hat. Der Wurm, welcher zur nassen Jahreszeit vorkommt, greift zunächst den Fuß an, aber die Geschwulst verbreitet sich bald mit furchtbaren Schmerzen bis zum Knie. Endlich zeigt sich eine kleine weiche Stelle als wolle die Eiterung ihren Gipfel erreichen. Man treibt dann einen rothglühenden Nagel hinein, worauf in neun Fällen unter zehn nach wenigen Tagen die Heilung erfolgt. Bisweilen aber zeigen sich noch eine zweite und eine dritte Eiterungsstelle, die ebenfalls ausgebrannt

Digitized by Google

werden müſſen. Eine andere Cur beſteht darin daß man die Eiterung aufbrechen läßt, worauf ein fadenartiger Körper heraustritt. Hat er ſich gehörig weit herausgeſtreckt, ſo nimmt man einen ſtrohdicken Rohrhalm und ſucht ihn aufzuwickeln, aber nur ſo lange als man keinen Widerſtand ſpürt. Jeden Tag, Morgens und Abends, wird der Wurm aufgewickelt, und wenn es von erfahrener Hand geſchieht, ſo gelingt es in wenig Tagen das Thier herauszubringen. Wird aber unglücklicherweiſe der Wurm dabei zerriſſen, ſo dauern die Qualen fort bis ſich das Thier an einer andern Stelle einen Ausweg geſchaffen hat, worauf das Abwickeln von neuem beginnen muß.

Ueber die älteſten bibliſchen Sagen, ihren Verbreitungskreis und ihre Herkunft.

Von Julius Braun.

1. Die Fluthſage.

(Schluß.)

Aber wenn die Ebene des Euphrat und Tigris auch noch ſo geeignet iſt ſammt dem Hochgebirg im Norden die natürlichen Bedingungen und Stützpunkte der Fluthſage zu liefern, ſo iſt dieſe Fluthſage mit ihrer ganzen Ausſtattung darum doch noch nicht erklärt. Woher kommt die Vorſtellung von Xiſuthrus' Arche, in der eine ganze Schöpfung ſich hinüberretten muß in andere Zeit? Das wird uns ſchleunig klar werden, wenn wir Kenntniß nehmen von einer anderen, innerhalb des babyloniſchen Horizonts alteinheimiſchen Sage, der Sage von Yima's Garten. Sie findet ſich im Aveſta (Vendidad, zweiten Capitels zweite Hälfte) und hebt an mit der Erzählung, wie Ormuzd in Begleitung ſeiner guten Geiſter mit Yima und den beſten Sterblichen in einer Verſammlung zuſammentraf. Dieſe fand ſtatt in dem fabelhaften Urland Airyana Vaeja, das aber nicht in einem fernen Nordoſten, ſondern allerdings, wie wir ſehen werden, im Weſten des caſpiſchen Meers, im Eden der Bibel, zu ſuchen iſt. Ormuzd verkündet Unheil, das über die Welt kommen werde, Regenfluth oder Winter und Schnee. Darum ſoll Yima einen viereckigen Garten anlegen, die Keime aller lebendigen Weſen, des großen und kleinen Viehs, der Menſchen, Hunde und Vögel, der rothen leuchtenden Flammen zuſammenbringen, Wohnungen für die Menſchen bauen und Waſſer anſammeln. So geſchieht es. Yima bringt die beſten Keime von Männern und Frauen, und aller Arten Vieh dahin, den Samen der höchſten und duftigſten Bäume, der ſüßeſten Speiſen, alles paarweis und unvergänglich. Dort gab es keine üble Nachrede, keinen Betrug, kein Elend, keinen körperlichen Schaden. Nur durch Brücken wird dieſer Garten mit der Außenwelt verbunden. Offenbar ſoll in ihm eine Glückſeligkeit, die für die ganze Welt nicht zu bewahren iſt, für eine beſſere Zeit gerettet werden. Wenn der Regen Malkoſan, heißt es in der ſpätern Parſenſage (Spiegel, Parſigrammatik ꝛc.), die Erde entvölkert hat, werden die Thore des Gartens ſich öffnen und ſeine Bewohner wieder in die Welt einwandern um auf dem erneuten, vom Uebel befreiten Boden wieder Wohnſitz zu nehmen.

Nicht zu verkennen iſt die Beziehung dieſer Sage zum Garten Eden, wo der erſte Menſch mit allen Thieren und Bäumen lebt und ihnen Namen gibt. Aber noch auffallender iſt die Verwandtſchaft von Yima's Garten mit Noahs Arche. Sogar das räthſelhafte eine Fenſter, welches Noah für ſeine ganze Arche ausreichend hält, findet ſich, wenn die Ueberſetzung (Spiegel, Aveſta I) richtig iſt, an Yima's Garten. „Herum um dieſen Umkreis machte er eine hohe Thür und ein Fenſter." Dieſes eine Fenſter dient natürlich nicht zum Beleuchten des Gartens, ſondern, wie das Fenſter des Noah und Xiſuthrus, zum Verkehr mit der Außenwelt. Ja es iſt ausdrücklich geſagt daß Yima's Fenſter „innerhalb," d. h. wohl „von innen" leuchte, denn der Garten hatte ſein eigenes Licht, und ſeine Bewohner halten für einen Tag was ein Jahr iſt. Dieſes innere Licht hätte auch Noahs Arche nöthig, zumal da das einzige, eine Elle unterhalb des vorragenden Dachs angebrachte Fenſter verſchloſſen, d. h. durch einen Laden verſchloſſen iſt. Augenſcheinlich hat die hebräiſche Sage die Erinnerung an jenes vormals innere Licht verloren oder mitzutheilen verſäumt. Aber beibehalten iſt das paarweiſe Einziehen der Thiere, wie es in Yima's Garten ſtattfand. Man rettete zu Yima auch allen beſten Samen der Pflanzen und Bäume, wovon zwar nicht bei Gelegenheit der babyloniſchen, wohl aber, wie wir ſehen werden, der indiſchen Arche die Rede iſt. Jetzt begreifen wir erſt, wie die Noahſage ſich bilden und ſelbſt über die Gränzen der Wirklichkeit hinaus ſich zu erweitern den Anlaß fand. Mit der Rettung des Xiſuthrus-Noah aus einer hiſtoriſchen Euphrat- und Tigrisfluth, und dem Wiederaufbau der zerſtörten Städte auf babyloniſchem Boden hat die uralte Sage von einem entſchwundenen goldenen Alter oder von deſſen Aufbewahrung in einem den Menſchen unzugänglichen Aſyl für künftige würdigere Zeit ſich verbunden. Aus dem was die eine Sage für die Zukunft verheißt, hat die andere ein hiſtoriſch bereits eingetretenes Ereigniß gemacht. Woher jene Sage vom goldenen Alter ſelber ſtamme, darauf können wir erſt künftig, wenn vom Paradies zu reden iſt, eingehen. Sie iſt die ältere, denn wir finden ſie unabhängig von der Fluthſage; dieſe aber, ſofern ſie die Arche mit ſich führt, iſt nirgends unabhängig von der Ausſtattung des Yimagartens, und hat nur in Verſchmelzung mit der Yimaſage ſich auf den Weg gemacht, um fern im Oſten und Weſten ein neues Heimathrecht zu ſuchen.

Einzig nur die Parſen, deren Religionsſchriften in ihrem Yimagarten die urſprünglichere Idee von Noahs Arche aufbewahren, mußten die ſemitiſche Auffaſſung, wonach Yima's Garten als Arche auf der Fluth ſchwimmt, ablehnen, und die unläugbar bereits geſchehene Fluth mußte eine andere Bedeutung für ſie gewinnen. Im Bundeheſch, einer verhältnißmäßig ſpäten Parſenſchrift, läßt der Stern Tiſtar 30 Tage

Digitized by Google

und noch einmal 10 Tage (also wie in der Bibel 40 Tage) lang regnen. In Folge dieses Regens war es daß die Meere und Seen, Quellen und Flüsse sich bildeten, und die sieben Keschvars (Erdtheile), sich trennten. Stern Tistar, wenn wir auch selber ihn schon voreilig und falsch gedeutet haben, kann nichts anderes seyn als der Stern Jupiter-Ormuzd, also der Stern des Gottes, der auch in der babylonischen Sage (denn daß die Ankündigung der Fluth durch Kronos ein Mißverständniß sey, werden wir noch nachzuweisen haben), und in der hellenischen Sage die Regenfluth sendet — der Stern des Zeus Hyetios, Jupiter Pluvius. Stern Tistar hat wie Zeus einen Stierleib (Vendidad XIX, 126), und wie Osiris-Zeus mit dem Gluthwinddämon Typhon kämpft, Indra-Zeus mit dem gleichfalls die Wolken hemmenden Gluthwinddämon Vritra, so kämpft bei den Parsen zwar nicht Ormuzd-Zeus selber, aber sein Stern, der Planet Jupiter, mit dem Dämon Apaosha und trifft ihn mit dem Blitz des Zeus. Man ist zwar gewohnt unter dem Stern Tistar den Sirius zu verstehen, weil angeblich neben ihm der Stern Jupiter unter dem Namen Ahura-Mazda (Ormuzd), angerufen werde (Spiegel, Avesta II, 39). Eine nähere Ansicht der Yasnahymnen wird überzeugen (namentlich Yasna XVII) daß unter Ahura immer nur der Gott verstanden ist, wenn seine Anrufung auch zwischen anderen Anrufungen refrainartig wiederkehrt. Also die Erinnerung daß dieser Gott es sey, Ormuzd-Zeus (und wir werden künftig sehen daß allerdings Zoroasters Ormuzd aus dem babylonischen Bel-Zeus abstrahirt ist), Ormuzd-Zeus, oder sein Stern Jupiter-Tistar, der die Fluth gesendet habe — diese Erinnerung ist auch bei den Parsen erhalten. Weil aber bei ihnen jene Vorstellung von den Erlesenen, die in Yima's Garten für bessere Tage aufbewahrt sind, in dieser ursprünglichen Form lebendig blieb, und da sie demnach keine Arche für die Sündfluth zur Verfügung hatten, ist es natürlich daß die Fluthsage eine andere Tendenz annahm. Man dachte die Fluth, deren Andenken nicht zu beseitigen war, als vor dem Daseyn der Menschen geschehen und zur Vertilgung von Ahrimans Geschöpfen verhängt.

Es ist aber nicht diese ziemlich öde Auffassung, die sich nach Ost und West auf den Weg machte. Ungleich geeigneter war die semitische, mit der Arche ausgestattete Sage, selber auf den Wogen der Völker und Zeiten weiter zu schwimmen. Zu Ikonium im innern Kleinasien (jetzt eine verfallene Türkenstadt südlich von den großen Steppen) regierte einst Annakos und wurde 300 Jahr alt, unmittelbar vor der großen Fluth. In ihm erkennt man den biblischen Henoch, der nach der Bibel 365 Jahr alt wurde, Noahs Großvater, und möglicherweise den babylonischen Edoranchos, der wie Henoch an der siebenten Stelle in jenen zehn babylonisch-biblischen Geschlechtsfolgen steht und der mit der zweiten Hälfte seines Namens Edor-Ankhos, den Namen Henoch, Hanokh, Annakus zu bewahren scheint. Dieser Annakos war sprüchwörtlich für uralte Dinge und großes Wehklagen. Er weissagte, nach seinem Tod werde alles vertilgt werden, worüber großes Wehklagen und Fürbitte des Annakos. Auch in dem jüdischen Buch Henoch, das ihm beigelegt wird, ist Henoch prophetischer Verkünder des göttlichen Gerichts und Fürbitter. Weiter westlich, zu Keläna, der uralt phrygischen Hauptstadt des Midas an den Mäanderquellen, haftet die Noahsage selbst. Die Münzen von Apamea, unter welchem Namen Keläna erneuert wurde, zeigen einen Kasten, der auf dem Wasser schwimmt. Darin sieht man einen Mann und ein Weib. Auf dem Dach sitzt ein Vogel. Ein anderer Vogel mit einem Zweig in den Füßen fliegt heran. Ueber dem Kasten liest man die griechischen Buchstaben ΝΩ. Wenn diese Münzen auch erst aus später römischer Kaiserzeit sind, so haben wir doch durchaus kein Recht, hier an jüdischen Einfluß zu denken. Die Sage, Noahs Arche sey an der Stelle von Apamea gelandet, kann von Uralters her an dem Platze haften und ein Ableger der babylonischen Sage seyn, die, gemäß der Naturgeschichte der Sage, sich selber hier zurückließ, während sie weiter nach Westen zog. Apamea führte den Beinamen „Kibotos" (Arche). Eben für die Naturgeschichte der Sage ist dieser Platz, diese Stätte der alten Keläna, höchst bedeutsam. Als auf dem Markt ein Erdschlund sich öffnete, der nur durch das liebste, was Midas besaß, zu schließen war, stürzte sich sein Sohn Anchuros zu Pferd hinein. Aus diesem Anchuros ist auf dem Forum zu Rom ein Ritter Curtius geworden — eines der auffallendsten Beispiele, wie keck eine fremde Sage auf neuen Boden und mitten in die wirkliche Historie hineinzuspringen vermag. Bei den Griechen heißt Noah gewöhnlich Deukalion. Wie Lucian mittheilt, waren die Menschen ein rohes, gewaltthätiges Geschlecht und wurden durch Regengüsse und überfluthende Ströme vertilgt. Nur der kluge und fromme Deukalion rettete in einem großen Kasten sich selbst mit Weib und Kind und allen Thieren, zahmen und wilden, welche von selber herbeikamen und einträchtig mit ihm in dem Kasten lebten. Es ist die Sage, wie sie zu Hierapolis in Syrien, also immer noch in der Nähe des oberen Euphrat, erzählt wurde. Im Tempel zeigte man den Spalt, durch welchen die Deukalionische Fluth abgeflossen sey, und zur Erinnerung schüttete man jährlich zweimal Meerwasser hinein. Jener Spalt im Tempel der Derketo, d. h. „der Kluft," bedeutet nun freilich nichts anderes als diese Göttin des Raumes und des Schicksals, griechisch Hera, Eurynome ꝛc. selbst. Aber wenn die Sage auch nur durch Mißverständniß an jenes Symbol der Kluft, der Urkluft, sich geheftet, so beweist das doch, wie lebendig an Ort und Stelle die Sage noch war. Deukalion, bemerkt Plutarch, hatte eine Taube im Kasten, die durch Zurückfliegen schlimmes, durch Davonfliegen gutes Wetter anzeigte. Allmählich hängt sich die Sage an immer westlichere Locale. Den Spalt, durch welchen die Fluth abgeflossen, zeigte man auch zu Athen, und ließ Deukalions Arche am Othrys, am Athos, am Parnaß, endlich am Aetna landen. Nach der thessalischen Sage war Deukalion von seinem Vater Prometheus bestimmt worden den Kasten zu bauen, und bestieg ihn mit seinem Weib Pyrrha, der Pandora Tochter. Neun Tage trieben sie auf dem Regenmeer des Zeus, landeten dann bei heiterem Himmel auf dem Parnaß, und stiegen aus um dem Zeus zu opfern, wie Noah und Xisuthrus thaten. Da es Zeus ist, welchem Deukalion opfert, und da es Ormuzd ist,

Digitized by Google

welcher den Yima einlud, jenen Garten zu gründen (welchen Ormuzd wir vorerſt unbewieſen dem Zeus-Bel gleichſetzen) und da es Jupiters Stern iſt, der bei den Parſen die Fluth herabgießt — ſo werden wir auch unter jenem Bel, welcher dem Xiſuthrus die Fluth verkündet hat, nicht wie Euſebius meint, den Bel-Kronos, den Weltſchöpfer, ſondern deſſen Sohn, den Bel des Belustempels, den helleniſchen Zeus, Planeten Jupiter, Zeus-Ormuzd zu verſtehen haben. Die Verwechslung wiederholt ſich in der durch dieſelben Hände geretteten Schöpfungsgeſchichte der Babylonier, nur umgekehrt, ſofern Bel-Zeus als der genannt wird, welcher das Chaos geſpalten und die Welt gebildet habe, während es, nach der nah verwandten phöniziſchen Theogonie zu ſchließen, Bel-Kronos, der Zeitgott, geweſen ſeyn muß, dem auch in Babylon die Weltſchöpfung zugeſchrieben wurde.

Daß Aegypten von der Fluth und Fluthſage nicht überwältigt wurde, iſt bei der Selbſtändigkeit der Aegypter vorauszuſetzen. Die Aegypter hatten eine Fülle von Ideen an das älteſte Babylon und Griechenland abzugeben, ſo undankbar auch Griechenlands Vertreter in der modernen Wiſſenſchaft dafür ſind; ſie ſelber aber nahmen kaum etwas dagegen. Die Deukalioniſche Fluthſage wurde in Aegypten mit Ironie gegen die Griechen ſelber angewendet. Gern gaben z. B. die Prieſter von Sais dem Solon zu, die übrige Welt ſey früher ſo cultivirt oder noch cultivirter als Aegypten geweſen. Da kam aber die Deukalioniſche Fluth von der die Griechen ja ſelber erzählen, und ſchwemmte alles hinweg, ſo daß nur die rohen Bewohner der höchſten Berge übrig blieben und mit der Cultur von vorn anfangen konnten. Nur Aegypten blieb damals verſchont, und hat darum ſeine neuntauſendjährigen Annalen ꝛc.

Gleichwohl finden wir in den Reſten ägyptiſcher Literatur eine höchſt bedeutſame Notiz, die, wie es ſcheint, unmittelbaren Bezug auf die Xiſuthrusſage nimmt. Manetho, der Erzprieſter bei Ptolemäus Philadelphus, behauptete, wie Syncellus mittheilt, ſeine Geſchichte bezogen zu haben aus den im Land Seriadike liegenden Steintafeln, welche in heiligem Dialect und in hieroglyphiſchen Zeichen beſchrieben wurden von Thot, dem erſten Hermes (d. h. dem dreimalgroßen oder Sonnengott). Nach dem Kataklysmos, der Sündfluth, habe der zweite Hermes, Sohn des Agathodämon (alſo der zweimal große Thot, der Mondgott) dieſe Tafeln aus dem heiligen Dialekt in die gemeine Sprache und gewöhnliche Prieſterſchrift übertragen, und dieſe Bücher in den ägyptiſchen Tempeln niedergelegt. Dieſer Mondgott, der zweimal große Thot, iſt Vater des einmal großen, jener ſagengeſchichtlichen Figur, welche Erfinder der Lyra und Vorſtand der Prieſterwiſſenſchaft an Oſiris' Hof war. Wenn Bunſen (Aegyptens Stellung ꝛc.) den Unterſchied dieſer drei Thot, der im ganzen ägyptiſchen Syſtem begründet iſt, nicht kannte, und wenn er darum für gut fand den Manetho, von dem jener Satz ſtammt, für einen falſchen Manetho zu erklären, ſo wird das niemanden mehr irre machen. Daß nicht nur das phyſiſche, ſondern auch das geiſtige Licht vom Sonnengott ausgehe, iſt ächt ägyptiſche Lehre, und kehrt auch in dem aus Aegypten bezogenen Ideenkreis des orphiſchen Gedichts wieder, wo von vornherein Helios angerufen wird, ſelber ein Zeuge zu ſeyn daß dieſe Verkündigung von ihm ſtamme. Aber wenn die Anſchauung von Offenbarungstafeln des Sonnengotts, die der Mondgott entgegennimmt, auch noch ſo ägyptiſch iſt, ſo ſetzt doch die Bemerkung: „nach der Fluth" habe Thot, der zweimal große, jene Tafeln verdolmetſcht, eine Umwandlung der Sage in aſiatiſchem Sinn voraus. Aegypten ſelbſt hatte keinen Anlaß zu einer Fluthſage, und die Aegypter verläugneten ſie ausdrücklich auf ägyptiſchem Boden. Alſo von Aegypten aus iſt nichts derart nach Babylon gekommen; wohl aber konnte die ägyptiſche Lehre zu Babylon mit der Fluthſage verflochten und an meſopotamiſche Oertlichkeiten geknüpft werden. Xiſuthrus, wie wir geſehen, hat die gebrannten Thontafeln, welche die Offenbarung der Dannesfiſche enthielten — eine Offenbarung, die ja gleichfalls nur vom ägyptiſchen Sonnengott ausgieng, ſofern die culturbringenden Dannesfiſche ägyptiſche Schiffe waren — er hat ſie vergraben in der Stadt des Sonnengottes zu Sippara (der Schriftſtadt). Nach der Fluth, heißt es, überſetzte der zweimal große Thot jene im ſeriadiſchen Land liegenden Tafeln. Alſo hat man den Götterdolmetſch an die Stelle jener Xiſuthrus-Erben treten laſſen, die durch die Stimme des vergötterten und entrückten Xiſuthrus angewieſen wurden jene Tafeln wieder hervorzuheben und den Menſchen mitzutheilen. Man hat das ewige und unabhängige Verhältniß der beiden ägyptiſchen Offenbarungsgötter in Meſopotamien an Ort und Zeit gebunden. In dieſer Geſtalt kam es dem Manetho zu, und da er ächt ägyptiſche Lehre darin erkannte, hat er nicht gezögert davon Gebrauch zu machen, und hat auch die Zeitbeſtimmung „nach der Fluth" und die Ortsbeſtimmung „im ſeriadiſchen Land" ſich gefallen laſſen. Wir werden noch Gelegenheit haben, nachzuweiſen, welch eine Menge ächt ägyptiſcher Lehren von Babylon aus in weitem Umweg und in babyloniſcher Umgeſtaltung bis vor die Thore Aegyptens nach Philiſtäa und bis nach Aegypten ſelber zurückgekehrt ſind. Daß aber die ägyptiſche Lehre vom zwei- und vom dreimalgroßen Thot wirklich in Meſopotamien heimiſch und nicht von Manetho erſt der Fluthſage anbequemt wurde, iſt aus mannigfachen Spuren zu erſehen. Bei Joſephus (Ant. 1, 2) ſind aus dieſen Tafeln des Thot oder Thet Denkpfeiler des „Seth" geworden. Seth, heißt es, habe von den Engeln den Lauf der Geſtirne und deren Namen gelernt, auch von ſeinem Vater die Weiſſagung erhalten, die Welt werde nach ſeinen Tagen durch Waſſer und Feuer untergehen. Dieſe Weiſſagung ſchrieb er in ein berühmtes Buch, das „Buch des Seth" (die hermetiſchen Bücher der Aegypter). Seine Nachkommen, in Erwartung des verheißenen Untergangs der Menſchheit, vergruben die Schrift und errichteten über dem Ort zwei Denkſäulen, eine von Stein gegen die Waſſerfluth, und eine von gebrannten Ziegeln gegen das Feuer. Beide Pfeiler, die ſelber beſchrieben waren, überdauerten in der That, wie Joſephus verſichert, die Fluth, und wurden noch zu ſeiner Zeit im Seriaderland gezeigt, „Stelen des Noe," wie Tzetzes ſie nennt (Sepp, das Heidenthum, I, 150). Auf Thot-Hermes, den zweimalgroßen, den ſie mit Henoch (Idris) gleichſetzen, und auf Agathodämon, den ſie im Seth wiederfinden, führen auch

Digitized by Google

die Sſabier Meſopotamiens ihre Weisheit zurück (zahlreiche Nachweiſungen bei Chwolſohn, Sſabier I, 780 ꝛc.). Agathodämon, auch bei Manetho Vater des zweimal großen Thot, iſt der gute Urgeiſt, der ſowohl im Nilſtrom als in der Sonne ſich verkörpert hat, und als „Lehrer“ des Hermes, wie die Sſabier ihn auffaſſen, den Sonnengott, Thot den dreimalgroßen, erſetzen muß.

Nicht minder lehrreich als die Verbreitung nach Weſten, iſt die Verbreitung der Fluthſage nach Oſten, nach Indien hinein. Wenn ariſche Stämme aus dem nördlichen Umkreis von Meſopotamien, wie die Phrygier, ſich nach Weſten wandten, und die meſopotamiſche Fluthſage, ſo wie das Bedürfniß eines Olymposbergs, die Midas- und Silenſage ꝛc., nach Thrakien und Theſſalien hinübernahmen, ſo haben andere ariſche Stämme, gleichfalls wie wir ſehen werden, von den Abhängen Armeniens aus ſich nach Indien gewendet und ihre meſopotamiſchen Vorſtellungen dorthin mitgenommen. Die Fluthſage findet ſich bereits in der vediſchen Literatur (Weber, Indiſche Studien I). Da Manu einſt ſeine Hände wuſch, heißt es, kam ihm ein Fiſch dazwiſchen und ſprach: „Pflege mich, ich will dich retten.“ „Wovor willſt du mich retten?“ „Eine Fluth wird alle dieſe Geſchöpfe fortführen, davor will ich dich retten.“ „Wie ſoll ich dich pflegen?“ Da gab der Fiſch Anweiſung, wie Manu ihn erſt in einer Schüſſel, und wenn dieſe zu klein werde, in einem Teich bewahren ſolle, damit größere Fiſche ihn nicht freſſen können. Wenn auch der Teich nicht mehr reiche, dann möge Manu ihn ins Meer ſchaffen, denn dann werde er den Gefahren gewachſen ſeyn. Manu gieng darauf ein; in ſeinem Teich wuchs der Fiſch gewaltig und ſprach, bevor Manu ihn ins Meer ſchaffte: „Das und das Jahr wird die Fluth kommen, dann magſt du ein Schiff zimmern und zu mir dich wenden; wenn die Fluth ſich erhebt, magſt du das Schiff beſteigen, dann will ich dich retten.“ Manu, als die Zeit kam, zimmerte ſein Schiff und beſtieg es. Der Fiſch kam geſchwommen, ließ ein Tau an ſein Horn binden und führte daran das Schiff über „dieſen nördlichen Berg“ (d. h. wohl „herüber“). Damit ſoll nach Weber eine Erinnerung an die Richtung gegeben ſeyn, in welcher die ariſchen Völker als Träger dieſer Sage, in Indien eingewandert. Der Fiſch ſprach: „Ich habe dich gerettet; binde das Schiff an einen Baum, damit dich nicht, ob du auch auf dem Berg biſt, das Waſſer fortſpült. Wenn das Waſſer fällt, dann magſt du allmählich hinabſteigen.“ So that Manu, und der nördliche Berg heißt darum: „des Manu Herabſteigen.“ Wer der Fiſch geweſen, wird nicht geſagt; aber Offenbarung durch Fiſche iſt gleichfalls babyloniſche Erinnerung. Alle anderen Geſchöpfe waren umgekommen, nur Manu allein noch übrig. Er opferte zerlaſſene Butter, dicke Milch ꝛc. — alſo muß er Kühe in ſeinem Schiff gehabt haben — ins Waſſer, und daraus gieng ein Weib, ſeine Tochter, hervor. Dieſes Weib erklärt ſich ſelbſt für ſeinen „Segenswunſch,“ d. h. ſie iſt nichts anderes als ſein verkörpertes Gebet, das aber, wie der Logos der Parſen, ſchöpferiſche Kraft hat. Mit ihr lebte Manu faſtend und betend, und erzeugte das Geſchlecht, welches jetzt das Geſchlecht des Manu heißt.

Außer dieſer Darſtellung, die an ihrer Stelle, im Satapatha-Brahmana, nur zur Erklärung eines Opfergebrauchs einleitungsweiſe vorgeführt wird, muß es noch andere Ueberlieferungen gegeben haben. Wir finden Züge, die der babyloniſchen Erinnerung theilweis näher ſtehen, im epiſchen Gedicht Mahabharata, wenn dieſes auch bedeutend jünger als jene vediſchen Schriften iſt. Da nimmt Manu auf des fiſchgeſtaltigen Gottes Geheiß allerlei Samen, wohl geſondert, mit aufs Schiff, und die „ſieben Riſchis“ (heilige Weiſe), alſo im ganzen acht Perſonen, wie Noah. Das Schiff, von der Gottheit geleitet, ſchwamm viele Jahre auf dem Meer, bis es auf dem höchſten Gipfel des Berges Himavan ſich niederließ und feſtgebunden wurde. Der Gipfel wird darum „Schiffsbindung“ (Naubandhanam) genannt. Phantaſtiſcher geſtaltet ſich die Sage in dem noch ſpäteren Bhagavat-Purana, wo die Fluth durch einen Schlaf Brahma's möglich wurde, als der Gott nach einer Reihe von Weltaltern der Ruhe bedurfte. Von den Lippen des Schlafenden ſtahl ein feindlicher Dämon die Vedas, und um dieſe zu retten ſtieg Wiſchnu in Fiſchgeſtalt herab. Den kleinen Fiſch ſchöpfte ein frommer König Satjawrata aus dem Waſſer, und brachte den um Schutz flehenden und immer größer werdenden in immer größere Behälter. Weil der König ſo fromm und ehrerbietig, beſchloß Wiſchnu, aber ganz nebenbei, ihn zu retten, verkündete die Fluth, die über alle ſündhaften Menſchen kommen werde („von jetzt an in ſieben Tagen,“ alſo wie bei Noah) und wies ihn an, alle Heilkräuter und Samen, ein Paar von jeder Thierart, und die ſieben Riſchis, deren Licht leuchten werde (wir haben geſehen daß ein ähnliches Licht für Noahs Arche vorauszuſetzen, in der Sage aber abhanden gekommen iſt) mit ins Schiff zu nehmen. Das Schiff wurde im Sturm mit einer großen Meerſchlange an des fiſchgeſtaltigen Wiſchnu Horn gebunden, und trieb oder wurde gezogen, bis Brahma's Nacht vorüber war. Wiſchnu tödtete jenen Dämon, erlangte die Veden wieder und unterrichtete den frommen Satjawrata in aller göttlichen und menſchlichen Weisheit.

Es wird heutzutag niemandem mehr einfallen, anzunehmen, wie man ſonſt wohl that, dieſe Fluthſage habe ihren Urſprung in Indien genommen und ſey von Indien weſtwärts gewandert. Man weiß jetzt daß Indien ſeine älteſte Cultur jenen ariſchen Stämmen verdankt die von Weſten her ins Indusgebiet eindrangen. Nur in Einem dürfte die gegenwärtige Anſchauung noch eine weſentliche Berichtigung zulaſſen. Man iſt gewohnt dieſen Ariern einen ureigenen Ideenkreis zuzuſchreiben und idealiſirt ſie, wie auf helleniſchem Boden vormals oder theilweis immer noch den edlen Stamm der Dorier. Damit ſie ihren Ideenkreis recht ungeſtört ſelbſtändig entwickeln könnten, nimmt man den Urſitz der ariſchen Stämme, jenes Airyana Vaeja des Aveſta, fern von der übrigen cultivirten Welt, nördlich und unmittelbar hinter dem indiſchen Kaukaſus an. Wir werden ſehen daß dazu auch nicht die mindeſte Nöthigung vorliegt, daß vielmehr die eigene Tradition der Arier in den fernen Weſten, auf die Weſtſeite des caſpiſchen Meers als ihren Urſitz, und an die Gränzen der ſemitiſchen Cultur zurückweiſt. Von den Semiten haben

Digitized by Google

sie nicht nur die Noahische Fluthsage, sondern auch sonst noch so ziemlich alles und jedes. Wir wollen den Nachweis führen, wenn wir eine andere semitische Sage, die Sage vom nördlichen Götterberg und Paradies, des näheren verfolgen — eine Sage die gleichfalls von semitischem Boden aus und durch arische Vermittlung auf demselben Wege wie die Fluthsage nach Westen und Osten kam. Nur wollen wir zuvor eine andere Kunde, die in der Bibel an die Fluthgeschichte sich anschließt, und die vollends ein Siegel ist für den babylonischen Ursprung der Fluthgeschichte, zu verstehen suchen: die Sage vom babylonischen Thurm.

Der Ackerbau in Flandern.

(Aus der Rev. des deux Mondes.)

Wenn man eines fruchtbaren Landes erwähnen will, redet man oft von dem üppigen fetten Boden in Flandern. Diese einmal angenommene Benennung ist jedoch nicht ganz richtig, denn der Boden beider Provinzen besteht großentheils aus magerm Felde, ist leicht und sandig, und gleicht eher den „Landes" der Gascogne als den reichen Ebenen von französisch Flandern. Die Haidestrecken, Sümpfe und Dünen der belgischen Campine geben noch ein Bild von dem was die reich angebauten Gründe um Gent und Brügge vor der Arbeit von 50 Generationen gewesen sind. Der südliche Theil, welcher an das Norddepartement und Hennegau stößt, gehört der Eocenformation an, und ist zwar dem Weizenbau günstig; aber einen schmalen Küstenstrich, mit Schlammanhäufungen überzogen, ausgenommen, ist die ganze nördliche Strecke zu der großen kimbrischen Ebene gehörig, welche durch eine der letzten Umwälzungen des Erdballs sich aus dem Meer erhoben hat und durch ganz Norddeutschland, längs der Ostsee bis nach Rußland ihre einförmigen Sandsteppen durch Sümpfe und Seen unterbrochen, hindehnt. Cäsar und andere alte Autoren welche des Landes der Menapier erwähnen, sprechen davon als einer wilden Gegend, gegen Mittag durch Wald geschützt und gegen Norden mit Sümpfen bedeckt, oder vom Meer überfluthet. Alle Flüsse welche gegenwärtig eingedämmt den Reichthum der umliegenden Ländereien ausmachen, verwandelten diese damals in pfadlose Brüche. Ein rauhes Klima, beständige Nebel, wüthende Weststürme, welche die Fluthen der Ströme und des Meeres zurückwälzten, trugen allenthalben Gefahr und Verwüstung hin, und gaben dieser unwirthlichen Küste ein abstoßendes Ansehen. Das Land war so unzugänglich daß, wenn auch zuweilen von Legionen der Römer durchzogen, es dennoch ihre Gesittung zurückstieß, während die besser gelegenen Theile Belgiens endlich Sitten und Sprache der Herren der Welt annahmen. Obgleich sich heutzutage das Klima gemildert zu haben scheint, ist es doch weit rauher als in England, und gestattet eine große Zahl Culturen nicht welche an der andern Seite der Meerenge Erfolg haben. Die Winter sind strenger wegen der eisigen Ostwinde, die dort durch die Nordsee gemildert werden. Die mittlere Temperatur beträgt + 10 Centgr., die des Monats Januar 2°, während sie in England 4° ausmacht. Das Klima ist feucht, wenn auch die Regenmenge nicht beträchtlich, nur 800 M.M. des Jahres beträgt; aber es regnet einen Tag um den andern, was den Wiesen günstig wäre, wenn der Boden sich nicht geneigter zeigte Haiden und Binsen hervorzubringen als Futtergräser.

So mußte die flandrische Bevölkerung einen zugleich sandigen und nassen Boden ohne Kalktheile, oft mit einem Untergrund von Eisentuff und Rollkieseln, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, ihre Existenzmittel abgewinnen. Bei ihnen verschmähte von den barbarischen Zeiten an der freie Mann keineswegs die Feldarbeit. Die Inschriften der Denksteine aus römischer Zeit bezeugen daß damals schon die Bewohner der Scheldeufer Mergel aus England geholt haben um ihre Aecker zu verbessern.

Während der unruhigen Jahrhunderte des Mittelalters bildete sich die Leibeigenschaft in Flandern wie in den anderen Ländern Europa's aus; aber sie lastete minder schwer auf den an die Scholle gebundenen Bauern, und hemmte auch nicht lange die Fortschritte des Ackerbaues, welche dem Aufleben der Wollindustrie folgten. Dieses parallele Fortschreiten des Ackerbaues und des Gewerbes scheint sehr weit zurückzureichen. Ein Capitulare Ludwig des Guten verbietet den Gemeinen (Vilains) Gilden oder Vereinen zu bilden um die Diebe abzuwehren, und in Waffen in dem Palast des Grafen zu erscheinen. Ein Rescript Karl des Kahlen von 854 berichtet daß die Bewohner von Flandern sich vereinigten nach altem Herkommen, um Sümpfe urbar zu machen. Diese freiwilligen Vereine um das Eigenthum zu schützen und die Ueberschwemmungen abzuwehren, das Tragen der Waffen bei den Bauern, Villani, zeigen einen socialen Zustand, der weit über dem der Leibeigenen in den anderen Theilen Galliens und Belgiens, welche vollständig den Römern unterworfen waren, sich erhob. Von jener fernen Zeit an findet man schon die Eigenthümlichkeiten, welche noch heute den Ackerbau in Flandern auszeichnen. Neben den Getreidefeldern zeigen die ersten historischen Angaben andere, wo Erbsen, Bohnen und Lein wuchsen. Als das Gemeindeland des Volksstammes unter die Familienhäupter vertheilt wurde, scheint der Antheil jeden Bauers an Ausdehnung dem der gegenwärtigen kleinen Güter gleich gekommen zu seyn, welche ein Pferd unterhalten. In den meisten der Wirthschaften welche dem Herrn unterworfen waren, spannen die Frauen Wolle und Flachs, die Männer woben Tücher aus Wolle und Linnen, welche nach dem ganzen Norden und besonders nach England ausgeführt wurden. Der Handelsverkehr, der sich über das platte Land erstreckte, ließ einige Aufklärung und Wohlhabenheit dahin dringen. Dieser Wohlstand mehrte sich rasch und die Weiler an Orten, wo Schiffe landen konnten, bevölkerten und vergrößerten sich, und während das Gewerbe auf dem Lande blühte, schuf der Handel Städte, wie es der Name Port beweist, der den Haupt-

Digitized by Google

städten Flanderns gegeben wurde, deren Einwohner mit Stolz sich Poorters nannten.

Das Zunehmen der Bevölkerung entwickelte natürlich die productiven Kräfte des Landes, und es ist erstaunlich in wie früher Zeit die vervollkommnetsten Culturverfahren zurückreichen. Viele Dörfer, auf den ältesten Karten verzeichnet, bestehen noch gegenwärtig; manche Namen derselben beziehen sich auf das Heidenthum. Durch fremde und eingeborne Handelsleute bevölkert, welche in die Ferne die auf dem Lande verfertigten Stoffe versandten, hatten die Städte schon im 7ten Jahrhundert eine beträchtliche Ausdehnung, wie man aus der Entfernung zwischen den Kirchen schließen kann, welche die ersten Glaubensboten gegründet haben. Als die Weber um sich den Erpressungen ihrer Herren zu entziehen, oder um leichter den Nachfragen einer wachsenden Ausfuhr zu genügen, sich um die Kaufleute gruppirten und Wollengilden im Schutz der Mauern gründeten, verließ das Gewerbe dennoch nicht die ländlichen Hütten, wo es sich neben dem Ackerbau fortsetzte. In den Augen der englischen Chronisten des 12ten und 13ten Jahrhunderts, deren Könige Ansiedler aus Flandern beriefen um ihre Krongüter anzubauen, ist jeder der aus diesem Lande kömmt, ein Mann, der Tuch zu machen und die Waffen zu handhaben versteht. Diese Einwanderungen von vlämischen Pächtern dauerten noch unter Cromwell fort und erstreckten sich bis nach Wales. Von ihnen lernten die Engländer Deiche bauen um die Ueberschwemmungen abzuwehren, Windmühlen errichten um das Wasser auszuschöpfen, den Boden austrocknen, umzureuten, den Hopfen, Rüben und alle Gemüse bauen. Während des 12ten Jahrhunderts verbreiteten sich vlämische Colonien durch Sachsen, Thüringen, Holstein, und bis nach Siebenbürgen und Ungarn, wo die Spuren ihrer Niederlassungen sich bewahrt haben in Ortsnamen und Volksgebräuchen.

Während Flandern seine Unabhängigkeit und Ortsfreiheit genoß, hörte der Ackerbau nicht auf sich auszudehnen und zu vervollkommnen. Als die Gemeinden von Gent und Brügge, Ypern und Courtray, bereichert durch die Tücherausfuhr, zwei oder dreimal mehr Einwohner zählten als gegenwärtig, mußte man einem widerspänstigen Boden die nöthigen Nahrungsmittel für eine so dichte und wohlhabende Bevölkerung entreißen. Dämme wurden gebaut, überfluthete Strecken trocken gelegt, öder Boden mit dem Pfluge durchwühlt, Wälder entholzt, Straßen gezogen, das Land einem Garten ähnlich gemacht, sehr verschieden von den Gegenden die unter Feudalherrschaft standen. Der Zerfall begann als die Herzoge von Burgund die Hand auf die Gemeindefreiheit legten und durch Waffengewalt den Widerstand und die Energie der großen gewerbreichen Städte zu brechen suchten. Spaniens blinde und intolerante Herrschaft, den Untergang des Gewerbes und Handels vorbereitend, brachte dem Ackerbau einen noch verderblichern Stoß bei, dem sie seine Arbeitskräfte entzog. Die Vertilgungskriege, durch die Religionsverfolgungen herbeigezogen, entvölkerten das Land und gestatteten Wald und Haidestrecken wieder von einem durch die Arbeit von Jahrhunderten befruchteten Boden Besitz zu nehmen. Die unablässigen Kriege und die politische Ungewißheit verhinderten während des 17ten und 18ten Jahrhunderts die Verwüstungen des 16ten wieder gut zu machen; erst gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts begann der Ackerbau sich wieder zu heben, und seitdem ist er rasch fortgeschritten.

Wenn man von den sanft gerundeten Hügeln herabkömmt welche das Flußgebiet der Lys bilden und sich der Nordsee nähert, sieht man weite Ebenen vor sich, am Horizont durch eine Reihe weißer Sandhügel begränzt. Dieser gewellte Saum, der sich scharf von dem blauen Himmel und den dunkelgrünen Wiesen abhebt, sind die Dünen welche die Niederung gegen die Meereswogen schützen. Wohnstätten sind selten, nur da und dort sieht man die rothen Ziegeldächer irgend einer Maierei hinter einer Gruppe von Bäumen versteckt, welche der Westwind alle in einer Richtung gekrümmt hat, oder den Kirchthurm eines Dorfes in blauem Höhenrauch emporragen, der immer über diesem sumpfigen Boden hängt. Die ländlichen Wohnungen erheben sich wie die der maritimen Stämme welche Plinius an dieser Küste heimgesucht hat, auf kleinen Erhöhungen welche etwas über die in regnichten Wintern überschwemmte Fläche hervorsehen, während ihre Bewohner nur durch Boote verkehren können. Tag und Nacht weiden unzählige Rinder und junge Pferde auf den fetten Grasebenen welche zu einem fruchtbaren Landstriche gehören, der ungefähr 100,000 Hektaren enthält, und sich längs der Nordsee in einer Breite von 10—15 Kilometer von Antwerpen bis in die Nähe von Dünkirchen erstreckt. Der Boden dieser Zone ist dichter kalkhaltiger Lehmgrund, ganz ähnlich den Schlammablagerungen des Meerwassers in den kleinen Buchten und Bayen. Dieser aufgeschwemmte Boden hat eine Mächtigkeit von 50 Centimeter bis zu 2 Metern und ruht auf einem Torflager über dem Sande, aus dem die übrige Provinz gebildet ist. Die Oberfläche des Landes ist unter dem Niveau der Hochfluth, und ohne den Schutz der Dünen und Schleußen wäre sie noch überschwemmt wie in den frühesten Zeiten. Wenn diese belgische Maremma in Gestaltung und Fruchtbarkeit der toscanischen gleicht, so leidet sie, wenn auch in geringerm Grade, an der Landplage der Malaria, und ist ebenso den Sumpffiebern unterworfen. In der Nähe von Dixmude und Furnes, in dem Veurn-Ambacht finden sich die besten Weiden zum Mästen des Rindviehs und zum Aufziehen der Pferde. Auf dem fetten Schlamme wächst kurzes dichtes Gras, das stets durch Salzdünste benetzt eine sehr kräftige Nahrung bietet. Ein Hektar genügt um zwei Ochsen zu füttern und fett zu machen während sechs Monaten, das heißt vom Monat Mai bis November, so lange die Heerden im Freien bleiben. Sobald ein Stück Vieh gemästet ist, wird es verkauft und durch ein anderes ersetzt. Am Ende der Campagne werden alle Rinder den Schlächtern übergeben und kommen meist nach Frankreich. Die jungen Ackerpferde von rein vlämischer Race werden mit achtzehn Monaten auf die Märkte geschickt, und sehr gesucht von englischen und französischen Händlern erreichen sie oft den Durchschnittspreis von 750 bis 800 Franken. Die Pächter überwintern nur eine

Digitized by Google

kleine Zahl Milchkühe und nähren sie mit kurzem Futter und Heu von Sumpfwiesen.

Die Zone des Littorals wird in Flandern als ein Land der großen Cultur angesehen, weil die Güter gewöhnlich 20 bis 50 Hektaren umfassen. Der schwere Boden welcher starke Gespanne erfordert, und die besondern klimatischen Verhältnisse beschränken die Concurrenz der Landwirthe und verhindern die Zerstücklung der Güter. Während im ganzen Königreich im Durchschnitt 80 Landbauern auf 100 Hektaren kommen, sind es in diesem Bezirk nur 19.

Die große Ausdehnung der Weiden beschränkt hier einigermaßen die Volkszahl, denn man findet Gemeinden wie sie in Flandern selten sind, wo auf 1000 Hektaren nur 3—400 Einwohner kommen. In den Ackergeländen wird etwa die Hälfte mit Weizen, das übrige mit Gerste, Hülsenfrüchten, Hafer und Klee angebaut. Die Felder werden nicht stark gedüngt, aber der ohnehin sehr fruchtbare Boden ergibt 21 Hektoliter Weizen, 20 von Hülsenfrüchten, 40 von Hafer und 42 von Gerste auf die Hektare. Wie in allen mittelmäßig bevölkerten Ländern ist der Pachtpreis in Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit nicht allzu hoch. Die fetten Weiden werden zu 130 bis 220 Fr. die Hektare verpachtet, Ackerland zu 90 und 110 Fr. Ungeachtet der Pachtpreis um 25 bis 35 Fr. zugenommen hat, genießen die Ackerleute eines Wohlstandes der, verglichen mit dem Loose der Bauern auf dem magern Boden, groß erscheint. Sie genießen nur Weizenbrod, mehrmals Speck in der Woche, und Ochsenfleisch bei gewissen Anlässen, sind gut gekleidet, die Weiber sogar geputzt; diese tragen wie die holländischen Bäuerinnen große Ohrgehänge, Diamantenspangen und dicke Goldketten, Erbstücke welche oft aus dem Mittelalter herkommen. Ein kleiner Strohhut mit bunten Seidebändern sitzt auf der Spitzenhaube, ähnlich der Cauchoise der Normandie. Wenn die Pächter mit ihren Frauen in leichten Wägelchen mit hohen Rädern in die Städte zu Markte fahren, fällt ihre Tracht aus frühern Jahrhunderten auf, indeß beginnt auch hier alter Brauch und Herkommen mißachtet zu werden, seit die Gegend durch neue Straßen und Schienenwege mit andern Bezirken in nähere Verbindung gebracht worden ist.

Diese fruchtbaren Niederungen sind meist durch die Deiche oder Polders entstanden, deren Anlage schon durch die frühesten Einwohner als Schutz gegen Fremdherrschaft stattgefunden hat. Das Mittelalter hat deren wieder neue gebaut, und der Polder des Grafen Johann, der den Norden der beiden Flandern von Antwerpen bis Damme schützt, besteht seit dem 14ten Jahrhundert. Eine langsame aber sichere Arbeit hat so Meeresarme ausgefüllt, und wo noch im 13ten Jahrhundert ganze Flotten ankerten, geht jetzt der Pflug, weiden reiche Heerden.

Die Fruchtbarkeit der Polders ist berühmt und verdient es auch. Neu eingedämmte Ländereien bringen ohne Düngen während vierzig bis fünfzig Jahren die prächtigsten Ernten hervor. Zu Anfang wird gewöhnlich Reps oder Rübsamen ausgesäet, der auf die Hectare 500—600 Fr. ergibt, dann Gerste und Weizen. Alte Polders werden wie der übrige Theil des Lehmbodens am Littoral cultivirt, selbst etwas gedüngt und früher alle sieben Jahre brach gelegt, was jetzt nur alle zehn Jahre für zwölf Monate geschieht.

Wenn der Bau dieser Deiche bewundernswerth ist, so erstaunt man nicht minder über die Cultur der Dünen welche den Meereswellen abgewonnen werden mußten. An der vlämischen Küste bilden diese Sandflächen eine Hügelreihe von 10—12 Meter Höhe, und messen in der Breite 100 Meter bis zwei Kilometer. Der Westwind hat diese Schranke aufgehäuft, welche durch Menschenhand mit den Deichen verbunden ist. Bisweilen besteht sie nur aus einer einfachen, manchmal aus einer doppelten Hügelreihe mit kleinen Thälern dazwischen, welche mit dem steifen und trockenen Pflanzenwuchs der maritimen Flora überzogen sind. Besondere Gräser, Hogats genannt, einige Cruciferen mit fleischigen Blättern, niederen Kreuzdorn, Chenopodien, welche dem Winde widerstehen, halten den Flugsand auf, durch die langen Wurzeln die in der Tiefe nach Feuchtigkeit suchen. Diese verkümmerte, fahle und ärmliche Vegetation scheint kaum einen Versuch der Cultur zuzulassen, und doch sieht man mitten in dem zusammengewehten weißen Sand kleine Hütten aus Holz mit Stroh gedeckt, und daneben einige Streifen Hafer- oder Kartoffelland. Die Bewohner dieser Häuserchen besitzen eine oder zwei Kühe, welche ihre Kinder an der Düne weiden lassen gegen einen Pacht an die Besitzer. Indem sie dem Dünger ihres Viehs alle thierischen Abfälle beimengen die das Meer auswirft oder die Fischer liegen lassen, erlangen sie eine Kartoffelernte deren Erzeugniß gesucht ist. Dringen wir nun von der Küste weiter in das Land hinein, so findet sich eine sandige Region welche gegen Norden durch die so eben verlassenen Alluvionen begränzt ist. Diese umfaßt nur magern Kieselboden, da und dort durch Lehmschichten verbessert, während er an andern Orten durch Eisenoxyd fast gänzlich unfruchtbar ist. Sieht man die schönen Saaten und die künftige Vegetation der ganzen Gegend, so scheint es unglaublich daß es einst so gewesen seyn konnte. Aber man darf in den Eisenbahndurchschnitten nur die Beschaffenheit des Grundes und Untergrundes beobachten, so genügt es von dem alten Zustande des Landes sich eine Vorstellung machen zu können. Wenn der Boden nicht tief aufgewühlt worden, gedeiht selbst die Fichte nicht, und während eine Hectare Ackerland 3000 Fr. kostet, wird dieselbe Strecke wenn sie wüst liegt um 400 Fr. erworben, ein augenscheinlicher Beweis daß der Boden seinen Werth nicht von Natur, sondern durch die Arbeit des Menschen besitzt.

Von Handelsgewächsen werden Oelkräuter, Hopfen, Lein, Hanf, Cichorie hauptsächlich angebaut; von Nahrungspflanzen Weizen, Roggen, Haidekorn, Bohnen, Kartoffeln; von Futter- und Wurzelculturen Klee, Hülsenfrüchte, Hafer, Kohl, Zuckerrüben ꝛc.

Die Mannichfaltigkeit dieser Ernten gibt dem Lande zu jeder Jahreszeit eine reiche und lachende Ansicht. In dem leichten Boden, selbst stark gedüngt, geben die Getreidearten nur eine geringe Ausbeute, und die Handelspflanzen müssen daher diesen Ausfall ersetzen, deren Anbau mehr der Gärtnerei ähnlich ist. Bei einer so intensiven Cultur, bei so widerspän-

Digitized by Google

ſtigen Bodenverhältniſſen müſſen natürlich Verbeſſerungen aller Art nachhelfen. Der Dünger des zahlreichen Viehſtandes, der den in England übertrifft, wird mit unendlicher Sorgfalt geſammelt, denn Hornvieh und Pferde werden im Stall gefüttert. Nicht ſelten werden die Düngerſtätten in bedeckten Räumen angelegt und vor Sonne und Regen geſchützt, während einige Stücke Jungvieh ſie zuſammenſtampfen um das Verflüchtigen des Ammoniak zu verhindern und eine gute Gährung hervorzubringen. Dem Dünger werden noch die Waſſerpflanzen aus Gräben und Bächen beigemiſcht, manchmal auch Schlamm aus den Canälen aus großen Entfernungen herbeigeführt, oder Kalk der auf die Aecker geſtreut wird. Alle Abfälle aus den Fabriken der Städte, thieriſche Kohle, Aſche, Straßenkoth ꝛc., nichts geht für die Landwirthſchaft verloren. Seit einigen Jahren hat der Guano Wunder gewirkt, deſſen geringes Volumen die Anwendung erleichtert und manchen entlegenen Fleck Bodens befruchtet.

(Schluß folgt.)

Briefe aus dem Weſten.

Von Arthur Schott.

Ueber die Möglichkeit eines Schiff-Canals ohne Schleußen zu Verbindung des atlantiſchen mit dem ſtillen Ocean.

Während die Theilnahme des Publicums in den Vereinigten Staaten zuerſt durch Lieutenant J. M. A. Cravens ſummariſches Urtheil etwas eingeſchüchtert, dann aber durch die ruhigeren Erwiederungen von Seiten der erſten Unternehmer wieder mit weitern Hoffnungen belebt wurde, ſcheint es faſt als ob man in Deutſchland ſich mit Hrn. Cravens Machtſpruch vollkommen begnügt hätte, ſo daß dort der ganze Vorſchlag gleichſam zu den Todten geworfen wurde. Wäre ſolches ausſchließlich durch Leute von nur allgemeiner und vielleicht oberflächlicher Anſchauung geſchehen, ſo hätte es wenig auf ſich, allein da Autoritäten von ſchärferm Urtheil ſich ebenfalls mit Verwerfung des erſten Vorſchlages zu begnügen ſchienen, ſo erachte ich es als eine Pflicht in dieſen weitgeachteten Blättern etwas zu richtigerer Würdigung dieſes wichtigen Gegenſtandes beizutragen.

Vor allem iſt es nothwendig zu wiſſen daß ſowohl der dienſtliche Rapport Lieutenant Cravens, welcher mit der hydrographiſchen, als auch der des Lieutenants Rath. Michlers, welcher mit der topographiſchen Vermeſſung betraut war, erſt vor wenigen Wochen fertig, dem Senat der Vereinigten Staaten unterbreitet und von dieſem geſetzgebenden Körper zum Druck beordert wurden. Da alſo bis jetzt amtlich noch nichts verlaßliches veröffentlicht worden, ſo glaube ich, iſt das Anſuchen gerechtfertigt daß diejenigen welche näheres Intereſſe an der Sache nehmen, mit einem endgültigen Urtheil noch zurückhalten mögen, bis officielle Ziffern dem Publicum zu richtigerer Würdigung vorliegen werden.

Da ich nicht weiß wie genau die deutſche Leſewelt vertraut iſt mit Lieutenant Cravens Anſichten, welche er als his opinion gleich vorweg durch die Tagesliteratur gegen das Unternehmen veröffentlichte, ſo führe ich ſie hier überſetzt im weſentlichen auf. Die fünf Cardinal-Einwürfe lauten:

1) Ein ungefähr 5 (engl.) Meilen langer Unter-Waſſer Durchſtich von Schlamm an der Mündung des Atrato, mit vorausſichtlicher Gewißheit nachmaliger unausgeſetzter Reinigungsarbeiten, um denſelben offen zu halten.

2) Die Herkulesarbeit und unberechenbaren Koſten eines Durchſtiches durch die Lagunen und Paliſſaden des Truando, nebſt Beſeitigung dicht aufgeſchichteter und verſchlämmter Baumſtämme, wo zudem während neun Monaten des Jahres der ganze Landſtrich unter Waſſer ſteht und wo eine einzige Regenfluth in einem Tag die Arbeit von vielleicht einer ganzen Woche zerſtören kann.

3) Die mächtigen Koſten durch Baſſaltfelſen einen Stollen oder offenen Einſchnitt zu hauen, in einem unbevölkerten Lande, wo Arbeit und Lebensmittel nur unter außerordentlichen Preiſen eingeführt werden können.

4) Mangel eines Ankerplatzes auf der pacifiſchen Seite.

5) Die mörderiſche Wirkung des Klima, welches ſicher gerechnet wohl ein Drittheil jedes Arbeiterkörpers dienſtuntauglich machen würde.

Der dieſe Angaben enthaltende Brief an den Secretär der Marine und datirt 17 Mai 1858 erſchien ungefähr zur ſelben Zeit im New-York Herald, und von dieſem nachgedruckt in verſchiedenen anderen Blättern; darauf wurde ſchnell von den Unternehmern des vorgeſchlagenen Werkes geantwortet, wie folgt:

Die vorgeſchlagene Schiff-Canallinie wurde urſprünglich recognoscirt bei W. Kenniſh, Esq., deſſen Plane und Karten nicht allein veröffentlicht, ſondern auch dem Scrutinium der erſten Ingenieure Europa's, ſowie andrer würdiger Autoritäten, wie Frhr. v. Humboldt, Kaiſer Napoleon III vorgelegt. Das darauf gegründete Urtheil lautete über Erwarten günſtig, die Richtigkeit der im Feld gemachten Notizen vorausgeſetzt. Um letztere gehörig zu authentificiren, ſandte die Geſetzgebung der Vereinigten Staaten eine aus zwei Officieren beſtehende Commiſſion an Ort und Stelle. Hiezu waren beide obengenannte Herren erleſen, welche ſich zu dieſem Zweck je ihre eigenen Ingenieurpartien organiſirten. Nach beendigten Arbeiten heimgekehrt und ohne die Ausarbeitung der gemachten Beobachtungen abzuwarten, fand Hr. Cravens für gut ein ſchleuniges und peremtoriſches Todesurtheil über die ganze Linie auszuſprechen, ohne jedoch dabei auf Ziffern einzugehen, mit denen er den Ueberſchlägen des Unternehmens hätte begegnen ſollen. In letztern, welche ſich auf 73 bis 74 Mill. Dollars berechnen, ſind jene von Hrn. Cravens nachträglich gemachten Schwierigkeiten gehörig beachtet, und nüchterne Gerechtigkeit hätte verlangt daß zu gehöriger Würdigung der Sache die Berechnung der Nivellirarbeiten Lieutenant Michlers abgewartet worden wären.

Beim gegenwärtigen hohen Standpunkt der Ingenieurkunſt beſtehen wohl kaum mehr phyſiſche Unüberwindlichkeiten, und ſo bleibt auch das Ganze nur eine rein finanz-commer-

Digitized by Google

cielle Frage. Es werden einfach an die Ausgrabung und Beseitigung von so und so vielen Kubikfußen Schlamm, Erde und Fels so und so viele Millionen Dollars gesetzt, und über kurz oder lang können dann die größten Seeschiffe, Kauffahrer und Kriegsfahrzeuge hier von einem Ocean zum andern gelangen. Alle die Cravensschen Unmöglichkeiten erfordern keine andern Gegenmittel als die welche Mathematik und Mechanik schon oft und in den verschiedensten Theilen der Erde mit Erfolg angewendet haben. Die einzige günstiger Lösung bedürftige Frage dabei bleibt: „Wird sich die Unternehmung bezahlen?“ Ohne hier näher auf eine arithmetische Lösung einzugehen, glaube ich ist das Unternehmen von so mächtiger Bedeutung für die Gesittung der Menschheit, daß das dazu nöthige Capital kaum in Anschlag gebracht werden darf, selbst wenn sich die jährlichen Interessen davon auf vier bis fünf Millionen Dollars belaufen würden.

Der Wortlaut der Cravensschen Einwendungen gibt jedem Ingenieur die nöthigen Winke wie denselben begegnet werden kann. Zum Beispiel das Schlammausschleifen im Delta des Atrato, und die versprochene Gewißheit eines nimmer zu erreichenden Endes einer solchen Arbeit, so wie das herkulische Unternehmen des Durchstiches der Lagunen und Palissaden des Truando läßt sich sehr erleichtern; wenn der Ingenieur dem Beispiel des Herkules im Augiasstall folgend die gewaltigen Wassermassen dieser beiden Flüsse sich dabei zu nutze macht, indem er sie sammelt und vereinigt um ihr eigenes Bett auszuwaschen. Die Möglichkeit solcher gewaltigen Arbeit bezeugt der untere Lauf des Atrato, zwischen Sucio und dem Golf von Uraba. Erst wo der Gegendruck der Salzwasser den natürlichen Lauf der Flußwasser nach und nach hemmt, zertheilt sich, wie jeder Strom unter ähnlichen Umständen thut, der Atrato in seine verschiedenen Arme. Wenn Kunst durch leicht verfertigtes Faschinenwerk die Mehrzahl dieser Stromarme nachhaltig verschließt, so wird sich diese gefürchtete Danaidenarbeit in augiatischer Weise wohl bewerkstelligen lassen, wie dieß an andern Strommündungen in Europa, Asien und Amerika schon oft bewiesen wurde, wenn nur allgemeiner Handel und Verkehr ein solches Beginnen gerechtfertigt hatten.

Ebenso wäre der Durchstich des Basaltdammes zwischen dem obern Truando und der Südsee kein geringes Unternehmen, allein dafür hat der erste Kostenanschlag der Unternehmer 40 Millionen Dollars angesetzt, was gewiß kein kleiner Hebel ist. Der diesen Bergdamm bildende metamorphische Fels (aus zweifelhaften oder Trappgestein) zeigt dazu deutliche Spuren von Schichtung und natürlicher Klüftung, so daß er wie anderes Schiefergestein durch Hammer und Schlegel bearbeitet werden könnte. Zudem kommen auch nicht unbeträchtliche Schichten überlagernden tertiären und quaternären Gesteins in Betracht, deren Bearbeitung in der ersten Schätzung wie die der krystallinischen Schichten berechnet ist.

Betreffend die Unmöglichkeit die nöthigen Hände für ein solches Unternehmen zu bekommen und im Stande zu erhalten, sollte sich annehmen lassen daß was einmal schon bei der Panama-Eisenbahn vollbracht worden, um so leichter noch einmal bewerkstelligt werden kann, als man sich jetzt die zwischen Panama und Aspinwall gemachten Erfahrungen zu Nutzen machen würde. Man hätte jetzt nutzlose Versuche zu vermeiden Deutsche und Irländer oder Chinesen zu benutzen, sondern brächte dieselben Hände dazu welche jene interoceanische Schienenbahn zu Stande bringen halfen. Dieß waren Neger und Zambos von Neu-Granada und den westindischen Inseln, dieselben wären gewiß gern dabei einen Theil des auf einen zu erbauenden Schiffcanal verwendeten Capitals für sich zu gewinnen.

Der Mangel eines günstigen Ankerplatzes auf der Südseeseite ließe sich wohl durch künstliche Mittel leicht ersetzen wie dieß, seit Handel und Wandel in der Welt bestehen, schon oft und vielmals wiederholt geschehen ist. Im ursprünglichen Kostenanschlag sind hiefür 1,150,000 Dollars ausgesetzt. Ein solches Werk würde noch lange nicht eine so großartige Anlage verlangen als einzelne andere Werke dieser Art, die schon früher hier und dort an den europäischen Küsten ins Leben gerufen worden sind.

Da Hr. Cravens selbst nicht Ingenieur ist, so lassen sich ihm seine gemachten Einwürfe weniger verdenken als die vorschnelle summarische Form, in welcher er sie in die Welt hinausschleuderte.

Hrn. Cravens Ansichten und Einwürfe reduciren sich genau betrachtet auf nichts weiter als daß eben die Natur versäumt hat, an Ort und Stelle selbst herzustellen, was alles zu einem sichern und bequemen Schiffsverkehr wünschenswerth gewesen wäre. Dieß ist ungefähr, was schon früher einmal, ich glaube einem San Blas-Indianer als Antwort in den Mund gelegt wurde, als er von forschenden Reisenden um topographischen Aufschluß angegangen worden war. Die einfache Rothhaut meinte nämlich daß wenn Gott hier einen Durchgang von Ocean zu Ocean hätte haben wollen, er kein Gebirge in den Weg gesetzt haben würde. Um diese Wahrheit bestätigt zu wissen, sandten wohl die Vereinigten Staaten die verbündete Vermessungscommission nicht aus, vielmehr geschah dieß zu Verificirung der Angaben des Ingenieurs Kennish, dem Entdecker und Pionnier der vorgeschlagenen Truandolinie. Es handelte sich einfach um Zahlen und Ziffern und nicht um Lieutenant Cravens Ansichten, über welche A. v. Humboldt schon längst und vorhinein ein ziemlich entschiedenes Urtheil gesprochen hat, wenn er sich in seinen „Ansichten der Natur“ (s. Bd. II, Seite 390) folgendermaßen ausspricht: .... Andere Messungen sind seitdem von kenntnißvollen und erfahrenen französischen Ingenieurs, wie Projecte für Canäle und Eisenbahnen mit Schleußen und Tunnels gemacht worden, aber immer in der Meridian-Richtung zwischen Portobello und Panama oder westlich davon, gegen Chagres und Cruces hin. Die wichtigsten Punkte des östlichen und südöstlichen Theils des Isthmus sind an beiden Meeresufern unbeachtet geblieben! Solange dieser Theil nicht geographisch nach genauen, aber leicht und schnell zu erlangenden, Breiten- und chronometrischen Längenbestimmungen, wie hypsometrisch in seiner Oberflächengestaltung nach barometrischen Höhenmessungen dargestellt ist, halte ich den, jetzt (1849) so vielfach wiederholten Ausspruch: „Der Isthmus sey keiner Anlage eines

Digitized by Google

oceanischen Canals (eines Canals mit weniger Schleußen als der caledonische Canal), keiner ungehemmten, nicht von Jahreszeiten abhängigen Durchfahrt fähig, mit denselben Seeschiffen, die von Chili und Californien, von Neu-York und Liverpool kommen, für unbegründet und vollkommen übereilt."

Noch länger auf diesem beachtenswerthen Gegenstande verweilend schließt Humboldt dann mit folgendem Satze: „Eine große den ganzen östlichen Isthmus umfassende Arbeit — für jede Art der möglichen Anlagen, für Canalbau und Eisenbahnen, gleich nützlich — kann allein über das viel besprochene Problem positiv oder negativ entscheiden. Man wird dann mit dem aufhören, womit man, meinem Rathe folgend, hätte beginnen sollen.

Eine Arbeit dieser Art liegt nun fertig in der Druckerei des Senats der Vereinigten Staaten, von wo sie in wenigen Monaten zur Oeffentlichkeit gelangen wird. Leute von Fach werden dann so wie Laien, die nöthigen Mittel an der Hand haben, dem Ganzen die gehörige Würdigung zu geben.

Die ungarische Sprache.

Von Dr. K. Pelargus.

Die Ungarn sind ohne Widerrede ein originelles Volk. Ihre Abstammung und Erziehung, ihre langwierigen Kämpfe mit den Türken, ihre periodischen Aufstände gegen ihre Herrscher haben ihnen das Gepräge einer so naturwüchsigen Ritterschaft, eines so kriegerischen Hanges und eines so energischen — ebenso in der Idee des Vaterlandes wohnenden, wie in den geringsten Anhängseln ihrer Kleidung spukenden — Nationalstolzes aufgedrückt, daß sie sich von unsern, durch geistigen Proceß auf ihre jetzige Stufe gehobenen Culturvölkern im Ganzen noch eine lange Weile unterscheiden werden. Aber man fragt ja hin und wieder — nicht ohne Hoffnung auf eine bejahende Antwort — ob nicht gerade diese chevalerescken Naturen vielleicht bestimmt sind unsere philosophische Beschaulichkeit und kritische Ruhe mit Hülfe des jetzt rascher und rascher vor sich gehenden Völkerverkehrs wieder in einen gewissen Schwung zu bringen und mit etwas mehr Naivetät zu versehen. Sey dem indeß wie ihm wolle, jedenfalls blickten seit zwölf Jahren weitere Kreise mit Interesse auf dieses Volk, und schon die nächste Zeit wird unsere Blicke nothwendig wieder nach seinen neuen, wenn auch unerfreulichen Bahnen lenken.

Diese Erklärung genüge um unsere Bemerkungen über die ungarische Sprache einzuleiten. Es versteht sich wohl daß wir bei diesen nur die Hauptpunkte behandeln, weniger bedeutende Regeln und die Fluth von Ausnahmen aus dem Spiel lassen, und dafür die Unterschiede von andern Sprachen, somit die Eigenthümlichkeit jener ins Auge fassen. Diese Eigenthümlichkeit zeigt sich schon in der Elementarlehre. Das ungarische a lautet noch wie das a im österreichischen Dialect, das á wie in amare; e bald offen, bald geschlossen; dieser verschiedene Gebrauch des e kann jedoch als Sache der Uebung nicht weiter verfolgt werden, zumal da man hier nicht so oft wie im Italienischen Gefahr läuft einen ganz verschiedenen Sinn im selben Wort zu treffen, je nachdem dieser Buchstabe offen oder geschlossen lautet. Das zunächst fremdartig ins Gehör Fallende liegt aber in den Consonanten, und betrifft vor allem Zisch- und Quetschlaute. Die Aussprache der zwei Consonanten s und z ist hier für die Zusammensetzung mit andern entscheidend: s wie sch und z wie ſ; hieran reiht sich consequent: cs=tsch, cz=z, ds=dsch, dz=dſ, sz=ß, zs wie das französische j. Nun folgen ihrer Wichtigkeit für das Gedächtniß nach die andern: gy = wie di in dieu, ly wie ll, das l mouillé, italienisch gl oder spanische Ll, ny=gn (im Französischen und Italienischen (ty=t (in métier) V=W. In Familiennamen kommt noch ch (tsch), y (i) und W vor, z. B. Forgach (Forgatsch), Desewffy (Deschöfi). Was die Vocale betrifft, so hat die Unterscheidung derselben in kurze oder geschärfte a, e, i, o, ö, u, ü) und lange oder gedehnte (á, é, í, ó, ö, ú, ü) der Sprache ihren ernsten, wenn man will melancholischen Rhythmus gegeben. Aber die neben dieser Unterscheidung stehende zweite fügt diesem Charakter ein anderes Moment bei, dieß ist die Unterscheidung der Vocale in harte oder tiefe (a, á, o, ó, u, ú) und in weiche oder hohe (e, ö, i, ü, ü). Diese Unterscheidung nun, welche mit einer wirklich erstaunlichen Consequenz durch die ganze Grammatik tiefeingreifend fortwirkt, gibt dem Wort eine volle Bestimmtheit und Entschiedenheit, wenn auch deßhalb gerade in dieser Richtung der Schmelz der romanischen Sprachen ausgeschlossen wird. Nach dieser hochwichtigen Unterscheidung werden sofort die Wörter in harte und weiche eingetheilt, und dieß kann mit um so fast ausnahmsloserer Consequenz geschehen als das Ungarische entweder nur harte oder nur weiche Wörter will. Demzufolge entscheidet diese Eintheilung bei der Declination, indem harte Wörter die Anhängesylben mit harten, weiche Wörter diejenigen mit weichen Vocalen annehmen. Von den Vocalen aber welche wir bei unserer zweiten Unterscheidung nicht genannt haben, ist bei einsylbigen Wörtern í meist hart, é und i meist weich, während bei mehrsylbigen Wörtern die é, i, í als letzten Vocal haben, die Anhängesylbe sich nach dem Vocal der vorletzten Sylbe richtet. Darin erkennt man wieder die Absicht dem Wort die vollste Bestimmtheit in der Aussprache zu verschaffen.

Der Artikel bietet keine Schwierigkeit. Der bestimmte Artikel wird, wie im Englischen ohne Unterschied des Geschlechts und der Declination, durch az (vor Consonanten a'), der unbestimmte aber in der Regel gar nicht ausgedrückt. Auch die Declination ist einfach. Es gibt vier Casus, vom Nominativ bis Accusativ, und die Casusendungen werden der Grundform angehängt. Hiebei ist immer das Wort als hartes oder weiches in Berücksichtigung zu ziehen; während so das harte a' fa, der Baum, im Dativ des Singular (und Genitiv), die harte Endung erhält — a' fának und ebenso im Dativ des Plural a'fáknak was ein hübsches Gekrach gibt, erhält das weiche a'szék, der Stuhl, im Dativ die weiche Endung a'szék-

Digitized by Google

nek und a'székeknek. Bei Bildung des Accuſativ und Sing. und des Nominativ Plur. wird wieder ganz conſequent verfahren; der Endungsbuchſtabe für den Accuſativ des Singular iſt t, der für den Nominativ des Plur. k; alle Wörter nun, die t in jenem Accuſativ haben, erhalten k in dieſem Nominativ. Es kommt daher nur darauf an zu beſtimmen, wie ſich die Accuſativendung geſtalten ſoll: die bloße Accuſativendung t erhalten die auf einen Vocal ausgehenden und die auf j, l, ly, n, ny, r, s, sz und z endigenden Wörter; demgemäß erhalten dieſe Wörter im Nominativ Plur. ihr k; alle Wörter aber, die auf zwei Conſonanten oder auf andere als die eben angeführten Buchſtaben enden, erhalten at, ot und et, öt und hienach im Nom. Plural ak, ok und ek, ök, und zwar erhalten die meiſten harten Wörter ot und ok, die meiſten weichen Wörter aber, die in der letzten Sylbe ö oder ü haben, erhalten öt und ök, die andere et und k. Beiſpiele machen dieß ganz klar: a'fa hat im Acc. Sing. a'fát. im Nominativ Plur. a'fák, a'ház, das Haus, a'házat und a'házak, a'bab, die Bohne, a'babot und a'babok, a'kefe, die Bürſte, a'kefét und a'kéfek, a'szék, der Stuhl, a'szeket und székek, endlich azüst, der Keſſel, azüstöt und azüstök. Nur erwähnen wollen wir hier noch daß von den auf Conſonanten ausgehenden Nennwörtern mehrere den langen Vocal der Endſylbe im Acc. des Sing. und im ganzen Plur. verkürzen und viele den Vocal der letzten Sylbe verlieren. Etwas der ungariſchen Sprache eigenes iſt die Beſitzendung — é. Während wir auf die Frage: wem gehört? das Wort einfach im Dativ ſetzen, wird demſelben hier die Endung é angehängt, dem noch ein i beigefügt wird, wenn der Gegenſtand, den man beſitzt, im Plural ſteht; alſo: dieſe Kleider gehören dem Kinde, den Kindern, ezek a'ruhak a'gyermekéi, a'gyermekekéi. Die Sprache geht mit dieſer Endung noch weiter: das damit verſehene Nennwort kann als neues Wort declinirt, mit Poſtpoſitionen (wovon ſpäter), ja ſelbſt wieder mit der Beſitzendung é in Verbindung geſetzt werden, und das mit dieſer Endung verſehene Subſtantiv läßt auch einen regelmäßigen Plural zu. Die Stellung der Tauf- und Zunamen iſt im Ungariſchen ebenfalls abſonderlich. Der Taufname wird dem Geſchlechtsnamen nachgeſetzt, alſo Eſterházi Antal, Anton Eſterhazi; beiden voraus geht der das Prädicat bezeichnende Namen (z. B. Szentiványi Török Pal, Paul Török von Szentivany), ihnen nach aber der die Würde, den Beruf, das Amt u. ſ. w. bezeichnende Name; König Alexander der Große wird alſo heißen müſſen nagy Sándor Király. Auch Uram, mein Herr, Urfi, junger Herr, und ähnliches wird der angeredeten Perſon nachgeſetzt. Die Caſusendungen erhält bei der Declination in den obenangeführten Fällen nur das letzte Wort, z. B. Ferencz Királynak, dem König Franz. Wie man es ferner im Deutſchen bei manchen Vornamen trifft, erſcheinen manche ungariſche Taufnamen als Geſchlechtsnamen, z. B. Benedek, Benedikt, Cároly, Karl, Sándor, Alexander u. ſ. w. Bezüglich der Verbindung der Bei- und Hauptwörter iſt zu bemerken daß, da es für alle Nennwörter nur eine Declination gibt, die Beiwörter ganz der Declination der Hauptwörter folgen; unverändert bleibt erſteres nur, wenn es, vor dem Hauptwort ſtehend, gleichſam nur Einen Begriff mit demſelben ausmacht, in der Regel aber erhält es den Caſus, den das Zeitwort erfordert, und in der Zahl folgt es dem Hauptwort. Die Comparation der Beiwörter macht in der Regel keine Schwierigkeit: die Comparativendung iſt bb bei den auf einen Vocal ausgehenden Wörtern, während die auf einem Conſonanten endigenden Beiwörter, je nachdem ſie zu den harten oder weichen Wörtern gehören, abb oder ebb erhalten. Es drückt aber der Comparativ eigenthümlicher, aber nicht unlogiſcher Weiſe auch eine andere Art von Verſtärkung aus, z. B. ember, Menſch, emberebb, ein tüchtiger Menſch. Bei der Anwendung des Comparativ wird entweder die Partikel mint, als, dem den verglichenen Gegenſtand bezeichnenden Wort vorgeſetzt, oder es wird ihm die Endung nál, nél angehängt. Der Abſicht, dem Wort durch Anhängen von Sylben zu dem gewünſchten Ausdruck zu verhelfen, begegnen wir hier zum erſtenmal, finden ſie aber bald zu einem ganzen Syſtem ausgebildet. Der Superlativ wird vom Comparativ gebildet durch Vorſetzung der Sylbe leg; alſo drága, theuer, hat im Comp. drágább, im Superl. legdrágább. Von den Zahlwörtern können wir natürlich nur einzelne beiſpielsweiſe herausziehen: 1 egy, 6 hat, 10 tiz, 20 húsz (daher richtig Huſſar, nicht Huſar), 100 száz, 1000 ezer. Beim Ausſprechen der Zahlen geht man immer von der größern zur kleinern über, wie man es im Deutſchen thut, wenn man in einer beſonders feierlichen Quittung die Zahlen mit Buchſtaben ſchreibt. Die Zahlwörter werden nun gleich den Beiwörtern declinirt, bei zuſammengeſetzten Zahlen erhält aber nur der letzte Theil derſelben die Caſusendung. Der Sprache ganz eigenthümlich iſt daß die Grundzahlen, wie auch die unbeſtimmten und allgemeinen Zahlwörter, den gezählten Gegenſtand und das Zeitwort im Singular bei ſich haben, z. B. ötven katona elesett, eigentlich: 50 Soldat iſt gefallen. Wie im Deutſchen werden von den Grundzahlen durch Anhängen verſchiedener Endſylben Bei- und Nebenwörter gebildet, als: hatos, ein Sechſer, huszas, ein Zwanziger, husszonötös, ein 25 Guldenſtück. Durch Wiederholung der Grundzahlen aber erhält man Vertheilungszahlen, ſo: tiz tiz krajczárt egy egy napra, jeden Tag 10 Kreuzer. Als Bezeichnung von Perſonen werden anders als im Deutſchen die Zahlen den Namen vorgeſetzt: első Ferencz, Franz I. Sofort entſtehen auch Hauptwörter aus Zahlwörtern, wie huszad, eine Zahl von 20, ezered, eine Zahl von 1000, alſo ein Regiment, daher ezeredes Kapitány, der Oberſt. Ungleich ſchwieriger als all dieß, iſt die Lehre von den Fürwörtern. Der Gebrauch der perſönlichen Fürwörter (én ich, te du, ö er, mi wir, ti ihr, ök ſie), welche eine beſondere Declination haben, iſt im vorhinein viel beſchränkter als im Deutſchen. Als Nominative vor den Zeitwörtern werden ſie in der Regel ganz weggelaſſen und ſind auch in den übrigen Caſus ſeltener. Das „Sie" (öe) iſt auch wenig zu hören: der Ungar iſt, wie der ſpaniſche Caballero, der uns mit Usted, eigentlich Vuestra merced, Euer Gnaden, anredet, ein Edelmann und nennt uns Kegyelmed, deine Gnade, u. ſ. w. Bei den verbundenen zueignenden Fürwörtern, die im Deutſchen eigene Wörter ſind, tritt

Digitized by Google

nun jenes oben angedeutete System vollständig zu Tage in einer für germanische Gewöhnung überraschenden Weise. Mein, dein u. s. w. werden nämlich durch Anhängen eines Buchstaben oder einer Sylbe gebildet — Suffix, z. B. atya, Vater, atyám mein Vater — Vater mein, und so die Hauptwörter mit Abwandlung des Suffixes declinirt. Gewiß liegt viel natürliche Logik in dieser, der germanischen oder romanischen Grammatik fremden Idee, das innerlich Zusammenstrebende, wie es beim Für- und Haupt- oder Zeitwort geschieht, auch äußerlich zu verbinden und zu Einem Fleisch zu machen; diese Allianz acceptirt, ist es dann nur billig daß das untergeordnetere Fürwort hintenan zu stehen kommt. Wir wollen der Einfachheit halber bei der ersten Person stehen bleiben.

Die Suffixe sind bei harten und weichen Wörtern verschieden: bei harten Wörtern ist das Suffix der ersten Person im Singular nach Vocalen m, nach Consonanten am oder om, bei weichen Wörtern nach Vocalen m, nach Consonanten em oder öm, im Plural nach Vocalen im, nach Consonanten aim oder jaim bei harten, eim oder jeim bei weichen Wörtern. In dieser Weise entwickelt sich die Declination, wobei einige bei den Accusativ- und Pluralendungen angedeuteten Regeln wieder auftreten, auf die wir aber so wenig näher eingehen können, als auf die Fälle der Wegwerfung des Accents oder der Ausstoßung des letzten Vocals bei den Nennwörtern und sofort auch bei den Suffixen. Einige Beispiele mögen auch hier am Platz seyn: fá Baum bildet fám mein Baum; meinen Bäumen wird somit heißen müssen fáimnak, hier ist im das Suffix und nak die regelmäßige Casusendung, wie wir sie oben erklärt haben: hal Fisch, halam mein Fisch, halumt unsere Fische; gyöngyeitek sind eure Perlen, nämlich gyöngy Perle, eitek das weiche Suffix in der Mehrzahl. Die alleinstehenden zueignenden Fürwörter (enyém der meinige u. s. w.) werden regelmäßig declinirt. „Ihr" wird höflichkeitshalber durch den Genitiv ausgedrückt: Ihr Garten ist dem Herren sein Garten az Urnak a' kertje, das Ihrige mit az Uré u. s. w. Das Suffixsystem wird auch bei dem Fürwort maga selbst angewendet: magam, ich selbst. Anders wie im Deutschen wird von zwei im Abhängigkeitsverhältniß stehenden Hauptwörtern das eine, im Genitiv stehende, dem im Nominativ stehenden vorgesetzt und letzteres erhält dann das Suffix der dritten Person: „der Schöpfer der Welt" würde also auszudrücken seyn mit „der Welt ihr Schöpfer;" dieses Genitivverhältniß kann vierfach seyn, je nachdem von einem oder mehreren Besitzer oder von einem oder mehreren Gegenständen die Rede ist. [1] In manchen Fällen trifft man einen abgekürzten Genitiv, z. B. bei Eigennamen mit Gattungsnamen verbunden: a' Balaton' tava, der Plattensee, Becs városa, die Stadt Wien; ebenso gibt es verschiedene eigenthümliche Genitivverhältnisse, wie bei der Bezeichnung von Monaten durch Ordnungszahlen: der 3 Nov. heißt novembernek harmadika. Im übrigen finden sich bei andern Redensarten noch genug Suffixe.

Anzeigende Fürwörter: ez, ezen, dieser, az, azon, jener, mit regelmäßiger Declination. Hier wird die Unterscheidung in harte und weiche Vocale wirklich praktisch, indem die Fürwörter mit weichen Vocalen den näheren, diejenigen mit härtern Vocalen den entfernteren Gegenstand bezeichnen. Es liegt Feinheit in diesem Gebrauch. Zwischen ez und az und das durch sie näher bestimmte Hauptwort schlüpft nun — ebenfalls eigenthümlich — der Artikel, daher dieser Mensch ez a zember, eigentlich dieser der Mensch heißt, diesen Menschen: ezeknek a zember eknek. — Die Declination der fragenden Fürwörter, ki, wer? mi, was? ist ganz regelmäßig. Einige derselben nehmen auch wieder Suffixe an, z. B. mellyik, welcher? mellyikünk, welcher von uns? Die genannten drei Fürwörter ki, mi und melly (welch?) werden durch Vorsetzung des Artikels in beziehende verwandelt; ersteres für Personen, letztere zwei für Sachen; auch die Beziehungsfürwörter erhalten sodann Suffixe, die wir jedoch erst bei dem Hülfszeitwort klar machen können. Von den unbestimmten und allgemeinen Fürwörtern stehen einige gleich dem Hauptwort allein, z. B. valaki, Jemand, andere werden als Beiwörter gebraucht, z. B. valamelly, irgend ein; senki, Niemand, und semmi haben im Satz die verneinende Partikel nem: senki nem tudja, Niemand (nicht) weiß es. Auch solche Fürwörter erhalten Suffixe, z. B. semmim, mir nichts; eben dasselbe erhält minden alle, mindenem, mein Alles.

An den seither gegebenen Beispielen wird man große Buchstaben vermißt haben; in der That stehen sie im Ungarischen nur im Anfang einer Periode, nach einem Colon, bei Namen, die einen Titel bedeuten, in der Anrede und bei Eigennamen.

Da wir hauptsächlich die Eigenthümlichkeiten der Sprache besonders hervorkehren wollen, so werde hier, noch vor dem Verbum, ein weiterer charakteristischer Unterschied vom Deutschen in den Präpositionen entwickelt. Wir sahen bei den Suffixen, daß der Ungar, sonst ein Reiter ersten Ranges, das Wort beim Schweif aufzäumt; schon da mußten wir von der Hinterseite an das Wort kommen, das Fürwort lief als scharfer Schatten hinter ihm her. Dieses System des Anhängens von Sylben, die in den andern Sprachen besondere Worte sind, finden sich bei den Präpositionen ebenfalls, und es gilt wohl auch hier, was wir bei den Suffixen sagten: dieß Verfahren zeigt Logik und Consequenz. Man begreift sonach daß diese Sprache keine Präpositionen haben kann, sondern Postpositionen bilden muß. Wir haben hier den Unterschied von einfachen und zusammengesetzten Postpositionen. Von ersteren sind zunächst zu nennen die untrennbaren oder verbundenen, die ganz in das Wort schlüpfen, z. B. auf die Frage, wo? — in, für harte Wörter ban, für weiche ben (auch steht n, on, ön auf diese Frage), auf die Frage wohin? für harte Wörter ba, für weiche Wörter b, und so eine ganze Reihe, die eine Annäherung, Aehnlichkeit, Ziel und Zweck, Richtung, Bestimmung, Absicht, Verbindung u. s. w.

[1] Der Genitiv, der Form nach dem Dativ gleich, läßt sich mit diesem doch nicht verwechseln, weil immer ein anderes mit Suffix versehenes Hauptwort damit in Verbindung steht. Mit unserem deutschen Begriff von Genitiv müssen wir also hier brechen.

Digitized by Google

ausdrücken — ſämmtlich dem Wort angehängt; alſo: er wohnt in der Stadt, a' városban lakik heißt eigentlich: der Stadt in wohnt er, in den Garten, a' kertbe — den Gartenin; a' várostból jönni, aus der Stadt kommen, der Stadtaus. Der Gebrauch dieſer verſchiedenen Poſtpoſitionen erfordert die Kenntniß vieler Regeln und ihr Feſthalten, ſowie das der folgenden, iſt lediglich Gedächtnißſache. — Eine ſchöne Anzahl von Poſtpoſitionen ſteht aber auch getrennt, jedoch, wie der Name ſchon zeigt, hinter dem Nennwort, ſo: alatt, unter — a' fa alatt, unter dem Baum, a' fa alá, unter den Baum. Etwas ganz ſonderbares iſt hier die zweimalige Anwendung der Poſtpoſition beim Gebrauch der Fürwörter az, ez; unter dieſem Baum heißt daher ez alatt a' fa alatt. Noch beſonderer wirkt die Verbindung der Poſtpoſition mit Suffixen. Das Suffix ſteht ſyſtematiſch hinten an, bei einer Verbindung mit dieſem wird daher die Poſtpoſition nach vorn geſchoben, mit andern Worten, ſie wird glücklich zur Präpoſition vorgerückt. Ban, ben, in, wird alſo bennem, in mir, benned, in dir, bennetek, in euch; ra, re, auf, wird reám, auf mich, reád, auf dich; ról (röl) wird rólam, von mir. Wie dieſe verbundenen, nehmen die getrennten Poſtpoſitionen ebenfalls Suffixe an, ſo, um bei unſerm alatt und alá ſtehen zu bleiben, alattam unter mir, alám unter mich.

Wie oben bemerkt iſt, gibt es nun aber auch zuſammengeſetzte Poſtpoſitionen. Ihr Gebrauch läßt ſich unmöglich mit einigen Worten zum Verſtändniß bringen, durch Beiſpiele vielleicht andeuten. Sie beſtehen aus einer getrennten und einer verbundenen einfachen Poſtpoſition. Wie wir beiſpielsweiſe ſahen, iſt n oder en eine der letzteren, alól, unterhalb gehört zur erſteren Gattung, beide zuſammen geben die zweite Art der Poſtpoſitionen, die zuſammengeſetzten, alſo: a'hegyen alól, unterhalb des Berges; ferner: eleitöl fogva, von Anfang an, von töl, ſeit, und fogva, von — an. Iſt aber dieß ſchon ſchwierig, ſo verwirrt die abermalige Herbeiziehung von Suffixen noch mehr; doch verſuchen wir ein Beiſpiel: hozzám képest heißt: im Vergleich mit, hoz iſt die einfache verbundene Poſtpoſition, am iſt das Suffix und képest iſt das „verglichen mit“ (képen die entſprechende einfache verbundene Poſtpoſition). Dazu kommt daß manche Poſtpoſitionen auch als Adverbien gebraucht werden.

Wir kommen zum Zeitwort, das dem Lernenden keinen kleinen Kampf koſtet. In der franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen Sprache kommt man mit ſeinem lateiniſchen Schulſack weit; bei dem Engliſchen läßt ſich an germaniſche Verwandtſchaften anknüpfen; aber die ungariſche Sprache weiſt jeden der nicht Philolog von Profeſſion iſt und die Sprache bei der Wurzel faſſen kann, auf das bloße Gedächtniß an. Was heißt auch ein haber habido, oder ein avessimo avuto, oder eine engliſche Conjugation gegen ein lettem legyen! Wir werden uns auf das Skizziren beſchränken müſſen und wählen zunächſt das Hülfszeitwort lenni, ſeyn, das aber zugleich werden bedeutet und hienach verſchieden conjugirt wird. Wir werden die Endungen in der Conjugation bei den regelmäßigen Zeitwörtern bezeichnen und halten uns noch an dieſes zweifache lenni. Vagyok, vagy, van, dieß ſind die drei Perſonen des Singular im Präſens des Indicativ für ſeyn; für werden heißt die erſte Perſon im Indicativ Präſens, der, beiläufig bemerkt, im Ungariſchen auch ſonſt oft als Futurum gilt, leszek, und dieß iſt ſelbſtverſtändlich auch das erſte Futurum bei ſeyn — ich werde; das Futurum von lenni, werden — fogok lenni — iſt ſodann das zweite Futurum von ſeyn; gleich ſind für beide der Imperativ und das Präſens des Conjunctivs legyek. Dagegen iſt das Imperfect im Indicativ bei lenni, ſeyn, valék, bei werden, levék, das Perfectum bei erſterem voltam, bei letzterem lettem, das Plusquamperfectum bei erſterem das Perfectum mit vala oder volt, bei letzterem ebenſo. Dem Unterſchied im Indicativ entſprechend heißt das Imperfectum des Conjunctiv bei ſeyn volnek, bei werden lennek, das Perfectum bei erſterem voltam légyen, bei letzterem lettem légyen, das Plusquamperfectum voltam volna und lettem volna, das Futurum bei beiden leendek. Alles dieß bezüglich der erſten Perſon im Singular. Das Gerundium iſt bei ſeyn und werden lévén, das Participium bei ſeyn való (das auch wirklich, wahr, Weſen, Wahrheit, ferner gehörend, beſtimmt, tauglich bedeutet), und volt, bei werden lévő (außer werdend auch befindlich bedeutend), und lett, das Participium des Futurums bei beiden leendő. — Van, iſt, wird nun als Copula *nicht* gebraucht, in allen übrigen Perſonen und Zeiten darf aber die Copula nicht fehlen. — Mit dem Hülfszeitwort *haben* hat es eine eigene Bewandtniß: es fehlt der Sprache ganz und wird durch ſeyn umſchrieben: nekem van órám, ich habe (mihi est) eine Uhr; m iſt hier wieder Suffix der erſten Perſon das abgewandelt wird, und wobei die oben bezeichnete Unterſcheidung von einem oder mehreren Beſitzern und von einem oder mehreren Gegenſtänden erſcheint; ebenſo verneinend: nekem nincs pénzem, mir iſt (ich habe) kein Geld. Dieß iſt die Stelle auf welche wir bei den Fürwörtern verwieſen haben. Bei den Zeitwörtern müſſen wir zunächſt wieder eine präciſe, aber ſchwierige Unterſcheidung der ungariſchen Sprache, die damit einzig daſteht, hervorheben. Das Zeitwort wird nämlich nach einer unbeſtimmten und nach einer beſtimmten Form conjugirt. Letztere wird gebraucht, wenn das von demſelben abhängige Nennwort den beſtimmten Artikel oder ein anzeigendes Fürwort hat, dann in Verbindung mit dem Accuſativ der anzeigenden Fürwörter oder wenn das Zeitwort den Accuſativ ötet oder öket regiert, wenn das Nennwort durch ein Suffix näher beſtimmt iſt, wenn das Nennwort ein Eigennamen iſt, dann bei den eine Sinnesäußerung ausdrückenden Zeitwörtern, denen die Partikel daß, hogy, folgt u. ſ. w. Z. B. látok, ich ſehe, ich ſehe den Wald, heißt dann beſtimmt látom azerdőt. Daß ſofort auch wieder der Unterſchied der harten und weichen Wörter maßgebend iſt, der uns von Anfang an begleitet hat, braucht kaum geſagt zu werden.

Wir wollen bei dem Gerippe einer Conjugation Kürze halber wieder bei der erſten Perſon ſtehen bleiben, die dritte Perſon der unbeſtimmten Form iſt jedoch der Stamm. Es endigt nun:

Im Activ: Präſens-Indicativ, unbeſtimmte Form, harte Wörter ok weiche ek, beſtimmte Form, hart om, weich em

Digitized by Google

öm; Conjunctiv, unbeſtimmt, hart, jak, weich jek, beſtimmt, hart jam, weich jem; ebenſo beim Imperativ mit den Charakterbuchſtaben j. — Imperfectum — Indicativ, unbeſtimmt, hart und weich ék, beſtimmt, hart ám, weich ém, Conj., unbeſtimmt, hart und weich nék, beſtimmt, nám und ném. Perfectum mit dem Charakterbuchſtaben t — die meiſten Wörter bilden ott, ett, ött als Stamm — Indicat., unbeſt., hart t-am, weich t-em, beſt. ebenſo; Conj. wie im Indicat. und mit dem Beiſatz légyen. Plusquamperfectum — Indicat., wie Perfect. mit dem Beiſatz vala oder volt, Conjunct. ebenſo mit dem Beiſatz volna. Futurum, unbeſt., fogok, beſt. fogom c. inf. Die Infinitiv-Endung ni — nimmt gern Suffixe an, z. B. nekem várnom kell, ich muß warten, das m am Zeitwort várni iſt Suffix der erſten Perſon; ebenſo nimmt lenni Suffixe an — lennem, ich (kann u. ſ. w.) ſeyn. Gerundium ván, va, hart, vén, ve, weich, wird ſehr häufig gebraucht und muß im Deutſchen bald mit der gegenwärtigen, bald mit der vergangenen Zeit des Indicativ umſchrieben werden. Participium, Präſens ó und ö, Perf. t, ott hart, ett, ött weich — nimmt auch Suffixe an, z. B. én sütöttem kenyerem, das Brod, das ich gebacken — Futurum andó und endö. Bei Bildung des Paſſivum wird dem Stamm des Actives die Sylbe at, et oder tat, tet angefügt; ſomit várni (Stamm vár, Infinitivendung ni), warten, erhält im Paſſiv váratni, erwartet werden. Wir bleiben wieder bei der erſten Perſon. Die betreffenden Endungen ſind: Präſ., Indicat., hart om, weich em, öm, Conjunctiv und Imperativ sum, sem. Imperf., Indic. ám und ém, Conj. nám und ném. Perfect., Indic. tam, tem, Conj. ebenſo mit légyen; Plusquamperf. wie Perfectum, im Indicativ mit vala oder volt, im Conj. mit volna, Futurum fogok c. inf. und im Conj. andom und endem, Infinitiv, Gerundium und Participium wie beim Activ. Vergleicht man dieſe Endungen der erſten Perſon mit denjenigen der beſtimmten Form im Activ, ſo wird man meiſtens Uebereinſtimmung finden, in der Conjugation werden aber meiſt die Endungen von lenni, werden, eintreten — für das Paſſiv naturgemäß. So ſchwierig nun die Conjugation, die man ſich verſuchsweiſe mit várni, warten, und születni geboren werden, zuſammenſetzen mag, auch ſo iſt ſie doch relativ leichter, da ſich die ungariſche Sprache bei Bildung der Zeiten nicht Eigenthümlichkeiten erlaubt hat, wie durch das Syſtem der Suffixe und Poſtpoſitionen; ſo aber zieht ſie, wie man bemerkt haben wird, wenigſtens die Hülfszeitwörter auf eine dem Deutſchen im Ganzen analoge Weiſe herbei. Die Verba neutra werden theils nach der unbeſtimmten Form des Activs conjugirt (Neutro-Activa), theils wie ihr Paſſiv (Neutro-Paſſiva). Statt der deutſchen rückwirkenden Zeitwörter gibt es im Ungariſchen meiſt entweder einfache oder vermittelſt gewiſſer Bildungsſylben abgeleitete Zeitwörter, die theils Neutro-Activa, theils Neutro-paſſiva ſind. Eigentlich tranſitive Bedeutung habende, aber als rückwirkend gebrauchte Zeitwörter haben den Accuſativ von magam (ſ. o.) neben ſich und gehen deßhalb nach der beſtimmten Form des Activs. Beſonders aufmerkſam machen müſſen wir auf die factitiven und facultativen Zeitwörter. Das ſchon bei den Suffixen und Poſtpoſitionen zu Tage getretene Beſtreben, möglichſt viele Begriffe an das Wort ſelbſt hinzubringen, hat hier eine claſſiſche Höhe erreicht. Das Hülfszeitwort laſſen wird nämlich durch Anhängen von tat, tet oder at, et ausgedrückt, und die ſo entſtandenen Stämme werden wie das Activ der wirkenden Zeitwörter weiter conjugirt. Das Hülfszeitwort können aber wird durch eben ſolche Anhängung der Sylben hat, het gebildet. Soll aber ein Zeitwort den Begriff des Könnens und Laſſens zugleich ausdrücken, ſo wird dieſes hat, het jener Sylbe tat, tet, at, et nachgeſetzt. So bringt man mit einem Schub eine Anzahl Begriffe heraus, die wir nur in vier Worten geben können, z. B. er kann machen laſſen — csináltathat. Die Endung lak, lek erhält ein Zeitwort, wenn der Handelnde die erſte Perſon Sing., der Gegenſtand der Handlung die zweite im Sing. oder Plur. iſt; alſo ſtatt der beſtimmten Form várom, ich erwarte, várlak, ich erwarte dich. In die unregelmäßigen Zeitwörter ſich ohne Umſtändlichkeit zu vertiefen, iſt unmöglich; es genüge daher im allgemeinen zu bemerken daß die erſte Claſſe derſelben Zeitwörter mit dem Stamm auf ez bilden, die in acht Zeiten andere als die regelmäßigen Endungen annehmen, dann eine zweite Claſſe auf ed, od, ud, üd, die nach der leidenden Form gehen, welche in drei Zeiten variiren, und endlich eine dritte Claſſe, einſylbige Zeitwörter, deren Stamm auf einen Vocal endigt, dem ein v angehängt werden kann. Die unperſönlichen Zeitwörter, bei denen „es" wegbleibt (esik es regnet) werden auch gebraucht, um unbeſtimmt zu reden, z. B. kell man muß, lehet man kann, erſteres mit dem Nominativ des Gegenſtands heißt brauchen, lehet mit dem Infinitiv aber: es läßt ſich. Ein anderes: fáj es ſchmerzt, regiert etwas Berlineriſch den Dativ: nekem fáj a'fejem, „mir" ſchmerzt der Kopf. Die Bildung der Wörter endlich geſchieht wie im Deutſchen durch Anhängen beſtimmter Sylben, die den gewollten Begriff ausdrücken; dieſelben aber mit einigen Beiſpielen anzugeben erſcheint unzweckmäßig, weil es im Ganzen doch nicht belehrt.

Ueber Soldaten-Menage bei den garniſonirenden Truppen in Niederländiſch-Indien.

Von Julius Kögel.

Dem europäiſchen Neuling welcher eine Caſerne in Niederländiſch-Indien beſucht oder darin ſein Quartier nimmt, wird gewiß daſelbſt ſogleich auffallen eine verhältnißmäßig große Anzahl Frauensperſonen (Meide genannt) und Kinder anzutreffen, da dem Militär — gleichviel von welcher Charge und Hautfarbe — Meide zu halten hier erlaubt iſt. Die Meite und Kinder müſſen jedoch in den Stunden in welchen die Säle und Kammern der Caſernen von Officieren inſpicirt oder gewiſſe Dienſtverrichtungen daſelbſt vorgenommen werden, dieſe einſtweilen verlaſſen, und man ſieht ſie alsdann

Digitized by Google

gruppenweis vor den Caſernen oder unter deren Verandas kauern und ſtehen. Wenn eine ſolche Einrichtung neuangekommenen Europäern ſchon ſeltſam vorkommt, iſt dieſen noch auffälliger daß — obſchon jedem Militär in wilder Ehe zu leben geſtattet wird — die Soldaten (gleichviel ob ſie Weib und Kind haben oder nicht) dennoch in der Compagniemenage durch den zu dieſem Dienſt commandirten Koch nicht nur ihre Büresration zubereiten laſſen, ſondern daß ſie noch überdieß für die Hälfte ihres Soldes angekaufte und in dieſer Menage zubereitete Speiſen verzehren müſſen, gleichviel ob ſie ſolche Speiſen ſchmackhaft finden oder nicht. Auch gewahrt man daß überall in Niederländiſch-Indien in den ſehr kleinen Garniſonen wo die Militärs keine Menage haben, die Kriegsleute billiger und beſſer wie die in größern Garniſonen zu eſſen pflegen. Während nun die europäiſchen, amboineſiſchen und afrikaniſchen Militärs für Beköſtigung ihrer Weibe und Kinder ſelbſt zu ſorgen haben, bekommen die Frauen und Kinder der inländiſchen Soldaten ihre Koſt mit aus der Soldatenmenage, und hierbei iſt beſonders merkwürdig zu erwähnen daß die im Cölibat lebenden und kinderloſen [1] Inländer die Weibe und Kinder ihren Cameraden mit ernähren müſſen. Der inländiſche Soldat bekommt nämlich in Garniſon täglich nur 1 ⅓ Pfd. Reis, 1/12 Pfd. Salz, und 1/80 Kanne Weineſſig als Ration, alle anderen Lebensmittel werden für die Hälfte ſeines Soldes angekauft. Für ſeine Weib hat der Inländer alle fünf Tage zwei Deut (½ Kreuzer), und für jedes ſeiner Kinder gar nur einen Deut zu entrichten. Die ganze Familie eines inländiſchen Soldaten wird alſo für einen ſolchen Spottpreis fünf Tage lang aus der Compagniemenage beköſtigt; es iſt daher leicht erſichtlich daß wenn die Frauen und Kinder dieſer Kriegsleute auch nur den benöthigten gekochten Reis aus jener Speiſeanſtalt bekämen, ſie dennoch mehr wie je zwei Deut, oder reſpective je einen Deut in fünf Tagen verzehren. Jedoch der Umſtand daß die meiſten inländiſchen Soldaten weder Weibe noch Kinder haben, und mit Ausnahme der erwähnten zwei und einzelnen Deute ebenſoviel wie ihre verheiratheten Cameraden in die Menage bezahlen müſſen, macht es möglich daß die Soldatenfamilien ſo billig beköſtigt werden können.

Die Compagniemenagefonds haben aber außer der Hälfte des Soldes der Kriegsleute auch noch Nebeneinkünfte, nämlich erſtens: die ganze Löhnung der mit Provooſt (ſtrenger Arreſt) geſtraften Unterofficiere und Mannſchaften ihrer Compagnie; zweitens die fünftägige Löhnung der vermißten Militäre; drittens den Erlös für Nachlaſſe verſtorbener Soldaten und Unterofficiere wenn dieſe nicht über fünf Gulden betragen. Allein größere Erbſchaften müſſen an die Waiſenkammer abgetragen werden. Da nun aber die Uebergabe der Gelder für Verauctionirung des Nachlaſſes eines Militärs an die Waiſenkammer, mit vielen Schreibereien für die ernannten Commiſſäre (je ein Officier, je ein Unterofficier oder Soldat der Compagnie) verbunden iſt, was unentgeltlich gethan werden muß, ſo wird der Nachlaß des Verſtorbenen von den Commiſſären an ſeine vormaligen Cameraden gewöhnlich zu ungemein billigen Preiſen verſteigert; wozu man häufig ſolche Tage wählt, an welchen man weiß daß die kauflustigen Kriegsleute ſehr wenig oder gar kein Geld haben, und die zu verauctionirenden Gegenſtände deßhalb ſehr billig verkauft werden können. Mitunter hört man die Auctionatoren auch wohl ſagen: „ihr müßt ſo viel nicht bieten, denn ſonſt bringt der Nachlaß ja mehr wie fünf Gulden auf.“

In die Menagefonds der europäiſchen Compagnien auf Java fließen zuweilen monatlich auch noch je 10 fl. ſogenannter Kuligelder, welche das Gouvernement für zu miethende Kuli (die Handlangerdienſte in den Soldatenküchen verrichten ſollen) dem Compagniecommandanten monatlich auszahlen läßt, letztere es aber öfters für gut finden den europäiſchen Soldaten ſelbſt die Kulidienſte verrichten und das Kuligeld dem Menagefonds zufließen zu laſſen. Uebrigens glaubt man aber auch bemerkt zu haben daß mancher Capitän mehrere Monate hintereinander das Kuligeld in ſeine Caſſe fließen ließ. (?) Aehnlich gieng es auch mit dem Agio für [1] Silbergeld, welches man den Soldaten nicht auszahlte, aber auch nicht dem Menagefonds berechnete, obſchon es die Abſicht der Regierung war ſolche Vortheile nicht den Officieren allein, ſondern auch Militären niederern Ranges genießen zu laſſen.

Wie man ſich leicht denken kann, werden nicht alle fünf Tage ſämmtliche Einkünfte des Menagefonds verausgabt, im Gegentheil dieſer vergrößert ſich gewöhnlich. Den nach Abzug aller Ausgaben in Kaſſa befindlichen Geldvorrath nennt man „Hooſt der menage“ (Haupt der Menage). Nicht ſelten geſchieht es daß bei einer Compagniemenage 150—200 fl. im Hooſd der Menage ſich befinden, und daß eine ſolche Summe zu erübrigen, entweder durch billige Einkäufe oder durch außerordentliche Einnahmen erzielt ward. Ueber ſolche Geldvorräthe verfügen die Compagnie- oder Detachements-Commandanten oft ſehr willkürlich und verſchwenderiſch. Ich will nur folgenden Fall hier erwähnen um die Leſer von einer unnöthigen Geldverſchwendung zu benachrichtigen. Der Capitän de St . . . . s befahl zu Amboina mit dem Menagegeldvorrathe blaue Leinwand anzukaufen und ſogenannte Rockſäcke für die Soldaten daraus zu verfertigen; dieſe Rockſäcke waren hubſch theuer, und das Hooſd der Menage ward dadurch von 100 fl. auf 15 fl. heruntergebracht. Das merkwürdigſte aber an der ganzen Sache iſt daß die Soldaten gar keine Röcke hatten — und ſolche auch wahrſcheinlich jetzt noch nicht bekommen haben — zu deren Aufbewahrung jene Rockſäcke dienen ſollten. Höchſt ungerecht iſt es aber auch daß, wenn Soldaten, welche von einer Compagnie, die ein großes Haupt der Menage beſitzt, nach einer andern Compagnie oder Garniſon

[1] Inländer nennt man bei der niederländiſch-indiſchen Armee nicht nur die nichtchriſtlichen eingebornen Militäre, ſondern auch Chineſen, Bengaleſen, Hindus und andere Fremdlinge des Oſtens welche in Kriegsdienſten ſtehen.

[1] Das Agio für Gold- und Silbergeld beträgt manchmal 50 bis 80 Procent.

Digitized by Google

verſetzt werden, ihren Antheil an dem Menagefonds nicht zurückerſtattet bekommen, da ſie doch denſelben durch ihre (unfreiwilligen) Beiträge mit vergrößern halfen.

Der europäiſche, amboineſiſche und afrikaniſche Soldat bekommt aus ſeiner Compagniemenage täglich Morgens um 5 Uhr Kaffee — jedoch ohne Milch und Zucker — und ¼ Pfd. Brod, oder eine Semmel, wie wir ſagen würden, welche aber ſehr ſüß ſchmeckt, weil der Weizenbrodteig nicht mit Hefen, ſondern mit Palmwein in Gährung gebracht wird; um 10½ Uhr bekommt der Soldat Reisſuppe, gekochtes Rindfleiſch (¾ Pfd. NB. incl. der Knochen), gar gekochten, trocknen Reis und Sambal (zerquetſchte ſpaniſche Pfefferſchoten und Zwiebel); ferner Nachmittags um 3½ Uhr gebratenes Fleiſch oder Fiſch, ausnahmsweiſe auch wohl den vierten Theil eines Huhns; als Zugemüſe hiezu abermals trocknen Reis mit Sambal und Kerri, Gemüſe mit gelber Sauce oder eine ähnliche Brühe. In Garniſonen wo die Kartoffeln billig ſind, bekommt der Soldat manchmal des Nachmittags auch wohl ein Kartoffelgericht für die alltägliche Kerri. Alle Abende verſorgt die Menage ihre Theilnehmer auch reichlich mit Thee; denn ganze Eimer voll dieſes Getränks werden nach den Wachen und in die Säle der Caſernen gebracht, und dort nach Belieben benutzt.

Die Inländer bekommen des Morgens ebenfalls Kaffee, aber kein Weizen-, ſondern Reisbrod; um 10½ Uhr bekommt jeder ein Stückchen gekochtes Büffelfleiſch, Sambal, Kerri und trocknen Reis; ferner Nachmittags meiſt wie um 10½ Uhr, vielleicht mit dem Unterſchiede daß anſtatt des Fleiſches ein Stückchen Fiſch gegeben wird.

Der Leſer wird aus dem Geſagten vermuthen daß die europäiſchen Söldner in Niederländiſch-Indien einen recht guten Tiſch führen, und wer nur weiß, wie viele [1] Vivres das Gouvernement ſeinen Kriegsleuten zubilligt, wird um ſo weniger daran zweifeln, allein ich muß als Erläuterung beifügen, erſtens: daß das Fleiſch hier zu Lande nicht ſaftig iſt, und in Folge deſſen keine gute Bouillon gibt; und zweitens daß in Küchen in welchen ſo große Quantitäten Fleiſchſpeiſen und Gemüſe zubereitet werden wie in denen der meiſten hieſigen Soldatenmenagen zu geſchehen pflegt, die Speiſen bei weitem nicht ſo ſchmackhaft ſind als die welche eine Meid zubereitet, die nur für eine oder einige Familien kocht und bratet, oder mit andern Worten geſagt, die in einem großen Geſchirr gekochten oder gebratenen inländiſchen Gerichte ſind nicht ſo ſchmackhaft wie die in kleinen Geſchirren zubereiteten Speiſen. Aehnlich iſt es auch mit dem Menagekaffee, der — obſchon für jeden Mann 1¼ Loth Kaffeebohnen geliefert wird — ſtets ſehr ſchwach iſt. Hieraus iſt erſichtlich daß, wie ich oben ſagte, die Soldaten dort wo ſie keine Menage haben, beſſer und billiger wie in größern Garniſonen zu eſſen pflegen. Nichtsdeſtoweniger wird es auch vielen europäiſchen Neulingen ſehr ſchwer ſich an die hieſige Koſt zu gewöhnen, und namentlich vermiſſen die Holländer hier die guten Kartoffeln welche die Kriegsleute im Mutterlande doch täglich zu ſpeiſen pflegen. Auch iſt es etwas ſehr gewöhnliches daß die Neulinge viel Suppe, Reis und Kerri wegſchütten.

Die Unterofficiere der europäiſchen, afrikaniſchen und amboineſiſchen Compagnien ſind nicht in der Compagniemenage, ſondern alle Unterofficiere — mit Ausnahme der inländiſchen — eines Bataillons haben eine gemeinſchaftliche Unterofficiermenage. In dieſer Menage ſpeiſen die Theilnehmer gewöhnlich recht gut. Nur macht die Aufnahme eines Neulings denſelben eine größere Ausgabe, weil er ſeinen Antheil am Steingutgeſchirre, Servietten, Tiſchtüchern u. dgl. Gegenſtänden mit bezahlen muß.

Mit dem Incaſſo, den Einkäufen und der Buchführung einer Compagniemenage iſt der Menagemeiſter beauftragt; das iſt ein Unterofficier von derſelben Compagnie, und dieſe Menagemeiſterſchaft wird gewöhnlich alle Monate — mitunter auch halbmonatlich — gewechſelt. Bei jedem Einkauf müſſen aber zwei Inkoopers (d. h. Einkäufer), Soldaten die täglich zu dieſem Dienſt commandirt werden, gegenwärtig ſeyn, und als Zeugen die Richtigkeit der gemachten Einkäufe durch ihre Namensunterſchrift im Menagebuch beſtätigen. Wenn man aber glaubt daß durch dieſe Vorſorge Betrügereien vermieden würden, ſo iſt man gewöhnlich im Irrthum; denn gerade durch dieſe Einrichtung wird der Menage viel Schaden gethan, indem gar nicht ſelten Menagemeiſter und Inkoopers im Einverſtändniß die Menage betrügen. Uebrigens gewahrt man auch daß die unzuverläſſigſten Inkoopers am häufigſten zu dieſem Dienſt commandirt, und daß bei Entdeckung eines geringen Betrugs die Betrüger durch den Kriegsrath condemnirt werden. Die Menagemeiſter benennt man zuweilen auch wohl mit dem Spottnamen „Menagedief" (dief = Dieb), und ich war zu Magalang einſtmals ſogar Zeuge daß ein Kanonier einen Capitän mit ähnlichen Titeln beſchimpfte. Wegen dieſer Injurien ward der Kanonier mit Rietflagen gezüchtigt, und rief dann während der Züchtigung noch immer aus: „Der Capitän La C — de W — iſt ein Dieb, er beſtiehlt unſere Menage, ich wills beweiſen, ſchickt mich vor den Kriegsrath ꝛc." Daß ein roher gemeiner Menſch einen Vorgeſetzten, den er haßt, mit ſolchen Redensarten zu beleidigen ſucht, iſt leicht begreiflich, aber unbegreiflich iſt daß jener Capitän den ihn öffentlich beſchimpfenden Kanonier vor keinen Kriegsrath ſtellte, ſondern ſich damit begnügte demſelben über 200 Hiebe aufzählen zu laſſen.

[1] Die Bivreration eines europäiſchen Soldaten beträgt täglich 1⅓ Pfd. Reis, ¾ Pfd. Rindfleiſch, ⅛ Pfd. Salz, 1/25 Pfd. Kaffee, 1/120 Pf. Pfeffer, 1/90 Kan Weineſſig, außerdem noch Lampenöl und Brennholz bei Feldzügen bekommt der Mann auch 1/10 Kan Genever täglich (1 Kan = 1¾ Dresdener Kanne). In Kriegszeiten bekommen auch die Officiere dergleichen Rationen und zwar ein Capitän oder Lieutenant zwei, ein Stabsadjutant drei, ein Major vier, ein Oberſtlieutenant ſechs und ein Oberſter zehn Soldatenrationen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 24. Augsburg, 9 Juni 1861.

Die „Ladies“ in den Vereinigten Staaten.

Von J. G. Kohl.

Alle Verhältnisse und Personen werden in den Vereinigten Staaten von der mächtigen, uniformirenden, demokratischen Strömung, die durch den ganzen Körper des Volks kreist, hingerissen und bearbeitet, wie Kieselsteine in einem Bach; daher dort die große Einförmigkeit in allen Dingen. Selbst die Anlagen des Geistes, Verstand und Talente werden durch sie auf ein gleiches Niveau herabgebracht; mehr oder weniger hat jeder gleich viel davon. Großartige Charaktere, hervorragende Männer, brillante Geister gibt es nicht, sowie auf der anderen Seite die Verdummung nicht so tief hinabsteigt wie bei unsern europäischen Cretins, die dort auch nicht existiren. Im Grunde genommen ist jeder Amerikaner „Smart,“ der eine etwas mehr, der andere etwas weniger.

Daß aber auch die Schönheit demokratisch wurde, ist für die Beobachter eine besonders merkwürdige Erscheinung. Das schöne Geschlecht hat in Amerika nicht nur dieselben Sinne, dieselben Neigungen und Leidenschaften, dieselbe Bildung und dieselben Kenntnisse, die sie in nach demselben Muster gestalteten Instituten erlangten, sondern auch dieselben Reize. Es ist unter allen Amerikanerinnen mehr nationale Familienähnlichkeit als unter den Frauen irgendeines europäischen Landes. Die größere Gleichartigkeit in den Sitten, der Wohlhabenheit, der geselligen Berechtigung haben auf den Typus der Schönheit so ausgleichend gewirkt, daß einem alle aus derselben Form und Schule hervorgegangen zu seyn scheinen. Ein mit Damen gefüllter Saal in der amerikanischen Gesellschaft ist wie ein Hyacinthenfeld in den Sandgärten Berlins.

Eckige, plumpe oder bäurische Züge, auffallende Deformitäten, frappante, abnorme, originelle und charaktervolle Häßlichkeiten gibt es weder unter den amerikanischen Männern noch unter den Frauen. Niemand könnte da auf den Einfall gekommen seyn zu behaupten: „le laid c'est le beau.“ Bei weitem die Mehrheit der Frauenzimmer ist mäßig schön, recht leidlich und ansprechend hübsch. Doch haben sie ihre Reize mehr nur bloß in ihren lieblichen Angesichtern concentrirt als in ihrer Haltung, ihrer Figur und den Formen der ganzen Körperstatue entfaltet. Diese steht vielmehr mit der Physiognomie recht oft in einem üblen Contraste.

Eine classische Büste, starke Arme, üppiger Leibesbau sind unter ihnen von der größten Seltenheit. Man kann ganze zahlreiche Versammlungen mustern und kaum eine schöne Taille entdecken. Die weichlichen Sitten dieser nichts weniger als spartanischen Republicanerinnen, ihre Scheu vor körperlicher Bewegung und physischer Anstrengung bewirken eine Vernachlässigung und Erschlaffung des ganzen Muskelsystems. Spaziergänge in freier Luft sind bei ihnen etwas ganz ungewöhnliches. In ihrem Lande, wo es keine Fußpfade und keine Promenaden gibt, machen sie alle Locomotion im Wagen ab, höchstens zuweilen einmal nach der Art der englischen Damen zu Pferde. Den Rest des langen Tages bringen sie, wie die Damen in den orientalischen Harems, auf gepolsterten Diwans und in ihren beliebten Schaukelstühlen beim Kaminfeuer hin. Recht volle oder gar à la Rubens fleischige und fette Personen findet man unter ihnen gar nicht. Auch äußerst selten solche schöne, wohlgerundete elastische junonische Gestalten von edlen und großartigen Proportionen, wie man sie wohl in Italien und andern Ländern des alten Europa noch sieht. Nur die Damen aus dem Staat Kentucky machen darin zuweilen eine Ausnahme. Die übrigen sind alle den Tulpen vergleichbar, bei denen nur der Kopf oder der Blüthenkelch entzückt.

Auch ihr Antlitz ist mehr nur in der Zeichnung der Umrisse lieblich als im Ton des Teints und im Ausdruck. Ihr Teint ist fast nie rosig, selten nur lebhaft und frisch. Sie sind alle etwas abgebleicht, wie bei uns die leidenschaftlichen Romanleserinnen. Sie scheinen Gewächshauspflanzen zu seyn, wie denn auch ihre ganze Erziehung und Bildung in den fashionablen Damenakademien eine wahre Treibhaus-Cultur ist. Diesen hübschen, zarten, bleichen Gesichtern begegnet man nicht etwa nur in den Hauptstädten, sondern sogar weit hinaus draußen am obern Mississippi, in den neuen Ansiedlungen, auf den Prairien mitten unten den Indianern.

Selbst die Farmerstochter (das Bauernkind) sieht ganz städtisch aus, liest auch Romane, will sich auch in Seide kleiden, und schmückt sich das Haar, die natürlichen Kinder

Digitized by Google

der Flora verachtend, mit künſtlichen Pariſer Blumen. Die in den großen Städten halten ſo viel auf ihren matten, ſchmachtenden und „intereſſanten“ Teint, daß ſie die natürlichen Roſen auf den Wangen als etwas derbes und plumpes ſogar verachten und zu vertreiben ſuchen. Sie hüten ſich ſorgfältig mit dichten Schleiern vor den Strahlen der bräunenden Sonne, ſie trinken Eſſig, und wenden andere Kunſtmittel an um den Mondſchein im Antlitz noch mehr auszubilden. Eine Engländerin oder überhaupt eine friſch aus Europa angekommene Schönheit tritt unter den Amerikanerinnen auf wie eine Trompete unter Flöten.

Es iſt ſonderbar genug und ſcheint auf den erſten Anblick unerklärlich wie dieſe Ableger des engliſchen Stammes gerade nach dieſer Richtung hin ausgeartet ſind. Da die Colonien die ſie ſtifteten Ackerbaustaaten waren, da hier ſo vieles Neue aus dem Rohen heraus zu ſchaffen war, ſo hätte man eigentlich umgekehrt erwarten können daß alles in ihren Vorvätern und Müttern liegende Derbe noch mehr hätte herauskommen müſſen, daß ſie plumper, herculiſcher, überbäuriſch geworden ſeyn müßten. Aber einestheils muß es wohl in der Natur und dem Klima von ganz Amerika Elemente geben welche die Tendenz haben die dahin verpflanzten Racen abzuſchwächen, denn auch die ſpaniſchen Bewohner von Süd-Amerika und ihr ſchönes Geſchlecht ſtehen in den angegebenen Beziehungen in einem ähnlichen Verhältniſſe und Contraſt zu den Spaniern und Portugieſen aus Europa. Und anderntheils erkläre ich mir die Sache mit der ganzen Geſchichte des Landes, und gerade eben aus ſeiner rohen und halbwilden Natur. Dieſer Natur gemäß wanderten dahin anfänglich nur Männer aus; die Frauen waren von Anbeginn ſelten. Alle Schiffe, die eine Anzahl weiblicher Paſſagiere brachten, wurden mit Jubel begrüßt, und die Mädchen, häßliche wie ſchöne, im Triumph heimgeführt. In dieſen Verhältniſſen lag, glaube ich, ſchon der Keim zu jener eigenthümlichen Verhätſchelung, oder, wie ſie ſelbſt ſagen, Verehrung der Frauen, durch welche die Amerikaner ſich vor allen andern Nationen, ſelbſt auch vor ihren Vätern, den Engländern, bei denen doch auch die Frau hoch ſtand, auszeichnen. Das Bedürfniß nach Frauen zieht ſich durch die ganze Geſchichte der amerikaniſchen Coloniſation ebenſo hindurch wie ihre Indianerkriege. Wie die erſten über die See herangekommenen Männer, ſo verlangten auch ſpäter „die Pioniere des Weſtens,“ welche die Alleghanies überſtiegen und ſich am Ohio und Miſſiſſippi niederließen, immer wieder nach Frauen, die zu allen Zeiten in den Vereinigten Staaten ein ſeltener und geſuchter Artikel waren und bleiben. Wie jene ſie unter allerlei Verſprechungen aus Europa herüberlockten, ſo kehrten dieſe in die Städte des Oſtens zurück, machten dort „ritterlich“ den jungen Mädchen die Cour, verhießen ihnen das ſchönſte Leben im Weſten, und arbeiteten hart, um ihre Verheißungen zu erfüllen. Dieß, glaube ich, iſt der Hauptgrund der ganzen Stellung der Frauen in Amerika, die auf die beſagte Weiſe durch das ganze Land hin auf den Händen getragen, geliebkoſt, verwöhnt, in Sammet und Seide gekleidet, und allmählich zu den zierlichen, hübſchen, ſchwächlichen, launigen Modepuppen herangezogen wurden die ſie jetzt geworden ſind.

Die Weiſe des Umgangs in der Unterhaltung der amerikaniſchen Herren mit dieſen ihren hübſchen, blaſſen, eleganten Dämchen iſt — ſolange ſie unverheirathet ſind — von einer Art die man bei uns in Europa nicht dulden würde. Sie ſind auf einem für uns viel zu viel vertraulichen und dreiſten Fuße. Auch die engliſchen Eltern gewähren bekanntlich ihren Töchtern weit mehr Freiheit als die Franzoſen, welche die ihrigen bis zur Hochzeit in die Klöſter ſtecken. Bei den Amerikanern, wo der republicaniſche Unabhängigkeitsſinn noch zu jenem Erbſtück aus England kommt, und den Kindern beiderlei Geſchlechts angeboren wird, iſt jene Freiheit nun noch mehr ausgeartet; wie man denn in Amerika überall ſo vieles findet, das, um mich eines gemeinen aber treffenden Bildes zu bedienen, in England als ein ſchöner, weicher, wohlſchmeckender Spargel aus dem Boden guckt, in Amerika aber wild und üppig in einem langen harten Stengel mit vieläſtigem Gezweige und Geſäme aufgeſchoſſen iſt.

Die Emancipation der jungen Mädchen in Amerika iſt ſo vollſtändig wie möglich. Sie dulden von Seiten ihrer Eltern kaum eine Bevormundung. Für das deutſche Wort „Bemutterung“ haben ſie kein Aequivalent in ihrer Sprache. Sie bemuttern ſich ſelbſt. Man erlaubt ihnen die Beſuche der dem Haus befreundeten jungen Herren anzunehmen; dieſe Herren führen auch wieder andere fremde Herren bei den Töchtern ein, ohne die Eltern zu fragen. Die jungen Damen geben ſich Rendezvous mit dieſen Herren, ſehen ſie bei ſich zur Morgenviſite bei ihren Matineen, auch des Abends zum Thee, ſelbſt wenn Papa und Mama nicht zu Hauſe, oder vielleicht in einem andern Theile des Hauſes anderweitig beſchäftigt ſind.

Blüht irgendwo in einer Familie unter den Töchtern eine beſonders reizende Schönheit empor, ſo gewinnt dieſe ſo ſehr die Oberherrſchaft im Hauſe, daß ſo zu ſagen alles in ihrem Namen geſchieht. Wenn auch die officiellen Einladungskarten zu Bällen und Feſten im Namen der Eltern ausgeſtellt werden, ſo hat doch das Fräulein Tochter gewiß die Candidaten deſignirt. Auch lädt ſie noch außerdem, ohne Papa und Mama zu fragen, jeden ein der ihr gefällt, und dem ſie begegnet. Wenn junge Leute ſich verabreden Abends ein Haus zu beſuchen, ſo heißt es nicht etwa wie in Paris: „Laſſen Sie uns zu Madame N. N. gehen,“ ſondern man ſagt: „Wollen wir heute Fräulein A .... oder Fräulein B .... beſuchen?“ Der gute Papa, irgend ein rumtrinkendes Congreßmitglied, oder ein in politiſchen Comités ſich abmühender Senator, kommt dabei gar nicht in Betracht. Geht man hin, ſo ſitzt das Fräulein Tochter natürlich mitten im Sopha. An ſie werden die Geſpräche gerichtet. Sie empfängt die Huldigungen. Bei der Mutter frägt man deßwegen erſt gar nicht an. Iſt dieſe ſchon ziemlich alt und müde, ſo ſitzt ſie mit der Großmutter wohl abſeits beim Kaminfeuer und wärmt ſich. Es kommt wohl vor daß ein Fremder mit den Töchtern ſchon in ziemlich große Intimität hineingerathen iſt, bevor er überhaupt der Mutter oder gar der Großmutter vorgeſtellt wurde.

Digitized by Google

Die Freiheiten die man sich im Gespräche mit den jungen Damen nehmen kann, sind nach unseren Begriffen sehr groß, noch mehr die welche sie sich selbst nehmen, und zu denen sie herausfordern. Sie sind sehr keck und selbstbewußt. Man sieht dieß schon bei den Begegnungen auf der Straße oder bei sonstigen öffentlichen Gelegenheiten. Sie schauen da frank und frei umher, blicken den vorübergehenden Herren fest ins Gesicht, grüßen und kopfnicken zuerst, und diese, die Cavaliere, schlagen verschämt die Augen nieder und nähern sich bescheiden, wenn sie das Zeichen erhielten, um das Gespräch, oder was die Amerikaner selbst so bezeichnend „Flirtations" nennen, anzuknüpfen.

Denn aus etwas weiterm als Flirtations bestehen die Gespräche der beiden Geschlechter selten. Das Wort ist unübersetzbar. Die Begriffe Courmacherei, cokettirende und spielerische Liebelei, triviale Plauderei sind darin zusammengefaßt. Die jungen ritterlichen amerikanischen „Beaux" und ihre „Belles" sind merkwürdig darauf eingeübt. Sie zeigen sich viel gewandter in ihren Flirtations als unsere jungen Leute aus Europa. Kaum hat das Pärchen sich zusammengefunden, so geht das lispelnde, leise Geschnatter los, und plätschert ohne Unterbrechung weiter, als wäre das Uhrwerk dazu immer vollständig aufgezogen gewesen. Wie zwei Täubchen girren und kosen sie ohne Unterlaß. Wie zwei Forellen im Bach schlüpfen und schwimmen sie spielend stundenlang um einander herum, bis der „Beau" endlich auf einmal dem ganzen Gespinnst ein Ende macht, sich plötzlich der Sache überdrüssig zurückzieht, weil er sich erinnert daß er ein Glas Wasser mit Rum oder eine Prise Kautabak nehmen muß.

Bei uns bilden Wetter, Tagesereignisse, beabsichtigte oder jüngst ausgeführte Feste und Vergnügungen, neue Gedichte und Musikstücke oder sonstige literarische und künstlerische Producte das Thema oder doch die äußere Hülle solcher zarten Gespräche, bei denen das eigentliche Grundthema, die Huldigung der Frauen, das Lob der Schönheit, Liebe und dergleichen, nur dann und wann, mehr oder weniger leise, durchtönt. Die amerikanischen „Flirtations" halten sich gar nicht lange bei diesen Aeußerlichkeiten auf. Die Hülle des Bonbon ist nur ganz locker und lose, und die nackte süße Wahrheit, der eigentliche Zweck der Unterhaltung, tritt viel schneller und kecker an den Tag. Das junge Mädchen bekommt es rasch und unumwunden genug zu hören wie schön, wie liebenswürdig. wie unwiderstehlich sie sey. Ja dauert es ihr zu lange, so fragt sie bald selbst darnach. Ist dieß erst einmal heraus, so fängt sie dann an, ihrem „Beau" an den Puls zu fühlen. Oder, was sage ich, sie greift ihm lieber gleich in den Busen und packt sein Herz an. Sie will schnell alle Leiden und Freuden dieses Herzens kennen, untersucht die verborgenen Falten desselben, und läßt sich alle Romane in denen es eine Rolle spielte vortragen. Sie ergreift selber bei diesem Examen die Initiative, und das Herrchen muß alles beichten.

Dafür freilich kann denn auch er wieder sehr weit gehen, kann seine Lobsprüche dick wie Schminke auftragen, darf fast alles besprechen. Denn die jungen Amerikanerinnen haben frühzeitig vom Baume der Erkenntniß gegessen, und wissen wie Männer um alles Bescheid. Reservirte Sprödigkeit, Prüderie, Sentimentalität, Preciösthun und dergleichen Fehler liegen gar nicht in ihrer Natur. Schüchternes Erröthen, Ueberverschämtheit begegnen dem Courmacher dabei nie. Zuweilen scheint es, als erlaubte man sich beinahe alles, bis auf einen gewissen Punkt. Denn darin sind die Amerikanerinnen zu klug und „hell wach" („wide awake"). Da kennen sie die Gefahr und meiden sie geschickt. Und das wissen auch ihre Eltern, die sie darum ruhig gewähren lassen.

Es ist merkwürdig wie lange die jungen Amerikanerinnen mit dem in andern Ländern als so gefährlich verschrienen Gott Amor tändeln können, ohne sich an seinen Pfeilen ernstlich zu verwunden. Sie lecken den Honig an dem Becher der Venus rein weg, und lassen das Gift darin. Mich wunderte es zuweilen, wie es bei allen jenen präliminären Liebeleien doch noch am Ende zu brennender Liebe und schließlich zur Ehe kommen kann.

Ich gebrauchte so eben zuweilen das Wort „Beaux," die amerikanischen Damen gebrauchen es noch viel häufiger. Sie haben dieses französische Wort in ihrem Amerikanisch-Englisch einheimisch gemacht, und haben es beständig zwischen den Lippen. Der Ausdruck ist recht bezeichnend für die Oberflächlichkeit der Berührungen und der Sympathien zwischen den beiden Geschlechtern in Amerika. Aeußere Schönheit wird zwar bei diesem Umgang auch anderswo nicht gering angeschlagen. Es ist eine menschliche Schwäche, die man aber doch bei uns nicht so platt und laut eingesteht. In Amerika dagegen haben die Damen kein Hehl daraus deutlich auszusprechen daß sie die Männer nur nach ihrer Schönheit abschätzen. Was wir unter verhüllenden Namen mit „Begleiter," „Mittänzer," „Ritter," „Reisemarschall," „Cicerone," „Chaperon ꝛc. meinen, das heißt bei den Amerikanern ein „Beau." „Wer war Dein Beau gestern Abend?" So fragen sie sich unter einander, selbst die Farmerstöchter (Bauernmädchen). „Morgen sollen Sie mein Beau seyn!" sprechen sie zu einem jungen Manne. „O in der That, Herr P . . . Sie waren gestern Abend ein perfecter Beau für mich! Sie ließen nichts zu wünschen übrig!" sagen sie zu dem alten greishaarigen Herrn P. . . ., dem sie etwas schmeichelhaftes und tröstliches sagen wollen. Die Engländer haben zwar das Wort auch, aber sie brauchen es nur in der etwas verächtlichen Bedeutung: „Stutzer." Die Amerikanerinnen erkiesen diesen beim Friseur gebürsteten und pomadisirten Stutzer zu ihrem „Ritter." Die den französischen Rittern entlehnten Ausdrücke „Chaperon" und „Chaperoniren" nehmen sie in ihren Gesprächen außerdem noch eben so oft zu Hülfe, und machen fleißigen Gebrauch davon. Merkwürdig daß man die Männer viel seltener von „Belles" sprechen hört, als die Mädchen von ihren „Beaux." Ich glaube jenes Wort ist gar nicht aufgenommen. Es kommt einem so vor als ob die Amerikanerinnen die Welt verkehrt, und als wenn sie die Männer zum schönen Geschlecht umgestempelt hätten. Ganz offen werden die Männer von den Frauen angebetet und cajolirt. Die Männer haben daher in Amerika etwas passives, wie es die Frauen

Digitized by Google

bei uns haben, und man ſieht ſie oft ganz müde und matt, als wenn ſie eine Zeitlang gehetzt oder im Triumphe herumgeführt wären, aus einem Geſpräche mit den Damen ſich zurückziehen, um in der Rauch- und Trinkſtube in Stummheit und Gleichgültigkeit zu verſinken.

Wie die Worte „Beau," „Chaperon" etc., ſo haben die amerikaniſchen Damen auch noch viele andere ſolche franzöſiſche Ausdrücke in ihre engliſche Alltagsſprache aufgenommen, welche die Engländer ſelbſt entweder ſelten oder in einem anderen Sinn gebrauchen. So haben ſie einen ganz merkwürdigen Hang für das „Elegante." Das Wort „elegant" iſt eines ihrer Lieblingsworte geworden, das ſie unaufhörlich im Munde führen, und deſſen breite und mannichfaltige Anwendung für ſie nicht wenig bezeichnend und charakteriſtiſch iſt. Die Engländerinnen wenden dieſes den Franzoſen entlehnte Wort meiſtens nur zum Lobe von Gegenſtänden des Luxus oder von Producten der niedern Kunſt an, wo es ſeinem Urſprunge gemäß ganz an ſeinem Platze iſt, und dann ſo viel bedeutet als „wohlgefällig im Aeußern und der Form." Es wird den Engländerinnen nie einfallen ihr Wohlgefallen an Dingen von großem innern Werth, die nach einem höheren Maßſtab abgeſchätzt werden müſſen, mit dem leichten Ausdruck: „very elegant" zu erkennen zu geben. Dieß thun nur die Amerikanerinnen. Nicht bloß die Toilette und das liebenswürdige Benehmen ihrer „Beaux," nicht nur das von hellen Farben und Vergoldung glitzernde Ameublement eines Saales oder ähnliche Dinge bezeichnen ſie als „elegant." Auch für die ſchönen Verſe welche ihnen ein Verehrer widmet, haben ſie kein höheres Lob zu ſpenden als daß ſie „elegant" ſeyen. „Very elegant, Mister T. . .," „very elegant indeed!" ſagen ſie gerührt zu ihrem poetiſchen Lobredner. Sie nennen auch die Rede eines gewichtigen politiſchen Orators „elegant," „a very elegant speech," ſollte heißen eine hochberedte, hinreißende, kraftvolle Anſprache. Auch eine Blume im Garten, eine duftende Lilie, eine königliche Roſe heißt bei ihnen nur „an elegant flower." Ja auch ein Gemälde von Correggio oder Raffael bekommt in den Auslaſſungen ihrer Begeiſterung kein anderes Attribut. Kommen ſie aus der Schweiz, und fragt man ſie was ſie in den grandioſen Alpen geſehen haben, ſo loben ſie die „most elegant scenery" der Gebirge. Das unglückſelige Wort und der noch unglückſeligere Hang nach dem Eleganten, dem man auf Schritt und Tritt bei den Amerikanerinnen begegnet, iſt ihnen ſo eingewurzelt, daß ſie ſowohl nach unten als nach oben hin das Gebiet für das Wort ins unbegränzte ausgedehnt haben. Es iſt ein ſo allgemeiner Ausdruck des Wohlgefallens geworden wie unſer deutſches „gut," „hübſch" oder „ſchön." Nach unten hin nennen ſie z. B. auch eine Suppe oder ein Gericht, das ihnen wohlſchmeckt, elegant („an elegant dish)," und nach oben hin wird ſogar was wir „guten" oder „claſſiſchen Geſchmack" nennen, von ihnen am liebſten als „eleganter Geſchmack" („an elegant taste") bezeichnet. Deutet dieß nicht auf eine außerordentliche Verwirrung der Begriffe, und beweiſt es nicht wie ſehr dieſe Damen alles nur nach den Aeußerlichkeiten und nach der glatten Oberfläche, die ſie allein zu beurtheilen wiſſen, abſchätzen.

Auch bei unſeren Halbgebildeten, bei unſeren Kammerjungfern, oder bei dem was man in Paris den Demi-Monde nennt, findet man recht oft ein ſolches Streben und Haſchen nach einer oberflächlichen „Eleganz," nach dem „Vornehmen" und „Feinen." Und vielfach iſt die Weiſe des Benehmens, Denkens, Fühlens und Sprechens dieſes unſers Demi-Monde in Amerika „faſhionable" oder zum „guten Ton" geworden. Dieß zeigt ſich unter anderm auch wieder in dem häufigen Gebrauch des Wortes „fine," das ſie faſt eben ſo oft anwenden wie ihr „elegant." Viel häufiger als die Engländerinnen ſprechen ſie von „feinen Geſellſchaften," „feinen Häuſern oder Gärten," „feinen Ausſichten," „feinem Geſchmack," „feinen Manieren," „feinem Betragen," „feinen Perſonen," „den feinſten Herren der Stadt" (the finest Gentlemen of the place), ja ſogar von „feinen Gedanken" und „feinen Gelehrten" (fine scholars). „Finery" nennen ſie ihre Juwelen und Koſtbarkeiten.

Vor allen Dingen wollen ſie ſelbſt immer für recht „feine Damen" gehalten und daher auch nicht anders als mit dem Titel „Ladies" bezeichnet werden, der in England weit mehr nur für die Frauen von beſſerer Erziehung reſervirt bleibt. Selbſt die Handwerker- und Bauerntöchter machen auf den Rang von Ladies Anſpruch. Junge Mädchen werden „young Ladies" genannt. Das Engliſche „Girl" oder „woman" oder „wife" hört man ſelten. Selbſt der Kaiſer von Rußland nannte, ſogar zuweilen im Geſpräch mit gewöhnlichen Leuten, in ſeiner Hofumgebung ſeine Gemahlin, die Kaiſerin, ganz ſimpel weg: „Ma femme." Die Amerikaner und Amerikanerinnen ſind damit nicht zufrieden. Man vernimmt bei ihnen das ſchöne: „mein Weib!" (my wife) faſt gar nicht. Es heißt bei ihnen immer „my Lady." Auch wenn man an ſie ſchreibt, würde es in ihren Augen plump ſeyn, wenn man ſich nach dem Befinden ihrer „Frau" (wife) erkundigte. Es muß heißen: „Ich bitte Ihrer Lady meine Empfehlungen zu machen." Sie können den Ausdruck „Ladies" nicht oft genug hören, und ſollte einer ihn einmal nicht oft genug brauchen, ſo haben ſie ihn alsbald im Verdacht daß er ſie nicht ganz „ladylike" finde. Dieſes Streben geht bis auf die Neger und Negerinnen hinab, und unter dieſen rohen Naturkindern wuchert denn die krankhafte Sucht nach dem „Eleganten," dem „Feinen," dem „Ladyhaften," womit ihre Herrſchaften ſie angeſteckt haben, noch üppiger fort. Die Amerikanerinnen erzählen ſich viel ſpaßhaftes von den komiſchen Eitelkeiten und Einbildungen denen ſich in dieſer Beziehung ihre „ſchwarzen Ladies" überlaſſen. Aber bei einem kritiſchen Vergleich ihrer eigenen Sitte und Weiſe mit denen einer europäiſchen Dame von gutem Ton und Erziehung könnte man eben ſo viel Extravaganz bei ihnen ſelber finden.

Uebrigens ſollte ich hiebei wohl bemerken daß das ſchöne Geſchlecht Amerika's nicht allein die Schuld dieſes Strebens nach Ueberfeinerung trägt. Es iſt eine fixe Idee oder eine Krankheit, von der die ganze Nation inficirt iſt. Die Männer ſind in Bezug auf das „Gentlemanlike" nicht weniger

Digitized by Google

empfindlich als die Damen in Bezug auf das Ladylike. Auch unter ihnen gibt es keine „Knaben“ oder „Männer,“ sondern nur „Gentlemen.“ Selbst die „Burschen“ von 8 oder 10 Jahren, kleine impertinente, autonome, sich selbst regierende Republicaner, wollen nur als „young gentlemen“ stylisirt und behandelt werden. Die Engländer cokettiren weit mehr mit dem Ausdruck „boys,“ sprechen von ihren „Eaton Boys,“ und selbst für die erwachsenen Gentlemen gibt es dort oft Situationen in denen sie sich gern — gewissermaßen poetisch — mit „boys“ oder „lasses“ (Buben oder Burschen) anreden. In Amerika würde kein Redner es wagen dürfen selbst Matrosen oder Stadtpöbel mit dem derben und poetischen Ausdruck: „my boys“ oder „meine Jungen“ anzureden. Es darf nichts anders als „Gentlemen“ seyn. Dem „Feinen“ und „Eleganten“ begegnet man auch unter den Männern in Amerika überall, in ihrer oft goldig glitzernden Toilette, in der überladenen Ausputzung ihrer Wohnungen, und namentlich der öffentlichen Locale ihrer Städte, in den goldenen Rahmen ihrer Gemäldegallerien (bei denen die Gemälde selbst Nebensache sind), in der überschwänglichen Vergoldung ihrer literarischen Producte (ihrer Bücher), in den Blumen und Floskeln mit denen die Redner ihre Reden schmücken. Sogar ihre Modeprediger haben immer etwas von dieser Richtung. Sie bemühen sich auf den Kanzeln immer recht gentlemanartig zu erscheinen, und legen in ihre Predigten möglichst viel „elegante“ Salbung.

(Schluß folgt.)

Dr. Weinland über die Schnappschildkröte.

Es gibt eine große und sehr charakteristische Ordnung von Wirbelthieren, die der deutsche Naturforscher fast nirgends in seiner Heimath im Leben studieren kann, und die der deutsche Laie meist gar nicht oder nur sehr oberflächlich kennt. Wir meinen die erste Ordnung der Amphibien, die Schildkröten. Zwar droben in der Mark Brandenburg kennt der Fischer wohl jenes nächtliche Pfeifen, er sieht oft die Schwimmblasen gefressener Fische auf seinen Teichen schwimmen, und verwünscht die ihm wohl bekannte Räuberin, die europäische Sumpfschildkröte. Ja ich habe sogar Schildkröten in Berlin mitunter auf dem Markte gekauft, wo sie hin und wieder verspeist werden. [1] Nur dort, sonst nirgends in Deutschland, wie es scheint, findet sich dieses Reptil, während doch sonst Schildkröten mehr in den wärmern Gegenden der Erde vorkommen, man also schließen könnte daß es in Süddeutschland auch angetroffen werden müßte. Derselbe merkwürdige Fall wiederholt sich bei einem anderen Reptil, bei der prachtvollen, smaragdgrünen, über 1 Fuß langen, s. g. grünen Eidechse, [1] welche, wie jene europäische Sumpfschildkröte, im südlichen Europa, besonders in Dalmatien, Italien, Griechenland, Südfrankreich häufig ist, von der wir dagegen in Bayern, Württemberg und in Mitteldeutschland keine Spur finden. Diese Eidechse habe ich auf den Kalkgebirgen von Oderberg in der Mark Brandenburg häufig und in prächtigen Exemplaren angetroffen, sie soll jedoch auch im Rheinthal vorkommen. Die europäische Sumpfschildkröte aber hatte früher allerdings eine weitere Verbreitung in Deutschland: man findet nämlich ihre Knochen überall in den Torfmooren von Süd- und Mitteldeutschland. Warum sie jetzt bei uns ausgestorben, ob klimatische Veränderungen dieß veranlaßt haben, [2] ob sie auch in der Mark ihrem Untergang entgegengeht, wo sie allerdings nirgends häufig zu seyn scheint, dieß, wie so manches was sich auf die geographische Verbreitung der Thiere bezieht, vermochte die Wissenschaft noch nicht mit Sicherheit aufzuklären.

Wer die Schildkröten in ihrer Mannichfaltigkeit studieren und sie täglich im Freien beobachten will, der muß Nordamerika besuchen, das Schildkrötenland der Erde, wo sie in etwa zwei Duzend verschiedener Arten Teich und Fluß, Wald und Thal beleben, und wo der Herpetolog ein Aussterben dieser interessanten Reptilienordnung noch lange nicht zu befürchten hat.

Wenn der europäische Naturforscher auf jenem überseeischen Continent, etwa in dem — Deutschland klimatisch so ähnlichen Neu-England (Massachusetts, Vermont u. s. w.), an einem warmen Sommernachmittag einen Spaziergang durch die schöne Landschaft macht, so wird er umsonst nach den Eidechsen spähen, die in Deutschland an jedem warmen Raine zu seinen Füßen rascheln, er wird keine Blindschleichen entdecken, und wenn er noch so viele Steine umkehrte; führt ihn aber sein Weg zu einem kleinen See, zu einem langsam fließenden Wiesbache, so findet er da plötzlich die Hülle und Fülle für seine Wißbegierde. Was ist wohl der eigenthümliche, kreisrunde, thalergroße, braune Flecken, der auf jenem Teichrosenblatte sitzt? Er tritt schnell näher, aber wie ein Blitz ist es hinab von dem schwimmenden Blatt in das kühle Wasser. Sehnsüchtig verfolgt er es mit seinen Blicken und gewahrt endlich ein niedliches Schildkrötchen, das auf dem Grund hur-

---

[1] Bekanntlich ist die Schildkröte, von welcher die von Gourmands so hochgeschätzte Turtlesoup bereitet wird, eine sehr große Seeschildkröte, die bis fünf Fuß lang und besonders bei den Antillen gefangen wird. Doch werden ähnliche kleine Sumpfschildkröten, wie die europäische, auch in anderen Ländern verspeist; solche erschienen z. B. einmal auf der Tafel eines gebildeten Mulatten auf Hayti, bei dem ich zu Gast war, und der sich auf seine feine französische Küche viel zu gute that. Die Schildkröten waren in der That vortrefflich bereitet, und ich aß mit großem Appetit, bis ich plötzlich einige mir wohlbekannte Eingeweidewürmer (Bandwürmer) in der gewürzreichen Sauce schwimmen sah. Ich hörte nachher daß man dort die unbegreifliche Sitte habe den Inhalt der Eingeweide mit in die Sauce zu rühren, ganz wie unsere Gourmands es mit den Schnepfen halten, deren Darminhalt ebenfalls häufig genug von Bandwürmern wimmelt.

[1] Lacerta viridis, Linné.

[2] Vielleicht das allmähliche Verschwinden vieler stehenden Gewässer in Folge der in frühern Zeiten so rücksichtslos betriebenen Ausrottung der Wälder, die Eindämmung und Regelung der Flüsse und Bäche, wodurch die für Schildkröten besonders angenehmen s. g. Altwasser in Aecker und Wiesen verwandelt werden.

Digitized by Google

tig dahinschreitet und sich im nächsten Augenblick im Schlamm oder unter Wasserpflanzen verbirgt. Doch es wird wohl wieder zum Vorschein kommen, denn es ist ein luftathmendes Thier; wohl mag es aber eine Stunde dauern, und unser Naturforscher muß, wie der Jäger auf dem Anstand, jede Bewegung, jedes Geräusch vermeiden. Da sieht er endlich hier, dort ein Köpfchen aus dem klaren Wasserspiegel hervortauchen: lebhaft glänzen die zwei klugen, schwarzen Aeuglein, und langsam rudert das Ding, fast ohne das Wasser zu kräuseln, ans Land heran, und eben auf die Stelle zu wo sein eifriger Beobachter sitzt. [1] Soll er zugreifen? Gewiß! Ein etwaiger Biß kann nicht viel schaden, denn keine Schildkröte ist giftig. Freudig hält er das zappelnde Thierchen in seiner Hand, eilt auch bald mit seiner Beute nach Hause, und zeigt dem ersten amerikanischen Freunde dem er begegnet seinen glücklichen Fund. Wenn das dich interessirt, sagt der Yankee lächelnd, so kannst du Tausende haben.

Einige Tage nachher sehen wir den Europäer wieder an den Teich wandern; er hat sich mit hohen Wasserstiefeln versehen, und ein Yankeefischer trägt ihm ein leichtes Boot, [2] sowie ein Schleppnetz nach. Dießmal will er gründlich zu Werke gehen, und in der That, er findet bald daß das Wasser, oder vielmehr der Schlamm, eine Menge von Schildkröten birgt. Zug für Zug zieht er sie — öfters ein halbes Duzend auf einmal — heraus, und alle, alle läßt er im Sammeleifer in die bereitstehenden Kübel wandern. Bald findet er daß sie, obgleich an Größe, Form und Farbe sehr verschieden, alle doch nur Einer Art angehören: es sind die verschiedenen Geschlechter, die verschiedenen Altersstufen. Von der jungen, eben ausgeschlüpften, plattgedrückten, kreisrunden, die nicht größer ist als ein Brabanter Thaler, bis zur erwachsenen, mindestens neun Jahre alten, [3] gewölbten, länglich eirunden, die bis neun Zoll lang ist, hat er alle Uebergänge vor sich; es ist die hübsche, auf grünem Grund mit gelb und roth gezeichnete, sogenannte gemalte Schildkröte. [1] Jetzt sieht unser Europäer plötzlich den Yankee mit mehr Kraftanstrengung als bis dahin an dem Taue ziehen. Was gibt's? „Wahrscheinlich so eine verdammte Schnappschildkröte!“ [2] Er hilft ziehen, und allmählich erscheint das Netz und darin ein zwei Fuß langes und über einen Fuß breites Ungethüm — eine Schildkröte, ja, aber platt, mit langem Krokodilsschwanz und mit graubraunem, größtentheils von filzigem Wassermoos bedecktem Schilde. Doch erkennt er sie leicht als die charakteristische Chelydra serpentina der Zoologen. „Sie beißt fürchterlich“ — meint der Eingeborne. Kaum sitzt es im Boot, so wirft sich das wüthende Schnabelreptil auf seine mächtigen Hinterpranken zurück, aber nur um im nächsten Augenblick mit einer furchtbaren Schnellkraft über einen Fuß weit zum Angriff vorwärts zu stürzen und grimmig in das dargebotene Ruder zu beißen. Glücklich daß er gewarnt war: denn das über einen halben Zoll dicke Ende des Ruders ist von dem harten Raubvogelschnabel des Thieres wie von einer Kugel durchbohrt und wird krampfhaft festgehalten. Jetzt erst kann er begreifen daß diese Thiere, und vollends die verwandte, noch viel größere Art, [3] von Badenden sehr gefürchtet werden.

Diese Schildkröten leben, wie wir uns häufig aus ihrem Mageninhalt überzeugten, von Fischen, Fröschen, aber auch Enten u. dgl. In der Gefangenschaft fressen sie selten, am wenigsten die älteren; sie halten jedoch im Wasser ein halbes Jahr und darüber aus. Es ist dieß diejenige Art welche Agassiz seinen Untersuchungen über die Embryologie der Schildkröten zu Grunde legte, weil sie in der Nähe von Cambridge ziemlich häufig vorkommt, und besonders weil ihre, ziemlich denen der Tauben gleichenden, weißen Eier, die das Thier in der Nähe des Wassers in die Erde gräbt und mit Laub bedeckt, leicht zu sammeln waren. Monate lang schlüpften täglich bei uns solche Schildkrötchen aus den in Sand und Moos gelegten Eiern, [4] und merkwürdig war es wie stets die erste Bewegung des aus der Schale hervorbrechenden Köpfchens die des Schnappens und Beißens war. [5]

Wie waren wir erfreut als im August vorigen Jahres unser Hamburger Agent uns die Ankunft einer Anzahl Amphibien aus Nordamerika, unter anderen die einer kolossalen Schnappschildkröte, meldete. Sie wurde sofort bestellt; aber wie erstaunten wir erst als sie ankam: es war ein Prachtexemplar, nicht von der im östlichen Nordamerika überall gemeinen Chelydra serpentina, sondern von der seltenen,

---

[1] Die Schildkröten, Eidechsen, Schlangen, wie überhaupt seelisch niedrigerstehende Thiere, erkennen die Gegenwart eines Menschen oder eines anderen belebten Wesens nur an dessen Bewegungen. Eine Schildkröte würde im Freien vom Wasser heraus ebenso leicht auf die dargebotene Hand steigen als auf den Stein oder die Erde daneben, vorausgesetzt daß man sich vollkommen ruhig hält. Eine Giftschlange wird nie jemanden beißen der sich nicht bewegt, und jene Erzählung von einem englischen Officier in der Nähe von Calcutta, dem eine Brillenschlange, während er mit Freunden ruhig an einem Tisch saß, am Bein herauf und über den ganzen Körper kroch, aber, weil er seiner Todesgefahr bewußt, sich nicht rührte, kein Leid zufügte, scheint uns nach unsern Erfahrungen mit deutschen Giftschlangen vollkommen glaubwürdig.

[2] In Neu-England, besonders im Staat Maine, findet man vortreffliche kleine Boote, die ganz von Birkenrinde zusammengesetzt und so leicht sind daß sie ein Mann bequem tragen kann. Nur Indianer wissen sie zu verfertigen. Sie haben keinen Kiel, sondern sind rundbauchig, und fliegen, von Einem Ruder getrieben, blitzschnell über das Wasser. Aber es ist schwer sie zu handhaben, und besonders schwer sie zu betreten und aufrecht darin zu stehen. Schon mancher der vom Ufer aus hineinsprang, lag in der nächsten Secunde im Wasser, während das leichte Boot, von seinem ungeschickten Tritt getrieben, schon 30 Schritte vom Ufer dahin fuhr.

[3] Nach den Vergleichungen von oft gegen hundert Exemplaren Einer Art, die ich auf dem Laboratorium des Professors Agassiz in Cambridge anstellte, wachsen die Schildkröten außerordentlich langsam und erreichen ein sehr hohes Alter; ich legte hierbei die concentrischen Ringe an den Schildern zu Grunde.

[1] Emys (Chrysemys) picta, Linné.

[2] „Very likely such a damned Snapper.“

[3] Chelydra Temminckii, Trost et Holbrook.

[4] Die ausschlüpfenden Schildkröten haben, wie die Hühnchen und die Vögel überhaupt, ein Höckerchen oder Hörnchen vorn auf dem Oberschnabel, womit sie die Schale von innen aufreiben und aufklopfen.

[5] Dasselbe hatte ich früher schon in Berlin an jungen Vipern beobachtet, die ich aus dem Leib einer frisch getödteten Mutter nahm; daher mag wohl auch die alte Sage rühren daß die neugebornen Vipern ihre Mutter selbst todt beißen.

Digitized by Google

dem Miſſiſſippi und Texas angehörigen Chelydra Temminckii, die ſich durch bedeutendere Größe und eine noch furchtbarere Kieferbewaffnung, [1] dagegen durch kürzeren Schwanz vor jener auszeichnet, und die, wie wir faſt ſicher annehmen können, vorher noch nie lebend über den Ocean gekommen war. Sie fehlt faſt in allen Naturalienſammlungen, und ſelbſt in Cambridge, wohin uns Hunderte von Schildkröten aus allen Theilen der Union zugeſandt wurden, erhielten wir nur drei Exemplare, und keines derſelben erreichte die Größe deſſen das heute in unſerem Garten in Frankfurt lebt. Sie mißt von der Schnauze bis zum Schwanzende 4½ Fuß, der Kopf und Hals bis zum Schilde 1 Fuß, das Schild 2 Fuß, der Schwanz 1½ Fuß, und wiegt jetzt noch, nach langem Faſten, 81 Pfund. Jedenfalls zählt ihr Alter weit mehr als ein halbes Jahrhundert. [2] Den Ort ihrer Heimath genau zu beſtimmen, vermögen wir nicht, glauben aber behaupten zu dürfen daß ſie aus einer noch wenig bewohnten Gegend kommt; denn in länger cultivirten Landſtrichen findet man wohl keine ſo langſam wachſenden Thiere von ſolchem Alter und ſolcher Größe. Leider wollte dieſe merkwürdige Schildkröte von Anfang an bis heute keine Nahrung zu ſich nehmen: ſie läßt die Fiſche unberührt an ihrem Kopfe herumſchwimmen und die Fröſche auf ſich herumhüpfen. Als die ſtrengere Jahreszeit heranrückte, mußte man ſie in einen hölzernen Zuber ſetzen, um ſie in ein gewärmtes Local zu bringen. Immer wurde der Verſuch mit Fiſchen wiederholt, ja dieſelben ihr oft zwiſchen die Kiefer geſteckt, aber ſie biß ſie entzwei, ohne ſie zu ſchlucken. Wir machten nun den Vorſchlag ſie mit Fiſchbrühe zu nähren: eine große Anzahl von Fiſchen wurde gekocht und verkocht, und das Thier nun, nachdem es drei Tage trocken gelegt worden, damit es Durſt bekäme, ein bis zwei Tage in dieſe Fiſchbrühe geſetzt. Man wiederholt dieß ſeitdem von Zeit zu Zeit, und vielleicht friſten wir ſo dem eigenſinnigen Reptil gegen ſeinen Willen das Leben.

(Zoologiſcher Garten.)

---

[1] Agaſſiz gründete deßhalb auf dieſe Species ein eigenes Genus: Gypochelys, und bildet aus dieſen beiden Gattungen die Familie der Chelydroiden. Man findet Vertreter davon nur zwei in Nordamerika und einen in China. In früheren Epochen unſerer Erde lebten ſolche Schildkröten auch in Deutſchland; Hermann v. Meyer hat in ſeinen Palaeontographica eine Art unter dem Namen Chelydra Dechenii beſchrieben und abgebildet.

[2] Ein Exemplar von Chelydra serpentina, deſſen Schild 12 Zoll lang war, mußte, nach den Anwachsſtreifen der Schilder zu ſchließen, jedenfalls 38 Jahre alt ſeyn (Agassiz, Contributions to the Natural History of the United States. Vol. I. S. 417). Darnach käme wohl Ein Jahrhundert für unſer Exemplar der Wahrheit näher. Leider ſind die Schilder ſo abgerieben, daß man die Jahresringe nicht mehr zählen kann.

John Pethericks Reiſen und Entdeckungen am weißen Nil und im äquatorialen Afrika.

3. Elfenbeinhandel im weißen Nil.

Am 19 Nov. 1853 verließ Petherick Chartum, zum Elfenbeinhandel ausgerüſtet, in einer Barke, bemannt mit 12 Matroſen, 20 arabiſchen Miſchlingen und zwei Dinkanegern als Dolmetſchern. Die Elfenbeinhändler im obern Nil gleichen ihrem Beruf nach den alten ſpaniſchen Entdeckern, denn ſie ſind genöthigt in völlig unbekannte Räume und unter neue Völkerſchaften vorzudringen, mit denen ſie oft nicht anders als mit den Waffen verkehren können. Die Elfenbeinjäger aus Chartum ſind übrigens nicht viel beſſer als Räuber, und ihre Gewaltthaten haben die äquatorialen Neger bereits ſo erbittert, daß die Nilreiſenden ſich nur mit der ſtärkſten Bedeckung noch unter ſie wagen dürfen. Eleis, 13¾° nördlich, iſt die letzte ägyptiſche Anſiedlung am Nil, und zwei große nackte Männer, die mit Speeren als Spazierſtöcken am Ufer wandelten, waren die erſten Exemplare der freien Schilluks, gefürchtet als Flußpiraten und Sklavenjäger, die man zu Geſicht bekam. Solche Verwegenheit beſitzen dieſe Neger, daß ſie auf ihren Kriegsfahrten bisweilen den weißen Nil hinab, an Chartum vorüber, in den blauen Nil auf Vieh- und Menſchenraub hinaufgefahren ſind. Der Strom wird bald von lieblichen Inſeln geziert, und hie und da beleben zur rechten Hand die weſtlichen Ufer die Hütten der Schilluks. Auch ein Schwarm Bagara-Beduinen begleitete eine Zeitlang das Boot, um aus ſicherer Ferne eine Fluth von Schimpfreden herüberzuſenden, bis eine Büchſenkugel über ihre Köpfe gefeuert wurde, welche die Prahler auseinanderſprengte. Zur Linken lagen die Gebiete der fleißigen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Dinkaneger, die ſich aber aus Furcht vor Bagaras und Schilluks tiefer binnenwärts gezogen haben.

Am 27 Nov., acht Tage nach der Abfahrt aus Chartum, erreichte man die Rohrhütten Kaka's, der erſten und größten Stadt der Schilluks, und des einzigen Platzes wo ſich Fremde, und zwar Araber, anſiedeln dürfen um gegen Kuhglocken, Glasperlen und andern Tand Sklaven und Elfenbein einzuhandeln. Kaka iſt der wichtigſte Handelsplatz der Schilluks, aber nicht der Sitz ihres Meck oder Oberhauptes, welches zwei deutſche Meilen entfernt ein in der Nähe des Waſſers gelegenes Dorf bewohnt, aber ſelten ſich außerhalb der Einfriedigung ſeiner Hütte zeigt. Man darf ihn deßhalb nicht für einen Schattenherrſcher halten, denn ſtreng und raſch ſtraft er Verbrechen an Habe und Leben. Niemand darf ſich ihm bewaffnet oder anders als auf den Knieen nahen; er ſpricht und hört ſeine Unterthanen auch nur durch Vermittlung ſeiner Beamten. Die Einkünfte dieſes Herrſchers beſtehen darin daß alles Elfenbein als Krongut, ſowie der dritte Theil alles erbeuteten Raubes ihm gehört, außerdem läßt er ſich von den fremden Kaufleuten Geſchenke reichen, und erhebt für ſeine richterlichen Bemühungen Sporteln in Vieh oder Sklaven.

Die Schilluks ſind ein großer, kräftiger, ſchön gewachſener Menſchenſchlag mit edel geſchnittenen Geſichtern, ſo daß platte

Digitized by Google

Naſen und wulſtige Lippen bei ihnen zur Ausnahme gehören, und man ſie ſogar ſchön finden könnte wenn ſie ſich nicht die vier untern Vorderzähne auszubrechen pflegten. Bis zur Ehe gehen beide Geſchlechter ſplitternackt, dann erſt binden ſich die Frauen gegerbte Felle vorn und hinten vor, die von den Hüften bis zu den Knöcheln reichen, und am untern Rand mit Eiſenringen und Glöckchen beſchwert werden, damit der Wind nicht allzufrei mit ihnen ſpiele. Nur die Männer tragen einen Kopfputz, und zwar Baretts aus abwärts geſenkten Straußenfedern. Keulen und hohe eiſerne Speere ſind ihre Waffen. Von Kaka aufwärts kam man faſt alle fünf Minuten an einem andern Dorf vorüber, und zum erſtenmal zeigte ſich majeſtätiſch zwiſchen den Hütten die Dalebpalme. Bei einem dieſer Dörfer Namens Guha machte man die Bekanntſchaft des Häuptlings Dud, der die Barke „mit ſeinen Kindern“ zu beſuchen verſprach, und am nächſten Morgen auch mit einem hellen Haufen Keulen- und Speerträger erſchien. Als man ſich dieſe Begleitung verbat, rief er: „Das ſind meine fechtenden Söhne, die oft genug zu mir geſtanden ſind gegen die Dinka, deren Vieh ihnen zu Weibern verholfen hat.“ Es ergab ſich alſo daß Dud nur ſeine Söhne, vierzig Männer und Burſchen mitgebracht, die Dirnen und Buben aber daheim gelaſſen hatte „um nicht zudringlich zu erſcheinen.“ Auch geſtand er daß nach vielen Scheidungen von ſeinen alten Weibern ihm „nur noch“ 15 Frauen übrig geblieben ſeyen, und daß ſeine Familie, Kinder im zarten Alter gar nicht gerechnet, aus 53 Söhnen und 20 Töchtern beſtand. Bereitwillig führte er die Fremden in ſeinen Harem, und es ergab ſich daß jede Frau, wie dieß auch bei den gebildeten Muhammedanern der Fall iſt, eine abgeſonderte Hütte bewohnte. Die Schilluks ſind ein geübtes Fiſchervolk, obgleich ſie weder Netze noch Angelhaken beſitzen. Die Fiſche werden harpunirt mit einem Speer, deſſen bewegliche mit Widerhaken verſehene Klinge an einen zehn Fuß langen Schaft befeſtigt iſt, die Klinge ſelbſt iſt wieder an einer Leine feſtgebunden, die man ſpielen läßt bis der Fiſch erſchöpft iſt.

Am fünften Tag nach der Abreiſe von Kaka fuhr die Barke an der Mündung des Sobat, eines rechten Nebenfluſſes des Nils, vorüber. Es iſt dieß das größte bis jetzt bekannte Seitengewäſſer des weißen Fluſſes, und beſaß an der Mündung 100 lange Ellen (Yards) Breite, und damals (am 2 Dec.) in Folge der nachwirkenden Hochwaſſer noch 30 Fuß Tiefe. Geſchwiſterlich ergießt ſich etwa unter 9° nördlicher Breite weiter oberhalb der Giraffenfluß, der ſchiffbar, aber nur halb ſo breit als der Sobat, im Grunde kein Seitengewäſſer, ſondern ein Nilarm iſt, der ſich unter dem 6° nördlicher Breite im Lande der Bohr-Neger vom Hauptſtrom ablöst. Die große Inſel die durch dieſe Theilung gebildet wird, iſt mit dichtem Dſchengel bedeckt und ein Lieblingsſchlupfwinkel für Elephanten-, Nashorn-, Giraffen-, Büffel- und Antilopenheerden, und wird theilweiſe von Nuernegern [1] bewohnt. Bei dieſem Punkte macht der Nil einen Ellenbogen gegen Weſten, ja ſogar ein klein wenig nach Norden, auf eine Strecke von etwa 70 engliſchen Meilen. Das linke Ufer wird noch immer dicht von Schilluks bewohnt, das andere iſt öde. Von hier ab bedeckt ſich der zu einem See erweiterte Nil mit dichtem Röhricht, und vom Maſtbaum der Barke aus mußte Wache gehalten werden um den dünnen Faden des freien Fahrwaſſers nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Eine Oeffnung in den Rohrbänken erlaubte der Barke am nördlichen Ufer neben zwei Dörfern der Nuer anzulegen. Sie verſöhnten ſich bald mit dem überraſchenden Anblick unſerer Barke, als ſie unſer freundſchaftliches Betragen wahrnahmen, hatten aber kein Elfenbein zu vertauſchen. Wir bemerkten in unſerm Verkehr daß die Nuer wie die Dinkas völlig nackt gehen, und nur die verheiratheten Frauen Lederſchürzen tragen. Die Männer dagegen tragen einen eigenthümlichen Haarputz, der aus einer weißen Thonbedeckung beſteht, die wie ein Helm ausſieht. Trotz aller Freundſchaft verweigerten uns die Leute einen Lootſen. Am nächſten Tag landeten wir an dem Süduſer, wo wir etliche Hütten der Eingebornen gewahr worden waren. Der Strand füllte ſich mit Eingebornen, von denen wir Milch, Geflügel, Korn und Erdeicheln erhielten. Die Neger baten uns die Ankunft ihres Häuptlings abzuwarten, der auch bald mit Gefolge eintraf und von mir in der Cajüte empfangen wurde. „Dort auf einem Knie liegend, ergriff er meine Hand, ſpie hinein, ſah mir feſt ins Geſicht, und wiederholte den nämlichen Proceß. Verblüfft von dieſer Dreiſtigkeit war meine erſte Regung den Mann niederzuſchlagen, da er mich aber mit Lammesmiene anſchaute, ſo beſchwichtigte ich meinen Zorn damit daß ich ihm ſein Compliment aus allen Kräften erwiederte. Sein Entzücken darüber war ohne Gränzen, und er verſicherte ſeinen Begleitern, indem er ſich niederſetzte, er müſſe ein großer Häuptling ſeyn. Gleiche Höflichkeiten wurden dann mit dem Gefolge gewechſelt, da aber kein Elfenbein von den Leuten zu erhalten war, ſetzte die Barke unverweilt ihre Bergfahrt gen Weſten fort. Man befand ſich jetzt in einem mit Rohrwäldern bedeckten See, den bereits unſere ältern Karten kennen, weit von den Ufern entfernt, und nur in Geſellſchaft von Flußpferden, deren Köpfe in unglaublicher Anzahl über dem Waſſer ſichtbar wurden. Sechs Tage war man in einem Labyrinth von Canälen im Röhricht herumgefahren, als man endlich auf einer kleinen von Fiſchern bewohnten Inſel einen Lootſen erhielt. Dieſer brachte die Abenteurer nach der großen Inſel Kyt (Lat. 8° nördlich), die „im See“ liegt, der auf der beigegebenen Karte auch den bekannten Namen Bahr el Gazal (Gazellenſtrom) führt. Bei der dortigen Landung wurden die Elfenbeinjäger von einer zahlreichen Nuerbande hart angefallen. Zufrieden mit dieſer Recognoſcirung beſchloß man die Heimfahrt nach Chartum, während welcher man von den Dinkas Gelegenheit hatte eine Anzahl Zähne einzuhandeln.

Im Oct. 1854 gieng Petherick mit zwei Barken und verſtärkter Mannſchaft zunächſt nach der Gazellen-Inſel Kyt, die von da ab der Ankerplatz ſeiner Barken blieb. Mit der dortigen Bevölkerung vom Raikſtamme ſchloß man bald eine, freilich ſehr trügeriſche Freundſchaft, und erhielt von ihnen Füh-

[1] Petherick ſchreibt Nowaer.

Digitized by Google

rer, die Petherick mit etwa 40 Bewaffneten in südwestlicher Richtung und in fünf Märschen über Flachland zu den Wadsch Koing-Negern brachten, welche nach ihren Versicherungen reich an Elfenbein seyn sollten. Von ihnen wurde man aber feindselig behandelt, wie denn die Führer tückischerweise die Jäger in die Höhle des Löwen zu locken gedacht hatten. Der Häuptling der Wadsch erschien endlich, erklärte keine Zähne feil zu haben, und befahl den Jägern unverzüglich sein Gebiet zu verlassen. Nachdem man ihn von der großen Gewalt der Feuerwaffen unterrichtet hatte, wurde er nachgiebiger und ließ den Fremdlingen eine Hütte einräumen, die wohl verschanzt wurde. Am nächsten Tage gab es Gelegenheit eine Gazelle aus großer Entfernung zu erlegen, und den Negern einen heiligen Schrecken vor dem tödtlichen „Geräusch," wie sie die Schüsse nannten, einzuflößen. Die Wadsch wußten indessen durch heimliche Drohungen die Lastträger, die Petherik vom Nil mitgebracht hatte, zum Davonlaufen zu bewegen. So konnten die Jäger jetzt weder vor- noch rückwärts, die Wadschleute aber stellten die Lieferung von Lebensmitteln ein, bis man sich ihres Häuptlings bemächtigte, und ihn zwang diese Art der Aushungerung aufzuheben. Petherick schickte jetzt eine starke Abtheilung seiner Leute gegen Süden, ob sie dort nicht auf gastlichere Stämme stoßen möchten, und als diese nach 14 Tagen nicht zurückkehrten, ließ er ein Dutzend andrer gegen Osten aufbrechen, so daß er zuletzt nur mit fünf Jägern bei dem verrätherischen Häuptling Tschol der Wadsch Koing zurückblieb. Die Neger waren indessen voller Furcht vor den Zauberkünsten des weißen Mannes, und besonders seine Bücher flößten ihnen unheimliche Gefühle ein. Tschol selbst hatte neuerdings großen Respect erhalten als er Branntwein begehrte, und ihm Essig gegeben wurde, an dem er sich dermaßen berauschte daß er schwor niemals wieder „des weißen Mannes Merissa" zu trinken. Man schrieb es den schwarzen Künsten des Elfenbeinjägers zu daß der Eintritt der Regenzeit sich verzögerte, und bestürmte ihn täglich daß er regnen lassen sollte. Um ihre Zudringlichkeit zu bestrafen, füllte er eine Flasche mit gefangenen großen Fliegen, ähnlich unsern Bremsen, die er weiß bestreichen ließ. Dann versammelte er die Wadsch und verhieß ihnen Regen, wenn sie alle Fliegen wieder einfangen würden, worauf er die Flasche zerschlug und die Fliegen befreite. Es begann nun eine lächerliche Jagd, aber schließlich wurden nur zwei ächte gefärbte und viele falsche Fliegen beigebracht.

Die Lage des Abenteurers wurde jetzt höchst peinlich, da Wochen verflossen ohne daß seine Gefährten heimkehren wollten. Groß war daher seine Freude als er eines Abends Büchsenschüsse vernahm, und kurz nachher die zuerst ausgeschickte Partie mit einer großen Ladung Elfenbein und Trägern aus dem Busch hervorkam. Sie waren von einem benachbarten Stamme, den Girwi und ihrem Häuptling Mawin, gastlich aufgenommen worden, hatten gegen Glasperlen Elfenbein eingetauscht, von dem noch Vorräthe vorhanden seyn sollten, und hatten dreimal Botschafter an Petherick abgeschickt, die aber immer von den Wadsch zurückgescheucht worden waren. Die Abtheilung kehrte mit frischen Glasperlen sogleich wieder zurück, und drei Tage nach ihr zog auch die zweite Partei mit Zähnen und Trägern ins Lager, um ebenfalls wieder mit frischen Perlenvorräthen umzukehren. Aus dem Girwigebiet war auch Pethericks Maulthier mit zurückgekehrt, welches er jetzt bei sich behielt und das ihm treffliche Dienste leistete um die tückischen Wadsch-Neger in Schrecken zu erhalten, denen der Anblick eines Reiters noch etwas neues war. Endlich im April beim Eintritt der Regenzeit war die Expedition wieder vereinigt, und nachdem etliche Leute Pethericks mit dem freundlichen Mawin zu den Girwi zurückgekehrt waren, um dort während der Regenzeit die Handelsgeschäfte fortzusetzen, gelang es Petherick bis zum 25 April 1855 seine reiche Elfenbeinbeute an Bord der Barken bei der Insel Kyt zu bringen. Die Wadsch nämlich, nachdem sie gesehen daß ihre Feindseligkeiten ihnen nur Schaden eintrugen, hatten sich zuletzt bereit finden lassen gegen Glasperlen Lastträgerdienste zu leisten, obgleich eine solche Arbeit bei ihnen sonst nur Frauen zugemuthet wird und für Männer sich nicht schickt.

Ende Nov. 1855 war Petherick abermals von Chartum unterwegs, und erreichte in sechs Wochen etwa die Insel Kyt. Mit den engen Canälen des Rohrsees oder Gazellenflusses war der Reis (Capitän) bereits so vertraut, daß die Fahrt Tag und Nacht ohne Unterbrechung hatte fortgesetzt werden können. Die Länge des „Sees" schätzt unser Verfasser auf 180 engl. Meilen. Mit 40 bewaffneten Arabern schlug er den alten Weg über Land durch tropische Wälder ein; dießmal noch südlicher bis zu dem Dschurstamme vordringend, den Nachbarn der Girwi, bei denen er seine Gefährten treffen sollte. Alle diese Stämme bis zu den Dschur gehören zu den Dinka-Negern, mit denen sie auch eine gemeinsame Sprache besitzen; wie diese und die Schilluks gehen sie völlig entblößt, nur daß die verheiratheten Frauen Schürzen tragen; auch die Waffen — Lanze und Keule, letztere in der Linken zum Pariren der Lanzen — sind die nämlichen. Um ihre Hütten herum bauen sie Mais, Hirse, Erdeicheln, Kürbisse, Yams, rothen Pfeffer und Baumwolle. Ihre Hauptnahrung aber besteht in der Milch ihrer Heerden, welche sie nur leider, weil sie Salz nicht besitzen und verschmähen, zur Würzung mit dem Urin des Hornviehs auswaschen, welcher letztere auch bei ihren eigenen Abwaschungen gebraucht wird. Sonst ist auch das Durchbohren der Oberlippe zum Einfügen von Geschmeide gebräuchlich. Frauen sind bei ihnen ein theurer Artikel, da bis 100 Stück Hornvieh für ein Mädchen „von guter Familie" gezahlt werden, und Armuth viele Männer zum Cölibat verurtheilt. Die Folge davon sind häufige uneheliche Geburten, deren Urheber mit vier Stücken Vieh gebüßt werden.

Bei den Dschur tritt eine große Aenderung ein, dort nämlich findet sich die von Galton in Südafrika zuerst gefundene giftige Tzetzefliege, und in Folge dessen kann man dort außer Ziegen keine Hausthiere halten, weßhalb auch mehr Ackerbau als Viehzucht betrieben wird. Die Dschur selbst, um einen Schatten heller als die Dinka, sind ein aus südlicher Heimath vertriebener Stamm, der die Dinkasprache zwar erlernt, im Verkehr unter sich aber seine eigene Sprache beibehalten hat. Die Dschur sind vortreffliche Schmiede. Sie

Digitized by Google

bauen 4 Fuß hohe Oefen, die sie mit acht rohen Gebläsen versehen, und aus welchen sie zwar einen unreinen Guß erhalten, den sie aber auf dem Amboß mit Granitblöcken rein hämmern, und dann Lanzen und andere Geräthe daraus verfertigen, welche selbst einem britischen Schmied keine Schande machen würden. Sobald durch Fleiß ihre Vermögensverhältnisse blühend werden, denken sie nur an den Kauf einer Frau, und keine Dirne über acht Jahre ist im Lande die nicht schon versagt wäre. Alte Jungfer ist dort zu Lande eine contradictio in adjecto — ein Widerspruch im Beiworte. Die Ankunft der ersten Perlenhändler unter diesem Stamm war für sie ein Ereigniß, wie die Umschiffung Afrika's durch Vasco da Gama, denn vorher waren von Darfur her nur spärlich die gläsernen Kleinodien in das Innere gesickert, ja seltsamerweise waren es Perlen die ein Venetianerhaus nur für Brasilien geliefert hatte, die also, von brasilianischen Sklavenhändlern an der Küste abgesetzt, bis ins Innere gewandert seyn mußten. Bei ihnen fand man die zurückgebliebenen Elfenbeinjäger, die von weit und breit die Jagdvorräthe etlicher Jahre zusammengekauft hatten.

Petherick begab sich noch südlicher unter die Dor-Neger, in ein Dorf welches nach seinem Häuptling Dschau hieß, von dem man gastlich empfangen wurde. Noch betriebsamer als selbst die Dschur, bewohnen die Dor Hütten von dem zierlichsten, gewölbten, laubenartigen Rohrgeflecht mit hölzernen Bettstätten in der Mitte und allerhand Schnitzwerk auf dem Dache. Wegen der Tzetze waren sie auf Wildpret und auf Hühnerzucht beschränkt, auch Reptilien wurden nicht verschmäht. Gänzliche Nacktheit war nur bei den Unverheiratheten anzutreffen, die Frauen dagegen machen sich Röcke aus Blättern, und würden schön genannt werden dürfen, wenn sie sich nicht die Unterlippe durch Einsetzung von runden Holzstücken von der Größe eines Silbergroschens bis zu der eines halben Guldens entstellten. Die Dor übertreffen durch ihre Eisenindustrie selbst die Dschur, auch bedienen sie sich — ein wichtiges nationales Unterscheidungsmerkmal — der Bogen und Pfeile. In der Mitte des Dorfes befindet sich ein Circus und ein Baum, an dem die Schädel erschlagener Feinde befestigt werden. Dieser Platz wird häufig gefegt und sauber gehalten, seine Zugänge sind auch überall mit geschnitzten Holzbildern verziert, und er dient Tag und Nacht den öffentlichen Verhandlungen oder Belustigungen. Die Dor gehorchen keinem Oberhäuptling, weßhalb auch die einzelnen Gemeinden unter einander wegen Streitigkeiten über die Jagdgründe in beständiger Feindschaft leben.

Eines Tages, als die Männer aus Dschau sich auf die Jagd begeben hatten, kehrten etliche Buben zurück um einen Vorrath Speere für ihre Väter zu holen, die mit einem Nachbarstamm in Streit gerathen waren. Die Weiber geriethen in die größte Aufregung, und viele rüsteten alles zur Flucht her. Für solche Fälle werden Bündel mit Lebensmitteln in jeder Hütte bereit gehalten. Petherick, neugierig ein Negergefecht zu sehen, begleitete mit vier Gefährten die Buben, und bald stieß man auf den Häuptling Dschau, der mit den Seinigen vor einem überlegenen Gegner sich zurückzog. Aber kaum sahen sie ihren Gast, so ertönte überall der Freudenruf: der weiße Häuptling, der weiße Häuptling! und die Flüchtigen rückten, gestärkt von dem Anblick ihres Alliirten, wieder vor. Nach etlicher Zeit hielten sie still, denn der Feind, etwa 600 Streiter stark, zeigte sich gegenüber in dem Gestrüpp. Beide Heere schienen sich auf das Beobachten zu beschränken, und abzuwarten wer sich zuerst fürchten werde. Petherick aber marschirte mit seinen Begleitern herzhaft gegen den versteckten Feind, der plötzlich, ohne einen Schuß zu wagen, in wilder Flucht davon rannte, eifrig verfolgt von dem Gegner. Die Rückkehr der Sieger, mit gellendem Geschrei, Waffenschwenken und einem Menschenhaupt als Trophäe, gewährte einen Blick in eine Welt voll Rohheit und Scheußlichkeit, wie der Kriegstanz, den in der nächsten Nacht die Frauen auf dem Circus um den aufgesteckten Menschenkopf herum ausführten.

Bei einem Ausflug nach Madunga, drei Märsche westsüdwestlich von Dschau, bekam man mit den Eingebornen Streit. Anfangs nämlich handelte man ihnen etliche Zähne um gute Preise ab, zuletzt wurden aber die Neger schwieriger, wollten auch wohl Bezahltes zurücknehmen, und verwundeten schließlich einen der Araber im Handgemenge, worauf sie zurückwichen um die Elfenbeinjäger mit einem Hagel von Speeren und Keulen zu überschütten, der ihnen mit einer Salve heimgezahlt wurde. Da Pethericks Leuten kein großer Schaden zugefügt, einem der Gegner aber der Schenkel zerschmettert worden war, so hätte man es bei dieser Lehre bewenden lassen können, wenn nicht vor dem Dorfe Pethericks Maulthier erschlagen gefunden worden wäre, wofür man aus Rache das Dorf plünderte. Nach etlichen Tagen schickte der Häuptling von Madunga mehrere Zähne als Entschädigung für das Maulthier, und versprach in Zukunft ein besseres Betragen, worauf ihm die Beute der letzten Plünderung ausgehändigt wurde.

Die Art wie die Eingebornen den Elephanten jagen, ist sehr einfach. Man umzingelt ein einzelnes Thier und bewirft es mit Speeren. So oft es sich gegen den Angreifer kehrt, empfängt es eine Ladung Geschosse von der andern Seite, und dreht es sich nach dieser, so folgen Geschosse von den frühern Angreifern, bis das Thier vor Blutverlust umsinkt. Auch Grubenfallen werden an den Wasserplätzen ausgegraben, oder es lauert ein einzelner Mann im Baumwipfel, um eine mit Steinen beschwerte Lanze auf unten vorbeiziehende Thiere herabfallen zu lassen, und die Verwundeten dann bis zur völligen Erschöpfung zu verfolgen. Pethericks große Gewinne hatten von Chartum aus andere Abtheilungen Elfenbeinjäger an den weißen Nil gebracht. Diese Araber aber, mit schlechten Gewehren bewaffnet, waren den Negerstämmen südlich von der Insel Kyt in die Hände gefallen und ermordet oder als Sklaven verkauft worden. Ermuthigt durch diese Erfolge, welche den Zauber der Feuerwaffen zerstörten, hatten ein halbes Duzend Dinkastämme auch gegen Petherick und seine Begleiter eine Allianz geschlossen. Dieser befahl daher dem Häuptling der Dor, bei dem er wohnte, aus frisch gefällten Bäumen eine Verschanzung zu errichten, die nach vier Tagen vollendet war. Auf diese gestützt hielt der Abenteurer eine Be-

Digitized by Google

lagerung von sechs Wochen gegen einen, freilich unsichtbaren, aber doch beständig lauernden Feind aus, bis endlich seine Streifparteien heimkehrten, und er seine Vorräthe nach Dschau zurückbringen konnte. Um den Dinkas aber eine Lehre zu geben, schickte er achtzig seiner Araber aus um ihre Kraals zu überfallen und ihre Heerden wegzutreiben, die in ihren Augen mehr Werth haben als Menschenleben. Diese Räuberbande kam auch am nächsten Tage zurück mit 600 Stück Vieh und 53 gefangenen Weibern und Kindern, nachdem sie die Hüter des Viehs, nämlich 36 Neger, und den Anstifter der Feindseligkeiten, Meckwendit, erschlagen hatten (!). Um das Maß dieses schnöden nächtlichen Blutvergießens vollständig zu machen, fand sich aber am hellen Tage daß Vieh und Gefangene nicht den verschwornen Dinkas, sondern den bisher so dienstfertigen Girwi und ihrem Häuptling Mawin gehört hatten, doch waren auch diese durch die Anwesenheit Meckwendits des „Verrathes" überführt, wie man auch bei ihnen die Waffen der früher erschlagenen arabischen Elfenbeinjäger fand. Man besorgte nun auch Händel mit den Girwi zu bekommen, statt dessen aber erschien Mawin selbst bußfertig, um Gnade und Herausgabe der Gefangenen bittend, strömte auch von Preis der „Großmuth" Pethericks über, als dieser nicht bloß die geraubten Menschen, sondern auch die Heerden ihm wieder überlieferte.

Der Rückzug aus dem Dorlande nach der Insel Kyt wurde den Jägern dießmal sauer gemacht, denn die dazwischen wohnenden Nianglau- und Adschack-Neger hatten ihre Dörfer verlassen, und erschienen in bewaffneten Banden im Rücken und in den Flanken der heimkehrenden Abenteurer. Petherick ließ eines der Dörfer, wo zuvor neun Araber ermordet worden waren, ausplündern und beim Abzug in Brand stecken. Am nächsten Lagerplatz suchten die Adschack sich zu rächen. Sie griffen beim Aufbrechen die Karawane an, die sie natürlich mit einem mörderischen Feuer in die Flucht jagte. Zehn Todte gehörten auch hier wieder zu den Spesen des Elfenbeinhandels. Die Abenteurer verschanzten sich jede Nacht, und da die Regenzeit bereits eingetreten war, so wurden die alten Steinschloßgewehre, womit die Araber bewaffnet waren, oft genug zur werthlosen Waffe, wenn die Feinde den günstigen Moment der Durchnässung gekannt und benutzt hätten.

Im December desselben Jahres (1856) gieng Petherick abermals mit verstärkter Mannschaft nach dem weißen Fluß ab, und erreichte unbelästigt das Gebiet der Dschur, wo mit den Nianglau und Girwi der Friede erneuert und feierlich beschworen wurde. In diesem Jahr erstreckten sich die Expeditionen wiederum weiter nach Süden, bis nach Mura und Schembul, zwei Dörfer die Petherick, der übrigens keine Instrumente zu mathematischen Ortsbestimmungen mit sich führte, jenseits des fünften nördlichen Breitegrades verlegt. Medambudu, der alte Häuptling von Mura, versicherte ihnen: Schembul sey das Ende der Welt, da südlich und östlich alles unbewohnt sey. Man entdeckte indessen einen Pfad der gegen Süden führte, und auf diesem gelangte man nach dem Dorfe Dilu, dessen Einwohner anfangs furchtsam sich versteckten. Man fand dort in der Nähe eine Menge Ortschaften, überhaupt das Land dicht bevölkert, aber kein Elfenbein, weil die Eingebornen bisher die Zähne als völlig werthlos hatten verderben lassen.

Mit dieser Recognoscirung begnügte man sich für dießmal, und kehrte mit der Regenzeit nach Chartum zurück. Aber im Februar 1858 war Petherick mit seiner Bande schon wieder in Mura, dießmal entschlossen noch weiter nach Süden, angeblich bis zum Aequator, vorzudringen. Um sich durch das Dschengel einen Weg zu bahnen, ließ er bei Nordwind das Gras anstecken. Der Wald- und Prairienbrand bahnte ihm eine Gasse, die Dörfer der Neger aber entgiengen diesem vorausgesendeten Engel mit feurigem Schwert nur knapp dadurch daß sie auf Lichtungen standen. Auf solche erbauliche Art rückt bisweilen die europäische „Gesittung" über den Erdkreis! Man stieß bei dem Dorfe Nearé auf einen Fluß von etwa 90 langen Ellen Breite, den man auf den Kähnen der Eingebornen überschritt, und der nach Pethericks Vermuthen zu dem Gebiete des Gazellen-Nils gehört. Jenseits fand man noch immer Ortschaften der Dorneger, aber das Land selbst gewann einen andern Anblick, denn hier traten zum erstenmal Hügel, starke Bodenschwellungen und einzelne lustige Granitberge auf. Später gelangte man sogar in ein völliges Gebirgsland. Bei Mungila beklagt sich Petherick über „Verrätherei" der Eingebornen. Einer seiner Leute wurde vermißt, und als der Abenteurer auf seinem Maulthier in das Dorf zurücksprengte, kam er gerade noch zeitig genug um den Nachzügler aus einem hellen Haufen zu befreien, der vor dem wunderlichen Anblick eines Reiters auseinanderstob. Daß die Chartumer Elephantenjäger Gesindel sind, welches sich schwerlich der Disciplin des Consuls der huldreichen Königin Victoria unterworfen, sondern den armen nackten Negern gegenüber wenig das Mein und Dein, namentlich das letztere nicht, geachtet haben werde, sagt sich jeder im stillen. Der Stärkere nennt dann die gerechten Ausbrüche des Unwillens Verrätherei. Eine solche fand auch hinter Mungila statt. Die Träger warfen die Lasten weg und wollten entspringen. Einer, den man zurückhielt, warf seinen Speer daß die Klinge einem Araber durch den Rücken und um Zolleslänge beim Schlüsselbein an der rechten Schulter herausfuhr. Der Neger wurde wie ein Hund niedergeschossen, die Speerklinge aber mußte, weil sie Widerhaken hatte, dem Verwundeten vollends durch die Schulter gestoßen werden.

Jetzt überschritt man die Gränze der Dorneger, welche von Norden gegen Süden über 350 engl. Meilen weit, also über mehr als fünf geogr. Grade, sich ausbreiten. Ihre Nachbarn gegen Süden, mit denen sie in Fehde leben, sind die Baer, ein Name den wir nach der vom Verfasser beobachteten Schreibart Bär sprechen müssen, und der dem Laute nach an die Barry- und Berristämme unter gleicher Breite, aber östlicher am obern weißen Nil, erinnert. Diese Neger flohen gewöhnlich schüchtern, sobald sich die Abenteurer ihren Ortschaften näherten. Als es gelang mit ihnen Verkehr anzuknüpfen, ergab sich daß ihre Sprache Aehnlichkeit hatte mit der im Dschurlande. Sie unterschieden sich übrigens von den Dorstämmen nur dadurch daß sie kürzere Bogen und Pfeile und sonderbar geformte Schwerter trugen. Viele Leiden hat-

Digitized by Google

ten sie durch den Menschenraub ihrer südlichen streitbaren und menschenfresserischen Nachbarn, der „geschwänzten" Niam-Niam zu ertragen; auch giengen die Lastträger, die man bei ihnen gemiethet hatte, nicht weiter als bis in Sicht von Mundo, der ersten Ortschaft des gefürchteten Volkes, der einzigen die Petherick betrat, und die er auf seiner Karte unter den Aequator selbst und 26° östl. Greenw. verlegt.

Beim Heranrücken gegen das Mundodorf hörten Petherick und seine Bande, die aus etlichen 20 Schützen bestand, mehrere Tamtams oder Trommeln rühren, sowie Pfeifensignale. Bald rückte eine starke Abtheilung Niam-Niam ihnen entgegen, und stellte sich in einer Reihe quer über den Weg auf, jeder gedeckt durch einen großen Schild und bewehrt mit einem Speer. Diesen Cordon ignorirte man vollständig. Die Bande marschirte festen Schrittes auf die Neger los, die auch vorher eine Gasse öffneten und die dreisten Fremdlinge vorbeimarschiren ließen, um ihnen auf den Fersen zu folgen. So zog die Bande nach Mundo hinein, auf einen freien erhöhten Platz, mitten im Dorf, wo man Halt machte. Dort wurden sie bald von Gaffern umringt, die sich dicht vor ihren Füßen niedersetzten, und unter sich scherzten und plauderten, denn sie betrachteten die Fremdlinge als einen ihnen in den Mund geflogenen Braten, und warteten nur die Ankunft ihres Häuptlings ab, um das Schlachten zu beginnen. Nur ein einziger alter Mann, der sich mit Hülfe des mitgeschleppten Baerdolmetschers besser über die Fremdlinge unterrichtet hatte, warnte das vorwitzige Volk. Als nun gar ein Geier in der Nähe sich niederließ, und Petherick ihn mit einem Schuß herunterbrachte, fiel die schwarze Gemeinde auf die Nase vor Schrecken, und jeder bildete sich ein er sey verwundet worden. Eine zweite Jagdprobe war aber nöthig als der Häuptling kam, der große Zweifel in die Wirksamkeit des tragbaren „Donners" der Fremdlinge setzte. Sobald man auch ihm einen gesunden Schrecken vor dem Feuergewehr beigebracht hatte, kam man auf guten Fuß. Die Niam-Niam waren begierig Perlen einzutauschen, doch war das Elfenbein, welches sie anboten, so verdorben daß es die Fracht nicht lohnte. Sie versprachen aber mit der Rückkehr der Regenzeit, wo die Elephanten aus dem Norden wieder in ihr Gebiet zu wandern pflegten, Jagd zu machen. Wirklich zeigte sich kurz nach dem Eintritt des ersten Gewitters am 13 Febr. (1859) sogleich eine Elephantenheerde von 18 Stück, und zwar tragen, unähnlich ihren asiatischen Basen, die afrikanischen Weibchen ebenfalls Zähne, wenn auch schwächere als die Männchen. Die Jagd wird von den Niam-Niam mit weidmännischer Niederträchtigkeit betrieben, denn die Heerde wurde in einem weiten Ring umstellt, und nachdem man vorsichtig das Gras ringsherum niedergetreten hatte, der abgegränzte Kreis in Flammen gesteckt. Die Elephanten von dem Brande rings eingehüllt, erblindeten vor Rauch und Hitze, und fielen dann leicht unter den Speeren ihrer unbarmherzigen Feinde.

Die olivenbraunen Niam-Niam sind unbeschadet ihrer anthropophagen Verirrungen weit höher gesittet als die schwarzen Negerracen südlich vom Gazellenstrom. Sie flechten ihr Haar in unzählige Zöpfchen, und kämmen es sogar mit Elfenbeinnadeln, die dann zur Zierde in das Haar gesteckt werden. Sie halten auf die größte Reinlichkeit am Körper wie in ihren Hütten, und es tragen beide Geschlechter Röcke, aus groben Rindenfibern gewoben. Ihre Waffen sind längliche Schilde, glatte und gezähnte Lanzen, und ein Dolchmesser, welches in einer Lederscheide im Gürtel getragen wird; auch führt jeder Niam-Niam eine beinerne Signalpfeife, manche auch Hörner aus Elfenbein bei sich. Ihr Feldbau wird mit großer Sorgfalt betrieben, aber von Sklaven, die sie auf ihren Raubzügen erbeutet haben und deren mancher Reiche bis zu hundert Häuptern besitzt. Sie werden von ihm wie seine Kinder behandelt, und nur bei einem Fluchtversuch erschlagen und gefressen, welches Schicksal sonst noch alle schwächlichen oder ältlichen Personen der Gemeinde trifft, sobald man ihren Tod bevorstehend hält. Die Niam-Niam leben in unabhängigen Dorfschaften, und wählen sich Häuptlinge nach Ansehen und Reichthum. Uebrigens hatten sie nicht alle Anschläge gegen ihre Gäste aufgegeben, wurden aber auf eine lustige Art entlarvt. Dimu, der Alte, welcher den ersten Vermittler zwischen seinem Volk und den Fremdlingen gespielt, auch seitdem sich immer als ihr Freund gebärdet hatte, empfand eines Tages, da die Niam-Niam selbst Tabak bauen und rauchen, ein Gelüste Pethericks Pfeifen zu probiren. Dieser wollte ihm den Geschmack daran gründlich benehmen, und drohte ihm daß, wenn jemand aus der Pfeife des Weißen rauche und böses gegen ihn im Herzen habe, die Pfeife in seinem Mund zerspringe. Von diesem Gottesgericht nicht erschreckt, ließ sich Dimu eine Pfeife bringen, die ein Araber nach Pethericks Recept gestopft hatte. Plötzlich mitten im Dampfen flog die Pfeife mit Explosion auseinander, da sich Pulver darin befunden hatte, und Dimu gestand nun, ganz entsetzt über die Allwissenheit der Fremdlinge, daß seine Leute allerdings beschlossen hätten die Fremdlinge mit ihren Schätzen nicht mehr abziehen zu lassen. Zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue lieferte er sogleich Lastträger, und Ende März (1859) war Petherick nach Chartum zurückgekehrt, um von dort nach 18jähriger Abwesenheit Europa wieder zu besuchen.

E. Cortambert über die Bewohner, die Pflanzen- und Thierwelt des Orinoco.

(Bulletin de la Société de Géographie.)

Der Reisende welcher Guyana von den Mündungen des Orinoco aus betritt, betrachtet mit Erstaunen die herrlichen Wälder die einen großen Theil des Delta's dieses Flusses beschatten. Bei der hohen Fluth sind die meisten der Inseln dieses Delta's vom Wasser bedeckt, und alsdann zeigen sich dem erstaunten Auge des Forschers große inmitten der Wellen sich erhebende Wälder; die Barke segelt unter dem dichten Blätterwerk herum, sie weicht durch eine Menge vom Umwegen den unzähligen Lianen aus welche sich in den Bäumen

Digitized by Google

ineinander ſchlingen; um die Barke herum ſpielen in den Wogen die Lamantine (Seekühe, ein Fiſch) und die Kaimane, während daß man oberhalb in den Gewölben des Blätterwerks glänzend und buntbefiederte Aras (eine Art großer Papagaien), blaue Catingas (Seidenſchwänze), violette Tangaras und Cardinäle mit feuerrothem Gefieder ſich herumtummeln ſieht; die Affen hängen ſich mit ihrem langen Schwanz an die biegſamen Aeſte, und ſchwingen ſich mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum.

Von Zeit zu Zeit kommen inmitten des Aſtwerks Hängematten zum Vorſchein, und ſchaukeln ſich gemächlich oberhalb der Gewäſſer; es ſind Guarani, das Hauptvolk des Orinoco. Dieſe Indianer wohnen gewöhnlich auf den höchſten Inſeln des Delta's, und leben dort von Fiſchen, Bananen und Manioc. Allein bei den Wanderungen zu welchen der Fiſchfang ſie veranlaßt, werden ſie oftmals bis auf die niedrigen Inſeln geführt, und hier nöthigt ſie dann die Fluth in ihre luftigen Wohnungen zu ſteigen; die Männer beſonders ſetzen ſich dort nachläſſig feſt und ſchlafen lange Stunden, während die Frauen in den am Fuße der Bäume angebundenen Barken ihren faulen Ehemännern das Mahl bereiten.

Der Aberglaube dieſer armen Kinder der Natur iſt ungemein groß; ſie beten den Mond an; ſie ſehen in dem Donner einen furchtbaren Gott. Sie beſtatten ihre Todten in einer Hängematte oder in einer aus Bananenblättern gebildeten Umhüllung, und hängen ſie in den Wald.

Ihre Sprache iſt weich und angenehm; man hört mit Vergnügen aus ihrem Mund folgende euphoniſche Worte: Casabana idschi nagüaé, von wannen kommſt du? — dschi cüaré mé nagüaé, ich komme zu dir; — orinaminanu, nimm dich in Acht. Sie haben maleriſche Subſtantivwendungen: ein Angelhaken iſt eine Fiſchfalle, oribu cai; ein Schuh iſt ein Fuß-Gefängniß, omanamu; der wohlklingende Name obona bedeutet Donner.

Man hat mit Unrecht, ſcheint es, die Guarani unter die Cariben verſetzt: dieſe letzteren, die man auch gegen den untern Orinoco hin findet, ſind heutzutage nicht ſehr zahlreich, dünngeſäet, und kommen nie in Stämmen, ſondern nur im Zuſtand einfacher Familien vor. Dieß iſt wenigſtens die Anſicht des Dr. Louis Plaſſard, dem wir die meiſten Nachweiſungen unſers Aufſatzes verdanken, und der glaubt daß eine unnütze Claſſificationsſucht der Benennung Cariben eine zu große Ausdehnung gegeben habe.

Setzen wir im Orinoco, der für die größten Fahrzeuge ſchiffbar iſt, unſern Weg fort, ſo kommen wir an der kleinen faſt verlaſſenen Stadt Guayana Vieja vorüber; wir laſſen links, d. h. gen Süden hin, die ehemaligen ſpaniſchen Miſſionen von Upata, welche früher ſo blühend waren und bis auf 30,000 von den ſpaniſchen Patres bekehrte Indianer zählten, die jetzt aber das Bild der Verödung zeigen: die von den Miſſionären errichteten Wohnungen ſind verlaſſen, und die Eingebornen, welche die Süßigkeiten der Sittigung zu koſten begannen, verjagt und in die Wälder zerſtreut worden.

Wir ſind bald vor der Einmündungsſtelle des Caroni, und fahren flußaufwärts bis nach Ciudad-Bolivar, das man früher Angoſtura oder San-Tomé de Nueva-Guyana nannte, einer großen und ſchönen Stadt, dem Haupthafen des Orinoco und dem Sitz eines ſehr lebhaften Seehandels.

Alles iſt Handel in dieſer Stadt; ſie beſitzt wenig Induſtrie und beſonders ſehr wenig Landbau; die Umgegend zeigt nicht jene lachenden Gärten, jene Obſtbaumpflanzungen, jene Alleen welche bei uns auf die Nähe einer wichtigen Stadt hinweiſen: die Savannen und die Gehölze erſtrecken ſich bis an die Thore von Ciudad-Bolivar. Indeſſen bemerkt man da und dort einige Indigo-, Zuckerrohr-, Kaffee-, Mais-, Bohnen-, beſonders Yuca oder Manioc-Felder. Die Wurzel der letztern Pflanze dient den Bewohnern des Landes als Hauptnahrungsmittel, und vertritt bei ihnen die Stelle unſers Brodes. Der Bananenbaum breitet allerwärts ſeine großen und herrlichen Blätter aus, und gewährt in reichem Maß nährende Früchte. Auch die Baumwollſtaude gedeiht wundervoll auf dieſem fruchtbaren Boden, allein der Anbau derſelben wird ſehr vernachläſſigt. Die Fieberrinde zeigt ſich nur in hochgelegenen Orten; faſt überall trifft man eine Menge anderer für die Arzneikunde koſtbarer Producte: die Simaruba, die Angoſtura, den Ricinus, die Tonkinbohne, das Copahu ꝛc. Die Vanille ſchwingt ſich von Baum zu Baum, und erfüllt die ganze Gegend ringsum mit köſtlichem Balſamduft; tauſend andere Orchideen, tauſend Convolvulaceen umſchlingen mit ihren leichten Gewinden die Rieſen der Wälder.

Die Färbehölzer, z. B. das Hematoxylon; prächtige Kunſtſchreinerei-Hölzer, wie das Acajou, die Ceder, das Paliſſanderholz; Gummi-Bäume, wie der Hevea, dem das Kautſchuk entfließt; violette, roſenfarbige, gelbe Hölzer, denen die Botanik noch keinen Namen gegeben, zeigen ſich überall; allein die venezuelaniſche Trägheit läßt ſo viele Pflanzenwunder völlig unbeachtet und unbenützt. Der Palmbaum, der König dieſer Wälder, ſchaukelt ſeinen zierlichen grünen Wipfel hoch über der Spitze aller ſeiner Nebenbuhler: mehrere dieſer Arten geben ein vortreffliches Oel, beſonders die Seſche-Palme, deren außerordentlich reichliches und vortreffliches Erzeugniß allein ſchon das Glück der Speculanten begründen würde welche ſich mit der Ausbeutung der Reichthümer dieſes ſchönen Landes beſchäftigen wollten. Neben dieſen ſo koſtbaren Bäumen aber brüten zahlloſe Giftpflanzen die gefährlichſten Gifte aus: eine der gefürchtetſten iſt der Guachamacan.

Die Llanos oder Savannen ſind von zahlloſen Ochſenheerden, von Pferden, Eſeln, Maulthieren belebt; viele dieſer Thiere, wächter- und ſchutzlos, ſterben inmitten ihrer Weideplätze, und ihre Cadaver würden die Luft verpeſten wenn der Rabe Samuro, ein wahrhaftes Gottesgeſchenk des Flachlandes, ſie nicht vollſtändig zerſtückte und ſelbſt die letzten Ueberreſte derſelben verſchwinden ließe.

Dieſe prächtigen Wälder, dieſe herrlichen grünen Matten würde man mit Wonne durchwandern, wenn nicht jeden Augenblick furchtbare Gäſte kämen um dem Menſchen das Gebiet der Natur ſtreitig zu machen: einer der gefürchtetſten dieſer Gäſte iſt der Jaguar, welchen die Coloniſten Tiger nennen; er greift die Heerden und ſelbſt den Menſchen an. Das Pantherthier oder der mähnenloſe Löwe iſt weit weniger ge-

Digitized by Google

fährlich, und richtet nur in dem Hühnerhofe Verwüſtungen an. Die Krokodile machen die Flüſſe unſicher; ſie ſtrecken ſich im trocknen Schlamm der Ufer in Menge an der Sonne aus, und verbreiten dort ihren durchdringenden Moſchusgeruch. Die Cuaïma-Schlange iſt das ſchrecklichſte aller Reptilien Guayana's; ihre Haut iſt ſchmutzig grau, und erinnert an die Farbe der Kröte; ihr viereckiger Kopf, ihr anderthalb Meter langer Schwanz, und das Horn mit welchem ihr Schwanz endigt, machen ſie leicht kenntlich; ſie ſtützt ſich auf dieſes Horn, richtet ſich gerade auf, ſtürzt wie ein Pfeil auf das Opfer los das ſie erreichen will, und bereitet ihm in wenigen Augenblicken den Untergang; ſie greift den Menſchen verwegen an; die Eingebornen hegen die äußerſte Furcht vor ihr; die Chriſten unter ihnen ſehen in ihr den Teufel, die andern den Gott des Böſen. Der Crotalus, oder die Klapperſchlange, iſt ebenfalls ſehr häufig. Die Trigonocephalus-Schlange ſteigt auf die Bäume, und wirft ſich von da auf ihre Feinde. Die Boa, die größte unter den Schlangen Guayana's, iſt giftlos, beſitzt aber eine außerordentliche Stärke; ſie zerdrückt und erſtickt in ihren mächtigen Ringen die größten Vierfüßer des Landes; apathiſch und friedlich aber wenn ſie gut gefüttert iſt, ſtreckt ſie ſich dann mitten in das Gras hinein, und legt ſich an die umgeſtürzten Baumſtämme über die der Reiſende ſich einen beſchwerlichen Weg bahnt.

Alle dieſe Reptilien indeß richten weniger Unglück an als der Carib-Fiſch, der in den ſtagnirenden Gewäſſern lebt. Wenn ein unvorſichtiger Bader, angelockt durch den angenehmen Anblick eines ruhigen Sees, Erfriſchung in dieſen Gewäſſern ſucht, ſo kann er bald neben ſich einen kleinen Fiſch mit länglicher Schnauze ankommen ſehen, deſſen Zähne in jeder Kinnlade aus einem einzigen Stück gebildet und ſo ſchneidend ſind wie ein Raſiermeſſer: fühlt er ſich von dieſer Stahlſchneide geritzt, und iſt er zu fern vom Ufer um ſogleich ans Land zu fliehen, ſo iſt er verloren; Tauſende von Cariben, herbeigelockt durch die Wunde und das daraus hervorquillende Blut, werfen ſich mit Erbitterung auf das Opfer, das der Blutverluſt und der Schmerz dieſer unzähligen Wunden erſchöpfen. Uebrigens iſt dieſer Fiſch gut zu eſſen, und man fängt ihn in Menge, ſowie viele andere Arten, von denen die Gewäſſer Guayana's wimmeln.

Einer der gewöhnlichſten und ſtärkſten Vierfüßer iſt der Tapir, dieſer kleine amerikaniſche Elephant, deſſen Naſe ſich in einen etwas aufgewickelten Rüſſel endigt; die Nabelſchweine, die man Vaquiros nennt, ſind auch ſehr zahlreich; weniger groß als die unſrigen, bieten ſie ein vortreffliches Fleiſch, und man gewinnt aus einer Anſchwellung, die ſie an den Nieren haben, reichlichen Biſam.

Die Affen, alle mit einem langen Schwanz ausgeſtattet, ſind unzählig: hier iſt der wilde Aluate, welcher mit ſeinem Geſchrei, oder vielmehr mit ſeinem außerordentlichen Geheul, die Wälder erfüllt; dort iſt der anmuthige Titi, verſchieden vom Wiſtiti, welcher der kleinſte iſt, und der ſich in dieſer Region nicht findet; weiterhin bemerkt man den Araguato, die Wittwe, den Capuciner, den Sepaſchu ꝛc.; die meiſten bilden für die Bewohner ein geſuchtes Wildpret. Myriaden Vögel mit dem köſtlichſten Gefieder beleben ebenfalls die Wälder: die prächtigſten von allen ſind die Colibris und die Fliegenvögel, welche ihre Topaſe und Rubine auf den glänzenden Blumenkronen der Ariſtolochien, der Orchideen, der Winden und tauſend anderer zierlichen Blumen funkeln laſſen. Man ſieht allerwärts die reizenden Droſſeln, die Cardinäle, die herrlichſten Papagaien, die Spottvögel, mit ſchwarzem und einfachem Gefieder, aber bewunderuswerthem, mannichfaltigerem und reicherem Geſang als dem ſelbſt unſerer Nachtigall.

Die Kaninchen, die Damhirſche, die Holztauben, die wilden Truthühner, die Schildkröten ſind überall der Gegenſtand der leichteſten Jagd. Nur möge ſich der Jäger, wenn er von ſeinem Herumſchweifen ermüdet iſt, gegen Abend, außerhalb ſeiner Wohnung, nicht dem Schlaf überlaſſen: die Vampyr-Fledermaus könnte kommen, ihre runzelige Zunge auf irgendeinen Theil des Körpers des unvorſichtigen Schläfers legen, um ihm, ohne ihn zu erwecken, ohne ihm Schmerz zu verurſachen, geſchickt eine ſolche Menge Blut auszuſaugen, daß oftmals der Tod die Folge dieſer Verwundung iſt.

Ein ganz anderes Thier, das den Pflanzern nur Dienſte leiſtet, iſt der Ameiſenfreſſer, welcher ſeine klebrige und übermäßig lange Zunge in die Ameiſenhaufen ſteckt, und ſie beladen mit Ameiſen, die ſeine gewöhnliche Nahrung ausmachen, wieder herauszieht.

Die Ameiſen! Von allen den unzähligen Inſecten dieſes Landes ſind ſie vielleicht die ſchädlichſten: man fürchtet beſonders die 2—3 Centimeter langen rothen Ameiſen; bald dehnen ſie ihre ungeheuren unterirdiſchen Behauſungen, welche ſelbſt die Sicherheit der Häuſer bedrohen, weithin aus; bald führen ſie als Wohnungen wahre kleine Hügel auf; ihr Zug in den Wäldern iſt durch breite Pfade bezeichnet, von denen alle Blätter, alle Gräſer verſchwunden ſind; ſie verheeren mit ungeheurer Schnelligkeit die Bäume, die Früchte, die Gemüſe, glücklicherweiſe aber reſpectiren ſie die Bananenbäume.

Ein anderes höchſt unbequemes Inſect iſt der Sandfloh oder die Nigua, eine Art Bremſe, welche ihre Larve unter die Nägel der Füße legt; wenn man nicht Sorge trägt dieſe Larve, bei dem erſten Jucken das man fühlt, in ihrem Ei zu vertilgen, ſo richtet ſie unerträgliche Verwüſtungen an, und die Nägel, ſelbſt ganze Zehen, fallen ab, zerfreſſen von dieſem unerſättlichen Feinde.

Um in das Herz des venezuelaniſchen Guayana's einzudringen, wollen wir uns auf dem Caroni einſchiffen, der, bevor er ſich in den Orinoco ergießt, dieſes Guayana in ſeiner ganzen Breite von Süden nach Norden durchſtrömt. Der Caroni nimmt links die Paragua auf; rechts trennen ihn ziemlich hohe Berge von dem Becken des Cuyuni, eines Zuflusſes des Eſſequibo. Ein leichter aus Baumrinde von den Indianern gebauter Nachen wird uns über die Flüſſe führen welche den Cuyuni bilden, d. h. über die Avechica, den Yuruan, den Yuruari, und wir ſind dort mitten in den reichſten metallhaltigen Ländereien Venezuela's: Gold gibt es im Ueberfluß beſonders gegen Tupuquen hin, und gemeiniglich findet man es in einer Art Thon; das Platina trifft man mit den goldhaltigen Ablagerungen vermiſcht, und das Kaolin kommt unter

Digitized by Google

dieſem koſtbaren Thon häufig vor; das Zirkon zeigt ſich in den obern Ablagerungen. Derſelben geologiſchen Region gehört Upata an, das berühmt iſt durch ſeine ehemaligen Miſſionen, ſowie durch ſeine Silber-, Blei-, Eiſen- und Kupferminen, aus denen eine wachſamere und minder von Revolutionen beunruhigte Verwaltung großen Nutzen ziehen würde. Auch findet man ſolche Minen an den Geſtaden der Paragua. Weiter nach Weſten hin, an den Ufern des Ventuari, eines der erſten Zuflüſſe des Orinoco, hat man Magneſia bemerkt. In dieſem Canton gibt es Porphyre in den reichſten Farben. Allein wie viele Reichthümer ſind noch unbekannt in dieſen ſo unvollſtändig erforſchten, indeß weniger phantaſtiſchen Gegenden, als zur Zeit wo fabelhafte Berichte das Eldorado und den großen See Parime mit ſeinen von Gold- und Diamantenpaläſten prunkenden Inſeln dahin verſetzten. In dem metallreichen Lande von dem wir ſo eben geſprochen, wohnen einige zerſtreute Indianer, welche von Jagd und Fiſchfang leben, und deren gemeinſchaftliche Sprache das Guarani iſt. Man bemerkt indeß dort einen compacteren Stamm, andern Urſprungs und anderer Sprache: die Comanacotas, einen der ſchönſten Menſchenſchläge der amerikaniſchen Bevölkerung, mit bronzefarbiger Haut, herculiſchen Wuchſes und kräftiger Leibesbeſchaffenheit. Ganz anderer Art ſind die Taparitos, welche mehr weſtlich wohnen, an der Paragua; ſie ſind klein, ſchlecht geſtaltet, und ihr grotesker, kürbißartiger Kopf hat ihnen von den Coloniſten den Beinamen Kürbißindianer zugezogen.

In den oberen Theilen des Orinoco-Beckens lebt eine große Anzahl intereſſanter halb geſittigter Stämme: ſo z. B. die Maviţis, die Mariquitarer, die Amaypurer, die Aturer, einige Omaguas, die aus Braſilien ausgewandert ſind. Inmitten dieſer Bevölkerungen beſchreibt der Fluß ſeinen weiten und bemerkenswerthen Umweg, indem er links die Meta aufnimmt, und an den Rio-Negro einen breiten und ſchiffbaren Arm, den berühmten Caſſaquiare, ſendet, welcher auf dieſe Art das Becken des Orinoco mit dem des Amazonenſtroms vereinigt. Dank dieſem natürlichen Verbindungswege, ſind die Indianer im Stande ebenſowohl mit dem Süden als mit dem Norden und Oſten einen vortheilhaften Handelsverkehr zu treiben mittelſt ihrer Lanchas, großer flacher Boote, welche ſie in hoher Vollkommenheit bauen, und die ihnen häufig von den Weißen abgekauft werden; ſie verfertigen auch ſehr kunſtvolle Hängmatten als Ausfuhrartikel und künſtliche Blumen, mit denen ſich die Damen von Caracas, Cumana, Ciudad-Bolivar ſchmücken, und die gewöhnlich aus Vogelfedern ſehr geſchmackvoll zuſammengeſtellt ſind; ſie ſägen Bretter, ſtopfen Vögel aus, kurz ſie haben für den Gewerbfleiß eine Geſchicklichkeit, welche die glücklichſten Früchte getragen hätte wenn nicht die Unglücksfälle, die Fehler und Erpreſſungen der verſchiedenen venezuelaniſchen Regierungen dieſe intereſſanten Civiliſationsanfänge in ihrem Aufſchwung aufgehalten hätten.

Hauptſächlich gerade dieſe Völkerſchaften des obern Orinoco, des Caſſaquiare, der Meta und des Rio-Negro ſind es die man als Geophagen kennt, d. h. als Leute welche die ſonderbare Gewohnheit haben Erde zu eſſen. Dieſe eßbare Erde iſt ein röthlich gelber mit Eiſenoxyd gemiſchter Thon; man knetet ihn in Kügelchen oder Kuchen, die man trocknen läßt, und abſiedet wenn man ſie eſſen will; es iſt dieß mehr ein Ballaſt für den Magen als eine Nahrung, und man bedient ſich ihrer gemeiniglich nur in den Zeiten einer Hungersnoth; obwohl dieſer Thon keine nährenden Beſtandtheile enthält, ſo übt er doch eine ſolche Wirkung auf das Hauptorgan der Verdauung aus, daß man Indianer ganze Monate lang ohne andere Hülfsquelle leben ſieht; ſie backen ihn zuweilen in Seſche-Oel, und dann bietet dieſe Art Backwerk wirklich einige nahrhafte Beſtandtheile.

Dieſe Koſt übt im allgemeinen auf die Geſundheit derer welche daran gewöhnt ſind keinen weſentlich ſchädlichen Einfluß aus, ein nicht daran gewöhnter Magen aber kann ſie nur ſchwer ertragen; Eingeweideverſtopfungen, Aufſaugung des Magenſaftes ſind die am meiſten zu fürchtenden Folgen bei denen welche ſich an dieſes ſonderbare Gericht gewöhnen wollen. Die Indianer welche die Leidenſchaft des Thoneſſens bis zur Unmäßigkeit betreiben magern merklich ab, und ihre röthliche Farbe verändert ſich in einen blaſſen Teint. Der Geſchmack für die Thonerde wird bei manchen ſo ausgeſprochen, daß man ſie von den aus eiſenhaltigem Thon gemachten Wohnungen Stücke abreiſen ſieht, welche ſie gierig in den Mund bringen; ſie ſind Kenner und Feinſchmecker in dieſer Erde; nicht alle Arten ſind gleich angenehm für den Gaumen; ſie verkoſten ſie, und unterſcheiden ſie nach ſehr verſchiedenen Qualitäten. Einige Weiße in Venezuela haben es den Wilden nachgemacht, und verſchmähen Kuchen aus fetter Erde nicht.

Die Grundurſache der Geophagie iſt, wie geſagt, der Mangel an andern Nahrungsmitteln; es iſt gewiß daß die Völkerſchaften des obern Orinoco keinen großen Ueberfluß an nahrhaften Erzeugniſſen haben. Sie bauen einige Ignamen, ſüße Patate, Bananen an; ſie eſſen Affen, Eidechſen, Palmenkohl und beſonders Ameiſen. Reiſende verſichern daß eine mit vegetabiliſchen Oelen oder Fett zubereitete Ameiſenpaſtete ein vortreffliches Gericht bilde.

Dieſelben Völkerſchaften beſitzen die geheimnißvolle Kunſt das berühmte Curare-Gift zu verfertigen, deſſen Zuſammenſetzung ſie ſorgfältig geheim halten; die Paches (Aerzte) genießen das Vorrecht der Verfertigung des ſchrecklichen Giftes; ein mittelſt dieſes Präparats vergifteter Pfeil läßt die Affen und die Vögel augenblicklich zu den Füßen des Jägers fallen; man gibt aber denen welche man erhalten will, das Leben wieder dadurch daß man ſie ein wenig Salz verſchlucken läßt. (f)

Wir wollen die Region des Orinoco nicht verlaſſen ohne an die Skulpturen und Inſchriften zu erinnern die man in der Nähe der großen Krümmung dieſes Fluſſes, gegen die Quellen des Cuyuni zu und an der Küſte von Venezuela, gefunden hat. Dieſe geheimnißvollen Ueberreſte einer einheimiſchen, viel vorgerückteren Civiliſation als diejenige der armen Bevölkerungen heutzutage, knüpfen ſich an die ſo merkwürdigen Ruinen von Mexico, Central-Amerika, Neu-Granada, Ecuador und Peru, um eines der auffallendſten Phänomene der Geſchichte des neuen Continents zu bilden. Wann und

Digitized by Google

wie haben gesittigte Völker diese merkwürdigen Denkmäler errichtet und diese unvertilgbaren Spuren ihrer Geistesbildung hinterlassen? Wann sind diese Völker vertilgt worden? Amerika beginnt nicht erst mit Columbus; es birgt tiefe historische Geheimnisse; es bietet der Wissenschaft in seiner Vergangenheit große zu lösende Probleme, wie es heutzutage der Politik gar manche gewichtige bietet. Die zahllosen Revolutionen, die Auflösungen, der Parteihaß versetzen diese jungen und interessanten Freistaaten, welche sich die Hoffnung der Welt nannten, in Aufregung und richten sie zu Grunde.

Die mächtige Conföderation des Nordens selbst, welche, zu höchstem Glanze gelangt, mit Recht stolz war auf ihr herrliches, Europa an Größe gleichkommendes Gebiet, droht gewaltsam auseinander zu fallen. Man könnte nicht ohne Rührung und Schmerz den möglichen Einsturz eines so umfassenden Gebäudes sehen, das auf so festem Grunde zu stehen schien, und unsere heißesten Wünsche sind auf eine Wiederaussöhnung gerichtet, in der es seine Rettung wird finden können.

Der Ackerbau in Flandern.

(Aus der Rev. des deux Mondes.)

(Schluß.)

Wenn die Cultur, wie hier, sich zum Gartenbau steigert, erfordert sie natürlich ein beträchtliches Betriebscapital. In Flandern kommen davon auf die Hectare ungefähr 500 Fr. Annähernd läßt sich berechnen daß in den beiden vlämischen Provinzen auf jede angebaute Hectare ein Stück Vieh kommt, dessen Werth die officielle Statistik zu 240 Fr. anschlägt; dazu muß man 160 Fr. für den Dünger und das Tenant-Right des abgehenden Pächters schlagen; dann 100 Fr. für Werkzeuge, Hausrath, Vorräthe um Thiere und Menschen bis zu nächster Ernte zu ernähren. Wollte man den ganzen Werth des Besitzstandes eines Pächters schätzen, so würde er mindestens 700—1000 Fr. für einen wohleingerichteten Pachthof betragen.

Ungemeine Bodenzerstücklung charakterisirt den vlämischen Ackerbau. Die einzelnen Wirthschaften haben in Westflandern im Durchschnitt nur 3.45 Hectaren, wo 78,498 Ackerleute auf 270,802 Hectaren angebauten Bodens kommen, und 2.48 Hectaren in Ostflandern, wo 88,305 derselben sich in 218,098 Hectaren theilen. Ausgenommen in der Zone der Küstengegend, sind die Maiereien von 45 Hectaren sehr dünn gesäet, und man findet höchstens eine oder zwei in einer Gemeinde. Jene mit 20 Hectaren gehören schon zu den größern. Ausgedehntere Güter, selbst in der Hand eines einzigen Besitzers, streben sich in Unterabtheilungen zu zerspalten, und zwar aus dem einfachen Grunde weil sie dann weit mehr Pacht ertragen. Beinahe in jeder Gemeinde sind Gütercomplexe vorhanden, die, ehedem im ganzen zu 70 und 80 Fr. verpachtet, jetzt zerschlagen in Parcellen von 10 und 20 Morgen 120 und 150 Fr. ergeben. Dieses Zerstückeln nicht des Eigenthums, aber der Cultur, erhöht ebenso sehr den Brutto- wie den Netto- (?) Ertrag. Der Boden ist besser angebaut, besser gedüngt, und das Ergebniß mehrt sich verhältnißmäßig.

In dem Waesland, nördlich von der Schelde zwischen Antwerpen und Gent, könnte man sich in einen weiten Park versetzt glauben. Alle Wege, alle Felder, alle Gräben sind mit Bäumen eingefaßt, welche ihre Wurzeln theils in das Ackerland, theils in schlammige Wasser strecken, was ihnen ein saftiges, gedeihliches Ansehen gibt. So eintönig flach auch das Land ist, wie beschränkt die Aussicht, so zeigt sich doch allenthalben der verständige Fleiß des Menschen, und macht die Gegend anziehender für den Landwirth als den Künstler, der hier nur allenfalls jene Lichteffecte findet welche die niederländischen Maler von jeher so geschickt zu benützen verstanden. Da und dort liegen an den Wegen, wie die Behausungen der Germanen des Tacitus, die Gehöfte zerstreut, von Obstgärten umgeben. Eine Hecke von Bux, Stechpalme oder Weißdorn zieht sich um das Baumfeld, wo Morgens und Abends Kühe das kurze feine Gras abweiden. Das Pächterhaus ist niedrig, einstöckig, aus Backsteinen erbaut und sorgfältig weiß oder in anderen hellen Farben getüncht, mit dunkelgrünen Fensterläden; das strohgedeckte Dach ist hier kein Zeichen der Armuth, sondern schützt das aufgeschüttete Korn besser vor Feuchtigkeit, und die Behausung vor Kälte und Hitze; ein Fußpfad, oft mit Ziegeln gepflastert, führt nach dem zierlichen hölzernen Gitterthore; einige Schmuckpflanzen, Hortensien, Levkojen, Dahlien erheitern die Vorderseite des Hauses, an dessen Fenstern weiße Vorhänge prangen, und das gewöhnlich vier Gemächer enthält, deren größtes der Familie zum Aufenthalt dient; in dem zweiten werden die häuslichen Hantierungen, das Buttern, Stroh- und Rübenschneiden ꝛc. vorgenommen, die beiden übrigen sind Schlafkammern. Allenthalben herrscht musterhafte Reinlichkeit; altes Geräthe, Kisten und Kasten, die Uhr in ihrem Eichengehäuse, die bemalten Teller und Schüsseln auf dem Kaminmantel, der Tisch von weißem Holz, alles ist vollkommen unterhalten in der ärmsten Taglöhnerhütte wie in dem wohlhabenden Pachthofe. Zur Zeit der Kirmessen wird alljährlich die Wand getüncht, und Butterfaß und Kupfergeschirr glänzen in der Sonne.

In dem Hof ist alles an seiner Stelle, der Rasenplatz rein gehalten, Dünger und Jauche dem Auge verborgen, unter dem Stalldach, wo auch fünf bis sechs prächtige Milchkühe stehen, welche besonders gepflegt werden, des Sommers grünes Futter und im Winter eine warme Tränke von Rüben, Häckerling ꝛc. erhalten. Diese friedlichen Thiere liefern bei dieser sorgfältigen Behandlung 15—25 Liter Milch und auch mehr.

Die Ackergeräthe sind einfach, aber vortrefflich construirt; der Pflug, dem Brabanter ähnlich, ist leicht, ohne Vordergestell, und wird durch ein einziges Pferd gezogen. Aber das trefflichste Werkzeug des vlämischen Ackerbauers ist der Spaten, von dem das Sprüchwort geht: De spa is de goudmyn der boeren (der Spaten ist die Goldgrube der Bauern), und an ein ähnliches italienisches erinnert. Indeß auch bei den klein-

Digitized by Google

sten Ackerfeldern wird dennoch der Pflug angewendet, und nur mit dem Spaten nachgeholfen um die Schollen aufzuwerfen und das Land in Beete abzutheilen durch Rinnen welche im Winter das Wasser abfließen und im Sommer die Sonnenwärme an die Wurzeln dringen lassen. Die Felder sind meist rechtwinklicht abgetheilt, und haben selten mehr als eine Hektare Ausdehnung. Aller angebaute Boden ist gegen die Mitte gewölbt, daß das Wasser nach allen Seiten gleich abfließen kann, und mit einem Rasenstreifen eingefaßt, unter dem eine Erlenumfassung steht, welche alle sieben Jahre geköpft wird; dann wird das Feld noch durch einen Graben geschützt, der mit hochstämmigen Bäumen besetzt ist. Diese Gräben sind nöthig in der niedrigen feuchten flachen Gegend, bei deren Anlage durch das ausgeworfene Erdreich das Ackerland erhöht wurde. Jedes Grundstück liefert daher alljährlich Ernten, bewässerte Weide, Brennholz und Baustämme. Hauptzweck der Ausbeutung ist nicht das Getreide, sondern Lein und Butter.

Aehnliche Cultur findet sich allenthalben in der Sandregion, nur nicht immer mit derselben Sorgfalt und Reinlichkeit in den Wohnstätten. Indeß ist die Lage dieser fleißigen Menschen keineswegs im Verhältniß zu ihrer Arbeit, da der Bauer gewöhnlich nur 3 Proc. über den Lohn, den er durch seine Hände verdient, aus seinem Betriebscapital zu ziehen vermag.

Die Nahrung ist deßhalb ärmlich und besteht aus Brod von Roggen oder Mischfrucht, Kartoffeln, Hülsenfrüchten, Gemüsen und Buttermilch, wozu sehr selten Fleisch oder Speck kommt. Kaffee mit Cichorie ist das gewöhnliche Getränk, Bier nur für Festtage und Kirmessen. Der Taglohn wechselt zwischen 1 Fr. und anderthalben, und der Arbeiter kann nur durch die größte Emsigkeit seiner ganzen Familie dabei bestehen. Seit das Spinnrad, das alte Symbol häuslichen Fleißes, durch den Dampf beseitigt worden, klöppeln Mütter und Töchter Spitzen — eine schwierige Arbeit, die allzusehr von Mode und Geschmack abhängt um ergiebig zu seyn. Die jungen Burschen ziehen Kaninchen auf, für den Londoner Markt, wohin jährlich über Ostende für 1,500,000 Fr. solcher Thiere abgestreift und zugerichtet eingeführt werden, während die Bälge im Lande bleiben und in der Hutfabrication Verwendung finden.

Das vlämische Dorf wird nicht durch die Gehöfte gebildet, sondern durch die Gewerbe, welche den Bedürfnissen der zahlreichen über das Land zerstreuten Bevölkerung nothwendig sind. In den meisten Gemeinden findet man Specereikrämer, Bäcker, Nätherinnen und Schneider, welche an ihren Schaufenstern die neuesten Moden ausstellen; einige dieser Gemeinden zählen 6—8000 Einwohner. Vor der Kirche findet sich ein weiter gepflasterter Platz, von reinlichen wohlerhaltenen Häusern umgeben. Die Wohnungen der Aermern und Tagelöhner liegen gewöhnlich um die Pachthöfe zerstreut. Neben dem Pfarrhause mit seinem von Mauern oder Taxuswänden umgebenen Garten steht gewöhnlich neben dem Schulhaus die Industrieschule, mit einem Thürmchen und einem Kreuze darüber, wo das Spitzenklöppeln durch eine klösterliche Gemeinschaft gelehrt wird. Auch Landhäuser mit weiten Grasplätzen und Baumgruppen sind in den Gemeinden gelegen; nur alte Schlösser sind selten, da der Feudaladel niemals eine überwiegende Macht seyn konnte in einem Lande das von den Gewerben beherrscht wurde.

Wie in der Hauptstadt Gent, welche an hundert Gilden oder Körperschaften besitzt, die theils zu Leibesübungen und Spielen, theils zu künstlerischen Ausführungen sich versammeln, finden sich auf dem kleinsten Dorfe solche Vereine, von denen eine höhere Gesittung ausgeht, und die an der ländlichen Bevölkerung abschleifen und mildern was die Vereinzelung ihr an Rauhheit, Selbsucht und Ungeselligkeit beigemischt hat.

Westflandern wird von Nordost nach Südwest von einem Hügelkamm durchzogen, der, vom Mont Cassel in Frankreich auslaufend, sich allmählich zwischen Brügge und Gent erniedrigt, und die Wasserscheide zwischen dem Meer und der Lys bildet.

Das Terrain dieser Theilungslinie ist sehr schwer urbar zu machen, da der Untergrund, mit Kieseln vermischt, bald aus Eisen-Tuf, bald aus hartem Lehm besteht, der das Regenwasser nicht einsaugt und das Wurzeln der Bäume hindert. Bis in die neueste Zeit war dieser wenig bewohnte Landestheil nur mit magerm Buschwerk, Sumpfhaiden und verkrüppelten Birken und Eichen überzogen. Da und dort sieht man noch Strecken wo die Roridulcen den Boden röthlich färben, Lykopodien ihre schnurartigen Zweige ausbreiten, und Rennthiermoos die Baumstämme überzieht. Mittelst der Föhre (Pinus sylvestris) ist es gelungen diese öden Bezirke urbar zu machen. Wenn der Boden zu fest ist, wird er umgebrochen und mit Föhrensamen eingesäet, oder es werden jährige Pflanzen etwa 33- oder 35,000 auf die Hectare versetzt. Nach sieben oder acht Jahren wird die Pflanzung beschnitten und gelichtet, und werden Gräben aufgebrochen, mit deren ausgeworfener Erde man die abgefallenen Fichtennadeln zudeckt. Bis die Bäume ein Alter von zwanzig Jahren erreicht haben, beschneidet und lichtet man sie alle zwei Jahre, wo sie dann als Hopfenstangen und später als Bauholz benützt werden können.

Die Handarbeit, die zu Unterhalt und Ausbeutung der Wälder nöthig ist, sichert einigen Taglöhnerfamilien, welche die öde Region zu colonisiren beginnen, ihr Brod.

Sobald ihre Hütte erbaut ist, kommen eine Ziege und einige Kaninchen hinzu, und wenn sie eine Kuh ernähren können, ist der Haushalt geborgen. Allmählich sammelt sich das Capital, und nach wenig Jahren ist der Taglöhner zum Kleinbauer geworden. Je mehr die Bevölkerung zunimmt, desto mehr Wald wird urbar gemacht. Neue Hütten erheben, die alten erweitern sich. Nach einem halben Jahrhundert ist das Land für immer dem Anbau gewonnen, durch fortgesetzte Arbeiten, welche der Capitalist nicht hätte auftreiben können ohne sich in Verlust zu setzen.

Die beiden Erzeugnisse welche dem mittelmäßigsten Boden abgewonnen werden, und die Basis der Ernährung für die ländliche Bevölkerung im größten Theil von Flandern ausmachen, sind der Roggen und die Kartoffeln. Ersterer als Lieblingsfrucht germanischer Stämme bietet den Vortheil grö-

Digitized by Google

ßeren Ertrages als der Weizen, und wird auch früher geerntet, ſo daß noch die Brache angebaut werden kann, und das Stroh iſt ſehr geſucht zur Bedachung. Weizen erfordert ſehr ſtarke Düngung und lohnt nicht immer die Koſten. Korn oder Spelz wird nur in der Zone der Küſte und längs dem Norddepartement und Hennegau gebaut. Gerſte, dieſer Grundſtoff des Nationalgetränkes, iſt von großem Ertrag; die Kartoffeln nehmen 10 oder 12 Proc. der Ackerfläche ein, und der ſehr ungleiche Ertrag wechſelt zwiſchen 100 und 260 Hectolitern auf die Hectare. Haſer iſt der großen Pferdezahl wegen ſehr geſucht und erträgt 37 bis 40 Hectoliter. Das Haidekorn iſt eine geſchätzte Pflanze, weil es die einzige iſt welche hier keiner Düngung bearf.

In der ſandigen Region ſind 35 oder 40 Procent der Bodenfläche zu den Futterfrüchten für Ernährung des Rindviehs verwendet. Wenn man noch 15 oder 16 Proc. Wieſland, das entweder abgeweidet oder gemäht wird, hinzurechnet, gelangt man zu dem befriedigenden Reſultat daß mehr als die Hälfte der angebauten Fläche durch Pflanzen eingenommen iſt welche zur Mäſtung und Fütterung dienen. Das feuchte Klima iſt den Wieſen günſtig, weniger der Boden, der ohne Dünger wenig Gras erzeugt und bald in Haideland umſchlägt.

Nach den Culturen welche mittel- oder unmittelbar zu der Nahrung des Menſchen beſtimmt ſind, iſt die wichtigſte die des Leins oder Flachſes. Dieſer war ehedem für den Wohlſtand des Landes ſo wichtig wie die Seide für Italien. Zwar hat die Ausfuhr an Leinwand abgenommen, aber ſeit der Flachs durch Frankreich und England aufgekauft wird, hat ſich auch deſſen Anbau ſehr gehoben, und erreicht wieder dieſelbe Ausdehnung wie in frühern Zeiten.

Der Tabak erträgt noch mehr, wird jedoch nur um Commines und Werwick im großen gebaut und viel davon nach Amerika ausgeführt. Er erfordert ein ſehr großes Capital, das ſich zu dem Ertrag ſo ſtellt daß bei einer Hectare, mit dieſer Handelspflanze angebaut, erſteres 2200 Fr. beträgt, und letzterer 2600 Fr. nicht überſteigt.

Der Weinſtock des Nordens, der Hopfen, iſt ebenfalls eine koſtſpielige Cultur und ſtets von zweifelhaftem Ertrag, während die Cichorie auf die Hectare 800 bis 1000 Fr. ergibt. Obgleich den Induſtriepflanzen nur acht oder neun Proc. der Bodenfläche eingeräumt ſind, haben ſie doch für Flandern einige Wichtigkeit, indem ſie durch ihren Ertrag den Ackerbauern geſtatten Dünger im Handel zu kaufen, ihren Boden zu verbeſſern und ſelbſt für mittelmäßige Grundſtücke einen hohen Pacht zu bezahlen.

Flandern beſitzt eine beträchtliche Menge von Schurvieh. Die Zahl der Schafe macht zwar nur 40,000 aus für beide Provinzen; die der Ziegen iſt aber beziehungsweiſe größer, und beträgt 50,000, welche die ärmern Haushaltungen mit Milch verſehen. Je weiter die Landwirthſchaft vorwärts ſchreitet, je trefflicher der Boden angebaut wird, deſto mehr nimmt die Schafzucht ab, da die Bauern es vortheilhafter finden Kühe zu ernähren und Pferde zu züchten, die ſeit alter Zeit berühmt, zum Ackerbau ganz geeignet und ſehr geſucht ſind.

Das Hornvieh gehört meiſt der vlämiſchen Race an, welche viel Milch gibt, aber minder zur Mäſtung geeignet iſt. Da man es hauptſächlich auf die Buttergewinnung abgeſehen hat, iſt das Aufziehen der Schlachthiere nur in der Küſtengegend im Brauch. Die Kopfzahl des Rindviehsbetrug 1846 340,574 für beide Provinzen. Die Ställe ſind gut unterhalten, die Schweinezucht läßt dagegen manches zu wünſchen übrig, obgleich die Zahl dieſer Thiere nicht unbeträchtlich iſt.

Die Schwediſche Polar-Expedition.

Das Athenäum enthält, von einem Privatcorreſpondenten in Tromſöe, folgenden Bericht über dieſe Expedition: „Die Mitglieder der Expedition haben ſich insgeſammt in unſerer Stadt verſammelt, und einen großen Schooner ſowie eine Sloop gemiethet, welche jetzt in der Ausrüſtung begriffen ſind. Sie müſſen, wie wir hören, bis an den nördlichſten Punkt von Spitzbergen, bei Klevenkiff, oder bis zu irgendeinem noch zu beſtimmenden Platz in der Nachbarſchaft, oder ſo hoch oben als das Eis es geſtatten wird, beiſammen bleiben. Ein Theil der Expedition hat, ſcheint es, den Verſuch zu machen über das Eis ſich dem Nordpol zu nähern, zu welchem Zweck ſie drei engliſche Eisboote mitnehmen, an denen Schlitten angebracht ſind, ſo daß ſie dem doppelten Zweck dienen können: entweder auf dem Eis in Schlitten zu fahren, oder die Teiche oder Canäle offenen Waſſers, auf die ſie etwa ſtoßen, in Booten zu durchſegeln. Die Expedition iſt mit nicht weniger als vierzig Hunden verſehen, von denen fünf Eskimo-Hunde ſind, der Reſt einer Anzahl welche Hr. Torell aus Grönland mitgebracht hat; die übrigen ſind aus Oſtfinnland und dem Norden Norwegens: die Stadt ſchwärmt von dieſen zottigen Thieren. Beide Schiffsmannſchaften werden die Schlittenabtheilung begleiten, um Lebensmittel und andere Vorräthe an die Hinterlegungsſtelle auf dem Eiſe zu führen; von dort wird die eigentliche Polar-Section ihre endliche gefährlichere Wanderung antreten, da die zwei Hundeſchlitten nicht Lebensmittel genug mitnehmen können. Wenn die Mannſchaften an die Schiffe zurückkehren, ſo ſoll, wie man beabſichtigt, die Sloop ſüdwärts ſegeln, und die Fjords an der Weſtſeite unterſuchen, dann um die ſüdliche Spitze oder das ſüdliche Vorgebirge in den großen Fjord, der nordwärts läuft, einfahren und ſo oſtwärts durch den ſelten auf den Karten angegebenen Thymens Fjord in Gilesland ihren Weg fortſetzen: er iſt nicht mehr durchfahren worden ſeit dem Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts, wo ein Holländer, der ihm ſeinen Namen gab, die That vollbrachte. Der Schooner muß irgendwo im Norden die Rückkehr der Polarreiſenden abwarten, und dann, wenn thunlich, längs der Oſtſeite von Spitzbergen hinſegeln, durch Henloopen-Straße, welche das Feſtland Spitzbergens von Oſt-Spitzbergen trennt, falls das Eis ihnen dieß zu thun erlaubt. Die Expedition iſt folgendermaßen zuſammengeſetzt und abgetheilt: an Bord des Schooners befindet ſich Hr. Torell, der

Digitized by Google

Chef der Expedition, Prof. Nordenſkjold (Mineraloge), Magiſter Chydenius (Phyſiker), Magiſter Malengren (Botaniker) und der Veteran der Nordpolforſcher, Peterſen, deſſen Obhut die Hunde anvertraut ſind. Das Seecommando führt Lieutenant Lilliehöök, von der Marine, welcher den Schooner befehligt. An Bord der Sloop iſt Capitän Kiylenſtjerna; die wiſſenſchaftliche Abtheilung ſteht unter dem Adjuncten Blomſtrand (Chemiker und Mineraloge), welchen der Docent Dunér (Aſtronom), der Candidat der Medicin Göes (Botaniker) und der Student Smith (Zoologe) begleiten. Hr. v. Ihlen, rühmlich bekannt von einer zoologiſchen Reiſe her die er in Geſellſchaft Prof. Lilieborgs in das Weiße Meer unternahm, bleibt an Bord der Sloop bis ſich die Schiffe trennen, worauf er ſich in den Schooner begibt. Die Expedition iſt mit den nöthigen photographiſchen Apparaten verſehen, und die HH. Ihlen und Blomſtrand ſollen erfahrene Zeichner ſeyn, daher man von der Expedition die beſten Reſultate erwarten darf. Magiſter Dunér hat die Aufſicht über mehrere werthvolle Inſtrumente, und wird ſowohl an der Weſt- als an der Oſtküſte für die etwaige Meſſung eines Grads vorbereitende Beobachtungen anſtellen, welche in dieſen hohen nördlichen Breiten ein außerordentliches Intereſſe bieten werden. Die Expedition ſoll zu Ende Aprils von Tromſöe abſegeln, ſo daß ſie im Stand iſt mit den Hunden die Polarreiſe anzutreten ehe noch die Sonne zu viel Kraft auf das Eis erlangt hat."

Gerechtigkeit in Charleston.

Von Math. Fr. Anneke.

Ich reiste am 1 Dec. 1859 — ſo erzählt die Frau Catherine Bottsford — von New-York nach Charleston ab. Als ich hier ankam, wußte ich noch nichts von Abneigung oder Vorurtheilen gegen die Leute aus dem Norden; aber ich hörte bald von grauſamen Mißhandlungen die man an Fremden aus den nördlichen Staaten verübt, und von heftigen Drohungen die gegen ſie ausgeſtoßen wurden. Dieß rief eine Entrüſtung in mir hervor die ich nicht immer verbergen konnte, indem ich ganz und gar unvorbereitet war auf ſolche Vorgänge in einem civiliſirten Gemeinweſen. Aus dieſem Grunde hielt ich mich ſehr ſtill und eingezogen, beſchränkte mich ganz auf mein Geſchäft und ſuchte keine Bekanntſchaften.

Ich war mit den friedfertigſten Abſichten nach Charleston gegangen, und hatte durchaus nicht vor mich in die localen Inſtitutionen irgendwie einzumiſchen, obſchon meine Empfindungen der Sklaverei nichts weniger als günſtig waren. Ich hütete mich ſorgfältig vor jeder Unterhaltung mit Farbigen; ſie wußten nichts von mir, und ich würde ihnen völlig fremd geblieben ſeyn wenn nicht meine Verfolgung mich bekannt gemacht hätte. Niemals drängte ich jemandem meine Anſichten auf; wenn ich jedoch gefragt wurde was ich von der Sklaverei halte, ſagte ich ſtets die Wahrheit, jedoch ohne Uebelwollen und unter der ausdrücklichen Verwahrung daß ich mich nicht in die dortigen Inſtitutionen einmiſchen wolle. Ich hatte zu viel Achtung vor den Leuten, als daß ich hätte vorausſetzen können mit einer elenden Heuchelei ſey ihnen gedient, und ſprach deßhalb ganz unverhohlen meine Empfindungen aus. Gern räumte ich ein daß in Folge ihrer Erziehung und ihrer Gewohnheiten ihre Anſichten über die Sklaverei von den unſrigen abweichen müßten, und es ſchien daß ſie ihrerſeits gar keinen Verdacht gegen mich hegten. So gieng der Sommer ruhig vorüber, und ich fürchtete ſo wenig etwas böſes, als ob ich in meiner Heimath im Norden gelebt hätte.

Es war am 27 Sept., ich ſaß allein in meinem Zimmer, kaum geneſen von einer ſchweren Krankheit, als ein großer plumper Menſch ohne Erlaubniß und Ankündigung eintrat, und nach meinem Namen fragte. Ich nannte ihm denſelben, und fragte ihn was er wünſche. Er gab an daß er zur Sicherheitspolizei gehöre, und befahl mir ihm vor das Mayor's Gericht zu folgen. Ich erklärte daß ich nicht mit ihm gehen würde, und fragte ihn was er für ein Recht habe mich zu beſchimpfen und zu beläſtigen, und ob er irgend eine ſchriftliche Befugniß habe mich vorzuladen. Er verneinte das, und folgendes Zwiegeſpräch fand darauf ſtatt.

„Was verlangt der Mayor von mir?" fragte ich ihn.

„Ich höre, Sie ſind eine Abolitioniſtin?"

„Ja, das bin ich, und was ſoll das?"

„Sie müſſen mit mir kommen, oder ich werde Sie mit Gewalt abführen," ſagte er aufgebracht.

Ich überlegte einen Augenblick, und kam zu dem Schluß daß es am beſten ſeyn würde wenn ich ruhig mitgienge. Ich dachte mir daß der Mayor durch irgend ein müßiges Geſchwätz getäuſcht worden ſey, und mich ſofort wieder entlaſſen würde wenn er mich gehört hätte. So machte ich mich denn fertig und gieng mit dem Manne. Ich wurde in das gewöhnliche Gerichtszimmer geſchoben, wo mehrere müßige Perſonen verſammelt waren, die nichts anderes zu thun zu haben ſchienen als auf mich zu warten. Der Mayor war nicht da. Nachdem ich eine ganze Stunde vergebens gewartet hatte, angegafft von den müßigen Perſonen, die fortwährend unter einander flüſterten, trat ein Menſch von abſcheulichem Ausſehen, mit einem großen Schlüſſelbund in der Hand, herein, und ſagte zu mir: „Kommen Sie mit, Madame." Ich folgte ihm ohne die geringſte Beſorgniß, da ich vermuthete, der Mayor würde ſo höflich ſeyn mich in ſeinem Privatzimmer zu verhören, ſtatt vor alle dem Volk; ich hatte ja nichts gethan, und hatte alſo auch nichts zu fürchten. Er führte mich durch zwei oder drei große Zimmer und durch einen Krankenſaal, wo mehrere Perſonen im Bette lagen.

„Wohin gehen Sie?" fragte ich den Mann. „Hierher, Madame," antwortete er, indem er eine Thür öffnete welche eine Treppe hinunter nach einem langen dunkeln Gang führte, an deſſen beiden Seiten ſich unterirdiſche Zellen befanden. Ich blickte um mich und ſah drei abſchreckend ausſehende Kerle neben mir ſtehen, bereit die Befehle des Gefangenwärters zu vollziehen. Dieſer ſchloß eine von den abſtoßenden ſchmutzi-

Digitized by Google

gen Zellen auf, und sagte: „Gehen Sie da hinein.“ Erstaunt fragte ich ihn: „Was soll das heißen?“ „Es heißt daß Sie auf Befehl des Mayors hier eingeschlossen werden sollen.“

Ich wurde hineingeschoben und eingeschlossen. Bald darauf kam derselbe Mann wieder, und verlangte meinen vollständigen Namen zu wissen. Ich sagte, ich würde ihm keine Antwort auf seine Frage geben, und forderte augenblicklich vor den Mayor geführt zu werden. Er erklärte daß ich warten müßte bis ich gerufen würde, und schloß mich wieder ein. Der Tag gieng zu Ende ohne daß ich weiter einen Menschen sah, und die Nacht brach an. Ich wurde krank und ohnmächtig von dem Einathmen der unreinen Luft; war ich ja doch kaum erst vom Krankenlager aufgestanden. In die Zellen rings um mich her, von denen mich nur eine dünne Bretterwand trennte, wurden die armen, elenden Geschöpfe geworfen die man von der Straße hereingeschleppt hatte. Kein Ort konnte unangenehmer seyn um eine Nacht darin zuzubringen. Ich klopfte an die Thür um die Aufmerksamkeit des Schließers zu erregen, als derselbe vorübergieng. Er öffnete, und fragte was ich wollte. Ich sagte ihm daß ich aus diesem Kerker heraus wollte, und verlangte in ein anständigeres Local gebracht zu werden. Seine Antwort lautete daß er das nicht thun dürfe, weil der Mayor den bestimmten Befehl gegeben habe mich dort zu lassen bis es ihm genehm seyn würde mich zu sehen. Als ich ihn fragte ob er nicht an einen meiner Freunde oder Bekannten eine Nachricht schicken könnte, gab er mir zur Antwort: „Dieser Ort ist gerade so gut wie die andern Zellen, und Sie müssen hier bleiben. Sie haben Grund zu fürchten daß Ihnen noch schlimmeres widerfährt als der Tod. Ihre Gesinnungen gefallen den Leuten hier nicht.“ Ich sagte ihm er solle sich fortmachen und die Thür schließen; ich wollte kein Wort mehr von ihm hören.

Am nächsten Morgen wurde ein Eimer Wasser in meine Zelle gebracht, aber nichts anderes. Um 2 Uhr Nachmittags schloß ein Policist die Thür auf, und zeigte mir an daß der Mayor bereit sey mich zu sehen. Auf dem Wege dorthin gieng ich bei vielen Leuten vorbei, die aber kein Wort mit mir sprachen, und als ich in das Zimmer des Mayors trat, fand ich dasselbe mit anständig aussehenden Personen gefüllt.

Der Mayor las mir die Anklagen vor die man gegen mich erhoben hatte. Kein Ankläger trat mir entgegen, und kein Zeuge wurde aufgerufen. Der Gang des Verhörs war folgender:

„Frau Bottsford, Sie sind des Hochverraths und Aufruhrs angeklagt.“

„Ich bin weder des Hochverraths noch des Aufruhrs schuldig.“

„Wie ich höre, haben Sie im geheimen mit Sklaven verkehrt?“

„Das ist durchaus falsch, mein Herr; ich habe gar nicht mit Sklaven gesprochen.“

„Sie sind eine Abolitionistin?“

„Ja.“

„Sie verehren John Brown?“

„Ja.“

„Sie haben abolitionistische Gesinnungen ausgesprochen?“

„Das habe ich bei mehreren Gelegenheiten, wenn ich gefragt wurde. Ich kann alle Personen nennen mit denen ich je eine Unterredung hier gehabt habe, und was ich zu denselben gesagt, will ich auch hier sagen. Ich habe beinahe ein Jahr hier gelebt und mich immer nur um mein Geschäft gekümmert. Ich habe niemanden beleidigt oder gekränkt und bin bis jetzt auch immer gut behandelt worden. Ich sehe nicht ein weßhalb ich dieser schmählichen Behandlung unterworfen werde.“

„Sie sagen, Sie seyen gut behandelt worden?“

„Ja, bis jetzt.“

„Nun, dann meine ich daß Sie sehr undankbar gewesen sind. Sie sind gut behandelt worden, haben eine einträgliche Beschäftigung gehabt und haben unser Geld empfangen, während Sie uns gehaßt haben?“

„Ich habe das Volk nicht gehaßt, aber ich bin keine Freundin der Sklaverei, und ich habe hier in Charleston nichts gesehen was mir eine vortheilhaftere Meinung von derselben geben könnte; gerade im Gegentheil. Ich habe für alles bezahlt was ich hier genossen habe, und ich habe nur empfangen was ich verdient habe. Ich schulde Ihnen keine Dankbarkeit.“

„Ich möchte Ihnen rathen in Ihre Heimath zu gehen.“

„Das werde ich ganz gewiß thun, sobald als ich mein Geschäft abwickeln kann. Ich habe kein Verlangen auch nur einen Augenblick länger hier zu bleiben.“

Der Mayor bemerkte, er habe nichts gegen meinen Charakter gehört. „Man bezeichnet Sie,“ sagte er, „als ruhig und respectabel. Aber ich verlange Bürgschaft für Ihr gutes Betragen. Wenn Sie jemanden finden können der 300 Doll. Bürgschaft für Sie geben will, so kann ich Sie entlassen.“

Ich entgegnete ihm daß ich mich in keiner Weise eines schlechten Betragens schuldig gemacht habe, und daß ich keine Bürgschaft finden könne. Hierauf verließ er das Zimmer. Wie ich später erfuhr, war er überzeugt, ich sey eine Emissärin von irgendeinem Verein oder einem Buchhändler des Nordens. Ich bekam ihn nicht wieder zu Gesicht. Er schickte den Schließer, der mich wieder in die Celle brachte und einsperrte. Einige meiner Freunde aus dem Hause in dem ich gewohnt hatte, waren in Unruhe meinetwegen und erkundigten sich mehrmals nach mir, konnten aber keine befriedigende Auskunft erhalten, sondern wurden auf rohe Weise fortgewiesen.

Etwa nach einer Stunde öffnete wieder ein Policist die Thür, und sagte, ich müßte mit ihm zum Staatsanwalt gehen, an den der Mayor mich überwiesen habe. Er führte mich durch den Citadel-Park nach dem Amtslocal des Polizeirichters Kanepaux. Zwanzig bis dreißig Bürger waren dort versammelt, darunter einer den ich kannte, und mit welchem ich zwei Wochen zuvor eine Unterredung gehabt hatte. Ich sprach ihn an, und fragte ihn ob er mein Ankläger sey. Er bejahte es. Ich fragte ihn entrüstet ob er sich nicht schäme, ob es denn möglich sey daß er eine so verächtliche Handlung habe begehen können. Ohne auf seine Erwiederung zu warten, antwortete der Polizeirichter für ihn: „Dieser Mann hat voll-

Digitized by Google

kommen recht gehandelt. Ich würde es gerade ebenſo gemacht haben. Wenn Sie ein Mann wären, würden Sie an dem erſten beſten Baum im Park aufgeknüpft worden ſeyn. Sie wären niemals lebendig in dieſes Zimmer gekommen." Mit großer Ruhe fragte ich ob jemand mein Leben verlange.

„Nein," ſagte der Polizeirichter; „Sie ſind ein Weib, und deßhalb wird man Ihr Leben ſchonen. Aber der Mayor iſt viel zu milde geweſen. Ich ſetze Ihre Bürgſchaft auf 2000 Doll. feſt. Wenn Sie dieſe nicht herbeiſchaffen, ſo müſſen Sie wieder ins Gefängniß."

„Die Höhe der Bürgſchaft," erwiederte ich, „macht mir keinen Unterſchied. Ich habe kein Verbrechen begangen und brauche keine Bürgſchaft."

„Sind Sie nicht eine Abolitioniſtin?"

„Ja, das bin Ich."

„Sie ſind des Hochverraths und Aufruhrs und des heimlichen Verkehrs mit Sklaven angeklagt."

„Alle dieſe Anklagen ſind ganz und gar falſch. Ich habe nichts mit Sklaven geſprochen; ſie kennen mich nicht einmal."

„Correſpondiren Sie nicht mit dem Norden und bekommen Sie nicht Briefe und Zeitungen?"

„Nur einige Briefe von meinen nächſten Freunden, keine Zeitungen."

„Leſen Sie nicht den „New-York Tribune"?"

„Nein, aus dem einfachen Grunde weil ich das Blatt hier nicht bekommen kann. Wenn ich es bekommen könnte, würde ich es leſen."

„Sie brauchen nicht alle meine Fragen zu beantworten; Sie könnten ſich ſelbſt dadurch anklagen.

„Seyen Sie deßhalb unbeſorgt, mein Herr. Ich bin vollkommen bereit alle ihre Fragen zu beantworten; ich habe nichts zu verhehlen."

Er legte mir dann noch eine große Anzahl Fragen vor: Wann ich in New-York gelebt, wo ich dort gewohnt, was ich getrieben u. ſ. w. Ich gab auf alle bereitwillig Antwort. Dann fragte ich ihn höflich ob er mir geſtatten wolle, ihm auch einige Fragen vorzulegen. Nachdem er dieß bejaht, fragte ich: wer behauptet habe daß ich im geheimen mit Sklaven verkehrt. Er blieb die Antwort auf dieſe erſte Frage ſchuldig und unterbrach mich mit den Worten:

„Wenn Ihnen jemand einfällt der Bürgſchaft für Sie leiſten würde, ſo will ich ihn rufen laſſen; ſonſt müſſen Sie wieder ins Gefängniß."

„Ich werde von niemandem Bürgſchaft für mich verlangen," gab ich ihm zur Antwort.

„Gut, dann gehen Sie ins Gefängniß. Ich kann Sie hier nicht reden laſſen. Der Policiſt wartet auf Sie um Sie abzuführen."

An der Seite des Conſtable gieng ich nach dem Gefängniß, das ziemlich weit entfernt war. Während dieſer Zeit wurden zwei Leute abgeſchickt um mein Zimmer zu durchſuchen. Sie brachen meine Koffer, Schränke und Schubladen auf und kramten alles aus, um nach Papieren und Briefen zu ſuchen. Obſchon ſie nicht fanden was ſie wünſchten, nahmen ſie einige Briefe mit. Als ich im Gefängniß ankam, war ich ſchwach und abgemattet. Es war jetzt 6 Uhr Abends; ſeit beinah 48 Stunden hatte ich keinen Biſſen zu eſſen gehabt. Ich ſchickte zu meinen Freunden in dem Hauſe wo ich gewohnt hatte, und kurz bevor das Gefängniß für die Nacht abgeſchloſſen wurde, kam meine Hauswirthin. Sie hatte ſchon mehrmals verſucht zu mir zu gelangen; man hatte es ihr aber bis dahin nicht geſtattet. Wäre ſie nicht noch eben vor Thoresſchluß gekommen, ſo würde ich vor dem nächſten Tage noch nichts zu eſſen erhalten haben.

Der Gefängnißaufſeher hatte ſtrengen Befehl mir keinerlei Begünſtigung zu Theil werden zu laſſen. Ich ſollte bei den gewöhnlichen Gefangenen in der Frauenabtheilung eingeſperrt werden. Niemandem außerhalb der Mauern war es geſtattet mir Beiſtand zu leiſten oder eine Erleichterung zu verſchaffen. Vier Monate ſollte ich hier eingeſperrt bleiben, und dann wegen Hochverraths und Aufruhrs vor Gericht geſtellt werden. Der Aufſeher ſagte mir, ich müſſe Abſchied nehmen von meiner Freundin und mit den übrigen Gefangenen in mein Quartier gehen, da er im Begriff ſey das Gefängniß für die Nacht abzuſchließen. Die Dame fragte ihn ob ich es bequem haben würde. Er antwortete, ich würde behandelt werden wie die übrigen, er könne ohne beſondern Befehl keinen Unterſchied machen. Ich wurde alſo nicht allein eingeſperrt, ſondern mußte meine Celle dießmal mit zwei laſterhaften betrunkenen Weibern theilen.

„Sie ſind in einem Gefängniß, Madame," ſagte der Aufſeher, indem er die Celle öffnete, „und können natürlich nicht viel hier erwarten." Darin hatte der Mann in der That Recht. Es war auch gar keine Bequemlichkeit irgendeiner Art da, nicht ein einziges Stück Möbel, nichts, gar nichts, als eine ſchmutzige wollene Decke auf dem Fußboden, die mir als Lager dienen ſollte. Mit einer ſolchen Geſellſchaft eingeſchloſſen, unter dem Geheul der Bluthunde, welche im Hof losgelaſſen waren um das Gefängniß in der Nacht zu bewachen, unter dem Kettengeklirr der männlichen Gefangenen, verbrachte ich wieder eine ſchreckliche Nacht. Ich bin feſt überzeugt daß ich die Gräuel und Entbehrungen dieſes Ortes nicht hätte aushalten können wenn die Befehle des Richters ſtreng ausgeführt worden wären.

Nach zwei oder drei Tagen beſuchte der Sheriff das Gefängniß. Er war ein ganz anderer Mann, und ſchien ſehr beſorgt alles für mich zu thun was er vermochte. Ich bekam ein Zimmer für mich allein, und meinen Freunden wurde geſtattet mir aus meiner Wohnung das Mobiliar deſſen ich bedurfte zu ſchicken. Er geſtattete auch den barmherzigen Schweſtern mich zu beſuchen. Dieſen guten Frauen verdanke ich mein Leben. Sie wandten ihren Einfluß an um mir meine Freiheit wieder zu verſchaffen, beſorgten mir einen Rechtsbeiſtand, und thaten alles was ſie konnten um mir zu dienen. Sie ſchickten auch einen ihrer Freunde mit einer Petition um meine Freilaſſung an den Staatsanwalt, Richter Wayne, welcher jedoch nicht darauf hören wollte. Ein deutſcher Hr. L. erbot ſich Bürgſchaft für mich zu ſtellen, und ſprach mit größerer Wärme zu meinen Gunſten als es dieſen Leuten

Digitized by Google

genehm war zu hören. Keine noch so hohe Bürgschaft, sagten sie, werde jetzt angenommen; ich müsse im Gefängniß bleiben und meinen Proceß abwarten. Noch vor Abend waren vier Verhaftsbefehle gegen ihn ausgestellt, und er mußte sich mit Zurücklassung alles seines Eigenthums aus der Stadt schleichen um nicht ins Gefängniß geworfen zu werden.

Ich selbst reichte keine Petition ein und verlangte keinerlei Gunst. Ich forderte nur Gerechtigkeit und meine Freiheit. Dr. Howe, Pastor der St. Philippskirche, besuchte mich in Begleitung des Richters Pringle, als er hörte daß ich ein Mitglied seiner Kirche sey. Die Herren sagten, sie bedauerten mich im Gefängniß zu sehen, und fragten: „Weßhalb sind Sie hier? Was haben Sie gethan?“ Ich erzählte ihnen meine Geschichte, daß ich des Hochverraths und Aufruhrs angeklagt, und daß die Klage eben so falsch als lächerlich sey.

„Aber Sie haben doch gesagt, Sie seyen eine Abolitionistin?“ wandte der Prediger ein.

„Das habe ich.“

„O das ist Hochverrath, das ist Aufruhr,“ sagte der Prediger, mit einer Handbewegung die gar keinen Zweifel zuließ.

„O nein,“ antwortete ich, „Sie bemühen sich vergebens mich zu überreden daß ich etwas derartiges begangen habe. Ich weiß eben so gut was Hochverrath und Aufruhr ist als Sie. Ich kenne die verfassungsmäßigen Gesetze unseres Landes und beanspruche den Schutz derselben. Sie sind denselben verantwortlich, Sie sind noch nicht außerhalb der Union.“

„Aber wir haben Sklaven und wollen sie behalten, ich selbst habe deren. Wir sind unverantwortliche Despoten, müssen Sie wissen. Wir haben hier Gesetze welche aufs strengste solche Aeußerungen verbieten, wie Sie gethan haben.“

„Solche Gesetze gehen mich nichts an. Mögen die ihnen gehorchen welche Lust dazu haben. Wenn Sie beanspruchen Despoten zu seyn, so bin ich doch keine Sklavin. Ich habe meine Rechte, und verlange daß dieselben geachtet werden.“

Der Prediger rieth mir, eine Petition an den Mayor und an den Staatsanwalt einzureichen. Wenn ich sofort nach meiner Heimath zurückkehren wolle, so wolle er sehen was er für mich thun könne. Ich lehnte es entschieden ab eine Petition einzureichen, weil mir schmähliches Unrecht geschehen sey; gern werde ich gehen, sobald ich es mit Ehren thun könne, aber nimmer einwilligen auf eine ehrlose Weise mich fortzuschleichen. Dann wandte ich mich an den Richter Pringle mit der Frage ob er mir einen Habeas-Corpus-Befehl bewilligen wolle. Er erwiederte, er wolle erst hören was meine Gegner zu sagen hätten. Der Prediger bot mir einige körperliche Erleichterungen an, die ich jedoch entschieden von der Hand wies. Beide schienen in großer Verlegenheit zu seyn, und ich glaube sagen zu dürfen daß sie sich tief über die ganze Geschichte schämten.

Hr. Northrop bot mir seine Dienste als Rechtsbeistand an. Er schien überzeugt zu seyn daß alles was ich sagte die reine Wahrheit war; aber man sprach von Revolution, und von gesetzlichem Verfahren konnte deßhalb wenig die Rede seyn. Ich war überzeugt daß ich nichts zu erwarten hatte als auf unbestimmte Zeit im Gefängniß zu bleiben.

Unter diesen Umständen schrieb ich an den Mayor Wood von New-York, von dem ich wußte daß er großen Einfluß auf die Leute in Charleston hatte. Ich erzählte ihm im wesentlichen die Thatsachen, und bat ihn Maßregeln zu meiner Befreiung zu ergreifen, oder meine Angelegenheit dem Gouverneur bekannt zu machen. Ich erhielt von ihm durch Vermittlung des Mayor Macbeth folgende Antwort:

„Mayor's Amt, New-York, 23 Oct. 1861.

„Frau Bottsford. — Madame! Ich habe Ihren Brief vom 15 d. M. erhalten, aus welchem ich ersehe daß Sie in Charleston im Gefängniß sind, unter der Anklage gefährliche und aufrührerische Ansichten geäußert zu haben, daß Sie zu einer hohen Bürgschaft für Ihr gutes Betragen angehalten werden und außer Stande sind Beistand zu finden.

„Ich habe Mitgefühl mit Ihrer verlassenen, traurigen Lage — eine Wittwe, im Gefängniß und freundlos —; aber ich kann das Vergehen welches Sie begangen haben nicht entschuldigen. Sie haben gegen den Frieden und die gute Ordnung des Gemeinwesens gefehlt in welchem Sie sich aufhalten, und wo Sie Beschäftigung erhielten die Sie einträglich fanden. Es ziemte sich für Sie nicht dorthin zu gehen wenn Sie solche Gesinnungen hatten. Wenn es schon mit den strictesten Regeln der Moralität nicht im Einklang steht Haß zu nähren, selbst in den innersten Gedanken, wie abscheulich muß erst das Verbrechen seyn Worte zu äußern welche zu verderblichen Waffen werden können gegen den Frieden und die Ruhe des Landes wo Sie unterhalten und beschützt werden?

„Aber meine Absicht ist nicht Sie zu tadeln, sondern wo möglich Ihnen eine Gunst zu erweisen. Ich rathe Ihnen deßhalb mit Ruhe auf Ihr vergangenes Betragen zurückzublicken. Lassen Sie Ihr Urtheil nicht durch falsche und gefährliche Doctrinen böser Menschen trüben; lernen Sie Ihre Irrthümer kennen, und gestehen Sie dieselben freimüthig vor den Behörden von Charleston, und ich bin überzeugt dieselben werden Ihre Noth, Ihre Wittwenschaft und Ihre Unerfahrenheit berücksichtigen und Sie freilassen, wenn sie eine befriedigende Versicherung erhalten daß Sie sich aus dem Staat entfernen werden, dessen Gesetze Sie verletzt haben.

„Keine andere Macht kann Ihnen helfen in der Noth die Sie selbst über sich gebracht haben. Sie müssen sich allein auf die Gnade derjenigen verlassen welche die Gesetze handhaben die Sie übertreten, und auf die Großmuth des Volkes welches Sie beleidigt haben. — Fernando Wood, Mayor.“

Mein Erstaunen war eben so groß wie meine Empörung als ich diesen absurden Brief las. Wäre das Staatssiegel nicht auf dem Papier eingepreßt gewesen, ich hätte ihn für eine Fälschung erklärt.

Die Witterung wurde jetzt kälter und das Gefängniß unerträglicher. Im Gefängnißhof sollte eine Execution stattfinden. Gerade vor meinem Fenster wurde ein Galgen aufgeschlagen und ein Neger gehenkt. Diesen Anblick bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Digitized by Google

Ich fragte meinen Rechtsanwalt und den Sheriff, unter welchem Vorwand ich eigentlich festgehalten werde; die albernen Anklagen seyen durchaus grundlos; nichts könne als ein Verbrechen ausgelegt werden, außer geheimem Verkehr mit Sklaven; habe aber irgendjemand mich je mit Sklaven sprechen sehen oder hören? Das könne niemand behaupten. Bald darauf bekam ich einen Brief der mir mittheilte daß es mir gestattet sey mit dem nächsten Dampfer nach New-York abzufahren, und daß, wenn ich dieß wollte, ein Wagen mich fortbringen und man das Reisegeld für mich bezahlen werde. Ich hatte natürlich kein Verlangen länger in Charleston zu bleiben. So wurde denn ein verschlossener Wagen nach dem Gefängniß geschickt und ein Sicherheitspolicist um mich in seine Obhut zu nehmen. In der Nähe des Dampfers herrschte große Bewegung. Man schickte sechzig arme irländische Arbeiter zurück die mit demselben Schiff gekommen waren, und denen man nicht erlaubte zu landen. Sie hatten keine Lebensmittel für ihre Rückreise. Die Minutenmänner drohten mit schrecklichen Eiden ihnen die Hälse abzuschneiden wenn sie den Fuß ans Land zu setzen wagten.

Mein Begleiter brachte mich an Bord des Schiffs, gab mir mein Reisebillet und wandte sich dann rasch ab als ob er Eile habe fortzukommen. Auf den ersten Blick sah ich daß mein Billet auf das Zwischendeck lautete, wo ich mit den sechzig Irländern zusammen die Reise machen sollte. Der Mayor war so freundlich für uns alle drei Dollars per Kopf zu bezahlen. Ich lief hinter dem Policisten her. „Hier, mein Herr," sagte ich ihm, „nehmen Sie dieses Billet zurück; ich werde nicht im Zwischendeck reisen." Er erklärte mir, ich dürfe das Schiff nicht verlassen, und ich müsse reisen wie der Mayor befohlen habe. Ich rief dem Capitän herbei und theilte ihm in wenigen Worten meine Angelegenheit mit, worauf er mir höflich erwiederte: er wolle einen Boten an den Mayor schicken um ein Uebereinkommen mit demselben zu treffen. Ich erklärte mit Bestimmtheit, ich würde nicht lebendig nach New York kommen wenn ich im Zwischendeck reisen sollte weil ich zu schwach sey um die Kälte, die Bloßstellung und die Entbehrungen einer solchen Fahrt auszuhalten. Er fragte mich was ich denn zu thun gedenke. „Ich will wieder ins Gefängniß zurückgehen," antwortete ich, „und ruhig dort warten bis meine Freunde sich meiner annehmen." Kurz darauf kam der Mann, welcher an den Mayor gesandt worden war zurück, sprach einen Augenblick mit dem Capitän, und sagte dann zu mir: „Sie müssen reisen wie es befohlen worden ist; der Mayor will die Passage in der Cajüte nicht für Sie bezahlen." Empört antwortete ich: „Ich habe nicht verlangt daß er meine Passage oder sonst irgendetwas bezahlen soll. Ich will keine Gunst von ihm; ich werde ans Land gehen; meine Freunde werden schon kommen und sich meiner annehmen. Als ich im Begriff war das Dampfschiff zu verlassen, hielt mich der Capitän zurück und bot mir ein bequemes Unterkommen in der Cajüte an, wenn ich willens sey Charleston zu verlassen. Mit Freuden gieng ich auf dieses Anerbieten ein.

Es ist der Capitän Berry vom Dampfer Columbia, dem ich meine glückliche Ankunft in New-York am 30 November verdanke. Die Schuld der Dankbarkeit welche ich bei dem Mayor Macbeth und seinen würdigen Collegen habe, werde ich hoffentlich streichen können. Im Gefängniß, solange sie mich festzuhalten wagten, stand ich allerdings unter sicherm Schutz, obschon ich die „verwegenste und frechste Verbrecherin" war mit der sie jemals zu thun gehabt hatten. Andere waren getheert und gefedert, gepeitscht und gehenkt worden, obwohl sie sich für gänzlich frei von jeder Spur von Abolitionismus erklärt hatten. Ich dagegen wurde frei gelassen, fortgeschickt, und für meine Passage wurden noch obendrein drei Dollars bezahlt. Wenn ich auch für alle diese Gunstbezeugungen noch keinen förmlichen Dank abgestattet hatte, vergessen habe ich sie nicht.

Arsenikesser in Steiermark.

Professor Roscoe, der es sich sehr angelegen seyn ließ bestimmte Kenntniß über die in Johnson's Chemistry of Common Life enthaltenen außerordentlichen Angaben Hrn. v. Tschudi's zu bekommen, daß es nämlich in Steiermark Leute gebe welche die Gewohnheit haben regelmäßige Dosen arseniger Säure, von zwei bis zu fünf Gran täglich, zu nehmen, erhielt von seinem Freunde Professor Pebal in Lemberg eine Reihe von Briefen, die von siebzehn Aerzten in Steiermark an den Regierungs-Medicinalinspector in Grätz geschrieben waren, und diese Gewohnheit betrafen. Nachdem Hr. Roscoe die Ansichten der HH. Dr. Taylor, Festeven und Heisch über diesen Gegenstand dargelegt, und die Ergebnisse und Schlußfolgerungen erwähnt hatte zu welchen diejenigen gelangt waren die sich früher mit dieser Sache beschäftigt, führte er an: alle ihm von Aerzten in Steiermark zugekommenen Briefe stimmten darin überein daß dort allgemein der Glaube vorherrsche gewisse Personen pflegten beständig Arsenik zu nehmen in Quantitäten welche man gewöhnlich für hinreichend halte um den Tod herbeizuführen. Manche der berichtenden Aerzte hatten keine eigene Erfahrung in der Sache; andere schildern gewisse Fälle von Arsenikessern die nicht zu ihrer persönlichen Kenntniß gelangt, ihnen aber von glaubwürdigen Leuten, deren Namen genannt sind, erzählt worden waren; andere hinwiederum berichten von Fällen die sie selbst beobachtet. Prof. Roscoe warf nun zunächst die Frage auf: „Ist arsenige Säure, oder Arsenik in irgendeiner Form, den Steiermärkern bekannt, oder nicht, und wird sie bei ihnen abgegeben?" Er sagte, er habe 6 Grms. einer weißen Substanz von Professor Gottlieb in Grätz erhalten, begleitet von dem Certificat eines Bezirksrichters aus Knittelfeld in Steiermark, welches besagte diese Substanz sey ihm von einer Bäuerin gebracht worden die erzählt habe daß sie Augenzeuge gewesen wie einer ihrer Feldarbeiter davon gegessen; sie behändige die Substanz der Gerichtsbehörde damit diese einer so üblen Gewohnheit Einhalt thue. Eine genaue chemische Analyse zeigte daß diese Substanz reine arsenige Säure war. Auszüge aus vielen

Digitized by Google

Berichten von Aerzten wurden sodann vorgelesen, welche alle behaupteten daß arsenige Säure, von den steiermärkischen Bauern „Hidrach“ genannt, genau bekannt und in diesem Land in großen Dosen abgegeben werde. Die zweite Frage auf welche Hr. Roscoe eine Antwort zu erhalten suchte, war: ob Arsenik von Personen in Steiermark, in Quantitäten von denen man gewöhnlich annehme daß sie unmittelbaren Tod herbeiführten, regelmäßig genommen werde, oder nicht? Der genaueste geprüfte und daher interessanteste Fall von Arsenikesserei wird von einem Dr. Schäfer berichtet. In Gegenwart Dr. Knappe's, von Oberzehring, aß ein dreißigjähriger kräftiger und gesunder Mann am 22 Febr. 1860 ein 4½ Gran, und am 23sten ein anderes 5½ Gran wiegendes Stück arseniger Säure. Sein Urin wurde sorgfältig untersucht, und es zeigte sich daß er Arsenik enthielt; am 24 Februar gieng er, gesund wie gewöhnlich, hinweg. Er sagte dem Dr. Knappe daß er die obigen Quantitäten drei- oder viermal wöchentlich zu nehmen pflege. Eine Anzahl anderer Fälle von arsenikessenden Personen, durch Aerzte selbst bezeugt, wurde nun erwähnt. Dr. Holler, von Hartberg, sagt: er und andere, in seinem Bericht genannte, Personen verbürgten sich dafür daß sie insgesammt mit vierzig Personen bekannt seyen welche Arsenik essen, und Dr. Forcher aus Grätz gibt ein Verzeichniß von elf Personen in seiner Nachbarschaft welche dieser Gewohnheit ebenfalls fröhnen. Prof. Roscoe hielt es nicht für nöthig die Berichte in extenso zu übersetzen; er theilte im Auszug nur diejenigen Theile derselben mit welche Licht über die oben gestellten Fragen verbreiten konnten, und hinterlegte authentische Abschriften der ursprünglichen Berichte. Er schloß seine Darlegung mit den Worten: es sey seiner Meinung nach nicht nur der schlagende Beweis geliefert daß Arsenik in Steiermark genau bekannt und in großen Gaben abgegeben werde, sondern daß man ihn auch — zu welchem Zweck, wolle er für den Augenblick nicht näher untersuchen — regelmäßig in Quantitäten esse die man gewöhnlich für zureichend halte um augenblicklichen Tod herbeizuführen. (Proceedings of the Manchester Literary and Philosophical Society.)

Miscellen.

Ueber die Beziehungen der Muscular-Irritabilität, die Leichen-Erstarrung und die Fäulniß. Ueber dieses Thema hielt Dr. Brown-Séquard in der Sitzung der Royal Society einen Vortrag, dessen Zweck dahin gieng: das Gesetz festzustellen daß die Periode des Eintritts der Leichen-Erstarrung und der Fäulniß, sowie der Dauer der beiden Zustände, in unmittelbarer Beziehung steht zu dem Grade der Muskel-Irritabilität beim Eintritt des Todes. Dieses Gesetz wird unterstützt durch eine Menge von Thatsachen die man an Menschen und an Thieren beobachtete, und die zeigen daß jeder Umstand welcher den Grad der Muskelthätigkeit vor dem Tode vermindert, ein rasches Aussehen von Leichen-Erstarrung erzeugt, die Dauer dieses Zustandes verkürzt, und in derselben Weise auf Fäulniß wirkt; während hingegen jeder Umstand welcher den Grad der Leichen-Erstarrung vermehrt die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Unter den vielen für dieses Gesetz sprechenden Thatsachen sind folgende angeführt worden: Thiere welche, selbst während eines arktischen Winters, zu Tode gehetzt worden, werden plötzlich starr und gehen schnell in Fäulniß über; das Fleisch von übertriebenem Vieh wird, wie Metzgern wohl bekannt ist, bald nach dem Schlachten fleckig; Kampfhähne, die in ihren erbitterten Kämpfen ihren Tod fanden, werden schnell steif und gehen rasch in Fäulniß über, und dasselbe Resultat zeigt sich in allen Fällen convulsivischen Todes, trete dieser nun in Folge von Krankheit oder Gift, bei Cholera oder Tetanus, oder in Folge der durch einen Blitzstrahl verursachten Convulsionen ein. Es ist, als Beweis für die Thatsache, bemerkenswerth daß alles was den Leib ermattet und die Muskelirritabilität vermindert, die Fäulniß beschleunigt; daß die Leichname von Soldaten welche am Abend auf dem Schlachtfelde getödtet wurden, bälder in Fäulniß übergehen als die am Morgen getödteten, wo die Muskelirritabilität kräftig ist. Eine Menge diese Eigenthümlichkeit bestätigende Fälle wurden von den französischen Feld-Chirurgen nach der Schlacht von Solferino beobachtet. (Athenäum.)

*

Heilung der Wasserscheu in Tonking und Cochinchina. Die Presse Médicale Belge meldet, unter Berufung auf P. Legrand de la Liray, einen der ältesten Missionäre in Tonking und Conchinchina: in jenen Ländern werde die Wasserscheu mit vollständigem Erfolg dadurch geheilt daß man eine Handvoll Blätter von Datura Stramonium, oder Stechapfel, in einem Liter Wasser so lange absiede bis es auf die Hälfte reducirt sey, und daß man dann diesen Trank dem Patienten ganz auf einmal eingebe. Ein heftiger Wuthparoxysmus folge, der aber nur eine kurze Zeit daure, und der Kranke sey binnen 24 Stunden geheilt. Zum Nutzen unserer Leser können wir anführen daß die Stramonium-Blätter in hohem Grad narkotisch sind, und als solche bei Asthma unter der Form von Cigarren, um sie wie gewöhnlich zu rauchen, empfohlen werden; daß aber dieselben Blätter, in großen Quantitäten genommen, sey's nun als Pulver oder unter der Form eines Absuds, zeitweilige Idiotie hervorbringen. Was die Wirksamkeit des Stramonium in bestätigter Wasserscheu betrifft, so scheint es allen Ernstes von P. Legrand empfohlen zu werden, der erklärt: er habe einen solchen Absud mehrmals, und stets mit Erfolg, angewendet. Die große Schwierigkeit wird natürlicherweise darin bestehen das Heilmittel dem Kranken beizubringen: wahrscheinlich muß dieß mit Anwendung von Gewalt mittelst eines Horns geschehen; hierüber aber schweigt die Presse Médicale.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 25. Augsburg, 16 Juni 1861.

Lamonts Abenteuer auf Spitzbergen.

(Aus Chambers's Journal.)

Spitzbergen (so genannt wegen seiner scharfgipfeligen Berge) war im siebenzehnten Jahrhundert der Sitz des blühendsten Walfischfangs, da vier- oder fünfhundert Segel, hauptsächlich Holländer und Hamburger, alljährlich sich dorthin begaben. Neu-Amsterdam, oder Smeerenberg (oder Blubber Town, d. h. Thranstadt), im nordwestlichen Theil der Insel, war in der That zu einer solchen Höhe der Gesittung gelangt, daß man jeden Morgen zum Frühstück neugebackene Semmel hatte, und der Zauber weiblicher Gesellschaft die nicht eisigen Herzen der Nordpolfischer erheiterte. „Nichts kann," sagt Hr. Lamont, dessen interessante Schilderung seiner Reise in den nördlichen Meeren jetzt vor uns liegt (Seasons with the Seahorses. By James Lamont. Hurst and Blackett), „die erhabene Großartigkeit eines wirklich schönen Tages in diesen Regionen übertreffen — das Meer so ruhig und hell wie ein Spiegel, und mit zahllosen schwimmenden Eisbergen von blendender Weiße, in allen erdenklichen Größen und Gestalten, bedeckt; kein Ton zu hören, mit Ausnahme der schrecklichen Donnerschläge welche das Krachen der Gletscher, das rauhe Gebrüll der Wallrosse und das Geschrei und Gekrächze der Möven und Taucherenten verursacht. Alles dieß schafft ein Schauspiel das kein Mensch der es einmal geschaut je vergessen kann. Ach, daß diesem schönen Bild auch die Kehrseite nicht fehlt: zehn Minuten genügen oft um allem ein ganz anderes Aussehen zu geben; ein eisiger Windstoß kommt von den im Nordosten liegenden ewigen Eisfeldern, dicke Nebel und wahrscheinlich Schnee folgen unmittelbar darauf; die glänzend wie Zucker aussehenden Gletscher werden unsichtbar, und nichts bleibt übrig von dem herrlichen Panorama von Meer und Eis und Hügeln und Gletschern als ein düstrer, kalter, dunstiger Kreis im Umfang eines Morgens Land um das Boot herum."

Eine Gesellschaft aus Archangel hatte daselbst ein dauernde Niederlassung zum Zweck der Robben- und Wallroß-, der Rennthier- und Eisbären-Jagd gegründet. „Sie ließ ihre Leute im September und October daselbst zurück, und vertheilte sie in kleinen Abtheilungen von je zwei, drei oder vier Personen in hölzerne Hütten, die in Archangel gebaut und an verschiedenen Punkten der Küsten und Inseln Spitzbergens errichtet worden waren. Die Leute wurden mit einem Theil des Ertrags bezahlt und von ihren Beschäftigern mit Lebensmitteln, bestehend hauptsächlich aus Roggenmehl, gesalzenem Schweinefleisch und Thee, versehen. Sie hatten eine Art Hauptquartier-Niederlassung in Hvalfiske Point, die unter einem Oberaufseher oder Schreiber stand, welcher die Vorräthe an die Jäger vertheilte, und die Felle und den Thran von den verschiedenen Außenposten einsammelte; die Gesellschaft sandte alljährlich im Monat Mai ein Schiff hinüber, um die Leute abzulösen und die Erträgnisse ihrer Arbeit nach Archangel zu bringen."

Dieser Plan erwies sich aber für die Gesundheit der Leute so nachtheilig, daß sie nur je den zweiten Winter auf der Insel blieben, und im Jahr 1858 lebte in Kola, auf Lappland, noch ein alter Russe, welcher abwechslungsweise fünfunddreißig Winter in Spitzbergen verlebt hatte. Viele Hundert seiner Cameraden müssen indeß gestorben seyn, da der Reisende in diesen furchtbaren Einöden häufig über die Ruinen einer kleinen Blockhütte kommt, vor der sich zwei oder drei grüne Steingräber befinden, und nicht selten sieht man auch ein menschliches Skelett neben denen eines Bären und Rennthiers bleichen. Die Anzahl getödteter Thiere und die daraus herrührenden Gewinnste müssen sehr groß gewesen seyn, da, trotz der vielen Menschen welche ihr Leben einbüßten, die Niederlassung bis vor etwa sieben oder acht Jahren erhalten wurde, um welche Zeit eine so traurige Katastrophe in Hvalfiske Point eintrat, daß die Gesellschaft aufgelöst werden mußte, und seitdem niemand mehr in Spitzbergen überwinterte. Während des Sommers im fraglichen Jahr (entweder 1851 oder 1852) „lagerte sich eine ungeheure Masse schweren Treibeises um Hvalfiske Point und die ganze südliche Küste von Ost-Spitzbergen. Die zur russischen Niederlassung gehörigen Leute waren von den verschiedenen Außenstationen alle hereingekommen, und hatten sich im Hauptquartier achtzehn Köpfe stark versammelt, um auf Ablösung durch das jährliche Schiff aus Archangel zu warten. Durch ein

Digitized by Google

Zusammentreffen von Mißgeschick gieng dieses Schiff auf seiner Ueberfahrt verloren, und man hörte nie mehr davon. Die Mannschaften der andern Schiffe in Spitzbergen wußten nichts von diesen Leuten; oder wenn sie etwas von ihnen wußten, nahmen sie natürlich an daß die Sorge für die Ablösung mit Sicherheit dem eigenen Schiff derselben überlassen werden könne, da weder dort noch in Archangel etwas vom Untergang des Fahrzeugs bekannt war. In den Sommermonaten bildete das Eis für jedes Schiff ein Hinderniß sich Hvalfiske Point zu nähern, und niemand gieng dahin bis Ende Augusts, wo eine Abtheilung Norweger, die ihr eigenes Schiff verloren hatten, längs der Küste hinzog um bei der russischen Niederlassung Hülfe zu suchen; als sie aber an die Hütten kamen, fanden sie zu ihrem Entsetzen alle Bewohner todt. Vierzehn der unglücklichen Männer waren kurz zuvor in seichten Gräbern vor den Hütten begraben worden, zwei lagen todt außerhalb der Thürschwelle, die beiden andern innerhalb der Hütte, der eine auf dem Boden, der andere im Bett. Der letztere war der Oberaufseher, welcher im Stande gewesen zu lesen und zu schreiben, und neben ihm lag noch ein Tagebuch, das den Bericht über ihr trauriges Schicksal enthielt.

„Wie es schien, hatte sie schon früh im Jahr ein bösartiger Skorbut befallen; einige waren in den Außenstationen gestorben, und die Ueberlebenden hatten sich mit Mühe im Hauptquartier versammelt, wo sie auf baldige Ablösung durch das Schiff hofften; da dieses jedoch nicht ankam, so erschöpften sich ihre Vorräthe, und die ungewöhnliche Masse des die Küste umlagernden Eises hinderte sie an der Robben- oder Wildvögel-Jagd auf dem Meer oder an der Küste. Außer dem Skorbut hatten sie dann mit den Schrecken des Hungers zu kämpfen, starben allmählich einer nach dem andern, und wurden von ihren überlebenden Gefährten begraben, bis endlich nur noch vier übrig blieben. Von diesen starben sodann wieder zwei, und die beiden andern, welche nicht die Kraft besaßen sie zu begraben, schleppten die Leichname derselben vor die Hütte, und ließen sie dort liegen. Die beiden letzten legten sich nun zusammen ins Bett um ihr eigenes Schicksal abzuwarten, und als der eine von ihnen starb, besaß der letzte Mann — der Schreiber des Tagebuchs — nur noch so viel Kraft um seinen todten Gefährten aus dem Bett auf den Boden zu stoßen, worauf er bald selbst seinen Geist aushauchte, wenige Tage nur ehe die norwegische Abtheilung ankam. Die Russen hatten eine große Pinasse im Hafen und mehrere kleine Boote am Land, allein das Eis verhinderte sie anfangs die offene See zu erreichen, und später, als das Eis verschwand, waren diejenigen welche so lange am Leben geblieben, zu schwach um von ihren Booten Gebrauch machen zu können. Die schiffbrüchigen Norweger benützten daher die Pinasse um ihre Rettung nach Hammerfest zu bewerkstelligen; sie nahmen das Tagebuch des armen Oberaufsehers mit, das der russische Consul in diesem Hafen nach Archangel sandte."

Welch ein seltsames Product unserer Civilisation ist es daß ein behaglicher Lebensumstände sich erfreuender Mann — wie unser Verfasser einer zu seyn scheint — sich versucht fühlen kann in Gesellschaft eines Lords diese abschreckende Küste „des Zeitvertreibs wegen," und um sogenannte „Seerosse," das heißt Wallrosse zu schießen, zu besuchen! In Hammerfest, der nördlichsten Stadt in Europa, tauschten sie ihre bequeme englische Yacht gegen ein Schiff aus das sich besser zum Kampf mit Eisbergen eignete, das aber vom Thran, welcher den Hauptverkehrsartikel desselben bildete, so furchtbar imprägnirt war, daß eine entstöpselte Flasche salzsauren Kalks nothwendig wurde damit sie sich in ihrer Prunk-Cajüte aufhalten konnten — einem sieben Fuß langen und vier Fuß breiten Gemach, das aber so gebaut war, daß die Inwohner darin weder aufzustehen noch sich niederzulegen vermochten; während gegen das Ende der Expedition, als das Erträgniß ihrer Harpunen ziemlich „hoch" geworden war, das durch die Vermischung faulen Wallroßöls mit Leckwasser verursachte furchtbare Effluvium sie zwang Rauchkerzchen zu verbrennen ehe sie sich zur Ruhe begaben. Man denke sich Rauchkerzchen in einem Thranschiff! Hinwiederum, wie anomal scheint es daß unser Verfasser durch einen doppelten Operngucker auf Eisbären lauert! „Sonderbare Anblicke," sagt er in seinem Selbstgespräch, „hat dieses große, alte, abgenützte Opernglas seiner Zeit gesehen, denn außer seiner gesetzmäßigen Beschäftigung nach den Schönheiten in den Opernhäusern von London, Paris, Florenz, Neapel, Havana und New-York zu gaffen, hat es große Wettrennen in Epsom, große Heerschauen auf dem Marsfeld in Paris, große Stierkämpfe im Amphitheater von Sevilla gesehen. Es hat dem Rothwild auf den Hügeln der Hochlande, den schuppigen Krokodilen auf den Sandbänken des Nils nachgestellt, und die Hieroglyphen gelesen auf den Giebeln der achtunggebietenden Tempel und Denkmäler von Theben und Karnak. Es hat durch die Gucklöcher der vorgerückten Transcheen in den trübseligen, staubfarbigen Batterien des Redan und Malakoff geschaut. Es hat die glänzenden Zuckerrohrfelder Westindiens von den Gipfeln der waldbekleideten Bergspitzen Trinidads und Martinique's, die Niagarafälle, die Bucht von Neapel vom Gipfel des Vesuvs, Kairo von den Spitzen der Pyramiden aus, die heilige Stadt Jerusalem von der Höhe des Calvarienbergs überblickt, und nun war es beschäftigt mit der ruhigen Abmessung der kolossalen Körperverhältnisse eines Eisbären inmitten der Eisberge des gefrornen Nordens."

Dieser letzten Anomalie scheint unser Verfasser vollkommen bewußt zu seyn, allein es liegt doch etwas seltsames in seiner Anschauung. Wie ein guter Schotte, war Hr. Lamont ein strenger Beobachter des Sabbaths, und schaute an diesem Tage nie nach einem Rennthier oder einer Robbe, und schoß sie selbst nicht wenn sie ihm in den Weg kamen, mit Ausnahme bei einer sehr verführerischen Gelegenheit, als er „vergaß." Dennoch, man muß es gestehen, steckte er dieser frommen Sitte ungemein enge Gränzen. „Wir hielten stets dafür daß der Sonntag p ü n k t l i c h um Mitternacht endigte; in diesen Regionen ist es im Juli um Mitternacht gerade so hell wie am Mittag, und es war ein eigenthümlicher Umstand — dürfte ich nicht, ohne für anmaßend gehalten zu werden, zu vermuthen wagen daß dieß m e h r als ein bloßer Zufall war!

Digitized by Google

— daß wir unſern erſten Bären wenige Minuten nach Verfluß dieſes Sonntags ſahen."

Sicherlich iſt dieſer Begriff von Belohnung ein wenig überraſchend: und „dürften wir nicht, ohne anmaßend zu ſeyn, zu vermuthen wagen daß Hrn. Lamonts Uhr ſchnell war?"

Ungefähr um 3 Uhr Morgens — glücklicherweiſe an einem Wochentag — wurden die „gentlemen-sportsmen" von dem Geſchrei eines „Wallroſſes auf dem Eis" erweckt, und als ſie auf Verdeck giengen, ward ihnen ein köſtliches Schauſpiel zu Theil. „Vier große flache Eisberge waren ſo dicht mit Wallroſſen beſetzt, daß ſie faſt bis auf den Waſſerſpiegel ſich ſenkten, und das Ausſehen hatten als ſeyen es feſte Wallroß-Inſeln! Die Ungethüme lagen in einer feſtgeſchloſſenen Maſſe da, mit ihren Köpfen an den Rücken und das Hintertheil des einen oder des andern ſich anlehnend, gerade wie ich in den afrikaniſchen Wäldern Rhinoceroſſe neben einander im Schlafe liegen geſehen hatte, oder wie man bei uns in Europa häufig die Schweine zuſammengedrängt ſieht. Ich ſchätzte ihre Anzahl auf etwa achtzig oder hundert auf dem Eiſe, und weit mehr noch ſchwammen grunzend und waſſerſpeiend umher, und ſuchten zu ihren Freunden hinaufzuklettern, welche, wie die Leute in einem vollen Omnibus, ihnen entgegen grunzten, als wollten ſie ſagen: „Fort da! Seht ihr nicht daß alles ſchon voll iſt?"

Die Erzählung von dem Blutbad unter dieſen armen ſchwerfälligen Thieren iſt nicht ſehr erfreulich. Etwa eines von je drei geſchoſſenen entkommt dem Jäger dadurch daß es über das Eis hinab gleitet ehe er zu ihm hinauf gelangen kann, und daß es unter dem Waſſer ſtirbt, während die uneigennützige Aengſtlichkeit der Weibchen für die Sicherheit ihrer Jungen ſich auf die ſchmerzlichſte und rührendſte Weiſe zeigt. „Nie in meinem Leben war ich Zeuge von etwas intereſſanterem und ergreifenderem als der wundervollen Mutterliebe welche dieſes arme Wallroß an den Tag legte. Als ihm die Harpune feſt im Leibe ſtack, und es das Boot wüthend unter die Eisberge ſtieß, wollte ich ihm eben eine Kugel durch den Kopf ſchießen, damit wir Zeit bekommen könnten die andern zu verfolgen; da aber rief mir mein Freund zu nicht zu ſchießen, weil es ein Junges bei ſich habe. Obgleich ich ſeine Abſicht nicht verſtand, enthielt ich mich doch des Feuerns, und als ich das Wallroß, bei ſeinem Auftauchen aus dem Waſſer um Athem zu ſchöpfen, näher ins Auge faßte, bemerkte ich daß es ein ſehr junges Kalb unter ſeinem rechten Vorderfuße hielt, und ſah daß mein Freund es harpuniren wollte; allein ſo oft er die Waffe ſchwenkte um zu werfen, ſchien die Alte die Richtung derſelben zu beobachten, ſchützte das Junge mit ihrem eigenen Leibe, und ſchien ſelbſt gern von mehreren Harpunen, welche für das Junge beſtimmt waren, getroffen zu werden. Endlich traf ein wohlgezielter Pfeil das Kalb, worauf wir die an der Mutter befeſtigten Leinen anzogen, und ihrem Leben mit unſern Lanzen ein Ende machten.

„Ich glaube nicht daß ich den Ausdruck im Geſichte des Alten und des Jungen, als ſie an das Boot zurückſchauten, je vergeſſen werde — das Geſicht des Jungen, voll tiefſten Schreckens, aber auch des Vertrauens in die Befähigung ſeiner Mutter es zu ſchützen, unter deren Schirm es dahin ſchwamm, und das Geſicht der Mutter, das einen ſo gleichgültigen Trotz gegen alles was wir ihr thun konnten, und doch auch eine ſo ſchreckliche Angſt für die Sicherheit ihres Jungen zeigte. Der Plan eines Jungen habhaft zu werden und es zum Grunzen zu bringen um die Heerde herbeizulocken, iſt ein wohlbekannter Kunſtgriff unter den Jägern!"

Der „Skyppar" einer Sloop wurde einmal von einem ſeines Jungen beraubten Wallroßweibchen ergriffen, das ihn zweimal auf den Meeresgrund hinabzog, ohne ihm anderes Leid zuzufügen als eine Wunde an beiden Seiten ſeiner Stirn, an der es ihn mit den Fangzähnen gepackt hatte; auch iſt er der Meinung daß es ihn nicht verletzen wollte, ſondern ihn (unhöflich genug), als er im Waſſer zappelte, für ihr Junges hielt! Es iſt indeſſen im allgemeinen ſehr gefährlich unter Wallroſſe zu gerathen, da man weiß daß ſie zuweilen einen unglücklichen Harpunierer mit ihren Fangzähnen entzwei geriſſen haben. Das Jagd- und das Fiſchereigeſchäft in Spitzbergen ſind in der That ſehr gefährlich, und haben vielleicht mehr Mühſeligkeiten in ihrem Gefolge als irgend eine andere Beſchäftigung; daher ſind auch, wie's oft geſchieht diejenigen welche denſelben obliegen ſtets bereit ſich für ihre Mühe und Entbehrung durch Exceſſe ſchadlos zu halten. Dieſe nordiſchen Matroſen ſind in der That in ſo hohem Grade dem Trunk ergeben, daß manche Schiffseigner ihre Schiffe nur ſolchen Bemannungen anvertrauen die ſich aller geiſtigen Getränke enthalten, und man darf ſich darüber nicht verwundern wenn man ſich erinnert daß die Sicherheit einer ganzen Schiffsgeſellſchaft, welche vielleicht ſpäter Wallroſſe oder anderes Wild in die Boote aufnimmt, auf der Nüchternheit von einem oder zwei Mann beruht denen man die Obhut darüber anvertraut hat. Vor etwa fünf Jahren kam von Hammerfeſt nach einer gewiſſen Inſel auf der Höhe von Spitzbergen, wo in der vorhergehenden Saiſon viele Wallroſſe getödtet worden waren, eine kleine Sloop um zu ſehen ob nicht Bären die Cadaver derſelben verzehrten. Man fand mehr als fünfzig Bären daſelbſt verſammelt, die eine Art Carneval über den Ueberreſten hielten.

„Die Schiffsmannſchaft beſtand, wie gewöhnlich, aus zehn Köpfen, von denen der Skyppar und ſieben andere landeten um einen Angriff auf die Bären zu machen, nachdem ſie, wie ſie glaubten, ihre Sloop ſicher an einem großen auf dem Grund aufliegenden Eisberg nahe an der Inſel geankert, und den zwei an Bord gelaſſenen Leuten genaue Weiſungen gut Wache zu halten gegeben hatten. Sie hatten eine ſehr erfolgreiche Jagd, und tödteten zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig der Bären; die übrigen retteten ſich ans Meer; allein dieſe Jagd nahm viele Stunden in Anſpruch, und mittlerweile ſuchten die beiden Schiffswächter, die Abweſenheit des Capitäns benützend, nach einem Faß Branntwein, welches in ſeiner Cajüte aufbewahrt wurde — bloß in der harmloſen Abſicht, natürlicherweiſe, um daran zu riechen; allein vom Riechen kamen ſie nicht unnatürlich zum Verkoſten, und vom Verkoſten wurden ſie bald hülflos betrunken. Während ſie in dieſem glücklichen Zuſtande der Vergeſſenheit waren, trat einer

Digitized by Google

der plötzlichen nordischen Nebel ein, die Fluth stieg, der Eisberg schwamm davon, und in wenigen Augenblicken war derselbe, und die Sloop mit ihm, von der Insel verschwunden und trieb im Nebel dahin. Die Jagdpartei hatte den Nebel nicht geachtet, da sie glaubte der Eisberg sey „fest." Als sie daher mit ihren Bären fertig geworden, ruderten sie nach der Stelle wo sie die Sloop gelassen, und waren nicht wenig bestürzt daß sie weder Sloop noch Eisberg sahen. Sie schrien und feuerten Nothsignale ab, und ruderten ins Meer hinaus, und ruderten rings herum, bis sie sich so verirrten daß sie selbst ganz von der Insel abkamen. Nach vieler Mühe fanden sie indeß die Insel wieder, und warteten auf derselben mehrere Tage, in der Hoffnung die Sloop werde, wenn das Wetter sich aufhelle, zurückkehren. Das Wetter hellte sich auf, aber keine Sloop erschien, und nun blieb ihnen nur noch die schauerliche Alternative: entweder einem Hungerwinter und einem fast gewissen Tod auf der Insel entgegenzugehen, oder den Versuch zu machen die stürmischen 480 Seemeilen, welche sie von Norwegen trennten, in einem kleinen offenen Boot zurückzulegen! Als kühne Leute entschlossen sie sich zu letzterem, ließen eines ihrer Boote auf der Insel, stiegen alle acht in das andere Boot, und segelten, mit so viel Bärenfleisch als sie aufnehmen konnten, zur Rettung ihres Lebens dem Süden zu; vier ruderten, während die vier andern in dem Boden des Boots lagen, und da ihnen die Vorsehung schönes Wetter schenkte, gelang es ihnen wirklich die Küsten von Finnmark in etwa acht Tagen zu erreichen, allein halbtodt von Hunger, Durst und Anstrengung, wie man sich denken kann."

Auf solche Weise wurden diese Männer fast wunderbar vor dem Schicksal der älteren armen russischen Colonie bewahrt, deren Unglücksschauplatz Hr. Lamont selbst besuchte und photographisch aufnahm, und sicherlich haben in London viele das getreue Abbild dieses schauerlichen Spitzbergischen Platzes gesehen — eines Platzes wo so viele kräftige Männer, eisgebannt und auf immer abgeschnitten von ihren Mitmenschen, des Hungertods starben. Alles in diesem Gemälde ist so wie die todten Männer den Platz gelassen: ihre Waffen, ihre Kochgeräthschaften, die Gebeine der Geschöpfe welche sie erlegten, und selbst sogar Fragmente ihrer Kleider und ihres Bettzeugs liegen zerstreut umher. Die Hütten waren alle aus Balken gebildet, an den Ecken in Schwalbenschwänzen in einander gefügt und noch ziemlich unversehrt, mit Ausnahme der Dächer, die flach gewesen und mit Erde bedeckt, jetzt aber meist eingefallen waren. Die Haupthütte, etwa 24 Fuß im Geviert haltend, war sowohl als Wohn- wie als Schlafzimmer benützt worden, und ein abgesonderter Feuerplatz hatte augenscheinlich als Küche gedient. Eine andere Hütte war das Vorrathshaus, und eine dritte ein russisches Badehaus roher Art, in welchem sie vermuthlich das bei den Russen so beliebte Dampfbad genommen, und nach demselben sich bei vielleicht einer Temperatur von — 50° im Schnee gewälzt hatten. Das Dach der Haupthütte war eingefallen, und ein kleiner Gletscher, ungefähr von der Größe eines umgestürzten Boots, hatte sich in der Mitte des Flurs gebildet. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa zwei- oder dreihundert Yards von den Hütten entfernt, hatten sie eine Art Lueginsland aus losen Steinen gebaut, und hier haben sie wohl manche Stunden zugebracht und ihre Blicke über das eisbedeckte Meer schweifen lassen. Sie haben vielleicht die Höllenqual ausgestanden Topsegel von Schiffen außerhalb der Eisbarre, aber in weiter für sie unerreichbarer Ferne, vorbeiziehen zu sehen. Auf einer kleinen Strecke ebenen Grundes, nicht weit von den Hütten, hatten sie in einem dem Kolbenspiel ähnlichen Spiel Körperübungen vorgenommen, wie augenscheinlich die Kolben und die rohen hölzernen Kugeln, die sie gebraucht hatten und die noch auf dem moosigen Grunde lagen, beweisen. Kurz, es lag etwas unaussprechlich trauriges und trostloses auf den Ueberresten dieser unglücklichen Niederlassung, und von den ungebildeten norwegischen Matrosen wird der Platz mit einem Grad abergläubischer Scheu betrachtet, welche vielleicht der Grund ist warum die Hütten noch so gut erhalten sind.

Im ganzen also hat Hr. Lamont der Insel Spitzbergen für uns, für die Zukunft, ein romantisches Interesse verliehen, das wir von dieser unfruchtbaren, menschenleeren Gegend nicht erwartet hätten, und dafür sind wir ihm zu besonderm Dank verpflichtet, obgleich für viele der Hauptreiz seiner Schilderungen in den abenteuerlichen Jagdscenen liegen dürfte. Sowohl er als sein Gefährte schienen ausgezeichnete Schützen und entschlossene und unermüdliche Jäger gewesen zu seyn. Einen Begriff von ihren Erfolgen mag die Thatsache geben daß sie die großen Unkosten welche ihnen das Miethen der übelriechenden Anna Louisa, ihres „Skyppars" und ihrer Bemannung verursachten, fast ganz durch den Verkauf des Thrans, des Erträgnisses ihrer eigenen Gewehre und Harpunen, bestreiten konnten. Ihre Gesammtjagdbeute belief sich auf 46 Wallrosse, 88 Robben, 8 Eisbären, 1 weißen Wallfisch und 61 Rennthiere.

Die Yoon-tha-lin-Karens, deren Geschichte, Sitten und Gewohnheiten. [1]

Als im Jahr 1853 das Königreich Pegu durch Lord Dalhousie dem britischen Gebiet annexirt wurde, war die nothwendige Folge davon daß wir mit Völkern und Stämmen in Berührung kamen, von deren Existenz wir bis dahin gar nichts gewußt hatten. Ehe wir übrigens auf diesen Gegenstand selbst eingehen, wird es nothwendig seyn mit einigen Worten das zu schildern was man das britische Pegu nennt. Man kann im allgemeinen sagen, es begreift das Land in sich das zwischen dem Irawaddy- und Sittang-Flusse und zwar so weit nördlich liegt als die Gränzstation von Meeaday sich befindet. Eine Bergkette von nicht allzugroßer Höhe theilt die Wasserscheide dieser Flüsse, der übrige Theil der

[1] Der Verfasser dieses Aufsatzes ist Officier in der englischen Armee in Indien. Während er mit seinem Regiment in Birmah stand, wurde ihm eine neugeschaffene Stelle im Lande der Karens angeboten, welche er annahm und vom Jahr 1857 an bis zum Juni 1861 bekleidete.

Digitized by Google

Provinz ist meistentheils Tiefland und mehr oder minder mit dichten Dschengeln bedeckt. Die in Pegu lebenden Stämme sind die Birmanen, Taleings, Karens und einige Shans. Die beiden erstern wohnen in Städten und Dörfern in der Nähe des Ufers irgend eines für kleine Boote schiffbaren Flusses, die Karens dagegen vermeiden gewöhnlich die Gemeinschaft mit andern Stämmen, und leben in kleinen Gemeinden, die sich in tief eingeschnittenen Thälern oder dichten Wäldern befinden.

Sobald man über den Sittang-Fluß gelangt, verändert sich die Physiognomie der Gegend gänzlich, anstatt der Ebenen findet man Berge von bedeutender Höhe, bedeckt mit Wäldern, aus deren tiefen Schluchten das ganze Jahr hindurch sich fortwährend Wasser ergießen. Dieses gebirgige Land erstreckt sich so weit als der Salween-Fluß, der auf dieser Seite unsere östliche Gränze bildet; in nördlicher Richtung kennt man deren Gränze nicht vollkommen genau, aber sie dehnt sich weit über das uns gehörige Gebiet hin aus.

Der Shooay-Kying-Theil dieser Berge wurde oberflächlicher und unrichtiger Weise Yoon-tha-lin (nach einem Flusse dieses Namens) genannt, und ist diese Benennung in Ermanglung einer bessern beibehalten worden.

Yoon-tha-lin ist also ein Bergdistrict, der zwischen dem Sittang- und Salween-Flusse liegt, mit einem Flächenraum von beiläufig 4000 Quadratmeilen. Der Zug der Berge geht von NNW. gen SSO., und die mittlere Höhe derselben beträgt ungefähr 3600 Fuß. Sie haben mehrere Abzweigungen, und zwischen jeder derselben fließt ein bedeutender Strom. Der obere Theil von Yoon-tha-lin ist ein enges Thal, das durch Berge eingefaßt ist, die dicht mit Fichten bedeckt und oft unübersteiglich sind. Die Physiognomie des tiefern Theils des Thales ist weniger rauh, und die Vegetation nähert sich mehr der der Ebenen. Das Klima ist angenehm, seine mittlere Temperatur beträgt ungefähr 16° Réaumur; die Sommerhitze ist leicht zu ertragen, und während der kältern Witterung ist Frost bei Nacht sehr gewöhnlich. Der Regenfall ist sehr beträchtlich, er kann nicht weniger als 180 Zoll betragen, und der Monsun stellt sich frühzeitiger ein und dauert länger als in den Ebenen. Die Fieberkrankheit herrscht in diesem Districte vor, was bei einer solchen Ausdehnung von Wäldern leicht erklärlich ist.

Jenseits des Salween-Flusses wohnen die Yodeyah-Shans oder Siamesen. Es ist dieß ein häßliches schwarzbraunes Volk von untersetzter Statur und mit tatarischen Physiognomien.

Im nordöstlichen Winkel des Yoon-tha-lin trifft man die Karennees oder rothen Karens, wie sie die Birmanen, aber offenbar unrichtig, benennen; denn sie haben keine Aehnlichkeit mit den Karens Bpoo oder gewöhnlichen Karens. In dem Worte Karennee ist die letzte Sylbe, nee, ein birmanisches Wort, das rothe Farbe bedeutet, und die Karennees werden so genannt weil sie kurze rothe Beinkleider und rothe Turbane tragen. Sie bewohnen das hohe Tafelland jenseits unserer Gränzen, und sind ein Stamm von Bergbewohnern mit allen den Tugenden und Lastern die dieser Classe von Menschen eigen. Von Gestalt sind sie wohlgebildet, zwar etwas schmächtig, aber außerordentlich behend. Ein eigenthümliches Merkmal zeichnet sie aus, indem auf ihrem Rücken ein ausgebreitetes Baumblatt tätowirt ist. Vor vielen Jahren waren die Karennees ein Volk unter Einem Herrscher, später theilten sie sich in die westlichen und östlichen Karennees, die in beständiger Fehde mit einander leben. Der erstere ist der schwächere Staat, und hat von jeher unsere Bekanntschaft gesucht, wogegen der letztere, viel zahlreichere, bei jeder Gelegenheit sich feindselig gegen uns gezeigt hat.

Jenseits von Karennee leben die Birma-Shans; dieses Volk ist offenbar von mongolischer Race, und seine Angehörigen sind geborne Handelsleute. Sobald die kältere Jahreszeit eintritt, kommen bedeutende Karawanen in unsere Territorien, um daselbst zu verkaufen, zu kaufen oder zu tauschen.

Schließlich kommen noch die Young-Thoo oder Bergbewohner. In ihrem Aeußern haben sie viel Aehnlichkeit mit dem Stamm der Hunnen, wie derselbe von alten Schriftstellern geschildert wird.

Der Mangel einer Schriftsprache, der daraus folgende gänzliche Abgang aller Berichte, die Unvollkommenheit einer rohen mündlichen Ueberlieferung erschweren jeden Versuch die Geschichte der Vergangenheit der Yoon-tha-lin-Karens zu schreiben. Das Volk selbst weiß wenig von seiner Geschichte, und das wenige was man von demselben erfährt, ist dergestalt in Fabel und Aberglaube gehüllt, daß es sehr schwierig ist den dünnen Faden der Wahrheit durch so viele Abgeschmacktheit und Unmöglichkeit zu verfolgen. Die eigenen Angaben dieser Leute lauten dahin: daß sie ursprünglich vom Tafelland nordwärts in die Gegend kamen, die jetzt von den Karennees bewohnt ist; daß sie sodann vor etwa 300 Jahren von dort vertrieben wurden, und darauf nach Süden wanderten. Ob sie in jener Periode noch ein vereinigtes Volk waren, oder ob erst in einem jüngern Zeitpunkt ihrer Geschichte eine Trennung der verschiedenen Stämme stattfand, kann man jetzt unmöglich mehr sagen; aber das Factum steht fest daß es jetzt drei große Abtheilungen der weißen Karens gibt; die Dau-Bya, welche die Berge im und bis zum Norden des Toung-Noo-Districts bewohnen; die Sgau, welche in der Provinz Martaban wohnen, und die Pgho, [1] welche das Bergland südlich vom Salween-Fluß einnehmen. Im Aeußern besteht eine sehr starke Familienähnlichkeit zwischen diesen drei Stämmen, welche auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt; merkwürdigerweise finden sich aber in den Dialekten sehr bedeutende Verschiedenheiten.

Eine auffallende Eigenthümlichkeit in der Karensprache ist die daß sie zwei Buchstaben besitzt welche sich nahezu auf dieselbe Weise aussprechen und durch dieselben Zeichen wie im Arabischen ausgedrückt werden, nämlich Khai (spr. Chai) und Ghain (spr. Chrrain); die benachbarten Nationen haben keine solchen Laute. Wir nehmen uns nicht heraus irgendeine Hypothese auf diesen Umstand zu bauen, aber an und für sich ist er eigenthümlich und bemerkenswerth.

[1] Wird wie Prrho ausgesprochen.

Digitized by Google

Die Yoon-tha-lin-Karens gehören zu der Sgaufamilie. Das Wort Sgau bedeutet in der Karensprache ein Huhn, und die mit diesem Thier zusammenhängende Tradition geht dahin daß eine Abschrift der heiligen Bücher dieses Volkes, auf ein Palmblatt geschrieben, einst verloren gegangen und durch das Scharren eines Huhns auf dem Boden wieder an das Tageslicht gebracht worden sey. Seit den letzten zwei Jahrhunderten bildet die Geschichte der Yoon-tha-lin-Karens nichts merkwürdiges dar. Während der Zeit in welcher Taleing-Könige in Pegu regierten, war das Land wohlhabender und dichter bevölkert als heutzutage; aber gleich dem fabelhaften Upasbaum wurde, als die Birmanen das Land eroberten, durch deren tödtlichen Schatten alles zerstört. Städte, Bevölkerung, Wohlhabenheit und Handel, alles verschwand, und Yoon-tha-lin wurde in jeder Hinsicht eine trostlose Wildniß. Von Zeit zu Zeit machen zwar die Birmanen einen Einfall in das Land, in der Absicht daselbst Tribut zu erheben oder Sklaven mit sich fortzuführen, sonst aber leben die Karens gewöhnlich ruhig und ungestört in ihren Bergvesten.

Während dieser Periode aber erhob sich eine Art von Prophet unter denselben, wie deren einer in unsren Zeiten der Regierung nicht wenig zu schaffen gemacht hat. Ich spreche von den Männern die sich Min-Loung nennen. Diese Bezeichnung bedeutet in der buddhistischen Theologie so viel als „die fleischgewordene Gottheit auf Erden." Von Zeit zu Zeit erscheint ein solcher Mann, der sich Min-Loung nennt, unter den Karens, und da diese von der Wahrheit und Würde dieses Titels aufs festeste überzeugt sind, so fällt es den sogenannten Min-Loung nicht schwer eine große Anzahl Anhänger um sich zu sammeln, und mit diesen alle die Plane auszuführen welche ihr Ehrgeiz als Ziel sich ausersehen hat.

Als das Königreich Pegu dem britischen Gebiet einverleibt wurde, theilte der Yoon-tha-lin-District dasselbe Schicksal, und fiel der Provinz Martaban zu. Bis zu dieser Periode war von diesem Lande nichts oder wenig bekannt; aber zu Anfang des Jahres 1856 wurde ein Officier des Generalstabs abgeschickt um im Norden, Nordosten und Osten die Gränzberichtigung von Pegu vorzunehmen; dieser Officier und der ihm beigegebene Untercommissär (Deputy Commissioner) von Schooay-Kying waren die ersten Europäer welche in diese entfernten Regionen drangen.

Unterdessen hatten die Karens der britischen Regierung sich angeschlossen und ruhig sich deren Oberherrschaft unterworfen. Aber im Laufe des Jahrs 1856 war es nahe daran daß sich alles änderte. Zu derselben Zeit in welcher die Gränze überwacht werden mußte, kam ein Karen aus Dallah in die Nachbarschaft von Rangun, erschien mit einem kleinen Anhang in Yoon-tha-lin, und gab sich für einen Min-Loung aus. Der Untercommissär, mit der Tradition wohl bekannt und überzeugt daß dieses Ereigniß den Keim vieler Unruhen in sich trage, bemühte sich desselben habhaft zu werden, aber ohne Erfolg. Es waren verschiedene Gerüchte hinsichtlich dieses Betrügers im Umlauf, aber so viel wurde allgemein geglaubt daß er eine Zeitlang in einer amerikanischen Missionsschule zu Rangun gewesen war, dort und in Moulmein etwas von der Welt gesehen, und an diesen Orten einige Kenntnisse von der natürlichen Zauberei sich erworben habe, so daß er sich in den Stand gesetzt sah die Rolle eines Min-Loung zu spielen. Seine angeborne Verschlagenheit, seine Beredsamkeit und genaue Kenntniß des Charakters der Karens machten ihm seine Aufgabe unter einem so abergläubischen Volke leicht. Es dauerte nicht lange, so sammelte er eine beträchtliche Menge bewaffneter Männer um sich, und proclamirte sich selbst zum König der Karens. Wer sich ihm unterwarf, wurde mit Schonung behandelt; wer dieß nicht that, wurde zum Gefangenen gemacht und geplündert.

Ein solcher Stand der Dinge konnte in die Länge nicht geduldet werden, weßhalb verschiedene Truppenabtheilungen gegen ihn geschickt wurden. Die Unwegsamkeit des Landes verhinderte zwar entscheidenden Erfolg, aber die Karens lernten genugsam unsere Geschicklichkeit in Behandlung der Feuerwaffen kennen, und unser System des Bajonnettangriffs behagte ihnen so wenig, daß sie sich nach zwei oder drei Treffen in ihre Wohnsitze zurückzogen. Min-Loung selbst, der sich von der militärischen Mittelmäßigkeit der Karens überzeugt hatte, warb die Shans und Karennees jenseits der Gränze an. Die verzagten Karens verkrochen sich vor diesen gesetzlosen Menschen wie die Frösche in der Fabel vor dem König Storch. Achtzehn Monate hindurch waren Mord, Raub und Plünderung an der Tagesordnung in Yoon-tha-lin. Zwar wurde ein Detaschement nach dem andern abgeschickt, aber die erzielten Erfolge blieben unbedeutend, bis endlich zu Anfang des Jahres 1858 Min-Loung und seine Bande durch eine combinirte Bewegung von Seiten der Engländer aus dem District vertrieben wurden. Es ward ein Aushülfs-Commissär (Assistant Commissioner) über die Karens ernannt,[1] um deren Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und unter seine Befehle wurden zweihundert Mann bewaffnete Polizei gestellt. An passenden Stellen wurden Palissaden errichtet, und durch eine strenge, aber versöhnliche Hand die Ordnung wiederhergestellt. Zwei Jahre hindurch waren Verbrechen in dem District nicht mehr erhört, und die Karens kehrten zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück.

Die Maßregeln welche ergriffen wurden um Frieden und Ruhe in dem District wiederherzustellen, bestanden zunächst darin daß zwei starke Posten an den beiden in das Yoon-tha-lin führenden Straßen errichtet wurden. Dieselben wurden von einer starken Garnison besetzt. Hierauf ward der ganze District aufs genaueste durchforscht, und wurden die verschiedenen Tsaukays aufgefordert bei dem Aushülfscommissär sich einzufinden. Dort ward ihnen mitgetheilt daß jeder Widerstand und jede Unordnung ein für allemal aufhören müsse; daß die englische Regierung stark genug sey ihre Untergebenen zu beschützen und alle Rebellen zu bestrafen, und daß bei dem leisesten Versuch zu irgendeinem Aufstand summarische Justiz geübt werden würde. Weiter wurden sie aufgefordert Beistand in der Habhaftwerdung von gewissen noch auf der Flucht befindlichen Rädelsführern zu leisten. Sodann theilte man ihnen

[1] Diesen Posten bekleidete der Verfasser dieses Artikels.

Digitized by Google

mit daß, wenn sie irgendeine Beschwerde oder Klage vorzubringen hätten, der Aushülfs-Commissär jederzeit bereit sey sie zu empfangen und anzuhören; daß aber niemand gestattet werden könne das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Hierauf wurden sie mit dem Befehl entlassen die Steuern von zwei Jahren, welche im Rückstand geblieben waren, zu bezahlen. Die Karen Tsaukays thaten was man von ihnen verlangte. Sie leisteten Beistand beim Einfangen mehrerer Rädelsführer, von denen einer getödtet, ein anderer hingerichtet wurde; die übrigen erhielten kürzere oder längere Gefängnißstrafe. Sämmtliche Steuer-Rückstände wurden bezahlt. Die Straßen wurden wieder sicher zum Reisen, und Ruhe folgte auf die Gesetzlosigkeit und die Schreckenszeit der vorangegangenen achtzehn Monate. Der Betrüger der sich Min-Loung nannte, floh in das östliche Karennee, wo er jetzt bei dem Häuptling sich aufhält, dem er weisgemacht hatte daß bei seinem (Min-Loungs) Tod seine Seele in den Körper des Karennee übergehen werde, der dafür als ein Min-Loung unsterblich würde.

Wir kommen nun an die eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten der Karens. Von Statur sind sie untersetzte, aber wohlgebildete Leute. Ihre Gesichtsfarbe ist blaßgelb, gleich dem Bambus; ihre mittlere Größe beträgt ungefähr fünf Fuß zwei Zoll (englisch). Diejenigen welche mit den Birmanen sich vermischten, sind gewöhnlich vom Gürtel bis zum Knie tätowirt.

Die Kleidung der Männer besteht in einem groben weißen Rock von Baumwolle, ohne Aermel, Thin-Deing genannt; der untere Theil des Rocks, der die Kniee erreicht, ist mit rothen Streifen verbrämt. Ihr langes Haar wird in ein Stück weißer Musseline geflochten; ihre Ohren sind durchstochen, und in Ermanglung von Gold und Silber gewöhnlich mit einer Blume geschmückt. In den Händen führen sie ein breites Buschmesser, um damit Bäume zu fällen. Ueber der Schulter hängt ein Sack, welcher einige Kleidungsstücke, die Betelbüchse und verschiedene Kleinigkeiten enthält, und auf dem Rücken tragen sie an Riemen einen umgekehrt konischen Korb, Now-lo-way genannt. In diesem Korbe tragen sie alle möglichen Dinge. Im Gebrauch und in der Form hat er viel Aehnlichkeit mit den in Süddeutschland gewöhnten Bütten. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem blauen Unterrock, über welchem ein blaues Thin-Deing mit rother Einfassung getragen wird, das gewöhnlich mit plumpen weißen Knöpfen ausgeputzt ist. An Festtagen wird ein röthlich farbiger Kopfputz mit Flügeln aufgesetzt; eine Halsschnur von Kügelchen und ein Band von Messing oder Glas um Handgelenk und Knöchel vervollständigen den Anzug. Männer und Frauen tragen den Now-lo-way, und die letztern sind offenbar ebenso stark und gewandt wie die Männer. Beide sind so merkwürdige Fußgänger, daß man wohl sagen kann das Gehen ermüde einen Karen gar nicht. Ueber steile Berge steigen sie leicht, und legen 30 englische Meilen per Tag zurück. Die Frauen haben nichts einnehmendes; ihre Gesichter sind sehr breit, und Bein und Knöchel schwerfällig dick. Beide Geschlechter sind sehr unreinlich am Körper, und dasselbe Kleidungsstück wird Monate lang getragen. Zuweilen baden sie zwar, aber die alten Gewänder werden immer wieder angezogen. Während der Regenzeit werden diese fortwährend naß, wodurch sie einigermaßen gereinigt werden.

In der Handhabung ihres breiten Buschmessers, Dah genannt, im Tragen von Lasten, im Rauchen, Betel- (Areca beer) Kauen und leider auch im Genuß starker Getränke besteht kein Unterschied zwischen Mann und Frau. Die Karens leben in einer Anzahl abgesonderter Dorfgemeinschaften, die von einem Vorsteher, Tsau-kay genannt, verwaltet werden, der seinerseits wieder einem erblichen Tsau-kay-Gyouk oder Oberhaupt untergeordnet ist. In frühern Zeiten entschieden diese Ober-tsau-kays und die Aeltesten des Dorfes Streitfälle und verhängten Strafen; ihre Gewalt war ganz absolut, und niemand dachte daran sie ihnen streitig zu machen.

Obgleich dieß alles sich jetzt geändert hat, so ist doch das Amt der Tsau-kays beibehalten und ihnen der innere Haushalt der Gemeinde anvertraut worden. Ein Karendorf besteht immer aus einem langen Hause, das auf Bambusstäben und zehn Fuß über dem Boden erbaut ist. Es liegt stets in einer einsamen Thalschlucht in der Nähe eines Flusses oder Wassers, und ist sehr schwer zugänglich.

Das Haus gleicht einer Caserne, mit einem Gange mittendurch und Zimmern auf jeder Seite. Jedes Zimmer ist durch einen Familienvater besetzt. In der Mitte befindet sich eine Feuerstelle, über welche das Holz zum Brennen und Reis in der Hülse zum Trocknen gelegt ist. Ein Spinnrocken, einige Töpfe zum Kochen und einige Körbe um Nachts die Hühner darin einzusperren, bilden das ganze Hausgeräthe dieser Leute. Die jungen Männer leben für sich in einem abgesonderten Gebäude, das Loo-byoo-kan genannt. Die Männer gehen den Tag über den Ackerbaugeschäften nach, die Frauen bleiben zu Hause, mahlen Reis, pflegen das Geflügel, die Schweine und Ziegen, und kochen die Mahlzeit. Zur Säe- und Herbstzeit aber zieht das ganze Dorf aus.

Der Ackerbau — und in diesen Begriff ist die Cultur des Betel (Arecapalme) eingeschlossen — ist die hauptsächlichste und einzige Beschäftigung dieses Volks; jeder Karen führt, wie wir oben bemerkt haben, einen Dah bei sich, in dessen Gebrauch er sehr gewandt ist. Das Lichten des Waldes nennt man Toung-Yah, und bei der Auswahl und Vorbereitung werden folgende Gewohnheiten beobachtet.

Ungefähr um den Neujahrstag wird eine Stelle als Toung-Yah vorgeschlagen, worauf die Umgegend untersucht und eine Probe des Bodens mitgenommen wird. Die zu lichtende Stelle wird durch eine Art von Augurium vermittelst Knochen von Vögeln bestimmt. Dieß nennt man Kyet-Yo-To. Unsere Leser werden sich erinnern daß das Wort Sgau in der Karensprache ein Huhn bedeutet; als der diesem Volk heilige Vogel wendet man sich an ihn. Man nimmt hiezu die Schlegel- oder Flügelbeine. Wenn man dieselben genau betrachtet, so wird man an dem äußersten Ende ein kleines Loch finden, durch welches ein Hölzchen gesteckt wird. Die Enden der Beine werden nun abgeglättet, und zuvor wird bestimmt ob das rechte oder das linke Bein gewinnen soll. Bis dahin sind

Digitized by Google

die Beine getrennt gehalten worden. Jetzt werden sie dem Zauberer übergeben, der sie neben einander legt und der Länge nach zwischen seinem Daumen und den zwei ersten Fingern hält. Wenn nun durch Vergleichung sich ergibt daß das Hölzchen des bezeichneten Beins höher ist als das Hölzchen des andern, so ist das Augurium günstig; wenn es niedriger steht, dagegen ungünstig, und der Plan um den es sich handelt wird aufgegeben. Dieser Orakelspruch der Hühnerbeine bestimmt alle Handlungen der Karens, gewöhnliche oder außergewöhnliche, mag es sich nun darum handeln einen Toung-Yah zu wählen oder ein Weib zu nehmen, eine Reise zu machen oder in die Schlacht zu gehen. Die Beine werden stets zu Rathe gezogen. Sobald die Stelle gewählt ist, wird der Wald gefällt und gegen das Ende der heißen Jahreszeit wird Feuer angelegt; was unverbrannt bleibt, wird gesammelt und abermals angezündet, bis alles verzehrt ist. Es ist Pflicht eines jeden Karen, von welchem Alter oder Stand er sey, wenigstens einen Baum oder ein Bäumchen in dem Toung-Yah umzuhauen. Nachdem der Boden sorgfältig gereinigt ist und die Regenzeit begonnen hat, wird die Saat gestreut; dieß geschieht dadurch daß man eine schwache Handvoll Körner in kleine Löcher wirft, die zu diesem Zweck, je einen Fuß von einander entfernt, gegraben worden sind; diese Löcher werden nicht zugedeckt, sondern die wiederholten Regengüsse bringen die offene Saat zum Keimen. Während dieser Zeit wird der Boden beständig von Unkraut freigehalten und im November das Korn geerntet. Es wird mit der Hand ausgerauft und in Speichern aufbewahrt, die in der Nähe des Toung-Yah von Bambus erbaut worden sind.

Auch die Arecapalme wird viel cultivirt. Man pflanzt sie stets an geschützter Stelle, durch welche fortwährend Flußwasser sich ergießt. Sie gedeiht nicht mehr über einer Höhe von 2000 Fuß. Solche Betelgärten sind sehr malerisch, und werden gewöhnlich sauber gehalten; der volle Ertrag eines Baumes ist ungefähr anderthalb Gulden jährlich werth. Die Nachfrage nach diesem Artikel unter den benachbarten Nationen ist außerordentlich groß. Die Nuß wird sowohl grün als trocken genossen.

Wenn ein Karen stirbt, findet sich die ganze Nachbarschaft auf der Stelle ein; der Leichnam wird in ein abgesondertes Haus gebracht, um welches die jungen Männer und Mädchen fortwährend tanzen. Essen, Trinken und Festlichkeiten dauern unausgesetzt fort; der Körper wird sodann verbrannt und die Asche gesammelt, worauf dieselben Scenen sich wiederholen. Die Festlichkeit wird mehrere Tage fortgesetzt, je nach den Mitteln des Verstorbenen, denn während dieser Zeit wird offenes Haus gehalten. Endlich wird die Asche in einen Korb geschüttet, nach dem Ayo-Toung, zu deutsch dem Beinhügel, gebracht, und dort nach einigen Opfergaben gelassen. Während dieser Todtenfeier kreisen fortwährend starke gebrannte Wasser, und es wird unbeschreiblich viel getrunken.

Bei Hochzeiten finden ähnliche Festlichkeiten statt, obgleich in kleinerem Maßstab. Der Ehebund wird immer durch die Eltern beider Theile zu Stande gebracht, und es findet kein vorheriges offenes Freien statt, wie es bei den Birmanen Sitte ist. Man hält dieß für unehrbar. Die Frauen sind im allgemeinen keusch; Trennung von Mann und Frau, Ehebruch oder Verirrungen junger Mädchen werden als eine große Schmach betrachtet. Die Karens glauben an keinen Gott, aber sie erkennen die Einwirkung von zwei bösen Geistern an: der eine heißt der Haus-Nat, der andere der (Wald-)Nat. Alle Uebel und Widerwärtigkeiten des Lebens werden dem Einflusse des einen oder des andern dieser Geister zugeschrieben. Man hält es für nothwendig dieselben sich geneigt zu machen, und dieß geschieht durch Opfer von schmackhaften Nahrungsmitteln. Sonst sind die Karens sehr abergläubisch und fürchten Magie und Zauberer über alles.

Eine andere Eigenthümlichkeit findet sich noch bei diesem Volk, die übrigens von aufgeklärtern Nationen wohl verdiente nachgeahmt zu werden. Der Sohn hält sich für verpflichtet die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und wenn er dieß zu thun nicht im Stand ist, so erben seine Kinder die Verpflichtung. Eine Verjährungszeit kennt man nicht, und hat dieselbe auch keine Geltung.

In gesundheitspolizeilicher Hinsicht lassen sich viele Ausstellungen machen. Die Lage ihrer Dörfer ist schlecht gewählt, und an sich, sowie in ihren Wohnungen, sind sie, wie schon bemerkt worden, im höchsten Grad unreinlich. Ihre Nahrung ist ungesund, und sie besitzen eine große Vorliebe für gebrannte Wasser. Die gewöhnlichste medicinische Behandlung ist ihnen unbekannt. Wenn einer unter ihnen von Fieber oder Dysenterie ergriffen worden ist, wird dem Nat-Sa geopfert, während welcher Zeit alle Verwandten des Kranken und dieser selbst animalische Nahrung genießen. Die Folge davon ist nicht schwer zu errathen, und niemand wird sich wundern daß die Sterblichkeit groß ist. Es ist völlig vergebens einen kranken Karen überreden zu wollen irgendeine passende Medicin zu nehmen. Der Kranke hat den Nat-Sa genossen, heißt es, und dieß erhält ihm das Leben, oder er stirbt. Die Frauen der Karens nehmen zur Zeit ihrer Kindbetten den Gebrauch der Nationen um sie herum an, der merkwürdigerweise darin besteht daß die Frau neben einem großen Feuer sieben Tage hindurch halb gebraten wird. Diese Gewohnheit ist allgemein unter den Birmanen, Taleings, Karens, Shans und Karennees, und scheint keinen schlechten Erfolg zu haben.

Unter ihre Tugenden rechnen wir zuerst die Keuschheit ihrer Frauen, zweitens ihre Liebe zur Heimath und Familie, drittens ihre Ausdauer in der Arbeit. Hier endet aber das was man gutes von ihnen sagen kann, und auf der Kehrseite findet sich entschiedener Hang zur Trunkenheit, Unreinlichkeit und große Hinterlist. Namentlich dieses letztere Laster wiegt alle ihre übrigen guten Eigenschaften auf. Mit dieser Hinterlist verbinden sie den Anschein großer Biederkeit. Sie kommen am offenen Tag und sehen unschuldig genug aus, obgleich ihnen die Lüge auf der Zunge liegt. Sie verlangen daß man viel für sie thue, aber sie bringen nie ein Opfer dagegen. Ein Karen arbeitet unverdrossen mit jemand solang es ihm gut dünkt, aber wenn man ihm nur irgendwie in den Weg tritt, so wird er der unlenkbarste Mensch den es gibt. Selten wird er offene Gewalt anwenden, dagegen

Digitized by Google

sind Halsstarrigkeit und passiver Widerstand seine Waffen. Selten oder beinahe nie tritt er als Hauptperson bei einer Unterhandlung auf, sondern meist immer nur als Theilhaber. Dem Stamm der Karens fehlt es im allgemeinen an physischem Muth, sie fürchten sich vor sichtbaren und unsichtbaren Dingen, vor einem körperlichen und eingebildeten geistigen Feinde. Sie sind Menschen, denen der wahre Ehrgeiz gänzlich abgeht; kein Dienstanerbieten, wie vortheilhaft dasselbe auch seyn mag, wird angenommen, wenn damit eine Abwesenheit von Hause von mehr als einem Monat verbunden ist.

Häufig hat der Verfasser dieses Artikels im Gespräch mit civilisirteren Karens dieselben gefragt: was denn der eigentliche Grund gewesen sey weßhalb ihre Landsleute auf so hinterlistige und verkehrte Weise gehandelt hätten. Einmal wie das andere lautete die Antwort dahin: „Nun, sie sind eben Karens." So weit der Verfasser den Charakter dieses Volkes beurtheilen kann, geht sein Streben dahin von niemandem in seinen heimathlichen Bergen aufgesucht zu werden, gehen zu können wohin es ihm beliebt und keine Abgaben zu zahlen.

Ueber die Zahl der Bevölkerung weiß man nichts genaues, doch glaubt man allgemein daß die Yoon-tha-lin-Karens etwa 20,000 Seelen zählen. Die Marktartikel des Bodens bestehen aus Reis und Betelnüssen, auch wird viel Baumwolle gepflanzt. Tek und anderes gutes Bauholz ist im Ueberfluß vorhanden. Von Mineralien trifft man viel Eisen und Blei; hart jenseits der Gränze befindet sich eine ausgezeichnete Zinn-Mine, aber es ist sehr zweifelhaft ob einer dieser Artikel je mit Nutzen bearbeitet werden kann. Die Lage ist zu entfernt und das Klima der Fieber wegen zu gefährlich. Der europäische Beamte, der jetzt über die Karens gesetzt worden ist, wird Hülfscommissär der Yoon-tha-lin genannt, seine Gewalt ist richterlicher, executiver und fiscalischer Art; übrigens kann er weder zum Tod verurtheilen noch lange Gefangenschaft verhängen. In den beiden ersten Geschäftskreisen wird er von einem eingebornen Beamten unterstützt, der alle unbedeutenden Fälle abmacht, und alles berichtigt was sich auf das Wohl des Districts bezieht. Man nennt ihn den Koung-Gyouk. Auf diese Weise kommen nur die schwereren Fälle, seyen sie bürgerlicher oder peinlicher Natur, vor den Hülfscommissär. Die Entscheidung wird gewöhnlich der Wichtigkeit des Falles gemäß gegeben, wobei jedoch Rücksicht auf die Sitten und Gewohnheiten des Landes genommen wird. Es wird also bloß nach dem gesunden Verstand und nicht nach dem Gesetz abgeurtheilt.

Die Abgaben werden als Kopfsteuer entrichtet, und zwar zwei Schillinge (ein Gulden und zwölf Kreuzer) jährlich für jeden unverheiratheten Mann, und vier Schillinge (zwei Gulden vierundzwanzig Kreuzer) für jedes Familienhaupt. Jeder der Ackerbau treibt zahlt zwei Schillinge (einen Gulden und zwölf Kreuzer) jährlich. Außer diesen werden keine andern Steuern erhoben. Um sie einzusammeln ist der District in Kreise getheilt, und für jeden derselben ein eingeborner Beamter ernannt, der seinerseits in seinem Kreise jedes Dorf besteuert. Alles wird schriftlich eingetragen. Dieser Beamte heißt Myoo-Thoo-Gyee. Wenn er den ihm übertragenen Antheil von Steuern eingesammelt hat, bezahlt er ihn in den Schatz, wo seine Ablieferung von den Schatzbeamten geprüft wird, worauf er eine Bescheinigung erhält. Der Staat bezahlt dem Myoo-Thoo-Gyee sodann zehn Procent an dem Betrag seiner Sammlung für seine Mühe. Veruntreuung ist etwas höchst seltenes unter diesen Leuten. Der europäische Beamte übt einen großen Einfluß über derartige Stämme aus, und nur durch die Macht seiner persönlichen Autorität läßt sich der erstaunliche Umstand erklären daß ein weißer Mann im Stand ist zwanzigtausend Menschen, die so ganz in Farbe, Abstammung, Sprache und Religion von ihm verschieden sind, zu leiten, in Unterwürfigkeit zu erhalten und Steuern von ihnen einzusammeln.

Das St. Bernhard-Hospiz.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Das St. Bernhard-Hospiz, die höchste Wohnung der Alpen, gegründet im Jahr 962 von Bernhard von Menthon,[1] liegt in einer Höhe von 2620 Meter, am Ufer eines kleinen Sees, auf dem Gipfel eines von hohen Bergen (Chenalette und Monmort, indem keine der benachbarten Bergspitzen den Namen des Passes trägt) umschlossenen und von Nordost nach Südwest sich hinziehenden Engpasses. Es wird das ganze Jahr hindurch von zehn oder zwölf Mönchen des Augustiner-Ordens bewohnt, deren Verrichtungen in der Aufnahme, Beherbergung und unentgeltlichen Speisung aller der Personen besteht welche über diesen besuchten Paß wandern; sie müssen ferner, während der sieben oder acht gefährlichsten Monate des Jahrs (am 17 Dec. 1825 ist der Frater Victor von einer Lawine hinweggerissen worden, und im Jahr 1845 hat der Pater Franz Carl von Sallanches dasselbe Loos gehabt), in Begleitung von Dienern, welche den Namen Maronniers führen, und von großen zu diesem Zweck abgerichteten Hunden, täglich die Wege durchlaufen, den in Gefahr befindlichen Reisenden die ihnen nöthige Hülfe bringen, sie retten und im Hospiz bis zur völligen Herstellung derselben behalten, ohne irgendeine Belohnung dafür fordern zu dürfen. Allein die wohlhabenden Reisenden werden in der Kirche einen zur Aufnahme ihrer Gaben bestimmten Opferstock finden.

„Der Hund des St. Bernhard," sagt Hr. Le Pileur, „hat eine vortreffliche Nase, und man behauptet daß er in der Tiefe eines Meters das Vorhandenseyn eines unter dem Schnee begrabenen Menschen erkenne; er besitzt ferner den wunderbaren Instinct unter dem Schnee die davon bedeckten Gegenstände zu suchen, wie der Neufundländer Hund den Instinct

[1] Einige Schriftsteller schreiben die Gründung dieser nützlichen Anstalt Ludwig dem Frommen, andere Karl dem Großen zu.

Digitized by Google

beſitzt im Waſſer das zu ſuchen was er hineinfallen ſieht; mit einem Wort, ebenſo wie dieſer letztere ein ausgezeichneter Schwimmer iſt, ſo beſitzt der Hund des St. Bernhard-Hoſpizes im höchſten Grade das Talent im friſch gefallenen Schnee Bahn zu brechen.

„Dieſe Inſtincte, dieſe Eigenſchaften machen den Hund des St. Bernhard ſchätzbar als Retter und nicht minder ſchätzbar als Wächter. Die Künſte haben in ihm den Freund des Menſchen erblickt, allein eine Menge Leute haben auch die Erfahrung gemacht daß er ein gefährlicher Freund iſt.

„Wenn man von einem Kanonikus oder einem Diener des Hoſpizes begleitet iſt, werden dieſe ſchrecklichen Wächter ſehr ſanft, und thun, wie alle Hunde, ihre gute Laune durch Schwanzwedeln kund; unglücklicherweiſe aber verurſachen dieſe Schwanzſchläge, wenn ſie die Beine treffen, eine einem Stockſchlag ſehr analoge Empfindung, ſo zwar daß es am beſten iſt ſich von den Hunden des St. Bernhard, wenn ſie guter Laune ſind, fern zu halten.

„Dieſe trotz einiger Schattenſeiten koſtbare Hunderace wird an den Abhängen des großen und des kleinen St. Bernhard, ſowie am Simplon, ſorgfältig unterhalten, allein ſie kann in warmer Luft und in minder hochgelegenen Ländern nicht leben, und von Martigny an ſcheint ſie kraftlos und dumm. Die Hunde des St. Bernhard zahlen übrigens der Gefahr welcher man ſie ausſetzt, indem ſie den Weg bahnen oder vor den Reiſenden hergehen müſſen, einen reichlichen Tribut. Es iſt ein ſehr intereſſantes, aber an traurigen Ideen fruchtbares Schauſpiel um einen Hund der in friſch gefallenem Schnee vor dem Maronnier den Weg bahnt, und dann, wenn ihn ſeine Kräfte verlaſſen, hinter ſeinen Herrn geht, gewiſſermaßen um dieſen aufzufordern nun auch ſeinerſeits an der gemeinſchaftlichen Arbeit theilzunehmen."

Ungefähr 20,000 Perſonen gehen alljährlich über den St. Bernhard (man zählt zuweilen 500 an einem einzigen Tage). Die Koſten belaufen ſich jährlich auf mehr als 50,000 Fr., welche theilweiſe durch die in der Schweiz veranſtalteten Sammlungen und durch die freiwilligen Geſchenke der Fremden gedeckt werden.

Neben dem alten Gebäude, das aus der Mitte des 6ten Jahrhunderts datirt, und das im Jahr 1822 um ein Stockwerk erhöht worden iſt, hat man kürzlich ein neues aufgeführt, Hôtel de Saint-Louis genannt, welches als Hinterlager für die Waaren dient. Man findet darin auch einige Zimmer für die Reiſenden, denn es ſollte ein Zufluchtsort werden im Fall eines Brandes — eines Ereigniſſes das ſeit der Gründung des Hoſpizes zweimal eingetreten iſt. Endlich liegt in einiger Entfernung vom Hauptgebäude die Morgue, wo man ehedem die Leichname der Erfrorenen oder in dem Schnee der Lawinen Begrabenen hinterlegte.

Das Innere des St. Bernhard-Kloſters enthält, außer einer großen Anzahl ſauber möblirter Zimmer, ungefähr 200 Betten, einen Speiſeſaal, Ställe, Magazine ꝛc.; eine hübſche kleine Kirche, worin man einige gute Gemälde und das von Napoleon dem Andenken Deſaix's errichtete Denkmal bemerkt; eine Bibliothek und einen Salon (ein Touriſt hat ein Piano-forte dahin geſendet), in welchem die Mönche mit der anmuthigſten Freundlichkeit die Hauswirthe machen. Die Mauern dieſes Zimmers ſind mit Kupferſtichen und Zeichnungen bedeckt welche dem Hoſpiz von dankbaren Reiſenden zum Geſchenk gemacht wurden, und das benachbarte kleine Cabinet enthält merkwürdige Sammlungen der Pflanzen, Inſecten und Mineralien der Alpen, ſo wie einige Ueberreſte des dem Jupiter gewidmeten Tempels, der ſich einſtens neben dem Hoſpiz erhob, und von dem heutzutage keine Spur mehr übrig iſt.

In einem Gange neben dem Speiſeſaal bemerkt man eine große ſchwarzmarmorne Tafel, deren in Goldbuchſtaben abgefaßte Inſchrift dem Kaiſer Napoleon den Dank der Walliſer ausdrückt.

„Man erntet in der Umgebung des Kloſters durchaus nichts, ſagt Hr. v. Sauſſure. Die Gärten der Mönche, auf kleinen Terraſſen zwiſchen den geſchützteſten Felſen der Nachbarſchaft gelegen, haben Mühe zu Ende Auguſts ein wenig Lattich und Kohl der kleinſten Art zu erzeugen; ſie bauen ſie mehr zu ihrer Unterhaltung, zum Vergnügen etwas wachſen zu ſehen, als des Nutzens wegen an, den ſie davon haben. Sie ſind daher genöthigt alle ihre nothwendigen Lebensmittel aus den benachbarten Thälern kommen zu laſſen. Das Brennholz, deſſen ſie in großer Menge bedürfen, muß aus der Entfernung von vier Stunden auf Maulthieren und auf einem nur einige Monate des Jahrs gangbaren ſteilen Pfade herbeigeführt werden."

Die mittlere Temperatur des St. Bernhard beträgt 0.5 über Null. Der Thermometer ſteigt dort ſelten über 16° während der wärmſten Tage des Sommers (auf 18° im Jahr 1857); im Winter ſinkt er bis auf 29° (März 1854); auch fällt in dieſer Jahreszeit zuweilen 10—13 Meter tiefer Schnee.

Der St. Bernhard hieß anfänglich Mons Jovis (Jupitersberg) und ſpäter Mont Joux — ein Name den er beibehielt bis die große Berühmtheit des von St. Bernhard gegründeten Hoſpizes den ſeines ehemaligen Patrons in Vergeſſenheit brachte. Die große Anzahl Ex-voto, die man bei der Ausgrabung der Ruinen des auf dem Jupitersplan gelegenen Tempels fand, beweiſt daß dieſer Paß ſehr beſucht war, und gleichzeitig daß man ihn als gefährlich betrachtete, denn man thut kein Gelübde für etwas leichtes und gefahrloſes. Wenn man einigen Alterthumskundigen Glauben ſchenken darf, ſo drang Hannibal über den Mons Jovis in Italien ein. Zuverläſſiger iſt daß dieſer Paß ſeit Kaiſer Auguſtus der Weg war welchen die römiſchen Legionen einſchlugen um ſich nach Helvetien, Gallien und Germanien zu begeben. Das Heer des grauſamen Cecina überſchritt ihn im Jahr 69 um gegen den Kaiſer Otho zu marſchiren; ein Lombardenheer im Jahr 547, Karl der Große im Jahr 773, Friedrich Barbaroſſa im Jahr 1106 u. ſ. f. Endlich zogen vom Frühjahr 1798 an — der Zeit in welcher die Franzoſen in die Schweiz eindrangen — mehr als 150,000 Soldaten über den St. Bernhard, und das Kloſter hatte mehr als ein Jahr lang eine Beſatzung von 180 Franzoſen. Im Jahr 1799 umgingen die Oeſterreicher das Hoſpiz, und nach einem blutigen Kampfe, der einen ganzen Tag dauerte, blieben die Franzoſen Herren

Digitized by Google

des Berges. Vom 15 bis 21 Mai 1800 überschritt das 30,000 Mann starke und von Bonaparte, damals erstem Consul, befehligte französische Reserve-Heer mit Kanonen und Reiterei den St. Bernhard. Man brachte zwanzig Kanonen hinüber, welche, im Dorf St. Pierre demontirt, von Menschenhänden bis auf den höchsten Punkt hinaufgezogen wurden. Bedarf es hier noch der Erwähnung daß dieses Heer am 14 Jun. desselben Jahrs in den Ebenen von Marengo die von Melas befehligten Oesterreicher schlug?

Der Plan über den großen St. Bernhard eine fahrbare Straße anzulegen, hat einen Anfang von Ausführung erhalten.

Die Umgebungen des St. Bernhardklosters bieten den Freunden des Bergsteigens mehrere interessante Ausflüge. Man kann von dort aus den Bélan (3490 Meter. Guter Führer: Andreas Dorsaz, in Proz, 12 Stunden hin und her), den Zuckerhut (2930 Meter), die Dornaz-Spitze, zwei Stunden (3005 Meter), die Monmort, zwei Stunden (2920 Meter), die Tour-des-Fours (2930 Meter) und endlich die Chenalette, eine Stunde (2743 Meter) besteigen.

Die „Ladies" in den Vereinigten Staaten.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Die Amerikaner thun sich, anderen Völkern gegenüber, viel darauf zu gut daß bei ihnen die „Ladies" so hoch stehen. Aber großer Gott, ihrem Lande diesen Vorzug und dieses Lob zu erringen, das wird ihnen oft sauer genug gemacht.

Die „Ladies" tyranniſiren das ganze Land und mischen sich in alle Verhältnisse. Man entgeht ihnen nirgends, und ein Mann kann fast nie ihrer Protection entbehren. Ueberall nehmen sie für sich und ihre Schützlinge die ersten und besten Plätze weg. Daß sie in den geselligen Cirkeln die vornehmste Rolle spielen, und wie Paradiesvögel neben ihren Männern paradiren und sie in Schatten stellen, das versteht sich natürlich von selbst, und das wird ihnen auch niemand verdenken. Denn da sind sie in ihrer eigenen Domäne, und ohne sie gäbe es ja gar keine elegante Gesellschaft. Sie greifen aber weit über die ihnen natürlichen geselligen und häuslichen Kreise hinaus.

Leider sind sie sehr neu- und wißbegierig, und sie nehmen daher gern an den Sitzungen der wissenschaftlichen, geologischen, geographischen und historischen Gesellschaften Theil, wo sie wenig nützen, und vielmehr nur dazu dienen die Verhandlungen dieser Gesellschaften seicht zu machen und den Ernst ihrer Arbeiten zu stören. In den öffentlichen populären Vorlesungen, wie sie in allen Städten Amerika's so sehr beliebt sind, geben die „Ladies" fast ganz den Ton an. Ein Vorleser der ihnen nicht gefällt ist ein geschlagener Mann, und wenn auch eine ganze Armee von Männern auf seiner Seite steht. Wenn dagegen ein hübscher, gewandter, pikanter, anekdotenreicher Vorleser ihre Huld gewinnt, so kann er mit ein paar solchen Vorlesungen sein Glück machen. Denn was die Mode-Ladies eines Ortes gehört haben, das wollen auch die eines anderen hören, und ein solcher Vorleser empfängt dann Aufforderungen und Einladungen aus den entlegensten Städten.

Auch die städtischen Bibliotheken, die Museen, die Sternwarten und andere öffentliche wissenschaftliche Institute — Localitäten in denen man bei uns nur Bücherwürmer, Antiquare, Curiositätenkrämer und sonstige Originale neben den Gelehrten gewahrt — werden schaarenweise von den Ladies besucht und durchflattert. Sie sind der Schrecken der Bibliothekare und der Literatur-Freunde, die sich in ihre Arbeiten vertiefen möchten.

Um den Damen zu gefallen, müssen alle solche öffentliche Institute in den Vereinigten Staaten, wie die Damen selbst, ein recht elegantes Gewand anlegen, sich bunt herausputzen, viel Geld ausgeben für in die Augen fallende Curiositäten, für bilderreiche Prachtwerke, welche bald von dem vielen Befingern, und weil die Damen mit ihren Sonnenschirmen auf den kostbaren Bildern herumtüpfelten, in einen üblen Zustand gerathen.

Natürlich bringen sie in diese geweihten Räume auch immer ihre Anbeter, ihre „Beaux" mit, und treiben daselbst ihre „Flirtations," wie in einer Soirée. Sie erstürmen auch die Sternwarten, um sich mit Hülfe des gefälligen Astronomen, der darüber nicht zu seinen ernsten Beobachtungen kommen kann, die Trabanten des Jupiter und die Ringe des Saturn anzuschauen. Auch diesen erhabenen Himmelslichtern gegenüber, welche sie mit heiligen Schauern erfüllen sollten, unterbrechen sie keinen Augenblick den Faden ihrer „Flirtations."

Leider, leider — und dieß ist noch schlimmer — haben sich diese schönen Damen auch gar zu viel — man kann wohl sagen auch schaarenweise — in die Arbeiten der Literatur selbst eingemischt. Der am Ohio und Missisippi berühmten Dichterinnen und Federheldinnen, von denen er zuvor nie etwas wußte, entdeckt der europäische Reisende eine ihn verwundernde Anzahl, und diese amerikanische Crinolinen-Schriftstellerei gießt immer wieder frisches Wasser auf alte Theeblätter, und überschwemmt den Büchermarkt mit höchst faden und geschmacklosen Gebräuen. Auch als Straßen-Predigerinnen treten sie zuweilen auf, und in dem Treiben der religiösen Secten spielen sie eine große Rolle.

Wie die Buchhändler, die Bibliothekare und Astronomen, so entgehen auch die Senatoren, die Congreßmitglieder und der Präsident der Vereinigten Staaten in Washington dem Einfluß und den Einmischungen der „Ladies" nicht. Das schöne Geschlecht ist immer zahlreich in dieser Bundeshauptstadt vertreten. In den Sälen des Senates und des Congresses sieht man sie bei aufregenden Verhandlungen immer voran auf den besten Plätzen. Die Tribünen seufzen unter der schönen Last. Ich glaube zwar nicht daß es dort häufig solche hervorragende einflußreiche Frauen von Auszeichnung und von großer geistiger Begabung und Energie gibt, die den Mittelpunkt einer Coterie bilden, die eine entscheidende Einwirkung auf den

Digitized by Google

Gang der Politik üben, wie man sie wohl in den Residenzen europäischer Länder gefunden hat. Dagegen erscheinen dort zur Zeit des Congresses in der Nähe der Geldkiste des reichen „Onkels Sam" häufig hübsche junge Wittwen, oder Mütter mit ihren Töchtern, um für irgendeinen Privatzweck zu wirken, und die Congreßmitglieder so lange zu plagen bis sie sie weich gemacht und ihren „Claim" durchgesetzt haben. Die junge Wittwe hat von ihrem seligen Mann noch irgendeinen unerfüllten Anspruch geltend zu machen. Vielleicht kann sie beweisen daß ihr „Verewigter" in irgendeinem indianischen oder mexicanischen Kriege fürs Vaterland verwundet oder gar getödtet wurde, und sie hofft dafür bezahlt zu werden. Vielleicht schwebt eine alte noch immer unentschiedene Frage über eine Schenkung von Ländereien am Mississippi in der Familie, und die Familie hat diese junge hübsche Wittwe abgesandt, um in der Gesellschaft von Washington Bekanntschaften zu machen, in den großen Hôtels der Stadt mit den Congreßmitgliedern Verbindungen anzuknüpfen, mit ihnen zu speisen, zu tanzen, zu „flirten," eine Combination unter ihnen zu Stande zu bringen, die im Congreß agirt und agitirt, dort den rechten Zeitpunkt ersieht und die Sache geschickt durchbringt. Auch wenn bei der Wahl eines neuen Präsidenten die Aemter- und Stellenjagd losgeht, legen die Ladies ihre Hände nicht in den Schooß, besonders wenn es sich um die Besetzung der diplomatischen Posten in Europa handelt. Da ihre Phantasie mehr noch als die der Männer von der Begierde die alte Welt einmal zu sehen, und auf möglichst billige Weise, d. h. auf Kosten des Staatsgeldbeutels, zu bereisen und vor allen Dingen an irgendeinem wundervollen Hofe unter den Hochgebornen auftreten zu können, entzündet ist, so setzen sie dann alles in Bewegung, hetzen ihre Männer, ihre Freunde, den armen Präsidenten selber, um irgendeine Stellung in Paris oder in St. Petersburg, oder kann es nicht anders seyn, auch in Berlin für ihre Männer und für sich zu erringen und zu erzwingen.

So findet man denn, wie gesagt, in jenem Lande „Ladies" überall auf seinem Wege. Man entgeht ihnen dort so wenig wie den Tauben in den Städten mancher Gegenden des Orients, wo man dieser sanften, zarten, gefälligen Thierchen zuweilen wahrhaft überdrüssig wird, weil sie sich überall präsentiren, und so keck, so selbstvertrauend und wenig taubenhaft auftreten. Auch von den Wirthshäusern, und den so zahlreichen und dort so prahlerisch-prachtvollen Hôtels haben sie — sehr zu ihrem Schaden — in Amerika überall breiten Besitz genommen. Dort hausen sie besonders gerne. Viele von ihnen wohnen — um des ihnen lästigen Haushaltungsgeschäfts los zu werden — für beständig mit ihren Männern und Kindern in den Gasthäusern. In diesen gleißenden Palästen nehmen sie immer für sich die besten Zimmer, Sophas, Lehnstühle und Divans ein, in denen sie den halben Tag müßig zubringen, das Geschwätz ihrer Anbeter anhörend, oder, wenn sie keine haben, mit Nichtsthun und Lehnstuhlschaukelei beschäftigt.

In diesen Hôtels fluthet beständig ein ganzer Strom von Modedamen, Elegants und Beaux aus und ein. Zwischendurch werden die Kinder erzogen und die Privatlehrer kommen ins Hôtel, und geben mitten in dem Getümmel und Gewühl in einem Winkel der geschwätzvollen Salons den Töchterchen ihre Unterrichtsstunden im Clavier und in der französischen Literatur. Der Reisende, der in einem amerikanischen Hôtel mit einer Dame erscheint, ist gut aufgehoben. Wer aber der Begleitung und Protection einer solchen entbehrt, der wird irgendwo oben im Haus oder unter dem Dach in einem cajütenartigen Raum untergebracht.

Das unhäusliche Wirthschaften und Schalten der Damen in den Hôtels ist mir immer ein besonders mißfälliger Zug in ihrem Leben gewesen. Kann man glauben daß sich solide und gute Qualitäten, wie die Familie und das Haus sie braucht, in diesem Getriebe entwickeln können? Als eine geradezu widerliche Sitte aber ist es mir erschienen daß die jungen Ehepaare auch ihre Brautnacht und ihren Honigmonat oder ihre Flitterwochen besonders gern in einem der dichtbevölkerten Hôtels verbringen. Mehrere dieser Hôtels in den großen Städten der Union haben einige besonders glänzend eingerichtete Zimmer, „Brautgemächer," welche für solche junge Ehepaare gleich nach ihrer Hochzeit reservirt werden. In der glitzernden Pracht dieser Brautkammern pflegen die jungen Leute nicht selten die Rosenzeit ihres Bundes mitten im Getümmel hinzubringen, bevor sie ihr eigenes stilles Häuschen beziehen. Dieß schien mir wieder ein Stück aus der „verkehrten Welt," denn viel natürlicher scheint in solchen Lagen die Aufsuchung der Einsamkeit zu seyn.

Auch auf den Dampfschiffen und auf den sonstigen Beförderungsanstalten des Landes haben die Ladies allerlei Privilegien. Auf den Eisenbahnen üben sie, wo sie erscheinen, gegen jeden Herrn, und wenn er auch schon auf der vorigen Station von seinem Platz Besitz ergriff, ein rigoroses Expropriationsrecht. Auch sonst bei vielen anderen Gelegenheiten, bei öffentlichen Schauspielen, auf den Tribünen eines Berathungssaales, oder wo es sonst etwas zu sehen oder zu hören gibt, darf der „Herr der Schöpfung" sich an seinem Platz, wenn er sich ihn auch noch so früh sicherte, nie fest fühlen. Klopft ihm jemand auf die Schulter und ruft ihm das Schreckenswort in die Ohren: „Eine Lady," so muß er ohne weiteres aufspringen, und er wird wie Staub vor der Crinoline beiseite gefegt, und mag sehen wohin er sich verkriecht.

Und dennoch ließe man sich dieß alles noch wohl geduldig gefallen wenn diese Ladies ihre Herrschaft nur mit huldvoller Grazie und freundlicher Dankbarkeit verbänden, wenn sie, diese Verwöhnten und Blasirten, nicht alle Dienste und alle Nachgiebigkeit der Männer so gleichgültig hinnähmen wie einen sich von selbst verstehenden Tribut. Meistens aber benehmen sie sich so, als thäten die Männer nichts als ihre Pflicht und Schuldigkeit. Man mag sich den Rücken krümmen und steif bücken um ihnen wieder aufzuheben was sie fallen ließen, man mag, wie jener Ritter, seinen Mantel vor ihnen ausbreiten, um sie trocknen Fußes über die Pfütze zu geleiten, höchst selten wird man auch nur durch ein beifälliges Lächeln belohnt. Und dieß alles raubt nun dem schwächeren Geschlecht dort gerade den schönsten Reiz, die sanfte und unwidersteh-

Digitized by Google

liche Gewalt, durch welche es anderswo das Herz der Männer fesselt und bezaubert. Bei uns demüthigt sich der Starke freiwillig vor ihnen, und die Schwachen, im Gefühl ihrer Beistandsbedürftigkeit, lohnen ihm durch Minnesold und Dankbarkeit. Dort thut Fridolin seinen Dienst wie ein Negersklave, und natürlich wird er dann zuweilen der Sache überdrüssig, und man sieht oft eben diese selten so „ritterlichen" amerikanischen Frauenliebs in schwachen und müßigen Augenblicken von der größten und oft ganz unartigen Gleichgültigkeit gegen ihre Ladies ergriffen, und wohl gegen sie rebelliren.

Am schlimmsten empfinden diese in Amerika so weit ausgeartete Hochstellung oder vielmehr Verwöhnung und Verhätschelung der Frauen natürlich die Ehemänner, die sich für das ganze Leben in ihre Knechtschaft begeben haben.

Sinkt eine schöne Amerikanerin einem Manne zu dem Bunde fürs Leben in die Arme, so thut sie es etwa in der Weise in welcher sie sich in ihren Lehnstuhl wirft. Die Ehe ist ihr Ruhekissen, ihr Sorgenbrecher, ihr Divan, auf dem sie nun gemächlich zu rasten denkt. Auf ihn wirft sie vertrauensvoll das ganze Pack ihrer Befürchtungen und Nöthen. Ihren Ehemann betrachtet sie als ihr Factotum, das für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen hat.

Er muß ihr ein Haus nach ihrer Laune schaffen. Er muß dieses Haus so wie sie es wünscht tapeziren und möbliren. Er muß auch Küche und Keller drinn bestellen und verwalten, und sogar alle Morgen vor dem Frühstück auf den Markt, zum Krämer, zum Bäcker, zum Schlächter gehen um die nöthigen Einkäufe zu machen, und das Suppenkraut, den Braten und das Zugemüse für das Mittagsessen bestellen.

Selbst in Washington kann man zuweilen Senatoren, weit in der Welt berühmte und in den Zeitungen viel genannte und einflußreiche Staatsmänner, früh Morgens mit einem Handkorbe, wie bei uns die Küchenmägde, im Dienste ihrer Ehefrauen zu Markte eilen und von da Salat, Petersilie, junge Erbsen, Erdbeeren oder sonstige Producte heimschleppen sehen.

Sogar die Farmersfrauen halten sich zu einem Geschäfte dieser Art oft zu hoch. Zuweilen sieht man auf dem Markte Scenen wie folgende: eine junge Farmersfrau saß in einem kleinen einspännigen Cabriolet und hielt die Zügel des Pferdes. Sie durfte sich mit ihren eleganten Kleidern natürlich nicht im Staub und Gedränge des Marktes herumtreiben. Sie hatte ihren Ehemann ausgesandt. Er war zwischen den Buden geschäftig, wie eine Schwalbe welche Insecten für ihre Jungen einfängt, und erschien dann mit allerlei gefüllten Körbchen und Tüten bepackt am Wege. Diese Körbe konnte die Farmersfrau natürlich wieder nicht auf ihren seidenen Schooß nehmen. Der Mann mußte sie daher auch im Wagen sorgfältig halten und wahren. Sie aber zügelte und peitschte das Pferd, und so fuhren sie, die Frau als Kutscher, der Mann als Küchenjunge — für mich ein symbolisches Bild des amerikanischen Ehelebens — heim.

Daß die Frau, wie in diesem Falle, ihren Mann bei solchen Besorgungen begleitet, ist selten und ein bloßer Zufall. Gewöhnlich bleibt sie ganz zu Hause, und beschäftigt sich mit ihrer Toilette, mit dem Abstauben der eleganten Möbel und mit der Liebkosung ihrer Kinder.

Nur eine Gattung von Einkäufen besorgen diese amerikanischen Damen selber, die ihrer Toilettegegenstände. Die Fahrten oder Gänge zu den eleganten Modeläden und Magazinen (shops) der Stadt sind außer den Kirchengängen am Sonntag fast die einzigen regelmäßigen Promenaden welche die amerikanische Lady unternimmt. Sie kehren fast täglich wieder, denn der Kleiderschrank einer solchen Dame ist ein gieriger Schlund, der jeden Morgen wieder Hunger und neue Bedürfnisse hat, und nie voll und satt wird. Man begreift es nicht wo alle die sammtenen und seidenen Sachen und Sächelchen bleiben welche die „Ladies" sich auf den in jenen Modewaarenläden für sie bereit gehaltenen Sophas und Stühlen vor sich ausbreiten und beiseite legen lassen. Zuweilen bestellen sie sich auch ihren Mann dazu, zum „shopping" — dieß ist der Ausdruck für jenes Geschäft — damit er sie als ihr Cassenmeister begleite. Hat er andere dringendere Geschäfte, so findet er beim Nachhausekommen die Rechnung vor, und mag sehen wie er sie berichtige. Denn Geld haben die amerikanischen Damen selber nie. Sie geben sich nicht gern mit Geld ab. Sie verstehen nicht damit umzugehen. Von Adam Ries haben sie beinahe nichts gelernt. Am wenigsten die haushälterische Sparsamkeit, die bloß in Europa eine fromme Tugend, in Amerika namentlich bei den Damen eine verächtliche und unbekannte Eigenschaft ist. Es ist sogar ein Sprüchwort in Amerika daß Damen keinen Geldbeutel haben. Wer daher mit solchen hübschen Geschöpfen in New-York oder Boston viel umgeht, einerlei als Ehemann, Schwager, Bruder oder Hausfreund, der fülle sich nur zu rechter Zeit die Tasche. Zu zahlen hat er für sie überall. Das ist de rigueur. Dank aber begehre er nie für solche Bagatellen. Woher der Mann oder Freund das Geld bekommt, das er für sie auslegt, darnach fragen diese Ladies nicht. Ob es ihm sauer wurde es zu verdienen, und wie er wieder neues erwerben soll, darum kümmern sie sich nicht. Das ist eine Geschäftssache, die sie nicht verstehen. Es ist des Mannes Angelegenheit. Ein Mann muß Geld haben, und muß es immer bei der Hand haben. Und wenn er es nicht hätte, so würde er sich schämen, und die Ladies würden es so curios und unnatürlich finden, als wenn ein Mann keinen Bart hätte.

Das schlimmste und gefährlichste für die amerikanische Nation im großen ist es aber daß sich ihre Frauen auch als tüchtige Mütter so wenig bewähren. Für ein Volk ist so lange noch nicht alle Hoffnung verloren, solange seine Frauen noch nicht verweichlicht sind, solange die Mütter noch gesunde Söhne gebären und auch in der Kinderstube Zucht und Ordnung aufrecht erhalten. Daß die Männer aus der Art schlagen, ist nicht so schlimm, wenn nur die Frauen tüchtig bleiben und die Sitte und das alte Natur-Capital der Väter hüten. Sie führen dann die Männer immer wieder gemach ins Geleise zurück. Aber wehe dem Volk, wo, wie in Amerika, das schwache Geschlecht schon ein geschwächtes geworden ist. Bei ihrer rasch steigenden Luxusliebe und zunehmenden Verweichlichung verlieren sie immer mehr die leibliche Kraft starke Kinder in die

Digitized by Google

Welt zu ſetzen. Obgleich ſie gern an der engliſchen Tradition feſthalten ihre Kinder ſelber zu ſtillen, ſo verſiegt ihnen doch mehr und mehr die Quelle der Nahrung. Und ſtarke bäuriſche Ammen zum Erſatze ſind nicht in ihrem Lande zu haben. Ebenſo erſchlafft in ihnen auch die geiſtige Springkraft. Sie haben nicht mehr den Ernſt, die Strenge und die Feſtigkeit des Sinns und der Grundſätze welche die Mutter zu einer geſunden und heilſamen Kinderzucht und Erziehung befähigen. Wie ſie ſelbſt von ihren Männern verwöhnt werden, ſo verhätſcheln ſie ihre Kleinen unter beſtändigen Liebkoſungen von der Wiege an, und dieſelben arten unter ihren Händen zu höchſt eigenwilligen, zügelloſen und unartigen Geſchöpfen aus. Doch dieß: die amerikaniſche Mutter und ihre Kinder, das möchte wohl wieder ein beſonderes Capitel verlangen, und ich will es hier bei meinen obigen kritiſchen Andeutungen bewenden laſſen. Dieſelben ſollten übrigens nur auf einige allgemeine Tendenzen und Richtungen aufmerkſam machen, denen die Amerikanerinnen ſich überlaſſen. Ich hatte dabei hauptſächlich die obern Schichten der Geſellſchaft, die freilich in Amerika, wie geſagt, ſehr tief hinabgehen, und den „esprit du corps“ im Sinn. Ich brauche nicht hinzuzufügen daß man in dieſem großen Lande, obgleich es durchweg äußerſt einförmig iſt, doch im Norden und Süden, im Weſten und Oſten, in den Städten und auf dem Lande, bei Reichen und Armen auf mancherlei Schattirungen des Charakters ſtößt, die ich hier nicht kennzeichnen konnte. Es gibt ganze Landſtriche, z. B. in den kleinen Orten Neu-Englands, wo die weibliche Bevölkerung, obwohl ſie an der allgemeinen Färbung etwas theilnimmt, doch ſehr achtungswerth, ehrbar, fromm und häuslich iſt. Auch hat der ganze Gegenſtand dieſer Verwöhnung und Verhätſchelung der Frauen, von der ich ſprach, ſeine Lichtſeiten, z. B. dieſe: daß die amerikaniſchen Männer, die ſonſt für das Alter, oder für Geiſt, oder für andere hochgehaltene Dinge ſo wenig angeborne Pietät beſitzen, doch in ihren Frauen wenigſtens noch etwas haben was ſie verehren, und was unter Umſtänden im Stand iſt ihnen einen Zügel anzulegen. [1]

[1] Wir haben dieſe von einem berühmten deutſchen Schriftſteller herrührende Abhandlung unverkürzt gegeben, müſſen aber doch geſtehen daß ſie nur die Schattenſeite der amerikaniſchen Frauen ſchildert, und daß es billig geweſen wäre auch die Lichtſeiten zu berühren, und dahin gehört ſicherlich ihr Heroismus. Die amerikaniſche Frau folgt ihrem Mann ſtandhaft in den fieberreichen Hinterwald; muſterhaft ſoll auch der Gleichmuth ſeyn mit denen Frauen dort die allzu häufigen Glückswechſel und Vermögenskataſtrophen ertragen. Ueberhaupt iſt es ſchwierig fremdartigen Verhältniſſen gerecht zu werden, denn was würde z. B. ein gebildeter Araber oder ein andrer Muhammedaner über unſere Frauen urtheilen, oder vielmehr, wie verkehrt iſt nicht von ihnen ſchon geurtheilt worden?

Die Red.

Die neueſten Erfahrungen über die Krankheit der Seidenwürmer.

(Aus der Revue Contemporaine.)

Der Seidenwurm, welcher ſich von den Blättern des Maulbeerbaums (bombyx mori) nährt, war vor einigen Jahren noch der einzige den man in Europa pflegte, und die Wichtigkeit dieſes Induſtriezweigs namentlich für Frankreich begreift ſich leicht, wenn man bedenkt daß ſein Productionsantheil im Durchſchnitt auf 108 Millionen Francs geſchätzt wird, welche ungefähr 25 Millionen Kilogramme Cocons vertreten, die (mit Inbegriff von Corſica) zum größern Theil von den zwanzig Departements des Rhone-Beckens und dann, in zweiter Linie, von den neunzehn Departements des Garonne-Beckens herrühren.

Dieſe koſtbare, ſtets wachſende und dennoch dem Begehr nicht genügende Induſtrie ſah ſich im Jahr 1845 von einer Epidemie befallen, die im Departement Vaucluſe plötzlich ausbrach, und an der ganze Seidenwürmer-Züchtungen zu Grunde giengen. Seit damals kam dieſe verheerende Krankheit in jedem Jahr wieder zum Vorſchein, und dehnte ſich weiter aus, ohne daß man ſich den Urſprung derſelben zu erklären wußte. Die Wirkungen machten ſich bald fühlbar. Der Preis des Kilogramms Samen, der im Jahr 1825 120 Fr. betrug, ſtieg im Jahr 1856 auf 480 Fr. Die Production, welche im Jahr 1845 ſich auf 17 Millionen Kilogramme Cocons belaufen hatte, ſtieg zwar im Jahr 1853, in Folge der großen Samen-Einfuhr aus fremden Ländern in denen die Geißel noch nicht aufgetreten war, auf 26 Millionen, fiel aber im Jahr 1856 auf 7½ Millionen. Kurz, der völlige Ruin der Seideninduſtrie ſchien unabwendbar. Es war Zeit daß die Wiſſenſchaft der Induſtrie zu Hülfe kam. Bereits hatten Fachmänner, unterrichtete Seidenzüchter, auf ernſte Mängel in der ſeit Jahrhunderten in den Magnanerien befolgten Verfahrungsart hingewieſen. So verdarb, ſolange die Züchtungen auf eine kleinere beiſammen befindliche Anzahl Seidenwürmer beſchränkt war, wie ehedem, die Luft des Zimmers ſchwerer; die Lüftung war leichter; die Unterhaltung einer guten Temperatur zeigte keine Schwierigkeit, endlich wurde das Blatt regelmäßiger und in beſſerer Beſchaffenheit geliefert. Sobald aber die Ausbeutung des Seidenwurms die Proportionen einer großen Induſtrie angenommen hatte, wurde es weniger leicht die umfaſſenden Seidenwurmgenoſſenſchaften in gutem Stande zu halten. Ferner hatte der Magnanier die Gewohnheit, ſey's aus Routine, ſey's aus Geiz, eine Anzahl Cocons für den Samen zurückzubehalten, und die übrigen für die Seide auszubeuten. Man darf hier nicht vergeſſen daß einer und derſelbe Cocon dieſen beiden Zwecken nicht zugleich dienen kann: wenn man Samen will, muß der Schmetterling ſich bilden und ſich einen Durchgang durch den Cocon bahnen. Zu dieſem Zweck iſt er genöthigt den koſtbaren Faden, den er ſelbſt aus einem einzigen Stück geſponnen, und der 1000 bis 1200 Meter lang iſt, an mehreren Stellen abzubrechen. Die Seide welche einen

Digitized by Google

Cocon umgibt aus dem ein Schmetterling hervorgegangen, iſt nur noch zur Abhaſpelung verwendbar, und man muß, um ſie zu retten, die Chryſalide, ehe ſie zu ihrer letzten Metamorphoſe gelangen kann, in ſiedendem Waſſer erſticken. Dieß feſtgeſtellt, iſt es klar daß eine blinde Auswahl für den Samen oft auf ungeſunde Individuen fallen wird, welche ſonach nur kränkliche Exemplare liefern. Nun, alle dieſe verſchiedenen Urſachen, die ſeit einem halben Jahrhundert zuſammenwirken, mußten nothwendig die Entartung der Race herbeiführen, und eine Krankheit, die man für eine launenhafte und plötzliche Epidemie hielt, war in Wirklichkeit nur der Ausbruch eines Uebels das lange unter der Aſche geglimmt hatte.

Dieß ungefähr ſind die Beobachtungen welche Hr. André, ein ausgezeichneter Seidenzüchter, im Jahr 1857 der Akademie der Wiſſenſchaften mittheilte, und die ihm, in dem Bericht des Hrn. Dumas darüber, ſehr verdientes Lob erwarben. Faſſen wir nun aber die Heilmittel ins Auge! Man weiß ſelten aus welchem Lande der Same kommt den man im Handel kauft; das wichtigſte indeß iſt daß man ſich Gewißheit verſchafft ob die Generation geſund iſt. Zu dieſem Ende waſcht man den Samen raſch im Waſſer: die fruchtbaren und beſonders die geſunden Eier ſind ſchwer, und ſinken zu Boden; die andern, welche obenauf ſchwimmen, werden ohne weiteres weggeworfen. Dieß iſt die erſte Sichtung. Wenn es ſich um eine im Zug befindliche Eierlegung handelt, wenn man ſich von der Kraft der aus den Cocons hervorgegangenen Schmetterlinge überzeugen will, ſo beobachtet man die Menge des in 24 Stunden per Kilogramm Cocons gelegten Samens. Eine Eierlegung von 100 Gr. iſt bei dieſen Bedingungen eine *ausgezeichnete*, von 60—70 Gr. eine *gute*, von 50 Gr. eine *zweifelhafte*, von weniger als 50 Gr. eine *ſchlechte*. In letzterem Fall haben die Cocons ſchlecht gekörnt — ein Umſtand welcher der Kenntniß des an Ort und Stelle befindlichen Käufers ſchwer zu entziehen iſt.

Dieſen Vorſchriften fügt Hr. André noch weitere bei, die ihm eigenthümlich ſind. Um die Ausartung der Race zu verhindern, kreuzt er die Männchen einer Legezeit mit den Weibchen einer andern, ſo zwar daß jeder Blutverwandtſchaftsfehler vermieden wird. Um die Race zu verbeſſern, ſucht er die ſtarken von den ſchwachen Würmern, die geſunden Cocons von den fehlerhaften auszuſcheiden. Drei Tage nach der Ausſchlüpfung, bei der erſten Mahlzeit, ſpannt er ein Netz über die Hürde welche von den jungen Würmern beſetzt iſt, und legt friſche Maulbeerbaumblätter auf das Netz; die kräftigen Würmer ſteigen hinauf, die ſchwachen bleiben auf der Hürde, und dieſe letztern, ſeyen ſie nun zahlreich oder nicht, beſeitigt er ohne Ausnahme. Die andern gelangen dazu ihren Cocon zu machen. Neue Sichtung für den künftigen Samen. Die weiblichen Cocons ſind ſchwerer als die männlichen, weil die weiblichen Chryſaliden bereits ganz ausgebildete Eier enthalten; je entwickelter die Ovarien ſind, deſto ſchwerer ſind die Cocons. Man wiegt daher aufs Gerathewohl 500 Cocons, was das mittlere Gewicht des Cocons gibt; zum Samen behält man nur diejenigen welche mehr als das durchſchnittliche Gewicht haben. In Betreff der Männchen geht Hr. André anders zu Werke. Da er bemerkt hatte daß, zur Zeit des Erwachens der Seidenwürmer, im Augenblick der Häutungen, es die Männchen ſind, und zwar die beſſer nunter ihnen, welche zuerſt erwachen, ſo ſondert er ſie bei jeder Häutung ab; bei der vierten bleibt ihm für den Samen faſt nur ein Sechzehntel der verwendeten Würmer, allein dieß ſind auch die kräftigſten. Durch ein ſolches Verfahren und durch eine ganz beſondere Sorgfalt in Betreff der Temperatur, der Lüftung und der Nahrung konnte Hr. André ſelbſt während des Höhepunkts der Epidemie geſunde Würmer ziehen.

Andere Beobachtungen haben viel Licht auf die ſchwierige Frage geworfen: was es mit der Epidemie eigentlich für eine Bewandtniß habe. Hr. Martins, Profeſſor an der mediciniſchen Facultät in Montpellier, iſt vielleicht der erſte geweſen der ſich gegen die Zucht in geſchloſſenem Zimmer ausgeſprochen, und die Zucht in freier Luft, auf den Maulbeerbäumen ſelbſt, empfohlen hat; er machte nämlich die Bemerkung daß die Würmer ſehr gut den Wind und den Regen, ſowie die Temperatur-Veränderungen des Tages und der Nacht ertragen; daß ſie bei dieſer Lebensart feſtere Cocons geben, und daß endlich, nach ihrer Metamorphoſe, die Schmetterlinge eine außerordentliche Vitalität zeigen, indem die Männchen wegfliegen können, was bei den gewöhnlichen Züchtungen nicht vorkommt. Hr. Hardy, Director der Algierer Baumſchule, erwies daß der wilde Maulbeerbaum als Nahrung dem Inſect vortheilhafter iſt als der gepfropfte. Hr. Guérin-Méneville, deſſen Arbeiten über die Seiden-Cultur ſehr bekannt ſind, beſtätigte die Praxis Hrn. André's, welche darin beſteht beſondere Züchtungen für den Samen zu machen. Hr. Angliviel wies auf zwei Umſtände hin, durch die man entweder gleich anfänglich von der Güte des Samens ſich überzeugen, oder von einem zurückbehaltenen Samenvorrath in dem Falle Nutzen ziehen kann wenn der zuerſt verwendete ſchlecht ſeyn ſollte. Der erſte dieſer Umſtände macht ſich auf dem Tuche kund auf welchem der, an demſelben Tag ausgeſchlüpfte, Schmetterling die Eier gelegt hat: wenn ſich darauf Samen-*Streifen* vorfinden, ſo zeigt dieß an daß der Schmetterling, indem er ſich mit Beſchwerde ſeiner Eier entledigte, ſie gehend gelegt hat, anſtatt ſie auf einem einzigen Punkt anzuhäufen. Der zweite Umſtand gibt ſich nach dem Ausſchlüpfen kund. Läßt man in ſehr dünner Schicht ausſchlüpfen, ſo bleibt, wenn der Same ſchlecht iſt, eine größere Menge auszuſchlüpfender Eier übrig als wenn der Same gut war; und endlich bleiben bei Aufhebung des auf den Samen wegen der Wegnahme der Würmer gelegten Tülls die Eier nicht daran hängen, wie ſie es der Seidenfäden wegen thun ſollten welche die Würmer gleich nach ihrer Geburt erzeugten. Derſelbe Seidenzüchter iſt der erſte geweſen welcher auf eine nachgerade beim Maulbeerbaum ſelbſt ſich kundgebende Krankheit hinwies, die Hr. Quatrefages einer Art Milben zugeſchrieben hat welche noch nicht ins erwachſene Alter gelangt waren. Glücklicherweiſe hat dieſe Geißel keine lange Dauer gehabt, obſchon ſie ſich, nach der Angabe Hrn. Guérin-Méneville's, in mehreren Oertlichkeiten entwickelte.

Digitized by Google

Hr. Bailly machte die Bemerkung daß man viel befriedigendere Resultate erhielt wenn man um vierzehn Tage oder drei Wochen das Ausschlüpfen des Samens beschleunige. Hr. Broche findet daß das Skorzoneren-Blatt, den Würmern in ihrer ersten Lebensperiode gegeben, gute Wirkungen hervorbringe.

Endlich, um zu Ende zu kommen mit dieser langen Reihe von Erfahrungen und Beobachtungen, welche dem Genius der Gelehrten eben so sehr zur Ehre gereichen wie der Erfahrung der Fachmänner, bemerken wir noch daß man den Würmern Arznei zu geben versucht hat. Hr. v. Quatrefages hat diese Versuche zu erst angestellt, indem er das Blatt mit verschiedenen Substanzen, z. B. Chinapulver, Valeriana, Gentiana, Senf ꝛc., bestreute, was die Würmer nicht verhinderte es wie gewöhnlich zu essen. Unter diesen Versuchen gibt es einen sehr merkwürdigen, der zu beweisen scheint daß das mit Zucker bestreute Maulbeerbaumblatt eine bessere Nahrung ist als das natürliche Blatt. Hr. v. Quatrefages hat diese Thatsache mehrmals stark betont. Da die Seidenwürmerkrankheit gleichzeitig mit der Traubenkrankheit gewüthet hat, so ist man auf den Gedanken verfallen Versuche mit Schwefel zu machen. Diese Substanz allein scheint keine guten Resultate gegeben zu haben, mit Kohle verbunden aber, wie Frau Helene du Pouget, Hr. v. Retz und Hr. Marès sie angewandt, hat sie gute Dienste geleistet. Endlich ist, einer sehr merkwürdigen Studie Hrn. Guérin-Méneville's zufolge, das Blut der von Muscardine ergriffenen Würmer sauer, während das der an Gattine leidenden Würmer alkalinisch ist. Sonach röthet das erstere das Lackmuspapier, das andere gibt ihm seine Farbe wieder. Diese interessante Erfahrung gibt ganz naturgemäß die Andeutung der Mittel die man anwenden muß um diese verschiedenen Krankheiten zu bekämpfen. Handelt es sich um saures Blut, d. h. um die Muscardine, so ist die Anwendung alkalinischer Pulverstreuungen vollkommen angezeigt; handelt es sich um Gattine, so muß man zum Essig, zur mit Wasser verdünnten Schwefelsäure, zu Schwefelblüthe, zu Räucherungen mit schwefeliger Säure seine Zuflucht nehmen. [1]

[1] Wie man in der Allg. Ztg. liest, hat ein Arzt Dr. Capra in Salo ein Verfahren entdeckt, wodurch er bereits aufgegebene halbtodte Raupen gerettet und zu einer vollständig normalen Verpuppung gebracht haben will. Er behauptet die Raupen seyen im allgemeinen völlig gesund und würden erst durch die Fütterung mit den Maulbeerblättern krank, die seiner Ansicht zufolge zu sehr mit Kohlensäure gesättigt seyen und dadurch schädlich auf die Constitution des zarten Thieres einwirkten. Um den Blättern die überflüssige Kohlensäure zu entziehen, bestreut er das Zimmer, sowie die Raupenlager selbst mit feingesiebtem ungelöschten Kalk, wobei man nur Acht zu geben hat daß der Staub nicht auf die Blätter kommt. Mit diesem sehr einfachen Mittel ist es ihm gelungen seine sämmtlichen Patienten zu retten. Das Verfahren wurde sofort anderwärts probirt und auch dort für gut befunden.

Ueber die ältesten biblischen Sagen.

Von Julius Braun.

2. Der babylonische Thurm.

Auch die Sage vom babylonischen Thurm liegt neben der biblischen Ueberlieferung in verschiedenen unabhängigen Quellen vor, z. B. bei Abydenus, einem Verfasser chaldäischer Geschichten, der jünger ist als Berosus. In einem Bruchstück dieser Geschichten, aufbewahrt von Eusebius ꝛc., heißt es: In jenem Zeitalter, sagen sie, seyen die ersten Menschen gewesen, die durch ihre Kraft und Körpergröße so stolz und übermüthig wurden, daß sie sogar die Götter verachteten und in Bosheit verfielen. Sie fiengen an den höchsten Thurm aufzubauen, der jetzt Babylon genannt wird, und als sie ihn nahe zu dem Himmel der Götter gebracht hatten, da kamen die Winde den Göttern zu Hülfe, stießen und warfen zur Erde das künstliche Werk der Giganten, und auf den Erdboden gestürzt, wurde es Babylon genannt, und es kam in die welche bis dahin von Einer Zunge und gleicher Sprache waren und sich vereinigt hatten, von den Göttern eine mannichfache Sprachverwirrung. Nach diesem kam der Kron mit Titan gegenseitig in Kampf. (S. M. Niebuhr Gesch. Assurs und Babels.)

Daß der Kampf des Kron, Kronos, mit Titan, den Titanen, hier angeschlossen wird, erklärt sich aus der Vorstellung, es seyen die Giganten gewesen, die den Thurm erbaut um den Himmel zu ersteigen. So thürmen sie in der griechischen Sage zum selben Zweck bekanntlich Berge aufeinander. Diese Giganten müssen des Kronos Gesellen seyn, denn er selber kämpft hier gegen die Titanen. Damit ist bewiesen daß wir hier nicht eine griechische Auffassung, sondern ein Fragment der ächten ägyptischen Sage, wie sie auch in Babylon vorlag, vor uns haben. Während nämlich in Hesiods gründlich verschobener Auffassung des Kronoskrieges die hundertarmigen Söhne der Erde auf Seite des Zeus sind, des Zeus welcher gegen Kronos und die Titanen sich empört, gehören in Aegypten die Giganten oder Apophi (Riesen und Söhne der Erde auch dort) zur Partei des Kronos, und kämpfen für ihn gegen seine Kinder und gegen die Titanen (Totunen, Kämpfer). Diese Titanen sind die guten großen Götter, und müssen in Aegypten nothwendig Sieger bleiben, während sie bei Hesiod, wo ihre Bedeutung verloren, jenen hundertarmigen Giganten erliegen. Allerdings unterscheidet die griechische Sage anderwärts von diesen Hundertarmigen wieder andere, schlangenfüßige Giganten, und läßt von diesen (nach Kronos' Sturz) den Olympos des Zeus, also die Kroniden, bekriegen, demnach dasselbe was sie in Kronos' Dienst in Aegypten thaten. Aber bei diesem griechischen Gigantensturm (Apollodor 1, 6) ist kein Kronos als Veranstalter und sind keine Titanen als Widerstandleister mehr vorhanden, und ist die Sage daher nicht minder entstellt als durch die Verschiebung der kämpfenden Kräfte bei Hesiod. Wenn es aber in Babylon heißt: Kron (und mit ihm die Giganten) kämpft gegen Titan, so ist dieß die einzige, dem ägyptischen Vorbild entsprechende Anschauung. Dort in Aegypten lag der Sage höchst wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich ein wirklicher, rein menſchlicher Thronſtreit des vergötterten Urkönigs Seb-Kronos mit ſeinen Kindern zu Grund, ein Streit in welchen allerdings phyſikaliſche und moraliſche Speculation ſich reichlich eingeflochten hat. Aber nur durch ſpätes Mißverſtändniß, angezogen durch die Giganten als Thurmerbauer, kann dieſer Kampf an die babyloniſche Thurmſage ſich geknüpft haben. In der Bibel, wo nicht etwa Giganten, ſondern Menſchen die Erbauer ſind, ſcheint eine urſprünglichere Kunde vorzuliegen, und wir dürfen wohl glauben in ihr nicht einen Reſt aus der phantaſtiſchen Speculation einer Götterſage, ſondern eine wirkliche Erinnerung vor uns zu haben — eine Erinnerung deren hiſtoriſchem Grunde wir nachſpüren dürfen.

Die Menſchen wollen eine Stadt und einen Thurm bauen, deſſen Spitze bis in den Himmel reiche. „Wir wollen uns ein Denkmal machen daß wir nicht verſtreut werden über die ganze Erde.“ Der Bau kam nicht zur Vollendung, aber groß genug war er bereits um Jehova's Unwillen zu erregen. Er verwirrt ihre Sprache und zerſtreut das Volk, ſo daß es abſteht die Stadt zu bauen. Von einer „Zerſtörung“ des Thurms, wie bei Abydenus und in anderen nicht-bibliſchen Quellen (der „Sibylle“ bei Polyhiſtor, einem Excerpiſten aus Sulla's Zeit im Joſephus), iſt nicht die Rede.

Wenn wir nun fragen: Was für einem Bau im Land Sinear oder Babylonien konnte man die Abſicht zumuthen in den Himmel zu ſteigen? ſo können wir natürlich nur an die dortigen Grabpyramiden und von Pyramiden getragenen Tempel denken. Die größte war der Belusthurm in Babylon. Er maß an ſeiner Grundfläche 600 Fuß ins Quadrat, und erhob ſich in 8 Stufen zu einer Höhe von 600 Fuß (Strabo). Seine oberſte Stufe war ein Tempel des Belus (Bel-Zeus, Planet Jupiter), und im Innerſten des Thurms lag Belus ſelbſt begraben. Es iſt jener Belus, der erſt, wie es heißt, ein Menſch war und dann ein Gott wurde — der ſterbliche Stadtgründer und Erbauer von Babylons älteſter Mauer, den man aufgehen ließ in den mittelaſiatiſchen wolkenſammelnden und blitzeſchleudernden Himmelsgott Zeus. Dieſer Zeus, den wir als Veranſtalter der Sündfluth bereits kennen gelernt, hat unter dem Namen Indra ſich nach Indien, unter dem Namen Jupiter und Thor ſich in den Weſten und Norden verbreitet. Wo er zuſammenſtieß mit dem ägyptiſchen Glaubenskreis, iſt deſſen regierendes Haupt, Oſiris, in ihn übergetreten; darum hat der helleniſche Zeus alle ſterblichen Schickſale des Oſiris an ſich hängen: Abſtammung von Kronos und Rhea, Vaterſchaft von Apoll und Artemis, Kampf mit Kronos, Kampf mit Typhon, und auf Kreta ſogar das Grab des Oſiris unter dem Namen Zeusgrab. Die Vereinigung beider Häupter ſcheint aber nicht erſt im Weſten, ſondern bereits in Babylon vor ſich gegangen zu ſeyn. Eine Fülle von urſprünglich ägyptiſchen Ideen (z. B. die Göttin Derketo, die Göttin Aſtarte, der Gott Nebo-Mercur, die Kosmogonie ꝛc.) begegnet uns auf den phöniſiſchen Küſten in babyloniſcher Umbildung wieder, und iſt, zugleich mit rein babyloniſchen Ideen (wie der Philiſtäergott Dagon, babyloniſch Oannes) in weitem Umweg bis vor die Thore Aegyptens zurückgekehrt. Daß im babyloniſchen Bel-Zeus bereits der ganze ägyptiſche Oſiris ſteckt, davon müſſen wir den Nachweis aufſparen, bis wir die Wurzel anderer bibliſchen Sagen, wie die vom Paradies, vom Baum des Lebens, von der Paradieſesſchlange ꝛc., über Babylon in ihre ägyptiſche Heimath zurück verfolgen. Hier wollen wir nur erinnern wie wenig überraſchend ein Grab im babyloniſchen Belustempel iſt, wenn derſelbe Zeus, den wir auf den Felswänden hinter Ninive mit dem Blitzbündel in der Hand und dem Planeten Jupiter auf der Mütze abgebildet finden, ſich auch auf Kreta bequemt hat ein Grab, das Grab des Oſiris, als ſein eigenes anzuerkennen. Wir könnten darnach vermuthen daß auch das Grab im Belustempel nur ein Scheingrab war. Dem widerſpricht aber die beſtimmte Nachricht daß Xerxes, der die Pyramide erbrach, den Leichnam des Belus in einem Sarkophag voll Oel ſchwimmend fand (Aelian), und es bleibt uns nichts übrig als anzunehmen: weil bereits ein ſterblicher Gott, Oſiris, in dieſem aſiatiſchen Blitz- und Himmelsgott aufgegangen, und weil man gewohnt war ſeine Oſiriſche Hälfte begraben zu denken, um ſo leichter war es auch den ſterblichen Stadtgründer Belus allmählich in ihn überzuführen, und ſtatt des Oſirisgrabs ein Belusgrab zu verehren. Ein Tempel, dem verſtorbenen Inwohner der Pyramide geweiht, ſtand nach ägyptiſchem Brauch auf der Oſtſeite an deren Fuß. Belus ſelbſt war ein Aegypter (nach Diodor), hat eine ägyptiſche Colonie ins Land gebracht, Prieſterſchaft, Sternkunde ꝛc. hier eingeführt. Was Wunder, wenn ſeine ägyptiſche Colonie freiwillig oder noch bei Lebzeiten des Zwingherrn ihm ein Grab in ägyptiſcher Weiſe zu bauen begann? Solchen Bau hatte die babyloniſche Ebene nie geſehen, er galt als Vermeſſenheit, und zog denſelben Haß der Volksſage auf ſich wie die Cheopspyramide, vermuthlich weil ganz wie dort das eingeborne Volk zum Frohndienſt gezwungen wurde.

Mag man ſich das denken wie man will, ſo viel iſt ſicher daß der Stufenthurm des Belus mit dem Tempel an ſeinem Fuß eine ägyptiſche Grabpyramide war. Auch in Aegypten konnte bekanntlich eine Pyramide in ihrer groben Stufenform bleiben (wie die große Pyramide von Sakkara), und allen, auch den zur glatten Pyramidalfläche ausgebauten, liegt jenes Gerüſt von ſechs oder acht Stufen zu Grund, und alle hatten einen Tempel an ihrem Fuß. Die ganze babyloniſch-aſſyriſche Cultur überhaupt hat ägyptiſche Grundlage. Obelisken vom größten Höhenmaß gab es in Babylon, und wir finden ſolche, wenn auch in beſcheidener Form, ſowie Sphinxe, wenn auch in aſiatiſcher Umbildung, zu Ninive. Auf den Thurmwänden der babyloniſchen Königsburg ſah man in bunter Ziegelglaſur die Rieſenbilder der Könige mit Jagd oder Krieg beſchäftigt, wie auf den Thorbaſtionen ägyptiſcher Tempel und Burgen. Die älteſte erhaltene Sculptur babyloniſchen Meißels (auf der Felswand bei Holvan am Eingang ins mediſche Gebirge) zeigt einen König der eine Reihe gefangener Feinde, kleine, gebückte Figuren, alle an derſelben Schnur, ganz wie in Aegypten, einem Sonnengott vorführt. Vergleichungspunkte aus der bildenden Kunſt beider Länder im größten und kleinſten könnten wir noch in langen Reihen

Digitized by Google

beibringen (siehe unsere „Geschichte der Kunst," Bd. I, 183 ꝛc.), nicht minder aber aus den religiösen Ideenkreisen, die gleichfalls in engster Verwandtschaft stehen. Die Kosmogonie, wie sie bereits von jenen später selber vergötterten Oannesfischen, d. h. culturbringenden ägyptischen Schiffen vor Belus' Zeit mitgetheilt wurde, ist ägyptisch. Ein Weib, die ägyptische Raumgottheit Pacht-Ilithyia, babylonisch Thalatth, wird von Bel-Kronos, dem schöpferischen Zeitgott (Aeon Protogonos der Phöniker) in der Mitte entzweigespalten, um aus der einen Hälfte dieser „Finsterniß" (des finstern Urraums) den Himmel (und den obern Raum, die ägyptische Göttin Sate), aus der unteren Hälfte die Erde (und die Unterwelt, die ägyptische Göttin Hathor) zu bilden. Bel Zeus selber, als Gewittergott, ist in Aegypten, wo es nie ein Gewitter gibt, natürlich unbekannt. Er gehört, wie bereits bemerkt, in den Kreis der asiatischen Naturgötter, und ward von Persien bis nach Latium auf unzähligen Berggipfeln verehrt. Hier zu Babel, wo er außer dem Tempel am Fuß der Pyramide auch einen auf deren Gipfel hatte — also ein Ersatz für den Berggipfel der in der mesopotamischen Ebene fehlt — ist er ein Rest jenes älteren, dem ganzen Asien gemeinsamen Religionsbodens, der in Mesopotamien durch ägyptische Geschiebe verschüttet ward. Wie viel von diesem ägyptischen Stoff er aber selber in sich aufnahm, und daß er wenigstens zur Hälfte von derselben Herkunft wie sein Vater Bel-Kronos ist, haben wir so eben, wenn auch erst vorläufig, angedeutet. Fast alle anderen Götter sind ägyptisch. Von den zwei weiblichen Figuren welche nach Diodor „auf der Höhe des Aufwegs" mit Bel-Zeus standen oder thronten, war die eine „Rhea," d. h. die ägyptische Netpe, Göttin befruchtender Gewässer und Kronidenmutter (babylonisch Ishar-Astarte), und die andere war „Hera," d. h. die ägyptische Pacht-Ilithyia, Göttin des Urraums und Schicksals (babylonisch Thalattha-Mylitta-Derketo ꝛc.), eine Figur auf welche noch die sterblichen Schicksale und Verhältnisse der Isis, wie auf Zeus die des Osiris, überzugehen hatten, um die griechische Hera fertig zu machen. Im übrigen finden wir zu Babylon die ägyptischen Götter Anubis (Nebo), Typhon (Ares-Nergal), Serapis, Arueris oder Horus den älteren (Apollon Chomäus) ꝛc., und die geflügelte Sonnenscheibe der Aegypter gleichfalls als Göttersymbol. Auch der Cultus (Einschließen eines Weibes im Gemach des Gottes, Procession mit den Götterbildern) und die Verfassung der Priesterschaft (Horoskopsteller ꝛc.) ist ägyptisch. Nach all dem kann dem Absteigen einer ägyptischen Colonie im Lande Sinear unter Belus' Führung nichts mehr im Wege stehen. Sie wird gekommen seyn auf demselben Weg wie die Oannesschiffe, d. h. durch den persischen Golf, und zwar in einer Zeit da man auch in Aegypten noch Pyramiden baute, d. h. spätestens im dritten Jahrtausend aufwärts. Die astronomischen Beobachtungen der Chaldäer reichten 1903 Jahre über Alexanders Tod hinauf, also bis ins Jahr 2226. Vielleicht ist diese Angabe ein Anhalt zur Bestimmung von Belus' Zeit, der ja die Sternkunde soll mitgebracht haben. Etwa vom selben Alter sind die letzten Pyramiden Aegyptens (die Pyramide des Labyrinths am Mörissee), eine Zeit die ihr Ende fand durch die Unterwerfung Aegyptens von Seite kanaanitischer Stämme. Dann wäre auch denkbar daß eine vor diesen Kanaanitern (den Hyksos) nilaufwärts zurückweichende ägyptische Macht genöthigt war auf dem Seeweg einen neuen, aber durch früheren Verkehr bekannten Boden, den Boden Babyloniens zu suchen. In Aegypten war eine Erinnerung an jene Auswanderung übrig, denn nach Diodor erzählten die Aegypter von jenem Belus der nach Babylon zog. Daß ein solcher Zug in den Gränzen jenes Jahrtausends nichts unerhörtes ist, beweist die phönikische Wanderung, welche noch früher, 2300 Jahre vor Herodot, in entgegengesetzter Richtung vom persischen Golf nach Kanaan stattfand, sey es durch die Oasenkette des mittleren Arabiens auf dem späteren Karawanenweg, oder, was wahrscheinlicher, auf dem Seeweg um Arabien herum und das rothe Meer herauf. Das ist der Weg den vormals die Oannesschiffe und später die Tarschischschiffe des Salomo im Verein mit den Phönikern wiederholt zurücklegten. Die Unkunde und Zaghaftigkeit von Alexanders Seeleuten, die sich nicht um Arabien herum trauten, darf uns nicht daran irre machen.

Solche Hypothesen bieten immerhin eine größere Sicherheit als alle die wir aufwenden können, wenn man fragt: Welches Trümmerstück im Felde von Babylon der Rest des Belustempels sey? Daß im Belustempel auch der babylonische Thurm der biblischen Sage enthalten sey, werden wir nicht zu bezweifeln haben. Zwar kam jener Bau nicht zur Vollendung, damals als Belus, den man darin beisetzte, noch ein Mensch war. Aber nichts steht der Annahme im Weg daß Nebukadnezar die Pyramide ausbaute und sie zum Unterbau eines Tempels für den gottgewordenen Belus machte. Vollender des Baues war Nebukadnezar unter jeder Bedingung, denn die beiden Ruinenbrocken die um die Ehre streiten können der Rest des Belustempels zu seyn, sie bestehen in ihren jüngsten Schichten beide aus Backsteinen, die mit Nebukadnezars Namen gestempelt sind.

Der eine dieser Brocken ist der vielbesprochene Birs Nimrud auf der Westseite des Euphrat, zwei Stunden südwestwärts von Hillah. Hillah, die heutige Stadt am Euphrat, liegt im Mittelpunkt des babylonischen Stadtbodens, dieses ungeheuren Vierecks, das auf jeder Seite 5 bis 6 Stunden maß, und das der Euphrat von einer Ecke zur andern, von Nordwesten nach Südosten, durchzog. Birs Nimrud, dieser größte Brocken im Ruinenbereich von Babylon und der einzige große auf der Westseite, wenn auch zwei Stunden vom Mittelpunkt entfernt, käme immer noch in die Stadt, wenn auch nahe an ihre Südwestecke zu liegen. Er ist eine dürre Kegelhöhe, gewöhnlich zu 200 Fuß Höhe geschätzt, mit Stücken alter Stufenwände, die neuerdings aufgedeckt wurden an seinen Abhängen. Zu oberst ragt ein einsamer gewaltiger Mauerpfeiler noch etwa 35 Fuß höher. Dieser Pfeiler ist von oben bis unten gespalten, so daß man hindurchsehen kann. In seinem Spalt und in den seltsam verglasten Backsteinmassen, wie sie am Fuß des Pfeilers liegen, wollte schon Benjamin von Tudela, ein Reisender des 12ten Jahrhunderts, die Wirkung des Blitzes erkennen, als Jehova herniе-

Digitized by Google

derfuhr um die Sprachen zu verwirren. Steil ist der Kegel nach allen Seiten, nur gegen Osten hat er noch eine breite, gegen 60 Fuß hohe Vorterrasse. Diese, in der Mitte durch eine breite Regenschlucht getheilt, erweitert die Grundfläche des Bergs gegen Osten fast um die Hälfte. Der Kern des Bergs, wie er am Abhang über jener Vorterrasse und in dieser selbst zu Tage tritt, ist Erde. Man hat ihn aufgebaut aus ungebrannten Erdformen, die durch Lager von Schlamm und gehacktem Stroh verbunden sind. Ganz denselben Kern zeigen manche Pyramidenstumpfe zwischen den Steinpyramiden von Memphis, waren aber eingekleidet in feste Schichtenwände von im Feuer gebranntem Backstein. Auch in den Abhängen des Birs Nimrud stoßen solche zu Tag. „Lasset uns Ziegel streichen und in Feuer brennen, und sie nahmen Ziegel zu Stein und Erdpech zu Kalk." Damit sind die schlechteren, rothen, inschriftlosen Backsteine gemeint, wie sie am untern Theil des Berges allerdings in Bitumen ruhen. Der Ausdruck: „Ziegel zu Stein und Erdpech zu Kalk," deutet an daß die Sage den Bau in Stein und Mörtel, wie er Aegypten eigen ist, allerdings für älter halte als die Bauweise zu der die Natur der babylonischen Ebene nöthigt. Aber von jenen älteren rothen Backsteinformen unterscheidet man leicht die harten, feinen, gelbrothen, die durch sehr feinen Kalk unlösbar verbunden sind, und auf ihrer, nur zerbrochen zu gewinnenden, Unterfläche einen Keilschriftstempel mit Nebukadnezars Namen zeigen. Aus solchen besteht z. B. der Mauerpfeiler auf der Höhe. Damit ist klar daß Nebukadnezar, der Erbauer des neuen Babylon, auch hier einen älteren Kern mit dessen neuestem und bestem Stufenmantel bekleidet hat (Vergleiche Fresnel im Journ. Asiat. 1853).

Das scheinen auch die Inschriften zu sagen. Im Jahr 1854 ließ Rawlinson Ausgrabungen am Birs unternehmen, nachdem die französische Expedition Fresnel-Oppert ziemlich erfolglos um denselben Berg herumgegangen war. Es gelang ihm Ecken der Stufenwände frei zu machen. Die Ausgrabung (durch Taylor, Journ. of the R. Asiat. Soc. XV.) an einem ähnlichen Pyramidenthurm, dem Thurm Mukkayar (fern südwärts in derselben westlichen Wüste, unweit vom Euphrat) hatte die Erfahrung geliefert daß in der Ecke solcher Pyramidenthürme beschriebene Thoncylinder stecken, worauf der Erbauer Rechenschaft über seinen Bau gab. Rawlinson befahl daher seinen Arbeitern keck die Ecke zu öffnen und den Cylinder herauszunehmen. Ein solcher fand sich in der That zum größten Erstaunen vor. Er lag in einem Raum den man durchs Auslassen eines einzigen Backsteins gewonnen hatte. Die Inschrift dieses Cylinders liegt uns in den Uebersetzungen von Rawlinson und Oppert vor. Wir wollen beide Deutungsversuche (Rawlinson in G. Rawlinson, Herodotus, und bei Loftus, Chaldäa and Susiana; Oppert im Moniteur, 18 Januar 1859 und Journal Asiat. 1859) neben einanderstellen, auf daß man mindestens den gegenwärtigen Stand der betreffenden Studien daraus abnehme.

Rawlinson.

Ich bin Nabu-kudurriuzur, König von Babylon, der eingesetzte Regent, er der Huldigung zollt an Merodach, Verehrer der Götter, Verherrlicher des Nabu, oberster Fürst, er, der Anbetung übt zu Ehren der großen Götter, der Unterwerfer der Ungehorsamen, Wiederherstieller der Tempel von Bit-Schaggeth und Bit-Tzida, der älteste Sohn des Nabu-paluzur, Königs von Babylon.

Siehe nun, Merodach, mein großer Herr, hat Männer von Kraft eingesetzt und hat mich veranlaßt seine Gebäude herzustellen. Nabu, der Aufseher über die Himmel und die Erde, hat darum meinen Händen das Scepter des Königthums überlassen. Bit-Schaggeth, den Palast der Himmel und der Erde für Merodach den obersten Fürsten der Götter, und Bit Kua, die Capelle seiner Gottheit, und geschmückt mit glänzendem Gold, ich habe sie ausgestattet. Bit-Tzida auch habe ich fest gebaut. Mit Silber und Gold und einer Außenseite von Stein, mit Holz von Tanne, Platane und Fichte habe ich es ausgebaut. Das Gebäude, genannt die Planisphäre, welches das Wunder von Babylon war, ich habe es gemacht und vollendet. Mit Backsteinen, kostbar gemacht durch Lapis Lazuli, habe ich seine Spitze erhöht. Siehe nun das Gebäude genannt die Stufen der sieben Sphären, welches das Wunder von Borsipa war, ward erbaut durch einen früheren König. Er hat ausgeführt 42 Klafter (Höhe), aber er vollendete nicht seine Spitze. Im Lauf der Zeit fiel es in Trümmer: sie hatten keine Sorge für den Abfluß des Wassers, so drang

Oppert.

Nabuchodonossor (Nabukudurrussur), König von Babylon, Diener des ewigen Wesens, Zeuge der unwandelbaren Gunst Merodachs, der mächtige Kaiser, der den Nebo erhebt, der Retter, der Weise, der sein Ohr neigt den Weisungen des höchsten Gottes, Statthalter der Götter, der seine Macht nicht mißbraucht, Wiederhersteller der Pyramide und des Thurms, ältester Sohn des Nabopallassar, Königs von Babylon, ich. Wir sagen:

Merodach, der große Herr, hat mich selbst erzeugt, hat mich angewiesen seine Wohnungen wieder aufzubauen. Nebo, der die Legionen des Himmels und der Erde überwacht, hat beladen meine Hand mit dem Scepter der Gerechtigkeit. Die Pyramide ist der Tempel des Himmels und der Erde, die Wohnung des Herrn der Götter Merodach. Ich habe erbaut in Gewölbform, mit reinem Gold bedeckt die Celle der Orakel, wo seine Oberherrlichkeit ruht. Den Thurm, das ewige Haus, ich habe es wieder gegründet und wieder gebaut; in Silber und Gold und anderen Metallen, in Stein, in glasirtem Ziegel, in Lentiskus und in Ceder habe ich die Herrlichkeit vollendet. Das erstere Gebäude, welches der Tempel der Stufen der Erde ist, und an welches sich knüpft die älteste Erinnerung von Babylon, ich habe es hergestellt und vollendet, in Backstein und Kupfer habe ich seinen Gipfel erhoben. Wir sagen fürs andere, welches dieses Gebäude hier ist: Der Tempel der sieben Lichter der Erde, an welchen die älteste Erinnerung von Borsippa sich knüpft, ward erbaut durch einen alten König (man zählt von da 42 Menschenalter), aber er erreichte nicht den Gipfel. Die Menschen hat-

Digitized by Google

Regen und Feuchtigkeit in den Backsteinbau. Die Verkleidung von gebrannten Backsteinen bog aus; die Terrassen von ungebrannten fielen zerbröckelt in Haufen; da bewog Merodach, mein großer Herr, mein Herz das Gebäude wiederherzustellen. Ich veränderte nicht seinen Platz, noch zerstörte ich seine unterste Platform, aber in einem glücklichen Monat, an einem günstigen Tag, unternahm ich den Wiederbau der Erdformterrassen und die Verkleidung des Tempels mit gebranntem Backstein. Ich verstärkte seine Grundvesten und legte nieder eine ausdrückliche Urkunde in den Theil den ich wieder gebaut. Ich legte meine Hand an es aufzubauen und seinen Gipfel zu erhöhen. Wie er gewesen in alten Zeiten, so führte ich den Bau empor; wie er gewesen in früheren Tagen, so hoch machte ich seine Spitze. Nabu, der Kräftiger seiner Kinder, er der den Göttern (?) dient, und Merodach, der Unterstützer der Obergewalt, mögen sie sorgen daß mein Werk für immer bestehe! Möge es dauern durch die sieben Alter, und möge die Festigkeit meines Thrones und das Alter meines Reiches sicher gegen Fremde und siegreich über alle Feinde fortwähren bis ans Ende der Zeit. Unter der Aufsicht des Regenten, welcher waltet über den Sphären von Himmel und Erde, möge die Länge meiner Tage vorübergehen in gebührendem Gang. Ich rufe Merodach an, den König von Himmel und Erde, daß dieses mein Werk möge bewahrt werden für mich unter deiner Sorge in Ehre und Achtung. Möge Nabu-kuduriuzur, der königliche Baumeister, bleiben unter deinem Schutz.

ten ihn verlassen seit den Tagen der Sündfluth, in Unordnung vorbringend ihre Worte. Erdbeben und Donner hatten erschüttert den ungebrannten Backstein, hatten gespalten den gebrannten Backstein der Bekleidung. Der rohe Backstein der Wandmasse war zerbröckelt und bildete Hügel. Der große Gott Merodach hat veranlaßt mein Herz ihn wieder zu bauen. Den Ort habe ich nicht verändert, noch den Eckstein verletzt. Im Monat des Heils, an glücklichem Tage, habe ich durchbrochen mit Arcaden den ungebrannten Backstein der Wandmasse und den gebrannten der Bekleidung. Ich habe hergestellt die Rampe, die außen herumwendet. Ich habe geschrieben den Ruhm meines Namens in die Friese der Arcaden. Ich habe Hand angelegt um wieder zu bauen den Thurm und den Gipfel aufzuführen. Und wie er vormals seyn sollte, so habe ich ihn wieder begründet und wieder gebaut. Wie er seyn sollte in entfernten Zeiten, so habe ich den Gipfel aufgeführt. Nebo, der du dich selber erzeugst, höchste Einsicht, Herr, der du erhöhst Merodach, sey ganz und gar günstig meinem Ruhm. Bewillige mir Verlängerung meines Lebens bis zu entfernten Tagen, siebenfache Fruchtbarkeit, Festigkeit des Throns, Sieg des Schwertes, Bändigung der Rebellen, Eroberung der feindlichen Länder. In den Colonnen der ewigen Tafel, welche die Schicksale von Himmel und Erde bestimmt, zeichne ein den glücklichen Lauf meiner Tage, schreibe die Fruchtbarkeit dort ein ꝛc. Ahme nach, o Merodach, König des Himmels und der Erde, den Vater der dich erzeugt hat, segne meine Werke, halte meine Herrschaft. Möge Nebukadnezar, der die Ruinen aufbaut, vor deinem Angesicht bleiben!

Wir sehen, beide Uebersetzungen stimmen hinreichend überein, um einiges Vertrauen in das verzweifelt schwere Geschäft der Entzifferung zu erwecken. Wo sie von einander abweichen, empfiehlt sich die Uebersetzung Rawlinsons durch den nüchternen Sinn, während die von Oppert abenteuerliche Dinge enthält. Oppert trennt den Belustempel oder babylonischen Thurm von der Grabpyramide des Belus, und verfolgt beide Anlagen (Bitzida und Bitsagga) noch durch eine Reihe von Inschriften. Den Belusthurm erkennt er in Birs Nimrud, die Beluspyramide im Berg „Babel," der auf dem andern, dem östlichen Euphratufer nördlich von Hillah und fast ebenso entfernt von diesem einstigen Mittelpunkt der Stadt, unweit vom Eintritt des Euphrat in das einstige Mauerviereck liegt. Dort, auf jenem östlichen Euphratufer, von Hillah aufwärts oder nordwärts, lagern in mäßiger Entfernung hinter einander drei große Schutt- und Ruinenhügel: Amran-Ibn-Ali (vormals hängende Gärten), Kasr (vormals Nebukadnezars große oder neue Burg), und „Babel," ein ziemlich vierseitiger und an einer Ecke bis 140 Fuß hoher Terrassenklotz, den man bis dahin für eine Citadelle am dortigen nördlichen Eingang in das besonders umschanzte Palastgebiet Nebukadnezars nahm. Diesen Berg Babel nimmt Oppert für die angeblich von Xerxes zerstörte Pyramide des Belus, die nach Strabo 600 Fuß in die Breite, Tiefe und Höhe soll gemessen haben. Wir haben aber durchaus kein Recht den Stufenthurm des Belus und die Stufenpyramide des Belus für zweierlei zu halten. Von zwei Bauten derselben unerhörten Größe ist bei den Alten niemals die Rede. Es wäre räthselhaft, wie Herodot dazu käme den Belusthurm zu nennen ohne von der Pyramide etwas zu wissen, und wie Strabo dazu käme nur von der Pyramide zu sprechen ohne vom Thurm etwas zu wissen. Wir haben gesehen wie durch die Bedeutung des Herodotischen Belusthurms als Grabpyramide auch der Tempel sich erklärt, der nach ägyptischem Brauch gegenüber ihrem Fuß stand. Beide sind also eins und dasselbe, ob man sie Thurm oder Pyramide nennt, denn andere Thürme als Stufenthürme, und andere Pyramiden als Stufenpyramiden hat es in Babylonien und Assyrien nicht gegeben.

(Schluß folgt.)

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

(Nach dem Englischen.)

Es war zu Ende Aprils vorigen Jahres, als ich mich im Hafen von Marblehead (Staat Massachusetts) der Mannschaft des Rhody Carter einreihen ließ, eines jener kleinen, zum Fischfang an den Neufundlandsbänken bestimmten Schooners oder sogenannten „Bankers," wie sie alljährlich zu Hunderten

Digitized by Google

aus den amerikanischen Häfen auslaufen. Die Bemannung des Fahrzeugs bestand außer dem „Skipper," Capitän Clapp, aus zehn meist jungen, frischen, fröhlichen Burschen, sämmtlich tüchtigen Fischern, deren Gesellschaft eine heitere Fahrt versprach, und einem schwarzen Koch, dessen eines fehlendes Bein durch einen hölzernen Stelzfuß so gut als möglich ersetzt wurde. Ich meinestheils war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, und die achtzehn unter der glühenden Sonne verlebten Monate hatten mir blauen Himmel und tropische Zephire so gründlich verleidet, daß schon der Anblick meines Panama-Hutes, meiner Nankinghosen oder eines Bambusstockes ein unangenehmes Gefühl und die lebhafteste Erinnerung an warmes Trinkwasser, Alligatoren und müd aussehende Hindus in mir wachrief. Augenblicklich war meinen erschlafften Nerven frische, kühle Luft nöthig, und wenn es nicht anders seyn konnte, hätte ich arktische Kälte der verzehrenden Hitze jener südlichen Himmelsstriche vorgezogen. Ich sah also einem mehrmonatlichen Aufenthalt in nördlichern Gegenden mit wahrer Freude entgegen.

Wir verließen den Hafen am 1 Mai in Gesellschaft mehrerer anderen „Bankers," die, wiewohl vergeblich, jede Handbreit Segel aufsetzten um den Rhody-Carter zu überholen. Unser Fahrzeug war nämlich als vorzüglicher Segler bekannt, und obgleich es zu Zeiten gut seyn mag solang als möglich in Gesellschaft zu bleiben, so zogen wir doch in diesem Falle vor unsern Weg allein zu verfolgen, und noch bevor die Nacht einbrach hatten wir unsere Gefährten weit hinter uns gelassen. Der Wind war uns günstig, und nach kurzer Fahrt zeigten die Nebel, welche uns bei nach Nordwest umspringendem Winde gänzlich einhüllten, daß wir uns dem Ort unserer Bestimmung näherten. Unsere erste Absicht war gewesen nach der südlichen Küste von Neufundland zu segeln und unser Glück unterhalb Cap Race's zu versuchen, bei näherer Ueberlegung aber änderte der Capitän seinen Plan, und beschloß der südlichen Spitze der „großen Bank" zuzusteuern, die wir denn auch bald erreichten.

Diese sogenannte „große Bank," welche südöstlich von der Insel Neufundland und nur durch einen schmalen Canal von dieser getrennt liegt, dehnt sich nach Süden und Norden hin in einer Länge von ungefähr 600 englischen Meilen aus, während sie von Osten nach Westen etwa 200 Meilen breit ist. Ihre Form hat sich bis jetzt nicht genau feststellen lassen, doch aber scheint aus den vorgenommenen Messungen hervorzugehen daß sie in ihren Umrissen der benachbarten Insel Neu-Schottland ähnlich ist. In südlicher Richtung verläuft sie in eine schmale spitzige Zunge, deren Ufer schroff abfallen und an einigen Punkten von unergründlichen Tiefen umgeben sind. Diese große Bank, sowie die Petersbank, die Bank Queran und das Flemish-Cap sind während der wärmern Jahreszeit mit einem ungeheuern Reichthum von Fischen aller Art gesegnet, unter denen die Kabeljaus oder Stockfische am zahlreichsten vertreten sind. Sie erscheinen in solcher Menge, daß mehrere hundert amerikanische, französische und englische Schiffe, die seit zwei Jahrhunderten alljährlich an den Neufundlandsbänken zum Fischfang eintreffen, ihre Zahl nicht haben vermindern können. Und dieser Reichthum an Fischen ist nicht allein auf die Bänke beschränkt, sondern erstreckt sich in gleicher Weise über die Küsten der Inseln Neufundland, Nova Scotia und des Cap Breton, wo der Fisch überall den sandigen Boden findet den er liebt. Im Winter scheint er sich in tieferes Wasser zurückzuziehen, im März und April aber kommt er zurück.

Den verschiedenen Theorien und Vermuthungen über die Entstehung der großen Bank zu folgen, kann hier nicht meine Aufgabe seyn. Einige nehmen an daß sie eine ungeheure durch ein Erdbeben in ihren Grundvesten erschütterte und dann versunkene Insel ist, andere hingegen glauben daß sie ihre Entstehung einer Anschwemmung von Sand verdankt den der Golfstrom mit sich führt, und der sich hier durch die Begegnung mit den nördlichen Strömungen aufgestaut hat. Mir meinestheils scheint die letztere Annahme die wahrscheinlichere, denn an der ganzen Küste von Neubraunschweig und Neuschottland läßt sich eine stete Erhebung des Bodens nachweisen, so daß Bayen und Canäle die vor zwanzig Jahren noch schiffbar waren, jetzt auch für die kleinsten Fahrzeuge nicht mehr hinreichende Tiefe besitzen.

Am fünften Tag unserer Fahrt erreichten wir die südliche Spitze der Bank. Die See ging ziemlich hoch; über uns hieng eine Schicht Wolken, so schwer und tief daß es schien als sollte sie die Mastspitze des Rhody-Carter berühren, und der Nebel war so dicht geworden, daß man in einiger Entfernung nichts mehr zu erkennen vermochte. Hier lagen wir für einige Stunden still, und warfen nur von Zeit zu Zeit eine Handvoll Futter aus, um einen etwa vorüberkommenden Zug Fische anzulocken. Allem Anschein nach hatten wir in der Nähe eines andern Schiffes beigelegt, denn wir hörten bald von der Leeseite die Schläge einer Axt, wahrscheinlich die des Koches eines unsichtbaren Stockfischbootes, der sein Feuerholz spaltete.

„Schooner aho!" rief unser Capitän aufs Gerathewohl.

„Helloh!" antwortete eine Stimme aus dem Nebelmeer.

„Wie steht's mit dem Fischfang?"

„Erträglich. Was für ein Fahrzeug ist das?"

„Rhody-Carter von Marblehead. Was für ein Schooner?"

„Mary Jane von Gloucester."

Unser unsichtbarer Nachbar setzte seine Fragen noch eine Weile fort, aber plötzlich wurden sie durch den Ausruf: „Holla ho" unterbrochen, und in demselben Augenblick hörten wir das Klatschen gefangener Fische auf seinem Deck. Jedenfalls hatte sich ein Zug Stockfische genähert, und unsere Nachbarn waren in voller Arbeit. Im nächsten Augenblick befand sich auch unsere bis dahin schweigende Mannschaft in voller Bewegung.

„Nieder mit dem Anker! Wir sind mitten unter ihnen, Burschen. Die Haken ins Wasser!" rief der Capitän, und jeder sprang an die Arbeit.

„Hurrah, der erste Fisch!" schrie einen Moment später ein alter Matrose, der bereits seine Angelschnur ausgeworfen hatte, und einen mächtigen fetten Kabeljau über die Brüstung auf das Verdeck zog. Wir andern hielten uns nicht lange

Digitized by Google

damit auf die Beute zu bewundern, sondern streiften unsere Aermel auf und giengen ans Werk.

Jeder Mann hat dabei sein bestimmtes Revier oder seine Station, d. h. 3½ Fuß Raum an der Brüstung und einen Platz auf dem Deck für seine aufgerollte Angelleine und seinen Fang. Die Brustwehr unseres Fahrzeugs war drei Fuß hoch, und wir lagen darüber hinausgebeugt, um die Leinen hinabzulassen, und fast unmittelbar darauf mit einem Fische wieder heraufzuziehen. Die Angelschnuren sind so lang daß die Haken den Boden erreichen, d. h. 30—40 Faden, denn der Kabeljau schwimmt nicht wie viele andere Fische, z. B. die Makrele und der Häring, ziemlich an der Oberfläche des Wassers, sondern hält sich gewöhnlich in bedeutender Tiefe auf.

Als Lockspeise werden Stückchen Tintenfisch oder eine Art kleiner eingesalzener den Krabben ähnlicher Schalthiere gebraucht, die man an den Küsten von Virginien und Neu-England findet. Der Tintenfisch ist indessen selten, und man benutzt ihn deßhalb meist nur Nachts. Zuweilen bedient man sich auch des Härings als Köder, und wenn es an anderer Lockspeise fehlt, nimmt man Stückchen vom Bauche des Kabeljau selbst, die bei der Salzwasseraristokratie als Leckerbissen zu gelten scheinen.

Die Scene auf einem guten Fischplatz ist eine ungemein belebte. Der Stockfisch ist, besonders im Frühjahr, mit ungeheuerm Appetit gesegnet, und stürzt gierig auf den ihm vorgehaltenen Köder. In demselben Moment wird die Angelschnur angezogen, und das Opfer der Gefräßigkeit erscheint in wenigen Augenblicken über der Oberfläche des Wassers. Ist der Fisch zu schwer für die Kraft eines einzelnen Mannes, oder traut man dem Haken und der Schnur nicht die gehörige Haltbarkeit zu, so ruft der glückliche Fischer seinen „chum," d. h. Nachbar zu Hülfe, und dieser schlägt dem Thiere, sobald es sichtbar wird, einen an einer Stange befestigten, starken, eisernen Haken in den Leib, und hißt es auf diese Weise sorgfältig an Bord. Das gewöhnliche Gewicht eines Stockfisches beträgt ungefähr 14 Pfund, doch sind sie auch schon in der Schwere von mehr als 50 Pfund gefangen worden.

Als wir anfänglich an die Arbeit giengen waren wir der eisig kalten Luft wegen nicht nur in unsere dicksten Jacken gekleidet, sondern trugen darüber auch noch getheerte Lootsenanzüge, um uns vor dem sogenannten „schottischen Nebel" zu schützen, welcher die Kleider schneller durchnäßt als wirklicher Regen. Aber das schnelle Auswerfen und Heraufziehen des Hakens, die wirklich tigerartige Behendigkeit mit welcher jeder von uns es seinem Nachbar zuvorzuthun suchte, machte uns bald warm, und es dauerte nicht lange, so wurde ein Stück des warmen Zeugs nach dem andern abgeworfen, bis wir endlich in bloßen Hemdärmeln dastanden. Wir arbeiteten dem Sprüchworte getreu daß man das Eisen schmieden soll solang es warm ist, oder, wie es der Fischer übersetzt: „Fische fangen solange sie beißen," ohne Unterbrechung bis gegen 3 Uhr Nachmittags, wo dann eine solche Masse von Kabeljaus auf dem Deck aufgehäuft lag, daß der Capitän Befehl ertheilte aufzuhören und an das Spalten und Einsalzen zu gehen.

Dieses Geschäft wird auf langen Planken vorgenommen die mit beiden Enden auf Tonnen liegen und so einen schmalen Tisch bilden. Jeder Mann schneidet dann vorerst den Fischen die er gefangen hat die Zungen aus, nach deren Ziffer die Zahl der Fische berechnet wird, dann theilt sich die Mannschaft in die Arbeit.

Zuerst nimmt der „Throater" (Gurgelabschneider) den Fisch, schneidet mit einem spitzigen zweischneidigen Messer den Schlund durch bis auf den Knochen, schlitzt dann den Bauch des Thieres auf, und schiebt es unverzüglich dem „Header" (Kopfabschneider) zu, der mit einem einzigen Ruck den Kopf vom Rumpfe trennt, aus diesem die Eingeweide herausreißt und den Fisch dann dem „Splitter" (Spalter) zuwirft. Dann wird mit einer raschen Handbewegung die Leber, die den bekannten Leberthran liefert, von den Eingeweiden getrennt und beiseite in eine Tonne gelegt, ferner die Blase, die nebst der Zunge als besondere Delicatesse eingesalzen wird, dann fliegt das übrige über Bord. Der Spalter trennt mit einem blitzschnellen Zuge des Messers den Fisch vom Kopf bis zum Schwanz in zwei Theile, löst mit einem zweiten Zuge den Rückgrat von dem Fleisch, und schleudert ersteres mit der einen Hand über Bord, während er das letztere mit der andern Hand dem Wäscher zuschiebt. Die Geschwindigkeit mit der alles dieß geschieht, ist so groß daß ein guter Arbeiter oft sechs Fische in der Minute spaltet. Von jedem Mann der sich für einen Banker anwerben läßt, setzt man übrigens voraus daß er in irgendeiner dieser Arbeiten Uebung hat, und es ist kaum möglich daß sich eifrige Kricketspieler die Palme des Ruhmes mit größerm Ernst streitig machen als die Fischer sich bei dieser Arbeit den Rang abzulaufen suchen.

Nachdem der Fisch in frischem Seewasser sorgfältig abgespült ist, geht er in die Hände des „Salzers" über und von diesem in die des „Packers." Das Geschäft des Salzers gehört zu den wichtigsten, denn von seinem richtigen Blick und seiner Sorgfalt hängt zum großen Theil der Werth des Kabeljau und folglich der Ertrag der ganzen Reise ab. Er nimmt die Fische einen nach dem andern, bestreut sie mit Salz und schichtet sie, die Rücken nach oben gekehrt, übereinander. Der „Packer" endlich verpackt sie sorgfältig in Tonnen. Das Amt des Packers, auf dessen Geschick eben so viel ankommt wie auf das des Salzers, wird stets den Erfahrensten der Mannschaft übertragen.

Während wir eifrig bei der Arbeit waren, blieben unsere Nachbarn am Bord der Mary-Jane nicht müßig, und auch von andern Punkten her hörten wir das Lachen und Plaudern der Mannschaften von Schiffen, die uns im Nebel unsichtbar blieben. Es hatte etwas befremdendes, ich möchte fast sagen geheimnißvolles, sich einen ganzen Tag in der Hörweite von Menschen zu befinden die wir eben so wenig zu sehen vermochten, wie sie uns sahen. Mit Einbruch der Nacht wurde der Nebel noch dichter, so dicht daß wir kaum fünf Fuß vor uns sehen konnten. Von den Raaen und Stangen fielen die Tropfen nieder wie dichter Regen, und das Meer lag lautlos und glatt wie ein Spiegel unter uns. Der Anblick des Oceans in diesen hohen nördlichen Breitegraden hat bei Windstille

Digitized by Google

etwas so eigenthümlich bedrückendes und schwermüthiges, daß es des ganzen frischen Seemannshumors bedarf um dem deprimirenden Einfluß dieser Erscheinung zu widerstehen. Tagelang ist zuweilen die Stille durch nichts unterbrochen als durch das Plätschern eines aufschnellenden Fisches oder das Geschrei eines Seevogels, der über den grauen, glasigen Wasserspiegel hinflattert, und hier und da verräth ein dunklerer oder hellerer Fleck auf der todten Fläche daß einer oder der andere dieser Segler der Lüfte ein vorübertreibendes Stück Holz zum Ruheplatz gewählt hat. Zuweilen zerreißt der über dem Ocean hängende undurchdringliche Nebelschleier auf einen Augenblick, und läßt die verschwimmenden Umrisse eines fernen Schiffes sichtbar werden, oder die plötzlich veränderte Temperatur verräth daß die Strömung ungeheure Eismassen aus den Polarmeeren nach dem Süden trägt — sonst unterbricht nichts die graue trostlose Eintönigkeit.

Einer der alten Bankers prophezeite indessen ein baldiges Ende dieser Stille, und wirklich erhob sich gegen 10 Uhr Abends von Osten her eine starke Brise, die gegen Mitternacht nach Nordost umschlug. Die See gieng außerordentlich hoch. Ich meinestheils hatte schon oft genug Seestürme erlebt, doch stets in großen starken Schiffen, während der Rhody-Carter nichts war als eine Art Schaluppe, über deren Brustwehr man fast mit der Hand ins Wasser reichen konnte. Aber das kleine Fahrzeug schwamm wie eine Ente, und hätte es nicht geregnet, so wäre das Deck kaum naß geworden. Wir hißten bei einbrechender Nacht eine Signallaterne auf, stationirten eine Wache mit dem Allarmhorn auf dem Deck, um etwa in der Nähe kreuzende Fahrzeuge zu warnen, legten uns dann zur Ruhe, und schliefen trotz Sturm und Wetter bald den Schlaf der Gerechten.

Ich erwachte gegen Morgen. Das Wasser brauste und gurgelte nur wenige Zoll von meinem Kopf, und zugleich schien es mir als ob der Schooner in heftigerer Bewegung wäre als früher. Die Sicherheit welche das schwache Fahrzeug bot, schien mir im Vergleich zu der auf einem gut gekupferten Indienfahrer nicht eben befriedigend, und ich stand deßhalb auf und begab mich auf Deck. Die Brise war nachgerade zum Sturm geworden, und ein Schauer von Wellenschaum peitschte mich wie Hagelkörner ins Gesicht, sobald ich den Kopf aus der Luke steckte.

Der Rhody-Carter machte indessen seinem Ruf Ehre. So oft ein Wasserberg mit weiß leuchtendem Kamm heranrollte und das kleine Fahrzeug zu überfluthen drohte, gewann das Schiff sicher und leicht den Gipfel der Woge, um gleich darauf eben so sicher und anmuthig wieder mit ihr in die Tiefe zu sinken. Der Sturm brauste heulend durch das Takelwerk, und der Nebel hieng wie ein schwarzer Mantel über uns, so dick und dicht daß sich selbst die Spitzen unserer Masten, die bei dem heftigen Stampfen des Schiffes phantastische Figuren in der Luft beschrieben, nur mit Schwierigkeit zu bewegen schienen. Nur das phosphorescirende Licht der Wogenkämme erleuchtete dann und wann die Scene.

Der Capitän stand mit ziemlich düsterer Miene am Compaßhäuschen, und hatte mich eben zu sich gewinkt um mir seine Bemerkungen über das Wetter mitzutheilen, als plötzlich von der Luvseite eine gespenstige Form aus dem Nebel auftauchte. Die geübten Augen des Skippers erkannten sogleich einen unserer unsichtbaren Nachbarn, und im nächsten Augenblick waren auch bereits seine Raaen und Maste mit dem flatternden dreieckigen Sturmsegel sichtbar.

„Sie treiben vor Anker, das Kabel ist gerissen!“ rief Capitän Clapp mit Stentorstimme. „Holla ho, Burschen,“ schrie er im nächsten Augenblick in den Schlafraum der Mannschaft hinab, „der Duxburry treibt.“

Alle Hände waren sogleich auf Deck, und aller Augen schauten der Gefahr entgegen die uns durch einen Zusammenstoß mit dem treibenden Schiff bedrohte, glücklicherweise aber auch nur bedrohte, denn eine Minute später schoß das Fahrzeug an uns vorüber und war in wenig Augenblicken im Nebel verschwunden. Es war nahe genug daß wir den Wind durch die Wanten pfeifen hören konnten, merkwürdigerweise aber sahen wir kein lebendes Wesen am Bord. Ob der wachthabende Matrose hinuntergegangen war um die Mannschaft zu wecken, oder ob man die Sorglosigkeit soweit getrieben hatte gar keine Wache auszustellen, und die Bemannung des Schooners noch im tiefen Schlaf lag ohne zu wissen was geschehen war, haben wir niemals erfahren.

Der Sturm war jetzt so heftig geworden, daß, obgleich der Rhody-Carter alle meine Erwartungen übertraf, dennoch jeden Augenblick eine Sturzsee das Hintertheil des kleinen Fahrzeugs zerschmettern und uns den sichern Untergang bereiten konnte — ein Fall der in diesen Gewässern eben nicht zu den Seltenheiten gehört. In Marblehead, das vorzugsweise von Fischerfamilien bewohnt wird, ist jede dritte Frau Wittwe eines Mannes der auf diese oder ähnliche Weise seinen Tod gefunden hat. Zuweilen gießen die Fischer an den Neufundlandbänken, wenn sie einen Sturm vor Anker auszuhalten haben, Oel ins Meer um die Gewalt der Wogen zu brechen. Im Golf von St. Lorenz, wo die See sehr gefährlich ist, pumpen die Seehundjäger oft das mit Thran vermischte Wasser aus dem Kielraum ihres Schiffes in die aufgeregte Fluth, um sie zu beruhigen. Eine Thatsache die jeder „Banker“ kennt, ist übrigens daß sich bei einem Sturm die Nähe großer Kabeljauzüge stets durch zeitweiliges Eintreten ruhigen Wassers anzeigt — eine Folge der öligen Substanz, die der Fisch von sich gibt, wenn er im Wasser unter einem Schiff hinzieht.

Endlich brach der Tag an, der Wind lüftete den Nebelschleier ein wenig, und wir konnten jetzt eine kleine Flotte von etwa 12 Stockfischbooten erblicken, die im Umkreise von einer oder zwei engl. Meilen vor Anker lagen, und sich mit den Wogen senkten und hoben, so daß sie sich zuweilen unsern Blicken gänzlich entzogen, während sie in der nächsten Minute mit ihren kahlen Masten und Raaen wieder sichtbar wurden. Der Sturm währte den ganzen Tag, wurde aber in der Nacht schwächer, und als wir am folgenden Morgen keine Fische auf unserm Ankergrund fanden, brachen wir auf um einen anderen Platz zu suchen.

Digitized by Google

Während dieses Kreuzens nach Fischplätzen ist nur der Capitän des Bankers in fortwährender Thätigkeit. Er steht von früh bis spät am Steuer, oder sondirt die Tiefe des Wassers und sucht so genau als möglich festzustellen unter welchen Breitegraden sein Fahrzeug täglich segelt. Die Mannschaft hingegen hat fast nichts zu thun als die Schnuren und Haken auszubessern, zu essen, zu trinken und zu schlafen. Man bringt die Zeit damit hin Pfannkuchen und Pasteten zu backen, bei denen freilich der Koch das beste thun muß, Geschichten zu erzählen oder, wie es der Seemann nennt, „Garn zu spinnen," Karten zu spielen, zu rauchen und reihum die Zeitungen und Bücher zu lesen, die der eine oder andere von der Mannschaft für solche Zeiten etwa in seinem Kasten hat.

Bei alledem gehen die Stunden ziemlich träge hin, die Zeit scheint Blei an den Füßen zu haben, und da der pecuniäre Vortheil der „Hände" fast stets von dem Erfolge der Reise abhängig ist, so ist eine solche mehrtägige Ruhezeit wohl geeignet die Geduld der Mannschaft und die Richtigkeit des Sprüchworts: „Wer flucht, fängt keine Fische," auf die Probe zu stellen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ausdauernde Typen animalischen Lebens. Ueber dieses Thema hat Prof. Huxley in der Royal Institution eine Rede gehalten. Er erläuterte seiner Zuhörerschaft was unter geologischer Zeit, unter den Formen thierischen und pflanzlichen Lebens zu verstehen sey die man in den tiefsten Strata oder Schichten der Erdkruste gefunden habe, und von denen man glaube daß sie am frühesten geschaffen worden. Es sey, bemerkte er, die wachsende Ueberzeugung der Geologen daß die merkwürdigen Veränderungen in der Erdkruste nicht von einer gewaltsamen rapiden Thätigkeit, wie frühere Beobachter angenommen, sondern von der Wirksamkeit sanfter sehr lange Zeitläufte hindurch thätiger Kräfte herrührten, wie man jetzt an dem langsam sich vorschiebenden Gletscher-Eis und den langsam wachsenden Korallen-Riffen sehe. Er sey auch der Ansicht daß die Paläontologen die Zahl der als ausgestorben betrachteten Thiere höchlich übertrieben hätten. Nach langer Forschung sey er zu dem Schlusse gelangt daß von 120 Ordnungstypen von Thieren nur acht oder neun Typen ausgestorben seyen, und mit Dr. Joseph Hooker, dem ausgezeichneten Botaniker, glaube er annehmen zu dürfen daß von den 120 Ordnungstypen von Pflanzen nicht eine einzige fehle. Professor Huxley belegte seine Ansichten mit Beispielen aus allen Gebieten des Thierreichs — von den Polyzoa bis hinauf zu den Wirbelthieren — von welchen allen man Exemplare in sehr tiefen Schichten gefunden habe. Er glaube daher nicht daß zwischen dem Aussehen der Erde in frühen geologischen Zeiten und dem in unserer Zeit ein viel größerer Unterschied bestehe als jetzt zwischen den verschiedenen Gegenden des Erdballs. Er bemerkte schlüßlich: die geringe Veränderung in den ausdauernden Typen thierischen und pflanzlichen Lebens scheine ihm „anzudeuten daß jede nur das Ergebniß einer ungeheuren Reihe vorhergehender Formveränderungen sey, die in ihrer Gesammtheit vielleicht auf ewig uns verborgen bleiben werden in dem Abgrund einer vorgeologischen Zeit." (Illustrated London News.)

*

Diamanten. Hr. W. Pole hat dem Macmillan's Magazine eine hübsche Abhandlung über Diamanten mitgetheilt, die auf anziehende Weise die Oekonomie und die Eigenthümlichkeit dieses Königs der Edelsteine erläutert. Das Diamantenschneiden geschieht heutigen Tags fast ausschließlich von Juden in Amsterdam, wo große Diamanten-Mühlen errichtet worden sind, und man hat berechnet daß von den 28,000 Personen jüdischen Glaubens, welche in dieser Stadt leben, 10,000 mittelbar oder unmittelbar an diesem Industriezweig betheiligt sind. Eines der größten Etablissements ist das der HH. Coster, in der Zwanenburg Straat, die zum Treiben ihrer Maschinen Dampfkraft verwenden, und 200 bis 300 Hände beschäftigen. In den brasilischen Bergwerken hat man kürzlich eine merkwürdige Substanz gefunden: man nennt sie „Carbonado, oder amorpher Diamant; sie ist eine Art Zwischenstufe zwischen Diamant und Holzkohle, und besitzt die Härte des erstern neben dem schwarzen gleichförmigen Charakter der letztern. Eine genaue Untersuchung zeigt merkwürdige Spuren eines Uebergangs von dem einen Zustand in den andern, und man glaubte daß eine fernere Untersuchung dieser Substanz zu etwas besserer Einsicht, als wir sie gegenwärtig besitzen, in Betreff der chemischen Beschaffenheit der Veränderung führen werde. Man hat kürzlich eine sehr merkwürdige Entdeckung gemacht, daß nämlich das chemische Element Boron, die Basis der gemeinen Substanz Borax, sich durch ein eigenthümliches Verfahren in durchsichtigen Krystallen herstellen läßt, welche die hohe Refractionskraft des Diamanten und eine eben so große, wo nicht größere Härte besitzen. Bis jetzt sind die erzeugten Krystalle noch zu klein gewesen um im Handelsverkehr Werth zu haben; allein es ist sehr möglich daß sich die Entdeckung später als von sehr großem Belang erweisen wird.

*

Der Magnet und das Erdbeben. Die Japanesen haben entdeckt daß wenige Secunden vor einem Erdbeben der Magnet zeitweilig seine Kraft verliert, und scharfsinnig ein leichtes Gerüst gebaut das einen Huseisen-Magnet trägt, unter welchem sich ein Becher von Glockenmetall befindet. An der Armatur hängt ein Gewicht, so daß, wenn der Magnet paralysirt wird, das Gewicht niederfällt, an den Becher schlägt und ein Allarmzeichen gibt. Jedermann im Hause sucht dann, um sich zu retten, das Freie zu gewinnen.

(Yearbook of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 26. Augsburg, 23 Juni 1861.

John Macdonald Stuarts Entdeckungsreise ins Innere Australiens (1860).

(Aus Chambers's Journal.)

Bis zum Ende des Jahrs 1859 hatte man von allen Küstenstrichen dieses großen Continents aus unzählige Anstrengungen gemacht nicht nur um das bereits bekannte Gebiet besser kennen zu lernen, sondern auch um ins Innere einzudringen. Sir Thomas Mitchell, Leichardt und andere haben ihre Forschungen von der Sydney-Seite aus begonnen; die Brüder Gregory von der westlichen oder dem Swan-River-Bezirk; Stuart und Eyre von der südlichen oder den Küsten des Meerbusens von St. Vincent aus, während der ältere Gregory dem Victoria-Fluß von seiner Einmündung ins Meer an der Nordwestküste rückwärts bis selbst zu den Quellen desselben folgte. Die Wege aller dieser Reisenden zogen sich am Saum der Küstenlinie hin und giengen ein wenig landeinwärts, allein alle diese Männer kehrten mit der gleichen Erzählung zurück: ihr Weiterkommen sey gehemmt durch öde Wüsten und wasserleere Gegenden. Keiner hatte uns bis jetzt die Geheimnisse dieses unbekannten Centrallandes enthüllt, oder es gewagt dessen Oberfläche mit Strömen und Bergen auf einer Karte zu verzeichnen, bis in der Mitte des letzten Jahrs Stuart und seine beiden Gefährten nicht nur das Centrum erreichten, sondern ihren Weg auch noch bis auf hundert Meilen von der Nordküste fortsetzten. Diese unerschrockenen Forscher haben sich besonders ausgezeichnet, da sie sich nicht bloß den Ruhm erwarben die ersten zu seyn welche Australien seiner ganzen Breite nach durchwanderten, sondern auch weil sie auf der Oberfläche der Erde keine ähnliche Strecke Landes übrig gelassen haben auf welcher künftige Reisende es ihnen gleich thun oder sie übertreffen könnten. Ausgerüstet mit dreizehn Pferden und Mundvorrath auf drei Monate, blieb Stuart vom 2 März bis 3 Sept. aus, besuchte zu verschiedenenmalen diesen Punkt, welchen der Ehrgeiz so vieler Männer zu erreichen gestrebt, das Centrum des Continents, und durchwanderte dreitausend Meilen eines unerforschten Gebiets. Sein Tagebuch (dem wir unsere Auszüge entnehmen) ist in jenem einfachen nur das Thatsächliche ins Auge fassenden Styl geschrieben, wie er von einem Manne zu erwarten ist der den größten Theil seines Lebens an den Endpunkten der Civilisation zugebracht hat, und obgleich er uns gränzenlose Strecken Weidelandes schildert, thut er doch mit keinem Worte der physischen oder naturhistorischen Wunder Erwähnung die man Australien so lange zugeschrieben hat.

Am 2 März von Chambers's Creek, das unter 30° südlicher Breite und 137° östlicher Länge liegt, aufbrechend, schlug er die Richtung nach Nordwesten ein, und kam in Zeit von drei Wochen an zwei herrliche Creeks, die Reales- und die Myall-Creek, welche beide westwärts flossen. Längs der Ufer der erstern reisten sie fünf Tage lang, und hatten, der ausgedehnten sumpfigen Wasserläufe wegen welche mit dem Hauptstrom in Verbindung stehen, große Mühe hinüber zu gelangen. An einem Theil, wo mehrere Nebenflüsse einmündeten, breitete sich diese Creek in eine 1 Meile breite Wasserfläche aus — ein Anblick den man bisher in Australien nicht gehabt hatte. Der letztere Strom hatte einen minder trägen Lauf, indem er eine Strömung von durchschnittlich fünf (engl.) Meilen in der Stunde besaß, und von Ufer zu Ufer mehr als 130 Yards breit war. Während des Monats März wurde ihr Fortkommen durch die schweren Regen behindert, welche den Boden ungemein sumpfig machten, so zwar daß sie dadurch ein altes Pferd verloren, das sie aus dem Schlamm nicht mehr herausbringen konnten, und einmal vertrieb das Wasser sie aus ihrem Lagerplatz und verdarb theilweise ihre Lebensmittel. Zu diesen Mühsalen kam noch daß das mit den Instrumenten beladene Pferd unglücklicherweise seine Gurten zerbrach, und der Sextant beim Herabfallen beschädigt wurde. Bis hieher war das Land das sie durchzogen hatten offen und gut begrast, oder mit Buschwerk und Sümpfen bedeckt gewesen; als sie aber einem Arme des Reales folgten, mußten sie sich ihren Weg durch ein Mulga-Gestrüpp bahnen, das so dicht war daß sie nicht hundert Schritte vor sich sehen konnten. Indem sie dieß thaten, wurden ihre Sattelsäcke und Päcke sehr zerrissen, und die Ausbesserung derselben kostete ihnen einen Tag. Gegen Ende des Monats erreichte Hr. Stuart den 26sten Grad südlicher Breite, und kam an

Digitized by Google

den Frew, eine andere große Creek, die reich an Fischen, Muscheln und Krabben war. Breite Wasserlöcher standen mit diesem Strom in Verbindung, und das umliegende Land war mit anderthalb Fuß hohem Gras, wildem Haber, Weizen und Roggen bedeckt. Das Wasser schien hier ständig zu seyn, wie sich aus den vielen Känguru-Spuren, so wie aus den zahlreichen Gräbern und Wohnungen der Eingebornen schließen ließ; in vielen der letztern rauchten die Feuer noch. Vom Frew und vom Stevenson an — Creeks auf welche er unter dem 26sten Grad südlicher Breite stieß — behielt Stuart während des ganzen Monats April eine fast gerade nördliche Richtung bei. Bereits hatten die blendenden Strahlen der Sonne, denen die Reisenden ausgesetzt waren, angefangen die allen australischen Forschern so lästige Art von Ophthalmie zu erzeugen, so zwar daß Hr. Stuart, als er seine Sonnenbeobachtungen anstellte, klagte: er sehe zwei Bilder dieses Himmelskörpers zu gleicher Zeit. Selbst die ersten Symptome des Skorbuts hatten sich gezeigt, und ihre Hände wurden mit schwärenden Flecken bedeckt, welche auf einen reizbaren Körperzustand hinwiesen.

Myriaden von Fliegen schwärmten um ihre Gesichter, und ließen sich an den Winkeln ihres Mundes und ihrer Augen nieder, in dem eiteln Bemühen Feuchtigkeit herauszuziehen, und oft spritzten sie in die letzteren durch einen Biß am innern Winkel eine giftige Flüssigkeit. Am 6 April begegneten sie einem schwarzen Burschen, der, als man ihn ansprach und er die Pferde auf sich zukommen sah, in solchen Schrecken gerieth, daß er eiligst von dannen lief und im Busch verschwand. An demselben Tage stießen sie auf einen der merkwürdigsten Gegenstände von denen sie auf ihrer Reise Meldung zu thun hatten; es war dieß ein senkrechter Sandsteinpfeiler, 105 Fuß hoch, 20 Fuß breit und 10 Fuß dick, der auf dem Gipfel eines kleinen Hügels stand. Die Spitze des Pfeilers war von zwei Peaks gekrönt; er erhielt von Hrn. Stuart den Namen „Chambers's Pfeiler," nach Hrn. James Chambers von Adelaide, dem Beförderer und Hauptunterstützer der Expedition. In der Nähe dieses eigenthümlichen Naturspiels waren viele kleine Sandhügel, welche in kurzer Entfernung davon wie die Ruinen alter Burgen aussahen, während das Gras des umliegenden Landes in solcher Ueppigkeit wuchs, daß man es mit der Sense hätte mähen können. Der Bezirk schien fruchtbar an tropischen Bäumen, da wir den Gummielasticum- und den Korkbaum neben einer Art Palme mit kleinen breiten hellgrünen Blättern erwähnt finden, die sich wie der Wipfel des Grasbaumes ausbreiten. Die Frucht hat einen großen Kern, mit einer harten Schale wie eine Nuß, und ist etwa eigroß; das Innere hat den Geschmack einer Cocosnuß, geröstet aber den einer Kartoffel. Ungefähr 30 Meilen vom Centrum, in dem Hügellande um Mount Hugh, gelang es Hrn. Stuart ein großes etwa 300 Fuß im Umfang haltendes und zwölf bis zwanzig Fuß tiefes Wasser-Reservoir zu entdecken.

Vom 22 April führen wir folgende interessante Bemerkungen an: „Heute finde ich aus meiner Beobachtung der Sonne daß ich nun im Centrum Australiens mein Lager aufgeschlagen habe. Etwa dritthalb Meilen nach Nord-Nord-Ost ist ein hoher Berg; ich wünsche, er wäre im Centrum gewesen. Ich werde morgen dahin gehen, und einen Steinkegel bauen, die britische Flagge aufpflanzen, und ihn „Central Mount Stuart" nennen." Am folgenden Tage sagt er: „Auf den Gipfel des Berges gegangen, den ich viel höher und schwieriger zu besteigen finde, als ich vermuthete; mit großer Anstrengung erreichten wir den Gipfel, bauten den Steinkegel, in dessen Mitte ich einen Pfahl steckte mit der daran genagelten britischen Flagge. Auf die Spitze des Kegels legte ich eine kleine Flasche, in der sich ein Stück Papier befindet mit der Angabe von wem er errichtet worden. Dann brachten wir drei herzliche Cheers für die Flagge aus." Diese Flagge war von den Damen der Chambers'schen Familie gearbeitet worden, in der Absicht daß sie in dem Centrum Australiens, wenn Stuart es je erreichen sollte, aufgepflanzt würde.

Im Mai, im dritten Monat seiner Reise, machte Stuart zwei erfolglose Versuche den Victoria-Fluß, auf einem nordwestlichen Marsch vom Centrum aus, zu erreichen. Dieser Fluß, mit dem uns Gregory im Jahr 1851 bekannt gemacht, mündet westlich vom Golf von Carpentaria ins Meer. Gregory war ihm bis an seine in etwa 20 Grad südlicher Breite liegenden Quellen gefolgt, und hatte das fruchtbare Land an dessen Ufern erforscht. Das zwischem dem Centrum und der Quelle dieses Stroms liegende Gebiet in Verbindung zu bringen, war daher eine Hauptabsicht der Expedition Stuarts. Als sie Mount Denison verließen, setzten sie ihren Weg drei Tage lang in nordwestlicher Richtung fort, ohne Wasser zu finden, bis sie glücklicherweise am vierten Morgen an eine Creek kamen, die seitdem den Namen Fisher erhalten hat, und in welcher sie, nach vielem Suchen, eine etwa 4 Fuß tiefe Quelle entdeckten, in der sie für ihre Pferde mit einem Quarttopf Wasser schöpfen konnten, und wo jedes Pferd nicht weniger als zehn Gallonen trank. Durch nichts abgeschreckt, setzten sie zwei Tage länger denselben Weg fort, über eine „schauerliche Ebene" von Dorngebüsch und Gummibäumen (spinifex and gum-trees), die ohne alles Wasser war, bis ihnen jede Hoffnung schwand in dieser Richtung weiter zu gelangen, und Stuart sich entschloß ins Centrum zurückzukehren. In der Nacht nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, kamen sie wieder wie durch eine Schickung Gottes an eine Quelle, die aber so wenig Wasser hatte, daß sie, obgleich sie die ganze Nacht hindurch schöpften, jedem ihrer Pferde nur fünf Gallonen geben konnten. Am folgenden Tage kehrten sie zu der Quelle im Fisher zurück, welche, wie sie fanden, verschüttet war, und trotz des Mangels an Ruhe in der vorhergegangenen Nacht schöpften sie Wasser für ihre Pferde bis 3 Uhr Morgens. Endlich legten sie sich nieder und schliefen ein wenig, ganz ermüdet und ermattet von den Anstrengungen und dem Mangel an Ruhe. Nachdem sich Stuart weitläuftig über die ungeheure Wassermenge ausgesprochen welche die Pferde trinken wenn sie lange Durst zu leiden hatten, rühmt er das Benehmen seiner Gefährten aufs wärmste, die freudig und ohne Murren arbeiteten, trotzdem daß sie in achtund-

Digitized by

vierzig Stunden größter Entbehrungen und Leiden nur zwei Stunden geschlafen hatten. Nachdem die Pferde wieder auf einige Tage Kräfte gesammelt, schlug er den Weg nach Nordost ein, ward aber, nach zweitägigem Abmühen sich durch ein wasserloses Strauch- und Dornland einen Weg zu bahnen, und in Folge einer schweren Verletzung an Kopf, Gesicht, Schultern und Armen durch sein scheugewordenes Pferd, genöthigt nach dem Centrum zurückzukehren, das er am 15 Mai erreichte, und wo er einige Tage lang dergestalt von Schmerzen gepeinigt wurde, daß er wünschte der Tod möchte ihn von seiner Qual erlösen. Seine Hände waren ganz aufgeschunden, und machten ihn völlig hülflos; Mund und Gaumen waren so schlecht, daß die einzige Nahrung welche er schlucken konnte eine Art Mehlbrei war; die Muskeln seiner Glieder waren gelb-grün und dann schwarz geworden. Nach drei Nächten schweren Leidens und Ruhelosigkeit erlangte er endlich einige Stunden Schlafs. Er war indeß entschlossen den Muth nicht sinken zu lassen, und gieng so viel als möglich umher. Er sandte einen seiner Begleiter, Namens Kekwick, der ebenfalls leidend war, aus um Wasser zu suchen, und dieser kehrte mit der freudigen Botschaft zurück daß es im Hanson, einer Creek 15 Meilen vom Centrum entfernt, Wasser in Fülle gebe. Auch hatte er ein paar mit Speeren bewaffnete Eingeborne gesehen, sich ihnen aber nicht genähert. Sie wanderten daher nach dem Hanson hinüber, wo sie mehrere Tage lang lagerten um neue Kräfte zu sammeln, und gleichzeitig mehrere kurze Ausflüge machten, bei deren einem Kekwick wieder einigen Eingebornen mit zwei Kindern begegnete, die sich aber, sobald sie seiner ansichtig wurden, so schnell als ihre Beine sie tragen konnten, davonmachten.

Von einem andern Punkt, im Nordosten des Centrums, am 2 Jun. aufbrechend, machte Stuart einen letzten Versuch den Victoria-Fluß zu erreichen. Bis zum 6ten hatten sie das Glück täglich Wasser zu finden, obgleich das Land im ganzen genommen sehr unfruchtbar war; allein vom 7—11 Jun. hatten die Pferde ohne Wasser zu marschiren. In Folge dessen wurde Stuart in seinem bisher unbeugsamen Entschlusse wankend, und er kehrte, nachdem er bis zum 19ten Grad südlicher Breite nordwärts vorgedrungen, nach Bishop's Creek zurück. Auch wurde sein Rückzug nicht einen Tag zu bald begonnen, da, in Folge eines 101 Stunden andauernden Wassermangels, während welcher Zeit er 112 Meilen weit unter einer glühend heißen Sonne und über einen schweren Sandboden gewandert war, drei Pferde zusammenbrachen, die man, obgleich sie ihrer Bürden entledigt worden, zurück und umkommen lassen mußte. In Folge des heftigen Durstes wurde eines der andern toll, stieß wild um sich und schlug gegen Pferde und Menschen aus: am folgenden Tage starb es, als man bis auf wenige Stunden in die Nähe von Wasser gelangt war. Einige der andern zeigten ebenfalls Symptome der Tollheit, allein sie arbeiteten fort, bis man glücklicherweise am Abend des 11 Jun. Bishop's Creek erreichte. Es war eine schwere Aufgabe die Thiere abzuhalten sich zu überfüllen, und Stuart schwebte um sie in großer Angst bis sie einige Mundvoll Gras gefressen hatten.

Die sechs folgenden Tage hindurch blieben sie in Bishop's Creek, und erfrischten sich und ihre Pferde. Während ihres Aufenthalts daselbst wurden sie von zwei Eingebornen besucht, jungen mit Speeren und Bumerangen bewaffneten Männern; die Bumerange aber waren scimetarartiger als die in Südaustralien gebräuchlichen. Die Leute waren anfangs sehr scheu, schwangen ihre Speere, und machten andere herausfordernde Zeichen; nach einem kleinen pantomimischen Austausch von Zeichen aber, die durch Emporhaltung eines Bündels grüner Blätter eingeleitet wurden, brachte Stuart einen derselben dahin daß er sich auf zwei Yards Entfernung zu einer Besprechung herauwagte, die indeß kein bestimmtes Resultat ergab. Diese Eingebornen werden als groß und kräftig geschildert; sie waren vollkommen nackt, und trugen langes in ein rothfarbiges Netz gewickeltes Haar.

Dreimal gescheitert in seinem Versuch den Victoria-River zu erreichen, brach Stuart nun am 18 Jun. von neuem auf, und hielt eine nordöstliche Richtung inne bis er 18° 47′ südl. Breite erreichte, wo er des Wassermangels halber abermals umkehren mußte. Bei diesem kurzen Ausflug entdeckte er eine oder zwei glänzende, 1 Meile lange Wasserbehälter, welche er Phillips' Creek und Kekwick's Ponds taufte. An letztere wurde er genöthigt zurückzukehren, nachdem er anderthalb Tage weiter marschirt war, indem er, obgleich das Land aus reichen Grasebenen bestand, es nicht wagen durfte seine bereits geschwächten Pferde für eine längere Zeit ohne Wasser zu lassen. Während er einige Tage bei Kekwick's Ponds rastete, wurden sie wieder von mehreren Eingebornen besucht, von denen ihnen zwei einige Opossums und Papagaien brachten — ein großes Tractament für Männer welche von getrocknetem Fleisch und fünf Pfund Mehl auf den Mann per Woche gelebt hatten. Wie alle Aboriginer hatten sie wenig Achtung für das Gesetz von „Mein und Dein," sondern entwendeten und legten allmählich Hand an alles wessen sie habhaft werden konnten. Als Stuart sah daß einer von ihnen heimlicherweise die Raspel welche man zum Beschlagen der Pferde gebrauchte unter das um seine Hüfte gebundene Netzwerk steckte, mußte er ihm dieselbe mit Gewalt entreißen. Zwei von ihnen trugen Helme, die außen aus Netzwerk, innen aber aus so dicht mit einer Schnur zusammengebundenen Federn bestanden, daß sie hart waren wie Holz. Sie gebrauchten dieselben, wie er vermuthete, entweder als Waffenrüstung oder als Schutz gegen die Sonne. Ein alter Mann, welcher ein Führer zu seyn schien, und viele Narben hatte, machte Hrn. Stuart eine Art Freimaurerzeichen, das der letztere zu ihrer großen Verwunderung und Zufriedenheit erwiederte, indem der alte Mann ihm auf die Schulter klopfte, seinen Kopf schlug, und dann unausgesetzt freundschaftliche Zeichen machte bis er außer Gesicht war.

Am 25 Jun. brach Stuart zu seinem letzten Versuch auf nordwärts vorzudringen und den Golf von Carpentaria zu erreichen. Dießmal schlug er seine Richtung nahezu gerade nördlich ein, durch ein ungemein schönes Land, ungefähr gleichweit von seinen beiden letzten Routen entfernt, bis er 18° 50′ südl. Br. und 134° 40′ östlicher Länge erreichte, wo er zuletzt von den Eingebornen vertrieben wurde. Bald

Digitized by Google

nachdem er Kelwick's Ponds verlassen, setzte er über eine breite Creek mit langen Wasserstreifen, auf welchen unzählige Vögel, Enten, schwarze Seeraben, Kraniche und andere derartige Zweifüßer herumschwärmten, und in denen es eine Menge Fische und Krabben gab. Am folgenden Tage kreuzten sie eine andere breite Gummi-Creek, die gleichfalls mit langen Wasserlöchern versehen war, und setzten ihre Reise dann etwa fünfzehn oder zwanzig (engl.) Meilen weit immer noch nördlich fort, bis Stuart, da er sah daß das Land immer sandiger und mit Dorngebüschen und dickem Gestrüpp bedeckt wurde, sich zur Rückkehr an das Wasser entschloß an welchem er Morgens vorübergekommen war, und wobei er den Eingebornen, welche die Reisegesellschaft zahlreich umschwärmten, möglichst aus dem Wege zu gehen suchte. Allein die letzteren waren entschlossen sie nicht so leichten Kaufs vorüberziehen zu lassen, und machten einen höchst entschlossenen vereinigten Angriff, den wir Hrn. Stuart mit seinen eigenen Worten schildern lassen wollen. „Ich schlug den Weg nach dem Platze ein," sagt er, „wo wir am Morgen über die Creek gegangen waren, und war eben in ein Gestrüpp eingetreten, als plötzlich drei große kräftige Männer aufsprangen, welche vollständig bewaffnet waren, und eine Anzahl Bumerange, Waddies und Speere hatten; da ihre Entfernung von uns ungefähr 200 Yards betrug, es auch beinahe dunkel war, und das Gestrüpp in dem wir uns befanden eine sehr nachtheilige Stellung für uns bildete, so wünschte ich an ihnen vorüberzuziehen, ohne von ihnen irgend Notiz zu nehmen. Allein dieß stimmte mit ihrer Absicht nicht überein, da sie sich uns fortwährend näherten, schrien und alle möglichen herausfordernden Gebärden machten. Ich trat ihnen also gegenüber und machte alle Arten von Freundschaftszeichen die ich erdenken konnte. Sie schienen in großer Wuth zu seyn, schwangen die Bumerange um ihre Köpfe, heulten aus Leibeskräften, und führten eine Art Tanz auf. Jetzt schloß sich eine Anzahl anderer Eingebornen an sie an, die in wenigen Minuten auf mehr als dreißig anwuchsen: jeder Busch schien einen Mann zu Tage zu bringen. Den Pferden den Platz nach der Creek zu anweisend und uns selbst zwischen diese Thiere und die Eingebornen stellend, sagte ich den Leuten sie sollten ihre Gewehre bereit halten, denn ich konnte sehen daß die Eingebornen schlimmes im Sinn hatten. Sie achteten auf keines der Freundschaftszeichen welche ich ihnen beständig machte, sondern näherten sich uns allmählich immer mehr. Ich war in hohem Grad abgeneigt auf sie feuern zu lassen, und fuhr fort Zeichen der Freundschaft und des Friedens zu machen, aber alles umsonst. Ein alter Mann (der Führer), der voraus war, deutete uns mit seinem Bumerang an, wir sollten uns entfernen. Ich that als ob ich ihm willfahren wollte; kaum aber hatte ich den Kopf meines Pferdes herumgedreht, so erhielten wir einen Schauer von Bumerangen, begleitet von einem fürchterlichen Geschrei. Hierauf fiengen sie an zu springen, zu tanzen, zu schreien, ihre Waffen in allen Arten von Stellungen zu zeigen, wie eben so viele Teufel, und das Gras in Brand zu stecken. Ich konnte nun noch viele andere aus dem Busch hinter ihnen hervorkommen sehen; allein immer noch wollte ich nicht auf sie schießen lassen, und suchte ihnen zu verstehen zu geben daß wir ihnen kein Leid zu thun wünschten. Sie rückten nun bis auf 40 Yards von uns heran, und gaben wieder eine Salve, indem sie ihre Bumerange warfen, welche pfeifend und zischend an unsern Ohren vorbeiflogen. Ein Speer traf mein Pferd. Nun gab ich Befehl zu feuern, was ihrem wahnsinnigen Vorgehen ein wenig Einhalt that. Unsere Packpferde, die vor uns waren, wurden, als sie das Feuern und das furchtbare Geschrei hörten, scheu und rannten nach der Creek zu fort. Da wir die Schwarzen von Busch zu Busch rennen sahen, in der Absicht uns von den Pferden abzuschneiden, während die vor uns stehenden noch immer schrien, ihre Bumerange warfen und sich uns näherten, bereiteten wir ihnen einen zweiten Empfang, und sandten Ben unsern Pferden nach um sie an einen günstigern Platz zu treiben, während Kelwick und ich zurückblieben um den Rücken zu decken. Wir kamen unsern Feinden bald voraus, immer noch aber folgten sie uns außer dem Bereich unserer Gewehre, ihr furchtbares Geschrei fortsetzend und in jeder Richtung Feuer legend; und da es nun ganz dunkel, das Land gebüschig war, und wir zahlreiche kühne und verwegene Feinde uns gegenüber hatten, so konnten wir leicht umringt und von so entschlossenen Gesellen, als welche die Schwarzen sich zeigten, vernichtet werden. Bei so furchtbarer Ueberlegenheit des Feindes gegen uns (zehn gegen eins) hatten wir keine Aussicht auf Erfolg, und da wir die Nachtheile kannten mit denen wir zu kämpfen hatten, so entschloß ich mich, wenn auch mit Widerstreben, in das Lager unser letzten Nacht zurückzukehren — was auch geschah."

Am Abend dieses ereignißvollen Tags nach Hepward's Creek zurückkehrend, scheint Stuart einen Kriegsrath berufen und nur höchst ungern den Gedanken aufgegeben zu haben noch einmal einen Versuch zu machen ob er den Meerbusen von Carpentaria nicht erreichen könne. Als der Lohn für seine Mühsale schon fast ganz in seinen Händen lag — als wenige Tage seine Reisegesellschaft in Stand gesetzt haben würden, gleich dem Rest der zehntausend Griechen, auszurufen: „Die See! die See!" — sah sich dieser furchtlose Mann, weil seine kleine Reisegenossenschaft außer Stand war sich mit so vielen entschlossenen und verschmitzten Feinden in einen Kampf einzulassen, gezwungen die Köpfe seiner Pferde südwärts zu wenden. Die von diesen nördlichen Aboriginern, welche mehr Malayen als Australiern glichen, entwickelte Taktik gab Anlaß zu der Vermuthung daß sie zuvor Weißen begegnet waren, indem die schlauen Schurken sorgfältig den Weg ins Auge faßten welchen Stuarts Abtheilung am Morgen gemacht hatte, und sich, da sie wußten daß in dieser Richtung kein Wasser zu haben war, so aufstellten daß sie ihm die Rückkehr abschnitten. Auch griffen sie nicht in ungeordneter Weise an, sondern gieugen in doppelter Linie vor, so daß die Abtheilung der Forscher sicher zielen mußte um einigen Eindruck zu machen. Mit so furchtbaren Feinden vor sich — mit der raschen Verdunstung in den Wasserlöchern hinter sich, indem seit dem Monat März nur zwei Regenschauer gefallen waren, was seine Rückkehr unmöglich zu machen drohte — mit Lebensmitteln nur auf einen Monat ausgestattet, handelten Stuart

Digitized by Google

und ſeine Leute weislich daß ſie den Rückweg antraten, indem ſie ſonſt ein eben ſo geheimnißvolles Ende gefunden hätten wie Leichardt, und alle von Stuart über dieſes Land geſammelte Kenntniß mit ihm und ſeinen Gefährten zu Grunde gegangen ſeyn würde. Hr. Stuart folgte, mit geringer Abweichung, nahezu demſelben Weg heimwärts den er beim Beginn ſeiner Reiſe eingeſchlagen hatte; dabei fuhr er fort kurze Ausflüge von ſeiner Reiſelinie aus zu machen, wobei er weitere gut mit Gras bewachſene Landſtriche und umfangreiche Waſſerlöcher entdeckte. Am 3 Sept. erreichte er endlich Chambers's Creek wieder, nachdem er ſechs Monate abweſend geweſen war, und mehr als dreitauſend (engl.) Meilen unbekannten Gebiets durchwandert hatte. Während dieſer Periode machte er drei erfolgloſe Verſuche den Victoria-River zu erreichen — zwei nach dem Nordoſten der „entſetzlichen Dorngebüſch- und Gummibaum-Ebene," und einen nach dem Nordweſten, in welch letzterem er drei Pferde verlor. Bei den erſten zwei Märſchen war er zweihundert Meilen, auf dem letzten zweihundert und ſechs Meilen weit Gregory's Weg gefolgt, und hatte es ihm in der Breite genau um 160 Meilen zuvorgethan. Später ſuchte er zweimal den Golf zu erreichen; beim erſten Verſuch wurde er aus Mangel an Waſſer, beim zweiten von den Eingebornen zur Rückkehr gezwungen.

Ueber die älteſten bibliſchen Sagen.

Von Julius Braun.

2. Der babyloniſche Thurm.

(Schluß.)

Während Oppert den Birs Nimrud als Belustempel und babyloniſchen Thurm noch retten möchte, lehnt Rawlinſon alle Anſprüche des Birs auf ſolche Titel vollſtändig ab. Nach ſeiner Verſicherung war der Bau niemals höher als 156 Fuß, alſo von einer Höhe wie es in Meſopotamien noch manchen Stufenthurm gab, und nur durch zufällige Erhaltung wäre der Birs gegenwärtig die höchſte Zacke unter den übrig gebliebenen Brocken. Die Beſtimmung dieſer Zacke war: ein Tempel der „ſieben Planetenſphären" zu ſeyn. Da auch in Opperts Ueberſetzung des Nimrudcylinders der Ausdruck „Tempel der ſieben Lichter der Erde" ſteht, ſo iſt dieſer Titel beachtenswerth. Die in der Inſchrift angerufenen Götter ſind Merodach (Marduk) und Nebo. Merodach, der „große Herr," der in ſo vielen Inſchriften vorkommt, iſt Bel-Jupiter, der Gott des Belustempels; Nebo, der lehrende, unterrichtende Gott, iſt der Planet Mercur (der ägyptiſche Anubis, gleichfalls ein dienender Gott, mit welchem Thot der einmal große, der jüngſte Hermes der Aegypter, Vorſtand des Prieſterwiſſens ꝛc., eins wurde, um den babyloniſchen Nebo ſowohl als den abendländiſchen Hermes-Mercur darzuſtellen). Mit Merodach, dem höchſten Planeten, konnten offenbar auch die anderen ſechs verehrt werden, unter welchen wieder Nebo, der Schutzgott von Nebukadnezars Haus, hervortritt. Das wäre immer noch kein Widerſpruch gegen die Beſtimmung des Belustempels. Aber Rawlinſon verſichert, von den ſieben Stufen des Stufenthurms ſey die unterſte (dem Saturn geweiht) ſchwarz geweſen, die zweite (dem Jupiter geweiht) orange, die dritte hellroth (für Mars), die vierte golden (für die Sonne), die fünfte hellgelb (für Venus), die ſechste dunkelblau (für Mercur), die ſiebente Silber (für den Mond). Und zwar habe man das Schwarz der erſten Stufe durch Bitumenüberzug, das Hellroth, Orange und Hellgelb durch Naturfarbe der halb- oder ganz gebrannten Backſteine, das Silber und Gold durch Verkleidung mit Metallplatten, das Dunkelblau durch Verglaſung der ganzen fertigen Stufe mittelſt eines ungeheuren Feuers gewonnen. Alſo eine ganze Pyramidenſtufe, glaubt Rawlinſon, könne man verglaſen durch ein angelegtes Feuer. Dazu verleiten ihn die Brocken die auf der Höhe des Birs (angeblich ſechste Stufe) liegen, und durch deren ſchwarzblaue Verglaſung hindurch man noch die Cementlinien ſieht — alſo Brocken die allerdings als ſolche verglaſt und, wie man bisher glaubte, bei Gelegenheit eines großen Brandes aus noch größerer Höhe herabgeſtürzt ſind. Dabei wird es wohl auch bleiben. Die alten Babylonier, glauben wir, hätten denn doch wohl vorgezogen die einzelnen Backſteine zu glaſiren, um aus ihnen die glaſirte Wand, die ſie wollten, aufzubauen, anſtatt zum Behuf der Verglaſung das Feuer an eine fertige Wand zu bringen! Sie waren Meiſter in Ziegelglaſur, und hatten die lebhafteſten Farben zur Verfügung. Und dieſe Babylonier ſollen ſich begnügt haben in Nebukadnezars Zeit jene andern Stufen ihres „Sphärentempels," die ſie orange, hellroth, hellgelb wünſchten, durch bloße Naturfarbe der Backſteine, und das Schwarz der unterſten Stufe durch einen Ueberzug mit Bitumen darzuſtellen? Rawlinſon meint offenbar jene älteren Schichten ſchlechterer Backſteine im unteren Theil des Baues, die von den Backſteinen Nebukadnezars ſich auch in der Farbe unterſcheiden, und daß man zuunterſt Bitumen findet, verſteht ſich bei allen babyloniſchen Bauten von ſelbſt, denn zuunterſt iſt der Bau vor Feuchtigkeit zu wahren. Die Gold- und Silberplatten der vierten und ſiebenten Stufe ſind natürlich nur eine Vorausſetzung und nothwendige Ergänzung. Der ganze Schwindel — der ſchon in manchem dieſſeitigen Werk nachgeſchrieben wurde — geht aus dem Bedürfniß ſeines Urhebers hervor: die vermeintlichen ſieben Planetenfarben, die er an den Mauern Ekbatana's nachgewieſen, auch hier wieder zu finden. Dort an den ſieben Mauern Ekbatana's, die hinter einander anſtiegen und um die Höhe ihrer Zinnen ſich überragten, waren die Zinnen, und hoffentlich in lebhafteren Farben als die Naturtöne an den Backſteinen des Birs, bunt glaſirt: weiß, ſchwarz, purpur, blau, hellroth, ſilber, gold — alſo eine Folge die in der Richtung von außen nach innen doch wahrhaftig nichts als den Fortſchritt in der Koſtbarkeit der Farben darſtellt, und ohnedieß eine andere iſt als die am Birs vorausgeſetzte. Wenn aber Rawlinſon mit ſolcher Sicherheit an ſeinem Birs Farbenverhältniſſe vorausſetzt die er nicht geſehen, wel-

Digitized by Google

ches Vertrauen sollen wir zu den Maßverhältnissen haben die er angibt? Sind diese etwa nach ebenso sicheren Anzeichen ergänzt, oder beruhen sie auf vollständiger Aufdeckung und Messung? Ein ausführlicher Nachweis fehlt; wir müssen uns mit dem begnügen was seine Beilage zum „Herodotus" von G. Rawlinson gibt. Darnach war der „Sphärentempel" eine verschobene Pyramide, deren drei unterste Stufen jede 26 Fuß hoch waren, die oberen 15 Fuß hoch. Von der einen Seite waren die Stufenflächen 30 Fuß, von der anderen 12 Fuß tief, so daß der Gipfel des Stufenthurms nach der Seite rückt, wo sie weniger tief sind. Im Nordosten, heißt es, sey als Eingang ein besonderes Gebäude gestanden, dessen Ruinen sich mit denen der nach dorthin weniger steilen Pyramide vereinigt hätten, und die Ausfüllung des Zwischenraums habe den Berg dorthin (die vermeintliche Vorterrasse) verlängert. Andere hatten andere Vorschläge gemacht, um die Gestalt des Bergs mit seiner östlichen Vorterrasse zu erklären. Layard ließ den Bau nach einer Seite senkrecht abfallen und nach der Seite der Vorterrasse in Stufen absteigen. Oppert stellt einen Stufenthurm minaretartig auf die eine Seite eines rechteckigen Terrassenklotzes, der mit seiner übrigen Fläche Raum für den Tempel bieten würde. Alle nehmen die jetzige höchste Zacke auch für einstige höchste. Aber wenn der Birs der Belusthurm war, dann könnte die jetzige höchste Zacke doch höchstens den dritten Theil der einstigen Höhe bezeichnen, und um für die einstige Höhe einen Unterbau zu gewinnen, müssen wir jene räthselhafte Vorterrasse vollständig in die Grundlinie des Stufenthurms aufnehmen, und uns vorstellen: dort wo sie an den höheren Hang anstößt, sey das vormals Innerste gewesen, und hoch darüber komme der einstige Gipfel zu ruhen. Daß der Thurm auf ein solches Bruchstück seiner Größe herabkam, dafür könnten, wie bei den Ruinen auf der anderen Euphratseite, die arabischen Steinbrecher gesorgt haben. Ein ganzer Kranz von Städten, welche Bedürfniß nach Baustoff hatten, lag noch nach Babylons Untergang in der Wüste westlich vom Birs. Dort war nämlich vormals keine Wüste, sondern dort führte das ältere Euphratbett, der Hauptstrom in Belus' Zeiten, unmittelbar hinter dem Birs herauf, und füllt sich jetzt noch, wenn der Hindiehcanal oberhalb Hillah offen ist, in zahlreichen Armen. Oestlich vom Birs, seiner vermeinten Vorterrasse gegenüber, lagert eine breite Schutthöhe, die jetzt von einigen mohammedanischen Capellen besetzt ist. Man hielt sie von jeher geeignet jenen von Herodot beschriebenen Belustempel (nach Rawlinson „Bit-Saggath" der Inschriften) und den großen vor diesem Tempel stehenden Altar, die beide dem Fuß der Pyramide gegenüber stehen müssen, aufzunehmen. Der Schutt welchen Alexander von dem durch unbekannte Veranlassung zerstörten Belustempel (zu Herodots Zeit war er unversehrt, also Xerxes kann der Zerstörer nicht seyn) wegschaffen ließ, könnte jene Tempelplatte erweitert haben. Es heißt, 10,000 Mann waren bereits zwei Monate lang mit Wegschaffen des Schutts beschäftigt gewesen, als Alexander starb und das Werk eingestellt wurde.

Wenn Rawlinsons „verschobene Pyramide" sich bestätigen sollte, und nachzuweisen wäre daß die gefundenen Stufenecken und Wände die einstigen Außenwände waren, und daß nicht etwa gegen außen noch verschiedene, jetzt weggerissene Stufenwände folgen konnten, wie an den ägyptischen Pyramiden oft so deutlich zu sehen ist, und wenn demnach die jetzige höchste Zacke wirklich ein Rest des einstigen obersten Tempelgemachs war — dann müßte allerdings auf alle Träumerei vom Belustempel an dieser Stelle verzichtet werden. Wir hätten dann keine Wahl als entweder mit Loftus, dem Erforscher der südbabylonischen Ruinenfelder, jede Möglichkeit eines Wiedererkennens und einer Vereinigung alter Nachrichten mit babylonischen Trümmerhaufen zu läugnen, oder müßten mit Rawlinson, wenn wir das Suchen nach dem Belusthurm immer noch nicht aufgeben, uns allerdings auf das Ostufer des Euphrat zu jenem Berg „Babel" wenden, in welchem Oppert die, wie er meint, vom Belusthurm zu trennende „Pyramide" erkennen wollte. Berg Babel ist eine mächtige, fast quadratische Stufe, aus deren niederfließendem Schutt einige Wandpfeiler aus Nebukadnezar-Backsteinen, Reste der alten Verkleidung des Erdkerns, hervorstoßen, und könnte allerdings einst eine mächtige Stufenpyramide getragen haben. Aber nach Herodot hat der Euphrat Babylon in zwei Hälften getheilt, in deren einer die Königsburg, in deren anderer der Belusthurm stand. Nun liegen Berg Babel und Kasr (die Königsburg) nicht in zwei verschiedenen Hälften, sondern folgen unmittelbar auf einander auf demselben, dem östlichen Euphratufer. Diesem Mißstand sucht Rawlinson damit abzuhelfen daß er zwischen Berg Babel und dem Kasr einen schmalen Canal annimmt (in den Inschriften angeblich „Schebil" genannt), welchen Herodot für den Euphrat soll gehalten haben. Diesen Canal läßt Rawlinson in rechtem Winkel vom Euphrat ausgehen, führt ihn zwischen Babel und Kasr hindurch, und läßt ihn in ein gleichfalls rechtwinkelig anschließendes, also mit dem Euphrat parallel laufendes, langgestrecktes Binnenbecken münden. In den Keilschriften soll dieses Becken unter dem Namen Ypur-Schasu beschrieben seyn. Abermals ein schmaler Canal leitet in derselben Richtung die Gewässer des langgestreckten Beckens in den unten herum beugenden Euphrat zurück, so daß der Kasr und der Amranhügel (hängende Gärten) auf einer Insel stehen. Die Ränder jenes Binnenbeckens sind dieselben Wallzüge die auf Opperts Plan, wenn auch weniger parallel, als die beiden inneren Umschanzungen des Palastgebietes erscheinen. Sie sind umfangen von einem dritten Wall, der mit scharfer Ecke ostwärts in den einstigen Stadtboden von Babylon sich hineinstreckt, und jene drei Hügel: Babel, Kasr, Amran, als Basis seines Dreiecks hat. Ihn kann Rawlinson nicht brauchen und erklärt ihn für parthische Zuthat. Den Berg Babel, d. h. die Citadelle, von der er ausgeht, umfaßt dieser dritte Wall so eng, daß z. B. auf dem Ostfuß des Babel durchaus kein Raum für einen Belustempel wäre. Um so besser, wenn wir diesen Wall los sind, der aber durch Opperts und, wie es scheint, durch Rawlinsons eigene Uebersetzungen, sowie durch die Angaben des Josephus erfordert wird. Josephus spricht von sechs Umwallungen Babylons, wovon nach Oppert drei auf die Stadt selber kommen (die zwei von Herodot beschriebenen Außenwälle, und ein drit-

Digitized by Google

ter, wahrscheinlich um den innersten Kern; auch Abydenus weiß von drei Umwallungen Babylons durch Nebukadnezar). Die anderen drei von den sechs Mauern können nichts anderes seyn als der dreifache Wallzug, der das Palastgebiet am östlichen Euphratufer mitten zwischen der zweiten und dritten Stadtmauer besonders umschanzt. Es wäre zu wünschen daß die von Rawlinson in Aussicht gestellten Plane von Capitän Jones demselben, der die drei Tagereisen große Stadt Ninive aufnahm und in so schönen Blättern veröffentlicht hat, nicht länger auf sich warten ließen um eine Entscheidung zu geben, wo Rawlinsons und Opperts Plane sich widersprechen. Der Boden Babylons ist für die alte Historie doch ungleich wichtiger als der von Niniveh.

Also auch der Berg „Babel" erweckt vorerst kein Vertrauen, und nur auf einen Augenblick könnte uns die Angabe des Abydenus täuschen: „Jenes niedergestürzte Werk der Giganten wurde Babel genannt." Er spricht von einem Sturz der vor Nebukadnezar eintrat, und der mit einem etwaigen Zerstörungszustand des heutigen Bergs Babel in Abydenus Zeit nicht zu verwechseln war.

Wenn in der derzeitigen Ortskunde von Babylon demnach ein sicherer Anhalt nicht zu gewinnen ist, und wir vielleicht schon zu viel Worte gebraucht haben um diese Unsicherheit zu beweisen, so müssen wir uns begnügen zu dem Bilde des Belustempels zurückzukehren, wie die Alten es überliefert haben, und zu unserer Behauptung: die erste, auf babylonischem Boden erbaute Stufenpyramide könne den Anlaß zur babylonischen Thurmsage geliefert haben. In der Folge wurden solche Thürme freilich häufiger gebaut. Im inneren Südbabylonien haben wir sie kennen gelernt durch Loftus (Chaldäa and Susiana), z. B. die Ruinenstätte von Niffer, fern südöstlich von Babylon am oberen Rande des Sumpfs der Affai-Araber. Dort sieht man noch innerhalb einer Umwallung eine hohe Plattform von Erdschutt, die durch tiefen Canal getheilt ist, und inmitten ihres östlichen Theils einen Kegelberg bis zu 70 Fuß Höhe. Der älteste Königsname, der in Keilschrift vorkommen soll, wird hier gefunden, ist aber unentziffert. In der Ortslage selbst hat man das Chalne Nimruds gesucht. Noch weiter nach Südwesten, jenseits des Sumpfs, durch Wüstenstrecken und über tiefe Wasserläufe, wo man ein Floß aus mitgebrachten Schläuchen bildet, um überzusetzen, kommt man zur Ruinenhöhe von Hammam. Dort steht eine gewaltige Ruinenburg auf dem Hügel, und ist gleichfalls der massive Rest eines babylonischen Thurms von ungebranntem Backstein, der einst mit gebranntem bekleidet war. Der Kern hat jetzt abgerundete Ecken und gliedert sich in runde Pfeilermassen. Das Bild eines solchen Brockens vermag die Spiegelung über ihm selbst mehrfach zu wiederholen, so daß der Thurm scheinbar in den Himmel wächst — eine Erfahrung die an der babylonischen Thurmsage sicher nicht unbetheiligt ist. Einige Stunden südwärts ist abermals ein künstlicher Hügel, Tel Ede, 90 Fuß hoch, wo die wilden Madan-Araber hyänengleich im Staube wühlen, auch zuweilen Gold finden, das dann um wenige Datteln in die Hände der Wanderjuden übergeht. Noch weiter südlich folgt Warka, Nimrods Erech (Orchoe bei Strabo, der hier eine hohe Schule der Chaldäer für Astronomie ꝛc. kannte). Jetzt lagern dort innerhalb eines unregelmäßigen Mauerkreises die viel zerrissenen Plattformen und Thurmstumpfe, 20, 50 und bis 100 Fuß hoch, aber alles tief im Schutt begraben. Am Unterbau eines Palastes kamen Halbsäulen, aus Stuck gebildet, zum Vorschein und an diesen Halbsäulen rothe und schwarze Ornamentmuster, Spiral- oder Zickzacklinien, wie sie überraschend ähnlich an den Halbsäulen von Agamemnons Grabfaçade zu Mykene wiederkehren. Und zwar sind diese Muster zu Warka dadurch gewonnen daß man kleine Kegel von Thon neben einander mit ihrer Spitze in den Stuck eindrückte, so daß sie mit ihren roth und schwarzglasirten Bodenflächen zusammen jene Zickzackbänder bilden. Da man solche Kegelformen auch in ägyptischen Gräbern findet, und desgleichen buntglasirte Halbwalzen von derselben Bestimmung in einer Kammer der Stufenpyramide von Sakkara, so ist das abermals ein Beweis vom Eintritt ägyptischer Cultur in Mesopotamien. Warka war ein heiliger Begräbnißort, und wurden die Leichen, wie es scheint, aus ganz Mesopotamien hierher zusammengebracht, wie die der vornehmen Aegypter zum Osirisgrab zu Abydos. Während der Belusthurm eine massive Pyramide für eine einzige Leiche war, baute man hier Hügel um Hügel aus Tausenden und Hunderttausenden von thönernen Sarkophagen mit loser Erde dazwischen. Daß die südbabylonischen Pyramiden Gräber seyen, war auch den Griechen noch bewußt. Als Alexander dort in den Sümpfen fuhr, riß ein Windstoß ihm die Königsmütze vom Kopf, und während das Diadem versank, blieb die Binde an einem „assyrischen Königsgrab" hängen. Da aber die Belospyramide einen Tempel auch auf ihren Gipfel genommen, wurde nach ihrem Vorbild es Brauch auch anderen Tempeln als Unterbau eine Stufenpyramide zu geben. Von solcher Art ist der Thurm Mukkayar, der noch weiter im Südwesten, aber auf dem anderen, dem arabischen Ufer des Euphrat steht. Er steigt rechteckig in zwei großen Stufen aus der Schuttmasse, mit Strebepfeilern an den Stufenwänden. Auf die erste Stufe führte eine Treppe von der Ostseite, und auf die zweite Stufe führte ein geneigter Gang von der Südseite über die Kante der unteren Stufe weg. Zuoberst stand das Tempelgemach. Von dieser Höhe aus sieht man den ähnlich gestalteten Thurm Abu Scherein südöstlich in derselben Wüste, gleichfalls unweit vom Euphrat, und wie der Mukkayar inmitten einer alten Umwallung stehend. Genug, alle diese Thürme müssen jünger seyn als der babylonische Thurm; denn wenn sie schon vorhanden waren, wäre die babylonische Thurmsage nicht mehr entstanden.

Mit dem Thurmbau wird von Alters her auch der Name Nimrud in Verbindung gebracht, wenn auch die Bibel selber von einer solchen Beziehung nichts überliefert. Was sie von Nimrud weiß, besteht in einem Einschiebsel, welches der sogenannte Jehovist, der Ueberlieferer der Thurmsage, und zwar am unrechten Platz, in der Völkertafel der Genesis untergebracht. Nimrod ist der Sohn Cusch's, d. h. Aethiopiens. Die Griechen kennen aber zwei Aethiopien, eines am oberen Nil

Digitized by Google

und eines in Innerasien. Das letztere ist es, wohin Homer seine Götter schickt, wenn der Plan seiner Dichtung deren Entfernung fordert. Zweierlei Cusch kennt auch die Bibel: eines am obern Nil, den Bruder Mizraims, d. h. Aegyptens, und Vater Meroe's; das andere, wovon wir künftig noch mehr zu reden haben, in Asien, umflossen von dem Paradiesfluß Gihon-Araxes-Aras, der vom Ararat her um die südkaukasischen Provinzen Rußlands herum ins caspische Meer geht. Das Land der Cuschiten oder Cossäer, das er umfließt, war und ist immer noch turkomanisches Land. Der biblische Name Gihon findet sich heute noch in der Turkomanensteppe, östlich vom caspischen Meer, als Name des alten Oxus, der in den Aralsee geht, und bedeutet auf turanisch „Fluß." Wahrscheinlich ist Kaukasus nichts anderes als Cusch, der indische Kaukasus heißt heute noch Hindukusch. Wir sollten meinen, es wäre passender den Cuschiten Nimrod aus Südkaukasien, dem Aethiopien Homers, kommen zu lassen, anstatt aus Meroe, und wir nehmen ihn besser für einen Turanier als für einen Schwarzen aus Afrika. Von schwarzen afrikanischen Dynastien weiß die babylonische Geschichte nichts, wohl aber sind turanische oder skythische eine unentbehrliche Voraussetzung. Daß die babylonische Keilschrift turanischen Ursprung habe, darin sind die Keilschriftentzifferer Rawlinson und Oppert, so weit auch ihre Deutungen oft auseinandergehen, einverstanden. Die babylonischen Sylbenzeichen sind häufig alte Hieroglyphenbilder, deren Sylbenwerth aber nicht auf babylonisch, sondern auf turanisch mit dem Namen des dargestellten Gegenstandes, z. B. eines Fisches, zusammenfällt. Von den Babyloniern wird das Zeichen als leerer Klang ohne alle Rücksicht auf die Bildlichkeit verwendet. Das ist ein unabweisbarer Beweis daß solche Bilderschrift ihren Ursprung in der fremden, turanischen Sprache genommen. Wie kämen aber turanische Stämme dazu der ganzen asiatischen Cultur die Bahn zu eröffnen? Solche Talente haben die Türken später niemals bewiesen. Aber jede Schwierigkeit löst sich, wenn wir annehmen: Turanier, zu denen Nimrod gehört, hätten in Babylon geherrscht, und zwar als unmittelbare Nachfolger der Aegypter. Da die Aegypter in Hieroglyphen schrieben, brauchten die Turanier eine solche Kunst durchaus nicht neu zu erfinden — was immer eine höchst gewaltsame Annahme wäre — sondern traten in Babylon das ägyptische Erbe an. Turanische Worte wurden, wie die ägyptischen, bildlich ausgedrückt, und giengen so auf die Babylonier über, die natürlich reichlich zu ergänzen hatten, in deren Schrift aber selbst die ägyptische Erinnerung noch deutlich genug zu verfolgen ist. Beide, die Aegypter sowohl als die Turanier, werden wir unterbringen dürfen in jener 11 Könige zählenden dritten Dynastie des Berosus, von der uns nicht überliefert wird woher sie stamme. Wir haben gesagt: für Belus den Aegypter dürfte das Jahr 2226 als oberste Gränze der chaldäischen Sternkunde einen Anhalt geben. In die unmittelbar darauf folgende Zeit kommt auch nach den bisherigen Anordnungen chaldäischer Chronologie (Oppert, Gutschmid, Gumpach) jene dritte Dynastie der unbekannten 11 Könige zu stehen. Genug, ägyptische und turanische Herrschaft ist eine unentbehrliche Voraussetzung in Babylonien, und müßte festgehalten werden, ob jene zersetzten Reste chronologischer Ueberlieferung damit stimmen, oder nicht.

Wenn beim Bau des Belustempels das einheimische semitische und arische Volk (denn jener unbekannten Dynastie der 11 Könige war ein medischer Einbruch in Babylonien vorhergegangen, und werden acht Könige medischer, also arischer Zunge gerechnet) — wenn diese zwei Völker verschiedener Zunge von ägyptischen Werkmeistern angewiesen wurden, dann mochte es bereits an Sprachverwirrung nicht fehlen. Wenn bald darauf ein turanischer Einbruch unter Nimrod, dem Cuschiten, abermals mit wildfremder Sprache dazu kam, dann mußte die Verständigung noch schwieriger werden, und wenn dieser Einbruch der Anlaß war daß die Belispyramide nicht zur Vollendung kam, dann ist es erklärlich wie eine dunkle Erinnerung in der Sprachverwirrung selbst den Grund fürs Einstellen des Baues kann gefunden haben. Daß die Sprachverwirrung wesentlich im Einmischen des turanischen Elements bestand, dafür dürften sämmtliche babylonische Inschriften zeugen. Sie sind ohne reichliches Zuhülferufen turanischen Lexikons nicht zu erklären.

Die Sage vom Thurmbau ist so unzertrennlich vom babylonischen Boden, und der Thurm selber ein zu schwerer Klotz, als daß wir erwarten könnten die Wanderlust der Sage könne auch ihn ergriffen haben, um ihn da und dort auf entferntem Boden niederzulassen. Eine zerfließende Fluth, von der man die Spuren allenthalben findet — wenn man nämlich die Zeichen jener vormenschlichen Wasserbedeckung der Erde irrthümlicherweise mit dem verhältnißmäßig späten historischen Ereigniß verknüpft — eine solche Fluth und Fluthsage konnte leichter von Ort zu Ort rücken. Dasselbe konnte auch die Sage vom Paradiesgarten. Wir haben auch von dieser nachzuweisen daß sie im Gesichtskreis der Babylonier daheim ist, und von Mesopotamien aus ganz denselben Weg wie die Fluthsage nach rechts und links genommen hat, und freuen uns bei dieser Gelegenheit der ganzen asiatischen Religionsgeschichte, zumal dem Zoroastrischen System, solidere Grundlagen anbieten zu können als sie bis dahin hat.

Tampico.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Tampico ist einer der hübschesten Häfen des Meerbusens von Mexico; es liegt ungefähr 6 Kilometer vom Meer, an den lachenden Ufern des Panuco und des Tamesi. Diese ganz moderne Stadt, welche nur ein Zwischenlager der reichsten Staaten des Innern des Landes ist, und wo die Schätze der mexicanischen Bergwerke eingeschifft werden, enthält kaum 6—7000 Einwohner. Ihre Straßen sind sehr gut abgesteckt, die Häuser aber fast alle niedrig und mit Terrassen versehen. Dessenungeachtet sieht man eine gewisse Anzahl hübscher ein- oder zweistöckiger Häuser, die mit weißen Arcaden geziert sind

Digitized by Google

und größtentheils fremden Kaufleuten angehören. Das Haus welches wir während unsers Aufenthalts in Mexico bewohnten, auf einer beherrschenden Anhöhe des Panuco-Flusses gelegen, ist eines der angenehmsten und luftigsten der Stadt. Von unserer der Brise freien Zugang gestattenden Gallerie hatten wir eine herrliche Aussicht. Der breite Fluß wälzte sich mit seinen durchsichtigen Wogen und seinen Schiffen verschiedener Nationen zu unsern Füßen dahin. Leichte mit Gemüsen, Orangen, Ananas, Bananen und Tausenden der so mannichfaltigen tropischen Früchte beladene Piroguen schwammen den ganzen Tag darauf umher, geleitet von kräftigen Eingebornen mit brauner und glänzender Haut. Auf der andern Seite des Flusses bemerkten wir eine weite von Bäumen durchschnittene Ebene, und weiterhin einen unermeßlichen See, begränzt von einer auf dem Azur des Himmels sich abschließenden Bergkette. Links unterschieden wir den an grüne Abhänge gelehnten Flecken Pueblo Viejo, dessen weiße Häuser und grüne Gärten sich in der Lagune spiegelten. Nie werde ich dieses großartige und prächtige Gemälde vergessen, das fünfzehn ganze Jahre hindurch meine träumerischen Blicke bezauberte. Aber ach, man muß sich begnügen diese schöne Natur von ferne zu bewundern, diese Natur welche alle Augen verführt, wenn man eine Zeitlang bei ihren Eindrücken verweilen will. Diese Flüsse und diese weiten Lagunen, deren klare von der Brise aufgeregte Wasser euch aufzufordern scheinen ihre Frische zu genießen, sind der Zufluchtsort der Kaimane und Krokodile, welche an ihren frischen Ufern dem Schlafe fröhnen! Die Wogen des Meeres selbst sind durch ungeheure Haifische unsicher gemacht, welche die Unvorsichtigen die sich in ihrem Wellspiele baden wollen oftmals verschlingen. Diese schönen Wälder von Manglebäumen, in denen man die purpurfarbenen Cardinäle, die Fliegenvögel und die geschwätzigen Papagaien ihre Stimmen üben hört, sind von Insecten und Schlangen aller Arten bevölkert; und gar oft stören der amerikanische Löwe und die Tigerkatze die nächtliche Stille dieser einsamen Gehölze durch ihr grauenerregendes Gebrüll. Der Hafen von Tampico wäre ein sehr angenehmer Aufenthalt wenn nicht alljährlich eine erdrückende Hitze herrschte, und wenn man daselbst nicht durch Tausende von Insecten gepeinigt würde. Die Landesbewohner sind im allgemeinen höflich, sanft und gastfreundlich; aber die Hitze macht sie sehr träg. Zu jeder Stunde des Tags sieht man Männer des Volks auf den Trottoirs liegen, da sie lieber im Schatten schlafen als ihr Wohlseyn durch Arbeit erhöhen wollen. Die Lebensbedürfnisse der Eingebornen sind sehr gering, und sie begnügen sich mit dem wenigen was sie zum Leben brauchen. Ein wenig an der Sonne getrocknetes Fleisch, Maiskuchen, Bananen und einige Zuckerrohre sind gewöhnlich die einzigen Gegenstände welche sie für ihre bescheidenen Mahlzeiten aufzutreiben haben. Die Tracht der Indianer besteht aus einem breitkrempigen Strohhut, einer halboffenen und um die Beine flatternden Hose und einem Paar grober Sandalen; das Hemd ist für die meisten unter ihnen ein Luxusartikel. Wenn der Nordwind herrscht, welcher ungestüm weht und die Atmosphäre abkühlt, bedecken sie sich mit einem Sasape, einer Art wollener Decke mit lebhaften Farben. Wer sollte glauben daß diese so wenig bekleideten und um ihr Schicksal so unbekümmerten Menschen fast insgesammt Musikanten sind? Wenn sie in freier Luft ihre Siesta gemacht und einige Realen für ihren Lebensunterhalt gewonnen haben, singen sie mit schmachtender Stimme Volkslieder, und begleiten ihren Gesang mit einer kleinen neunsaitigen Guitarre (Jaranita), deren klagende Töne in dem Balsamhauch der mexicanischen Nächte verhallen. Inmitten der Volksbälle (Fandangos), die sie stets in freier Luft abhalten, unterbrechen die Weiber und die Männer ihre pittoresken Tänze, als da sind der Javare und der Zapateo, abwechslungsweise durch National-Gesänge.

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

(Schluß.)

Es dürfte hier wohl der Ort seyn einige Worte über den Modus zu sagen nach welchem die amerikanischen „Yankers" gewöhnlich zum Stockfischfang ausgerüstet und bemannt werden. Oft treten dazu sechs oder sieben Farmers oder deren Söhne zusammen, bauen sich während des Winters ein Boot, oder kaufen ein solches, bemannen es selbst — denn der Yankee der Küste ist ein eben so guter Seemann wie er ein tüchtiger Landwirth ist — verproviantiren sich auf einige Monate, und steuern Anfangs Mai entweder nach den Neufundlandsbänken, nach dem Golf von St. Lorenz oder der Labradorküste, und kehren zur Erntezeit nach Hause zurück. Der Gewinn der Reise wird nach Abzug der Ausrüstungskosten getheilt. Nachdem die Erntearbeiten vorüber sind, machen sie gewöhnlich eine zweite Reise als Stockfischjäger, und bringen, wenn das Glück günstig ist, eine neue Ladung heim, die indessen meist zum eigenen Gebrauch bestimmt ist.

Eine andere Art und Weise Stockfischboote auszurüsten ist die wenn der Eigenthümer des Fahrzeugs die Mannschaft auf Gewinnantheil anwirbt. In diesem Falle liefert er alle zum Fischfang nöthigen Utensilien, und verproviantirt das Schiff. Von der Mannschaft bezahlt ihm dann jeder seinen Antheil für Angelschnuren, Haken, Lebensmittel, sowie für das Salz das zum Einsalzen seines Theils am Fange verbraucht wird. Ein auf diese Weise ausgerüstetes Fahrzeug macht jährlich gewöhnlich drei Reisen. Die erste im Frühjahr, und ist diese ausgiebig gewesen, später noch zwei Fahrten von kürzerer Dauer, die indessen, da der Fisch im Herbst nicht so viel Appetit zeigt wie im Frühjahr, und deßhalb nicht so eifrig nach dem Fraße geht, gewöhnlich weniger einträglich ausfallen.

Auch auf Rechnung des Gouvernements wird alljährlich eine Anzahl von Stockfischbooten ausgerüstet. Diese müssen vier Monate Zeit auf die Reise verwenden, und haben die Verpflichtung ihr möglichstes zu thun um „ihr Salz naß zu machen," d. h. es zum Einsalzen der Fische zu verwenden.

Digitized by Google

Auch ist es ihnen, außer wenn sie durch das Wetter dazu gezwungen sind, nicht gestattet in irgendeinen Hafen einzulaufen, und um dieses Gesetz aufrecht zu erhalten, ist einer aus der Mannschaft, der Maat, verpflichtet ein Log-Buch oder Journal zu führen, worein der Fang jedes Tages, die Tiefe des Wassers in dem man gefischt hat, sowie die Menge des täglich verbrauchten Salzes und andere kleine Einzelnheiten aufgezeichnet werden. Die Richtigkeit dieser Aufzeichnungen hat der Buchführer, falls es gefordert wird, durch einen Eid zu erhärten. Am wenigsten streng wird es mit dem Paragraphen des Gesetzes genommen welcher dem Fischer verbietet unnöthigerweise in einem Hafen vor Anker zu gehen. Ist der Fang eine Zeit lang gut gewesen, so erlauben sich die Fischer nicht selten eine oder einige Nächte in Halifax oder einem andern Hafen zuzubringen. Da sie meist junge lustige Leute sind, so werden sie überall gern gesehen, und oft verstärkt sich sogar bei diesen Gelegenheiten die Mannschaft der Bankers durch junge Leute aus jenen Orten, von denen dann viele für immer in amerikanischen Diensten bleiben.

Als wir die Anker gelichtet hatten, und vor dem Winde, der jetzt aus Süden blies, über die noch immer aufgeregte See hinschossen, wurden wir von ungeheuern Schaaren von Seevögeln umschwärmt. Taucher, Sturmvögel, Rothgänse u. s. w., die verschiedensten Arten von Möven kommen während der Sommermonate in zahlloser Menge von den Küsten Neufundlands herüber nach den Bänken, wo sie nach der Weise der gebildeten Welt eine Art Villeggiatur zu halten scheinen. Sie folgen den Fischerbooten, und werden von den Stockfischfängern als grimmige Feinde betrachtet, denn sie erspähen jeden günstigen Moment um auf die auf Deck ausgebreitete Lockspeise herabzustürzen und sie davon zu tragen. Außerdem dienen die kleinen Fische, wie z. B. Häringe, die zu Millionen die Gewässer der großen Bänke bevölkern, den Vögeln zur Nahrung; aber ihre Festtage sind jedenfalls die wo Kabeljau gespalten und eingesalzen wird. Sie fallen dann in dichten Haufen mit aufgesperrten Schnäbeln und durchdringendem Geschrei auf das Deck nieder, um die Abfälle oder noch lieber die Lebern, Blasen und Zungen zu verschlingen, und kommen oft so nahe, daß die Fischer sie mit einer als Lasso gebrauchten Angelschnur fangen, oder sie mit einem Stück Holz niederschlagen. Das Erscheinen der Vögel ist stets ein untrügliches Zeichen von der Nähe der Bänke, und gilt den Fischern wenigstens als eben so sicheres Merkmal wie die Berechnungen vermittelst des Senkbleies.

Mehrere Tage vergiengen ohne daß wir einen einzigen Kabeljau sahen oder fiengen, und als sich endlich der Wind nach Osten wandte, beschloß der Capitän, der ewigen Einförmigkeit müde, nach dem Cap Spear zu segeln, wo zwar die Fische weniger groß und gut, dafür aber in desto größerer Menge vorhanden seyn sollten.

Auf unserem Curs lag die berühmte oder vielmehr berüchtigte Virgin Klippe, an der schon manches von St. John's nach England segelnde Holzschiff mit aller Mannschaft den Untergang gefunden hat. Die Brandung an der Klippe war ungeheuer stark, und erstreckte ihre Wirkung ziemlich eine Meile weit ins Meer hinaus. Die Klippe selbst erschien nur als eine einzige von weißem Schaum gekrönte Wand schwarzen Wassers, höher denn unser Mast, über der eine dichte Nebelkappe lag. Das Donnergebrüll des aufbäumenden Wogenschwalls drang über eine Meile weit zu uns herüber.

Bei Anbruch des folgenden Tages hatten wir die Küste von Neufundland bei Cap Broyle in Sicht, die einen nichts weniger als heitern und einladenden Anblick bot. Schroffe dunkle Klippen, deren zerrissene Flanken kaum hier und da eine Spur dürftiger Vegetation bemerken lassen, steigen steil und kahl aus dem weißen Schaum der Brandung empor, und meilenweit zeigt sich nichts als eine Abwechselung von kahlen braunen Hügeln mit eben so kahlen höhern Bergen, deren Spitzen sich in einem Wolkenschleier verlieren, und über alle dem scheint noch dieselbe traurige, ich möchte sagen erschreckende Verödung zu liegen, welche die kühnen normännischen Seefahrer empfieng als sie im zehnten Jahrhundert das Eiland zum erstenmal erblickten. Wir segelten einer starken Strömung entgegen in nördlicher Richtung an der Küste hin, passirten eine große Bucht, die Bay of Bulls genannt, und gelangten gegen Abend nach einem Platz der bei den Fischern als Merkzeichen einer großen Berühmtheit genießt.

Ziemlich in der Mitte einer mehrere Meilen langen perpendiculär aus dem Meer aufsteigenden Felswand zeigt sich eine Art Grotte oder Höhle, die jedenfalls durch das ewig anschlagende Wasser gebildet wurde, und unter dem Namen „The Spout" bekannt ist. Bei stürmischem Wetter dringen die brandenden Wellen mit großer Gewalt in diese Höhlung und finden in der Oberfläche der felsigen Küste eine Oeffnung, aus der sie als riesige Wassersäule, die mehrere Meilen weit sichtbar ist, schäumend und brüllend emporsteigen. Der Capitän und einige ältere Matrosen zeigten uns hier eine Menge Winkel und Einbuchten, welche, dem Auge durch die Brandung verborgen, ihnen in frühern Jahren Schutz gegen Stürme geboten hatten, oder in die sie sich eingeschlichen, um trotz John Bulls Wachsamkeit in ihren stillen Gewässern zu fischen.

Die zahlreichen meist namenlosen Buchten und Bayen an den Küsten von Neufundland, Neuschottland und am Cap Breton sind zur Zeit des Fischfangs von Hunderten von kleinen offenen Kähnen belebt, in denen die Engländer und besonders die Colonisten der Insel — die anfänglich mit den französischen und amerikanischen Stockfischfängern auf offener See concurrirten — ihr Geschäft im kleinern Maßstabe fortsetzen, und am Strand in der Nähe der fischreichsten Plätze entstehen während der Saison provisorische Dörfer und Niederlassungen, wo die meist in Netzen gefangenen Fische für den Markt von St. John's gespalten und eingesalzen werden.

Es würde schwierig seyn ein Bild von dem Leben zu entwerfen das während der Zeit in diesen Niederlassungen herrscht. Jedes Gesetz hört auf, und die zügellosesten Ausschweifungen, bei welchen sich selbst Frauen und Kinder betheiligen, sind erlaubt. Die empörendsten Scenen von Trunkenheit und Rohheit finden statt, und mehrfach haben die Streitigkeiten um die Plätze zum Auswerfen der Netze zu so ernsten Schlägereien und Gefechten geführt, daß das Gouvernement

Digitized by Google

genöthigt war Schiffe von St. John's nach jenen provisorischen Ansiedlungen zu schicken, um die Ordnung herzustellen.

Während der acht langen Tage die wir an dieser unfreundlichen Küste auf- und abkreuzend zubrachten, hatten wir kein besseres Glück als früher, und da wir einem Schooner begegneten der mit reicher Beute beladen von der sogenannten „Walfischtiefe" zurückkam, so giengen wir dorthin unter Segel.

Diese „Walfischtiefe" ist eine wohlbekannte, 30 Meilen lange und 20 Meilen breite Einsenkung in den sonst ziemlich gleichmäßig hohen Boden der Bank. Rings um diese Einsenkung findet man etwa 45 Faden Wasser, sobald aber der Rand des Beckens — wahrscheinlich der Krater eines ehemaligen Vulcans — passirt ist, zeigt sich plötzlich die doppelte Tiefe, und das Senkblei kommt nicht, wie vom übrigen Grunde der Bank, mit kleinen Muscheln und feinem Sand bedeckt an die Oberfläche zurück, sondern führt das Zeichen bedeutenderer Tiefe, grünen zähen Schlamm, mit sich.

Der gewöhnlichen Erfahrung zum Trotz, daß der Kabeljau sandigen mit Muscheln bedeckten Grund bevorzugt, ist die Walfischtiefe nicht nur der Lieblingsaufenthalt jeder Art von Fischen, sondern zu Zeiten auch des Stockfisches.

Die Bewohner der salzigen Fluth scheinen hier zuweilen einen Congreß zu veranstalten, um vielleicht über die alljährliche Auswanderung nach tiefen Gewässern oder über andere wichtige Fragen zu berathen. Wir erreichten die Tiefe zur glücklichen Stunde, d. h. im Moment eines solchen großen unterseeischen Meetings. Nachdem wir eine oder zwei Meilen in das Becken hineingesegelt waren, warfen wir einige Haken aus, und ein beinahe in demselben Moment erfolgender Ruck an den Schnuren gab Antwort auf unsere Frage. Einen Augenblick später fiel der Anker, die Segel wurden eingezogen, die Haken flogen über Bord, und wir waren in voller Arbeit.

Drei Stunden lang wurde nun kaum ein Wort gesprochen. Nur wenn etwa ein ausnehmend großer Fisch die Schnur zerriß und mit dem Haken davon gieng, wurde ein Ausruf des Zorns oder der Ungeduld hörbar, sonst unterbrach nichts die Stille als das Schwirren der ausgeworfenen nassen Schnuren und das Klatschen der gefangenen Fische auf dem Deck, das bald mit Beute bedeckt war. Zuweilen wurde ein sich mächtig sträubender Halibut, der seine 200 Pfund wog und kaum durch die vereinten Kräfte von drei Männern an Bord gezogen werden konnte, gefangen. Im ganzen erbeuteten wir während der dreistündigen Arbeit abwechselnd Kabeljau, Schollen, Blaufische, Meerhechte und Schellfische, deren schlagende Schwänze sich in nicht ungefährlicher Nachbarschaft mit unsern Beinen befanden. Zuweilen erschien auch ein stumpfnasiger Hai mit bös blickenden Augen auf der Oberfläche des Wassers, und gab seine Indignation über das summarische Verfahren durch heftiges Umsichschlagen und Schnappen mit den wohlbewehrten Kiefern unzweifelhaft zu erkennen. Gewöhnlich läßt man diese Art von Gefangenen frei, aber nicht immer sind die Fischer, die ihren gefährlichsten Feind an der Leine haben, zu solcher Großmuth geneigt, und nicht selten wird er erst entlassen nachdem man ihm eine Handspeiche durch die Kiemen gestoßen hat, die an jeder Seite einige Fuß heraussticht. Dieses Holz, von dem er sich vergebens zu befreien sucht, hindert ihn mehr als einige Faden tief unter Wasser zu gehen. Er erscheint nach jedem vergeblichen Versuch wieder auf der Oberfläche und peitscht die Wellen zu Schaum, bis er zuletzt, erschöpft, als unbehülfliche Masse auf dem Wasser schwimmt. Der Fischer nennt das: „den Hai mit seiner eignen Münze bezahlen."

Fische aber sind, wie Frauen, ganz unberechenbar. Wenn man sie am wenigsten erwartet, sind sie da, und wenn man ihrer am sichersten ist, lassen sie einen plötzlich im Stich. Dieß ist wenigstens die Erfahrung die zu machen ich vielfach Gelegenheit hatte, und die sich auch auf dem Ankergrund der Walfischtiefe bestätigte. Sey es daß unsre Lockspeise ihnen nicht mehr behagte, sey es daß das plötzliche Verschwinden so vieler Cameraden sie mit wohlbegründetem Mißtrauen erfüllte — genug, die Fische hörten plötzlich auf zu beißen, und nachdem wir mehrere Tage vergebliche Versuche gemacht hatten sie aufs neue zu ködern, beschlossen wir uns weiter nach Norden zu wenden.

Einige Tage später bemerkten wir plötzlich während der Nacht eine ungewöhnliche Kälte, welche stets die Nähe von Eisbergen anzeigt, und am folgenden Morgen, der uns seit Wochen den ersten Sonnenstrahl brachte, sahen wir auf der Luvseite ein ungeheures Eisfeld, dessen Gränzen uns nicht erkennbar waren. Von drei verschiedenen Punkten des Feldes erhoben sich phantastisch gezackte Eisberge, deren wie durchsichtiges Glas erscheinende Spitzen, von der Morgensonne beleuchtet, einen so zauberhaften Anblick boten wie ihn nur arabische Märchen schildern. Weiß und glänzend erheben sie sich über ihre Umgebung, wie die berühmte weiße Küste Albions, freilich nur für kurze Dauer. Die Eismassen, welche, aus den Polarmeeren kommend, mit der Strömung durch die Davisstraße und an der Küste von Labrador und Neufundland entlang treiben, schmelzen auf ihrem Zuge nach Süden in der mildern Luft und dem wärmern Wasser sehr schnell, oft so schnell daß sie, ihrer Basis beraubt, langsam zur Seite sinken und dann gleichsam kopfüber sich in die Fluthen stürzen — ein imposantes Schauspiel, das ich selbst früher einmal mit anzusehen Gelegenheit hatte. Die Fragmente dieser Eisberge werden zuweilen noch an den Caps von Delaware und Hunderte von Meilen unterhalb der Neufundlandsbank gesehen.

Von der Walfischtiefe segelten wir langsam nach Norden, warfen dann und wann unser Senkblei aus, das regelmäßig kleine Muscheln und Sand mit aus dem Meeresgrunde heraufbrachte, aber wir fanden keine Fische. Wir hatten bis jetzt überhaupt nur wenige glückliche Tage gehabt, und der Capitän fieng an zu fürchten daß der Erfolg unserer Reise eben kein glänzender seyn möchte, als wir eines Morgens auf einen Zug Mackarelen stießen. Jeder von der Mannschaft begab sich eiligst an seinen Platz an der Brustwehr, und bald waren wir in voller Arbeit. Wir befestigten für diesen Fisch an jeder Leine zwei Haken, die mit einem Stückchen Stockfischbauch als Köder versehen waren, und verschlungen wurden sobald sie das Wasser berührten. Mit dem Herausnehmen des Hakens verliert der Fischer beim Mackarelenfang keine Zeit. Sind

Digitized by Google

die Fiſche bis zur Oberfläche des Waſſers gezogen, ſo werden ſie mit einem Schwunge der Schnur über die Bruſtwehr und ſo geſchickt in ein Faß oder einen Eimer geſchleudert, daß ſich die Haken von ſelbſt aushängen. Wenn die Fiſche in reichlicher Menge vorhanden ſind, ſo iſt die Scene eine ungemein belebte, und der Sport ein ſo aufregender daß ſelbſt das Angeln auf Forellen und die Vogeljagd kaum einen Vergleich damit aushalten.

Beißen die Fiſche, ſo werden die Mahlzeiten nur ſehr eilig eingenommen, manchmal ſogar ganz und gar vergeſſen, ja ſelbſt der Koch verläßt dann zuweilen Kochtopf und Bratpfanne, um an der Arbeit der übrigen theilzunehmen, und der Eifer hat ſeinen guten Grund, denn der Zug der Fiſche kann jeden Moment auf Nimmerwiederſehen verſchwinden. Die Urſachen dazu ſind verſchiedener Art. Gewöhnlich iſt es die Furcht vor einem größern Raubfiſche der die kleinern Bewohner des Meeres eiligſt von dannen treibt. Hauptſächlich iſt dieß der Fall bei den Häringen. Wir begegneten wenige Tage ſpäter einem mächtigen Zuge dieſer Fiſche, der ſich faſt auf der Oberfläche des Waſſers hielt, während Tauſende auf einmal fußhoch darüber aufſchnellten. Der ganze Zug ſchien ſich in wilder Flucht zu befinden, und das Waſſer wurde durch die gewaltſamen Anſtrengungen der Thiere vorwärts zu kommen förmlich zu Schaum gepeitſcht. Die Urſache dieſes paniſchen Schreckens blieb uns nicht lange verborgen. Durch die dichteſte Maſſe der Flüchtigen kam der Kopf eines mächtigen Walfiſches zum Vorſchein, in deſſen weit offenem Maule wie durch Zauberei ganze Fäſſer lebendiger Häringe verſchwanden. Noch gefräßigere und gefährlichere Feinde des Härings ſind der Schweinfiſch und der Hai.

Die gefangenen Makarelen wurden in gewöhnlicher Weiſe geſpalten und eingeſalzen, aber damit ſchien auch unſer Glück an dieſer Stelle erſchöpft. Wir kreuzten noch eine Woche in der Gegend, ohne auch nur den Schwanz eines Fiſches zu erblicken. Endlich brachen wir nach der öſtlichen Spitze der Bank auf. Der Nebel war gewöhnlich Nachts ſo dick, daß, wie einer der „Hände“ ſich ausdrückte, „ein Blinder ihn mit dem Stocke fühlen konnte.“ Als ſich eines Morgens der graue Schleier lüftete, bemerkten wir daß mehrere unſerer alten Bekannten, die Eisberge, uns Geſellſchaft leiſteten. Ihre Gegenwart war uns ſchon während der Nacht durch das ihnen eigenthümliche Strahlen, „ice blink“ genannt, angekündigt, das oft in der dunkelſten Nacht und in bedeutender Entfernung ſichtbar wird. Da wir nach Oſten hielten, ſegelten wir direct auf einen der mächtigſten Eiskoloſſe zu, der in unſerem Wege lag, und kaum hatten wir uns bis auf eine ſichere Entfernung genähert, als Ben Ellis, mein „Chum,“ der ſcharf nach dem Eisberge hingeſchaut hatte, ausrief: „Beim Himmel, leewärts vom Eisberge ſchwimmt ein Zug Fiſche! Hinaus mit den Haken, Burſchen.“

Alle Hände ſprangen bei dieſen Worten hinzu, aber Seth Davis, einer der älteſten unter uns, wußte es beſſer.

„Ruhig, Cameraden,“ ſagte er, nachdem er das Waſſer in der angegebenen Richtung durch ſein Glas ſorgfältig beobachtet hatte. „Es ſind keine Fiſche, der Eisberg treibt auf dem Grunde.

Wir waren inzwiſchen dem Koloß bis auf eine halbe Meile nahe gekommen und überzeugten uns daß das was wir für aufſpringende Fiſche gehalten hatten nur ein Wirbeln und Aufſpritzen von Eisſtücken war, die durch die ruckweiſe und ſchwerfällige Bewegung der Eismaſſe auf dem Grund abgeſtoßen wurden. Das Senkblei, das wir aus Neugier auswarfen, ergab eine Tiefe von vierzig Faden. Der Eisberg gieng alſo 250 Fuß unter Waſſer, und in großem Umkreiſe waren die Wellen von dem aufgerührten Schlamme dunkel gefärbt.

Es würde unnütz und ermüdend ſeyn, wollte ich alle Details unſerer Reiſe, die den mitgetheilten mehr oder weniger gleichen, weiter ausführen. Ich begnüge mich das Factum zu conſtatiren daß wir zur rechten Zeit volle Ladung hatten, und zur Heimreiſe bereit waren. In der Nacht vorher erleuchteten wir unſere kleine Cajüte feſtlich, holten die Karten hervor, und waren bald tief in den Zauber des „Old Sledge“ verſunken. Die Nacht war ſtockfinſter, und wir befanden uns im Fahrwaſſer der europäiſchen Poſt- und Dampfſchiffe; dennoch dachten wir, auf unſere ausgehängten Lichter und die Zuverläſſigkeit Rye's, unſeres Wachtmanns, vertrauend, nicht an Gefahr, als wir plötzlich durch den lauten Ruf: „Segel ho!“ aufgeſchreckt wurden, dem ſogleich das Getrampel dicker Stiefel über unſern Köpfen folgte. Im nächſten Augenblick waren alle Hände auf Deck.

Da wir aus der erleuchteten Cajüte in die finſtere Nacht hinaus kamen, ſo waren wir einige Momente geblendet, bald aber wurden uns die Umriſſe eines engliſchen Packetbootes dicht vor uns ſichtbar. Unſer Wachtmann ſtieß ins Lärmhorn, und einen Augenblick ſpäter zeigte die Antwort der Glocke auf dem Vordercaſtell des nahenden Schiffes an daß wir bemerkt wurden. Es war die höchſte Zeit, denn pfeilſchnell ſchoß der Koloß, an deſſen dunkelm Rumpfe jetzt einige matte Lichter ſichtbar wurden, an uns heran, und ſeine Pyramide von Segeln thürmte ſich hoch über den Maſten unſres kleinen Fahrzeugs auf. Bald tauchte ſein Bug in den ſprühenden Schaum der Wellen, um ſich im nächſten Augenblicke, tropfend wie Neptun, wenn er der ſalzigen Fluth entſteigt, wieder aufzubäumen und ſein mächtiges mit blankem Kupfer beſchlagenes Bruſtholz zu zeigen. Es war ein fürchterlicher Moment. Das Schiff ſegelte mit voller Kraft vor dem Wind, und wir erwarteten bei jedem neuen Niedertauchen den tödtlichen Stoß, der unſer Quarterdeck zertrümmern mußte. Indeſſen gieng die Gefahr glücklich vorüber. Das Schiff wendete dicht vor uns mit einem geſchickten Manöver, und im nächſten Augenblicke ſchoß es ſo nahe an uns vorüber, daß wir deutlich die verwitterten Seemannsgeſichter zu erkennen vermochten, die vom Deck und aus den Luken auf uns herabſahen. Selbſt aus den Paſſagier-Cajüten ſchauten neugierige Geſichter, darunter mehrere Damen, auf unſer naſſes Deck herab, und deutlich hörte ich eine mitleidige Frauenſtimme ſagen: „Die armen Burſchen, ſie mögen ſich in ihrem kleinen Fahrzeug ſchlecht genug befinden.“

Digitized by Google

Einen Moment ſpäter wurden wir von der Quarter-Gallerie des Poſtſchiffes angerufen.

„Was für ein Schooner iſt das?"

„Rhody-Carter von Marblehead. Was für ein Schiff iſt das?"

„Man-oop-oop-pool," tönte es unverſtändlich herüber, und ehe wir noch einmal fragen konnten, hatten wir das Schiff mit ſeinen ſchattenhaften Segeln bereits aus den Augen verloren. Ich dachte an Waſhington Irvings ſchreckliche Erzählung, von deren Schauplatz wir nicht allzufern waren, that einen tiefen Athemzug, und nahm mir vor dieſe Nacht wenigſtens nicht mehr Karten zu ſpielen.

Es war ein ſchöner Spätſommertag, als wir endlich, von der Kielſchwinne bis zum Deck mit Fiſchen beladen, die Anker zum letztenmal lichteten, und den Bug unſres Fahrzeugs nach der Heimath wendeten. Eine friſche Briſe blähte unſre Segel — Mühe und Beſchwerde unſrer Reiſe waren ſo gut als vorüber, und wir konnten jetzt daran denken unſern wahrſcheinlichen Gewinn zu berechnen. Unſere Ladung beſtand faſt zu gleichen Theilen aus Kabeljau und Mackarelen, und aus einer kleinen Partie Schollen, Meerhechte und Schellfiſche. Selbſt Capitän Clapp's verwittertes Geſicht erheiterte ſich bei dem Gedanken an die Zahl der gefüllten Fäſſer die wir an Bord hatten.

Am 2 Sept. Mittags 12 Uhr lag die Küſte von Maſſachuſetts im hellen Sonnenſchein vor uns, und der Skipper kündigte, nachdem er ſeinen alten Quadranten zu Rath gezogen hatte, der Mannſchaft an daß wir noch am ſelbigen Abend unter den Lichtern der Ten-Pounds-Inſel vor Anker liegen würden — eine Nachricht die ſogleich einen Sturm auf friſches Waſſer und gelbe Seife hervorrief. Raſirmeſſer wurden plötzlich zum allgemein begehrten Artikel, und einige kleine nur wenige Zoll große Taſchenſpiegel giengen in den nächſten Stunden von einer Hand zur andern. Dann konnte ſich aber auch die Mannſchaft des Rhody-Carter mit Ehren ſehen laſſen, und mancher faſhionable Stutzer hätte vielleicht gern mit einem oder dem andern rothbackigen kräftigen Burſchen im blauen oder rothen Flanellhemd getauſcht.

Des Capitäns Vorausſagung erfüllte ſich. Bald nach Einbruch der Dämmerung liefen wir in die Bay ein. Die meiſten der „Hände" des Rhody-Carter waren in Marblehead zu Haus, und machten ſich nach kurzem Aufenthalt auf den Heimweg. Wir hatten die vier Monate auf der großen Bank nicht nur die Taſchen gefüllt, ſondern auch eine mir noch unbekannte Seite des Seemannslebens erſchloſſen, und meine in den Tropen erſchlafften Nerven aufs neue geſtählt.

Der Gränzbewohner in Texas.

(Aus engliſchen Quellen.)

Nachdem der Rio-Nueces von den Hügeln von Guadalupe herabgeſtrömt iſt, rollt er ſeine bläulichen Gewäſſer über ein Kieſel- und Sandbett durch die wellenförmigen Flächen des ſüdlichen Texas. In den Creeks oder Thalſchluchten nach dem Fluß zu erheben ſich in großen Zwiſchenräumen einige Maiereien, umzogen von neuangelegten Bewäſſerungsarbeiten, welche ich theilweiſe leitete und dabei mehrere Monate in jener herrlichen Natur unter einem Zelt zubrachte.

Ein Rahmen von bebuſchten Hügeln, mit großen Bäumen beſäet, faßt den Horizont ein. Die Verſchiedenheit der Färbung, die Schatten- und Lichteffecte zeigen ſich in ſtetem Wechſel. Auf den Anhöhen gegen Süden erſcheinen von Zeit zu Zeit Heerden wilder Pferde, ſowie Indianerhorden, deren Lagerſtätte durch ſchwachen Feuerſchein bezeichnet wird. Gegen Norden ſieht man im Gegenſatz zu der wilden Steppe mit ihren frei umſchweifenden Bewohnern und Thiergruppen Heerden von Rindvieh, welche die Hügel abweiden. Zwei kleine weiße Häuſer, weit auseinanderliegend, ſtehen dort wie vorgeſchobene Poſten modernen Lebens, und die Sonne vergoldet die erſten Maisfelder welche um dieſe Behauſungen entſtanden ſind.

Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Anſichten zeigt deutlich daß wir uns an der Gränze befinden, nicht an einer eigentlichen von Zolldienern und Gendarmen bewachten, ſondern an der Gränze zwiſchen der Civiliſation und den Wilden, zwiſchen dem ſiegreichen Geſellſchaftsverband welcher den Pflug, den Dampf, die Preſſe lenkt, und den beſiegten und verkommenen Völkern welche Noth und Hunger aufreibt.

Der Bewohner dieſer Landſtriche am Ende der Welt hat ſeinen eigenthümlichen Charakter. Man nennt ihn „Frontierman;" er lebt unter den großartigſten Naturſcenen, verkehrt mit den Indianern, und muß deren Angriffe abwehren wenn es ihm nicht gelungen iſt ihre Freundſchaft zu erwerben. An dieſen äußerſten Gränzen verliert ſich die Civiliſation allmählich, wie die Färbung eines Gemäldes die im Hintergrunde desſelben in eine andere übergeht. Der Wiederhall geiſtiger Kämpfe, das Geräuſch der Werkſtätten, das Treiben großer Städte und ihrer emſigen Bevölkerung dringt nur in ſchwachem Echo bis hierher.

Aber je mehr die Umriſſe der Civiliſation verſchwinden und die Maſſen in Rohheit und Barbarei herabſinken, erhebt ſich als Gegengewicht eine Claſſe von Helden welche ſich der Menſchheit aufopfern, und von dem wohlthätigen Chriſtenglauben in fruchtreicher Milde Zeugſchaft geben. Der „Settler" an der Gränze iſt nicht allein Ackerbauer. Von allen Hülfsquellen entfernt, außerhalb des Schutzes der Geſetze, vereinigt er wie ein Schiffscapitän alle Aemter und Würden in ſich. Er iſt ſein eigener Arzt und Prieſter, Soldat und Richter. Heute verheirathet er eine ſeiner Töchter, morgen jagt er indianiſchen Vagabunden nach, bereit ihre Friedenspfänder anzunehmen, aber ebenſo ihre Angriffe abzuweh-

Digitized by Google

ren. Er bekämpft den Alligator am Ufer des Fluſſes, und tödtet ihn mit Lebensgefahr. Er iſt ſich ſeiner Aufgabe bewußt, weiß wie hart ſie iſt, aber er folgt den Eingebungen ſeiner Natur, ſollte er auch darüber zu Grunde gehen.

Dort jener kräftige Mann, die Stirn in Schweiß gebadet, führt am Zügel ein hinkendes Maulthier, auf dem eine Leiche ruht. Seine Züge, halb verborgen unter dem breitrandigen Hut, tragen einen Ausdruck von Feſtigkeit, gemildert durch die Sanftheit ſeines Blickes und die anmuthige Wölbung ſeiner Lippen. An ſeinem Gürtel hängt das Jagdmeſſer; der Revolver und eine Büchſe ſind an ſeinem Sattelknopf befeſtigt.

So erſchien mir Tom Willard, als ich ihn zum erſtenmal ſah wie er einen Hügel herabkam, und ich auf ihn zuſchritt.

„Haben die Indianer Euch angegriffen?“ rief ich ihm von weitem zu. Die Indianer kennen mich, ſagte er, ſeit den zwölf Jahren daß ich mein einſames Thal bewohne. Sie wiſſen daß ich gut bewaffnet bin und ihnen nichts zu leide thue. Aber ich hatte zu Rabbit-Creek einen Nachbar, welcher einige Meilen tiefer unten im Thal wohnte. Er war ein deutſcher Anſiedler, unwiſſend und roh, ſonſt aber fleißig. Er zog Maulthiere und Rinder auf mit großer Sorgfalt, und mähte das Gras ab in der Ebene für die Zeit der Dürre und des Froſtes. Oft gieng er weit weg um auf den fetteſten Weiden Heu zu machen. So gelangte er über die Gränze hinaus, und nachdem ihn ſein Weib vergeblich drei oder vier Tage erwartet hatte, bat ſie mich ihn aufzuſuchen. Leider hat ſie nur allzuſehr die traurige Wahrheit vermuthet; ich habe die Leiche mit dem Geſicht an dem Boden einige Schritte von dem leeren Karren gefunden. Wahrſcheinlich haben die Indianer die weidenden Maulthiere geraubt; der Mäher wollte ſich wohl zur Wehre ſetzen, aber er hatte nur eine armſelige Piſtole mit einem Lauf. Er iſt unter dem Feuer der Rothhäute gefallen, und nach ſeinen Wunden zu urtheilen hat ſein Todeskampf nicht lange gedauert. Ich habe die Leiche meines Nachbars aufgehoben, ohne daß ein neugieriger Blick mein trauriges Geſchäft geſtört hat, und bringe jetzt ſeine ſterblichen Reſte zu ſeiner Wittwe. Aber ich komme nur langſam vorwärts; mein Maulthier hat ſich in einer ſteinigen Schlucht verletzt. Ich ſtieg ſogleich vom Pferde, und bot ihm an die Leiche darauf zu laden, was mit einiger Mühe geſchah. Mein Weg war ein anderer geweſen; er zeigte mir die Richtung die wir einſchlagen mußten, und wir brachen auf indem die Thiere uns folgten.

Mein Gefährte ſagte mir daß er mit ſeiner Familie eine kleine Maierei bewohne, um welche her ſein Vieh weidete. Ich fand in ihm mehr Wiſſen und Annehmlichkeit als ich ſonſt bei den Gränzbewohnern gewöhnt war. Tom Willard ſchien von allgemeinem Wohlwollen beſeelt zu ſeyn, das aus ſeinen Reden wie aus ſeinem Thun hervorleuchtete. Unter vielfachen Geſprächen über die Wechſel des Lebens gelangten wir zu der Hütte des Mähers. Das Weib des „Settlers“ gewahrte uns von ferne, und errieth bald ſein Schickſal. Sie nahm das Ereigniß mit Gleichmuth hin, und ſagte: „Ich hab' es oft vorausgeſagt daß Hubert, ſo hieß der Mäher, durch die Indianer umkommen werde. Nun iſt es geſchehen; meine Kinder ſind noch zu jung um mir beiſtehen zu können. Ich muß nun ganz allein Feld und Vieh beſorgen; was kann ich thun als mich wieder verheirathen?“

Man mochte mir anſehen welchen Eindruck dieſe Leichenrede voll Eigenſucht und materieller Sorge auf mich machte; Tom Willard wurde es gewahr, und ſagte mir im Hinausgehen: „Seyd nicht zu ſtreng gegen die arme Wittwe; wir leben hier in der genaueſten Abhängigkeit von den erſten Naturbedürfniſſen. Man muß ſeinen Mais ernten und ſein Vieh zuſammentreiben, wenn man nicht Hungers ſterben will. Wie die meiſten Deutſchen iſt dieſes Weib haushälteriſch und arbeitſam. Sie ſcheut ſich weder den Boden zu behacken noch ein Pferd zu beſteigen, um ihre Heerden zuſammen zu halten. Aber ſie kann nicht allem vorſtehen mit den vier kleinen Kindern, und es gilt für ihre Familie eine Lebensfrage, wo nur Arbeit und Körperſtärke aushelfen können.“ Das Wohlwollen meines Gefährten vermochte mich nicht vollſtändig mit der Wittwe des Mähers auszuſöhnen, deren rohe Schilderung ihrer Lage vielleicht nur ein naives Geſtändniß war, das ein andre abgeſchliffenere in ihres Herzens Grund verborgen hätte. Ich hätte es anſtändiger gefunden wenn in ihren Reden allein Schmerz und Kummer hervorgetreten wären, während Tom Willard nur Verſtellung darin geſehen haben würde.

Indem wir noch länger darüber ſprachen, waren wir nach Rabbit-Creek gelangt. Hier erhob ſich ein Häuschen von Kreidetuf, deſſen blendende Weiße ſich von dem dunkeln Laubwerk abhob, und durch grüne ſpaniſche Fenſterläden gemildert war. Durch die Lücken des Zaunes erblickte man den wohlgepflegten Garten. Alles deutete in dieſer einfachen Behauſung Wohlſtand und Behaglichkeit an. Zwei Knaben von acht und zehn Jahren kamen ihrem Vater zu Pferd entgegen, deren ſanftes Ausſehen und feines Weſen den beſten Eindruck machte. Unter dem Thurbogen wurden wir von Frau Willard begrüßt, welche die Reize und Schönheit der Jugend bewahrt hatte.

Ich wurde aufs wärmſte aufgenommen, und bald geſtalteten ſich unſre herzlichen Beziehungen zu innigem Vertrauen. Ich brachte einige Zeit bei meinen neuen Freunden zu, in denen ich einen Schatz gefunden hatte, der in meiner gegenwärtigen Lage mir um ſo koſtbarer war. Der Boden den ich bewohnte war mir nicht nur fremd, ſondern eine völlige Einſamkeit. Meine wenigen Nachbarn, in den Thälern zerſtreut, beſchränkten ſich auf einige unwiſſende rohe Einwanderer, verhärtet durch die Rauhheit ihrer Exiſtenz. Eine Freundſchaft auf die ich anderwärts ſtolz geweſen wäre, war mir dort von unſchätzbarem Werth, und ganz natürlich gab ich mich ihr mit Wärme hin.

Eines Abends, nach vielfachen Geſprächen über meine Heimath und meine Familie, ſagte mir Tom Willard: „Ich muß Euch nun auch mein Leben ſchildern. Seit meiner Kindheit hab' ich, wie Ihr, die wohlthätige Luft auf dem Lande geathmet. Wie Ihr, ſah ich um mein väterliches Dach Bäume wachſen, die zur Zeit meiner Geburt gepflanzt worden. Meine Familie bewohnte ein abgelegenes Gehöfte, ohne andere Nach-

Digitized by Google

barschaft als eine noch bescheidenere Hütte mitten in den Wäldern. Ich gieng oft dahin, und trieb mich mit den Kindern umher, die ungefähr meines Alters waren. Wir wuchsen zusammen auf, und lernten die Pfade auf der Prairie und die Fährten des Wildes in den Wäldern kennen.

„Später giengen wir gemeinschaftlich zur Schule nach der Stadt. Wir mußten 7—8 Meilen weit wandern; ich mit einem jüngern Bruder auf einem alten Poney. Unsere Gefährten, unter welchen mehrere kleine Mädchen waren, legten den Weg auf zwei lenksamen Maulthieren zurück.

„Lizzie, die älteste meiner kleinen Nachbarinnen, war ungefähr von meinem Alter. Ihr Maulthier schritt beständig neben meinem Pferd her. Obgleich der Weg einförmig war und ich ihn zweimal des Tages jahraus jahrein zurücklegte, wurde ich seiner dennoch nicht müde. Lustiges Geplauder kürzte die Stunden ab, und bald ruhten wir aus unter einem hundertjährigen Nußbaum, bald pflückten wir Blumen am Rande des Weges.

„Es war mir als ob dieses friedliche Leben ewig dauern müßte, und ich besuchte meine Schule voll Eifer und innerer Befriedigung. Lizzie ihrerseits zeigte eben solchen Fleiß in dem Mädcheninstitut. So wuchs die Anziehung zwischen uns mit den Jahren, und unbewußt wuchsen auch wir, ohne etwas von der Welt und den Menschen zu kennen. Eines Abends, als ich aus der Classe heimkehrte, sagte mein Vater mit ernstem Gesichte zu mir: „Tom, du hast von den letzten Metzeleien gehört welche die Indianer in den Niederlassungen an der Gränze angerichtet haben. Ein Auszug ist beschlossen, und die Rancheros (Bewohner der Gehöfte) sind aufgefordert daran theilzunehmen. Du bist nun im Mannesalter, und es ist gut dich an den Marsch in den Ebenen zu gewöhnen. Auch mußt du dich in Gefahr schicken lernen. Schließe dich unsern Freiwilligen an, ich werde dich ausrüsten."

„Ich nahm unterwürfig und stolz das Erbieten meines Vaters an. Am folgenden Morgen theilte ich Lizzie dieses neue Vorhaben mit. „Du wirst nicht fortgehen, rief sie aus. Wie könnte ich den Gedanken an die Gefahren ertragen welche dir drohen. Der vergiftete Pfeil eines Indianers wird dich im verborgenen treffen oder eine Kugel aus dem Busch. Dein Eifer, dein Muth werden dich der Gefahr entgegenstürzen!"

„Kaum vermochte ich meiner Gefährtin begreiflich zu machen wie unnütz ihre Ermahnungen waren. Der Würfel war gefallen, mein Vater hatte mich einschreiben lassen, und ich selber mich verbindlich gemacht an dem Auszuge theilzunehmen. Dem Aufruf nicht zu folgen, wäre feig und unehrenhaft gewesen.

„Lizzie bat noch lange, um mich von meinem Vorhaben abwendig zu machen. Aber alles war vergebens, und als sie meine Entschlossenheit sah, erhob sich das junge Mädchen, noch schöner unter seinen Thränen, und sagte ernst und gefaßt: „Wenn wir uns trennen müssen, so gewähre mir wenigstens noch eine Gunst, bevor wir scheiden. Laß mich deinen Namen tragen, Tom Willard! Wenn du im Gefecht seyn wirst, in den Bergen, wird dieses süße Band uns inniger verknüpfen, wie eine unsichtbare Kette unserer Gedanken. Ich werde stolzer seyn auf deine Tapferkeit und du sorgfältiger bedacht auf dein Leben. Und wenn das Schicksal dich hinraffen sollte, und ich dich nie wiedersehe, so bleibe mir wenigstens dieses Unterpfand, damit ich für den Rest meines Lebens deine Erinnerung ehren könne."

„Dieser plötzliche Vorschlag, dieser kindliche Beweis von Ergebenheit und Liebe drangen mir bis zum Herzen, und ich war einen Augenblick wie betäubt. Als ich wieder zu mir kam, lag Lizzie's Hand in der meinigen, ihre glühende Stirne stützte sich auf meine Schulter, und reichliche Thränen strömten aus ihren Augen.

„Es wurde beschlossen daß unsere Verbindung vor meinem Aufbruch stattfinden sollte. Mein Vater gehörte dem Bekenntniß der Unitarier an, die nur an einen Gott in einer einzigen Person glauben. Seine Religionsgenossen waren damals wenig zahlreich. Diese Protestanten unter den Protestanten, wie sie genannt werden, sahen die Natur als ihren Tempel an, und besuchten damals kein Gotteshaus in unserm Bezirke. Sie hatten nicht einmal einen Geistlichen, da sie es überflüssig fanden an fremder Ermahnung die Gluth eines religiösen Gefühles zu erwärmen welches sie in innerster Seele trugen.

„Am Morgen meiner Abreise fanden sich meine Angehörigen bei dem Friedensrichter ein, welcher die gewünschte Verbindung schloß. Unsere Heirathen haben etwas geheimes, es wird dabei nicht wie in Europa der Name der Braut unter die neugierige Menge geworfen. Lizzie hatte sich gefaßt, sie nahm meine beiden Hände in die ihrigen, und sagte mir Lebewohl, ohne daß ihr Muth schwankte.

„Ich reihte mich nun unter das Banner der Freiwilligen, das auf dem Platze seine Streifen- und Sternenfahne entfaltete. Ich gewann bald die Zuneigung meiner Cameraden, indem ich mit ihnen meinen reichlichen Proviant theilte; auch ertrug ich für meinen Theil Mühsal genug, und belud mich manchmal mit der Muskete des erschöpften Vorpostens — ein Dienst der auch mir erwiesen wurde. Aber ungeachtet des wechselseitigen Wohlwollens konnte ich für die Mehrzahl dieser jungen Leute keine wahre Zuneigung empfinden. Es waren meistens Auswanderer, neu aus Europa angelangt, aus den untersten Volksclassen, und man durfte bei ihnen weder Unterricht noch Erziehung, ja kaum ein anständiges reinliches Wesen suchen, welches den Unterschied zwischen Menschen und Thieren ausmacht.

„Nach einigen Plänkeleien, bei welchen die Wilden rasch gewichen waren, führten uns unsere Befehlshaber zu unvorsichtiger Verfolgung an, indem wir unsere Nachhut weit zurückließen, und bald alle unsere Vortheile einbüßten. Wir fielen in einen Hinterhalt der Indianer, und waren stundenlang in eine Schlucht eingeschlossen, wo wir dem Anstürmen die Stirne bieten mußten. Unsere Reihen lichteten sich merklich, der Schießbedarf war nahezu aufgebraucht, und die Zahl unserer Feinde nahm von Minute zu Minute zu, als das Signal zum Rückzug ertönte. Aber dieser war für die Indianer nur ein neuer Antrieb, und ihre Kühnheit kannte keine Gränzen mehr.

Digitized by Google

Die Patronen giengen aus, und ich kämpfte mit bloßer Waffe gegen einen Indianerhäuptling, der eine Kopflänge über mich hinaussah. Als er seinen schweren Tomahawk erhob um mich niederzuschmettern, stieß ich ihm das Bajonnett in die Brust daß er auf das Gesicht stürzte, unter dem Uebergewicht der furchtbaren Keule die er gegen mich geschwungen hatte.

„Unser Rückzug war schwierig und verderblich. Wir mußten die ganze Nacht marschiren um einem neuen Zusammenstoß auszuweichen, und die meisten der Wagen wurden verlassen.

„Der Feldzug dauerte beinahe drei Monate, bei meiner Heimkehr erfuhr ich daß mein Vater eine Strecke Landes in diesem Thale gekauft und in deren Mitte diese Behausung erbaut hatte, welche damals nur die nöthigsten Wohngelasse enthielt. Er sagte mir daß er diese bescheidene Niederlassung für mich bestimme, da das thätige Leben dieser vorgeschobenen Zone für meinen Charakter passend sey.

„So wurde mein Geschick an dieses kleine Stück Land gebunden, dessen Boden ich mit Eifer bebaute. Ich zog Heerden auf, welche frei auf der Ebene weideten und sich rasch vermehrten. Das Haus wurde erweitert und vervollständigt. Diese Orangen, diese Pappeln hab' ich vor einem Duzend Jahren gepflanzt. Hier hab' ich ein zurückgezogenes, unscheinbares, aber friedliches und geachtetes Leben geführt. Mein Weib hat meine Arbeit und die ländliche Freude meines Schaffens getheilt. Unter diesem Dach erlebte ich manches was mir Vergnügen machte, und konnte auch Euch aufnehmen an meinem häuslichen Heerde."

Ich genoß diese herzliche Gastfreundschaft so lange als es meine Arbeiten erlaubten. In dem Hause wehte ein Hauch der Freude und des Glücks. Ein leichtes Frühmahl versammelte uns in den ersten Stunden des Tages, dessen Aufdämmern bald das Lampenlicht erbleichen machte. Wir brachen dann auf um nach den Heerden zu sehen, ritten über Berg und Thal, und schossen unterwegs das Eichhörnchen von den Bäumen, oder den Waipiti-Hirsch im Ufergebüsch. Nach dem Mittagsmahl, wenn Gluthhitze über der Ebene lag, führte mich Tom Willard unter den Schatten der chinesischen Flieder- und Feigenbäume, wo wir der Gartenarbeit oblagen. Die Feierstunde trat mit dem prachtvollen Sonnenuntergang ein, wenn das glänzende Gestirn in einer goldenen Strahlenkrone niedertauchte. Dann genossen wir lange noch den friedlichen Reiz des Abends, der unser Gespräch und unsere Mittheilungen weckte. Für mich war alles neu, alles verschieden von der Welt meiner Erinnerungen. Wie oft, beim Anblick dieser unermeßlichen, eintönigen, schweigenden Einöden, kehrte ich in Gedanken mitten in unsere geräuschvollen Städte, mit ihren Baudenkmalen, ihren Palästen zurück! Wie oft, das Auge auf die fernen Hügel gerichtet, glaubte ich mich in unsere europäischen Landschaften versetzt, mit ihren Hecken, ihren Gärten und Häusern! Aber diese Täuschung war bald verschwunden; selbst das Ohr verliert allmählich die Erinnerung an diese Töne. Die Civilisation ist nur noch ein Schatten, der eines Riesen welcher seine Fußstapfen in den Boden drückt.

Als ich jenen Aufenthalt verließ, wo mein Herz sich aufs neue erwärmte, bewog ich Tom Willard mich in meine Lagerstätte zu begleiten. Die Strecke welche vor uns lag war öde. Des Menschen Hand hat dort den jungfräulichen Boden noch nicht berührt. Kein Ansiedler wohnt auf der Hochfläche, über die unser Weg hinführte; auch das Vieh ist seltener auf diesen Höhen, wo der Graswuchs kurz und verdorrt ist.

Doch begegneten wir da und dort einem Menschen: der erste war ein Mexicaner mit nackten Armen und Beinen, der auf einem Maulthier saß. Er grüßte uns schüchtern und kalt, mit der angebornen Abneigung der Abkömmlinge von Spaniern und indianischen Weibern gegen die Angelsachsen, die ihnen wegen ihrer Religion und Sprache verhaßt sind: Tom Willard gelang es indeß durch sein sanftes Wesen dem neu angelangten einiges Zutrauen einzuflößen. Der Mexicaner sagte uns daß er einen kranken Sohn habe, und mein Begleiter erbot sich, in der Hoffnung diesem Hülfe zu bringen, ihn zu besuchen. Sein Anerbieten wurde dankbar angenommen, und der Ranchero ritt uns voran. Er führte uns lange Zeit zwischen niederem Gebüsch hin, indem er sich im Sattel wiegte, und sich seinen Gedanken zu überlassen schien. Dann stimmte er einen der melancholischen Gesänge an, womit der Wanderer oft die Dauer einsamer Stunden verkürzt.

Endlich gelangten wir mit unserm Führer in eine wilde Schlucht und von da in eine Lichtung, wo an der tiefsten Stelle das ganze Jahr hindurch Wasser steht, das den Heerden als Tränke dient. Am Rande dieses Teiches ist die Vegetation üppig, und hohe Bäume stehen in Gruppen. Unter einer knorrigen Eiche hatte der Mexicaner mittelst eines Zelttuches seine Hütte aufgeschlagen, wo er sein Leben in Nichtsthun und Armuth hinbrachte.

Als sein Weib die Fremden erblickte, wechselte sie ihren Lendenschurz, ihr einziges Gewand, ohne sich gänzlich vor uns zu verbergen. Der junge Kranke lag am Fuß eines Baums, unbekümmert um das was um ihn vorgieng. Er litt an einem Sumpffieber, wie sie in der Nähe der Moräste langsam die menschlichen Kräfte aufzehren. Tom Willard befragte ihn theilnehmend, und überließ ihm einen reichen Vorrath von Fiebermitteln, die er gleichgültig in Empfang nahm. Was machst du in deinen langen Leidenstagen? fragte er ihn mit Güte. Ich lege mich unter diesen Baum, höre auf den Vogel der in den Zweigen nistet, und sehe ihm zu wie er seine Jungen äßt. Kannst du lesen? Willst du spanische Bücher haben? Ich kann nicht lesen, Señor, und hab' auch keine Lust dazu. Mein Vater singt manchmal eine Romanze, und ich singe sie nach in meinem Herzen, wenn ich nicht schlafen kann. Das ist alles was ich weiß, und genug für mich. „Unglückliches Volk, sagte Tom Willard, als wir wieder unterwegs waren, unbekümmertes und gleichgültiges Volk! Wäre es allein auf der Welt gewesen, es würde jetzt noch ohne Ackerbau, ohne Industrie und ohne Geschichte seyn. Ich achte die Entsagung im Unglück, bewundere aber mehr noch einen unternehmenden und kühnen Geist, welcher uns zum Herrn unseres Geschicks macht!"

Digitized by Google

Als es Nacht wurde, trabten unſere Pferde vorſichtig nebeneinander hin. Ungeachtet der Mond nicht ſchien, erhellte doch der Sternenglanz unſern Weg, und ein würziger Hauch wehte von der mexicaniſchen Seite her. Die Natur, durch die Sonnenhitze erſchlafft, ſchien aufs neue ſich zu beleben; die Vögel zwitſcherten in den Büſchen, und Inſecten ſchwirrten um uns her.

Am folgenden Morgen war Tom Willard in meinem Zelte, und nahm regen Antheil an den Arbeiten die unter unſern Augen ausgeführt wurden. Der Fluß, da und dort eingedämmt, ſollte bald unzählige Bewäſſerungscanäle ſpeiſen, welche Schaaren von europäiſchen Auswanderern im Schweiß ihres Angeſichts eröffneten. Der ebene Boden des weiten Thales geſtattete fernhin die befruchtenden Gewäſſer zu leiten und eine ungeheure Fläche für die einträglichſten Culturen nutzbar zu machen. Ein Theil des Tages gieng mit Nivelliren und Ausſtecken neuer Waſſerabzüge hin. Die Jagd füllte die Mußezeit aus, und des Abends plauderten wir unter meinem Zelte. Einer dieſer traulichen Abende wurde durch ein Phänomen unterbrochen welches einen Charakter von großartiger Zerſtörung in ſich trug, würdig der wilden und jungfräulichen Natur welche uns umgab. Kurz nach Sonnenuntergang hatte ſich ein dichter Wolkenſchleier über den Himmel gezogen, und einzelne Blitze zuckten durch die dunkle Maſſe. Die Finſterniß der Nacht nahm zu, und alles kündete einen jener Wolkenbrüche an, in denen die Atmoſphäre in einigen Stunden dem Boden wieder alle die flüchtigen Waſſerdünſte zurückgibt welche die glühende Sonne während eines Jahres an ſich gezogen hat. Der Nordwind, welcher die Dünſte erkältet und niederſchlägt, folgte auf den periodiſchen Südwind. Der Regen fiel bald in Strömen nieder, und ſchlug an die Bäume, Gezelte und Schuppen.

Das Geheul des Windes, das Rauſchen des Regenguſſes, die völlige Finſterniß, die Waſſerſtröme welche von allen Seiten auf uns eindrangen, gaben dieſem Wetterſturm einen ſchreckenvollen Charakter. Der Regen, welcher um neun Uhr Abends begonnen hatte, hörte erſt mit dem Morgengrauen auf. Als das Tageslicht uns einen Blick auf die Ebene geſtattete, lag dieſe da wie ein See, aus dem die Häupter der Gebüſche hervorſahen. Erſt am zweiten Tage ließen ſich die Zerſtörungen ermeſſen welche die ablaufenden Gewäſſer verurſacht hatten. Kiesbänke waren angeſchwemmt, Wälder entwurzelt worden, allenthalben lagen Trümmer wie nach einem Sturm am Meeresufer. In der Ebene war ein Labyrinth von Waſſerpfützen entſtanden, auf die ſich Sumpfvögel niedergelaſſen hatten.

(Schluß folgt.)

Die Oran-Gunong auf den ſüdlichen molukkiſchen Inſeln.

Von Julius Kögel.

Auf den ſüdlich des Aequators gelegenen molukkiſchen Inſeln trifft man unter der chriſtlichen Bevölkerung noch immer viele weibliche und männliche Individuen an welche an der Europäiſirung weniger Geſchmack finden als andere ihrer Landsleute und Glaubensgenoſſen. Die nationale Kleidung iſt von dieſer Kategorie der Chriſten noch immer beibehalten worden, und der Frack wird von ſolchen Männern noch immer ſehr ſelten benützt. Die Bewohner der Städte und größern Ortſchaften nennen die den alten Sitten und Gebräuchen ergebenen Landsleute „Oran-Gunong," das heißt auf deutſch „Bergmenſch." Jedoch mit dieſer Benennung will man nicht ſagen daß die weniger civiliſirten Menſchen die höher gelegenen Gegenden bewohnen, ſondern man will damit geſagt haben was man bei uns zu Lande zuweilen mit dem Worte „Bauer" auszudrücken ſucht, wenn man jemanden ſo benennt der gar kein Landwirth iſt. Bekanntlich ſind auf den ſüdlich gelegenen molukkiſchen Inſeln die Gebirge von Alfurern bewohnt, während Chriſten und Muhammedaner faſt immer in der Nähe des Strandes und alſo in den Niederungen ſich angeſiedelt haben. Die hieſigen Muhammedaner geben denjenigen ihrer Glaubensgenoſſen welche durch größere Unwiſſenheit ſich auszeichnen, häufig aber auch den Spottnamen Oran-Gunong, obſchon dieſe Muhammedaner dieſelbe Kleidertracht wie die gebildeteren Glaubensgenoſſen beibehalten und nur ſeltener ihre Köpfe kahl zu ſcheeren pflegen.

Die nationale Kleidung der chriſtlichen Oran-Gunong beſteht bei Männern aus kurzen, von den Hüften bis unter die Kniee reichenden, engen, kattunenen Hoſen (meiſt von dunkler Farbe) und einem ſchwarzen oder blauen Hemd ohne Kragen, welches vom Halſe bis beinahe an die Kniee reicht; übrigens tragen dieſe Leute weder Fuß- noch Kopf- noch Wadenbekleidung. Ihre Haare pflegen ſie von vorn nach hinten zu kämmen, wodurch dieſe meiſtens bis auf die Schultern herabhängen. Durch einen ſichelförmigen Kamm — welcher vom linken bis zum rechten Ohr reicht — der in die Haare am Hinterkopf geſteckt wird, wird verhindert daß dieſe Friſur nicht in Verwirrung geräth. Die Frauen der chriſtlichen Oran-Gunong bekleiden ſich mit einer Jacke (von ſchwarzem oder blauem Kattun), welche bis an den Bauch reicht, und mit dem Kain (einem 2—3 Ellen langen und $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Elle breiten Stück Kattun), mit welchem Unterleib und Beine umwunden werden; ihre Haare haben ſie chineſiſch friſirt, und ein kleiner Kamm wird in den Zopf geſteckt.

Die Oran-Gunong ſind fleißiger und weniger hochmüthig als andere in der Nähe wohnende Chriſten, ſie ſind beſonders zahlreich auf der Inſel Saparua; hier ſchämt man ſich weniger — wie dieß auf Amboina, Banda und Ternate der Fall iſt — ſchwere Arbeit zu verrichten. Nur muß man ſich nicht

Digitized by Google

einbilden daß dieſe Leute für ſo billigen Lohn und eben ſo [1] fleißig wie die gutmüthigen Javanen arbeiten; denn obſchon das Gouvernement jedem requirirten Handarbeiter 65 Deut (d. i. viermal ſo viel wie auf Java) täglich auszahlen läßt, ſo hält es doch immer ſehr ſchwer die benöthigte Anzahl Handarbeiter unter den Oran-Gunong aufzutreiben. Die hieſigen Frauen verdienen ſich zwar Geld mit der Oelfabrication, und beſchäftigen ſich auch mit dem Kramhandel auf den Baſſers (Märkten), allein ſie ſpinnen weder Garn noch weben ſie Kattune, was javaniſche, madureſiſche und makaſſariſche Frauen ſo häufig zu thun pflegen, und was auf den Molukken doch viel lohnender ſeyn würde, weil Manufacturwaaren hier viel theurer als auf Java und Süd-Celebes ſind.

Wie bereits erwähnt, ſind die chriſtlichen Oran-Gunong auf der Inſel Saparua am zahlreichſten. Dieſe Inſel iſt diejenige der niederländiſchen Colonien in welcher die meiſten Chriſten wohnen; nur fünf Kampongs ſind daſelbſt von Muhammedanern, alle übrigen Ortſchaften aber von Chriſten — meiſt ſogenannten Oran-Gunong — bewohnt. Allein ungeachtet die Saparuaner dieſelbe Religion wie die meiſten Holländer haben, ſo werden letztere hier doch gar ſehr gehaßt; mehr Sympathie haben die hieſigen Eingebornen — gleichviel ob Chriſten oder Muhammedaner — für die Briten, und noch immer hört man bejahrte Oran-Gunong die glücklichen Zeiten rühmen in welchen die Engländer dieſe Inſel beſetzt hatten. „In jener Zeit, ſagen ſie, bekamen wir dreimal ſo viel für unſere Gewürznelken wie wir jetzt von den Holländern dafür bekommen.“ Ebenſo weiß man bei den Oran-Gunong auch nicht genug zu rühmen daß dort wo eine engliſche Flagge weht auch Gold- und Silbergeld in Menge vorhanden iſt, während die Holländer meiſt mit Kupfer- und Papiergeld zu bezahlen pflegen. Zu den eigenthümlichen Gebräuchen der chriſtlichen Oran-Gunong gehört auch der daß, wenn ein Bräutigam in der Brautnacht ſich von der Virginität ſeiner Frau überzeugt hat, er am nächſten Tage den Eltern oder Pflegeltern derſelben ſeinen Dank für die gute Erziehung ihrer Tochter abſtattet. Das mit den Virginitätszeichen befleckte Tuch wird den Eltern der jungen Frau zum Geſchenk gemacht, und viele Jahre von denſelben, ohne es zu reinigen, aufbewahrt, zuweilen auch wohl ankommenden Freunden vorgezeigt.

[1] Schon in mehreren meiner Berichte habe ich die Javanen fleißig genannt, allein um wohlverſtanden zu werden muß ich beifügen daß Javanen und Madureſen allerdings fleißiger als andere den malayiſchen Archipel bewohnende Völker ſind, aber doch keineswegs ſo fleißig arbeiten wie dieß die europäiſchen Matroſen auf den in hieſigen Geſtaden vor Anker liegenden Schiffen beim Löſchen und Laden derſelben zu thun pflegen. Die Holländer ſagen daher auch oft: die Javanen ſind lui (ſprich leu), d. h. faul.

Zehn Wochen in Japan.

(Aus dem Athenäum.)

Der Biſchof von Victoria, Dr. George Smith, ſchildert uns die Eindrücke ſeiner nach Japan unternommenen Reiſe in einer bei Longman in London, unter dem Titel „Ten Weeks in Japan“ erſchienenen Schrift. Wir erſehen daraus daß er mit kritiſchem Auge dieſe berühmte Inſel beſuchte. Er erinnerte ſich der Voltaire'ſchen Theorie über China. Er wußte wie die europäiſche Einbildungskraft in Betreff dieſes Reichs der Civil-Staatsdienſtprüfungen mißbraucht worden war, und wollte daher daß ſeine japaneſiſchen Eindrücke nicht die eines nach prunkenden Schilderungen haſchenden Wallfahrers oder eines auf Rechtfertigung aller Extravaganzen Thombergs verſeſſenen Enthuſiaſten ſeyn ſollten. Zehn Wochen ſind zwar kein umfaſſender Zeitraum um Erfahrungen zu ſammeln, allein Dr. Smith gedachte ſeine Blicke nur auf gewiſſe Wirklichkeiten des Inſellebens zu richten, die, wenn er ſie auffand, zugleich die Unabhängigkeit ſeiner Anſchauung rechtfertigen ſollten. Sein Buch iſt faſt in jeder Hinſicht ein ausgezeichnetes zu nennen. Es iſt ohne Zweifel theilweiſe compilirt, denn Japan iſt noch nicht das Land in welchem ein flüchtiger Beſuch Originalſtoffe für einen beträchtlichen Band liefert; allein alles was er erzählt, iſt lebhaft und naturgetreu; es gibt ſich in ſeinen Schilderungen ein kräftiger geſunder Menſchenverſtand kund, und das Buch iſt in einem Tone geſchrieben der zwiſchen Sympathie und Begeiſterung das Gleichgewicht hält. Der Biſchof ſympathiſirt mit den Japaneſen, geräth aber nicht in Entzückungen über ihre papiernen Taſchentücher und öffentlichen Bäder. Er ſah ſie, glauben wir, wie ſie waren, und nicht wie ſie jungen Officieren von der königlichen Marine erſchienen, die, wenn ſie von Nagaſaki nach Hauſe ſchrieben, Nacktheit für Unſchuld anſahen, und ſich einbildeten daß die Leute, weil ſie ſich in den Straßen badeten, nothwendigerweiſe die Engel des Paradieſes ſeyn müßten. Dr. Smith erreichte Nagaſaki im April 1860. Er fand die gewöhnliche Gaſtfreundlichkeit, aber auch den gewöhnlichen Argwohn; er ſah Deſima, und hörte deſſen innere Geſchichte; er miſchte ſich an der Küſte unter alle Claſſen des Volks ſich dabei natürlicherweiſe ſtets erinnernd daß er ein Großwürdenträger der anglicaniſchen Kirche, doch frei und liberal in ſeinen Wahrnehmungen ſey. Das Reſultat alles deſſen was er mit eigenen Augen in Japan geſehen, muß natürlicherweiſe das Staunen und die Eiferſucht jener vielgereiſten Männer erregen welche dieſes prachtvolle Inſelmeer mit ſeinen phantaſtiſchen Wegen und ſeinen unerklärbaren Mitteln menſchlichen Lebens erforſchen. Allein die Skizzen des Biſchofs ſind mehr als gewöhnlich hell in Farbe und belebt in ihren einzelnen Theilen. Die Schilderung des Markts in Nagaſaki iſt bewundernswerth. In Betreff der neuen Beziehungen Japans zu den fremden Kaufleuten hat er eine ſehr intereſſante Illuſtration: „Die japaneſiſchen Weiber dürfen bei den chineſiſchen Handelsleuten wohnen, und einige von ihnen ſollen verleitet worden ſeyn ihrerſeits ebenfalls der Ge-

Digitized by Google

wohnheit des Rauchens der Opiumpfeife zu fröhnen. Ungefähr 3½ Kiſten finden alljährlich ihren Weg nach Nagaſaki, indem einzelne Ballen des verdickten Saftes, oder kleine viereckige zinnerne Büchſen mit dem durch Abkochen erzielten Fluidum heimlich an die Küſte gebracht, durch das einheimiſche Zollhaus geſchmuggelt und unter der allgemeinen Bezeichnung „Arzeneien" eingeführt werden."

Dann kommt der Contraſt zwiſchen dem wirklichen und dem idealen Japan. Manches Jahr iſt dahingefloſſen ſeit ein ſchwediſcher Arzt ſeinen blendenden Bericht über die Inſeln veröffentlichte. „Sie hatten, ſagte dieſer, nicht Thron, noch Scepter und Krone; keine dienſtthuenden Kammerherren oder Ehrendamen; keine prunkenden Adeligen — als wenn dieß ein Verdienſt wäre; keine Räderwagen oder Reiterei; keine Kriege oder Aufreizer zu denſelben, wie die Geſandten es ſind; keine Wirths- oder Kaffeehäuſer; keinen Chocolade, Branntwein oder Punſch." Dasſelbe ließe ſich wohl auch zu Gunſten der Ureinwohner von Auſtralien vorbringen. Allein der Commentar des Biſchofs iſt betrübend in ſeiner realiſtiſchen Grauſamkeit:

„Die Japaneſen, bemerkt er, werden geprieſen ob ihrer Nüchternheit, aber ſie ſind das trunkſüchtigſte Volk in der Welt. Sie ſtehen im Rufe keine Bettler zu dulden, und doch machen die läſtigſten Bettler die öffentlichen Hochſtraßen unſicher. Man hat ſie gelobt daß ſie keinen Tabak bauen, allein in keinem Theile der Welt iſt der Tabak ein allgemeinerer Verbrauchsartikel. Was das Spielen betrifft, ſo wetten ſie auf die Thaten einer zahmen Maus.

„In anderer Hinſicht haben die Japaneſen die beſondere Eigenthümlichkeit daß ſie keine Läden zum Verkauf des Opiums beſitzen, daß es keinen geſetzloſen Pöbel noch händelſüchtige Volkshaufen, keine Kämpfe, Streitigkeiten oder Gewaltthaten in den Straßen gibt, indem die Sitte der Selbſt-Controle und das allgemeine Anſehen des Geſetzes einen Bruch des öffentlichen Friedens verhindern. Viele der widerwärtigen Anblicke und Gerüche die in chineſiſchen Gaſſen etwas ſo gewöhnliches ſind, trifft man in Japan nicht; eben ſo wenig die unfläthigen Gefäße und die ekelerregenden Schauſpiele an vielbeſuchten öffentlichen Plätzen."

Im Punkte der Reinlichkeit läßt ſich nicht viel zu Gunſten der Japaneſen ſagen. Allein ſie machen Anſpruch auf Civiliſation, weil ſie von den Holländern gelernt haben Strümpfe und ſelbſt Handſchuhe zu tragen. Bauen ſie überdieß nicht feuerfeſte Waarenhäuſer? Ihren Viehſtand halten ſie verborgen. „Während eines zehnwöchigen Aufenthalts in dieſem und andern Theilen Japans iſt mir nicht ein einziges zum Zweck der Ernährung des Menſchen aufgezogenes vierfüßiges Thier zu Geſicht gekommen. Keine Ziege, kein Schwein, kein Schaf ſah ich, weder in den Straßen der Städte, noch in den Höfen von Privatwohnungen, noch auf meinen Ausflügen in entlegenere Dörfer und ländliche Hausſtätten. Die einzige Ausnahme bildete ein junges Lamm, das einer japaneſiſchen Familie in der Nähe unſerer Wohnung im Tempel gehörte, und das wir von Kindern auf die Weide führen ſahen."

Und nun die berühmten Bäder: „Die öffentlichen Badehäuſer ſagt Dr. Smith, ſind eine Einrichtung auf welche die Beſucher dieſes Landes oft die Aufmerkſamkeit gerichtet haben. Ich will bei dieſem Gegenſtande nur ſo lange verweilen als genügt um zu ſagen daß ſie der gewöhnliche Aufenthaltsort der ärmeren Claſſen ſind, die lieber einige wenige Eiſenmünzen für den Nationalluxus eines gemeinſchaftlichen warmen Bades zahlen, als daß ſie ſich die Unkoſten aufbürden die nothwendige Maſſe Waſſers zu einem Privatbad in ihren eigenen Behauſungen zu ſieden. Spät Nachmittags oder frühzeitig am Abend miſchen ſich alle Alter und beide Geſchlechter in einem ſchamloſen Gedränge von Badenden untereinander, ohne alle Zeichen der Beſcheidenheit oder irgendeinen ſcheinbaren Sinn für ſittliche Wohlanſtändigkeit. Einige Perſonen beſchönigen dieſe Gewohnheit des öffentlichen Untereinanderbadens damit daß ſie auf die unſchuldige Einfachheit ihrer urzeitlichen Sitten und auf die Verſchiedenheit der conventionellen Begriffe von moraliſchem Recht und Unrecht in jedem Lande hinweiſen. Die einfachſte Entgegnung auf dieſe Behauptung iſt: daß die Japaneſen eines der ausſchweifendſten Völker in der Welt ſind."

Andere Gegenſtände die der Verfaſſer berührt übergehen wir. Es unterliegt nur geringem Zweifel daß Titſinghs Behauptungen gerechtfertigt wurden. Wir wenden uns indeß zu einem andern Zuge der japaneſiſchen Civiliſation: „Im verfloſſenen Jahr hatte der benachbarte Fürſt von Satſuma fünf Knaben im Alter von acht bis dreizehn Jahren gezwungen der Strafe der Selbſtaufſchlitzung des Bauches ſich zu unterziehen, weil ſie ihre Säbel gezogen und innerhalb der Ringmauern ſeines Palaſtes ſich in ein Gefecht eingelaſſen hatten."

An der Wegſeite ſkizzirt der Biſchof die Porträts zweier japaneſiſchen Damen: „Sie trugen auf ihren Köpfen Haarnadeln aus Horn oder Silber, nebſt andern kleinen Zierden und einer künſtlichen Blume. Eine der jüngern Frauen war die verheirathete Tochter einer ältern anweſenden Dame, und trug ihr Kind in den Armen. Man hat vielfach behauptet daß japaneſiſche Frauen keinen Werth auf koſtbare Steine, Juwelen oder Zierathen legen. Dieſe jüngere Frau indeß trug ſolchen Schmuck wie ihre Vermögensumſtände es ihr geſtatteten, indem ſie einen verſilberten mit einem Stern von ſieben unächten Rubinen holländiſcher Manufactur beſetzten Ring am vierten Finger ihrer rechten Hand trug. Obgleich es wahr iſt daß japaneſiſche Damen gemeiniglich nicht mit Juwelen und Goldſchmuck geziert ſind, ſo tragen doch nicht wenige japaneſiſche Frauen der Mittelclaſſe Metallringe, indem ſie großen Werth auf einen von einem Fremden geſchenkten Börſenring legen, und große Begierde zeigen einen glänzend vergoldeten Knopf zu beſitzen. Selbſt ein Sixpence oder ein Frankſtück wird zuweilen in einen einheimiſchen Ring gefaßt, und von den Nagaſakier Damen hoch geſchätzt."

Wir treten dann in einen japaneſiſchen Gaſthof, deſſen Inneres der Beaugenſcheinigung wohl werth iſt: „Ich wurde von dem japaneſiſchen Eigenthümer in eine Reihe eleganter Säle geleitet, von denen der eine in den andern führt, und die man durch eine Art ſpaniſcher Wand, welche ſich der gan-

Digitized by Google

zen Länge des Gebäudes nach erstreckte und sich leicht bewegen ließ, in besondere Zimmer absondern konnte. Die Mauern waren mit einer hübschen weißblumigen seidenkörnigen Tapete, mit einheimischen Gemälden und kleinen geschmackvoll geordneten Verzierungen in jeder Ecke bedeckt; auf dem Boden lag die gewöhnliche reinliche Matte, gepolstert und regelmäßig viereckig oder länglich abgetheilt. Für mich brachte man einen Stuhl, damit ich auf europäische Weise sitzen könnte, und die japanesische Wirthin, eine Frau in mittlerem Alter, mit schwarzen Zähnen, freundlichem Blick und feinen Manieren, begrüßte mich. Bald kam auch ihr Mann wieder zu uns, und beide gaben sich nun alle Mühe unsere Bedürfnisse kennen zu lernen und sie zu befriedigen. Später kamen mit der Frau auch drei junge Aufwärterinnen mit ungefärbten glänzend weißen Zähnen, die ihre natürliche frische Gesichtsfarbe durch eine kleine künstliche Beigabe von Perlenstaub und Roth erhöht und ihre Lippen dunkel purpurroth gefärbt hatten. Diese jungen Aufwärterinnen gehören stets zu den schönsten und einnehmendsten ihres Geschlechts, und sie benahmen sich mit einfacher, ungeschminkter Bescheidenheit. In allen Theilen dieser Gasthöfe wird man von den hübschesten Mädchen bedient, und man sagte mir daß ihr Betragen ein untadelhaftes sey, und daß das japanesische Gesetz, während sie im Dienste solcher Erfrischungshäuser stehen, sie mit seiner ganzen Kraft schütze. Bei dieser Gelegenheit überhäuften die Wirthin und ihre eingebornen Dienerinnen mich mit Aufmerksamkeiten, indem sie meinen Stuhl an den passendsten Platz stellten, meine Reise-Bettdecken wieder in Ordnung brachten, meine Schuhe säuberten, ein Kissen auf meinen Sitz legten, und für jedes Bedürfniß zum voraus sorgten. Kuchen, Suppe, Reis, Zuckerwerk wurden nacheinander gebracht. Ein lachendes hellaugiges Mädchen näherte sich mir knieend mit einem Becher Thee in der Hand; eine andere reichte mir, auf der entgegengesetzten Seite knieend, Zucker, während eine dritte, von ihrer demüthigen Stellung auf dem Boden aus, ein gesottenes, bereits aufgebrochenes und geschältes Ei mit einem Löffel, der den einladenden, gehörig mit Salz gewürzten Bissen enthielt, an meine Lippen führte."

Wir haben über Japan nicht viele Bücher gefunden die so lesenswerth sind wie das des Bischofs Smith. Der Verfasser war, wenn man die Kürze seiner Aufenthaltszeit in diesem Lande berücksichtigt, ein erstaunlich scharfer Beobachter, und schilderte alles was er sah aufs treueste und anziehendste. Sein Buch gewährt einen tiefen Einblick in das häusliche Leben und die Sitten Japans, denn er machte seinen Ausflug im Geist eines ächten Reisenden, eines Mannes der Welt und eines Missionärs der diesen Titel im vollsten Sinne des Wortes verdient.

Die Somatenos in Catalonien.

Unter allen Reichen der spanischen Krone steht Catalonien ausnahmsweise da, ist mit keinem zu vergleichen. Auch ist es um so schwerer zu beherrschen, als es aus zwei streng geschiedenen, sich feindlich gegenüberstehenden Theilen besteht: dem Küstenland und dem Hochgebirge.

Das catalonische Küstenland mit seinen großen reichen Handelsstädten, seinen zahlreichen Fabriken und seinem lebhaften Verkehr, ist durch die vielfache Berührung mit dem Auslande von den neuen Ideen ergriffen, eine durchaus republicanische Tendenz ist hier vorherrschend. Reus, Tortosa, Tarragona, Lerida sind mit ultraliberalen Clubs und Freimaurerlogen angefüllt. Barcelona, ein Haupthandelsplatz, ist einem Schwamm zu vergleichen der gute Elemente an sich zieht und sie verdorben wieder von sich gibt. Barcelona kann die Zeit noch nicht vergessen wo es, unabhängig vom übrigen Spanien, nur von seinen großen Grafen regiert ward: jenen kriegerischen Raimunds die befehlend zu den benachbarten Königen sprachen, auf Gleichheitsfuß mit den karlowingischen Kaisern und fränkischen Königen unterhandelten, und um die Herrschaft des Mittelmeeres mit den Normannen stritten. Die historischen Erinnerungen mögen überall schwinden — in Spanien bleiben sie in voller jugendlicher Frische, und deßhalb hält es so schwer Neuerungen in diesem von der Natur so begünstigten Land einzuführen.

Einen eigenthümlichen Contrast zum Küstenstriche bildet das Bergland. Die Communication zwischen beiden ist sehr gering. Wenige Straßen, nicht ein schiffbarer Fluß, Verschiedenheit der Bedürfnisse, machen sie unerheblich. Der Küstenbewohner handelt mit dem benachbarten Valencia, mit Murcia und Andalusien, schifft nach den weißen Felsen der Provence, nach Italien, auch wohl nach Afrika. Er verdingt sich als Matrose und Lastträger, doch selten kommt er im Innern des Landes weiter als über Villafranca de Panadez hinaus zu den spitzen Zacken des Monserrat, um einmal in vielen Jahren nach den Capellen und Clausen dieses wunderbaren Berges zu wallfahrten. Wie wenige Spanier haben die Gebirgsthäler des oberen Cataloniens besucht, längs der Ribagorzana und Pallaresa, des oberen Cinca, die Quellen des rauschenden Llobregat, die Schluchten der Grafschaft Pallaße, wo man nur das wilde Stürzen der Gießbäche und das Hämmern der Eisenwerke vernimmt; tiefe Kessel antediluvianischer Form, wo es spät Morgen und früh Nacht wird, zum Guerillakriege geschaffen, in denen er erfunden ward und bis jetzt in seiner reinsten ursprünglichen Form sich erhalten hat.

Dieses Land und seine Bewohner haben sich nicht geändert seit sie durch Jahrhunderte der römischen Herrschaft widerstanden, seit Hannibal ihnen die ersten fremden Heere zeigte und die ersten Brücken über ihre Ströme schlug; seit Pompejus die Legionen des Sertorius in ihren Thälern vernichtete, Karl der Große und Roland dort ihre Siege fochten, und die krieggeübten Mauren nie in ihre Päße eindringen konnten. Sie sind abgeschlossen in ihrer schauervollen Wildniß,

Digitized by Google

auf sich selbst beschränkt, und ihre einzige Verbindung mit dem Auslande trägt eben wieder zu ihrem wilden kriegerischen Leben bei.

Es ist der Schleichhandel im größten Maßstab den sie in bewaffneten Banden, in beständiger Fehde mit den französischen und spanischen Zollwächtern treiben. Die kleine Republik Andorra, unter französischem und spanischem Schutz, und endlich das privilegirte Thal von Aran am nördlichen Abhang der Pyrenäen dienen ihnen zu Niederlagen und Sammelplätzen.

Daß mit diesen Leuten, halb Wilden auf der einen Seite, fanatischen Republicanern auf der andern, mit Mäßigung nicht durchzudringen ist, wird der unbefangene Forscher sich gestehen müssen, sollte er es auch nicht öffentlich bekennen wollen.

Wie schwer es auch ist bei solchem Charakter auf das Volk einzuwirken, so bildet doch, im auffallenden Unterschied zum übrigen Spanien, bei den Catalonieern der persönliche Charakter des Chefs der Provinz einen Haupthebel der populären Tendenz, und übt überwiegenden Einfluß aus. Die eminentesten Männer, denen die durchgreifende Strenge mangelte, scheiterten in der Aufgabe, welche minder Begabte in glänzender Weise lösten.

So war ohne Zweifel während des Befreiungskrieges Blake der erste General Cataloniens, und konnte doch nie die geringste Zucht unter die zahlreichen Somateños einführen, die schnell erschienen und plötzlich wieder verschwanden, je nachdem es ihnen gut dünkte. Der Klang der großen Glocke der Stadt oder des Dorfes rief die Einwohner zu den Waffen. Sie kamen alle, jeden Alters und Standes; selbst die Frauen folgten, von dieser schnellen Begeisterung hingerissen.

Die Sturmglocke, die ruft, heißt Somaten, daher der Landsturm, der ihr folgt, Somateños. Vierundzwanzig Stunden später, wenn der heimathliche Herd dem Horizont der Somatenen entrückt war, und mit dem letzten Echo der Sturmglocke das ihrem Ohre entflohen, war zumeist auch die Begeisterung entschwunden. Sie kehrten ohne Anfrage nach Hause zurück.

Zu raschen Anfällen, Auflauern in bekannten Schluchten, kleinem Kriege von einigen Stunden, ist der Catalonier der beste Soldat der Welt. Um mehr zu verlangen, um diese Banden zu organisiren und im Dienst zu erhalten, gehört ein eiserner Wille, der sie zügelt und beherrscht.

Alle Anstrengungen der Generale während der Feldzüge 1808 und 1809 waren vergebens. Da kam Heinrich O'Donnell, Graf v. Abisbal, und übernahm das Commando. Die Sturmglocke ertönte in allen Orten die keine französische Besatzung hatten. Die Somateños griffen zu den Waffen und verließen ihre Häuser. Als sie zurückkehrten, sahen sie in der Mitte der Dörfer Galgen errichtet und an allen Ecken Placate angeschlagen, welche eine Conscription von 40,000 Mann ankündigten.

Das Conscriptionssystem hatte früher in Catalonien nie durchdringen können, und man pflegte sonst für den Dienst des Königs mittelst Handgeldes in allen Orten frei zu werben. Doch O'Donnell drang durch. Die 40,000 Mann wurden conscribirt, organisirt und zum Dienst eingeübt. Siegreich vertheidigten sie den heimathlichen Boden gegen die französischen Armeen unter Augereau, Duchênes, Macdonald, St. Cyr und Suchet. Die feindlichen Heere nahmen zwar alle festen Plätze mit Ausnahme von Cordova, doch wurden sie stets darin blokirt, und sahen sich endlich genöthigt sie aufzugeben.

Unzweifelhaft war von allen Generalen welche die Catalonier während des Freiheitskrieges befehligten, der Graf v. Abisbal der einzige den sie liebten, fürchteten und dem sie gehorchten. Aus seiner Schule gieng der berühmte Parteigänger Manzo hervor, welchen Einsender kennen zu lernen Gelegenheit hatte am Tage nach dem Gefecht bei Moulins, wo er eine Escadron vom vierten französischen Husarenregiment und eine Voltigeurcompagnie im Gebirgskampf zu Gefangenen gemacht hatte. Der kühne Mann, eines Landmannes Sohn, wurde 1774 zu Moulins bei Rey geboren, wo er im Jahr 1808 bei dem Einrücken der Franzosen als Müllerbursche diente. Ergrimmt über die Excesse welche von den Feinden täglich unter seinen Augen verübt wurden, verließ er sein Dorf, sammelte einen Anhang und fieng damit kleine Streifzüge — Partidas — gegen die Franzosen an; dann bildete er Guerillas. Im Jahr 1810 war sein gefürchtetes Corps schon auf 3000 Mann angewachsen — Somateños — die er in drei Bataillone eintheilte. Waffen und Munition holte er sich in kühnen Ueberfällen vom Feinde. Bei unsrer Ankunft in Spanien führte er ein Corps von 4000 Mann mit dem Rang eines Obersten und Brigadiers. Bei der Rückkehr des Königs wurde er von diesem zum Generalmajor ernannt. Als solcher commandirte er gegen die bourbonische Invasionsarmee in Catalonien, gieng aber später mit dem General Sarsfield zur königlichen Partei über. Als Sarsfield während des Bürgerkrieges von seinen eigenen Truppen ermordet ward, wurde der ehemalige Müllerbursche Manzo zum General-Capitän von Pamplona ernannt. Trotz mancher Wunde die er auf seinen früheren kühnen Streifzügen erhielt, nach allen Mühseligkeiten und Entbehrnissen, wie sie der catalonische jahrelang dauernde Gebirgskrieg in seinem Gefolge hatte, erreichte der Feldherr das 74ste Lebensjahr. In kräftiger Gesundheit bis zuletzt, hat er der Königin Christine noch im hohen Alter wesentliche Dienste geleistet.

Zu Manzo's Ehre sey es noch gesagt daß er seine Gefangenen — wie es nur den wenigsten damaligen Guerilla-Anführern nachgerühmt werden kann — mit großer Menschlichkeit, die Officiere, die er gewöhnlich mit sich speisen ließ, sehr artig behandelte.

Verwendungsweise der Negersklaven bei der Kirchenmusik.

Daß die Sklaverei in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union ein Institut ist das tief in alle politischen und namentlich auch in alle häuslichen Verhältnisse der Bewohner dieser Staaten eingreift, ist allgemein bekannt; doch werden sich wohl nur diejenigen welche die Sache selbst an

Digitized by Google

Ort und Stelle mit angesehen haben, ein Bild davon machen können wie künstlich und unnatürlich die Wege sind in welche die dortigen Verhältnisse oft in Folge der Sklaverei eingedrängt werden; wie es fast keine Wissenschaft, keine Kunst, kein Gewerbe gibt welche, bei ihrer Ausübung auf den Boden der Sklaven-Staaten verpflanzt, nicht genöthigt wären dem Institut der Sklaverei mehr oder minder Rechnung zu tragen. Ist uns doch kürzlich selbst auf deutschem Boden ein handgreifliches Beispiel der Art vor Augen gekommen, das einen dieser unnatürlichen Umwege, auf welche die Amerikaner oft durch die Sklaverei genöthigt werden, zu augenfällig zeigt, als daß wir es hier nicht mittheilen sollten.

Bei einem zufälligen Besuch einer der renommirtesten Pianoforte- und Harmonium-Fabriken Süddeutschlands, die ihre weltberühmten Instrumente auch nach den Vereinigten Staaten ausführt, sahen wir eine neue Vorrichtung, welche auf das Tastwerk eines jeden Harmoniums von einer bestimmten Größe aufgestellt werden konnte, und dann in der Weise den Spieler ersetzt daß, wenn an einer Kurbel gedreht wird, diese Vorrichtung das Tastwerk des Instrumentes gerade so berührt und in Bewegung bringt wie dieß die Hände eines unterrichteten Spielers thun, wobei je für ein besonderes Musikstück eigene für dasselbe gefertigte Theile eingefügt werden. Jedes menschliche oder thierische Wesen das eine Kurbel zu drehen im Stand ist, kann also vermittelst dieser Vorrichtung Musikstücke auf dem Harmonium vortragen, ohne das Instrument selbst spielen zu können. Und für wen sind diese mechanischen Vorrichtungen bestimmt? Sie werden nebenbei als besondere Zugabe zu denjenigen Harmoniums gefertigt welche in die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union gehen. Dort vertritt das Harmonium, wie auch hie und da hierzulande, häufig die Stelle der Orgel in kleinen Kirchen, Capellen und auf den Pflanzungen. Vermittelst der genannten besonderen Vorrichtung kann dann ein Neger, der das Harmonium nicht zu spielen versteht, doch den Kirchengesang auf diesem Instrument begleiten. Die Neger Musik zu lehren — was das einfachste wäre und wozu sie bekanntlich viel Anlage haben — geht deßhalb nicht an weil man sie dann auch das Lesen von Noten erlernen lassen müßte, und dieses geht wieder deßhalb nicht an weil mit dem Unterricht im Lesen von Noten auch das Erlernen des Lesens von Buchstaben verbunden wäre. Letzteres aber wagt man nicht, und ist bekanntlich in den südlichen Staaten durch die Gesetzgebung streng verboten. Daß dem in der That so ist, daß wirklich die Furcht vor dem Lesenlernen der Neger der Grund ist warum man zu dem Hülfsmittel der angegebenen Vorrichtung gegriffen hat, dieß wurde mir einige Tage nach der Einsichtnahme derselben noch besonders bestätigt, als ich in einem Verzeichniß neuer amerikanischer Schriften auch folgenden Titel fand: A Method suggested for Teaching Notes of Music to Negro Boys, not instructed to Read. By J. G. Gibbon. Charlotte, North Carolina, wo also der Versuch gemacht ist mit Uebergehung des verpönten Buchstabenlesens zum Notenlesen der Neger zu kommen.

Ueber Se- und Excretionen des menschlichen Körpers in tropischen Klimaten.

Es ist bekannt daß in tropischen Klimaten die Haut die Function der Lungen theilweise übernimmt. Die Oxygenisation des Blutes wird aber durch den Verlust den das Körpervolumen durch die Transpiration erleidet nicht befördert. Man sucht deßhalb in warmen Ländern die Transpiration durch Einreibungen in die Haut zu mäßigen, sey es daß man den Körper mit Petak (macerirtem, feingemahlenem Reis), oder mit Curcuma, oder mit Cocosöl, oder mit Kuhmist beschmiert (des letztern und des Urins sollen sich einige südafrikanische Volksstämme bedienen).

Die Ausscheidung des Urins scheint in der Wärme sich etwas zu vermindern. Die Ausscheidung von Schleim in der Scheide und im Mastdarm ist aber stärker. Daher ist der Gebrauch des kalten Wassers zur fleißigen Reinigung dieser Theile allgemein und sehr empfehlenswerth auch bei uns. Wüßten so viele Repräsentanten des schönen Geschlechts wie nachtheilig eine sitzende Lebensweise und wie zuträglich active Bewegung ist, sie würden gewiß die passive Bewegung (die heutzutage durch den Gebrauch der Wagen und der Schaukelstühle überhand nimmt) meiden, und ihre Beine durch tüchtige Fußtouren mehr in Bewegung setzen. Denn durch die active Bewegung wird der Kreislauf des Blutes befördert, die Abscheidungen werden geregelt, die übermäßigen Schleimabsonderungen beschränkt und das Wohlbefinden befördert, der Genuß in der Liebe erhöht.

Weil Europäer zur Reinigung nach der Exoneratio alvi des Papiers sich bedienen, werden sie von den Malayen mit dem Schimpfnamen Orang Kepet belegt. Nach jeder natürlichen Befriedigung reinigt der Malaye die Infima mit Wasser, und diesen Gebrauch nehmen alsbald auch die Europäer dort zu Lande an. Wie manche Erkrankung wird dadurch vermieden. Die Latrinen sind, wo möglich, über ein fließendes Wasser gebaut, das jeden Unrath schnell hinwegführt, und neben jeder Brille (welche in diesen Locales weit und groß ist) stehen mit Wasser gefüllte Flaschen womit man sich reinigen kann. Man darf aber dort zu Lande um dieses Gebrauches willen niemandem die linke Hand reichen, was für eine Beleidigung gelten würde. Die Eingebornen gehen Morgens an ein fließendes Wasser oder setzen sich auf einen über dasselbe gefallenen Baumstamm; der Europäer aber hat bequeme Latrinen, wo er die Exoneratio alvi und die Reinigung nach derselben con amore vornehmen kann.

Bilder aus Bulgarien und dem Balkan.

Ein prachtvoller heller Himmel, so schön blau wie er in den nördlichen Ländern wohl kaum angetroffen wird, dehnte sich, soweit das Auge reichte, über uns aus, harmonirte aber in seinen milden Nüancen weit weniger mit der vor uns ausgebreitet liegenden Landschaft.

Digitized by Google

Links überſieht man das einer ungariſchen Puſzta ähnliche flache Land der Walachei, während rechts die mit ſteinigen Hügeln und Bergen durchzogene Türkei immer noch mehr Abwechslung gewährt. Dann und wann fuhren wir an einem hübſch gelegenen Dorfe vorüber, während die einförmige Scenerie auf der Donau nur höchſtens durch einige aufſteigende Enten- oder Gänſeſchwärme unterbrochen wurde, die von einem flinken See- oder Flußadler aufgeſtört waren. Dieß die flüchtige Zeichnung einer Landſchaft an der untern Donau.

In dieſer erblickten wir nun in der Ferne das nette walachiſche Städtchen Giurgewo mit ſeinen nach ruſſiſcher Art erbauten Kirchen, und bald darauf Ruſtſchuk, das ſeine Minarete mit dem Halbmond ſtolz zur Schau zu tragen ſchien.

Unſere Blicke waren mit vielem Intereſſe dieſer Stadt zugewandt, denn von hier aus wollten wir uns ja ſelbſt mit dem Leben, den Sitten und Völkern Bulgariens, insbeſondere des Balkans, ſehr bekannt machen. Wir waren daher erfreut als der Dampf laut gellend das Zeichen zum Anhalten gab, und wir endlich das Schiff verlaſſen durften. Am Ufer waren Gruppen von Neugierigen und Geſchäftsleuten aller Art verſammelt, und bei dieſem eigenthümlichen Gemiſch von Leuten und ſo verſchiedenen Trachten konnten wir uns eines lautloſen Staunens nicht erwehren. Auch wir ſchienen ein Gegenſtand der Neugierde zu ſeyn, und bald umringte uns eine Schaar Tagediebe, die ſich beiferten unſere Sachen forttragen zu dürfen. Wir eilten uns eine Herberge zu ſuchen, und ließen uns nach dem beſten Chan (Gaſthaus) führen. Wie ſehr ſtaunten wir aber als wir das für uns beſtimmte Zimmer betraten; denn für Menſchen die ſo eben aus civiliſirten Gegenden kommen, können dieſe ſchmutzigen Wände, der mit Rohrmatten belegte Boden und die hie und da mit Papier verklebten Fenſter einen beinahe entmuthigenden Eindruck ausüben. Wo iſt da nur eine Spur von Comfort, Stühle, ein reinliches Bett ꝛc., wie ſie ja ſelbſt der entlegenſte Dorfkretſcham (Dorfſchenke) in Deutſchland bietet? Dennoch ſchliefen wir auf ein paar Decken recht gut, und benutzten den andern ſchönen Tag um die Stadt und Feſtung näher zu beſichtigen.

Zuerſt lenkten wir unſere Schritte nach dem Konak (Polizei) um uns türkiſche Päſſe zu beſorgen. Dieſes Gebäude, in dem der Paſcha des Gouvernements reſidirt, war trotz ſeiner Größe wenig geeignet einen angenehmen Eindruck auf den Beſchauer hervorzubringen. Wir hofften nun daß das Innere vielleicht einen Gegenſatz zu dem Aeußeren bieten würde, und gelangten über eine ſteinerne Treppe, auf der alle Stufen vom Zahn der Zeit ausgetreten waren, in einen langen Corridor, der in Ermanglung von Glas durchgängig mit Ochſenblaſe verklebt war, und natürlich den Anblick der Sonne nur wenig geſtattete. Auf dieſem Saal trieb ſich eine Menge von müßigen Dienern herum, wie ſie ja überall bei einem türkiſchen Großen zu treffen ſind. Das Innere der Zimmer enthielt aber auch außer den an den Wänden hinlaufenden Divans gar nichts, nur beim Paſcha war es mit prächtigen Teppichen (Killim) ausgeſchmückt, auch ſtand hier ſogar ein europäiſcher Tiſch nebſt Stuhl.

Wir waren ordentlich froh als wir den Rückweg antreten konnten, und über die halsbrechende Treppe wieder in den mit hohen Mauern umgebenen Hofraum gelangten, in welchem ſich die Gefängniſſe befanden. Wirklich ſahen wir auch viele mit ſchweren Ketten belaſtete Inquiſiten, die meiſtens Häkelarbeiten verrichteten und darin große Fertigkeit beſaßen. Denn türkiſche Gefangene bekommen vom Staat keine Beköſtigung und müſſen ſich dieſelbe durch Arbeit zu verſchaffen ſuchen, wenn ſie nicht etwa durch ihre Verwandten oder Freunde unterſtützt werden.

Der Bazar (Tſcharſchy) reizte ſchon mehr unſre Aufmerkſamkeit, indem wir durch die langen Ladenreihen wandelnd immer etwas für uns neues bemerkten, ſey es nun ein in goldgeſtickter Kleidung vorbeiſprengender Polizeiſoldat (Sabtie), oder ein reicher Türke, dem ſein Dienerſchwarm oder die an den Läden feilſchenden türkiſchen Weiber folgten. Ein in Lumpen gehüllter Derwiſch, der eine Schildkrötenſchale zum Almoſenſammeln vor ſich hat, ſitzt mit eben demſelben Phlegma vor einem Kaffeehaus, wie der neben ihm ſitzende Officier, der eben aus ſeiner kleinen Schale den edlen Kaffeetrank ſchlürft.

Hier iſt ein Tabaksgewölbe, deſſen gelbe und braune fein geſchnittene Fabricate uns ſehr einladend entgegenſchimmern, dort ein alter Hebräer, der mit Schnittwaaren handelt und dabei Bänder webt. Selbſt die Specereiläden ſind höchſt originell und bieten ein Chaos von allen möglichen Sachen. Da liegen neben den prächtigen arabiſchen Kaffeebohnen, den ſaftigen Feigen, große Stücke des gefährlichen Arſeniks, während vielleicht Zucker oder Gewürze Rauſchgelb zu ihren Nachbarn haben. Am komiſchſten war aber ein Perſer, der ſeine Apothekerwaaren gleich auf der Straße ausgebreitet hatte: kleine Stücke Chinarinde, blauen Vitriol, Valeriana, Ricinusölpillen ꝛc., und mit einer gelehrten Miene behauptete wegen dieſer Seltenheiten ſieben Jahre lang ganz Aſien bereist zu haben, da ſie gar zu ſchwer zu erlangen ſeyen.

Die Pfeifenkopf-Fabrication iſt in Ruſtſchuk ſehr bedeutend, und die Ruſtſchukköpfe haben in der ganzen Türkei Ruf erlangt. Wirklich ſind dieſe rothen, mit Silber verzierten Thonwaaren recht nett, und verrathen mitunter einen gewiſſen Geſchmack und Kunſtſinn.

Die übrige Stadt Ruſtſchuk iſt eine große Häuſermaſſe und dehnt ſich weit aus, da faſt jedes Haus mit Hofraum und Garten umgeben iſt. Was die Feſtung insbeſondere anbelangt, ſo erſtrecken ſich die Werke derſelben um die ganze Stadt, jedoch ſcheinen die an der Donau gelegenen Fortificationen und Wälle ſichtlich zu verfallen. Durch die bekannte Nachläſſigkeit der Türken, die keine Ausbeſſerungen vornehmen, reißt jeder ſtarke Regenguß jedesmal Theile der Erdmauern herunter, und ein hoher Waſſerſtand untergräbt dieſelben immer noch mehr.

Die Einwohnerzahl Ruſtſchuks mag zwiſchen 26—30,000 betragen, wovon beinahe die Hälfte Türken, die übrigen aber Bulgaren, Griechen und Armenier ſind. Als Handelsſtadt behauptet Ruſtſchuk nur einen untergeordneten Rang unter den Donauſtädten. Der Handelsverkehr liegt faſt ausſchlieſ-

Digitized by Google

lich in den Händen einiger italienischen und österreichischen Kaufleute.

Wir beschlossen die Reise nach Schumla zu Wagen zu machen, und hatten dieserhalb einen Serem (türkischen Wagen) gemiethet, ohne denselben vorher in Augenschein genommen zu haben. Den anderen Morgen erschien er, und wir waren nicht wenig erstaunt ein solches Gebäude von einem Wagen zu erblicken, denn unmöglich konnte dieses gebrechliche Machwerk unser Vertrauen erwecken. Man denke sich auf vier ungeheuern Rädern einen kleinen bunt angemalten Kasten befestigt, der oben mit einer großen Schilfdecke versehen ist, so daß man eben nur auf türkische Art darin kauern kann, und rechne nun noch dazu daß an dem ganzen Flickwerk fast kein Loth Eisen ist, und man wird begreifen daß wir endlich in demselben nicht ohne eine Anwandlung von Bangigkeit Platz nahmen. Der Kutscher nahm vorn seinen Sitz ein, und fort gieng es nun mit unseren drei tüchtigen Pferden.

Schon durch die Straßen der Stadt empfanden wir einen Vorgeschmack der Rippenstöße u. dgl. die uns auf unserem Weg erwarten sollten, doch fuhren wir hier zum Glück noch langsam.

Endlich hatten wir das schreckliche Pflaster hinter uns, und nun gieng es durch das Istambol Kapu (Konstantinopel-Thor) hinaus, wo wir, eine kleine Anhöhe hinauf gelangend, den Anblick Rustschuks zum letztemal genossen. Und wirklich von hier machte es sich gar nicht so übel, und wir erkannten erst hier vollständig daß der Umfang der Stadt ziemlich beträchtlich ist.

Vor der Stadt umfiengen uns herrliche Weingärten, aus denen wir endlich in die Ebene mit fruchtbarem Ackerboden kamen.

Wie viel könnte dieses Land nicht hervorbringen wenn es besser angebaut würde, allein von einer nur einigermaßen befriedigenden Landwirthschaft scheinen die Bewohner keine Kenntniß zu haben. Welch herrlichen Anblick gewährt nicht ein in üppigster Fülle reifendes Kornfeld bei uns in Deutschland, und welchen Aerger empfindet man wenn man beinahe mehr Disteln, Kornblumen und anderes Unkraut als Getreide bemerkt. Von Düngung verstehen die Bauern gar nichts, wie auch ihre auf einer sehr niedrigen Stufe stehenden landwirthschaftlichen Geräthschaften den Boden unmöglich gehörig auflockern können. Ebenso geht beim Gewinn der Körner gar zu viel verloren, denn man läßt gewöhnlich das Getreide allzulange geschnitten auf dem Felde liegen, und beim Ausdreschen mangeln auch die nöthigen Räume und Vorkehrungen. Uebrigens ist das Dreschen hier so originell, und die Instrumente dazu sind so merkwürdig, daß ich nicht unterlassen kann dasselbe zu beschreiben. In ein großes, dickes, schleifenartiges Brett, das beinahe einem Schlittenkufen gleicht, sind auf der ganzen Unterseite, ganz nahe neben einander, kantig gehauene Feuersteine eingeschlagen. Vor dieses Gestell werden nun ein paar Ochsen gespannt, und über das im Kreis ausgebreitete Getreide getrieben, der selbst durch einen Zaun von Stecken eingefriedigt ist. Natürlich wird das Stroh auf diese Art ganz zu Hädsel zerschnitten, dann aber später bei der Fabrication von Backsteinen und Ziegeln verwendet. Mitte Octobers ist fast jeder Bauer mit seinem Ausdreschen fertig, und hat den ganzen Winter über, wo bei deutschen Bauern vollauf zu thun ist, fast nichts anderes zu besorgen als dann und wann einmal mit Holz nach der Stadt zu fahren. Man sieht wie bei diesen unzureichenden Manipulationen für den Landmann immer große Verluste entstehen müssen. Und nun nehme man den ja auch möglichen Fall eines Regens während der Dreschzeit an, wo dann in kurzem der fette Boden in einen unabsehbaren Morast verwandelt wird, so daß oft ganze Ernten zu Grunde gehen müssen. In der That wäre Bulgarien durch sein glückliches Klima, seine Bodenbeschaffenheit sehr gut dazu geeignet eine wahre Kornkammer für Europa zu werden; aber der Bauer baut meistens nicht mehr als für seinen eigenen Bedarf an, und ein einziges Jahr Mißwachs würde unfehlbar die größte Theuerung, ja selbst Hungersnoth nach sich ziehen. Ueberhaupt ist dieses Land noch zu sehr von einem regen Verkehr mit dem übrigen Europa abgeschlossen, denn wegen der mangelhaften Straßen und Transportmittel verbietet sich der Verkehr fast von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Alterthum der Stereoskopie. In der Versammlung der photographischen Gesellschaft von Schottland verlas Sir David Brewster, der Präsident, einen historisch interessanten Aufsatz, betitelt: „Notiz in Betreff der Erfindung der Stereoskopie im 16ten Jahrhundert, und der Binocular-Zeichnungen von Jacopo da Empoli, einem Florentiner Künstler." Sir David sagte daß er bei seinen Forschungen über die Geschichte der Stereoskopie gefunden habe daß ihr Grundprincip selbst dem Euklid bekannt gewesen, daß es vor 1500 Jahren von Galenus genau geschildert worden, und daß Baptista Porta im Jahr 1599 eine derartige vollständige Zeichnung der beiden getrennten Gemälde, als von beiden Augen gesehen, und von dem zwischen sie gestellten vereinigten Gemälde gegeben habe, worin wir nicht nur das Princip, sondern die Construction der Stereoskopie erkennen. Im letzten Sommer bemerkte Dr. John Brown, während seines Besuchs des Musée Wicar in Lille, zwei neben einander gestellte und vollkommen ähnliche Zeichnungen. Diese Zeichnungen rührten von Jacopo Chimenti da Empoli, einem Maler der Florentiner Schule, her, welcher im Jahr 1554 geboren und 1640 gestorben war. Sie stellen denselben Gegenstand von nur wenig verschiedenen Gesichtspunkten dar. Das auf der rechten Seite ist von einem etwas mehr links gefaßten Gesichtspunkt als das auf der linken Seite. Durch Convergirung der optischen Achsen konnten die Gemälde so vereinigt werden, daß sie ein Bild en relief erzeugten, eben so leicht und vollkommen wie bei einer gewöhnlichen Stereographie. (Yearbook of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. Augsburg, 30 Juni 1861.

Silberschmuggel an der mexicanischen Küste.

(Aus Chambers's Journal.)

Wir kreuzten im Triton, einem britischen Kriegsschiff von 74 Kanonen, im Meerbusen von Mexico, und waren, glaub' ich, mit versiegelten Befehlen abgesegelt; allein sey dem wie ihm wolle, unser Capitän war jedenfalls ein verschlossener und unmittheilsamer Mann, der uns keinerlei Gründe angab für die Weisungen die uns anhielten die Küste von Colorado nach Yucatan auf- und abzusegeln. Ein- oder zweimal brachte ein scharfgebautes Lootsen-Fahrzeug uns Depeschen in Chiffren, die aber, wie angenehm sie auch dem Skipper und seinem ersten Lieutenant seyn mochten, für uns übrige völlig unverständlich waren. Capitän M. war im Geheimniß, und ebenso Hr. Parchley, der erste Lieutenant, sonst niemand. Unser Verkehr mit der Küste war häufig. Mexicanische Canoes und Feluken führten uns Obst und Vegetabilien, süßes Wasser und frische Lebensmittel in Fülle zu, und zweimal verbrachten wir eine Woche im Hafen von Vera-Cruz, indem wir freigebigen Urlaub erhielten ans Land zu gehen, schmausten und tanzten wie Matrosen zu thun pflegen, waren dabei aber völlig außer Stand die Fragen der Eingebornen über den Zweck unsers Kreuzens befriedigend zu beantworten. Wir beobachteten das Geheimniß bewunderuswerth, denn es war ja für uns selbst ein Geheimniß. Nur so viel glaubten wir zu wissen daß unserer Anwesenheit die Absicht zu Grund liege Santa Ana im Schach zu halten, oder der kirchlichen Faction Furcht einzuflößen, oder den General-Capitän in Cuba zu beunruhigen, oder Yankee-Einbrüche zu verhindern. Hat ja doch ein Kriegsschiff oder die Anwesenheit eines Geschwaders bewaffneter Dampfer schon manchmal ein Land zur Vernunft gebracht gegen das keine Protokolle und keine Depeschen des auswärtigen Amtes etwas auszurichten vermochten.

Ueberdieß war der Triton, obgleich allein, eine keineswegs unbedeutende Thatsache, vom kriegerischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Er war zwar einer der alten Vierundsiebenziger, allein er hatte den Vortheil einer Dockyard-Erziehung gehabt, und man hatte ihm eine Anzahl neuer Gewohnheiten eingelernt, so daß er, wenn Eichenholz Betrachtungen anstellen kann, in höchliches Erstaunen gerathen seyn mußte über das was von seinem ursprünglichen Bauholz noch übrig blieb. Er war von der einen Verwaltung kürzer, von der andern länger gemacht worden; man hatte ihn rasirt und entzwei geschnitten und wieder zusammengesetzt, und verstümmelt und verpflastert wie Aeson in den Händen seiner gehorsamen Töchter. Der Scharfsinn der Marine-Architekten hatte manches Gottesurtheil gefunden für diesen armen alten Dulder Triton, einen der stärksten und langsamsten Leviathane der Tiefe, und verschiedene Admiralitätsbureaux hatten gemischte und einander widersprechende Urtel über seine Geschicke erlassen. Er war in einen Ruder-Dampfer umgewandelt worden, ehe aber die Umwandlung vollständig war, hatte man ihn schmachvoll zu einem Kohlenrumpf gemacht. Man hatte ihn als Vorrathsschiff aufgestellt, und dann plötzlich, gleich einem hölzernen Agag entzwei gesägt, um zu einem Schraubendampfer eingerichtet zu werden. Mittlerweile war der Propeller im, die Admiralität außer Amt, und ihre Nachfolger bestanden darauf daß der Triton mehr zum Segelschiff tauge, und ganz und gar auf den Dampf verzichten müsse. Sodann befahlen „Mylords" daß der Triton ein Blockschiff seyn solle, und hierauf kam ein Gebot der alte Kriegsdrache solle condemnirt und abgebrochen werden; allein ehe die Sentenz ausgeführt werden konnte, änderten Mylords ihren wandelbaren Sinn wieder, und sandten den Triton mit aller möglichen Eile gut bemannt in See. Was aber thaten wir da, in den lauwarmen Meerbusen von Mexico, wo unser Tiefgang und Tonnengehalt uns nicht gestatteten irgendein Fahrzeug, sey's mit Sklaven oder schnellfüßigen Flibustiern beladen, wegzunehmen? Endlich verlautete: unsere geheimen Befehle hätten auf irgendeinen unterderhand zu leistenden Dienst Bezug, und Schmuggel sey das Herz des Geheimnisses.

Erlauben Sie mir einige erklärende Worte. Wir — die Welt im großen — müssen nothwendig ein circulirendes Medium haben, und wir verlassen uns hauptsächlich auf edle Metalle, deren wir eine ungeheure Menge verbrauchen. Seit vielen Jahrhunderten ist der relative Werth von Gold und

Digitized by Google

Silber nahezu unverändert geblieben, die neuere Civilisation aber hat den Begehr unberechenbar gesteigert, seit Salomo aus Ophir, und Cäsar aus Spanien Gold zogen. Californien, Australien und Columbia, drei reiche Schwesterländer, öffneten uns ewigfließende Borne der gelben Schlacke, in Betreff unsers Silbers aber sind wir auf die alten Quellen angewiesen. Wir suchen vergeblich nach einem Silber-Californien, mit silberhaltigen „Placers." Mexico und Peru müssen für uns fast noch dasselbe seyn was sie waren als Drake und Morgan ihre Küsten plünderten und ihre Gallionen beraubten. Gegenwärtig nun hat Spanisch-Amerika aus vielen Gründen nicht mehr den Silber-Ertrag wie früher; Revolutionen und Kriege, überschwemmte Minen, ein entartetes Volk und endlose Bürgerzwiste haben die Erträgnisse von Potosi und Durango sehr vermindert. Was schlimmer ist, die mexicanische Regierung verbietet die Ausfuhr des Silbers, indem sie das kostbare Erz zu Hause behalten will, um ihren Truppen und Anhängern reiche Geschenke machen zu können; sie kündigt daher dem Schmuggler den Tod an, und führt die Drohung auf ausgezeichnet praktische Weise aus. Allein wir brauchen Silber, und Silber müssen wir haben, so gewiß als Begehr Vorrath heraufbeschwört. Jede künstliche Gesetzesschranke schafft, selbst wenn es sich um die trivialsten Luxusgegenstände handelt, nur den Schmuggler, denn die Menschen werden des Gewinns halber jeder Gefahr trotzen. Das Silber aber ist eine Sache die wir nicht entbehren können; wir müssen es haben, und sollten fünfzig Regierungen den freien Transit desselben verbieten. Wir machen großen Gebrauch davon: Sie können im City-Artikel der Times lesen wie viele Hundert Centner, in Barren und Klumpen, die Bank von England absorbirt. Auch Frankreich hat einen nach Silber gierigen Magen, trotz der goldenen Vorzüge des Erwähnten der Millionen. Birmingham hat riesenhafte Firmen, die alljährlich einen Berg von Silber verlangen. Welch eine Silbermasse ferner wird erfordert um in Blech gehämmert, in Drath gezogen, in Blätter gewalzt, in Gabeln und Messer und Präsentirteller und Pathenbecher geformt zu werden! Wie viel Silber glänzt auf unsern Nebentischen, schimmert in unsern Theetellern, schmückt die verschiedenartigsten Dinge, und wird zu den entgegengesetztesten Zwecken benutzt! Endlich wie ungeheuer ist der Appetit der königlichen Münze, und wie rasch und ununterbrochen die Umgestaltung plumper weißer Barren in nagelneue Shillinge, frisch geschlagene Halbkronen, neu geprägte Gulden oder Florins, und Sixpences! Natürlich, die Welt braucht diese Umänderung des Silbers und für den Handel ist es das Lebensblut. Dazu nehme man daß eine Menge Silber nach China und Indien geht, und zwar nicht nur englisches Silber, sondern das von ganz Europa. Wir können den Silberstrom eben so wenig hindern seine Richtung in starkem Laufe nach den Taschen von Nam-Bux und Tsching-tsching zu nehmen, als wir den Golf-Strom umkehren oder die Plejaden aufhalten können. Thee, Seide und Patna-Reis, so wie Indigo und einige geringfügigere Dinge, können wir nicht ohne Silber erhalten, und Nam-Bux und Tsching-tsching werden nur für Silber verkaufen, und lassen sich durch unsere Waaren bis jetzt nicht verführen. Dorthin geht das Geld, um in dem fernsten Osten vergraben und versteckt zu werden, und das europäische Festland, mit seinem Silbermünzfuß, fühlt diesen Abzug weit schwerer als wir; allein annoch sind wir eine Familie in Europa, und können nicht fett seyn wenn unsere Brüder an Atrophie leiden. Silber müssen wir haben, und daher nahm Ihrer Majestät Schiff Triton die Zuflucht zum Schmuggeln.

Monate vergiengen bis der Schatz den wir in Empfang nehmen sollten sich allmählich bei uns angesammelt hatte. Er war in jeder Art von Verhüllungen an seine zeitweiligen Bergeplätze gewandert: ein Theil davon durchzog das Land auf Pack-Maulthieren, in Säcken und Waarenballen verborgen; ein anderer Theil kam mühselig auf unbeholfenen mexicanischen Carretas an; etliches wanderte in der Obhut ganz eigenthümlicher Wächter, als Bettler, Priester und Soldaten verkleideter Leute, zu uns. Endlich war in einsamen Ranchos und Hirtenhütten ein großer funkelnder Haufen von Dollars und Klumpen gesammelt worden — ein bereitwilliger Tribut aus der neuen an die alte Welt, welche mit Ungeduld diesen Zuschuß erwartete. Natürlicherweise will ich damit nicht sagen daß der kostbare Vorrath wirklich dem Schatzkanzler gehörte; weit entfernt. Die Banken von England und Frankreich bekamen allerdings einen großen Antheil davon, allein sehr vieles gehörte Privatbankiers und Bullion-Händlern, hebräischen Baronen und griechischen Wechslern.

Es war von der größten Bedeutung für England und Europa daß die kostbare Ladung sicher ankomme. Capitän M. wollte sein Frachtgeld — keine Kleinigkeit bei einer so großen Summe — und die Gunst der Admiralität erhalten, während unser Antheil die Aufregung der Gefahr und die schülerhafte Liebe für Kurzweil und Mißgeschick war. Am 1 October bekamen wir Kunde um was es sich eigentlich handle, und da ein mit Menschen wie ein Bienenkorb gespicktes Schiff alles ist nur kein Platz um Geheimnisse zu bewahren, so wußte bald jedermann, vom Marine-Officier bis zum Küchenjungen herab, die Ursache unsers Aufenthalts in diesen dampfenden Meeren. In kurzem fieng eine Art Unruhe, die, wie ich sagen muß, nicht im Kanonenraum begann, sich über die schwimmende Gemeinde zu verbreiten an. Es war bereits October; wir hatten das schöne Sommerwetter leichter Brisen und spiegelglatter Meere vertändelt, und wir durften uns darauf gefaßt machen in kürzester Frist das anscheinend ewige Lächeln des tropischen Himmels durch ein schwarzes Stirnerunzeln entstellt zu sehen. Die Zeit in welcher der Norte zu wehen beginnt rückte heran; und wenn dieser eisig kalte Wind die Gewässer des Golfs aufwühlt, wird die Schifffahrt nichts weniger als eine Sinecur-Beschäftigung.

Nun war der Triton nicht eingerichtet für Knappnoth-Entrinnungen und für Legerwall-Grasen; das brave alte Fahrzeug forderte ziemlich viel Seeraum, steuerte nicht gut, kam langsam in Stagen herum, und war nichts weniger als lebhaft auf hohem Meer. Unehrerbietige Matrosen, andern Schiffen angehörend, verglichen ihn mit einem Faß. Jedenfalls fühlten wir alle daß er einen weiten Schauplatz erfor-

Digitized by Google

derte, wie z. B. das atlantiſche Meer, wenn wir Vertrauen zu ihm haben ſollten, und waren keineswegs ergötzt bei der Ausſicht von einem wüthenden Norte auf der Höhe der mexicaniſchen Küſte gepackt zu werden. Nicht daß wir das Ertrinken fürchteten, allein es iſt ein kitzlichtes Ding einem verunglückten Kriegsſchiff anzugehören, und wirft einen Mann in ſeiner Beförderung um viele Jahre zurück.

Kriegsgerichte mögen entlaſten und freiſprechen, Admirale Zeugniß ablegen, Bureaux günſtig berichten, und ſelbſt die Times einen gutgemeinten Leitartikel vom Stapel laſſen um den unglücklichen Wichten welche Ihrer Maj. Schiff Blunderbuß verloren — unter Umſtänden über die ſie keine Gewalt hatten — aus der Patſche zu helfen: es nützt alles nichts. Jahre müſſen verfließen ehe „Mylords“ oder ihre Nachfolger aufhören ominös die Köpfe zu ſchütteln bei den Namen derer die einmal in die Regiſter verloren gegangener Schiffe eingetragen ſind. Der Schiffbruch *muß* jemandes Fehler geweſen ſeyn, und Napoleon war nicht der einzige Anbeter des Erfolgs um jeden Preis.

Wir alle wünſchten daher aus dem Golf hinauszugelangen ehe die Wuth des ungeſtümen „Nords“ ſich über uns ergoß. Endlich kam der entſcheidende Tag. Wir rollten unter leichtem Segel dahin, im 23ſten Grad nördlicher Breite, und die niedrige blaue Landſpitze die wir noch im Auge hatten, war die an der Mündung des Rio de San Fernando. Wir kannten das Land gut — es war ein unfruchtbarer ſandiger Erdſtrich, mit einer höchſt häßlichen, von Untiefen und ſumpfigen Inſeln umgebenen Küſtenlinie, ſo daß ſelbſt ein Nachen kaum Waſſer genug finden konnte zum Durchkommen. Nur an den Mündungen der Flüſſe vermochte ein Schiff von mäßigem Tonnengehalt dem Uebelſtande zu entgehen mit ſeinem Kiel den Boden zu ſtreifen, und der ungeheure Triton konnte natürlicherweiſe keinen Ruhehafen finden.

Die Sonne neigte ſich in röthlichem Schimmer zum Untergang über der fernen Sandhügelkette, als Capitän M. die Maske abwarf, und ſeine Befehle mit Vorbedacht und Genauigkeit gab. Hr. Parchley hatte ſeit Wochen ſchon emſig die Boote frei gemacht von Geflügel und Fruchtnetzen und all dem verſchiedenen Plunder der ſich während des Kreuzens in tropiſchen Gewäſſern an denſelben ſammelt, und in unglaublich kurzer Zeit war alles bereit. Die Boote waren hinabgelaſſen, die Ruder in Bereitſchaft, die Beiſchifführer handhabten die Steuerreeps mit ſo leichtfertiger Miene als ob ſie die Zügel einer Vierpferdskutſche geweſen wären, und die Lebensmittel, die Waſſerfäſſer, die Waffen und Gregos wurden raſch und ſauber an Ort und Stelle gebracht. Die Mannſchaft, aus den beſten und gewandteſten Leuten ausgewählt, ward raſch in den Unterverdeckgängen abgezählt, und jeder Mann hatte ſeinen Hirſchfänger und ſeine Piſtolen im breiten Gürtel, während Gewehre und Patronen, zu geſchweigen einer Menge Tomahawks und Enterhaken, anderwärts in Bereitſchaft gehalten wurden.

Endlich waren wir alle an Bord. Einige wenige ernſte Worte von Seiten des Capitäns, ohne alle theatraliſche Ausſchmückung und mit erhobener Hand um den Freudenrufen Einhalt zu thun — und wir fuhren ab. Von den drei Booten — dem Langboot, der Jolle und einem Kutter — wurde das Langboot, bei weitem das größte, von Hrn. Parchley ſelbſt befehligt; als dritter Lieutenant gieng ich mit ihm, und wir hatten nicht nur den Hochbootsmann an Bord, ſondern überdieß auch den Stückmeiſter, der über eine 32pfündige Caronade gebot, welche einen Haupttheil unſerer Bewaffnung bildete. Außerdem hatten wir drei oder vier Maate und Seecadetten und eine ſtarke Bemannung von Matroſen und Seeſoldaten. Die Jolle und der Kutter, von welchen die erſtere von dem Second-Lieutenant, der letztere von einem Maſter's Mate befehligt wurde, hatten ein minder achtunggebietendes kriegeriſches Ausſehen, allein beide führten ihren Stachel in der Geſtalt einer leichten Bootskanone bei ſich, und waren voll bewaffneter Leute. Es gab eine Art von Wettrennen zwiſchen uns bei der Abfahrt, denn die leichte Briſe welche die Bramſegel und Oberbramſegel des hochmaſtigen Triton füllte, war bei unſern kurzen Maſten und unſerm niedrig liegenden Segeltuch kaum benutzbar. Das glatte grüne Waſſer zeigte kaum ein Kräuſeln, und die Sonne ſchoß ihre Gluth wie heißes Eiſen herab, als wir mit kräftigen Ruderſchlägen über die Wogen dahin ſegelten, der indigofarbigen Küſte zu.

Mittlerweile fuhr der Triton auf das Meer hinaus, als ob er uns gänzlich verlaſſen wolle; wir ſahen ſein Topſegel ſich am öſtlichen Himmel verdunkeln, der bereits aus dem Blauen ins Grüne übergegangen war, und ſich vom Grünen ſchnell ins Graue veränderte. Vor uns aber war das Waſſer flammendroth — Meer und Himmel und Küſte waren in *eine* große Gluth mannichfaltigen Lichts getaucht, blauroth in der Mitte, aber durch alle Schattirungen tiefen Carmeſins hindurchgehend, feurig ſcharlach und roſenfarbig und allmählich ſich in Orange und zartes Violett verlaufend, wie die Farben an der Bruſt eines Colibri. Die See zitterte in buntfarbiger Strahlung, und die fliegenden Fiſche ſprangen aus den Wogen empor, und funkelten in allen Farben des Regenbogens, während ein ſonderbarer Glanz auf die ſchweren Seegrasflächen fiel über die wir fort und fort dahin fuhren. Jetzt näherten wir uns der Mündung des Fluſſes; das Waſſer verlor ſein durchſichtiges Grün, und ward ſchmutzig und mißfarbig; Streifen weißen Schaums ſchimmerten da und dort; die See hob ſich fühlbarer, und bald deutete eine Linie ſchäumenden Gelbs, wo kleine Wellen ſich erhoben und wie in einem Keſſel aufſprudelten, die Barre an. Der chocoladefarbige Rio San Fernando, durch die lange Fortdauer der Regenzeit angeſchwollen, ſtrömte fluthartig herab. Wir kreuzten die Barre nicht, ſondern bahnten uns über eine Gegenſtrömung den Weg nach einer breiten Creek, und ankerten nahe an einer Bank tief gelben Sandes. Der Wurfanker des Langboots und die kleinen Anker der beiden andern Boote biſſen tief in den guten Grund ein, und die Höhe der abhängigen Ufer entzog uns dem Anblick, ſolange wir unſere Köpfe unten halten wollten. Mittlerweile ward es dunkel; die Sonne war hinter den Sandhügeln untergegangen, und dem kurzen Zwielicht der Tropen folgte die Nacht. Der Himmel ſah ſchwarz aus wie ein Kreppſchleier, mit weißen Sternen überſäet, die

Digitized by Google

in all ihrer Schönheit hervortraten um auf die schwarze See herabzublicken. Ein leichter vließiger Nebel, wie ein schwebendes Gespenst, fieng an den Lauf des tosenden Flusses zu kennzeichnen, indem ein Dunstwölkchen nach dem andern sich erhob und hinweggleitete. „Eh, Sirs, das ist ein widerwärtiger Anblick! — das vomito prieto selbst — das wirkliche gelbe Fieber macht sich sichtbar," heulte unser alter Chirurg, und wir alle wickelten unsere Jacken und Bootsmäntel dichter um uns, denn bereits war eine auffallende Kühle in der Luft, die sich um so fühlbarer machte nach einem schwülen Tag, an welchem die Luftsegel in den Lukenwegen sich beinahe nutzlos erwiesen hatten — so gering war die Brise. Der Kühnste von uns fühlte daß ein ungreifbarer Feind, mächtiger als die Guardacostas Mexico's, uns nahe war. Die Zeit verstrich, und der alte Lieutenant wurde immer ungeduldiger auf seinem Sitz an den Rudertaljen, wo er, wie gewöhnlich wenn er aufgeregt war, an den Nägeln kaute. Zwei andere Personen schienen ebenfalls übler Laune zu seyn — der Hochbootsmann und ein alter Schiemann, der vierzig Jahre seines Lebens unter der glühenden Sonne des Aequators zugebracht hatte. Der erstere brummte bei seiner abwechselnden Betrachtung des Himmels und des Meeres unverständliche Laute vor sich hin; der letztere streckte seine hornige Handfläche beständig in die Luft um „nach einem Winde zu fühlen," oder warf Stückchen eines Tabaksblattes ins Meer, und achtete aufmerksam auf den Lauf den sie nahmen. Plötzlich rief einer unserer Matrosen bewundernd aus: „Welch ein schönes Sternbild! Sieben Sterne! Kann es das südliche Kreuz seyn?" — „Das ist nicht der Platz hiefür, Pen," sagte einer der älteren Matrosen, indem er ein Fernglas herbeibrachte. „Es kann keine Sterngruppe seyn; es sieht aus wie Lichter an der Mastspitze eines Schiffs." — „So ist es," sagte ich; „sieben Lichter pyramidalisch angebracht."

Hr. Parchley nahm das Glas. „Signal vom Triton! Verabredetes Signal mit der Küste! — Stille in den Booten!" war des großen Manns Entgegnung.

Kaum waren nun einige Minuten verflossen, so wurde der schnelle Galopp eines Pferds, das leicht auf dem tiefen Sand auftrat, hörbar, und kam rasch näher. Der Schall schien längs der Küste sich hinzuziehen, als ob der Reiter in Verlegenheit sey, und dann rief eine Stimme in gedämpften Tönen: „Aqui soy."

„Was sagt der Bursche?" fragte der verdrießliche Hochbootsmann. — „Er sagt: Hier bin ich," erwiederte einer der geschicktesten Reffer, während Parchley, der im Laufe der Jahre einige castilische Phrasen plappern gelernt hatte, den Gruß in seinem besten Spanisch beantwortete. Einen Augenblick später zog unser neuer Bekannter, ein schlanker dunkelbrauner Ranchero, in einem gestreiften Mantel und ungeheuren Sombrero, den Zügel seines magern, aber flinken Pferds am Rande der Sandbank an, und schaute vorsichtig auf uns herab.

„Los señores, Ingleses! los mismos!" sagte der Reiter in einem Ton tiefer Ueberzeugung, seinen breiten Hut mit castilischer Gravität abnehmend.

„Was schwatzt er da?" brummte der Hochbootsmann verächtlich.

„Er sagt: wir selbst sind da, und niemand anders," erwiederte der junge Callaghan, während Parchley scharf und heftig spanisch sprach.

Der Don nickte ernst mit seinem Kopfe, drehte sein Pferd herum, und gieng in einem Wirbel losen Sandes hinweg. Wir konnten die schnellen Hufstritte einige Minuten lang hören, worauf dann eine wahre Todtenstille eintrat. Der Mond gieng während unsers Wartens auf und verbreitete weites Licht auf die Scene; es war indeß ein glanzloser rother Mond, keineswegs der ehrliche gelbe Mond der so manche frühere Nacht hindurch unsere Segel mit seinem Silberschein umgeben hatte. Der Hochbootsmann murmelte unverständliche Dinge zwischen seinen Zähnen, und der alte Schiemann tadelte sich selbst ob seiner Ruhelosigkeit. Immer noch rührte Hr. Parchley, einer der besten Seeleute im Dienst, keine Muskel, und schien gleichgültig gegen die häßlichen Zeichen einer Wetterveränderung. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Küste geheftet. Und nun hörten wir den schweren Schlag galoppirender Hufe und das Rasseln des Schirrzeugs und die gedämpften Stimmen von Menschen. Näher und näher zogen sie heran, und plötzlich kam eine ganze Karawane von Maulthieren und Pferden, mit Packsätteln ausgerüstet und von etwa zwanzig wilden Reitern in mexicanischer Tracht dem Ufer entlang getrieben, zum Vorschein. Sie eilten der Sandbank zu, peitschend, sporend und fluchend, und rasch von ihren tiefen Enterpieken-Sätteln springend fiengen sie mit dem Abladen ihrer Saumthiere an.

„Springt ans Land, einige von euch!" rief unser Befehlshaber, und rührt die Hände bis wir unsere Fracht eingenommen haben." Wie der Blitz waren ein Duzend Leute bis an die Hüften in dem dunkelgrünen Wasser, und die Einschiffung des Silbers begann. Das Silber war in Segeltuchsäcken oder Leder-Verpackungen, und so schwer es war, brachte doch die derbe Kraft unserer Vordercastell-Jacks, unterstützt von unsern wilden Verbündeten, es bald in die Boote. Das große Langboot nahm den bei weitem größern Theil des Schatzes auf, allein selbst die Jolle und der Kutter enthielten bald wahrhaft fürstliche Summen, und immer noch arbeiteten und wateten die Männer, und immer noch strömten die schweren Säcke rasselnder Dollars wie Ballast in die Boote. Alles schien wie auf Gerathewohl vor sich zu gehen: die Matrosen lachten wie Schulknaben, als sie sich die Geldsäcke zu- und wegwarfen; die Mexicaner liefen wie Besessene umher, und die kostbare Waare wurde auf die cavalierste Art unter unsern Presenningen (tarpaulins) geborgen. Plötzlich erscholl aus den Mexicanern am Ufer ein Allarmruf, und in diesen Ruf mischte sich der Hufschlag von Pferden auf dem Sande. „Los enemigos! Cuidado!" riefen unsere Verbündeten, und jeder Mann suchte eilends seines Pferdes habhaft zu werden. Einige der Silbersäcke blieben noch am Lande.

„Schnell, ihr Faullenzer, schnell!" donnerte der erste Lieutenant, und unsere Leute kletterten das Ufer hinauf, um sich der noch übrigen Säcke zu bemächtigen. Während dieses

Digitized by Google

Geschäfts beleuchtete das Mondenlicht wie Silber die Mützen und die Lanzen einer Schwadron mexicanischer Soldaten, welche in gestrecktem Galopp längs dem Gestade des Flusses herankamen. Sie brachen beim Anblick der Karawane in lautes Geschrei aus, und griffen sie mit eingelegten Lanzen an. Unsere Leute patschten mit den letzten Säcken des Schatzes durch das Wasser, während die Schmuggler sich zerstreuten und flohen, hitzig verfolgt von kleinen Abtheilungen der mexicanischen Reiterei. Die Hauptabtheilung zog ihren Zaum erst an als ihre schaumbedeckten Rosse am Rand der Creek hielten, wo sie ihre Speere nach uns schüttelten, uns mit den gräulichsten Schimpfworten deren ihre Sprache fähig ist überhäuften, und einige Pistolen abschossen. Allein wir waren außer ihrem Bereich, und der Anblick von zwanzig schußfertigen Gewehren kühlte ihren Muth beträchtlich ab, während unsere Ruder im Wasser aufschlugen und die Ruderer sich an ihre Arbeit begaben. Abzogen wir, die leichten Fahrzeuge voran, das Langboot den Rücken deckend; und als wir davon fuhren, nahmen einige der Jüngsten mit spöttischer Höflichkeit die Hüte ab, und wünschten der verblüfften Soldateska „buenas noches!“ — eine artige Aufmerksamkeit welche sie in eine wahre Wuth versetzte. Kaum aber hatten wir die Creek hinter uns, so sahen wir die hohen Raaen und breiten Segel mehrerer lateinisch-aufgetakelten Schiffe im Mondenlicht flimmern, als sie die Barre des Flusses kreuzten um auf uns Jagd zu machen.

„Die Guardacostas!“ riefen fünfzig Stimmen auf einmal, dann aber brach, wie unwillkürlich, die Mannschaft in ein einmüthiges herzliches britisches Cheer aus, ihrem Gegner höhnisch trotzbietend.

„Still, vorn und acht! kreischte Hr. Parchley. „Macht Platz, Leute! Hr. Lanyard, seyd so gut und laßt die Segel stellen, und bringt einige der Kleingewehre acht; werdet Ihr?“ Die Ruderer blieben fest an ihren Rudern, und mißachteten gänzlich die wiederholten Aufforderungen der mexicanischen Felukken sich zu ergeben, trotz des Groß- und Kleingewehrfeuers womit sie diese Zurufe begleiteten. Nun begann eine regelmäßige Jagd. Die mexicanische Streitmacht bestand aus nicht weniger als fünf großen Zweimaster-Felukken, die voller Leute waren, und eine Masse Segeltuch ausbreiteten, das aussah wie die Flügel eben so vieler Condore. Sie folgten hart unserm Wege, feuerten ihre Caronaden und Kleingewehre ab, und heulten Drohungen und Befehle, uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben, in die Luft. Wir jauchzten und eilten davon, die Ruderer schlugen tapfer ein, die Ruder funkelten als sie die blaue Tiefe peitschten, und die Segel waren ausgebreitet um jeden Vortheil der leichten und unbeständigen Brise benützen zu können. Die Mannschaft war in hohem Grad aufgeregt; es war kaum möglich ihrem Freudengeschrei Einhalt zu thun, und sie hätten gern einen Strauß bestanden mit dem armseligen Feinde vor dem zu fliehen sie genöthigt waren. Allein unser Geschäft war Silber zu bringen: wir waren für diesen Fall einfache Schmuggler und keine fahrenden Seeritter. Die Schüsse flogen vor unsern Gesichtern ins Wasser, und ricochettirten über die wogende See, denn im Mondenlicht boten wir eine bewundernswerth gute Zielscheibe; allein niemand wurde getroffen, und es gelang den Dons selbst nicht auch nur unsere Ruder zu beschädigen. Diese letzteren bildeten unsere Hauptstütze, denn unsere Segel waren ein Kinderspiel im Vergleich zu der Masse Zeug welche die fünf Felukken entfaltet hatten, und wir hätten, glaub' ich, leicht überholt werden können, wenn unsere Verfolger entschlossene Leute gewesen wären. Statt indeß den Versuch zu machen uns nahe zu kommen, schossen sie ununterbrochen aus der Ferne auf uns — ein einseitiges Spiel, da wir uns bisher so friedlich gezeigt als wenn wir Delegirte einer Friedensgesellschaft und keine britischen Seesoldaten gewesen wären. Allein Uebung verbesserte das Ziel der Mexicaner; der Mond begünstigte sie hierin, und es dauerte nicht lange, so wurden zwei unserer Leute getroffen, und sanken heulend auf den Boden des Boots nieder. Der alte Doctor machte sich augenblicklich daran ihre Wunden zu verbinden, die zum Glück nicht tödtlich waren; wir alle aber erkannten nun daß die Zeit gekommen wo der britische Löwe seine Zähne zeigen mußte. Die große Kanone wurde unter den Augen Hrn. Trunnion's geladen, welcher bereit stand aufs Wort Feuer zu geben, während das Langboot so gierte daß die grimme Kanonenmündung auf die nächste Felukke gerichtet war. Die tiefste Spannung bemächtigte sich unser aller, und selbst der Gedankenloseste wurde still und stumm in Erwartung des Signals. Die Felukke kam heran, rasch das schäumende Wasser durchrennend, indem ihre großen Segel die besten Dienste leisteten. Ihr Deck war dicht mit Menschen besetzt, die sich wie Ameisen um die Buge und die Kanonenlage schaarten, und deren Säbel und Gewehre im bleichen Glanze des Mondes glitzerten. Näher und näher kam das leichte Fahrzeug, bis es fast an unserm Quarterdeck war, und die Guardacostas laut die Aufforderungen wiederholten uns zu ergeben.

„Scheert euch von dannen, sage ich, ehe wir feuern,“ grüßte Hr. Parchley, seine Warnung in spanischer Sprache wiederholend. Die Antwort war eine Fluth von Schimpfwörtern und eine Gewehrsalve, deren Kugeln dicht über unsere Köpfe hinwegflogen, und von welcher der Matrose welcher das Bugruder führte schwer verwundet niederfiel.

„Laßt sie's haben,“ schrie unser Befehlshaber, und der Knall der großen Kanone folgte, deren Rückschlag das Langboot vom Vorsteven bis zum Hintersteven erschütterte, während der tödtliche Kartätschenschuß das Verdeck des Spaniers fegte, und die Mannschaft niedermähte wie eine Sichel das reife Korn. Schnell war die Kanone wieder gereinigt und geladen. „Feuer!“ erscholl es, und ein neuer Kartätschenhagel ergoß sich in die Felukke, während gleichzeitig unsere Seesoldaten eine Salve aus ihren Gewehren gaben. Ein Schmerz- und Wuthgeschrei brach unter den unglücklichen Guardacostas aus, und wir konnten bei dem blassen Mondenlichte sehen daß es auf ihrem Verdeck eine Menge Todter, aber nicht Todte allein, gegeben hatte. Viele der unglücklichen Verwundeten krochen wie zerquetschte Würmer auf dem Verdeck umher, klammerten sich an die Schiffsbekleidung und

Digitized by Google

das Takelwerk an, oder krümmten sich vor Schmerz in ihren vergeblichen Versuchen den Blutstrom zu stillen der aus ihren Wunden sich ergoß, und riefen dabei alle Heiligen um Beistand und Rache an. Das Steuerruder ward verlassen, die Segel wurden schlaff, und das Schiff schwamm wie ein Baumstamm auf der wachsenden See. Unsere Leute hielten instinctiv zu feuern auf, und ich gestehe daß ich einige Gewissensbisse fühlte als ich das traurige Schauspiel wahrnahm, und mich des Antheils erinnerte den ich daran hatte; denn, betrachte man die Sache wie man will, diese Leute waren im Recht, wir im Unrecht. Die Guardacostas gehorchten nur getreulich den Befehlen ihrer Regierung, deren Gesetze wir leichtsinnig brachen. Mexico ist zwar ein halbbarbarischer Staat, es mißachtet seine eigenen Verpflichtungen, die Beschränkung der Bullion-Ausfuhr ist abgeschmackt und verletzend — allein immerhin sind wir die Angreifer, und dieß war keine ehrliche Waffenthat. Alle diese Gedanken aber schwanden dahin, als die vier andern Felukken auf uns heransegelten, mit Kanonen und Gewehren feuerten, und ihre Bemannungen den Racheruf ertönen ließen: „Mueran los Ingleses!“ Allein obgleich ein Rennegefecht augenblicklich seinen Anfang nahm, so hatten wir doch in dieser ereignißvollen Nacht kein Blut mehr zu vergießen. Plötzlich kam ein düsterer Schall über die Gewässer herüber aus der Richtung in welcher der Triton lag. Ein zweiter Kanonenschuß, und noch ein dritter, und dann der rothe Schimmer eines bengalischen Lichts — alles deutete auf ein vom nördlichen Himmel drohendes Unglück.

„Das Gefahrsignal!“ schrien zwanzig Stimmen zugleich. Wir hörten zu feuern auf; die Felukken thaten dasselbe, jedermann schaute sich um nach der Ursache dieses Warnungszeichens. In eben diesem Augenblick schien etwas einem schwarzen Schleier ähnliches sich über den Himmel auszubreiten, Mond und Sterne verschwanden; ein sausender Ton zischte durch die Luft, schwach zwar, aber wachsend, gleich dem Getöse mächtiger Flügelschläge im dunklen Empyreum. „Ich dachte es ja!“ riefen Hochbootsmann und Schiemann zugleich aus — „Hr. Parchley, Sir“ — Allein der Lieutenant beachtete sie nicht, denn bereits hatte sein scharfes Auge etwas einer weißen Mauer ähnliches unterschieden, das mit Blitzesschnelligkeit über die aufgeregte See daher trieb. Rasch ertheilte er die unter diesen Umständen nöthigen Befehle, und ließ alle Segel einziehen. „Jeder Fetzen von Segel hinweg, wenn euch das Leben lieb ist!“ Kaum hatten die Matrosen Zeit zu gehorchen, so war auch schon die brausende, milchweiße und wie tausend Schlangen zischende Welle an uns herangerückt, und der widerstandslose Norte drang in seiner ganzen Wuth und Kraft auf uns ein. Weg, weg eilten wir wie ein von einem Bogen abgeschossener Pfeil, getrieben von dem Ungestüm des Tornado, der die Wellen niederschlug und das ganze Meer gleichsam in eine ebene Masse rahmartigen Schaums verwandelte. Stundenlang waren wir in drohendster Gefahr. Das Sturmsegel das wir aufzogen, und ohne das wir keine Fahrspur hätten haben können, drohte jeden Augenblick hinweggerissen zu werden, und es war alles was wir bei dem unaufhörlichen Ausschöpfen, damit die Boote sich nicht füllten und versänken, thun konnten, da wir vom Norte wie ein welkes Blatt vor dem Winde fortgetrieben wurden.

Wir verloren die Felukken bald aus dem Gesicht; zu unserer großen Freude aber fanden wir daß, als der Morgen auf einer Wüste gebrochenen Wassers tagte, indem die erste Wuth des Windes einigermaßen nachgelassen hatte, die Jolle und der Kutter in keiner großen Entfernung noch flott waren. Immer aber konnten wir noch keine Spur vom Triton wahrnehmen, und als wir, nach einer stürmischen Fahrt von nahezu einer Woche, Havana erreichten, fanden wir daß Capitän M. uns für verloren gehalten. Allein wir kamen an, gesund und wohlbehalten. Der Triton hatte eine sehr schöne Fahrt nach England zurück; die Millionen funkelnden Silbers erfreuten die Herzen von Kaufleuten und Bankiers, und wir wurden, zur Belohnung unsers Fleißes und unsers Erfolgs, ins Mittelmeer geschickt. Allein trotz alle dem war es ein häßliches Geschäft, und es gibt angenehmere Abschnitte in dem bunten Leben eines Matrosen als diejenigen sind welche er beim Silberschmuggeln an der mexicanischen Küste zubringen muß.

Das imperialistische Paris.

6. Eine Episode des 4 Decembers 1851.

Die Haltung des Faubourg Saint-Antoine an diesem Tage. — Eine merkwürdige Wirkung des Boulevard du Prince Eugène. — Louis Napoléon, die Amnestie und Ledru Rollin. — Ledru Rollin allein von der Amnestie ausgeschlossen.

Früh am Morgen des verhängnißvollen 4 Dec. trafen drei Volksrepräsentanten, Mitglieder der Nationalversammlung, einer Verabredung des vorhergehenden Abends gemäß auf dem Boulevard St. Martin zusammen. Noch war die endliche Entscheidung nicht gefallen, alles war nicht verloren. Sie begaben sich über den Canal St. Martin nach dem Faubourg St. Antoine um das Volk zum entschlossenen Widerstand anzufeuern, die Gefahren des Kampfes mit ihm zu theilen, nach Bedürfniß selbst es zur Schlacht zu führen. Sie hatten sich zu diesem Ende mit den Insignien ihres Standes, der dreifarbigen Schärpe und Rosette, versehen.

Vergebliches Beginnen! Wo der während der Nacht angeheftete Aufruf zu den Waffen nicht herabgerissen oder beschmutzt war, fanden sie die Bevölkerung, dünn gesäet, herumstehen, entweder gleichgültig oder gemeiner Neugierde fröhnend, wenn nicht gar tückisch lächelnd und ihrer Vertreter spottend. Es ist traurig zu sagen, aber bei diesen Leuten schien das Gefühl der übelgearteten Mißgunst, die Erinnerung an die armseligen 25 Franken die ein Repräsentant per Tag bezog, lebhafter im Gemüthe zu walten als das Bewußtseyn der Schande die ihrem Lande drohte, des Verbrechens das an der Verfassung und der menschlichen Treue verübt wurde. Es war der alte Faubourg St. Antoine nicht mehr!

Digitized by Google

Am 31 Mai 1850, als die reactionäre Mehrheit der Nationalversammlung, im Einverständniß mit den Ministern des Präsidenten der Republik, Louis Napoleons, das allgemeine Stimmrecht verstümmelte, war die Vorstadt unschlüssig, kalt geblieben, hatte sich auf ohnmächtiges Murren beschränkt. Jetzt war sie mehr als apathisch, sie verbarg ihre Böswilligkeit gegen die Volksvertreter nicht; im Zweifel schien sie eher für als gegen den Usurpator des Elysée Partei zu nehmen. Es war augenscheinlich, die Gesellschaft des 10 Dec. hatte hier mit Erfolg gearbeitet. Der grobe Kunstgriff der neuesten Proclamation, die das allgemeine Stimmrecht wiederherstellte, „im Namen der Republik!!" diente den Herzlosen nur zum Vorwande.

Niedergeschlagen von diesem ersten Mißlingen, giengen die drei Repräsentanten gegen Mittag nach der Rue du Faubourg du Temple zurück, und traten in eines der bekanntesten Speisehäuser dort, um nach kurzer Stärkung ihre Wanderung in einer andern Richtung von neuem zu unternehmen. Vielleicht daß ihnen das Glück günstiger seyn möchte. Auch diese Hoffnung wurde vereitelt.

In dem Augenblick als sie eben das Haus zu verlassen sich anschickten, füllte sich plötzlich und wimmelte die Straße von Soldaten, von einem Ende zum andern, wie mit Zauberschnelle. Schärfster Befehl die Häuser zu schließen, und Verbot, bei Lebensgefahr, aus- oder einzugehen. Selbst die Fensterläden mußten eingezogen werden, und wo irgend ein Kopf sich an einem Fenster oder hinter dem Laden blicken ließ, drohte ihm eine Kugel aus den angeschlagenen Büchsen. Daß diese Drohungen an mehr als einem Ort ausgeführt wurden, ist eine historische Thatsache; doch kam es auch vor, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, daß die Officiere den Mordeifer ihrer bis zum Wahnsinn erhitzten und nur allzuhäufig betrunkenen Soldaten bezähmten.

So eingehemmt mußten die unfreiwilligen Gäste des Restaurant an 12 Stunden verbleiben. Eine Ewigkeit in den gegebenen Umständen. Ihre Lage wurde jeden Augenblick kritischer. Der Aufruhr und Tumult in der Straße nahm zu. Niemand wußte eigentlich was vorgieng, was das Ende von allem seyn werde.

Nach einer Weile erzitterte das Haus von einer furchtbaren Pelotonsalve, dann von einer zweiten, dritten; es folgten Kanonenschüsse, und einmal fielen die Splitter einer Bombe in die Straße der Vorstadt selbst, vor dem Restaurant, an den Häusern hinabgleitend, und scheuchten die Soldaten in Verwirrung nach der entgegengesetzten Seite. Woher die Schüsse, wo der Kampf, wer die Kämpfer, die Sieger oder Besiegten? . . . Niemand vermochte es zu sagen. Eine Verbindung nach außen bestand nicht, und die Truppen selbst waren ohne alle Nachricht.

Die drei Gefangenen gaben sich einige Zeit der Hoffnung hin daß der Kampf in den Vorstädten St. Martin und St. Denis, gegen den Enclos Saint Lazare hin, in einer dem Straßenkriege günstigen und bewährten Oertlichkeit ausgebrochen sey. Selbst der Schall des Geschützes schien für diese Hoffnung zu sprechen. Eitler Wahn! Es war der Widerhall des Musketen- und Kanonenfeuers, des kalten mit Vorbedacht verübten Mordes auf den Boulevards Bonne Nouvelle und Poissonnière, was sie gehört.

Um der Beängstigung dieses Zustandes den Contrast eines unaussprechlichen Hohns beizugesellen, mischte sich in den Lärm des großen und kleinen Geschützes auf einmal eine lustige Tanzmusik, Gläserklang und Gesang, fröhliches Jauchzen und Vivatrufen . . . Die Hochzeitsgesellschaft eines neuvermählten Paares hatte ihr Festmahl in einem Saale des Restaurant bestellt, und wollte ihr Geld nicht umsonst ausgegeben haben!

Nachdem sie das Maß ihrer Lust gebüßt, wurde sie endlich still, und auch auf der Straße trat auf einige Zeit ein geheimnißvolles unheilverkündendes Schweigen ein. Noch war der Abend kaum begonnen. Vage Gerüchte fiengen an unter den Officieren und Soldaten umzulaufen. Jeder Versuch den Bann zu brechen wurde barsch zurückgewiesen.

Das Leben der drei Abgeordneten hieng an einem Faden. Es bedurfte des Winkes eines Verräthers, eines einzigen Griffes in ihre Taschen, des Aufdeckens ihrer Insignien, es bedurfte einer einfachen, Verdacht erweckenden Indiscretion, und ihr Proceß war an der ersten besten Straßenecke dictatorisch-standrechtlich eben so summarisch begonnen als beendigt. Ein solcher Verräther fand sich nicht in dem Hause, eine solche Indiscretion wurde nicht begangen. Weit entfernt! Vielmehr gelang es einem der drei Freunde durch seine unverwüstliche Laune, seinen gemüthlichen Witz und durch ein Erzählungstalent das selbst die herrliche Prinzessin mit dem unaussprechbaren Namen in den arabischen Märchen bewundert haben würde, allmählich die ganze Hausbewohnerschaft, von dem Wirthe, durch die Demoiselles de Comptoir und Aufwärter hindurch, bis zu den unbeschäftigten Köchen und Küchenjungen um sich zu versammeln, alle mit tiefer, vergnügter und dankbarer Aufmerksamkeit an seinem Munde hängend. Eine Scene des größten Malers würdig!

So schlichen die bleiernen Stunden dahin, bis ihnen endlich um Mitternacht ein Retter erschien, den sie am wenigsten hoffen durften.

Ein junger Unterofficier klopfte an der Hausthüre. Er verlangte eingelassen zu werden; er war hungrig und erschöpft. Der Wirth ließ ihm eine Suppe reichen, und auf einen Wink der Meistbetheiligten eine Flasche guten Weines. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, und der edle Saft that das übrige. Voyons, Sergent, sagte der Wirth, vous avez l'air d'un bon enfant, et bien aimable . . . Da sind drei Herren die seit ihrem Frühstück diesen Morgen hier eingesperrt sitzen, und gern heimgehen möchten zu ihren Familien, die sehr beunruhigt seyn müssen. Wollten Sie nicht so gut seyn sie frei zu geben, und, versteht sich, sicher nach Hause bringen zu lassen? . . . „Comment donc, sagte der Sergent, avec le plus grand plaisir; Caporal, rief er zur Thüre hinaus . . . und der Corporal trat ein, netzte sich erst die Lippen an dem Glase seines Sergenten, der ihm den Casus in zwei Worten erklärte, und „à vos ordres, Messieurs," wandte er sich mit militärischer Begrüßung zu den Repräsentanten,

Digitized by Google

und geleitete sie selbst die Straße hinauf nach dem nahen Boulevard du Temple, durch die Bivouacfeuer der Truppen, bis an eine gewisse Thüre, wo ein Freund ihrer in peinlicher Ungeduld harrte. Jetzt erst erfuhren sie die ganze Größe der verübten Gräuel, und hatten kaum den Muth in der allgemeinen Trostlosigkeit ihrer persönlichen Unversehrtheit sich zu erfreuen.

Die Begebenheiten der folgenden Tage und die Verbannungsdecrete trennten die drei Freunde, und sie haben sich nicht wieder gesehen. Der eine ist im südlichen Frankreich an einer Krankheit gestorben, deren Keim er damals bereits im Busen trug. Ein edles Herz, ein guter, liebenswürdiger Mensch. Ehre und Frieden seinem Andenken! Der zweite lebt in Belgien, der dritte in England.

Wundervolle Fügung des Schicksals, das die Berechnung der Menschen in den Wind streut, oder sie feindlich gegen sie selbst kehrt! Der Boulevard du Prince Eugène, vorzugsweise und mehr als alle anderen ein Werk der Bonaparte'schen Besorgniß vor dem Erwachen des Volkes, eine Eingebung der kaiserlichen Feindschaft gegen die Revolution und Republik, der Boulevard du Prince Eugène hat zur unmittelbaren Folge, reicher, mächtiger und hervorragender zu machen den einzigen Führer der Demokratie, der in den Herzen des Volkes mit ungeschmälerter Liebe und Anhänglichkeit fortlebt, in dem sich für die Massen, trotz einer Verbannung von 11 Jahren, alle Bestrebungen und Hoffnungen eines freiern, gesetzlichen und würdigen Zustandes der Nation verkörpern, nicht bloß in Paris, sondern auch in den Provinzen, den einzigen Mann, welchen Louis Napoleon beharrlich, persönlich und unversöhnlich haßt und fürchtet, so sehr daß er sich, ihm gegenüber, zu Maßregeln hinreißen ließ die ein unzweideutiges Zeugniß von Befangenheit und Schwäche ablegen, und nur der Veröffentlichung bedürfen um eine allgemeine Verdammung gegen ihn hervorzurufen. Dieser Mann ist Ledru Rollin. [1]

Ledru Rollin besitzt in der Rue de Charonne und deren Nachbarschaft ein beträchtliches Vermögen an Häusern und Grund und Boden, auf dem Gebiete gerade das der neue Boulevard durchschneidet. Vor der Errichtung des Boulevards war dieses Eigenthum aus mannichfaltigen Gründen auf die niedrigste Stufe der Verwerthung herabgesunken: Abgelegenheit des Stadtviertels, Stockung in den Geschäften und im Verkehr, Mangel an neuen Bau-Unternehmungen und Fabrikanlagen, wozu der Platz vorzüglich geeignet ist, und nicht minder Ungunst die sich in den Augen der kaiserlichen Behörden an den Namen des Eigenthümers heftete — daher Schwierigkeit irgendeine Concession, eine Erlaubniß oder Ermächtigung zu erhalten, die dermalen in Frankreich zu allem und jeglichem erforderlich sind; daher endlich die Hemmungen die ihm die städtische Obrigkeit in den Weg legte, und der unglückliche „Zufall" daß alle seine Rechtsstreitigkeiten vor den kaiserlichen Gerichten ohne Unterschied verloren wurden — unter diesen Processen mehrere für deren Gewinn die sämmtlichen Advocaten von Frankreich sich verbürgt haben würden. Es war so weit gekommen, daß in einem gewissen Augenblick das ganze Eigenthum auf dem Punkte stand für eine Hypothekenschuld von 6000 Franken unter den Hammer gebracht und zugeschlagen zu werden. „Quien no parece, perece," sagt das spanische — „Les absents ont tort," das französische Sprüchwort, aber vor allem: wehe den Besiegten, vae victis, wo ein Usurpator und Dictator seinen Säbel in die Wagschale der Gerechtigkeit wirft!

Nun, dieses nämliche Eigenthum, wie erwähnt, vornehmlich aus Bauplätzen auf beiden Seiten des Boulevard bestehend, ist heute, wo ein neues Leben in jenen Stadttheil einzieht, drei Millionen werth, so gut wie einen Franc, und hat die beste Aussicht, nach der unmittelbar bevorstehenden Eröffnung der Linie in ihrer ganzen Länge, eine Million höher zu steigen! Es war im kaiserlichen Cabinet lang berathen worden wie man dieses unfreiwillige Geschenk zu Gunsten des Erzfeindes vermeiden könne, man sprach sogar davon dem Boulevard eine andere Richtung zu geben. Allein die Militäringenieurs waren in ihrer Logik und Geometrie unerbittlich: „der Anfangspunkt und der Endpunkt sind gegeben: die Caserne am Château d'Eau und an die Barrière du Trône: es gibt nur eine gerade Linie von einem Punkt zu einem andern, und jede andere als die gerade Linie würde den beabsichtigten Zweck verfehlen." Und so geschieht es daß Ledru Rollin durch Louis Napoleon um 3—4 Millionen bereichert ist, ohne ihm die mindeste Dankbarkeit zu schulden.

Ich habe oben gesagt: „den Mann welchen Louis Napoleon am meisten haßt und fürchtet," und zwar in einem Maße das ihn zu wahren Ungeheuerlichkeiten treibt um sich seiner zu erwehren. In der That, die einzige Ausnahme von der allgemeinen und absoluten Amnestie ist Ledru Rollin, ihm allein ist untersagt nach Frankreich zurückzukehren, und die Gründe die man vorschützt sind wo möglich noch außerordentlicher als der Act selbst der den innern Begriff und den Namen der ohne allen Vorbehalt verkündeten politischen Amnestie (Vergessen) Lügen straft.

Als die Amnestie bekannt wurde, wollte Ledru Rollin sich Gewißheit über seine Stellung verschaffen, und verlangte von dem französischen Consulat in London einen Paß nach Paris. Der Consul gerieth in Verlegenheit und „glaubte sich nicht ermächtigt" den Paß zu ertheilen: er „müsse zuerst berichten und Instruction einholen." — Berichten Sie und verlangen Sie Instruction. — Antwort: kein Paß für Ledru Rollin, er ist in der Amnestie nicht begriffen. — Warum? Ich bestehe auf einer motivirten Antwort. — „Weil die Thatsache für die Ledru Rollin in contumaciam zur Deportation verurtheilt ist Elemente eines gemeinen Verbrechens in sich schließt! . . . Dieser verschämte Euphemismus, besser gesagt dieses abgerungene Bekenntniß des Spieles hinter den kaiserlichen Coulissen, zeugte für die letzte Spur von Schamröthe auf den Wangen der Minister des Innern und der Justiz, Billault und Delangle, zwei alte Advocaten, Collegen Ledru Rollins und ausgezeichnete Juristen! . . .

[1] Der Verf. dieses Aufsatzes ist selbst ein französischer Flüchtling, man verzeihe ihm daher seine Illusionen. D. Red.

Digitized by Google

Und welches denn ist die Thatsache die, wenn nicht ein gemeines Verbrechen selbst — so weit wagten sogar die Minister nicht zu gehen — so doch Elemente eines solchen enthalten soll, was, beiläufig gesagt, ein neuerfundener juristischer Begriff ist, und welches ist die Verurtheilung die Ledru Rollin eines solchen Verbrechens für schuldig erklärt, und ihn von der für alle andern unbedingten Amnestie ausschließen soll?

Die Tibaldi'sche Anklage eines Complottes zum Zweck des Umsturzes der kaiserlichen Regierung mittelst eines Attentats auf das Leben des Kaisers.

Ganz Europa (?) weiß auf welchen maßlos lächerlichen Indicien die Herbeiziehung Ledru Rollins in jenen Proceß beruhte. Ganz Paris ergoß sich in Spott darüber, und die englische Regierung wies mit achselzuckendem Unwillen das Begehren auf Auslieferung des in London lebenden Angeklagten zurück. Heut ist klar warum man die Verfolgung erhob: die Amnestie stand am Horizont, und die Verurtheilung sollte das Mittel beschaffen den Verurtheilten der Wohlthat derselben zu berauben. So sehr war man übrigens entschlossen seine freie Gegenwart in Paris zu vermeiden, daß der Justizminister nach directer Verweigerung des Passes ihm bedeuten ließ: daß, wenn man ihn gleichwohl auf der französischen Küste betreten sollte, er unter keiner Bedingung nach der Hauptstadt gelangen, sondern auf dem geradesten Weg nach Cayenne transportirt werden würde!

Die Pariser Presse, beredt nur in ihrem Schweigen, hat es bisher nicht gewagt dieser Monstrosität mit einer Sylbe zu gedenken. Das „Ausland" möge indessen mit gutem Gewissen die Priorität einer Enthüllung hinnehmen, die zudem in Bälde eine ausgedehnte Oeffentlichkeit erhalten wird. Ich verbürge feierlichst die genaue Wahrheit des Herganges, den ich aus unmittelbarer Quelle persönlich kenne.

Was dem gesunden Menschenverstand so einleuchtend ist, daß nämlich, selbst in der Unterstellung der erwiesenen Theilnahme Ledru Rollins an dem Tibaldi'schen Complott, hier wo von nichts anderem als einem durch die Amnestie gedeckten politischen Verbrechen die Rede ist und seyn kann, sagt das französische Criminalrecht zum Ueberfluß mit ausdrücklichen Worten: der Begriff des Complottes wie jener des Attentats bestehen nur in politischen Anklagen; die Strafe der Deportation ist nur bekannt für Verbrechen derselben Natur, und die auf die Verübung oder den Versuch eines Attentats gegen das Leben des Staatsoberhauptes verhängte Strafe des Vatermörders ist ja selbst nichts anderes als eine staatliche, eine politische Fiction (?), auf die äußerste Spitze getrieben.

Wer sich über die Worte und Begriffe des Gesetzes des nähern belehren will, braucht nur im dritten Buch des Code pénal die allgemeine Ueberschrift des Capitel 2 und insbesondere die Artikel 86 bis 89 nachzulesen. Niemand war darüber vollständiger im klaren als die Bonaparte'sche Regierung selbst, daher das Stillschweigen im Amnestiedecret in Betreff der beabsichtigten Ausnahme: man hätte sie rechtfertigen müssen, was man nicht konnte; sie hätte eine öffentliche Discussion hervorgerufen, die man nicht wollte, weil sie nothwendig zur Beschämung der Regierung geführt haben würde.

So oder so muß diese öffentliche Debatte indessen in kurzer Zeit ausbrechen, und dann wird es in dem Munde der Vertheidiger der gesunden Vernunft, der historischen Tradition bis ins hohe Alterthum hinauf, und des bestimmten Buchstabens des Gesetzes keines der schwächsten Argumente seyn daß sie der kaiserlichen Regierung nachweisen können: daß sie selbst hinsichtlich anderer Individuen derselben Kategorie, wie Ledru Rollin, die Amnestie ganz in dem umfassenden, absoluten Sinn angewandt hat den sie dem letztern versagte. Ein französischer Bürger nämlich — Vandamme ist sein Name — der vor mehreren Jahren wegen Mitschuld an einem versuchten Mordanfall gegen den Kaiser, mittelst einer Höllenmaschine, auf der Nordbahn von dem Assisenhof in contumaciam zur Todesstrafe der Vatermörder verurtheilt worden, legte die Amnestie einfach nach ihrem Wortsinn aus, und kehrte in seine Heimath zurück, wo er sich öffentlich zeigte. Die Staatsbehörde, mit einer ähnlichen Interpretation bewaffnet wie die welche die HH. Billault und Delangle gegen Ledru Rollin vorgebracht hatten, ließ ihn verhaften und begann eine neue Untersuchung gegen ihn. Alsbald kam gemessener Befehl von Paris, aus derselbigen Urquelle des Rechts und des Gesetzes, den Verhafteten in Freiheit zu setzen „weil die Amnestie als eine allgemeine und absolute Maßregel der Versöhnung für politische Verbrechen ihn gegen alle und jede Angriffe sichere!"

Warum endlich war Louis Napoleon genöthigt durch seinen guten Freund Cavour in Piemont und durch die von ihm bedrohte Regierung Belgiens die Auslieferung von Individuen die eines Attentats gegen ihn angeklagt würden, mittelst einer ganz neuen Gesetzgebung der Kammern für die Zukunft decretiren zu lassen? . . .

Aus dem einfachen Grunde, weil Belgien sowohl wie Piemont, wo das französische Recht gilt, ihm die Extradition mehrerer wegen solcher Verbrechen verfolgten Personen bestimmt, absolut und unwiderruflich verweigert hatten, „in Betracht daß eine Auslieferung in politischen Vergehen nicht zulässig sey." Louis Napoleon brachte die Frage vor die belgischen Gerichte, und verlor seinen Proceß durch alle Instanzen, den Cassationshof mit eingerechnet.

Ist das nicht ein interessanter Anhang zu der Geschichte des Boulevard du Prince Eugène und der „Verschönerungen" Frankreichs und seiner Hauptstadt unter dem glorreichen Scepter des in der ungetheilten Liebe seines Volkes schwelgenden Herrschers, Napoleon III?

Der Gränzbewohner in Texas.

(Aus englischen Quellen.)

(Schluß.)

Einige Tage später mußte ich in Folge der Zerstörung an meinen Arbeiten ein Signal der Vermessung aufsuchen,

Digitized by Google

das mehrere Meilen entfernt auf einem waldigen Hügel lag. Tom Willard begleitete mich, um mir als Führer zu dienen. Diese Merkzeichen des Ingenieurs widerstehen allein der Veränderlichkeit der Natur, und so unscheinbar diese Steinhaufen sich ansehen, sind sie doch die Vorläufer eines festen Zustandes, das Symbol einer Besitzergreifung, welche sich immer weiter über die Erde verbreitet.

Als wir an den Fuß des Hügels gelangt waren, dessen Umrisse von der Ebene aus schon lange unseren Blicken sichtbar gewesen, fanden wir ihn von tiefen Schluchten umgeben und mit dornigem Gestrüpp bewachsen. Wir mußten absteigen und unsere Pferde am Zügel durch den Chaparral oder das Dickicht führen. Es war Mittag, und die Sonne schoß ihre Strahlen auf uns nieder. Die Luft war still und drückend, selbst die Grille schwieg, und mühsam bahnten wir uns den Weg durch die starrenden Aeste und Zweige. Plötzlich wurden wir aus geringer Entfernung von einer Stimme angerufen: Halloo! Halloo! Tom Willard blieb stehen und ich auch. Auf diesen entlegenen Gränzpunkten ist unter allen Begegnungen für den Menschen die von seinesgleichen die gefürchtetste. Wir setzten gelassen unsere Revolvers in Bereitschaft.

Nach einigen Minuten sahen wir zwei Männer sich mühsam durch das Gezweige drängen. Ihr armseliger abgerissener Zustand flößte Mitleid ein.

Der welcher vorausschritt war ein Neger von hohem Wuchse, der andere jüngere war ein Weißer, klein und schwächlich.

„Habt Ihr Tabak, Gentlemen!" waren die ersten Worte des Negers. „Tabak und Branntwein," setzte der Weiße hinzu."

„Ich habe Tabak und Branntwein, antwortete Tom Willard freundlich, und werde euch davon geben, denn ich behandle alle als Freunde welche der Hülfe bedürftig sind. Aber vorher will ich wissen, wer ihr seyd."

„Mich hat man letzten Winter nach Texas geschickt, wo ich zu der Besatzung von Fort-Inge gehörte. Der Dienst ist zu strenge, und das Verfolgen der Indianer zu ermüdend. So hab' ich mich entschlossen nach Mexico zu gehen, und bin jetzt auf dem Weg nach diesem Lande, mit dem Gefährten dem der Zufall mich begegnen ließ."

„Ich, sagte der Neger, verlasse meinen Herrn; ich liebe die Freiheit, und habe sie mir genommen, um auch nach Mexico zu gehen und sie zu genießen."

In einem Augenblick hatten wir unsere Vorräthe diesen Unglücklichen vorgesetzt, welche seit mehreren Wochen nur von bittern Kräutern, rohen Eidechsen und Vogeleiern sich ernährt hatten. Als ihr Hunger etwas gestillt war, sagte Tom zu dem entsprungenen Sklaven: „Ihr wißt wohl daß das Gesetz Euch zur Peitsche verdammt, und mir eine Belohnung zugesteht wenn ich Euch ausliefere. Wir sind unsere zwei, haben Waffen, und Euer Schicksal ist in unsern Händen. Fürchtet indeß nichts, Euer Freimuth gefällt mir, und ich werde ihn nicht verrathen. Kennt Ihr ein Handwerk?"

„Nein Herr, erwiederte der Sklave schüchtern, das nicht, ich war auf einer Baumwollpflanzung."

„Was habt Ihr für Aussichten in Mexico?"

„Es fehlt mir nicht an Muth, Herr; ich kann auf dem Feld arbeiten, die Heerde bewachen, Schafe scheeren. Und was ich nicht weiß, werde ich lernen." — Wem gehört Ihr an? — Dem John Cadwell, in dem Thale des Rosario.

„Er ist ein grausamer Mann, flüsterte mir Tom ins Ohr, der schon mehr als einen seiner Schwarzen eingebüßt hat. Laßt Ihr nicht Weib und Kind zurück?" setzte er hinzu mit erhobener Stimme. Der Neger schlug die Augen nieder, und eine Thräne fiel auf seine erröthenden Wangen.

„Wohlan, sagte Tom auf den Sklaven zuschreitend, steckt dieses Stück Geld in Euern Gürtel. Wenn Ihr in Mexico angelangt seyd, könnt Ihr fürs erste davon leben. Diesen Abend nehm' ich Euch aufs Pferd, und führe Euch nach den Creeks gegen den Rio Grande hin."

Während der Neger Vertrauen gewann und vor Freude außer sich schien, wandte sich Tom an den Ausreißer, welcher stumm dastand. „Ihr findet also, rief er, den Aufenthalt in den Wäldern ohne Wasser und Brod minder beschwerlich als die Auszüge der Streifpartien?" — Ich muß nicht zwanzig Meilen im Tage machen, erwiederte der Weiße bitter. — „Ihr habt auch kein Pferd mehr um Euch zu tragen, denn wenn ich mich nicht irre besteht die Besatzung von Fort-Inge aus berittener Infanterie." — Man hat das Pferd um weiter zu kommen, muß aber zu Fuß fechten . . . . . „Und die Indianer sind rasch und tapfer, unterbrach ihn Tom lächelnd. Wer nicht den Muth hat ihnen entgegen zu treten, kann nur fliehen oder unter ihren Streichen fallen. Habt Ihr ihnen oft begegnet?" — Nur einmal, sagte der Soldat schüchtern. — „Ihr seyd von dem ersten Feuer erschreckt worden. Wenn es nicht unangenehm wäre dem Feinde Stand zu halten, so wette ich, das Soldatenleben in den Vereinigten Staaten wäre Euch nicht mißfällig gewesen. Die Verpflegung ist gut in dem Fort." — Rinderbraten, Morgens und Abends und Mittags frisches Schweinfleisch, Hammelbraten oder Geflügel? — „Die Löhnung besteht in schönen Silberthalern?" — Ich erhielt am Ende jedes Monats acht Dollars. — „Der Dienst im Fort ist nicht hart." — Jeden Morgen eine Stunde Scheibenschießen, und alle zehn Tage auf die Wache. — „Hört mich, sagte Tom, in väterlichem Tone. Das Soldatenleben bietet Euch eine Existenz, wie Ihr sie niemals in Eurer Heimath gefunden hättet. Ich höre an Eurer Sprache daß Ihr ein irländischer Auswanderer seyd. Kehrt daher zu Eurem frühern Stande zurück. Habt den Muth den Indianern ins Gesicht zu sehen, Ihr braucht nur ein wenig Tapferkeit. Wendet Euch zurück nach Fort-Inge, Ihr werdet mit einer leichten Strafe davonkommen, und könnt noch ein brauchbarer Soldat werden. Aber zählt bei Eurer Flucht weder auf meinen Beistand noch auf irgend eine Hülfe."

Der junge Irländer hatte diese väterliche Ermahnung mit gesenktem Kopf angehört. Als Tom geendigt hatte, stand er langsam auf, und ohne ein Wort weiter zu sagen, ohne

Digitized by Google

Abſchied von ſeinem Leidensgenoſſen floh er aufs neue in die Wälder.

Den Ritt den wir in der folgenden Nacht unternahmen um nach den erſten Abhängen des Flußbettes des Rio-Grande zu gelangen und den Sklaven auf zwei Tagereiſen von der mexicaniſchen Gränze abzuſetzen, führte uns ſehr weit von unſern Behauſungen weg. Da wir weder auf ſo lange Abweſenheit, noch auf die Gäſte in dem Chaparral gerechnet hatten, ſo begannen unſere Vorräthe ſich zu erſchöpfen. Auch hatten unſere Pferde und Hunde während vierundzwanzig Stunden keinen Tropfen Waſſer finden können, und ſchnoben und lechzten vergeblich auf dem dürren ſteinigen Grund umher.

In dieſer Verlegenheit erinnerte ſich Tom an die Niederlaſſung eines Bekannten, ſeines Freundes aus Mormon-Town, der, zu den „Heiligen des letzten Tages“ gehörig, ſich zwiſchen dem Nueces und dem Rio-Grande angeſiedelt hatte.

Nachdem wir uns etwas orientirt hatten, fanden wir daß jene Mormonen-Niederlaſſung in der Ebene von Santa-Barbara ſich nordöſtlich von uns finden mußte. Wir wandten unſere Pferde in dieſer Richtung hin, die wir ſcharf einhielten, und erreichten nach dreiſtündigem Marſch ein hübſches Landhaus, von Pflanzungen umgeben, welche zum Schutz gegen das Vieh eingefriedigt waren. Endlich hatten wir den Eingang gefunden, und drangen bis unter die Verandah der Behauſung.

Das Gebell der Hunde hatte eine ſchöne junge Frau auf die Schwelle gezogen, welche mit der Sorgfalt und Eleganz gekleidet war der die Amerikanerinnen auch in der fernſten Einöde getreu bleiben. Sie entgegnete unſern Begrüßungen mit Anmuth und dem reinſten Engliſch. „Ich möchte,“ ſagte Tom Willard, „den Herrn dieſer Beſitzung ſprechen, David Anderſon.“ „Er iſt auf den Weiden, ſehr fern von hier und wird erſt nach Sonnenuntergang zurückkehren.“ „Ich hatte ihm Nachrichten zu bringen von einem Freund in Mormon-Town, und möchte wiſſen an wen ich mich in ſeiner Abweſenheit zu wenden habe.“ „Ich kann Euch nur an das „first wife“ verweiſen. Erlaubt daß ich Euch bei ihr anmelde.“ Wir warteten, ohne abzuſitzen, nicht ohne eine gewiſſe Neugierde. Bald erſchien eine etwas ältere Dame von ungefähr dreißig Jahren. Sie war hochgewachſen, hatte ausdrucksvolle Augen und ſchwarze Haare. Sie ſagte zuvorkommend: „Die Freunde unſers Bruders ſind ſtets willkommen. Gentlemen ſteigt vom Pferde und macht es euch bequem. Ihr müßt Hrn. Anderſon erwarten, der mir nicht vergeben würde wenn ich euch vor ſeiner Rückkehr fortließe.“ Dann ſah ſie nach ob Waſſer in den Trögen ſey, und zeigte uns den Einfang der Pferde und die Sattelkammer. Als die Thiere verſorgt waren, führte ſie uns in das Parlour oder Wohnzimmer, das in den amerikaniſchen Gehöften den ganzen Haushalt aufnimmt. Hier ſetzten wir uns an einen Tiſch, wo zwei junge Damen, worunter die erſt Begegnete, mit Bereitung des nationalen eggnogg (Eierpunſch) beſchäftigt waren.

Das Geſpräch wurde bald allgemein und verbreitete ſich über die verſchiedenſten Gegenſtände, indem dieſe ſchönen Einſiedlerinnen durch die illuſtrirten Zeitungen einen ganz deutlichen Begriff von den großen Städten in Europa erhalten hatten und unerſchöpflich in in ihren Fragen an mich waren.

Während wir durch den Garten geführt wurden, wo ſich die Converſation fortſetzte, ſahen wir auch die Kinder, welche zu acht ſich in froher Schaar umhertrieben.

Endlich ließ Hufſchall ſich vernehmen, und David Anderſon trat in Begleitung ſeines älteſten Sohns, eines zwölfjährigen Knaben, ein. Tom Willard näherte ſich dem Landbeſitzer und machte ihn mit der Urſache unſeres Beſuches bekannt, indem er ſchloß: „Wir wollen Euch nicht läſtig ſeyn, und ſobald wir einige Vorräthe erhalten, werden wir augenblicklich aufbrechen. Ihr entfernt nicht ohne Urſache unbeſcheidene Blicke von Eurem Herde. Seyd indeß überzeugt daß der Freund Eures Freundes in Mormon-Town kein Apoſtel der Intoleranz iſt, und jedem das Recht läßt zu leben wie es ihm beliebt ſeinen Glauben zu wählen, und ſo viele Frauen zu nehmen als ihm bequem iſt ohne ſich darum zu bekümmern.“ Nicht alle Welt ſagt ſo, verſetzte der Pächter mit Kopfſchütteln. Uebrigens hab' ich keinen Anlaß gegeben meine Mäßigung in Zweifel zu ziehen, denn ich habe mich auf vier Gattinnen beſchränkt, und nun ſtellte uns Anderſon die Damen vor, und erklärte daß wir bis den folgenden Tag unter ſeinem Dach bleiben müßten.

„Anna, ſagte er, mein „Firſt-Wife“ hat mich aus Kentucky begleitet, wo meine Familie eingewandert iſt. Sie hat ſich mit mir durchs Leben gekämpft und iſt eine Tochter der Berge. Mary und Sucky ſind vom Miſſiſſippi. Martha aber iſt Mexicanerin, hab' ſie in Texas geheirathet.“ Es hatte ſich den drei Damen, die uns empfangen, eine vierte angeſchloſſen, mit üppigen Formen, in eleganter mexicaniſcher Tracht, die ein Kind auf den Armen trug.

Einige Augenblicke ſpäter ſaßen wir am Nachteſſen, das ohne die läſtige Anweſenheit eines Dieners bald unter uns getheilt war. Bevor die Kinder ſchlafen giengen, ſangen ſie den Lieblingschor von Utah:

> Wie lieblich iſt der Boten Schritt,
> Die da Friede bringen nach Sion.

Wir ſchätzten uns glücklich die Nacht unter dem Dach dieſes einſamen Gehöftes hinbringen zu können, aber bald unterbrach das Rollen des Donners unſeren Schlummer, während der Himmel in Feuer ſtand und nach allen Seiten Blitze ſprühten. Der Regen war nicht ſehr heftig, aber als das Gewitter vorübergieng, ſahen wir daß es auf einem fernen Hügel eine Feuersbrunſt entzündet hatte und die Prairie zu brennen begann. Die große Entfernung zwiſchen dem Gluthmeer und der Mangel an Pflanzenwuchs, welcher das Feuer bei ſeinem Fortſchreiten aufhalten mußte, beruhigten unſere Gaſtfreunde über ihre eigene Gefahr. Sie hatten ſchon öfter ſolche Brände durch den Blitz oder Wachtfeuer entzünden geſehen, und Anderſon meinte, das Gras werde nur friſcher, wenn bald darauf Regen falle.

Am Morgen nahm das Feuer ab, obgleich ſich noch ein brennender Kreis um eine weite Strecke zog. Gegen Mittag jedoch hatte ſich der Brand, der Richtung des Windes nach, in ein Thal gezogen, das dicht bewachſen war. Als wir uns dem-

Digitized by Google

selben näherten, hörten wir Geschrei von Weibern und Kindern und sahen einen ärmlichen mexicanischen Rancho, der nahe daran war in Feuer aufzugehen. Ein Maulthier und das zahme Vieh wollten nicht mit ihrem Herrn fliehen, und standen starr vor Angst. Die Bewohner des Rancho hatten alle Geistesgegenwart verloren, die allein noch zu retten vermochte. „Muth, Amigos, rief Tom Willard auf spanisch, in dem er sich unter sie stürzte. Laßt das Maulthier los, und die Schafe und Ziegen; hier muß mit der Axt geholfen werden um die Büsche wegzuschaffen. Bald folgten Männer, Weiber und Kinder dem Befehl des energischen Beistandes wie Soldaten dem Commando. Der Rancho wurde von der Umbüschung frei gemacht, die unter den Axthieben fiel, die Kinder schleppten die Zweige fort, und der Brand erlosch aus Mangel an Nahrung einige Fuß von den Rohrwänden entfernt. Als die Gefahr vorüber war, stieg Tom der rastlos sein Beil gebraucht hatte, wieder auf, und wollte seinen Weg fortsetzen, aber die ganze Familie warf sich ihm zu Füßen und betete laut für ihn ihre Pater und Ave.

Dieses Leben, welches er so oft für andere wagte, sollte Tom Willard nur allzubald verlieren. Ein Zufall endete dieses dem Dienst seines Nächsten geweihte Daseyn, in welchem jede Handlung durch die edelste Menschenliebe bezeichnet war.

Ich war in mein Lager zurückgekehrt. Angestrengte Arbeit hatte mich dort festgehalten, und ich hatte mehrere Wochen nichts von meinem Freunde gehört. Ein Settler, den der Zufall bei mir vorüberführte, brachte die Nachricht daß Tom Willard an einem giftigen Bisse darniederliege, der sein Leben in Gefahr setze. Schmerzlich überrascht beeilte ich mich nach dem weißen Häuschen zu gelangen, dem ich so oft mit Freude im Herzen genaht war. Alles hatte jenes Tages einen düstern und entmuthigenden Anstrich; die Fenster waren halb verschlossen, die Rasenplätze verödet, und die Haushunde sprangen nicht wie sonst den meinigen entgegen.

Folgendes war geschehen. Wenige Tage nach unserem gemeinsamen Ausfluge war Tom Willard abermals auf eine größere Reise ausgezogen. Wie immer war sein Zweck ein gefährliches, aber wohlthätiges Unternehmen.

Der obere Nueces ward seit Jahren durch eine Bande von mexicanischen Desperados verwüstet, welche nur von Raub und Mord lebten. Furchtbarer als die Indianer, welche nur stehlen um zu essen, und nur tödten um zu stehlen oder sich zu wehren, thun diese Banditen das Böse aus Instinct, tödten zu ihrer Lust und geben sich den scheußlichsten Ausschweifungen hin. Um in ihren Schlupfwinkeln in der Einöde in Ueberfluß und Freude leben zu können, nimmt der Diebstahl ungewöhnliche Verhältnisse an. Reiche Affiliirte, angesehen und schlau genug um das öffentliche Vertrauen zu gewinnen, dienen als Vermittler oder Hehler in den Städten. Unter dem Mischvolk an der Gränze wird es den Räubern leicht sich in der ansässigen Bevölkerung geheime Stützen zu verschaffen. Es sind deren sogar auf der Richterbank zu Austin-City, der Hauptstadt von Texas, entdeckt worden.

Die größte Hülfsquelle der Desperados besteht in dem Wegtreiben der Maulthiere und Pferde, welche auf der Weide gehen. Ein Trupp von 200 Ponies ist 50,000 Fr. werth. Entschlossene kühne Reiter, bis zu den Zähnen bewaffnet, erscheinen plötzlich auf der Ebene, werfen sich auf die Thiere und treiben sie in Geschwadern vor sich her. Kein Hinderniß hält diese Räuber ab. Der Revolver hat ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel vervielfältigt. Alles was sich ihnen widersetzt, oder ihre Flucht hemmt, wird ohne Bedenken geopfert. Die Heerde wird oft Hunderte von Meilen weit fortgeführt. Die gestohlenen Thiere werden in den Gehöften der Affiliirten untergebracht, und dann später auf den Märkten verkauft, ohne weitern Verdacht zu erregen.

Zu gleicher Zeit werden die Indianer der Uebelthat beschuldigt, und einflußreiche Männer, Politiker, sogar die Zeitungen, welche diese Banden zu bestechen wagen, predigen den Kreuzzug gegen die Rothhäute. Das Kriegsgeschrei ertönt alsdann gegen Comanchen und Apachen, die Freiwilligen eilen zu den Waffen, fliegende Colonnen werden organisirt. Man hat nicht nur Desperados in ihre Reihen sich einschleichen sehen, sondern es ist ihnen sogar gelungen die Epauletten zu tragen und das Commando zu führen.

Der Name dieser Banditen zeigt daß sie meist der mexicanischen Race angehören; indeß vermischt sich mit ihnen stets eine Anzahl zu Grunde Gerichteter aus allen Nationen. Zu einem dieser Anführer der Desperados hatte Tom Willard sich begeben, indem er zufällig dessen Schlupfwinkel erfahren hatte. Allein, ohne Geleite, ohne Zeugen hatte er sich aufgemacht um zu ihm zu reden. Als er nach beschwerlicher Reise in das bezeichnete Thal gelangte, schien alles einsam; kein Pfad, kein Obdach, nur an einer halb vertrockneten Pfütze einige Spuren von Fußtritten.

Vergeblich wartete er einen ganzen Tag. Gegen Abend sah er einen Reiter herankommen, den er an seiner stolzen Haltung, seinem reichen Sattelzeug bald als den Räuber erkannte den er aufsuchte. Zehn Stunden von den letzten Niederlassungen, von Wald und Bergen umgeben, im Dunkel der Nacht, hätte jeder andere als Tom Willard bei dieser Begegnung sein Herz stärker klopfen gefühlt. Die beiden Reiter näherten sich entschlossen und hielten auf drei Schritte von einander. „Ich bin Tom Willard," sagte der Frontierman, vielleicht kennt Ihr mich. Ich komme zu Euch, freiwillig und furchtlos, denn ich weiß daß Ihr tapfer seyd, und Tapferkeit eint sich nicht mit Verrath. Ich habe so viel Glück in einem steten Leben gefunden, um mit meinen Nebenmenschen im Frieden zu seyn, daß ich es wage Euch mein Beispiel vorzuschlagen. Widmet den Arbeiten einer geregelten Existenz diese Energie, welche Ihr nur zum Zerstören verwendet. An der Gränze gibt es eine hinreichende Aufgabe für Eure Thätigkeit und Eures Muthes würdig; lasset dem Schwachen Gerechtigkeit werden und helfet dem Unglücklichen." „Eure Kühnheit flößt mir Achtung ein, antwortete der Bandit in feierlichem Tone. Ich habe bis zu dieser Stunde nicht geglaubt daß es vom Rio-Grande bis zur Canadiana einen Mann gebe der kühn genug sey sich allein in meinen Bereich zu wagen. Das Leben, das Ihr führt, kann kein verächtliches seyn, weil es Euch den Muth gibt mich stehenden Fußes an der gefürch-

Digitized by Google

teten Creek des Big-Blue zu erwarten." Die beiden Reiter begaben sich nun zu dem Lagerfeuer, wo ihre Bekanntschaft noch inniger wurde. Tom Willard begann aufs neue seine Ermahnungen, antwortete siegreich auf alle Einwürfe, bis am folgenden Morgen der Räuber plötzlich ausrief: „Gebt mir die Hand, Tom Willard, es ist beschlossen. Ich kaufe eine Ansiedlung, nehme ein Weib und bin, denk' ich, jung genug, meine Kinder noch aufzuziehen."

Tom Willard kehrte zurück nach diesem neuen Sieg, als der Zufall seiner Aufopferung und seinem edlen Werk ein Ziel setzte.

Die Nächte waren stets schwül, und der Reisende, vom Reiten erschöpft, legte sich meist ohne Decke und halb bekleidet zum Schlafe nieder. Gefährlicher als die neapolitanische Tarantel kriecht die Prairiespinne ihrem Opfer zu, und spritzt ein furchtbares oft tödtliches Gift in sein Fleisch. Tom Willard war an stechenden Schmerzen erwacht; sein Bein, an dem das Thier ihn verwundet hatte, schwoll auf und nahm eine grünliche Farbe an. Die Bewegung des Pferdes hatte seine Leiden noch vermehrt. Als er nach Hause kam, war er von einem heftigen Fieber ergriffen und redete irre.

Ich fand ihn auf einem Lager unter den Flieder- und Orangebäumen, das verwundete Glied mit Terpenthinumschlägen umwickelt. Er sagte: „Ich muß nun in kurzem die Familie der ich meine Tage geweiht der Gnade des Schicksals überlassen. Meine Kinder sind noch zu jung um für sich selber zu sorgen, und mein Weib ist gewöhnt den großmüthigen Eingebungen ihres Herzens zu folgen; sie weiß nicht welche falsche Schliche Egoismus und Habsucht anwenden, um vertrauensvolle Naturen zu betrügen. Lizzie, sagte er, indem er sich an seine Gattin wendete, welche ihr thränenvolles Gesicht verbarg, du hast meine innersten Gedanken gekannt; du weißt wohin ich freudig gegangen bin, wo ich mich gern befand, wo ich sicher war nicht in meinem Vertrauen getäuscht zu werden; dorthin mußt auch du dich wenden, wenn du des Rathes bedarfst."

„Und ihr, meine Söhne," setzte er hinzu, „müßt fortan allein durch die Welt gehen; ihr werdet den Muth und die Kraft dazu finden, und sollte mein Gedächtniß euch erlöschen, wird eure Mutter euch an meine Lehren und mein Beispiel erinnern.

Dieses lasse ich euch, und möge es euch wie mich durch Wohlthun leiten und beglücken.

„Weinet nicht um mich; das Leben hält mich nicht mehr; seine Bande sind zerrissen, und ich scheide mit froher Zuversicht ohne Reue und ohne Furcht."

Nach diesen Worten umarmte der Gränzer zum letztenmal sein Weib und seine Kinder, und wandte dann sein Auge nach dem Hause und auf die Bäume die er gepflanzt hatte.

„Führt mein Pferd herbei," sagte er noch, „den treuen Billy, der mich so oft in die Berge und über die Ebene getragen." Er streichelte das Thier, welches ihn ansah als wollte es fragen: wann brechen wir auf? Aber die liebkosende Hand, welche der jüngere Sohn leiten mußte, hatte nicht mehr die Kraft den Zügel zu fassen und war schon halb erstarrt in Todeskälte. Nach einigen Augenblicken wurde der Athem immer schwerer, das Auge brach, und ein leichtes Zusammenzucken verkündigte uns daß unser Freund nicht mehr war.

Am folgenden Tage gruben wir ein tiefes Grab im Garten und legten die Leiche des Rechtschaffenen sorgfältig hinein. Ein hölzernes Kreuz bezeichnete als Symbol christlicher Liebe die Ruhestätte des Gründers der Niederlassung. Seine Familie trug kein äußeres Zeichen der Trauer, bewahrte aber in Geist und Herzen in frommer Verehrung das Andenken des Verstorbenen.

Cerro de Pasco.

(Skizze von Fr. Gerstäcker.)

Cerro de Pasco, in Peru, auf der östlichen Hochebene der Cordillere gelegen, wird wohl die höchste Stadt der Erde seyn, und viel höher haben sich nirgends Menschen angesiedelt, oder könnten existiren, als hier 14,500 Fuß über der Meeresfläche. Schon hier können viele die feine scharfe Luft nicht ertragen, und die meisten Krankheiten die in den sonst gesunden Gegenden vorkommen, haben in der Lunge und den Athmungsorganen ihren Sitz. Besonders der neu Hinaufgekommene klagt häufig über Kopfschmerzen und Uebelkeiten, und jenes unangenehme Zusammenpressen der Schläfe fühlte ich selber dort, und wurde es nicht eher los als bis ich wieder tieferes Land erreichte. Desto besseren Appetit behielt ich aber trotz aller Prophezeiungen des Gegentheils, und blieb mit meinem Magen immer auf dem besten Fuß.

Ganz eigenthümlich ist der Anblick von Cerro, wenn man den Gipfel des nächstgelegenen Hügels erreicht, und die ganze weite, von ein paar Lagunen begränzte Stadt dicht unter sich zu seinen Füßen sieht. Von dort aus erkennt man nämlich nichts weiter als die dicht ineinander gedrängten braunrothen Ziegeldächer mit den grauen Lehmmauern der äußeren Häuser, während links davon und durch eine blitzende Lagune von der Stadt getrennt, die regelmäßigen und sauberen Gebäude einer großen, durch Dampf getriebenen Silberwäscherei, und die wie an der Schnur gemauerten runden Behälter sichtbar werden, in denen die schon gemahlene silberhaltige Erde von Pferden zu einem dünnen Brei zusammen getreten wird.

Das Ganze schließen kahle graue Bergrücken ein, an denen man hie und da die Minenarbeiter beschäftigt sieht, und Cerro liegt solcher Art in einem wirklichen Kessel von reichem Gestein, ja seine Mauern sind auf dem reichsten selbst gebaut, so daß man noch mitten zwischen den Häusern die Einfahrten zu früheren Schachten und Stollen finden kann. Die meisten dieser sind aber, so reich sie seyn mochten, ersoffen, und man hat noch nicht Geld genug auftreiben können ordentliche Dampfwerke anzulegen, um sie vom Wasser zu befreien und frei zu halten.

Digitized by Google

Diesen Minen verdankt Cerro seine Entstehung, denn die ersten Arbeiter siedelten sich natürlich dicht bei ihren Arbeitsplätzen an, während neue Einwanderer fortwährend durch neu entdeckte reiche Plätze herbeigezogen wurden, und den Platz vergrößerten. Jetzt zählt die Stadt etwa 12—15,000 Einwohner, und viele Häuser sind, trotzdem daß alles was sie beziehen auf Maulthieren hinaufgeschafft werden muß, mit jeder Art von europäischem Luxus ausgestattet.

Natürlich haben sich alle Arten von Handwerkern dort niedergelassen, darunter auch viele deutsche; ein deutscher Arzt ist ebenfalls dort angesiedelt, wie ein deutscher Uhrmacher und Juwelier, und das gesellige Leben in Cerro scheint, nach allem was ich darüber gehört und davon gesehen, ziemlich freundlicher und anregender Art zu seyn. Natürlich sind aber, wie überall, die Deutschen von Cerro ebenfalls in zwei verschiedene Parteien getrennt, die einander feindselig gegenüber stehen. Vielleicht haben sie es nur gethan um ihren Nationalcharakter nicht zu verläugnen, vielleicht aus anderen Gründen. Jedenfalls fand ich hier das nämliche bestätigt, wie schon in so vielen anderen fremden Ländern, wo ich die Deutschen auch entzweit und uneinig traf: einzeln genommen sind es alle brave, gute Menschen, aber irgend ein kleines Mißverständniß gibt Anlaß zu fortgesetzten Häkeleien.

Die Gegend um Cerro de Pasco erzeugt, wie schon vorher erwähnt, weiter gar nichts als ein dürftiges Gras und Silber. Alles andere — von der Kartoffel, die ihre tägliche Nahrung bildet, bis zu dem Pianino, das die Eingebornen mit stummem Staunen betrachten — trägt das Maulthier auf seinem Packsattel in diese unwirthlichen Höhen. Nichtsdestoweniger ist der Markt von Cerro nicht allein mit allen Früchten der gemäßigten, nein sogar auch mit vielen der heißen Zone versehen, und neben der Banane und Ananas liegt die Orange und Lemone, die Weintraube, Quitte und Feige, stehen Säcke mit Bohnen und Erbsen, mit Zwiebeln und Mais und Massen von Kartoffeln aus den nächsten Thälern.

Entsetzlich schwer ist es aber die Hülsenfrüchte auf dieser Höhe weich zu kochen, ich weiß daß wir einmal den Versuch machten einen Kessel mit großen Puffbohnen weich zu bekommen, aber vergeblich. Von Morgens acht bis Abends vier Uhr kochte er, und Abends vier Uhr waren die Bohnen noch genau so hart wie Morgens um acht Uhr; Eier sind eben so schwer hart zu bekommen, und müssen lange kochen.

Eine eigenthümliche Speise bereiten die Eingeborenen hier, der wir Europäer aber keinen Geschmack abgewinnen können — es sind dieß gefrorene Kartoffeln, die absichtlich dem Frost ausgesetzt werden bis sie vollkommen wässerig sind. Dann preßt man das Wasser, so gut es gehen will, heraus, wonach angeblich bloß der reine mehlige Stoff zurückbleibt, und verzehrt sie dann gekocht oder gebraten, mit großem Appetit.

Cerro selber ist nicht wie die übrigen größeren Küstenstädte gebaut, die fast alle in regelmäßigen Quadraten angelegt wurden, sondern die Häuser wurden dort errichtet wie sich eben das Bedürfniß einer neuen Wohnung herausstellte. Daher kommt es denn auch daß die Straßen alle, durch kleine enge Quergäßchen verbunden, wild und toll durcheinander laufen, daß kein ordentlicher Marktplatz in der Stadt selber ist, weil man erst an einen Markt dachte als die Stadt schon in Wirklichkeit fertig war und die Leute nun Lebensmittel brauchten, und die Stadt eigentlich so aussieht als ob sie einmal aus Versehen aus einem Sack heraus über den Hügel ausgeschüttet wäre auf dem sie jetzt steht, und dessen Eingeweide das gierige Menschenvolk schon längst in allen Richtungen nach edlen Metallen durchwühlt hat.

Die Häuser sind außerdem auch gar nicht in dem gewöhnlichen spanischen oder südamerikanischen Styl gebaut, der mit seinen weiten und bequemen Hofräumen viel zu viel Platz des werthvollen Silberbodens eingenommen hätte. Der Hofraum ist eng, beschränkt und schmutzig, denn Regen und Schnee gehören hier fast zu den alltäglichen Ereignissen, die Zimmer sind niedrig aber warm, mit Oefen oder Kaminen gebaut, und die Wohnungen überhaupt, wenn sie auch in Peru liegen, doch dem kalten Klima angepaßt in dem sie nun einmal stehen.

Glücklicherweise wird dort in den Bergen eine ziemlich gute und brauchbare Steinkohle gefunden, ohne die Cerro in der That gar nicht bestehen könnte, denn Bäume wachsen nicht auf Leguas im Umkreis — in der That nur in einigen der tiefen Thäler unten, und brauchbarer Rasentorf wäre, in solcher Masse wie sie hier nöthig ist, gar nicht zu erschwingen.

Wie eine Insel im Weltmeer nur durch Schiffe oder Boote erreicht werden kann, so ist Cerro de Pasco nur durch Maulthiere oder Llamas zugänglich, und diesen begegnet man denn auch nicht allein auf den Wegen, sondern selbst in den engen Straßen der Stadt zu Hunderten. Maulthiere und Esel sind auch daran gewöhnt, betreten Cerro als ob sie darin zu Hause wären, und ursprünglich dahin gehörten, und stehen auch wohl stundenlang allein und unbeachtet an den Ecken der Straßen, ihrer Fracht oder eines Reiters harrend, und ohne sich weiter an das sie umgebende Leben und Treiben zu kehren. Weit anders ist das aber mit den Llamas der Fall, die noch immer, so zahm und gutmüthig sie auch sonst seyn mögen, etwas von ihrer ursprünglich wilden Natur beibehalten haben.

Wenn sie in Schaaren von oft zwei- bis dreihundert Stück dicht gedrängt durch die engen Straßen ziehen, werfen sie den zierlichen Kopf mit dem langen Halse bald hier bald dort hinüber, und werden sich nie gutwillig von einem Fremden berühren oder streicheln lassen. Scheu drängen sie dann zur Seite und geben Raum, und weichen selbst einem Maulthier, das ihre Reihen durchbricht, schüchtern so weit aus, daß sie es nicht streifen.

Zum Lasttragen sind sie übrigens nicht so besonders werthvoll, denn 80—100 Pfd. ist das größte Gewicht das sie tragen; bürdet man ihnen mehr auf, so legen sie sich einfach nieder und gehen eben nicht weiter. Müßte man sie auch wie das Maulthier füttern, so würden sie nie die Unterhaltungskosten einbringen; so aber kostet ihre Unterhaltung nicht das mindeste, da sie mit dem dürftigsten, geringsten Fut-

Digitized by Google

ter zufrieden ſind, und jede Arbeit die ſie dabei leiſten iſt Gewinn.

Hier in Cerro werden ſie beſonders dazu benützt theils grünes Futter aus den wärmer gelegenen Thälern in die Stadt hinaufzuſchaffen, theils die Erze nach den Wäſchereien zu transportiren. Auf dem Wege von Lima nach Cerro habe ich nicht ein einzigesmal bepackte Llamas geſehen.

Etwas aber fiel mir auf in Cerro, und das war die Tracht der eingebornen Indianer, die, mit einem ſpitzen Hut auf dem Kopfe, ganz vortrefflich hätten für Tyroler gelten können. Sie trugen kurze dunkle Tuchjacken, kurze Tuchhoſen bis zum Knie, manchmal auch über dem Knie geknöpft, wollene graue Strümpfe, die oben bis über die Wade, unten bis an den Knöchel reichten, und nur ſtatt der nägelbeſchlagenen ſchweren Tyroler Bergſchuhe eine Art Sandale von ungegerbtem Leder, das über Haken und Zehen durch einen Riemen desſelben Stoffes zuſammengeſchnürt wurde.

Auch runde Filzhüte trugen viele von ihnen, und wäre es nicht ihrer braunen Hautfarbe wegen geweſen, man hätte ſie recht gut für nachgemachte Tyroler halten können. Trug doch auch die Umgebung, mit jenen zackigen Schneebergen, nicht dazu bei die Täuſchung zu zerſtören. So haben ſich zwei Nationen, in zwei verſchiedenen Welttheilen, die ſchwerlich etwas von einander wußten, ihren gleichen Bedürfniſſen entſprechend die gleiche Tracht gewählt, und wenn dieſe ſonngebräunten Arrieros das rothe oder hellgrüne „Regendach," den unvermeidlichen Schirm der wirklichen Tyroler, unter dem Arm gehabt hätten, wäre ſelbſt die Hautfarbe kein Hinderniß geweſen. Dieſe Burſchen aber verſchmähen den Schirm, und wenn es je regnet, verwandelt plötzlich ein übergeworfener Poncho den Tyroler in den Peruaner.

Eine andere Verſchiedenheit iſt die wie ſie Laſten tragen. Der Tyroler hat ſeinen Bergſack oder die „Kraxen," beide mit Achſelbändern; er trägt alſo bloß mit den Schultern und behält dadurch Kopf und Bruſt frei. Der peruaniſche Bergbewohner dagegen trägt allein mit dem Kopf — die einzige Kopfarbeit die er thut, und dieſe iſt allerdings eine angeſtrengte. Was ſie zu tragen haben, knüpfen ſie einfach in einen Poncho ein, und legen ſich dann die beiden oberen, zuſammengebundenen Eckzipfel vorn über die Stirn, daß ihnen das Gewicht unter die Schultern auf den Rücken zu liegen kommt.

Viel praktiſcher verfahren die Ecuadorianer, die ſich Körbe zu ihren Laſten flechten, und dann einen breiten Streifen Baumbaſt ſo daran befeſtigen, daß er ihnen an beiden Seiten Achſelbänder liefert, und zugleich vorn über die Stirn geht. So vertheilen ſie das Gewicht auf Schultern und Kopf, und erleichtern ſich dadurch jedenfalls ihre Laſt.

Keiner dieſer Leute geht aber irgendeine längere Strecke ohne ſeine Coca bei ſich zu haben, die dem Peruaner dasſelbe zu ſeyn ſcheint was dem Indier ſein Betel oder Sirih iſt. Die Coca iſt eine niedere Pflanze, die ein dem Theeſtrauch nicht unähnliches Blatt trägt. Auch der Geſchmack desſelben iſt faſt dem Thee gleich, und mit einem Aufguß von kochendem Waſſer liefert es ebenfalls einen ganz vortrefflichen und ſtarken wohlſchmeckenden Thee. In dieſer Art benützen ſie es aber nie oder doch nur höchſt ſelten, ſondern ſie ſtecken ſich eine Handvoll der getrockneten Blätter in den Mund, und kauen dann nach Herzensluſt ſo lange darauf herum bis einzig und allein die feinen Stiele des Blattes übrig geblieben ſind. Den Geſchmack noch dabei zu würzen, tragen ſie einen kleinen langhalſigen Flaſchenkürbiß bei ſich, der mit gereinigtem Kalk gefüllt iſt. An dem Stöpſel des Kürbiſſes befindet ſich ein langes Hölzchen, das nach innen reicht — wie man an dem Stöpſel eines Pulverhorns oft eine lange Nadel angebracht hat, und dieſes Holz ſtoßen ſie in den Kalk, und lecken es, wenn ſie den Mund voll Blätter haben, ſauber ab. Stundenlang können ſie in dieſer Weiſe daſitzen, ihre Coca kauen, den Flaſchenkürbiß ſchütteln und das Stöpſelholz ablecken, und ſelbſt auf dem Marſch nehmen ſie ſehr häufig zu dieſer „Erfriſchung" ihre Zuflucht.

Man behauptet daß die Coca etwas ſehr belebendes und ſtärkendes habe; ſie ſoll Hunger und Durſt vertreiben und den Gliedern neue Elaſticität geben — ſo ſagen die Leute, aber ich weiß es nicht, denn ich wenigſtens habe dergleichen wunderbare Eigenſchaften nicht an ihr entdeckt. In den wilden bösartigen Bergen die ich ſpäter durchkletterte, habe ich Coca gekaut wie ein Indianer, und ich bin dabei ſo hungrig und durſtig und müde geworden, daß ich kaum einen Fuß mehr vor den andern ſetzen konnte. Als Thee dagegen kann ich ihr meine Achtung nicht verſagen, und hiezu wäre ſie auch in Deutſchland gewiß mit Vortheil zu verwenden, wenn Peru nur erſt einmal ordentliche Straßen hätte, ſo daß man ſie mit einigermaßen zu dem Preis im Verhältniß ſtehenden Koſten verſchicken könnte. So aber koſtet jetzt die Aroba (25 Pfd.) im Innern 5 Doll., und in Cerro ſchon wird ſie mit 15 Doll. bezahlt, alſo zweimal ſo viel für Fracht, wie der urſprüngliche Werth der Waare beträgt.

Allerdings wird die Coca auch an der weſtlichen Seite der Cordilleren gebaut, und von dort nach Lima geſchafft, ſie hält aber auch da den Preis von 18—20 Doll. für den Centner oder das Quintal (100 Pfd.), und wäre deßhalb keinesfalls ein billiger Ausfuhrartikel, wie denn überhaupt nichts billig iſt was man in Peru zu kaufen bekommt.

Cerro de Pasco iſt, wie ſchon vorher erwähnt, ſeiner reichen Silberminen wegen berühmt, und die Stadt ſelber ſteht in der That auf den reichſten. Zum Theil aber ſind dieſe ausgebeutet, zum Theil unter Waſſer, ſo daß ſie nicht eher wieder in Angriff genommen werden können, als bis man es der Mühe werth findet Dampfmaſchinen anzuwenden, um das Waſſer auszupumpen. Was aber eine ſolche Dampfmaſchine in Cerro de Pasco etwa koſten mag, davon kann man ſich einen ungefähren Begriff machen wenn man bedenkt daß jedes einzelne Stück der Maſchine auf dem Rücken von Maulthieren 48 Leguas weit geſchafft werden muß, und daß keines der Thiere durchſchnittlich mehr tragen kann als 280—300 Pfd. Wie viele einzelne Theile gehören aber dazu, wie viel Ladungen müßten bezahlt werden, und keine unter wenigſtens 20 Doll., bis das Ganze an Ort und Stelle gebracht und aufgeſtellt iſt! Bis jetzt befindet ſich auch nur eine einzige Dampfmaſchine in Cerro de Pasco, und zwar im Beſitz einer engliſchen Firma

Digitized by Google

Naylor und Convoy, die dort die bedeutendste Silberwäscherei haben. Die Maschine soll aber ungemein viel Geld gekostet haben, und der Ertrag muß ein vortrefflicher seyn um die Zinsen zu decken.

Ein deutscher Schmied hat sich jetzt in Cerro niedergelassen, ein fleißiger, ordentlicher Mann, der wenigstens jetzt Kessel zusammenstellt und dadurch das Aufsetzen der Maschinen bedeutend erleichtert.

Sonderbar sieht es übrigens in Cerro aus wenn man, noch recht eigentlich in der Stadt und von Häusern schon umbaut, plötzlich irgendeinen Stollen oder Schacht in den Berg hineinfindet, um den man jetzt nur eine Schutzmauer gebaut hat. Wie aber die nächsten Minen ausgearbeitet oder selbst nur in Angriff genommen waren, begannen andere Mineurs in der nächsten Umgebung die Berge zu durchforschen, und bald klangen der Hammer und die Brechstange von allen benachbarten Höhen wieder.

Außerordentlich viel Silber ist schon aus diesen Minen gewonnen worden, obgleich sie auf die wirklich primitivste Art bearbeitet wurden. Höchst interessant ist es dabei zu sehen wie viel Mühe und Fleiß dazu gehört das wirkliche Silber von dem eigentlichen Stein und den gemeineren Metallen, mit denen es verbunden ist, zu trennen.

Es kommt hier hauptsächlich in Verbindung mit Blei, Eisen oder Kupfer vor, und das Mineral wird erst durch riesige Mühlsteine zermalmt und klein gemahlen, und gelangt dann in runde eingemauerte Plätze, wo man es mit Salz überstreut um es durch Pferde ordentlich zusammentreten und vermischen zu lassen. Mit dem Salz bildet sich dadurch Chlorsilber, das sich später am leichtesten mit dem zugesetzten Quecksilber amalgamirt.

Aus diesem Zustand, und von dem Quecksilber vollkommen angezogen und aufgenommen, läßt es sich am leichtesten durchaus rein darstellen, denn das Quecksilber selber ist mit geringer Mühe von dem Silber zu trennen. Zuerst wird diese Masse, die sich jetzt kneten läßt, durch Löcher gepreßt, wo sich ein großer Theil des Quecksilbers ausscheidet, und dann läßt man das übrige unter einer Glocke und über Feuer verdunsten, wodurch am wenigsten von dem Quecksilber verloren geht, und das eigentliche Silber sich vollkommen rein herstellt.

Zuletzt wird es dann in große breite Barren gegossen, von denen jede ungleich 130—150 Pfd. wiegt, und zwei eine volle Ladung für ein Maulthier bilden.

Fast alle diese Minen sind Privateigenthum, und so viel ich weiß, besteht in ganz Süd-Amerika noch das Alt-Spanische oder mexicanische Minengesetz, das dazu gegeben wurde den Bergbau zu begünstigen, und Leute zu ermuntern neue Minen aufzusuchen. Den Entdeckern von solchen wird dadurch jede nur mögliche Erleichterung gewährt. Wo sie eine Mine finden, muß ihnen das Land von dem etwaigen Eigenthümer käuflich überlassen werden, und zwar nicht zu dem Preis den das Land durch die Mine bekommt, sondern zu dem sonstigen Werth — in Peru's dürren Bergen also fast umsonst. Außerdem muß ihm von den benachbarten Hacienden-Besitzern Holz — wenn es da ist — und Wasser, so weit es gebraucht wird — zu taxirten und mäßigen Preisen geliefert werden, und ist die Mine reich, so kann er seinen Nutzen daraus ziehen, ohne fürchten zu müssen daß seine Arbeit an kleinlichen Schwierigkeiten oder Chicanen scheitert.

Zu bestimmten Zeiten nun werden die Barren in Cerro eingeschmolzen, und gehen dann in einem gemeinsamen Transport und unter hinreichender militärischer Bedeckung nach Lima hinunter. Die Wege in diesem gesegneten Lande sind nämlich so unsicher, daß man es gar nicht wagen dürfte einzelne Barren mit einem Arriero abzusenden. Dieser Escorte schließen sich dann nicht selten auch noch Reisende an, und bilden einen so ehrfurchtgebietenden Trupp, daß ihnen das Gesindel kein Hinderniß in den Weg zu legen wagt. Man hat wenigstens noch kein Beispiel daß eine solche Escorte mit Erfolg angegriffen worden wäre.

Der Silber-Ertrag wurde in dem letzten Bericht der peruanischen Regierung, also vom Jahr 1859, angegeben zu

Gemünztem Silber	246,650 Piaster
und Silberausfuhr in Barren	2,103,350 „
Zusammen	2,350,000 „

Der wirkliche Ertrag soll aber viel bedeutender gewesen seyn, und ziemlich ansehnlich über drei Millionen ausgemacht haben. Dem Publicum braucht aber nicht alles auf die Nase gebunden zu werden, viele Soldaten kosten auch viel Geld, und die Bilance muß zuletzt doch eigentlich stimmen wenn die Kaufleute nicht einen Heidenlärm darüber machen sollen.

Ebenso behauptet man daß der wirkliche Netto-Ertrag des Guano viel zu gering in Peru angegeben werde, und doch hat die Regierung über 15 Millionen eingestanden — ein ganz hübsches Einkommen für ein Land von kaum zwei Millionen Seelen, wobei noch ganz hübsche Summen für Salpeter und einige andere Producte einkommen.

Cerro de Pasco selber hat keinen besonderen Nutzen davon, denn selbst dieser Hauptweg des Landes läßt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig. Er ist weiter nichts als ein einfacher, rauh angelegter Maulthierpfad mit tausend Hindernissen, die außerordentlich leicht schon seit Jahren hätten beseitigt werden können, wenn man nur den kleinsten Theil des Silbers das die armen Thiere zu Thal schleppen müssen dazu verwenden wollte es ihnen ein klein wenig zu erleichtern. Allerdings wird jetzt sogar davon gesprochen eine Eisenbahn nach Cerro anzulegen, und unmöglich wäre das keinesfalls, aber — es wird eben nur davon gesprochen. Die nächste Präsidentenwahl ist vor der Thür, dann kommt in ganz natürlicher Reihenfolge wieder eine neue Revolution, wo das Militär die Zinsen von dem abtragen soll was es bis dahin gekostet hat, und die Verbesserungen des inneren Landes, die allein Peru heben und ihm eine Zukunft sichern können, werden wieder in den Hintergrund gedrängt. Sie waren ja dem Land eben auch nur versprochen worden.

In Cerro selber gibt es eine Menge reicher oder doch sehr wohlhabender Leute, die natürlich nur den Minen ihr Geld verdanken. Solche Minen sind aber ein sehr unsicheres und gefährliches Geschäft, und ihr Ertrag steht nicht

Digitized by Google

auf der soliden Grundlage fester Berechnung, sondern auf der höchst ungewissen jener geheimnißvollen Metalladern, die ungesehen durch das innere Mark der Berge laufen. Sie können — niemand weiß es — noch unerschöpflichen Reichthum bergen, und mit jeder Ruthe breiter und ergiebiger werden — sie können aber auch schon in der nächsten Klafter in taubes Gestein auslaufen, und dem Minenbesitzer, der vielleicht sein ganzes Capital auf diese Hoffnung gesetzt hat, zerfließt dann sein geträumtes Glück in der eben danach ausgestreckten Hand. Es hat wirklich Aehnlichkeit mit einem Hazardspiel, und ist durch seine theilweisen Erfolge eben so gefährlich und ansteckend wie dieses.

Der Erfolg Einzelner reizt außerdem wieder andere an ihr Glück ebenfalls zu versuchen — haben sie doch die Hoffnung mit wenigen hundert oder tausend Dollars in ein paar Jahren ein Vermögen zu erraffen. Natürlich verstehen sie aber selber nichts vom Bergbau und müssen sich auf andere verlassen die sie nur durch ihre Mittel unterstützen können. Derartige Leute finden auch stets mit Leichtigkeit Männer die eine fabelhaft reiche Mine entdeckt haben, und nur wegen Mangels an ein paar hundert Dollars, die Schätze mußten unbenützt liegen lassen. Jetzt soll nun die Arbeit unverweilt beginnen und der Erfolg — was für Luftschlösser die Leute in die Wolken bauen — der Erfolg ist fast immer der nämliche; das ausgelegte Capital verschwindet sicher, und hie und da werden vielleicht ein paar schwache Versuche gemacht irgendein nutzloses Loch mehr in den harten Boden zu brechen. Dann ist das gemünzte Silber ausgegeben, anderes hat sich bis dahin nicht gefunden, und die Sache ist vorüber.

Trotzdem ist Cerro de Pasco eine reiche Stadt, es wird dort jährlich eine Unmasse von Champagner, Sherry und Cognac verbraucht, in den Fondas stehen Billards, und allen Luxus größerer Städte schleppen die geduldigen Maulthiere auf ihrem Rücken dem unersättlichen Menschenvolk in diese Bergwildniß.

Das betriebsamste Volk von allen sind in Cerro de Pasco die Italiener, die hier sowohl wie in Lima selber sämmtliche Eden der Stadt in Kaffeehäuser und Pulperien oder Materialwaarenhandlungen verwandelt haben. Ueberall halten sie Getränke, Gebäck, Cigarren, Confituren und tausend andere Dinge, an die gar kein andrer Mensch denkt, feil, und ihre Wände schmücken jetzt überall theils gute, theils erbärmliche französische Lithographien der letztgeschlagenen italienischen Schlachten. Sogar eine Menge derartiger Tapeten sieht man schon, sehr bequem gemalt mit Pulverdampf in der Mitte, einer Reihe rother Hosen links und weißer Uniformen rechts, mit Bombenkugeln über die Landschaft gestreut, als ob es ein paar Wochen nichts weiter als eiserne, drei Fuß im Durchmesser haltende Kugeln geregnet hätte.

Cerro treibt übrigens auch noch einen sehr bedeutenden Handel mit dem inneren Land, und kann wirklich als die Niederlage aller jener Haciendas und Pueblos betrachtet werden die auf 50 Leguas im Umkreis am östlichen Hang der Cordilleren liegen. Alle nur erdenklichen europäischen und nordamerikanischen Waaren liegen in seinen Lagern und werden den Detailhändlern Cerro's wieder von anderen Detailhändlern abgekauft, die sich sämmtlich für ungerecht vom Schicksal behandelt glauben wenn sie nicht an jedem Artikel zwei- bis dreihundert Procent verdienen können. Die schlechtesten Waaren bekommen diese Binnenstädte überhaupt zugeschickt, Ladenhüter und ausgeschossene Modeartikel — für die Cordilleren ist es noch immer gut genug. Aber spottbillig und wahrhaft verschleudert ist das Modernste und Theuerste dagegen was man in Regentstreet in London findet, und man muß manchmal nur noch froh seyn wenn man den einen oder den anderen Artikel überhaupt bekommen kann.

Aus dem inneren Lande kommt dafür Coca, Kaffee und Wolle, neben dem Silber die einzige Rückfracht bildend, die von Cerro dann und wann verschickt wird; aber selbst die Coca verträgt nur nach wenigen Plätzen doppelte Versendung. Die Maulthiere die nach Lima zurückziehen, gehen deßhalb auch fast immer leer, dem alles verzehrenden Cerro neue Beute zuzuführen. So ist dieser Ort, der früher nur einigen Minenarbeitern Wohnung geb, und ganz allein von dem Ertrag der Bergwerke abzuhängen schien, im Laufe der Zeit ein ganz tüchtiger Handelsplatz geworden, der jetzt, wenn heute sämmtliche Bergwerke aufhörten, doch recht gut auch ohne sie bestehen könnte. Nur Straßen muß die Regierung noch bauen, Straße auf Straße nach allen Richtungen von Cerro aus, und wenn sie dann wirklich einen Schienenweg nach diesem Centralpunkt des inneren Handels legt, dann darf sie hoffen daß sich ihre an den Quellen des Amazonenstromes gelegenen Ländereien auch einst verwerthen können. Auf die Art aber wie man es bis jetzt betreibt, werden sie für ewige Zeiten Wildniß bleiben, die einzelne kleine Colonien, wie eben so viele vollkommen isolirte Inseln, nutzlos in ihren Armen hält.

Bilder aus Bulgarien und dem Balkan.

(Fortsetzung.)

Wird einmal eine Eisenbahnlinie, wie zu erwarten steht auch dieses Land mit dem gesammten Völkerverkehr verbinden, dann werden Industrie und Cultur auch hier ihre raschen Fortschritte machen, und Quellen von Naturproducten aufschließen die bei der deutschen Industrie zum täglichen Verbrauch gehören. Denn wie viele Producte, die in Deutschland gesucht werden, beachtet man hier gar nicht, oder beutet sie nicht in dem Maß aus daß sie wirklich nutzenbringend wirken könnten. Ich nenne als ein paar Beispiele nur die großen Massen von Hörnern, Büffelknochen, die Menge der zur Leimsiederei verwendbaren Stoffe u. s. w., die man fast ganz übersieht.

Doch kehren wir vorläufig zu unserer Reise zurück, und sehen, da es Abend wird, wie man in einem bulgarischen Dorfe übernachtet, denn eine Stadt konnten wir an diesem ersten Tage noch nicht erreichen. Zahlreiche Viehheer-

Digitized by Google

den und die friedlich auf der lachenden Wiese umherspazierenden Störche zeigen uns schon von weitem daß wir uns einem solchen nähern. Endlich, nachdem wir einen steinigen Berg hinabgefahren, bei welcher Fahrt unser Wagen sehr oft aus dem Gleichgewicht kam und umzuwerfen drohte, sahen wir ein Dörfchen vor uns liegen. Doch welcher Anblick gegen eines unserer schönen deutschen Dörfer, deren stattliche Bauernhäuser wahre Palläste gegen solches erbärmliches Bauwerk sind! Die Bauern machen sich aber meistens ihre Häuser selbst, wie sie andere haus- und landwirthschaftliche Geräthschaften auch selbst verfertigen. Bei den als Viehställe ꝛc. dienenden Häusern, kann man sagen daß es beinahe nichts als größere Korbflechterei-Arbeiten sind. Aber wie wäre dieß möglich? fragt man vielleicht. Man rammt nämlich einige stärkere Pfähle in gewisser Entfernung fest in die Erde ein, und flechtet dann Stecken, meistens schöne Eichenstämmchen, durch. Ein eben so leichter Dachstuhl bedeckt jetzt das Ganze und wird mit Stroh oder Schilf belegt. Doch sieht das Ding jetzt sehr durchsichtig aus, und es ist daher die Sorge der Frauen dasselbe mit Lehm zu verschmieren, wie sich überhaupt das weibliche Geschlecht beim Häuserbaue stark mitbetheiligt. Namentlich besorgen die Frauen das Anweißen der Häuser von innen und außen ausschließlich, nehmen aber anstatt des Pinsels ein langwolliges Stück Schaffell dazu. Die Wohnhäuser der Bauern sind etwas besser als die eben erwähnten Gebäude, aus Backsteinen gebaut und mit gebrannten Ziegeln gedeckt. Letztere werden aber, ohne Mörtel, nur ganz lose darauf gelegt, und es ist zu bewundern daß sich diese Dächer doch so lange Zeit halten. Das Haus an und für sich enthält nur einige Stuben, die höchstens durch ein paar kleine Oeffnungen spärlich Licht erhalten, und bei den Thüren ist an Schlösser gar nicht zu denken.

Eines der eben beschriebenen Bauernhäuser wurde uns nun als Nachtherberge angewiesen, denn da es in diesem Dorfe kein Wirthshaus gibt, so müssen die Bauern selber die Aufnahme von Fremden übernehmen. Man erhebt daher gewöhnlich vor dem Dorfe das Geschrei Kehela (Herberge), worauf gewiß bald jemand erscheinen wird, der dann das Gewünschte anweist.

Gewöhnlich ist der Empfang gar nicht geeignet uns günstige Begriffe über bulgarische Gastfreiheit beizubringen, und es ist daher eine bekannte Thatsache daß man beim Türken viel besser aufgenommen ist, wie überhaupt Gastfreundschaft sehr zu den guten Eigenschaften des Türken gehört.

Jedoch merken wir dieß weniger, weil wir in unserem äußeren schon einen Gast (Musafir) bekunden, der sich nicht lange aufhalten wird, und jedenfalls auch ein anständiges Bakschisch (Trinkgeld) gibt. Erst später, bei unseren Ausflügen in der Umgebung Schumla's, lernten wir den wahren Charakter des Bulgaren kennen. Ohne alle Zeichen des Willkommens wird man auf eine plumpe Weise beobachtet, und zwar zunächst ob man ein Christiansky (Christ) ist, d. h. ob man das griechische Kreuz mit drei Fingern schlagen kann. Bemerken sie dieß nicht, oder verfehlt man sich die Gewogenheit des Wirthes gleich anfänglich durch ein anständiges Bakschisch zu erwerben, so fällt eine Bewirthung oft ganz weg. Der in die Gebräuche des Landes noch nicht eingeweihte Reisende ist freilich manchmal dadurch in die unangenehme Lage versetzt hungrig zu bleiben. Ein längeres Verweilen in diesen Ländern gibt einem aber schon die praktischen Mittel an die Hand sich in allen Fällen sofortigen Respect zu verschaffen. Wie oft mußten wir nicht, um den dringenden Forderungen unseres Magens nachzukommen, auf eine sehr entschiedene Weise auftreten, was denn fast immer seine Wirkung nicht verfehlt, indem es alsbald eine gewisse Unterwürfigkeit von Seiten der Wirthsleute zur Folge hat.

Wir hatten uns also sofort um das Feuer gelagert, bis man endlich Anstalten traf uns das Abendessen zu serviren. Man stellte nun einen runden, etwa einen halben Fuß hohen Tisch vor uns, auf dem eine Art Suppe placirt wurde, die wir sogleich mit hölzernen Löffeln zu vertilgen begannen. Darauf kamen gesetzte Eier und dann ein gekochtes Huhn, welches der Wirth sehr einladend mit den Fingern zertheilte, wie wir uns überhaupt in Ermangelung von Messern und Gabeln nur unserer Finger bedienten; nur beobachtet man dabei immer den Gebrauch das gerade vor einem Liegende zu nehmen. Zum Schluß der Mahlzeit erschien noch Brod und guter Schafkäse — und damit hatte das Mahl ein Ende.

In den Mahlzeiten der Bulgaren sowohl als auch der Türken herrscht eine wahrhaft spartanische Einfachheit. Den ganzen Sommer hindurch lebt die ärmere und Mittelclasse meistens nur von Brod nebst Zwiebeln, Knoblauch und Porre, die auch auf dem Tisch des Reichen nicht fehlen dürfen, dessen Tafel und ganzes Hauswesen keineswegs zeigen daß er ein Besitzer von großen Baarschaften, Viehherden, Ländereien ꝛc. ist. Ich habe z. B. bei Leuten (Bulgaren) gespeist, deren Vermögen einer Million gleichkam, und doch aßen wir eben nur mit hölzernen Löffeln, und als ich zum Speisen noch etwas zu früh kam, fand ich den Hausherrn beschäftigt höchst eigenhändig den Gurkensalat zu bereiten. Die Speisen in den Häusern der Reicheren sind meist gut zubereitet, und es herrscht bei solchen Tafeln sogar eine gewisse Formalität, besonders bei den Waschungen, die vor und nach dem Essen vorgenommen werden. An dem Mahle nehmen auch die erwachsenen Kinder des Hauses nicht Theil, sondern die Mädchen machen die Bedienung bei Tische.

Nachdem wir unsere Mahlzeit beendet hatten, machten wir uns an die Herrichtung unserer Schlafstellen, und da ist freilich derjenige schlecht daran der nicht mit den nöthigen Teppichen und Decken versehen ist, denn die von den Wirthsleuten abgegebenen Kotzen haben oft ein Aussehen welches in uns die Frage laut werden läßt: „ob man nicht etwa während der Nacht durch ein gewisses kleines Thier incommodirt werden dürfte.“ Daher ist es am räthlichsten sich auf Reisen in diesen Gegenden immer einen Teppich und eine Decke mitzunehmen, denn von Schlafstellen wie wir sie in Deutschland gewohnt sind, ist selbstredend hier keine Spur, und Matrazen, Federbetten u. dgl. sind den Leuten unbekannte Sachen. Daher auf einige Zeit dem weichen Pfühl Lebewohl gesagt, denn der in der Türkei Reisende muß sich daran ge-

Digitized by Google

wöhnen oft tagelang ſeine Kleider und Stiefel nicht vom Leibe zu bringen und Strapazen aller Art mit Leichtigkeit zu ertragen.

Wir ſchliefen, von der Reiſe ermüdet, recht ſanft auf unſerm harten Lager, und waren noch gar nicht geneigt aufzuſtehen, als uns des Roſſelenkers phantaſtiſche Geſtalt noch bei ſchweigender Nacht erweckte, obwohl die Bewohner auch ſchon ihre Schlafſtellen verlaſſen hatten, um den grauenden Morgen mit einem qualmenden Tſchibuk zu begrüßen.

Wir rüttelten uns indeß doch ſchnell auf, gaben unſerm Wirth ein gutes Trinkgeld, und fuhren weiter, ohne einen Imbiß genoſſen zu haben, denn dieſer wird gewöhnlich Morgens nicht gereicht.

Nach zweiſtündiger Fahrt erreichten wir ein Sabtiechane (Polizeipoſten), wo man nach unſern Päſſen fragte und ſie viſirte. Dieſe Häuſer hatten wir am geſtrigen Tage auch ſchon angetroffen. Sie liegen immer einige Stunden von einander und haben einige Mann Kawaſſen (Policiſten), zur größern Sicherheit der Reiſenden, zu Bewohnern. Hier exiſtirt denn auch gewöhnlich ein Individuum welches der ſeltenen Gabe des Schreibens kundig iſt, und wirklich ſahen wir hier an unſerm bärtigen Alten daß er nicht wenig darauf ſtolz war dieſe Kunſt zu verſtehen. Mit welcher abgemeſſenen Gravität bewaffnete er nicht ſein vom Alter geſchwächtes Auge mit der Brille, und wie bedächtig tunkte er nicht die Feder von Schilfrohr in das meſſingene Schreibzeug, welches er als beſtändigen Begleiter im Gürtel, friedlich neben Piſtole und Handſchar, bei ſich trägt. Mit innerer Selbſtzufriedenheit reichte er uns nun die Schriftſtücke dar, und erklärte zugleich ſeinen Collegen von woher wir ſeyen, den Zweck unſrer Reiſe ꝛc.

Oft findet man auch Leute die bei ſolchen Poſtſtationen angeſtellt ſind, und gar nicht leſen und ſchreiben können; doch ertheilen ſie das Viſa auf den Päſſen, und haben die paar dazu hinreichenden Wörter nur ganz mechaniſch nachmalen gelernt.

Nach langer Fahrt zeigten uns ein großes ſteinernes Gebäude und die in der Ferne ſchimmernden Minarets daß wir uns einer Stadt näherten; es war Rasgrad, die einzige Stadt die auf dem Wege zwiſchen Ruſtſchuk und Schumla liegt.

Das Städtchen ſelbſt iſt nicht groß, beſitzt aber eine ſehr geräumige und ſchöne Moſchee (Dſchami) und ſcheint viele jüdiſche Bewohner zu haben, wenigſtens waren einige lange Waarenreihen ausſchließlich von ſolchen occupirt. Wir hielten uns aber in dieſer Stadt nur ſo lange auf als nöthig war um unſere Päſſe zu viſiren, und waren auch ſehr froh als wir die Stadt mit ihrem halsbrechenden Pflaſter hinter uns hatten.

Nun wurde auch die Gegend etwas erträglicher! Bis hieher hatten wir faſt immer nur Ebene und kahle oder mit undurchdringlichen Dornenhecken bewachſene Hügel geſehen. Hier ſahen wir lachende Wieſen, durch welche ſich kleine Bäche ſanft murmelnd dahinſchlängelten, und ſanfte Hügel, freilich nur mit niedrigem Strauchwerk umzogen, gaben dem Auge wenigſtens einige Abwechslung. Den Anblick eines Fluſſes hatten wir aber bisher immer noch vermißt, und mußten freilich damit warten bis wir ſpäter weiter in den Balkan hineingelangten. Und doch litten wir niemals Mangel an gutem Trinkwaſſer, denn überall fanden wir ſehr gute Röhrbrunnen.

Dieß iſt wirklich ein großes Verdienſt der Türken, was der Reiſende am meiſten ſchätzen lernt, gelangt man aber in Gegenden die ausſchließlich von Bulgaren bewohnt werden, ſo kann man dieß gleich an der mangelhaften Ausführung von Brunnen bemerken. Die Türken ſcheuen in dieſer Beziehung keine Mühe, und leiten das Waſſer oft aus beträchtlicher Entfernung von Bergen herunter, damit es rein und kalt ſey. An den Brunnen ſind vorn große ſteinerne Tröge zum Tränken des Viehes, und in einer Niſche ſteht gewöhnlich ein getrockneter Flaſchenkürbis oder ein plump gearbeitetes Holzgefäß, deſſen ſich die Reiſenden bedienen. Die Waſſerleitungen ſind meiſtens aus thönernen, wohl ausgebrannten Röhren, die unſern Drainröhren gleichen, gefertigt, und man muß in der That ſtaunen wie gut die Türken dieſelben ohne Preſſen ꝛc. zu machen verſtehen.

Ueberhaupt iſt man in der Anfertigung von Töpferwaaren gar nicht ungeſchickt; ſie ſind auch billig und erfreuen ſich eines nicht geringen Abſatzes. So ſieht man enorme Waſſerkrüge, mit ganz engem Halſe, und wo man das Waſſer aus einem Loch des Henkels, der ebenfalls hohl iſt, herauszieht. Das Waſſer hält ſich aber in dieſen Gefäßen ſehr kühl, und man findet daher bei jedem auf dem Feld befindlichen Arbeiter ein ſolches vor, der es auch gewöhnlich ſehr bereitwillig dem durſtigen Reiſenden anbietet.

Ofentöpfer braucht man dagegen nicht, denn wenn auch die Winter oft ſehr kalt ſind, ſo bedient man ſich zum Heizen nur der Mangals (Kohlenbecken), welche aus Thon gebrannt und oft von beträchtlicher Größe ſind. Dabei verſteht man ſich auf das Glaſiren dieſer irdenen Geſchirre ſehr gut und liefert ſie zu billigen Preiſen.

Wir begegneten oft langen Zügen mit Büffeln beſpannter Wagen, die den Verkehr im Lande vermitteln, und an die berühmten Ochſenkarawanen in den kleinruſſiſchen Steppen erinnern. Wenn ſie auch nicht gleich in dieſer Größe auftreten wie dort, ſo gewährt es doch keinen üblen Eindruck eine ſo lange Wagenreihe ſich langſam einen Berg oder Hügel hinaufwinden zu ſehen. Auch große Heerden von Büffeln (Manda) trafen wir auf unſerem Weg, die neugierig dumm ihre ſchwarzen Köpfe aus den Sumpflachen und Moräſten hervorſtreckten, uns ſo lange betrachtend als noch unſer Wagen in dem Bereich ihrer Sehkraft lag.

Dieſe Thiere haben aber keineswegs den wilden, unzähmbaren Charakter wie man ihn ſich bei uns vorſtellt, im Gegentheil, ich ſah faſt noch nie friedlicheres Zugvieh. Jedes Kind kann dieſelben leiten, und ein leichter Stoß mit dem Stock genügt um ihnen die Richtung des Weges anzudeuten. Uebrigens iſt der Büffel ein Thier welches ſich nur für dieſe ſüdlicheren Länder eignet, denn er iſt ſehr weichlich, und muß zum Beiſpiel im Winter immer ſorgfältig mit warmen Ziegenhaardecken bedeckt werden. Die Büffelmilch iſt ſehr ſchmackhaft, und wird ebenſo wie das Fleiſch, das übrigens ziemlich zähe iſt, häufig verbraucht.

Digitized by Google

Sonst findet man kein schönes Rindvieh in der Türkei, es ist eine zu kleine Race von weißgrauer Farbe. Freilich hält man das Vieh im ganzen genommen schlecht genug, denn wenn es ihm auch im Sommer an fetter Weide nicht mangelt, so leidet es desto mehr im Winter, weil die Stallungen gegen Wind und Wetter zu wenig geschützt sind. Deßhalb geht auch vieles Jungvieh zu Grunde.

Diesen Abend konnten wir Schumla noch nicht erreichen, sondern blieben abermals in einem großen türkisch-bulgarischen Dorf über Nacht. Bei unserem Wirth, einem reichen Bauer, spannen die Mädchen an der Spindel Wolle, denn Spinnräder kennt man nicht. Die Kleiderstoffe sind nämlich meistens Selbstfabricat, theils Leinwand, theils Wollenwaaren. Freilich sind diese Stoffe sehr grob, und namentlich ist die Leinwand sehr schmal; die Frauen besorgen aber auch das Färben und das Bleichen. Letzteres ist freilich die reinste Naturbleiche und erfordert viel Mühe und Zeit. Der Stoff wird nämlich zu einem von den oben erwähnten Brunnen getragen, mit den Füßen getreten oder mit einem breiten Holz geklopft, dann wieder ausgewunden, an der Sonne ausgebreitet und dieses Verfahren unzähligemale wiederholt, bis der Zeug endlich doch etwas weiß wird.

(Schluß folgt.)

Du Chaillu über die Gorilla-Affen.

Bei dem großen Aufsehen, welches Du Chaillu's kürzlich erschienenes Werk [1] in England gemacht hat, geben wir nachstehend im wesentlichen die Resultate seiner Nachforschungen über die Gewohnheiten der menschähnlichen Affen in den Waldungen des unter dem Aequator gelegenen Afrika's wieder:

Von diesen ist der Gorilla der hauptsächlichste, und bin ich der erste Weiße der diese Bestie systematisch gejagt und überhaupt in ihr Revier vorgedrungen ist. Die andern Affen — den Troglodytes Calous oder Nschiego-Mbouve und den T. Kooloo-Hamba — hatte ich die Freude zuerst durch erhaltene Exemplare und durch Beschreibung bekannt zu machen.

Seit mehreren Jahrhunderten hatten die Naturforscher eine vage Kunde von der Existenz einer sehr besonderen und merkwürdigen Affenart im westlichen Afrika gehabt. Sie wurde 1699 von Pyson der Homo sylvestris oder Pygmäe genannt. Linné nennt sie in einigen Ausgaben seines „Systema naturae" den Homo Troglodytes. Blumenbach nannte sie den Simia Troglodytes, und unter diesem Namen wurde später der Chimpanzee allgemein bekannt. Dieß — der Chimpanzee — war die erste Art eines menschähnlichen Affen, den die gelehrte Welt kannte. Später kam der Orang-Outang, der Simia satyrus, hinzu, der sich von der afrikanischen Art in manchen Einzelheiten unterscheidet.

1780 schickte der Gouverneur von Batavia das Skelett eines andern großen Affen, des Pongo, nach Holland, und erhielt derselbe den Namen Pongo Wurmki. Auf diese drei war unsere Kenntniß beschränkt, als Cuvier 1829 sein „Règne Animal" abschloß.

Bedeutende Naturforscher vermutheten lange daß der Pongo von Wurmki nur die ausgewachsene Form des Orang sey. Andererseits ergab sich daß der Gesichtswinkel des jungen Orang von Borneo und des jungen Chimpanzee von Afrika durch den hervorstehenden Schädel und die kleine Kinnlade und Zähne sich mehr als irgend andere bekannte Mammalien dem Menschengeschlecht, und besonders den niedrigeren Negerformen nähere. Dieß war die Ansicht der ersten vergleichenden Anatomisten, bis 1855 Professor Richard Owen die Zähne dieser Köpfe untersuchte, und die Thatsache feststellte daß sie dem Jungen einer größeren Species angehörten.

1812 schuf Geoffroy St. Hilaire das Genus Troglodytes für den Chimpanzee, und diese Classification ist von allen Späteren angenommen worden.

Inzwischen waren vage Gerüchte aufgetaucht daß es in Afrika eine andere noch größere Affenart gebe. Erst 1847 indessen wurde die wissenschaftliche Welt durch zufällige Beweise von dem Daseyn dieser neuen Art überrascht. Zufällig wurde gegen Ende des Jahres 1846 von meinem Freund, dem Missionär der amerikanischen Missionsgesellschaft am Gaboon in Westafrika, Dr. J. Leighton Wilson, ein Schädel entdeckt. Dr. Wilson erhielt später noch einen Schädel und Theil eines Skelets, die er der Bostoner naturwissenschaftlichen Gesellschaft schenkte.

Den zuerst entdeckten Schädel schenkte Dr. Wilson an Dr. Savage in Boston, der sich später noch einen, den Schädel eines Weibchens, verschaffte, und nach diesen Knochen bereiteten Dr. Savage und Professor Jeffries Wyman die Beschreibung im fünften Band des Boston Journal of Natural History vor, wodurch die Existenz dieses neuen und merkwürdigen Thieres zuerst bekannt wurde.

Verschiedene Reisende hatten von den Zeiten des Carthagers Hanno an freilich sehr von einander abweichende und abenteuerliche Berichte von einem solchen Thier gegeben; der erste der es richtig beschreibt, und es auch mit seinem Mpongwa Namen benennt, ist J. E. Bowditch in seinem 1819 in London erschienenen Werk: „Narrative of a Mission from Cape Coast Castle to Ashantee."

Mein langer Aufenthalt in Afrika verschaffte mir bessere Gelegenheit zum Verkehr mit den Eingebornen, und da meine Neugier durch ihre Erzählungen von diesem unbekannten Ungeheuer mächtig erregt war, so beschloß ich in seine Schlupfwinkel vorzudringen und es mit eigenen Augen zu sehen. Ich bin so glücklich gewesen der erste Weiße zu seyn der aus eigener Anschauung von dem Gorilla sprechen kann, und während meine Erfahrung und Beobachtung ergaben daß manche Berichte falsche und eitle Einbildungen von unwissenden Negern und leichtgläubigen Reisenden sind, kann ich auch dafür einstehen daß keine Beschreibung den Schrecken seiner Erscheinung, die Wildheit seines Angriffs oder die dämonische Bosheit seiner Natur übertreffen kann.

Mir thut es leid solch' angenehme Täuschungen vertreiben zu müssen, aber der Gorilla lauert nicht in Bäumen am Wege

[1] Adventures and Explorations in Equat. Africa.

Digitized by Google

um arglos Vorübergehende mit ſeinen Krallen hinaufzuziehen und ſie zu erwürgen; er greift nicht den Elephanten an und prügelt ihn mit Stöcken zu Tode; er ſchleppt nicht Frauen aus den Dörfern fort; er baut ſich ſelbſt nicht einmal ein Neſt aus Blättern und Zweigen in den Bäumen des Waldes, und ſitzt nicht auf dem Dach, wie man zuverſichtlich berichtet hat.

Er lebt in den einſamſten und dunkelſten Theilen des dichten afrikaniſchen Dſchengels, und zieht tiefe bewaldete Thäler und auch muntere Höhen vor. Auch die Hochebenen, deren Fläche mit gewaltigen Felsblöcken überſäet iſt, ſcheinen ſein Lieblingsaufenthalt zu ſeyn. Waſſer findet ſich überall in dieſem Theil von Afrika, doch habe ich bemerkt daß der Gorilla ſtets angetroffen wird wo es in Fülle vorhanden iſt.

Es iſt ein raſtloſes und nomadiſches Thier, das von Ort zu Ort wandert und kaum zwei Tage hintereinander in derſelben Gegend gefunden wird. Zum Theil wird dieſe Unruhe durch die Nähe veranlaßt mit der er ſeine Lieblingsſpeiſe zu ſuchen hat. Der Gorilla, obſchon er ſolche gewaltige Augenzähne hat, und obſchon ſeine große Stärke ihn befähigt ſo ziemlich jedes Thier, das ſich in den Wäldern aufhält, zu fangen und zu tödten, nährt ſich doch ausſchließlich von Vegetabilien. Ich unterſuchte den Magen von allen die ich geſchoſſen, und fand nie Spuren von etwas anderm als Beeren, Ananasblättern und ſonſtigen vegetabiliſchen Stoffen darin. Er frißt ſehr viel, und verzehrt ohne Zweifel ſehr bald den dürftigen Vorrath von ſeiner natürlichen Nahrung auf einem beſchränkten Raum, und iſt dann gezwungen in ſtetem Kampf gegen Hungersnoth umherzuſtreifen. Sein mächtiger Bauch, der hervortritt wenn er aufrecht ſteht, beweiſt daß er viel frißt, auch vermöchte ſein großer Körper und die enorme Muskelentwicklung nicht bei geringerer Nahrung zu beſtehen.

Es iſt nicht wahr daß er viel oder überhaupt auf Bäumen lebt. Ich fand ihn faſt ſtets auf der Erde, obſchon er oft in die Bäume klettert um Beeren oder Nüſſe zu pflücken, doch kehrt er, wenn er dieſelben verzehrt hat, wieder auf die Erde zurück. Durch die Unterſuchung des Magens von vielen Exemplaren war ich im Stande mit ziemlicher Sicherheit die Natur ſeiner Nahrung zu erfahren, und ich entdeckte daß er, nach allem was ich gefunden, nicht in Bäume zu ſteigen brauchte. Er liebt beſonders das wilde Zuckerrohr, hauptſächlich die weißen Rippen des Ananasblattes, und frißt außerdem gewiſſe Beeren, die dicht an der Erde wachſen, das Mark einiger Bäume und eine Nußart mit ſo harter Schale daß man ſie nur mit dem Hammer aufſchlagen kann; ſie verſchafft ihm wahrſcheinlich die gewaltige Kraft in der Kinnlade, die mir ſonſt bei einem nicht fleiſchfreſſenden Thiere nutzlos zu ſeyn ſchien, und die durch die Weiſe, wie der Flintenlauf eines meiner unglücklichen Jäger durch einen gereizten Gorilla verbogen wurde, genügend erwieſen iſt.

Nur die jungen Gorilla ſchlafen zum Schutz gegen wilde Thiere auf Bäumen. Ich habe ſelbſt bei verſchiedenen Gelegenheiten friſche Spuren von dem Lager eines Gorilla angetroffen, und konnte ſehen daß das Männchen ſich mit ſeinem Rücken an einen Baumſtamm geſetzt hatte. Gewöhnlich findet ſich denn auch auf dem Rücken des Männchens eine Stelle wo das Haar abgeſcheuert iſt, während der neſtbauende Troglodytes-Calous oder kahlköpfige Nſchiego, der unter ſeinem Laubdach beſtändig auf einem Baumaſt ſchläft, dieſe Stelle an der Seite und in ganz andrer Weiſe hat. Ich glaube indeſſen daß, während das Männchen ſtets unter einem Baum oder ſonſt auf der Erde ſchläft, das Weibchen und die Jungen bisweilen oben auf einen Baum klettern, da ich wenigſtens Spuren davon entdeckt habe.

Diejenigen Affen, welche wie der Chimpanzee, viel auf Bäumen leben, haben ſowohl an den Vorder- wie den Hinterfüßen weit längere Finger als ſie der Gorilla hat, die ſich dem Bau der Hände und Füße des Menſchen weit mehr nähern, und wegen dieſes verſchiedenen Baues zum Klettern weniger geeignet ſind. Ich mag hier bemerken daß junge Chimpanzees oft von den Negern am Mumi-Moonda und Gaboon gefangen werden, was beweiſt daß ſie in dieſen Strichen häufig vorkommen müſſen, während ich nie ein Lager oder Neſt entdeckt habe, woraus ich ſchließe daß ſie überhaupt keines machen.

Der Gorilla lebt nicht heerdenweiſe beiſammen. Von alten fand ich faſt ſtets ein Männchen mit einem Weibchen zuſammen, obſchon bisweilen das alte Männchen allein umherſtreift. In ſolchen Fällen iſt er beſonders mörd und bösartig, und es iſt gefährlich ſich ihm zu nahen. Junge Gorillas traf ich bisweilen in Haufen von fünf, bisweilen weniger, doch nie mehr. Die Jungen liefen ſtets vor Furcht kreiſchend auf allen Vieren davon. Man kann ſich ihnen nur ſchwer nähern, da ſie ſcharf hören und ſofort weglaufen, während die Beſchaffenheit des Bodens die Verfolgung ungemein erſchwert. Die alten ſind auch ſcheu, und ich habe zu Zeiten den ganzen Tag gejagt, ohne auf ſie zu ſtoßen. Wenn indeſſen das Glück den Jäger endlich begünſtigt, und er auf ſeine Beute ſtößt, braucht er nicht zu befürchten daß ſie ihm entrinnt: auf allen meinen Jagden habe ich es nie erlebt daß ein altes Männchen weggelaufen. Wenn ich ein Paar überraſchte, ſo ſaß das Männchen gewöhnlich im dunkelſten Winkel des Dſchengels, wo der hellſte Sonnenſchein nur ein düſteres Zwielicht geworden, auf einem Felſen oder an einem Baum. Das Weibchen ſuchte in der Nähe Futter, und es iſt eigen daß ſie faſt ſtets die Gefahr anzeigte, indem ſie mit lautem und plötzlichem Geſchrei oder Gekreiſch davonlief. Dann bleibt das Männchen einen Augenblik mit einem wilden Ausdruck in ſeinem Geſicht ſitzen, erhebt ſich langſam, blickt mit boshaften Augen ſeinen Feind an, beginnt die Bruſt zu ſchlagen, erhebt ſeinen runden Kopf und ſtößt ſein furchtbares Gebrüll aus. Dieſes hebt mit heftigem Gebell an, wie bei einem wüthenden Hunde, worauf ein langes, aus tiefer Kehle kommendes, rollendes Geſchrei folgt, das über eine Minute anhält, und durch das Echo des Waldes vervielfältigt, das Ohr des Jägers gleich dem dumpfen Rollen eines nahen Gewitters trifft. Ich glaube dieſes Gebrüll in einer Entfernung von drei Meilen (?) gehört zu haben. Das Gräßliche des Ausſehens des Thieres in dieſem Augenblick läßt ſich nicht beſchreiben; ich konnte meinen tapfern Jägern ihre aber-

Digitized by Google

gläubische Furcht verzeihen, und wunderte mich nicht mehr über die seltsamen Gorillageschichten der Neger.

Es ist Regel für den geübten Gorillajäger sein Feuer bis auf den allerletzten Augenblick zu sparen. Die Erfahrung hat ihn belehrt daß der Gorilla sich sofort auf den Jäger stürzt wenn er feuert und fehlt, und diesem Angriff vermag niemand zu widerstehen. Ein Schlag von jener gewaltigen Tatze mit ihren Nägeln, und des armen Jägers Eingeweide sind herausgerissen, sein Brustkasten eingeschlagen oder der Schädel zerschmettert. Es ist zu spät wieder zu laden, und Flucht ist vergeblich. Es hat Neger gegeben die in diesem Fall aus Verzweiflung dem Gorilla entgegen gegangen sind, und mit der Flinte auf ihn losgeschlagen haben. Aber sie hatten nur für einen unschädlichen Schlag Zeit; im nächsten Augenblick kam sein gewaltiger Arm mit tödtlicher Gewalt herab und zerschmetterte Flinte und Schädel mit einem Schlag. Ich glaube daß kein Thier so gefährlich ist, weil er dem Menschen entgegengeht und seine Arme als Vertheidigungswaffen gebraucht.

Man trifft den Gorilla nur in dem dunkelsten und undurchdringlichsten Dschengel, wo man, ohne durch Reben und Gebüsch gehindert zu seyn, nur auf wenige Yards auf ihn schießen kann. Aus diesem Grunde bleibt der Jäger ruhig stehen und erwartet die Annäherung des aufgebrachten Thieres. Der Gorilla nähert sich in kurzen Pausen, indem er anhält um sein teuflisches Gebrüll auszustoßen und die mächtige Brust mit den Tatzen zu schlagen, was einen dumpfen Ton wie von einer großen Trommel hervorbringt (!). Bisweilen setzt er sich einmal hin und schlägt die Brust, während er seinen Gegner zornig anblickt. Sein Gang ist ein Watscheln von einer Seite auf die andere, indem seine Hinterbeine, die sehr kurz sind, offenbar nicht vermögen dem mächtigen Körper die gehörige Stütze zu bieten. Er hält sich im Gleichgewicht, indem er die Arme hin- und herschwenkt, und der mächtige Wanst, der runde Kugelkopf, der mit kaum einer Spur von Nacken unförmig auf dem Leibe sitzt, die großen muskulösen Arme, sowie die tiefe gehöhlte Brust verleihen diesem Watscheln eine Scheußlichkeit welche das Wilde seines Aussehens noch erhöht. Zu gleicher Zeit funkeln die tiefliegenden grauen Augen von finsterer Bosheit, das Gesicht verzieht sich zu scheußlichen Furchen, und die dünnen, scharfgeschnittenen Lippen, die er emporzieht, zeigen die langen Hauer und die mächtigen Kinnladen.

Ich habe nie in größerer Entfernung als 24 Fuß auf ein Männchen gefeuert, und gewöhnlich schießt man auf 14 bis 18 Fuß. Endlich kommt der günstige Augenblick: die Flinte wird rasch angelegt, die große Brust des Thieres zum Ziel genommen und der Hahn rasch abgedrückt. Wenn man das Nilpferd bei Nacht und auf dem Lande jagt, so läuft der Neger stets davon sobald er gefeuert hat, beim Gorilla bleibt er ruhig stehen, weil alle Hoffnung sich zu retten vergebens ist. Glücklicherweise stirbt ein Gorilla so leicht wie ein Mensch, und in die Brust geschossen, fällt er vorwärts aufs Gesicht, während er seine langen Arme ausstreckt und mit seinem letzten Athemzuge ein gräuliches Geschrei ausstößt, das halb Brüllen, halb Kreischen ist, und etwas menschliches an sich hat.

Der gewöhnliche Gang des Gorilla ist nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. In dieser Stellung sind die Arme so lang daß Kopf und Brust bedeutend in die Höhe treten, und beim Laufen kommen die Hinterbeine weit unter dem Körper vor. Arm und Bein derselben Seite bewegen sich zu gleicher Zeit, und dieß verursacht ein eigenthümliches Watscheln, doch kann er sehr rasch laufen. Die Jungen, die ich oft verfolgt, flüchteten sich nie auf die Bäume, sondern liefen auf der Erde weiter, und sahen mit ihren halb aufrechten Leibern in der Entfernung wie Neger aus. Ich habe nie gesehen daß ein Weibchen angriff, obschon mir die Neger gesagt daß eine Mutter, um ihr Junges zu schützen, bisweilen sich zur Wehre setzt. Es ist ein niedlicher Anblick solch eine Mutter mit ihrem Kind um sich spielen zu sehen; ich habe sie in den Wäldern oft lange beobachtet, da ich nicht das Herz hatte sie zu schießen. Wenn die Mutter wegläuft, so umfaßt das Junge ihren Hals und hängt an ihren Brüsten, wobei es seine Beine um ihren Leib schlingt.

Ich halte den ausgewachsenen Gorilla für ganz unzähmbar. In keinem Falle konnte ich mehreren jungen Gorillas, welche die Neger gefangen hatten, durch freundliche oder strenge Behandlung ihre anfängliche Wildheit und Bosheit abgewöhnen. Der junge Nschiego Mbouvé dagegen läßt sich leicht zähmen und ich hatte einen solchen Monate lang um mich. Der junge Orang und Chimpanzee sind oft gezähmt worden, aber der Gorilla ist beständig und vollständig ein Feind des Menschen, und so jung auch meine Exemplare waren, so vermochten sie die Haft nicht zu ertragen, verschmähten alle Nahrung außer den Beeren ihrer heimathlichen Wälder, griffen selbst mich, der sie täglich pflegte, mit Zähnen und Tatzen an, und starben endlich ohne vorgängige Krankheit und ohne daß sich ein anderer Grund auffinden ließ, als daß sie die Haft und die Gegenwart von Menschen nicht ertragen konnten.

Der junge Chimpanzee ist gelb, der junge Nschiego Mbouvé sehr blaßweiß, der Gorilla dagegen kohlschwarz; selbst der jüngste, der noch nicht einmal gehen konnte, war schwarz wie eine Pechkohle.

Die Stärke des Gorilla ist offenbar enorm. Ein Junges im Alter von 2 und 3 Jahren mußte von vier kräftigen Männern gehalten werden, und verwundete selbst dann noch den einen durch einen schlimmen Biß. Daß es mit seinem Nachen einen Gewehrlauf verbiegen und mit seinen Armen Bäume, die 4—6 Zoll im Umfang haben abbrechen kann, beweist genügend daß seine gewaltigen Knochen auch die entsprechenden Muskeln besitzen. Die Neger greifen sie nie anders als mit Flinten an, und in dem fernen Innern, wohin noch keine europäische Flinte gekommen, wie bei den Apingi, herrscht daher dieses Thier unbehelligt in den Wäldern. Einen Gorilla erlegt zu haben, verleiht dem Jäger den größten Namen selbst bei den muthigsten der Negerstämme.

Der Gorilla gibt außer den von mir beschriebenen keine anderen Töne von sich als noch eine Art Glucken, womit

Digitized by Google

die ſorgſame Mutter ihr Kleines zu ſich zu rufen ſcheint. Die Jungen äußern ein beſonderes Geſchrei wenn ſie ſich in Gefahr befinden, doch iſt ihre Stimme rauh, und es iſt mehr ein Schmerzensſeufzer als das Schreien eines Kindes.

Es unterliegt keinem Zweifel daß der Gorilla in aufrechter Stellung mit größerer Leichtigkeit und länger einhergeht als der Chimpanzee oder Nſchiego Mbouvé. Steht er aufrecht da, ſo ſind ſeine Kniee an den Gelenken nach außen gebogen, und ſein Rücken iſt nach vorn gebückt. Seine Spur, wenn er auf allen Vieren läuft, iſt eigenthümlich. Die Hinterfüße laſſen keine Eindrücke von den Zehen auf der Erde, nur der Ballen des Fußes und der Daumen, welcher unſerer großen Zehe entſpricht, ſcheinen ſie zu berühren, und die Finger der Vorderhände ſind nur ſchwach bemerkbar.

Die Eingebornen des Innern eſſen das Fleiſch des Gorilla und anderer Affen ſehr gern. Das Gorillafleiſch iſt dunkel, roth und zäh. Die Stämme an der Küſte eſſen es nicht, und fühlen ſich beleidigt wenn man es ihnen anbietet, da ſie eine Verwandtſchaft zwiſchen ſich und dem Thiere vermuthen. Im Innern weigern ſich einige Familien es zu eſſen, wegen einer abergläubiſchen Vorſtellung daß von ihren Ahnen einmal ein Gorilla erzeugt worden ſey. Die Haut iſt dick und faſt wie eine Ochſenhaut, aber obſchon weit dicker als bei irgendeinem andern Affen, iſt ſie doch ſehr zart und zerreißt leicht, beſonders unter dem Arm nahe der Hüfte. Wenn ſie getrocknet iſt, löst ſich die Oberhaut ſehr leicht ab und unterſcheidet ſich dadurch von den andern Affenhäuten.

An Größe ſind ausgewachſene Gorillas eben ſo verſchieden wie die Menſchen; die in meiner Sammlung befindlichen Exemplare ſind von 5 Fuß 2 Zoll bis zu 5 Fuß 8 Zoll groß, und nach dem im Beſitz des Profeſſors Wyman befindlichen Skelett zu ſchließen, erreichen ſie ſogar eine Größe von mehr als 6 Fuß. Das Weibchen iſt viel kleiner, weniger ſtark und von leichterem Bau; ein ausgewachſenes Exemplar in meiner Sammlung maß, als ich es geſchoſſen, 4 Fuß 6 Zoll.

Die Hautfarbe des jungen wie des alten Gorilla iſt tief ſchwarz. Dieſe Farbe zeigt ſich indeſſen nur im Geſicht, auf der Bruſt und an den Flächen der Hände. Das Haar eines ausgewachſenen, doch nicht alten Thieres iſt eiſengrau, indem die einzelnen Haare abwechſelnd mit ſchwarzen und grauen Streifen beringt ſind. An den Armen iſt das Haar dunkler und auch viel länger, bisweilen über zwei Zoll lang; es wächst auf dem Unterarm nach oben, auf dem Oberarm nach unten. Alte Gorilla werden, wie die Neger mir erzählten, ganz grau, und ich habe ein großes Männchen in meiner Sammlung, deſſen abgenützte Zähne ein hohes Alter verrathen, und deſſen Farbe auch mit Ausnahme des langen, ſchwarzen zottigen Haares auf dem Arm ein ſchmutziges Grau iſt. Der Kopf iſt mit röthlich-braunem kurzen Haar bedeckt, das faſt bis zum Hals, oder wo der Hals ſeyn ſollte, hinabgeht.

Bei dem ausgewachſenen Männchen iſt die Bruſt kahl, bei den Jungen aber dünn mit Haar bedeckt. Bei dem Weibchen ſind die Brüſte nur wenig entwickelt, die Bruſt ſelbſt iſt kahl. Die Farbe des Haars bei dem Weibchen iſt ſchwarz mit einer entſchiedenen Färbung von Roth, und nicht beringt wie bei dem Männchen. Das Haar an den Armen iſt nur wenig länger als am Körper, und hat dieſelbe Farbe. Die röthliche Krone welche den Schädel des Männchens bedeckt, zeigt ſich beim Weibchen erſt wenn es faſt ausgewachſen iſt. Bei beiden findet man das Haar am Rücken abgerieben, wahrſcheinlich dadurch daß ſie ſich im Schlaf an Bäume anlehnen.

Die Augen des Gorilla ſind tief eingeſunken, und die gewaltige darüber hervorſtechende knochige Stirn verleiht dem Geſichte den Ausdruck eines beſtändigen wilden Grolls. Der Mund iſt weit, die Lippen ſind ſcharf geſchnitten, ohne alles Roth an den Rändern, wie beim Menſchen. Die Kinnladen ſind von furchtbarer Wucht und Stärke. Die gewaltigen Augenzähne des Männchens, die ſich vollſtändig zeigen wenn es in ſeiner Wuth die Lippen aufzieht und die rothe Farbe des Innern ſeines Rachens zeigt, erhöhen die Wildheit ſeines Ausſehens. Bei dem Weibchen ſind dieſe Zähne kleiner.

Der faſt gänzliche Mangel eines Halſes gibt dem Kopf das Anſehen als ob er in den Schultern ſtecke, und rührt von der rückwärts gehenden Lage des occipitalen Knochenkopfes her, vermittelſt deſſen der Schädel auf dem Rumpfe ruht. Der Hirnkaſten iſt niedrig und gedrückt, und die hohe Kuppe des Schädels läßt das Profil der Hirnſchale eine faſt gerade Linie von dem Hinterkopf bis zu dem Rand über der Augenhöhlung beſchreiben. Die gewaltige Entwicklung der Muskeln an den Schläfen, die von dieſem Rand ausgehen, und die entſprechende Größe der Kinnlade ſind Beweiſe für die große Kraft des Thieres.

Die Augenbrauen ſind dünn, doch nicht genau begränzt, und verlieren ſich faſt in dem Haar des Schädels; auch die Augenlider ſind dünn. Die Augen ſtehen weit auseinander, die Ohren ſind kleiner als beim Menſchen, haben aber in ihrer Bildung große Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Ohre. Sie liegen faſt parallel mit den Augen. Von vorn geſehen, iſt die Naſe flach, doch etwas hervorſtehend, und zwar in Folge eines gelinde hervortretenden Naſenbeines mehr als bei irgendeinem andern Affen. Der Gorilla iſt der einzige Affe der ſolch einen Vorſprung hat, und kommt in dieſer Hinſicht dem Menſchen am nächſten.

Das Profil des Rumpfes zeigt eine gelind convexe Form. Die Bruſt iſt von großer Weite, die Schultern ſind äußerſt breit, und an der Bruſt erheben ſich ein paar Warzen wie bei den andern Affen und dem Menſchen. Der Bauch iſt von gewaltiger Größe, ſehr hervortretend und an den Seiten gerundet. Die Arme haben wunderbar entwickelte Muskeln, ſie ſind ſehr lang, und reichen bis auf die Kniee. Der Unterarm iſt von faſt gleicher Form vom Handgelenk bis an den Ellenbogen. Die große Länge der Arme und die Kürze der Beine bilden eine der hauptſächlichſten Verſchiedenheiten vom Menſchen; die Arme ſind nicht ſo ſehr lang im Vergleich zum Rumpf, aber im Vergleich zu den Beinen, die kurz ſind und vom Knie bis zum Knöchel an Dicke abnehmen und keine Wade haben. Die größere Länge des Armes im Verhältniß zum Unterarm verleiht dem Gorilla größere Aehnlichkeit mit dem Menſchen.

Die Hände des Thiers, beſonders beim Männchen, ſind von gewaltiger Größe, ſtark, kurz und dick. Die Finger ſind

Digitized by Google

kurz und sehr groß, da der Umfang des Mittelfingers am ersten Gliede bei einigen über sechs Zoll beträgt. Die Haut auf der Rückseite der Finger ist in der Mitte schwielig und sehr dick, was zeigt daß die gewöhnlichste Weise des Gehens auf allen Vieren ist, wobei das Thier auf den Knöcheln ruht. Der Daumen ist kürzer als beim Menschen, und nicht halb so dick wie der Zeigefinger. Die Hand ist bis an die Finger behaart, und diese sind wie beim Menschen mit kurzen dünnen Haaren bedeckt. Die innere Fläche der Hand ist nackt, schwielig und ganz schwarz. Die Nägel sind schwarz und wie die des Menschen gestaltet, doch verhältnißmäßig kürzer, indem sie nur wenig über dem Ende der Finger hervorstehen; sie sind dick und stark und scheinen stets sehr abgenützt. Die Hand des Gorilla ist fast eben so breit wie lang, und hat daher größere Aehnlichkeit mit der des Menschen als die von irgendeinem andern Affen.

Der Fuß ist verhältnißmäßig breiter als beim Menschen. Die Sohle ist schwielig und dunkelschwarz, und sieht etwa wie eine Riesenhand von gewaltiger Stärke aus. Die querlaufenden Furchen zeigen die Häufigkeit und Freiheit in der Bewegung der zwei Glieder der großen Zehe, und beweisen daß sie zu packen vermag. Die mittlere oder dritte Zehe ist länger als die zweite und vierte, die fünfte verhältnißmäßig kürzer als beim Menschen.

Die Zehen sind gewissermaßen in drei Gruppen geschieden: nach innen die große Zehe, nach außen die kleine Zehe und die drei andern theilweise durch eine Haut verbunden. Die zwei Glieder der großen Zehe maßen an einem Exemplar 6½ Zoll im Umfang. Als Ganzes hat der Fuß große Aehnlichkeit mit dem menschlichen, und bei keinem andern Thiere paßt er so wohl für eine aufrechte Haltung. Der Gorilla klettert denn auch weit weniger als andere Affen. Sein Fuß ist länger als die Hand, wie beim Menschen, während bei den andern Affen der Fuß etwas kürzer als die Hand ist. Das Haar wächst an den Füßen bis an die Theilung der Zehen.

Miscellen.

Der „Silber-Brunnen" in Florida. Prof. John Le Conte hat der American Association einen Aufsatz vorgelesen über die Phänomene welche „der Silber-Brunnen" in Marion County, Florida, zeigt. Obgleich die optischen Phänomene dieses Brunnens in hohem Grad übertrieben worden sind, so fand er doch, als er im verflossenen December einen Ausflug dahin machte, daß sie wundervoll genug waren. Während man ihm gesagt hatte, die Quelle sey 200 Fuß tief, zeigte eine sorgfältige Messung daß sie nur 30 Fuß Tiefe hatte. An einem hellen und warmen Tag ist der Anblick von der Seite eines Boots aus über alle Beschreibung schön. Jede Stelle des Grundes ist so hell als wenn kein Wasser darüber wäre, sondern nur die klare Luft. Der Boden ist dicht mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, entwickelt durch die Fülle des hineindringenden Sonnenlichts. Gegenstände unter der Oberfläche des Wassers, schief gesehen, erscheinen von prismatischen Farben umgeben. Der Beschauer scheint von irgendeinem hohen Punkt aus auf eine wahrhaft feenartige Scene hinabzublicken. Große Buchstaben am Grunde des Bodens lassen sich von der Oberfläche des Brunnens lesen als befänden sie sich in freier Luft. Kleine Buchstaben können nicht so leicht gelesen werden, weil die Oberfläche nicht ganz ruhig ist. (Yearbook of Facts.)

*

Der Orangenhandel auf den Gesellschaftsinseln. Seit der Entdeckung des Goldes in Californien ist ein großer Orangenhandel zwischen diesem Land und den Gesellschaftsinseln entstanden, wo es Orangen im Ueberfluß gibt. Der größte Theil dieser Orangen kommt von drei Inseln der Gruppe der Tahitis, nämlich von Tahiti, Huahina und Raetea. Man führt aus diesen Inseln jährlich ungefähr 5,000,000 Orangen aus; die Handelsleute bezahlen das Tausend an Bord der Ausfuhrschiffe gebrachter mit 37 Fr. 50 C. Dieser Handel befindet sich in den Händen einiger fremden Kaufleute zu Paputa auf Tahiti, welche fremde Waaren gegen diese Frucht austauschen, die von den Eingebornen, welche sie ihnen bringen, gepflückt wird. Die Orangen werden von Kindern am Fuß der Bäume niedergelegt, und von Weibern in Körben, welche aus Kokosnußbaumblättern gemacht sind, gesammelt; von dort werden sie dann an den Ankerplatz des Schiffs getragen das sie mitnehmen soll. Hier legt man sie unter einen langen Hangar, und wenn eine genügende Anzahl vorhanden ist, wickeln Weiber sie in Blätter ein. Eine geschickte Arbeiterin kann zwölfhundert Orangen täglich einwickeln, und verdient mit dieser Arbeit 90 Centimes. Der Orangebaum wächst in diesem Land aufs üppigste und überall, ebensowohl in den Schluchten welche sich am Meeresgestade hinziehen, wie auf den hohen gebirgigen Theilen der Insel. Sie wachsen, möchte man sagen, fast wild im freien Felde, und ohne daß man ihr Wachsthum an diesem oder jenem Orte fördert; allein die Eingebornen theilen die Bäume in Districte ab, als ob dieselben für sie erbliche Besitzungen bildeten. Dieß findet indeß erst statt seit Californien dieser Frucht einen besondern Werth verliehen hat; früher stand es jedem eben so frei davon zu nehmen wie Wasser zu schöpfen, und man fand fast eben so viele. Die Eingebornen pflegten aus den Orangen ein geistiges Getränk zu machen das sie Orangen-Rum nannten; allein von dieser Gewohnheit ist man jetzt vollständig abgekommen. Die Orangenernte beginnt im Februar und endigt im September. Während dieses Theils des Jahrs kann man die Frucht in jeder ihrer äußern Form sehen: als Blüthe, grün, halbgelb und reif. Im Frühling pflückt man die Frucht noch grün, im Sommer halbreif. Man pflückt sie vollständig reif nur bei ihrem Fallen. Die Erfahrung hat bewiesen daß diese Zustände die besten sind für die Erhaltung der zur Ausfuhr bestimmten Früchte. Wie wir oben gesagt, verbraucht Californien allein fast die Gesammternte der Gesellschaftsinseln. (Journal pour Tous.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. Augsburg, 7 Juli 1861.

Robert Houdin's Enthüllungen über die geheimen Künste der „Griechen."

Robert Houdin, der berühmteste aller jetzt lebenden Taschenspieler, dessen Memoiren vor kurzer Zeit einen so großen literarischen Erfolg gehabt hatten, schildert uns in seinem neuesten Buch [1] eine Menschenclasse der großen europäischen Städte, die man als den beau monde der Spitzbuben bezeichnen könnte, und die man im Französischen des Wohlklanges halber die „Griechen" nennt, nicht etwa weil sich irgend ein tertium comparationis zwischen ihnen und den Landsleuten des Miltiades und Aristoteles findet, sondern weil ein Neugrieche Namens Ayoulos zu Zeiten Ludwigs XIV am Hofe in Versailles seine Künste mit Frechheit und Gewinn betrieb, bis er entdeckt und seitdem seine zahlreiche Zunft als Griechen bezeichnet wurde. Es ist ein Unglück daß die französische Sprache selbst gegen die Gauner höflich ist. Man sollte dem Laster immer seinen vollen Titel gönnen, wenn auch keusche Ohren dadurch verletzt würden. Für den unsittlichen Wandel der Frauen hat die französische Sprache eine Menge toleranter Namen und Bezeichnungen erfunden um die Gefallenen über ihr innerliches Elend zu täuschen. Hätte man aber das Laster immer beim Namen genannt, manches Kind wäre vielleicht aus Scham von der Verführung gerettet worden, ebenso wäre vielleicht der eine oder der andere nie ein Gauner und falscher Spieler geworden, wenn man sein Handwerk nicht euphemistisch als Griechenthum bezeichnet hätte. Houdin's Enthüllungen nun haben für uns deßwegen einen hohen kritischen Werth, weil der berühmte Meister der Schnellfingerkunst seit Jahrzehnten den französischen Gerichten bei Spielbetrug als Sachverständiger gedient hat.

Die Art wie man in unserer Zeit dieses Gewerbe betreibt, verlangt bei der Witzigung des Publicums und der Wachsamkeit der Polizei besondere Talente; auch verbinden sich meistens mehrere der saubern Brüder zu gemeinsamen Streichen. Nicht immer aber herrscht Ehrlichkeit unter den Dieben. Drei Griechen hatten längere Zeit gemeinschaftlich in Paris „gearbeitet," als einer von ihnen, ein Italiener, La Candeur mit seinem Zunftnamen geheißen, den Cameraden anzeigte, er habe einen jungen Mann aus guter Familie ausgespürt. In der Oper wurden die beiden andern dem neuen Opfer vorgestellt. Die Freundschaft ward bald geschlossen und nach dem Schluß des Stückes die Nacht bei dem Restaurant der Maison dorée durchschwelgt. Zuletzt begann man zu spielen. Die drei Athenienser hatten sich verständigt daß man dem Goldfasan zuvor 3000 Frcs. gewinnen lassen, dann aber ihn unbarmherzig ausziehen wollte. Der Familiensohn öffnete beim Beginn des Spieles eine Brieftasche mit Banknoten und begann mit einem Zettel von 500 Franken. In kurzer Zeit hatte er die ihm zugebilligte Lockspeise bereits eingestrichen, als aber das Spiel sich gegen ihn wenden sollte, bekam er plötzlich Nasenbluten und entfernte sich aus dem Zimmer, wo er jedoch seine Brieftasche zurückließ. La Candeur eilte hinter ihm drein um dem Blutenden behülflich zu seyn. Die beiden andern befanden sich jetzt der gefüllten Brieftasche gegenüber und konnten nicht widerstehen sich mit ihr, nachdem sie das Abendessen und den Kellner reichlich bezahlt, aus dem Staube zu machen. Als man unten am Hause war, sprach der eine der Griechen, welcher das Portefeuille des Familiensohnes eingesteckt hatte, zu seinem Gefährten: „Geh hinauf und sage dem Kellner, wenn unsere Gesellschafter wieder kämen, solle man sie nach dem Café Riche schicken, wo wir sie erwarteten. Dadurch machen wir sie irre und gewinnen Zeit unsere Beute zu bergen." Kaum war der Grieche hinaufgegangen, so lief sein Gefährte spornstreichs davon, und hatte also alle, den Familiensohn, La Candeur und den letzten Gefährten betrogen. In seinem Schlupfwinkel angekommen, öffnete er behaglich das Portefeuille, fand aber statt der Banknoten nur falsche Zettel, während die 3000 Frcs. ächter Billette, die man den Familiensohn hatte gewinnen lassen, fehlten. Der Familiensohn gehörte nämlich wie die Cameraden zur attischen Zunft, nur war er noch gesalzener. Er und La Candeur hatten gemeinsam ihre Gefährten geprellt, während des Spieles waren die ächten Banknoten verschwunden und das Nasenbluten war ein tendentiöses gewesen, denn

[1] Robert Houdin, Les Tricheries des Grecs dévoilées. Paris 1861. Libr. Nouv. 8.

Digitized by Google

zur richtigen Zeit aus der Nase zu bluten gehört zu den Künsten des Hellenismus.

Vor 30 Jahren stand in Paris auf der Place du Châtelet, wo jetzt die Notariatskammer aufgebaut worden ist, ein berühmtes Speisehaus, nach seinem Bierschild das saugende Kalb (Veau qui tète) genannt. Während des Carnevals 1832 wurde dort ein Subscriptionsball gegeben, bei welchem, wie es in einer großen Stadt nicht anders seyn kann, unter 300 Personen der einzelne kaum ein Duzend kannte. Robert Houdin hatte eine Eintrittskarte gelöst, und da er nicht tanzte, begab er sich in das Spielzimmer, wo er beim Écarté nach und nach 10 Frcs. verlor. Als guter Wirth brach er das Spiel ab, und da ihm damals selbst dieser kleine Verlust zu Herzen gieng, so trat er an den Nebentisch um sich vielleicht an fremdem Unglück einen Trost zu erholen. Dort gieng es lebhaft zu beim Écarté, denn es glänzte Gold auf grünem Tuch. Auf der Seite wo Houdin stand, wurden auch wirklich vier Partien hintereinander verloren. Niemand ist abergläubischer als der Spieler im Verlust. Houdin, der einen „Unglücksabend" hatte, beschloß, um die Verluste ausgleichen zu helfen, sich hinter den Gewinner zu stellen, um der Gerechtigkeit halber eine Zeitlang ihm „Unglück zu bringen." Dieß war ein Mann von 40 Jahren, mit starkem blonden Bart, einem blauen bis zur Halsbinde zugeknöpften Rock. An seinen leichten Manieren hätte man ihn für einen Weltmann und vielleicht für einen ehemaligen Officier halten dürfen. Bald jedoch fiel es Houdin auf daß nach jedem gewonnenen Spiele der Zugeknöpfte seinem Gegner alle Wendungen des Spieles ins Gedächtniß führte. „Hätten Sie Carreau statt Pique [1] gespielt, dann mußte ich stechen, und Sie hätten den Point gemacht." Dieses Betragen öffnete Houdin die Augen, denn er wußte daß falsche Spieler gern den Gang des Spieles durchsprechen um Zeit für ihre Vorbereitungen zu gewinnen. Nun beobachtete Houdin sehr scharf die Finger des Zugeknöpften, und entdeckte bald daß er einem Meister zusah, der vor den Augen einer wachsamen Gallerie seine Kunststücke betrieb.

Wir wollen hier sogleich einschalten worin diese Kunststücke im allgemeinen bestehen, Houdin selbst hat in der zweiten Hälfte seines Buches oder im technischen Anhang sie beschrieben und durch Holzschnitte illustrirt. Man glaube deßwegen nicht daß sein Werkchen dadurch zum Lehrbuch für falsche Spieler dienen könnte. Er sagt nur so viel um falsche Spieler zu erkennen, und wie die Streiche vor sich gehen, die einzelnen Kunstgriffe, auf die alles ankommt, verschweigt er mit Vorbedacht. Das Handwerk der falschen Spieler besteht in drei Stücken: Erkennen der Karten auf der Rückseite, falsches Mischen, Neutralisiren des Abhebens. Um die Karten auf der Rückseite zu erkennen, dazu dienen in der Regel falsche Karten, welche die Spieler sehr oft in Taschen auf der Rückseite der Westen mitbringen und durch Taschenspielerfertigkeit vertauschen. Gefährlich sind die auf dem Rücken gemusterten Karten. Besteht das Muster aus Sternen oder Blumen, so wird der Spieler, je nachdem diese an dem einen Seitenrande voll erhalten, zu einem Viertel, zur Hälfte, zu drei Viertel durchschnitten sind, merken können ob Coeur, Carreau, Treffle oder Pique obenauf liegt. Je nachdem ferner das Muster an dem obern Rande der Karte voll erhalten, halb oder zu Vierteln durchschnitten ist, wird er wiederum erkennen ob die Karte ein As, ein König, eine Dame oder ein Bube ist. Deßhalb sind unter gewissen Umständen alle gemusterten Karten verpönt, und man nimmt statt ihrer weiße und glatte. Aber selbst die weißen, glatten werden in den Händen der Griechen zu Verräthern. So wurden Houdin einst eine große Anzahl weißer glatter Karten von den Gerichten zur Untersuchung übergeben. Man hatte sie bei einem Glücksritter confiscirt, von dem die Polizei, der Richter und Robert Houdin überzeugt waren daß es ein falscher Spieler seyn müsse. Die Karten schienen indessen ganz unschuldig, und Robert Houdin mußte sich endlich entschließen dem Urtheil andrer Sachverständigen beizutreten, die vor ihm sich für die Gesundheit der Kartenspiele erklärt hatten. Verdrießlich warf er eines der Spiele über den Tisch, als ihm plötzlich ein kleiner matter Punkt auf dem Rücken einer Karte auffiel. Es dauerte nicht lange, so fand sich daß die Hauptkarten alle mit matten Punkten bezeichnet waren, und zwar so daß man nach einiger Uebung aus der Stellung des Punktes zur Ecke der Karte Farbe und Rang der letzteren errathen konnte. Die matten Punkte wurden übrigens nur kenntlich, wenn man die Kartenfläche in gewisser Neigung zum Licht hielt. Ein scharfes Auge ist daher eines der Haupterfordernisse eines falschen Spielers. Selbst wenn aber ächte Karten auf den Tisch kommen, im Laufe des Spieles werden sie gefälscht. Der Grieche zeichnet nämlich die Hauptbilder mit dem Nagel, aber so leicht daß ein gewöhnliches Auge keine Verletzung wahrnimmt. Nicht sieht der Grieche die Zeichen nicht, sondern er fühlt sie. Ein feines Tastgefühl ist eine andere unerläßliche Qualität des Kartengauners. Um sich den Tastsinn scharf zu erhalten, tragen die Matadore der Griechen stets Handschuhe, reiben sich die Finger mit Bimsstein oder erhöhen die Reizbarkeit der Tastnerven durch Hauteinreibungen.

Es ist schon wichtig wenn man die Karten des Gegners kennt, beim Écarté zumal, welches in Frankreich das herrschende Spiel geworden ist. Sind die Karten bekannt, dann hilft die Fingerfertigkeit das Spiel im voraus ordnen. Das Hauptkunststück ist das Unterschlagen der Karte (filer la carte), welches darin besteht daß man die oberste Karte ein wenig vorschiebt und unter ihr die nächste hervorzieht. Houdin beobachtete einmal einen Virtuosen, welcher die Bravour so weit brachte daß er vor einer Gallerie von Zuschauern die oberste Karte des Spieles so oft unterschlug daß er sie als die letzte ausgab. Mit diesem Hülfsmittel wird sich beim Geben der Grieche einen Atout oder eine hohe Figur leicht in seine Hand spielen können. Beim Mischen aber geschieht

[1] In der deutschen Schweiz hat man versucht die Farbenzeichen der französischen Karte zu übersetzen. Daß man dort Herz statt Coeur sagt, wäre ganz vortrefflich, auch daß man Kreuz statt Treffle (Klee) sagt, mag noch angehen, seltsam aber klingt es, wenn Carreau als Eckstein und Pique als Schaufel (also z. B. Schaufel-Dame) bezeichnet wird. Ein derartiger Purismus hat wenig verführerisches.

Digitized by Google

es gewöhnlich daß der Künſtler ſein eigenes Spiel ordnet. Iſt dieß geſchehen, dann muß man verſtehen das Abheben zu paralyſiren. Dieß geſchieht dadurch daß man die abgehobene Kartenhälfte unterſchlägt (sauter la coupe) und zwar gibt es dafür fünferlei Arten — variatio delectat — und fünferlei techniſche Ausdrücke.

Kaum hatte Houdin einen eleganten Sauteur de coupe unter den zugeknöpften Blauen im ſaugenden Kalb erkannt, ſo theilte er einem der Feſtordner, Hrn. Briſſard, die Entdeckung mit. Ein Grieche gewinnt mit Sicherheit nur wenn an ihm die Reihe des Kartengebens iſt, er kann alſo auch bisweilen verlieren, ja er verliert abſichtlich und aus Vorſicht. Als der Zugeknöpfte acht Spiele verloren hatte, ſtand er auf. Briſſard trat auf ihn zu, und fragte ihn als Feſtordner wer ihn eingeführt habe. Der Grieche nannte einen Namen, und bezeichnete eine Richtung wo ſein Freund verweilen ſollte. Er lud die Herren ein ihm zu folgen, war aber plötzlich im Gedränge wie durch einen Zauber verſchwunden. Da er barhaupt fortgegangen war, ſo eilte man nach der Garderobe um zu fragen ob er dort ſeinen Hut abgeholt habe. Die Hoffnung ihn dort zu faſſen war jedoch vergeblich, denn auf weiteres Erkundigen erfuhr man vom Portier daß ein Herr im blauen Rock, mit ſtarkem Bart zum Hauſe hinausgegangen ſey, und dabei gelaſſen einen Claquehut aus der Taſche gezogen habe.

Eine andere Sorte von Spielern ſind die ſogenannten Spieler von Profeſſion, Leute welche wie die Alchymiſten nach den Geſetzen des Zufalles herumtappen. Als Houdin 1852 in Spa ſich zu ſeiner Erholung etliche Zeit aufhielt, wurde er an der Wirthstafel mit ſeinem Nachbar näher bekannt, einem alten Herrn, mit einem ſchneeweißen Einſiedlerbart und von blühender Geſundheit, den man Hrn. Raymond nannte, und der allgemein für ſehr reich gehalten wurde, weil er beſtändig Roulette ſpielte [1] und man reich ſeyn muß um dieß zu können, weil von allen Zufallsſpielen beim Roulette das wenigſte verſchenkt wird. Houdin lernte bald in Hrn. Raymond auch einen äußerſt geſchickten Virtuoſen in Kartenkunſtſtücken kennen, doch machte ſein Freund dieſe Begabung ſich nicht zu Nutze, denn nie ſah man ihn mit Karten in den Händen, ſondern er hielt ſich immer beim Rouge et noir oder beim Trente et quarante auf.

An einem vertrauensvollen Tag endlich ſuchte Raymond unſern Freund zu ſeiner Geheimlehre zu bekehren, daß nämlich der Zufall und die Spiellaune Geſetzen unterworfen ſey die man ausbeuten könnte. Hr. Raymoud ſelbſt geſtand, er ſey ein Spieler von Beruf, er lebe von dieſen ſeinen Kenntniſſen und gelte als wohlhabend. Seine Weisheit war die Weisheit aller jener Thoren die in Homburg, Wiesbaden und in Benazetville (in der Vulgärſprache Baden-Baden geheißen) ihr Vermögen zu den Spielpächtern tragen. Wenn die Roulettekugel zehnmal in Roth gefallen iſt, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit daß ſie das elftemal in Schwarz fallen wird, zehnmal ſo groß als beim erſtenmal wo ſie in Roth fiel. Das iſt das Credo der Spieler, und man nennt eine ſolche Lage des Spieles das Reifwerden der Glückswendung: la maturité des chances. In abſonderlichen Fällen iſt es aber vorgekommen daß dreißig Kugeln roth fielen. Wenn alſo irgendein orthodoxer Spieler beim elftenmal einen Gulden ſetzte, ihn verlor, und um ihn wieder zu holen beim zwölften Spiel zwei Gulden, beim 13ten vier Gulden und ſo fort immer verdoppelnd ſetzte, ſo würde er beim 30ſten Spiel ſeinen Einſatz auf nahe eine halbe Million haben ſteigern müſſen um ſeine bisherigen Verluſte zu decken und einen Gulden zu gewinnen. Raymond war beſcheiden genug ſein Glück nicht allein auf mathematiſche Grundſätze ſtellen zu wollen. Er geſtand daß er ſogleich zu ſpielen aufhöre, wenn er merke daß er einen „Unglückstag“ habe und das „Reifwerden der Chancen“ nur an „Glückstagen“ ausbeute. Am Tiſche ſey er ſtets der letzte der ſetze, und zwar damit nicht etwa andere „Pechvögel“ (enguignonnés) ſich ihm anſchlöſſen, denn nichts ſey anſteckender als das Spielunglück. Das Glück und wieder das Glück bleibt alſo immer das Entſcheidende.

Dieſe Schilderung eines Spielers iſt treu aus dem Leben, denn ſie paßt auf Tauſende und Tauſende gefoppter Müßiggänger. Zwei Jahre ſpäter ſtieß Houdin in Lichtenthal (Baden-Baden) wieder auf den Philoſophen des Roulettes, dießmal aber in herabgekommenem Anzuge. Er verſchmähte es nicht 20 Francs als „Darlehen“ anzunehmen, denn er hatte jetzt eine neue Spielmethode ſich erdacht die ihn „unfehlbar“ dahin führen werde die Bank zu ſprengen. Am nächſten Tage ſah man ſich wieder. Raymond hatte „vorſichtig“ geſpielt und 100 Francs gewonnen, er behielt aber das Darlehen noch, „weil fremdes Geld Glück bringe.“ Der Eremitenbart war inzwiſchen gefallen und nur ein ſtarker Schnauzbart ſtehen geblieben. Als Houdin ſich ſeinen Cameraden ſchärfer anſah, entdeckte er in ihm eine alte Bekanntſchaft, den zugeknöpften Blauen auf dem Balle im ſäugenden Kalbe. Raymond bekannte auch ohne Zögern daß ſich der Taſchenſpieler nicht getäuſcht habe, und da ſich bei der Bank bald darauf das Glück wieder gegen ihn wandte, der frühere Gewinn ſammt dem Darlehen verloren wurde, ſo ließ er ſich nicht lange bitten um gegen ein Almoſen Houdin Geſtändniſſe aus ſeinem früheren Leben zu machen.

Es hatte damit begonnen daß er in zwei Jahren ein Vermögen von 20,000 Frcs. Rente durchbrachte und wegen Wechſelſchulden nach Clichy wanderte. Dort machte er Bekanntſchaft mit einem lockern Vogel, Namens Andreas, der ihm Unterricht im Falſchſpielen gab. Sehr viele Bewohner des Schuldzwingers beſitzen noch anſehnliche Geldquellen. Man gibt ſich gegenſeitig Baukette, bei denen ſelbſt „Damen“ nicht fehlen und verſpielt dabei beträchtliche Summen. Die beiden Cameraden ſchloſſen Brüderſchaft und nahmen bald ihren Mitgefangenen ſo viel Geld ab um ihre Gläubiger befriedigen zu können. In die Freiheit zurückgekehrt, lebte nun Raymond in Ueberfluß und Verbrechen als Mitglied eines Gauner-

[1] Houdin verſichert uns daß es auch falſche Roulettes gebe, wo durch eine unſichtbare durch Federdruck in Gang gebrachte Vorrichtung ſich die rothen Fächer auf Koſten der ſchwarzen erweitern und verengern ließen, ſo daß der Croupier, je nachdem die eine Farbe mehr bedeckt war als die andere, der Kugel mehr Chance geben konnte in die eine oder die andere Farbe zu fallen.

Digitized by Google

clubs, deſſen Mitglieder ſich die Philoſophen hießen. Von ihren Streichen wollen wir hier nur den raffinirteſten von allen anführen, der zugleich als furchtbare Warnung dienen kann.

Unter den „Philoſophen" war Chauvignac derjenige, welcher die Hauptrolle bei jeder Betrügerei übernahm, nämlich ſeinen Cameraden reiche Gimpel zuzuführen. Calais, Boulogne und Saint-Omer waren der Schauplatz wo die Streiche vollſtreckt, Paris der Ort wo die Opfer gewählt wurden. Dort hieng ſich Chauvignac an den Sohn einer höchſt angeſehenen, alten Familie Olivier de X. Der junge Mann trieb einen Luxus über ſeine Mittel, denn das Geld welches ihm ſein Vater bewilligen konnte, reichte für ein flottes Leben nicht aus. Von ſeinen Schulden gedrückt, fragte Olivier einſt ſeinen Gefährten, wie er, ohne Vermögen, es denn anfange alle ſeine Launen zu befriedigen, ohne beſtändig von Wechſelgläubigern verfolgt zu werden. Auf eine ſolche Frage hatte Chauvignac ſchon lange gelauert. Es hienge, ſprach er, nur von ſeinem Freund ab bequem zu leben. In der Welt gäbe es nur zwei Sorten Leute: die Foppenden und die Gefoppten. Er zeigte ihm Beiſpiele aus dem Leben, wie weit man es mit etlicher Unredlichkeit bringen könne, doch widerſtand Olivier den erſten Sophismen, und hielt feſt daran daß die Gefoppten die ehrlichen Leute, die Foppenden die Betrüger ſeyen. Chauvignac ließ ſich von dieſem Reſt tugendhafter Gefühle nicht irre machen. Er geſtand offen daß er zu einer Geſellſchaft von „Philoſophen" gehöre, welche ſichere Mittel beſäßen im Spiel zu gewinnen. „Aber im Spiel betrügen, fuhr Olivier auf, iſt ja nur das Geſchäft von ehrloſen Menſchen!" — Das eben, fuhr Chauvignac fort, beſtreite ich, denn was nennſt du im Spiel betrügen? — „Im Spiel betrügen nenne ich die Anwendung geheimer Mittel um auf das Spielglück einzuwirken." Der ſophiſtiſche Verführer zeigte ihm nun daß faſt kein Spieler in dieſem Fall ehrlich zu Werke gehe. Der eine ſetze ſich an einen beſtimmten Platz der ihm Glück brächte, der andere führe eine glückbringende Münze im Geldbeutel oder irgendeinen Talisman in der Taſche. Jeder von ihnen glaube feſt an die Wirkſamkeit ſeiner geheimen Mittel, und wende ſie an um dem Gegner ſein Geld abzunehmen, daher gehörten alle ſogenannten ehrlichen Leute nach ſtrenger Moral zu den „Philoſophen." Von Talleyrand erzählte er folgende Anekdote. Er ſpielte Boutllotte, ein Spiel wo es gilt den Gegner durch ein größeres Brelan [1] zu ſchlagen. Der Verlierende überläßt dann ſtets ſeinen Platz dem nächſten Liebhaber. Zwei Gegner hatten ſchon gepaßt. Zehn Louis! ruft der dritte. Zwanzig! bietet Talleyrand. Vierzig! ruft der erſte. Meine ganze Börſe, verſetzt der Diplomat. Aber während er noch ſpricht, läßt er eine Karte fallen, die er zwar raſch wieder aufrafft, die der Gegner aber als einen Neuner erkennt und ein Neuner war die Umſchlagkarte. Beſteht das Brelan aus derſelben Karte wie die Umſchlagkarte, ſo wird dieſe gleichſam mitgezählt, man hat dann ein „viereckiges" oder vierfaches Brelan, die höchſte Chance im Spiel. Der Gegner beſaß ein Königbrelan, da aber Talleyrand ſo entſchloſſen ihn überboten hatte, mußte er glauben, er beſitze ein viereckiges Brelan. Eingeſchüchtert legte er die Karten nieder, d. h. er verlor ſeine 40 Louis. Hinterdrein ergab ſich daß der Diplomat drei ungleiche Karten und darunter den Neuner gehabt hatte, den er zur Einſchüchterung des Gegners fallen ließ. Wie ſteht es in dieſem Fall mit der Moral? Es iſt gewiß erlaubt im Spiel den Gegner zu täuſchen und ihn einzuſchüchtern, aber es muß innerhalb der Spielregeln vorgeſehen ſeyn, und anſtändige Leute würden wahrſcheinlich mit Talleyrand nicht weiter geſpielt haben, wenn anders die Anekdote wahr geweſen iſt.

Durch allerhand Sophismen über die Gränzen des Erlaubten und Unerlaubten im Spiele hatte Chauvignac ſein Opfer in ein Kaffeehaus gezogen und um ihn zu unterhalten, zeigte er ihm einen wohlgenährten Spießbürger der für ſie den Kaffee zahlen ſolle. Chauvignac bot dem wackern Manne eine Partie Piquet gegen die Kaffeezeche an, der Vorſchlag wurde angenommen und nach zwei Spielen mußte der Bourgeois zahlen. Nach dieſer erſten Probe entfernte ſich Chauvignac mit ſeinem Zögling, der betäubt und halb verführt auf der Straße die bedenkliche Frage an ſeinen Begleiter richtete, ob ſolche Kunſtſtücke lange Uebungen erforderten. Chauvignac meinte, dieß hänge von der perſönlichen Begabung ab, lud aber ſeinen Cameraden zu einigen Studien zu ſich auf das Zimmer. Olivier zögerte. „Es macht dich, fuhr der Verführer fort, zu nichts verbindlich, jedenfalls iſt es gut ſo etwas zu kennen, wenn auch nicht zur Benützung, doch zur Gegenwehr gegen andere." So folgte ihm denn Olivier und wurde eingeweiht in die Anfangsgründe, nämlich in das Spielen mit ſchräg geſchnittenen (biseautées) Karten. Der Betrug beſteht hier darin daß von der Längenſeite gewiſſer Karten ein dreieckiger Streifen abgeſchnitten wird, freilich ſo unmerklich daß das Auge kaum etwas, ſondern nur der feine Taſtſinn eines Griechen den Unterſchied erkennen kann. Bisweilen auch werden die Kartenränder concav oder convex geſchnitten und zwar immer nur entweder die Karten höchſten Ranges oder einer gewiſſen Farbe. Olivier fand ſich bald in die vorgeſchriebenen Kunſtgriffe und hatte ſichtlich eine Freude an der eigenen raſch erworbenen Fertigkeit. So trennte man ſich.

Chauvignac hütete ſich in den nächſten Tagen weiter über ſeine Art von „Philoſophie" zu ſprechen, bis ihm eines Tages Olivier geſtand daß ihn ein Wechſel von 1000 Frcs. drücke. Der Grieche bot ſogleich eine Banknote in dieſem Betrage dem jungen Verſchwender an und verſprach eine zweite „als Abſchlagszahlung von 30,000 Frcs. die ſchon lange auf Olivier warteten." Graf Vandermool, ein reicher Belgier, fuhr Chauvignac zur Erklärung ſeines Räthſelwortes fort, halte ſich gegenwärtig in Boulogne auf und ſey ein eingefleiſchter Spieler, dem es nicht darauf ankomme 100,000 Francs zu verlieren. Wenn man von dem Fette des Millionärs etwas abſchöpfe, ſo könne Olivier vergnügt und ſorgenfrei in einigen Tagen wiederkehren und ſeiner Maitreſſe einen

[1] Ein Brelan nennt man ein Kleeblatt gleicher Karten, z. B. drei Buben, drei Könige. Der Rang der Brelankarten entſcheidet den Werth zweier vorhandener Brelans.

Digitized by Google

Caſchmirſhawl mitbringen. Der junge Mann zögerte, aber Chauvignac riß ihn mit ſich: er ſolle ſich wenigſtens in Boulogne das Ding anſehen, er könne ja an Ort und Stelle noch immer Nein ſagen.

So reisten beide nach Boulogne und ſtiegen im Hôtel de l'Univers ab, wo ein dritter „Philoſoph" Namens Chaffard, ſie mit dem Grafen Vandermool bekannt machte, einem liebenswürdigen Herrn von 50 Jahren und herzlichem und gewinnendem Aeußern. Alles gieng bald nach Wunſch. Am Abend vor ſeiner Abreiſe lud der Graf die drei Gevattern zu ſich auf ſeine Zimmer. Man plauderte eine Zeit lang und als das Geſpräch ſtockte, ſchlug der Graf ſelbſt ein Spiel vor und zwar Écarté. Chauvignac und Chaffard erklärten daß ſie das Spiel zu ſchlecht ſpielten und ſich darauf beſchränken müßten gegen einander zu wetten, zugleich verſtändigten ſie Olivier, dieß geſchähe nur um etwaigem Verdacht vorzubeugen. Uebrigens waren ja die Gewinne eben ſo viele Streiche ins Waſſer, denn die Philoſophen tauſchen ſpäter die gewanderten Summen wieder aus. Ehe man ſich noch ſetzte, hatte auch ſchon Chauvignac, ohne daß es der Graf merkte, die Karten auf dem Tiſch mit beſchnittenen vertauſcht. Der Graf wollte nur gegen Banknoten ſpielen „denn Metall habe im Salon einen ſchlechten Geruch." Olivier ſetzte ſich ihm gegenüber, entſchloſſen von den falſchen Karten keinen Gebrauch zu machen, ſondern dem Glück ſeinen Lauf zu laſſen. Allein ſchon bei der zweiten Partie hatte hatte er ſein Tauſendfrancs-Billet, das einzige in ſeinem Beſitz, verloren. Jetzt gab ihm Chauvignac einen Wink und Olivier begann ſeine verbrecheriſchen Handthierungen. Er hatte leichtes Spiel, denn Vandermool war ſo kurzſichtig daß er die Karten dicht vor die Naſe halten mußte, um ſie zu erkennen. Natürlich wendete ſich ſogleich der Verluſt auf Seite des belgiſchen Grafen, der übrigens keinen Augenblick ſeine Laune verlor. Erſt als ſeine Verluſte ſich auf 80,000 Fr. beliefen, bemerkte er, daß er jetzt nur noch 20,000 Fr. wagen wolle, aber nicht mehr. Ehe er dieſe letzte Summe aber preisgebe, fügte er hinzu, ſey es billig ihm eine Pauſe zu gönnen und ſie mit dem Souper auszufüllen, vielleicht daß ſich inzwiſchen ſein Unglück erſchöpfe. Aus Nachſicht gegen den Verlierenden gieng man auf den Vorſchlag ein. Olivier war von ſeinem Erfolge berauſcht, er drückte heimlich Chauvignac die Hand, und man ſetzte ſich zu Tiſch, wo es ziemlich heiter zugieng. Beiden Parteien lag indeſſen daran das Spiel zu beendigen, und ſo griff man denn bald wieder zu den Karten. „Wir wollen es kurz machen," bemerkte der Graf, „ich ſetze den Reſt von 20,000 Fr. auf ein Spiel." Der Vorſchlag wurde angenommen und die Karten vertheilt. Aber ſiehe da! dießmal gewann der Graf und im nächſten Spiel wieder. Olivier mochte ſeine Künſte noch ſo ſehr wirken laſſen, er erhielt die ſchlechten, ſein Gegner die guten Karten. Fragend ſchaute er Chauvignac an, der ihm winkte fortzufahren. Bald hatte er alle Gewinne verſpielt und ſtürzte ſich jetzt in Schulden. Ein Spiel nach dem andern gieng verloren, als der Graf plötzlich ernſt und ſtreng wurde. „Sie haben jetzt," rief er aus, „100,000 Fr. verloren. Sie müſſen auch bezahlen. Decken Sie zuvor Ihre Verluſte baar, wie ich es früher gethan habe, dann wollen wir weiter ſpielen." Olivier gerieth in Verlegenheit, ſtotterte, ſprach von Ehrenwort, von ſpäterm Bezahlen und dergleichen. „Sacrebleu! polterte jetzt der Graf, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. Sie ſprechen von Ehre und Ehrenwort! Das ſteht Ihnen ſchlecht an! Hr. Olivier v. X. Sie ſind ein Betrüger! Die Karten die hier liegen ſind beſchnitten, und Sie haben Sie mitgebracht!" Olivier verlangte Genugthuung. „Die ſollen Sie haben," rief der Belgier, indem er heftig an der Glocke zog. Sein Bedienter erſchien. „Suchen Sie," rief er ihm zu, „augenblicklich den Polizeidirector und bitten Sie ihn ſich ſchleunig hieher zu begeben." Olivier rief um Gnade. Der Graf bedeutete dem Bedienten vor der Thüre zehn Minuten zu warten, und wenn er keinen Gegenbefehl empfienge, nach der Polizei zu laufen. „Jetzt, mein Herr," rief der Graf, „werden dieſe Karten eingepackt, und Sie verſiegeln ſie mit dem Ring den Sie am Finger tragen." Olivier ſchaute auf Chauvignac. Dieſer zuckte als Antwort mit den Achſeln. Als die Karten verſiegelt waren, ſprach der Graf weiter: „Ich habe Ihnen mit dieſen Karten 100,000 Fr. abgewonnen, die Sie mir ſchuldig ſind. Setzen Sie ſich nieder und ſchreiben Sie einen Wechſel für dieſe Summe nach Sicht zahlbar." Olivier zögerte. Der Graf griff nach der Glocke. „Schellen Sie nicht," rief der Geängſtigte, „ich werde unterzeichnen." Olivier ſchrieb alſo den Wechſel, kehrte nach Hauſe zurück, bekannte ſeinem Vater den Vorfall, und dieſer zahlte gegen Rückgabe des Wechſels und der Karten, um ſeine Familienehre zu retten, die 100,000 Fr., ohne zu ahnen daß der Graf Vandermool kein Graf, ſondern der Helfershelfer Chauvignacs geweſen, und daß während des Soupers die falſchen Kartenſpiele mit andern vertauſcht worden waren, bei welchen das Beſchneiden im verkehrten Sinn angewendet worden war, ſo daß bei Anwendung des falſchen Vertheilens die ſchlechten Karten ſtets in das eigene Spiel des Gebers fallen mußten!

Raymond hatte nach längerer Zeit die Philoſophen verlaſſen, das falſche Spiel verſchworen und ſeinen Schwur gehalten. Er ſpielte jetzt an den Banken, und, zur Zeit wo ihn Houdin in Spa ſah, mit andauerndem Glück. Das Glück aber hielt er nicht für Glück, ſondern für die nothwendige Folge ſeiner Spielmethode und ſeines Spielerbetragens oder ſeiner „Conduite," wie der techniſche Ausdruck heißt, bis ſich das Glück wendete und weder Methode noch Conduite helfen wollten. Houdin verſichert uns daß die meiſten falſchen Spieler zu gleicher Zeit leidenſchaftliche Haſardſpieler ſind, und ihre unredlichen Gewinne gewöhnlich redlich in die öffentlichen Banken fließen laſſen. Es iſt dieß eine merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung, und hat etwas ſittlich befriedigendes, inſofern es das Spiel ſelbſt wieder iſt welches den Verbrecher ruinirt und ihn wahren Tantalusqualen ausſetzt. Raymond hielt ſich noch lange Zeit in Baden auf, immer von der Hoffnung gepeinigt die Bank des Hrn. Benazet ſprengen zu können. Es dauerte aber nicht lange, ſo erhielt Houdin in Paris einen Bettelbrief von dem Vagabunden, den er direct nicht beantwortete. Doch ließ er ihm durch Dritte anonym noch einmal ein Almoſen zufließen. Lange hörte er nichts mehr von dem Metaphy-

Digitized by Google

ſiker des Roulette, bis plötzlich eines ſchönen Tages ein eleganter Wagen vor ſeiner Wohnung hielt, und niemand anders herausſtieg als der Tiſchnachbar in Spa. Houdin meinte anfangs, es ſey dem vergnügten Sünder doch ſchließlich gelungen die Bank in Baden zu ſprengen, aber Raymond löste ihm das Räthſel ſeines Ueberfluſſes auf andere Weiſe. Ein Bruder war geſtorben und hatte ihm 25,000 Frcs. Einkommen hinterlaſſen. Im Beſitz dieſes Vermögens hatte er alle Attentate auf den Geldbeutel des Spielpächters in Baden-Baden aufgegeben, und ſich einem ſtillen Lebensgenuſſe zugewendet, der übrigens ſehr raſch durch ſeinen Tod ein Ende fand. Sein neuerworbenes Vermögen fiel teſtamentariſch an milde Stiftungen.

Nach Houdins criminaliſtiſchen Erfahrungen ſoll in Frankreich die Zahl der falſchen Spieler viel größer ſeyn als man in der Regel meine. Wenn trotzdem ſo wenige dergleichen Verbrecher zur Beſtrafung kommen, ſo rühre dieß hauptſächlich daher, weil das Haſardſpielen an ſich verboten ſey, und die Betrogenen, wenn ſie die Strafgewalt zu Hülfe rufen, ſich ſelbſt in Unannehmlichkeiten bringen würden. In der Regel geſchieht es daher daß man ſich von dem falſchen Spieler das Geld zurückgeben läßt, und ihn mit Fußtritten und Ohrfeigen zur Thüre hinauswirft. Dann aber iſt in neuerer Zeit die Entdeckung des Verbrechens viel ſchwieriger geworden als früher. Solche grobe Mittel wie das Beſchneiden der Karten kommen faſt nie mehr vor, weil ſie zu gefährlich ſind. Ein reines Spiel Karten wird erſt während des Spieles gefälſcht, und wie wenig dazu gehört, mag man aus folgendem Umſtand erſehen. Wenn ein ganz friſches Kartenſpiel an einem nur wenig feuchten Ort gelegen hat, ſo wird ein geübter Grieche die Figuren von den niedern Karten dadurch unterſcheiden können, daß die erſteren beim Geben weniger glatt ſich abziehen laſſen. Durch einen ſtarken Druck mit dem Daumen der linken Hand beim Kartengeben ſteigert ſich dieſe Eigenſchaft, welche daher rührt daß die Malerei der Karten mit Gummi gefirnißt wird welcher bei vorhandener Feuchtigkeit etwas weniges klebrig wird, ſo daß alſo die Figuren die ſtärker gummirt ſind auch weniger leicht abgleiten als die niedern Karten, was für einen eingeübten Falſchſpieler ſchon hinreicht zur Ausführung ſeiner Betrügereien. Außerdem benützt man auch ein Syſtem des Telegraphirens. Der Grieche hat ſeinen Helfershelfer, der ſich, ſcheinbar ihm völlig fremd, hinter das Spiel des Gegners ſtellt, und durch gewiſſe Bewegungen des Mundes die Farbe und durch gewiſſe Richtungen des Auges den Rang der Karten anzeigt. Es gibt überhaupt nur ein ganz ſicheres Mittel im Spiel nicht betrogen zu werden, nämlich gar nicht zu ſpielen, oder nur mit ſeinen nächſten Bekannten.

Die Inſel des Robinſon Cruſoe.

(Aus All The Year Round.)

Seit länger als 100 Jahren hat die Volksmeinung einen unbeſtreitbaren Zuſammenhang zwiſchen Robinſon Cruſoe und der Inſel Juan Fernandez angenommen, ſo daß man, wo ihrer nur immer in Geographien und Reiſebeſchreibungen Erwähnung geſchieht, einer Hindeutung auf den Helden der Schöpfung Defoe's gewiß ſeyn kann. Die oberflächlichſte Prüfung indeſſen eines unabgekürzten Exemplares von Robinſon Cruſoe ergibt daß dieſes Buch gar nichts mit Juan Fernandez zu ſchaffen hat; im Gegentheil iſt darin eine durchaus genau bezeichnete in einem anderen Theile der weſtlichen Hemiſphäre gelegene Oertlichkeit ſtatt der imaginären Inſel angegeben. Man kann inſofern das Entſtehen dieſer Täuſchung Defoe in etwas zur Laſt legen, weil derſelbe die Idee zu ſeinem Buch überhaupt, wie die darin behandelten Details auf ſeine Erdichtungen, die wohlbekannten Schickſale des Alexander Selkirk betreffend, baſirt haben ſoll. Sie iſt kurz dieſe. Selkirk war Sailing-Maſter auf einem engliſchen Caper, welcher, von Capitän Stradling befehligt, in der Südſee kreuzte und im Jahr 1704 bei Juan Fernandez anlegte, um daſelbſt Proviant einzuladen und Schiffsreparaturen vorzunehmen. Jene Inſel war nämlich damals den engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Seefahrern ebenſo gut bekannt, und ward faſt eben ſo häufig von denſelben beſucht, wie es heutigen Tages der Fall iſt. In Folge eines heftigen Streites zwiſchen ihm und ſeinem Befehlshaber beſchloß Selkirk das Schiff zu verlaſſen, und ward — auf ſein eigenes Anſuchen — im September 1704 ans Land geſetzt, nachdem man ihn mit einer Truhe, Kleidungsſtücken, Bettzeug, einer Muskete, einem Pfund Schießpulver, mit Stahl und Feuerſtein, einigen Pfunden Tabak, einem Beil, einem Meſſer, einem Keſſel, einer Bibel und anderen Andachtsbüchern, einem Reißzeug und einigen ſeemänniſchen Büchern verſehen hatte. Er blieb vier Jahre und vier Monate auf beſagter Inſel, bis er im Februar von Woodes Rogers — Befehlshaber des „Duke" — eines britiſchen Capers — als Oberſteuermann an Bord genommen ward. Nach langem Hin- und Herkreuzen kehrte er endlich im October 1711 — acht Jahre vor Herausgabe des Robinſon Cruſoe — nach England zurück.

Man beachte wohl daß Selkirk ſich freiwillig ans Land begab, wohl verſehen mit Waffen, Geräthſchaften, Kleidungsſtücken und Büchern, und zwar auf eine Inſel die bereits ſeit 200 Jahren der Zufluchtsort der Schiffe verſchiedener Nationen geweſen war. Robinſon Cruſoe hingegen hatte Schiffbruch gelitten, und ſchwamm nach einer wüſten Inſel, welche nicht auf der Landkarte bemerkt iſt. Juan Fernandez liegt im ſtillen Meere, etwa 34 Grad oder mehr als 2000 Meilen ſüdlich vom Aequator und 400 Meilen von der Südweſtküſte Südamerika's. Jetzt wollen wir ſehen wo ſich die Inſel Robinſon Cruſoe's befindet.

Letzterer berichtet daß er einige Jahre als Plantagenbeſitzer in Braſilien gelebt und, wegen Mangels an Sklaven

Digitized by Google

in Verlegenheit, Veranlaſſung gefunden habe ſich an einer Fahrt nach der gegenüberliegenden afrikaniſchen Küſte zu betheiligen. „Von San-Salvador-de-Bahia, an der Oſtküſte von Braſilien," ſagt er, „giengen wir unter Segel und ſteuerten nordwärts an unſerer Küſte, in der Abſicht nach der afrikaniſchen überzuſegeln. Nachdem wir mit heftigem Sturm gekämpft hatten, überkam uns, als wir uns 12 Grad 18 Minuten geographiſcher Breite befanden, ein abermaliger Orkan, welcher das Schiff weit weſtwärts trieb, und uns dermaßen dem Bereich alles menſchlichen Verkehrs entrückte, daß wir — wenn wir überhaupt hoffen durften den Meeresfluthen zu entkommen — eher in Gefahr waren von den Wilden gefreſſen zu werden als des Glückes zu genießen unſer Heimathland je wieder zu begrüßen. Während dieſer unſerer Noth erſcholl eines Morgens früh aus dem Mund einer unſrer Leute der Ruf: „Land!" Kaum waren wir auf das Verdeck geſtürzt, in der Hoffnung ausfindig zu machen an welchem Weltende wir uns befänden, als das Schiff plötzlich auf eine Sandbank geſchleudert ward. Jede ſeiner Bewegungen war im Nu gehemmt, und die Fluthen brachen mit ſolch einer Rieſengewalt auf dasſelbe herein, daß wir nichts anderes als unſeren ſofortigen Tod erwarteten. Das Schiffsvolk flüchtete ſich in die Schaluppe, die aber alsbald verſank und alle mit ihr, bis auf Robinſon Cruſoe, welcher ſchwimmend das Ufer erreichte, und ſich auf eine Inſel verſetzt ſah, von deren höchſtem Punkt aus das Feſtland an ſonnenhellen Tagen ſichtbar war. Cruſoe berichtet daß ſein Freund Freitag während der erſten Unterredung, welche zwiſchen ihnen ſtattfand, eines Stromes Erwähnung that welcher an der Inſel vorüberſchieße, „den ich, ſagt er, für nichts anderes hielt als die hereinbrechende Fluth, der jedoch, wie mir das ſpäter klar ward, in dem Ab- und Zufluſſe des mächtigen Stromes Orinoco ſeinen Urſprung hatte, an deſſen Mündung, wie ich das nachher entdeckte, unſere Inſel gelegen war. Das Land, welches ich nach Weſten und Nordweſten zu wahrnahm, war die große Inſel Trinidad, vor dem Delta des Orinoco gelegen. Sollten noch kräftigere Beweiſe erforderlich ſeyn, um darzuthun daß die Inſel Juan Fernandez kein größeres Anrecht hat als der Aufenthalt des Robinſon Cruſoe angeſehen zu werden, als die Inſel Lampeduſa für die des Proſpero gelten kann — ſo wird aller und jeder Zweifel durch den Titel der Original-Ausgabe des Robinſon Cruſoe — von den Verlegern neuerer Zeit beſtändig abgekürzt — beſeitigt. Derſelbe lautet wie folgt: „Leben und ſeltſame Abenteuer des Seemanns Robinſon Cruſoe, aus York gebürtig, welcher, nachdem er durch Schiffbruch, in dem die ganze übrige Schiffsmannſchaft umkam, ans Land geworfen war, 28 Jahre mutterſeelenallein auf einer unbewohnten Inſel an der Küſte von Amerika, unfern der Mündung des großen Stromes Orinoco, lebte, nebſt einem Bericht, wie er endlich auf wunderbare Weiſe durch Seeräuber erlöst ward; von ihm ſelbſt geſchrieben. Verlag von Mr. Taylor, am Ship, Paternoſter-Gaſſe."

Die Abenteuer von Alexander Selkirk hingegen wurden von Capitän Woodes Rogers und Edward Cooke im J. 1712 — ſieben Jahre ehe Robinſon Cruſoe im Verlag erſchien — veröffentlicht, und zwar in einem Buch, deſſen Titelblatt genugſam den Inhalt beſagt: „Schauſtellung der Welt, oder eine auserleſene Sammlung von Reiſen und Reiſebeſchreibungen, gewählt aus den Werken von Schriftſtellern aller Nationen, und geſäubert von den Muthmaßungen und Einſchaltungen verſchiedentlicher prahleriſcher Redacteure und Ueberſetzer. Eine jede der Reiſebeſchreibungen iſt bündig und faßlich, und die Eintheilung der Provinzen und Königreiche genau bemerkt. Mit vielen Karten und Kupferſtichen nach den berühmteſten Künſtlern illuſtrirt und ausgeſchmückt. London, 1711." Der ſechste Band dieſes Werkes enthält die Beſchreibung der Seereiſe während welcher Selkirk auf der Inſel Juan Fernandez ausgeſetzt ward. Es mag als ſehr wahrſcheinlich angenommen werden, daß Deſoe in Betreff vieler Details ſeine Erzählung auf die Abenteurer Selkirks baſirt hat — letzterer unterhielt zahme Ziegen und Katzen — Robinſon Cruſoe hatte ſeinen Papagai, ſeinen Hund und ſeine Ziege. Dennoch aber gebührt Deſoe ohne alle Frage die Ehre einer eigenen großen Schöpfung. Wahrſcheinlich iſt daß er Selkirk perſönlich gekannt, ja ſelbſt Umgang mit demſelben gepflogen habe. Man hat gemuthmaßt daß der Plan in Betreff des „Robinſon Cruſoe" Deſoe durch Sir Richard Steele in den Sinn gegeben ward, welcher Selkirk zweifelsohne kannte, denn er ſagt in dem „Engliſhman," Nr. 26, vom Decbr. 1814: „Der Mann von dem ich rede, iſt kein anderer als Alexander Selkirk, deſſen Name allen Wißbegierigen ſeines merkwürdigen Geſchickes wegen gar wohl bekannt iſt, das ihn vier Jahre und vier Monate mutterſeelenallein auf die Inſel San Fernandez bannte. Ich war ſo glücklich bald nach ſeiner Ankunft in England im Jahre 1711 (?) viel mit ihm zu verkehren. Da er ein äußerſt geſcheidter Mann iſt, ſo verlohnte es ſich wahrlich wohl der Mühe ihn ſich über die während jener langen Einſamkeit in ſeinem Gemüth ſtattgefundenen Revolutionen ausſprechen zu hören."

Steele's Schilderung der Unterhaltungsgabe Selkirks muß in der That um ſo ungewöhnlicher Art geweſen ſeyn, da es in ganz England wohl nicht leicht jemanden gab auf den die Abenteuer des letzteren einen mächtigerern Eindruck machen konnten. Steele nämlich liebte die Geſelligkeit in hohem Grad, und es war ihm nicht möglich ſelbſt für eine kurze Zeit allein zu ſeyn. Auf die Vereinſamung Selkirks hindeutend, ſagte er: „Wenn wir bedenken wie peinlich es für die meiſten Menſchen iſt ſelbſt nur einen Abend allein zu verleben, können wir uns einen Begriff davon machen wie entſetzlich eine unabänderliche und unausgeſetzte Einſamkeit für einen Mann ſeyn mußte der im Seemannsleben groß geworden, und ſtets und ſtändig daran gewöhnt war die Freuden und Leiden des Lebens mit ſeinesgleichen zu theilen — in Geſellſchaft zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, kurz alle und jede Beſchäftigung vorzunehmen.

Doch wir möchten die Aufmerkſamkeit der Leſer beſonders auf die Muthmaßung hinlenken daß Deſoe, als er den Plan zu ſeinem Buch entwarf, weniger an Selkirk als an Peter Serrano dachte, einen ſpaniſchen Matroſen, deſſen Schickſale in einem Buch behandelt ſind welches Deſoe zweifelsohne bekannt war,

Digitized by Google

betitelt: „The Royal Commentaries of Peru," — aus dem Spaniſchen von Garcilaſſo de la Vega — ins Engliſche überſetzt von Sir „Paul Ryiant." Es iſt dieſes ein mächtiger Foliant, im Jahre 1688 in London im Verlag erſchienen, als Defoe 27 Jahre zählte. Der Ueberſetzer, Sir Paul Ryiant, war zu ſeiner Zeit eine wichtige Perſönlichkeit, und ſein Buch zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Dasſelbe beginnt unmittelbar mit der Geſchichte des Peter Serrano — zwiſchen ihr und den Abenteuern von Robinſon Cruſoe findet die ſchlagendſte Aehnlichkeit ſtatt. Die Inſel auf welche Serrano verſchlagen ward, gehört zu einer kleinen Inſelgeſellſchaft, jetzt die Serranengruppe benannt, welche im karibiſchen Meer, 14 Grad nördlicher Breite und 80 Grad weſtlicher Länge, liegen — etwa auf halbem Weg zwiſchen Cuba und der Landenge von Panama. Die Lage der Inſel Robinſon Cruſoe's läßt Defoe nur zwei Grad weiter ſüdlich, aber 18 Grad weiter öſtlich ſeyn.

Ryiant's Ueberſetzung lautet mit Auslaſſung einiger unwichtigen Sätze, wie folgt:

„Peter Serrano entrann dadurch dem Tod daß er nach erlittenem Schiffbruch nach jener wüſten Inſel ſchwamm welche nach ihm benannt ward, und laut ſeines Berichts etwa zwei Meilen an Umfang hat. Sein Unglücksſtern mußte ihn gerade auf dieſe troſtloſe Inſel verſchlagen, woſelbſt es weder Waſſer noch Holz, noch Kräuter, noch irgendetwas zum Lebensunterhalt gab. In dumpfem Brüten hierüber brachte er die erſte Nacht zu, und ſeine Seele ward von ſchwermüthigen Gedanken umlagert, worüber man ſich in Erwägung der Noth des armen Schelms eben nicht wundern kann. Mit Tagesanbruch ſchickte er ſich an ſeine Inſel zu durchſtreifen und fand am Ufer einige Strahlmuſcheln, Garnelen und andere derartige Thiere, welche das Meer ausgeworfen hatte, und welche roh zu verſpeiſen er ſich wegen Mangels an Feuer genöthigt ſah. In dieſer wenig einladenden Mehrzahl begriffen, gewahrte er nicht weit vom Strand einige Schildkröten, wartete ab bis ſie in ſeinen Bereich kamen, warf die Thiere auf den Rücken (auf welche Weiſe ſie gefangen werden) und ſchnitt ihnen die Kehle ab. Ihr Blut vertrat ihm die Stelle des Waſſers — das Fleiſch löste er vermittelſt eines an ſeinem Gurt befeſtigten Meſſers ab, und röſtete es an der Sonne. Der Schalen bediente er ſich als Behälter von Regenwaſſer, das ſich in kleinen Pfuhlen geſammelt hatte, denn jene Gegend wird oft von ſtarkem und plötzlichem Regen heimgeſucht. Auf dieſe Weiſe brachte er die erſten Tage auf ſeiner Inſel zu, während welcher er möglichſt viele Schildkröten zu erlegen ſuchte; die Schalen einiger derſelben waren ſo groß wie Schilde oder Schießſcheiben; ja, es gab ſolche Ungeheuer darunter, daß er nicht im Stande war ſie auf ihrem Weg zur See zum Stillſtehen zu bringen, und die Erfahrung lehrte ihn gar bald für welche Thiere dieſer Art ſeine Streitkräfte ausreichten, oder welche letztere überſtiegen. Mit den kleineren Schalen ſchöpfte er Waſſer in die größeren, von denen einige 12 Gallonen enthielten. Nachdem er ſich hinlänglich mit Speiſe und Trank verſorgt hatte, ſann er auf ein Mittel ſich Feuer zu verſchaffen, nicht allein um ſein Fleiſch zuzurichten, ſondern namentlich auch um eine Rauchwolke aufſteigen zu laſſen und dadurch allen Schiffen welche jene Gewäſſer paſſirten ein Zeichen zu geben. Im Nachſinnen hierüber vertieft, ließ er — Seeleute ſind, wenn in Noth, ungleich erfindungsreicher als die welche auf dem Feſtlande groß geworden ſind — kein Fleckchen undurchſucht um zwei harte Kieſelſteine aufzutreiben, welche er als Feuerſteine benutzen wollte, wobei ſein Meſſer die Stelle des Stahls vertreten ſollte — doch überall traf ſein Blick nur öde Sandfläche — nichts wie Sand und wieder Sand — nicht ein Steinchen war zu ſehen. Nach langem vergeblichen Suchen ſchwamm er ins Meer — tauchte oft auf den Grund desſelben, und war endlich ſo glücklich einiger für ſeinen Zweck geeigneter Steine habhaft zu werden, die er ſolange an einander rieb bis ſie eine ſcharfe Kante bildeten, vermittelſt welcher es ihm möglich ward Feuer zu ſchlagen. Darauf zog er aus ſeinem Hemd einige Fäden welche er zupfte, bis ſie baumwollähnlich wurden und als Zunder dienen konnten. Nachdem es ihm auf dieſe Weiſe gelungen war ſich Feuer zu verſchaffen, trug er Seegras in Maſſe herbei, welches von den Fluthen ans Ufer getrieben war, und nebſt Fiſchſkeletten und Planken dort geſtrandeter Schiffe zum Unterhalt ſeines Feuers diente. Beſorgend daß ein plötzlicher Regenguß es verlöſchen möge, errichtete er aus den Schalen der größten von ihm getödteten Schildkröten eine Bedachung über dasſelbe.

„Ehe noch zwei Monate verſtrichen waren, ſah er ſich abermals aller Vorräthe beraubt, welche durch den Regen, die Hitze und die Feuchtigkeit, die das dortige Klima mit ſich bringt, verdorben waren. Er hatte weder Kleider um ſich zu bedecken, noch fand er irgend ein ſchattiges Plätzchen um Schutz vor den glühenden Sonnenſtrahlen zu ſuchen, denen er dermaßen ausgeſetzt war, daß ihm, von denſelben gleichſam wie gebraten, kein anderes Rettungsmittel übrig blieb als ſich ins Meer zu ſtürzen. Drei Jahre verlebte er in dieſem namenloſen Elende, während welcher Zeit er freilich verſchiedentlicher Schiffe anſichtig ward, und nicht verfehlte ſeine Rauchwolke aufſteigen zu laſſen — doch keines derſelben verließ auch nur einen Augenblick ſeine Fährte, um ausfindig zu machen was ſie zu bedeuten habe, aus Furcht vor jenen Riffen und Sandbänken welche vorſichtige Schiffer ängſtlich vermeiden. Gänzlich an ſeiner Erlöſung verzweifelnd, hatte der arme Schelm endlich keinen ſehnlicheren Wunſch als daß der Tod ſeinen Leiden ein Ende machen möge. Die Witterungsveränderung, der er ſtets und ſtändig ausgeſetzt war, hatte einen ſolchen Haarwuchs auf ſeinem Körper erzeugt daß derſelbe wie mit Borſten überdeckt war. Haupt- und Barthaar reichten ihm bis an den Leib, ſo daß er mehr einem Ungeheuer als einem Menſchen glich.

„Nach Verlauf der oben erwähnten Zeit erſtaunte Serrano nicht wenig über das Erſcheinen eines Mannes, deſſen Schiff während der Nacht auf den Sandbänken der Inſel geſtrandet war, und der ſich auf einer Schiffsplanke gerettet hatte. Sobald der Tag graute, gewahrte derſelbe auch ſchon den Rauch, und die Richtung erſpähend von wannen er kam, machte er ſich dorthin auf den Weg. Es wäre ſchwer zu entſcheiden welcher von den beiden über den Anblick des anderen

Digitized by Google

am meiſten erſtaunte. Serrano glaubte nicht anders als daß es der Böſe ſey, der ihm in menſchlicher Geſtalt nahe, um ihn zum Verzweifeln an Gott zu verlocken, wohingegen der neue Ankömmling Serrano für den Teufel hielt wie er leibt und lebt. Entſetzt flohen ſie gegenſeitig von einander. Peter Serrano ſchrie in vollem Rennen: Jeſus, Jeſus, befreie mich vom Teufel!" Als der andere dieß hörte, faßte er Muth und rief: „Bruder, Bruder, fliehe nicht vor mir, denn ich bin wie du ein Chriſt!" Als dieſe Worte dennoch ohne Wirkung blieben, ſagte er mit ſtarker Stimme das Credo oder das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß her; — ſobald der andere es vernahm, ſagte er ſich daß dieſe Worte nicht aus dem Mund eines Teufels kommen könnten — kehrte um und trat dem Fremdling mit wohlwollender Miene entgegen. Unter Thränen und Schluchzen fielen ſie einander in die Arme, und bejammerten ihre elende Lage, ohne irgend welche Hoffnung je daraus erlöst zu werden. Serrano reichte ſeinem Freunde von ſeiner ärmlichen Speiſe, und nachdem ſie ſich gegenſeitig etwas erquickt hatten, theilten ſie einander die Schickſale mit durch welche ſie in ihre jämmerliche Lage hineingerathen waren. Darauf — um etwas Ordnung in ihre Lebensweiſe zu bringen — entwarfen ſie einen Plan in Betreff einer geregelten Beſchäftigung zur Tag- und Nachtzeit. Die und die Zeit wurde zum Erlegen von Fiſchen — die und die Stunden zum Einſammeln von Seegras, Fiſchgräten und andern derartigen Materialien welche die See auswarf, feſtgeſetzt. Beſonders aber ließen ſie es ihre große Sorge ſeyn wechſelsweiſe bei dem Feuer zu wachen, um ſicher zu ſeyn daß daſſelbe nicht verlöſche. So brachten ſie einige Tage in gutem Vernehmen mit einander zu — doch es währte nicht gar lange bis ein Streit auf Leben und Tod unter ihnen ausbrach. Die Veranlaſſung hierzu war daß der eine dem andern vorwarf daß jener es an dem Fleiß und der Sorgfalt fehlen laſſe die ihre Lage erheiſche. Der Zwiſt erreichte einen ſo hohen Grad daß ſie ſich endlich trennten. Bald jedoch, nachdem ſie erfahren hatten was es ſagen will die Annehmlichkeiten des Zuſammenlebens zu entbehren, kühlte ſich ihr Zorn; ſie vereinigten ſich wieder, und erfreuten ſich des wechſelſeitigen Austauſches und der Hülfleiſtungen welche Freundſchaft und Zuſammenleben gewähren.

„So verſtrichen noch vier volle Jahre, während welcher ſie freilich mancher Schiffe anſichtig wurden, doch keins derſelben war weder mitleidig noch neugierig genug um ſich durch Rauch und Flamme anlocken zu laſſen. Sie verzweifelten immer mehr an ihrer Erlöſung, ſo daß ſie nur noch auf den Tod als auf den endlichen Befreier aus ihrem Elend hofften. Endlich indeſſen erkühnte ſich ein Schiff ſich näher heranzuwagen — erſpähte die Rauchſäule, und richtig folgernd daß dieſelbe von irgend jemandem der Schiffbruch gelitten, und ſich auf jene Sandufer geflüchtet habe, herrühren müſſe, ward die Schaluppe ausgeſetzt um die Unglücklichen einzunehmen. Serrano und ſein Gefährte hatten nichts eiligeres zu thun als der Stelle zuzurennen wohin der Lauf des Bootes gerichtet war; ſobald aber die Matroſen der ſeltſamen Geſtalten anſichtig wurden, erſchracken ſie dermaßen daß ſie ſich zur Umkehr anſchickten; doch die Armen fiengen laut zu ſchreien an, und damit man ſie nicht für Teufel oder böſe Geiſter halten möge, nahmen ſie abermals ihre Zuflucht zum Credo, und beriefen ſich auf den Namen Jeſu, worauf ſich ihnen das Boot wieder näherte, ſie einnahm und ſie dem Schiff zuführte. Natürlich waren ſie alsbald der Gegenſtand allgemeinen Erſtaunens, denn ihre behaarten Geſtalten ſchienen eher wilden Thieren als menſchlichen Weſen anzugehören, und mit wahrer Gier lauſchten alle der Erzählung ihrer erlebten Leiden. Serrano's Gefährte ſtarb auf der Reiſe nach Spanien, er jedoch langte glücklich daſelbſt an, und begab ſich von da nach Deutſchland, woſelbſt ſich der Kaiſer damals aufhielt.

„Die ganze Zeit über pflegte er ſein Haupt- und Barthaar, um ſo die Wahrheit ſeiner Schickſale zu verbürgen. Wo er ſich nur blicken ließ, umringte ihn der Volkshaufen um ihn für Geld zu ſehen. Selbſt Standesgenoſſen waren von gleicher Neugier beſeelt, und ſchenkten ihm vollauf. Nachdem der Kaiſer ihn geſehen und gehört hatte, ſetzte er ihm eine jährliche Rente von 4000 Piaſtern aus — nach peruaniſcher Münze 4800 Ducaten. Als er auf dem Punkt ſtand ſich dieſes Einkommens zu erfreuen, ſtarb er in Panama. Mir wurden ſeine Erlebniſſe durch einen Herrn, Namens Garci Sanches de Figueron mitgetheilt, der Serrano perſönlich kannte und ſie aus ſeinem eigenen Munde vernahm. Noch iſt zu erwähnen daß letzterer, nachdem er vor den Kaiſer geführt worden war, ſeinem Haupt- und Barthaare die ſchickliche Länge gab, denn beides war ſo lang, daß er dadurch im Schlaf geſtört ward."

D'Iſraeli vermuthet — und wahrſcheinlich nicht ohne Grund — in ſeinen „Curiosities of Literature," daß alle in Robinſon Cruſoe enthaltenen Reflexionen, deren Entſtehen bei einem erzwungenen Einſiedlerleben nur zu natürlich ſcheint, den mündlichen Berichten Steele's oder Silkirks entlehnt ſeyen; noch wahrſcheinlicher iſt indeſſen daß Defoe die wichtigſten Ereigniſſe in genanntem Buch, welches von allen Büchern, worin dergleichen Abenteuer behandelt ſind, unſtreitig das dem Publicum verſtändlichſte iſt, Serrano's Schickſalen entnommen hat.

Phyſiognomiſche Studien unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten.

Eine der auffallendſten Eigenthümlichkeiten der „Amerikaner" (ich meine damit die Nachkommen der Europäer, namentlich der Angloſächſiſchen in den Vereinigten Staaten) iſt die daß ſie in ihrer äußern Erſcheinung faſt nie deutlich zu erkennen geben, welcher Claſſe der Geſellſchaft ſie angehören, welcher Herkunft, welches Handwerks oder Gewerbes — welches Geiſtes Kinder ſie ſind.

Bei uns in Europa unterſcheidet der Kenner auf den erſten Blick den gebornen Edelmann von einem Bürger der Städte. Ja ſowohl dieſe Edelleute als auch dieſe Bürger

Digitized by Google

haben je nach den Provinzen und Ortschaften wieder ihre ganz verschieden und entschieden ausgezeichneten Typen und Classen-Physiognomien. Unter den Bürgern und Bauern finden sich die größten und äußerst scharf ausgeprägten Mannichfaltigkeiten nicht nur in ihrer Costümirung, sondern auch in ihrem Körperbau und in dem Ausdruck ihrer Gesichtszüge.

Man unterscheidet den Kaufmann, den Gelehrten, den Prediger, den Handwerker an gewissen Eigenthümlichkeiten, die sein Wesen, in Folge der Beschäftigungen die er lange betrieben hat, oder der Classe der er und seine Vorfahren durch die Geburt angehörten, angenommen hat. Es ist da dem philosophischen Beobachter ein ungemein weites und interessantes Feld für seine Speculationen eröffnet.

Dagegen gibt es kein Land in der Welt, in welchem ein Lavater, ein Engel oder Garve mit solchen Untersuchungen sich so auf den Sand gesetzt sehen, wie die Vereinigten Staaten. Da ihr Fall auch in dieser Beziehung ganz einzig in der Welt da steht, so lohnt es sich wohl der Mühe einmal alle diejenigen an dem Menschen und seinem Gepräge arbeitenden Dinge und Verhältnisse, welche dort wegfallen, sowie auch alle diejenigen dort in Thätigkeit befindlichen Agentien und Bestrebungen, welche an einer Nivellirung und Ausgleichung der physiognomischen Verschiedenheiten arbeiten, aufzuzählen.

Da es vor allen Dingen in den Vereinigten Staaten für alle Staatsbürger nur ein Gesetz gibt, keine erblichen Geburtsvorrechte gelten, so fallen daher gleich von vornherein alle physiognomischen Kastenunterschiede weg. Bei uns gibt es Länder, in welchen zuweilen eine bevorzugte Classe in ihrem ganzen körperlichen Habitus so verschieden von einer andern Classe desselben Landes ist als gehörten beide einer ganz anderen Nation an.

Davon ist bei den Amerikanern keine Spur. Ihre höheren Gesellschaftsschichten, die nicht in Folge ihrer Geburt sondern nur in Folge ihres Reichthums höher sind, haben allerdings etwas feinere Hände und Manieren als der Hinterwäldler. Doch dieser, sowie er wohlhabend genug geworden ist um die Axt und den Pflug beiseite zu legen, eignet sich das Wesen und Benehmen der sogenannten Höheren ebenso schnell an, und man kennt ihn unter den übrigen dann kaum mehr heraus. Wie die Typen der Kasten, so sind auch die Physiognomien einzelner Familien und Geschlechter dort viel weniger fest als bei uns.

Bei uns gibt es alte Geschlechter die ihre jetzigen Gesichtszüge und Mienen noch auf den vor 300 Jahren gemalten Porträts ihrer Urelterväter wieder finden können. Ein erfahrner europäischer Stadtarchivar sagte mir einmal, er erkenne sogar gewisse in den Familien seiner Stadt erbliche Weisen der Handschrift, und könne mehreren der jetzt um ihn herum wohnenden Stadtkinder aus seinen Documenten und Archiven nachweisen, daß die Autographen ihrer Groß- und Urgroßväter in den charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihren eigenen Autographen ganz ähnlich sähen.

Ich kannte in einem Land Europa's (einer deutschen Provinz), sehr gut die Familie der Hrn. v. . . . . berg, und sah einmal einen Großvater, Sohn und Enkel — drei Generationen dieser Familie bei einander. Obgleich allerdings individuell etwas verschieden, hatten sie doch alle drei denselben rundlichen Kopf, denselben Schädelbau, dieselben kleinen grauen für die Familie charakteristischen Augen, dieselbe seit Urväter Zeiten in der Familie erbliche kleine, etwas aufgestülpte kecke Nase. Schon bei den im Schooß der „. . . . bergschen Familie eben gebornen Kindern in der Wiege fanden die Ammen und Mütter, und Verwandten diese „kecke Familiennase" heraus und jubelten darüber. Auch hatten sonst alle jene drei Herren v. . . . . berg dieselben Manieren und Unarten; dieselbe Weise von spitzigem Witz war ihnen eigen. Der Großvater hatte seinen Lehrern und Erziehern im vorigen Jahrhundert mit denselben Fehlern und denselben Talenten dieselbe Noth gemacht, die der Enkel jetzt den Pädagogen dieses Jahrhunderts bereitete.

Dergleichen gibt es in Amerika gar nicht; daß ein Geschlecht dort bis auf den Urenkel herab an derselben Localität klebte, in demselben Schlosse wohnte, kommt natürlich gar nicht vor. Dort können Vater und Mutter ihre Kinder kaum so lange im Nest erhalten, bis ihnen die Flügel ein wenig gewachsen sind. Gleich ziehen sie hinaus ins Weite, verheirathen und etabliren sich in entfernten Gegenden und kehren oft nie wieder zu ihrem Geburtsort zurück. Sie selbst und ihre Kinder, welche anderen Einflüssen ausgesetzt und mit anderm Blut vermischt werden, verlieren daher sehr bald das Familiengepräge.

Wie die Gesetze und politische Verfassung des Landes, so wirkt auch die aus dem Nationalcharakter hervorgehende Unbeständigkeit der Vermögensverhältnisse dahin, daß sich keine aristokratischen Geschlechter ausbilden. Die Eltern, so lange sie leben, halten zwar ihr Vermögen meistens fest und egoistisch genug an sich, vertheilen es keineswegs wie König Lear, unter ihre Kinder, lassen diese vielmehr für sich selbst streben und sorgen.

Die Kinder dieser Reichen arbeiten, hacken, pflügen daher oft ebenso im Schweiß ihres Angesichts, wie die der Armen. Aber nach dem Tod des Vaters und der Mutter gibt es keine Erstgeburts- und Majoratsrechte. Alles wird zu gleichen Theilen unter den meist zahlreichen Kindern vertheilt. Diese, wenn sie sich plötzlich in Besitz eines guten Stücks, eines großen Vermögens sehen, leben nun in Luxus und Verschwendung, oder setzen das Ererbte an gewagte Speculationen, und verlieren es wieder. Sparen, aufhäufen, zusammenhalten, das ist nicht die Sache dieser Amerikaner, die sich nur an der Jagd des Erwerbes erfreuen. So zerrinnen denn bald wieder die Schätze zwischen ihren Fingern.

Die Vermögen sind dort in einer beständigen Composition und Decomposition begriffen, häufen sich auf wie die Wolken und verschwinden wie diese. Auch das Geld kann daher bei ihnen keinen erblichen Einfluß, keine Aristokratie und daher auch keinen Familiencharakter, keinen erblichen Physiognomietypus bilden. Wenn ein Amerikaner seines Urgroßvaters Porträt betrachtet, erkennt er sich selbst nicht mehr oder weniger darin wieder als es irgendein andrer seiner Mitschüler oder Mitbürger auch thun könnte.

Digitized by Google

Wie keine Contraste zwischen Classen und Kasten, so gibt es in der nordamerikanischen Union auch keine Unterschiede nach Städten, Staaten und Provinzen. Bei uns, ich meine in ganz Europa, ist alles so außerordentlich provinziell und local, daß man nur aus dem Weichbild seiner Stadt hinauszureisen braucht um sogleich in der Sprache, dem Dialekt, dem Benehmen der Leute die schlagendsten Gegensätze zu entdecken. Wer — der nur ein wenig sich darauf eingeübt — könnte z. B. in Deutschland je einen Hannoveraner, einen Holsteiner, einen Hamburger mit einander verwechseln, obgleich sie nur wenige Meilen auseinander wohnen! Bei uns unterscheiden sich die Bewohner sehr benachbarter Dörfer und Thäler von einander, mit so bestimmten und markirten Zügen, wie die verschiedenen Stoffe aus denen ihre Gebirge bestehen. Ja sogar unsere Städte zerbröckeln und zerfallen noch fast alle wieder in ihre verschiedenen charakterisirten Typen der „inneren Stadt," der Vorstadte," der „Neustadt," des Stadttheils „diesseits und jenseits des Flusses." Man hat in einigen unsrer Städte sogar einzelne Straßen in ihren Dialekten und Racenunterschieden von anderen Straßen unterschieden. Seit uralten Zeiten wohnen bei uns die Racen und Geschlechter in denselben Landeswinkeln, aus denen selbst der mächtig nivellirende Geist der Neuzeit sie noch für lange nicht wird vertreiben können.

In Amerika ist von Anfang herein die Bevölkerung wie Triebsand über das große Land hingeführt, und bis auf die neueste Zeit herab ist die Beweglichkeit dieser Bevölkerung noch immer größer geworden. Jeder Amerikaner blickt nicht wie wir auf die Stadt oder das Dorf, sondern auf den ganzen seiner Nation eröffneten Welttheil als den Schauplatz seiner Thaten und Unternehmungen.

Sie sind nicht wie wir Bäume, die mit tausend knorrigen Wurzeln an ihrem Boden wie Pech haften. Von dem Ort wo sie geboren wurden sich zu trennen, und mit Sad und Pack in einen viele hundert Meilen entlegenen Strich überzusiedeln, kostet ihnen weniger Mühe und Entschluß als uns, aus einem Hause ins andere zu ziehen.

Die provinziellen und staatlichen Verhältnisse lassen sich bei ihnen ebenso schnell auflösen, wie die Familienbande. Und wie es nichts seltenes ist daß das Haupt einer Familie im Osten in Boston, der Sohn im Westen am Mississippi, und der Enkel am stillen Ocean in Californien wohnt, so mischen sich denn auch überall wieder die ganzen Stamm- und Provinzialtypen unter einander.

Die eingewanderten Deutschen, die Irländer, die Schotten haben sich auch über das ganze Land verstreut, da ihnen dort alle Wege in der einen Richtung hin eben so offen standen wie in der andern, da sie nirgends auf gewisse Localitäten beschränkt wurden, und da sie dem Geist des Volks „ohne Vorurtheile" gemäß keine Vorliebe für irgendeine specielle Gegend einsogen. Die Elemente, aus denen der amerikanische Typus hervorgeht, sind daher überall mehr oder weniger dieselben und zu gleichen Theilen gemischt.

Demzufolge ist zwar in diesem ganzen Volk, dessen Theile und Elemente immer durcheinander geknetet und geworfen wurden, eine allgemeine vorherrschende Nationalphysiognomie erstanden, die sie von den Engländern und andern Europäern unterscheidet, aber es gibt keine oder doch nur sehr schwach angedeutete provinzielle und landschaftliche Unterschiede, welche sie unter sich auseinanderhielten.

Wir haben in unseren Provinzen und Landschaften die mannichfaltigsten Zustände und Abschattirungen der Bildung. So stehen in Sachsen die Bewohner der sogenannten wendischen Türkei, in Preußen die von „Hinterpommern" im üblen Ruf. Wir haben ein „Schöppenstädt," wir haben die „Krähwinkels" duzendweise und in vielfachen Abstufungen. In den Vereinigten Staaten gibt es von allen diesen Dingen keine Spur. Und flüchtet man auch in das Innerste der Haiden, Wälder oder Prairien hinaus, zu einfachen, primitiven, naiven, dummen Leuten kommt man doch nicht. Selbst in den einsamen Sennhütten und in den entlegenen Waldeinöden findest du noch Menschen von demselben Typus, mit denselben Ungen, speculirenden Gesichtern, mit denselben scharfen Zügen, mit denselben stets wachen inquisitiven Augen und Mienen, mit denselben mageren, schlanken, langen Gestalten.

Sogar der große jetzt so blutig hervortretende Gegensatz zwischen Süden und Norden beruht nur in sehr geringem Maße auf Gegensätzen der Race, des Bluts und der Sitten, weit mehr bloß auf der Verschiedenheit der Interessen (?). Der Virginier und der Neu-Engländer, die jetzt mit derselben Heftigkeit wie Muhammedaner und Christen, wie Romanen und Germanen auf einander treffen, haben zwar auch in ihrer persönlichen Erscheinung einige Unterschiede. Es sind aber Unterschiede, die in unsern europäischen Augen nicht viel größer sind als die zwischen Zwillingsbrüdern.

Wie mit den Kasten- und Geschlechtertypen, wie mit den provinziellen, landschaftlichen und sonstigen localen Unterschieden, so ist es denn endlich auch mit den Unterschieden und Charakteren welche die verschiedenen Stände, Beschäftigungen und Gewerbe, denen sich die Menschen widmen, zu begründen pflegen.

Bei uns wählt sich ein Mensch schon in früher Jugend ein Gewerbe, einen „Beruf," bereitet sich zu demselben vor, widmet sich demselben mit allen seinen Kräften, und bleibt ihm meistens auch sein ganzes Leben treu. Kein Wunder daher daß der Schneider am Ende bei uns von dem jahrenlangen Sitzen auf seiner Bank krumme Beine und ein bleiches Angesicht bekommt. Da wir bis jetzt Zünfte und Gilden gehabt haben, in denen die Nähnadel oder der Schusterpfriemen, oder der Hobel und die Säge beinahe eben so erblich waren wie die Rittersporen und Adelswappen in unseren aristokratischen Familien, so haben sich gewisse Gesichtstypen und Körperformen, wie sie von gewissen Beschäftigungen erzeugt werden, sogar in den Familien erblich gemacht.

Ich hatte in einer deutschen Stadt einen Fleischhacker oder Schweinschlächter zum Nachbarn. Es wäre mir nie eingefallen diesen Mann, wenn ich ihn ansah, für etwas anderes zu halten als was er war, einen Schweineschlächter. Sein derber Knochenbau, der ächt fleischfarbene Teint seines Gesichts, eine gewisse mitleidslose Härte in seinen Zügen, ja — ich mag es kaum aussprechen, aber doch hielt ich es ganz ent-

Digitized by Google

ſchieden für wahr — eine gewiſſe in der zurücktretenden Stirn und dem vortretenden Mund ganz nachweisbare Aehnlichkeit ſeiner Züge mit denen der Thiere, mit denen er und ſeine Vorfahren ſo beſtändig umgegangen waren, ließen mich oft denken daß ſeine Mutter oder ſeine Großmutter ſich während ihrer Schwangerſchaft an einem Thiere verſehen haben müßte (!). Auch alle ſeine Kinder hatten dieſelben Züge, und ſahen ganz aus wie ächte Schweineſchlächterkinder.

Von dergleichen Dingen gibt es nun in dem gewerbefreien Amerika keine Spur. Es gibt dort keine Claſſe von „munteren Seifenſiedern," keine „philoſophiſchen Schuſter," keine „poetiſchen Müller," keine „brutaldummen Moorbauern," keine „ſchüchternen Apotheker mit eingetrockneter Seele."

Wer ſieht es bei uns wenn er in ein Haus tritt, nicht gleich auf den erſten Blick wer der gebietende Herr, wer der gehorſame Diener ſey. In Amerika kann man oft die Kammerzofen in keiner Weiſe von ihren Herrinnen unterſcheiden. Jene haben dieſelben Prätenſionen, denſelben freien Blick, nicht mehr oder weniger ariſtokratiſche Züge als dieſe. Ja Fremde haben ſogar oft die Beobachtung gemacht — eine Beobachtung die einen noch merkwürdigeren Prüfſtein und Beweis für das Geſagte abgibt — daß ſich auch die Frauenzimmer von loſen Sitten kaum von den unbeſcholtenen Frauen unterſcheiden laſſen. Jene nehmen in Amerika bei weitem nicht das ſchroffe Gepräge, die auffallenden Manieren, die gemeinen Mienen an, an denen ſie ſich bei uns auf der Stelle zu erkennen geben.

Die Gewerbefreiheit verſtehen die Amerikaner ſo, daß jeder nicht nur für ſein ganzes Lebenlang, ſondern auch zu jeder Zeit treiben kann was er will. Nicht nur gibt es bei ihnen keine Claſſen die ſich Generation auf Generation demſelben Beruf widmen, ſondern auch jedes Individuum widmet ſich nicht ſo ausſchließlich einem und demſelben Geſchäft und Beruf. Vielmehr geht faſt jedes Individuum im Laufe ſeines kurzen Lebens durch eine Menge von Phaſen, Gewerben und bürgerlichen Stellungen hindurch.

Die Leute haben ſich nicht in gewiſſe Arbeiten und Verrichtungen mit ihren Anlagen und Talenten verrannt. Sie haben ſich im Gegentheil eine gewiſſe allgemeine Fähigkeit, unter Umſtänden alles zu betreiben, in alles ſich zu ſchicken angeeignet. Beweglich wie ſie ſind, ſpringen ſie eben ſo leicht von einer Beſchäftigung zur andern über, wie von einem Orte zum andern.

Sie ſind heute Geologen, die das Land durchpilgern, um nach Kohlengruben oder Goldbergwerken zu ſpüren. Finden ſie dieſe nicht, verſuchen ſie es mit einem photographiſchen Atelier, oder mit einer Apotheke oder einem Bücherladen, oder was ihnen ſonſt gerade zunächſt liegt. Ihre Gewandtheit im Geſchäft kommt dabei dem Umſtande entgegen, daß alle Künſte und Gewerbe, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, bei ihnen mehr als bei uns nach derſelben Schablone betrieben werden — alles geſchäftsartig, fabrikmäßig. Wer ſich da eine gewiſſe Geſchäftsroutine erworben hat, kann mit dieſer Geſchäftsroutine dann eben ſo leicht als Kaufmann wie als Advocat, als Bankier, als Manufacturiſt, Schulmeiſter oder auch nöthigenfalls als Arzt, wenn er nur für jeden Fall zwiſchendurch ein bischen dazu ſich zurecht ſtutzt, ſein Glück machen.

Da alle Dinge, ſelbſt die Beamtenſtellen, ſogar die Prediger-Aemter ſehr geſchäftsmäßig betrieben werden, ſo iſt daher der allgemeine Zuſchnitt der ganzen Nation die Form welche gewandte und geriebene Geſchäftsleute zu haben pflegen. Selbſt der Kirchenmann und die Prediger haben etwas vom Geſchäftsmanne. Sie laufen ſo raſch wie Mäkler, ſie ſprechen im gewöhnlichen Leben ſo wenig pathetiſch, ſie ſchmecken ſo wenig nach der Kanzel, ſie haben ſo viel mit Geldangelegenheiten zu thun daß man einen Prediger ſehr leicht mit einem Kaufmann verwechſeln könnte. Pfaffengeſichter und aſcetiſche Mönchs-Phyſiognomien gibt es bei den Amerikanern nicht.

Dafür aber hat ſich umgekehrt auch etwas Predigerhaftes oder doch etwas aus der Kirche in die Maſſe der weltlichen Geſchäftsleute eingeſchlichen. Die vielen frommen und kirchlichen Puritaner, Quäker und andere ſtrenge Secten, die von ihrem religiöſen Eifer getrieben an die Küſte der neuen Welt flohen, haben ihr ſtilles, gottergebenes Weſen der ganzen Nation übertragen, und ſelbſt die größten und routinirteſten Geſchäftsleute von Boſton und New-York haben daher noch immer in ihren Manieren ſowohl wie in ihrem Geſichtsausdruck etwas was an Methodiſten-Prediger oder Puritaner- und Quäkerthum erinnert. Oft ſind es freilich nur Wölfe in Schafskleidern.

Bei uns ſteht es ſo zu ſagen jedem Menſchen auf dem Geſichte geſchrieben, woher er iſt, wer er iſt, wer ſeine Eltern waren, was er ſelber treibt. Man kann dieß und noch vieles andere den Leuten aus ihren Augen, ihren Mundwinkeln, ihrem Schädel, ihrem Gange, ihren Handbewegungen ablesen. Jeder trägt das was er werth iſt ganz deutlich zur Schau.

In Amerika, wo der Kaufmann wie ein Mönch, der Paſtor wie ein Mäkler ausſieht, hat es die Menſchenkenntniß nicht ſo leicht. Es iſt da viel ſchwieriger die Leute zu taxiren. — Natürlich iſt daher auch das Leben und die Geſellſchaft dort bei weitem nicht ſo bunt und nicht ſo amüſant. Und wie es Luſtſpieldichter und Schauſpieler, deren Kunſt und Effecte doch hauptſächlich auf den komiſchen oder ſonſt charakteriſtiſchen Contraſten unter den Menſchen beruhen, dort machen, das weiß ich nicht.

Wie viel einfacher und eintöniger ſich in Folge deſſen die amerikaniſchen Lebensverhältniſſe auch in anderer Hinſicht geſtalten, mag unter andern aus der Erwägung hervorgehen daß bei uns faſt jede der hundert Beſchäftigungen, Künſte und Handwerke dem Arzte ihre eigene pathologiſche Phyſiognomie darbietet, ihre eigenen Geiſtes- und Körperkrankheiten beſitzt.

In Amerika, wo die Leute gar nicht ſo in Schneider- und Schuſtergenoſſenſchaften, in Schweineſchlächter- und Knochenhauer-Familien, in Küperzünfte und Krämergilden zerfallen, und niemand ſeiner Kunſt ſich ſo zum Sklaven hingibt, fallen daher auch die meiſten jener eigenthümlichen Standes-, Claſſen- und Zunftkrankheiten weg. Das ganze Volk leidet durchweg mehr an gleichartigen Uebeln, und das Ge-

Digitized by Google

ſchäft des Arztes wird verhältnißmäßig äußerſt einfach. Er kann dieſelben Pillen und Elixire überall gebrauchen.

Auch die amerikaniſche Armee und die Flotten-Officiere ſehen alle wie in Uniformen geſteckte Geſchäftsleute aus. Solche martialiſch blickende, mit Narben bedeckte, verwitterte und verwetterte, oder bramarbaſirende Milites gloriosi wie bei uns findet man dort nicht. Die amerikaniſchen Capitäne, Oberſten, Generale, ſelbſt bis zum alten unter dem Gewehr ergrauten General Scott hinauf, kann man ſich eben ſo gut in einer Advocaten-Robe oder am Rechnungstiſche eines Buchhalters denken, als mit Sporen, Epauletten und Federhut, mit denen unſere Militärs ſo verwachſen zu ſeyn pflegen, daß man glaubt, dieſe Dinge ihnen eben ſo wenig abſtreifen zu können wie ihre Haut. So zahlloſe „Generals," „Colonels" und „Captäns" es auch in Amerika gibt — faſt jeder Amerikaner von einiger Bedeutung hat ſich einen dieſer Titel erworben — ſo ſelten iſt doch der „militäriſche Plie" und die „ſoldatiſche Tournüre," die „martialiſch heroiſche Geſichtsſchönheit."

Eben ſo wenig oder noch viel weniger findet man in Amerika den Typus unſerer Stubengelehrten und Bücherwürmer. Unſeren Schullehrern, Profeſſoren, Akademikern und Weiſen ſieht man es auf der Stelle an welches Geiſtes Kinder ſie ſind. Wie unſere Müller der Mehlſtaub, ſo kennzeichnet ſie der Bücherſtaub. Sie haben alle etwas, was an die Nachtlampe und an die Eule Minerva's erinnert.

In Amerika kannte ich einen Bibliothekar, der beſtändig in Bibliotheken und zwiſchen den Büchern lebte und der doch nie das Anſehen von einem Bücherwurm gewonnen hatte. Er ſah ſein ganzes Leben lang ſo klugäugig, ſo gewandt, ſo „wide awake," ſo gewitzt aus, wie etwa bei uns ein jüdiſcher Bankier. Ihm ähnlich waren eine Menge Bibliothekare und Gelehrte, die ich in Amerika kennen lernte. Auch die genialen Künſtler, die Poeten und Dichter des Landes haben nicht „den holden Wahnſinn im Blick," den Apollo einzuflößen pflegt, nicht das excentriſch geniale Weſen in Mienen und Anſtand, in welchem ſich bei uns alle die welche ſprechen können: anch' io sono pittore, zu gefallen pflegen. Die Dichter und Künſtler des Landes ſehen aus wie alle anderen „Gentlemen," und man erkennt ſie unter der Menge nicht wie bei uns heraus.

Bei uns, den naiven, natürlichen, wahrhaften europäiſchen Völkern ſehen die Leute auch nach dem aus was ſie im Herzen haben. Unſere Schelme und Spitzbuben haben eine ſo unverkennbare Gauner-Phyſiognomie, unſere Cretins und ſonſtigen Dummen ſehen ſo klotzig blödſinnig aus, unſere ehrlichen Leute haben einen ſo plump gutmüthigen und biderben Ausdruck, auch unſere Idealiſten haben in ihren Mienen und Zügen ſo viel Schwärmeriſches daß man ſich darin nicht täuſchen kann.

In Amerika täuſcht die Phyſiognomik auch in dieſer Beziehung ſehr. Es ſcheint daß der Volksgenius, eben in Folge der Tendenz alles zu amalgamiren und gleichförmig zu bearbeiten, auch die Kunſt oder Kraft verloren hat das Individuelle getreu und originell auszuprägen und darzuſtellen. Es iſt als wenn alle dieſelbe Maske vorgelegt hätten, oder als wenn dann am Ende auch die verſchiedenen Masken an völlig verkehrte Charaktere ausgetheilt würden.

Du ſiehſt z. B. einen Amerikaner mit ausnahmsweiſe ganz auffallend gutmüthigen Zügen, er neigt ſich etwas, wie wohl gutmüthige Menſchen, Amerikaner freilich ſelten, es pflegen, zur Corpulenz — ſein ruhiges Auge, ſeine dicke Naſe, ſeine ſchwülſtigen Lippen, ſeine plumpen Bewegungen, ſeine derben Redensarten erwecken auf den erſten Blick dein Vertrauen. Du glaubſt einen recht grundehrlichen Menſchen, einen „bon bourgeois" vor dir zu haben, bis du einmal Gelegenheit findeſt deinen Salamander ins Feuer zu führen, und du dann deutlich erkennſt wie dick er es hinter den Ohren hatte, und welch gewandter Aal auch in der Haut dieſes Walfiſches ſteckte.

Ein andermal begegnet dir ein kleines, mageres, ſchmächtiges Männchen, das leidend, kränklich und melancholiſch ausſchaut. Dem Anſchein nach hältſt du ihn für ein recht ſtilles Gemüth, etwa für einen Candidaten der Theologie oder für einen Schulmeiſter. Er hat in ſeinem Weſen etwas methodiſtiſches oder quäkerhaftes. Seine Züge ſind ſo ernſt, faſt melancholiſch. — Ja, aber dieſes ſtille Männchen hat beſtändig einen ſcharf geladenen Revolver in der Taſche, und ſeine Adern ſind gleichfalls mit Pulver gefüllt, und ſollteſt du ihn einmal ſchief anſehen und er dabei ſeine Ehre oder wie die Amerikaner ſagen ſeine „Gefühle" (his feelings) verletzt glauben, ſo würdeſt du dieß „ſtille Männchen" bald in einer Weiſe wettern, blitzen und explodiren ſehen, wie du es der bloßen Phyſiognomie nach nicht für möglich hielteſt.

Umgekehrt aber auch findeſt du wieder Menſchen, welche dasſelbe pfiffige Auge, denſelben verſchmitzten geſchäftsmäßigen Ausdruck haben, den ſie alle beſitzen, und vor denen du daher geneigt biſt wie vor Schlauköpfen auf deiner Hut zu ſeyn. Trittſt du aber dieſen Menſchen näher, ſo findeſt du in ihnen wohl äußerſt wohlwollende, großmüthige und fein empfindende Freunde, die aber jenen Klugheitsausdruck nur als ein allgemeines nationales Erbtheil erhalten haben, dem ſie nicht entſchlüpfen konnten.

Doch ich will hier meine Winke und Andeutungen über die negativen phyſiognomiſchen Studien, zu denen Amerika mich aufzufordern ſchien, nicht weiter verfolgen.

Als Europäer redend verglich ich hier das eintönige Amerika nur immer mit unſerm buntſcheckigen Europa. Und bei einem ſolchen Vergleiche wird denn manches etwas ſchroff hingeſtellt, oder geradezu negirt, was ganz abſolut genommen ſich nicht ſo vollſtändig abläugnen läßt. Amerika mit ſich ſelbſt verglichen, bietet natürlich noch immer Schattirungen der individuellen oder Familienphyſiognomie und auch abweichende Farbentöne in den verſchiedenſten Localitäten und Provinzen im Süden und Norden, im Oſten und Weſten genug dar. Doch dieß verſteht ſich faſt von ſelbſt; dergleichen mag aber ein geborner Amerikaner ſelbſt herauspfeifen.

Digitized by Google

Bilder aus Bulgarien und dem Balkan.

(Schluß.)

Den andern Tag brachen wir wieder zeitig auf und kamen gegen Mittag endlich nach Schumla, welche Stadt von weitem recht maleriſch an niedrigen mit Wein bepflanzten Bergen liegt, die ſich in eine wundervolle Ebene herabſenken, während man ganz in der Ferne die blauen Bergkuppen des Balkans erblickt. Beſonders der Anblick der letzteren rief eine große Freude in uns hervor, denn ſie waren ja das eigentliche Endziel unſerer Reiſe, das nun allerdings nicht mehr ſo fern lag.

Als wir in die Stadt kamen, entſprach ſie freilich wenig der maleriſchen Vorſtellung die wir uns von derſelben gemacht hatten, und war eben ſo ſchmutzig und mit eben ſo krummen Gaſſen durchzogen, als wir dieſelben noch aus anderen türkiſchen Städten her in gutem Andenken hatten.

Die Schuhfabrication wird hier ſehr ſtark betrieben, und ſcheint hier ihren Hauptſitz in ganz Bulgarien zu haben. Mehrere Gaſſen waren ausſchließlich von Schuhmachern occupirt, dieſelben fertigen aber faſt nur die gewöhnlichen gelben und rothen türkiſchen Pantoffeln (Pabutsch).

Die Kupferſchmied-Profeſſion wird hier ebenfalls ſehr ſchwunghaft betrieben, und man fertigt Gefäße aller Art ſo ſchön wie man ſie ſelbſt in Deutſchland kaum beſſere finden könnte. Es iſt ja überhaupt ein großer Verbrauch von Kupferwaaren, da man ſich in den Haushaltungen ausſchließlich nur ſolcher Geſchirre bedient, die dann ſehr gut verzinnt werden.

Die Schneiderläden erregten mit ihren phantaſtiſch goldgeſtickten Kleidungsſtücken aller Art nicht minder unſere Aufmerkſamkeit, und es iſt nicht zu läugnen daß dieſe Läden auf das Auge des Fremden den vortheilhafteſten Eindruck machen. Würden dieſe Sachen ſchön ausgeſtellt, ſie könnten dem Schaufenſter eines Wiener Magazins Ehre machen, denn die Zeichnungen der Stickereien verrathen einen gewiſſen Kunſtſinn und Geſchmack, obwohl ſie von ganz gewöhnlichen Leuten ausgeführt werden, die ſonſt keinen großen Begriff vom Zeichnen haben.

Schumla beſitzt eine recht große ſchön gebaute Moſchee und eine Menge jener ſo berühmten türkiſchen Bäder, von denen man ſich aber bei uns ſchwerlich einen richtigen Begriff machen kann.

Eines derſelben beſuchten wir einmal, und kamen zuerſt in einen großen Saal, an deſſen beiden Seiten Divans hinliefen, und in dem auch ein Ofen zum Kaffeekochen angebracht war. Nach Anweiſung unſeres Bademeiſters zogen wir uns aus, banden uns ein langes Tuch ſchürzenartig um den Leib, und betraten nun auf den hohen hölzernen Pantoffeln, wie ſie Frauen und Mädchen ſo häufig tragen, das eigentliche Badecabinet. Eine drückende Hitze empfieng uns, und trieb ſofort Schweiß aus allen Poren. Jedoch gab es auch noch Hähne aus denen man heißes Waſſer zum Waſchen zufließen laſſen konnte. In der Mitte des hohen oben kuppelartig gewölbten Gemaches befand ſich ein großer, runder, ſteinerner Tiſch. Auf denſelben legten ſich nach einander verſchiedene Perſonen, die ſich von einem alten Mann an den Armen, Beinen, auf der Bruſt und dem Rücken ſtreichen und drücken ließen. Dieß iſt hier, analog dem Magnetiſiren, eine Curmethode, die gegen Rheumatismus, Gicht und alle andern nur möglichen Krankheiten angewendet wird; ob mit Erfolg, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Nachdem wir nun tüchtig geſchwitzt hatten, giengen wir wieder hinaus in den Vorſaal, deſſen ziemlich kalte Luft grell genug gegen die vorherige Hitze abſtach. Hier legten wir uns auf die Matten nieder, wurden mit Tüchern zugedeckt, man band uns ein langes Tuch turbanartig um den Kopf, und ſo warteten wir ruhig bis wir abgekühlt ſeyn würden. Als dieß der Fall war, verließen wir etwas angegriffen das Bad, mit dem Vorſatz nicht ſobald wieder hineinzugehen.

Was die Feſtungswerke Schumla's anbelangt, die doch die ſtärkſten im türkiſchen Reiche ſind, ſo ſieht man in den jetzigen Friedenszeiten außer ein paar größern Forts wenig genug. Die Stadt iſt nicht einmal mit Mauern umgeben, doch decken zahlreiche Fortificationen, die ſich weit bis vor die Stadt ausdehnen, dieſelbe von einer Seite ſehr gut, während die andere Seite rings von höheren Bergen umſchloſſen iſt, die bei einem Krieg armirt und dadurch allerdings zu einem großen Bollwerk werden. Es gibt in Schumla auch ein großes Hoſpital und ein paar Caſernen, in denen meiſtens Cavallerie ſtationirt. Das Militär ſelbſt macht aber keinen ſehr vortheilhaften Eindruck auf den Fremden, denn ſchon ſein Aeußeres zeigt eine Unordnung in allen Stücken die ins Weite geht. Höchſt ſelten ſieht man einen Mann der ganzes Schuhwerk, oder doch wenigſtens an der übrigen Uniform nicht hie und da Löcher ꝛc. hätte, und ſelbſt Officiere zeigen ſich oft in der ungezwungenſten Weiſe.

Die bulgariſche Bevölkerung Schumla's ſcheint die überwiegende zu ſeyn, und namentlich ſieht man dieſelbe Sonntags in ihrem ſchönſten Coſtüm vor der Thüre ſtehen oder ſich in einem verſchloſſenen Hofe dem Vergnügen des Tanzes hingeben.

Das junge Volk iſt überhaupt ſehr tanzliebend, wenn man eine einförmige Bewegung ſo nennen will. Der ganze Tanz beſteht nämlich in weiter nichts als daß die dabei Betheiligten ſich einander in die Gürtel faſſen und ſo einen beliebigen Kreis bilden, der durch Neuhinzutretende oder wieder Abgehende bald größer, bald kleiner wird. Nun machen ſie zwei Schritte vor- und einen rückwärts, und drehen ſich ſo um die in der Mitte ſtehenden Muſikanten, die eine einförmige Melodie auf einem Dudelſack, nebſt Geigen und Pfeifenbegleitung ſpielen. Oftmals iſt der Tact aber auch ſehr ſchnell und dann wieder beſteht der Tanz nur in Touren, die von einem Mädchen angeführt werden, und manchen in unſeren Polonaiſen vorkommenden ähnlich ſind. Dieſe Tanzbeluſtigung wird aber oft eine ganze Nacht hindurch fortgeſetzt, beſonders bei Hochzeiten.

Die Mädchen in den Städten gehen faſt ganz auf Art der deutſchen Frauen, nur behalten ſie den eigenthümlichen bulgariſchen Kopfputz bei, und tragen goldgeſtickte mit Pelz

Digitized by Google

verbrämte Jäckchen. Die Tracht auf dem Lande ist aber ganz anders. Dort tragen sie eine Art runder hölzerner Schüssel auf dem Kopf, über die ein weißes Tuch gebunden wird. Anstatt der Halsbänder von Ducaten welche die Städterinnen so lieben, hat man auf dem Lande dergleichen von Silbermünzen und Perlmutterkreuzchen, deren Zierrathen bis auf den Busen herabgehen. Die Arme werden mit vielen gläsernen und messingenen Armbändern geziert, und um den Leib schmiegt sich ein von Metall gearbeiteter breiter Gürtel, vorn mit großen Perlmutterschlössern zugehalten. Der Stoff zu den Kleidern ist meistens ein selbstgewebter wollener, doch liebt man an den Hemdärmeln Stickereien und Verzierungen von bunten Glasperlen.

Die bulgarischen Männer kleiden sich nach Art der Türken, zur Kopfbedeckung haben sie aber, besonders auf dem Lande, statt des Fez eine Pelzmütze von Schaffell. Dann erkennt man den Bulgaren auch meist am Bart; den Kinnbart lassen sie nämlich nie stehen, denn nach ihrer Meinung ist derjenige kein Christiansky (Christ) der einen solchen trägt. Hingegen haben alle bulgarischen Geistlichen recht lange Bärte, und dieß ist eben ein vorzügliches Zeichen ihrer Würde, denn ihr sonstiger Anzug ist meistens sehr ärmlich, wie es auch sonst Leute von nur sehr geringer Bildung sind.

Nach einem längeren Aufenthalt in Schumla, das wir nun schon zur Genüge kannten, beschlossen wir weiter in den Balkan zu reisen, und zwar mit Reitpferden, da der Weg für Wagen nicht gut passirbar seyn soll. Wir mietheten uns also Pferde und nahmen uns zur Sicherheit noch einen berittenen Cawassen (Gendarmen) mit. Er trug einen breiten Gürtel worin zwei Pistolen und ein langes Handjar steckten, und auf dem Rücken eine lange albanesische Flinte mit Feuerschloß, wie solche allgemein noch sehr beliebt sind. Unsere Reise gieng zunächst nach Eski Dschumai, welches von Schumla nur sechs Stunden entfernt liegt, und wohin ein recht angenehmer Weg führt. Die kleine Stadt selbst ist in einer fruchtbaren Ebene angelegt, die in der Ferne von dem eigentlichen Balkangebirge begränzt wird. Dieser Ort ist in einer Beziehung höchst merkwürdig, denn es wird hier die größte Messe im türkischen Reich abgehalten, die gegen vier Wochen dauert. Die Messe wird stark von Klein-Asiaten, selbst von Persern und Arabern besucht, andererseits sieht man auch Kurz- und Galanteriewaarenhändler aus Deutschland dort, die Wanduhren, Spielzeug, Waffen ꝛc. stark absetzen. Das Karten- und Roulettspiel ist während der Meßzeit sehr im Flor zum Ruin für den sittlichen Charakter, denn nur zu häufig sieht man in den Kaffeehäusern ganz kleine Knaben, die um Geld spielen und dort ihre meiste Zeit verbringen.

Wir setzten nun unsern Weg fort, und nachdem wir eine angenehme Ebene durchritten hatten, nahmen uns die ersten größern Berge auf. Die Landschaft wurde nun immer wild romantischer; bald gelangten wir in eine Schlucht, deren beide steil in die Höhe steigende Felswände die abenteuerlichsten Formen zeigten. Oft stürzten Gießbäche wild herab, deren krystallhelles Wasser hell in der Sonne spiegelte zum grellen Contrast gegen die dunklen Eichen und majestätischen Buchen, die, in der Schlucht vor jedem Wind gesichert, üppig grünten. Zu unsrer Freude dauerte der Weg in dieser Felsenschlucht wohl gegen zwei Stunden, und man sah sich oft an ähnliche Gegenden in den Tyroleralpen erinnert. Bei jeder Krümmung des Weges zeigten sich anziehendere Punkte, und obwohl wir genug auf den Weg zu achten hatten, denn er führte fortwährend durch wildreißende Gebirgsbäche und über steinige Klippen, so konnten wir uns doch an dem entzückenden Bilde kaum satt sehen. Die geringe Belebung vermehrte den wildromantischen Charakter dieser Gegend noch mehr; wir ritten höchstens einmal an einer einsamen Mühle vorüber oder begegneten ziemlich wildaussehenden Gestalten, die sich aber meistens als friedliche Ziegenhirten oder Zigeuner zu erkennen gaben.

Endlich erreichten wir das Ende dieses herrlichen Passes, ein schöner Eichenwald nahm uns auf, und hinter denselben kamen wir bald in den Marktflecken Osman-Bazar, der ausschließlich eine Bevölkerung von Türken und Zigeunern enthält. Letztere treiben, wie alle ihres Stammes, meistens das Schmiedehandwerk, sind außerdem aber häufig Musikanten und verrichten hie und da wohl auch Taglöhnersdienste während der Ernte. Wir übernachteten in dieser Stadt, in einem sehr schlechten Chan (Wirthshaus), hörten aber den andern Morgen zu unsrer Ueberraschung daß es immer noch das beste gewesen war. Das Ziel unsrer heutigen Tagreise war Kasan (bulgarisch Cotel). Nun wurde die Landschaft immer gebirgiger, und wir sahen deutlich daß wir uns dem Bözück-Balkan (großen Balkan) immer mehr näherten. Unverdrossen setzten wir unsere Reise fort, hier einen steilen Berg hinaufklimmend, dort plötzlich wieder in ein enges liebliches Thal herabsteigend, in welchem sich manchmal hübsche aber kleine Dörfer befanden. Wie überhaupt, so ist auch hier der Boden wenig benutzt, und könnte selbst in diesen Gebirgsgegenden noch vielen, vielen Menschen ein leichtes und einträgliches Brod gewähren. Korn und Weizen gedeihen hier vortrefflich, ebenso wie Kukurug (türkischer Weizen) und Gerste, dagegen baut man den Weinstock hier nicht an, denn die Winterkälte soll ihm verderblich werden.

Nachdem wir endlich auf einer höhern Bergkuppe angelangt waren, genossen wir den Anblick der Stadt Kasan (zu deutsch Kessel), und in der That verdient sie diesen Namen vollkommen, denn von allen Seiten ist sie eng von Bergen umschlossen. Die Stadt ist ziemlich klein aber reinlich und nett, und fällt dem Reisenden schon von weitem durch ihren Mangel an Minarets auf, ebenso vermißt man im Innern derselben die sonst nie fehlenden herrenlosen Hunde. In der That wird diese Stadt ausschließend von Bulgaren bewohnt, außerdem sind aber hier ausnehmend viel christliche Zigeuner angesiedelt Dieselben haben aber, ganz entgegengesetzt den zahlreichen Gliedern ihres Stammes, hier eine sittsame Lebensweise angenommen. Sie kleiden sich sonst ebenso wie die Bulgaren, man erkennt sie aber sofort an ihrem dunklen Teint, jedoch gibt es unter den jungen Mädchen manche die sehr hübsch sind. Kasan ist ein industriöses Städtchen und fabricirt viele Tuche oder andere Wollstoffe; man sieht daher auch überall

Digitized by Google

mit der Spindel spinnende Mädchen und Frauen, selbst auf ihren Gängen sind sie auf diese Art nützlich beschäftigt.

Wir verfolgten den Weg nach Sliveno, der über den großen Balkan und von da auf die directe Straße nach Adrianopel führt. Obwohl die Passage hier stets sehr belebt ist, so ist der Weg dahin doch so schlecht daß wir die armen Lastthiere wahrhaft bewundern mußten, welche mit der größten Sicherheit auf diesen Pfaden zu gehen gewohnt sind. Auch der Post nach Konstantinopel begegneten wir auf ihnen, sie befördert indessen bloß Briefe und Gelder, sonst muß man ihr, was Schnelligkeit anbelangt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Postreiter (Tatar) reiten trotz dem schlechten Wege immer im scharfen Trabe, ganz gleich ob es bergauf oder bergab geht, die armen Pferde haben daher nicht wenig zu leiden. Der Postzug besteht aus dem Tatar, einem Paar mit den Felleisen beladenen Pferden, und wenn es nöthig ist noch ein paar Bewaffneten. Schon von weitem hört man sie in den Bergen herankommen, denn der ganze Zug wird von einem Zigeuner eröffnet, welcher, anstatt des bei uns üblichen Hornsignals, von Zeit zu Zeit seine Stimme kräftig erschallen läßt, damit die Entgegenkommenden schleunigst ausweichen können, denn bei den oftmals sehr schmalen und gefährlichen Passagen würde ein Zusammenstoß mit den großen hier täglich verkehrenden Lastkarawanen nicht zu vermeiden seyn. Bei dieser Reitpost können übrigens auch Reisende Beförderung erhalten, sie müssen sich aber dazu die Pferde auf der Post miethen.

Eines Tages besuchten wir einen der höchsten Punkte des Balkans, der bei der Bevölkerung aber keinen besonderen Namen hat, denn jeden Berg nennen sie Balkan. Der Weg dahin war äußerst mühsam, und wir mußten uns oft mit unseren Messern eine Gasse durch das dichte Gesträuch bahnen. Unsere Mühe wurde aber ebenso wie das anstrengende vierstündige Klettern auf das reichlichste durch die entzückende Fern- und Rundsicht von diesem Punkte aus belohnt, um so mehr da der heiterste, schönste Himmel uns die Beleuchtung gab. Von hier aus konnte man die ganze Kette des Bözük-Balkan übersehen, hinter welchen sich die große Ebene ausdehnt, die sich nach Adrianopel zu erstreckt, sowie die beiden Hauptstraßen über das Gebirge deutlich vor unsern Augen lagen. Die eine zieht sich über Sliveno nach Adrianopel, während die andere durch den Paß Demir Kapu (eisernes Thor) nach Burgas führt und so die directe Verbindung von dieser Seite mit dem schwarzen Meer (Kara Deniz) bildet. Am Demir Kapu befindet sich auch ein Wachtposten zum Visiren der Päße, doch liegt dasselbe keineswegs, wie man häufig auf Karten angegeben findet auf, dem höchsten Gipfel des Gebirgskammes, sondern vor dem letzten Gebirgszuge und wird von einer interessanten höchst romantischen Felsschlucht gebildet, durch welche sich ein kleiner Fluß schäumend Bahn bricht. Noch anziehender wurde aber diese Bergersteigung dadurch daß wir hier auf dem obersten Gipfel ganz in überhängenden Haselnußgebüschen versteckt, die Ruinen eines alten Schlosses entdeckten, die aus uralter Zeit herstammen sollen.

Kasan wollten wir einige Zeit zu unserm Aufenthalte wählen, um von hier aus die Gebirge nach allen Seiten durchstreifen zu können. Wir mietheten uns also Maulthiere, die auf den schmalen Gebirgspfaden sicherer als Pferde gehen, und dehnten unsere Ausflüge oft auf mehrere Tage aus. Da hieß es dann auch immer einen Vorrath von Lebensmitteln mitnehmen, denn auf bewohnte Orte stößt man gar selten. Sehr oft wurden wir aber von den hier häufig anzutreffenden Schaf- und Ziegenhirten (Tschoban) beherbergt, die ein nomadisirendes Leben führen und so lange es nur die Zeit erlaubt sich in diesen wilden Bergen umhertreiben. Das Leben dieser Menschen ist wirklich sehr einfach, denn sie haben fast keine andere Nahrung als Brod und Käse nebst Milch. Dabei führen sie nicht einmal Zelte mit sich, sondern schlagen unter dem ersten besten Baume ihr Nachtlager auf und führen nur auf Eseln einige Kessel zur Käsebereitung mit sich. Ihr Leben ist dabei immer gefahrvoll, denn außer den zahlreichen Wölfen, die ihre Heerden in der Nacht beunruhigen, sind sie oft den Anfällen räuberischer Menschen ausgesetzt, die dann gleich einen bedeutenden Theil Vieh zueignen und gegen welche auch ihre zahlreichen Hunde wenig ausrichten können.

Drei Monate ziemlich waren wir in den Bergen umhergestrichen und hatten noch viele Städte und Dörfer gesehen. Doch bleibt sich ja der Charakter einer türkischen Stadt immer sehr gleich, überall findet man dieselben krummen, schmutzigen Gassen, überall die großen, schlecht eingerichteten Wirthshäuser, überall bis in die kleinsten Details die größte Einförmigkeit. Nur die Stadt Tirnova, welche malerisch auf einem Berge liegt, überraschte uns recht angenehm. Sie wird zur Mehrzahl von Bulgaren bewohnt und treibt einen starken Handel. Namentlich ist hier ein Hauptsitz der Seidenzucht von ganz Bulgarien. Die Pflege des Seidenspinners läßt man sich überhaupt angelegen seyn, weil hohe Preise besonders für die Eier (Grains) gezahlt werden. Deßhalb kommen im Frühjahr sehr viele Lombarden und Venetianer in diese Gegend, die dieselben begierig aufkaufen, um die bulgarischen Raupeneier später mit kleinasiatischen und persischen zu vermischen. Jedenfalls ließe sich die Seidenzucht hier noch viel großartiger betreiben, wenn man sich mehr Mühe in Anlegung von eigenen Häusern und namentlich mit der Anpflanzung des Maulbeerbaumes geben wollte.

Durch unsere vielen Excursionen, die oft sehr anstrengend und mühevoll waren, gewannen wir endlich die Ueberzeugung daß die Gebirge der Hämuskette keineswegs eine beträchtliche Höhe erreichen und 5—6000 Fuß wohl nicht überschreiten mögen. Ihre Ausdehnung in die Breite dagegen ist sehr beträchtlich, und dadurch der Verkehr viel schwieriger daß überall schmale lange Thäler von steil aufsteigenden Felsmassen (die theils der Kreide, dann auch dem Glimmer und Kieselschiefer anzugehören scheinen) begränzt werden. Eine Gränze wo der Holzwuchs aufhört, haben wir nie bemerkt, derselbe erstreckt sich in reichster Fülle (ausschließlich nur Eichen und Buchen) bis auf die höchsten Gebirgskämme. Mit einer Alpengegend hat dieses Gebirge daher gar keine Aehnlichkeit, obwohl es sonst wie schon erwähnt, auch viele romantische und wilde

Digitized by Google

Partien bietet. Selbst an den südlichen Abhängen des Balkans vermissen wir die meisten gefiederten Bewohner, wie sie schon in den steierischen Alpen zu finden sind. Was das übrige Bulgarien anbelangt, das fast durchgehends eine große Ebene bildet, so gehört es in Folge seiner günstigen geographischen Lage und unter einem so milden Klima zu den gesegneten Ländern. Schade ist es nur daß die Bevölkerung zu wenig Intelligenz, und für Gewerbfleiß fast gar keinen Sinn besitzt, auch jeder Neuerung und den wahren Fortschritte entschieden abgeneigt ist.

Die große Salzseestadt und die Polygamie der Mormonen.

Zwei Freunde, die HH. Jules Remy und Julius Brenchley, machten sich von San Francisco aus auf den Weg nach dem „Neuen Jerusalem," wie die Mormonen die große Salzseestadt nennen. Die Frucht dieser Wanderung ist eine Reisebeschreibung unter dem Titel: „A Journey to Great Salt Lake City, by Jules Remy and Julius Brenchley, M. A.: with a Sketch of the History, Religion and Customs of the Mormons; and an Introduction on the Religious Movement in the United States, by Jules Remy. II Vols." Wir entnehmen diesem Buche, nach dem Athenäum, folgende Schilderungen.

Die beiden Reisenden erreichten das Neue Jerusalem am 25 Sept. 1855. Die Straßen der Stadt sind 130 Fuß breit, und laufen in rechten Winkeln von Nord gen Süd, und von Ost gen West. Sie sind von einem den benachbarten Bergen entfließenden Strome klaren Wassers bewässert, der sich in rechts und links der Straße mit Weidenbäumen besetzten Canälen hinzieht. Jedes Haus ist mindestens 20 Fuß von der Straße entfernt, und von einem größeren oder kleineren Gartengrund umgeben, welcher die Gränzen der Stadt, die bereits drei englische Meilen im Durchmesser hat, ausdehnt und ihr das Aussehen eines Rus in Urbe gibt. Die meisten Häuser sind aus Luftziegeln gebaut, einfach, oft niedlich und stets reinlich. Einige dieser Wohnungen sind sehr geräumig. Die des Präsidenten der Mormonen, Brigham Youngs, ist ein vollständiger Palast. Sie ist 98 Fuß lang, 40 Fuß breit, und aus verschiedenen Steinarten gebaut, unter denen sich eine Art seltenen Granits kenntlich macht, der mit ungeheuren Kosten aus den benachbarten Bergen ausgehauen ward. Allein welche Gränzen können einem glücklichen Speculanten wie Young, der persönlich mehr als 400,000 Dollars Vermögen besitzt, gesteckt werden für die äußere Größe seiner Wohnung? Auf dreißig Sultanas ist dieser Harem berechnet, und Brigham genießt bereits die Umarmungen von siebenzehn Frauen. Der gegenwärtig im Bau begriffene Tempel der Mormonen soll durch seine Größe und bauliche Festigkeit ein Denkmal architektonischer Pracht werden, wie die Welt bisher noch keines gesehen hat. Sein Material ist Granit. Seine Länge beträgt 150 Fuß, seine Breite 119 Fuß, und seine Mauern sind 9 Fuß 9 Zoll dick. Der Baumeister dieses monumentalen Wunderwerks ist T. O. Angell, ein englischer Mormone. Die Außen- und die Innenseite der beiden hübschen Bände unserer Reisenden geben ein Abbild dieses Tempels. Durch die ganze Stadt hindurch schienen alle Volksclassen mit Handarbeit beschäftigt, vom gemeinsten Heiligen bis zum heiligsten Seher hinauf. Da waren Zimmerleute, Maurer, Gärtner, Grobschmiede, Schnitter, Hufschmiede, Hirten, Holzschneider, Wollkämmer, Schneider, Schuster, Ziegelbrenner, Hutmacher, Manufacturisten, Müller, Brettschneider und Schwertfeger, kurz, alle Arten von Arbeitern, in allen möglichen Arbeiten beschäftigt. Ein Blick auf dieses industrielle Schaufpiel, das in der Welt nicht seinesgleichen hat, genügte um Hrn. Remy zu überzeugen daß diese Colonie, welche erst im Jahr 1847 begründet ward, bereits eine sehr hohe Stufe erstiegen hat. Man trifft hier keine Grogläden, keine Spielhäuser, keine Bordelle. Es gibt, scheint es, unter den Gläubigen keine solchen Schlupfwinkel, obgleich sich Brigham Young bekanntlich einmal, als Beispiel für die Heiligen, betrunken hat. Er kann natürlicherweise kein Unrecht thun, da er das auserwählte Gefäß des Allerhöchsten ist. Nie finden in den Straßen Ruhestörungen statt, und Nachts begegnet man keinem Weibe: „Man trifft in der Großsalzseestadt — wir zählen sie nach dem numerischen Belang der Contingente auf, welche jede Nation liefert — Engländer, Schotten, Canadier, Amerikaner (diese sind meistentheils die ursprünglichen Bekehrten Joseph Smiths), Dänen, Schweden, Norweger, Deutsche, Schweizer, Polen, Russen, Italiener, Franzosen, Neger, Hindus und Australier; wir sahen selbst einen Chinesen."

Die Polygamie oder Vielweiberei bildet den Gegenstand eines der interessantesten und schmerzlichsten Capitel in dieser Reiseschilderung. Dieses Thema ist geeignet die Aufmerksamkeit zu fesseln durch seine verhältnißmäßige Neuheit, und abzustoßen durch seine Monstrosität. Der Gedanke eine religiöse Körperschaft, angelsächsischen Stammes, in Amerika während der letzten dreißig Jahre ins Leben treten und sie eine der entwürdigensten Gewohnheiten des Morgenlandes sich aneignen zu sehen, trägt keineswegs dazu bei die Achtung zu erhöhen mit der man die Angelsachsen in der halben Welt betrachtet. Und doch, wenn ihr mit Mrs. Jones Nro. 4, und mit Mrs. Jones Nr. 9 sprecht, — wenn ihr euch mit Mrs. Smith Nr. 3 und mit ihrer Schwester Nr. 7 unterhaltet, so werdet ihr stets in Erstaunen gerathen, und, wenn ihr nachdenkende Männer seyd, euch nicht wenig ärgern von allen diesen Frauen sagen zu hören daß sie nicht glücklicher seyn könnten. Nur in sehr wenigen Fällen dürfte vielleicht einige Unzufriedenheit sich kundgeben. Man erzählt als vollkommen zuverlässig daß Hyram Smith einen ganzen sonnigen Juli-Tag im Jahr 1843 damit zubrachte seine Schwägerin Emma, Josephs Frau, auf die geistige Frauenlehre vorzubereiten. Das standhafte angelsächsische Weib war nicht in der Laune sich von derartigen himmlischen Offenbarungen überzeugen zu lassen. Ihr Mann kam herein, hörte an was Hyram ihr sagte, und bereinigte die Sache in ächter martialischer Weise. „Emma,"

Digitized by Google

sagte der Prophet, „besorge deine eigenen Geschäfte, und laß den Gesalbten des Herrn die Werke erfüllen für welche Gott ihn erzogen hat!“ Allein es ist eine Thatsache, welche jeder Mormone kennt, daß Schwester Emma sich rächte. Sie verbrannte die Offenbarung welche diese gehässige Lehre enthielt. Allein die Offenbarung ward wieder ersetzt und öffentlich verkündigt. Zuweilen zeigen die Mormonen-Frauen eine Vorliebe dafür die erste Gattin des Polygamisten zu seyn. Ihrem Katechismus zufolge ist nämlich die erste Frau eine Art Präsidentin hienieden, und eine Königin über alle ihre heiligen Schwestern im Himmel. Ein englisches Mädchen, welchem Hr. Remy begegnet, sagt: „Ganz gewiß wünsche ich einen Polygamisten zu heirathen; ich möchte aber seine erste Frau seyn; dann ist es mir gleichgültig wie viele andere er noch heirathen wird.“ Allein die folgende Geschichte wird dieses Thema zu einer Klimax bringen, und ist geeignet, möchte man sagen, das Herz eines jeden der sie liest in Aufregung zu versetzen. Es war Abend: „Als wir die Ufer des Jordans erreichten, sahen wir, nicht weit von den Stadtmauern, zwei Weiber auf einem Haufen Maisstengel sitzen, die in den bittersten Gram versenkt schienen. Sie waren eine Mutter und eine Tochter. Die Mutter, die Wittwe eines nahen Verwandten Josephs, des Propheten, war zum zweitenmal an einen Priester verheirathet worden, den wir an einer fernen Mission einmal getroffen hatten. Sie war eine Engländerin, und, abgesehen von einer wenig gewöhnlichen Erziehung bei der Classe welcher sie angehörte, mit allen jenen Eigenschaften ausgestattet die ihre Landsmänninnen so achtungswerth machen. Ihre Tochter Marie, das einzige Kind ihrer ersten Ehe, stand in dem jugendlichen Alter von 16—18 Jahren, und war eben so verständig als hübsch: in ihrem Gesichte lag jener Ausdruck von Schönheit und Unschuld, der unwillkürlich jedem Mann achtungsvolle Bewunderung einflößt, und den zu betrachten man nicht müde werden kann. Nachdem wir diese Frauen dringend ersucht hatten uns die Ursache ihres Kummers zu erzählen, sagten sie uns folgendes: Im verflossenen Frühling kehrte der Missionär nach Hause zurück, nachdem er drei Jahre lang den Wilden gepredigt hatte. Er wurde mit offenen Armen empfangen, wie er mit allem Recht erwarten konnte. Indeß dünkte es ihm daß er für das Opfer seiner langen Abwesenheit keinen genügenden Ersatz finde in der Liebe einer Frau welche ihm keine Kinder mehr gebären konnte, und er forderte und erhielt von der Präsidentschaft eine Offenbarung die ihn ermächtigte eine zweite Frau zu heirathen. In so weit hatte niemand Grund zu klagen, da all dieß in Uebereinstimmung stand mit den Sitten des Platzes und dem Gesetz gemäß war. Allein der Missionär setzte sich in den Kopf die Hand seiner Stieftochter Marie zu bekommen. Das arme Kind weigerte sich anfänglich sehr schüchtern und höflich, in der Hoffnung ihr Stiefvater werde nicht darauf bestehen. Allein er drängte seine Frau ihr Ansehen über die Tochter zu gebrauchen, und sie zur Einwilligung in diese Heirath zu bewegen; da aber dieser Auftrag ihrem Mutterherzen ganz und gar zuwider war, so that sie nichts, und die Folge war Zwist in der Familie. Die supreme Autorität Brighams wurde angerufen; allein der Pontifex, dessen gute Gesinnung bei dieser Gelegenheit alles Lob verdient, weigerte sich mehr zu thun als seinen Rath zu geben. Weder Drohungen, noch Liebkosungen, noch Rathschläge machten einigen Eindruck auf die Tochter, deren edle Instincte sich empörten bei dem Gedanken ihrer Mutter Nebenbuhlerin zu werden, und die überdieß leidenschaftlich in einen Mann verliebt war der ihr versprochen sie, und nur sie allein, zu heirathen. Der Missionär erkannte endlich daß er gegen einen so entschiedenen Willen nichts auszurichten vermochte, und gieng und wählte sich aus Trotz eine Frau unter den dem H. C. Kimball beigegebenen Wärterinnen. Allein nun war ein neuer Sturm dem Ausbruch nahe. Die zweite Frau war kaum in die Ehewohnung eingesetzt als sie erkannte daß sie nur ein Nothbehelf sey. Sie wandte alle Kunstgriffe an welche der Haß eingeben konnte, und es gelang ihr das Herz ihres Mannes für sich zu gewinnen; der letztere hatte sich so weit vergessen, daß er, an demselben Morgen des Tags an welchem wir die weinenden Frauen trafen, sie gröblich mißhandelte, und sie genöthigt waren die Wohnung zu verlassen, zu deren Erbauung und Ausschmückung sie eigenhändig beigetragen hatten. Sie machten niemanden verantwortlich für ihr Mißgeschick; sie schalten weder auf den Himmel, noch auf ihre Religion, noch auf die neue Frau, noch auf den Missionär. Sie baten Gott er möge diesem Manne seine blinde Heftigkeit verzeihen, und in ihren Herzen die guten Gefühle lesen welche sie beseelten.“

In dieser Erzählung scheinen uns ziemlich viele Elemente einer rührenden häuslichen Geschichte zu liegen, die überdieß erzählt ist unter dem ruhigen Sternenhimmel in dem einsamen Thale von Utah. Natürlicherweise ist es unter gewöhnlichen Umständen all den Junggesellen-Heiligen ganz unmöglich im natürlichen Alter verheirathete Männer zu werden. Nichts könnte dieß bewirken außer etwa eine solche Abweichung von den gewöhnlichen Gesetzen der Natur wie wir sie kürzlich in einer behördlichen Liste, welche in Australien veröffentlicht wurde, rücksichtlich der Zahl männlicher und weiblicher Geburten beobachteten die in einer gegebenen Periode daselbst vorkamen. Die weiblichen überschritten um mehr als das doppelte die männlichen! Allein da sich die Natur bis jetzt den Heiligen noch nicht so anbequemend erwiesen hat, und keine Offenbarungen verkündigt wurden um ihre Gesetze zu beseitigen, so ist der unverheirathete Theil der Gemeinde ziemlich zahlreich. Den im Jahr 1858 aufgenommenen Listen zufolge belief sich die Zahl männlicher Polygamisten auf 3617, und zwar befinden sich darunter:

Ehemänner mit sieben und mehr Frauen .	387
detto mit fünf Frauen	730
detto mit vier Frauen	1100
detto mit mehr als einer Frau und weniger als vier	1400
Zusammen	3617

Die Emigration muß die numerischen Verhältnisse der Geschlechter in Utah seit 1851, um welche Zeit die Gesammt-

Digitized by Google

bevölkerung der Colonie kaum 12,000 Seelen zählte, während sie im Anfang von 1859 auf 80,000 stieg, sehr modificirt haben. Als die Heiligen 30,000 Köpfe zählten, wurde ihre Colonie zu einem Territorium der Vereinigten Staaten erhoben, mit Brigham Young als Governor. Nun da sich ihre Bevölkerung auf mehr als die für einen Staat geforderten 60,000 Seelen beläuft, werden wir ohne Zweifel bald die Erhebung des Utah-Territoriums zu einem unabhängigen Staat der Union zu berichten haben. Gegenwärtig besteht die Kirche in Utah aus einem obersten Pontifex, vier Präsidenten, neun Aposteln, 2060 Sioniten, 805 hohen Priestern, 1050 Aeltesten, 552 Priestern, 480 Lehrern, 245 Diakonen — außer den für den Kirchendienst noch nicht Ordinirten — und 550 Missionären auswärts. Ihre gegenwärtigen über die ganze Welt zerstreuten Mitglieder dürften sich auf nahe an 300,000 belaufen.

Eine mißglückte Heidenbekehrung auf Tanna (neue Hebriden).

Im November 1839 versuchte der Missionär John Williams den menschenfresserischen Papuas der neuen Hebriden das Evangelium zu verkündigen. Auf Tanna glückte ihm sein gefährliches Unternehmen so weit, daß die Eingebornen versprachen drei samoanische „Lehrer" unter sich aufzunehmen. Unter Lehrern versteht man in der Südsee bekehrte Eingeborne welche den Missionären die Wege bahnen und die heidnischen Polynesier für die ersten christlichen Religionsbegriffe vorbereiten sollen. Als Williams mit seinem Freund Harris am nächsten Tag auf Eromanga, einer benachbarten Hebrideninsel, landete, um dort ebenfalls die ersten Keime des Christenthums zu legen, wurden sie plötzlich von den Wilden angefallen. Harris sank unter Keulenstreichen, Williams aber erreichte noch die See, wohin ihm seine Verfolger nachsetzten um ihn zu erschlagen. Gern hätten sich die Eromanganer auch noch des Bootes bemächtigt welches die Missionäre ans Land gebracht hatte, die Mannschaft aber ruderte schleunigst davon. Die Eromanganer waren übrigens zu dieser That gereizt worden, denn kurz zuvor hatten Sandelholzjäger, deren Handwerk in unzähligen Fällen moralisch auf gleicher Stufe steht wie der Seeraub [1] allerhand Grausamkeiten an ihnen verübt.

Die Kunde von diesen Vorfällen hatte so eben England erreicht, erzählt uns ein Geistlicher George Turner in einem eben erschienenen Werk [2], als er selbst am 10 August 1840 in der Missionsbrig Camden sammt einem Collegen Hrn. Nisbet, beide Herren begleitet von ihren Frauen, unerschrocken nach der Südsee und zwar nach den neuen Hebriden abgieng. Tanna selbst erreichten sie jedoch erst im Juni 1842, denn sie hatten sich zuvor auf Samoa mit den polynesischen Sprachen vertraut machen müssen. Die samoanischen Lehrer waren noch unversehrt auf der Insel, sie klagten jedoch über das ungünstige Klima und über die diebischen Gewohnheiten der Eingebornen.

Tanna heißt Land, und der volle Name der Hebrideninsel lautet Tanna sore, großes Land, weil die Insel unter dem sie umgebenden Schwarm von Eilanden die größte ist, wie wir ja in gleichem Fall den Kern eines Archipels als Festland bezeichnen. Tanna heißt auch in den Sundasprachen Land, also muß eine frühere Vermischung mit den Malayen stattgefunden haben, denn sonst gehören sprachlich die Tannesen zu der papuanischen Race. Von Sydney läßt sich die Insel (19° 30′ südlicher Breite 169° 20′ östlich v. Greenwich) in acht Tagen erreichen. Sie ist zirkelrund, mit einem Kegelberg in der Mitte, an dessen Abhängen ein Vulcan brennt und ein See (ausgefüllter Krater?) liegt. Cook entdeckte die Insel im Jahre 1774. Von einem „Cook" hört man oft auf den polynesischen Inseln sprechen, aber nicht selten meinen die Eingebornen nicht den großen Seefahrer, sondern nur den Schiffskoch (Cook) irgendeines andern trivialen Fahrzeuges, weil der Koch am Bord der Schiffe ihnen als eine Hauptperson erscheint. Auf Tanna traf Turner jedoch einen Eingebornen, der Cook bei seinen ächten polynesischen Namen, nämlich Kukeh, nannte, und 10 Jahre alt war als der Entdecker die Tannesen mit den ersten Wohlthaten eines europäischen Verkehrs überschüttete, nämlich mit einer Gewehrsalve, die zwei Eingeborne niederstreckte und fünf andere verwundete. Auch während Cooks Anwesenheit brannte der Vulcan, in dessen Nähe sich auf dem Boden so heiße Stellen finden, daß eines Tages barfüßige samoanische Führer die possierlichsten Schmerzenssprünge machten, während die mit ihnen gehenden Missionäre, von den Schuhsohlen geschützt, noch nichts von der Hitze des Erdreiches gemerkt hatten. Einige solcher heißen Stellen dienen den Eingebornen als Zuflucht an kalten Tagen oder als Plätze für ihre nächtlichen obscönen Bälle. Sie benutzen auch die in der Nähe befindlichen warmen Quellen, um sich durch Bäder von Hautgeschwüren zu reinigen. Etliche dieser Wasser sind bis zum Siedepunkt erhitzt, so daß die Frauen der Eingebornen ihre Gemüse darin zu kochen pflegen. Was die Frequenz der Ausbrüche betrifft, so würde der Ajur, wie die Eingebornen den Vulcan nennen, unter allen Feuerbergen obenan stehen, denn Turner behauptet daß Tag und Nacht regelmäßig alle acht bis zehn Minuten ein Ausbruch erfolge.

Bewohnt wird die Insel von 10—12,000 Köpfen eines kupferbraunen Menschenschlags von Mittelgröße, mit sehr wenig negerhaften Gesichtszügen, so daß die Missionäre häufig unter den Eingebornen Aehnlichkeiten mit englischen Bekannten trotz der Hautmalerei entdecken konnten, welche letztere gewöhnlich aus rother oder in Trauerzeit aus schwarzer Farbe besteht. Das hellbraune krause Haar wird von den Frauen kurz abgeschnitten, von den Männern, wenn es 12—18 Zoll lang ist, in etwa 6—700 kleine Zöpfchen geflochten, die hinter den Ohren in den Nacken fallen. Da ihnen dieser Haarschmuck viel Zeit kosten mag, so beeilen sie sich desto mehr mit ihrer andern

[1] S. Ausland 1858. Die Sandelholzjäger.

[2] Nineteen Years in Polynesia. London 1861. Snow. 8vo.

Digitized by Google

Toilette, die in einem Streifen Zeug besteht, welches sie als Gürtel um die Hüften schlingen, und dessen herabhängender Zipfel vorn die Blöße bedecken soll. Die Frauen dagegen tragen einen Fransengürtel um die Hüften, der für die ersten Bedürfnisse der Schamhaftigkeit ausreichen mag. In der Nasenwand wird ein Stäbchen, in den Ohren ein halbes Duzend Ringe getragen, Tätowirungen dagegen sind nicht gebräuchlich. Sie schleudern Steine, schießen mit Pfeilen und werfen Speere mit großer Genauigkeit. Die Hauptwaffen sind jedoch die Keule und der Kawas, eine Art steinerner Prügel, den sie auf 20 Schritt mit der größten Sicherheit werfen. Jedermann geht jederzeit bewaffnet, und selbst die Buben werden immer mit jugendlichen Geschossen angetroffen, denn Krieg ist der herkömmliche Zustand, Frieden die Ausnahme. Sieben Monate lang hielten sich die Missionäre auf Tanna auf, und während fünf derselben gab es fortwährend Fehde. Von jeher und fortwährend müssen Feindseligkeiten geherrscht haben, denn auf je zwei Wegstunden stößt man wieder auf andere Mundarten, ein Beweis daß wenig friedlicher Verkehr zwischen so nahen Nachbarn bestehen kann. Während im östlichen Polynesien Gruppen zahlreicher Inseln die nämliche Mundart reden, wird auf jeder der neuen Hebriden ein gesonderter Dialekt gesprochen, und auf Tanna selbst gibt es örtlich drei Mundarten, die höchst bedeutend, selbst in den Zahlwörtern, von einander abweichen. Glücklicherweise sind die Gefechte nur Scharmützel aus der Ferne, bei denen wenig Menschenleben verloren gehen, denn selten kommt es zum Handgemenge und zum Kampfe mit den Keulen. Die erbeuteten Feindesleichen werden im Ofen gebraten und verzehrt. Menschenfleisch gilt als großer Leckerbissen, und Stücke davon versendet man nah und fern an seine Freunde. Die tannesischen Feinschmecker versichern übrigens, wie fast alle Menschenfresser, daß das Fleisch der Farbigen besser und „nicht so salzig" schmecke wie das der Weißen.

Die Missionäre fanden auf Tanna weder ein Konigthum noch eine Oberhäuptlingswürde, sondern das Ansehen der Häuptlinge reichte kaum einen Büchsenschuß weit von ihren Dörfern, welche letztere aus 8—10 Familien oder 80—100 Köpfen zu bestehen pflegten. Sieben bis zwölf solcher Dörfer bildeten eine Art Canton, und eines der Dörfer nahm den Rang eines Vorortes ein, da auf seinem Forum über Krieg oder Frieden berathen und beschlossen wird; doch sind diese Verbände sehr locker und Treulosigkeit ein wiederkehrendes Ereigniß. Vielweiberei herrscht, jedoch in beschränkter Weise, denn selbst die Häuptlinge haben selten mehr als drei, oft nur zwei Frauen, oder gar nur eine. Die Weiber müssen zwar sehr viel Feldarbeit verrichten, doch werden sie sonst von ihren Männern besser als anderwärts behandelt, und die Liebe zu den Kindern ist so groß, daß Kindsmorde zu den unbekannten Dingen gehören. Yams, Taro, Brodfrucht, Cocosnüsse, Zuckerrohr, Bananen, Schweine und Geflügel bildeten von Alters her die Nahrungsmittel der Eingebornen. Als Nationalgetränk dient die in der Südsee weit verbreitete Kawa, welche bekanntlich aus einer Gährung der gekauten und wieder ausgespieenen Wurzel des Piper methysticum bereitet, von Frauen und Mädchen auf Tanna aber nie genossen wird.

Götzen werden nirgends gesehen, wohl aber betrachtet man seltsame Gesteine mit religiöser Ehrfurcht. Den Schatten des Banianbaumes wählt man zum Ort der Andachten, wo die Eingebornen mit ihren Aremhas verkehren. Da dieses Wort einen todten Menschen bedeutet, so betrachten sie die Seelen ihrer Vorfahren als Götter, und ihre Religion ist daher ein Ahnendienst. In der beschauenden Astronomie haben sie einige Kenntnisse erworben, sie unterscheiden als Sternbilder: ein Canoe mit Ausleger, die Ente, einen Bogenschützen, schwanzende Kinder u. s. w., wissen auch den Gang dieser Gestirne als nächtliche Uhr zu benutzen; doch scheint sich kein religiöses Bedürfniß zu den Sternen zu erheben und an ihnen zu haften. Die wahren Gottheiten der Tannesen sind die Zauberer oder Krankenmacher. Es gibt auch unter ihnen Regendoctoren, Fliegen- und Moskitoschöpfer, aber die Krankenmacher sind die gefürchtetsten Hexenmeister, weil sie über Leben und Tod gebieten. Sie üben ihre schlimmen Künste mittelst eines Nahak. Nahak bedeutet ursprünglich Kehricht, in engerem Sinn aber die ungenießbaren Ueberreste einer Nahrung, wie z. B. die Schalen der Bananen. Solche Dinge vergräbt der Tannese mit großer Gewissenhaftigkeit, denn findet ein Krankenmacher eine weggeworfene Bananenschale, so hebt er sie auf, wickelt sie in ein Blatt, und trägt sie den Tag über am Hals aufgehangen. Die Leute stecken dann die Köpfe zusammen und flüstern: „er hat etwas erwischt, und über Nacht wird er einem etwas anhängen." Der Zauberer kratzt nun etwas Rinde von einem Baum, rollt sie mit dem Nahak in ein Blatt cigarrenartig zusammen, und beginnt es langsam am nächtlichen Feuer zu verbrennen. Bald erklingt in der Ferne ein Muschelhorn. „Hört ihr's? ruft er seinen Freunden zu, das ist der Mann, dessen Abfall ich verbrenne; er ist krank. Wir wollen's nicht ganz verbrennen, sondern zuschauen, was man uns am Morgen anbieten wird." Sobald jemand erkrankt, denkt er nur daß irgendein Zauberer ein Nahak von ihm verbrenne. Er bittet daher einen Freund auf der Muschel zu blasen. Damit will er nämlich die Barmherzigkeit des Hexenmeisters anflehen, und ihm zugleich ein Geschenk versprechen daß er das Nahak nicht ganz verbrenne. Je schlimmer die Krankheit, desto eifriger wird geblasen. Am Morgen wird der Krankenmacher beschenkt, und zwar reichlich beschenkt; stirbt der Patient gleichwohl, so heißt es nur, der Zauberer sey mit den Geschenken nicht befriedigt worden. Fast keine Nacht vergeht wo nicht das unheimliche Tuten irgendwo hörbar wird. Uebrigens muß man den Hexenmeistern nachrühmen daß sie mit Ueberzeugung ihr Gewerbe treiben, denn erkrankt einer aus der Zunft, so läßt er blasen wie ein anderes Menschenkind. Husten, Influenza, Ruhr und etliche Hautkrankheiten, die erst nach dem Verkehr mit Europäern sich zeigten, nennen die Eingebornen fremde Dinge, und wird ein Tannese krank, so lautet die erste Frage: „ist es Nahak oder fremdes Ding? Seit die ersten Europäer sich zeigten, haben sich Krankheiten und Todesfälle außerordentlich rasch vermehrt. Die Kranken werden übrigens liebevoll bis zum letzten Augenblick behan-

Digitized by Google

delt, und das Universalheilmittel, nämlich örtliche Blutentziehungen, reichlich angewendet. Auf Aneiteum, der südlichsten Insel unter den neuen Hebriden, pflegt man beim Tod eines Häuptlings seine Frauen zu erdrosseln und mit ihm zu begraben — ein Gebrauch den man in der Fidschigruppe und noch anderwärts auf der Südsee antrifft. Seit etlichen Jahren ist er auch auf Tanna in Mode gekommen, und soll sich leider rasch verbreiten. Endlich muß noch bemerkt werden daß auch auf den neuen Hebriden die Bevölkerung ausstirbt, und zwar rein nur an dem Gift der europäischen Civilisation. Die Eingebornen sehen ihr Ende voraus, wissen auch die Ursachen, und wir können es ihnen daher kaum verdenken, wenn sie ihr Verderben durch Austreibung von Missionären zu verzögern suchen. So sehr wir auch den apostolischen Eifer der englischen Heidenbekehrer und ihre religiöse Pflichterfüllung bewundern mögen, so halten wir doch gerade alle jene Bekehrungsversuche für ein gewissenloses Fröhnen von Leidenschaften, denn selbst das Heidenbekehren kann zum Laster werden. Es gibt innerhalb der europäischen Völker genug zu thun und geschieht viel zu wenig im Gebiete der innern Mission. Wenn man Seelen retten will, warum nicht in Europa und im europäischen Amerika? Der frömmste Mann wird den Südsee-Insulanern nichts bringen als den Tod. Keine einzige Inselgruppe gibt es dort mehr, wo nicht seit der Bekanntschaft mit den Europäern die Eingebornen in unheimlichen Progressionen dahin gerafft würden. Jede Mission beschleunigt dieses Verhängniß, folglich hilft auch das Bekehren zu gar nichts, da die Bevölkerung doch ausstirbt. Wie kann es überhaupt ein gottgefälliges oder verdienstliches Werk seyn Gift und Ansteckung zu verbreiten und zur Verarmung der Schöpfung an Formen des Menschengeschlechtes beizutragen? Wird hier nicht der religiöse Eifer zur Leidenschaft, das Bekehrungsstreben zum Laster?

Als unsre Missionäre Tanna betreten hatten, merkten sie daß sie sich unter dem schlimmsten Diebsgesindel befanden. Kein Werkzeug durfte aus der Hand gelegt, alles mußte verschlossen oder im Gürtel am Leibe getragen werden. Der krankhafte Drang nach fremdem Eigenthum ist so groß, daß man die eingebornen Frauen zur Feldarbeit oder zum Brunnen auf dem Rücken große Lasten schleppen sieht, welche alle ihre bewegliche Habe enthalten, die sie beständig mit sich führen müssen wenn sie nicht fremden Annexirungen verfallen soll. Dieses Laster der Tannesen führt zu beständigen Reibungen mit europäischen Schiffen. Die Eingebornen stehlen, die Europäer schießen. Die nächsten Seefahrer, die sich dann an das Land wagen, werden überfallen. So kam kurz bevor die Missionäre ihre Wohnungsgebäude vollendet hatten, das Fahrzeug eines amerikanischen Walfischfängers nach Tanna, und schickte zwei Boote ab um Wasser zu holen. Hr. Turner zeigte den Bootsleuten den Platz wo sie süßes Wasser finden würden, warnte sie aber sich nicht bestehlen zu lassen oder Streit mit den Eingebornen anzufangen. Nicht lange nachher sah man die Amerikaner in wilder Flucht aus dem Gebüsch nach den Booten eilen, verfolgt von den Tannesen, denen sie jedoch noch glücklich entwischten. Sie hatten sich nämlich gegen Eingeborne Unsittlichkeiten zu Schulden kommen lassen, wofür diese sich rächen wollten. Der Capitän des Walfischfahrers, statt den Fall zu untersuchen, legte sich mit seinem Schiff so hart als möglich ans Land, und beschoß mit Flinten und Kanonen das nächste Dorf. Glücklicherweise wurde niemand verletzt, denn sonst hätten die Missionäre natürlich für die Unbill der Walfischfahrer büßen müssen.

Im September war die Behausung der Heidenbekehrer vollendet, und sie suchten nun die Eingebornen an sich zu ziehen. Als steife Anglicaner sahen die Missionäre vor allem auf eine strenge Sabbathfeier. Die Neubekehrten hatten übrigens ihre eignen Begriffe von ihren Pflichten. Setzte man sie zu Rede warum sie nicht zum Gottesdienst gekommen seyen, so fragten sie treuherzig: „Wie? war nicht mein Weib da? oder: habe ich nicht meinen Buben geschickt? oder: kam nicht unser Häuptling?“ gleichsam als könne man Gott durch Procuration dienen.

Eines Morgens wurde die kleine Ansiedlung durch einen Tumult im Dorfe geweckt, dessen männliche Einwohner mit Waffen beladen in großer Aufregung abzogen. Ein Häuptling war kurz zuvor von einer lauernden Bande überfallen und erschlagen worden. Man fand die Frau neben der Leiche. Eine Speerwunde im Backen und ein Keulenschlag im Schädel hatten den Unglücklichen kalt gemacht. So begann ein neuer Krieg, der vier Monate lang die Insel verheeren sollte, und der zuletzt gegen die Mission selbst gerichtet wurde. Die beiden Geistlichen begannen nämlich damit daß sie gegen den Spuk des Nahakverbrennens eiferten. Sie gaben den Kranken Pflege und Arznei, daß sie genasen ohne einen Krankenmacher bezahlt zu haben. Der einheimischen Priesterzunft entgiengen dadurch ihre Temporalien, ihre Geschenke an Schweinen oder feingeflochtenen Matten, die sie sonst durch ihren Teufelsschnickschnack sich erworben hatten, und natürlich warfen sie einen grimmigen Haß auf die Missionäre. Diese hatten gleichwohl die Kühnheit, obgleich sie von ihren eingebornen Freunden gewarnt, ja beinahe zurückgehalten wurden, bis nach dem Dorfe Natobus in der Nähe des Vulcans, dem Hauptsitz ihrer Gegner, zu gehen, wo sie aber so scheu und so feindselig empfangen wurden, daß sie sich zur Umkehr genöthigt sahen. Zweimal waren gegen sie Waffen erhoben worden, doch schien es den Eingebornen am rechten Muth zum Mord zu fehlen.

Beim Beginn des neuen Jahrs verschlimmerte sich die Lage der Heidenbekehrer höchst bedenklich durch den Ausbruch der Ruhr, welche namentlich in den feindseligen Gebieten der Insel hauste, während sie die Nachbarschaft der Mission verschonte, woraus die Priesterzunft schloß daß die Fremdlinge das Uebel angestiftet hätten. Anfangs hatten die halbbekehrten Ortschaften die Oberhand über ihre Gegner, allein eines Tages erschlugen sie etliche Leute, die verwandt waren mit dem Stamm welcher auf dem Gebirge gegenüber dem Missionshause wohnte. Bisher war dieser neutral geblieben, jetzt aber schloß er sich, zumal auch bei ihm die Ruhr wüthete, der Liga gegen die Heidenbekehrer an, und bitter mußten diese später bereuen daß sie nicht mit einem Schiff, welches damals gerade sich vor der

Digitized by Google

Insel aufhielt, und dessen Capitän sie mitzunehmen sich anbot, die Insel verlassen hatten. Tag und Nacht lauerten die Feinde in der Nähe des Hauses um irgendeinen Streich auszuführen, und nur die Furcht vor den großen und wachsamen Hunden der Missionäre hielt sie von einem Ueberfall zurück. Die Zahl der streitbaren Gegner hatte sich bald auf 2000 gemehrt, und es ergieng von ihrer Seite eine Aufforderung an die eingebornen Beschützer der Geistlichen sich mit ihnen zu vereinigen und die Europäer zu erschlagen. Ueber diesen Vorschlag wurde berathen, und nur vier Eingeborne, darunter ein alter Häuptling zweiten Ranges, Namens Kuanuan, sprachen zu Gunsten der Missionäre. Viavia, der angesehenste Häuptling aber, gab den feindlichen Botschaftern den Bescheid daß sie die Europäer, wenn sie wollten, selbst erschlagen möchten, er und sein Volk wollten nichts damit zu thun haben. Kuanuan fand sich in Turners Hause ein, und aus seiner gedrückten Stimmung merkte man daß für die Missionäre kein Bleibens sey. Man entschloß sich daher zur Flucht. Leider verfügte man nur über ein Walfischboot und ein großes Canoe, mit denen man keine weite Seereise hätte unternehmen können, die nächsten Inseln aber waren sämmtlich von anthropophagen Stämmen bewohnt.

Der folgende Tag war ein Sonntag und der Gottesdienst zahlreich besucht. Durch Geschenke gewann man sich die bisher befreundeten Eingebornen von neuem, und als ein bewaffneter Kriegshaufe der Priesterpartei erschien, umringten 60 bis 70 Krieger die Missionäre um sie zu schützen. Ein Wortstreit entspann sich, der mit dem Rufe, „Krieg, Krieg, Krieg!“ endigte. Bald nachher wurde ein Knabe aus dem Stamm der Missionsindianer mit Keulen niedergeschlagen, und damit die blutige Fehde eröffnet. Am andern Morgen erschienen die befreundeten Tannesen vor dem Hause der Missionäre, an ihrer Spitze Jaru, der einäugige Held von hundert Gefechten. Sie erklärten sich bereit die Prediger zu schützen, verlangten aber die Herausgabe der Feuergewehre und der Munition. Die Missionäre stellten ihnen vor daß sie als Friedensboten niemals die Mittel zu Blutvergießen liefern dürften, und daß sie lieber sterben als die Feuerwaffen ausliefern würden. Darüber waren die eingebornen Alliirten sehr verstimmt, doch blieben sie den Europäern treu. Der Montag vergieng übrigens ruhig, am Dienstag jedoch kam es in der Nähe zu einem Gefecht, welches mit dem Rückzuge der Gegner endete. Niemand unter den Alliirten wurde getödtet, die Verwundeten aber, unter denen sich auch der alte Jaru befand, ließen laut hören daß sie „in dem Kriege der Missionäre“ ihr Blut vergossen hätten. Der alte Kuanuan war sehr niedergeschlagen heimgekehrt. Er war nämlich in dem Gefecht gewesen, umringt worden und dem Tode nur entgangen daß er seine Keule nach rückwärts warf. Dieß ist eine der größten Demüthigungen, denn der Tannese betrachtet die Keule als eine eben so große Trophäe, als hätte der Gegner das Leben lassen müssen.

Von neuem dachte man an die Flucht, der Wind aber war so ungünstig, daß man die Abreise auf die nächste Nacht verschob. Am Tage machte der Feind Fortschritte, eroberte das befreundete Dorf Naumia, und steckte es in Flammen. Viavia war krank, und Sai, ein Häuptling der an seiner Statt befehligte, gieng zum Feinde über. Die bedrängten Bundesgenossen forderten jetzt ungestümer denn je die Feuerwaffen, aber die Missionäre verweigerten sie ihnen abermals standhaft. In der Stille der Nacht schifften sich die Bedrängten mit treuen Begleitern auf den Booten ein, da der Wind so weit besser geworden war daß man Aneiteum, die südlichste der neuen Hebriden, acht deutsche Meilen entfernt, zu erreichen hoffen durfte. Das Haus wurde zugeschlossen und die Fahrzeuge in See gestoßen. Die Flüchtlinge, einschließlich vier Kinder, bestanden aus 19 Personen, wovon zehn im Boot und neun im großen Canoe Platz fanden. Die Nacht war dunkel, und die beiden Fahrzeuge verloren sich bald aus den Augen. Das Boot indessen gelangte glücklich über die Brandung der Korallenbänke, und versuchte sich auf hoher See, wurde aber bald von Wind und Strömung zurückgeworfen und genöthigt nach Hause umzukehren. Die Leute im Canoe hatten die Flucht schon früher aufgegeben, und so stahlen sich die Bedrängten wieder in das Missionsgebäude zurück. Am Morgen fand man den Sprechsaal des Hauses mit etlichen 20 Häuptlingen gefüllt, die Kriegsrath hielten. Man vertheilte unter sie etliche blanke Aexte, welche ihre hohe Bewunderung erregten, und sie bestimmten noch einmal für die Missionäre zu fechten. Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen, und es erscholl die Botschaft: „Der Krieg ist da!“ Eine Scene ängstlicher Verwirrung trat ein. Um das Haus sammelten sich die Eingebornen jeden Geschlechtes, die Männer sämmtlich bewaffnet und die Freunde darunter nicht mehr kenntlich wegen ihrer Hautmalereien. Ob sie, von allen Seiten gedrängt, nicht den Predigern untreu werden würden, war bei der Wankelmüthigkeit der Tannesen eine bange Sorge. Da stiegen in der Ferne abermals Brandwolken und Flammen auf: das Dorf Mannapen war dem kürzlich geschlagenen Häuptling Lamias in die Hände gefallen, und von diesem aus Rache angezündet worden. Sonst verstrich der Tag und die folgende Nacht ohne Katastrophe. Am nächsten Vormittag aber schien die Entscheidung unaufhaltbar, denn der Feind griff auf zwei Punkten an. Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte man im Missionshaus, wo man gefaßt auf das letzte wartete, großes Geschrei, und zugleich stürzten die Eingebornen hastig vorüber nach der See. „Ein Kriegsschiff! hieß es, ein Kriegsschiff kommt uns zu Hülfe.“

In der That erkannte Turner mit dem Fernglas eine große Brigg, die auf Tanna zusteuerte. Es war nun zwar kein Kriegsschiff, wohl aber der „Highlander“ des Capitän Lucas, eines Walfischfahrers aus Hobart Town, welcher um den Aufenthalt der Missionäre auf der Insel wußte, und aus freundlicher Besorgniß sich gelegentlich nach ihrem Schicksal erkundigen wollte. Die Missionäre konnten sich jetzt ohne Gefahr einschiffen. Groß aber war der Verdruß der alliirten Tannesen, als sich der Capitän weigerte ihnen mit seinen Leuten und seinen Waffen einen wohlfeilen Sieg über ihre Feinde zu verschaffen. Die Häuptlinge waren im Grunde froh daß die Prediger giengen. Kein einziger sprach davon

daß sie bleiben sollten, und in der That erfüllten sie nur Menschen- und Christenpflichten wenn sie giengen, da sie nach Tanna nicht Gesittung und himmlischen Frieden, sondern Seuche und Bürgerkrieg gebracht hatten.

Im Jahr 1845 machte Turner eine Missionsrundreise zur See on Samoa aus. Als er in Futuna sich nach dem Schicksal dort zurückgelassener samoanischer Lehrer erkundigte, machten die Eingebornen anfangs Ausflüchte, als sich aber das Boot dem Ufer näherte, griffen sie zu den Waffen, so daß man schleunigst wieder nach der Missionsbrigg zurückruderte. Besser gieng es vor Aneiteum. Dort erreichte Simeon, einer der eingebornen Heidenbekehrer, das Schiff. Er erzählte daß seine Collegen auf Futuna vor zwei Jahren erschlagen worden seyen, weil man ihrer Anwesenheit den Ausbruch einer Seuche zugeschrieben habe. Der Missionär fand auf einem kleinen Eiland in der Nähe der Hauptinsel mehrere europäische Gebäude und einen Landsmann, Hrn. Murphy. Dieser Abenteurer war Mitglied einer von Capitän Paddon gegründeten Handelsgesellschaft, welche mit zwei Schiffen ab und zu von den neuen Hebriden Sandelholz holte. Das Eiland, welches etwa eine halbe Wegstunde im Umfang besaß, hatten sie den Eingebornen gegen eine Axt, eine wollene Decke und eine Schnur Glasperlen abgekauft. Damals war Murphy ganz allein mit fünf Chinesen auf der Insel zurückgeblieben. Am 22 April warf man die Anker vor Tanna, wurde von dem alten Kuanuan begrüßt, der zur großen Erbauung der sabbatheifrigen Heidenbekehrer den Wochentag richtig anzugeben wußte und seinen Kalender in Ordnung gehalten hatte. Er erzählte daß nach der Abfahrt der Missionäre die Seuche noch schlimmer als vorher gehaust und der Bürgerkrieg noch einen Monat länger gewüthet habe, bis endlich Frieden geschlossen wurde. Für Aufnahme des Christenthums seyen die Gemüther jetzt besser gestimmt, wenigstens hätten zwei samoanische Lehrer, welche auf der kleinen benachbarten Insel Niua ihr Heil versuchten, von den dortigen Eingebornen aber, weil sie Krankheiten eingeschleppt haben sollten, verfolgt worden waren und sich nach Tanna geflüchtet hatten, auf dieser Insel unangefochten gelebt. Ferner erfuhr man daß das Missionsgebäude noch wohlerhalten stehe, gegenwärtig aber von einem europäischen Gast bewohnt werde. Man landete jetzt in der alten wohlbekannten Bucht (Port Resolution), wo die Eingebornen sich zusammenrotteten und beschämte Gesichter beim Wiedersehen zeigten. Das Missionshaus stand noch unversehrt, wie man es verlassen hatte, in einem der letzten Gemächer lag aber zwischen einer Matte und einer Decke ein bleicher abgezehrter Mann von etlichen 30 Jahren. Zu seinen Füßen brannte in einem Loch des Erdbodens ein kleines Feuer, und rechts und links zu seinen Häupten lehnten geladene Flinten. Er selbst las gerade in einer alten Nummer der Times. Der seltsame Gast gehörte einer der achtbarsten englischen Familien aus Essex an, hatte zuerst sein Glück oder vielmehr sein Unglück in Neu-Seeland versucht, sich dann Sandelholzfahrern angeschlossen, war auf Maré (Loyalitäts-Inseln) nahe daran erschlagen zu werden, und gelangte endlich nach Tanna um dort die heißen Quellen gegen seine Körperleiden zu gebrauchen. Man bot dem „verlornen Sohn" einen Platz auf dem Schiff an, er lehnte es aber ab mitzugehen. Mit den Eingebornen war man dießmal zufrieden. Selbst die ehemaligen Feinde kamen herbei und schienen bekehrungsdurstig, so daß man mit den besten Hoffnungen schied.

Im Jahre 1848 wurde eine zweite Rundfahrt ausgeführt, und am 17 Juli befand sich Hr. Turner abermals im Port Resolution bei Tanna vor Anker. Da sah er nun daß alle seine Erwartungen eitel gewesen waren. Schon im Jahr 1846 war einer der zurückgelassenen Lehrer erschlagen und zugleich die Missionsgebäude niedergebrannt worden. Mit den Sandelholzhändlern auf Aneiteum hatten die Tannesen ebenfalls Händel angefangen, ihnen ein Boot gecapert und drei Matrosen erschlagen. In Folge dessen erschien ein großes Fahrzeug, um ihnen eine Züchtigung angedeihen zu lassen. Die Tannesen waren thöricht genug an die Bucht herabzukommen und sich auf ein Gefecht einzulassen. Die Sandelholzjäger gaben ihnen ein mörderisches Feuer, welches sechs der Eingebornen niederstreckte und die übrigen zur Flucht trieb.

Seine letzte Rundreise unternahm Turner im Herbst 1859. Im Grunde hatte sich nichts geändert, nur daß die Grausamkeiten welche die Sandelholzhändler zu begehen pflegten endlich aufgehört hatten, seitdem in Sydney zwei Capitäne wegen Mord von Eingebornen processirt worden waren. Auf Futuna fand man daß ein Jahr zuvor das Haus des „Lehrers" niedergebrannt worden war, und zwar wegen der alten Ursache, daß man seiner Anwesenheit den Ausbruch von Krankheiten zuschrieb. Bei Port Resolution (Tanna) traf man einen neuen Missionär, den Hrn. Paton. Er befand sich seit zwölf Monaten dort, hatte Frau und Kind schon begraben müssen, und 14 Fieberanfälle selbst zu überstehen gehabt. Auch ihm wurde die Verbreitung von Krankheiten zugeschrieben und sein Leben beständig bedroht. Auf Niua fand man von zwei dort zurückgelassenen Lehrern nur einen wieder, der andere war kurz zuvor von den Eingebornen erschlagen worden. Nach diesen Erfahrungen sollte man die neuen Hebriden endlich als verlorne Posten aufgeben. Auf allen Inseln ist die Bevölkerung rasch im Abnehmen, es ist daher unmenschlich, ja es ist sogar gegen das fünfte der mosaischen Gebote, wenn man den Eingebornen eine tödtliche Civilisation aufdringt und die Zeit beschleunigen hilft wo die Inselwelt der Südsee nichts seyn wird als der Kirchhof der malayisch-papuanischen Menschenracen.

Cußcussu und Borghol.

Die Zubereitung des Cußcussu und des Borghol, der beiden Nationalspeisen der Araber, wird in den Annales de la Colonisation Algérienne beschrieben wie folgt:

Zur Bereitung des Cußcussu bringen die Frauen, sobald die Ernte beendigt ist, eine beliebige Quantität Getreide, d. h.

Digitized by Google

Weizen, Gerste, Mais oder Reis, auf einen freien, abgelegenen Platz, wo man die Körner mit Wasser gehörig befeuchtet und sie dann in Haufen aufschüttet, die man mit nassen Decken belegt. Nach einigen Stunden, wenn die Körner gequollen sind, breitet man sie, ohne das Keimen zu erwarten, in dünnen Schichten in der Sonne auf Hürden oder auf der fest gestampften Erde aus. Sind sie genügend getrocknet, so werden sie zwischen zwei leichten Mühlsteinen, deren obern gewöhnlich eine Frau in Bewegung setzt, gemahlen oder vielmehr geschroten, so daß sie grober Grütze gleichen. Diese Grütze wird nun noch einmal an der Sonne getrocknet, dann gesiebt oder geschwungen um sie vom Mehlstaub und von den Hülsen zu befreien, und endlich in Säcke von Schaf- oder Ziegenfell verpackt. Damit sind die ersten Vorbereitungen geschehen. Wollen die Frauen einen Cußcussu für die Abendmahlzeit bereiten, so nehmen sie ein paar Hände voll Grütze in einen hölzernen Napf, befeuchten sie mit ein wenig Wasser und reiben die Masse so lange zwischen den beiden Handflächen, bis sie sich zu kleinen Klümpchen oder Kugeln zusammengeballt hat, die je nach ihrer Größe verschieden benannt sind. Diese zweite Zubereitung heißt Fetil. Schließlich wird die so vorgerichtete Masse in Wasser zu einem mehr oder minder dicken Brei gekocht, und die beliebte Speise ist fertig.

Man unterscheidet acht Arten von Cußcussu: 1) den Berbucha, der aus Mehl oder Grütze von Mais, Gerste oder Roggen gemacht wird, 2) den Redschibur, welcher aus grobkörniger Grütze vom besten Weizen bereitet ist, 3) den Mahwer, aus feinem gemahlenen Weizengries bestehend u. s. w.

Zum Borghol, der andern Nationalspeise der Araber, wählen die Eingebornen das beste harte Getreide der letzten Ernte, waschen es gehörig und lassen es 12 Stunden in Wasser stehen. Dann bringen sie Wasser und Getreide über das Feuer, und lassen es so kochen bis es ein wenig weich ist. Darauf wird das Wasser abgegossen, und man breitet die Körner zum Trocknen 2—3 Tage in der Sonne aus. Sind sie vollkommen trocken, so befeuchtet man sie aufs neue und bringt sie unter einen Mühlstein, der sie in zwei bis drei Stücke zerdrückt oder zerreißt und die Schale ablöst, welche sorgsam vermittelst eines eigenthümlichen Siebes entfernt wird. Dann reibt man die Körner langsam zwischen den Händen und im Siebe, um sie rund und glatt zu machen, trocknet sie aufs neue und bewahrt sie dann auf. Man kocht den so bereiteten Borghol wie Reis, den er sehr gut ersetzt, und vor dem er noch den Vorzug hat daß er sehr schnell weich wird. In den meisten arabischen Familien bereitet man nach der Ernte eine Partie Borghol als Provision für den Winter. Den Mekkareisenden ist er unentbehrlich und die türkischen Soldaten werden für jede Expedition damit verproviantirt. Sorgfältig zubereitet, hat der Borghol nicht mehr Aehnlichkeit mit dem Cußcussu als dieser mit Brod oder Zwieback.

Miscellen.

Erschossene Schmetterlinge. Hr. Saunders legte der „Entomologischen Gesellschaft in London" zwei beschädigte Exemplare eines Papilio Antenor vor, welche ihm von Hrn. Layard aus Madagascar übersendet worden waren, und verlas einige Notizen über ihre Einfangung durch diesen Herrn, der angab, er habe die Insecten dadurch erlangt daß er ein Gewehr abschoß, indem es ihm, ihres hohen und reißend schnellen Fluges halber unmöglich gewesen sey auf andere Weise in ihren Besitz zu gelangen.

*

Die Giftеiche Californiens. Ein Schreiben Dr. C. A. Caulfields in Monterey, welches Hr. A. Murray der k. botanischen Gesellschaft in Edinburgh mitgetheilt hat, beschreibt diesen Baum folgendermaßen: „Die Giftеiche ist eine der größten Plagen Californiens. Die Pflanze ist weit verbreitet, und beständig kommen in allen Districten eine Menge Fälle vor in welchen Menschen von den Wirkungen dieses Baumes ernstlich erkranken. Man hat viele Gegengifte und Heilmittel bekannt gemacht, und dennoch ist man immer noch nicht genau darüber unterrichtet. In den Wäldern und Dickichten Californiens sowohl als auf den trockenen Bergabhängen, und in der That in allen möglichen Oertlichkeiten, kann man ein sehr giftiges Gestrüpp finden — die giftige Eiche, oder den giftigen Epheu, die hiedra des spanischen Volks. Die Pflanze gehört zu der natürlichen Ordnung der Anacardiaceen, und ist Rhus varielobata (Steud.) oder R. lobata (Hook). Sie hat sehr große Aehnlichkeit mit dem Gift-Epheu der atlantischen Staaten, R. Toxicodendron (Linn.), sowohl ihrem Aussehen als ihren giftigen Eigenschaften nach. Dieses Gift ist die Ursache sehr vielen Elends und Leidens in Californien, und es gibt kaum je eine Zeit in irgendeiner kleinen Stadt oder deren Umgebung, wo nicht eine oder mehrere Personen an Hautkrankheit leiden, als Folge der Berührung in welche sie mit dieser Pflanze gekommen sind. Die gegen die Wirkungen der Giftеiche im Gebrauch befindlichen Heilmittel sind verschieden, und einige derselben werden die milderen Fälle heilen. Unter allen gewöhnlichen Heilmitteln hat die warme Lösung des Bleizuckers, meiner Erfahrung zufolge, die besten Ergebnisse geliefert. Das Ammoniakwasser, warmer Essig und Wasser, der warme Absud der Blätter von Rhamnus oleifolius („Yerba del oso" der californischen Spanier), oder selbst reines warmes Wasser, sind zuweilen hinreichend eine Heilung herbeizuführen. Alle diese Heilmittel werden natürlich äußerlich mittelst Waschungen an den ergriffenen Theilen angewendet. Allein das einzige Mittel welches als Gegengabe wider dieses Gift stets erfolgreich befunden wurde, ist eine einheimische Pflanze die in sehr großer Menge in der Umgegend von Monterey und in andern Theilen des Staats wächst. Sie ist hoch, kräftig perennirend, gehört zu der Compositen-Familie, und sieht wie eine kleine Sonnenblume aus. (Yearbook of Facts.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. Augsburg, 14 Juli 1861.

Gefangenschaft eines britischen Seemanns bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochinchina.

1. Ein Pirat wider Willen.

Im October 1856 war in Folge des Krieges zwischen den Briten und den cantonesischen Behörden auf Hongkong eine große Stockung in der Schiffahrt eingetreten, und unter den entlassenen Seeleuten befand sich auch Edward Brown, dessen abenteuerliche Erlebnisse in den chinesischen Gewässern und in Cochinchina kürzlich veröffentlicht worden sind und großes Glück gemacht haben. [1] Weil er keinen Platz auf einem Schiffe fand, diente er drei Monate lang unter der Landpolizei auf Hongkong, bis er eines Morgens eine schmucke chinesische Lorcha mit der britischen Flagge am Mast in der Suk-ham-pu-Bay vor Anker gehen sah, und von der cantonesischen Mannschaft erfuhr daß sie ohne Capitän fahre und längst schon einen solchen suche. Brown bot seine Dienste an, begab sich zu dem Rheder, dem das Schiff gehörte, wurde mit ihm Handels einig, und verfügte sich zu seinem britischen Vorgesetzten um seine Entlassung aus dem Sicherheitsdienste zu begehren. Diese wurde ihm zwar nicht vorenthalten, doch stellte ihm der Polizeihauptmann das tollkühne seines Wagnisses vor, da die Mandarinen in Canton 100 Taels (1 Tael = 1¼ Unze) Silber auf den Kopf jedes Engländers gesetzt hätten, und die Küste außerdem von Piraten schwärme. Der Entschluß des Seemanns war aber nicht zu erschüttern, und bald stach er mit der Lorcha Shanloi, beladen mit Salz und trocknen Früchten, am 18 Febr. 1857 nach Waihow in See.

Das einzige nautische Instrument an Bord war ein chinesischer Compaß, der in 24 Theile getheilt ist. Karten suchte man vergeblich, denn die Cantonleute steuern angesichts der Küste von Vorgebirge zu Vorgebirge, um bei aufsteigenden Wettern sich nach der Küste flüchten zu können. Dennoch gelingt es solchen Dschunken von Tien-sing nach Canton während des Nordostmonsuns zu fahren, und zwar auf hoher See, ohne je Land zu sehen, bevor die Lema-Inseln oder irgendein andrer Platz in der Nähe von Hongkong sichtbar wird. Wie sie das bewerkstelligen bleibt ein Räthsel, äußerst selten aber fahren sie über ihr Ziel hinaus, denn geschähe es, so würden sie ihr Schiff nicht mehr gegen den Monsun hinaufbringen können. Schon am ersten Abend begann es zu stürmen. Brown traute der Lorcha nicht sehr viel, denn sie war schlecht geladen oder vielmehr das Verdeck überladen (top-heavy). Die chinesischen Seeleute meinten, es sey am besten das Schiff vor dem Wind zu halten. Brown war andrer Meinung, wartete aber bis man ihn fragen würde. Als die See immer wilder wurde, wendete man sich an ihn. Er ließ zuerst die Wassertonnen anbohren um das Schiff zu erleichtern. Dann rieth er wenigstens zwei Kanonen über Bord zu werfen. Dieß gieng den Chinesen zu Herzen, und jedesmal wo sie ansetzten, fanden einige daß das Wetter sich bessere. Endlich half nichts mehr, und zwei Stücke flogen über Bord. Dieß geschah am andern Morgen. Das Verdeck wurde auch sonst noch erleichtert, die andern Kanonen in dem untern Raum geborgen und dem Schiff dadurch ein fester Gang gegeben, so daß sich Browns Herz wieder völlig erleichterte. In der dritten Nacht legte sich der Sturm. Das Reiseziel hatte man längst überschossen, da es aber an Wasser fehlte, so mußte man zunächst darnach trachten Land zu erreichen. Die Lorcha wurde also gegen Westen gedreht und in dieser Richtung gesteuert. Es vergieng Tag und Nacht, ohne daß Land sich zeigte, am zweiten Morgen hatte man aber auf 30 engl. Meilen eine Küste vor sich. Als man ihr bis auf 10 engl. Meilen nahe gekommen war, erkannte man an einem schornsteinartigen Felsen daß man sich an der Küste von Cochinchina in der Nähe des wegen seiner Seeräuber berüchtigten Caps Varela befinde. Der chinesische Steuermann kannte in der Nähe eine versteckte Bucht, wo man die Lorcha zu verbergen gedachte, auch stieß man bald auf Fischersleute, und erfuhr von ihnen daß keine Piraten in der Nähe seyen, was freilich nicht viel sagen wollte, da die Küstenbewohner in der Regel mit den Seeräubern auf gutem Fuß stehen. Man ließ daher die Kanonen wieder auf Deck schaffen, und für einen

[1] Edward Brown, A Seaman's Narrative of his Captivity among Chinese Pirates, and his Journey in Cochin-China, 1857—1858. London 1861. Westerton.

Digitized by Google

etwaigen Angriff auch die Stinktöpfe in Bereitschaft halten. Diese Töpfe sind irdene mit Pulver und andern brennbaren Stoffen gefüllte Gefäße, welche angezündet und vom Mastkorb aus auf das feindliche Verdeck geschleudert werden um zu zünden. Waffen und Munition an Bord waren von englischem Fabricat und vortrefflich, die Lorcha auch sonst ein guter Segler, also einem Feind gewöhnlichen Schlages gewachsen.

Noch war aber die Lorcha nicht völlig in ihren Hafen geschlüpft, als die Wache sieben große, cantonesische Fahrzeuge oder Teimungs anzeigte, die offenbar Piraten angehörten und auf die Lorcha Jagd machen wollten. Augenblicklich suchte man daher wieder die hohe See, denn drei Kugeln, die aus unschädlicher Entfernung nach der Lorcha abgefeuert wurden, mußten alle Zweifel über den Charakter der Schiffe beseitigen. Als die Jagd begann, hatte die Lorcha noch 3 engl. Meilen Vorsprung, und so lange die Brise anhielt, gewannen die Feinde wenig. Beim Sinken des Windes aber mußte gerudert werden, und da die Lorcha so dünn bemannt war, daß sie keine Ablösung für die Ruder hatte, kamen die Piratenschiffe ihr immer näher. Brown gieng an die Kanonen. Er hatte zwar nie auf einem Kriegsschiff gedient, aber Pulver wie Geschütze waren vortrefflich, und mit zwei wohlgezielten Kugeln zwang er den nächsten Teimung dahinten zu bleiben, da er ihm den Vordermast abgeschossen hatte. Die Gegner schossen sehr schlecht, doch wurde auf der Lorcha ein Mann getödtet und drei verwundet, schmerzliche Verluste, da es ohnedieß schon an Händen fehlte, und die Rettung nur möglich war wenn man sich bis zur Dunkelheit hielt. Die Piraten waren jetzt schon auf Kartätschenschußweite herangekommen, und fragten, wie man später erfuhr, durch rothe Flaggensignale: ob die Lorcha vielleicht selbst auf einem Piratenausflug begriffen sey. Brown befriedigte ihre Neugierde mit einem Traubenschuß gegen das nächste Schiff, welcher das Takel- und Segelwerk dermaßen beschädigte, daß auch dieses Fahrzeug zurückblieb und nur noch fünf die Jagd fortsetzten. Die Piraten griffen jetzt rüstig zu den Rudern, und waren bald neben der Lorcha. Statt zu fechten, verkroch sich das Schiffsvolk unter Deck, und nur Brown mit dem Revolver in der Hand blieb oben, während es links und rechts Stinktöpfe herabregnete. Mit einem entsetzlichen Geheul wurde die Lorcha geentert, und unser Seemann machte sich gefaßt auf den letzten Verzweiflungskampf, weil er nichts als die größten Grausamkeiten bisher von chinesischen Piraten gehört hatte. Anfangs schien man ihn gar nicht zu beachten, dann aber rief ihm einer der Räuber englisch zu, man denke nicht daran ihm ein Leids zuzufügen. Er erkundigte sich nach der Herkunft, der Fahrt und der Ladung des Schiffes, und versprach Wasser, wornach man schon lange lechzte. Die Schiffsmannschaft wurde gefesselt und der Supercargo dabei absichtlich mehrmals mit Messern verwundet, wie er denn den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt blieb, weil die Piraten meinten, er habe eine Opiumfracht an Bord versteckt und sie ihn durch fortgesetzte Qualen zum Geständniß zu bringen hofften. Bereitwillig sendeten übrigens auf das erste Verlangen die Piraten Fleisch, Fische, Wasser und etwas Branntwein für die Gefangenen. So brach die Nacht herein. Unser Abenteurer schlief nur wenig, denn obgleich er wider Erwarten gut behandelt wurde, so besorgte er noch immer daß man sich zuletzt durch Foltern wegen seiner hartnäckigen Vertheidigung an ihm rächen werde.

Am nächsten Morgen, als das Geschwader die Verelabucht wieder erreicht hatte, erschien der Piratenhäuptling Tsching Ahling an Bord der Lorcha, und wandte sich sogleich an Brown, den er in die Cajüte einlud, wo er mit Hülfe eines Dolmetschers ihm gleißnerisch auseinandersetzte daß er nicht sowohl ein Pirat als ein Taiping oder „Rebell," ein „Bruder" der Engländer sey, und schließlich ihnen bei der Eroberung von Canton noch behülflich zu werden gedächte. Vor der Hand jedoch laure er auf die Schiffe des Königs von Cochinchina, die von Turon her eine Silberladung bringen sollten. Er gestand ferner daß er bei dem gestrigen Gefecht, nachdem das erste Teimung kampfunfähig geworden war, die Jagd auf die Lorcha aufgegeben haben würde, wenn er nicht an Bord einen Europäer, unsern Verfasser, entdeckt hätte, denn es sey längst sein Wunsch gewesen einen Europäer unter seine Schiffscapitäne zu zählen und von ihm die Mannschaft im Gebrauche der schweren Geschütze unterrichten zu lassen. Während dieser Eröffnung verlangte er Browns Uhr und Kette zu sehen, und steckte beide, als sie ihm gereicht wurden, gelassen und ohne ein Wort der Entschuldigung zum Nimmerwiedergeben in die Tasche. Der Abenteurer wurde dafür zur Tafel des Piratenadmirals gezogen, und ihm zuvor das Flaggenschiff gezeigt, welches mit zehn 6—9pfündigen trefflichen, meist englischen Geschützen bewaffnet war. Unter der Munition befand sich auch eine eigenthümliche Sorte von Traubenschüssen, nämlich Bündel von cochinchinesischem Cash, oder Blechmünzen, die für die Piraten wenig Werth besaßen, im Gefecht aber vortreffliche Dienste leisten sollten. Auf Tsching Ahlings Frage, ob er die Teimungs stark genug halte Fahrzeuge mit europäischer Takelage anzugreifen, gab der Seemann die ausweichende Antwort daß sie jedenfalls den cochinchinesischen Schiffen gewachsen seyen, worauf der Häuptling vergnügt ihm ankündigte daß er ihn zum Befehlshaber des zweiten Teimungs ernenne und er die Mannschaft für die Bedienung der Geschütze einzuüben habe. Die Tafel selbst war sehr reich besetzt gewesen nach chinesischem Geschmack, auch fiel es dem Seemann auf daß während derselben vor einem Götzenbild in der Cajüte Kerzen und Weihrauch angezündet und ihm die Speisenschüsseln vorgesetzt wurden, bevor sie auf der Tafel erschienen. Die chinesischen Piraten verwenden viel Aufmerksamkeit auf diese Schutzpatrone, weil sie von ihnen Glück im Handwerk zu erhalten hoffen.

Brown trat nun seine Dienste auf den ihm zugewiesenen Teimung an, das von Kanonen funkelte und dessen Mannschaft ihn höflich und verbindlich empfieng. Mit dem Exercieren wollte es jedoch nicht gehen, es gelang dem Seemann nicht einmal so viel daß jeder sich das Geschütz merkte, dem er zugetheilt war. Am eilften Morgen nach der Gefangennehmung gab eine weiße Flagge auf dem Admiralschiff den Befehl in See zu stechen, und als man sich im Südosten

Digitized by Google

vom Hafen befand, wurde eine andere Flagge aufgezogen, welche den Befehl gab zur Jagd und zum Gefecht sich bereit zu machen. Eine Dschunke war in Sicht, gegen welche alle Segel beigesetzt wurden. Das Fahrzeug segelte schlecht, wurde bald von drei Teimungs eingeholt, ließ seine Segel fallen und ergab sich ohne einen Schuß Pulver. Als Brown mit seinem Schiffe, welches, beiläufig bemerkt, nicht sehr hurtig war, die Prise erreichte und auf das Verdeck stieg, fand er alles schon in größter Verwirrung, die Koffer der Passagiere lagen aufgebrochen und standen in Oel, welches aus eingestoßenen Fässern quoll. Da die Ladung zum großen Theil aus Früchten bestand, so hatten die Piraten, denen nichts an einer solchen Beute lag, die vollen Säcke über Bord geworfen um rascher nach andern werthvollen Dingen zu suchen. Eine Menge Schweine liefen losgelassen umher oder schwammen um das Schiff herum. Glücklicherweise hatten sich eine Menge Fischerboote, welche den Piraten wie die Geier den Schlachtfeldern nachziehen, bereits eingefunden, und aufgefischt was über Bord gefallen war. In der Dschunke befanden sich eine Menge chinesische Reisender, welche alles Werthvollen, selbst der Kleider, beraubt wurden. Es gehörten dazu auch zwei junge Frauenzimmer unter zwanzig Jahren, die von je zwei Piraten auf das Verdeck in das stinkende Oel geworfen und festgehalten wurden, während ein dritter sie ihrer Kleider beraubte um nach Geld und Juwelen zu suchen. Jedes Kleidungsstück welches sich nicht leicht entfernen ließ wurde mit einem Messer aufgeschnitten, bis beide Frauen gänzlich entblößt waren. Als man sie losließ, rafften sie eilig ein paar Kleiderfetzen zusammen, und eilten damit unter das Deck, verfolgt von lüsternen Seeräubern, deren Angriffen sie schwerlich entgangen seyn mögen, da Tsching Ahling grundsätzlich an Bord seines Geschwaders keine Frauen duldete. Dieß alles geschah in Gegenwart der Männer und der Kinder der Unglücklichen, niemand aber wagte aus Furcht vor den Barbaren den geringsten Widerstand zu leisten. Nachdem die Oelfracht des Schiffes an Bord der Teimungs gebracht worden war, überließ man, da plötzlich der Admiral abermals Bereitschaft zur Jagd signalisirte, die Dschunke ihrem Schicksal.

Das zweite Schiff, welches rasch eingeholt wurde, war ein cochinchinesischer Kauffahrer in Ballast, auf dem Weg von Turon nach Hainan. Das Schiff hatte keine werthvolle Ladung, und die ärmliche Mannschaft trug nichts auf dem Leibe als einen Lendenschurz. Man ließ daher die Dschunke „laufen," und gab ihr den Rath sich ein andermal nicht erwischen zu lassen.

Nach etlichen Rasttagen ward abermals die weiße Flagge aufgehißt, und wurden Morgens die Anker gelichtet. Um 9 Uhr entdeckte ein Matrose auf Browns Teimung ein Segel, und zeigte es durch einen Kanonenschuß auf der Leeseite an. Es dauerte 10 Minuten ehe auf dem Admiralschiff die rothe Flagge, das Jagdsignal aufgezogen wurde, denn die Piraten, aus Furcht auf ein Kriegsschiff zu stoßen, besinnen sich und beobachten genau, bevor sie sich an ein fremdes Segel wagen. Bald jedoch erkannte man in diesem Fall daß man es mit einer Fu-kien-Dschunke zu thun habe, die in der Regel gut bewaffnet sind, und von der man umsomehr einen hartnäckigen Widerstand zu erwarten hatte als eine große landsmannschaftliche Erbitterung zwischen den Fu-kien und den Cantonleuten herrscht, zu welchen letzteren die Piraten größtentheils gehörten. Die Dschunke, anfangs sieben englische Meilen voraus, wurde bald eingeholt, und auf eine Entfernung von 800 langen Ellen begann Brown das Gefecht. In jedem Briten steckt ein gutes Theil Rauflust, und unser Abenteurer focht daher gegen die Dschunke mit einer Bravour als ob er unter der Flagge seiner huldreichen Königin, nicht an Bord eines chinesischen Seeräubers gewesen wäre. Schon die zweite Kugel aus dem Zwölfpfünder erreichte den Feind, und bald war man so nahe, daß sechs Geschütze zugleich gegen die Dschunke spielen konnten. Diese wehrte sich verzweifelt, allein da ihre Geschütze von geringerem Kaliber waren und mit chinesischem Pulver geladen wurden, welches nach der Matrosensprache „wie Sägespäne brennt," so litt man wenig unter dem Feuer. Als jedoch zwei der Piraten gefallen, zwei andere verwundet worden waren, geriethen die übrigen in solche Wuth, daß sie kein Commando mehr hören wollten. Jeder Einzelne arbeitete an den Geschützen wie es ihm gerade einfiel. Statt in gehöriger Entfernung zu bleiben, gieng man kampfeswüthig immer näher, und gerieth dadurch auf 70 Ellen Entfernung in einen Schauer kleiner Kugeln, die abermals fünf Piraten niederstreckten. Nach einer halben Stunde stellte die Dschunke ihr Feuer gänzlich ein, wurde mit Stinktöpfen überschüttet und geentert. Brown blieb an Bord seines Teimung, und hörte nur aus der Ferne das Geschrei der niedergemetzelten Feinde. Endlich trieb ihn das Gespött der Piraten, ob er sich etwa vor den Fokienleuten fürchte? hinüber. Am Bord der Dschunke erwartete ihn der grauenvolle Anblick einer Schlächterbank. Mehr als fünfzig Leichen schwammen im eigenen Blut. Köpfe, Arme, Hände lagen abgetrennt umher, denn kein Pardon war ertheilt worden, und Brown erkannte an diesem Beispiele daß alles was man ihm von der Grausamkeit der Piraten erzählt habe wahr gewesen sey, und daß er sowie die Mannschaft der Lorcha einem gleichen Schicksale nur entgangen war weil die Seeräuber damals gerade frische Mannschaft brauchten, und die Bemannung der Lorcha aus Cantonleuten bestand.

Vom Flaggenschiff kam das Signal daß alle Piraten bis auf je fünf von jedem Teimung die Dschunke zu verlassen hätten, die wegen ihres völlig zerschossenen Takelwerkes ins Tau genommen werden mußte. Die Leichen der gefallenen Seeräuber wurden in Säcke genäht um am Lande beerdigt zu werden, weil die Chinesen das nasse Begraben der Unsterblichkeit ihrer Seele für nachtheilig halten. Im ganzen waren zehn gefallen und 137 verwundet worden. Da es keine Wundärzte unter den Piraten gibt, und die Chinesen als große Liebhaber der Unreinlichkeit nicht einmal zu bewegen sind ihre Wunden rein zu waschen, so kommen nur wenige Verwundete mit dem Leben davon. Die Dschunke war mit neun großen und drei kleinen (Gingals) Kanonen bewaffnet gewesen. Die letztern waren gut aus Erz gegossen und zum Rückwärtsladen eingerichtet. An Bord fand man eine reiche Ladung

Digitized by Google

von Lebensmitteln, Thee, Seide, Blei, Opium, Cash und in der Cajüte des Supercargo drei Käſtchen mit Silberbarren und ein kleines Kiſtchen mit Goldbarren, an edlen Metallen zuſammen etwa 20,000 Dollars. Die Priſe mochte daher auf 50,000 Dollars geſchätzt werden und wurde als ein reicher Fiſchzug betrachtet. Jede 1000 Dollars hatten aber den Piraten je zwei Leute an Kampfesunfähigen gekoſtet. Nachdem die Priſe rein ausgeplündert worden war, wurde das Verdeck zuſammmengeſchlagen, um die Planken als Brennſtoff zu verwenden, woran man damals Mangel litt, und dann das Fahrzeug verſenkt.

Die ſchauerlichen Auftritte welche Brown erlebt hatte, brachten ihn zur Beſinnung daß er nicht länger Helfershelfer von Mördern und Räubern bleiben könne, und er faßte den löblichen Entſchluß weitern Verbrechen keinen Vorſchub mehr zu leiſten. Am nächſten Tage ſetzte er deßhalb die Uebungen mit ſeiner Mannſchaft aus, und als ihn der Admiral darüber zur Verantwortung ziehen ließ, erklärte er trocken, da bei dem letzten Gefechte die Piraten ſeinen Befehlen nicht gehorcht hätten, ſo ſey es ganz nutzlos mit ihrer Abrichtung fortzufahren. Am nächſten Tage begab ſich Brown an Bord des Flaggenſchiffes, wo er ſehr kühl empfangen, von Tſching Ahling auch nicht vorgelaſſen, ſondern ihm bedeutet wurde daß er ſich vom Geſchwader entfernen möchte, wenn er nicht gehorchen wollte. So waren in Mißſtimmung und Unthätigkeit andere ſieben Tage verſtrichen, als abermals die weiße Flagge aufgehißt wurde. Eben wollte das Geſchwader auslaufen als man ein europäiſches Schiff ſignaliſirte, welches auch wirklich hart an dem Piratenſchlupfwinkel in nur 1½ engl. Meilen Abſtand vorüberzog, leider aber kein Kriegsſchiff, ſondern ein Kauffahrer unbekannter Nationalität von etwa 500 Tonnen war, und in ſehr unſeetüchtigem Zuſtand ſich zu befinden ſchien. Hätten die Seeräuber nicht eine ſo gründliche Furcht vor allen Europäern gehabt, die Barke wäre ihnen nicht entgangen. Brown konnte ſich nicht enthalten ein Lebenszeichen zu geben. Er tauchte ein blaues Hemd ins Waſſer, band es an einen Bambuſtab und ſchwenkte es mehrmals in der Luft. Die Piraten kamen aber eilig herbei und unterſagten ihm dieſe Signale. Er entſchuldigte ſich damit daß er nicht habe winken, ſondern das Hemd nur trocknen wollen, auch hieng er es, als das Schiff außer Sicht war, um den Verdacht zu beſchwichtigen, wieder zum Trocknen auf.

Noch an dem nämlichen Tage gieng das Geſchwader unter Segel, mußte aber wegen rauhen Wetters am 3 Mai 1857 Zuflucht in dem Hone-cohe-Hafen vor einem kleinen cochinchineſiſchen Fiſcherdorfe ſuchen, wo Waſſer eingenommen wurde. Brown gieng mit ans Land und fand die Eingebornen ſo gefällig, ſanft und aufmerkſam gegen ihn, daß er gar nicht zum Geſchwader zurückgekehrt wäre, wenn er ein wenig der Sprache dieſer Leute mächtig geweſen, und nicht gefürchtet hätte ſie möchten ihn aus Furcht den Piraten ausliefern; auch ekelte es ihm vor dem Unrath, dem Ungeziefer, den Hautkrankheiten und andern Unreinlichkeiten in den Hütten und an den Perſonen der Cochinchineſen. Die meiſten von ihnen waren ganz nackend, andere nur mit einem Lendentuch gegürtet, Frauen aber nirgends zu erblicken, da ſie ſtets beim Anblick von Piratenſegeln ins Innere des Landes geflüchtet werden. Auffallend war es daß niemand unſern Abenteurer anbettelte, obgleich ſich alle beeilten ihm Dienſte zu erweiſen. Als er ſpät Abends an Bord des Teimung zurückkehrte, ſetzte ihn ſein Dolmetſcher zur Rede weßalb er ſo lange ausgeblieben und warum er überhaupt wieder gekommen ſey, da Tſching Ahling ihn nicht mehr an Bord zu behalten wünſche, wenn er ſeinen Befehlen nicht gehorchen wolle.

Am nächſten Morgen entſchloß er ſich mit dem Häuptling offen zu reden und verlangte an Bord des Flaggenſchiffes gerudert zu werden. Man verweigerte ihm aber dieſen Dienſt, und meinte ſpöttiſch, er ſolle eine „Sandpfanne“ nehmen und ſich ſelbſt rudern. Dieß ſind kleine Boote mit einem Ruder am Hintertheil, deſſen Führung eine ganz beſondere Uebung erfordert. Brown ſprang in das Fahrzeug, konnte es aber nicht regieren, und wurde von Wind und Fluth ab- und nach dem Ufer zugetrieben, wo die Brandung ſeine Nußſchale an den Felſen zerſchellte, ſo daß der Seemann Mühe hatte ſich ſelbſt zu retten und die Hütten der Fiſcher zu erreichen, von denen er, obgleich er den Leuten nichts zu bieten hatte, bewirthet und was ihn ins höchſte Erſtaunen ſetzte, nach der Mahlzeit ſogar mit einem unerwarteten Luxus, nämlich mit einer Opiumpfeife, bedient wurde, die er jedoch ablehnte. Er ſchlief dieſe Nacht neben einer Hütte, und als am Morgen ein Piratenboot landete, kehrte er mit dieſem zu ſeinem Teimung zurück.

Kaum war er oben an Bord als ihn das Geſchrei: „Schlagt ihn nieder!“ empfieng, und dreißig ſeiner Leute mit Speeren und Dolchen ſich auf ihn warfen. Es blieb ihm nichts übrig als über Bord zu ſpringen, aber ſelbſt in der See war er nicht aus dem Bereich ſeiner Verfolger, die mit den Steinen des Schiffsbalaſtes nach ihm warfen und ihn mehrfach verwundeten. Vergeblich bat er ein anderes Teimung ihn aufzunehmen. Auch von dort drohte ihm die Mannſchaft mit Speeren und verſcheuchte ihn mit Steinwürfen. So blieb ihm nichts übrig als dem Lande zuzuſchwimmen. Kaum war er aber 50 lange Ellen entfernt, ſo wurde ein Flintenfeuer nach ihm gerichtet. Die Piraten waren ſchlechte Schützen und nur eine einzige Kugel verwundete ihn leicht in dem fleiſchigen Theile des Schenkels. Ein- oder zweimal dachte er daran daß ſeine Kräfte ihn verlaſſen würden, denn er mußte gegen den Wind kämpfen. Er nahm ſich aber zuſammen, und näherte ſich dem Ufer bis auf 300 lange Ellen. Nie aber hätte er es völlig erreicht, wenn nicht die Eingebornen ihn geſehen und mit ihren Kähnen ihm entgegengekommen wären, gerade als er vor Erſchöpfung ohnmächtig wurde.

Digitized by Google

Die Taucherglocke.

(Eclectic Magazine.)

Männiglich kennt, wie man annehmen darf, das Princip und den Mechanismus der Taucherglocke; ich will daher von dieſen Präliminarien meiner unterſeeiſchen Expedition nicht ſprechen, ſondern nur auf eine erläuternde Aehnlichkeit hinweiſen.

Man verſetze ein Inſect in einer mit Waſſer gefüllten Kufe auf ein Stück Korkholz, ſtelle auf dieſen Kork ein umgekehrtes Glas, groß genug daß es das Inſect nicht berührt, und drücke das Glas dann auf den Grund des Apparats hinab. Hat man es wieder an die Oberfläche heraufgebracht, ſo wird man finden daß der kleine Taucher vollkommen trocken, geſund und wohlbehalten iſt. Wohlan denn, die Kufe iſt das Meer; das Glas iſt die Glocke; das Inſect der Menſch — dieß ſey indeß geſagt ohne daß ich meinesgleichen in ihrem Menſchenwerth herabſetzen will.

Auf ein gegebenes Zeichen dreht ſich ein Kloben; die Oeffnung der Glocke ſenkt ſich und drückt auf das Waſſer, das ſie vor ſich hertreibt. Hier beginnen die Gefahren welche man fürchtet. Eitle ſuchen vielleicht ihre Gemüthsbewegung in Abrede zu ſtellen; allein wenn ſie offenherzig ſeyn wollen, werden ſie eine gewiſſe Beunruhigung unumwunden eingeſtehen.

Die erſte — dem Anſchein nach gegründete — Furcht iſt die daß die Glocke ihr Gleichgewicht verlieren und ſich auf die Seite legen könne, wie es mit dem Glas der Fall wäre wenn es nicht aufrecht erhalten würde. Allein dieſer Zufall iſt vorausgeſehen: die Maſchine iſt an ihrer Baſis mit Ballaſt beladen, und die Maße ſind ſo genommen daß ſie, trotz der Strömungen oder anderer Hinderniſſe, beim Herauf- wie beim Hinabſteigen niemals von der ſenkrechten Richtung abweicht.

Die mit dem Mechanismus des Athmens Vertrauten könnten mit Recht fürchten das traurige Loos zu erleiden welches die Aerzte zuweilen kleinen Thieren auferlegen, indem ſie dieſelben einer wiſſenſchaftlichen Tortur unter einem Recipienten unterwerfen, und ſie darin allen Sauerſtoff der Atmoſphäre aufſaugen laſſen, ſo daß alſo die Luft vollſtändig verdirbt und dadurch den Thieren, aus Mangel an einer athembaren Luft, ein qualvoller Tod bereitet wird. Auch dieſer Fall iſt vorgeſehen. Da die Erneuerung der Luft ein Hauptpunkt beim Gebrauch der Taucherglocke iſt, ſo hat man zur Erreichung dieſes Zwecks verſchiedene Verſuche angeſtellt, welche dargethan haben daß die Thätigkeit der Pumpe die ſicherſte und zugleich einfachſte Art iſt um dem Apparat die nothwendige Menge dieſes ſo wenig koſtſpieligen und für das Leben doch unumgänglichen Elements zu liefern.

In dem Maß als der Taucher unter das Waſſer hinabſteigt, empfindet er im Innern der Ohren ein fortſchreitendes Unbehagen; bald beläſtigt ein ſchmerzhafter Druck die Trommelfelle. Die Urſache dieſes Leidens liegt darin daß die durch das zunehmende Gewicht des Waſſers comprimirte Atmoſphäre immer dichter wird. Da die in der Ohrhöhle enthaltene Luft dünner iſt als die außerhalb derſelben, ſo dehnt ſich die Zwiſchenmembrane übermäßig aus, und würde zuletzt vielleicht berſten, wenn das Gleichgewicht nicht wiederhergeſtellt würde. Eines Tags verſuchte ſich ein Taucher dadurch zu ſchützen daß er ſich mit Papier mâché die Gehörgänge verſtopfte; als er wieder an die Oberfläche des Waſſers heraufkam, fand ſich das Papier ſo feſt in jedes Ohr eingepreßt, daß man es nur mit größter Mühe herausziehen konnte. Das Heilmittel gegen dieſes Uebel iſt glücklicherweiſe ſehr einfach: es genügt die Luft durch ſtarke Athemzüge zu verſchlucken. Beim Act der Verſchluckung wird die condenſirte äußere Luft gleichmäßig in das Innere der Organe zugelaſſen, der Druck der beiden Seiten der Trommelfelle ſetzt ſich ins Gleichgewicht, und der Schmerz hört auf. Dieſes Verfahren muß von Zeit zu Zeit, ſowohl beim Hinab- als beim Heraufſteigen, erneuert werden.

Das Hinabſteigen muß, vorſichtshalber, langſam geſchehen. Triewald ſpricht von einem Taucher den die Männer welche die Glocke leiteten aus Unachtſamkeit einen Faden tief allzu ſchnell hinabgleiten ließen; die raſche Verdichtung der Luft drängte ihm das Blut aus Naſe und Ohren, und drückte ihm den Leib zuſammen als ob er augenblicklich mit Blei belaſtet worden wäre. Wir wollen daher minder ſchnell hinunterſteigen.

Bald macht ſich eine ſtarke Wärme fühlbar. Dieß iſt noch eine Folge des Drucks welchem die concentrirte Atmoſphäre unterworfen iſt. Da die warme und leichte Luft ſtets eine Neigung hat in die Höhe zu ſteigen, ſo iſt die obere Gegend der Glocke, der wir mit unſern Köpfen am nächſten ſind, nothwendigerweiſe der wärmſte Theil; auch empfinden die Bewohner des Apparats gemeiniglich ein von einer allzu hohen Temperatur herrührendes Unbehagen.

Eine andere Thatſache iſt eben ſo bemerkenswerth: die nämlich daß, in dem Maß als die Luft ſich erwärmt, das Waſſer kälter wird. Da ſonach, wie wir geſagt, das dünnere und demgemäß leichtere Fluidum über dem ſchwereren ſchwebt, ſo folgt daß die Kälte des Meers im Verhältniß zu der Tiefe zunimmt in welcher man ſich befindet, ſo zwar daß ſelbſt unter den Wendekreiſen, wo die Sonne unabläſſig ihre brennenden Strahlen auf den ungeſchützten Ocean herabſendet, der Wärmegrad des durch die untere Kälte abgekühlten Waſſers ſich nur ſehr wenig über Null erhebt.

Noch eine Eigenthümlichkeit, die nicht ohne Intereſſe iſt: der Ton der Stimme wird unter der Glocke oft ſo ſchwach, ſo wenig genährt, daß man ſelbſt auf ſehr geringe Entfernung nur mit Mühe hört. Die Dichtigkeit oder die Dünnheit der Luft ſpielt bei der Fülle oder der Schwäche der Töne eine große Rolle. Wenn man ein Glöckchen unter dem Recipienten einer pneumatiſchen Maſchine in Bewegung ſetzt, ſo wird ſich das Klingen in dem Maße vermindern als die Luft ausgezogen wird, bis man endlich nur noch den Schlegel ſich bewegen ſieht, ohne irgendein Geräuſch zu vernehmen. Hr. Colladon

Digitized by Google

hat ſchon vor langer Zeit geſagt daß die unter der Glocke befindlichen Männer, weit entfernt gleich Stentoren zu ſprechen, wie zarte Tauben zu girren ſcheinen. Müller erklärt dieſes Phänomen durch die Spannung der Trommelfelle — eine Spannung welche eine theilweiſe Taubheit verurſacht. Sobald ein atmoſphäriſcher Druck die akuſtiſche Hülle afficirt, wird die Fähigkeit des Gehörs geſchwächt; wenn aber dieſe Hülle ihre natürliche Elaſticität wieder erlangt, ſo deutet ſie eine Rückkehr zu einer an dem Schall der Töne zu erkennenden gewiſſen Dichtigkeit der leichten Luft an.

Es darf wohl darauf aufmerkſam gemacht werden daß der Schall das Waſſer leichter durchdringt als die Luft. Hr. Colladon hat entdeckt daß man eine Glocke vom einen Ufer des Leman-Sees, in einer Entfernung von neun Meilen, genau hörte, wofern die Schwingungen durch einen flüſſigen Weg fortgepflanzt wurden. In der That durchlaufen die Töne eine feuchte Entfernung fünfthalbmal geſchwinder als es in einer atmoſphäriſchen Entfernung der Fall iſt.

In dem Maß als die Glocke hinabſteigt, wird das Licht natürlicherweiſe allmählich ſchwächer. Wenn das Waſſer trüb iſt, wird der Taucher ſich bald in dem befinden was Halley eine vollkommene Nacht nennt; hat es hingegen ſeine Durchſichtigkeit bewahrt, ſo wird er, wenn das Waſſer ſüß iſt, einen leichten Lichtſtrahl von grünem, iſt es aber ſalzig, von blauem Reflex erhalten.

Die Dunkelheit, und beſonders die Dunkelheit einer Taucherglocke, flößt ſtets ein peinliches Gefühl ein. Man hat berechnet daß in einer Tiefe von zweihundert Fuß die Lichthelle nicht die einer kleinen Kerze auf einen Fuß Entfernung übertrifft. Indeß haben die Sonnenſtrahlen, nachdem ſie eine gewiſſe Tiefe des kälteſten Waſſers durchzogen, damit nicht auch ihr Feuer und ihre Wärme verloren. Ein am Wogenbrecher von Plymouth beſchäftigter Arbeiter war in einer Taucherglocke hinabgeſtiegen die ihr Licht durch ein oben an derſelben angebrachtes convexes Glas erhielt. Plötzlich wirkte dieſes Glas wie es eine Linſe gethan haben würde, und der arme Mann erkannte bald daß ſich auf ſeinem Kopf eine Feuersbrunſt entzünde; ſeine Papiermütze ward die Beute der Flammen, welche faſt auch ſein Haar verſengt hätten.

Da ohne Licht nicht von Farbe die Rede ſeyn kann, ſo hat man bemerkt daß die Farbenſchattirungen der verſchiedenen Bewohner des Oceans ſchwächer werden im Verhältniß zu den Tiefen welche ſie beſuchen, und daß es eine Gränze gibt wo das Leben, wenn man es dort noch antrifft, ſo traurig, ſo düſter wird als wäre es ſchon faſt dem Tode verwandt. Der verſtorbene Prof. Forbes hatte für die Teſtaceen des ägeiſchen Meers eine Art chromatiſcher Stufenleiter angelegt; er hatte dieſe Thiere in Zonen oder Schichten eingetheilt, nach den verſchiedenen Tiefen in denen ſie ſich am liebſten aufhalten, und gefunden daß die der Oberfläche nächſten von den reizendſten Färbungen, den lachendſten Farbenverbindungen, den glänzendſten prismatiſchen Reflexen ſtrahlten, während daß die Bewohner der unteren Regionen allmählich an Schmuck abnahmen, bis endlich die ſchwachen Schattirungen welche man dort noch unterſcheiden konnte gänzlich zu verſchwinden ſchienen. [1]

Die verſchiedenen Gefühle die man unter der Glocke bekommt, laſſen die Zeit dergeſtalt lang erſcheinen, daß man mehrere tauſend Fuß durchwandert zu haben glaubt, wenn man in Wirklichkeit erſt einige Faden tief hinabgelangt iſt. Da die Höhe und demgemäß das Gewicht des Fluidums in dem Maß zunehmen als man hinabſteigt, ſo folgt daß der Raum den die Luft in dem Apparat einnimmt ſich vermindert, und daß das Waſſer mehr und mehr ſteigt. Nachdem man ungefähr 22 Fuß durchwandert hat, iſt man einem Druck unterworfen gleich dem einer doppelten Atmoſphäre, mit andern Worten, einer Laſt von mehr als 20 Tonnen (1 Tonne = 20 Ctr). Glücklicherweiſe laufen unſere Körper keine Gefahr unter dieſer ungeheuren Laſt zuſammenzubrechen. Wenn ein Taucherapparat eine geſchloſſene Maſchine und keine offene Glocke wäre, ſo könnte man ihn in eine weit größere Tiefe hinablaſſen, unter der Bedingung daß er aus Materialien gebaut wäre die eine große Widerſtandskraft beſäßen, um dem mächtigen Druck den ſie auszuhalten hätte nicht nachzugeben. Sir John Herſchel führt einen Mann an (vielleicht Hrn. Day), der, um die Schätze verſunkener Schiffe wieder aufzufiſchen, ein Boot baute ohne irgend Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen. Zu einer gewiſſen Tiefe gelangt, gieng das gebrechliche Fahrzeug mit allem was darauf war zu Grunde, abgeplattet wie ein Blatt Papier. Allein dieſer Unfall iſt allzu traurig für den Leſer; nehmen wir ein anderes Beiſpiel. Schleudern wir am Ende einer Sondirungsleine eine Flaſche trefflichen Weins, gut geſtöpſelt, gut verſiegelt, ins Meer; trotz dieſer hermetiſchen Verſchließung werden wir, wenn wir ſie wieder herausziehen, finden daß das ungeheure Gewicht des Oceans dergeſtalt auf den Stöpſel gedrückt hat, daß der Inhalt der Flaſche faſt nichts anderes mehr iſt als Salzwaſſer.

Man hat die Wirkung der tiefen Waſſer auf die untergetauchten Subſtanzen in Frage geſtellt. Man hat eingewendet daß, da das Gewicht des Waſſers mit ſeiner Tiefe zunimmt, es einen Punkt geben müſſe wo die elektriſchen Kabel, wo ſelbſt Kanonenkugeln nicht mehr tiefer ſinken würden. Dieſe Schlußfolgerung rührt aus einer Begriffsverwirrung in Betreff der Preſſion und der Compreſſibilität her. Es iſt klar daß, wenn das Waſſer ein elaſtiſches Fluidum wäre wie die Luft es unter der Glocke iſt, ſo würde ſich eine an der Oberfläche des Oceans genommene beſtimmte Menge, ein Eimer voll z. B., beim Hinabſteigen in dem Maß verdichten daß ſie in ein Trinkglas gebracht werden könnte.

Jetzt wäre die einzige Bedingung unter welcher ein Kubikzoll Eiſens oder einer andern ſchweren Subſtanz in einer gewiſſen Tiefe ſchwebend bleiben könnte, die: daß er weder mehr noch weniger wöge als ein Kubikzoll der Flüſſigkeit die ihn umgibt. Allein das Waſſer iſt bekanntlich keine

[1] Dieß iſt neuerdings als eine nur locale Erſcheinung erkannt worden. D. Red.

Digitized by Google

virtuell compreſſible Flüſſigkeit; ſeine Theile geben ſich nicht zu einer größeren Inhärenz unter einander her. Die Akademiker von Florenz waren der Meinung geweſen ſie könnten ſeinen Widerſtand dadurch bewältigen daß ſie ein mit Flüſſigkeit gefülltes goldenes Sphäroid einem außerordentlich großen Druck unterwürfen. Ihre Erwartung wurde getäuſcht; das Fluidum gab nicht im mindeſten nach, ſondern ſickerte vielmehr durch das Metall heraus. Weitere Verſuche der HH. Canton, Perkins und Oerſted haben zwar erwieſen daß eine leichte Contraction auf die Maſſe nicht unmöglich, aber ſo wenig merkbar iſt, daß der letztere Gelehrte ſie auf jede neu hinzukommende Atmoſphäre zu $^1/_{36}$ Millionſtel ſchätzt.

Wenn andererſeits ein tief untergetauchter Körper einer Reduction durch den Druck empfänglich, oder wenn er von Natur dergeſtalt porös iſt, daß die äußere Flüſſigkeit ſich niederſchlagen, ins Innere hineinſickern kann, ſo wird ſeine Schwere beträchtlich und vielleicht eigenthümlich vermehrt. Ein Holzblock, an die Geſtade des atlantiſchen Meers geſchwemmt, würde dort feſt bleiben wie eine Metallmaſſe. Scoresby ſpricht von einem Boote, das, von einem verwundeten Walfiſch unter das Waſſer gezogen, ſo ſchwer wurde, daß es der Anſtrengungen von fünfundzwanzig Mann bedurfte um es wieder an die Oberfläche zu bringen, und zweier Barken, eine an jedem Ende, bloß um es flott zu erhalten; er fügt bei: Bruchſtücke dieſes Boots ſeyen, aufs hohe Meer hinausgeſchleudert, ſo raſch geſunken, daß man ſie für Eiſenſtücke hätte halten können.

Stößt die Glocke auf ihrer unterſeeiſchen Fahrt auf einen verborgenen Felſen, ſo bildet dieß für ſie kein Hinderniß ſich auf dem Grund aufzuſtellen; allein zuweilen kommen ernſte Unfälle vor. Trieſwald führt einen Taucher an, deſſen Apparat auf einen großen von einem Schiffbruch herrührenden Bolzen ſtieß, und durch und durch durchbohrt wurde. Das Waſſer und die Luft drangen hinein; große an der Oberfläche kochende Kügelchen erfüllten die Anweſenden mit Schrecken, als der Taucher, mit bewundernswerther Geiſtesgegenwart, ſeinen Arm in die Breſche ſteckte, das Rückzugsſignal gab, und, Dank ſeinem improviſirten Zapfen, geſund und wohlbehalten hinaufgezogen wurde.

Einmal auf dem Grunde des Oceans kann der Taucher, wenn er mit einer Waſſer-Rüſtung, deren man mehrere Arten kennt, verſehen iſt, die Glocke verlaſſen. Letzterer Apparat beſteht gewöhnlich aus einem dichten Helm für den Kopf, und einer Art Küraß für den obern Theil des Körpers; mit andern Worten: der Taucher iſt durch eine Art Büchſe geſchützt aus welcher die Arme herausgehen, um die Reichthümer zu ſammeln die man auf dem Meeresgrunde zu finden hofft. Um dem Forſcher die Luft zu liefern deren er bedarf, und um diejenige zu erſetzen welche er verbraucht, führt eine leere und biegſame Röhre, die mit dem Helm in Verbindung ſteht, ihm mittelſt einer Druckwerkpumpe den Athmungsſtoff zu.

Wenn der Taucher die volle Ueberzeugung hat daß er ſein Glück vergeblich da ſuche wo man Goldſtücke und Perlen zu finden geträumt hatte, ſo iſt ihm nichts leichter als ſich, wenn er will, wieder mitten in das wirkliche Leben hineinzuverſetzen: er braucht nur an einem Seile zu ziehen um ſeine Abſicht anzukündigen, und er wird, wofern dieſes Seil nicht gebrochen oder die oben befindlichen Männer ihren Poſten auf die Gefahr hin verlaſſen haben ihn dem Erſtickungstode durch das eindringende Waſſer oder die Kohlenſäure preiszugeben, bald unter den Sterblichen des Feſtlandes zurück ſeyn.

Iſt das Signal gegeben, ſo ſetzt ſich die Glocke von neuem in Bewegung; ſie ſteigt an die Regionen des Tags empor, und bringt den Mann zurück der ſo eben, ohne vielleicht daran zu denken, eine That verrichtet hat welche viele Tapfere nicht zu verſuchen gewagt hätten. Bald geräth das Waſſer an der Oberfläche in Aufregung; die Glocke treibt es auseinander und erſcheint wieder vor den ſtaunenden Augen der Zuſchauer, die jetzt bedauern eine Fahrt nicht mitgemacht zu haben, deren Unternehmer nun dafür durch einen furchtbaren Appetit, die Wirkung der comprimirten Luft unter der Glocke, belohnt werden. Man hat bemerkt daß die beim Bau von Hafendämmen, Wogenbrechern oder andern unterſeeiſchen Arbeiten beſchäftigten Männer erſtaunlich gefräßig werden. Da ſie bei jedem Athemzug eine größere Menge Sauerſtoff in ſich aufnehmen als gewöhnlich, ſo hat ihr Magen auch mehr als gewöhnlich gearbeitet, woraus ein Leibreißen entſteht das ſie übermäßig abmattet, und das ſie beſchwichtigen müſſen. Das Mittel zur Herſtellung des Gleichgewichts iſt: viel oder oft zu eſſen. Hüten Sie ſich daher einen aus einer Taucherglocke hervorkommenden Mann zum Mittageſſen einzuladen, Sie würden Gefahr laufen Ihre Keller und Speiſekammern zu erſchöpfen.

Die Bashikonay-Ameiſe.

In den Waldungen dieſes Theiles von Afrika, erzählt Du Chaillu in ſeinen „Adventures and Explorations in Equatorial Africa,“ finden ſich gewaltige Maſſen von Ameiſen, von denen manche Arten durch ihren giftigen Biß, ihre ungeſtüme Natur und Gefräßigkeit dem Menſchen und ſelbſt den Thieren des Waldes ſo furchtbar ſind, daß man ſie ungehindert ziehen läßt, und ſie wohl die Könige des Waldes genannt werden können.

Ich kenne zehn verſchiedene Ameiſenarten dieſer Striche, die ſich alle in der Wahl ihrer Nahrung, der Beſchaffenheit ihres Giftes, ihrer Angriffsweiſe oder der Zeit ihrer Thätigkeit weit von einander unterſcheiden. Die merkwürdigſte und gefürchtetſte von allen iſt die „Bashikonay.“ Dieſe Ameiſe iſt in dem ganzen Strich den ich in Afrika bereist habe ſehr häufig, und iſt das gefräßigſte Thier das ich je angetroffen. Es iſt der Schrecken aller lebenden Weſen vom Leoparden bis zum kleinſten Inſect hinab.

Ich glaube nicht daß ſie ein Neſt oder eine Wohnung irgendeiner Art bauen. Jedenfalls tragen ſie nichts mit ſich

Digitized by Google

fort, ſondern verzehren alle ihre Beute an Ort und Stelle. Es iſt ihre Gewohnheit in einer langen regelmäßigen Linie durch die Wälder zu marſchiren — einer Linie, die etwa zwei Zoll breit und oft mehrere Meilen lang iſt. Auf dieſer ganzen Linie befinden ſich größere Ameiſen die als Officiere dienen, außerhalb der Reihen ſtehen, und dieſe ſeltſame Armee in Ordnung halten. Wenn ſie zu einem Platz kommen wo ſich keine Bäume finden, um ſie gegen die Sonne, deren Wärme ſie nicht ertragen können, zu ſchützen, ſo bauen ſie ſofort unter der Erde Tunnels, durch welche die ganze Armee colonnenweiſe in den Wald auf der andern Seite zieht. Dieſe Tunnel ſind vier oder fünf Fuß unter der Erde, und werden nur während der Tageshitze oder während eines Gewitters benutzt.

Wenn ſie hungrig werden, ſo verbreitet ſich die lange Kette in einer Linie durch den Wald, und greift alles was ſie vorfindet mit einer Wuth an die ganz unwiderſtehlich iſt, und verſchlingt es. Der Elephant und der Gorilla fliehen vor dieſem Angriff. Die Schwarzen laufen das Leben zu retten. Auf jedes Thier das auf ihrer Marſchroute lebt, wird Jagd gemacht. Sie ſcheinen nach Napoleons Tactik zu verfahren und concentriren mit großer Geſchwindigkeit ihre ſtärkſten Streitkräfte auf einem Punkt. In einer unglaublich kurzen Zeit iſt die Maus, der Hund oder der Leopard (?) und das Wild überwältigt, getödtet, verzehrt und bleibt nur das bloße Skelett übrig.

Sie ſcheinen Nacht und Tag zu wandern. Gar manchmal bin ich aus dem Schlaf aufgeweckt und genöthigt worden mich aus der Hütte ins Waſſer zu ſtürzen um mein Leben zu retten, und hatte doch unerträgliche Schmerzen von den Biſſen der Avantgarde auszuſtehen, die in meine Kleider eingedrungen war. Wenn ſie in ein Haus kommen, ſo leeren ſie es von allen lebenden Weſen. Kelleraſſeln werden in einem Augenblick verſchlungen. Ratten und Mäuſe ſpringen vergebens im Zimmer umher. Eine überwältigende Schaar von Ameiſen tödtet trotz der heftigſten Gegenwehr eine ſtarke Ratte in weniger als einer Minute, und in weniger als noch einer ſind die Knochen vom Fleiſch entblößt. Jedes lebende Weſen im Hauſe wird verſchlungen. Vegetabiliſche Stoffe rühren ſie nicht an. So ſind ſie in Wirklichkeit den Negern ſehr nützlich (obwohl auch ſchädlich), da ſie ihre Hütten wenigſtens einigemal jährlich von all dem vielen Ungeziefer, wie den gewaltigen Kelleraſſeln und Tauſendfüßen reinigen.

Wenn ſie unterwegs ſind, flieht die Inſectenwelt vor ihnen, und ich habe oft die Annäherung einer Bashikouay-Armee auf ſolche Weiſe angemeldet gefunden. Wohin ſie gehen, machen ſie reine Bahn, indem ſie ihre Beute ſelbſt bis in die Gipfel der höchſten Bäume verfolgen. Ihre Angriffsweiſe beſteht in einem gewaltigen Sprung. Augenblicklich werden die ſtarken Zangen eingeſchlagen, und laſſen nur wieder los wenn ſich ein Stück ablöst. Dann ſcheint dieß kleine Thier von einer Art Wuth beſeelt welche es die eigene Sicherheit ganz außer Augen ſetzen, und nur die Vernichtung ſeiner Beute ſuchen läßt. Der Biß iſt ſehr ſchmerzhaft.

Die Neger erzählen daß in früheren Zeiten Verbrecher dieſen Ameiſen in den Weg gelegt wurden als die grauſamſte Weiſe ſie zu tödten.

Zwei ſehr ſonderbare Gewohnheiten von ihnen ſind noch zu erwähnen. Wenn ſie auf ihrem Marſch einen ſchmalen Strom paſſiren wollen, ſo werfen ſie ſich hinüber und bilden einen Tunnel — einen lebendigen Tunnel — indem ſie zwei Bäume oder hohe Büſche auf den beiden Ufern des kleinen Stromes verbinden, ſobald ſie ſolche finden um die Operation zu erleichtern. Dieß geſchieht ſehr raſch und wird von einer großen Anzahl Ameiſen ausgeführt, von denen jede mit ihren Vorderkrallen ſich an den Leib oder die Hinterkrallen der nächſten klammert. (?) So bilden ſie eine hohe ſichere Röhrenbrücke, durch die das ganze gewaltige Regiment in regelmäßiger Ordnung marſchirt. Wenn ſie geſtört werden, oder wenn der Bogen durch irgendein Thier gebrochen wird, ſo greifen ſie den Thäter augenblicklich mit der größten Wuth an.

Die Bashikouay haben einen ſehr feinen Geruchsſinn, wie überhaupt alle Ameiſen die ich kenne, und laſſen ſich ganz davon leiten. Sie ſind größer als irgendwelche Ameiſen die wir in Amerika haben, wenigſtens einen halben Zoll lang, und ſind mit ſehr mächtigen Vorderbeinen und ſcharfem Rachen verſehen, mit dem ſie beißen. Sie ſind roth oder dunkelbraun von Farbe. Ihre Zahl iſt ſo ungeheuer daß man ſich auf Berechnungen nicht einlaſſen mag, aber ich habe es geſehen wie eine fortlaufende Linie an einem beſtimmten Punkt in raſchem Schritt zwölf Stunden vorüberzog. Der Leſer mag ſich ſelbſt eine Vorſtellung machen wie viele Millionen auf Millionen darin enthalten geweſen ſeyn mögen.

Es gibt noch eine Art Bashikouay, die ſich in den Gebirgen ſüdlich vom Aequator findet. Sie iſt von bedeutender Größe. Der Leib iſt gräulichweiß von Farbe; der Kopf von einem röthlichen Schwarz. Ihre Klauen ſind ſehr ſtark, und ſie vermag ein Stück Fleiſch auf einmal herauszubeißen. Es iſt daher ein furchtbares Thier, aber glücklicherweiſe ſind ſeine Bewegungen nicht ſo raſch wie bei der erſteren Art; ſie marſchirt nicht in ſolchen gewaltigen Armeen, und wirft ſich auch nicht mit ſolch unwiderſtehlicher Wuth auf ihre Beute. In ihren Bewegungen iſt ſie faſt träge. Sie greifen weder Dörfer an, noch verfolgen ſie ihre Beute auf die Bäume; auch ſind ſie nicht ſo gefräßig; ſonſt würden ſie aber auch alle lebenden Weſen aus einem Lande vertilgen, da ſie unter den Ameiſen das ſind was die Walfiſche unter den Seethieren.

Digitized by Google

Aus dem neuen Census der Vereinigten Staaten.

Flächeninhalt und Bevölkerung.

Staaten und Staatsgebiete.	Englische Quadratmeilen.	Zahl der Einwohner.		
		1840.	1850.	1860.
Freistaaten:				
Maine	31,766	501,793	583,169	619,958
New-Hampshire	9,280	284,574	317,976	327,072
Vermont	10,212	291,948	314,120	315,827
Massachusetts	7,800	737,699	994,514	1,231,494
Rhode Island	1,306	108,830	147,545	174,621
Connecticut	4,674	309,978	370,792	460,670
New-York	47,000	2,428,921	3,097,394	3,851,561
New-Jersey	8,320	373,306	489,555	676,084
Pennsylvania	46,000	1,724,033	2,311,786	2,916,018
Ohio	39,964	1,519,467	1,980,329	2,377,917
Indiana	33,809	685,866	988,416	1,350,802
Michigan	56,451	212,267	397,654	754,291
Illinois	55,410	476,183	851,470	1,691,238
Wisconsin	53,924	30,945	305,391	768,485
Iowa	55,045	43,112	122,214	682,002
Minnesota	95,274	....	6,077	172,793
Oregon	102,600	....	13,294	52,566
California	188,981	....	92,597	384,770
Kansas	125,283	....	....	143,645
Zusammen	847,816	9,728,922	13,454,293	18,951,814
Sklavenstaaten:				
Delaware	2,120	78,085	91,532	112,353
Maryland	11,124	470,019	583,034	731,965
Virginia	61,352	1,239,797	1,421,661	1,593,199
Nord-Carolina	50,704	753,419	869,039	1,008,342
Süd-Carolina	29,785	594,398	668,507	715,371
Georgia	58,000	691,392	906,185	1,082,757
Florida	59,268	54,477	87,445	154,694
Alabama	50,722	590,756	771,623	955,917
Mississippi	47,156	375,651	606,526	887,158
Louisiana	41,255	352,411	517,762	666,431
Texas	274,366	....	212,592	600,955
Arkansas	52,198	97,574	209,897	440,775
Missouri	67,380	383,702	682,044	1,201,209
Kentucky	37,680	779,828	982,405	1,145,567
Tennessee	45,600	829,210	1,062,717	1,146,640
Zusammen	888,310	7,290,719	9,612 969	12,434,373
Staatsgebiete:				
Nebraska	283,438	....	....	28,893
Dakotah	60,000	....	....	4,839
Washington	223,022	....	....	11,624
Utah	269,170	....	11,380	50,000
New-Mexico	256,309	....	61,547	92,024
Indian	71,127	....	....	....
Zusammen	1,163,066	....	72,927	187,380
District of Columbia	60	43,712	51,687	75,321
Sämmtliche Ver. Staaten	3,024,535	17,063,353	23,191,876	31,648,888

Digitized by Google

Staaten und Staatgebiete.	Procentverhältniß der Sklaven zur andern Bevölkerung.			Kopfzahl auf eine englische Quadratmeile.			Zahl der zu stellenden Vertreter im Congreß.		
	1840.	1850.	1860.	1840.	1850.	1860.	1840	1850	1860
Freistaaten:									
Maine	....	....	....	15.80	18.36	19.52	7	6	5
New-Hampshire	....	....	....	30.67	34.26	35.22	4	3	3
Vermont	....	....	....	28.59	30.92	30.92	4	3	2
Massachusetts	....	....	....	94.58	127.50	170.70	10	11	10
Rhode-Island	....	....	....	83.33	112.97	133.71	2	2	1
Connecticut	....	....	....	66.32	79.33	98.86	4	4	4
New-York	....	....	....	51.68	65.90	81.98	34	33	30
New-Jersey	0.18	0.05	....	44.87	58.64	81.27	5	5	5
Pennsylvania	0.01	....	....	37.48	50.26	63.39	24	25	23
Ohio	....	....	....	38.02	49.55	59.45	21	21	19
Indiana	....	....	....	20.28	29.24	39.89	10	11	11
Michigan	....	....	....	3.77	7.07	13.39	3	4	6
Illinois	0.07	....	....	8.59	15.37	30.53	7	9	13
Wisconsin	....	....	....	0.57	5.66	14.26	....	3	6
Iowa	....	....	....	0.78	3.48	12.39	....	2	5
Minnesota	....	....	....	....	0.06	1.81	....	....	1
Oregon	....	....	....	....	0.13	0.52	....	....	1
California	....	....	....	....	0.49	2.04	....	2	3
Kansas	....	....	....	....	....	1.14	....	....	1
Zusammen	....	....	....	11.47	15.87	22.34	135	144	149
Sklavenstaaten:									
Delaware	3.34	2.50	1.66	36.83	43.18	52.99	1	1	1
Maryland	19.11	15.50	11.67	42.25	52.41	61.29	6	6	6
Virginia	36.22	33.24	31.12	20.21	23.17	25.92	15	13	11
Nord-Carolina	32.63	33.20	32.56	14.86	17.14	21.39	9	8	7
Süd-Carolina	55.02	57.59	56.92	20.23	22.75	24.31	7	6	4
Georgia	40.64	42.13	43.17	11.65	15.62	18.68	8	8	7
Florida	47.21	44.96	43.79	0.92	1.48	2.48	....	1	1
Alabama	42.92	44.43	45.55	11.93	15.21	18.78	7	7	6
Mississippi	51.89	51.07	54.06	7.97	12.86	18.58	4	5	5
Louisiana	47.81	47.23	46.84	8.54	12.55	16.13	4	4	4
Texas	....	27.33	30.94	....	0.78	2.19	....	2	4
Arkansas	42.95	44.52	24.74	1.87	4.02	8.44	1	2	3
Missouri	15.13	12.84	9.62	5.69	10.12	17.82	5	7	9
Kentucky	23.35	21.39	19.48	20.70	26.07	30.39	10	10	8
Tennessee	22.03	23.81	25.03	18.18	21.99	25.19	11	10	8
Zusammen	34.03	33.29	32.16	8.21	10.82	13.91	88	90	84
Staatsgebiete:									
Nebraska	....	....	....	....	....	0.10	....	....	....
Dakotah	....	....	....	....	....	0.08	....	....	....
Washington	....	....	....	....	....	0.05	....	....	....
Utah	....	0.01	....	....	0.04	0.19	....	....	....
Neu-Mexico	....	....	....	....	0.24	0.36	....	....	....
Indian	....	....	....	....	....	....	....	....	....
Zusammen	....	....	....	....	0.05	0.16	....	....	....
District of Columbia	10.71	7.12	5.83	473.12	861.45	1255.42	....	....	....
Zusammen	14.58	13.81	12.64	5.64	7.67	10.46	223	234	233

Digitized by Google

Samoa oder die Gruppe der Schifferinseln.

Nach seinen mißrathenen Bekehrungsversuchen auf den neuen Hebriden [1] verweilte der Missionär Turner während seiner 19jährigen Thätigkeit in der Südsee, auf den bereits christlich gewordenen Schifferinseln. Diese Gruppe zwischen 13 und 15° südl. Br. und 168—173° westl. Grw. gelegen, zählt drei große Hauptinseln, nämlich Sawai von 150 englische Meilen Umfang mit Bergen bis zu 4000′, Upolu von 130 und Tutuila von 80 Meilen Umfang mit Bergen bis zu 2—3000 Fuß Erhebung. Ihren Bergen entströmen zwar keine zahlreichen oder großen Gewässer, aber doch allenthalben reiche Süßwasserquellen, so daß die Schifferinseln vor unzähligen andern Südseeinseln bevorzugt sind, die zur Stillung des Dursts nichts bieten als Cocosmilch oder aufgefangenes Regenwasser. Seit La Perouse (1778) vor Tutuila ankerte, und die Eingebornen aus Rache für einen erschossenen Landsmann zwei Boote des Seefahrers angriffen und mit einem solchen Schauer von Schleudersteinen überschütteten daß zwei Officiere und 10 Matrosen blieben, haben die Samoaner mit Unrecht für blutgierig und verrätherisch gegolten. Fast reiner malayischer Abkunft und jetzt noch 35,000 Köpfe zählend, sind sie gegenwärtig die beste Pflanzschule der britischen Missionen geworden, und liefern die meisten unerschrockenen Glaubensboten für die andern polynesischen Heiden. So eifrig sind sie in dem neuen Dienst und in der Pflege der Missionäre, daß Turner sechs männliche und sechs weibliche Dienstboten für je 30 Shillinge Lohn jährlich um sich zuhalten für nöthig fand, um den Zudrang zu seinem Hause einigermaßen zu befriedigen.

In der Heidenzeit lag der Vater oder der Mann, während die Wöchnerin mit Hülfe ihrer Mutter oder einer andern weiblichen Freundin entbunden wurde [2], vor dem Hausgott in Gebet, und versprach ihm Opfergaben wenn er Mutter und Kind erhalten wolle. Kindermord war etwas gänzlich unerhörtes, Abtreibung der Leibesfrucht dagegen, und zwar mit Anwendung mechanischer Mittel, theils aus Scham, theils aus Furcht vor frühem Alter, theils aus Trägheit, außerordentlich in Uebung. Dem Neugebornen wurde von der Hebamme der Schädel und vor allem sorgsam die Nase platt gedrückt, denn europäische „Canoenasen," wie die Samoaner sagen, gelten dort zu Lande als etwas sehr häßliches. Es wurde dann eine Priesterin gerufen, welche zu untersuchen hatte ob die Milch der Wöchnerin nicht giftig sey. Oft mußte das Neugeborne drei Tage lang mit Cocos- oder Zuckerrohrsaft genährt werden, ehe es der Pythia beliebte die Milch für gesund zu erklären. Eine gewisse Art von Beschneidung wurde bei Knaben im achten oder zehnten Jahre vorgenommen. Zwillinge sind etwas seltenes, und überhaupt trifft man nur ausnahmsweise zahlreiche Familien. Vier und fünf Häupter sind das gewöhnlichste. Sehr häufig kommen Adoptionen vor, und gewöhnlich schenkt der Vater sein Kind der Schwester. Es hängt dieß zusammen mit dem eigenthümlichen Vermögenserwerb der Eingebornen. Es unterscheiden nämlich die Samoaner zweierlei Arten Eigenthum, Tonga und Oloa. Tonga ist Frauengut, und begreift alles in sich was Frauen erzeugen, also vor allem feine Matten und einheimisches Zeug. Unter Oloa gehören dagegen: Schweine, Kähne und alle europäischen Waaren, als Beile oder Kattune. Mit solchen Dingen beschenkt man sich nun beständig hin und wieder. Das verschenkte und adoptirte Kind ist selbst wieder Tonga und Frauengut. Die Adoptiveltern erhalten daher so lange es lebt, von den leiblichen Eltern Geschenke an Tonga, die sie den wahren Eltern in Geschenken an Oloa zurückgeben. So dienen die Adoptionen gewissermaßen zur Ordnung des Haushaltes, und es kommt häufig vor daß Eltern die ihre Kinder in Adoptionen gegeben haben, andere dafür adoptirten, und da — was man auch über die mysteriösen Bande des Blutes faseln mag — die Liebe der Kinder zu den Eltern doch nur die Wirkung entweder der Erziehung oder des Nachdenkens ist, so kommt es auf Samoa vor daß sich Adoptivkinder weigern ihre Adoptiveltern zu verlassen und zu „fremden Leuten" zu gehen, wären diese fremde Leute auch ihre leiblichen Eltern.

So lange ein Bursche nicht tätowirt war, wurde er als unreif und unmündig angesehen. Im Alter von 16 Jahren thaten sich dann ein halbes oder ein ganzes Dutzend junger Leute zusammen welche vier oder fünf Tätowirer mietheten, denn das Hautzeichnen wird zunftmäßig betrieben und theuer bezahlt. Man bedient sich dabei eines kammartig geschnittenen Menschenknochens, der in eine Lauge aus Kerzennußasche getaucht und mit einem kleinen Hammer ins Fleisch getrieben wird. Man läßt zwischen den Tätowirungen Streifen des Körpers glatt stehen, so daß bei Einschmierung mit Oel die Haut wie von Atlaßstreifen glänzt. Das Verfahren ist natürlich schmerzhaft und kann nur mit Zwischenpausen vollendet werden, dauert überhaupt zwei oder drei Monate. Trotz aller Bemühungen der Missionäre hat sich dieser Gebrauch noch immer nicht ausrotten lassen. Auch mit der Keuschheit ist es nicht weit her, denn sie wird nur äußerlich zur Schau getragen. Von Kindheit auf hören die Eingebornen schlüpfrige Reden, auch schläft die Familie ungesondert neben einander, und erst in neuester Zeit haben einige Lehrer ihren Landsleuten ein besseres Beispiel durch Absonderung der Geschlechter gegeben. Ehebruch ist daher etwas sehr gewöhnliches und wird nur durch die Rache des gekränkten Theiles in Schranken gehalten, die aber sonderbar genug auch durch den Mord eines Bruders oder eines Verwandten des Verführers ihre Befriedigung sucht. Bei ihren Ehen galten von jeher Verbote gegen incestuose Blutnäherung beinahe wie im mosaischen Gesetz. Die Heirath selbst schließt der Werber durch einen Vermittler mit den Schwiegereltern ab, die ihre Tochter, jedoch nur der Förmlichkeit halber, um ihre Einwilligung befragen. Als Zeichen des Einverständnisses nehmen die Schwiegereltern vom Bräutigam ein Geschenk in Lebensmitteln an. Die Familie der Braut bringt hierauf

[1] S. die vorige Nummer.

[2] Turner bedauert sehr daß er versäumt habe Unterricht über Geburtshülfe zu nehmen, und räth allen Missionären dringend an diesen Zweig der ärztlichen Wissenschaften nicht zu vernachlässigen.

einen großen Vorrath von Tonga oder Frauengütern als Mitgift zusammen, während sie selbst von der Familie des Bräutigams in Oloa oder Männergütern beschenkt wird. Der Vater, oder wenn kein solcher vorhanden, der Vatersbruder oder die Vatersschwester des Bräutigams vertheilen das Tonga und umgekehrt die nämlichen Verwandten der Braut das Oloa. Nächtliche Bälle mit obscönem Beiwerk schlossen dann die Ceremonien. Sobald die junge Frau ihr Haus bezog, gab ihr der Bruder oder wo ein solcher fehlte, ein mütterlicher Verwandter seine Tochter oder seine Töchter zu Beischläferinnen ihres Mannes mit. Jede brachte ihm Tonga zu und bewirkte dadurch eine Rückgabe in Oloa, auch scheint dieser Gütertausch der Zweck des Herkommens gewesen zu seyn, da sich sehr rasch wieder das Concubinat auflöste. Natürlich konnten nur reiche Leute oder Häuptlinge solchen matrimoniellen Aufwand treiben, und da unter ihre Stammesangehörigen das Tonga vertheilt wurde, so hatten diese ein Interesse daran, ihren Häuptling von einer Heirath zur andern zu treiben. Solche „Verstandesehen" dauerten aber nur Wochen oder Tage lang, nach welchen die Vermählte gewöhnlich wieder den Heimweg fand. Hatte ein Paar jedoch Jahre lang mit einander gelebt, so überlegte man, ehe man zur Ehescheidung schritt, die Sache kalt und reiflich, schied die gemeinsamen Güter aus und theilte die Kinder. Solche getrennte Frauen durften nicht mehr während Lebzeiten ihrer Männer, und waren diese hohen Ranges, auch nicht nach ihrem Tode heirathen. Beim Tode eines Ehemannes wurden Wittwe und Kinder das Eigenthum des Bruders des Verstorbenen wie im mosaischen Gesetz.

Sechs Monate im Jahre gibt der Brodfruchtbaum den Samoanern ihre tägliche Nahrung, die übrige Zeit leben sie vom Ertrag ihrer Taropflanzungen, sowie von Bananen und Cocosnüssen, welche letztere beide das ganze Jahr über in Ueberfluß zu haben sind. Ehemals hat auf den Inseln auch Menschenfresserei geherrscht, aber nicht aus Lüsternheit, sondern um sich grimmig an einem erschlagenen Feinde zu rächen. Die größte Beleidigung besteht noch jetzt in der Drohung jemand zu rösten, und die Samoaner haben es den Missionären oft bitter übel genommen, wenn sie von dem Feuer der Hölle sprachen. Auch lautet die Formel wenn ein Besiegter seine Unterwerfung anbietet: „Tödte und brate uns wenn du willst," wobei der unterwürfige Theil einen Feuerbrand und ein Bündel mit Laub darreicht. Das einzige berauschende Getränk ist die bekannte Kawa. Gegen Branntwein dagegen haben die Eingebornen eine heilsame Abneigung. Fremde werden mit löblicher Gastlichkeit bewirthet, und in jedem Dorfe befindet sich ein gut erhaltenes „großes Haus" als Hospiz für Reisende.

Untertags bedeckten sich beide Geschlechter nur mit einem Schurz aus Blättern des Tibaumes (Dracæna terminalis); die Männer trugen ihn schuhbreit, die Frauen daß er bis zu den Knieen herabreichte. Des Nachts schlief man auf einer Matte und deckte sich mit einheimischem Zeug zu, von dem man auch Moskitovorhänge um das Bett zog. Dieses Zeug wurde, wie in Polynesien überhaupt, aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) geklopft. Ihre Matten waren aber und sind noch das kostbarste des Hausrathes. Man flicht sie aus den Blättern einer Pandanusart, und sie sind bald stroh- bald milchfarben, oder auch mit rothen eingewobenen Federn verziert, dünn und biegsam wie ein Stück Kattun. Nur wenige Frauen können sie verfertigen und sitzen über ein Stück Monate oder Jahre lang, weßhalb auch manche Matte von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Da das einheimische Zeug die Wäsche nicht verträgt, so wird es nicht eher abgelegt als bis es von Schmutz starrt. Sonst sind übrigens die Samoaner nicht unreinlich; die Hausflur und die Matten werden immer sauber gehalten, und jedermann badet regelmäßig im Tag. Nach Ankunft der Missionäre änderte sich nun sehr vieles. Die Männer legten die langen Laubschürzen der Frauen, oder ein Kattunhemd, oder sogar Beinkleider an, die Frauen trugen in der Regel die Tipula, ein Gewand tahitischen Ursprungs, und zwar wie der spanische Poncho, ein viereckiges Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte zum Durchschlüpfen des Kopfes. Auch Strohhüte kamen in Mode, und da es an dem Artikel fehlte, erfanden die Frauen ein sehr dauerhaftes Surrogat aus Schildkrötenschalen. Ob das nun ein Fortschritt sey, darüber darf man streiten. Selbst Turner gesteht daß in jenen Himmelsstrichen Kleidung eine Last sey. Aus französischen Berichten wissen wir aber daß die Kattungewänder nicht sehr reinlich gehalten und mit Schmutz und Fetzen getragen werden. Die Laubgürtel, beständig erneuert, waren jedenfalls appetitlicher und minder kostspielig. Jetzt werden sie nur noch bei den nächtlichen Tänzen getragen. Die Musik zu diesen Körperübungen besteht in einem singenden und händeklatschenden Chor, begleitet von einer Trommel aus einem hohlen Baumstamm, oder von einer Art Panspfeife. Bisweilen tanzen nur Männer, bisweilen nur Frauen, gelegentlich beide Geschlechter untermischt, wo dann allerhand schlüpfrige Gedanken in Gebärden, Blicken und Worten ausgedrückt werden. An geselligen Spielen sind die Samoaner sehr erfinderisch, auch verräth sich ihr Bedürfniß humoristischer Zerstreuung darin daß die großen Häuptlinge sich Hofnarren halten, die in ihrem Gefolg umherziehen und durch seltsame Verkleidungen, durch Gebärden oder saftige Späße Heiterkeit um sich her zu erregen trachten.

Auf den Schiffer-Inseln herrscht die allgemeine Klage wie in der Südsee, nämlich daß seit der Ansiedlung von Europäern die Sterblichkeit unter jungen und mittleren Leuten zugenommen habe. „Sonst, hört man oft sagen, konnte man in jedem Hause drei, vier alte Leute antreffen, wo man jetzt kaum einen sieht." Erst seit 25 Jahren besitzt man zuverlässige Angaben über die Stärke der Bevölkerung, seit dieser Zeit aber ist sie im Abnehmen. Die Samoaner erinnern sich recht wohl daß im Jahr 1830 während des Aanakrieges, gerade als die ersten Missionäre den Archipel betraten, die vorher unbekannte Influenza ausbrach, weßhalb man sie auf Rechnung der neuen Religion schob. Sie kehrte dann im Mai 1837 und im Nov. 1846 wieder. Der Keuchhusten bürgerte sich 1849 ein und 1851 kam hinter ihm drein die Halsbräune mit einem Schiff aus Californien. Von den Blattern sind in

Digitized by Google

Folge der Impfung die Eingebornen frei, beſſer wäre es aber jedenfalls geweſen ihnen die Blattern gar nicht zuzutragen. Die Todten beerdigte man, wenn es nicht Häuptlinge waren, ohne Sarg, jetzt wird jeder in einen canoeartigen Schrein gelegt. Die Seelen der Abgeſchiedenen wanderten in eine Unterwelt, die eigentlich genau ſo ausſah wie die verlaſſene. Nur wenn es dort Nacht wurde, verwandelten ſich die Seelen in einen wirren Funkenſchwarm, und beſaßen die Gabe nach ihren frühern Wohnplätzen zu wandern und über andere Familienangehörige Krankheit oder Tod zu verhängen, weßhalb ſich auch, wenn es mit jemand zur Neige gieng, jedermann ſich beeilte verſöhnt von ihm zu ſcheiden. Für die Häuptlinge gab es ein Paradies höheren Ranges, Pulotu geheißen, wo Saveas-iuleo als unbeſchränkter Herr regierte. Ueber die Religion der Samoaner ſcheint Turner ſelbſt nicht recht ins Klare gekommen zu ſeyn. Man verehrte eine Anzahl Genien und Schutzgeiſter, unter ihnen wählte jedes Dorf ſich einen Patron, wie auch jedem Einzelnen bei der Geburt ein ſolcher zugetheilt wurde. Dieſe Schutzgeiſter zeigten ſich bisweilen den Menſchen, der eine als Aal, der andere als Haifiſch, als Eidechſe oder Eule, daher jedem Einzelnen die Incarnation ſeines Schutzgeiſtes heilig war. Die Samoaner hatten auch Tempel, und in ihnen irgendeinen auffälligen Gegenſtand, eine Muſchel oder ein paar Steine, welche mit beſonderer Verehrung betrachtet wurden. Von dieſem Götterdienſt iſt aber jetzt jede Spur verſchwunden, und die Samoaner ſind dem Namen nach ſämmtlich Chriſten geworden. Aus ihren mythologiſchen Ueberlieferungen verdient folgende hier erwähnt zu werden. Anfangs als die Erde noch mit Waſſer bedeckt war, ſchickte Tangaloa, der olympiſche Göttervater, ſeine Tochter in Geſtalt einer Turi (Schnepfe) hinab, um ſich nach einem Ruheplatz umzuſehen. Sie flog lange umher, bis ſie endlich einen Felſen über das Waſſer ragen ſah. Mit dieſer Nachricht kehrte ſie zurück, und wurde abermals ausgeſchickt ſich nach dem Zuſtand des Trockenen umzuſchauen. Mehrmals kam und gieng ſie, und jedesmal machte das Auftauchen des Trocknen Fortſchritt. Der Göttervater ſendete ſie nun mit etwas Erde und einem kriechenden Gewächs hinab. Bei ihrem nächſten Beſuch hatte die Pflanze Wurzel gefaßt und breitete ſich aus. Als ſie ſpäter wieder kam, war ſie mit Gewurm bedeckt, und zuletzt waren die Würmer Männer und Frauen geworden. Kann man in dieſer Sage vielleicht eine einheimiſche Umwandlung früher verbreiteter Elemente der moſaiſchen Schöpfungsſage vermuthen, ſo iſt die folgende Fabel ebenſo originell als drollig. Zur Zeit einer Hungersnoth war eine Frau, Namens Sina, noch im Abendzwielicht damit beſchäftigt einheimiſches Zeug aus Baumrinde zu klopfen, der Mond ſtieg gerade herauf, und erinnerte die Hungrige an ſeine Aehnlichkeit mit einer großen Brodfrucht. Sie ſchaute ihm ins Geſicht und rief: „Ei! kämſt du doch herunter daß mein Kind einen Biſſen von dir haben könnte.“ Der Mond, in Bezug auf Selenophagie ſehr empfindlich, war empört über den Gedanken gefreſſen zu werden, kam ſtracks herab und nahm ſie mit ſich, ſammt ihrem Kind, ihrem Brett, Hammer und allem Geräth. Seitdem reden die Samoaner von der Frau im Monde. Schaut! ſagen ſie, dort iſt Sina, und ihr Kind und ihr Hammer und ihr Brett. Was ihre Fluthſagen betrifft, ſo klingen ſie außerordentlich verſtändig, weil ſie ſich auf die erſten und nächſten geologiſchen Beobachtungen zu ſtützen ſcheinen. Man glaubt nämlich allgemein daß in alten Zeiten Fiſche ſchwammen wo jetzt feſtes Land iſt. Als die Waſſer ſanken, fügt man hinzu, ſeyen manche Seefiſche am Lande zurückgeblieben und in Steine verwandelt worden. Daher ſchließt man weiter, gibt es viele Steine in Buſch und Bergen, die einſtmals Haifiſche oder andere Bewohner der Tiefen waren.

Denke man ſich einen Rieſen-Bienenkorb von 30 Fuß Durchmeſſer und 100 Fuß Umfang, der in Zwiſchenräumen von je vier Fuß von Pfoſten getragen und von ihnen vier Fuß über den Boden gehalten wird, ſo beſitzt man eine genaue Vorſtellung eines ſamoaniſchen Hauſes bei Tage, denn bei Nacht werden die Zwiſchenräume zwiſchen dem Korbrand und dem Boden, welche als Thüren und Fenſtern dienen, durch Jalouſien, aus Cocosblättern geflochten, geſchloſſen. Die Flur des Hauſes beſteht aus einer 6—8 Zoll hohen Schicht großer Steine, über welche eine Lage feiner Kieſel kommt, die mit Cocosblättermatten, und dieſe wieder mit feinen Matten bedeckt werden. Das Haus ſelbſt wird aus Pfoſten zuſammengefügt, die nach Käſigart wieder mit feineren Rippen verbunden werden. Man benützt dazu das Holz des Brodfruchtbaumes, welches ſo dauerhaft iſt daß der Bau 50 Jahre Schutz gewährt. Die Bedeckung des Daches beſteht aus Rohren, an welchen franſenartig die Blätter des Zuckerſchilfes befeſtigt werden, und zwar braucht man zu geräumigen Häuſern 2, 3 oder 4000 ſolcher Franſenrohre. Eine fleißige Frau wird in einem Tag 50 ſolcher Rohre mit Franſen beſetzen, und drei Männer mögen in einem Tag 500 ſolcher Rohre am Dach befeſtigen. Das Dach oder der Dom des Bienenkorbs kann mit Leichtigkeit abgenommen werden. Die Baumeiſter nehmen darauf Rückſicht, indem ſie den Korb aus vier ſelbſtändigen Theilen zuſammen ſetzen. Es geſchieht nämlich häufig daß ſolche Häuſer über Land und Waſſer verſetzt werden, beſonders da ſie bisweilen als Geſchenke, Vermögensbuſen, Mitgiften eine Ortsveränderung zu erleiden haben. Kein Nagel findet ſich übrigens am Bau, ſondern alles wird mit einheimiſchem Garn zuſammen gebunden. Unter dem Bienenkorb iſt nur ein Gemach. Wirft man aber um Mitternacht einen Blick ins Innere, ſo ſieht man im Hauſe ſelbſt wieder fünf oder ſechs oblonge Zelte aufgeſchlagen, nämlich Betten mit Moskitovorhängen. Vier bis fünf aufeinander gebreitete Matten und ein Stück Bambu als Kopfkiſſen dienen zum Nachtlager, ein dünnes Stück Kattun aber als Schlafdecke. Das Häuſerbauen wird auf den Schifferinſeln zunftmäßig betrieben, und etwa unter 300 Männern findet man je einen Zimmermeiſter. Wünſcht jemand ein Haus zu bauen, ſo begibt er ſich zu einem Baumeiſter mit einer ſaubern Matte im Werth etwa von 12 bis 18 Gulden, die er ihm als eine Art Pfand überläßt. Ueber den Koſtenpreis wird nichts feſtgeſetzt, ſondern die Bezahlung dem Ehrgefühl des Beſtellers überlaſſen. Zur beſtimmten Zeit erſcheint der Meiſter mit Geſellen und

Digitized by Google

Lehrlingen. Ihre Werkzeuge bestehen nur aus Aexten zum Fällen, und zweierlei Beilen oder vielmehr geschärften Hämmern von Eisen, die mit Garn an hölzerne Stiele festgebunden sind. Ehemals waren die Klingen nicht aus Eisen, sondern aus Steinen oder Muscheln. So sitzen sie drei, sechs, ja oft neun Monate lang, spaltend und hämmernd. Der Bauherr versorgt sie inzwischen mit Obdach und Nahrung, bringt auch das Holz aus dem Walde und übernimmt mit Hülfe seiner Nachbarn das Aufrichten der Gerüste. Sind zwei Seiten des Hauses und das eine Ende fertig, so erfolgt die Hauptzahlung. Der Bauherr geht nun in seinem Stamm bettelnd oder borgend herum. Der eine gibt ihm eine Matte im Werth von 12 fl., der andere eine noch werthvollere, der dritte steuert einen Pack einheimisches Zeug, ein anderer ein paar Ellen Kattun u. s. f. bis er zuletzt ein paar hundert nützliche Gegenstände im Werth von 5—600 fl. zusammenbringt, womit der Zimmermann und seine Leute dann reichlich bezahlt werden. Es ist also im Grunde der Stamm welcher die Kosten des Baues bestreitet, da jeder zur Unterstützung des Genossen verpflichtet ist. Fälle daß Baumeister knauserig bezahlt würden sind höchst selten, weil es der Familie und dem Stamme zur unauslöschlichen Schande gereichen würde, denn ist der Baumeister mit dem ersten Honorar unzufrieden, so bricht er das Werk ab, und ein unvollendetes Haus ist der Skandal einer ganzen Landschaft. Auch ist es nicht möglich von dritten es fertig machen zu lassen, denn die Zunft hält an der goldenen Regel fest daß niemand ein Werk fortsetzt welches ein anderer verlassen hat, so daß dem Bauherrn zuletzt nichts übrig bleibt als den Baumeister zu befriedigen. Man sieht aus diesem Beispiele daß innerhalb des Clans eine Art brüderlicher Communismus herrscht. Jedermann ist des andern Gast so lange es ihm beliebt. Jeder borgt von dem andern Fahrzeuge, Werkzeuge, Hausrath, Geld, denn niemand erträgt es geizig oder ungefällig genannt zu werden.

Jeder Samoaner mag einen Baum fällen und ihn aushöhlen, daß er ein Canoe von 15 Fuß Länge bildet, in denen zwei Personen Platz haben können, aber größere Kähne auf einem Kiel von 25—50 Fuß Länge und mit Planken zu erbauen die zusammengenäht werden, ist wiederum nur das Werk einer besondern Zunft. Das Harz des Brodfruchtbaumes dient als Pech und hält das Bauwerk völlig wasserdicht. Die Planken haben an den Rändern größere Dicke und werden dort zusammengenäht. Die Nath erscheint nur innen, außen ist alles glatt, so daß man nur nach genauer Besichtigung die Fugen der Bretter zu erkennen vermag. Die Breite eines solchen Bootes schwankt von 18—30 Zoll bei einer Länge von 15—50 Fuß. Natürlich würde ein solches Fahrzeug leicht umschlagen, wenn es nicht wenigstens an der einen Seite mit einem Ausleger versehen wäre. Ein einseitiger Ausleger ist eigentlich der Keim eines Doppelcanoe's. Er besteht aus einem Brett, in parallelem Abstand vom Fahrzeug, welches mit diesem durch zwei quer herausstehende Stangen verbunden ist. Vor zwei oder drei Geschlechtern wurden auch Doppelpiroguen erbaut, in neuester Zeit jedoch beginnen die Eingebornen englische und amerikanische Modelle nachzuahmen, und zwar mit großer Correctheit. Sie haben schon Walfischboote von 50 Fuß Länge für 100 Personen gebaut, und zwar ganz auf die alte Art, nämlich ohne Nägel, nur mit einer Garnnath. Wenn dieß nun vielleicht auch etwas plump aussieht, so hat es doch den Vortheil daß das Holz nicht um den eisernen Nagel fault. Ein samoanisches Boot dauert 20 Jahre aus, wenn die Nath nur ein- oder zweimal erneuert wird. Bemalt werden die Fahrzeuge nie, sondern nur mit Schnüren von weißen Muscheln geschmückt. Zur Bewegung der Kähne aber bedient man sich keiner Schlagruder, sondern der Stechruder mit spitzen Blättern, womit man eine Geschwindigkeit von 5—7 engl. Meilen in der Stunde zu erzielen vermag. Die dreieckigen Mattensegel stellen die Samoaner auf eine gefährliche Weise, nämlich mit der Spitze nach unten auf. Da Bougainville die Inselgruppe allenthalben von Fahrzeugen belebt sah, gab er ihr den Namen der Schifferinseln. Man darf deßhalb die Eingebornen nicht für unternehmende Seefahrer halten, denn sie besuchen nur die 10 Inseln ihrer auf 200 englische Meilen ausgestreckten Gruppe, und wagen sich nicht gern außer Sicht des Landes. Ihre Fischerwerkzeuge bestehen theils aus Netzen, die sie mit Nadeln, völlig ähnlich den europäischen, stricken, und dann aus Angeln, deren Haken theils aus Schildkrot, theils aus Stahl besteht. Eine besondere Art von Köder machen sie aus geschliffenen Muschelschalen, denen sie mit eingesetzten Federn anstatt der Seitenflossen völlig das Aussehen kleiner Fische geben. Am Bauch des falschen Fisches wird ein Haken entweder aus Schildkrot oder englischen Ursprungs angebracht. Als Köder dient das Muschelfischchen selbst, und zwar so vortrefflich daß keine europäische Erfindung bis jetzt dieses einheimische Werkzeug zu übertreffen vermocht hat. Man braucht die Schnur mit dem falschen Köder nur hinter dem Canoe auszuwerfen um Fische in beliebiger Anzahl herauszuziehen.

In einem Dorf von 3—500 Köpfen wird man etwa 10 bis 20 Familienhäupter höheren, und eines höchsten Ranges, einen Häuptling, finden. Im Alltagsleben kann man den Häuptling schwer unterscheiden. Er arbeitet, und er hilft bauen, er geht fischen wie jeder Plebejer, und nur bei öffentlichen Versammlungen spricht man zu ihm in Titeln, die übersetzt Eure Hoheit, Eure Gnaden, Eure Majestät klingen würden. Wird aber bei den Trinkgelagen der Napf mit dem Kawapunsch gebracht, dann gebührt ihm das erste Glas, beim Schildkrotschmaus das beste Stück. Auch herrscht kein Connubium zwischen Adel und Volk, denn ein Häuptling heirathet nur in ebenbürtige Familien. Seine Mitgift vertheilt er unter die vornehmeren Familienhäupter, doch sind diese wiederum verpflichtet dem Häuptling in „Geldverlegenheiten" beizustehen. Bei dem Wort Geld darf man natürlich nicht an Gold oder Banknoten denken, sondern es verrichten bei den Samoanern die feingeflochtenen Matten, die für sie den nämlichen Reiz haben wie blanke Ducaten, die Dienste großer Zahlungsmittel. Das Familienhaupt oder das Stammhaupt hat scheinbar große Gewalt, es kann über Grundbesitz und Vermögen verfügen, allein im Grunde nur mit Zustimmung der Seinigen, denen das Recht zusteht seine Würde für erloschen zu erklären, und

Digitized by Google

sie auf einen Bruder oder sonstigen Verwandten zu übertragen. Die Häuptlinge und die Familienväter bilden daher eine souveräne Gemeinde in Bezug auf gesetzgeberische und richterliche Gewalten. Acht oder zehn Dörfer schlossen sich aus freien Stücken zu einem Kanton zusammen, wählten einen Vorort, und unter den Häuptlingen einen König. Ueber Krieg und Frieden wurde nur am Vorort, von dem Parlament der versammelten Familienhäupter, auf dem Malä oder Forum, unter freier Luft berathen, gesprochen und beschlossen. Auf den Schifferinseln gibt es im ganzen acht getrennte Kantone. Brach Krieg aus, so blieben etliche solcher Kantone neutral, und es stritten sich dann einer gegen einen, drei gegen fünf, oder, wie in dem Krieg von 1848, fünf gegen zwei. Der eroberte District hatte lange Zeit die Launen und Willkür der Eroberer zu ertragen, bis er endlich das Joch abschüttelte. Im Jahre 1848 geschah es daß ein sogenannter unterworfener Kanton auf Upolu sich mit einem andern in gleicher Lage verband und gegen fünf feindliche Kantone neun Jahre lang stritt, bis der jetzige Zustand, nämlich die Unabhängigkeit aller, erreicht war. Nach Turner zu schließen, der jedoch über die älteren Zustände nicht gründlich unterrichtet ist, war auf den Schifferinseln kein ächter Tabuglaube heimisch, oder es besaßen die Häuptlinge nicht wie im übrigen Polynesien die Befugniß willkürlich Dinge tabu oder unberührbar zu machen. Als Turner die Inselgruppe betrat, war das Tabuiren eine Begabung jedes Eingebornen, wurde aber nur gegen Felddiebstahl angewendet, indem man an den Pflanzungen gewisse Tabuzeichen als Warnung anbrachte, ähnlich wie unsere Bauern ihren Kohl vor den Hasen durch Strohscheuchen schützen.

Hatten die Häuptlinge eines Kantons Krieg beschlossen, so war jeder Mann und jeder Bursch, der eine Keule zu schwingen vermochte, zum Waffendienst verpflichtet, wenn er nicht Haus und Habe verwirken und verbannt werden wollte. In der Heidenzeit waren Keule, Speere und Schleudern die Hauptwaffe, nach Einführung des Eisens kamen Tomahawks in Gebrauch und bei fortschreitender „Gesittung" Säbel, Pistolen, Flinten und Bajonnette. Das Dorf welches als Hauptquartier der Kriegspartei auserwählt worden war, umgab man mit einem Pfahlwerk. Der Gegner that das nämliche, und oft lagen beide Lager nur eine halbe Wegstunde auseinander, im Zwischenraum aber tummelten sich die Krieger. Das Plänklergefecht im Busche war die beliebteste Form der Gefechte. Doch gieng es bisweilen sehr blutig zu. Die Zahl der Erschlagenen während der Treffen im letzten Kriege schwankte von zwei bis fünfzig. Männliche Gefangene wurden stets erschlagen, Frauen unter die Sieger vertheilt. Nach der Schlacht, die 1830 zur Rache für den Tod des Tamafainga geschlagen wurde, sollen angeblich 400 Gefangene auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden seyn. Dieser Tamafainga, von Herkunft ein Plebejer, hatte sich durch Soldatenglück so hoch geschwungen, daß ihm die höchsten Titel zweier Inseln übertragen, und allgemein geglaubt wurde er habe den Geist des höchsten Kriegsgottes in sich. Sonst steckten in ihm alle Eigenschaften eines Nero, er war hochmüthig und ausschweifend, und wäre, in der Meinung selbst ein Gott zu seyn, gewiß der schlimmste Feind der Heidenbekehrer geworden. Kurz, ehe sie aber die Inseln betraten, hatten ein Paar gefällige Dirnen den Kriegsgott fern von seiner Heimath in ein Haus gelockt, wo er, seiner sonstigen Vorsicht vergessend, von etlichen Verschwornen des Nachts umringt wurde. Gleichwohl gelang es ihm durch die Feinde durchzubrechen und flüchtig die See zu erreichen, wo er aber eingeholt, überwältigt und mit Keulen niedergeschlagen wurde. Als Kriegsheroen werden solche Leute angesehen die rasch auf den Füßen gegen einen Feindeshaufen anrennen, den Speer mit tödtlicher Geschicklichkeit werfen, und dann eine Zeitlang stehen bleiben um mit ihrer Keule die sausenden Geschosse der Gegner zu pariren. Einem erlegten Gegner den Kopf abschlagen und heimbringen, gilt dann als die höchste Kriegsbravour. Ihre Kriegsflotten sind bisweilen sehr beträchtlich, denn sie mustern oft 30 bis 40 Canoes mit 300 Kriegern bemannt. Es ist dabei nicht auf ein Seegefecht abgesehen, sondern auf mitternächtliche Landung, nach welcher sie sich bei einem arglosen Dorf in Hinterhalt legen, um es im Morgengrauen zu überfallen. Die Missionäre blieben während des Krieges von 1848 bis 1857 streng neutral, verhehlten aber nicht daß ihre Sympathien für die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden zwei Kantone waren. Ganz ungleich der Heidenzeit war in diesem letzten Kriege fast kein einziges Dorf einig, denn in jedem gab es eine Friedenspartei, und gar viele entzogen sich ihrer Kriegspflichten. Nach und nach wurden die Friedensanhänger immer zahlreicher, und zuletzt mußten die Häuptlinge aus Mangel an Soldaten den Krieg aufgeben und Frieden schließen.

Grundzüge aus der Naturgeschichte der Cocospalme.

Unter der zahlreichen Familie der Palmen, von welcher man jetzt mehrere hundert wohl unterschiedene Arten kennt, nimmt die Cocospalme, Cocos nucifera L., wegen des mannichfaltigen Nutzens welchen sie der Menschheit gewährt, unstreitig eine der ersten Stellen ein. Kaum dürfte es ein anderes Gewächs geben, welches hinsichtlich der vortheilhaften Verwendung der in allen Stadien seines Lebens zum Vorschein kommenden Erzeugnisse sich mit der Cocospalme vergleichen ließe. Aus diesem Umstand hat man es sich auch zu erklären daß diese Palme schon in frühester Zeit die Aufmerksamkeit der gebildeten Menschen, besonders der Naturbeobachter auf sich gezogen, und man sich alle Mühe gegeben hat die Entwicklung dieses merkwürdigen Gewächses mit spähendem Auge zu erforschen. Unter dem hochbegabten Volke der Griechen scheint Theophrast derjenige Autor zu seyn welcher in seiner Naturgeschichte der Gewächse die erste genaue und noch jetzt genügende Beschreibung der Cocospalme geliefert hat, doch unter diesem Namen kommt sie bei ihm noch nicht vor, vielmehr nennt er sie den den Kuko tragenden Baum. Der Name Kokos scheint erst zur Zeit der großen geographischen Entdeckungen aufgekommen und wahrscheinlich durch Magelhaens,

Digitized by Google

nachdem er auf ſeiner Weltumſeglung die Ladronen und die kleinen Philippinen beſucht hatte, woſelbſt dieſer Name üblich war, zu den Spaniern und Portugieſen gebracht worden zu ſeyn. Vor dieſer Zeit war die Cocospalme und ihre Frucht mehr unter ihrem Sanskritnamen bekannt, wie ſie denn z. B. von Cosmas Indicopleuſtes „Argellion," und von den Perſern und Arabern „Nargil" oder „Nardſchyl" genannt wird. Marco Polo, der ſie auf ſeinen großen und vieljährigen Reiſen häufig antraf, gebraucht niemals den Namen Kokos, es ſcheint ihm auch der verderbte Hinduname „Nalir" unbekannt geblieben zu ſeyn, und wenn er von ihr ſpricht, ſo nennt er ſie nur den Palmbaum mit den indiſchen Nüſſen. Als Magelhaens im Jahr 1521 auf den Ladronen landete, waren die grünen Cocosnüſſe mit ihrem kühlenden Milchſaft, welche er hier vorfand, die erſte Erquickung für das kranke, beinahe verhungerte Schiffsvolk. Pigafetta ſagt von dieſen Früchten, ſie würden „Kokos" genannt und beſäßen die Größe eines Menſchenkopfes.

Als die Flottille ihre Fahrt im indiſchen Meer weiterhin fortſetzte und die Mannſchaft auf verſchiedenen Inſeln landete, machten die Cocosnüſſe ſtets ihre Hauptnahrung aus. Von dieſer Zeit an ſcheint der Name Cocos oder Coquo bei allen europäiſchen ſeefahrenden Nationen Eingang gefunden zu haben, doch müſſen wir bemerken daß, obwohl derſelbe von den Südſee-Inſeln herſtammen dürfte, er doch heutzutage bei den Völkern der Südſee und namentlich den Malayen nicht mehr in Gebrauch iſt. Auf Sumatra und den Philippinen heißt die Cocosnuß Kulapa (Calappa bei Rumph und Thunberg), oder noch häufiger Nyor, welcher Name nach J. R. Forſter der malayiſchen Sprache entnommen ſeyn ſoll. Bei den Inſulanern der Südſee und des indiſchen Oceans, die mitunter Tauſende von Meilen entfernt von einander wohnen, kommt die genannte Frucht faſt nur unter dieſem Namen vor, und es hat ſich derſelbe in weſtlicher Richtung ſogar bis nach Madagascar verbreitet. In der Tagali-Sprache heißt die Cocos Nyog oder Niog; in Neu-Caledonien Nu, auf den Marqueſas-Inſeln und auf Tanna Niu, auf den Societäts-Inſeln Nia, im Radack- und Ralickarchipel Nidju, Niu und Ni. Hieraus ergibt ſich daß man noch nicht anzugeben vermag, in welchem Lande der Name Cocos einheimiſch iſt.

Was die geographiſche Verbreitung der Cocospalme im allgemeinen betrifft, ſo traf ſie J. R. Forſter nicht mehr auf Neuſeeland (unter 40° ſüdl. Br.) an, auch nicht mehr auf der ſo fern im Oſten gelegenen Oſterinſel, wohl aber iſt ſie für alle intratropiſchen Inſeln der Südſee ein wahrer Baum des Lebens, welcher dieſe Eilande, haben ſie ſich auch kaum erſt als Corallenriffe über die Wogen des Meeres erhoben, bewohnbar macht, und mit vollem Recht kann man ſie als den ſteten Begleiter der an den tropiſchen Meeresgeſtaden lebenden Menſchen betrachten. Die bekannte Eigenſchaft der Cocosnuß, auch im geſalzenen Waſſer lange herumzutreiben ohne ihre Keimkraft zu verlieren, hat die weite Verbreitung dieſes Baumes auch ohne des Menſchen Zuthat zur Folge, denn durch die Meeresſtrömungen wird die Nuß auch an die fernſten Geſtade der Tropenländer geführt, und ſie keimt hier ſelbſt auf dem nackten Corallenfels, ſey er auch noch ſo ſehr von allem ſchützenden Erdreich entblößt. Es bezieht ſich dieß vorzüglich auf ihre eigentliche Heimath, auf die oſtindiſchen litoralen und inſularen Ländergebiete, von welchen aus ſie ſich über die ganze tropiſche Geſtadenwelt verbreiten konnte, woſelbſt ſie in üppigſter Fülle gedeiht und bisweilen förmliche Wälder bildet. An den ſüdlichen Küſten von Ceylon, auf den Malediven und Lakediven, die in zahlloſen Klippen über die Meeresfläche hervorragen, auf ganz Malabar bis Canara, bedeckt faſt ununterbrochen Cocoswaldung das Geſtadeland. In Ceylon hat ſolche wohl jedenfalls ihre höchſte Entwickelung; auf der Küſte von Malabar ſteht faſt eine jede Hütte unter dem erquickenden Schatten einer Cocospflanzung. Die Städte Travancore, Calicut, Tellichery, Goa ꝛc. liegen zwiſchen ausgebreiteten Cocoswäldern, auch Bombay wird von Cocos-Plantagen beſchattet, namentlich derjenige Theil, welcher unter dem Namen der ſchwarzen Stadt bekannt iſt. Nordwärts von Bombay, nach Surate hin, bemerkt man zwar noch viele Cocospalmen, aber über die Mündung des Nerbuda hinaus werden ſie ſchon ſeltener, kommen in ſo hohen Breiten, wo die heißen, trockenen Landwinde zu wehen anfangen, nur noch ſehr ſparſam vor, und bedürfen beſonderer Pflege, ſollen ſie anders zu kräftiger Entwickelung gelangen. Mehr landeinwärts, im Nerbudathal ſelbſt, verſchwinden ſie gänzlich. Im Lande von Cutch ſoll es ſchon ſchwierig ſeyn Cocospalmen zu erzielen; auf dem Tafelland von Punah finden ſich in den Gärten der Reſidenz des Peiſchwa nur noch einzelne Cocospalmen, und zwar werden dieſe hier ſchon als Seltenheiten betrachtet.

Die nördliche Verbreitung dieſer edlen Gewächſe ſcheint in Malabar, ſelbſt an der Meeresküſte, nicht über 22° nördl. Breite hinauszugehen. Zu ihrem Gedeihen iſt ſtete Feuchtigkeit, wenn auch keine übermäßige erforderlich, daher werden ſie an der ganzen Oſtküſte der vorderindiſchen Halbinſel faſt gar nicht angetroffen, weil es hier an der nöthigen Feuchtigkeit mangelt. Während Malabar den größten Ueberfluß an dieſen ſegenſpendenden Bäumen hat, ſind ſie auf der Küſte von Coromandel eine ſo ſeltene Erſcheinung, daß ihre Nuſſe nicht einmal zum eigenen Verbrauch hinreichen. Madras erhält ſeinen Bedarf über 700 Meilen weit von den Nicobariſchen Inſeln. Im feuchtwarmen Bengalen begegnet man zwar wieder Cocos-Hainen, ſie reichen aber nicht über das Ganges-Delta hinaus, gehen vom Meer aus über Calcutta bis Murſchidabad, überſchreiten jedoch nicht den Bergkranz von Radſchamal, weil bis dahin bisweilen die kalten Himalaya-Lüfte gelangen. Im untern Aſſam finden ſich nur hin und wieder Cocospalmen; zahlreicher ſind ſie im feuchten Sylhet, weil das Klima daſelbſt mit dem von Malabar viel Aehnlichkeit beſitzt. Hier reicht alſo ihre nördliche Verbreitung etwas tiefer landeinwärts als im Weſten, nämlich bis zum 25° nördlicher Breite, wahrſcheinlich wegen der niedrigen Lage des Ganges-Delta's und der häufig daſelbſt ſich einſtellenden Regengüſſe. Doch auch in Bengalen liefern die Cocos-Pflanzungen nicht die erforderliche Menge von Früchten, und die Hauptzufuhr erfolgt von den Malediviſchen Inſeln, von welchen man außer den Nüſſen, dem Oel und der zu Tauwerk verarbeiteten Cocos-

Digitized by Google

faser, die unter dem Namen „Coir" bekannt ist, zugleich auch die Kowries als Muschelgeld erhält.

Bezüglich der Verbreitungssphäre der Cocospalme in Hinterindien wollen wir anführen daß einzelne Pflanzungen derselben sich auch hier tief landeinwärts um die Residenzstadt Ava im mittlern Thale der Irawadi finden, welche die nördlichsten im Birmanenlande zu seyn scheinen. Südlich von Ava kommen diese Palmen nur sparsam vor, wahrscheinlich weil sie im Binnenlande wenig productiv sind, obgleich ihre Früchte von den Birmanen und Peguanen sehr gern verspeist werden und fast ein allgemeines Bedürfniß sind. Aber auch in Martaban, Tavoi und Tenasserim ist ihre Anpflanzung und Cultur eine nur sehr beschränkte, was auffallend ist, da die Nüsse auch hier eine sehr beliebte Speise sind und nebst dem Reis die Hauptnahrung des Volkes ausmachen. Alle Anwohner der Ostseite des bengalischen Golfes können nicht genug davon zugeführt erhalten und alle Schiffer führen sie ihnen als Ballast zu. Barken mit Cocosnüssen beleben immerfort den dortigen Küstenmarkt, denn die vorliegende Gruppe der Mergui-Inseln ist unendlich reich an Cocoswäldern und könnte bei einiger Cultur Millionen von Früchten erzeugen. Capt. Forrest schlug daher einst der ostindischen Compagnie vor, die genannten Inseln mit Eingeborenen von Bengalen und Coromandel zu colonisiren, um Cocos-Plantagen anzulegen, ein Unternehmen das eben so sicher wie der Walfischfang im Norden seyn würde, da der Verkauf der Nüsse zur Speise, des Cocosöls und der zu Schnur und Tauwerk verarbeiteten Cocosfaser in Hinterindien eben so unentbehrlich sey wie der Thran und andere Producte der Walthiere in Europa. Auch die west- und südwestwärts von der Merguigruppe gelegenen Inselreihen der Andamanen und Nicobaren haben eine wahre Fülle von Cocospalmen aufzuweisen und selbst Malaca's salzreiche Gestade sind damit gesegnet, doch spielen sie hier nicht mehr die erste Rolle unter den Palmenarten, denn andere treten mit gleichen Ansprüchen neben ihnen auf, und man fühlt gar bald daß der Luxus ihrer Vegetation nicht mehr dem auf der Malabarküste gleich kommt. Schon auf der hoch aufragenden, zu den Carolinen gehörigen Insel Pulo Pinang (Pulo Pa, Seniavin, Quirosa) ist die Cocospalme entschieden weniger productiv und daher auch weniger cultivirt als weiter westwärts, und so verhält es sich auch gegen Osten durch die weite Welt der Sunda-Inseln, bis die größere Armuth der Gewächse der Südsee-Inseln und der Mangel dortiger Cultur der Insulaner diese wandernde Seeuferpalme, wie sie v. Martius sehr bezeichnend nennt, wieder zum ersten Range als Lebensbaum erhebt. Ueberall durch den ganzen Sunda-Archipel, auf allen kleinern Gruppen der Inseln in der Nähe der größern findet man stets Cocospalmen in Menge am Meeresgestade, nicht aber im Innern, weil sie, durch die Wogen an das erstere geschwemmt, sich daselbst leicht fortpflanzten. Ueppig ist ihr Wachsthum auf dem salzigen Boden der Seeküsten, aber die Größe dieser Bäume sowie ihrer Früchte nimmt ab gegen die Mitte der Inseln, und wenn sie Anhöhen hinaufsteigen, so haben sie immer nur ein verkümmertes Ansehen und die Nüsse bleiben klein. Wahr ist daher die Aussage des Bewohners von Sumatra daß er an der Küste die Cocospalme für sich, auf der Höhe für die Kindeskinder pflanze.

Wir haben schon früher bemerkt daß an der Südwestküste von Ceylon die schönsten Cocospalmen angetroffen werden, sie bilden hier namentlich zwischen den Flüßchen Walleway und Kymel einen berühmten Wald, welcher nach amtlicher Schätzung aus 11 Millionen hochstämmiger, fruchttragender Cocosbäume besteht, einen Raum längs dem Gestade von 26 geogr. Meilen, von mehreren Stunden Breite einnimmt, und in früherer Zeit, als die Holländer noch die Insel besaßen, der Regierung jährlich eine ungeheure Masse Cocosöl, 6000 Faß Arak und drei Millionen Pfund Tauwerk einbrachte, welches man aus der Cocosfaser (Coire) bereitet hatte. Ein jeder dieser Bäume trug nahe an 100 Nüsse jährlich. Diesen herrlichen Wald durchzieht der Reisende auf dem Wege von Point de Galle nach Colombo, er verfolgt den Weg stets dem Meere entlang, auch während des nächtlichen Dunkels, dann zünden die Palankinträger Fackeln an, die sie aus dürren, zusammengewundenen Palmblättern angefertigt haben. Diese Fackeln verbreiten ein glänzendes, funkensprühendes Licht.

Auch auf Ceylon kann man die Bemerkung machen daß die Cocospalme nicht sehr tief in das Innere der Insel dringt, und wenn sie es thut oder durch Menschenhand dahin gelangt ist, nicht die Größe erreicht wie am Meeresgestade. Hier wird sie oft 100 Fuß hoch, auch entfalten hier die Blätter viel alkalische Theile, weßhalb man sie verbrennt und mit Vortheil zur Pottaschebereitung verwendet. Die salzige Seeluft so gut wie der salzige Boden scheint der Cocospalme, wenn sie anders zur kräftigsten Entwicklung gelangen soll, nothwendig zu seyn; dem letztern kann man durch Kunst die erforderliche Zusammensetzung geben, weßhalb man bei der Pflanzung der jungen Stämme stets etwas Salz in die Grube zu werfen pflegt. Weil die südliche und westliche Küste von Ceylon fast das ganze Jahr hindurch von aus Südwest kommenden Seewinden, welche der Ocean frisch, rein und salzig entsendet, getroffen wird, so hat man sich hieraus den luxuriösen Wuchs der dortigen Palmen zu erklären.

Die Cocoswälder, mögen sie auch noch so dicht seyn, bringen, im Gegensatz zu andern tropischen Wäldern, der menschlichen Gesundheit keinen nachtheiligen Einfluß, was wohl daher kommt daß in ihrem Schatten keine anderen Gewächse aufkommen und daher auch keinen schädlichen Laubfall veranlassen können. Die sogenannten Dschungle-Fieber hat man daher in diesen Wäldern nicht zu fürchten, während sie bei anders zusammengesetzten Wäldern auf dieser Insel doch ein so großes und allgemeines Uebel sind. Der Cevlonese ist daher mit seiner Cocospalme ebenso vertraut wie mit seinen Hausgenossen, unter dessen kühlem Schatten es ihm nur wohl ist. Hier, so sagt er, sey die erste Kenntniß vom heilsamen Gebrauche und Genusse der Cocos für den Menschen bekannt geworden; an der südlichen Spitze der Insel, bei Mathura erblickt man einen 30 Fuß hohen Granitblock mit der Sculptur eines Coutta Raja, welcher hier als ein aus fremden

Digitized by Google

Landen kommender Pilger das Eſſen der Cocosnuß zuerſt gelehrt haben ſoll, gerade als das Volk von einer zerſtörenden Hautkrankheit heimgeſucht wurde. Den hauptſächlichſten Theil der Nahrung bilden die Cocosnüſſe auch bei den Bewohnern der lakediviſchen Inſeln. Sie kennen faſt keine andere Speiſe als Fiſche und Cocos; kein anderes Getränk als den aus den letztern bereiteten Wein (Jagory); kein anderes Geſchäft als die Verarbeitung der Blätter, der Faſer und des Holzes der Cocospalme. Ihre niedrigen Hütten ſowie ihre Schiffe bauen ſie aus ihren Stämmen, die Nüſſe ſetzen ſie an die Bewohner der benachbarten Küſten ab; daheim beſchäftigen ſie ſich mit dem Aufſuchen von Muſcheln und Korallen, ſowie beſonders mit dem Flechten des Coir zu Schnüren und Tauen. So fand Vasco da Gama dieſe Inſeln bei ſeiner erſten Entdeckung derſelben auf der Rückfahrt von Calicut; auf derſelben Culturſtufe ſtehen die Bewohner dieſer Inſeln, deren ganzes Leben an den Cocosbaum geknüpft iſt, noch heute, ſeitdem ſie mit Canara in britiſchen Beſitz gelangt ſind; Cochin und Anjengo ſind die Stapelorte, woſelbſt ſie ihre Cocoswaaren abſetzen. Auch die Bewohner der Malediven leben faſt nur von ihren Cocospflanzungen; ihre Hütten, Schiffe und Maſten beſtehen aus Cocosholz, ihr Tauwerk aus Coir, die Fugen ihrer Barken ſind damit zuſammengebunden, und mit Cocosöl und Cocosfaſer calfatert. Iſt dieß geſchehen, ſo werden ſie mit den Nüſſen, dem Oel, dem Wein, dem Tauwerk beladen und nach Bengalen verführt. Dieſer außerordentliche Baum, an welchen, wie wir nun ſchon wiſſen, die Exiſtenz ganzer Völkerſchaften geknüpft iſt, ſcheint bei den Hindus ſchon frühe Gegenſtand einer beſondern Pietät geweſen zu ſeyn. Es gibt nämlich unter ihnen eine beſonders devote Secte, die es ſich zu ihrer Aufgabe gemacht hat unbebaute Inſeln aufzuſuchen, auf denſelben Cocosbäume anzupflanzen und Brunnen zu graben, um vorüberfahrenden Schiffern Speiſe und Trank gewähren zu können. Auch gibt es daſelbſt Leute, welche auf dieſen Cocos-Inſeln ihr ganzes Leben als Zimmerleute zubringen, die Bäume fällen, die Blätter und Rinde abſtreifen, die Bäume zerſägen, Schiffe daraus zu bauen, die ſie mit Cocosſtricken zuſammenbinden und aus den Blättern Matten verfertigen, welche als Segel benutzt werden. Ibn Batuta, welcher dieſe Inſeln im 14ten Jahrhundert beſuchte, ſagt daß die Bewohner derſelben nur von Fiſch und Cocos, von Cocosöl, Palmwein und Zucker, den ſie aus letztern bereiten und als El Kurbani, d. h. gewürzten Wein von der Cocospalme trinken, oder ſonſt mit Confituren von getrockneten Obſtarten genießen. Das Hauptgeſchäft dieſer Inſulaner beſteht darin, die Fibern der Cocos zu Tauen zu verarbeiten, ſie maceriren das die Nuß umhüllende Gewebe in Waſſer, klopfen es mit großen Hämmern weich, flechten es zu Stricken und binden damit die Schiffe zuſammen, welche ſie nach Indien und Arabien verkaufen. Stoßen dieſe an Klippen oder Riffe, ſo gibt das elaſtiſche Cocos nach, ohne zu brechen, wie etwa die Schiffe mit Eiſennägeln. Auch ſchreiben dieſe frommen und gaſtlichen Inſulaner ihre Stellen aus dem Koran, ihre Briefe, Geſetze und anderes mit einem ſchärfen Eiſen auf die Blätter der Cocospalme.

Daß die Cocospalme an der Küſte von Malabar ſo recht in ihrem Elemente iſt, davon haben wir ſchon mehrfach gehört. Dicht am Meeresſtrande gedeiht ſie ohne beſondere Pflege, ſogar auf dürrem Sandboden trefflich und gibt überall reichen Ertrag, welchen man durch ſorgfältige Cultur noch zu ſteigern ſucht. Das erſte Erforderniß iſt daß der Boden vielen Sand enthalte und von der ſalzigen Meeresfluth beſpült werde. Die Cocosgärten, auf Malabar „Parum“ genannt, werden hier im Maimonat zuerſt mit einer Befriedung umgeben, die Löcher zur Pflanzung junger Palmen zwei Fuß weit ins Gevierte und ebenſo tief eingegraben, in das noch tiefere Mittelloch Aſche und Salz geworfen. Die junge Palme wird nun eingeſetzt, mit Dornen umgeben und drei Jahre hindurch täglich dreimal begoſſen. Nach dieſer Zeit genügt ein tägliches zweimaliges Begießen. Jeden Monat wird auf den Boden, in welchen man das Palmſtämmchen geſetzt hat, Aſche und Salz geſtreut, nach dem dritten Jahre zieht man um jeden Pflänzling einen Graben um das Regenwaſſer abzuhalten. Alljährlich wird der Palmgarten umgegraben und jedem Stamm ein Korb Aſche gegeben. Bisweilen werden auch Nüſſe gelegt, ¾ ihrer Höhe unter die Erde, den Keim nach oben gerichtet und ehe die Regenzeit beginnt, ſtark bewäſſert. Nach drei bis vier Monaten ſproſſen die jungen Pflanzen auf; nach drei Jahren werden ſie verſetzt, an vielen hängt ungeachtet der langen Zeit die Nuß noch. Etwa 13—14 Jahre nach der Verpflanzung fängt die Palme an Früchte zu tragen und hält damit faſt 70 Jahre an; nach dieſer Zeit mindert ſich ihre Fruchtbarkeit. Man ſchätzt auch hier wie anderwärts ihre Lebensdauer auf hundert Jahre.

Wenn die junge Cocospalme zum erſtenmal blühet, wird ein Blüthenkolben zur Prüfung abgeſchnitten; man glaubt daß wenn der Schnitt ſtark blute, der Baum mehr zur Bereitung des Palmweins (Jagory) geeignet ſey, während wenn er trocken bleibt er mehr Nüſſe tragen werde. Eine andere Anſicht — und dieſe iſt auch die wahrſcheinlichere — geht dahin, daß Palmen welche eine gute Nußernte geben, auch einen guten Saft erzeugen. Steht die Palme auf gutem Boden, ſo liefert ſie das ganze Jahr hindurch Saft, auf kärgerm jedoch nur während der naſſen Jahreszeit, indeß auf ſchlechtem der Saft ſchon nach dem ſechsten Monat zu fließen aufhört. Man glaubt daß wenn man von der Palme den Saft gewinne, dieß vortheilhafter ſey als wenn man ſie Nüſſe tragen laſſe. Nach drei Jahren abgezogenen Saftes ſoll die Palme keine Nüſſe mehr geben, daher wird angerathen man ſolle ſie zwei Jahre lang Nüſſe tragen laſſen, dann anderthalb Jahre den Saft abzapfen und hierauf wieder die Nüſſe benutzen. Jede geſunde und kräftige Palme treibt innerhalb der guten Jahreszeit jeden Monat neue Blüthen, und bringt dann in Trauben die Nüſſe, deren Zahl bis auf zwanzig hinaufgeht. Dieſem Umſtand hat man es zuzuſchreiben daß man an einem und demſelben Baum ſtets Blüthen, grünende, unreife und reife Früchte antrifft. Sind der letztern zu viele, ſo werden ſie natürlich nicht groß, daher hat man es am liebſten wenn an einer Traube nur 7—10 Nüſſe ſich befinden. Auf ſehr gutem Boden und bei ſorgfältiger Cultur ſteigert ſich dieſe

Digitized by Google

Zahl auf das Doppelte, und man kann dann von einem einzigen Baum jährlich an hundert Nüſſe erhalten.

Nach der Volksſage der Hindus dient die Cocospalme zu 99 Dingen; das Hundert der von ihr geſpendeten Wohlthaten hat der Menſch bisher noch nicht zu ermitteln vermocht.

Der ſtattliche, 60—100 Fuß hohe, einen bis zwei Fuß im Durchmeſſer haltende, und mit einer mächtigen Krone ſchattiger Schirmblätter verſehene Baum iſt zwar in ſeinem Innern porös, ſeine äußern holzigen Theile ſind jedoch außerordentlich feſt und geben die dauerhafteſten Latten, Balken und Maſte für Hütten und Schiffe; ſeine Rinde iſt nackt und mit bleibenden Narben bedeckt, an welchen die Blattſtiele ſaßen. Der hohlen Stämme bedient man ſich zu Rinnen um das Waſſer an beliebige Stellen zu leiten; aus den Wurzeln flechtet man Körbe, Wannen und dergleichen; das netzartige Gewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fibern der Rinde, ſo wie der die Nußſchale umgebenden Hülle geben Stricke und Tauwerk, wie ſchon mehrfach bemerkt. In ganz Vorder- und Hinter-Indien bilden die Palmblätter das hauptſächlichſte Futter für die zahmen Elephanten. Das Herz der Blattkrone wiegt an 20—30 Pfund, es bildet den ſogenannten Palmkohl oder das Palmhirn, mit deſſen Abſchneiden jedoch der Baum abſtirbt. Dieſer Palmkohl ſoll einen äußerſt angenehmen Geſchmack beſitzen, wird mit dem unſerer Spargel verglichen, auf verſchiedene Art zubereitet, und bildet eine wahre Delicateſſe für jedwede Tafel.

Die ſtattliche Krone, welche auf ſchlankem Stamm ſich wiegend hoch in der Luft als ein ſchirmendes Laubdach erſcheint, beſteht in der Regel aus einem Duzend mächtiger Blätter, von denen ein jedes 2—3 Fuß breit und 12—14 Fuß lang iſt. Auch dieſe Blätter finden eine mannichfache Anwendung. Hauptſächlich dienen ſie zum Decken der Dächer bei Häuſern und Hütten, nicht minder zu Sonnenſchirmen, die eben ſo wohlfeil als zweckmäßig und angenehm ſind; ferner zum Flechten der Körbe, zu Papier, um darauf zu ſchreiben. Werden ſie eingerollt und hernach getrocknet, ſo geben ſie trefflich leuchtende Fackeln, die wir ſchon kennen gelernt haben. Verbrennt man ſie, ſo gibt ihre Aſche bei einem Zuſatz von Oel oder Fett eine treffliche Seife, deren Wichtigkeit als Handelsartikel mit jedem Tag zunimmt. Die grünen Blätter dienten ſchon in der patriarchaliſchen Zeit dem Luxus der Rajas und vornehmen Hindus täglich zu friſchem Tafeltuch, und noch jetzt werden auf den Blättern die Speiſen aufgetragen, welche man bei jeder Tafel durch neue erſetzt. Haben die Blätter ſich noch nicht lange entwickelt, ſo ſind ſie durchſcheinend, und auf Ceylon fertigt man alsdann aus ihnen Laternen an; die ſtarken Blattrippen dienen dazu um aus ihnen Fiſchreuſen, Beſen und dergleichen zu machen. Die gleichzeitigen Blüthen und Früchte finden, wie wir theilweiſe ſchon wiſſen, die vielfältigſte Anwendung. Die Nüſſe haben bekanntlich die Größe eines Kopfes, ſind beinahe eiförmig, dabei jedoch etwas dreikantig und mit einer ſtarken, zolldicken Faſerhülle umgeben. Sowohl im unreifen als auch im reifen Zuſtande werden zahlreiche Lieblingsſpeiſen für den indiſchen Gaumen daraus bereitet, und die gute Hausfrau — ſo ſagt das Sprüchwort — verſteht es dem Manne an jedem Tage des Monats daraus ein anderes Lieblingsgericht anzufertigen. Die reife Nuß gibt den weißen, ſüßen, feſten Mandelkern, der die Größe eines Straußeneies beſitzt, innen aber hohl iſt und die köſtliche Cocosmilch enthält, für den vom Durſt gequälten Wanderer ein wahres Labſal. Auch der in der vollgefüllten grünen Nuß befindliche Saft ſoll ein ſehr kühlender und ſtärkender, jedoch ſchwer zu verdauender Trank ſeyn. Die ölreichen Nüſſe werden leicht ranzig, aber ſelbſt in dieſem Zuſtand dienen ſie zu allerlei Gebrauch; man bringt ſie z. B. mit Kalk vermengt auf den Boden der Schiffe, um von dem Holz den Wurmfraß abzuhalten. Hat das ausgepreßte Oel die richtige Beſchaffenheit, ſo iſt es ſüß, geſchmacklos und gleicht faſt ganz dem Mandelöl; es dient alsdann zum Salben von Haut und Haar, zum Kuchenbacken und zum Brennen auf den Lampen; es wird jedoch leicht ranzig und nimmt dann einen für den Europäer äußerſt unangenehmen Geruch an. Der ausgepreßte Kern gibt ein ganz vortreffliches Viehfutter; hat man Ueberfluß daran, ſo düngt man mit ihm auch wohl die Aecker. Will man den reifen Nußkern längere Zeit erhalten, ſo trocknet man ihn vorſichtig, in welchem Zuſtand er in Vorder-Indien „Copra“ genannt wird. Die die Nuß umſchließende Cocosſchale iſt bekanntlich von ſehr harter Beſchaffenheit, ſie gibt faſt überall bei den roheren Stämmen das einzige Trinkgefäß ab. Reiche und vornehme Leute, beſonders in China, laſſen ſie öfters poliren, bisweilen auch wohl in Gold und Silber einfaſſen. In Europa werden daraus von den Drechslern die mannichfaltigſten Kunſtgegenſtände angefertigt; die Cocosknöpfe laſſen hinſichtlich ihrer Dauerhaftigkeit nichts zu wünſchen übrig. Daß man aus der die Nußſchale umgebenden Hülle, nachdem man ſie in Waſſer macerirt und durch nachheriges Klopfen und Brechen fein zertheilt hat, Stricke und Taue dreht, iſt wiederholt bemerkt. Man befeſtigt an ſie beſonders gern die Anker, und ſie ſind in dem ſtürmiſchen indiſchen Meer von einem faſt unvergleichlichen Werth, da ſie dem Hanf an Haltbarkeit gleich, dabei aber weit elaſtiſcher ſind, daher bei plötzlichen Stürmen weniger reißen, weil ſie mehr als andere Taue nachgeben. Schiffe, welche den Ganges im Auguſt und September, wenn die Südweſt-Monſuns toben, verlaſſen, können ohne ein friſches, aus Coscosfaſer gedrehtes Kabeltau auf keine ſichere Fahrt rechnen. Aber auch zu den koſtbarſten und feinſten Teppichen und ähnlichen Geweben wird die Cocosfaſer gebraucht. Was den vielgerühmten Palmwein betrifft, ſo gewinnt man denſelben dadurch, daß man in die unentfaltete, noch in der Scheide ſteckende Blüthe Einſchnitte macht, aus welchen alsdann der Saft, der nachherige Wein, zu fließen beginnt. Aus allen Palmen kann man einen ſolchen gewinnen, aber der aus der Cocospalme wird doch für den beſten gehalten. Eben abgezapft iſt er kühlend, labend und heilſam, aber ſchon nach 24 Stunden geht er in die geiſtige Gährung über und wird zu berauſchendem Wein. Die Hindus haben für den aus den verſchiedenen Palmenarten gewonnenen Wein beſondere Namen, die Engländer bezeichnen aber alle Arten mit dem Wort

Digitized by Google

„Toddy," worunter jedoch die Moslemin in Indien nur den Wein der Fächerpalme (Borassus flabelliformis) verſtehen. Der allgemeine Name für den Palmwein iſt in Indien „Jagory" (ſprich Dſchaggery), welcher von dem Sanskritwort Sarkara herzuleiten ſeyn ſoll und Zucker bedeutet.

Faſt alle Theile der Cocospalme finden eine nützliche Verwendung. Adalbert v. Chamiſſo erzählt daß man auf den Radack-Inſeln das Holz von alten, abgelebten Palmen zu Pulver reibe, mit dem Saft der Hülle der unreifen Frucht zu einem Teig menge, ſolchen in Cocosſchalen auf dem Feuer röſte und alsdann als ein beliebtes Gericht verſpeiſe. Der Beſitz der Cocospflanzung gibt überall, ſey es in der alten oder der neuen Welt, einen ſichern und nicht unbeträchtlichen Gewinn, und da ſolche Anlagen beſteuert werden, ſo zieht auch das Gouvernement daraus oft ſehr bedeutende Revenuen. Daß die Cocospalme bei den Hindus in großer Verehrung ſteht, iſt uns ſchon bekannt; nach Percival wird bei der Geburt eines Kindes auf Ceylon ein Cocosſtämmchen gepflanzt, und die Ringe welche der Baum bei ſeinem Wachſen um den Stamm bildet, dienen zur Bezeichnung der wiederkehrenden Geburtstage. Dem frommen, büßenden Hindu fällt, wie er wähnt, bei ſeiner Wehklage die erſehnte Cocosnuß von ſelbſt zu ſeinen Füßen; v. Bohlen erzählt daß nach altem Herkommen und Gebrauch eine vergoldete Cocusnuß, wahrſcheinlich als Symbol reichen Ertrags und günſtiger Seefahrt, alljährlich im Hafen von Bombay, wenn der günſtige Monſun ſich erhebt, dem Meere zum Opfer gebracht wird; erſt nach dieſer Ceremonie ſetzt man die Schiffe in ſegelfertigen Zuſtand.

Eine Winterreiſe nach dem Huron-See.

(Aus Chambers's Journal.)

Vor vielen Jahren lag ich in Garniſon auf einer kleinen Inſel an der Spitze des Huron-Sees. Wir nannten ſie „Debatable Poſt," denn ſeit langer Zeit hatten die Amerikaner Anſprüche darauf erhoben als innerhalb ihrer Gebietstheile liegend, während die britiſche Regierung, ohne die Thatſache geradezu in Abrede zu ziehen, fortfuhr ſie im Beſitz zu behalten. Wir waren nur eine Handvoll Engländer und wohnten unter vielen Indianern; allein ſo gering wir an Anzahl auch waren, ſo wurde doch eines Tags eine Gräuelthat verübt welche uns noch ſchwächer machte. Zum Glück war es Sommer, die Verbindung mit der Colonie alſo offen, und wir konnten mit der erſten Gelegenheit den rothhändigen Verbrecher von uns weg nach dem Hauptquartier ſeines Regiments ſenden. Zwei Monate ſpäter kam ein indianiſches Canoe mit einem Expreſſen, der uns aufforderte ſämmtliche Zeugen der letzten That zu der bevorſtehenden Gerichtsverhandlung nach Toronto zu ſchicken; ſollten dieſe keine andern Transportmittel benützen können, ſo ſeyen ſie angewieſen indianiſche Canoes und einige Indianer zu verwenden. Zu meinem Leidweſen war ich einer der Zeugen, und da unſere Zeit beſchränkt war, ſo ſaßen wir — ich, ein Mitofficier und vier Soldaten — nach drei Tagen in zwei Rinden-Canoes, und traten unter kräftigen Ruderſchlägen und dem Freudengeſchrei der indianiſchen Bemannung unſere mehr als fünfhundert (engl.) Meilen lange Seefahrt an.

Abgeſehen von dem Zweck um deſſen willen wir die Fahrt unternahmen, würde dieſe eine angenehme geweſen ſeyn; ſie gieng ſchnell von ſtatten in unſern leichten Booten, unter dem Einfluß raſch gelenkter Ruder, oder, wenn der Wind uns begünſtigte, unter dem noch ſtärkeren Antrieb eines Deckenſegels, an zackigen Bergen, felſigen Landſpitzen und breiten wellenförmigen Landſtrichen vorbei, welche mit Urwäldern bedeckt waren, und jetzt in den glänzenden Farben des Herbſtes glühten; während da und dort weite Aeſtuarien ſich ausſtreckten, oder wilde Katarakten mit toſendem Geräuſch ſich vernehmbar machten und die Gewäſſer unbekannter Flüſſe ſchäumend herabführten um den See zu ſpeiſen und zu vergrößern. Es gab, als wir an ihnen dahinglitten, kaum einen für den unſer Steuermann nicht irgendeine ſchauerliche Rache- oder Liebes-Legende, oder eine Geſchichte indianiſchen Muthes hatte, und während unſers Zuhörens war es uns ein leichtes uns einzubilden der Sprecher ſelbſt ſey der Held ſeiner Erzählungen; er hatte edle Züge und eine ſtolze Haltung, und war geſchmückt mit dem fliegenden Kriegsbuſche, welchen Neykeemie, oder Donner, allein von ſeinem ganzen Stamm, immer noch trug; denn obgleich einer gebrochenen und beſiegten Nation angehörig, konnte der junge Odſchibbewä doch nicht vergeſſen daß er der Repräſentant einer langen Reihe von Häuptlingen war.

Unſer Erſcheinen in Toronto ſchien die Gerichtsbeamten einigermaßen in Verlegenheit zu bringen. Seit der Abſendung der gerichtlichen Aufforderung an uns war ein neuer Gouverneur angekommen, und ſeine Regierung, wie gewöhnlich, durch einen völligen Wechſel der bis dahin befolgten Principien eingeweiht worden; eine ſeiner erſten Handlungen war daher der Beſchluß den Beſitz unſerer Inſel unverweilt den Amerikanern zu überlaſſen. Dieß waren in der That auffallende Zeitungen; allein als man dem noch beifügte daß bereits ein Schiff von der Spitze des Erie Sees abgeſegelt ſey um die Truppen herabzubringen, ſtieg unſer Erſtaunen zu wahrer Beſtürzung; denn auf jener entlegenen Inſel hatte ich die mir Theuerſten zurückgelaſſen, und mein erſter Gedanke bildete die peinliche Lage in welche ſich dieſelben verſetzt ſehen würden wenn das Schiff in meiner Abweſenheit ankäme. In dieſem Dilemma ſtand mir nur ein Weg offen, obgleich kein viel verſprechender: in aller Eile auf dem See zurückzukehren, um wo möglich noch vor dem abgegangenen Schiff anzukommen. Da meinen Mitofficier keine Bande an die Inſel feſſelten, ſo mußte er in Toronto bleiben, wie auch die Soldaten, und ich ſollte daher der einzige Rückreiſende in den Canoes ſeyn. Ich beſchloß alſo die Zelte und andere ſchwere Gegenſtände in dem größeren Fahrzeug unterzubringen, während ich ſelbſt als Antrieb zur äußer-

Digitized by Google

ſten Regſamkeit, das kleinere und leichtere beſtieg, und meiner Bemannung eine, nach dem Princip der gleitenden Scala eingerichtete, anſehnliche Belohnung verſprach.

Wir hatten jetzt Mitte October; der milde und ſchöne indianiſche Sommer, welcher unſere Herabfahrt ſo angenehm gemacht, war verſchwunden, und die rauhen ſchneidenden Winde, die dem ſtrengen Winter des Nordens vorangehen, fegten nun über See und Wald, regten den erſtern in dunkeln wogenden Wellen auf, und ſtreiften dem letzteren ſeine Myriaden von Blättern ab, und Himmel und See bot einen höchſt ungeeigneten Anblick für eine Canoe-Fahrt. Allein ich hatte keine Zeit für ſolche Betrachtungen, und meine Indianer ließen ſich für dieſe Fahrt ſo bereitwillig finden wie ehemals ihre Väter für den Krieg; denn Neykeemie wählte die tapferſten und ſtärkſten ſeiner jungen Leute aus um mich zu begleiten, und ſie erfüllten ihre Pflicht auf die edelſte Weiſe. Ehe der Morgen anbrach, waren ſie an ihren Rudern; keine See war für ſie zu ungeſtüm um ſich darauf zu wagen, obgleich die kurzen Sturzwellen um uns kochten und uns in Schaum einhüllten, der oftmals auf uns gefror; auch war kein Wind für ſie zu ſtürmiſch dem ſie nicht trotzten, obgleich die rauhen Windſtöße wie Eiszapfen in unſer Geſicht ſchlugen.

Am vierten Morgen unſerer Reiſe traten wir, beleuchtet von den Strahlen des untergehenden Mondes, unſere Fahrt ſchon vor Tagesanbruch an. Die Luft war empfindlich kalt, denn der Wind wehte von den Eisfeldern des Nordens, und es erfroren faſt die Finger welche die Ruder hielten. Allein wir ſchoſſen tapfer dahin, indem das Canoe wie ein Rennpferd über die Wogen flog, welche ſich an ſeinem Bug in murmelnden Wellen brachen. Mit dem Vorrücken des Tages nahm der Wind zu, bis er gegen Abend in einer plötzlichen Kühlte, und mit einer dicken Schneewolke beladen, die uns faſt einander ſelbſt unſichtbar machte, über uns hereinbrach. Wir befanden uns weit außen auf dem See, und waren inmitten dieſes Wirbels nicht mehr im Stand unſern Weg im Auge zu behalten. Es blieb uns daher keine Alternative als, im Vertrauen das Unwetter bald hinter uns zu haben, die Fahrt fortzuſetzen und uns mittlerweile vom Winde leiten zu laſſen. Schweigend und ſtandhaft handhabte jeder ſein Ruder, muthig der Gefahren harrend die er nicht ſehen konnte, als plötzlich ein heftiger Stoß erfolgte, der uns von unſern Sitzen warf, dann ein lautes Geſchrei von dem Bug ertönte, und im nächſten Augenblick eine Welle durch unſer Canoe rollte, das unter unſern Füßen ſank, und uns im Kampfe mit dem Waſſer zurückließ.

Der Unfall war ſo plötzlich, und das rieſelnde Waſſer und der glänzende Schnee ſo irreleitend, daß ich meine Lage kaum begriff, ſondern inſtinctmäßig meine Glieder ausſtreckte um zu ſchwimmen. Die Indianer ſchienen wie Ottern um mich herum zu gleiten, allein ich konnte ſie des Schneegeſtöbers halber kaum ſehen. Auch laute Ausrufungen und Sentenzen in der Sprache der Odſchibbewä drangen an meine Ohren, ſie wurden aber ſo raſch geſprochen, und der Schall des wogenden Waſſers machte ſie ſo undeutlich, daß ich ihren Sinn nicht faſſen konnte; ich beachtete ſie übrigens nicht ſehr. Mittlerweile ſetzten die Indianer ihr Geſchrei ununterbrochen fort, anſcheinend damit ſie ſich nicht trennten, und ich vereinigte meine Stimme mit der ihrigen. Nach einiger Zeit fiel es mir indeß auf daß ihre Rufe aus immer größerer Entfernung kamen, weßhalb ich meine Stimme um ſo lauter erhob. Ein ganzer Chorus antwortete mir, und ſpäter eine nähere Stimme, und noch eine Minute ſpäter ſchlug jemand gegen mich. Es war einer der Indianer; wir hielten uns eng beiſammen, und ſchwammen in der Richtung der Stimmen fort, die ſich unausgeſetzt aufs kräftigſte vernehmen ließen.

Vom Schneeſturm geblendet, und nicht wiſſend wo wir uns befanden, oder daß irgendein Hinderniß in unſerm Wege ſey, ſahen wir unſer Canoe an einem Felſen zerſchmettert und ſeinen Bug eingeſtoßen. Der vorderſte Indianer hatte den Felſen, der hoch über ſeinen Kopf emporragte, entdeckt, und der Ankündigung dieſes Zufluchtsorts galt ihr ſo heftiges Geſchrei. Von dieſer Kenntniß und dem Schall ihrer eigenen Stimmen geleitet, hatten alle Indianer den Felſen zu erklettern gewußt; mich aber vermißte man. Hierauf ſprang, mit einer Hochherzigkeit die ich nie vergeſſen werde, unſer junger Häuptling in den See zurück, und brachte mich, ſein eigenes Leben aufs Spiel ſetzend um das meinige zu retten, in Sicherheit. Als wir aus dem Waſſer emportauchten, machte der ſcharfe Nordwind unſere Kleidung ſo eiſig ſtarr, daß wir in einer kalten Eiſenrüſtung zu ſeyn glaubten; allein die unſere Herzen erfüllende warme Dankbarkeit gegen die Vorſehung minderte die Strenge dieſer Kälte. Nun das Uebel geſchehen war, fieng das Schneegeſtöber an nachzulaſſen, und ſetzte uns in Stand den Umfang unſerer Arche ins Auge zu faſſen. Es war ein geräumiger Felſen, der ſich hoch, weit über den Bereich der Wellen, emporthürmte. Auf ſeiner geſchützten Seite befand ſich eine kleine Höhle, in welche wir krochen um den heftigen Windſtößen zu entrinnen. Vor Kälte zitternd und ganz abgemattet drängten wir uns hier eng aneinander, und dieſes Zuſammengedrängtſeyn rettete uns das Leben, denn geſchützt vor Wind und Schnee, wie wir hier waren, hob ſich die Temperatur, und ſetzte uns in den Stand das Unbehagen zu ertragen welches die naſſen Kleider uns bereiteten. Später fiengen wir einige Möven auf dem Felſen, und tödteten und aßen, gleich ſchiffbrüchigen Matroſen, dieſelben roh.

Nach einer mühſelig zugebrachten Nacht brach der Morgen hell und klar an, und wir ſahen mit Erſtaunen daß wir nur eine halbe Meile vom Land waren, das in der Sonne, unter ſeinem Mantel friſch gefallenen Schnees, glänzte und glitzerte. Der See war ruhig und hell wie Silber, und ſo entſchloſſen wir uns keine Zeit zu verlieren und ans Land zu ſchwimmen. Unſer Plan war, auf einer benachbarten Landſpitze, welche in den See heausragte, unſer Lager aufzuſchlagen, und ein großes Feuer anzuzünden als Baakenflamme bei Nacht und als Rauch bei Tag — für unſer andres Canoe, das unſerm Wege zu folgen hatte, und auf dem nun unſere einzige Hoffnung beruhte; denn wir rechneten daß es, ſelbſt wenn es mit aller Muße ruderte, am Abend des nächſten Tages

Digitized by Google

bei uns seyn könnte. Allein zwei Tage vergiengen und nichts zeigte sich. Jede Stunde bewachten wir mit zunehmender Besorgniß, aber auch der dritte Tag verfloß, und immer noch kräuselte den See kein Ruder, und so vergieng auch der vierte. Jetzt wußten wir daß das Canoe uns verfehlt hatte, und daß wir auf unsere eigenen Hülfsquellen angewiesen seyen, die in der That gering und armselig waren.

Die Indianer, an die Wechselfälle der Wilden und die Nöthen einer Waldreise gewöhnt, wurden durch die Entdeckung daß wir ohne Beistand gelassen seyen nicht niedergeschlagen. Die allgemeine Meinung gieng dahin: es werde am besten seyn wenn wir nicht längs der Küste hinzögen, wo die vielen Buchten und Landspitzen auf die wir beständig stößen unsern Weg nahezu verdoppeln würden, sondern wenn wir uns ein wenig landeinwärts wendeten und das Land in westlicher Richtung durchwanderten. Bis spät in die Nacht hinein saßen die Indianer nun um das Feuer herum, und schnitzelten mit ihren Messern Bogen und Pfeile; denn obgleich in unserm gegenwärtigen Lager unsere Schlingen und Angelhaken uns mit Nahrung versehen hatten, so war es doch wünschenswerth daß wir auf unsrer Reise auch noch eine andere Hülsquelle hatten.

Am folgenden Morgen traten wir diese neue Reise-Phase an, und drangen furchtlos in die Tiefen jener weiten Eichen- und Pinien- und Sykomoren-Gehölze ein, deren Bäume mit langen Streifen schimmeligen Mooses behangen und von unzähligen Schlingpflanzen umwunden waren, und deren jetzt verwelkendes Laub in den Sonnenstrahlen wie Blüthen funkelte.

Wir wurden auf unserm Wege geleitet durch die Rinde an den Bäumen und durch andere Waldzeichen, welche Indianer untrüglich entziffern können. Vorwärts drängten wir durch das dichte Wachholdergebüsch, mit seinen grünen duftenden Beeren, und durch die Zwergbirken und Erlendickichte; hin- und wieder schossen wir einen Pfeil auf ein Rebhuhn ab oder einen Hasen der uns gerade in den Weg kam, bis die Dunkelheit unserer Wanderung ein Ende machte, und wir neben irgend einem Bächlein unser Nachtlager nahmen. Bei Nacht fühlten wir unsere Entbehrungen am meisten, denn obgleich wir mächtige Feuer anzündeten, und Haufen von Gestrüpp aufthürmten um uns gegen die schneidenden Winde zu schützen welche die Wälder durchjegten, konnten diese Anstalten doch die frostige Luft nicht von uns abhalten, die der Mangel an wärmenden Kleidungsstücken uns sehr fühlbar machte. Indeß lehrte uns der durch die Nothwendigkeit angestachelte Scharfsinn bald diesem Mangel dadurch abzuhelfen daß wir Decken aus Hasenfellen machten, die wir mit den Flechsen der Thiere selbst roh zusammen nähten, und obgleich sie, mit dem Pelzwerk inwendig getragen, unglaublich häßlich aussahen, so waren sie doch nicht nur warm, sondern auch bequem.

Fünf lange Tage hindurch folgten wir dem Laufe der Sonne, wanderten hin und wieder über schauerliche Gebirgsreihen, durchwateten seichte Flüsse, oder schwammen, wenn sie tiefer waren, hinüber, bis wir am Ende des sechsten Tages an die Ufer einer Wasserfläche gelangten die größer war als irgend eine andere welche wir bisher getroffen hatten. Dieß bildete eine neue Schwierigkeit, allein da die Nacht herannahte, so beschlossen wir jeden Versuch sie zu kreuzen bis zum folgenden Morgen zu verschieben, und uns selbst Zeit zu lassen zu überdenken was sich in unserer Lage am besten thun lasse. Die Nacht war grimmig kalt, glücklicherweise aber fanden wir einen schützenden Winkel unter den Felsen, wo wir unser Feuer anzündeten. Nachdem das Abendessen eingenommen war, nahm das gewöhnliche einigermaßen unangenehme Geschäft des Felldeckenmachens seinen Anfang, das durch die Erzählung einer langathmigen und traurigen indianischen Legende belebt wurde. Um beidem zu entgehen, wickelte ich mich, so gut ich konnte, ein und wanderte dem Gestade zu. Ich hatte es noch nicht lange erreicht, als ein Feuerball aus der Dunkelheit hervorschoß, und sanft auf den Gewässern des Aestuariums dahinglitt neben dem ich stand. Größer, heller und wie auf einem Meer geschmolzenen Feuers ruhend kam dieses sonderbare Licht heran, bis ich es als ein mit flammendem Pinienholz gefülltes Becken erkannte, das über den Bug eines Canoe's hervorragte, um bei Fackellicht Fische mit Speeren fangen zu können. Obgleich aber das Canoe in Schatten gestellt war, konnte ich doch den erhobenen Arm des Fischers, wenn er seine Lichtwaffe schwenkte und dann damit unter die Fische hinabschlug, hin und wieder erhellt sehen.

Ich forderte den jungen Häuptling Neykeemie auf an den Strand zu kommen, und wir beide beobachteten nun den Lauf des Canoe's, bis es der Ansicht des Häuptlings zufolge nahe genug war um durch lautes Rufen Aufmerksamkeit zu erregen. Mir schien der Ton womit er dieß that nichts weiter als ein etwas gedehntes Geheul, indianischen Ohren indeß, sagte er mir, bedeute es Freundschaft, und den Wunsch näherer Mittheilung, und so schien es auch verstanden zu werden, denn das Canoe wandte um, und fuhr rasch dem Lande zu. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir beim Lichte der Pinienfackeln sahen daß der Fischer einen Weiberrock trug, und als die schlanken Arme und die sanften Züge eines indianischen Mädchens zum Vorschein kamen, während ein schärferer Blick uns zeigte daß die einigermaßen rauhe Gestalt welche im Hintertheil das Ruder lenkte auch ein Weib, aber ein älteres, war. So viel und mannichfaltig die Geschäfte sind welche man dem indianischen Weib auferlegt, so war dieß doch ein ungewöhnliches; allein bald erfuhren wir, wie es dazu gekommen. Der Gatte und Vater der Mutter und Tochter war krank geworden, und vor kaum drei Monaten gestorben, sie in ihrem kleinen Wigwam am Gestade des Huronsees allein zurücklassend. Das indianische Weib besitzt nicht die Waldkenntniß ihres Mannes, weßhalb die Wittwe und ihr Kind geduldig blieben wo sie waren, bis der Manito jemand senden würde der sie zu ihrem Volk geleitete. Mittlerweile fielen der Wai-o-naisa nicht nur die gewöhnlichen weiblichen Pflichten, sondern auch noch die männliche Aufgabe zu den Wigwam mit Speise zu versorgen, und da sie ihres Vaters Flinte nicht gebrauchen konnte, so nahm sie ihre Zuflucht dazu Hasen in Schlingen und Fische mit dem Speere zu fangen.

Digitized by Google

Neykeemie machte sogleich den Vorschlag, wir sollten die ersehnten Führer werden, und seine Landsmänninnen mit uns nehmen. Ich willigte gern ein; denn selbst wenn ich noch die Hoffnung gehegt hätte zu rechter Zeit das Schiff zu treffen, hätte ich doch die einsamen Weiber nicht in der Wildniß überwintern lassen können. Die Erlaubniß uns begleiten zu dürfen wurde mit Freuden angenommen. Man beschloß den Theil des Inhalts ihres Wigwams, der auf der Reise nützlich seyn konnte, mitzunehmen, und was zurückgelassen wurde, versprach ich bei unserer Ankunft zu ersetzen. Ich mußte auch ihr Canoe kaufen, denn obschon es zu klein war um mehr als drei Personen zugleich zu tragen, so konnte es uns doch beim Uebergang über Flüsse und Aestuarien, wie die welche vor uns lagen, sehr nützlich seyn, und es war so leicht, daß es, wenn man es nicht benöthigte, es auf der Schulter eines Indianers getragen werden konnte. Nie gab es ruhigere, sanftere oder geduldigere Geschöpfe als die beiden Weiber welche wir zu unsern Reisegefährten angenommen hatten. Am ersten Morgen, sobald wir über das Wasser hinübergelangt waren, fiengen sie, der indianischen Sitte gemäß, sich mit allen Bürden eines indianischen Lagers zu beladen an, allein dieß wollte Neykeemie, während so viele Indianer müßig waren, nicht zugeben. Später nahmen sie, in Anerkennung der Schwäche ihres Geschlechts, ihre Stellung hinter uns, und giengen den ganzen langen Tag hindurch demüthig und schweigend einher, und wenn wir Abends unsern Lagerplatz erreicht hatten, zeigte es sich daß sie unterwegs einen Haufen Stöcke gesammelt hatten um unser Feuer anzuzünden. Hier aber endeten ihre Sorgen noch nicht. Wenn das Feuer einmal flammte, schlichen sie herum in ihrer ruhigen anspruchslosen Weise, füllten ihren Topf und ihre Calebassen mit Wasser, zogen den Hasen die Felle ab, und verrichteten alle die Plackereien des Lagers wie diejenigen deren gebotene Pflicht es war dieß zu thun. Und so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß alle Indianer, mit Ausnahme Neykeemie's, als träge Zuschauer herumschlenderten.

In Hausarbeiten mit Hand anzulegen ist unter der Würde irgendeines Indianers, weit mehr noch eines Häuptlings, und seine jungen Leute betrachteten daher Neykeemie's Fleiß mit Erstaunen. Sie begriffen die Huldigung nicht welche der ritterliche junge Häuptling der schönen Indianerin widmete; denn Naisa, wie ihre Mutter sie nannte, war wahrhaft schön; sie hatte gerade, schlanke Glieder, welche in ihrer glühenden Olivenfärbung sehr zart geschliffen hervortraten, sanfte Züge, einschmeichelnde Augen, und die langen rabenschwarzen Flechten waren aufs anmuthigste aus ihrer Stirn zurückgebunden. Es bedurfte kaum noch jener vortrefflichsten Eigenschaft beim Weibe, der tiefen sanften Stimme, um ihr das Herz des jungen Häuptlings zu gewinnen.

Mittlerweile rückte der Winter in seiner ganzen Strenge heran; bisweilen hatten wir schneidende Kälte welche Erde und Wasser in ihre Eisenhand band; bisweilen wieder fiel eine Unmasse von Schnee inmitten schrecklicher Stürme, die uns Tage lang auf unser Lager beschränkten, wo wir uns dann um ein Feuer vor immergrünem Dickicht oder vor einem Felsen kauerten um uns gegen das Unwetter zu schützen, und wo alle sich mit Verfertigung roher Schneeschuhe beschäftigten, um im Stande zu seyn unsere Wanderung fortzusetzen wenn der Sturm vorüber wäre. Endlich war unsere mühsame Landreise beendigt, und vor uns, weit außen im See, lag eine Gruppe von Inseln, deren eine unser Bestimmungsort war. Die Indianer jauchzten vor Freude beim Anblick derselben, und in dieser Nacht wurde ein stattlicher Tanz zur Feier dieses Begebnisses aufgeführt, bei dem ich und die beiden Weiber die einzigen Zuschauer waren, wofern man von der älteren dieß wirklich sagen kann, da sie mittelst einer mit getrockneten Erbsen gefüllten Calabasse den Tact dazu schlug, während jene ernsten Indianer zu der rohen Musik ihrer eigenen Stimmen in einem Kreise tanzten. Dann folgten Erzählungen, grausiger als ich sie je gehört, und Liebes- und Kriegslieder, welche, obgleich dumpf- und eintönig, noch wilder und mit sonderbaren rhythmischen Cadenzen überladen waren, die noch lange in meinem Gehirn herumwirbelten nachdem schon das ganze Lager in tiefe Stille und Schlaf versunken war. Mit dem frühsten Grauen des Tages waren wir wieder auf den Beinen, und trafen Vorbereitungen um über das Eis nach den Inseln zu gelangen, die glücklicherweise in einem breiten Eisgürtel lagen — der Rest des Sees war noch ungefroren. Die Sonne schien blendend an einem wolkenlosen sommerähnlichen Himmel, und wir wurden fast geblendet von dem Glanze womit die Sonnenstrahlen herabschossen, und auf diesem Eisbett funkelten als wäre es ein ungeheurer Diamant gewesen. Wir waren noch nicht weit gegangen, als wir entdeckten daß, so fest das Eis schien, es doch kürzlich durch ein Anschwellen des Sees gebrochen worden war, und sich seitdem nur oberflächlich wieder geschlossen hatte. Indessen war es stark genug um unser Gewicht zu tragen, und erheitert durch den Gedanken daß unsere Mühen und Strapazen nun ihrem Ende entgegen giengen, schritten wir leicht darauf fort, stets die alte Marschordnung innehaltend, indem Neykeemie als Führer vorangieng, die Indianer und ich dann folgten, und, der unverletzlichen Gewohnheit gemäß, Naisa und ihre Mutter hintan schritten.

Stunden verflossen, der breite Umriß unserer Insel trat uns immer deutlicher vor Augen, und wir konnten selbst den langen Schatten ihrer das schimmernde Eis verdunkelnden Hügel und Pinienwälder wahrnehmen, als ein lautes Krachen gleich dem aus tausend Gewehren durch die Luft klang, und, weithin über diese schweigsame Eisfläche rollend, unter den nächsten Inseln wiederhallte. Ich war zu lange in Canada gewesen um diesen Ton nicht zu erkennen, und unwillkürlich blickten wir alle seewärts, fürchtend das Eis auf unserm Wege möchte sich gespalten haben. Im nächsten Augenblick wiederholte sich derselbe Ton, aber lauter und drohender, begleitet vom Krachen brechenden Eises und einem furchtbaren und schrecklichen Geschrei Naisa's und ihrer Mutter. Wir eilten sogleich zurück, wissend daß sich irgendein Unglück zugetragen habe, waren aber außer Stand zu sagen worin es bestand, bis wir an eine Stelle kamen, wo das dünne Eis, in rechten

Digitized by Google

Winkeln reißend, eingebrochen war; die alte Squaw kniete neben dieſer Stelle und griff mit ihren Armen ungeſtüm im Waſſer umher. Naiſa war nicht da, allein es bedurfte keiner Worte um ihr Schickſal aufzuklären. Sie, die jüngſte und leichteſte unter uns, betrat das ſchwache Eis in dem Augenblick als es barſt, war hindurchgefallen an einem Orte wo ſo viele Schwerere und Stärkere mit Sicherheit hinübergegangen waren, und in Folge der Schwere ihrer Kleider plötzlich geſunken. Ein Ausruf des Entſetzens und Jammers drang aus jedermanns Munde bei dieſer Entdeckung, allein es war kein Augenblick zu verlieren. Jede Anſtrengung wurde gemacht. Indianer warfen ſich auf das Eis, und durchforſchten mit ihren Augen das durchſichtige Waſſer; andere brachen das Eis ein längs den Riſſen, falls die Strömung ſie ihnen entgegen triebe, während Neykeemie, raſch ſeine ſchwere Umhüllung abwerfend, in die Oeffnung ſprang, und in die Tiefen des Sees untertauchte um diejenige aufzuſuchen welche er liebte. Die Minuten ſchienen Stunden, und ſolang verweilte er unten, daß jedes Herz zitternd zu fürchten begann der junge Häuptling möchte das Schickſal ſeiner Geliebten getheilt haben; ſelbſt die weinende Mutter hörte, in athemloſer Furcht, einen Augenblick zu ſchluchzen auf. Endlich erſchien er wieder, aber er war allein. Einen Moment nur pauſirte er und tauchte abermals unter, um getäuſcht ein zweites und ein drittesmal wieder zum Vorſchein zu kommen; allein beim viertenmal brachte er eine Bürde mit ſich. Die andern Indianer zogen ſie ſorgfältig aus dem Waſſer, und legten ſie auf das Eis, während alle ſich ängſtlich um ſie her ſammelten. Alle Bemühungen die junge Indianerin wieder ins Leben zu bringen, waren aber fruchtlos; die eiſigen Gewäſſer hatten allzu ſicher ihre Arbeit verrichtet; die ſüße Stimme des ſchönen Mädchens ſchwieg auf ewig.

Es war eine kummervolle Reiſegeſellſchaft welche nun ihren Weg nach der Inſel einſchlug. Voll des tiefſten Grams, der das Herz der Indianerin durchwühlte, unter lautem Schluchzen und Strömen von Thränen, untermiſcht mit zärtlichen Vorwürfen für die Hingeſchiedene daß ſie auf ſolche Weiſe ihre Mutter und ihren Geliebten verlaſſen habe, ſchritt die ihrer Tochter beraubte Squaw langſam neben der Leiche her, welche Neykeemie zärtlich in ſeinen Armen trug. Treu dem Stoicismus des Weſtens, vergoß der junge Häuptling keine Zähre über ſeiner traurigen Bürde, und ſein Geſicht war ſtarr wie Stahl; allein es war verſtört in ſeiner Angſt, der er keinen Ausdruck verlieh, und die rothe Gluth ſeines Volksſtammes war aus demſelben geſchwunden. Das Leben iſt voller Gegenſätze. In dieſer Nacht, während tiefer Kummer in Neykeemie's Wohnung herrſchte, hatte unter meinem Dach die Freude ihren Sitz aufgeſchlagen, denn die Inwohner jubelten über die unverhoffte Rückkehr eines Mannes den ſie liebten; das Schiff aber um das ich mich ſo lange Zeit geängſtigt hatte, gab jetzt Anlaß zu manchem Scherz, da ich erfuhr es liege feſt eingeſchloſſen unter dem Eis vor meiner Thüre. Drei Tage ſpäter half ich dem jungen Häuptling Neykeemie ſeine Geliebte ins Grab legen. Ehe ich im Frühjahr die Inſel wieder verließ, beſuchte ich ihn und Naiſa's Mutter, welche ich in Neykeemie's Wohnung fand, von ihm die Pflicht und die Liebe eines Sohnes empfangend. Nach Jahren, als Umſtände mich abermals auf die Inſel zurückriefen, lag die alte Frau neben ihrer Tochter im Grabe, und Neykeemie wohnte allein in ſeinem Wigwam, ein ſchweigender und einſamer Mann.

Ueber den Theingehalt des Paraguay-Thees. An Stelle des chineſiſchen Thees wird bekanntlich in den La-Plata-Staaten, Paraguay und dem ſüdlichen Braſilien die Yerba Maté gebraucht; es ſind die grob gepulverten Blätter und Stengel mehrerer Arten Ilex (I. paraguayensis, I. theezans), welche dieſen Paraguay-Thee liefern, deſſen Cultur dem Schickſal des berühmten Bonpland eine ſo tragiſche Wendung gab. Der Thee iſt ein Monopol der Regierung, welche in ſeinem Verkauf eine bedeutende Einnahmsquelle beſitzt. Nächſt einigen vorläufigen Verſuchen J. B. Trommsdorffs zeigte Stenhouſe, daß im Paraguay-Thee dieſelbe ſtickſtoffreiche kryſtalliſirende Verbindung, das Thein oder Caffein enthalten iſt, welche im chineſiſchen Thee, im Kaffee und der Guarana ſich gefunden hat. Stenhouſe erhielt 0,13 Procent Thein, d. h. etwa halb ſo viel als im Kaffee, und $^1/_{10}$ von dem im chineſiſchen Thee enthaltenen. Der königl. Generalconſul für die La-Plata-Staaten, v. Gülich, überſandte dem Verf. vor einiger Zeit eine größere Menge Paraguay-Thee, und Dr. Stahlſchmidt hat es übernommen, die chemiſche Unterſuchung, insbeſondere den Theingehalt betreffend, zu wiederholen. Die Extraction des Theins gelingt gut mit rectificirtem Steinkohlentheeröle (ſogenanntem Benzol) als Löſungsmittel. Das Thein kryſtalliſirt beim Erkalten heraus. Dr. Stahlſchmidt hat auf ſolche Art, indem er freilich mit 18 Pfunden Thee arbeiten konnte, 0,44 Procent Thein erhalten, d. h. die $3^1/_2$fache Menge von der die Stenhouſe angibt. Da eine Elementaranalyſe unnöthig erſchien, begnügte ſich Dr. Stahlſchmidt mit einer Platinbeſtimmung des betreffenden Doppelſalzes, und fand der Theorie entſprechend 24,4 Proc. Platin in demſelben. Dieſes Platindoppelſalz iſt in heißem Waſſer und Alkohol ziemlich leicht auflöslich. Die nicht kryſtalliſirbaren Körper des Paraguay-Thees erlauben keine präciſen Unterſuchungen. Die reichlich vorhandene Gerbſäure färbt Eiſenſalze dunkelbraun. (Bericht der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. Augsburg, 21 Juli 1861.

Persis.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

Wenn es noch irgendeines Beweises für den Satz bedürfte daß alte Sitten nnd Gebräuche im Orient oft Jahrtausende sich forterhalten, so könnte das Verhältniß welches zwischen den Gränzen des alten Persis und der jetzigen Provinz Farsistan besteht, für denselben geltend gemacht werden. Freilich liegen die Gründe welche die große Aehnlichkeit der alten und neuen Gränzen dieser Provinz bedingen, zum großen Theil in den Verhältnissen des Bodens. Gegen Süden macht das Meer die Gränze, gegen Osten die Küste von Karamanien, von der ein Streif noch zur Persis gehört zu haben scheint. An der südlichen Küste macht nach Ptolemäus der Fluß Bagradas die Gränze, der nach allgemeiner Ansicht der heutige Rabon ist. Dagegen endigt nach dem Periplus des Nearch die Persis erst bei der Insel Katäa, dem heutigen Kisch; dort wird kein Fluß erwähnt, auch liegt diese Insel und der Fluß Rabon um einen Grad auseinander. Beide Berichte lassen sich jedoch leicht vereinigen, wenn man annimmt daß hier im Süden die Gränzen nicht ganz fest bestimmt waren. Ptolemäus rechnet hier das Küstengebiet, das jetzt mit dem Namen Laristan bezeichnet wird, noch zu Karamanien, Nearch dagegen zur Persis. Im Westen war die Gränze genauer bestimmt durch den Fluß Oroatis, dem heutigen Tab, dort ist noch heute die Gränze zwischen Chuzistan und der Provinz Farsistan. In den Engpässen bei Bebehan wohnten die räuberischen Uxier, welche Alexander dem Großen, als er von dieser Seite aus in die Persis eindrang, den Weg streitig zu machen suchten. Gegen Norden wird der Berg Parachoathras als Gränze angeführt, doch scheint sie gerade im Norden am wenigsten fest gewesen zu seyn; sie wird sogar bis Ispahan ausgedehnt. Die im Norden von Persis in den Gebirgen wohnenden Völker standen zu den jeweiligen Herrschern in einem sehr losen Verbande, und konnten daher nach Umständen bald zu den Medern, bald zu den Persern gerechnet werden.

Alte wie neue Schriftsteller sind über den großen Wechsel des Klima's in dieser Provinz in vollkommenem Einklange. Der Süden derselben gehört zu jener niedrig gelegenen Ebene, welche den Süden von ganz Iran umsäumt und die sich von Osten gegen Westen fortsetzend bis an die Gegend erstreckt, wo der Tigris die Gebirge durchbrechend bei Diarbekr in die Ebene heraustritt. Dieser südliche Theil der Persis ist unerträglich heiß, der sandige und salzige Boden dieser Ebene ist schon von den Alten mit den Wüsten Lybiens verglichen worden. Der Ertrag der Ernten ist dort zum größten Theile von den periodischen Regengüssen abhängig, durch sie können dieselben sehr ergiebig werden, bleiben sie aus, wie oft genug der Fall ist, so verdorrt alles. Nur Datteln und Fische sind diejenigen Lebensmittel, auf die man unter allen Umständen zählen kann. Durch diese Ungunst des Klima's hat sich in der südlichen Persis, wie an dem ganzen Südrande Irans überhaupt, keine bedeutende Cultur entwickeln können; zwar sind, namentlich in der Zeit nach Alexander dem Großen und während des Mittelalters mehrere bedeutenden Ortschaften wie Ormus, Siraf, Abuschähr, Bender-Abbas dort aufgeblüht, aber sie verdankten ihr Daseyn nur dem augenblicklichen Bedürfnisse des Handels, nahm dieser eine andere Richtung, so sanken sie auch sofort in ihr altes Nichts zurück. Weit günstiger als die südliche Küste ist der nördliche Theil der Provinz gelegen. Von den östlichen Gebirgen gegen Westen streicht in Iran eine große Anzahl parallel gehender Gebirgszüge durch Kerman, Laristan und Farsistan zu der Zagroskette und an die Südgränze Atropatenes. Zwischen diesen Gebirgsketten liegen Thäler die oft nur wenige Stunden breit sind, aber gegen die Mitte der Persis erweitern sie sich und daher erhalten die Ebenen eine erhöhte Bedeutung; diese aufeinander folgenden Ebenen liegen terrassenförmig übereinander, und während die Meeresküste nur wenige hundert Fuß über dem Meer liegt, erheben sich die Tafelflächen im Inneren des Landes bis auf 3000—5000 Fuß. Daß die Berge, die am äußersten gegen Süden vorliegen die höhern sind, während die Höhe derselben in der Mitte des Landes abnimmt, dient nur dazu die Lage der Mittelthäler noch angenehmer zu machen. Die Erhöhung des Landes mäßigt die Hitze bedeutend, und glücklicherweise gehört der größere Theil der Provinz Persis zu der höher liegenden Gegend, nämlich von der Stadt Kazerun

Digitized by Google

bis Yezdikhaſt, der nördlichen Gränze gegen Medien. In dem nördlich gelegenen Theile der Perſis nimmt die Höhe der Berge wieder zu; dieſer Theil des Landes beſteht im Gegenſatz gegen den Süden aus lauter hohen und rauhen Gebirgszügen, und Städte, wie Zerkun und Yezdikhaſt liegen gegen 5000 Fuß hoch, die Gebirgspäſſe ſteigen ſogar bis auf 6600 Fuß. Erſt weiterhin gegen Medien ſenkt ſich der Boden, ſo daß Ispahan nur noch 4000 Fuß über dem Meer liegt. Wie den Süden die zu große Hitze, ſo macht den Norden die zu große Kälte für die Cultur unbrauchbar. In ſo großer Höhe kann zwar der eine oder andere bedeutendere Ort an den großen Heeresſtraßen entſtehen, welche über die Gebirge führen, aber im allgemeinen war dieſer Theil des Landes weder zur Städtegründung noch auch zum Ackerbau ſehr geeignet, ſondern nur ein Land für nomadiſch herumziehende Hirten. Darum bleibt uns nur der mittlere Theil der Perſis als das eigentliche Culturland zu betrachten.

Durch die eigenthümliche Geſtaltung der Thäler entbehrt die Perſis auch eines Fluſſes der ſchiffbar wäre, und hat alſo hierdurch ein wichtiges Culturmittel weniger. Obwohl die Provinz am Meere gelegen iſt, ſo mündet doch kein Fluß in dieſes ein auf welchem man ſtromaufwärts ſchiffend in das Innere des Landes gelangen könnte. Plinius will zwar einen ſolchen Fluß kennen den er Sittiogadus nennt, auf dem man in ſieben Tagen von der Küſte aus nach Paſargadä gelangen könne. Hier muß nun ein offenbares Mißverſtändniß obwalten, kein anderer von den Alten kennt einen ſolchen Fluß, er iſt auch in der That nicht vorhanden. Alle in das Meer fließenden Flüſſe der Perſis ſind bloße Küſtenflüſſe ohne alle Bedeutung, dahin gehört der ſchon oben erwähnte Bagradas oder Nabon ſowie der Oroatis, den wir nach der gewöhnlichen Anſicht für den Tab halten. Der Brizana im Periplus iſt der jetzige Abſchirin, der Rogonis der Alten, der jetzige Benderig, der Granis der jetzige Kiſcht. Die bedeutendſten Flüſſe des Landes endigen in einen Salzſee der jetzt Deria-i-Niriz (nach einer gleichnamigen Stadt) genannt wird, bei den mittelalterlichen arabiſchen Geographen heißt er Bakhtegan, ein Dorf dieſes Namens liegt noch an dem Ufer des Sees. Die beiden Flüſſe welche in dieſen See einmünden heißen bei den Alten Araxes und Medus. Der letztere dieſer beiden Flüſſe wird heutzutage in ſeinem obern Laufe gewöhnlich Murghab, in ſeinem untern Pulvar genannt. Die Quelle dieſes Fluſſes iſt noch nicht mit Sicherheit bekannt. Er entſpringt in den Bulverdi oder Ardekkangebirgen, durchfließt den ſüdlichen Theil der Ebene Kunkurri, wendet ſich dann ſüdlich und verſchwindet hinter den Bergen. In der Ebene von Murghab kommt er wieder zum Vorſchein, durchfließt dieſelbe an der öſtlichen Seite, wendet ſich dann weſtlich durch den Engpaß von Sivend und tritt, nachdem er die Hügel durchbrochen hat, in die Ebene Hafrak ein. Von nun an führt er den Namen Pulvar, d. i. der Brückenreiche. Hart an Iſtakhr vorbei durchſtrömt er die Ebene Merdaſcht, indem ihm der Berg Huſſein-kuh und die Skulpturen von Nakhſi Ruſtum zur Rechten liegen bleiben, dagegen der Berg Rachmed, Takhti Dſchemſchid und Nakhſi Redſcheb zur Linken. Der Pulvar durchſtrömt die Ebene Merdaſcht in ſüdöſtlicher Richtung und vereinigt ſich mit dem Kumi Firuz bei der Brücke Pul-i-Khan. Der Kum-i-Firuz iſt der Araxes der Alten, er kommt aus den Ardekkangebirgen. Erſt nachdem ſich beide Flüſſe vereinigt haben erhält der ſo entſtandene Strom den Namen Bendemir, welcher oft irrthümlich dem Kum-i-Firuz auch in ſeinem obern Laufe zugetheilt wird.

Die Bevölkerung dieſer Gegend iſt rein iraniſch; wenn auch arabiſche Wanderſtämme ihren Weg dahin gefunden haben, ſo gehört dieſe Einwanderung erſt der neueren Zeit an und iſt für die ethnographiſche Frage unerheblich. Auch die jetzige einheimiſche Bevölkerung beſteht ſowenig als zur Zeit Herodots aus bloß ſeßhaften Familien, ein großer Theil des Volkes lebt als Nomaden, wie es die Natur des Landes mit ſich bringt. An der Weſtſeite des Landes ragen die Luren aus Suſiana herein, wie wir dieß beiläufig ſchon bei der Beſprechung von Suſiana erwähnt haben. (Vgl. Ausland 1858. S. 435.) Es ſind die Stämme der Kuhgelus und der Maamaſeni, die ſich übrigens als ſelbſtändige von den Luren abgetrennte Stämme betrachten. Die Maamaſeni wohnen im Norden vom Kazerun bis nach Baſcht hin. Sie zerfallen in vier Stämme, welche zuſammen etwa 3—4000 Familien zählen mögen. Unter dieſen ſind die Ruſtemi die mächtigſten, ſie wohnen in dem Thal Ser-abi-ſiyah ſüdöſtlich von der Stadt Fahlian. Der zweite Stamm, die Bekeſch, wohnt nordweſtlich von derſelben Stadt bis nach Baſcht. Die Bekeſch kommen den Ruſtemis an Macht faſt gleich, und es beſteht daher eine beſtändige Eiferſucht unter den beiden Stämmen. Der dritte Stamm, die Duſchmen-Ziyari, wohnen in der Nähe des durch ſeine Sculpturen bekannten Ortes Schapur, ſie ſind viel ſchwächer und haben namentlich ſeit 1840 durch die Hinrichtung ihres Oberhauptes und innere Zwiſtigkeiten viel von ihrem Anſehen eingebüßt, ein Theil derſelben hat ſich ſogar mit den Ruſtemis vereinigt. Der vierte Stamm, die Dſchol, wohnen in der Nähe des berühmten weißen Schloſſes (Kaleh-Sefid), bei Fahlian. Sobald man auf dem Weg von Schiras nach Bebehan das Gebiet der Maamaſeni verläßt, ſo betritt man das der Kuhgelu oder Kohgilu, die ihren Nachbarn an Wildheit und Neigung zum Raube nichts nachgeben. Sie zerfallen in fünf Stämme, von denen der erſte den Namen Bovi führt und weſtlich von den Maamaſeni bei Baſcht wohnt. Er beſteht aus ungefähr 4000 Familien. Der zweite Stamm, Borahmed, wohnt im Norden von der Karwanſerai Doghumbezun, und beſteht aus 3000 Familien. Die Rui ſind nur 2000 Familien ſtark, gelten aber als die beſten Reiter unter allen Kuhgelus, und ſind darum beſonders angeſehen. Der vierte Stamm nennt ſich Tenghebi oder Taibi, und wohnt in der Gebirgsgegend bei Dinarun, er zählt 3000 Familien. Endlich der fünfte Stamm, die Bahmei, gilt für den wildeſten und

[1] Es darf nicht verſchwiegen werden daß M. von Niebuhr glaubt eine andere Benennung der Flüſſe vornehmen zu müſſen. Nach ihm iſt der Oroatis der jetzige Kiſcht, der Brizana eine der ſüdlichſten Mündungen des Schahpur oder Kiſcht, der Rogonis, das kleine Flüßchen zwiſchen Abuſchähr und Ras-Schat, der Granis der Fluß bei Abuſchähr ſelbſt.

Digitized by Google

unbändigsten unter allen, obwohl er nur 2000 Familien zählt. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen daß wir in den Maamaseni und Kuhgilus die Nachkommen derselben wilden Stämme zu suchen haben, welche die Alten als die Uxier und Kossäer in diesen Gegenden erwähnen. Der nördliche Theil der Persis wird gleichfalls von wilden Völkerschaften durchstreift, deren Stammverhältnisse aber meines Wissens noch nicht näher bekannt gemacht sind.

Alle diese Völkerschaften sprechen iranische, wenn auch oft von der persischen Schriftsprache ziemlich abweichende Dialekte. Daß diese dialektische Verschiedenheit der einzelnen Stämme erst später eingetreten sey, liegt am Tage, und wir dürfen getrost mit Herodot annehmen daß sich früher alle Bewohner der Persis Artäer nannten. Dieser Name stammt von dem alten Wort areta hoch, erhaben, und ist mit dem Namen der Arier ziemlich gleichbedeutend. Der genaue sprachliche Zusammenhang der Perser in alter Zeit mit den Ariern des Ostens ist durch ihre eigenen hinterlassenen Denkmale sattsam bezeugt. Gleichwohl hat man in neuerer Zeit versucht auch in der Persis fremdsprachliche Elemente nachzuweisen. Am weitesten ist hierin wohl M. v. Niebuhr gegangen. Man gründet diesen Nachweis einer fremden Bevölkerung vorzüglich auf den Namen Parätakene, welchen der nördliche Theil der Persis führt. Dieser Name ist, wie wir dieß bei den iranischen Völkern so oft finden, nicht auf eine Stelle allein beschränkt, sondern wird verschiedenen Landstrichen gegeben. Es werden Parätaken oberhalb Baktriens erwähnt, Isidor in seinen parthischen Stathmen sagt, das Land zwischen Arachosien und Drangiana werde gewöhnlich Sakastene genannt, führe aber auch den Namen Parätakene. Die einfachste und wahrscheinlichste Erklärung ist, daß das Wort mit altbaktrisch paurvata, pouruta Berg zusammenhängt, Parätakene bedeutet mithin Bergland, und diese Bedeutung paßt auf alle Gegenden wo Parätaken erwähnt werden, selbst auf Segestan, dessen Gränzen sich bis auf das Plateau von Ghazna erstreckt haben müssen, ganz besonders aber auf das persische Hochland. Der Name Sakastene oder Sakenland, der freilich für eine turanische Bevölkerung zu sprechen scheint, beweist darum nichts, weil er erst spät auftritt und sich auf die eingewanderten Turanier bezieht, welche etwa um Christi Geburt, nachdem sie das griechisch-baktrische Reich zerstört hatten, bis nach Segestan vordrangen. Der Hauptgrund aber, auf den Niebuhr seine Hypothese über den turanischen Ursprung aller dieser Völker stützt, ist die Aehnlichkeit des Namens Parätakene mit dem Namen Asarti. Mit diesem Namen bezeichnen die scythischen Uebersetzungen der altpersischen Keilinschriften die Provinz Susiana, und diese Benennung, welche große Aehnlichkeit mit dem Namen der Amarder hat, ist der Grund gewesen warum man jene scythische Sprache nach Susiana verlegt, wie wir dieß früher bei unsern Bemerkungen über jene Provinz ausführlich angegeben haben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß Niebuhr überall wo sich nur die Sylbe par — oder tar — in einem iranischen Namen findet, sogleich Turanier wittert, und darin folgerichtig so weit geht daß er auch den Namen für die Persis selbst (Pârça) für turanisch erklärt, und annimmt daß die später erst eingewanderten Arier ihn beibehalten haben, während die Urbewohner theils verdrängt wurden, theils mit den Eroberern verschmolzen. Es ist kaum nöthig zu sagen auf wie schwachen Füßen diese ganze Hypothese steht. Nirgend findet sich, weder direct noch indirect, ein Anhaltspunkt für die Annahme einer fremden Urbevölkerung vor der Einwanderung der Arier in die Persis. Die Gleichsetzung des Wortes Asarti mit dem Namen der Amarder ist eine reine Hypothese, nichts anderes ist es auch, wenn man behauptet daß die Asarti die scythische Sprache der Keilinschriften gesprochen haben müßten. Aus diesen Annahmen allein kann eine so wichtige historische Thatsache wie die Zerstreuung einer turanischen Bevölkerung über ganz Iran in ältester Zeit mit nichten als bewiesen angesehen werden. Wir können also nicht umhin anzunehmen daß die Persis, soweit unsere Geschichte zurückgeht, von einem rein iranischen Volksstamme bewohnt war, der sich mit dem Namen Pârça, die Perser, benannte. Nach Herodot wurden die Perser früher auch Kephener genannt, jedoch nicht von Einheimischen, sondern von den Griechen. Ich stimme Chwolson bei, daß dieß weiter nichts ist als eine Verwechslung der Perser mit den Chaldäern, auf die man ein weiteres Gewicht nicht zu legen hat, trotzdem daß sie Herodot berichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Alpenglühen am Genfer See.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Die Sonne braucht, von dem Augenblick in welchem ihr unterer Rand mit dem Kamm des Jura in Berührung kommt, bis zum gänzlichen Verschwinden ihres obern Randes, durchschnittlich 3 Minuten 15 Secunden Zeit um in Genf unterzugehen.

Ist die Sonne einmal verschwunden, so bleibt der Himmel im Westen, wenn er rein ist, in einem lebhaften weißen Lichte strahlend, oder von einer gelblichen Schattirung nur leicht gefärbt. Wenn spärliche Wolken vorhanden sind, färben sich ihre noch erhellten Ränder lebhaft goldgelb, oder orange, oder roth; der Himmel selbst aber nimmt in ihren Zwischenräumen noch keinen Antheil an diesen lebhaften Farben, und bleibt weiß ohne eine merkliche Veränderung zu erleiden — ausgenommen eine Verminderung in der Intensität des Lichtes — bis aller im östlichen Theil des Horizonts noch vorhanden gewesene Schein vollständig aufgehört hat.

Wenden wir daher unsere Blicke nach Westen. Die Ebene liegt im Schatten, und die Berge, glänzend beleuchtet, machen sich durch die Lebhaftigkeit und, wie die Maler es ausdrücken, durch die Wärme ihrer Tinten bemerklich. Es ist in der That der Gegensatz zwischen dem Licht und dem Schatten was dieser Färbung die Lebhaftigkeit und die Wirkung gibt, und die Mischung mit rother oder orangegelber Farbe

Digitized by Google

verschafft ihr diesen warmen Ton. Diese Farbe tritt besonders stark hervor an den Kalkfelsen der nächsten Berge, und hauptsächlich auf dem ewigen Schnee der Centralkette und des Montblanc. Auf den Zwischenketten geben die düstere Farbe der Wälder, der Matten, der Felsen und die größere Dichtigkeit der zwischenliegenden Luftschicht dieser Färbung eine mehr purpurrothe Schattirung.

Indeß steigt der Schatten an der Flanke der nächsten Gebirgsketten der Salèves und Voirons hinauf, und gleichzeitig hören für die Theile welche er überzogen hat, außer der Beleuchtung, der Effect und die Wärme der Tinten auf. Eine düstere, einförmige und trübe Schattirung ersetzt sie, und aus diesem raschen Uebergang vom einen Zustand in einen andern, so verschiedenen, kann man mit Sicherheit und Genauigkeit für jeden Ort den Augenblick bestimmen in welchem dessen Beleuchtung aufhören muß.

In 9, dann in 12 Minuten hat der Schatten die ersten Stufen des Salève überschritten, und in 17 Minuten erreicht er gleichzeitig sowohl den Piton, welcher in ungefähr 914 Meter über der Ebene die culminirendste Spitze ist, als den Gipfel der Voirons, der sich 1000 Meter über das Flachland hebt und etwa 3½ Lieues westlicher als der Piton liegt. In 20 Minuten erhebt sich der Schatten auf den Gipfel des Möle und den des Brezon, die nahezu 5 Lieues entfernt sind und ungefähr 1833 Meter absolute Höhe haben. Eine Minute später überzieht er die Grate der Vergis, die, mehr als 2534 Meter hoch, sich durch die glänzende Farbe bemerklich machen welche die 7½ Lieues entfernten Kalkfelsen zurückwerfen.

Diese fortschreitende Ausdehnung der Herrschaft des Schattens, so wie die damit verbundene Einförmigkeit und Dunkelheit, und die wachsende Abnahme der noch erhellten Theile sind von einem Umstande begleitet, der sich, obschon minder deutlich, an den ersten Bergen bemerklich macht: nämlich von einer scheinbaren Vermehrung im Glanz, in der Lebhaftigkeit und Färbung der noch erhellten Theile, welche hervorgebracht wird durch den Contrast mit der grau-bläulichen, kalten, düstern, trüben und einförmigen Färbung der nicht mehr beleuchteten. Alsdann hat der Schnee der fernen beleuchteten Berge eine lebhaft orange-gelbe Farbe, und die Felsen dieser Berge zeigen einen mehr orange-röthlichen Schimmer.

Wenn die ersten Kettenglieder der Alpen, diejenigen welche nicht in die Zone des ewigen Schnees reichen, ganz im Schatten sind, so nehmen die Felsen, und besonders der Schnee der Centralkette, einen immer intensiveren und rötheren Farbenton an; auf dem Schnee ist es ein lebhaftes Orange, dann ein Morgenroth; auf den Felsen ein ähnlicher, aber etwas graulicher Farbenschimmer. Durchdrungen, wie sie alle sind, Schnee und Felsen, von einem und demselben Orangeroth, ist ihr Contrast nicht trocken, nicht allzu auffallend; allein ihre verschiedenen Schattirungen stehen mit einander auf die für das Auge angenehmste Art im Einklang. Der Theil des Himmels an welchen diese Berge hervorragen, und der sich um 3—4° über den Horizont erhebt, hat bereits eine leicht röthliche Färbung, die von nun an beständig an Intensität und Röthe zunimmt.

Ungefähr 23 oder 24 Minuten nach Sonnenuntergang hat der Schatten den niedrigsten Schneegipfel der Centralkette erreicht, den Schnee-Dom des Buet, der sich 3075 Meter über die Meeresfläche erhebt und 12¼ Lieues von Genf entfernt ist. Drei Minuten später, oder 27 Minuten nach Sonnenuntergang, erreicht der Schatten den Gipfel der Aiguille-Verte (grünen Nadel), der eine absolute Höhe von 4081 Metern hat. Alsdann scheint der Montblanc, der allein noch hell bleibt wenn die ganze übrige Oberfläche des Landes schon in tiefen Schatten gehüllt ist, im herrlichsten orange-rothen Licht und, unter gewissen Umständen, in einem einer glühenden Kohle ähnlichen Feuerroth zu erglänzen. Man glaubt nun einen der Erde fremden Körper zu sehen. Eine Minute später ist der Dom des Goûter, der einen Theil davon bildet, verdunkelt, und endlich, etwa 29 Minuten nachdem die Sonne für das Flachland untergegangen, senkt sie sich auch für den Gipfel des Montblanc nieder, der eine absolute Höhe von 4811 Metern hat, und von Genf 15 Lieues entfernt ist.

Von dem Augenblick an wo der Schatten die Schneegipfel, mit dem Buet anfangend, bedeckt hat, geht in dem Anblick jedes dieser Gipfel, in dem Maß als er sich verdunkelt, eine auffallende Veränderung vor sich. Jene so glänzenden und so warmen Farben, jener so harmonische Beleuchtungs- und Färbungseffect, welcher den Schnee und die Felsen in eine und dieselbe morgenroth-ähnliche Farbe verschmolz, von der sie nur einfache Schattirungen zeigten, ist ganz verschwunden, um einem Anblick Platz zu machen den man im eigentlichen Sinn des Wortes leichenhaft nennen kann; denn nichts nähert sich mehr dem Contrast zwischen dem Leben und dem Tod auf dem menschlichen Gesicht als dieser Uebergang aus dem Lichte des Tages in den Schatten der Nacht auf diesen hohen Schneebergen. Der Schnee ist dann trübweiß und livid geworden, die Felsenstreifen und Felsenspitzen welche ihn durchziehen, oder daraus hervortreten, haben graulichte oder bläuliche Tinten angenommen, und stehen in schroffem Gegensatz zu dem matten Weiß des Schnees. Aller Effect hat aufgehört, alles Relief ist verschwunden; je größer der Contrast des Schattens und des Lichts, desto abgerundeter sind die Umrisse; der Berg hat sich abgeplattet, und erscheint wie eine senkrechte Mauer. Der allgemeine Ton der Farbe ist eben so kalt und eben so rauh geworden als er früher warm und lebhaft war.

Dieser so rasche Uebergang zu zwei so verschiedenen Zuständen ist es welcher seit langer Zeit den Sonnenuntergang auf der unermeßlichen Schneemasse des Montblanc zu einem anziehenden Schauspiel nicht bloß für die Fremden, sondern selbst für diejenigen macht welche am Fuße dieses Bergs geboren und, wie man glauben sollte, aus langer Gewohnheit damit vertraut sind, und dennoch unterlassen sie es nicht das Schauspiel zu bewundern.

Der diesen Bergen benachbarte Theil des Himmels, an den sie emporragen und an dem wir bereits einen röthlichen Schimmer beobachteten, hat, seit Beginn der Entfärbung und Verdunkelung der Berge, einen stets lebhafteren Glanz und

Digitized by Google

eine stets röthere Farbe angenommen. Wenn man ihn unausgesetzt aufmerksam beobachtet, wird man, eine oder zwei Minuten nachdem das Licht von der Höhe des Montblanc verschwunden ist, in dem untern Theil dieses rothen Himmels einen dunklen horizontalen, blauen, anfangs sehr schmalen Streifen zum Vorschein kommen sehen, der aber rasch an Höhe zunimmt, und oben die rothen Dünste zu verjagen scheint, deren Stelle er einnimmt. Dieser Streifen ist der Schatten welcher die höchsten Regionen der Atmosphäre der fern hinter dem Montblanc liegenden Länder bedeckt. Sehr hohe Regionen der Luft, die um so niedriger unterhalb des Horizonts auftauchen, je entfernter sie von uns sind, waren es welche uns anfänglich ein rothes Licht reflectirten; wenn der Schatten sie erreichte, verdunkelten sie sich, und erschienen nur noch wie ein düsterer horizontaler Streifen, von der gewöhnlichen blauen Farbe des Himmels gegen den Horizont hin. Eben so hohe, aber näher bei uns gelegene Regionen erbten gleichsam von der rothen Farbe welche die erstern zuvor zurückstrahlten; ebenso schien das Licht oder der rothe Dunst bei seiner Erhebung am Horizont zu steigen. Allein bald erreichte der dunkle horizontale Streifen auch diese letzteren; dieser Streifen gewann von neuem an Höhe, und die rothen Dünste erhoben sich abermals.

Hat der blaue horizontale Streifen eine Erhebung erlangt dessen Winkelhöhe ich noch nie genau bestimmen konnte, hat er aber den Gipfel des Montblanc beträchtlich überschritten, sey es nun durchschnittlich 5 Minuten seit der Verdunkelung dieses Gipfels, oder 33½ Minuten nachdem die Sonne für das Flachland untergegangen, dann sieht man den Schnee des Montblanc und der andern Schneeberge sich von neuem färben, gewissermaßen wieder Leben erlangen, die Berge abermals Relief, einen warmen Ton, eine mehr oder minder orange-gelbe Farbe annehmen, obschon eine viel schwächere als vor dem Sonnenuntergang; man sieht die Contraste zwischen den Felsen und dem Schnee verschwinden; die ersteren eine wärmere und gelbere Farbe gewinnen, und sich von neuem in Einklang setzen mit dem Schnee. Allmählich erzeugt sich dieser selbe Effect auf den nächstgelegenen Bergen, in dem Maß als die Zone rother Dünste sich erhebt, und als mit ihr auch, breiter werdend, der dunkle horizontale Streifen, auf welchem sie ruht, emporsteigt. Alsdann bleiben in den Bergen des Alpensaums, dem Môle, den Voirons ꝛc., nur noch die Wälder und Matten welche die kalte, graue oder bläuliche Färbung behalten, die früher sich über alles verbreitete, ausgenommen über den Schnee, und bis tief in die Nacht hinein behalten alle Berge, obwohl in sehr schwachem Grade, dieselben Farben-, Tinten-, Schatten- und Lichtverhältnisse, denselben allgemeinen Effect den sie vor ihrer Entfärbung und Verdunkelung hatten.

Die rothen Dünste erheben sich im Osten unausgesetzt bis ungefähr 42 Minuten nach dem Untergang der Sonne für das Flachland; dann verschwinden sie unter den gewöhnlichen Umständen in dieser Region des Himmels völlig, und der dunkle Streifen oder der Schatten nimmt um diese Zeit die ganze östliche Region ein bis nach dem Zenith hin. Die gewöhnlichen Dämmerungsphänomene sind daher für diesen Theil beendigt, und nehmen für den westlichen Theil des Himmels ihren Anfang.

Lebensbilder aus der Beduinen- und Drusenwelt.

(Aus Wetzsteins Reisebericht über Hauran und die Trachonen. Berlin 1860.) [1]

Die Scheâje stehen unter einem Scheich; der jetzige heißt Melihân, der Bruder meines Reisegefährten Chalaf. Er ist ungefähr 65 Jahr alt, von hoher Gestalt, mit langem weißen Haupthaar und gleichem Barte. Dieser Mann, in dessen Zügen die reinste Milde ausgeprägt ist, war die edelste Erscheinung die mir auf dieser Reise vorgekommen ist, und da ich Chalaf versprochen hatte sein Gast zu seyn, so konnte ich mich einen langen Abend mit Melihân unterhalten, der nun durch keine Etikette verhindert wurde sich zu uns zu setzen. Wir trafen seine und Chalafs Zelte in der Nähe von Ridschm el Mara. Zunächst hatte ich eine Geschäftssache mit Melihân zu ordnen. Einige Wochen vor meiner Reise nämlich hatte Melihân die Heerden des Dorfes Buweda weggetrieben, weil das Dorf, im Vertrauen auf die Nähe der Stadt (es liegt nur eine Stunde von Damascus) den herkömmlichen Tribut verweigert hatte. Der Sot, d. h. die Sturmsignale flogen nun von Dorf zu Dorf, und 12 Bauern von Ghassûle (einem von Wetzstein erbauten Dorfe) setzten sich zu Pferde und, ahnend wer die Räuber gewesen, jagten sie über den Isthmus zwischen den Seen (östlich von Damascus), fanden bald die Spur und erreichten die Beduinen bei Sonnenaufgang, ungefähr an der Stelle wo wir auf dieser Reise das erste Nachtlager gehalten. Melihân ließ nun zwar seine Beute fahren, gab aber dem Scheich der Bauern einige Andeutungen, die bei diesem Befürchtungen hervorriefen. Die Sache war bald beigelegt. Melihân ist bei den Damascener-Bauern ebenso beliebt, wie er von den Aneze-Beduinen gefürchtet ist. Bei seiner großen Freigebigkeit und Gastfreundschaft ist er fortwährend arm geblieben, obschon er seinen Stamm durch seine kühnen und glücklichen Unternehmungen bereichert hat. Aber deßhalb gelobt zu werden, ist auch sein ganzes Glück, und als unser Gefährte Derwisch Redschscheb, der immer den Beduinen schmeichelte, weil er sich heimlich vor ihnen ängstigte, einmal Gelegenheit fand zur Anwendung des Sprüchworts: „Côla 'l melihân, mâ 'amiret el Autân“ (gäbs nicht das Schwert, käme das Vaterland nicht in Flor), da glänzten die Augen des Alten vor Vergnügen über das Wortspiel (Melihân ist nämlich ein poetischer Ausdruck für Schwert).

Bei großen Unternehmungen, welche immer Raubzüge gegen andere Beduinen sind, treten die Scheichs der Ghejât und Scheâje zu einem gemeinsamen Beschlusse zusammen.

[1] S. Ausland 1860. S. 1136.

Digitized by Google

Größere Züge finden zu allen Jahreszeiten durchschnittlich alle sechs Wochen einmal statt, kleinere allwöchentlich. Bei den erstern ziehen gewöhnlich 50 Pferdereiter und 3—400 Kamelreiter mit Merdûf, d. h. Hintermann, im ganzen ungefähr 800 Mann aus. Kleinere Züge werden von fünf, 10 bis 20 Personen unternommen.

In der Mitte der Saatfelder (in der Ruhbe) steht von Fähnchen umflattert das Grab des Localheiligen Scheich Serûk, des unsichtbaren Handhabers von Recht und Ordnung unter diesen Raubvölkern, der Menschen und Thiere ihrem Glauben nach augenblicklich mit dem Tode bestraft, die sich an fremder Saat vergreifen sollten. Man hat eine unbeschreibliche Furcht vor ihm, und der Zufall wollte mir einen Beweis davon liefern. Wie die Araber, ritt ich in jener Gegend mein Pferd ohne Zaum, damit es, so oft ich anhielt oder abstieg um etwas zu sehen, weiden konnte. Als wir über die Saatfelder zu den Zelten der Ghejât ritten und die Beduinen in den durch die letzten Regengüsse überfüllten Wässerungsgräben nach einer Furth suchten, benutzte mein Pferd den entstandenen Verzug und fieng an von der Saat zu fressen, ohne daß ich darauf Acht hatte. Da stürzte eine Frau herbei, riß mein Pferd in die Höhe und schrie mit lauter Stimme: „Glaube es nicht, Scheich Serûk, ich schwöre dir beim großen Gott, das Pferd hat nicht gefressen!“ Alle übrigen stimmten bezeugend bei, belogen den Scheich und retteten so mein Pferd von der Todesstrafe. Auf die Bemerkung meines Koches, eines boshaften Bagdader Christen, daß der Scheich wohl einen Unterschied machen würde zwischen ihren Stammpferden und unsern Gastpferden, versicherte man daß der Scheich diesen Unterschied nicht kenne. Verläßt ein Einwohner auf längere Zeit das Land, so bringt er werthvolle Gegenstände, Waffen, Teppiche, Kleider, selbst das baare Geld zum Scheich Serûk und ist sicher es unversehrt wieder zu finden.

Bei der großen Aufmerksamkeit, welche bekanntlich die hauranischen Drusen für alle Bedürfnisse ihrer Gäste haben, verlebte ich in Têma (auf dem östlichen Rücken des Hâurangebirges) einen meiner schönsten Tage. In der reinen frischen Bergluft vergaß ich die Gluth der Harra und das Schreckbild des Saſâ, die 10 Nächte auf bloßer Erde und das Schlammwasser der Kâ's (so heißen die freien Plätze auf einem mit Lava überflutheten Terrain), das ich beim Trinken erst durch ein Tuch hatte seihen müssen, und die unheimlichen Gesichter der Ghejât und Scheâje, die es mit Ingrimm angesehen hatten, wie ich tagelang in ihrem Lande maß und schrieb. Hier entließ ich meine Beduinen mit einem reichen Geschenk und suchte mir aus den 30 Reitern, mit denen der ritterliche Drusenscheich Abbâs el Kala'âni am frühen Morgen aus der Stadt Schaklâ gekommen war, um mir seine Dienste anzubieten, 10 kräftige und gut bewaffnete Männer aus, mit denen ich den Ritt in ein anderes unbekanntes Land, in die „Städtewüste“ der Ritter'schen Geographie machen wollte.

Für uns ist es unbegreiflich, wie man sich über einem Krater, auf einem sterilen Berge, dessen Besteigen bei seiner Höhe, Steilheit und seinem Schuttüberzug unsägliche Mühe kostet, begraben lassen kann, aber es ist Thatsache daß die Beduinen die größte Vorliebe dafür haben, sich auf hohen Bergen beerdigen zu lassen. Auf meiner Reise habe ich allenthalben die Gipfel der Berge mit Beduinengräbern bedeckt gefunden, und als ich nach der Besteigung des Abû Tumês, auf dem ich dieselbe Erfahrung gemacht hatte, in Nimre ankam, veranlaßte ich über dieses Thema von Drusen und Beduinen ein längeres Gespräch. Gestattet es die Jahreszeit, so bringt man die Leiche eines angesehenen Beduinen drei bis vier Tagereisen weit aus der Steppe bis zu einem Berge. Auf einem Berge begraben zu werden ist oft der einzige letzte Wunsch eines Scheichs. Es ist vorgekommen daß ein auf den Tod verwundeter Beduine noch durch Zeichen zu verstehen gab daß man ihn auf dem Berge begraben möge. Mein alter Reisegefährte Abû Châlid, der den größten Theil seines Lebens unter Beduinen zugebracht hat, wurde vor zwölf Jahren, wo er Scheich von Hidschâne war, von Muhammed Ibn Dâhi requirirt um seinen Vater Dâhi auf dem hohen Bergrücken von Hidschâne zu begraben. Er durfte nur seine zwei Söhne mit sich nehmen und die Arbeit mußte über Nacht beendigt werden. Er bekam dafür zum Lohn ein Kameel und ein Feierkleid. Ein äußeres Abzeichen erhielt das Grab nicht, und da Abû Châlid darüber seine Verwunderung äußerte, erklärte ihm der Scheich Muhammed, daß das Land durch seinen Vater viel gelitten habe und daher leicht jemand, der durch ihn zu Schaden gekommen, durch ein Grabmal an ihn erinnert werden und ihm fluchen möchte. Ob die Beduinen, wie man mir sagte, wirklich glauben, sie würden, wenn sie auf einem Berge begraben werden, insofern mit ihrem Stamme verbunden bleiben, als sie von der Höhe herab seine Zeltlager überschauen könnten, muß ich dahin gestellt seyn lassen. Poetisch ist die Idee.

Der merkwürdige Drang des Wüstenbewohners, bemerkt Wetzstein hiezu, auf Bergen begraben zu werden, ist sicherlich uralt und erinnert uns an die Bibelstelle 5 Mos. 32, 48 bis 50: „Und der Herr redete zu Mose desselbigen Tages und sprach: Steige auf den Berg Nebo, Jericho gegenüber, und besiehe das Land, welches ich den Kindern Israel zum Eigenthum geben werde; und stirb auf dem Berge, wenn du hinaufgekommen bist, und versammle dich zu deinem Volke, gleichwie dein Bruder Aron starb auf dem Berge Hor, und sich zu seinem Volk versammelte.“

Gefangenschaft eines britischen Seemanns bei chinesischen Seeräubern und Fußreise durch Cochinchina.

2. In cochinchinesischer Gefangenschaft.

Brown wurde ohnmächtig von den gutmüthigen Fischern der Hone-cohe-Bucht in ein Haus gebracht und dort gepflegt. Die Wunden der Steinwürfe waren nicht sehr gefährlich, die Kugel aber, die in dem fleischigen Theile des Schenkels stak, konnte niemand herausziehen. Die Seeräuber schienen sich

Digitized by Google

nicht mehr um das Schicksal des Deserteurs zu kümmern, nur eines Abends traten etliche von ihnen zu Browns Schrecken in seine Hütte. Es waren jedoch nur Leute von der Cantoneser Lorcha, die sich theilnehmend nach ihm erkundigten und ihm 4000 Blechmünzen als Geschenk zurückließen. Brown wollte sie zur Flucht überreden, allein sie fürchteten mit Recht daß die cochinchinesischen Behörden sie ohne weiteres als Seeräuber hinrichten lassen würden. Am nächsten Tage verließ das Piratengeschwader die Bucht, und bald nachher kehrten die Frauen der Fischer in das Dorf zurück, die übrigens, was die Tracht oder den Mangel an Tracht betraf, von ihren Eheherren nicht zu unterscheiden waren, nur trugen sie das Haar aufgerollt und mit zwei oder drei Nadeln verziert. Sie besaßen wenig von dem was zum Rang des schöneren Geschlechtes gehört, und vernachlässigten sich noch mehr als die Männer. Brown war bald wieder im Stand sich im Freien zu bewegen, litt aber, abgesehen von seiner Wunde, für die es ihm an reinlichen Verbänden fehlte, viel von dem heißbesonnten Boden, den er, weil er sein Schuhwerk verloren hatte, barfuß betreten mußte, sowie auch von den Zecken, dort Tschigus genannt, die sich in die Fußsohlen fressen und, wenn man sie nicht herausschneidet, Eiterbeulen verursachen. Durch Zeichen und Gebärden ließ ihm der Dorfälteste wissen daß er seine Anwesenheit den Behörden angezeigt habe, und daß er sich glücklich preisen möge, ein Ho-mow-yan (Engländer) zu seyn, denn ein Franzose müßte sich wegen der damals drohenden Feindseligkeiten auf das Schlimmste gefaßt machen. Die Fischer theilten unterdessen mit ihm was sie hatten, und zwar bestand ihre Hauptnahrung, abgesehen von tropischen Obstsorten, aus Reis, Mais, Erdeicheln, Zwiebeln, Knoblauch, Erbsen und süßen Kartoffeln. Etwas animalische Nahrung erbeuten die Schlangenjäger, welche die Reptilien mit einer Peitsche zu tödten pflegen, deren Schlag den Thieren den Wirbel bricht. Selbst das Fleisch von Nattern wird, und mit Recht, sorglos genossen und als ein hoher Leckerbissen gepriesen.

Am 32sten Tage nach der Flucht vom Piratengeschwader kamen zwei Segel der cochinchinesischen Marine, und Brown wurde zwei wohlgekleideten Officieren oder Beamten vorgestellt. Die guten Leute hatten keinen rechten Begriff daß es auf der Welt noch andere Menschen geben könne als Cochinchinesen. Als der Seemann ihre Fragen nicht verstand, ließen sie ihn näher treten um ihn wie einem Tauben ins Ohr zu schreien. Da dieß nichts fruchten konnte, schrieben sie ein Blatt Papier voll mit ihren Schriftbildern, und konnten sich nicht überreden daß der Fremdling diese Prosa nicht verstehen sollte, sondern versuchten, ihm den Lautwerth einzelner Buchstaben abzufragen. Immerhin trösteten sie sich einen Ho-mow-yan (Engländer), keinen Franzosen erwischt zu haben. Am nächsten Morgen, 12 Juni 1857, verließ Brown an Bord der Mandarinenschiffe das Fischerdorf Cocah, nicht ohne daß der alte Mann, der ihn beherbergt hatte, einen rührenden Abschied nahm, sein einziges Huhn zum letzten Imbiß schlachtete und dem scheidenden Gast eine Rolle Tabak in die Hand drückte. Auch die andern Bewohner des Dorfes drängten sich zum Abschied herbei und nöthigten dem Seemann noch einen Trunk Rue (einheimischer süßer Branntwein) auf. Im Laufe von 24 Stunden erreichte man den sichern und vielbesuchten Hafen der Stadt Hone-cohe, die freilich, was ihre Bauwerke betrifft, so ärmlich aussah wie das Fischerdorf Cocah. Später erkannte Brown daß nur die Küstenplätze so dürftig sind, weil sie, schutzlos den Heimsuchungen der Seeräuber preisgegeben, nicht stattlicher sich entwickeln dürfen. Dreizehn Tage mußte Brown an Bord seines Fahrzeugs bleiben, bis es dem Quong oder Präfecten von Hone-cohe beliebte ihn vorzulassen. Nicht sehr ermuthigend war es daß er am Audienztage mit zwei an Bambusstangen gefesselten Verbrechern vorgelassen und ihm vor dem Quong das Kau-tau, d. h. eine Bodenberührung mit der Stirn, zugemuthet werden sollte. Endlich erschien der Mandarin in dem Amtsgebäude, und ließ sich auf einer erhöhten und mit Matten bedeckten Bühne in der Stellung eines Buddhabildes nieder. Das Kau-tau wurde nicht völlig vollzogen, sondern der gute Wille für die That genommen. Nachdem der Quong ausfindig gemacht hatte daß Brown ein Ho-mow-yan sey, verhieß er ihn landeinwärts zu dem nächsten Oberpräfecten zu schicken, und mittlerweile erhielt ein Mandarin den Auftrag für Kost und Bekleidung des Seemanns zu sorgen, auch warf ihm der Quong selbst eine Schnur mit 600 Blechmünzen zum Einkauf von Tabak und Rue (Liqueur) zu. Damit man den Mann für nicht allzu freigebig halte, setzen wir hinzu daß jene Summe nach unserm Geld etwas über 20 kr. werth war. Jetzt erst bekam der Abenteurer Wasser zum Auswaschen seiner Wunde, in welcher sich bereits Würmer einzunisten drohten.

Am achten Tage nach dieser Audienz wurde Brown unter Aufsicht eines Mandarins und begleitet von drei Soldaten nach Quong-fu, sieben deutsche Meilen landeinwärts, gebracht. Der Weg führte zuerst über den weißen und heißen Sand der Küste, der unter der senkrechten Sonne wie frischer Schnee strahlte, dann kam man an dürstenden Reisfeldern, an Zuckerrohrpflanzungen, an Theegehölzen und blühenden Baumwollenfeldern vorüber, überhaupt durch hoch cultivirte Gegenden. Die Nacht blieb man in einem stattlichen aus Backsteinen erbauten Mandarinenhause. Während der nachfolgenden Fußmärsche Browns durch Cochinchina war sein Aufsichtsbeamter stets mit einem Tschop versehen, das heißt mit einem amtlichen Befehl, nach welchem ihm jedermann Obdach und Kost unentgeltlich zu verabreichen hatte. Am nächsten Tag sah man Cocoswälder und Betelpflanzungen, auch führte der Weg durch ein Stück Dschungel, wo man das Dickicht in einer Breite von 300 langen Ellen gelichtet hatte. Es geschieht dieß in der Absicht um die Reisenden vor den häufigen Angriffen der Tiger zu schützen, denn am Tag wagen diese Bestien nie einen Menschen anzugreifen wenn sie ihn nicht mit einem Satz zu erreichen vermögen; auf Lichtungen gehen sie ihm gern aus dem Weg. Die nächste Nacht schlief man in einem Rasthause für Reisende. Die Wirthin, eine äußerst menschenfreundliche Frau, brachte dem Briten Salbe für seine Wunde, und wusch seine Füße in einem stärkenden und erfrischenden Kräuterabsud, behandelte ihn auch sonst als wäre es ihr Sohn gewesen. Am

Digitized by Google

dritten Tag Abends erreichte man Quong-fu, eine Stadt von einer Viertel Meile (engl.) Ausdehnung ins Gevierte, und geschützt von einem Erdwall mit Graben. Dort wurde Brown einem andern Mandarin übergeben, mit dem er sich, da er aus Canton stammte, zu verständigen vermochte. Bei diesem blieb er 38 Tage, und da dieser etwa 30 Soldaten unter sich hatte, so war Brown täglich Zeuge wie ein halbes Duzend dieser Krieger mit Prügeln bestraft wurde. Bei einer solchen Execution werden in Cochinchina die Patienten mit dem Leibe auf die Erde, und wenn es mehrere sind in eine Reihe gelegt, Füße und Knöchel geknebelt und ausgestreckt an Pfähle gebunden, dann, mögen es Männer oder Frauen seyn, entblößt, und mit langen Rattangeißeln ihnen das Maß nach Gutdünken der Mandarinen aufgezählt, wobei sie oft ein Geschrei ausstoßen das stundenweit zu hören ist.

Am 11 Juli, nachdem sich während der Ruhezeit die Schußwunde, obgleich die Kugel noch darin steckte, bedeutend gebessert hatte, gieng die Reise wieder zurück nach Hone-cohe. Unterwegs sprach man abermals bei der freundlichen Wirthin ein, welche die größte Freude hatte Brown wieder zu sehen, abermals Salben und Kräuterbäder brachte, und beim Abschied dem Seemann noch eine Schnur mit 500 Blechmünzen aufnöthigte, die sie für ihn, wie sie sagte, von anwesenden Reisenden zusammengebettelt hatte. Diese Frau ist der Typus des cochinchinischen Volkes, von dem unser Abenteurer nur die größte Theilnahme und Menschenliebe erfuhr. Um so mehr zu bedauern ist es daß diese gutherzigen Leute unter dem asiatischen Druck ihrer Mandarinen schmachten müssen.

Von Hone-cohe gieng der Weg über Quong-nam, eine Küstenstadt, die wegen der Seeräuberfurcht ebenso elend gebaut war wie ein Fischerdorf. Dort wurde Brown einem fünften Mandarin für den Transport nach Kang-war-ting übergeben. Die erste Rast wurde in des Mandarins eigenem Hause gehalten, wo der Fremde der Mutter und der Frau des Beamten vorgestellt wurde. Beide Damen waren zwar häßlich und schmutzig, aber so freundlich und liebevoll, daß sich Brown bei ihnen wie zu Hause fühlte. In ihrem Betragen gegen Fremdlinge gleichen die dortigen Landeseingebornen wenig den Chinesen, welche selbst in den europäischen Häfen, wie Schanghai und Amoy, nicht aufhören beim Anblick der fremden „Teufel" ihren Abscheu erkennen zu lassen. In Cochinchina hatte Brown höchstens nur von der Neugierde der Eingebornen zu leiden, die sich überall zusammendrängten um den Ho-mow-yan anzugaffen. Bei einem Dorfe vor Kang-war-ting begleitete oder lief vielmehr dem Reisenden ein Bube von 16 Jahren, nackend wie er auf die Welt gekommen, voraus, um bei jedem Hause die Ankunft des Wundermenschen zu melden, damit niemandem das Vergnügen entgienge ein solches Exemplar zu sehen.

Kang-war-ting entsprach den Erwartungen von einer Provincialhauptstadt nicht, denn es zeichnete sich vor Quong-fu nur durch sein größeres Volumen aus. Ein Erdwall mit Graben und Bastionen umgab die Stadt, deren Häuser oft recht stattlich aus Backsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt waren. Die Zahl der Feuerstellen schätzte Brown auf 200 und die Einwohner auf 2000, wie denn im Vergleich mit China die dortigen Binnenstädte unglaublich dünn bevölkert sind. Zu seiner größten Betroffenheit wurde unser Seemann hier im öffentlichen Gefängniß untergebracht. Zwar wurden ihm nicht wie den andern Gästen dieses Hôtels Ringe um Fuß und Nacken und zehn Pfund schwere Ketten angelegt, welche Wunden in das Fleisch rieben, in denen Würmer nisteten; man tröstete ihn auch daß er nicht als Gefangener, sondern nur zu seiner eigenen Sicherheit untergebracht werden sollte, aber doch blieb er seiner Freiheit beraubt und auf die Gefängnißkost angewiesen. Des Zuchtmeisters Hütte lag innerhalb des Gefängnisses, und dort mußte er mit diesem Würdenträger und zwölf Soldaten des Nachts in Einem Gemach schlafen. So befand er sich in einer Art von Staatsgefangenschaft. Es scheint nämlich Vorschrift zu seyn jeden Europäer anzuzeigen, festzuhalten und zu bewachen, bis ein Cabinetsbefehl über sein Schicksal erfolgt. Jeder Beamte bürgt dann mit seinem Kopfe für den fremden Vogel. So hatte das Gemeindehaupt im Fischerdorf ihn an den Quong von Hone-cohe, dieser ihn an den höheren Präfecten in Quongfu, und dieser ihn endlich an den Statthalter in Kangwarting überliefert. Die Gefangenen wurden vom Staate sehr wohlfeil verpflegt, denn jeder Kopf kostete täglich nur 1½ kr. Dafür wird ihnen allerdings nur ein halbes Pfund Reis geliefert, und die armen Schelme müßten verhungern, wenn ihnen nicht verstattet wäre durch Korbflechten und andere Handarbeiten sich nebenbei Geld zu verdienen, welches manchen so weit bringt, daß er sich eine kräftige Mahlzeit, Tabak, Oel, Grog, ja selbst Opium verschaffen kann, obgleich mit Tode bestraft wird, wer dieses letztere gefährliche Genußmittel einschmuggelt oder raucht. Noch andere treiben Handel, sie kaufen von ihren Mitgefangenen die Flechtwaaren, und versenden sie nach Märkten wo die Waare gesucht und hoch bezahlt wird, bei welchem Geschäfte sich sogar ein kleines Vermögen ersparen läßt. In dieser Lage befand sich ein 60jähriger Gefangener, der sehr viel Anstand zeigte und dem für sich und seine Familie, bestehend aus einem jüngeren Weibe und zwei Kindern, ein besonderes Gemach eingeräumt worden war. Alle übrigen Sträflinge, sowie der Zuchtmeister selbst, erwiesen ihm große Ehrerbietung. Er war nun 22 Jahre der Freiheit beraubt und hatte schon der Vorschrift gemäß 84 Gesuche um Begnadigung, aber vergeblich eingereicht. Politischer Verdacht hatte ihn in das Gefängniß gebracht, das er lebend nicht mehr zu verlassen hoffte. Man machte ihm übrigens seinen Kerker leicht, denn die Ringe an die man ihn geschmiedet hatte, waren so weit daß er, wenn er wollte, heraus schlüpfen konnte. Er war über die politischen Ereignisse Südostasiens auf dem Laufenden, erkundigte sich nach dem Stande der chinesischen Rebellion und nach der Lage der Briten in Singapur. Auch sagte er Brown, mit dem er in der Fokienmundart verkehrte, richtig voraus, man werde ihn zuletzt nach Yar-ding-ting (Saigon) schicken, und ihn dort so lange festhalten bis man ihn einem britischen Schiff überliefern könne. Prügelstrafen waren das tägliche Schauspiel in dem Zuchthause, und zwar wurde geschlagen bis das Fleisch in Fetzen an den Geißeln hieng. Das geringste Versehen

Digitized by Google

war für eine ſolche Beſtrafung hinreichend, es durfte nur einer den Kautau oder Stirngruß vor dem Zuchtmeiſter nicht correct vollzogen, oder beim Kochen ſeiner Mahlzeit zu viel Rauch verurſacht haben, ſo drohte ihm der Rattan. Oft wurden die Leute geſchlagen ehe noch die alten Wunden heil waren, und in Folge deſſen erlagen während Browns Aufenthalt drei der Unglücklichen dieſer grauſamen Behandlung.

Am 4 September, am 27ſten Tage nach ſeiner Ankunft in Kang-war-ting, wurde der Seemann endlich in den Palaſt des Präfecten gebracht. Auch dieſer Mandarin erließ ihm huldvoll das Kautau; da ſich aber Brown nicht verſtändlich machen konnte, ſo mußte er nach dem Zuchthauſe zurückkehren bis ein Dolmetſcher gefunden werden würde; ein Geſchenk an neuen Kleidungsſtücken von Seiten des Präfecten war daher der einzige Gewinn dieſer Audienz. Ins Zuchthaus zurückgekehrt, wurde unſer Verfaſſer Zeuge wie ein Sträfling ſeine Frau verkaufte. Der Mann hatte einen Sack Reis geſtohlen und war dafür zur Kerkerſtrafe auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt worden. Wegen ſeiner guten Aufführung hatte er jedoch nach Ablauf von 12 Monaten die Erlaubniß erhalten daß er ſeine Familie, ſein Weib, zwei Mädchen und einen Buben ins Gefängniß kommen laſſen durfte. Nach ſechs Monaten ſchon verkaufte er ſeine 6jährige Tochter um 50,000 Blechmünzen (32—33 fl.), ſechs Monate ſpäter ſein 3jähriges Mädchen um 20,000 Blechmünzen (12—13 fl.). Ein Jahr ſpäter wurde der 5jährige Knabe für 17,000 Blechmünzen (10 fl.) losgeſchlagen, und jetzt trennte er ſich von ſeiner noch hübſchen 27jährigen Frau, mit der er zehn Jahre gelebt hatte. Das arme Weib weinte bitterlich und wendete mit Zeichen des Abſcheues ihrem herzloſen Gatten den Rücken, der ſie drei wild ausſehenden Männern mit dem Verkaufsvertrag gegen eine Summe von 80,000 Blechmünzen (50 fl.) auslieferte. Er bedurfte dieſes Geld durchaus nicht zur Beſtreitung dringender Bedürfniſſe, ſondern um das Laſter des Opiumrauchens trotz allen Verboten fortſetzen zu können.

Endlich nach dreimonatlicher Haft hatte ſich ein Dolmetſcher gefunden, und am 9 November erhielt Brown abermals ein Gehör vor dem Quong. Der Dolmetſcher war aus Kang-war-ting gebürtig, aber ſchon in ſeiner Jugend nach Singapur gebracht worden, wo er ſeine Mutterſprache etwas verlernte und dafür ein verderbtes Engliſch ſich aneignete. Er betrieb jetzt einen Einfuhrhandel mit engliſchen Producten, Waffen, metallenen Theekeſſeln und Zeugen, geſtand auch daß er daran die Kleinigkeit von 200 Proc. verdiene wenn er gegen baares Geld, und von 400 Proc. wenn er gegen Landesproducte verkaufe. Der Quong war, ſobald ihm der Dolmetſcher die Erlebniſſe des Seemanns mitgetheilt und ihm ſeine britiſche Herkunft beſtätigt hatte, ſehr gnädig, ließ unſerm Verfaſſer Kuchen, Thee, Cigarren und Betelnüſſe vorſetzen, und fragte ihn ob er im Lande zu bleiben, als Seemann Dienſte zu nehmen oder wohin er gebracht zu werden wünſche. Brown lehnte den erſten Antrag ab, eingedenk des herrſchenden Prügelſyſtems, und bezeichnete Singapur als den Ort ſeiner Wahl. Der Mandarin erkundigte ſich hierauf wie der Fremdling mit Koſt und Obdach zufrieden ſey, und als über die erſtere geklagt wurde, befahl er daß ihm in Zukunft friſches Fleiſch vorgeſetzt werden ſolle, ſo oft es ſolches gebe. Gern hätte Brown in einer Privatwohnung ſich einquartiert geſehen, dieß konnte der Präfect aber nicht verſtatten. Indeſſen gab er die Erlaubniß daß er täglich in Begleitung eines Soldaten einen Spaziergang in oder um die Stadt machen dürfe, ſo lange er ſich gut aufführe, namentlich ſchärfte er ihm ein nie ein Frauenzimmer zu verfolgen oder anzureden, auch kein Haus zu betreten in welchem ſich eines befände. Bald, tröſtete er ihn weiter, würden auch die Pferderennen und Theaterſpiele abgehalten werden, die er beſuchen dürfe, denn von ſeiner Abreiſe könne nicht eher die Rede ſeyn als bis über ihn nach Hof berichtet worden und von dort ein großer Tſchop (Cabinetsbefehl) zurückgelangt wäre. Zum Schluß erkundigte ſich der Mandarin noch angelegentlich ob die Franzoſen ihre Kriegsdrohungen gegen Cochinchina ausführen und die Engländer eintretenden Falls den Eingebornen beiſtehen würden, welches letztere Brown ſtark bezweifelte. Der Präfect ließ dann Tinte, Feder und Papier kommen, damit ihm Brown ſchriftlich beſtätige daß er freundlich im Land aufgenommen und verpflegt worden ſey, denn es beſtände zwiſchen England und Cochinchina durch gegenſeitiges Wohlwollen ohne ſchriftliche Uebereinkunft das Herkommen verunglückten Unterthanen des andern Theils in den beiderſeitigen Höfen die nöthige Hülfe zu reichen.

Seine neue Freiheit benutzte Brown um ſich zu baden und in der Stadt umzuſchauen. Er beſuchte die Elephantenſtälle und die ſonſtigen Merkwürdigkeiten des Ortes. In mehreren Hütten ſah er Weberwerkſtätten, wo aus ſehr grobem Garn ſchmale, nur 13—15 Zoll breite Zeuge gewoben wurden, und zwar bediente man ſich dabei der Weberſchiffchen, wie ſie in Europa gebräuchlich ſind. Es gab aber auch Werkſtätten wo blumige und damascirte Seidenzeuge angefertigt wurden. Allenthalben war Betriebſamkeit und vorzüglich bei den Frauen ſichtbar. In den Zuckerfeldern wird das Rohr auf franzöſiſche Art, nämlich mit diagonaler Einſenkung des Reiſes gepflanzt, und als Brown ſich erkundigte wer ihnen dieſe Cultur gelehrt habe, machten die Eingebornen das Zeichen des Kreuzes, woraus der Seemann ſchloß daß es katholiſche Miſſionäre geweſen ſeyen. Die Zuckerſiedereien ſind in den Händen weniger Capitaliſten, welche den Pflanzern Vorſchüſſe machen und die Ernte auf dem Halm kaufen. Die Hauptfrucht bleibt jedoch der Reis, der auf Feldern gebaut wird die auf vier Seiten mit Dammerhöhungen verſehen ſind, um das Waſſer feſtzuhalten. Auf Beeten in einem Winkel des Feldes werden aus Samen die jungen Pflanzen gezogen, und wenn ſie eine gewiſſe Größe erreicht haben, wie bei uns der Salat, mit dem Finger auf dem Feld verpflanzt.

In der Stadt beſuchte Brown viele Schulen, wo die Kinder nach chineſiſcher Art durch beſtändiges Herſagen ihrer Uebungen einen betäubenden Lärm verurſachten. An jedem der ſechs Stadtthore befand ſich ein Wachthaus für etwa 100 Mann mit geräumigen Waffenkammern für Speere, Bogen, Schwerter, Bambuſchilde und alte franzöſiſche Musketen. Oft begegnete man Leuten in Kleidern aus europäiſchen Zeugen

Digitized by Google

oder Segelwerk, an dem mitunter noch die Schriftzeichen sichtbar waren, wie auf dem Rücken einer solchen Jacke zu lesen war: „Mittel-Topmast-Leesegel.“ Für fremde Dinge scheint die Fassungskraft des Cochinchinesen nicht sehr weit zu reichen. So brachte ein Eingeborner dem Briten ein eingerostetes Klappmesser, mit dem er offenbar nichts anzufangen gewußt hatte. Brown zeigte ihm und einer maulaufreißenden Gallerie die Art wie man die Klingen öffnen und zuklappen müsse. Trotz aller Wiederholungen konnte der Eigenthümer den Mechanismus nicht begreifen, denn drei Tage hintereinander kam er mit dem Messer um Unterricht im Gebrauch zu nehmen. Da unser Abenteurer übrigens jetzt täglich 100 Blechmünzen als Taschengeld empfieng, so konnte er Tabak, Obst und eine Pinte Rue (Liqueur) sich gönnen, überhaupt alle kleinen Bedürfnisse reichlich befriedigen.

Am 8 Febr. 1858 gerieth Kang-war-ting in keine geringe Aufregung, denn es wurde ein großes Volksfest gefeiert. Auf einem nach europäischer Art mit Pfählen und Stricken abgesperrten Plan wurde zunächst ein Rennen zwischen 12 Pferden, abgemagerten, zwerghaften Jammergestalten, eröffnet. Die armen Thiere sahen eher aus als bedürften sie eine Handvoll Hafer um nicht umzufallen, anstatt daß sie rennen sollten. Da die Cochinchinesen ihre Thiere nur mit Reis füttern, so können diese auch niemals feuriges Blut bekommen. Nur drei der Klepper gelang es in ein scharfes Tempo zu bringen, die andern blieben halbwegs zurück. Besser nahm sich das Elephantenrennen aus, denn obgleich nur im Schritt gehend, waren diese Thiere doch noch flinker als die Pferde. Jeder Elephant hatte vier Mann auf dem Rücken und je einen Führer auf beiden Seiten. Sieger blieb ein weißer Elephant, ein bemoostes Haupt, weil er nach der landesüblichen Zeitrechnung schon 15,000 Tage, d. h. 40 Jahre alt seyn sollte. Nach den Elephanten rannten 20 Männer und nach diesen 10 Knaben, die ihre Sachen gut machten. Dann begann das Schützenfest. Zuerst wurde mit dem Bogen auf 50 lange Ellen Abstand gegen Schilde geschossen, aber kaum einer von fünf Pfeilen berührte das Ziel. Dann schoß man mit einer Art von Kugelarmbrust. Die irdenen Kugeln flogen lustig durch die Scheiben, und manche ziemlich nahe am Mittelpunkt. Die Lustbarkeiten schlossen mit einem Schauspiel, welches unter einem bedeckten Hause von 5000 Quadratfuß Flächenraum gratis aufgeführt wurde. Der Quong war anwesend und saß auf einer erhöhten Bühne mit einer Trommel vor sich, die er schlug so oft er seinen Beifall zu erkennen geben wollte, worauf sein Schatzmeister jedesmal eine Schnur Blechmünzen den Schauspielern zuwarf, welche begierig darnach griffen. Von der Aufführung selbst verstand unser Autor nichts, und erzählt uns auch nicht mehr als daß die Schauspieler in Seide, Atlaß und Brocat geprunkt und sich in allerlei seltsamen Stellungen gezeigt hätten.

Am 20 März wurde Brown abermals zum Quong beschieden, wo er die freudige Nachricht von der Ankunft des königlichen Cabinetsbefehls fur seinen Transport nach Singapur empfieng. Wenn er gut zu Fuße sey, fügte der Mandarin hinzu, so wolle er ihn nach Yar-ding-ting (Saigon) senden, wo er am ehesten Gelegenheit habe europäische Schiffe zu finden. Zur Ausstattung auf der Wanderschaft gab er ihm zwei ganz neue Anzüge, einen von Seide und einen von Baumwolle, leider aber fehlten die Schuhe, da solche Luxusartikel in der Stadt nicht aufzutreiben gewesen waren. Gleichwohl, als der Tag der Abreise (19 April) gekommen war, marschirte Brown, von einem Mandarin und drei Soldaten, begleitet, barfüßig, aber fröhlich von dannen. Am zweiten Tag kam man in bergiges Land, und begegnete dort einer Horde wandernder Malayen, Männern und Frauen, wovon die ersten nur einen Lendengurt, die andern einen Hüftenrock trugen, und eine Haut zeigten schwarz wie die Neger Afrika's. Diese Malayen leben wie bei uns die Zigeuner vom Betteln, Stehlen und andern Kunstfertigkeiten, werden auch überall mit Geringschätzung behandelt. Manche unter ihnen sind große Tigerjäger, doch stellen sie dem gefürchteten Raubthier auf die bekannte bengalische Art nach, daß sie auf die Fährte der Bestie um einen Köder herum Blätter streuen die auf der einen Seite mit Vogelleim, auf der andern mit Gift bestrichen sind. Klebt dem Tiger an der Tatze ein solches Stück an, so sucht er es loszumachen, behängt sich dadurch mit immer mehr solchem Blattwerk, wirft sich vielleicht auf den Rücken, und arbeitet so lange bis sich ein vergiftetes Blatt seinem Auge nähert, worauf augenblickliche Erblindung eintritt. Er brüllt dann voller Schmerz, und dieß ist das Signal für die lauernden Jäger dem Thier den Rest zu geben.

Auf dem weiteren Weg stieß Brown auf Pfeffer-, Muskat- und Zimmetpflanzungen. Die Cochinesen lassen den Zimmetbaum hoch werden ehe sie ihn schälen, daher bekommen sie Rinden von ⅛ bis ¼ Zoll Dicke, die aber sehr geringen Gewürzgehalt besitzen. Wegen ihrer Wohlfeilheit nehmen die Chinesen ganze Dschunkenladungen solcher Rinde außer Land, sollen aber die Rinde nur als Heilmittel benützen. — Immer südwestlich vordringend erreichte der Abenteurer bald die See, der entlang er von da ab sich bis nach Saigon fortbewegte. Unterwegs, als man ein Mandarinenhaus erreichte, war Browns Schenkelwunde neuerdings wieder so schlimm geworden, daß eine Rast nöthig gewesen wäre. Die Soldaten waren aber nur 15 Tage mit Lebensmitteln versehen, und hätten für jeden Zeitverlust sich selbst verköstigen müssen. Da erbot sich der barmherzige Eigenthümer des Mandarinenhauses sämmtliche fünf Wanderer auf seine Kosten bis zur Genesung des Fremdlings zu unterhalten. Es wurde jetzt ein Rindenabguß als äußerliches Heilmittel angewendet, worauf schon nach zwei Tagen die geeiterte Wunde aufbrach, und eine kleine Kugel aus einer schädlichen Metallegirung herausfiel, welche eine ein paar Zoll tiefe klaffende Wunde zurückließ. Unter den Tropen heilt aber alles leicht und schnell, so daß Brown nach zehn Tagen schon rüstiger denn je seinen Marsch fortsetzen konnte.

Endlich als man eines Tages den Rand eines Küstentafellandes erreicht hatte, breitete sich zu den Füßen der Reisenden eine unbegränzte Ebene mit einem Flußnetzwerk aus, in deren nordöstlichem Winkel die Stadt Toa-tai-ting lag, wo der Abenteurer abermals zur Erwartung einer neuen Beförderungsgelegenheit in Haft verbleiben mußte. So neugierig

Digitized by Google

war das Stadtvolk ihn zu betrachten, daß es eine Hütte stürmte in welcher Brown Zuflucht gefunden hatte. Gegen den Briten selbst war jedermann höflich und unermüdlich im Anbieten von Erfrischungen. In dieser Stadt wohnte Brown einem öffentlichen Criminalschauspiel schauerlicher Art bei, und zwar auf den ausdrücklichen Wunsch der leidenden Hauptpersonen, Vater und Sohn, welche im Verdacht waren 10,000 Blechmünzen und vier Anzüge gestohlen zu haben. Die Kleidungsstücke waren auf das Leihhaus gelangt, und bei den Angeschuldigten hatte man die Pfandzettel gefunden. Es war also große Wahrscheinlichkeit vorhanden daß sie den Diebstahl begangen hatten, beide aber betheuerten hartnäckig ihre Unschuld. Nach dem üblichen Proceßverfahren sollte jetzt die Folter nachhelfen. Sie wurde an ihnen öffentlich unter Gegenwart des Quong und der Priesterschaft vollstreckt. Auf das Verbrechen selbst stand die Todesstrafe, so daß ein Geständniß das Leben gekostet hätte. Zuerst kam der Rattan an die Reihe. Beide Patienten schrien, aber nur der jüngere fuhr fort seine Unschuld zu betheuern und das Mitleid der Richter anzuflehen. Nach dieser ersten Probe erschienen ein paar Henkersknechte mit glühenden Zangen, mit denen sie die Unglücklichen minutenlang in den linken Schenkel brannten. Der jüngere sank glücklicherweise rasch in Ohnmacht, der alte aber ließ sich zu keinem Geständniß bewegen. Ob damit der Proceß geschlossen war, konnte Brown nicht erfahren, denn er verließ erschüttert und dem Umsinken nahe die Schauderstätte.

Nach siebentägigem Aufenthalt wurde ein neuer Reisepaß ausgefertigt, mit dem unter der herkömmlichen Bedeckung unser Verfasser Toa-tai-ting verließ, das etwa auf dem halben Weg nach Saigon liegt. Der Marsch folgte der Richtung der Küste, ohne daß sich Landschaft und Cultur wesentlich geändert hätten. Der begleitende Mandarin wurde übrigens unterwegs krank, und mußte ein paar Tage liegen bleiben. Diese Frist benutzte Brown zu einer Erholung cochinchinesischer Art, nämlich einer Eidechsenjagd, indem er sich den Soldaten seiner Bedeckung anschloß. Das Vergnügen ist übrigens sehr einfach, indem man die Reptilien aus ihren Höhlen herausgräbt, der Ertrag vierstündigen Scharrens bestand aber in 23 Eidechsen von 6—12 Zoll Länge, welche von den Landeskindern als große Leckerbissen verzehrt wurden.

Endlich näherte man sich Yar-ding-ting oder Saigon. Schon der stärkere Verkehr auf den Straßen verkündigte eine große Stadt, das Betragen der Eingebornen gegen den Fremdling änderte sich aber auf ungünstige Weise. Man starrte ihn zwar nicht mehr an, denn die Leute von Saigon verkehren zu viel mit Europäern als daß diese ein Gegenstand ihrer Neugierde seyn könnten; man erwies ihm aber auch keine Gefälligkeiten mehr, sondern begegnete ihm eher mit finstern Blicken. Saigon selbst, am Rand eines Sumpfes gelegen, sieht mit seinen langen Festungslinien unwohnlich und unbewohnt aus. Drinnen ist aber viel Gewühl, die Leute laufen hastig aneinander vorüber, den Kopf voller Geschäfte. Die Stadtmauer ist aus Steinen erbaut, 40′ hoch, 30′ breit von einem tiefen 100′ breiten Graben geschlossen, aber nur von sieben schwachen Forts vertheidigt. An der Stadt vorüber fließt der Dongmai, ein breiter muntrer Strom, welcher noch etliche Meilen oberhalb die größten Schiffe zu tragen vermag. Saigon ist daher die zweite Stadt und der erste Handelsplatz des Reiches, daher auch der Sitz eines Vicekönigs, gewöhnlich eines Prinzen von Geblüt. Einschließlich seiner 30,000 Fremden, nämlich Chinesen, Siamesen, Malayen und Cambodschen, besteht die Bevölkerung der Stadt und Vorstädte aus 80,000 Köpfen. Hunderte von chinesischen Dschunken und ebenso viele siamesische aber nur wenige europäisch gebaute Fahrzeuge, letztere sämmtlich im Besitz chinesischer Rheder aus Singapur, legen jährlich vor Saigon an. Europäer und ganz besonders Franzosen werden argwöhnisch fern gehalten, und so wurde selbst Brown nicht in die Stadt gelassen, sondern mußte in einem großen Thorwachthause bleiben. Es dauerte nicht lange, so fühlte er sich von einem Wechselfieber ergriffen, und als dieses ihn nach neun Tagen nicht verließ, begehrte er einen einheimischen Arzt. Der Künstler ließ nicht warten, und sey es nun daß er ein heimlicher Christ war oder er den Kranken nur nach christlicher Façon behandeln wollte, er begann mit Hülfe eines Kreuzes und unter Kreuzschlagen seine Beschwörungen. Zuletzt jedoch verschrieb er ein Heilmittel. Es bestand aus Kräutern von starkem üblen Geruch, die in einen Napf mit Wasser geworfen und dem Patienten in diesem Geschirr zwischen die Schenkel gestellt wurden. Man bedeckte ihn dann mit Matten und zwang ihn eine Stunde lang zu schwitzen. Diese Cur wurde vier Tage fortgesetzt, und der Kranke fühlte sich, solange dieses Verfahren beobachtet wurde, fieberfrei.

Da sich vor Saigon kein europäisches Schiff befand, so kam nach 11 Tagen der Befehl den Briten nach dem Hafen Artienting, oder wie er in Europa besser gekannt ist, nach Con-kow, 200 engl. Meilen südwestlich von Saigon zu schaffen. Wegen seiner Fieberzustände bewilligte der Quong unserm Verfasser ein Boot mit sechs Rudern, welches auf den Canälen nach Con-kow fahren sollte, auch wurde der Patient mit Thee, Zucker, allerhand Lebensmitteln und als Taschengeld mit 10,000 Blechmünzen ausgestattet, über deren richtigen Empfang er quittiren mußte. Am 12 Juli verließ er Saigon, und bei dieser Gelegenheit sah er etwas von der Stadt und ihren Vorstädten, in welchen letztern namentlich viel Cantonesen und Fukienleute verkehrten. Beide Ufer des Stromes sind mit Magazinen besetzt, die sich füllen und leeren. Zucker und getrocknete Fische schienen die vornehmsten Exportgüter zu bilden.

Auf seiner Canalfahrt sah Brown nur wenig, da er wegen seines Fiebers die meiste Zeit in der Cajüte des Bootes zubrachte. Am sechsten Tage erreichte sein Ruderschiff den großen Cambodscha-Fluß (Mekiang), die Gränze zwischen Cochinchina und Cambodscha. Auf dem eine engl. Meile breiten Wasser tummelten sich zahlreiche malayische Canoes. Auch unterschieden sich die Eingebornen von den Cochinchinesen durch ihre beinahe schwarze Hautfarbe und die gänzliche Abwesenheit von Kleidungsstücken. Den nächsten Tag erreichte

Digitized by Google

man eine größere Stadt, deren Namen der Reisende jedoch nicht angibt, und wo er wieder von den Einwohnern mit liebevoller Freundlichkeit behandelt wurde. Wahrscheinlich macht Saigon in Bezug auf seine Ungastlichkeit nur deßwegen eine Ausnahme, weil die vielen dort seßhaften Chinesen die Eingebornen mit ihrem blinden Europäerhaß angesteckt haben. Am nächsten Reisetage begegnete man einer Kriegsdschunke unter Segel, die ihre Enterhaken nach der Barke warf und diese heranzog. Fünf Bewaffnete sprangen an Bord, welche das Schiff zu durchsuchen begannen. Schon fürchtete der vielgeprüfte Seemann noch einmal in die Hände von Piraten gefallen zu seyn, als es sich ergab daß man einem einheimischen Küstenwächter begegnet war. Der Mandarin der Dschunke ließ sich die Päße zeigen, und wurde sehr höflich als er den Tschop des Quong von Saigon sah. Die Nächte auf dem Strom waren wegen der zahlreichen Moskitos mit Höllenqualen gewürzt, und freudig begrüßte daher der Fieberkranke am 26 Juni 1858, 14 Tage, nachdem er Saigon verlassen, Artienting oder Con-kow, einen kleinen befestigten Platz mit geräumigen Vorstädten. Auch hier fehlte es nicht an Magazinen und einem äußerst regen Verkehr, denn dort werden die Ausfuhren des Landes, Zucker, Reis, Salz, getrocknete Fische, Seide, Baumwolle, Gummigutt für die europäischen Fahrzeuge auf Lichterschiffe geladen, denn es ist jenen nicht erlaubt bis nach Con-kow zu kommen, sondern sie müssen 30 engl. Meilen abseits auf der unsichern Rhede von Campat ankern. Der jährliche Umsatz beträgt eine Million Dollars an Ausfuhren, gegen kaum 100,000 Doll. in Einfuhren, an Baumwollen-, Wollen-, Messerschmiedwaaren und Opium. Letzteres wird den Verboten zum Trotz mit Hülfe chinesischer Unterhändler ins Land geschmuggelt. Etwa sechzig Fahrzeuge unter europäischen Flaggen kommen jährlich nach Compat, und auf einem von diesen, dem „Punch," hatte der Quong von Con-kow einen Platz nach Singapur für Brown gemiethet. Er hatte als er von den Cochinchinesen Abschied nahm, 5000 Blechmünzen in der Tasche sowie einen seidenen noch nicht gebrauchten Anzug in Vorrath, so daß er, wenn er auch mancherlei theils durch die Landesgewohnheiten, theils durch Klima zu leiden gehabt hatte, doch dankbar scheiden mußte. „Käme," schließt daher der Verfasser, „ein Cochinchinese entblößt nach England, und erhielte er dort englische Kost, Obdach und Kleider, so würde ihm dieß alles eben so seltsam und unbequem erscheinen wie mir ihre Art zu leben und sich zu kleiden gewesen ist. Sonst war ich aber mit ihrem Betragen zufrieden, und bis zu meinem Tod will ich dafür zeugen daß die Cochinchinesen ein menschenfreundliches und gastfreies Volk sind, und in jeder Beziehung höher stehen als ihre Nachbarn, die Chinesen."

Stand der Musik bei den Japanesen.

(Aus „All The Year Round.")

Wir wollen unseren so oft verschrieenen orientalischen Brüdern wenigstens einerseits Gerechtigkeit widerfahren lassen, und zwar in Betreff einer Naturgabe welche ihnen allgemein und eigentlich ungerechterweise ganz abgesprochen ist. „Alle und jede Anlage zur Musik geht ihnen ab," so lautet der Schiedsspruch selbst derjenigen welche sich nicht allein auf oberflächliche Beobachtungen in dieser Beziehung beschränkten. Ihre kunstlosen Lauten und wenig zierlichen Zithern sind — wenigstens für europäische Ohren — als wahre Folterinstrumente verdammt, und ihr Gesangsaufschwung ist vollends als wahre Katzenmusik gestempelt worden. Ist nicht so viel über diesen Punkt hin- und hergeschrieben daß uns endlich vor Mitgefühl wegen der Leiden jener unbedachtsamen Fremdlinge, welche sich einst in die Nähe einer Yeddo-Serenade oder eines Yokuhama-Chores wagten, die Ohren schmerzten? Jedermann wird sich entsinnen daß Hr. Oliphant einer Musikstunde, welche Morgens früh neben seinem Zimmer abgehalten wurde oder irgendetwas Erschrecklichem der Art zum Opfer fiel. Um mich kurz zu fassen, existirt kaum ein Bericht Japan Bereisender, in deren dort erlebten Widerwärtigkeiten die Musik nicht eine Rolle spielte. Die Reisenden welche uns diese ungünstigen Mittheilungen machten, mögen sich immerhin veranlaßt gefunden haben die den Stand dieser Geschicklichkeit bei den Japanesen betreffende kritische Frage etwas obenhin zu behandeln. Vielleicht beurtheilten sie das musikalische Talent derselben gänzlich nach europäischem Maßstab, der die Dinge so prächtig hervorzuheben versteht, und nach welchem alles und jedes auf dieses merkwürdige Land Bezughabende beurtheilt worden ist. Vielleicht aber auch urtheilten sie nach gar keinem bestimmten Maßstabe. Es mag seyn daß sich ihnen durchschnittlich nicht immer die günstigste Gelegenheit darbot sich eine gründliche und vortheilhafte Kenntniß von der Sachlage zu verschaffen, denn so weit ich mir ein Urtheil darüber anmaßen kann, ist die japanesische Gentry scheu und wortkarg, und keineswegs geeignet ihre Talente bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen. Welche Ursachen nun auch zum Grund liegen mögen; ich meinerseits bin der Ansicht daß über die von aller Welt abgesonderten Insulaner in Betreff der fraglichen wie mancher anderen Angelegenheit ohne hinlängliche Sachkenntniß abgeurtheilt worden ist.

Indessen sollten wir den fraglichen Punkt — wie das überhaupt die Neuzeit bei dergleichen Streitfragen erheischt — einer etwas sorgfältigerern Prüfung unterwerfen, als man dieses vor noch wenigen Jahren der Mühe werth erachtete. Erst unlängst entdeckte man an den Zeichnungen der Japanesen — bis dahin der Gegenstand allgemeiner Belustigung — entschieden hervortretenden Humor und kräftiges Gepräge, und hat sich nachgerade überzeugt daß ihre höhere Thätigkeit einerwie ihre eigenthümlichen Sitten andrerseits, die lächerlich zu machen und zu verhöhnen wir uns gnädigst herabgelassen haben, von dem gesundesten Verstande zeugen. Konnte z. B. eine

Digitized by Google

verrücktere Kleidung existiren als die der Japanesen, die beiden Degen militärischen Ranges nicht zu vergessen? Welche Lachkrämpfe haben vollends nicht ihre halbgeschornen Häupter mit den wunderlich zusammengedrehten Haarknoten erregt! Und nun gar ihre Schnupftücher aus Papier, von denen sie nicht lassen und sich nicht dazu verstehen wollten, sich statt derselben kostbarer gestickter Stoffe aus Kammertuch zu bedienen, die ihnen für den damit verbundenen unwürdigen Zweck zu prächtig schienen. Nachdem wir uns über diese und tausend andere uns als sonderbar erscheinenden Gebräuche nach Herzenslust amüsirt hatten — bis wir des Lachens überdrüssig waren — ließen wir uns herab, dieselben eines tieferen Blickes zu würdigen, und es stellte sich heraus daß ihrer keiner zwecklos war. Wie manche derselben haben sich nicht als die natürlichsten Mittel von der Welt zur Erlangung wahren Comforts, und keineswegs als unvereinbar mit der Erfindungsgabe einer praktischen und im wahren Sinne des Wortes verfeinerten Nation herausgestellt! Wie dem auch seyn mag — in Betreff der schönen Künste, wenigstens der Musik mußten sie sich als von uns besiegt erkennen — hier saßen sie fest. Ueber diesen Punkt waren die Autoritäten völlig im Reinen. Solange die Japanesen nach dem Ausspruch aller Sachkundigen — Siebold an der Spitze — nur unmelodisch quikten und unharmonisch klimperten und unzusammenhängend kreischten, stand es einmal fest genug daß die holden Klänge der Musik so gut wie für sie nicht da waren.

Zur Zeit des Eintreffens der japanesischen Gesandten mit ihren 70 Beamten und Begleitern in den Vereinigten Staaten Nordamerika's schien es mir der Mühe werth, in etwas ihr musikalisches Talent zu prüfen und wo möglich ausfindig zu machen, ob den Japanesen wirklich in dem Maß alles und jedes Gefühl für die Musik abgehe, wie man sie in dieser Beziehung verschrieen hatte. Es gab so manche andere wichtige Sujets im Betreff der socialen, religiösen und politischen Geheimnisse der Nation zu ergründen, daß zu obigem verhältnißmäßig wenig Zeit blieb; auch gehörte die Musikfrage zu den wenigen Stoffen, deren Erörterung Fremden nicht allzu sehr am Herzen zu liegen schien. Uebrigens waren sie so bereitwillig zu belehren wie belehrt zu werden, sowie jedoch der Musik Erwähnung geschah, ließen sie plötzlich den Kopf hängen und thaten zimperlich, wie die Schöne im Salon vor ihrer ersten Bravourarie; diese ihre Abgeneigtheit erklärte sich nachher nur zu gut. Sie hatten während der Reise und während jenes Aufenthaltes in Amerika viel Musik, und zwar solche gehört die sie zur Genüge von der Geringhaltigkeit ihrer Leistungen überzeugte, und sie wollten sich keinen Vergleichen aussetzen, die, wie zu erwarten stand, eben nicht zu ihren Gunsten ausgefallen wären. Obgleich ihnen anfangs nicht die kleinste ihrer Weisen zu entlocken war, so standen sie keineswegs an, die Melodien nachzusingen welche sie von den Straßenbanden Washingtons oder den Pianofortes des Hôtel Willard, woselbst sie logirten, erhascht und behalten hatten. Da gab es keinen Unterbeamten, der nicht sein Lieblingsstückchen getrillert hätte, und die Begleiter dritten Ranges sah man in stetem Verkehr mit denjenigen ihrer amerikanischen Bekanntschaften, die sie bereitwillig leichte und einfache Gesangsweisen lehrten. So viel ich mich dessen entsinne, hatten sie sich jedoch eben kein hohes Ziel gesteckt, denn ihre beliebtesten und neuerdings erlernten Weisen waren u. a. „Kemo, Kimo" und „Pop goes the weasel" (Husch! läuft das Wiesel.) Erstere gaben sie zum besten, wo sie nur irgendwelche Zuhörer ergabeln konnten, und oft auch unter sich, wobei ihre Gesten nicht wenig das ihnen innwohnende himmlische Entzücken beurkundeten. Sie ward zum Universalgesang, und bald so gesucht daß kein Japanese, der nur irgend auf sich hielt, sich je den Nichtbesitz derselben verzeihen haben würde.

Die Stunden ernstlicher Berathung und ängstlichen Studiums welches besagtes Lied im Gefolge hatte, und die bei Thee und einer Pfeife — oft auch, um der Begeisterung höheren Aufschwung zu gestatten, bei großen Humpen Sirocko und Saki abgehalten wurden, waren unzählige. Einige feinhörige Burschen welche die Worte ganz mechanisch auswendig gelernt hatten, ohne auch nur im mindesten den Sinn derselben zu verstehen, übernahmen es großmüthig, die Schätze ihres Wissens mit ihren weniger begabten Cameraden zu theilen. Das Ultimatum-Ergebniß hiervon war ein so köstliches Kauderwälsch, wie wohl schwerlich etwas ähnliches in den höheren Kreisen Washingtons gehört worden ist. „Pop goes the weasel" erlitt nicht weniger die buntesten Modificationen. Diese Arie galt für das ausschließliche Eigenthum des jüngsten Beamten der Ambassade — Unterdolmetscher der letzteren — ein siebenzehnjähriger Bursche, dessen hübsches und imposantes Aeußere, einnehmende Manieren und — liebendes Gemüth ihn gar bald zum Gegenstande ungleich größeren Interesses machten, als die stolzen Gesandten selbst. „Poppy goes the weasel!" Das war sein Losungswort, wobei die Extrasylbe in seinen Augen für eine capitale Erfindung galt. „Hail Columbia!" („Heil dir! Columbia!") beschäftigte ihn ebenfalls eine Zeitlang, ward aber alsbald wieder drangegeben wegen des gleich zu Anfange des Liedes durch die beiden „l" herbeigeführten unübersteiglichen Hindernisses. Es gewährte überaus herrlichen Spaß, den kleinen Dolmetscher in seinen steten Kämpfen mit besagtem Buchstaben zu beobachten — Kämpfe, die fast immer mit seiner Niederlage endeten. Gleich allen seinen japanesischen Brüdern war es ihm schier unmöglich, das „l" herauszubringen, dieser schlüpfrige Consonant entglitt entweder seinen Lippen zu rasch oder widerstand denselben. Dieser lange Wettkampf hatte das traurige Resultat zur Folge daß er es nachher ängstlich vermied, die Bekanntschaft von Engländern zu machen in deren Namen ein „l" enthalten war, und stets eine heilige Scheu vor denselben empfand.

Eines Abends, nachdem ich bereits während mehrerer Wochen einen unausgesetzten freundschaftlichen Verkehr mit den Fremdlingen gepflogen hatte, erhaschte ich zum erstenmale eine ächt japanesische Weise, nachdem ihre Schüchternheit in Betreff selbst dieses Punktes besiegt worden war. Ich befand mich nämlich an jenem Abende in der Gesellschaft einiger schwarzgelben jungen Mediciner, deren einer, während er über einen Stoß Manuscripte grübelte — ebenso unver-

Digitized by Google

ſtändlich wie die üblichen Recepte von M. Ds. — aufgeklärteren Nationen angehörend — Bruchſtücke aus einem japaneſiſchen Liede vor ſich herſummte. Dieſe Studenten ſchienen in der That mit hoher Anlage zur Muſik ſowohl wie zur Arzneikunde begabt, denn aller Stimmen vereinigten ſich ſofort zu einem lauten Chore und ihre Begeiſterung ſtieg von Minute zu Minute. Das war Waſſer auf meine Mühle! — Aber wie es anfangen, ſie die Weiſe oft genug wiederholen zu laſſen, um im Stande zu ſeyn dieſelbe zu Papier zu bringen? In der That eine ſchwierige Aufgabe! Einige Wiederholungen wurden freilich gern bewilligt — als ſie aber den „Amerikaner“ eifrig mit ſeinem Notenbuche beſchäftigt ſahen, verloren ſie die Faſſung. Daß irgend jemandem an dem Beſitz ihrer ſo unbedeutenden Lieder gelegen ſeyn könne — das überſtieg ihre kühnſten Erwartungen. Zufällig gleichen einige unſerer Muſikzeichen etlichen ihrer „Katakana-Phonetik!“ als ſie dieſes gewahrten, wußten ſie vollends nicht wie ihnen war. Es war kein Dolmetſcher in der Nähe, und nie würde ich es mir verziehen haben, hätte ich ihre augenblicklich ſo überaus günſtige muſikaliſche Stimmung unbenutzt gelaſſen und ſie verlaſſen, um einen ſolchen herbeizuholen. Endlich gelang es vermittelſt eines wahrhaft entſetzlichen Radebrechens in japaneſiſcher Sprache und nicht enden wollender Geſticulationen ihnen meinen Zweck in etwas begreiflich zu machen.

Doch jetzt erhob ſich eine neue Schwierigkeit. Als es ihnen nämlich klar ward daß ihre Nationalmuſik einer öffentlichen Kritik anheimfallen, ja ſelbſt zu Protokoll genommen werden würde, hielten ſie es für ihre ſtrengſte Pflicht und Schuldigkeit, dieſelbe in beſtmöglichſt ſchöner Form der Oeffentlichkeit zu überliefern und zerbrachen ſich die Köpfe, das ſchlichte einfache Thema des Liedes in ſeltſame, verworrene und dermaßen ſchnörkelreiche Variationen umzuwandeln daß es zum Tollwerden war. Getreue Wiederholungen ein und derſelben Variation hätten allenfalls doch in etwas zum Ziele führen können. Doch ihre überſprudelnde Phantaſie konnte derartigen beſchränkenden Bitten nicht Stich halten. Bei jedesmaliger Wiederholung erſchien die Variation in verſchiedenem Schmucke, ſo daß die ſich auf die vorhergehende Wiederholung baſirende Berechnung allemal wieder zu Waſſer ward und endlich höchſtens nur noch eine Familienähnlichkeit ſtatt fand. Es konnte zu gar nichts führen. Der erſte Verſuch wenigſtens war gänzlich mißglückt und Mitternacht rückte heran, bevor ich irgend merkliche Fortſchritte bei meiner Arbeit gemacht hatte. Das Feld hatte ich übrigens jetzt entdeckt — nur mußte daſſelbe noch bearbeitet werden.

Folgenden Tags erhaſchte ich meinen Dolmetſcher und die Bahn begann ſich zu lichten. Zu dem unſäglichen Erſtaunen meiner Freunde brachte ich jetzt ihre gangbarſten Melodien, eine nach der anderen, zu Papier; als aber, nachdem alle nöthigen Vorkehrungen zu der Feſtivität getroffen, das Pianoforte herbeigetragen ward und ihre Volksweiſen munter den Fingern der Fremden entglitten, war ihr Entzücken gränzen-, kaum könnte ich ſagen ſprunglos, denn wirklich ſprangen ſie umher wie junge Känguruhs. Der „Gewichtige“ und der „Erhabene,“ die Beamten mit den beiden alterthümlichen Schwertern an der Seite, die Zeugen ſo glorreicher Heldenthaten, ſelbſt der Schatzmeiſter, das größte Exemplar unter ihnen, alle kamen höchlichſt erfreut über die Einladung, und begierig die theuren heimathlichen Klänge zu vernehmen, herbeigeſtrömt. Nur die drei Magnaten der Geſandtſchaft ließen ſich nicht blicken; ich müßte mich ſehr irren wenn ſie nicht hinter einem Bretterverſchlag lauſchten, Anſtandshalber konnten ſie nicht wohl das Vergnügen der Menge theilen. Alsbald erhob Sakanoto Tekejhiro, in Betreff der Heilkunde ſowohl wie der Muſik würdiger Schüler des Apollo oder der den Japaneſen entſprechenden Gottheit, ſeine Stentorſtimme, und ſang friſch und wacker. Seine Kameraden ſtimmten herzhaft mit ein und bildeten ſo einen kräftigen Chor, der möglichſt ausgedehnt ward.

Die letzte Nacht des Jahres iſt entſchwunden. Morgen wird man ſich in Menge verſammeln um den Jahrestag zu begehen; auf denn! wir wollen vor unſere Thüren den herrlichen Tannenbaum errichten. Die Neujahrsfeier der Japaneſen thut ſich — nicht unähnlich unſerer Weihnachtsfeier — dadurch kund, daß ſie ihre Hausthüren mit Tannenzweigen ſchmücken und Tannenbäume vor denſelben aufpflanzen.

In Betreff der Art und Weiſe in welcher beſagter Geſang vorgetragen ward, muß ich offen geſtehen daß derſelbe nichts mit dem wiedehopfähnlichen Geſchrei, welche Eigenſchaft man ihm durchaus hat andichten wollen, und welche auch ich nach allem darüber Geleſenen vorausſetzen mußte, zu ſchaffen hatte.

Von den anweſenden Japaneſen, etwa 40 an der Zahl, hatten eben ſo viele leidliche Stimmen, wie es überall unter gleicher Anzahl Muſikfreunde, deren muſikaliſche Anlage total unausgebildet iſt, der Fall geweſen ſeyn würde. Einige von ihnen hatten, wie ich das ſpäter entdeckte, nicht allein eine äußerſt wohlklingende Stimme, ſondern ihr Geſang gränzte ſelbſt an Geſchmack und Kunſtſinn. Indeſſen ſchien die Veredlung ihrer Vocalmuſik außer dem Bereich ihres kühnſten Phantaſieaufſchwunges zu liegen. Den höchſten muſikaliſchen Genuß gewährte ihnen ein luſtiger derber Chor mit möglichſt vielen Sylben in jeder Strophe und einem Schnagg am Ende. Ich brauche wohl nicht erſt hinzuzufügen daß dieſe Chöre einſtimmig geſungen wurden. Einfache Harmonien indeſſen faßten ſie ſehr leicht auf, und oft trugen ſie ihre Lieder in Duetten, Terzetten oder Sextetten vor, wie es die Gelegenheit eben mit ſich brachte.

Die Sprache der Japaneſen — ſo unſymmetriſch die Schriftzeichen derſelben den Augen der Fremden auch ſcheinen mögen — iſt ſo weich und melodiſch wie irgendeine der mir bekannten Sprachen. Sie iſt durchaus frei von rauhen, mithin von Kehllauten, und wimmelt von Vocalen; keine Sylbe endet auf einen Conſonant. Um die mir mitgetheilten japaneſiſchen Worte richtig auszuſprechen, müßte man ſich in Betreff der Vocale eher der franzöſiſchen als der engliſchen Ausſprache bedienen, beſonders beim „U.“

Gleich der Muſik der meiſten Völkerſchaften, welche in Betreff dieſer Kunſt auf keiner hohen Culturſtufe ſtehen, iſt bei der ihrigen die Molltonart bei weitem die vorherrſchende, mit Ausnahme einiger ſehr anſprechenden Melodien. Jenes

Digitized by G

Probestück wird — wenn auch isolirt dastehend — wenigstens als Beweis dienen daß die Japanesen auch Singweisen ihr nennen, welche, auf Methode basirt, gehörig accentuirt sind, und denen keineswegs Leben und Wohlklang abgeht. Mit Tact und Gefühl vorgetragen, was seines Inhaltes nach wahrlich nicht schwer seyn dürfte, kann es für eine eben so artige Melodie passiren, als diejenigen womit unsere Musikalienhandlungen überschwemmt sind. Jedenfalls genügte es sich einen Begriff von der Musik der Japanesen machen zu können. Nach dem zu urtheilen was ich davon gesehen und gehört habe, sehe ich mich veranlaßt, früheren Gutachten über diesen Punkt das Widerspiel zu halten und — nachdem ich den verschiedentlichsten musikalischen Leistungen der 75 japanesischen Beamten welche die Vereinigten Staaten besuchten, beiwohnte, muß ich gestehen daß sie den Erwartungen zu welchen man hinsichtlich ihres Gesanges berechtigt ist, völlig entsprechen, und daß — um mich kurz zu fassen — man wahrlich nicht erst nach Japan zu reisen braucht — um einer ungleich größeren Ohrenfolter — unter freilich glänzenderer Hülle — als der der so weit und breit verschrienen Musik der Japanesen — ausgesetzt zu seyn.

Die Republik Andorre.

Wir haben die größte Hochachtung vor den geographischen Kenntnissen der Leser dieser Blätter, und doch möchte die Hälfte von ihnen in Verlegenheit kommen, wenn ein unbescheidener Examinator ihnen einmal mit der Frage in die Quere gekommen wäre, wo liegt die Republik Andorre? Vielleicht würden bei diesem Namen die Vermuthungen nach Südamerika geschweift seyn, ob nicht irgend eine obscure Provinz in einem Winkel der Anden nach erfolgtem Pronunciamiento sich zu einer Republik von Andorre erklärt hätte. Aber ebenso wenig wie es einem Franzosen keine Schande macht wenn er nicht weiß wo das Fürstenthum Liechtenstein liegt, brauchen auch die Deutschen nicht zu erröthen, wenn sie nicht wissen daß auf der östlichen Hälfte der Pyrenäen südlich vom Hauptkamm zwischen Spanien und Frankreich die freie Republik Andorre eingeschlossen liegt, zumal der populärste deutsche Atlas durch keine abgesonderte Farbenbegränzung auf der spanischen Karte die Souveränität dieses kleinen Gebietes anerkannt hat. Es besteht Andorre auch nur aus einem Parallel- und aus zwei Querthälern, worin sechs Gemeinden und sechs Kirchspiele nämlich: Andorre, Santa Julia, Massana, Canillo, Encamp und Ordino liegen. Die größte Länge des Thales mißt sechs, die größte Breite vier deutsche Meilen, und auf diesen von unzugänglichen Bergen rings eingeschlossen zehn oder zwölf Quadratmeilen wohnen 8000 Köpfe, von denen aber nicht weniger als 1500 Mann kriegspflichtig sind, so daß kein Staat in der Welt sich rühmen kann eine relativ größere Armee zu besitzen, und zwar eine Armee mit der wunderbaren Eigenschaft daß sie kein Geld kostet. Jene 1500 Mann sind auch mehr als ausreichend die wenigen Pässe welche ins Land führen zu bewachen, besonders da es keine Straße nach und in Andorre gibt, sondern alle Lasten auf Saumpfaden und auf Saumthieren bewegt werden.

Ueber die Geschichte dieses freien Erdenwinkels gibt es nur ein einziges Buch (Historia de la Republica d'Andorra) welches von spanischen Gelehrten nach Angaben der Eingebornen von Andorre verfaßt und 1845 in Barcelona gedruckt worden, aber ein solches Curiosum geblieben ist, daß ein Essayist des Edinburgh Review nur ein einziges Exemplar zu Gesicht bekommen konnte, und zwar bildete dieses die „Bibliothek" des damaligen Staatsoberhauptes der sechs freien andorrensischen Kirchspiele. Diese Republikaner leben nämlich noch in einem wenn man so sagen darf anteincunablen Zustande, die Erfindung der Buchdruckerkunst hat ihnen noch keine Sorge gemacht, sie drucken und sie kaufen keine Bücher, besitzen aber dafür eine Menge Kleinodien, die köstlichsten Handschriften aus dem 9ten Jahrhundert. Ihre eigenen Freibriefe, zwei an der Zahl, sollen im Jahre 778 von Karl dem Großen ihnen verliehen worden seyn, zum Dank für ihre Unterstützung in dem Feldzug jenes Jahres gegen die spanischen Moren. Ob diese beiden Urkunden noch vorhanden sind, ist ungewiß, aber ganz sicher wird, man weiß nicht wo, von den Andorrensern wie ein Hort ein Freibrief Ludwig des Frommen, Königs von Aquitanien, vom Jahre 801 gehütet. Damals sammelte Ludwig um Toulouse ein Heer gegen den arabischen Häuptling Sadun in Barcelona. Der einzige Paß dorthin führte über Andorra, und eingedenk der Kriegshülfe die er bei ihnen gefunden haben mag, erneuerte der fromme König ihnen die Freiheiten seines Vaters Karl. In der Urkunde von 801 werden sie ausdrücklich als Respublica Handorrensis anerkannt und das Asylrecht ihres Gebietes für Flüchtlinge bestätigt, welches letztere sie auch ausgeübt haben, bis sie nach Schluß der carlistischen Kriege in einem Vertrag mit Königin Isabel von Spanien ausdrücklich darauf verzichteten. Die Urkunde von 801 fügte jedoch hinzu daß die Zehentrechte des Bisthums Urgel nicht geschmälert werden dürften, doch sollte es, wenn sie wollten, den Andorrensern freistehen sich nach einem Schutzherrn umzusehen, welchen Wink sie befolgten und die benachbarten Grafen von Foix als Suzeräne erwählten. Karl der Kahle, die Entschlüsse seiner Vorfahren mißachtend, verschenkte trotzdem die Hoheitsrechte über die Republik an die Bischöfe von Urgel, und wurde dadurch zum Anstifter eines 400jährigen „Krieges" zwischen den souveränen Andorrensern und ihren Schutzherren den Grafen von Foix einer- und den Bischöfen von Urgel andererseits, bis endlich 1278 der Streit damit geschlichtet wurde daß die Grafen und die Bischöfe gleichzeitig Titularsuzeräne von Andorre bleiben sollten. Das Erbe der Grafen von Foix gieng mit der Zeit auf die Bourbonen über, und wäre mit diesen erloschen, wenn nicht ein Syndicus von Andorre als Botschafter zum Kaiser Napoleon I geschickt, und von der Hofluft in Fontainebleau so berauscht worden wäre, daß er eine, von den seinigen später genehmigte Anerkennung der factischen Gewalthaber Frankreichs als Schutzherren Andorre's

Digitized by Google

unterzeichnet hätte, weßhalb auch heutigen Tages neben den Bischöfen von Urgel Napoleon III den Schutzherrntitel von Andorre führt.

Die Regierung dieses Bauernstaates besteht aus einer Aristokratie welche durch ihre Deputirten die gesetzgebende Gewalt ausübt. Jedes der sechs Kirchspiele hat seinen eigenen Rath, der aus denjenigen Grundbesitzern besteht die das Recht der Gesetzgebung ererbt haben. Diese Oligarchen wählen je zwei Consuln als vollziehende Behörde auf ein Jahr, und diese Consuln sowie ihre jedesmaligen Vorgänger, also zusammen 24 Magnaten bilden den großen Rath der Republik, welcher wieder zwei Syndici als oberste Magistrate wählt. Thatsächlich aber ist der erste Syndicus das Oberhaupt der Republik. Sämmtliche Beamte dienen ohne Sold, und ihrer Treue wird der Talisman der Republik, nämlich jene ältesten Verbriefungen der Karolinger anvertraut, von denen man Abschriften auf französisches wie auf spanisches Ansuchen stets verweigert hat. Nur zwei oder drei Franzosen und Spanier sowie ein Engländer haben einen Blick auf diese Schätze werfen dürfen. Die Magnaten dieser kleinen Republik sind einfache Bauern, die sich vom Ertrag ihrer Heerden, oder ihres Fruchtlandes oder ihrer Eisenhütten ernähren. Der Verkehr mit der Außenwelt ist sehr gering, und höchstens verirrt sich ein britischer, nach Bärenjagden lüsterner Nimrod in dieses Thal von frommen Hirten. Ein Tourist dieser Art lernte den gegenwärtigen Syndicus des Freistaates Namens Don Gil Areny kennen, bei dem er jedoch trotz aller sonstigen Unwissenheit viel Selbstbewußtseyn, persönliche Würde und eine gewisse weltmännische Sicherheit im Umgang fand. Die Sprache des Landes ist von dem Catalanischen dialektisch verschieden, und die hohe Gabe catalanisch oder gar castilianisch zu lesen, scheint nur auf die 24 politischen Vertreter des Freistaates beschränkt zu seyn. Knaben die für den geistlichen Beruf erzogen werden sollen, erhalten jedoch auch lateinischen Unterricht, ein Laie aber der es so weit brächte lateinische Urkunden zu lesen und mit den französischen und spanischen Gränzbeamten correspondiren zu können, hat den gerechtesten Anspruch auf die höchste Staatswürde. Fünfmal im Jahr nach der Feier großer Kirchenfeste in dem Dorfe Andorre, welches aus Höflichkeit die Hauptstadt genannt wird, tritt das Parlament zusammen. Obgleich aber die wackern Leute aufrichtige Katholiken sind, so dauern die Feindseligkeiten zwischen dem großen Rath und den Prälaten von Urgel noch immer fort, denn der Argwohn der Bauern gegen Uebergriffe des Krummstabes ist selbst seit dem Frieden von 1278 noch nicht beruhigt worden. Während in den Behausungen die größte Einfachheit herrscht, so daß selbst bei den Magnaten für Küche und Speisesaal derselbe Raum dienen muß und im „Salon" Früchte getrocknet werden, findet man dagegen eine gewisse Würde und Pracht in den Kirchen, und namentlich setzt die von Canillo durch Geräumigkeit, Styl und Verzierungen einigermaßen in Verwunderung. Der große Rath ist nur eine gesetzgebende Behörde und 2—300 kurzgefaßte Gesetze bilden das Corpus juris Andorrensis. Zur Vollstreckung dieser Gesetze läßt man aus den französischen und spanischen Gränzlandschaften gelehrte Juristen kommen die vom Syndicus als Richter eingesetzt werden. In peinlichen Fällen wird mit einer Art kriegsgerichtlicher Schärfe und Geschwindigkeit verfahren. Eigenthümlich ihren bürgerlichen Rechtsverhältnissen ist dagegen das starre Festhalten an dem Erstgeburtsrechte, wovon man weder in Frankreich noch in Spanien jetzt noch etwas wissen will. Natürlich beruht aber auf der Untheilbarkeit des Erbes die oligarchische Verfassung des Freistaates und sein tausendjähriges, wir möchten fast sagen, sein fossiles Alter.

In den Thalsohlen werden Halmfrüchte gebaut, und kein Land in Europa nördlich von den Pyrenäen kann sich an Fruchtbarkeit des Bodens mit Andorre messen. Die Abhänge der Berge und die höher liegenden Fluren dienen als Weiden, und namentlich ist die Schafzucht in höchstem Flor, sowohl was die Güte des Fleisches als die Feinheit der Wolle betrifft. Um das Land völlig unabhängig zu machen, gibt es auch reiche Eisenerze und stattliche Waldungen um sie auszubringen. Nur an Verkehrsmitteln fehlt es gänzlich, so daß selbst Heu und Korn nicht anders eingebracht werden können als in Körben auf den Rücken von Pferden. Nirgends in der ganzen Republik gibt es ein auf Rädern sich bewegendes Transportwerkzeug. Da die spanische wie die französische Regierung dem Thale den Außenhandel durch hohe Zölle zu verkümmern trachten, so sind die Andorrenser auf die Cultur des Schmuggels angewiesen, der freilich wenig Gefahr bietet für die Söhne eines unwegsamen Gebirges, deren Hauptvergnügen in der Jagd auf Bären, Wölfe und Gemsen in den höchsten Theilen der Pyrenäen besteht. An Feiertagen dagegen vereinigt beide Geschlechter der Tanz, den sie noch leidenschaftlicher lieben als ihre Nachbarn. Der Haupttanz, Val d'Andorre geheißen, soll noch aus den Zeiten Karls des Großen stammen, und täppisch genug ist er für eine solche graue Vergangenheit.

Ein neuer Schmetterling.

Hr. Andrew Murray hat der Royal Physical Society eine schöne Photographie von der Unterseite eines Schmetterlings vorgelegt, die in jeder Beziehung genau einem abgestorbenen Blatte gleicht. Er hatte ihn von Dr. William Traill erhalten, der gegenwärtig in Russelcondah in der Präsidentschaft Madras stationirt ist. In dem Begleitbriefe schreibt Dr. Traill: Ich wünschte daß ich Ihnen ein merkwürdiges Insect übersendet hätte, das mir als ein Laub-Insect gebracht wurde. In Singapur und den Meerengen, wo man eine Menge dieser eigenthümlichen Formen findet, sind diese Geschöpfe sämmtlich den Orthopteren oder den Gattungen Mantis, Empusa, Phasmodea ꝛc. verwandt. Ich bin ziemlich an ihre verschiedenen Formen gewöhnt, allein bei dieser Gelegenheit ward ich vollständig getäuscht, indem ich das Thierchen, bis es sich bewegte, für ein abgestorbenes Blatt hielt. Zu meinem Erstaunen fand ich daß es ein Schmetterling war. Wenn es ruhte, befanden sich seine vorderen Flügel (die leicht sichel-

förmig sind) vorn an seinen Kopf angelegt, so daß eine Centrallinie auf ihnen genau mit einer ähnlichen Centrallinie auf den hintern Flügeln zusammentraf, und so die Mittelrippe eines Blattes vorstellte. Die vier so geordneten Flügel zeigten die vollkommenste Aehnlichkeit mit einem herbstlichen Blatte, und selbst das Geäder ist mit wundervoller Aehnlichkeit abgebildet, besonders wenn das Thier zwei oder drei Fuß vom Auge des Beschauers entfernt gehalten wird. Eine unbarmherzige Ratte trug das Insect eines Nachts hinweg, sogar mit der Nadel an die es angespießt war; allein ich hatte wenige Tage zuvor eine von demselben gemachte Photographie bekommen, die ich Ihnen nun sende. Sie gibt indeß keine ganz genaue Anschauung von dem Original. Die obere Seite der Flügel war aufs glänzendste gefärbt, ich erinnere mich aber nicht mehr recht welche Farben es waren." Natürlicherweise sieht man diese glänzenden Farben nur wenn das Insect in Bewegung ist; wenn es ruht und mehr der Gefahr ausgesetzt ist, verbirgt sie der faltige Rücken der Flügel, und und zeigt nur diese außerordentliche Aehnlichkeit mit einem abgestorbenen Blatte. Die Aehnlichkeit ist auch im Kleinsten so groß wie die welche das eigentliche Blattinsect (Phyllium) zeigt, nur daß es die eines abgestorbenen anstatt eines grünen Blattes ist. Das Insect scheint noch nicht beschrieben zu seyn, und ohne Zweifel wird es, weil es die Fähigkeit besitzt sich verborgen zu halten, nur selten gefangen. Die meisten Schmetterlinge haben Linien auf den vordern und hintern Flügeln, oft beide oben und unten, die zusammenhängend werden wenn man sie in Nebeneinanderstellung bringt; auch gibt es verschiedene exotische Species welche eine Linie haben ähnlich der Mittelrippe eines auf den untern Seiten der Flügel abgebildeten Blattes; allein keiner von den bisher beschriebenen nähert sich dem hier besprochenen in seiner genauen Aehnlichkeit mit einem Blatte, sowohl was die Gestalt, als das Geäder und die Schattirung betrifft. Es ist unmöglich, nach einer bloßen Photographie seiner Unterseite, die Gattung zu bestimmen der es angehört; seinen sichelförmigen vordern und seinen einfach geschweiften hintern Flügeln nach gehört er aber wahrscheinlich zu derselben Gruppe der Nymphaliden wie Amathusia und Zeuxidia. (Yearbook of Facts.)

Zur Statistik von Frankreich.

Bei Justus Perthes ist ein kleines Werk von Dr. M. Block über die „Bevölkerung des französischen Kaiserreiches" erschienen, dessen hauptsächlicher Werth in 12 Karten besteht, auf welchen nach Departementen durch Farbentöne dem Auge das gesammte statistische Material durch ein geographisches Bild dargestellt wird. Frankreich befindet sich bekanntlich in folgender Entwicklung. In der Zeit von 1851—56 hat seine Bevölkerung in 54 Departements ab-, in 32 zugenommen. Dieß rührt daher daß die rein ackerbautreibenden Gegenden verlassen werden und auf ihre Kosten eine Vergrößerung der Städte stattfindet, oder mit andern Worten die Bevölkerung vom flachen Lande nach den Mittelpunkten der Gewerbe sich bewegt. Die Gesammtbevölkerung selbst nahm in jener Zeit absolut noch zu, aber nur um durchschnittlich 256,000 Köpfe im Jahr. Die Zahl der Geburten ist indessen relativ (in Bezug zur Gesammtbevölkerung) in Abnahme, absolut aber wenn nicht in Abnahme begriffen, doch stationär geblieben. Von 1821 bis 1835 betrug der Durchschnitt der jährlichen Geburten 975,000 Köpfe. Sie erreichten ihre größte mittlere Höhe in diesem Jahrhundert in der Zeit von 1841—45 — nämlich 980,478 Köpfe, während von 1851—55 die Durchschnittszahl auf 940,995, und in den Zeiten von 1856—58 auf 954,000 lautet! Die Geburten bleiben also stationär oder nehmen ab, während die Zahl der Ehen wächst, nämlich von 241,347 als Mittel der Jahre 1821—25 bis auf 297,000 im Mittel von 1856—1858. Daraus ergibt sich von selbst daß die Fruchtbarkeit der Ehen sich verringern muß, und in der That hat im Laufe dieses Jahrhunderts die Zahl der Kinder zur Zahl der Ehen von 4 auf $3.^{11}$ Köpfe sich vermindert, sie beträgt sogar in 11 Departements weniger als $2.^{46}$, in einem sogar nur $2.^{03}$! Wenn die Geburten abnehmen oder stationär bleiben und die Bevölkerung dennoch wächst, so muß natürlich sich das Lebensalter verlängern, was sich auch durch die verminderten Procente der Sterblichkeit bestätigt. Interessant ist es daß im Jahre 1859 im Ganzen 305,943 junge Leute militärpflichtig wurden. Von diesen mußten um das Contingent von 140,000 voll zu machen, 267,333 untersucht werden, von denen 80,320 oder 30 Proc. untüchtig befunden wurden. Nach diesem Maßstab beläuft sich in Frankreich die jährlich zuwachsende kriegstüchtige Jugend im Maximum auf 210,000 Köpfe. Es gibt im Ganzen nur $1\frac{1}{3}$ Mill. Protestanten in Frankreich, und höchst interessant ist das Kärtchen zur Illustration ihrer örtlichen Verbreitung. Mehr als 100,000 finden sich beisammen nur im Seinedepartement (Paris), in den beiden Departementen des Elsasses und im Garddepartement (Nimes). Ueberhaupt leben Protestanten nur in den ehemals deutschen Landen, dann in den belgischen Gränzdepartements und zu beiden Seiten der Seinemündung, ferner treten sie wieder zwischen Loire und Garonne ziemlich compact auf und erstrecken sich im Flußgebiet der Garonne aufwärts, bis sie zusammenstoßen mit den protestantischen Südfranzosen, an beiden Ufern der Rhone von Lyon bis fast zur Mündung dieses Flusses. Der Kern von Frankreich, der ganze Nordwesten, die Pyrenäen und die Alpendepartements sind gänzlich frei von Protestanten, d. h. ihre Zahl beträgt dort überall noch nicht 6000 in Einem Departement. Der allgemeine Unterricht hat sich wesentlich gehoben, denn es konnten

1827	unter 1000 lesen	420,
1836	„	540,
1846	„	604,
1859	„	670.

Uebrigens ist das Zahlenverhältniß örtlich sehr verschieden. Es gab z. B. in Doubs nur 3 Proc., dagegen in den Departements Haute Vienne, Allier, Corrèze 66—67 Proc. analphabete Personen! Die Karte für diese Verhältnisse ist außer-

Digitized by Google

ordentlich lehrreich und für das deutsche Element schmeichelhaft, denn es zeigt sich daß das Elsaß, Lothringen und Burgund eine geschlossene Masse mit weniger als 10 Proc. Unwissender bildet. Auf der nächsten Höhenstufe stehen dann im Norden: die Picardie, die Normandie, Isle de France und Orleannais; im Westen Guienne und im Süden Languedoc und Dauphiné. Die größte Unwissenheit findet sich im Kern des Landes und im Nordwesten. Vergleicht man die Karte über die nach dem Steuererträgniß bemessene Wohlhabenheit Frankreichs mit der Unterrichtskarte, so findet sich eine große Uebereinstimmung beider, es bleibt daher jedem überlassen zu schließen, entweder ob gewisse Landestheile reicher sind, weil der Unterricht allgemeiner, oder dieser allgemeiner, weil die Departements reicher sind.

Von den Färöern.

Die Grinde-Walfisch- und die Seehundsjagd.

(Nach Holm's Skildringr og Sagn fra Faröerne.)

Die unter dem 61—62° nördl. Breite und 10—12° westlicher Länge gelegene Inselgruppe der Färöer, ist, obschon zu Europa gehörig, und von einem noch ganz unvermischten Germanenstamm oder vielmehr Skandinavenstamm bewohnt, doch nur sehr wenig bekannt. Es hat dieß seinen Grund in der bisherigen Absperrung welche das dänische Handelsmonopol bis zum Jahre 1856 auf jene Felseneilande und ihre armen Bewohner ausübte. So ist es denn auch nicht zu verwundern daß bisher nur wenige Touristen einige dürftige Notizen über jene wunderbaren Inseln veröffentlichten, doch hat in allerneuester Zeit ein patriotischer Eingeborner selbst ein ziemlich vollständiges Bild seiner bisher so wenig bekannten Heimath veröffentlicht, und seinem Werk haben wir in freier Uebersetzung die nachfolgenden Darstellungen entnommen, deren Neuheit und Eigenthümlichkeit vielleicht auch unsere Leser zu fesseln im Stande seyn wird.

Oestlich von Nölsoyj haben einige Boote, die auf dem Wasser waren um zu fischen, eine Heerde Walfische entdeckt und das für solche Fälle übliche Signal gegeben, d. h. die Mannschaften haben jedes nur entbehrliche Kleidungsstück in den Masten aufgehängt. Die Augen der Färinger sind scharf wie die der Falken, man hat daher bald auf Nölsoyj das Signal bemerkt, und ein jeder thut das seinige es fortzupflanzen; sofort ist ein Scheiterhaufen auf einem hochgelegenen Punkt des Strandes der Bucht angezündet, und bald wirbeln auch Rauchsäulen vom Argir und vom Nes empor, überallhin wird das Feuersignal fortgepflanzt und jetzt hat es auch Thorshavn erreicht. Nun beginnt ein toller Tumult; „Grindabod! Grindabod!" schreien Männer und Frauen daß einem die Ohren gellen; Grindabod! schreien die Kinder daß es von der Schanze wiederhallt; Grindabod! lallen die Schooßkindchen und kriechen aus den Betten, krabbeln im Hemdchen bis an die Thür und stimmen so gut sie können in den allgemeinen Jubel mit ein. Die draußen aufgeführte Scene hat für einen uneingeweihten Zuschauer etwas wahrhaft infernalisches, ein Hexensabbath auf dem Blocksberg kann nicht toller seyn. Halbangekleidete Männer stürzen im wahnsinnigsten Lauf nach dem Strand; sie haben ihr Zeug, ihre Schuhe zusammengeschnürt auf der Schulter, ihre nackten Füße fühlen die scharfen Steine nicht, dort hat einer seine Kappe verloren und sein langes Haar flattert wild im Wind. Hier jagt einer dahin der die Nacht auf dem Wasser war, er hat seit 12 Stunden nicht Speise noch Trank gekostet, seine Frau stürzt hinter ihm her, ein fettes Stück Valgara [1] und einen frischen Dryl sehr ausdrucksvoll in die Höhe haltend — der Mann sieht es nicht; fort nach dem Strand stürzen alle als ob sie für ihr Leben rennen; wer nicht fest auf den Füßen ist wird umgerannt, keinem fällt es ein sich zu entschuldigen, keiner klagt; der Gefallene rafft sich auf und rennt weiter. Wer sich gestern noch über das Phlegma der steifen, langsamen Färinger gewundert, kann heute sein ungünstiges Urtheil über diese Leutchen berichtigen; in solcher Aufregung muß man diese Normannen sehen, dann kann man sich eher vorstellen daß sie die Nachkommen der gefürchteten Vikinger, der rasenden Berserker sind. Dazu das Gewimmel auf jedem Felsenabhang, in der Stadt und auf den Feldern. Wer sonst hier umherstreift, ist versucht zu glauben das Land sey vollkommen unbewohnt, so todt, so still ist es; und heute scheint es als ob die Erde Menschen hervorspeit, als ob die Steine lebendig geworden sind. Und nun gar erst am Strande! hier ist der Aufenthalt jetzt wirklich lebensgefährlich; Hunderte von Händen stoßen, zerren, schieben die Boote ins Wasser, Harpunen und andere Mordwerkzeuge werden in dieselben geworfen, die Männer springen hinein — es glückt uns auch einen Platz zu erhalten, gestoßen und geschunden freilich, doch wer könnte in diesem Augenblick auf solche Kleinigkeiten Acht geben — vom Lande hageln Steine in das Fahrzeug als wollte man es versenken, das ist aber durchaus nicht bös gemeint, obwohl es für die Schienbeine und Füße von manch einem sein unangenehmes hat — die Steine sind nämlich bei der bevorstehenden Jagd ein unentbehrliches Werkzeug; endlich stoßen die Boote ab, die Ruder senken und heben sich im Tacte, immer schneller, immer wilder geht die Fahrt, wie ein Pfeil fliegen wir dahin, die Meereswogen brechen sich am Vordersteven wie die Brandung im Sturm, siedend zischen sie am Bug vorbei, das Boot ächzt vom Wasserdruck, jede Planke zittert, die Ruder biegen sich wie schwanke Gerten, die Männer keuchen vor Anstrengung, dicker Schweiß perlt von der Stirn und der nackten Brust, keiner nimmt sich die Zeit ihn abzutrocknen, keiner blickt um sich, „Rogvid, Rogvid!" schallt es von einem Boot zum andern, und sie peitschen sich über das brausende Meer hin als wollten sie ein

[1] Valgara ist ein fettes Brust- und Rippenstückchen vom Schaf; Dryl ist ein längliches, 1—2 Zoll dickes Gerstenbrödchen, welches in der heißen Asche und Gluth gebacken wird.

Digitized by Google

Dampfschiff einholen! Jetzt ruft ein Mann am Steuer: „Grinda-hvalur!“ und Grinda-hvalur schallt es jubelnd wieder.

Nun ein kurzer Augenblick des Aufblickens, des Athemschöpfens. Ja, da sind sie, die Grinde-Walfische. Wie eine Heerde Schafe schwimmen sie spielend durcheinander in dem klaren Wasser; bald stecken sie den dicken Kopf hervor und spritzen ihren Athem mit Wasser und Schleim gemischt hoch in die Luft daß es pfeift und saust; jetzt zeigen sie ihren schwarzen glänzenden Rücken, nun tauchen sie unter und peitschen dabei mit ihrem Schwanz das Meer daß es wild aufspritzt und schäumt. Jetzt heißt es aufpassen daß die Boote diesen in ihren Scherzen keineswegs artigen Riesen nicht zu nahe kommen, in weitem Bogen umrudern sie daher die Heerde; es sind etwa 20 Fahrzeuge; nun bilden sie einen weiten Halbkreis um die Walfische und geben Acht nach welcher Richtung hin sich die Thiere heute am besten landwärts treiben lassen; gewöhnlich ist es am leichtesten sie nordwestlich in den Sund (i 'sundinum) zwischen Streymoyj und Eysteroyj hineinzutreiben, und in dieser Richtung rudern auch heute die Boote, indem der Halbkreis immer enger wird. Die Heerde geht recht willig vorwärts, nur ab und zu scheint es einem oder dem andern Walfisch daß die Sache nicht mit rechten Dingen zugeht, und er will umkehren, oder er hat einen leckern, fetten Dintenfisch entdeckt und will untertauchen um ihn zu holen — doch so etwas darf nicht geduldet werden, das könnte den ganzen Spaß verderben, deßhalb stoßen die Fischer ein entsetzliches Ramageschrei aus, und wir schreien mit, bloß um unsere Ohren zu schonen — doch damit nicht genug, auch ein Steinhagel wird auf die armen Thiere herniedergesandt oder Wurfsteine werden nach ihnen geschleudert (das sind an langen Leinen festgebundene Steine, die man also durch den Wurf nicht verliert), und die einfältigen Seeriesen lassen sich dadurch wirklich zurückschrecken und bleiben hübsch in Reih und Glied. Also haben wir unsre Beulen von vorhin wenigstens nicht umsonst bekommen.

Mehrere Stunden hat nun schon das Treiben gedauert, und nahe an vier Meilen sind dabei durchrudert, endlich hat man die Heerde vor Hvalvik (spr. Kwalwnik). Die Bucht bei diesem Ort ist nämlich der geeignetste Punkt zur Erlegung der Walfische; das Ufer ist hier ganz flach, der Strand ein breiter, sich ganz allmählich senkender Sandstreifen; letzteres ist das wichtigste Erforderniß zu einer glücklichen Erlegung der Thiere.

Am Strand steht eine Unzahl Leute jedes Alters und Geschlechts, theils um beim Fang zu helfen, theils um dem interessanten Schauspiel zuzuschauen. Nun ist die Stunde der Entscheidung gekommen. Einige Boote lösen sich aus dem Halbkreis und rudern zwischen die Walfische hinein, die Harpunire suchen sich ihr Ziel und schleudern ihre Harpunen auf diejenigen Thiere welche die beste Richtung haben, d. h. mit dem Kopf nach dem Lande zugekehrt sind. Die verwundeten Walfische stürzen sofort in rasend schneller Fahrt vorwärts, gerade auf den Sand los, dabei setzen sie das Meer in heftige Bewegung, und schieben das Wasser mit solcher Gewalt vor sich her, daß es förmlich den Strand überschwemmt, sobald es indessen zurückgeflossen ist, sieht man die gewaltigen Thiere auf dem Sand festsitzen. Jetzt eilen die Leute vom Lande mit langen scharfen Messern bewaffnet auf sie zu, und suchen sich ihnen von der Seite zu nähern, wobei sie oft bis unter die Arme im Wasser waten müssen; sind sie aber an die Walfische herangekommen, dann geben sie demselben ein Paar so tiefe Schnitte ins Genick, daß das Rückenmark durchschnitten wird, wodurch der Tod des Thieres schnell erfolgt.

War der Anfang der Jagd schon ein sehr toller, so war er doch nicht so schlimm als deren Schluß; dieser ist im Grunde genommen nichts als eine scheußliche Metzelei, nach deren Anblick sich so leicht kein bloßer Zuschauer, hat er denselben einmal gehabt, wieder zurücksehnt. Die verwundeten Walfische peitschen mit dem Schwanz das Meer, und treiben sich dadurch nur um so fester auf den Sand, aus ihren Nasenlöchern senden sie Springbrunnen von Blut hoch in die Luft, das klare Wasser färbt sich purpurroth, und die Menschen, welche in so mordlustiger Aufregung dazwischen umherplätschern, jedem Thiere so begierig den Garaus machen oder die getödteten mit Stricken und Haken aufs Trockene ziehen, könnte man für alles andere, nur nicht für die sanftmüthigen, herzensguten Färinger halten, die bei ihres Nebenmenschen Unglück Thränen vergießen und einander so zärtlich mit Kuß und Händedruck zu begrüßen pflegen; heute sind sie wie Irokesen auf der Kriegsfährte anzuschauen, so wild und so blutbesudelt, dabei triefst das Wasser aus all ihrer Kleidung. Die Jagd ist übrigens nicht so ganz ungefährlich, und wehe dem Boot oder den Menschen welche in den furchtbaren Bereich des Schwanzes eines noch lebenden Walfisches kommen, ein Schlag desselben reicht hin um alles zu zerschmettern. Man sollte meinen, die unverwundeten Thiere würden alles aufbieten um sich so schnell wie möglich aus der gefährlichen Nähe des Menschen zu entfernen, doch nein, sie drängen sich förmlich an ihre unglücklichen Cameraden heran und theilen auf diese Weise um so schneller deren Schicksal; damit aber ja keiner möglichen Falls auf Fluchtgedanken verfällt, lärmt und schreit die Mannschaft in den Booten aus Leibeskräften, und bietet alles auf sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen.

Endlich ist die Jagd oder vielmehr das Gemetzel vorbei, nicht ein einziger Walfisch entkam, und da liegen sie nun, 160 prächtige große Thiere, auf dem weißen Sande, von dem ihre schwarzglänzende Haut sie scharf abzeichnet. Fürwahr ein prächtiger Fang! Betrachten wir nun in aller Bequemlichkeit diese merkwürdigen Geschöpfe. Sie werden selten über 20 Fuß lang, haben große Aehnlichkeit mit den sogenannten Tummlern, die häufig im kleinen Belt gefangen werden, nur haben sie einen viel größern, fast kugelrunden Kopf, der plötzlich in eine spitze Schnauze ausläuft; der Rachen ist mit mehreren Reihenspitzen, kleinen weißen Zähnen besetzt. Die Augen sind klein, wie bei allen Walfischen, etwa wie Schweinsaugen. Die Farbe des Thieres ist, wie schon gesagt, schwarz und glänzend, nur unter dem Bauch zieht sich ein grauweißer Streifen hin. Seinen Namen, Grinde-Walfisch (Grinda hvalur), verdankt er seiner Eigenthümlichkeit nur in Heerden

Digitized by Google

(färöisch: Grind) angetroffen zu werden; einzeln hat man ihn noch nicht gefunden.

Doch wir haben nicht viel Zeit zu ruhigen Betrachtungen, denn alles drängt nach Vertheilung der Beute, und der Syſſelmand (Kirchſpielvogt) mit ſeinen zwei Gerichtsmännern (Kaldsmänd) hat ſich ſchon eingefunden um den Werth jedes Thieres mit römiſchen Zahlen in deſſen Haut einzuſchneiden, wie die Taxatoren denſelben angeben. Zuerſt wird nun der Zehnte davon genommen, der unter König, Kirche und Prieſter vertheilt wird; dann wird der beſte Walfiſch (der Findewalfiſch) bei Seite gelegt, für das betreffende Boot, von dem aus die Heerde zuerſt bemerkt wurde, den Kopf des Thieres erhält der Mann welcher von der Mannſchaft zuerſt die Entdeckung machte. [1] Dann erhält das Armen- und Schulweſen ſeinen Antheil, nämlich ein Procent, der Reſt kommt dann zur Vertheilung unter die Taxatoren, Austheiler, Bodeneigenthümer der Stelle wo die Heerde ans Land getrieben wurde, und die Bootsmannſchaft welche beim Fange mitwirkte. Nach der Abſchätzung erhält jeder ſeinen Antheil zuerſt in Abfolgeſcheinen, und der Werth iſt nach alter färöiſcher Rechnung in Gulden und Felle feſtgeſetzt, wonach ein Gulden gleich vier Mark, eine Mark gleich 20 Schillingen däniſch (etwa 5 Sgr. preuß.) und ein Fell (Skind) gleich 4 Schillingen däniſch.

Das Toben und Lärmen der wilden Jagd hat aufgehört, am Strande ſind eine Anzahl Männer mit dem Zerſchneiden und Zerhauen der Beute beſchäftigt, und man ſollte glauben, wer ſeine Arbeit und Gefahr überſtanden hat, würde ſich einer Erholung in ſüßer Ruhe überlaſſen; doch mit nichten — aus einem der größeren Holzhäuſer in der Nähe des Strandes erhebt ſich ein hölliſcher Lärm — er rührt von den glücklichen Jägern, hauptſächlich der Bootsmannſchaft her, welche hier ihrer Freude in der tollſten Weiſe die Zügel ſchießen laſſen: das Haus iſt gedrängt voll triefend naſſer Kerle, die aus Leibeskräften tanzen und ſpringen, dazu das Sigurdslied ſingen, oder vielmehr brüllen, daß das Dach zittert. Lange kann kein Unbetheiligter mit einigermaßen empfindlicher Naſe dieſem ſeltſamen Treiben in der Nähe zuſchauen, denn aus dem Haufen ſteigt bald eine ſolche Wolke von Waſſerdampf, menſchlicher Ausdünſtung und Branntweinduft empor, daß der beleidigte Geruchsſinn allein hinreicht einen über Hals und Kopf fortzuſcheuchen, abgeſehen davon daß der Anblick dieſer eigenthümlichen Freudeäußerung nichts erhebendes darbietet. Doch die armen Färinger ſind überglücklich, dieſe ſonſt ſo ruhigen ernſten Menſchen ſind der Freude zu voll, um ſich beruhigen zu können, und überdieß bewerkſtelligen ſie auf dieſe Weiſe das Trocknen ihrer durchnäßten Kleider, welche die meiſten von ihnen nicht wechſeln können, da ſie in dieſem Augenblick zu weit von Hauſe entfernt ſind, um heute noch die Rückreiſe antreten zu können, — von 24ſtündigem Durchnäßtſeyn erkältet ſich auch ſelten ein Färinger, am wenigſten wenn er, wie heute, von dem ſeligen Bewußtſeyn erregt iſt auf ein volles Jahr ſich und die Seinigen gegen Mangel oder gar Noth geſchützt zu wiſſen. Das alles bringt ſo ein glücklicher Jagdzug zuwege, deſſen Folgen wir zum beſſern Verſtändniß der Leſer noch näher beſprechen müſſen.

Ein glücklicher Walfiſchfang iſt, wie geſagt, für dieſe armen Inſeln der größte Segen des Himmels, denn er liefert den Färingern nicht bloß Nahrung, ſondern auch die Mittel um ſich andere Nothwendigkeiten einzutauſchen.

Aus der dicken Lage Speck welche unmittelbar unter der Haut des Walfiſches liegt wird Thran gepreßt, der theils verkauft, theils als Schmalz zur Fettung der Speiſen, oder auch als Lampenöl verwandt wird. Außerdem wird dieſer Speck in dünne Scheiben geſchnitten, etwas gepökelt und dann an der Luft getrocknet; er iſt weiß und klar und wird durch das Trocknen faſt durchſichtig; in dieſer Geſtalt iſt er für die Färinger ein beliebtes Nahrungsmittel. Unter dem Specke liegt das dunkelrothe Fleiſch, welches faſt ausſieht wie ächt grobes Ochſenfleiſch; dieſes wird ebenfalls, theils friſch, theils gedörrt, gegeſſen. Zur Dörrung wird es in Streifen von einigen Zollen Dicke und zwei bis drei Ellen Länge geſchnitten, dann an den Hauswänden entlang an Pflöcken oder in dem Trockenhauſe [1] aufgehängt. Dieſes Fleiſch (tröst) wird vom Trocknen beinahe ſchwarz, und ſo hart und zähe daß es nur von Färingern genoſſen werden kann, ein Fremder würde beim Kauen Kinnbackenkrämpfe bekommen. Ueberhaupt ſind derartige färöiſche Speiſen nur für die Eingebornen zermalmbar und verdaulich. Die Haut und beſonders die Finnen des Walfiſches finden ebenfalls vielerlei Verwendung, letztere liefern hauptſächlich unzerreißbare zähe Riemen. Weggeworfen werden nur die Eingeweide und das nachläſſig entfleiſchte Gerippe, woran die zahlreichen Raben einen köſtlichen Schmaus halten.

Nachdem dieſe Herrlichkeiten einige Zeit an der Luft gehangen oder gelegen haben, ſo iſt es, beſonders an einem warmen Sommertag, geradezu unmöglich auch nur einen Mund voll reiner Bergluft innerhalb des verpeſteten Dunſtkreiſes zum Athemholen zu finden. Fremden iſt daher nach einer glücklichen Walfiſchjagd die Annäherung an die betreffenden färöiſchen Holzhütten nicht anzurathen. Die guten Färinger aber ſchwelgen zu jener Zeit im glückſeligen Genuß des im Ueberfluß vorhandenen „friſchen Grind,“ den die Hausfrauen in rieſenhaften Maſſen kochen und in großen hölzernen Mulden den Männern vorſetzen, welche mit ihren ſcharfen Einſchlagemeſſern ſich emſig darüber hermachen. Die Leutchen halten das friſche Walfiſchfleiſch, beſonders die Niere, nicht bloß für ein geſundes und kräftiges Nahrungsmittel, ſondern auch für einen artigen Leckerbiſſen; für einen Fremden iſt es aber durchaus ungenießbar.

Eine andere, aber minder anſtrengende und noch weniger gefährliche Jagd auf dieſen Inſeln iſt die Seehundsjagd. Man hat hier nicht ſo vielerlei Arten dieſer Thiere wie in

[1] Von einem Grinde-Walfiſch erhält man 3—4 Tonnen Thran, wozu der Kopf allein eine halbe Tonne liefert.

[1] Das Trockenhaus, Hjallur (ſprich Tſchadlur), iſt, wie alle Gebäude auf den Färörn, aus Holz aufgeführt, doch ſo eingerichtet daß die Luft an allen vier Seiten durch die Ritzen zwiſchen den Planken hindurchwehen kann.

Digitized by Google

Grönland, sondern eigentlich nur zwei derselben: den gefleckten Seehund (steja-kópur) und den grauen langschnäuzigen Seehund (látu-kópur), welcher letztere der größere ist. [1]

Der gefleckte Seehund liebt es heerdenweise im Sonnenschein auf steilen Klippen oder Vorsprüngen, auf großen Steinen oder dem flachen Strande zu schlafen um sich zu wärmen; hier muß ihn der Jäger beschleichen — was aber sehr schwer ist, da die Thiere ungemein scheu und wachsam sind — und durch einen Büchsen- oder Flintenschuß erlegen. Da aber beim ersten Schuß sofort die ganze Heerde mit lautem Getöse ins Wasser stürzt und fortschwimmt und taucht, so ist es sehr schwierig noch einen zweiten sichern Schuß hinterher zu feuern, weßhalb diese Art Jagd wenig einbringt und daher auch von den Färingern wenig betrieben wird.

Bedeutend interessanter und einträglicher ist die Jagd auf den langschnäuzigen Seehund, welcher die Eigenthümlichkeit hat seine Jungen in einer der tiefen finstern Höhlen zur Welt zu bringen und aufzuziehen, welche sich an den steilen Uferwänden der Inseln so häufig finden. Eine solche Höhle, in welcher Seehunde wohnen, nennt man ein Latur. Sobald man merkt daß die Jungen groß genug sind, beginnt die Jagd, welche begreiflicherweise nur bei ruhigem Wetter stattfinden kann. Zwei Boote rudern vor ein solches Latur, das eine Boot bleibt als Wache vor demselben während das andere in die Höhle hineinrudert, aber mit ersterem durch ein langes Tau in Verbindung bleibt, welche Vorsichtsmaßregel für den Fall eines Unglücks und für die Wegschaffung der Jagdbeute durchaus nöthig ist.

Die Höhle ist gewölbt wie eine gothische Kirche, und die Wogen brechen sich mit dumpfem Rollen und Brausen an den Seitenwänden desselben; anfangs ist sie so hoch, daß es hell genug ist um darin sehen zu können; nach und nach aber, je tiefer man hinein kommt, wird sie niedriger, und so finster daß man nicht Hand vor Augen sehen kann; das Boot wird aber vorsichtig weiter geschoben, bis man von der zunehmenden Verengerung daran gehindert wird, man sich also nicht mehr weit vom Ende der Höhle, folglich in der Nähe der Seehunde befindet. Für diesen Fall hat man schon sorgfältig bedeckte angezündete Lichter (dicke mit Talg umwickelte Flachsdochte) in Bereitschaft gehalten. Am Ende der Höhle liegen die Seehunde auf dem trockenen, zuvorderst die Männchen (brimil), dann die Weibchen und ganz hinten die Jungen. Sobald das Boot aufstößt, läßt man die Lichter leuchten, und der vorderste Mann springt, mit einer hölzernen Keule (kópagassur) bewaffnet, heraus, nach ihm der zweite mit einem Licht, dann der dritte. Sobald die Seehunde den Lichtschein sehen, suchen sie ins Wasser zu kommen; da aber der enge Ausweg durch die Jäger versperrt ist, richten sie sich, so viel sie können, auf den Hinterpfoten empor und beißen verzweifelt um sich; man muß sich daher sehr vor ihren scharfen Zähnen in Acht nehmen, besonders vor dem vordersten Männchen, welches das Latur vertheidigt und deßhalb látur-verjari genannt wird; doch mit Keulenschlägen über Genick und Schnauze werden die Thiere niedergeschlagen, worauf man ihnen die Kehle durchschneidet. Hat man die Alten überwältigt, dann kommen die Jungen an die Reihe. Diese letzteren liegen während des ganzen Actes ruhig und machen keinerlei Flucht- oder Vertheidigungsversuche. Sind die Thiere alle todt, dann werden sie an das vorerwähnte Tau gebunden, und von dem draußen harrenden Boote herangezogen, worauf die Jäger ihr Boot wieder besteigen und sich hinausschieben, womit die Jagd schließt, deren Ausbeute in einem Latur doch selten mehr als ein Duzend Seehunde beträgt.

[1] Ihr zoologischer Name ist Phoca vitulina und Phoca barbata.

Der neue Komet.

In der Sonntagnacht am 30 Juni um 10 Uhr wurde ein Komet von ungewöhnlichem Glanz zum erstenmal in Paris, London und in Deutschland sichtbar. Sein außerordentlicher Glanz war nicht die Folge besonderer Körpergröße, denn der sogenannte Kern besaß nur einen Durchmesser von 80 deutschen Meilen, sondern er rührte von seiner großen Annäherung an die Erde her, denn als er zuerst erblickt wurde, betrug sein damaliger Abstand von unserm Planeten nur 3¼ Mill. Meilen (65 Mondabstände). Am 6 Juli war er schon wieder 5¾ Mill. Meilen entfernt, und wird, da seine Geschwindigkeit 6 Meilen in der Secunde beträgt, uns bald völlig entrückt seyn. Wäre der prachtvolle Donatische Komet nicht noch in jedermanns Gedächtniß, und der dießjährige Komet zur Zeit seiner größten Erdennähe für viele Theile Europa's durch trübes Wetter nicht verdeckt gewesen, so würde seine Erscheinung einen viel tieferen Eindruck hinterlassen haben. Nach des Astronomen Hind Berechnung hat der neue Komet seine Sonnennähe bereits am 10 Juni 1 Uhr Morgens erreicht gehabt, so daß er erst auf der Rückreise für uns sichtbar wurde. Er befand sich damals in 244° 35′ heliocentrischer Länge und war nur noch 19 Mill. geogr. Meilen von der Sonne entfernt. Um dem Gedächtniß der Leser behülflich zu seyn, fügen wir hinzu daß der mittlere Abstand der Venus von der Sonne 15 Mill. und der irdische 20⅔ Mill. geogr. Meilen beträgt. Der Komet gieng durch die Ebene der Erdbahn in Longit. 279° 1′ am 28 Jun. und zwar in einem Winkel von 85° 58′ Neigung zur Ekliptik. Er hätte also noch etwas härter an uns vorüber kommen können, was jedoch ohne bemerkbare Folgen abgelaufen wäre, da bereits Kometen zwischen dem Jupiter und seinen Monden durchgegangen seyn sollen, ohne sie in ihren Bewegungen zu stören. Der Astronom Hr. Warren de la Rue behauptet in einer Zuschrift an das Athenäum daß als er am 2 Jul. 7 Minuten nach 9 Uhr den Kometen zuerst zu Gesicht bekam, er damals so hell als ein Stern zweiten Ranges, aber dem unbewaffneten Auge so groß wie der am westlichen Horizont leuchtende Jupiter erschienen sey. Um 11 Uhr gewann das Phänomen eine solche Entwicklung daß man den Schweif auf volle 90 (?) Bogengrade weit verfolgen konnte, doch erschien das Licht des Schweifes viel zer-

Digitized by Google

flossener und weniger glänzend als das des Donatischen Kometen. An diesem und dem nächsten Tage versuchte der Astronom Photographien von dem Kometen zu erhalten. Bei einer Exposition von 2 Minuten und das anderemal von 15 Minuten erhielt er wohl die nachbarlichen Fixsterne aber nicht den Kometen auf der Platte. Auch andere Photographen konnten dießmal keine Kometenbilder erhalten, während doch das Donatische Gestirn 1858 in sieben Secunden sich fixiren ließ.

Die Geonoma als Zimmerpflanze.

Unter die Pflanzen, die in unsern Salons, unter unsern Augen, von unsern Händen sich anbauen lassen, muß man in erste Linie die Palmbaum-Gattung stellen, mit allen ihren Unterabtheilungen von Cycadeen, Pendaneen und Cyclantheen. Die Chamödorea, der Chamörops, der Latanbaum, die Geonoma, der Cocos, der Pandanus, der Phönix sind insbesondere die Pflanzen welche man, sowohl wegen der Schönheit ihres Blätterwerks, seiner Mannichfaltigkeit und seines Glanzes, als um ihrer Stärke, ihrer Lebenskraft und der Raschheit ihres Wachsthums willen auswählen muß. Fassen wir den Geonoma ein wenig näher ins Auge, und sehen wir welcher Pflege diese Pflanze in einem Zimmer bedarf. Ich habe in jüngster Zeit bei Hrn. Rougier-Chawière Geonomas von der bewundernswürdigsten Schönheit gesehen. Die Geonoma ist eine in den jungfräulichen Wäldern des tropischen Amerika's einheimische Pflanze, mit weichem, schlankem, abgerundetem, geringeltem Stengel. Von diesem Stengel schießt ganz vorn ein Spitze hervor, viel feiner als die einer Nadel, und sehr lang und dünn. Die Spitze vergrößert sich, und wird dann dicker in dem Maß als sie aus dem Stengel hervortritt. Wenn sie ungefähr 25 Centimeter erreicht hat, spaltet sie sich entzwei, und treibt noch unausgesetzt fort: bei mindestens 45 Centimeter macht sie Stillstand. Das Blatt ist aus dem Stengel hervorgetreten. Dann entrollt es sich langsam, sachte, indem es sich allmählich, Blatt um Blatt, gerade wie ein Fächer, öffnet. Endlich hat es sich ganz aufgethan. Nichts ist schöner als dieses Blatt mit seinem weichen und hellen Grün, seinem festen und soliden Gewebe, das sich auf eine Breite von 25 Centimeter und auf eine Länge von nahezu 50 Centimeter gerade hält, und an seinen beiden Enden in zwei sehr langen und sehr scharfen Spitzen, genau ähnlich den Fühlfäden eines Schmetterlings, abschließt. Das Blatt braucht zwei Monate um anzufangen zu keimen, zu wachsen oder seine Entwicklung zu erlangen und sich vollständig zu öffnen. Ist das Blatt geöffnet, so treibt der Stengel welcher es hält seinerseits, und erhebt sich. Die Blätter aber bleiben mehr als sechs Monate ohne welk zu werden, und die Geonoma treibt, wie alle Palmen, in allen Jahreszeiten, und kümmert sich ebenso wenig um den Frühling wie um den Herbst, um den Winter wie um den Sommer. Man begreift nun die Wichtigkeit welche in kurzer Zeit eine solche Pflanze gewinnen kann, die ohne Unterbrechung wächst. Die Geonemas die ich bei Hrn. Rougier in seinen Gewächshäusern, ich möchte sagen in seinen Salons der Rue de la Roquette gesehen, waren kaum drei Jahre alt, und sind schon mit ihren bewundernswerthen Blättern bedeckt. Ich fragte Hrn. Rougier welcher Art die Pflege sey die man diesen schönen Pflanzen angedeihen lassen müsse. „Sie erfordern," erwiederte er, „sehr wenig Pflege. Nichts ist leichter in einem Zimmer zu ziehen als die Palmbaum-Gattung. Die Geonoma besonders gefällt sich überall, vorausgesetzt daß die Temperatur nie unter 7 Grad sinkt. Sie braucht nur viel Wasser, damit die Erde niemals trocken ist. Sodann muß man alle fünf oder sechs Tage mit einem feuchten Schwamm und einem weichen nassen Pinsel jedes Blatt und jeden Stengel sachte abwaschen. Man muß ferner die Geonoma so nahe als möglich an das Fenster stellen, damit sie Licht hat, obwohl man bei ihr sorgfältig die Berührungen der Sonnenstrahlen, die sie verbrennen würden vermeiden muß." Auf meine verwundernde Frage: wie es komme daß Pflanzen aus tropischen Ländern die Sonnenstrahlen nicht ertragen könnten? gab er mir zur Antwort: „Dieß ist leicht erklärlich. Diese Pflanzen wachsen fast alle in jungfräulichen Wäldern, im Schatten des riesenhaften Blätterwerks der großen Bäume. Sehr selten dringt die Sonne bis zu ihnen. Bei vielen andern tropischen Pflanzen ist es ebenso, die Sonne würde sie tödten. Was das Befeuchten ihrer Blätter und Stiele mit einem Schwamm und einem Pinsel betrifft, so ist diese Sorgfalt unumgänglich. Durch das Reinigen der Blätter, mittelst deren die Pflanzen athmen, nimmt man zuvörderst den Staub weg, welcher ihre Athmungswege verstopfen würde; sodann darf man nicht vergessen daß in tropischen Klimaten ein ungemein reichlicher Thau fällt, und daß in Zimmern das Befeuchten der Blätter ganz ebenso wesentlich ist wie das Benetzen der Erde."

Die Griechen in Indien und der Indolog Dimitrios Galanos.

Schon seit längerer Zeit haben die Griechen, getrieben von dem ihnen eigenthümlichen Handelsgeiste, in gleichem Maße wie nach Westen hin (Italien, Deutschland, Frankreich, England, bis nach Nordamerika), so auch nach Osten, nach Indien, die Wege für ihre Handelsthätigkeit gefunden und sich namentlich auch in Calcutta zahlreich niedergelassen. Es gab dort bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine nicht unbedeutende griechische Handelscolonie, und besonders werden zwei Griechen, Panagiotis und Constantin Pantazis, aus Adrianopel, genannt, die sich von dort nach Indien gewendet hatten und unter ihren Landsleuten

Digitized by Google

eine einflußreiche Stellung einnahmen. Diese beriefen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrere gelehrte Griechen zum Unterrichte für die Kinder der in Calcutta anfässigen Griechen zu sich, die dieselben theils in der griechischen Sprache, theils in den andern Wissenschaften unterweisen sollten. Unter der Zahl dieser Griechen war auch Dimitrios Galanos, und dieser gelehrte Grieche hat sich in Folge seiner während des Aufenthalts in Ostindien erlangten tieferen Kenntniß des Sanskrit nicht nur um die Erziehung der griechischen Jugend in Calcutta verdient gemacht, sondern später selbst einen europäischen Ruf erlangt.

Galanos war im J. 1760 in Athen von frommen und wohlhabenden Eltern geboren. Er zeigte frühzeitig besondere geistige Anlagen und großen wissenschaftlichen Eifer. Schon in seinem zwölften Jahre verstand er die altgriechischen Schriftsteller, und unter den im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts blühenden griechischen Lehranstalten in Janina, Smyrna, Kydonia, Missolonghi, Chios, Patmos und auf dem Berge Athos besuchte er zuerst die gelehrte Schule in Missolonghi, wo er den berühmten Palamas zum Lehrer hatte, und gieng dann nach der Insel Patmos, wo er namentlich auch Theologie studirte. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Konstantinopel, wo ihm ein Oheim, Namens Gregorios, lebt, der Metropolit von Cäsarea und Mitglied der heiligen Synode war und bei welchem er sich längere Zeit aufhielt. Auf den Vorschlag, der ihm hier gemacht ward, sich für die geistliche Laufbahn zu bestimmen, gieng Galanos nicht ein, dagegen nahm er, zugleich in der Absicht, seine Kenntnisse zu vermehren und unabhängig seinen wissenschaftlichen Studien leben zu können, das Anerbieten an als Lehrer griechischer Kinder nach Calcutta zu gehen. Dieß war im Jahr 1786, und während der sechs Jahre welche er in dieser Stellung blieb, lernte und trieb er eifrig die indische, persische und englische Sprache. Hierauf gieng er nach Benares, der heiligen Stadt der Indier, und lebte daselbst gegen 40 Jahre im Umgang mit den gelehrtesten Brahminen und vorzugsweise mit der Uebersetzung der heiligen Bücher des Sanskrit ins Altgriechische beschäftigt. Seine Absicht nach Athen zurückzukehren und in seinem Geburtsland zu sterben, mit der er umgieng und die er auszuführen im Begriff war, als er von einer schweren Krankheit heimgesucht ward, sollte er nicht erreichen; er starb, 72 Jahre alt, in Benares am 3 Mai 1833. Er besaß nicht nur die Liebe seiner Landsleute und Glaubensgenossen, auch den Brahminen war er ein Gegenstand besonderer Achtung. Einer von ihnen, der sein Lehrer und Freund gewesen war, Namens Musi Stelsin, beweinte seinen Tod und widmete ihm in indischer Sprache eine eigene Grabschrift.

In einem eigenhändigen Testamente bestimmte Galanos daß ein Theil seines baaren Vermögens (8400 Silberrubel), sowie seine Bibliothek und die Handschriften der ersten Unterrichtsanstalt in der Stadt Athen zufallen sollten, und sein letzter Wille hat die gebührende Erfüllung gefunden. Sein von edlem Patriotismus und von der Liebe zu den Wissenschaften bestimmtes Vermächtniß ist auf die nachmals (im Jahr 1837) in Athen errichtete Universität übergegangen, und die gedachte Summe ist zu deren Errichtung selbst mitverwendet, auch ist ein Theil seiner handschriftlichen Uebersetzungen aus dem Sanskrit durch den Druck in Athen veröffentlicht worden. Auf diese Weise sind die Schriften des indischen Philosophen Sanakra und des Dichters Zagannatha zum erstenmal den Griechen in ihrer eigenen Sprache, so wie den Gelehrten Europa's bekannt geworden, ein Verdienst das eben so dem Galanos, seiner Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe, als den Herausgebern, den Griechen Joannis Dumas, G. K. Typaldos, dem Vorsteher der Universitätsbibliothek in Athen, und Apostolidis Kosmitos, Bibliothekar an derselben, gebührt, welche theils die Kosten des Drucks bestritten, theils die Herausgabe selbst besorgt haben. Bis zum Jahr 1853 ist von den indischen Uebersetzungen des Galanos folgendes, so viel wir wissen, erschienen:

1) *Πρόδρομος* (1845), der die *Ἠθολογίαι, γνωμολογίαι καὶ ἀλληγορίαι* des Königs Batricharis, ferner die *Ὑποθῆκαι* desselben *περὶ ματαιότητος τῶν τοῦ κοσμου*, sodann *πολιτικὰ, οἰκονομικὰ καὶ ἠθικά* aus verschiedenen Dichtern, des Sanakra *Σύνοψις γνωμικῶν καὶ ἠθικῶν*, endlich des Zagannatha *Ἀλληγορικὰ, παραδειγματικὰ καὶ αἰνιγματικά* enthält;

2) *Βαλαβαράτα*, oder Auszug der *Μαχαβαράτα*, 1847;

3) *Γιτά*, 1848;

4) *Ῥαγγοῦ-Βάνσα* oder *Γενεαλογία τοῦ Ῥαγγοῦ*, Auszug aus der *Ραμαϊάνα*;

5) *Χιτοπαδάσσα* oder *Πάντσα-Τάντρα*, und *Ψιττακοῦ Μυθολογίαι νυκτερινα*ί, 1851;

6) *Δουργᾶ*, 1853.

Miscellen.

Ein chemisches Surrogat für die Färberröthe. Der berühmte englische Agronom Arthur Young sagt irgendwo: in der agricolen Oekonomie Frankreichs und Englands trete ein tiefer Unterschied zu Tage. In Frankreich erzeugt man ein edles und belebendes Getränk, den Wein, auf Hügeln wo im allgemeinen die rauhsten Arten Cerealien die größte Mühe haben würden sehr spärliche Ernten zu zeitigen; im Vereinigten Königreich hingegen muß man der Gerste und dem Hopfen die besten, fruchtbarsten, günstigst gelegenen Ländereien opfern. Daraus geht, dem englischen Schriftsteller zufolge, hervor daß bei gleicher Oberfläche Frankreich, ohne sich Entbehrungen aufzulegen, mehr Cerealien erzeugen kann als England. Unser Wein fordert keine, oder nur geringe, Opfer von uns. Das Bier hungert die Länder aus welche es in großem Maßstab bereiten. Es wird auf Unkosten des Brods verfertigt. Diese Ansicht ist sehr scharfsinnig, und ich bin daran erinnert worden als ich jüngst die Entdeckung eines neuen, dem Alizarin, welches der färbende Urstoff des Krapps

Digitized by Google

iſt, identiſchen chemiſchen Products ankündigen hörte. Da werden, ſagte ich mir, viele des Krapps wegen trefflich verbeſſerte und tief umgegrabene Hektaren Landes im Elſaß und im mittäglichen Frankreich dem Anbau von Nahrungsmitteln wieder gewonnen werden. Hr. Rouſſin verfertigt Alizarin mit Naphthalin, d. h. mit Steinkohlentheer — eine neue Ader dieſer koſtbaren Steinkohlenproducten-Mine. Es wird daher keinen Grund mehr geben um den Krapp zu bauen, eine ſehr ſchätzbare, aber in ihrer Eigenſchaft als induſtrieller Artikel ſehr große Pflege erheiſchende Pflanze. Die Sache muß indeß ihre Richtigkeit haben, denn Hr. Dumas, welcher die neue Entdeckung in der Akademie der Wiſſenſchaften in ſeinen Schutz nahm, hat auf eine Commiſſion angetragen, welche aus den HH. Balard, Chevreul und Dumas beſteht. Ihr Bericht wird in Bälde erfolgen. Die Akademie ſcheint ſich zu beeilen .... ſelten, aber zuweilen wenn ſie Luſt dazu hat.

(La Science pittoresque.)

*

Ueber die Waffen der Chineſen. Dr. Fuzier gibt im Recueil des Mémoires de Médecine militaire folgende nicht unintereſſante Nachweiſungen über die chineſiſchen Waffen und die durch dieſelben verurſachten Wunden. Die Wunden, ſagt Hr. Fuzier, welche die chineſiſchen Feuerwaffen unter uns gemacht haben, ſind nicht ſehr ſchwer geweſen. Die Waffen ſind mangelhaft; einige ſchöne eherne Kanonen, von hübſcher Arbeit, aber ohne Hülfsmittel den Schuß zu regeln, und auf ſchwer zu handhabende Laffetten geſtellt, fanden ſich in den Forts; die meiſten der andern waren aus Gußeiſen, von jedem Kaliber und mehr oder minder roh gearbeitet; einige endlich waren aus Holz angefertigt und mit Leder und Eiſen umwunden. Die Gewehre ſind noch mangelhafter; ſie ſind insgeſammt ebenfalls von ſehr verſchiedenem Kaliber, lauter Luntengewehre, und geben in Folge deſſen keinen zuverläſſigen Schuß. Ich habe am 18 Auguſt fünf Kugeln aus Wunden herausgezogen; faſt alle befanden ſich ganz an der Oberfläche, und waren nicht ſehr weit in die Gewebe eingedrungen; die Stärke des chineſiſchen Pulvers iſt gleichfalls ſehr ſchwankend. Nach den meiſten Kämpfen hatte ich Gelegenheit chineſiſche Verwundete zu verbinden und zu operiren; ſie zeigten ſtets Vertrauen in uns und Muth. Durch chineſiſche Pfeile verurſachte Wunden habe ich keine geſehen. Indeß werden, wie ich glaube, dieſen Geſchoſſen einzelne Verwundungen zugeſchrieben, die jedoch nichts beſonders eigenthümliches zeigen ſollen. Das Eiſen welches die Spitze des Pfeiles bildet iſt an Größe und Geſtalt verſchieden, und nicht vergiftet. Die blanken Waffen ſind ebenſo untergeordneter Art wie die Feuerwaffen. Die meiſten beſitzen keine Schneide und keine Härte, und ſind in Geſtalt und Beſchaffenheit höchſt unregelmäßig.

*

Ein franzöſiſcher Quellenſucher. Jedermann hat von der außerordentlichen Geſchicklichkeit des Abbé Paramelle in der Kunſt die unterirdiſchen Quellen und Waſſerläufe zu entdecken, und von dem vielen Guten gehört das er dadurch, ſagt La Science pittoresque in Frankreich geſtiftet hat. Seit einiger Zeit nun ſpricht man von einem andern Hydroſkopen, dem Abbé Richard, deſſen Entdeckungen durch ihre ſtaunenswerthe Genauigkeit denen Hrn. Paramelle's vergleichbar ſind. Nach mehrjährigen ernſten geologiſchen Studien iſt Abbé Richard durch unmittelbaren Verkehr mit dem Abbé Paramelle vollſtändig in die Wiſſenſchaft der Hydroſkopie eingeweiht worden, und hat, wie man vernimmt, ſo eben ein bis jetzt ſelbſt Hrn. Paramelle unbekanntes Naturgeſetz entdeckt, demzufolge ſeine Angaben als unfehlbar betrachtet werden können. Verſchiedene öffentliche Blätter haben nach der Reihe Thatſachen und Anekdoten über dieſe Entdeckungen erzählt, welche gewiſſermaßen ans Wunderbare gränzen. So z. B. lieſt man im Nouvelliſte von la Rochelle: „Nicht nur zeigt er den Punkt wo man graben muß um die Quelle zu erreichen, ſondern er deutet auch die Tiefe und die Beſchaffenheit des Waſſers an, und zwar mit großer Zuverläſſigkeit und Genauigkeit.“ Daſſelbe Blatt führt mehrere nach den Angaben Abbé Richards gemachte Quellen-Entdeckungen an. Wir erwähnen hievon nur folgende Thatſache: „Der gelehrte Hydroſkop war vor einigen Monaten zu einem Grundbeſitzer gerufen worden, deſſen Wohnung auf einem ſehr hohen Hügel lag. Man war genöthigt das Waſſer für die Bedürfniſſe des Hauſes in einer Entfernung von 800 Metern zu holen. Alle Verſuche ſowie beträchtliche Ausgaben um Waſſer an einem näher gelegenen Punkte zu bekommen, waren fruchtlos geblieben. Hr. Richard kündigte an: daß drei Meter vom Haus entfernt, an einem Punkt welchen er genau bezeichnete, dieſelbe Quelle des Brunnens vorbeifließe an welchem man das Waſſer gewöhnlich holte, daß ſie aber 42 bis 43 Meter tief liege. Man hat ſie, und zwar als eine ſehr reichliche, in der Tiefe von 42 Meter 75 Centimeter gefunden.“

*

Lescarbaults transmercurialer Planet. Man wird ſich erinnern welches Aufſehen voriges Jahr die Nachricht von der Entdeckung eines Planeten zwiſchen Mercur und Sonne durch den Dr. Lescarbault erregt hat. Für die Richtigkeit der Beobachtung verbürgte ſich niemand geringerer als Leverrier, der Entdecker des Neptun und der erſte aller lebenden Aſtronomen. Nach den Berechnungen des Dr. Lescarbault hätte man im vorigen Jahre zweimal Gelegenheit haben müſſen einen Durchgang des Planeten durch die Sonne zu beobachten. Daß dieß nicht der Fall geweſen ſey, erfuhr man bei Gelegenheit der Vertheilung des von Lalande geſtifteten aſtronomiſchen Preiſes, inſofern nämlich die akademiſchen Preisrichter bemerkten, ſie hätten in Bezug auf Lescarbault keinen Antrag zu machen, „da ſeine Beobachtung des Durchganges eines Planeten durch die Sonne am 26 März 1859 durch ſpätere Beobachtungen ſich noch nicht beſtätigt habe.“ Vorläufig bleibt daher die Exiſtenz dieſes Planeten im ungewiſſen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. Augsburg, 28 Juli 1861.

Schmarda's Wanderungen in Westindien und im äquatorialen Amerika.

Der dritte Band von Ludwig Schmarda's „Reise um die Erde" (Braunschweig 1861. Westermann) führt uns zuvörderst nach Jamaica. Die Südküste dieser Antille entzückte ihn durch die Nähe der „blauen Berge," welche ihren Namen mit Recht führen, denn ein schöneres und tieferes Blau, das sich im vollen Glanz der Sonne in sanften Umrissen abhebt, versichert der Reisende nirgends gesehen zu haben. Das weit ausgebreitete Kingston mit seinen niedern Häusern und rothen Ziegeldächern machte dagegen einen prosaischen Eindruck, und das beste an dem Bild waren die Berge im Hintergrund. Jamaica ist der Obstgarten der Tropen und der Obstmarkt in Kingston daher eine örtliche Sehenswürdigkeit. Schmarda zählt uns ein langes Register der Herrlichkeiten auf, welche dort zu genießen sind. Welche die Königin der Früchte sey, darüber herrscht auf Jamaica selbst Geschmackstreit, einige erklären sich für Ananasvarietäten mit dunkler Rinde, andere für die Anona, noch andere für die Sapotaäpfel, welchen letzteren auch von den spanischen Eroberern als sie in Nicaragua zuerst auf diese mispelähnliche Frucht stießen, der Preis zuerkannt wurde. Eine ganz eigenthümliche Frucht ist jedoch die Aguacate (spanisch verstümmelt in Abogado, Advocatenbirne), der lorbeerartigen Persea gratissima. Unter der leicht abzuziehenden Oberhaut dieser Birne liegt ein gelbliches, im reifen Zustand weiches, ölreiches, zerfließendes Fruchtfleisch, welches weder süß, noch sauer, noch gewürzig schmeckt, gesalzen und gepfeffert aber große Aehnlichkeit mit einem Eierkuchen haben soll, und welches, wie ein Gastronom sich gegen Schmarda äußerte, „die Vorsehung ganz besonders für die Feinschmecker erschaffen hat." Aepfel, Birnen und Erdbeeren werden auch gezogen, aber sie sind nicht so schmackhaft als die unsrigen. In Kingston liegen nur kleine Abtheilungen europäischer Truppen, da die größern Garnisonen der Gesundheit wegen in die blauen Berge verlegt worden sind, und der Dienst wird daher von afrikanischen Regimentern versehen. Es sind dieß nicht etwa Antillenneger, sondern ächte Afrikaner, welche auf die amerikanischen Schwarzen als auf Schwächlinge herabsehen, wie sie wiederum von diesen als Barbaren verachtet werden. Die nächste Umgebung Kingstons und überhaupt die niedere Küstenstufe der Insel besteht aus Savannen, die nur nach Regen sich mit frischen Gräsern und bunten Blumen bedecken. Zu solchen Zeiten dürfen sie sich mit dem munteren Teppich unsrer Wiesen im Frühjahr messen, sonst aber bieten sie wegen der Spärlichkeit der Bäume und ihrer dünnen Belaubung, in der obendrein das Grau vorherrscht, einen leblosen Anblick.

Der Reisende wendete seine Schritte auch schleunig den blauen Bergen zu. Die Aussichten bei jeder Straßenwendung wurden nun andere, und gewährten die anziehendsten Bilder, denen es aber an Felswänden und an Wasserstürzen zur rechten Belebung fehlte, und wo man überall nur strotzendes Grün fand. Auf dieser Seite der Berge war Abbey-Green die höchste Kaffeepflanzung (3723 Par. F. abs. H.), im Vergleich zu Ceylon aber fand unser Weltreisender sämmtliche jamaicanische Kaffeeplantagen im Zustand der Verödung und halber Verwilderung, eine Folge davon daß die emancipirten Neger nicht wohlfeiler als um 9 Pence bis 1 Shill. (27—36 kr.) täglich, d. h. acht Stunden lang arbeiten wollen. Uebrigens gibt man die meisten Arbeiten in Accord. Das Urbarmachen eines Acre kostet 40—50 Shill. und die Gesammtsauslagen einer Kaffeepflanzung, die je nach der Höhe der Lage im 3ten oder 6ten Jahre, und dann bis in die 20sten Jahre trägt, berechnet sich dem Acre nach auf 6—7 Pfd. St. Das Pflücken der Beeren, welches das ganze Jahr fortdauert, aber am fleißigsten von März bis Mai geschehen muß, wird mit 1 Shill. der Bushel, das Auflesen des „Bodenkaffees" aber, oder der auf die Erde gefallenen Bohnen mit 3 Shill. bezahlt. Einzelne Bäume tragen wohl 20 Pfd. Bohnen. Dieß sind aber nur die Wunderbäume. Ein Pfund auf den Baum ist vielmehr schon ein sehr hohes Erträgniß, denn im Durchschnitt rechnet man nur von einem Acre oder 1200 Bäumen jährlich 400 Pfd. zu ernten. Die Ernten Abbey-Greens auf 100 Acres brachten in guten Jahren bis zu 1300 Pfd. St. in schlechten nur 400 Pfd. St., während sich die Unterhaltungskosten auf 700 Pfd. St. beliefen. Jamaica ist eine der selteneren Tropengegenden, wo es nicht am lieblichen Vogel-

Digitized by Google

gesang fehlt. In den Bergen namentlich gibt es einen Chor von 17 Drosselarten, 11 Fliegenschneppern und 12 Finken- oder Sperlingsarten. Der höchste Berg der Insel, den Schmarda bestieg, der Hauptpik liegt 7000, der geschwisterliche Westmorelandpik 6970 Par. F. über dem Meer. Man darf dort keine scharfe Alpenform, kein Horn, nicht einmal ein Grat suchen, sondern die Piks sind runde bewachsene Kuppen. Oben sah man in dampfende Thäler, und durch ihre Nebel auf das glänzende Grün des flacheren Landes hinab, welches vom blauen Meer durch den weißen Saum des Dünensandes getrennt wurde, während dahinter kleine Koralleninseln oder Cayos aus der Fluth auftauchten. Bei reinem Wetter soll man auch die Küsten von Hayti und Cuba sehen können, aber dieser Anblick wurde unserm Wanderer nicht gegönnt.

Schmarda stieg nun nach der Nordküste hinab und besuchte die kleinen Hafenplätze Sanct Anne, Rio Bueno, Montego. Hier hatte er bisweilen Gelegenheit auf die Ruinen des alten zuckersiedenden und sklavenhaltenden Jamaica's zu stoßen. Gar lustig gieng es einst auf den schönen Herrensitzen zu. Zehn und zwanzig Sklaven sah man in Livree, in den Ställen standen die Reitpferde zu Duzenden und elegante Wagen in den Remisen. Gastfrei war das Thor des Herrenhauses jedem Standesgenossen geöffnet. Die Nächte wurden durchtanzt, der Champagner floß, das Gold rollte an den Spieltischen nicht bloß der Herren allein, sondern auch ihrer Verwalter und Commis. Von diesem Carneval ist jetzt nichts geblieben als hin und wieder ein still gewordenes Herrenhaus, zu dessen Gemächer der Fremde über die ausgebrochenen Stufen einer Treppenflucht hinaufsteigt. Er tritt dann in einen mit Mahagoni getäfelten Saal, der aber unter seinen Füßen durchzubrechen droht; in goldenen Rahmen hängen erblindete Spiegel; Schimmel überzieht die Familienbilder, und ein Grabes- und Modergeruch erfüllt die verschlossenen Zimmer, deren einzige Lüftung nur durch zerbrochene Fensterscheiben stattgefunden hat, und wo jetzt Ratten und Eidechsen statt der stürmenden Tänzer über das Estrich fegen. Dieser Anblick liest sich wie eine Grabschrift, und um die Todesursache streiten sich zwei gesetzgeberische Maßregeln: die Sklavenbefreiung und der Freihandelstarif. Wenn man aber näher untersucht, ergibt sich daß das was zu Grunde gieng, auch werth gewesen war zu Grunde zu gehen, sonst wäre es, dürfen wir keck hinzusetzen, nicht zu Grunde gegangen. Der scheinbare Wohlstand Jamaica's beruhte nämlich auf dem Zuckerbau, während unter der spanischen Regierung die Insel Viehzucht, Cacao und Indigobau getrieben hatte. Das war ihr natürlicher Beruf, zu welchen zurückzukehren Hr. Schmarda sehr weise den Jamaicanern anräth. Als die Engländer sich der Insel bemächtigten, begann unter dem Schutz hoher Zölle der Zuckerbau mit Sklavenarbeit. Unser sonst so scharfsinniger Autor, der über die Freihandels-„Doctrinäre" so gut zu spotten weiß, und die Aufhebung der britischen Differentialschutzzölle als die Ursache des Verfalls der Insel anklagt, sieht nicht ein daß wenn es niemals einen solchen Schutzzoll gegeben hätte, niemals eine solche Pflanzerherrlichkeit auf Jamaica entstehen, folglich nie eine verfallen konnte. Das Capital aber, welches für Negerankauf und Zuckercultur ausgegeben wurde, hätte dann sich vielleicht bescheideneren aber gewiß dauerhafteren Beschäftigungen zugewendet. So wird der alte Streit sich immer wiederholen. Die Schutzzöllner werden die Freihändler anklagen daß sie ihre kränklichen Schöpfungen mit ihren robusten Maßregeln umgebracht haben, und die Freihändler werden die Schutzzöllner anklagen daß sie überhaupt kränkelnde Gewerbe schufen. Uebrigens trat der Verfall schon zehn Jahre vor der Emancipation und 30 Jahre vor Aufhebung der Zuckerschutzzölle ein. Das Zuckerland wurde im Jahre 1825 so hoch bezahlt daß es kaum 1 Proc. Rente noch abwarf, und Sklaven stiegen bis auf 100 Pfd. St. Gerade als dieser Schwindel sich selbst rächen wollte, kam die Mitbewerbung der anderen Antillen, Brasiliens, der Mascarhenen u. s. w. hinzu, und wurde den geschraubten Verhältnissen Jamaica's verderblich. Hatte der hohe Styl in dem man lebte, das Vermögen der anwesenden Pflanzer zerrüttet, so gieng die Mehrzahl der Plantagenbesitzer, die in England flott verzehrte was ihre Factoren von den Gewinnen der sieben fetten Jahre ihnen hatten zukommen lassen, der Vergantung entgegen. Als die Krisis ausbrach, waren sie zu stolz oder zu träg nach der Insel selbst zu eilen und ihren wankenden Haushalt zu ordnen. Es brach der Bankrott aus, und gewöhnlich war es der ungetreue Verwalter welcher den Herrensitz um ein Spottgeld unter dem Hammer erwarb. Die Entschädigung welche den Pflanzern 1834 für die Sklaven bewilligt wurde, war reichlich wenn man nur auf die Zahl der Sklaven Rücksicht nahm, allein sie war trügerisch, insofern nach der Lossprechung der Neger der ehemals hohe Werth des Landes bis auf Null herab sinken mußte. Uebrigens hat Jamaica keine Ursache den Freihandel besonders anzuklagen, denn ein wahrer Freihandel trat im Gebiete des Zuckers erst im Sommer 1854 ein und damals war Jamaica industriell schon längst ein kalter Mann. Bis zum Jahre 1854 zahlte aber der Sklavenzucker noch 63, der Freibodenzucker dagegen 23 Sch. Zoll. Jamaica hatte also bis dahin nur mit anderm Freibodenzucker zu concurriren gehabt und war schon darüber zu Grunde gegangen, während andere westindische Colonien Barbadoes, Trinidad, Guayana seit der Sklavenemancipation ihre Zuckererzeugung gesteigert haben. Für Jamaica ist daher nichts rathsamer als daß es zu der alten natürlichen und ungezwungenen Erwerbsart wie in der spanischen Zeit zurückkehrt. So etwas läßt sich aber besser anrathen als ausführen, denn die tropischen Landwirthe glauben sich zu erniedrigen, wenn sie vom Zuckerschilf zum Klee herabsteigen. Wo Mangel an Arbeitern herrscht, wird aber stets die Viehzucht vor dem Ackerbau, also noch um vieles mehr vor dem Bau hoher Cultur- und Handelsgewächse einträglicher bleiben. Will man aber den Zucker durchaus nicht verabschieden, so bleibt nur die Werbung von chinesischen oder indischen Culies übrig. Die Ueberfahrt der ersteren über Panama kostet 16 Pfd. Str. Unterwegs und auf den Inseln sterben zwar viele, dieß wird aber auf den Kostenpunkt der Arbeit wenig Einfluß haben, denn man erspart dadurch auch wieder an den Spesen für die Heimfahrt der Culies. Ein Culie kostet also abgesehen von seiner Löhnung 32 Pfd. Sterl. (384 fl.)

Digitized by Google

für die Hin- und die Rückreise. Die Arbeitsverträge aber lauten auf fünf höchstens acht Jahre. Im Frühjahr 1860 sind aus Calcutta zwei Sendungen zusammen von 2300 Culies für Jamaica abgegangen. Dieß kann der schönen, verarmenden Insel möglicherweise wieder aufhelfen, und zwar würden 5—6000 solcher fleißiger Menschen einen mächtigen Umschwung bewirken können, nicht sowohl durch die Arbeit an sich welche sie verrichten würden, sondern noch mehr dadurch daß sie den Arbeitslohn herabdrücken und die freien aber faulen Neger zwingen sich etwas mehr zu rühren. Der beste Beweis wie wohlthätig ein solches Element wirken möchte, liegt in der großen Furcht der Farbigen vor der Concurrenz mit den Culies. Vielleicht aber ist diese Concurrenz gerade dasjenige was allein die leiblichen und geistigen Fortschritte der befreiten Neger zu beschleunigen vermöchte. Vergebens läugnet man die Bildungsfähigkeit der Neger. Der beste Gegenbeweis dafür ist der nicht völlig unberechtigte intellectuelle Dünkel mit dem die amerikanischen Neger auf die frischangekommenen Afrikaner herabsehen. Daß die Bildungsfähigkeit der Neger ihre Gränzen hat, daß sie immer nur die gelehrigen und dressirten Geschöpfe der Weißen bleiben, daß sie immer einer gewissen Bevormundung bedürfen werden, daß sie auch bisher geistig völlig unschöpferisch sich verhalten haben, daß ihre Talente fast nur nachahmender Natur gewesen sind und sie daher die trefflichsten Carricaturen der Europäer liefern, mag als unbestritten gelten, eins aber ist nicht zu läugnen: der Neger hat sich im Umgang mit dem Europäer ganz bedeutend entwickelt, und wenn man das materielle Wohl eines Landes nach der Summe und dem Werthe der Genüsse berechnet, die es seinen Bewohnern gewährt, so kann man auch sagen, wie Schmarda es bestätigt, daß die Wohlfahrt Jamaica's sich seit der Emancipation gehoben hat, wenn auch die ehemaligen Herrenhäuser in Schutt und Unkraut versinken.

Schmarda kam nach Rio Bueno, gerade als die Farbigen ihren Befreiungstag (1 August) festlich begiengen. Die Lustbarkeiten schlossen mit einem öffentlichen Ball, der sich über die Straße herüber schon von fern den Nasen ankündigte, denn trotz aller Pomade und allem kölnischen Wasser oder vielmehr in Gemeinschaft mit diesen riecht der Neger in der Freiheit wie er in der Sklaverei gerochen hat. Sie tanzen übrigens ganz wie civilisirte Menschen, das heißt allen Thermometern zum Trotz Walzer und Polkas, die „Herren" in Sammetwesten, Frack und steifen Halsbinden, die „Damen" in weißen Musselinkleidern oder Seide. Auf dem Ball selbst waltete Anstand und Etikette, und außerhalb desselben hielt sich die Ausgelassenheit und Unanständigkeit zur Ehre der Schwarzen noch nicht ganz auf gleicher Stufe wie auf unsern Kirchweihtagen. Ueberhaupt äußert sich Schmarda ziemlich günstig über die farbigen Elemente, ohne etwa in Sentimentalität zu gerathen. Der Negersklave der Abolitionisterromane ist ein so seltener Vogel, daß wenn einmal ein Schwarzer seinem frühern Herrn rührende Anhänglichkeit beweist, er dadurch zum Gespräch auf der ganzen Insel wird. Am liebsten kopirt der Neger die Weißen in ihren Verkehrtheiten und Lastern. Unter sich sind sie freigebig mit höflichen Titeln, im Fluchen übertreffen sie die Matrosen und im Augenverdrehen die Methodisten. Gegen die Weißen sind sie lächerlich anmaßend geworden, und doch wenn sie sich recht aufrichtig schimpfen wollen nennen sie sich Nigger. Ihre Eigenthumsbegriffe sind noch sehr verworren, was von einer angebornen Auneirungsschwäche herrühren mag. So faul wie man sie schildert sind sie dagegen nicht, im Gegentheil wirkt ihre pfauenartige Putzsucht aneifernd auf ihre Thätigkeit, auch sorgen sie dafür daß die Schulen von ihren Kindern nicht unbesucht gelassen werden. „Ich finde nirgends," setzt Schmarda bedeutungsvoll hinzu, „die Spuren des Zugrundegehens Jamaica's in der Masse seiner Bevölkerung, im Gegentheil einen Schritt auf dem Wege der Civilisation einer bis vor zwanzig Jahren noch rechtslosen und verachteten Classe, die ohne Erziehung und selbst ohne Religionsunterricht aufwuchs." Die Mulatten haben von den Europäern etwas mehr Witz und sehr viel mehr Laster geerbt. Ihnen gehört nach der Ansicht einiger die Zukunft, vorläufig aber schimpft sie der Schwarze „weiße Niggers," und der Weiße „schwarze Kerle." Das achtbarste Element sind die Creolen, sie haben sich in die veränderten Glücksumstände gefügt, hängen am Mutterlande mit britischer Kindesliebe, und behandeln die Farbigen ohne Bitterkeit, ja sie würden vielleicht auch gesellschaftlich mit ihnen verkehren, wenn ihre Frauen nicht den alten Kastenstolz und die alte Kastenabsonderung aufrecht erhielten. Zu ihnen muß man auch eine zahlreiche Judenschaft rechnen, die durch ihre verführerische Dienstfertigkeit, wenn sich andere Leute ruiniren wollen, manches creolische Familienelend auf dem Gewissen haben. Auf Jamaica tritt unter den Farbigen der Aussatz (Lepra oder Elephantiasis græcorum) auf. Die Weißen bleiben gänzlich davon verschont, nur die Juden leiden darunter, und am stärksten die jüdischen Mulatten. So hat sich die Krankheitsdisposition bei der orientalischen Race trotz aller Wanderungen erhalten. Blut ist ein ganz besonderer Saft, sagt Mephistopheles.

Die Nordküste Jamaica's ist von unvergleichlicher Schönheit. Schmarda, mit dem ein klimatisches Fieber herumreiste, brachte daher gern in der Sanct Annabucht den Rest des Tages ruhend am Meer zu. „Es liegt eine unbeschreibliche Anmuth in der See-Uferpalme, dem schlanken Schaft mit seinem matten Weiß und sanften Curven, und den langen, im leisen Windhauch zitternden oder schwingenden Wedeln; die obersten als die jüngsten noch nicht entfalteten schießen fast senkrecht in die Höhe. Der Genesende fühlt die Schönheiten der Natur stärker und tiefer, er kann stundenlang das blaue Meer und den noch blaueren glänzenden Himmel anstieren, dem Spiel der Lichter in dem besonnten Theil der Landschaft folgen oder die schmalen zitternden Schatten und Lichtreflexe unter den Palmen betrachten. Die Nähe des Meeres kühlt die heiße Luft so weit ab, daß man sie mit Vergnügen athmet und sich in ihr auflösen möchte. Es wird einem klar daß in den Tropen der Mensch nicht arbeiten soll und darf, daß er hier zu einem ruhigen beschaulichen Leben bestimmt ist." Kühne Vorgebirge, sanfte Golfe, allenthalben die früher vermißte Fülle rauschender und stürzender Gewässer, sammetgrüne Rasenflächen, dunkelnde Wälder, Singvögel und Schmetter-

Digitized by Google

linge machen die Nordküſte, namentlich im Diſtrict der acht Flüſſe (Ocho Rios) zum Paradies, und rechtfertigen vollkommen die begeiſterten Beſchreibungen welche einſt der Entdecker Don Criſtobal Colon von dieſer neuen Welt und von Jamaica ganz beſonders entworfen hat.

Noch einmal kehrt unſer Reiſender nach dem ſtillen Meer zurück, und zwar um von Panama mit dem Dampfer nach Paita zu gehen, dort die weſtliche Andenkette zu überſchreiten, dann in Ecuador in dem Hochthal zwiſchen den beiden Andeszweigen immer nördlich nach Neu-Granada vorzudringen, und dort wieder über die mittlere Cordillere in das Thal des Magdalenenſtromes zu ſetzen, kurz die große Straße der naturwiſſenſchaftlichen Touriſten in Südamerika zu ziehen. Paita, der nördlichſte peruaniſche Hafenplatz iſt aus Bambusrohr und Lehm aufgebaut, denn es fehlt an plaſtiſcher Erde und an Waſſer zur Anfertigung von Luftziegeln. Bei dieſer frugalen Architektur befinden ſich die Eingebornen ſehr wohl, denn die Erdbeben ſind ſehr häufig, und nach einem ſolchen ziemlich ſtarken, am 6 Dec. 1856 konnte Schmarda gleichwohl an den mit Ochſenriemen verbundenen Rohrwänden nicht einen Riß wahrnehmen. Paita liegt zwiſchen Meer und Wüſte, und das Gemüſe welches auf den Markt gebracht wird iſt das einzige Grüne woran man ſich ſatt ſehen konnte. Wenn Paita dennoch ſehr belebt iſt, ſo verdankt es dieſen Umſtand ſeiner nautiſch wichtigen Lage, ganz beſonders der Einkehr von Walfiſchfängern. Zu den einträglichen Zweigen des Ausfuhrhandels ſind in neueſter Zeit die Panamahüte gekommen, von denen von dort aus etwa 100,000 Stück à 3 Doll. (7½ fl.) verſendet werden. Das ſogenannte Panamaſtroh wird aus den 6—14 Fuß hohen fächerförmigen Wedeln der Jipijapa (Carludovica palmata) gewonnen, die von der Landenge bis nach Peru hin wächst. Die Rippen der Blätter werden entfernt, letztere dann zerſchlitzt, die Streifen getrocknet, gekocht, im Schatten wieder getrocknet, gebleicht und daraus die Hüte von der Mitte nach dem Rande zu in den Morgenſtunden oder bei naſſem Wetter geflochten. Die gröbſten Sorten koſten an Ort und Stelle 2—3 Peſos (5—7½ fl.), die feinſten, welche mehrere Wochen in Anſpruch nehmen, kommen bis auf 200 Piaſter (700 fl.) das Stück zu ſtehen. Unter 7 fl. einen ächten, wenn auch groben Panamahut zu kaufen, dürfte daher in Europa nur in ſeltenen Gelegenheiten möglich werden.

Guayaquil, der nächſte Raſtplatz Schmarda's, an der Küſte Ecuadors gelegen, iſt ebenfalls eine Stadt aus Bambusrohr von 20,000 Köpfen. In Europa hat man die Bewohner dieſes Hafenplatzes wegen ihrer friſchen Hautfarbe geprieſen, und ſie verdienen es in Berückſichtigung ihrer äquatorialen Lage, aber vergebens ſah ſich unſer Autor nach den verheißenen blonden Haaren und blauen Augen um. Letztere ſind ſo ſelten, daß die damit Begünſtigten immer ein Gegenſtand der Verwunderung bleiben. Die Zahl der Frauen übertrifft die der Männer, aber nur in Folge einer größeren Sterblichkeit der letzteren bei Epidemien. In Folge des gelben Fiebers von 1842 ſah man ſehr ſelten Männer von 30—40 Jahren. Obgleich die Mannbarkeit bei dem weiblichen Geſchlechte ſchon im 13ten Jahre eintritt, ſo ſollen doch die Frauen für tropiſche Verhältniſſe ſehr langſam verblühen, was jedoch unſer Autor zum Theil ihrer Neigung zur Fettleibigkeit und ihrer Uebung im Gebrauch der Schminken zuſchreiben will. Die Straßen der Stadt ſind gepflaſtert, und werden ſogar des Nachts beleuchtet. Neben dieſen europäiſchen Bequemlichkeiten muß die aſiatiſche Phyſiognomie der Kirchenarchitektur doppelt auffallen. Denn auch die Kirchen ſind nur aus Bambus und Lehm gebaut, und ihre niedrigen Thürme mit terraſſenförmig übereinander liegenden Gallerien verſehen, die ihnen einen pagodenhaften Anblick geben. Der Verfaſſer benutzte die landesüblichen Boote um das Küſtenflüßchen Naranjal in der Richtung nach Cuenca hinaufzufahren. Im Schlamm und Schleim dieſes Fluſſes gibt es ſo viele Krokodile, daß unſer Reiſender über dieſen beengenden Ueberfluß erſtaunt war, auch dringen die dreiſten Beſtien bis in die Nähe der Wohnungen, und entführen Thiere und Menſchen in ihr trübes Element. Dort paſſen ſie übrigens zur Scenerie des Fluſſes, und ſteigern den finſtern Charakter des Mangeldickichts mit ſeiner heißen und von Fäulniß überladenen Luft bis zur Unheimlichkeit. Vom Dorf Naranjal führt das Bett eines Gießbaches Maulthiere und geübte Kletterer über den Kamm der weſtlichen Cordillere, deren Paßhöhe, die Caja de Quinoa, 12,885 Fuß abſolute Erhebung beſitzt. Von dort ſteigt man herab auf das geologiſch ſo berühmte Hochthal zwiſchen den beiden vulcaniſchen Cordillerenketten Ecuadors. Die nächſte Provinzialhauptſtadt Cuenca liegt 8030 Fuß hoch, und iſt aus Luftziegeln gebaut. Die Häuſer ſelbſt ſind mit Gyps getüncht, beſitzen aber mit Ausnahme einer Branntweinbrennerei keine Schornſteine, ſondern nur Cuslihutkus, ein einheimiſches, das Ding völlig beſchreibendes Wort, denn Cusli heißt Rauch und Hutku Oeffnung. Die Anſprüche an häusliche Bequemlichkeiten ſind ſehr beſcheiden; Tiſche und Schränke gewöhnt man ſich von Jugend auf zu entbehren, Betten — oder, genauer geſprochen, ein Bett, finden ſich nur bei den Reicheren, denn alle übrigen ſchlafen auf dem Boden, in die Ponchos eingewickelt und mit dem Kopf auf einem Sattel. Die Stadt hat eine Alameda (Promenade) am Fluß Paute, es fehlt ihr aber an Bäumen und Schatten. Zwei ſteinerne Brücken führen hinüber nach dem Ejido oder der Indianervorſtadt, welche zu Cuenca gerechnet die Stadtbevölkerung auf 20,000 Köpfe ſteigert. Die Mehrzahl davon ſind Meſtizen mit mehr oder weniger verunreinigtem Blute, denn die unvermiſchten Nachkommen der Spanier ſind nur noch ſpärlich anzutreffen, bilden auch eine Art Adel, und zeichnen ſich, beſonders die Frauen, durch Körperſchönheit und friſche Hautfarbe aus. Cuenca lebt faſt ganz für ſich, und ſelten verirrt ſich ein Eingeborner bis nach Quito oder Guayaquil; wenn aber gar jemand nach Europa reiſt oder einen Sohn zur Erziehung dorthin ſchickt, ſo reicht das ſchon beträchtlich über den Faſſungskreis der wackern Leute hinaus. In den Faſtenzeiten wird ein vorgeſchriebener Cyklus von Erbauungsreden, Meditationen, Gebeten, Faſten, Geißelungen bis aufs Blut eingehalten. Trotz dieſer aſcetiſchen Richtungen herrſchen lockere Sitten, und nicht bloß ein Theil der männlichen Bevölkerung lebt in wilder

Ehe (Emancebarſe), ſondern auch die Halbindianerinnen halten ſich ihre Galane, und beſonders ſind Weiße der Gegenſtand ihres erotiſchen Ehrgeizes. In Cuenca erlebte am 11 Febr. Schmarda ſein zweites Erdbeben, welches eine Kuppel der Jeſuitenkirche und den Thurm der Kirche von San Blas einwarf, unter denen acht Menſchen verſchüttet wurden. Rings um Cuenca wird Viehzucht getrieben. Man züchtet einen großen und ſchönen andaluſiſchen Pferdeſchlag, treffliche aber ziemlich koſtſpielige Maulthiere, endlich Rinder als Zug- und Packthiere, deren Kühe wenige, aber gute Milch liefern. Der Weizen trägt das 45ſte, und in neuem Lande das hundertſte Korn, ein Maiskorn aber ein oder zwei, in neuem Lande drei bis vier Kolben. Die Hauptnahrung liefern die Kartoffeln, die in Breiform genoſſen werden, und das Hauptgetränk iſt die Chicha, ein hefenfarbiges Maisbier, welches Schmarda ſtets verſchmähte ſo oft es reines Waſſer gab. Merkwürdig iſt es daß ſelbſt noch Zuckerrohr gebaut werden kann, aber nur in kleinen Mengen, um es roh zu eſſen oder an Branntweinbrennereien zu verkaufen. Durch die Ausfuhr von Chinarinde iſt einiger Wohlſtand ins Land gekommen, noch immer war aber das Haus von Schmarda's dortigem Gaſtfreunde, weil es einen gedielten, europäiſch möblirten und tapezirten Saal mit einem Piano beſaß, ein Wunder, von dem die Stadt ſich fortwährend unterhielt.

Am 11 März brach Schmarda nach dem Norden auf, und erreichte nach eingebrochener Nacht die Hacienda Incapirca, welcher Name des Ortes Mauer des Inca bedeutet, weil die Incas hier einen Palaſt und einen ihrer Waffenplätze angelegt hatten, von welchem unter andern die Baſis eines großen ovalen Thurmes aus grünem und grauem Porphyr noch ſichtbar iſt. Die Bauſteine waren in Würfeln und Prismen ſo ſauber behauen und geglättet worden, daß kein Mörtel und auch kein Erdpech, wie bei andern Incabauten, zur Zuſammenfügung angewendet zu werden brauchte. Von Incapirca aus gieng der Pfad über ein Pajonal, das heißt über eine rauhe Grasdecke, deren Halme ſelbſt im friſcheſten Zuſtande das Ausſehen von Stroh (Paja) hatten und ihrem Namen Ehre machen. Der Reiſende ſollte jetzt eines der Querjoche, welche die parallelen Cordillerenzüge wie die Sproſſen einer Leiter verbinden, überſteigen. Das Joch ſelbſt heißt der Aſſuai [1] und beſitzt 13,621 Pariſer Fuß abſolute Höhe, oder etwa 6000 Fuß relative Erhebung. Um 2½ Uhr Nachmittags unter jagenden Nebeln und Schneegeſtöber wurde dieſe Schwelle überſchritten, und um 7 Uhr gelangte der Wanderer ſchon wieder in den Gürtel des Strauch- und Baumwuchſes. Eine Indianerhütte, wo ſich Fleiſch, Chicha und Rauch um den Vorrang in der Miſchung der Gerüche ſtritten, bot ihm dießmal das einzige Obdach. Obgleich noch immer über 8700 Fuß hoch, trug die Ebene doch einen tropiſchen Pflanzenſchmuck, nämlich blühende Säulencactus von 24 Fuß Höhe, bedeckt mit ſchmarotzenden Tillandſien. Bis nach Alauſi, der nächſten Ortſchaft, ſenkte ſich der Weg wieder auf 7264 Fuß, um abermals nach Guamote zu bis auf 9207 Fuß zu ſteigen. Großes Aufſehen machte Schmarda bei ſeinen dortigen Gaſtwirthen daß er ſich des Abends eine Stearinkerze anzündete. Sie, die ſich mit Talgſtücken und Baumwollendochten in irdenen Schalen begnügten, ſahen darin eine ſinnloſe Verſchwendung. Der Morgen war ſehr friſch, auch legen die Einwohner in der Frühe und Abends ihre ſchwere Mäntel und Ponchos ſelbſt im Hauſe nicht ab, da der Luxus von Kaminfeuern noch nicht in dieſes Hochthal gedrungen iſt.

Gegen Mittag endlich wurde der erſte Schneeberg der Anden ſichtbar, die große im Lichte ſtrahlende Silberkuppel des Tunguragua im Norden, und gegen Nachmittag zerriſſen auch die Wolken im Weſten ſo, daß ſich, jedoch nur auf kurze Zeit, der Chimborasſo in ſeinem Schneemantel zeigen konnte. Noch bei Anbruch der Nacht erreichte Schmarda Riobamba, natürlich nicht die berühmte alte Stadt von vulcaniſcher Celebrität, welche bekanntlich ſammt 20—30,000 Ein- und Umwohnern das Erdbeben am 4 Jan. 1797 verſchlang, ſondern das neue etwas abſeits gebaute Riobamba. Was das Berner Oberland und im Berner Oberland Interlaken, oder Chamounix in den ſavoyiſchen Alpen, das ſind das Thal und die neue Stadt Riobamba, jetzt von 12—16,000 Köpfen bewohnt, für den Geologen und für den Naturfreund in Südamerika. Am öſtlichen Horizont leuchtete von Zeit zu Zeit mit nachfolgendem Donner der raſtloſe Sangay auf, im Weſten lag die Silberglocke des Chimborasſo, im Norden der waldumgränzte Tunguragua, und im Südoſten der Capac Uru, der König der Berge, von den Spaniern el Altar genannt, 14 Jahre vor der ſpaniſchen Invaſion noch ein Kegel höher als der Chimborasſo, dann aber eingeſtürzt und jetzt eine prächtig gezackte Mauerkrone, deren dunkelblaue Barrancos oder Riſſe auf dem blendenden Schnee man am Tage nicht müde wird durch das Fernrohr zu betrachten.

Von Riobamba aus machte Schmarda einen Ausflug nach dem Sangay. Die erſte Nacht ſchlief er noch auf einem Hato (Hirtenſtation), eine Stunde von der Hacienda Vargualla, dem letzten menſchlichen Wohnort. Am nächſten Tage aber ſtieg er nach einer Einſattelung (12,508 F.) hinauf, von wo aus der Sangay ſichtbar ſeyn ſollte, den jedoch Wolken tückiſch verhüllten. Auf jener Höhe, bei + 2,8° R. nach Eintritt der Nacht, mußte der Wanderer übernachten. Die Nebel ſanken allmählich tiefer, und aus ihren Bänken erhob ſich als gleichſchenkeliges Dreieck mit einem Scheitelwinkel von 100—110° der blaue Kegel des Feuerberges, aus deſſen Krater eine pinienartige rieſenhafte Rauchſäule aufſtieg. Die Ausbrüche dauerten faſt ununterbrochen, kurze Momente der Ruhe abgerechnet; bald rauſchten ſie wie Waſſerfälle, bald wie ein Trommelwirbel, bald wie der Donner ganzer Breitſeiten, bald wie das Dröhnen ausſtrömenden Dampfes. Der mächtige Anblick ließ dem Wanderer keinen Schlaf. Als aber um 5½ Uhr Morgens die erſten Roſenwolken ſich zeigten, da geriethen die Thalnebel in Bewegung, und der Vulcan verſchwand hinter ihnen wie ein nächtlicher Spuk. Schmarda ſtieg in das Thal der Culebrilla an den Fuß des Vulcans hinab, und ſchlug auf 10,481′ Erhebung um 3 Uhr Nach-

[1] Auf A. v. Humboldts Karte führt es den Namen des „Knoten von Alauſi.“

Digitized by Google

mittags seinen Lagerplatz mit der Aussicht auf den Berg auf. Der Abend war mild, aber die Luft mit Dünsten übersättigt. Wie man gefürchtet hatte, begann es um Mitternacht zu regnen, und am Morgen fand der Wanderer seinen Poncho mit einem Viertelszoll Schlamm aus vulcanischer Asche bedeckt. Der Aschenregen dauert so ununterbrochen fort, daß man weit und breit das Gras erst waschen muß, wenn man die Pferde damit füttern will. Bei dem schlechten Wetter mußte Schmarda auf den Rückweg denken, und in drei Tagen erreichte er Riobamba wieder.

Wegen der Osterfeste, oder genauer wegen der an den Osterfesten stattfindenden Hahnenkämpfe, hielt es schwer Pferde oder vielmehr Führer zu bekommen, denn alles drängt mit Leidenschaft nach den Thierkampfplätzen. Am 26 April Morgens gieng es endlich wieder vorwärts, am Chimborasso zur Linken vorüber. Erst gegen 5 Uhr Nachmittags wich der Nebel, und der Berg erschien nun ungleich niedriger als ihn der Wanderer nach der absoluten Erhöhung erwartet hatte. Große blaue Flecken in dem glänzenden Weiß des Gipfels bezeichnen die steilen vom Schnee entblößten Klippen. Die Kuppe erscheint auch hier, wie aus der Ebene von Tapia [1] aus drei durch kleine Einschnitte getrennten Gipfeln zu bestehen. Die Nacht, welche in Mocha (10,119′) zugebracht wurde, war abermals regnerisch. Die wasserarme Ebene senkte sich nun wieder bis auf 7794′ nach Ambato hinab, einer Stadt wo man ein besonders großes Tambo oder Karawanserai antraf. Ein Señor erschien dort mit zwei Señoras, welche ihre seidenen Reisemasken, die nur zum Schutz des Teints getragen werden, sogleich herabnahmen, sich der Hüte und Ponchos entledigten und alsbald Papeles oder Papiercigarren zu verfertigen begannen. Das Verlangen und Geben von Feuer zum Anzünden der Cigarren ist der gewöhnliche Anknüpfungspunkt des Gespräches, und die gemeinsamen Bewohner des Tambo's waren daher nach der ersten Cigarre schon mit einander bekannt. Da alles in Ecuador zu Pferde reisen muß, so lernen auch die Frauen sämmtlich das Reiten, und sitzen leicht und zierlich zu Roß.

Der nächste Rastpunkt war La Tacunga, welches immer wieder da aufgebaut worden ist, wo es der Cotopaxi das letztemal zerstört hatte. Von da ab weiter gen Quito zu ändert sich die Aussicht im Thal. Der Chimborasso liegt nun schon in südlicher Ferne, während vor dem Wanderer in reinster Kegelform der Cotopaxi aufsteigt, dessen Wände dießmal von Schnee gänzlich entblößt waren. Bei kaum hörbaren Bramidos (vulcanischem Donner) stieß er doch beständig Aschensäulen aus. Obdach fand Schmarda in der Hacienda San Juan, einem Landgut mit Viehzucht, das jährlich 2—3000 Pesos (5000—7500 fl.) Rente einbringt, und dessen weißgetünchtes mit grünen Jalousien versehenes Haus sammt gedielten Zimmern das schönste Wohngebäude war das unser Verfasser in ganz Ecuador antraf. Im Nordwesten, also links vom Cotopaxi, sieht man schon die Eispyramiden des Ilinissa, oder vielmehr nur eine, weil diese die andere verdeckt. Zwischen Cotopaxi und Ilinissa wurden die beiden Cordillerenketten wieder durch ein Querjoch verknüpft, nämlich durch den „Knoten von Chisinche" auf Humboldts Karte. Als Schmarda beim Hato Baschimi die Kammhöhe von 11,130 Fuß Nachmittags 2 Uhr erreicht hatte, machte er Halt. Leider gab es am Nachmittag wieder Nebel und Regen, und erst am Abend färbten sich Berge und Gewölk in reichen warmen Farben. Lange blieb Schmarda vor der Hütte sitzen um die Ausbrüche des Vulcans zu überwachen, die rasch nacheinander erfolgten, worauf dann ein Stillstand von fünf Minuten bis zu einer Viertelstunde einzutreten pflegte. Am nächsten Tage erreichte der Autor die kleine Stadt Machachi, den letzten Ruhepunkt vor Quito. Er fand dort eine beinahe europäische Wirthshaus-Cultur, Vorbereitungen zur Aufnahme der Pferde, und eine Wirthin die mit Selbstbewußtseyn fragte: ob er ein gebratenes oder ein gekochtes Huhn essen wollte, ja sogar Bettstellen und Matratzen ihm anbot.

(Schluß folgt.)

[1] Vergl. den schönen Stahlstich in Humboldts Atlas der kleineren Schriften.

Lebensgeschichte eines chinesischen Seeräubers.

(Aus Edw. Browns Adventures in Cochinchina.)

Mein Dolmetscher, dessen Name Ah'moi war, wurde im Jahr 1832 in Singapur geboren. Sein Vater, der mit allerlei Gegenständen Handel trieb, hatte zwei malayische Prahus. Im Alter von zwölf Jahren wurde Ah'moi an Bord eines dieser Schiffe, dessen Bestimmung Pinang war, gesendet. Auf der Rückreise stieß es auf eine andere, kleinere Prahu, und Ah'moi's Schiffsmannschaft schlug vor einen Versuch zur Wegnahme dieses Fahrzeugs zu machen. Er gab seine Einwilligung, und nach einem hitzigen Gefecht gelang die Wegnahme. Er gieng an Bord des Schiffs, und während seine Mannschaft mit der Durchsuchung unten beschäftigt war, sah er einen alten Mann auf dem Verdeck liegen, und an den Wunden sterben welche er während des Treffens erhalten hatte. Da er bemerkte daß derselbe etwas um seinen Leib gebunden hatte, so untersuchte er ihn, und fand neun in eine alte seidene Schärpe eingebundene Goldbarren. Er nahm das Gold, und verbarg es auf seinem Leibe; weil er aber befürchtete der Mann könnte wieder aufleben, und seine Gefährten davon in Kenntniß setzen, so zog er sein Messer, und tödtete ihn vollends.

Als er nach Singapur zurückkehrte, verbarg er, aus Furcht sein Vater möchte mit dieser That bekannt werden wenn er ihn im Besitz des Schatzes finde, acht der Goldbarren im Dschungel. Eine verkaufte er um 290 Rupien, gieng zum Spiel, und verlor in wenigen Tagen die ganze Summe; vier weitere verausgabte er auf dieselbe Weise.

Der Vater, dem seines Sohns Hang zum Spiel nicht unbekannt blieb, wünschte irgendeine Verwendung für ihn zu bekommen, wo er strenger gehalten würde als zu Hause. Er

Digitized by Google

suchte ihn daher als freien Zögling in einer Missionsschule unterzubringen, was ihm gelang. Ah'moi betrug sich gut, und machte reißende Fortschritte in seinen Studien, bis in sein sechzehntes Jahr. Er ließ seine noch übrigen vier Goldbarren in ihrem bisherigen Versteck und begab sich bisweilen dahin.

Nachdem er vierthalb Jahre in dieser Schule gewesen, machte er Bekanntschaft mit einem malayischen Frauenzimmer von schlechtem Ruf, welche ihn aufmunterte sich aus der Schule zu entfernen, und seine Zeit in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Er kümmerte sich nun nicht mehr um seine Studien, und wurde von seinem Lehrer streng getadelt; allein er entzog sich der Strafe beständig dadurch daß er vorgab der Grund seiner gelegentlichen Abwesenheit liege in dem Unwohlseyn seines Vaters, das seine Anwesenheit zu Hause nöthig mache. Endlich holte er wieder eine seiner Goldbarren, wechselte sie in Rupien um, gieng zu seiner Geliebten, und fieng das Opiumrauchen an, welches er bis auf diesen Tag fortsetzte.

Er blieb dießmal neun Tage aus der Schule weg, während welcher Zeit er 310 Rupien durchgebracht hatte. Der Lehrer sandte nach seines Vaters Hause, um nach dem Grunde der langen Abwesenheit des Sohns fragen zu lassen, und wurde in Kenntniß gesetzt daß derselbe nicht daheim gewesen sey. Nach seiner Rückkehr wies ihn der Vorstand der Anstalt in Gegenwart der andern Studierenden aus, worauf er sich in seines Vaters Wohnung begab, dort aber ebenso kalt empfangen wurde wie in der Schule. Er holte nun den Rest seiner Goldbarren, spielte und blieb bei seiner Geliebten bis er den letzten Heller durchgebracht hatte, und er sich krank und verlassen fand. In dieser Lage kehrte er unter sein väterliches Dach zurück, wo er anderthalb Jahre blieb, reumüthig und seinen früheren Charakter wieder zu gewinnen trachtend. Er faßte den Entschluß nie mehr zu spielen, sondern künftighin ein ehrliches und betriebsames Leben zu führen. Seine übelerworbenen Schätze hatten ihm Schaden, statt Nutzen gebracht.

Ah'moi hatte während seines Aufenhalts in der Missionsschule große Fortschritte gemacht, und konnte ziemlich gut englisch sprechen. Durch die Vermittlung seines Vaters ward er an Bord einer einem chinesischen Haus in Singapur angehörigen und nach Schanghai bestimmten britischen Barke als Dolmetscher und Supercargo (Aufseher über die Ladung) angestellt. Dort wurde er beauftragt einen Theil der Ladung zu verkaufen, aus deren Erträgnissen er die Summe von 800 Dollars unterschlug, und das Schiff verließ.

Kurz darauf schloß er sich den Rebellen an, und war bei der Einnahme der Stadt Schanghai. Er diente daselbst unter Tsching Ah'ling, welcher damals ein Rebellen-Häuptling war. Er blieb ungefähr ein Jahr lang bei den Rebellen, und hatte während dieser Zeit verschiedene Schicksale; allein so oft er Geld hatte, spielte er und rauchte Opium bis alles durchgebracht war.

Hierauf schloß er sich Ah'packs Seeräuberflotte an, die sich damals in Ningpo befand. Das Schiff, auf welches er sich begeben hatte, wurde während einer Kreuzfahrt von einer britischen Kriegsbrig verfolgt, und die Seeräuber ließen es, um sich zu retten, auf den Strand laufen; da es aber zehn Fuß Wasser zog, so mußten sie, um sich zu retten, eine große Strecke weit schwimmen. Viele derselben ertranken, und einige wurden bei dem Versuch erschossen. Ah'moi indessen, so wie dreizehn andern, gelang es wohlbehalten die Küste zu erreichen — die einzigen welche von 97 Personen am Leben blieben.

Nachdem er sich durch das Land nach Fu-tschéu-fu durchgebettelt, erlangte er in einer portugiesischen Lorcha eine Ueberfahrt nach Hongkong. Als er daselbst ankam, war er nicht lange außer Beschäftigung, sondern schloß sich einer andern Seeräuber-Teimung [1] an, welche nicht weit von Hongkong entfernt kreuzte und nach Canton bestimmte Dschunken erwartete.

Mehrere Prisen wurden gemacht und in die Hie-tschi-tschin-Bucht geschleppt; wer ein Lösegeld bezahlen konnte, durfte seine Reise fortsetzen; wer dieß aber, wie z. B. der Supercargo oder Eigenthümer nicht vermochte, wurde gefoltert. Ueberhaupt wandte man gegen die Mannschaft die grauenhaftesten Mittel an um von ihr Lösegelder zu erpressen, und wenn alles fehlschlug, so ward einem nach dem andern der Kopf abgeschlagen, die Dschunk weggenommen und verbrannt, damit niemand übrig bliebe der Zeugniß gegen die Seeräuber ablegen könnte. Nach Verfluß von zwei Monaten war ihre Teimung mit einer allgemeinen Ladung, den Früchten des Raubs, beladen. Als er nach Hongkong zurückkehrte, sah er mit Erstaunen einen Europäer an Bord kommen, und um die Ladung handeln, welche, der Zuckersäcke und der mit getrockneten Früchten gefüllten Körbe ꝛc. wegen, unter dem Marktpreise verkauft werden mußte, da die Namen der Hongs, [2] denen sie eigentlich angehörten, und an die sie consignirt waren, in großen chinesischen Buchstaben darauf geschrieben standen. Allein der Europäer schien mit solchen Angelegenheiten sehr bekannt zu seyn. Er sprach die Cantoner Mundart des Chinesischen so gut wie irgend jemand an Bord der Teimung, und gieng unter dem Namen Sam-qui.

„Ich sah unsern Supercargo," sagte Ah'moi, „ihm ein Fünftheil der Lösegelder zahlen welche während unserer Kreuzfahrt zusammen gebracht worden waren, und die sich auf mehr als 2000 Dollars beliefen. Ich fragte aus Neugierde einen von unserer Mannschaft (der ziemlich lange auf der Teimung gedient hatte) ob dieser Europäer Antheil am Schiff besitze, und wie es komme daß er einen Theil der Lösegelder empfangen habe. Der Mann sagte mir daß Sam-qui *keinen* Antheil am Schiffe habe, daß er aber der Vorsteher in Hongkong sey, und daß, wenn er nach unserer Kreuzfahrt kein Canshaw (oder Geschenk) empfangen hätte, er uns gefangen genommen und als Seeräuber bestraft haben würde; solange er aber von unserm Raub Nutzen ziehe, könnten wir in Sicherheit gehen und kommen; überdieß werde er uns mit englischen Gewehren und Pulver im Austausch gegen einen Theil unserer Ladung versehen, und uns behülflich seyn den Rest derselben *sicher* zu verkaufen."

---

[1] Ein bewaffnetes Fahrzeug.

[2] Rheder.

Digitized by Google

Ah'moi ſagte, man habe ihm ſtets verſichert daß Europäer dem Seeraub ſehr abgeneigt ſeyen, und daß britiſche Kriegsſchiffe denſelben zu unterdrücken ſuchten; allein ſeit er Zeuge dieſes Benehmens bei einem Europäer geweſen, der, wie er höre, Einfluß in Hongkong beſitze, habe er nicht halb mehr die frühere Furcht gehabt ein Seeräuber zu ſeyn; denn die britiſchen Kriegsſchiffe allein flößten den Seeräubern an der chineſiſchen Küſte Beſorgniß ein.

Er blieb vierzehn Monate an Bord dieſer Seeräuber-Teimung. Der fernſte Platz auf welchen ihre Kreuzfahrt von Hongkong aus ſich erſtreckte war Cup-tſchi-Point, ungefähr hundert Meilen entlegen; ihre allgemeinen Zufluchtsplätze waren die Bias- und die Ping-hoi-Bay. Sie war ſelten länger als zwei Monate aus, und kehrte ſtets mit geraubten Waaren ſchwer beladen nach Hongkong zurück. Sam-qui erhielt jedesmal den fünften Theil aller Baarſchaft oder Dollars die weggenommen worden.

Um dieſe Zeit hatte Ah'moi eine kleine Geldſumme zuſammengebracht, und da er ſich zu beſſern und ein ehrſameres Leben zu führen wünſchte, „aus Furcht ſeine Sünden möchten ihn ereilen," und ihm einen vorzeitigen Tod als Strafe dafür zuziehen, ſo verließ er ſeine Cameraden, kaufte ſich ein Fiſcherboot, und machte den Lootſen für europäiſche Schiffe die in den Hafen von Hongkong einſegelten, den er während ſeiner Verbindung mit den Seeräubern genau kennen gelernt hatte. Er fand bei dieſem Geſchäft eine große Anzahl ſeiner Landsleute in Oppoſition gegen ſich; da er jedoch gut engliſch und malayiſch ſprach, ſo hatte er vier Monate lang einen außerordentlichen Erfolg; dann aber begegnete ihm ein widerwärtiger Umſtand.

Einer ſeiner Mitbewerber war mit ihm bekannt geworden als er noch ſeine frühere Beſchäftigung führte, und hatte zwei Kiſten Thee von ihm gekauft, welche das Zeichen des Hong trugen dem ſie urſprünglich gehörten; und da er immer noch im Beſitz dieſer Säcke war, ſo drohte er, er werde, wenn Ah'moi ſein Lootſengeſchäft in Hongkong nicht aufgebe, ihn der Seeräuberei wegen gerichtlich verfolgen laſſen, und als Beweis für die Anſchuldigung die beiden Theeſäcke vorlegen. Dieß war gewiß ſehr grauſam von Seiten ſeines Geſchäftswiderſachers, und theilweiſe, wo nicht ganz, der Grund warum er von neuem Seeräuber wurde.

Wenn dieſe Erzählung wahr iſt, ſo iſt er des geſetzwidrigen Lebens halber das er nun führt einigermaßen zu bedauern; allein ich glaube daß einiges darin auf Rechnung „des Hangs von der Wahrheit abzuweichen," der alle ſeine Landsleute kennzeichnet, zu ſetzen iſt.

Ah'moi verkaufte ſein Boot um die Hälfte des Preiſes welchen er dafür gezahlt hatte, gab das Lootſengeſchäft auf, und verbarg ſich vor dem Angeſicht ſeines eiferſüchtigen Widerſachers. Er hatte dieſes Geſchäft noch keinen Monat lang aufgegeben, als er mit Tſching Ah'ling in Hongkong zuſammentraf, der zwei kleine Teimungs zu einem Seeräuberzug an die Küſte von Cochinchina ausrüſtete. Ah'moi ſchloß ſich ihm an, und iſt nun mein Dolmetſcher und Gefährte, indem er auf einer Flotte dient die bis auf acht Schiffe angewachſen iſt, darunter ſechs Priſen, die innerhalb des Zeitraums von fünf Monaten gecapert worden waren.

Perſis.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

(Fortſetzung.)

Aus den obigen geographiſchen Angaben iſt klar genug daß der perſiſche Stamm von keiner Seite an ein Culturland gränzt, von außen kann ihm alſo die Bildung unmittelbar nicht zugekommen ſeyn. Er empfieng dieſe erſt durch Vermittlung der nahe verwandten Meder, die, wie wir geſehen haben, durch ihre geographiſche Lage günſtiger für Berührungen nach außen geſtellt waren und denen ſich die Perſer eine Zeitlang unterwerfen mußten. Urſprünglich werden uns die Perſer als ein abgehärtetes aber noch ungebildetes Volk geſchildert, das aber ſehr geneigt war fremde Sitten und Gebräuche anzunehmen. Dieſe Eigenſchaft macht erklärlich warum ſie nach der Berührung mit den gebildetern Medern ſchnelle Fortſchritte in der Civiliſation machten, während ihnen die größere Abhärtung ein Uebergewicht über die ſchon mehr verweichlichten Meder gab. Dieſer Unterſchied verwiſchte ſich jedoch ſehr bald, nachdem die Perſer den größern Luxus der reichen Städte Aſſyriens und Babylons kennen gelernt hatten und durch ihre Eroberungen die Mittel erhielten ihre vermehrten Bedürfniſſe zu befriedigen.

Es iſt hier nicht der Ort die Geſchichte der Achämeniden oder der Saſaniden zu erzählen. Keins von dieſen Regentenhäuſern welche Perſien zu einem Weltreiche gemacht haben, gehört den Perſern als Stamm ſo ausſchließlich an wie etwa das mediſche Königshaus dem mediſchen Stamme. Am einleuchtendſten iſt dieß von den Saſaniden, die nicht einmal der Abſtammung nach auf die Perſer zurückgehen, aber auch ſchon die Achämeniden gehörten in einem andern Sinne dem ganzen perſiſchen Reiche als die mediſchen Könige dem mediſchen, da ſie der Mehrzahl nach nicht beſtrebt waren ihre Eroberungen im Sinne und zum Vortheile des perſiſchen Stammes ausſchließlich auszubeuten, ſondern ein centraliſirtes Reich zu errichten ſuchten. Wir werden alſo hier bloß zu betrachten haben in welcher Beziehung der perſiſche Stamm als ſolcher zum Achämenidenreiche ſtand. Die Perſer hatten, wie alle übrigen Iranier, eine ſtreng ausgeprägte Stammverfaſſung. Es mag der Stamm der Perſer urſprünglich auf ein ſehr kleines Gebiet beſchränkt geweſen ſeyn, aber noch in einem Zeitraume der vor dem Anfange unſerer Geſchichte liegt hatte er ſich auf das Gebiet ausgedehnt welches die Alten Perſis und die Neueren Farſiſtan nennen. Mit der Ausdehnung des Gebiets und der Zunahme der Bevölkerung ſtellte ſich das Bedürfniß heraus den Stamm wieder in Unterabtheilun-

Digitized by Google

gen zu zerlegen. Die Namen dieſer Unterabtheilungen führt Herodot ſowohl bei den Medern als bei den Perſern uns vor. Nichts kann den Sitten der Neuzeit ähnlicher ſeyn als die Beſchreibung welche Herodot (I, 125) von den perſiſchen Stämmen gibt und welche durch die Keilinſchriften beſtätigt wird. Es gab Stämme die eine gewiſſe Hegemonie über andere minder mächtige ausübten, ganz wie bei den heutigen Kurden, Luren und Afghanen. Innerhalb der einzelnen Genoſſenſchaften waren nicht einmal alle Clane gleich, einige dünkten ſich edler als die andern und ſelbſt innerhalb der Familien wurde der einen ein Vorrang vor den andern zugeſtanden. Als diejenige Genoſſenſchaften der Perſer auf welche zur Zeit des Kyrus alles ankam, nennt Herodot die Paſargaden, die Maraphier und die Maspier. Welches die Wohnſitze dieſer Völkerſchaften waren, das hat uns Herodot leider verſchwiegen, nur von den Paſargaden können wir annehmen daß ſie in der Umgegend von Paſargadä gewohnt haben müſſen. Die Maspier ſind vielleicht identiſch mit dem neuern Stamme der Maſi, der auch jetzt als einer der älteſten Stämme Perſiens gilt. Außer dieſen tonangebenden Stämmen hatten die Perſer noch verſchiedene andere die, wie die heutigen, ſich in Ackerbauer und Nomaden ſchieden. Herodot nennt drei ackerbauende Stämme: die Panthaliäer, die Derusäer und die Garamanier. Unter den Garamaniern werden wir wohl die Karamanier zu verſtehen haben, von welchen Strabo und andere Schriftſteller des Alterthums ſprechen; es ſind die Bewohner des heutigen Kerman, die Namen der beiden anderen Stämme ſcheinen gräciſirt zu ſeyn. Nomadiſche Stämme gab es vier: die Daer, die Marder, die Dropiker und die Sagartier, die letzteren haben wir ſchon früher als einen mediſchen Stamm gefunden. Es war eben eine der Gränzvölkerſchaften, die ſich, je nachdem es ihr Vortheil erheiſchte, bald zu dem einen, bald zu dem anderen Stamme rechneten. Nomadiſche Völker muß es nach der Natur des Landes in der Perſis immer geben, und noch heute betragen die wandernden Iliats die Hälfte der Bevölkerung. Wir erhalten alſo in allem 10 perſiſche Stämme, die in Ackerbauer und Nomaden zerfielen. Unter den perſiſchen Stämmen waren die Paſargaden die bedeutendſten, der vornehmſte Clan in ihnen die Achämeniden oder die Nachkommen der Hakhamanis, welche die Oberherrſchaft führten. Wie es jetzt iſt, ſo muß es auch damals geweſen ſeyn: jedes männliche Mitglied der Familie war befähigt zum Rang des Häuptlings erhoben zu werden, die Erbfolge brauchte nicht vom Vater zum Sohn fortzugehen, man konnte ſich auch an die Seitenverwandten halten. Stand der Stamm der Perſer unter einem fremden Oberkönig, wie dieß zur Zeit der Mederherrſchaft der Fall war, ſo war wohl ſchon in jenen alten Zeiten die Beſtätigung des neugewählten Häuptlings von Seite des Oberherrn unerläßlich, und es iſt nicht zu bezweifeln daß Kyrus ſie erhalten hatte. Daß Kyrus der Familie der Achämeniden ſchon angehörte, nicht erſt dieſelbe begründete, kann jetzt nach dem vollwichtigen Zeugniſſe das wir an den verſchiedenen Stammbäumen dieſes Geſchlechtes in den Keilinſchriften haben, nicht gut mehr bezweifelt werden. Ob er von mütterlicher Seite her mit dem mediſchen Königshauſe verwandt war oder nicht, läßt ſich mit Beſtimmtheit weder behaupten noch verneinen, da anerkanntermaßen ſehr viel Fabelhaftes in die Geſchichte des Kyrus eingedrungen iſt. Unmöglich iſt es allerdings nicht daß Aſtyages ſeine Tochter an einen perſiſchen Großen verheirathet hatte, den Traum des Aſtyages aber wird man jedenfalls als eine Fabel betrachten müſſen. Mag es ſich nun auch mit den verwandtſchaftlichen Beziehungen des Kyrus verhalten wie es wolle, ſo hat er doch gewiß in ſeiner Jugend den mediſchen Hof zu Ekbatana kennen gelernt, und iſt durch ſeine dort gemachten Beobachtungen in den ehrgeizigen Planen beſtärkt worden, die er für die Zukunft ſeines Volkes faßte. Das Gelingen desſelben legte Kyrus in die Hände ſeines Stammes, den er veranlaßte, freiwillig auf ſeine Abſichten einzugehen. Wie noch heute bei den Gebirgsvölkern Irans, ſo beſtand auch ſchon damals bei den Perſern die Sitte der Volksverſammlung, in der jeder freie Mann Sitz und Stimme hatte, und über deren Beſchlüſſe ſich die Häuptlinge nicht hinwegſetzen konnten. Nachdem aber einmal das perſiſche Volk aus freiem Antrieb den Beſchluß gefaßt hatte ſeinem Häuptling mit ganzer Kraft beizuſtehen, da konnte der Erfolg um ſo weniger, den verweichlichten Medern gegenüber, zweifelhaft ſeyn, als ja ſelbſt die Unzufriedenen in Medien, in blinder Wuth gegen Aſtyages mit den Perſern gemeinſame Sache machten. So erzählt Herodot, dem ich auch hierin gegenüber den andern, aus Cteſias gefloſſenen Berichten beiſtimme. Es kommt nicht darauf an ob nur eine oder mehrere Schlachten geſchlagen wurden, bis Aſtyages beſiegt ward; darin daß er beſiegt und gefangen wurde, ſtimmen alle Ausſagen überein. Man hat bezweifeln wollen daß ſich die Meder in ihrer blinden Wuth hinreißen ließen mit dem Kyrus gemeinſame Sache zu machen. Zum Beweiſe, wie wenig unglaublich eine ſolche Thatſache iſt, darf man nur wieder an neuere beſſer beglaubigte ähnlicher Art erinnern, an welchen die Geſchichte des Orients nicht arm iſt. Die Provinz Taberiſtan hielt am längſten an dem Glauben Zoroaſters feſt; ihre Fürſten wußten ſich noch lange Zeit unabhängig zu erhalten als ſchon rings umher der Islam blühte. Nur durch einträchtiges Zuſammengehen des Fürſten und des Volkes hätte man das Vordringen des Islam noch eine Zeitlang hindern können, gleichwohl ſehen wir daß das letztere, bloß um einen verhaßten Fürſten zu ſtürzen, das Vorrücken der Moslems begünſtigte und daß viele ſogar aus dieſem Grunde zum Islam übertraten. Wir ſind über die Regierung des Aſtyages viel zu ungenügend unterrichtet um wiſſen zu können, ob nicht Gründe zu dem allgemeinen Haſſe des Volkes vorlagen. Solche Vorgänge, wie ſie hier aus Medien berichtet werden, zeigen freilich von geringer Vaterlandsliebe und wenig politiſcher Ueberlegung, aber für unmöglich darf man ſie darum nicht halten. Es wird ferner erzählt, Aſtyages habe nach ſeiner Gefangennehmung den Harpagus deßwegen getadelt daß er nicht, anſtatt die Perſer zu Hülfe zu rufen, ſich ſelbſt der Herrſchaft bemächtigt habe, ſo wäre doch dieſe wenigſtens dem Stamm der Meder erhalten geblieben. Ich ſehe auch in dieſer Aeußerung ganz und gar nichts unwahrſcheinliches, ſondern finde es im Gegentheil ganz

Digitized by Google

in der Ordnung daß der gefallene König nächſt ſeiner eigenen Macht wenigſtens die Macht ſeines Stammes erhalten zu ſehen wünſchte.

Die erſte Sorge des Kyrus, nachdem er ſich der Herrſchaft bemächtigt hatte, war, dieſelbe in dem ganzen früheren Gebiete anerkannt zu ſehen; die zweite: ſeine Eroberungen zu erweitern. Auch hier iſt gewiß wieder Herodots Bericht der richtigere, welcher erzählt daß Kyrus ſämmtliche Völker habe von neuem unterwerfen müſſen. Man darf ſich nur an den Regierungsantritt des Darius erinnern, und man wird ein ziemlich richtiges Bild von der Arbeit haben welche Kyrus unternehmen mußte um ſich die Oberherrſchaft zu ſichern. Jedes einzelne Volk, ja jeder iraniſche Stamm ertrug die Oberherrſchaft nur ungern, und ließ keine irgendwie günſtige Gelegenheit vorübergehen von der er hoffen konnte daß ſie ihn von dem läſtigen Joch befreien könne. Es zeugt von der großen Kraft des perſiſchen Stammes daß Kyrus nicht nur dieſe Hinderniſſe beſiegen, ſondern noch an neue große Eroberungen denken konnte. Das Reich der Lyder war an Macht und Bedeutung dem der Meder faſt gleichſtehend, den letztern war es in jahrelangen Kämpfen nicht gelungen dasſelbe zu unterjochen. Dieſer Sieg gelang aber dem Kyrus und den friſchen Kräften ſeines Volkes, ebenſo wie die Unterjochung Babylons und verſchiedener kleinaſiatiſcher Städte. Auf keine Weiſe konnte Kyrus ſein Verſprechen auf goldene Tage wie er es ſeinem Volk gemacht hatte um es zum Krieg gegen die Meder zu bewegen, beſſer erfüllen als durch ſolche Kriege gegen die reichen Städte des Weſtens. Man darf nicht vergeſſen daß für Völker auf der Bildungsſtufe auf welcher die Perſer ſtanden, der Krieg eine Luſt und nicht eine Beſchwerde iſt. Es war angenehmer und ehrenvoller zugleich mit reicher Beute aus fremden Landen heimzukehren als zu Hauſe dem Acker das nöthigſte abzugewinnen oder das Vieh auf den kalten Höhen des Landes zu weiden. Aber auch im Frieden war das Loos des Perſers ein weit beſſeres als vorher, wenn ſeinem König viele Völker tributpflichtig waren. Das Einkommen des Königs kam nicht bloß ihm, ſondern auch ſeinem Clane und ſelbſt dem ganzen Stamm zu gute, und wurde in Gemeinſchaft desſelben verzehrt. Man darf ſich das Leben der ältern perſiſchen Fürſten in ihrer Heimath ähnlich vorſtellen wie uns das der ſchottiſchen Häuptlinge zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geſchildert wird. Die Macht und das Anſehen des Fürſten war vielfach davon bedingt was er ſeinen Anhängern zu bieten vermochte, der Kreis der Verwandten war durch die Stammesverhältniſſe ein ziemlich großer, und in ihrer Gemeinſchaft wurde das Einkommen des Königs, das eben zum größten Theil aus den eingehenden Tributen beſtand, verzehrt. Auf dieſe Weiſe kamen nun allerdings die von außen erpreßten Summen dem erobernden Stamm allein zu gut, denn eine einheitliche Verwaltung des Staates von einem Mittelpunkt aus gab es vor Kyrus nicht, und er ſelbſt hat keine Aenderung in der Verwaltung vorgenommen. Von den Medern ſagt uns Herodot ausdrücklich, ſie hätten nur diejenigen Völker regiert die zunächſt an ihre Gränzen ſtießen, dieſe regierten nun wieder die entfernter Wohnenden; dieſe Aeußerung wird man nicht anders verſtehen dürfen als daß die Meder von allen Völkern zwar Anerkennung und Tribut verlangten, im übrigen aber ſich nicht darum kümmerten wenn ein Volk durch Unterjochung eines andern ſich ſchadlos zu halten ſuchte, in die innern Verhältniſſe der Völker miſchten ſie ſich überhaupt nur wenig. Dieſe Art zu regieren behielt nun auch Kyrus und ſein Nachfolger Kambyſes bei; erſt Darius ſah ein daß ein großes Reich auf dieſe Art unmöglich lange beſtehen könne, er führte zuerſt regelmäßige Steuern und eine geordnete Verwaltung ein. Für das ganze Reich war dieß nun gewiß ein Fortſchritt, aber die Perſer als Stamm fühlten ſich dadurch beeinträchtigt, und Herodot ſagt uns ausdrücklich daß ſie der Regierungsweiſe des Kyrus den Vorzug gaben. Es lag aber in der Natur der Dinge daß der Perſerkönig, je mehr er gewohnt wurde, ſich als Beherrſcher eines großen Reichs und nicht bloß als Häuptling der Perſer zu betrachten, die Bedeutung ſeines Stamms geringer ſchätzte als andere Provinzen, da derſelbe ihm nur wenig gab und immer von ihm zu erhalten erwartete. Uebrigens war die Stellung des Perſerſtamms auch bei der neuen Ordnung der Dinge noch eine ſehr bevorzugte, dieſer Stamm allein war ſteuerfrei, und die einträglichen Stellen der Satrapen und Heeranführer fielen natürlich vorzugsweiſe gebornen Perſern zu. Noch mehr entfremdet wurden die ſpätern Achämenidenkönige ihrem Stammlande als ſie vorzugsweiſe in Suſa und andern außerperſiſchen Städten wohnten. Es war dieß nach meiner Anſicht ein Hauptgrund für den Verfall des Achämenidenreiches. Darius hatte die alte Lage der Dinge durch ſeine mehr centraliſirende Verwaltung vollſtändig geändert. Sonſt hatte der König ſeine Eroberungen vorzugsweiſe nicht allein durch den Stamm, ſondern auch für ſeinen Stamm gemacht. Die neue Ordnung ſorgte weniger für das Intereſſe des Stammes und entfremdete dieſen dadurch, ſie war aber auch nicht durchgreifend genug um die Sympathien der übrigen Völker zu gewinnen. Die Nachfolger des Darius hätten nicht ſtehen bleiben, ſondern ſein Werk fortſetzen ſollen, die alte Stammverfaſſung mußte nach und nach gebrochen werden, jeder Einwohner durfte ſich nur als ein Glied des großen Reiches fühlen. Statt deſſen ließ man die Stammesgliederung mit allen ihren Sonderintereſſen beſtehen und ſetzte nur eine drückende Verwaltung daneben. So kam es daß das Achämenidenreich, als eine ernſte Erſchütterung kam, ſo ſchnell zerfiel. Niemand war bei der Erhaltung des Ganzen betheiligt, jeder Stamm wünſchte ſich Glück den läſtigen Oberherrn mit einem andern zu vertauſchen, der ſchon darum weniger läſtig erſchien weil ſein Stammland weiter entfernt war.

Man hat ſich oft darüber gewundert daß die für Perſien ſo glorreiche Regierung der Achämeniden ſpurlos aus dem Gedächtniß der Perſer entſchwunden, daß auch nicht ein einziger Name übrig geblieben iſt; denn ſelbſt der einzige Name Dara, mit dem man den letzten Darius bezeichnet, verdankt ſeine Erhaltung nicht etwa dem Gedächtniß des Volkes, ſondern der griechiſchen Alexanderſage, die den Perſern vom Weſten her zugekommen iſt. Es iſt jedoch die Sache ſehr natürlich, und der Grund aus dem Geſagten leicht erſichtlich. Die er-

oberten Provinzen nahmen sehr wenig Antheil an dem Ruhm der Achämeniden, denn diese waren ihnen als ihre Bedrücker verhaßt, dem eigenen Stamm aber waren sie fremd geworden, weil ihr Schicksal nicht mehr mit dem seinigen innig verflochten war. Die Perser blieben von dem Untergang der Großkönige unberührt, sie blieben in ihrem Lande nach wie vor unbeirrt, sie wählten wie früher ihre Häuptlinge zur Besorgung der Stammesangelegenheiten, und giengen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach. So ist es bis heute geblieben, die Perser als Stamm haben nie wieder die Bedeutung erhalten die sie in jenen Zeiten besessen hatten.

Obwohl es nur die ersten Achämeniden waren welche ihrem Stammlande größere Aufmerksamkeit schenkten, und obwohl jetzt schon Jahrtausende vergangen sind seitdem sie regierten, so fehlt es doch noch heute nicht an Denkmalen die von jener kurzen Periode des Glanzes zeugen. Sie liegen begreiflicherweise vorzüglich in jenen anmuthigen Thälern, in der Mitte der Persis, in denen allein Bildung und Luxus sich entfalten konnte. Als die älteste Stadt des Landes müssen wir Pasargadä betrachten. Die Stadt wurde nach Angabe der Alten von Kyrus gegründet, der dort seine Residenz aufschlug, seine Schätze verwahrte und den Ort zur Krönungsstätte der Achämenidenkönige erhob. Später erbaute er sich dort auch das Grab, in dem er wirklich begraben wurde. Als die Gegend welche dem alten Pasargadä entspricht gilt gewöhnlich das heutige Murghab. Das Thal von Murghab wird in seiner ganzen Länge von dem gleichnamigen Flusse durchströmt, dem Medus der Alten, der später den Namen Pulvar erhielt, und den wir oben schon besprochen haben. Außer diesem Flusse hat das Thal noch verschiedene Quellen. Canäle durchziehen es nach allen Richtungen, und der Ueberfluß an Wasser macht dasselbe fruchtbar und besonders reich an Weideland. Große künstliche Hügel finden sich dort, ähnlich denen von Ninive, die noch auf die günstige Gelegenheit harren welche die Ruinen, die sie unzweifelhaft in ihrem Innern bergen, wieder an das Tageslicht bringen wird. Ein leeres Gebäude auf einem hohen Unterbau, das in seinem Innern nur ein einziges jetzt leeres Zimmer enthält, geht ohne Zweifel in sehr alte Zeit zurück, und entspricht ganz der Beschreibung welche uns die Alten von dem Grabe des Kyrus geben. Das Gebäude trägt zwar keine Inschrift, aber nicht weit davon entfernt findet sich ein vereinzelter Marmorblock mit der Aufschrift: „Ich bin Kyrus der Achämenide," und dieselbe Inschrift findet sich noch an mehreren Stellen des Thales. Sprechen nun auch alle die erwähnten Umstände dafür daß wir in Murghab wirklich das alte Pasargadä zu suchen haben, so kann doch nicht geläugnet werden daß die Lage von Murghab durchaus nicht zu den Angaben paßt welche uns die Alten von der Lage Pasargadä's machen. Sie lassen Alexander den Großen bei seiner Rückkehr aus Indien zuerst nach Pasargadä, dann nach Persepolis gehen: wäre Alexander über Murghab gegangen, so hätte er einen bedeutenden Umweg gemacht, denn Persepolis lag seinem Wege viel näher. Plinius setzt Pasargadä an die Ostgränze der Persis, Ptolemäus Persepolis östlich und westlich von Pasargadä, was alles auf Murghab nicht paßt. Es fragt sich also: ob man nicht Pasargadä in der Gegend des heutigen Darabgerd zu suchen habe, wo sich freilich keine Ruinen mehr vorfinden. Die Frage wird kaum mit Sicherheit gelöst werden können bis Nachgrabungen in Murghab veranstaltet worden sind.

Folgt man entweder dem Laufe des Murghabflusses durch den Engpaß von Sivend, oder geht man auf dem gewöhnlichen Wege durch das Thal von Kamin weiter, so gelangt man in die Ebene welche in ihrer ganzen Ausdehnung gewöhnlich die Ebene Merdascht genannt wird, aber mit Unrecht. Der Raum zwischen den Flüssen Pulvar und Kum Firuz, oder, wie die alten Geographen schreiben, zwischen dem Medus und Araxes, bildet den District Hafrek. Westlich davon, am rechten Ufer des Kum Firuz, liegt der District Ramgird; zwischen dem linken Ufer dieses Flusses und dem rechten des Moinflüßchens liegt der Bezirk Moin. Der Bezirk Merdascht aber erstreckt sich nur von den Ruinen der alten Stadt Istakhr an dem linken Ufer des Pulvar bis zu seiner Vereinigung mit dem Kum Firuz. Gegen Süden ist Merdascht von dem zuletzt genannten Flusse bis zu seiner Vereinigung mit dem ersteren begränzt, während von da eine Linie bis zur äußersten Gränze des Rahmedberges gezogen die östliche Gränze bezeichnet. In diesen Districten liegen die berühmtesten Alterthümer der Achämenidenzeit, und zwar gelangt man, wenn man den oben angegebenen Weg verfolgt, zuerst zu den Hufseinbergen (Hussein-kuh), an welchen sich die berühmten Skulpturen von Nakschi Rustem finden. Dieß ist der Name eines senkrecht aufsteigenden Felsens, etwa 400 Fuß hoch, an dem obersten Theile desselben sind vier Gräber ausgehauen mit Skulpturen und Keilinschriften, die offenbar denen von Persepolis gleichaltrig sind. Es ist ungemein schwierig zu diesen Gräbern emporzusteigen, da es keinen andern Ausweg gibt als sich mit Stricken dahin emporwinden zu lassen. Das erste dieser Gräber, an der Nordwestseite des Berges, ist noch das zugänglichste und daher von mehreren Reisenden (Ker Porter, Baron Bode u. a.) besucht worden. Die Länge dieses Grabes ist 34 Fuß, seine Höhe neun. Es finden sich darin drei gewölbte Nischen, die jetzt leer sind; jede derselben hat aber eine Aushöhlung, die wahrscheinlich zur Aufnahme eines Sarges bestimmt war. Das dritte Grab, wenn man von Nordwesten, oder das zweite, wenn man von Südosten anfängt zu zählen, ist das einzige welches Keilinschriften enthält. Das Innere dieses Grabes ist weit ausgedehnter als das vorige, weder das Grab noch die Nischen sind gewölbt, jede Nische enthält drei Aushöhlungen, so daß in den drei Nischen neun Särge ihren Platz finden konnten. Man sieht also daß das Innere dieser Gräber nicht ganz gleich ist, wie man früher vermuthete; es ist sehr zu wünschen daß auch die beiden noch übrigen Gräber, welche schwerer zugänglich sind, noch untersucht würden; bis jetzt hat sie kein europäischer Fuß noch betreten. Die Skulpturen stellen die verschiedenen Völker dar welche den Thron des Darius tragen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Alte Bauwerke in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Nach amerikanischen Quellen.)

Unter den alten Bauwerken in Nord-Amerika versteht der Verfasser ausschließlich diejenigen welche im Flußgebiet des Miſſiſſippi und zwischen den Alleghanies und dem atlantischen Ocean verstreut liegen. Die Ueberreste alter Baudenkmäler, die sich in großer Anzahl in New-Mexico vorfinden, sind darunter nicht mitbegriffen.

Die Bauwerke von denen hier die Rede seyn soll, sind ungleich roher als die New-Mexico's, aber sie sind zugleich verschiedenartiger und lassen auf unternehmendere, thätigere Völkerstämme schließen als jene. Damit soll indessen keineswegs gesagt seyn daß diese über ein so ungeheures Terrain verbreiteten Ruinen durch einen uniformen Charakter sich als Erzeugnisse eines und desselben Volkes auswiesen, oder daß sie einer und derselben Zeitperiode angehörten. Im Gegentheil sind die Bauwerke, deren Ueberreste man östlich von den Alleghanies findet, von denen des Miſſiſſippibeckens sehr verschieden. Die ersteren sind nicht nur bedeutend kleiner, sondern sie scheinen auch ausschließlich Begräbnißstätten und Vertheidigungswerke zu seyn, während das Miſſiſſippigebiet außer seinen viel imposanteren Monumenten dieser Art auch noch solche aufzuweisen hat, die ohne Zweifel zu religiösen Zwecken errichtet wurden und in Gestalt und Construction die Elemente des mexicanischen Teocalli mit denen der terrassirten Pyramiden Central-Amerika's vereinigen.

Die Bauwerke beider Gebiete gleichen sich nur insoweit als die Vertheidigungswerke aller rohen Urvölker, die nur aus Wall und Graben bestehen, sich einander gleichen müſſen; sie sehen sich so ähnlich wie ein Erdhügel der über den Gebeinen eines Todten aufgeworfen ist, äußerlich einem andern, von anderer Hand, in einem andern Lande, aber zu gleichem Zwecke aufgehäuften Hügel ähnlich sehen muß, auch wenn nicht die mindeste Verwandtschaft zwischen den Nationen stattfindet, die das Werk gethan haben.

1. Die Monumente der atlantischen Küstenstaaten.

Die Ruinen der alten Bauwerke dieser Abtheilung liegen östlich von den Alleghanies weit über das Land zwischen Maine und Florida verstreut, in größester Anzahl aber finden sie sich im westlichen Theile des Staates New-York und in Central-Pennsylvanien. Sie scheinen, wie schon gesagt, nur zu zweierlei Zwecken errichtet zu seyn, als Grabdenkmäler und als Vertheidigungswerke oder Forts.

Im ersteren Falle bestehen sie nur aus einfachen Erdhügeln von meist conischer Form, unter denen man Skelette in großer Anzahl gefunden hat. Diese Hügel sind niemals von großem Umfange und selten über 5 Fuß hoch, nur in einigen wenigen Fällen erreichen sie — bei einem Durchmesser von 25—60 Fuß an der Basis — zehn Fuß Höhe. Im allgemeinen sind die Monumente dieser Classe indessen die selteneren, und in nördlicher Richtung hat man sie nur bis New-Hampshire verstreut gefunden. Am nördlichsten Ufer des Ossipee-Sees befindet sich ein Grabhügel, der ursprünglich 10 Fuß hoch war, an der Basis 45—50 Fuß Durchmesser hat und mit Gebüsch bewachsen ist. Bei den auf einem kleinen Raume angestellten Nachgrabungen fand man drei vollständige menschliche Gerippe nebst einigen Tomahawks und einigen rohen, thönernen Gefäßen. Der Hügel scheint als allgemeiner Begräbnißplatz gedient zu haben oder ist nach einer Schlacht über den Erschlagenen und ihnen zu Ehren errichtet worden. Ein ähnlicher Hügel befindet sich auf der St. Regis-Insel im St. Lorenzostrome. Er wurde im Jahre 1818 untersucht und man fand ebenfalls menschliche Gerippe, thönerne Gefäße und einige andere rohe Kunsterzeugnisse. Auf der Tonawanda-Insel im Niagara befindet sich ein Tumulus von 15 Fuß Höhe, in dessen unmittelbarer Nähe man einen von einem Steinwalle umschlossenen kreisförmigen Platz von etwa 10 Fuß Durchmesser entdeckte. Innerhalb des Kreises fand man mehrere Haufen Gebeine, aus deren jeden sich drei bis vier Skelette zusammensetzen ließen, welche Menschen von den verschiedensten Lebensaltern angehört hatten. Jedenfalls schienen die Knochen hier zusammengeworfen, nachdem das Fleisch bereits abgelöst oder durch Verwesung zerstört worden war. Innerhalb und außerhalb der Umfassung entdeckte man Spuren von Feuer. Der Wall ist ohne jede Verbindung durch Mörtel von losen Steinen verschiedener Größe aufgeschüttet, wie sie in der Gegend häufig vorkommen. Aehnliche Grabhügel fand man in den Staaten New-York und Pennsylvanien. Ein Todtenhügel am Ravenna River in Virginien hält an der Basis 40 Fuß Durchmesser, ist 7 Fuß hoch und bedeckt, nach der Schätzung Sachverständiger, gegen tausend menschliche Skelette. Die obern Lagen sind ohne Ordnung und Plan zusammengeworfen, während die untern mit einer gewissen Regelmäßigkeit übereinander geschichtet erscheinen.

Die große Anzahl von menschlichen Gebeinen, welche man bei der Untersuchung aller östlich von den Alleghanies gelegenen Tumuli vorfand, läßt über ihre Bestimmung keinen Zweifel, während die ausgegrabenen Waffen und Geräthe den Beweis liefern daß sie von jenen Indianerstämmen errichtet worden sind die man bei der Entdeckung des Landes in diesen Gegenden vorfand, obgleich es bei ihnen nicht allgemeiner Gebrauch war dergleichen Monumente über den Todten zu errichten. Jedenfalls verdanken die Hügel ihre Entstehung der eigenthümlichen Sitte einiger Stämme, welche, statt ihre Todten in Höhlen oder Gruben zu bestatten, dieselben zu Haufen zusammenlegten und diese mit Erde bedeckten. Dabei kam ihnen der indianische Gebrauch zu statten, nach welchem die Todten gesammelt und nach Verlauf eines gewissen Zeitabschnittes in feierlicher Weise in einem gemeinsamen Grabe beerdigt wurden. In Folge dieses letztern Gebrauchs bildeten sich auch jene ungeheuren Grüfte, die in New-York und Canada unter den Namen „bone pits“ bekannt sind. Diese massenhafte Bestattung, die von ältern Schriftstellern als „Festival of the Dead“ erwähnt wird, geschah bei den verschiedenen Stämmen

Digitized by Google

in verſchiedenen aber regelmäßigen Zeitabſchnitten. Bei einigen fand ſie aller acht Jahre, bei den Huronen und Irokeſen aller 10 Jahre mit großem Gepränge ſtatt. Der Umſtand daß man in einigen der indianiſchen Grabhügel kupferne Keſſel, eiſerne Aexte, Flintenläufe und andere Geräthe europäiſchen Urſprungs findet, beweiſt daß ſich die Sitte des gemeinſamen Begräbniſſes bis nach der Entdeckung des Landes, alſo bis zu einer verhältnißmäßig neuern Zeitperiode erhalten hat.

Intereſſanter als die Grabhügel ſind die Ruinen, die man gewöhnlich mit dem Namen „indianiſche Forts“ bezeichnet. Sie ſind in den Staaten New-York und Pennſylvanien ſehr zahlreich und auch in Neu-England, Canada und Virginien hat man einige gefunden. Dieſe Forts ſind gewöhnlich in Gegenden errichtet die ſich durch Fruchtbarkeit des Bodens und Ueberfluß an Fiſchen und Wild auszeichnen, und ſich daher für permanente Niederlaſſungen eignen. Ihr Umfang variirt, je nach Beſchaffenheit des Terrains, von 1—16 Acker. Die Wälle welche ſie beſchützen, ſind von Erde, in einem einzigen bekannten Falle von Steinen, manchmal auch von einem Gemiſch beider und ſelten höher als vier Fuß. Aeußerlich ſind ſie gewöhnlich von einem ebenſo tiefen Graben umgeben.

In Bezug auf ihre Lage zeigen dieſe Plätze eine große Gleichförmigkeit. Die meiſten von ihnen, d. h. die ſogenannten Hill-Forts, liegen auf Hügeln, die von zwei oder mehr Seiten ſteil abfallen und ſich deßhalb leicht vertheidigen laſſen. Liegen die Fortificationswerke in der Ebene, ſo haben die Erbauer gewöhnlich eine trockene Erhöhung inmitten eines Sumpfes oder ein etwas hohes Flußufer dazu gewählt. Zuweilen iſt auch eine durch die ſcharfe Biegung eines Fluſſes gebildete und von zwei oder drei Seiten durch Waſſer geſchützte Halbinſel zur Errichtung eines Forts benutzt, ſtets aber ſind ſie, wenn nicht an einem Strom, doch in der Nähe einer ſtarken Quelle angelegt, welche ſie mit Trinkwaſſer verſorgte.

Eins der regelmäßigſten Werke dieſer Art entdeckte man an dem mäßig hohen rechten Ufer des Kinnipiſeogee-River in New-Hampſhire. In der erſten Zeit der europäiſchen Einwanderung waren die Wälle, welche den Platz mit einem doppelten Gürtel umſchloſſen, noch zwiſchen drei und vier Fuß hoch, drei Fuß dick, äußerlich ſehr regelmäßig mit Steinen beſetzt, inwendig mit Lehm, Muſcheln und Kieſeln, wie man ſie am Ufer des Fluſſes findet, ausgefüllt. Die zum Bau verwendeten Steine waren von verſchiedenem Umfange, keiner aber größer als daß ihn ein Mann mit Bequemlichkeit aufheben und forttragen konnte. Als das Fort entdeckt wurde, war der Platz innerhalb der Wälle mit ſchönen Eichen beſtanden, und man fand dort eine Menge indianiſcher Schmuckſachen, ſteinerne und thönerne Pfeifen, rohe, irdene Gefäße, Pfeilſpitzen und ſteinerne Aexte. Später wurden die Wälle niedergeriſſen, die Steine größtentheils zum Aufbau der benachbarten Stadt Sanborton verwendet, und gegenwärtig ſind kaum noch die Umriſſe des alten Werkes aufzufinden. Auf einer benachbarten kleinen Inſel ſchien ſich der Begräbnißplatz befunden zu haben, wenigſtens grub man dort eine große Menge Todtengebeine aus. Daß das Fort zum Zweck der Vertheidigung und Behauptung des Landes errichtet wurde, unterliegt kaum einem Zweifel. Das Werk iſt mit geſchickter Benützung des Terrains angelegt, und wenn die Wälle, wie wohl bei allen indianiſchen Vertheidigungswerken, mit Paliſſaden gekrönt waren, ſo konnte es bei der damaligen Kriegführung der Eingebornen als gut befeſtigter Platz gelten. Die Eingangsöffnungen ſind durch innerhalb errichtete Steinhügel geſchützt — eine Eigenthümlichkeit, die ſonſt keins der in den Küſtenſtaaten gelegenen Werke aufzuweiſen hat. Ueberhaupt zeichnet ſich das Fort vor allen andern dieſer Gegend durch große Regelmäßigkeit der Anlage, wie durch den Umſtand aus daß es das einzige von Steinen errichtete iſt.

Ein ähnliches, ebenſo regelmäßiges Werk befand ſich früher an den öſtlichen ſteilen Ufern des Merrimak-River in der Nähe von Concord. Es iſt wie das zuletzt erwähnte gänzlich zerſtört, und kaum noch in ſeinen Umriſſen zu erkennen.

Im Staat New-York ſind die „indianiſchen Forts,“ ſo weit man ſie kennt, ſämmtlich nur von Erdwällen und einem äußerlichen Graben geſchützt. Ihre Zahl beträgt außer denen die der Pflug der Erde gleich gemacht hat, über hundert. Allein im Jefferſon County hat man über 50 nachgewieſen. Die Beſchreibung einiger wenigen wird hinreichen um ihren Charakter im allgemeinen zu kennzeichnen.

Einer dieſer feſten Plätze liegt in der Grafſchaft Montgommery, am rechten Ufer des Otſtungo-Creek. Die Lage dieſes Forts macht es zu einer natürlichen Feſtung. Ein gegen 100 Fuß hohes Felsplateau ſchiebt ſich mit ſeinen ſteilen, mauerartig aufſteigenden Abhängen in eine ſcharfe Biegung des Creek, der es von zwei Seiten umſpült, während der Fuß der dritten ebenſo jäh abfallenden Seite von einem andern kleinen Flüßchen benetzt wird. Eine Reihe von Paliſſaden, am Rand des Plateau angebracht, war vollkommen genügend den Punkt von dieſen drei Seiten für indianiſche Krieger und Waffen uneinnehmbar zu machen. Zum Schutz des 240 Fuß breiten Iſthmus, welcher das Plateau mit dem angränzenden Hochlande verbindet, diente ein Erdwall und ein Graben, die ſich in einer Curve vom Rand des ſüdlichen Abhanges bis zur nördlichen Gränze des Plateau hinzogen. Der Platz iſt gegen 700 Fuß lang, 450 Fuß breit und umſchließt ein Areal von ſechs Acker, das dicht mit dunkeln, mächtigen Tannen beſtanden iſt, deren undurchdringlicher Schatten im Verein mit dem ringsum rauſchenden Waſſer dem Ort etwas unheimliches gibt. Man fand in dem Fort Ueberreſte der gewöhnlichen indianiſchen Gefäße, eine Menge kleiner Schmuckſachen, ſowie kupferne Keſſel und andere Dinge europäiſchen Urſprungs. An einem Ort außerhalb des Waldes entdeckte man eine Menge menſchlicher Gerippe, die nach indianiſcher Weiſe ſitzend begraben waren. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurde der feſte Platz von den Mohawks angelegt, die ſich vorzugsweiſe gern in einem benachbarten Thale aufhielten, das noch heute nach ihnen genannt wird.

Aehnlich dem oben beſchriebenen iſt ein anderes indianiſches Fort, welches wenige Meilen in öſtlicher Richtung vor der Stadt Buffalo liegt. Innerhalb ſeiner Umfaſſung befindet ſich das Grab des letzten Irokeſen, des ſtolzen und un-

Digitized by Google

beugsamen Red Jacket, sowie das einer weißen Frau, Marie Jemison, die, als Kind von den Indianern entführt, unter ihnen aufwuchs, das Weib eines Häuptlings wurde, und bei seinem Stamm blieb bis an das Ende ihres an Abenteuern überaus reichen Lebens. Das Fort liegt auf einer sandigen, trockenen Terrasse, welche sich ziemlich hoch über den Alluvialboden des Buffalo-Creek erhebt, und von drei Seiten durch einen halbkreisförmigen Erdwall und Graben, nach Norden zu aber durch die schroff abfallende Wand der Terrasse geschützt wird. Der Rand des Plateau sowie der Wall waren durch Palissaden gekrönt. Gegenwärtig geht die Pflugschar des weißen Mannes über das Terrain des ehemaligen Forts, und es ist dadurch ziemlich schwierig geworden auch nur noch die Umrisse zu erkennen. Nur in der Nähe des Begräbnißplatzes sind Wall und Graben noch deutlich wahrnehmbar. Allen Traditionen zufolge war hier der Schauplatz des letzten und blutigsten Kampfes zwischen den Irokesen und den Gah kwas oder Eries, und diese Sage wird einigermaßen unterstützt durch die Masse der Todtengebeine die über den Platz und seine Umgebung zerstreut sind.

Besser, ja fast noch vollständig erhalten ist ein „Hill Fort" in Genesee-County, unweit der kleinen Stadt Caryville. Das Werk umschließt die westlichen Abhänge eines jener wellenförmigen Hügel die den Westen charakterisiren, und zieht sich bis zu den ziemlich schroffen Ufern eines kleinen Flusses hinab. Die Umfassungswälle, auf denen die ersten Ansiedler noch deutliche Spuren eichener Palissaden vorfanden, sind vom Grund des äußerlichen Grabens gemessen sechs Fuß hoch. Eine Stunde davon lag ein durch Erdwälle eingeschlossener Platz, welchen man „Bone Fort" nannte, weil sich in seiner Mitte ein sechs Fuß hoher, 30 Fuß breiter, nur leicht mit Erde bedeckter Haufen von Menschengebeinen befand.

Ein anderes noch ziemlich gut erhaltenes Fort befindet sich in der Nähe des Dorfes Clarence, Erie-County, inmitten eines unwegsamen Sumpfes. Die etwa drei Fuß hohen Erdwälle umschließen einen etwas höher liegenden trockenen Platz von ungefähr einem Acker Flächenraum, der nur durch einen schmalen Weg mit dem festen Lande zusammenhängt und zugänglich ist. Eine halbe Stunde davon liegt ein Hügel von Todtengebeinen, der etwa 400 Skelette enthalten mag.

Eine andere Art von indianischen Vertheidigungswerken, deren Ueberreste in den beiden Staaten New-York und Pennsylvanien häufig aufgefunden werden, stammt jedenfalls aus viel späterer Zeit und allem Anschein nach aus der historischen Periode. Es sind dieß nur von Palissaden eingeschlossene Plätze. Einer der interessantesten liegt bei der Stadt Victoria, Ontario-County. Die Befestigungswerke, die einen ziemlich steilen Hügel von etwa 20 Acker Flächenraum umschlossen, wurden von dem Marquis v. Nonville während seines berühmten Zuges gegen die Senecas im Jahre 1678 zerstört. Innerhalb der sehr starken und dichten Palissadenumfassung sind noch mehrere tiefe Gruben, wahrscheinlich sogenannte „Caches" bemerklich, in denen die Indianer ihre Vorräthe aufzubewahren pflegten. Nonville selbst gibt die in den vier festen Plätzen der Senecas in Caches gefundene und von ihm verbrannte Menge Mais auf 1,200,000 Bushel an. Auch in der Nähe der Stadt Geneva befand sich ein ähnliches Werk, dessen Umrisse noch deutlich zu erkennen sind. Als die Senecas ihr Land den weißen Eroberern überlassen mußten, machten sie zur ausdrücklichen Bedingung daß der Ort niemals bebaut werden sollte. „Hier schlafen unsere Väter," sagten sie. „Es würde ihre Ruhe stören, hörten sie den Pflug des weißen Mannes über ihren Häuptern dahingehen." Die Eroberer machten das Zugeständniß, und es ist bis jetzt gewissenhaft gehalten worden.

Diese wenigen Beispiele, die wir leicht um Hunderte vermehren könnten, werden genügen die beiden Classen der in den atlantischen Küstenstaaten aufgefundenen Monumente im allgemeinen zu charakterisiren. Sie sind allem Anschein nach von Indianern, wenn auch zu verschiedenen Zeitperioden, erbaut.

Freilich läßt sich gegen diese Annahme einwenden daß, wenn die Indianer, die man zur Zeit der Eroberung im Besitz der Küstenstaaten fand, derartige Erdwerke errichtet hätten, die Entdecker des Landes diesen Umstand erwähnt haben würden. Daß sie es unterlassen haben, erscheint in der That wunderlich, ist aber nicht unerklärlich. Alle Schriftsteller welche zuerst über das Land berichteten, beschreiben die Vertheidigungswerke der Eingebornen als Plätze die durch in die Erde gerammte Palissaden geschützt werden. Der Umstand daß die Erde am Fuße der Palissadenlinie zu einem Wall aufgehäuft war um ihr größere Festigkeit zu geben, mag so einfach und natürlich erschienen seyn, daß man ihn keiner besondern Erwähnung werth fand, besonders da der Wall in diesem Fall von sehr untergeordneter Bedeutung war. Nach der Einführung europäischer Handwerkszeuge vermochten die Indianer die Palissaden tiefer in den Grund zu schlagen; sie gewannen auf diese Weise eine früher nicht erreichbare Festigkeit, und damit hörte die Nothwendigkeit des Walles auf. So erklärt sich zugleich das Nichtvorhandenseyn dieser Erdmauern bei spätern indianischen Befestigungswerken.

Es ist allerdings wahr daß die noch jetzt in den atlantischen Küstenstaaten existirenden Nachkommen der Indianerstämme von der Entstehung jener Erdwälle nicht das geringste wissen, aber es ist auch auf diesen Umstand nicht zu viel Gewicht zu legen, denn wenn wir sehen wie im Laufe der letzten dreihundert Jahre die meisten alten Gebräuche ihrer Stämme ihrem Gedächtniß entschwunden sind, so kann es uns nicht wundernehmen daß sie auch von den Vertheidigungswerken ihrer Väter nichts wissen.

Bei einigen Plätzen berechtigen die unzweideutigsten Spuren langer Occupation zu dem Schlusse daß wir in ihnen befestigte Dörfer vor uns haben, während viele der kleinen Werke mehr zum augenblicklichen Schutz als zum längern Gebrauch errichtet zu seyn scheinen. Vielleicht dienten sie nur den Greisen, Frauen und Kindern im Fall eines feindlichen Angriffs zur Zufluchtstätte. Die Geräthe, Gefäße, Pfeifen u. s. w. die man an allen diesen Orten fand, gleichen genau denen die man später im Gebrauch der Indianer sah. In der Nähe einiger dieser Werke entdeckte man Todtenäcker mit vielen noch gut erhaltenen Skeletten, die sich in keiner Weise von den

Digitized by Google

Begräbnißstätten unterscheiden welche bei den neuern Ansiedlungen der Indianer gefunden werden.

Ueber das Alter der „indianischen Forts“ läßt sich nichts genaues sagen. Manche sind von ungeheuern Bäumen bestanden, welche indessen nicht als Beweise für das Alter der Bauwerke gelten können, denn es ist durchaus nicht bewiesen daß der Wald innerhalb der befestigten Plätze von den Erbauern ausgerodet wurde und nicht aus früherer Zeit stammt als die Erdwälle. Jedenfalls aber kann das Vorhandenseyn dieser Bäume nicht als Beweis für die Annahme dienen daß die fraglichen Fortificationen von einem andern Volk als dem angelegt wurde das man bei der Entdeckung des Landes im Besitz desselben fand. Im Gegentheil führt die Abwägung aller Wahrscheinlichkeit zu dem Schluß: daß die Entstehung der meisten „indianischen Forts“ in nicht zu ferne Zeit zu verlegen ist, und daß man die Irokesen und ihre westlichen Nachbarn als die Erbauer zu betrachten hat — eine Hypothese die mit den Traditionen der Eingebornen zusammentrifft, nach welchen Irokesen, Gah-kwas und andere Stämme sich hier jeden Fuß breit Boden streitig machten. Daß da wo so erbitterte Kämpfe lange Zeit stattfanden auch permanente Vertheidigungswerke angelegt wurden, ist natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auswanderung nach Brasilien.

Es sind in der Regel Illusionen welche die Kinder Europa's aus der alten in eine fremde Heimath treiben. Soll nun doch einmal ausgewandert werden, so ist es uns unbegreiflich, warum der Heimathflüchtige ein anderes Ziel wählt als die Vereinigten Staaten. Diese bieten ihm alles was er in der alten Heimath vermißt, nämlich um ein geringes Geld jungfräulichen Boden wenn er Ansiedler werden, Arbeit wenn er ein Gewerbe treiben will, Freiheit von Kriegsdienst, Freiheit von Abgaben, mit Ausnahme der Zölle, und die Aussicht hie und dort deutsche Gemeinden, deutsche Sitten zu finden. Will er aber nicht in eine Republik auswandern, sondern in monarchisch regierte Colonien, warum wählt er dann nicht Canada, nicht Australien oder das Capland? Er findet dort ein zuträgliches Klima, er findet so viel Freiheit als er überhaupt nur vertragen kann, und reichlichen Lohn wenn er fleißig arbeitet. Vielleicht aber ist er Katholik und sucht mit Vorliebe nach katholischen Staaten. Warum wendet er sich dann nicht nach Chili, der ruhigsten aller südamerikanischen Republiken, wo er ebenfalls ein gemäßigtes Klima zu erwarten hat, und die Deutschen, wie Schmarda berichtet, ein hohes Ansehen genießen, einträchtig zusammenhalten und sich ihrer Abkunft rühmen? Oder warum wendet er sich nicht nach dem friedlichen, vom Bürgerkrieg bisher verschonten hoch und gesund gelegenen Costa Rica, wo er Kaffee pflanzen und durch Fleiß sich ein Vermögen erwerben kann?

Dennoch ist ein gottlob sehr kleiner Theil von Deutschen nach Brasilien verloren gegangen. Waren es Katholiken, so hatten sie wenigstens keine religiösen Entbehrungen zu leiden. Waren es aber Protestanten, so wurde schon ihre Religion ihnen zu einer Quelle von Verbitterungen. Indessen sind auch in Brasilien deutsche Gemeinden gediehen, nicht im heißen Nordbrasilien, wohl aber im kühleren Südbrasilien. Sie genießen dort sogar eine gewisse Unabhängigkeit und dürfen sich rühren. So erscheint in dem deutschen Petropolis eine deutsche Zeitung, die Brasilia, welche wacker und unerschrocken die an den ausgewanderten Landsleuten begangenen Unbilden aufdecken und brandmarken darf. Es ist auch ganz sicher daß der Hof selbst und die Regierung die deutsche Auswanderung herbeiziehen, sie begünstigen und loyal aufnehmen möchte, allein mächtiger als Hof und Regierung sind in Brasilien etliche Magnaten, welche die Kammern und die Presse beherrschen, und welche, seit der Sklavenhandel hat aufhören müssen, eine Auswanderung deutscher Kulies sich haben aneignen wollen. Das schlimmste war daß sie sich durch ihre Auswanderungsagenten an das Proletariat in Deutschland und in der Schweiz wendeten. Wer nicht so viel Vermögen besitzt um nicht bloß die Ueberfahrt zu bestreiten, sondern in der fremden Heimath noch eine Baarschaft zu behalten, der sollte überhaupt nicht auswandern, nicht einmal nach den Vereinigten Staaten oder nach dem Caplande. Auswanderer aber die nicht einmal die Ueberfahrtskosten tragen konnten, waren gerade diejenigen welche von den brasilianischen Agenten aufgefischt wurden. Man streckte ihnen die Kosten der Reise vor, und die Auswanderer unterzeichneten einen Vertrag, der sie, ach! und leider auch ihre Familien zur Knechtschaft verpflichtete, in einem Lande wo derartige unsittliche Verträge noch Gültigkeit besitzen und wo der Richter der Gevatter ihres neuen Leibherren ist. Wir haben oben solche Auswanderer deutsche Kulies genannt, im Grund könnten sie sich glücklich preisen wenn der Rechtsschutz und die Rechtsverhältnisse der Kulies die ihrigen wären. Im britischen Westindien oder auf der französischen Reunionsinsel hat der Hindu, der sich als Kulie verdingt, eine viel günstigere Stellung. Erstens dient er nur für eine bestimmte Reihe von Jahren, und zwar auf fünf. Nach Ablauf dieser Frist muß ihm sein Herr eine im voraus bestimmte Summe aushändigen, womit er die Rückreise antreten und noch Ersparnisse in die Heimath bringen kann. Auf Reunion *muß er sogar abreisen*, wenn er nicht einen neuen fünfjährigen Kulievertrag findet und abschließt. Dort und im britischen Westindien steht er unter unabhängigen Gerichten, und es sorgt für ihn die mächtige Antisklavereiloge, die einen großen Einfluß im englischen Parlament besitzt und vor der selbst britische Minister zittern müßten. In Brasilien sorgt kein Mensch für den deutschen Kulie, ja er findet bei den Gerichten nicht einmal Schutz vor Betrügereien. Er hat sich auch nicht auf eine bestimmte Zeit verdingt, sondern auf so lange als seine Schuld nicht abgetragen ist. So stirbt er vielleicht als Kulie, ja was das abscheulichste ist, er vererbt die Knechtschaft auf seine Kinder. Gesetzt nun die brasilianischen Magnaten seyen Männer von makelloser Loya-

Digitized by Google

lität gegen ihre zugewanderten Ansiedler, und wir glauben mit Hrn. v. Tschudi daß die Mehrzahl loyale Herren gewesen sind, und die Bedrückung der Einwanderer meistens von ihren gewissenlosen Factoren geübt wurde, so ist doch ein solcher Vertrag nach europäischen Rechtsbegriffen unsittlich und ungültig. Es ist fraglich ob sich überhaupt jemand seiner Freiheit auf unbegränzte Zeit berauben, sich in fremde Knechtschaft verkaufen darf, daß er aber auch die Freiheit Dritter, seines Weibes und seiner Kinder verpfänden dürfe, ist in gesitteten Staaten nach gemeinem Recht nicht möglich, und kann überhaupt nur in Sklavenstaaten als statthaft angesehen werden. Die Rechtsverhältnisse der Auswanderer sind aber in Brasilien noch viel gedrückter. Nicht bloß die Familie haftet als Ganzes, sondern sämmtliche Mitglieder einer Pflanzung solidarisch für einander. So erzählt die „Brasilia" folgenden Fall. Im März 1858 wurden in Hamburg und Berlin 1211 Köpfe für die Colonie Pedro II angeworben. Der Gesammtheit wurden zuerst 10,050 Thlr. für den Transport bis Hamburg, dann 70 Thlr. per Kopf für die Ueberfahrt nach Brasilien, weiter 70 Thlr. für den Transport vom Landungsplatz bis zu dem kaum 70 Stunden entfernten Pedro II angerechnet, in Summa 146,000 Thlr. In den ersten 2½ Jahren starben 178 Ansiedler, der Rest von ihnen blieb aber solidarisch haftbar für den noch unbezahlten Schuldantheil der Verstorbenen. Das ist ganz sicherlich Sklaverei, ja schlimmer als Sklaverei, denn auf Cuba z. B. ist ein Sklave in einer günstigeren Lage wie die deutschen Parceria-Colonisten in Brasilien. Sein Herr ist gezwungen ihm etliche freie Zeit zum Selbstverdienst zu lassen, und ist der Sklave nur ein wenig geschickt, so kann er in ein paar Jahren sich freikaufen, und zwar nach einer vergleichsweise niedrigen Taxe — sagen wir 800 Piaster — mag auch der Herr 1100 oder 1200 für ihn gezahlt haben. Dieser Sklave kann sich also freikaufen, der deutsche kann es aber nicht, weil ihn die solidarische Haft für seine Mitauswanderer drückt. Die preußische Regierung hat daher als sie die Werbungen für Brasilien verbot, nur eine sittliche Pflicht erfüllt, denn selbst wenn die Pflanzer und ihre Factoren Engel wären, die Regierung eines Freibodenlandes, eine europäische Regierung sollte niemals dulden daß ihre Angehörigen ihre Freiheit und die Freiheit Dritter verpfänden dürfen.

Es ist bekannt auf welche schnöde Art der preußische Gesandte Hr. v. Meusebach in Rio behandelt oder vielmehr mißhandelt wurde. Leider können wir den Diplomaten aber nicht ganz von aller Schuld freisprechen, denn es hat sich ergeben daß er Verfasser von Artikeln injuriösen Inhalts in der Brasilia gewesen ist. [1] Als Vertreter einer fremden Macht in einem fremden Staate hätte er sich nicht, auch nicht in der edelsten Absicht mit der Presse befassen, und vor allem nicht Dinge schreiben sollen die ihn in einen Civilproceß verwickelten. Wir wollen also von dieser Quelle ganz absehen und uns an Hrn. v. Tschudi, den eidgenössischen Gesandten halten, der sogar bei der brasilischen Pflanzerpartei als eine persona grata gilt.

In der von ihm am 9 October 1860 dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Brasilien überreichten Denkschrift beklagt er sich zu allererst daß ihm von dem Senator José Vergueiro der Zutritt auf die Pflanzungen um die Lage der eingewanderten Schweizer zu untersuchen verweigert wurde, obgleich es in Brasilien ein Gesetz gebe welches den Behörden erlaubt in jedem Zeitpunkt den Zustand der Sklaven auf den Fazenden (Pflanzungen) zu untersuchen. Er klagt weiter daß den Schweizern die Ueberfahrtskosten viel zu hoch berechnet worden seyen. Das Haus Vergueiro habe in dieser Beziehung die Verträge doppelsinnig gefaßt, indem es darin heiße, nach der Landung im Hafen von Santos würden die Vergueiros „die Colonisten aufnehmen, beköstigen und an den Ort ihrer Bestimmung bringen lassen" (os receberao, alimentarao e farao conduzir aos seos destinos). Obgleich der Text klar genug ist um vermuthen zu dürfen dieß geschehe auf Rechnung des Hauses, wurden dennoch diese Spesen in die Schuldbücher der Einwanderer geschrieben. Ferner schreibt ein Artikel des Vertrages vor daß sich die Colonisten den Satzungen der Colonie zu unterziehen hätten. Diese Satzungen wurden den Auswanderern erst mitgetheilt als sie die Colonien betraten, [1] und sie fanden zu ihrem Schrecken darin Geldbußen bis zu 50 Milreis (1 Milr. = 2 fl. 42 kr.) angedroht. Ferner wurden die Angekommenen von den Vergueiros unter dem Titel einer Commissionsgebühr, von der in dem Vertrag nirgends die Rede war, sogleich wieder um 10 Milr. für jeden Erwachsenen und um 5 Milr. für jedes Kind belastet. So wurde es denn möglich daß manche Familie sich mit 1400 Thlr. beim Betreten der Colonie verschuldet sah und durch Geldbußen vielleicht noch weiter verschuldet wurde. Der Zinsfuß ist in Brasilien so hoch, erklärt Hr. v. Tschudi, daß „unter ungünstigen Umständen der Jahresverdienst des Colonisten kaum zur Ausgleichung der Zinsensumme hinreicht." Das furchtbarste aber ist die Haftbarkeit der Erben. „Eine große Anzahl Familienväter, schreibt Hr. v. Tschudi, sagten mir weinend: nur für die Zukunft unserer Kinder haben wir Grund zur Besorgniß, denn wenn wir ihnen entrissen werden sollten und ihnen noch Verpflichtungen gegen den Fazendeiro hinterließen, so wären sie zeitlebens an dessen Dienst gefesselt!"

Das also ist das Glück solcher Auswanderer: wenn sie es weit bringen, hinterlassen sie arme aber doch freie Kinder! Wir folgen hier nur dem eidgenössischen Gesandten, der bei den Brasilianern gut angeschrieben steht, und wollen die andern Schaudergeschichten von Vergiftungen aus confessionellem Haß gar nicht glauben, sondern für Uebertreibungen halten. Das was in den Acten liegt, reicht aber völlig aus um thörichte Landsleute vor dem Seelenverkauf zu warnen und die Regierungen, wo es noch nicht geschehen ist, zu bestimmen den Menschenhandel nach Brasilien und den nach unsern

[1] Diese Beschuldigung soll sich in neuerer Zeit als grundlos erwiesen haben.

[1] Nach gemeinem Rechte wäre dieser Artikel völlig ungültig, denn niemand kann sich zu etwas verpflichten, was er nicht kennt.

Digitized by Google

Rechtsbegriffen unsittlichen Freiheitsverpfändungen ein Ende zu machen. Wohl mag es richtig seyn was Hr. v. Tschudi wiederholt bemerkt, daß die meisten Klagen von trägen Colonisten herrühren und die arbeitsamen besser stehen, dieß macht aber unmoralische Verhältnisse nicht sittlicher. Wollen Brasilianer durchaus deutsche Auswanderer werben und deutsche Narren durchaus brasilianische Glückseligkeit kosten, so sollten unsere Regierungen nur bei Verträgen nach sittlichen Rechtsgrundsätzen die Werbung verstatten, es müßten in Brasilien für solche Verhältnisse bestimmte Richter in deutschen Consulaten bestellt werden und die Pflanzer bei deutschen Banken hohe Cautionen erlegen, daß sie sich der consularischen Gerichtsbarkeit unterwerfen wollten.

Indische Flitterwoche.

Das „Basthar ghor" oder Brautgemach ist während der Nacht gefüllt mit Weibern welche das Ehepaar mit Gesängen unterhalten, den Bräutigam singen und, wenn er kann, schwierige Fragen beantworten, Räthsel errathen lassen u. s. w. Der Leser wird bemerken daß hier freie Unterhaltung gewissen Männern und Weibern erlaubt ist; allein zur Erklärung müssen wir bemerken daß diese Weiber Schwestern der Braut, oder Weiber ihres Bruders, oder nähere oder entferntere Verwandte seyn müssen. Ihre Mütter oder Tanten, oder die es durch Verschwägerung mit dem Bräutigam seyn würden, haben an diesen Brautkammerspäßen keinen Theil. Am nächsten Morgen hat sein Vater etwas Geld an folgende Personen zu zahlen: an den Polizeibeamten des Dorfes; den Mann der in der Schule unterrichtet; an den Brahminen der umsonst diejenigen unterrichtet die das Sanskrit lernen; die Leute die den Tempel besorgen; an Götzenbilder ꝛc.; an die Armen niedriger Kasten, und eine anständige Summe an die Frauen welche die Nacht vorher das Brautpaar unterhalten oder vielmehr geplagt haben. Der Bräutigam bricht dann mit seiner Frau und einigen Dienern nach seinem eigenen Dorf auf. Sowohl die Braut als ihre Mutter sind in Thränen gebadet. Sobald er in seinem Haus empfangen worden ist, stellt er sich im Hof auf einen angemalten Sitz, und das Mädchen steht vor ihm auf einer Schüssel in welcher Milch ist. Sie hält einen lebenden Fisch in ihrer rechten Hand; er streckt dann seine Hand aus und legt sie auf ihren Kopf. Sieben verheirathete Frauen gehen dann siebenmal um sie herum, eine Art von Shunko blasend, und im Gehen Wasser aus einer Kanne auf die Erde gießend. Dann kommt das „Brautfest," zu welchem Hunderte von verschiedenen Kasten eingeladen sind, wenn das Brautpaar zu der der Brahminen gehört. Die von den Verwandten und Freunden eingeladenen Gäste sehen das Gesicht der Braut und legen Geld in ihre Hand. Bei dieser Ceremonie nimmt das sie bedienende Mädchen ihr den Schleier ab, und sie schließt ihre Augen. Diese Mode ist wirklich sehr gut, denn niemand kann weder die Farbe noch die Größe ihrer Augen bemerken, und nicht sehen ob sie blau oder schwarz, groß, klein oder schielend sind. Wenn ihre eigene Kaste beim Mahl sitzt, bringt sie jeder der Hauptpersonen ein wenig Reis. Das vollständige Shorjai oder aus Blumen gemachte Bett, und eine große Menge von Specereien, Süßigkeiten, Früchten und Kleidern werden von ihrem Vater am dritten Tag nach der Hochzeit gesendet und unter den Familien in der Nachbarschaft vertheilt. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen kehrt die Braut in das Haus ihres Vaters zurück, und geht gelegentlich in ihre neue Wohnung, bis sie ihr dreizehntes Jahr erreicht hat, wo sie ihr regelmäßiges eheliches Leben beginnt.

Die niederländischen Colonien im Jahr 1858.

(Von Dr. Friedmann.)

Einleitendes.

Am 29 Dec. v. J. übergab der Colonialminister v. Rochussen den Generalstaaten die umfassenden Originalberichte über Niederländisch-Ost- und Westindien, sowie über die Colonien an der Küste von Guinea für das Jahr 1858, aus welchem reichhaltigen Material wir das wichtigste in kurzem Auszug mittheilen wollen. Was zuvörderst die ausgedehnten Besitzungen im indischen Archipel betrifft, so läßt sich im allgemeinen die erfreuliche, auf unwidersprechliche Thatsachen gestützte Behauptung aussprechen: daß der Culturzustand jener Länder wieder einen nicht unbedeutenden Schritt vorwärts in seiner Entwicklung gemacht hat. Die Bevölkerung hat sich auf Java sowohl als auf den meisten übrigen Besitzungen des Archipels vermehrt; der Gesundheitszustand war ein sehr günstiger, die Zahl der Schulen für Europäer sowohl als für Inländer hat zugenommen; ein reges Leben that sich in der Wissenschaft kund, die Länder- und Völkerkunde erhielt insbesondere bedeutende Bereicherungen; neue Gebiete wurden erworben, wilde Stämme für bessere Gesittung gewonnen, und die Aufhebung der Sklaverei im ganzen indischen Archipel angebahnt. Die Ernte-Ergebnisse waren im Ganzen günstig, die Zahl der ackerbautreibenden Familien auf Java vermehrte sich, auf zahlreichen Schiffen wurde der Ueberfluß der Erzeugnisse nach Europa und andern Welttheilen gebracht, und neue Handelstractate wurden mit verschiedenen europäischen Staaten geschlossen.

Gebietsausdehnung.

Die Zahl jener Provinzen welche der directen Herrschaft der Niederländer unterworfen sind, und deren Flächeninhalt nach den neuesten Angaben 27,892 Quadratmeilen beträgt, hat sich durch den am 1 Febr. 1858 mit dem Sultan von Siak, einem an der Ostseite Sumatra's gelegenen Reiche, geschlossenen Vertrages um eine weitere vermehrt. Die Veranlassung zu diesem Vertrag, gemäß welchem das Reich Siak und die dazu gehörigen Inseln fortan einen integrirenden Theil von Nieder-

Digitized by Google

ländisch-Indien ausmachen, war schon einige Jahre früher gegeben. Es lebte nämlich der Sultan in Feindschaft mit seinem Bruder, dem Jang di Pertuan Muda, oder Vicekönig. Um sich von dem lästigen Nebenbuhler zu befreien, begab sich der Sultan nach Singapur um sein Reich, dem Schutz der englischen Regierung zu unterstellen. Die Regierung als solche nahm das Anerbieten nicht an, doch zeigte sich bald der Engländer Wilson, angeblich ohne Wissen und Willen seiner Regierung, mit einer Anzahl buginesischer Soldaten im Gebiete von Siak, und leistete dem Sultan gegen seinen Bruder Hülfe. Bald aber mußte der Sultan die Erfahrung machen daß die fremde Hülfe ihm gefährlicher sey als die Ansprüche seines Bruders, indem Wilson — zu früh — sich fast als Dictator benahm. Nun erst rief der Sultan die Niederländer zu Hülfe, sowie auch der Vicekönig ihre Vermittlung in dem Streit mit seinem Bruder nachsuchte, indem beide sich auf die Freundschaft beriefen welche die frühere ostindische Compagnie mit dem Reich von Siak unterhielt. Wilson suchte unterdessen seine Ansprüche durch Waffengewalt geltend zu machen, so daß der Sultan genöthigt war nach Ulu Tasse zu flüchten und sein Reich der Anarchie preiszugeben, die auch für die benachbarten, bereits seit längerer Zeit unter der directen Regierung der Niederländer gestandenen Länder gefährlich war. Der Resident von Riouw begab sich hierauf im Auftrag der niederländischen Regierung mit dem Dampfschiff Merapi nach den Küsten von Siak, und landete bei dem Seeplatze Bukit Batu am 3 Juni 1857. Sobald Wilson und seine englischen Begleiter von der Ankunft des Merapi Kunde erhielten, fanden sie für gut das Siak'sche Gebiet zu verlassen, und mit ihren buginesischen Truppen auf Prauen nach Malaka zu segeln. Bald darauf zeigte sich dieser Freibeuter abermals zu Klapa-Pati auf dem Eiland Bankalis, wurde aber auch von dort durch ein dahin gesandtes Detaschement vertrieben. Es gelang nun auch dem Residenten den Zwist der beiden Brüder auszugleichen, und das Reich Siak Sri Indrapura ohne Schwertstreich unter die unmittelbare Herrschaft von Niederland zu bringen.

Bevölkerung.

Es hat sich auch in den Jahren 1857 und 1858 die Einwohnerzahl des unter der directen Herrschaft Niederlands stehenden Theils des indischen Archipels bedeutend vermehrt, und weisen die großentheils genau, besonders über Java, geführten Listen fast in allen Residentschaften dieser Insel eine Bevölkerungszunahme von 0,9 bis 5 Procent nach, was theils dem Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, theils den Einwanderungen aus andern Theilen des Archipels und aus Hindostan zuzuschreiben ist. Die folgende Liste gibt die Bevölkerung von Java und Madura in den Jahren 1857 und 1858 nach den Nationalitäten:

	Europäer.	Chinesen.	Arabier und andere Asiaten.	Inländer.
1857	20,331	138,356	24,615	11,594,158
1858	20,862	142,582	27,335	11,943,019
Zunahme	531	4226	2720	348,861

Nur eine Classe der Bevölkerung Java's hat abgenommen, nämlich die Sklaven, indem im Jahr 1857 deren 5260 auf Java waren, während am Ende des Jahres 1858 nur noch 4675 übrig blieben. In demselben Jahre, nämlich am 24 Nov. 1858, wurde den Generalstaaten ein Gesetzentwurf bezüglich der gänzlichen Abschaffung der Sklaverei vorgelegt, in dessen Folge am 7 Mai 1859 die Aufhebung der Sklaverei in allen niederländischen Colonien zum Gesetz erhoben ward. Was den indischen Archipel betrifft, so erschien schon am 14 Juli 1859 eine Verordnung des General-Gouverneurs, gemäß welcher auf Java und Madura 90 Tage nach der Publication der Verordnung, in den auswärtigen Besitzungen aber am 1 Jan. 1860 die Freigebung der Sklaven vollzogen seyn muß. Den Besitzern von Sklaven ward von der Regierung eine bestimmte Entschädigung zugesichert. Die Freilassung der Sklaven wurde an den bestimmten Terminen ohne besondere Schwierigkeiten vollzogen, und die Besitzer der Sklaven zeigten sich so bereit zur Ausführung des gegebenen Befehls, daß viele derselben auf die von der Regierung festgesetzte Entschädigung verzichteten. Aus diesem Grunde wurde den Besitzern als Entschädigung nur die geringe Summe von 784,008 fl. verabreicht, während im Voranschlag die zu entrichtende Summe auf 1,400,000 fl. festgesetzt war. Anlangend die Bevölkerung der übrigen Theile des Archipels, insoweit sie unter directer Verwaltung der Regierung stehen, so gibt folgende Tabelle über den Stand derselben am Ende des Jahres 1858 Aufschluß:

	1858.	1857.	Vermehr.	Verm.
Sumatra's Westküste	1,551,231	1,499,271	51,960	
Benkulen . . .	111,028	122,542	—	1514
Lampong-Districte .	83,793	82,974	819	
Palembang District	471,061	467,685	3376	
Banka	49,500	47,583	1917	
Billiton	12,864	12,742	122	
Riouw	24,913	23,861	1052	
Westliche Abtheilung Borneo's . . .	335,340	329,755	5585	
Südliche und östliche Abtheil. Borneo's	551,343	. . .		

(Zählung vom Jahr 1857).

		1858.	1857.		
Celebes sammt den dazu gehörigen kleinern Inseln		215,277	262,023 (nicht genau)		
Gouvernement der Molukken.	Amboina	188,728	187,627	Verm.	1101
	Banda	110,179	110,302	Vermd.	123
	Ternate	89,076	89,092	„	16
	Menado	110,749	108,070	Verm.	2679
Timor		1,646,605	1,646,100	„	505
Bali und Lombok (Baleleng)			32,170		

Die Gesammtbevölkerung der außenjavanischen Besitzungen des Archipels betrug demnach am Ende des Jahres 1858 . . . . . 5,585,857 Seelen.
Dazu kommt die Bevölkerung Java's mit 11,943,019 „
Zusammen 17,528,876 „

Digitized by Google

Hiezu werden wir noch, um die Bevölkerung des ganzen indiſchen Archipels annäherungsweiſe angeben zu können, die Einwohnerzahl des neu erworbenen Reiches Siak mit ungefähr 300,000 Seelen rechnen, ſowie die Einwohnerzahl aller übrigen, noch nicht unter unmittelbarer Herrſchaft der Niederländer ſtehenden Länder des Archipels auf 5 Millionen geſchätzt werden. Demgemäß entziffert ſich die Bevölkerung des Archipels am Ende des Jahres 1858 auf 22,828,876 Seelen.

Wir finden auch in den Berichten vom Jahre 1858 zum erſtenmale die Zahl jener Aſiaten angegeben welche ſich zur chriſtlichen Religion bekennen. Auf Java ſind deren 2203, was bei einer Bevölkerung von nahezu 12 Millionen Seelen allerdings eine ſehr geringe Zahl zu nennen iſt. Der Grund dieſer ſchwachen Propagation des chriſtlichen Glaubens auf Java liegt darin daß bei allem Vorſchub welcher der Thätigkeit der Miſſionäre von Seite der Regierung geleiſtet wird, dennoch die individuelle Freiheit eines jeden in Glaubensſachen gewahrt bleibt, und vor allem jene Scheinbekehrungen dadurch nicht begünſtigt werden daß den Bekehrten irgendein Vortheil in ſeiner politiſchen und ſocialen Stellung erwartet. Auch iſt der Muhammedanismus der Regierung bis jetzt in ihren Beſtrebungen zur Förderung der Humanität nicht hinderlich geweſen, und iſt ſie zur Ueberzeugung gelangt daß von allen Culturſtufen aus ein Weg zur weitern und allmählichen Entwicklung angebahnt werden kann.

Auf Banka leben 295 katholiſche Chineſen, ſowie auf Borneo 230 chriſtliche Dajaks. Die größte Zahl der Chriſten unter den Inländern findet ſich auf den Molukken und auf Timor. Es leben nämlich auf Amboina 39,811, auf Banda 742, auf Menado und den Sanggirinſeln 57,235, und auf Timor 3000 Chriſten unter der inländiſchen Bevölkerung. Die Zahl ſämmtlicher Inländer des indiſchen Archipels welche ſich zur chriſtlichen Religion bekennen, beträgt 101,321 Individuen.

Zuſtände und Vorfälle auf Sumatra.

Dieſes große, von verſchiedenen Völkerſchaften bewohnte Eiland iſt bis jetzt in ſeinen Culturverhältniſſen weit hinter Java geblieben, das in Vergleichung zur Nachbarinſel Jahrtauſende voraus hat. Sehen wir doch auf Sumatra noch einen Stamm, die Battas, dem Anthropophagismus ergeben, während andere Völkerſchaften, obgleich ſich nicht gegenſeitig verſchlingend, doch durch Rohheit der Sitten den Battas noch nachſtehen. Die gebildetſten Einwohner leben auf dem mittlern Theil der Inſel, von Padang an der Weſtküſte bis Palembang an der Oſtküſte der Inſel. Sie ſind Muhammedaner und Abkömmlinge der alten, einſt ſo mächtigen Malaien welche von der Halbinſel Malaka aus ihre Herrſchaft über den ganzen Archipel verbreiteten. Dort finden wir daß die der Religion ihrer Väter ſehr ergebene Bevölkerung häufig von den aus Mekka zurückgekehrten Pilgern in religiöſe Anfregung verſetzt wird, indem ein ſolcher Hadji ſich entweder als Prophet ausgibt und die alten Satzungen in ihrer Strenge wieder einzuführen ſucht oder Anhänger zur Verfolgung politiſcher Zwecke um ſich ſammelt. Ein ſolcher Hadji ſuchte ſich auch im Jahre 1858 in den Padangſchen Oberländern geltend zu machen, wurde aber bald ſammt ſeinen fanatiſchen Freunden an der Fortſetzung der Umtriebe gehindert.

In dem ausgeſtreckten Diſtricte Benkulen lebt die Bevölkerung noch in wilder Ungebundenheit. Sie ziehen noch immer vor, wie die alten Germanen, in abgeſonderten Gehöften zu wohnen, die ſie ſelbſt von Zeit zu Zeit wechſeln, je nachdem eine Palmengruppe, der Urſprung einer Quelle, der Gipfel eines Hügels, der den kühlen Land- und Seewinden freien Durchzug geſtattet, ſie anlockt, als in Dörfern ſich geſellig zu vereinigen. Die Landſchaft Lebong, welche einen Theil des Diſtricts bildet, zeichnet ſich insbeſondere durch ihre feindlichen Geſinnungen gegen die Europäer aus, indem ſie die Reiſenden morden, und ſelbſt ein Ingenieur, der im Auftrage der Regierung mit Vermeſſungen ſich beſchäftigte, ſich nur durch die Flucht retten konnte. Die vom Reſidenten deßhalb zur Rechenſchaft gezogenen vier Häuptlinge (Paſiras) erklärten geradezu daß ſie die Macht nicht beſitzen die unbändige, dazu noch durch falſche Gerüchte aufgehetzte Bevölkerung abzuhalten Hand an die in ihr Gebiet dringenden Fremdlinge zu legen. Dieſe feindliche Geſinnung der Bevölkerung, verbunden mit dem Wunſche den Verkehr zwiſchen der Weſt- und Oſtküſte Sumatra's durch Sicherheit der Straßen zu befördern, veranlaßten die Regierung zu einer militäriſchen Beſetzung der Gränzdiſtricte Ampat-Betulai und Ampat-Lawang, die zwiſchen Benkulen und Palembang gelegen ſind. Es wurden vier kleine Forts erbaut, die Straße welche von Benkulen über das reizende, eines herrlichen Klima's ſich erfreuende Centralgebirge nach Palembang führt, erweitert und Civilbeamte mit der Leitung der Adminiſtration beauftragt.

Günſtig lauten die Berichte vom ſüdlichen Theile Sumatra's, den Lampong-Diſtricten. Der Schmuggelhandel mit Waffen und Munition, welcher außer ſeinen gefährlichen Folgen viel zur moraliſchen Depravation des Volkes beigetragen hatte, hat ſich durch kräftiges Einſchreiten der Regierung großentheils verloren, wogegen der ehrliche Handel ſich zu heben beginnt und der Reisbau Fortſchritte macht. Als Beweis für die zunehmende Sicherheit der Perſon wird in dem Berichte des Reſidenten angeführt daß früher kein Chineſe in den Lampong-Diſtricten wohnen durfte, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen ermordet zu werden, während im J. 1858 bereits chineſiſche Händler, Schmiede und andere Handwerker ſich dort angeſiedelt haben und zur Verbeſſerung und Verſchönerung der häuslichen Einrichtungen beitragen.

Weniger erfreulich lauten die Berichte vom öſtlichen Theil Sumatra's, wo zur Behauptung der Autorität der Regierung die Gewalt der Waffen angewendet wurde. Außer einem Aufſtand im Palembangiſchen Gouvernement, der endlich mit der Einnahme des befeſtigten Platzes Djati (29 März 1859) endigte, waren es ernſtliche Conflicte mit dem ehemaligen Sultan von Djambi, Ratu Jaha Safi-Udin, welche die Thronentſetzung dieſes Fürſten und eine größere Abhängigkeit ſeines Nachfolgers von der Regierung zur Folge hatten. Als nämlich der genannte Fürſt im Jahre 1855 zur Regierung kam, begnügte er ſich von ſeiner Thronbeſteigung dem Generalgou-

Digitized by Google

verneur einfach Nachricht zu ertheilen, während er den Verträgen vom Jahre 1833 und 1834 zufolge die Souveränetät der Regierung anzuerkennen hatte. Zugleich wollte die Regierung einige Abänderungen an diesen Verträgen vornehmen. Wiederholte Aufforderungen von Seite der Regierung an den Sultan zur Erfüllung seiner Verpflichtungen blieben ohne Erfolg, so wie selbst ein Brief des Generalgouverneurs vom März 1858 an den Sultan, verbunden mit der Sendung des Residenten von Palembang, konnte die Einwilligung des Sultans zur Revidirung der Verträge und zur Anerkennung der Oberhoheit der niederländischen Regierung nicht bewirken. Nun wurde ein Detaschement, bestehend aus drei Bataillonen Infanterie, einigen Geschützen und 200 Kulis, begleitet von den Kriegsdampfern „Groningen," „Celebes," „Onruſt," „Admiral von Kinsbergen" nebſt einigen Kreuzbooten nach den Küſten von Djambi geschickt. Die Flottille mit den Truppen landete am 20 August bei den Sedingjang-Inseln im Angesicht des Küſtenortes Djambi. Nachdem weitere Unterhandlungen den Sultan nicht zur Nachgiebigkeit bewegen konnten, wurde er am 5 Sept. durch ein Manifeſt des Thrones entsetzt. Die Truppen landeten am 6 an der Küſte von Djambi unter dem Schutze der Kriegsschiffe, welche acht feſte Küſtenplätze beschoſſen und zur Uebergabe nöthigten. Auch der Kraton (Residenz) des Sultans wurde erſtürmt und 50 Kanonen erobert. Die Holländer verloren bei dieſer Expedition vier Todte und hatten 34 Verwundete. An der Stelle des abgeſetzten Sultans wurde sein Oheim unter dem Namen Achmat Nasar Udin durch die niederländiſche Regierung ernannt (2 Nov.). Mit dieſem Sultan wurde ein neuer Vertrag geſchloſſen, gemäß welchem ihm das Recht der Selbſtverwaltung gelaſſen wurde. „Doch wurde ihm vorläufig ein Commiſſär beigegeben um über die gehörige Deutung und genaue Befolgung des Contractes zu wachen und dem Sultan als Rathgeber und Führer (leidsman) in Regierungsangelegenheiten zur Seite zu ſtehen." Mit andern Worten: der Sultan hat ſeine Selbſtändigkeit verloren und iſt zum Vaſallen der Niederländer gemacht worden.

Von untergeordneter Wichtigkeit ſind die politiſchen Vorfälle auf Banka, Billiton, den zum Bezirk Riouw gehörigen Inſeln und auf Indragiri. Im allgemeinen erfreute ſich die Bevölkerung der Segnungen des Friedens, welche durch eine günſtige Reisernte noch erhöht wurden. Auf Lingga kamen ungefähr 16,000 früher mehr unabhängige Chineſen unter die unmittelbare Herrſchaft der Regierung. Ein vom Panglima Besar zu Reteh angeſtifteter Aufſtand wurde nach Erſtürmung des Benting (Fort) des Panglima (Nov. 1858) unterdrückt.

Vorfälle auf Borneo.

Die zur unmittelbaren Herrſchaft der Niederländer gehörenden Theile der großen, faſt continentalen Inſel werden in die nördliche, weſtliche, Süd- und Oſtabtheilung geſchieden, welche einzelnen Gebiete von Reſidenten beherrſcht werden, von denen jeder noch mit einer großen Zahl Radſchahs der dajakiſchen und malayiſchen Bevölkerung in Verbindung ſteht. Die nördliche Abtheilung ſteht auch mit dem Radſchah von Sarawak, James Brooke, in Verbindung, und es wird berichtet daß man mit demſelben in gutem Einvernehmen war, und er ſelbſt der Regierung behülflich war in ihren Beſtrebungen zur Cultivirung der nomadiſchen Stämme welche an dieſem Theile Borneo's leben.

Zu Banjermaſſin, der Hauptſtadt eines Reiches, jetzt Regierungsbezirkes gleichen Namens, vermuthete man im Jahre 1858 noch nicht daß im folgenden Jahre ſich traurige Begebenheiten zutragen und ihnen eine große Anzahl Europäer zum Opfer fallen ſollten. Es lebte damals der Sultan Tamdjid Illah im Zwiſt mit ſeinem Oheim, dem Pangeran Prabu Anam, und wurde dieſer auf wiederholtes Anſuchen des Sultans von Borneo entfernt, und nach Bandong auf Java als Staatsgefangener gebracht. In Folge der Aufſtände im Jahre 1859, von welchen uns genauere Berichte noch fehlen, legte der Sultan die Regierung nieder, und das Reich Banjermaſſin wurde einem Beſchluß der indiſchen Regierung vom December 1859 gemäß nicht mehr einem inländiſchen Fürſten als Lehen übergeben, ſondern ward dem Gebiete der Niederländer einverleibt. Motivirt wurde dieſer Beſchluß dadurch daß der abgetretene Sultan zur Wiederbeſteigung des Thrones nicht würdig ſey; daß der früher von der Regierung als Reichsverweſer anerkannte und beſoldete Pangeran Hidajat Ulah erwieſenermaßen mit den Aufrührern gemeinſame Sache gemacht hatte, und endlich der nach Bandong gebrachte Pangeran Prabu durch ſein früheres Betragen ſich jedes Recht auf den Thron verwirkt hat. Andere Nachkommen des ehemaligen Sultan Adam ſind aber nicht vorhanden.

Die reichen Diamantgruben in der Provinz Landak, am weſtlichen Theil Borneo's, wurden von den emſigen Chineſen, welche ſich dort in bedeutender Anzahl niedergelaſſen, wohl ausgebeutet, und wurde unter vielen andern im Jahre 1858 für den Radſchah von Landak ein Diamant im Werth von 40,000 fl. gefunden wurde.

Celebes.

Die im allgemeinen ſehr kriegeriſche Bevölkerung dieſer Inſel würde eine für die Regierung furchtbare Macht bilden, wenn ſie vereinigt ſich derſelben bedienen würde. Zum Glück für Niederland aber, und man kann beifügen auch für die Civiliſation, ſind die Bewohner von Celebes in zahlreiche kleine Reiche vertheilt, deren Herrſcher unter ſich uneinig, von gegenſeitiger Eiferſucht erfüllt ſich der niederländiſchen Regierung anſchließen, um, wie ſie glauben, ihre Gegner zu bekämpfen, in der That aber verhindert die Regierung den Ausbruch von Feindſeligkeiten, und hält ſämmtliche Radſchahs durch Verträge an ſich gebunden. Die Berichte über Celebes handeln großentheils von einzelnen Uebertretungen ſolcher Verträge von Seite der Radſchahs, worauf dieſelben erneuert, mit Zuſätzen verſehen, oder der widerſpänſtige Radſchah ſeiner Herrſchaft entſetzt und ihm ein der Regierung mehr ergebener Nachfolger gegeben.

Von ernſterer Art waren die Verwicklungen mit dem Fürſten von Boni, ſowohl wegen der Größe dieſes Reiches und der nicht unbedeutenden Kriegsmacht — der Sultan

Digitized by Google

hat gegen 16,000 Bewaffnete in seinem Heer — als auch wegen des kriegerischen Geistes und der Tapferkeit der Bevölkerung von Boni.

Der Sultan von Boni war einem Vertrag vom Jahr 1824 zufolge Bundesgenosse der niederländischen Regierung mit der Verpflichtung sich mit keinem den Niederländern feindlichen Volke zu verbinden, sondern im Gegentheil den erstern, im Fall sie es wünschen, mit Hülfstruppen beizustehen. Seit mehreren Jahren beobachtete aber das Reich von Boni ein anmaßendes und selbst beleidigendes Betragen gegenüber der niederländischen Regierung, worüber in den Berichten von den Jahren 1850, 1856 und 1857 bereits geklagt wird. Eine Erhöhung der niederländischen Flagge reifte endlich im darauf folgenden Jahre bei der indischen Regierung den Beschluß eine Expedition gegen Boni zu unternehmen, wie eine solche bereits unter der englischen Regierung im Jahr 1814 und später von den Niederländern im Jahr 1824 unternommen wurde. Mit dieser Expedition sollte aber auch der ehemalige Gouverneur von Celebes, P. J. Perez, als Regierungscommissär abgeschickt werden, damit dieser mit dem Charakter der dortigen Bevölkerung wohlbekannte Mann versuchen möchte durch gütliche Unterhandlungen die nöthige Genugthuung zu erlangen, und den Angriff durch die Waffen unnöthig zu machen. Die Versuche zur Vermeidung von Feindseligkeiten blieben jedoch fruchtlos, so daß in den ersten Monaten des Jahres 1859 zuerst der Seeplatz Badjoa, und hierauf der Hauptplatz Boni selbst von den holländischen Soldaten erobert, zu Badjoa ein Fort erbaut und die Küsten blokirt wurden. Da hiedurch der die Centraltheile des Landes mit seinem Heer besetzt haltende Anführer noch nicht zur Nachgiebigkeit veranlaßt wurde, erschien gegen Ende 1859 unter General Van Swieter eine zweite Expedition, welche zuerst Sandjai, dann Boni zum zweitenmal, und endlich Pasemba, den letzten Zufluchtsort der Königin von Boni eroberte. Am 30 Jan. 1860 wurde diese kriegerische braune Königin des Thrones für verlustig erklärt, und die „Großen des Reiches" erwählten zum Fürsten von Boni Achmat Sirkarru Rukka, Aru (Fürst) von Palekke, der schon früher sich den Niederländern angeschlossen hatte. Am 13 Febr. wurde ein Vertrag abgeschlossen, gemäß welchem die bis dahin bestandene Bundesgenossenschaft von Boni in Abhängigkeit des Landes von der niederländischen Regierung verwandelt wurde. Auch verzichtete der neue Fürst auf die von seiner Vorgängerin erhobenen Ansprüche auf einige Theile des östlichen Celebes, so wie einige Inseln und Gränzdistricte an Niederland abgetreten wurden.

Der Handel und noch mehr der Ackerbau stehen auf Celebes noch immer auf niederer Stufe ihrer Entwicklung. Die Bevölkerung hält nur den Gebrauch der Waffen für ehrenvoll, wogegen die Grundbesitzer ihre Ländereien früher durch Sklaven bebauen ließen, die aber jetzt nach gesetzlicher Aufhebung der Sklaverei als Pächter figuriren, ein Drittel des Ertrages der Felder für sich behalten, während zwei Drittel den Besitzern eingeliefert werden müssen.

Weit günstiger ist indessen der Zustand des Ackerbaues in den der Regierung unmittelbar unterworfenen Gebieten, und besteht fortwährend eine zahlreiche Einwanderung von Landbauern aus entfernten Theilen der Insel wo die Willkürherrschaft und Habsucht der kleinen Regenten keinen hinlänglichen Schutz für Person und Eigenthum gewähren.

Die innere Ruhe in allen übrigen Besitzungen auf dem Archipel wurde durch keine bedeutenden Ereignisse gestört. Von den molukkischen Inseln berichten die Residenten im Ganzen wenig Vortheilhaftes in Bezug auf den Fleiß und Strebsamkeit der Bevölkerung. Insbesondere gilt dieß vom District Banda, obgleich der größere Theil der Bevölkerung zum Christenthum sich bekennt. In der Landschaft Neira wohnen die meisten Einwohner noch zwischen den Trümmern ihrer im Jahr 1852 durch ein Erdbeben zerstörten Häuser in elenden, in der Eile nach dem Erdbeben erbauten Hütten. Auch ziehen sie es vor, schlechtes, verdorbenes Trinkwasser zu gebrauchen als durch Ausbesserung der Brunnen und Anlage von Wasserleitungen sich gutes Quellwasser zu verschaffen.

Die Oetzthaler Gebirgsgruppe.

Bei J. Perthes ist von dem österreichischen Oberstlieutenant Karl v. Sonklar eine ausgezeichnete Monographie über den westlichsten Theil der Tiroler-Alpen [1] erschienen, der ein außerordentlicher wissenschaftlicher Werth beigemessen werden muß. Bisher galt der Brennerpaß als die Gränze zwischen den norischen und den Ostalpen, der Verfasser macht uns aber aufmerksam daß das breite Thal bei Nauders und der Finstermünzpaß viel sachgemäßer als eine solche Gränze bezeichnet werden darf, weil der Einschnitt in die Ketten dort viel breiter ist. In diesem Sinn würde dann die Oetzthaler Gruppe bereits in das Gebiet der Ostalpen fallen. Die Ostalpen lassen sich wieder in drei gesonderte Gruppen durch die Einschnitte des Brennerpasses und des Zillerthales zerlegen, nämlich in 1) die Oetzthaler-, 2) die Zillerthalergebirge, 3) die hohen Tauern. Unser Werk beschäftigt sich nur mit der westlichen, mit der Oetzthaler Gruppe, und hier macht das tief einschneidende Oetzthal selbst wieder eine Unterscheidung möglich, nämlich in die Oetzthalergruppe im engeren Sinne und in die Stubbaiergebirge. Eine Karte welche uns die Niveauverhältnisse der Ostalpen darstellt, wobei durch Farben die Höhen unter 4000, unter 5000, unter 6000 und über 6000 ausgedrückt werden, läßt uns nun schon erkennen, wie massenhaft gerade die Oetzthalergruppe auftritt, und wie wenig ihr Kern bisher vom Wasser ausgewaschen worden ist. Der Oetzthaler Stubbaier-Gebirgsstock (der seine südliche Gränze im Jaufenpaß findet), bedeckt 75,^{08} geogr. Quadratmeilen, und davon fallen 43,^{66} auf die eigentliche Oetzthaler, 31,^{31} auf die Stubbaiergruppe. Was A. v. Humboldt nach einzelnen Angaben versucht hat, nämlich die mittlere Erhebung von Gebirgsländern zu bestimmen und den Kubikinhalt ihrer absoluten Erhebungen zu berechnen, das geschieht nun hier für die Oetzthalergruppe mit einer Fülle einzelner Beobach-

[1] Die Oetzthaler Gebirgsgruppe mit besonderer Rücksicht auf Orographie und Gletscherkunde, nebst Atlas mit 13 Karten. Gotha 1861.

Digitized by Google

tungen. Hr. v. Sonklar sammelte und vermehrte durch eigene Arbeiten die Zahl der vermessenen Höhenpunkte dieser Gruppe bis auf 200 und er rechnet 16—17 Spitzen zwischen 11 bis 12,000′ und 75 zwischen 10—11,000′. Die mittlere Kammhöhe des Gebirges bestimmt Hr. v. Sonklar auf 9514 Fuß, die mittlere Sattel- oder Paßhöhe beträgt 9174 Fuß, der Unterschied ist daher 340′. Die höchsten bisher gemessenen Berge sind die Wildspitze 11,946′ und die Weißkugel 11,841′. Die mittlere Höhe der Thäler in dieser Gruppe beträgt 5122′, folglich kann man sagen, der Oetzthal-Stubbaier Gebirgsstock ist ein 5122′ hohes Plateau auf welchem die Kämme mit einer mittleren Höhe von 9514′ und einem mittleren Abfallswinkel von 20°17 aufgesetzt sind. Daß der Abfallswinkel wirklich so spitz ist, während er scheinbar, wegen der Steilheit der Gebirge viel größer vermuthet wurde, ist eine besonders wichtige Erkenntniß die wir Sonklars orographischen Arbeiten verdanken. Der Kubikinhalt der gehobenen Massen, der sich aus obigen Zahlen ermitteln läßt, kommt einer allgemeinen Erhebung der Thäler um 2912 W. F. gleich. Denkt man sich nämlich das Gestein der Kämme und ihrer Gipfel dazu benutzt um die Thäler auszufüllen, so würden wir eine glatte Hochebene von 8034 W. F. erhalten. Die Kämme endigen oben in meistens scharfen schneidigen Graden die sich nur im Kern des Stockes zu Hochebenen ausbreiten. Der Niveauunterschied naheliegender Kammtheile ist selten bedeutend, daher auch die Kämme in etlicher Entfernung gesehen als geschlossene der Bildung ausgezeichneter Gipfel nicht günstige Wälle sich darstellen. Daher ist die mittlere Kammhöhe verhältnißmäßig so bedeutend und der Unterschied zwischen dieser und der Sattelhöhe so gering, oder mit andern Worten das Werk der Verwitterung und Auswaschung ist an diesem Gebirgsstock noch nicht weit fortgeschritten. Das herrschende Gestein ist Glimmerschiefer mit bald schmalen, bald gangartigen, bald breiten Massen von Gneis und Hornblende. Leicht verwitternd füllt es die Thäler mit Fruchtbarkeit aus. Der Getreidebau reicht im Mittel bis zu 5400′, der Baumwuchs bis 6600′, die Sträucher bis 7300′, die beständigen Wohnungen der Menschen bis zu 6465′, und bis zu 7 und 8000 Fuß der Wiesengraswuchs der gemäht wird. Sonklar unterscheidet vier Hebungssysteme, nämlich 1) die Gruppe Weißkugel-Wildspitze, 2) die Hochwildspitze, ein centrales System, 3) die Gruppe Schaufelspitze-Hochgrindl, 4) die Gruppe Schrankogel bis zum breiten Grieskopf.

Etwa 7½ geographische Quadratmeilen oder 14 Proc. des Oetzthal-Stubbaiergebietes sind mit ewigem Eis bedeckt, und zwar 4⅓ Quadratmeile oder 17 Proc. des eigentlichen Oetzthaler, und drei Quadr. M. oder 14 Proc. des Stubbaier Gebirgsstockes. Die Gletscher entwickeln sich am stärksten in den sanftgeneigten nördlichen und westlichen Thälern, sehr schwach dagegen in den starkgeneigten südlichen Thälern. In Europa zählt man 26 Gletscher, deren Länge eine österreichische Meile übertrifft, davon gehören sieben zur Monte Rosa-, je sechs zur Finsteraarhorn- und Oetzthaler-, drei zur Montblanc-, zwei zur Bernina- und je einer zur Tauern- und Kjölengruppe. Die Höhe der Gletscher-Firnlinie bestimmt Hr. v. Sonklar aus sechs Beobachtungen im Mittel auf 8366′. In den Schweizer Alpen hat man ihre absolute Höhe (2493 Meters) um 454 W. F. tiefer als im Oetzthal gefunden. Ihre Elevation entspricht demnach dort der Höhenisotherme von — 3°, hier jener von — 4°. Die Hebung dieser Linie in den Ostalpen schreibt unser Verfasser der geringern Menge des Winterschnees und in Folge dessen der geringeren Dicke der obersten Firnschichte bei den Gletschern zu, also sieht er darin theilweise eine meteorologische Function. Aehnlich verhält es sich mit der Höhe der Schneegränze. Hr. v. Sonklar verwahrt sich gegen die aus einer einzigen Bestimmung von den Gebrüdern Schlagintweit gefundenen Höhe von 8300′, wie überhaupt örtliche Nebenwirkungen großen Einfluß besitzen. Die Schutzlosigkeit einer Oberfläche gegen Wind und Sonne, der Grad der Steilheit, die Insolations- und Wärmeleitungsfähigkeit des Bodens vermögen Höhenunterschiede von 1000′ und mehr zu bewirken. An Stellen die der Sonne und dem Winde zugänglich sind, will Sonklar die Höhe der Schneelinie im Oetzthal nicht geringer als 9000′ oder 2845 Metres annehmen. Es stimmt damit auch folgender Vergleich:

	Montblancgruppe.	Berneralpen.	Oetzthalergruppe.
		Metres.	
Höhe der Schneegränze . .	2630	2708	2845
Höhe der Gletscherfirnlinie	2417	2493	2640
Abstand beider	213	215	205.

Dabei offenbart sich das Gesetz daß in den Alpen der mittlere Abstand zwischen Schneegränze und Firnlinie 200 Metres betrage. Die totale Fallhöhe der Gletscher von der Kammlinie bis zum Gletscherende ist im Oetzthal nicht sehr groß, sie erreicht im Maximum bei dem Mittelberggletscher 4714, und beim Gepatschgletscher 4532′, während in den westlichen Alpen der Viesch- und Macugnagagletscher Fallhöhen von 6300′, der Glacier de bois von 7200′, und der untere Grindelwaldgletscher von 7500′ besitzen. In Bezug auf Gefällsverhältnisse sind die wahrem mittleren Neigungen der Gletscher im Oetzthal auffallend klein, die kleinsten Winkel besitzen der Gurglergletscher mit 5⅛°, der Murzollgletscher mit 5⅔°, und der Hintereisgletscher mit 5⅘°. Was die Bewegung der Gletscher betrifft, so sind sie gegenwärtig in einer allgemeinen langsam vorschreitenden Vergrößerung begriffen. Es fehlt natürlich auch nicht an Gletschern die sich zurückziehen, und zwar kommt es vor daß Gletscher die neben einander liegen, unter nahezu gleicher Exposition sich entgegengesetzt verhalten.

Ein Beitrag zur altägyptischen Chronologie.

(Aus dem Athenäum.)

Die Entdeckungen Rosellini's und Mariette's haben nun die Dauer und die Nachfolgeordnung der Regierungen der letzten acht Könige von Aegypten, von Subaco bis zu Amasis, mit solcher ungemeinen Genauigkeit festgestellt, daß diese Periode ägyptischer Chronologie, die einst so zweifelhaft und verwirrt war, das zuverlässigste und genaueste Zeitmaß wurde welches wir besitzen, und daß wir in Stand gesetzt sind die Zahlenangaben

mehrerer Aegypten benachbarter zeitgenössischer Nationen zu prüfen. Wir besitzen jetzt einen Schlüssel zur Lösung verschiedener schwieriger chronologischer Fragen, die wir schon öfters in diesen Blättern besprochen haben.

Es ist nun gewiß daß vom letzten Jahre Pharaoh Necho's, welcher die Schlacht von Karchemis schlug, von der an wir den Verfall der Macht Aegyptens datiren, bis zum letzten Jahre des Königs Amasis ein Zeitraum von 69 Jahren verfloß — eine Periode auf die zurückzukommen ich sogleich Gelegenheit haben werde — und daß, wenn wir 52 Jahre für die äthiopische Dynastie annehmen, die Periode vom ersten Jahr Subaco's bis zum letzten Jahr des Amasis 190 Jahre betrug. Der einzige besondere Mangel, um uns in Stand zu setzen diese Periode als einen Prüfstein auf die Zeitrechnungen der zeitgenössischen Nationen anzuwenden, ist das genaue Datum des Todes des Amasis, oder der Eroberung Aegyptens. Diodorus hat, wie wir wissen, dieses Fundamentaldatum in das Jahr 525 v. Chr. versetzt, indem er dabei wahrscheinlich dem Herodot folgte, und dieß ist noch das gewöhnlich für dieses Ereigniß angenommene Datum. Es ist indeß unverträglich mit der Länge der Regierung des Kambyses, welcher Aegypten eroberte, nämlich 7 Jahre und 5 Monate, wie Herodot angibt. Denn wenn Kambyses im Jahr 529 v. Chr., was nicht bezweifelt wird, den persischen Thron bestieg, und sechs volle Jahre über Aegypten herrschte, wie Manetho und noch vorhandene Denkmäler bezeugen, so konnte er dieses Land unmöglich im Jahr 525 v. Chr. erobert haben. Das wahre Datum des Kriegszugs des Kambyses nach Aegypten hinab ist in Ungewißheit gehüllt geblieben von der Zeit an in welcher Ktesias, der ein halbes Jahrhundert später als Herodot am persischen Hof verweilte, die genaue persische Geschichts-Kenntniß dieses Historikers in Frage stellte, und aus den persischen königlichen Archiven achtzehn Jahre für die Regierung des Kambyses festsetzte; und als die Nachfolger Alexanders die Jahrbücher Aegyptens, Persiens und der andern besiegten Nationen des Morgenlandes sammeln ließen, und ihre verschiedenen chronologischen Zahlenangaben mit einander verglichen wurden, muß diese Zeitfrage in Betreff des Einfalls der Perser in Aegypten zweifelsohne ein Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung gewesen seyn. Manetho, der ägyptische Priester während der Regierung Soters, dem die umfassendsten und zuverlässigsten Materialien zu Gebot standen, war der geeignetste unter allen Gewährsmännern um diese Frage zu entscheiden, und wir wissen daß er sie entschieden hat. Welches war denn, haben wir zu fragen, Manetho's Entscheidung über diesen Gegenstand? Unglücklicherweise sind Manetho's ägyptische Dynastien uns nur aus zweiter Hand bekannt, durch Eusebius und Syncellus, deren Autorität nicht allwegs eine zuverlässige ist. Eine der Angaben des Syncellus indeß ist unzweifelhaft, weil sie ihre Bestätigung in Denkmälern findet, nämlich daß Manetho anführt: Kambyses habe, nach dem Jahr seines Einfalls, sechs volle Jahre in Aegypten geherrscht, und wenn dieß richtig ist, so scheint es wahrscheinlich daß Herodot diese Kunde in Betreff des persischen Einfalls von ägyptischen Priestern erhielt, und indem er das Eroberungsjahr den sechs Jahren ägyptischer Regierung und ein anderes Jahr für die siebenmonatliche Regierung des Magiers hinzufügte, bekam er auf diese Weise seine acht Jahre für die Regierung des Darius in Aegypten, was, wie Brugsch berechnet hat, in so weit richtig ist. Denn ein Apis wurde im fünften Jahre der Regierung des Kambyses (d. h. in Aegypten) geboren, und starb im vierten Jahre des Darius (in Aegypten), indem er mehr als sieben Jahre gelebt hatte.

Ein anderer sowohl durch Eusebius als durch Syncellus außer Zweifel gestellter Punkt ist der daß, Manetho zufolge, Kambyses schon mehrere Jahre in Persien regiert hatte ehe er seinen Kriegszug nach Aegypten unternahm. Nun ist die Frage einfach die: setzte Manetho das Invasionsjahr in das fünfte oder in das fünfzehnte Jahr von Kambyses' Regierung in Persien? Eusebius, der, wie er selbst sagt, seine Angaben dem Manetho entnahm, setzt uns in der armenischen Abschrift seines Werks in Kenntniß daß „Kambyses im 15ten Jahre seiner Regierung Aegypten eroberte," d. h. im Jahr 515 v. Christus. Syncellus, die einzige andere Autorität welche die Dynastien Manetho's bespricht, hat in seiner Chronik die Eroberung in das Jahr 516 v. Chr. gesetzt; gleichzeitig aber führt er auch die Manetho'sche Version bei Africanus an, der die Eroberung in das Jahr 525 stellt.

Sollen wir dem Diodorus und dem Africanus folgen, welche beide auf Herodot fußen, oder sollen wir das niedrigere Datum, 516—515 v. Chr., dem Eusebius und Syncellus zufolge und in Uebereinstimmung mit der Gewährschaft des Ktesias, vorziehen? Ich trage kein Bedenken zu behaupten daß das niedrigere Datum das dem Ereigniß nächste, wo nicht in der That das genaueste ist, und aus diesem Grund halte ich es für entscheidend. Die von Necho in seinem letzten Jahre (wie Josephus und Clemens der Alexandriner einstimmig angeben) geschlagene Schlacht von Karchemis und die Entstehung des babylonischen Reichs, in der Person des Nebuchadnezzars in diesem Jahr, müssen nothwendigerweise hinter, nicht vor die (durch die Sonnenfinsterniß von 585 v. Chr. bemerkenswerth gemachte) berühmte Schlacht zwischen den Lydiern und Medern, welche dem Fall des assyrischen Reichs unmittelbar vorangieng, gesetzt werden, und ich habe bereits bemerkt daß das letzte Jahr Necho's, das mit dem ersten des Psammuthis zusammentraf, das 69ste war von der Eroberung Aegyptens an:

Psammuthis	6,
Apries	19,
Amasis	44,
	69.

Wenn man aber 69 Jahre von dem Jahr 525 v. Chr. an rechnet, so würde die Schlacht von Karchemis in das Jahr 593 v. Chr. fallen, acht Jahre früher als die Sonnenfinsterniß; rechnet man von 515 an, so fiele sie in das Jahr 583, zwei Jahr später als die Sonnenfinsterniß, um welche Zeit sie, der Geschichte zufolge, stattgefunden haben muß. So sicher daher als das wahre Datum der Thales'schen Sonnenfinsterniß das Jahr 585 v. Chr. war, ebenso sicher war das Datum des Todes des Amasis das Jahr 515 v. Chr., und

Digitized by Google

ſo ſicher als alle alten Schriftſteller einſtimmig ſind in Betreff der Richtigkeit der hier für die Sonnenfinſterniß angegebenen Zeit, ebenſo ſicher können wir 515 v. Chr. als das Manetho'ſche Datum für die Eroberung Aegyptens betrachten. Sonach ſtellt ſich die Chronologie der letzten acht Könige von Aegypten folgendermaßen feſt:

	Jahren	im Jahr
Subaco ſtirbt, nach einer Regierung von	12	693 v. Chr.
Sevechus, oder Sethos, ...	12	681 „
Tirhakah	28	653 „
Pſammetichus	54	599 „
Necho	16	583 „
Pſammuthis	6	578 „
Apries	19	559 „
Amaſis	44	515 „

Die Entdeckung dieſes Fundamentaldatums in der ägyptiſchen Chronologie iſt, meines Dafürhaltens, ungemein werthvoll, wie man aus den Ergebniſſen erkennen wird wenn man es in Verbindung mit den Chronologien anderer Völker ins Auge faßt.

Miscellen.

Capitalsanlagen in Indien. Nach einem Leitfaden für indiſche Actionäre (A Guide to Indian Investments, London 1861), betrug die Verzinſung folgender Capitalsanlagen:

		Procente.
Eaſt-Indian	Eiſenbahnen . .	$5\frac{1}{16}$
Great-Indian-Peninſula	. .	$5\frac{1}{4}$
Madras	. .	$5\frac{3}{8}$
Scinde	. .	$5\frac{1}{8}$
Punjaub (Pendſchab)	. .	$5\frac{1}{2}$
Bombay and Baroda	. .	$5\frac{3}{8}$
Bengal-Eaſtern	. .	$5\frac{1}{2}$
Calcutta and South-Eaſtern	. .	$5\frac{1}{4}$
Madras Bewäſſerungs-Geſellſchaft	. .	$4\frac{7}{8}$
Innere orientaliſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft		$11\frac{3}{8}$
Peninſular and Oriental Dampfſchifffahrt (Suezlinie)		$6\frac{1}{16}$.

Dieſe Erfahrungen ſind ſehr wichtig. Gegenüber engliſchen Eiſenbahnen, die durchſchnittlich nur 3 Proc. tragen, iſt eine Verzinſung von 5 Proc. und einem Bruchtheil ziemlich günſtig, für orientaliſche Verhältniſſe dagegen ſehr niedrig, da in Indien ein Zinsfuß von 10 Proc. die Regel iſt. Alſo folgt daraus daß Eiſenbahnen in Indien vorläufig nur mit engliſchem, nicht mit indiſchem Geld gebaut werden können, denn kein Eingeborner wird ſich mit ſolchen mageren Procenten begnügen; auch ſcheint es, verſtehen ſich die Hindus beſſer auf die Bewirthſchaftung von Actiencapitalien, denn die von Eingebornen gegründeten beiden Ganges-Dampfſchifffahrtsgeſellſchaften haben 30, 40, 50, ja 60 Proc. Dividende ihren Actionären gezahlt.

*

Europäiſches Leben in Batavia. Die europäiſchen Häuſer in Java ſind alle mit tiefen Vorder- und Hinter-Verandas gebaut, welche durch eine mitten durch das Haus gehende weite offene Gallerie, mit Zimmern zu beiden Seiten, mit einander in Verbindung ſtehen. Der gewöhnliche Aufenthaltsort am Abend iſt die vordere Veranda, die ſtets glänzend beleuchtet iſt, und in welcher die Familie ſich nach der Mahlzeit verſammelt um Beſuche zu empfangen. Das ganze Innere des Hauſes iſt mit Argand'ſchen Lampen beleuchtet, die in ungewöhnlicher Anzahl vorhanden ſind, und dem Gemach in welchem die Familie Platz genommen Licht geben: acht hängende und vier Moderator-Lampen brennen häufig in der vorderen Veranda allein. Wenn man Nachts, in einem europäiſchen Stadttheil, durch die Straßen Batavia's fährt, ſo kommt man an einer Reihe von Häuſern vorbei, die wie für eine „Illumination" beleuchtet ſind, in denen man die Familie, nicht fern von der Straße, auf der vordern Veranda ſitzen ſieht, ganz unbekümmert um diejenigen welche ihre Blicke auf ſie richten, und mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beſchäftigt: die einen leſen, andere arbeiten, und wieder andere ſchwatzen. Die gewöhnliche Mahlzeitsſtunde iſt $6\frac{1}{2}$ Uhr, und von 8 bis 11 Uhr empfängt man Beſuche. In gewiſſen Häuſern ſind beſtimmte Abende in der Woche zu allgemeinem Empfang feſtgeſetzt, allein ein Beſuch iſt an andern Tagen, an denen ſich die Familie zu Hauſe befindet, ſtets willkommen. Junge Männer haben die Gewohnheit nach der Mahlzeit in den Straßen herumzufahren, wo ſie darauf achten welche der Häuſer ihrer Freunde beleuchtet ſind, und ſich ſo, ohne die Mühe vorheriger Anfrage und ohne diejenigen zu beleidigen an deren Häuſern ſie vorbeigehen, in den Stand ſetzen zu beſtimmen wo ſie ihre Abende zubringen können.

(J. W. B. Money's Java.)

*

Schnelles Wachsthum der Fiſche. Plot erzählt uns in ſeiner „Geſchichte von Staffordſhire," daß dieſe Grafſchaft wegen ihrer Hechte berühmt ſey. In einem großen Teich in dieſer Grafſchaft, mit der ich wohl bekannt bin, ſagt er, und der ſehr wohl von einem hindurchlaufenden Fluß mit Fiſchen verſehen iſt, wachſen die Hechte zu einer bedeutenden Größe. Dieſer Teich wurde alle ſieben Jahre regelmäßig abgelaſſen und geiſcht, und alle darin befindlichen Hechte unter ſechs Pfund wieder hineingeworfen. Einmal ſah ich drei Hechte herausnehmen, wovon zwei 36 und der andere 35 Pfund wogen. Vorausgeſetzt nun daß jeder von ihnen am Anfang der ſieben Jahre ſechs Pfund wog, ſo muß jeder jährlich um mehr als vier Pfund ſchwerer geworden ſeyn. Ich ſchickte die Haut eines bei Pains Hill in Surrey gefangenen Karpfen weg, der 26 Pfund wog und welcher der ſchwerſte iſt, von dem ich hier zu Lande hörte. Es wurde mir auch ein Baarſch zugeſchickt, der unter einem Brückenbogen gefangen worden war, wo ſich lebende Nahrung in Menge befand, und der $6\frac{1}{4}$ Pfund wog. In Sir Robert Peels Park in Drayton wurde in einem hindurchfließenden Bach eine Forelle gefangen, die $22\frac{1}{2}$ Pfund ſchwer war.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. Augsburg, 4 August 1861.

Caperschiffer und Caperbriefe in frühern Kriegen.

(Aus Chambers's Journal.)

Bis vor ganz kurzer Zeit noch hat die Admiralität jeder Seemacht, mehr als zwei Jahrhunderte lang, Privatpersonen zur Bewaffnung und Bemannung von Schiffen „Marke- oder Caperbriefe (letters of marque)" oder Commissionen, d. h. Bestallungspatente oder Vollmachten bewilligt, um sie bei der Kriegführung durch Schädigung des feindlichen Handels zu unterstützen. Alle auf diese Art genommenen Prisen wurden, dem Herkommen gemäß, das Eigenthum der Capereigenthümer, und zwischen diesen und den Seeleuten getheilt. Wenn die mit auswärtigen Caperbriefen versehenen Schiffsmannschaften im Fall der Wegnahme nicht durch solche Commissionen geschützt waren, so wurden sie als Seeräuber behandelt, und erlitten nicht, wie es die Regel ist, das gewöhnliche Schicksal von Kriegsgefangenen. Unsere eigenen Landsleute (d. h. die Engländer) wurden von unsern Kreuzern derselben Regel unterworfen, wenn sie die erforderlichen Papiere seitens der englischen Admiralität nicht besaßen. Auch gewährten die Caper Bürgschaft gegen irgendeine dem Völkerrecht zuwiderlaufende Handlung, z. B. gegen einen Angriff auf einen Feind der unter dem Schutz eines Fürsten oder eines Freistaats, ob Freund, Verbündeter oder Neutraler, in irgendeinem Hafen lag, denn der Friede solcher Plätze mußte unverletzlich seyn. Wenn England sich mit verbündeten Mächten im Kriege befand, war eine besondere Commission für jede erforderlich, sonst wäre die Prise eines Capitäns der z. B. nur eine Commission gegen die Dänen besaß, wenn er auf seiner Fahrt einem französischen Schiff begegnete und es wegnahm, nicht gut gewesen, und würde ihm von dem ersten Kriegsschiff seiner eigenen Nation, dem er begegnete, weggenommen worden seyn. Früher wurde der Ertrag eines Caperschiffs in fünf Theile getheilt: vier Theile kamen an den Kaufmann welcher das Raubschiff ausrüstete, und ein fünfter an die Krone; daher rührt der jetzt vielfach nicht mehr verstandene Ausdruck: „des Königs Fünftel (the king's fifths)." Wo ein Schiff die Flagge gestrichen und in Sicherheit gebracht war, wurden augenblicklich die Luken vernagelt, und die Ladung und Ausstattung vor Veruntreuung geschützt. Man gab sich viele Mühe alle Papiere, besonders die Commission desselben, wenn es sich ebenfalls als Caper erwies, und eine Anzahl Prisen bei sich hatte, zu sichern. Fand man an Bord keine legale Commission, so mußten sämmtliche Gefangene in England ans Land gesetzt und, ihrer Verurtheilung als Corsaren wegen, vor einer Behörde verhört worden. Wurden Kauffahrteischiffe, die von feindlichen Capern weggenommen worden, von Schiffen ihrer eigenen Nation wieder eingefangen, so zahlten die Eigenthümer ein Sechstel des Werths an die Officiere und die Mannschaft des Rettungsschiffes. Nahm ein englischer Caper einen feindlichen weg, so zahlte die Admiralität jedem vor dem Beginn des Treffens an Bord gewesenen Mann fünf Pfund. So wird heutzutage, wenn ein Sklavenschiff als Pirat verurtheilt wird, eine ähnliche Summe per Kopf an die Bemannung des königlichen Schiffs bezahlt von dem es weggenommen worden; das Sklavenschiff selbst aber läßt man, nachdem man alle seine Segel aufgezogen, zuweilen an die Küste treiben, und an den Klippen des Hafens, wo es als Prise zuerkannt wurde, zerschellen.

Männer von Liverpool und Bristoler Bürger, mit welchen Augen müssen eure achtzigjährigen Kaufmannsfürsten diese Fleischtöpfe Aegyptens, das Caperwesen und den Sklavenhandel, welche dereinst ihre Hauptbeschäftigung gewesen, jetzt betrachten! Den letzteren unterschieden sie, nebenbei gesagt, als „einen brüllenden afrikanischen Handel," und brüsteten sich ziemlich damit, obgleich Burke den Fluch über sie geschleudert, und erklärt hatte: „daß selbst die Ziegel ihrer Häuser mit Menschenblut gekittet seyen!" Und dieß war kein Ausbruch einer bloß glänzenden rhetorischen Uebertreibung. Schon im Jahr 1732, mehr als achtzig Jahre vor der Abschaffung des Sklavenhandels, schaffte Liverpool in einem Jahr 22,720 Sklaven herbei, und der Reingewinn an denselben belief sich auf 214,617 Pfd. St.

Kehren wir jedoch zu unsern Seeräubern zurück! Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen daß das Caperwesen nur ein legalisirter Seeraub ist; allein da es glänzende Aussichten auf Reichthum und Luxus bietet, die sich durch das Schwert und den guten rechten Arm eines kühnen

Digitized by Google

und unternehmenden Mannes gewinnen lassen, so kann es im Fall eines allgemeinen Kriegs kaum ruhen bleiben; andere Nationen würden diese Praxis wieder ins Leben rufen, und wir müßten der Selbstvertheidigung halber folgen. Die Liverpooler ließen sich während des letzten Kriegs dieses Geschäft ebenfalls sehr angelegen seyn. Ihr Handel war von einem Schwarm französischer Caper, die beständig außerhalb des Hafens kreuzten, gefährdet. Ihre Handelsleute unterzeichneten daher einen „round robin“ (eine Bittschrift mehrerer Personen, deren Unterschriften einen Kreis bilden, damit man nicht erkennen kann wer zuerst unterschrieben hat), sandten ihn dem Herausgeber des „leitenden Journals“ zu, und forderten diesen auf die Bekanntmachung der nach fremden neutralen Häfen ladenden Schiffe einzustellen. Die Versicherungsraten der nach Jamaica bestimmten Schiffe stiegen auf 12 Procent; von Jamaica nach Cowes auf 20 Guineen, von Liverpool nach Gibraltar auf 20 Guineen, von Neufundland nach dem Mittelmeer auf 25 Guineen vom Hundert. Da diese Lasten den Handel fast ganz zu Grunde richteten, so nahmen die Kaufleute ihre Zuflucht zum Caperwesen. Sie bewaffneten und bemannten nahezu 200 Schiffe, deren Tragfähigkeit sich auf 12,800 Tonnen belief, und welche 1300 Kanonen und 10,000 Matrosen führten. Diese furchtbare Waffnung säuberte nicht nur die Meere unserer Feinde, sondern setzte Liverpool, durch die Wegnahme reicher Prisen in Ost und West, in den Stand seinen Credit aufrecht zu halten und seinen Handel auszudehnen.

Der Anson, 150 Tonnen und 100 Mann, war der erste Caper welcher Liverpool verließ; der Brave Blakeney folgte. Diese beiden Schiffe machten schon im Anfang ihrer ersten Kreuzfahrt ziemlich gute Beute an ihren französischen Feinden, indem der Anson nach vierzehn Tagen mit zwei Westindienfahrern, 15,000 Pfd. St. werth, zurückkehrte. Später brachten sie einen großen französischen Ostindienfahrer, Carnatic genannt, ein, an dessen Bord man ein Kistchen mit Diamanten entdeckte.

Die Aussicht solchen unermeßlichen Reichthum zu erwerben, beseelte die Matrosen mit einem Muth und einer Kühnheit, daß selbst der Ruf hievon zuweilen schon ihre Feinde zu einer widerstandslosen Prise machte. Im Anfang des Jahrs 1779 brachte der Dragon, ein Liverpooler Caper, die Modeste, ein Schiff desselben Gewerbes, zum Treffen. Die letztere zog, nach einer Breitseite-Salve, ihre Flagge ein. Als sie die Flagge strich, gieng die See so hoch daß das Entern unmöglich war. Sobald das Unwetter nachließ, machte man einen Versuch die Prise zu bemannen. Die Ungeduld der Engländer war nicht mehr im Zaum zu halten, und ohne Rücksicht auf die Gefahr, warfen fünf Mann ihre Kleider ab, sprangen in die tobenden Wellen, schwammen an das französische Schiff, und nahmen es in Besitz. Fünf nackte Männer als Wache über eine bewaffnete Mannschaft von mehr als zweihundert! „Beim Teufel!“ rief der französische Skipper, „niemand als Engländer würden den Gedanken zu einer so tollkühnen That gefaßt, viel weniger sie ausgeführt haben.“

Außer Liverpool hatte der große Handelsseehafen Bristol seinen vollen Antheil an dem gewinnreichen Caperwesen. Zwei berühmte, von Privaten ausgerüstete Schiffe, der Duke und die Duchess, befehligt von dem berühmten Capitän Woodes Rogers, segelten von dort nach dem stillen Meer, und kehrten, nachdem sie dem Handel und den Niederlassungen der Spanier immensen Schaden zugefügt, mit vielen Prisen nach Bristol zurück, die eigenen Schiffe beladen mit Gold- und Silberbarren, Silbergeschirr, Münzen, Juwelen, Seidenzeugen und andern reichen Spolien jenes tropischen Landes. Die Eigenthümer des Duke und der Duchess, obgleich „den Frieden um jeden Preis liebende“ Quäker, gaben eine praktische Anerkennung des damaligen politischen Axioms: „Es gibt keinen Frieden jenseits der Linie;“ denn ohne der Mannschaft Zeit zu lassen „wie Esel zu vergeuden was sie wie Pferde erarbeitet hatten,“ sandten sie dieselbe sogleich auf neue Beute aus. Unter dieser war eine spanische Brigg, die Marquess, in welcher die Engländer, neben einer sehr werthvollen Ladung, 500 Ballen päpstlicher Indulgenzen fanden, „16 Ries in einem Ballen,“ die an südamerikanische Priester consignirt waren, welche dieselben zu Preisen von 8 bis herab zu 3 Realen für 50 Stück verschleißten, je nach des Käufers Mitteln und Rang. „Wir warfen die meisten derselben über Bord um Platz für bessere Waaren zu machen,“ sagte lakonisch der Capitän, „und behielten nur einiges davon um das Pech von den Schiffsböden abzubrennen, als wir sie kalfaltern mußten.“

Um diese Zeit brachten der Duke und Prince Frederick, gewöhnlich die „Familien-Caper“ genannt, nach Kingroad, an der Mündung des Bristol-River, ebenfalls zwei Prisen, beladen mit 1093 Kisten Silber, die mehr als 750,000 Pfd. St. werth waren, außer fünf Kisten verarbeiteten Silbers, vielen Tonnen Cocosnüssen, dem Modell einer Kirche aus lauterm Gold, und andern kostbaren Items. Die Erbeuter, welche diesen reichen Raub nach London zu senden wünschten, aber die vielen französischen Kreuzer im Canal fürchteten, sandten den Schatz in fünfundvierzig von der Mannschaft bewachten Wagen nach London. Nach seiner Ankunft ließen die Schiffseigner sämmtliche Matrosen aufgreifen, und sandten sie als Sklaven nach den indischen Pflanzungen — keine ungewöhnliche Praxis der damaligen Zeit. Nur wenige dieser armen Bursche kehrten zurück, und das ganze Prisengeld wurde von den schurkenhaften Caperausrüstern zurückbehalten. Nach Verfluß einiger Jahre ward im Kanzleigerichtshof ein Proceß zu Gunsten dieser wenigen wieder Heimgekehrten anhängig gemacht, der aber unentschieden blieb. Acht oder zehn Personen Enkel der Mannschaften der „Familien-Caper,“ und berechtigt zu einer großen Geldsumme, lebten später im St. Pancras-Armenhause, oder verschafften sich ihren Lebensunterhalt mit Obstverkauf in den Straßen Londons.

Digitized by Google

Persis.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

(Schluß.)

Die berühmtesten Ruinen dieser Ebene sind jedoch die Ruinen der alten Königsburg zu Persepolis. Wir verzichten hier auf eine ausführliche Beschreibung dieser prachtvollen Ueberreste, theils weil sie uns zu weit führen würde, theils aber auch weil Persepolis schon oft genug beschrieben worden ist, und beschränken uns auf das nothwendigste. Die Burg von Persepolis war ein Terrassenbau, ähnlich den Terrassenbauten von Ninive und Babylon. Aber diese Terrasse war keine künstliche, wie man sie in jenen Ebenen bilden mußte, sondern der natürliche Vorsprung eines Berges, der nur durch Kunst für den Bau zurecht gemacht wurde. Der Berg bildet aber drei verschiedene über einander emporsteigende Terrassen, zu der ersten und zur zweiten kommt man durch prachtvolle Treppen, beide von Xerxes herrührend. Den Glanzpunkt des Gebäudes bildet die prachtvolle Säulenhalle die sich auf der zweiten Terrasse befindet. Ueber den Zweck dieser Halle sind die Archäologen nicht ganz einig, wahrscheinlich war es eine Audienzhalle. Leider geht dieser Theil der Ruinen mehr und mehr seinem Untergang entgegen. Bode fand im J. 1840 nur noch dreizehn Säulen stehend von den fünfundsiebenzig die ursprünglich vorhanden waren. Pietro de la Valle fand im J. 1621 noch fünfundzwanzig Säulen aufrecht stehend, Mandelslo (1638) nur noch neunzehn, Niebuhr (1769) siebzehn, Ousely (1811) noch fünfzehn. Die Inschriften welche sich in großer Anzahl in den Ruinen vorfinden, belehren uns daß der Palast von Darius und Xerxes gebaut wurde, und zwar gehen die schönsten Bauwerke, wie die Eingangsportale, die große Treppe zur zweiten Terrasse, den letztern Herrscher an. Die Nachricht der Alten daß schon Kyrus und Kambyses in Persepolis gebaut haben, beruht entweder auf einem Irrthum oder bezieht sich auf andere uns nicht erhaltene Bauwerke. Nur Artaxerxes III hat dort noch einen kleinen, unbedeutenden Bau ausgeführt. Ohne Zweifel war die Burg auch zur Wohnung des Achämeniden bestimmt, sie war der Hauptort der Provinz. Den meisten Reisenden ist aufgefallen daß das Thal in welchem Persepolis liegt von der Natur ganz vortrefflich geschützt ist, und sich leicht und erfolgreich vertheidigen läßt. Wenn die Achämeniden verhältnißmäßig wenig dort wohnten, so muß man daraus nicht schließen daß der Ort ihnen gleichgültig geworden sey; man muß bedenken daß der Umgegend es oblag den Hof zu erhalten, und man mit der kostspieligen Nähe desselben lieber fremde Provinzen beschwerte als das eigene Vaterland. Persepolis behielt seine Wichtigkeit bis Alexander es zerstörte, mit ihm fiel das Reich der Perser, und wenn andere Provinzen dem Alexander noch Widerstand leisteten, so thaten sie dieß weniger dem Perserkönige zu Liebe als in ihrem eigenen Interesse. Im Osten der zweiten Terrasse der Burg, etwa 230 Schritte von ihr entfernt, liegt der Berg Rachmed. Die äußere Bergwand desselben ist zur Façade geebnet. Dort sind drei Gräber ausgehauen, das dritte ist nicht fertig geworden. In ihrer Anlage sind diese Gräber denen von Nakschi-Rustem gleich, das zweite hat mehr durch die Zeit gelitten, das erste ist in jeder Hinsicht das bedeutendste. Beide Gräber liegen in der Mitte des Berges etwa 300 Fuß über dem Boden, Thüren sind blind an dem Felsen ausgehauen, sie müssen früher von außen nicht zugänglich gewesen seyn; jetzt sind Oeffnungen da, aber offenbar aus späterer Zeit. Der Sarg ist noch vorhanden, er ist von anderm Marmor gefertigt als man ihn um Persepolis findet. Ueber das letzte Achämenidendenkmal, den sogenannten Harem des Dschemschid, können wir uns kurz fassen. Es ist dieß eine Terrasse an dem Ufer des Pulvar, umher liegen viele zertrümmerte Bruchstücke, eine einzige Säule (zu Niebuhrs Zeit noch zwei) steht aufrecht, und ist 20 Fuß hoch; von Thürmen sind noch die Grundmauern sichtbar. Es scheint als ob hier ehemals ein großer Palast gestanden habe.

Es ist etwas gewöhnliches in der Nähe von bedeutenden Denkmalen der Achämeniden ähnliche von den Sasaniden zu finden, und auch an den schönen Thälern der Persis sind sie nicht vorübergegangen. An dem Felsen von Nakschi-Rustem, unmittelbar unter den Achämenidengräbern, haben wir verschiedene Sculpturen aus der Zeit der Sasaniden. Zwei Figuren halten auf einem dieser Basreliefs einen Ring, die eine, ein Mann, erscheint in derselben Tracht wie wir die Sasanidenkönige auf ihren Münzen abgebildet finden es scheint der König zu seyn. Die andere Figur, welche den Ring hebt, ist sehr verstümmelt, doch ist genug von ihr übrig um zu sehen daß es eine Frau war. Nach einer Zeichnung die Ker-Porter in Schiras bei einem persischen Künstler sah, und die gefertigt war noch ehe das Basrelief verstümmelt worden, scheint noch ein Knabe darauf gezeichnet gewesen zu seyn, der, in der Weise des Königs gekleidet, seine Hand an sein Schwert legt. Nur wenige Schritte von diesem Basrelief sieht man ein zweites: einen Kampf zweier Reiter; nach den Ueberresten zu schließen, war es sehr gut ausgeführt, ist aber jetzt jämmerlich verstümmelt. Das dritte Basrelief ist von besonderem Interesse durch die Deutung die man ihm gegeben hat. Es besteht aus vier Figuren, die vornehmste sitzt zu Pferde und ist sicher der König; die Linke des Königs ist an dem Griffe seines Schwertes, mit der ausgestreckten Rechten hält er die gefalteten Hände einer Person die in demüthiger Stellung vor ihm steht. Eine dritte Figur ist knieend dargestellt, gleichsam um Gnade bittend; die Kleidung derselben ist entschieden die eines römischen Kriegers. Hinter dem König endlich steht eine vierte Figur, welche die rechte Hand emporhebt, als ob sie Stillschweigen gebieten wollte. Die große Aehnlichkeit, welche der persische König mit der Gestalt Schapurs I hat, wie wir sie auf den Münzen abgebildet finden, hat die Vermuthung hervorgebracht daß unter dem römischen Krieger der römische Kaiser Valerian zu verstehen sey, der bekanntlich während der Regierung Schapurs I in persische Gefangenschaft gerieth und in ihr sein Leben endete. Diese Erklärung ist sehr sinnreich und nicht unwahrscheinlich, wir wüßten nichts besseres an ihre Stelle zu setzen; doch thut man bei solchen Erklärungen immer gut

Digitized by Google

nicht zu vergeſſen daß es eben doch bloße Vermuthungen ſind. Die vierte Sculptur iſt ſehr verſtümmelt, dagegen iſt die fünfte wegen ihrer Trefflichkeit von den meiſten Reiſenden abgezeichnet worden. Zwei Reiter begegnen einander, der eine gibt, der andere empfängt den ſchon oben genannten Ring, der ein Symbol der Herrſchaft geweſen zu ſeyn ſcheint. Auf der Schulter des Mannes der den Ring empfängt, ſteht eine Pehlvi-Inſchrift, welche ſagt: daß dieß die Figur des Ardeſchis Babegan, des Stifters der Saſanidendynaſtie, ſey; es ſcheint demnach das Basrelief eine hiſtoriſche Bedeutung zu haben. Endlich das ſechste Bild ſtellt uns den König in einer Niſche ſtehend vor, er ſcheint eine Anſprache zu halten. Vor ihm ſteht eine Reihe von Perſonen, die aber nicht ganz zu ſehen ſind, weil ſie, durch eine Art von Schirm vom Könige getrennt werden. Es iſt unmöglich zu ſagen auf welchen König dieſe Sculpturen ſich beziehen und was ſie bedeuten ſollen. Nicht weit von dieſen Basreliefs finden ſich zwei große Feueraltäre, höchſt wahrſcheinlich auch aus der Saſanidenzeit.

Nahe bei den Ruinen von Perſepolis findet man auch die Ruinen der alten Stadt Iſtakhr oder Stakhr, wie ſie bei Moſes von Chorene heißt. Stakhr kommt von dem alten Worte Çtakhra, und bedeutet weiter nichts als die Starke, die Veſte. Unter den Saſaniden ſpielte die Stadt eine bedeutende Rolle, und verlor auch ihr Anſehen nicht vor dem ſiebenten Jahrhundert n. Chr.; als Schiras gegründet wurde, da zerfiel die alte Stadt. In den alten perſiſchen Sagen erſcheint aber Iſtakhr ſchon in alten Zeiten als ein Herrſcherſitz, wahrſcheinlich iſt ſie von der Stadt nicht verſchieden die zu der Burg von Perſepolis gehörte. Der Reiſende Bode behauptet ſogar daß die Ueberreſte ihm von demſelben Alter zu ſeyn ſchienen wie Perſepolis ſelbſt. Nicht zu verwechſeln mit der Stadt Iſtakhr iſt der Berg dieſes Namens, der in nordweſtlicher Richtung von Perſepolis liegt. Früher lag eine Burg auf demſelben, doch hat man keine Ueberreſte dort gefunden, welche in die Zeit vor dem Islam hinaufreichten. Die letzten Denkmale der Saſaniden, die wir in dieſem Thal zu erwähnen haben, ſind die von Nakſchi Redſcheb; ſie liegen im Rachmedberge auf halben Wege zwiſchen Nakſchi Ruſtem und der Burg von Perſepolis. Dieſe Sculpturen ſind ungemein verſtümmelt, wie Chardin erzählt auf Befehl des Schah Abbas, der jeden Tag einige Zeit hindurch 60 Mann zu dem Zerſtörungswerk verwandte, aus Aerger über die häufigen Beſuche welche europäiſche Reiſende dem Thal abſtatteten. So viel man noch erkennen kann, ſcheinen die drei Basreliefs aus verſchiedener Zeit und von verſchiedenem Werth geweſen zu ſeyn: das erſte ſtand in Ausführung hinter den früher beſchriebenen Sculpturen zurück, das zweite aber denen von Nakſchi Ruſtem gleich. Am wichtigſten iſt das dritte, das einen König zu Pferde darſtellt, der von neun Trabanten begleitet wird. Auf der Bruſt des Pferdes ſteht eine Pehlvi-Inſchrift, welche de Sacy entziffert hat, nebenan eine gleichlautende griechiſche. Die Inſchriften beſagen daß es das Bild des Königs Schapur I ſey. Von demſelben Könige findet ſich auch eine zweiſprachige Inſchrift in einer Grotte, welche den Namen Schafcharmu führt, und nicht weit von dem Dorf Hadſchiabad entfernt iſt.

Die übrigen Thäler der Perſis ſind nicht ſo reich an Ruinen wie die Ebene welche wir ſo eben beſchrieben haben, doch finden ſich noch an einigen andern Orten Denkmale aus der Saſanidenzeit. Unter dieſen nehmen die umfangreichen Sculpturen von Schapur, unweit der Stadt Kazerun, den erſten Rang ein. Es iſt hier nicht der Ort dieſe umfangreichen Denkmale, die ſich auf einen Raum von ſechs engliſchen Meilen vertheilen, ausführlich zu beſchreiben, zumal da wir über ſie auf Ritters eben ſo klare als umſtändliche Beſchreibung verweiſen können. Es genüge alſo zu ſagen daß man ſechs verſchiedene Basreliefs unterſcheidet, die im Styl den oben beſchriebenen von Nakſchi-Ruſtem und Nakſchi-Redſcheb gleichen. Die Ausführung iſt nicht überall gleich, ſie ſcheinen der Zeit nach verſchieden, auch mag die Beſchaffenheit des Felſens eingewirkt haben. Weniger bekannt iſt ein Bild des Königs Behram in einer kleinen Ebene im Diſtrict von Fahlian, welche nach ihm das Behramsthal genannt wird. Kämpfer und Bode ſind die einzigen Reiſenden welche dieſes Bild geſehen haben. Der König, mit einer Tiara auf dem Haupte und reichem gelockten Haar, ſitzt mit ſeinem Geſicht dem Beſchauer zugewendet. Zwei Perſonen zu ſeiner Linken richten ihre Blicke auf den König, ſie haben Bärte und ſcheinen Prieſter zu ſeyn. Zur Rechten des Königs ſtehen zwei Perſonen, gleichfalls im Profil gezeichnet; ſie haben keine Bärte und falten die Hände in bittender Stellung. Der Platz wo dieſes Denkmal ſich findet, iſt reizend gelegen, aber weder die Zeit noch die Bewohner haben daſſelbe ſonderlich geſchont, auch iſt die Ausführung viel ſchlechter als die der Denkmale an andern Stellen. Bei der Stadt Bebehan finden ſich Ruinen über einen ziemlich ausgedehnten Landſtrich zerſtreut, ſie beſtehen aus gebrannten Backſteinen; früher ſoll dort ein Stein mit einer Keilinſchrift gefunden worden ſeyn. Weiterhin, nahe an dem Fluſſe Kurdiſtan, finden ſich andere Gebäude weit beſſer erhalten, aber wie es ſcheint aus der Zeit der Saſaniden. Ruinen von gewaltigen Brücken mögen noch aus derſelben Zeit ſtammen.

Es bleibt uns nur noch ein einziges Denkmal zu erwähnen übrig, bei dem wir aber etwas länger verweilen, weil daſſelbe ziemlich unbekannt, und bis jetzt nur von einem einzigen europäiſchen Reiſenden, dem Baron Bode, beſucht worden iſt. Daſſelbe liegt ziemlich nördlich von Bebehan, in dem Thal welches Teng-i-Salek, d. h. der Engpaß von Salek, genannt wird. Die ganze Gegend iſt von den räuberiſchen Bahmeï durchſchwärmt, welche das Beſuchen derſelben ohne ſtarke bewaffnete Escorte unmöglich machen. Man macht den Ausflug dahin von Taſchun, einer kleinen verfallenen Stadt in der Nähe von Bebehan. „Wir zogen," ſagt Bode, „in nordweſtlicher Richtung, zur Rechten ungeheure Bergreihen, die von Südoſten gegen Nordweſten ſtreichen; eine andere Hügelreihe von geringerer Höhe blieb zur Linken. Der Weg wurde bald ſehr uneben und die Umgegend öde und ganz von Vegetation entblößt. Wir ſetzten durch mehrere ausgetrocknete Flußbette, und kamen nach einem beſchwerlichen Marſch von drei Stunden an den Eingang des Teng-i-Salek. Wir traten in einen Engpaß ein, der zwiſchen zwei hohen Felſen, die über

Digitized by Google

den Weg herein hiengen, ſich hindurch drängt. Während wir zwiſchen Steingeröll den ſteilen Pfad hinaufſtiegen, kamen wir von Zeit zu Zeit auf Reſte alten Pflaſters, deſſen Steine ſo glatt polirt waren daß die Pferde mit Schwierigkeit vorwärts konnten. Der Pfad wurde bald weiter, und wir befanden uns in einem Haine von Eichen und Cypreſſen; in dieſem waren die alten Basreliefs." Ein großer ſchwarzer Felſen mit gelben Streifen 30—40 Fuß hoch und 80—90 Fuß im Umfang ſteht ganz vereinzelt da, und hat Inſchriften und Basreliefs auf beiden Seiten. Das Basrelief auf der einen Seite ſtellt einen Altar vor, auf dem ein Kegel von der Geſtalt eines Zuckerhutes ſteht; dieſer Kegel iſt mit einer Binde umwunden welche mit einem Knoten zuſammengebunden iſt; nebenan ſteht ein Prieſter mit einer cylinderförmigen Mütze und buſchigem Haar, kurzem Bart und einem Schnurrbart, der den untern Theil des Geſichtes bedeckt. Die rechte Hand iſt nach dem Altar ausgeſtreckt, die linke ſteckt im Buſen. Zur Rechten des Prieſters ſind neun Perſonen, die vorderſte derſelben ſitzt, die andern ſtehen aufrecht, aber ſie ſind ſo beſchädigt daß man ſie kaum erkennen kann. Noch weniger zu erkennen ſind die Abbildungen von vier andern Perſonen die unter dieſen am Felſen angebracht ſind. An der äußerſten Rechten des Basreliefs ſteht ein Reiter, den ein auf ſeinen Vorderfüßen ſtehendes wildes Thier angreift, es iſt ſchwer zu entſcheiden ob dieß ein Bär, Löwe oder Eber iſt. Unter dieſer Figur ſteht eine ſehr verwitterte Inſchrift von fünf Linien, eine andere von gleicher Länge unter dem Altar. Auf der andern Seite des Felſens ſind vier Perſonen gezeichnet, die vornehmſte ſcheint auf einem Lager zu liegen, das Geſicht iſt leider nicht mehr zu erkennen. Zwei Figuren ſitzen zu Füßen des Lagers, jede mit einer Lanze in der Hand, eine hat ein Diadem auf dem Kopf, das aus ſechs ſich ausbreitenden Strahlen beſteht. Hinter dem Lager ſteht die letzte Perſon auf den Zehen, aber ſo beſchädigt daß ſie weiter nicht zu erkennen iſt. Unter dieſer Figur ſind noch ſchwache Ueberreſte von drei andern. Auch auf dieſer Seite des Felſens findet ſich eine Inſchrift von fünf Linien. Dem eben beſchriebenen Felſen gegenüber ſteht ein kleinerer Stein ganz von Bäumen umgeben. Er trägt keine Inſchrift, aber die Basreliefs ſind weit beſſer erhalten als auf dem großen Stein. Sie zeigen uns einen Reiter im vollen Lauf mit einem Spieß, den er in horizontaler Richtung hält. Das Geſicht dieſer Figur und das Vordertheil des Pferdes ſind ſehr beſchädigt. Hinter dem Reiter ſtehen drei zwergartige Figuren: die eine ſcheint einen Stein werfen zu wollen, den ſie mit beiden Händen über den Kopf hält; die zweite hält einen Bogen, die dritte liegt ausgeſtreckt zu den Füßen der zweiten. Wie Bode verſichert, iſt die Ausführung dieſer Basreliefs verſchieden von denen zu Nakſchi-Ruſtem ꝛc. Die Schrift ſcheint eine Abart der Pehlviſchrift zu ſeyn.

Die Frage nach der Religion der alten Perſer iſt erſt in den letzten Zeiten eine etwas verwickelte geworden. So gewiß auch anerkannt werden muß daß die Perſer Indogermanen ſind, ſo hat man doch geſucht ihre Religion zu einer ſcythiſchen zu machen. Wir ſchöpfen unſere geringen Kenntniſſe über die Religion des Perſerſtammes aus zwei verſchiedenen Urkunden: aus den Keilinſchriften und aus dem Bericht Herodots. Den letztern, auf welchen man ſich beſonders für den ſcythiſchen Urſprung der perſiſchen Religion zu ſtützen pflegt, laſſen wir vorläufig ganz beiſeite, und betrachten nur die Züge die ſich aus den Inſchriften entnehmen laſſen. Hier iſt nun ganz unzweifelhaft zu ſehen daß die Religion der alten Perſer zur Zeit des Darius, wenn auch nicht in allen Einzelnheiten, doch in ihren Grundzügen, mit der altbaktriſchen übereinſtimmt, deren Anſchauungen im Aveſta niedergelegt ſind. Wir finden da den Auramazda als den Gott der Himmel und Erde geſchaffen hat, die übrigen Götter, Bagas genannt (vgl. das ſlaviſche bog), werden ſpärlich erwähnt und in den ältern Inſchriften nicht namentlich angerufen. In den Inſchriften des Darius werden die Clangötter noch beſonders von den übrigen unterſchieden. In den ſpätern Inſchriften werden außer dem Auramazda auch die Namen einiger andern Götter genannt, es ſind dieſelben Namen die im Aveſta erſcheinen: die Anahita oder die Göttin des Waſſers, die wir ſchon bei der Provinz Medien ausführlich beſprochen haben, dann Mithra, die Gottheit des Lichtes. Streiten läßt ſich jedoch darüber ob die Perſer auch den Gegenſatz zwiſchen Licht und Finſterniß, der gerade das charakteriſtiſche Kennzeichen der Religion Zoroaſters iſt, ſchon in der ganzen Strenge kannten und feſthielten. Es iſt dieſer ſtrenge Dualismus jedenfalls erſt eine ſpätere Erſcheinung, denn wenn auch die alten Indogermanen ſich hauptſächlich zu dem Lichte wandten und die Finſterniß verabſcheuten, ſo ſind ſie doch noch ſehr weit von jener in aller Strenge durchgeführten Scheidung entfernt. In den Keilinſchriften finden wir keine Spuren einer ſolchen Gegenüberſetzung; der Name Ahrimans wird nirgends erwähnt, ebenſowenig wie der ſeiner Devs; an einer Stelle wo Rawlinſon ſie finden wollte, ſind die Buchſtaben gewiß falſch ergänzt; dagegen ſind einige untergeordnete böſe Mächte des Aveſta auch in den Keilinſchriften vorhanden. Es iſt in dieſen von einer Göttin des Mißwachſes die Rede (Duſchiyâra), ſammt ihren Heerſchaaren. Im Aveſta iſt ſie eine Pairika, welche das ganze Land verwüſten würde wenn nicht andere freundlich geſinnte Mächte ihren Einfluß hemmten. Man erſieht auch aus dem Aveſta, daß es vornehmlich die Trockenheit iſt welche das Uebel des Mißwachſes verſchuldet, und dieß iſt bei einem Lande von der Natur der Perſis wohl erklärlich. Die Keilinſchriften betonen wie das Aveſta die Schändlichkeit der Lüge, und berühren damit ein Grundgeſetz des Zoroaſtriſchen Glaubens, der in der That ganz auf die Heiligkeit der Verträge gebaut iſt. Man kann nach dieſen Thatſachen mit Sicherheit annehmen daß zur Zeit des Darius und ſeiner Nachfolger die Religion des Perſerſtammes nicht viel von der des Aveſta verſchieden war.

Alle dieſe Umſtände können niemand klarer ſeyn als Rawlinſon, der die Keilinſchriften ſo genau kennt wie nicht leicht ein anderer. Rawlinſon iſt auch weit entfernt die oben angeführten Thatſachen in Abrede zu ſtellen; er geht im Gegentheile noch weiter als wir, indem er ſogar das dualiſtiſche Syſtem des Aveſta in den Keilinſchriften nachzuweiſen ſucht. Als Beweis für das Vorhandenſeyn desſelben gebraucht er

Digitized by Google

eine verstümmelte und von ihm theilweise ergänzte Stelle der Inschrift von Behistûn (Col. IV, 4), die nach ihm also übersetzt werden muß: „Der Gott der Lüge schuf (böse Geister) damit diese bösen Geister die Nation betrügen möchten; dann brachte der Gott der Wahrheit diese bösen Geister in eine Abhängigkeit.“ Rawlinsons Ergänzung ist sprachlich unmöglich; statt diva müßte es wenigstens daiva heißen, man sieht aber auch aus der scythischen Uebersetzung daß dis, sie, zu ergänzen und zu übersetzen ist: „die Lüge hat sie zu Rebellen gemacht, daß sie die Nation belogen. Darauf gab Auramazda sie in meine Hände.“ Einen Beweis für das Vorhandenseyn des dualistischen Systems in den Keilinschriften kann man aus dieser Stelle so wenig als aus einer andern führen. Rawlinson aber, an seine obige Uebersetzung anknüpfend, schließt weiter: da wir in Herodots Erzählung keine Spur von Dualismus finden, sondern nur eine Verehrung der Elemente, dagegen in den Keilinschriften wieder keine Spur von Verehrung der Elemente, so können beide Berichte nicht vereinigt werden. Wir gestehen daß wir diesen Schluß selbst dann zu rasch finden würden, wenn die obige Uebersetzung gerechtfertigt wäre. Es gibt uns ja Herodot keine ausführliche Darstellung der altpersischen Religion, sondern nur einige magere Notizen. Wie leicht ist es da möglich daß sein Berichterstatter ihm Nebendinge angab und Hauptsachen ausließ! Daß in den Systemen der Keilinschriften kein Elementar-Cultus seine Stelle gefunden habe, können wir auch nicht mit Sicherheit behaupten, denn die Keilinschriften enthalten ebensowenig ein System der altpersischen Religion wie Herodot, und erwähnen religiöse Dinge nur zufällig und nebenbei. Wir können daher eine solche gänzliche Trennung zwischen beiden Berichten nicht zugeben, und werden suchen dieselben auszugleichen, nachdem wir gesehen haben wie Rawlinson weiter seine Hypothese entwickelt. Rawlinson behauptet die von Herodot beschriebene Lehre sey die Lehre der Magier, und diese beruhe auf scythischen Grundlagen; zu dieser letztern Behauptung ist aber auch kein weiterer Grund vorhanden, als daß die persische Religion, wie sie Herodot schildert, weder mit den indogermanischen noch mit den semitischen Aehnlichkeit habe, und daher scythisch seyn müsse. Dieser Grund ist nun viel zu allgemein, als daß man damit irgendetwas erweisen oder auch abweisen könnte. Wir werden daher entschuldigt seyn, wenn wir einen etwas verschiedenen Weg einschlagen.

Wir müssen zuerst als unsere Ansicht wiederholen daß Herodot nicht einen vollständigen Abriß der persischen Religion geben konnte oder wollte, sondern nur einige gelegentliche Bemerkungen. Wir dürfen darum seinen Bericht nicht als System mit den Keilinschriften vergleichen, wir müssen ferner erinnern daß auch das Avesta nahe verwandte Anschauungen enthält; es kann dasselbe mit vollkommener Sicherheit zur Vergleichung herbeigezogen werden. Sonne, Mond, Erde, Feuer und Wind sind wirklich Dinge, denen im Avesta Verehrung wird, dem Firmament (Thwâsha im Avesta), wenigstens an einigen Stellen. Von den uns bekannten Göttern nennt er den Mithra mit Namen, aber er beschreibt ihn ganz falsch, und diese ungenügende Kenntniß entschuldigt ihn daß er den obersten der persischen Götter, den Auramazda nicht kannte. Möglich wäre es indessen daß man unter dem Jupiter den Auramazda zu verstehen hätte. Auch was Herodot von den Opfern der Perser sagt, hat seine entschiedene Richtigkeit. Blutige Opfer passen nicht zu dem Wesen des Parsismus, und noch heute wird von den geschlachteten Thieren bloß der Kopf den Genien dargebracht, aus keinem andern Grunde als um die Seele der Thiere für die gute Schöpfung zu erhalten. So werden denn auch zur Zeit des Herodot die Perser die Opferthiere den Göttern bloß geweiht haben, ohne sie förmlich als Opfer ihnen zu verbrennen.

Schmarda's Wanderungen in Westindien und im äquatorialen Amerika.

(Schluß.)

Quito ist nach der Schnur in Quadraten gebaut und darf auf seine Kirchen im Renaissancestyl stolz seyn, weniger auf sein Pflaster, denn der einzige Karren der von einer benachbarten Hacienda Gemüse und Grünes auf den Markt bringt und stets — weil das Ding noch neu ist — von Neugierigen begleitet wird, steht in dem Verdacht dieses Pflaster zu ruiniren. Salons mit europäischen Möbeln findet man überall in den wohlhabenden Häusern, einen äußerst unwohnlichen Eindruck aber macht die gänzliche Abwesenheit von Fensterscheiben, sowie die weit entwickelte Baufälligkeit vieler Häuser. Der Hauptplatz mit Springbrunnen ist der abendliche Sammelplatz der eleganten Welt. Die Angaben über die Einwohnerzahl schwanken zwischen 50,000—100,000; Schmarda hält 60,000 für das wahrscheinliche. Die unternehmendsten Leute unter den Weißen sind die Neugranadiner, da es den Quiteños selbst an Thatkraft gebricht. Die Handwerke befinden sich in den Händen von Halbindianern, die außerordentlich unzuverlässig sind. Die Volksbildung liegt im Argen. Humboldt, der große Ketzer, wurde verdächtigt Pulver in den Pichincha geworfen zu haben, um ihn zu neuen Ausbrüchen zu reizen. Noch jetzt aber werden die Naturwissenschaften als sittengefährlich und die Steinkohlen (vermuthlich in Verbindung mit Dampfmaschinen gedacht) als unmoralisch angeklagt. Wenn man nach dem etwas schlüpfrigen Ton der Umgangssprache urtheilen wollte, was übrigens sehr oft zu Irrthümern führt, so müßte eine große Lockerheit in den Sitten herrschen, doch stehen diese, wie Schmarda annimmt, keineswegs so tief als es anfangs scheint. Großen Verführungen sind die Frauen durch das Privilegium der Tapada ausgesetzt. Sie schlagen nämlich, wenn sie ausgehen, ihre Mantillen oder gewöhnlichen Shawls so über dem Kopf zusammen, daß sie das Gesicht bis auf ein Auge bedecken, hinter welcher Maske kein Mann seine Frau zu erkennen vermöchte. Den Shawl legen die Damen selbst im Hause nicht ab, nicht der Wärme wegen, sondern um den nachlässigen

Digitized by Google

Zuſtand ihrer Toilette zu verbergen. Handſchuhe werden nicht getragen, und Schuhe nur auf den nackten Füßen. Die Frauen machen ſonſt ihrem Rufe der Schönheit alle Ehre. In Quito, wie auf der geſammten Hochebene Ecuadors wird viel warmes Waſſer getrunken, weil das kalte für ſchädlich gehalten wird; das hindert jedoch die guten Leute nicht, wenn ſie Abends fröſtelnd in Tücher und Ponchos eingehüllt und mit dem Hut auf den Kopf in ihren kaminloſen Salons ſitzen, Gefrornes zu eſſen, wozu das Eis von den Gletſchern des Pichincha gebracht wird. Außer dieſem Vulcan gehört zu den Bergformen, welche die Umgegend von Quito verherrlichen, im Südoſten der Chamalari, den die Creolen wegen ſeiner angeblichen Aehnlichkeit mit einem Herzen el Corazon genannt haben. Es iſt einer der ſchönſten Schneegipfel der Anden (ſ. Humboldts Atlas der klein. Schriften) mit ſchroffen ſteilen Abhängen und großen unbedeckten Klippen, die im Fernrohr ſich im ſchönſten Ultramarinblau von dem blendenden Weiß abheben. Im Nordoſten liegt der Cayambi Urcu in einer Wolkenkrone, beherrſcht aber wird die Landſchaft von dem Cotopaxi, deſſen Schneemantel durch ſeine Lichtmaſſen das Auge blenden würde, wenn es nicht in dem tiefen Blau der benachbarten Berge eine Kühlung fände. Die Rauchſäule dieſes Vulcans ſteigt kerzengerade in die Höhe, bis ſie in den oberſten Luftſchichten in Bewegung geräth und wie eine Palme im Winde ſich ſeitwärts neigt.

Zwiſchen Quito und Ibarra mußte Schmarda abermals ein Querjoch zwiſchen den beiden Andesketten überſchreiten. Er fand die Sattelhöhe 8837 Fuß, von wo die Ebene ſich wieder bis auf 6868 Fuß ſenkte. In Ibarra (13,000 Einwohner) werden ſchon Bananen gepflanzt, die aber ſelten reifen, dagegen gedeihen ſie ſchon 1000 Fuß tiefer. Am Abend ſeiner Ankunft zeigte ſich der Imbabura, von welchem, jetzt trägen, Vulcane die Provinz ihren Namen entlehnt, in günſtiger Beleuchtung. Bevor man Tulcan die letzte Gränzſtadt von Ecuador erreicht, geht der Weg wieder über eine 10,000 Fuß hohe Bodenſchwelle, Tulcan ſelbſt hat noch 9209 Fuß abſolute Erhebung, und Tuquerres das erſte neugranadiniſche Städtchen liegt wieder ein paar hundert Fuß höher. Die Straße oder beſcheidener zu reden den Pfad nach der Provinzialſtadt Paſto durchſchneidet der Guaitara, den man an einer Stelle überſchreiten muß, wo er durch eine 100—130 Fuß tiefe Schlucht hindurchbricht. Als Verkehrsmittel dient dort nur eine Taravita oder Seilbrücke, die aus acht Tauen von Agavefaſern oder Ochſenriemen beſteht. Ueber dieſe Seile wird das ſorgfältig geglättete Gabelſtück eines Baumaſtes gelegt, deſſen beide Enden wieder durch einen Riemen verbunden werden. In dieſen Riemen ſetzt ſich der Reiſende wie in eine Schaukel hinein und mit einem Ruck zieht ihn der Taravitero oder Fährmann auf das andere Ufer. Beim Guaitara giengen die Seile glücklicherweiſe abwärts, und die Fahrt war blitzſchnell vollzogen, auch das Gepäck und die Maulthiere kamen auf dem nämlichen Wege herüber; wenn aber die Brücke nicht abwärts, ſondern aufwärts führt, dann muß der Taravitero tüchtig arbeiten, der Reiſende aber hilft durch Vorgreifen mit den Armen nach. Das Verkehrsmittel bleibt immer ſehr ſchwindelig, obgleich man ſich, wie Schmarda verſichert, bald an dieſe Luftfahrten gewöhnt.

Paſto, das mit ſeinen weißen Häuſern auf grüner Fläche und einem Vulcan im Hintergrunde den Wanderer aus der Ferne freundlich anzieht, liegt 7811′ hoch und genießt den ewigen Frühling der Andenthäler, das heißt es iſt reich geſegnet mit Regen, kalten Nächten, Katarrhen, Rheumatismen, Dyſenterien, zu denen ſich auch bisweilen der Typhus geſellt. Die Stadt mit 8000 Einwohner treibt als einziges Gewerbe die Anfertigung lackirter Holzwaaren. Schon hier bemerkte Schmarda daß die untern farbigen Volksclaſſen nicht einmal äußerlich das Uebergewicht der weißen Creolen anerkennen wollten.

Nach Popoyan gedachte Schmarda den Weg über Almaguer einzuſchlagen, er fand aber niemand der ihm Thiere dazu geliehen hätte, und er war daher genöthigt durch das heiße Thal des Patia zu ziehen. Am Flüßchen Gonnamba erwartete ihn wieder ein Rutſch über eine Seiltänzerbrücke. Er fand dort bereits eine Hundstagtemperatur, als er ſich aber durch ein Flußbad zu erquicken verſuchte, riefen ihm einige Leute vom andern Ufer zu daß jedermann der ſich in dem Fluß bade oder aus ihm trinke, krank würde. Schmarda mißachtete mit Recht die abergläubiſche Warnung der waſſer- und ſeifeſcheuen Eingebornen, denn er genoß das Bad völlig ungeſtraft. Je mehr er nordwärts vordrang, deſto zahlreicher wurde die Bevölkerung der Farbigen. Bei Manzanillas befand er ſich nur auf 1864′ Höhe und erfuhr daß dort die Banane ſchon in zehn Monaten reife, welches raſche Wachsthum auch der gefundenen Bodentemperatur (20,8° R.) entſprach. Uebrigens trifft man ſelten reife Bananen, weil die Eingebornen wie unartige Kinder nicht warten können bis die Zuckerbildung vollſtändig eingetreten iſt, ſondern die halbreifen Früchte der Pflanze plündern. Von dort nach Popoyan muß man wieder bis zu 4548 Fuß hinauf um die Waſſerſcheide zwiſchen dem ſtillen und caribiſchen Meere zu überſchreiten. Der Patia war noch ein pacifiſches Gewäſſer, in Popoyan aber betrat der Reiſende ein neues Land, das Caucathal, welches von dem geſchwiſterlichen Magdalenenthal auf eine lange Strecke durch eine dritte mittlere Cordillere getrennt wird.

Popoyan beſitzt ein Haus welches den nämlichen Zwecken dienen ſoll wie unſere Hôtels. Was das Mittagseſſen betrifft, ſo erſchienen ſechs Gänge, ſie beſtanden aber nur aus ebenſoviel Brei- und Suppenſorten. Den Mund wiſchte ſich in Ermangelung von Tellertüchern jedermann mit der Hand oder an dem ohnehin ſchon ſchmutzigen Tiſchtuch. Einige langhälſige Rheinweinflaſchen ſtanden auf der Tafel, ſie waren aber nur mit Waſſer gefüllt und ein Glas kreiſte von Mund zu Mund. Wollten ſich die Leute Aufmerkſamkeiten erweiſen, ſo reichten ſie ſich die beſten Biſſen auf Gabeln oder Löffeln in den Mund, und ein Ablehnen von ſo viel Herzensgüte würde für eine ſchnöde Beleidigung gehalten worden ſeyn. Nach Tiſch wird der Mund ſauber mit den Zahnſtochern gereinigt, ausgeſpült und das Waſſer ohne weiteres in das Zimmer ausgeſpieen. Die Bewohner von Popoyan — etwa

Digitized by Google

5000 Köpfe — halten sich für creolische Athenienser und sprechen ein geziertes Spanisch, übrigens sind die meisten weißen Familien in Folge der Bürgerkriege an den Bettelstab gekommen. Zu einem Ausfluge reizte das Dorf Purace (8150′ abs. H.) am 15,957′ hohen Vulcan gleichen Namens, dem Hauptreiz der Gegend. Noch berühmter ist das Dorf durch seinen Essigfluß oder Rio Vinagre. Sein erdiges Wasser schmeckte süß, säuerlich und zusammenziehend und enthielt vorzugsweise Alaun, sowie freie Hydrochlor- und Schwefelsäure, und zwar in solcher Menge daß die Staubregen der Wasserfälle die Augen ätzten. Die Natur verschwendet nach den Berechnungen französischer Akademiker hier mehr Hydrochlor- und Schwefelsäure als sämmtliche Fabriken der Welt, die Umwohner schauen aber der Vergeudung zu ohne Alaunsiedereien, Gerbereien oder andere nützliche Unternehmungen anzulegen. Nicht bloß im Essigfluß selbst vermag kein Fisch zu leben, sondern auch der Cauca bleibt etliche Stunden unterhalb der Mündung des Vinagre völlig fischlos.

Eine schöne steinerne Brücke — natürlich wie alles Schöne und alles Steinerne aus der spanischen Zeit — führt bei Popoyan über den Cauca, an dessen linkem Ufer jetzt die Wanderung abwärts gieng. Bei dem Seitenflüßchen Ovejas (3549 Pariser Fuß) fand Schmarda eine reizende, ächt tropische Ufervegetation aus schönen Caladien, 40 Fuß hohen Bambus mit zarten Blättern, Schilfen (Cañas bravas) mit scheinbar fächerförmig gestellten Blättern und langer grasartiger Rispe bis zu 25 Fuß Höhe; ferner eine Acacie mit großen gefiederten Blättern und darüber hohe Bäume mit kühlem Schatten. Sehr viele Schmetterlinge flatterten umher, im Schatten selbst Dämmerungsfalter; sie hielten truppweise zusammen nach den verschiedenen Species, deren Flüge sich begegneten ohne sich aber zu durchkreuzen. Am nächsten Tage setzte Schmarda wieder über den Cauca an einer Stelle die noch 3183 Fuß absolute Höhe besaß, und wo der Strom so mächtig und wasserreich erschien daß er recht gut größere Dampfschiffe zu tragen vermöchte. Jenseits erwartete den Wanderer ein saures Stück Arbeit, nämlich der Ritt durch den Callejon, eine Waldlichtung von stellenweise 80 Schritte Breite, aber so stark versumpft daß die Thiere tief einsinken und sich nur mit den größten Anstrengungen vorwärts bringen. An eine Abhülfe gegen diese Uebelstände ist nicht zu denken, denn die farbige Bevölkerung ist träge und unwillig. Seit ihrer Befreiung haben sich außerdem rohe Vorstellungen aus der Schule der französischen Socialisten unter ihnen verbreitet, und die Reichen waren in der letzten Zeit argen Mißhandlungen ausgesetzt, auch hat man für das Abprügeln der Gutsbesitzer einen eigenen Ausdruck geschaffen. Die weiße Haut, in Ecuador und selbst im südlichen Neugranada mehr geachtet als ein 400jähriger Adelsbrief in Europa, hat vor der Egalität und Fraternität im Caucathal jeden Werth verloren. So lastet auf den spanischen Creolen eine doppelte Nemesis, die fortwuchernde böse Saat der ehemaligen Sklaverei, und die politische Strafe für den unreifen Abfall vom Mutterland. Schmarda belehrt uns an einer andern Stelle, daß die besten Patrioten in den südamerikanischen Freistaaten ihre letzte Rettung in einem Anschluß an die Vereinigten Staaten sehen, ein trauriger Trost in der jetzigen Zeit, wo man nicht einmal weiß ob die berühmte angelsächsische Demokratie noch lange zusammenhalten wird.

In Cali mit 11,000 Bewohnern, nach Papoyan die zweite große Stadt am Cauca, heiß (18,8° R. Bodentemperatur), aber nicht ungesund (3161′ abs. Erh.) gelegen, trifft man bereits einen europäischen Kaffeehaus- und Billardcultus neben Freigeisterei und religiösem Nihilismus, der um so verächtlicher dort erscheinen muß, je seichter die Bildung ist auf welcher er ruht, und je mehr man sich bemüht durch heidnische Vornamen ihn öffentlich zur Schau zu tragen. Die Wanderungen von Cali abwärts führten Schmarda über den Amacme, einen Nebenfluß des Cauca. Man berührt mehrere kleine Ortschaften wo sichtlicher Wohlstand, ja sogar Luxus herrscht, denn jeder besaß wenigstens einen Kaufladen wo europäische Waaren neben Cigarren, geistigen Getränken und Leckereien feil gehalten werden. In dem Dorfe Zonzo, wo Schmarda in einem solchen Hause sein Nachtquartier aufschlug, fand er sogar ein Billard, und die Wirthin fragte was er zu essen begehre, so daß er sich im Vergleich zu den ärmlichen Tambos in Ecuador wie in einem europäischen Hôtel fühlte. Die alte Gastlichkeit der Creolen ist übrigens noch nicht gänzlich erstorben. Als der Reisende am nächsten Abend in einer der eben erwähnten Ventas, die zu gleicher Zeit Kaufläden und Wirthshäuser sind, einkehren wollte, ritt ein Herr mit zwei Damen auf ihn zu und forderte ihn auf in seiner Hacienda zu übernachten. Der Wanderer fand dort liebenswürdige Gesellschaft. Sein gastfreier Wirth, Don L., war aber auch ein weißer Rabe unter den Creolen, hatte die Vereinigten Staaten besucht und etwas von dem dortigen Unternehmungsgeist heimgebracht. Er besaß an Grund und Boden eine kleine Grafschaft, nämlich 65 spanische Quadratmeilen, seine Einkünfte waren aber nicht größer als die eines mäßig begüterten Landwirthes, denn wegen des hohen Tagelohnes ließ sich die geräumige Besitzung nur zur Viehzucht benutzen.

Am 17 Juli hielt Schmarda seinen stillen Einzug in Cartago, wo er an einen Kaufmann einen Empfehlungsbrief abgab, der ihm einen leeren Laden und die Ladentafel als Obdach und Schlafstätte einräumte, dazu als weitere Meubeln einen kleinen Wasserkrug und eine halbe Calabasse. Die Stadt hat 4—5000 Einwohner, welche aber von der kurz zuvor herrschenden Dysenterie decimirt worden waren. Von Cartago gedachte Schmarda nach Santa Fé de Bogotá zu wandern, d. h. vom Caucathal in das Magdalenenthal hinüberzusetzen und die zwischenliegende Quindiu-Cordillere zu kreuzen. Während seines Aufenthaltes in Cartago fielen heftige Regengüsse, welche dem Wanderer die Reise über die schlüpfrigen Bergpfade der Cordillere auf- und abwärts zur Folter machen sollten, zumal beim Herabsteigen, wo die Thiere die Hinterfüße den vorderen zu nähern und auf den Hinterbacken bergab zu rutschen pflegen. Das schlimmste sind aber die Thäler zwischen den Vorhügeln, wo alles in eine halbflüssige Kothmasse sich verwandelt. „Ich gab endlich, bemerkt Schmarda, in halber Verzweiflung das Reiten auf und ver-

Digitized by Google

ſuchte zu Fuß mich durchzuarbeiten. An die ſchweren Reithoſen aus Thierfellen hefteten ſich aber bald ſolche Maſſen von Erde daß ich kaum mehr fort konnte, und der Schweiß brach in ſolcher Menge hervor daß ſelbſt die Außenſeite meines Poncho naß wurde.“ Den erſten Abend ſchlief Schmarda auf einer Zuckerpflanzung (3745 Fuß abſ. Erh.), Namens Balſa, wo er eine Zuckermühle (Trapiche) in claſſiſcher Einfachheit ſah. Sie beſtand nämlich nur aus drei von Pferden getriebenen Walzen, von denen die mittlere enger an der dritten wie an der erſten ſtand. Das Rohr mußte zwiſchen der erſten und zweiten, und halb ausgepreßt zwiſchen der zweiten und dritten durchgehen. Uebrigens hatten die Leute Arbeit in Fülle, denn ſie ließen die Mühle auch Nachts bei einer Beleuchtung mit Papierlaternen treiben. Am nächſten Tage führte der Weg durch hohen Wald mit einer Fülle krautartiger Pflanzen: ſchönen Caladien, Scitamineen mit purpurrothen Blüthen und Malvaceen; baumartige Farn, und hohe den Wald überragende Palmen bildeten aber die Glanzpunkte. Leider waren dieſe Naturſchönheiten wegen des grauenhaften Weges wieder ungenießbar. Völlig durchnäßt erreichte der Wanderer Novillero, ein neues „Dorf“ aus zwei Häuſern (6006 Fuß abſ. H.), wo er übernachtete. Den nächſten Tag gieng es wieder durch Moderbrei, bis ſich plötzlich bei der Annäherung an den Quindiu der Weg beſſerte und über dieſes Flüßchen ſelbſt eine Brücke ſich ſpannte, nachdem man vorher ſogar über eine Strecke Pflaſter gelangt war. Pflaſter und Brücke in der wegeloſen Wildniß waren eine ähnliche Anomalie, wie noch vor kurzem die verſchwenderiſch prächtige Peſther Kettenbrücke, die auf pfadloſe Puſzten mündete. Neben der Brücke liegt die Ortſchaft Barcinal. Der Wald ringsum bot wieder ein reizendes Bild mit ſeiner Fülle von Baumkronen in mannichfaltigen Formen und Farben. Am andern Tag führte der Weg 5000 Fuß nach der Paßhöhe hinauf. Der Tolima, den man hätte ſehen ſollen, war von Nebeln verhüllt, dennoch blieb die Natur durch den mannichfachen Vegetationswechſel außerordentlich genußreich, denn der höchſte überſchrittene Punkt beſaß 10,499 Fuß abſ. Erhebung, und das Thermometer zeigte dort in der heißeſten Tagesſtunde nur 7,2° R. Der Wanderer brachte auf dem andern Abhange in einem für die Reiſenden offen ſtehenden Schuppen die Nacht zu. Er befand ſich dort noch 9254 Fuß über dem Meer, aber ſchon 300 Fuß tiefer traten Palmen erſt vereinzelt, dann als Wald auf. Es war einer der ſchönſten und großartigſten Anblicke die Schmarda genoſſen zu haben ſich erinnert. Die Wachspalmen ſtanden dicht gedrängt wie in einem ſorgfältig gepflegten Cocoswald; Tauſende von weißen Schaften ragten über den Wald von immergrünen Eichen und Myrten, die neben ihnen nur wie Unterholz erſchienen, und trugen einen zweiten Wald gleichſam in der Luft, wie ein großes grünes Netzwerk; der überragende Wald der Wachspalme ruhte wie ein durchſichtiges Periſtyl über den dunklen Hallen des Unterwaldes. Dieſe alpine Palme erreicht die Höhe von 160 Fuß und darüber, wird alſo doppelt höher als unſre höchſten Lärchenbäume, mit denen ſie die ſchlanke Stammbildung gemeinſam hat. Die Höhen unter dem Paſſe ſind bis auf ihre Gipfel und Kämme mit den Palmen bedeckt, ſo daß man in allen Richtungen von oben, unten und den Seiten in den Palmenwald hineinſieht. Für den Naturkundigen hat dieſes Vegetationsbild noch die hohe Merkwürdigkeit daß hier eine Palme auf Höhen ſich zeigt, wo bei uns das Firneis die Berge bedeckt, aber ſelbſt in den Tropen wogen Nebel auf jenen Höhen und rauſchen kalte Berggewäſſer. Die Nähe von Eichen ſowie die nordiſchen Formen Berberis, Taxus, Veronica, Veilchen und Maßlieb neben zierlichen Baumfarn, Podocarpus, Lobelien, Gesnerien, Begonien, kletternden Tacſonien und Fuchſien erzeugen ein Gemiſch von Widerſprüchen in dem Beobachter. Bei Tocho (6138 Fuß) hört die Wachspalme wieder auf, deren ſenkrechter Verbreitungsgürtel alſo zwiſchen 6 und 9000 Fuß liegt. Ihren Namen hat ſie von ihrem Harz bekommen, welches abgeſchabt, gekocht und abgeſchöpft das Palmenwachs liefert, das ehemals zur Kerzenbereitung benutzt wurde.

Am 25 Juli überſchritt Schmarda die öſtliche Kette der Quindiu-Cordillere (7942′) und ſtieg nach Ibague (4053′) in das Magdalenenthal hinab, welches im Oſten wieder durch die hohe Cordillere von Cundinamarca begränzt wird. Die warme trockene Luft, und ihr verſtärkter Druck erregten dem Wanderer ſolches Mißbehagen daß er ſich wieder in die Berge zurückſehnte. Statt deſſen mußte er nach Piedras noch tiefer (1218′) hinab, in welchem kleinen niedlichen Städtchen er weiße Häuſer, mit breiten Verandahs und grün geſtrichenen Thüren, in der Mitte des Platzes wie in allen Ortſchaften des Magdalenenthales einen Ceibabaum, und nicht bloß eine Herberge für Reiſende, ſondern auch daneben noch eine Reſtauration fand, wo es ganz großſtädtiſch ausſah, denn es gab weiße irdene Teller, Gläſer ſtatt Calabaſſen, lieblichen Guarapo aus Zuckerrohr ſtatt Maisbier, auch Wein und Liqueure, endlich Weizen- ſtatt Maisbrod. Dieſe Notizen ſind wichtig als Höhenmeſſer für den landesüblichen Styl des materiellen Lebens. Da wo Schmarda den Magdalenenſtrom kreuzte, beim Dorfe Gualaquiſita, fand er nur noch 725′ abſ. Erhebung. Von dort gieng es aber am Bogota wieder aufwärts, und am nämlichen Abend noch konnte ſich der Wanderer an dem Anblick des hinter ihm liegenden Tolima im Schneemantel erquicken. Je mehr er ſich der Hauptſtadt näherte, deſto beſſer wurde der Weg, die Herbergen, die Brücken. Er konnte ſogar zum erſtenmal ſeitdem er Chili verlaſſen, wieder galoppiren. Kurz, ehe er Bogota erreichte, kam er durch das geſchichtlich merkwürdige Funſa oder Funzha, die ehemalige Hauptſtadt der Muyscos oder Tſchibtſchas von Cundinamarca, jetzt ein triviales Dorf.

Santa Fé de Bogotá iſt hügelaufwärts gebaut; zwar etwas kleiner als Quito, ſieht es dennoch wohnlicher und großſtädtiſcher aus; viele Häuſer haben Fenſter mit Glasſcheiben und die Balcone ſind eleganter, oft ſogar aus Gußeiſen. Auf der kleinen und iſolirten Hochebene (7972′ abſ. H.) iſt das Klima relativ kälter (Bodentemperatur 12,2° R.) als in Ecuator. Man trifft dort mehr Fremde als in Quito, und zwar mehr Franzoſen als Engländer und mehr Engländer als Deutſche. Da ſich große Schätze von Steinſalz und von Kohlen um Bogota finden, ſo wären wichtige Bedingun-

Digitized by Google

gen zur Entwicklung von Industrien vorhanden, immer aber wird die Lage der Stadt abseits von dem großen Verkehrsmittel des Magdalenenstromes ein Hemmniß für ihr rascheres Gedeihen bilden. Lange Zeit war die Ausfuhr neugranadinischer Chinarinden sehr blühend, bis Peru sein Handelsmonopol in diesem Artikel aufgab und die Preise in Ecuador dadurch beträchtlich wichen. Schmarda verließ Bogota schon am 7 Aug. aus Besorgniß den Dampfer in Conejo zu versäumen. Der Verkehr der Dampfschiffe ist nämlich höchst unregelmäßig, weil der wechselnde Wasserstand im Fluß kein Einhalten von bestimmten Fahrzeiten zuläßt. Die erste Strecke bis an den Rand der Hochebene fährt man im Omnibus, der nur von Fremden, einem Deutschen, zwei Engländern, einem Nordamerikaner benutzt wurde. Der Kutscher war ein Irländer. Bei Honda setzte der Wanderer über den Magdalena, der in seinem obern Lauf durch die Saltos oder Stromschnellen der Schifffahrt weniger zugänglich ist. Manchmal gehen jedoch die Champans oder großen einheimischen Flachboote darüber, um sich das Ueberladen zu ersparen, es geschieht aber stets mit Gefahr von Fracht und Menschenleben. Die Champans laden 250 Centner, und zählen bis zu 24 Bogas (Ruderer). Honda liegt nur noch 727 Fuß über dem Meer, und der Lauf des Stromes hat von da ab noch eine Entwicklung von 125 deutschen Meilen. Bis Honda herauf kommt kein Dampfer, sondern nur bis Conejo, welches, obgleich nur 7—8 Leguas (6—7 deutsche Meilen) entfernt, doch um volle 300 Fuß (419 Pariser F. abs. H.) tiefer liegt. Dort hinab benutzte unser Verfasser eines der erwähnten Champans, dessen Mannschaft aus einem saubern Gesindel von Farbigen bestand, deren beständiges Gespräch zur Hälfte aus dem landesüblichen Schimpf und Fluche Carajo bestand. Dieses Wort, welches den Neu-Granadinern so unentbehrlich scheint wie die Luft, hört man selbst in anständiger Gesellschaft und in unbewachten Augenblicken sogar aus dem Munde von Frauen, obgleich es ursprünglich einen Theil des männlichen Körpers bezeichnet. In Conejo erfuhr Schmarda daß sein Dampfer schon vor 24 Stunden abgefahren war, doch lag noch ein kleinerer in Bereitschaft, der zwei Tage später lichtete. Das eiserne flache Boot, Isabel mit Namen, hatte bei voller Ladung (1200 Cargas á 2¼ Ctr.) 4 Fuß Tiefgang und ließ sich 8 Thlr. Fracht per Carga bis zur Meeresküste zahlen! Die Reisenden mußten Nachts auf dem Verdeck schlafen, und zwar bot man ihnen weiter nichts an als ein Feldbett, das aus zwei zusammenlegbaren Kreuzen mit einem darübergenagelten Stück Leinwand bestand. Auch in der Damencajüte, die von einer granadinischen Frau mit ihren nackten Kindern eingenommen wurde, gab es wohl gepolsterte Mahagonysitze und Spiegel in Goldrahmen, aber keine andern Nachtlager. Der größte Comfort der Isabel bestand darin daß hinter dem Radkasten ein kleines Badzimmer angebracht war. Die Ufer werden übrigens bald flach und unmalerisch, auch verliert man, da der Dampfer zu weit vom Ufer sich hält, die Detaileindrücke der einzelnen Pflanzenformen. Ihre Farbe ist ein einförmiges Grün, aus dem selten eine einzelne Palme aufragt. Um sich die Reise zu kürzen, beschäftigte sich Schmarda mit der Ortsliteratur, und er machte dabei die Bemerkung daß Neu-Granada noch nicht ein einziges Stück Kunststraße, dagegen aber eine poetische Zeitschrift die Guirnalda besitzt, an welcher 61 Dichter und 5 Dichterinnen arbeiten! Das ist offenbar zu viel Poesie und zu wenig Chaussee.

Die letzte Strecke nach Cartagena legte Schmarda über Land zurück, traf aber gerade noch rechtzeitig ein um den Dampfer um wenige Stunden versäumt zu haben, so daß er volle 14 Tage still zu liegen genöthigt war. Der Hafenplatz ist bekanntlich eine großartige Ruine früherer Herrlichkeit, jetzt von 6000 Einwohnern, meist Schwarzen und Farbigen, in kläglich verfallenden Häusern bewohnt. Nach der Bodentemperatur zu schließen beträgt die mittlere Jahreswärme 22° R., die den Ort daher zum Rang der heißesten Erdenpunkte erhebt, auch hausen dort die gefährlichsten Krankheiten, Durchfall und gelbes Fieber. Von der Signalstation des Bergrückens Poppa (514 Fuß) hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt und das wunderbar blaue Meer.

Seine Rückreise von Cartagena nahm Schmarda über das von Walker damals mißhandelte Nicaragua, sowie über Canada und die Vereinigten Staaten. Nirgends hielt er sich lange auf, und es füllen daher auch seine Notizen über die zuletzt gesehenen Länder nur einen engen Raum seines trefflichen und inhaltreichen Werkes.

Alte Bauwerke in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Nach amerikanischen Quellen.)

2. Die Monumente des Mississippi-Gebiets.

(Fortsetzung.)

Die kleinen rohen Bauwerke aus vorgeschichtlicher Zeit, die östlich vom Alleghanygebirge verstreut liegen, machen im Mississippigebiet ungleich größeren, kunstvoller construirten Werken Platz, die nicht allein zur Vertheidigung bestimmt waren, sondern vielfach zu religiösen Zwecken dienten. Sie bilden zum Theil große offene Tempel, in welchen die Eingebornen ihre gottesdienstlichen Ceremonien verrichteten, oder ungeheure Altäre, auf denen sie ihren Göttern Opfer darbrachten. Diese Werke sind meist von Grabhügeln oder Tumuli begleitet, welche über den Gebeinen von Häuptlingen oder Priestern errichtet sind, und deren verschiedene Größe vielleicht auf Rang und Bedeutung der Todten schließen läßt. Außerdem finden sich im Mississippibecken Bauwerke in Form menschlicher oder thierischer Gestalten, die vielleicht in einigen Fällen symbolische Bedeutung haben, deren Zweck und Bestimmung im allgemeinen aber unbekannt sind.

Diese verschiedenartigen alten Bauwerke sind über ein ungeheures Terrain verstreut. Man findet sie in großer Menge in den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin,

Digitized by Google

Missouri, Arkansas, Kentucky, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia und Florida. Weniger häufig zeigen sie sich in Michigan, West-Virginien, Minnesota, Texas und Süd-Carolina. Nördlich von den großen Seen hat man keine Spuren von den Erbauern dieser Werke, sondern nur einige „indianische Forts" — desselben Ursprungs wie die in New-York und Pennsylvanien — aufgefunden. Im Mississippithal hingegen erstrecken sich die Spuren ihres Daseyns bis hinauf über den Pepin-See, und am Missouri fand man tausend Meilen oberhalb seiner Mündung in den Mississippi noch ein bedeutendes Werk von ihrer Hand.

Damit soll indessen keineswegs die Behauptung aufgestellt seyn daß das Volk dem jene alten Bauwerke ihren Ursprung verdanken, gleichmäßig über dieses ungeheure Terrain verbreitet gewesen wäre. Im Gegentheil scheint es sich auf die Thäler der großen Flüsse und Ströme beschränkt, und sich vorzugsweise solchen Gegenden zugewendet zu haben wo der Boden am fruchtbarsten, und Jagd und Fischerei wahrscheinlich am ausgiebigsten gewesen sind. Die Bevölkerung war in jener grauen Vorzeit allem Anschein nach dort am zahlreichsten wo sie in Zukunft wieder am dichtesten seyn wird. Diejenigen Punkte an denen sich die Spuren alter Niederlassungen zeigen, haben sich auch bis jetzt in fast allen Fällen als vortheilhaft für die Gründung neuer Städte erwiesen. Marietta, Newark, Portsmouth, Chilicothe, Circleville, Cincinnati, St. Louis und andere Orte stehen zum Theil auf und zwischen den Ruinen alter Bauwerke.

Uebrigens sind die nach ihrer wahrscheinlichen Bestimmung verschiedenen Werke sehr ungleich vertheilt. Die Defensivwerke kommen in größter Menge in Ohio und Kentucky, selten hingegen in den mehr südlichen und westlichen Staaten vor, in denen sich vielmehr solche von Wällen umschlossene Plätze in größter Menge zeigen die wir aus später darzulegenden Gründen als zu religiösen Zwecken bestimmte oder „heilige" Stätten betrachten. Je weiter wir am Mississippiflusse hinabgehen und uns dem Golf von Mexico zuwenden, werden die Tumuli in Form abgestumpfter Pyramiden, welche sich der Construction der mexicanischen Teocallis nähern, häufiger und umfänglicher, und die Abbildungen von Menschen und Thieren kommen nur in Wisconsin vor.

In Bezug auf die Zahl dieser alten Monumente läßt sich nichts bestimmteres sagen, als daß sie eine sehr große ist. Im Staat Ohio allein zählt man gegen 10,000 Tumuli und gegen 1500 von Wällen umschlossene Plätze.

Vertheidigungswerke.

Die Vertheidigungswerke sind gewöhnlich von unregelmäßigen Umrissen. Sie richten sich in Form und Construction nach dem Terrain auf dem sie errichtet sind. Meist umschließen sie die Spitze eines Hügels oder Berges, oder kreuzen den Isthmus einer Halbinsel, die an den übrigen Seiten durch Wasser oder Abgründe geschützt ist, oder sie bilden feste Plätze an hohen Flußufern u. s. w. Die Höhe der Wälle differirt, je nach der Beschaffenheit des Terrains, zwischen 5—30 Fuß, und auch die Größe des Flächenraums, den sie umschließt, ist sehr verschieden. Die Gräben, welche sich in den meisten Fällen an der Außenseite der Wälle hinziehen, sind gewöhnlich 3—6 Fuß tief.

Eines der interessantesten Vertheidigungswerke ist ein „Hill-Fort" in Buttler-County (Ohio) am westlichen Ufer des großen Miami-River. Der Hügel den es umschließt liegt etwa eine halbe engl. Meile vom jetzigen Flußbett, ist 250 Fuß hoch und, mit Ausnahme eines einzigen Punktes an der Nordseite, von allen Seiten durch jähe, fast unersteigliche Abhänge geschützt. Ueber den zugänglichen Punkt — eine sanft aufsteigende Berglehne — sowie längs der Kante des schroffen Abhanges zieht sich ein fünf Fuß hoher und an der Basis 35 Fuß dicker, aus einem Gemisch von Steinen und lehmiger Erde aufgeführter Wall hin, zu dem offenbar mehrere sogenannte Dug-Holes, d. h. ungeheure Gruben innerhalb der Umfassungsmauer, das Material geliefert haben. Der Wall ist durch vier Eingangsöffnungen von je 20 Fuß Weite unterbrochen, welche sämmtlich durch mehrere innere Wälle von eigenthümlicher und verwickelter Construction geschützt sind. Die Eingangsöffnung der nördlichen, zugänglichen Seite ist von einer sechsfachen Reihe von Wällen umgeben. Innerhalb der Umfassung erhebt sich der Grund nach der Mitte zu allmählich um etwa 26 Fuß, und bildet auf diese Weise eine natürliche Warte, von welcher aus man die ganze Gegend überblickt.

Ein ähnliches Werk liegt am Massey-River im Green-County (Ohio) auf einem nach drei Seiten hin steil abfallenden Kalkfelsen. Die einzige Stelle von welcher der Punkt zugänglich ist, wird von einem aus Steinen und Erde aufgeführten Walle geschützt, der noch jetzt eine Höhe von 10 Fuß zeigt und an der Basis 30 Fuß stark ist. Der Wall wird durch drei schmale Eingangsöffnungen unterbrochen, vor welchen sich drei Hügel von Steinen befanden, die jetzt indessen zum Theil zerstört sind. Außerhalb der Hügelreihe sind vier halbkreisförmige Bastionen errichtet, welche sich über die ganze Breite des zugänglichen Punktes hinziehen und eine äußere Vertheidigungslinie von drei Fuß Höhe bilden. Die zerklüfteten Abhänge, welche die Position von den drei anderen Seiten schützen, haben eine Höhe von 25 Fuß und sind unersteiglich. Der innere, 12 Acker haltende, Raum ist mit mächtigen Bäumen bestanden.

Beispiele von Fortificationswerken dieser Art ließen sich zu Hunderten anführen — da es sich hier aber keineswegs darum handelt den Gegenstand zu erschöpfen, sondern nur darum diese Gruppe im allgemeinen zu charakterisiren, so verzichten wir auf weitere detaillirte Schilderungen, besonders da diese festen Plätze sich in der Hauptsache ähnlich sind, obgleich jeder einzelne interessante Specialitäten bietet. Besonders sinnreich sind bei den meisten Forts die Vorrichtungen zur Vertheidigung der Eingänge, die bald von Bastionen in Form von Hufeisen oder Schneckenhäusern, bald von kreisrunden Werken oder in Zickzack und Schlangenlinien aufgeführten Wällen geschützt werden, und Zeugniß von einer Geschicklichkeit und Intelligenz geben, wie sie den Indianer-

Digitized by Google

ſtämmen, die man zur Zeit der erſten europäiſchen Invaſion kennen lernte, in ſo hohem Grade durchaus nicht eigen war.

Schließlich erwähnen wir noch eine Art befeſtigter Plätze, die ihrer geringen Widerſtandsfähigkeit wegen wohl nicht als eigentliche Forts, ſondern nur als gegen unvermuthete Ueberfälle geſchützte Ortſchaften zu betrachten ſind. Eines der intereſſanteſten Beiſpiele dieſer Art liegt am Paint-Creek, in Roß-County (Ohio), fünf Meilen nordweſtlich von der Stadt Chilicothe, und bedeckt einen terraſſirten Flächenraum von nicht weniger als 111 Acker Areal. Die Wälle ſind 4—6 Fuß hoch, 30 Fuß ſtark, und bilden ein Parallelogramm mit ſieben Ausgängen. Aeußere Gräben ſind nicht vorhanden. An der einen ſchmalen Seite des Werkes, und mit dieſem durch eine Oeffnung verbunden, befindet ſich ein kleinerer, von weniger dicken Wällen eingeſchloſſener, regelmäßig viereckiger Raum von ſechszehn Acker Areal. Die Wälle ſind ſämmtlich von Lehm aufgeführt und ſcheinen von Paliſſaden gekrönt geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich wurden ſie durch Feuer zerſtört, deſſen Wirkung ſich noch hier und da an der faſt zu Ziegeln verhärteten Außenſeite des Lehmwalles nachweiſen läßt. Innerhalb des Hauptraumes befinden ſich zwei kleinere durch Wall und Graben umgränzte Werke. Das eine iſt vollſtändig cirkelrund, hält 850 Fuß im Durchmeſſer, und beſitzt nach Weſten hin einen Eingang. Das zweite bildet einen Halbkreis von 2000 Fuß Umfang und umſchließt ſieben Hügel. Wahrſcheinlich waren beide Räume der Gottesverehrung geweiht. Für die Annahme daß wir es in dieſen und ähnlichen Werken mit befeſtigten Dörfern zu thun haben, ſprechen außer andern Wahrſcheinlichkeiten die ungeheuern Maſſen von Aſche, zerbrochenen Gefäßen, verbrannten Steinen, calcinirten Knochen, und andere Gegenſtände die man innerhalb derſelben gefunden hat, und welche auf permanente Niederlaſſungen ſchließen laſſen. Die Größe und Anzahl dieſer feſten Plätze deuten aber auf ein überaus zahlreiches Volk hin, das ſo ausgedehnte Befeſtigungswerke nicht nur nöthig hatte, ſondern das auch die Mittel und die Macht beſaß ſie auszuführen.

Der ungeheure Aufwand von Menſchenkraft welcher dazu nöthig war, ſchließt die Vermuthung gänzlich aus daß ſie in Haſt und Eile erbaut ſind, um etwa einer unerwarteten Invaſion Widerſtand zu leiſten. Im Gegentheil ſcheinen ſie einem gewiſſen Vertheidigungsſyſtem anzugehören, das vom Fuße der Alleghanies im Staate New-York ausgeht, und das Land diagonal bis zum Wabaſh durchſchneidet. Wenigſtens befinden ſich die größten alten Bauwerke, die man als Vertheidigungswerke betrachten darf, in dieſer Linie. Der Schluß welcher ſich aus dieſem Umſtand ziehen ließe, iſt der: daß der Feind gegen den man das Land zu ſchützen ſuchte aus nordöſtlicher Richtung herandrängte, oder daß, wenn die Invaſion von Süden kam, man ſie durch dieſe Linie aufhalten wollte. Nimmt man endlich die aufgeſtellte Hypotheſe an daß in dieſer Gegend eine halbe Civiliſation herrſchte, die, in ſteter Entwickelung begriffen ſich nach und nach in ſüdlicher Richtung ausbreitete, um ſchließlich in Mexico ihren Culminationspunkt zu erreichen, ſo wäre man zu dem Schluß berechtigt daß es den fortgeſetzten Angriffen wilder Horden gelang die Erbauer der Fortificationswerke nach und nach zurück nach dem Süden zu drängen oder gänzlich zu vernichten, ſo daß nichts von ihnen übrig blieb als dieſe Monumente, welche ihre ehemalige Exiſtenz und die Beharrlichkeit bezeugen, womit ſie ihre Heimath und ihre Altäre vertheidigten. Sicher iſt jedenfalls daß der Krieg, der die Erbauer jener Befeſtigungswerke vernichtete, ein ſehr langwieriger geweſen iſt, ſo daß ſie während einer langen Zeitperiode feindlichen Angriffen ausgeſetzt waren. Vielleicht war der Zuſtand der Dinge damals ein ähnlicher wie der der heutigen Pionniere in der Wildniß des Weſtens, wo jede Niederlaſſung ein kleines Fort beſitzt, in das ſich die Anſiedler bei nahender Gefahr flüchten, und dafür ſpräche allerdings der Umſtand daß ſich die Forts in denjenigen Theilen des Landes am zahlreichſten vorfinden die allem Anſchein nach am dichteſten bevölkert waren.

Vielfach hat man die Vermuthung ausgeſprochen daß jene alten Befeſtigungswerke ihre Entſtehung nicht dem Widerſtand eines einigen Volkes gegen einen gemeinſamen Feind verdanken, ſondern daß unter den Erbauern jener Forts ähnliche Zuſtände herrſchten wie in ſpätern Zeiten unter den Indianern, d. h. daß die Stämme ſich unter einander unaufhörlich bekriegten, und daß jeder Stamm ſeine feſten Plätze anlegte um ſich gegen die räuberiſchen Nachbarn zu ſchützen. Dagegen ſpricht indeſſen die beinahe mit Evidenz nachgewieſene Thatſache daß wir es hier mit einem ackerbautreibenden, in allerlei Künſten und Handwerken bewanderten, alſo friedlichen Volke zu thun haben, welches feſte Wohnſitze inne hatte, und mit den kriegeriſchen, faſt nur von Fiſchfang und Jagd lebenden Indianerſtämmen durchaus nicht zu vergleichen iſt. Außerdem deuten alle Schlüſſe die wir von den Bauwerken auf die Erbauer zu machen berechtigt ſind, nicht nur auf eine vollkommene Uebereinſtimmung in Sitten, Gewohnheiten und Religionsgebräuchen hin, ſondern auch auf ein einiges, mächtiges Volk von gleicher Abſtammung, gleichen Neigungen und Sympathien, wenn nicht ſogar auf einen einigen Staat.

Religiöſe Baudenkmäler oder „heilige Plätze.“

Zahlreicher noch als die Forts ſind im Weſten der Vereinigten Staaten diejenigen Plätze welche man allem Anſchein nach zu religiöſen Zwecken beſtimmte und mit Erdwällen umgab. Sie ſind, im Gegenſatz zu den Fortificationswerken, meiſt von regelmäßiger Form und im platten Land errichtet; auf Bergplateaux oder auf zerriſſenem, ſchwierigem Terrain kommen ſie höchſt ſelten vor. Ihre Form iſt gewöhnlich die eines Quadrats, zuweilen verbinden ſich aber auch damit Achtecke, Ellipſen oder Parallelogramme. Die zirkelrunden Plätze ſind indeſſen die bei weitem zahlreicheren, und man findet gewöhnlich mehrere zu einer Gruppe vereinigt, obgleich ſie dann und wann auch einzeln vorkommen. Die meiſten dieſer Kreiſe haben nicht mehr als 250—300 Fuß Durchmeſſer, und ſind von leichten Erdwällen gebildet die einen einzigen nach Oſten gelegenen Eingang zeigen. Einige Kreiſe ſind indeſſen von viel bedeutenderem Umfang, und bedecken einen Flächenraum von nicht weniger als 30—50 Acker. Zu-

Digitized by Google

weilen findet man innerhalb derſelben Hügel, die wahrſcheinlich als Opferaltäre gedient haben.

Ein charakteriſtiſches Kennzeichen aller alten amerikaniſchen Bauwerke, die man nicht als Vertheidigungswerke betrachten kann, iſt das faſt durchgehende Nichtvorhandenſeyn eines Grabens, und laſſen ſich in einigen wenigen Fällen Spuren eines ſolchen wirklich nachweiſen, ſo iſt dieſer regelmäßig innerhalb des Walles ſtatt außerhalb desſelben angebracht. Ein anderer Umſtand, der außer dem geringen Umfang der meiſten „Ringforts“ die Annahme ausſchließen würde daß wir in dieſen Einhegungen Fortificationswerke vor uns haben, iſt der, daß ſie oft von angränzenden Höhen beherrſcht werden, und ſich alſo als Forts vollkommen unzweckmäßig erweiſen würden.

Die celtiſchen „Ringforts,“ mit denen die nordamerikaniſchen eine frappante Aehnlichkeit beſitzen, werden von allen wohlunterrichteten Alterthumsforſchern ohne Ausnahme als zu religiöſen Zwecken erbaut oder wenigſtens als correſpondirend mit dem druidiſchen Cultus, der zugleich das Staatsleben in ſich ſchloß, betrachtet, und dieſe Anſicht beruht nicht allein auf Schlüſſen und Vermuthungen, ſondern zum Theil auf Traditionen und hiſtoriſchen Thatſachen, welche vielleicht auch auf die in undurchdringliches Dunkel gehüllte Geſchichte der nordamerikaniſchen Ruinen einiges Licht zu werfen vermögen.

Hoare ſagt von den celtiſchen „Ringforts:“ daß ſie zu dem doppelten Zwecke religiöſer und profaner Volksverſammlungen errichtet ſind, unterliegt kaum einem Zweifel. Sie ſtellen öffentliche Gebäude vor, die in dem rohen Style jener Periode erbaut wurden wo man die Gottheit noch in urſprünglichſter Weiſe unter freiem Himmel verehrte.“ Cäſar ſchreibt: „Einmal im Jahre verſammeln ſich die Druiden an geheiligten Orten, und dahin ſtrömt das Volk aus allen Theilen des Landes um ſtreitige Sachen ihrem Richterſpruche zu unterwerfen.“ Es ſind nun gute Gründe für die Vermuthung vorhanden, daß die Inſtitutionen der Ringfort-Erbauer in Nord-Amerika denen der alten Celten nicht unähnlich waren. Der vorherrſchend religiöſe Zug des Volkslebens, der uns aus ihren Bauwerken entgegen zu treten ſcheint, ſpricht keineswegs gegen die Hypotheſe, daß ihr Staat, wie der der Celten, ein Prieſterſtaat geweſen iſt, und damit wäre man zugleich zu der Annahme berechtigt daß jene umfangreichen, von Erdwällen eingeſchloſſenen Plätze, deren Beſtimmung eine räthſelhafte ſcheint, gleichen Zwecken dienten wie die der Druiden.

Die Wälle der „heiligen Plätze“ variiren in den meiſten Fällen zwiſchen einer Höhe von 5—7 Fuß, doch findet man auch einige höhere, wie z. B. an dem großen, einen Flächenraum von ziemlich 4 Quadratmeilen bedeckenden Werke zu Newark, im Staate Ohio, wo ſich die Erdmauern am Eingange des großen Kreiſes beinahe zu einer Höhe von 30 Fuß erheben.

Die Einhegungen in Form regelmäßiger Quadrate, Parallelogramme ꝛc., die, wie ſchon erwähnt, vielfach die Kreiſe begleiten, ſind von ſehr verſchiedener Größe, doch hat man die Bemerkung gemacht daß ſie bei gewiſſen Gruppen genau den gleichen Umfang beſitzen. Dem Verfaſſer ſind fünf oder ſechs durch große Entfernungen getrennte Carrés bekannt, die an jeder Seite genau 1080 Fuß meſſen, ein Umſtand der kaum ein zufälliger ſeyn kann. Wenigſtens ſcheint damit das Vorhandenſeyn eines übereinſtimmenden Maßes unter den Erbauern bewieſen. Die Parallelogramme ſind meiſt 7—800 Fuß lang und 60—80 Fuß breit. Die Zahl der Eingänge iſt an den eckigen Einhegungen, je nach ihrer Größe, ſehr verſchieden. Zuweilen befindet ſich ein ſolcher in der Mitte jeder Seite, zuweilen ſind außerdem an den Ecken Oeffnungen angebracht.

Die Verſchiedenheit in der Form und Combination dieſer Plätze iſt indeſſen ſo groß, daß es unmöglich wird eine einigermaßen deutliche Schilderung von ihnen zu geben, ohne wenigſtens auf die hervorragendſten Monumente ſpeciell einzugehen.

Eine ziemlich einfache Gruppe „heiliger Plätze“ liegt am Ufer des Paint-River in der Nähe der Stadt Chilicothe. Sie beſteht aus vier dicht zuſammenliegenden aber nicht in directem Zuſammenhang ſtehenden Kreiſen, drei halbkreisförmigen Plätzen, zwei Carrés und vier Erdhügeln, von denen der bedeutendſte bei 7 Fuß Höhe an der Baſis 40 Fuß Durchmeſſer hat. Dieſer Tumulus wurde im Jahr 1845 unterſucht und erwies ſich als einer der Altarhügel, auf die wir ſpäter zu ſprechen kommen. Der umfangreichſte Platz der Gruppe, das eine der Carrés, mißt in der Länge und Breite 140 Fuß. Sämmtliche Plätze ſind mit Erdwällen von drei Fuß Höhe umgeben.

Eine ähnliche Gruppe liegt am öſtlichen Ufer des Scioto River. Sie iſt beſonders bemerkenswerth durch zwei der ſeltner vorkommenden Parallelogramme, die beide genau 750 Fuß lang und 60 Fuß breit ſind. Im übrigen beſteht die Gruppe aus drei Hügeln, drei halbkreisförmigen und drei zirkelrunden Plätzen, ohne directen Zuſammenhang. Zuweilen kommen auch ringförmige Plätze vor, in welchen der innere Raum durch einen Graben zu einem Carré abgegränzt iſt. Ein ſolcher befindet ſich im Pike County (Ohio). Er hält 300 Fuß im Durchmeſſer und iſt mit einem Walle von 5 Fuß Höhe umgeben. Der Graben iſt 3 Fuß tief und bildet ein Quadrat von 3 Fuß Länge und Breite.

Eines der beſtconſervirten ringförmigen Bauwerke liegt in der Gegend von Bourneville (Ohio). Es bildet ein Oval von 750 und 650 Fuß Durchmeſſer, iſt mit einem Erdwalle von 8—10 Fuß Höhe und äußerlich von einem breiten Graben umgeben. Dieſer ſowie der vorher erwähnte Platz liegen, wie überhaupt viele der größern ringförmigen Bauwerke iſolirt.

Auch einige Carrés kommen iſolirt vor. Eins der bedeutendſten liegt im Randolph County (Indiana) und umſchließt ein Areal von 30 Acker. Der nur wenig Fuß hohe Wall iſt ausnahmsweiſe äußerlich mit einem Graben umgeben. Wenige Meilen davon liegt ein ganz ähnlicher Platz von geringerer Größe und zwiſchen beiden befindet ſich eine Quelle die, von einem ringförmigen Erdwalle eingeſchloſſen, einen Vergleich mit den heiligen Quellen der alten Celten zuläßt. Ein anderes, quadratförmiges Bauwerk von 32 Acker Flächenraum am Scioto River iſt von einem Parallelogramm von

Digitized by Google

870 Fuß Länge und 70 Fuß Breite begleitet, mit dem es indessen nicht in directem Zusammenhange steht.

Einer der hervorragendsten „heiligen Plätze" bei welchem das Quadrat von größerem Umfange mit der Kreisform vereinigt erscheint, liegt an der Straße von Richmondale nach Chilicothe. Das Werk besteht aus drei Kreisen und einem Quadrat, welches letztere an jeder Seite 1080 Fuß mißt. Die Wälle desselben sind sowohl in der Mitte jeder Seite, sowie an den Ecken mit Eingangsöffnungen von 30 Fuß Weite versehen, hinter denen in einer Entfernung von 40 Fuß Erdhaufen errichtet sind. Auch der Wall des größten Kreises, welcher einen Flächenraum von 40 Acker umschließt und mit dem Carré in directer Verbindung steht, zeigt viele Eingangsöffnungen, während die beiden kleinern Kreise nur durch den Eingang zugänglich sind, der sie mit dem größeren verbindet. Außer den kleinen Erdhaufen an den Eingängen findet man innerhalb des „heiligen Platzes" noch drei andere, größere Hügel, wovon der bedeutendste 160 Fuß lang und 20 Fuß hoch ist. Er wurde im Jahr 1846 untersucht und man fand daß er zwei Grabgewölbe enthielt. Für die Annahme daß dieß ausgedehnte und schlecht befestigte Werk ein zu militärischen Zwecken errichtetes seyn könnte, fehlt jeder Grund. Kaum bezweifeln läßt sich hingegen daß die ebenso eigenthümliche, wie schöne regelmäßige Form des Platzes von symbolischer Bedeutung gewesen ist.

Zu den für religiöse Zwecke errichteten oder symbolischen Monumenten hat man jedenfalls auch ein Bauwerk zu zählen, das von den bis jetzt beschriebenen ganz und gar verschieden ist und zu den interessantesten der bis jetzt in den Vereinigten Staaten entdeckten Antiquitäten gehört. Es ist die sogenannte „große Schlange," welche am rechten Ufer des „Bush-Creek" im Adams County (Ohio) auf einem steilen 150 Fuß hohen Hügel liegt, dessen Kamm eine leicht gewölbte Oberfläche von 150 Fuß Breite und 1000 Fuß Länge zeigt. Auf dem höchsten Grate dieses Kammes und ihm in der Länge folgend ist ein künstlicher Erdwall in Form einer Schlange aufgeworfen, deren Kopf fast die Spitze des Hügels berührt, während der Körper sich in graziösen Windungen 700 Fuß weit hinstreckt und endlich mit dem zu einem dreifachen Ringe gebogenen Schwanze endigt. Der Nacken der Schlange zeigt sich leicht gebogen und ihr Rachen ist weit offen, als sey sie eben im Begriff eine eiförmige Figur zu verschlingen oder auszuspeien, welche sich zum Theil zwischen den weit aufgerissenen Kiefern eingeschoben befindet. Dieß 160 Fuß lange und 80 Fuß breite Oval ist durch einen 4 Fuß hohen Wall gebildet. Der innere Raum zeigt sich etwas erhöht, und es befand sich früher in der Mitte desselben ein kreisrunder, von großen Steinen gebildeter Hügel, der später indessen durch Schatzgräber zerstört worden ist. Zu jeder Seite des Schlangenkopfes bemerkt man zwei Erhöhungen, von denen aus man das Werk in seiner ganzen Ausdehnung übersehen kann. Spuren von andern alten Bauwerken finden sich in der Nähe nicht.

Daß diese mit Sorgfalt und augenscheinlich nach einem wohlbedachten Plane ausgeführte „große Schlange," nicht als müßige Spielerei betrachtet werden kann, liegt auf der Hand. Ein Vertheidigungswerk ist sie jedenfalls nicht, denn was hätte man hier zu vertheidigen? — und so bleibt nichts übrig, als die Annahme daß die Schlange, die ein Ei verschlingt oder ausspeit, eine symbolische Figur ist, welche eine mythologische Idee verkörpert darstellt.

Auch über dieß Bauwerk erhalten wir vielleicht einiges Licht durch Vergleichung mit den celtischen Baudenkmälern der alten Welt. Der Tempel zu Abury in Wiltshire z. B. besteht aus einem kreisförmigen Raum von 1400 Fuß Durchmesser, von welchem sich parallel laufende Linien von aufrecht stehenden Steinen hinziehen, die etwa eine engl. Meile lange Avenüen bilden und die Windungen einer Schlange nachahmen. Der Kopf des Wurmes, der durch ein Oval angedeutet ist, ruht auf einem Hügel, von dem man die ganze Anlage überschaut. Es genügt vielleicht zu bemerken daß, soweit die englischen Alterthumsforscher auch sonst in ihren Meinungen auseinandergehen mögen, sie doch in der Ansicht übereinstimmen daß die Ruinen von Abury eine Schlange vorstellen, und daß sie die Reste eines alten Tempels sind. Einige fügen hinzu daß das ganze Bauwerk mit dem Hierogram der Aegypter, dem Kreise und der Schlange mit ausgestreckten Flügeln zusammentrifft. Ein ähnliches celtisches Bauwerk von einer Ausdehnung von mehreren Meilen befindet sich zu Carnac in der Bretagne und ein kleineres zu Stanton Drew in England. Alle diese Tempel aber stehen auf irgendeine Weise im Zusammenhang mit der Verehrung der Sonne, deren Symbol sehr oft, wenn nicht immer die Schlange war, die sich in den Schwanz beißt und so den Kreis bildet. Da zugleich als erwiesen anzusehen ist daß die Erbauer jener Sonnentempel die Erde als Quadrat darzustellen pflegten, so würde damit auch auf die eben besprochenen alten Bauwerke in den Vereinigten Staaten einiges Licht geworfen seyn.

Im allgemeinen kann demnach über den Charakter der Plätze in den Vereinigten Staaten, die wir als „heilige Plätze" bezeichnet haben, kaum ein Zweifel stattfinden. Das stärkste Argument, welches sich gegen ihre Bestimmung zu religiösen Zwecken vorbringen läßt, ihre zum Theil ungeheure Ausdehnung, ist durch den Hinweis auf die ebenso umfangreichen Stonehenges und heiligen Plätze in England und der Bretagne beseitigt. Die Erdhügel, die sich fast stets innerhalb der umschlossenen Plätze vorfinden, sind zum Theil Grabstätten von Priestern und Häuptlingen, zum größten Theil aber Altäre, auf denen die heiligen Feuer brannten und jene verschollenen Völker ihrem Gotte, oder ihren Göttern opferten. Diese Altäre machen es zugleich fast unzweifelhaft daß das Ritual der Erbauer, wie das der Azteken, blutige Opfer und sogar Menschenopfer nicht ausschloß. Dieß weiter durch Argumente zu verfolgen, würde uns indessen hier zu weit führen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein blaues Buch über die britiſchen Lachsfiſchereien.

Ein parlamentariſcher Lachsausſchuß, d. h. ein Ausſchuß für Lachsfiſcherei, hat in dieſem Jahr in England geſeſſen, und ein blaues Buch geliefert mit dem Verhör von beinahe 500 Zeugen, die über 120 Fiſchgewäſſer 18,000 Fragen beantworteten. Das Ergebniß war aber daß durch Leichtſinn und Verwahrloſung eine Quelle des Volksreichthums in Verfall gerathen ſey und, wenn nicht ſchleunige Abhülfe geſchehe, bald gänzlich verſiegen müſſe. Nun muß man wiſſen daß ſeit der Magna Charta nicht weniger als 79 Parlamentsacte zum Schutz der Lachsfiſchereien erlaſſen worden ſind, und dennoch die Zerſtörung, und zwar eine muthwillige Zerſtörung, ungeſtraft fortfuhr eine der ſchmackhafteſten und trefflichſten Fiſcharten auszurotten. Man begegnet oft dem ungläubigen Lächeln der Laien, wenn man ſich darauf beruft daß nach alten Satzungen der Hanſeſtädte es den Herrſchaften unterſagt wurde ihre Dienſtboten öfters als zwei- oder dreimal in der Woche mit Lachs zu füttern, und daß ſich ähnliche Verbote auch in England wieder finden. Da wo der Lachs noch ungeſtört ſich vermehren kann, in Labrador, im ruſſiſchen Amerika, in Kamtſchatka, kommt er noch jetzt in ſolcher unglaublicher Fülle vor, daß bisweilen (nämlich nach der Laichzeit) gewiſſe Bäche mehr Fiſche als Waſſer enthalten. Aber ſelbſt innerhalb Menſchengedenkens war in Großbritannien der Lachs noch ein wohlfeiler Fiſch, der zur täglichen Koſt des Volkes gehörte. Noch vor 50 Jahren wurde in den Städten von Wales und Devonſhire das Pfund Lachs mit 4, 2 oder gar nur 1½ P., d. h. mit 12, 6 oder 4½ kr. bezahlt. Seitdem haben unzählige Gewäſſer aufgehört von Lachſen beſucht zu werden, andere aber ſahen im Laufe der letzten 10 Jahre ihren Reichthum auf den 20ſten, ja auf den 100ſten Theil zuſammenſchmelzen. Vor 10 und 12 Jahren waren im Avon noch 16 Boote ununterbrochen mit dem Lachsfang beſchäftigt, jetzt fährt nur gelegentlich eins, höchſtens zwei hinaus. Sir John Duckworth erklärte daß er ſeine Fiſcherei im Exe jetzt um 5 Pfd. St. verpachte, während er 1806 noch 45 Pfd. St. dafür bekam, obgleich der Fiſch jetzt mehr als das 10fache wie damals gilt. Hr. Coxwell bemerkt daß ihm ſeine Fiſcherei im Itchen, die ehemals 300 Pfd. St. (3600 fl.) trug, jetzt nur noch 18 Pfd. St. einbringe, und Hr. Portridge ſetzt hinzu daß die Fiſchereien in Wye, die zu ſeines Großvaters Zeiten um 400 Pfd. St. verpachtet wurden, jetzt nur 7—8 Pfd. St. tragen. Man ſieht alſo daß hier enorme Vermögen zu Grunde, und, wie wir ſehen werden, zum großen Theil muthwillig zu Grunde gerichtet wurden.

Unter den parlamentariſchen Zeugen wurde auch Prof. Huxley, alſo eine ichthyologiſche Sommität, verhört. Der Lachs iſt der größte Fiſch der Salmenfamilie und Salmo Salar der größte unter der Gattung ſeines Namens. Bisweilen wird er 80 Pfd. ſchwer, allein ſein durchſchnittliches Gewicht iſt 20 Pfund. Man hat behauptet, das Thier vermöge 12 bis 14 Fuß hoch zu ſpringen; genauere Beobachtungen haben jedoch ergeben daß er nicht höher als 6 Fuß im Maximum ſich emporzuſchnellen vermag. Darauf kommt nämlich inſofern viel an, als durch die Bauten von Wehren zu Mühlen und andern Zwecken dem Lachs der Weg in höhere Gewäſſer verſperrt wird. In ſtehendem Waſſer vermag der Lachs 5—6 deutſche Meilen in der Stunde zurückzulegen, ſo daß er alſo, wenn ihm daran etwas läge, in wenigen Wochen um den Erdball ſchwimmen könnte. Der Lachs iſt weder ein Salz- noch ein Süßwaſſerfiſch, ſondern amphibiſch. In der See lebt er von entomoſtraciſchen Schalthieren, die ſtellenweiſe in ſo großer Fülle ſich anſammeln, daß der Lachs gleichſam in einer Krebsſuppe ſchwimmt, und bei dieſer Mäſtung daher in erſtaunlichem Grad an Fleiſch gewinnt, während er im Süßwaſſer, bei der Spärlichkeit von Inſecten und Inſectenlarven, immer mager bleibt. Früher hat man geglaubt, der Lachs gehe nur die Bäche hinauf, um die Seeläuſe los zu werden mit denen er bedeckt iſt; allein erſtens hat man jetzt erkannt daß ihm dieſes Ungeziefer keine Sorgen und Unbequemlichkeiten verurſacht, und zweitens weiß man daß der Lachs zur Laichzeit das ſüße Waſſer aufſuchen muß. Kommen ſie nun an die ſeichten Stellen im obern Lauf der Bäche, ſo wird ein Kiesgrund gewählt, in welchen der Fiſch ein Loch oder eine Rinne von 6—9 Zoll Tiefe gräbt. Beide Geſchlechter legen ſich nun auf die Seite, und reiben ſich aneinander, damit gleichzeitig Milch und Eier in die Oeffnung fallen. Wenn ſie dieſe dann wieder mit Kies verſchüttet haben, ſo ſind ihre Elternpflichten erfüllt. Sie verlieren ihr ſchönes ſcharlachnes Hochzeitkleid, und ſchwimmen, erſchöpft und abgemagert, nach der See zurück. Huxley verſichert uns daß ein Lachs eher mehr als weniger denn 20,000 Eier lege, ſo daß ein einziges Paar ausreichen würde ein leeres Gewäſſer zu bevölkern. Die Lachſe paaren ſich, doch ſcheinen die Weibchen der Anſicht zu ſeyn daß ein Lachs ſo gut iſt wie der andere, wenn nur ſeine Milch reif iſt. Ein Weibchen wird auf dem Laichgrunde nicht eine Minute ohne einen Galan verweilen. Man weiß dieß nur zu gut, denn man beobachtet leider nur zu oft die „unwaidmänniſche“ Praxis das Männchen neben dem Weibchen zu erlegen, weil dieſes dann ſtets mit einem neuen Cavalier zurückkehrt, und bisweilen neun ſolcher Opfer der Galanterie nach und nach gefallen ſind. Die junge Brut hat in England ein Dutzend Namen, je nach ihrer Entwicklung (z. B. Fingerlings, Fingerlinge). Wenn die jungen Salmen ihr Kleid verändern um ſich auf Seereiſen zu begeben, ſo heißen ſie Grilſen. Unter den Salmologen Englands herrſcht ein großer Streit ob die Lachſe nach dem erſten oder nach dem zweiten Jahr Grilſen werden, und da beide Fälle genau beobachtet worden ſind, ſo entſcheidet ſich Prof. Huxley als weiſer Daniel dafür daß örtlich die Reiſe im erſten, örtlich im zweiten Jahr eintrete. Die abreiſenden Lachſe ſind von Beobachtern oft gezeichnet worden durch Beſchneidung der Floſſen, durch Ringe oder ſonſtwie. Es hat ſich nun ergeben daß der Lachs faſt ſtets wieder in den nämlichen Bach, ja ſogar in die nämlichen Zweige eines Baches zurückkehrt, als ob jedes Gewäſſer eine eigene Spielart von Lachſen erzeuge.

Aus dem Mitgetheilten ſieht man nun daß die Lachſe ausſterben müſſen wenn man ihnen die Auffahrt zu ihren Laichplätzen verwehrt, denn ſie bleiben dann im untern Lauf

Digitized by Google

der Bäche, und legen ihre Eier an ungünstigen und unsicheren Orten nieder. Der Zeuge Clayton Atkinson befand sich am 30 Oct. v. J. vor einem 7 Fuß hohen Wehr im Tyne. Er zählte in 5 Minuten 78, und ein anderesmal 61 aufspringende Fische. Keiner von ihnen vermochte über das Hinderniß zu springen. Was aber das schlimmste ist: an solchen Stellen lauern den Thieren „Wilddiebe" mit Stecken und andern edlen Waffen auf, um sie, wenn der Fisch ermüdet ist, todt zu schlagen, gerade in dem Moment wo ein solches Thier die Bevölkerung eines ganzen Gewässers im Leibe trägt. Diesem Uebelstand kann aber leicht geholfen werden. Man braucht die Wehre deßhalb nicht zu zerstören, sondern entweder, wie es in Irland gesetzlich geboten ist, eine Lücke, das sogenannte Queen's-Gap, zu lassen, groß genug daß die Fische darin hinauf können, oder am Wehr selbst Stufen oder „Leitersprossen" anzulegen. Solche Vorrichtungen sind auch in Schottland und in Canada eingeführt worden, und entsprechen ihrem Zweck vollkommen. Die Kosten die sie verursachen, schwanken zwischen 30—60 Pfd. St.

Die mechanischen Hindernisse lassen sich den Fischen aus dem Wege räumen, aber schwieriger ist es mit den chemischen. Die Gewerbe vergiften überall die Fischwasser. In Cornwallis hat man längst die Hoffnung auf eine neue Bevölkerung der Bäche aufgeben müssen. Das Cloakenwasser der Städte ist dem Lachse weniger oder gar nicht schädlich, dagegen stirbt alles in der Nähe wo mit Bleierzen gearbeitet wird. Der Unrath der Gasgesellschaften, und vor allem die Papiermühlen mit ihrem Chlor und ihren Kalkabfällen zum Bleichen vergiften die nahen Wasser. Da nun in England gesetzlich verlangt wird daß die großen Kamine den Rauch den sie verursachen selbst verschlucken, das heißt mit Rauchverzehrern versehen seyn müssen, so werden sich auch die Fabriken und Berghütten das Verpesten der Gewässer abgewöhnen müssen. In Schottland und Irland hat sich in Folge strenger Localgesetzgebung die Fischerei wieder etwas gehoben, in England fehlt es aber noch an einer allgemeinen Begränzung der Jahreszeit für den erlaubten Fischfang. Während der Laichzeit soll nicht gefischt werden, aber jeder Bach hat eine andere gesetzliche Laichzeit, so daß das ganze Jahr über irgendwo gefischt wird. Die Ichthyologen verlangen jetzt ein allgemeines Verbot vom 1 Sept. bis 1 Februar, damit man in dieser Zeit jedermann bestrafen kann wer Lachse zu Markte bringt, während heutigen Tages zu jeder Jahreszeit der Fisch feil geboten wird.

Die nächste Hülfe würde aber darin bestehen alle im Wasser befestigten Vorrichtungen zum Fangen von Fischen zu verbieten, namentlich alle Arten von Körben und Trompeten, wie sie heißen. Solche Mordwerkzeuge sind namentlich der jungen Brut gefährlich; ein alter Fischer unter andern erzählte vor dem Ausschuß daß zu seiner Zeit den Schweinen die junge Lachsbrut zum Fressen gegeben zu werden pflegte. Man fischt auch bisweilen mit allzufeinen Netzen auf Fingerlinge, die dann gesalzen und in Oel als Sardinen verkauft werden. Höchst gefährlich für die junge Brut sind endlich die Mühlgewässer, wo die Fischchen oft in solcher Anzahl sich sammeln, daß sie zusammen liegen wie die Häringe in den Tonnen.

Bei der großen Fruchtbarkeit des Lachses ist es noch möglich die Fischgewässer zu retten. Was eine gute Pflege und ein sorgsamer Thierschutz in solchen Dingen vermögen, sehen wir in Bayern, wo gegenwärtig der Gemsenstand größer ist als je in frühern Zeiten, und wo gleichwohl mehr geschossen wird als durchschnittlich je zuvor, dank der waidmännischen Fürsorge des Eigenthümers der Jagdgründe, nämlich Sr. Majestät. So lange noch ein Lachspaar in einem Gewässer sich aufhält, ist die Hoffnung auf die Rückkehr des ehemaligen Reichthums noch nicht verloren. In England fehlt aber, was in Irland und Schottland gute Dienste geleistet hat, ein Fischereigesetz mit scharfen Strafen und raschem Verfahren, so wie eine gute Wasserpolizei. Wir wollen hoffen daß es den Engländern gelingen mag ihre animalischen Schätze zu hüten, wie denn die Fortdauer solcher Artenausrottung unter gebildeten Völkern als eine der größten Brutalitäten unseres auf seine Verfeinerung sonst so stolzen Jahrhunderts bezeichnet werden muß.

Die Messen der Ukraine und der Handel im südlichen Rußland.

(Aus dem Russischen von Ch. Sch.)

Die eigenthümlichen von dem übrigen Rußland so sehr abweichenden Verhältnisse der Ukraine, der Charakter des kleinrussischen Volkes, welcher sich so sehr von demjenigen der Großrussen unterscheidet, und endlich die ganze historische Entwicklung des südwestlichen Rußlands haben dem dortigen Handel ein eigenthümliches Gepräge gegeben, welches sich besonders auf den Punkten an welchen dieser Handel vorzugsweise vor sich geht, auf den Messen, ausspricht. Diese Messen folgen sich im Laufe des Jahres in fast ununterbrochener Reihe; sie gehören sämmtlich einem und demselben Systeme an und werden mit wenigen Ausnahmen von denselben Kaufleuten besucht. Im Ganzen sind es deren 11 und zwar: die Dreikönigs-, Mariahimmelfahrts- und Mariahilfsmesse in Charkow, die Eliasmesse in Pultawa, die Butterwochen- und Christihimmelfahrtsmesse in Romnü im Gouvernement Pultawa, die Koren'sche Messe auf der Koren'schen Haide im Gouvernement Kursk, die Kreuzerhöhungsmesse in Krolewez im Gouv. Tschernigow, die Maria-Opfermesse in Sumü im Gouv. Charkow, die Georgenmesse in Elisabethgrad im Gouv. Cherson, und endlich der am Dreifaltigkeitsfeste in Charkow beginnende Wollmarkt.

Ehe wir auf den eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes näher eingehen, müssen wir zuvor die historische Vergangenheit und die Entwicklung Kleinrußlands näher ins Auge fassen, um den Unterschied welcher zwischen dem großrussischen und kleinrussischen Handel hervortritt, verstehen und die Art und Weise begreifen zu können in welcher sich derselbe zu seiner

Digitized by Google

gegenwärtigen Gestalt entwickeln konnte. Der Einfall der Tataren, welcher ganz Rußland erschütterte, zerriß die Totalität und Einheit der Nation, er drängte das Nördliche gegen Norden, bedeckte das Südliche mit Staub und Asche, und beide Theile wurden nun verschiedenen historischen Schicksalen unterworfen. Großrußland, das moskowitische Rußland, befreite sich zuerst von dem Drucke der Tataren, fügte sich wieder zu einem großen Ganzen zusammen und beschäftigte sich mit seiner innern Organisation. Es wanderten fremde Kaufleute ein, es bildeten sich Handelsgenossenschaften, die Gränzen des inneren Handels erweiterten sich dadurch, das Handelswesen ward selbständig. Anders war dieß in Kleinrußland der Fall. Allerdings lebten auch hier die Keime des Bürgerthums, welche unter den Trümmern der eingeäscherten Städte fortwurzelten, nach der Befreiung von dem Joche der Tataren wieder von neuem auf — allein die tatarische Verheerung hatte die südwestliche Bevölkerung Rußlands bei dem gänzlichen Mangel eines Zusammenhanges mit dem nördlichen Rußland auf die Bahn einer Stammeseinseitigkeit gedrängt, in Folge dessen sich eine Stammeseigenthümlichkeit entwickelte, die vorher nicht in dem Maße vorhanden, und die sich gewiß ausgeglichen und abgeschliffen hätte, wenn Kleinrußland durch die oben erwähnte Gewalt nicht von Großrußland losgerissen worden wäre, Kleinrußland näherte sich mehr dem westlichen Slaventhum und unterwarf sich mit diesem dem Einfluß jener fremden Elemente, welche dasselbe damals in sich aufnahm. Allein dennoch wußte es seine Selbständigkeit gegen Polen zu vertheidigen und dem Andrang der Nogaier zu widerstehen, welche seine materiellen Existenzmittel bedrohten. Sich beinahe zwei Jahrhunderte hindurch bald gegen die Einfälle der Krine'schen Tataren, bald gegen die Zudringlichkeit Polens vertheidigend, zerfiel die Bevölkerung allmählich in zwei Stände — in das Krieger- oder Kosakenthum und in das Bauernthum. Die Städtebevölkerung war sehr gering und ohne alle Bedeutung. Als Kleinrußland mit Großrußland wieder vereinigt wurde, flossen zwar beide Arme wieder zu einem gemeinsamen Strome zusammen, allein ersteres suchte sich und sucht sich auch heute noch von letzterem möglichst ferne zu halten, und träumt auch jetzt noch von einer möglichen selbständigen Entwicklung. Hartnäckig an einem Wesen festhaltend welches sich unter Einwirkung exclusiver historischer Umstände herangebildet, betrachtet der Kleinrusse alles was mit ihm vorgegangen, mit Verwunderung und einem gewissen Zweifel, ohne aber selbst im Stande zu seyn sich die Frage über seinen eigenen politischen Beruf zu lösen.

Nach dem Andrusow'schen Vertrage wurde die Bevölkerung Kleinrußlands durch den häufigen Zufluß von Auswanderern, welcher von dem rechten Ufer des Dniepr aus stattfand, noch dichter. Das Kosakenthum siedelte sich auf einzelnen Höfen, in Dörfern und Flecken an und gab sich den Beschäftigungen des Friedens hin. Die Bedeutung der Städte ward dadurch natürlich nicht erhöht, der Kosak ward nicht Kaufmann, sein Handel beschränkte sich bloß auf den Verkauf von Landesproducten, auf den Verkauf von Erträgnissen seiner eigenen Arbeit, seiner häuslichen Gewerbsthätigkeit. Aus dem Grunde ist auch die Zahl der ländlichen kleinen Märkte in Kleinrußland eine außerordentlich große. Allein nicht nur rücksichtlich der Zahl unterscheiden sich die kleinrussischen Märkte von den großrussischen — ihr Charakter selbst ist ein ganz verschiedener. Der kleinrussische Markt dauert eine oder zwei volle Wochen, manchmal noch länger und wiederholt sich etwa sechsmal des Jahres, in der Zwischenzeit immer auf andere Orte übergehend. Derselbe Charakter ist auch auf die großen Messen für Engrosgeschäfte übergegangen. So finden, wie eingangs erwähnt in Charkow jährlich vier Messen statt, von denen eine jede über einen vollen Monat dauert. Es tragen deßhalb die ländlichen Märkte sowie die großen städtischen Messen den Charakter eines in einer beständigen Bewegung sich befindlichen Marktes an sich, der das ganze Jahr hindurch sich in seinem Kreise herumdreht. Begreiflicherweise wird eine ähnliche Erscheinung von den großrussischen Kaufleuten und den Juden sehr benützt, und dieselbe durch die dem Kleinrussen eigene Langsamkeit und Trägheit bis heute sehr unterstützt. Der Kleinrusse hält es für viel bequemer zu Hause sitzen zu bleiben und die in seiner Nähe stattfindende Messe zu erwarten, auf welcher sich eine Masse Kaufleute einfinden, welche Waaren bringen und dafür wieder andere Waaren einkaufen. So rührt sich der Kleinrusse fast nie von der Stelle, nachdem einmal die Großrussen und die Juden sich um die Befriedigung seiner Bedürfnisse angenommen und sich allen mit dem Handel verbundenen Unannehmlichkeiten unterzogen haben.

Die einheimischen Kaufleute, deren Zahl jedoch eine sehr geringe ist, unterscheiden sich sehr scharf von den großrussischen Kaufleuten. Es gibt in Kleinrußland keine so stark hervortretende Trennung der Stände nach der Art ihrer Beschäftigung, wie dieß in Großrußland der Fall ist. In Großrußland hat das kaufmännische Wesen, welches mit der höchsten Classe der Gesellschaft in Berührung kommt, zugleich aber auch dem Volke wieder nahe steht, eine eigenthümliche, sonderbare Gestalt. Diese ausgeprägten, großrussischen Kaufmannstypen kommen unter den Kleinrussen nicht vor. Der unbemittelte Pan, der auf seinem Einödhofe lebende Kosake, der zu einer Gilde gehörende Kaufmann, der Bürger, alle leben auf einem und demselben Fuße, alle führen dieselbe Lebensweise, sprechen dieselbe Sprache und stehen auf der gleichen Bildungsstufe. In Großrußland besteht das Kennzeichen des Kaufmanns schon im Barte, in Kleinrußland rasiren sich alle Stände. Der großrussische Kaufmann vereinigt in sich auf eine sonderbare Weise den Hang zur Beweglichkeit mit der Liebe zu einem festen Wohnsitz, die Gier nach Geld mit dem Hange zur Verschwendung; er liebt es mit Pferden und Equipagen zu paradiren, er ist ein großer Bauliebhaber, und theilt, wenn er gute Geschäfte gemacht, auf allen Stationen Trinkgelder mit vollen Händen aus. Die Sparsamkeit des kleinrussischen Kaufmanns dagegen geht beinahe in Geiz über, er stellt nicht nur seinen Reichthum nicht zur Schau wie der Großrusse, sondern er liebt sogar eine gewisse Armuth zu fingiren. Er begnügt sich, wenn er auch zur Wohlhabenheit gelangt ist, immer mit einem kleinen bescheidenen Häuschen.

Digitized by Google

Der Hauptunterschied zwischen den großrussischen und kleinrussischen Kaufleuten aber besteht in der Art und Weise des Handels selbst. Der Kleinrusse feilscht nie, er hält sich an einem festgesetzten Preise, wobei er sich in der Regel nach dem wahren Werthe richtet, und nie überbietet. Sucht man um den Preis der Waare zu handeln, so wendet der Kleinrusse phlegmatisch den Kopf zur Seite und gibt sich mit dem Käufer nicht weiter ab. Der Großrusse dagegen erkennt seinen Käufer sogleich an dem Anzuge, an der Sprache, an dem Benehmen und ist augenblicklich mit sich im Reinen, ob er im Preise heruntergehen oder das Doppelte des Preises begehren soll. Er verkauft manchmal so billig daß der Kleinrusse, mit welchem er ganz dieselben Waaren verkauft, und dem er die Käufer abjagt, dieß gar nicht zu verstehen vermag und der festen Ueberzeugung ist daß der Moskal hiebei sicherlich verlieren müsse. Der kleinrussische Kaufmann verkauft nie auf Credit, während der ganze großrussische Handel auf einen sehr gewagten, wahnsinnigen Credit, auf das verzweifeltste Nisico gegründet ist.

Das kleinrussische Messesystem ist, wie wir bereits bemerkt, theilweise eine nothwendige Folge früherer, historischer Verhältnisse. Zur Zeit als Kleinrußland noch eine wirkliche Ukraine, d. h. ein Gränzland war, als Rußland weder im baltischen, noch im schwarzen, noch im asow'schen Meere Häfen besaß, wurde mit Ausnahme Archangels der ganze Handel Rußlands mit fremden Ländern durch die Ukraine und durch Polen vermittelt. Es ist begreiflich daß sich unter diesen Umständen die Handelsthätigkeit nach den Gränzen zog und die Gränzmessen, die Messen der Ukraine damals eine besonders wichtige Bedeutung hatten. Von den ehemals in größerer Zahl vorhanden gewesenen Messen haben sich die im Eingange unseres Aufsatzes erwähnten bis auf unsere Zeit erhalten. Gehen wir nun auf die Schilderung dieser Messen und des auf denselben vor sich gehenden Handels über.

Den Kreis der Messen eröffnet die Mariaopferungsmesse der Stadt Sumü; Sumü ist von Moskau 647, von Charkow 170 Werst entfernt. Der gesetzliche Anfangs- und Schlußtermin der Messe ist der 21 November und 6 December. Die Waaren, welche von Moskau nach der Dreikönigsmesse in Charkow gehen, halten hier an um die bequeme Winterstraße zu benützen. Die Messe von Sumü ist jedoch in einem sehr schnellen Verfall begriffen und wird wohl in kurzer Zeit ganz eingehen. Von hier gehen die Waaren zur Dreikönigsmesse nach Charkow, während die Kaufleute unterdessen nach Hause eilen um die Weihnachtsfeiertage im Kreise ihrer Familie zuzubringen und dann nach Charkow zurückkehren. Die Dreikönigsmesse dauert den ganzen Monat Januar. Sie ist die besuchteste aller ukrainischen Messen. Gegen hunderttausend mit Pferden und Ochsen bespannte Wägen und Schlitten führen die verschiedenartigsten Waaren von den verschiedenen Enden Rußlands — aus dem Gouvernement Nischegorod, aus Bessarabien, aus dem Kaukasus und aus den Ostseeprovinzen herbei. Hier drängt sich die ganze Zahl aller Messekaufleute, aller Käufer und Verkäufer zusammen — hier ist der Hauptstapelplatz der Waaren, welche von einer ukrainischen Messe zur andern wandern müssen. Auf dieser Messe sowie auf der von Sumü haben die Juden kein Handelsrecht, d. h. sie dürfen dort nur als Käufer, aber nicht als Verkäufer erscheinen. Ist die Dreikönigsmesse zu Ende, so werden die Waaren wieder eingepackt, es werden die Wägen wieder beladen, und es schlägt dann die endlose Reihe von Fuhrwerken die Richtung nach Romnü ein. Die Agenten reisen mit der Post oder mit eigenen Pferden voraus; die Posthäuser sind voll Leben, und alle Wirthe bewillkommen freudestrahlend die freigebigen Moskauer Kaufleute, welche zur Butterwochenmesse nach Romnü eilen, welches nordwestlich von Charkow liegt und 260 Werst von demselben entfernt ist. Diese Messe ist besonders wegen der Theilnahme der Juden von Wichtigkeit, welche hier große Einkäufe machen und baar bezahlen. Es erscheinen deßhalb auf der Butterwochenmesse in Romnü die Fabrikanten und großhandeltreibenden Kaufleute größtentheils selbst. Die Butterwochenmesse dauert zwei Wochen, obgleich der gesetzlich bestimmte Termin nur vom 17 bis 24 Februar bestimmt ist. In dieser Jahreszeit beginnt in Klein-Rußland gewöhnlich schon der Frühling; es tritt Thauwetter ein, die Straßen werden unfahrbar, die Pferde sinken in den Schmutz ein, die Wägen bleiben stecken und können nicht mehr vom Platz. Auf dem ganzen Weg von Charkow nach Romnü trifft man auf Waaren welche zu Verlust gegangen sind. Allein trotz aller Verluste, trotz aller Hindernisse die von der Natur in den Weg gelegt werden, überwindet der Kaufmann alle Schwierigkeiten um nur durch sein Ausbleiben keine Kunden zu verlieren. Sind die Geschäfte auf der Butterwochenmesse abgeschlossen, so reisen die Kaufleute nach Hause, indem sie einen Theil ihrer Waaren in Romnü bis zur Christihimmelfahrtsmesse liegen lassen, einen Theil aber wieder nach Charkow zurückschaffen. Viele Waaren gehen auch sogleich auf die Georgimesse nach Elisabethgrad, welches von Romnü 300 Werst entfernt ist. Von Elisabethgrad werden die nicht abgesetzten Waaren wieder nach Charkow und Romnü zurückgeschafft. Die Dreifaltigkeitsmesse in Charkow beginnt trotz ihrer Benennung am 1 Juni; sie ist vorzugsweise Wollmesse und der Werth der dort abgesetzten Wolle beträgt oft gegen anderthalb Mill. Silber-Rubel. Diese Messe wird von den Kaufleuten auch Panmesse genannt, weil die Producenten und Verkäufer der Wolle — Pane, das heißt Gutsbesitzer sind, für welche die Wolle die Haupteinnahme bildet.

Die Koren'sche Messe bei Kursk beginnt in der Regel am neunten Mittwoch nach Ostern und gilt bei den Kaufleuten als ein hitziger Markt, d. h. es werden die Geschäfte in einigen Tagen abgemacht. Die Messe von Kursk befindet sich so zu sagen auf dem Rand des ukrainischen Messecyklus. Durch sie stehen die übrigen ukrainischen Messen mit dem System der nordöstlichen Messen, d. h. mit der Rostow'schen im Gouvernement Jaroslaw, sowie mit der von Nischegorod und Irbitsk in Verbindung. Doch wäre diese Messe längst in Verfall gerathen, wenn sie sich nicht durch die im Handel so wichtige Macht der Tradition und der Gewohnheit erhalten würde. Wiederum werden die Waaren eingepackt, wiederum ziehen die Fuhrwägen in langer Reihe dahin — es naht die Zeit der Eliasmesse in Pultawa, welche Mitte Juni ihren Anfang nimmt.

Digitized by Google

Die Eliasmesse wurde bis zum Jahre 1852 in Nowgorod abgehalten, wurde aber damals nach Poltawa verlegt. Diese Verlegung wurde von der Regierung gegen den Wunsch der Kaufleute, welche überhaupt nicht gern von alten Gewohnheiten abgehen, gegen die Proteste und Klagen der Einwohner von Nowgorod vorgenommen; es geschah dieß nicht aus Handelsrücksichten, sondern bloß deßhalb um die Bedeutung der an Einkünften armen Gouvernementsstadt Poltawa zu heben. Doch fiel diese administrative Maßnahme glücklicherweise mit den Forderungen des Handels selbst zusammen; der Platz Poltawa steht mit der Strömung des Handels nach Süden, mit der allgemeinen Richtung desselben mehr im Einklang. Der hauptsächlichste Handelsartikel der Eliasmesse ist die spanische Wolle, welche eine Masse Käufer und Verkäufer herbeizieht. Eine besondere Wichtigkeit erhält die Messe auch durch die Theilnahme der Juden, welche, schaarenweise sich einfindend, die Waaren im Großen und im Detail verkaufen, große Summen Geldes in Umlauf setzen, eine ungeheure Masse fremder Galanteriewaaren zuführen, aber in ungleich höherem Maßstab bei den russischen Kaufleuten russische Manufacturerzeugnisse einkaufen.

(Schluß folgt.)

Ein Rundgang um Jerusalem im Frühjahr 1861.

Unser Ausgangspunkt ist in der Nähe der Grabeskirche. Wir durchschreiten nordwärts die lange und große Gasse (Bazar) bis zum Nordthor der Stadt, nämlich den Suk es Semâni, und seine nördliche Fortsetzung, den Suk Bab el Amûd, indem wir zunächst die Hûret el Tekîjeh und dann das Mittelstück der Schmerzensgasse zur Rechten liegen lassen. Etwa in fünf Minuten gelangen wir durch jenes Thor, oder das Damascusthor, zur Stadt hinaus.

Dieses Thor, von den Arabern Bab el Amûd, d. i. Säulenthor genannt, ist das schönste aller Thore. Daher geschieht es denn auch daß die Paschas ihren Einzug durch dieses Thor zu halten pflegen — eine Feierlichkeit welche durch gewaltiges Schreien und Jubeln der Straßenjugend und durch Flintenfeuer von Seiten der das Ehrengeleite gebenden Beduinenschechs aus der Nachbarschaft und vieler Baschibusuk angekündigt wird.

Zu beiden Seiten des Thores finden sich verschiedene, höchst merkwürdige, alte Reste von Mauern und Thürmen, auf welche wir Alterthumsforscher besonders aufmerksam machen möchten. In das Auge fallend sind diese Reste nicht.

Etwas ansteigend, und unser Auge an dem Olivenwald und an der russischen Gartenanlage vor dem Thor weidend, lassen wir die erst wieder aufgefundene Baumwollenhöhle oder die große Steinbruchshöhle zur Rechten, und die sogenannte Jeremiasgrotte zur Linken liegen. Rücken wir, immer der Stadtmauer entlang, deren Aufragen auf höherem und niedrigerem Felsengrund hie und da in die Augen fällt, gegen Sonnenaufgang, so macht uns der Anblick des Oelbergs wonnetrunken.

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Damascusthor und der Nordostecke der Stadt ist ein etwas schwer erkennbares, kleines, außen zugemauertes Thor wahrzunehmen, das, nach dem einst nahe geglaubten Herodespalast, sogenannte Herodesthor, welches bei den Arabern unter dem Namen Blumenthor bekannt ist. Wenn wir auf dem Wege nach der Nordostecke ein freundliches Zelt aufgeschlagen sehen, so deutet dieß wohl darauf hin daß ein Franke Gäste geladen hat, um sich mit denselben bei einem Täßchen Kaffee außerhalb der Stadt an frischer Luft zu erlaben. Es ist dieß eine neue fränkisch-orientalische Sitte. In dieser Gegend, um ein restaurirtes Haus herum, schlagen hie und da auch höhere Officiere Zelte zu zeitweiliger Wohnung auf. An der genannten Ecke angelangt, stehen wir stille, um mit unsern Blicken über dem Spalt des Kidronlaufes den sanft geschwungenen Oelberg einzuholen, der sich gürtelartig nord-, dann ostwärts bis zu dem erhabenen Punkte Scopus (d. i. Warte, Lugensland) hindehnt, wo Cestus und Titus zuerst die Hauptstadt der Juden gewahr wurden.

Nun biegen wir um die Ecke, und in wenigen Minuten befinden wir uns an dem Birket Hammam Sitti Mirjam, d. i. Badeteich meiner Frauen Maria, der übrigens selbst während der Regenzeit nicht viel Wasser enthält. Nahe dabei liegt das offene östliche Stadtthor, das Stephansthor, auch das Thor der Stämme oder das Löwenthor (weil über demselben, an der Außenseite, vier Löwen, wie man sie auf seldschukischen Münzen findet, ausgehauen sind) genannt.

Hier findet man immer Gelegenheit mit türkischen Soldaten, die in der Nähe ein Wachthaus haben, sich zu unterhalten. Die Passage durch dieses Thor ist nicht so frequent wie die durch das Jaffa- und das Damascusthor; doch sieht man im Sommer immer noch viel mit Wasserschläuchen (die aus dem Hiobsbrunnen gefüllt werden) beladene Esel mit ihren Treibern durch dasselbe ziehen. Die Mehrzahl dieser Wassertransporte zieht durch das nun wieder vollständig, d. h. für das ganze Jahr geöffnete, näher gelegene Mistthor ein.

An der vom Stephansthor nach Süden laufenden Mauer, die gleichzeitig Stadt- und Tempelplatzmauer ist, ziehen die kolossalen Steine schon gleich südlich des Stephansthores unsere Aufmerksamkeit auf sich; denn es finden sich da einzelne Steine von 10, 11, 14, 15, 18, 19, einer sogar von 22½ Fuß Länge, während die gewöhnliche Länge der Mauersteine zwei bis fünf Fuß beträgt.

Wir schreiten südwärts weiter hart an der Mauer hin bis zum goldenen Thore, oder, wie es die Araber heißen, dem Thore der Gnade. Dieses Thor, wohl aus der Zeit des Kaisers Hadrian herrührend, befindet sich in einem Vorsprung, der in einer südnördlichen Länge von 55′ aus der Mauer 6′ West gegen Ost herausrückt. Es wird von einem doppelten Thorweg gebildet, indem zwei römische Bogen von schöner,

Digitized by Google

reich verzierter Arbeit und unmittelbar nebeneinander stehen. Die gegenwärtige Vermauerung dieses Thors rechtfertigt sich dadurch daß neben dem Stephansthor kein anderes Ostthor als ein Bedürfniß erscheint, und daß auch die Stille des nahen Heiligthums gefördert wird.

Sonst hat nach christlicher Ueberlieferung der Thorschluß den Zweck zu verhüten daß kein christlicher Fürst durch dasselbe triumphirend einziehen könne; und es läßt sich in der That nicht läugnen daß die Muhammedaner die Besorgniß drückt, es werde dereinst ein christlicher Eroberer durch das Thor den Einzug halten. Uebrigens war das Thor schon unter der Herrschaft der fränkischen Könige gesperrt, und es öffnete sich jährlich nur zweimal, am Palmsonntag und am Kreuzerhöhungsfest. Der Name goldenes Thor hängt wohl mit der Annahme zusammen daß es als eines der alten Tempelthore mit Gold bedeckt gewesen sey, oder wenigstens die Stelle eines solchen vertrete.

An diesem Punkt angelangt, müssen wir uns etwas Zeit lassen, damit das Auge so manches Merkwürdige für die Erinnerung einsammeln kann. Da unten erblickt man die Kidronbrücke, den Garten Gethsemane und weiter gegen Mitternacht die Marien-Grabkirche; da gegenüber am Westabhang des Oelbergs die Stelle wo Jesus gestanden haben soll als er über die Stadt weinte, und oben auf dem Gipfel des Berges die Himmelfahrts-Capelle; in der Nähe selbst, an der westlichen Thalseite, durchmustert man Grabdenkmale der vornehmeren Muhammedaner. Diese Denkmale von Manneslänge bestehen meist aus 2½ Fuß hohen, von Ost nach West gerichteten und auf einem Postament von kleinen Quadern ruhenden Steinen, auf welchen, wenn die irdischen Reste eines Mannes darunter liegen, ein steinerner Turban aufgesetzt ist.

Von dem goldenen Thor an wird die Höhe der Ostmauer immer beträchtlicher, so daß sie an ihrem Ende oder an der Südostecke 88 Fuß beträgt, während sie am Stephansthor nicht mehr als 44 mißt, weil der Moriah nach und nach gegen Süd abfällt, was Stützungsmauern zur Bildung einer Plattform nothwendig machte. Auf dieser letztern Strecke der Mauer finden sich Ueberbleibsel von alten Bauwerken, z. B. sieben polirte Säulen, von rother, grüner und andern Farben, in liegender Stellung eingemauert, überdieß, nicht weit von der Südostecke, die Säule, von welcher aus, nach muhammedanischem Glauben, Muhammed einst die Welt richten werde. Ebenso hat die Ecke in den unteren Partien wieder viele alte Steine, meist von bedeutenden Dimensionen, von 19, 20, 21, sogar 24 Fuß Länge; selbst von unten gezählt in der achten Reihe findet sich ein Stein von 20 Fuß Länge und 4 Fuß Höhe, so daß man wohl annehmen darf Reste des grauen Alterthums hier vor sich zu haben. Alle alten Steine sind gerändert. Das Maß der Mauer vom Stephansthor an bis an diese Ecke beträgt 1397 Fuß rheinisch. Die Länge der ganzen östlichen Mauer bis an die Nordostecke 1529 Fuß. Ehe wir um die südliche Ecke biegen, werfen wir noch einen Blick ostwärts hinab in das Thal oder vielmehr in die Schlucht unter uns. Hier werden wir vier alte Grabmonumente gewahr, welche die Namen Josaphats, Absaloms, des St. Jacobus und des Zacharias tragen, und in der Nähe derselben den großen jüdischen Begräbnißplatz, der mit Grabsteinen wie übersäet ist. Mit unserem Auge verfolgen wir auch den Weg gegen die Prophetengräber und die zwischen dem südlichen Abhang des Oelbergs und dem Berg des Aergernisses liegende Straße nach Bethanien.

Wenn wir um die Ecke gebogen haben, bewundern wir an der, bis in die Gegend des Misthores gemeinschaftlichen Umfassungsmauer des Tempelplatzes und der Stadt nochmals alte Steine von außerordentlicher Größe. Man findet hier sogar in der vierzehnten Lage einen Stein von 15 Fuß Länge.

Schreiten wir von dieser Ecke 60 Fuß vorwärts gegen Abend, so treffen wir Spuren eines Wasserbehältnisses oder einer Cisterne, und an den untern Steinen der Stadtmauer terra cotta; 97 Fuß westlich von der Ecke ist ein vermauertes Thor von 12' Höhe, und 152 Fuß von derselben stehen nebeneinander drei, natürlich jetzt auch vermauerte Thore. Die Länge der gemeinschaftlichen Mauer auf dieser Seite beläuft sich auf nahezu 900 Fuß.

Von dem Mist- oder Düngerthore (nach den Arabern Thor der Mughrebinen, d. i. der westlichen Afrikaner, weil solche in der Nähe wohnen), das seinen alten Namen in neuester Zeit bei den Franken wieder mit Recht trägt, indem auf Befehl des Pascha's aller Unrath der Stadt durch dasselbe hinausgeschafft wird, haben wir einen schmalen, unebenen, im Zickzack laufenden Weg an dem Abhang des Zion hinauf bis in die Nähe des Zionthores, das von den Arabern Bab en Nebi Daûd, d. i. Thor des Propheten David, genannt wird, weil es gegen das angebliche Grab Davids sich öffnet. Auf diesem Weg erschauen wir ein Stück von der alten großen Wasserleitung, tiefer unten den Maulbeerbaum unter welchem Jesaias zersägt worden seyn soll, daneben das liebliche Gefilde als willkommenen Nachfolger der alten Königsgärten; weiter unten in der Tiefe den Hiobsbrunnen, rechts davon den Berg des bösen Rathes, an dessen Nordabhange wir das düstere Bild jüdischer Begräbnißstätten wahrnehmen. Am Zionsthor angekommen, erblicken wir im Süden das Grab Davids (en Nebi Daûd), in dessen Nähe der neue anglicanisch-protestantische Friedhof sich befindet. Auf demselben ruhen die sterblichen Ueberreste unseres um Jerusalem viel verdienten Freundes, Dr. E. G. Schultz, des ersten preußischen Consuls. Gehen wir sodann an der Stadtmauer entlang, so haben wir links von uns die sämmtlich mit Steinmauern eingefaßten Leichenfelder der Armenier, Lateiner, Griechen und auch der Amerikaner. An der Ecke der Mauer biegen wir südlich ab, und erschauen dann ein, die Ruinen von Bir el Jehudi einschließendes, neues, schönes, stufig sich erhebendes Haus — es ist das anglicanische oder bischöfliche Schulhaus. Wer sollte hier nicht eintreten und an der neuen Schöpfung sich nicht erquicken? Wir treffen hier als Hausvater und ersten Lehrer einen lieben Landsmann aus Würtemberg, Chr. Palmer.

Wir kehren, am Sultansteich vorbei, bis zur Ecke der Stadtmauer zurück. Haben wir, dem Jaffathor zuschreitend,

Digitized by Google

um dieſelbe gebogen, ſo tritt uns ſofort in imponirender Weiſe das Caſtell oder die Citadelle der Stadt hinter dem Jaffathor entgegen. Auf dem Wege dahin findet Auge und Gemüth nicht wenig Erquickung und Befriedigung, denn die einſt traurige Gegend von Mar Dſchiris (St. Georg) über den Weſtrand des Mittelthales Hinnom abendwärts bis zu den Mühlen Ibrahim Paſcha's hat menſchlicher Verſtand und Fleiß in einen Garten umgeſchaffen. Das Jaffa- oder Pilgerthor, auch Bethlehem- und Hebronthor, oder Bab el Chalil, d. h. Thor des Freundes (nämlich Gottes, und das iſt Abraham) genannt, beſteht aus einem maſſiven viereckigen Thurm. Außerhalb dieſes Thores ſind ſeit dem Jahr 1847 nicht weniger als fünf Kaffeehäuſer, beziehungsweiſe Buden, aufgeſchoſſen, darunter eines in welchem man ein Obdach über Nacht finden kann, und ein feineres, mehr für Europäer eingerichtetes. Das letztere liegt neben der Zollſtätte, und es ſchließt ſich an dasſelbe eine Reihe von Trinkhallen und Gewerbeläden an. Das Treiben vor dieſem Kaffeehaus erinnert gewiſſermaßen an die Karawanenbrücke in Smyrna, denn wie dort, werden auch hier die Frachtfuhrthiere für alle von und nach dem Meer oder Land zu transportirenden Waaren, die Kamele, auf- und abgeladen. Der maleriſche Platz um dieſes Kaffeehaus herum iſt der Sammelplatz aller Neugierigen, hieher kommen inſonderheit auch die Kaufleute um Käufe im großen, z. B. von Kohlen oder Tabak, oder Weintrauben, abzuſchließen.

Wenn wir, nachdem wir mit großer Befriedigung dem merkwürdigen Treiben auf dieſem Platz eine geraume Zeit zugeſehen haben, unſern Weg noch eine Strecke auf der Jaffaſtraße fortſetzen, erblicken wir bald zur Linken ein von dem armeniſchen Patriarchen erbautes und gegenwärtig an einen Juden vermiethetes Haus, welches ein beliebtes Beluſtigungslocal iſt, in dem z. B. muſikaliſche Productionen und Affenkomödien aufgeführt werden, und zur Rechten den erſten der ſchwarzen Straßenwachtthürme, in welchem die Hüter der, übrigens durch den Regen des letzten Winters bereits ganz verdorbenen, neuen Jaffaſtraße mit ihren Pferden ſtationirt ſind.

Um unſern Rundgang zu vollenden, haben wir bis zum Damascusthor noch eine nicht unanſehnliche Strecke zurückzulegen, wozu wir aber darum nur kurze Zeit in Anſpruch zu nehmen haben weil auf derſelben wenig oder nichts ſich darbietet was das Auge feſſeln könnte, und weil ſie wegen des coupirten Terrains eine ſehr beſchränkte Ausſicht gewährt; doch finden wir, anſtatt des früheren Pfades, der an der Mauer entlang führte, einen freien, ſelbſt zur Anlage einer kleinen Allee ſich eignenden Platz, der ſich durch das Hinausſchaffen des Kehrichts alter und neuer Zeit aus der Stadt gebildet hat. Und wenn wir während der Regenzeit im Winter und beſonders im Frühling dieſen Weg, welchem entlang ſich nunmehr auch Einfriedungsmauern ziehen, durchwandeln, wird uns daneben, ſo ſteinig und uneben er iſt, auch manches Blümlein zuwinken.

Wer Eile hat, kann die Stadtmauer, die in den Jahren 1536 bis 1539 auf Befehl Suleimans II neu, in reinem Styl des Mittelalters, mit einer Bruſtwehr, mit Zinnen und Thürmen erbaut worden iſt, und die ſich gut erhalten hat, in einer Stunde, in der etwa 5500 Schritte gethan werden, umſchreiten.

Der Kampf in den Vereinigten Staaten.

Nie haben die Anhänger der verfaſſungsmäßigen Monarchie beſſere Zeiten gehabt als jetzt, denn die neueſten Vorgänge ſcheinen wie gemacht um jene Staatsform zu verherrlichen. In Oeſterreich iſt man zu der Einſicht gekommen daß das unumſchränkte Königthum, wenn einmal die Völker eine gewiſſe Reife erlangt haben, große Gefahren birgt. Solange freilich Glück und Genie in einer Regierung ſich vereinigen, wird man kaum das Bedürfniß fühlen die Verantwortung mit ſtändiſchen Körperſchaften zu theilen; die wahrhaft genialen Staatsmänner ſind jedoch ſeculäre Erſcheinungen, und kommt wirklich ein ſolcher ſeltener Gaſt, ſo weiß er auch trotz aller beengenden Formen ſeinem Schöpfertrieb Spielraum zu verſchaffen. Haben die Zeiten daher unzählige Abſolutiſten bekehrt, ſo ſind auf der andern Seite noch viel mehr Republicaner und Demokraten an den überſeeiſchen Vorgängen nüchtern geworden. Das allgemeine Wahlrecht, ſcheinbar das Elixir der höchſten politiſchen Freiheit, hat in zwei Fällen jetzt hochgeſinnte und hochbegabte Nationen zum erniedrigenden Deſpotismus oder zum Bürgerkrieg geführt. Der Mann den die Millionen wählen, iſt für begränzte oder unbegränzte Zeit unumſchränkter Herrſcher. Er iſt der Träger des Volkswillens, und wer ihn in ſeinen Thaten hindern wollte, den zertritt er im Namen des Volkswillens. Weder die franzöſiſchen Kammern noch der amerikaniſche Congreß vermögen dem abſoluten Kaiſer und dem abſoluten erſten Beamten der Republik Schranken aufzulegen. In einer conſtitutionellen Monarchie nach engliſchem Schnitt wären die amerikaniſchen Sonderbündler nicht zur Trennung geſchritten. Sie hätten eine anſehnliche Minorität als Oppoſition in die Kammern geſchickt, welche man immerhin hätte beachten und befriedigen müſſen; ſie hätten ihre Gegner ermüdet und aufgerieben, bis die Majorität ihnen wieder zugefallen wäre. Ein anderer Fehler der amerikaniſchen Verfaſſung aber iſt es daß vier Monate nach der Wahl der alte Präſident noch im Amte bleibt. Gehört dieſer einer andern Partei an als der Nachfolger, ſo wird er volle vier Monate Zeit haben auf ſeinen glücklichen Gegner Verlegenheiten zu häufen oder, wie wir jetzt geſehen haben, gegen den Staat ſelbſt ſich zu verſchwören.

Das ſind die großen Mängel der amerikaniſchen Staatsform. Indeſſen darf man behaupten daß die Präſidentenwahl ſelbſt wohl nicht den Bund geſprengt haben würde, wenn nicht alles ſchon vorher für dieſen Bruch reif, ja vorbereitet geweſen wäre. Freibodenſtaaten und Sklavenſtaaten, Freibodenrecht und Sklaverei paſſen nicht zuſammen; es iſt eine widernatürliche Ehe. Sie paßten ſchon nicht recht zuſammen

Digitized by Google

als man die Dienſtbarkeit der Neger wie ein patriarchaliſches Lebensverhältniß anſah. Jetzt aber, wo man ſich auf beiden Seiten durch Widerſprüche bis zum Fanatismus erhitzt hat, mußte brechen was ſich nicht biegen wollte. Im Norden hat religiöſe Schwärmerei und Humanitätsſchwindel den Leuten die Köpfe verdreht, ſie ſind Abolitioniſten geworden aus ſittlicher Ambition; im Süden dagegen iſt man ſtolz auf dieſen „Flecken," man bildet ſich ein dem Neger gegenüber einen providentiellen Beruf zu erfüllen, ihn zu „heben," ſein materielles und religiöſes Wohlſeyn zu befördern, ihn ſeinem afrikaniſchen Affenleben entriſſen und zu höheren Lebensregungen befähigt zu haben. Nebenbei ſagt man ſich als Gewiſſensberuhigung, der Neger ſey eine andere, niedere Menſchenart, Homo niger, ein Geſchöpf von dem uns die Kluft der Species trenne, die nur neben uns beſtehe, wie das Zebra neben dem Pferd, der Wolf neben dem Hunde. Die Pflanzer ſagen ſich ſelbſtgefällig daß die Herrſchaft über Sklaven beſondere adminiſtrative Begabung erfordere und ſie weiter ausbilde; daß der Herr der Schwarzen dem Charakter nach viel ſchneidiger, männlicher und ritterlicher ſey; daß ſie daher das cavaliere Element in den Vereinigten Staaten bilden; daß ſie gerade deßhalb der Union ihre größten Staatsmänner geliefert haben, und daß man eine Staatseinrichtung doch nicht abſchaffen werde welche man an der Süßigkeit ihrer Früchte erkannt habe. So reden und denken die überzeugten Proſklavereimänner, ohne inne zu werden daß ſie ſich ſelbſt etwas vorheucheln. Wenn es Zweck der Sklaverei wäre den Neger geiſtig zu heben, wie käme es dann daß man im Süden den Farbigen das Leſen und jeden Schulunterricht ſtreng verbietet? Und wo bleibt die wahre Ritterlichkeit, wenn man Gewerbe treibt und ein Brod ißt welches darin beſteht, und dadurch gewonnen wird, daß man Sklaven peitſcht, oder wenigſtens mit der Peitſche hinter ihnen hergeht? Die Fanatiker im Norden ſind ebenſowenig von Heuchelei rein. Bei ihnen iſt die Gleichheit der Menſchenracen nur graue Theorie. Die Farbigen dürfen bekanntlich in den Freibodenſtaaten keinen Omnibus, keinen gemeinſamen Wagen auf den Eiſenbahnen, und im Theater nur gewiſſe abgeſonderte Plätze benutzen; der Südländer iſt in dieſem Sinn viel gutherziger, leutſeliger, ja humaner als der Nordländer, der ſich nur für gewiſſe Grundſätze der Humanität erhitzt.

Sollte die Union mit ihren beiden feindſeligen Hälften als Ganzes erhalten bleiben, ſo hätten die Staatsmänner des Südens und Nordens beſtändig die Hände vor die Augen halten müſſen um die Sklaverei nicht zu ſehen, gerade ſo wie die amerikaniſche Verfaſſung ſorgfältig das Wort Sklaven vermieden hat, ſelbſt an den Stellen wo ſie von der unfreien farbigen Bevölkerung des Südens ſpricht. Lange Zeit hat man auch auf beiden Seiten das Beſtehen der Sklaverei redlich ignorirt, zuletzt aber gieng es nicht länger. Das war eben das Verhängniß daß Sklavenſtaaten und Freibodenſtaaten in friedlicher nationaler Ehe nicht leben können. Der Pflanzer mußte ſeinen entlaufenen Sklaven in die Freibodenſtaaten nachſetzen und die dortigen Obrigkeiten zur Auslieferung ſeines Eigenthums anhalten können. Dieß verhieß ihm die alte Verfaſſung, und wenn die Südländer dieſe Verfaſſung jetzt brechen, ſo können ſie ſich mit Fug und Recht darauf berufen daß die nördlichen Staaten durch ihre Personal Liberty Bills ihnen das verfaſſungsmäßige Recht der Sklavenverfolgung verkümmert, wo nicht völlig illuſoriſch gemacht und damit die Verfaſſung verletzt haben. Umgekehrt waren die Freibodengerichte in der mißlichen Lage die Büttel der Pflanzer zu machen, und auf ihrem Gebiet ausnahmsweiſe als Recht gelten zu laſſen was ſonſt als Mißbrauch und Sünde verabſcheut wurde.

Ein geſunder Organismus hätte aber vielleicht auch dieſe Anomalie noch lange zu ertragen vermocht. Eine Mittelpartei, die ſich von den ſchroffen Männern des Nordens ebenſo fern hielt wie von denen des Südens, hätte durch Vertuſchen und Ignoriren die kleinen Reibungen unſchädlicher machen können. Zum Bruch mußte aber die Vertheilung der Staatsgebiete führen. Solange der Süden im Senat ein künſtliches Gleichgewicht der Stimmen beſaß, brauchte er nichts zu fürchten. Der Norden wuchs aber raſcher, er überragte bald um Kopfesgröße die Pflanzerſtaaten, und jetzt ſchaut er ſogar auf ſie herab wie auf einen kleinen Bruder. Nicht nur wuchſen dadurch die nördlichen Stimmen im Senat, ſondern durch die Ausfüllung immer neuer Gebiete und Vermehrung der Staaten und der Senatorenſitze auf der Freibodenſeite mußte der Süden die Zeit immer näher rücken ſehen wo er nur noch geduldet werden würde. Kurzſichtige Staatsmänner, vom beſten Willen beſeelt die Union zu erhalten und künftigen Zerwürfniſſen bei den Territorialabtheilungen vorzubeugen, erſannen 1820 das berüchtigte Miſſouricompromiß, welches bekanntlich feſtſtellte daß in den Territorien weſtlich von Miſſouri die Sklaverei nicht nördlicher vordringen ſollte als 36° 30′ Lat. Der alte Jefferſon ſah prophetiſch das Unheil voraus. Aus ſeiner Ruhe, ſchreibt er, weckte ihn die Nachricht, wie die Sturmglocke in der Nacht. „Eine geographiſche Linie, rief er, die zuſammenfällt mit ſcharf ausgedrückten ſittlichen und politiſchen Grundſätzen, einmal gezogen und den Leidenſchaften ſchroffer Männer als Zielſcheibe gegeben, läßt ſich nie wieder verwiſchen, weil jede neue Aufregung ſie tiefer graben wird." Der politiſche Seher hat bis jetzt Recht behalten, denn wenn wir an Kanſas und an den jetzigen Sonderbund denken, ſo erſcheint uns die Miſſourilinie, um einen Ausdruck aus der Infuſorienwelt zu gebrauchen, wie der fiſſipare Einſchnitt in dem Staatsleib. Unter den mikroſkopiſchen Weſen gibt es nämlich ſehr viele die ſich dadurch fortpflanzen daß ſich der Leib des überreifen Thieres in der Mitte abſchnürt, bis durch dieſe Seceſſion allmählich zwei Weſen entſtehen. Eine ſolche Spaltgeburt erleben wir jetzt vielleicht in der neuen Welt. Vorbereitungen zu dieſem Ausgang hat der Süden längſt getroffen. Schon Calhoun hatte in den dreißiger Jahren den Satz ausgeſprochen und vertheidigt: daß jeder Staat der Union gegenüber das Recht beſitze den Einigungsvertrag zu kündigen. Ferner iſt jetzt bekannt geworden daß ſchon zur Zeit von Buchanans Wahl die Pflanzerpartei im Süden für die Seceſſion rüſtete. In James Stirlings „Briefen aus den Sklavenſtaaten," die

Digitized by Google

1857 in London gedruckt wurden, heißt es bereits daß im Süden ſich eine Partei bilde welche darnach trachte durch einen Austritt aus der Union ihr Land unabhängig zu machen, und daß das Hauptquartier dieſer Partei in Südcarolina zu finden ſey. Buchanans Wahl gab den Südländern köſtliche vier Jahre um ſich zum Scheiden zu rüſten, und in der That war auch der Austritt kaum erklärt, ſo ſtand ſchon der neue Bund fertig da. Buchanans Wahl ſelbſt war ein Pyrrhiſcher Sieg, denn ein Memento mori erhielt die Pflanzerpartei daß im Süden ſelbſt eine unheimliche Minorität für Fillmore geſtimmt hatte. Für Fremont durfte nämlich niemand ſtimmen, wer nicht getheert und gefedert werden wollte, und ſo ſtimmte man für den Knownothingmann, damit die Freibodenpartei unter dieſer neutralen Fahne ihre Stärke meſſen könnte.

Behält man dieſe Dinge im Auge, ſo erſcheint die Seceſſion als ein Ereigniß das ſeinen Schatten weit voraus geworfen hat, das ſo kommen mußte wie es gekommen iſt, und ſich daher auch nicht ſo leicht wieder gut machen läßt als man wohl möchte. Welche Sprache redete noch vor fünf Jahren die große Demokratie, und wie verkürzt ſind jetzt die Ausſichten ihres Wachsthums! Bis zum Jahre 1860 hatte, wie Tocqueville bemerkt, der Bund „niemand zu fürchten als ſich ſelbſt.“ Wir ſahen dieſen Staat ſchon wachſen über die Felſengebirge, über Canada, über Mexico hinaus. Die europäiſchen Mächte hatten das Quos ego! der Monroe-Doctrin — „Amerika für die Amerikaner“ — ſich zu Herzen genommen, die Engländer in amerikaniſcher Politik ſich vortrefflich an das Nachgeben gewöhnt, ja in den Creolenrepubliken Südamerika's fürchtete man bereits den Schatten des großen demokratiſchen Aars; man verwahrte ſich dagegen daß die Bürger der Union „Amerikaner“ genannt werden wollten, weil in dem Namen der Anſpruch auf die Herrſchaft über eine ganze Welt enthalten war. Und jetzt? Quantum mutatus!

Es iſt nicht der Verluſt von 20—30,000 deutſchen Quadratmeilen, von fünf oder gar von zwölf Mill. Mitbürgern, was die Union zu ihrer jetzigen „Aushebung in Maſſe“ treibt. Der Verluſt ließ ſich verſchmerzen, wenn nicht der Dualismus, der in der Seceſſion liegt, ſo tödtlich für alle Hoffnungen wäre. Wo es einmal zwei Mächte gibt die ſich mit Geſchwiſterhaß an einander reiben werden, dann iſt geſorgt dafür daß die Bäume nicht mehr in den Himmel wachſen; dann iſt es fraglich ob die republicaniſchen Formen noch ausdauern können, wenn man ſtehende Heere ſchaffen und glückliche Generale unter ſich dulden muß. Iſt nur die erſte Seceſſion gelungen, die nächſte wird bald folgen, und die Union geht vielleicht ähnlichen Schickſalen entgegen wie die argentiniſche Conföderation, wo Föderaliſten und Unitarier ſeit Menſchenaltern ſich zerfleiſchen. Wenn der Norden das Pronunciamiento der Pflanzer ruhig hingenommen hätte, ſo würde er an ſeiner Exiſtenz verzweifelt haben. Er ficht in der That um Leib und Leben, und wenn die rechte Conventsbegeiſterung in den Congreß fährt, dann kann dieſer Bürgerkrieg noch grauenhaft enden, ſo grauenhaft wie auf Hayti im Beginn unſeres Jahrhunderts. Ein Wort der Freiheit für die Sklaven, ein Negerregiment unter dem Sternenbanner im Süden ans Land geſetzt, und alle Pflanzungen und Pflanzerwohnungen ſtehen in hellen Flammen. Man wird ſich vor dieſem Wort lange hüten, weil man im Süden den beſten Markt des Nordens vernichten würde, aber der Erbitterung und dem kalten Fanatismus iſt vieles möglich; und gewiß iſt es ſogar politiſch, wenn man einmal erkennt daß die Seceſſion nicht rückgängig werden kann, den Abfall mit Fackel und Schwert zu beſtrafen, damit ſich künftige Geſchlechter ein Beiſpiel zum Entſetzen daran nehmen.

Die öffentliche Meinung in England, und namentlich die Preſſe, ſieht mit Mißbehagen und mit Ungunſt den Unitariern zu, und fragt ſie etwas höhniſch: wohin denn, ſelbſt wenn ſie ſiegen würden, der Sieg führen ſolle? Denn nach dem Siege bleiben die Seceſſioniſten ſo frei wie zuvor, und können abermals ihr Spiel beginnen. In England überſieht man nur eins, nämlich die ſtarke Partei verlappter Freibodenmänner in den Sklavenſtaaten ſelbſt, die ſich, wenn der Terrorismus ihrer Gegner vernichtet iſt, zur herrſchenden Partei aufſchwingen können. Ganz gewiß iſt es daß Miſſouri jetzt wirklich ſchon für die Union erobert iſt, und ein gleiches kann man von den andern ſogenannten großen Gränzſtaaten Virginien, Kentucky, Tenneſſee und vielleicht Nord-Carolina noch hoffen, beſonders wenn man für die Sklaven jetzt raſch eine ausreichende Prämie bietet. Daß dieſe Gränzſtaaten ſich auf die Sonderbundsſeite werfen würden, hätte man vorausſehen ſollen, da ſie ja doch — wenige gegen viele — in der Union überſtimmt worden wären. Hier galt es raſch dieſe ſchwankende Mitte herüberzuziehen und ſie reichlich zu entſchädigen. In den fünf großen und den zwei kleinen Gränzſtaaten Nord-Carolina eingeſchloſſen, gibt es nur 1,648,176 Sklaven gegen 5,359,524 Weiße. Da 800 Dollars der durchſchnittliche Preis für einen Sklaven in ſeinem ſchönſten Lebensabſchnitt iſt, ſo würde man nicht weniger als 400 Dollars durchſchnittlich bei der Ablöſung bieten dürfen, will ſagen 600 Mill. Doll. Vielleicht willigt man von Seiten der Gränzſtaaten noch in niedrigere Preiſe; denn was iſt nach vollzogener Seceſſion in einem Gränzſtaat ein Sklave noch werth, wenn ihm eine kurze Flucht die Freiheit bringen kann? Die Rückeroberung der Gränz- oder der mittleren Pflanzerſtaaten ſcheint uns auch das einzige vernünftige Ziel des Krieges zu ſeyn. Der Sonderbund würde dann nördlich vom 35ſten Parallel nicht mehr viel zu ſuchen haben, und müßte ſich langſam ſelbſt aufzehren, da er ohne andern Reichthum als ſein ſchwarzes Capital die Koſten ſeiner politiſchen Sonderexiſtenz und den Aufwand für einen Schutz ſeiner nördlichen Gränze tragen müßte; denn würde dort nicht ein ſtrengen Cordon gezogen, ſo möchten auch dort die Sklaven aus allen der Gränze nahen Pflanzungen entlaufen.

Digitized by G

Dr. Livingſtone's Reiſe am Zambeſi im Jahr 1860.

Um die Makololo in ihre Heimath zurückzuführen, die ihn 1855 nach Tete begleitet und dort ſeine Rückkehr aus England abgewartet hatten, machte ſich Dr. Livingſtone mit ſeinem Bruder und Dr. Kirk am 16 Mai 1860 von Tete aus abermals auf den Weg nach dem Innern. Er gieng, meiſt zu Fuß, längs dem nördlichen Ufer des Zambeſi hin, wobei er auch die im Jahr 1856 unerforſcht gelaſſene Strecke des Fluſſes zwiſchen Tete und Boroma mit Einſchluß der Kebrabaſa-Fälle verfolgte, und wendete ſich erſt 100 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Kafue, unter 17° 18′ ſüdl. Br., von dem Zambeſi ab, indem er an dem ſandigen Fluſſe Zongue zu dem Berg Tabatſchen emporſtieg, und jenſeits des Batoka-Gebirges an die Victoria-Fälle gelangte (8 Auguſt). Bruchſtücke von Kohlen, die am Zongue zerſtreut lagen, lockten ihn von dem Fluß ab, und es war ſomit erſt die Hälfte der noch unbekannten Flußſtrecke zwiſchen Moſioatunya und dem Kafue erforſcht. Der Fuß des Tabatſchen liegt etwa 3300 Fuß über dem Meer. Die Reiſenden erfreuten ſich hier eine kurze Zeit der kühlen, erfriſchenden Gebirgsluft und ſahen ſogar Reif und etwas Eis.

In Seſcheke waren ſeit 1855 viele einflußreiche Männer geſtorben, der Häuptling Sekeletu ſelbſt litt ſchwer an einer Hautkrankheit, und der ganze Stamm der Makololo war in zerrütteten Verhältniſſen. Der einmonatliche Aufenthalt der Reiſenden daſelbſt war mithin kein angenehmer, auch mußten ſie von den mitgebrachten Nahrungsmitteln (Thee, amerikaniſcher Schiffszwieback und eingemachte Früchte) leben, und Dr. Livingſtone war überdieß tief betrübt durch die Nachrichten von Linyanti, wo von neun Europäern in Zeit von drei Monaten ſechs geſtorben waren, darunter ſein Schwager Helmore mit Frau und zwei Kindern, ſo daß die dortige Miſſion aufgegeben werden mußte.

Auf dem Rückweg wurden zunächſt die Victoria-Fälle wieder beſucht. „Der Fluß war ſo niedrig," ſchreibt Dr. Livingſtone „daß wir den Boden der Spalte, welche den Fall verurſacht, zur Hälfte leicht ſehen konnten, und daß die Leute von dem nördlichen Ufer nach meiner Garten-Inſel wateten, um eine Einzäunung für neue Sämereien herzurichten. Die Breite des Fluſſes beträgt zwiſchen einer nautiſchen und einer engliſchen Meile, oder nicht ganz 2000 Yards, die Tiefe der Spalte 310 Fuß, oder mehr. An der Südoſtſeite ſetzt ſich die Kluft, welche von oben aus geſehen die Geſtalt des Buchſtabens I zeigt, in einer höchſt merkwürdigen Zickzacklinie fort. Das 310 Fuß, ſenkrecht herabgefallene Waſſer ſammelt ſich an dem oberen Ende des Buchſtabens als dem Ausgangspunkt, und fließt dann auf dem Zickzackwege fort. Die dadurch gebildeten Felſenvorſprünge ſind auf dem Gipfel flach und in gleicher Höhe mit dem Flußbett oberhalb der Fälle; ihre Seiten ſind ebenſo perpendiculär wie der Fall, und geht man unter den Bäumen entlang, ſo bedarf es nur weniger Schritte um den Fluß in der Tiefe von 300—400 Fuß zu erblicken, in einen Raum von 20—30 Yards eingeklemmt und von dunkelgrüner Farbe. Alles in allem ſind die Victoria-Fälle die herrlichſten der Welt. Selbſt jetzt bei dem allerniedrigſten Waſſerſtand, wo der Fluß zwei Fuß niedriger ſteht als wir ihn je geſehen, fällt eine 800 Fuß breite Waſſermaſſe zur Rechten der Gartenінſel. Unterhalb der großen Fälle bildet der Fluß einen Katarakt Namens Momba oder Moamba, der zwar einen intereſſanten Anblick gewährt, weil man ihn von einem 500 Fuß höheren Punkt aus zu ſehen bekommt, der aber nichts nach Moſioatunya iſt.

Von hier an bis Sinamane kamen die Reiſenden noch zweimal an den Fluß, der auf dieſer Strecke in eine ſehr tiefe Schlucht eingeſchloſſen iſt, und nach den Beſtimmungen mit dem Kochthermometer um 1600 Fuß fällt. „Hr. Moffat," ſchreibt Dr. Livingſtone weiter, „benachrichtigt mich daß alle Flüſſe in Moſilikatze's Land gegen Nordweſt oder Nordnordweſt laufen. Sie ergießen ſich in den Zambeſi oberhalb Sinamane und oberhalb eines auffälligen Berges, der möglicherweiſe die Gewäſſer des ehemaligen Sees abdämmte, ehe Moſioatunya entſtand. Das ganze Land in der Nähe unterhalb des Falles iſt der Schauplatz verhältnißmäßig neuer vulcaniſcher Vorgänge geweſen. Nicht erklären kann ich mir die ungeheuren Quantitäten von Kies und Geröllſteinen unterhalb der Fälle, das Flußbett und das umliegende Land ſind bis zu einer bedeutenden Tiefe damit bedeckt. Man findet ſie weder oberhalb der Fälle noch unterhalb Tſchicova."

Von Sinamane an fuhren die Reiſenden in Kähnen den Fluß hinab, um alles bei niedrigem Waſſer zu unterſuchen. Kanſala bietet keine Schwierigkeit; Kariba, einige Meilen weiter unten, iſt ein baſaltiſcher Damm, der quer durch den Fluß ſetzt, mit einer breiten Oeffnung, die ſchon für Kähne gefährlich iſt. Bei Mburuma's-Dorf findet ſich eine Stromſchnelle von etwa 100 Yards Länge, die eine Geſchwindigkeit von ſechs Knoten in der Stunde hat. Dieß ſoll die reißendſte Stelle im ganzen Fluß ſeyn, denn die ſchnellſte Strecke unterhalb Tſchicova hatte eine Geſchwindigkeit von nicht ganz vier Knoten als die Reiſenden ſtromaufwärts giengen. Jetzt war das Waſſer daſelbſt um 15 Fuß gefallen, und mehrere gefährliche Schnellen und ſelbſt Katarakte kamen zum Vorſchein, von denen damals nichts zu ſehen war. Die einzige wirkliche Schwierigkeit in dem Fluß iſt, wie Dr. Livingſtone behauptet, Morumbua, und ſelbſt dieſe könnte bei hohem Waſſerſtand paſſirt werden, denn ein Steigen des Waſſers um 80 Fuß müßte ſie ausgleichen. Unterhalb Tſchicova ſowohl wie aufwärts bis nahe an Sinamane wurden an vielen Stellen der Zambeſi-Ufer Kohlen entdeckt.

Am 24 Nov. kamen die Reiſenden nach Tete zurück. Seitdem langte der für Livingſtone neu erbaute, flach gehende Rad-Dampfer „Pioneer" unter Capitän D. J. May in Zambeſi an, und im Februar d. J. fuhren Dr. Livingſtone und der Miſſionär Mackenzie auf demſelben nach der Mündung des Rovuma, um auf dieſem Weg in das Innere einzudringen. Es ſollten wenigſtens drei Monate auf die Expedition verwendet werden. (Petermann's geographiſche Mittheilungen.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. Augsburg, 11 August 1861.

Die Hellenen und die Neugriechen.

Eine historisch-ethnographische Recapitulation von J. G. Kohl.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.

Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Zwischen Kleinasien, der griechischen Halbinsel und der Insel Creta ist das viereckige Bassin eines kleinen Binnenmeeres, von der übrigen Masse der mittelländischen Wasserwelt abgeschlossen.

Dieses Wasserviereck läßt sich als ein großer Salzsee mit verschiedenen Ausgängen, die nach größern Meerespartien führen, betrachten.

Das Innere des Beckens ist mit einer Menge bergiger Inseln vulcanischen Ursprungs bestreut und erfüllt, denen sich in Bezug auf Naturreize, Fruchtbarkeit und sonstige Vorzüge wenige andere Inselgruppen gleichstellen können.

Ein glänzender Himmel wölbt sich über ihnen. Sie haben einen milden Winter, und werden durch die Seeluft vor übermäßiger Hitze bewahrt. Sie sind sämmtlich bewohnbar, bieten liebliche Thäler und zwischendurch bequeme Flächen zum Anbau für Traubengelände, Oliven- und Citronenhaine und von süßem Honig träufelnde Bienengärten dar. Und fast alle haben so sichere Häfen wie man deren sonst selten so zahlreich nebeneinander findet.

Wie die Inseln, so sind auch die Küsten des Festlandcirkels umher sehr bunt gestaltet und von mannichfaltiger Configuration.

Von Norden, Osten und Westen her ragen die Länder mit vielen schönen Halbinseln in das Meeresbecken herab. Tiefe schutzreiche Buchten und Busen und unvergleichliche Häfen dringen ins Innere des Landes, und laden überall zur Schifffahrt ein.

Fast möchte man das ganze ägäische Meer wegen seines Reichthums an Ankerplätzen und Rheden als einen einzigen großen Hafen betrachten. Und recht wohl könnte man das gesammte Griechenland ein Europa im Kleinen nennen.

Wie Europa durch seine vielfache Gliederung, durch seine wundervolle Verkettung des Flüssigen und des Festlandes allen andern Theilen der Erde überlegen ist, so ist es Griechenland dem übrigen Europa.

Und wie die europäischen Völker, nachdem sie einmal erwacht waren, es allen andern Völkern der Welt in Schifffahrt, Handel, Verkehr, Thätigkeit, Energie, Cultur und Wissenschaft zuvorthun mußten, so war, scheint es, das ägäische oder griechische Meer von Haus aus dazu bestimmt die erste Wiege und Schule dieser europäischen Thatkraft und Blüthe zu werden.

*

Wann und wie sich die erste menschliche Bevölkerung in dieses wundervolle Becken, über jene anmuthigen Inseln und Halbinseln hin ergoß, ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Doch scheint aus der Sprache der Hellenen so viel ersichtlich daß sie und ihre Stammväter oder Vorfahren, als welche man die „Pelasger" zu nennen pflegt, aus Osten über Kleinasien gekommen seyn mußten, und dem großen indogermanischen Völkerstamm angehörten, der unserm Europa alle seine vornehmsten und geistreichsten Völker gegeben hat.

Ihre Sprache zeigt sie uns innig verwandt mit den keltischen, romanischen, germanischen und slavischen Völkern. Wie diese, so haben die Griechen ihre Ur- und Herzwurzeln in Indien und am Himalaya.

Unter welcher Anführung, unter welchen nähern Umständen und Begebenheiten sich die Altvordern der Hellenen, die sogenannten „Pelasger," von dort ablösten, wie sie sich schon in dieser ihrer Urzeit hervorthun und auszeichnen mochten, und wie sie sich dann durch die asiatischen Westländer und durch Kleinasien hindurchschlugen — dieß alles hat uns niemand so genau überliefert wie z. B. ein Moses die ersten Anfänge und Ursprünge der Israeliten.

Gerade die beiden Völker welche im Alterthum die größte Bildung und Bedeutung errangen, die Griechen und Römer,

Digitized by Google

theilen das Schicksal daß über ihre Urgeschichte und über die frühesten Bewohner ihrer Länder noch größere Ungewißheit herrscht als über manche andere minder cultivirte Racen, und dieß ist zum Theil eine natürliche Folge eben ihrer frühzeitiger gereiften Cultur und Blüthe, die alles vorgefundene und vor Alters dagewesene Barbarische verdunkelte, überstrahlte, verachtete und bald in Vergessenheit brachte.

Ja, wir haben sogar nur eine höchst unklare und zweifelhafte Vorstellung von der Art und Weise wie sich die Hellenen — ihre Sprache und ihr Geist aus dem größern Mutterstamme ihrer pelasgischen Großväter oder Vorgänger hervorhoben, und sich als ein selbständiges Volk hinstellten und fühlen lernten.

Alles was wir sagen können, ist daß die sogenannten Pelasger, namentlich aber ihre Nachfolger — oder — Kinder? — die Hellenen, ein von vornherein mit trefflichen Anlagen versehenes Barbarengeschlecht gewesen seyn müssen, und daß sie durch ihr gutes Glück in ein Vaterland, in ein Haus eingeführt wurden, welches zur Entwicklung solcher trefflichen Grundeigenschaften so günstig wie möglich eingerichtet war, nämlich in jenes bunt gestaltete Bassin des ägäischen Meeres, das ich Ihnen so eben mit einigen Zügen charakterisirte.

*

Trotz dieser Gunst und Gaben scheint es nichts destoweniger daß selbst auch bei den Griechen, wie bei allen andern europäischen Völkern, die zündenden Funken von außen kommen mußten.

Die Mythen der Hellenen weisen auf Einwanderungen hin, als auf solche Ereignisse welche ihnen die Anregungen zum sittlichen Leben gaben, auf eine aus der Fremde kommende Lehrerin des Ackerbaues, die Demeter, welche die Ehe stiftete, den Feigenbaum nach Griechenland brachte, wie Minerva den Oelbaum, — auf einen ausländischen Prometheus, der den Griechen die mit Feuer betriebenen Künste lehrte.

Selbst den Gebrauch des Eisens empfiengen sie aus der Fremde. Die Einführung des Pferdes, der Kunst des Spinnens und Webens wurden dem Poseidon, dem Gotte des Meeres, zugeschrieben, d. h. wohl nur: sie kamen zu Schiff übers Wasser zu dem noch unkundigen Inselvolke.

Ebenso gelangten zu ihnen zu Schiffe aus Phönizien und Aegypten durch Kadmus, Danaus, Pelops die ersten Gesetzgeber, Staatenbegründer und die Erbauer von Burgen und Städten, ein großer Theil ihrer Götternamen und ihrer religiösen Fabeln und Satzungen.

Alle Anfänge der Gesittung brachten den Griechen Schiffer und Handelsleute zu. Ihre Cultur war mit einem Worte aus dem Meere geboren.

Der Position und Beschaffenheit Griechenlands gemäß wuchs sie dann auch bei ihnen durch Hülfe des Meeres weiter. Von vornherein wurden die Griechen selbst ein Volk von Seefahrern und Handelsleuten. Der älteste Name der Landeskinder „Pelasger" soll auch, wenigstens nach der Meinung einiger, vom griechischen Pelagos (Meer) abzuleiten seyn, und nichts anders als „Seeleute" bezeichnen. (Nach anderen soll es freilich nur so viel als die Alten bedeuten.)

Nach dem großen Gotte des allumfassenden Himmels, dem eingebornen Zeus, war Poseidon der Gott der Gewässer und Winde bei ihnen der zweite. Er waltete über ihre Schicksale mächtiger und eingreifender als die andern, zu ihm stiegen in den zahlreichen auf den Inseln und Vorgebirgen errichteten Tempeln ihre eifrigsten Gebete empor. Aus den Salzwogen tauchte ihnen die Göttin der Schönheit Aphrodite hervor, und im Meere hatte selbst der Sonnengott Helios seinen Palast, wo er in den Armen der unter dem Wasser waltenden Thetis ruhte.

*

Die ersten bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen der Griechen, in denen sie sich als ein einiges Volk bethätigten und empfinden lernten, der Argonautenzug, der Trojanerkrieg waren große Flotten- und See-Expeditionen, und wie damals zur Zeit des Agamemmnon sich ganz Griechenland aus dem ägäischen Meere erhob, so hat es aus diesem selben Meere, seinen Inseln, seinen Häfen, seinen Schiffen noch oft wieder frische Kräfte gezogen.

Wie jener vom Herkules zu Boden geworfene Antäus, der stets von seiner Mutter, der Erde, neues Leben empfieng, so hat sich Griechenland, wenn es niedergeworfen war (selbst wieder in unseren Tagen) aus seiner Mutter, der See, regenerirt.

Ihre ältesten und bei ihnen am meisten volksthümlich gewordenen Gesänge, die Dichtungen Homers haben Seeräubereien, See-Abenteuer und Schifffahrt zum Gegenstand. Es sind Poesien, die noch heutiges Tages, wie vor 300 Jahren, beim griechischen Volke am besten verstanden werden, eben so wie bei dem Nomadenvolke der Araber die Traditionen von ihren Hirtenpatriarchen Abraham und Ismael.

*

Einmal von außen her angeregt, entwickelte der fruchtbare und wie das Wasser bewegliche Genius der Griechen eine wunderbar vielseitige Thätigkeit in allen Richtungen des menschlichen Schaffens.

Zum Enthusiasmus — (es ist ein schönes Wort griechischer Erfindung) — geneigt, mit Phantasie und einem lebhaften Ahnungsvermögen begabt, erkannten sie auf den weitschauenden Gipfeln ihrer Berginseln, in den Hainen ihrer Küstenthäler, auf den blumengeschmückten und von lieblichen Quellen und Flüssen berieselten Fluren ihrer kleinen Uferlandschaften, überall die Spur einer Gottheit. Jedes Versteck ihres Landes wurde von der Dichtung verherrlicht und verewigt.

Sie lernten die Götter verehren und in allen Gegenden Griechenlands blühten Orakelstätten, Tempel und Wallfahrtsorte empor. Jeder Zoll des Landes wurde classisch und geheiligt.

> Alle Höhen füllten Oreaden, —
> Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
> Aus den Urnen lieblicher Najaden
> Sprang der Ströme Silberschaum.

Wie ihr Land, so bot auch ihr Leben die stärksten Contraste. Das Schifferleben war reich an Wechsel und bunten

Digitized by Google

Begebenheiten, und hätte allein schon hingereicht den Erzählern, den Rednern, den Dichtern den Mund zu öffnen. Im Hintergrunde dieses wild bewegten stürmischen Seelebens aber lagen die kleinen reizenden und friedlichen Heimathen in den Inselverstecken, die häuslichen Herde an den Abhängen der Berge, die fruchtbaren Ackerfluren längs der klaren Flüsse und das idyllische Hirtenleben auf den Bergen Ida, Pelion, Helikon und im Innern von Arcadien.

Natürlich mußten sich die Griechen unter solchen Naturverhältnissen und Contrasten dichterisch erregt fühlen. Sie griffen in die Lyra und sie haben gespielt und gesungen wie keine anderen vor und nach ihnen.

Nach dem Muster der von den Aegyptern und Phöniciern bei ihnen gegründeten Gemeinden stifteten und ordneten sie blühende Städte, Republiken und Staaten in Menge rings um den Archipelagus herum.

Dort erstarkt, segelten sie weiter auf den nassen Pfaden des Meeres, erfüllten Italien und Sicilien mit ihren Colonien, steckten Leuchtthürme der Bildung an allen barbarischen Küsten des schwarzen Meeres aus — umfaßten auch damit, wie mit einer goldenen glänzenden Verbrämung, den ganzen Nordsaum von Afrika — impften auch von Massilia aus dem fernen Gallien die ersten Anfänge der Cultur ein, ja segelten sogar aus den Säulen des Herkules in den Ocean hinaus.

Indem sie auf diese Weise die Größe der Welt kennen lernten, fiengen sie, deren Geist eben so idealer als praktischer Natur war, an über das Weltall zu speculiren, und es traten mitten auf ihren mit Waaren erfüllten Märkten und in ihren von Geschäften und Völkern wimmelnden und lärmenden Häfen eben so scharfe, als tiefsinnige Denker, Naturforscher und Philosophen auf, die je nach den Standpunkten ihrer Weltanschauung eine Fülle von Systemen, Schulen und Secten begründeten.

Der Handel mit den verschiedenartigsten Völkern erzeugte bei ihnen Reichthum und Luxus, ließ ein Streben nach der Ausschmückung des Alltagslebens erwachen, — und die schönen Künste sich entfalten. Ein Apelles, ein Praxiteles und unzählige ihrer Schüler fanden sich ein, unter deren Händen der Marmor sich gestaltete, die herrlichsten Tempel und Hallen erwuchsen und die Schöpfung auf der Leinwand sich frischfarbig abspiegelte.

Wie es in dem Vaterlande der Griechen keinen monarchischen alles ausschließlich bedingenden Nil, keinen kolossalen gebieterischen Ganges, kein unermeßlich weit gestrecktes und einförmiges Mesopotamien gab, wie da im Gegentheil alles zerklüftet, bunt und zierlich gegliedert war, eine leicht handzuhabende und den Menschen nicht überwältigende Natur, kleine Thäler, schmale Ebenen, zahlreiche mäßig hohe Berge, und doch dabei alles durch den glatten Spiegel des Meeres eng verbunden und verschmolzen war, so ist auch dem entsprechend die Natur des griechischen Volksgeistes selbst eine vielgliedrige, ein auf allen Seiten geschliffener Edelstein geworden.

Ganz im Gegensatze zu anderen Nationen, z. B. zu der einförmigen und ungegliederten Masse welche der russische Land- und Volksgeist uns heutzutage bietet, stellten die Hellenen einen in viele Zweige auseinander gegangenen Baum mit gefälliger Gruppirung der Partien dar.

Ihre Sprache spaltete sich in mehrere Dialekte, ihr Stamm in zahlreiche Geschlechter, die alle sehr verschiedene Qualitäten und doch alle gleich ausgezeichnete Grundtugenden besaßen, und die auch alle trotz ihres Hinausstrebens in oft sehr entgegengesetzte Richtungen doch, wie ihre Inseln durch das dazwischen ausgegossene Meer, von dem Bande gemeinsamer Sympathien und Tendenzen unter einander umschlungen und verknüpft wurden.

Dieselben Verhältnisse welche die verschiedenen Dialekte, Baustyle und Philosophen-Schulen der dorischen, der jonischen und äolischen Griechen hervorbrachten, erzeugten bei ihnen auch eben so eine ungemeine Mannichfaltigkeit der politischen Verfassungen und bürgerlichen Zustände.

Auch in dieser Hinsicht haben sie innerhalb ihres Lebenskreises so zu sagen alles Denkbare erschöpft. Demokratien, Monarchien, Oligarchien und Aristokratien, Geld- und Pöbelherrschaft, Militärdespotie und Priestergewalt wechselten unter ihnen je nach Geschlecht, Zeit und Ort.

Die ganze übrige große Welt bietet keine Form des Staates, wofür die kleine Griechenwelt nicht ein Muster geliefert, und für welche auch die griechische Sprache nicht bestimmte Ausdrücke ausgeprägt hätte, die noch jetzt bei allen civilisirten Völkern der Erde gelten.

Der Grieche Aristoteles, obwohl er nichts als die politischen Schöpfungen seiner Landsleute und ihrer nächsten Nachbarn kannte, philosophirt über die unzähligen möglichen Formen der Staatsverfassungen, als hätte er, wie wir, alle politischen Ausgeburten der Weltgeschichte vor Augen gehabt.

Vergleicht man die Verfassung, das bürgerliche Wesen und die politischen Tendenzen nur zweier griechischen Staaten, z. B. des ernsten, harten, kriegerischen, monarchischen oder aristokratischen, so zu sagen etwas britischen Sparta's, und des feinen, witzigen, industriellen, brillanten, luxuriösen, demokratischen, ein wenig französischen Athens mit einander, so hält man es fast für unmöglich daß Erzeugnisse von so grell contrastirendem Charakter aus dem Geist und Herzen von Leuten hervorgehen konnten, welche dieselbe Sprache redeten und die sich dieselbe Nationalität zuschrieben.

Man glaubt vielmehr das Fremdartigste — Südpol und Nordpol, so zu sagen, in Steinwurfsnähe neben einander hausen zu sehen. Die Extreme der Zustände, zügellosesste Freiheit und unbarmherzigste Tyrannei unter dem Joch eines Einzelnen scheinen sich unter den Griechen fast die Hände zu reichen, und zwischen beiden Extremen in der Mitte gibt es dann wieder eine Fülle von Staatsschöpfungen, die aus der umsichtigsten Ueberlegung, aus der allseitigsten und sorgfältigsten Berücksichtigung des Charakters der menschlichen Natur hervorgiengen.

Die Revolution und der Wechsel der Herrschaft waren bei diesen rastlosen und neuerungssüchtigen Leuten permanent. Und man sieht sich in ihrer stets stürmenden Geschichte fast vergebens nach einem solchen ruhigen sonnigen Zeitpunkt um,

Digitized by Google

wie ihn z. B. die Geſchichte Roms zur Zeit des Auguſtus und ſeiner Nachfolger darbot, in welchem die Künſte des Friedens und die Wiſſenſchaften nach unſern Begriffen gemächlich hätten blühen können.

Und dennoch blühten ſie unter ihnen ſchöner als ſonſt nie und nirgends.

Mit dem Schwert umgürtet ſchrieben die energiſchen Hellenen Geſchichte in einer Weiſe, wie ſie ſpäter ſo markig nie wieder geſchrieben worden iſt.

Den Giftbecher trinkend, den die unduldſamen Mitbürger ihnen reichten, gaben die griechiſchen Weiſen moraliſche Lehren der Toleranz und Liebe, die noch jetzt nicht vergeſſen ſind.

Mitten im irdiſchen Getümmel der Straße, unter den Aufregungen des Forums ſpeculirten ihre Philoſophen ruhig und unbeirrt über die überirdiſchen Dinge. Mitten in dem ewigen Parteiengezänk und blutigen Waffengeklirr huldigten ihre Dichter und Künſtler den Grazien und ſchufen ſo vollkommene wohlklingende und harmoniſche Sprachgebilde, wie ſie keinem friedlicheren Volke je wieder gelungen ſind. Zwiſchen ihren Lippen wurde die griechiſche Rede zu dem ſchönſten, ſtattlichſten, mannhafteſten und zugleich geſchmeidigſten Idiome ausgebildet, in der je Menſchen gedacht, geſprochen und gedichtet haben, zu einer überaus reichen Sprache, deren Wortcompoſitionen ſo leicht gefügt, ſo gut gebölt ſind, die für die Zunge ſo angenehm zum Gebrauch iſt, für den Verſtand ſo bezeichnend und ſo eng zuſammenfaſſend, und die allen jetzigen Sprachen theils mittelbar, theils unmittelbar zum leuchtenden Muſter gedient hat. Wenn man das Thun und Treiben der Griechen im ganzen überſchaut, ſo glaubt man tollkühne, geniale Männer zu ſehen, die es verſtanden Blumen zu ziehen in den feurigen Schlünden von Vulcanen, und die den Muſen Tempel gebaut haben am Rande noch wüthender Lavaſtröme.

Eben ſo wie in dem Mutterland Hellas, ſo gieng es auch in den Colonienländern her. Ihre Tochterſtädte entſtanden meiſtens in Folge innerer Zwietracht und leidenſchaftlicher Parteiausbrüche, und dieſe Colonien ſelbſt, mit denen ſie die barbariſchen Geſtade des Mittelmeeres civiliſirten, ſcheinen eben ſo viele tobende Krater geweſen zu ſeyn, die das Land umher, wie der Aetna, zugleich verwüſteten und wunderbar befruchteten.

An dem einzigen kleinen Meerbuſen von Tarent, in Großgriechenland, hatten ein halbes Dutzend ſolcher feuer- und blumenſpeiender Vulcane das ſtolze Croton, das üppige Sybaris, Heraklea, Megapontos, Tarentum und noch einige andere Städte unvergeßlichen Namens Wurzel gefaßt. Wie Athen und Sparta in Hellas, wie Epheſus und Milet auf der Küſte von Kleinaſien, wie die volkreichſte und mächtigſte aller griechiſchen Colonien Syracus, und das ſtets vom Aetna zerſtörte und ſtets wieder blühende Catana auf Sicilien, lagen dieſe Städte in ewigem Hader, und ihre Bürger zogen ſo lange ſie ſich regen konnten, gegen einander zu Felde und führten gegenſeitig die unbarmherzigſten Razzias in ihren Gebieten aus. Man glaubt zuweilen es müßten dieſe griechiſchen Republiken eben ſo viele halbwilde Montenegros geweſen ſeyn. Nichts von dem was ſpäter Türken gegen Chriſten verübt haben, blieb von dieſen Hellenen in der nie geſtillten Parteiwuth unverſucht. Mord, Brand, Verwüſtung, harte Sklaverei, ja Vertilgung bis auf den letzten Mann und Stein!

Und dennoch waren dieſe Städte zu Zeiten reich, groß, ja ſchwelgeriſch-luxuriös, zählten ihre Bürger nach Hunderttauſenden, und ſteckten voll von Dichtern, Malern, Bildhauern und Schülern des Pythagoras.

Es lag vermuthlich in der merkwürdig heftigen und feurigen Natur der Griechen begründet, daß die ganze Zeit ihrer höchſten Blüthe, ihres ſchönſten Schaffens nur kurz war, und daß ſich alle ihre ſchöpferiſche Kraft nur in einem, wie ein flüchtiger Traum vorüberſchwebenden Moment concentrirte.

Zur Zeit des Perikles im 5ten Jahrhundert v. Chr. Geburt ſtanden ſie auf dem Gipfel. Um die Perſon dieſes helleniſchenſten aller Hellenen gruppiren ſich die ausgezeichnetſten der griechiſchen Namen, die durch ihre Leiſtungen in der ganzen Welt herrlich geworden ſind.

Man hat die Griechen eine jugendliche, eine Jünglingsnation genannt. Ja unſer Hegel bezeichnet ihr ganzes nationales Daſeyn und Treiben als eine einzige Jünglingsthat. Man könnte ihr nationales Geſammtleben mit der individuellen Exiſtenz andrer genialer hochſtrebender Jünglingsnaturen vergleichen, z. B. mit der Raphaels, der ſich in der heißblütigen Entwicklung ſeiner Thatkraft frühzeitig aufrieb, dann aber den Nachkommen eine Erbſchaft von Werken vermachte, an welchen ſie ſich für alle Zeiten entzückten.

Mit dieſer Erbſchaft in der Hand, welche ihnen die Zeitgenoſſen des Perikles hinterließen, hat der Nationalgeiſt der Griechen ſich ſtets bis auf unſere Tage herab auf Erden mächtig und einflußreich erwieſen, obgleich ſeit des Perikles Tode bei ihnen nur eine fremde Eroberung der andern folgte; und obwohl ſie nie wieder zu einer ſo kraftvollen Unabhängigkeit gelangten, wie in den kurzen Jahren da ſie ungeſtraft untereinander ſtreiten und nach der Palme ringen durften.

Zuerſt kamen Philippus und Alexander mit den Macedoniern über ſie. Doch helleniſirten ſich dieſe barbariſchen Könige des Nordens, huldigten dem Geiſt der Griechen, nahmen ihre Sprache an und verbreiteten dieſelbe, und jenen Geiſt mit ihren Eroberungen über den ganzen weiten Orient.

An den Gränzen von Indien und der Mongolei, und dann wieder am Nil gründeten ſie Reiche, die man der in ihnen vorherrſchenden Sprache und Cultur nach als griechiſche Stiftungen betrachten muß.

Die Macedonier wurden wie in der Weltherrſchaft, ſo auch in der Obergewalt über Griechenland von den Römern abgelöst, und wie jene, ſo wurden auch dieſe die Schüler ihrer helleniſchen Unterthanen.

Wenn die Römer auch nicht gleich den benachbarten Macedoniern ganz die Sprache und Sitte der Griechen annahmen, ſo mußten ſie dieſelben doch, da ſie ſelbſt nichts beſſeres zu erzeugen vermochten, in allen höhern menſchlichen Beſtrebungen zu Meiſtern und Muſtern annehmen.

Græcia capta ferum victorem cepit (das gefangene Griechenland nahm ſelbſt ſeine wilden Gebieter gefangen, und

Digitized by Google

brachte die Künſte in das bäuriſche Land der Lateiner). Bei griechiſchen Rhetoren giengen die römiſchen in die Lehre. Ihre Dichtungen waren nur ein ſchwacher Nachhall der griechiſchen Geſänge, ihre Muſiker, ihre Pädagogen waren griechiſche Sklaven.

Ihre Tempel, ihre Städte, ihre Markthallen ſchmückten und belebten ſich mit dem aus dem Ruin Griechenlands hervorgegangenen ewiges Leben athmenden Statuenvolke.

Auf den Flügeln des römiſchen Adlers verbreitete ſich griechiſche Civiliſation über den ganzen Occident, wie der macedoniſche Phalanx ihr bis zum Indus und Himalaya, bis zu dem alten Urquell alles helleniſchen und indogermaniſchen Lebens Bahn gebrochen hatte.

Mit dem geiſtigen Golde, das ſie aus Griechenland holten, haben die Römer, ſo zu ſagen, die ganze Welt vergüldet, und die Griechen ſind ſo im Gefolge der über die Erde marſchirenden macedoniſchen und römiſchen Infanteriſten auch in das Innere aller Länder gekommen, wohin ſie als ein altes Schiffer- und Küſtenvolk allein vielleicht nie gekommen wären.

Die den Griechen von Haus aus benachbarten und ſtammverwandten Macedonier waren, wie ich ſagte, mit Sprache, Geiſt und Sitte in den Griechen, ſo zu ſagen, aufgegangen. Wo ſie geboten und blieben, geboten auch die Griechen ſelbſt. Die Römer dagegen, Leute aus einer andern großen Halbinſel und von einem fremderen Geſchlechte, obgleich in allen den angedeuteten Rückſichten die Zöglinge der Griechen, blieben dabei doch immer Römer und verarbeiteten das Empfangene auf ihre Weiſe.

Daher wohl kam es daß die Griechen im Occident, wo ſie faſt nur als Diener erſchienen, doch nie in der Weiſe ſich heimiſch machten wie im Orient, dem Schauplatz der macedoniſchen Thaten.

Ja die Römer romaniſirten dort ſogar ganze Gebiete, in denen in frühern Zeiten griechiſche Sitte, Sprache und Blut vorgewaltet hatten, z. B. Süditalien, Sicilien.

Und daher geſchah es denn auch daß, als das römiſche Weltreich ſich in zwei große Hälften ſpaltete, von dieſen beiden Hälften — Weſtrom und Oſtrom — die eine am Ende ein völlig romaniſirtes, die andere ein vorherrſchend gräciſirtes, mit macedoniſch-griechiſchen Bildungselementen geſchwängertes Ländergebiet darſtellte.

In dem oſtrömiſchen Reiche, in welchem Neurom oder Byzanz die Hauptſtadt wurde, gewannen bei der Trennung griechiſche Sprache, griechiſcher Volksſtamm, griechiſcher Geſchlechtsadel, griechiſche Bildung alsbald wieder die Oberhand, und man kann dieſe Theilung des Reichs gewiſſermaßen als eine politiſche Wiedergeburt der Griechen betrachten, obwohl das wiedergeborne Kind von da an doch faſt immer nicht nur bei den orientaliſchen Völkern den Namen Rom, Rum, Rumili trug, ſondern ſogar die Griechen ſelber Jahrhunderte hindurch ſich „Romaier," ihre griechiſche Sprache die Romaliſche nannten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Meſſen der Ukraine und der Handel im ſüdlichen Rußland.

(Aus dem Ruſſiſchen von Ch. Sch.)

(Schluß.)

Kaum haben die Kaufleute auf der Eliasmeſſe ihre Rechnungen abgeſchloſſen, ſo wird neuerdings gepackt und wiederum in aller Eile von dannen gefahren. Am 15 Auguſt beginnt die Mariahimmelfahrtsmeſſe in Charkow, welches von Pultawa 120 Werſte entfernt iſt. Obgleich dieſe Meſſe durch die Nähe von Pultawa und durch ihre kurze Dauer als überflüſſig erſcheint, ſo hat dieſelbe doch einige Eigenheiten, welche ihr zu einer ſtarken Stütze dienen und ihr einen ehrenvollen Platz in der Reihe der traditionellen ukrainiſchen Meſſen einräumen. Der Termin der Mariahimmelfahrtsmeſſe fällt mit der letzten Herbſtzeit der Salzführer nach der Krim zuſammen; dieſe laden, da ſie leer fahren, die Waaren um ſehr billige Preiſe auf, und bringen dieſelben nach den verſchiedenen Orten ihrer Beſtimmung; läßt ſich ein langedauernder trockener Herbſt vorausſehen, ſo liefern ſie die Waaren nach Odeſſa, nach Beſſarabien, nach Roſtow am Don und nach andern Orten im Süden welche ſich zum Ueberwintern eignen, damit ſie ſogleich beim Beginn des Frühlings Salz und Fiſche laden und damit den Rückweg antreten können. Haben die Kaufleute auf der Mariahimmelfahrtsmeſſe ihre Geſchäfte abgeſchloſſen, ſo iſt der jährliche Meſſecyklus dennoch nicht zu Ende; ſie beladen von neuem ihre mit Pferden und Ochſen beſpannten Fuhrwägen und ſind abermals von geſchäftiger Thätigkeit. Es gilt jetzt auf die Kreuzerhöhungsmeſſe nach Krolewez zu eilen. Krolewez iſt 305 Werſt von Pultawa und 280 Werſt von Charkow entfernt. Die Meſſe beginnt ſogleich nach dem Kreuzerhöhungsfeſte am 14 September. In Krolewez gibt es weder hölzerne noch ſteinerne Meßbuden, und die Beſitzer der Budenplätze auf dem Markte ſind verbunden dem Miether eine mit einem hölzernen Fußboden mit Fächern und einem Tiſche verſehene und mit einem rothen Dach und mit Baſtwänden bekleidete Bude zu erbauen. Die ſchon vorher zu dieſem Zwecke in Krolewez eingetroffenen Ladenjungen ſind mit einer geſchäftigen Thätigkeit um die Aufrichtung ihrer Buden beſorgt, ſie treiben die Arbeiter unaufhörlich zur Eile an — und in einigen Tagen entſteht eine ganze Stadt von Leinwand und Baſt mit rothen Dächern — mit Gaſſen und Gäßchen, in denen nach Beginn der Meſſe die Käufer und Verkäufer bunt durch einander wogen. Krolewez iſt der äußerſte Meſſepunkt gegen Weſten, und ſteht mit dem nordweſtlichen Handelsſyſteme in Verbindung. Mit dieſer Meſſe ſchließt der Meſſecyklus der Ukraine. Der Hin- und Hertransport der Waaren von einer Meſſe zur andern macht im Laufe des Jahres 2405 Werſt aus. Der Raum welcher von dem Marktkreiſe eingenommen wird, iſt ſo gering, daß die geſchilderten Meſſen gleichſam einen einzigen, das ganze Jahr hindurch fortdauernden ununterbrochenen Markt bilden, welcher der Reihe nach von einem der ſechs Meſſepunkte nach dem andern verlegt wird.

Digitized by G

Die Concurrenz der Verkäufer auf dem geldarmen, kleinruſſiſchen Markte, die beſtändig ſich vermehrende Zufuhr brachte nach und nach einen durch keinerlei Bankerotte zu hemmenden Credit, ja ſogar eine Concurrenz in dem Credit ſelbſt hervor. Eine jede Bude concurrirt, um Käufer herbeizuziehen, mit der andern, nicht aber durch die größere Güte der Waaren oder durch die Billigkeit derſelben, denn die Preiſe ſind ohnehin auf ein Minimum herabgedrückt, ſondern durch einen mehr oder weniger gewagten Credit. Wer am meiſten creditirt, ſetzt auch die größte Quantität von Waaren ab, weßhalb denn auch der Kleinruſſe, der nichts riskirt und nichts creditirt, bei einer ſolchen Lage der Dinge durch die großruſſiſchen Kaufleute und die Juden vollkommen ruinirt wird. Der Preis der Waaren auf den ukrainiſchen Meſſen iſt ſonach ein Creditpreis, welcher ſich in der Regel auf einen ſechsmonatlichen Credit baſirt. Hauptfactoren auf den ukrainiſchen Meſſen ſind die Agenten, die Kleinkrämer, Hauſirer und Korbträger, welche die großruſſiſchen Kaufleute aus den Gouvernements Wladimir und Tſchernigow mit ſich bringen. Ohne ihre Mitwirkung ließe ſich kein ſo lebhafter Abſatz der Waaren bewerkſtelligen. Ihnen geſellen ſich noch die für den Handel geſchaffenen und äußerſt gewandten Juden bei. Die Juden ſuchen ihre zum Detailverkauf auf Credit erhaltenen Waaren ſobald als möglich baar zu bezahlen. Dieſe Claſſe von Kaufleuten, Juden und Hauſirer, findet ſich an den feſtgeſetzten Zeitpunkten auf allen Meſſen ein; ſie nehmen ſogleich nach Eröffnung der Meſſe einen großen Theil der Waaren für ſich in Beſchlag, eilen mit denſelben nach den verſchiedenſten Richtungen davon, ſchleppen oder fahren ſie in den Dörfern, auf den Einödhöfen der Pane und Koſaken umher, bieten ſie den gern großthuenden Bauern und den gern einherſtolzirenden Bäuerinnen zum Kauf an. Von den Gränzen Oeſterreichs bis an den Kaukaſus, vom Don bis an die Donau verbreiten ſie die Waaren nach allen Richtungen des weiten Reiches, und locken den Käufer durch die Bequemlichkeit des Credits an. Sie finden ſich zwei bis dreimal des Jahres an denſelben Punkten ein, und kommen trotz dieſes ungeheueren Creditweſens dennoch nicht zu Schaden. Dieſe Hauſirer dienen zugleich als Vermittler zwiſchen den Bauern und Kaufleuten, indem ſie bei erſteren eine Maſſe von Producten aufkaufen oder eintauſchen, und dieſe dann in größeren Quantitäten an die Kaufleute abſetzen. Insbeſondere zeichnen ſich die Koſaken von Raſchewka im Gadiatſch'ſchen Kreiſe hierin aus. Dieſe bilden unter ſich eine Artel oder Genoſſenſchaft von 6—10 Mann. Eine ſolche Artel ſchießt Geld zuſammen, wählt ſich ihren Ataman, nimmt durch Vermittlung desſelben bei einem Kaufmann eine gewiſſe Quantität von Waaren, borgt oft auch noch obendrein Geld dazu, und zwar nur auf ihr einfaches Wort hin, ohne alle Quittung. Vor der Abreiſe verſammelt ſich die ganze Geſellſchaft bei dem Ataman, welcher einen Theil der Waaren ſowie das zuſammengebrachte Geld unter die einzelnen Mitglieder vertheilt, und mit allgemeiner Zuſtimmung den Ort und die Zeit des Zuſammenkommens feſtſetzt, worauf dann die ganze Artel nach verſchiedenen Richtungen und auf verſchiedenen Wegen, zu Fuße, mit einem Felleiſen oder einem Tragkorbe auf dem Rücken, auseinandergeht, während der Ataman mit dem Reſte der Waaren auf ſeiner Telega ſich direct nach dem beſtimmten Sammelpunkte begibt. Die einzelnen Glieder der Artel kaufen ſelten etwas um baares Geld, ſondern tauſchen gegen ihre billigen Waaren, welche meiſtens aus Galanteriegegenſtänden beſtehen, Federn, Borſten, Bälge, Wachs u. dgl. ein. Dieſer Tauſchhandel wirft den Hauſirern ungeheure Procente ab. Die ruſſiſchen Galanteriewaaren ſind von einer beiſpielloſen Billigkeit. Es gibt kleine Fingerringe, von denen das ganze Hundert nicht mehr als zwanzig Kopeken Aſſ. koſtet. Für dieſe werthloſen Gegenſtände gibt die kleinruſſiſche Bäuerin gern alles her was ſie während des ganzen Jahres an Federn, Borſten ꝛc. geſammelt hat, ſowie andere Gegenſtände der Wirthſchaft, welche ihr ſelbſt nichts koſten, aber in der Maſſe einen ungeheuren Werth haben. Zur feſtgeſetzten Zeit finden ſich alle Genoſſen an dem beſtimmten Verſammlungsplatz ein, liefern dem Ataman die eingetauſchten Waaren ein, ſtellen ihm Rechnung, und legen ihm die nicht abgeſetzten Waaren zur Beſichtigung vor. Der Ataman ſieht ſogleich wer fleißig und pünktlich geweſen, und wer nicht, und aus welcher Urſache. Iſt das Branntweintrinken oder im allgemeinen die eigene Schuld des Mitgliedes die Veranlaſſung geweſen, ſo wird ſogleich durch die Genoſſenſchaft der Spruch gefällt und der Schuldige auf der Stelle beſtraft. Sind die Geſchäfte der Genoſſenſchaft gut gegangen, ſo werden alle Rechnungen ins reine gebracht — die Waaren werden von neuem vertheilt, es wird ein neuer Sammelpunkt beſtimmt, und die Genoſſenſchaft begibt ſich wiederum auf die Reiſe. Auf dieſe Weiſe kommt eine Artel oft bis an die Ufer des Aſow'ſchen Meeres, ſich beſtändig verbindend und wieder auseinandergehend, bald in eine einzige ungetheilte Geſellſchaft ſich verwandelnd, um vielleicht einen Spruch zu fällen, bald wieder in getrennte, ſelbſtändig handelnde Individuen zerfallend. Allerdings dehnen nicht alle Artels ihre Züge ſo weit aus, viele beſchränken ſich auf die Gouvernements Kiew und Cherſon, und wiederholen die Reiſen zwei- bis dreimal des Jahres. Diejenigen dagegen welche bis an das Aſow'ſche, das ſchwarze Meer und bis an die Linie gehen, bringen in der Regel ein volles Jahr auf der Wanderſchaft zu. Hat die Genoſſenſchaft alle von Hauſe mitgenommenen Waaren abgeſetzt oder gegen Producte eingetauſcht, und die ausgeleerte Telega mit den neuen Waaren beladen, ſo kehrt die ganze Geſellſchaft nach Hauſe zurück. Der Ataman überläßt dem Kaufmanne welcher das Geld vorgeſtreckt und die Waaren geborgt hat, die ganze mitgebrachte Waare um den Marktpreis. Der Kaufmann zieht von dem Geſammtwerthe der mitgebrachten Gegenſtände die ihm gebührende Summe ab, und bezahlt dann das übrige in baarem Gelde. Nun wird in der Genoſſenſchaft ſelbſt zur Abrechnung geſchritten: der Erlös wird zu gleichen Theilen an alle vertheilt, wobei das Geld welches in die Caſſe gelegt worden einem jeden ganz zurückerſtattet wird, der Ataman erhält für ſein Fuhrwerk noch einen beſonderen Antheil. Dem Faulen und Unordentlichen wird mit allgemeiner Zuſtimmung der übrigen ein Abzug gemacht. Alle

Digitized by Google

Abrechnungen werden an einem Tag abgeschlossen, man hält einen kleinen Schmaus, und die Theilnehmer gehen auseinander, um sich sogleich wieder an einer andern Wandergesellschaft zu betheiligen.

Ein besonderes Element in dem russischen Handel bilden die Karaimi, die Juden, die Armenier und die Sloboschanen. Die Karaimi sind aus dem Gouvernement Taurien. Sie sind zwar Juden, aber keine Talmudisten, behaupten nach der ersten babylonischen Gefangenschaft aus Judäa ausgewandert zu seyn, und halten deßhalb ihre Voreltern nicht für Theilnehmer an der Kreuzigung Christi. Aus diesem Grund verlieh ihnen die russische Regierung nach der Einverleibung der Krim verschiedene Exemtionen und Privilegien, und dadurch einen gewissen Vorzug vor den talmudistischen Juden. Auch genießen sie im Handel bei den Kaufleuten selbst einen größeren Credit als die übrigen Juden. Die Frage über ihre Abstammung scheint jedoch bis heute noch keine endgültige Lösung gefunden zu haben. Sie haben viele nichtjüdische Gewohnheiten angenommen, die Weiber leben ganz abgeschlossen und dürfen sich nicht vor Männern zeigen, ihre Kleidung ist vollkommen orientalisch, ihre Umgangssprache die tatarische. Diese Karaimi eignen sich sehr für den Handel, und viele von ihnen besitzen in der Krim große Capitalien. Die Juden sind auf allen Messen die thätigsten Käufer, besonders russischer Manufacturwaaren, welche sie im ganzen westlichen Theile Rußlands und selbst in Weißrußland verbreiten. Fast der ganze Handel mit ausländischen Waaren welche über die Binnengränze gehen, wird durch die Juden, theils österreichische, theils russische Unterthanen, betrieben. Brody, Berditscheff und Dubno sind die Hauptdrehpunkte dieses Handels; durch sie stehen die ukrainischen Messen in einem gewissen Zusammenhang mit der Leipziger Messe, besonders was das Pelzwerk betrifft. Auf den Charkow'schen Messen dürfen die Juden keinen Handel treiben; nur die einer Kaufmannsgilde angehörenden dürfen Einkäufe machen. Doch wird dieses Verbot selbstverständlich nicht gerade streng gehandhabt, und die Juden erscheinen auch auf den Charkow'schen Messen als angebliche Agenten und Handlungsdiener der russischen Kaufleute in großer Anzahl; in den Buden der letzteren haben sie einen eigenen Verkaufstisch, und lassen sich durch das Verbot wenig irre machen. Auf jenen Messen auf welchen die Juden freies Kaufs- und Verkaufsrecht besitzen, geben sie dem Handel eine eigenthümliche fieberhafte Lebendigkeit; sie laufen und rennen mit einer emsigen Geschäftigkeit umher, begleiten jedes Wort mit allen möglichen Gesticulationen; überall ertönt ihr schrillender aus Gurgellauten bestehender Dialekt, bei jedem Schritt halten sie den Besucher auf und bieten ihm ihre Waaren an. Besonders finden sich auf der Eliasmesse viele Juden ein. Wie die Heuschrecken fallen sie über die Stadt her; sie verkaufen ihre Waaren aus Buden und Boutiken, aus Hütten oder unter einem aufgespannten Stück Tuch, oder unter Zelten, im Großen und im Detail; bald breiten sie ihre Waaren auf Tischen aus, bald tragen sie dieselben herum, bald gehen sie damit hausiren; beginnt der Schawasch, so verschwinden auf einmal alle Juden, und in der Stadt herrscht wieder die vollkommenste Ruhe, trotzdem daß der Markt der russischen Kaufleute fortdauert. Der Handel der Juden hat ein um so auffallenderes Gepräge als sich an jeden jüdischen Großhändler Hunderte von armseligen schmutzigen Juden herandrängen, welche die Waaren aus seiner Bude in größeren Quantitäten davon schleppen und sie im Detail verkaufen. Diese Lebendigkeit des Detailhandels vermehrt die Masse des baaren Geldes auf den Messen. Die Juden unterstützen sich immer gegenseitig; sie haben ihre eigenen Bankiers, ihre Lieferanten und ihre eigenen Fuhrleute. Die Armenier sind armenische Kaufleute aus Nachitschewan und Astrachan. Die Sloboschanen sind Bewohner der altgläubigen Roboden in den Kreisen Mglin, Nowosybkow und Starodub des Gouvernements Tschernigow. Die Art und Weise ihres Handels unterscheidet sich in gewisser Beziehung von jenen der Kosaken in Raschewka, die wir oben geschildert. Ein einziger Herr hat hier oft gegen 400 und noch mehr Jungen oder Korbträger, welche wieder unter einer verhältnißmäßigen Zahl von Agenten oder Commis stehen. Der Herr, welcher unter seinen Agenten oder auch unmittelbar unter die in seinem Dienste stehenden Jungen die Districte vertheilt die sie zum Zwecke des Handels zu bereisen haben, hat in jedem dieser Districte eine Stations- oder Centralbude, weßhalb er oft in sieben, acht und noch mehr Städten seine Gildenabgaben entrichtet. Aus diesen Centralbuden werden die Waaren nicht an einzelne Käufer, sondern nur an die Agenten oder Korbträger abgegeben. Bei der Abrechnung nimmt der Kaufmann die nicht verkauften Waaren ohne Abzug wieder zurück. Das Handelsjahr beginnt für die Sloboschaner mit der Krolewezer Messe — den Sommer bringen sie in der Regel zu Hause zu. Auf der Krolewezer Messe erscheinen die Herren selbst mit dem ganzen Heer ihrer Jungen und Agenten. Für jeden Agenten hält der Kaufmann eine eigene Rechentafel, und mit einigen wenigen Ziffern wird das ganze Soll und Haben angedeutet. Die Sloboschanen werden deßhalb vorzugsweise Korbträger (Korobotschniki) genannt, weil sie ihre Waaren in großen Körben umhertragen.

Die Art und Weise des Hin- und Hertransportes der Waaren ist eine zweifache; derselbe wird entweder durch Fuhrleute mit Pferden oder auch durch mit Ochsen bespannte Fahrzeuge bewerkstelligt. Die Waaren werden entweder durch die sogenannten Transport-Comptoirs oder durch Accordanten, oder gleich direct durch die Fuhrleute und Salzführer übernommen. Doch ist die Thätigkeit der Transport-Comptoirs im Verhältniß zu der Gesammtmasse der zu befördernden Waaren eine sehr geringe. Von ungefähr 60,000 Frachten, welche im Jahr 1854 nach dem Schluß der Dreikönigsmesse von Charkow aus nach verschiedenen Punkten abgesendet wurden, trafen auf die dortigen Transport-Comptoirs nur 5000 Frachten. Die durch Accordanten übernommenen Frachten stehen ungefähr in einem gleichen Verhältnisse. Die meisten Kaufleute unterhandeln mit den Fuhrleuten direct, und senden die Waaren größtentheils durch die nämlichen Leute ab welche sie zur Messe gebracht haben. Die Transport-Industrie hat sich dem Handel so angepaßt und ist so mit dem Wesen desselben verwebt, daß in dem Hin- und Hertransporte der

Digitized by Google

Waaren gar keine Stockung entsteht. Auch diese Fuhrleute bilden unter sich Artels oder Genossenschaften, wobei sie aus ihrer Mitte einen Staroſta oder Aeltesten zum Leiter des Ganzen wählen. Der großrussische Fuhrmann wird Iswoschtschik genannt und fährt größtentheils mit Pferden; der kleinrussische Fuhrmann heißt Furschtschik und seine mit Ochsen bespannte Telega Fura. Auf einen mit drei Pferden bespannten Wagen ladet man in der Regel 75 Pud, auf eine Fura 30—50 Pud, was allerdings auch sehr von der Länge des Weges und der Witterung abhängt. Der Iswoschtschik übernimmt die Ablieferung der Waaren auf Termin, d. h. er macht sich verbindlich dieselben zur festgesetzten Zeit an Ort und Stelle zu bringen; der Furschtschik dagegen bindet sich an keinen Termin, weil die Ochsen bei eintretendem Regenwetter nicht vorwärts kommen, und er dann gezwungen ist besseres Wetter abzuwarten. Der Iswoschtschik legt innerhalb 24 Stunden gegen 50 Werst zurück; die Ochsen dagegen machen in derselben Zeit nur 30 Werst, und wenn der Weg schlecht und schmutzig ist, oft nur 20, 10 und noch weniger. Der Furschtschik geht nicht über die Gränzen des südlichen Rußlands hinaus — der Iswoschtschik dagegen fährt bis an das Ende der Welt, wenn er nur mit Sicherheit hoffen kann eine Fracht für den Rückweg zu finden. Die mit Ochsen bespannten Fuhrwägen sind dagegen ungleich billiger als die der Iswoschtschiks; die Ochsen werden im Sommer mit grünem Futter genährt, und der kleinrussische Furschtschik ist bei weitem genügsamer als der großrussische Iswoschtschik. Letzterer verlangt eine nahrhafte und gute Kost, spart für seine Pferde kein Futter, hält des Tages wohl zweimal an den Posthöfen an, wo er sein Mittag- und Abendessen, Heu und Hafer für die Pferde, sowie seine Nachtherberge zu bezahlen hat. Der Kleinrusse dagegen übernachtet immer auf freiem Felde; auf dem Felde verzehrt er sein Mittagessen und Abendbrod; er zündet sich ein kleines Feuer an, kocht sich die Grütze die er von Hause mitgenommen, ißt gedörrte Fische dazu und bedarf weiter nichts. Die kleinrussischen Furschtschiks werden auch Tschumaki genannt, obgleich dieser Name eigentlich nur jenen Fuhrleuten gebührt welche nach dem Don und der Krim gehen um dort Salz und Fische zu holen. Dieser Erwerbszweig ist so alt, ist so mit dem ganzen kleinrussischen Wesen, den Traditionen und der Natur Kleinrußlands, sowie mit den dasselbe umgebenden Steppen verwachsen, daß das nahe bevorstehende Ende dieses Erwerbszweiges Kleinrußland und den Steppengegenden am schwarzen Meere viel von ihrem bisherigen poetischen Reiz entziehen wird. Wir nehmen keinen Anstand jeden Augenblick dieser Handelsmethode das Todesurtheil zu fällen, und der Anlage von Eisenbahnen mit aller Sehnsucht entgegenzusehen — allein doch können wir uns nicht ohne ein gewisses wehmüthiges Gefühl von den seit Jahrhunderten bestehenden Volksgewohnheiten trennen. Die Volkspoesie hat diesen Gewohnheiten einen großen Theil ihrer Lieder gewidmet, welche durch ihre melancholische und einförmige Melodie die Einförmigkeit und die Oede der Steppe ausdrücken. Und nicht nur die Poesie, sondern auch die Malerei fand gar oft einen Stoff in der von keinem Horizont begränzten Steppe, mit ihrem wolkenlosen Himmel, mit ihrer brennenden Sonne und ihrem aschfarbigen Haidegras, in den träge sich fortschleppenden Ochsen und dem sonnverbrannten Tschumak, der in seinem getheerten Hemde mit seiner kurzen Pfeife, trotz der sengenden Hitze ohne Hut auf dem Kopf langsam einherschreitet.

Wenn sich die Tschumaki auf die Reise begeben, so bilden sie unter sich ebenfalls Artels (Genossenschaften), wählen sich einen Ataman, verpflichten sich während der Reise alles gemeinschaftlich zu haben, und leisten während der ganzen Dauer der Reise so zu sagen auf jeden persönlichen Besitz und auf jeden persönlichen Gewinn Verzicht.

Die Wege welche diese Fuhrleute machen, sind nur ihnen allein bekannt, sie bahnten sich dieselben bereits zur Zeit als die Steppengegenden noch ganz wild und wüste waren. Es herrscht die Meinung daß die Wege dieser Fuhrleute alle Berge und Uebergänge umgehen, und es ist schwierig von einem Tschumak hierüber Aufklärungen zu erhalten, weil er sich nicht gern ausfragen läßt, am wenigsten von einem Großrussen, der den kleinrussischen Dialekt nicht spricht. Die russischen Kaufleute unterscheiden den krim'schen Tschumak, welcher nach der Krim, an den Don und nach dem Asow'schen Meere geht, von dem Odessaer Tschumak oder dem kleinrussischen Furschtschik, welcher sich nur von seinem Fuhrwerk nährt und keinen Salz- und Fischhandel treibt. Man kann sich von der Ausdehnung dieses Erwerbszweiges einen Begriff machen wenn man bedenkt daß für den Transport des Salzes allein welches durch das Gouv. Charkow geht, und zwar in einer Quantität von drei Mill. Pud, hunderttausend Wägen nöthig sind, wenn man auf den Wagen im Durchschnitt 30 Pud rechnet. Da nun das Salz in zwei Reisen geliefert wird, so bleiben, wenn wir obige Zahl zur Hälfte annehmen, immer noch 500,000 Fuhren, welche, nachdem sie zum Zweck des Salztransportes leer abgehen, mit Waaren beladen werden. Die Preise des Transportes unterliegen natürlich manchen Schwankungen und hängen von verschiedenen zufälligen Umständen ab. Nach einer approximativen Berechnung kommt der Waarentransport, wenn er den ganzen Messe-Cyclus umfaßt, auf 11 Rub. 55 Kop. Assign. das Pud, im Fall hiebei Pferde verwendet werden, und auf 9 R. 70 Kop. Assign., wenn der Transport durch Ochsen geschieht.

Es unterliegt keinem Zweifel daß mit der Anlegung einer Eisenbahn von Moskau nach dem schwarzen Meere sämmtliche an diesem Wege liegende Messen eingehen, und der ganze Handel Südrußlands eine bedeutende Veränderung erleiden wird. Namentlich wird Charkow zum Hauptstapel und Transitpunkte für das ganze südliche Rußland werden.

Colibris in Ecuador.

(Aus dem 3. Bd. von Schmarda's Reiſe um die Erde.)

Die Gegend um Quito iſt arm an Vögeln; braune Tauben kommen bis 11,000 Fuß Höhe herauf, um die reifen Bohnen des Lupinus zu verzehren. Hoch in der Luft, wie ein kleiner ſchwarzer Punkt, zieht manchmal ein Condor ſeine Kreiſe. Den Gegenſatz zu dem Rieſen der Vögelwelt bilden die Colibris, die ſelbſt in dieſen Höhen in mehrern Arten vorkommen. Kein Vogel übertrifft ſie an Glanz des Gefieders; ſie ſind Pfauen in verkleinertem Maßſtab, aber von noch ſchönern Farben und zierlichem Körperbau; ſie ſind wahre Vögel aus dem Feenlande mit einem Kleid aus Juwelen und phantaſtiſchen Schnäbeln; viele Männchen haben Federhauben auf dem Kopf und beſitzen lange Schwanzfedern. Ihre Bewegung iſt raſch und graciös; der Flug der Biene iſt, verglichen mit dem ihrigen, ſchwerfällig, der des Schmetterlings langſam; er iſt ſchnell und ſchwirrend wie ein abgeſchoſſener Pfeil, geht jedoch nicht wie dieſer in gerader Linie, ſondern häufig im Zickzack. Die Engländer haben der ganzen Familie den ſehr paſſenden Namen der ſummenden Vögel (humming birds) gegeben. Sie ſind wenig ſcheu, und wenn man ſich ruhig hält, kommen ſie in die nächſte Nähe. Sehen wir ihnen zu wie ſie jetzt eine Fliege im Flug erhaſchen, jetzt ſich auf einer Blume wiegen und einen Thautropfen trinken; da kommt einer mit einem langen Schnabel, faſt von der Körperlänge, ganz im Verhältniß zu den langen trichterförmigen Corollen aus denen er ſich ſeine Nahrung holt. Schnabel, Kopf und der halbe Körper verſchwinden, und erſcheinen nach einem Augenblick mit Pollen bedeckt. Während der Zeit ſchwebt er halb und hängt halb. Er wiederholt dieſen Beſuch bei vielen Blumen, denn er iſt ein kleiner Gourmand. Jetzt macht er eine Pauſe, ſetzt ſich auf ein Blatt, ſchüttelt und putzt ſich den Blüthenſtaub von dem gelbgepuderten Kopf und den Schultern. Seine Nahrung ſind Inſecten; ſeine Zunge iſt röhrenförmig und mit einem klebrigen Speichel bedeckt, eine organiſche Leimruthe, deren er ſich als Taſt- und Greiforgan bedient. Hier kommt ein andrer wie ein Stückchen fliegender Regenbogen mit einem kleinen ſichelförmigen Schnabel; einige lange trichterförmige Blüthen erwecken vor allen andern ſein Begehren; er betrachtet ſie nicht als das ausſchließliche Gefälle ſeiner langſchnäbeligen Vettern, er bohrt ſie nahe am Grund an und holt die Inſecten heraus. Er kommt immer wieder nach wenigen Augenblicken zurück. Er iſt ein zärtlicher Gatte oder Vater; folgen wir ihm um einen Blick in ſeinen Haushalt zu werfen. In einem dichten Buſch hat er ſein Neſtchen aus zarten Gräſern, das Innere nicht viel größer als eine Nuß; hier ſitzt das Weibchen über zwei Eiern, die nicht größer ſind als Erbſen. Er bringt die Inſecten ſeinem Weibchen; wehe dem Frevler, der ſein Neſt berühren will, der kleine Mann wird dann ein Held, der auf ſeinen Feind losſtürzt. Auch beim Eintritt der Brunſtzeit iſt er kampfbereit, und die Rivalen hacken dann mit ihren Schnäbeln ganz tüchtig aufeinander. Die Colibris gehen ſehr hoch, und viele ſind gegen die Kälte unempfindlich; die Familie hat nicht bloß eine weite horizontale, ſondern auch eine hohe verticale Verbreitung, und ſowie ſie an den beiden Extremitäten Amerika's, bis an die Behrings- und Magellanſtraße reichen, ſo gehen ſie am Aequator bis nahe an die Schneelinie, und fliegen hier, wie in Unalaſchka, im Schneegeſtöber. Die Species dagegen haben einen ſehr kleinen Verbreitungsbezirk, und manche ſind nur auf einzelne Andenthäler beſchränkt. In dieſen Höhen, wo ewiger Frühling herrſcht, iſt auch immer eine Maſſe von Blüthen, welche hinreichend viele Inſecten anlocken, und ſo wie dieſe an gewiſſe Pflanzen gebunden ſind, ſo finden ſich einzelne Colibris ſtets in der Nähe gewiſſer Bäume und Sträucher, die ſie mit Vorliebe aufſuchen. Ihr Fang iſt nicht leicht; ſie mit Waſſer zu ſchießen, das ſo häufig empfohlen wird, taugt nichts, da dabei höchſtens die Flinte naß wird. Der Fang mit dem Inſectennetz, welchen Audubon empfiehlt, erfordert flinke Beine und eine ſichere Hand. Ich kann mich nicht rühmen auch nur einen gefangen zu haben; alle Exemplare die ich erhielt, wurden von einem indiſchen Meſtizen mit der Bodeloque geſchoſſen, welches ein höchſt einfaches Blasrohr iſt, nämlich der hohle Halm großer Gräſer, aus dem kleine Lehmkugeln geſchoſſen werden. Er traf in einer Entfernung von 20—30 Schritt; der Vogel ſtürzte in der Regel todt herab, der Körper war weder zerriſſen, noch das Gefieder mit Blut befleckt.

Bilder aus der Südſee nach dem Tagebuche eines Marineofficiers.

In einem zweibändigen Werk erhalten wir anziehende Schilderungen einer Kreuzfahrt in der Südſee,[1] welche, obgleich es in dem Buche an Zeitangaben fehlt, in die Jahre 1858 und 1859 fallen muß, weil darin bereits von den Goldfunden im Fraſerfluſſe geſprochen wird. Rio de Janeiro iſt der Platz wo wir zuerſt Anker werfen und einen Urlaub zu einem Ausflug nehmen. Für das Auge eines Neulings iſt auch das Straßenleben der ſüdlichen Kaiſerſtadt voller Ueberraſchungen und namentlich die Miſchung von Trachten und Hautfarben höchſt unterhaltend. Prieſter, freie Dienſtboten, Sklaven, Waſſerträger, wandernde Kaffeeverkäufer, Hauſirer, Kaufleute, Matroſen, Soldaten bewegen ſich durcheinander. Ein Europäer, wenn er die Damen in höchſtem Putze mit entblößtem Nacken und Schultern in den Straßen ſieht, wird ſich einbilden ſie kämen gerade aus einem Ballſaale um die Abendkühle zu genießen. Ihre Begleiter ſind braſilianiſche Stutzer, geſalbten Haares mit zierlich gedrehten Bärten, und behangen mit Ketten und Juwelen wie ſie bei uns höchſtens noch die

[1] A Cruise in the Pacific from the Log of a Naval Officer by Capt. Fenton Aylmer. 2 Vols. London 1860. Hurst and Blackett.

Kinder Israel tragen. Unser Verfasser räth allen Reisenden, die nach ihm kommen, in Rio am ersten Tage den botanischen Garten zu besuchen, da sie ihn sonst nicht sehen möchten, aus dem einfachen Grunde nämlich, weil ihnen sonst jemand verrathen würde daß er überhaupt das Sehen nicht werth sey. Sitzt der Fremde in einer balsamischen Nacht bei offenem Fenster, so kann es sich wohl zutragen daß plötzlich ein Nachbar ausruft: „Tiger!“ und mit einem Satze nach dem Fenster springt, um es zu schließen. Seeleute sind immer auf der Hut nicht angeführt zu werden; beim Ausrufe „Tiger“ denkt daher jeder, man wolle ihn foppen. Bald aber springt auch er zum Fenster und hält sich gleichzeitig die Nase zu. Tiger heißen nämlich in Rio die Sklaven, denen der wichtige Beruf anvertraut ist, aus der Stadt zu tragen was sich in den Cloaken ansammelt. In den Straßen wird auch während der drei ersten Fastentage ein Carneval gefeiert. Er besteht aber nur darin daß man sich mit Blumen oder mit Zuckersachen bewirft, und daß jedem Herrn verstattet wird jeder beliebigen Dame den Hof zu machen so drastisch er es vermag. Die Soldaten in Rio sind rasselnde und geputzte Geschöpfe, die namentlich dem schwächeren Geschlechte sehr gefährlich werden sollen. Eine eigene malerische Begleitung haben aber die brasilianischen Truppen, die anderwärts fehlt. Die Officiersfrauen reiten nämlich in einer Art Marketendertracht mit dem Regiment, und da sie ihre Gäule vortrefflich zu bemeistern verstehen, so gewinnen jedenfalls Paraden und Märsche für die Zuschauer an Unterhaltung. Von einem seiner Landausflüge brachte unser Marineofficier eine eigenthümliche Jagdbeute heim. Er war nämlich auf eine Flur gekommen, die von Maulwürfen wie aufgepflügt schien und er beschloß den nächsten Haufen zu überwachen, da er durch Merkmale verrieth daß er bewohnt sey. Es dauerte auch nicht lange, so kam eine Nase wie ein kleiner Schweinsrüssel und hinter dem Rüssel ein wunderbares Thier heraus, gänzlich eingeschlossen in einen Panzer. Es schaute sich zuerst um und machte sich dann halb quickend halb grunzend eine Bewegung im Freien. Als es sich weit genug von seiner Behausung entfernt hatte, sprang der Verfasser darauf los, stolperte aber dabei, und als er sich umsah, war das kleine Geschöpf verschwunden, statt seiner aber lag eine seltsame cocosnußähnliche Kugel am Boden. Diese nahm er mit, denn es war das Armadillo oder Gürtelthier selbst, welches sich nur bei dem Ueberfall erschreckt zusammengerollt hatte. Es sind die harmlosesten Geschöpfe von der Welt, und ihr einziger Fehler besteht darin daß sie dem Menschen einen der größten Leckerbissen liefern.

Bei Montevideo stieg der Marineofficier abermals ans Land, um auf der Hacienda eines Bekannten sich mit einem ausgesuchten Frühstück bewirthen zu lassen. Es war dieß ein Lendenstück, welches aus dem Thier herausgeschnitten wird in dem Moment wo man es tödtet, oder vielmehr wo es noch nicht todt ist. Dieß geschieht nur zu Ehren von Gästen wenn man besondern Aufwand machen will, weil dabei der Hauptwerth des Thieres, nämlich die Haut, zu Grunde geht. In dieser Haut nämlich wird das Stück geröstet und behält daher allen seinen Saft. Ueber die Gauchos macht der Reisende die etwas paradoxe Aeußerung, sie seyen von Natur aus nicht tapfer, sondern sie würden es erst durch Gewohnheit, weil sie beständig zwischen Messern und Schlächtereien aufwüchsen, so daß sie gegen Blutvergießen völlig abgestumpft würden. Wird jemand in einem Wirthshaus erstochen, so trinkt der Gast in der andern Ecke ruhig weiter, und wenn er über die Leiche hinwegschreitet, nimmt er nicht einmal die Cigarre aus dem Mund.

Die weitere Reise gieng über die Falklands-Inseln, deren Anblick uns nicht sehr verlockend geschildert wird. Die Hauptstadt Stanley ist ein so trübseliger Aufenthalt daß „dort kaum ein Einwohner zu finden ist, der nicht gern seine Ohren hergeben würde wenn er nur hinweg könnte.“ Von den Falklandsinseln fährt unser Marineofficier nicht um das Horn, sondern „weil das Wetter gut war“ dampft er durch die Magalhaesstraße. Wir gestehen offen daß wir Capitän Fenton Aylmer hin und wieder in dem Verdacht haben daß er Garn spinnt. Garnspinnen heißt bekanntlich in der englischen Seemannssprache soviel wie Meerwunder erzählen, und die armen Midshipmen sind gewöhnlich die stillen geduldigen Opfer der Garnspinner. Daß unser Capitän mit einem Kriegsdampfer ohne besondere Vorschrift durch die Magalhaesstraße fährt, ist höchst verdächtig, denn jede Fahrt durch die patagonischen Sunde bleibt ein Wagniß. Auch daß man den Dampfer an den Bäumen der Ufer festgebunden „welche an einigen Stellen sich so näherten daß die Wipfel über unsere Köpfe sich zusammen zu neigen schienen, und, wie ein Ire am Bord bemerkte, nur ein Stückchen Himmel zum Kosten übrig ließen“ rechnen wir zu den maritimen Gespinnsten, besonders da die andern Berichte aus der Magalhaesstraße von einem solchen Baumwuchs nicht sprechen.

Wer sich etwas auf meteorologische Geographie versteht, wird dagegen dem Verfasser gern glauben daß Chiloe in der Woche sechs Tage Regen und einen Tag trübes Wetter hat, in Folge dessen die Insel auch mit einem üppig wuchernden aber unfruchtbarem Pflanzenwuchs überdeckt ist. Das Schiff warf vor S. Carlos Anker, aber vergeblich suchte man sich am Lande nach einem Hôtel um, man fand nur einen großen alten wackligen Schuppen, dessen einziger Comfort in einem lustig prasselnden Scheiterhaufen bestand. Chiloe ist die größte Insel des Küstenarchipels von Südamerika und ziemlich bergig. Man sollte nun meinen daß bei dem feuchten Klima und dem üppigen Pflanzenwuchse sich Viehzucht mit großem Nutzen betreiben ließe, das Hornvieh sieht indessen bejammernswerth und halb verhungert aus, denn es wird gänzlich vernachlässigt und ohne alles Obdach selbst bei dem schlechtesten Wetter gelassen. Die Eingebornen, ein Mittelschlag zwischen den Feuerländern und den Pampaindianern sind im raschen Aussterben begriffen, Dank der Bekanntschaft mit europäischer Civilisation oder vielmehr mit ihrem Branntwein. Armuth, Schmutz und Laster wohnen in ihren Hütten, die Frauen sind völlig verderbt und der Gegenstand von Matrosengalanterien.

Angenehmer ist der Aufenthalt schon in Valparaiso, nur weiß man nicht warum gerade dieser Platz Paradiesesthal heißen muß, denn es gibt dort entweder Regen oder

Digitized by Google

Wind, und der eine verwandelt die Straßen in Mühlbäche, der andere füllt sie mit Staubwirbeln. Der Hafen ist im höchsten Grade unsicher, und von Norden her gänzlich ungeschützt, so daß man sich erstaunt fragt: wie Valparaiso eine große Stadt werden und sich als solche erhalten konnte. Zwei Quebradas oder Abgründe trennen die Stadt selbst in drei Theile, die bei den Matrosen sehr gut als Vor-, Haupt- und Hintermast bezeichnet werden. Wenn unser Verfasser nicht Garn spinnt, so muß es mit der Sicherheit auf den Straßen der Stadt gefährlich aussehen, und darf sich niemand einen Schritt vom Hause wagen ohne eine Drehpistole bei sich zu führen. Bei einem Spaziergang durch die Stadt sahen unser Verfasser und seine Begleiter den Saum eines Unterrockes unter einem Felsblock hervorragen. Sie schafften das Hinderniß beiseite und fanden zu ihrem Schrecken ein junges Mädchen im Ballcostüm, die ermordet, ausgeplündert und dann unter den Steinen verscharrt worden war. Die Hitze war unerträglich, der Wind aber unerträglicher, denn er füllte Augen, Ohren, Nase, Mund, Aermel und Hals mit Sand. Die Oper in der Stadt ist der einzige Platz, wo ein Fremder ohne Empfehlung die Damen des Beau Monde im Salonputz in ihren hübsch ausgeschmückten Logen bewundern kann. Sonst sieht man sie wohl auch auf Ausflügen zu Pferde, und da sie vortrefflich reiten, stets weiß gekleidet sind, dazu spanische Hüte mit Schwungfedern von allen Farben tragen, und darunter Augen voll südlichem Feuer strahlen, so verliert mancher harmlose Seemann sein Herz auf den Straßen dieses Paradieses. Die Gesellschaftssäle in der Stadt sind in der Regel groß, lustig, meistens hübsch, mitunter sogar prächtig möblirt, denn die reichen Kaufleute suchen sich im Luxus zu überbieten. Seidendamaste von allen Farben mit Gold- und Silberstickereien werden zu Vorhängen verwendet, Tische, mit eingelegter Arbeit sind bedeckt mit Luxusbüchern voll Bildern, und Stühle sind vorhanden so prächtig daß man sich nur ungern setzt. Am Abend werden die Besuche abgestattet und zwar in ausgesuchter Toilette. Kaffee, Backwerk und Eis werden als Erfrischungen gereicht, man musicirt, oder plaudert oder tanzt bis gegen 11 Uhr, wo die Herren dann ihre Damen nach Hause begleiten; für leicht entzündliche Herzen ein verhängnißvolles Geschäft, denn die südlichen Mondnächte sind still und wunderbar schön, und die Wohlgerüche, die aus den Gärten strömen, so berauschend wie die schwarzen Augen chilenischer Doñas.

Von Valparaiso gieng der Dampfer nach Juan Fernandez und warf in der Cumberlandbay die Anker. Erst kürzlich ist in diesen Blättern bemerkt worden, welchen geringen Antheil die Insel an der Geschichte Robinson Crusoe's hat. Man hätte aber noch hinzufügen sollen daß dieser historische Roman überhaupt eine Menge Unrichtigkeiten enthält. Llamas und Kartoffeln versetzen uns nach den südamerikanischen Hochebenen; sie passen daher schlecht zu Cocospalmen und zu wilden nackten anthropophagen Menschenstämmen. Wissenschaftlich kritisirt bietet die Robinsonsinsel einen unverdaulichen Mischmasch aus den Naturen der peruanischen Cordilleren und des Orinocodelta's. Juan Fernandez dagegen ist ein Juwel im stillen Meer mit prächtigen steilen Gebirgen, die sich bis zu 2000 Fuß erheben. Der letzte Gipfel soll so unzugänglich seyn daß, als die Insel eine chilenische Strafcolonie war, jedem Gefangenen die Freiheit verheißen wurde der die höchste Spitze erklettern würde. Schon im J. 1749 war auf der Insel eine spanische Sträflingsniederlassung gegründet worden, mußte aber wegen der beständigen Meutereien aufgegeben werden. Die chilenische Regierung machte mit ihrer Colonie die nämliche Erfahrung, und so wird seit 1835 die Insel nur von ein paar Familien bewohnt, welche anlegende Walfischjäger mit Gemüse und Geflügel versorgen. Auf Juan Fernandez wächst eine Menge wildes oder verwildertes Obst, Kirschen in unglaublichen Mengen, und kleine, aber köstliche Pfirsiche. Die Bewohner der Insel dürfen überhaupt nur über einen einzigen Uebelstand klagen, daß nämlich alle Erdbeben des Festlandes auf Juan Fernandez heftig gespürt werden. Als ein solches die Stadt Concepcion zerstörte, überschwemmte eine entsetzliche Woge den Strand der Insel daß der Gouverneur mit 40 Personen das Leben verlor.

An der Insel Pitcairn, merkwürdig durch das Schicksal ihrer ehemaligen Bevölkerung, vorüber, gieng die Fahrt nach dem classischen Punkte der Südsee, nach Tahiti, oder, wie der Verfasser vermuthlich Cook zu Ehren schreibt, nach Otaheite. Die Eingebornen, welche bekanntlich von der europäischen Civilisationsschwindsucht befallen und dem Aussterben nahe sind, schildert unser Verfasser als einen gutgewachsenen hellolivenfarbigen Menschenschlag mit schönen Augen, schönen Zähnen und schönem Haar. Das letztere wird beständig gepflegt, geölt und mehrmals im Tag geflochten. Die Eingebornen sind leidenschaftliche Liebhaber des Badens, und um die heiße Mittagsstunde sind die kühlen Weiher unter schattigen Bäumen der gewöhnliche Versammlungsort der weiblichen Jugend, die durch ihr Lachen weithin ihre Gegenwart verräth und natürlich jeden Neuling anzieht, besonders da die Landessitte ein gemeinschaftliches Baden beider Geschlechter zuläßig findet. Die Missionäre hatten zwar im Anfang diese uralte Gewohnheit auszurotten versucht, sie fanden aber daß durch das Verbot das Unschuldige zur Sünde wurde, und ließen seitdem den Eingebornen ihren Willen, zum großen Behagen für Seeleute und Marine-Officiere, die sich die Wiederholung der Paradiesesscenen vor dem Sündenfalle behagen lassen. Kommt ein Schiff in den Hafen, so wiederholen sich die Scenen wie bei der ersten Entdeckung, eine Piroguenflotte umgibt das Fahrzeug um einen Markt auf der See zu halten. Das ehemalige Tättowiren hat aufgehört, bei den untern Ständen hat sich jedoch aus der Heidenzeit noch die Sitte erhalten daß die Frauen nicht in Gegenwart der Männer essen dürfen. Der Geschmack des einheimischen Schweinefleisches, von dem so viel bei Cook und Forster gesprochen wird, gleicht nach unserm Autor, vielleicht wegen der streng vegetabilischen Mast, völlig dem Kalbfleisch. Die Art, wie man die Schweine „schlachtet," würde bei unsern Thierschutzvereinen großes Aergerniß erregen. Mit einer Schnur wird nämlich dem Thier Rüssel und Rachen umwickelt bis es erstickt, worauf man das Haar abschabt und zwischen heißen Steinen den Braten gar werden läßt. Auf einsame Spaziergänge muß der Europäer

Digitized by Google

verzichten, denn er wird beständig von einem ehrerbietigen Gefolge begleitet, welches ihm, namentlich wenn er eine Flinte zur Jagd schultert, allerlei Dienstleistungen erweisen möchte. Ein Ausflug wird gewöhnlich nach den Wasserfällen unternommen. Ehe man sie erreicht, kommt man an einen französischen Wachtposten unter Befehl eines Sergeanten. Er steht an dem großen Passe den die Eingebornen so hartnäckig gegen die Franzosen hielten und noch heutigen Tages halten würden, wenn nicht aus ihren Reihen ein Yankee entlaufen wäre und den Verräther gespielt hätte.

Daß die Eingebornen vor ihren französischen „Schutzherrn" große Abneigung zeigen, erscheint uns sehr natürlich und ebenso natürlich, daß sie vor lauter Abneigung gegen die Franzosen mit den Briten liebäugeln. Königin Pomare bemühte sich daher den Herren des englischen Kriegsdampfers alle Artigkeiten zu erweisen. Sie ist noch immer eine stattliche, vielleicht etwas allzu corpulente Frau, in ihrer Haltung aber fürstlich und majestätisch. Man trägt bei Hof schwarzen Atlaß mit bunter Seide gestickt, woraus Gewänder gefertigt werden, die um den Hals und die Armgelenke fest schließen und in schweren Falten bis auf die Knöchel sinken. Das Haar wird zurückgekämmt und in einer Rolle am Hinterhaupt gesammelt. Die Königin Pomare interessirte sich persönlich für alle Einzelnheiten der Hochzeit der Princeß royal, jetzigen Prinzessin von Preußen, und ließ sich den Brief eines Marine-Officiers vorlesen, der eine genaue Beschreibung jener Feierlichkeit erhielt. Der König oder der Prinz Gemahl ist eine reine Null und steht der Königin überall nach. Er trägt eine Phantasie-Uniform von kobaltblauen Sammet mit Silberborden und zeigt sich nie anders als mit einem Dreimaster auf dem Haupt.

Auch der kleinen Insel Rimatara oder Ramatara (152° W. Grw. 22° 45′ südl. Br.) südsüdwestlich von Tahiti und zur Tabuaigruppe gehörig, wurde ein Besuch abgestattet. Auf dieser Insel ist es den Missionären gelungen die Bevölkerung völlig zu europäisiren. Die Eingebornen erscheinen anständig gekleidet und sprachen ein ganz erträgliches Englisch. Ihre schmucken Hütten waren ausgestattet mit europäischem Hausgeräth, und bei Tisch aß man mit Gabeln und Messern, auf Tellern aus Steingut und auf einem leinenen Tischtuch. Der „König" gab den Officieren einige „Diners" in gleichem Styl wo alles englisch hergieng, mit dem einzigen Unterschied daß statt des Weines nur frische Cocosmilch gereicht wurde.

Das nächste Ziel war die Fidschigruppe über die uns der flüchtige Seemann nicht viel neues bringen kann. Ergötzlich ist jedoch seine Beschreibung des Bale Mari. Die Fidschileute wie alle Wilden schwelgen in Etikettenvorschriften, und unter diesen wird auch verlangt daß wenn ein Ortshäuptling fällt, die anwesenden Plebejer, um ihm die Verlegenheit zu ersparen, sich gleichzeitig auf den Boden werfen oder das Bale Mari verrichten müssen. Eines Tages als sich eine Bootgesellschaft am Ufer befand, nahm einer ihrer vornehmen Bekannten an ihrem Mittagsessen theil, welches durch Champagner verherrlicht wurde. Natürlich fand Se. fidschianische Lordschaft dieses Getränk „nicht bitter" oder vielmehr nur allzusüß. Er war stets mit einem Gefolge von etlichen Personen erschienen, und mußte der Ehrfurcht nach womit er behandelt wurde, in seiner Heimath ein großes Thier seyn. Nach ausgetrunkenem Champagner entfernte sich Se. Gnaden, war aber kaum hundert Schritte gegangen, so fiel er platt auf den Boden und ihm nach seine Begleiter. Er raffte sich wieder auf: ein gleiches geschah von der Dienerschaft, bis an der nächsten Klippe wieder Herr und Knechte den Boden küßten. So paßt denn selbst für die Fidschilande die Horazische Weisheit:

Quidquid delirant reges plectuntur Achivi (wenn sich die Könige betrinken fallen die Achäer auf die Nase.)

Von der Fidschigruppe kehrte unser Seemann wieder gegen Osten zurück, und der Anker fiel abermals auf einem classischen Raum, nämlich in der Bucht von Nukahiwa. Dießmal umschwammen nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, braune Nymphen das Schiff, sondern das Ufer blieb verlassen. Ein Boot gieng ans Land um Wasser zu holen, und mit diesem Boot etliche Officiere um einen Ausflug landeinwärts zu machen. Als sie ermüdet sich an einem kühlen schattigen Strom niedersetzten und berathschlagten ob sie ein Bad nehmen sollten, erschien in dem Wasser selbst ein Eingeborner, sechs Schuh hoch, an Wuchs ein Modell für einen Bildhauer, unbekleidet bis auf den Federschmuck des Hauptes und einen Gürtel. Der Ankömmling machte einige mißlungene Versuche englisch zu sprechen, verständigte aber durch Zeichen und Gebärden die Spaziergänger daß sie ihre Jagdgewehre schultern und mit ihm auf die Schweinsjagd gehen sollten. Die Einladung wurde gern angenommen, und der Nukahiwier hatte bald eine Sau mit ihren Ferkeln aufgejagt und gegen die Jäger hingetrieben. Die Flinten knallten, die Ferkel fielen, und der braune Adonis entfernte sich mit einem der Beutestücke auf der Schulter voller Preis über die englische Jagdgeschicklichkeit. Die Officiere wollten nun mit dem andern erlegten Wild sich ebenfalls heimbegeben, als ein Menschenchor im Busche hörbar, und sie selbst von 60 handfesten Eingebornen in derselben einfachen Tracht wie das zuerst erblickte Exemplar umringt und zu einem Besuch des nächsten Dorfes aufgefordert wurden. Die Einladung war in der That unwiderstehlich, und im Triumph führte man die Gäste nach einem großen Hause, was ein Tempel oder ein Rathhaus, oder ein Clubsaal oder alles gemeinsam zu seyn schien. Unterwegs hatte man auch Gelegenheit das schöne Geschlecht zu bewundern, denn Frauen und Mädchen schloßen sich schnatternd und lachend dem Zuge an, um die fremden Wundermenschen und ihre Kleider zu betasten und zu kritisiren. Sie ihrerseits schienen nämlich in Bezug auf Toilette einem Mäßigkeitsverein anzugehören, denn sie begnügten sich mit einem Gürtel oder einem Hüftenschürzchen. Ihr Wuchs war übrigens untadelhaft, und namentlich die Füße und die Knöchel sehr anmuthig geformt. In das Clubhaus wurden die Damen nicht zugelassen, und man konnte daher vor ihrer Neugierde etwas ausruhen. Man richtete jetzt für die Gäste ein Mahl her, und trank mit ihnen einen Kawapunsch, der bekanntlich aus der gekauten Wurzel des Piper methysticum bereitet wird. Obgleich der Verfasser sehr durstig war, so konnte er doch nicht

Digitized by Google

trinken, und zwar weniger aus Ekel über die Art der Zubereitung, als weil der Geſchmack der Kawa widerlich iſt. Zum Schluß verſammelte ſich die Gemeinde im Freien, wo auf einem Gerüſt etliche Paukenſchläger ſaßen die zum Tanz trommelten. Die Männer trugen ihr Beſtes auf dem Leib, nämlich Halsbänder von Wal- oder Haifiſchzähnen, ſo wie Schärpen von buntem Tappa oder Rindenzeug. Die Vornehmſten hatten ſich mit einem Federbuſch von weißen Menſchenhaaren geſchmückt. Dieſes weiße Haar war ehemals der Bart eines Greiſen geweſen, wie denn auf den Marqueſasinſeln nichts einträglicher iſt als ſich den Bart wachſen zu laſſen um ihn abzuſchneiden und zu verkaufen. Die Dirnen hatten ſich völlig in Bacchantinnen verwandelt; Guirlanden von Blumen und Blättern dienten ihnen als Umhüllung; das Haar, in wilde glänzende Locken aufgelöst, bedeckte zur Hälfte ihre Geſtalt als ſie ſich unter die Tänzer miſchten; ihre Gewänder oder Shawls aus durchſichtiger Tappa wußten ſie ſo kokett um ſich zu werfen daß ihre Reize nur gewannen, dazu ſtrahlten ihre dunkeln glänzenden Augen, und ihre Wangen vor Vergnügen, daß unſer empfänglicher Verfaſſer voller Entzücken die Nukahiwier für die anſtändigſten Wilden (the most gentlemanly savages) erklärt die ihm vorgekommen wären.

Um die Landkarte der Südſee vollſtändig zu machen, bringt uns Capitän Aylmer in den Hafen von Honolulu vor Hawai in der Sandwichgruppe. Schon die Ausſicht vom Verdeck auf die Bucht iſt hinreißend. „Im Vordergrund liegt die Stadt hinter der ſich prachtvoll grüne Flächen nach dem Fuß von Rieſengipfeln hinaufziehen. Mit dem Fernrohr erkennt man allenthalben weiße Häuschen und Hüttchen, und liebliche ſtille Plätzchen die ganz beſonders verlockend für einen Seefahrer ſind; muntere Gewäſſer blitzten im Sonnenſchein, während ſich auf tiefen ſtillen Weihern die überhängenden Kronen und Wipfel ſtattlicher Palmen, Cocos- und Brodfruchtbäume ſpiegeln, und die Uferabhänge im Farbenſchmelz bunter Blumen ſchimmern.“ Der Verfaſſer ſtudierte an Ort und Stelle die Geſchichte von Capitän Cooks Ermordung. Jetzt wo man beſſer mit den Sitten und der Sinnesart der Polyneſier vertraut worden iſt, bekommt das Ereigniß eine ganz andere ſittliche Phyſiognomie wie früher, und wir müſſen für die Kanaken oder Eingebornen unwillkürlich Partei nehmen. Cook wurde bei ſeinem erſten Erſcheinen für einen Gott gehalten und Lono geheißen. Da man Donner und Blitz in den Händen der Fremdlinge ſah, ſo glaubte man die höchſte Gottheit, der Gott des Feuers, d. h. der mächtigen Vulcane, die dort beiſammen liegen, Peli ſelbſt habe ſich herabgelaſſen, ſie zu beſuchen. Prieſter und Leibeigene wurden zu ſeinem Dienſt auserwählt, wo er ſich zeigte, fiel das Volk mit dem Angeſicht zu Boden, was er begehrte, wurde ihm willig geſchenkt, denn die Inſeln mit allem Zubehör ſtanden zu ſeiner Verfügung. Man kann ſich denken, welchen reichlichen Mißbrauch die Matroſen von dieſem Volkswahne machten. Die Kanaken aber ertrugen alles geduldig, oder wie man damals meinte, mit tückiſcher Freundlichkeit bis zum letzten Tage. Als aber die Mannſchaft eines Bootes einen Hain der tapu oder unberührbar heilig war, niederſchlug um Holz zu holen, als ſie ſich nicht warnen ließ und das höchſte religiöſe Geſetz des Landes brutal verletzte, da kannte der Abſcheu und die Wuth der Kanaken keine Gränzen mehr, ſie griffen die Mannſchaft an, jagten ſie nach dem Strand und erſchlugen auch Cook. Für dieſe That wurden ſie dann zum Gegenſtand der engliſchen Bänkelſänger, alle Londoner Buchhandlungen ſtellten gröblich entſtellte Bilder der Mordſcene zur Schau an die Fenſter, und ein halbes Jahrhundert lang hielt man die Kanaken für den Abſchaum aller Menſchenfreſſer. Es iſt nun freilich bedauerlich daß gerade Cook perſönlich für den Frevel ſeiner Leute büßen mußte, allein an Bord der Cook'ſchen Schiffe herrſchte doch gegenüber den harmloſen Polyneſiern im allgemeinen ein gröblicher Mißbrauch der überlegenen europäiſchen Waffen, und dafür war der Anführer allerdings verantwortlich. Die 12 Inſeln der Sandwichgruppe waren ſeit langer Zeit unabhängig von einander. Auf jeder ſchaltete ein deſpotiſcher König mit einem Hof von Edelleuten und Kriegern, die wiederum ihre Sklaven in Knechtſchaft hielten. Um ſich von der Verderbtheit und Zügelloſigkeit der Sitten einen Begriff zu machen, diene nur die eine Notiz daß Geburts- und Erbrechte bloß von mütterlicher Seite hergeleitet wurden, denn niemand kannte ſeinen eigenen Vater. Die Häuptlinge verlangten knechtiſche Verehrung und ſtraften mit dem Tode, wenn es ihnen jemand an Ehrerbietung fehlen ließ. Endlich verheerten grauſame Kriege fortwährend den Archipel.

Honolulu iſt jetzt die Hauptſtadt der ganzen Gruppe und zählt 11,000 Einwohner, darunter 400 Fremde. Sie iſt regelmäßig im europäiſchen Style erbaut und die Häuſer mit hübſchen Gärten und wohnlichen Räumen verſehen, nur die Vorſtädte beſtehen aus den Grashütten der Eingebornen. Zu den ornamentalen Bauwerken gehören etliche Kirchen, eine katholiſche Capelle, der königliche Palaſt, das Zollhaus, die Citadelle und etliche Landhäuſer von Kaufleuten. Die einheimiſchen Soldaten ſind eine beſtändige Staffage in den Straßen, wie umgekehrt in dem Hafen etliche Fahrzeuge der kanakiſchen Kriegsflotte zum Staat machen vor Anker liegen. Eine Eigenthümlichkeit Honolulus iſt es daß wenige Minuten nach Sonnenuntergang die Stadt in eine Grabesſtille verſinkt, da nach Dunkelwerden jedes Geräuſch verboten iſt und die Polizei etwaige Uebertreter nicht nur feſtnimmt, ſondern obendrein noch ſtreng beſtraft.

Ein Waſſerfall in der Nähe von Honolulu iſt für die Fremden die beliebteſte Landpartie. Das Ziel dieſer Ausflüge iſt nämlich eine prachtvolle Waldlandſchaft mit einem kleinen Waſſerſturze, deren höchſte Zierde, wie überall wo ſie vorkommen, die Baumfarn bilden. Am und im Strome ſelbſt ſieht man die unvermeidliche Staffage der Südſee-Inſeln, nämlich badende Nymphen. „Im Waſſer, bemerkt unſer Verfaſſer, ſahen die Sandwichmädchen recht hübſch aus, außerhalb aber erreichten ſie nicht ihre Schweſtern auf Tahiti. Da und dort gewahrt man wohl eine Hebe, im ganzen aber iſt der Eindruck nicht vortheilhaft und am wenigſten für den welcher etwas von ihrem häuslichen Leben kennt.“ Vom Waſſerfall kam man nach Honolulu noch zur ſchicklichen Stunde für Beſuche heim, nämlich in ſpäter Nachmittagsſtunde, und nach

Digitized by Google

den Besuchen hatten sich die Herren vom Kriegsdampfer ein gutes Abendessen im Hôtel bestellt. Als sie aber an der Tafel saßen überzog sie ein Schwarm von Käfern, die über das Gemüse herfielen, in den Brühen sich badeten und selbst in die Löffel krochen, daß die hungrigen Gäste entsetzt diesen Harpyen ihre Schüsseln überließen und wieder an Bord eilten. Ein anderer Spaziergang ist das Poli von Minana, das heißt ein 1100 Fuß hoher Abgrund am Ende eines tief eingeschnittenen Thales von welchem aus man lothrecht auf eine grüne Ebene, dann weiter aufs Meer und neben sich auf die wilden vulcanischen Gipfel der Insel sieht. Dieses Poli hat in der Geschichte der Kanaken eine traurige Berühmtheit. Nach einer großen Schlacht unter den Eingebornen sollen nämlich die Sieger ihre Feinde das Thal von Minana hinaufgetrieben haben und die Unglücklichen 3000 an der Zahl einer nach dem andern von der Höhe hinabgesprungen seyn. Eine andere genußreiche Aussicht erwartet die Bergsteiger auf der Höhe des Diamanthauptes. „Die Farbe des Laubes auf den Südsee-Inseln, bemerkt unser Verfasser, ist ein so saftiges und helles Grün daß wenn die Sonne voll darauf liegt, es die Augen förmlich blendet und dem Betrachter weh thut.“ Alle diese Berge gewähren zahlreichen Ziegenheerden Nahrung. Sie sind sämmtlich wild und herrenlos, obgleich einige Ansiedler Eigenthumsrechte geltend machen wollen. Ursprünglich gab es auf der Insel keine andern Hausthiere als Hunde und Schweine. Erst Vancouver fügte auf seiner Rückkehr etwas Hornvieh, Schafe und Ziegen hinzu, die er dem König als Geschenk hinterließ. Der weise Herrscher erklärte diese Thiere auf 10 Jahre unberührbar heilig (tabu), allein schon vor Ablauf dieser Frist hatte sich ihre Zahl so stark vermehrt daß er verstattete sie in die Berge zu treiben. Die Eingebornen sind indessen keine Fleischesser, und obgleich sie Schweine und Hühner züchten, so nehmen sie nur in Ermangelung anderer Nahrung ihre Zuflucht zu ihnen. Diese besteht vornämlich aus den Knollen der Taropflanze, die in Gruben oder vielmehr in Schlammteichen gepflanzt wird. Zuerst wird nämlich der Lehm mit den Füßen festgestampft damit er kein Wasser mehr durchläßt. Dieses Geschäft besorgen die Frauen und es ist ein seltsames Schauspiel sie knietief oder noch tiefer in dem schwarzen Schlamm herumtreten zu sehen, wobei sie einen entsetzlichen Lärm machen, als erlitten sie irgend eine Züchtigung. Auf die festgestampfte Flur wird dann ein wenig Erde gefüllt und diese mit Wasser überschwemmt. Kann man dazu einen benachbarten Weiher benutzen, so ist die Arbeit gering, höchst mühselig aber wird sie dort wo man in Calabassen das Wasser halbe Stunden weit herbeitragen muß. Die Tarokartoffeln werden wie die Kawa gekaut ausgespieen und nach der Gährung getrunken. Diese „Limonade“ ist höchst berauschend und narcotisch zu gleicher Zeit, wird aber von Häuptlingen und Kriegern bisweilen in solchem Uebermaße genossen daß Tod oder Wahnsinn nachfolgt. Nächst dem Taro sind Fische die gewöhnliche Nahrung, die man in Behältern aus Korallenstücken in der See aufzuheben pflegt, um immer einen Vorrath bei der Hand zu haben.

Der ausschließlichen Fisch- und Tarokost werden sehr viele einheimische Krankheiten zugeschrieben, aber auch durch Ausschweifungen zerrütten sich die Kanaken ihre Gesundheit. Unsittlichkeiten aller Art findet man überall in Polynesien, auf den Sandwichinseln soll aber das Laster seinen Höhenpunkt erreichen. Der Einfluß der Missionäre hat bisher weiter nichts vermocht als daß die Kanaken ihre Orgien heimlich treiben, und zwar in Höhlen und Dickichten oder unter dem Mantel der Nacht. Die einheimische Race schreitet auch mit unheimlicher Hast der Vernichtung entgegen. Bereits haben sich aber allenthalben holländische [1] Auswanderer der fruchtbaren Ländereien bemächtigt, und ehe das alte Geschlecht ganz ausstirbt, wird ein neues aufgewachsen seyn.

Mauki oder Mauhi in der Sandwichgruppe wurde ebenfalls besucht, und im Hafen von Lahina Anker geworfen. Diese Stadt erstreckt sich eine Wegstunde der Bay entlang, besitzt aber nur eine einzige Straße und wenige öffentliche Gebäude. Wie auf allen Inseln der Gruppe, herrschte auch hier vor Ankunft der Missionäre Kindsmord in einem verheerenden Grad. Die Christenlehre hat in dieser Beziehung leider wenig Abhülfe gebracht. Wohl ist es wahr daß Kinder nicht mehr nach der Geburt erwürgt werden, aber man läßt es gar nicht bis zur Geburt kommen, sondern hilft sich mit Abtreibung. Mangel an Geburten ist die eigenthümliche Art des Racentodes in der Südsee. Ehemals wurden alle kranken oder schwächlichen Kinder ausgesetzt, und dieses Schicksal sollte auch einen der berühmtesten Kanaken der modernen Zeit treffen. Pauki, so hieß er, war so siech und elend als Knäblein daß ihn seine Mutter an einen stillen Ort trug, ein Loch in die Erde scharrte, den Kleinen hineinlegte und mit Sand und Erde bedeckte. Das Schreien des Kindes hörte aber eine andere Mutter, die in der Nähe die Leiche ihres Kindes unter Kummer bestattet hatte, und sie nahm ihn mit sich nach Hause, um ihn großzuziehen, obgleich alle Nachbarn ihr zuredeten sich des mißgeformten Geschöpfes zu entäußern. Die gute Pflegemutter starb aber schon nach wenigen Jahren, und der Knabe war genöthigt im Wald umherzustreifen und von der Hand in den Mund zu leben. Mit dem vorrückenden Alter nahm er an Häßlichkeit zu und litt dabei entsetzlich von den einheimischen Hautausschlägen. Aber er hatte sich mittlerweile den Ruf erworben, der beste Hula-Hulatänzer zu seyn, was in unsern Augen freilich kein feines Lob ist, weil die kanakischen Tänze im höchsten Grade anstößig sind. Er wurde endlich nach Hofe gerufen und Ihre Majestäten fanden solches Wohlgefallen an dem Zwerg, daß er zum Hofnarren erhoben wurde, ein Amt, welches sich bei verschiedenen polynesischen Stämmen findet. In der Nähe des Königs wurde er bald ein allmächtiger Günstling, und vor dem einst verachteten Pauki krümmten sich jetzt alle Insulaner. Da geschah es im Jahr 1820 kurze Zeit nach dem Auftreten der Missionäre, daß Pauki von einer Krankheit befallen wurde, die als ansteckend galt, weßhalb er nach Landesbrauch in die Wildniß

[1] Dutchmen im Original; dieß kann aber in Folge moderner Sprachvernachlässigung auch Deutsche bedeuten.

Digitized by Google

hinausgejagt wurde. Dort in der Einſamkeit fanden ihn die Miſſionäre, und es gelang ihnen bald den Ausgeſtoßenen und Verlaſſenen für die neue Lehre zu gewinnen, die er dann, in der Taufe Bartimeus genannt, ein einheimiſcher Apoſtel, mit ſolcher Beredſamkeit zu verbreiten wußte daß ſeinen Leiſtungen die raſche Bekehrung der Gruppe hauptſächlich zu verdanken iſt.

(Schluß folgt.)

Alte Bauwerke in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Nach amerikaniſchen Quellen.)

(Schluß.)

Grab-, Altar-, Tempel- und Obſervationshügel.

Die am beſten erhaltenen Denkmäler aus jener grauen Vorzeit ſind unſtreitig die Grabmonumente, welche auf die primitivſte und unvergänglichſte Art errichtet wurden, indem man einen Hügel von Steinen oder Erde über den Todten aufhäufte. Die Sitte, das Gedächtniß Verſtorbener durch einen Hügel zu ehren, verliert ſich in die fernſte Vergangenheit und iſt über die ganze Erde verbreitet. Ueber ganz Central-Amerika, Mexico und Peru ſind Grabhügel (huacas) verſtreut, in denen man nicht ſelten Schätze an Gold und Geſchmeide gefunden hat — nirgends aber findet man ſie zahlreicher und von größerm Umfang als im Miſſiſſippibecken.

Dieſe Grabſtätten liegen nur in ſeltenen Fällen innerhalb der eben beſprochenen „heiligen Plätze," ſondern ſind ohne Ordnung und Syſtem, zuweilen in Gruppen, meiſt aber einzeln, über das offene Land verſtreut. Die meiſten ſind von kegelförmiger Geſtalt, 6—8 Fuß hoch, doch erheben ſich auch einzelne zu einer Höhe von 60—90 Fuß. Gewöhnlich enthalten ſie nur ein einziges Skelett, welches in einem roh gezimmerten Kaſten, oder in Baumrinde, oder in eine rohe Matte eingehüllt beſtattet worden iſt. Neben den Skeletten hat man gewöhnlich Gegenſtände verſchiedener Art, wie Schmuckſachen, Waffen und Geräthe, auf die wir ſpäter zurückkommen, entdeckt. In den ſüdlichen Staaten findet man in den Tumuli vielfach Urnen mit der Aſche verbrannter Gebeine, und überhaupt ſcheint das Feuer faſt bei allen Begräbniſſen eine Rolle geſpielt zu haben.

Bei der Unterſuchung eines Tumulus von 20 Fuß Höhe und 90 Fuß Durchmeſſer an der Baſis, in der Nähe von Chilicothe, fand man 10 Fuß unter der Oberfläche eine zwei bis ſechs Zoll dicke Schicht Kohlen, welche durch ſchnelles Bedecken eines Feuers mit Erde entſtanden zu ſeyn ſchien. Die verkohlten Zweige und Aeſte hatten zum Theil noch ihre Formen bewahrt, während die unmittelbar darüber lagernde Kruſte von lehmiger Erde durch die Einwirkung der Hitze röthlich gefärbt erſchien. Unterhalb der Kohlenſchicht zeigte ſich der Boden ungleich feſter und ſchwer zu durchbrechen. Endlich ſtieß man in einer Tiefe von 22 Fuß im Centrum des Hügels auf eine Art hölzernen Kaſten, von welchem freilich nichts übrig war als ein wenig Staub, deſſen Form ſich aber in der harten Erde deutlich abgedrückt hatte. Das hölzerne Gehäuſe war 9 Fuß lang, 7 Fuß breit und 20 Zoll hoch geweſen, und hatte allem Anſchein nach aus rohen, zu einem viereckigen Rahmen zuſammengefügten Blöcken beſtanden. Decke und Boden des Kaſtens waren wahrſcheinlich außerdem mit Baumrinde oder Matten belegt, wenigſtens ſchienen die vorgefundenen Ueberreſte darauf hinzudeuten. Innerhalb dieſes rohen Sarges lag, mit dem Kopf nach Weſten gekehrt, ein menſchliches Skelett, oder vielmehr die Ueberreſte eines ſolchen, denn es zerfiel bei der leiſeſten Berührung zu Staub, und man fand kaum noch Stückchen Knochen von der Länge eines Fingers. Um den Hals hatte der Todte eine dreifache Schnur kleiner Perlen von Elfenbein getragen, von denen einige noch Spuren von Politur und Merkmale zeigten, aus denen man ſchließen konnte daß ſie nicht mit der Hand geſchnitzt, ſondern vermittelſt einer Maſchine geformt waren. Außerdem fand man nur noch einige Plättchen von Glimmer in dem Grabe.

Daß dieſer Hügel, ſowie viele andere die man ausgrub, nur über einer einzigen Leiche errichtet wurde, unterliegt keinem Zweifel; aber dieſe Grabſtätten ſind vielfach von den jetzigen Indianern benutzt worden, um ihre Todten darin zu begraben. Meiſt werden dieſe letztern Skelette indeſſen ſo nahe der Oberfläche und unter Umſtänden gefunden die eine Verwechslung mit den Erbauern der Tumuli nicht zulaſſen. Die Skelette der letztern ſind ſtets faſt gänzlich zerſtört, ſo daß nach des Verfaſſers Wiſſen nicht ein einziger Schädel ſo wohlerhalten gefunden iſt, daß man daran wenigſtens die Race zu erkennen vermocht hätte, während man die Gebeine der ſpäter in den Grabhügeln beſtatteten Indianer oft noch vollſtändig erhalten findet.

Die Kohlenſchichten, die man bei der Ausgrabung der Todtenhügel faſt ſtets gefunden hat, deuten, wie ſchon bemerkt, darauf hin daß über dem Todten Ceremonien irgendeiner Art verrichtet wurden, bei denen man Feuer verwendete, und der Umſtand daß die Holzkohlen ſich meiſt mit Knochen von Menſchen oder Thieren vermiſcht zeigten, ſowie die dazwiſchen gefundenen Schmuckgegenſtände, geben Grund zu der Vermuthung, daß es Opferfeuer waren die man dem Hingeſchiedenen zu Ehren anzündete.

Diejenigen Hügel die wir als Altarhügel bezeichnen, liegen faſt ſtets innerhalb oder wenigſtens in unmittelbarer Nähe der heiligen Plätze. Sie ſind meiſt ſchichtweiſe aus verſchiedenem Material aufgerichtet und bedecken Altäre von gebranntem Thon oder Stein. Bei der Aufgrabung eines 7 Fuß hohen und an der Baſis 55 Fuß im Durchmeſſer haltenden Hügels fand man, nachdem die aus grobem Kies beſtehende obere Schicht durchſtochen war, eine Lage lehmiger Erde, welcher eine kaum einen Zoll ſtarke Schicht von feinem Sand folgte. Dann kamen wieder 18 Zoll Erde, dann eine andere dünne Schicht Sand, welcher noch eine Lage Erde von 1 Fuß

Digi ogle

Stärke und eine dritte Lage Sand folgte. Unter einer vierten nur wenige Zoll dicken Schicht Erde befand sich endlich der Altar von gebranntem Thon. Dieser Altar war von runder Form, 20 Zoll hoch, hielt an der Basis neun, am oberen Rande fünf Fuß im Durchmesser, und zeigte sich so hart gebrannt, daß er selbst den Schlägen mit einer schweren Axt widerstand. Auf der Oberfläche des Altars befand sich eine 9 Zoll tiefe Aushöhlung. Dieses Bassin war mit feiner trockener Asche gefüllt, in der man die Fragmente einer mit sehr schönen Ornamenten verzierten thönernen Urne von eleganter Form fand. Dieses Gefäß, das man später so gut als möglich zusammensetzte, läßt sich in Bezug auf Vollkommenheit der Arbeit den besten alten peruvianischen Vasen, von denen es auch im Material kaum zu unterscheiden ist, an die Seite setzen. Ferner fand man in der Asche einige convex geformte Kupferplättchen, wie man sie in späterer Zeit zum Schmuck des Pferdegeschirres benutzte. Ueber der Asche, so daß sie das ganze Becken bedeckten, lagen Plättchen von Glimmer, und darüber, im Mittelpunkte des Bassins, zeigte sich eine Quantität verbrannter Menschenknochen, die wahrscheinlich einem einzigen Skelett angehörten. Die Glimmerschicht und die darüber liegenden verkohlten Gebeine sind indessen, wie bemerkt werden muß, nur diesem einen Hügel eigenthümlich, und haben sich in keinem andern wiederholt. Zwei Fuß unter der Oberfläche des Hügels fand man die Ueberreste eines Skeletts, welches ohne Zweifel durch die Indianer der spätern Periode hier niedergelegt wurde, denn die sonst ganz klar übereinander lagernden Schichten von Sand und Erde sind an dieser Stelle vermischt und durcheinander gewühlt.

Hügel, wie der oben beschriebene, sind die reichsten an antiken Reliquien aller Art. Man hat auf den Altären — allerdings zerbrochen und vom Feuer beschädigt — Instrumente und Schmucksachen von Silber, Stein, Kupfer und Bein gefunden; kleine Kügelchen von Muscheln, Silber und Kupfer; Speere und Pfeilspitzen von Feuerstein, Quarz und Obsidian, fossile Haifischzähne, Zähne vom Alligator, Seemuscheln, Bleierz, Sculpturen in Gestalt menschlicher Köpfe und vieler Thiere, ferner thönerne Gefäße der verschiedensten Art und eine große Menge kunstvoll gearbeiteter anderer Dinge, auf die wir später zurückkommen werden.

Die Tempelhügel unterscheiden sich von den Altarhügeln sowohl durch ihre größeren Dimensionen als durch eine größere Regelmäßigkeit der Gestalt. Man findet sie meist innerhalb der alten Tempelumfassungen, zuweilen aber auch isolirt und hauptsächlich in der Form abgestumpfter Pyramiden, zu deren Plattform gewundene oder applanirte Wege aufwärts führen. Zuweilen sind diese Timuli auch terrassirt oder stufenförmig construirt, aber wie immer ihre Bauart und Gestalt seyn mag — rund, oval, acht- oder viereckig — sie besitzen stets eine ebene Oberfläche von größerem oder geringerem Umfang. Einige dieser Bauwerke zeigen bei einer sehr bedeutenden Grundfläche nur eine Höhe von wenigen Fuß und sind unter dem Namen „Plattformen" bekannt.

Die Zahl der Tempelhügel ist im Thal des Ohio und an den obern Nebenflüssen des Mississippi nicht bedeutend, während sie sich in den südlicheren Staaten in großer Menge vorfinden. In Washington-County (Staat Mississippi) liegt eine Gruppe dieser Hügel welche aus 11 rechtwinkeligen Erhöhungen von verschiedener Größe besteht, die zum Theil durch erhöhte Wege verbunden sind. Die größte dieser Pyramiden ist 420 Fuß lang, 390 Fuß breit, 55 Fuß hoch, und zeigt eine Oberfläche von 120 Fuß Länge und 100 Fuß Breite, nach welcher ein applanirter Weg von 30 Fuß Breite an der östlichen Seite hinauf führt. Nordöstlich von diesem Werk befindet sich eine schmale Plattform von 10 Fuß Höhe und 75 Fuß Länge, welche wiederum durch eine 4 Fuß hohe und 25 Fuß breite Terrasse mit einer abgestumpften Pyramide von kleinerem Umfang in Verbindung steht. Auf der Plattform der großen Pyramide befindet sich eine Grube von 30 Fuß Länge, 25 Fuß Breite und 6 Fuß Tiefe. Eine Anzahl kleinerer rechteckiger Pyramiden umschließt mit den eben beschriebenen einen viereckigen Raum, in welchem mehrere Tumuli von konischer Form liegen. Alle Hügel dieser Gruppe sind außerordentlich gut erhalten, und zeigen eine wundervolle Regelmäßigkeit und Schärfe der Umrisse.

Wenige Meilen südlich von Delta (Lafayette-County) liegt ein Tempelplatz in welchem sich zwei Pyramiden von runder Gestalt und ansehnlicher Größe befinden. Auch unter den alten Bauwerken zu Marietta (Ohio) gibt es mehrere Tempelhügel von beträchtlicher Größe; eines der bedeutendsten aber ist die große Pyramide zu Cahokia (Illinois). Ihre Form ist die eines langen Vierecks von 700 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 90 Fuß Höhe. Die eine Seite des Hügels ist durch eine etwas niedrigere Terrasse begränzt, welche durch einen sanft aufsteigenden planirten Weg zugänglich wird. Das ganze Werk bedeckt einen Flächenraum von beinahe 8 Acker, und mag etwa 20,000,000 Cubikfuß Erde enthalten.

So weit man diese Hügel bis jetzt untersucht hat, sind sie niemals als Begräbnißstätten benutzt worden. Vielleicht waren auf ihren Plattformen Tempel oder andere Bauwerke errichtet, deren Spuren verschwunden sind, oder sie dienten eben als „hohe Plätze," auf denen religiöse Ceremonien stattfanden. Ihre Aehnlichkeit mit den mexicanischen Teocallis ist so groß, daß man wohl mit Recht auf eine ähnliche Bestimmung schließen darf.

Als Observationshügel bezeichnen wir diejenigen Bauwerke welche wir in der Nähe von Befestigungswerken oder an Punkten finden die weit in das Land hinaus sichtbar sind, und weder Spuren zeigen daß sie zu Begräbnißstätten benutzt wurden, noch von der regelmäßigen Form der Tempelhügel sind, noch Altäre bedecken, wie die welche wir unter dem Namen Altarhügel aufführten.

Auf den Gipfeln mehrerer dieser künstlich errichteten Höhen hat man Asche und Kohlen gefunden, aus deren Menge man schließen darf daß zu Zeiten hier ungeheure Feuer brannten. Wir wissen daß man in der alten Welt correspondirende Höhen vielfach als Telegraphen oder Signalstationen zu benutzen pflegte, und wir nehmen deßhalb wohl nicht mit Unrecht an daß die in Frage stehenden Hügel ähnlichen Zwecken dienten. Jedes Vertheidigungswerk von Bedeutung besitzt

Digitized by Google

innerhalb seiner Wälle, oder wenigstens in der Nähe, einen solchen erhöhten Punkt, auf welchem man allem Vermuthen nach Schildwachen aufstellte, um die Annäherung des Feindes und seine Bewegungen zu erspähen, oder auch, um von ihnen aus das Gefecht zu leiten, und sie vertraten in diesem Fall die Stelle des mittelalterlichen Thurmes. Zwischen Chilicothe und Columbus befindet sich am östlichen Ufer des Scioto auf einer Strecke von ungefähr 40 Meilen eine Reihe von Hügeln, die, nach ihrer Lage zu urtheilen, für Feuersignale bestimmt waren, welche in wenigen Minuten auf der ganzen Linie aufflammen und gesehen werden konnten.

Hügel in Form von Menschen- und Thierkörpern.

Wie im südlichen Theil des Mississippigebietes die von Wällen umschlossenen Plätze in verhältnißmäßig geringerer Menge vorkommen, so werden sie auch in nordwestlicher Richtung seltener; dagegen treten die Hügel in den Vordergrund, und gewinnen, namentlich im Staat Wisconsin, so ganz neue eigenthümliche Formen, daß die Vermuthung: diese Bauwerke verdankten ihrem Ursprung einem andern Volk als die eben beschriebenen, nicht ungerechtfertigt erscheint. Die Hügel nehmen hier in ihren Umrissen die Gestalt vierfüßiger Thiere, Vögel oder Schlangen, in einigen Fällen selbst menschliche Formen an. Effigien dieser Art liegen meistentheils in welligen Prairien oder auf hohen Ebenen, und sind gelegentlich von konischen Hügeln begleitet. Sie kommen nur selten einzeln, sondern meist in Gruppen oder langen Linien vor, und zeigen dann die verschiedensten Formen in einem solchen Zusammenhang, daß ihre gleichzeitige Entstehung kaum zu bezweifeln ist.

Beim ersten Anblick gleichen diese Bauwerke den Grundmauern von Gebäuden, und erst wenn man sich einen Ueberblick über das Ganze verschafft, unterscheidet man die eigenthümliche Form. Auch sind die Umrisse der nur 1—4 Fuß hohen Figuren durchaus nicht immer deutlich. Eine Reihe solcher Figuren, die sich im Dane County (Wisconsin) an dem sogenannten großen indianischen Kriegspfade vom Mississippi bis zum Michigansee hinzieht, besteht aus den Nachbildungen von sechs vierfüßigen Thieren, sechs Hügeln in Form von Parallelogrammen, einer menschlichen Figur, einem Kreis und einem kreisrunden Tumulus. Zu errathen welche Vierfüßer man in diesen rohen Nachahmungen vor sich hat, ist durchaus nicht leicht — vielleicht ist es der Bär, wenigstens scheint mit diesem noch die meiste Aehnlichkeit vorhanden.

Die Figuren variiren zwischen einer Länge von 90 bis 120 Fuß. Die Gestalt eines Menschen ist 125 Fuß lang und bis zum Ende der ausgestreckten Arme 140 Fuß breit. Der Körper ist 30 Fuß breit und am höchsten Punkte 6 Fuß hoch. Der kegelförmige Hügel welcher in der Mitte der Reihe liegt ist der höchste Punkt, und gewährt einen Ueberblick über die ganze Gruppe. Zwanzig Meilen in der Stunde um diese Linie findet man einzelne ähnliche Monumente verstreut, unter denen Büffel, Vögel, Eidechsen, Schildkröten die am häufigsten vorkommenden Formen sind. Zweck und Bedeutung dieser Bauwerke sind vollständig unbekannt und räthselhaft. In einigen der conischen Hügel hat man Ueberreste menschlicher Gebeine gebunden, doch scheint es so gut als erwiesen daß die Plätze in diesen Fällen erst lange nach ihrer Erbauung zur Begräbnißstätte benutzt wurden, ihre ursprüngliche Bestimmung war es keineswegs. Einige Alterthumsforscher haben die Figuren als indianische Stammzeichen betrachtet — wir unsrestheils enthalten uns jeder Vermuthung, und begnügen uns zu constatiren daß sie in ihrer Art einzig dastehen. Die Zahl dieser räthselhaften Bauwerke ist ungeheuer groß und beläuft sich im Staate Wisconsin auf mehrere Tausend.

Geräthe, Werkzeuge und Schmucksachen.

Von großem Interesse ist es zu wissen auf welchem Standpunkte Künste und Gewerbe sich bei jenem alten Volke befanden, dessen Bauwerke wir im flüchtigen Ueberblick überschaut haben. Die aufgefundenen verschiedenartigen Gegenstände geben darüber einigen Aufschluß. Wie schon gesagt, sind Grab- und Altarhügel für dergleichen die reichsten Fundplätze.

Natürlich sind die in den Hügeln gefundenen Gegenstände nur solche deren Material dem zerstörenden Einflusse der Zeit trotzte, wie gebrannter Thon, Elfenbein, Muscheln, Stein und Metall. Die Spuren von hölzernen Geräthen, sowie von Materialien die zu Kleidungsstücken verwendet wurden, sind unzureichend und zweifelhaft. Das am meisten gebrauchte Material scheint Kupfer gewesen zu seyn, wenigstens findet man kupferne Gegenstände in größester Menge. In einem Hügel bei Chilicothe fand man eine geschmiedete kupferne Axt von zwei Pfund Gewicht. Sie ist 7 Zoll lang und an der leicht gebogenen Schneide 4 Zoll breit. Ferner fand man kupferne Meißel von den verschiedensten Größen, sowie einiges Silber, das aber stets nur in ganz dünnen Plättchen vorkommt, womit kupferne Schmuckgegenstände belegt sind. Auch Blei und Bleiglanz hat man in bedeutender Menge gefunden, Gold und Eisen aber niemals. Einige goldene Schmuckgegenstände, die man in den Hügeln entdeckt haben will, stammen ohne allen Zweifel aus späterer Zeit. Das von den Erbauern der Hügel bearbeitete Kupfer und Silber kam wahrscheinlich aus der Region des Lake Superior, wo sich vielfache Spuren von alten Bergwerken finden. Das Metall ist stets rein und ohne allen Zusatz.

Pfeile und Lanzenspitzen, sowie Schneidinstrumente aus den verschiedensten Quarzarten gefertigt, von jeder Schattirung der Farbe und jedem Grade der Durchsichtigkeit, hat man in großer Menge in den Hügeln gefunden, und einige davon sind mit großer Kunstfertigkeit geschnitten. Ein eigenthümlicher Umstand bleibt es daß alle diese Gegenstände, und überhaupt Waffen, nur in Altarhügeln, niemals aber in Grabhügeln gefunden werden. Die meisten in Grabhügeln niedergelegten Dinge scheinen nur zum Schmuck oder als Attribute einer hervorragenden Stellung oder Würde gedient zu haben, während man hingegen in den Altarhügeln schöne Pfeil- und Speerspitzen nebst einer großen Menge roher Materialien entdeckte. Auf einem Altar fand man allein mehrere Büschel

Digitized by Google

fein gearbeiteter Lanzenspitzen von milchartigem Quarz, die indessen fast sämmtlich durch Feuer zerstört und verdorben waren. Aus einem andern Altarhügel grub man 600 roh gearbeitete Speerspitzen von Feuerstein. Auch von Krystall und Obsidian hat man Pfeil- und Speerspitzen gefunden.

In der Verfertigung thönerner Gefäße hatten die Hügel-Erbauer es zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Viele der aufgefundenen Vasen übertreffen in Bezug auf Material, Form und Arbeit bei weitem alles was die jetzt noch existirenden Indianer in dieser Art leisten, und je zu leisten im Stande gewesen sind. Sie sind meist geschmackvoll mit Ornamenten, Figuren von Vögeln u. s. w. verziert, welche indessen nicht als Relief auf dem Gefäß erscheinen, sondern vertieft gearbeitet sind, und mit scharfen, zuweilen hohl geschliffenen Instrumenten eingegraben zu seyn scheinen. Die Regelmäßigkeit der Zeichnung und Sauberkeit der Arbeit ist unübertrefflich. Das zu den Gefäßen verwendete Material ist feiner Thon, der in einigen Fällen eine geringe Beimischung von Kieselerde zeigt. Bei gröberen Exemplaren findet sich der Thon mit pulverisirtem Quarz vermischt, während andere durch einen Zusatz von Glimmer verschönert sind. Die Farbe der Gefäße, die keine Spur von Glasur zeigen, ist gewöhnlich dunkelbraun.

Auch Figuren von Thieren ꝛc. in gebranntem Thon werden vielfach gefunden, obwohl nicht so häufig wie solche von Stein. Einige der letztern sind sehr geschickt gearbeitet, und verrathen eine genaue Beobachtung der Natur, sowie einen feinen Blick für die Details. Die meisten dieser Figuren sind ursprünglich Pfeifenköpfe gewesen, in denen Thiere aller Art, Vögel und menschliche Köpfe in charakteristischen Attitüden und mit wechselndem Ausdruck in der saubersten und zugleich lebendigsten Weise dargestellt erscheinen. Das dazu verwendete Material ist meist rother harter Porphyr; die Augen der Thiere und namentlich die der Vögel sind von kleinen Perlen gebildet. Wir haben Sculpturen dieser Art gesehen die eine Otter mit einem Fisch im Maule, einen Reiher der einen Fisch verschlingt, ferner Bären, Biber, Panther, Elenthiere, Opossums, Frösche, Schwalben, Truthühner, Klapperschlangen so deutlich und charakteristisch darstellten, daß auch das ungeübteste Auge auf den ersten Blick das Modell erkennen muß. Die Pfeifenköpfe sind sämmtlich aus *einem* Stück gearbeitet, und der darauf verwendete Fleiß berechtigt uns zu dem Schlusse daß die Verfertiger eifrige Raucher gewesen sind.

Unter den aufgefundenen Schmuckgegenständen sind die Kugeln oder Perlen am zahlreichsten vertreten. Man hat sie zu Hunderten, zu Tausenden aufgefunden, und jede einzelne repräsentirt eine nicht unbedeutende Summe Arbeit. Zum Theil sind sie aus Muscheln gefertigt und mit einem dünnen Silberplättchen umgeben; andere — ohne Versilberung — zeigen die verschiedensten Formen. Bald sind sie rund, bald oval oder abgeplattet. Noch andere sind von Elfenbein gefertigt, und dazwischen finden sich öfter Perlen und kleine Seemuscheln, sowie die durchbohrten Zähne von wilden Katzen, Wölfen, Haifischen und die Nägel von Thieren. Von den ächten Perlen, die jedenfalls aus südlichen Gewässern stammen, mögen viele von bedeutender Größe und sehr werthvoll gewesen seyn, leider aber sind sie ohne Ausnahme vom Feuer verdorben. In einem einzigen Hügel hat man nicht weniger als zwei Quart solcher verbrannten Perlen gefunden. In den Grabhügeln hat man vielfach Armbänder von Kupfer entdeckt, die aus einer Anzahl geschmiedeter, in einander geschobener Ringe bestehen. Ferner fand man eine Menge convex gearbeiteter Kupferplättchen, die wahrscheinlich zu Verzierungen dienten, sowie eine große Anzahl kleiner hohler Halbkugeln von Kupfer, welche die größte Aehnlichkeit mit jenen großen altmodischen Knöpfen zeigen die unsere Urgroßväter auf ihren Röcken trugen. Einige davon sind durchlöchert, so daß man sie anhängen konnte.

Es ließe sich hier noch eine große Anzahl von aufgefundenen alten Schmucksachen und Geräthen namhaft machen, aber ihre Aufzählung würde die Gränzen dieses Artikels überschreiten, der nur den Zweck hat einen allgemeinen Umriß ihres Charakters zu geben. Das Angeführte allein liefert den Beweis daß sich in den Hügeln der Thonboden des Ohio, Kupfer und Silber von den großen Seen, Perlen und Muscheln aus südlichen Gewässern, Glimmer von den Alleghanies und Obsidian von den Vulcanen in Mexico, kurz die Erzeugnisse von Ländern vereinigt finden welche die Kette der alten Bauwerke durchschneidet oder mit ihren äußersten Ausläufern berührt. Es scheint daß der Volksstamm welcher dieses ungeheure Gebiet in Besitz hatte, von einem Ende des Landes zum andern den lebhaftesten Verkehr unterhielt.

. . . . . .

Die Fragen: Wer war jenes Volk des Mississippigebietes? Zu welcher Zeit existirte es? Welches ist der Grund seines Verschwindens, und wohin ist es gegangen? wissen wir freilich, nach den eingehendsten Untersuchungen alles dessen was von ihm übrig geblieben, nicht zu beantworten. Der Mund der Geschichte ist stumm, und nicht einmal der Name hat sich durch Traditionen erhalten. Wir wissen nur daß es ein zahlreiches, ackerbauendes Geschlecht gewesen seyn muß, welches feste Wohnplätze besaß, denn Nomadenstämme würden niemals Bauwerke aufgeführt haben deren systematische und starke Anlage auf große Permanenz schließen läßt — und eine so zahlreiche Bevölkerung wie die ist welche zur Erbauung jener Werke gehört, hätte ihre Existenz schwerlich auf so prekäre Hülfsmittel wie die Jagd stützen können. Wenn aber die Erbauer jener alten Werke ein zahlreiches, festsitzendes und ackerbautreibendes Volk waren, so ist auch mit Gewißheit anzunehmen daß ihre Sitten und Gesetze, sowie ihre Religion eine gewisse systematische Entwicklung gefunden hatten — und haben wir uns in der Beurtheilung eines großen Theiles der alten Bauwerke nicht gröblich geirrt, so müssen die religiösen Gebräuche und Ansichten ihrer Erbauer mit denen der Urvölker der alten Welt im allgemeinen übereinstimmend gewesen seyn.

Wie weit sich ihr Verkehr erstreckte, haben wir aus der Verschiedenheit der in den Hügeln aufgefundene Gegenstände geschlossen, die zum Theil aus weiter Entfernung herbeigeschafft seyn müssen. Daß sie ein gemeinschaftliches Maß hatten, geht aus der gleichen Größe vieler durch weite Entfernungen ge-

Digitized by Google

trennten Bauwerke hervor, und daß ihnen geometrische Begriffe nicht fremd waren, bezeugt die große Anzahl vollkommener geometrischer Figuren, die das Land nach allen Richtungen hin bedecken. Ebenso wenig fehlte jenem Volk der Sinn für die Natur und ihre Erscheinungen, wie die vielen wahrheitsgetreuen Nachahmungen von Menschen und Thieren in einem harten spröden Material uns lehren, und für die feine Ausbildung des Geschmackes können die graciösen Formen und Verzierungen ihrer Gefäße als Beweis gelten. In allen diesen Punkten sind die Hügel-Erbauer den Indianerstämmen, die sich zur Zeit der Entdeckung im Besitz des Landes befanden, unendlich weit voraus — aber es ist damit keineswegs bewiesen daß der Stand ihrer Bildung dem Grade der Civilisation gleichkam welchen die alten Mexicaner, Peruaner und die Bevölkerung von Central-Amerika zur Zeit ihrer höchsten Blüthe erreichten. Sie verstanden weder wie diese in so hohem Grade die Kunst Metalle zu bearbeiten, noch ist die leiseste Spur vorhanden daß sie den Versuch machten ihre Ideen oder großen Ereignisse in einer Hieroglyphenschrift aufzuzeichnen, wie die eben genannten Völker mit größerm oder geringerm Erfolge gethan.

Ueber das Alter der antiken Monumente des Mississippigebietes läßt sich ebenso wenig mit Gewißheit etwas sagen. Daß viele von ihnen sehr alt, Jahrtausende alt sind, geht indessen aus vielen Merkmalen hervor. Mehrere der Werke sind mit dichtem Urwald bedeckt, dessen Alter mindestens auf 800—1000 Jahr zu schätzen ist, aber diese Waldriesen scheinen dennoch nur auf den Trümmern früherer Vegetation zu fußen, die seit der Verödung jener Plätze emporwuchs und der Vernichtung anheim fiel. Eine Menge andre Bauwerke sind zum Theil durch Flüsse weggespült, die seitdem ihren Lauf verändert haben, und das ehemalige Flußbett ist jetzt mit mächtigen Bäumen bewachsen, welche indessen nur die Nachfolger andrer sind, die vor ihnen auf demselben Boden standen. Es ist unmöglich zu sagen wie viel Zeit dazu gehört eine solche physikalische Umgestaltung zu vollenden, jedenfalls lassen sich solche Perioden nur nach Jahrhunderten berechnen. Ebenso spricht die gänzliche Zerstörung der in den Hügeln gefundene Skelette, sowie die Stärke der vegetabilischen Ablagerungen in den Gräben der alten Werke für ein sehr hohes Alter.

Capitän Blakistons Fahrt auf dem obern Yang-tse-kiang.

Capitän Blakiston und seine Begleiter beabsichtigen bekanntlich den Yang-tse-kiang hinauf zu gehen, und dann ihren Rückweg durch Tibet und über den Himalaya zu suchen. Der erste Theil ihres Vorhabens ist zur Hälfte schon erfüllt, denn der letzte Brief Blakistons vom 12 April d. J. ist aus Kiweitschin (Kuei-tschin) am obern Yang tse, Provinz Szy-tschhuan nach Europa gelangt. Die Rebellen hatten während der Bergfahrt den Strom zwischen Nanking und Nyanking, oder, wie Blakiston den letzten Namen geschrieben wissen will, Arrking, noch immer besetzt. So weit ihre Herrschaft reichte, war der edle Strom verödet, erst oberhalb Arrking belebte er sich wieder mit Fahrzeugen. Nanking selbst liegt in Schutt. Doch meint der Reisende daß der Raum innerhalb der 23 engl. Meilen langen Mauer nie völlig mit Häusern, sondern auch mit Gärten und Feldern bedeckt gewesen sey. Die Reise gieng bis Hankow rasch und ohne Unfall von statten, wie man aus folgenden Datirungen sehen kann: Abreise von Schanghai 11 Febr., Tschinkiang 19 — 24 Febr., Nanking 25 Febr. — 1 März; Einfahrt im Poyang-See 6—7 März; Hankow 11—12 März. Kraft des neuen Pekinger Friedens wurden unterwegs am Yang-tse in Tschinkiang und in Kinglian, drei deutsche Meilen oberhalb der Poyangmündung, britische Consuln eingesetzt. Hankow ist der letzte den Europäern geöffnete Hafen, und scheint ein äußerst wichtiger Handelsplatz zu seyn, dem es auch, was für die künftige Dampfschifffahrt höchst wichtig ist, an Kohlen nicht fehlt. Hankow ist bekanntlich nur eine von drei sich am Yang-tse und seinem Nebenfluß Hankiang gegenüberliegenden Städten. Die Namen der beiden andern sind Wutschang und Han-yang-fu. Zur Zeit von Lord Elgins Anwesenheit lagen die beiden letzteren Städte halb zerstört, und selbst Hankow war erst kürzlich seit der doppelten Einäscherung durch die Rebellen frisch aufgebaut worden. Leider sagt Blakiston vorläufig nichts über den Zustand der beiden Schwesterstädte. Bei Yotscho,[1] 140 geographische Meilen oberhalb Hankow, kehrten die britischen Dampfer wieder um, und Blakiston mußte sich jetzt der chinesischen Dschunken als Reisegelegenheit bedienen. Schon bei Hankow bewegte sich der Strom über flaches Land und nur sehr niedrige Höhenzüge waren sichtbar. Von da ab verschwanden auch diese gänzlich, und die Ufer wurden völlig bedeutungslos, nur daß der Strom zu beiden Seiten zwischen hohen Dämmen uralter, aber mächtiger Construction eingeengt wird, um Ueberschwemmungen zu Zeiten von Hochwasser zu verhüten. Ein wenig oberhalb King-tschu wird das Land wieder bergig, ja sogar gebirgig, und die Aussicht im Strom außerordentlich anziehend bis nach I-tschang.[2] Dieser Platz liegt 364 engl. geogr. Meilen (60 = 1°) oberhalb Hankow, und 948 geogr. Meilen von Schanghai. Seine Hauptpunkte hat Blakiston astronomisch bestimmt, die Angaben aber noch nicht völlig ausgearbeitet; er verspricht uns indeß für die Zukunft eine genaue Karte des Yang-tse. Von I-tschang aus verändert der Strom völlig seinen Charakter, denn er verliert Phlegma und Wohlbeleibtheit, verengt sich zur Hälfte und preßt sich mit Wirbeln und starkem Gefäll unter prächtigen Klippen vorbei und an scharfen Vorgebirgen herum. Die Gebirgsgegend setzt sich nach Szy-tschhuan fort, und obgleich man schon bis 83 Meilen oberhalb I-tschang vorgedrungen war, befand man sich doch immer noch zwischen Bergen. Kohlenflötze sind überall vorhanden und werden auch abgebaut. Dieß könnte günstig für eine

---

[1] In dem einen Brief schreibt er Yo-tscho, im andern Yo-tsching. Es ist offenbar das Yo-tschu-fu auf Oliphants Karte.

[2] So steht richtig selbst auf der kleinen Karte im Kiepert'schen Handatlas. Blakiston erklärt I-tschang identisch mit dem Y-lin-tschu bei Oliphant.

Digitized by Google

künftige Dampfschifffahrt werden, allein Blakiston befürchtet daß zur Zeit des niedern Wasserstandes die Hindernisse des starken Gefälles zu groß für Dampfer seyn möchten. Der letzt erreichte Punkt am Flusse Kiwei-tschin ist offenbar das Kueitschin unserer Karten, und das Koei-tschu-fu bei Oliphant. Von dort hoffte Blakiston einen Ort Namens Wan zu erreichen, den unsere Karten angeben, der aber bei Oliphant fehlt, und von Wan war sein nächstes Ziel die Hauptstadt der Provinz, Namens Tching-tse (Tschhing-tu bei Oliphant und auf unsern Karten). Am Schluß seines Briefes bemerkt der Reisende: „Wir haben die Chinesen bisher als gutherzige Leute kennen gelernt und keine Streitigkeiten mit ihnen gehabt. Die einzige Unbequemlichkeit die sie uns verursachen, besteht darin daß alle Wege und Straßen mit Neugierigen gefüllt sind, wenn wir durch ein Dorf oder durch eine Stadt ziehen. Unsere Kost besteht gewöhnlich aus Reis, Hühnern, Eiern und Thee. Die Fahrt in Booten ist für uns ohne Anstrengung, und wir kommen tüchtig vorwärts. Bis jetzt haben uns die Mandarinen noch kein Hinderniß in den Weg gelegt."

Erinnerungen von der Insel Sardinien.

2. Iglesias.

Es ist ein wunderbares Ding um unsern Frühling im Norden. Sey es noch so ein kalter Apriltag, schleudere er selbst einigen Schnee gegen die Berghalden und in die Abzugsgräben der Aecker — es fühlt es doch jeder bis in die Fingerspitzen hinein daß es nicht mehr Winter ist. Möge es immerhin gereift haben, wenn man an einem klaren Morgen ins Freie tritt — was will aller Reif bedeuten gegen einen einzigen hell auflackernden Finkenschlag, gegen eine einzige frische Blüthe des im Gartenwinkel wuchernden Lamium purpureum? Und hat nicht das Volk selber für eine noch später eintretende Kälte ihrer ganz eigenthümlichen Art und Weise halber die Bezeichnung „maikühl?" Im Süden ist von dem allem nichts zu spüren; hier ist es entweder warm oder kalt. Das botanische Reich Decandolle's, von den Alpen bis zum Atlas sich erstreckend, enthält größtentheils immergrüne Laubhölzer, so daß auch bei diesen sich die Jahreszeiten fast gar nicht markiren. Darum gibt es auch so recht keinen Frühling auf Sardinien, höchstens daß zum Mai der Regen aufhört, die Sonne heißer scheint, und es deßhalb wärmer ist.

An dem Abend als ich zum erstenmal mein Hôtel in Iglesias verließ, war es aber „maikühl." Möglich daß der Regen, auf eine überall üppig wuchernde Pflanzenwelt gefallen, in Verbindung mit der balsamischen Luft der rings vom Gebirge eingeschlossenen Stadt einen solchen Eindruck auf mich machte — kurz und gut, mir wurde es wirklich ums Herz als sey es Frühling.

Die Straßen waren enge, die Häuser niedrig, weiß wie Schnee. Das Schieferpflaster, sowie die Dächer aus demselben Gestein, durch das Wasser schwarz gefärbt, die ringsum hängenden Gärten mit ihrem tiefen regensatten Grün hoben die blendende Farbe jener noch mehr hervor. Die Luft war still, dunkel und feucht. Vor den Hausthüren lehnten die Sarden an den Wänden, von oben bis unten in ihr nationales schwarzes Filztuch gekleidet, schweigend und aus den fingerhutgroßen messingenen Pfeifenköpfen ihren scharfen ätzenden Tabak rauchend, der die größte Aehnlichkeit mit dem, besonders bei den englischen Matrosen beliebten Shag hat. Hin und wieder grüßte mich einer mit dem üblichen „Serbiriddu" (etwa: Ihr Diener), und ich dankte mit einem „Eoviva."

Andern Tages lachte die Sonne, und ich war früh auf den Beinen. Mein erstes Schreiben brachte ich zu einem Kaufmann Giuseppe Rossi, einem Schwager des preußischen Consuls zu Cagliari. Vor seinem Gewölbe saßen auf Rohrstühlen auf der Straße eine Anzahl junge Leute der höhern Stände, in der heitersten Laune, rauchend und Limonata gazosa trinkend. Ich trat zu ihnen heran, und ein älterer Herr bewillkommte mich sogleich auf das herzlichste, meinte sein Schwager hätte ihm schon geschrieben, und überhob mich so aller Ceremonien, trotzdem daß man mich nie vorher mit Augen gesehen, ich auch nicht einmal meinen Namen genannt hatte. Indessen ich ließ es mir gefallen, nahm zwischen den Herren Platz, rauchte und trank auch Limonata gazosa. Als ich mich wieder empfehlen mußte, lud man mich auf den Abend zu einem kleinen Ball ein. Es gehe nur ungenirt zu, und jeder erscheine wie er wolle. Vom Frack halten die Italiener überhaupt nicht viel, wie ich bereits in Erfahrung gebracht, und so konnte ich wegen dieses unschönen Kleidungsstückes vollständig beruhigt seyn.

Klein war der Ball allerdings; meine Bekanntschaft vom Vormittag, noch ein paar andere Herren, ein Lieutenant vom großen Generalstab, den man wegen Insubordination in die Uniform des 7ten Regiments gesteckt und nach der Siberia calda geschickt, mehrere jüngere und ältere Damen, meine Wenigkeit — voilà tout. Dazu das Orchester: ein Cello, eine Flöte und eine Violine in französischer Tracht, die sardische Zipfelmütze auf dem Kopf. Vergnügt waren die Leute aber doch, und besonders die jüngern Herren suchten sich durch die tollsten Schnörkel, mit den Beinen in der Luft beschrieben, hervorzuthun. Als ich des Duro-Duro erwähnte, wurde sogleich beschlossen den sardischen Nationaltanz, der ebenso heißt wie die Rohrpfeife selber und die auf dieser producirte Musik, aufzuführen. Der Flötenbläser langte auch richtig hinter seinem Stuhl einen Duro-Duro hervor, und Damen und Herren gruppirten sich. Nun meint der geehrte Leser gewiß, es werde etwas recht apartes kommen, so ein Fandango oder Valero mit Pepita-Stellungen u. dgl. Nichts von dem. In zwei Reihen, Paar an Paar, standen sich die Tänzer in schiefen Linien gegenüber; diese werden dadurch hervorgebracht daß der Herr seine Dame fest an sich zieht, und Schulter und Kopf etwas zu ihr herabneigt. Die Musik begann, und beide Reihen rückten aufeinander los, jeder zwar nach dem Tact, doch in willkürlichen Pas daher tänzelnd. Die Reihen näherten sich, entfernten sich, näherten sich wieder, wichen etwas nach rechts

Digitized by Google

und nach links aus, bis sie dieses Spiel bald so gut als ich satt bekamen. Indessen tanzt der Nationalsarde (meine Gesellschaft bestand größtentheils aus piemontesischen und savoyardischen Beamtenfamilien) seinen Tanz doch mit bedeutend mehr Feuer, und man sieht es ihm an wie er mit Leib und Seele dabei ist.

Am 1 Mai war der Teufel los. Da feierte der ganze Staat sein Fest der Constitution. Vormittags Messe und Kirchenparade der Officiere der Nationalgarde in ihrer reichen, geschmackvollen Uniform, am Abend Illumination, Ball und Liebhabertheater mit Entrée für die Armen, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen. Tout comme chez nous. Den ganzen Tag über hatten sich große und kleine Kinder damit vergnügt alles abzufeuern was nur zu laden und abzudrücken war. Im Spielen mit Pulver ist der Sarde unverwüstlich, trotzdem daß er dasselbe, so schlecht es ist, seiner Regierung dreimal theurer bezahlen muß als wir bei uns das feinste Scheibenpulver.

Noch einer merkwürdigen Sitte dieses Tages muß ich hier erwähnen, die jedenfalls aus den urältesten Zeiten Italiens herrührt. An die Fenster werden nämlich von den Kindern Puppen von Thon in Büstenform, vielleicht die rohen Ahnen und Nachfolger der Hermen, gestellt, und dazu folgende Verse gesungen:

Maju, Maju, beni voga,
Cun tutto su sole e s'amore,
Cun s'armo e sau fiore,
E cun sa margaritara. [1]

Indessen will ich bemerken daß diese Reime, je nach den vier Hauptdialekten der Insel, die mitunter große Verschiedenheiten zeigen, und deren Regeln bis zu meiner damaligen Anwesenheit noch in keiner Grammatik enthalten waren, etwas modificirt klingen mögen. Die Mundart des Logudoro, einer Landschaft des Nordwestens, gilt vor den andern als das reinste Sardische, das man sich übrigens nicht etwa als einen Provincialismus des Italienischen denken darf. Der Sarde lernt diese letztere Sprache in der Schule, und versteht eher lateinisch als eine andere Zunge romanischer Wurzel, vielleicht das Spanische ausgenommen.

Als ich am Abend in das erleuchtete Stadthaus trat, wo der Spectakel vor sich gehen sollte, wollte der die Pforte zum Ballsaal und Liebhabertheater bewachende Cassier meiner Wohlthätigkeit durchaus alle Schranken setzen, und auch keinen rothen Centesimo von mir annehmen. Ich warf ihm ein Fünffrankenstück, zu den mehreren die vielleicht als Lockvögel dalagen, auf seinen Teller, und gieng in die erleuchteten Räume. Allerlei Volks durcheinander, wie es sich für ein solches Fest auch gebührt. In einem heimlichen Winkel hat eine Cafetierspinne ihr Netz ausgespannt, und ich ließ mich auch willig fangen, hinter einem Glas vino nero hervor meine Musterungen anstellend.

Heute erblickte ich zum erstenmal Frauen und, was mir noch lieber war, Töchter der Sarden aus den höheren Ständen. Man kann hundertmal mit dem Herrn in seinem eigenen Hause verkehrt haben, ohne jemals etwas von den übrigen Mitgliedern der Familie zu Gesicht zu bekommen. Auch das Spazieren auf der Straße wird vom zarten Geschlecht nicht beliebt, und die Damen welche man sich damit unterhalten sieht, sind stets Savoyardinnen oder Piemontesinnen. Die Mädchen waren schön, wirklich schön. Der zarte Teint von wundervollem Colorit, die Augenbrauen in herrlichen Bögen wie mit Kohle gezogen, Zähne wie Eis, Hand und Fuß zierlich und fein, und die Augen — hu, wer kann in die Sonne sehen, und wäre es auch eine schwarze! Die Tracht war französisch, dunkel-bunt mit etwas hoher Taille. Um den Kopf trugen sie ein kirschrothes seidenes Tuch, turbanartig geschlungen, über das die weiße gestickte und mit feinen Spitzen garnirte battistene Mungodore oder Muncalore geworfen war, ein schleierähnliches Tuch, das öfter die Kopfbedeckung allein ausmachen muß.

Der Vorhang gieng in die Höhe, eine weiß gekleidete Dame meiner Bekanntschaft, die Frau eines Schulinspectors, trat hervor und declamirte ein langes und breites vom Blühen des Staates, von den Fürstentugenden des Königs Vittorio Emmanuele, vom Krimkriege, erwähnte sogar meiner Wenigkeit mit einem kleinen Compliment, das mich in meinem Winkel bis hinter die Ohren erröthen machte, und trat mit nicht geringem Pathos ab. Darauf gieng die Comödie los. Die Acteurs waren fast alle aus den Kreisen meines Umgangs. Gegeben wurde ein französisches kleines Lustspiel in der Uebersetzung. Drei Studenten prellen den Vater des einen, der sich zu diesem Zwecke sogar todt stellen muß. Das Ganze endete auf eine mir unbegreifliche Weise mit einer Hochzeit. Gespielt wurde übrigens recht wacker. Die Schule hatte die Natur nicht verdorben bei Leuten die alle Tage Schauspieler sind. Dann wurde getanzt: Duro-Duro, die italienische Monfrina, Polka, Walzer, Galopp, Contredanse, und die Sardinnen hüpften mit daß ihre Mungodore im Zuge flatterte, wobei mir der arabische Typus ihrer Züge besonders auffiel. Uebrigens sind sie beim Umgange mit unserem Geschlecht von einer finsteren Decenz, die sofort Dolche aus den Augen bei der zufälligsten Berührung funkeln läßt. Ob das ihre eigentliche Natur sey, konnte ich nicht untersuchen, da ich wirklich keine Zeit hatte für die Vorsichtsmaßregeln eines Guerillakrieges Flinte gegen Flinte, der jedenfalls mit im Gefolge eines galanten Abenteuers gewesen wäre. Uebrigens bin ich entschieden der Meinung daß die Sardinnen unter vier Augen ebenso kirr sind wie unsere Mädchen, was mir der geehrte Leser gewiß glauben wird.

Der Reichthum der Insel Sardinien an Wild ist allbekannt. Schwarzwild in großer Menge überall, Fuchs, Marder und wilde Katze, ebenso Rothwild und Damwild. Das Reh fehlt, und was der Sarde fälschlich Cavriolu nennt, ist nur ein Damkalb oder ein gelbes Damthier. Der Hase ist seltener, häufiger das Kaninchen, und zahlreich das rothschnäbelige Felsenrebhuhn (Petrosa graeca). An den höchsten Punk-

[1] Mai, Mai, sey uns willkommen
Mit all' deiner Sonne und Liebe,
Mit deinen Waffen und Blumen,
Und mit deinen Maiblümchen.

Digitized by Google

ten der Gebirge von Iglesias, des Gennargentu und der Höhenzüge des Nordostens findet sich das Mufflon (Ovis Musmon Pall.) in einer Anzahl, die sich noch um nichts seit den Zeiten des Plinius und Strabo vermindert hat. Man ist gewöhnlich geneigt das Mufflon Sardiniens als Stammvater unseres Schafes anzunehmen. Indessen bin ich der Meinung daß die ähnlichen und noch so wenig bekannten Arten dieser Gattung von den west- und mittelasiatischen Gebirgen nach den Analogien des Pferdes, des Esels, der Ziegen und Hühner eher ein Recht auf diese Ehre haben als jenes. Sey dem wie ihm wolle, ich habe mich in den Hochgebirgsjagden mit meiner Passion so recht austoben können. Strapaziös sind sie sehr, besonders für einen gebornen Flachländer, und es ist kein Spaß bei mitunter + 32° R. im dicken Flausch, den man des Abendwindes wegen unbedingt tragen muß, halbe Tage lang bergan zu steigen.

Iglesias gilt als das Tempe von Sardinien. Und in der That ist es dieß. Große landschaftliche Scenerien werden vom Thal aus freilich nicht vor dem Auge aufgerollt. Es ist mehr das εἰδύλλιον, dessen Mittelpunkt ein murmelnder Quell, ein mit Früchten und Blüthen beladener Orangenzweig, über die weiße Mauer herabhangend, oder ein Oleandergebüsch mit mächtig schlagenden Nachtigallen ist, welches einen so großen Reiz ausübt. Nirgends habe ich mehr dieser Vögel gefunden als hier. Alle zwanzig Schritte konnte man einen an buschigen und bewässerten Stellen treffen. Dieser herrliche Sänger ist übrigens auch hier noch Zugvogel, der nur etwa 14 Tage früher ankommt als bei uns. Einen nicht unbedeutenden Rivalen hat er indessen in der schwarzköpfigen Grasmücke (Sylvia atricapilla), welche eher als die Nachtigall erscheint, und welche hier auf eine so volltönende, herrliche Weise singt, wie ich es niemals anderswo gehört. Deßhalb nennen die Sarden sie auch, neben dem Concha de Moru (Mohrenkopf, wegen ihrer Zeichnung) Filomena, während die Nachtigall mit dem Namen Passarilanti oder Russignolu bezeichnet wird.

Eine ächte Gebirgsstadt ist Iglesias. An allen Ecken und Enden rieselt das lebendige Wasser durch die Straßen, und Adler und Geier kommen oft bis in die Gärten hinter den Häusern, ebenso der aus den Schweizer und Tiroler-Alpen so gut wie bereits verschwundene Lämmergeier. Täglich und beinahe stündlich kann man solch einen gewaltigen luftigen Räuber durch den blauen Aether in majestätischen Bogen dahinziehen sehen, und meine Seele jauchzte auf in der bestialen Wonne des Jägers, wenn ich sie über ihrem niedergestoßenen Raub in der Nähe attrapirte, daß ich ihnen eine Kugel zuschicken konnte, welche die Stahlschwingen wie die Deckel eines ausgelesenen Buches zusammenklappen machte. Das gröbste Schrot bringt indessen keinen andern Eindruck auf diese Eisenmuskeln hervor, als hätte man ihnen Salz auf den Schwanz gestreut.

Neuere Arbeiten über den Issyk-Kul.

Vom Jahr 1859 an erhält die Geographie des Issyk-Kul-Landes durch astronomische Bestimmungen und Aufnahmen eine feste Grundlage, und im Sommer 1860 wurde der Umriß des Sees definitiv auf den von den Topographen unter meiner Leitung verfertigten Plan eingetragen. Aus diesen Arbeiten ergab sich endlich die genaue Länge des Issyk-Kul zu 169,5 Werst und die Breite bis zur Mündung des Barskaun zu 57 Werst. Es bedeckt der Alpensee Issyk-Kul, oder das warme Meer, eine Fläche von 116 Quadratmeilen. Das salzhaltige, nie gefrierende Wasser desselben hat zwar nicht die Bitterkeit des eigentlichen Meerwassers, nähert sich ihm jedoch an Geschmack so sehr, daß die Menschen es nicht gebrauchen, und auch das Vieh sich entschieden weigert es zu trinken. Die Tiefe des Sees ist nicht bekannt; in jedem Fall muß sie sehr bedeutend seyn, da der Grund eine Fortsetzung der Abdachungen des benachbarten Gebirges bildet und diese Abdachungen äußerst steil sind, namentlich im Meridian der Mitte des Sees, dem Kes-sengir und dem Flusse Tosar gegenüber. Man sagt übrigens daß sich mitten im See eine Sandbank befindet, und allerdings sind unter dem Wasser einige Steine sichtbar, die nach ziemlich unglaubwürdigen Erzählungen für die Ruinen einer Stadt gelten. Das Thal der Sauka ist das letzte Terrain am südöstlichen Rande des Issyk-Kul, das einigermaßen zur Viehzucht geeignet ist. Mehr nach Westen hin wird die Vegetation auf den Vorbergen immer spärlicher, und selbst für eine geringe Zahl Pferde findet sich oft nicht Futter auf eine einzige Nacht. Die nämliche Erscheinung wiederholt sich am nördlichen Ufer des Issyk-Kul. Das was auf der Karte als ein culturfähiges Thal erscheint, ist in der That die traurigste Steppe. An den Flüssen die sich von Osten in den Issyk-Kul ergießen, dem Tub, Djirgalan, Karakol u. a., wachsen hingegen Gräser in üppiger Fülle, was vermuthlich von der Nähe höherer Berge herrührt, die dem Boden mehr Feuchtigkeit zuführen. Dort, an den Abhängen des Himmelsgebirges, sieht man auch Wälder. Einige Flüsse des südlichen Ufers, z. B. der Barbulak, sind mit Schilf bedeckt, aber nur an wenigen Stellen.

Trotzdem haben die Kirgisen ihre Wohnstätten am See aufgeschlagen, indem sie des Sommers in die Berge ziehen, wo es noch immer Weiden gibt, und zum Winter in das Thal hinabsteigen, in welchem zwischen den Steinen ein schwaches Kraut hervorschießt, das als zwar spärliches, aber doch nahrhaftes Futter für ihre Schafheerden dient. Der Kungei, d. h. das nördliche Ufer des Sees, hat eine besonders ärmliche Flora. Selbst in den Flußthälern des Düre-su, Turaaigyr, Taldybulak sind nur wenige Sas oder grasreiche Oasen; alles andere Land ist völlig kahl, und bietet dem Blicke nichts als traurige Felsen und Steintrümmer dar.

(Archiv zur Kunde Rußlands.)

Digitized by Google

Fremy's neue Darstellung von Stahl.

Großes Aufsehen hat in der französischen Akademie wie in gewerblichen Kreisen eine Entdeckung des Chemikers Fremy erregt. Bisher hat man zu wissen geglaubt und gelehrt daß Gußeisen eine Mischung von reinem Eisen und Kohlenstoff und Stahl wieder ein Mittelding zwischen Stab- und Gußeisen sey, weniger kohlenstoffhaltig wie dieses und nicht so rein wie jenes. Entzog man dem Gußeisen einen Theil seines Kohlenstoffes oder ließ man reines Stabeisen mit Kohlenstoff sich verbinden, so erzeugte man Stahl. Schon im Jahr 1829 aber war es dem Chemiker Despretz gelungen stickstoffhaltige Eisenverbindungen darzustellen, indem er Eisen in Gegenwart von Ammoniak rothglühend machte, worauf es diesem seinen Stickstoffgehalt entriß, weiß, brüchig und um den zehnten Theil seines Gewichtes schwerer wurde. Despretz Darstellung hatte jedoch ihre Mängel, und Fremy's Verdienst ist es dadurch daß er das Ammoniak auf Chloreisenverbindungen wirken ließ, eine reine Verbindung von Stickstoff mit Eisen darzustellen. Wird diese in einem Kohlengestiebe geglüht, so bekommt sie alle Eigenschaften des Stahles. Das Wort Stahl scheint überhaupt keine bestimmte chemische Verbindung bezeichnen zu sollen. Im sogenannten Clouetstahl fand Boussingault 99,^{20} metallisches Eisen und 0,80 Silicium, von Kohlenstoff aber keine Spur. Wenn man ein wenig Rhodium dem Stahl zusetzt, wird er viel härter und ist weniger dem Rosten unterworfen. Stoddart und Faraday haben Legirungen aus 80 Theilen Stahl mit 10 Theilen Platina, ferner Verbindungen von 1600 Theilen Stahl mit 48 Theilen Chrom dargestellt, und in letzterem Fall ein sehr hartes und schmiedbares Product wie Eisen erhalten. Noch härter wird der Stahl wenn man ihn mit Silber im Verhältniß von 1000 : 2 legirt. Der berühmte indische Wutzstahl aber enthält einen Beisatz von Alumin. Fremy's wichtige Erfindung besteht nun darin daß er — man weiß noch nicht wie — das gewöhnliche Leuchtgas zur Umwandlung des Stabeisens in Stahl benutzte, das Eisen mußte aber zuvor Stickstoff aufgenommen haben. Daß es diesen Stickstoff nicht wieder während der Carburisation oder der Mischung mit Kohlenstoff verloren hatte, ergab sich daraus daß, als man den neuen Stahl in Wasserstoff glühend machte, Ammoniak sich bildete, welches bekanntlich eine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff ist. Diese wichtige Entdeckung führte zu der Erkenntniß daß, als man die besten Stahlsorten des Handels analysirte, sie sämmtlich Stickstoff enthielten, weil sich bei obigem Verfahren stets Ammoniak erzeugte. Der Stahl ist also eine Doppelverbindung des metallischen Eisens mit Kohlenstoff und Stickstoff.

Ueber das Ausstopfen von Thieren.

Ein Artikel über zoologische Gärten in Nr. 45 vorigen Jahres des Auslandes, der mir leider jetzt erst zu Gesicht gekommen, bespricht unter anderm auch das sogenannte Ausstopfen der Thiere.

Da diese Kunst in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, so dürfte es von allgemeinem Interesse seyn durch Thatsachen den gegenwärtigen Standpunkt dieser Kunst, einigen ungenauen Angaben in jenem Aufsatze gegenüber, etwas näher zu beleuchten.

Daß mit einem bloßen lockeren Ausfüllen oder festeren Ausstopfen der Häute mit weichem Material die naturgemäße Darstellung größerer Säugethieren und Vögel entweder sehr unvollkommen oder gänzlich ungenügend geschehen kann, davon haben sich Laien sowohl als Fachmänner schon längst hinreichend überzeugt, indem durch das Trocknen der Häute solcher Druck auf die Unterlage ausgeübt wird, daß viele charakteristische Formen häufig theilweise verschwinden, theils sonst verunstaltet werden. Denkende Präparatoren waren daher seit längerer Zeit bemüht die Thierkörper fester zu formen, nur waren bisher wenige glücklich in der technischen und künstlerischen Behandlung, worauf es hier hauptsächlich ankommt, wo naturhistorische und anatomische Kenntnisse neben technischer Fertigkeit in weit höherem Grad erforderlich sind als beim bloßen Ausstopfen.

In Norddeutschland, namentlich in Bremen und Schäferhof, leisten die Gebrüder Schwertfeger mittelst künstlicher Körper aus Torf ganz außerordentliches im Aufstellen von Vögeln, welche an Eleganz des Gefieders der Natur kaum nachstehen. Ebenso hat Ritter Franz Comba in Turin schon vor mehr als 10 Jahren modellirte Säugethiere gearbeitet, die kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Nur ist seine Methode leider zu umständlich, als daß sie empfohlen werden könnte. Ferner werden an dem großen Museum in Leyden schon seit langer Zeit alle größeren Thiere modellirt, ebenso am Mainzer Museum.

Am Berliner Museum wurde solches durch den Conservator Martin vor 10 Jahren eingeführt, und es steht dort eine ziemliche Anzahl von ihm gearbeiteter großer Säugethiere, Vögel, Amphibien und selbst einige Fische. Die von ihm angewendete Methode ist einfach in ihrer Behandlung, und erfordert nur etwa doppelt so viel Zeit als das gewöhnliche Ausstopfen, weßhalb dieselbe auch bald entsprechende Anerkennung und Verbreitung gefunden hat.

Das Berliner Museum scheint aber seit dem Tode des brühmten Lichtenstein, ebenso wie dessen Schöpfung, der zoologische Garten daselbst, in starkem Rückschritte begriffen zu seyn. Denn nicht nur daß die seltneren Thiere des Gartens verschwinden ohne daß durch neue Ankäufe für Ergänzung gesorgt wird, so hat auch das Museum für den erzwungenen Abgang Martins keinen Ersatz gefunden, da seither die betreffenden Arbeiten accordmäßig nach Fabrikpreisen geliefert werden.

P. Martin, welcher jetzt am Stuttgarter Naturaliencabinet angestellt ist, hatte schon auf der Pariser Ausstellung 1855

Digitized by Google

für eine von ihm modellirte Löwin im Sprung einen Ehrenpreis erhalten, und hat in seiner jetzigen Stellung eine namhafte Anzahl größerer Säugethiere in gedachter Weise ausgeführt, worunter ein Mähnenschaf, ein Mufflon, ein Tiger, mehrere Affen und andere mittelgroße und kleine Thiere, ein Krokodil, Schlangen und viele Vögel als neuere Arbeiten von ihm zu bezeichnen sind. Außerdem arbeitet derselbe auch privatim an einer Löwen- und Tigergruppe, die für das Museum in Detmold bestimmt sind, welches letztere jedenfalls das erste öffentliche Museum ist das durch eine naturgemäße Aufstellung in Gruppen dem Beschauer die Thierwelt in Bildern zu versinnlichen bemüht ist.

Angesichts dieser Thatsachen wäre also nicht Ploucquet als der Erfinder der Dermoplastie zu bezeichnen, wie dieß in jenem Artikel versucht wurde, und Einsender dieses will es dahingestellt seyn lassen ob es Absicht oder nicht war, den Nachfolger Ploucquets, Martin, gänzlich zu ignoriren, welcher sich zwar das Verdienst nicht zurechnen will der Erfinder zu seyn, doch aber durch Gründung einer Schule für Dermoplastie am Berliner Museum diese Kunst weiter zu verbreiten suchte. Aber auch diese Schule mußte nach dreijährigem Bestehen 1854—1857 in Folge feindseliger Umtriebe geschlossen werden.

Miscellen.

Ein Fischregen. Am letzten 16 Febr., schreibt man aus Singapur, fühlten wir hier einen Erdstoß; die Richtung desselben war von Südwesten nach Nordost, und seine Dauer etwa zwei Minuten. Obgleich kein Schaden angerichtet wurde, so war das Erdbeben doch stark genug, daß durch die dadurch hervorgebrachte wellige Bewegung mehrere Personen unwohl wurden, ähnlich wie bei der Seekrankheit. Dem Erdstoß folgten am 20, 21 und 22 Febr. Ströme von Regen, und namentlich waren wir am letzten Tag eine halbe Stunde lang von Wasser in beträchtlicher Tiefe umgeben; wir konnten nicht drei Schritte vor uns sehen. Als die Sonne wieder zum Vorschein kam, sah ich eine Anzahl Malayen und Chinesen ihre Körbe mit Fischen füllen, die in den durch den Regen gebildeten Pfützen enthalten waren. Sie sagten mir: „daß Fische vom Himmel gefallen seyen, und noch nach drei Tagen, als der Regen aufgetrocknet war, lagen überall Fische umher. Ich fand daß sie zu den Clarias batrachus gehörten, die eine geraume Zeit außerhalb des Wassers leben und sich selbst eine ziemliche Entfernung auf dem trockenen Lande fortbewegen können. Da sie in meinem Hofe lagen, der von einer Mauer umgeben ist, so konnten sie nicht durch einen überlaufenden Bach hineingebracht worden seyn; auch ist keiner von Bedeutung in der Nachbarschaft. Der Raum den diese Fische bedeckten, mochte etwa eine Ausdehnung von 20 Hectaren haben, worin der östliche Theil der Stadt mitinbegriffen ist. Sie waren sehr lebhaft und schienen ganz gesund. Am 16 Febr. wurde das Erdbeben in Malaka schwer gefühlt, und am 23 war dort ein anderes, dem ungeheure Regengüsse folgten. Ich habe ganz besonders dieses merkwürdige Vorkommen der Fische beobachtet, und schon während meines Aufenthaltes am Cap der guten Hoffnung Gelegenheit genommen der Akademie das Factum mitzutheilen daß mehrere neue Arten nach einem Erdbeben gefunden wurden. Ist es eine unwahrscheinliche Vermuthung daß eine Wasserhose, die über einen großen Fluß in Sumatra gieng, die Fische heraufgezogen und herübergebracht haben mochte? Es ist nicht ohne Zögern daß ich diese Hypothese auszusprechen wage.

*

Das Londoner Hunde-Hospital. Man hat in London sehr viel darüber gelacht daß einige wohlmeinende Personen eine Anstalt errichtet haben, in welcher umherirrende und verhungerte Hunde aufgenommen werden, bis sich ihr alter Herr oder nach gehöriger Zeit ein neuer gefunden hat. Freilich gibt es in dieser großen Stadt genug arme Menschen, welche in ebenso schlimmer Lage sind als die herumirrenden Hunde; allein ich kann nicht finden daß jene thierfreundlichen Personen wegen ihres guten Werks verdienen ausgelacht zu werden. Sie haben sich diese Specialität erwählt, und wenn ihr Zweck auch kein so erhabener ist wie der mancher Anstalten mit hochtönenden Namen, so sind doch viele dieser letztern nicht halb so achtungswerth wie das Hunde-Hospital. An der Spitze desselben stehen fünf Patroninnen, darunter die Wittwe eines Richters und eine „Right Hon.," also eine „wirkliche" Lady. Das Comité besteht aus sieben Damen — worunter nur eine alte Jungfer — und fünf Herren, darunter ein Land- und ein See-Capitän und ein Geistlicher, der als Secretär und Schatzmeister fungirt. Die Anstalt ist in einer Hinterstraße und besteht aus einem Stall, der in Abtheilungen getheilt ist, in welchem sich die Hunde befinden. Alle sind herrenlos in den Straßen gefunden worden, manche beinahe nur Haut und Knochen vor Hunger, andere krank. Ein Mann besorgt und füttert sie zweimal des Tages, und führt sie auch aus, um ihnen Bewegung zu machen. Die hündische Gesellschaft ist sehr gemischt; die Majorität besteht aus gemeinen Kötern, während andere ächt englische Bulldoggen und Bullenbeißer, hochländische Hirschhunde u. s. w. sind. Das Comité gibt alle Hunde ihren rechtmäßigen Eigenthümern auf Verlangen zurück, und die nicht reclamirten nach Verlauf einiger Zeit weg, „hoffend daß alle, die es zu thun im Stande sind, der Anstalt ein Geschenk machen, welches mit dem Werth des gewählten Hundes im Verhältniß steht." Um das Hundestehlen zu verhindern, wird solchen Leuten, die Hunde in das Hospital bringen, keine Belohnung gegeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. Augsburg, 18 August 1861.

Der Rochdaler Communisten-Verein.

(Aus Fraser's Magazine.)

Die Gesellschaft der Equitable Pioneers (billigen Pioniere) von Rochdale ist im Jahr 1844 gegründet worden. Sie hatte, wie es scheint, ihren Ursprung in den Forderungen der Wollenweber auf eine Lohn-Erhöhung, und in den allgemeinen Beziehungen zwischen diesen Arbeitern und den Fabricanten welche ihnen Beschäftigung gaben. Die Erörterungen zwischen Arbeitern und Herren führten auf den Gedanken: eine Gesellschaft zu gründen die es den unzufriedenen Arbeitern möglich mache sich der sogenannten Tyrannei des Capitals zu entziehen. Dennoch kamen die Unterschriften nur sehr langsam zu Stande; die Gesellschaftsmitglieder waren nicht sehr zahlreich, die Zeiten ungünstig. Erst einige Monate später hatte dieses Associationsproject eine hinlänglich feste Form gefunden, so daß sich auf etwa vierzig Wochenbeiträge von 3 Pence rechnen ließ, und die Gründer ein sogenanntes cooperatives Magazin eröffnen konnten. Große Hoffnungen begleiteten indeß diesen bescheidenen Anfang... Die Gründer des cooperativen Magazins trachteten anfangs nach nichts geringerem als nach der Einführung einer neuen Ordnung der Dinge, der zufolge die Vertheilung der Güter dieser Welt mehr nach einer abstracten Theorie des Rechts und der Billigkeit als nach der blinden Wirkung des Naturgesetzes oder der Laune der Concurrenz hätte stattfinden sollen. Sonach würde man dem Arbeiter nicht den laufenden Werth seiner Arbeit, mit andern Worten, den niedrigsten Preis um welchen diese oder jene Arbeit bezahlt werden kann, sondern den Preis gegeben haben von dem man glaubte daß er ihm, gemäß dem von Disraeli in seinem Roman Sibylle entwickelten Princip: „Der ehrliche Lohn eines Tages für die ehrliche Arbeit eines Tages," zuerkannt werden müsse. Man hätte sonach dem Erzeuger oder dem Verkäufer irgend eines Artikels nicht den niedrigsten Preis um welchen er ihn verkaufen konnte, sondern den Preis bezahlt welchen er, wie man sagte, mit Recht erwarten durfte. Die Cooperatoren begriffen, obschon nicht ganz klar, daß jeder Artikel seinen natürlichen und vernünftigen Preis hat; daß jede Arbeit ein Recht auf eine bestimmte Belohnung besitzt, ohne alle Rücksicht auf ihren augenblicklichen laufenden Werth. Sie waren der Meinung daß die Concurrenz, anstatt zur Regelung der Production jeglicher Art von Dingen je nach den Bedürfnissen der Gesellschaft zu dienen, und in einem approximativen, aber billigen Maße den vergleichsweisen Werth jeder Art von Gegenständen zu bestimmen, nur eine künstliche Machination sey, mittelst welcher die Löhne gewaltsam herabgedrückt, und die Producenten, sowie die Capitalisten, gewaltsam dazu gebracht würden daß die erstern ihre Producte um Preise abgeben die ihnen kaum den Lebensunterhalt verschafften, und daß die letztern sich auf Unkosten der Arbeiter bereicherten. Sie betrachteten daher das Capital als einen Feind, den Arbeiter als den einzigen Producenten, der allein ein Recht auf die Früchte seiner Arbeit habe, und weigerten sich anfänglich irgend einen Theil ihrer Gewinnste denen zu geben welche ihnen die Mittel lieferten sie zu machen. Kurz, ohne ein gehörig festgestelltes System zu haben, fiengen sie an, die meisten der falschen Ideen, welche Männer ihrer Classe gewöhnlich über die ökonomischen Fragen hegen, in Umlauf zu setzen, und unterschieden sich von ihnen im allgemeinen nur durch ihren guten Willen sich durch die Erfahrung belehren zu lassen. Dank dieser Erfahrung, gibt glücklicherweise, obschon ihre Theorie in einigen Punkten noch keine sehr richtige, in andern keine genau bestimmte ist, nichts in der Anwendung dieser Theorie Grund sie der Mißachtung irgend eines der Gesetze zu beschuldigen welche die mercantile Klugheit oder die ökonomische Wissenschaft auflegen.

Die Gesellschaft bestand aus 40 Mitgliedern als sie ihren kleinen Kramladen eröffnete; ihr Capital, das Erträgniß der bis zu diesem Augenblick admassirten Wochenbeiträge von 3 Pence, belief sich auf 28 Pfd. Sterling. Specereien, Mehl, Butter, Habergrütze waren die hauptsächlichsten oder, besser gesagt, fast die einzigen Waaren welche man daselbst fand. Der Laden, anfänglich nur an Samstag-Abenden geöffnet, wurde von einigen der einsichtsvollsten und thätigsten Mitglieder dieser ersten Association unentgeltlich gehalten. Weder der Rücktritt noch die Entmuthigung mehrerer ihrer Cameraden vermochte sie in ihrer Festigkeit und Ausdauer zu er-

Digitized by Google

schüttern; sie beruhigten die Furchtsamen durch ihr Beispiel, sie führten die Ausgetretenen durch ihre Beweisgründe zurück, bis sie sich endlich allmählich gerechtfertigt sahen durch den Erfolg, welcher, wie man sagt, selten diejenigen gänzlich verläßt die sich selbst nicht verlassen. Sie fügten sodann ihrem Kleinhandel neue Zweige bei; sie vergrößerten den Gesellschaftsfonds; sie öffneten ihren Laden häufiger; insbesondere aber gewannen sie sich durch ihre Redlichkeit in Geschäften und ihre gute Verwaltung das öffentliche Vertrauen und die öffentliche Achtung.

Einige Jahre waren verflossen, und der Grundstock von 28 Pfd. St. stieg auf nahezu 400 Pfd., als die Sparcasse von Rochdale Bankerott machte. Dieses traurige Ereigniß erschütterte in hohem Grade das Volksvertrauen in diese Institutionen, von denen man geglaubt hatte die Regierung sey Bürge für deren Zahlungsfähigkeit. Diejenigen welche ihr Geld in dieser Casse hinterlegt hatten, und sich, durch Männer welche auf der gesellschaftlichen Stufenleiter höher standen als sie, getäuscht und von der Regierung vernachlässigt sahen, wandten sich sympathisch der neuen Institution zu, welche Leute aus dem Volk unter ihren Augen, ohne allen eigennützigen Zweck, zum Vortheil des Volks gründeten. Im Verlauf eines Jahrs verdreifachte sich das Capital des Magazins. Dieß war für die Gründer die schöne Kehrseite der Medaille ... die Gelegenheit welche dem Sprüchwort zufolge sich allen Menschen wenigstens einmal in ihrem Leben bietet .... die Woge welche, „wenn man ihr auf ihren Höhepunkt folgt, zum Glück führt."

Es gibt jetzt in Rochdale drei cooperative Gesellschaften, die zusammen ein Capital von 60,000 Pfd. St. besitzen. Die Gesammheit dieser Summe ist von Männern der arbeitenden Classen beigeschossen worden, von Männern die vor fünfzehn Jahren meist kaum im Stande waren ihre täglichen Ausgaben zu bestreiten, und von denen mehrere beständig in Schulden staken, da ihr Wochenlohn stets zum voraus dem Kleinhändler verfallen war bei dem sie ihre Bedürfnisse einkauften. Die Directoren dieser Gesellschaften, welche die Verwaltung der Fonds haben, sind Arbeiter; sie haben dieselben Gesinnungen, dieselben Instincte wie alle andern Männer ihrer Classe, obwohl sie zum großen Theil gewisse Vorurtheile abgestreift haben, die, wie wir oben bemerkt, anfänglich ihnen allen gemeinschaftlich waren. Eine kurze Darstellung der gegenwärtigen Lage und der Satzungen der Rochdaler cooperativen Gesellschaften wird zeigen wie wenig ihnen von der Hefe des Communismus übrig geblieben ist.

Die Gesellschaft der Equitable Pioneers, das Musterbild der andern cooperativen Gesellschaften, erheischt unsere Aufmerksamkeit zunächst. Sie ist es durch welche das Magazin gegründet und unterhalten worden ist. Ihre Regierung ist eine reine Demokratie. Jeder um die Aufnahme sich Bewerbende muß von der Gesellschaft gewählt werden, und zahlt einen wöchentlichen Beitrag von 3 Pence, der ihm in den Büchern des Magazins gutgeschrieben wird; indeß kann man davon dispensirt werden wenn man eine vierteljährliche Buße von 3 Pence bezahlt; natürlicherweise ist diese Buße für denjenigen welcher sie bezahlt gänzlich verloren. Die Mitglieder ernennen in Generalversammlungen ihre Executivgewalt; es ist dieß ein Rath von Directoren, der eine sehr ins Einzelne gehende Aufsicht über die Geschäfte und die Rechnungen des Magazins ausübt. Unter den Befehlen dieser Directoren arbeitet eine — heutzutag zahlreiche — Truppe besoldeter Beamteten. Alle Beamteten des Magazins, vom Verwalter an bis zum jüngsten in der Werkstätte der Schuhmacher oder Schneider beschäftigten Knaben, erhalten einen festen Lohn; solcher Art ist das System des Magazins gewesen, seit es im Stand ist die Dienstleistungen zu belohnen, d. h. seit erst vor einigen Jahren; seit dem Jahr 1851 konnte das Magazin alle Tage und den ganzen Tag hindurch eröffnet werden. Die Ladendiener werden eher über als unter dem laufenden Preise der Salarien bezahlt. In der Abtheilung der Verfertigung der Kleider und Schuhe erhalten die Arbeiter eine regelmäßigere Belohnung als in den andern Werkstätten dieser Art Industrie. Die Benefizien der Schuh- und Kleidermanufactur sind das Eigenthum derjenigen welche darin beschäftigt sind, indem die Gründer der Gesellschaft durch Erfahrung die Ueberzeugung erlangten daß sich die communistischen Ideen, denen sie anfänglich zugethan waren, nicht in ihrem ganzen Umfang ausführen lassen. Die Gesellschaft besitzt jetzt ein Specerei- und Lebensmittel-Magazin, einen Schlachtfleischladen, einen Tuchwaaren- und Kleiderladen, sowie Schneider- und Schuhmacher-Werkstätten. Sie ist ferner im Besitz eines Capitals von mehr als 20,000 Pfd. St., wovon 10,000 in die Casse der andern beiden cooperativen Gesellschaften, von denen ich sogleich sprechen werde, eingezahlt sind. Sie unterhält eine vortreffliche Bibliothek, zwei Lesesäle, den einen für Bücher, den andern für Zeitungen, welche dem Gebrauch der Gesellschaftsmitglieder unentgeltlich überlassen werden. Der materielle Beweis ihres Gedeihens liegt in der Thatsache daß ihre Einnahme für das am 30 Sept. 1860 endigende Vierteljahr (die auf 1400 Pfd. St. sich belaufenden Subscriptionen ungerechnet) die Summe von 2900 Pfd. betrug, d. h. also für das ganze Jahr ungefähr 12,000 Pfd.

Die Art und Weise wie die Gewinnste unter die Gesellschaftsmitglieder vertheilt werden, ist der Hauptcharakterzug des cooperativen Magazins; darin unterscheidet es sich von einer auf Actien gegründeten Handelsgesellschaft.

Das Capital, d. h. derjenige Theil dieses Capitals welcher aus vollbezahlten Actien von 1 Pfd. besteht, wovon jedes der Mitglieder nach und nach 5 erwirbt, und deren keines mehr als 100 besitzen kann, empfängt vierteljährlich einen Zins im Belauf von jährlichen 5 Proc., ohne alle weitere Dividende.

Außer dem Zins vom Capital erhebt man zum voraus auf den Reingewinn 2½ Proc., welche der Erziehungscasse zugewiesen werden, und womit man die Kosten der unentgeltlichen Bibliothek, des Lesesaals der Journale und der Abendclassen für die Mitglieder der Gesellschaft bestreitet. Dieß fand sogleich anfangs statt, als die vierteljährliche Beisteuer sich nur auf einige Schillinge belief, wie jetzt, wo sie auf eine sehr ansehnliche Summe gestiegen ist. Die Grün-

Digitized by Google

der des Magazins betrachteten als eine der vornehmſten Aufgaben ihrer Geſellſchaft die Erziehung ihrer Mitglieder, und ihre mittelbaren und unmittelbaren Anſtrengungen zur Erreichung dieſes Zwecks haben bereits ſehr intereſſante Erfolge erzielt.

Der Reſt der Gewinnſte iſt den Käufern (Mitgliedern des Vereins), unter der Form einer Dividende auf ihre Geſammteinkäufe, vorbehalten. Dieſe Dividende betrug für das im September 1860 abgelaufene Vierteljahr 12 Procent, d. h. jedes der Mitglieder der Geſellſchaft, deſſen Familie während dieſes Zeitraums im Magazin, zu ſeinem eigenen Verbrauch, Artikel im Geſammtbetrag von 25 Pf. St. eingekauft hatte, ſah als ſein Guthaben in die Magazinsbücher die Summe von 3 Pf. St. eingeſchrieben, die es nach ſeinem Belieben zurückziehen oder verzinslich in der Caſſe laſſen konnte. Zur Erleichterung dieſer Anordnung übergibt man den Käufern Zettel, auf denen die Ziffer jedes ihrer Einkäufe angemerkt iſt; dieſe Zettel werden ſeiner Zeit von ihnen wieder vorgezeigt, und dienen als Beweis für die vierteljährliche Geſammtſumme, derzufolge ſie Anſprüche auf die Dividenden haben. Sehr häufig werden die Dividenden in Actien umgewandelt, und vermehren alſo das Capital des Magazins, ſo daß der Käufer einen, ohne Mühe und Sorge ſeinerſeits, ſtets ſich für ihn vergrößernden Erſparnißfonds beſitzt. Einige der Vereinsmitglieder haben jetzt im Magazin 20 bis 50 Pf. St., welche auf dieſe Weiſe für ihre Rechnung abmaſſirt worden ſind, ohne daß ſie je Beiträge eingezahlt oder aus der Caſſe mehr zurückgezogen hätten als ſie eingelegt.

Ich habe Oekonomiſten ihren Zweifel über die Richtigkeit dieſer Gewinnſtvertheilungen ausdrücken gehört. Die Urheber dieſer Neuerung antworten ihren Kritikern daß, da der Handel durch die Kunden und nicht durch das Capital gedeihe, ſo müßten die Gewinnſte den Kunden, nicht dem Capital zu gute kommen. Wenn ihr Syſtem ſich nicht auf beſſere Grundlagen ſtützte als dieſe, ſo wäre es ſchwer zu vertheidigen. Allein wie die große Maſſe der ſehr Beſchäftigten, werden die Rochdaler Cooperatoren in ihrer Praxis mehr von Inſtincten geleitet die ſie niemals analyſirt haben, als von aus philoſophiſchen Principien ſtammenden Gründen; dieſe Praxis kann übrigens durch minder abſtracte und triftigere Gründe als die ihrigen gerechtfertigt werden. Es iſt vollkommen richtig daß ein Kaufmann welcher Handel treibt um Nutzen daraus zu ziehen, ſich alle ehrlichen Gewinnſte aneignet die er realiſiren kann. Sein Zweck iſt: ſein Geld ſo viel als möglich zu verwerthen, ſeine Fonds auf die gewinnbringendſte Weiſe zu verwenden, und ſeine Waaren möglichſt vortheilhaft zu verkaufen. Man iſt ſo ſehr daran gewöhnt dieſe Handelsart als normal zu betrachten, daß man von dem ganz neuen Syſtem der Equitable Pioneers anfangs in Verlegenheit geſetzt wird, und ſich geneigt fühlt es als fehlerhaft zu betrachten, bloß darum weil es dem Gebrauch zuwider iſt. Bei aufmerkſamer Prüfung aber erkennt man daß es eine eben ſo ſcharfſinnige Handelsart iſt wie die andere, und viel einträglicher. Nach der gewöhnlichen Art iſt es der Handeltreibende welcher den Gewinn einzieht, und dabei vollkommen im Recht iſt; nach der Art des Magazins kommt der Gewinn den Kunden zu gut, was ebenfalls recht iſt. Der Zweck der Geſellſchaftsmitglieder geht dahin ſich Fonds zum niedrigſten Zins zu verſchaffen, und ihre Einkäufe ſo vortheilhaft als möglich zu machen. Sicherlich hätten ſie ihre Einkäufe und ihre Verkäufe dergeſtalt bewerkſtelligen können, daß die Käufer durch herabgeſetzte Preiſe ſogleich in Genuß getreten wären. Sie haben dieſem den vernünftigern Plan vorgezogen: im laufenden Preiſe des Kleinhandels die Artikel zu verkaufen welche ſie zum laufenden Preiſe des Großhandels gekauft haben, und alle drei Monate die Differenz unter den Käufern zu vertheilen, welche, dem erſtern Plan zufolge, von dieſer Differenz bei jedem ihrer Einkäufe Nutzen gezogen hätten. Es liegt nichts unüberlegtes und fehlerhaftes in dieſer Anordnung. Sie iſt die ökonomiſchſte Methode den Kleinhandel zu betreiben. Man braucht auf dieſe Weiſe keine glänzenden Läden, Spiegelfenſter, Waarenausſtellungen im Ladenaushang und andere koſtſpielige Mittel um die Kunden anzulocken, die dieſen Luxus, ſey's durch eine Erhöhung der Preiſe, ſey's durch die Verfälſchung oder die ſchlechtere Beſchaffenheit der Waaren, ſtets bezahlen müſſen. Das Magazin iſt, da man nicht nöthig hat ein theures Local zu miethen um die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen, in einer kleinen Straße errichtet. Das Gebäude iſt aus Backſteinen erbaut, wenig geräumig und ſehr einfach. Der Verſchleiß geſchieht durch eine um die Hälfte geringere Anzahl ſalarirter Angeſtellten als für eine gleiche Menge von Geſchäften in den gewöhnlichen Läden nöthig wären. Dieſe Angeſtellten geben ſich ebenſowenig das Anſehen von Commis, wie in den andern Kaufläden derſelben Art. Selbſt der Caſſier, ein ſalarirter Verwalter, hat das Ausſehen deſſen was er iſt, eines Arbeiters. Auch die Directoren ſind Arbeiter, ihrer Tracht und ihren Manieren, ſowie ihrer Stellung nach; ſie ſprechen den rauhen und ungekünſtelten Dialekt von Lancaſhire, und drücken ihre Gedanken mit der Einfachheit und Naivetät der Lancaſhirer aus. Wenn man ſie zuweilen für Männer aus einer höheren Volksclaſſe halten möchte, ſo liegt der Grund nicht darin daß ſie äußern Schliff zur Schau tragen, ſondern weil Verſtand und Denkkraft in ihren Geſichtszügen liegt.

Das Magazin iſt daher für die Mitglieder dieſer Geſellſchaft eine vollkommene Einkaufsagentſchaft und eine Sparcaſſe zugleich. Als Einkaufsagentſchaft verſchafft ſie ſich Waaren zum Preiſe des Großhandels, gibt ſie an ihre Mitglieder zum Preiſe des Kleinverkehrs, und vertheilt unter ſie, am Ende jedes Vierteljahrs, die Differenz zwiſchen dieſen beiden Preiſen, mit Abzug der Verſchleißkoſten; dieſe Koſten aber ſind, wie wir bereits geſagt, nach dieſem Syſtem viel geringer als im gewöhnlichen Kleinhandel. Auf dieſe Art erhalten die Mitglieder des Magazins, da ſie ihre Waaren bei einem Handelsmann einkaufen deſſen Intereſſe mit dem ihrigen eins iſt, Waaren von der beſten Qualität, die weder gefälſcht noch beſchädigt ſind; außerdem empfangen ſie alle drei Monate eine zu ihrem Vortheil abmaſſirte oder erſparte Summe Geldes, welche 10 Proc. für die Einkäufe und weit mehr für das eincaſſirte Capital beträgt. Als Erſparnißcaſſe erhält das Ma-

gazin die Beiträge der Mitglieder, oder derjenigen welche die Absicht haben es zu werden, so wie die Dividenden für den Verschleiß, bis zur Gesammtsumme von 100 Pfd. Sterl. — die höchste Summe welche jeder Einzelne in die Casse einzahlen darf. Es zahlt einen Zins von 5 Proc. sowohl für die Summen baaren Geldes als für die Actien; der gewöhnliche Zinsfuß der Sparcassen beträgt 3 Procent. Ferner steht das Magazin unter der Oberaufsicht der Actionäre, indem jeder von ihnen, ohne Rücksicht auf die Anzahl seiner Actien, eine Stimme hat. Dieses Princip weicht von dem gewöhnlichen Gebrauch ab; allein es paßt für eine Gesellschaft welche, aus Arbeitern bestehend, fast nur demokratisch eingerichtet seyn kann. In der That stimmen die Actionäre nicht als Actionäre, sondern als Mitglieder; in der erstern dieser Eigenschaften sind sie bloß Deponenten. Ihr Geld steht ihnen jeden Augenblick wieder zu Gebot; sie haben das Recht plötzlich, ohne vorläufige Benachrichtigung, jede Summe unter 2 Pfd. 10 Sh. zurückzuziehen; höhere Summen können nur nach einem der Bedeutung der Summe entsprechenden Zeitraum gefordert werden. Allein diese Rückforderungen kommen selten vor, indem die Rochdaler Arbeiter finden daß ihr Geld im Magazin sicherer und vortheilhafter angelegt ist als irgend anderswo. Es gibt keine Sparcasse in Rochdale mehr; sie hätte nichts zu thun.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Südsee nach dem Tagebuche eines Marineofficiers.

(Schluß.)

Von den Sandwichinseln wurde der Dampfer unvermuthet nach Kamtschatka geschickt, und warf, nachdem man in der Awatzkibucht den Vulcan gleichen Namens Feuer hatte speien sehen, vor Petropawlowsk die Anker. Die Aussicht, dort vielleicht einen Winter zubringen zu müssen, drückte die Gemüther der Schiffsmannschaft, um so vergnügter aber waren alle als schon nach zehn Tagen wieder in See gestochen wurde. In dieser kurzen Zeit hatte unser Verfasser natürlich wenig Muße zu touristischen Beobachtungen, doch probirte er eine Fahrt auf einem kamtschadalischen Hundeschlitten. Verführerisch ist diese Locomotion jedenfalls nicht, denn auf dem Schlitten ist man allen Unbilden des Wetters ausgesetzt, der Sitz aber nur 18 Zoll über dem Boden erhöht, wahrscheinlich damit man nicht zu tief fällt, wenn der Schlitten umschlägt, was bei jedem in die Quere kommenden Hinderniß einzutreten pflegt. Die Hunde dagegen sind schöne und merkwürdige Geschöpfe, 23 bisweilen 25 Zoll hoch, mit spitzer Schnauze, steifen Ohren und breitem klugen Kopf. Während des Tages schlafen sie gewöhnlich, wie sie auch des Nachts besser sehen sollen. Ihre Stimme hat einen sonderbaren unheimlichen Laut, und ist ein Mittelding zwischen Wolfsgeheul und Hundegebell. Die Gespanne bestehen aus 7 bis 11, ja bis 15 Thieren, aber stets aus einer ungeraden Zahl, weil sie in Paaren zusammengespannt werden, der beste Hund als Leitthier aber einzeln den Zug anführt. Sehr oft werden die Thiere ungehorsam und gehen mit dem Schlitten durch, und zwar geschieht dieß jedesmal, so oft sie ein Rudel Rehe wittern. Gefüttert werden sie von ihren Herren nur den Winter über, denn im Sommer müssen sie sich selbst ernähren, und zwar leben sie von Fischen, die sie mit der Behendigkeit von Fischottern zu fangen verstehen. Sobald nach dem Sommer der erste Schnee fällt, zeigen die Hunde ihre größte Freude über den herannahenden Winter, vielleicht weil sie dann wieder in Kost und Pflege genommen werden, obgleich ein solches Gedächtniß kaum den Thieren zugetraut werden kann.

Von Petropawlowsk gieng die Fahrt durch die De Fuca-Straße nach Victoria, an der Südostecke von Vancouversinsel. Diese neue Stadt sieht noch wie alle neuen Städte weiß, sonnig und zerfahren aus. Aber da das Ufer einen lieblichen Anblick gewährt und überall sich ein üppiger Pflanzenwuchs findet, so wird Victoria mit der Zeit ein schattiger und und heimlicher Erdenwinkel werden. Rings um die Ansiedlung hat sich Feldbau bereits ausgebreitet und weckte viele Erinnerungen an die alte englische Heimath, während im Hintergrund die Berge in Eichenwald und Nadelholz gekleidet standen und sich binnenwärts zu beträchtlichen Höhen erhoben. Neben Victoria liegt tief eingeschnitten wie ein Fjord der Hafen Esquimault, mit schmalen Eingang zwischen Felsen, hinter welchen sich ein stiller Wasserspiegel ausbreitet, wie der liebliche Loch Katrine in den schottischen Hochlanden, und wo sich überall bis hart am Ufer 8 Faden Wasser finden, so daß die größten Schiffe fast wie an einer Dockwand dort beilegen können. Dazu schwärmt der Hafen mit kleinen Booten jeglicher Gestalt, theils von einheimischen Fischern, theils von roth bemalten und dürftig bekleideten Dirnen gerudert. Unser Verfasser ist voller Entzücken über das Klima, welches er ähnlich demjenigen im Süden Englands findet, nur daß der Winter viel kürzer sey. November und December sind stürmisch, und im Januar friert es häufig; das Pflanzenleben entwickelt sich aber bereits im Februar, und wird durch die Schauer im März und April emporgebracht. Dann kommt die trockene Zeit, und im August, dem Höhenpunkt des Sommers, steigt das Thermometer bis auf + 27°, die mittleren Temperaturen aber schwanken zwischen 12 und 21 Grad. [1] Im Herbst treten gern Nebel ein und verhindern durch ihre starke Beschattung oft genug das Reifen der Früchte. Alle mitteleuropäischen Obstsorten gedeihen sonst vortrefflich, Gemüse dagegen sind wegen des trockenen Sommers nicht aufzubringen. Die Gesundheitszustände könnten nicht besser seyn, und selbst, seitdem ein so großer Zufluß von Goldjägern die Colonie heimgesucht hat, vermehrte sich die Sterblichkeit nicht, obgleich diese Leute Laster und Krankheiten mit sich herumschleppen. Die Wichtigkeit der Ansiedlungen auf Vancouver steigerte sich

[1] Nach diesen Angaben vermögen wir die Aehnlichkeit mit Südengland nicht zu finden.

Digitized by Google

nach der Entdeckung zahlreicher Kohlenflötze, deren Producte jetzt nach San Francisco verschifft werden, wo man die Tonne (20 Ctr.) mit 22 Dollars bezahlt.

Die eingeborne Bevölkerung Vancouvers wird auf 7000 Köpfe geschätzt. Sie sind alle in Stämme getheilt, deren mächtigster, die Clayoquets die Westküste bewohnen. Obgleich befreundet und verbündet vermeiden sie — die Klugen! — jeden Verkehr mit Europäern. An der Nord- und Ostküste sitzen die Camex und Nakletah-Stämme, geschworne Feinde der Briten, und in Feindseligkeiten die Nutkas noch überbietend. Obgleich sie beständig in Fehde unter einander leben, so besitzen sie doch nicht den rechten Muth zum Raufen, sondern benehmen sich hinterlistig oder feig in ihren Kriegen. Wenn sich die Gefechte in die Nähe der Ansiedlungen ziehen, so gehen die Engländer zum Vergnügen hinaus um zuzuschauen. Ein solcher Neugieriger erzählte dem Verfasser: „Die Indianer kamen auf uns zugelaufen und baten uns zurückzugehen, weil wir sonst von den Kugeln getroffen werden könnten. Schließlich tödteten sie eine der Squaws und warfen die Leiche in die Bai, wo sie dort länger als einen Monat im Wasser blieb. Ich begab mich zu den Indianern und sprach mit ihnen darüber, worauf etliche von ihnen mir folgten, um nachzusehen ob die Frau eine Verwandte sey, das heißt zu ihrem Clan gehöre. Sie gehörte aber nicht dazu, und so zogen sie ab, während die Leiche so viel ich weiß noch immer dort schwimmt. Die Weißen, fügt der Mann hinzu, treten die Indianer mit Füßen wie die Hunde, und je mehr sie sie treten, um so mehr schmeichelt man ihnen." Bei diesen Indianern herrscht Sklaverei der schlimmsten Art, denn der Herr besitzt das Recht seinen Knecht zu tödten, zu verstümmeln oder zu strafen wie ihm beliebt. Die Eingebornen sind an und für sich kein schöner Menschenschlag, aber sie verunstalten sich noch mehr durch das Spitzdrücken ihres Schädels, denn sie gehören der Familie der Flachköpfe an, denen es übrigens im gequetschten Schädel an nichts weniger als an Verschmitztheit fehlt. Spiel und Pferderennen sind ihre Hauptbelustigungen. Für ein gutes Rennpferd geben sie ihre letzte Habe her, das Spiel aber ist zu einem solchen Laster ausgeartet daß Selbstmorde in Folge großer Verluste sehr gewöhnlich sind. Der Selbstmord ist überhaupt für diese Leute eine wichtige Zuflucht. Wenige Tage nach der Ankunft des Autors wurden die Leichen zweier Frauen in demselben Gehölz gefunden. Sie gehörten einem der größten Häuptlinge an, waren auf einander bitter eifersüchtig gewesen und fielen sonderbar genug am nämlichen Tag und ziemlich an der nämlichen Stelle auf dasselbe Mittel zur Beendigung ihrer Herzensleiden. Von dem Vorfall angeregt, begab man sich etliche Tage nachher zu dem Wittwer, um ihn zu trösten. Dieser aber hielt seine fünf Finger in die Höhe zum Zeichen daß er seine Verluste bereits mit Aufgeld ersetzt habe. Er dachte wie die römischen Rechtsgelehrten: genus et quantitas non pereunt.

Es gibt, was man gewiß nicht auf den ersten Blick vermuthen sollte, Panther auf der Insel, aber sie sind nahezu schon ausgerottet. Erst kürzlich war in der Nähe von Victoria ein solches Thier von einem Knaben geschossen worden, aber halb aus Schrecken halb aus Versehen. Auch die Wölfe verschwinden wie überall vor der Cultur, dagegen gibt es Bären in großer Anzahl und sporadisch Heerden von Elenn und von Rehen. Zahllos sind die Hunde sowohl zahme als wilde; eine langhaarige Spielart darunter wird wegen des Pelzes gezüchtet weil man aus ihrem Haar und aus Bast Decken webt. Fischerei ist die Hauptbeschäftigung der Eingebornen, auch wimmeln alle Gewässer der Küste mit Stockfischen, Lachsen, Stören und die seichten Plätze mit Häringszügen.

Unter den Ansiedlern gibt es manche denen es außerordentlich wohl geht. Ihre Wohnungen gleichen vollständig denen der Heimath, und unserm Verfasser geschah es daß er eines Morgens von einem behäbigen Landwirth, den er zum erstenmal sah, zum Frühstück eingeladen wurde. Durch einen Garten, der mit wohlbekannten englischen Blumen bepflanzt und sauber gehalten war, gelangte man zu einem einstöckigen Hause mit breiter Verandah. Man trat in das Familienzimmer wo drei frische Mädchen das Frühstück bereiteten. Teller, Tassen, und ein altmodischer silberner Theekessel in Urnenform erinnerten vollständig an Alt-England, wie denn in den neuen Städten alles, alles so eingerichtet wird, wie im alten Europa. Selbst die Mode farbige grelle Unterröcke zu tragen fand der Verfasser schon bis nach der Vancouver-Insel vorgedrungen.

Im Range der nächstwichtige Punkt der Insel ist der sichere Hafen Nanaimo, beiläufig bemerkt mit der dort ungewöhnlichen Fluthwellenhöhe von 12—15 Fuß. Das Städtchen gleichen Namens gedeiht lustig und verdankt seine Bedeutung der gegenüberliegenden Newcastle-Insel, die, wie der Name schon andeutet, reiche Kohlenflötze besitzt. Etwas weiter nordwestlich im Golf von Georgia, bei Valdez Inlet, besuchte der Verfasser ein Indianerdorf, welches aus etlichen Blockhütten bestand, die zwei, drei, ja vier Familien zum Obdach dienen, wo sie sich friedlich wie die Häringe neben einander einpöckeln und wochenlang nicht von der Stelle weichen. Unser Seemann steckte die Nase nur in eine unbewohnte Hütte, zog sie aber entsetzt wieder zurück, welcher Gestank aber im Winter herrschen muß, wo man darin Fische trocknet und die Hütten bevölkert sind, das läßt sich ahnen aber nicht aussprechen. Der Verfasser war indessen so glücklich einer wichtigen öffentlichen Handlung beizuwohnen, da gerade ein Zauberer oder Medicinmann die Weihen erhalten sollte. Der Promovent befand sich vorläufig in einer einsamen Hütte, in die er seit drei Tagen ohne Nahrung, Wasser und Licht eingesperrt worden war. Als sich der Häuptling mit einem Chor der ältesten Medicinleute zeigte, machte ihm der Pöbel, welcher die Hütte bisher umlagert hatte, Platz. Unter lautloser Stille näherte er sich dem Eingang, und gab dann der Priesterzunft das Zeichen den Querbalken von der Thür zu heben und einzutreten. Alles drängte nach, drinnen aber brach ein Höllengeschrei aus, und die Medicinleute stürzten wieder aus der Hütte, das Haar sich ausraufend und sich selbst mit Muscheln verwundend. Zwei jedoch trugen einen anscheinend todten Körper zu einem nahen Weiher, wo er niedergelegt, gerieben

und unbarmherzig geschlagen wurde. Plötzlich sprang der Patient auf, brach durch seine Peiniger hindurch und rettete sich in ein wenige hundert Schritte entferntes Dickicht. Nach einer Stunde erschien er wieder, beschmiert mit Fett und bedeckt mit Flaumfedern, oder „getheert und gefedert" wie man in den Sklavenstaaten sagen würde. Er schritt nach der Hütte zurück und vertheilte die dort aufgespeicherten Schmucksachen und Hausgeräthe als Geschenke unter dem Stamm, der ihm dafür eine absonderlich gefärbte Decke, einen Federhelm und als Zeichen seiner erlangten Doctorwürde eine große Klapper überreichte. Das frohe Ereigniß wurde dann noch durch ein Theaterspiel in der Hütte des Häuptlings verherrlicht, in welcher letzteren durch einen Vorhang aus Decken das Ankleidezimmer von der Bühne geschieden worden war, während die Zuschauer auf Matten sich niedersetzten. Der Häuptling selbst hatte sich die Hauptrollen aufgespart. Zuerst erschien er unter einem Menageriegebrüll in Felle eingehüllt als Leopard, dann als Bär, und endlich als aufgehende Sonne. Letztere dramatische Leistung wurde ihm möglich durch eine guterdachte Maske, an der steifgemachtes und radiensörmig abstehendes Haar die Sonnenstrahlen ausdrückte. Nach ihm erschienen andere Künstler die sich menschlich-profane Fächer gewählt hatten, wie die Darstellung ehelicher Eifersucht, Liebesscenen, dann aber auch eines Kampfes zwischen einem Häuptling und einem Wolf. Nach dieser Schilderung haben die Flachköpfe es in theatralischer Beziehung am weitesten von allen Rothhäuten Nordamerika's gebracht, die alten Mexicaner natürlich ausgenommen.

Auch das ist merkwürdig daß sie bei der Verbrennung einer Häuptlingsleiche das indische Sutti nachahmen. Die Wittwe oder Wittwen müssen sich nämlich neben der Leiche des Gatten auf den Holzstoß legen und dürfen nicht eher sich erheben als bis der pontificirende Priester die Erlaubniß gibt, was immer erst geschieht nachdem die Unglücklichen schon gebrannt haben. Sie müssen dann noch das Fett welches aus den Gliedern der Leiche schmort sammeln und sich damit salben, auch wenn die Gebeine vor Hitze sich zusammenziehen, sie wieder gerade legen, und dieß alles über einem prasselnden Feuer von Gummbäumen. Endlich sammeln sie die Knochen aus der Asche und tragen sie Tag und Nacht drei Jahre lang in einem Bündel auf dem Rücken, worauf sie sich von einem zweiten Gemahl wieder heirathen lassen dürfen.

Von Nanaimo machte der Verfasser mit etlichen Begleitern einen Ausflug den Fraserstrom aufwärts. Bei Fort Langley, welches die Hudsonsbaigesellschaft etwa fünf deutsche Meilen oberhalb der Mündung hat bauen lassen, ist ein neues nach der Schnur gebautes Städtchen entstanden, welches mit heimkehrenden Goldgräbern gefüllt war, die auf einen Dampfer zur Fahrt nach Victoria warteten. Der Fraser ist übrigens ein mächtiger Strom und eine große Strecke bis zum jetzigen Fort Hope schiffbar. Die Goldgräber waren meistens Kerle mit steckbrieflichen Physiognomien, kehrten aber zufrieden, die einen mit Schätzen, jeder wenigstens mit einer Kleinigkeit heim. Die Goldregion beginnt in den Gewässern oberhalb Fort Hope, wo der Verfasser seine erste Nacht zubrachte und wo er nichts zu essen fand als verdorbene Kartoffeln, trockenen Lachs und einen giftigen Stoff unter dem Namen Branntwein. Am nächsten Tage bei Fort Yale war man genöthigt aus dem Boote zu steigen und, weil der Fluß dort zu reißend wird eine „Portage" zu machen, das heißt es über die schwierige Stelle zu tragen. An den Ufern dunkelt ein Wald immergrüner Föhren, Tannen, Cedern und Cypressen, so daß sich am Pflanzenkleide Winter und Sommer nicht unterscheiden läßt, ja wegen der Novembernebel soll der Wald im Winter noch frischer aussehen als im Sommer. Ueber diesen Fällen tritt der Goldschutt in jeder Richtung auf und stieß man auch dort auf einen Trupp freundlicher Indianer, die im Begriff waren sich zu annexiren was Goldgräber in einem Lagerplatze herrenlos hinterlassen hatten. Man begleitete sie zu ihrem Dorfe, welches dem der Vancouver-Indianer glich, mit Ausnahme der Staffage zahlreicher Pferde, welche jenen fehlen. Der Häuptling empfieng die Gäste in seiner Hütte umgeben von seinen Kriegern und seinem Harem, welcher den Hintergrund bildete und zum Theil aus hübschen halbblütigen Frauen bestand. Der Häuptling, der ein wenig Englisch sprechen konnte, bewirthete seine Gäste mit gekochtem Lachs und getrocknetem Rehfleisch, beides glücklicherweise noch frisch und den hungrigen Wanderern willkommen. Am nächsten Tage erreichten sie die Forks (Gabeln) des Fraser River. Dort ist eine Niederlassung entstanden, die, wenn die Goldfunde sich nicht wieder erschopfen, noch eine bedeutende Stadt werden kann. Füllt sich nur einmal Britisch Columbien mit Auswanderern, dann wird man auch die vegetabilischen Schätze des Landes auszubeuten anfangen. Das Land genießt ein gemäßigt oceanisches Klima und einen milden Winter, da der Schnee selten länger als eine Woche liegen bleibt. Der Boden ist ausgezeichnet und weit besser als in Canada. In letzterem Lande dauert der starre Winter sechs, in Columbien nur zwei, höchstens drei Monate, im November verbrennen die Nachtfröste dort das Gras, und das Vieh muß um jene Zeit schon im Stall gefüttert werden, während man sie hier den ganzen Winter im Freien läßt und ihnen nur für die schlimmsten Tage Obdach und Nahrung zu bieten braucht. Während in Canada schon im November vom Froste die landwirthschaftlichen Arbeiten geschlossen werden, geht in Columbien der Pflug so spät und so früh im Jahre wie im Süden Englands. Endlich hat man hier durchschnittlich per Acre 15 Buschel Weizen, 20 Buschel Gerste, Hafer oder Erbsen und 100 Buschel Kartoffeln zu erwarten. Bis nach Fort St. James am lieblichen Stuart-See, dem äußersten Posten der Hudsonsbaygesellschaft landeinwärts konnte der Seemann nicht vordringen, sondern er kehrte von den Forks wieder nach der See zurück.

Auf dem Rückwege kam er an einem indianischen Begräbnißplatze vorüber. Die Leichen welche zuvor am Feuer gedörrt und mit Kräutern balsamirt werden, liegen in reich geschnitzten Canoes und werden, um sie vor dem Hunger wilder Thiere zu schützen, auf Gerüste gestellt oder an Baumästen aufgehangen. In und um das Canoe herum liegen Geräth-

Digitized by Google

schaften, sowie die Kochgeschirre des Verstorbenen, jedoch zerbrochen um Diebe nicht in Versuchung zu führen. Etliche der Leichen waren sehr sauber gekleidet und frische Spuren von Pflege an ihnen wahrzunehmen, die für die Pietät des Volkes gegen seine Verstorbenen sprechen. Nach dem Tode werden auch die Frauen mit derselben Ehre wie Häuptlinge behandelt, und einer der am reichsten gezierten Särge gehörte einer Frau an. Die erste Nacht brachte man in einem von Felsen und Bäumen beschützten Versteck zu. Ein eigenthümliches Alpdrücken weckte den Wanderer aber mitten aus dem Schlummer, und er fühlte sich an Händen und Füßen geknebelt. Als er völlig erwacht war, mußte er entdecken daß er nicht bloß geträumt hatte, sondern er und seine Gefährten sich in der nämlichen hülflosen Lage befanden, während vier Raubgesellen alle Taschen der Ueberfallenen ausplünderten, die Rumvorräthe ausleerten, entsetzlich fluchten, weil sie geglaubt hatten Goldgräber plündern zu können, und zur Strafe sie gebunden liegen ließen „bis zum jüngsten Tage." Nachdem das Gesindel abgezogen war, blieben die Wanderer, halb vor Kälte erstarrt, bis zum Morgen gefesselt, wo es endlich einem von ihnen gelang sich die Hände frei zu machen und seine Gefährten zu erlösen. Sie waren einer berüchtigten Bande in die Hände gefallen, die am Fraser ihr Wesen bis zum Winteranbruch fortgesetzt hat und der mancher arme Goldgräber zum Opfer gefallen ist. Als sie auf diese Art sich bereichert hatten, giengen sie auseinander und stahlen sich durch Victoria. Einer dieser saubern Gesellen soll England mit 20,000 Pfd. St. erreicht und sich dort angekauft haben, ein zweiter begab sich nach den Vereinigten Staaten, ein dritter wurde in Victoria gehangen, weil er in der Trunkenheit ein Frauenzimmer erschlagen hatte, und der vierte kehrte, nachdem er seinen Antheil durchgebracht, als Goldgräber nach dem Fraser zurück. Schade nur daß der Verfasser anzugeben vergißt, woher er nachträglich alle diese Lebensschicksale erfahren hat.

Nach Fort Langley zurückgekehrt, hatte der Verfasser das Glück bei einem Stamm von Flachköpfen am Fraser der Wahl eines neuen Häuptlings beizuwohnen. Wird nämlich ein solcher Anführer zu alt, so versammelt sich das Volk um einen jüngern zu wählen, wobei die Medicinleute den meisten Einfluß besitzen. Kaum hat der Betreffende seine Wahl erfahren, so zieht er sich in die Wälder zurück um in der Einsamkeit sich mit dem Guten Geist über seine künftigen Regierungsgrundsätze zu verständigen. Während der Zeit seiner Abwesenheit ist es gefährlich ihm zu begegnen, denn er erschlägt jeden den er erblickt, umgekehrt liefert sich selbst jeder aus, der ihn gesehen hat, auch wenn er unbemerkt geblieben wäre, denn nach dem Wahn der Leute wird der große Geist beleidigt, wenn man den Häuptling sieht. Der Einsiedler bleibt so lange im Wald als seine mitgenommene Nahrung und seine Kraft zu fasten ausreichen. Er kehrt dann ungewaschen, zerfetzt, abgemagert, mit entzündeten Augen und Tollheit im Blicke mitten in der Nacht wieder heim und bricht, nicht durch den Eingang, sondern durch das Dach in die nächste Hütte um dem ersten besten Bewohner mit den Zähnen einen Mundvoll Fleisch auszureißen. Er wendet sich dann zu einer andern Hütte und wiederholt den nämlichen Angriff bis er erschöpft und besinnungslos zusammensinkt. Die Opfer seiner Wuth ertragen geduldig die schauerlichen Wunden, die oft genug den Tod herbeiziehen, der freilich wieder durch jenseitige Glückseligkeit vergolten wird, und so begierig sind die Flachköpfe nach dem seligmachenden Biß daß manche jungen Indianer sich absichtlich Narben beibringen um behaupten zu können, daß auch sie von dem Häuptling ausgezeichnet worden sind.

Der Autor verließ jetzt seinen Kriegsdampfer da er auf ein anderes Schiff befehligt wurde, und da dieses erst in etlichen Wochen von Victoria ankommen sollte, so hatte er Ferien zu einer Fahrt auf dem Columbia. Im untern Theil bis Fort Vancouver, einem der ältesten und stärksten Posten der Hudsonsbaygesellschaft, ist der edle Strom so breit daß eine ganze Flotte in Schlachtordnung ihn hinaufsegeln könnte. Auch verliert man, wenn man seine Mitte erreicht, beide Ufer aus dem Gesicht. Im Fort fand der Officier zwei Cameraden, die sich ihm zu einem Jagdausflug auf dem Columbia anschlossen. Die Indianer am untern Strom sind Clickatals und Tschinucks, Unterabtheilungen der großen Familie der Flachköpfe und über alle Beschreibung schmutzig, sonst aber freundlich gesinnt und gern geneigt, namentlich was die Branntweinflasche betrifft, sich zu europäisiren. Man schlief des Nachts neben dem Boot am Ufer, aber schon beim ersten Lager trug sich ein widerliches Abenteuer zu. Einer der Herren fuhr mit einem entsetzlichen Schrei aus dem Schlaf empor, und als man ihn um die Ursache befragte, versicherte er daß eine Klapperschlange ihm über das Gesicht gekrochen sey. Die Bootsleute, die man im Fort gemiethet hatte, ergriffen Scheiter von dem nächtlichen Feuer um die Bestie zu suchen, und nach einer Weile verkündete ein Ausruf daß sie gefunden worden sey. Einer der Indianer brach ihr mit sicherer Hand durch einen Schlag mit einer biegsamen Gerte das Rückgrad gerade als sie sich zum Sprung aufrichtete. Da Klapperschlangen am Columbia sehr häufig sind, so wurde durch diese erste Begegnung den Wanderern das Vergnügen im Freien zu schlafen sehr verleidet. Die Reise gieng in den nächsten Tagen über die Cascaden- und die Kesselfälle. Bei letzteren stürzt der Columbia mit einem weithin hörbaren Donner wie von Batterien 80 Fuß tief. Die „Voyageurs" fahren alljährlich diese Kataraktен hinab, obgleich die Unglücksfälle nicht selten sind, die aber gewöhnlich nur Neulinge treffen. Ueber den Fällen breitet sich der Strom wieder in solchen Flächen aus daß man ihn dort „die Seen" nennt. Oberhalb der Seen sind die Ufer so dicht bewaldet daß an ein Landen nicht zu denken ist, und man zwei Tage zwischen Wasserpflanzen und Schilf sich hinbewegte ohne eine einzige Oeffnung zu finden. So lange in einem engen Boote zu sitzen ohne die Füße nur ausstrecken zu können, war eine harte Anstrengung. Bei der großen Battière erreichte man zuerst wieder festes Land, und ein paar Tagereisen landeinwärts wurde die Schneekette der Felsengebirge sichtbar. Bis zur Wasserscheide oder zum Höhenpunkt des Athabascapasses dehnten die Officiere ihre Urlaubsreise

Digitized by Google

aus, um dort aus einem kleinen Kratersee, Committee's Punch Bowl geheißen, zwischen Mount Browne und Mount Hooker Eiswasser zu trinken, welches hydrographisch zum atlantischen Systeme gehört hatte. Ihre Rückreise bot wenig anziehendes. Sie nahmen Pferde und ritten über das Prairienland nach Fort Colville, Fort Okanagan und Fort Walla-Walla.

Nach Victoria auf Vancouver zurückgekehrt, erfuhr der Seemann die nicht unwillkommene Neuigkeit daß die Ankunft seines Schiffes sich noch um etliche Wochen verzögern werde. Der Aufenthalt in jener Stadt war ihm zum Vergnügen geworden, und er klagt nur über das theure Wäscherlohn, da man für ein Duzend Stück 10—12 Shill. (6 bis 7 fl. 12 kr.) bezahlen mußte. Die Stadt füllte sich wieder mit ankommenden Auswanderern, meistens Irländern, die das Land mit erwartungsvollen Augen betrachteten, als ob alles von Gold starren müßte. In den Branntweinschenken die sie zu besuchen pflegten, machte unser Verfasser manche seltsame Bekanntschaften. An einem heitern Abend erhob sich unter andern ein ziemlich verwildert aussehendes Subject und trug ein englisches Volkslied nicht bloß mit unerwartetem Gefühl, sondern mit einer so herrlichen Stimme vor, daß sich der Autor an den Wirth wandte um zu erfahren wer der Sänger sey. Da erfuhr er zu seinem Erstaunen den Namen einer Londoner Celebrität, deren Bühnentriumphen er oft genug beigewohnt hatte. Das Goldfieber hatte aber auch ihn ergriffen und nach dem Fraserland geführt. Noch wichtiger wurde aber die Bekanntschaft mit einem langgliedrigen, eingefallenen Kentuckyman. Als nämlich der Autor den anwesenden Gästen auf seine Kosten einschenken ließ, gieng der wackere Yankee auf ihn zu und sprach: „Danke, Fremder! Ich wette Ihr seyd in keinem Saustall zur Welt gekommen. Hier ist meine Hand darauf und damit trinke ich auf Euer verdammtes Wohlseyn." Nach diesen „herzlichen" Worten, drückte er ihm die Hand mit einem eisernen Griffe daß ihm das Wasser in die Augen lief und setzte dann hinzu, „er vermuthe sein Freund gehöre nicht zu dem Höllengesindel der Goldgräber." Der Yankee nannte sich Phil, war aber in seiner Zunft, nämlich unter den Hinterwäldlern weit berühmt geworden durch seinen Prairienamen Fernschuß (long-shot). In seiner trolligen Art erzählte er sogleich daß in seiner Familie die Sage gehe, jeder drittgeborne Sohn müsse ein Jäger oder ein Dieb werden, und da er gegen den letztern Beruf einige Vorurtheile hegte, so gieng er unter die Rothhäute, welche, fügte er bei, die Bleichgesichter sehr mit Unrecht „wie das Ungeziefer" betrachteten. Als seine „Erziehung" bei den Rothhäuten vollendet war, trieb er sein Waidwerk auf eigene Faust. Sein Name wurde aber in den Wäldern bald so verbreitet daß „jeder Bär und Bison" ihn kannte, und diese Thiere zuletzt so scheu wurden daß sie außer Schußweite sich hielten. Als „Phil" nun sah daß er „zu bekannt" geworden sey und die Leute so viel von den Ländern sprachen, wo man Gold mit der hohlen Hand aufhebe, so beschloß er dem Fatum des drittgebornen gehorchend diesen Nahrungszweig zu ergreifen besonders „weil er mit Diebereien viel verwandtschaftliches hatte." Er schulterte also sein Gewehr und marschirte über die Felsengebirge von Montreal bis zum Fraser „just in einem Jahr und zwei Monaten." Von den Wäschereien fuhr er nach Victoria hinüber, wo ihm aber bald „von dem Straßenleben übel wurde und er auch eine beträchtliche Oede in der Gegend des Geldbeutels spürte." Er begann also wieder auf Vancouver sein altes Nimrodleben. Da geschah es nun in einer Mondnacht, als Phil vom Durst geplagt in ein tiefes Thal hinabgestiegen war, und als er dort in einem Weiher „einen Wanst voll" Wasser zu sich genommen hatte, daß im Wasserspiegel ihm gegenüber ein anderes Gesicht sich zeigte und zwar das eines mächtig großen Bären, dem er schon in der Nacht zuvor begegnet zu seyn glaubte. Eilig fuhr er vom Wasser zurück und griff nach seiner Büchse, aber auch der Bär trollte sich von dannen. Phil suchte sich einen Baum aus, an dem er mit dem Rücken gelehnt das weitere erwartete. Ermüdet aber schloß er die Augen und sank an den Boden. Plötzlich weckte ihn ein Brummen, und als er die Augen aufriß, sah er die Riesenbestie aufgerichtet auf sich loskommen. Er hatte kaum Zeit die Büchse zu ergreifen und beide Flintenläufe dem Bären in die Brust abzudrücken, als ihm Meister Braun in seine Pranken schoß. „Fremder, setzt er hinzu, das war gerade keine zärtliche Umarmung, denn ein Bär ist ein borstiger Schatz." Der Bär übergoß zwar mit dem Blut seiner Wunden den Jäger, aber nichtsdestoweniger behielt er ihn zum Erdrücken lieb. Phil zog sein Messer und stieß es der Bestie in den Leib, aber die Klinge brach beim zweiten Stoß. Jetzt hieng alles davon ab, ob der Bär oder der Jäger zuerst den Athem verlieren würde. Bald verließ den letztern die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, war es heller Tag, er selbst aber lag warm zugedeckt unter dem „maustodten" Bären. Als er sich frei gemacht hatte, spürte er daß sein Arm gebrochen war, auch hörte er ein „allmächtiges Singen" in den Ohren, die Augen flimmerten ihm, und als der Bär in seiner ganzen Größe vor ihm lag, wurde es ihm wieder übel und er fiel in eine zweite Ohnmacht. Ein starker Hunger machte ihn wach, und er aß etwas von dem Bären, den übrigens andere Gäste schon halb aufgezehrt hatten. Er beschloß dann zu lauern, welche Thiere sich zur Nacht bei dem Bärenbraten einfinden würden. Sein gutes Glück wollte daß „die erste Bestie," die er sah, ein Indschen (Indianer) war. Dieser betrachtete Bär und Jäger, und kehrte dann nach etlicher Zeit mit einem halben Duzend Gefährten wieder, die den Patienten in ihr Lager trugen und bis zu seiner Genesung verpflegten.

Dieß war ein Mann, wie ihn unser Autor in seinen Ferien brauchen konnte. Beide brachen auch sogleich zu einer Jagdpartie ins Innere auf und begaben sich zunächst zu den Flachköpfen, welchen Phil seine frühere Rettung verdankt hatte. Aus der Achtung mit welchen die Rothhäute den Yankee behandelten, schloß der Autor daß seine Jagderzählungen nicht, wie er halb und halb vermuthet hatte, ausgeschmückt gewesen waren. Der Häuptling nannte ihn seinen großen Bruder, erstreckte aber seine Aufmerksamkeiten auch auf den neuen Gast als er vernahm daß er zu den „Kriegern der Königin" gehöre, und namentlich war er sehr neugierig zu erfahren, wie

Digitized by Google

es möglich ſey daß die großen Schiffskanonen ſo weit ſchießen könnten. Dabei zeigte er eine Kugel die er nach einem Manöver am Strand aufgeleſen hatte. Am nächſten Morgen hatte der Seemann ſeinen Jagdcameraden in Verdacht, daß ihn ein beſonderes zartes Intereſſe an das Lager knüpfe, denn er hatte ſich die ganze Nacht nicht blicken laſſen, und am andern Morgen folgte ihm auf Schritt und Tritt ein hübſches kleines Mädchen, das ſeine Perlenzähne zeigte, ſo oft ihr ein freundliches Wort zugeflüſtert wurde. Auf Befragen erklärte Phil mit großer Gelaſſenheit ſie für ſein Weib mit dem Zuſatz: daß ſie „beträchtlich in ihn verliebt“ ſey. Schon fürchtete der eifrige Nimrod daß ſich ſein Camerad vielleicht durch ſolche ſüße Bande von der Jagd werde abhalten laſſen, aber er wurde damit beruhigt daß die Dame ihn begleiten und „ſich beim Kochen nützlich machen werde.“ Dieſer ſchwarzäugige Succurs ſchien übrigens den Jägern Glück zu bringen, denn Phil ſchoß in der nächſten Nacht einen Panther, der angelockt von den Ueberreſten der Abendmahlzeit dem ehelichen Lager zu nahe gekommen war. Ein zweiter Panther fiel in den nächſten Tagen gerade als er einen Hirſch angeſprungen war und im Blute der Beute ſchwelgte. Auf eine ſeltſame Weiſe erlegte man auch einen Bären. Das Thier hatte die Jäger wahrgenommen und ſich ſchleunigſt in eine Höhle zurückgezogen. Dorthin ſetzten ihm ſeine Verfolger keck nach, denn Phil, der die Thiergewohnheiten kannte, bemerkte richtig daß, da der Bär ſich nicht zur Wehr geſetzt, ſondern feig davongelaufen ſey, er auch in der Höhle ſich nicht vertheidigen werde. Dieſe war ſo finſter daß der Autor lange nichts in der Dunkelheit erkannte. Endlich gewahrte er in einem Winkel den Bären der auf ſeinen Hintertatzen ſaß, die vordern aber über ſeinem ſchafsähnlichen Geſicht gekreuzt hielt. Die Bären, verſicherte Phil, machen es bisweilen wie der Vogel Strauß, ſie glaubten ſich zu verſtecken, wenn ſie ſelbſt nichts ſehen und ſind in einem ſolchen Falle kinderleicht zu erlegen.

Damit ſchloß der Jagdausflug, den der Seemann mit einem Fieber bezahlen mußte, welches ihn 14 Tage in Victoria feſſelte, worauf er unverzüglich zu ſeinem neuen Schiffe nach San Francisco abgieng und zugleich damit ſeine Schilderungen beendigte.

Eine Viertelſtunde an der Caſſe eines amerikaniſchen Bahnhofes.

Reiſender: „New-York!“ indem er zugleich das Geld für ein Billet hinlegt. Der Caſſirer reicht ein Billet hinaus und ſtreicht das Geld ein, ohne ein Wort zu ſagen. Der Reiſende macht ſeinem Nachfolger Platz.

„Was koſtet ein Billet nach New-York?“

„„Vier Dollars.““

„Wie lange dauert es noch, bis Sie abfahren?“

„„Eine Viertelſtunde.““

„Ah, ha, hem! können Sie eine Fünfzig-Dollars-Note wechſeln?“

„„Ja, Herr.““

„Geben Sie mir zurück in Boſtoner Noten; Fünf-Dollars-Noten, wenn Sie können.“

Das Billet wird hingereicht und das gewünſchte Geld im Augenblick herausgegeben.

„Kommen Sie noch ebenſo früh, wie ſonſt, in New-York an?“

„„Ja, Herr.““

„Um welche Zeit fährt morgen früh der Zug nach Philadelphia ab?“

„„Sieben — dreißig.““

Mittlerweile hat der Frageſteller ſeine Banknoten nachgezählt, gefaltet, ſorgfältig in ſein Taſchentuch gelegt und ſeinen Regenſchirm einem Manne vom Lande, der in großer Aufregung hinter ihm wartet, gegen den Magen geſtoßen. In Folge der langen Verzögerung haben ſich ein halbes Duzend weiterer Applicanten geſammelt. Der Mann vom Lande kommt zunächſt an die Reihe.

„Billet nach Boſton.“

„„Sie ſind in Boſton, Herr.““

„Oh, oh, ah, ja, ganz recht. Ich wollte nach Plymtonville gehen.“

„„Fünfundvierzig Cents.““

„Ja wohl, ja; ich will ein Billet nehmen.“

„„Fünfundvierzig Cents, Herr.““

Der Herr vom Lande begreift endlich daß auf allen Eiſenbahnſtationen das Syſtem der Vorausbezahlung eingeführt iſt, und fiſcht in der Tiefe ſeiner großen Hoſentaſche herum. Die mannichfaltige Sammlung welche er daraus hervorzieht, beſteht aus einem Stück Kautabak, einem Bleiſtift, einem Stück Röthel, einem großen Taſchenmeſſer, einem Partei-Abzeichen von der letzten Präſidentenwahl her, einem ledernen Schuhband, einigen Knöpfen, einer Hoſenträgerſchnalle und etwas kleinem Geld. Mühſam lieſt er ein 25 Centſtück, zwei 5 Centſtücke, zwei 3 Centſtücke und vier einzelne Cents zuſammen, empfängt ſein Billet und legt das Geld auf das Zahlbrett, von dem es im Umſehen in vier verſchiedene Kaſten verſchwindet.

„Ich wünſche ein Damenbillet nach Providence,“ ſagt eine Dame, und legt eine Fünf-Dollars-Note hin. Der Caſſirer gibt ihr das „Damenbillet,“ welches einem Herrnbillet ſo ähnlich ſieht, wie ein Ei dem andern, und das Geld, welches ſie herausbekommt. Die Dame unterſucht vorſichtig eine der empfangenen Banknoten und fragt:

„Iſt dieß eine gute Note?“

„„Gewiß, Madame, wir geben keine andern.““

Der nächſte Kunde iſt ein Sohn des grünen Erin. Man merkt ihm an daß er kurz zuvor eine reichliche Mahlzeit gehalten hat, bei welcher Zwiebeln die Hauptſpeiſe und eine billige Sorte Whiskey das Hauptgetränk war.

„Heda! was koſtet jetzt ein Billet nach Nee-York?“

„„Zweite Claſſe zwei und einen halben Dollars.““

„Sind Sie nicht mit einem Dollar und fünfundſiebzig zufrieden? Ich habe nicht mehr Geld, ganz gewiß nicht.“

Digitized by Google

„„Nein, zwei Dollars fünfzig Cent.““

„Sie ſind gewiß mit zwei Dollars zufrieden?“

„„Kein Cent weniger als zwei — fünfzig. Bezahlt oder macht Euch fort.““

Als Paddy ſieht daß ſein Bitten und Zureden nichts hilft, rückt er mit ſeinem Geld heraus. Der Caſſirer ſieht auf einen Blick daß noch etwas fehlt. Er verlangt: „drei Cent mehr!“ und mit großem Widerſtreben legt Paddi die drei Cent, die er für einen Schnaps zu ſparen gedachte, zu.

Nach ihm kommt einer mit der harmloſen Frage: „Wann fährt der 5 Uhr-Zug ab?“

„„Genau um 60 Minuten nach 4 Uhr““ lautet die Antwort.

Der folgende erkundigt ſich: „Hat Hr. Smith ein Billet für dieſen Zug gekauft?“

„„Kann nicht ſagen, Herr; kenne ihn nicht.““

„Oh, er iſt ein Mann von dunkelm Teint, hatte einen ſchwarzen Oberrock an und trug einen Regenſchirm unter dem Arm.“

Da etwa ein halbes hundert Individuen mit dunkelm Teint und ſchwarzem Oberrock, theils mit, theils ohne Regenſchirm unter dem Arm, Billets gekauft haben, kann ſich der Caſſirer des Hrn. Smith nicht entſinnen.

„Wann fährt der nächſte Zug ab?“

„„Zehn Minuten vor fünf.““

„Kann man noch ein Billet haben.“

„„Ja, Herr.““

„Was koſtet es bis Mansfield?“

„„Fünfundſiebenzig Cents.““

Ein Matroſe kommt an die Reihe: „Zahlmeiſter, gebt uns eine Karte nach New-Bedford.“ Er wirft ein Goldſtück hin, ſtreicht ſein Billet ſammt dem Geld, das er zurück bekommt, in ſeinen Hut, ſteckt ein Stück Kautabak in den Mund und ſegelt direct auf einen Waggon los.

„Hält dieſer Zug in Lanſing?“

„„Nein, dieß iſt ein Expreß-Zug.““

„Welcher Zug hält denn da?“

„„Perſonenzug; fährt um zwei ein halb ab.““

„Anderthalb Billets nach Providence.“

„„Wie alt iſt das halbe Billet?“

„Hä?“

„„Wie alt iſt das Kind, für das Sie ein halbes Billet haben wollen?““

„Zwiſchen ſieben und acht.“

„„Iſt das der Bube?““ fragt der Caſſirer, indem er auf einen Knaben von wenigſtens eilf Jahren zeigt, welcher ſich ſo klein als möglich zu machen ſucht, indem er ſeine Kniee krümmt und das Kinn auf das Zahlbrett ſtützt.

„Ja, das iſt er, ich denke, Sie verlangen nur den halben Preis für Knaben.“

„Vollen Preis für den, Herr.““

„Vollen Preis? Er iſt ja doch nur ein Knabe. Sie ſollten wirklich nicht den vollen Preis fordern.“

„„Groß genug einen Platz für ſich einzunehmen. Herr. Vollen Preis, wenn's gefällig iſt.““

Der Vater des „ſieben- bis achtjährigen“ zieht das Geld aus der Taſche, und der hoffnungsvolle Knabe wächst plötzlich um acht bis zehn Zoll in eben ſo viel Secunden.

„Billet nach New-York,“ ſagt ein anderer und legt eine Zehn-Dollarnote hin. Der Caſſirer wirft einen einzigen Blick auf die Note, dann einen zweiten, ſehr ſcharfen auf den Eigenthümer derſelben und bemerkt: „Falſche Note.“ Das lange Geſicht, welches dieſer macht, und ſein unverkennbares Erſtaunen beweiſt dem Beamten daß ſeine Vermuthung, der Mann habe keinen Betrug beabſichtigt und nichts von der Fälſchung gewußt, richtig war.“

Moritz Wagner über die phyſiſche Geographie des Iſthmus von Panama.

In einem Ergänzungsheft zu Petermanns geographiſchen Mittheilungen hat Moritz Wagner die phyſikaliſche Beſchreibung der mittelamerikaniſchen Landenge niedergelegt. Es iſt auffallend daß wir über einen ſo ſchmalen und geographiſch doch ſo außerordentlich wichtigen Raum, über den ſelbſt eine Eiſenbahn führt, ſo wenig unterrichtet geweſen ſind, und Wagner dort wirklich als Entdecker (im wiſſenſchaftlichen Sinn) auftreten konnte. Der Grund liegt aber in dem tückiſchen Klima welches in dem Rhizophorenſaum der Küſten tödtliche Fieber ausbrütet. Auch im Innern iſt die Luft zwar ſchädlich, doch ſind die Fieber welche dort herrſchen wenigſtens nicht tödtlicher, ſondern nur zehrender Art. Von Seite der Indianer war weniger zu befürchten. Ihre Zahl iſt beträchtlich zuſammengeſchmolzen, und nur die kriegeriſchen Eingebornen am Golf von San Blas und die Bayanos im Quellengebiet des Bayano und Chagres hätten ſich einem Beſuch ihres Gebietes mit Gewalt widerſetzt. Darin aber ſind ſie wieder weniger zu fürchten daß ſie ihre Geſchoſſe nicht wie die Chocoindianer vergiften. Wir haben geglaubt dieß ſey nicht der Fall, weil ihnen die Pflanzen fehlen, Wagner belehrt uns aber daß die beiden Strychnosarten, welche das berüchtigte Curare liefern, auch auf dem Iſthmus angetroffen werden. Von den verſchiedenen Bahnſtationen aus ſtellte Wagner eine Reihe von Höhenvermeſſungen an, denen wir die erſte correcte hypſometriſche Vorſtellung jener merkwürdigen Gliederung oder jenes Gelenkes zweier Welttheile verdanken. Die Schwierigkeiten waren oft ſehr groß, denn der Reiſende bedurfte bisweilen ein halbes Dutzend Eingeborner die ihm mit dem Buſchmeſſer eine Schlucht durch das tropiſche Dickicht hauen mußten. Einſames Verirren in dieſen Waldgegenden ſelbſt mit der Bouſſole iſt gefährlich.

Die Räume der Landenge werden von hohen Bergen nicht beherrſcht, und einen Punkt von dem aus man beide Weltmeere erblicken könnte gibt es nicht, ſondern die Trachytkegel und Doleritkuppen erheben ſich meiſt auf ein paar hundert Fuß, einzelne nur bis zu und bis über 1000 Fuß. Keine dieſer Anhöhen zeigt eine Gipfelöffnung oder die Bil-

Digitized by Google

dung eines eigentlichen Eruptionskraters. Es fehlen auch in der ganzen Ausdehnung des Isthmus vom Atrato bis zu dem lange Zeit thätig gewesenen, jetzt erloschenen Vulcan von Chiriqui an der Nordwestgränze Veragua's Lavaströme, Bimssteine, Pechsteine und andere Kraterproducte. Die wichtigste Entdeckung ist aber die daß die Kreuzungslinie zwischen der Limonbay und Panama *als eine wahre Gebirgslücke* bezeichnet werden darf. Die Cordillerenkette, welche gleich einer Wirbelsäule nach unsern früheren irrigen Vorstellungen beide Continente durchziehen sollte, ist dort geknickt. Eine auffallende geologische Thatsache ist das Verschwinden des Granits, des Syenits, des Porphyrs, so wie der krystallinischen Schiefer in der ganzen Ausdehnung jener Lücke. „Ueberall," bemerkt Wagner sehr bedeutungsvoll, „wo im Isthmus eine wahre Cordillere, eine fortlaufende Gebirgskette existirt, bilden Granit oder krystallinische Schiefer die in Masse vorwiegenden Höhengesteine. Auf jener Strecke der Landenge fehlen jedoch die Granite und krystallinischen Schiefer gänzlich, und statt ihrer treten nur jüngere vulcanische Gesteine mit ihren ausgedehnten Conglomerat- und Tuffbildungen auf."

So erhält der Engpaß bei Panama in unsern Augen einen hohen physikalischen Werth, und wir müssen erstaunen mit welchem sichern Instinct seit dem zweiten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts der menschliche Verkehr diesen Kerbschnitt zweier Welttheile herausgefunden hat. Man will sich aber nicht bloß mit einer Eisenbahn begnügen, man sucht eine nasse Verbindung von Meer zu Meer. Moritz Wagner hat gerade dieses Problem besonders genau studirt, er kennt auch Nicaragua und das Project dort zwischen Meer und Binnensee einen Canal durchzustechen, das er jedoch nicht sehr empfehlenswerth hält. Will man eine *schleußenfreie* Wasserverbindung zwischen den Weltmeeren herstellen, so eignet sich dazu nur der Tunneldurchstich der Cordillere vom Atrato-Truando nach dem stillen Meer, für die Humboldt geschwärmt und deren Vorarbeiten die Unionsregierung auf ihre Kosten hat ausführen lassen. Will man sich aber mit einem Schleußencanal begnügen, so gibt es nirgends eine bessere Linie als die neben der Panamabahn. Ausführbar ist sie jedenfalls, es fragt sich dort nur ob man auf der Scheitelstrecke Wasser genug aus dem obern Chagres zur Speisung des Canals gewinnt, oder ob man den „Summit" (263 Fuß) die Sattelhöhe der beiden Weltmeere durch Einschnitte oder Tunnelbauten so weit erniedrigen muß um den mittleren Lauf des Chagres in die Schleußen leiten zu können.

Dieß ist die technische Seite des Problems. Was dagegen die finanzielle betrifft, so müssen wir nur immer jeden bedauern, der sein gutes Geld einem solchen Projecte opfert. Wenn der Canal nicht Schiffe von 3—4000 Tonnen zu tragen vermag, dann lohnt es sich nicht ihn zu bauen. Was ein Canal aber von einer solchen Größe wie der Atrato-Canal mit dem Truando-Tunnel — vorausgesetzt immer daß er technisch ausführbar sey — an Geld und Menschenleben kosten würde, läßt sich gar nicht berechnen. Die Zinsen des Capitals müssen durch die Canalzölle gedeckt werden und die Canalzölle kann man nicht höher stellen, als die Spesen einer doppelten Verladung und einer Eisenbahnfracht auf der Panamabahn im Minimum kosten würden. Jetzt freilich sind diese noch drückend hoch, aber sobald ein Canal daneben eröffnet wird, muß die Bahn ihre Preise aufs äußerste herabsetzen. Wir glauben überhaupt daß dem Weltverkehr jetzt gar wenig mit irgendeinem Canal, sondern weit besser mit einer zweiten Eisenbahn und zwar über Tehuantepec gedient wäre, damit Concurrenz entstehe und sich die Spesen des Isthmustransportes verringern. Schleußen-Canäle zwischen Weltmeeren erfüllen jetzt nicht die Dienste die der große Handel verlangt, denn sie werden immer nur von Schiffen geringern Tonnengehalts benutzt werden können. Kleine Schiffe aber fahren relativ theurer wie große, weil sie langsamer sich bewegen und mehr Hände brauchen. Das Problem löst sich überhaupt in eine Spesenfrage auf, und wir beharren fest auf unsrer Ueberzeugung daß der beste Canal zwischen den Weltmeeren ein verminderter Frachten- und Gebührentarif der Panamabahn wäre. Kein Mensch dächte überhaupt an einen Canal, wenn die dortige Eisenbahn eine großartige Frachtenbeförderung zu den Preisen der gemäßigten Zonen organisiren würde. Man nehme sich eine Warnung an dem Suez-Canal! Experientia fit in corpore vili.

Zur Naturgeschichte des Walfisches.

Ich habe in Ihrer letzten Nummer (schreibt Hr. O. W. Brierly an das Athenäum) mit großem Interesse den Aufsatz Prof. Owens bezüglich eines National-Museums der Naturgeschichte, und insbesondere denjenigen Theil desselben gelesen der den *ächten* Walfisch (Right Whale, balaena mysticetus) betrifft, und wobei Owen den Wunsch ausdrückt, man möchte ein Exemplar dieses größten Säugethiers aufzubewahren suchen ehe die Species ausgerottet ist. Von dem ächten Walfisch sprechend, bemerkt Prof. Owen daß er auf die Meere der nördlichen Halbkugel beschränkt sey, daß ihn die eigenthümliche Beschaffenheit seiner Nahrung in hohen nördlichen Breiten zurückhalte, und daß man „nun allein hier Aussicht habe das Spritzen des ächten Walfisches zu sehen." Ich glaube zuversichtlich daß man mich nicht für anmaßend halten wird, wenn ich einige Bemerkungen zu machen wage welche gegen einen so ausgezeichneten Gewährsmann über diesen Gegenstand gerichtet zu seyn scheinen; allein ich weiß aus meiner eigenen Beobachtung daß der ächte Walfisch die Küsten von Australien, Vandiemensland und Neu-Seeland in beträchtlicher Anzahl während der Sommermonate besucht, und in guten Jahreszeiten sowohl von Schiffen als von Küstenwalfischjägern vielfach gefangen wird (oder wenigstens zu der Zeit gefangen wurde als ich dort war). So sind z. B., wie ich erfahren habe, acht große ächte Walfische an einem Tag auf der Höhe von Twofold Bay (37° 6′ südl.

Digitized by Google

Breite, 149° 57′ östl. Länge) gefangen worden. Diese Walfische waren in jeder Hinsicht denen ähnlich die man in den nördlichen Meeren fängt, dem wahren Fischbein-Walfisch nämlich. Außer dem ächten Walfisch wird häufig noch eine andere und kleinere Art gefangen, welche die Walfischjäger den „Humpback" (Buckel) nennen; allein dieser unterscheidet sich von dem ächten Walfisch in vielen wichtigen Einzelnheiten. Der Bauch und der untere Theil des Halses sind rein weiß und in Längsfalten gesammelt; er hat eine kleine Rückenfinne, nahe am Schwanz; der Kopf ist schärfer, der Schwanz spitziger, und zugleich ist er rühriger als der ächte Walfisch, welcher keine Rückenfinne hat, und über den ganzen Leib gleich glatt, gemeiniglich ganz schwarz, obschon zuweilen schön bunt, schwarz und weiß, gefärbt ist. Man nennt sie Elster-Walfische (Magpie whales), und glaubt daß sie einen dickern Speck haben als die andern. Was den Ausdruck „Spritzen" betrifft, so kann ich bemerken daß der Walfisch nie wirklich Wasser aus dem Kopfe in der Art spritzt wie man es gewöhnlich darstellt; die Luft, wie sie durch die Blaselöcher ausschießt, nimmt einen Theil Wasser in die Höhe, das wie ein Dampfstrahl hinaufgeblasen wird; die einzige je aus dem Kopf gespritzte Flüssigkeit ist Blut, wenn das Thier innerlich durch eine Harpune schwer verwundet ist; dieses erhebt sich häufig in zwei großen Säulen, und wird vom Wind in einem Schauer über die in der Nähe befindlichen Menschen und Boote ausgebreitet; die Walfischjäger sagen dann: „sein Kamin stehe im Brand." Der wichtigste natürliche Feind des Walfisches an der Küste von Australien ist der „Tödter," eine Art großen Meerschweins, mit einem plumpen Kopf und großen Zähnen. Diese „Tödter" greifen den Walfisch oftmals an, würgen ihn wie ein Rudel Hunde, und tödten ihn zuweilen. Die Walfischjäger betrachten diese Geschöpfe als wichtige Verbündete, denn wenn sie von ihrem Beobachtungsort aus sehen daß ein Walfisch von denselben an die Oberfläche des Wassers herausgedrängt worden ist, können sie mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen daß sie seiner habhaft werden. Die „Tödter" zeigen keine Furcht vor den Booten, sondern greifen den Walfisch gleichzeitig an, und wenn ein Boot zertrümmert wird, was oft geschieht, so thun sie den im Wasser befindlichen Menschen nichts zu leide. Als ich den Kopf eines derselben zu bekommen wünschte, konnte ich nur mit Mühe die Leute dahin bringen eines dieser Thiere zu tödten, da dieß ihnen, wie sie sagten, Unglück bringen werde. Die australischen Eingebornen um Twofold Bay behaupten: die „Tödter" seyen die Geister ihres eigenen Volks, und wenn sie dieselben sehen, kann man oft von ihnen sagen hören daß es diese oder jene Personen seyen welche sie im Leben gekannt. Einige dieser Geschöpfe sind sehr groß, über 25 Fuß lang; sie blasen aus dem Kopf auf dieselbe Weise wie der Walfisch. Wenn ein Walfisch getödtet worden, so ist es nicht ungewöhnlich daß ihn die „Tödter" in die Tiefe hinabnehmen, trotz aller Anstrengungen der Leute sie abzuhalten und ihn einzuziehen. Kommt dieß vor, so wird eine Boje angehängt um den Platz zu bezeichnen, und wenn der Walfisch ungefähr 24 Stunden oder länger unten gewesen, so schwillt der Cadaver auf und hebt sich an die Oberfläche, wie ein großer Ballon; nur die Zunge fehlt ihm gewöhnlich, welche der Lieblingsbissen der „Tödter" ist.

Die neuesten Erzeugnisse der modernen indischen Sprachen. [1]

Der große Aufstand von 1857 hat die Macht Englands in Indien befestigt, statt sie zu erschüttern. Seine Herrschaft ist jetzt dort unbestritten, und in Zukunft scheinen die beiden Länder, um die Worte des großen Shakespeare zu gebrauchen, seyn zu müssen:

> Like a double cherry, seeming parted,
> But yet a union in partition;
> Two lovely berries moulded on one stem;
> So with two seeming bodies, but one heart. [2]

Es ist also zu hoffen daß in diesem schönen Lande, welchem fortan die Ruhe wieder gegeben ist, die Cultur der modernen National-Literaturen sich mehr und mehr entwickeln werde, besonders die der hindostanischen, der eigentlichen indischen Sprache, welche beinahe der ganzen Halbinsel gemeinsam und fünfzig Millionen Einwohnern speciell eigen ist. Die Urdu- und Hindupresse fängt schon an sich von neuem zu gestalten, und seit Mai 1859 sind mehrere neue Journale erschienen.

In Surate, wo nie ein hindostanisches Journal, sondern nur dem alten Gebrauche gemäß ein persisch geschriebenes [3] bestand, ist seit dem Monat Mai 1860 ein elegant in Urdu geschriebenes Journal gegründet worden. Dieses Journal heißt „Manzûr ulakhbâr, „Revue der Neuigkeiten." wegen einer Anspielung auf den Namen des Herausgebers Muhammed Manzûr, wird in der Buchdruckerei Matbâ câdirî gedruckt, in welcher mehrere Urduarbeiten gedruckt worden sind, [4] und erscheint alle Sonntage in klein Foliohesten von zwölf Seiten. Es hat als Motto einen Urdu-Vers, welcher bedeutet:

> „Der Manzûr ulakhbar ist der Spiegel der Belehrungen,
> Der Manzûr ulakhbar ist der Garten der Perlen der Rede."

Einige Nummern bestehen aus Rathschlägen und Ankündigungen, einem Leitartikel (premier Surate), welcher Sprüche

---

[1] Nach Discours de M. Garcin de Tassy, Membre de l'Institut, à l'ouverture du Cours, le 7 Février 1861.

[2] Midsummer-night's Dream, Act. III, S. II.

[3] Der Ajaîb ulakhbâr, „die Wunder der Neuigkeiten." Dieses Journal, welches wöchentlich erscheint, hat Muhammed Rizâ ul-Khurâçâni zum Herausgeber, und erscheint in Heften von acht Seiten, klein Folio. Die erste Seite jeder Nummer enthält ungefähr ein und denselben Ghasel, welcher mit dem Lob Gottes anfängt und mit den Abonnementsbedingungen schließt. Das übrige jeder Nummer besteht in einem oder mehreren kleinen Hauptartikeln zur Belehrung der Leser und in Neuigkeiten.

[4] Unter anderm ein Câ'ida nahw-sarfurdû „Hindostanische Grammatik."

Digitized by Google

in der Art des „Prediger Salomonis“ enthält, aus Nachrichten über indische Provinzen und den übrigen Orient, dann auch über Europa, besonders vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte. Mehrere dieser Artikel enden mit einem oder zwei Versen, denn die Poesie beherrscht in Asien jede literarische Arbeit. Die Artikel über einfache Nachrichten tragen sogar häufig diesen poetischen Stempel, welcher die gewöhnlichsten Dinge verschönt. So beginnt der Bericht von dem Untergang eines Schiffers und seines Kahnes in einem Strudel mit folgenden Worten:

„Heute muß der Taucher unseres Gedankens in den Ocean des Schmerzes tauchen. Der Stahlspiegel der Bestürzung verwandelt sich in Wasser. Der Calam (Rohr), welcher die Perlen der Rede aneinander reiht, ist in einen düsteren und finsteren Schlund versunken. Das Schiff der Sicherheit und des Vertrauens schwankt und geht irre; der Nachen scheint das Ufer nicht erreichen zu sollen. Wie die Zuschauer am steilen Ufer den Schiffer sein Haupt gegen den Mast schlagen sehen, beginnen sie an ihre Brust zu schlagen, wie die Wogen gegen den Kahn, in ihrem theilnehmenden Mitgefühl.“

In einer andern Nummer beginnt die Ankündigung von dem Tode eines vornehmen Muselmannes mit einem Satz, dessen Sinn ist: „Ach! über wen müssen wir so trauern daß das Gewand unserer Schriftzeichen schwarz ist? Ach! wessen Verlust haben wir so zu beklagen daß das Kritzeln des Calam Geschrei und Seufzer vorstellt?“

Man findet außerdem in diesen Nummern mehrere sehr interessante historische und geographische Artikel, einen unter andern über die Söhne des letzten Königs von Delhi; Sprüchwörter, kleine gereimte Sachen wie Marciyas, Ghaselen u. s. w., und mehrere dieser Nummern haben Beiblätter.

In Ajmir hat Hr. S. W. Fallon, Oberaufseher der höhern Schule, und Inspector der Schulen der Districte Ajmir und Agra u. s. w., eine lithographische Presse angelegt und ein hindostanisches Journal gegründet; das erste, welches in diesen Gegenden erschienen war, und welches von den Hindus Sohan Lal und Ajodya Praçad geleitet wurde, beide früher Zöglinge des Collegs von Ajmir, wo sie englisch gelernt und einen zugleich einfachen und eleganten Styl erlangt haben, der, während er das indische Gepräge beibehält, doch den Einfluß der englischen Erziehung fühlen läßt. Dieses Journal hieß Khair khâh-i-khalc, „der Freund des Volkes:“ es erschien auch wöchentlich in Heften von acht Seiten klein Folio, und enthielt gewöhnlich außer den Tagesberichten Hauptartikel über verschiedene Gegenstände, z. B. einen über die für unpolitisch gehaltene Maßregel der Entwaffnung, und einen andern über die Täuschungen des Volkes hinsichtlich der Verletzung der Kasten und der gezwungenen Bekehrungen; aber es scheint die Regierung fand daß die Herausgeber zu unabhängige Bewegungen machten, und da seit dem großen Aufstand die Presse in Indien nicht mehr frei ist, ist die Herausgabe des Journals untersagt worden.

Unter dem Titel Mufid-i-khalâic, „das Beste der Völker,“ wird eine neue hindostanische Zeitung herausgegeben, und der Herausgeber Siva Nârâyan, ein früherer Zögling des Collegs von Delhi, dann Lehrer an derselben Anstalt, ist durch mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt. Endlich kündigt man in Peschawar die Veröffentlichung eines monatlich erscheinenden medicinischen Journals an, Akhbâr-i-tâbibat, „Annalen der Medicin“ betitelt. Man möchte daraus ein Communicationsmittel machen zwischen den gebornen Hindu- (misr) und den mohammedanischen Aerzten (hâkim), welche entweder unabhängig oder von der englischen Regierung angestellt sind, um ihre medicinischen und chirurgischen Kenntnisse zu verbessern, die in Indien so sehr zurück sind, wenigstens vom europäischen Gesichtspunkte aus. [1]

Die neuen Veröffentlichungen sind nicht sehr zahlreich. Eine der merkwürdigsten ist die ausführliche Erzählung des großen Aufstandes von 1857. Sie heißt Tarikh-i-bagâwat-i-Hind, „Geschichte des indischen Aufstandes,“ und wird redigirt von Mukund Lal, einem frühern Zögling des Collegs von Delhi, jetzt sub-assistant-surgeon und lecturer der Anatomie am medicinischen Colleg von Agra, und veröffentlicht von dem Pandit Siva Nârâyan.

Eine Broschüre über denselben Gegenstand erschien kürzlich in Calcutta von Sayid Ahmad, dem Verfasser der Beschreibung von Delhi Açâr-ussanadîd betitelt; aber es scheint daß sie englisch abgefaßt, denn sie wird unter dem Titel: „An account of the loyal Mahomedans in India“ angezeigt.

Eine andere hindostanische Arbeit ist der Racidân-i-schâhi, „die Boten des Königs,“ die Uebersetzung einer moralischen englischen Erzählung, betitelt King's messengers von Siva Nârâyan. Der allegorische Styl dieses kleinen Bändchens eignet sich ganz für orientalischen Geschmack und gehört in das Gebiet der Literatur, welche so verschieden von der unsern ist, und doch eine besondere Art von Schönheit hat, denn wie der persische Dichter gesagt hat:

„Jede Blume hat andere Farbe und andern Duft.“

Der Mahârâjâ Aparva Krischna Bahâdur, Poëta Laureatus des letzten Königs von Delhi, schon bekannt als hindostanischer Schriftsteller, hat 1853 in Calcutta eine treue Erzählung der vedantischen Periode Indiens herausgegeben, ein Gegenstand, der noch von keinem europäischen Gelehrten bearbeitet ist.

Das Gouvernement von Madras hatte einen Preis ausgesetzt für eine Abhandlung über die Cultur des Indigo, und die Art den Farbestoff auf europäische Methode daraus zu erhalten. Es hat zwei Arbeiten über diesen Gegenstand erhalten, von denen die eine des Preises würdig erklärt, übersetzt und auf hindostanisch, tamulisch und telinga auf Kosten der Regierung gedruckt wird, einer Verordnung vom 12 Januar 1860 gemäß.

Eine Anzahl von hindostanischen Arbeiten wurde 1853 und 1860 veröffentlicht; unter den Auspicien des Directors des öffentlichen Unterrichts in den nordöstlichen Provinzen. In einem Katalog vom 20 April 1860 aus der Niederlage in Allahâbâd sind 160 verschiedene Arbeiten angezeigt, welche

[1] Indian Mail, September 1860.

Digitized by G

bald urdû-hindû, bald urdû-englisch, hindû-englisch und urdû-persisch sind. Diese letztern könnten, wenn einige Exemplare davon nach Europa gelangten, hier von großem Nutzen seyn. Es sind Auszüge aus dem Gulistan, dem Bostan, dem An-var-i Suhaili, aus Abûl Fazl, und aus mehrern andern berühmten Werken. Die andern sind im allgemeinen nur Elementarbücher zur Erziehung der Eingebornen. Man hat einige über Verwaltungsgegenstände für dieselben Provinzen geschrieben. Solche sind der Kalîd-i ganj-i imtihân-i-mal, „der Schlüssel zur Verwirklichung der Reichthümer" und der Dastûr-ul-amal, „Regierungsregeln," welche beide durch die Bemühungen des fleißigen Orientalisten Robert Cust aus Amritsir, veröffentlicht sind. Das erste dieser Werke, welches ein Handbuch zur Erhebung der Steuern, und von Râm Praçad in das Hindostanische übersetzt ist, hat mehrere Auflagen, von denen die letzte in Lakhno 1853 in Octav erschien.

Das zweite ist eine Darlegung des Gewohnheitsrechts in kleinen auf die Finanzen bezüglichen Angelegenheiten; es ist von Munshî Hukm Chand übersetzt, und auch in Lakhno 1859 in Octav gedruckt worden.

Hr. Fallon, der jetzt daran arbeitet sein hindostanisch-englisches Rechts- und Handelswörterbuch in ein englisch-hindostanisches umzuarbeiten, hat die Absicht Balladen und Hymnen im Hindî aus Marwar herauszugeben, sowie auch eine Sammlung von hindî und urdû Sprüchwörtern, weit umfassender als die von Roebuck.

Hr. Fitz E. Hall hofft bald in Indien, wohin er so eben von einer Reise in Europa und Amerika zurückgekehrt ist, eine Specialgeschichte der Hindî-Literatur, welche zum Druck fertig ist, herauszugeben, die Notizen über mehr als zweitausend in Hindî geschriebene Hinduwerke, welche er selbst geprüft hat, enthalten wird.

Der Capitän H. G. Raverty hat einen: „Thesaurus of english and hindustani technical Terms" herausgegeben. M. W. Wright, Professor an der Universität Dublin, arbeitet an einem englisch-hindostanischen Wörterbuch, nach den besten Quellen verfaßt, und besonders nach seinem eigenen Studium der Originaltexte zusammengestellt.

Musik ist die Schwester der Poesie, darum muß auch eine musikalische Matinee erwähnt werden, von welcher die Journale von Madras mit Enthusiasmus gesprochen haben, und welche im December 1859 von einem ausgezeichneten indischen Sänger gegeben ward, einem Zögling des berühmten Dichters Dayâ Râm, der unter andern der Verfasser von Dayâ Vilâs die Wonnen der Gnade oder der Dayâ ist, wie auch einer großen Anzahl Lieder und Balladen über verschiedene Gegenstände welche eine beträchtliche Sammlung bilden. Unter diesen Gedichten sind religiöse, elegische, erotische, einige enthalten die Beschreibung indischer Gegenden, andere die traditionelle Geschichte der Hindû-Könige und der mythologischen Gottheiten. Diese Gesänge, meistens hindostanisch, beredt von Sprache und reich an poetischen Bildern, sind es welche der erwähnte Künstler unter dem Beifall der Eingebornen vortrug.

Andere hindostanische Werke, die zu erwähnen wären, sind mit lateinischen Lettern gedruckt. Eine dreißigtausend Exemplare starke Auflage des neuen Testamentes und der Psalmen in zwei Columnen, die eine hindostanisch, die andere englisch, ist 1860 erschienen, und das Wörterbuch, mit welchem Hr. Cotton Mather diese Ausgabe begleiten soll, ist im Druck und wird bald erscheinen. Die Uebersetzung des neuen Testamentes, welche gegenwärtig von der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft herausgegeben wird, ist die des „Translation Committee" von Benares. Die des Hrn. Martyn scheint ihr zu Grunde zu liegen, aber sie ist beträchtlich verbessert, und wie diese direct aus dem Griechischen übersetzt, und als dritte Auflage dieser Uebersetzung angezeigt. Diese Arbeit verdient Lob, ihr Styl ist im reinen urdû, und muß die Eingebornen vollkommen befriedigen. Dennoch darf man sich erlauben den Gebrauch der barbarischen Wörter zu tadeln, wie Abirahaṁ, Patras, Yarûsalam, Sûrya u. s. w., statt Ibrâhîm, Boutros, Yûraschalîm, Schâm, von denen im ganzen christlichen Orient bekannt ist daß sie Abraham, Petrus, Jerusalem, Syrien bedeuten.

Was die Sacramentalausdrücke betrifft, so trifft die Urheber dieser Uebersetzung nicht ganz der Vorwurf welcher dem Redacteur des Katechismus von Bombay wegen der lateinischen Ausdrücke welche den Orientalen unverständlich sind, zu machen war. Mit Ausnahme etwa der Wörter Baptisma und Kalisiya für „Taufe" und „Kirche," welche weit besser durch die arabischen Wendungen mâ' mûdiyat oder 'itimâd und biy'at, die den orientalischen Christen geläufig sind, wiedergegeben wären, sind die andern speciellen Wörter verständlich durch analoge hindostanische übersetzt.

Die Times zeigt in einem interessanten Artikel vom 26 Januar die Erscheinung der Urdû-Bibel an, in Folio, mit lateinischen Lettern, herausgegeben von dem Rev. R. Ch. Mather, welchen ein langer Aufenthalt in Indien mit dem Hindostanischen vertraut gemacht hat. Den Originaltext der Uebersetzung, welcher im Besitz der britisch-ausländischen Bibelgesellschaft war, verdankt man großentheils einem ausgezeichneten, hindostanischen Schriftsteller, Muhammad Mahdûm-Balkhsch aus Lakhno, der unter den indischen Dichtern der Jetztzeit in der anthologischen Bibliographie Gul'schan bé khâr „der Garten ohne Dornen erwähnt wird."

Die englischen Missionäre begnügen sich nicht damit die Uebersetzung der heiligen Bücher, der Gebetbücher und hindostanische Tractate zu vertheilen, sie predigen und feiern auch den Gottesdienst in dieser den Indern geläufigen Sprache. Die Beiblätter erwähnen unter andern die Rede welche der Bischof von Kalkutta in der Urdûsprache an die eingebornen Christen hielt, die er im letzten November in Bareilly confirmirt hat.

Wenn wir uns jetzt zu den rein literarischen Werken wenden, so finden wir daß zwei in lateinischer Schrift gedruckte Ausgaben des Bâg o bahâr erschienen sind, deren eine man dem unermüdlichen Duncan Forbes verdankt, und die andere Monier Williams, dem glücklichen Nachfolger Wilsons auf dem Lehrstuhl des Sanskrit in Oxford.

Das letzte Heft des „Madras Journal of Literature and Science" enthält zwei interessante Artikel über dieses

Digitized by Google

Schriftſyſtem. Der erſte iſt ein Bericht der Hrn. Walter Elliot, W. A. Bayley, und M. Norman über dieſe Umſchreibung indiſcher Wörter in lateiniſche Charaktere; der zweite iſt eine Abhandlung des Rev. Dr. Caldwell, des Tamuliſten, über die Anwendung von lateiniſchen ſtatt indiſcher Buchſtaben. Man kann keinenfalls läugnen daß latiniſirte Ausgaben für Anfänger nützlich ſind, ſowie für diejenigen welche ſich mit einer oberflächlichen Kenntniß der Sprache begnügen. Die perſiſche Schrift iſt in der That ſehr unvollkommen, wegen des Mangels der kurzen Vocale; und die Devanagiri-Schrift eignet ſich nicht zur Wiedergabe der perſiſchen und arabiſchen Wörter welche im mahomedaniſchen Hindoſtani ſo häufig ſind; dieſes iſt aber der nützlichſte, wenn nicht gar der intereſſanteſte der beiden Dialekte, in welche die Religionsverſchiedenheit das Hindoſtaniſche getheilt hat, nämlich der Hindû und Hindî-Zweig und der Urdû und Dakhnî-Zweig.

Um den ungeheuern Unterſchied begreiflich zu machen welcher zwiſchen der mangelhaften Schrift des mahommedaniſchen Indiens, zu welcher man perſiſche Lettern benutzt, beſteht, und zwiſchen der dem hindoſtaniſchen angepaßten lateiniſchen und um den Vorzug dieſer letzteren Methode vor der andern zu zeigen, hat Gulâm Alî aus Madras, unter andern Herausgeber geſchätzter hindoſtaniſcher Dialoge, parallel in zwei Columnen einige hindoſtaniſche Sätze herausgegeben, welche in beiden verſchiedenen Syſtemen ausgedrückt, und in Folge eines Briefes des Hrn. Monier Williams in den „Times“ vom 25 Oct. abgedruckt worden ſind.[1] Dieſer Vergleich dient dazu die Ueberlegenheit unſerer Schrift über die arabiſche zu beweiſen. Es iſt in der That ein Vergnügen, ſagt der gelehrte Orientaliſt M. A. Sprenger in Bezug darauf, ein Buch mit allen ſeinen Vocalen zu leſen, ohne genöthigt zu ſeyn die diacritiſchen Zeichen zu zählen, während das Leſen der perſiſchen Buchſtaben, wenn man auch ſehr daran gewöhnt iſt, ermüdet und viel Aufmerkſamkeit erfordert.

Indien iſt kürzlich der Gegenwart eines Staatsmannes beraubt worden, der am meiſten zur Annahme der lateiniſchen Charaktere für die indiſchen Sprachen und beſonders für das Hindoſtaniſche beitrug. Wir meinen Sir Charles Trevelyan, welcher Madras im Juni verließ, der aber nach England zurückgekehrt, fortfahren wird ſich mit dem an ihm bekannten Eifer für die Inder und ihre harmoniſche Sprache zu intereſſiren.

Die Beſuche der Inder in Europa werden häufiger. Jedes Packetboot bringt irgendeinen Inder nach England. Dieſe kommen um eine Vergnügungsreiſe zu machen, jene um Medicin, Jurisprudenz, die Art, Schulen zu halten zu ſtudieren. Andrerſeits nimmt das Studium des Hindoſtaniſchen, wegen der zunehmenden Wichtigkeit dieſer Sprache, eine immer größere Verbreitung an. Der Lehrſtuhl (teachership) von Oxford, welcher für den ſpeciellen Unterricht in dieſer Sprache errichtet worden, iſt dem Capitän J. Chambers anvertraut. Man hat gleichfalls einen an der Univerſität Cambridge errichtet und am 28 November den Major J. G. Stephen dazu ernannt, deſſen Hauptconcurrent Sayid Ahmad war, welcher ſchon mit Erfolg am University College von London, wo er der Nachfolger des ausgezeichneten F. Falconer iſt, Hindoſtaniſch lehrt. Könnte man ihn nicht dem Titularprofeſſor von Oxford oder Cambridge adjungiren, um gute Ausſprache, Sprechen und Schreiben des Hindoſtaniſchen zu lehren, wie man es früher in Paris gethan, wo man dem berühmten De Sacy den gelehrten Aegypter Don Raphael Monachis für das Arabiſche beiordnete?

Jedenfalls ſind alſo die alten Univerſitäten Englands, ſowohl als ihre junge Schweſter in London, mit dieſen unerläßlichen Lehrſtühlen verſorgt. Alles läßt erwarten daß bald dieſelbe Maßregel für die Univerſitäten Irlands und Schottlands ergriffen wird, und daß ſolchergeſtalt alle Univerſitäten der Vereinigten Königreiche auf gleiche Weiſe verſehen werden. Wie es heißt wird auch ein Profeſſor des Hindoſtaniſchen an der königlichen Militärakademie Woolwich ernannt, mit welcher man die Abſicht hat das Militärcolleg der indiſchen Compagnie von Addiscombe zu vereinen.

Wir müſſen uns auch darüber freuen daß die Bewerber um das Departement des Commiſſariats der indiſchen Armee künftig verpflichtet ſind, drei hindoſtaniſche Stücke, welche ſie nie vorher geſehen haben, auf engliſch zu leſen und zu erklären, ferner etwas auf die Verwaltung bezügliches ſo in das Hindoſtaniſche und Hindî zu überſetzen, daß ein Eingeborner ſie verſteht, geläufig die hindoſtaniſche Ueberſetzung eines engliſchen Briefes zu dictiren, und endlich mit zwei oder drei Eingebornen ſo zu ſprechen daß ſie verſtehen und verſtanden werden.

Der Tod hat uns mehrere Männer, welche ſich für die indiſchen Sprachen intereſſirten, in dieſem Jahr entriſſen. Der bedeutendſte iſt H. H. Wilſon, deſſen genaue und geiſtvolle Biographie M. J. Mohl in ſeinem Bericht von 1860 über die Arbeiten der aſiatiſchen Geſellſchaft gegeben hat, den wir hier aber nur als Hindoſtaniſten betrachten wollen — eine Bezeichnung, welche man ihm mit vollem Recht geben kann, wegen ſeines intereſſanten „Memoire über die Hinduſecten“ nach Hindîſchriftſtellern, und wegen ſeines „Gloſſar indiſcher Rechts- und Finanzausdrücke.“

[1] Hier dieſe Probe: Gewöhnliche Schreibweiſe.

Atny khny pr makrakr frmaya bhla kwy hw asy daralshfa myn rkhw jb bhla chnga hwga tb as ky ahwal ky prssh ky jaygy khwjy ny kha agr apny dst khas sy glab as pr chhrky awr z bn sy kchh frmay tw as kw apny jyuy ka bhrwsa bndhy na amydy bry chyz hy dnya bamyd qaym hy.

Schreibweiſe in lateiniſcher Schrift.

Itne kahne par, muskurákar farmágá: „Bhalá: koi ho, ise dár-ush-shifa men rakho! Jab bhalá changá hogá, tab us ke ahwál ki pursish kijáegi.“ „Khoje ne kahá: „Agar apne dast-i-khás se guláb us par chhirkiye, aur zubán se kuchh farmáiye, to us ko apne jine ká bharosa bandhe. Ná ummedi buri chiz hai; dunyá bá ummed qáim hai.“

Ueberſetzung: Nachdem ſie dieſe Worte gehört, ſprach ſie lächelnd: „Gut; wenn hier jemand iſt, ſo trage er (dieſen jungen Mann) zum Hoſpital, und wenn er geheilt iſt, möge man ihn wegen ſeiner Geſchichte befragen.“ Der Eunuch ſagte: „Wenn ihr mit eigener Hand Roſenwaſſer auf ihn ſpritzt und einige Worte an ihn richtet, wird er hoffen können am Leben zu bleiben. Verzweiflung iſt ein großes Uebel; die Welt lebt nur durch Hoffnung.“

Digitized by Google

Dann müssen wir zwei ausgezeichnete englische Orientalisten erwähnen, welche beide in der Blüthe des Lebens im letzten Monat Mai gestorben sind: William H. Morley und Cockburn Thompson. Weder der eine noch der andere beschäftigte sich speciell mit Hindostanisch, aber sie hatten es beide getrieben.

Endlich verdienen zwei hervorragende Persönlichkeiten, Freunde Indiens, hier erwähnt zu werden. Der erste ist der große Historiker, Redner, Essayist und Dichter Lord Macaulay, am 28 December 1859 verschieden. Er hatte mehrere Jahre in Indien zugebracht, und interessirte sich lebhaft für das Gedeihen dieses schönen Landes, welches er gründlich kannte. Er hatte dort das Amt eines Mitgliedes des höchsten Rathes bekleidet, und war speciell beauftragt gewesen ein neues indisches Gesetzbuch zu schreiben, von dem er nur das Strafgesetzbuch beenden konnte, ein wahres Meisterstück, zu vollkommen um brauchbar zu seyn,[1] welches so ein todter Buchstabe geworden ist.

Der zweite ist der ehrenwerthe Montstuart Elphinstone, 1778 geboren und 1859 gestorben, Oheim des jetzigen Gouverneurs von Bombay, Lord Elphinstone. Wir wollen nicht von seiner glänzenden politischen Laufbahn sprechen, sondern nur von seiner Kenntniß des Hindostanischen und von den Aufmunterungen, welche er dem Studium dieser Sprache gewährt hat. Er ist in der gelehrten Welt bekannt durch die Erzählung seiner Gesandtschaft nach Kabul 1803, und vorzüglich durch seine „Geschichte Indiens," welche leider nicht beendet ist, aber trotzdem mehrere Auflagen erlebt hat. Er war lange Zeit Gouverneur von Bombay, und Muhammad Ibrâhîm Macbah widmete ihm 1823 eine „hindostanische Grammatik," welche er demzufolge Tuhfa-e Elphinstone „Geschenk an Elphinstone" betitelte. Man kann von diesem ausgezeichneten Freunde Indiens sagen, was von dem amerikanischen Historiker Prescott gesagt worden ist:

None knew him but to love him,
None named him but to praise.

Die Hellenen und die Neugriechen.

Eine historisch-ethnographische Recapitulation von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Da das Griechische im ganzen Orient damals vorzugsweise die Sprache der Literatur und der Gebildeten war, so wurde sie denn auch von vornherein die Trägerin des zur Zeit der Blüthe der römischen Macht aufkeimenden neuen Glaubens. Das Christenthum, sobald es Jerusalem verließ, wurde in der Welt zuerst durch die griechische Sprache verbreitet.

Das Becken des Archipelagus mit seinen Inseln und Länderzacken, gleichsam wie ein nach Osten geöffnetes Netz ausgespannt, fieng die ersten von Phöniciens Küsten ausschiffenden Apostel auf, wie es einst tausend Jahre früher ebenso die von da ausgesegelnden Professoren altägyptischer Weisheit für Europa empfangen hatte.

Das griechische Volk bot dem großen Säemann zuerst ein Terrain dar, wo seine Körner nicht auf steinigen Boden fielen, wo sie vielmehr alsbald in den Städten Corinth, Thessalonich, Ephesus und andern gedeihliche Wurzel schlugen. Auch in den asiatischen Städten bestanden die ersten christlichen Gemeinden fast durchweg aus Griechen. In ihrer Sprache wurde überall zum reinen Gott gebetet, das Evangelium verkündet, und die ersten Predigten der Missionäre gehalten. In ihrer Sprache wurden unsere heiligen Bücher geschrieben. Auch war sie die Sprache der ersten christlichen Concilien.

Griechen brachten das Christenthum nach Rom und verbreiteten es in dem übrigen Europa, und daher sind denn auch noch bis auf den heutigen Tag in ganz Europa die meisten Ausdrücke für kirchliche Gegenstände, der Name der Kirche selbst und auch der des Buchs der Bücher, der Bibel, ebenso griechischen Ursprungs, wie die für Politik, Kunst, Aesthetik und Poesie.

Von allen christlichen Kirchen ist die griechische die älteste, und von Griechenland aus wurde die heidnische Welt vom Christenthum zuerst unterminirt, und am Ende zu der Zeit der Stiftung Neuroms oder Konstantinopels gänzlich über den Haufen geworfen.

*

In den Barbarenstürmen, welche der Theilung Roms bald folgten, erhielt sich das östliche Kaiserreich der Griechen viel länger als das der westlichen Römer. Die starren, spröden Römer, die ihr Reich in der Hauptsache auf Tapferkeit und physische Uebermacht begründet hatten, mußten zusammenbrechen, da ihnen jene Tapferkeit zu fehlen, eine noch größere physische Uebermacht entgegenzutreten anfieng.

Die Griechen, die in den Zeiten ihrer Blüthe neben ihrem patriotischen Muthe sich von Haus aus auch eine hohe Geistescultur, eine ungemeine politische Gewandtheit und andere verwandte Qualitäten angeeignet hatten, bewahrten, nachdem der unbändige Uebermuth und Freiheitssinn verraucht war, doch diese nachhaltigeren Eigenschaften und blieben, wie die Chinesen, in ihren Kämpfen mit den Mongolen, noch selbst nach ihren Niederlagen vielfach die Sieger.

Während der ganze Westen Europa's von den Barbaren überschwemmt und auf Jahrhunderte lang in tiefe Finsterniß gestürzt wurde, empfiengen freilich auch die Griechen viele weit in ihr Land eindringende Horden. Doch wußten sie gleich geschmeidigen Kämpfern den Stößen auszuweichen und sie zuweilen von sich abzuleiten, oder wenn sie ihnen zu Zeiten erlagen, so standen sie doch gleich dem von Stürmen gepeitschten Krummholze der Hochgebirge, mit immer neu ausschlagenden Zweigen wieder auf.

Seit dem 5ten und 6ten Jahrhunderte zog die große Slavenfluth mit Uebermacht in die griechische Halbinsel ein. Sie drang in alle europäischen Festlandprovinzen des griechi-

[1] Ein etwas zweideutiges Lob. Anm. d. Ueb.

Digitized by Google

schen Reichs bis nach Athen und bis in den Peloponnes hinab. Die Slaven kamen dahin nicht etwa nur als Soldaten und Gebieter. Mit Weibern, Kindern und Heerden ließen sie sich in den Ländern heimisch nieder, fiengen nach einiger Zeit an den Boden zu bebauen, stifteten eine Unzahl von slavischen Dörfern und Flecken und benannten die Länder, die Gebirge, die Thäler, die Flüsse, jedes Bächlein, jede Schlucht mit einem slavischen Namen.

Aber an den Küsten blieben in dieser ziemlich allgemeinen slavischen Ueberschwemmung überall rings um das ägäische Meer herum selbst in den schlimmsten Zeiten doch die Städte und Häfen im Besitz der griechischen Bürger und der byzantinischen Besatzungen.

Da die Slaven keine Schiffe hatten, so ließen sie die Inseln im Innern des ägäischen Meeres größtentheils unberührt. Selbst in den Momenten der größten Bedrängniß, wenn Avaren, Bulgaren und Serben Konstantinopel bestürmten und dazu wohl auch noch die Perser auf der asiatischen Seite des Bosporus bei Scutari im Lager standen, selbst in solchen Momenten in denen alles verloren schien, behaupteten die Griechen sich doch auf ihrer Flotte, mit deren Hülfe die Verbindung zwischen dem Reichscentrum und den Inseln und Küsten kaum einen Augenblick unterbrochen, und somit auch in den verzweifeltsten Umständen die äußern Contouren und das rohe Gezimmer dieser uralten Hellenenwiege, des Archipelagus (des Hauptmeeres) mit seinem Zubehör gerettet wurde. Um diese Wiege herum erhielt sich also stets ein Rest des Hellenenthums, und von dieser alten Heimath und Geburtsstätte aus, d. h. von den Schiffen aus, von den Hafenorten Corinth, Thessalonich, Patras, Monembasi und vielen andern, regenerirte sich dieses Hellenenthum abermals im 9ten Jahrhundert.

Nachdem die Einwanderung der Slaven ihren anfänglich so stürmischen Charakter im Laufe von 200 Jahren verloren hatte, nachdem sie aus Räubern, Zerstörern und Plünderern Ackerbauer und Besitzer geworden waren, zeigten sie sich empfänglich für die von den griechischen Küsten landeinwärts dringende Cultur.

Auch die griechischen Waffen, namentlich unter der Regierung des Kaisers Basilius I, in der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, waren wieder glücklich gegen sie, und viele von den Slaven besetzte Provinzen und Landschaften wurden damals von den Griechen zurückerobert.

Eine tausende und griechisch-redende Klerisei zog in die neubekehrten Provinzen ein. Man baute Klöster und Kirchen, legte neue Städte und feste Plätze an, in denen sich vorzugsweise wieder Griechen niederließen.

In Folge dieser und andrer Umstände geschah es daß ein großer Theil der eingewanderten Bulgaren bald sowohl slavisch als griechisch verstand und sprach, und daß im Peloponnes und an den Küstenstrichen von Thessalien, Macedonien und Thracien die Slaven entweder wieder völlig verdrängt, oder doch ganz und gar hellenisirt wurden. Das neue von Griechen oder griechisch-redenden Leuten bevölkerte Griechenland, das sich auf diese Weise wieder herstellte, zeigte in der Hauptsache ungefähr dieselben Umrisse, wie das einst von den alten Hellenen besetzte Land.

Es ist damals in Griechenland etwas ganz ähnliches vorgegangen, wie zu derselben Zeit (nach Karl d. Gr.) in Deutschland. Auch in Deutschland wie in Griechenland hatten die Slaven in der Periode ihres ersten wilden Auf- und Ueberschäumens eine Menge uraltdeutsche Gegenden, fast die ganze Osthälfte des alten Germaniens besetzt, und mit ihren Stämmen erfüllt. Aber auch dort gab es einen Rückschlag und eine Regeneration. Karl d. Gr. und die ihm nachfolgenden deutschen Kaiser stellten, indem sie die eingedrungenen Slaven unterjochten, tauften, und zur Annahme deutscher Sitte und Sprache zwangen, die Gränze des alten Germaniens ebenso wieder her, wie Basilius und die ihm nachfolgenden griechischen Kaiser den Bezirk des alten Griechenlands.

Gegen die weiten Landschaften im Innern der byzantinischen Halbinsel zeigte sich diese von den Küsten ausgehende Gräcisirung minder mächtig.

Dort blieben die großen Massen barbarischer Ansiedler bei ihrer Sprache und Eigenthümlichkeit. Nur sporadisch saßen bei ihnen die Griechen in den Städten und Festungen. Auch dieß war wieder ganz so wie zu der Zeit der alten Hellenen, nur daß jetzt statt der damaligen Macedonier, Thracier, Illyrier, die slavischen Bulgaren, Serben, Kroaten ꝛc. die alten stets barbarischen Sitze einnahmen, die nie von den griechischen Schiffern und Küstenleuten in Masse erfüllt worden sind.

Im Grunde ist denn dieß auch mit geringem Wechsel der Stand der Dinge bis zu der folgenden großen Völkerüberschwemmung welche Griechenland betraf, bis zum Einbruch der Türken geblieben.

Die Bewohner Italiens, obwohl sie Griechenland zu verschiedenen Zeiten ganz oder theilweise beherrschten, haben die Nationalität dort nur sehr wenig gemodelt. Selbst die Römer nicht, die in Griechenland über 400 Jahre lang die Zügel des Regiments in Händen hatten, die dort doch ganz volkreiche Städte, z. B. Corinth ausrotteten und wieder mit italischen (römischen) Bürgern bevölkerten. Man findet jetzt und man fand schon bald nach dem Aufhören ihrer Oberherrschaft kaum ihre Spur mehr in Griechenland.

Sie haben keinen Strich des Landes bleibend italienisirt oder romanisirt. Kein Rest ihrer Sprache läßt sich in Hellas nachweisen, wie dieß doch im Lande der Daken oder jetzigen Walachen bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Alle römischen Colonisten in Griechenland wurden schnell absorbirt und gräcisirt.

Dasselbe nun läßt sich auch von der Invasion jener kreuzfahrenden Italiener und der andern West-Europäer behaupten, die im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das byzantinische Reich zertrümmerten und auf eine Zeitlang unter sich theilten.

Venetianer, Genuesen, Franzosen und Adelsgeschlechter aus andern westeuropäischen Völkern haben in Folge dieser Ereignisse sich in Griechenland zwar niedergelassen, haben auf den Inseln und an den griechischen Küstenorten viele kleine

Digitized by Google

Fürstenthümer gegründet und mehr oder weniger lange inne gehabt.

Ja, die Venetianer brachten sogar in der Zeit ihrer größten Macht den ganzen Peloponnes, die meisten Inseln des ägäischen Meeres, auch mehrere Küstenstriche in Nordgriechenland, Cypern und Creta, mit einem Worte also, so zu sagen, das ganze Stammgebiet der Griechen unter ihre Herrschaft. Und nichtsdestoweniger ist die Herrschaft auch dieser West-Europäer in Griechenland an dem Charakter, der Sprache und dem Blute des Volkes ohne bedeutende Spuren vorübergegangen.

Nur auf den jonischen Inseln zeigt sich der Volksdialekt allerdings durch viele italienische Beimischungen verderbt, und auf einigen der Cykladen haben sich noch bis auf den heutigen Tag einige Nachkommen italienischer und französischer Familien erhalten, die der römisch-katholischen Kirche treu geblieben sind.

Auch diese römisch-katholische Kirche der West-Europäer hat eben so, wie die Sprachen und Sitten derselben, trotz aller außerordentlichen Anstrengungen der Päpste nie bei den Griechen Wurzel fassen wollen. Und bei dieser Gelegenheit mag ich denn auch noch gleich die Bemerkung nachholen, die einer weiteren Ausführung fähig wäre, daß eben so die Germanen, so oft sie auch in Griechenland zu verschiedenen Zeiten erschienen sind, zuerst als Gothen, welche ganze Provinzen der Halbinsel inne hatten, dann als Normannen, die oft als kaiserliche Trabanten, als Seeräuber, als Bedränger Konstantinopels unter den Griechen weilten, endlich in der Neuzeit als Bayern, die das junge Königreich Griechenland des neunzehnten Jahrhunderts organisirten — gar keine sehr bedeutende Spur im Volksschlage und Nationalcharakter zurückgelassen haben.

*

Nach den ersten Einfällen der Türken in Griechenland im vierzehnten Jahrhundert, und nach der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen im Jahre 1453 erlagen die Griechen, wie gesagt, abermals der Obergewalt eines fremden Stammes, und zwar eines Volkes asiatischer Herkunft.

In Bezug auf politische Unabhängigkeit war dieß eine so vollständige Niederlage, wie die Griechen sie nur erst einmal, nämlich von den Römern erlitten hatten.

Die Türken brachten in Asien wie in Europa, fast ohne Ausnahme sämmtliche Gegenden und Localitäten, wo nur irgend Griechen ansässig waren, unter ihre Füße.

Das türkische Reich umfaßte ungefähr alles was das oströmische oder byzantinische Kaiserthum zur Zeit seiner größten Blüthe umfaßt hatte. Und der erste Act bei der Einnahme Konstantinopels schien die Griechen als ein völlig vernichtender Schlag treffen zu sollen. Kurz nach der Uebergabe der Stadt ließ der Eroberer Muhamed II alle Würdenträger und Primaten des von ihm zu Boden gestreckten Staates der Griechen, die er noch zusammentreiben konnte, unbarmherzig niedermachen, und stellte überall Osmanlis auf die Plätze der Gemordeten. Es schien damals und auch später — wenn bei Freiheitsversuchen die armen Griechen zu Tausenden niedergemetzelt wurden — schien es noch oft so als seyen die beklagenswerthen Griechen in die Höhle des Cyklopen gerathen, und als sollten sie alle vertilgt und ausgerottet werden wie die Gefährten des Odysseus. Allein wie dieser gewandte Held, so ist auch das geschmeidige Griechenthum lebendig aus dieser Höhle wieder hervorgegangen.

Kaum hatte jener türkische Sultan Muhamed hinterdrein beschlossen daß Konstantinopel doch kein Schutthaufen, daß auch die Griechen wenigstens als Sklaven und Gehülfen gerettet und daß ein neues Staatsgebäude auf den Grundlagen des alten aufgeführt werden sollte, da sah er bald ein wie sehr er dazu die mit den Verhältnissen des Landes vertrauten, in Regierungskünsten erfahrenen Griechen nöthig habe.

Griechische Dolmetscher zur Verständigung mit dem neuen Volke waren gleich ein ernstes und wesentliches Bedürfniß. Der Reichs-Oberdolmetscher wurde daher alsbald ein sehr bedeutsames Amt, das natürlich in die Hände der Griechen kam.

Von eben solchen einflußreichen griechischen Dolmetschern, Secretären und Zwischenhändlern wurden allmählich die Paschas in den Provinzen umgeben.

Von dem innern Regimente der christlichen Kirche verstanden die mohamedanischen Türken noch weniger als anfänglich von der Lenkung der Staatsangelegenheiten in den ihnen neuen Gebieten. Sobald die Sultane entschlossen waren die griechische Kirche neben dem Islam zu dulden, ja sogar sie gegen den Papst und gegen das katholische West-Europa in ihrem eigenen Interesse zu unterstützen, mußten sie auch die Leute hervorziehen welche fähig waren diesen mächtigen und weit verbreiteten Körper in Bewegung zu setzen.

Sie stellten den griechischen Patriarchen und die obere griechische Geistlichkeit, in deren Angelegenheiten sich zu mischen die Türken sogar für eine verächtliche Sache hielten, so frei hin, wie sie vermuthlich von keiner erobernden katholischen Macht hingestellt worden seyn würden. Die Griechen besetzten daher, selbst unter dem Regimente der Türken, nach eigenem Gutdünken aus ihrer Mitte nicht nur alle die obern Aemter der Kirche in den eigentlich griechischen Städten und Landstrichen, sondern auch die bei den unterworfenen Völkern nichtgriechischen Stammes. Die Erzbischöfe und Bischöfe der Albanesen, Serbier und Bulgaren waren fast immer und sind noch heutzutage meistens aus griechischen Familien, während nur die niedere Geistlichkeit aus den slavischen Landeskindern selbst besteht.

Eben so wenig konnten die Griechen, die von uralten Zeiten her das Meer auszubeuten äußerst geschickt waren, auf der türkischen Flotte entbehrt werden. Sie bildeten dort ein sehr wesentliches Element. Der Großdragoman der kaiserlichen Flotte, ein sehr wichtiges Amt, war immer ein Grieche. Die Handelsmarine blieb natürlich fast von selbst in ihren Händen. Aus allem diesem kann man schließen daß die Griechen sogar in der türkischen Abhängigkeit ein sehr einflußreiches Volk darstellten.

Ja man kann gewissermaßen behaupten daß mit der fortschreitenden Vergrößerung des osmanischen Reichs sich auch das Gebiet des Einflusses der Griechen und ihrer Sprache sogar noch erweitert habe, in ähnlicher Weise wie sie sich

Digitized by Google

einst in Begleitung der Triumphzüge des macedonischen Alexanders ausgedehnt hatten.

Die Türken fanden unter den Griechen in Byzanz manches für Politik und Intrigue hochgeeignete Talent, das sie auch in ihren asiatischen Angelegenheiten benutzen konnten, und als sie die großen Donaufürstenthümer Moldau und Walachei gänzlich von sich abhängig gemacht hatten, da wurden alsdann die Fürstenkronen dieser Länder länger als ein Jahrhundert hindurch griechischen Familien aus dem sogenannten Phanar, d. h. aus dem Theile von Konstantinopel, wo alle die angesehenen griechischen Familien bei einander wohnten, ertheilt. Das Griechische wurde in Folge dessen sogar die gewöhnliche Sprache des Hofes und des Adels in dem ganzen alten Dacien, und als solche drang sie nördlich bis in die Bukowina hinauf, bis in das jetzt Oesterreich gehörende polnische Königreich Galizien hinein, wo sie noch heutzutage geschrieben und geredet wird.

So weit war die griechische Sprache als Umgangssprache eines Volks (oder doch einer Classe) selbst zur Zeit Alexanders nicht ins Skythenland hinausgekommen.

*

Als endlich die Pforte allmählich mit Europa etwas mehr verwuchs und in gewissem Grade als ein Glied der europäischen Staatenfamilie betrachtet wurde, da boten sich sehr häufig auch wieder die Griechen als die gewandtesten diplomatischen Agenten an den Höfen von Paris, London und Wien dar.

Auf vielen Sectionen der griechischen Nation lastete das türkische Joch in gewöhnlichen Zeiten nichts weniger als schwer. Mehrere der griechischen Inseln, so die welche nur den Frauen des kaiserlichen Harems einen leichten Tribut als Nadelgeld zahlten, verwalteten sich im übrigen selbst nach altem griechischen Herkommen. Die griechischen Klephten mit ihren Palikaren lebten hie und da in den Gebirgen Thessaliens und Böotiens so frei wie Könige. Andere griechische Gemeinden, wie z. B. die Nachkommen der alten Spartaner, die Mainoten, sind den Türken nie ganz unterwürfig geworden.

Da die Osmanen, wie man sich auszudrücken pflegt, in Stambul, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten, nur „campirten," da sie in dem Innern der Länder nur vereinzelt als Soldaten, als Beamte, als Besatzungen in den Festungen und allenfalls als Spahis oder Gutsherren erschienen, da sie sich nur als stolze Eroberer betrugen, selten sich dazu herabließen städtische oder Ruralgewerbe zu betreiben, da sie mit einem Worte durchaus nicht mit dem friedlichen, die Völker am gründlichsten verderbenden Ackerwirthschafts-Apparate wie die vegetativ fortwuchernden Slaven in alle Verstecke des Landes eindrangen, und immer nur gleichsam wie die Klammern oder Nägel in dem ganzen Bauwerke des Völker-Conglomerats ihres Reiches erschienen, während das Gebäude selbst ungeändert aus dem ursprünglichen Material componirt blieb, so kann man sich dem allen nach denken daß durch sie die Ursitze der Griechen in ihren Hauptumrissen wenig verändert wurden.

Und in der That vergleicht man diese Umrisse, wie sie heutzutage existiren, mit denen wie sie sich etwa 400 Jahre vor Christus zur Zeit des Perikles darstellen, so findet sich daß beide noch jetzt fast völlig mit einander übereinstimmen, und daß alle die Türken- und Slavenkriege, alle die Wanderungen, Revolutionen, partiellen Bevölkerungs-Ausrottungen und Verpflanzungen darin eine kaum merkliche Veränderung hervorgebracht haben.

Noch jetzt — man kann auch sagen jetzt wieder — wie damals umzingelt ein Saum griechischer Dörfer und Städte das ägäische Meer. Griechen oder doch gräcisirte und griechisch redende Menschen erfüllen den ganzen Peloponnes, fast das ganze Livadien oder die Provinzen Attika, Böotien, Euböa ꝛc., und weiterhin Thessalien. Als ein schmaler Streifen umzieht griechisches Bevölkerungsgebiet den ganzen Küstenrand von Macedonien und Thracien. Bei Konstantinopel erfüllen sie einen ziemlich bedeutenden Abschnitt des thracischen Länderdreiecks bis Adrianopel hinauf, und wohnen auf beiden Seiten der Propontis, des Hellespont und des thracischen Bosporus.

Von hier aus ziehen sie sich, freilich überall mit türkischen Colonien vermischt, einerseits ostwärts über Sinope hin bis Trapezunt längs des Nordrandes von Kleinasien, und andrerseits über Troja, Smyrna, Ephesus nach Rhodus zu, von wo aus sie auch wieder ostwärts den Südrand von Kleinasien einnahmen.

Ferner bewohnen sie als die bei weitem prädominirende Bevölkerung alle Inseln des Archipelagus, auch Creta und Cypern, wo ihre Anzahl sich auf Hunderttausende beläuft, und endlich bilden sie auch im Westen auf den von den Engländern besetzten jonischen Inseln den Hauptstoff der Bewohnerschaft.

Nur in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres, in Sicilien, das einst fast so griechisch war wie Cypern und Creta — in Süditalien, wo einst ein blühendes griechisches Colonienland, das sogenannte Großgriechenland existirte, und dann in Corsica und Südfrankreich, Spanien u. s. w. haben sich durch Italianisirung und Romanisirung alle alten griechischen Volkselemente verloren. Doch glaubt man in den Dialekten und Sitten einiger Ortschaften des Königreichs Neapel, sowie auch in einem armen verkommenen Stadtquartiere von Marseille noch selbst heutigen Tages einige Spuren des alten dorischen, jonischen und äolischen Wesens zu erkennen.

Dagegen haben nun in neuern Zeiten wieder die Griechen, wie ihre Vorfahren vom Handels- und Wandergeiste beseelt, in vielen andern Gegenden Europa's, wenn auch nicht solche mächtige freie Republiken wie ihre Vorfahren, doch wenigstens Handelsniederlassungen-Comptoire und Factoreien gestiftet.

Diese im ausländischen Europa sporadisch verstreuten Niederlassungen der Griechen datiren zum Theil schon aus den Zeiten der Kreuzzüge, die einen lebhaften Verkehr der Griechen mit dem Abendland veranlaßten. In Venedig gab es zu allen Zeiten seiner Existenz griechische Schiffer und Kaufleute.

Seit dem 17ten Jahrhundert begründeten sie Niederlassungen in Moskau und bald auch in Wien, wo bekanntlich

Digitized by Google

noch jetzt einige der bedeutendsten Bankiers dieser Nation angehören, und bis wohin sich durch ganz Ungarn und Siebenbürgen ein weitläufiges Netz griechischer Comptoire hinzieht.

In den Häfen Südrußlands, in Odessa und Taganrog spielen griechische Häuser noch jetzt oder jetzt wieder so sehr eine Hauptrolle, daß man meinen sollte, es sey in diesen Städten nur das alte griechische Olbia mit verändertem Namen wieder auferstanden, das einst vor Christi Geburt hier im Skythenlande blühte.

Auch gibt es seit Katharina's Zeiten in der Krim griechische Dörfer, sowie eine ausschließlich von Griechen bewohnte Stadt, das in dem letzten russischen Kriege so oft genannte Balaklava, und endlich am asow'schen Meere einen ganzen Länderstrich, der mit ackerbauenden Colonien von Griechen besetzt ist.

Daß seit der Erhebung des griechischen Volks und seit der Neubelebung seines Handels und seiner Bildung Griechen auch in andern Gegenden Europa's häufig erschienen sind, in London und Paris, selbst in unserm deutschen Leipzig und auf andern großen Märkten und Centralpunkten des Verkehrs als Vermittler des Handels mit dem Orient, sowie in den französischen und deutschen Musensitzen als Schüler und Zöglinge, darf ich als eine allgemeine bekannte Thatsache betrachten.

(Schluß folgt.)

Das Batoka-Land im Innern Südafrika's.

(Nouv. Annales des Voyages.)

Man verdankt Hrn. Ch. Livingstone, dem Bruder des berühmten Forschers und seinem Begleiter auf der neuen in Ausführung begriffenen Reise, folgende Einzelheiten über das zwischen 25° und 29° östlicher Länge und 16° und 18° südlicher Breite gelegene Batoka-Land. Dieses Land wird begränzt: im Norden von dem Flusse Kafué; im Osten und Süden von dem Laufe des Zambese, und erstreckt sich westlich bis an die niedrigen Fieber-Ebenen des Madschila-Flusses, bei Seschele. Eine Gebirgskette, die sich aus Südwesten nach Nordosten zieht, erhebt sich schroff ungefähr 15 Meilen nördlich vom Zambese, und bildet im Norden und Westen eine wellenförmige Hochebene von 3000 bis 5000 engl. Fuß Erhebung über die Meeresfläche; sie ist mit reichem Graswuchs bedeckt und von kleinen Flüssen durchfurcht. Zwischen dieser Hochebene und dem Zambese bestehen die Felsen im allgemeinen aus Kalkgestein, und ihre Steinkohlenlagerungen zeigen sich an den Ufern der in den Zambese sich ergießenden Wasserläufe, während man im Norden und Westen ein dem Aberdeener ähnliches Granitgestein trifft. Das Klima der Hochebenen scheint der Leibesbeschaffenheit der Europäer zuzusagen; das Fieber ist daselbst unbekannt. Im Winter sinkt der Thermometer während der Nacht auf 30° Fahrenheit. Alsdann bildet sich eine sehr dünne Eisrinde; während des Tags steigt die Temperatur auf 68° F. Vor kaum einigen Jahren war dieses Land noch sehr gut bevölkert von den Batoka, zahlreiche Heerden lieferten Milch im Ueberfluß, und der Reichthum des Bodens lohnte die Arbeit des Ackerbauers in hohem Maße. Jetzt suchen eine Menge Büffel, Elephanten und Zebras inmitten der herrlichen Weidegründe ihre Nahrung, man sieht keine Viehheerden mehr, und begegnet keinem menschlichen Wesen; auf das ehemalige Vorhandenseyn des Menschen weisen nur noch die Ruinen verlassener Dörfer. Die Batoka sind durch die Invasion Sebitoane's vertrieben worden. Viele von ihnen wurden getödtet, und die Ueberlebenden, mit Ausnahme derer welche in der Nähe des Victoria-Falls wohnen, mußten sich an den Zambese und in die Berge von Mataba flüchten.

Die Eroberer hatten sich kaum in dem Lande niedergelassen, als die Blattern sie decimirten, und die Matabeli-Krieger mittlerweile sie angriffen, die dann ihrerseits das Land wieder verlassen mußten, um sich in die sumpfigen Fiebergegenden von Linyanti zu flüchten. Seitdem haben die Matabeli ihre Wohnsitze auf der andern Seite des Zambese, auf dem rechten Ufer, wieder gewonnen, und das Batoka-Land ist abermals verlassen und unangebaut.

Friedrich Kunstmann über die frühesten directen Handelsverbindungen der Deutschen mit Indien.

Augsburger Häuser, und unter ihnen zuerst die Welser, waren es welche die frühesten Handelsbeziehungen mit Portugal anknüpften, und zwar fast unmittelbar nach der Entdeckung des Seeweges um das afrikanische Horn. Es ist dieß ein außerordentlich rühmliches Zeugniß von dem mercantilen Scharfblick der damaligen Augsburger Kaufherren. Bis zu den großen Entdeckungen war der indische, d. h. der gesammte südasiatische und ostafrikanische Handel über das ägyptische Alexandria und von dort vorzugsweise in den Schooß Venedigs geflossen. Von Venedig aus giengen die Waaren radienförmig nach den nördlicher gelegenen Binnenstapelplätzen, unter denen Augsburg unbestritten der wichtigste war. Die Tendenz aller portugiesischen Entdeckungen war nichts weiter als den Alexandrinischen Handel zu zerstören, und Lissabon zu dem Mittelmarkt zwischen Morgenland und Indien zu erheben, wie denn auch in diesem Sinn Emanuel nach Da Gama's Entdeckung den Titel annahm: „Herr des Handels mit Indien und Aethiopien." Die Entdeckung des Seewegs, die Anlage etlicher Forts, wahrer Piratenhöhlen an der Malabarküste und die Aufstellung von Caperschiffen gegen alle arabischen Alexandriafahrer von Seiten der Portugiesen vernichtete denn auch vollständig schon im ersten Jahrzehnt des 16ten Jahrh. den südasiatischen Schiffsverkehr zwischen Indien und Alexandria, und mit diesem Handel welkte auch die Blüthe aller Hafen-

Digitized by Google

plätze des Mittelmeeres. Statt dessen wurde Lissabon der erste Markt der Welt, und die flandrischen und holländischen Rheder die ersten Küstenfahrer, oder mit andern Worten: der Großhandel zur See hatte seinen mediterraneischen Charakter verloren und war ein oceanischer geworden. Die deutschen Binnenplätze litten natürlich durch das Dürrwerden ihrer nach den venetianischen Lagunen ausgestreckten Wurzeln. Fürstliche Kaufleute der damaligen Zeit, wenn sie ihre Zeit verstanden und beherrschen wollten, mußten also Wurzel treiben nach dem oceanischen Rand unsres Festlandes. Und dieß geschah denn auch wirklich. Die Fugger verlegten ihre Häuser nach Antwerpen, und wir finden sie in Gemeinschaft mit den Welsern in Lissabon und in Sevilla, tief eingesogen in den amerikanischen und portugiesisch-indischen Handel.

Darauf beruht das historische Interesse einer eben erschienenen kleinen Schrift von Professor Kunstmann. [1] Wir erfahren hier daß Simon Seitz als Unterhändler einer Augsburger „Creditgesellschaft" im Namen der ehrbaren Anton Welser, Conrad Filen (Vöhlin) und anderer edler und berühmter Kaufleute von Augsburg mit dem König Emanuel von Portugal am 13 Jan. 1503 [2] einen Vertrag abschloß, worin den Deutschen in Lissabon die nämlichen Vergünstigungen wie sie die Niederländern im Jahr 1478 erhalten hatten, nämlich Einfuhr ihrer Waaren gegen einen Werthzoll von 10 Proc., bewilligt wurden. Im Jahr 1503 kommt als Commis der Welser Lukas Rem nach Lissabon, dessen handschriftliches Tagebuch von Greif in Augsburg herausgegeben worden ist. Der Beitritt zu der deutschen Creditgesellschaft in Lissabon wurde allen deutschen Kaufleuten offengehalten, unter der einzigen Bedingung daß sie sich mit einem Capital von 10,000 Ducaten, was damals gewiß so viel heißen wollte wie in unserer Zeit etwa eine halbe Million Gulden, betheiligen würden. Wir erfahren dann weiter daß schon vor 1505 auch die Häuser Fugger, Hochstetter, Hyrßfolgel (Hirschvogel?) und die Imhofe von jener Erlaubniß Gebrauch gemacht hatten.

Die ersten drei Schiffe, welche diese Gesellschaft nach Indien schickte, waren die größten Indienfahrer der Flotte die 1505 den Vicekönig Francisco de Almeida nach Indien trug, und hießen Raphael, Hieronymus und Leonhardt. Bemannt waren und befehligt wurden sie natürlich von Portugiesen. Die Supercargos aber waren die Deutschen Hans Mair und Balthasar Sprenger. Mairs Reisebericht ist im Original noch nicht gefunden worden, wohl aber entdeckte Kunstmann eine portugiesische Uebersetzung in dem handschriftlichen Valentin Ferdinand der Münchner Bibliothek. Sprengers Erzählung wurde dagegen 1511 s. l. unter dem Titel: „die Merfart vnn erfarung nüwer Schiffung und Wege zu viln onerkanten Inseln vnd Kunigreichen u. s. w." gedruckt. Das Tagebuch des Lukas Rem und ein im Anhang zu letzterm abgedruckter Bericht über die Almeida'sche Fahrt aus dem Nachlasse Peutingers sind die vier Quellen, abgesehen von den portugiesischen Chroniken, die wir über diesen Wikingerzug nach Indien besitzen.

Das Geschwader verließ Ende März 1505 Lissabon und segelte bis zur Höhe der capverdischen Inseln am Westrande Afrika's gen Süden. Dort trieb ein Sturm, wie es scheint, die Flotte auseinander, und die Schiffe trachteten jetzt versprengt nach dem Cap der guten Hoffnung. Mairs Schiff traf dort bereits am 26 Jun., also ziemlich rasch ein. Sprengers Schiff dagegen erreichte die Mozambiqueseite Afrika's erst am 19 Jul., nachdem es seit dem grünen Vorgebirge fünfzehn Wochen lang weder Sand noch Land gesehen hat. Diese Notizen sind wichtig, weil sie uns feste Vorstellungen von den damaligen nautischen Leistungen gewähren. Vor Quiloa verrichtete die Flotte ihre erste Waffenthat. Die großen Hafenplätze der Ostküste Afrika's, die jetzt dem Imam von Mascat unterworfen sind, waren ursprünglich arabische Colonien und gehorchten damals kleinen muhammedanischen Despoten. Da nun das Ziel der portugiesischen Indienfahrten die Zerstörung aller arabischen Handelsplätze war, so begann man schon bei Quiloa die Arbeit am 24 Jul. Die Stadt wurde mattherzig vertheidigt und fiel den Portugiesen leichten Kaufes zu. Damals herrschte übrigens weit größerer Luxus in diesen Plätzen als heutigen Tages, denn man fand Häuser aus Stein und Kalk mit getäfelten Fußböden, mit Mörtel beworfen und mit Malereien bedeckt. Nach dem Siege sang man ein Tedeum und plünderte — oder, wie Sprenger das Plündern nennt, man „fand" vil reichtumb mit Golt Silber Perlin Edelgestein vnd andre kostbarliche kleidung. Eines der besten Häuser wurde in eine Citadelle umgeschaffen, bewaffnet und mit einer Garnison von 80 Mann versehen. Die Stadt soll damals 4000 Köpfe gezählt haben, Araber mit ihrem Suahelisklaven. An einen Widerstand gegen portugiesische Flotten konnten diese Leute nicht denken, denn ihre Waffen bestanden nur aus Bogen, Pfeilen und Wurfspießen. Wohl fand man auch vier Donnerbüchsen bei ihnen, aber noch verstanden die Quiloaner nicht recht mit dem Feuergewehr umzugehen.

Am 13 August legte sich das Geschwader vor Mombas, um auch an dieser Stadt das Gericht des Stärkern zu vollstrecken, nur gieng es dießmal nicht so leicht wie bei Quiloa; denn Mombas besaß ein „onseglich stark bolwerk" mit vielen Donnerbüchsen. Nach dem Auffliegen ihres Pulvermagazins räumten die Araber dieses Hafenfort, und die Flotte konnte jetzt ihre Breitseiten gegen die Stadt selbst spielen lassen. Am 14 beschoß man sich gegenseitig. Am andern Morgen, nachdem man gefrühstückt hatte, wie Mair mit historischer Gewissenhaftigkeit beifügt, begann man zu stürmen. Voran giengen als Plänkler die Büchsenschützen, dann kamen die Armbrustschützen und hinter diesen die Colonnen. Es entspann sich ein hitziges Straßengefecht, aber die Portugiesen drangen unaufhaltsam bis zum Palaste des Scheik vor, und pflanzten dort ihre Flagge unter dem Rufe! „Portugal" auf. Am 15 und 16 wurde geplündert und die Beute dann nach den herkömmlichen Procenten vertheilt. Die deutsche Rhedergesellschaft

[1] Die Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien. München 1861.

[2] Bedenkt man daß 1499 die ersten Schiffe aus Indien zurückkehrten, so können die Augsburger Kaufleute sich nicht lange besonnen haben mit der Gründung dieser Gesellschaft.

Digitized by Google

als Eigenthümerin der Schiffe beanspruchte auch eine Tantième von den Früchten des Piratenzuges, aber die Flottenmannschaft wollte nichts von einem Abzug ihrer Prisengelder wissen. Es kam dann zu einem dreijährigen Proceß, dessen Ausgang leider nicht bekannt geworden ist. Aber man sieht aus diesem Beispiel wie wenig damals noch Seehandel und Seeraub sich unterschieden. Uebrigens braucht man dieß nicht etwa den Portugiesen oder dem Jahrhundert anzurechnen, denn die Spanier und im 17. Jahrhundert Holländer und Briten haben in der Neuen Welt und in Südasien gerade so gehaust wie die Portugiesen im Morgenlande.

Die Ueberfahrt von Melinde nach der Malabarküste dauerte vom 27 Aug. bis 13 Septbr., man benutzte dazu also den Südwestmonsun oder die Regenzeit. Nach Ablauf desselben, und ehe noch die trockne Zeit zur Hälfte verstrichen war, hatten die Kauffahrer, denen der Vicekönig mit seinen Kriegsschiffen das Geleite gegeben hatte, ihre Frachten geladen, die sich auf 4000 Ctr. an Specereien für jedes Schiff beliefen. Am 2 Jan. 1506 giengen 4 Segel, darunter der Hieronymus und Raphael, und am 21 Jan. der Leonhardt mit zwei andern nach Portugal im Nordostmonsun zurück. Almeida blieb mit seinen Kriegsschiffen in Indien. Er hatte auf Anchediva ein Fort gebaut, von wo aus er bequem auf alle aus Malabar heimkehrenden arabischen Küstenfahrer lauern konnte. Die erste Abtheilung der Handelsschiffe erreichte am 22 Mai die Tejomündung, somit nach 142 Tagen, also außerordentlich rasch. Die andern dagegen, welche die Saison schon halb versäumt hatten, gelangten nach Lissabon erst am 8 Septbr. Schlechte Geschäfte wurden übrigens bei diesem ersten Versuche nicht gemacht, denn Lukas Rem berechnet die Gewinne auf 150 Procent.

Handwerker, Fabricanten und Zünfte bei Griechen und Römern.

Von Hermann Göll.

Mit Recht hat man den Kampf zwischen den Geschlechtern und Handwerkerzünften im deutschen Mittelalter mit dem Ständekrieg der jungen römischen Republik verglichen. Die politische Zurücksetzung der Plebejer als Grund der Mißstimmung, das siegreiche Vorgehen der Regierten gegen die Regierenden und die endliche Herstellung der Gleichberechtigung aller machen eine bis ins einzelne gehende Parallele zwischen beiden Zeiten möglich. Weniger glücklich muß der Versuch ausfallen in den Verhältnissen der Gewerbtreibenden bei Griechen und Römern und derselben bei uns und im Mittelalter eine Gleichartigkeit entdecken zu wollen. Jene unterdrückte Classe im alten Rom bestand nicht aus Handwerkern, sondern aus Bauern und städtischen Grundbesitzern, und die Achtung und Berechtigung welche das bürgerliche Gewerbe später nach und nach erlangt hat, fehlte ihm im Alterthum vollständig. Dennoch bleibt es interessant genug die unbeschränkte Gewerbefreiheit, nach der unser Zeitalter unaufhaltsam strebt, bereits im Alterthum, besonders bei den Griechen, vorhanden zu sehen, und auf der andern Seite die aus dem in Rom herrschenden Corporationsgeist entsprungenen Genossenschaften in ihrer Verschiedenheit und Aehnlichkeit den deutschen Gilden gegenüber zu verfolgen.

In Griechenland wurde der Grund zur Verachtung jeder Lohnarbeit schon durch die Wanderungen und damit verbundenen Eroberungen der verschiedenen Stämme gelegt. Die neuen Landesherren griffen überall zu den besten Theilen des Grundbesitzes, und überließen den Besiegten neben kleineren Ackerloosen die verschiedenen Zweige des Erwerbs als Beschäftigungen die des Vollbürgers unwürdig wären. Hierzu kam daß die zahlreichen Sklaven, von denen in manchen Städten, wie in Epidamnus, die Handwerke ausschließlich getrieben wurden, den Freien eine schädliche und demüthigende Concurrenz bereiteten. Endlich herrschte das allgemeine Vorurtheil daß die körperliche und geistige Tüchtigkeit des Mannes durch die Handarbeit beeinträchtigt werde, und daß das ängstliche Trachten nach Unterhalt und Gewinn sich nicht mit der Bildung und Gesinnung vertrage die der freie Staatsbürger zur Beschlußfassung über das Wohl des Vaterlandes und zur uneigennützigen Verwaltung der öffentlichen Aemter nöthig habe. Was den Körper betrifft, so schwächte allerdings denselben die sitzende Lebensart, hinderte an den gymnastischen Uebungen, und also auch an der Erfüllung der ersten Pflicht des griechischen Bürgers, der Vertheidigung des Vaterlandes, während Jagd und Ackerbau zum Kriegsdienst abhärteten. Deßhalb mag auch im alten Theben ein Gesetz alle vom Staatsdienst ausgeschlossen haben die sich nicht zehn Jahre lang jedes Gewerbes enthalten hatten — eine Maßregel die, wiewohl vergebens, auch einmal in Athen beantragt wurde. Hinsichtlich der Einwirkung auf die Gesinnung lassen wir einen Ausspruch des Sokrates folgen: „Es gibt eine doppelte Beschäftigung, je nachdem man für den Leib oder für den Geist sorgt, und die erste ist eine dienende; durch sie ist es möglich den Körper mit allem zu versorgen: mit Speise wenn er hungert, mit Trank wenn er dürstet, mit Kleidern, Decken, Schuhen wenn er friert. Auf den ersten Blick scheinen nun die Krämer, Kaufleute, Bäcker, Köche, Weber, Schuster, Gerber, daß sie alle Bedürfnisse befriedigen, die rechten Pfleger des Körpers zu seyn. Anders aber verhält sich die Sache wenn man bedenkt daß es außerdem eine Gymnastik und Heilkunde gibt, welchen in Wahrheit die Pflege des Körpers gebührt, insofern sie nach der Wohlfahrt des Körpers den Gebrauch jener Künste regeln und also die Herrinnen derselben sind, während jene für sklavisch, dienend, eines Freien unwürdig gelten." Auch bei Xenophon nennt Sokrates die meisten Handwerker „Sklavenseelen." Demgemäß wollte Plato in seinem idealen Staat die Handwerker und Taglöhner nur geduldet wissen, und meinte man müsse die Bürger höherer Classe zu diesem Stande degradiren, wenn sie sich Feigheit oder sonstige Schlechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Auch Aristoteles weist den

Digitized by Google

Handwerkern ihre Stelle zunächst den Sklaven an, und macht nur den Unterschied in der Knechtschaft daß die Sklaven nur einem Herrn dienten, jene aber jedermann. Daß die Handarbeit den Geist abstumpfe, plumpe, ungeschliffene Leute erzeuge und überhaupt den freien Bürger herabwürdige, spricht er außerdem bestimmt aus. Der Redner Demosthenes sagt geradezu: „Es ist nach meiner Meinung nie möglich daß derjenige welcher sich mit geringen und verächtlichen Dingen abgibt, zu großen und thatkräftigen Gesinnungen gelangen könne; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so muß auch ihre Gesinnung seyn!“ Aehnlich äußert sich Plutarch: „In manchen Dingen folgt der Bewunderung eines Werkes nicht sogleich der Trieb dasselbe zu thun; oft geschieht auch das Gegentheil, daß wir uns an einem Meisterstück ergötzen und den Meister gering achten, wie wir etwa an Salben und Purpur Wohlgefallen finden, die Färber und Salbenhändler aber für geringe Handwerksleute halten. Antisthenes sagte daher wohl, als er hörte daß Ismenias ein geschickter Flötenspieler wäre: „dennoch ist er ein gemeiner Mensch; denn sonst würde er nicht ein so geschickter Flötenspieler seyn.“ Ueberall wurde die Kunst verachtet, sobald der Gelderwerb als Hauptzweck vorwaltete. Dagegen wird vom Maler Polygnot ausdrücklich rühmend erwähnt daß er nie für Geld gemalt habe, und wenn der macedonische König Aeropos ein geschickter Tischler und Drechsler war, und der jüngere Dionys in der von seinem Vater aus Argwohn über ihn verhängten Einsamkeit Wagen, Leuchter, Stühle und Tische verfertigte, so wurden solche fürstliche Dilettanten ebenso wenig durch die Arbeit entehrt, als das Ansehen des Handwerkerstandes durch sie gehoben. In oligarchisch-aristokratischen Staaten war natürlich die Mißachtung der Gewerbe am größten. Bei den Spartanern waren Gewerbe und Künste, Schifffahrt und Handel für den Vollbürger verpönt. Der Einzelne sollte gegen alles materielle Sonderinteresse gleichgültig seyn und sein ganzes Leben dem Staatszwecke widmen. Als daher der König Agesilaos, um die Bundesgenossen zu überzeugen wie viele von ihnen eigentlich Soldaten wären, befohlen hatte die Bundesgenossen sollten sich alle zusammen an einem Ort und die Lacedämonier an einem anderen niedersetzen, und dann ausrufen ließ daß erstlich alle Töpfer, hernach alle Schneider, ferner alle Zimmerleute und Maurer, und endlich alle Künstler und Handwerksleute aufstehen sollten, standen beinahe alle Bundesgenossen auf, während alle Spartaner sitzen blieben. Wenn freilich ein Vollblutspartaner verarmte und den monatlichen Beitrag zu den Gemeindemahlzeiten (etwas über $\frac{3}{4}$ preuß. Schäffel Mehl oder Gerstergraupen, 22 Quart Wein, 5 Pfund Käse, $2\frac{1}{2}$ Pfund Feigen und ungefähr 20 Sgr. in baarem Gelde) nicht mehr entrichten konnte, so wurde er aus der Zahl der Bürger ausgestoßen, und verfiel einem von unserem verarmten Adel begierig erstrebten, nach der damaligen Ansicht aber sehr traurigen Schicksale: da er sich zum schimpflichen Handwerke nicht bequemen konnte, mußte er in fremden Heeren für Sold dienen. Im Gegensatze zu Sparta waren im stammverwandten Korinth Gewerbe und Handel die Quellen des sprüchwörtlich gewordenen Reichthums, und seine Einwohner „verachteten,“ wie Herodot sagt, „unter allen Hellenen die Handwerker am wenigsten.“ In Athen herrschte eine merkwürdige Differenz zwischen der Intention der Gesetze und der Praxis und allgemeinen Volksstimme. Der strenge Drakon bestrafte den Müßiggang mit Verlust der bürgerlichen Rechte. Solon gab ein Gesetz daß ein Sohn nicht verbunden seyn sollte seinen Vater zu ernähren wenn derselbe ihn keine Kunst hätte lehren lassen, und trug dem Areopag auf darüber zu wachen daß jeder seinen Unterhalt nachweise, und die Müßiggänger welche dreimal ohne Beschäftigung angetroffen worden wären zu bestrafen — eine Einrichtung die Pisistratus verschärft haben soll. Und daß wirklich Nachfrage in dieser Beziehung gehalten wurde, ist außer Zweifel. Denn Plutarch erzählt: „Einst hielt sich ein Spartaner zu Athen auf zu einer Zeit wo eben Gericht gehalten wurde. Als er nun hörte daß einer des Müßiggangs wegen bestraft worden wäre und deßhalb traure, auch von seinen Freunden, die Mitleid mit ihm hätten und ihn bedauerten, nach Hause begleitet würde, so bat er seine Umgebung man möchte ihm doch denjenigen zeigen der wegen einer freigeborenen Männern so anständigen Sache bestraft worden wäre, und Athenäus berichtet eine Anekdote von zwei Schülern Plato's, Menedemus und Asklepiades, welche von den Areopagiten gefragt wurden wie es käme daß sie, ohne etwas zu besitzen und ohne etwas anderes zu thun als philosophische Vorträge zu besuchen, so wohl aussähen. Sie ließen darauf einen Müller als Zeugen rufen, und dieser sagte aus daß sie des Nachts in seiner Mühle jeder 2 Drachmen verdienten. Voll Bewunderung beschenkte sie der Areopag mit 200 Drachmen. Aber wenn nun auch außerdem Thucydides den Perikles in seiner Leichenrede sagen läßt daß in Athen nicht die Armuth, sondern das vielmehr für eine Schande gehalten werde die Armuth nicht durch Arbeit zu vermeiden, so geht doch aus vielen Stellen hervor daß in Athen die eigenhändige Betreibung eines Gewerbes und die Arbeit überhaupt in Mißachtung stand. Selbst wenn die Noth drängte, bequemte man sich schwer dazu die Hände zu regen. So erzählt Xenophon daß es Sokrates viel Mühe gekostet habe einen Bekannten, Namens Aristarchus, der während der Herrschaft der dreißig Tyrannen mehrere verwandte Frauen in sein Haus aufgenommen hatte, und nun in die größte Verlegenheit gekommen war, weil er wegen der Kriegsunruhen aus seinen Feldern und Häusern nichts einnahm, zu überreden seinen Vorschlag anzunehmen, der dahin gieng daß er die Weiber mit Weberei beschäftigen möchte. Dennoch gab es außer den Schutzverwandten oder Metöken, die sich fast ausschließlich von Gewerben nährten und bereicherten, eine große Menge von Handwerkern unter den Bürgern. Man sieht dieß schon daraus daß Sokrates bei Xenophon dem jungen Charmides, der sich scheute als Redner in der Volksversammlung aufzutreten, dadurch Muth einflößte daß er zu ihm sagte: „Vor den Tuchscheerern, oder vor den Handelsleuten, oder vor den Schustern, oder vor den Zimmerleuten, oder vor den Schmieden, oder vor denen die auf dem Markte verkaufen und darauf ausgehen, was sie wohlfeil eingekauft,

Digitized by Google

theuer wieder an den Mann zu bringen, wirst du dich wohl nicht fürchten. Aus lauter solchen Leuten aber besteht die Volksversammlung.“ Der für die Besucher der Volksversammlungen ausgesetzte Sold von drei Obolen (3 Sgr. 9 Pf.) und der eben so hohe Richterlohn für die Geschwornen waren es welche die Handwerker zu diesem Bürgerdienste herbeilockte; daß sie sich dadurch mit dem Lastträger auf gleiche Linie stellten, wie Aristophanes ihnen vorwirft, kümmerte sie nicht. Rechnet man nun hinzu wie viele Zeit durch Betheiligung an den zahlreichen Festen, Spielen und Opfern für den Gewerbetreibenden verloren gieng; wie manche Stunde vielleicht auch mit den Besuchern verschwatzt wurde, die nach der stehenden Sitte der späteren Zeit sich in den Handwerksstätten täglich einfanden, um Neuigkeitskrämerei und Kannegießerei zu treiben: so fragt man billig, wie war es möglich daß diese müßige, arbeitsscheue Classe ihre Existenz behauptete oder gar nach und nach verbesserte? Die allerdings bedeutende Wohlfeilheit des Lebens (es läßt sich annehmen daß zu Sokrates Zeit eine Familie von vier Personen mit neunzig bis hundert Thalern jährlich auskommen konnte) erklärt nicht genug; wohl aber reicht der Umstand hin, das Räthsel zu lösen daß die meisten Handwerker ihr Gewerbe durch Sklaven betreiben ließen. Wir setzen, um dieß zu beweisen, nur aus der witzigen Rede des Krüppels bei Lysias folgende Worte her: „Ich habe ein Handwerk, welches mir wenig einträgt und welches ich selbst mühselig betreibe; jemanden aber, der es mir verrichtete, konnte ich mir noch nicht kaufen.“ Ja, wer den Preis eines Sklaven nicht erschwingen konnte, half sich dadurch daß er fremde Sklaven miethete; denn der griechische Leibeigene galt für ein zinsentragendes Capital, und wenn sein Herr nicht selbst den Nutzen aus ihm ziehen konnte, gab er ihn gern gegen eine bestimmte Abgabe (ähnlich dem russischen Obrok) an andere ab. So sagt Aeschines, indem er Timarchs Vermögen herrechnet, daß derselbe neun des Schuhmacherhandwerks kundige Sklaven besitze, von denen ihm jeder täglich zwei Obolen, der Werkführer aber drei, einbringe. Ebenso wurde für die in die Bergwerke geliehenen Sklaven täglich ein Obolos (= 1 Sgr. 3 Pf.) gezahlt. Noch häufiger freilich als diese Vermiethung war die Benützung der Sklaven von Seiten der Herren für eigene Rechnung. Der Herr war dann Fabricant und zog aus dem Erlöse der gefertigten Waaren seinen Gewinn, was besonders bei solchen Gewerben geschah die ein größeres Capital zur Beschaffung des Materials erforderten. Der Aufseher der Fabriksklaven war ein Sklave oder ein Freigelassener, und lieferte dem Herrn den Gewinn der Arbeit ab. Demosthenes' Vater besaß zwei Fabriken; 32 Stahlklingenarbeiter, von denen ein Theil je 125 oder 126 Thlr. und die übrigen wenigstens nicht niedriger als 75 Thlr. an Werth veranschlagt wurden, und von denen er jährlich 750 Thlr. reine Einkünfte bezog. Außerdem besaß er 20 Bettgestellmacher, die nach Abzug der Abgaben 300 Thlr. Einkünfte gewährten. Den Verbrauch an Elfenbein berechnet der Sohn auf 50 Thlr. monatlich, den Werth des nach des Vaters Tode vorhandenen Materials an Eisen, Holz und Elfenbein auf 2000 Thlr., an Galläpfeln und Erz auf 1750 Thlr. Lysias und sein Bruder Polemarchos, reiche Metöken aus Syracus, betrieben durch 120 Sklaven eine Schildfabrik, in welcher sich bei ihrer Verhaftung durch die Dreißig 700 vorräthige Schilde und 7000 Thlr. baares Geld befanden. Als reiche Fabricanten seiner Zeit nennt Sokrates bei Xenophon den Gerstengraupenmüller Nausikydes, der außerdem eine Masse Vieh mästete, und so viel verdiente daß er mehreremal kostspielige Staatsleistungen übernehmen konnte; den luxuriös lebenden Bäcker Kiribos, die Schneider Demeas und Menon und endlich die vielen Kleidermacher im benachbarten Megara. Der Vater des Redners Isokrates besaß eine Fabrik musikalischer Instrumente; der bekannte Kleon erbte von seinem Vater eine von Sklaven betriebene Gerberei, deren Fabricate nicht immer von der besten Qualität gewesen seyn sollen. Sein Zeitgenosse, der Demagog Hyperbolos, erwarb sich als Lampenfabricant einen ansehnlichen Gewinn; jedoch, wie Aristophanes behauptet, durch Betrug, indem er Blei zum Lampenerze mischte. Wie viele Sklaven übrigens zu Athen in den Fabriken beschäftigt wurden, ergibt sich daraus daß im peloponnesischen Krieg einmal 20,000 Fabriksklaven von Athen nach Dekelea übergelaufen sind. Neben dieser allgemein üblichen Art und Weise das Handwerk zu betreiben, kann man sich nun schwer eine gesetzliche Beschränkung der Gewerbefreiheit oder Gilden von Handwerkern denken, und in Wahrheit findet sich auch von zunftmäßiger Gebundenheit des Handwerkerstandes nirgends eine sichere Spur (nur Zusammenkünfte der Kaufleute werden erwähnt). Ebensowenig gab es eigentliche Monopole, d. h. ausschließliche Berechtigungen der Einzelnen zu einer Art des Handels. Die Griechen und Römer verstanden unter dem Wort auch weniger das Recht des Alleinverkaufs, das der Staat sich in manchen Fällen vorbehielt, als den durch Speculation und Aufkäuferei erlangten factischen Alleinvertrieb selbst. In diesem Sinn erzählt Aristoteles, der Milesier Thales, dem vorgeworfen worden wäre daß die Philosophie nichts eintrage, habe, um dieß zu widerlegen, einst, nachdem er aus meteorologischen Gründen auf eine bevorstehende reiche Olivenernte geschlossen hätte, darauf hin mit einem kleinen Capital, das er als Angeld verwendete, bedeutende Kaufcontracte auf Oel in Milet und Chios für den nächsten Sommer abgeschlossen, und dann als Alleinverkäufer großen Profit gemacht; und auch ein Sicilianer habe zur Zeit des Dionysius einmal alles Eisen aufgekauft und damit Monopol getrieben, worauf er vom Tyrannen aus Syracus verwiesen worden sey. Ebenso nennt der ältere Plinius den Aufkauf der von den Walkern gebrauchten Igelfelle ein Monopol. Merkwürdig war das in Sybaris bestehende Gesetz daß, wenn ein Koch eine leckere Speise erfunden hatte, kein andrer innerhalb eines Jahres dieselbe bereiten durfte.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. Augsburg, 25 August 1861.

Das Osterfest bei den Russen.

(Aus „All The Year Round.")

Es ist etwa 9 Uhr Morgens, wir befinden uns in der Vorstadt einer der größten und reichsten Städte Rußlands, während der Kriege des letzten Jahrhunderts den Türken genommen. Es wimmelt auf dem Marktplatz. Die bunten Bänder der Haube der russischen Bäuerin flattern lustig im frischen Morgenwind, und der lange goldene Schnurrbart des Mudschick, ihres steten Begleiters, wogt auf und nieder. „Wir treffen die nöthigen Vorkehrungen zum Osterfest, daher das Gedränge auf dem Markt." Betrachten wir uns die Menge etwas näher. Der Totaleindruck menschlichen Treibens ist fast überall derselbe. Da z. B. sehen wir Ivan Ivanowich und Vera Feodorevna (in England Darby und Joan) in die Stadt gekommen um Sonntagsstaat zu kaufen. Der Rock Ivans ist aus hellem Tuch, das Meisterstück irgendeines Dorfschneiders, der sich nicht wenig darauf zu gute thut für „gutes Geld auch gutes Maß zu liefern." Der Rock ist lang und weit, dennoch fühlt Ivan sich augenscheinlich genirt und unbehaglich darin; in seinem Alltagsrock aus Schaffell und seinen Calicohosen würde ihm ungleich leichter zu Muthe seyn. Er geht gebückt, während sein Gesicht glüht und fast düster drein schaut. Er ist ein schlauer Patron, doch unter so vielen Fremden schüchtern und linkisch; er weiß nicht recht ob er sich vor den Stadtleuten fürchten oder sie angrinsen soll. Vielleicht fühlt er sich augenblicklich etwas angegriffen; so wie er aber glücklich wieder daheim ist auf seiner Farm, unter den deutschen Colonisten, unter seinen Schafheerden, seinen Hunden und zottigen Kleppern — den Wölfen und den Morästen der Steppenwüstenei — läßt er es wahrlich an lautem „Halloh!" nicht fehlen.

Vera ist eine zerzauste Dirne, das Gesicht voller Sommerflecken. Ihre Wasserstiefeln reichen bis an die Knie. Um ihren Kopf ist ein rothes Tuch gewunden, dessen Enden shawlartig auf ihre Schultern herabwogen. Um den Hals trägt sie scheinende sibirische Perlen nebst anderem Flitterwerk — doch der Saum ihres Kleides ist beschmutzt und letzteres überhaupt aus äußerst schlechtem Stoff — ein Hausirer hat sie gehörig damit geprellt. Bei der Anfertigung desselben scheint keine bestimmte Norm vorgewaltet zu haben; vorn ist es zu lang und hinten zu kurz. Auch sie würde sich zweifelsohne in ihrem hübschen Alltagsröckchen aus rothem Baumwollstoff mit dem weißen, vorn offenen Leibchen und ihrer kronenförmigen Haube, deren Saum mit Flittern verbrämt ist, ungleich behaglicher fühlen.

Vera ist von kräftigem Körperbau, doch nicht minder gelenkig. Sie könnte jeden Stadt-Tanzmeister mit einer Hand zwingen, und eine derartige Herausforderung brauchte wahrlich nicht zweimal an sie zu ergehen, besonders zur Fastenzeit. Sie hat kleine, kecke, leidenschaftslose blaue Augen mit kurzen Augenwimpern, in denen jedoch ein guter freundlicher Ausdruck bei weitem der vorherrschende ist, ein impertinentes Stupnäschen, aufgesprungene Lippen, und große braune redliche Werktagshände. Es wäre so übel nicht wenn dieselben so einigen Verkehr mit Wasser und Seife pflegen, wiederum würde das bei dem ewigen Koth von dem wir hier umgeben sind, und bei den Staubwolken die uns an den Straßenecken entgegenblasen, nicht viel frommen, denn das sauberste Gesicht bleibt höchstens fünf Minuten rein, wozu folglich das viele Waschen?

Sieh da! dort steht der alte abgedankte Officier (das Gegenstück finden wir in Bath oder Cheltenham) in seiner geschniegelten fadenscheinigen Uniform, seine karge Kost erhandelnd. Er ersteht die schlechte Waare mit jener großthuerischen Miene, die er sich seit langer Zeit zu eigen machte, als es ihm wohl auf einige Kopeken mehr oder weniger nicht ankam, als er sein Erbtheil in St. Petersburg wegraffte oder es während eines Haltes in irgendeiner Wildniß des Kaukasus an seinen müßigen Cameraden verspielte. Außer den Leichtsinnigen und denjenigen die sich für andere aufopferten, sind im Alter nicht gar viele arm. Größtentheils haben es sich die Menschen selbst zuzuschreiben wenn sie mit 60 Jahren Mangel leiden; doch selbst die Armuth kleidet den Soldaten besser als andere Leute, und die Gruppe dort, die dürre militärische Gestalt in Unterhandlung mit jenem Höker, ermangelt nicht einer gewissen Würde und Anregung zur

Digitized by Google

Rührung. Er hat sich eine harte faserige Wurst gekauft und nicht einmal Brod dazu, armer alter Bursche! kein Wunder daß er so mager ist!

Dort dingt die Haushälterin unseres Epikuräers mit einer bausbackigen Farmersfrau — vielleicht auch ist es die Mutter irgendeines kranken Kindes, für das sie Speise ersteht — oder auch eine liebende Gattin, stets darauf bedacht ihrem Mann Freude zu bereiten. Ihm zu Liebe suchte sie sich an Erfahrungen in Betreff von fettem Geflügel und schönem Fisch zu bereichern. Seht nur, wie schlau sie ihre Sache angeht! wie sorgsam sie alles und jedes prüft, wie genau sie in ihrer Herzenseinfalt jede Kopeke berechnet, wie bedächtig sie ihr Geld aufzählt, wie hartnäckig sie auf den Wechsel besteht — in Rußland wahrlich keine leichte Sache! und endlich, zu welch soliden Einkäufen sie den Inhalt ihrer kleinen Börse verwandt hat!

Unsern dieser Liebenden ist der Oberkoch irgendeines verschwenderischen Großen in reichen Einkäufen begriffen, nicht ohne Rücksichtsnahme auf die Lieblingsgerichte seiner Schönen, bei der er, nachdem der Inhalt seiner Schüsseln erkaltet ist, zu soupiren pflegt. Er hält es unter seiner Würde, den Marktleuten gegenüber zu dingen und zu knikern; je größere Summen er in Umlauf setzt, desto größer sein Gewinn. Er würde kein Engagement annehmen, bei dem nicht die Markt-Accidentien eine Hauptrolle spielten, und sich z. B. um keinen Preis dazu verstehen in die Dienste eines scharfsichtigen Arithmetikers zu treten, wollte derselbe auch seinen jetzigen Gehalt um das Zwiefache verdoppeln.

Zunächst fällt unser Blick auf einen Trunkenbold mit aufgedunsenem Gesichte, schmutziger Kleidung, schuldbeladener gemeiner und trotziger Miene. Er ist im Gespräch mit einem Cameraden begriffen, auf dessen Gesichte Arbeit, Sparsamkeit, Gesundheit und Wohlstand geschrieben stehen. Offenbar ist sich der Säufer dunkel seiner Herabwürdigung bewußt, doch er ist „ein Bruder ohne Sorge“ und kehrt der Besserung trotzig den Rücken.

Wie auf allen Marktplätzen, so schwärmen auch hier ältliche Vielfraße umher, die in beschränkten Verhältnissen sind, doch denen „der Bauch ihr Gott ist.“ Nichts Schöneres für sie als die Lebensmittel anzuglotzen und zu betasten, und gute Bissen unter dem Preis zu erstehen! keine Gelegenheit unbenützt zu lassen, die Vorrathskammern und Spülsteine andrer zu bemausen. Die Jungen, denen der Himmel noch voller Geigen hängt, deren Ehrgeiz und Ruhmbegierde sich tausend und abertausend Luftschlösser baut, die nicht ruhen noch rasten, die Glücklichen und die Schaffenden haben gut über diese armen materiellen alten Geschöpfe, die ihr Glück in Genüssen so niederer Art finden, die Nase zu rümpfen; mit 20 Jahren lassen uns die Freuden der Tafel noch ziemlich kalt; doch versetzen wir uns an die Stelle jener; angenommen, wir wären Liebe, Hoffnung, Luftschlösser, freundschaftlicher Beziehungen bar, hätten täglich nur über einige wenige Pence zu verfügen, die höchstens ausreichten uns Feuerung und die kärglichste Nahrung zu verschaffen — wäre es da zum Verwundern, wenn wir derselben überdrüssig würden — uns der Marktplatz anlockte und wir darüber aus wären, mit irgendeinem befreundeten Fleischer oder mit Vera Feodorewna wegen ihres noch übrigen mageren Hühnchens, oder Dutzend winziger Eierlein zu unterhandeln. In solch einer Acquisition besteht vielleicht das ganze Tagesevenement jener Alten! Gar zu gern doch möchte er bei seinen ausgehungerten alten Bekannten in dem Ruf stehen, einen guten Eierkuchen oder eine gute Suppe herrichten zu können — die Eitelkeit verschmäht selbst diese bescheidene Ehre nicht. Manch schöner Husaren- und übermüthiger Garde-Officier hat vielleicht den Abend seines Lebens zum großen Theile auf dem Marktplatz verbracht.

Unsere Läden und Werkstätten lassen auf eine am Ende der Welt gelegene französische Colonie schließen, deren Bewohnern Buchstabiren und Lesen böhmische Dörfer sind. Die Gegenstände unsrer Waaren befinden sich meistentheils über unsern Gewölben gemalt, denn, wie bereits angedeutet, sind wir mit der Lesekunst nicht allzu vertraut. Dennoch aber geht uns wissenschaftliche Bildung nicht ganz ab, und es verursacht uns nicht das geringste Kopfbrechen das uns etwa darin Mangelnde durch Aushängeschilder und Unterschriften zu ergänzen. „Telieure per meliter et cevile,“ z. B. (Schneidermeister für Militär und Civil), mit einem Uniformsrock und einem Paar Civilbeinkleidern däucht uns eine ebenso naturgetreue wie bezeichnende Ueberschrift über dem Gewölb eines Schneiders, und ein Füllhorn, dem Schuhe und Stiefeln entströmen, mit der Ueberschrift Cordonie gibt unsrer Ansicht nach in äußerst sinnreicher Weise das Gewerbe eines Schuhflickers kund; das e und i ist nachträglich hinzugefügt, nachdem mit einem gelehrten Freunde Rath gepflogen ist. Brod, Corsets, Hüte, Kochtöpfe sind dermaßen getreue Repräsentanten unsrer verschiedentlichen Gewerbe, daß eine Irrung gar nicht in Frage kommt. Mitunter schreiben wir französische Wörter, wie z. B. Modiste mit russischen Buchstaben, was sich indessen etwas sonderbar ausnimmt; oder auch schreiben wir russische Wörter mit französchen Buchstaben. Wie dem auch seyn möge, ob russisch oder französisch, unsere Schwäche im Betreff der Orthographie fällt leider sofort ins Auge. Außer den eigentlichen Ladenverkäufern sind bei uns umherziehende Verkäufer und Gewerbtreibende mehr als reichlich vertreten. Glaser warten mit ihrem Glase auf ein Geschäftchen, deßgleichen Schirmmacher und Tischler, neben ihren Tischen und Stühlen postirt, neuerdings überfirnißt, um die verschiedentlichen Risse derselben unbemerkbar zu machen; Vögel- und Hummerhausirer, mit oft nur einem Hummer — bei uns eine große Seltenheit — im Lager. Die merkwürdigste Classe dieser Gewerbtreibenden ist indessen die Gilde der Geldwechsler, meistens polnische oder deutsche Juden. Sie stellen ihre pultförmigen Tische, an deren einem Ende sich ein kleiner mit einem Drathdeckel versehener Geldbehälter befindet, längs der belebtesten Straßen auf. Neben diesem Tisch sitzt unter einem mächtigen weißen Regenschirme ein habichtsnasiger, schmerbäuchiger, schmutziger Kerl, der mit seinem Falkenauge den Geldkäfig bewacht, denn wir sind eine diebische Race und Wachsamkeit ist bei uns am Platz. Feste Preise kennt er nicht; ein Geschäftsmann kommt vielleicht mit fünf oder sechs Procent davon — ein Dandy hin-

Digitized by Google

gegen muß deren 20 zahlen — unser fetter Geldwechsler will dereinst als Millionär von hinnen scheiden. Kleine Münze ist in Rußland eine Seltenheit, obgleich es keinem Zweifel unterliegt daß dieselbe in Masse geprägt wird, um damit die Kosten für den Druck und das Papier des Papiergeldes — ganz besonders en vogue — zu decken.

Dort liegen seltsame, ausländische Fische, die sich nicht in unsere Gewässer verlaufen, in Masse aufgethürmt, u. a. der Stör, der uns den Vorläufer unserer Diners, den Appetiterwecker Kaviar liefert; der Sterlet, der Schwertfisch, die Steinbutte und andere derartige Monstra, denen, vor welchen der Taucher in der Ballade zurückfuhr, an Scheußlichkeit nichts nachgebend. Im lebenden Zustande müssen sie ihren friedlicheren Wassergenossen wahrhaft entsetzlich und einige von ihnen selbst von hehrer Schönheit seyn; jetzt scheinen sie nur klebrige quabbenartige Klumpen, die bei jedesmaliger Berührung der alten Fischweiber aus Leibeskräften spatteln und um sich schlagen.

In der Nähe der Fische gewahrt man die Gemüselager. Bis auf unseren handfesten Kohl, der unser Nationalgericht, die Stschi-Suppe abgibt, sind wir im ganzen nur kärglich mit Gemüsearten bedacht. Unsere Spargel erreichen kaum die Dicke einer Krähenfeder. Blumenkohl beziehen wir von auswärts. Salate gehören vollends bei uns zu den Seltenheiten.

Fleischergewölbe nennt man bei uns zu Lande kleine düstere hölzerne Schuppen, von orientalischem Aussehen, unter ebenfalls aus Holz errichteten Colonnaden; ein bunt bemalter Geldkasten gibt die Hauptzierde dieser Gewölbe ab. Jedes derartige Etablissement — Geldkasten mit einbegriffen — ließe sich etwa zu dem Werthe von 10 Pf. St. taxiren.

Ueberall stößt man auf mächtige Hunde, die auf Raub ausziehen, uns selbst aber fehlt es an Fleisch. Das Lamm- und Kalbfleisch ist eben erst gebornen, geisterhaft aussehenden Thierchen welche kaum das Tageslicht erblickten, entnommen. Gesuchter als Fleisch sind harte zähe „Polonies," Bratwürste von absonderlicher Form, eingepöckelte Beetroot, fasiger Salzfisch, Bückling und Salzgurken. Die besten Geschäfte indessen werden zur Osterzeit unstreitig in Schweinen gemacht. Jedermann — Reich und Arm — muß ein Spanferkelchen haben, ob nun selbst ein solches oder nicht, das thut weiter nichts zur Sache. Gebildete Menschen sollten überhaupt im Betreff des Alters ihrer Freunde keine zu genauen Forschungen anstellen. Scheinen auch einige dieser Osterspanferkelchen bereits das mittlere Alter erreicht zu haben, so dürfen wir doch kühn behaupten daß, wenn gekocht und kalt mit Meerrettigsauce servirt, sie niemand verschmähen wird. Mögen die Briten kaltes Spanferkelfleisch immerhin für ein nüchternes Essen halten, wir theilen ihre Ansicht nicht.

Also ein Spanferkelchen muß während der Ostertage nothwendig auf unseren Tischen prangen, und Herr Farmer oder Frau Farmerin müssen dafür sorgen. Doch keiner kauft ein Schwein im Sacke! Seht, dort purzelt es bald nach dieser bald nach jener Seite, ist halb erstickt und quickt ganz jämmerlich unter Mitwirkung tausender seiner Brüder. Endlich befreit Farmer es aus seinen Banden, doch ehe Piggy sich noch in etwas orientiren und die Flucht ergreifen kann, schwebt es auch schon an einem Beine in der Luft, den Kopf nach unten. Auf diese Weise ist Ferkelchen, was beiläufig gesagt sehr zu Schlagflüssen inclinirt, betäubt und rührt und regt sich nicht. Alsbald geht es an ein Befühlen und Betasten unseres Schweinchens, um uns zu überzeugen ob es auch gehörig fett ist. Man vergegenwärtige sich das gleichzeitige krampfhafte Gequicke von mehr als 10,000 Schweinchen in ungebrochener Jugendkraft, die vermöge alles Befühlens und Betastens — bald wird ihnen der Zeigefinger in die Lende gebohrt, bald läßt man denselben längs ihres Rückgrats hinuntergleiten — einem fortwährenden Kitzel ausgesetzt sind, — sage, man vergegenwärtige sich dieses Gequicke im Verein mit dem mörderischen Angstgeschrei und Gekreische einer Unmasse Geflügels, und man hat unsere Marktmusik auf ein Haar.

Siehe da! unfern der Höhlung jenes von einem Abzugsgraben bedeckten Hölzchens kauert ein Weib in einem Rocke aus Schaffell neben ihrem Korbe mit Veilchen, ein Frauenbild zum Entsetzen! Auf ihrem blatternarbigen ausdruckslosen Gesichte, das in ein schwarzes Tuch gehüllt ist, sucht man vergeblich nach einer Nase; ihr Mund ist zahnlos, ihre Gestalt ohne alle und jede bestimmte Form. Ihre Veilchen, deren Blätter vom Staube weiß und deren Stiele bereits in Fäulniß übergegangen, sind wahrlich nicht allzu lockend! Die Blumenerzeugnisse unserer Gärten sind nur trauriger Art, und die Blumen, wenngleich staubig und geruchlos, sind theuer und schwer zu bekommen. An jenen kerzengeraden stämmigen Amor dort — Prinz und Soldat in einer Person — mit dem erhobenen königlichen Haupte und dem übermüthigen spreizenden Gange ist von der Königin seines Herzens das Geheiß ergangen, ihr das Neue vom Jahre, die ersten Veilchen zu schaffen. Mit ächt ritterlicher Aufopferung und Ergebenheit sucht er diesem Befehle entgegenzukommen und ist seit bereits einem Monate, keines Unwetters achtend, auf steter Morgenwanderung begriffen. Sicher wird er sämmtliche Veilchen der Alten kaufen! Mit welch stolzer Handbewegung und verächtlicher Miene er den Ueberschuß seiner Banknote zurückweist! Wir halten einen derartigen Geldwechsel unter unserer Würde und — wie so manche kleinliche Dinge — woran übrigens, beiläufig gesagt, die Russen keineswegs Mangel leiden, kaum des Beachtens werth! Wir müssen indeß gestehen daß wir uns eben keine bestimmte Norm hinsichtlich des sich in dieser Beziehung Geziemenden gesetzt haben, und z. B. oft da verschwenderisch sind, wo eine beschränkte Freigebigkeit eben so sehr oder vielmehr weit besser am Platze wäre.

Bei dem Brunnen in der Nähe des neuen Gefängnisses wird ein Wasserkarren mit Wasser versehen. Kein Wunder daß das Wasser so theuer ist! Dort z. B. sind vier Pferde und sechs Mann beschäftigt eine einzige Pipe fortzuschaffen. Sogleich werden vierzehn Mann bei einer Pumpe und einem Schlauche agiren, um den Inhalt eines einzigen Wasserkarrens zu leeren, und Stunden werden erforderlich seyn um im Umfange von nicht einer Viertelmeile den Staub vor dem Pallaste

Digitized by Google

des General-Gouverneurs zu dämpfen. Bekanntlich sind wir keine allzugroßen Freunde von körperlicher Anstrengung, dennoch extravagiren wir in dieser Beziehung in eben dem Maße wie im Betreff unserer Zeit und unseres Geldes.

Vom Marktplatze führt eine schöne, breite schattige Allee zum Gottesacker, dem Sammelplatze der Bettler, welche auf dem Boden kauernd aus Gebetbüchern, hier durch Riesen-Folianten vertreten, wie man sie auch in den Bazars des Orients zu Gesichte bekommt, ihre Gebete ableiern. Lassen wir sie nicht vergebens bitten, damit auch unsere Gebete nicht unerhört bleiben. Wir müssen ehrerbietigst das Haupt entblößen und ihnen unter stillem Segenswunsche die Gabe darreichen. Wir Russen sind von Natur mildthätig und großherzig, eine ächte Cavalier-Race. Die göttlichen Gebote sind tief in unsere Herzen gegraben, so auch: „Fürchten wir den Herrn und leihen ihm willig." Man muß übrigens auch einräumen daß unsere Bettlerzunft aus ehrwürdigen Männern besteht. Ihre Art und Weise ist weit von aller Kriecherei entfernt. Ihr langes weißes in der Mitte gescheiteltes Haar wogt auf ihre Schultern herab, ihre majestätischen Bärte sind lang und wohl gepflegt, ihre Haltung stolz und würdevoll. Ihre ganze Erscheinung erinnert mehr an den Pilgrim des Mittelalters als an den niedrig denkenden Bettler unserer Zeit. Es würde einem schier das Herz brechen, in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn sie mit einer politischen die Oekonomie betreffenden Phrase eines Hauptartikels der Zeitung abspeisen zu müssen.

Wir geben das bunteste Gemisch ab. Die höchste Civilisation geht bei uns zu Lande mit dem Halbbarbarismus Hand in Hand. Der ausgebildetste Verstand, die höchste Sittenverfeinerung, glänzender Witz, Weltkenntniß zum Erstaunen, riesige Paläste, prächtige Kleinodien, üppige Bankets, Pariser Moden auf der einen, und Unwissenheit, Rohheit, Gemeinheit, Hunger in Schafskleidern auf der andern Seite. Vor nicht viel länger als 50 Jahren waren wir türkisch. Selten aber verweilen die Söhne Muhameds lange in einem besiegten Lande. Nach dem Falle Boabdils verließen die Mauren Spanien, nach der Ergebung Schamyls flohen die Tscherkassier zu Tausenden von ihren Bergen, in der Krim sieht man fast keine Tataren mehr. Vor einigen Jahren allerdings existirte in der russischen Provinz Bessarabien noch ein Türke, mit seinem Tode aber ist sein Stamm dort erloschen. Doch das alte Eroberergeschlecht ließ, wenngleich von dannen gezogen, eine tiefe Spur zurück. Wir gleichen ihm auf ein Haar hinsichtlich unserer Sitten sowohl wie unseres ganzen Innenlebens. Erstere sind durchaus patriarchalisch. Kein größeres Glück für uns als Kinder zu adoptiren! Herr und Diener nennen sich bei ihrem Taufnamen: „Ivan und Ivanovich;" sage „John und Johnson." Einige unter uns führen gar keine Familiennamen. Der ächt orientalische Kaftan ist bei uns zu Hause; wir tragen Schärpen und Gürtel um unsere Lenden, haben lange Bärte und beten auf öffentlichem Markt. Unser Aberglauben erstreckt sich auf unser Geschäftsleben sowohl wie Privatverhältnisse. Dort z. B. steht ein prächtiges Haus, überaus herrlich gelegen. Es würde jährlich an 2000 Pfd. St. einbringen, kann jedoch nicht beendet werden, weil dem Eigenthümer träumte daß, würde er noch einen Stein hinzufügen, ihm ein Unglück bevorstehe. Die ganze Stadt kennt den Grund warum die Baute nicht zu Ende gebracht wird, und daß der Mann dieses Grundes wegen auf die besagte Summe verzichtet, „versteht sich ganz von selbst." Wir haben Glücks- und Unglückstage und Zahlen. Wir halten uns an einen in der That höchst erhebenden Glauben, nämlich an den daß die Strafen unserer Sünden die unserm Herzen Nahestehenden trifft. Nur höchst ungern nennen wir das Wort Tod. Um alles in der Welt möchten wir einem Freund nicht sagen daß er wohl oder glücklich oder wohlbeleibt aussähe, oder auf der Thürschwelle von ihm Abschied nehmen, oder bei Betrachtung des Mondes unsern Kopf zur Linken wenden, oder eine Reise antreten, ohne uns nicht unmittelbar vor dem Verlassen des Hauses gesetzt zu haben. Wir glauben daß uns der Blick gewisser Menschen etwas anthun kann, halten uns an Träume, Zaubermittel und schlimme Vorbedeutungen. Wir sind ein Soldatenvolk! und das däucht uns zu kleinlich uns eben stark auf Handel und Gewerbe zu legen. In Betreff der Juden können wir uns der Intoleranz rühmen; sie bilden eine Kaste für sich und haben ihre besonderen Stadtviertel wie auch die ärmeren Judenclassen ihre besondere Tracht. Diese besteht in dem altorientalischen Kaftan, auf so wunderliche Weise durch Kragen und Knöpfe modernisirt, daß derselbe sich ausnimmt wie der Rock einer Schildwache auf dem Bauche des „Punsch." Unsere Straßen werden von entsetzlichen Räuberhorden heimgesucht, und gefährliche Schlupfwinkel lauern an jeder Straßenecke und an jedem Bogengang. Unserer viele führen komische Namen, theils griechischen, theils türkischen Ursprungs mit russischen Endungen auf off, sti oder ovsli. Die kalte orientalische Schönheit, die schöne feine Nase, der Falkenblick, die kleine nervige Gestalt sucht man bei uns nicht vergebens. Wir essen aus gemeinsamen Schüsseln und Schalen und bedienen uns dabei meistens der Löffel. Seht dort jenen Mann der flüchtigen Schrittes und unstäten Blickes vorübereilt; nach seiner Kopf- und Schulterbekleidung zu urtheilen sollte man ihn für einen Griechen aus Rhodus oder Chios (Skio) halten, wenn nicht seine Beine in Hosen und Schuhen aus einer deutschen Kleiderbude steckten. Erkennt man in der gewichtigen runden Mütze jener Männer dort nicht sofort den Turban in nur etwas veränderter Form, und was sind ihre langen Oberkleider, nackten Hälse und Calicohosen anders als Traditionen und Erinnerungen des Orients? doch nicht allein gibt diese unsere äußerliche Erscheinung, und thun unsere Manieren unsere Aehnlichkeit mit der alten Bevölkerung kund, vor allem ist es die Verschwendungssucht welche uns den gemeinsamen Familienstempel aufdrückt. Wir sind den sorglosen Erben eines Ritterbesitzthums vergleichbar, denen es nicht im Traum einfällt die Kosten einer schlechten Haushaltung zu überschlagen. Wir haben niemals den nützlichen Spruch erwogen: „Wohlthun trägt Zinsen." Unsere Alten (wenn sie überhaupt dergleichen Dinge in Erwägung ziehen, was — beiläufig gesagt — nicht allzuoft der Fall ist) bauen lieber auf das seichte alte Sprüchwort: „Ein Pfennig gespart ist

Digitized by Google

beſſer als zwei erworben," und „den geſparten Pfennig verthun wir zu einer Droſchkyluſtfahrt." Wie ſollten wir auch nicht? Vom October bis Mai ſind unſere Landſtraßen und öffentlichen Plätze nur gefährliche Sümpfe. Kaum befindet man ſich 10 Schritte außerhalb des Weichbildes der Stadt, ſo iſt die Heerſtraße für Stadtfußgänger unpaſſirbar; erkühnt ſich ein Verwegener weiter vorzudringen, ſo kehrt er ſicherlich ohne Schuhe heim. Der Weg iſt mit Löchern — zwei Fuß tief und darüber — wie beſäet. Man mag ſich nur darauf gefaßt machen längs der endloſen Straßen von einem Ende zum andern zu laufen ohne ſo glücklich zu ſeyn eine Furt zu entdecken um ſie durchkreuzen zu können, und ſieht ſich ſchließlich genöthigt um nur dem Dinge ein Ende zu machen, zu einem Karren ſeine Zuflucht zu nehmen. Einen Herrn, der per Karren zu Balle fährt, kann gar leicht das Schickſal treffen, in der Mitte einer breiten Straße mit ſeinem Fuhrwerk im Koth und Schlamm ſtecken zu bleiben, und ſich auf dieſe Weiſe genöthigt zu ſehen durch einen offenen Abzugsgraben ans Ufer zu waten, oder auch iſt er dermaßen hineingeſunken daß erſt ſtarke Arme zu ſeiner Befreiung erforderlich ſind. Keinem Stadtbewohner fällt es ein, zur Winterszeit den Markt per Pedes zu beſuchen. Selbſt das derbe Landvolk und die abgehärteten deutſchen Coloniſten, Männer ſowohl wie Weiber, tragen hohe Waſſerſtiefeln, um im Waſſer umherwaten zu können. Stelzen freilich würden dieſem Zweck noch beſſer entſprechen, doch iſt unſer Boden dermaßen durchweicht daß die Träger derſelben ſofort hineingepflanzt und vielleicht Wurzel ſchlagen würden, noch ehe man im Stande wäre ſie herauszuziehen. Zur Sommerszeit können wir vor Staub oft keinen Schritt weit ſehen, und ſelbſt mehrere Stunden nach heftigem Regen wird die Luft noch dadurch verdickt. Im Frühjahr gibt es Hagel, Regen, Schnee, Wind, Koth, Staub, alle dieſe Annehmlichkeiten zu gleicher Zeit. Im Herbſt verſinken wir auf der einen Straßenſeite in Schlamm, und müſſen auf der andern gegen einen Staubberg zu Felde ziehen. Auf dieſe Weiſe iſt nichts natürlicher als daß die Fremden vor allem ob der Anzahl und dem ſchäbigen Ausſehen unſrer Karroſſen erſtaunen. Ein Londoner Brougham würde durch das Vereiſen unſrer löcherigen Straßen binnen vier Wochen zerſchellt werden; ſeine Schönheit, Farbe, Innenverzierung und was dgl. m. aber würde er in wenigen Tagen einbüßen. Unſere ſtorchbeinigen Klepper würden der Anſtrengung ein ſolches Fuhrwerk zu ziehen ſofort erliegen. Wir geben Karren mit zwei Ponies den Vorzug; die kleinen Geſchöpfe ſind in einer Weiſe darangebunden daß ſie ſelten zugleich in einer Vertiefung ſtecken und ſo im Stande ſind ſich gelegentlich wechſelſeitig aus ihrer bedenklichen Lage zu befreien. Da dieſe Karren (Droſchky genannt) auf äußerſt ſchwachen Federn ruhen, ſo befinden ſie ſich meiſtens im invaliden Zuſtande. Lieber noch auf einem lahmen Gaule über Land reiten als in ihnen umhergerumpelt zu werden. Einige vergleichen ihre Bewegung dem Laviren eines Schiffes und klagen über ſo etwas der Seekrankheit ähnliches. In unſern der Jahreszeit angemeſſenen ſchmutz- oder ſtaubfarbenen Droſchkyreiſekleidern jedoch ſind wir ſo gegen jeglichen Unfall gewappnet, trotzdem wir bald in jene bald in dieſe Ecke geſchleudert, bald in die Höhe geworfen werden, bald in die Tiefe fahren, guts Muths. Frauen und Kinder ſtranden oder ſcheitern gar oft, und ſelbſt die Fälle daß ein kundiger Seemann eine Beute des Todes oder doch gefährlich verletzt wird, gehören nicht zu den Seltenheiten. Noch kürzlich ward ein Engländer auf einer Droſchkyfahrt durch einen Puff getödtet. Dieſe ſtete Vertrautheit mit Gefahren aller Art erzeugt bei uns kühne Todesverachtung, und verleiht unſrer Art und Weiſe aus auf öffentlicher Straße zu präſentiren den Geiſt der Ritterlichkeit, ob deß die Fremden nicht wenig erſtaunen.

(Schluß folgt.)

Die Hellenen und die Neugriechen.

Eine hiſtoriſch-ethnographiſche Recapitulation von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Wie in der Umgränzung ihres urſprünglichen Wohngebietes am ägäiſchen Meere, deſſen Häfen im Laufe von 2000 Jahren weder verengt noch verſchüttet wurden, und noch jetzt die ſchönſten des Morgenlandes ſind, wie in ihrem Schifferleben und Handelsgeiſte, der ſie ſtets in die Welt hinaustrieb, ſo ſind die heutigen Griechen auch in vielen andern Beziehungen in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihren körperlichen und geiſtigen Anlagen, in ihrer Sprache und ihren Charaktereigenheiten vielfach die Alten geblieben.

Noch heute finden wir und zwar nicht bloß bei den deßwegen ſo oft geprieſenen Inſelgriechen die ſchönſten Geſtalten und Körperformen, und ſehen unter ihnen nicht ſelten den ächt helleniſchen viel geprieſenen Typus gerade ſo erſcheinen, wie die Werke des Praxiteles ihn uns zeigen.

Jene tiefe Lage der Augen in gewölbten Augenhöhlen, der edle Schnitt und hohe Bogen der Augenlider, die kurze aufgebogene und aufknoſpende Oberlippe, das vollrunde feſte Kinn, die geradwinkelige Senkung der Stirn und Naſe, der breite feſte Nacken, über dem allen der von Aphrodite ſelbſt geſcheitelte und gelockte Haarſchmuck, dieß alles iſt noch jetzt keine ungewöhnliche Erſcheinung.

Nicht weniger Antikes gibt es bei den Neugriechen in dem Coſtüm, mit welchem ſie die ſchlanke Statue ihres Leibes einhüllen. Denn alte Gemälde und Bildwerke beweiſen uns hinlänglich daß was wir jetzt orientaliſche oder neugriechiſche Kleidung nennen, in manchen Punkten nichts anderes war als die auch bei den alten Hellenen übliche Coſtümirung.

Die zottigen Wollenmäntel der heutigen Epiroten und Palikaren erinnern lebhaft an die zottigen Chlamyden der Alten.

Die rothen Käppchen der heutigen Griechen und der Feß der Türken ſtammen von den antiken Schiffermützen her, die eben ſo geformt und mit derſelben rothen Farbe gemalt auf alten Vaſen vorkommen. Die uralte ſo genannte phrygiſche Mütze tragen annoch die Hirtenknaben in Arkadien.

Die aus schuppenartig übereinander genähten Silbermünzen gebildeten Brustlatze, welche die bräutliche Aussteuer der Jungfrauen in Livadien bilden, erinnern lebhaft an den Brustpanzer der Minerva, der uns aus unseren Museen bekannt ist.

Die Form der Ohrringe, der Halsbänder, der Armspangen der neugriechischen Weiber, ihre Sitte das dunkle Haar der Braut mit Goldpuder zu bestreuen, dieß alles und noch sonst vieles in dem weiblichen Putz nähert sich in hohem Grade dem Antiken. Auch färben sie noch jetzt die Spitzen ihrer zierlichen Finger mit einem röthlichen Stoffe, ohne zu wissen daß schon Homer die rosenfarbenen Finger der Aurora besungen hatte.

Die alte phrygische Tracht, die bei den griechischen Colonisten in Kleinasien vorherrschte, gleicht zuweilen selbst in den kleinsten Details dem was wir jetzt Türkisch oder Neugriechisch nennen, so kommen z. B. schon auf alten Gemälden welche das Leben des Achilles darstellen, die noch jetzt üblichen gelben und rothen Farben der türkischen Pantoffeln vor. Selbst die bekannte aus Tüchern und Shawls gebildete Kopfbedeckung, der sogenannte Turban, war bei den Griechen schon lange vor Ankunft der Türken bekannt. Die heftige und plötzliche Einwirkung der Sonne in jenen Ländern hat von jeher die Hauptbedeckung mit Gewand auch bei Männern nothwendig gemacht.

Nicht minder wie in den Trachten lassen sich auch in anderen Gebräuchen und Sitten der Neugriechen so bedeutende Ueberreste aus dem Alterthume nachweisen, daß man oft glauben möchte, es habe sich in dieser Beziehung seit 2000 Jahren bei ihnen kaum etwas geändert.

Sogar kirchliche und religiöse Handlungen wie z. B. Hochzeits- und Begräbnißgebräuche, die man bei dem Wechsel der Religion doch gerade vorzugsweise verwischt und umgewandelt zu finden erwarten sollte, enthalten mehrere solche Ueberreste aus dem Heidenthume.

Wie in alten Zeiten, so wird noch jetzt dem Brautpaare, als Symbol des Familienglücks, eine Granate überreicht, und, wie ehemals, so werden sie noch jetzt beim Eintritte ins Haus mit Reis bestreut, zum Zeichen daß ihrer glücklichen Jahre so viele werden möchten wie die Körner.

Wie ehemals werden bei dem jährlichen Feste zur Feier der Verstorbenen Gerste, getrocknete Weinbeeren, Backwerke und Wein als Todtenopfer dargebracht und auf die Gräber hingestellt. Auf den Kopfenden werden kleine Kerzen befestigt, dergestalt daß der ganze Gottesacker in der Nacht von vielen zum Himmel aufstrebenden Flämmchen illuminirt erscheint.

Der alte Charon ist noch jetzt, wie sonst, die Personification des Todes. Auch sind noch die alten Ausdrücke Hades und Tartarus in gewöhnlichem Gebrauche, und finden sich häufig in den Klageliedern der einfachen, poetischen und abergläubischen Hirten welche im Sommer die Hochthäler des Parnasses durchziehen.

Die Ansicht der Neugriechen über das Leben nach dem Tode, weit entfernt der christlichen Lehre vom Paradiese und der Hölle gänzlich gewichen zu seyn, zeigt sich vielmehr in der Poesie jener Naturkinder als vollkommen antik, und dieß alles läßt sich nur aus einem directen, mit seinen Traditionen durch die Jahrhunderte reichenden Zusammenhange mit dem heidnischen Alterthume erklären.

Die alten hellenischen Tänze werden noch jetzt fast alle geübt, sowohl die kriegerischen Waffentänze, als auch der Chortanz der Hirten, und der Tanz der Ariadne oder der sogenannte Geranos.

Dieser letztere, jetzt die Romaika genannt, ist eine der merkwürdigsten Ueberreste althellenischer Schaustellung. Die Tanzfiguren, die von Gesang begleitet werden, erinnern noch heute, wie vor Christi Geburt, an die Irrgänge des Labyrinthes, in welchem Theseus, von dem Faden der Ariadne geleitet, gegen das Ungeheuer loszog. Die Angst der Geliebten des Theseus gibt sich lebhaft kund in den sprechenden Pantomimen der jungen Vortänzerin, welche, ein weißes Tuch schwingend, die lange Reihe ihrer Genossinnen anführt und diese Blumenkette der Mädchen, deren Haupt und Blüthe sie ist, bald auseinander, bald zusammen wickelt. Homer beschreibt diesen Tanz in herrlichen Versen, als einen der Gegenstände welche auf dem Schilde des Achilles bildlich dargestellt waren.

Wie die Tänze der Jungfrauen, so sind auch noch die Spiele der Knaben dieselben, z. B. das sogenannte Astragalus-Spiel, bei dem es derbe Schläge setzte, und bei welchem einst Patroclus, als er es mit dem Sohne des Amphidamas spielte, das Unglück hatte diesen zu erschlagen, weßhalb er flüchtig werden und im Hause des Königs Peleus Schutz suchen mußte, wo er dann seine so berühmte Freundschaft mit dem Achilleus, dem Sohne des Königs, schloß. Nach dem Zeugniß des Professor Ulrichs spielen die neugriechischen Kinder am Helikon noch heutzutage dieses in den Dichtungen verherrlichte Spiel nach denselben Regeln und mit denselben harten classischen Stößen und historisch gewordenen Püffen.

Zaubermittel bereiten die alten griechischen Weiber noch jetzt wie sonst, und wie ehemals sind die Thessalierinnen berüchtigt, als besonders geschickt in dieser Kunst. Der Knoblauch, den schon Hermes in Homers Odyssee als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Circe anwendet, wird auch griechischen Kindern unserer Tage in Form eines Amulets um den Hals gehängt, um gegen das verhexende Auge unschädlich zu machen.

Die Ackerbau-Instrumente und häuslichen Geräthschaften der Neugriechen haben so ganz die antiken Formen, daß die jetzigen griechischen Bauerhütten unsere Museen mit den ächtesten Mustern derselben versehen könnten.

Und selbst die Schäferhunde dieser neugriechischen Bauern gleichen den berühmten molossischen Heerdenwächtern, die wir in den Gallerien von Florenz und des Vatican von alter Meisterhand dargestellt erblicken. Die Wassergefäße der jetzigen Thessalierinnen ähneln auffallend den antiken Vasen und tragen zum Theil auch noch dieselben Namen.

Wie diese Dinge, so ist unter andern auch der runde Handspiegel mit Griff, den wir in den Händen so mancher marmornen Venus erblicken, unverändert geblieben. Eben so die Handmühlen, deren sich die Griechinnen auf den Inseln,

Digitized by Google

indem sie ihre Arbeit mit Gesang begleiten, zum Mahlen des Getreides bedienen, und deßgleichen noch unzählige andere Dinge des Alltagslebens.

*

Was aber noch wichtiger und interessanter als dieß alles ist: auch das Echo der alten Sprache tönt uns aus diesem Lande hell und deutlich entgegen, jenes wundervollen, männlichen zugleich und wohltönenden Idioms, des schönsten, edelsten und reichsten, das sich je zwischen menschlichen Lippen gebildet hat.

Freilich hat die jetzige neugriechische oder romaïsche Sprache, gleich einer schönen Statue, die Jahrhunderte lang im Boden vergraben lag, und von den Elementen zerfressen wurde, mancherlei Veränderungen erfahren und hat auch einige Beimischungen aus dem Slavischen, Türkischen und auch aus dem Italienischen aufgenommen.

Sie ist auch mehrfach in ihrer Syntax verbildet und umgebildet. Auch wird sie mit einem fremdartigen Accente, vielleicht nach Weise der Slaven ausgesprochen. Sie hat auch, bemerkenswerth genug, alle Spuren der alten mundartlichen Verschiedenheiten verloren. Sie soll sich nach der Ansicht einiger Gelehrten bloß aus dem äolischen Dialekt entwickelt haben. Nichtsdestoweniger aber ist sie im Wesen dieselbe geblieben, und zwar kann sie in weit höherm Grade die alte griechische genannt werden, als z. B. das jetzige Italienisch dem alten Römischen gleich genommen werden darf.

Auch unser jetziges Deutsch steht dem alten Gothischen, und das heutige Russische dem alten Slavischen merklich entfernter, als der Dialekt der heutigen Athener der Sprache der Zeitgenossen des Homer.

Sie wird noch mit denselben Buchstaben geschrieben wie ehemals. Ja die griechischen Dorfschreiber bringen sie noch in derselben Manier zu Papier — auf dem Knie — auf langen Streifen, die sie zusammenrollen wie die Alten.

Auch werden noch jetzt in dieser schönen Sprache Volkslieder gedichtet und gesungen, von denen unser Goethe gesagt hat, daß keine andere Nation ein Gleiches aufweisen könne. Die Freiheitshymnen, welche am Anfang dieses Jahrhunderts ein Rigas sang, sind zu ihrer Zeit weithin berühmt geworden. Neroulos, Panagos, Soutzos sind einige auch im Ausland bekannt gewordene neugriechische Dichter.

In dem Dialekt vieler neugriechischen Thalbewohner haben sich nicht nur altgriechische Worte erhalten, welche die Umgangssprache der byzantinischen Griechen nicht mehr kennt, sondern es finden sich auch bei ihnen sogar manche Wurzelwörter, welche älter sind als die uns bekannte altgriechische Schriftsprache selbst.

Die griechische Sprache steht in allen diesen Beziehungen fast einzig in Europa da. Sie ist in ihrer reichen Ausbildung älter und weniger verändert als irgendeine andere. Denn während derselben Zeit, in welcher das Griechische sich in so hohem Grad constant gleich blieb, haben viele der andern europäischen Sprachen nicht nur mehreremal ihre Alphabete abgelegt, sondern sich auch sonst erstaunlich umgewandelt, und manche von ihnen haben sich unterdessen erst gebildet.

Dieser Umstand allein beweist hinreichend daß die Griechen durch ihre Bildung und Sprache immer wieder die zu ihnen hereingewanderten Barbaren überwältigten, und daß auch zu allen Zeiten immer noch genug ächte Griechen übrig seyn mußten um diese Ueberwältigung möglich zu machen.

Selbst die Sagen, Mythen und Märchen welche sich das griechische Volk in dieser Sprache erzählt, der ganze dichterische Stoff, den es mit ihr auskleidet, sind noch heutiges Tages vielfach die alten. Im Peloponnes z. B. tragen sich die Bauern noch jetzt mit den Geschichten von den Thaten und Verrichtungen des Herkules herum, die sie an die Höhlen und Sümpfe ihrer Nachbarschaft knüpfen, und die aus ihrem Munde noch jetzt ein griechischer Dichter als Thema für eine Herakleide ebenso gut sammeln könnte, wie die alten Mythendichter sie aus dem Munde ihrer Vorfahren gesammelt haben. Den Namen des Herkules tauschen sie dabei freilich mit dem eines christlichen Heroen um.

Am wenigsten will man den hohen, enthusiastischen, patriotischen, der schönsten Tugenden fähigen Nationalgeist der alten Hellenen in dem Charakter der jetzigen als verschmitzt verschrieenen, im Handel und Wandel übelberüchtigten Neugriechen wieder erkennen.

Allein auch hierin gibt es vielleicht mehr Parallelismus als die allgemeine Stimme es zugeben will.

Verschlagenheit, List, Gewandtheit und Verstellungskunst, die dem Neugriechen jeder beilegt, und die man gewöhnlich dem Türkendrucke und Slavenjoche zuschreibt, waren nach Homers Zeugnisse auch schon den alten Hellenen in hohem Grad eigen, und der erfindungsreiche Odysseus war mit allen jenen Anlagen, und dazu noch mit betrügerischem Diebessinn, Raublust, hinterlistiger Ueberredungskunst, und je nach Umständen schmeichlerischer Höflichkeit reichlich begabt. Also auch diese Untugenden der Griechen sind schon althergebracht.

Auf der andern Seite sind trotz Türkendruck und Slavenjoch die Neugriechen noch jetzt durch Lebhaftigkeit des Gefühls und der Phantasie, Beweglichkeit des Gemüths, Schärfe des Geistes und Frohsinn, wie die Alten ausgezeichnet.

Liebe zu ihrer Berg- und Inselheimath und dabei doch ein damit verbundener großer Wandertrieb, wie die Wellen des Meeres, bewegt sie, wie ihre Altvordern, und an glorreichen Beispielen patriotischer Hingebung und heldenmüthiger, aufopfernder Vertheidigung des Vaterlandes hat es weder in alten noch in neuern Zeiten ebensowenig gefehlt, wie an Antrieben zur größten Eifersucht, zu Uneinigkeit, Parteienwuth und zur leidenschaftlichsten Racheübung.

Neben den größten Intriganten findet man auch zuweilen noch im jetzigen Griechenland die biedersten und geradesten Männer, neben der ärgsten Charakter- und Tugendlosigkeit den reinsten festesten Willen, ja sogar die großherzigsten Männer Andreas Miaulis, dessen Gebeine neben dem Denkmal des Themistokles ruhen, Lazarus Conduriotti sind Namen, die noch vielen von uns aus ihrer Jugend als die Namen von festen, tapfern, treuen und gerechten Männern verehrungswürdig sind.

Digitized by Google

Einen Johann Colettis haben selbst seine Feinde für den edelsten Charakter Griechenlands erklärt, sowie einst in alten Zeiten den Perikles. Ja in der Asche fast jeden neugriechischen Stammes, wenn er von einem großen Unglück ergriffen wurde, ist ein Funke von Heroismus aufgeglüht, der deutlich genug bewies daß der alte Geist noch keineswegs verraucht war.

*

Für Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist bei den Griechen der Sinn zu keiner Zeit völlig erstorben, und es hat selbst in den schlimmsten Zeiten des Türkendrucks in Konstantinopel immer ein Häuflein Griechenabkömmlinge gegeben, unter denen Bildung und Kenntnisse traditionell waren, und aus deren Mitte stets dann und wann große Gelehrte hervorgegangen sind, hellsehende Köpfe, weitleuchtende Lichter, die selbst im Occident die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Auch haben sogar mitten in der dunkelsten Finsterniß türkischer Oberherrschaft alle Reisenden bei der dürftigen Anwohnerschaft der Akropolis einen Nachklang und einen Nachgeschmack des berühmten alten attischen Witzes und Salzes entdeckt.

In neuester Zeit hat sich die ganze Nation, so weit sie frei wurde, wieder dem Studium, der Lern- und Lehrbegierde hingegeben, und Hoch- und Volksschulen wie ehemals, in ihrem Schooß erzeugt. Aber auch in allen Ländern der ganzen großen griechisch-illyrischen Halbinsel, selbst wo sie noch nicht zu politischer Herrschaft gelangte, üben sie einen mächtigen Einfluß auf die Cultur. Sie verbreiten dort Kenntnisse, und durch sie erhält der Handel der dortigen slavischen Bewohner seinen Schwung.

Auch in Bezug auf die Künste ist in den Volksanlagen die Bildsamkeit nie ganz ausgestorben. Die Neugriechen haben auch auf diesem Gebiet alsbald nach ihrer Freiwerdung sich einigen neuen Ruhm erworben.

Als die geschicktesten Stickerinnen der Türkei waren die Griechinnen stets anerkannt, und als Kunstgärtner nicht weniger berühmt ihre Männer, die aus ihren sorgfältig gehaltenen Obstpflanzungen wahre Gärten der Armide zu gestalten und damit mancher orientalischen Stadt schöne öffentliche Spaziergänge zu verschaffen wußten.

Die aristokratische Kunst des Praxiteles, die einst der Ruhm und das Entzücken der alten Griechen war, ist den Nachkommen nie völlig fremd geworden. Ein Zweig der Sculptur wenigstens, der in Griechenland stets in Ehren gehalten wurde, ist die Kunst in Holz zu schneiden. Die Muse der griechischen Malerei hat im Schatten der Kirche zwar nur ein kümmerliches Daseyn gefristet. Dennoch aber war sie im Mittelalter begabter als ihre Schwestern in allen übrigen Landen der Christenheit, und als am Anfang des 13ten Jahrhunderts die Franzosen, die Venetianer und die andern das Kreuz führenden westlichen Barbaren einmal für kurze Zeit das griechische Byzanz eroberten, da fiengen sie bald darauf an, mit Farben zu dichten. Die brillanten italienischen Malerschulen des 14ten und 15ten Jahrhunderts verehren jene griechisch-byzantinische Muse als ihre Mutter. Und jetzt wieder in der Neuzeit seit dem Freiheitskampf werden mehrere griechische Jünger auch in dieser Kunst selbst im Ausland mit Ehren genannt. Sogar eine Griechin, die Tochter eines Primaten der Insel Spezzia, Bukuris, hat in Italien für ihre Gemälde Bewunderer gefunden, und in der Musik hat unter andern der Grieche Chalkiopulos Compositionen geliefert, die auf allen griechischen Inseln gefunden werden.

*

Allerdings jedoch mag man alle diese Leistungen und Talente der Neugriechen in Vergleich mit dem was ihre Allvordern uns hinterließen, vorläufig noch als sehr diminutiv bezeichnen, und nur als neue Keime betrachten auf dem Boden, auf dem einst ein so imposanter und so blüthenreicher Garten und Musenhain stand.

Sehr begreiflich ist es daher auch daß die heutigen Neugriechen in ihren Traditionen von den Verrichtungen ihrer Vorväter wie von den Thaten eines Titanengeschlechtes reden, und daß sie in ihren Sagen alles das was ihnen von diesen überliefert wurde mit den Mythen von den weltstürmenden Cyklopen und Riesen vermischen.

Die Neugriechen zeigen auf einem ihrer Vorgebirge das Grabmal eines solchen altgriechischen Titanen, den sie Hellenos nennen. Der Geist dieses Hellenos, ich meine der gewaltige Riesengeist des alten Hellas, auf den uns hier zum Schluß die Betrachtung noch einmal zurückführt, der so unvergänglicher und ewig jugendlicher Natur zu seyn scheint wie die Götter Griechenlands selber, ist bis jetzt auf Erden noch immer nicht ohnmächtig verweht.

Vielmehr ist er Herkulesthaten, größer und schöner als Alexander, verrichtend wie ein Held im Ausland umhergezogen, und hat überall, selbst während sein eigenes Volk schlummerte, die Nationen wo sie ihm ein Asyl bereiteten, und wo sich ihr Sinn mit dem seinigen verbündete, erquickt, erfreut, beglückt und gestärkt.

War doch die ganze Blüthe der Weisheit und Cultur der Araber im Mittelalter vorzugsweise aus einer Vermählung mit jenem alten hellenischen Geist hervorgegangen. Die alten Griechen waren die Lehrer der Araber welche die Werke derselben in den von ihnen eroberten Provinzen auf ihrem Weg fanden, sie lasen, in ihre Sprache übersetzten, in ihre Schulen einführten und nach ihrem Muster ihre Vorstellungen läuterten.

Und war doch das Licht welches damals von dem maurischen Spanien her auf das barbarische Europa fiel, nichts als ein reflectirter und entlehnter Abglanz der hellenischen Sonne.

Wie bei der arabischen Cultur, so war auch bei der europäischen sogenannten Wiedergeburt der Wissenschaften im 15ten Jahrhundert jener ins Ausland vertriebene Titane Hellenos der Geburtshelfer oder selbst der Erzeuger und Vater.

Denn als die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel eroberten, und als der flüchtige Grieche Laskaris von dort die Werke des Hesiod, des Euripides, des Sophokles, des Aeschylus, des Aristophanes, des Plato, die das ungelehrte Europa fast nur aus arabischen Uebersetzungen kannte, in der reinen Ursprache nach Italien brachte, woselbst sie bald gedruckt wurden, da entzündete sich endlich auch in Europa ein ganz neues strahlendes und wärmendes Licht.

Digitized by Google

Die Menschheit, die nun aus dem Urborn des griechischen Gedankens schöpfte, warf das Mittelalter beiseite, und es begann abermals mit Beihülfe des Sokrates und seiner Landsleute diese gebildetere, diese sanftere, diese viel christlichere Neuzeit.

Seitdem hat uns jener Geist des Hellenos nicht wieder verlassen. Seitdem sind die Griechen, die das Göttliche im Menschen tiefer als irgendein anderes Volk empfunden und dargestellt haben, in so vielen Dingen wieder ein Muster geworden; und das altclassische griechische Wesen ist dann so sehr mit unserm ganzen Leben verwachsen, daß es den Anschein hat als wenn wir es gar nicht entbehren könnten und nur zum Nachtheil für uns entbehren würden.

Wir würden Gefahr laufen Rückschritte zu thun, wenn wir mit dem griechischen Alterthum nicht in steter Verbindung blieben. Um von unsern Historikern, denen Thucydides stets ein unerreichtes Vorbild war, um von unsern Philosophen, die von Plato und Pythagoras die Impulse zu ihren neuen Ideen und Systemen erhielten, um von unsern Astronomen, für die schon ein Grieche Aristarch 300 Jahre vor Christus das Copernikanische Sonnensystem mit der Sonne in der Mitte als Hypothese hinstellte, um von unsern Naturforschern, die alle ihre Kunde lange und fast ausschließlich aus Aristoteles und Ptolemäus bezogen, und noch jetzt von ihnen Neues und Unbeobachtetes lernen — um sage ich, von allen diesen und andern zu geschweigen, steht nicht der Griechen Geist selbst unsern Politikern, unsern Staatslenkern, unsern Parlamentsrednern mit seinen Inspirationen zur Seite, und versichern uns nicht täglich, um nur ein recht schlagendes Beispiel zu wählen, die besten und aller praktischsten und mächtigsten dieser Redner, die des britischen Parlaments, daß sie im Bad der griechischen Hippokrene erstarkten, und im Streit für Freiheit und Recht kampflustiger wurden.

Doch die größten Wunder hat der wandernde und rastlos Thaten verrichtende Held Hellenos, dieser ewige Grieche, dieser himmlisch strahlende Bruder des finstern Ahasverus, des ewigen Juden, dieser stets reichen Same und Segen ausstreuende Lebenswecker für die Neubelebung der Künste gethan.

Ja in dieser Beziehung, auf diesem ihnen so ganz eigenen Felde sind die alten Hellenen fast noch großartiger, aber leider auch noch unerreichter geblieben als auf irgendeinem andern. Sie haben in Wort und Farbe, mit Pinsel und Meißel eine solche Fülle schöner Werke erzeugt, daß, wenn wir sie alle besäßen, wir unsern ganzen Welttheil damit schmücken und reichlich befruchten könnten. Was ihr Pinsel schuf, was ihre Lyra melodisch gestaltete, ist fast alles verhallt und verblichen, und selbst von ihren steinernen und ehernen Werken sind uns nur wenige Brocken, Säulenknäufe und Torsos geblieben.

Und dennoch spricht aus diesen Trümmern ihrer Schöpfungen eine so vollendete Schönheit, ein so mächtiger Geist daß fast jede Entdeckung und Ausgrabung eines solchen Brockens, eines einzigen Torso, einer Venus von Milos, eines Apollo von Belvedere, oder eines Laokoon jedesmal eine ergreifende Sensation in der ganzen gebildeten Welt bewirkt, ja man könnte fast sagen, ein Abschnitt, eine Epoche in unserer Kunstentwicklung bezeichnet oder gemacht hat.

Die gesammte und so erfreuliche neueste Blüthe europäischer Kunst ist in der Wurzel eben so wie die macedonische, die römische und die arabische Geistesblüthe, wie auch jene italienischen Malerschulen des 15ten Jahrhunderts, wie die Renaissance der Wissenschaften im gleichen Zeitalter es gewesen sind, weiter nichts als abermals ein Product des aus seinen Gräbern gestiegenen Geistes der Hellenen.

In der That die Größe der Leistungen dieser Griechen muß uns wahrhaft in Erstaunen setzen, wenn wir die Summe dessen betrachten was sie insgesammt zur Ausbildung des Menschengeschlechts beigetragen haben, und unsere Bewunderung wird um so größer, wenn wir erwägen wie sie selber dabei von außen zwar, wie ich sagte, einige aber doch im ganzen so wenige Hülfe hatten, wie sie vielmehr, da sie die Helfer und Retter von uns allen wurden, fast alles ursprünglich aus sich selber, aus ihrer eigenen Seele schöpften und alsbald, rasch und energisch den ganzen Olymp gleichsam im Sturmschritt erobernd bis zur höchsten Vollendung brachten.

In Wahrheit mögen wir es aussprechen, indem wir zum Schluß unserer Betrachtung noch einmal auf jenes kleine Meeresbecken, an dessen Ufern die Wiege und die alten Sitze der Griechen lagen, hinblicken: dort am Archipel da begann unser Europa, da liegen die Wurzeln unserer Bildung, von diesem ich möchte sagen heiligen Meere, wo für uns Geistes-Leben, Freiheit, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst entsprangen, sind die Gesäme der Humanität hinausgeweht bis in den äußersten Norden und Westen unseres Welttheils, und dann weiter hinaus bis über die neue Welt und über unsern ganzen Stern.

Und in neuerer Zeit, in unserm Jahrhundert sind nach einem weiten Umkreise die Manen der Hellenen wieder in ihre Urheimath eingezogen, um von da aus nach Lösung der noch immer an unserem politischen Himmel schwebenden orientalischen Frage, noch einmal wieder, wie einst zu Alexanders Zeiten, auch in den jetzt so verkümmerten Orient leuchtend einzudringen.

Kampf mit einem Eisbären.

Als ich eines Tages mit mehrern meiner Cameraden auf dem Deck stand und einen wunderschönen Eisberg bewunderte, der langsam leewärts trieb, schien es mir als ob sich auf demselben etwas bewege, und ich machte meine Cameraden darauf aufmerksam.

„Ach, Unsinn, Ned, erwiederte einer lachend, „du siehst immer irgendetwas wunderbares, und willst uns jetzt ohne Zweifel glauben machen daß da irgendein fettiger Isländer oder Grönländer, oder ein andrer Heide auf einer Entdeckungsreise aus ist."

Digitized by Google

„Nun, keiner weiß beſſer als du, Tom, daß meine Augen wenigſtens einmal gute Dienſte geleiſtet haben; denn wären ſie nicht geweſen als du eines Nachts über Bord fielſt, ſo wäreſt du längſt Fiſchfutter.

„Das iſt wahr, Camerad. Aber was denkſt du daß es iſt? Ich kann nichts ſehen als eine Eismaſſe.“

„Ich kann nur ſagen daß ich etwas ſich auf dem Eiſe bewegen ſehe,“ antwortete ich, „was es iſt, kann ich in dieſer Entfernung ohne ein Glas nicht erkennen.“

„Ich ſehe nichts,“ antworteten mehrere hintereinander.

„Ein weißer Bär,“ bemerkte der Steuermann, der meine erſte Bemerkung gehört hatte, und nun ruhig durch ein Teleſkop nach dem Gegenſtand ſah.

Dieſe Nachricht verurſachte eine förmliche Aufregung an Bord, und rief eine Menge Witze auf Koſten des furchtbaren Thieres hervor, welches ſo den Ocean in einer neuen Manier, einſam und allein beſchiffte.

„Ich möcht' nur wiſſen, wohin er ſegelt,“ ſagte einer.

„Möchte wohl ſein Log ſehen!“ ein andrer.

„Er ſoll ſich nicht übermäßig erhitzen,“ bemerkte ein dritter.

Während der letzten zwei oder drei Tage hatten wir keine beſondere Aufregung gehabt, und mehrere von uns hatten Luſt zu einem kecken Abenteuer. Wir baten um Erlaubniß, dem Bären zu Leibe gehen zu dürfen, und unſer Capitän bewilligte es, jedoch mit warnenden Worten, die, fürcht' ich, nur zu wenig beachtet wurden. Unſer Fahrzeug wurde in guter Entfernung beigelegt, und zehn von uns, bewaffnet mit Flinten, Piſtolen, Aexten, Speeren, Harpunen und Bootshaken u. ſ. w., ruderten vergnügt auf den Kampfplatz los.

Wir alle hatten einige Kenntniß von der Natur und Kraft des Thieres, welches wir angreifen wollten — daß der weiße Bär der Polargegenden der größte, wildeſte und ſchrecklichſte ſeiner ganzen Art iſt — denn außer dem was wir von dem Thier geſehen, hatten wir auch den aufregendſten Erzählungen von wirklichen Kämpfen, haarſcharfem Entwiſchen und fürchterlichen Unglücksfällen gelauſcht; aber trotzdem ruderten wir vorwärts mit der Leichtherzigkeit von Matroſen und beſonders Walfiſchfängern, die ihr Leben ſo oft riskiren, und an Gefahr ſo ſehr gewöhnt ſind, daß ſie ſich in vollſtändiger Sicherheit gar nicht zufrieden fühlen.

Was mich anbetrifft, ſo vergaß ich für einen Augenblick den Zweck unſrer Expedition in Betrachtung des mächtigen ſchwimmenden Gebäudes, erbaut nach einem der ewigen Geſetze von dem Baumeiſter der Natur, mit ſeinen glitzernden Thürmen und Domen und Spitzen und Zacken, die in den heitern Himmel hineinragten, und von denen die Sonne wie von Spiegeln und Prismen zurückſtrahlte mit einem Glanz und einer Pracht, als ſey es ein von Gold und Silber und Edelſteinen erbauter Feenpalaſt; mit Entzücken bewunderte ich die unübertreffliche Schönheit des Eisgebäudes, dem wir uns näherten.

„There she blows,“ [1] war die ſcherzhafte Bemerkung des Bootsmanns, die mich wieder zu mir ſelbſt brachte.

[1] „Dort bläst ſie,“ iſt der Ruf, wenn die Wache auf einem Walfiſchfahrer in der See einen Walfiſch erblickt.

Wir hatten uns unter einem Winkel genähert, wodurch uns der Anblick des Bären verborgen war; aber im Augenblick des Ausrufs waren wir gerade um eine Spitze gebogen, von wo aus er wieder ſichtbar wurde. Er ſaß in einer Art von Niſche, ungefähr 15 Fuß über dem Waſſer, und ſah ſehr zufrieden und unbekümmert aus, bis er uns in ſolcher Nähe gewahrte. Dann ſchien ſeine Gutmüthigkeit einer Laune Platz zu machen die ſich mehr für ein ſo wildes Thier paßte als er in der That war — er brummte heiſer, zeigte ſeine Zähne, und kündigte uns auf gehörige Weiſe an daß wir Unannehmlichkeiten zu erwarten hätten, wenn wir es wagen ſollten ihn auf ſeinem eigenen Gebiet anzugreifen.

Er war in der That ſeinem Ausſehen nach ein ſchrecklicher Gegner, denn er maß wenigſtens zwölf Fuß in Länge, und war im Verhältniß hoch, breit und ſtark; und ich erinnere mich daß ich daran dachte wie wenig Ausſicht ein Mann haben möchte der in den Bereich ſeiner mächtigen Tatze komme. Ich weiß daß der Löwe der anerkannte König der Thiere und der Herr der Wildniß iſt, aber bin geneigt zu glauben daß er weder an Stärke noch Wildheit mit dieſem gefährlichen Ungeheuer der Polarſee zu vergleichen iſt.

Als unſer Boot dem Thier gegenüber herumgebracht und etwa 200 Schritte von demſelben entfernt war, behauptete der Bootsmann zuverſichtlich daß wenig oder gar keine Gefahr dabei ſeyn würde dicht heran zu fahren und ihm eine Salve zu geben, da das Thier durch die vielen Kugeln zu ſchwer verwundet ſeyn würde um uns Schaden zu thun, wenn es nicht gleich getödtet würde. So ruderten wir denn bis auf etwa fünfundſiebenzig Schritte heran, während der Bär uns fortwährend angrinzte und anbrummte. Dann wurde das Boot herumgebracht mit der Breitſeite dem Bären zu, und jeder nahm ſeine Flinte, und machte ſich fertig auf das Commando zu feuern. Matroſen ſind im allgemeinen keine guten Schützen, und ich rechnete wirklich nicht darauf daß mehr als die Hälfte unſerer Kugeln das Thier treffen würde, trotzdem daß die Entfernung ſo kurz war, und hielt es für mehr als zweifelhaft daß eine der Kugeln oder alle zuſammen es tödtlich verwunden würden. Ich war jedoch nicht der Befehlshaber und hatte zu gehorchen, und ſo zielte ich ſo gut als ich konnte, und feuerte mit den andern, und hatte augenblicklich die Demüthigung und den Schrecken zu ſehen wie das wilde Thier von ſeinem Sitz ins Waſſer ſprang und direct auf uns zuſteuerte, mit einer Schnelligkeit und Kraft ſchwimmend, die zeigte daß der Bär mehr zornig als verletzt war.

Alles war nun in Verwirrung und Schrecken, ſelbſt die kühnſten und kaltblütigſten wurden furchtbar aufgeregt. Wir wußten wie wir mit Walfiſchen umzugehen hatten, aber wir hatten unſere Lehrzeit in der Eisbärenjagd nicht durchgemacht. „Macht fort, Jungens, macht fort Jungens!“ rief der Bootsmann. Es bedurfte für jeden von uns keiner andern Aufmunterung als die eigene Gefahr ſein äußerſtes zu thun; aber eine Minute Arbeit überzeugte uns davon daß wir in dieſer Weiſe nicht entwiſchen könnten, denn obgleich wir das kleine Boot mit ſeiner größten Eile über die Wellen ſandten,

ſo ſahen wir doch daß der Bär uns mit jedem Ruderſchlag näher kam.

Es wurde nun angeordnet daß ein Theil rudern, und die übrigen ſich mit Aexten, Meſſern, Piſtolen u. ſ. f. bereit halten ſollten, um damit das Thier anzufallen ſobald es in unſern Bereich kommen würde. Unſere abgeſchoſſenen Flinten waren unnütz, da keiner es der Mühe werth hielt ſie wieder zu laden. Es war mein Schickſal am Stern aufgeſtellt zu werden, nur mit einer Axt bewaffnet, und als ich ſo daſtand und das Thier beobachtete, das näher und näher heran kam, den Kopf ſchüttelnd, ſeine Zähne zeigend und wild brummend zwiſchen jedem Anſpielen der Kreuzwellen, hielt ich es für gar nicht unmöglich daß ich der erſte ſeyn möchte den ſeine Rache treffen würde. Aber bei all dem fühlte ich kein Verlangen der Gefahr auszuweichen, und ich faßte meine Waffe mit einer Feſtigkeit und Entſchloſſenheit die mir, wie ich mir ſchmeichle, nicht wenig Ehre machte.

Heran kam das Thier, blaſend, ſchnarchend und brummend, mit Augen die bei ſeiner Wuth Feuerkugeln glichen; und als der Bär nur noch wenige Fuß von mir entfernt war, ſchwang ich meine Axt um ihn auf den Schädel zu treffen. Aber in demſelben Augenblick fiengen einige Leute hinter mir an ihre Piſtolen abzufeuern, was ihn ein wenig außer Faſſung brachte und ſeinen Fortſchritt aufhielt. Dadurch ermuthigt, ſtrichen die Ruderer wackerer aus, und fiengen an die Entfernung zwiſchen uns und dem Bären zu vermehren, der nun unentſchloſſen ſchien ob er die Verfolgung fortſetzen oder zum Rückzug blaſen ſollte.

Da iſt kein Zweifel daß, wenn wir ruhig fortgerudert hätten, wir entkommen wären, da der Bär, wenn nicht weiter beläſtigt, höchſt wahrſcheinlich nach ſeinem Eisberg zurückgekehrt wäre; aber gerade in demſelben Augenblick als er anfieng zu zögern, faßten wir alle den Entſchluß auf jeden Fall zu ſiegen. Außerdem ſtießen zwei andere Boote vom Schiff ab, und wir hatten keine Luſt andere ſtatt uns triumphiren zu ſehen. Wir hatten einen Harpunier bei uns, der begierig war ſeine Geſchicklichkeit zu verſuchen, und wir gaben ihm nun eine Gelegenheit. Mit der Genauigkeit eines Meiſters in ſeiner Kunſt ſauste ſeine Waffe durch die Luft und begrub ſich gerade hinter dem Vorderblatt des Thieres. Mit einem förmlichen Wuth- und Schmerzensgeheul ſprang der Bär halb aus dem Waſſer und tauchte dann vorwärts zur Rache, die Wellen zu Schaum ſchlagend.

Wir ſahen, da war nun keine Hoffnung mehr durch die Flucht zu entkommen, und verſuchten es daher nicht, ſondern jeder ergriff eine Waffe und bereitete ſich vor es bis zum Tod auszufechten. Als das wüthende Thier mir nahe genug war, holte ich mit aller Macht aus, nach dem Schädel zielend, gerade als es im Begriff war das Boot mit ſeinen Zähnen zu faſſen, ſchaukelte daſſelbe, mein Fuß glitſchte aus, ich verfehlte mein Ziel, und wurde kopfüber ins Waſſer geſtürzt, beinahe der Beſtie in die Klauen. Glücklicherweiſe war ſie ſo erpicht darauf die Mannſchaft im ganzen anzugreifen, daß ſie nicht gewahr wurde wie einer davon bereits in ihrer Gewalt war, und da ich meine Geiſtesgegenwart nicht verlor und ein guter Schwimmer war, ſo tauchte ich augenblicklich unter dem Boot hindurch und kletterte wieder am Bug hinein.

Das Gefecht war unterdeſſen auf beiden Seiten förmlich deſperat geworden. Die Leute, auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt, hatten alles mögliche zu thun um mit all ihren Waffen nur das wüthende Thier daran zu verhindern das Boot zu zertrümmern oder umzuſtürzen, oder ſie ſelbſt mit Zähnen und Klauen zu zerfetzen; und der Bär, ſeinerſeits entſchloſſen unter allen Umſtänden ſich zu rächen, machte fortwährend Anſtrengungen ſich in das Boot zu werfen, trotz all der Schläge von Aexten und Bootshaken und den Stichen von Meſſern und Speeren. Durch eine kühne ſchnelle Bewegung gelang es ihm eine Tatze über den Rand des Bootes zu bringen; aber ehe er noch ſeinen Vortheil verfolgen konnte, hieb ihm einer der Leute mit einem wohlgezielten Axthieb den Fuß rein ab. Selbſt dieß ſchien die Beſtie eher wüthender zu machen als abzuſchrecken, und ſie ſetzte ihre Angriffe mit noch größerer Wuth als vorher fort.

Endlich als der Bär mit Blut und Wunden bedeckt war, ließen ſeine Anſtrengungen nach, als ob er zu ſchwach werde den ungleichen Kampf fortzuſetzen, und wir fiengen bereits an uns zu beglückwünſchen daß der Sieg endlich unſer ſey — als das ſterbende Ungeheuer, durch welchen Impuls oder welche Kraft iſt mir unbegreiflich, mit einem fürchterlichen, heiſern Gebrüll, das mir noch in die Ohren klingt, plötzlich halb aus dem Waſſer ſprang und mit ſeinem Vordertheil auf den Stern des Bootes herunterkam, es zerdrückend, als ob es eine bloße Muſchel geweſen wäre. Zwei Leute wurden niedergeworfen, wir alle ſtürzten in die See, einige von uns gerade vor ſeinen Rachen, ſo daß er einen armen Kerl mit ſeinen Zähnen erwiſchte.

Barmherziger Himmel, welches Schreien und Kreiſchen und welche Scene wilder Verwirrung, als jeder ſich zu retten ſuchte, ohne Rückſicht auf irgendjemand anderen. Und ach, was für ein wilder, verzweiflungsvoller Schrei kam von dem armen Kerl, deſſen Knochen in dem Rachen des Ungeheuers zerkracht wurden! Keine menſchliche Macht konnte ihn retten, und keiner verſuchte es; keiner wußte an wen zunächſt die Reihe kommen möchte, und jeder ſchwamm den herankommenden Booten entgegen, um ſich zu retten.

Aber der Bär folgte uns nicht. Als ob er mit ſeiner Rache befriedigt ſey, blieb er beinahe auf demſelben Fleck, furchtbar brummend und ſein Opfer zerfetzend, bis die zwei Boote, die uns übrige unterwegs aufnahmen, an ihn heran kamen, und durch eine Salve, die ihn beinahe durchlöcherte, dem Kampf ein Ende machten.

Dann ſammelten wir die verſtümmelten Reſte unſeres armen Cameraden, um ſie ordentlich zu begraben, und bugſirten das erlegte Ungeheuer nach dem Schiff, wobei jeder heimlich das Gelübde leiſtete daß man ihn nicht wieder bei einem tollkühnen Angriff auf den Thierkönig des Eismeeres erwiſchen ſolle.

Handwerker, Fabricanten und Zünfte bei Griechen und Römern.

Von Hermann Göll.

(Schluß.)

Bei den Römern war, wie schon erwähnt, ebenfalls das was wir Bürgerstand nennen nicht der städtische Handels- und Gewerbestand. Bis zu der Zeit wo die auswärtigen Eroberungen Rom bereicherten und mit Getreide versorgten, blieb der Ackerbau eine anständige Beschäftigung, während das Handwerk auch in Rom für eine des freien Mannes unwürdige galt, und den Clienten oder Hörigen des Adels, den Aermeren aus der Plebs und den Freigelassenen überlassen wurde. Alle diese Leute gehörten wahrscheinlich, mit Ausnahme solcher die wirklich ein ehrloses Gewerbe trieben, wie die Kuppler, zur sechsten Classe der Servischen Centurienverfassung (proletarii), in welcher so gut als gar kein Vermögen erforderlich war. Einige von den Gewerben die für den Krieg nothwendig waren, die Zimmerleute, Kupferschmiede, Trompeter und Hornbläser, erhielten sogar in der Servischen Classeneintheilung eine auszeichnende Stellung. Dagegen wurden die Handwerker und Gewerbsleute nicht zu den Legionen ausgehoben. Schon während der ersten Secession sagte Menenius Agrippa, die in der Stadt zurückgebliebene Menge sey im Kampfe gegen auswärtige Feinde nicht zu brauchen; der größte Theil sey niederes Volk, Tagelöhner, Clienten und Handwerker. Im Jahr 326 v. Chr. recrutirte der Consul Mamercinus ein Heer gegen die Gallier mit großer Strenge, und „es sollen dabei," sagt Livius: „sogar der Haufe der Handwerker und die Stuhlhocker, eine zum Kriegsdienst keineswegs taugliche Menschenclasse, ausgehoben worden seyn." Sallust nennt sie verächtlich Leute „deren Vermögen und Credit auf ihren Händen beruht," und stellt sie mit den Sklaven in eine Kategorie. Auch Cicero spricht sich in seiner Pflichtenlehre stark genug über das Handwerk aus: „Eine ganz niedrige Art sich zu nähren, und welche nur dem untersten Pöbel zukommt, ist die der Taglöhner; der Lohn den sie bekommen ist nichts anderes als ein Preis um den sie sich anderen auf eine Zeit lang zu Sklaven verkaufen. Die Krämerei, die von anderen im Ganzen kauft was sie auf der Stelle und im Kleinen wieder verkauft, ist ein nicht weniger schmutziges Gewerbe. Denn es kann unmöglich viel Gewinn bringen wenn man seine Käufer nicht sehr übersetzt, d. h. sie betrügt. Nichts aber ist schändlicher als lügen. Allen Handwerkern klebt Schmutz und Niedrigkeit an. Es ist fast unmöglich daß etwas großes und edles aus einer Werkstätte hervorkommen könne." Am tiefsten in der Achtung standen diejenigen Gewerbetreibenden welche ihre Waaren selbst verkauften, oder damit hausirten, wozu die Wohlhabenderen ihre besondern Factoren oder Commis, meist Sklaven, hielten. Von dem durch die Schlacht bei Cannä bekannt gewordenen Consul Terentius Varro sagt Livius: „Er stammte nicht bloß aus einer niedrigen, sondern auch schmutzigen Familie. Sein Vater soll ein Fleischer gewesen seyn, selbst seine Waaren feil geboten und den Sohn zu den sklavischen Diensten dieses Handwerks gebraucht haben." Neben diesem Parvenu erregte noch besonders später den Abscheu der Nobilität der ehemalige Maulthiertreiber Ventidius Bassus, bei dessen Consulatsantritte folgende Verse in den Straßen angeschlagen waren:

„Lauft all' herbei, ihr Auguren, ihr Haruspices;
Ein nagelneues Wunderthier ist ausgeheckt;
Denn der zuvor Maulthiere trieb, ist Consul nun!"

Natürlich fehlte es auch nicht an Handwerkern die durch ihr Gewerbe oder durch sonstige Glücksfälle reich wurden, und dann dem Spott anheimfielen. Hieher gehört der Schuster Vatinius aus Benevent, der wegen seines wunderlich verkrüppelten Körpers und großen Possenreißertalents an Nero's Hof gekommen, bald die mächtigsten und schlechtesten kaiserlichen Favoriten überragte, in seiner Vaterstadt einst ein glänzendes Gladiatorenspiel gab, und seinen Namen durch eine Art Trinkbecher mit vier seiner langen Nase nachgebildeten Schneppen unsterblich machte. Der Epigrammatiker Martial ärgerte sich oft über solche Glückspilze. So schreibt er:

„Feines Bologna, dir gab ein Schuster neulich ein Fechtspiel;
Euch, Modenesen, ein Walker; wo wird es der Schenkwirth nun halten?"

Dem reichen Schuhmacher von Bologna widmete er mehrere Epigramme; unter ihnen folgendes:

„Gladiatorengefecht', o Schusterkönigiein, gibst du;
Was dir die Pfrieme geschenkt, siehe, nun rafft es der Dolch.
Trunken wohl bist du; denn nie vermöchtest du's nüchternen Muthes,
Selbst zu tragen das Fell, Schuster, das eigne zu Markt.
Laß dir genügen das Spiel und — folge mir! — ohne zu säumen,
Schneide dem Leder und nimm, Schuster, den Leisten zur Hand!"

Auch dauerte in der Kaiserzeit die Verachtung des Handwerksmannes fort. Ein recht deutliches Beispiel davon gibt Sueton, indem er berichtet der Kaiser Claudius habe einst auf dem Forum vor dem Volk ein Bußgebet gehalten, weil sich ein unheilverkündender Vogel in der Stadt hatte blicken lassen, aber zuvor den Handwerkerpöbel und die Sklaven entfernt.

Glichen sich sonach die griechischen und römischen Handwerker in ihrer socialen Stellung so ziemlich, so bildet das Vorhandenseyn geschlossener, genau organisirter Handwerkervereine bei den Römern einen stark in die Augen fallenden Unterschied. Zwar gab es auch in Griechenland Genossenschaften, denen nach einem alten Solonischen Gesetze das Recht zustand ihre Statuten zu entwerfen, wie die Thiasoi, Vereine die ihrem Schutzgott zu Ehren zu gewissen Zeiten Schmäuse anstellten und außer andern Zwecken vorzüglich die gesellige Erheiterung im Auge hatten, und die Eranoi, eine Art von Vorschußvereinen, die zu gegenseitiger Unterstützung förmlich organisirt und vom Staat gesetzlich begünstigt waren; aber ein Zusammenhalten von Gewerbetreibenden derselben Classe ist dabei nicht nachweisbar. In Rom dagegen wird von der Sage die Gliederung der von Hanthierung lebenden Einwohnerschaft in Zünfte oder Innungen (collegia) bereits dem Friedens-

Digitized by Google

könige Numa zugeschrieben. Er soll neun Zünfte gestiftet haben, und zwar die der Flötenspieler, der Zimmerleute, der Goldarbeiter, der Färber, der Lederarbeiter, der Gerber, der Schmiede, der Töpfer; die neunte Zunft begriff alle übrigen Gewerbe in sich, und aus ihr entstanden dann später, vielleicht mit geringeren äußerlichen Vorrechten, nach und nach die anderen Innungen. Denn später kommen vor die Collegien der Bäcker (erst seit 174 v. Chr.), Erzarbeiter, Kaufleute, Gewürzkrämer, Goldschläger, Lumpenhändler, Geschützverfertiger, Beilschmiede, Vergolder, Weber, Walker, Aerzte, Schiffer, Fährleute, Fischer, Purpurfärber, Treppenbauer, Schweinehändler, Schneider u. a. Ob diese Zünfte religiösen oder politischen Ursprungs sind, ist noch unentschieden; wohl scheint man aber bei ihrer Einrichtung die Priestercollegien und religiösen Brüderschaften zum Vorbilde genommen zu haben. Die politischen Collegia, die gegen das Ende der Republik entstanden um den Zwecken der Amtserschleichung zu dienen, im Jahre 64 verboten, dann 58 durch Clodius wieder hergestellt und unter Cäsar und Augustus wieder aufgehoben worden sind, gehören nicht hierher. Die rechtlichen Verhältnisse und die Einrichtung der Handwerkerzünfte waren nun ungefähr folgende. Die Collegien nahmen ihre Mitglieder selbständig auf, und gestatteten den Austritt nur ausnahmsweise, stießen aber auch bisweilen unwürdige Mitglieder aus. Die Mitglieder, „das Volk" oder „Zunftgenossen, Incorporirte" genannt, waren entweder von bestimmter oder unbegränzter Anzahl. Sklaven wurden bloß in den niedrigsten Zünften und in den Leichencommunen aufgenommen. Die verschiedenen Geschäfte der Cassenverwaltung, der Vertretung vor Gericht, der Aufnahme neuer Mitglieder, des Arrangements der Feste, der Beschaffung des dem Gewerbe gehörenden Inventars, besorgten Syndiken, Quästoren und Magistri, letztere nach den Inschriften meist mit fünfjähriger Amtsdauer.

Außerdem pflegten die Zünfte, wie die größeren und kleineren städtischen Communen, angesehene Männer auf Lebenszeit zu ihren Patronen zu erwählen. Valerius Maximus z. B. berichtet daß zu Cäsars Zeit ein Pferdearzt, Namens Herophilus, dadurch daß er sich für den Enkel des berühmten Marius ausgab, zu solchem Ansehen gelangt sey, daß ihn ansehnliche Provincialstädte und alle Collegien Roms zu ihrem Patron ausersehen hätten. Die Aufsicht über die Corporationen führten die Consuln und Aedilen, in der Kaiserzeit der Stadtpräfect und in den Provinzen die Statthalter. Die höchste Instanz, besonders hinsichtlich der Autorisation neuer Vereine, scheinen sich die Kaiser vorbehalten zu haben, und wenn auch einzelne, z. B. Alexander Severus, sich dabei liberal benahmen, so war man doch bei Entstehung neuer Zünfte sehr vorsichtig, weil man dieselben als Deckmäntel politischer Bestrebungen im ganzen beargwöhnte. Als Plinius, als Statthalter von Bithynien, nach einem großen Brand in Nikomedia seinem Kaiser über die Trägheit der Zuschauermenge und den gänzlichen Mangel an Löschanstalten berichtet und den Vorschlag gemacht hatte 400 Zimmerleute in eine Zunft zu vereinigen, wobei er noch hinzufügte: „Ich werde dafür sorgen daß nur Zimmerleute aufgenommen werden, und daß keiner das verliehene Recht zu etwas anderem mißbrauche; es wird auch nicht schwer seyn so wenige zu bewachen," antwortete selbst der milde Trajan abschläglich, „weil leicht unter jedem noch so unschuldigen Namen sich politische Verbrüderungen bilden könnten!" — Als juristische Personen (wie schwer bequemen sich heute die Regierungen dazu den nützlichsten Vereinen solche Rechte zuzugestehen!) hatten die Collegien das Recht Vermögen zu besitzen und zu erwerben, und ihre Cassen füllten sich durch die Beiträge der Mitglieder, Strafgelder und Vermächtnisse. Bei Beschlußfassungen entschied die Majorität der Stimmen, und ihr Recht Beschlüsse zu fassen und Statuten zu entwerfen war schon von den Zwölftafelgesetzen anerkannt. Sowie ferner die Brüderschaften und Innungen des Mittelalters ihre Heiligen hatten, verehrten die römischen Collegien ihre Schutzgötter, denen zu Ehren sie Feste feierten und prächtige Schmäuse und Opfer anstellten. Die Weber, Walker, Färber, Schuster, Aerzte und Bildhauer hatten einen Cult der Minerva, und feierten besonders deren fünftägiges Fest im März. Auch das lustige Völklein der Flötenbläser, die aus Etrurien stammten und der Religion wegen zu den ältesten Zünften gehörten, hatte sich Minerva als Patronin erkoren, und zog am 15, 16 und 17 Jul. maskirt und singend durch die Straßen. Dieses Privilegium eroberte es sich, als man es mit dem Verlust eines anderen bedrohte. Von Alters her nämlich hatten die Flötenbläser das Vorrecht genossen einmal jährlich auf öffentliche Kosten im Tempel des capitolinischen Jupiter zu schmausen, und nachdem ihnen im Jahre 311 v. Chr. die Censoren dieß verweigert hatten, um die Ausgabe dem vom Kriege schwer heimgesuchten Staate zu ersparen, zogen sie insgesammt aus nach dem nahen Tibur. Als man sie nun in Rom der Opfer wegen nicht entbehren konnte, veranlaßte der Senat die Tiburtiner durch Zureden die Auswanderer zur Rückkehr zu bewegen, aber vergeblich. Endlich gelang es durch List, man machte sie an einem Festtage mit Wein, „nach dem," wie Livius sagt, „diese Leute gemeiniglich gierig sind," trunken, packte sie auf Wagen und führte sie nach Rom, wo sie bei Sonnenaufgang mitten auf dem Markt erwachten und unter den erwähnten günstigen Bedingungen capitulirten. Mercurius beschützte die Kaufleute, Vulcan die Schmiede. Die festlichen Gelage wurden in Heiligthümern oder in besonderen den Zünften gehörigen Localen (curia oder schola) gehalten. Selbst der Tod trennte die Zunftgenossen nicht, da sie gemeinschaftliche Begräbnißplätze hatten, und auch die Bestattung, bei welcher, wie bei allen anderen feierlichen Aufzügen, die Standarte des Collegiums vorangetragen wurde, fand auf Kosten der Gemeinde Sterbelade statt.

Die Einrichtung dieser Sterbefiscus, die auch getrennt von den Zünften als besondere Communen mit Schutzheiligen vorkommen, ist uns zufällig genau bekannt, da man im Jahre 1816 in Città-Lavinia (dem alten Lanuvium) auf einer Marmortafel die vollständigen Statuten der im Jahre 136 n. Chr. gestifteten „heilsamen Zunft der Verehrer der Diana und des Antinous" (des vergötterten Lieblings des Kaisers Hadrian)

ed by Google

aufgefunden hat. Das Mitglied zahlte dort beim Eintritt als Einschußgeld 100 Sesterzen (ungefähr 6 Thlr.) und eine Amphora guten Wein; der jährliche Beitrag ist auf nicht ganz einen Thaler (15 Sesterzen) in monatlichen Raten festgesetzt; das Sterbegeld betrug 400 Sesterzen. Ueber das Alter der Aufzunehmenden findet sich keine Notiz. Wenn aber jemand seinen Beitrag nicht zahlte, verlor er jedes Anspruchsrecht. Ein besonderer Paragraph sichert die auszuzahlende Summe vor Beschlagnahme; ein anderer handelt von den Schmäusen des Vereins, deren es sechs im Jahre gab (der Geburtstag des Antinous, der Geburtstag der Diana zugleich als Stiftungsfest, und vier Schmäuse in Folge von Legaten), und bei denen alles Tumultuiren und Queruliren verboten war, „damit wir ruhig und heiter an den Festtagen schmausen." Wer den andern dabei durch ein Schimpfwort beleidigte, zahlte 20 Sesterzen Strafe. Die Amtsgeschäfte des Vorstehers, der auf fünf Jahre gewählt wurde, waren vielfach und lästig; doch winkte ihm nach guter Amtsführung bei allen Spenden aus der Casse ein Antheil von anderthalb Rationen! Auch im Jahre 1790 hatte man in einem siebenbürgischen Goldbergwerk eine auf Wachstafeln geschriebene Urkunde gefunden, in welcher der Magister eines dem Jupiter geweihten Collegiums, da die Zahl der Mitglieder von 54 auf 17 gesunken und die Beiträge nicht mehr gezahlt seyen, die Aufhebung des Vereins und die Einstellung der Zahlung von Leichengeldern in barbarischem Latein bekannt macht.

Eine in vielen Zügen frappante Aehnlichkeit dieser römischen Innungen mit den mittelalterlichen Zünften läßt sich also wohl nicht läugnen. Und dennoch liegt dieselbe mehr in der Organisation als in der wirklichen Bedeutung. Die politische Seite des Vergleichs haben wir bereits fallen lassen. Die mittelalterlichen Zünfte waren und sind nun aber auch Verbände selbständiger Meister, gerichtet gegen Gesellen, Consumenten und Producenten, und in dieser Beziehung, also hinsichtlich des sogenannten Zunftzwangs, herrscht zu großer Mangel an Beweisstellen um das Daseyn desselben im alten Rom zu erhärten. Lehrlinge mußten natürlich vorhanden seyn und wurden auch erwähnt (discipuli); aber von einem strengen Unterschied zwischen Meistern und Gesellen ist eben so wenig eine Spur vorhanden als von einem Verbietungsrecht der Zunftgenossen der Verfertigung und dem Vertriebe zünftiger Artikel gegenüber, wozu auch besondere Privilegirung nöthig gewesen wäre. Nur gegen das Aufkaufen von Waaren aus Speculation und gegen die Verabredungen der Handeltreibenden über gewisse Preise liegen Verbote der Kaiser vor. Sonst spricht auch gegen das Vorhandenseyn solcher Zunftprivilegien die große Zahl gewiß unzünftiger Fabricanten. Dazu gehörten eine Menge Freigelassene die, von ihren Patronen mit Geld unterstützt, die ärmeren Bürger leicht überflügelten. Unter die unternehmendsten Fabrikherren dieser Art gehört der üppigste und industriellste aller Schulmeister, der frühere Sklave Rhemmius Palämon aus Vicenza, dem sein Schulgeld jährlich 40,000 Thlr. einbrachte, der aber außerdem ein vortrefflicher Landwirth war, eine Papierfabrik besaß und eine Fabrik „käuflicher Kleider." Sodann wurde auch eine Unmasse fertiger Artikel eingeführt, und zwar größtentheils von Fremden, wie auch viele fremde Meister, besonders Griechen, sich in Rom niederließen. Kurz, es bleibt wenig Aehnlichkeit mit dem deutschen Zunftwesen übrig, und man möchte eher die römischen Collegien mit den Genossenschaften der französischen Gesellen zum Zweck gegenseitiger Unterstützung und Förderung in Vergleich bringen.

Außer der Concurrenz unzünftiger Fabricanten hinderte aber das Emporkommen des römischen Handwerkerstandes die Sitte der Reichen, durch ihre Sklaven sich so viel als möglich selbst genug zu seyn. Die Sklaven waren ja nicht bloß die Bedienten, die Köche und die Bäcker eines vornehmen Mannes, sondern auch dessen Schuster und Schneider. Dieser Umstand, welcher der arbeitenden Classe die Quellen des Erwerbs verstopfte, und sie zwang ihre Kunden unter den Unbemittelten zu suchen, wurde auch noch vom Staat verwehrt, der nicht nur selbst eine Menge Staatssklaven hielt, sondern auch den Unternehmern öffentlicher Bauten gestattete Sklaven als Arbeiter zu benutzen. Endlich ahmten auch die Kaiser in ihrer Hofhaltung den Reichen nach, und es gab ganze Collegien kaiserlicher Verkoster, Köche, Zeltmacher, Sänftenträger, Münzarbeiter u. s. w. Eine eigenthümliche, halb bevorzugte, halb leibeigene Stellung hatten ferner die Arbeiter in den großen Waffenfabriken des Reichs. Diese Feuerarbeiter waren wohl frei von Steuern und Einquartierung, und standen unmittelbar unter dem Reichskanzler, konnten aber nur sehr schwer von ihren Collegien wieder loskommen, wurden beim Eintritt der Sicherheit wegen am Arm gebrandmarkt, und mußten solidarisch für die Schulden jedes Einzelnen haften.

Zum Schluß sey noch erwähnt daß die Gewerbe in Rom lange von Besteuerung frei blieben, während in vielen Provinzen neben der Kopfsteuer die Gewerbesteuer existirte. Erst Caligula unterwarf gewisse Gewerbe einer Abgabe, und Alexander Severus scheint eine allgemeine Gewerbesteuer, zum Theil mit Realabgaben, eingeführt zu haben.

Der Rochdaler Communisten-Verein.

(Aus Fraser's Magazine.)

(Schluß.)

Dieß ist die Folge des Systems des Magazins. Sein Handel nimmt beständig zu, und sein Capital ist um das doppelte beträchtlicher als dasjenige welches in seinem Handel steckt. Dieser Ueberfluß an Fonds, die angelockt oder, besser gesagt, zur Thätigkeit gerufen worden sind durch die Aussicht auf eine Ersparniß, und welche 5 Procent Zinsen tragen, kann auf den ersten Blick überraschen; allein man muß bedenken daß all dieses Geld aus den mäßigen und allmählichen Ersparnissen einer Arbeiterclasse herrührt. Der Arbeiter kann nur kleine Summen auf einmal beiseite legen; er braucht eine sofortige Anlage für die zwei Pfund Sterling welche den Kern

Digitized by Google

ſeines kleinen Vermögens bilden ſollen. Er muß ſein Geld im Fall der Krankheit oder Arbeitsloſigkeit, gleich nachdem er die Forderung geſtellt, zurückziehen können. Die Sparcaſſe genügte dieſen beiden Bedingungen, allein ſie gab ihm nur 3 Procent Zins. Das Magazin bietet ihm, mit denſelben Vortheilen, 2 Procent mehr; auch beeilt er ſich jeden Schilling den er beiſeite legen kann dahin zu tragen. Ein Zins von 5 Procent für Geld das auf Begehren jeden Augenblick zurückgegeben wird, könnte anderswo nicht erlangt werden; natürlicherweiſe treiben dieſe Vortheile die Arbeiter an ihre Erſparniſſe nicht nur einzulegen, ſondern mehr und mehr für eine ſo vortreffliche Unterbringung zu erſparen. In Folge deſſen ſind die Directoren des Magazins, welche nie einen Deponenten abweiſen, mehr als einmal in Verlegenheit gebracht worden mit Capitalien die ſie nicht zu verwenden wußten.

Einem dieſer Verlegenheitsmomente verdankt, glaub' ich, die Mehlmühle ihr Entſtehen. Dieſer Schößling des Magazins wird nach denſelben Principien geleitet wie das Magazin: der Verwalter und die Arbeiter bekommen einen feſten Gehalt; das verwendete Capital (5000 Pfd. Sterling, genommen von den durch die Directoren der Pioneers, ſonſt Geſellſchaft des Magazins genannt, eincaſſirten 17,000 Pfd.) trägt einen Zins von 5 Procent, und die Gewinnſte werden unter die Mehlkäufer (hauptſächlich das Rochdaler Magazin und einige ſeiner Nachahmer) im Verhältniß ihrer Einkäufe vertheilt. Auf die Idee einer Mehlmühle als Fondsanlage kamen die Directoren des Vereins wahrſcheinlich durch das Beſtehen der Mühle des Volks zu Leeds, welche, obwohl ſie keinen glänzenden Erfolg hatte, ſich lange Zeit in einer nützlichen und ehrenvollen Stellung erhielt. Die Rochdaler Mehlmühle — ein Unternehmen bei welchem ihnen die Erfahrung fehlte, hätte ihre Gründer im Laufe der zwei erſten Jahre beinahe ruinirt, und verurſachte dem Magazin einen ſehr beträchtlichen Verluſt. Der Muth und die Geiſtesgegenwart der Cooperatoren, oder vielmehr ihrer Chefs, beſchworen die Gefahr. Die Directoren des Magazins gaben Befehl daß diejenigen der Deponenten welche in der Beſtürzung ihr Geld zurückforderten auf einmal ganz bezahlt werden ſollten. Dieſer Entſchluß that dem Schrecken Einhalt der durch das Gerücht von Unfällen welche die Mühle erlitten haben ſollte verurſacht, und vielleicht von einigen Rochdaler Krämern aus Neid abſichtlich unterhalten worden war. Hr. Abrahm Greenwood, welchem der Rochdaler Verein großentheils ſein Gedeihen verdankt, obſchon er, wie die Lancaſhirer ſagen, nichts als ein Arbeiter iſt, und der kein anderes Einkommen hatte als den Wochenertrag ſeiner Arbeit, übernahm es das durch die Fehler und die Schelmerei ſeiner beſoldeten Adminiſtratoren in Gefahr gerathene Mühlunternehmen zu retten. Die auf dieſe Weiſe überwundene Gefahr iſt eine Wohlthat für die Cooperatoren geworden, indem ſie ihnen zugleich die Ausdehnung ihrer Mittel und die Folgen der Verrechnungen enthüllte.

Die cooperative Manufacturgeſellſchaft von Rochdale — ein anderer Schößling des Magazins — war vor kurzer Zeit noch ein nur ſehr beſcheidener Geſchäftszweig. Dieſe Geſellſchaft baut gegenwärtig eine Fabrik welche 3—400 Arbeiter beſchäftigen wird, und ſie beſitzt ein Capital von 35,000 Pfd. St., wovon 5000 dem Magazin gehören. In der Vertheilung der Gewinnſte verfährt ſie anders. Sie bezahlt allen Arbeitern welche ſie verwendet ihren Lohn im laufenden Preiſe, und einen Zins von 5 Procent von dem Capital. Die als Salär bezahlte Summe und das Capital werden hierauf zuſammen addirt, und die Dividenden, je nach den Gewinnſten, für die Geſammtſumme bezahlt. Wenn daher die Gewinnſte groß genug ſind um eine Dividende von 4 Procent für die Geſammtſumme des Capitals, plus den Lohn, zu rechtfertigen, ſo erhält der Actionär im Ganzen 9 Procent von ſeinem Gelde, und der Arbeiter ſeinen Lohn nebſt weitern 4 Proc. Nehmen wir an daß A 50 Pfd. in dem Unternehmen angelegt habe, aber anderswo arbeite; daß B jährlich als Lohn in der Anſtalt ſelbſt 50 Pfd. St. verdiene, aber kein Geld in derſelben angelegt habe; daß C 30 Pfd. St. jährlich als Lohn daſelbſt verdiene, und 20 Pfd. St. eingelegt habe. Jeder von ihnen beſitzt ſonach 50 Pfd. St. von der Maſſe auf welche die Dividenden bezahlt werden, und die Geſammtſumme die er in einem Jahr von der Geſellſchaft erhalten wird, mit Inbegriff der einem jeden in den Büchern gutgeſchriebenen Summe, wird am Ende des Jahres betragen:

	Capital.	Lohn.	Zins.	Dividende des Capitals.	Dividende des Lohns.	Geſammt-Einnahme:
	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.	Pfd. St.
A.	50	—	2.10	2.00	—	54.10
B.	—	50	—	—	2	52 00
C.	20	30	1.00	0.16	1.4	53.00

A empfängt ſonach von dem Unternehmen 4 Pfd. 10 Sh. und läßt daſelbſt ſtets angelegt 50 Pfd. Er hat alſo 4 Pfd. 10 Sh. über ſeinen Lohn, den er anderswo erhält, gewonnen. Er iſt mithin nur Fondsbeſitzer in dem Geſchäft.

B, welcher nur ſeine Arbeit gibt, erhält denſelben Lohn den er anderswo erhalten könnte, und eine mit dieſem Lohn im Verhältniß ſtehende Dividende, als ob es ein Capital wäre; er gewinnt ſonach, indem er für die Geſellſchaft anſtatt für einen Privatmann arbeitet, eine Prämie von 2 Pfd. C, der zugleich Capitaliſt und Arbeiter iſt, erhält die einem jeden von ihnen gebührende Dividende; Zins und Gewinn für ſein Geld, Lohn und Prämie für ſeine Arbeit.

Man ſieht hieraus daß der Socialismus vollſtändig aus dem Syſtem der Rochdaler Cooperatoren verſchwunden iſt. Das Capital erhält nicht nur einen Zins, ſondern auch Antheil an den Gewinnſten. Die Individualität, deren Zerſtörung den Socialiſten der Handelsunionen ſo ſehr am Herzen liegt, iſt in der Manufactur-Geſellſchaft vorwiegend; jeder iſt angeſpornt ſein möglichſtes für ſein eigenes Intereſſe zu thun, und läßt ſich im Verhältniß zu ſeiner Fähigkeit angemeſſen bezahlen. Einer der fähigſten und thätigſten der Gründer der Geſellſchaft hat uns in einer Unterredung die Vortheile ihres Syſtems folgendermaßen auseinandergeſetzt:

„Wir brauchen weniger Aufſeher als ein Fabrik-Chef, weil bei uns jeder Arbeiter, da er ein Intereſſe daran hat daß die Arbeit ſeines Nachbars der ſeinigen an Werth gleichkomme, ein Aufſeher wird. Wir haben weniger Verſchleude-

Digitized by Google

rung, weil jeder Arbeiter mit uns fühlt daß es in ſeinem eigenen Intereſſe liegt ſie zu vermeiden. Wir können uns ſtets die beſten Arbeiter ſichern, weil ſie mit uns, über ihren Lohn zum laufenden Preiſe hinaus, Antheil an den Gewinnſten haben. Sonach iſt unſer Geſchäftsverfahren ökonomiſcher als das unſerer Concurrenten, und die Gewinnſte an den Baumwollgeweben hängen, wie jeder Manufacturiſt weiß, von kleinen Erſparniſſen ab."

In allen dieſen Punkten muß man den Rochdaler Pioneers vollſtändig Recht geben. Für ſie wird die Gefahr in den nach großem Maßſtabe auf den Märkten von Liverpool und Mancheſter gemachten Geſchäften, Käufen und Verkäufen liegen, weil dieſe Geſchäfte beſondere Kenntniſſe erheiſchen. Ein einziger unvorſichtiger Einkauf, oder die Enthaltung vom Einkauf zu paſſender Zeit, kann der Geſellſchaft für das laufende Jahr Verluſte zuziehen. Wenn es ihr gelingt dieſe Schwierigkeit durch irgend eine Anordnung zu beſiegen welche die Verantwortlichkeit für die Speculationen auf andere Schultern wälzte, und ihr eigenes Geſchäft auf einfache Fabrication beſchränkte, wie z. B. wenn ſie mit einem ſoliden Handlungshaus einen Vertrag abſchlöſſe, und dieſes ihr allmonatlich eine gewiſſe Quantität Baumwolle ſchickte, zahlbar in einer gewiſſen Quantität Zeuge, oder aber wenn ſie ſich die Dienſte eines ſachkundigen, rechtſchaffenen und thätigen Verwalters ſichert, ſo wird ſie ununterbrochen gedeihen können. Ich geſtehe daß ich einigermaßen an ihrem Erfolg zweifle. Deſſenungeachtet muß man anerkennen daß ſie im Kleinen bereits ſehr gut operirt hat, und daß in Bacup eine bedeutende cooperative Fabrik, wie man vernimmt, in ſehr blühender Lage iſt.

Der Erfolg der Rochdaler Cooperatoren hat, beſonders ſeit der Veröffentlichung der Geſchichte ihrer Geſellſchaft durch Holyoake, eine Menge Inſtitute derſelben Art ins Leben gerufen. Es ſcheint uns daher zeitgemäß einige der Urſachen des Erfolgs der Pioneers, da wo ſo viele andere geſcheitert waren, und die hauptſächlichſten Gefahren denen ſich ihre Nachahmer ausſetzen, aufzuſuchen.

Falſche ökonomiſche, hartnäckig aufrecht erhaltene Theorien haben unſtreitig den Ruin der erſten cooperativen Geſellſchaften herbeigeführt. Gegründet unter den Auſpicien Robert Owens und ſeiner Schüler, geriethen dieſe ſtark vom Communismus angeſteckten Geſellſchaften aus Hochachtung für ihren Meiſter auf Abwege, der, trotz ſeines bemerkenswerthen Verſtändniſſes der Details und ſeiner großen Geſchicklichkeit in der praktiſchen Leitung der Arbeiter, ſo oft er Beweiſe von Vorausſicht und Urtheilskraft abzulegen hatte, ſich und alle ſeine Anhänger täuſchte.

Die ökonomiſtiſche Secte der chriſtlichen Socialiſten hatte eben ſo wenig Erfolg gehabt, da ſie irregeleitet wurde durch ein vorausſichtsloſes Patronat, deſſen hochherzige Geldbeiträge die Lehren der Erfahrung nicht erſetzen konnten, während daß die Rochdaler Pioneers nur auf ſich ſelbſt gerechnet und ihre eigenen durch die Praxis widerlegten Fehler ſich zu Nutzen gemacht haben.

Eine der vornehmſten Urſachen welchen die Gründer der Rochdaler Geſellſchaften ihren Erfolg zuſchreiben — und dieſe ſollten ihre Nachahmer ſtets vor Augen haben — iſt ihr ſtrenges Reglement gegen den Credit. Sie geben niemanden Credit, und nehmen für ſich ſelbſt auch keinen in Anſpruch; das Magazin verwirft ihn unbedingt; die Mühle und die Manufactur-Geſellſchaft bewilligen ihn nur für die in den Geſchäften ihres betreffenden Handelszweigs kürzeſte übliche Friſt. Das Magazin wäre ohne dieſe Maßnahme, die es gegen die ſchlechten Schuldner und die Geldverlegenheiten ſchützt, vielleicht nicht gediehen. Wenn die Mitglieder dieſes Vereins Credit bekommen könnten, ſo würde es an Streitigkeiten, Händeln und Verluſten nicht fehlen. Der Vorwurf der Parteilichkeit würde von jedem erhoben werden der ſähe daß ſein Nachbar mehr Credit beſitze als er; denn augenſcheinlich erheiſcht die Unparteilichkeit, wenn man ſie als feſte Regel aufſtellt, daß man entweder in gleicher Weiſe allen denen creditirt welche es verdienen, ſo wie denen die deſſen unwürdig ſind, oder daß man niemanden creditirt. Die Hälfte des moraliſchen Werths des Magazins beruht auf dieſem Baarzahlungs-Verkaufsſyſtem; da die Arbeiter ihren Wochenlohn faſt immer ganz oder theilweiſe vorausgenommen haben, ſo ſind ſie beſtändig mit Schulden behaftet — ein der Verbeſſerung ihrer Lage ſehr nachtheiliger Umſtand. Die meiſten Familien der Arbeiterclaſſe ſind den Handelsleuten bei denen ſie ihre Bedürfniſſe einkaufen mehr als eine ihrer Wocheneinnahmen ſchuldig, woraus folgt daß ſie genöthigt ſind die Waaren von der Qualität und dem Preiſe zu nehmen um welchen ihre Gläubiger ſie ihnen zu verkaufen belieben. Sie können weder Erſparniſſe machen noch unabhängig ſeyn. Es iſt das größte Verdienſt der Rochdaler Pioneers daß ſie mehr als zweitauſend Arbeiter aus dieſer prekären Lage befreit haben, und ſelbſt wenn ſie weiter nichts gethan hätten, ſo gäbe dieſer einzige Dienſt den Gründern des Magazins einen genügenden Anſpruch auf die Dankbarkeit ihrer Mitbürger. Das Reglement iſt hierüber ſo ſtreng, daß ſelbſt ein Geſellſchaftsmitglied welches 50 Pfd. St. eingelegt hätte, kein Paar Schuhe auf Credit bekommen könnte. Wenn er kein Geld hat, ſo muß er an der Caſſe einen Theil der eingelegten Summe zurückziehen, und ſeinen Einkauf im Comptoir bezahlen. „Sonſt," ſagen die Directoren, „würde er bei der Vertheilung der Dividenden den Zins von einem Geld erhalten das zwar nominell, nicht aber in Wirklichkeit das ſeinige wäre." Dieſes unveränderliche Reglement gegen den Credit trägt viel zur Vereinfachung der wechſelſeitigen Rechnungen bei.

Wer die Reſultate des Rochdaler Vereins kennen gelernt hat, kann nur wünſchen daß die Inſtitute derſelben Art überall gleichen Erfolg haben möchten. Es wäre unmöglich den Rochdaler Arbeiterclaſſen eine beſſere praktiſche, intellectuelle und moraliſche Erziehung zu geben als diejenige welche ihnen ihr Verein verſchafft. Die Cooperatoren lernen ſich beherrſchen, ſich achten, ſich ſelbſt kennen. Sie haben größtentheils die Rechte und den guten Willen der Capitaliſten, der großen Induſtriellen und der reichen Grundeigenthümer ihrer Nachbarſchaft achten und würdigen, die ökonomiſchen Geſetze einigermaßen begreifen und die menſchenmörderiſche Thorheit der Händel und eines liederlichen Lebenswandels kennen gelernt.

Digitized by Google

Sie haben gelernt sich des Schuldenmachens zu enthalten, zu sparen und ihre Zeit besser anzuwenden als in einem Wirthshause. Alles dieß ist durch einige Arbeiter bewirkt worden die vor fünfzehn Jahren mit einem Capital von 28 Pfd. St. in einen Verein zusammengetreten sind.

Aber — und dieß ist das wahre Geheimniß des Erfolgs der Rochdaler und des Nichterfolgs anderer Gesellschaften — auch die Vorstände der Equitable Pioneers waren keine gewöhnlichen Menschen. Wenn man mit ihnen eine halbe Stunde geplaudert hat, fängt man an von dem Werth ihrer Handlungen einen Begriff zu bekommen. Männer von dem Schlage der HH. Greenwood, Smith, Cooper und ihrer ersten Collegen trifft man nicht überall, noch alle Tage. Sie gehören jener Classe ausgewählter Geister an denen alles gelingt was sie unternehmen; wenn sie sich nicht der Gründung cooperativer Gesellschaften gewidmet hätten, würden sie ihr eigenes Glück gemacht haben. Ihre Fähigkeit, ihre Mäßigung, ihr gesundes Urtheil haben von allem Anfang an die Bewegung des Unternehmens geleitet, und es vor den zahlreichen Gefahren bewahrt die ihm drohten. Unter der Führung dieser praktischen Oekonomisten haben die Rochdaler Pioneers die Bedeutung der ökonomischen Wissenschaft kennen gelernt, und unvermerkt nach den Gesetzen derselben die Satzungen ihrer Gesellschaft eingerichtet.

Mensch und Affe.

Du Chaillu's Beschreibung von der Heimath und den Sitten der Gorilla-Affen, sowie die Spolien dieser Thiere, zumal Schädel und Knochengerüste welche er nach England brachte, haben die alte Frage über die Verwandtschaft der Zweihänder zu den menschenähnlichen Vierhändern aufs neue angeregt, und dießmal vor einem Publicum welches tief erschüttert und ergriffen worden ist von der Darwinschen Lehre über die Wandelbarkeit und Umbildung der Arten bei Pflanzen und Thieren. Owen, der vergleichende Anatom, hielt einen Vortrag über die Unterschiede zwischen dem Menschen und dem Gorilla, der ihm einen Federkrieg mit dem Zoologen Huxley zuzog, während unter der Ueberschrift der „Gorillakrieg" monatelang im Athenäum sich ein Streit über die Aechtheit von Du Chaillu's Illustrationen hinzog. Ueber den Stand der Ermittlungen wollen wir versuchen eine Uebersicht zu geben.

Von den ungeschwänzten Affen wird dem Gorilla die größte Menschenähnlichkeit zuerkannt, obgleich was die Schädelbildung betrifft der Tschimpansi ihm an Rang vorausgehen sollte. Der Tschimpansi übertrifft wiederum den Orang an Menschenähnlichkeit durch gewisse Eigenthümlichkeiten seines Schädelbaues, durch größeres Ebenmaß der Zähne, durch einen breiteren Abstand der beiden Augen. Der Siamang oder der höchste der Gibbons hat vor dem Gorilla voraus daß er auf dem Schädel keine longitudinale Kammerhöhung besitzt sowie etliche andere geringere Vorzüge. Viel tiefer setzt ihn aber die Thatsache herab daß die Oeffnung im Schädel durch welche das Rückenmark in Verbindung mit dem Gehirn steht, sich zu weit nach hinten befindet. Stehen die Anthropoiden aufrecht, so reicht der Tschimpansi mit den Fingern bis über das Knie, der Gorilla nur bis zum untern Theil des Schenkels. Auch das Schulterblatt ist menschenähnlicher beim Gorilla, ferner die Verhältnisse zwischen Arm und Vorderarm, endlich besitzt der Gorilla eine beinahe menschenähnliche Hand mit kurzen Fingern und einem bedeutungsvoll gestellten und gestalteten Daumen. Seine Faust zählt auch nicht neun wie bei andern Affen, sondern nur acht Handwurzelknochen wie beim Menschen. Was die untern Gliedmaßen betrifft, so folgen die Affenarten in Bezug auf Menschenähnlichkeit in folgender Reihe: Gorilla, Gibbon, Tschimpansi, Orang. Die Ferse namentlich ist bei dem Gorilla dem menschlichen Calcaneum ähnlicher wie bei irgend einem Affen, wie er denn auch noch mehr als der Tschimpansi plantigrad (sohlengängerisch) ist. Aus der Muskelentwickelung des Glutäus schloß Owen daß der Gorilla von allen Affen derjenige sey welcher mit der geringsten Anstrengung aufrecht zu stehen und zu gehen vermöge, und Du Chaillu bestätigt ihn darin durch Beobachtung der Gewohnheiten des lebendigen Thieres. Was die Größe des Gehirns betrifft, so ist der Gorilla unter den Affen der am meisten bevorzugte, dann folgt der Kulu Kamba und dann (coordinirt) Tschimpansi und Orang. In Bezug auf die Form des Gehirns aber übertrifft wieder der Kulu Kamba den Gorilla; bei ihm ist der Vorderkopf am höchsten und breitesten, die Augen am weitesten von einander abstehend, und in Bezug auf die ganze Gehirnmasse die vorderen Lappen größer als bei einem andern Affen. Die Windungen des Gehirns, auf deren Zahl und unsymmetrischer Gestalt wahrscheinlich der Hauptunterschied zwischen Mensch und Thier beruht, sind beim Orang verwickelter als beim Gorilla, so daß der erstere dem Menschen am meisten sich nähert. In der relativen Größe der hintern Lappen findet bei den anthropoiden Affen wenig Verschiedenheit statt, dagegen besitzt wieder der Orang relativ zum großen Gehirn das kleinste Cerebellum (kleines Gehirn), ja das Vorwiegen des kleinen Gehirns beim Gorilla setzt diesen wieder weit in der Menschenähnlichkeit zurück.

Was nun die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der anthropoiden Affen mit den Menschen betrifft, so besteht sie zuerst in der gleichen Zahl der Wirbelbeine bei Menschen wie bei Affen, nur daß bei ihrer Vertheilung einige Unterschiede wieder eintreten. Gorilla und Tschimpansi haben 13, andere 14 Paar Rippen, aber auch beim Menschen variirt die normale Zahl von 12 Rippen bald auf 13, bald (jedoch seltener) auf 11. Beim Orang ist die Rippenzahl die nämliche wie beim Menschen. Das Foramen magnum occipitis, oder die große untere Oeffnung des Schädels durch welche das Rückenmark mit dem Gehirn in Verbindung steht, ist bei den Affen etwas nach vorwärts gerückt und nimmt beim Chrysothrix fast die nämliche Lage wie beim menschlichen Schädel ein. Das Stirnbein besteht aus einer einzigen Wand und ist nicht wie bei den

Digitized by Google

niederen Thieren gespalten. Bei den Affen wie bei den Menschen findet nach der Geburt die Verknöcherung des Zwischenkieferbeines mit dem Oberkiefer statt, die bei den andern Thieren als getrennt unterschieden werden. Die Zahl, Art und Anordnung der Zähne ist bei Menschen und Affen die nämliche, und nur die kleinen Lücken zwischen den Zähnen bei den Affen erinnern wieder an das Thierische. Das Haar auf dem Kopf ist beim Affen wie beim Menschen nach vorn gerichtet um die Schläfe zu beschützen. In den untern Gliedmaßen werden die Aehnlichkeiten geringer, obgleich auch hier die nämliche Zahl und Art der Beine sich findet.

Was das Gehirn der Affen betrifft, so ist es seiner allgemeinen Form nach dem menschlichen sehr ähnlich. Die Hemisphären des großen Gehirns sind stark entwickelt und bedecken das kleine Gehirn so sehr, ja in manchen Fällen noch mehr als beim Menschen, sie besitzen auch ein hinteres Horn in der seitlichen Hirnhöhle und einen ächten Hippocampus minor, doch herrscht über letzteres noch Streit zwischen Owen und Huxley.

Unterschiede im Bau des Gehirns finden sich auch bei hohen und niedern Menschenracen. Sie sind dort zwar ihrem Grad nach geringer, aber von der nämlichen Art wie die Unterschiede zwischen Affen- und Menschengehirn. Nach Huxley, der am meisten dazu neigt unsere Vetterschaft mit den Anthropoiden anzuerkennen, bestehen die Unterschiede zwischen Affen- und Menschengehirn nur in folgenden: 1) bei ersteren ist das Gehirn kleiner im Vergleich zu den Nerven die von ihm ausgehen, als es beim Menschen der Fall ist; 2) bei den Affen ist das große Gehirn im Vergleich zum kleineren nicht so groß wie beim Menschen; 3) bei den Affen sind die Windungen und Furchen des Gehirns minder verwickelt, und die der beiden Hemisphären des großen Gehirns symmetrischer als beim Menschen; 4) die Hemisphären sind bei dem Menschen runder und tiefer, die Verhältnisse der Hirnlappen zu einander verschiedener. Endlich fehlen dem Affen gewisse Windungen und Furchen gänzlich, oder sind nur rudimentär vorhanden.

Beim Neger wiederum finden sich sehr viele Affenähnlichkeiten, wie die seitliche Zusammenpressung des Schädels, stärkere Entwickelung der Zähne, späte Verknöcherung des Zwischenkieferbeines, geringere Größe des Gehirns im Vergleich zu den Nerven, längere Vorderarme, schmaleres Becken wie beim Europäer, endlich die größere Symmetrie der Gehirnwindungen. Um den Rauminhalt der Schädel zu vergleichen, füllt man sie mit Hirsekörnern und wiegt sodann den Inhalt. Beim männlichen Gorilla erhielt man 17 Unzen 3 Dr. bis zu 19 U. 5 Dr., während beim Neger der Rauminhalt durch 38 U. 5 Dr. bis zu 51 U. 6 Dr. sich ausdrückt. Tiedemann fand in einem Negerschädel sogar für 54 U. 2 Dr. 33 Gr. Raum, während die höchste Menge die ein europäischer Schädel faßt 57 Unzen 3 Dr. 56 Gr. betrug. Das Gewicht eines Negergehirns schwankt zwischen 3 Pfd. 1 Unzen bis zu 3 Pfd. 9 Unzen 4 Dr.; das eines ausgewachsenen Gorilla schätzt Owen nur auf 10—12 Unzen. Der Schädelraum auf andere Art gemessen beträgt beim männlichen Gorilla 29,^{7}, beim weiblichen 26, im Maximum 34.^{05}, im Minimum 26 Cubikzoll engl. Das einzige Exemplar eines Kulu Kambaschädels besaß 25, 4 Tschimpansis im Durchschnitt 23.^{5} Cubikzoll Raum. Der Durchschnitt bei den germanischen Völkern kaukasischer Race beläuft sich auf 92, bei den Malayen auf 85, bei den Negern auf 83, bei den eingebornen Amerikanern auf 79, bei den Australnegern auf 75 Cubikzoll. Maxima und Minima sind bei den Kaukasiern 114 und 70; bei den Negern 99 und 65 Cubikzoll. Der geringste bei den Alfurern entdeckte Raum eines Menschenschädels faßte 63 Cubikzoll.

Die Vergleiche zwischen den Durchschnitten der Schädelräume bei den niedrigsten Menschenracen und der höchsten Affenart gewährt also noch immer den befriedigenden Abstand von 29.^{7} auf 75 Cubikzoll. Uebrigens entscheiden hier gewiß nicht die absoluten Quantitäten, denn wir wissen daß das Gehirn der Elephanten 8—10, das der Menschen nur 2—4 Pfd. wiegt. Bis zu einem gewissen Grad darf man indessen die absoluen Maße und Gewichte des Affenschädels und Menschenschädels vergleichen, weil auch die Größe und Gestalt der anthropoiden Affen der menschlichen sehr nahe kommt und daher die relative Größe des Schädels und Gehirns im Vergleich zum Körper bei Menschen wie bei Affen dieselbe ist. Beim Elephanten dagegen bildet das Gehirn nur $^{1}/_{2500}$ seines Körpergewichtes, beim Menschen $^{1}/_{37}$ bis $^{1}/_{35}$. Man darf auch wieder nicht hoffen den geistigen Rang des Gehirns nur nach seinem relativen Gewicht zu bestimmen, denn bei Vögeln finden sich günstigere Größen als bei Menschen, bei manchen Singvögeln beträgt das Gewicht des Gehirns sogar $^{1}/_{12}$ des ganzen Körpergewichts.

Die Vergleiche der Gehirnmassen oder der Schädelräume werden aber schon deßwegen zu Irrthümern führen, weil im Gehirn selbst sich eine doppelte Substanz findet, nämlich eine weiße und eine graue, welche letztere zwar auch im Innern, vorzugsweise jedoch nur an den Oberflächen des Gehirns, vorzüglich des großen Gehirns sich zeigt. „Die feinere anatomische Untersuchung, bemerkt Th. Bischoff in seinem Vortrage über den Unterschied zwischen Mensch und Thier, hat gelehrt daß jene graue Substanz vorzugsweise aus Körnchen und kugelförmigen Gebilden, so wie aus Bläschen, die weiße dagegen aus höchst feinen und zarten Röhren besteht wie sie sich in ganz ähnlicher Weise auch in den im Körper sich verbreitenden Nerven finden.“ Versuche bei Thieren, Verwundungen und krankhafte Veränderungen bei Menschen haben unzweifelhafte Beweise geliefert „daß die graue Substanz als materieller Träger des Bewußtseyns und der höheren Seelenfunctionen, während die Röhren der weißen Substanz als Vermittler, Leiter und Verbindungsglieder zwischen Hirn und Körper und einzelner Hirntheile unter einander zu betrachten sind.“ Deßwegen legt man auch einen so hohen Werth auf die Zahl, Tiefe und Unregelmäßigkeiten der Furchen und Windungen des menschlichen Gehirns. Denn je zahlreicher und tiefer die Windungen, desto größer die Oberfläche des Gehirns, je größer aber die Oberfläche, desto mehr graue Substanz. Im gleichen Schädelraum können daher durch die Win-

Digi[illegible]ogle

dungen ungleiche Gehirnoberflächen und ungleiche Mengen grauer Substanz vorhanden seyn.

Es kommt indessen bei diesen Untersuchungen gar nicht darauf an wie groß die Kluft ist die uns Menschen von den menschenähnlichen Affen trennt, ob, wenn man sich nur an die Schädelräume hält, der Abstand zwischen den höchsten Kaukasiern und den niedrigsten Alfurus noch größer oder geringer sey als der Abstand zwischen dem Alfuru und dem höchsten der Affen, sondern es handelt sich darum ob wir uns die Kluft ausfüllbar denken können oder nicht. Und hier ist bis jetzt noch jedem überlassen sich für das eine oder das andere zu entscheiden. Die Anhänger der Darwinschen Lehre müssen natürlich die Kluft sich ausgefüllt denken. Je vollkommener das menschliche, je unvollkommener das Affengehirn erscheint, um so viele Hunderttausende oder Millionen von Jahren werden sie brauchen, ehe sie rückwärts gehend den gemeinsamen Ahn von Affen und Menschen erreichen. Ihre Lehre ist bis jetzt aber nur eine Hypothese, sie ist nicht erwiesen und läßt sich vorläufig nicht erweisen, so wenig wie die andere Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten, die ebenfalls eine Hypothese ist, sich erweisen läßt.

Ein Theil der Kluft ist für die Anhänger der Darwinschen Lehre durch einen wichtigen geologischen Fund im Jahr 1857 ausgefüllt worden. Professor Schaaffhausen in Bonn entdeckte nämlich in einer Kalksteinhöhle in Neanderthal zwischen Düsseldorf und Elberfeld ein menschliches Skelett, welches leider beim Ausgraben von den Arbeitern beschädigt wurde. Der Schädel gewährte die Eigenthümlichkeit daß er in der Region der Augenbrauen einen Höcker zeigt, aber viel größer und nicht zu verwechseln mit den phrenologischen Unebenheiten und Anschwellungen der Stirn bei sehr intelligenten Köpfen der Jetztzeit. Jenes Vortreten der Stirn war vielmehr sowohl nach oben im Stirnbein, wie nach unten bei der Nasenwurzel von tiefen Einsenkungen begränzt. Der Vorderkopf war eng und flach, die mittlern und hintern Theile des Schädelgewölbes aber gut entwickelt. Schaaffhausen und sein englischer Uebersetzer Hr. Busk sind beide überrascht worden von der Aehnlichkeit des Schädels mit den Schädeln der Gorillas oder Tschimpansis. Nun könnte man sich vielleicht denken, dieses einzelne Skelett möchte einem mißgeformten Menschen angehört haben, einem Cretin der Vorzeit, allein die Betrachtung der andern Skelett-Theile läßt einen solchen Trost nicht zu, denn jene starke Entwicklung der Stirnwinkel steht in physiologischem Zusammenhang mit der ungewöhnlichen Dicke der andern Beine des Skeletts, welche die gewöhnlichen Verhältnisse um die Hälfte übertreffen. Das Skelett selbst muß den wilden eingebornen Stämmen angehört haben, welche Nordeuropa vor der Einwanderung der Indogermanen bewohnten, und die vor diesen wahrscheinlich bei der ersten Berührung mit höherer Civilisation verschwunden sind, wie in Amerika heutigen Tages die Rothhäute, in der Südsee die oceanischen Racen vor den Europäern verschwinden.

Um den geistigen Werth des Schädelbaues zu messen, bedient man sich bekanntlich des sogenannten Camperschen Gesichtswinkels. Diesen Winkel erhält man wenn man ein Profil des Schädels aufs Papier getragen hat, durch eine Linie vom hervorragendsten Theil der Stirn auf den hervorragendsten Theil des Oberkiefers und durch eine zweite Linie vom äußersten Gehörgang zur Basis der Nase. Wie alle solche Maßstäbe liefert der Camperſche Gesichtswinkel keine völlig verlässigen Größen, weil er nur annähernd die Entwicklung des Gehirns ausdrückt, allein wo andere Mittel zum Vergleich fehlen, da ist er allerdings nicht zu verschmähen. Beim Kaukasier schwankt die Größe des Winkels zwischen 80—85°, beim Neger zwischen 65—70°, beim Orang und Tschimpansi erreicht sie nicht ganz 50°. Der Schädel aus Neanderthal soll nach Schaaffhausen einen Winkel von 56°, nach Hrn. Busk von 64°—67° bieten. Der deutsche Gelehrte bestimmte den Winkel nach dem Original, der Engländer nach einem Gypsabguß. Die Unterschiede in den Resultaten rühren aber daher daß der Schädel selbst beschädigt worden war, so daß die Messung immer nur hypothetisch ausgeführt werden konnte. Alles was sich daraus schließen läßt, besteht vorläufig darin daß jener Schädel die Lücke zwischen den lebenden niedern Menschenracen und den Affen wieder um ein beträchtliches Stück verengert. Aehnliche Schädel wie in Neanderthal sind übrigens früher schon in Rußland, und Schädel mit äußerst geringen Gesichtswinkeln in Brasilien gefunden worden.

Es ergibt sich aus diesen Vergleichen jedenfalls so viel, daß die Civilisation außerordentlichen Einfluß auf den Bau des Menschenschädels ausübt, und zwar in dem Sinn daß sich der Camper'sche Gesichtswinkel zu vergrößern strebt. Umgekehrt aber wird das Alter des Menschengeschlechtes in unsern Augen immer größer, denn jedenfalls waren nicht bloß Jahrtausende, sondern gewaltige Zeiträume erforderlich ehe die ältesten Schädel durch beständige Entwicklung die Formen der modernen erreichen konnten.

Eine Dampfschifffahrt auf dem weißen Nil.

(Auszug aus einem im Bulletin de la Société de Géographie enthaltenen Schreiben Ferdinand Lafargue's an Jomard, Mitglied des Instituts.)

Chartum, 15 Sept. 1860. Da die ägyptische Regierung den Fremden den Besitz von Dampfbooten für eigene Rechnung auf dem Nil nicht gestattet, so wandte ich mich an Se. Hoh. den Prinzen Halim-Pascha, dem ich meine Plane mittheilte, und der sie annahm. Der Dampfer wurde mir daher von dem Prinzen mit jener Anmuth und jenem hohen Wohlwollen bewilligt welche an die ausgezeichneten Eigenschaften seines erlauchten Vaters erinnern.

Der von dem Prinzen erörterte und gebilligte Feldzugsplan war folgender: 1) den Dampfer nach Sudan zu führen; 2) Forschungsversuche auf den drei großen Wasserläufen zu machen welche das System des Bahr el Abiad bilden.

Digitized by Google

Da ich niemanden an Bord hatte der fähiger war als ich eine Breite oder eine Länge aufzunehmen, so übernahm ich die Abfassung eines Reise-Tagebuchs allein; übrigens war unsere Absicht, genau ausgedrückt, keine andere als andern in wissenschaftlicher Hinsicht besser organisirten Forschungen die Wege zu bahnen, und wir waren der Ansicht daß wir, nachdem wir den Dampfer nach Sudan geführt und Schifffahrtserfahrungen auf einem der erwähnten drei Wasserläufe gemacht, damit eine Reihe von Thatsachen erlangt hätten die zur Lösung der uns beschäftigenden Frage dienen könnten.

Vom Palast von Schubra am 22 Sept. 1857 abgereist, waren wir am 25 Dec. in Meraweh (Meraouéh), Ober-Nubien, angekommen. Die außerordentlich niedrigen Gewässer des Nils nöthigten uns zur Vertagung der Fortsetzung unserer Reise. Am 1 Aug. 1858 reisten wir von Meraweh ab, und trafen am 21 desselben Monats in Berber ein.

Ich übergehe die Fahrt über die Kataraкten mit Stillschweigen; die Hindernisse wurden ohne ernste Beschädigung unsers Fahrzeugs bewältigt. Indeß hatten wir sehr zu thun um das gute Resultat zu erzielen das uns vorbehalten war.

Auf der kleinen Fahrt von Berber nach Chartum, im September, stellten wir Versuche mit dem Holz als Brennmaterial an. Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht; das Holz von Sudan, das stets sehr hart und sehr schwer ist, gab uns einen Hitzegrad welcher dem der Steinkohle gleichkam.

In Chartum am 21 Sept. angelangt, verweilten wir daselbst bis zum 22 Oct., dem Tag unserer Abreise nach dem obern Theile des weißen Flusses.

Folgendes waren die Bedingungen unserer Reise: der Dampfer schleppte zwei ungewöhnlich große sudanische Boote, deren jedes an Lebensmitteln und Glaswaaren ein Gewicht gleich 200 Ardeb Getreide trug; ich muß beifügen daß der Dampfer mit dem Gewicht dieser beiden Fahrzeuge nur eine Lieue in der Stunde machen konnte. Frei von aller Schleppung machte unser Dampfer, mit Holz geheizt, vier Lieues in der Stunde.

Wir waren am 25 Nov. nach Gondokoro gelangt; während dieser Reise hatten wir eine Woche verloren um einen Elephantenjägerposten zu organisiren, und Versuche über die neuen explosiblen Kugeln anzustellen.

Am 29 Nov. reisten wir wieder von Gondokoro ab, und kamen am 25 Dec. nach Chartum zurück, nachdem wir abermals eine Woche mit der Fortsetzung der Versuche über die explosiblen Kugeln verloren hatten.

Während dieser langen Fahrt von Chartum nach Gondokoro und während der Rückreise hatte es uns nie an Brennstoff gefehlt; wir hatten keine andere Unzukömmlichkeit zu befahren als daß sich im Wasser hängende Sumpfpflanzen in das Ende der Rohre der Wasserpumpe, welche den Kessel speist, eindrängten. Wenn diese Röhre verstopft war, blieb das Boot stehen, und man mußte dieses Gras sogleich entfernen; es wäre leicht diese Unzukömmlichkeit zu verhindern, wenn man ein Gitterwerk um das Ende dieser Röhre anbrächte.

Dieser Art ist die einzige Reise welche mir mit diesem Dampfer zu machen gestattet gewesen. Die Krankheiten einerseits, einige elende Intriguen andrerseits haben mich veranlaßt die projectirten Versuche aufzugeben; sobald sie wieder aufgenommen werden, möge es mir erlaubt seyn Ihnen einige Bemerkungen vorzulegen über den Nutzen welchen man aus diesem Dampfer ziehen könnte um das schwierige Problem der Reisen ins Innere des Landes zu lösen.

Die Schifffahrt mit Segeln, die den Gesetzen des Windes unterworfen ist, kann nur in gewissen Epochen des Jahres und während einer sehr beschränkten Zeit nützlich seyn. Die Nordwinde machen sich hier, in Chartum, erst gegen Ende Octobers fühlbar, und nur im November sind sie stark und regelmäßig; allein um diese Zeit sind die Gewässer des Nils bereits um mehrere Meter gefallen, und dieses Sinken dauert fort bis zur Regenzeit, welche auch die der der Rückkehr der Südwinde ist; diese beiden Windearten theilen sich fast in das ganze Jahr. Wenn sie in umgekehrter Richtung wehen würden, hätte die Lösung des Problems bereits seit langem stattgefunden.

Ich muß gestehen daß der Handelsstand, trotz dieses großen Hindernisses, ungeheure Anstrengungen macht um sein Gebiet zu erweitern; besonders Bahr-el-Ghazal ist umfänglich und nützlich durchwandert — es ist dieß das Ufer welches die größte Menge Elfenbein liefert. Die Kaufleute von Chartum haben Niederlassungen in Fertit, bei den Namnam; sie mischen sich unter die Schellabs (Gellabs) welche von Darfur herkommen, und machen ihnen eine verderbliche Concurrenz. Um zu Flusse nach Fertit zu gelangen, sind viel weniger Kosten erforderlich auf dem Wege welchen die Schellabs einschlagen. Es ist unbestreitbar daß der Elfenbeinhandel, der den Reichthum Darfurs bildet, in wenigen Jahren mittelst des Nils betrieben werden wird.

Folgendes ist, nach den Erkundigungen die ich bei einem Handelsmann Namens Ali Umuri eingezogen, die Zahl der Tagreisen die er braucht um an seine Niederlassung in Fertit zu gelangen.

Mit gutem Winde von Chartum abgereist, bedarf er dreizehn bis vierzehn Tage um nach Rek zu kommen, das der allgemeine Sammelplatz sämmtlicher Boote ist.

In Rek ist ein tiefer und umfangreicher See, der in seinem nördlichen Theil von den mit hohen Pflanzen bedeckten Sümpfen begränzt wird, in denen die verschiedenen Wasserläufe, deren Vorhandenseyn constatirt ist, sich verlieren und verschwinden. Dieser Wasserläufe gibt es fünf; die drei vornehmsten sind: 1) derjenige welcher aus Westen kommt, und den die Handelsleute mit dem Flußnamen der Araber bezeichnen, der Rezegat-Araber wegen die dessen Ufer innehaben; 2) derjenige welcher ins Fertit geht, und den man Bahr el Giour nennt, des Stamms der Giours wegen: dieser Wasserlauf ist merkwürdig durch die Reinheit seines Wassers, das durchsichtig ist und in jeder Jahreszeit eine ununterbrochene Strömung besitzt; allein während des Winters hat dieser kleine Fluß, der in der Regenzeit beträchtlich ist, nicht Tiefe genug um einem Boot die Fahrt aufwärts zu gestatten; endlich 3) hat man das Vorhandenseyn eines andern Wasserlaufs constatirt, der von Süden kommen und, wie die beiden vorge-

Digitized by Google

nannten, nur während der Hochwasser schiffbar seyn soll. Man hat mir gesagt daß gewisse Handelsleute diesem letztern Wasserlauf zu Fuß gefolgt, und auf die Höhe von Gondokoro gelangt seyen ohne dessen Ende gesehen zu haben.

Im See von Nek nach dreißig oder vierzig Tagen angekommen, lassen unsere Handelsleute ihre Boote zurück, und setzen die Reise zu Fuß fort. Vom Nek-See bis zu den Giours-Negern brauchen sie sechs, und von den Giours nach dem Fertit sieben Tagreisen.

Das Gebiet der Nammam stößt an das von Fertit, und diese beiden sehr verschiedenen Volksstämme sind beständig im Kriege mit einander. Die Nammam sind wirklich Menschenfresser; der bei ihnen beliebteste Theil des menschlichen Körpers ist der Fuß, welcher, wie sie sagen, ein zartes Gericht sey; sie sind nicht so schwarz wie ihre Nachbarn in Fertit; ihre Farbe ist heller.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen in diesem Brief alle die Notizen aufzeichnen wollte welche ich über diese Völkerschaften aufgenommen habe; ich kehre daher zu meinem Gegenstand zurück, von dem ich ein wenig abgekommen bin, indem ich Ihnen die Anstrengungen schildern wollte welche der Handelsstand macht um die Gränzen seines Geschäftsgebiets auszudehnen.

Das in Rede stehende Dampfboot hat 20 bis 25 Pferdekräfte. Seine Maschine, von englischem Ursprung und niederm Druck, läßt nichts zu wünschen übrig. Die Magazine dieses Dampfers können gehauenes und gut aufgebeugtes Holz für dreißig Marschstunden aufnehmen; trotz der Schwere dieses Brennmaterials, der Lebensmittelvorräthe ꝛc. hat es nur 85 Centimeter Tiefgang. Seine Raumbenützungen sind der Art daß, außer den Wohnungen des Mechanikers und seines Gehülfen, vier Personen bequem in seinem Innern untergebracht werden können. Die Magazine für die Mundbedürfnisse können ebenfalls für zehn bis elf Monate ausreichen; allein unmöglich könnte man in diesem Dampfer die Getreidevorräthe für das Personal unterbringen welches eine Expedition begleitete, und das zum mindesten aus sechzig Personen bestünde, ungerechnet die beim Dienst der Maschine verwendeten Männer. Man müßte diesem Dampfer also eine leichte Barke, eine sogenannte Sandal, beigeben, welche ein Gewicht tragen könnte das dem von 150 Ardebs Durah gleichkäme, und die ihr Segelwerk so wie ein Duzend Ruder hätte.

Diese mit Mannschaft und Lebensmitteln befrachtete Barke ans Schlepptau nehmend, könnte der Dampfer zwei Lieues in der Stunde machen. Nimmt man nun an daß der Dampfer während eines Monats, und bei großem Zeitverlust in Folge des Holzhauens und anderer unvorgesehenen Ursachen, zwanzig Tage und jeden Tag 14 Stunden lang auf der Fahrt seyn kann, so ist einleuchtend daß er nach Verfluß von 30 Tagen eine Strecke von 580 Lieues zurückgelegt haben wird.

Die Erfahrungen die wir bereits gemacht haben, lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit dieser Berechnung; und was das Brennmaterial betrifft, so gestatten uns die Reise welche wir bereits ausgeführt, und die genauesten Nachweisungen die wir uns verschafft haben, die Versicherung geben zu können daß man nie Mangel daran haben wird, welchen Wasserlauf man auch in den Kreis seiner Forschungen ziehen will.

Um die Karte Hrn. v. Arnauds über den Punkt hinaus fortzusetzen und zu ergänzen wo der Reisende Halt gemacht hat, wäre es unumgänglich daß die Expedition um den 15 Oct. von Chartum abgienge. Ihre Dauer beliefe sich auf höchstens zwölf bis vierzehn Monate; sie käme in den ersten vierzehn Tagen Novembers in Gondokoro an, und bliebe dort bis zum künftigen Monat April. In diesem Zeitraum würde das Segelboot zu den Nuers-Negern geschickt, um die Durah-Vorräthe zu vermehren; denn das in Chartum gekaufte Getreide würde, des Fassungsraums des Sandal wegen, für die ganze Dauer der Expedition nicht ausreichen.

Nachdem sie in Gondokoro einen Theil der für die Bedürfnisse der Rückreise nothwendigen Lebensmittel hinterlegt hat, wird die Expedition die Reise am 1 Mai, d. h. zur Zeit wo das Wasser von neuem zu steigen beginnt, wieder antreten. Den von den vorübergehenden Regen, welche unter dieser Breite während des ganzen Winters stattfinden, herrührenden Schwankungen im Steigen und Fallen des Wassers zufolge wird die Expedition sonach mindestens vier Monate reisen können, und wenn es, wie man versichert, wahr ist daß der Dampfer bei 85 Centimeter Tiefgang nur den Raum von 4 oder 5 Graden durchfahren kann, so ist es gewiß daß das ihm folgende Boot, welches mit seinen 30 Mann und seinen Lebensmitteln für zwei Monate einen Tiefgang von höchstens 45 Centimetern haben wird, mit Hülfe seiner Ruder nothwendigerweise die äußersten schiffbaren Gränzen des weißen Flusses erreicht.

Ich will nicht von der angeblichen Katarakte sprechen die sich jenseits der Insel Schanger (Janguer) befindet; ich habe sie selber besucht, und meine Barke hat sie viermal befahren, ohne daß sie je auf einen Felsen aufgestoßen ist. Im Monat September nach Gondokoro zurückkommend, könnte die Expedition mit leichter Mühe im October zu Chartum seyn.

Dr. Fitzinger über die Fortpflanzung der Giraffe.

Die ersten Beobachtungen hierüber wurden in England an in der Gefangenschaft gehaltenen Thieren gemacht. Seit die Menagerie zu London im Jahre 1836 auf einmal in den Besitz von sieben lebenden Giraffen kam, sind, so viel mir bekannt, zwei Fälle zur Oeffentlichkeit gelangt welche sich daselbst ergeben haben. Aus den hierbei angestellten Beobachtungen geht hervor daß die Paarung im März oder Anfangs April, der Wurf im Mai oder Juni stattfinde, die Tragzeit 431 bis 444 Tage oder 14¼ bis 14½ Monate betrage, und daß das Giraffen-Weibchen nur ein einziges Junges zur Welt bringt, obgleich nach den Aussagen der Eingebornen bisweilen auch zwei Junge geworfen werden sollen.

Digitized by G

Das neugeborne Junge, das mit geöffneten Augen zur Welt kommt, hat bereits eine Länge von 6 Fuß 10 Zoll, versucht schon 10 Stunden nach dem Wurfe zu gehen, und saugt stehend an der Mutter, wobei es jedoch den Hals so viel als möglich strecken muß um das Euter zu erreichen. Schon nach drei Wochen beginnt es vegetabilische Nahrung zu sich zu nehmen, und nach vier Wochen bildet diese bereits den Hauptbestandtheil seiner Nahrungsmittel, nach deren Genuß es regelmäßig, so wie die alten Thiere, wiederkaut. Wiewohl später eine große Anzahl von Giraffen lebend nach Europa kam, so ereignete es sich doch nur äußerst selten daß sie sich in der Gefangenschaft vermehrten, und außer London ist, so viel ich weiß, bis jetzt kein weiterer Fall bekannt.

Um so interessanter ist es daß auch in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn bei Wien, wo schon seit dem Jahre 1852 eine größere Anzahl von Giraffen gehalten wird, sich jetzt der Fall ergeben daß ein Weibchen derselben geworfen hat.

Der Paarungsact selbst ist zwar nicht wahrgenommen worden, doch muß derselbe, den in London gemachten Erfahrungen zufolge, Ende Aprils im verflossenen Jahre stattgefunden haben. Daß die Paarung in derselben Weise vor sich gehe wie beim Pferde und dem Rinde, ist wohl außer Zweifel, da das Giraffen-Männchen nicht selten das Weibchen bespringt, ohne daß es jedoch dabei zu einer Paarung kommt, wie man dieß häufig auch selbst unter den Kühen sieht, daß sie sich wechselweise bespringen.

Ueber die Trächtigkeit des Weibchens gelangte man erst vor wenigen Wochen zur völligen Gewißheit, als das Euter anzuschwellen begann, denn außer der allmählichen Zunahme des Umfanges des Leibes, der übrigens selbst bis zur letzten Stunde nicht beträchtlich war, konnte kein anderes Merkmal wahrgenommen werden.

Am 20 Juli, wo ganz unerwartet der Wurf erfolgte, bemerkte man erst in den Nachmittagsstunden eine Veränderung in dem Betragen des Thieres, indem es gegen seine sonstige Gewohnheit die ganze Zeit liegend im Freien zubrachte. Als es gegen Abend in den Stall geleitet wurde, gab es bald eine gewisse Unruhe zu erkennen, und in kurzer Zeit darauf trat um 8½ Uhr auch der Geburtsact, und zwar so wie beim Rinde, in stehender Stellung, ein.

Das Giraffenkalb mußte jedoch früher künstlich gewendet und in die richtige Lage gebracht werden, da nach allen Anzeichen eine Fußgeburt zu erwarten stand. Der Wurf selbst gieng vollkommen regelmäßig von statten, und die Nabelschnur riß während des Falles des Kalbes auf den Boden.

Von einer besonderen Anhänglichkeit der Mutter an ihr Junges war seit dem ersten Augenblicke durchaus nichts zu bemerken, denn nachdem sie ihr Kalb einigemale am Kopfe beleckt, wandte sie sich von ihm hinweg, ohne sich ferner um dasselbe zu bekümmern.

Man versuchte es dann später, das Giraffenkalb an das Euter der Mutter zu bringen, wobei es jedoch gehoben werden mußte, um dasselbe zu erreichen, da es noch zu schwach auf den Beinen war sich so weit zu strecken.

Es erfaßte zwar eine oder die andere der vier Zitzen, und versuchte auch zu saugen, doch ließ es schon sehr bald wieder aus, daher man sich auch genöthigt sah, dem Kalbe die Milch künstlich beizubringen, was mittelst eines gewöhnlichen Saugglases geschieht, und mit der größten Gier erfaßt das Junge die ihm vorgehaltene Kautschuk-Zitze und schlürft die Milch, welche weit süßer als die Kuhmilch ist, durch dieselbe aus dem Glase.

Die Mutter hält sich beim Melken ziemlich ruhig, doch ist das Euter viel zu milcharm, um so viel zu geben als zur Ernährung des Kalbes nöthig ist. Aus diesem Grunde mußte man auch zur Kuhmilch Zuflucht nehmen, die von einer säugenden Kuh genommen wird.

Ich habe Gelegenheit gehabt das Giraffenkalb, das weiblichen Geschlechtes ist, 21 Stunden nach dem Wurfe zu sehen, wo es zwar vollkommen gesund und frisch, doch noch etwas schwach auf den Beinen war. Heut ist es schon weit lebhafter und munterer. Es ist fast genau von derselben Farbe und Zeichnung wie die alten Thiere, nur sind die Flecken etwas heller. Die Gesammthöhe beträgt bei gestrecktem Halse ungefähr 4 Fuß 8 bis 9 Zoll. Das Haar ist sehr fein und selbst das der kurzen aufrechtstehenden Mähne. Von Stirnzapfen ist noch keine Spur vorhanden, doch befindet sich an ihrer Stelle ein ungefähr zollanger Büschel schwarzer Haare, die, nach vorwärts gerichtet, glatt am Scheitel anliegen.

(Zoolog. Garten.)

Lola Montez' letzte Schicksale in den Vereinigten Staaten.

Vor einem Jahr schickte ich Ihnen einen kurzen Bericht über Lola Montez Aufenthalt in Californien und ihre Vorlesungen in New-York; ich schloß damals mit der Vermuthung daß aus der gefeierten Tänzerin eine Betschwester werden würde. Dieses Prognosticum hat sich nicht nur erfüllt, sondern Undank und Habgier haben sie seitdem getödtet; sie, die gewohnt war mit offenen Händen zu geben, deren leidenschaftliches Temperament für jeden Eindruck empfänglich war, der trotz der Bekanntschaft mit Tausenden von Menschen doch alle Menschenkenntniß abgieng, sie ruht jetzt verwaist auf dem Kirchhof von New-York, ohne daß ein befreundetes Wesen sie auf diesem letzten Wege begleitet, ohne daß einer der Tausende denen sie Gutes gethan, sie während ihrer letzten Krankheit gepflegt hätte.

Ohne ihre Biographie geben zu wollen, will ich nur einiger Episoden ihres Lebens erwähnen, welche in Deutschland nicht bekannt seyn dürften, und hoffentlich dazu beitragen werden einzelne Vorurtheile hinwegzuräumen.

Ihr excentrisches Wesen ist nicht nur durch ihre Abstammung von spanischem und irländischem Blut zu erklären, sondern auch dadurch daß sie ihre ersten Jugendeindrücke in

Digitized by Google

Ostindien empfieng, wo nichts ihren Capricen Schranken setzte. Ihre eigenthümliche Aussprache des Französischen, Spanischen und Englischen — obgleich der drei Sprachen gleich mächtig — versperrte ihr die Bühne, für welche sie den größten Beruf zu haben glaubte, während gerade diese Eigenthümlichkeit und ihr lebhafter Geist ihre Unterhaltung besonders pikant machte. Im Ehestande, wie in ihren verschiedenen Liebesverhältnissen war sie gewiß häufiger die Betrogene als die Betrügende. Der plötzliche Tod eines jungen Schauspielers, Namens August Follin, mit dem sie von hier nach Australien reiste, welcher auf der Rückreise in Honolulu ertrank, machte einen sehr schmerzlichen Eindruck auf Lola Montez, indem sie sich als die Ursache seines frühen Hinscheidens anklagte, sie suchte daher für dessen kleine Kinder zu sorgen, indem sie nach dem Verlust ihres Vermögens in Großvalley (zum Theil durch Feuer, zum Theil durch mißbrauchtes Vertrauen) für etwa 10,000 Doll. und ihre Diamanten hier verkaufen ließ, und das Erträgniß in einem Testament den genannten Kindern Noel und Caroline Follin vermachte, um denselben im respectiven Alter von 25 und 21 Jahren ausgezahlt zu werden, die Zinsen aber inzwischen zu ihrer Erziehung zu verwenden. [1]

Als sie darauf nach New-York zurückkehrte, lernte sie dort eine Schwester Follins kennen, welche sie adoptirte und als Minnie Montez auf die Bühne brachte, wofür ihr aber das nöthige Talent zu fehlen schien; sie ist es welche später verheirathet ihre Wohlthäterin verläugnete als sie von derselben in Broadway angeredet wurde. [2]

Diese Undankbarkeit und die Entdeckung daß ein berühmter Spiritualist, in welchen sie blindes Vertrauen setzte, seine Geisterklopferei nur benutzt hatte um sie und das Publicum zu hintergehen, wirkten niederschlagend auf Lola's Gemüth. Zwar hielt sie noch Vorlesungen in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten, wie in England, publicirte auch ein Werk über die Künste der Toilette, allein ihre Ansichten von der Welt und von sich selbst waren schon sehr verschieden von dem Ausspruch, welchen sie 1851 machte, als sie mit Kossuth auf demselben Dampfer in New-York eintraf. „Wir sind beide Humbugs," sagte sie, „nur mit dem Unterschied daß ich es gestehe und er nicht," eine Aeußerung, welche nicht ohne Scharfsinn ist.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr, sie miethete sich bei einem schottischen Blumenhändler, Namens Buchanan ein, dessen Frau sie in frühern Jahren in Schottland kennen gelernt hatte und welcher einen hübschen Landsitz in Astoria auf Long-Island bei New-York besaß. Europäische Zeitungen verbreiteten die Fabel daß Lola dort von der Frau des Präsidenten Buchanan (welcher, wie bekannt, Junggeselle ist) während ihrer letzten Krankheit gepflegt wurde, während es jene Schottin war, welche durch erheuchelte Freundschaft sich von Lola Mondez alles überschreiben ließ was sie besaß, unter dem Versprechen, bis an ihr Ende aufs liebevollste verpflegt zu werden, unter anderm auch die ihr von ihrem frühern Manne Hrn. Heald ausgesetzte Pension von einigen tausend Thalern.

Aber wie schmählich erfüllte diese Person ihr Versprechen; als Lola's Zustand bedenklicher ward, ließ Mrs. Buchanan sie im vorigen Herbste zur Stadt bringen und miethete eine schlecht möblirte Wohnung, in deren Hinterzimmer sie eine arme irländische Familie einquartierte, um Lola zu pflegen.

Der Redacteur einer Zeitung und früher mit Lola bekannt, besuchte sie in diesem miserablen Quartier, und war so empört über die Art wie die arme Invalide gebettet und gepflegt war, daß er sich an die „Ladies Christian Association" wandte, um ihr eine bessere Wohnung und Aufwärterin zu verschaffen, allein von der Vorsteherin dieses „christlichen" Instituts ward er abgewiesen, weil sie nur „gute Christen" annehmen könnten. So lag die Aermste fast völlig paralysirt mehrere Wintermonate im ungeheizten Zimmer, und wenn sie dasselbe mit Mühe verließ um irgendeine Erfrischung zu erbitten, so ward sie von dem elenden Weibe welche zu ihrer Pflege angestellt war, auf die roheste Weise, und wie es heißt bei den Haaren zurückgezogen. Ein Geistlicher, Hr. Francis L. Hawks, welcher ihr die letzten Tröstungen der Religion brachte und welcher sie als eine reuige Christin bezeichnet, fand sie auf einer schmutzigen Matraze ruhend, ohne Bettstelle, eine alte Fußdecke gegen die Fenster genagelt statt der Gardinen, die Möbeln des Zimmers aus einem gemalten Tisch und zwei Stühlen bestehend. Er beschreibt die Todtenscene als das schrecklichste was ihm je begegnet, da die Sterbende sich von Dämonen umgeben und bedroht glaubte, welches sie während der letzten beiden Tage in den fürchterlichsten Lauten nach Hülfe schreien machte.

So endete die Gräfin Landsfeld; sie, welche den raffinirtesten Luxus gewohnt gewesen, und der von allen Classen der Gesellschaft gehuldigt worden, fiel ein Opfer der Undankbarkeit, der Habgier und der Brutalität. [1]

San Francisco, Mai 1861. W. S.

---

[1] Dieses Testament schließ mit den Worten: „Damit sie erzogen werden in der Liebe zu Gott, und der Kenntniß seines Charakters und seiner Attribute, wie sie uns in seinen Worten offenbart und in seinen Werken augenfällig gemacht werden; es ist daher mein Wille daß sie aufs gründlichste in den Principien und in den Schulen unterrichtet werden, welche man als spiritualistisch bezeichnet." Ich gebe diesen Auszug um zu zeigen daß Lola Montez schon damals den Einflüsterungen dieser Geisterklopfer Gehör schenkte.

[2] Diese Scene ward von einem Augenzeugen wie folgt beschrieben: „Nach längerer Trennung begegnete sie ihrem Schützling in Broadway in Gesellschaft einer Dame des bessern Tons. Mit offenen Armen auf sie zueilend, tritt diese kalt zurück und bemerkt: Ich kenne Sie nicht Madame!" und droht selbst mit der Polizei, als Lola sie an die Vergangenheit erinnerte, da sie an solche Herzlosigkeit nicht glauben kann. Eine Art Schlagkrampf war die Folge dieser Gemüthsaufregung, mit Mühe erreichte sie ihre Wohnung, aber ihre Kraft war für immer gebrochen.

[1] Auf ihrem Grabstein stehen die wenigen Worte:

Elisa Gilbert

starb am 17 Jan. 1861.

by Google

Miscellen.

Preis guter Schafe in England. Vor kurzem verkaufte ein englischer Schafzüchter, Hr. Jonas Webbs, seine berühmte Heerde von Southdown Schafen. Die größten Notabilitäten des englischen Ackerbaues waren bei dem Verkauf anwesend und ebenso Abgesandte von allen Theilen der Erde. Unter ihnen Hr. E. Wilson aus Australien, der Eigenthümer des Melbourne Argus, der sich unabläßig bemüht nützliche Thiere aller Art in seinem neuen Vaterland einzuführen und einheimisch zu machen. Die Preise welche für die Schafe bezahlt wurden, waren sehr hoch. Viele Widder wurden mit mehr als hundert Pfund bezahlt, und Hr. Hudson von Castle Aire bezahlte einen mit 250 Guineen (1750 pr. Thlr.) Fünf Mutterschafe brachten 170 Guineen und sämmtliche 970 Stück 10,922 Pfd. St. (72,813 Thlr. 10 Sgr.)

*

Der Mormonen-Prophet. Brigham Young hat siebenzehn Frauen und beabsichtigt dreißig zu haben, sobald er einen Palast für sie bauen kann. Erst vor fünf Jahren wurden ihm neun Kinder in einer Woche geboren. Er ist ein Mann von sechzig Jahren, blond, von Mittelgröße, stark, ja beinahe dick. Er hat regelmäßige Züge, eine breite Stirn, pfiffige Augen und einen freundlichen Mund. Sein allgemeines Aussehen ist das eines ehrlichen Pächters. Wir fanden ihn in seinem Geschäftszimmer, seinen Secretären Instructionen dictirend, und zugleich ein Primchen von ächtem Virginia-Tabak zurechtmachend. Er nahm einen Lehnsessel ein, in welchem er mehr kauerte als saß. Auf dem Kopf trug er einen braunen, breitrandigen Filzhut. Sein Rock von grünlichem Tuch war ganz außerordentlich weit. Die unter den Hosen sichtbaren Strümpfe waren weiß und rein und seine Wäsche ziemlich gut. Er versteht keine andere Sprache als seine eigene.

*

Eine goldene Kanone. Als ich neulich den Tower in London besuchte, zeigte man mir eine große Kanone, von der mir der Aufseher sagte daß sie von Gold und anderm kostbaren Metall gemacht sey. Ich hörte daß die Juden 20,000 Pfund dafür geboten hätten, während 12 davon abgeschnittene Zoll, die nach Birmingham zum Schmelzen geschickt waren, einen Werth von 8000 Pfd. St. auswiesen. Die Inschrift auf der Kanone sagt aus daß sie von Muhammed dem Sohn des Hamzet Allah gegossen und auf Befehl des Sultans Soliman, Sohn Selims, für einen Einfall in Indien im Jahr 937 der Hedschira (A. D. 1530) gemacht, und bei der Einnahme von Aden im Januar 1839 erobert wurde, durch die Expedition unter dem Commando des Capitän H. Smith, Commandeurs des königlichen Schiffes „Voyages."

*

Der Gehalt des Lord-Mayor der City von London beträgt ungefähr 7900 Pfd. St. (52,666 Thlr.); er wird gewöhnlich auf 8000 Pfd. St. angegeben, allein er ist kaum so hoch. Er ist veränderlich, etwa um 1000 Pfd. St. das Jahr mehr oder weniger, da sich ein Theil von Fruchtabgaben herschreibt. Sein Haushalt im Rathhaus (Mansion house) besteht aus 20 Herren und einer Menge von Dienern; er hat seine eigenen Pferde zu stellen und ebenso Wagen und Pferde für die Lady-Mayoreß. Die Ausgaben der Mayoralität überschreiten die Einnahme um etwa 5000 Pfd. St.

*

Der Biß einer Klapperschlange geheilt. Hr. George W. Kendall aus Texas schreibt folgendes an eine Zeitung in New-Orleans: „Ehe ich es vergesse, muß ich Ihnen sagen daß die Medicinkiste zu gehöriger Zeit anlangte, und daß, gerade als ich sie öffnete, ich einen der darin enthaltenen Artikel sehr dringend nöthig hatte. Ich überzählte die Flaschen, als einer meiner Leute hereingelaufen kam, und sagte daß er von einer Klapperschlange gebissen worden sey. Er hielt sein linkes Handgelenk, während zwei Blutströme aus einem seiner Finger kamen, da wo die Fänge der Schlange hineingegangen waren. Da der Mann keinen Tabak kaute, so sagte ich ihm daß er seinen Mund mit Salz füllen und so stark als möglich die Wunde aussaugen solle. Ich hielt dann einen mit Hirschhorn getränkten Lappen auf die Wunde um dem Gift entgegenzuwirken. Dann goß ich dreißig Tropfen Hirschhorn in eine Tasse voll Whiskey (Kornbranntwein), und goß es ihm die Kehle hinunter. Nach fünf Minuten wiederholte ich die Dosis, und fünf Minuten darauf noch einmal. Ich hatte ihm nun ein ganzes Quart starken Whiskey mit neunzig Tropfen Hirschhorn darin gegeben und hielt die Gabe für genügend. Der Mann war ein Irländer, ein alter Soldat, und nahm die Sache sehr kühl. Es war ihm eine große Genugthuung als er hörte daß ein anderer Mann die Schlange getödtet habe, die unter einer Schiene zusammengerollt war, welche er, nicht zehn Schritte vom Hause, aus dem Hofe nehmen wollte. Drei Viertelstunden lang saß er ruhig und sprach über seinen Biß nüchtern und kaltblütig, während ich fortwährend das Hirschhorn auf der Wunde in den Finger erneuerte. Er sagte es sey zu schändlich daß er von dem Biß einer giftigen Schlange sterben müsse, während ich erstaunt war wie er nach einer solchen Gabe reinen Whiskeys nüchtern bleiben konnte. Nach etwa einer Stunde fieng er an zu lachen, dann zu pfeifen, dann zu singen und versuchte endlich zu tanzen. Nun war alles gut; ich wußte daß der Whiskey über das Gift die Oberhand gewonnen und seine Lebenstheile zuerst erreicht hatte. Fünf Minuten darauf war er so betrunken wie Bacchus, zappelte auf der Erde, schlief einen halben Tag und war am andern Morgen so wohl wie einer bei seiner Arbeit. So viel von dem ersten Fall den ich mit dem Inhalt der Medicin-Kiste curirte! Das Hirschhorn mit dem Whiskey gemischt brachte die Heilung fertig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. Augsburg, 1 September 1861.

Biard's Studien in Brasilien.

Auguste François Biard, der bekannte französische Maler, der 1826—1827 in der Levante reiste und 1838—1840 die französische Expedition nach Lappland und Spitzbergen begleitete, hat in den Jahren 1858 und 1859 sich in Brasilien aufgehalten und die Beschreibung seiner Reise mit werthvollen Illustrationen jetzt herausgegeben. Er war am 8 April von Southampton mit dem Postdampfer über Lissabon, Madeira, die capverdischen Inseln nach Pernambuco gefahren. Am 1 Mai entdeckte er die neue Welt. „Der Sonnenaufgang war prachtvoll. Der Himmel, wie ich schon oft zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, bot einen ungewöhnlichen Anblick. Ich hatte mir fast den Schlaf versagt um die Wolkenbilder zu verfolgen, die ganz verschieden sind von denen die man anderwärts sieht. Oft ruht auf einem sehr klaren Himmel eine ungeheure finstre, ja fast schwarze Wolke. Unter einer dieser finstern in der Luft schwimmenden Wolken lag es. Ich richtete mich auf und hielt den Athem zurück. Nein! Es war keine Täuschung, Amerika lag vor mir. Jene schwarzen Punkte waren die Wipfel von Palmen, deren Stämme durch den Dunst verwischt, ja fast vertilgt wurden." Die Palmen wurden bald deutlicher, aber es blieb bei den Palmen, denn kein Hintergrund wollte sich erheben. Dem Dampfer näherte sich jetzt ein Segel, und wiederum ein Segel allein, ohne Bord und Boot. Es war eine sogenannte Rengada oder ein Floß mit Segel, und da das Meer beständig die zusammengefügten Balken desselben überschwemmte, so schien aus der Ferne das Segel allein sich zu bewegen. Ein Boot wurde herabgelassen und das Briefsellesen mit dem Floß ans Land geschickt.

Erst vor Bahia machte der Dampfer eine kurze Rast, und wurde es den Passagieren verstattet den Fuß in die neue Welt zu setzen. Aber die Neugierde des Malers wurde sehr enttäuscht. Nirgends bot sich ihm etwas malerisches, überall nur schreiende Neger. Nichts überraschendes fand er in den Trachten: schmutzige Hosen, schmutzige Hemden, schmutzige Füße, letztere bisweilen bei Kranken von Elephantengröße. Da in Bahia die schönsten Negerinnen seyn sollten, so schaute sich Biard fleißig nach ihnen um, er entdeckte auch einige hübsche Exemplare, aber in der verpesteten Atmosphäre der engen unfläthigen Straßen, wo selbst Negerschönheiten nicht fesseln können. So hätte er denn sehr enttäuscht nach dem Schiff zurückkehren müssen, wenn er nicht wenigstens über einem Orangenbaum einen Colibri hätte schweben sehen, wie eine bessere Verheißung.

Auch Rio de Janeiro, welches er drei Tage später erreichte, ließ ihn kalt, und die Begeisterung, womit ihm ein Landsmann alle weltberühmten Einzelheiten der weltberühmten Uferansicht nannte, den „Zuckerhut," den Buckligen (Corcovado), Botafoga, Gloria, das Castel, erklärte er sich nur damit daß jener in Rio halb eingebürgert zu seiner Familie zurückkehrte. Beim ersten Betreten der Stadt selbst fielen ihm wieder die schönen Negerinnen auf, von stattlichem fast riesenhaftem Wuchse, aber ihr Anblick wurde ihm wiederum verleidet daß sie Fettdärme vor sich zum Verkauf hatten und mit den Händen beständig in der Waare herumwühlten. In seinem Hôtel mußte sich der Reisende die erste Nacht mit einer Kammer begnügen, die nur ein kleines Fenster vor der Nachbarsmauer besaß. In Brasilien ohne frische Luft zuzubringen, kommt der angeblichen Marter unter den venetianischen Bleidächern gleich. Auch wurden hier die ersten Bekanntschaften mit den Moskitos gemacht, und mit einem andern Ungeziefer größern Kalibers, welches aber im Nu verschwand, sobald der Reisende Licht gemacht hatte. Erst beim zweitenmal als er sich vorsichtiger mit der Kerze dem Bett näherte, erwischte er eines der Thiere und erkannte schaudernd darin einen Kakerlak (Blatta insignis), eine Schabenart, die wie die Wanzen „Gestank als Waffe gebrauchen," alles zerfressen, die Schuhsohlen an den Füßen der Eigenthümer, und die unser Verfasser an den Verheerungen kannte, die sie auf einem Kriegsschiff anrichteten, das sie wenige Jahre vorher vom Senegal eingeschleppt hatte. An einen Schlaf war daher nicht mehr zu denken.

Am nächsten Morgen holte Biard aus seinem Koffer einen schneeweißen Pariser Anzug, mit dem er in der Kaiserstadt Aufsehen zu erregen hoffte und auch wirklich erregte, nur war es andrer Art als er beabsichtigte. In Rio tragen nämlich alle Europäer und Creolen stets schwarze Tuchkleider,

obgleich ſie ſich ſelbſt damit ſchwer ſtrafen. Der Rianer Straßenpöbel ſchaute alſo den Pariſer Künſtler an, wie ſeiner Zeit der unſrige den roſenfarbenen Geiſt. Noch mehr Skandal verurſachte er aber im Reich als er in der Umgebung Rio's bei dem „großen Waſſerfall" unter den Kaffeepflanzungen, mit einem Bergſtock, einem Malerſchirm und auf dem Rücken mit ſeinem Farbenkaſten im Ränzel ſich zeigte. Ein Weißer als Laſtträger war ein Aergerniß für Creolen und ein Wunder für die Sklaven. Unglaublich ſchien es den Leuten daß ein kaiſerlicher Lakai eines ſchönen Tages erſchien, und für den Fremdling der ſich ſo ſonderbar aufführte, ein kaiſerliches Schreiben brachte, mit der Einladung nach Rio zurückzukehren, im Palaſt zu wohnen und die kaiſerliche Familie zu porträtiren. Um dem Gaſt den langen Weg durch die Palaſthöfe, und zwiſchen den Wachen und Garden hindurch zu erſparen, gab man ihm den Schlüſſel zu einem Seitenpförtchen in der Barmherzigkeitsſtraße. Der Schlüſſel war von einer Größe wie die Schlüſſel alter Stadtthore auf hiſtoriſchen Gemälden, und Biard verſichert uns, er habe ſich die Rocktaſchen verlängern laſſen müſſen um dieſes Inſtrument bei ſich tragen zu können.

Von Natur geneigt überall die lächerliche Seite der Dinge zuerſt zu gewahren, bringt uns Biard eine Reihe von Caricaturen aus dem Rianer Straßenleben. Die Nationalgarde, wie alle Bürgerbewaffnungen, gewährte ihm die beſte Ausbeute, und unter der Nationalgarde die Bataillonszimmerleute, Neger mit Bärenmützen und Schürzen, welche letztere je nach dem Regiment verſchieden, einige mit Tigerflecken, andere mit Pflanzengewinden, Thee oder Kaffee glänzend und ergötzlich mit Oelfarbe bemalt waren. Erheiternd iſt auch in der Rua Ouvidor, der Anblick der braſilianiſchen Modedamen mit weit geſpannten Crinolinen langſam und majeſtätiſch einherſchreitend, hinter ſich zwei häßliche und ſchmutzige Creolinnen, und ein paar Negerbuben, gallonirt, aber barfüßig. Drollig, wo man ſie ſieht, bleiben die Farbigen, und unterhaltend iſt es ihnen bei einem Wohnungsumzug zuzuſehen. Der Neger trägt alles auf ſeinem Wollkopf, und bisweilen ſieht man Kerle mit fünf leeren zuſammengeſchnürten Tonnen auf dem Kopf. Oder es kommen ſechs Burſche mit einem Piano auf den Köpfen ohne Unterſtützung der Arme, wobei einer der Bande mit einer kleinen Klapper den Trägern den Tact des Marſches angibt. Aber nicht bloß ſchwere Gegenſtände, ſondern jedes Ding wird auf dem Kopf getragen. So kann man drei ſchwarze Gevatterinnen, die leeren Hände unter dem Shawl verſteckt, plaudern ſehen. Die eine trägt quer auf dem Kopf einen Regenſchirm, die andere eine Orange, die dritte ein Arzneiglas. Das Tragen auf dem Kopf gibt indeſſen der Geſtalt und der Bewegung eine Würde und eine Hoheit, um die manche vornehme Frau in Europa die Negerinnen beneiden dürfte. Sklavenauctionen waren für unſern Maler beliebte Scenen zur Unterhaltung. Im allgemeinen fand er daß die Waare ſelbſt über den Schickſalswechſel die größte Gleichgültigkeit zeigte. Es kam indeſſen bei ſeiner Anweſenheit vor daß ſieben Neger, die einem liebevollen Herrn gehört hatten, nach ihrem Verkauf ſich empörten und in einem Hauſe verſchanzten, wo ſie gegen 60 Gendarmen ſich blutig vertheidigten, bis ſie endlich überwältigt und nach einer Strafanſtalt für Sklaven abgeliefert wurden. Sonſt ſind harte Behandlungen große Seltenheiten geworden. Schon das eigene Intereſſe zwingt den Herrn zur Milde, denn ſeit der Abſchaffung des Sklavenhandels ſind die Preiſe für die Neger erſter Qualität von 1000 und 1200 auf 6—7000 Frcs. geſtiegen. Der Neger iſt überhaupt, verſichert Biard, viel beſſer in Braſilien daran als die unglücklichen Coloniſten, welche gewiſſenloſe Speculanten hinüberlocken und von denen er etlichen, leider deutſchen Landsleuten, bei der Ueberfahrt auf dem Dampfer begegnete. Biard ſah einmal einen Chineſen auf der Straße betteln und einem alten Neger ihm Almoſen geben, Almoſen von einem Negerſklaven empfangen iſt aber in einem Sklavenſtaat der Superlativ menſchlichen Elends.

Biard war nun monatelang in Braſilien ohne daß es ihm geglückt wäre einen Eingebornen zu ſehen, ein Beweis übrigens daß er doch nicht allzuweit von Rio ſich hinweg gewagt hatte. Zuletzt wies man ihn an einen Italiener Signor X. welcher in der angränzenden Provinz Eſpiritu Santo Ländereien gekauft hatte und von dort einen Handel mit Paliſſanderholz betrieb. Biard machte ſeine Bekanntſchaft und erwies ihm manchen Dienſt in Rio, worauf von ſeiner Seite eine Einladung nach ſeinen Ländereien erfolgte und der Italiener ihm dort ſein Haus zur Verfügung ſtellte. Nach Beendigung der Geſchäfte ſchiffte ſich der Paliſſanderhändler mit ſeinem Gaſtfreunde auf dem Dampfer Merkur ein, der einen zweiten kleinen Flußdampfer im Schlepptau hatte. In der erſten Nacht während der Fahrt wurden die Paſſagiere durch eine ſtarke Exploſion geweckt und erfuhren zu ihrem Schrecken daß der Keſſel des Dampfers im Schlepptau überheizt worden und geplatzt ſey. Der Capitän ſchickte Boote zu Hülfe, welche drei ſtark beſchädigte Seeleute an Bord zurückbrachten. Der Arzt erklärte nur einen einzigen für bedenklich verletzt, doch wurde auch dieſer gerettet. Biard ſah den Mann ſpäter geheilt, da er aber, wie das Schiffsvolk in Braſilien faſt durchgängig, ein Schwarzer war, ſo hatte er, da die Brandwunden auf dem ſchwarzen Fell weiße Flecken zurücklaſſen, eine getigerte Haut bekommen.

Um 8 Uhr des nächſten Morgens warf man vor der Hauptſtadt der Provinz Noſtra Senhora da Victoria Anker. Dort endlich ſah Biard Indianer welche die Vorſtädte oder den Außenrand der Stadt in elenden Hütten bewohnten, aber von der Civiliſation ſchon angekränkelt waren. Dieſe Stadtindianer oder wenigſtens das weibliche Geſchlecht beſchäftigte ſich zum Erſtaunen des Reiſenden mit Spitzenklöppeln. Von Victoria gieng der Marſch längs der Küſte gen Norden nach der ehemaligen Jeſuitenniederlaſſung Almeida. Das nächſte Reiſeziel war Santa Cruz, an der Mündung eines Küſtenflußchens ins Meer gelegen. Unterwegs ſah Biard die erſten Orchideen und Rieſencactus, letztere mit 30—40 Fuß hohen Schäften. Santa Cruz ſchien aus der Ferne etwas mehr zu ſeyn als ein bloßes Dorf, denn weithin war die Façade einer Kathedrale ſichtbar. Bei vollſtändiger Annäherung hatte aber Biard das merkwürdigſte aller Bauwerke vor ſich. Er ſah

nämlich aus Stein erbaut einen Mischmasch verschiedener Bauſtyle, die Giebelſeite einer Kirche vor ſich mit einem geräumigen Portal, zu dem Stufen hinaufführten, darüber Spitzbogenfenſter und über dieſen eine Glockenſtube. Aber es war auch nur die blinde Façade, denn wenn man durch das Portal gelangte, mußte man dahinter in eine elende Hütte kriechen welche die Ausdehnung einer beſcheidenen Capelle beſaß. So hatte die menſchliche Eitelkeit hier decorationsartig eine Kathedrale gefälſcht.

Drei Wochen verſtrichen ehe die Reiſenden ihr Gepäck erhielten, welches von Victoria in Piroguen nach Santa Cruz gebracht werden ſollte, aber immer von widrigem Wetter zurückgehalten worden war. Sobald es ankam, machte man ſich ſchleunig auf den Weg das Flüßchen Sagnaſſu aufwärts. Der Maler fand auf dieſer Fahrt, was er ſo begierig ſuchte, ächttropiſche Naturbilder. Man näherte ſich den Hochwäldern, aber noch war der Fluß breit. In der Ferne zeigten ſich große weiße Reiher, ſowie Vögel derſelben Gattung mit himmelblauen Schnäbeln und Federbüſchen. An ihnen vorüber glitt eine Pirogue mit einem indianiſchen Ehepaar, der Mann am Steuer, die Frau in der Mitte mit einem Pflanzenbuſch in den Armen, welcher das Segel vertreten ſollte. Das Gewäſſer wurde bald enger, die Manglebäume verſchwanden ſobald man die Fluthgränze hinter ſich hatte, auf dem Süßwaſſerſpiegel breiteten ſich Waſſerpflanzen aus. Ungeheure mit blühenden Schmarozern überkleidete Bäume neigten von Ufer zu Ufer mit den Wipfeln zuſammen, und öfters wurde es nöthig ſich zu bücken, um unter einem quer gefallenen Stamm hinwegzuſchlüpfen. Von den Zweigen oder den Lianen ſchwebten kronleuchterartig die lieblichen Orchideen, die Kinder der Luft mit ihren Schmetterlingsblumen. Dann bildeten wieder Palmen mit ſchlanken und ſcheinbar zerbrechlichen Schäften die herrlichſten Spitzbogenhallen. In den Wipfeln der Bäume hausten Familien von Wiſtitis, einer dreiſten Affenart, die beim Anblick der Kähne nicht floh, ſondern ihre Verwunderung durch ein ziſchendes oder pfeifendes Geſchrei zu erkennen gab. Krebſe mit furchtbaren Scheeren machten ſich dagegen aus dem Staube, und Kröten von Katzengröße überraſchten bei ihrer widerlichen Häßlichkeit durch den ſanften Blick ihrer Augen.

Endlich erreichte man eine Lichtung und eine etwas größere indianiſche Hütte, das Ziel der Reiſe. Unſer verwöhnter Pariſer machte große Augen als ihm ſein Gaſtfreund einen mit alten Kiſten angefüllten Raum als Obdach anwies, allein in der tropiſchen Wildniß konnte er füglich nichts beſſeres erwarten. Die erſte Nacht wurde ihm peinlich, wie alles Ungewohnte, und namentlich ſtörte ihn das unheimliche Geſchrei des Saci, eines Vogels der ſeinen Namen wie der Kukuk von ſeinem Rufe erhalten hat, von den Eingebornen aber mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet wird, weil ſie ihn für die Seele eines ihrer Vettern halten. Biard hat oft auf ihn Jagd gemacht, aber nie ein Exemplar erhalten; wenn er dem Vogellaute recht vorſichtig näher geſchlichen zu ſeyn glaubte, hörte er plötzlich im Rücken wieder Saci rufen. So neckte ihn der Unſichtbare. Zu dieſem Rufer im Walde geſellte ſich der heiſere Schrei der Reiher und das Geheul der wilden Katzen. Die Luft war aber erfüllt mit den tanzenden Sprühregen der Leuchtkäfer, deren Spiel der Neuling gern die ganze Nacht zugeſchaut hätte, wenn ihn nicht das beſtändige Anprallen von fliegenden Käfern gegen ſein Geſicht hinter ſeinen Mosquitovorhang getrieben hätte.

Biard befand ſich auf dem Gebiete von Puri-Indianer, die jedoch ſchwer oder gar nicht zu bewegen waren ihm als Modell zu dienen. Die Studien in der Natur wurden aber durch den beſtändigen Kampf mit den Inſecten verleidet. Gegen Moskitos erſann Biard alle möglichen Verſchanzungen. Er malte unter einem Zelt aus Moskitonetzen oder mit einer Maske aus Moskitoſchleiern, wurde aber trotzdem bis zur Unkenntlichkeit zerſtochen. Ein anderesmal wurde er im Walde von einer Colonne Ameiſen angegriffen, die auf zehn Meter Breite den Boden bedeckten und ihren Marſch in gerader Linie über alle Hinderniſſe, ſelbſt die größten Bäume fortſetzten. Die Kakerlas wurden ſeinen künſtleriſchen Arbeiten direct gefährlich, ſie fraßen ihm die rothen Farben von den Bildern, eine Liebhaberei dieſes Ungeziefers, welches ſchon andere Naturforſcher beobachtet haben.

Sein italieniſcher Gaſtfreund hatte ſich nicht ſehr viel mehr um ihn gekümmert, und Biard zeiht ihn der größten Undankbarkeit, weil er ihm große Dienſte beim kaiſerlichen Hof erwieſen haben will. Eines Tages hatte Biard die Leiche eines Indianers gemalt ſammt einer Indianerin, der Mutter des Verſtorbenen. Die andern Indianer ſchienen aus Aberglauben darüber betroffen und unzufrieden, und da der Paliſſanderhändler von dieſen Leuten abhängig war, ſo ließ er Biard ſagen er möchte ſeine Arbeit einſtellen. Erbittert über dieſe Behandlung packte und verſchloß der Maler ſogleich ſeinen Koffer und verließ das ungaſtliche Haus ohne Wort des Abſchieds um auf Gerathewohl ſich ein anderes Obdach zu ſuchen. Die erſte Nacht mußte er freilich im Walde zubringen. Am nächſten Morgen ſtillte er ſeinen Hunger mit Goyaven, und als er auf eine indianiſche Hütte ſtieß, deren Bewohner ſich entfernt hatten, beſchloß er zu warten. Eine halbe Stunde ſpäter kamen zwei Männer mit drei Frauen. Zum Glück verſtanden dieſe Indianer ein wenig Portugieſiſch und Biard konnte ſich ihnen verſtändlich machen, er ſuche einen Europäer, von dem er gehört hatte daß er in der Nähe ein Einſiedlerleben im Walde führe. Die Indianer begriffen zuletzt ſein Begehren und führten ihn zu dem Coloniſten, der in ſeiner Hütte anweſend war und den Franzoſen Spaniſch anredete. Bei ihm fand Biard was er ſuchte, eine kleine Hütte und freundlichen Umgang. Sein Gepäck ließ er vom Signor X. abholen, denn die Lichtung des Italieners lag ganz in der Nähe, und Biard hatte nur ſo weit gehen müſſen weil er im Walde herumgeirrt war. Aus Santa Cruz verſah er ſich mit Geld, welches er auf Anrathen des Italieners als gänzlich unnütz im Urwald zurückgelaſſen hatte, ſo wie mit Vorräthen einheimiſchen Branntweins. Beides, Geld und Schnaps, verſchafften ihm Modelle ſo viel er nur brauchte, ja ſeine Hütte wurde Sonntags der Verſammlungsplatz der Puris, die dort ihr Gelage feierten.

Digitized by Google

Diese verkommene Race war indessen kein lohnender Gegenstand für Studien origineller Typen. Ein wahrer Fund für Biard wurde daher die Ankunft von einem Duzend Botocuden. Botocudo ist kein Stammesname, denn es bedeutet Botoque oder Batoque, im Portugiesischen einen Stöpsel, Botocudos sind also Indianer die in den Einschnitten der Unterlippe und in den Ohren Stöpsel tragen. Stöpsel versichert Biard noch größer als ein Fünffrankenthaler. Der Häuptling der Bande soll sich der Holzscheibe in der Unterlippe als Teller bedient haben, indem er darauf mit dem Messer ein Stück geräuchertes Fleisch zerschnitt und dann in den Mund schob. Der Mann verstand hier nur das Nützliche mit dem Süßen zu verbinden, denn die Botocuden-Stöpsel sind ganz sicherlich nicht als Ernährungscomfort, sondern zum Putz ersonnen worden, denn nach botocudischen Schönheitsbegriffen ist eine schnabelartige Projection der Unterlippe eine beträchtliche Verbesserung des menschlichen, oder strenger gesprochen des botocudischen Antlitzes. Diese Kinder der Wildniß befanden sich auf dem Rückweg in ihre Heimath. Sie stellten eine Deputation ihres Stammes vor, welche nach Victoria geschickt worden war um bei den Obrigkeiten zu protestiren und zu petitioniren. Sie waren in die ehrsame Stadt in Nationaltracht eingezogen, d. h. gänzlich entblößt, so daß die Einwohner sich zur Vermeidung des Aergernisses beeilten sie mit Hemden und Beinkleidern zu versehen. Außerdem beschenkte man sie mit Flinten, Munition und vielen schönen Worten. Kaum waren sie zur Stadt hinaus, so fiengen sie an ihre Kleider wieder zu „schonen," sie zogen sie nämlich aus, rollten sie zusammen und trugen sie mit den andern Geschenken auf dem Rücken.

Biard hatte jetzt, abgesehen von seinen naturhistorischen Sammlungen, ein Buch voll Skizzen erbeutet und eine Art von Panorama in sechs Blättern ausgeführt, seine beste Leistung, wie er uns selbst versichert. Mit diesen Schätzen beladen, kehrte er nach Rio und von dort nach Europa heim.

Assyrische Skulpturen im britischen Museum.

(Aus dem Athenäum.)

Im Juli 1856 kam eine prachtvolle Sendung Skulpturen aus Niniveh an, welche unter der Leitung des, seitdem verstorbenen, Hrn. Loftus aus den Ruinen des Palastes Aschurbanipals III, des Enkelsohns Sennacheribs, der im siebenten Jahrhundert vor Christus lebte, ausgegraben worden sind. Hr. Hormuzd Rassam, welcher Hrn. Layard bei seinen früheren Arbeiten begleitet hatte, und ihm als Leiter der Ausgrabungen in diesem Theil der assyrischen Hauptstadt, Kuyundschik genannt, nachfolgte, hatte eine ähnliche Sammlung wenige Monate früher übersandt. Diese letzteren waren aus einem von Sennacherib selbst oder von dem in Rede stehenden Aschurbanipal gebauten Palast. Hrn. Loftus' Entdeckungen kamen aus einem andern Theil des großen Hügels, dem er den Namen „der nordwestliche Palast" beigelegt hatte. Sie sind von späterem Datum als die früher angekommenen, und ihr Styl ist vollständiger und künstlicher. Sie stellen Jagdscenen, Schlachten, Belagerungen, Aufzüge von Gefangenen ꝛc. dar, und sind staunenswerth schön gezeichnet und ausgeführt, so zwar daß wir in der That kein Bedenken tragen zu behaupten: daß sie in manchen Eigenschaften wirklich schöner Kunst nur wenig hinter dem unter den Augen des Phidias gemachten Panathenäischen Fries selbst zurückstehen.

Nach ihrer Ankunft wurden diese Marmore in einer Crypta im Britischen Museum hinterlegt, ja man könnte sagen begraben, wie sie es seit zweitausend vierhundert Jahren gewesen waren. Man schenkte ihnen sonach wenig Aufmerksamkeit. Die neuerliche Errichtung des „Assyrian Basement-Room" bietet Raum in Fülle, und setzt uns in Stand sie zu schildern. Der interessanteste Theil der Loftus'schen Sendungen ist die auf die Eroberung Palästina's und die Unterwerfung Hezekiahs (Hiskia's) bezügliche Inschrift Sennacheribs. Diese ist dem Publicum bereits wohl bekannt. Nicht so die Skulpturen; selbst jetzt noch steigen wenige Besucher über die dunkle Treppe welche hinab in das dieselben enthaltende Zimmer führt. Sie sind in flacherem Relief als die früher angelangten, weit vollendeter, und an vielen Stellen vom Feuer beschädigt. Wo dieß der Fall gewesen, hat man Versuche mit einer Kiesellösung, anscheinend mit geringem Erfolg, angestellt, um den versengten Gyps wieder in Marmor zu verwandeln. Wir wollen sie der Ordnung ihrer Zahlen nach ins Auge fassen. Ein amtlicher Katalog oder Bericht ist nicht veröffentlicht worden, obgleich diese Werke nahezu fünf Jahre in den Händen der Curatoren gewesen sind. Durch die Aufführung einer Parallelogramm-Wand innerhalb des Zimmers hat man doppelten Raum gewonnen, und sechs Wand-Oberflächen sind für die Basreliefs benutzbar — eine Anordnung die einigermaßen einen Begriff von ihrer ursprünglichen Stellung gibt.

Die Platten Nr. 1—14 kamen aus Kammer 38, wie der im Zimmer aufgehängte Plan ausweist. Diese zeigen „die Sammlung von Gefangenen, Trophäen und Beute, mit Schreibern welche Notizen machen." Mit charakteristischer Mißachtung der Perspective haben wir drei Actionsflächen, eine über der andern. Durch das Ganze zieht sich ein fortlaufender Hintergrund von Dattelpalmen; sie zeigen federartige Ausläufer an der Wurzel, haben schalige Rinde und große federartige Wipfel und hängende Fruchtbüschel (das letztere deutet auf die Zeit des Jahres in welcher die auf diese Weise berichteten Ereignisse stattgefunden haben); hinter jedem Mann ist ein Palmbaum. Auf Platte 1 sind Schafe, gehörnte Ziegen, kurzhörniges Rindvieh, buckelig wie der kleine Hindu-Stier; ein Maulesel, mit zwei Kindern auf seinem Rücken, von einem Krieger getrieben; bewaffnete Soldaten treiben Gefangene, die mit Beute beladen sind, vor sich her; einer dieser letztern hat seine Bürde in Verzweiflung abgeworfen, und wird von dem Sieger vorwärts gedrängt. In diesem Theile des Basreliefs sind die beiden feindlichen Parteien durch ihren Kopfputz unterschieden; die Besiegten tragen eine Art Turban um das Haupt

gebunden, der das Haar unbedeckt läßt; die Sieger haben fast ausnahmslos mit Federn gezierte Helme. Einige der erstern sind paarweise an den Händen gebunden; die letzteren tragen die Waffen, Köcher ꝛc. der Gefangenen; zwei trotten einher mit den Köpfen der Erschlagenen. Alle gehen auf einen Beutehaufen zu, an welchem der letzte Krieger Halt macht, um einen Köcher und ein Gefäß, anscheinend aus Metall, darauf niederzulegen. Der Raub besteht aus Bogen, Stühlen, Betten, Dreifüßen, Gefäßen ꝛc. Die Beine der Sieger sind mit Beinschienen bedeckt, die, wie es scheint, aus façonnirtem Leder verfertigt sind, und ein wenig weiter unten sieht man eine Art tegulirten Panzers. An einem andern Platze tragen mehrere Männer etwas einem Riemen-Panzer (*banded* mail) ähnliches, auch eine Art Panzer mit kleinen Platten untermischt, wie sie von den Sikh und den persischen Reitern annoch getragen werden. Die Gefangenen haben nackte Beine.

Hinter dem Beutehaufen steht ein Mann und ein Eunuch welche Notizen machen, fast ganz dieselben Gestalten wie Botta sie in Chorsabad, von ihm auf Pl. 146 abgebildet, und Layard im Südwestpalast, Nimrud, fand — ein befriedigtes Lächeln auf dem Gesicht des Eunuchen ist bewundernswerth gegeben; der erstere hält eine Rolle, der letztere ein Täfelchen (Diptychon) und zwei Griffel; nahe bei diesen stehen voll bewaffnete Krieger, mit ungefähr acht Fuß langen Lanzen, und großen runden vermuthlich mit Fell bedeckten Schilden; dann andere, mit verschieden geformten Schilden; nächst diesen die Bogenschützen, deren jeder seinen Bogen vor sich trägt, und seine rechte Hand auf sein linkes Handgelenk stützt — eine Handlung die in hohem Grade der Haltung entspricht wenn heutzutage „Achtung!“ commandirt wird. Sie stehen sonach offenbar still und bewachen den Beutehaufen. Die Bogenarme der Bogenschützen sind nackt bis zum Ellbogen und ungemein musculös. Die Köcher sind reich verziert. Zu diesen heran kommen Männer welche Pferde halten, die sorgfältig aufgeschirrt und mit Kopfgestellen (oder möglicherweise mit Glöckchen an denselben) geschmückt sind; die Kummete sind mit schönen Ornamenten in dem auf diesen Skulpturen gewöhnlichen Style versehen, die Zügel mit Troddeln verziert; über den Lenden ist ein gesticktes Satteltuch. An den Rücken der Reitknechte hängen hohe Gegenstände, welche zweifelsohne Bogenbehälter sind; auf der Spitze des einen ist der Kopf eines krähenden Hahns; die Enden der Bogen auf andern Platten sind in Formen derselben Art geschnitzelt. In der Reihe über dieser sind Leute welche Wasserschläuche tragen, und durch ein Gehölz gehen; einer gibt einem Kinde zu trinken, andere sind gefesselt. In einiger Entfernung steht ein Krieger, welcher den Helm der Besiegten trägt, und seinen Gefangennehmer mit aufgehobenen Händen um Gnade anfleht — nicht ohne Noth, denn unmittelbar hinter ihm liegt ein Haufen menschlicher Köpfe. Bei diesem steht ein anderes Paar Schreiber, Mann und Eunuch. Nächst ihnen ist eine Gruppe Menschen welche kochen oder ein Feuer pflegen und verschiedene Thiere braten; dann eine Schaar Speerträger, Bogenschützen und Stabträger, geführt von einem bewaffneten Eunuchen, dessen kleine, muskelarme Gestalt gut gezeichnet ist; er trägt einen leichten Bogen. Von der obersten Reihe ist so viel zerstört, daß die Ueberreste bloß noch genügen um Heerden von Ziegen, Ochsen, Schafen und Widdern anzudeuten. In so weit haben wir eine in Stein gehauene Urkunde über eine Reihe von Ereignissen. Man darf nicht vergessen daß es keine Folge in den Gruppen von Gegenständen gibt. Aus irgend einem Grunde, wahrscheinlich einem religiösen, oder wenigstens einem mit Anbetung oder Verherrlichung der königlichen Macht in Verbindung stehenden, wurden die Themate gewählt.

Das Fragment der Platte 9 zeigt einen Bogenschützen der assyrischen Leibwache. Nr. 10 und 11 sind dieser ähnlich; die Männer tragen Köcher gefiederter Pfeile und Bogen. Alle diese Bogen — in der noch jetzt im Morgenlande vorherrschenden Form — sind kurz, die Enden übergebogen, um die Sehne in einem tiefen Winkel aufzunehmen. Die Soldaten haben verzierte Backenstücke an ihrer Kopfbedeckung und kühn façonnirte Wehrgehänge um die Brust geschlungen. Auf Nr. 12 sind vier Musikanten, wahrscheinlich Priester; einer hat einen ungeheuer hohen Kopfputz, nicht unähnlich dem welchen ägyptische Alterthumsforscher als dem Volk Ober-Aegyptens charakteristisch bezeichnen, und der in Verbindung mit der in Unter-Aegypten üblichen Mitra die eigenthümliche Krone bildete welche man in so vielen der ägyptischen Monarchen-Porträte nach der Vereinigung der Königreiche sieht. Einer dieser Männer trägt eine Art Hackbrett mit acht oder neun Saiten; jede seiner Hände hält ein Plectrum; am vordersten Ende des horizontalen Bretts sind die Seiten, deren betroddelte Enden herabhängen, an ein aufrechtes Stück befestigt das in eine offene menschliche Hand endigt, nicht unähnlich den ehemaligen Sceptern der fränkischen Könige — war es vielleicht da um die geschriebene Musik zu halten?

Mit Platte 14 wird die kleinere Stufenfolge wieder aufgenommen. Einige bärtige Männer durchwandern eine gebirgige Gegend; es stehen Föhrenbäume auf den Hügelgipfeln und an den Halden. Auf Platte 15 sind assyrische Krieger, ein Bogenschütze und ein Wurfspießträger. Nr. 16 — ein hügeliges Waldland — berittene Krieger welche bogenbewaffneten Männern folgen, von denen einige sich umwenden und Pfeile auf ihre Verfolger abschießen, andere über einen Abgrund getrieben werden; oben kommt ein Zug beladenen Volks vorbei. Die Platten 17 und 18 enthalten jede eine „riesenhafte mythologische oder priesterliche Figur welche mit religiösen Bräuchen beschäftigt ist;“ die eine dieser Figuren hat einen Löwenkopf und Geierfüße, und trägt einen Stab und einen Dolch. In 19 und 20 sind die Scenen in drei Reihen, wie zuvor. Die niederste stellt abgestiegene Reitersmannen dar, welche ihre Rosse durch ein Dickicht führen. Auf dieser Platte kann man nicht mehr wie früher Sieger und Besiegte an ihren Helmen unterscheiden, indem die mit einem Helmschmuck verzierten und die einfach gespitzten von beiden in einem einzigen Dienst beschäftigten Corps getragen werden. Die, wie sich vermuthen läßt, im Hinterhalt liegenden Männer tragen die Spitzhelme der Besiegten, und ihre Rosse sind aufgeschirrt wie vorher. Es ist der Mühe werth

Digitized by G

auf die Anzeichen verſchiedener Klimate in den Baumformen zu achten die wir im Verfolg unſerer Betrachtung hier wahrnehmen können. Auf Platte 14 ſind Pinienbäume, welche ein Hügelland zeigen — die Formen des Blätterwerks und die Krümmung der Aeſte weiſen klärlich darauf hin. Hierauf haben die Bäume ſchwere Aeſte, als einem gemäßigtern Klima angehörend — dieſe weiſen auf den Charakter von Eichen; in den letzten Platten hat das Blätterwerk Aehnlichkeit mit dem der Weiden. In der zweiten Reihe ſind eine Anzahl Bittende, unter ihnen ein Kind; einige ſind gefeſſelt, andere mit Beute belaſtet. Die dritte Reihe iſt ähnlich, ausgenommen daß einige den Schreibern, hinter denen wieder Soldaten ſtehen, Menſchenköpfe vor die Füße werfen.

Nr. 21 und 22 zeigen die Aſſyrier in Erſtürmung der Mauern von Lachiſch begriffen. In einem Dickicht vor der Stadt ſchießen Bogenſchützen unter Bäumen hervor, und Schleuderer werfen Steine; die Handlung dieſer letztern iſt außerordentlich geiſtreich gegeben, indem der Stoß des Arms und das Ausfliegen des Riemens ſelbſt, ſowie der Weg in welchem die Bewegung von der Schulter her kommt, nicht beſſer gezeigt werden könnten. Dieß iſt ein Weinberg, denn traubenbeladene Reben ſind an den Bäumen hinaufgezogen. Die Schleuderer werfen über die Köpfe der Bogenſchützen hinweg, welche den Bogen an der Schulter ſpannen. Näher noch an der Stadt, und mehr im Freien, ſind Soldaten mit Schilden, wie es ſcheint Flechtwerk, und Lanzen; weitere Bogenſchützen ſchießen unter dieſen Schilden hervor; näher noch ſind Männer welche Sturmdächer halten. Auf Platte 23, welche die Einnahme Lachiſchs durch Erſtürmung und das Martern der Gefangenen zeigt, ſind Leitern in Menge an den Mauern aufgerichtet, die höher ſind; das Land iſt offenbar ebener; hier iſt das Sturmdach in Arbeit gegen die Spitze eines ſchildbehangenen Thurms; unterhalb der Linie der Bruſtwehr ſind drei kleine vergitterte Fenſter; große Steine und Fackeln in Menge werden gegen die Vertheidiger geſchleudert, welche den Angriff dadurch erwiedern daß ſie die zerbrochenen Leitern (ſelbſt Schilde werden hinabgeſchleudert) herüberwerfen, Pfeile abſchießen und Steine ſchleudern. Augenſcheinlich iſt die Vertheidigung hoffnungslos, denn unten iſt Volk, das mit werthvollen Gegenſtänden durch ein Pförtchen entflieht. Auf Platte 24 ſind Kamele, Wagen, Menſchen und Ochſen mit Beute beladen.

Auf den Platten 27, 28 und 29 werden die Beſiegten vor Sennacherib gebracht, der auf ſeinem Throne ſitzt. Bemerkenswerth iſt daß der König (dem ägyptiſchen Brauch entgegen) nur wenig größer iſt als das Volk; hinter ihm ſtehen zwei Eunuchen, Federfächer und geſtickte Schärpen haltend. Des Königs Kleidung iſt reich verziert und mit langen Franſen geſchmückt; ſeine linke Hand hält einen geſpannten Bogen, die Rechte ein Paar Pfeile. Der Thron zeigt auf allen Seiten glänzendes Schnitzwerk; drei Reihen kleiner Figuren von bärtigen Männern ſtützen die Seiten-Lehnen. Wachen nähern ſich mit Gefangenen, von denen einige ſich zu Boden werfen; nahe dieſem iſt eine Inſchrift in Keilbuchſtaben. Das Geſicht des Monarchen iſt verunſtaltet, offenbar abſichtlich und von lange her. Hinten iſt der große Reichs-Pavillon, mit ſeinem bedeckten Giebel und Tauen, durch welche er gehalten wird, ſowie ſeiner querköpfigen Thüre am einen Ende. Nun kommt ein Kriegswagen, die Felgen ſind ſehr breit, die Naben geſchnitzelt; ein Bogenbehälter iſt daneben befeſtigt. Ein Wagenlenker ſteht innerhalb: er ſieht aus wie das Porträt eines Veteranen, eines Mannes auf den man in der Schlacht ſich verlaſſen kann; er hält die kräftigen Pferde zurück; am Kopfe eines jeden ſteht ein Stallknecht; die Pferdsſchweife ſind plump und gebunden; daneben hält ein Bedienter einen Sonnenſchirm; das Schnitzwerk an dieſem Schirm iſt noch ſo klar und ſcharf wie es vor ſo langer Zeit aus der Hand des Bildhauers hervorgegangen war. Sodann kommt ein Krieger mit einem über ſeinen Rücken hängenden Bogenbehälter, ein Pferd haltend, und ein Bogenſchütze, der ebenfalls einen Bogen trägt, und außerdem eine Schleuder, einen Stab und ein Krummſchwert neben ſich hat. Auf Nr. 31 ſind weitere abgeſtiegene Reitersmannen und ein Wagen (biga, wie alle vorerwähnten). Das aufgerichtete Joch erſtreckt ſich von dem Ende der Deichſel, und breitet ſich über die Köpfe der Pferde aus in der Form der Blume eines Hahnenkamms oder eines Fächers, d. h. einigermaßen nach Art und Weiſe des unter den Perſern im Gebrauche befindlichen jugum; es iſt mit kurzen Federn oder kleinen Schellen — oder was ſonſt dieſe Dinge ſeyn mögen — herausgeputzt. Nr. 31 und 32 zeigen ein befeſtigtes Lager mit Baſteien in regelmäßigen Zwiſchenräumen, und einer Straße ſchnurſtracks durch dasſelbe; zwei Pavillons mit bedeckten Giebeln, wie zuvor, und mehrere Zelte ſind innerhalb. Die letztern beſtehen augenſcheinlich aus nichts anderm als Segeltuch oder Fellen, welche über die Strünke kleiner ihrer Nebenäſte entblößter Bäume geworfen ſind. In dem einen iſt ein Mann im Kochen begriffen, mit einem Topf über einem Feuer zwiſchen zwei großen Steinen; hinter ihm ein Tiſch auf welchem etwas ſteht. In einem andern ſcheinen zwei Männer Rath zu halten. Ein drittes enthält ein Bett, auf welchem, wie wir es verſtehen, ein Mann liegt; ein anderer, ihn pflegender, ſteht zu Häupten des Bettes. Neben dieſen ſind Prieſter, welche Opfer darbringen, mehrere Kriegsmaſchinen, ein Pferd und ein Ochſe.

Das Oſterfeſt bei den Ruſſen.

(Aus „All The Year Round.“)

(Schluß.)

Der Staub führt Augenübel und andere Krankheiten in Menge herbei. Vor allem aber machen uns die traurigen Folgen des Mangels an Motion viel zu ſchaffen. Wir ſind nervös, hypochonder, mit Kopfweh und Leberleiden behaftet. Spät zur Nachtzeit trinken wir Thee und andere derartige aufregende Getränke. Unſere Spaziergänge ſind eigentlich

Digitized by Google

nur ein sich Wälzen im Staube zu nennen, und die Reitkunst ist bei uns nicht eben sehr en vogue. Leute, die in andern Ländern eigentlich nie von den Beinen kommen, bedienen sich bei uns der Droschky oder anderer Fuhrwerke, wie da sind Schreiber, Lehrlinge, Ladendiener, Diener ꝛc. Der Koch fährt in einer Droschky zu Markt, und da in einer solchen nur eine Person zur Zeit bequem Platz findet, so folgt sein Küchenjunge natürlich in einer anderen, während ein Pavosky zum Transport der Victualien den Nachzug bildet. Wahrlich ein sauberer Anblick! fünf Mann, drei Wagen und sechs Pferde sich auf eine halbe Meile in feierlicher Procession fortbewegen zu sehen um ein Stück Rindfleisch zu erstehen, Koch, Küchenjunge, drei Kutscher, zwei Droschky und 1 Pavosky — wohl berechnet die Fortschritte in der Cultur zu fördern! Ließen die Handelsleute es sich angelegen seyn bei ihren Kunden die Runde zu machen um deren Aufträge entgegen zu nehmen, die Thiere zu mästen anstatt Gerippe zu schlachten, todtes Geflügel anstatt lebendes zu verkaufen, feste Preise, Gewicht und Maß zu führen, um auf diese Weise den Unterschleifen der Köche und Unterhändler Einhalt zu thun, so würden sie zweifelsohne rasch ihr Glück machen, doch das wird nicht erwogen. Alle Einkäufe müssen nun einmal durch Bevollmächtigte und Agenten bewerkstelligt werden, und das unbedeutendste derartige Unternehmen erheischt Droschky sowohl wie Accidentien.

Nicht die Hälfte der Summen welche in einem einzigen Jahre von Leuten, die der drohenden Gefahren und ihrer beschränkten Mittel wegen hundertmal lieber zu Fuß giengen, für Droschkyfahrten angelegt werden, wäre zur Bepflasterung einer Stadt mittlerer Größe erforderlich, wo hingegen die Kosten für die der unsrigen unberechenbar seyn dürften. Wie bei fast allen russischen Städten steht ihr Umfang in durchaus gar keinem Verhältniß zu ihrer Bevölkerung. Unsere Straßen geben denen Berlins an Länge und Breite nichts nach. In unseren Hauptpassagen sieht man Paläste zu dem Werth von 20,000 Pfd. St. angeschlagen, neben Hütten von nicht 20 Pfd. St. an Werth; an diese Hütte gränzt ein geräumiger Hof oder selbst ein Garten. Vormals als unsere Stadt noch wenige Bewohner aufzuweisen hatte und wir ihrer mehrere heranzulocken wünschten, waren wir jedem dankbar der sich dazu verstand auf unseren vornehmsten Straßen einen permanenten Regenschirm aufzuschlagen. Häusliche Niederlassungen waren unthunlich wo niemand ans Bauen dachte, beiläufig gesagt, gehören sie bei uns auch zu den Geburten der Neuzeit. Doch ehe wirs uns versahen, prangte unsere Stadt in vollem Flor vermöge des Freihafens und verlockenden Klima's. Wir wurden üppig, errichteten Paläste und Magazine, doch die günstigst gelegenen Plätze verdecken nach wie vor die alten Scheunen und Schuppen. Was aber mit ihnen beginnen? sie sind Privateigenthum, werthvoll vermöge der bedeutenden Miethe welche sie einbringen. Ein Capital rentirt sich bei ihnen ungleich besser als bei besseren Gebäuden, und Capital ist rar bei uns. Auf gute Sicherheit bekommen wir 15—20, legen wir hingegen unser Capital in Häuser an, nur 5 Procent. Der Kostenaufwand aber welchen Abzugsgräben, Bepflasterung und Erleuchtung des unermeßlichen Raumes den die Scheuen, Hütten und Regenschirme einnehmen, erheischen würde, ist unberechenbar.

Nein, lieber der Staubatmosphäre möglichst entrückt und grimmige Hunde gehalten, um unsere freundlich gesinnten Diebe abzuwehren, und auf unsere eigene Hand und wie es uns eben gut dünkt Pflaster, Erleuchtung und Abzugsgräben, natürlich was unsere Höfe und Treppen betrifft, hergestellt. So auch dachte die jüngste Generation und fort gieng's dorthin, von wo aus sich Comptoir und Geschäftsstube so recht bequem erreichen ließen, und Möbel nebst Vasallen zogen natürlich mit ihren Schuppen und Regenschirmen hinterdrein. Auf diese Weise sind wir seit bereits 50 Jahren so glücklich die Vorstadt im Mittelpunkte der Stadt erblühen zu sehen, und die Großen sind genöthigt mit ihrem Gig wieder auf das Land zu flüchten, und die zerstreut liegende Stadt nimmt von Tag zu Tag an Ausdehnung zu. Hier ein Palast, dort eine Scheune, hier ein ungeheures Waarenlager, und noch eins und abermals eins, daneben ein kleiner Schuppen, ähnlich der Bude eines Bazars im Orient, dessen ganzes Holzwerk vielleicht zwei Pfd. St. werth ist; dann wieder ein Palast, ein kleiner Laden, ein leerer Raum, drei Schuppen, ein Speicher, abermals ein Palast, eine Scheune u. s. w. Unsere Straßen und Spaziergänge sind mit einem Wort nichts weniger als einladend!

Nicht über das Vorhandenseyn überhaupt kleiner nicht hoch anzuschlagender Mängel kann man sich indessen wundern, wohl aber darüber daß ihrer so wenige sind! Vor noch 60 Jahren waren wir von einer Wildniß umgeben, jetzt in eine herrliche Stadt umgewandelt, die aufgehende Sonne unserer Gewässer, der stolze Repräsentant unseres Genies und Unternehmungsgeistes! Doch noch höhere Erinnerungen knüpfen sich an dieselbe. Gar oft hat sie dem Unglücklichen ein Asyl gewährt! Sie hat nicht angestanden, Verfolgten — gleich viel welchem Lande und welchem Glauben sie angehörten — von den französischen Royalisten an welche vor dem Directorium flohen, bis zu den unterdrückten Griechen und Armeniern der jüngsten Generation liebreiche und zwar sofortige Gastfreundschaft angedeihen zu lassen. Allen sollte das Glück bei uns erblühen! Denn weder Nationaleifersucht noch Standesvorurtheile traten dem Emporkommen der Einzelnen hindernd in den Weg. Der Segen des Himmels schien doppelt auf die Verbannten in ihrer neuen Heimath, welche von Segen überströmte, zu ruhen. Unsere kurzen Annalen geben hievon glänzendes Zeugniß! Hieher kam das Haupt des gewaltigen Herzogshauses Richelieu, zu einer Zeit zum Generalgouverneur erhoben wo einen öffentlichen Posten bekleiden so viel hieß wie Reichthümer gewinnen. Ein Gewalthaber wie er hätte gar leicht Herr eines unermeßlichen Vermögens werden können, ohne den Schein von Despotismus auf sich zu laden, doch der hochherzige Franzose dachte anders! Er fand ein armseliges Dorf, und verließ eine prächtige Stadt! Wie er über dieselbe herrschte, das besagt die Inschrift seiner Statue, welche sich in Front der prächtigen nach dem Meer zu längs unsrer Boulevards liegenden Palastreihe befindet. Laut der Tradition heißt es:

Digitized by Google

„Als der Herzog endlich die Stadt, welche er gegründet hatte, verließ, nahm er nur einen Soldatenanzug mit sich, nicht mehr als sein Pferd tragen konnte.“ Es steht fest daß Ludwig XVIII ihn von seinem neuen Gebieter zurückerbettelte, der sich nur ungern von ihm trennte. Sein Bild kann zu Windsor Castle gesehen werden; es stellt einen schönen Mann von ächt aristokratischem Aussehen dar. Sind die Höfe wirklich jemals so verderbt gewesen wie die Demokratien, und sind nicht selbst die sorglosesten Fürsten darauf ausgegangen ihre Diener zu wählen, so gut wie der Pfandverleiher und der Trödler, in deren Geldcasse alle Wahlstimmen der ärmern Classen stecken, vermöge dessen er seiner Erfolge so ziemlich gewiß seyn kann? Glücklicherweise haben wir uns bis jetzt noch nicht mit derlei Erörterungen bemengt. Bei den meisten Angelegenheiten ziehen wir nach wie vor die Tradition zu Rathe. Das Verfahren unsrer Voreltern genügt uns; dennoch reisen wir dem Wechsel rasch entgegen. Bis jetzt freilich läßt uns ein solcher noch gleichgültig, wenn nicht kalt, wie das in Betreff so vieler andrer Beziehungen der Fall ist; schließlich aber dürften wir ihm dennoch nicht ganz abgeneigt seyn. Bildung und Volksstimme machen sich geltend; letztere selbst in zügelloser Weise. Beide werden über kurz oder lang Wunder bewirken, ob Glück oder Unglück, das steht dahin, vielleicht in fünf, vielleicht in zehn Jahren, vielleicht schon morgen. Zum erstenmal haben wir in glänzender Weise ein kühnes Experiment gewagt — und welches Resultat auch daraus hervorgehen mag — Kaiser Alexander hat sich einen Ruhm erworben wie ihn die Geschichte nur immer aufzuweisen hat, den, der ächt liberalste Mann vielleicht in seinem Reich zu seyn. Er hat trotz der tausend sich ihm entgegenstellenden Hemmnisse und Schwierigkeiten inmitten des Aufschwunges der Cultur und Aufklärung fest seinen Platz behauptet, hat mit bewundernswürdiger Großmuth einem loyalen und unterwürfigen Volk freiwillig mehr bewilligt als es in seinen kühnsten Erwartungen zu hoffen wagte, und warum ihn zu bitten es sich nimmer erdreistet hätte; führt es mit ächt väterlichen Gesinnungen aus dem Dunkel und der Knechtschaft früherer Jahrhunderte dem Wissen, der Verfeinerung und dem Wohlstand entgegen!

Nun, wir sind aber auch edles Material in den Händen eines großen Fürsten und Gesetzgebers, sind gottesfürchtig, ehrerbietig und gehorsam, scharfblickend und gescheidt, vermöge welcher Eigenschaften wir wesentlich von den Orientalen differiren, wie wir uns auch überhaupt in Folge der häufigen Wechselheirathen mit andern Völkern eines ungleich edleren und heißeren Blutes zu rühmen haben. Der Russe der jüngsten Generation würde, nach dem zu urtheilen wie er uns in Reisebeschreibungen vorgeführt wird, seinen edlen Söhnen nur als Caricatur gegenübergestellt werden können; doch auch wir haben unsere kleinen Schwächen, mit denen wir auch zum Theil durchaus nicht hinter dem Berge halten. So z. B. müssen wir einräumen daß wir uns gern einmal einen Rausch gönnen. Es ist der unschuldigste Rausch von der Welt, und würde weiter gar nichts auf sich haben, wenn er nicht ein stetes Rennen und Jagen bei all unsern Handlungen im Gefolge hätte, wodurch wir uns allerdings schaden. Unsere Lebensweise zeugt weder von Regelmäßigkeit noch von Genauigkeit; wir sind nicht praktisch, keine Geschäftsleute, doch Trunkenheit, Unbesonnenheit und unordentlicher Lebenswandel sind Folgen einer mangelhaften Erziehung, und zweifelsohne werden wir, wie mit den Jahren weiser und verständiger, so auch mäßiger, besonnener und solider werden. Fangen wir das Buch aber nicht beim verkehrten Ende an; vor allem erst das Alphabet gelernt, dann leichte Aufgaben in einsylbigen Wörtern. R-e-i-n buchstabire: „rein,“ würde z. B. ein capitaler Anfang seyn. Mit den politischen Caricaturen und Satyren in den Tschinowniks hätte es gar solche Eile nicht, vielleicht könnten wir sie ganz entbehren. Es ist höchst überflüssig daß 4000 unsrer Studenten sich vorzugsweise jenen Fächern widmen, anstatt darüber aus zu seyn geschickte Rechtsgelehrte und Aerzte zu werden. Doch in welchem Lichte wir die Sache auch betrachten mögen, wir sind und bleiben ein liebenswürdiges Volk, uns kennen und lieben ist eins. Es hält wahrlich schwer die Leute, nachdem sie sich selbst nur eine kurze Zeit in unsrer Mitte bewegt haben, dahin zu bringen uns zu verlassen und ihnen einzureden daß das Paradies auch noch anderswo als bei uns zu finden sey.

Wir sind gastfrei und großmüthig, trauen uns selbst zu wenig zu, wohingegen wir die Sitten und das Urtheil anderer Nationen überschätzen. Unsere Höflichkeit sucht ihres Gleichen, üble Laune kennen wir nicht. Wir sind äußerst leicht amüsirt und schließen sogleich von Witz auf Verstand, oder was noch mehr sagen will: der glänzendste Verstand könnte in unseren Augen einem guten Einfalle oder einer übersprudelnden Anekdote nicht Stich halten. Welches Volk käme uns an Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, an Gewissenhaftigkeit und Treue in religiöser Beziehung gleich, wovon besonders die Fastenzeit Zeugniß ablegt? Sieben volle Wochen haben wir gefastet, Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering. Manche selbst haben sich während derselben die strengsten Kasteiungen auferlegt, sich weder Butter noch Eier, noch Milch, noch Fisch, noch Oel gestattet. Während sieben langen Wochen sah man auf den Tischen mancher Großen nur Erdschwammbrühe und bitteren Salat. Der stämmige Arbeiter stillte seinen Hunger mit saurem Kohl, worin Schwarzbrod eingeweicht wird. Strengere versagen sich selbst die Freuden der Unterhaltung und gestatten sich selbst nicht das unschuldigste Vergnügen, besonders während der ersten und letzten Fastenwoche. Braut und Bräutigam leben getrennt, Mann und Weib gehen kalt an einander vorüber. Ein gutes Gewissen verleiht auch dem Schwächsten Kraft, sonst würde gar mancher den Prüfungen, die er sich auferlegt, erliegen. Weder Geld noch sonst irdischer Gewinn könnte uns zu solchen Kasteiungen bewegen, keine Macht der Erde uns vermögen auch nur einen Tag früher mit Fasten zu beginnen und dasselbe auch nur einen Tag länger zu beobachten, als es die Vorschriften unserer Kirche erheischen. Selbst Andersgläubige können einem Volke welches, wie wir, so ernstlich darnach ringt sich durch Selbstverläugnung und Kasteiungen aller Art einen besonderen Platz im Himmel zu sichern, ihre Hochachtung und Ehrfurcht nicht versagen. Während der

Digitized by Google

letzten Fastentage jedoch droht der Körper zu erliegen. Ausgehungerte Gestalten, mehr Gerippen als Menschen ähnlich, denen der Heißhunger aus den Augen leuchtet, schleichen durch die Straßen. Alle Triebfedern des geselligen wie des Geschäftslebens stehen still. Alles wird verschoben, man hat zu nichts Muth.

Die Damen suchen Migräne sowohl wie Fieberschauern dadurch entgegenzuarbeiten daß sie bunte Seidenflikchen zum Färben der Ostereier hervorsuchen und verarbeiten, oder sie eilen von Laden zu Laden um für arme Verwandte und Leibeigene — besonders für deren Kinder — Geschenke einzukaufen. Ein Tag wird dem Besuche aller Kirchen der Stadt gewidmet. Der Fremde welcher Zeuge dieser Tage ist, muß durch die Mildthätigkeit und Bruderliebe der Russen tief gerührt werden, durch ihre Andacht und lautere Gottesfurcht. Am stillen Freitage gehen viele in tiefer Trauer einher, enthalten sich aller und jeder Nahrung und verbringen den Tag in der strengsten Eingezogenheit. Der Tag vor Ostern ist ein langes Gebet, ein aufrichtiges, inbrünstiges Gebet.

Endlich um 3 Uhr am Ostermorgen hat sich der feierliche Mitternachts-Gottesdienst in der Kathedrale seinem Ende genaht. Der helle Gesang der Chorknaben ist verhallt, die Gebete in tausend und abertausend Zungen gesprochen worden. Der Nachbar küßt seinen Nachbar und ruft: „Christ ist erstanden!!“ „Wahrhaftig ist er erstanden!!“ lautet die Antwort. Früher war es selbst Sitte sich auf öffentlicher Straße zu küssen, doch das ist jetzt abgekommen.

*

Jetzt nimmt die Osterfeier und das Ostergepränge seinen Anfang, Eßlust sowohl wie Lebenslust sind ihrer Fesseln bar. Nur wenige suchen das Lager auf. Die Tische drohen zu brechen unter der Last des reichen Frühstücks und heißen während mehrerer Tage jeden Gast willkommen. Die Sitte erheischt das Spanferkelchen, dessen Bekanntschaft der Leser bereits machte, ein Lamm, Kalbsbrust, Schinken, sauern Rahm, Osterbrod, rothe Eier, und wie die Herrlichkeiten sonst noch heißen mögen. Alle Arbeit ruht, die Läden sind für drei Tage geschlossen, alles ist fort auf Schmauserei und Gevatterschnak. Die Straßen wiederhallen von lustigen Geigenklängen und aus den Fenstern schallt frisches fröhliches Gelächter. Der Feind bietet dem Feinde die Hand, Familienzwistigkeiten werden ausgeglichen; gesegnet und zwiefach gesegnet dieser Tag! Von den Friedensstiftern so heiß ersehnt! Kein Haus ist freudenleer, die Zahl der Angeschossenen übersteigt das unglaubliche. Vor den Thüren der stolzesten Paläste läßt sich weder Portier noch Diener blicken, letztere liegen in den Gängen und auf den Treppen umher und sind wie man zu sagen pflegt: fertig. Jeder Versuch, sie selbst nur so viel zu ermuntern um das Trinkgeld welches Hausfreunde ihnen an Festtagen zu geben pflegen, in Empfang zu nehmen, ist vergeblich.

Außerhalb der Stadt wogt alles im bunten Gedränge des Jahrmarktes; da gibt es Schaukeln und Carousels, in denen 50 Mann zugleich sich drehen, Spirituosen, Quacksalber, schrillende Musik, Staub und Lärmen die Menge!

„Deßhalb also, mein vielgetreuer Diener Birbantaki, bestahlen wir unsern Herrn; wiegen deine Schwelgereien, deine lärmenden Freß- und Saufgelage, deine Liebesabenteuer, was alles das Herz so leer läßt, deine Migräne und ausgedörrte Kehle und die Schramme dort an deiner Nase wohl dein gutes Gewissen und deinen ehrlichen Namen auf?“

Das beantworte mir heute über 14 Tage, wenn ihr, du und deine Cumpane, wieder nüchtern seyn werdet.

Ueber Erblichkeit der Charaktere.

Wenn unter allen Umständen Charaktere erblich wären, so müßten Geschwister sich gleichen. Dieß ist nun notorisch nicht, ja nicht einmal bei Zwillingen, und selbst nicht bei Zwillingsmißgeburten der Fall. Die beiden berühmten Schwestern Rita und Christine, bemerkt Geoffroy St. Hilaire in seiner Philosophie anatomique, waren als Zwillinge derart zusammengewachsen, daß sie nur zwei Beine und einen Körper, aber vier Arme und zwei Köpfe besaßen. Dennoch glichen sie sich dem Charakter nach gar nicht. So verhielt es sich mit den Preßburger, mit den siamesischen und mit den in London kürzlich gezeigten afrikanischen Zwillingen. Fälle auffallender Vererbungen sind indessen nichts seltenes. Plutarch erzählt von einer thebanischen Familie, deren Glieder sämmtlich mit einem lanzenähnlichen Mal [1] zur Welt kamen. Aus dem nämlichen Grund erhielt eine italienische Familie den Namen Lanfata. Nach Hallers Versicherung soll in der Familie Bentivoglio von Vater auf Sohn ein pilzartiger Auswuchs erblich gewesen seyn, der aufschwoll, so oft das Wetter feucht wurde. Die bekanntesten historischen Beispiele dieser Art sind die Lippen die sich seit Karl V von den Habsburgern sogar auf die Lothringer vererbt haben und die Nasen der Bourbonen. Latour Landry entdeckte und erkannte in einem Londoner Schusterladen den einzigen rechtmäßigen Erben der Barone von Vessins an einem Mal zwischen den Schultern, welches in diesem Geschlecht erblich gewesen war. Alle Edelzüchter wissen daß gewisse Flecken im Fell der Thiere für den Stammbaum zeugen, wie der weiße Fleck über den Augen bei den Bulldachsen, oder die weißen Gelenke bei Rossen und Rindern. Es kommt sogar vor daß entstandene, also nicht angeborne Eigenthümlichkeiten sich vererben. Ein herrlicher Hengst aus dem Pompadourgestüte, Fils du glorieux mit Namen, erblindete. Alle von ihm abstammenden Füllen erblindeten ebenfalls im dritten Jahr. Burdach erzählt von einer Frau, die nach einem Aderlaß an Blutverlust starb, und deren Tochter so empfindlich war daß ihr die geringste Verletzung großen Blutabgang verursachte, und die diesen Uebelstand auch noch auf ihren Sohn vererbte. Pferde, versichert ein Essayist in

[1] Die deutsche Sprache, welche Muttermäler aber keine Vatermäler kennt, schreibt damit die Vererbung von Flecken in der Haut dem mütterlichen Einfluß zu.

Digitized by Google

der Revue britannique, dem wir folgen, welche man während mehrerer Geschlechter hinter einander auf demselben Körpertheil mit glühendem Eisen gezeichnet hat, sollen zuletzt auf ihre Nachkommen das Mal vererben.

Gegen alle diese Beispiele läßt sich wiederum anführen, daß nun seit Jahrhunderten gewissen Hunderacen Ohren und Schwänze geschnitten werden, und sie doch keine geschnittenen Hunde zur Welt bringen oder nur in sporadischen Fällen daß sich die Wilden tättowiren, Nase und Ohren durchbohren und ihre Kinder doch heil und unversehrt geboren werden. Die obigen Fälle aber beweisen immerhin die Möglichkeit von solchen Vererbungen, und auch die Möglichkeit ist schon merkwürdig. Bekannt ist auch daß die Instincte der Thiere, ja was noch auffallender ist, sogar angelehrte Eigenschaften sich vererben. Sehr viel Junge der Hühnerhunde „stehen" auf Hühner auch ohne dressirt zu seyn, eine Thatsache, auf die schon Darwin in seinem Buche über den Ursprung der Arten großes Gewicht gelegt hat. Lewes, wie er in seiner Physiologie des gemeinen Lebens erzählt, sah einen sechs Wochen alten, völlig undressirten Hund vor einem Kaninchenbau „schön machen," um die Kaninchen zu bitten daß sie mit ihm spielen möchten. Er hatte diese Gabe des Schönmachens von seiner Mutter, einer Virtuosin in diesem Fache, geerbt.

Auch bei Menschen sind die Instincte erblich. Gall, der Schädellehrer, führt eine Menge Familien an, wo sich das Laster des Stehlens von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Selbst das Talent alt zu werden, ist erblich. In der von Karl Lejoncourt 1842 veröffentlichten Galerie des Centenaires finden sich höchst erbauliche Beispiele dieser Art angeführt, unter andern das eines Tagelöhners der im 108ten Jahre starb, dessen Vater 104 und dessen Großvater 108 Jahre geworden war, und der bei seinem Tod eine 80jährige Tochter hinterließ. Lejoncourt kannte eine noch lebende 150jährige Frau, deren Vater 124 und deren Onkel 113 Jahre alt geworden waren. Im Jahr 1846 lebte in Paris Jean Golembiewski, ein 102jähriger Pole, der 80 Jahre gedient [1] und 35 Feldzüge unter Napoleon einschließlich des Rückzuges aus Moskau mitgemacht hatte. Sein Vater war 121, sein Großvater 130 Jahre alt geworden. Die Register der Lebensversicherungs- und Leibrentenanstalten liefern für dieses Gesetz einen Reichthum von Belegen. Skropheln und Lungenleiden sind notorisch erblich und leider auch der Wahnsinn. Irrsinnsfälle, die an den nordeuropäischen und an deutschen Fürstenhöfen jetzt so häufig wiederkehren, lassen sich genau nach einer gemeinsamen Quelle zurückführen. Wo Wahnsinn in einer Familie ist, bricht er oft, wenn er während einer Generation geschlummert hat, in der nächsten wieder aus und schleppt sich unsichtbar aber unvertilgbar durch die mittleren Geschlechter.

Persönliche Eigenschaften sind erblich bis zu einem gewissen Grade, aber oft stammen sie nicht von den Eltern bei denen sie latent oder verborgen blieben, sondern von den Großeltern (Atavismus). So ist der Mensch also ein Product von mindestens sechs Elementen, wenn man nur die Eltern und die Großeltern berücksichtigt, und man darf sich dann nicht verwundern wenn bei aller Erblichkeit oft viel Unähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern an die Welt kommt. Auch darüber ist man noch nicht im klaren, was im allgemeinen von der Mutter, was vom Vater sich herschreibt. Linné behauptet daß bei allen Bastardpflanzen die innere Pflanze, d. h. die Befruchtungsorgane von der Mutter, die äußern Organe vom Vater herstammen. Decandolle lehrt das schroffe Gegentheil wie Linné; vermuthlich sah der eine Pflanzen die auf das eine, der andere andere die auf das gegentheilige Gesetz schließen ließen, während überhaupt kein scharf ausgeprägtes Gesetz vorhanden war. Abdel Kader hat in seinem berühmten Brief an General Daumas [1] behauptet daß die Araber alle wesentlichen Vorzüge ihrer Rosse von den Hengsten herleiten. Von ihnen soll der Knochenbau, Sehnen, Muskeln, Adern herrühren, während die Stute nur das Haar und andere Aeußerlichkeiten vererbt. Die Stuten scheinen überhaupt sich sehr leidend bei der Fortpflanzung zu verhalten. Berühmt in der Geschichte der Physiologie ist die halb englische Stute Sir Everard Home's, die 1816 von einem Quaggahengst besprungen wurde und einen Bastard zur Welt brachte, der vollständig den Typus des Vaters wiederholte. Dieselbe Stute wurde dann 1817, 1818 und 1823 von edlen Hengsten besprungen, aber ihre Füllen wiederholten immer den Quaggatypus — eines der größten Räthsel der Biologie. Der Maulesel und das Maulthier sind verschiedene Geschöpfe, obgleich unser Sprachgebrauch, gerade so wenig wie der französische zwischen mulet und bardeau, zwischen beiden scharf unterscheidet. Der Maulesel, der Blendling zwischen Esel und Stute, ist ein Esel mit geringen Veränderungen. Die Ohren sind nur ein wenig kürzer, Mähne, Schweif, Haut und Haar wie beim Esel, die Beine sind schmächtig, die Hufe hoch, schmal und zusammengezogen wie beim Esel, nur der Rumpf und der Bauch erinnern durch Fülle und Rundung an die Mutter. Mehr oder weniger sind diese Merkmale auch dem Maulthier eigen, dem Abkömmling von Hengst und Eselin. Doch sind seine Ohren nur verlängerte Pferde-Ohren, seine Mähne länger, sein Schweif buschiger, seine Schenkel kräftiger, seine Hufe breiter; dagegen sein Rumpf und Bauch wieder flacher, was ihn der Eselin näher bringt. Im Grunde jedoch sind sich Maulesel und Maulthier sehr ähnlich, sie stehen beide dem Esel unendlich näher als dem Pferd, der Maulesel nur noch mehr als das Maulthier, so daß sich bei der Fortpflanzung die Rassenüberlegenheit des Esels entschieden geltend macht. Merkwürdig ist noch der Umstand daß der Maulesel paut, das Maulthier aber wiehert. Die Muskeln der Stimmorgane stammen also vom Vater her. Allein auch dieß ist kein allgemeines Gesetz, denn die Bastarde von Hund und Wölfin heulen oder bellen; bei den Blendlingen zwischen Hund und Fuchs wechselt die Erscheinung ebenfalls, und die Bastarde des Stieglitzes mit dem Zeisig singen eine Weise, wo zwar

[1] Wahrscheinlich wurden die Feldzugsjahre als doppelte Dienstjahre gezählt.

[1] S. Ausland 1861. S. 324.

Digitized by Google

die Melodie des letztern vorherrscht, deutliche Anklänge aber auch aus den Weisen des erstern vorkommen.

Ortons Beobachtungen bei Enten und Hühnern bieten uns neue Seltsamkeiten. Die Bisamenten (Anas moschata), fälschlich auch türkische Enten [1] genannt, sind viel schwerer als die gemeinen Enten, denn sie wiegen 8—10, diese nur 3—4 Pfund, doch ist bei den Moschusenten der Entrich viel stärker und größer als das Weibchen. Bei Kreuzungen zwischen einer gemeinen Ente und einem Bisamenterich wogen die männlichen Blendlinge 5—6 Pfund, die weiblichen die Hälfte, während bei den Hybriden, deren Vater ein gemeiner Enterich war, kein solcher Unterschied zwischen den Geschlechtern beobachtet wurde. Orton geht von der Ansicht aus daß Gestalt und Kleid der Thiere vom Vater, die innern Organe von der Mutter herrühren sollten. Diese sonst allzusehr generalisirende Anschauung bewährte sich wenigstens im Hühnerhof. Wenn man Cochinchinahähne mit gemeinen Hennen begattete, so krochen aus den Eiern Blendlinge hervor, die nach Gestalt und Gefieder Cochinchinahühner waren, aber weiße, nicht milchkaffeefarbige Eier wie die Cochinchinahennen legten, auch hatten diese Eier nicht den rahmenartigen Geschmack der Cochinchinaeier. Backewell, der berühmte Züchter der Dishleyschafe, schrieb den Müttern alle Vorzüge bei der Fortpflanzung zu. Seine Widder vermiethete er ohne Umstände, nie aber war er zu bewegen ein auserwähles Mutterschaf zu verkaufen oder zu leihen. Im allgemeinen aber theilen die Viehzüchter in England diese Ansicht nicht, denn wer eine gute Milchkuh erzeugen lassen will sieht mehr auf den Stier als auf die Kuh.

Aus allen diesen Beispielen ergibt sich deutlich daß fast jede Thierart bei Kreuzungen anderen Gesetzen unterworfen ist, und daß innerhalb der nämlichen Art durchaus nicht gewisse Körperbestandtheile von der Mutter, andere vom Vater herrühren. Eine schwarze und eine weiße Katze, gleichviel welches von beiden der Kater sey, werden Junge zur Welt bringen die ganz schwarz, ganz weiß, schwarz und weiß, weiß und schwarz seyn können. Der Esel hat fünf, das Pferd hat sechs Lendenwirbel, Maulesel wie Maulthier besitzen deren bald fünf bald sechs. Buffon erzählt von einer Wölfin, die von einem Wachtelhund belegt wurde und zwei Junge zur Welt brachte. Das eine, ein Männchen, glich dem Vater bis auf die Ohren und den Schweif, welcher wolfsartig war. Das andere, ein Weibchen, war wolfsartig bis auf Ohren und Schweif, die wieder vom Vater abstammten. Noch sonderbarer war es daß dem Charakter nach der Bastard, der äußerlich Hund war, eine Wolfs- und die Bastardwölfin im Gegentheil eine Hundsnatur verriethen. Es ist also im allgemeinen das Gesetz auszusprechen daß beide Eltern Antheil an der Nachkommenschaft haben, daß sie je nach ihrer Persönlichkeit bald diese bald jene Eigenschaft vererben.

Gewiß ist dieß in Bezug auf geistige Erbschaft bei Menschen der Fall. Der Mann überträgt hier nicht ausschließlich seine Eigenschaften. Die Söhne des Perikles waren die obscuren Paralus und Xanthippus, der Sohn des strengen Aristides war der schändliche Lysimachus, Thucydides hinterließ den blödsinnigen Milesias und den dummen Stephanus. Der Sohn Cromwells, die Kinder Shakespeare's, die Töchter Miltons bestätigen das alte Vorurtheil gegen die Kinder großer Väter. Wir könnten einige deutsche Beispiele anführen, aber exempla sunt odiosa, zumal wenn die Exempel oder Exemplare noch leben oder in Kindern fortleben. Uebrigens ist es nur ein Vorurtheil auf einen großen Vater immer einen geringen Sohn zu erwarten, und die Größe eines Mannes immer auf Rechnung einer großen Mutter zu setzen. Bernardo Tasso war ein guter Poet und Vater eines bessern. Die beiden Herschel ausgezeichnete Astronomen, die beiden Pitt die größten englischen Staatsmänner der neueren Zeit. Sir Robert Peel hat seinem Vater gewiß vieles zu verdanken und wiederum eine nicht unwürdige Nachkommenschaft hinterlassen. In der Familie Bach zählt man über hundert gute Musiker, überhaupt ist in Künsten, Handwerken und Gewerben Erblichkeit von Talenten nichts weniger als selten.

Alles was wir also wissen, besteht darin daß sich bis jetzt kein allgemeines Gesetz über die Erblichkeit erkennen läßt. Es scheint hier alles abzuhängen von der physischen Ueberlegenheit des einen Gatten über den andern. Man weiß daß gewisse Krankheiten und namentlich Skropheln und Lungenleiden erblich sind. Wo beide Eltern damit behaftet waren, da kommen gewiß nur kranke Kinder zur Welt. Wo aber der eine Theil gesund war, da kann man lauter kranke, lauter gesunde oder einzelne kranke Nachkommen erwarten, je nachdem die eine Natur der andern im allgemeinen oder zeitenweise überlegen war. Nur in einzelnen Fällen ist der eine Theil stets der siegreiche. Wie wir oben gesehen haben, siegte im Maulesel und im Maulthier stets die Eselsnatur. Ein ähnlicher Fall aus dem Pflanzenreich beobachtete der als Hybridenzüchter so berühmte Kölreuter. So oft er Nicotiana Paniculata mit dem Samenstaub von Nicotiana Rustica und die Blendlinge wiederum mit Nicotiana Paniculata befruchtete, immer trugen die Hybriden wieder den Typus der Rustica, und das Gleiche trat ein wenn er das Experiment umdrehte und die Rustica mit Paniculatapollen behandelte. Die Rustica, gleichviel ob Vater oder Mutter, blieb immer siegreich.

[1] Canard de Barbarie im Französischen. Sie stammen aus Amerika gerade so wie der Mais, der auch fälschlich türkisch Korn genannt wird.

Eine Bärenjagd in Kleinasien.

Auf meinen Reisen durch das türkische Asien kam ich nach Ismid, der Hauptstadt eines Paschaliks. Von diesem interessanten Ort, wo römische Ruinen, türkische Chans und ungeheure Cypressen in der phantastischsten Weise durcheinander stehen, reiste ich südwärts über Isnik, und schlug am vierten Tag mein Lager in einem schattigen Hain auf, am Rande eines plätschernden Bergstroms in der Nähe des Dorfes Ga-

Digitized by Google

zadagh, welches hoch am Abhange des bithyniſchen Olymps liegt. Es war Freitag, wo jeder gute Muſelmann in Feiertagskleidern in die Moſchee geht. Ich habe ſelten einen ſchönern Menſchenſchlag geſehen als dieſe türkiſchen Bergbewohner in ihrer männlichen Kleidung, wie ſie ſich um mich drängten um ihre Neugierde in Bezug auf ihren fränkiſchen Beſucher zu befriedigen. Ein Halbkreis von Alten, vom ächten kaukaſiſchen Stamm, kauerte im Vordergrund, und hinter ihnen ſtanden die jungen Leute mit ſo kräftigen und ſehnigen Figuren wie man ſie nur in dieſen unverderbten Orten oder in den Gemälden von Decamps ſehen kann. Es war die Pflaumenzeit; der ganze Boden war mit dieſen Früchten bedeckt, und ſelbſt als wir uns unterhielten, fielen ſie von den uns überſchattenden Bäumen auf uns hernieder. Es ſcheint daß die Bären die Pflaumen lieben, und ſo kamen wir denn bald von Pflaumen auf Bären zu reden. Als die Hauptjäger des Ortes ſahen daß mich der Gegenſtand intereſſirte, weihten ſie mich bald in ihre Art und Weiſe der Bärenjagd ein, und verabredeten mit mir eine ſolche für denſelben Abend, da der Wind günſtig und Wild im Ueberfluß vorhanden wäre. Ein verlaſſenes Dorf, welches noch bedeutend höher im Gebirge lag, und deſſen verwilderte Gärten noch einen Ueberfluß von Pflaumen und andern Früchten hervorbrachten, ſollte der Schauplatz unſeres Feldzuges ſeyn.

Kurz vor Sonnenuntergang ſtießen vier kräftige Burſche zu mir, die mit langen, ſehr uranfänglich conſtruirten Flinten bewaffnet waren. Wir giengen die Schlucht hinan, und nachdem wir etwa eine und eine halbe Stunde einen ſehr rauhen Weg gegangen waren, der oft in den dichten Büſchen und umgeſtürzten Bäumen verloren wurde, erreichten wir ein Gehölz von Pflaumen und Kirſchbäumen, über welche einige Eſchen und Ulmen emporragten. Die Sonne war ſchon ſeit einiger Zeit untergegangen; der Mond ſtand am Himmel und warf ſein Silberlicht auf das Laub, drang aber kaum durch die ſchattigen Büſche. Da ich hier mehr als ein Zuſchauer denn als ein unabhängiger Jäger war, ſo ließ ich mir von meinen türkiſchen Begleitern einen Platz anweiſen. Der Feldzugsplan war äußerſt einfach; er beſtand darin auf die Bäume zu ſteigen und die Ankunft der Bären zu erwarten, von denen man wußte daß ſie in dieſer Jahreszeit allabendlich kamen um hier ihr Abendmahl zu verſpeiſen. Nachdem wir einige der am bequemſten gelegenen Waldbäume ausgeſucht hatten, kletterten wir hinauf, und placirten uns ſo daß wir die Pflaumenbäume in der Nähe überſehen konnten. Der Mond ſtieg höher und höher, und beleuchtete in verführeriſcher Weiſe die goldenen Pflaumen, aber noch kein Lebenszeichen von irgend einem Bären. Die Zeit fieng bald an mir lang zu werden, und der Aſt auf dem ich ſaß ganz außerordentlich hart. Der Mond neigte ſich ſchnell nach einem Punkt wo er hinter einer Schulter des Olymps verſchwinden und alles dunkel werden mußte, und noch war nichts vom Braun zu hören. Als er dem Fleck nahe kam wo er unſerm Blick verſchwinden mußte, ſchien ſein Lauf merkwürdig ſchneller zu werden, und es war als tauche er plötzlich mit einem Sprung hinter das Gebirge, und ließ uns im Dunkel. Die Bären werden nun bald kommen, ſagten die Türken, und jeder ſetzte ſich ernſtlich zurecht in geſpannter Erwartung. Nach einer langen Zeit hörte man endlich das Brechen von Zweigen; lauter, näher und von mehr als einer Stelle kam das Geräuſch. Dann ſah man ſchwarze Maſſen unbeſtimmt ſich zwiſchen den Pflaumenbäumen bewegen, und beinahe in demſelben Augenblick fiengen einige derſelben an zu ſchütteln und ihre Zweige zu krachen. Die Bären waren in ihnen, und begannen ihre Mahlzeit. Meinen Athem anhaltend und meine Augen ſo viel als möglich anſtrengend, war ich im Stande einige unſerer Beſucher eben zu erkennen; als ich aber mein Gewehr anlegte, ſah ich daß wenig Hoffnung vorhanden war einen zu erlegen, da es mir nicht möglich war das Korn zu ſehen. Zu dieſer Zeit mußten gegen 20 Bären in und unter den Pflaumenbäumen ſeyn, und die meiſten von ihnen waren ſchon eifrig mit ihrer Mahlzeit beſchäftigt. Braun ſchien eine entſchiedene Vorliebe für reife Pflaumen zu haben, und wir hörten ihn mit Zeichen des Mißfallens diejenigen ausſpucken die nicht nach ſeinem Geſchmack waren. Nun war unſere Zeit gekommen. Der Türke, der mit mir auf demſelben Baume ſaß, ließ ein leiſes Pfeifen hören, worauf die Bären unbeweglich blieben um zu horchen, als Bang-bang-bang unſere Flinten krachten, worauf der ganze Trupp Bären Hals über Kopf davon rannte. Nur einen ſahen wir ſchwer von ſeinem Baum fallen; er war augenſcheinlich getroffen. Ohne Zeitverluſt waren die Türken an der Erde und unterſuchen den Platz, wo man den Bären gefallen glaubte; aber es war kein Bär zu finden, ſondern nur Schweiß. Da die Sache langweilig zu werden ſchien, ſo zog ich mich mit einem Türken als Führer zurück, und nachdem ich drei Stunden im Dunkeln herumgeſtolpert war, erreichte ich endlich todtmüde mein Zelt. Die übrigen Türken blieben die Nacht auf dem Berge, in der Hoffnung am Morgen den verwundeten Bären anzutreffen; allein ſie mußten ohne Erfolg zurückkehren. So ſchloß dieſe improviſirte Bärenjagd, die zwar erfolglos, aber ſowohl intereſſant als aufregend war.

Die Slaven Iſtriens.

Von Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Wenn auch die Italiener Iſtrien als ein zu Italien gehöriges Land betrachten, ſo ſind doch die Bewohner dieſer Halbinſel nichts weniger als Italiener. Allerdings wird in den gebildeten Claſſen, ſowie in den Städten italieniſch geſprochen, allerdings gibt es zahlreiche Einwanderer romaniſchen Stammes, welche „Venetianer“ genannt werden, aber der Kern der Bevölkerung und die Maſſe der Bewohner iſt ſlaviſch, und während die Venetianer in Orten die kaum einige Minuten von einander entfernt liegen, die größte Mannichfaltigkeit in Dialekt und Tracht darbieten, ſind die eigentlichen Iſtrianer ſlaviſchen Stammes in Sprache, Lebensweiſe, Sitten und Gebräuchen nur wenig unter einander verſchieden.

Digitized by Google

Die Kleidung allein läßt vermuthen daß die slavischen Bewohner der Umgegend von Parenzo, Pola, Dignano, S. Lorenzo, Canfanaro, S. Vincenti, Rovigno und Barbana sich zu einer andern Zeit in Istrien niedergelassen haben, als die Slaven aus den Districten von Pirano, Buje, Capodistria, Montona, Albona, Pinguente, Pisino u. a. Städten.

Da nun San Lorenzo für eine der ältesten Pfarrgemeinden von ganz Istrien gilt, scheint die Bewohnerschaft der zuletztgenannten Districte später eingewandert zu seyn. Vielleicht zur Zeit der Türkenkriege, wo nach der Versicherung Fra Paolo Sarpi's und des Bischofs Minucci viele Ortschaften Istriens durch die Raub- und Verwüstungszüge der Uskoken gänzlich entvölkert und zerstört wurden, und wo man, wenigstens in einigen Gemeinden, wie aus Urkunden des alten Castello di San Vincenti deutlich hervorgeht, Familien aus Dalmatien kommen ließ, um wieder Arbeitskräfte zu haben.

Gewiß ist es daß die neuen Ansiedler ebenfalls dem südslavischen Stamme angehörten und die Istrianer in Sprache, Kleidung, Lebensweise und Sitten große Aehnlichkeit mit den slavischen Bewohnern des benachbarten Dalmatiens haben.

Am reinsten slavisch wird in den Districten von Parenzo, Pisino, Rovigno, Dignano und Pola gesprochen, und viel zur Erhaltung und Vervollkommnung der Sprache thut die in den slavischen Pfarrgemeinden Istriens üblich gebliebene uralte Sitte, die Evangelien und Litaneien in der Kirche slavisch zu lesen und zu singen.

Die moralische und politische Erziehung empfangen die istrianischen Slaven einzig und allein aus der Religion, und diese ist es auch welche ihnen bei allen Handlungen und bei allen Gebräuchen als Richtschnur dient.

Die Haupttugend welche sie auszeichnet, ist die Gastfreundschaft, die sie niemals verweigern. Jeder Fremde und Unbekannte wird mit der größten Freude von ihnen aufgenommen, und darf die Wohnung nicht eher verlassen als bis er von ihrem Brod gegessen und von dem Wein getrunken hat, der für Gäste und Freunde immer bereit steht. Sobald nur jemand ins Haus tritt, gießt der Hausherr den Becher voll, trinkt auf das Wohl des Gastes und reicht diesem dann den Becher dar. Sehr beleidigt würde die ganze Familie seyn, wollte der Gast ihn nicht wenigstens berühren, dagegen darf er nur eine Prise Tabak anbieten, um sich die Herzen aller Hausbewohner für immer zu gewinnen.

Auch gegen Arme sind sie äußerst mildthätig, und sie lassen nie einen Bettler gehen, ohne ihn zu speisen oder zu beschenken, obgleich die meisten Bettler aus der Fremde kommen. Denn da die istrianischen Slaven fast alle Grundbesitz haben und sich gegenseitig aushelfen, greifen sie nur im äußersten Nothfall zum Bettelstab, indem sie glauben, es sey eine Beleidigung Gottes wenn einer der arbeiten kann, zum Nachtheil der wirklich Bedürftigen betteln wolle.

Freundschaften werden selten und gewöhnlich nur bei Gelegenheit von Taufen oder Firmelungen geschlossen. Wer sie aber bräche oder den Freund verriethe, würde mit Fingern gezeigt werden.

Ueberhaupt thut man mit wenigen Ausnahmen Unrecht ihnen nicht recht zu trauen. Wer Vertrauen zu ihnen zeigt, kann sich auf sie verlassen; nur wer es nicht thut, wird leicht von ihnen getäuscht. Denn covek bez vere, vere nije vredan (ein Mensch ohne Zutrauen ist nicht der Treue werth), sagen sie sprüchwörtlich.

Große Achtung haben sie vor allen Vorgesetzten, und namentlich den Geistlichen. Besonders aber an dem Kaiser hängen sie mit der höchsten Ehrfurcht, Liebe und Treue, und schon der Gedanke an eine Widersetzlichkeit gegen seine Befehle würde ihr Gewissen beunruhigen.

Natürlich sind sie sehr religiös und mit Ausnahme einer Gemeinde, welche griechisch ist, eifrige Katholiken. Sie erlauben sich auch nicht den geringsten Zweifel an irgendeinem Glaubenspunkt, und eine Aeußerung gegen „nasa mati Cerkva" (unsere Mutterkirche) würde als Gotteslästerung gelten. Denn den Papst und die Bischöfe sehen sie wie Heilige des Himmels an, die Worte des Geistlichen sind ihnen Evangelium. Als besondere Gunst betrachten sie es wenn ein Priester ihr Haus betritt, und es nicht verweigert mit ihnen zu essen und zu trinken. Sie suchen ihm dann auf alle mögliche Weise ihre Achtung und Liebe zu bezeigen, und lassen ihn selten fortgehen, ohne ihn vorher beschenkt zu haben.

Die Namen Jesus und Maria nennen sie nie ohne das Haupt zu entblößen und zu sprechen: „Slava i cast tvim budi" (Ruhm und Ehre sey ihnen). Auch tragen Männer wie Frauen stets den Rosenkranz in der Tasche, und verlassen nie das Haus, ohne ihn bei sich zu haben. Auf Reisen beten sie ihn unterwegs ab, doch müssen sie dazu ihren eigenen Rosenkranz haben, sollen die Gebete nicht fruchtlos bleiben oder andern zu gute kommen. Denn wenn man sich einen Rosenkranz borgen wollte, würden die Gebete nicht dem angerechnet werden welcher sie spricht, sondern dem welcher den Rosenkranz besitzt; deßhalb bringt man auch jeden gefundenen Rosenkranz sogleich zum Pfarrer, um nichts unnützes im Hause zu haben.

Eine ganz besondere Verehrung hegen die istrianischen Slaven vor dem allerheiligsten Sacrament des Altars. Am Feste desselben tragen Frauen und Kinder vorher Bündel von Kräutern und Blumen aller Art zur Kirche, um damit in- und außerhalb derselben einen Weg für die Procession zu machen, indem sie beim Vorüberziehen derselben sich mit einer Hand an die Brust schlagen und mit der andern das Bündel halten, und möglichst so legen daß der Priester, welcher das Allerheiligste trägt, darauf treten muß. Ist das geschehen, halten sie die Bündel für geweiht und tragen sie ehrfurchtsvoll nach Hause. Sie beräuchern damit ihre Kranken, legen sie, wenn Unwetter droht, auf glühende Kohlen vor die Thüren, während alles knieend betet, und halten ihre Bitten für erhört, wenn der Rauch senkrecht zum Himmel emporsteigt.

In hohen Ehren steht auch bei ihnen die hl. Jungfrau, deren Feste mit möglichstem Glanz begangen werden. Vor jedem Marientag feiern sie die Vigilie durch Fasten, mag es geboten seyn oder nicht, indem sie sprüchwörtlich sagen:

Digitized by Google

Wenn du den gefeierten Namen Maria hörst, frage nicht was für ein Fest sey.

Ueberhaupt werden alle Vigilien und Fasten streng beobachtet. Nur wenige machen während der vierzigtägigen Fastenzeit Gebrauch von den bischöflichen Indulgenzen, deren Bekanntmachung selbst mit Vorsicht geschehen muß, um keinen Anlaß zu Skandal zu geben. Manche enthalten sich die ganze Zeit hindurch nicht nur des Fleisches, sondern selbst der Eier und der Milchspeisen.

Am Ostersonntag tragen sie in aller Frühe gesottene Eier, gebratene Lämmer, Brod und Rubane [1] in die Kirche, um sie nach der Messe von ihrem Pfarrer weihen zu lassen. Dann gehen sie nach Hause, versammeln sich alle und danken dem Herrn für die glücklich und gesund überstandenen Fasten, worauf sie mit großem Hunger essen und sorgfältig darauf sehen daß die Knochen, als geweiht, nicht von den Hunden gefressen, sondern mit den Eierschalen zusammen ins Feuer geworfen werden. Mit den Eiern wird „getutscht" wie anderwärts.

An der Vigilie vor Weihnachten wird aufs strengste gefastet, und erst am Abend essen alle Hausgenossen zusammen am Herde. [2] Mit Anbruch des Tages fangen die Frauen an das ganze Haus zu fegen, zu reinigen und aufzuräumen, um den Pfarrer würdig empfangen zu können, der es segnen soll. An den Thürpfosten beim Eingang werden grüne Zweige und, wenn nichts anderes da ist, Epheuranken und Sträuße befestigt. Abends legt man einen Klotz ans Feuer welcher die ganze Nacht durch brennen muß, und hinter den man beim Abendessen etwas von jedem Gericht wirft, das aufgetragen wird. In einem Brode welches mitten auf dem Tische liegt, stecken drei Kerzen welche bis zum beendigten Mahl zu Ehren der h. Dreifaltigkeit brennen. Das Brod hebt man auf, um es später bei Gelegenheit von Seuchen dem kranken Vieh zu geben. Ehe man sich zum Essen setzt, wird zum Zeichen der Freude geschossen. Ungern versäumen die istrianischen Slaven die Mitternachtsmesse, bei welcher sie mit besonderer Andacht die verschiedenen Kirchenlieder anhören, welche auf die Geburt des Herrn Bezug haben. Sie selbst singen, wenn sie der Pfarrer zum Friedenskuß auffordert, im Chor eine Hymne, welche die Geschichte von Christi Geburt enthält. Nach dem Gottesdienst ziehen sie jubelnd nach Hause und erzählen was sie gesehen und gehört.

Ist die Messe recht pomphaft gewesen, so sprechen sie noch viele Jahre nachher rühmend davon: Ja sam vidio tolike svetkovine u mome zivota, ali nigda takve! (Ich sah so viele kirchliche Functionen in meinem Leben, aber nie so eine!)

Am Feste der unschuldigen Kinder (28 Dec.) versammelt man die Kinder und läßt sie mit Ruthen in der Hand durch die Weingärten laufen und die Weinstöcke schlagen, indem sie dabei singen müssen: „Rodi, rodi, lipa loza, aco neces roditi, cu ti glavu osici!" („Trage, trage, schöne Rebe, wenn du nicht tragen willst, werd' ich dir den Kopf abschneiden!")

In großer Verehrung steht das an der Vigilie von Epiphania geweihte Wasser. Der Aelteste jeder Familie besprengt damit Haus und Feld, und hebt es auf, um bei Krankheiten den Kranken damit zu besprengen.

So gibt es noch manche andere religiöse Gebräuche, welche nach den verschiedenen Ortschaften von einander abweichen.

Gleichwohl findet man bei den Slaven Istriens weit weniger Vorurtheile und Aberglauben als man erwarten sollte. Am 25 Februar 1632 wurde zum letztenmale eine Frau als Hexe verurtheilt: es war eine gewisse Maria Radoslovich aus Zara, welche nach vorhergegangenem Proceß auf dem Platze von S. Vincenti öffentlich gespießt und verbrannt wurde, weil sie sich in der Folter zu allen ihr aufgebürdeten Unthaten bekannt hatte. Jetzt glauben nur noch wenige an Hexen oder an Gespenster. Selbst das Läuten mit den Glocken in der Johannisnacht, was sonst überall geschah, um die Macht der Hexen zu brechen, findet kaum noch in einigen Dörfern statt, und doch lief noch im vorigen Jahrhundert ein Capitano des Castello di S. Vincenti Lebensgefahr, als er es abschaffen wollte. Das Volk rottete sich lärmend auf der Piazza zusammen und schrie: „Wir Aermsten! Unsere armen Felder! Unser armes Vieh! Die Hexen werden uns alles zerstören!"

Nur die Johannisfeuer haben sich erhalten und werden an der Vigilie des Festes von den Hirten auf den Höhen angezündet. Manche baden sich auch noch in dieser Nacht im Thau oder wälzen sich nackend in der Flachssaat herum. Ebenso schläft man gern mit den Füßen an der Wand, um nicht behext zu werden, doch geschieht dieß alles mehr aus hergebrachter Gewohnheit, als mit dem Bewußtseyn der ursprünglichen Bedeutung. Denn die Aufklärung nimmt mehr und mehr zu, und niemand wird zur Communion zugelassen der nicht die Dogmen und Gebete weiß welche die Geistlichen ihren Pfarrkindern lehren. Die Erzählungen von bösen Geistern, Hexen und Gespenstern sind den Legenden gewichen, und oft hört man selbst bei den Versammlungen am Herdfeuer die Kinder zur Unterhaltung der Erwachsenen Geschichten aus ihren Schulbüchern vorlesen.

Die Hauptbeschäftigung der Slaven in Istrien ist Ackerbau und Viehzucht, und es gilt bei ihnen sogar als schimpflich, den Stand des Vaters aufzugeben und ein Handwerk für Geld zu betreiben. Da fast jeder Grundbesitz hat, so wohnen sie zerstreut inmitten ihrer Felder, welche sie mit Mauern aus rohen Steinen, die bloß übereinander gelegt und nicht mit Kalk zusammengefügt werden, eigenhändig umgränzen, und leben vom Ertrage ihrer Aecker. Während die Männer von Früh bis Abends auf dem Felde beschäftigt sind, haben die Frauen vollauf mit der Hauswirthschaft zu thun. Es liegt ihnen ob das nöthige Holz zu holen, die Wäsche zu waschen, das Mehl auf der Handmühle zu mahlen, das Brod zu backen und das Essen zu kochen. Sie müssen spinnen, stricken, nähen und die reichen Stickereien machen, mit welchen

[1] Eine Mehlspeise mit Rosinen, Nüssen und Pistazien.

[2] Beim Weihnachtsmahl darf Aal, Kohl (verse) und Wurst (Ragoje) nicht fehlen.

Digitized by Google

ihre Hemden z. B. verziert ſind, und müſſen nicht nur die Wäſche und die Kleidungsſtücke ſelbſt verfertigen, ſondern auch das erforderliche Material dazu beſchaffen. Niemals ſieht man ſie daher, wenn ſie nicht in die Kirche gehen, ohne Spindel und Rocken das Haus verlaſſen, und frühzeitig lehren ſie ihren Töchtern den Flachs zu bauen und zu bereiten, und die Wolle ſo zurecht zu machen daß einer der herumziehenden Weber, welche meiſt aus Kärnten kommen, im Hauſe ſelbſt ſogleich die Sarſche daraus weben kann, aus der, mit Ausnahme der Hemden, die ganze Kleidung der iſtrianiſchen Slaven im Sommer wie im Winter beſteht. Nur das Schuhwerk, welches den im Alterthum gebräuchlichen Sandalen nicht unähnlich iſt und aus roher Ochſenhaut geſchnitten wird, ſowie die Wagen, Haus- und Ackergeräthſchaften, die ſämmtlich ganz von Holz ſind, werden von den Männern verfertigt.

Daß die Einrichtung der Wohnungen äußerſt einfach iſt, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Doch findet man bei Reicheren ſelbſt hier und da Wanduhren, obgleich die Slaven Iſtriens nur ſelten einer Uhr bedürfen, da ſie es verſtehen die Zeit nach dem Stand der Sonne oder der Sterne mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben.

Im Sommer ſchlafen die Männer im Freien, angezogen und die Mütze auf dem Kopf — eine Gewohnheit, welche ſie auch im Hauſe und ſogar bei Krankheiten feſthalten. Ebenſo pflegen ſie auch ſtets, und wenn es noch ſo kalt wäre, den rechten Arm unbedeckt zu tragen, und ſie würden es für ebenſo unverantwortlich halten dieſen Arm anders als im Hemdärmel zu zeigen, wie ſie es entehrend finden ſich in Leinwand ſtatt in Sarſche zu kleiden. Die Knaben dürfen erſt mit 9 oder 10 Jahren Hoſen anziehen. Bis dahin tragen ſie ein langes Hemd mit Gürtel, wollene Strümpfe, Opanke oder Bundſchuh gleich den Eltern, und über dem Hemd einen Rock aus Sarſche, der bis zu den Knieen reicht. In dieſem Anzug ſieht man oft Kinder, welche anderswo kaum allein das Haus verlaſſen dürfen, trotz Wind und Wetter das Vieh hüten, und Knaben von fünf bis ſechs Jahren ehrbar ein Geſpann Ochſen führen, das ihnen lammfromm folgt. Dieſe frühe Gewöhnung an Regen, Kälte und Beſchwerden aller Art läßt die Jugend zu ſo kräftigen, wohlgeſtalteten und jeder Arbeit fähigen Männern heranwachſen, wie faſt alle Slaven Iſtriens ſind. Denn nur äußerſt ſelten trifft man unter ihnen einen mißgeſtalteten, verwachſenen oder mit körperlichen Gebrechen behafteten Menſchen an.

Auch die gewöhnlich vorkommenden Krankheiten, wie Fieber, Lungenentzündungen und Ruhr überſtehen ſie leicht und immer ohne Beihülfe eines Arztes. Höchſtens fragen ſie ihren Geiſtlichen um Rath oder befolgen mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit eines der Hausmittel, welche bei ihnen in großem Anſehen ſtehen, und deren Kenntniß ſich in manchen Familien durch Ueberlieferung von Generation zu Generation erhalten hat. Beſonders der Biß giftiger Thiere, ſowie Verrenkungen und Brüche von Armen und Beinen werden von ſolchen Naturärzten, welche meiſt den wohlhabendſten Familien angehören und nie irgend eine Belohnung für ihre Bemühung annehmen, oft auf eine wahrhaft wundervolle Weiſe geheilt. Denn die ganze Cur beſteht im Herſagen gewiſſer Gebetsformeln, in der Anwendung des Kreuzeszeichens und des Weihwaſſers, und in der dringenden Anempfehlung an den Kranken zu beſtimmten Stunden ſo und ſo viel Vaterunſer und Ave Marias zu beten, und vor allem feſten Glauben zu haben.

Wird aber jemand ſo ernſtlich krank daß er fürchtet nicht wieder zu geſunden, ſo läßt er ſogleich den Geiſtlichen rufen, empfängt das heilige Sacrament und bereitet ſich mit der größten Ruhe zum Tode vor. Er ordnet ſeine Angelegenheiten, ertheilt ſeiner Familie und ſeinen Hausleuten noch weiſe Rathſchläge, empfängt alle die ihn zu beſuchen kommen gefaßt und heiter, gibt ihnen den letzten Kuß, und läßt keine andern Worte mehr hören als: „Wenn Gott mich abruft, ſo geſchehe ſein Wille. Es wäre Sünde über den Befehl des Herrn zu murren. Meine Stunde iſt gekommen, ich muß fort aus dieſer Welt. Einmal muß man doch gehen, etwas früher oder ſpäter iſt gleich.“

Sobald der Tod erfolgt iſt, benachrichtigt man alle Verwandten und Bekannten davon, damit ſie beim Begräbniß erſcheinen. Wer nicht die dringendſte Abhaltung hat, kommt und begleitet die Leiche bis zur Kirche, wo die Einſegnung ſtattfindet, und von dort auf den Friedhof. Die Männer ziehen bei dieſer Gelegenheit ihre wollenen Kleider an, und wenn es mitten im Sommer wäre; die Frauen, welche während des Zuges laut weinen müſſen, ſind mit den dunkelfarbigen Decken (tappeti) bedeckt, die bis auf den Boden herabfallen. Einige weibliche Verwandte oder Bekannte ſingen unter lautem Jammern und Schluchzen die Todtenklage, in welcher ſie alle Tugenden und vortrefflichen Handlungen des Verblichenen preiſen, die weiſen Rathſchläge welche er vor ſeinem Ende gegeben Wort für Wort wiederholen, und ihn fortwährend anreden als wäre er noch am Leben. Iſt der Todte, welcher ſtets ohne Sarg und in den allerbeſten Kleidern die er beſaß, beſtattet wird, in das Grab hinabgelaſſen worden, ſo wirft jeder eine Schaufel Erde mit den Worten auf ihn: Gott erbarme ſich deiner (Bog te pomiluj)! dann beſucht man die Gräber ſeiner andern ſchon dahingeſchiedenen Lieben und betet knieend für ſie, ehe man den Friedhof verläßt und ſich in das Todtenhaus zurückbegibt, wo ein mäßiges Mahl bereit ſteht. Bevor man ſich zu Tiſch ſetzt, betet man nochmals knieend für die Seele des Beerdigten, und nach der Mahlzeit hält der Aelteſte von der Verſammlung, oder wenn er zugegen iſt, der Pfarrer eine kurze Rede zum Lob des Verſtorbenen, in welcher er den Anweſenden dringend anempfiehlt für den Todten zu beten. Alle beten daher nochmals für ihn, und gehen dann traurig und ſchweigend auseinander.

Wer an dieſem Tage in das Trauerhaus tritt, wird bewirthet gleich den geladenen Gäſten, und beſonders die Armen empfangen reichliche Almoſen, damit ſie für den Dahingegangenen beten. Auch Seelenmeſſen läßt man fleißig leſen und gleich den Exequien ſo feierlich abhalten als es die Vermögensverhältniſſe nur irgend geſtatten. Denn ſo arm die Familie auch ſey, würde ſie doch von allen ſehr geringgeſchätzt

Digitized by G

und getadelt werden wenn sie es unterlassen wollte eins ihrer Angehörigen „mit Ehren“ zu beerdigen.

Die Trauer dauert mindestens ein Jahr, und während dieser ganzen Zeit legen die Männer nie die wollene Kleidung ab, auch wenn es noch so heiß wäre, und die Frauen tragen beständig ein dunkelfarbiges Tuch auf dem Kopf, nichts als Winterkleider und auf den Schultern stets den Tappeto, welchen sie sonst nur bei der größten Kälte umnehmen. Alle Jahre am Allerseelentage findet eine ganz besondere Andacht zu Ehren der Verstorbenen statt. Schon am Abend vorher werden in jedem Hause Kerzen angezündet, welche die ganze Nacht hindurch brennen bleiben, und überall sprengt man mit Weihwasser und betet für die Seelen im Fegfeuer. Zu den Messen strömt das Volk massenhaft in die Kirchen, und jeder nimmt sich kleine Lichtchen mit, welche er während der kirchlichen Functionen angezündet in der Hand hält und von denen jedes einzelne einer bestimmten Seele geweiht ist. Der Sohn zündet eine Kerze für den Vater an und betet und weint um ihn, die Wittwe für den Gatten, die Mutter für ihr Kind. Einige halten so viel brennende Lichtchen in der Hand als sie Seelen haben für die sie beten wollen, so daß das Innere der Kirche einem wahren Lichtmeer gleicht.

(Schluß folgt.)

Zwei Beispiele arabischen Edelmuths, aus Damascus.

1.

Vor etwa 30 bis 35 Jahren hausten in Damascus die Arnauten (Albaneser), wie die Janitscharen in Konstantinopel. Ein Deli Baschi, Anführer derselben, wollte einst eine vorübergehende Frau mit Gewalt in das Serai schleppen. In ihrer Todesangst rief sie: „O Volk Muhammeds, o ihr Leute des Edelmuths!“ und sogleich (denn jeder hält sich verpflichtet auf diesen Ruf zu Hülfe zu eilen) trat ein Kleiderhändler hervor, und bat den Anführer der Basch Bozuks flehentlich um Entlassung dieser Frau, indem er ihm zugleich versprach, hundert andere Frauen oder Mädchen ihm dafür zu verschaffen. Mit Verachtung und Hohn zurückgewiesen, warf er seinen Mantel zurück, zog sein Schwert und spaltete dem Arnauten, der zu Pferde saß, den Kopf, nahm dann die Frau und eilte mit ihr davon, ohne von den nachgesandten Kugeln getroffen zu werden. Er brachte die Frau nach ihrer Wohnung; viele andere, nicht weniger empört über die Frechheit und Zügellosigkeit des Arnauten, schlossen sich ihm an, und bald war er ein Schrecken für diese räuberischen Truppen.

2.

Einst rief ein zum Richtplatz geführter Verbrecher aus: „Wo ist ein edler Mann, der für mich einsteht daß ich meine Frau und Kinder nochmals sehen und von ihnen Abschied nehmen kann?“ Ein vornehmer Mann trat aus der Menge hervor, und übergab sich dem Scharfrichter, welcher dem Delinquenten eine Stunde Frist gestattete. Dieser gieng zu den Seinigen, kam aber auf dem Rückweg auf den Gedanken zu entfliehen, und eilte nach Salahije (einem der benachbarten Dörfer von Damascus). Unterwegs aber gieng er in sich und kehrte, indem er bedachte daß er den der ihm Muruwwe (so heißt die Tugend des Edelmuths auf arabisch) bewiesen, dem gewissen Tode nicht aussetzen dürfe, eiligst zurück. Er kam gerade in dem Moment auf dem Richtplatz an als der andere für ihn den Tod erleiden sollte, durchbrach die Menge und stellte sich dem Nachrichter zur Verfügung. Dieser, der seine Rückkehr nicht mehr erwartet hatte, konnte sich nicht entschließen, die Hinrichtung sogleich vorzunehmen, sondern gieng mit beiden vor den Pascha, welcher den Delinquenten fragte: warum er die schöne Gelegenheit nicht lieber benutzt habe um zu entkommen? Als derselbe darauf gestand daß er allerdings die Absicht gehabt habe, aber bald in sich gekehrt sey, um den Edelmuth des andern nicht mit so schändlichem Undank zu belohnen, sagte der Pascha, welcher damals noch Recht über Leben und Tod hatte: „Nun, so will auch ich Muruwwe zeigen und dich frei lassen.“ Wem fällt dabei nicht Schillers Bürgschaft ein?

Diesen zwei Beispielen hat Petermann, dessen Reisen im Orient dieselben entnommen sind, folgenden Bericht beigefügt: „Die jungen Leute von Damascus haben auch unter sich eine gewisse Muruwwe. Wenn einer eine Geliebte hat und diese unter seinen Genossen bekannt ist, so nimmt nicht nur keiner von diesen sie zu seiner Geliebten, sondern sie leiden auch nicht daß ein anderer aus seinem oder einem andern Stadtviertel sich ihr in solcher Absicht nähere.“

Das Erdbeben in Mendoza.

(Aus der Times nach einem Schreiben aus Valparaiso).

Am 20 März saß ich mit einigen Freunden in einem großen Zimmer am Hafen, als um 8¾ Uhr ein Erdstoß erfolgte, begleitet von dem stärksten Getöse das ich je gehört habe. Die Bewegung war nicht heftig; sie dauerte zwei volle Minuten, und die Schwingungen des Bodens waren sehr markirt: es war uns nicht leicht von unsern Stühlen aufzustehen. Natürlicherweise eilten wir hinaus, kehrten aber fast eben so schnell zurück und setzten unsere Geschäfte fort. Dieser Stoß, von dem wir nur eine excentrische wellenförmige Bewegung verspürt hatten, zerstörte in demselben Augenblick, 100 Lieues von uns, eine blühende Stadt, und begrub 8000 ihrer Bewohner unter den Trümmern. Die Stadt Mendoza, die am westlichen Abhang der Cordilleren liegt, ist in einen ungeheuren Schutthaufen verwandelt worden. Nichts ist aufrecht geblieben, kein Haus, keine Kirche, kein Schupfen. Wir erhielten die Nachricht von dieser Katastrophe am 23 Morgens. Im ersten Augenblick glaubte man nicht daran, oder betrachtete sie als ungemein übertrieben; allein die folgenden Botschaften bestätig-

Digitized by Google

ten das entsetzliche Unglück. Mendoza war nicht mehr, und zwei Drittheile seiner Einwohner waren an eben dem Orte begraben wo sie gewohnt hatten. Die chilenische Regierung schickte sogleich Aerzte, Zelte, Lebensmittel; sodann erließ man einen Aufruf an die öffentliche Mildthätigkeit. In Valparaiso allein sind 600,000 Fr. unterzeichnet worden. Einer der ersten welche ihre Dienste anboten war Dr. Leahy vom englischen Schiff Nereus; seine Anerbietungen wurden angenommen, und er begleitete die Aerzte der Regierung. Man hat Briefe von ihm und seinen Collegen bekannt gemacht. Sie sagen daß das Entsetzen in Wirklichkeit alles übertreffe was man über das Ereigniß, mit welch grellen Farben es auch geschildert worden, erzählt habe. Um 8¾ Uhr am 20 März lächelten noch Glück und Leben in Mendoza, und eine Minute später war die Stadt nur noch ein Feld von Ruinen, deren höchste nicht mehr als sechs Fuß vom Boden waren; von 12,000 Einwohnern lagen 10,000 unter den Trümmern, aus denen nur 2000 mehr oder minder verwundet, aber lebend, gerettet worden sind; denn von diesen selben 2000 sind mindestens 1500 von dem Einsturz der Mauern und des Balkenwerks getroffen worden. Um die Schrecken der Nacht noch zu vermehren, brach in einem der größten Häuser im Innern der Stadt Feuer aus, und sechshundert Unglückliche fanden ihren Tod in den Flammen; allein ihre Leiden waren kurz im Vergleich zu denen der armen Leute welche unter dem Schutte begraben lagen; eilf Tage nach ihrer Verschüttung zog man mehrere Lebendige daraus hervor. Dr. Leahy schreibt daß, wie sehr er auch durch seinen Beruf an den Anblick der Leiden gewöhnt sey, er doch ein so schmerzliches Schauspiel kaum ertragen könne. Zwei Tage nach ihrer Ankunft hatten er und seine Gefährten schon 500 Kranke in ihrem aus Brettern und Leinwand erbauten zeitweiligen Hospital untergebracht. Die meisten waren in einem so erbärmlichen Zustande, daß man nicht wußte wo man mit der Behandlung den Anfang machen sollte. Zerbrochene Arme und Beine waren fast das kleinste Unglück; es waren nur grauenhafte, bereits in Eiterung übergegangene Wunden, zerquetschte Glieder, die man wieder brechen mußte um sie einzurichten, arme Unglückliche mit gebrochenem Rücken, aber noch lebend, und zu all diesem kam überdieß der Gestank von den Tausenden von Leichnamen die unter den Ruinen lagen, welche die Bevölkerung mit Hacke und Schaufel aufgräbt, nicht um diejenigen zu retten welche noch athmeten, sondern um eine elende Beute zu sammeln. Dieses Erdbeben ist wahrscheinlich das entsetzlichste welches seit Menschengedenken stattgefunden hat; nie sah man eine so vollständige Zerstörung. Der wahre Mittelpunkt des Stoßes scheint unter der Stadt selbst gewesen zu seyn, denn die Dorfschaften welche sie umgeben, haben, obwohl sie beschädigt sind, doch bei weitem nicht so sehr gelitten. Man sagt daß vier Lieues von Mendoza ein vulcanischer Ausbruch erfolgt sey. In Valparaiso sind die Erdbeben sehr häufig, allein seit 100 Jahren hatte am Abhang von Mendoza keines stattgefunden, und man nahm allgemein an daß sie die Cordilleren nicht überschritten. Seit einigen Jahren sind die Stöße auf unserer Seite seltener und milder; die unterirdischen Feuer haben vielleicht eine andere Richtung genommen, und wir sind möglicherweise in Zukunft diesen schrecklichen Unglücksfällen nicht mehr ausgesetzt. Obwohl viele Chilenen, besonders die neuen Ankömmlinge, in dieser Hinsicht eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau tragen, so müssen doch diejenigen welche das Erdbeben von 1851 gesehen haben von Schauder ergriffen werden, auch wenn nur sehr milde Stöße erfolgen. Ein Erdbeben, die Ungewißheit über die Entwicklung die es nehmen wird, ist, wenn man die zuvor feste Erde unter seinen Füßen schwanken und weichen fühlt, nichts weniger als angenehm. Es freut mich Ihnen sagen zu können daß unsere Landsleute sich bei diesem namenlosen Unglück sehr edelmüthig gezeigt haben. Die englischen Handelshäuser haben 85,000 Fr., die bischöfliche Capelle 25,000 Fr., die unabhängige Capelle 19,750 Fr. unterzeichnet, ungerechnet die Subscriptionen der Chefs von Handelshäusern und andern mildthätigen Personen.

Der Untergang des Reiches Bandjermasin 1857—1860.

Das Reich von Bandjermasin auf Borneo, jetzt 2662 holl. geogr. Quadratmeilen groß und von 262,140 Köpfen bevölkert, war ehemals viel umfangreicher, denn es erstreckte sich zur Zeit wo es die Holländer erwarben, nominell wenigstens bis zur Nordostküste von Borneo. Die ältere Geschichte läßt sich in wenig Worte zusammenfassen. Die Königslisten aus der buddhistischen Zeit enthalten die Namen von sieben Fürsten, wovon der älteste und Stifter des Reiches um die Mitte des 14ten Jahrhunderts regiert haben soll. Bandjermasin oder wie es damals hieß, Negara dipa, war ein Theil des großen Reiches von Madschapahit auf Java, und wie in diesem war die Religion des Hofes der Buddhismus. Mit dem Zerfall von Madschapahit (1478) wurden die Sultane Martapura's Souveräne. Wie aber damals auf Java der Islam siegreich auftrat, so verbreitete er sich bald weiter gen Osten, und gerade zur Zeit wo die Portugiesen sich in jenen Gewässern zeigten, trat der erste Sultan von Bandjermasin zum Islam über (1520). Von diesem Sultan Surian Schah abwärts zählen die Listen bis 1859 im ganzen 13 Regenten. Mit den Portugiesen machten die Beherrscher der südlichen Stromlande Borneo's nur flüchtige Bekanntschaft, und das Gleiche gilt von den Briten und Holländern, welche letztere seit 1664 einen Handelsvertrag und das Pfeffermonopol besaßen, 1707 aber vertrieben wurden und erst 1756 wieder neue günstige Bündnisse schließen konnten. Im Jahre 1787 (nicht 1785 wie Crawfurd und viele holländische Quellen vor ihm irrig behaupten) gelang es aber den Niederländern festen Fuß zu fassen. Sie verbanden sich mit dem Thronprätendenten Pangeran Nata, halfen ihm zum Reich und vertrieben mit nur 80 Sipahisoldaten ein buginesisches Heer, welches Bandjermasin zu unterwerfen gedroht hatte. In Folge dessen trat Nata sein Reich der Compagnie ab um es als Erblehen zurück zu empfangen. Etliche Küstenstrecken wurden dagegen vollständig den Holländern über-

Digitized by Google

lassen. Die Compagnie behielt sich vor in Martapura die Thronnachfolger so wie die höchsten Würdenträger unter den Prinzen von Geblüt auszuwählen. Alle Chinesen und fremden Ansiedler blieben unter holländischer Gerichtsbarkeit, ferner wurden der Compagnie verschiedene Zölle, die Diamant- und Goldgruben, so wie das Eigenthum über die Vogelnesterklippen abgetreten. Alle Gewürznägelbäume mußten zu Gunsten des molukkischen Monopols niedergehauen, und aller im Lande erbauter Pfeffer an die holländischen Magazine abgeliefert werden. Dieß waren die staatsrechtlichen Verhältnisse bis zum Jahre 1859.

Am 11 Juni 1860 ist dieses vierhundertjährige Vasallenreich auf Borneo von den Holländern ihren Besitzungen einverleibt worden. Die letzte Zeit der einheimischen Herrschaft bildet eine ächt orientalische Geschichte von Hof- und Haremsintriguen, Empörung, Fanatismus und Mord, und endigte wie alle Befreiungsversuche der Schwachen und Verblendeten mit ihrer gänzlichen Knechtschaft. Wie immer im Morgenlande war eine Frau die Anstifterin des Unheils, dießmal sogar ein neunzigjähriges Weib, nämlich die Sultanin-Mutter, die bei Lebzeiten das Volk gepreßt und Schätze zusammengescharrt hatte, „ganze Weinflaschen voll Diamanten," wie ein Beobachter im Jahr 1836 versichert. Im Jahr 1857 starb der vorletzte Sultan, Namens Adam, dessen damals neunzigjährige Wittwe die Njai-Ratu (Prinzessin) Kamala-Sari aus einem vornehmen malayischen Geschlechte ihm vier Söhne geboren hatte, wovon der älteste, von der Regierung als Thronnachfolger bestimmte, am 5 März 1852 auf Anstiften des jüngsten umgebracht, der zweite auf Befehl des dritten ermordet, der dritte 1851 gestorben, der vierte Prabu Anom das Werkzeug der alten Sultana, aber 1852 auf Antrag des Reichsverwesers oder Großwessirs [1] bei der Bestimmung der Thronnachfolge übergangen worden war. Es gab übrigens in der Dynastie eine Auswahl von Personen zur Nachfolge. Als Soliman der drittletzte Sultan 1825 starb, waren am Hof von Martapura (Residenz von Bandjermasin) 25 Prinzen vorhanden, die den Titel Pangeran (königl. Hoheit) führten. Bei Sultan Adams Tod zählte man drei Söhne, dreizehn Enkel, drei Brüder, vier Neffen, zusammen 23 Pangerans. Die andern Prinzessinnen und weiblichen Nachkommen, die Ratu's und Gusti's mitgerechnet, gab es 56 Personen von Geblüt. Bei der Thronerledigung war in Martapura Resident oder Bevollmächtigter der niederländischen Regierung nach der Darstellung der Tijdschr. voor Nederl. Indië ein höchst unfähiger Mensch, nämlich Graf E. v. Bentheim-Teklenburg-Rheda aus einem hannoverischen Geschlecht, ehemaliger österreichischer Rittmeister, später Adjutant des Generalstatthalters von Indien v. Eerens, und unmittelbar zuvor Director der Preanger Gestüte. Er verstand nicht und verstieß daher gegen die Sitten und Gewohnheiten der malayischen Großen, [1] ließ sich auch vollständig durch orientalische Heuchelei in trügerische Sicherheit wiegen.

Die niederländische Regierung übergieng abermals Prabu Anom, den einzigen überlebenden Sohn Adams, den Liebling der alten Njai-Ratu bei der Wahl zum Reichsverweser, sie wählte auch nicht Hidajat Ollah den Lieblingsenkel der Sultana zum Sultan, weil diese beiden Personen politisch verdächtig waren, sondern sie bestimmte Tamdschid Ollah, einen sechs Jahre ältern Bruder des Hidajat Ollah, den ältesten Sohn, des ältesten Sohnes von Sultan Adam für den Thron von Martapura (3 Nov. 1857). Dieß war ein grober Verstoß gegen alles Herkommen, denn Tamdschids Mutter war nicht ebenbürtig, sie war sogar nur eine Chinesin [2] gewesen. Hidajat Ollah dagegen wurde zum Reichsverweser ernannt, und als solcher hielt er vollständig die Zügel der Regierung in den Händen, während der niedrig geborne Sultan damals 38 Jahr alt eine Null blieb. Das Einkommen des letztern belief sich auf etwa 17,000 fl. Nicht weniger bezog der damals 32jährige Hidajat Ollah, denn als Reichsverweser erhielt er 12,000 fl. Gehalt, und seine Apanagen als Pangeran beliefen sich außerdem auf 5000 fl., auch wußte er sein Einkommen auf Kosten seines Halbbruders des Sultans noch zu vermehren. Die Niederländer besaßen zur Zeit des Thronwechsels nur vier getrennte Posten im Reich, außer dem Hauptplatz Bandjermasin. Zerstreut umher wohnten ihre Beamten, verschiedene deutsche Missionäre, und in dem östlichen Theile etliche Aufseher der Kohlengruben von Kalangan, Bangkal und Pengaron. Regiert wurde das Reich selbst unter Oberhoheit des Sultans vom Reichsverweser, und eingetheilt war es in Flußstrecken (Departements), Negerien (Arrondissements) und Häuptlingsschaften (Gemeinden). Die Prinzen von Geblüt besaßen in diesen Ländereien ihre Apanagen, die aus Kopfgeldern, Grundbesitz, Bergwerken, Zöllen und sonstigen Einnahmen bestanden.

Am Beginn des Jahres 1859 verbreitete sich über Borneo die Kunde vom bevorstehenden Ausbruch eines Aufstandes, man sprach davon in den Kapuasgebieten, also im Herzen von Borneo, und von dort bekam die Statthalterei in Batavia die ersten Winke. Man schickte daher sogleich einen Dampfer zu Hülfe, den aber Graf Bentheim voller Verwunderung empfieng und mit der Versicherung wieder wegschickte, daß er von keiner drohenden Unruhe etwas wisse. Vierzehn Tage später zeigten sich schon schlimme Merkmale. Man hörte von zwei Parteien, wovon die eine Hidajat, den Reichsverweser zum Sultan erhoben wissen wollte, weil er auch mütterlicherseits edler Abkunft sey, die andere aber einem Hadschi (heimgekehrten Mekkapilger) Namens Dschalil folgte, welcher ihr die Vertilgung sämmtlicher Europäer verhieß. Bentheim entbot jetzt den Reichsverweser zu sich, dieser aber lehnte auf

[1] Der einheimische Name dieses Amtes ist Mangku-bumi; man wird nicht fehl geben wenn man sich die Großwessire mit der Gewalt von Mitregenten oder der Majordomi ausgestattet denkt.

[1] Die fürstlichen Familien und alle Häuptlinge in Bandjermasin sind Malayen und Muhammedaner, die Eingebornen aber sind die zum Theil noch heidnischen und als Schädelräuber so berüchtigten Dajaken.

[2] D. h. vermuthlich die Tochter eines Chinesen, denn die Chinesinnen dürfen bekanntlich nicht außer Landes sich begeben, und gehören außerhalb China zu den Seltenheiten.

Digitized by Google

Anſtiften ſeiner Mutter, die einen Hinterhalt fürchtete, die Einladung unter dem Vorwande ab daß der Faſtenmonat (Ramadhan) eben (22 April 1859) begonnen habe. Der Reſident, beſtochen durch die äußerlich guten Manieren Hidajats, mit dem er auch als Ariſtokrat ſympathiſirte und der ſonſt als eifriger Muhammedaner bekannt war, ließ den Vorwand gelten, denn er glaubte daß die 1000 fl. monatlichen Gehaltes, die der Reichsverweſer empfieng, ein Unterpfand und ein Anker ſeiner Treue ſeyn müßten.

Da kamen am 4 Mai 1859 zwei Chineſen beim Hauptfort an und berichteten daß in die Kohlengruben von Kalangan, die eine Tagereiſe gegen Oſten lagen, eine Mörderbande eingedrungen ſey und Europäer wie Chineſen erwürgt habe. Ein Dampfer, der nach Pengaron hatte hinauf gehen wollen, kehrte aus Beſorgniß wieder um. Inzwiſchen waren Berichte über den Ausbruch eines Aufſtandes nach Surabaya gekommen und ſogleich am andern Tage Obriſt Andreſen im Dampfer Ardſchuno mit 145 Soldaten und 80 Seeleuten nach Borneo zur Hülfe geſendet worden. Er war mit unbedingten Vollmachten verſehen und übernahm die Verwaltung als Commiſſär, während ihm Graf Bentheim als Rathgeber ad latus blieb. Wiederum erhielt man Kunde daß auch im Weſten in den Niederlaſſungen am Petak und Kahajan die Europäer ermordet worden ſeyen. Dampfer wurden dieſe Flüſſe hinaufgeſendet und von ihnen einige Perſonen gerettet, die bei gutgeſinnten Häuptlingen Schutz und Verſteck gefunden hatten, darunter auch vier Kinder des Miſſionärs Hofmeiſter, deren Eltern und deren Tante von einer Dajakenbande erſchlagen worden waren.

Obriſt Andreſen merkte ſo wenig als Graf Bentheim daß der eigentliche Anſtifter des Aufſtandes der Reichsverweſer Hidajat ſey. Er merkte es nicht einmal, als er am 8 Mai die Großen des Reiches in Bandjermaſin zuſammenberief und alle, ſelbſt der Sultan erſchienen, nur Hidajat fehlte. Als vielmehr die Pangerans offen erklärten, die Empörung ſey nur ausgebrochen weil man gegen das Herkommen und gegen den Wunſch des verſtorbenen Sultans, Hidajat, den älteſten ehelichen Nachkommen Adams, übergangen habe, begann Andreſen ſich ſogar in Unterhandlungen mit dem Reichsverweſer einzulaſſen. Wie wenig Disciplin übrigens unter den hohen niederländiſchen Colonialbeamten herrſcht, erfährt man aus dem Schickſal eines Hrn. C. J. Boſch, der zuvor Bevollmachtsgehülfe (Aſſiſtent-Reſident) in Banjuwangi geweſen war und als Bevollmächtigter für Bandjermaſin an Graf Bentheims Stelle treten ſollte. Solange freilich der Commiſſär anweſend war, hatten der alte und der neue Reſident nichts zu befehlen, ſondern nur Rathſchläge zu ertheilen. Die beiden Officiere, der Obriſt und der ehemalige Rittmeiſter, hielten aber cameradſchaftlich zuſammen. So geſchah es daß der Graf trotz ſeiner Abſetzung im Reſidentenhaus wohnen blieb, und ſo oft er ausgieng einen vergoldeten Sonnenſchirm bei ſich führte, der Sonnenſchirm aber iſt bekanntlich im Morgenlande allüberall das äußerliche Kennzeichen der Souveränität. Der neuernannte Hr. Boſch dagegen mußte in einem Kohlenmagazin ſein Quartier aufſchlagen, durfte keinen Sonnenſchirm führen, wurde vielmehr vollſtändig ignorirt und hat nie in ſeiner Reſidentſchaft das geringſte anzuordnen gehabt, denn als man Andreſen abberief, wurde auch er gleichzeitig an einen andern Poſten verſetzt.

In der zweiten und dritten Woche des Mai wurde Lieutenant Bichon, ein tapferer und äußerſt thätiger Officier, mit dem Dampfer Tjipannas und 60 Mann nach dem Petak und dem Sampitfluß geſendet. Am erſteren fand er die europäiſchen Niederlaſſungen verwüſtet, beſtand einige Gefechte mit Eingebornen, brannte widerſpänſtige Kampongs nieder, und nahm Fahrzeuge hinweg, auf welchen ſich europäiſche Beute gefunden hatte. In Sampit dagegen war noch alles ruhig, wenigſtens verſicherte der dortige niederländiſche Befehlshaber daß er nirgends Gefahr ſehe.

Andreſen hatte neue Verſtärkungen aus Java an ſich gezogen, und am 11 Juni 1859 gieng er mit den Dampfern Celebes und Boni und etwa 1000 Mann den großen Fluß oder Barito hinauf nach der Hauptſtadt Martapura, wo ſich der Reichsverweſer bisher noch immer aufgehalten hatte. Als die Dampfer landeten, wurden ſie von Volkshaufen am Strande erwartet. Man ließ jedoch die Truppen friedlich ausſchiffen und in dem leeren Kraton (Palaſt, Serail) Quartier beziehen. Der Oberſt nahm ſeine Wohnung im Reſidentenhaus, wo am 13. der Reichsverweſer Hidajat in Begleitung von vier Prinzen vor ihm erſchien, völlige Unſchuld heuchelte und ſeinen Halbbruder, den Sultan Tamdſchid zu verdächtigen ſuchte. Man ließ dieſen Vorwand ſcheinbar gelten, berief aber am 14. einen Divan zuſammen, worin man den Häuptlingen anzeigte, daß ſie das Tragen von Waffen außer den üblichen Gürtelwaffen, Klewangs oder Kriß, verbieten ſollten. Nun fanden ſich auch einige Verräther ein, und zwar waren es drei Oberprieſter welche Hidajat als Anſtifter der Empörung anklagten. Der Reichsverweſer erhielt davon Wind und entwich unter dem Vorwande ſeine Mutter zu beſuchen, in der Nacht vom 18 auf 19 Juni aus Martapura. Andreſen berief darauf ſogleich einen zweiten Divan, zu dem ſich einige 80 Granden meldeten und wo man allgemein die Abſetzung des Sultans Tamdſchid begehrte. Der Commiſſär kehrte am 21. nach Bandjermaſin zurück und ſuchte den Sultan zur Abdankung zu bewegen. Tamdſchid, im Gefühl ſeiner niedern Herkunft, unterzeichnete auch willig den Entſagungsbrief und gieng mit dem Dampfer Ardſchuno nach Batavia, wo er am 22 Juli 1859 mit 23 Frauen, ſechs Familienangehörigen und 17 Bedienten ankam. Am 28 Juni wurde bereits eine neue interimiſtiſche Regierung ausgerufen, die man dem 58jährigen Pangeran Suria Mataram, Sohn des verſtorbenen Sultans Adam, aber nicht von der erſten und von der vornehmſten Frau, und verheirathet mit Ratu (Prinzeſſin) Aſia Bruderstochter des Sultans ſeines Vaters, ſowie einem ältern Halbbruder Hidajats, dem Pangeran Mohamed Tambak Anjar übertrug. Der Reichsverweſer ſelbſt wurde noch nicht abgeſetzt, aber ſein böſes Gewiſſen hielt ihn im Verſteck, welches er nicht einmal gegen Zuſicherung freien Geleites zu verlaſſen ſich getraute.

Digitized by Google

Von Martapura aus war inzwiſchen am 18 Juni das Fort bei den Kohlengruben von Pangaron entſetzt worden. Dort hatten ſich ſeit dem 29 April 40 Mann und etwa 600 Sträflinge hinter einer einfachen Verpfählung völlig abgeſchnitten vom Hauptfort (Bandjermaſin) gegen alle Angriffe der Mörderbanden gehalten. Die Ruhe wurde damit in dem Kohlengebiet geſichert und der Verkehr ſogar wieder aufgenommen. Eine einzige Störung war noch am 28 Juni in Martapura vorgefallen. Während nämlich an dieſem Tag der Oberſt Andreſen eine Truppenſchau auf dem Exercierplatz hielt, brach in den als Caſerne dienenden und damals verlaſſenen Kraton eine bewaffnete Bande ein, ermordete die Schildwachen und zog ſich erſt nach einem Gefecht und Verluſt von drei Todten wieder zurück. Die einbrechende Regenzeit verhinderte übrigens alle Operationen weiter nördlich und binnenwärts, wo der flüchtige Reichsverweſer in dem bevölkerten Amonthai ſein Hoflager aufgeſchlagen hatte.

Im Weſten von Bandjermaſin am Petak verſuchten die Aufſtändiſchen verſchiedenemal ihr Glück. Ein Geſchwader von 40 Fahrzeugen näherte ſich der Verſchanzung, welche Lieutenant Bichon bei Pulu Petak hatte aufwerfen laſſen und welche nur zwei kleine Geſchütze führte. Am 4 Juli griffen die Inſurgenten zu Land und Waſſer mit Feuergewehr und Pfeilen zweimal das Fort an, wurden aber beidemale zurückgetrieben, und ihr Verluſt auf 50 Mann geſchätzt, von denen aber nur vier in Feindeshände fielen. Am 23 Juli erneuerten ſie den Verſuch gegen dieſen feſten Punkt. Sie hatten einige eiſerne Kohlenſchiffe bei dem Ueberfall der Minen geraubt, die ihnen gute Dienſte leiſteten. Der Dampfer Tjipannas beſchoß mit ſeinen acht Geſchützen von 1 Uhr Nachmittags bis zum Dunkelwerden die Feinde, ohne etwas anderes auszurichten als ſie in Reſpect zu halten. Am nächſten Tage kam der Montrado zu Hülfe, die Feinde aber ließen ſich nicht blicken. Sie hatten ſich in der Nähe bei Sungi-kaju verſchanzt und bauten dort Kotta-mara, eine Art Panzerflöße, für je 40 Schützen, deren ſtarkem Balkenwerk das geringe Kaliber der Holländer nichts anhaben konnte. Dieſes Rüſtzeug fiel jedoch letztern am 27 Juli in die Hände, als der Dampfer Celebes dem Tjipannas zu Hülfe gekommen war und beide die Verſchanzung zerſtört hatten. Nachdem ein nächtlicher Anſchlag vom 23 auf 24 Sept. gegen das holländiſche Fort ebenfalls mißglückt war, beunruhigten die Rebellen es nicht weiter. Uebrigens wurde bei dieſem Ueberfall der tapfere Lieutenant Bichon durch einen Lanzenſtich getödtet und ſechs Leute ſeiner Mannſchaft verwundet.

Die Empörung ſchien jetzt erloſchen, doch blieben die Truppen noch auf den vier feſten Punkten Martapura und Pengaron in der öſtlichen, Marabahan und Pulu Petak in der weſtlichen Hälfte unter Waffen. Eine Abſetzung des Reichsverweſers war noch immer nicht ausgeſprochen worden, ſondern der Heuchler hatte ſich neuerdings wieder in Gunſt geſetzt, indem er für die in den ausgemordeten Niederlaſſungen übrig gebliebenen Fremdlinge ſorgte. Mit der Ankunft eines neuen niederländiſchen Gewalthabers änderte ſich aber der Stand der Dinge. Andreſen, Bentheim und Boſch wurden zugleich abberufen, und der frühere Reſident von Surakarta J. N. Nieuwenhuijzen übernahm die Regierung, entſetzte den Reichsverweſer Hidajat ſeiner Aemter und erklärte das Reich Bandjermaſin der niederländiſchen Krone verfallen. In der letzten Octoberwoche war erſt wieder der Commiſſär Andreſen, als er zu Schiff von Martapura nach Bandjermaſin zurückfuhr, vom Ufer aus mit feindlichen Kugeln begrüßt worden. Die Europäer auf Borneo lebten in beſtändiger Angſt ähnliche Scenen erleben zu müſſen, wie die Engländer während des Sipahi-Aufſtandes in Indien, und hatten alle Frauen nach und nach bis auf eine einzige entſchloſſene nach Java in Sicherheit gebracht. Der neue Reſident wollte dieſen ſchwülen Zuſtänden ein Ende machen. Hidajat, der in Amonthai noch reſidirte, warf die Maske ab, er gab ſich den Titel Sultan, und ernannte aus eigener Willkür ſich einen Reichsverweſer oder Großweſſir. Als ihm der neue Reſident eine peremtoriſche Ladung zugehen ließ, erhielt er eine ungeſchminkte Erklärung daß er, Hidajat, ſich als Herr und Gebieter betrachte, worauf er in Bandjermaſin feierlich zum Feind erklärt wurde.

Nun begannen auf beiden Seiten die offenen Feindſeligkeiten. Die Niederländer hatten aber durch den großen javaniſchen Aufſtand unter Dipo Negoro Erfahrungen genug gemacht wie in den Sundaländern gegen Rebellen Krieg geführt werden müſſe. Sie löſten ſich in Colonnen auf, drangen ins Innere und legten eine Kette von Bentings oder kleinen Verſchanzungen an. Von Belang war unter dieſen Zügen nur die Einnahme Amonthai's, wo Hidajat ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Der Platz liegt an dem Negara-Fluſſe, dem mächtigſten Seitengewäſſer des Barito oder Hauptſtromes von Bandjermaſin. Die Rebellen hielten ſich übrigens hinter ihrem hölzernen Verhau ſehr tapfer gegen 300 Mann, zwei Dampfer und fünf andere Fahrzeuge mußten aber zuletzt weichen, worauf die Holländer bei Amonthai ſelbſt ein großes Benting aufführten und 160 Mann Garniſon darin zurückließen (Februar 1860). Eine andere Expedition wurde gegen Lokton Tuôr am linken Ufer des obern Barito oder Hauptfluſſes ausgeführt. Dieſer Platz liegt unter 0° 8′ ſ. Br. 211 engl. Meilen oberhalb der Mündung des Stromes und nur 36 F. über dem Meere. Der Barito beſitzt dort 650 Fuß Breite und iſt für Schiffe von 5 Fuß Tiefgang noch fahrbar. Die Einwohnerſchaft des Ortes wird auf 700 Köpfe geſchätzt, ſoll aber ehemals zahlreicher geweſen ſeyn und gehorchte dem alten aber gefürchteten Tumenggong Surapati, der früher den Europäern Zeichen großer Anhänglichkeit gegeben hatte. Im Vertrauen auf ihn, ſowie auf die ſcheinbar gute Geſinnung der Eingebornen wurde am 15 Dec. 1859 der Dampfer Onruſt, ein eiſernes Fahrzeug von 4 Fuß Tiefgang unter Lieut. Bangert mit 45 Mann und 5 Officieren nach Lokton Tuôr geſendet, um dort die Auslieferung eines Rebellen, des Pangeran Antaſari zu fordern. Am 19 Dec. war der Dampfer vor Lokton Tuôr und Bangert berief die Häuptlinge zu einem Divan, aber niemand erſchien, doch hieß es zu Surapati's Entſchuldigung er ſey binnenwärts gezogen. So wartete man geduldig bis zum 27 Dec. An dieſem Tage erſchienen mit

Digitized by Google

etwa hundert Fahrzeugen und 600—1000 Begleitern die Tumenggongs Surapati, Mas-Anom und Rupa und verfügten sich an Bord des Schiffes. Während sie mit Lieutenant Bangert und Lieutenant Van der Velde in der Cajüte zu Rathe saßen, wurde ihr Dienstgefolge auf dem Verdeck mit Branntwein bewirthet. Nach Verlauf einer Stunde kamen die Häuptlinge wieder auf Deck und ließen sich zur Besichtigung des Schiffes herumführen. Während dieses Rundganges erhielt der Schiffsarzt Dilg von einem der malayischen Dienstmannen einen Hieb in die Schulter, und dieß war das Signal für die Eingebornen den Dampfer zu ersteigen. Ein Gemetzel entspann sich nun auf dem Schiff, welches angeblich von 11 bis 3 Uhr gedauert haben soll. Die Eingebornen brachten zuletzt den Dampfer zum Sinken, und ein halb Duzend Matrosen, die sich unten versteckt haben mochten, kamen jetzt hervor und wurden ebenfalls erschlagen. Von den Theilnehmern der Expedition retteten sich nur zwei javanische Officiersburschen und ein einheimischer Priester Hadschi Mohamad Taip oder Taib mit zwei Dienstleuten. Er hatte als Vertrauensmann und Zwischenhändler das Schiff begleitet, wird aber — man sieht nicht recht ein weßhalb — für den Anstifter des Mordplans gehalten. Durch ihn wurden die Behörden in Bandjermasin zuerst von dem Vorfall unterrichtet, und fast gleichzeitig erhielt man die Nachricht daß auch auf den westlichen Flüssen das Kreuzerboot Nr. 42 am 23 Dec., und der Dampfer van Os am 2 Jan. überrumpelt und die Mannschaft ermordet worden sey.

Erst am 11 Februar 1860 konnten zwei Dampfer Suriname und Boni nach Lokton Tuör hinaufgesendet werden. Dort hatten die Eingebornen inzwischen ein starkes Bollwerk aus Baumstämmen errichtet und dahinter den Dreißigpfünder aufgestellt, welchen vormals der Onrust geführt hatte. Der Suriname näherte sich diesen Verschanzungen und beschoß sie, ohne daß anfangs das Feuer erwiedert wurde. Aber im rechten Augenblick erhielt der Dampfer eine Kugel aus dem Dreißigpfünder, die ihn kampfesunfähig machte, und beim Wenden eine zweite wohlgezielte, so daß den beiden Schiffen nichts übrig blieb als mit 18 Verwundeten unverrichteter Dinge den Rückzug anzutreten. Aber unmittelbar nachher am 21 Febr. konnte man eine zweite stärkere Expedition, nämlich die Dampfer Montrado, Celebes und Suriname absenden. Diese warfen Truppen ans Land, welche die Verschanzung der Rebellen stürmen und den Dreißigpfünder ihnen wieder abnehmen mußten. Den Onrust selbst fand man zu tief gesunken, um ihn wieder flott zu machen, weßhalb sich nach Züchtigung der Rebellen die Expedition wieder zurückzog. Soweit reichen vorläufig unsere Nachrichten.

Ein Dampfschiff welches den Niagara-Fluß hinunterfährt.

Die Einförmigkeit des Lebens an den Niagarafällen wurde kürzlich durch eine interessante Episode unterbrochen. Es gieng das Gerücht daß der kleine amerikanische Dampfer Maid of the Mist eine Unternehmung beabsichtige. Es hieß daß Hr. Buchanan sie an Personen am Ontario-See (in Canada) verkauft, und sich verbindlich gemacht habe sie in dieses riesige Wasser zu liefern, und daß ein Individuum in den Vereinigten Staaten Ansprüche an dieses Schiff habe, welche ernstlich entwerthet werden würden, wenn es der Maid gelingen sollte in einem britischen Dock einen Ankerplatz zu finden. Es wurde außerdem gesagt daß dieses Individuum in großer Eile hierher unterwegs sey um das Abführen seines Eigenthums zu verhindern; aber die bloße Idee daß etwas aus Holz gemacht eine Reise die schrecklichen Stromschnellen hinunter überstehen könne, wurde als abgeschmackt betrachtet.

Die Aussicht indessen daß es versucht werden würde, lockte wenigstens 300—400 Menschen an das Flußufer. Während des ganzen Tages war man mit geheimnißvollen Vorbereitungen am Bord des Dampfers geschäftig. Luken wurden zugenagelt und alles dicht gemacht, allein die Fragen der Neugierigen fanden keine befriedigende Antwort. Ein wenig nach 3 Uhr verließ der Dampfer seinen Ankerplatz eine Viertelmeile oberhalb der Niagara-Brücke und fuhr tapfer stromauf den Fällen entgegen. Ein Gemurmel der Enttäuschung rann durch die Menge als das Schiff, einen Punkt halbwegs zu den Fällen erreichend, plötzlich mit einem schönen Bogen sich umwandte und stromab fuhr. An Bord war der Ingenieur des Schiffes, Robinson, welcher wegen seiner kecken Unternehmungen in dieser Gegend berühmt war, und drei andere, glaub' ich. Die Maid kam mit dem Strom hinunter und hieng zitternd, aber sonst bewegungslos ihrem Dock gerade gegenüber. Es schien als ob „die Tochter des Nebels" unentschlossen sey. Es dauerte eine gute Weile ehe sie ihren Entschluß faßte; plötzlich aber puffte sie ihrer Heimath unter den Klippen ihr Lebewohl zu. Noch eine Secunde und sie war in dem mächtigen Arm des Stroms, der sie wie ein Pfeil mit sich fortriß.

Die aufgeregten Zuschauer stürzten nach der Brücke, und es war von dort ein schöner und spannender Anblick sie herankommen und in den Schaum und Gischt, wie einen Wasservogel tauchend, herunterkommen zu sehen. Es ist ziemlich bekannt wie der Niagara gerade unter und etwas unterhalb der Brücke aussieht. Der riesige Schößling von vier Seen windet sich hier gleich einem gefesselten Ungeheuer. Wo das Wasser nicht eine Masse zornigen Schaums ist, scheint es hart wie Eisen und hat eine krankhaft grünliche Farbe, ominös, gefräßig-tödtlich. Es ist da die Kraft der zornigen See zwischen enge Gefängnißwände eingezwängt, indem das in Schaum gequälte Wasser die Felsentreppe hinunter stürzt.

Niemand glaubte daß sie es überstehen könne, aber nach dem ersten Augenblick des Zögerns sprang sie dem Engpaß in die Arme als seyen es die ihres Vaters. Als sie unter der Brücke hindurchfuhr, stürzte die Menge nach der andern Seite und zitterte für die Sicherheit der kühnen Männer, denn der

Digitized by Google

kritiſche Punkt kam erſt. Wieder und wieder ſchoß ſie kopfüber in den Schaum und wieder und wieder, als ſie beinahe gänzlich verſchwunden war, dachte man daß der Strom ſein Recht genommen habe. Aber die Maid war eine Tochter des Waſſerfalls und hatte ein gefeites Leben. Ein Schlag der kochenden Brandung raſirte ihren Schornſtein bis zum Deck und jedermann gab ſie verloren. Endlich hatte ſie die ſchreckliche Gaſſe paſſirt und tauchte tropfend und zitternd im ruhigen Waſſer des Strudels empor. Dieſe Charybdis war leicht überwunden nach der Scylla die ſie überſtanden. Mit dem Strom dahin rauſchend war ſie bald dem Blick entſchwunden. Sie gehört nun zum Ontario (Canada), und ihre Vereinigten Staaten-Candidaten mögen ihr folgen wenn ſie es wagen.

Die „Tochter des Nebels" wurde beinahe in dem Spritzwaſſer des Waſſerfalls vor ungefähr ſechs Jahren gebaut.

(Auf dem „Buffalo Courier" vom 7 Juni.)

Erinnerungen von der Inſel Sardinien.

8. Oriſtano

war noch bis vor kurzem die bedeutendſte Hafenſtadt Sardiniens für den Verkehr des Mittelmeers entlang. Jetzt aber hat ihr außer dem Hafen von Cagliari, beſonders der an der Küſte von Saſſari gelegene Porto Torres dieſen Rang ſtreitig gemacht. Einzelne Spanier und Franzoſen, die nach Konſtantinopel fahren, legen indeſſen doch noch hier an. Uebrigens ſtößt die Stadt Oriſtano durchaus nicht unmittelbar ans Meer wie Cagliari, ſondern iſt noch eine gute halbe Meile davon entfernt.

Etwa eine Stunde von dem Weichbild tritt das hier ziemlich niedrige Gebirge zurück, in einem weiten Halbkreiſe die vom Tirſo (Tirſus oder Torſus der Römer) durchſtrömte Ebene umſchließend. Dieſe iſt fruchtbar, ſtellenweiſe ſumpfig, und wird hinſichtlich des Fiebers als der gefährlichſte Punkt Sardiens angeſehen, weßhalb Oriſtano auch den Beinamen sepoltura dei forestieri (Grab für die Fremden) erhalten hat. Die Stadt mit ihren ſtillen und um die Mittagszeit nur von Todten bewohnt erſcheinenden Straßen hat weiter nichts eigenthümliches an ſich. Handel und Wandel ſcheint unter der brennenden Sonne ſchlafen gegangen und nicht wieder aufgewacht zu ſeyn. Eine Gaſſe der nach Saſſari zu gelegenen Vorſtadt wird faſt gänzlich von den Werkſtätten und Oefen der Töpfer eingenommen, die hier ihre faßchenähnlichen oder mit zwei Henkeln verſehenen, graciöſen, ſchlankhalſigen Waſſerkrüge drehen, welche gewiß mit den etruriſchen von demſelben Modelle abſtammen. Denn trotz der verſchiedenſten Völker, deren Geſetze auf dieſer Inſel gegolten, ſind die Sarden ſich doch in faſt chineſiſch conſervativer Weiſe ſtets gleich geblieben. Ihre Wagen- und Ackergeräthe ſind heut noch dieſelben, mit denen ein conſulariſcher Pflüger oder ein Sklave, aus irgendeinem Theil des unterthanen Orbis terrarum herbeigeſchleppt, ſeine Furchen zog, und das unvollkommene Feuerſchloßgewehr iſt großentheils noch daſſelbe geblieben, wie ſie die Modelle von tuneſiſchen Piraten vielleicht einſt erhalten, und fängt erſt jetzt allmählich an, den billigen Doppelflinten aus den Fabriken von St. Etienne zu weichen.

Trotzdem es in der Ebene liegt, iſt Oriſtano doch durchaus waſſerarm. Vielleicht ein oder zwei Ziehbrunnen befinden ſich in der ganzen Stadt; daher muß der Tirſo denn auch den nöthigen Bedarf liefern. In welcher Verfaſſung dieſes Getränke ſich übrigens bei einer Mittagshitze von einigen 50° Celſius, und einer ſo geringen Tiefe daß man mit hohen Waſſerſtiefeln trockenen Fußes hindurchwaten kann, befindet, mag ſich der geehrte Leſer vorſtellen. Dazu kommt noch daß man oben oft ganz gemüthlich wäſcht, während unterhalb der größern Nähe wegen geſchöpft wird. Gegen 6 Uhr Abends zieht das ganze weibliche Dienſtperſonal Oriſtano's zu dem Tirſo, auf dem Kopf die vielfarbige Mungadore, die hier faſt bis auf die Ferſen reicht, und darüber, hin und wieder nur von einer Hand unterſtützt, der zierliche Waſſerkrug, der indeſſen gefüllt recht gut einen halben Centner ſchwer ſeyn mag. Das ſchnattert und ſchwatzt aber unter der Laſt als läge nur ein Federkiſſen auf dem jugendlichen Haupte. Man ſieht dabei Figuren, Juno, Hebe und alle möglichen Wiederholungen von Geſtalten der griechiſchen, römiſchen oder iſraelitiſchen Mythen- und Sagenwelt. Man darf ſich aber nicht einbilden, die Ufer des Tirſo wären um die Abendzeit ebenfalls der Tummelplatz der jungen Burſche, die hier herum attakirten und ihre Galanterien um möglichſt hohen Preis verkauften. Nichts von dem. Wer dort zu thun hat, richtet ſein Geſchäft aus um wieder zu gehen, und wer nur vorüberkommt, hält ſich keinen Augenblick länger auf als eben nöthig. Merkwürdig, auf der einen Seite dieſe finſtern Decenz der Sardinnen, die bei der leiſeſten männlichen Berührung ihres Kleiderſaumes ausſchlagen würden, hinten und vorn wie ein tolles Füllen, und auf der andern Seite dieſe öffentlichen Serenaden an allen Ecken und Enden, mit Einbruch der Dunkelheit bis gegen die Morgenröthe hin. Uebrigens trotz der Huldigungen, welche die heißen Jünglinge ihren Angebeteten zu Füßen legen mögen, iſt doch hier wie überall, das Ende vom Lied daſſelbe: das Weib iſt ſo lange Göttin bis ſie Sklavin wird. Ein juste milieu findet ſelten ſtatt, weil die Mädchen vorher nicht tief genug im Staub angebetet werden konnten, und weil die Frauen nachher zu ſalopp und träge waren, um wenigens einen Theil der Poeſie des Brautſtandes mit in die Ehe hinüber zu retten.

Seit Wochen hatte ſich bereits kein Wölkchen mehr am tiefblauen Himmel gezeigt. Die Hitze ſtieg von Tag zu Tag, und der Tirſo ſank zuſehends. In den mit dem Meer verbundenen Salzſeen von St. Giuſta oder Saſſu ſtanden die Flamingo's zu Tauſenden. Niemals aber bemerkte ich ein graues Jugendkleid dieſes Vogels unter den Schaaren. Auch hinſichtlich ihrer Stimme vernahm ich niemals etwas anderes als ein einfaches Geſchnatter, dem unſrer Gänſe nicht unähnlich, jedoch noch leiſer. Mitten in den gelben Fluthen ſtanden ſie dann in einzelnen Gruppen zu Familien von 6—8 Häup-

Digitized by Google

tern, den Kopf und Hals unter Waſſer, den Rücken des gebogenen Schnabels in den weichen Schlamm eingedrückt, dieſen durchſchnatternd, und mit der fleiſchigen Zunge und dem Gaumen nach Tangzweigen, Cruſtaceen, Conchylien und andern Waſſerthieren umherfühlend, oder dergleichen zwiſchen den kammförmigen Lamellen der Schnabelränder zurückhaltend. Vom Lande aus, das öde und nackt ohne Strauchwerk daliegt, iſt es unmöglich ſich ihnen unbemerkt zu nähern. Außerdem ſtehen die vorſichtigen Vögel ſtets über die Entfernung eines Büchſenſchuſſes hinaus vom Ufer ab im Waſſer, und die einzige Art und Weiſe ſie zu erlegen iſt daher, daß man ſich des Abends oder des Morgens mit der Büchſe in der Hand an den Stellen verbirgt, wo die flammenden Dreiecke in der Luft zu ihren Schlafſtätten eilend, oder davon herkommend, nicht zu hoch vorüberziehen.

Außer dem Thun (Scomber Thynnus), den man vorzüglich anfangs Mai in den Tonnaren von St. Antiocho fängt, iſt es der Harder (Mugil cephalus), der am meiſten gegeſſen wird. Man errichtet um ſeiner habhaft zu werden hauptſächlich in den obengenannten Seen Wehre, die mit Wänden aus der hohen Arundo donax verſehen, dem vom Meer landwärts in die Flüſſe oder gegrabenen Canäle gezogenen Fiſche die Rückkehr erſchweren, oder ſtellenweis in einem geflochtenen Sack endigend, unmöglich machen. Man kann den Harder ohne alle Zuthat von Salz, ſowie er aus dem Waſſer kommt, über Kohlenfeuer geröſtet, ſofort genießen. Ich muß geſtehen daß ich, ohne alle Sauce, ſelten einen beſſern Fiſch gegeſſen habe als dieſen, nur muß man ihm zuvor vorſichtig die ganze Haut mit der daran haftenden gelben Thranſchicht abziehen, welche von einem äußerſt widerlichen Geſchmack iſt. Aus dem Rogen des Harders bereitet man auch einen Caviar, leckerer als der von Aſtrachan, aber nur kurze Zeit zu conſerviren. Bei den Sarden führt er den Namen Botargum, Botargue an den provençaliſchen Küſten.

Die Malaria hatte mit der Zeit doch allmählich auf meinen Körper eingewirkt. Kopfſchmerzen, Schlafloſigkeit und öfter ein fieberhafter Durſt peinigten mich. Ich hielt dieß für Wirkungen der Hitze, ließ mein Taſchentuch unter dem Hute hervor über den Hals herabhängen, um dieſen vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen, und meinte, das wäre genug. Es war aber nicht genug. Andere Unannehmlichkeiten berührten mich zu gleicher Zeit, ſo daß ich mich gerade nicht in einem behaglichen Zuſtande befand.

Meine Wirthin war geſtorben. Mit Blumen und Bändern geſchmückt und von brennenden Kerzen umgeben, lag ſie in der Hausflur auf der Bahre. Tag und Nacht wachten zwei Capuziner-Mönche bei der Leiche, ihre Gebete hermurmelnd. Es war Nacht. Der Vollmond goß ſein ſilbernes Licht faſt in Tageshelle über die weißen Straßen. Ich konnte nicht ſchlafen und trat ans geöffnete Fenſter. Alles ſtill. Aus weiter Ferne her ertönte ein einzelner ſchriller Ruf des Brachvogels (Oedicnemus crepitans). Leiſe, ganz leiſe ſpielte der Windzug mit dem beweglichen ſchimmernden Staub der Straße. Unter mir konnte ich deutlich die Mönche von Zeit zu Zeit murmeln hören. Aus dem Spalte über der Hausthüre quoll das gelbe Kerzenlicht hervor, ſich im Mondenſcheine verlierend. Die Frauen der Verwandtſchaft und Nachbarn leiſteten den frommen Männern Geſellſchaft, und in langen Pauſen klappte die Thüre, um eine Gehende hinaus- oder eine Kommende hereinzulaſſen. Die Mönche ſprachen halblaut ihre langen ſonoren Gebete, und klagend und wehmüthig fiel der Chor der Frauen am Schluſſe ſtets mit zweiſtimmigem Geſange ein:

Mamma de Diu, mamma santa,
Misericordia
Per nos altros peccador's. [1]

Es ſtimmte mich weich, dieß Anrufen gerade einer Mutter. Ich hatte es auch einmal gekannt, aber das war ſchon lange her. Meine nächſten Verwandten ſchienen mich vergeſſen zu haben, denn ſeit meiner Abreiſe von Berlin hatte ich noch keine Zeile von ihnen erblickt, und doch wußten ſie daß ich mich in einem Lande befand, in dem das klimatiſche Fieber mich über Nacht auf Tod und Leben überfallen konnte. Und wär's auch nicht darum geweſen. Es ahnt niemand, wie wohl die geringſten Paare von Zeilen aus der Heimath dem Herzen thun, der nicht ſelbſt weit davon getrennt geweſen iſt. Das ſonſt gleichgültigſte iſt einem lieb und theuer geworden, und man vermag mit dem himmliſchſten Vergnügen zu leſen daß des Nachbars graue Katze dießmal lauter bunte Junge zur Welt gebracht, oder daß ein gerade dem Namen und Anſehen nach bekannter Menſch dieſes oder jenes geringe Ziel erreicht.

Mich hatte man vergeſſen.

Still brütend gieng ſo manches andere Leid der Vergangenheit an meiner Seele vorüber. Mein Kopf war ſchwer, mein Herz klopfte laut, und rang mit einer aufſteigenden Thräne, und von Zeit zu Zeit ſangen unten die Frauen wie den Refrain auch zu meinen Gedanken:

Mamma de Diu,
Mamma santa,
Misericordia
Per nos altros peccador's.

Die Diligence kam von Cagliari angeraſſelt. Nebenan wurde zum Wechſeln der Pferde gehalten. Die letzten Tritte des nach ihrem Stalle abgeführten Geſpannes waren verhallt und das friſche eingeſchirrt. Auf dem Verdecke wurde das Gepäck geordnet. Klappend ſchloß ſich der Wagenſchlag. Der Poſtillon ſtieg mit dem einen beſpornten Fuße in den Sattel, und fort gieng es funkenſtäubend nach Norden, nach Saſſari.

Der kühle Wind kam vom Meere hergeflattert und brummte in den am Hauſe unter meinem Fenſter von Malta über Cagliari gezogenen Telegraphendrähten. In der Ebene nach dem Strande zu ſchlugen einzelne Wachteln bereits hell auf, und in flammendem Gelb ſtieg der junge Morgen über das Amphitheater der Berge im Oſten.

---

[1] Mutter Gottes, heil'ge Mutter,
Gnade
Für uns andre Sünder auch.

Miscellen.

Der Chlorkalk als Mittel gegen die Fliegen, Raupen und Mäuse. In dem Chlorkalk besitzen wir ein ausgezeichnetes Mittel, den Viehseuchen, namentlich der Klauenseuche vorzubeugen oder sie unschädlicher zu machen. Minder bekannt ist es daß derselbe wegen seines Geruches von vielen Thieren gehaßt wird. Alle Arten Fliegen, namentlich aber die Stechfliegen in den Ställen werden in einer Nacht total vertrieben, wenn man Chlorkalk auf einem Brett in einem Stall erhöht aufhängt und ein Fenster etwas offen läßt. Der Geruch treibt alle Fliegen zum Fenster hinaus, das in der Frühe zu schließen ist. Der Chlorkalk ist dem Vieh durchaus nicht schädlich, im Gegentheil eher nützlich, weil er gegen jede schädliche Luft wirkt. Es versteht sich wohl von selbst daß dieses Mittel oft, wenigstens wöchentlich einmal, angewendet werden muß, was leicht geschehen kann, da es keine großen Auslagen und Vorrichtungen erfordert. Ein Zimmer oder ein anderer Hausraum wo Chlorkalk sich befindet, wird von Ratten und Mäusen nicht besucht, und überall weichen diese Thiere wo der Gebrauch desselben auftritt. In einem Gasthause zu Nürnberg wurde dieses Mittel versuchsweise angewendet, und das Resultat war ein überraschendes: die Ratten im Winkel und Hof, und alle Mäuse des Haupt- und Nebengebäudes waren plötzlich verschwunden! An Pflanzen, zur Abhaltung des Ungeziefers, ist die Wirkung des Chlorkalkes eine bedeutende. Kohlfelder blieben vom Erdfloh, von Schmetterlingen und Raupen durchaus befreit, wenn sie mit Chlorkalkwasser besprengt worden waren. Man löst den Chlorkalk in Wasser auf und bespritzt mit einem Staubbesen oder Maurerpinsel die Pflanzen, wo möglich am Abend oder in der Frühe. Ein so behandeltes Grundstück mit Weißkraut blieb von allen Kohlweißlingen verschont, während alle in derselben Gemarkung liegenden Kohlpflanzen von den Raupen ganz aufgezehrt wurden. Zur Abhaltung oder Vertreibung der Raupen von Obstbäumen gibt es kein besseres Mittel als den Chlorkalk. Man nimmt davon 1 Pfund und mischt $^1/_2$ Pfund Schweinefett darunter, das man dann zu einem Teig geformt, mit Werg umwickelt und um den Baumstamm bindet. Alle Raupen von allen Aesten fallen herunter und kriechen am Stamm nicht mehr hinauf; die Schmetterlinge selbst meiden jeden Baum dessen Blätter mit Chlorkalkwasser bespritzt worden. Weitere Versuche, ob der Chlorkalk trocken angewendet, mit Hülfe der Schwefelfackel, wie man Weinstöcke zur Abhaltung der Traubenkrankheit bestäubt, vielleicht noch bessere Dienste leistet, werden angestellt und bald näheres ergeben, sowie es sich auch zeigen wird, ob derselbe einen Einfluß gegen Blattläuse übt, namentlich an Hopfen und anderen Pflanzen. (Deutscher Telegraph.)

*

Eis-Locomotiven auf gefrorenen Flüssen und Landseen. Ein Kaufmann Gabriel Solodornikoff in Moskau hat sich das Privilegium für Rußland erworben, Eis-Locomotiven zum Transport von Waaren auf gefrorenen Flüssen und Landseen während der langen Winterzeit anzuwenden. Die Locomotive ist nach Art der gewöhnlichen Eisenbahn-Tender-Locomotiven gebaut. Auf einen Rahmen von schmiedeeisernen Platten stützt sich ein Locomotiv-Röhrenkessel mit hinreichend großen Feuerkasten, um Holzfeuerung anwenden zu können. Auf den Kessel aber ist ein Wasserkasten aufgesattelt. Der Rahmen mit Kessel und Cylinder stützt sich auf zwei Treibräder von 4 Fuß Durchmesser und auf vier eiserne Schlitten, von denen je zwei an jedem Ende des Rahmens angebracht sind. Die Achse der Treibräder ist genau im Schwerpunkte der ganzen Maschine angebracht, um das ganze Gewicht der Locomotive auf Adhäsion ausnutzen zu können und ihr also so viel Zugkraft als möglich zu geben. Zur Vermehrung derselben sind außerdem auf dem Umfang der Räder Stahlspitzen befestigt, welche, wenn die Locomotive leer läuft, also keine Zugkraft zu entwickeln braucht, ausgeschraubt und abgenommen werden. Zur Steuerung oder Lenkung der Locomotive sind die Schlitten am Vorderende der Locomotive mittelst Schraubenspindel und Kurbel drehbar gemacht; dieselben drehen sich jedoch unabhängig von den sie drückenden Federn. Die Locomotive wird von zwei Leuten geführt; der eine, der Locomotivführer, besorgt die Behandlung der Maschine, d. h. Heizung und Führung in richtiger Geschwindigkeit, der andere, der Wagenführer, besorgt, auf dem Vorderende der Maschine stehend, die Steuerung oder Lenkung derselben. Beide Leute stehen in einem mit Glasfenstern versehenen Häuschen und sind somit gegen die Kälte geschützt; auch kann der Locomotivführer von seinem hinteren Standpunkt aus mittelst Hebel die Lenkung der vorderen Schlitten, also auch der Maschine besorgen. Die Locomotive kann rückwärts so gut wie vorwärts laufen; sie ist mit allen Sicherheitsvorrichtungen gegen Ueberspannung der Dämpfe und zur Controlirung des Wasserstandes versehen ꝛc. Das Brennmaterial wird theils in dem Häuschen für die Führer, theils seitwärts am Kessel in aufgehangenen Körben mitgeführt. Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen daß bei dem langen Winter in Rußland, der sich im größten Theil desselben auf durchschnittlich acht Monate erstreckt, alle Transportmittel von Wichtigkeit sind die zur Hebung des Verkehrs in dieser Jahreszeit beitragen können; um so mehr als viele Orte in Rußland, z. B. die an den häufig vorkommenden Landseen gelegenen Städte und Dörfer, überhaupt nur in den Wintermonaten einen Verkehr über das Eis unterhalten; während in den Sommermonaten wegen der schlechten Wege und der oft großen Entfernungen um die Landseen herum jeder Verkehr stockt. Unter diesen Umständen ist der Eis-Locomotive jedenfalls eine sehr freundliche Aufnahme in Rußland zu prophezeien, und dürfte dieselbe bald in vielen Exemplaren über das Eis der dortigen Flüsse und Seen fliegen. (Aus dem Breslauer Gewerbeblatt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. , Augsburg, 8 September 1861.

Analekten aus Palästina.

Von Dr. Titus Tobler.

1. Abu Ghosch.

Für die Jerusalemfahrer nahm man jederzeit auf Stationen Bedacht. Von Jafa nach der 12 Wegstunden entfernten hl. Stadt rechnet man heutzutage gewöhnlich nur eine Station, nämlich Ramleh, das noch in der Ebene (Saron) und, drei Stunden von der Hafenstadt, bei weitem nicht in der Mitte zwischen jenen zwei Städten liegt. Zur Zeit der Kreuzfahrer, die immerfort den Ueberrumpelungen der Saracenen ausgesetzt waren, gab es auf der südlichen Route wahrscheinlich mehrere Haltstellen, die erste in Ramleh, die zweite am Westfuß des Gebirges in Latrun südlich neben Amuas, und die dritte inmitten des Gebirges im heutigen Abu Ghosch. Latrun mit seinen umfänglichen und bedeutenden Trümmern eines festen Platzes ist vermuthlich das Castell Arnalds, welches die Kreuzzügler auf Grundlage eines viel ältern erbaut haben, und da Amuas, nur eine Viertelstunde davon, bei den Arabern den alten Namen Emmaus, das nachher Nikopolis, geradbrecht vielleicht (Bet) Nopolis (Betenopolis) hieß, bewahrt, so möchte man versucht werden anzunehmen daß Nikopolis sich bis Latrun, wo gerade die Akropolis sich erhob, ausdehnte. Es ist halb untröstlich daß in der lieblichen Ortschaft Abu Ghosch, wo sich zuerst dem von Jafa anrückenden Pilgrim eine weitere Aussicht gegen den Aufgang der Sonne aufthut, und wo er frische Hoffnung auf das nahe Jerusalem schöpft, Ruinen, zumal einer leidlich erhaltenen Kirche, unstreitig aus der Epoche der Kreuzzüge in unsere Zeit hereinragen, ohne daß sich urkundlich etwas beglaubigen läßt. Die Straße von Ramleh über Latrun und Abu Ghosch ist sonder Zweifel ein alter Weg, welcher von den Pilgern häufig eingeschlagen wurde, mag auch ein Theil die nördliche oder die sogenannte Kamelstraße im Wadi Soleiman gewählt haben. Für die südliche Straße aber ist gerade Abu Ghosch ein strategisch wichtiger Punkt, der nur mühsam über Saris gegen Mittag und über El-Kubebeh gegen Mitternacht umgangen werden kann. Weil die Templer sich verpflichtet hatten die Pilgerstraßen sicher zu machen, so wäre man leicht zur Annahme geneigt daß sie in Abu Ghosch ein Castell anlegten und eine Kirche aufführten, und wenn immer thunlich, möchte man da oder in der Nähe das Castell Mirabel, welches den Geographen nicht wenig in Verlegenheit brachte, suchen.

Kaum gibt es anderwärts eine größere Confusion von Namen als die, um Abu Ghosch zu bezeichnen. Hieher verlegt die Hypothese das alttestamentliche Kiriath Jearim, Anathot, den Geburtsort des Propheten Jeremias, weßwegen der Ort seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag von den Mönchen und ihren Anhängern S. Jeremias genannt wird, ferner Emmaus und Nikopolis. Der Name der Eingebornen, Kariet el-Aneb (Dorf der Weintrauben), taucht bei den abendländischen Pilgern erst im 16ten Jahrhundert auf, und heute schon hört man ihn kaum mehr; er machte im gegenwärtigen Jahrhundert Abu Ghosch oder Kariet Abu Ghôsch Platz, einem wenig poetischen Namen, wenn man Abu Ghosch schreiben sollte, was Vater der Betrügereien oder Erzfuchs bedeutet. Kann nicht in Abrede gestellt werden daß die Araber in der Regel an den alten Namen zähe hängen, so haben wir hier doch das Beispiel des Gegentheils vor Augen, wobei nichts gewonnen wird als daß unsern Nachkommen mehr Mühe erwächst die verschiedenen Namen auf den rechten Ort zu deuten. Die große Zähigkeit der Araber bei dem Namenumtausche setzt voraus, daß in unserm Falle etwas ganz besonderes den Ausschlag gab. Und in der That ist es der Wohnsitz der übermächtigen Familie Abu Ghosch, den man vor allem notirte; man gewöhnte sich nach und nach völlig daran das Dorf mit dem Namen Abu Ghosch (Beled Abu Ghosch) zu belegen.

Seit länger als 50 Jahren war die Familie Abu Ghosch und ihr Wohnsitz, welcher die gangbarste Jafa-Jerusalemstraße beherrscht, der Schrecken von tausend und aber tausend Pilgern, und einige historische Notizen über das Raubnest dürften nicht ohne Interesse seyn; nur ist es schade daß nichts umfassenderes und gründlicheres zur Verfügung steht. Einzig in den größern Städten Palästina's gibt es mehr oder minder eine feste und gesetzliche Regierung; in den übrigen Ortschaften herrscht der Sultan nur zum Schein, und er gibt sich

Digitized by Google

zufrieden wenn in seinem Namen Steuern eingehen. Geld ist stets die Hauptsache, Cultur und Völkerglück Nebensache. An allen Orten wo nicht die Trommeln der Soldaten wirbeln, beherrschen die Stämme sich selbst und beginnen Fehden, so oft sie miteinander uneins werden. Dann mischt sich mitunter die türkische Regierung in die Händel, meist aber nur aus dem Grund um im Trüben zu fischen. Der klügste, schlaueste und tapferste unter den Beni (Stammesgliedern) bricht sich die, freilich oft abschüssige, Bahn zum Häuptling (Schech). Durch was für Thaten sich ein Abu Ghosch an die Spitze eines Stammes emporschwang, weiß ich übrigens nicht anzugeben. Die älteste Nachricht finde ich bei einem vielverdienten Deutschen, Jasper Ulrich Seetzen, der im Jahr 1806 des Dorfes Körrieh el Oennib gedachte. Hier war der damalige Schech Abu Gusch in der ganzen Gegend sehr bekannt und nach Umständen sehr beliebt oder gefürchtet. Er hatte viel, etwa 40 (?) Dörfer unter seinem Befehl, zahlte dafür dem Statthalter von Jerusalem, der selbst ihn fürchtete, Steuern, jedoch nur so viel als ihm beliebte. Um aber die Gewalt von Abu Ghosch einigermaßen einzuschränken, suchte die schwache machiavellistische Regierung der Türken die Zwietracht mit andern Dörfern zu schüren, und dieß war hauptsächlich die Ursache, warum die verderbliche Fehde zwischen den Dörfern, unter andern Bethlehem und Ain Karim, sich so sehr in die Länge ziehen konnte. Auch die Pilger fühlten den anarchischen Zustand bitter genug. Nicht nur mußten sie in Kariet el-Aneb einen Ghafer oder ein Passagegeld entrichten, sondern Abu Ghosch hielt sich auch häufig in Jerusalem auf, wo er beständig den christlichen Klöstern unter dem gefälligen Titel von Geschenken Geld abpreßte, und die religiösen Anstalten mußten trachten ihn bei guter Laune zu erhalten, weil er sonst den Pilgern die Wanderung nach der hl. Stadt abschneiden und sie ausplündern würde. Dieser Häuptling war ein starker Mann von einigen 40 Jahren. Er hatte vier Weiber, wovon eines zu seiner Bequemlichkeit in Jerusalem wohnte, und kurz vor dem Besuch Seetzens heirathete er noch die Tochter des berühmten Beduinendichters Nimmer, des Oberschechs vom Stamm der Aduan in El-Belka. Unser Reisende wurde zwar als Franke nicht genöthigt an Ort und Stelle den Ghafer zu bezahlen; dafür hatte aber diesen, ja einen höhern, der Dolmetscher des lateinischen Klosters in Jerusalem angerechnet. Im gleichen Jahre, nur einige Monate später, besuchte Kariet el-Aneb der berühmte französische Schriftsteller Franz August Vicomte de Chateaubriand; damit er aber das Dorf unangefochten passiren könne, benachrichtigten die Väter Franziscaner den arabischen Schech, welcher als das Haupt des mächtigsten Stammes dort sich aufhielt, und nach Belieben den Reisenden den Weg sperrte und öffnete. Das Kopfgeld wurde sonach zum voraus entrichtet. Erst kurz vorher, muthmaßlich seit dem Besuch Seetzens, war jedoch der Schech mit Tode abgegangen, und hinterließ den Sohn Othman unter der Vormundschaft seines Oheims Abu Ghosch, welcher zwei Brüder, Schaber und Ibrahim Abd er-Rahman, hatte.

Mittlerweile verschlangen die Kriegszustände in Europa fast alles Interesse, und man darf sich auch nicht verwundern daß wir durch eine Reihe Jahre vom Räuberhauptmann in Kariet el-Aneb nichts erfahren. Das Stillschweigen unterbrachen im Jahre 1814 Lady Stanhope oder ihr Arzt und der Italiener Daldini. Zu dieser Zeit gerieth der Vorstand des Franziscanerklosters in Jerusalem mit Abu Ghosch in Zerwürfniß, weil er von den Mönchen einen Tribut von 15,000 Piastern, gerade in den Tagen als sie sich kaum von den Schulden und der Dürftigkeit etwas erholten, forderte, und jener gab dem Dränger abschlägigen Bescheid. Dieß hatte zur Folge daß der Paß durch Kariet el-Aneb für die Lateiner ganz gesperrt wurde; auch Daldini mußte seine Abreise monatelang verschieben, bis diese gegen Ende des Jahres beschlossen, und, mit Umgehung des Gebietes von Abu Ghosch, auf der nördlichen oder Kamelstraße angetreten wurde. 1815 wohnte hier angeblich ein Oberhaupt mit sechs Brüdern und fünfundachtzig (?) Söhnen, deren Schreckensgewalt bis an den Jordan sich hindehnte. Schon 1816 bezeichnete der Engländer J. S. Buckingham das Dorf mit dem Namen „Abu-Gosch," der in der Gegend eine große Gewalt besaß. Eine Schaar bewaffneter Männer erzwang von ihm den Ghafer, gab aber dafür Schutz und Schirm. Da der als rothbärtig signalisirte Häuptling etwa fünfzig Jahre alt war, so erhellt daß nicht Othman seinem Vater, sondern wahrscheinlich ein Bruder desselben in der Gewaltherrschaft folgte. Dieser Häuptling starb 1818 an den Folgen einer langen Gefangenschaft in Akka. Man machte die Bemerkung daß bisher noch kein Haupt dieser Familie eines natürlichen Todes gestorben sey. Umständlichere Nachrichten verdankt man dem Bonner Theologen Scholz. 1821 standen, außer Kariet el-Aneb, die Dörfer Kastel, Soba und Saris unter der Botmäßigkeit von Abu Ghosch. Hunderte welche den Ghafer nicht entrichten konnten, wurden, wie es hieß, verwundet und ermordet. Abu Ghosch selbst contribuirte jährlich an den Pascha von Akka 30 bis 40 Beutel (zu 500 Piastern), an den Pascha von Damask 40 Beutel, und machte den Landpflegern von Jerusalem und Jafa bedeutende Geschenke. Dagegen wurden des Abu Ghosch jährliche Einkünfte also berechnet: Ertrag seiner Ländereien ungefähr 60,000 Piaster, Ghafer von 4000 christlichen Pilgern 56,000 P., Ghafer von 600 durchziehenden Juden 8200 P., indem jeder Durchreisende, war er Christ oder Jude, 7 Piaster für seine Person und 2 Piaster für das Gepäck zahlen mußte, Zoll für Transitwaaren 10,000 P., regelmäßige Geschenke von dem großen griechischen Kloster in Jerusalem 1095 P., vom armenischen ebenso viel, vom lateinischen 730 P., von diesen Klöstern außerordentliche Geschenke an Wachs, Oel, Leinwand, Medicamenten u. s. f. 4000 P., außerordentliche Abgaben der Klöster bei Anlaß der Reise eines Bischofs, Superiors, Procurators nach Jafa im Betrage von 5000 P., außerordentliche Spenden von englischen und andern Reisenden 500 P. Auf diese Bezüge wollte Abu Ghosch Anspruch haben, gestützt auf das Recht eines Grundherrn. So groß auch die Einnahmen waren, die an die 90,000 P. stiegen, so blieb ihm, nach seiner Versicherung, doch nur wenig übrig, da, außer den erwähnten Tributen und angedeuteten Geschenken,

Digitized by Google

die Verehrungen an Shawls, Pferden u. dgl. für solche, die ihn in seinen Räubereien begünstigten, eine sehr beträchtliche Summe ausmachten. Mit dem Nachfolger des 1818 verstorbenen Abu Ghosch, unter dem es leidlich gieng, war man überaus unzufrieden, weil er aus Geiz den andern von seiner Beute nichts mittheilte. Uebrigens hielt der mächtige Räuberhauptmann Wort, und man konnte sich auf seinen Schutz verlassen, während die gesetzmäßigen Regierungen unter dem Deckmantel des Gesetzes raubten und mordeten. Derselbe hatte zwei Brüder, und in jenem Jahre das Unglück einen seiner Söhne zu verlieren, der von den Bewohnern eines andern Dorfes in Stücke zerhauen ward. Zu Anfang Aprils 1821 brachte er jedoch dieses Dorf unter seine Botmäßigkeit, bei welcher Unterwerfung er eine Menge Bewohner tödtete. Man schenkte ihm viel Aufmerksamkeit, unter andern Sidney Smith damit, daß er ihm ein paar schöne Pistolen, einen Dolch, einige gedruckte Blätter des Koran verehrte, und eine Königin von England, damals Prinzessin von Wales, erzeigte ihre Aufmerksamkeit damit, daß sie ihm Geschenke im Werth von 21,000 Piastern zukommen ließ. Dergestalt wurde von den civilisirten Abendländern mit aller Zärtlichkeit fürgesorgt daß der gefürchtete und verabscheute Mann gute Waffen zum Morden, sowie sein mohammedanischer Fanatismus und sein Ehrgeiz Nahrung bekam, was nothwendig dazu diente dem Räubernest einen gewissen Anstrich von Achtung und Erhabenheit zu geben. 1824 wurde, wie Brocchi erzählt, der Ghafer eben nicht auf die sanfteste Manier eingetrieben. Der Pascha von Akka, von welchem Abu Ghosch abhieng, ertheilte diesem das Recht, von jedem Reisenden der nicht Mohammedaner war, 78 Parah zu erheben. War man zur Bezahlung nicht gerade bereit, so wurde man festgenommen, und wenn man nichts oder zu wenig bei sich hatte, so sah man sich des besten was man besaß, beraubt. So wurde einem der Gürtel gestohlen, und er erhielt ihn nicht wieder zurück, bis er in Jerusalem die geforderte Summe bezahlte. Nach dem J. 1830 starb El-Hadschi Othman, vielleicht doch der später an die Spitze der Familie getretene Sohn des 1806 gestorbenen Abu Ghosch, ein überkühner und ungemein reicher Mann, welcher die Pascha sich vom Halse zu schütteln und durch Bestechungen die Gunst der hohen Pforte zu erwerben wußte, um freie Hand zu bekommen, der auch, wenn die Untergebenen gegen die Erhebung von Steuern sich empörten, den Anlaß ergriff, sie unter ein noch drückenderes Joch zu beugen.

Als Ibrahim Pascha, der Sohn Mehemed Ali's, im Jahre 1831 Palästina bezwang, nahmen die goldenen Tage der Raubfamilie in Kariet el-Aneb ein Ende. Eine so gedrungene Herrschernatur wie die des ägyptischen Despoten konnte keine Königlein unter ihm, geschweige denn neben ihm, dulden. Othman folgte sein älterer Sohn, Ibrahim. Dieser, übermüthig im Glück, das ihm die Macht in die Hände spielte, erdreistete sich dem siegreichen Einzug der ägyptischen Truppen Widerstand zu leisten; allein bald büßte er seine Tollkühnheit, Ibrahim Pascha ließ ihn auf die Galeere nach Akka bringen. Der Sohn des Gefangenen, Mustafa Abu Ghosch, nahm dann einige tausend Mann in Sold, um sie dem ägyptischen Feldherrn zur Verfügung zu stellen, und erlöste mit dieser Huldigung 1834 seinen Vater aus dem Gefängniß. Kurze Zeit danach starb Ibrahim Abu Ghosch, und ihm folgte sein erstgeborner Sohn, Mustafa, ein Tyrann wie der Vater und Großvater. 1835 zog ich ungeschoren hin und her; der Ghafer war abgeschafft, der Pilger auf freiem Fuß. Nach der unseligen Verdrängung der ägyptischen Herrschaft, meist durch englische Hülfe zu Befestigung der schwankenden Macht des Sultans, im Jahre 1840, trachtete unter der türkischen Regierung, die ihre Zügel anfangs weniger straff hielt, die Familie Abu Ghosch nach dem Glanz früherer Herrlichkeit; allein die Stambuler Politik, bei all ihrer Schlaffheit, sah am Ende doch das Gefahrdrohende ihres Gegners und die Nothwendigkeit ein daß sein Einfluß bestmöglich beschränkt werde; zumal mußte es einleuchten, nachdem Abu Ghosch im Jahre 1844 die Stadtpfleger von Jafa und Lidd, die Brüder Ali Mahsan und Aataf, ermordet hatte.

Die Ermordungsgeschichte spiegelt das orientalische Fehdewesen, das auch unseren Vorfahren im Mittelalter eben nicht fremde war, zu lebhaft ab, als daß ich es mir versagen könnte, in die Einzelheiten mich einzulassen. Zwischen den Abu Ghosch und dem Häuptling von Nabulus, einem andern Tyrännchen (von Samaria), welcher Ibrahim Pascha viel zu thun gab, bestand ein alter Groll, weil sie einander bald dieses, bald jenes Dorf abzwackten, um das kleine Gebiet zu vergrößern. Zwei türkische Brüder aus den ersten Familien Jerusalems, die erwähnten Stadtpfleger, rückten gegen das samaritanische Land, um von jenen zwei kämpfenden denjenigen niederzudrücken, der ihnen näher und ihrer Vaterstadt ganz nahe war; auf beiden Seiten fügte man sich Schaden zu. Mustafa Abu Ghosch stellte sich, als merke er nichts, indem er nur die Gelegenheit einer Rache abpaßte, sie stetsfort im Auge behaltend. Gegen Ende October 1844 mußten Ali Mahsan und Aataf von Jafa und Lidd sich nach El-Kods begeben. Eingedenk, wie sie mit Abu Ghosch standen, dessen Gebiet sie betreten sollten, wählten sie schwer zugängliche Fußpfade und nahmen eine starke Bedeckung mit; allein der Falke von Kariet el-Aneb spähte nach ihnen auf allen Seiten. Indeß die mühselig angekommenen Gebrüder sich schon über das Dorf Kalonieh sicher angelangt wähnten, da fielen sie in den Hinterhalt von Feinden, die ihnen an Zahl und Keckheit überlegen waren. Gleich beim Hervorstürzen aus dem Hinterhalte ward Ali Mahsan vom Sattel herabgerissen, an dem kleinen Büschel Kopfhaare gefaßt, welches die Mohammedaner auf dem Wirbel stehen lassen, und im Nu war der Kopf vom Rumpfe gespalten. Als Aataf, der sich ein wenig verspätete, sich von der schlimmen Wendung überzeugte, die für ihn ein Scharmützel haben könnte, kehrte er mit seinen Leuten um und suchte das Heil in der Flucht. Aber was geschah? Entronnen den ersten Nachstellungen, fiel er bei den zweiten welche von einem Amin, einem Neffen des Tyrannen, geleitet waren. Die Angreifenden thaten zwei bis drei Schüsse auf die Ueberfallenen, und der unglückliche Stadtpfleger von Lidd blieb kalt auf dem Boden. Der Leichnam desselben wurde von den Mördern an den Schweif eines Pferdes befestigt

und so auf der Straße eine Strecke weit fortgeschleppt. Die Verwandten der umgebrachten Männer kamen, die Leichname zu verlangen; allein der barbarische Mustafa, Grausamkeit mit Hohn verbindend, erwiderte: auch ich bin Muselman und weiß was man den Todten schuldig ist, und ich besitze Land genug, um jene zwei Hunde zu beerdigen. Die Strafe folgte nicht auf dem Fuße nach; erst zwei Jahre später schlug dem Tyrannen die Stunde der Vergeltung. Nämlich im Jahre 1846 befanden sich die Bewohner von Hebron im Aufstand. Um sie zu züchtigen, vereinigte Mehemed Pascha seine Streitkräfte mit denen Mustafas. Der Sieg über die Aufständischen war nicht schwer, und am Abend feierte der Schech denselben im Zelte jenes Pascha von Jerusalem. Hier entspann sich ein Gespräch, in welchem Mustafa die Worte fallen ließ, daß wenn der Pascha mit ihm einen solchen Spaß wie heute machen wollte, er sich vorher doppelt besinnen müßte. „Du irrst dich," sprach der Freund, „halt, oder du bist des Todes." Diese Worte sagen, ihn mit der linken Hand am Barte fassen, und mit der rechten eine Pistole ins Ohr setzen, alles das war das Werk eines Augenblicks. Eine Stunde nach diesem schönen Spiel war Abu Ghosch gehörig geknebelt, und verreiste unter guter Bedeckung geradenweges nach Akka, wo der Freund Mehemed ihn in einer Galeere kostenfrei unterbrachte. Amin, der Neffe Mustafas, nun an seine Stelle tretend, drohte dem unerschrockenen Pascha, wenn er seinen Oheim nicht sogleich frei lasse; dem tölpelhaften Amin aber war beschieden, in Akka mit dem Oheim das Loos zu theilen. Nachdem Mustafa einige Zeit dort im Kerker verbracht hatte, wurde er nach Kypern und dann nach Trapezunt geliefert.

Vor der Gefangennahme Mustafa Abu Ghoschs, in den Jahren 1845 und 1846 wurde, wie ein Decennium früher, von mir keine Kopfsteuer erhoben und kein Haar gekrümmt; höchstens machten die Leute von Abu Ghosch Miene auf einem Ausfluge mich in Soba auszuplündern, was ich einzig durch Verabreichung eines kleinen Bachschisch (Geschenk) verhindern konnte. Damals wohnte das Haupt der Familie in Jerusalem, wo es, nicht ohne lästige Beeinflussung des Pascha, auf höherm Fuße lebte. Noch aber wurmte, trotz des zollfreien Reisens durch die Landschaft von Abu Ghosch, immer noch die Erinnerung an die Qualen, welche einst der Pilger auszustehen hatte, an die erst zuvorkommende Behandlung bei gut besetztem Tische und an die nachfolgende Einkerkerung in einem Ofen, für welchen das Holz zum Anzünden bereit lag, und das so lange, bis der Dolmetscher des Klosters mit gut gespickter Börse herbeikam, die Gefangenen zu befreien welche Börse besonders dann stark herhalten mußte, wenn den Weg gerade ein Superior machte, dessen Reisevorhaben Kundschafter in Jerusalem, Ramleh und Jafa auszuspähen wußten. Ja obschon die Franziscaner mit Abu Ghosch vermittelst Geld gleichsam einen Freundschaftsbund angeknüpft hatten und so sich sicher wähnten, ereignete es sich dennoch daß etwa ein Franziscaner von unverschämten oder an die Subordination weniger gewöhnten Leuten Abu Ghoschs überfallen wurde. So ließ man einen geplünderten Mönch in Unterhosen weiter ziehen. Auf Klage des Pater Procurator machte Abu Ghosch den Thäter ausfindig und ließ dem armen Bruder, theuer genug für den Räuber, das Gewand zustellen. Es gieng auch von Mund zu Mund die Erzählung von einem andern Mönche, der bis auf das Schweißtuch und die Sandalen ausgeraubt wurde, so daß er bis zum Einbruche der Nacht in einer Höhle sich verstecken mußte. Geschützt von der Dunkelheit, erreichte er die Stadt Jerusalem, wo er in der Früh beim Oeffnen der Thore den kläglichen Einzug hielt, gerade so, wie in dem Augenblick, als er auf die Welt kam, mit dem einzigen Unterschied, daß der Straßenräuber unachtsamer Weise, außer den Sandalen an den Füßen, das Käppchen, womit er dann kümmerlich die Blöße deckte, auf dem Kopfe ließ.

(Fortsetzung folgt.)

London.

(Aus dem Journal pour Tous.)

London besteht aus drei Städten: der eigentlich sogenannten City, der City von Westminster, der City von Greenwich, den fünf Burgflecken Marylebone, Finsbury, Tower-Hamlets, Lambeth, Southwark und zahlreichen Gemeinden des Weichbildes.

Die City ist das Herz Londons, das Comptoir Englands, der Mittelpunkt der Geschäfte und der Sitz des Credits. Dort geben sich die Kaufleute ihr Stelldichein, und dort haben sie zur Hand die großen Institutionen des Landes: die Bank, die Börse, die Münze, das Mauthamt, die Post, das Accisamt, die Municipalkörperschaft, die Gerichtshöfe und die Gefängnisse; allein sie wohnen nicht in diesem Durchgangsorte, und die Ebbe führt allabendlich diejenigen wieder hinweg welche die Fluth des Morgens dahin gebracht hatte. In dieser unzähligen Menge, welche sich den Tag hindurch daselbst drängt, zählen die Bewohner der City kaum für den zwanzigsten Theil. Die Comptoirs, die Magazine, die öffentlichen Gebäude bedecken jetzt den Raum welchen dereinst die Wohnungen einnahmen. Im allgemeinen ist jedes Haus in Bureaux (Offices) abgetheilt, die von verschiedenen Kaufleuten gemiethet sind. Gegen 8, 9 und 10 Uhr Morgens begeben sich die Angestellten hunderttausendweise, zu Fuß, in Omnibussen, in Cabs dahin aus allen Londoner Vorstädten, wo sie ihren Wohnsitz haben; der Bankier, der reiche Handelsmann, die so eben ihre Landhäuser verlassen haben, steigen zu Tausenden aus den Eisenbahnwagen, und schlagen ihren Weg nach ihrer Börse, ihrer Bank oder ihrem Comptoir ein. Bis 5 Uhr Nachmittags speien die sieben Straßen der City, welche auf dem Börsenplatz zusammentreffen, wie Flüsse nach einem Meere hin, Menschenfluthen in den Centralkreuzweg der unermeßlichen Stadt aus; die Häuser wiederhallen von dem unaufhörlichen Donner welchen das Rollen der Gefährte, der Wagen und Karren hervorbringt; auf den Trottoirs drängen sich unzählige Fußgänger, gierigen Auges, gespannter Phy-

Digitized by Google

ſiognomie, raſchen Schrittes, keuchend, eng aneinander vorbei, ihren Geſchäften zu; nicht ein Flaneur findet ſich in dieſer ungeheuren Menge beſchäftigter Menſchen. Wenn ein Fremder, der noch nicht an dieſe fieberhafte Thätigkeit gewohnt iſt, vor einem Magazin ſtehen bleibt, ſo klopft ihn der Policeman — ärgerlich darüber, möchte man ſagen, einen Müßiggänger zu ſehen — auf die Schulter, und bittet ihn weiter zu gehen. (Move on, Sir!) Man muß gehen, und ſich vom Strome fortreißen laſſen. Gegen 4 oder 5 Uhr vermindert ſich dieſe Bewegung allmählich, die Comptoirs entleeren ſich nach und nach, die Kaufleute kehren in ihre Villen, die einfachen Angeſtellten in ihre Wohnungen in den Vorſtädten zurück, und Häuſer die den Tag über von mehreren hundert Perſonen bewohnt ſind bleiben der Obhut eines Portier anvertraut. In den letzten Jahren haben ſich die meiſten der großen Handelsherren die Gewohnheit angeeignet zehn, zwanzig, dreißig und ſelbſt vierzig (engl.) Meilen außerhalb Londons zu wohnen, und alle Tage in die City zu kommen um ihre Geſchäfte abzumachen.

Im allgemeinen haben die Unternehmungen einer und derſelben Art ihre Bureaux in einem und demſelben Theil der City. So ſind die Hauptbanken in Lombard Street oder in den Umgebungen dieſer Straße; die großen Buchhandlungen liegen in dem elenden Gäßchen Paternoſter-Row, hinter der St. Pauls-Kathedrale; die Bureaux der Journale befinden ſich faſt alle in Fleet-Street und in den benachbarten Straßen. Die Juweliere haben ſich in Cornhill und in Cheapſide niedergelaſſen; die großen Kornhändler, faſt ſämmtlich Griechen, haben ihre Comptoire in Mark-Lane, bei der Getreide-Börſe (Corn-Exchange); die Importeurs von Kaffee, Zucker und andern Colonialwaaren beſitzen ihr Hauptquartier in Mincing-Lane; die Fiſchhändler haben die Nachbarſchaft von Billingsgate-Market auserwählt; die Händler mit tropiſchen Früchten haben ihren Wohnſitz in Lower-Thames-Street, zwiſchen dem Tower und dem Monument, aufgeſchlagen. Bekannt iſt daß die Londoner Speiſewirthſchaften wo die ſubſtantiellſten Mahlzeiten zu haben ſind, ebenfalls nicht weit vom Mittelpunkt der City liegen.

London iſt ein Conglomerat von nebeneinander liegenden Städten, ſagte Hr. Ewing Ritchie. Wandeln Sie in Regent-Street umher, ſo ſind Sie in einer Stadt koſtſpieliger Magazine; ſchlagen Sie den Weg nach dem Weſtend ein, ſo treten Sie in eine Park- und Palaſtſtadt; wandern Sie durch Saint Giles, ſo ſehen Sie nur Koth und Tabernen. In Belgravia iſt alles monumental und großartig; in Pimlico ſind die Wohnungen kleinlich und anſpruchsvoll; um Ruſſell-Square ſind ſie behäbig; in Iſlington beſcheiden und fromm; und in allen dieſen Stadttheilen gleichen die Bewohner ihren Häuſern. Der Wechſelagent welcher in Clapham wohnt, hat lange Jahre hindurch den Fuß nie in eine einzige andere Straße geſetzt als diejenigen welche von der Börſe nach ſeiner Villa führen. Der Schreiber eines Sachwalters, der in Pimlico wohnt, überſchreitet bei ſeinen Ausgängen niemals John-Street, Bedford-Row. Die Bewohner von Iſlington und Holloway gehen alle Morgen in die City, und kehren jeden Abend in ihre Vorſtadt auf einem und demſelben Wege zurück. Die Racen ſind eben ſo abgeſondert wie die Stadttheile. Die Elegants des Park, die Müller von Mark-Lane, die Viehzüchter des Markts von Copenhagen Fields, die Juden von Houndsditch und Holywell-Street, die jungen blaſſen und kränklichen Leute der City, die Matroſen von Deptford und Wapping, die deutſchen Zuckerbäcker von Whitechapel ſind in der That vollkommen abgeſonderte Menſchenracen.

Das faſhionable Quartier, das Weſtend, dehnt ſich faſt ſtündlich mit ungeheurer Raſchheit immer mehr aus; die Sümpfe und die wüſten Ländereien verwandeln ſich in Straßen und öffentliche Plätze; kaum ſind die Plätze in ihren Umriſſen abgeſteckt, ſo ſteigen auch ſchon die Häuſer über die Erde empor, und kaum ſind die Häuſer gebaut, ſo finden ſich alsbald Miether oder Käufer. Es gibt keine Stadt wo man größere Sorgfalt für das Leben des Reichen an den Tag gelegt, wo man deſſen geringſten Phantaſien größere Aufmerkſamkeit geſchenkt hätte. Die großen Menſchen-Anſammlungen erzeugen faſt immer peſtartige Miasmen, welche die Organiſation ſchwächen und die Lebensdauer verkürzen. Um die Reichen gegen dieſe Gefahr in Weſtend zu ſchützen, bemühte man ſich das Flachland zu London, die Gärten, die Parks und die Felder, mit den Häuſern zu vermiſchen. Vier unermeßliche Parks, eine ununterbrochene Linie von Grün, Schatten und lebendiges Waſſer bilden die Mittelpunkte dieſer bevorrechteten Stadt. Dort bildet und erneuert ſich die athembare Luft welche den mephitiſchen Ausdünſtungen der plebejiſchen Stadttheile den Raum ſtreitig macht. Dieß ſind, wie man ſo treffend geſagt hat, die Lungen von London.

Die Straßen haben eine monumentale Breite und ſchneiden ſich faſt überall in rechtem Winkel; die Häuſer ſind nicht ſehr hoch, und halten ſonach weder die Sonnenſtrahlen welche die Atmoſphäre erwärmen, noch die Winde welche ſie erfriſchen, ab; oft ſind ſie von dem Trottoir durch Baumgruppen und Blumenplätze, die eben ſo viele Villen daraus machen, getrennt. Die öffentlichen Plätze beleidigen nicht, wie in Paris, das Auge durch die Nacktheit ihrer im Sommer brennenden, im Winter in Koth vergrabenen Steinplatten. Irgend ein großer Garten, durch ein eiſernes Gitter geſchützt, nimmt die Mitte desſelben ein, und zeigt einen grünen von ſchönen Bäumen umrahmten Raſenteppich, wo die kleinen Kinder der Nachbarſchaft ſich im Gehen üben. Daher rühren wahrſcheinlich die ländlichen Ideen welche die Einbildungskraft der jungen Mädchen in England erfüllen. Wie ſollten ſie nicht von den Waſſern, den Wieſen und Wäldern träumen, da ſie, ſelbſt mitten in London, dieſe ewige Bucolica unter den Augen haben?

Der allgemeine Anblick der verſchiedenen Londoner Stadttheile iſt nicht ſo ſehr verſchieden, als es die unter den Geſellſchaftsclaſſen ſelbſt beſtehende ungeheure Kluft vermuthen laſſen könnte. In der That machen der Rauch, der Nebel, ein Bauſtyl ohne Originalität aus London eine der langweiligſten Städte der Welt. Nach dem äußern Anſchein zu urtheilen, ſagt Léon Faucher, ſollte London vorzugsweiſe das Aſyl der Demokratie ſeyn. Gleiche Häuſer, Straßen die keinen unter-

Digitized by Google

ſcheidenden Charakter haben, wenige oder keine Paläſte, kein Gipfel der über den andern hinausreicht, überall eine regelmäßige Architektur-Mittelmäßigkeit, daß man glauben ſollte die Stadt könne nur für eine Bevölkerung von Chineſen paſſen.

Die engliſchen Häuſer, ſagte ein andrer franzöſiſcher Reiſender, Theophile Gautier, haben keine Thorwege; faſt alle ſind ohne Hof; ein mit Gitterſtangen bedeckter oder mit Gittern umgebener Graben trennt ſie vom Trottoir. Im Hintergrunde dieſes Grabens ſind die Küchen, das Bureau und die Nebengebäude untergebracht. Die Steinkohlen, das Brod, das Fleiſch, kurz alle Mundvorräthe gehen da hinunter ohne den Herren irgendeine Unordnung zu verurſachen. Die Ställe ſind gewöhnlich in andern Gebäuden untergebracht, zuweilen in ziemlich entlegenen; der Backſtein iſt die gewöhnliche Grundlage der Bauten.

Die Stockwerke überſchreiten die Zahl drei faſt nicht, und haben nur zwei oder drei Frontfenſter, denn ein Haus iſt gewöhnlich nur von einer einzigen Familie bewohnt. Die Fenſter haben meiſt jene Form welche man in Frankreich unter dem Namen Châſſis à Guillotine kennt. Eine Freitreppe aus weißen Steinen, die wie eine Zugbrücke über den Graben gelegt iſt in dem ſich die Bureaux befinden, verbindet das Haus mit der Straße, und die eichenholzartig gemalte Thüre iſt oftmals mit einem kupfernen Schild geziert welcher die Namen und Eigenſchaften der Eigenthümer oder Miether enthält; dieß ſind die charakteriſtiſchen Züge eines wahren engliſchen Hauſes.

Was aber der Stadt London, außer der Breite ſeiner Straßen und Trottoirs und der geringen Höhe der Häuſer, einen ganz eigenthümlichen Anblick gibt, das iſt die einförmige ſchwarze Farbe welche alle Gegenſtände bedeckt — es kann nichts traurigeres und düſtreres geben. Dieſes Schwarz hat nichts von den gebräunten und kräftigen Tinten welche die Zeit den alten Gebäuden in den minder nördlich gelegenen Ländern gibt; es iſt ein, ſo zu ſagen, unfühlbarer und feiner Staub, der ſich an alles hängt, der überall durchdringt, und gegen den man ſich nicht ſchützen kann. Man möchte ſagen daß alle Monumente mit Blei-Erz überzogen ſind; die unermeßliche Menge Steinkohlen welche man in London für die Heizung der Werkſtätten und Häuſer verbraucht, iſt eine der Haupturſachen dieſes allgemeinen Trauergewandes der Gebäude, deren älteſte buchſtäblich das Anſehen haben als ob ſie mit Wichſe angeſtrichen ſeyen.

Wir haben von der City geſagt daß ſie die Nacht hindurch der Obhut einiger Portiers und Policemen anvertraut, und während des Tags mit Kaufleuten angefüllt ſey welche vom Hintergrund ihrer dunklen Comptoire aus die Welt regieren, und in ihre Kiſten die Reichthümer aller Theile des Erdballs fließen ſehen. Wir haben die reichen Stadttheile geſchildert, deren ſämmtliche, Paläſten ähnliche, Häuſer im Nebel lange Colonnaden vorſtellen, und vor welchen die weiten Zweige der Eichen ihr Blätterwerk ſpielen laſſen. Zwiſchen der City und dem Weſtend, dieſen beiden Polen des engliſchen Reichthums, dehnt ſich das eigentlich ſogenannte London aus, die Stadt der Läden und Kleinbürger, der Gewerbtreibenden und Arbeiter, mit ihrer unaufhörlichen Bewegung, ihren breiten Straßen, ihren unzähligen Magazinen, ihren zwei Millionen Krämern, Handwerkern und Arbeitern, die ohne alle Organiſation der Arbeit, ohne ein anderes gemeinſchaftliches Band als das der Sprache, durch den einfachen Mechanismus der Käufe und Verkäufe, alle behaglich leben und ſich die tauſend kleinen Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen können. Es übrigt uns noch von allen denen zu ſprechen welche, wie der durch die centrifugale Bewegung an einem ſich drehenden Rad hinweggeworfene Koth, aus der Geſellſchaft ausgeſtoßen ſind, von allen denen die im Schmutz, wie ungeſunde Schwämme, ein verkümmertes Leben führen, und die nur leben um zu leiden, und um in ſchmachvollen Freuden noch mehr zu verthieren.

Man kann nicht in Abrede ziehen daß das Schauſpiel welches die niedern Schichten der engliſchen Geſellſchaft darbieten, an ſtechender Bitterkeit alles übertrifft was ſich beklagenswertheſtes und ſchmerzlichſtes auf der ganzen Erde vorfindet. In dem Maß als die engliſche Geſellſchaft ihren Ruhm und ihre Macht nach oben hin fort und fort vergrößert, verſenken ſich ihre Wurzeln tiefer in den Boden. Immer zahlreicher landen die Schiffe an den engliſchen Küſten, immer raſcher folgen ſich die durch das Eiſen, den Magnet und das Feuer verwirklichten Wunder, immer ruhmreicher ſind die Triumphe des Geiſtes; dagegen aber ſind die Entblößung des Armen, ſeine moraliſche Verſunkenheit und ſeine tiefe Unwiſſenheit vom Anfang des Jahrhunderts an bis in die letzten Jahre herab in ſtetem Wachsthum begriffen geweſen. Die ökonomiſchen Geſetze, welche England mehr und mehr eine ſo unbeſtreitbare Oberherrſchaft über die Welt geben, haben einen Theil ſeiner Bevölkerung im Koth zerrieben und verſteinert.

In der That iſt in dieſen düſtern, dem Licht ſo oft durch einen dichten, ſcharfen und gelben Rauchmantel unzugänglich gemachten Gaſſen der erweichte Boden durch den Koth klebrig geworden; die Rinnen welche ihren Unrath in die Cloake abführen hauchen einen peſtilentialiſchen Geruch aus, und ihre todbringende Feuchtigkeit ſickert durch die Mauern in die Keller, wo, auf Lumpen gelagert, Schaaren von Unglücklichen beiſammen ſind, aus deren verſtörten Augen all ihr Elend hervorleuchtet. Welch andern Namen kann man dieſen Unglücklichen geben als den von Cloakenbewohnern? Tauſende unter ihnen haben nie die Natur geſehen, wofern man nicht mit dieſem Namen die verkümmerten Bäume irgendeines öffentlichen Platzes, die ſchwarzen Geſtade der Themſe und die gelben Nebel des Londoner Himmels bezeichnet. Der Irländer, der durch ſeine Kleider, ſeine Wohnung, ſeine Nahrung an ſich ſchon das Ideal des Elends verwirklicht, fühlt zuweilen wenigſtens noch einen Sonnenſtrahl bis zu ihm durchdringen, ſieht über ſeinem Kopfe die Zweige des Lärchenbaums ſich ſchaukeln, und die Wolken um die Gipfel der Berge dahin ziehen; er iſt mindeſtens nicht allein in ſeiner Verſunkenheit: er vermag noch die tröſtende Stimme der Natur mitten in ſeinem Elend zu vernehmen. Der arme Londoner Paria dagegen kann ſich nur an die glitſchenden Pflaſterſteine, an die Backſteinmauern, an die in den ſchlammigen Wogen liegenden

Digitized by Google

Schiffe halten. Indessen so groß ist das gebieterische Bedürfniß etwas zu lieben, daß der enterbte Unglückliche dem Anblick dieser so häßlichen Schauspiele zugethan ist. Hr. Alphons Esquiros erzählt uns die beklagenswerthe Geschichte jenes Sewer hunter (Cloaken-Jägers), der, nachdem man ihn den Schlammbänken entrissen, in denen er gewöhnlich herumpatschte um Lumpen und andere Ueberreste zu suchen, vom Heimweh ergriffen wurde, und sich erst wieder glücklich fühlte als er von neuem im Koth wühlen konnte.

Zahlreich und bitter sind die Schilderungen der Geschicht- und Romanschreiber, sowie der Moralisten über diese im Unrath zugebrachten Leben — Leben deren Freuden selbst etwas schreckliches haben. Man lese die Schriften von Dickens, Mayhew und Jerrold, und man wird wissen wie viel Grausen, Leiden und Bitterkeit in den niedern Schichten der großen City nöthig ist, damit das Leben der großen Herren und großen Damen mit so vielen Reizen, Pracht und Behäbigkeit ausgestattet werden konnte. Man lese ferner die Statistiken, deren unerbittliche Ziffern uns erzählen daß 10,000 Menschen alljährlich in London aus Mangel an Luft und Licht sterben, daß 10,000 Männer, welche arbeiten können, sich in dieser großen, so gelärmigen und thätigen Stadt Morgens fragen müssen wie sie während des Tags jenes für sie so bittere, für andere so süße Brod werden verdienen können.

Die ärmste unter den Londoner Pfarreien, diejenige welche schon durch ihren Namen alles Elend und alles Laster in sich faßt, liegt mitten in der Stadt selbst. Entgegen so vielen andern von ihrem alten Glanz herabgesunkenen Stadttheilen, hat St. Giles nie aristokratische Wohnungen gehabt. Die Kirche und das Dorf erhoben sich um das Hospital der Aussätzigen, das im Jahr 1117 von der Königin Mathilde gegründet wurde. Im Jahr 1413 wurde dort der Galgen errichtet, und als die Vergrößerung der Stadt nach Westen hin die Errichtung des Galgens in Tyburne nothwendig machte, gestattete man den zum Hängen verurtheilten Unglücklichen vor der Thüre des Aussätzigen-Spitals von St. Giles Halt zu machen, um sich mit einem letzten Glas Bier zu erfrischen.

St. Giles ist zwei Schritte von Oxford-Street und Piccadilly entfernt, sagt Theophile Gautier. Dieser Gegensatz wird durch keine Nuance gemildert. Man gelangt ohne Uebergang vom flammendsten Reichthum zum niedrigsten Elend.

Das Laster und das Verbrechen sind im Elend oft Verbündete; auch ist St. Giles vorzugsweise das Quartier der Vagabunden geworden. Diese Pfarrei hat zu Gränzen östlich die Mauern von Newgate und Old-Bailey, westlich das Centralbureau der in Bow-Street angesiedelten Polizei, und sieht sich, wie Hr. Léon Faucher bemerkt, gleichsam durch eine instinctive Wahlverwandtschaft zwischen die Polizei und das Gefängniß versetzt. Dieser Stadttheil bot noch im J. 1830 allen Londoner Bösewichtern eine fast unverletzliche Freistätte; allein seit der neuen Organisation der Polizei und seit der Durchbrechung einiger breiten Straßen, unter welchen Cranbourne-Street und New-Oxford-Street, zeigt er nicht mehr in dem Grade wie ehemals den furchtbaren Anblick des Elends. Wird man aber die Bevölkerung dieser trübseligen Orte eben so leicht erneuern können wie man das Aussehen ändert?

Clerkenwell, eine nördlich von Smithfield und Holborn liegende Pfarrei, und annoch berühmt durch seine belangreichen Uhrenfabriken, ist kein so schmutziger Stadttheil wie Saint Giles; man höre indeß in welchen Worten noch vor sechs Jahren Hr. Vanderkiste, ein Missionär der City, davon sprach: „Clerkenwell ist der District des Koths, der Unwissenheit und des Lasters; seine Defilés sind nur dem verkleideten Policeman bekannt, wenn er sich über unverbundene und zerbrochene Treppen bis in den Schlupfwinkel des nächtlichen Diebs schleicht, oder dem Missionär der City, der um Mitternacht vor dem faulen Stroh kniet auf welchem irgendein im Todeskampfe liegender Paria ruht. Unreinlich sind die Straßen dieses Districts, unreinlich auch die Einwohner und ihre Behausungen. Während der Cholera von 1849 belief sich die tägliche Anzahl der Todesfälle auf 100 bei einer Bevölkerung von ungefähr 50,000 Seelen, und die Seuche währte fast das ganze Jahr hindurch.

In Spitalfields, dem östlich von Clerkenwell gelegenen und von der großen Bishopsgate-Straße durchzogenen Stadttheil, zählt man 70,000 Weber, von denen nicht ein einziger mehr als 10 Shillinge wöchentlich verdient. Sie stammen großentheils von französischen Protestanten ab welche zur Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes ausgewandert sind. Ihre Häuser sind im allgemeinen klein und ungesund, und in keinem andern Theile Londons oder seiner Umgebungen sind sie verfallener und um niedrigere Preise vermiethet.

Die Weber, sagte einer von ihnen, Hr. Bresson, bei der Enquête von 1840, sind im Durchschnitt nicht sehr hoch gewachsen, und dabei abgemagert. Während des Kriegs bot man eine Brigade unter ihnen aus; allein die meisten Soldaten hatten weniger als fünf Fuß. Die Leibesbeschaffenheit der Männer, fügt Dr. Mitchell bei, artet aus; die ganze Race eilt mit Riesenschritten dem Wuchs der Liliputer zu. Die Greise haben eine stärkere Leibesbeschaffenheit als die jungen Leute. Trotz des ungesunden Mediums in dem sie vegetiren, sind die Weber von Spitalfields im allgemeinen rechtschaffene und sittliche Menschen, was ohne Zweifel großentheils daher rührt daß die Kinder zu Hause, unter den Augen ihrer Eltern, erzogen werden.

Die Bevölkerung von Bethnalgreen, einer Pfarrei von 80,000 Seelen, welche zwischen Spitalfields und Victoria-Park liegt, besteht hauptsächlich aus irischen Webern. Die Häuser dieses Bezirks, sagte Hr. Leon Faucher, sind in einem Zustande des Verfalls wovon selbst die von Spitalfields keinen Begriff geben könnten. Man baut sie oft aus schlecht zusammengefügten Brettern, was ihnen binnen kurzem das Aussehen der abstoßendsten Ställe gibt.

Wenn diese elenden Bauwerke, der Gefahr für die Bewohner wegen, zum Abbruch verurtheilt worden sind, und die Miether sie verlassen haben, so findet sich stets, vor dem Abbruch noch, irgend eine ärmliche irische Familie, welche, da sie einen Miethzins nicht bezahlen kann, herbeieilt um Schutz darin zu suchen. In einem Stadttheil wo die Straßen zur

Digitized by Google

Regenzeit einen Sumpf bilden, verbreiten sich aus diesen verpesteten Ruinen bald auch Fieber aller Art.

Die andern von den Armen bewohnten Stadtheile, Shadwell, Poplar ꝛc., gleichen so ziemlich denen von Clerkenwell und Bethnalgreen.

Die Slaven Istriens.

Von Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.

(Schluß.)

Ist der Gottesdienst vorüber, begibt sich alles auf den Friedhof, wo jeder sich buchstäblich auf die Gräber seiner Lieben wirft und so betet und herzzerreißende Klagen ausstößt. Namentlich auf den Gräbern der kleinen Kinder welche an vielen Orten auf dem Kirchhof einen abgesonderten, mit Rosensträuchern umschlossenen Begräbnißplatz haben, hört man die rührendsten Todtenklagen seitens der dort betenden Mütter, die ihre Lieblinge mit Namen rufen, sich ihren Gebeten anempfehlen und ihre Gräber reichlich mit Thränen benetzen.

Stirbt jemand auf offener Straße, auf dem Felde oder eines gewaltsamen Todes, so wird auf dem Platze wo man die Leiche gefunden, zur Erinnerung ein kleiner Steinhaufen hingeworfen, bei welchem jeder Vorübergehende stehen bleibt, um ein Gebet für die Seele des Dahingeschiedenen zu sprechen und einen Stein auf den Haufen zu werfen, so daß dieser immer höher und höher wird, und oft Jahrhunderte hindurch den Ort bezeichnet wo einst ein Unglück geschah oder ein Verbrechen begangen wurde.

Wie die istrianischen Slaven bei ihrem Ausgang aus der Welt jede ärztliche Hülfe verschmähen, so werden auch bei ihrem Eintritt in dieselbe nur höchst selten die vom Staat geprüften Geburtshelferinnen herbeigerufen.

Fühlt eine Frau sich ihrer Entbindung nahe, so eilt sie in die Kirche um zu beichten, zu communiciren und eine Messe zu Ehren der heil. Jungfrau zu hören, deren besonderm Schutze sie sich anempfiehlt. Dann geht sie nach Haus, wo ihr Bett ringsherum mit Bettdüchern oder Decken verhangen wird. Denn da die Häuser außer denen sehr wohlhabender oder sehr zahlreicher Familien meistens nur ein großes Zimmer, sey es zu ebener Erde, sey es im ersten Stock, zu welchem von außen eine steinerne Treppe führt, enthalten, so stehen die darin befindlichen Betten sehr dicht aneinander, und sind weder durch Verschläge, noch durch Gardinen von einander getrennt. Der Mann tritt in diesem Falle sein Lager der Wochnerin ab, zu deren Beistand eine jener bejahrten Frauen geholt wird, welche die Kunst zu entbinden auf ihre Weise handhaben und sie gewissermaßen erblich besitzen, indem dieselbe in einigen Familien stets von der Mutter auf die Tochter übergeht. Gleichwohl laufen die Entbindungen fast immer glücklich ab, und nur äußerst selten stirbt eine Frau im Wochenbett. Auch Mißgeburten kommen fast nie vor. Man sieht sie als Strafe des Himmels für irgend ein Vergehen des Vaters oder der Mutter an. Ebenso gilt Kinderlosigkeit für ein Zeichen von Gottes Zorn. Daher sind die slavischen Istrianerinnen sehr niedergeschlagen wenn sie keine Kinder bekommen, und werden selbst in den Orten wo man nicht slavisch spricht, mit dem verächtlichen Namen Scirke bezeichnet, der eigentlich Hermaphrodit bedeutet.

Das neugeborne Kind muß noch vor der Taufe zu einer geprüften Hebamme getragen werden, um dort den Vorschriften gemäß untersucht zu werden. Der Wöchnerin wird nach altem Brauch, sobald die Entbindung vorüber ist, ein Teller Rührei mit Schinken nebst einem Gläschen vom besten Wein im Hause gebracht. Denn wie die Frauen bis zum letzten Augenblick vor ihrer Entbindung ohne die geringste Schonung arbeiten, Lasten heben und waschen, so pflegen sie auch nach derselben ohne alle Rücksicht zu essen und zu trinken wie zuvor. Nur eine gewisse Zeit lang bleibt die Wöchnerin in einer Art Abgeschlossenheit, und solange diese währt, zieht sie keine Schuhe an, sondern geht in Strümpfen. Ehe sie sich wieder den übrigen Frauen der Familie bei der Verrichtung der häuslichen Arbeiten anschließt, begibt sie sich in ihre Pfarrkirche, wo sie bei ihrem Eintritt vom Pfarrer gesegnet wird und der heil. Jungfrau eine Kerze anzündet welche ganz abbrennen muß.

Das neugeborne Kind wird so bald als möglich in die Kirche getragen, um die heil. Taufe zu empfangen, und die Felle allein, in welche man es zu wickeln pflegt, müssen es bei dem oft langen Weg vor der Nässe und Kälte schützen.

Ist das Kind ein Knabe, so ist der Tauftag ein großer Festtag für das ganze Haus, denn nur die Kunde von der Geburt eines Sohnes wird vom Vater mit Freude vernommen, während er die von der Geburt eines Mädchens mit Gleichgültigkeit, ja selbst mit Geringschätzung hinnimmt, und wehe den armen Frauen welche das Unglück haben nur Töchter zur Welt zu bringen!

Zu Taufpathen werden stets Personen von gutem Ruf und guter Aufführung, meist Verwandte oder nahe Bekannte gewählt. Nur wenn ein Slave eifersüchtig seyn sollte, was allerdings äußerst selten vorkommt, da die istrianischen Slavinnen sich durch Sittenstrenge und Treue auszeichnen, wählt er gern den zum Pathen, auf welchen er Verdacht hat, weil er fest überzeugt ist daß dann jeder Grund zur Eifersucht wegfallen wird. Denn das Band der geistigen Verwandtschaft, welche aus den beiden Sacramenten der Taufe und der Firmelung entspringt, wird nirgends so heilig gehalten als bei den Südslaven. Viele Streitigkeiten und Feindschaften lassen sich dadurch schlichten und beilegen, mancher Haß und Groll beschwichtigen, und nicht selten hört man einen istrianischen Slaven, wenn er von einem seiner Gevattern beleidigt wird, im heftigsten Zorne ausrufen: Ach, wenn du nicht mein Gevatter wärst!

Solange der Taufact währt, muß der Vater des Kindes draußen vor der Kirchthür stehen und warten. Kommen endlich die Taufpathen heraus, so beginnen die wechselseitigen

Digitized by Google

herzlichen Umarmungen, welche das neugeſchloſſene Band der Verwandtſchaft und Freundſchaft beſiegeln, und dann erſt geht man nach Haus, wo ein möglichſt guter Schmaus bereit ſteht, bei welchem zahlreiche Toaſte und Trinkſprüche auf das Wohl der Wöchnerin und des Kindes ausgebracht werden.

Die Namen, welche man den Kindern gibt, richten ſich in der Regel nach denen der Großeltern, ſo daß der erſte Knabe den Namen des Großvaters väterlicherſeits, das erſte Mädchen den der Großmutter mütterlicherſeits erhält. In dem Verkehr des täglichen Lebens jedoch werden alle Säuglinge mit der zärtlichen Benennung „Engel“ gerufen, und nie darf eine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arm eine Wohnung betreten, ohne daß das Kind beim Weggang mit einem Ei oder einer Frucht beſchenkt wird. Iſt das Kind noch in Wickeln, pflegt man das Geſchenk, worin es auch beſtehen möge, in die Falten des Wickelbandes zu ſtecken. Es aber unbeſchenkt fortgehen laſſen, würde nach dem allgemein herrſchenden Volksglauben den Schutzengel des Kindes beleidigen und ſchweres Unglück nach ſich ziehen.

Noch prächtiger und feierlicher als der Schmaus bei der Taufe iſt das Hochzeitsmahl der iſtrianiſchen Slaven, welches in dem Hauſe der Braut abgehalten wird. Damit bei demſelben alle von Alters her üblichen Ceremonien genau beobachtet werden, wählt man drei Perſonen, welche Domacina, Stari-Svat und Naſtacia genannt werden. Der Domacina, der Leiter des Hauſes, wird vom Hausherrn des Brauthauſes erwählt und iſt gewöhnlich eine hochbejahrte, ſehr geachtete Perſönlichkeit, welche dieſe Würde ſchon öfter bekleidet hat. Der Stari-Svat, der Führer des Hochzeitszuges, wird ebenſo wie ſein Stellvertreter, der Naſtacia, vom Bräutigam ausgeſucht.

Iſt die Eſſensſtunde gekommen, ſo ruft der Domacina, welcher zugleich den Vorſitz bei der Tafel führt, alle Eingeladenen zu Tiſch und weiſt einem jeden ſeinen Platz an. Die Brautleute ſitzen an der Mitte der Tafel einander gegenüber. Tritt, was ſelten vorkommt, ein ungebetener Gaſt ins Zimmer, ſo geht, namentlich wenn es eine Perſon wäre die es nicht verdiente zugelaſſen zu werden, der Domacina auf ihn zu und redet ihn mit den Worten des Evangeliums an: „Freund, wie biſt du hergekommen, da du keine Hochzeitskleider anhaſt?“

Bevor man ſich niederſetzt, nimmt der Domacina ſeine Kopfbedeckung ab, ſchlägt das Kreuz und ſpricht folgendes Tiſchgebet: „Wie unſer Erlöſer Jeſus Chriſtus die fünf Brode und zwei Fiſchlein geſegnet hat, um damit die vielen hungrigen Leute in der Wüſte zu ſättigen, ſo bitten wir demüthig unſern barmherzigen Vater im Himmel, er möge in ſeiner Gnade auch heute alle Speiſen ſegnen, welche auf dieſen Tiſch getragen werden. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes,“ worauf alle Anweſenden im Chor antworten: „So ſey es“ (Tako budi). Dann ſetzt man ſich, wagt aber nicht eher zuzulangen als bis der Domacina das Zeichen dazu gibt. Aller Augen ſind daher auf ihn gerichtet, um ſo früh als möglich zu erſpähen, wenn das bedeutungsvolle Wörtchen „Ajde!“ Wohlan! erklingen wird, auf welches alle wie Verzweifelte in die Schüſſel fahren. Ebenſo hängt das Trinken von dem Domacina ab. Schon am Anfang des Mahles beſtimmt er wie oft die Gläſer gefüllt werden ſollen, und jeder Tiſchgenoſſe muß ſo viel Gläſer leeren als es der Domacina für gut befindet. Da die Slaven niemals trinken oder den Becher darreichen, ohne vorher „zdravlje,“ Geſundheit, zu ſagen, ſo werden die kelchförmigen kleinen Gläſer, deren ſie ſich meiſt bedienen, zdravice genannt. Hat nun der Domacina einen Toaſt ausgebracht und mit majeſtätiſcher Ruhe ſein zdravice ausgetrunken, ſo bietet er es wieder vollgefüllt ſeinem Nachbar zur Rechten dar, der es, nachdem er Beſcheid gethan, ſeinerſeits weiter gibt u. ſ. f., bis das Glas zum Domacina zurückkommt, der mit Ungeduld den Augenblick erwartet um dieſes Spiel von neuem zu beginnen. Hat aber der Becher ſo oft die Runde gemacht als es der Domacina feſtgeſetzt, ſo tritt dieſer ſeine Würde dem Stari-Svat ab, welcher nun gleichfalls Geſundheiten ausbringt und Gläſer auf das Wohl der Brauleute und der einzelnen Tiſchgenoſſen leert, ohne daß jedoch deßhalb die andern Gaſte wie bei den Trinkſprüchen des Domacina verpflichtet ſind jedesmal ein volles Glas zu trinken.

Iſt das Mittagsmahl ſeinem Ende nahe, fordert der Stari-Svat den Hausherrn auf, die Abendmahlzeit bringen zu laſſen, welche aus Hammel- oder Lammsbraten, Macheroni und ähnlichen Dingen beſteht.

Erſt wenn auch dieſe Speiſen aufgegeſſen worden ſind, erhebt man ſich vom Tiſch, und das Gefolge des Bräutigams rüſtet ſich um die Braut in das Haus des Bräutigams zu geleiten. Bevor dieſelbe die Stätte ihrer Kindheit verläßt, empfängt ſie den Segen ihrer Eltern und der Aelteſten ihrer Familie. Auch der Domacina tritt zu ihr und empfiehlt ihr in einer ſalbungsvollen Rede die Pflichten ihres neuen Standes pünktlich zu erfüllen; den Mann, den ihr der Himmel beſtimmt, bis „zur Hake,“ do matike, wie die iſtrianiſchen Slaven anſtatt des Ausdrucks „bis zum Grabe“ ſagen, zu lieben, den alten Leuten in ihrer neuen Familie ſtets zur Hand zu ſeyn, mit allen in Ruhe und Frieden zu leben, und niemals der Rückſichten gegen ihre Eltern und Verwandten zu vergeſſen. Die Braut, auf dem Haupt den Brautkranz, den ſie bis zum letzten Augenblick fortwährend aufbehält, hört tief gerührt und unter Thränen zu, küßt bald den oder jenen Hausgenoſſen, bald die oder jene Freundin, die aus der Nachbarſchaft, bittet jeden beim Abſchiednehmen um Verzeihung, und vergißt ſelbſt nicht dem Haus- und Schäferhund ein zärtliches Lebewohl zu ſagen ehe ſie zu Pferde ſteigt.

Endlich gegen Mitternacht gibt der Fahnenträger das Zeichen zum Aufbruch. Unter vielen Freudenſchüſſen und einem Geſchrei wie von Beſeſſenen reitet man davon. Die Braut wird von keinem einzigen Mitglied ihrer Familie begleitet, ſondern zieht ganz allein mit ihrem Bräutigam und deſſen Gefolge, welches nur aus Männern beſteht, ihrer neuen Heimath zu. Da man ihr, wahrſcheinlich um jeden Flucht- oder Entführungsverſuch unmöglich zu machen, ſtets den ſchlechteſten Klepper ausſucht, reitet ſie faſt immer hinter dem Zug her, und iſt oft weit zurück geblieben ehe die Männer es bemerken. Auch kümmern ſie ſich wenig darum. Der Stari-

Digitized by Google

Svat hat vorsorglich einen Schlauch voll Wein mitgenommen, aus dem er seinen Gefährten fleißig einschenkt, und allen denen der Zug auf seinem Wege etwa begegnen sollte, zu trinken anbietet. Neben dem Fahnenträger (Barjaktar) reiten gewöhnlich diejenigen, welche unterwegs das Lob der Braut und alle mögliche Glücksprophezeiungen für das neugeschlossene Ehebündniß singen müssen, während hinter ihnen nicht selten andere anstatt der Tugenden der Braut den Ruhm des Marko Kraljewic singend preisen, welcher bei den Slaven Istriens nicht weniger beliebt ist und in nicht geringeren Ehren steht als bei den Bewohnern Dalmatiens.

Lautes Geschrei des Fahnenträgers verkündet die Ankunft des Hochzeitszuges vor dem Hause des Bräutigams. Jungfrauen kommen mit Laternen heraus, um das Brautpaar zu empfangen, aber die Thür schließt sich hinter ihnen und öffnet sich nicht eher wieder als bis die langen Verhandlungen, die nun zwischen den Hausbewohnern und den draußen Harrenden beginnen, zur Zufriedenheit der ersteren beendigt sind. Ob es dabei friert und stürmt, oder der Regen wie mit Kannen gießt, thut nichts zur Sache. Denn die Drinwohnenden müssen sich erst durch eine Reihe von Fragen und Antworten, und durch die Betheuerungen und Versicherungen der Angekommenen überzeugt haben daß die Braut würdig sey das Haus zu betreten, bevor die Mutter des Bräutigams die Thür aufmacht, dem Brautpaar, welches schon bereit steht, ein Tuch über den Hals wirft und es so ins Haus hineinzieht, wo nun die zärtlichsten Umarmungen der Braut mit allen Mitgliedern des neuen Hausstandes erfolgen. Das Tuch bleibt der Braut als erstes Pfand der Liebe ihrer Schwiegermutter. Ist der größte Sturm des Empfanges vorüber, so hat der Stari-Svat die letzten Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen. Er muß nämlich der Braut verschiedene Haus- und Wirthschaftsgeräthe, z. B. eine Handmühle, Hake, Sichel und dergleichen bringen, und die bei dieser Gelegenheit übliche Rede halten, in welcher die Braut ermahnt wird nicht länger wie bisher mit Blumen und Lämmern zu spielen, sondern sich nunmehr mit der Wirthschaft, den Feldern und dem Garten zu beschäftigen. Dann wird ein Teppich auf dem Fußboden ausgebreitet und unter ihn ein Messer, eine Pistole und Flinte gelegt. Der Bräutigam tritt darauf und erklärt feierlich in aller Gegenwart daß er diese Waffen nie gegen seine geliebte Gattin, sondern bis zu seinem Tode nur zu ihrer Vertheidigung gebrauchen werde.

Hierauf setzt man sich zum Nachtmahl, das aber nicht lange dauert, weil es ganz so eingenommen wird wie immer, und nach Beendigung desselben begibt sich alles zur Ruhe. Am nächsten Morgen müssen die Neuvermählten schon sehr früh auf den Beinen seyn. Die junge Frau erscheint ohne den Brautkranz und trägt anstatt des scharlachrothen Hochzeitkleides einen Rock, der von seiner veilchenblauen Farbe Modrina heißt. Sie muß zuerst vor den Augen aller Gäste das Haus ausfegen, wobei sich einige Anwesende um ihre Geduld zu prüfen das boshafte Vergnügen machen immer wieder Blumen, Blätter und Strohhalme auf den Fußboden zu werfen. Treiben sie es jedoch gar zu arg, so tritt der Mann zum Schutze seiner Frau auf und macht diesem Spiel ein Ende.

Hierauf nimmt der Fahnenträger seine Fahne, ein anderer eine Butte zum Wasserholen, ein dritter ergreift einen Korb in welchem Brod und Käse liegt, ein vierter einen Krug mit Wein, und so ziehen alle mit der jungen Frau zum Brunnen, wo sie die Butte mit Wasser füllen soll. Doch bevor dieß geschieht, setzt man sich vergnügt um den Brunnen herum und frühstückt mit den mitgebrachten Lebensmitteln und Getränken. Ist dann die Butte voll Wasser und die Frau will sie auf den Rücken nehmen um sie nach Haus zu tragen, so macht sich plötzlich der junge Ehemann daran die Umstehenden ohne alle Rücksicht mit Wasser zu bespritzen. Man schreit, lacht und scherzt und denkt nicht eher ans Nachhausegehen als bis die Stunde des Mittagsmahles naht, welches zwar nicht weniger reichlich ausfällt wie das vom Tag vorher, aber ohne alle Förmlichkeiten verläuft. Mit ihm sind denn auch alle Festlichkeiten einer slavischen Hochzeit in Istrien beendet.

Ein Besuch an der großen chinesischen Mauer.

(Aus der Times.)

Begleitet von Hrn. Dick, einem jungen Manne der eine ausgezeichnete Kenntniß der chinesischen Sprache besitzt und dem Commissariat als Dolmetscher beigegeben ist, verließ ich Tien-tsin am 18 März, und gelangte nach einem dreitägigen Ritt in einem möglichst monotonen Lande vor die schöne und solide Mauer welche die schmutzige und von Ruinen angefüllte Oertlichkeit umgibt die man Peking nennt.

Auf meinen dreitägigen Umherwanderungen in Peking, oder mindestens in den zugänglichen Theilen dieser Hauptstadt (der amtliche Stadttheil ist hermetisch verschlossen), sah ich nichts bewundernswerthes, mit Ausnahme etwa der Ringmauer und des Pay-Say, einer malerischen von Bäumen umgebenen und an den Ufern eines schönen Wasserlaufs zerstreuten Gruppe von Tempeln: Ruinen, Koth, Gestank herrschen nebenbuhlerlos in der Hauptstadt des Herrn der zehntausend Jahre.

Als ich den Wunsch kund gab die große Mauer zu besuchen, deren nächster Theil noch 80 Kilometer in fast ganz nördlicher Richtung von Peking entfernt ist, sprach man mir, wie mit Recht, von unübersteiglichen Hindernissen die zu besiegen seyen: ich lief Gefahr in die Hände der Rebellen zu fallen, von Dieben angegriffen zu werden, und, was noch gefährlicher, dem Kaiser bei seinem Einzug in die Hauptstadt zu begegnen; allein die alten Orient-Reisenden sind an diese Auguren gewöhnt, und ich reiste mit Hrn. Dick ab, überzeugt daß die schlechten Straßen und die elenden Wagen größere Hindernisse für uns seyn würden. Nachdem wir das d'Antin-Thor, durch welches unser Heer eingezogen, passirt hatten,

Digitized by Google

machten wir einen Umweg von einer oder zwei (engl.) Meilen, um den ruſſiſchen Kirchhof zu beſuchen, wo ein häßliches ſteinernes Denkmal zum Andenken an unſere niedergemetzelten armen Landsleute errichtet worden iſt. Es trägt folgende Inſchrift: „Zum Andenken an den Capitän L. B. Brabazon, den Lieutenant R. B. Anderſon's; W. de Horman, Esquire, Attaché der Geſandtſchaft Sr. Maj.; Phibbs, Reiter im erſten Garde-dragoner-Regiment; T. H. Bowlby und acht Sikhs-Soldaten. Verrätheriſch ergriffen, mit Verletzung des Waffenſtillſtands vom 10 Sept. 1860, ſind ſie den ſchlechten Behandlungen unterlegen welche ihnen während ihrer Gefangenſchaft von der chineſiſchen Regierung auferlegt worden ſind.“

Ein Engländer kann nicht vor dieſem Leichenſtein ſtehen, ohne an die entſetzlichen Martern zu denken welche dieſe tapfern Leute erduldeten, und ohne nicht von dem bittern Gefühl übermannt zu werden daß dieſe Verletzungen geſchworner Treue und dieſe gräßlichen Morde nicht beſtraft worden ſind wie ſich's gebührt hätte. Die Zerſtörung eines elenden Palaſtes und der Tribut einiger Tauſend Francs iſt ſehr wenig als Schadloshaltung für ſo ſchöne im Dienſte des Vaterlands geopferte Leben. Es unterliegt keinem Zweifel daß die Urheber dieſer ſchauderhaften Verbrechen den chineſiſchen Regierungsmännern wohl bekannt ſind. Der feige Mörder des unglücklichen Brabazon lebt annoch, und iſt unter den Auſpicien ſeines Kaiſers Befehlshaber eines großen Truppencorps. Nicht einer von ihnen iſt gerichtlich belangt worden. Wenn man dieſe Schurken an dem höchſten Thurm von Peking aufgehängt hätte, ſo würde man damit der chineſiſchen Regierung eine Humanitätslehre gegeben haben die eindringlicher geweſen wäre als alle Verträge der Welt und als alle Predigten der Miſſionäre.

Nachdem wir an dem Buddhiſtentempel — der eine Kreide-Inſchrift trägt des Inhalts daß er den Trainpferden der Equipagen als Stall gedient, und der annoch die Spuren der Plünderung zeigt — vorübergekommen waren, ſetzten wir unſern Weg durch einen unfruchtbaren Landſtrich fort, und erreichten bei Nacht das Dorf Harei-Lung-Kun, wo wir in einem kleinen Wirthshaus übernachteten, in Geſellſchaft von zwanzig bis dreißig wie Meuchelmörder ausſehenden mongoliſchen Soldaten, die an dem Kampfe gegen die Rebellen theilnehmen ſollten. Eine zweite Tagreiſe genügte um nach Schatau, einem Flecken am Fuße der großen Mauer, zu gelangen.

Während der 20 letzten Meilen war der Weg ſo ſchlecht geweſen, daß wir unſere Pferde in Ranko laſſen und ſtatt ihrer tatariſche Ponies miethen mußten. Wir bedurften Thiere mit ſo ſicherm Fuße wie dieſe kühnen kleinen langhaarigen Pferde, um auf den rauhen Gebirgspfaden, die uns in weniger als einer Meile Marſches unſere Schuhe abgenützt hätten, vorwärts zu kommen.

Am folgenden Tag erkletterten wir, bei Tagesanbruch, den höchſten Gipfel des Gebirges, und machten dort, wo man die große Mauer weithin überſchauen konnte, unſere Betrachtungen über die erſtaunliche Thorheit welche dieſes Wunder menſchlichen Fleißes um den Preis von 200,000 Menſchenleben, die aus Erſchöpfung bei dem Werke zu Grunde giengen, erbauen ließ. Die Mauer, aus lebendigen und gebrannten Steinen aufgeführt, iſt zwanzig Fuß hoch und fünfzehn Fuß breit; ſie hat auf der Nordſeite eine doppelte, mit Schießſcharten verſehene Bruſtwehr. So weit das Auge die Bergkette überſieht, windet ſie ſich an den Felſen und den Abgründen wie eine rieſenhafte Schlange hin, welche das Gift des Todes verbreitet, denn längs der ganzen Mauer, gleichgültig in welcher Richtung, ſieht das Auge nur Verödung, unfruchtbare gras- und mooſloſe Felſen und große den Fuß der Bergabhänge bedeckende Blöcke. Welch unſinnige Laune eines Tyrannen da eine Mauer zu bauen wo die Natur ſelbſt Schranken gezogen hatte, mächtiger als alle diejenigen welche durch menſchliche Kunſt errichtet werden können! Jedenfalls ſteht, nach 2000 Jahren, die große Mauer noch aufrecht als ein Denkmal der grauſamen Thorheit eines Menſchen und der betriebſamen Geduld und der Leiden Tauſender von Arbeitern.

Nachdem ich erfolglos eine Skizze davon zu entwerfen verſucht und mich vergeblich nach Zügen umgeſchaut hatte um dieſer Scene der Verödung einiges Leben zu geben, ergriff ich ein Stück des traditionellen Backſteins; dann ſtiegen wir den Berg herab und traten den Rückweg an. Unſer Führer, wenn er auch nicht an ſeinem geſunden Menſchenverſtand zweifelte, zweifelte doch vollſtändig an dem unſrigen. Mein Nankoer Wirth hatte mich gefragt was wir an der großen Mauer thun wollten. Meine wahrhafte Antwort ward ungläubig aufgenommen. Gab es anderswo keine Mauern? Waren die von Peking nicht eher eines Beſuchs werth? Und wenn wir dahin giengen um zu jagen, warum in ſo weiter Ferne ein Wild ſuchen das man zu Hauſe kaufen kann? Dieſer brave Mann glaubte augenſcheinlich daß wir mit irgendeinem unheilvollen Plane ſchwanger giengen; als wir aber mit unſerm Backſtein zurück kamen, begnügte er ſich zu lachen und uns für zwei arme Wahnſinnige zu halten.

Ehe wir Peking wieder betraten, beſchloß ich den berühmten ſüdlichen Palaſt zu beſuchen. Ich ſtieß auf keine Hinderniſſe, und fand, inmitten der Ruinen von Yuen-Ming-Yuen, vollkommen meinen Weg in den äußeren Mauern. Das Zerſtörungswerk ſcheint vollſtändig geweſen zu ſeyn, und man hat, dünkt mir, nicht die geringſte Anſtrengung gemacht um die Gebäude wieder aufzubauen. Es ſind nur Mauern von grotesken Häuſern und Pagoden, weitläuftige Ruinen, eingeſunkene Gewölbe, herausgeriſſene Balken und Bäume mit vertrockneten, dem Abſterben nahen Aeſten. Dennoch habe ich da und dort einige Gebäude entdeckt deren Dächer nicht abgebrochen worden waren, oder vielmehr die man geplündert hatte ohne ſie in Brand zu ſtecken; an einem der Hauptthore ſind zwei monſtröſe bronzene Löwen, jeder auf 125,000 Fr. geſchätzt, unverſehrt auf ihren maſſiven Fußgeſtellen gelaſſen worden. Der Grund hievon liegt darin daß man faſt ſämmtliche Trainpferde des Heers nöthig gehabt hätte um ſie vom Platze zu bringen. Es wäre vielleicht meine Pflicht geweſen hier meinen Unwillen auszudrücken über die Ruinen welche wir in einer ſo ſchönen Landſchaft ausgeſtreut haben; allein

Digitized by Google

ich gestehe offen daß ich keinen Unwillen fühlte. Die armen und unschuldigen Dorfbewohner, deren Hütten über ihren Köpfen in Asche verwandelt worden, hatten alle meine Sympathien erschöpft; ich dachte nur an die Gräber des russischen Kirchhofs, und bedauerte bloß daß der Kaiser und seine Höflinge nicht Zeugen von dem Untergang ihrer Paläste gewesen waren.

Bei weiterer Fortsetzung meiner Untersuchungen wurde ich an einer inneren Thüre von tatarischen Soldaten angehalten, und während ich parlamentirte, trat ein Mandarin, in Begleitung eines zahlreichen Hofs, aus dem Innern heraus, und bat mich zurückzukehren; denn wenn ich weiter vordringe, so würde es ihm, sagte er, mindestens seine Stelle, wo nicht seinen Kopf kosten. Er war ungemein höflich, und da ich es meinerseits nicht weniger seyn wollte, so entfernte ich mich. Als ich mich unserer Pekinger Legation näherte, sah ich die dreifarbige Fahne auf der unmittelbar gegenüber liegenden Mauer wehen, indem der französische Gesandte gerade an diesem Tag seinen Einzug gehalten hatte. Hr. Bruce kam am folgenden Tag an.

C. W Wutzer über die Rumänen und Bulgaren des türkischen Reiches.

Ein Bonner Professor C. W. Wutzer hat über eine im Spätjahre 1856 ausgeführte Reise durch Ungarn, die Donaufürstenthümer und Bulgarien nach Konstantinopel ein zweibändiges Werk [1] erscheinen lassen. Für uns waren außer verschiedenen Notizen über die Türkei seine Beobachtungen in und über die Donaufürstenthümer und Bulgarien deßwegen besonders von Werth, weil beide Gebiete zu den nächsten politischen Verwesungsproducten des osmanischen Reiches gehören werden. Im ganzen lautet das Urtheil des deutschen Arztes nicht ungünstig über die Rumänen. Er erhielt sogar „eine vortheilhafte Meinung von der Kriegstüchtigkeit der Walachen" als er sie auf ihren Exercierplätzen sah. Vielleicht hatte an diesem Eindruck auch der Umstand einigen Antheil daß die rumänischen Truppen die preußische Uniform mit der Pickelhaube trugen, was in den Augen eines guten Preußen allerdings die Meinung von ihrer Kriegstüchtigkeit erhöhen konnte. Von einer besondern Bravour der Rumänen in früheren Zeiten ist nichts bekannt, auch in österreichischen Diensten sind die rumänischen Regimenter nie mit solchem Glanze genannt worden, wie einzelne deutsche, polnische, ungarische und böhmische Regimenter. Wohl aber stimmen wir darin mit dem Verfasser überein, daß die Rumänen einen beträchtlichen Grad politischer Reife gezeigt haben, als sie ihre provinziellen Empfindlichkeiten überwanden und zur Erreichung eines höheren patriotischen Zweckes sich zur Doppelwahl eines Fürsten vereinigten. Es scheint auch daß sich seinerzeit das österreichische Cabinet in der Wahl des Hospodars Stirbey als Gegencandidaten Cusa's stark geirrt und sehr in der Meinung der Rumänen geschadet hat. Wutzer versichert uns daß Stirbey den allgemeinen Haß auf sich gezogen habe, daß man ihn als den talentvollsten aber auch als den verschlagensten und ränkesüchtigsten der Bojaren bezeichnete, der sich durch Habsucht und Herzlosigkeit alle Herzen verbittert habe. Auch in der Wahl der Regimenter sollen die Oesterreicher zur Zeit der Occupation nicht glücklich gewesen seyn, denn die Eingebornen klagten laut über Excesse. Indessen wird wohl über jede ungebetene Armee gelästert werden, denn fremden Soldaten Kost und Obdach zu geben, wird stets Widerwillen erregen. Daher war es von jeher klüger nie zu interveniren, oder wo es sich nicht umgehen ließ, so kurz als möglich.

Die materielle Civilisation der Donauländer scheint in den letzten zehn Jahren nicht eben besondere Fortschritte gemacht zu haben. Es ist charakteristisch daß es vollständig an Straßen fehlt. Trotzdem geht es in Galopp querfeldein auf Wagen ohne Federn, bis den unglücklichen Passagieren der Schädel vor Kopfschmerzen zu bersten droht. An manchen Stellen nehmen die Wagenspuren eine Viertelwegstunde an Breite ein, so werthlos ist der Grund und Boden. Von Bukarescht nach Kronstadt hat man eine Chaussee vor vielen Jahren zu bauen begonnen, aber die eröffnete Strecke ist nur eine Stunde lang und wird zwar trefflich unterhalten, aber nur — wegen der Corsofahrten. Das ist echt walachische Civilisation: Verschwendung beim Vergnügen und Mangel beim Allernothwendigsten.

Die Natur hat den rumänischen Menschenschlag nicht stiefmütterlich bedacht. Man sieht reizende Kinder beiderlei Geschlechtes. Augen und Haar sind dunkelbraun, die Brauen hoch gewölbt, der Mund häufig etwas zu groß, die Lippen aber fein und schmal. Die Glieder sind schlank, Hände und Füße meistens klein. An ein sorgsames Verbergen der Reize wird nicht gedacht, die Frauen der mittlern und niedern Stände tragen kein Mieder über dem weiten Hemde, welches vorn nicht fest geschlossen ist. Der Haut fehlt indessen der rosige Hauch, das Gesicht ist gelb und die Haltung schlaff. Laster und Ausschweifungen gränzen an das Unglaubliche, und die Lockerheit der Sitten geht bis in die höchsten Classen der Gesellschaft. Unser Arzt fand in den Bukarescher Spitälern die Abtheilung für weibliche Syphilitische überfüllt, und sah dort ein achtjähriges Kind mit Angina syphilitica und ein dreizehnjähriges mit Fluor albus malignus behaftet! Die Vergiftung hat sich über das ganze flache Land verbreitet und ihre Ubiquität einen deutschen Arzt, Dr. Witzmann, zu dem unbegreiflichen Irrthum verleitet, in jenen Ländern entstehe die Syphilis von selbst, ohne vorherige Ansteckung. Er leitet auch nicht den Ursprung der Krankheit aus Amerika ab, nach dessen Entdeckung sich die Vergiftung zuerst in Europa zu zeigen begann, sondern er hält es für möglich daß sie in Dacien und zwar im zweiten Jahrhundert durch liederliche römische Soldaten, welche Trajan dahin schickte, sich entwickelt habe!

[1] Reise in den Orient Europa's. Elberfeld 1861.

Digitized by Google

Bukarescht selbst hat, seitdem Demidoff es sah, seinen allgemeinen Charakter wenig verändert. Es besteht noch immer aus einem Gemenge von Palästen und unsäthigen Hütten. Die Bauluft war übrigens damals gerade allenthalben erregt und überall entstanden neue Gebäude. Die Stadt ist daher in Ausdehnung begriffen und soll jetzt 120,000 Bewohner zählen, was aber insofern eine unzuverlässige Ziffer ist als man in den Donaufürstenthümern nur nach Familien zählt, wie in der Türkei. Das Wachsthum der Hauptstadt ist indessen nur ein langsames, verglichen mit Galacz, wo, wie Hr. Wutzer versichert, im Jahr 1856 die Bevölkerung vom Frühjahr bis zum Herbst um 20,000 Köpfe, nämlich von 50 auf 70,000 sich vermehrt haben soll, durch den Aufschwung, den der Handel seit Beendigung des Kriegs annahm. Die Wohnungsmiethen waren in Folge dessen rasch auf das zwei- und dreifache gestiegen. Als Wutzer sich dort aufhielt, hatte der Gouverneur, ein sehr energischer Mann, eine Verordnung vom Jahr 1852 ausgeführt, welche das Abbrechen aller hölzernen Baracken anbefahl und in Zukunft das Erbauen nur steinerner Häuser verstattete. Plötzlich ließ der rumänische Pascha hundert solcher Hütten niederreißen, und befahl den Eigenthümern binnen einer gegebenen Frist Steinhäuser aufzuführen, wofern sie nicht wollten daß ihre Baugründe versteigert werden sollten. Der Arbeitslohn war unter diesen Verhältnissen übertrieben hoch. Ein Sackträger verdiente im Hafen täglich 2 Thaler, und männliche Dienstboten erhielten je nach ihren Leistungen außer Kost und Wohnung noch anderthalb bis 6 Ducaten monatlich.

Ihren Fürsten Cusa betrachten die Rumänen nur als Lückenbüßer, bis ein europäischer Prinz den Thron der vereinigten Länder besteigen und das Suzeränitätsverhältniß zur Türkei völlig erlöschen wird. Sie denken aber nur an einen französischen Prinzen aus dem Geschlecht der Napoleoniden, was ihrem politischen Verstand in unsern Augen natürlich wenig Ehre macht. Wutzer schreibt diese Hinneigung dem Einflusse des französischen Generalconsuls in Bukarescht zu, aber er verwechselt hier offenbar die Wirkung mit der Ursache. Die Rumänen haben von jeher eine starke Neigung zu den Franzosen gehabt, und die jungen reichen Leute gehen sämmtlich nach Paris um sich dort zu „bilden," d. h. etwas äußerlichen Schliff und viel innerliche Verderbniß zu holen. Die Hoffnung daß aus den Rumänen noch etwas werden könnte, beruht indessen nicht auf dem phanariotischen Adel, d. h. auf dem aus dem Griechenviertel Stambuls abstammenden Großbojaren, sondern auf den Kleinbojaren, die in den Donaufürstenthümern den fehlenden Mittelstand vertreten. Sie hauptsächlich sind die Träger der nationalen Idee, und bei ihnen regt sich das Bedürfniß, daß sie sich selbst und daß sie ihre öffentlichen Verhältnisse verbessern müssen. Beim Landvolk dagegen schlummern noch alle geistigen Fähigkeiten, es vegetirt ohne rechtes Selbstbewußtseyn. Das traurigste aber ist daß der Bauer keine höhern Bedürfnisse kennt, sondern nur nach Befriedigung des Nothwendigsten trachtet. Für Verschönerung oder Verfeinerung des Lebens hat er keinen Sinn, und da ihm der griechische Cultus 196 Fastentage im Jahr auferlegt, so hat er sich selbst des Fleischgenusses entwöhnt um ihn gar nicht mehr zu vermissen. Aus diesem geistigtodten Elemente stammt die zahlreiche niedere Geistlichkeit, und zwar ist es die Aussicht den Frohnden und Lasten zu entgehen, welche meistens die Bauernsöhne zu diesem Stand zieht. Man zählt nicht weniger als 50,000 Geistliche in beiden Fürstenthümern; in der Walachei allein aber gibt es 1584 gemauerte und 2587 hölzerne Kirchen, also auf 607 Personen je eine, in der Moldau war die Gesammtzahl der Kirchen 1795 und die Kopfzahl für eine Kirche 845. Klöster gibt es in beiden Ländern 262, deren Einkünfte auf 3 Mill. fl. C.-M. geschätzt werden. Diese Einkünfte fließen aber zum Theil in das Ausland, und zwar in den Schooß des Klerus griechischer Abkunft, da 45 walachische und 37 moldauische Klöster unter das Patronat der Klöster vom heiligen Grabe, des Berges Sinai, des Athos u. s. w. gelangt sind. Die Lösung dieses höchst drückenden und das Land aussaugenden Verhältnisses wird gemeint, wenn man von der sogenannten Klosterfrage in den Fürstenthümern spricht. Wenn also aus dem rumänischen Volke etwas werden soll, so muß die Zahl dieser sterilen Versorgungsanstalten gekürzt und die Klöster gezwungen werden ihre Stiftungszwecke zu erfüllen, nämlich für Armen-, Kranken- und Schulwesen zu sorgen.

Besser noch als die Rumänen gefielen dem Verfasser die Bulgaren, deren Land er quer durchzog bis nach Varna. Bei den Rumänen kann man zweifeln ob sie sich die Befreiung von ungerechtem Druck wirklich zu nutze machen werden oder ob ihre Trägheit das wahre Hinderniß ihrer Entwickelung ist. Bei den Bulgaren dagegen ist offenbar die Mißhandlung durch die Osmanen und die langjährige Knechtschaft, sowie die schmähliche Aussaugung durch den griechischen Klerus an der Verkümmerung ihres materiellen Wohles schuld, denn der Bulgare ist nach dem einmüthigen Zeugniß der Nachbarstämme ein ausgezeichneter Landwirth und ein vorzüglicher Gärtner, auch erregt bei seiner Ackerbestellung ein vortreffliches Bewässerungssystem hohe Bewunderung. Von allen Völkern der europäischen Türkei besitzen die Bulgaren die meiste Arbeitsamkeit und die meiste Geduld. Leider gereicht ihnen die letzte Eigenschaft mehr zum Vorwurf als zum Verdienst. Jeder einzelne von ihnen ist physisch dem einzelnen Osmanen überlegen. Es sind ihrer fünf Millionen oder mehr, also sind sie auch an Kopfzahl den europäischen Osmanen weit überlegen. Hätten sie weniger Phlegma und dafür ein Fünkchen von dem Muth ihrer serbischen Brüder, sie selbst hätten die sogenannte orientalische Frage längst gelöst. Auch würden sie längst schon den griechischen Klerus aus dem Lande gejagt und wie die Serben eine eigene Nationalkirche sich gestiftet haben, denn die griechische Geistlichkeit sitzt wie der böse Genius auf dem Nacken jener slavischen Stämme, und hat in neuerer Zeit sogar begonnen mit Hülfe ihres kirchlichen Einflusses die Bulgaren gräcisiren zu wollen, indem der Klerus den Druck und die Verbreitung religiöser Schriften in bulgarischer Sprache zu hintertreiben und Neugriechisches dafür unterzuschieben sucht. Die frechste Aeußerung dieser Tendenzen kam von Neophit, dem berüchtigten Metropoliten von Ternowa, der bekanntlich eine Sammlung alter bulgarischer

Digitized by Google

Handschriften vom 7ten bis 16ten Jahrhundert meist geschichtlichen Inhalts verbrennen ließ. Er wurde übrigens, was unser Reisender noch nicht erfahren hat, wegen Amtsmißbrauch abgesetzt, und seine Umtriebe wurden die Ursache daß ein Theil der Bulgaren im vorigen Jahr zur katholischen Kirche übergetreten ist.

Der Bulgare ist größer als der Grieche und kräftiger gebaut, auch besitzt er eine kaum zu ermüdende Arbeitskraft. Die etwas enger gespaltenen Augenlieder lassen die Augen kleiner erscheinen, auch fehlt letzteren das Feuer der Griechen, wofür aber wiederum eine Vertrauen erweckende Gutmüthigkeit aus ihnen spricht. Die Männer scheeren das Haar bis auf eine Locke, die Frauen flechten es in Zöpfen und besitzen angeblich eine solche Fülle davon, daß es auf den Boden streift wenn sie es aufgelöst herabfallen lassen. Die bulgarischen Mädchen, so lange sie noch nicht verheirathet und durch die Last der Arbeit entstellt sind, sollen nach der Versicherung der Gräfin Dora d'Istria ideale und engelhafte Formen aufweisen können.

Physisch sind von ihnen die Osmanen wenig zu unterscheiden. Asiatisch ist an den Türken überhaupt nur der Staat, Familie und Religion, denn das ursprüngliche Seldschukenblut hat sich durch Heirathen mit Christensklavinnen wohl außerordentlich verdünnt, und durch die Janitscharen sind fremde Elemente in den osmanischen Stamm breit hineingeflossen, so daß wir mit Recht die europäischen Türken im strengsten Sinne des Wortes für Europäer erklären dürfen. Seit dem letzten Kriege hat sie die abendländische Civilisation wieder stark beleckt. Bei dem männlichen Theil der Hauptstadt werden fränkische Kleidertrachten jetzt ganz gewöhnlich, nur daß das Fes noch den Pariser Hut abwehrt, gegen welchen alle Muhammedaner religiöse Vorurtheile hegen. Neu war uns die Versicherung Wutzers daß die osmanische Race im Abnehmen begriffen seyn soll. Die Ehen fangen auch dort an unfruchtbar zu werden, Abtreibungen in Gestalt von Frühgeburten werden häufig und systematisch betrieben. Der Besitzer eines reichen Harems in Aegypten fand es geradezu lächerlich daß man ihm sollte zumuthen können, von seinen sämmtlichen Frauen Kinder zu erziehen, weil er dadurch rasch seinen Wohlstand zerrütten würde. Da die Türken schon als Knaben von sechzehn bis siebzehn Jahren heirathen, so tritt bei ihnen die Erschöpfung sehr zeitig ein, wie denn auch die Jugend der türkischen Frau im 38. bis 40. Jahr schon erlischt. Das Loos dieser Frauen ist höchst unglücklich. Schon die sackförmige Tracht, ersonnen um alle Reize zu verwischen, raubt der Frau ihren besten Spaß, nämlich ihre Reize ahnen und ahnend bewundern zu lassen. Nur der eine Umstand macht das Haremsleben erträglicher daß der Mann, weil es ihm mit Ausnahme des Kaffeehauses, fast an allen öffentlichen Zerstreuungen fehlt, sich häuslich angewöhnt und in dem Umgang mit seinen Frauen die einzige Erholung sucht. Der Islam oder vielmehr die islamitischen Institutionen sind es also die den Türken zum Türken und die Türken in Europa täglich mehr zur Anomalie machen, denn so oft man ein Buch über das osmanische Reich zur Hand nimmt, legt man es nicht wieder weg ohne den erneuerten Eindruck, daß die Tage ihrer Herrschaft gezählt, und das Wasser gemessen ist welches bis dahin noch die Donau herabfließen werde.

Elasticität des Arten-Typus bei Thieren.

(Aus der Revue Britannique.)

Der zoologische Garten von Regent's Park hat sich so eben mit mehreren neuen, sehr wichtigen und die Theorien Darwins auf höchst eigenthümliche Art unterstützenden Erwerbungen bereichert. Man sieht an diesen neuen Thieren in der That in wie hohem Grad zufällige Umstände den Bau der lebenden Wesen umbilden können, und in wie weit man die Racen durch die Wahl der Wiedererzeuger zu modificiren vermag. Das erste dieser neuen Thiere ist ein Wasserhuhn (Fulica atra), das von der Insel Tristan da Cunha kommt, und welches unserm gewöhnlichen schwärzlichen Wasserhuhn so sehr gleicht, daß selbst ein Naturforscher sich auf den ersten Blick täuschen könnte. Wenn man diesen Vogel aufmerksam untersucht, wird man indeß sehen daß die Flügel außerordentlich klein sind, und daß das Volumen der Brustmuskeln ungemein reducirt ist. Das Sternum (Brustbein) ist ebenfalls kürzer und gerader, das Becken hingegen sehr groß, die Schenkel dick und musculös; kurz, der Vogel ist im allgemeinen gedrungener, runder und kraftvoller gebaut. Mit einem Wort, dieser Vogel ist so beschaffen wie es, Darwins Theorien zufolge, ein gewöhnliches Wasserhuhn werden würde, wenn es lange Zeit eine vom Festland entfernte Insel bewohnt, dort die Gewohnheit des Fliegens allmählich eingebüßt, dagegen durch beständige Uebung die Unterleibsglieder, auf Kosten der Oberleibsglieder, im höchsten Grad entwickelt hätte.

Hr. Darwin besitzt einige Kaninchen aus Porto-Santo, einer kleinen Insel bei Madera, die ebenfalls ein Beweis sind von den Modificationen welche zufällige Umstände veranlassen können. Die Geschichte dieser Kaninchen, die außerordentlich klein und wild sind, ist sehr merkwürdig. Im Jahr 1448 besuchte ein Portugiese, J. Gonzales Zarco, diese Insel, und ließ daselbst ein Kaninchenweibchen, das gerade geworfen hatte, mit seinen Jungen laufen. In einigen Jahren vermehrten sich diese Thiere so rasch, daß sie zahlreiche Verheerungen anrichteten und den Einwohnern sehr lästig fielen. Cada-Mosto sagt, sie seyen dreißig Jahre nach ihrer Einführung unzählbar gewesen. Da dieß vielleicht der einzige derartige Fall ist, der vorgekommen, daß ein Thier, welches drei Jahrhunderte zuvor zahm war, wieder wild geworden, so suchte sich Hr. Darwin einige Exemplare zu verschaffen. Hr. Wollaston übersandte ihm anfänglich zwei in Weingeist, und da diese Thiere eine ganz eigenthümliche Körperbildung zeigten, so ließ Hr. Darwin zwei andere lebendige kommen, die sich jetzt im Londoner Garten befinden. Obschon sie kaum halb so groß sind als das gewöhnliche Kaninchen und sehr bemerkenswerthe Abweichun-

Digitized by Google

gen in Bau und Farbe zeigen, so ist bei ihnen der Rand der Ohren und der obere Theil des Schwanzes doch noch schwarz, und hätte man ihre Abstammung nicht nachweisen können, so würden die Naturforscher kein Bedenken getragen haben eine neue Art daraus zu machen.

Man kann in den Aquarien von Regent's Park auch rothe Fische sehen, die vor ungefähr zwei Monaten aus Peking gebracht und von Capitän Pope der Gesellschaft zum Geschenk gemacht worden sind. Die einen haben ungeheure Schwänze mit drei oder vier Lappen, und ihre Flossfedern zeigen ebenfalls die mannichfaltigsten Formen; bei dem einen sind die Augen fast ganz außerhalb des Kopfs und geben ihm ein wahrhaft fantastisches Aussehen. Diese Fische sind sonach von den Chinesen, welche die Kunst verstehen der Natur entgegen zu arbeiten, fabricirt worden. Durch eine ausdauernde Wahl solcher Wiedererzeuger welche Neigungen zu derselben Formen-Eigenthümlichkeit zeigen, haben die scharfsinnigen Bewohner des himmlischen Reichs diese seltsamen Erfolge erzielt.

Schließlich wollen wir noch eine Art oder vielmehr Varietät von Fischen anführen, die man in den Becken des Krystall-Palastes durch die Kreuzung des rothen Fisches mit dem Karpfen gewonnen hat. Dieser Mestize ist sehr schönen Körperbaues und pflanzt sich wundervoll fort. Er zeigt außerdem ziemlich scharfe Charaktere, die gewiß genügt hätten eine neue Art daraus zu machen, wenn man nicht wüßte woher diese neue Race stammte.

Die Küsten des Amurgebietes.

Die Beschreibung eines Landes zu geben welches ich nur durch einige Militärposten wie Nikolaiewsk, Kisi, Castries-Bay ꝛc. kenne, und welches schon von Männern wie Collins, Nazimoff, Romanoff und andern von verschiedenen Standpunkten aus beschrieben worden ist, würde für das lesende Publicum wenig Interesse haben wenn die Verhältnisse in statu quo blieben; allein ein erst seit so kurzer Zeit der Civilisation geöffnetes Land bietet mit jedem Jahr neues und ist der Veränderung unterworfen, wie der Liman des Amur, welcher sich mit jedem Jahr neu verändert. Während meines zweijährigen dortigen Aufenthalts habe ich bei den Gelegenheiten, welche sich mir durch meine ausgedehnte Bekanntschaft darboten, und bei dem Interesse welches dieses Land in mir erregte, dort Beobachtungen machen können die namentlich denen unzugänglich waren welche nicht die russische Sprache sich zu eigen machten, was meine erste Sorge war.

Was die Agricultur des Amurgebietes betrifft, so täuschten sich diejenigen welche dem Land im Jahre 1855 die Möglichkeit absprachen Gemüse und Getreide zu erzeugen, und heutzutag ihren passabeln „Agorod" mit Kartoffeln, Kohl, Rettig, Spinat, Rüben ꝛc. besitzen; ja es erzählte mir ein Bauer daß er im Jahre 1859 auf seinem kleinen Felde sogar genug Weizen für seine Familie gezogen habe, und Dr. Pfeiffer hat in seinem Garten bei Nikolaiewsk vorzüglichen Blumenkohl gezogen. Ein klarer Beweis daß, wenn auch nicht das ganze Land, doch wenigstens ein großer Theil des Bodens nördlich vom 50sten Grad nördlicher Breite fruchtbar ist, und die kurzen Sommermonate hinreichen die Saat zur Reife zu bringen.

Der Handwerkerstand (in Nordamerika einer der wichtigsten, vielleicht nach dem Kaufmannsstand der erste) scheint dort gar nicht zu floriren, ich möchte sagen gar nicht zu existiren, denn nach meiner Ueberzeugung kann das System der Krone, welche von einem Soldaten einen „Jack at all trades" verlangt, nur im höchsten Grad gegen das Interesse der Handwerker wirken. Es ist dort sprüchwörtlich daß Kronarbeit unendlich ist; die Worte „ohne Ende" rauben dem armen Arbeiter (welcher nur etwa fünf Silber-Rubel im Jahr verdient) die Energie, die Ambition und die Arbeitslust; seine einzige Erholung ist der Trunk, welcher zu völliger Demoralisation führt.[1] Selbst im Handel muß der bewerkenswerthe Unterschied zwischen dem fremden und dem eingebornen Kaufmann erster, zweiter und dritter Gilde Neid, Eifersucht, Falschheit und Betrug hervorbringen.

In den verschiedenen Classen der Gesellschaft herrscht daher ein Ton welcher den Fremden unangenehm berührt. Das russische Element herrscht vor, da Beamte und Militär die Tonangeber sind, welche den gebildetsten Kaufmann doch nur dulden und im Stillen als Krämer bezeichnen. Dieses Verhältniß trat ein seit dem ersten Jahr russischer Occupation, es hat sich in Nikolaiewsk eingebürgert, wie es bei dem bisherigen System jeder neuen russischen Colonie zu Grunde liegen muß; erst eine bedeutende Einwanderung gebildeter Fremder wird hierin eine Aenderung bringen können, denn was sich von Rußland aus hier niederläßt, ist zu sehr in den Begriffen der Unterthänigkeit aufgezogen.

Um dieses von der Natur so reichlich begabte Land zu dem Grad der Civilisation zu bringen welche das europäische Rußland erreicht hat, bedarf es daher noch einer langen Reihe von Jahren. Eine zahlreiche Immigration, angezogen durch Vortheile wie die welche England in Australien bot, freier Handel, freie Schulen, durch welche Kunst und Wissenschaften befördert werden, Gerechtigkeit, keine Protection und keine Monopole, ehrliche und tüchtige Beamte, Gesetze zur Protection der Handwerker und Fabricanten, und noch vieles mehr, müssen als Grundlage dienen um die öden und dicht bewaldeten Ufer des tatarischen Busens und entlang dem Amur, Usuri und Sungarifluß einst zu einem fruchtbaren und werthvollen Theil des asiatischen Continents zu machen.

An diese einleitenden Worte knüpfe ich die folgenden Bemerkungen. Da heutzutage der Handel in allen civilisirten Ländern sich gewissermaßen eine Stellung erobert hat, nicht

---

[1] Eine Bitte im Dienste heißt „Prikaß" (Befehl); eine Antwort: „Slushayuß" (ich gehorche); als Anerkennung einer guten That bekommt der Arbeiter den Namen: „Choroschi Soldat" (guter Soldat), und seine Antwort ist stets: „Rad Staratsa" (ich freue mich der Bemühung). Jedes Wort der geringeren Classen bezeichnet ihre Unterthänigkeit.

Digitized by Google

allein in pecuniärer Hinsicht durch die den Mächten daraus erwachsenden Revenüen, sondern auch als eine Macht in sich selbst durch seine Flotten, und in Folge dessen Förderung der Industrie, Erforschung neuer Abzugscanäle ꝛc., so gebührt ihm der erste Platz in dieser Schilderung. Welchen Einfluß diese Macht auch auf die Politik ausübt, haben unter andern während der letzten Jahre die Verhältnisse Englands zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika dargethan. Wiederholt gab es Veranlassung zu Reibungen, Streitigkeiten und selbst Beleidigungen, welche in frühern Zeiten mit dem Schwerte hätten ausgeglichen werden müssen, während jetzt die Mächte welche am meisten zu verlieren haben alles aufbieten zu einer friedlichen Beseitigung. Die Fortschritte der Schifffahrtskunde und die Wichtigkeit guter Seekarten ꝛc. führen uns zurück zu der Frage: wie es in der Navigation an den Küsten und in den Flüssen des asiatischen Rußlands beschaffen ist?

Von den Gewässern des nördlichen stillen Oceans sind allein die Küsten Californiens, Oregons, Washington Territoriums und der englischen Besitzungen (Vancouver-Island und New-Columbia) in den letzten Jahren genauer erforscht worden, während die chinesischen, japanesischen und tatarischen Küsten, so wie Kamschatka, die Aleuten und das russische Nordamerika von den Seeleuten wenig und von den Landleuten so gut wie gar nicht gekannt sind. Erstere sind durch den seit zehn Jahren sich bildenden Handel, durch amerikanische und englische Schiffe sehr befahren, und von den respectiven Regierungen vermessen worden; es fehlt dort nicht an Leuchtthürmen und trefflichen Seekarten. Surveys, d. h. gute, zuverlässige Sondirungen der ostsibirisch-tatarischen Küste sind meines Wissens nicht gemacht worden, denn englische Karten welche ich über diese Gegenden gesehen, sind nicht nur incorrect, sondern auch ohne alle Ausführlichkeit, müssen aber dennoch den Russen als einzige Autorität gelten. Wie viel wichtiger ist aber eine genaue Kenntniß des Fahrwassers, in welchem Nebel, Regen, Sturm oder Windstille fortwährend zu finden sind, welches noch dazu eng und mit Inseln und Klippen besäet ist, als ein freies Meer oder eine freie Küste!

Von De-Castries-Bay bis nach Nicolaiewsk hat die russische Regierung durch den Dampfer Kazakevitch besonders im Jahr 1859 vieles gethan, um den Schiffen eine sichere Fahrstraße zu zeigen. Es sind Fässer dem Fahrwasser entlang angelegt und selbst Thürme für Peilungen an der sogenannten Bar zwischen Pronge und Ussi, und sogar höher hinauf erbaut worden; diese Fässer werden aber bekanntlich gegen Ende der Saison vom ersten Eise weggetrieben und häufig über die Sandbänke geworfen, welches dann im Frühjahr den Verlust oder die Beschädigung von Schiffen verursacht, die durch diese falschen Wegzeiger irregeleitet werden. Als Beispiele erwähne ich die dänische Brigg Theodor und Julie. Durch Anbringung der auf der Elbe, im Hudson und andern Flüssen angelegten Pfahl-Buoys könnte viel gutes bewerkstelligt werden. Das wichtigste Mittel um die Navigation des Amur zu erleichtern, wäre ohne Zweifel die Bildung einer Lootsen-Compagnie, bestehend aus erfahrnen Seeleuten, nicht wie die heutigen Lootsen unwissende Matrosen und Soldaten, sondern Menschen welche eine seemännische Bildung genossen haben. Ueber diesen Gegenstand sprach ich einst mit dem Admiral Kazakevitsch, und machte die Proposition eine Anzahl praktischer Lootsen dahin zu befördern, alle Schiffe hinauf oder hinunter auf dem Liman zu begleiten oder zu bugsiren, wenn mir erlaubt seyn würde das Monopol auf eine gewisse Anzahl Jahre zu bekommen und eine gewisse Summe, sage 200—250 Dollars, vielleicht auch mehr, für das Bugsiren (da die Distance über 200 engl. Meilen beträgt), zu berechnen, ausgenommen russische Kriegsschiffe, welche alle Hülfe gratis bekommen sollten. Nach reiflicher Ueberlegung antwortete mir Seine Excellenz daß meine Proposition aus gewissen Rücksichten nicht angenommen werden könnte. Es ist dessen ungeachtet zu hoffen daß die Regierung diese wichtige Frage nicht vernachlässigen wird, denn die Löhnung der Lootsen, mag sie noch so hoch seyn, würde von allen Schiffen gern bezahlt werden, da die Assecuranz-Differenz zwischen De-Castries-Bay und Nicolaiewsk die Kosten deckte. Nach Nicolaiewsk bezahlt man 4 Proc., nach Castries-Bay dagegen nur 2½ Proc. Prämie.

Die guten Transportschiffe der Krone sowohl wie der Kriegsdampfer Amerika haben in den letzten Jahren, oder vielmehr seit ihrer Existenz, viel gutes gethan. Sie haben Schiffe bugsirt, Waaren transportirt, Hülfe nach Kräften geleistet, kamen aber auch oft selbst in die Lage wo sie Hülfe von andern gern angenommen hätten. Doch die Hauptursache hievon liegt, wie man mir versicherte, in dem Mangel an Concurrenz und der Gleichgültigkeit mit welcher die höhern Officiere ihren Pflichten nachkommen, ohne je für schlechte oder gute Thaten Tadel oder Lob zu spenden.

De-Castries-Bay ist, trotz ihrer vielfachen Nachtheile (die südlichen Häfen ausgenommen), ohne Zweifel der Schlüssel Sibiriens, und sollte unter keinen Umständen von der Regierung vernachlässigt werden. Man sollte mit ihren Verbesserungen, nicht mit ihren Verschönerungen anfangen, nicht der Plan des Hrn. Romanoff zur Anlage von Gärten, Parks, Fontänen und Statuen, sondern ein Plan zu Vermessungen ꝛc. (wie der von der Bay von San Francisco) sollte von der Regierung anerkannt und benutzt werden. Wo möglich sollte die ganze Fronte von Alexandroffsky Port, vom äußersten Cap der nördlichen Bucht bis zum Salmonfluß, mit Erde und Stein ausgefüllt werden, wo dann Docks für ein oder mehrere Schiffe angelegt werden könnten. Die Passage zwischen der Insel Basalt und Cap sowohl wie zwischen Basalt und „Observation" sollte theilweise oder gänzlich verschlossen werden, dann könnten Schiffe gleich an die Piers kommen, löschen oder Ladungen einnehmen. Es muß nämlich nicht vergessen werden daß etwa 50 Faden von der Laperouse-Arke und parallel mit dem nächsten Cap in Fronte der Magazine in Alexandroffsky Port eine Tiefe von 10—12 Fuß bei niedrigem Wasser besteht.

Eine kleine Landreise von etwa 30 Werst über die sogenannte Nyocuka (auf welchem Wege sich fünf Haupt-, aber nicht sehr steile Berge befinden) führte mich nach der Station Nyocuka an Kisisee; dieser See ist gegen Kisi zu ungefähr 50 Werst lang, aber nicht sehr breit, enthält jedoch hinreichend

Digitized by Google

Waſſer für Dampfſchiffe, wie ſie den Ohiofluß befahren. Sollte Dehai oder Kiſi das werden wozu ſie die Natur beſtimmt hat, d. h. ſollte an dieſen Plätzen die Hauptſtation für den innern Handel errichtet werden, ſo iſt es ſehr zweifelhaft ob Nicolaiewsk nach 10 Jahren eine Stellung als Ort zweiter Claſſe behaupten könnte, denn es conſumirt bei weitem nicht die Hälfte der ausländiſchen Importationen, und iſt ſo gelegen daß es riskant und koſtſpielig iſt dahin zu kommen. Außerdem kann der Liman nur vier Monate im Jahr befahren werden, und zwar wegen der Stürme ꝛc. faſt nur durch größere Schiffe. Wäre es alſo nicht viel vortheilhafter wenn Caſtries-Bay ſeine Stellung einnähme, wo Schiffe, ſtatt vier Monate, während ſechs Monaten ein- und auslaufen können, und von wo aus mit geringerm Capital mit kleinern Schiffen und in kürzerer Zeit eine leichtere Verbindung mit dem Innern bewerkſtelligt werden könnte?

Die Antwort welche wahrſcheinlich hierauf erfolgen wird, iſt daß, um ſolche Werke zu vollbringen, die Krone bedeutende Summen auslegen müßte, und daß, in der Stellung welche die erwähnten Orte einnehmen, dieſe großen Auslagen voreilig ſeyn würden. Ich glaube darauf mit Recht erwiedern zu können daß eine ſolche Ausgabe zur Beförderung des Handels dieſes Landes ſich gut rentiren würde, und daß es, ſollte die Krone ſich nicht darauf einlaſſen, es nur einer Gleichſtellung der fremden Kaufleute mit den Eingebornen bedürfte um die nöthigen Fonds aufzutreiben. Läßt die Regierung Fremde, wenn auch nur auf 10 Jahre, dieſelben Rechte genießen und im Innern handeln, ſo wird ihr eigenes Intereſſe ſie dazu zwingen gute Wege, gute Communicationen und Verbeſſerungen zu machen. Und ſollte dieß nicht in dieſen Gegenden ſtattfinden, ſo iſt kein Zweifel daß die prächtigen Provinzen am tatariſchen Buſen beſonders bevorzugt werden müßten. Wlademirsk und Olga verſprechen durch ihre Lage und reiche Quellen mehr als irgendein andrer Theil Sibiriens, ich möchte ſagen Rußlands; mit dem Uſſuri und den prächtigen Bauholzwäldern, wo kann man eine reichere, natürlichere Grundlage zu einem einträglichen Handel finden? Aber auch die ruſſiſchen Kaufleute brauchen dabei nicht vergeſſen zu werden, ſie ſollten wenn ſie auch nicht die Energie beſitzen welche den fremden Handelsleuten eigen, doch zur Betheiligung an allen dieſen Unternehmungen aufgemuntert werden. Warum wird ihnen nicht erlaubt mit Spirituoſen zu handeln? Ich halte es für eine Ungerechtigkeit gegen die Bevölkerung von Nicolaiewsk daß auf Auctionen es nur den Fremden erlaubt iſt auf ſtarke Getränke zu bieten. Das Haus von Boardman und Comp. kaufte unter anderem im Jahr 1859 aus der Ladung des verlorenen Schiffes „Melita“ eine beinahe volle Pipe Gin für 16 R. S. in der Gegenwart mehrerer ruſſiſchen Kaufleute, welche gern das fünffache dafür gegeben hätten. Da jedoch kein anderer Fremder auf dem Platze war, und dem Eingebornen das Kaufen verboten iſt, ſo wurde die Aſſecuranz-Compagnie, oder der dem der Gin gehörte, um die Differenz betrogen. Dieſer Gin wurde ſpäter zu 5 R. S. die Gallone verkauft. Da die dortigen ruſſiſchen Kaufleute oder Agenten die Stelle der amerikaniſchen Jobbers vertreten, ſo ſollten ſie auch gleiche Rechte mit ihnen haben.

Trotz allen dieſen Beſchränkungen werden ſie mit der Zeit es doch vielleicht möglich machen für eigene Rechnung zu importiren, Dampfſchiffe anſtatt Barken zu beſitzen, und dasjenige Ziel erreichen nach welchem wir alle dort ſtreben, nämlich Sibirien von der Oſtſeite anſtatt vom Weſten mit Lebensmitteln und Luxusartikeln zu verſorgen.

Wenn ich von gleichen Rechten ſpreche, ſo verſtehe ich darunter nicht eine gleiche Beſteuerung des Jobber mit dem Importeur, deren Capital und Umſatz ſehr verſchieden iſt, ſondern Gleichheit vor dem Geſetze, wo der Reiche mit dem Armen zu demſelben Schutze berechtigt iſt.

Die Nachtheile eines Monopols treten bei dem Statut der Amur-Compagnie auch wieder ins grellſte Licht. Die Corruption welche ſich die Beamten derſelben faſt in allen Zweigen ihrer Verwaltung zu Schulden kommen laſſen, ſind jedem Einwohner Nicolaiewsk nur zu bekannt. Ein jeder wußte daß man im Laden der Compagnie einen Preis und im Magazine derſelben einen andern bezahlte. Die großen Hoffnungen denen die Einwohner Oſt-Sibiriens ſich hingaben, billigere Einkäufe machen zu können, wurden vereitelt, und die Actionäre der Dreimillionen-Compagnie, ſtatt Gewinn daraus zu ziehen, büßten ihre Capitalien ein.

Schließlich muß ich noch des Nachtheils erwähnen, das Amt eines Polizei-Directors von St. Petersburg aus zu beſetzen, denn faſt nie vermag ein ſolcher Beamter die Sympathie der Bevölkerung zu erwerben. In den wenigſten Fällen kennt er die Verhältniſſe des Ortes ſeines neuen Wirkungskreiſes, in den meiſten iſt er, namentlich im Anfange, zu ſtreng gegen arme unglückliche Verbrecher, zu nachſichtig gegen abgefeimte Spitzbuben, zumal wenn ein ſolcher Beamter empfänglich iſt für klingende Einflüſterungen. Die Bewohner Oſt-Sibiriens haben daher ſchon Schritte gethan vom Kaiſer das Recht der eigenen Wahl eines ſolchen Beamten zu erlangen, welcher namentlich in den Strafcolonien eine Hauptrolle ſpielt.

J. F. S.

San Francisco, Januar 1861.

Durch das Etſchthal an den Garda-See im Sommer 1860.

Von P. v. S.

Auf der trefflichen Kunſtſtraße durch den Engpaß von Finſtermünz gelangt man über den alten Flecken Nauders 3908′ über Meer, beinahe ebenen Fußes in das Etſchthal. Die Waſſerſcheide bei Reſchen kündigt ſich allein durch etwas ſumpfigen Boden und eine öde ſtarre Umgebung an, die in der abendlichen Beleuchtung, welche um die fernen Schneeſpitzen des Ortles mit röthlichem Lichte ſäumt, noch düſterer erſcheint. Die Seen, welche als Wiege des jugendlichen Stromes gelten, ſind durch die Schatten der kahlen ſie um-

Digitized by Google

gebenden Gebirge verdunkelt, und bieten nicht die reizenden Ansichten wie die noch höher gelegenen Seen des Engadins, an deren Ufern ein reicher Baumwuchs von stämmigen Arven sich hinzieht, und freundliche Dörfer und Flecken aus dem sammetnen Grün der Matten aufsteigen, zu denen eisige Firnen ihre Gletscherarme niederstrecken.

Dagegen ist dieser Eingang in das Land Italia durch zahlreiche Bergtrümmer und stattliche Bergschlösser bezeichnet, welche zum Theil noch wohlerhalten die Poesie des Mittelalters über diese Fluren verbreiten, die, so oft vom Blute kämpfender Völker gedüngt, seit den ältesten Zeiten in der Geschichte ihre Bedeutung haben.

Bei Mals, wo eine schöne gothische Kirche steht, und die Trummer zweier Burgen von beträchtlicher Ausdehnung von dem Alter des Ortes Zeugniß geben, zweigt sich der Weg an das bündtnerische Münsterthal ab, an dessen Eingang das befestigte Städtchen Glurns sich erhebt, das von mehreren zerfallenen Wartthürmen auf den Bergspornen überragt wird; noch höher winken geheimnißvoll die Eisspitzen des Ortles herüber, der hier in seiner ganzen Mächtigkeit erscheint. Leider ist die schöne Straße über das Stilfserjoch, der höchste aller fahrbaren Päße in Europa, in dem unseligen lombardischen Krieg theilweise zerstört worden und alle Postverbindung nach Veltlin aufgehoben. Schnee und Eis walten jetzt ungehemmt über einem der größten Werke menschlicher Beharrlichkeit, und wo sonst lustig das Posthorn tönte und müde Wanderer erwünschte Einkehr fanden, wird bald nur der einsame Adler kreisen, und der scheue Bär auf seinen Raub ausgehen.

Zu Trafoy, an dem Zugang dieses Passes, werden Befestigungen angelegt, an denen unabläßig gearbeitet wird, um sie vor dem Eintritt des langen Winters zu vollenden. Die Anlage dieser detachirten Forts zieht sich längs der ganzen Gränze gegen die Lombardei, an allen Bergübergängen vom Vintschgau bis an den Garda-See hinab, und erfordert eine große Zahl von Arbeitern, welche sich meist aus Ueberläufern der verlornen Landestheile recrutiren.

Die Etsch, deren unsteter seichter Lauf beinahe den ganzen breiten Thalgrund in Anspruch nimmt, hat die Wohnstätte der Menschen an die Gebirgswände gedrängt, welche besonders an der Sonnenseite zahlreich und stets malerisch gruppirt sind. Manche der alten, noch bewohnten Bergschlösser, meist im Besitz der Grafen Trapp und Wolkenstein, sind wie aus einem Guß in ihrer ganzen Herrlichkeit ohne moderne Zuthat erhalten. Uralte Kirchen in Rundbogen- oder gothischem Styl zieren die Dörfer, deren mittelalterliche Häuser in ihren ganzen Anlagen die Nähe des Südens verkünden, die sich auch in den Gesichtsbildungen der Einwohner ausspricht, welche offenbar dem germanisirten romanischen Stamme angehören. Hier findet sich schon das reine Oval des Kopfes, an einzelnen Frauen in auffallender Schönheit; dabei ist das Volk aufgeweckter, zu Scherz und Lachen aufgelegter als an dem Inn, der nicht wie seine muntere Schwester, der Sonne entgegenströmt.

Zahlreiche Frachtwagen welche nach Norden gehen, geben Kunde von dem immer noch lebhaften Handelsverkehr auf diesem alten Weg der Erzeugnisse milderer Himmelsstriche. Dazwischen sieht man die Lahringer mit ihren Karren, die bald von einem Esel, bald durch Menschenhände gezogen werden, diese Beduinen Tirols welche einen Handel mit Salz treiben, gelegentlich betteln und finden was nicht verloren war, und ihre Fuhre als Zelt benützen in dem Alt und Jung herbergt, und Kinder geboren werden und Greise sterben.

Bei Schlanders, wo der edle weiße Marmor bricht, der so ergiebig ist daß er als Straßenmaterial dienen muß, beginnt der Weinbau an der Südseite des Thals; hier ist es schon um vieles wärmer, die Sonne brennt, das Wälschkorn gedeiht üppiger, obgleich die Gebirge, deren Fuß sich mit Kastanienwäldern umkleidet, anscheinend höher hinansteigen. Mit einemmal verengt sich das Thal, die Straße zieht sich an das rechte Ufer des Flusses, der in tieferem Bett lustig rauscht, als ahne er die Herrlichkeit welche in dem Bergkessel von Meran seiner wartet, das sich durch den Duft des Thymians, das Schrillen südlicher Cicaden ankündigt.

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet.

Dieser horazische Spruch findet hier seine volle Anwendung, wo die Natur so viel gethan und der Menschen Kunst in Bauwerken und Pflanzungen so harmonisch mitgewirkt hat. Hohe Berge mit ihren Schneestirnen schauen hehr und feierlich nieder auf den Paradiesesgarten, den sie in ihrem Schooße halten, in dessen Mitte das wohlgebaute Städtchen sich erhebt, von einem Kranze weißgetünchter Landhäuser umgeben, welche aus der Fülle von Laubwerk auftauchen, wie Schwäne aus grünlicher Fluth.

Unzählige alte Herrensitze, theils in Trümmern, theils wohlerhalten, schmücken mit ihren Thürmen und Zinnen die vorgeschobenen Hügelkuppen und ziehen sich hoch an den Bergwänden empor, keiner mit größerer Bedeutung für das Land als Schloß Tirol, das von einem Thurmwart behütet altersgrau niedersieht auf das jetzige Geschlecht. Außer der bedeutenden gothischen Hauptkirche finden sich noch manche Baureste aus frühern Tagen, Klöster, castellartige Häuser und Paläste im italienischen Styl in dem Städtchen, an dem die wilde Passeyer vorüber der Etsch zueilt, welche bis Botzen noch manches Bergwasser aufnimmt und deren Ufer fortan mit dem ganzen Reiz reichster südlicher Natur umkleidet sind.

Der Weinstock seit so manchem Sommer durch die verderbliche Krankheit in seiner vollen Entwicklung gehemmt, berechtigt dieses Jahr zu den schönsten Hoffnungen, und schlingt seine Ranken mit der köstlichen Frucht beladen kräftig um seine Stütze, von der er sich wie ein grünes Netz über die gesegneten Fluren weiter spinnt. Der Mais hat fortan die Kartoffel, diese Frucht des Nordens und der Armuth verdrängt, für welche die Kastanien, die mit Blüthenbüscheln bedeckt eine reiche Ernte verheißen, ein ausreichendes Surrogat bieten. Das Gebirge, minder hoch und weicher in seinen Formen, ist weit hinauf angebaut; da und dort schaut ein Castell, ein Dorf in das breitere Thal nieder, bis endlich

Digitized by Google

links die Sigmundsburg erſcheint, deren ausgedehnte Bauten den ganzen Rücken eines Hügels einnehmen.

Botzen ſelbſt liegt wie verſteckt zwiſchen den Bergen, deren weiße Kalkwände gegen das Grödnerthal zu kaum von dem Schnee zu unterſcheiden ſind, der dort lagert, und gewaltig contraſtirt gegen die blühenden Gärten um die Stadt, welche, in ihrer ganzen Anlage den oberitalieniſchen Städten gleicht und außer einigen Plätzen mit paläſtähnlichen Gebäuden umgeben, nur enge finſtere Gaſſen aufweist, in denen Luft und Sonne ſchwer Zugang finden mögen.

Die Hauptkirche aus rothem und gelbem Marmor aufgeführt, deſſen Naturfarbe regelmäßige Streifen bildet, wie ſie am Baslerdome durch die Reſtauration zu Tage gekommen ſind, iſt ein herrlicher alter Bau, im Rundbogenſtyl, in ſeinem Innern durch neuere Altäre entſtellt, aber ſonſt in ſeiner ganzen Urſprünglichkeit erhalten. Beſonders ſchön iſt auch die Zeichnung des bunten Ziegeldaches, das in den friſcheſten Farben erglänzt.

Das nahe gelegene Campo-Santo, erſt vor wenig Jahren angelegt, ſieht dagegen gewaltig nüchtern aus, da die reihenweiſen Gräber, auf denen der Raſen ganz verbrannt iſt, nur durch ein topfartiges Weihwaſſergefäß bezeichnet ſind, in welchem des Himmels Regen ſich ſammelt. Unter den das Leichenfeld umgebenden Arkaden werden die Vornehmen begraben, deren Namen an der Umfaſſungsmauer angegeben ſind, welche einige Gedenktafeln zieren. Die Wandgemälde daran verrathen keinen Fortſchritt in der ehemals in Wälſchtirol einheimiſchen Kunſt, die manches Zeugniß davon in den Kirchen und an dem Aeußern der Häuſer hinterlaſſen hat.

Unfern der Eiſenbahnſtation jenſeits der Brücke über die Eiſack führt dieſe ihren Waſſerreichthum der Etſch zu, an welcher der Schienenweg ſich hinzieht und eine Menge ſchöner Punkte im Fluge berührt. Die alte Veſte Saturn auf einem Felskegel vorgeſchoben, prägt ſich dem Gedächtniſſe lebhaft ein. Fortan haben die Reben keine andere Stütze als die Maulbeerbäume, welche ungeachtet des Raubes an ihrem Blätterreichthum friſch umgrünte Kronen zeigen. Bis hier finden ſich zu beiden Seiten des Fluſſes noch deutſche Ortsnamen und deutſche Sprache, Mezzo-Tedesco und Mezzo-Lombardo auf dem rechten Ufer, und San Michele auf dem linken, bezeichnen die Gränze des wälſchen Idioms, das mit vieler Volubilität geſprochen dem ungeübten Ohre ſchwer verſtändlich iſt. Hier iſt das Volk minder ſchön als in dem untern Vintſchgau, und beſonders die Frauen aus den Städten haben oft gar ſeltſam veraltete Züge; in den Geſichtern der Männer dagegen drückt ſich Schlauheit und Zähheit aus. Auch die Dörfer haben nicht mehr das räumliche heitere Anſehen; die Häuſer ſind verwittert und häufig ohne Fenſterſcheiben. Um Trient verbreitet ſich der ſchmälere Thalgrund; dieſe Stadt von Alters her bedeutend durch ihren Seidenhandel, ſteigt von dem linken Flußufer terraſſenförmig empor; mit ihren alten bezinnten Mauern und Thürmen, dem ehemaligen erzbiſchöflichen Schloſſe, einem romaniſchen Caſtell, den dreizehn Kirchen und Klöſtern, mit ihren Paläſten und Landhäuſern, gewährt ſie einen unendlich reichen und maleriſchen Anblick, der noch reizender wird durch die üppige Vegetation, welche Garten und Feld, Berg und Fels umkleidet, und den ſchiffbaren Strom, der wie eine Lebensader ſich durch dieſe Gefilde hinzieht.

Durch die Anlage der Eiſenbahn hat dieſer viel von ſeiner Bedeutung verloren; auch die ſchöne Straße nach Verona wird wenig mehr benützt, ebenſo die nach Padua, durch Val Sugana und die Sette Commune, welche als deutſche Sprach-Inſeln ſich in dem wälſchen Lande erhalten haben, vereinzelter noch als die Deutſchen am Monte Roſa, die nur durch Alpenpäſſe von ihrer germaniſchen Wiege, den walliſer Thälern, getrennt ſind. Am rechten Flußufer führt eine Poſtſtraße nach dem Garda-See und den Judicarien, durch einen Engpaß, den der heilige Vigilius, der Schutzpatron des Landes, durch ein Wunder geöffnet hat, wo noch der Abdruck ſeiner geweihten Hand am Felſen ſichtbar von den Gläubigen andächtig mit den Lippen berührt wird.

Zwiſchen Trient und Roveredo zu Lizzana fand der edle Dante gaſtfreundliche Aufnahme bei dem Grafen von Caſtelbarco, den er bei Can grande, dem Scaliger zu Verona, hatte kennen lernen, als er das Brod der Verbannung aß. Die Trümmer eines alten Bergſturzes bei Volano, an denen der Fluß ſich bricht, beſingt der unſterbliche Dichter in ſeinem Inferno:

Qual é quella rovina, che nel fianco
Di qua da Trento l'Adige percosse
O per tremuoto o per sostegno manco;
Che da cima del monte onde si mosse
A valle, é sì la roccia discoscesa
Che nulla via darebbe a chi su fosse.

Wie jenſeits Trento wird der Fels gefunden,
Deß Trümmer dort die Etſch zurückedrückte,
Durch Erdſtoß oder eigne Laſt entbunden;
Daß von dem Gipfel, der ſie niederſchickte
Bis ganz hinab, ſo ſteil die Felſenwände,
Daß keine Bahn, der oben wär, erblickte.

Kannegießer.

Wie Trient iſt auch das kleinere Roveredo, deſſen Seideninduſtrie und Papierfabriken von Bedeutung ſind, an dem linken Etſchufer gelegen, gegen das Lenathal, das ſich hinter der Stadt öffnet. Zahlreiche Landhäuſer ſteigen auch hier aus dem Grün auf und erheitern mit ihren flachen Dächern und den weißen Mauern die Bergabhänge, welche, häufig durch Felſen unterbrochen, weniger den Alpencharakter tragen, wie weiter oben im Thal. An der Station von Mori verließ ich die Eiſenbahn um mit dem Stellwagen nach dem Garda-See hinüber zu fahren. Die Straße, eine der älteſten fahrbaren in dieſer Gegend, führt durch ein reiches Gelände, das ſich in einer Schlucht hinzieht und durch eine großartige Villa der Grafen von Caſtelbarco, zu deren Beſitz die ganze Umgegend gehört, verſchönt iſt, in ſtetem Anſteigen nach Loppio. Der dunkle Berg-See gleichen Namens, den ſtarre Felswände umgeben, liegt zum Theil in einem Chaos von Trümmern, welche mehrere Inſeln in den düſtern Waſſern bilden, die grünes Buſchwerk ſchmückt, während ringsum eine Steinwüſte

Digitized by Google

die Hochfläche erfüllt. Links von der Straße erhebt sich mächtig der Monte Baldo, dessen abgerundete Formen deutlich zeigen daß diese Felsmassen von dem Gebirg gegenüber sich abgelöst haben, dessen zerrissene Flanken vielgestaltig emporstarren. Außerhalb des Dorfes Nago erblickt man plötzlich bei einer Wendung der Straße den wunderblauen Garda-See, den schönsten und eigenthümlichsten aller oberitalienischen Seen. Doch ist es nur ein kleiner Theil seiner zauberischen Wasserfläche, seiner ärmsten Berge, die man von hier aus gewahr wird, deren Anblick um so eigener wirkt als keine menschliche Wohnung sich zeigt an den Felsenhöhen, die aus der azurnen Fluth so unmittelbar aufsteigen. Aber rasch geht es nach Torbole hinunter, wo die wilde Sarca in zwei Arme getheilt in den See fällt, dem sie bei Peschiera als Mincio wieder entströmt. Hinter dem Monte Brione, der, wie eine vom Himmel gefallene Riesenmuschel in der Ebene liegt und seine zackigen Ränder emporstreckt, hat das Bergwasser sich Bahn gebrochen und gewährt einen Durchblick nach dem Thal von Arco. Noch ein Vorsprung des Berges zu umfahren und die Riva di Garda, oder Vega di Garda, wie man sie nennen könnte, liegt vor uns. Der Wagen hält unter einem Gewimmel von Arbeitern, welche Steine auf Steine fügen, Blöcke grauen Marmors und cyklopische Mauern erbauen dicht am See, die zu einer jener Vesten sich gestalten sollen, wie wir sie schon oben bei Trafoy erwähnt haben.

Bei dem Capitano, der diesen Bau leitet, halte ich vorerst an, denn ihm ist die Villa welche unmittelbar über dem Werbplatz steht, eingeräumt, einer der schönsten Punkte des ganzen Sees, von dem man wie aus einer Meeresbucht die ganze blaue Fläche, die gegen Süden in die Unendlichkeit sich auszudehnen scheint, übersieht.

Diese Wasser füllen ein tiefes Bergthal, dessen oberer Theil von den tridentinischen Alpen eingefaßt ist, welche allmählich in die brescianische und veronesische Ebene auslaufend sich verflachen und die reizenden Ufer bilden. Diese Berge von mannichfaltiger Gestaltung wie sie der Kalkformation eigen ist, umstehen das ehemalige Seebecken, das durch Anschwemmungen ausgefüllt im Halbkreis sich dicht zu ihren Füßen hinzieht und ein Gelände von äußerster Fruchtbarkeit bildet, wo der Weinstock von Baum zu Baum sich schlingt, der Mais seine hohen Blüthenbüschel üppig entfaltet, die edelsten Obstarten, vor allem Feigen, Aprikosen und Pfirsiche gedeihen, und Oleander, Granaten und Cypressen zu ungewohnter Höhe emporwachsen. Ganze Wälder von Oelbäumen umgeben den untern Saum der grün angeflogenen Berge, welche duftumwoben von dem reinen Himmelsblau sich abheben; diese Haine ziehen sich an deren Einsenkungen und Vorsprüngen ziemlich hoch empor, wo jede Felsstirne, jeder Absatz mit einem Castell, einer altersgrauen Kirche oder einem Landhause gekrönt ist. Am westlichen Rande dieser Bay dehnt sich das Städtchen Riva hin, das schon zu den Zeiten der Römer als Stapelplatz des Verkehrs mit Rhätien, welches den Waffenschmieden von Mantua und Verona Stahl und Eisen lieferte, von Bedeutung war und eine Schiffergilde besaß, welche nach einer Inschrift an der neuen Präfectur durch Legate ausgestattet wurde, wofür sie die Verpflichtung hatte den Leichenfeiern der Erblasser anzuwohnen.

Karl der Große vergabte Riva mit seinem Gebiet sammt den Judicarien an die Markgrafschaft Trient. Im vierzehnten Jahrhundert wurden diese Ländereien mit Tignale, Tenno und Val di Ledro durch Johann von Pistoja, Fürsten von Trient, um 4000 Goldducaten an Massimo II della Scala verpfändet, und 1405 von dem Bischof Georg wieder eingelöst, nach kurzer Zeit aber durch Galeazzo Visconti occupirt. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Venetianern belagert, fiel Riva in ihre Gewalt und verblieb denselben bis nach dem Brüsseler Frieden, als Cardinal Bernard Glasio von Karl V dessen Zurückgabe an den angestammten Fürsten verlangte, der bei Säcularisation der geistlichen Fürstenthümer diesen Besitz an Oesterreich übergeben mußte.

Das Castell oder Bastion de Riva erhebt sich auf einem Hügelvorsprung dicht über dem Städtchen, dessen Bürger dasselbe im elften Jahrhundert zu Schützung ihres Hafens erbaut haben. Mit vielen andern festen Plätzen dieser Landstriche wurde es im Anfang des vorigen Jahrhunderts von den Franzosen unter Vandome zerstört. Dieser Punkt bietet eine herrliche Aussicht über den See und die Ebene von Riva und Arco dar, wo unzählige Villen und Seidenschulen zerstreut liegen, und im Hintergrund das Thal sich öffnet, das die Sarca durchströmt, dem Monte Brione zur Seite steht, an dessen Fuß die Citronengärten von Villa S. Alessandro terrassenförmig aufsteigen.

Dicht am See zwischen den Häuserreihen des Städtchens erhebt sich die Rocca, eine Burg der Scaliger, mit einem großen Thurm in der Mitte und vier kleinen an den Flanken, welche, von den Venetianern noch mehr befestigt, in neuester Zeit von den Oesterreichern umgebaut zu Unterbringung ihrer Flottille benützt wurde, deren Kanonenboote jetzt unthätig im Hafen von Peschiera liegen.

(Schluß folgt.)

Austern.

Wenn sonst ein Schriftsteller in Deutschland den höchsten Begriff von Wohlleben oder Schlemmerei ausdrücken wollte, so fielen ihm fast unabänderlich „Austern und Champagner" ein. Es war das kein Wunder zu einer Zeit wo man für die Auster drei Silbergroschen bezahlen mußte, und was für Austern! Sie hatten nicht allein per Postwagen nach Berlin, Leipzig und Frankfurt zu reisen, sondern ruhten sich auch noch gelegentlich auf irgend einem Zollamt aus. Sie konnten also unmöglich besonders frisch seyn. Austern essen mußte also vielen sowohl eine Verschwendung als eine Narrheit erscheinen. Jetzt erhält man sie auch in Deutschland frisch durch die Eisenbahnen, und auch nichtreiche Leute können sie ohne zu große Kosten und ohne Ekel essen.

In Ländern wo die Austern zu Hause und vor jedermanns Thür sind, sieht man daß sie nicht nur der Mode

Digitized by Google

wegen gegessen werden. In London, zum Beispiel, findet man nicht nur unzählige Austernläden, sondern überall auf den Straßen Tische aufgestellt wo Austern in großen Massen und verschiedene andere Seemuscheln aufgehäuft liegen, und die stets von den Leuten aus den untersten Volksclassen umstanden werden, die sehr wohl die vortrefflichen Eigenschaften der Auster zu schätzen wissen. Austern sind nicht allein leicht verdaulich, sondern auch sehr nahrhaft und ganz besonders schwächlichen Personen zu empfehlen. Man ißt sie nicht nur roh, sondern auf alle mögliche Art. Roh ißt man sie in England entweder wie sie sind, oder mit etwas Pfeffer, oder mit Essig und weit seltener als bei uns mit Citronensaft.

Man bratet und kocht sie, und verbindet sie mit allen möglichen Gerichten, und besonders wendet man sie in Fischsaucen an in Gemeinschaft mit Hummer oder Krabben. Man hat aber auch Austerpasteten und Austeromelettes u. s. w. Bei uns und in Frankreich ißt man die Auster aus der hohlen Hälfte der Schale, wo sie in ihrem eigenen Saft schwimmt, und das scheint in der That die allervernünftigste Art; allein in England legt man die Auster stets auf die flache Schale, und ißt sie auch stets ohne den „Bart" zu entfernen.

Wer die erste Auster aß, hat in der That ziemlich viel Muth oder Hunger gehabt; allein Austern sind seit undenklichen Zeiten gegessen worden. Die Juden dürfen keine Austern essen, allein sie sind das einzige alte Volk welches sie verachtete. Griechen und Römer betrachteten sie als große Leckerbissen, und die letzteren scheinen die ersten gewesen zu seyn welche sie künstlich zogen, das heißt cultivirten. Sie legten Austernbetten an und machten die Austern fett, und wußten sehr wohl den verschiedenen Geschmack verschiedener Arten zu würdigen. Als sie nach Britannien kamen, fanden sich Austern in Menge und von sehr verschiedenen Arten. Ein ächter Austernesser unterscheidet sie nicht nur an der Muschel, sondern auch an ihrem Geschmack, ganz ebenso wie ein Weintrinker Weine. In England sind Colchester und Maldon, Faversham und Burnham berühmte Austernorte; in Schottland sind die Pandores und Aberdeen Austern berühmt und in Irland die von Carlingford und die Powldoodies von Burran. Frankreich erhält seine Austern zum Theil aus der Bay von Biscaya, von Mont St. Michel und längs der Küste der Normandie. Man findet sie stets in großen zusammenhängenden Massen, Austerbänke genannt. Durch die ganze Welt und in manchen Gegenden sind sie so häufig, daß sie, wie die Korallenriffe in der Südsee, einen Schutz gegen die See gewähren. Längs der Küsten von Georgien in Nordamerika sind eine merkwürdige Menge von Austern. Das Sumpfland erstreckt sich dort zwölf bis achtzehn Meilen landeinwärts, und ist so weich daß man eine eiserne Ruthe ohne alle Schwierigkeit achtzehn oder zwanzig Fuß tief überall hineinstecken könnte. Durch dieses Marschland schlängeln sich überall Buchten und Seearme, die sehr bald die ganze Küste in einen Morast verwandelt haben würden ohne die Austern; aber wo immer die Fluth anprallt, trifft sie auf eine Mauer von lebenden Austern, die auf einander wachsen und sich bis zum Uferrand emporthürmen.

Die Austern laichen im Frühling und Sommer. Der Laich sieht wie Talgtropfen aus, und findet sich sowohl auf Austernschalen wie auf losen Steinen. Er besteht aus unendlichen Mengen von glänzendweißen Eierchen. Austern sind ganz erstaunlich fruchtbar, und man berechnet daß eine einzige genug hervorbringt um seiner Zeit 12,000 Fässer zu füllen, da man durch das Mikroskop in einem einzigen Tropfen Laich einige hunderttausend vollkommene Austereier entdeckt. Natürlich kommt nur ein kleiner Theil dieser Eier zur Vollkommenheit. Krabben, Seesterne u. s. w. verzehren junge Austern in Massen, und diese haben mancherlei Gefahren und Lebensperioden durchzumachen, ehe sie zu einem ansässigen Leben in einem festen Hause kommen. Es dauert eine gute Weile ehe die junge Auster ihre Schale bekommt; einige Zeit ehe sie sich niederläßt, einige Zeit ehe sie sich mit den übrigen verbindet und mit den andern an der Bank arbeitet.

Die Krebse sind nur in den Monaten gut, heißt es, welche kein R in sich haben; gerade das Gegentheil sagt man von den Austern; allein das ist nicht so zuverlässig, denn sie sind gar nicht so schlecht im Mai, und der englische „Austerntag" ist der 5 August. An diesem Tage, und in der That schon seit dem ersten und noch einige Tage nach dem fünften bauen die Kinder auf den Straßen Miniaturgrotten von Austernschalen, und halten den Vorübergehenden eine Austernschale hin, erwartend daß man einen Penny darauf lege, für das Ansehen der Grotte nämlich, worauf es aber weniger ankommt als auf den Penny.

In Schottland wurde sonst dieser Austerntag oder „das Muschelfest" mit großen Ceremonien begangen. Die öffentlichen Beamten eröffneten die Austernjahreszeit mit einer Reise in den Firth of Forth nach den Austernbänken, und dabei wurde ein Austernlied gesungen, worin es heißt: „Der Häring liebt das heitere Mondlicht; die Makerele liebt den Wind, aber die Auster liebt das Kratzlied, denn sie stammt von einem sanften Geschlecht." Daß die Auster von einem sanften Geschlecht komme, ist ein Compliment welches die Auster wahrscheinlich nur dem Reim verdankt, denn wind und kind ist gerade so verführerisch für englische Dichter, als „Sonne und Wonne," und „Liebe und Triebe" für uns Deutsche. Sonst pflegt man den Austern nicht Complimente zu machen, sondern sagt im Gegentheil in England: „dumm wie eine Auster." Ueber die moralischen Eigenschaften der Austern wissen wir in der That sehr wenig. Burns hat zwar irgendwo gesagt daß eine Auster weder Wünsche noch Furcht habe; allein wer hat ihm das verrathen? Wir wollen uns hier nicht in Speculationen über die Gefühle der Austern einlassen, sondern uns einstweilen dabei beruhigen daß sie kein besonderes Zeichen von Unzufriedenheit zu erkennen geben wenn wir sie essen; daß sie gut schmecken und uns sehr gut bekommen, wenn sie nämlich nicht faul sind und man sie nicht gerade hundertweise auf einmal verschluckt, wie das von Gourmands in Deutschland wohl manchmal geschieht, während man sie in England und Frankreich — wo man sie freilich jeden Augenblick haben kann — nur dutzendweise ißt.

Die Austern werden gefangen, indem man sie kratzt; das heißt nicht etwa dasselbe wie einem Sperling „Salz auf den

Digitized by Google

Schwanz streuen“ um ihn zu fangen, was wir wohl alle als Kinder versuchten, und meint nicht daß man jede einzelne Auster krabble, um sie einzuschläfern und so zu überraschen, sondern sie gewaltsam von ihrer Bank abkratzen, wie man Korallen und Schwämme fischt. Zum Behuf dieser Austerfischerei hat man besondere Fahrzeuge. Diese legt man über einer Austerbank vor Anker, und zwei Männer und ein Junge gehen an die Arbeit. Das Kratzgarn ist ein starkes Netz mit einem eisernen Rande; von diesem gehen drei eiserne Stangen nach außen, die mit den Enden zusammentreffen, und so eine Art von Griff für das Netz bilden, woran ein starkes Tau befestigt ist. Das Gewicht dieses Apparates ist etwa 18 Pfund. Das Kratzgarn wird dann ausgeworfen, so daß der eiserne offene Rand auf dem Grunde zu liegen kommt. Dann werden Steuer und Segel des Schiffes so gestellt, daß dasselbe sanft herumschwenkt und dadurch ein Theil des Seils abrollt. Zieht der Mann das Seil an, so reißt der scharfe Rand des Kratzgarns eine Menge Austern von der Bank los und das Netz füllt sich. Ist das geschehen, dann wird es sehr langsam an Bord gezogen.

Was für eine Unmasse von Dingen enthält solch ein Netz, die einen Landmann in Erstaunen setzen! Wie das glitzert und krabbelt, und welch' merkwürdige Formen und Farben von nie gesehenen Geschöpfen der Tiefe. Der Austernfischer hält sich mit all diesen Dingen nicht auf, die ihm gewöhnlich sind. Solche Austern, auf denen Laichflecke sind, werden wieder in die See geworfen, denn man betrachtet sie als nicht gut zu essen; ebenso junge Austern, denn keine Auster unter 18 Monaten, heißt es, ist gut für den Tisch; zwei oder drei Jahr alte sind die besten. Ein wenig vom anhängenden Schmutz und Steinen befreit, werden die Austern in Körbe gepackt und auf den Markt gebracht.

Ihre Ankunft in Billingsgate in London verursacht an jedem Morgen, während die übrige Stadt noch schläft, große Bewegung sowohl unter den Booten als an den Ständen, wo die Austern, Fische u. s. w. verauctionirt werden. Alles schreit durcheinander und rennt durcheinander; man hört von nichts als von Whitestabels, Natives, altschottische Callies u. s. w., und von dem Bord der Austernboote hängen schwarze Tafeln herab, auf denen Marktnotizen, die interessanten Ankömmlinge betreffend, verzeichnet sind.

Das ist ein Trampeln und Schurren — letzteres vom Schaufeln der Austern — daß man sein eigenes Wort nicht hört. Haben die Austern irgend welche Ideen, jetzt haben dieselben die beste Gelegenheit in Verwirrung zu gerathen. Schrieben sie ihre ersten Eindrücke über Londoner Leben nieder, es würde ohne Zweifel nicht sehr schmeichelhaft für London seyn. Sie gehen durch eine Menge Hände ehe sie endlich in den Magen gelangen, und wenn sie irgendwelche Qual erdulden, ehe dieß geschieht, so ist der Gedanke für Mitglieder des Antithierquäler-Vereins wenigstens tröstlich daß die Abkürzung dieser Qual weniger mit dem Gefühl als mit dem Geldbeutel der Fischhändler in Verbindung steht.

In Frankreich werden die Austern ebenfalls mit dem Kratzgarn gefangen. Sind sie nicht für augenblicklichen Gebrauch bestimmt, so bringt man sie nach den verschiedenen Anstalten, in welchen die rohe Auster die letzte Politur der Cultur erhält, um sie der menschlichen Gesellschaft würdiger zu machen. Solche Austern-Erziehungsanstalten liegen gewöhnlich zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Wasserstand und sind längliche Bassins von nur ein paar Fuß Tiefe, die manchmal in den soliden Felsen gehauen, oder auch nur in den Sand gegraben sind. Sie sind alle mit einer Art von Fallthür versehen, die geöffnet wird wenn die Fluth vorüber ist, so daß das Wasser abfließen kann, allein mit rückkehrender Fluth werden die Bassins wieder gefüllt. Man trägt große Sorge, daß sich kein Schmutz mit den Austern mischt, und man revidirt sie häufig um Todte auszulesen und wegzuwerfen. Künstliche Austerbänke findet man in Dieppe, Havre und an andern Theilen der französischen Küste.

Man berechnet daß in London jährlich 125,000 Pf. St. für Austern ausgegeben werden. Die Zahl der Austern welche in den Straßen verkauft werden, beläuft sich im Jahr auf 124,000,000. Am Anfang der Saison kostet der Scheffel Austern etwa vier Thaler zwanzig Groschen, aber der gewöhnliche Preis ist etwa drei Thaler bis 3 Thr. 10 Gr.; allein sie sind schon bis sechs Thaler gestiegen. Im Detail bezahlt man das Duzend mit fünf bis sechs Silbergroschen. Champagner zu Austern zu trinken scheint uns eine Barbarei, weißer oder rother Burgunder, Rheinwein vertragen sich weit besser damit, und gewöhnlicher Pariser Rothwein oder Londoner Ale sind gleichfalls dem Champagner vorzuziehen. Doch das ist Geschmackssache.

Zur Geschichte von Marseille.[1]

Die Hauptstadt der griechischen Ansiedler im Süden Frankreichs, von welcher als strahlendem Mittelpunkte griechische Sitte und Bildung in viele Colonien an der gallischen und spanischen Küste, sowie über einen Theil des innern Gallien sich verbreiteten, war Massalia, das heutige Marseille.

Der Liebe einer Tochter Nann's, des Königs der Segobriger, zu dem Griechen Euxenes aus Phokäa, welcher auf einer Entdeckungsreise begriffen war, verdankte es seine Gründung. Die schöne Gallierin reichte dem Fremdling die Hand, und brachte als Mitgift den Besitz des Golfes, an welchem dieser ans Land gestiegen war. Griechen ließen sich dort nieder; ihre Anzahl mehrte sich beträchtlich, als Bürger der Mutterstadt auf ihrer Flucht vor dem siegreichen Cyrus, nachdem Kleinasien von den Persern erobert worden, ihren Wohnsitz in der neuen Colonie aufschlugen. Bald wurde sie, begünstigt durch herrliche Lage, zu einer durch Handel und Gewerbe blühenden Stadt, welche besonders nach dem Falle von Carthago zu einer außerordentlichen Bedeutung gelangte. Erwerb von materiellen Gütern war und blieb freilich immer

[1] Aus der unter der Presse befindlichen Schrift: „Lug und Trug.“ Vom Standpunkt des Strafrechts und der Geschichte dargestellt. Von Leonhard Freund. Bd. II. (Berlin, Verlag der königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei.)

Digitized by Google

der Brennpunkt alles Strebens ihrer Bewohner; gleichwohl wurden Künste und Wissenschaften eifrig gepflegt, besonders diejenigen Zweige derselben welche sich auf Handel und Seewesen beziehen. Sie lebten unter einem streng aristokratischen Regiment und bewahrten hellenische Erinnerungen. Man rühmte sie als ordnungsliebend, betriebsam, hochstrebend, leutselig, mäßig und ehrenhaft. Zur Zeit des zweiten punischen Krieges, in welchem sie die Römer unterstützten, wurde zu Rom von den Sitten der Massalioten gesprochen, wenn man Ideale der Treue und Ehrlichkeit aufstellen wollte.

Sey es nun daß man damals die moralische Musterhaftigkeit der Bundesgenossen überschätzt hatte, sey es daß in der That im Laufe der Zeiten eine gewaltige Verschlechterung der Gesittung eingetreten seyn mochte, genug, 400 Jahre später bezeichnete man in demselben Rom, und zwar in dem unter Heliogabal's Regierung entarteten Rom, schimpflichste Corruption als massalisch. Wenigstens für eine Gattung von Verbrechen läßt sich eine Umwandlung der sittlichen Anschauungen mit ziemlicher Sicherheit constatiren; in großer Menge aufgefundene falsche massaliotische Münzen sprechen dafür daß Münzfälschung häufig betrieben worden.

Mit geringen Modificationen galten in Massalia jonische Gesetze. Wir erwähnen beispielsweise daß Magier und bettelnde Priester, welche unter dem Scheine der Religion Aberglauben verbreiteten und sich dadurch zu bereichern wußten, streng verfolgt wurden; ferner daß amtswidrig verfahrende Beamte die Strafe der Infamie traf.

Gar schnell war Massalia zur Blüthe gelangt, aber nach dem Schicksal aller Handelsstaaten sollte es ebenso schnell dem Verfall entgegengehen.

Der Höhe, welche es als Stapelplatz des Verkehrs erreicht und behauptet hatte, entsprach nicht der Umfang seiner Territorialmacht. Was ein Gemeinwesen am sichersten gegen Angriffe von außen schützt, „das wichtige Verhältniß des Gebietes zu seiner geistigen Bedeutung," war nicht vorhanden, und die Selbständigkeit Massaliens darum von keiner langen Dauer. Streitigkeiten mit den benachbarten Ligurern, welche häufig Einfälle in das Gebiet der Stadt wagten, konnten nicht ausbleiben. Den Feinden nicht gewachsen, sahen sich die Massalioten bald zu dem bedenklichen Schritte genöthigt an das befreundete Rom die Bitte um Einmischung zu richten. Bereitwillig erschienen die Römer, zuerst als Verbündete und Beschützer; später führten sie den Krieg auf eigene Hand. Die ligurischen Völker wurden zuerst unterworfen und eine römische Provinz im südlichen Gallien gegründet. Die Eroberung des ganzen Landes zu unternehmen und zu vollenden blieb Cäsar'n vorbehalten, welchem die Uneinigkeit unter den Herrschern Galliens zu statten kam.

Thomas W. Atkinson.

(Nekrolog.)

In unserm sibirischen Zeichner und Forscher Thomas W. Atkinson ist ein bemerkenswerther Mann von hinnen gegangen. Er starb in Lower Walmer, Kent, am Dienstag in verflossener Woche (13 Aug.) Seit etwa einem Jahr kränkelte der große Reisende; er hatte sich von den Mühsalen seiner langen und beschwerlichen Reisen in dem unwirthbaren Amur-Lande nie ganz erholt; unmittelbare Gefahr aber fürchtete sein Arzt nicht. Geringes oder kein Leiden hatte die Abnahme seiner Kräfte begleitet, und seine vertrautesten Freunde hatten kaum geträumt daß sein Leben gefährdet sey. Er versuchte die Landluft; er ritt; er gieng spazieren und handhabte sein vertrautes Gewehr. Anfangs des Sommers that er einen Fall welcher ihn erschütterte und beschädigte. Allein er erholte sich und gieng nach Walmer hinab, wie männiglich im Monat August ans Meer geht. Endlich schied er wie in einem ruhigen Schlafe. Atkinson war am 6 März 1799 in Yorkshire geboren, und stand sonach in seinem 62sten Lebensjahre als er starb. Er war im wahrsten und besten Sinn ein selbstgemachter Mann. Als Waise zurückgelassen da er noch ein Kind war, begann er ein selbsteigenes Leben schon in seinem achten Jahre; von dieser Zeit an erwarb er sich seinen eigenen Lebensunterhalt, während er sich gleichzeitig zu einem guten Schüler und einem wohlgesitteten Gentleman heranbildete. Denjenigen welche ihm in seinen letztern Jahren im Gesellschaftszimmer oder im Landhause begegneten, fiel die unbestimmbare Anmuth und Haltung auf, die man zuweilen für das Monopol eines alten Geschlechts hält. Er bildete sich selbst zum Architekten aus, und eine von ihm in Manchester gebaute Kirche gibt Zeugniß von seiner Geschicklichkeit als Baumeister; allein sein eigentliches Werkzeug war der Pinsel, und sein Beruf der eines Reisenden. In Folge einer zufälligen Bemerkung Alexanders v. Humboldt wandte er seine Augen auf das malerische Land des östlichen Rußlands. Seine Gemälde, die bei Abendgesellschaften vielfach ausgestellt und für seine Bücher in kleinerem Maßstab ausgeführt wurden, sind ungemein anziehend, schreiben aber konnte er mit eben so viel Kraft und Frische als er zeichnete. Was seine Persönlichkeit betrifft, so war er der Typus eines reisenden Künstlers, hager, gewandt und sehnig, mit einem Handgelenk wie Fels, und einem Auge gleich dem eines Dichters; seine Gemüthsart war auffallend sanft, und in seiner Miene lag eine Mischung von Bitte und Befehl. (Athenäum.)

Miscellen.

Daubrée's Experiment zur Erklärung vulcanischer Ausbrüche. In der Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde am 3 Juli besprach Geh. Bergrath Dr. Nöggerath ein für die Erklärung einer wichtigen geologischen Erscheinung interessantes Experiment von Professor Daubrée in Straßburg. Die wichtige Rolle welche das Wasser bei den Eruptionen der Vulcane spielt, ist anerkannt. Wasserdämpfe sind es welche die Lava im Kraterschlund heben; Wasserdämpfe geben der Pinienſäule ihre auf-

Digitized by Google

steigende Kraft und Gestalt; Wasserdämpfe erzeugen auch die elektrischen Erscheinungen, die Blitze und Gewitter in der Pinienſäule und ihrem Wolkenschirm; wieder zu Wasser condensirte Wasserdämpfe bilden ferner die vulcanischen Platzregen und Wolkenbrüche; Wasserdämpfe werden von den Lavaströmen noch ausgehaucht wenn sie schon zu fließen aufgehört haben; selbst die poröse Beschaffenheit welche die meisten Laven zeigen, rührt vom Wasserdampf her, und sogar im Zustand der temporären Ruhe hauchen die Vulcane Wasserdämpfe aus, welche endlich auch den Solfataren niemals fehlen. Es scheint sogar daß gerade das Meereswasser bei den vulcanischen Eruptionen ein Hauptagens ist, da sich dadurch die oftmalige Beimischung von vielen metallischen Chlorüren und die sehr gewöhnliche Entwicklung von Chlorwasserstoff aus den Kraterschlünden erklären läßt, auch dafür die gewöhnliche Lage der meisten Vulcane in langen Reihen auf Inseln oder doch unfern der Küsten spricht. Früher hat man Zweifel darüber gehegt, ob bei der Tiefe des vulcanischen Herdes in welchen das Wasser eindringen muß, die Expansivkraft der erzeugten Dämpfe von dem hydrostatischen Druck des Meeres so überwunden werden kann, daß das Wasser bis zu dem Herde durch auf dem Boden des Meeres entstandene Oeffnungen und Spalten oder durch die Poren der Gesteine niederzugehen vermag. Daubrée hat unter Anwendung eines eigens dazu construirten Apparats experimentell nachgewiesen, daß durch eine Sandsteinplatte, auf welche von oben eine Wasserschicht und die Atmosphäre drückt, welche von unten dagegen bei einer erheblich den Siedepunkt des Wassers überschreitenden Temperatur einen bedeutend höheren aërostatischen Druck erleidet, Wasser rascher durchdringt, als wenn auf die untere Fläche der Platte bei gewöhnlicher Temperatur nur die Atmosphäre wirkt. Die Erklärung glaubt Daubrée darin zu finden, daß die die untere Sandsteinfläche benetzenden Wassertheilchen in Folge der hohen Temperatur in Dampf verwandelt, und somit die zunächst in der Platte liegenden Wassertheilchen durch die Capillarität gezwungen werden an der untern Fläche der Platte hervorzutreten, um daselbst gleichfalls verdampft und durch neue ersetzt zu werden. Die meisten Gesteine aber sind bald gröber, bald höchst fein porös und daher meist vom Wasser durchdringbar. Nach den von Daubrée gemachten Erfahrungen ist es also möglich daß Wasser, ungeachtet der Expansivkraft der erzeugten Dämpfe in den vulcanischen Herden, durch die Gesteine bis in jene eindringen kann. (Aus dem Berggeist, 1861.)

*

Ein Menschenopfer in Orissa. Ein im „Englishman" enthaltenes Schreiben aus Orissa schildert einen am 27 Jan. von den Ghunds von Tuamul und andern benachbarten Bezirken gemachten Versuch zur Feier eines Merriah oder Menschenopfers. Die Wache (Sebundy), in Garnison zu Bundasir, wurde sogleich gegen die Opferer ausgesandt; es gelang den Soldaten das Opfer den Händen der Ghunds zu entreißen. Diese, 5000 an der Zahl, umringten anfänglich die Truppe, und suchten den Merriah und die sechs Gefangenen, welche gleichzeitig verhaftet worden waren, wieder in Freiheit zu setzen. Die Ghunds schossen mit Pfeilen auf die Truppen, und diese sahen sich endlich genöthigt mit einem lebhaften Gewehrfeuer zu antworten, worauf sich die Eingeborenen außer Schußweite zurückzogen, und der Wache ununterbrochen acht (engl.) Meilen weit, bis zur Wohnung des Radschah von Rampur, folgten, hier aber verschwanden.

*

Heiße Sommer. Im Jahr 1132 öffnete sich die Erde, und Flüsse und Brunnen verschwanden im Elsaß. Der Rhein vertrocknete. Im Jahr 1152 war die Hitze so groß, daß man Eier im Sande kochen konnte. Im Jahr 1160 starb in der Schlacht bei Bela eine große Menge der Soldaten von der Hitze. In den Jahren 1276 und 1277 mißrieth die Gras- und Hafererndte gänzlich. In den Jahren 1303 und 1304 konnte man trockenen Fußes über Seine, Loire, Rhein und Donau gehen. 1393 und 1394 starben eine Menge Thiere vor Hitze, und die Ernte vertrocknete. Im J. 1440 war die Hitze außerordentlich. In den Jahren 1538, 39 40 und 41 waren die Flüsse beinahe gänzlich vertrocknet. Im Jahr 1556 war eine große Dürre fast über ganz Europa. In den Jahren 1615 und 1616 war in Italien, Frankreich und den Niederlanden eine überwältigende Hitze. Im Jahr 1646 hatte man 58 heiße Tage hinter einander. Das Jahr 1678 war sehr heiß, und ebenso waren die drei ersten Jahre des 18ten Jahrhunderts. Im Jahr 1718 regnete es nicht ein einzigesmal von April bis October! Das Getreide verbrannte, die Flüsse vertrockneten, und die Theater wurden auf Befehl des Polizei-Lieutenants geschlossen. Der Thermometer zeigte 36 Grad Réaumur. In bewässerten Gärten blühten die Fruchtbäume zweimal. 1723 und 24 war große Hitze. 1746 hatte einen sehr heißen und trockenen Sommer, der das Getreide absolut calcinirte. Es regnete mehrere Monate nicht. In den Jahren 1748, 1754, 1760, 1767, 1778 und 1788 war die Hitze gleichfalls sehr groß. In dem berühmten Kometenjahr 1811 war der Sommer sehr warm, und die Weine wurden köstlich. Im Jahr 1818 mußte man wegen der Hitze die Theater schließen. Die größte Hitze war dann 35 Grad. Im J. 1830 während der drei Tage der Julirevolution zeigte der Thermometer 36 Grad des hunderth. Thermometers ($28^{8}/_{10}$ Gr. Réaumur). Im J. 1832 während des Aufstands am 5 und 6 Juni waren ebenfalls 35 Grade (Cels.). Im Jahr 1835 war die Seine beinahe ausgetrocknet. Im Jahr 1850 im Juni, als die Cholera zum zweitenmal sich zeigte, stand der Thermometer nur auf 24 Grad Cels. 19_{2} Réaumur.) Der höchste Grad der Hitze den ein Mensch für einige Zeit ertragen kann, schwankt zwischen 40—45 Grad (32—36 Réaumur), doch kommen auch bei geringerer Hitze häufig Unglücksfälle durch dieselbe vor.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. Augsburg, 15 September 1861.

Seiltänzerkünste im neunzehnten Jahrhundert.

(Aus Chambers's Journal.)

Es unterliegt keinem Zweifel daß Seiltänzerei für einen Menschen ein gefährlicher Lebensberuf ist. Il gagne la vie en cherchant de la perdre, sagt der Franzose; oder zu Deutsch: der Seiltänzer erwirbt seinen Unterhalt dadurch daß er sein Leben aufs Spiel setzt. Es ist ein weit furchtbarerer Beruf als das Meerfenchel-Sammeln, insofern die Mitte eines Seils gerade kein sehr angenehmer Platz ist um an demselben hin und her zu baumeln. Indessen zeigt der Seiltänzer Grazie, Behendigkeit, Muth und eine Glieder- und Muskelbeherrschung welche wirklich Bewunderung verdienen. Natürlich ist ein solches Handwerk weniger achtungswerth als z. B. der Handel, oder selbst die Stock-Jobberei, allein es ist sicherlich minder tödtlich als manche andere Beschäftigung, besonders eine solche bei der man mit giftigen Gegenständen zu thun hat. Das Leben eines Heizers an Bord eines Dampfschiffs an der Küste von Afrika, ja selbst das eines Locomotivführers — wenn man die Veränderungen der Temperatur und die Unfälle während einer Reihe von Jahren in Betracht zieht — ist kaum minder gefährlich, und das eines Thierbändigers vielleicht in noch höherm Grade. Ueberdieß wird bei jeder Darstellung die Nervenkraft des Seiltänzers gestählt, sein Vertrauen erhöht, seine Geschicklichkeit vervollkommnet. Ich bin weit entfernt den Muth eines Mannes in Abrede ziehen zu wollen der auf einem zwei Zoll dicken Seil über einen Raum hinweg läuft durch welchen er wie eine Sternschnuppe herabfallen könnte, und über den ich mich nicht wagen würde wenn mich der Zufall selbst zum Monarchen des Universums machen sollte; allein seine Position sieht doch weit schlimmer aus als sie in Wirklichkeit ist. Ein Fehltritt schließt bei ihm nicht nothwendig das Fallen in sich, da er gleich einem Affen das Seil mit dem Bein oder der Hand ergreifen könnte, und unmöglich kann ein Mann der auf ein solches Begegniß stets gefaßt seyn muß so leicht seine Fassung verlieren. Wenn er *fällt*, ist er ein todter Mann, und das Eintreten *dieser* Möglichkeit ist es was die Zuschauer in so großes Staunen und Verwunderung versetzt.

Es lebt gegenwärtig (wenigstens in dem Augenblick in welchen wir dieß niederschreiben) in London einer der wundervollsten Gymnasten welche die Welt je gesehen hat; der, wenn er auch nur das geringste seiner Kunststücke unter Wilden zur Schau stellte, von ihnen sogleich als ihr Herrscher, wo nicht als ihr Gott begrüßt werden würde. Hr. Blondin kann in der That der „Fürst der Macht der Luft" genannt werden. Er kennt vielleicht (obgleich ich daran zweifle) die Gesetze der Schwere, allein sicher ist daß er ihnen Trotz zu bieten scheint. Er verrichtet auf einem zwei Zoll dicken, durch Spannung auf anderthalb Zoll geschmälerten Seile Thaten welche die gewandtesten Akrobaten, wenn sie dieselben auf fester Erde nachmachen sollten, in Verlegenheit setzen würden. Er steht 110 Fuß über einem todbringenden Abgrunde, und hat 160 Fuß weit nach rechts und links keinen Punkt der ihm, wenn er sich mitten auf dem Seile befindet, im Augenblick der Gefahr Sicherheit bieten könnte. Befiele ihn dort Schwindel oder Uebelkeit, keine Leiter könnte ihn erreichen, selbst wenn ein Mann sich fände der daran hinaufsteigen wollte, um den zitternden Fuß des Seiltänzers auf den Boden zu führen. Die Stagtakel und Gewichte (von achtzig Pfund), welche in Zwischenräumen von 25 Fuß seinen furchtbaren Weg festmachen, würden ihm dann nichts helfen. Seine dreißig Fuß lange vollkommen im Gleichgewicht gehaltene Balancirstange — sein Sicherheitszauberstab und der einzige Verbündete der seine wundervollen Thaten möglich macht — würde für ihn, wenn es sich um seine Rettung handelte, nur eine Last seyn. Die Meisterschaft einer solchen Situation wie die seinige — abgesehen von den häßlichen Accessorien des Sacks und der Augenbinde, des Ofens und der Omelette, der Ketten und der Körbe an seinen Füßen — ist durch keine gemeinen Eigenschaften erworben worden, obgleich man ihn vielleicht Idiot, Büffon, Versucher der Vorsehung, oder wie immer, nennen mag. Hrn. Blondins Vater war, wie man uns sagte, ein Soldat des ersten Kaiserreichs, diente bei Austerlitz und in dem furchtbaren russischen Feldzuge. Wir können überzeugt seyn daß sein Sohn keines geringern Muths, keiner geringern Ausdauer bedarf als der Vater. Allein diese Gaben würden ihm in seinem gegenwärtigen Beruf nutzlos seyn ohne Bieg-

Digitized by Google

ſamkeit des Körpers, ohne Geſichtsſchärfe, Kraft, Gewandtheit, Zartheit des Gefühls und ein Dutzend anderer Naturgaben. Als er 4½ Jahre alt war, trat er im Gymnaſe zu Lyon als das „kleine Wunderkind“ auf; in ſeinem 37ſten Jahre gieng er auf einem Paar 4 Fuß hoher Stelzen, auf einem 1200 Fuß langen und zwei Zoll dicken Seile, über die Niagarafälle. Er hat ſonach mehr als dreißig Jahre lang ungeſtraft ein Gewerbe ausgeübt das einige für ſo gefährlich halten, daß ſie darauf dringen das Geſetz ſolle ſich ins Mittel ſchlagen, und es ihm niederlegen. Auch behaupten ſie, es ſey unnütz, und erklären es ſogar für unmoraliſch. Gut! Wenn ich die Polizeimacht der Hauptſtadt beſchäftigt ſehe nicht die „Rennbahn zu überwachen“ wie jetzt, ſondern Epſom Downs von den Hunderttauſenden zu ſäubern die ſich daſelbſt verſammeln um „dem Mittel zur Verbeſſerung der Pferdezucht“ (wie die Heuchler es nennen) ihre Aufmunterung zu Theil werden zu laſſen, dann, ſage ich, ſchüttelt das Seil, und herab mit dem Gaukler; mittlerweile aber laßt uns conſequent ſeyn, und in unſerm Humanitätseifer nicht vergeſſen daß Hr. Blondin auch ein Menſch iſt der ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben wünſcht. Die obigen Betrachtungen bildeten den Hauptbeſprechungsgegenſtand der Tauſende die ſich herbeidrängten um ſeine erſte Vorſtellung im Kryſtallpalaſt mit anzuſehen, und die alle Eiſenbahnwagen füllten.

„Es iſt ſchmachvoll daß man es geſtattete,“ rief ein wohlwollender alter Herr aus, der in den Palaſt hinabgieng — nicht, wie er ſagte, um Blondin zu ſehen — und den ich ſpäter mit meinem Perſpectiv auf der Zehn- und Sechspenny-Gallerie entdeckte, wo „einige wenige Plätze, die eine bisher nicht dageweſene Gelegenheit bieten die Großthaten Hrn. Blondins ganz in der Nähe zu ſchauen,“ vorbehalten waren. Sonderbar genug, dieſer achtungswerthe Heuchler und ich ſelbſt kehrten in demſelben Wagen zurück, wo er mir dann, trotz der Hochachtung vor den Thaten deren Zeuge er geweſen, im Vertrauen ſagte: er glaube, er könnte alle dieſe Dinge bei einiger Uebung ſelbſt verrichten.

Das Selbſtvertrauen dieſes Seiltänzers iſt in der That ſo ungemein groß, daß es bei den Zuſchauern ebenfalls Vertrauen erweckt. Einige wenige Schritte weit den Abhang des Seils hinab tritt er vorſichtig auf; einmal aber im Niveau, legen ſeine ſehnigen Füße den Weg mit Leichtigkeit und Schnelligkeit zurück, und klammern ſich auf dem ſchmalen Pfad ein als wären ſie Klauen. Wenn er läuft, ſcheint er in der That am ſicherſten zu ſeyn. Geht er aber, wie ein Regimentstambour, ganz langſam nach dem Tact der unter ihm aufſpielenden Muſikbande einher, ſo wird das Gefühl von der Gefahr in welcher er ſchwebt, ein ſo überwältigendes, daß man den phantaſtiſchen Anzug welchen er trägt — den eines Indianer-Häuptlings — und die pompöſe Bewegung in der er einherſchreitet, völlig vergißt. Iſt der Uebergang einmal in Sicherheit bewerkſtelligt, ſo ſchöpft die zahlreiche Zuſchauerſchaft tief Athem, und das Unterhaltungsgeſumme, welches während der Vorſtellung ganz ruhte, beginnt wieder. Jedermann fühlt ſich befriedigt bei dem Gedanken daß der Mann noch lebt, und iſt — ein ſeltenes Gefühl bei einer Zuſchauerſchaft — von der Ueberzeugung durchdrungen daß man für ſein Geld genug geſehen habe Doch der Mann geht abermals über das Seil, und zwar rückwärts; er hält auf ſeinem Weg an um niederzuknien, im Mittelpunkte ſeiner Balancirſtange auf den Kopf zu ſtehen, auf dieſes ärmliche Bett niederzuliegen, und ſelbſt Burzelbäume zu machen. Sonderbar aber, das Mitgefühl, wenn dieß vorüber, iſt nicht mehr ſo allgemein und ſo innig wie nach der minder gefährlichen Verrichtung. Gewohnheit hat bereits ihre verſteinernde Wirkung geübt. Deſſen ungeachtet lief ein wahrer Schauer von Entſetzen durch die Gallerien, als Blondin, wie von Wahnſinn befallen, dazu ſchritt ſich ſeine Augen zu verbinden, einen Sack über ſeinen Kopf zu ziehen, der bis auf ſeine Kniee hinabreichte, und dann, gleichſam im Dunkeln, vorwärts zu ſchreiten auf dieſem Spinnwebenfaden. Die Senkung herabkommend, ſcheinen ſeine Nerven ihre Kraft zu verlieren, ſeine Kniee zuſammenzuſtürzen, er wankt und läßt eines ſeiner Beine unter das Seil ſinken. Dieß war alles affectirt, und gehört zu ſeinen „Senſationsthaten,“ allein es beraubte ihn mehrerer ſeiner Zuſchauer. Man vernahm keinen Schrei des Entſetzens, aber jedermann bebte innerlich, und viele Perſonen, ſowohl männliche als weibliche, ſtanden auf und giengen hinaus in die offenen Gallerien um aufzuathmen. Er wiederholte dieſes angenehme Experiment mehr als einmal; er ſetzte ſich nieder in der Mitte des Seils, riß ſich mit ſchaudererregender Schnelligkeit Sack und Binde von Kopf und Augen, und warf ſie herab. Noch viele andere weit wundervollere Dinge verrichtete er, die in den Zeitungen geſchildert worden ſind — Dinge welche an jene entſetzliche Geſchichte des Großfürſten Michael von Rußland erinnern, der einen Mann und ein Pferd gezwungen haben ſoll wieder und wieder und wieder über eine Bajonnett-Pyramide zu ſpringen, bis ſie angeſpießt waren; Dinge die, wie man glaubt, verhängnißvoll werden müßten. Ein Mann welcher praktiſche Scherze über einen möglichen gewaltſamen Tod machen kann, muß in der That ſeiner Stellung ſicher ſeyn. Ich bin ruhig! Laßt ihn ſeinen Ofen nehmen und ſeine Omelette backen, ſie wird zweifelsohne ſehr gut ſeyn. Laßt ihn ſeinen Freund nehmen und ihn mit geſpreizten Beinen auf den Schultern tragen — und es gibt ſo viele welche dieſer Ehre theilhaft zu werden wünſchen, daß Hr. Blondin in öffentlichen Blättern ankündigen mußte: ſeine „Arrangements“ in dieſer Hinſicht ſeyen geſchloſſen — ich werde keine Furcht fühlen, obgleich ich dieſer Freund nicht ſeyn möchte. Laßt ihn auf Stelzen — obgleich dieß in Wirklichkeit unglaublich ſcheint — über das Seil wandern; er wird, glaub' ich, es in Sicherheit ausführen. Ja mir dünkt, er würde, wenn ihr ihm „nur Seil genug“ gäbet, mit ſeiner langen rothen Balancirſtange über den atlantiſchen Ocean wandern.

Digitized by Google

Briefe aus Texas.

Von A. v. W.

2. Ritt durch die deutschen Ansiedlungen Sisterdale, Friedrichsburg und Comfort.

Ich beschloß zunächst eine Rundreise nach den nördlich von Antonio gelegenen deutschen Ansiedlungen zu machen über Sisterdale, Friedrichsburg, Camp-Verde und Bandera-City nach Antonio zurück, um dann erst östlich und wieder nach der Küste zu gehen. Am 13 April sattelte ich meinen Pony nach Ankauf verschiedener Reisebedürfnisse, befestigte auf ihm allerlei nützliches und unnützes Gepäck — eine große Satteltasche zum Anschnallen hinter dem Sattel, einen Futtersack, eine Leine zum Anbinden des Pferdes, Jagdtasche mit Lebensmitteln, Flinte und Terzerol — und ritt nördlich nach Leone-Spring, 18 Meilen von Antonio, erst durch die offene Prairie, dann durch Höhenzüge und Wald. Es war ein heiterer und sonniger Tag, die Natur strahlte im hellen Frühlingslicht, und ich genoß, als ich auf die Höhe kam, reizende Aussichten auf das um- und zurückliegende Land. Der Wald wird häufiger und dichter, je weiter man kommt, und besteht meist aus den beiden Eichenarten, Post- und Live-Oak, die den Hauptbestandtheil aller texanischen Wälder ausmachen, daneben trifft man noch andere Laubholzarten: Ulmen, Eschen, Walnuß-, Maulbeerbäume, Ahorn an, und von Nadelhölzern Fichten, Cedern und Cypressen, letztere besonders in den Flußthälern. Ich genoß ein köstliches Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, mochte links und rechts abbiegen, wo sich etwas interessantes zeigte, konnte ruhen und verweilen wo ich wollte, war nicht mehr genöthigt wie mit dem Eilwagen dreimal des Tages Kaffee, Speck und Maisbrod zu genießen, sondern nahm mein einfaches Mahl (Wurst, trockenes Brod und einen Schluck Whiskey), wenn ich gerade kein Farmhaus erreichen konnte, unter freiem Himmel ein, ruhend unter mächtigen Eichbäumen und ausgestreckt auf dem grünen Rasen, an einem Bach oder einer frischen Quelle, während mein Pferd abgesattelt graste. In Leone-Spring, aus mehrern zerstreuten Farmen bestehend, hielt ich kurze Rast, und genoß von den dortigen Höhen den Anblick einer sehr hübschen Berglandschaft, im Thale des durchfließenden Cibolo, grüne Weideflächen und darüber immer eine Bergreihe nach der andern aufsteigend, theils kahl und felsig, theils mit Waldstreifen bedeckt. Die trocknen Weiden der hiesigen Gegend eignen sich vortrefflich zur Schafzucht, und ein Amerikaner, Kendall, hat hier in der Nähe eine ansehnliche Schäferei gegründet, von einheimischen und einem Stamm importirter Rambouilletschafe, eben nicht sehr fein; er soll gute Geschäfte damit machen. Für das Pfund Wolle bekommt er 35 Cents oder 15 Sgr., pro Centner also nur 50—55 Rthlr. Bis jetzt findet man überhaupt noch sehr wenig Schafe, weil ihre Zucht etwas mehr Mühe macht und einiges Capital verlangt wenn sie irgend von Bedeutung seyn soll, Stallung und eigene Hirten erfordert, was beim Rindvieh gar nicht nothwendig ist, und weil die zahlreichen Raubthiere — Bären, Wölfe, Panther — viel Schaden unter den Heerden anrichten, wenn nicht beständig Acht gegeben wird. Man zieht sie nur fürs Haus zum Schlachten, und hält dazu grobwollige Thiere, englische, mexicanische oder Arkansasschafe. Das Klima sollen sie sehr wohl vertragen, doch unter den Lämmern manchmal Seuchen vorkommen. Von Leone aus ritt ich weiter bis eine Meile vom Städtchen Börne, und übernachtete gegen geringe Bezahlung bei einem deutschen Farmer (man findet hier überhaupt nur Deutsche unter Farmern, Fuhrleuten, Gastwirthen u. s. w.), einem früheren Seifensieder aus Reichenberg in Böhmen, der sich ganz wohl befand und von Viehzucht lebte. Am andern Morgen ritt ich hinein nach Börne, in freundlicher Gegend am Cibolo liegend, eine deutsche Ansiedlung, und ein sehr armseliges Städtchen, aus einer einzigen Straße und etwa 20—30 Häusern bestehend, dabei einige Magazine, die zugleich Wirthshäuser sind. Bei meinem Wirth traf ich einen jungen Landsmann C., Sohn eines sächsischen Gutsbesitzers, den eigenthümliche Liebhaberei in diese Wildniß geführt, und der eine geringe Zahl Ackerlandes urbar gemacht hat, sich aber mehr mit Jagd und Reiten als Farmerei abgibt. Ich machte mit ihm einen Ritt nach dem Punkt wo der Cibolo unter der Erde verschwindet, und nach einem unterirdischen Laufe von einigen Meilen wieder an die Oberfläche kommt. Texas ist nämlich reich an Kalkgebirgen und diese wiederum voll von Zerklüftungen und Höhlen, in welche die Bäche sich öfter ganz verlieren, unter der Erde weiter fließen und dann wieder ans Tageslicht kommen. Es war eine sehr malerische, im Grunde waldbewachsene, eine halbe Meile lange und 20—30 Fuß tiefe Schlucht, in welcher der Fluß in vielen Windungen hindurcheilt, einige hübsche Fälle bildet und endlich in einem Kessel sich ganz verliert — eine wenn auch nicht großartige, doch sehr pittoreske Scene, die mich an Partien aus Südfrankreich und Dalmatien erinnerte. Mein Begleiter machte mich auf eine Schlange im Fluß aufmerksam, deren Kopf und Schwanz wir herausragen sahen, und war so glücklich sie durch einen Schuß seines Colt'schen Sechsläufers zu tödten. Es war die giftige Mocassin, die häufig in jenen Flüssen vorkommt und vor der man sich beim Baden sehr in Acht nehmen muß, besonders beim Ein- und Aussteigen im anstehenden Schilf und Gras. Im Wasser selbst können diese Schlangen nicht gefährlich beißen, weil sie ihrem Körper nicht den dazu nöthigen Schwung geben können. Beim Schwimmen halten sie gewöhnlich den Kopf überm Wasser. Mit Schlangen ist Texas überhaupt reich gesegnet; im Wasser leben die schwarze Schlange und die Mocassin, beide giftig, auf dem Lande die Kupferschlange, die Klapperschlange (im Norden und Osten besonders häufig, in die Höhlen der Prairiehunde hineinkriechend und deren Junge fressend), und die unschädlichen Milch-, Garten- und Prairieschlangen. Um mich vor etwaigen Bissen zu sichern, führte ich immer zwei Gegenmittel bei mir, Whiskey und Ammoniak, von denen besonders das erste seine ausgezeichnete Heilkraft immer bewährt hat, wenn es sogleich angewendet wurde. Man muß, sobald man gebissen worden, so viel als möglich Whiskey trinken, bis zur Trunkenheit, da auf berauschte Personen das Gift keine Wirkung ausübt, und überdieß die Wunde gut ausschneiden und Whiskey hineintröpfeln. Diesel-

Digitized by Google

ben Dienste soll, wenn schnell in die Wunde gegossen, das Ammoniak leisten, das auch sonst gegen die Bisse der Insecten sehr nützlich ist. Ich habe mich glücklicherweise niemals vom Nutzen der beiden Mittel überzeugen können, da ich nicht gebissen wurde, obgleich ich sehr oft Klapperschlangen traf und ein paarmal welche am Weg erschoß, nur von geringer Größe, drei Fuß lang und schwach armsdick. Es sind gewöhnlich träge Thiere, die nur gereizt den Menschen angreifen und ihn zuvor durch das Klappern ihres Schweises vor dem Aufringeln und dem Sprunge warnen, so daß man ihnen entfliehen kann; nur kurz nach ihrem Winterschlaf im Anfang des Frühlings, wo sich großer Giftvorrath in den Drüsen ihrer Zähne angesammelt hat, sind sie sehr gefährlich und greifen alles Lebendige an was ihnen in den Weg kommt. Sie haben schwarzbraune Schuppen und einen hellen gelblichen Streifen am Bauch, tückische glühende Augen, eine pfeilschnell sich bewegende Zunge und werden 5 bis 6 Fuß lang. Vor dem Eindringen von Schlangen in die Häuser kann man sich dadurch schützen daß man rings um dieselben Kies streut, über den sie nicht gern weggehen. Läßt man aber altes Holz oder Pflanzenreste in der Nähe des Hauses liegen, so ziehen sie sich gern dorthin und kriechen dann auch häufig in die Häuser, ja sogar in die Betten, wie es schon vorgekommen ist. Alle Schlangen, die einen glatten, dicken Kopf haben, breit zwischen den Ohren sind, mit stark entwickeltem Organ des Zerstörungssinnes, der zwischen und hinter den Ohren seinen Sitz hat, sind giftig; alle deren Kopf und Hals von gleicher Dicke ist, wie bei der Prairieschlange und Gartenschlange, sind unschädlich und man braucht sie nicht zu fürchten.

Von Börne aus, in dessen Umgegend herrliche Eichwälder und schöne Viehzucht, ritt ich 12 Meilen weiter auf hübschen Bergwegen nach Sisterdale, einer im Thal der Guadalupe und des Sister-Creek über fünf Meilen weit zerstreut liegenden Ansiedelung, wo meistens gebildete deutsche Familien wohnen. Ich übernachtete bei einem Farmer N. aus Kurhessen, dessen Farm sehr malerisch auf einem Felsen, 70 Fuß hoch über dem Flusse lag, in herrlichem Eichen- und Cypressen-Wald. Hier fand ich einen kleinen Stamm von seinen sächsischen Schafen, die ein früherer Besitzer Hr. v. B. aus der Provinz Sachsen hierhergebracht. Sie hatten sich sehr wohl hier erhalten, trotzdem daß sie selbst den Winter über in keinen Stall kamen und nur mit Logstämmen eingefenzt waren, doch in geschützter Lage vor den Nordwinden, die hier eine eisige Kälte mit sich bringen. Es waren Böcke davon für 100 Dollars an Amerikaner verkauft worden. Ich machte hier die interessante Bekanntschaft eines früheren preußischen Officiers, jetzt Farmer, Holzfäller u. s. w., der mir als „Grünem" gute Rathschläge gab; er konnte mir das Leben und Treiben in Texas nicht abschreckend genug schildern. Ich fand dann daß er in vielen Punkten sehr recht hatte. Amüsant war die Mittheilung die er mir machte über das Klatschwesen der deutschen Familien hier im Lande. Er versicherte mir: sobald ich den Fuß ans Land gesetzt und den ersten Besuch oder die erste Bekanntschaft in einer respectabeln deutschen Familie gemacht habe, verbreitet sich die Nachricht meiner Ankunft mit telegraphischer Geschwindigkeit über das ganze Land, nach jeder Farm und eine genaue Personalbeschreibung nebst muthmaßlichen Angaben über Zweck und Dauer meines Aufenthalts gehen mir in alle Häuser voraus. Die Speculanten spitzten die Ohren und würden mir Land anbieten, die unverheiratheten Töchter würfen gleichfalls ihre Augen auf den Fremdling und bereiteten sich darauf vor ihn dauernd zu fesseln. Ich harmloser Wanderer hatte nicht geglaubt Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden. Von dem Hessen ritt ich weiter zu den nächsten Häusern von Sisterdale, zu dem Farmer Dr. Kapp aus Minden, einem wissenschaftlich gebildeten und auch als Schriftsteller bekannten Mann, an den ich empfohlen war. Ich blieb hier eine Woche um das Leben der Farmer zu beobachten. Der Aufenthalt behagte mir sehr wohl, denn die Gegend war reizend, die Familie gebildet, das Haus hübsch eingerichtet und die Kost, vaterländisch und ausgezeichnet, war die beste die ich je in Texas genossen. Man verzeihe die häufige Erwähnung des Punktes der Küche; wer aber je in südlichen Ländern gereist ist und ihre schlechte Kost kennt, wo man so oft für theures Geld nur unschmackhaft und schlecht bereitete Gerichte bekommen kann, wird die hohe Bedeutung dieses Punktes und den heilsamen Einfluß einer guten Kost auf Leib und Seele des Reisenden gehörig zu würdigen wissen. Hr. K. ist seit etwa neun Jahren hier, hat eine große Farm von etwa 600 Ackern, 100 Stück Kühe, 20 Ochsen, vier Pferde, etliche Schweine, zwei aus Bruchsteinen gebaute Wohnhäuser, Küchen- und Vorrathshaus, Pferdestall und Gerätheschuppen. Die Wohnhäuser sind reizend auf einer Anhöhe gelegen, von der man weit ins Thal des Sister-Creek hinuntersehen kann auf eine schöne Gruppirung von Berg, Wald und Wiesen. Dr. K. war schon in Deutschland Wasserarzt und hatte hier eine Anstalt eingerichtet mit allem Nöthigen, mit Trinkquellen, Badehaus, Turnapparat ꝛc., aber ein Gewitterregen und das plötzliche Steigen des Sister-Creek in Folge dessen hat ihm sein Badehaus weggerissen, und er treibt die Sache nur noch in geringem Umfang. Es wohnen noch außer ihm sechs deutsche Familien in Sisterdale, die ich fast alle von da aus besuchte, ein früherer Domänenpächter D., ein Rheinländer Doctor, ein Dr. N. u. s. w., immer 1—2 Meilen von einander.

Ich will die Umgebungen und das Leben eines Tages auf K's. Farm schildern, da dieß zugleich für alle andern gilt und den besten Begriff ihrer Zustände gibt. Es wiederholt sich dasselbe mehr oder weniger bei allen. Die beiden Häuser lagen in einer Front auf einer sanft ansteigenden Höhe, vor ihnen die erwähnte freie Aussicht und ein Stück Gartenland mit schönen Pfirsichbäumen, übrigens ungepflegt, da es zu viel Mühe kostet das Unkraut abzuwehren und in der Dürre und Hitze des Sommers dort etwas Grünes zu erhalten. Die Heuschrecken waren so eben erschienen und eifrig damit beschäftigt die unreifen Pfirsiche abzufressen, und die Gemüse und den jungen Mais mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Hinter dem Hause waren die Fenzeinfassungen oder Pens für die Kühe, die hier jede Nacht zubringen, früh ausgetrieben werden, um Tags

Digitized by Google

über ihr Futter im Freien zu suchen und Abends von selbst heimkommen, wo sie dann wie am Morgen gemolken werden; daneben für das Jungvieh eine kleinere Pen und auch eine eigene für die Schweine. Dahinter lag sogleich Wald und Weideland. Der Pferdestall und der Geräthesschuppen unter einem Dache waren nur von Logs oder behauenen Stämmen gebaut, ohne Erd- oder Lehmbewurf. Die Pferde mußte man jede Nacht unter Verschluß bringen wegen der Nähe von streifenden Indianern oder sonstigen Pferdedieben. Ochsen waren bei K. häufig von Indianern gestohlen und geschlachtet worden, die sehr kühn sind in der Unternehmung solcher Raubzüge, Tags über im Walde in Verstecken liegen und nur Nachts auf Beute gehen. Sie schleichen sich so bis in die Nähe von San Antonio hinan. Vor zwei Jahren erschossen sie im Busch den Sohn eines hier wohnenden deutschen Arztes und Farmers, bloß um sich seiner Waffen, Flinte und Revolver zu bemächtigen, auf die sie sehr erpicht sind. Trotz aller Nachforschungen konnte man der Thäter, die man kurz vorher einmal in der Gegend bemerkt, nicht habhaft werden.

Die Felder, mit Weizen, Mais und versuchsweise auch mit Tabak und Baumwolle bestellt, lagen unten am Hause und im Sister-Thale hin und waren gut bearbeitet, wenn auch nicht so sauber als man in Deutschland zu thun gewohnt ist. Die tägliche Lebensweise war folgende: Früh 6 Uhr ward aufgestanden, seitens der Arbeiter und Gehülfen die Pferde gefüttert und geputzt, die Geräthe in Stand gesetzt, um 7 Uhr zum Frühstück geläutet, welches die Familie mit allen Leuten des Hauses zusammen einnahm an einer langen Tafel unter der Verandah des Hauses, es bestand aus Kaffee, Butter, Maisbrod, süßem Milchkäse und geräuchertem Hirschfleisch; dann gieng man an die in Feld, Garten, Haus oder Hof eben vorkommenden Arbeiten. Mittags vor 12 Uhr kamen die Leute herein, halb 1 Uhr ward zu Mittag gegessen, wieder am großen Tische zusammen und dieselben Speisen ziemlich wie früh, doch statt Kaffee Suppe oder dicke Milch und mehr Fleischspeisen dabei. (Fleisch ist überall sehr billig, weil es jeder selbst hat, in Antonio gilt das Pfund Rindfleisch 5 Cents oder 21 Pfennige.) Nach 1 Uhr gieng man wieder an die diversen Arbeiten bis um 6 Uhr, um 7 Uhr ward das Abendessen aufgetragen, aus dicker Milch, Butter, Käse ꝛc. bestehend und den Abend verbrachten wir bei offenen Thüren in Gesellschaft mit Conversation und Lectüre und zuweilen kam Besuch von Nachbarn, der immer gern gesehen war. Dr. K. beschäftigte sich viel mit Correspondenz und wissenschaftlichen Arbeiten und hatte eine hübsche Bibliothek von Deutschland mitgebracht. Ich fand hier Hegels Philosophie, Carus Psyche und Symbolik der menschlichen Gestalt, Reichenbachs odisch-magnetische Briefe u. s. w. Wie selten kam wohl ein Mensch zu ihm, mit dem er über dergleichen Dinge sprechen konnte! Ich bewunderte oft, wie praktisch dieser gelehrte Mann hier geworden war und wie er alle Dinge selber mit anzugreifen verstand. Es wird dieß allerdings auch nothwendig, wenn man so häufig selbst für hohes Geld keine Arbeiter bekommen kann und sie einen aus geringfügigen Ursachen plötzlich verlassen wenn man sie gerade am nöthigsten braucht. Er war sein eigener Schmied, Zimmermann, Maurer, Stellmacher, Brunnengräber und alles mögliche, seine Familie, besonders sein 20jähriger Sohn leisteten ihm überall die besten Dienste. Ohne Familie ist das amerikanische Landleben höchst mühselig, einförmig und traurig; sie muß einem allen anderen Umgang, der in der Regel zu entfernt ist, wesentlich ersetzen. Man muß eben hier auf dem Lande so viel als möglich sich selbst genügen, sich selbst zu helfen wissen und von andern unabhängig zu machen suchen. Das Verhältniß mit den Arbeitern und Dienstleuten ist der kitzliche Punkt in ganz Amerika und will sehr geschickt und subtil behandelt seyn. Der Nachbar K's, Hr. Degener, früher Domänenpächter in Deutschland und an andere Verhältnisse gewöhnt, hatte nicht mit den Leuten an einem Tische essen wollen, sondern allein mit seiner Frau und Familie, wenn er ihnen auch dieselben Speisen gab, und hatte deßhalb gar keine Leute bekommen oder beständigen Verdruß mit ihnen gehabt, bis er sich der allgemeinen Sitte fügte. Das erhöhte Selbstbewußtseyn der Dienenden duldet keine derartigen Schranken, sie halten sie für eine Mißachtung ihrer Person, ihrer Arbeitskraft und wollen überhaupt äußerlich fast dieselbe Stellung einnehmen wie ihre Dienstgeber. Wer dergleichen nicht liebt, der bleibe fern von Amerika.

Von der Einträglichkeit des dortigen Landbaues konnte ich mich nicht überzeugen und bekam davon keine hohen Begriffe. Die Schwierigkeiten liegen im Mangel an den nöthigen Arbeitskräften, in den hohen Löhnen, pro Tag ¾ bis 1 Dollar, und jedem Knecht monatlich wenigstens 15 Dollars, und drittens in dem geringen Preise der Producte und der Schwierigkeit sie zu verwerthen, bei der Entfernung von einer Stadt oder einem Marktplatz. Man nimmt an daß ein Mann und ein Joch Ochsen nicht mehr als 25 Acker Mais bestellen können (pflanzen, behäufeln und einernten); da nun selten mehr als zwei oder drei Arbeiter auf der Farm oder in der Familie sind, so bestellen die meisten Farmer auch nur etwa 50—70 Acker, alles übrige bleibt liegen als Weide für das Vieh und der Wald liefert ihnen das nöthige Brennholz, aber beide gewähren ihnen keinerlei baare Einnahme.

Die Viehzucht ist die Hauptsache bei der dortigen Landwirthschaft, und da häufig vom April bis November sehr wenig oder kein Tropfen Regen fällt, wie es in den letzten zwei Jahren geschehen ist, so gehen oft die Ernten von Mais, Weizen und allem andern völlig zu Grund. Das Gras auf der Prairie verbrennt und das Vieh muß seinen Unterhalt oft weit ab, in den schattigeren und gebirgigeren Districten suchen um sein Leben zu fristen. Den Beweis daß dieß nicht immer möglich ist, liefern die zahlreichen Ochsenschädel, die man auf der Prairie bleichen sieht. Die Farmer hatten in den beiden letzten Jahren oft ihr Brodkorn nicht gebaut und wären rein verhungert, wenn sie nicht wenigstens von den Producten ihrer Viehzucht hätten leben können. K. und andere Farmer waren eben beschäftigt Wässerungsgräben anzulegen für ihre Felder um diesem Mangel etwas abzuhelfen, und konnten nicht genug rühmen wie herrlich bei Regen alles wüchse. Aber was helfen auch die Gräben, wenn es eben

Digitized by Google

nicht regnet und kein Waſſer zu ihrer Füllung gibt? Man ſagt zwar, die Viehzucht rentire ſich mit 33 Proc., der Beſtand verdopple, verdreifache ſich binnen wenigen Jahren; aber im Lande ſelbſt gelten das Vieh und ſeine Producte zu wenig, und wenn bei Antonio ein guter Schlachtochſe nur mit 10 Dollars bezahlt wird, in Indianola mit 15, in New-Orleans bis 30 Dollars, wobei aber auch die Transportkoſten noch zu tragen ſind, ſo kommt doch immer ſehr wenig dabei heraus, wenn die Sache nicht gleich im Großen betrieben wird, und muß man fremde Leute dazu verwenden und bezahlen, ſo zehrt dieß den Gewinn beinahe völlig auf. Der Viehhändler profitirt viel mehr als der Farmer von jener Preisdifferenz, treibt aber auch das Vieh ſelbſt mit ſeinen Leuten und übernimmt alles Riſico dabei und alle Unannehmlichkeiten dieſer Lebensart. Lohnender iſt der Transport in größern Heerden nach den Staaten auf dem Landweg durch Oſttexas, Arkanſas, Miſſouri und Illinois, mit dem ſich beſonders Amerikaner abgeben und dazu häufig in Compagnie treten. Sie treiben viele Hunderte und Tauſende, oft 2—3000 Stück, im Ausgang Winters fort nach jenen Staaten, finden überall Futter auf der Prairie, ſo daß ihnen dieſes ſelbſt nichts koſtet, bis Saint-Louis oder Chicago, eine Entfernung von etwa 2000 engl. Meilen, wozu ſie 5—6 Monate Zeit gebrauchen und verkaufen dort ihre Heerden mit bedeutenden Nutzen, etwa 30—35 Doll. pro Stück. So machen ſie auf einer einzigen Reiſe oft ſehr große Gewinne. Vom Weſten aus wird dieſes Vieh dann noch häufig auf den Eiſenbahnen nach dem Oſten geſendet, und nicht ſelten findet man auf dem Markt von New-York einige hundert Stück Texasvieh. Mit Schafzucht wäre für den Farmer eher ein Gewinn zu machen, da ihr Product leichter iſt und ſich mit weniger Koſten transportiren läßt. Die Anſchaffung eines Stammes aber, der Bau einer Stallung und die Herbeiziehung erfahrner Hirten erfordert, um die Sache nur einigermaßen in einem größern Maßſtabe zu treiben, wenigſtens 3000 Doll., und ſo viel Geld beſitzen ſehr wenige Farmer in Texas. Die Amerikaner legen ſich lieber auf den Plantagenbau und die Sklavenwirthſchaft, und werden jetzt erſt aufmerkſam auf die Wichtigkeit der Wollproduction. Großer Fleiß und Betriebſamkeit exiſtiren hier überhaupt nicht, wo dem Menſchen ſo leicht alles zuwächst was zum erſten Lebensbedarf gehört, wo Fleiſch, Früchte und andere Lebensmittel ſo häufig und billig ſind (und das milde, gleichmäßige Klima mehr erſchlaffend auf Geiſt und Körper wirkt). Das Klima hier bei Siſterdale wie in ganz Weſttexas, beſonders im nördlichen Theil iſt ſehr geſund und angenehm wegen der gebirgigen Lage und der Sommers beſtändig wehenden, erfriſchenden Seewinde vom Golf her. Der durchſchnittliche Thermometerſtand im Sommer iſt 80° F. (21⅓° R.). Vom November bis Februar ſind theils ſehr warme und ſchwüle Tage, theils fällt Regen und gleich darauf herrſchen die heftigen, kalten Nordwinde, vor deren Gewalt man ſich kaum zu ſchützen vermag, und die ſich bis ins Innere der Häuſer ſehr unangenehm bemerklich machen. Anfangs März tritt der Frühling ein und geht ſchnell in den Sommer über. Vom Juli an verbrennt meiſtens das Gras auf der Prairie, und das Laub mehrerer Baumarten vertauſcht die ſchöne grüne Farbe mit einem häßlichen Braungelb. Die Lebenseiche behält ihr mattes, dunkles Grün das ganze Jahr.

Der Preis des Landes in Weſttexas im großen iſt noch ſehr billig, von ½ Dollar an bis 1 Dollar und mehr pro Acker; für Culturland werden wenigſtens 5—6 Dollars gegeben, in den deutſchen Anſiedlungen bei Antonio, Braunfels ꝛc. Die Farmer werden in der Regel bei vieler und harter Arbeit nach 10 oder 20 Jahren wohlhabend und gewinnen ihr gutes Auskommen; aber von Reichwerden durch die Farmerei allein iſt hier wie in der ganzen Union gar nicht die Rede. Es kommen in Amerika viel mehr Zufälle und geheime Feinde der Landwirthſchaft vor als in Deutſchland, die noch ganz zuletzt die Ernte verderben und allen Gewinn zu nichte machen. In Texas ſind es der Mangel an Regen und die Heuſchrecken — die den Farmer oft zwingen 2—3mal zu beſtellen — im Norden und Weſten der Union ſind es die ſtarken, klimatiſchen Wechſel, die heftigen Regen und Winde, und eine Legion läſtiger Inſecten und Vögel, die man nicht abwehren kann. Reich werden nur die welche glücklich mit Land ſpeculiren oder die eine Gaſtwirthſchaft und ein Boardinghaus für Reiſende an beſuchten Straßen damit verbinden und ſich das Talent des Amerikaners aneignen ihr Geſchäft rein als Handelsmann zu betreiben, alles ſelbſt zu Markte zu bringen und zu verkaufen.

Was die politiſche Stellung der Deutſchen in Texas überhaupt betrifft, ſo ſind die einzelnen Gebildeten, und jeder der Geld erworben hat, von den Amerikanern wohl geachtet; aber beide Nationalitäten halten ſich immer entfernt von einander, betrachten ſich mit einer gewiſſen Antipathie, beſonders die Sklavenhalter blicken mit ungünſtigen Augen auf die Deutſchen, da ſie ſich öfter gegen Sklaverei ausgeſprochen haben. Als Maſſe haben die Deutſchen noch ſehr wenig Geltung, und die Amerikaner ſind ſorgfältig darauf bedacht die Counties immer ſo zurechtzuſchneiden und umzuändern, daß ſich kein deutſches Uebergewicht irgendwo bilden kann und ſie bei allen wichtigen Wahlen die Majorität für ſich haben.

Außer Hrn. K. beſuchte ich noch die Farmen des Hrn. Degener, früher Pächter in Deſſau, der nichts weniger als zufrieden war mit den hieſigen Verhältniſſen, doch mit Humor die Beſchränktheiten ſeiner Lage trug — die Brücke zum Vaterland war ja einmal abgebrochen — ferner den Hrn. Dröſſel vom Rheingau, einen ſehr freundlichen, gefälligen Mann, der mich auch die Annehmlichkeiten des amerikaniſchen Camplebens koſten ließ. Es waren vier Amerikaner zu denen wir ritten, die einen Platz im Wald urbar machen und ein Blockhaus bauen wollten. Sie hatten die Gegend wegen der guten Jagd gewählt. Sie führten einen langen Dockwagen mit Kiſſen, Lebensmitteln und den nöthigen Geräthen mit, ſchliefen in Decken unter einem Zelt und waren mit Baumfällen, Graben und Pflügen und Anlage eines Waſſerſchutzes zur Bewäſſerung beſchäftigt. Das Eſſen ward im Freien gekocht und unter den Bäumen eingenommen, auf einem auf der Erde ausgebreiteten Tuch, und dabei ſaßen wir mit untergeſchlagenen Beinen nach türkiſcher Weiſe oder lagen lang ausgeſtreckt, was ich beides

Digitized by Google

sehr unbequem fand. Die Gerichte waren wahrhaft primitiv und von spartanischer Einfachheit, Kaffee ohne Milch und Zucker, ein Maisbrei, der sogenannte Mojoh, nur mit Wasser und ohne Butter gekocht, Pfannkuchen zäh und hart wie Leder und trockenes Maisbrod, wozu aber mein kundiger Begleiter einen Buttertopf mitgebracht hatte, dessen Inhalt mit reißender Schnelligkeit verschwand. Ich muß gestehen daß mich nach dieser Probe nicht weiter gelüstete das Campleben länger mitzumachen — in passender Gesellschaft mag es für einige Zeit Interesse gewähren, aber man bekommt es doch sehr bald satt. — Ungern verließ ich den Ort wo ich so freundliche Aufnahme gefunden, und ritt von Sisterdale weiter nach Friedrichsburg, einer 40 Meilen von Antonio nördlich liegenden Stadt von 3000 Einwohnern, mit ihren breiten Straßen, kleinen Häusern und dem vielen unbebauten Land dazwischen wie ein großes Dorf aussehend, auf einem Kalkplateau liegend und von tafelförmigen Bergen umschlossen, mit schönen Eichwaldungen ringsherum. Eine malerische Aussicht über Stadt und Umgegend bietet der nahe Kreuzberg. Einige Kaufleute und Gastwirthe haben sich hübsches Vermögen erworben durch Uebernahme der Lieferungen für die Verproviantirung der nördlich gelegenen Forts, mit denen von hier aus ziemlicher Handel getrieben wird. Die Indianer bringen Pelze, Häute und Wild dorthin, und empfangen dafür Pulver, Waffen und Branntwein. Der Ort fesselte mich nicht lange, ich ritt nach den Farmen am Pedernales-Fluß, südwestlich, wo ich den Maler Lungwitz besuchte, den ich in Antonio getroffen und der hier nebst Familie auf dem Lande wohnt. Er klagte über die letzten trockenen Jahre und über das Angreifende des hiesigen Klima's, man fühle das Alter viel schneller nahen. Die Gewitter im Sommer seyen hier oft furchtbar heftig und stünden Tage lang am Himmel. Eines habe einmal mit geringen Unterbrechungen drei Tage lang gedauert. Sein Wohnsitz lag in einer sehr hübschen, malerischen Flußgegend, und viele deutsche Ansiedlungen befanden sich ringsherum. Den Weg von hier über Campverde und Bandera-City gab ich auf, da ich das Alleinreiten in diesen Waldwildnissen, wo man tagelang keinen Menschen und kein Haus sieht, nur flüchtige Hirsche und weidendes Vieh ziemlich satt bekam; man findet dafür keine Entschädigung in dem Gebirgs- und Vegetationscharakter, der einförmig ist und immer derselbe bleibt; auch hatte ich mich ein paarmal schon sehr unangenehm verirrt, trotz Compaß und Wegbeschreibung. Ich ritt von L's Farm nach Comfort, einem neu angelegten Städtchen von etwa 30 Häusern, mit zwei Sägemühlen, das in recht freundlicher und fruchtbarer Gegend gelegen ist, aber wenig vorwärts schreitet, wie die meisten dieser neuen, kleinen Städte, wegen der letzten schlechten Jahre, die dem Gedeihen des ganzen Landes schadeten, und wegen des Mangels an Capitalien, der sich in Texas sehr fühlbar macht.

In Antonio gibt man monatlich 2—3 Proc. Zinsen für kleinere Capitale, und viele Leute leben dort bloß von solchen Geschäften, die sie mit dem Ausleihen derselben machen. Ich traf hier wieder jenen früheren preuß. Officier, der dort Haus- und Grundbesitzer ist und mit philosophischem Humor seine keineswegs glänzende Lage ertrug. Von Comfort ritt ich durch öde Waldregion nach Leone Spring und nach Antonio zurück über Antonio Spring zu den Quellen des gleichnamigen Flusses, einem sehr malerischen und poetischen Ort. Unter prachtvollen hohen Bäumen kommen einige starke Quellen zu Tage, die ein kleines Labyrinth von Wasser- und Buschlandschaft bilden. Die eine davon ist prächtig klar und tief, mit vielen Algen und andern Wasserpflanzen, und so rein daß man jedes Steinchen auf dem Grunde sieht. Spät Abends erreichte ich Antonio und rüstete mich nach kurzer Ruhe zu einem neuen Ausfluge, wovon im nächsten Briefe mehr.

Annalekten aus Palästina.

Von Dr. Titus Tobler.

1. Abu Ghosch.

(Fortsetzung.)

Was die 1846 gefänglich eingezogenen Mitglieder der Familie Abu Ghosch betrifft, so meldete man daß eines in der Verbannung starb, ein anderes 1852 als landesverwiesen in Bosnien und dann in Konstantinopel lebte, und ein drittes am 26 Mai 1851 in die Heimath zurückkehrte aus dem Exil zu Widdin und Konstantinopel. Es waren Emilio Dandolo und Lodovico Trotti, welche gerade den Zurückkehrenden auf dem Wege von Latrun nach Kariet el-Aneb trafen. Zuerst ruft der Dolmetscher, obwohl ein maronitischer Christ: Ia ennebi (o Prophet), als man nach einer Wendung der Straße in gestrecktem Galopp und in Staubwolken gehüllt einen Trupp Reiter heransprengen sieht. Die weißen Burnus, welche auf ihren Schultern flattern, die langen Flinten, welche schief über dem Rücken hängen, und mehr als das, die gebräunten und wilden Gesichter lassen die zaghaften Franken den Beduinen erkennen. In einem Gedankenflug sind sie ihm nahe, umringt, begafft mit scheeler Neugierde. Einer der Späher, der Schlimmes ahnen läßt, zeichnet sich vor den andern aus; ein aufgetrennter europäischer Ueberrock kleidet ihn schwerfällig, ein großer Regenschirm schützt ihn vor der Sonne; zwei Fußgänger halten auf jeder Seite den Zügel des sehr schönen Rosses, während ein dritter die lange Tabakpfeife (Dschibuk) stützt. Es ist Abu Ghosch, der eben aus dem Gefängniß frei geworden, von Konstantinopel herkommt, begleitet von den angesehensten Männern seines Stammes, die ihm entgegen gezogen sind, um ihn ins Heimathdorf festlich zu begleiten. In etwas gedrückter Stimmung nähern sich die Franken dem Schech, der unter dem zerrissenem Schirm und mit angenommenem Lächeln sich spreizt. Als er zum Zeichen des Grußes die Hand auf die Brust legt, beglückwünschen ihn die Italiener wegen der gesegneten Rückkehr in seine Heimath und zu seiner Macht. Er sieht sie für Engländer an, obschon sie sich Italiener nennen, und die improvisirten Engländer fassen nach und nach

Digitized by Google

mehr und zuletzt volles Vertrauen, als der Schech die Pfeife aus dem Mund nimmt und mit eigner Hand sie ihnen anbietet; denn der Dolmetscher lispelt: Gott sey gelobt, wer die Pfeife eines Arabers raucht, hat nichts mehr zu befürchten. Abu Ghosch betrachtet es als einen Triumph daß Franken oder Engländer an seiner Seite einherreiten. Der Zug setzt sich aufs neue in Bewegung ohne Ordnung, unter dem betäubenden Lärm Frohlockender und Schießender. Reiter streifen, um das Oberhaupt zu feiern, über die Berggipfel und schwingen sich in Carriere hinab durch die Felsschluchten, setzen über steile Abstürze und über Steinblöcke, indem sie einander im Wettkampf verfolgen und in der größten Unordnung die verwegensten Reiterkünste ausführen, vor welchen sich selbst das kühnste Mitglied des Jockey-Club entsetzen könnte. Ueberaus schön ist es zu sehen wie Reiter mit rasendem Ungestüm einem Abgrund entgegen oder einen Bergabhang hinabrennen, und wie ein paar Schritte vom Absturz oder vom Felsen, wenn wegen der Schnelligkeit des Laufes jede Rettung unmöglich scheint, das Pferd nach einem Zug am Gebiß gleich auf steifen Beinen unbeweglich stille steht mit schnaubenden Nüstern und feurigen Augen. Ohne sich inmitten solcher Spiele Ruhe zu gönnen, bewegt sich in einer Wolke von Staub und Rauch der Zug schnell vorwärts, bald die Einbuchtungen eines Engthales umkreisend, bald auf eine Steilhöhe sich hinaufwindend. Wo etwa ein ärmliches Dorf zwischen den Felsen hervorguckt, von da drängen sich alle Bewohner längs an den Weg, die Männer zu Pferd mit einem Schießgewehr in der Hand, die Weiber etwas weiter weg und verschleiert, ohne Unterlaß das Freudengeschrei ähnlich dem anhaltenden Kichern oder dem Gesang des sich brüstenden Truthahns erhebend. Drei Stunden dauert der Marsch, und eine halbe Stunde vom Dorf erblickt man einen Aufzug größtentheils von Frauen; ihnen voran drei Derwisch, welche hohe Standarten von bunter Seide und mit religiösen Denksprüchen tragen; darauf einige Possenreißer und Zauberer, nackt bis an die Lenden, mit einem Stoßdegen in der Hand, unermüdlich in ihren plumpen Tänzen und Gebärden; Paukenschläger und Schalmeipfeifer, und eine lange Reihe verhüllter und helljauchzender Weiber bilden den Schweif des Zuges. Beim Herannahen des Schech neigen sich die Fahnen, die Tänzer verdoppeln ihre Sprünge, die Musikanten den Wirrwarr der Töne, die Frauen ihr Geschrei, die Reiter ihre Schüsse — es ist ein betäubender Höllenlärm. Inzwischen läßt der Schech, leidenlos unter dem Schirm, von den Herbeikommenden sich die Hand küssen, und lächelt wohlwollend der Menge zu, welche, weiter ziehend hinter den Fahnen, den Handpauken und Possenreißern, endlich den feierlichen Einzug in den Wohnort des Abu Ghosch hält. Als die Franken wahrnehmen daß die Aeltesten des Stammes unter einem riesigen Oelbaume zu einer Berathung sich versammeln, setzen sie ohne weiters eilig die Reise fort; allein gar bald werden sie mit einer Einladung im Namen des Schech von einem Araber zurückgeholt, und bei der Rückkehr verwandelt sich der Rath in ein Bankett. Abu Ghosch sitzt allein auf einem Teppich; ihn umgibt wie eine Krone eine Schaar Greise, die, auf dem Boden sitzend, der wichtigen Sorge pflegen Kaffee zu schlürfen. Die Franken nehmen den Ehrenplatz neben dem Schech ein, der ihnen die Auszeichnung zu Theil werden läßt daß er mit den Händen in ihre Schüssel langt und von ihren Bissen ißt. Hart getrocknete, halb zerknickte und bestaubte Trauben, saure Milch, Honig und Butter bilden das leckere Mahl; ungeheure Stöße von ungesäuertem Brod richten ihre Einladung an die Tischgenossen, von denen jeder, indem er nichts als die Hände bereit hat, das Brod oder die Finger jetzt in die Milch, dann in den Honig und darauf in die Butter tunkt: ein schweigsames Geschäft außer dem der Hände, Nägel und Kinnladen, welches dem starken Appetit dieser Bergbewohner Ehre macht. Der Schech wurde gegen die Franken allmählich gesprächiger; das Exil in Widdin oder Konstantinopel glättete etwas sein rauhes Wesen. Erst als der Tag weiter vorgerückt war, gelang es vom höflichen Räuber Abschied zu nehmen, und die Pilger wurden froh gestimmt als sie das Nest von Weglagerern am Rücken hatten, und mit freiem Willen ihrem Ziel entgegenwandeln konnten.

Das kräftige Einschreiten der Regierung wurde übrigens von den Stammesgenossen schlecht aufgenommen; im Frühling 1847 hatten diese sogar die Verwegenheit bis Jerusalem vorzudringen und zwei Pferde des Pascha zu erbeuten. 1852 war die Familie sehr zahlreich; man schätzte damals die männlichen Mitglieder auf etwa 60 bis 70. [1]

Zum Glück für Reisende und Pilgrime existirt das Raubnest nicht mehr. 1857 zog ich dreimal durch Abu Ghosch, ohne mich in irgendeiner Weise unsicher zu fühlen, und ohne daß mir Leid geschah. Die Consulate in Jerusalem, die, wenn man das Geschichtliche aus dem 15ten, 17ten und 18ten Jahrhundert nicht anschlägt, erst neuern Ursprungs sind, würden auf der Stelle die wirksamsten Maßregeln nehmen, wenn in Kariet el-Aneb die Besteurungen und Erpressungen wiederum beginnen sollten, wozu es an Lust der reactionären Familie Abu Ghosch ohne Zweifel nicht fehlen würde. Die Zeit ist anders geworden, und die alte Zeit kehrt wohl nie zurück.

Haben wir manches zerrissene, trübe Bild von Kariet el-Aneb, das, mutatis mutandis, viel Ortschaften des Morgenlandes darböten, aufgerollt, so wollen wir unseren Skizzen eine etwas currentere, die Reise von Jerusalem nach Jafa umfassende, beinahe tragisch-komische Erzählung anreihen. Wer erwartet daß wir der honorigen Gesellschaft von Minoriten und ihren Freunden uns anschließen? Doch wir führen den treuherzigen Verfasser der Pensieri e riflessioni di un pellegrino sulla Terra Santa e su Roma ossia pregi della Terra Santa, e la vigilia di S. Pietro in Roma contem-

[1] Gedruckte Quellen, aus denen ich bisher schöpfte, sind: Seetzen, Reisen 2, 65, 391. Chateaubriand, Itinéraire 2, 133, 144. Daldini, Viaggio e Visita di Terra Santa 107, 110. Buckingham, Reisen 1, 128 f. Scholz, Reise 259 ff. Brocchi, Viaggi 3, 443. F. C. Ewald, Journal of missionary Labours 34 sq., 259, 261 sq. Cassini da Perinaldo, la Terra Santa 1, 206 sqq. Dandolo, Viaggio 374 sqq. Bassi, Pellegrinaggio 2, 252 sqq. Robinson, Later Biblical Reserarches 157. K. Ritter, Erdkunde 16, 1, 547 f. Zu vgl. auch van Senden, het Heilige Land 2, 66 sq.

Digitized by Google

plata dalla torre del Campidoglio nel 1856 (Roma 1856), redend ein. Es war der Pater Bernardino da Montefranco, Custos des hl. Landes, welcher nach neunjährigem Vorstand die Stadt des Kreuzes vielleicht auf immer verließ und nach Rom verreiste, um dem Generalcapitel des Franziskanerordens beizuwohnen, welches in jener Hauptstadt der römisch-katholischen Welt am Vorabende des bevorstehenden Pfingstfestes (1856) abgehalten werden sollte, nachdem es achtundachtzig Jahre nicht mehr ist einberufen worden. Es war herzzerreißend für den Pater Bernardino, sich von den vaterlosen und bekümmerten Söhnen zu trennen. Der Graf Pizzamano, österreichischer Consul von Jerusalem, beehrte den Scheidenden mit dem Geleite bis zum Hafen von Jafa, und mit ihm kamen der Kanzler und die Janitscharen des Consulates. Die gleiche Ehre erwies ihm der spanische Viceconsul von Jafa. Auch gesellten sich zu ihnen andere angesehene Herren, und besondere Erwähnung verdienen Juhanna Bei, Fürst von Cilicien, Pietro Galli, Doctor der Medicin, und der Architekt Endlicher, der Erbauer des österreichischen Pilgerhauses, welches dem deutschen Namen in diesen Gegenden neuen Glanz verleihen soll. Außerdem gab es eine sehr große Zahl von eingebornen römisch-katholischen Christen, die sich dem Zuge anschlossen. Es war ein Schauspiel der Bewunderung; die Leute drängten sich um den Pater Custos, man hörte hundert Stimmen, welche glückliche Reise und Rückkehr wünschten. Die Witterung gestaltete sich aber nicht sehr günstig. Zuerst ein dichter Nebel, dann ein heftiger Wind, welcher die Zweige der wenigen Sträucher verschüttelte, und hin und wieder ein ganz leichter Regen, — alles das ließ die Wanderer unschlüssig, ob sie die Reise fortsetzen oder wieder zurückkehren sollen; allein das österreichische Dampfschiff auf dem man nach Aegypten zu fahren sich vorgenommen, wurde auf den folgenden Tag in Jafa erwartet, und gestattete keinen Aufschub. Mit quälenden Gefühlen gelangten wir zum Orte Skopos (?), wo man Jerusalem aus den Augen verliert. Hier nahmen wir noch den letzten Abschied von Jerusalem, Abschied auch von einem Theile des Geleites, das auf achtzehn Personen zusammenschmolz. Die inständigsten Bitten vermochten nicht jene Herren von ihrem Vorhaben abwendig zu machen. Alle sahen einer sehr schlimmen Reise entgegen. Und wirklich als wir in das Terebinthenthal (Thal von Bet Hanina her) hinabgelangt und im Begriff waren, auf der andern Seite den Berg hinanzusteigen, ergoß sich auf uns plötzlich ein so ausgiebiger Platzregen daß wir vom Kopfe bis zu den Füßen völlig überschwemmt wurden. Die Trümmer des Castells von Modin (Soba), die sich zu unserer Linken erhoben, hatten ganz den Reiz der Täuschung verloren und die Ueberreste der Kirche von S. Jeremias, welche unter dem Dorfe des Abu Ghosch hervorzutreten begannen, luden nicht mehr mit der alten Gastlichkeit ein. Schon waren drei Stunden Weges zurückgelegt und noch fehlten sechs, um Ramleh zu erreichen, wo wir an diesem Tage Halt zu machen beabsichtigten. Auf der ganzen Straße begegnete uns kein Ort, welcher die Bequemlichkeit zum Unterstehen darbot; das Wasser, welches auf allen Seiten kleine Rinnen bildete, war bis auf die Haut gedrungen; der Himmel überzogen mit schwarzen Wolken, die gleich den Wogen der aufgeregten See sich aufeinander wälzten, und mit einem furchtbaren Sturme drohten. Mitten im Drange der Umstände sprach der Pater Custos: „Ich besitze an Abu Ghosch einen Freund. Wollen wir hingehen, ihn zu belästigen?“ Alle waren seiner Meinung und wir stiegen ab am Thore der Burg des Dorfhäuptlings.

Der Familie Abu Ghosch gelang es die Herrschaft über die Berge an sich zu ziehen, und selbst die Regierung in Unterwürfigkeit zu erhalten. Dieselbe besteht schon seit mehreren Jahrhunderten (?), und ihr Name erfüllte das Herz aller Pilger, welche die Reisebeschreibungen ihrer Vorgänger lasen, mit Schrecken. Bekannt sind die Quälereien aller Art, welchen die Reisenden in diesem Dorfe unterworfen waren; alle wissen daß den Passanten ein Tribut auferlegt wurde; ein Jeder erinnert sich daß von diesem Volke nicht wenige beraubt wurden, und nunmehr ist der Ofen von Abu Ghosch zum Sprüchworte geworden, der allezeit offen stand, um die Mönche des hl. Landes hineinzuwerfen, auf daß durch diese wunderliche List ihre Brüder genöthigt würden die Befreiung mit Gold zu erkaufen. Es wird genügen im Gedächtnisse aufzufrischen daß die Franziskaner, um nicht das Leben und die Almosen die man ihnen aus dem christlichen Abendlande schickte, der Gefahr auszusetzen, und um nicht fort und fort sich übertriebene Erpressungen gefallen lassen zu müssen, es der Klugheit angemessen fanden mit dem Räuberhauptmanne einen Vertrag einzugehen, und demnach einen jährlichen Tribut zu bezahlen, unter der Bedingung daß er ihnen bei der Durchreise über sein Gebiet Sicherheit der Person und des Eigenthums gewähre. Dieses Auskunftsmittel zeigte sich in Wahrheit als so wirksam, daß die Franziskaner von da an (oder wenigstens in der spätern Zeit) von den dem Häuptling ergebenen Räubern ganz ungeschoren wegkamen und derselbe trug überdieß den Titel: Freund des hl. Landes davon.

Also gedrängt von der schlimmen Witterung giengen wir an der Thüre dieses alten Freundes der Franziskaner zu pochen und seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Abu Ghosch hielt sich dadurch für hoch geehrt, und nach unserem Empfange waren seine ersten Worte daß wir in unserem Hause wären, und daß wir als Hausherren über alles was da sich fände, verfügen könnten. Man bediente uns dann mit Pfeife und Kaffee, was bei den Arabern eine unerläßliche Höflichkeitssache ist; im Diwan seiner Frauen, wohin er uns führte, nachdem sie sich in ein anderes Zimmer zurückgezogen hatten, rüstete man ein großes Kohlenbecken zu, und der Gastfreund setzte sich sodann in unsere Mitte und knüpfte über die Landesangelegenheiten die leutseligste Unterhaltung an, während alle seine Söhne sich es angelegen seyn ließen, die Honneurs des Hauses zu machen.

Unterdessen kam die Stunde des Mittags, und da wir das Bedürfniß fühlten, uns mit Speisen zu erquicken, so schickten wir uns an, den geringen Mundvorrath für unsere Wanderung aus den Reisesäcken hervorzulangen, und wir luden unsern Gastfreund ein, uns mit seiner Theilnahme zu beehren. Seinerseits ließ er alsbald inmitten des Diwans den

Digitized by Google

Tisch bereiten; es war dieser eine Kupferplatte, die auf einem kleinen, etwa einen Fuß hohen Schragen gestellt wurde. So war denn unser patriarchalisches Mittagmahl hergerichtet. Zwei Diener standen um uns her, um sogleich auf Verlangen Wasser zu credenzen, und um überhaupt die Befehle abzuwarten, wenn uns irgend etwas hätte mangeln können. Der Hausherr gieng und kam, je nachdem die Obliegenheiten eines überaus zuvorkommenden Gastwirthes es erheischten, und nur mit Mühe brachten wir es dahin, daß er sich an unsern Tisch setzte.

Nach der leiblichen Erquickung handelte es sich darum, ob wir die Wanderung fortsetzen oder bei Abu Ghosch über Nacht bleiben sollen. Der Himmel war immer und allenthalben mit Wolken bedeckt; unaufhaltsam fiel der Regen an einem fort; oft durchzuckten die Blitze das Luftmeer und gewaltig rollte der Donner; bereits war die Zeit so weit vorgerückt daß man nicht hoffen durfte, vor Einbruch der Nacht in Ramleh einzutreffen; die Straßen, ohnehin sehr schlecht, waren es um so mehr nach dem Platzregen, welcher mit der Erde sogar Kieselsteine über die steilsten Hänge hinabschwemmte, auch waren nicht alle unsere Pferde so stark daß wir uns versprechen konnten, quer über die Ebene von Saron zu reiten, ohne daß etwa eines im Schlamme stecken bliebe. Andererseits stand zu befürchten daß es am morgenden Tage noch schlimmer seyn, und daß man daher nicht zur gehörigen Zeit ankommen würde, um auf dem Dampfschiffe abfahren zu können; auch warf man in die Wagschale den Grund daß man unserm Gastfreunde nicht zu überlästig werden wollte. Nach einer kurzen Beleuchtung der Ansichten nach rechts und links wurde der Entscheid gefaßt daß zehn von unserer Gesellschaft noch am heutigen Tage den Weg bis nach Ramleh verfolgen, und daß sie am künftigen Morgen einen Eilboten nach Jafa senden sollten, in der Zuversicht daß dann die zurückgebliebenen acht zu ihnen stoßen würden. Abu Ghosch wollte freilich daß wir alle bei ihm ausharren sollten; nachdem aber nun einmal seinen Wünschen nicht gänzlich entsprochen ward, verabschiedete er jene welche zur Weiterreise aufbrachen, und gab sich sodann alle mögliche Mühe, die übrigen welche sich unter seinem gastlichen Dache befanden, gut zu bewirthen. Da schlachtete er ein fettes Lamm, er ertheilte Befehl zur Bereitung von Pillau und Leben (saurer, geronnener Milch, einem Lieblingsgetränke der Araber), und nie ließ er das Feuer im Diwan ausgehen, wohl viermal reichten uns Bediente den Kaffee, Narghileh und andere Tabakpfeifen wurden für uns stets angezündet, und niemals wich der Hausherr von unserer Seite, außer wenn er weggieng, etwas zu befehlen, damit nach seiner großherzigen Gesinnung uns ja nichts mangle.

Mittlerweile verbreitete sich durch das Dorf die Neuigkeit daß im Hause des Häuptlings fränkische Gäste eingetroffen seyen; alle hervorragendern Männer legten einen Werth darauf, uns die Aufwartung zu machen, und wie man erfuhr daß es unter uns einen Arzt gebe, so führte man dem Doctor Kranke zu, die noch gehen konnten, und bat ihn daß er die Gewogenheit habe, andere selbst zu besuchen. Schön war der Anblick der Dörfler in ihrem wasserdichten Mantel von Ziegenfell, der nachlässig an den Schultern hieng, gleichwie ihn einst die Brüder Josephs tragen mochten, und begierig vernahm man, wie gerade diejenigen welche sonst dem Leben anderer nachgestellt hatten, ihre Leiden auseinander setzten.

Es war dieser Tag ein Tag der Complimente, ein Tag der Unterhaltung, ein Tag des Erstaunens. Erstaunen ergriff uns beim Vergleichen der Vergangenheit mit der Gegenwart, und dann und wann konnten wir uns eines Ausrufes in unserer Sprache nicht erwehren. Wer hätte jemals vorhergesagt, es werde eines Tages dahin kommen, daß der Mann, welcher das Vorbild der Schreckenherrschaft war, in seinem Hause mit so vieler Artigkeit uns empfangen würde? Wer auch hätte es je vorausgesagt, es würde der Volksstamm, welcher auf die Mönche Jagd machte, als wenn sie die Stelle von Wölfen eingenommen hätten, dermaßen gezähmt, daß er den gleichen Mönchen die liebenswürdigste Gewalt anthäte, um sie verbindlich zu machen zum längern Verweilen in dem nämlichen Hause, welches man in verblümter Weise das Ofenhaus nannte? Wer würde sich je vorgestellt haben daß in eben demselben Dorfe, wo einst Franziskaner niedergemetzelt wurden, ihnen der Vorschlag zum Bau eines Klosters unter dem Schutze des furchtbaren Abu Ghosch gemacht würde? Wer würde je gedacht haben daß eben dieser Mann, der als Rädelsführer einer dem Regimente feindseligen Partei mit Ketten beladen nach Konstantinopel geliefert wurde, von da frei gelassen und sogar als Gebieter über die Berge Judäa's mit Ehren eingesetzt würde? Das war der Gegenstand unsers Erstaunens, das bei der Betrachtung wuchs daß, während ein Abu Ghosch in der Galeere von Byzanz seufzte, sein Bruder sich gegenwärtig dem Pater Custos vorstellte und von ihm ein Zeugniß verlangte daß der Gefangene die Mönche nie behelligt, ja daß er sie vielmehr begünstigt habe, welches Zeugniß auch in guten Treuen ausgefertigt wurde, und verhängnißvoller Weise zur Befreiung von der Galeerenstrafe beitrug.

Die Unterhaltung drehte sich darauf vornehmlich um das Regierungssystem unseres Gastfreundes, welcher sein barbarisches Verfahren uns mit solcher Wohlgefälligkeit schilderte, daß mit keiner größern ein Feldherr seine ruhmvollen Thaten hätte ausmalen können. Er erzählte, wie daß er vor nicht langer Zeit drei Räuber hingerichtet habe, welche in einer Höhle auf der That ertappt waren, als sie die Beute einiger griechischen Pilger unter sich theilten. Und als wir ihn frugen, ob er denn die Gewalt über Leben und Tod habe, fiel die Antwort bejahend aus, und er leistete den Beweis überdieß mit der Thatsache daß er eben zwei Tage vorher einen Mann ergriffen, welcher einer Frau Schmach angethan habe, und daß er befahl, man solle vor seinen Augen dem Uebelthäter mit einem Rasirmesser den Hals aufschneiden, wobei es einen großen Zusammenlauf von Menschen gab, um das Todesurtheil anzuhören. „Mit der Strenge der Gerechtigkeit", sprach er, „ist es mir geglückt, das Land von den Wegelagerern die es belästigten zu säubern. So handelte Ibrahim Pascha." Als wir hierauf die Frage an ihn richteten, ob er im Dorf eine vollstreckende Hand der Justiz habe, gab er uns

Digitized by Google

zur Antwort daß ihm so viel Hände zu Gebote stehen, als er Freunde besitze, weil er, wenn er Jemand zum Tode verurtheile, nichts weiteres zu thun als zu sagen brauche: Wer mich am meisten lieb hat, macht jenen Menschen nieder. Und so viel genügte daß alle in die Wette liefen, um einen Beweis der Anhänglichkeit zu geben. Unter solchen Umständen werden manchmal selbst Söhne Scharfrichter ihrer Väter.

Von dergleichen Zügen türkischer oder arabischer Gerechtigkeit ließe sich eine hübsche Zahl sammeln und sind sie von der Art daß sie selbst denjenigen Schrecken einjagen würden, in deren Brust kein so gefühlvolles Herz schlägt. Es waren noch nicht viel Monate verstrichen, als ein junger unerfahrener Mensch aus dem Dorfe Bethulia (Bet Tamer), welches in der Nähe von Bethlehem liegt, von der versammelten Dorfbewohnern zum Tode verurtheilt wurde, weil er mit der Hand in den Busen eines jungen Mädchens langte, unter dem Vorgeben daß er es durchsuchen wollte, nur um zu sehen, ob es da Brod habe, mithin ohne weiteres Gelüste. Und wie in diesen Gegenden Blut nach Blut schreit, so wurde, um jeden Schatten von Feindseligkeit in der Familie des Verurtheilten zu zerstreuen und jede Veranlassung zur Feindschaft, welche der Vollstrecker des blutigen Urtheils sich zuziehen könnte, im Keime zu ersticken, der Vater des Delinquenten verpflichtet, der Henker seines Sohnes zu werden. Diesen ließ sofort der Vater an einem unter den Achseln durchgezogenen Strick auf den Boden einer alten Cisterne hinab, schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, und starr vor Entsetzen gab er den Leichnam den Thieren preis daß sie ihre Freßlust befriedigen möchten. Solche und ähnliche Thatsachen, nicht einmal selten in diesen Ländern, selbst unter den Christen, könnten als Stützen der Behauptung daß das Morgenland der Civilisation entbehre, angeführt werden.

Doch wir kehren zu unserer Gesellschaft zurück. Indem wir uns mit derlei Gesprächen unterhielten, kam die Zeit zum Nachtessen, wobei uns die Söhne von Abu Ghosch selbst bedienten, während der Vater uns mit seiner Gesellschaft beehrte. Nicht verlegen übernahm er das Geschäft des Vorreißers (Vorschneider darf man nun einmal nicht sagen), indem er große Stücke Fleisch mit seinen Händen in Bissen zerriß, und damit den Pillau durchspickte, der auch in andern Platten mit Tunke gewöhnlich das Hauptgericht bildete. Schmutz und Fett, welches beim Reißen herausrann, und ihm an den Fingern herabtroff, war für uns Europäer eben kein Mittel, um die Eßlust zu wecken; allein da eine solche Art der Aufwartung uns nicht als etwas Neues befremdete, so bequemten wir alle uns dazu, und keiner schüttelte wählerisch den Kopf. Mir schien aber gleichwohl an den Händen das Blut jenes Unglücklichen herabzutropfen, welcher zwei Tage vorher hingerichtet wurde, und unwillkürlich gemahnte an dieses Menschenopfer das mir näher stehende Schlachtopfer.

Nach dem Abendmahl wurden wir mit warmem Wasser und mit Seife bedient, um die Hände zu waschen und den Mund auszuspülen, worauf man uns wieder Pfeife und Kaffee darreichte. Als wir noch ein halbes Stündchen in Unterhaltung zubrachten, drückten wir den Wunsch aus daß wir uns zur Ruhe begeben möchten, und alsogleich wurden wir allein gelassen, auf daß wir uns nach Belieben einrichteten. Das beste was sich im Hause vorfand, wurde für uns zum Gebrauche hervorgeholt: weiche Matratzen, gesteppte, mit Seide ausgeschlagene Unterlagen, sehr feine Decken von Wolle und Kattun, ganz leichte Kopfkissen, mit einem Worte, das beste Zeug, welches vier Frauen dem Häuptling als Mitgift zubrachten. Alles breiteten wir, wie die morgenländische Sitte es will, auf dem Boden des Divans aus, in welchem wir zu Nacht speisten, und jetzt, ohne uns zu entkleiden, legten wir alle achte uns zur Ruhe nieder. Des Morgens darauf brachen wir, wie wir uns vorgenommen hatten, sehr frühe auf, indem wir den Eindruck der Gastfreundlichkeit Abu Ghosch's im Herzen mitnahmen, aber auch der Pflicht nicht vergaßen, ihm ein der Freigebigkeit einigermaßen entsprechendes Geschenk einzuhändigen.

Eben verkündigten die Mohammedaner von der Spitze der Thürme die Stunde des Mittags, als wir in Ramleh mit den andern Reisegefährten uns vereinigten, welche am vergangenen Abend wohlbehalten, obschon naß wie aus dem Wasser gezogen, angelangt waren. Jetzt aßen alle miteinander zu Mittag, während das Gespräch auf Abu Ghosch fiel, und wir verreisten dann nach dem unweit entfernten Jope. Auf der letzten Strecke vermehrte sich der Zug mit 20 Personen, welche dem Pater Custos durch das Geleit Ehre erweisen wollten, die einen durch Begleitung bis zur Hälfte des Weges, andere bis nach Jafa. Allein hier angekommen, trafen wir das Dampfboot nicht, wie wir erhofften, da ein gewaltiger Sturm, welcher schon seit drei Tagen raste, eine Verspätung verursachte. Diesen Morgen gewahrte man ein kleines Wölkchen hinter dem Karmel, welches alle für Rauch des Feuerschiffes hielten. Wirklich erkannte man denselben bald ziemlich gut, und das Fahrzeug steuerte an der Küste von Cäsarea Palästinä vorüber, so daß es von da in wenig Stunden auf der Rhede von Jafa Anker warf, und noch am gleichen Abend giengen wir an Bord, um nach Alexandrien in Aegypten abzureisen. Das ist auch das letzte was ich über das hl. Land schreibe, zum letztenmal streife ich über die Berge von Samaria und Judäa, und über die Ebenen der Philister und über die wohlriechenden Gärten von Jope, mit tausend angenehmen Erinnerungen im Schatzkästlein meiner Seele, aber im Augenblick der letzten Trennung mit einem spitzigen Stachel im Herzen. Pensieri e riflessioni — so weit deren Verfasser.

(Schluß folgt.)

Die Krisis in Australien.

(Auszug aus einem Privatbrief von Frau Bingmann, geb. Duboc, vom Juni 1861.)

Es geht also toller zu als Ihr's Euch wahrscheinlich vorstellen möget. Und sonderbar genug! In Sydney selbst, wo's eben am tollsten zugeht, meint man, die Colonie sitze mitten

Digitized by Google

in ihrem Honigmonat. Zur Zeit tagt das merkwürdigste Parlament, das hier wenigstens je existirte, etwas in der Melbourne Fashion. Ihr wißt vielleicht daß der obige alte Hombug, an dem seit Jahren hier alles gescheitert ist, die Auflösung des letzten Parlaments zur Folge hatte: die Landsystemfrage nämlich. Bei immer wachsender Kraft der Antisquatterpartei ist nach diesem Sieg nun die lustigste Begriffsverwirrung entstanden. Ihr Feldgeschrei heißt: „free Selection before and after survey," und dieses Unding hat die Bevölkerung — wenn der fanatisirte Haufe noch so heißen kann — völlig außer Rand und Band gebracht. Man hofft mit diesem Sprüchwort die sogenannte Squattocratie mit einem Schlag in ganz Nord-Süd-Wales zu stürzen, und hat in der That vorderhand wenigstens bei den Wahlen fast ausschließlich Anhänger der Free-Selectiomanie durchgebracht. So ziemlich alle gediegenen Kräfte des alten Parlaments sind beseitigt worden, und statt ihrer ist ein Bodensatz zu Tag gekommen, wie er nur in einer so eigenthümlich entstandenen Colonie möglich seyn mochte.

Schon jetzt zeigt sich welch ungeheures Unheil jene Neuerung über das Land bringen wird. Der Markt ist mit Stationen überfüllt; wer sein Schäfchen geschoren hat, macht sich fort und verkauft so gut es geht, und wer noch fortwirthschaftet wie wir (denn auch Queensland fühlt indirect diese Convulsionen), der muß sich gefaßt machen den Sturm auszuhalten.

Und dazu kommen die Rückwirkungen des amerikanischen Krieges und die nachträglichen Schwingungen Eurer heimischen Erdbeben. Es liegt ein entsetzlicher Druck auf allen Geschäften, wahrscheinlich für lange Zeit, wenn auch nur nach der hiesigen ungeduldigen Bedeutung dieses Worts. Vorderhand ist also das längst untergrabene Squattersystem wirklich gestürzt. Nun hatte dieß Land bekanntlich bisher seine eigentlichen Einnahmen diesem System zu danken, die sogenannten Pastoralinteressen flossen aus keiner andern Quelle. Sie tröpfelt nur noch, seit eine Menge Stationen aufgegeben werden mußten, eine Menge Besitzer ruinirt wurden und ihre Arbeiter eine neue Thätigkeit erst wieder suchen.

Etwas anderes, nicht ganz unbedeutendes gesellt sich eben jetzt hinzu. Victoria wird schon seit Jahren mit einer ansteckenden und äußerst gefährlichen Rindviehseuche heimgesucht (pleuropneumonia), diese rückt jetzt auch dem Süden von Neusüd-Wales näher und näher, und hat eine Panik verursacht, welche die Schwierigkeit des Geldmarktes nicht unwesentlich vergrößert.

Alles zusammen genommen stehen die Sachen schlecht genug. Die Banken haben ihre Credite aufs geringste Maß beschränkt, die Stationen sind im Durchschnitt auf die Hälfte ihres Werthes herabgesunken. Wer nicht als reicher Speculant die Geldklemme der Mehrheit ausbeuten mag oder kann, bekommt von dem allgemeinen Druck seinen Theil mit zu tragen.

Das ist übrigens nicht von heute und auch nicht von gestern, nur muß man dem Sitz des Uebels nahe kommen, um den Umfang und die Bedeutung desselben ganz zu würdigen. Wer nicht wie ich aus der Wildniß kommt, hat sich schon in die veränderte Lage der Dinge gefunden und vergaß beinah wie so alles allmählich hereingebrochen ist. Seit zwei Jahren hat sich's mehr und mehr verschlechtert, seit zwei Jahren wird hier in Sydney fast nichts mehr verdient und eine Menge Fallissemente unter Leuten, die für höchst begütert galten, beweisen, wie hohl die ganzen Zustände waren. Das ist man aber gewohnt geworden! Sydney selbst ist ganz so vergnügungsvoll und übermüthig und treibt gerade so viel Luxus wie jemals früher. Aber diese jungen Stutzer haben mit den Thorheiten der Jugend auch ihr elastisches Leben, ihre endlosen Hülfsquellen, und es ist gewiß daß zwischendurch immer wieder einzelne, so schlecht die Zeiten auch sind, rasch Glück machen.

Was unsern District betrifft, so dürfen wir uns immer noch zu den vom Glück begünstigten zählen. Die Interessen der Squatter sind in der Colonie Queensland vollkommen gewahrt, und die großen Reserves welche längs der Flüsse zu Gunsten des Ackerbaues gemacht worden sind, schützen den letztern ohne die Viehzüchter zu beeinträchtigen.

Dabei erweisen sich die Forscherreisen in nördlicher Richtung als von guten Erfolgen gekrönt. Schon ist man im Begriff eine neue Stadt mit gutem Hafen, Port Denison, ungefähr unterm 20sten Grade zu gründen. Fortwährend gehen große Heerden in diese neuen Gegenden, und die oberflächliche Urbarmachung derselben rückt in unglaublicher Schnelligkeit vor. Wie Ihr wißt, ist man in den letzten Jahren auch in das Innere des großen Continents eingedrungen, und Stuart, der berühmteste Explorer, hat die englische Flagge auf den Punkt gepflanzt, den er nach seinen Messungen für den Centralpunkt unseres Festlandes hält. Das Gespenst der großen Wüstenei ist verschwunden, das ganze Innere scheint dem Charakter der Küste ähnlich: herrliches Weideland, hie und da nur von kleinen Salzsteppen unterbrochen. Durch diese Erforschungen wird der Viehzucht ein ungeheures Gebiet eben in dem Augenblick eröffnet, wo ihre alten Sitze untauglich geworden sind, und eine ganze Armee von unternehmenden jungen Leuten geht in die Fußstapfen der ersten Entdecker.

So bleiben wir denn wenigstens in diesem einen wesentlichen Punkt nicht hinter dem Fortschritten der Culturanstrengungen im benachbarten Neu-Seeland zurück. Nach zuverlässigen Nachrichten von dorther kann es ja nicht mehr lange dauern, bis auch jenes schönste Land unter der Sonne der Civilisation völlig geöffnet seyn wird.

Uebrigens à propos der Sonne! Wenn man hier im Norden Australiens einen achtmonatlichen Sommer wie den letzten durchmachte, da verdorrt denn doch „die Sehnsucht nach der Palmenzone," an welcher die europäischen Nordbewohner so lange Zeit zu kränkeln pflegen. Der schöne kurze deutsche Sommer mit seiner niedrig stehenden Sonne und seinen endlos langen Tagen! Und dennoch — welche Wonne auch wieder sogar die Kinder das ganze Jahr über von früh bis spät im Freien haben zu können, während wir arme nordische Gewächse mit Müh und Noth in der Treibhaushitze der Winterstuben aufwuchsen. Jedenfalls erhält ja dieß Zusammen-

Digitized by Google

wachsen mit der Natur uns Auswanderer leidlich mobil. Der kleine Sprung nach Sydney konnte per Dampfboot in sechs Tagen gemacht werden. Um uns einmal wieder etwas auf See durchschütteln zu lassen, giengen wir mit einem Segelschiff. Da hat's denn freilich 21 Tage gekostet, denn wir hatten Sturm und schweres Unwetter. Aber so ist's eine Art Badereise geworden und wir haben uns endlich aufgefrischt.

Durch das Etschthal an den Garda-See im Sommer 1860.

Von P. v. S.

(Schluß.)

Ein hoher viereckiger Thurm aus Quadern mitten in der Stadt, mag wohl eines der ältesten Bauwerke derselben seyn und als Warte gedient haben. Er überragt die Piazza mit ihren alten Häusern, deren manche das Wappen der Scaliger neben dem Löwen der Sforza tragen und mit Arkaden versehen sind. Auch in den engen Seitengassen sieht man altersgraue Bauten mit Loggien und gewölbten Eingängen, welche, palastähnlich angelegt, Handwerkerfamilien beherbergen. Dagegen ist die Pfarrkirche ein neuerer Bau, der kaum über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinausreicht, und wohl auf alten Substructionen ruht. An ihrer südlichen Mauer sieht man zwei Marmortafeln eingefügt von hohem Alterthum, auf denen beiden ein Baum ausgemeißelt ist, an dem zwei Eidechsen hinaufkriechen. Außerhalb des Städtchens an der Straße gegen Arco steht die achteckige Kirche der Inviolata, welche Cardinal Madruccio 1613 durch einen Portugiesen aufführen und reich mit Marmor, Vergoldungen und Malereien schmücken ließ; die Carmeliten, zu deren Kloster sie gehörte, sind längst vertrieben, und diese Gebäude dem Militär eingeräumt.

Durch die periodischen Winde, wovon der eine von Mitternacht bis Mittag bläst und von Norden herkommt, während der ihn ablösende von Süden weht, werden die tiefblauen Wasser des Sees häufig zu Wogen aufgewühlt und die Gluthhitze gemildert, die von einem selten getrübten Himmel strahlt, und neben dem köstlichen Seidenwurme tausend andern Insecten Leben verleiht, welche jede Blüthe umflattern und umschwirren. Monte Brione mit seinem Abhang der Sonne zugewendet, ist besonders der Lieblingsaufenthalt von seltenen beschwingten und kriechenden Thieren. Hier flattert der Apollo, der Podalirius, in ungewohnter Schöne; ganze Schwärme von Cicaden bevölkern Strauch und Gras; unter feuchten Steinen hausen Scorpionenfamilien, die bis in die Wohnungen dringen. Neben den zierlichen Lacerten, welche in Unzahl zwischen den Steinen huschen, kriecht auch manchmal die giftige Viper mit ihrem platten Kopfe, oder schlängelt sich die harmlose Ringelnatter hin.

Aber auch an seltenen Pflanzenbildungen ist diese hoch hinauf mit Oliven bewachsene Trümmermasse, in der Granitblöcke zu Tage kommen, reich; hier sieht man neben dem Kapernstrauch die immergrüne Eiche, den edeln Jasmin, den Sumach, das Eryngium alpinum, dieses Kind der höchsten Gebirge, seine amethystblauen Blüthenkronen entfalten.

Monte Baldo, der mächtigste der umliegenden Berge, ist mit schönen Alpenweiden wie die übrigen Höhen der See zu ohne Baumwuchs, und nur mit niedrigem Gehölz von immergrünen Eichen, wilden Feigen, Rhus cotinus, Spartium junceum, und verschiedenen Ericaceen überzogen, zwischen dem das liebliche Cyclamen europaeum in Fülle hervorsprießt. Aus diesem Thalgrund, wo noch vor wenig Jahren der Verkehr mit der Umgegend meist nur durch die Schifffahrt und Saumpfade vermittelt wurde, führen jetzt Straßenzüge nach den Judicarien und Val di Ledro, welche, auf Kosten der Gemeinden erbaut, sich mit den kühnsten Anlagen dieser Art messen dürfen, und für die betreffenden Gegenden von äußerstem Vortheil sind.

Besonders Val di Ledro, das mit dem See nur durch einen beschwerlichen äußerst steilen Treppenpfad zusammenhieng, auf welchem das Maulthier mühsam unter seiner Last keuchte, ist durch die Straße, die in kühnen Windungen westlich von Riva an den Felshängen hin läuft und gänzlich ausgesprengt werden mußte, erst mit der übrigen Welt in Verbindung gekommen. Auf schwindelnder Höhe angelangt, setzt sich dieser Straßenzug durch das ganze Gebirgsthal fort, bis über den Paß der nach Brescia führt, und andererseits über Storo nach den Judicarien. Hier oben sieht man sich plötzlich in eine Alpenlandschaft versetzt, in ein Hochthal von einem wilden Wasser, dem Abfluß des Ledrosees durchströmt, und von fichtenbewaldeten Höhen umgeben. Mehrere Dörfer liegen an dem See zerstreut, in deren Nähe Getreidefelder der Reife entgegensehen und die Gartenstücke noch da und dort mit Maulbeerbäumen bepflanzt sind; aber die Rebe ist verschwunden oder zieht sich nur in einzelnen Ranken an den geräumigen Häusern hin, die rauchgeschwärzt mit hohen offenen Räumen unter dem mit Steinen beschwerten Schindeldache versehen sind, welche als Scheunen dienen. Der Grasreichthum von den üppigen Matten an den Bergen wird meist als duftiges Heu nach der Lombardei und dem Etschland ausgeführt; auch der Handel mit Holz und Kohlen ernährt die zahlreichen Bewohner dieses Alpenlandes, welche nebenbei als Nagelschmiede emsig sind, wie alle jüngern Männer dieser Hochthäler des Winters auswandern, um sich in den Städten Mittelitaliens ein Stück Geld zu verdienen. Auch eine Magnesiafabrik, welche den sauerstoffhaltigen Kalk der nahen Gebirge benützt, beschäftigt viele Menschen. Auffallend sind die vielen schönen ausdrucksvollen Gesichter, das starke kräftige Wesen der Männer und Frauen hier oben, besonders die Kinder, meist mit blonden Lockenköpfen und dunkeln Augen, wie sie auf tizianischen Bildern als Engel zwischen den Wolken schweben, sind ungemein reizend und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den dunkeln sonnege-

Digitized by Google

bräunten Gestalten, den lacedämonischen Kleinen, auf die das Auge unten in Riva trifft.

Die Abgeschlossenheit, die reinere Lebensluft, der häufigere Milchgenuß mögen wohl viel zu diesem schönen Blute beitragen. Ehedem standen die Bewohner dieses Thales unter ihren umwohnenden Mitmenschen nicht im besten Geruche und besonders die des Ponalo, einer Häusergruppe am Eingange des schon erwähnten Saumpfades, galten in alter Zeit für arge Seeräuber. Als die neue Kunststraße vollendet war, wurde dieser Zugang, den die Scaliger angelegt haben sollen, unnütz, und man trug die wenigen Häuser ab, die jetzt dachlos als malerische Ruinen die Felsschlucht zieren, durch die der Abfluß des Ledrosees in reichem Sturze niederstäubt.

Ein uralter Bogen mit einem wilden Menschenantlitz, dem berüchtigten Lalenkönig zu Basel ähnlich, wölbt sich wie ein Thor zwischen den Felsen von dem tobenden Falle, von dem die verwitterten Stufen des Saumpfades aufwärts führen, zu den Mauertrümmern zwischen rankendem Rebengewirre. Unsern von dieser einzig schönen Stelle, deren Reiz und Abgeschiedenheit unbeschreiblich ist, gegen Riva hin, zeigt sich dicht über dem Spiegel des Sees eine Felshöhle, wo früher ein Einsiedler hauste, dessen Zelle noch durch ein altes Freskobild bezeichnet ist, das ganz verwittert einen Mauerrest verziert. Das zierliche Adianthum capillus veneris hat die einst der Andacht geweihte Stätte überwuchert, die bei jedem Anschwellen der Wasserfläche überfluthet werden muß.

Die Anlage der Straße nach den Judicarien bot von Riva aus keine so großen Schwierigkeiten dar. Sie führt an der Inviolata vorüber nach einer Einsenkung des Gebirges, die von dem Castell von Tenno überragt wird, durch einen Olivenwald allmählich ansteigend. Diese Veste, die älteste des Landes, soll von den Etruskern gegründet seyn; von hohem Alterthum ist auch die Kirche auf einem Bergvorsprung etwas tiefer; dahinten an schattiger Wand zieht sich das malerische Dorf hin, und noch höher zwischen Fichtenwald versteckt liegt ein See, dunkel und unergründlich wie ein Menschenauge, in dessen Nähe etwa 2000′ über dem Meer ein Alpenrosenstrauch in voller Blüthe stand. Bald erweitert sich der Gesichtskreis über einer Hochfläche, die zum Theil versumpft und kahl zwischen den Gebirgen sich ausdehnt und zu den Judicarien gehört, die gegen Norden an Val di Sole, gegen Osten an das Etschland, südlich an das Gebiet des Garda- und des Ledrothals, und westlich an die Gebirge der lombardischen Gränze stoßen. Auch hier findet man vieles Getreideland, etwas Obst und Wein und Seidenzucht, die erst in neuerer Zeit der Familie Lutti ihr Entstehen verdankt. Auffallend ist die Bauart der Dörfer, deren hohe Strohdächer an den Giebelseiten offen ohne Rauchfänge ineinanderhängen wie die Waben eines Bienenstockes, und mit Reisig und Getreide angefüllt sind. Auch hier fehlen wie im Ledrothal die Fensterscheiben gänzlich oder werden durch Papier ersetzt. Des Winters, der in diesen Hochthälern oft sehr kalt und auf Monate sich einstellt, sitzen die Leute deßhalb beständig um die geräumige Feuerstelle, welche etwas erhöht die ganze Breite der Küche einnimmt und mit Bänken ringsum versehen ist. Der Rauch sucht seinen Weg nach Belieben durch die Fensterritzen oder die meist offene Thüre nach der Straße zu.

Entsteht ein Brand, so geht das ganze Dorf mit einemmal in Flammen auf, wie wir uns noch desselben Tages überzeugen konnten, als bei der Fahrt nach dem Castell von Stenico plötzlich die Lohe über einem solchen Häusergewirre aufstieg und binnen weniger als einer Stunde etwa dreißig Wohnstätten zerstört hatte, mit dem ganzen Ertrag der Ernte, und den Galetten, den köstlich eingepuppten Seideraupen, welche nach den Filandas gebracht werden sollten, das alles in wenig Momenten dahin! Auch Menschenleben gehen bei diesen entsetzlichen Bränden, wo niemand helfen, retten kann, häufig verloren. In neuerer Zeit ist es verboten solche gefahrdrohende Strohdächer anzubringen, welche allmählich der Ziegelbedachung weichen müssen.

Von Castell Stenico, dem Sitz des Podestà oder Landrichters, genießt man einen weiten Ueberblick der ganzen Umgegend, und sieht tief hinein in die Felsenschlünde, zwischen denen die Sarca sich ihren Weg ausgehöhlt hat, deren Lauf die aus dem Ledrothal kommende Straße in kühnen Wendungen um die senkrechten Bergwände folgt, welche bis zum ewigen Schnee hinansteigen und ein beliebter Aufenthalt der Bären sind, wie die zahlreichen aufgenagelten Tatzen an dem Schloßthor beweisen.

Diese Veste, zu verschiedenen Zeiten erweitert, trägt noch die Wappenschilder ihrer wechselnden Gebieter; ein Flügel derselben hat in einer Loggia Säulenstellungen mit Rundbogenfenstern; zu einem andern Theil führt ein Eingang mit Spitzbogen; in diesem sind die Dächer leider schadhaft, und die zierlichen Wandgemälde der Prunkgemächer des 16ten Jahrhunderts beinahe unzugänglich. Feste Rundthürme stehen auf den Flanken, und der geräumige Schloßhof ist mit starken unversehrten Mauern umgeben.

Unter der Veste lehnt sich ein ausgedehntes Dorf an die Bergwand, von dem sich Fußsteige auf die umliegenden Alpen hinanziehen. Eine Stunde von diesem Schloß abwärts im Thal, wo die Sarca sich abermals in eine Schlucht stürzt, liegen die Bäder von Comano, welche in neuerer Zeit durch ein stattliches Gebäude, das in seinem Erdgeschoß die Bade-Cabinette enthält, erweitert wurden. Diese kräftige Heilquelle mit Bestandtheilen von Natron und Jod, eine Therme von 22° Wärme, welche Professor Nagazzini in Padua analysirt hat, wirkt besonders bei Hautkrankheiten, skrophulöser Ophthalmie und andern inveterirten Uebeln. Die Badegäste, alle Italiener, waren zahlreich; als auffallendstes Beispiel der Wirkung dieses Gesundbrunnens zeigte man uns eine junge Marchesa aus Ferrara, welche bei ihrer Ankunft im verflossenen Sommer so durch Ausatz entstellt gewesen seyn soll daß sie stets auf ihrem Zimmer blieb, oder dieß nur fast verhüllt verließ, und gegenwärtig gänzlich geheilt als die blühendste unter den Damen erschien. Ein Taglöhner aus dem Dorf Comano, zu dem die Bäder gehören, soll in dem Palast ihrer Mutter gearbeitet und diesen Heilort empfohlen haben, nachdem die Aerzte vergeblich ihre Kunst an dem jungen Kinde versucht hatten. Die nächste Umgebung des Curhauses läßt

Digitized by Google

manches zu wünschen übrig, es gibt weder Promenaden noch Schattenplätze; freilich bietet die Straße längs der Sarca, die sich in ein Felsendefilee verliert, die schönsten und wildesten Ansichten eines Berggeländes dar. Mehrere hundert Fuß hoch über dem Fluß schmiegt sich der Weg mit seinen Brustmauern der Gebirgswand an, und dringt bald in Wildnisse von einer Starrheit und Größe, welche des Menschen Seele mit Schauer erfüllen, und alles übertreffen was die Via-Mala und ähnliche Engpässe an Furchtbarem darbieten. Dazu ist die Straße einsam, kein Sonnenstrahl, kein Laut eines Vogels, kein erheiternder Strauch oder Baum, nichts als Fels und Fels, und hoch darüber ein schmaler Streifen blauen Himmels. Doch endlich wird es Licht; die Straße schlingt sich abwärts nach le Sarche, einem unbedeutenden Dörfchen, wo aus tiefer Kluft das wilde Bergwasser in die Ebene strömt und eine freundliche Aussicht auf den See von Doblino sich öffnet, der an dem Weg nach Trient liegt; unfern in reicher Umgebung davon steht ein Castell gleichen Namens, die Stammburg der Madruzzi, welche den Bischofssitz mehr als ein Jahrhundert inne hatten und seit langem ausgestorben sind. Auch ein altes Templerhaus zeigt sich in der Ferne gegen Arco hin an den sonnigen Abhängen über den Marocche, einer Steinwüste von zusammengestürzten Bergen, die in ungeheuren Blöcken übereinander liegen und den brausenden Fluß in seinem Lauf hemmen, während senkrechte Felswände, welche wahrscheinlich jene Steinfluth niedergesendet, zur Rechten der Straße drohten. Die Volkssage hat sich dieser Schauerstätte bemächtigt, und berichtet von dem alten Saraca des Ptolemäus, das unter diesem Trümmerwirrniß begraben seyn soll.

Ueber die Dörfer Dro und Ceniga, wovon letzteres eine prächtige alte Kirche besitzt, die einer neuen weichen soll, nähert man sich dem Städtchen Arco, dessen zerstörte Veste schon lange auf einem ungeheuren Felsen in die Fläche geschoben erscheint. Die reich angebauten Umgebungen mit dem Ausblick auf den fern hingestreckten See entschädigen in vollem Maß für den Grund und die Zerstörung, die man hinter sich gelassen hat. Die Stadt hat eine hübsche Piazza mit stattlichen Häusern, die zum Theil mit Fresken geschmückt sind, ihre Einwohner gelten aber für ein wildes unbändiges Volk, das alsbald mit Messer und Dolch zur Hand ist, auch Beraubungen der Eilwägen waren nichts seltenes, solange diese noch zur Nachtzeit zwischen Trient und Riva hin- und herfuhren. Die kurze Strecke bis nach letzterm Städtchen ist wie eine Lustfahrt in einem ungeheuren Gartengelände, wohin das Auge blickt, südliche Pflanzenformen in ihrer üppigsten Entwicklung: Lorbeer und Myrten, Granaten mit ihren dunkelglühenden Blüthen, schlanke Cypressen, Duft und Wohlgeruch in jedem Lufthauch, ein heiterer Himmel, an dem einzelne Sterne flimmern, während die wundernsten Berge sich in Dämmerschleier hüllen, und über den See noch einzelne weiße Segel gleiten.

In dem Städtchen schweigt das Handwerk, das sonst Plätze und Gassen erfüllt; auf der Piazza spielt die Bande des ungarischen Regiments, das hier garnisonirt ist, die wilden Weisen der Puszta oder die melancholischen der walachischen Zigeuner. Nun beginnt auch die Stunde des Corso für die vornehmern Einwohner, welche untertags ihre Häuser selten verlassen, und die Spaziergänger eilen auf den Straßen hin und her. Zum letztenmal setze ich mich an das kleine Tischchen vor der Bottega, meine Sorbetti zu schlürfen, und in den Lauten der Heimath mit den Notabilitäten der Garnison zu plaudern, wobei mich tiefe Wehmuth überkommt diesen schönen Fleck der Erde zu verlassen, ohne Hoffnung ihn je wieder betreten zu können! Die Berge, die Fluren, der herrliche See, sie waren mir lieb und vertraut geworden; auch mit den Eingebornen hatte ich gerne verkehrt, und bei meinen einsamen Wanderungen und Kletterpartien an den Felsabhängen manches Freundliche von ihnen erfahren. Der Italiener jeder Classe ist von Natur, wie alle Romanen, weit höflicher als der Deutsche, und besitzt einen angebornen Tact, der den Verkehr mit ihm erleichtert. Von dem Franzosen, der diese Eigenschaften mit ihm theilt, hat der Italiener höhern Standes voraus daß er weit natürlicher und darum auch liebenswürdiger ist. Was die Frauen betrifft, so zeigen sie, auch wenn sie einige Erziehung erhalten haben, etwas ursprüngliches, naives, das sehr gut zu ihrem lebendigen Gesichtsausdruck paßt, der unverfälscht ihre Reden begleitet; was die Engländer cant nennen, sieht man höchstens an den alten Betschwestern, welche die kühlen Räume der Kirchen zu ihrem Lieblingsaufenthalt erwählen, und dabei manchmal sogar mit ihrem Strickzeug beschäftigt sind, das sie mit besonderer Zierlichkeit handhaben. Jammerschade daß in den entlegensten Gebirgsthälern wie in den größern Städten die malerischen Volkstrachten allmählich verschwinden, welche, wie allenthalben, sich nur noch in dem Haarputz der Frauen und den Kopfbedeckungen bemerklich machen, wie ich bei dem weitern Verfolg meiner Reise zu beobachten Gelegenheit fand.

Im Ledrothale, wo die reichen Flechten der Mädchen und Frauen besonders kunstreich an dem Hinterkopf verschlungen werden, tragen diese wie die Männer dieselben breiten grauen Filzhüte, welche erstere beim Grüßen auch abnehmen und dadurch Gelegenheit geben ihre anmuthigen reingebildeten Züge zu betrachten. Nur höchst selten sieht man unter jenen Völkern die platten ausdruckslosen Gesichter, die viereckigen Gestalten, welche in dem deutschen Stamme oft den begabtesten Menschen zu Theil werden, und wo solche dort erscheinen, eine Folge der Racenvermischung seyn mögen.

Bella è l'Italia,
Bella, siccome
Un viso d'angelo
Pien di tristezza!

Digitized by Google

Cartago.

(Nach amerikaniſchen Quellen.)

Es war an einem Sonntag Abend als wir San Joſé verließen, um uns nach Cartago, der ehemaligen Hauptſtadt der Republik Coſta-Rica, zu begeben. Wir bedienten uns dazu der „Diligence," einer alten rumpeligen, wackeligen, auswendig roth, gelb und ſchwarz angeſtrichenen Kutſche, die innerlich mit einem Ueberfluß von Kiſſen und Vorhängen verſehen war, und um welche eine Unzahl lederner Riemen, alte Schnüre und Stricke herumhiengen. Gezogen wurde das klappernde, raſſelnde Gefährt von zwei Roſſen und einem Maulthier, welches letztere in der Mitte gieng. Der Kutſcher, ein junger brauner Burſche aus Copan, trug eine graue mit Schnüren beſetzte Jacke, eine militäriſche Schärpe von rother Seide und einen zerſetzten Panama-Hut.

Die Fahrt war eine außerordentlich amuſante. Zu beiden Seiten der Straße dehnte ſich die herrlichſte Landſchaft aus. Die Kaffeeplantagen ſtanden in voller Blüthe und durchwürzten die Luft mit dem herrlichſten Wohlgeruch. Hier und da fanden wir ein Feld mit Bananen, Mais oder Zuckerrohr; hier und da erhoben ſich im Hintergrund Glockenthürme, oder die Hütten eines indianiſchen Dorfes ſchauten aus grünem Buſchwerk hervor.

Einmal begegneten wir einem Trauerzug. Man beſtattete ein Kind zur Erde. Der kleine Leichnam, den man in einem offenen Sarge trug, war mit Blumen bedeckt. Muſiker mit Violinen und Flöten giengen dem Zuge voraus; Frauen beſtreuten die ſtaubige Straße mit Veilchen, Lilien und grünen Zweigen. Hinter dem Sarge trug man in einer Sänfte einen alten Prieſter in weißem, geſticktem Kleide. Er ſaß mit geſchloſſenen Augen und war von dem aufwirbelnden Dampf der geſchwungenen Rauchfäſſer faſt verhüllt. Von Zeit zu Zeit hob er die zitternden Hände in ſegnender Bewegung nach dem kleinen Leichnam. Dann gieng es weiter durch die lachende Landſchaft. Prächtige, von blitzenden Gewäſſern durchſchnittene, Wieſenmatten wechſelten mit dunkel bewaldeten Hügeln; bald zeigte ſich eine von Lavaſtein erbaute Brücke, bald eine umfangreiche, halb in Laubwerk verſteckte Farm, und über allem erhoben ſich in der Ferne die Bergkuppen der Centralkette in einſamer Majeſtät. Das Auge wurde nicht müde vom Schauen — und wäre wirklich ein Moment der Langweile eingetreten, ſo ſorgte die „Diligence" ſelbſt für die nöthige anregende Abwechſelung.

Schon am erſten Hügel, den wir kaum eine Stunde nach unſerer Abfahrt von San Joſé erreichten, nahm die Reihe von Abenteuern die wir unſerm Fuhrwerk verdanken ſollten ihren Anfang. Das Maulthier gewann an dieſer Stelle die unumſtößliche Ueberzeugung daß man ihm zu viel zumuthe. Dieſe Ueberzeugung theilte ſich im nächſten Augenblick auch den Pferden mit, und keine Macht der Erde wäre nun im Stande geweſen unſer Dreigeſpann nur um einen Schritt weiter zu bringen. Da alles Schwören und Fluchen unſeres Kutſchers — und er leiſtete darin das mögliche — eben ſo wenig half wie der energiſche Gebrauch ſeiner Peitſche, ſo waren die Paſſagiere endlich genöthigt auszuſteigen, und da auch jetzt unſer Geſpann noch im paſſiven Widerſtand verharrte, blieb uns endlich nichts übrig als unſere Schultern gegen die Räder zu ſtemmen, und den Wagen ſelbſt bergauf zu ſchieben ſo gut es eben gehen wollte.

Von da an ſchlugen unſere Thiere ein anderes Verfahren ein. Sie ſetzten ſich in Galopp und riſſen den Wagen in wahnſinniger Schnelligkeit mit ſich, gleichviel ob der Weg holperig war oder eben, ob wir auf- oder abwärts fuhren, ob die Straße am Rande von Abgründen hin oder halsbrechende Abhänge hinabführte. Ich fürchtete jeden Moment die alte Kutſche in tauſend Stücke zerſchellen zu ſehen. An bewohnten Orten ſtürzten die Einwohner an Thüren und Fenſter, und wir ſahen an ihren Gebärden daß ſie uns ein ewiges Farewell nachriefen; alle Hunde rannten heulend und bellend hinter uns her. An einer Stelle ſprang ein frommer Padre im ſchwarzen langen Rock, mit glockenförmigem Hut auf dem Kopf und einem großen, grünen, baumwollenen Sonnenſchirm unter dem Arme, vor der Staubwolke zur Seite in der wir dahinwirbelten, und ſtarrte uns mit weit aufgeriſſenen, erſchrockenen Augen nach, als hätte er die wilde Jagd geſehen. Ein anderesmal brauste die „Diligence" mitten durch eine Heerde Pferde, die, von paniſchem Schrecken ergriffen, weithin über die Wieſe auseinanderſtob. Und inmitten all dieſes Aufruhrs, dieſer erſtickenden Staubwolken, dieſes betäubenden Geraſſels erreichten wir, zuweilen blaß vor Schrecken, zuweilen in ein nervöſes Lachen ausbrechend, die Höhe von Quircót und brausten donnernd in das Thal von Cartago hinab.

Der Anblick dieſes Thales iſt ein wirklich zauberhafter. Dicht unter uns zog ſich ein breiter, glitzernder Waſſerſtreifen hin, an deſſen Ufern ganze Heerden weißer Kraniche ſtanden und in die Fluth ſchauten um einen Fang zu erhaſchen. Jenſeits des Waſſers dehnen ſich die Potreros aus, Wieſengründe von ungeheuerm Umfang, die, in längliche Vierecke abgetheilt, durch Fenzen von wilden Ananas und Korallengebüſch umſchloſſen ſind. Hinter den Potreros erheben ſich die mäßigen Höhen der Agua Caliente, die ihren Namen von einem Quell empfangen haben der $1^1/_2$ Meilen von der Stadt entſpringt. Das Waſſer der Quelle ſchmeckt bitter, wirkt aſtringirend, und wird von der haute volée gegen Gicht und Rheumatismus gebraucht. Hinter der Agua Caliente erheben ſich die Berge der Candellaria, und darüber empor ragen, halb in Wolken verhüllt, die blauen Kuppen der Anden. Kein Wunder daß in dieſem von dem üppigſten Grün geſchmückten, von den herrlichſten Strömen belebten Paradieſe die ſpaniſchen Eroberer ihre Heimath jenſeits des Meeres vergaßen und hier umfängliche Niederlaſſungen gründeten.

Die Stadt ſelbſt, das ehemals ſo glänzende reiche Cartago, iſt freilich jetzt kaum noch mehr als eine traurige Ruine. Die breiten Straßen machen den Eindruck der troſtloſeſten Vereinſamung — man ſieht oft ſtundenlang kein lebendes Weſen und die überall verſtreuten Lavablöcke und Mauertrümmer — Zeugen der entſetzlichen Eruptionen des Vulcans Irazu, in deſſen Schatten die Stadt erbaut iſt, tragen nicht

Digitized by Google

dazu bei dem Ort ein belebteres, heitereres Ansehen zu geben. Aber Cartago hat, wie gesagt, bessere Tage gesehen. Es war unter der spanischen Herrschaft, d. h. bis zum Jahre 1823, Hauptstadt des Landes und Sitz des Gouvernements, sein Handel war ein ausgebreiteter, sein Wohlstand schien ein gesicherter. Jetzt gleicht die Stadt einem heruntergekommenen Aristokraten mit zerrissenen Stiefeln und durchlöchertem Ellbogen. Sie sieht zugleich grämlich und hochmüthig aus. Wie und von was die Bewohner leben, ist schwer zu sagen. Freilich wachsen Bohnen und Bananen ringsum — und es hat schon mehr als einen verkommenen Gentleman gegeben der sich mit der Erinnerung an eine glänzende Vergangenheit darüber zu trösten wußte daß ihm kaum eine Brodrinde aus jener Zeit geblieben ist.

Der erste vernichtende Schlag traf Cartago durch das Erdbeben vom 14 März 1723. Der Irazu hatte schon seit dem 16 Februar seine Thätigkeit durch Ausspeien von Rauchwolken angezeigt und durch ein unterirdisches Donnern, das von Tag zu Tag zunahm, bis endlich unter fortwährenden Erderschütterungen ein furchtbarer Ausbruch von glühender Asche und Schlacken erfolgte, der die in Trümmern fallende Stadt fast begrub und die Gewässer der Umgegend in Schlamm verwandelte. Seitdem hat der Vulcan Cartago noch mehrere Male verwüstet. Im Jahr 1756 und 1822 fanden entsetzliche Erdbeben statt, und der letzte vulcanische Ausbruch, welcher am 2 Sept. 1841 die Stadt bis auf ein einziges Haus in Trümmer legte, entschied über ihr Schicksal. Eine große Anzahl der Bewohner siedelte, der ewigen Gefahren müde, nach San José, der jetzigen Hauptstadt des Landes, über — und nur eine kleine Anzahl hat es noch einmal gewagt ihre Wohnstätten unter der drohenden Hand des Riesen aufzuschlagen.

Aber so düster und verlassen die Stadt gewöhnlich aussieht, so hat sie doch wöchentlich zwei Tage, wo sie aus der Lethargie zum Leben erwacht. Der erste Tag ist der Sonntag, wo unter dem Geläute der Glocken die Señoras und Señoritas im besten Schmucke zur Kirche wallfahrten, die Miliz den ganzen Tag auf der Plaza musicirt, und die Crême der Gesellschaft sich im Saale des Hôtel Irazu zu Hazardspielen aller Art zusammenfindet. [1] Am Abend spielt das Militär-Musikchor vor dem Hause des Gouverneurs.

Der zweite lebendige Tag in Cartago ist der Donnerstag, wo Wochenmarkt abgehalten wird. Derselbe findet auf der Plaza statt, und alle dahin führenden Straßen sind gedrängt voll Ochsenkarren, Maulthieren, Maulthiertreibern, wandernden Sängern, Marktbuden, Bettlern, Krüppeln, die aus ihren Gebrechen ein Geschäft zu machen wissen, Soldaten u. s. w. Der Markt bietet eine ungeheure Auswahl von Waaren. Gewebte seidene Shawls in allen Farben des Regenbogens von Guatemala, wollene Decken und Jacken, welch' letztere mit ihrem Ueberfluß an Borten und blinkenden Knöpfen an theatralische Räubercostüme erinnern. Ferner gibt es Cocosnüsse von Matina in Säcken von Ochsenhaut, geschmackvoll verzierte aus der Calabassenfrucht geschnitzte Trinkgeschirre, englische gedruckte Calicos, französische Barège, Federmesser, Scheeren, Schrauben, Rasirmesser u. s. w. Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika fand ich nichts als etwas Sackleinwand und virginischen Tabak. Cartago selbst producirt besonders sehr schöne, weiche, aus den Fasern der Centurypflanze geflochtene Hüte, einige Goldarbeiten, wie Ketten, Armbänder u. s. w., ferner sehr elegant geflochtene Votivkörbe, die, mit Perlen aus dem Golf von Nicoya verziert und mit Geschenken aller Art gefüllt, den Heiligen dargebracht und in den Kirchen aufgehangen werden. Besonders reich ist der Markt an Früchten und Gemüsen aller Art. Wir sahen Orangen, Cocosnüsse, Maiskolben, Bananen, Sapoten, süße Limonien und Granadillas, die saftigsten und erfrischendsten aller Früchte, sowie Palmenkohl, vortreffliche Heidelbeeren und Kartoffeln, die so mehlig sind wie der verwöhnteste irische Gaumen sie nur wünschen kann.

Und zwischen den Reihen der Verkaufsstände drängen und gruppiren sich Käufer und Käuferinnen im malerischen Costüm des Landes. Reichgekleidete Señoras, deren vom üppigsten, schwärzesten, glänzendsten Haar geschmücktes Haupt von der Mantilla halb verhüllt ist, gehen durch die Reihen, begleitet von ihren „Criadas," die in großen Henkelkörben die Einkäufe der Herrin nach Hause tragen. Zuweilen begegnet man auch einer deutschen Hausfrau, die sich nicht entschließen kann die Tracht der Heimath mit der bildsameren des Landes zu vertauschen. Die Mestizas, d. h. die eingebornen Frauen, sitzen, in sehr weit ausgeschnittene, kurzärmlige Gewänder von buntem oder weißem Calico gekleidet, hinter ihren mit Früchten und Gemüsen beladenen „Serones," hinter ganzen Blöcken von Käsen und „Chancaca" (der braune im Lande producirte Zucker), oder hinter einer doppelten Reihe von Flaschen, gefüllt mit Guarapo, dem gegohrnen Saft des Zuckerrohrs, zu dessen Kauf sie mit Worten und Tönen einladen, die fast eben so süß und erfrischend sind wie das Getränk selbst. Ist der Vorübergehende ein Fremder, so belohnt ihn ein zärtlicher Blick für jedes Lob das er den Reizen der Verkäuferin oder der Güte ihrer Waaren zollt. Außer dem luftigen Kleide von Calico tragen diese allerliebsten Verkäuferinnen nur noch ein kleines schwarzes oder braunes Strohhütchen mit bunten Bändern und Cocarden von blauer oder rother Seide; diese kleinen coketten Hütchen sind wahre Herzensbrecher, besonders da die meisten jungen Frauen von Cartago sehr hübsch sind. Die Gesichter sind voll, rund und regelmäßig geschnitten, die Augenbrauen stark und schön gezeichnet, und der hübsch geformte Kopf sitzt auf einem reizenden Nacken, um den sich ohne Ausnahme eine kleine Perlenkette schlingt. Die meisten Costa-Ricanerinnen haben einen außerordentlich frischen, rosigen Teint. Die reine, kühle Luft der Thäler und Berglehnen, die zwei Drittheile der Bevölkerung des Landes bewohnen, hat die dunkle spanische Färbung gedämpft und sie

[1] In diesem Saal ist eine Verordnung des Gouverneurs der Provinz angeschlagen welche jungen noch unmündigen Leuten die Theilnahme an den Hazard- und Lotteriespielen untersagt; doch sahen wir eine Menge noch knabenhafter Gestalten sich um die Spieltische drängen, um ihre Sparpfennige auf eine Karte oder Nummer zu setzen, ohne daß jemand Einsprache dagegen erhoben hätte.

gleichſam mit einem perlenartigen Schimmer überhaucht. Es ſoll damit keineswegs geſagt ſeyn daß man nicht auch gelbe, bronze- und lederfarbene Geſichter ſähe, dieſe aber bilden nicht die Regel, ſondern die Ausnahme. Die alten Frauen, zu denen ſchon jede 40jährige gehört, ſind freilich gerade das Gegentheil von dem was ſie in der Jugend waren — nämlich ſehr häßlich. Die Urſache des frühen Verfalls des weiblichen Geſchlechts zu ergründen, muß ich gelehrteren Leuten überlaſſen als ich bin, doch möchte ich meinen Beobachtungen nach faſt glauben daß auch die Frauen ihre Jugendfriſche länger erhalten könnten, wenn ſie zuweilen in der Gemüſekoſt, auf die ſie ſich faſt ausſchließlich beſchränken, eine Abwechslung durch Fleiſchſpeiſen eintreten laſſen wollten.

Aber es wird Zeit den jungen und alten Damen von Cartago, den barfüßigen zerlumpten Soldaten, die mit aufgeſteckten roſtigen Bajonnetten auf dem Markt hin und her patrouilliren, den Careteros, Arrieros und Maulthiertreibern, die in Begleitung ihrer Mütter, Schweſtern, Weiber, Töchter oder Liebchen den Markt bevölkern, Adieu zu ſagen, um, bevor wir ſcheiden, noch einen flüchtigen Blick auf die bemerkenswertheſten Gebäude von Cartago zu werfen, die ſich freilich mit zwei Worten abthun laſſen.

Das ſchönſte und ſo ziemlich das einzige beachtenswerthe Gebäude der Stadt iſt die Kirche von „Unſrer lieben Frau mit den Engeln.“ Ihre Geſchichte fällt mit einer Sage zuſammen, die der Biſchof von San José, Anſelmo Lorente, folgendermaßen erzählt.

Es war im Jahre des Herrn 1643, als eine Frau, die in der Umgegend des alten Cartago lebte, eines Tages im Wald, wo ſie Holz ſuchte, ein ſteinernes Madonnenbild fand. Sie trug es nach Hauſe und ſtellte es in eine Mauerniſche. Als ſie bald darauf wieder in den Wald kam, fand ſie an derſelben Stelle ein zweites Bild, das ſie ebenfalls nach ihrer Hütte trug, um es bei dem erſten aufzuſtellen, aber ſie war nicht wenig erſtaunt, als ſie ſah daß dieſes verſchwunden war. Als ſie nun aber zum drittenmal das Bild, das ſie eben nach Hauſe getragen hatte, im Wald fand, wurde ihr die Sache bedenklich, und ſie begab ſich zu dem damaligen Biſchof Don Alonzo de Caſtro, und erzählte ihm den Vorfall. Der fromme Prieſter ſchloß nun das Bild in einen Reliquienſchrein, nichtdeſtoweniger entfloh es abermals, und wurde zum viertenmal von jener armen Frau an derſelben Stelle gefunden. Man entſchloß ſich nun endlich dem Bild eine beſondere Kirche an dem Ort zu erbauen von dem es ſich nicht trennen wollte. Im Jahr 1782 wurde die „Madonna mit den Engeln,“ wie ſie der Wunder wegen heißt die ſie vollbracht hat, zu der ſpeciellen Schutzpatronin der Stadt ernannt und ſehr reich dotirt.

Eine der auffallendſten ihrer Wunderthaten iſt die Flucht von 800 engliſchen Bucaneers, die unter dem Commando des Capitäns Mansfield an der atlantiſchen Küſte bei Matina landeten und bereits bis zum Turrialba vorgedrungen waren, als der Sergeant Major Don Alonzo de Bonilla mit einem Picket Soldaten und dem wunderthätigen Madonnenbilde ſich ihnen entgegenſtellte. Die von Schrecken ergriffenen Räuber, die ihr Lager am Fuß des Vulcans aufgeſchlagen hatten, machten ſich mit Zurücklaſſung aller ihrer Habe in wilder Flucht auf den Rückweg nach dem Hafen, und der Tag an welchem ſich das Wunder ereignete, wird heute noch in Cartago feſtlich begangen.

Die Kirche der Madonna iſt rings von grünem, üppigem Gebüſch umgeben, aus dem ſich die doriſche Façade und der maſive viereckige Thurm mit ſeinem Zinkdach und ſeiner Tiara von glänzender Bronze vortheilhaft abheben. Das große Thor iſt links und rechts von Alabaſterſäulen flankirt, und zu beiden Seiten zeigen ſich in Niſchen eine Menge aus Gußeiſen gefertigte bausbackige Engel.

Der Hochaltar der Kirche iſt ſehr groß. Ein leichtes, aus Cedernholz gefertigtes und reich vergoldetes Tabernakel erhebt ſich darüber bis zu einer Höhe von 30 Fuß; dasſelbe iſt in zwei Theile getheilt, wovon der unterſte die Monſtranz, der obere das wunderthätige Bild enthält. Das vorſpringende Dach des Tabernakels wird durch goldene Cherubim getragen. Unter der Wölbung erblickt man einen ebenfalls goldenen Engel, der in der Rechten ein ſilbernes Schwert, in der Linken eine goldene Leiter trägt. Die Säulen und Kreuzbogen des Sanctuariums, in deſſen Mitte dieſer koſtbare Altar ſteht, ſind mit Arabesken bemalt, und waren während unſrer Anweſenheit (im Monat Mai) mit weiß und blauen Schnüren, Bändern und Flechtwerk behangen. Die Kirche iſt außerordentlich reinlich und ſtets mit friſchen Blumen geſchmückt. Die Koſten der Erhaltung und Ausſchmückung des Gotteshauſes werden durch freiwillige Beiträge aufgebracht, die jeder Beſucher in einen am Eingang aufgeſtellten Kaſten niederlegt. Dieſer Kaſten wird alljährlich zweimal geöffnet, und ſoll nie weniger als 800 Dollars enthalten.

Im übrigen beſtehen faſt alle Gebäude, ja ſelbſt die Kirchen in Cartago nur aus einem Parterre mit vorſpringendem Dach, und ſind aus Adobe, d. h. an der Luft getrockneten Lehmziegeln erbaut, die beim Niederfallen ſich in Staub verwandeln. Dieſer Bauart, ſowie dem geringen Umfange der Häuſer — ſie ſind faſt nie tiefer als 12 Fuß — hat man es weſentlich zu danken, daß bei dem letzten großen Erdbeben von einer Bevölkerung von 17,000 Seelen nicht mehr als 16 getödtet wurden.

Erinnerungen aus Amboina und Ceram.

Von Julius Kögel.

II.

In und vor der Hütte auf dem Hügel bei Alang (auf der Inſel Amboina), welche ich, wie bereits 1859 Nr. 34 im Ausland erwähnt, zur Wiederherſtellung meiner Geſundheit bezogen hatte, erregten Spinnen, Eidechſen und Ameiſen bei der Tageshelle, ebenſo ſehr wie Schlangen, Tjidja (Tauſendfuß) und Ameiſen des Nachts, und Skorpione und Krabben bei der Morgen- oder Abenddämmerung, ſehr bald meine

Digitized by Google

besondere Aufmerksamkeit; denn da ich, vom Fieber geschwächt, hier oft stundenlang, ohne zu schlafen, auf meiner weichen Kebok- (Baumwolle) matratze zubringen mußte, wobei mir das Bandal-boolo [1] wesentliche Dienste leistete, und bei dem Mangel an angenehmerer Gesellschaft (weil der allzuhäufige Regen die Leute manchmal mich zu besuchen abhielt) schenkte ich den in und um meine Hütte herum sich aufhaltenden Insecten und Amphibien während langweilender Stunden mehr Beachtung als zur Zeit wo ich in Städten oder Kampongs wohnte. Von den Spinnen welche mir hier vorkamen, fiel mir zuerst auf daß sie weniger Weben zu spinnen pflegen, auch nicht mit Geweben, sondern meistens durch schnelles Laufen oder durch Sprünge Fliegen und Mücken zu erhaschen suchen. Eine Art dieser Spinnen ist (excl. der Beine) reichlich einen Zoll lang, auf dem Rücken mit zwei schwarzen Streifen versehen, übrigens aber grau von Farbe und besonders dadurch merkwürdig daß sie öfters einen flachen und cirkelrunden weißen Beutel (von der Größe eines Sechstelthalers) zwischen den Beinen am Leibe hängen haben, der mit mehreren Hunderten kleiner Eier gefüllt ist, so daß man versucht ist zu glauben diese Spinnen brüten ihre Eier selbst aus. Der Eierbeutel ist sehr dicht gesponnen, ziemlich fest und deßhalb nicht leicht zu zerreißen; derselbe ist viel breiter als die Spinne welche ihn trägt, er wird von dieser bald mehr nach hinten, bald mehr auf eine Seite geschoben. Wenn die Jungen aus den Eiern geschlüpft sind, fällt der Beutel ab, und gleicht alsdann an der untern (äußeren) Seite mehr einem runden Stückchen dünnen Leders als einem Gespinnst.

Ameisen und namentlich die weißen Sorten waren mir zwar schon auf den Sunda-Inseln lästig geworden, aber hier bei Alang kam mir wohl die weiße Art dieser Insecten seltener als in meinen Wohnungen auf Java zu Gesicht, dahingegen durchzogen hier Tausende und Abertausende kleiner schwarzer und brauner Ameisen täglich und nächtlich meine Hütte, wo sie meine Speisen aufzusuchen wußten, selbst wenn ich deren Behälter (um sie vor den Ameisen zu beschützen) mitten ins Wasser gesetzt hatte. Denn in diesem Falle ließen sich die kleinen Ameisen von dem obern Gebälke meiner Hütte auf die Speisebehälter herabfallen.

Lange Zeit wußte ich immer nicht wie es zugieng daß stets Ameisen in meinen aufbewahrten Speisen angetroffen wurden, bis ich endlich die Züge und das Herabfallenlassen der Ameisen mit angesehen hatte. Ebenso schädlich wie meinen todten wurden diese Ameisen auch meinen lebenden Mundvorräthen; ich hatte nämlich an der Außenseite meiner Hütte mehrere Körbe aufhängen lassen, welche meinen Hühnern als Nester dienten, denn sie legten darein ihre Eier und brüteten alsdann darauf. Mehrmals vernahm ich schon das Schreien der Küchlein in den angepickten Eiern; allein am nächsten Tage fand ich viele derselben in den Eiern theils halb von den Ameisen aufgefressen, theils todt gebissen. Daß die Glucken die bereits angepickten Eier und ihre ungebornen Küchlein unter ihren Flügeln nicht besser beschützt hatten, war mir einigermaßen befremdend.

Gleich in einer der ersten Nächte meines Hierseyns erweckte etwas kaltes, das zwischen dem Hemdärmel und meinem linken Arme sich bewegte, mich aus dem sanften Schlafe. Schnell erfasse ich den Aermel und den kalten Gegenstand mit meiner rechten Hand und rufe meine javanischen Dienstboten herbei, welche mir auch bei dem Ausziehen meines Hemdes behülflich waren, worauf wir sahen daß ich einen 5—6 Zoll langen und ½ Zoll breiten Tjidja nebst meinem Aermel erfaßt hatte, der, weil zwischen ihm und meiner Haut sich die Leinwand meines Hemdes befand, mich nicht zu beißen vermochte, wozu derselbe — wie seine Bewegungen vermuthen ließen — große Lust zu haben schien. Der Biß eines solchen Tjidja [1] verursacht Geschwulst. Auch Skorpione traf ich zuweilen, entweder kurze Zeit vor Auf- oder wenige Minuten nach Untergang der Sonne, in meiner Hütte an, wo sie mich damit amüsirten daß sie mit den hier geduldeten kleinen Eidechsen kämpfen wollten. Zu dem Ende hob der kampflustige Skorpion seinen Schwanz mit nach vorn gerichtetem Stachel und eine seiner Scheeren in die Höhe, und gieng so langsamen Schrittes aber- und abermals auf die flüchtenden Eidechsen los. Mir selbst hat noch niemals ein Skorpion ein Leids zugefügt, ich ließ daher diese Insecten fast immer ungehindert passiren; jedoch um mich zu überzeugen ob die Skorpione auf den Molukken, ebenso wie die javanischen, einen Selbstmord begehen wenn man sie von allen Seiten mit Feuer umgibt, begieng ich die Grausamkeit einem Paar solcher Insecten von allen Seiten durch glühende Kohlen die Flucht zu verhindern. Ganz so wie ich dieß auf Java schon viele Jahre früher mehrmals angesehen, tödteten die hiesigen Skorpione sich selbst dadurch daß sie sich mit ihrem am Ende des Schwanzes befindlichen Stachel in ihre linke Seite stachen, sobald ihnen die Hitze zu groß ward, und sie derselben nach keiner Seite hin entfliehen konnten. Augenblicklich nach diesem sich selbst beigebrachten Stich fielen diese Skorpione todt auf die Seite.

Von den Eidechsen, die an den Wänden und dem Gebälke meiner Wohnung täglich auf- und abliefen, gewahrte ich daß eine graue Art dieser Saurier nicht nur andere Thiere, sondern selbst die Schwanzspitze ihrer eigenen Cameraden erfaßte und hinunterschluckte, worauf der Eigenthümer des Schwanzes, wenn er durch Drehungen und Wendungen seinen Schwanz nicht aus dem Munde und Schlunde seines Cameraden — der öfters kleiner als er selbst war — zu ziehen

[1] Das Bandal-boolo ist ein rundes, 2—4 Fuß langes Kissen, welches man beim Liegen auf seiner Schlafstätte zwischen beide Beine legt, damit man seine beiden Kniee nicht drückt. Da die Europäer hier zu Lande mehr als in ihrer Heimath zu liegen pflegen, und überhaupt die Gemächlichkeit mehr lieben, so sind derartige runde Kissen bei den Weißen ebenso wie bei braunen Leuten sehr beliebte Utensilien.

[1] Das Insect, welches Malayen und Javanen „Tjidja," und die Weißen in Niederländisch-Indien „Duizendvoet" (sprich: Deusendfuht, d. h. Tausendfuß) nennen, hat nur 42 Füße, nämlich auf jeder Seite 20, und hinten zwei zum Schieben; er sieht oben braun, unten weiß aus, und beißt Menschen nur wenn man ihn tritt, stößt, verfolgt ꝛc.

Digitized by Google

vermochte, den Schwanz (und zwar nicht da wo ihn der Gegner festhielt, sondern dicht an den Hinterbeinen) abfallen ließ. Derartige Eidechsen fiengen auch manchmal große, schwarze Käfer (Sagoweerkäfer genannt, diese sind über 2 Zoll lang und ½—¾ Zoll breit), die sich in meine Hütte verirrt hatten; wobei es sich possierlich ausnahm wenn die schmale, behende Eidechse den unbehülflichen breiten Sagoweerkäfer, den sie beim Kopf erfaßt hatte, so lange (oft eine Viertelstunde lang) gegen die Wand stieß, bis dessen Körper sich vom Kopfe trennte und herabfiel, worauf die Eidechse letzteren verschlang, den übrigen Theil des Käfers aber unversehrt liegen ließ. Während in meiner Wohnung kleine graue Eidechsen mich amüsirten, erregten vor meiner Hütte sehr niedliche Eidechsen durch die Farbenpracht ihrer schuppigen Haut meine besondere Aufmerksamkeit; diese niedlichen Thierchen sehen auf dem Rücken indigoblau, auf dem Bauche weiß, und an beiden Seiten schön goldgelb und schwarz aus; um ihre kleinen Augen haben diese hübschen Thierchen auch noch weiße und gelbe Ringelchen. Auch sah ich hier zwei bis drei Fuß lange grüne Eidechsen sehr schnell an kerzengeraden Baumstämmen emporlaufen. Wer dieß das erstemal ansieht, wird gewiß das schnelle Emporlaufen eines so großen Thiers, das mehrere Pfund wiegt, an einem aufrechtstehenden Gegenstande bewundern; denn wie vermag es mit solcher Hast doch seine Krallen in die Rinde des Baums derb einzuhaken, da es, wenn es dieß nicht thäte, sicherlich herunterfallen würde?

Nicht selten ward ich während der Morgendämmerung durch das Geschrei eines meiner Hühner veranlaßt aus der Hütte zu gehen und mich nach der Ursache des Schreiens umzusehen, worauf ich alsdann bemerkte daß die Scheere einer kleinen gelben oder braunen Krabbe dazu Veranlassung war, welche fest an dem Schnabel eines Huhns eingekneipt hieng. Einzelne Krabben hatten beim Mondschein des Nachts vom Seestrande bis vor meine Hütte auf dem Hügel den Weg gefunden, wurden aber in der Morgendämmerung von meinen Hühnern ertappt, und weil diese sehr lüstern nach den aus dem Kopf hervorstehenden Augen der Krabben sind, entspann sich zwischen beiden Parteien sehr bald ein Kampf, der wohl stets zu Gunsten des Huhns, und mit Verlust der Augen und einer Scheere der Krabbe endete. Gewöhnlich war die Scheere aber so fest an den Schnabel des Gegners eingeklammert, daß sie dort Tage lang hängen blieb.

Einstmals ward ich in einer mondhellen Nacht durch eine unangenehme Empfindung aus dem Schlafe gestört, worauf ich dann entdeckte daß große Massen sehr kleiner Ameisen ihren Zug über und zwischen meinen Kopfhaaren hindurch genommen hatten, welche von dort wieder zu entfernen mir viele Mühe machte, weil selbst das Kopfwaschen und das Kämmen sich zehn Minuten lang als ungenügend erwies. Ein Jahr früher hatte ich im Hospital zu Amboina auch gesehen wie bei hellem, lichtem Tage Züge zahlreicher Ameisen einen im Sterben liegenden europäischen Soldaten — der, mit einem Betttuch zugedeckt, stundenlang röchelte — in Nase, Mund und Ohren gekrochen waren, wo sie wahrscheinlich schon seit Stunden nagten bevor der Mann völlig todt war. Nun will ich hiermit aber keineswegs gesagt haben daß die Patienten in diesem Hospital schlecht behandelt und verpflegt würden; im Gegentheil, die Kranken genossen und genießen hier eine sehr gute Behandlung, weßhalb auch sehr viele Kriegsleute, um den Plackereien und zuweilen auch um der Prügelstrafe bei der Compagnie zu entgehen, sich wochen- oder monatelang krank hielten, oder sich auch wirklich selbst krank machten, um in diesem Hospital verpflegt zu werden.

Uebrigens verrichteten die zahlreichen Ameisen in meiner Wohnung mir auch nützliche Dienste; ganz abgesehen davon daß sie meinen Hühnern zur Nahrung dienten, vertilgten sie hier die Brut desjenigen Ungeziefers welches die Malayen Kuttu-Bussuk (Stinklaus) und wir Wanze nennen, fast gänzlich, was mir ohne diese Wanzenfresser nicht leicht gelungen seyn würde, weil allzuviele Ritze in den Wänden die Wanzen vor meiner Vertilgungssucht sicher stellten. Ich muß bemerken daß in den Ländern des malayischen Archipels Kuttu-Bussuk den Europäern viel lästiger als Kuttu (Laus) und Kuttu-Antjing (Hundslaus d. h. Floh) werden, denn Läuse werden — wahrscheinlich in Folge des allzu vielen Schwitzens — nur selten bei Europäern, und Flöhe überhaupt bei Menschen hier fast niemals angetroffen. Schon der Umstand daß die Eingebornen den Floh Kuttu-Antjing nennen, beweist auf wem sich hier dieses Ungeziefer aufzuhalten[1] pflegt; dahingegen findet sich die erwähnte Stinklaus in den Hausgeräthen und selbst in den Kleidungsstücken oft in großer Menge, und ihre gänzliche Ausrottung ist in den Wohnungen der Menschen fast nicht zu ermöglichen, wenn die Ameisen dabei nicht behülflich sind.

Mitunter begegnete ich beim Spazierengehen kranken Eingebornen, von denen einzelne jahrelang schon an einem krätzigen Ausschlag, andere an einem Krebsschaden, noch andere an Elephantiasis litten, die aller angewendeten Mittel ungeachtet von diesen Uebeln nicht befreit worden waren, weßhalb diese Patienten auch gar kein Vertrauen zu europäischen Aerzten und deren Medicamenten hatten. Diese Kranken sagten mir daß sie ihre Leiden wohl verdient hätten, denn irgend ein Mata-Gau (ein Schreckmann, der in Gärten oder auf Feldern als Wächter aufgestellt wird) habe sie krank gemacht, weil sie früher Baum- und Feldfrüchte gestohlen hätten an Orten wo ein solcher Popanz als Wächter aufgestellt gewesen sey. Solche Erzählungen werden von leichtgläubigen Leuten gern geglaubt, und mancher der sich selbst für einen Zauberer hält, glaubt auch was er andern weis macht. Ueberhaupt ward mir der große Aberglaube, der hin und wieder noch bei den braunen und gelben Bewohnern dieser Inseln herrscht, oft lächerlich: so z. B. halten viele Eingeborne und Mischlinge die Guna (bezauberte Getränke und bezauberte Speisen) noch immer für das probateste Mittel um damit die Liebe einer Person zu erwerben; ferner verschweigen Eltern den Taufnamen ihrer Töchter oft fremden Leuten, und rufen tagtäglich ihr Kind

[1] Eine Art sehr kleiner brauner Käfer welche im Reis oft massenhaft angetroffen werden, nennt man Kuttu-baras (Reislaus), die Läuse der Hühner heißt man Kuttu-Eiam, d. h. Huhnlaus.

Digitized by Google

pseudonym — weil sie glauben daß derjenige welcher die Taufnamen der Mädchen kennt, dieselben auch leicht verführen kann. Beabsichtigt ein junger Mensch sich um die Hand eines solchen Mädchens zu bewerben, so ist es für ihn — wenn sie nicht die einzige Tochter ist — oft mühsam und mit Geldkosten verbunden um den Vornamen des Mädchens zu erfahren; denn ohne diesen zu wissen darf der Brautwerber weder schriftlich noch mündlich um die Hand der Tochter bei den Eltern sich bewerben.

Von Handelsleuten, die mit ihren Ruderfahrzeugen von Ceram kamen und bei Alang vor Anker gegangen waren, kaufte ich einen großen Casuar, der, obschon erst seit einigen Tagen eingefangen, sich bei mir sehr bald heimisch fühlte, und sich von meiner Hütte nicht weit entfernte, wiewohl er hier frei umherspazierte. Indeß fand ich mich aber — in Folge der Gefräßigkeit dieses großen Vogels — sehr bald veranlaßt denselben anderweit zu verkaufen, denn kaum war er 48 Stunden bei mir, so hatte er schon 15 lebendige Küchlein verschluckt, und ich überzeugte mich daß Hühnerzucht betreiben und Casuare halten nicht zusammenpaßt. Um mich von der Gefräßigkeit dieses Vogels zu überzeugen, brachte ich 12 Stück halbverdorbene todte Fische mit nach Hause, welche zusammen etwa 8 Pfund schwer seyn konnten; ohne weiteres verschlang der Casuar das Duzend Fische, einen nach den andern, und hatte doch eine halbe Stunde vorher schon einige Pfunde Tumitumi (rothe, saure Baumfrüchte von der Größe der Kirschen) verschluckt.

Die Lust kleine Seereisen in einer Prau zu unternehmen, ward bei mir von Tag zu Tag reger, obschon dem Neuling sich in einem so kleinen, schmalen Fahrzeuge — das oft so schmal ist, daß der Sitz eines corpulenten Europäers breiter als die Prau ist, in Folge dessen seine beiden Hüften sich außer Bord befinden — in die See zu wagen, immer als ein gewagtes Spiel erscheinen muß. Zwar ist die See einige hundert Schritt vom Strand gewöhnlich sehr ruhig, und man möchte sagen wellenlos, aber in der Nähe des Strandes ist — am stärksten während der Fluthzeit — fast immer Brandung, und in Folge dessen sind die Wellen daselbst höher als die Prau; gewöhnlich wird man deßhalb hier durchnäßt, und manchmal wird sogar das Fahrzeug mit Wasser gefüllt oder umgeworfen. Eine halbe Stunde weit von dem Kampong Alang befindet sich an der Mündung der Bay auch eine Tanju (Klippe), in deren Nähe schon manche Prau scheiterte; zu dem Ende wird die Tanju-Alang auch Tanju-Jelaka (Unglücksklippe) genannt. Von Fischern ward ich zwar häufig eingeladen sie beim Fischfang zu begleiten, allein weil dieser, bei Tag mit Angel oder Harpune betrieben, nicht täglich lohnend und amüsant ist, machte ich von den Einladungen keinen Gebrauch. „Wer sagt euch, frug ich die Fischer, daß in meilenweiter Entfernung vom Strand Fische nahe an der Oberfläche der See sich befinden?“ „Die dort herumkreisenden Seevögel,“ war die Antwort, „denn wo diese minuteulang sich aufhalten, kann man sicher seyn viele Fische zu finden.“

Eines Morgens erfuhr ich daß eine Heerde Hirsche auf den drei kleinen Eilanden, die zwischen den Inseln Amboina, Amblau und Ceram liegen, gesehen worden war, wohin die Hirsche von einer andern Insel geschwommen seyn mußten, denn es war bekannt daß außer Vögeln und Mursika (große Fledermäuse) kein Wild auf jenen Eilanden hauste. Schnell entschloß ich mich, um wo möglich Hirsche auf der See zu jagen, zu einer Seereise nach den oberwähnten drei Eilanden, aber um der Tanju-Jelaka nicht zu nahe zu kommen, gieng ich drei Stunden weit bis Lariki — wo eine Militärbesatzung (12 Mann Javanen und 1 europäischer Corporal) in einem Fort garnisonirt — miethete hier eine kleine Prau und drei Leute zum Rudern. Ich selbst setzte mich, mit Jagdutensilien versehen, auf einen Stuhl mitten in die Prau, und hielt den aufgespannten Regenschirm — welcher mich vor den Strahlen der Sonne beschirmte — in einer meiner Hände. Meine Leute ruderten sehr gut, die Reise gieng daher schnell von statten, und schon gegen Mittag hatten wir eins der Eilande erreicht, fanden hier aber keine Spur von Hirschen; wir setzten daher unverzüglich die Fahrt nach dem zweiten Eilande fort, aber auch auf diesem Inselchen fanden wir keinen Hirsch, jedoch zeigten sich im Sande deutlich die Spuren daß derartiges Wild hier gelaufen war. Ferner erfuhren wir von Fischern, die von entgegengesetzter Seite kommend sich uns näherten, daß sie einen Rudel Hirsche nach einer Landzunge Cerams hin hätten schwimmen sehen. Wir unternahmen daher die Reise nach jener Landzunge; aber bevor wir diese Fischer verließen, sah ich in deren Prau ein Paar, erst seit einer Stunde eingefangene Schildkröten, die gerade während ihrer Begattung gefangen worden waren. Kaum hatten wir die Reise nach der Insel Ceram angetreten, so wurde ich durch das ungewöhnlich heftige Wackeln meiner Prau sehr erschreckt, denn diese schien das Gleichgewicht zu verlieren und drohte umzuschlagen. Die Ursache des heftigen Wackelns war daß das Tau, womit der Seemann (so heißt der Ausleger welcher oben quer über die Prau angebracht ist) aneinander gebunden worden, auf einer Seite zerrissen war. Einer meiner Ruderer, welcher den Schaden noch zeitig genug bemerkte, sprang schnell über Bord und band schwimmend den Seemann wieder zusammen, wozu er, in Ermanglung eines Taues, sein Tuch benutzte. Während dieß geschah, schwebte ich in Todesängsten, denn ich befürchtete jeden Augenblick die Prau werde sinken, weil schon viel Wasser in dieselbe eingelaufen war, welches aber von einem der Ruderer mit einer großen Muschel wieder ausgeschöpft ward, und wobei ich ihm auch wohl behülflich war; allein da nur eine Muschel an Bord sich befand, meine Mütze als Muschel benutzte.

Bei dem heftigen Wackeln unseres Fahrzeugs war unser Trinkwasser nebst dessen Behälter (ein Bamburohr) über Bord gefallen und fortgeschwommen; wir hatten deßhalb nichts zu trinken auf der Prau, und fühlten doch alle vier Durst, der immer stärker wurde. Wir beeilten uns daher durch schnelles Rudern die Küste Cerams zu erreichen, und hofften daselbst bald einen Bach oder eine Quelle aufzufinden um den immer stärker werdenden Durst löschen zu können.

Erst gegen 5 Uhr Abends erreichten wir die Küste der Insel Ceram, fanden daselbst aber kein fließendes Gewässer.

Digitized by Google

Meine Lariktschen Seeleute wußten aber schnell Rath uns Süßwasser zu verschaffen; sie gruben, 20—25 Schritte von der See entfernt, mit ihren Rudern und Parang (Hackmessern), 1—2 Fuß tiefe Löcher in den weichen, mit kleinen Muschelschalen vermengten Sand, und alsbald sammelte sich in den Löchern klares Süßwasser genug für unsern Bedarf. Unterdessen fieng es an dunkel zu werden, und da wir bereits Durst und Hunger (letztern mit gesottenen Hühnereiern und Sagozwieback) gestillt hatten, machte einer der Seeleute Feuer an. Er nahm ein Stück hartes Holz, das er auf einem Stück Bambu solange rieb, bis dieses erst zu rauchen, alsdann aber zu glimmen anfieng, worauf der Feueranmacher dürres Moos von einem nahestehenden Baumstamm abriß und mit dem glimmenden Stück Bambu in Brand steckte; schnell loderte jetzt eine große Flamme in unsrer Nähe. Unterdessen war ein anderer Ruderer damit beschäftigt zähe Ranken aufzusuchen und damit den Seemann fest- und sein Tuch loszubinden; der dritte Ruderer hatte indeß ein Bambugebüsch aufgesucht und einen neuen Wasserbehälter für uns gemacht, worauf er denselben mit Trinkwasser füllte. Wir hätten um 8 Uhr dieses Abends unsere Rückreise antreten können, allein durch die hohe Feuerflamme herbeigelockt, beeilte sich die Bemannung eines größern Ruderfahrzeugs (eine Orembay) uns näher zu kommen und hier zu übernachten. Am Bord der Orembay befanden sich mir bekannte Leute, die mich einluden in ihrer Cajütte zu speisen und diese Nacht zu schlafen; von welchem Anerbieten ich denn auch Gebrauch machte, weil ich ein abermaliges Zerreißen des Seemanns befürchtete, was bei Nacht doch viel gefährlicher als bei der Tageshelle gewesen wäre.

Auf den am Strande stehenden niedrigen Bäumen hatten viele Murfika sich niedergelassen, welche wir beim Aufgang des Monds um 9½ Uhr dort hängen sahen. Einige der Seeleute beabsichtigten solche Fledermäuse einzufangen, und da in der Nähe auch ein Kebokbaum (dessen Stamm und Aeste mit langen Dornen versehen sind) stand, wurde ein solcher Ast losgehackt, von Zweigen und Blättern gesäubert, alsdann aber zum Murfikafang benutzt, was auf folgende Weise geschah: mit dem dornigen Aste ward auf die wenig scheuen Murfika losgeschlagen, und weil diesen Thieren das Fliegen mit durchlöcherter Haut nicht möglich ist, ward es uns leicht einige derselben mit den Händen einzufangen, denn sie fielen von den Bäumen herab, und krochen langsam auf der Erde fort. Auch eine mir bisher unbekannte Art Raupen traf ich hier auf Ceram an. Sie sind nämlich auf dem Rücken mit Querstrichen oder mit kleinen Kreuzen versehen welche im Dunkel leuchten.

Bevor wir am nächsten Morgen Ceram verließen, bekamen wir erst noch ein paar Kakerlaken (mit schneeweißer Haut, blauen oder rothen Augen und rothen Haaren versehene Abkömmlinge braunfarbiger Eingebornen) zu sehen; dieß waren zwei Knaben von 10 und 12 Jahren, die mit ihrem Vater, einem Fischer aus Luhu — das drei Meilen von unserm Ankerplatz auf Ceram liegt — längs der Küste hinfuhren und fischten. Mir wurde erzählt daß dieß gewiß eine sehr große Seltenheit sey, wenn so, wie hier der Fall gewesen, eine braune Mutter hinter einander zwei Kakerlaken gebäre. Nachdem ich mich eine halbe Stunde lang mit den schneeweißen, rothäugigen Knaben und ihrem dunkelbraunen Vater unterhalten hatte, verließ ich in der gemietheten Prau Ceram, kam am Mittag wieder zu Lariki und drei Stunden später in meiner Hütte bei Alang an, wo meine Dienstleute mich sogleich benachrichtigten daß sie in verwichener Nacht eine große Schlange vor meiner Schlafstätte in der Hütte getödtet hätten.

Die Europäer in Peking.

(Aus Le Tour du Monde.)

Hr. Gabriel Deveria, Sohn des berühmten Künstlers Achill Deveria und einer der jungen Dolmetscherszöglinge bei der Pekinger Gesandtschaft, schreibt aus dieser Stadt, d. d. 7 Mai 1861: Alle Tage reiten wir zwei Stunden lang in der Stadt spazieren. Wir gehen in den Park. Sobald ein Chinese uns bemerkt, läuft er uns voran, tritt in sein Haus, ruft seine Schwestern, seine kleinen Brüder, seine Frau, seine Großmutter, um ihnen die fremden Barbaren zu zeigen. Die kleinen Kinder werden mit Gewalt herbeigeführt; sie plärren und haben Furcht vor den Teufeln. Die Pekinger Pflastertreter schreien Whalo (man hat nie erfahren können was dieses Wort, dessen sich die Sikhs bedienen um Platz machen zu lassen, eigentlich bedeutet). Die jungen Mädchen welche sich allein auf der Straße befinden, retten sich so schnell als möglich in das nächste Haus. Die Hunde bellen, und beißen unsere Pferde in die Füße; die Matronen welche mit ihren Töchtern spazieren gehen, ergreifen, wenn sie uns sehen, die Arme ihrer jungen Gefährtinnen, um sie zu schnellerem Gehen zu bewegen, und lassen sie die Hände vor ihre Augen halten. Fünfundzwanzig halbnackte Bettler, eben so viele Männer als Weiber, umzingeln, belagern uns.

Dieß ist zu viel. Nun ist der Moment gekommen; ein Spornstoß, und wir eilen im Galopp davon. Die ganze Menge schreit, singt, lacht: man könnte taub werden. Wir glauben uns befreit; keineswegs. Eine Heerde von 25 Kamelen versperrt uns den Weg und setzt unsere Pferde in Schrecken. Alsbald rückt die ganze Menschenmasse wieder auf uns an. Dießmal tönt Geschrei aller Art in unsere Ohren, und aus dem Hintergrund eines Kaufladens hervor nennt man uns Teufel, Wilde ꝛc. Kein Mittel die Schuldigen zu züchtigen. Wer würde unsere Pferde halten? Solcher Art sind unsere Spazierritte, und dennoch erneuern wir sie jeden Tag unermüdet.

Während des Winters ist der häßlichste Ort Pekings der kaiserliche Palast, von dem aus man die auf einem künstlichen Berge liegenden Gärten sieht. Es gibt daselbst einen ausgetrockneten See, welcher den Palast mit einer 2000 Meter langen Kothpfütze bespült. Ungefähr im Westen erhebt sich

Digitized by Google

eine prächtige Marmorbrücke, von wo man die Gärten und ihre zahlreichen, blendend — roth, orangefarben, grün, gelb ꝛc. — bemalten Kiosks erblickt; alles aber ist im verfallensten und schlechtesten Zustande. Das Holzwerk ist verfault, die Fensterscheiben sind zerbrochen, und flattern im Winde. Das ist nicht schön. Hingegen wird dieser nämliche kaiserl. Palast beim Eintritt des Frühlings der reizendste Ort Pekings. Der Kothsee bedeckt sich mit einem glänzenden Pflanzenwuchs; die Bäume der Gärten haben herrlichen Schatten, und ihre kräftigen Stämme, ihr schönes Blätterwerk bilden einen höchst malerischen Rahmen für diese grell bemalten Kiosks, deren verfallener Zustand inmitten all dieses prächtigen Grüns verschwindet.

Der Genie-Lieutenant, welcher jetzt den Titel Capitän hat und mit Bau- und Ausbesserungsarbeiten des Palastes der französischen Gesandtschaft beauftragt ist, läßt in diesem Augenblick einen großen Empfangssaal ausschmücken, dessen Plafond mit goldenen Bienen übersäet seyn wird. Ich selbst habe das Modell der Bienen gemacht, und das lebende Muster so treu nachgeahmt, daß man sich in ein ungeheures Fliegennest versetzt glauben könnte. Heut überwache ich die chinesischen Maler, leite die Arbeiten, und bin stets genöthigt einen Cursus praktischer Perspective mit diesen Leuten vorzunehmen.

Wir haben im gegenwärtigen Augenblick einen Vicekönig aus Corea in Peking, der alle sechs Monate in diese Hauptstadt kommt um dem Kaiser von China seine Unterwerfung zu bezeugen und ihm Geschenke darzubringen. Die Coreaner sind im Winter, wie im Frühling, unabänderlich weiß gekleidet und tragen einen blauen oder gelben Gürtel; sie haben Hüte aus metallartiger Leinwand die allen Winden geöffnet sind, und welche sie beim Regnen mit Papier umwickeln. Vornehme Personen haben eine Art kleinen Federbuschs, welcher, mit einem Kettchen an die Spitze des Huts befestigt, hin und her flattert. Sie sind sehr aufgeräumt und mit den ihnen begegnenden Europäern ein wenig allzu vertraulich. Ein junger Mann z. B. der aus Tien-tsin gekommen war um Peking zu besuchen, spazierte eines Tags mit M. K. umher. Einer dieser Coreaner gieng auf ihn zu und gab ihm mit aller Liebenswürdigkeit einen Schlag auf die Schulter daß man einen Ochsen damit hätte tödten können, worauf er eiligst davon rannte.

Diesen Morgen, 10 Mai, am Himmelfahrtstage, giengen wir alle drei (die Dolmetscher der Legation) in das Hochamt, geleitet, wie immer, von unsern beiden berittenen Gendarmen.... Unsere Missionäre werden viel dazu beitragen uns beliebt zu machen. Sie haben Schulen, in denen sie chinesische Kinder in der französischen Sprache unterrichten. Der Kaiser von China befindet sich noch in Sche-Ho. Man sagt er sey krank, und speie Blut. Die Mandarinen versicherten uns, man habe ihm seine Sterbekleider übersandt, die er gleich nach seiner Thronbesteigung hatte machen lassen.

Zur Geschichte der Dahlien.

Weiß man wie viele verschiedene Spielarten von Dahlien es gibt? Was mich anbelangt, so gestehe ich in aller Bescheidenheit daß ich die Ziffer welche als Antwort auf eine solche Frage dient nicht entfernt ahnte, ehe ich mich von der Wahrhaftigkeit derselben durch den Augenschein überzeugt hatte. Ich habe in der unerschöpflichen Sammlung Hrn. Rougier-Chauvière's 389 verschiedene Arten von Dahlien gezählt. Die Dahlie, man ignorirt es noch, ist eine im höchsten Grad revolutionäre Pflanze: sie hat ihren Einzug in Europa am Tage der Einnahme der Bastille (14 Jul. 1789) gehalten, und sie blühte zum erstenmal in Frankreich am Jahrestage dieser denkwürdigen Begebenheit (14 Juli 1791). Anfangs gab es nur eine Art, und sie blieb von 1791 bis 1812 vollständig stationär; auch wurde sie von keinem Dichter des ersten Kaiserreichs besungen. Um das Jahr 1812 bemerkte die Kaiserin in den Gärten von Fontainebleau eine dieser Pflanzen, und sie sagte mit lauter Stimme: sie finde sie sehr schön. Sofort drängte sich jedermann um sie, und sie wurde Mode. Natürlich beschäftigten sich nun die Blumenfreunde damit, und erzielten einige Spielarten, welche die Aufmerksamkeit auf sich zogen; allein erst seit ungefähr zwanzig Jahren haben diese Pflanzen — Dank den englischen und einigen französischen Gartenbauern — ihren hohen Grad von Schönheit und Reiz erlangt. Um den Knollen aufzubewahren, muß man ihn gleich beim Eintritt des Frostes aus der Erde nehmen, und ihn während des Winters in einem trockenen, luftigen und gegen die Kälte geschützten Ort halten. Die Dahlie stammt aus Mexico, was Ursache gewesen daß man in den ersten Jahren nach ihrer Einführung in Europa geglaubt hatte, man könne sie ungefähr auf dieselbe Art cultiviren wie die Jahrespflanzen, und die Dahlie gewann dabei. (Journal pour Tous).

Miscellen.

Entdeckung einer Periodicität im Drehungsgesetz des Windes. Man hat aus vieljährigen Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen daß der Wind im Lauf eines Jahrs eine Anzahl Drehungen ganz um den Compaß herum macht, indem er sich gewöhnlich in der Richtung der Zeiger einer Uhr dreht, d. h. von Nord nach Ost-Süd-West, und herum nach Nord; im letzten Jahr jedoch war die Richtung retrograd, oder in entgegengesetzter Richtung — Nord-West-Süd-Ost und Nord. Zwei ganze Drehungen wurden in dieser Richtung gemacht, und da das Phänomen Aufmerksamkeit erregt hatte, so wurden die Beobachtungen des verflossenen Jahrs geprüft, und ergaben die bemerkenswerthe Thatsache daß im Laufe des Windes ein siebenjähriger Cyclus vorhanden zu seyn scheint. Im Jahr 1853 machte der Wind

Digitized by Google

eher weniger als zwei Drehungen in der retrograden Richtung; in allen andern Jahren herrſchte die entgegengeſetzte Richtung vor. Wenn wir aber eine ſiebenjährige Periode nehmen, ſo finden wir daß ſie mit einer kleinen Anzahl Drehungen beginnt, hierauf bis zu dem Maximum, 21, 23 oder 24mal um den Compaß, zunimmt, ſodann auf ein Minimum herabſinkt, und noch einmal in der folgenden Periode ſteigt. Ueber dieſe merkwürdige Thatſache ſagt Hr. Airy, ſtets vorausgeſetzt daß der ſiebenjährige Cyclus beſtätigt wird: „Ich möchte als mögliche Urſache keinen Cyclus von Thätigkeiten äußerlicher Körper, ſondern ein periodiſches Pulſiren der Temperatur aus dem Innern der Erde annehmen. Es ſcheint wahrſcheinlich daß eine ſehr geringe Veränderung der Temperatur der Oberfläche hinreichenden Einfluß auf die Strömungen der Luft ausüben dürfte, um die Wirkung hervorzubringen die beobachtet worden iſt.“

*

Wirkung des Luftdrucks auf die Flamme. Dr. Frankland hat Unterſuchungen angeſtellt über die Wirkungen des atmoſphäriſchen Drucks auf die Flamme, indem er eine Reihe von Verſuchen ausführte, von denen man ſagen kann daß ſie auf dem Gipfel des Montblanc im Jahr 1859 begannen. Er bemerkte nämlich daß eine in jener Höhe angezündete Kerze weniger von ihrer Subſtanz verzehrte, und weniger hell machte als wenn ſie in Chamounix brannte. Bei ſeinen Verſuchen mit Steinkohlengas findet er daß eine Quantität Gas, welche ein Licht gibt gleich dem von 100 Kerzen wenn der Barometer 31° zeigt, nur das Licht von 84 Kerzen liefert wenn der Barometer auf 28° fällt. Hieraus erſehen wir daß gewöhnliche atmoſphäriſche Fluctuationen eine merkliche Wirkung auf die Beleuchtung haben, und inſoweit als Verſuche mit einem höheren Druck als dem der Atmoſphäre angeſtellt worden ſind, ſcheint es daß dasſelbe Geſetz vorherrſcht.

*

Honorare der Londoner Aerzte. Die größte Summe welche Sir Aſtley Cooper in einem Jahr als Arzt einnahm, war 21,000 Pfd. St. (140,000 Rthlr.), aber für eine Reihe von Jahren betrug ſein Durchſchnittseinkommen über 100,000 Rthlr. jährlich. Solange er in der City lebte, waren ſeine Einnahmen ungeheuer, obgleich ſie ſehr wechſelten, indem der Stand des Geldmarktes dort einen merkwürdigen Einfluß auf ſeine Honorare hatte. Die meiſten Citypatienten bezahlten (was in London jedesmal gleich bei dem Beſuch geſchieht) ihr Honorar mit einem Cheque (Anweiſung an den eigenen Bankier), und ſelten wurde er für weniger als 5 Pfd. St. (fünf Guineen) geſchrieben. Als er in Spring-Gardens und in Conduit-Street wohnte, war ſein ärztliches Einkommen geringer, obgleich ſeine Patienten meiſtens ariſtokratiſche waren. Hr. Coles, aus Mincing-Lane (im Herzen der City), zahlte ihm für lange Zeit jährlich 600 Pfd. St. (4000 Rthlr.). Ein City Mann, der ihn in Broad-Street mitten auf der Straße conſultirte, und hinweg gieng ohne ihm ſein Honorar zu geben, ſandte bald darauf einen Cheque für 63 Pfd. 10 Sh. (423 Rthlr. 10 Sgr.) mit folgendem Billet: „Werther Herr, als ich zuerſt das Vergnügen hatte Sie zu ſprechen, forderten Sie es als eine Gunſt daß ich Ihre Viſite als die eines Freundes betrachte. Ich muß nun das Compliment erwiedern, indem ich Sie bitte den inliegenden Wechſel als einen Act der Freundſchaft anzunehmen.“ Ein weſtindiſcher Millionär gab Cooper das größte Honorar. Er hatte mit Erfolg eine ſchmerzliche Operation überſtanden, und bezahlte ſeine Aerzte Lettſom und Nelſon mit dreihundert Guineen (2100 Rthlr.). „Aber Sie, Herr,“ rief der dankbare alte Mann Cooper zu und ſetzte ſich im Bett auf, „Sie ſollen etwas beſſeres haben. Da, Herr, nehmen Sie das!“ Damit warf er ſeine Nachtmütze dem erſtaunten Arzte an den Kopf. „Herr,“ antwortete Cooper, ich will die Beleidigung einſtecken, und als er nach Hauſe kam, fand er in der Mütze eine Anweiſung auf 1000 Guineen (7000 Rthlr.).“

*

Eine außerordentliche Weizenpflanze. Ein Hr. Hunt, der in der Nähe von Ipswich in England wohnt, hat in ſeinem Garten vier Weizenpflanzen, deren jede aus einem einzigen Weizenkorn gezogen iſt, und die von ganz außerordentlicher Höhe und Stärke ſind. Dieſe vier Pflanzen haben die faſt unglaubliche Menge von 510 Aehren hervorgebracht. Zwei von den Pflanzen haben jede 160 Aehren und eine dritte 110. Wie viel Körner aus dieſen vier Körnern entſtanden ſind, kann jetzt noch nicht angegeben werden.

*

Etikettevorſchriften am britiſchen Hof. Wenn die Dame aus dem Wagen ſteigt, muß ſie alles was einem Mantel oder einer Echarpe, ſelbſt wenn von Spitzen, ähnlich iſt, zurücklaſſen; ihre Schleppe ſorgfältig über den linken Arm gehängt, betritt die Trägerin die langen Gänge von St. James, wo ſie wartet bis die Reihe der Vorſtellung an ſie kommt; dann geht ſie nach dem Empfangszimmer, welches zwei Eintrittsthüren hat; ſie geht durch die ihr angezeigte; wenn eingetreten, läßt ſie ihre Schleppe herunter, die ſogleich von den den Dienſt habenden Lords mit ihren Stäben ausgebreitet wird, ſo daß die Dame frei auf die Königin zugehen kann. Die Karte, auf welcher der Name der Dame geſchrieben iſt, wird dann einem andern „Lord-in-Waiting“ gegeben, welcher den Namen laut der Königin meldet. Wenn ſie vor der Königin ſteht, ſoll ſie ſehr tief knickſen, ſo tief daß ſie beinahe, doch nicht ganz, vor der Königin kniet, die, wenn die vorgeſtellte Dame eine Peereß oder die Tochter eines Peer iſt, ſie auf die Stirn küßt, wenn nur eine bloße bürgerliche, ihre Hand zum Kuß darreicht. Iſt das geſchehen, ſo erhebt ſich die Dame, macht einen andern Knix vor Prinz Albert und andere vor verſchiedenen andern Mitgliedern der königlichen Familie, und manövrirt ſich ſo, das Geſicht ſtets der Königin zugewendet, durch die als Ausgang bezeichnete Thür des Empfangszimmers.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. Augsburg, 22 September 1861.

Der Sturz der Squatter-Aristokratie in New-South-Wales.

Der innere Entwicklungsgang der australischen Colonien hat sich in den letzten Jahren in einer bestimmten Richtung bewegt, die allmählich zu einer interessanten Krisis drängt. Kurz bezeichnet, ist es der Uebergang von einer wesentlich aristokratischen zu einer demokratischen Periode, der Sturz einer lange befehdeten, privilegirten und privilegiensüchtigen Kaste — kurz eine vollkommene innere Revolution, die sich allerdings innerhalb der gesetzlichen Formen vollzieht, aber doch stürmisch genug vor sich geht.

Kurz nach der Goldentdeckung — vor jetzt gerade 10 Jahren — schien das in Australien damals alles übrige beherrschende Interesse der großen Wollproducenten einer schweren Krisis entgegenzugehen. Die Arbeitslöhne stiegen ins ungemessene, zu Tausenden strömten die Leute nach den Goldfeldern, die Squatter, die keine Schäfer mehr bekommen konnten, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen und glaubten das Ende der Welt gekommen. Es gab deren, die dem Gouverneur dringend anriethen, das Standrecht zu proclamiren und alles Goldgraben peremtorisch zu verbieten.

Obwohl zu diesem Auskunftsmittel nicht geschritten wurde, realisirten sich die Befürchtungen derer nicht die darin noch die einzige Rettung für ihre Interessen erblickten. Im Gegentheil. Eine Zurückstauung des fortwährend nach den Goldgruben fluthenden Stromes der Bevölkerung trat ein, enttäuschte Goldgräber waren dann oft zu sehr billigen Löhnen als Schäfer zu haben. Die außerordentlich vermehrte Fleisch-Consumtion steigerte den Preis der Heerden; Heerdenbesitzer in der Nähe der Goldfelder hatten den lohnendsten Absatz, die Stationen, kurz vorher entwerthet, stiegen auf eine ungekannte Preishöhe, die Panique verkehrte sich ins Gegentheil, die Squatter machten glänzende Geschäfte und waren voller Vertrauen.

Wie vorher die Befürchtungen, so war jetzt das Vertrauen übel begründet. In Wahrheit bereitete sich eine Entwicklung der Dinge vor welche die bisher allmächtige Stellung der Squatter und ihrer Interessen schlimmer als eine vorübergehende Krisis bedrohte.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Lage der Dinge in diesem fernen aber nicht uninteressanten Erdenwinkel.

Für 16,000 Acres (640 Acres = 1 Quadratmeile) zahlte man damals 10 Pfd. St. (72 Rthlr.) Pacht an die Regierung. Kleinere Strecken zu pachten war nicht gestattet, das erwähnte Territorium galt als eine genügende Weide für 4000 Schafe oder 500 Stück Rindvieh. Die kleinsten Schafbesitzungen erreichten daher doch fast immer die Höhe von wenigstens 4000 Stück. Land auf diesen Territorien zu erwerben war sehr erschwert. Einmal durfte kein Land unter 1 Pfd. St. (6 Rthlr. 20 Sgr.) per Acre verkauft werden — ein Preis der sowohl die Mittel des kleinen Ansiedlers als den wahren Werth des Landes weit überstieg, dann hatte der Squatter für das von ihm gepachtete Land immer das Vorkaufsrecht, endlich konnte er sich vor der ebenso sehr gehaßten als gefürchteten Eventualität des Ankaufs kleiner Ansiedler auf seiner Station dadurch schützen daß er alle wasserhaltigen Strecken seines Gebietes ankaufte, wodurch dann der Rest für jeden außer ihm unbrauchbar wurde; dieß setzte freilich erhebliche Geldmittel voraus.

Auf Grund dieser eigenthümlichen Bestimmungen erhob sich die Wollproduction Australiens zu einer immensen Höhe, die Squatter aber traten in den Rang der eigentlichen Aristokratie des Landes als sogenannte Squattocracy.

Wie jede Aristokratie hatte sie sehr kurze und bündige Theorien.

Ihre Interessen waren die Interessen des Landes, denn das Land sollte wesentlich nur für Pastoralzwecke geeignet seyn. Eine Gegenprobe galt als gefährlich und unstatthaft. Kleine freie Ansiedler waren überflüssig und lästig, ein darauf abzielendes Landsystem ein schädliches Experiment.

Das ganze Erforderniß des Landes waren Schäfer, Leute womöglich die, unverheirathet, in dem rohesten Buschleben ein stumpfsinniges Genüge fanden, von Zeit zu Zeit ihre Ersparnisse vertranken, und ohne einen Trieb vorwärts zu kommen auf diese Weise jahrein jahraus ein brutales Leben weiter führten.

Digitized by Google

Sicherlich war die Aussicht Australien auf diese Weise zu einer großen Schafweide zu machen und es auf der untersten aller Culturstufen — der des nomadisirenden Schäferlebens — zu halten, keine sehr glänzende, aber vor der Höhe von Millionen von Pfunden welche die Wollproduction, mit jedem Jahr steigend, erreichte, vor den Interessen die sich daran knüpften, den ungeheuren — wenn auch nur gepachteten, factisch doch als Eigenthum betrachteten — Besitzungen, vor den Reichthümern und dem Einfluß der Aristokratie, welche die Presse und die Regierung beherrschte, verschwand jeder Protest. Die Stellung schien unangreifbar, dennoch ist sie bis zum vollkommnen Einsturz untergraben worden, und eine außerordentliche Umwandlung in den Verhältnissen des Landes muß mit demselben eintreten.

Wer, mit europäischen Verhältnissen vertraut, je einer Squatterversammlung der letzten Jahre beiwohnte, fand sich sicher durch eine außerordentliche Aehnlichkeit überrascht — eine Aehnlichkeit mit unserer oder der Junkerpartei eines jeden beliebigen Landes.

Hier wie da die hochmüthige Geringschätzung städtischer Bevölkerung, städtischen Betriebes und Gebahrens — hier noch vermehrt durch die Beschäftigung der Squatter die, fast beständig zu Pferde und in einer höchst primitiven oft gefahrvollen Weise lebend, eben darin ein adeliges Wesen erkennen, das sie weit über jede städtische Berufsart hinaushebt.

Hier wie da das Geschrei über Demagogen, über Eingriffe in wohlerworbene Rechte, Pöbelherrschaft und Angriffe auf die Grundlagen der Gesellschaft.

Dieß war das beständige Thema des großen conservativen Organs, des Sydney Morning Herald. Ihm gegenüber erhob mit nicht minderer Erbitterung die Gegenpartei ihren Ruf „unlock the lands“ — gebt das Land frei — in den Spalten des Empire.

Von Jahr zu Jahr schärften sich diese Gegensätze — je mehr die Goldproduction an Umfang zunahm, je mehr auf Grund derselben eine stärkere Einwanderung stattfand als der Schafzucht-Betrieb verbrauchen konnte, je mehr die städtische Bevölkerung wuchs und an Einfluß gewann, je mehr die „kleine aber mächtige Partei“ die numerisch schwächere wurde.

Das große sauve-qui-peut-Signal wurde eigentlich schon in den letzten Jahren gegeben als der nördliche Theil von N. S. Wales, in dem die Squatter zur Zeit noch prädominirten, sich von N. S. Wales trennte und unter dem Namen Queensland selbständig constituirte. In N. S. Wales selbst aber setzte die Umwälzung ihren Gang ungestört fort.

Was das eigentliche Revolutionäre derselben ausmacht, ist das Ueberstürzen über das Praktisch-Zweckmäßige hinaus. Das gegenwärtige Princip einer vollkommen unbehinderten Auswahl für Agriculturzwecke wahrt die Interessen einer ganz außerordentlich entwickelten Landes-Industrie auf keine Weise mehr, und würde, wenn durchgeführt, für viele Private geradezu den Ruin, für das Land eine finanzielle Krisis und bis auf die europäischen Märkte hin eine fühlbare Nachwirkung herbeiführen.

Eine Privatmittheilung aus Queensland eines lange in Australien angesiedelten Deutschen spricht sich über die neuesten Zustände folgendermaßen aus: „Auf unserem Erdenwinkel haben die Uneinigkeiten der nordamerikanischen Union zunächst die Folgen gehabt daß ein außerordentlicher Druck auf allen Geschäften lastet. Die Zeiten sind schlechter und schlechter geworden, ohne daß bei den verwirrten politischen Zuständen der Anbruch einer besseren fürs erste zu hoffen ist. Viele locale Ursachen tragen zu dieser allgemeinen Verstimmung bei. Durch das neue Landsystem in N. S. Wales ist das längst untergrabene Squatting-System vollkommen gestürzt worden. Dieß hat in einem Lande, dessen Haupteinnahmen aus der Viehzucht bisher stammten, begreiflicherweise die ernstesten Folgen. Eine Menge Stationen sind ruinirt, ebenso ihre Besitzer, und eine große Classe und gerade diejenige die bisher das respectabelste Element vertreten hat, ist genöthigt ihre Beschäftigung aufzugeben oder auszuwandern.

Victoria ist mit einer ansteckenden und äußerst gefährlichen Rindviehseuche (pleuro-pneumonia) seit mehreren Jahren überzogen, welche sich langsam aber doch allmählich Terrain gewinnend dem Süden von N. S. Wales nähert und dort einen panischen Schrecken hervorruft.

In diesem Augenblick besonders sind Stationen fast auf die Hälfte ihres früheren Werthes gesunken, und nur der reiche Speculant ist die eigentlich durch diese Zustände befriedigte Partei.

Du erinnerst dich wohl daß in Folge der ewigen Landfrage bei immer wachsender Kraft der Anti-squatter-Partei das letzte Parlament aufgelöst wurde. Die merkwürdigste Begriffsverwirrung entstand alsdann, und das Kriegsgeschrei der demokratischen Wortführer und des durch sie fanatisirten Menschenhaufens — Bevölkerung kann man es eigentlich noch nicht nennen — wurde free selection, vollkommen freie Auswahl.

Dieß Wort, mit dessen Inhaltsschwere man die squattocracy mit einem Schlage zu stürzen hoffte, wurde bei den neuen Wahlen das Stichwort. Alle Rücksichten auf andere Vorzüge, alles was bisher Geltung gefunden hatte, wurde außer Acht gelassen, die free selection-Manie raste unter den Leuten, fast alle besseren Elemente der alten Parlamente wurden auf diese Weise entfernt, denn bei dem ungeheuren Unheil welches wahrscheinlich diese Maßregel über die Colonie bringt, konnten sich gewissenhafte Männer nicht dazu verpflichten.

Die jetzige Zusammensetzung des Parlamentes in einem Lande wo so viel sonderbare und abenteuerliche Elemente in der Gesellschaft sind, kannst du dir daher ungefähr denken.

Ein buntscheckigeres Völkchen war sobald nicht zusammen, und mancher getraut sich kaum — des allzu wunderbaren Contrastes halber — das vornehme M. P. (membro of parliament) hinter seinen obscuren Namen zu setzen.

Das Mißtrauen ist natürlich jetzt allgemein, der Markt überfüllt mit feilgebotenen Stationen.

Digitized by Google

Analekten aus Palästina.

Von Dr. Titus Tobler.

2. Die Russen.

(Schluß.)

Man schenkt in unsern Tagen die ungetheilte Aufmerksamkeit den Ansiedlungen der Russen in Jerusalem. In der That sind ihre Unternehmungen großartig und verrathen einen tief durchdachten Plan. Im Nordwesten der Stadt kauften sie ein ansehnliches Stück Land, im Vorhaben, Pilgerherbergen, eine Kirche und einen Palast für den im Jahr 1858 zu Jerusalem eingezogenen russischen Bischof und für ein paar Dutzend Priester zu erbauen. [1] Da soll ein Neu-Jerusalem erblühen. Innerhalb der Stadt sind die Russen in Bodenerwerbungen auch nicht unthätig, und wirklich gelang es ihnen, gerade östlich der Kirche des hl. Grabes ein Stück Boden sich anzueignen, wo beim Graben nach dem Fundament alte Mauern entdeckt wurden, die aber noch zu wenig genau beschrieben sind, um nach diesem, unzweifelhaft bedeutenden Funde die zweite Stadtmauer des Flavius Josephus, die bei der Frage über die Aechtheit dieser Grabstätte so viel ausstehen muß, construiren zu können, wie es bereits versucht wurde.

Alle die Bestrebungen der Russen fallen übrigens erst ins rechte Licht, wenn man das Buch einer merkwürdigen russischen Dame aufschlägt. Es sind Les Pélerins Russes der Frau Bagréef-Speransky, die im März 1847 Jerusalem besuchte. Bekanntlich legen viele Christen, insbesondere auch die griechisch- und russisch-orthodoxen Pilgrime, einen überaus großen Werth auf die Jerusalemfahrt als das radicalste Heilmittel der Seele hienieden auf Erden. Selbst alte Leute, wie einst die 79jährige Kaiserin Helena und die 80jährige Helena Cheron, Wittwe von Niklaus Bergeron, und Gebrechliche scheuen weder die Mühen noch die Gefahren einer Pilgerfahrt. Eine Dame von Nowgorod wagte und unternahm die Reise, obschon sie ohne Schenkel auf die Welt gekommen war. Wer nicht wallfahrten konnte oder wollte, bezahlte andere, welche ihre Stelle vertraten; Arme bettelten eine Summe zusammen. Die russische Regierung richtete übrigens in neuerer Zeit ein väterliches Auge auf die Wallfahrten nach Jerusalem. Ihr entgieng nicht daß die russischen Pilger manche Bedrückungen, weniger von Seite der Türken als vielmehr der Glaubensgenossen, erdulden mußten. Man hat die traurige Erfahrung gemacht daß die Habsucht und der Geiz des griechischen Klerus, in dessen Fangarme die Armen gewöhnlich geriethen, sie der Mittel entblößt vertrieben, nachdem ihnen selbst der letzte Parah abgedrückt war. Der Kaiser Alexander hatte in seinen letzten Jahren der Regierung eine regelmäßige Collecte in allen Kirchen des Reiches zu Gunsten des hl. Grabes anbefohlen, die Sammlungen wurden auch unter dem Kaiser Nikolaus fortgesetzt, und obwohl minder als früher, betrugen sie doch immerhin jährlich 40—50,000 Franken, welche ohne Bedingung dem griechischen Klerus zu gute kamen. Davon aber floß den russischen Pilgern nichts zu, sie erhielten nicht einmal ein Almosen von Brod, erhielten kein Obdach, ja kein Lager, kein Glas voll Wasser, nicht einmal die Erlaubniß, am Schatten der griechischen Klöster sich niederlegen zu dürfen, ohne dieses Privilegium mit Gold aufzuwägen. Ein solches Verfahren erklärt deutlich den Reichthum des Klerus. Die griechischen Mönche hatten Ländereien, Häuser, Manufacturen und die Hände voll Geld. Das Vermögen eines einzigen Mönches schätzte man auf eine Million Franken; es war der Bischof in partibus des peträischen Arabiens.

Indeß litten die russischen Pilger nicht nur pecuniäre Noth, sondern auch ihre Seelsorge war durchaus vernachlässigt. Jener Bischof besaß das Monopol der Beichtabhörung aller Neußen. Er verstand wenig russisch, und da es russische Priester gab, so bat man um die Gewogenheit, einem russischen Priester beichten zu dürfen. Die Bitte ward rund abgeschlagen, und wollte man in der Muttersprache ganz verständlich beichten, so lief man Gefahr, auf den Trost, welchen der Empfang des heil. Sacraments am Grabe Christus' gewähre, verzichten zu müssen. Auch die Beichte der Frau Bagréef-Speransky war daher wenig erbaulich. Der Beichtvater verstand nicht das zehnte Wort von dem was sie sagte, und sein Mund wiederhallte nur von Silber. Er entschloß sich, in der Peträa eine Kirche zu bauen, und ließ zu dem Ende Beiträge sammeln; allein aus allem gieng hervor daß er einzig Geld wollte, ohne Absicht, es für den Bau zu verwenden.

Es war daher dringend daß von der russischen Regierung zwei Seiten des Pilgerwesens, die pecuniäre und seelsorgliche, besser gewahrt werden. Zu dem einen Ende verlangte die russische Regierung von jedem Pilger, Mann oder Weib, daß er zu Bestreitung der Reise eine Summe von 500 Fr. in Odessa vorweise. In Beirut angelangt, mußte der Pilger hinwieder einen Theil der Summe deponiren, was dann ermöglichte daß er von den griechischen Priestern nicht vollständig ausgeraubt wurde. Was den Aufenthalt russischer Pilger in Jerusalem betrifft, so war es die Frau Bagréef-Speransky, welche die ungenügende Unterbringung so klar einsah und mit aller Beredsamkeit darauf drang, daß eine russische Pilgerherberge errichtet werde, damit nicht fürderhin die russischen Pilger dem griechischen Klerus untergeordnet seyen, dessen übler Ruf von Raubsucht und Unwissenheit allenthalben als wohlbegründet sich verbreitet habe. Warum, fragt die geist- und verdienstvolle Pilgerin, warum bringt der weiße Czar das alles nicht in gute Ordnung? Wahrlich ihre Visionen und Rathschläge waren wunderbar. Alles, was sie anstrebte, gieng oder geht in Erfüllung.

[1] Ermete Pieretti zeichnete in seinen neuesten Plan von Jerusalem, der letztes oder dieses Jahr herauskam, das von einer Mauer umfangene russische Besitzthum mit der Kirche, dem Priesterhause (mission ecclésiastique), drei Herbergen, einem Krankenhaus und noch wenigen andern Gebäulichkeiten. Bekanntlich gab der Architekt Pieretti bereits 1855 einen Plan heraus, der ziemlich nachlässig ausgeführt war, und der neue ist, sonderbar genug, weniger an Ort und Stelle mit eignen Augen und Händen als vielmehr wesentlich nach der Arbeit Barclay's verbessert, zudem mit Eintragung der allerneuesten Bauten und Bauprojecte, und am Rande mit verschiedenen Detailplänen von Höhlengräbern und Gebäuden bereichert.

Digitized by Google

8. Der Purpur der Alten.

In neueſter Zeit machte der Naturforſcher Johannes Roth während ſeines Aufenthaltes in Paläſtina auf den Purpur der Alten aufmerkſam. Es gelang ihm auch denſelben darzuſtellen, obſchon das mir gezeigte Muſter noch nicht ſehr befriedigte. Er fand in Jafa die purpura patula, eine Schnecke welche den eingebornen Chriſten zur Faſtenzeit als Nahrungsmittel dient. Angeſtochen gibt ſie einen grünlichen Saft von ſich, der im Sonnenſchein eine Purpurfarbe annimmt, nach ihm der blaue Purpur der Alten, welche einen ſchwärzlichen von einem violetten und roſenrothen unterſchieden. Zwiſchen Tyrus und Sidon gibt Roth den zahlreich vorhandenen murex trunculus an, deſſen Farbe lebhafter ſey; ein einziges dieſer Thiere reiche hin, einen Quadratzoll Zeug zu färben. Bei dieſen iſt der Färbeſtoff zuerſt ſchmutzig weiß, dann olivengrün, darauf purpurn; die Veränderung wird durch das Licht hervorgebracht. Im Sommer geben die Thiere die geringſte Flüſſigkeit von ſich; im Junius und Julius legen ſie ihre Eier, welche, ebenfalls purpurfarben, in großen Büſcheln an Felſen hängen.

Nun aber ſehe ich daß vor bald einem Jahrhundert dem Abate Giovanni Mariti das Verdienſt zukommt, den Purpur der Alten in Phönikien wiedergefunden zu haben. Die von einer Abbildung und Erklärung derſelben begleitete kurze Beſchreibung der Meerſchnecke findet ſich freilich nicht in ſeinen Werken welche dieſſeits der Alpen mehr bekannt ſind, ſondern in dem neun Theile ſtarken Originalwerke (tom. 2 p. 266, 339). Die colorirte Abbildung macht ſelbſt die Farbe des Saftes anſchaulich welchen das Thier fahren läßt. Der Text lautet: Während meines Aufenthaltes in Tyrus wollte ich die Gelegenheit benutzen, um irgendwie den tyriſchen Purpur, welcher von den Alten ſo hoch geſchätzt war, wieder aufzufinden; jedoch die ſorgfältigſte Forſchung nach einer Konchylie, in welcher die Purpur liefernde Schnecke enthalten wäre, blieb erfolglos, bis mein arabiſcher Führer, ein Tyrier, mich am Meeresſtrande auf die Beobachtung einiger Thierchen leitete, welche dem Kopf und dem gänzlichen Körperbau nach einer Art Schnecke ähnelten. Der Führer bemerkte im weitern, daß ſie eine Flüſſigkeit von Karmeſinfarbe fahren laſſe welche man Purpur nenne, allein daß man beſonders darauf Acht haben müſſe ſie ſchleunig zu ſammeln. Und in der That, kaum nahm ich mehrere von dieſen Schnecken in die Hände, als ich dieſe mit einem ſchönen Purpurroth gefärbt ſah. Ließ ich jene dann ins Waſſer, ſo gewahrte ich daß ſie im Fortſchwimmen eine ziemliche Menge von gleichem Färbeſtoffe von ſich gaben. Solche Schnecken fand ich ſpäter auch in Beirut nahe am Meeresufer; allein ſo viel wie in Tyrus zeigen ſie ſich dort nicht alle Tage, und nach der Ausſage der Eingebornen ſieht man ſie gegen den Frühling, und ſie verſchwinden im Herbſte. Selbverſtändlich machen die Araber keinen Gebrauch von dieſen Thierchen, insbeſondere auch keinen von ihrer Farbe. Mariti hoffte mit ſeiner Beſchreibung und Abbildung einem künftigen Naturforſcher die Artbeſtimmung überlaſſen zu können; allein ein im Fache der Naturwiſſenſchaften ausgezeichneter Mann, dem ich das ſeltene Buch zuſandte, ſchrieb mir, daß in Mariti's Werk die Abbildung zu roh ausgeführt ſey, um darauf eine Artbeſtimmung gründen zu können, und ſetzte hinzu daß die Meerſchnecke, über welche ich Auskunft zu haben wünſche, nicht zu den bekannten Purpurſchnecken gehöre, ſondern zu den ſogenannten Seehaaſen (aplysia), welche Thiere, darunter die aplysia depilans L., im Becken des Mittelmeeres weit verbreitet, am Rande des Mantels eine purpurfarbene Flüſſigkeit ausſchwitzen.

An der Felſenküſte nördlich von Akka fand angeblich Ulrich Jasper Seetzen häufig die Purpurſchnecke. Mit dem purpurfarbenen Schleime, den ſie von ſich gab, färbte er Papier dauerhaft, wogegen die Kräuſelſchnecke (helix janthina L.), die dort, ſowie in Abukir und Alexandrien häufig ſich vorfindet, eine weit ſchlechtere Farbe liefert. Jene Purpurſchnecke, die man auch in Jafa und Sur treffe, der murex trunculus L., ſey die wahre Purpurſchnecke der Alten; ſein Commentator dagegen nennt ſie, zum Unterſchiede von der wahren Purpurſchnecke (pelagia purpurea), Felſenſchnecke (buccinum purpura), wofür auch die von Mariti beſchriebene Schnecke ausgegeben wird. Weniger glücklich als Mariti und Seetzen war der vielverdiente italieniſche Naturforſcher Giambatiſta Brocchi, der im September reiste; er ſah vom Vorgebirg des Karmel an bis nach Akka am Strand nichts anderes als das Gehäuſe gewöhnlicher Schalenthiere und einige ſeltene Exemplare von murex trunculus und murex brandaris (Trompetenſchnecke). Man weiß übrigens daß in den Purpurfabriken zu Tyrus, in Aegypten, Griechenland, Italien und Dalmatien nicht bloß die pelagia purpurea, ſondern auch der murex brandaris verwendet wurde. Jedenfalls gewinnt man heute dem Purpur der Alten kein praktiſches Intereſſe ab, weil die Purpurſchnecken ſelten und ſehr koſtſpielig ſind, und weil wir ohnehin im Beſitz einer umfangsreichen Wiſſenſchaft, der Chemie, welche, ungeahnt von den Alten, den Technikern mit ſo glänzendem Erfolg in die Hände arbeitet, z. B. aus Cochenille weit ſchönere und gleichmäßigere Farben bereiten können. Indeß wäre es für den Gelehrten immherhin wünſchenswerth daß die Forſchungen fortgeſetzt werden, damit kein Fragezeichen ſtehen bleibe.

Das Escurial.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Das Escurial iſt der Name des Dorfs; es leitet ſeinen Urſprung von den Eiſenſchlacken, Spuren eines ſehr alten Bergwerksbetriebs her, mit denen der Boden in der Umgebung bedeckt iſt. Es gibt zwei ziemlich nahe bei einander liegende Dörfer dieſes Namens, Escurial Abajo und Escurial Arriba.[1] Dieſes beſteht aus ungefähr 300 gut gebau-

[1] D. h. Ober- und Nieder-Escurial.

Digitized by Google

ten Häusern, mit Quartieren für die Truppe, aus den Palästen welche dem Infanten Don Carlos und dem Don Manuel Godoy gehörten, und aus den Zubehörden des berühmten Palastes San Lorenzo.

Man gelangt von Madrid nach dem Escurial entweder mittelst besonderer öffentlicher Fuhrwerke, die alle Morgen aus der Straße de las Fuentes abgehen, oder mittelst beliebiger anderer Fuhrwerke, und besser noch mittelst der Nord-Eisenbahn, deren erste Section, 57 Kilometer lang, an der Station Villalba, in geringer Entfernung von der königlichen Residenz, endigt. „Man kann sich," sagt Hr. Th. Gautier, „nichts unfruchtbareres und öderes denken als das Flachland welches man durchwandern muß um dahin zu gelangen: kein Baum, kein Haus, große Abhänge, verdorrte Schluchten, die das Vorhandenseyn mehrerer Brücken als Betten von Wildbächen bezeichnet, und da und dort einzelne verlorene blaue Berge, deren Gipfel mit Schnee oder Wolken bedeckt sind."

Der Ursprung dieses unermeßlichen Gebäudes, das die Spanier als das achte Wunder der Kunstwelt betrachten, ist bekannt. Philipp II ließ es im Jahr 1565 bauen, als Erinnerung an die Einnahme von St. Quentin und zur Erfüllung eines Gelübdes das er dem h. Laurentius gethan hatte, dessen Kirche während der Belagerung beschossen worden war. Als unmittelbareres Zeugniß wollte der König dem Gebäude die Form des Rostes geben auf welchem der Heilige den Martyrtod erlitten. Das Gebäude bildet sonach ein regelmäßiges Parallelogramm: der Griff ist abgebildet durch die königliche Wohnung, die sich in rechtem Winkel auf eine der Seiten stützt; die Füße sind dargestellt durch die vier Thürme der Winkel.

Hören wir die Schilderung welche Hr. Th. Gautier davon macht: „Ich bin in ungemeiner Verlegenheit," sagt er, „um meine Ansicht über das Escurial, diesen Leviathan der Architektur, den größten Granithaufen welcher nach den ägyptischen Pyramiden auf der Welt existirt, auszusprechen. So viele Leute haben davon als einem Meisterwerk und einer erhabensten Schöpfung des menschlichen Geistes gesprochen, daß ich, wenn ich meine Meinung äußere, mir den Schein der Originalitätssucht und den Vorwurf zuziehen dürfte als widerspreche ich des bloßen Widerspruchs halber der allgemeinen Ansicht, und doch kann ich in meiner Seele und meinem Gewissen nicht umhin das Escurial für das langweiligste und widerwärtigste Denkmal zu erklären welches ein mürrischer Mönch und ein argwöhnischer Tyrann für die Abtödtung von ihres Gleichen ersinnen können.

„Etwas was uns gleich anfangs unangenehm auffällt, ist die erdgelbe Farbe der Mauern, die man aus Stampferde gebaut glauben könnte, wenn die mit einem schreienden Weiß bezeichneten Fugen der Steine nicht das Gegentheil bewiesen. Nichts bietet einen eintönigeren Anblick dar als jene sechs- oder siebenstöckigen Hauptgebäude ohne Simsen, ohne Pilaster, ohne Säulen, mit ihren kleinen gedrückten Fenstern, die das Aussehen von Bienenstocklöchern haben. Dieß ist das Ideal der Caserne und des Spitals; das einzige Verdienst von all diesem besteht darin daß es aus Granit erbaut ist — ein Verdienst das aber seinen Werth verliert, weil man diesen Granit auf hundert Schritt Entfernung für Ziegelerde halten kann. Darüber hockt schwerfällig eine buckelige Kuppel, die ich mit nichts besserem zu vergleichen wüßte als dem Dom von Val de Grâce, und die keine andere Zierde hat als eine Menge Granitkugeln. Ringsherum hat man, damit der Symmetrie nichts fehle, Denkmäler in demselben Styl gebaut, d. h. mit vielen kleinen Fenstern und ohne alle Verzierung; diese Hauptgebäude stehen mit einander durch brückenförmige Gallerien in Verbindung. Die Façade, die keinerlei Art Vorsprung hat, unterbricht in nichts die Magerkeit der Linie, und macht sich kaum bemerkbar, obgleich sie riesenhaft ist.

„Man tritt zuerst in einen umfangreichen Hof, in dessen Hintergrund sich das Portal einer Kirche erhebt, die nichts merkwürdiges hat als kolossale Propheten-Standbilder mit vergoldeten Zierathen und rosenroth bemalten Figuren. Dieser Hof ist mit Steinplatten belegt, feucht und kalt; das Gras schießt üppig auf in den Winkeln; setzt man den Fuß hinein, so wird man von der drückendsten Langweile befallen, das Herz schnürt sich zusammen; man bekommt das Gefühl als ob alles zu Ende, jede Freude abgestorben sey. Zwanzig Schritte von der Thür fühlt man einen gewissen eisigen und schalen Weihwasser- und Grabeshöhlen-Geruch, den eine Strömung pleuresie- und katarrhschwangerer Luft dem Besucher entgegenführt. Obschon es draußen dreißig Grad Wärme hat, gerinnt einem doch das Mark in den Knochen; es gewinnt den Anschein als ob die Wärme des Lebens nie mehr das Blut in den Adern zu regerem Umlauf werde bringen können, da es so kalt geworden wie Vipernblut. Diese Mauern, undurchdringlich wie das Grab, können die Luft der Lebenden nicht durch ihre dichten Wände hindurchsickern lassen.

„Das Innere der Kirche ist traurig und nackt. Ungeheure mausgraue Pilaster, von einem glimmerartig grobkörnigen, küchensalzähnlichen Granit, gehen bis an die frescobemalten Wölbungen hinauf, deren azurblaue und dunstige Töne sich schlecht mit der kalten und armen Farbe der Architektur verbinden. Das Altarblatt, vergoldet und auf spanische Weise skulptirt, mit sehr schönen Gemälden, verbessert ein wenig diese Magerkeit der Ausschmückung, wo alles einer faden Symmetrie, der ich keinen Namen zu geben weiß, geopfert ist; die vergoldeten ehernen Standbilder die zu beiden Seiten des Altarblattes knien, und welche Karl V, Philipp II, die Königinnen und Prinzessinnen der königlichen Familie darstellen, sind großartig gehalten und machen eine schöne Wirkung. Der Chor, welcher gegen den Altar gerichtet ist, ist für sich allein eine unermeßliche Kirche; die Chorstühle die ihn umgeben, sind nicht wie die von Burgos mit angenehm in die Augen fallenden phantastischen Arabesken geschmückt, sondern theilen vielmehr die allgemeine Rigidität, und haben als einzigen Schmuck einfache Gesimse. Man zeigt einem den Platz auf den sich vierzehn Jahre lang der düstere Philipp II, der zum Großinquisitor geborene König, niedersetzte — es ist der Chorstuhl welcher den Winkel einnimmt; eine im Holzwerk angebrachte Thür gestattete ihm den Verkehr mit dem Innern des Palastes.

Digitized by Google

„Das Pantheon — so nennt man die Gruft in welcher die Gebeine der Könige ruhen — ist achteckig; es hat 36 Fuß im Durchmesser und 38 Fuß Höhe; es liegt genau unter dem Hauptaltar, so zwar daß der die Messe lesende Priester mit seinen Füßen auf dem Stein steht welcher den Gewölbeschlüssel bildet. Man steigt über eine marmorfarbige, von einem schönen Bronze-Gitter geschlossene Granittreppe hinab. Das Pantheon ist ganz mit Jaspis, Porphyr und andern nicht weniger kostbaren Marmoren bekleidet. In den Mauern sind Nischen angebracht mit Cippen von antiker Form, bestimmt zur Aufnahme der Leichen der Könige und Königinnen welche Nachkommenschaft hinterlassen haben. In dieser Gruft herrscht eine durchdringende und tödtliche Kälte; die geschliffenen Marmore gewinnen bei den zitternden Strahlen der Fackel das Ansehen spiegelglatter Eisblöcke; man möchte sagen, es riesele Wasser an denselben herab, und man könnte sich in eine unterseeische Grotte versetzt glauben.

„In der Sacristei sind noch einige schöne Gemälde vorhanden (die besten sind in das königliche Museum von Madrid versetzt worden), unter andern zwei oder drei Gemälde auf Holz, aus der deutschen Schule, von seltener Vollkommenheit. Sie besitzt außerdem viele Reichthümer an Kirchenschmuck, an Reliquienkästchen, Schreinen, Kelchen, Kreuzen, Leuchtern. Man sieht daselbst einen Altar, die Santa Forma, geziert mit schönen Marmoren, Jaspis und vergoldeter Bronze, wo man ein vergoldetes, sieben Fuß hohes, mit allegorischen Figuren und Edelsteinen geschmücktes Tabernakel aufbewahrt. Der Kirchenschatz besitzt, außer andern Reichthümern, ein silbernes und goldenes Standbild des heiligen Laurentius, einen kleinen vergoldeten Bronzetempel, einen an einem vergoldeten silbernen Kreuze hängenden Christus, der einen großen Topas am Kopfe, einen dicken Rubin an jedem Finger, und einen Brillantstein, den man lange für einen Diamanten gehalten, an den Füßen hat.

„Pellegrini, Luca Gangasio, Carducci, Romulo, Cincinnato und mehrere andere haben im Escurial Kreuzgänge, Gewölbe und Plafonds gemalt. Der Plafond der großen Treppe ist von Lukas Giordano al Fresco gemalt, und stellt auf allegorische Weise das Gelübde Philipps II und der Gründung des Klosters dar. Derjenige der Bibliothek, welcher von Carducci und Pellegrini ist, zeigt einen guten Frescoton, ist klar und lichtvoll; die Composition desselben ist reich, und die darein verwobenen Fresken sind im besten Geschmack ausgeführt. „In der Bibliothek der Drucke" sagt H. Madoz, sind die meisten Bände cartonnirt, andere in Belindecken, und die ältesten der Sammlung haben Goldschnitt, mit dem auf den Schnitt geschriebenen Titel, was die Ursache ist daß sie mit dem Rücken gegen die Wand aufgestellt sind. Die neuesten sind nach modernem Brauche gebunden und aufgestellt. Man bemerkt unter dieser reichen Sammlung ein geschmackvoll eingebundenes Buch, mit Bronze-Ecken und silbernem Schloß, in Goldbuchstaben die vier Evangelien, die Vorreden und Briefe des h. Hieronymus und die Kanones des Eusebius von Cäsarea enthaltend — es rührt aus der Zeit des deutschen Kaisers Konrad und seines Sohns, Heinrichs II, her; ferner eine reich verzierte und illustrirte Abschrift der Apokalypse des hl. Johanes; ein Gebetbuch, mit nicht minder merkwürdigen Illustrationen, das Karln V angehörte; zwei Meßbücher und sehr merkwürdige Kupferstichbände. Die Bibliothek der Manuscripte, oberhalb der der Bücher angebracht, ist reich an hebräischen, griechischen, arabischen, lateinischen ꝛc. Documenten; man findet darunter sehr alte Bibeln in verschiedenen Sprachen; die eine von ihnen, in griechischer Sprache, gehörte dem Kaiser Kantakuzenos; alte Codices der spanischen kanonischen Sammlung; einen im Jahr 1049 geschriebenen arabischen Codex; einen prachtvollen und sehr reich verzierten Koran, der in der Schlacht bei Lepanto erbeutet worden seyn soll; einen vollkommen erhaltenen Ptolemäus; Gebetbücher, welche den katholischen Königen und Karln V angehörten; persische Manuscripte, chinesische Bücher, reiche Sammlungen von Zeichnungen und Planen berühmter Künstler."

Wir haben, gelegentlich unserer Abhandlung über Simancas, von dem seit langer Zeit schon gefaßten Plan gesprochen, den unermeßlichen Gebäuden, Gallerien und Gemächern des Klosters Escurial, durch Verlegung der allgemeinen Archive in dieselben, eine nützliche Verwendung zu geben. Die Ausführung dieses Plans böte in jeder Hinsicht ungemeine Vortheile. Simancas ist weit von Madrid entfernt, und trotz der Nordbahn ist die Fahrt nach Valladolid, das 165 Kilometer von der Hauptstadt abliegt, eine zu lange Reise für Männer des Studiums. Die unbekannten Reichthümer dieses herrlichen Depots wären ganz in der Nähe von Madrid; man käme in zwei Stunden nach dem Escurial, und könnte während der heißen Sommertage die Frische und Ruhe der Morgenzeit benützen; selbst die Archive würden bei dieser Verpflanzung und bei der dadurch bedingten Inventarisirung gewinnen, und es kämen aus dieser seit den Ayalas vergrabenen und unangetastet gebliebenen Masse von Documenten ganze Erzgänge unerwarteter Reichthümer ans Tageslicht.

Im Osten und Süden des Klosters dehnen sich Gärten aus; sie sind auf einem unebenen und von Mauern gestützten Terrain erbaut. „Man trifft daselbst, sagt Hr. Th. Gautier, mehr Architektur als Vegetation; es sind große Terrassen und Beete geschnittenen Buchses, welche Zeichnungen darstellen ähnlich dem Astwerk alter Damaste, mit einigen Fontänen und einigen Stücken grünlichen Wassers, ein langweiliger und feierlicher Garten, steif wie eine Golilla, und vollkommen würdig des düstern Gebäudes zu dem er gehört."

Man besucht als Merkwürdigkeit, ganz neben dem Escurial, den Pavillon Karls IV, an den östlichen Abhängen des Hügels der das Kloster beherrscht. Dieser Pavillon, in Form eines dreizweigigen Kreuzes, ist ein kleines Museum von Gemälden, Marmor-, Jaspis- und Elfenbein-Mosaiken. In einer halben Stunde gelangt man nach la Granja de la Fresneda mit wichtigen Pflanzungen und Wasserstücken, und weiterhin nach la Silla del Rey, einer in den Fels gehauenen Bank, auf welcher Philipp II Platz nahm um den Bauarbeiten dieses Denkmals zuzuschauen.

Digitized by Google

Erinnerungen von der Insel Sardinien.

1. Capo di Saffari.

Immer niedriger werden die Gebirge nach der nordwestlichen Küste zu. Die staubige Chaussee von Oristano mit ihren großen Dorfschaften und einzelnen Stabilimenten (Häusern mit einem Pferdestall, von einem Wärter bewohnt, und des Umspannens halber hingebaut) war großentheils passirt. Beim Stabiliment von Cordonnianus war ich ausgestiegen, und meine Reise-Effecten standen und lagen auf dem mehlweißen Straßenstaub. „Wo liegt Ploaghe?“ Dort oben auf den Bergen, Signor, Sie können es von hier nicht sehen. „Wie schaffe ich aber meine Sachen dahin?“ Nach verschiedenen Reden erklärte sich der Wärter des Stabiliments endlich bereit für einen immerhin anständigen Preis mein Gepäck auf dem Rücken eines Pferdes den etwa eine Viertelmeile langen Weg nach dem eben genannten Dorfe zu transportiren.

Antonio Giovanni Spano's Haus war bereit mich aufzunehmen, d. h. für einen täglichen Preis der dem im Gasthof zu Cagliari wenig nachstand. Es ist nirgends weit her mit der rusticalen Unschuld und Biederkeit, und Gott weiß welcher vertrakte Federfuchser zuerst diese Redensart aufgebracht und zur Mode gemacht haben mag.

Mein Zimmer war das Staatszimmer, lag mehrere Stufen höher als alle übrigen bewohnten, und hatte sein steiles Fenster doch nur unmittelbar über dem Pflaster der nächsten Gasse. Das kommt daher, weil sie alle Dörfer gerne an Bergabhängen anlegen, des Winterregens halber. Borne zur Thüre geht man vollständig eben, über ein selig grunzendes Schwein und ein halbes Duzend zerlumpter Kinder mit wunderbar schönen Augen hinwegsteigend, zum Hause hinein. Das nächste Zimmer liegt mit der Flur, deren Backsteinparquet auch Feuerstelle, und deren Fenster auch Schornstein ist, zu gleicher Höhe. Die beiden übrigen correspondirenden Piecen aber, deren eine zur Putzstube, deren andere, gerade das Widerspiel, zur Vorraths- oder Rumpelkammer dienen muß, erreicht man durch eine Treppe von sechs Stufen. Flöhe nicht wenig. Und die Naturalverpflegung? Lieber Leser, der du der Anekdote von den „toujours perdrix,“ nach welcher derjenige, der sich anheischig gemacht hatte 14 Tage lang alle Mittag Rebhühner zu verspeisen, seine Wette glänzend verlor, willigen Glauben geschenkt — lieber Leser, ich will dir noch eine viel schwierigere Wette in diesem Genre abgewinnen! Denn ich habe wohl sechs Wochen lang außer einem Stück harten, scharfen Käses nebst dem Brod, das auch der strengste Mosaiker getrost zum Passahfest hätte genießen können, so sehr glich es seinem Mazzes, tagtäglich auf meinem Tisch nur eine dünne, schmutzige Bouillon, nebst geschmacklosen, selbstgefertigten Maccaronis gesehen, die mich stets lebhaft an eine in Streifen geschnittene alte Lederhose erinnerten. Dazu gesellten sich dann noch einige Knochen mit einem paar Fetzen wunderbar zähen Rindfleisches. Als Gewürz durften natürlich Knoblauch und Zwiebeln nicht fehlen, und manchmal schwammen auch ein paar Flöhe oder haarige Aaskäfer-Larven (Dermestes), die sich für ihre Neugierde bitter bestraft sahen, im Suppen-Napfe. Zweimal hatte während der Zeit mein Wirth geschlachtet, und ich erwischte etwas Leber und einen Teller voll Frittura, ein Stückchen Fleisch in einem Gemenge von Butter, Hammeltalg und Baumöl schwimmend, eine cosa buona e rara, wie mir der älteste Junge ernsthaft versicherte. Damit ich auch nichts vergesse, will ich noch erwähnen daß einmal eines Hauptheiligen Feiertag war, an dem man mich mit einer ziemlich weichlichen Farce von Eiern und Gott weiß was für anderem Zeug, in eine unreife Wassermelone gefüllt, bewirthete, so daß ich nicht umhin konnte dem guten Mann wegen seines wirklichen Verdienstes um mich meinen gerührtesten Dank zu sagen. Alle diese Herrlichkeiten durfte ich schließlich mit einem trüben, röthlichen, halb nach Essig und halb nach Rhabarber schmeckenden Wein herunterspülen, in dem die ersäuften Fliegen wie kleine Rosinen schwammen.

Beinahe das ganze Dorf hieß mit Vornamen Giovanni oder Giovanna Maria. Von meines Wirthes fünf Kindern führten nur zwei Knaben und ein Mädchen diese Namen, die immer beide zusammen genannt werden, so daß man den ganzen Tag bei den Unarten des siebenjährigen bildhübschen Kindes: o, Giovanna Maria! hören konnte.

In der zur Küche dienenden Hausflur stand, wie überall, auch die Mühle, ein großer hölzerner Kübel, in dem von einem Esel ein Mühlenstein vermittelst eines Balkens über einen andern unbeweglichen gedreht wird. Zwischen beide sickert das Getreide langsam durch einen oben angebrachten Trichter hinein.

Die vom Dorf besoldeten und für allen durch Diebstahl verursachten Schaden an Vieh und Feldfrüchten haftenden Flurwächter, Parancelli genannt, etwa 30 bis 50 an Zahl, hatten meinen Wirth, Antonio Giovanni Spano zu ihrem Capitano gewählt. Es wurde ihm ein Ständchen von seinen nunmehrigen Untergebenen gebracht, und die Frau bewirthete trotz ihres gewöhnlichen Geizes heute alles was ihr zu nahe kam mit Limonata gazosa und Mandelconfect, in Wonne schwimmend wie nur immer die Gemahlin eines deutschen kleinstädtischen Bürgermeisters, der einen Orden bekommen. So weit war das ganz gut. Nun aber mußte der Capitano eine Wachtstube herrichten, von der aus in der Nacht Patrouillen abgesandt werden konnten; denn Ställe und Scheunen gibt's nicht auf Sardinien; daher muß man auf diese Weise Vieh und Feldfrucht zu schützen suchen. Mein Zimmer war besetzt. In dem angränzenden schlief die Familie, also mußte die Hausflur oder vielmehr Küche geräumt werden. Esel und Mühle wanderten hinaus. Wo aber mahlen, wie aber backen? Einen Tag um den andern wird nämlich dieses Geschäft verrichtet, zu dem niemals Vorrath vorhanden ist. Eine Nachbarin mußte aushelfen, und die neue Ehre versüßte die entstandenen Unbequemlichkeiten. Hoffart will Zwang leiden. Die Weiber geriethen aber bald in Streit, und der Esel und die Mühle sollten wieder in Folge dessen in die Wachtstube; das wollte nun der Capitano schon seiner Parancelli wegen nicht leiden. Es gab das schönste eheliche Trailleurgefecht, und als die Frau sah daß sie dabei den kürzern zog,

Digitized by Google

verſuchte ſie auf andere Weiſe ihren Willen durchzuſetzen. Sie legte ſich zu Bette und wurde krank. Ich bekam nichts zu eſſen, und wurde dafür, wenn ich vorbeigieng, mit einem: O, Signor, sono si malaidu, si malaidu! angeſtöhnt. Ich dachte in meinem Sinn: Was dir helfen könnte, hat ſchon mancher andern geholfen, die noch viel kränker ſeyn wollte als du, ſchwieg natürlich, zuckte mit den Achſeln, und wartete ruhig das Ende ab. Und das war denn daß der gute Capitano bald wieder den Eſel nebſt Zubehör in die Küche bringen mußte, und die Herren Flurſchützen zuſehen konnten wo ſie blieben.

So ſehr dieſe letztern auch darauf verſeſſen ſeyn mochten allen Frevel an fremdem Eigenthum zu verfolgen und zu ahnden, ſo muß ich doch leider bekennen daß das tägliche Verkehren in Gedanken mit Spitzbuben und Spitzbübereien bei dieſen Herren einen nur nachtheiligen moraliſchen Eindruck gemacht hatte. Ich ſah mich in Folge einiger ſpurlos gewordenen Kleinigkeiten zu größerer Vorſicht genöthigt, und wurde darin von meinem Wirthe, dem Capitano, auch beſtärkt, der ſeine Leute wohl am beſten kennen mußte, und mich vorzüglich auf alles was Lederriemen hieß ein beſonderes aufmerkſames Auge zu haben bewog.

Das Fieber hatte mich inzwiſchen niedergeworfen. Es war eintägig, der Sturm langewährend und mit Delirium verbunden. Man gab mir, wie ich nachher erfuhr, 27 Gran Chinin in drei Doſen mit je einer Pauſe von einer guten Viertelſtunde ein. Da meine Natur ſo ſtark war dieß auszuhalten, überwand ſie auch das Fieber, das periodenweiſe indeſſen immer wieder erſchien, und wovon ich erſt nach meiner Rückkehr nach Berlin gänzlich befreit wurde.

Als ich wieder auf die Straße kam, ſah ich Soldaten im Dorf. Mehrere Beamte waren nämlich in Begleitung eines Detachements Infanterie erſchienen die jährlichen Steuern zu erheben. Wer nicht bezahlen konnte, dem wurde das einzige werthvolle das er hatte, der große kupferne Keſſel abgepfändet. Den mußte ſich dann der arme Schelm über den Kopf ſtülpen, und in Begleitung von zwei Soldaten ſelber zum Gewahrſam tragen.

Dieſer kupferne Keſſel iſt überhaupt das Factotum in einer Sardenwirthſchaft. Das Neugeborne wird, wenn's nöthig, darin gebadet, in ihm ſieden die täglichen Maccaronis, die Wäſche brüht man von Zeit zu Zeit in ſeiner geräumigen Höhlung u. dgl. m. Zu letzterm Zweck, der nur an einem reichlich fließenden Quell vollſtändig erreicht werden kann, ſattelt der Mann den Pony, hängt loſe und in die wollenen Querſäcke (die Bertuta), gepackte Wäſche über deſſen Rücken, ſteigt ſelber auf, nimmt den Keſſel über den Kopf, und nachdem ſich ſeine Frau hinten auf das Kreuz des Pferdes geſetzt, geht es vorwärts. Wann die ſchmutzige Wäſche gereinigt iſt, wird ſie ſofort auf dem Raſen zum Trocknen ausgelegt, und am Abend kehrt die Familie mit der ſauberen Leinwand, oder vielmehr Baumwolle, wieder heim, um ſich durch den Keſſel mit einem warmen Gerichte ſtärken zu laſſen. Weitere Proceduren, ein ausnahmsweiſes Mangeln abgerechnet, beliebt man mit der Wäſche übrigens nicht vorzunehmen.

Die Sardinnen ſind ebenfalls gute Reiterinnen, und ſie wiſſen mit der anmuthigſten Grazie ſogar auf einem der ſpaniſchen Männerſättel zu ſitzen, wobei ihnen der Kleiderſaum nicht weiter als beim Gehen, nämlich bis an den Knöchel zurückweicht. Dann laſſen ſie durchgehends ein Füßchen ſehen um das ſie das ariſtokratiſchſte Vollblut beneiden würde, trotzdem ſie für gewöhnlich barfuß durch die Berge gehen, und den zwängenden Schuh nur an Sonn- und Feiertagen anlegen, der dabei doch ſo klein und zierlich bleibt als wäre er für ein Kind von 12 Jahren beſtimmt.

Wie im Süden der Inſel das weibliche Geſchlecht ſich in gewöhnlichen Kattun und nach franzöſiſchem Schnitt kleidet, ſo hat der Norden ſeine eigene nationale Tracht. Das merkwürdige dabei iſt daß dieſe in jedem andern Dorfe wieder anders, innerhalb desſelben aber beim kleinen Mädchen, das bereits allein laufen kann, die nämliche iſt wie bei dem alten Mütterchen, das dieß auch nur eben noch vermag. Wer daher die verſchiedenen Coſtüme oder, beſſer geſagt, Uniformen an Markttagen in Saſſari beiſammen ſieht, kann jedesmal ſofort wiſſen wo die Trägerin her ſey. Die Tracht meines Dorfes war nun folgende: Ein weiter, oben vielfach gefalteter Rock aus dem ſelbſt gewebten dunkelbraunſchwarzen Wollenzeuge, unten mit einer handbreiten himmelblauen Kante beſetzt. Ein Leibchen von kirſchrother Seide, einen Keil im Rücken, mit der Spitze nach unten, zierlich gefältelt, am Halſe tief ausgeſchnitten und vielfach mit goldenen Bändern benäht, auch wohl mit Gold geſtickt. Das Hemd, deſſen Aermel frei geſehen und am Handgelenke durch zwei goldene kugelige Knöpfe zugehalten werden, wird am Halſe ebenfalls in viele kleine Falten zuſammengenommen und durch einen ähnlichen Schmuck wie der der Aermel, der bei Reicheren faſt die Größe einer Kirſche hat, geknöpft. Die Mungodore iſt ſchwefelgelb, mit derſelben Kante geziert wie der Rock, und bei feierlichen Gelegenheiten von Seide. Beim höchſten Staat kommt hiezu noch eine mit Gold und Silber reich geſtickte ſchwarze Sammtjacke. Man ſieht, dieſes Coſtüm iſt ſo übel nicht und verdiente ſchon einmal auf einen Maskenball zu figuriren. Wahrhaft edel erſchien mir aber die Tracht von Cordonnianus, die einfach ſchwarz iſt. Veranlaſſung hiezu mag wohl die Trägerin ſelber geweſen ſeyn, ein ſchlankes 16jähriges Mädchen mit bräunlich ſchmachtendem Teint und großen ſchwarzen Madonnenaugen, die wirklich ausſah als wäre ihr Bräutigam der heilige Aloyſius von Eſte oder ſonſt irgendein jüngerer Heiliger. Andere Dörfer tragen rothe, andere ſchwefelgelbe, noch andere grüne Röcke u. ſ. w.

Außer dem Ausleſen des Getreides, dem Mahlen und Backen, beſteht die hauptſächlichſte Verrichtung der Frauen noch im Herbeitragen des Waſſers von der oft ziemlich entfernten Quelle. Dieß geſchieht beſonders des Morgens und Abends, und an der Anzahl und Größe der in einer ſardiſchen Wohnung befindlichen Waſſerkrüge läßt ſich das wie viel und wie alt betreffs der weiblichen Inſaſſen ziemlich genau enträthſeln. Wer vor das Dorf auf die nächſten Berge gegangen iſt, wird dann auch bald im Reinen ſeyn wo dieſe Quelle liegt. Denn wenn nach dem alten Sprüchworte ſchon

Digitized by Google

drei Weiber, drei Gänse und drei Frösche einen Jahrmarkt machen sollen, wie muß es da erst zugehen wo sich die ganze schönere Hälfte eines Dorfes um die Priorität beim Wasserschöpfen streitet. Der Brunnen von Ploaghe war übrigens überdacht, in Gneiß ausgehauen und über einem Troge mit einem messingenen Hahne versehen.

Wie ich bereits schon erwähnte, gibt es keine Scheuern auf Sardinien. Man schneidet das Korn, gewöhnlich Dinkel oder Spelz (Triticum Spelta) mit der Sichel zu Bouquetten, wie man sie eben mit der Hand umspannen kann, kurz unter der Aehre ab, bindet die einzelnen zu größeren Büscheln zusammen, bis eine Pferdelast vorhanden ist. Diese wird dann auf einem ebenen Platz vorm Dorfe aufgeschüttet und mit dem schon vorräthigen oder noch hinzugefügten Getreide vom Vieh ausgetreten, das man in der Weise eines Uhrenzeigers herumtreibt. Das von der Spreu gesonderte Korn wird in schmale Säcke geschüttet und zu Hause in der Rumpelkammer aufbewahrt. Das Stroh, welches gewöhnlich so üppig gewachsen ist daß es keine hohle, sondern eine vollständig mit Mark gefüllte Röhre zeigt, bleibt auf dem Felde stehen, um dieses wieder zu neuer Ernte düngen zu helfen. Weiter wird der vortreffliche Thonboden auch nicht cultivirt, außer daß man ihn nothdürftig umpflügt.

In Sassari, wo ich mehrere Tage auf den Abgang des Dampfers nach Genua warten mußte, wäre ich beinahe umgekommen vor Langerweile. Es gehört die Natur eines Südländers dazu um den ganzen Tag im Kaffeehause liegen zu können. Ich hatte mir an Niemand Empfehlungsbriefe verschafft. Trattorien gab es eben so wenig als in Cagliari, in denen ich mir die Zeit und meinen Hunger, wie ich ihn in den Flegeljahren nicht einmal gekannt, einigermaßen hätte vertreiben können, denn das Fieber hatte mich zu einem erbarmungswürdigen Skelette abgemagert. So schlenderte ich denn von Straße zu Straße, des innerlichen Frostes wegen ängstlich auf der Sonnenseite bleibend. Die Wochenmärkte zeigten eine ungeheure Masse von Obst: Mandeln, Birnen, Pflaumen, Weintrauben, Feigen, Pfirsichen, Pomatas (die sauren, scharlachrothen Früchte von Lycopersicum sativum), die Früchte der überall zu Gartenzäunen benutzten Cactus Opuntia, und eine mir unbekannte Steinfrucht, die man Nuce persiche nannte, und die ich für Producte irgend einer Blendung hielt, Granaten, Melonen u. s. w. Ich genoß davon so viel nur immer angieng, trotzdem die Sarden beim Fieber niemals zugeben wollten daß ich Obst oder gar die auf dem Felde im reichlichsten Ueberflusse wachsenden Brombeeren aß, die sie selber als ungesund nicht anrühren, und bei denen mich antreffend, sie mir stets ein warnendes: Guarda sa murasa! Hüte dich vor den Brombeeren! zuriefen.

Der Tag an dem der Dampfer abgehen sollte, war endlich herangenaht. Nach Mitternacht bestieg ich die Diligence um nach dem Porto Torres (Turres der Römer) zu fahren, der ungefähr noch drei Meilen von der Stadt entfernt ist. Die Anker wurden gelichtet, die Schaufelflossen begannen ihre Arbeit, und fort gieng es an der Insel von Sa. Maddalena vorbei durch die Straße von St. Bonifacio.

*

Werfen wir nun noch schließlich einen allgemeinen Blick auf die gesammte Insel Sardinien.

Etwa 400 Quadratmeilen groß, liegt sie mit ihrer südlichsten Spitze, dem Vorgebirge Teulada, unter dem 38° 51′ 52,″ mit der nördlichsten, dem Capo del Falcone, unter dem 41° 15′ 42″ nördlicher Breite, mit ihrem östlichsten Vorgebirge, dem Capo Comino, unter dem 7° 30′ 6″ und mit dem westlichsten, l'Argentiera, unter dem 5° 48′ 15″ der Länge von Paris.

Vier Gebirgszüge machen sich auf derselben besonders bemerkbar: die südlichste Gruppe vom Capo Teulada bis zur Stadt Oristano, im Osten von der Ebene des Campidano begränzt, welche sich, dem Flußgebiet eines bei Iglesias entspringenden Baches folgend, fast ganz durch die Höhenzüge hindurch bis zum Meere in der Nähe des Fleckens Gonnesa windet. Die äußerste Höhe dieses Zuges ist nördlich von dem erwähnten Flußgebiete 1229 Metres, und die des südlich davon gelegenen nur 983. Das Centralgebirge, der Monte Gennargentu, (janua argenti) erreicht mit seinen obersten Spitzen, dem Monte Brunca und dem Monte Sciuscia, die Höhen von respective 1917 und 1864 Metres (6124 und 5955 Fuß rheinländisch). Nördlich erhebt sich die Limbaragruppe bis 1320 Metres, gegen das corsische Meer hin auslaufend, und im Nordwesten ragen die Berge von Gocceano und Rosa, bis zur Höhe von 1229 Metres über den Meeresspiegel emporsteigend. Von diesen Gruppen besteht die des Gennargentu meistens aus Schiefer, die des Limbara aus Granit, die Berge von Gocceano und Rosa aus Schiefer und Granit. Kalkberge finden sich ebenfalls, sowie Plateaux von Granit (Rudassò, an den Quellen des Tirso), Kalk und Trachyt. Die Tertiärbildung erhebt sich höchstens bis auf 400 Metres. Die Vulcane der Insel Sardinien sind sämmtlich erloschen. Es mag dieß ein Grund mit seyn warum dieselbe von den heftigen Erdbeben, die, von Sicilien ausgehend, sich unter dem Mittelmeer entlang bis zu den atlantischen Küsten Portugals fortgewälzt haben, fast gar nicht oder doch nur in einem äußerst geringen Grad berührt wurde. Der bedeutendste ist der Monte Terro, in dessen Krater das Dorf Santa Lussargiu liegt.

Von den Flüssen, die gerade nicht sehr bemerkbar werden, indem sie im Sommer mehr oder weniger austrocknen, ist der Tirso der größte, welcher, nordöstlich von Oristano entspringend, in den nach dieser Stadt benannten Golf fällt. Ferner sind noch zu erwähnen der Flumendosa (Sapius der Römer), vom Gennargentu herkommend und ins tyrrhenische Meer sich ergießend, der Coghinas, der bei Castel Sardo ins corsische, und der Rosa (Temus), der nördlich von Oristano in das mittelländische Meer fließt.

Außerdem tragen noch hauptsächlich zur Bewässerung des Landes unzählige Quellen mit bei, welche, je nachdem sie mehr oder weniger vor den Sonnenstrahlen geschützt sind, in der heißen Jahreszeit schneller oder langsamer versiegen. Vielleicht der sechste Theil bleibt zuletzt kaum mit Wasser versehen, und

Digitized by Google

dieser ist dann sorgfältig mit Steinen verdeckt und eingedämmt, für das dankbare Volk ein Schatz an dem sich auch die ruchloseste Hand nicht vergreifen würde. Auch Mineralquellen finden sich auf Sardinien, so die warmen und salzigen von Sardana und Fordungianus (Forum Trajani), die jodhaltigen von Villacidro oder Aguacotta, die von Benetutti u. s. w.

An Seen finden wir die mit dem Meere in Verbindung stehenden salzigen bei Cagliari und von Sassu bei Oristano. Ohne Zusammenhang mit der See und von gleicher Eigenschaft sind der Molentargu bei Quartu, und die Seen von Serrenti und San Luri im Campidano.

Daß die Luft der Insel Sardinien eine äußerst ungesunde sey, war schon den Alten bekannt. Indessen ist sich nicht jeder Theil derselben in dieser Beziehung gleich.

Als besonders gefährlich wird, neben der Ebene des Campidano, die Umgegend von Oristano bezeichnet, wie ich dieß früher schon bemerkte. Der stärkste Grad des sich hier erzeugenden Fiebers heißt Intemperie fulminante, und hat in den allermeisten Fällen unter den heftigsten Delirien in 3 bis 5 Tagen für den davon Befallenen den Tod zur Folge.

Nach den Messungen auf dem etwa 101 Metres über dem Meeresspiegel gelegenen Observatorium zu Cagliari hat sich ein mittlerer Barometerstand von 0,75113, derjenige des Thermometers im Frühlinge auf 10,62°, im Sommer auf 27,8°, im Herbste auf 12,29° und im Winter auf + 10,6° nach Réaumur ergeben. Man darf indessen dabei nicht vergessen daß diese Messungen auf einem hochgelegenen Punkte, in der nächsten Nähe des Meeres vorgenommen wurden, wo ein fortwährendes Ab- und Zuströmen des Land- und Seewindes die Atmosphäre bedeutend abkühlen muß. Im Innern zwischen den Bergen sind die Resultate jedenfalls anderer Art.

Im Juni und Juli sind nebelartige Dünste häufig. Auch im August noch habe ich dergleichen bemerkt, welche von ferne leise in falben Wolken vom Innern gegen das Meer hinzogen, die Schluchten ausfüllend und immer näher liegende Berge mit ihrem gespenstischen Schleier bedeckend, unter dessen Falten die Intemperie mit dem todbringenden Hauche lauert.

Die Ebenen, besonders die des Südens, sind eigentlich nur im Winter, in der Regenzeit, grün. Im Mai fängt die Dürre hier bereits an um sich zu greifen.

Gegen Mitte des April hat der Regen fast aufgehört. Dann ist eigentlich für das Capo Campidano die schönste Zeit. Die Saat steht beinahe auf dem Halme, und die Saubohnenfelder (Vicia faba, hauptsächlich Pferdefutter) in voller Blüthe. Abhänge und Kuppen der niedrigeren Felsen sind mit den wogenden Feldern der Cistenrosen (Cistus ladanifera) bedeckt, deren scharfer Harzgeruch und fahles Grün von den Millionen der freundlichen weißen Blüthen gemildert wird. An feuchteren Stellen starrt die Stachelbinse neben der schlanken Asphodeluslilie, und purpurne Adonisröslein wuchern am Wege. Noch fließen die kleinen Bäche in den Schluchten, von massenhaften Brombeersträuchern überhangen, und oft ganz überwölbt, ein köstlicher Gang für den Jäger der von den heißen Felswänden kommt. Am steilen Rande hinauf wachsen große röhrenförmige blaue Blumen, matt, wie verweinte Augen, und über die Felswand eines Gartens herab brennen die hellpurpurnen Blüthen der Mesymbrianthemen. Hinter den furchtbaren Wällen der Opuntien erglühen die Aepfel der Hesperiden neben dem milderen Feuer der Limonien, von dunkel feuchten Orten her aus noch dunklerem Laube, in dem es schon eine Stunde früher Nacht ist als auf den Wegen, und in dem die Zwerg-Ohreule schon ruft, während die schwarzköpfige Grasmücke draußen noch singt.

Später aber, wenn die Lilien abgewelkt sind und die Spelzfelder gelb wie der steinharte Weg der durch sie hindurch führt, wenn die Disteln zu seinen Seiten oder auf den weiten Brachfeldern kaum noch Blätter, sondern lediglich Dornen haben, und allein die weißen Felder wildwachsender Umbelliferen die Halden hinaufblühen — dann fährt der staubige Nachmittagswind mit der mürrischen Hand nur noch durch einzelnes dürres Gras, wie durch das spärliche Haar eines Jüngling-Mannes der zu schnell gelebt. Die Felder sind falb in falb schattirt, bis hinauf wo die Cisten anfangen, die noch trübseliger dreinschauen, und bis hinab zu dem Quell, der sich kaum noch an das Tageslicht wagt, und um den die Binsen noch unfreundlicher und noch stachliger geworden sind. Gluth füllt die Luft, selbst die malitiösen ewigen Brombeerranken fangen an zu kränkeln, und um die hundertarmigen Opuntien schlägt der Staub den wallenden Mantel. Aber über alles das ist der blaue eherne Himmel ausgespannt, schön und streng, wie das Antlitz einer zürnenden Madonna.

Das Grün der Berge bleibt sich gleich. Entweder sind sie, so weit das Auge reicht, mit Cisten bedeckt, oder, besonders die niedrigeren, mit über manneshohen Gebüschen von wilden Rosen, Lorbeeren, Myrten, Brombeeren, Ginster und Terbinthen. An den Bächen wächst auch der Oleander in prächtigen Gruppen. Hat man sich aber, aufwärts steigend, durch diese dichten Gestrüppe endlich hindurchgehauen und hindurchgewunden, so tritt man in den Hochwald. Es wird lichter und der Gang geht ungehindert unter den wilden Oelbäumen und Korkeichen hindurch, die, hoch und dunkel, in dem schweren schwarzen Boden wurzeln, der von keinem Moose überkleidet ist, und den nur welkes Laub, hin und wieder eine Partie Flechten, oder einzelne Alpenveilchen (Cyclamen) mit ihren freundlichen, mild-purpurnen Blüthen bedecken. Mächtiger Epheu und die stachlige Smilax aspera werfen ihre Lassoranken den Bäumen über, deren Häupter mit tollen Allongeperücken der Mistelstauden gekrönt sind, und deren silberweiße, tief herabhängende Bärte der Usnea barbata die Ehrwürdigkeit ihres Aussehens erhöhen. Umgestürzte Baumstämme liegen halbvermodert umher, ihres gänzlichen Untergangs geduldig harrend. Aeußerst selten noch steigt hier der Mensch aus den Thälern herauf, um sich des ihm von der Natur Gebotenen zu bemächtigen, außer daß hin und wieder einmal der wilde Ruf der Treiber, das Klaffen der Meute, oder das Krachen der langen arabischen Flinten ertönt, deren Blei einen Eber, einen stolzen Hirsch, oder einen Muflon gefällt.

Digitized by Google

Ueber die Waldeinsamkeit noch weiter nach oben hinaus wird der Fels wieder kahl, oder ist mit im Mai schon spärlichem dürren Grase bedeckt. Und so geht es bergauf, bergab. Kahle Gipfel auf den höchsten Punkten, dann Hochwald, dann Gestrüpp, das, je näher dem Thal, immer niedriger wird, bis es in die Distelfelder ausläuft, die zuletzt von ihrer riesigen Muhme, der Opuntie, abgelöst werden, hinter deren furchtbarem Gatter die Granaten leuchten, und Feigen und Mandeln reifen.

Die Prüfung der freien Arbeit im britischen Westindien.

(Aus dem Economist.)

I.

Vom W. G. Sewell ist in London, unter dem Titel „The Ordeal of Free Labour in the British Westindies (das Gottesurtheil der freien Arbeit in Britisch-Westindien)," ein sehr werthvolles und interessantes Werk erschienen; es ist ein revidirter Wiederabdruck der Briefe welche Hr. Sewell während einer in den Jahren 1859—60 unternommenen Reise in Britisch-Westindien an die New-York-Times geschrieben hat. Der Verfasser sagt: „er sey nach Westindien gekommen voll von der amerikanischen Idee daß afrikanische Freiheit ein Fluch gewesen sey für jeden Zweig der agriculturalen und commerciellen Industrie," und der Boden auf welchen er sich stellt, ist eingestandenermaßen der: daß die Emancipationsfrage „eine commercielle Frage ist, und von einem commerciellen Standpunkt aus bestimmt werden muß." Abgesehen von der seltsamen Anomalie welche hierin liegt (d. h. von einem commerciellen Standpunkt aus ein System zu prüfen das mit dem Stehlen des Arbeiters beginnt der eure Waare verfertigen soll), gewährt es einen offenbaren Vortheil die Sklaverei von jedem Gesichtspunkt aus ins Auge zu fassen. Es wäre ein moralischer Widerspruch wenn dieser gesellschaftliche Zustand, der mit der Entmenschung einer Race beginnt, wirklich und auf die Dauer einer andern Race Nutzen bringen könnte. Hrn. Sewells sehr sorgfältige und fleißige Untersuchung dieses Gegenstandes beweist mehr als zur Genüge daß dieß nicht der Fall gewesen ist, daß die Sklaverei selbst den westindischen Pflanzern nicht entsprach, und daß die Emancipation, in dem Verhältniß als sie dieselbe aufrichtig annahmen und ihre Folgen sich klar machten, ihnen sowohl als den Schwarzen nützlich gewesen ist.

Hr. Sewell fand daß die Inseln in so vielen wichtigen Einzelheiten von einander abwichen, daß er es für das beste hielt sie abgesondert in den Kreis seiner Beobachtung zu ziehen, und erst dann ein bestimmtes Urtheil über das Problem, das ihn beschäftigte, auszusprechen. Mit den luftwärts liegenden Inseln beginnend, landete er im Anfang des Jahrs 1859 in Barbados. Hier, sagt er, hat die Emancipation einen entschiedenen Erfolg gehabt. Von den 106,000 Acres Landes in Barbados sind 100,000 dem Anbau gewidmet. Die Gewinnste des Zuckerbaues mit freier Arbeit sind weit lohnender, und das „Agriculturland in Barbados wird im gegenwärtigen Augenblick das Doppelte dessen einbringen was es unter der Sklaverei einbrachte, und unendlich mehr als Land in Cuba einbringt." Einen mittleren Durchschnitt der Zuckerausfuhren nehmend, führt er an daß die Ernte „von 1720 bis 1800 jährlich 23,000 Oxhofts, von 1800 bis 1830 20,000 Oxhofts betrug, und sonach eine Abnahme von 3000 Oxhofts unter der Sklaverei aufweist."

Fassen wir nun, nachdem wir die Bemerkung vorausgeschickt daß von 1826 bis 1830 das Durchschnittsgewicht eines Oxhofts Zucker 12 Centner, von 1830 bis 1850 14 Centner betrug, und jetzt zwischen 15 und 16, ja selbst 17 Centner beträgt, die heutigen Zuckerausfuhren in Barbados ins Auge. Bei dieser Gewichtsdifferenz zum Nachtheil der Insel führte Barbados aus im Jahr 1852: 48,610 Oxhofts; im Jahr 1853: 38,316 Oxhofts; im Jahr 1854: 44,492 Oxhofts; im Jahr 1855: 39,692 Oxhofts; im Jahr 1856: 43,552 Oxhofts; im Jahr 1857: 38,858 Oxhofts, und im Jahr 1858: 50,778 Oxhofts, oder nahezu das Doppelte dessen was es während der günstigsten Jahre der Sklaverei ausgeführt hatte. . . . . Man muß dabei bedenken daß diese unermeßliche Zuckerernte der Ertrag eines Viertheils des angebauten Landes ist. Ich besitze keine statistischen Notizen bezüglich anderer Erzeugnisse, allein die durchschnittliche Ausfuhr gemischter Artikel einheimischen Wachsthums läßt sich auf 20,000 Pf. St. jährlich schätzen, woraus folgt daß ein beträchtlicher Theil der Insel, und besonders die im Besitz der arbeitenden Bevölkerung befindlichen Ländereien, mit Nahrungsartikeln für den heimischen Verbrauch angepflanzt werden.

Was die Einfuhren betrifft, so „kam im Jahr 1832 die größte Anzahl Schiffe unter dem Sklaverei-Régime in Barbados an; es waren im ganzen 689 Schiffe, mit einem Gehalt von 79,000 Tonnen. Im Jahr 1856 — ich wähle das Jahr aufs Gerathewohl — kamen 966 Schiffe von 114,800 Tonnen Gehalt an, und dieß läßt sich als die Durchschnittssumme der letzten acht Jahre annehmen." „Während unter der Sklaverei die amerikanischen Einfuhren an Werth jährlich 60,000 Pf. St. nicht überschritten, sind sie nun durchschnittlich fünf- oder sechsmal so groß. Zur Beleuchtung wähle ich wiederum die Einfuhren des Jahres 1856, deren einzelne Ziffern vor mir liegen. Die Werthe der Brod- und anderer Nahrungsstoffe die in jenem Jahr aus den Vereinigten Staaten eingeführt worden, beliefen sich auf mehr als 200,000 Pf. St.; der Manufactur-Artikel auf 70,000 Pf. St., der Gerümpel- und Holzwaaren auf 20,000 Pf. St., und der Pferde und Maulthiere auf 6000 Pf. St., geringere Artikel ungerechnet. Die Thatsachen also daß sämmtliche amerikanische Einfuhren sich bedeutend vermehrt haben, daß sie, wie ihre Natur andeutet, von den Massen gesucht werden, und daß man sie zu viel wohlfeileren Preisen haben kann als wenn man sie, wie früher, aus Europa brächte, sind eben so viele

Digitized by Google

Beweise zu Gunsten der Prosperität von Barbados und der verbesserten Lage der arbeitenden Bevölkerung dieser Insel."

Hr. Sewell zeigt daß man die blühende Lage der Zuckerpflanzungen in Barbados zum großen Theil der Wohlfeilheit der Arbeit verdankt welche diesem Eiland eigenthümlich ist. Die dortige Bevölkerung ist ungemein dicht, indem durchschnittlich 800 Personen auf die (engl.) Quadratmeile kommen; auch hat theilweise wegen der Abneigung des Negers sein Haus zu verlassen, theilweise wegen seiner noch immer leicht erregten Furcht als Sklave verkauft zu werden, nie eine wesentliche Auswanderung aus der Insel stattgefunden. In Barbados hat es daher stets reichliche Arbeit gegeben. Allein es läßt sich nicht mit Sicherheit darauf rechnen daß die „Plantokratie" von Barbados diese passende Bevölkerung in ihrem Dienste behalten werde. Letztere hatte nur die Wahl entweder um niedrige Löhne zu arbeiten, oder Hungers zu sterben. Trotz dieser und anderer Hindernisse jedoch haben die farbigen Barbadianer sich seit der Emancipation gesellschaftlich entschieden gehoben. „Die kleinen Grundeigenthümer von Barbados welche weniger als 5 Acres Land besaßen, haben sich von 1100 auf 3537 vermehrt. Die meisten dieser Grundbesitzer waren früher Sklaven, später freie Arbeiter, und endlich Landeigenthümer." Hr. Sewell ist der Meinung daß die farbigen Mechaniker und Handwerker von Barbados „in allgemeiner Anstelligkeit den Handwerkern und Mechanikern jeder Race in jedem von den großen Civilisationsmittelpunkten gleich weit entfernten Theile der Welt vollkommen an die Seite zu setzen seyen," und fügt bei: „Es ist unmöglich einen einzigen farbigen Menschen in Barbados, wenn er überhaupt einiger Erziehung sich berühmen kann, aufzuweisen, der dem Volksbegriff des Neger-Charakters entsprechen wird."

Von der Sittlichkeit der Barbadianer spricht Hr. Sewell nicht so günstig wie von ihrer Betriebsamkeit. Er führt eine Menge unter ihnen herrschender Laster an, glaubt aber daß sie sich durch Erziehungsmittel in hohem Grade vermindern lassen dürften. Die Pflanzer, sagt er, haben, obgleich sie überzeugt sind daß freie Arbeit viel ökonomischer ist als Sklavenarbeit, die Emancipation als ein Ganzes nicht herzlich angenommen. Sie sind einer höheren Stellung der Arbeiter immer noch abgeneigt, und verweigern selbst der vorgeschrittensten Abtheilung der farbigen Classen politische Rechte — den reichen und cultivirten Mulatten. Trotz der unermeßlichen Veränderungen der neueren Zeiten, „bleibt die barbadianische Freiheit wie sie vor einem Jahrhundert war;" sie „schließt die Mittelclasse gänzlich von den Polls (dem Wahlrecht) aus, und stellt die Gesetzgebung vollständig unter die Controle des Pflanzer-Interesses." Noch schlimmer, der Unterschied der Farbe trennt die Mitglieder einer und derselben Gesellschaftsclasse in beklagenswerthem Umfang. „Weiße Pflanzer wollen sich mit farbigen Pflanzern, weiße Handelsleute mit farbigen Handelsleuten, weiße Mechaniker mit farbigen Mechanikern nicht associiren, einfach aus dem Grunde weil sie farbig sind."

„Ich kenne Leute in Barbados die sich weigerten das Regierungshaus zu besuchen weil sie daselbst Farbige von der allerhöchsten Achtungswürdigkeit und Bildung treffen." — Hr. Sewell betrachtet diese Vorurtheile als das Haupthinderniß für die volle Lösung des „Emancipationsproblems," und sieht die gebildeten Mulatten als die wahrscheinlichen Werkzeuge an durch welche dieses Problem seiner Zeit werde durchgeführt werden.

Hrn. Sewells Capitel über St. Vincent, Grenada, Tabago und Sta. Lucia bieten eine Masse interessanter Einzelheiten, in Betreff deren wir unsere Leser auf sein Buch verweisen müssen. Auf allen diesen Inseln haben die Zuckerernten seit der Emancipation abgenommen, der Anbau anderer Producte dagegen hat sich sehr vermehrt. Auf St. Vincent sind „innerhalb der letzten zwölf Jahre 10—12,000 Acres Land von kleinen Grundeignern unter Anbau gebracht worden; sie besitzen zwischen einem bis fünf Acres, und pflanzen Pfeilwurz, Lebensmittel und kleinere Artikel für die Ausfuhr." Grenada erzeugt jetzt in geringern Artikeln, z. B. Cocosnüssen, doppelt so viel als 25 Jahre zuvor, und die Producte von Sta. Lucia haben sich innerhalb dieses Zeitraums ebenfalls verdoppelt. Dieß sieht nicht wie „Ruin" aus.

Hr. Sewell widmet drei Capitel der Insel Trinidad, welche, wie er sagt, „an Klima, Boden und Bevölkerung, so wie in allem was ein Land oder seine Einwohner berühren kann, der Insel Barbados gerade entgegengesetzt ist. Trinidad ist eine Insel deren Besiedelung von sehr neuem Datum ist — Barbados hatte vor zwei Jahrhunderten 60,000 Einwohner. Trinidad besitzt eine Bodenfläche von 1,287,000 Acres, von denen nur ungefähr 60,000 angebaut sind. Barbados, mit ungefähr 106,000 Acres, ist vom einen Ende bis zum andern wie ein Garten angebaut. Trinidad hatte, selbst unter der Sklaverei, niemals eine eigentliche Arbeiterbevölkerung. Barbados ist so dicht bewohnt, daß der Arbeiter keine andere Wahl hat als Arbeit oder Hungertod. Auf Trinidad ist das Land ungemein reich, in Fülle vorhanden und wohlfeil, während Arbeit spärlich ist und in außerordentlich hohem Preise steht; auf Barbados ist das Land theuer und die Arbeit vergleichsweise wohlfeil . . . . Die einzige Aehnlichkeit zwischen den beiden Inseln ist die daß der Zucker die Stapel-Production beider bildet, und daß beide, obgleich aus sehr verschiedenen Ursachen, sich unter einem Freiarbeit-System wohlbefinden."

In Uebereinstimmung mit seinem Plane, jede Insel zu besuchen um sich „mit der wahren Lage ihrer emancipirten Classen bekannt zu machen," verfolgt Hr. Sewell den Fortschritt der farbigen Arbeiter auf Trinidad von der Zeit ihrer Emancipation an bis zu der gedeihlichen und unabhängigen Lage in welcher sie jetzt leben. Von den 11,000 Sklaven welche ihre Freiheit erhielten, blieben, seiner Schätzung zufolge, nur 4000 auf den Gütern; allein obgleich sie fast alle auf den Cacao-Ländereien arbeiten, „sind vergleichsweise nur wenige auf den Zuckerpflanzungen anzutreffen." Die Pflanzer wandten verschiedene Mittel an um dem Mangel abzuhelfen. „Sie waren im Vergleich zu den alten Grundbesitzern von Bar-

Digitized by Google

bados und Jamaica eine neue Race, zeigten mehr Leben, Verstand und Thatkraft, und machten „um sich aus ihren Schwierigkeiten herauszuwickeln, jede Anstrengung welche Menschen machen konnten.“ Nachdem mehrere Plane mit wenig oder keinem Erfolg versucht worden, „griff man endlich, nach dem erfolgreichen Beispiel von Mauritius, zur Einfuhr freier Arbeiter. Das erste Schiff mit chinesischen Einwanderern kam im Hafen von Port-of-Spain im Jahr 1845 an. Allein die Einfuhr von Chinesen wurde bald durch die der indischen Kulis ersetzt. Das Experiment blieb eine Zeitlang sehr zweifelhaft. Die Arbeiter kamen mehrere Jahre hindurch in kleinen Abtheilungen und in langen Zwischenräumen, und sie wurden von dem entgegengesetzten Ende der Welt mit ungeheuren Kosten gebracht. Sie mußten unterrichtet werden, und von dem Tag an welchem die erste Sendung gelandet wurde bis herab zum Jahr 1853 konnte niemand sagen ob der Plan gelingen oder fehlschlagen werde. Jetzt aber, da er redlich und voll erprobt worden, sind die Vortheile dieser Einfuhr indischer Arbeiter für die Colonie so außer allen Zweifel gestellt, daß jeder der Trinidad im Jahr 1859 besuchte, nachdem er es im Jahr 1846 gesehen und gekannt hatte, zu der Ueberzeugung gelangen muß die Insel sey nicht nur vor dem ihr drohenden Ruin gerettet, sondern sie habe auch Aussicht auf eine solche künftige Wohlfahrt wie sie keine britische Insel in diesen Meeren früher oder später gehabt.“

Hr. Sewell unterzog diesen Gegenstand der genauesten Prüfung, und spricht seine Ansicht entschieden dahin aus: daß die Kuli-Einwanderung mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet werde, und daß sie eine wahre Wohlthat sey für die Einwanderer wie für die Pflanzer. Aus der Masse von Einzelheiten aber die er hierüber anführt, können wir nur einige der wichtigsten hervorheben. „Der Hauptcharakterzug der Einwanderung in Trinidad ist daß ihre Leitung nicht bloß unter der Verantwortlichkeit der Colonie, sondern der Regierung und des ganzen britischen Volks steht .... Kein Pflanzer, und wäre er hiezu noch so geneigt, kann den Einwanderern ungestraft Unrecht thun. Ein Oberaufseher, oder General-Agent der Einwanderer ist angestellt, und mit besondern Vollmachten ausgerüstet. Er handelt zu Gunsten der Regierung wie als Beschützer der Einwanderer. Er theilt letztere vertragsmäßig ihren Beschäftigern zu, führt ein Register mit den Namen und andern Einzelheiten beider contrahirenden Theile; sorgt für Nahrung für diejenigen Einwanderer welche bei ihrer Ankunft nicht sogleich Beschäftigung finden; sieht darauf daß die Ehemänner nicht von ihren Weibern, oder Kinder von ihren Eltern getrennt werden; nimmt genauen Augenschein von der Lage der Einwanderer auf den Gütern, und fordert von den Pflanzern vierteljährliche Ausweise ein, in denen der Zuwachs durch Geburten und die Abnahme der Arbeiter durch Todesfälle auf jedem Gut, nebst andern ergänzenden Einzelheiten, genau angegeben seyn müssen. Diese Ausweise werden von dem General-Agenten an die Regierung eingesendet. Auch besitzt dieser Beamtete die Befugniß einen Vertrag der Einwanderer für ungültig zu erklären, wenn ihm dünkt daß der Mann von seinem Beschäftiger mißhandelt worden, oder wenn sich herausstellt daß die Versorgung oder ärztliche Pflege, zu der er berechtigt, schlecht oder unzureichend ist .... Das Gesetz sorgt für die freie Rückkehr der Kulis, nachdem sie die übernommenen Verpflichtungen vollständig erfüllt haben ... Das physische Aussehen einer Masse nach Indien zurückkehrender Kuli-Einwanderer bezeugt die wohlthätigen Resultate welche ihr Aufenthalt in Trinidad für sie hatte. Sie sind nicht mehr die nackten, halbverhungerten, unverständlich schwatzenden Wilden, bereit jedes todte in Fäulniß übergegangene Thier, Fisch, Fleisch oder Geflügel, das auf ihrem Wege lag, zu essen, sondern sie sind gekleidet, glatt gekämmt, wohlgenährt, kräftig und stark, sprechen ziemlich gut englisch, und haben überhaupt das Aussehen verständiger Leute, die sie in Wirklichkeit sind. Ich habe sie ankommen und abgehen gesehen, und spreche aus Selbstanschauung .... Daß sie eine angemessene Entschädigung für ihre Dienste erhalten, geht aus der Thatsache hervor daß alle die nach Verfluß ihrer vertragsmäßigen Dienstzeit nach Hause zurückkehren, große Geldsummen mitbringen. Man erzählte mir eines Tags von einem Kuli, der nach einem zehn- oder zwölfjährigen Aufenthalt auf der Insel mit 9000 Dollars zurückgekehrt war, und doch war dieser Mann zu einer freien Heimfahrt berechtigt, und hatte sie erhalten. Eine Schiffsladung rückkehrender Kulis wird 40 bis 50,000 Dollars mit nach Hause nehmen .... Daß die Kuli-Arbeiter mit ihrer Lage auf Trinidad vollständig zufrieden sind, geht aufs augenfälligste aus der Thatsache hervor daß sehr viele, trotz des Vortheils einer unentgeltlichen Rückkehr, auf der Insel bleiben. Viele erneuern auch nach Erfüllung ihrer Dienstverpflichtungen ihre Verträge .... Haben sie diese Verpflichtungen erfüllt, so erhalten sie ein Certificat dessen was man „industriellen Aufenthalt“ nennt, das sie berechtigt in Zukunft so unabhängig zu handeln als ihnen gutdünkt. Von den 1799 Kulis welche im Jahr 1853 vertheilt wurden, blieben im Jahr 1858 vertragsmäßig 1184 zurück, von denen 623 niemals die Güter verlassen hatten welchen man sie ursprünglich zugewiesen, während 90 sich von dem Rest ihrer noch übrigen Arbeitszeit losgekauft hatten.“

Unter dem Kuli-System haben sich die Zuckerernten allmählich vermehrt, so daß, während zur Zeit der Sklaverei die höchste durchschnittliche Ausfuhr „nicht 20,000 Oxhofts des gegenwärtigen Tags gleich war,“ „heuer (1860) die Ausfuhr bei der Kuli-Arbeit nahezu 40,000 Oxhofts erreichen wird.“

Hrn. Sewells Schilderung der übrigen britisch-westindischen Inseln werden wir unsern Lesern in einem zweiten Artikel mittheilen.

Digitized by Google

Briefe aus Texas.

Von A. v. W.

8. Ritt nach Austin und zurück nach der Küste.

Am 30 April Nachmittags verließ ich Antonio und schlug die Straße nach dem 30 Meilen entfernten Braunfels ein. Der Weg geht bald hinter der Stadt durch sehr malerische Gebirgsgegend bei beständigem Wechsel von Bergen, Wald und Prairie über den Salado-Fluß und den Cibolo, die beide weiter südlich in den San Antonio gehen. Der Uebergang über den ersteren, acht Meilen von Antonio, ist höchst malerisch; riesig hohe Lebenseichen und mächtige Cypressen, wallend von langem Moos, schließen ein dunkles, majestätisches Laubdach über dem Fluß, und bis in die höchsten Gipfel der Bäume hinein schlingt sich die wilde Rebe, senkrecht aufsteigend und sich wieder herabsenkend und von neuem einwurzelnd in armdicken Aesten, nebst vielen anderen Schlingpflanzen, die oft undurchdringliche Gestrüppe bilden. Ich ritt nur einige Meilen über den Salado, wo man hübsche Baumwollpflanzungen findet, hinaus, da es schon Abend wurde, und kam auf die Idee, weil die nächsten Farmen noch weit waren, zum erstenmale im Freien zu übernachten, trotzdem daß einige Gewitter am Himmel standen, jedoch in bedeutender Entfernung. Ich ritt seitab vom Wege und legte mich nach eingenommenem Abendbrod zur Ruhe, gehüllt in die Satteldecke und den Sattel als Kopfkissen. Es war eine herrliche milde Nacht, laue, würzige Lüfte wehten über die Prairie, eine Menge Leuchtkäfer von zum Theil bedeutendem Glanz, die man für entfernte Lichter oder Feuer hätte halten können, schwirrten rings umher, und die Sterne funkelten mit ungewohntem Glanz durch die reine Luft. Ich stand mehrmals auf in der Nacht um das Pferd umzubinden und ihm neue Weide zu verschaffen. Die Texaner lassen sie gewöhnlich ganz frei laufen, da sie sich nur selten weit vom Sattel entfernen. Ich besaß aber noch nicht die Gewandtheit im Aufsuchen entlaufener Thiere wie die Bewohner des Landes, die in diesem Punkte sehr geschickt sind, und fand es daher für sicherer es immer anzubinden um nicht eines schönen Morgens ohne Pferd zu erwachen. Beim Erwachen früh um 5 Uhr fand ich den Himmel umzogen, es begann zu regnen, und kaum hatte ich gesattelt, so fieng der Regen mächtig zu rauschen an. Der Busch bot keinen genügenden Schutz, ich mußte also vorwärts, und hatte zwei Stunden scharf zu reiten ehe ich an das nächste Obdach kam. Binnen kurzem war ich völlig durchnäßt und alle meine Sachen im Mantelsack gründlich eingeweicht, so daß ich in dem Dorfe Cibolo, das ich endlich erreichte, den ganzen Tag liegen bleiben mußte um nur meine Sachen auszubreiten und wieder trocken zu bekommen. Ich rastete im Hause eines Irländers, wo ich Muße hatte die Flegelei und Unsauberkeit der irländischen Jugend an den hoffnungsvollen Sprößlingen des Wirthes zu bewundern. Nur mit Widerwillen kehrte ich immer bei Irländern ein, da sie überall in den Staaten den schmutzigsten, bigottesten und händelsüchtigsten Theil der Bevölkerung bilden, mit sehr wenigen Ausnahmen; doch hier gab es nur ein Wirthshaus und ich mußte vorlieb nehmen. Am nächsten Morgen ritt ich weiter nach Neu-Braunfels und kam Vormittags dort an. Diese fast rein deutsche Stadt von 2—3000 Einwohnern liegt sehr hübsch am Guadalupe-Flusse, am Fuße waldiger Bergzüge, ist sehr regelmäßig und weit ausgelegt, jedes Haus mit seinem Garten hinter sich, mit Baumalleen in den Straßen, und sieht sehr heimathlich aus durch die ganze Anlage, die mehr hohen Dächer und feinen spitzen Kirchthurm von deutscher Bauart, nicht zu vergessen die zahlreichen Schilder der Bierhäuser in jeder Straße. Es sind hier Kirche und Schule, ein gutes Hôtel, Druckerei und Zeitung, eine große Mühle am Fluß und viele Waarenhäuser, aber der Platz ist sehr still und geht nur wenig vorwärts, besonders auch wegen der letzten schlechten Jahre. Die Plätze wo zugleich Amerikaner wohnen, haben immer ein rascheres und besseres Gedeihen; sie sind kühner mit neuen Anlagen, Verbesserungen für das Wohl des Ganzen, und wissen durch Association zu erreichen was die Kräfte Einzelner übersteigen würde. Andern Tages ritt ich weiter nach Austin, 50 Meilen von Braunfels, zunächst bis San Marcos durch wohlbebaute Landstrecken und häufige Baumwollpflanzungen.

In San Marcos, einer kleinen Stadt, übernachtete ich, ritt morgens weiter, kreuzte den San Marcos-Fluß, einen prächtigen krystallklaren Bergstrom, mit einem großen Reichthum von zierlichen Wasserpflanzen, und verweilte Mittags bei Manchac-Spring, einer amerikanischen Farm. Hier konnte ich nicht einmal ein Glas Milch bekommen, entweder weil man keine hatte oder keine geben wollte. Das letztere kommt auch häufig vor, da die Amerikaner nichts weniger als gefällig gegen Fremde sind. Die größten Farmer unter ihnen haben oft weder Milch noch Butter im Hause, da sie zu nachlässig sind Vorrath davon zu halten und überhaupt Butter zu machen. Gewöhnlich begnügen sie sich mit Schweineschmalz. Alle Arbeiten im Hause bei ihnen müssen so wenig Mühe machen wie möglich. Die eisigkalte und gemessene Aufnahme bei Amerikanern hat mich oft angewidert und angefroren, nicht bloß hier, sondern in der ganzen Union. Sich begegnende Reiter begrüßen sich niemals, sondern mustern sich mit Blicken die einen unwillkürlich nach dem Revolver greifen lassen. Das Mißtrauen der Amerikaner gegen Fremde mag wohl begründet seyn, da sie oft üble Erfahrungen gemacht haben; es berührt aber doch unangenehm. Ist man einmal vorgestellt und bekannt, so nehmen die Amerikaner auch einen freundlicheren Ton an und lassen es an Gefälligkeiten und Diensten nicht fehlen; aber immer bleibt etwas frostiges und fernhaltendes darin. Bei den Deutschen findet man in der Regel große Gastfreundschaft und wahrhaft patriarchalisches Leben; sie freuen sich wenn ein Landsmann aus weiter Ferne zu ihnen kommt und von ihrem Nachbar etwas zu erzählen weiß. Es ist hier nicht so wie in den Vereinigten Staaten drüben, wo man sich vor niemandem mehr in Acht nehmen muß als vor den eigenen Landsleuten, weil so viele betrügerische Subjecte darunter sind. Hier herrscht ein cordialer

Digitized by Google

Ton unter den Deutschen, und besonders auch auf meinem Rückweg, wo ich in die Häuser der ärmern und einfachsten Farmer kam, lernte ich sehr brave und gefällige Leute unter ihnen kennen, und fand nie daß sie mich irgendwie übervortheilt hätten. Ich war oft verwundert über die Billigkeit meiner Zeche. Zuweilen nahmen sie gar keine Bezahlung für dieselbe an, gewöhnlich aber gibt man 1 Dollar für Abendessen, Nachtlager und Frühstück pro Mann und Pferd, zuweilen auch nur ½ Dollar für alles zusammen und 25 Cents für eine einzelne Mahlzeit. Der Amerikaner nimmt fast immer das Doppelte und mehr. Die Deutschen räumen oft einem das eigne Bett ein oder machen auf dem Fußboden mit Decken ein Lager zurecht. Ihre Häuser sind meist doppelte Blockhäuser, aus zwei Stuben mit Kammern bestehend, die durch einen freien, nach beiden Seiten offnen, aber überdachten Raum von einander getrennt sind, der immer kühl ist wegen des Luftzugs. Er wird zum Einnehmen der Mahlzeiten, zu häuslichen Arbeiten und zum Aufheben von Hausgeräthen benutzt. Oft aber auch sind es einfache Blockhäuser oder nur Loghütten aus übergelegten, schwach behauenen und am Ende ineinander gefalzten Baumstämmen mit etwas Lehmbewurf dazwischen, der Boden von Brettern, das Dach immer von Holzschindeln, und bestehen aus einer einzigen Stube und allenfalls noch Küche und Kammer daneben. Die Esse geht halb innen, halb außerhalb des Hauses in die Höhe, von Backsteinen oder bloß aus Lehm aufgeführt. Für Milch und Fleisch hat man eigne Vorrathshäuser, für Pferde, Schweine und Federvieh kleine Holzställe am Hause, für das Rindvieh nur die offnen Pens. Da man die meiste Zeit im Freien verbringt und Kälte so selten ist, so sorgt man wenig für stärkern und wärmern Bau der Häuser.

Von Manchac-Spring ritt ich in 3¼ Stunden nach Austin, der Hauptstadt von Texas, und genoß eine Stunde vorher von einer Waldhöhe einen sehr schönen Anblick der Stadt und des Colorado-Thales. Die Kuppeln des Capitols und des Stadthauses und die netten weißen Häuser glänzen schon von Ferne aus der dunkeln Waldumgebung heraus, da sie etwas erhaben und amphitheatralisch liegen. Auf einer Fähre kreuzte ich den Colorado, einen schönen Bergstrom mit malerischen Waldufern, und stieg dann ab im City-Hôtel, einem guten amerikanischen Hause. Ich verweilte hier einen Tag und benutzte ihn zum Besuch der reizenden Umgebungen, mit anmuthigem Wechsel von Berg und Thal und üppigen grünen Laubwäldern, von vielen Wegen durchschnitten, so daß die Gegend einem großen Park gleicht. In den klaren Wellen des Colorado, 1 Stunde von der Stadt, nahm ich ein erfrischendes Bad. Die Ufer oberhalb sind höchst romantisch, mit Felspartien und herrlichen Waldbäumen. Es ist hier völlig jungfräuliche Natur, fast nirgends eine Spur von Anbau. Austin, das 200 Meilen von der Mündung des Colorado und 230 Meilen nordwestlich von Galveston gelegen, ist seit 1844 Sitz des Gouverneurs und für Senat und Repräsentantenhaus des Staates, die im Capitol ihre Sitzungen halten — ein hübsches auf einer Anhöhe liegendes Gebäude von weißem Marmor, im griechischen Styl, mit Säulenporticus und runder Kuppel, daneben andere Gouvernementsgebäude; es hat auch sonst einige hübsche Backsteinhäuser, meist aber nur Holzgebäude, die wie immer sehr niedlich aussehen, weiß angestrichen mit grünen Jalousien, Gallerien und Veranden. Der Handel ist unbedeutend, die Eisenbahnen stehen bis jetzt alle nur auf dem Papier. Erst wollte ich von hier über Lagrange, Richmond und Houston nach Galveston gehen, wobei ich den Brazos und ein paar kleinere Flüsse hätte überschreiten müssen; aber ich wünschte sobald wie möglich nach der Küste zurückzukommen, und der Weg über Gonzales und Victoria war kürzer. Von dem Brazos Bottom, das in ganz Texas berüchtigt ist wegen seiner labyrinthischen Wege und der Unpassirbarkeit bei Regenwetter, hatte ich schon solche Schilderungen gehört daß ich es gern zu umgehen wünschte. Dann gab es in dieser östlichen Richtung eben nichts neues zu sehen, mehr Baumwoll- und Zuckerplantagen, die ich in Cuba und Louisiana schon kennen gelernt, und es wohnen hier mehr Amerikaner, deren Lebensweise und Manieren mir viel weniger zusagen als die Deutschen, so daß ich sie daher am liebsten vermied. Ich ritt daher von Austin wieder zurück nach San Marcos und Seguin, wohin ich meine Satteltasche bestellt hatte; diese führte ich schon längst nicht mehr auf dem Pferde, da es mir zu ennuyant war diese Last täglich ein paarmal auf- und abzuschnallen. Ich schickte sie immer mit der Post eine größere Strecke voraus. Auch jetzt ließ ich sie gleich bis Powderhorn vorausgehen. Ich übernachtete unterwegs wieder ein paarmal im Freien, da die Nächte so wunderschön waren und ich an amerikanischen Häusern abgewiesen wurde. Am 7 Mai Abends kam ich nach Seguin, ritt andern Tags durch endlosen Eichwald nach Gonzales, und ward hier wieder durch heftigen Regen abgehalten meine Reise fortzusetzen. Der Regen goß in Strömen, die Wege wurden bodenlos und die kleinen Flüsse traten aus. Ich blieb daher einen Tag liegen und bewunderte die wilde und üppige Vegetation im nahen San Marcos-Thal. Um nicht Zeit zu verlieren, beschloß ich in kleinen Tagereisen von nur etwa 20 Meilen hinunter nach Victoria und Powderhorn zu reiten, und ließ mir die deutschen Farmer unterwegs angeben wo die Fuhrleute und Reisenden immer Station nehmen. In der Regel verlaufen sich die Wasser ziemlich schnell, die Flüsse treten nach zwei bis drei Tagen in ihre Ufer zurück, und ein bißchen Schmutz genirt zu Pferde nicht. Ich ritt also am 10ten weiter bis zu einem deutschen Ansiedler Karl, nachdem ich aber erst mich tüchtig verritten hatte bei einem der zahllosen Kreuzwege, und lange durch Wald und Sumpf trotten mußte um den rechten Weg wieder zu finden. Nachmittags passirte ich einen sehr stark angeschwollenen Bach, den Beach-Creek, der mit reißender Schnelligkeit durch die Bäume fluthete und das ganze Bottom ausgefüllt hatte. Ich versuchte erst durchzuschwimmen mit dem Pferde, aber der Strom war zu stark, und ich wäre wohl in die Bäume hineingetrieben wenn ich das Pferd nicht schnell herumgedreht und wieder ans Land gebracht hätte. Zum Glück stand eine Strecke oberhalb, von allen Seiten weit vom Wasser umfluthet, eine wackelige Holzbrücke, auf der ich den Strom glücklich überschreiten konnte. Karl, ein Braunschweiger, hatte

Digitized by Google

eine Frau und eine hübſche Tochter, „die Roſe der Prairie" in der Gegend genannt, und lebte einfach aber behaglich auf ſeiner Farm. Man fühlt ſich immer ſehr wohl und heimiſch unter ſolchen treuherzigen Landsleuten, gar nicht zu vergleichen mit den fiſchblutigen Amerikanern. Andern Mittags ritt' ich weiter zum nächſten deutſchen Anſiedler, 18 Meilen davon, der in einem großen Loghauſe wohnte, wo der durchziehende Wind uns beinahe die Lampe beim ſimpeln Abendbrod verlöſchte. Man machte indeß ein bequemes Lager zurecht aus Wagenplanen und Decken, mein Pferd that ſich gütlich in der fetten Prairie, und andern Tages legte ich den Reſt des Weges von 25 Meilen bis Victoria zurück, bei zum Theil ſehr ſchlechtem Weg, da das Waſſer oft fußhoch über der Prairie ſtand. In Victoria kehrte ich bei einem deutſchen Bäcker ein und war gut aufgehoben. Ich verkaufte hier mein Pferd, da ich hörte daß ich in Indianola, ſo kurz vor der Abreiſe, nur ſehr wenig dafür bekommen würde, für den halben Preis des Ankaufs, und gedachte den Reſt des Weges, die 40 Meilen bis Powderhorn, mit der Poſt zu machen. Aber noch hier zuletzt erreichte mich die Tücke des Schickſals. Andern Morgens war die Poſt völlig beſetzt, und alle Plätze in einem zweiten Wagen auch ſchon vergeben an ſolche die ſie bereits beſtellt hatten. Beiwagen werden nicht gegeben. Reitpferde oder andere Fahrgelegenheit waren auch nicht aufzutreiben. Um das am 15. Nachmittags abſegelnde Dampfſchiff nicht zu verſäumen, beſchloß ich nicht länger zu warten, ſondern die wenigen Meilen, die man bei gutem Wetter in 16 Stunden hätte zurücklegen können, zu Fuß zu gehen. Gepäck hatte ich nicht, alſo brach ich am 14. Mittags auf, es war mir aber nicht möglich in der erwarteten Zeit dieſe Strecke zu machen. Der Weg war oft gräßlich, führte ſtundenlang in kniehohem Waſſer fort oder im zähen, ſchwarzen Lehmboden, und ich gab verdrießlich den Vorſatz auf das Schiff zu erreichen. Bei einem deutſchen Anſiedler am Chocolade-Creek ruhte ich aus von den Strapazen des Weges, und fuhr den Reſt desſelben mit einem Ochſenwagen hinunter. Drei langweilige Tage mußte ich in Powderhorn zubringen, weil das nächſte Dampfſchiff nach New-Orleans erſt nach dieſer Zeit wieder abgieng. Endlich am 19. früh erſchien das erſehnte Schiff wieder, der Galveſton, auf dem ich gekommen, und trug mich in 2½ Tagen zurück nach New-Orleans, dießmal den Miſſiſſippi hinauf, da dieſer Fluß in Folge der Frühlingsregen bedeutend über ſeine Ufer getreten war, und jene Eiſenbahn auf der ich gekommen ſowie zahlloſe Plantagen dort unter Waſſer geſetzt hatte. Ich war froh das Land zu verlaſſen wo man bei jedem Regen im Koth ſtecken bleibt, und bedauerte nur einige mangelhafte Anordnungen der Reiſe, die ihren Genuß ſchmälerten, aber bereute durchaus nicht die Reiſe gemacht zu haben. Nachdem ich einen großen Theil von Nordamerika bereiſt habe, von den eisbedeckten Seen und den großartigen Wald- und Flußlandſchaften Canada's an, von den Fällen des Miſſiſſippi bis hinab zu den Orangengärten Louſiana's und den Palmenwäldern Cuba's und weit in den Weſten hinein, in die Prairien von Miſſouri und Texas, muß ich bekennen daß unter all dem Schönen und Großartigen was ich da auf weitem Raume zerſtreut geſehen habe, der majeſtätiſchen Herrlichkeit des Oceans und der Seen, der Erhabenheit des Niagara, dem Rauſchen der endloſen Urwälder am Miſſiſſippi und Miſſouri, dem reizenden Anblick des Tropenculturlandes und der Gebirge in Cuba, die Prairie- und die Wald- und Gebirgslandſchaften in Texas einen vollkommen ebenbürtigen Platz einnehmen, ſowohl hinſichtlich der Erhabenheit und Originalität des Eindrucks den ſie beim erſten Anblick auf den Reiſenden ausüben, als auch des Zaubers in der Erinnerung welchen ſie ihm hinterlaſſen. Ich hatte ein neues Blatt im großen Buch des Univerſums geleſen und einen neuen Tempel der Natur, der göttlichen Herrlichkeit betreten, reich an eigenthümlicher Schönheit, deſſen Erinnerung im Gedächtniß ſich immer verſchönert, während die kleinen Leiden der damaligen Zeit mehr und mehr zurücktreten.

Eine Beſteigung des Vulcan Irazu.

Nachdem wir das verödete Cartago von allen Seiten in Augenſchein genommen hatten, wozu zwei Tage mehr als hinreichend waren, machten wir uns am Nachmittag des dritten auf den Weg nach dem Irazu. Zwei ſtarke Maulthiere trugen uns und unſere Decken und Mundvorräthe welche in Körbe verpackt waren. Bis zu unſrem erſten Haltpunkte ſtieg der Weg, obgleich er rauh und vielfach von Trümmern und Lavablöcken überſtreut und von Flüſſen und Bächen durchſchnitten war, dennoch ziemlich bequem aufwärts. Die Straße ſchlängelte ſich ziemlich langweilig bald durch Korn- und Kartoffelfelder, bald über Wieſengründe hin; dann und wann ſtand ein Baum an der Straße, das war alles. Aber der Himmel war blau, die Luft friſch, unſre Herzen waren leicht, und ſo erreichten wir unſer Nachtquartier, die Hacienda von Cerado, in beſter Laune.

Die Farm liegt 7000 Fuß über dem Meeresſpiegel und ſchaut aus einer Höhe von 1500 Fuß über das Thal von Cartago hinab. Das Land ringsum iſt ſorgfältig angebaut und liefert die feinſten Kartoffeln, Bananen, Pfirſichen und Quitten im Ueberfluß. Gegen die ſcharfen Winde, die zuweilen von der Kuppe des Irazu herunterwehen, iſt die Farm geſchützt durch einen Wald alpiniſcher Eichen, die man Encina nennt, vermiſcht mit dem Guarumo, der genau dem mexicaniſchen Arbol de las Manitas gleicht — einem Baum, der ſeiner der Form einer menſchlichen Hand ähnlichen Blätter wegen Gegenſtand religiöſer Verehrung bei den Eingebornen von Mexico war. Dieſer Wald wird indeſſen durch Tiger und zahlloſe Schlangen unſicher gemacht. Beſonders findet man eine Art giftiger Schlangen, die man Toboba nennt und die der Schrecken der Bergbewohner ſind, hier ſehr häufig. Ferner findet man hier die Mica oder Peitſchenſchlange, die, wenn ſie gereizt wird, ihren Kopf platt auf die Erde legt und mit dem ſchlanken Körper nach rechts und links ſchlägt, wie mit einer Peitſchenſchnur. Auch die hübſche ganz unſchädliche

Digitized by Google

Korallenschlange (schwarz mit dunkelrothen Ringen) sieht man ziemlich oft, und zuweilen schnellt sogar eine Vivora di Sangre, das giftigste aller Reptilien, vor den Füßen des Wandrers auf.

Die Gebäude der Hacienda von Cerado sind wie die der meisten Farmhäuser des Landes von Cedernholzpfosten und Rohr gebaut. Aeußerlich sind sie mit Lehm beworfen, das Dach ist mit Platanenblättern und Stroh gedeckt. Die Farm war damals von einer Familie bewohnt die aus Vater, Mutter, drei Töchtern und zwei Söhnen bestand. Eine der Töchter war Wittwe; ihr Mann fiel im Kampf gegen die Flibustier. Ihre Schwestern, Manuela und Rafaela, waren hübsche, schwarzäugige, lustige Dirnen, die Brüder malerisch aussehende, thätige, industriöse Burschen; in der Mutter fanden wir eine würdige, fromme, freundliche Frau, die auf den im Kampf gefallenen Schwiegersohn stolz war wie eine Spartanerin. Der Vater, Don Benito, war eine Figur die Salvator Rosa hätte malen sollen. Ein großer, unverwüstlicher, wagehalsiger Bursche mit langer gebogener Nase und runden schwarzen Augen, die zuweilen Blitze sprühen. Nacken, Arme und Brust trug er bei Tag und Nacht, bei Hitze und Kälte frei. Seine Kleidung bestand aus einem getigerten groben Flanellhemd, einem alten Strohhut und einem blauen baumwollenen Beinkleide, das an einem Bein aufgerollt war bis zum Knie, während es am andern in Fetzen über den Knöchel herunterhieng. Benito war das Muster eines Bergbewohners. Er kennt jeden Felsen, jeden Baum, jeden Vogel, jede Wurzel, jeden Strauch, jede Blume, jedes Reptil — kurz jedes lebendige und todte Ding, das der Irazu hervorbringt und beherbergt. Seine Sehnen waren elastisch wie die des Hirsches, seine Sinne scharf wie die eines Wilden. In der Umgegend war Benito unter dem Namen „der Tigerjäger" bekannt, weil er bereits mehrere dieser den Heerden so gefährlichen Raubthiere erlegte.

Um 2 Uhr Morgens verließen wir, nachdem wir eine delicate Tasse Chocolade getrunken hatten, die Farm, um unsern Weg in Begleitung Benito's fortzusetzen. Nach wenigen Minuten hatten wir den Schatten des Eichenwaldes erreicht — um uns her war es so dunkel daß wir im vollen Sinne des Wortes die Hand vor den Augen nicht zu erkennen vermochten. Nur die kleine flackernde Laterne des Tigerjägers leuchtete uns. Eine Stunde und länger hätten wir glauben können wir passirten einen unterirdischen Gang. Unsre Thiere stolperten bald über unsichtbare Felsblöcke und Wurzeln, bald geriethen wir rechts oder links in die Büsche, und krachend und raschelnd fielen die brechenden Blätter und Zweige zu Boden, bald fuhren wir erschreckt durch das gellende Lachen einer Eule oder den schrillen Pfiff eines andern Vogels im Sattel empor. Der Ritt hatte etwas unaussprechlich unheimliches! Endlich gelangten wir zu einer Lichtung, und im Schimmer des Mondes sahen wir über das Thal hinab aus dem wir kamen. Es lag unter einer dichten Schicht milchweißer Wolken begraben, die im Mondlicht beinahe wie eine Schneefläche schimmerten.

Aber es war uns nur einen Moment gestattet freier aufzuathmen, denn im nächsten Augenblicke nahm uns der Wald wieder auf und wir ritten nun weiter durch dieselbe niedrige, finstere, enge Passage, stolperten über Steine, brachen Zweige nieder, erwarteten jeden Moment von einem überhängenden Aste aus dem Sattel geschleudert zu werden, und konnten schließlich nichts thun als uns dem Instinct unserer Thiere überlassen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Der Grund wurde endlich so holperig und war so dicht von Gebüsch und Dornen überwuchert daß wir absteigen und unsere Thiere zurücklassen mußten. Schließlich hatten wir eine etwa 1000 Fuß hohe, steile Felsentreppe zu erklettern, die alle drei oder vier Schritte durch gefallene Bäume, ungeheure, vorstehende Wurzeln oder lose Steinblöcke gesperrt war — und das alles beim unsichern Schimmer einer flackernden, qualmenden Laterne. Aber auch dieß böse Stück Weg war endlich überwunden — wir erreichten einen zweiten freien Platz und vor uns lag im ersten Morgenschimmer der breite Rücken des Irazu.

Unter uns aber breitete sich jetzt das grüne Thal von Cartago aus, unter uns die sieben Hügel und die Gärten von Paraiso, unter uns das Thal Orosi mit seinen drei Flüssen, Wäldern und indianischen Dörfern — die Berge der Agua Caliente und Candelaria — seitwärts und über uns erhoben sich die majestätischen Kuppen der Anden — aber nichts von alledem war sichtbar. Nur eine wahre Wildniß milchweißer Wolken lagerte rings um die kalte, kahle Höhe auf der wir standen, gleichsam ein zu Schnee erstarrtes, unabsehbares Meer, aus dem je höher die Sonne stieg nach und nach einzelne hohe Bergkämme und Pics hervortraten.

Erschöpft warfen wir uns in die Asche, der eiskalte Morgenwind trieb uns die Thränen in die Augen, aber nachdem wir uns in unsere wollene Decken gehüllt ein wenig ausgeruht und durch einen Schluck aus unserer Feldflasche erquickt hatten, drängte Benito zum Aufbruch, und nach einer Stunde neuer Anstrengung war der jetzt noch thätige Krater des Vulcans erreicht, dessen Rachen im Jahre 1723 Tod und Verderben über die Gegend ausspie.

Derselbe bildet ein trichterförmig abfallendes Amphitheater von 7500 Fuß Umfang, dessen Wälder hier und da durchbrochen sind. An einigen Stellen erheben sich Berge von Asche und Schlacken von nicht weniger als 1000 Fuß Höhe, während sich an andern Punkten Vertiefungen von vielleicht 50 Klaftern zeigen. Auf dem Grunde des Kraters befinden sich vier Oeffnungen, und aus einer derselben drang in einzelnen Stößen schwefeliger Rauch hervor. Durch unsern Eifer in diesen feuerspeienden Schlund hinabzuschauen ließen wir uns, ohne vorher Benito's Rath einzuholen, auf der Asche und den rollenden Schlacken bis zum Grunde des Kraters hinabgleiten. Die rauchende Oeffnung im Centrum des Raumes hatte mehrere hundert Fuß im Durchmesser und ihre Tiefe läßt sich mit dem Auge nicht ergründen. Hinabgeworfene Steine fielen mit hohlem Klange von Klippe zu Klippe, ohne daß wir sie den Boden erreichen hörten. Die Wände des Abgrundes bestehen aus schwarzem Granit, der hier und da geschmolzen, an andern Stellen von der Hitze geborsten ist.

Nachdem wir unsre Neugier befriedigt hatten, dachten wir an den Rückweg und versuchten an mehrern Stellen an

Digitized by Google

den Wänden des Kraters emporzuklimmen, aber der rollende Grund von Asche und Schlacken, der uns das Hinabrutschen so leicht gemacht hatte, ließ uns an der Möglichkeit des Wiederhinaufkommens fast verzweifeln. Drei- oder viermal hatten wir schon die Mitte der Höhe erreicht, mußten aber wieder und wieder auf den Grund zurückkehren um einen andern Pfad zu suchen, und nur nach fünfstündiger unsäglicher Anstrengung und manchem harten Fall gelang es uns endlich, zum Tode erschöpft und mit blutenden Händen und Knieen, den Rand des Kraters wieder zu erreichen.

Die höchste Belohnung welche der Irazu für die Mühe des Ersteigens zu bieten hat, sollte uns nicht zu Theil werden. Bei heitrem Wetter erblickt man nämlich von seinem Gipfel die beiden großen Meere, den atlantischen und den stillen Ocean. So viel wir wissen ist dieß von keinem andern Punkte der Erde möglich. Wir unsrestheils genossen nur eine beschränkte Aussicht. Ungeheure Wolkenmassen lagerten unter uns, und da uns Don Benito versicherte daß bei dem herrschenden Winde an keine Veränderung des Wetters zu denken sey, so machten wir uns auf den Rückweg, der sich, obgleich noch immer schwierig, bei hellem Tage dennoch leichter und schneller bewerkstelligen ließ als wir erwartet hatten.

Der Pelion und Ossa.

Wer von Athen nach dem nördlichen Griechenland reist, betritt auf der höchsten Spitze des Othrys, welche sich 3820 Fuß über das Meer erhebt, die äußerste Gränze des griechischen Königreichs, und er überblickt von hier aus, wenn er nach Norden hin die Blicke schweifen läßt, die größte und reichste Landschaft des alten Griechenlands, das mit ihm durch Natur, Sage und Geschichte eng verbundene, aber noch gegenwärtig vom Halbmond beherrschte Land Thessalien, mit seinen mythologischen und geschichtlichen Erinnerungen, und mit allem dem was die Natur selbst dem Blick darbietet. In der Ferne fällt das Auge auf den Olymp, der bekanntlich durch seine Höhe und durch seine prächtige Form vor allen griechischen Bergen sich auszeichnet. Rechts von ihm durch die dunkle Tempeschlucht geschieden, liegt der niedrigere Ossa, jetzt Kissawos, und von diesem läuft südwärts, der Ostküste des Landes entlang, das Peliongebirge bis an die Spitze der Halbinsel Magnesia, während gegenüber dem Pelion im Westen die gewaltige Kette des Pindus zwischen Thessalien und Epirus sich hinzieht. Die von diesen Gebirgen umschlossene weite Landschaft, die thessalische Ebene, von zahlreichen Höhen durchzogen und von Flußthälern durchfurcht, macht mit ihren grünen Fluren den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit. Nach Osten übersieht man den tief einschneidenden Golf von Volo, den alten Meerbusen von Pagasä, an dem in frühesten sagenhaften Zeiten ein reiches Leben sich entfaltete. Von hier lief einst die Argo mit den Argonauten nach dem goldenen Vließe im fernen Osten aus, zum ersten Kampfe zwischen Europa und Asien; hier lag später in der historischen Zeit die persische Flotte, als sie den Griechen bei Artemision die ersten Schlachten lieferte; hier schoß im Jahr 1828 der tapfere Philhellene Hastings ein türkisches Geschwader in Brand; aber hier war es auch, wo im Jahr 1854 englische und französische Schiffe türkische Truppen ans Land setzten, um im Namen der Civilisation den thessalischen Aufstand zu unterdrücken und die christlichen Rajas aufs neue der Herrschaft des türkischen Despotismus zu unterwerfen.

Der Ossa und Pelion bilden, auch wenn beide mit den weiten Verzweigungen der Pindus- und Othryskette zusammenhängen, doch ein geschlossenes Ganzes für sich und machen gleichsam ein eigenthümliches Gebirgssystem aus. Die südliche Kette des Pelion, die sich von Volo im Nordwesten über die magnesische Halbinsel bis zum Meer hinzieht und in ihren einzelnen Ausläufern vom pagasäischen Meerbusen (jetzt dem von Volo) umgeben wird, bietet manche interessante Punkte und Erscheinungen dar. Der äußerste Punkt ist hier für denjenigen der von Süden, aus dem Königreich Griechenland, kommt, der erste türkische Ort Volo, der einzige, jedenfalls der vornehmste Hafen Thessaliens und der Hauptstapelplatz des Handels von Thessalien mit Griechenland und dem Orient. Außerdem ist hier auch, eben als Gränzwache, eine türkische Festung, die eine Besatzung von 800 Mann besitzt und nur von Türken bewohnt wird, während Griechen und Juden in den Häusern außerhalb derselben wohnen. Indessen liegt die Festung keineswegs auf einer Anhöhe, deren es dort genug gibt, sondern sie zieht sich am Meeresufer in einer Ebene hin, welche zwischen dem Fuß des Pelion und dem Golf gelegen ist. Zugleich ist Volo der Hauptort der 24 Dörfer des Pelion, in denen 50,000 Griechen wohnen, aber kein einziger Türke sich aufhält, und der Sitz des Kaimakams, des vom Pascha abhängigen Civilgouverneurs.

Diese 24 griechischen Dörfer, die im Peliongebirge der magnesischen Halbinsel zerstreut liegen, sind eine eigenthumliche Erscheinung. Alle neueren Reisenden in jenen Gegenden, von dem Dänen Bröndsted an, welcher in den Jahren 1811 u. f. in Griechenland war, sprechen mit Begeisterung über den Bezirk dieser 24 Dörfer, und mit Erstaunen über den merkwürdigen Gegensatz in dem es zu dem übrigen Griechenland schon in einer früheren Zeit stand. Das schöne Gebirgsland wird nur von Griechen, einer betriebsamen und wohlhabenden, genügsamen und zufriedenen Bevölkerung bewohnt, und es wird von ihm ausdrücklich bemerkt daß es eine paradiesische Heimath seyn würde, wenn nicht jeder mit seinem Nachbarn in fortwährendem Streit lebte. Dieß zeigte sich auch als man hier zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den ersten Plan zur Errichtung einer griechischen Hochschule legte, wofür schon manches vorbereitet war; aber die Ausführung scheiterte an der gegenseitigen Eifersucht der Dörfer, da man sich darüber nicht vereinigen konnte in welchem sie liegen sollte.

Im Ganzen scheiden sich die 24 Dörfer durch den Kamm des Gebirges in zwei Hälften, in die auf der Westseite von Volo bis zur südlichen Spitze der Halbinsel, und die auf der östlichen Seite, welche letztern nach dem Hauptort daselbst,

Digitized by Google

Zagora, „die Dörfer von Zagora genannt“ werden und die sich weiter nach Norden hin, über die Höhe von Volo hinaus, erstrecken, wogegen die westlichen „die Dörfer von Volo“ heißen. Die Einwohner der 24 Dörfer selbst sind der Meinung daß ihr Alter nicht weit über 300 Jahre zurückreicht; sie sagen daß früher nur die Küsten bewohnt gewesen seyen, das Gebirge aber hätten große Waldungen bedeckt, und sie machen dafür den Umstand geltend daß man bisweilen alte Bautrümmer an der Küste, niemals aber auch nur die geringsten Spuren des Alterthums auf den Anhöhen gefunden habe. Nach der Volksüberlieferung wären die ersten Ansiedler der 24 Dörfer von der südwärts gelegenen Insel Euböa herübergekommen, die sich in die Wälder und Schluchten des Pelion geflüchtet hätten um der Tyrannei eines venetianischen Herzogs zu entgehen, und es wird dafür angeführt daß, wie unter jenen 24 Dörfern eines den Namen Miliäs führt, so auch ein den nämlichen Namen tragendes Dorf auf der Insel Euböa sich finde. Andere Einwanderer sollen zahlreich vom Othrysgebirge und aus der Umgegend von Lamia, der nördlichsten Stadt des jetzigen Königreichs Griechenland, gekommen seyn. Diese ersten Niederlassungen in dem durch Wälder und Schluchten gesicherten Gebirge zogen dann auch bald andere Bewohner der Ebene an, die der Unterdrückung der Türken sich entziehen wollten, und so entstanden nach und nach jene Dörfer mit ausschließlich griechischer Bevölkerung, die in ihrer Isolirung gezwungen war durch Industrie und Handel ihren Unterhalt sich zu suchen und sich selbst zu genügen. Die Türken, die den Gebirgskrieg nicht lieben, da ihnen dabei ihre Reiterei unnütz ist, beunruhigten sie dort weiter nicht, und sie begnügten sich vielmehr mit dem Tribut den sie den Dörfern auflegten, und der die griechische Bevölkerung derselben berechtigte keinen Türken und keine albanesische Besatzung bei sich dulden zu dürfen. Zugleich wurden sie im Laufe der Zeit auch sonst ein Zufluchtsort für Verfolgte und Exilirte, und namentlich zur Zeit des Ali Pascha von Janina vermehrte sich die Bevölkerung der 24 Dörfer um ein Drittheil durch Einwanderer aus Epirus und dem übrigen Thessalien. Noch heutzutage zeichnen die Griechen der 24 Dörfer des Pelion vor andern durch ihren Haß gegen die Türken und durch eine größere Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit sich aus, und während in Larissa, der Hauptstadt Thessaliens, die reichen und angesehenen griechischen Handelsleute mit den türkischen Beys und Agas in gutem Einvernehmen und mit ihnen fast auf gleichem Fuße leben, haben in den 24 Dörfern die griechischen Vorsteher sich niemals mit den Eroberern und Unterdrückern des Landes vermischt, und sie haben nie ihre Berge verlassen mögen um in die Ebene herabzusteigen. Auch sind diese Griechen ein Gegenstand steter Unruhe für die türkischen Paschas von Thessalien, welche besorgen daß sie beim ersten Zeichen die Waffen gegen sie ergreifen würden.

Dieß war schon damals als im Jahr 1821 ganz Griechenland gegen die Türken sich erhob, auch in dem Bezirke dieser 24 Dörfer der Fall gewesen. Sie standen auf, und die einfachen Gebirgsbewohner erlangten im Kampfe manche Vortheile über ihre Herren. Der Friede kam, und Thessalien ward zur Türkei gerechnet. Denjenigen die gegen die Türken gekämpft hatten, ward im Königreich Griechenland das Bürgerrecht angeboten. Viele machten davon Gebrauch und flohen die verhaßten Herren; aber auch hier geschah es daß die Erwartungen der Einwanderer, die sie von dem Genusse der Freiheit gehegt hatten, getäuscht wurden. Der Wohlstand war geringer und die Abgaben waren höher als auf Pelions Bergen; dazu kamen manche andere mehr vorübergehende Uebelstände in Griechenland, von denen auch diese Einwanderer litten, und so verließen mehrere von ihnen aufs neue das freie Griechenland und zogen in ihre geknechtete Heimath zurück, wo sie gleichwohl ruhiger und freier als dort leben konnten.

Diese 24 Dörfer genießen auch manche Vorrechte und große Begünstigung vor den übrigen türkischen Unterthanen. Sie gehören seit alter Zeit der ältesten Schwester des regierenden Sultans, und es dürfen dort keine albanesischen Miethstruppen einquartiert werden. Deßhalb ist auch dieser Gebirgsstrich einer der volkreichsten. Ackerbau wird hier natürlich wenig getrieben; aber desto ansehnlicher ist der Gartenbau und die Obstzucht, und diese von Natur günstig gelegenen und durch Cultur geschickt benutzten Abhänge des Pelion sind fast der einzige Ort in Thessalien wo Obstbäume gebaut werden. Wein-, Oel- und Seidenbau sind im allgemeinen wichtige Erwerbsquellen für sie, und auch der häusliche Fleiß ist nicht gering: die Frauen spinnen, weben und drehen seidene Schnüre, und die Männer gerben Leder.

Die hauptsächlichsten jener 24 Dörfer sind: Makrinitsa, Portania, Volos, Drakia, Zagora, Lechonia, Argalasti, Miliäs, Bysitsa und Neochori. Eines der interessantesten und berühmtesten, zugleich eines der reichsten ist Miliäs, wenn schon es nur aus 340 Häusern besteht, und es ist auch der Wohnort des wohlhabendsten Grundbesitzers der 24 Dörfer. Seinen Reichthum verdankt es vorzugsweise den Maulbeerbaumpflanzungen welche die umliegenden Anhöhen bedecken, und das Dorf erzeugt alljährlich 900,000 Okka Seide (ein Okka etwa 2½ Pfund). Ein Drittheil davon pflegt an Ort und Stelle selbst verarbeitet zu werden, das übrige dagegen wird ausgeführt. Außerdem gibt es dort nicht unansehnliche Oelbaumpflanzungen, von denen die Bewohner Oel gewinnen, und überhaupt leben sie fast durchgängig von der Cultur des Bodens. Handwerker und Matrosen gibt es dort wenige; die Frauen spinnen Seide, die sie zu Gürteln, Schleiern, Teppichen in den buntesten Farben verarbeiten; aber diese Industrie ist nur eine rein locale und dient fast ausschließlich den Bedürfnissen der Familien und Einzelner.

Miliäs ist der Geburtsort dreier gelehrter Griechen, Anthimos Gazis, Daniel Philippidis und Gregorios Konstantas, durch welche es in neuerer Zeit eine gewisse Berühmtheit auch im Ausland erlangt hat, und namentlich verdankt es den Bemühungen dieser Männer jetzt noch die beste Schule in der ganzen Umgegend. Besonders ist es der erstere der sich um seinen Geburtsort in dieser Hinsicht in hohem Grad verdient gemacht hat, indem er die Schule und eine Bibliothek gründete, und mit Hülfe der beiden anderen auf jede Weise bemüht war unter seinen Landsleuten Wissenschaften und Kenntnisse

Digitized by Google

zu verbreiten und auf dieſe Weiſe ihrer politiſchen Unabhängigkeit vorzuarbeiten. Gazis ſelbſt ertheilte an der Schule bis an ſeinen Tod im Jahre 1844 Unterricht. Die dortige Bibliothek hatte während des Freiheitskriegs viel gelitten, und vornehmlich hatten die Türken, die gegen alle aus Europa kommenden Bücher ein gewiſſes Mißtrauen hegen, weil ſie den Griechen Freiheitsideen und revolutionäre Aufmunterung mancherlei Art gewähren, einen Theil davon verbrannt. Indeß ſind doch gegen tauſend Bände gerettet worden, die man noch dort, wenn auch in ungeordnetem Zuſtande mit einer gewiſſen Pietät aufbewahrt, und unter denen ein franzöſiſcher Reiſender vor etwa zehn Jahren gute Ausgaben griechiſcher Claſſiker antraf. Unter den gelehrten Griechen der Gegenwart iſt Philippos Joannou, der jetzige Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Athen, ebenfalls aus Miliäs.

Das am öſtlichen Abhange des Pelion liegende Dorf Zagora beſteht aus ungefähr 700 Wohnungen, und zieht ſich terraſſenförmig an den Anhöhen des Pelion eine Stunde vom Meere unter hohen Bäumen hin. Namentlich beginnt in der Nähe von Zagora ein großer Kaſtanienwald, der ſich vom Fuße des Berges durch Schluchten nnd über die ſteilen Abhänge weithin erſtreckt, und deſſen Früchte nach Salonichi, Konſtantinopel und Smyrna ausgeführt werden. Dieſer Ausfuhrhandel bildet eine beſonders günſtige Erwerbsquelle für die Bewohner. Auch wird dort Seide und Oel gewonnen und ausgeführt, und vornehmlich beſchäftigen ſich die Frauen mit Anfertigung von Mänteln aus Wolle die in ganz Griechenland berühmt ſind. Die Männer bebauen das Land und treiben zum Theil Handel, der ſie ſogar bis nach Deutſchland führt.

Vor dem Freiheitskriege hatten viele unter ihnen durch ihre Verbindungen in der Moldau und Walachei große Reichthümer erworben, aber ſeitdem ſagen die Zagoriten daß die guten Tage von Zagora vorüber ſeyen, das Geld ſey ſelten, der Türke unbarmherzig und der Handel vernichtet worden. Aehnlich iſt es freilich auch den Griechen in Ambelakia im Tempethal ergangen. Auch in Zagora gibt es Schule und Bibliothek, die von einem dortigen, durch die Induſtrie der früheren Zeit reich gewordenen Griechen gegründet worden war. Auch hier hatte Anthimos Gazis zur Vervollſtändigung der Bibliothek eine reiche Sammlung von Büchern aus ganz Europa zuſammengebracht, die auch noch in dem von einer im Auslande wohnenden griechiſchen Familie errichteten neuen Schulgebäude aufbewahrt werden.

Hinter Polydendri verläßt der Reiſende, der nach Norden entlang der Meeresküſte durch die Dörfer von Zagora ſeinen Weg genommen hat, das Gebiet des Peliongebirgs. Das letztere wird dort beſonders ſteil, iſt aber mit Eichen und Caſtanien reich bewachſen. Die Dörfer hören hier auf und keine Straße führt nach dem Gebirge; die Gegend iſt unbewohnt und faſt unzugänglich. Man ſteigt nun in die Ebene von Agia herab und gelangt in das fruchtbare Thal zwiſchen dem Pelion und Oſſa. In den Beſitz deſſelben haben ſich Türken und Griechen friedlich getheilt. Die Dörfer der erſteren erkennt man ſchon aus der Ferne an den Cypreſſen und Platanen die ſie umgeben, dagegen die der Griechen an der Schönheit der Gärten und der verſtändigen Cultur des Bodens, den ſie zu ihrem Nutzen zu bebauen geſchickt und thätig ſind. Der Charakter beider Nationen gibt ſich auch hierin deutlich zu erkennen. Die Türken wollen nur genießen, und pflanzen Bäume um in ihrem Schatten zu ruhen; die Griechen ziehen einen beſcheidenen aber ergiebigen Maulbeerbaum einer prächtigen Platane vor die nichts nützt, aber ſie ſcheuen nicht die nutzen- und geldbringende Thätigkeit. Das Dorf Agia ſelbſt gehört bereits zum Gebiete des Oſſa und iſt das wichtigſte und reichſte desſelben, indem dort die Griechen bis zu den letzten Kriegen der Ruſſen und Türken einen bedeutenden Handel mit Seide nach Deutſchland trieben. Seitdem hat es ſich nicht wieder erholen können. Ueberhaupt iſt, im Gegenſatze zu den 24 griechiſchen Dörfern des Pelion, in dem Gebiete des Oſſa, eben ſo wie im allgemeinen in der großen theſſaliſchen Ebene mit der Hauptſtadt Theſſaliens, Lariſſa, das türkiſche Element vorherrſchend. Dieſe Türken von Lariſſa und in einzelnen Ortſchaften des Oſſa, ſowie im Tempethale zwiſchen dem Olymp und Oſſa, ſtammen nach der Volksüberlieferung aus Ikonium in Bithynien, von wo ſie einſt, vielleicht durch die Kreuzfahrer vertrieben, nach der reichen Ebene Theſſaliens auswanderten, und hier, lange vor der Eroberung von Konſtantinopel, ſich feſte Wohnſitze gründeten. Natürlich gieng dieß nicht ohne Kämpfe vor ſich. Die Griechen, die Eigenthümer des Landes, widerſtanden dieſem Einfalle und der Niederlaſſung, die ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit bedrohte. Jedenfalls war es zu jener Zeit, wo in der Nähe von Neochori, einem der 24 Dörfer, die große Schlacht ſtattfand, von der ſich noch dort das Andenken nicht nur in der Ortserinnerung der Bewohner, ſondern auch inſofern erhalten hat, als man in der Nähe des Orts an einer Stelle, die darnach den Namen hat (Κόκκαλα, d. i. Knochen), noch jetzt bisweilen Menſchengebeine ausgräbt. Dort, heißt es, wären die Griechen mit den barbariſchen Einwanderern feindlich zuſammengetroffen, jedoch wäre der Sieg auf Seite der erſteren geweſen. Freilich hätten die Barbaren, wie die Gegenwart bezeugt, trotz dieſes Sieges Theſſalien gleichwohl nicht aufgegeben, vielmehr faßten ſie dort feſten Fuß, und es ſcheint daher daß, entgegen jener Ueberlieferung, die Griechen genöthigt geweſen die Ebene zu verlaſſen und in die Berge ſich zurückzuziehen. Dergleichen geſchah in Griechenland auch an andern Punkten, wo die Griechen vor den Türken in die unzugänglichen Gebirge zurückwichen, um dort ein freies, unabhängiges Leben zu führen (auf dem Olymp in Maina, in Sphakia auf der Inſel Kreta u. ſ. w.), und jene Vermuthung findet auch in der Ueberlieferung der Bewohner der 24 griechiſchen Dörfer ſelbſt eine Art Beſtätigung, indem dieſe der Meinung ſind daß letztere in der Einwanderung vertriebener oder ſonſt vor den tyranniſchen Bedrückungen der Fremden flüchtigen Griechen den Grund ihres Entſtehens haben.

Der Oſſa muß als ein vom Olymp abgeriſſenes, durch den Peneiosſtrom bei irgendeiner Erdrevolution getrenntes Gebirge angeſehen werden. Mythologiſche Sagen, wie ſie bei Heſiod in ſeiner Beſchreibung des Kampfes der Titanen gegen

Digitized by Google

den Olymp, den Götterberg und den Sitz des Zeus sich finden, lassen sich in dieser Weise erklären, und die natürliche Beschaffenheit des Landes widerspricht nicht der Deutung. Dagegen ist dem Tempethal, diesem engen Flußbette des Peneios, der sich bei jener Erdrevolution den Durchbruch zwischen dem Olymp und Ossa erzwang, ein so eigenthümlicher Charakter aufgedrückt, daß der Anblick desselben durch die Contraste die er dem Auge darbietet eben so erhebend als versöhnend wirkt. Der ruhige Lauf des Peneios und die reiche üppige Vegetation die ihn umgibt, mildern den erhabenen, strengen Ernst und die rauhe Wildheit der auseinandergerissenen Berge mit ihren gespalteten und zerklüfteten Felsen, zwischen denen der majestätische Strom unter mächtigen Bäumen, an dem Teppich lebendigsten Wiesengrüns vorüber, bald langsam, bald reißender dem Meer zufließt. Aus diesen verschiedenen Elementen, die sich gegenseitig abzustoßen scheinen, erzeugt sich vielmehr durch die Feinheit der Formen und die vollkommene Uebereinstimmung der Farben eine wunderbare Harmonie, die man in solcher Weise nicht leicht wieder antrifft. Die Thäler des Taygetos, ebenso wie die Höhen in der Nähe von Amalfi und die Felsen von Taormina zeigen zwar den nämlichen Charakter wie die Felsenschluchten des Olymp und Ossa, aber dort fehlt der Fluß und die ebenso reiche als lachende Vegetation, die diese beiden umgibt und überwuchert, und die Natur hat sich dort nur unter einer ihrer mannichfaltigen Gestaltungen offenbart. Auch der Alpheios (in der Ebene von Olympia) und Sperchios (in der Nähe der Thermopylen) haben ihre Schönheiten und Reize; aber beide sind nicht von so gigantischen Mauern rother Felsen umgeben, die den Peneios beherrschen ohne ihn einzuengen, und ohne ihm etwas von seiner edlen Majestät oder lieblichen Anmuth nur im geringsten zu rauben.

Diesen Mittheilungen über den Pelion und Ossa füge ich noch zum Schlusse eine interessante culturhistorisch-politische Mittheilung bei. Das obenerwähnte Dorf Polydendri, das, seiner Benennung gemäß, von einem prächtigen Gürtel mächtiger Platanen und Castanien umgeben ist, übrigens aus einigen ärmlichen Hütten besteht, gehörte früher dem Veli Pascha, dem Sohne des schrecklichen Ali Pascha von Janina. Die Bewohner wünschen jedoch jene Zeit zurück, und dieses Gefühl soll in Thessalien und Epirus das allgemein herrschende seyn. Der Name Ali's, von dem man zu glauben geneigt und gewohnt ist daß er im allgemeinen von den Griechen gehaßt und verabscheut werde, flößt ihnen gleichwohl eher eine Art Achtung als Haß ein, und er wird mehr von den Vornehmen und Angesehenen verabscheut, die von ihm in ihren eingebildeten Freiheiten und angemaßten Vorrechten, in ihrem Familien- und häuslichen Leben, und in ihrem Hab und Gut vielfach heimgesucht, beschränkt und gekränkt wurden. Die Bauern dagegen erinnern sich daran daß er sie nicht mit Abgaben beschwerte, und sagen: „damals war der Handel frei und der Landbau gesegnet."

An den Niagara-Fällen.

Von Dr. Sintenis.

Als der prächtige Dampfer „Queen of the West" den Hafen von Cleveland verließ, leuchtete in der Ferne die letzte Spur des Gewitters. Der ganze Tag war eine Reihe von Wettern gewesen, aber am Abend schwieg der Donner, und nur fern am Horizont lag noch eine schwarze Wolke, dann und wann von Blitzen durchkreuzt. Sonst war der Himmel rein und die Sterne blickten freundlich nieder. Der schöne See war schöner wie jemals, und eine durch die Gewitter erfrischte balsamische Luft wehte um das Schiff.

Da konnte man sich denn wohl zu einer behaglichen Stimmung verstehen. Die Last und Sorgen des Geschäfts drücken immer, sie mögen groß oder klein seyn, und wir müssen sie von Zeit zu Zeit abschütteln, damit wir mit uns selbst einmal wieder Zwiesprache halten, und mit uns selbst wieder Freundschaft schließen. Diese Ruhepunkte im Leben sind um so nothwendiger, je schneller die Wogen des Lebens sich hier drängen und vorantreiben.

Der letzte Blitz, der fern am Horizont zuckte, sollte mir ein gutes Omen seyn. Wann schwindet die letzte Wolke, wann grollt der letzte Donner in unserm Leben? Freilich, wenn es im menschlichen Herzen gewittert, dann wird es nicht so leicht wieder still.

Eine Dampfschifffahrt auf dem See ist ein Stück Poesie. Die Nacht, die See und die Sterne, ist das nicht genug zum Gedicht?

Als wir am andern Tage uns Buffalo näherten, lag ein dichter Nebel um das Schiff, so daß wir mit der größten Vorsicht fahren mußten. Endlich kam „ein fernes Nebelbild, die Stadt mit ihren Thürmen, in Dämmerung gehüllt;" wir sagten dem freundlichen Capitän Lebewohl, und bald waren im Gewühle der Stadt die nächtlichen Phantasien vergessen.

Was wir hören und sahen, es waren die gewohnten, leidigen Dinge. Das Temperenzgesetz, diese langweilige, politische Mißgeburt, der man kaum irgendeine interessante Seite abgewinnen kann, bildete unter den Deutschen natürlich das erste Thema der Discussion. Uebrigens ist dieß Gesetz in Buffalo ein todter Buchstabe. Die Nichtswisser sind in Buffalo ziemlich still; die 35,000 Deutschen der Stadt, die eine Menge Intelligenz und Geselligkeit repräsentiren, haben die Mitglieder der nativistischen Logen so ziemlich zum Schweigen gebracht.

Nun zu den Fällen! Ich kann es nicht verhehlen daß mich jedesmal, wenn ich mich diesem großen Anblicke nähere, eine gewisse Beklommenheit überfällt. Der Genuß dieses Naturschauspieles ist eine so seltsame, wunderbare Ausnahme von dem amerikanischen Leben daß man in Gefahr kommt das Gleichgewicht zu verlieren, das Niveau der Gewöhnlichkeit, das allein zu den amerikanischen Zuständen paßt. Es fällt ein Strahl von Glück und Poesie in unser Herz, der uns zeigt wie leer und öde es darin aussieht. Der Unter-

Digitized by Google

ſchied zwiſchen dem Leben das wir führen könnten und ſollten, und dem Leben welches wir wirklich führen, drängt ſich mit übertäubender Gewalt unſerem Bewußtſeyn auf; wir empfinden eine Ahnung davon, wie groß, frei und glücklich das Menſchengeſchlecht leben könnte, und ſehen daß die traurige Langweiligkeit in der man jetzt dahin lebt, nicht nur ein Unglück, ſondern auch ein Verbrechen iſt. Doch was ſoll man ſich ſolche trübe Vorſtellungen machen! Einen Tag, eine Stunde, eine Minute zu genießen, ohne Sorgen, ohne Vergleichungen, ohne Erinnerungen, ja faſt ohne Gedanken: dieß iſt der Gewinn den man von einem Aufenthalte an den Fällen hat, und wer ſich hier nicht zu einem ſolchen lichten Augenblicke hinreißen laſſen kann, der iſt gewiß für die Freude unrettbar verloren.

Das Rauſchen der Stromſchnellen, vermiſcht mit dem tiefen, klangvollen Donner des Falles in der Ferne, iſt die Ouvertüre welche uns zu dem großen Drama vorbereitet. Man kann dieſe Muſik mit den erſten Accorden in der Ouvertüre zu Don Juan vergleichen, ſo maſſenhaft und gewaltig iſt ſie. Wir gehen über den ſchmalen Steg der zur Inſel führt, und befinden uns ſofort in einem friſchen, jungfräulichen Urwalde; hochſtämmige Eichen, breite Buchen, Zuckerbäume, Cedern prangen im friſcheſten Grün, und ein dichtes Unterholz verſperrt den Weg. Wenige Schritte führen uns in ein Dickicht; wir ſind einſam wie im Urwald des fernen Weſtens, und kein Laut der Civiliſation ſchlägt an unſer Ohr. Das iſt ein köſtliches Schweigen. Aber rings umher rauſcht es und wogt es in tiefen, mächtigen Tönen; wie eine coloſſale Orgel klingt es, ernſt und feierlich, ſo daß wir andächtig lauſchen. Wir ſpähen umher, eine weiße Wolke ſehen wir durch das Laub der Bäume ſchimmern, wir gehen darauf zu, bald bildet ſich ein glänzender, prächtiger Regenbogen in der Wolke. Die Muſik wird lauter und gewaltiger, es flimmert wie Silberſchein durch den grünen Wald, wenige Schritte noch und wir ſtehen am Rande des Kataraks, ein Abgrund gähnt unter unſeren Füßen, Wolken, weiße, ſilberne Wolken umſchweben uns, und donnernd ſtürzen die Waſſermaſſen zu unſern Füßen herunter. Betroffen, verwirrt ſtehen wir da, die Bruſt iſt wie zugeſchnürt, wir können kaum athmen. Es iſt als zöge es uns mit den ſilbernen Wellen hinab in den tiefen Abgrund, wo die grünen Wellen uns verführeriſch anlocken.

Das iſt eine andere, neue Offenbarung des großen Geiſtes in der Natur, wie der Donner auf Sinai oder das Erdbeben auf Golgatha. Das iſt ein anderes Lied als jenes welches die Loreley von den braunen Felſen des Rheines herabſingt. Das klingt anders wie die Elfenlieder des Sommernachtstraums, wie das Läuten der Blumenglocken, wie das Flüſtern des Windes. Wenn der jüngſte Tag kommt und unſer Erdball aus ſeiner Bahn herausgeſchleudert wird, dann wird es ein ähnliches Lied und eine ähnliche Scene geben.

Aber ſo niederdonnernd und gewaltſam das Schauſpiel auch iſt, ſo hat es doch auch ſeine freundlichen, milden und beruhigenden Scenen. Der friſche, grüne Wald, die tauſend Blumen die keck und verwegen am Rande des Abgrundes wachſen, die gefälligen, behaglichen Landſitze, Parks, Gärten, Weinberge am andern Ufer, unten der ruhige, tiefe Strom der majeſtätiſch dahinwallt, der klare wolkenloſe Himmel darüber, endlich der Regenbogen der ſich von einem Fall zum andern herüberwölbt, das uralte Sinnbild des Friedens und der Verſöhnung: alles dieß ſtimmt uns ruhig und heiter, und erlaubt uns behagliches Betrachten und Genießen. Wir ordnen die einzelnen Elemente des Schauſpiels zu einem einheitlichen Ganzen zuſammen; wir finden daß alles trefflich zuſammenpaßt, und ein ſchönes harmoniſches Bild prägt ſich mit unauslöſchlichen Zügen unſrer Phantaſie ein.

Der Unterſchied zwiſchen der Canada-Seite und dem amerikaniſchen Ufer wird mit jedem Jahr auffallender. In Canada ſind freundliche Anlagen, hübſche eingefriedigte Wälder, ſchöne Landhäuſer, Weinberge und Gärten, lauter Erinnerungen an Europa, an die behaglichen Parks Altenglands oder an die reizenden Villa's am Genfer-See. Unter anderm bietet das Cliftonhaus einen Aufenthalt, ſo elegant, bequem und reizend daß ſich hier ſelbſt ein in der Fülle des europäiſchen Lebens aufgewachſener Menſch zufrieden fühlen kann. Aber das amerikaniſche Ufer bietet nicht ſolche Annehmlichkeiten. Die Uferwege von Niagara-Falls zur Suspenſionbrücke entbehren aller künſtlichen Nachhülfe, ſo daß, wenn man an dieſem Ufer einen Spaziergang machen will, man faſt am beſten thut über die Schwellen der Eiſenbahn zu ſtolpern.

Große, plumpe, caſernenartige Hôtels, denen jeder ländliche Anſtrich, jede freundliche Gartenumgebung fehlt, liegen in Niagara-Falls zuſammengehäuft, und es iſt daſſelbe ſteife, eckige Leben dort wie überall in den amerikaniſchen Hôtels. Wer ſich nicht in dieſen großen Caſernen einquartiren, wer den behaglichen Aufenthalt durch ein gemüthliches, deutſches Leben verſchönern will, thut wohl an den großen amerikaniſchen Hôtels in Niagara-Falls vorbeizugehen, und in Teuſchers Badehaus einzukehren, wo wirklich ein Stück deutſcher Heimathsluft wehet, und man in den trefflichen Wellenbädern ſchnell die Verdrießlichkeiten des amerikaniſchen Geſchäftslebens abwäſcht. Wenn man gerade Glück hat, findet man dort eine intereſſante, liebenswürdige Geſellſchaft zuſammen. Leider ſcheint das Temperenzgeſetz, das in vielen kleinen Städten New-Yorks mit der größten Strenge vollſtreckt wird, dem Wohlſtand des eben erſt aufblühenden Fleckens bedeutend zu ſchaden und den ganzen Verkehr der Canada-Seite zuzuwenden. Die Nüchternheit der Amerikaner iſt wirklich troſtlos. Selbſt am Niagara keinen Wein, ſelbſt hier nur Waſſer, wo doch alles umher Gluth und Pracht, Leidenſchaft, Aufregung und Begeiſterung iſt, wo alles zum Champagner und zum tiefſinnigen, feurigen Rheinwein paßt.

Dort drüben unter der Herrſchaft der Victoria und des Palmerſton, dort iſt keine Sklaverei, kein Temperenzgeſetz, keiner von alle den unſinnigen Mißbräuchen die uns in der glorreichen Union Schritt für Schritt verfolgen. So hört man vielfach rühmen, und manches mißvergnügten Mannes Auge wendet ſich nach Canada.

Digitized by Google

Der Gang vom Table-Roc bis zur Hängebrücke auf der canadiſchen Seite iſt einer der reizendſten Spaziergänge auf der Welt. Jeden Augeblick verändert ſich die Anſicht, aber immer iſt ſie groß, bedeutend, impoſant. Der Donner des Falls begleitet uns auf dem ganzen Wege, und unter zahlreichen Schaaren von Beſuchern fliegen ſtolze Equipagen hin und her. Da iſt manches niedliche Ding, manche ſtolze, impoſante Figur, deren Bekanntſchaft man wohl zu machen wünſchte. Aber des andern Tags iſt alles verändert; neue Geſichter und Figuren zeigen ſich, und nach allen Richtungen hin iſt der Schwarm der geſtrigen Beſucher zerſtreut. Hier iſt ein ewiges Kommen und Gehen, wie in einem Bienenſtock; die Menſchen drängen ſich hier einander fort, wie eine Welle die andere den ſchäumenden Fall hinunterdrängt. Und trotz alles Wechſels iſt eine große Monotonie des hieſigen Lebens; es iſt als ob die geſellſchaftlichen Genüſſe nur deßhalb fehlten, damit der Menſch ſich ganz allein mit der großen gewaltigen Natur unterhalten ſoll, die keine Zerſtreuung und keinen Nebenbuhler duldet.

Und doch möchte ich niemandem rathen allein die Fälle zu beſuchen. Solche große Erſcheinungen bleiben unverſtändlich, wenn man niemanden hat dem man ſeine Empfindung mittheilen kann, an deſſen Begeiſterung ſich die eigene Begeiſterung entflammt, wenn man keinen Zeugen ſeines Glückes hat. Man möchte ſo gern denen die man liebt, der betagten Mutter in der Heimath oder ſonſt wem, das ſchöne Schauſpiel zeigen; man möchte ſo gern den eigenen Jubel von andern getheilt wiſſen und den ganzen Reichthum der Begeiſterung in die Scheidemünze geflügelter Worte umtauſchen, um allen etwas davon geben zu können; aber man findet kein Echo, man ſieht, man ſtaunt, man bewundert, man iſt entzückt, aber man verſchließt den Eindruck in ſich ſelbſt und bleibt ſtumm

Ich empfehle jedem der zu den Fällen reist, dieſelben zuerſt vom canadiſchen Ufer aus im Großen und Ganzen zu betrachten, und erſt nachher an das Einzelſtudium auf der amerikaniſchen Seite zu gehen. Niemals ſah ich den Fall ſo ſchön wie dießmal. Ein heller, heißer Sommertag brachte alle Gluth und Farbenpracht des Schauſpiels zur Erſcheinung. Von dem amerikaniſchen Falle wölbte ſich ein brillanter Regenbogen bis zum Hufeiſenfall und bildete mit den Felſen zu beiden Seiten ein großes Thor, durch welches die Waſſermaſſen in den Abgrund ſtürzten. Es war ein vollſtändig abgerundetes, abgeſchloſſenes Bild, die grüne Inſel zwiſchen den Fällen, die Felſen zu beiden Seiten, die Wolke darüber, der tiefe, grüne Fluß unten, alles paßt zuſammen, als wenn es die Meiſterhand eines Claude Lorrain oder Salvator Roſa zuſammengefügt hätte. Und trotz dieſer vollendeten künſtleriſchen Anordnung des Ganzen ſcheint es mir doch als wenn man den Fall nicht malen könnte. Wie kann man eine ſo unendliche Bewegung malen? Wer möchte dieſe ewige Ruhe im ewigen Wechſel, die ſtete Gleichförmigkeit bei der raſtloſen Veränderung bildlich wieder geben? Kann man das Leben malen und zugleich den Tod? Und nun dazu der Donner, der das große Bild dem Ohre mittheilt, die Gemüthsbewegung die man dabei empfindet, das tiefe, geheime Grauen und die hohe, unendliche Luſt, kann man das malen? Ich glaube, der beſte Maler ſchadet ſich, wenn er ſich an ein ſolches Object wagt.

Der Weg vom Table Roc bis zur Hängebrücke auf canadiſcher Seite iſt ſehr angenehm, und führt fortwährend bei hübſchen Anlagen, grünen Wäldern und dergleichen vorbei. Lange ſchon vor der Ankunft ſieht man das Rieſenwerk leicht, wie eine Linie, wie ein Gedanke über dem Abgrund ſchweben, und ſelbſt wenn man an der Brücke ſteht und die ſtarken Thürme ſieht, die rieſigen Steinblöcke in welchen die Flaſchenzüge der Seile eingemauert ſind, die mächtigen Seile, ſo verliert doch der ganze Bau nicht an Leichtigkeit und Eleganz; man glaubt eine leichte Federzeichnung zu ſehen, von kühner Phantaſie dictirt. Aber dieß iſt kein Phantaſiebild, ſondern eine Thatſache welche Jahrhunderte überdauern wird, ein Bauwerk welches eines der wichtigſten Glieder in den Verkehrsmitteln Amerika's bildet, ein maſſives, coloſſales Werk, welches den gothiſchen Domen des Mittelalters an Dauer und Feſtigkeit nicht nachſtehen wird. Der darüber laufende Frachtzug bringt an der Brücke keine merkliche Erſchütterung hervor, er fliegt darüber ohne daß die Seile ächzen und die Balken knarren, es iſt nicht einmal das leichteſte Zittern zu bemerken. Hr. Röklein, ein Deutſcher, iſt der Baumeiſter dieſes Wunderwerkes. Es heißt daß noch eine neue Brücke von Niagara-Falls nach dem Cliftonhauſe gebaut werde, wie auch ein Tunnel unter dem Niagara; ſollten dieſe Unternehmungen wirklich ausgeführt werden, ſo wird jedenfalls doch noch einige Zeit darüber verfließen. Die jetzige Hängebrücke ſteht als Kunſtproduct gewiß der großen Naturerſcheinung des Falles würdig zur Seite.

An der Brücke liegt auf amerikaniſchem Ufer ein Dorf. Es beſteht aus einzelnen Hôtels und einer Menge von Arbeiterhütten, und unterſcheidet ſich auf eine unangenehme Weiſe von den behaglichen, wohlhabenden Gebäuden des canadiſchen Ufers. An einem ſolchen Platz wie Niagara-Falls, ſollte alles glänzend und fröhlich ausſehen; Marmor und Bildhauerkunſt ſollten mit der Natur wetteifern, und die Menſchen wie die Gebäude immer Feſtkleider tragen.

Der Abend kommt und mildert die Hitze des Tages. Die Beſucher verlaſſen nach und nach die Inſel, und von den Balconen der Hôtels ertönt eine klägliche Muſik, die eher zu allem andern wie zum Jubel und zum Ball einladet. Wir denken, wenn dieſer Ort in Deutſchland wäre wie anders würde es ſeyn; welch eine Menge von geſelligen Genüſſen würden uns zu Gebote ſtehen! Wir würden am Ufer des Stromes eine heitere Geſellſchaft bei Muſik und Tanz finden; die Theater lüden zum Don Juan und Sommernachtstraum ein; Gemälde, Statuen, Fontainen, und vor allem fröhliche, glückliche Menſchen wären um uns her, und des Jubels wäre kein Ende. So bleibt uns aber nichts übrig als zurückzugehen auf die einſame verlaſſene Inſel, in den dunkeln geſpenſtiſchen Wald. Mühſam ſuchen wir uns über die Baumſtämme und durch das Geſträuch den Weg; kein Laut tönt uns entgegen als der ewige Donner des Falles. Am Ufer angekommen

Digitized by Google

ſehen wir den Fall kaum; nur eine finſtere Wolke wogt um uns her, und der Waſſerſtaub netzt unſere Stirn. Aber drüben am andern Ufer ſehen wir eine prächtige Illumination; das Cliftonhaus mit Gärten und Nebengebäuden iſt erleuchtet, und gewährt, von der Ferne geſehen, einen wirklich feenhaften Anblick, der zu dem düſtern Abgrund vor uns einen ſeltſamen Contraſt bildet. Einzelne Lichter am andern Ufer laſſen ſich kaum von den Sternen, die hie und da durch die ſchwarzen Wolken hervorſcheinen, unterſcheiden. Wenn wir in die Tiefe hinunterſehen, können wir kaum den Waſſerſpiegel unten erblicken; wir ſehen durch die Nacht hindurch nur eine weiße, unbeſtimmte Maſſe, nebelhaft und undeutlich hin- und herwogen. Es iſt ein verworrener, widerſpruchvoller, wilder Anblick, der das Gemüth mehr verwirrt wie erfreut. Aber ſeht, langſam hebt ſich der Mond hinter der ſchwarzen Wolke empor, und alles gewinnt Klarheit und Beſtimmtheit. Wir ſehen die Umriſſe, die Hügel und Gebäude am andern Ufer; die Felſen ſtehen im weißen Lichte gleich Marmorwänden da; tief zu unſern Füßen glänzt der ſilberne Strom; die niederſtürzenden Wellen ſcheinen aus blitzenden Diamanten zu beſtehen, und die Wolke die aus dem Abgrund aufſteigt, ſtreckt ihre Arme wie ein rieſiges Geſpenſt nach uns aus. Die hellen, prächtigen Farben des Tages ſind erloſchen; ſelbſt die Bäume um uns her haben ihr friſches Grün verloren. Es iſt das Reich des Todes in dem wir uns befinden. Die tauſend Wellenſtimmen die aus dem Abgrund hervorklingen, locken uns hinunter. Wir glauben Fauſt's Stimme unter uns zu hören, wie er uns zuruft: „Ins Nichts dahin zu fließen;" Manfred ſteht neben uns oben auf der Felſenklippe und lacht uns höhniſch entgegen; der Felſen ſcheint unter unſern Füßen zu wanken; es iſt der Moment der jedem Menſchen einmal in ſeinem Leben kommt, wo der Dämon uns verſucht.

Miscellen.

Alter Hafer. Ein Landmann in der Nähe von Alewick in England, der den Platz auf welchem ein altes römiſches Lager geſtanden umgepflügt hatte, entdeckte verſchiedene merkwürdig ausſehende Haferpflanzen unter ſeiner Saat. Einige derſelben waren ungewöhnlich groß und ſtark, mit langen abſtehenden Hälmchen, während andere kugelförmige Aehren hatten, die der Zwiebel faſt glichen. Der Platz war wahrſcheinlich ein Lager der Reiterei, und der Hafer, der unter fremden Himmelsſtrichen gereift war und 1500 Jahre unter allerlei Trümmern gelegen hatte, muß nun dazu beitragen die Vorräthe der engliſchen Landleute zu vermehren.

*

Farrenkräuter als Küchengewächſe. In Belgien hat man verſucht die Farrenkräuter als Küchengewächſe zu benützen, und gefunden daß dieſelben, wenn ſie ganz jung, ehe die Blätter ſich noch völlig entwickelt haben, gekocht werden, wie Spargel ſchmecken. Ganz junge Brenn-Neſſeln erſetzen ſchon längſt den Spinat. So berichten die Frauendorfer Blätter. Wenn ſich dieſe Mittheilung beſtätigt, ſo würde ſie für die Gebirgs- und Waldgegenden ſehr wichtig ſeyn, wo in den Wäldern Farrenkräuter, beſonders Felis mas, in großer Menge wild wachſen. Die jungen Brenn-Neſſeln als Gemüſe in Suppen und die jungen Blätter des Knöterichs, welche auf den Wieſen wild wachſen, wie Spinat gekocht, ſind ſchon lange beliebte Speiſen der Armen. (Breslauer Gewerbeblatt.)

*

Excentriſche Ehen in Amerika. Die Ehe ſcheint in Amerika nicht in dem ernſten Lichte betrachtet zu werden als bei uns, wenigſtens geht dieß aus manchen höchſt ſeltſamen Trauungen hervor, die trotz ihrer lächerlichen Art und Weiſe alle geſetzlich bindenden Folgen haben. Ein Kutſcher einer Pferde-Eiſenbahn im Staate Maine, der wahrſcheinlich keine Zeit hatte ſeiner Hochzeit einen ganzen Tag zu widmen, nahm den Geiſtlichen und ſeine Braut mit in den Zug, und die Trauung wurde in einem Wagen vollzogen, während der Kutſcher einem andern die Zügel gab. Noch ſeltſamer war eine Trauung die 1855 in Virginien vorkam. Ein junges Brautpaar mußte, um zu dem Geiſtlichen zu gelangen der ſie trauen ſollte, über einen Fluß ſetzen. Als ſie an deſſen Ufer kamen, fanden ſie ihn durch ein Gewitter ſo angeſchwollen und reißend daß es keine Möglichkeit war ihn zu paſſiren. Der Bräutigam rief alſo den Leuten am andern Ufer zu was er wünſche, und dieſe holten den Pfarrer. Das Papier welches die nöthige Autoriſation enthielt, wurde an einen Stein gebunden und an das andere Ufer geworfen. Das Papier war in Ordnung, und nachdem der Pfarrer die nöthigen Fragen geſtellt und die üblichen Antworten erhalten hatte, traute er das Paar über den Fluß hinweg nach allen Gebräuchen der Kirche. Unter den jungen närriſchen Amerikanern wurde es Mode ſich damit zu amüſiren daß ſie ſich im Scherz durch nachgemachte Trauungen verheiratheten ohne im geringſten daran zu denken daß ſelbſt ſolche Heirathen vor dem Geſetz bindend ſeyn konnten. Ein Fall dieſer Art kam 1857 in Pennſylvanien vor. Miß J. traf Hrn. B. in einer Geſellſchaft; Hr. B. bat die junge Dame um ihre Hand, die ihm gegeben wurde. Um den Spaß fortzuſetzen, giengen ſie in das Haus eines nahe wohnenden Pfarrers und wurden getraut. Nachdem die junge Dame wieder ein wenig zur Vernunft gekommen war, wollte ſie die Nachahmung der Ehe nicht weiter fortſetzen; allein der Bräutigam war anderer Meinung und nahm die Sache ernſthaft. Die Dame hatte auf Scheidung anzutragen, da dieß das einzige Mittel war den geſetzlichen Folgen der Narrheit zu entgehen. In dieſem und in einem andern ähnlichen Fall wurde die Scheidung bewilligt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. Augsburg, 29 September 1861.

Politiker und Staatsmänner in den Vereinigten Staaten.

Die Trennung einiger Staaten des Südens von dem Norden dieser Republik, welche jetzt zu einem Bürgerkrieg führt, der schon in seinem Beginn Gräuelscenen aufweist wie sie uns die Geschichte nur in der Revolution von 1789 bietet, hat nicht nur in Europa, sondern in den Vereinigten Staaten selbst die heterogensten Ansichten über deren ursprüngliche Veranlassung hervorgerufen.

Während man in Europa der Meinung ist daß die Sklaven- und Tarif-Frage, wie sie in den Manifesten der Secessionisten ausgelegt wird, der Hauptgrund zur Auflösung der Union ist, stellt sich jetzt mehr und mehr heraus daß die Cavaliere des Südens (wie sich die dortigen Demokraten gern bezeichnet sehen) sich nur darum vom Norden zu trennen suchen, weil sie durch Lincolns Wahl zum Präsidenten fürchteten die lucrativen Aemter zu verlieren welche sie seit so vielen Jahren im Civil- und Militärstande bekleideten.

Bei einer Majorität im Senat der Vereinigten Staaten wäre es den Demokraten ein leichtes gewesen alle Gesetzvorschläge zu paralysiren welche die Rechte des Südens hätten beeinträchtigen können, allein ein solcher Patriotismus lag diesen Politikern fern, einer gutwilligen oder gewaltsamen Trennung war seit Jahren vorgearbeitet, das ganze Cabinet Buchanans hatte dazu mitgewirkt, theils durch Diebstahl im Großen, theils durch Ruinirung der Finanzen, und hauptsächlich durch Ueberlieferung enormer Kriegsmaterialien an Staatsverräther. Dennoch suchte die neue Verwaltung auf friedlichem Wege die Differenz beizulegen, die Abolitionisten des Nordens traf derselbe Tadel wie die Fire-Eaters des Südens, und erst nachdem das Andenken Washingtons geschändet, die Flagge der Vereinigten Staaten mit Füßen getreten worden, erhob sich das Volk, um der Welt zu zeigen daß die Principien der Freiheit, für welche sie bis jetzt gekämpft hätten, noch der Verfechter genug in diesem Lande finden, und daß es nur des festen Willens bedarf, um eine moralische und physische Größe zu behaupten, wie sie bisher den Liberalen als Ideal, den Thronen (?) ein Dorn im Auge erschien.

Der Zweck dieser Zeilen ist nicht die jetzige Lage der Vereinigten Staaten näher zu beleuchten, sondern den amerikanischen Politiker und Staatsmann so zu zeigen wie ihn die Verhältnisse, namentlich während der letzten Jahrzehnte geschaffen haben, wie traurig auch der Contrast erscheinen muß, wenn man die Zeichner der amerikanischen Constitution mit den Helden vergleicht welche die Aufrechthaltung derselben beschworen haben. Um diesen Zweck besser erfüllen zu können, werde ich eine Vorlesung des Hrn. Thomas Fitch zu Grunde legen, welche derselbe vor einigen Monaten in San Francisco hielt, und wenn dem folgenden Auszuge auch die Frische eines mündlichen Vortrages sowie manche Pointe abgeht, welche nur in der Originalsprache verständlich ist, so glaube ich doch den deutschen Lesern eine Anschauung ihnen zum Theil ganz fremder Verhältnisse geben zu können.

Nachdem der Vorleser einen Blick auf die ältere Geschichte geworfen, wie Nationen das Recht der Selbstregierung einzelnen Männern cedirten, welche durch geistige oder körperliche Kraft, List oder die Fabel vom göttlichen Recht sich zu deren Führern machten, und wie den Fürsten und Königen ein Heer von Höflingen folgte, so führte ihn dieß zu den Staatsmännern und Politikern, welche in den Monarchien wie in den Republiken einen Theil der Macht an sich zu raffen suchten. Ich fahre in seinen eigenen Worten fort:

„Die Politiker lassen sich in so viele Classen theilen als es deren nur in der menschlichen Gesellschaft gibt, sie alle aufzuführen liegt außer meinem Bereich, welcher sich auf Schilderung des charakteristischen in den Hauptclassen beschränken soll."

„Wir haben es zuerst mit dem professionellen Politiker zu thun; kein Gegenstand ist so ekelerregend und für den Mann von Ehre ist keine Beschäftigung so verächtlich und herabwürdigend als diese."

„Der Politiker von Profession ist ein junger oder mitteljähriger Mann mit langem, schwarzem Bart, bunter Weste, Glanzstiefeln, großem Siegelringe, massiver Uhrkette und an-

Digitized by Google

dern Schmuckſachen, er beſucht häufig die Free-Lunch-Tiſche [1] und patroniſirt die billigen Whiskeylocale, ſeine Kunſt beſteht darin bei Primärwahlen ſeine Freunde zu pouſſiren und in den Conventionen ſie in ſeinem Intereſſe ſtimmen zu laſſen; ſeiner Partei verkauft, wettet er bei den Wahlen mit fremdem Geld, renommirt mit Principien, haranguirt das Volk und zeigt die größte Demuth vor der Majorität. Er erklärt daß er nur das Gute der großen Zahl vor Augen hat, während die größte Zahl bei ihm Nummer Eins iſt. Er thut immer geheimnißvoll, und fragt man ihn nach der Zeit, ſo antwortet er flüſternd und in einem Ton welcher ſagt: „Ich bin immer au fait,“ wünſcht er den Tag der Woche zu wiſſen, ſo nimmt er den Angeredeten beiſeite und fragt in demſelben Subroſa-ſtyl. Ein gut bezahltes Amt, ein fetter Contract oder eine lucrative Stelle irgendeiner Art iſt das Ultima-Thule ſeiner Ambition; er ſetzt die Stellung ſtets der Stelle nach ſowie ſeinen Ehrgeiz der Sucht nach Gewinn; ſeine Principien wechſeln nach den Umſtänden und ſeinen Bedürfniſſen; wer den höchſten Preis bezahlt, iſt ſeiner Dienſte gewiß.“

„Der eitle Politiker iſt dagegen weniger Lohn begierig als ambitiös, während ſeine oft nicht geringen Fähigkeiten durch eingewurzelten Eigendünkel völlig paralyſirt werden. Er ſteht immer auf der Liſte der Amtscandidaten, verfehlt aber immer ſein Ziel; ungleich dem geriebenern Nachbar, weiß er nicht den rechten Moment abzuwarten, ſondern drängt ſich vor die Oeffentlichkeit, ſelbſt mit der Gewißheit der Niederlage. Er trachtet darnach allen öffentlichen Verſammlungen zu präſidiren, Conventionen zu leiten und Secretär der Comités zu ſeyn; er muß in jeder Volksverſammlung ſprechen, und thut dieß oft in ſo beweglicher Weiſe daß das Volk ſich fortbewegt wenn er nur den Mund aufthut. Dieſer Eigendünkel macht ihn leicht zur Beute der geſcheidtern Köpfe, welche ihm ſchmeicheln um ihn beſſer ausplündern zu können. Er erſcheint wie ein großes Abc-Buch, in welchem der Buchſtabe I (ich) jede Seite einnimmt. Er gleicht dem Eſel im Löwenfelle, welcher ſeine liebliche Stimme zum eigenen Wohlgefallen und Verdruſſe anderer ertönen läßt, und den man nach der Ausſtellung erbarmungslos wegjagt, ein Opfer des graſſeſten Egoismus.“

„Wie verſchieden erſcheint dagegen der Politiker welchem an dem Triumph einer Sache mehr als an dem Erfolg eines Individuums oder einer Partei gelegen iſt, er glaubt feſt an ein großes Princip oder hängt an einer Maßregel von welcher er ſich Gutes für das öffentliche Wohl verſpricht; er behält dieſe Idee feſt im Auge, und ſollte er wie andere auch perſönlich ehrgeizig ſeyn, ſo ſetzt er ſein Intereſſe doch ſtets dem Erfolg deſſen nach was er für das Rechte hält. Dennoch hält er feſt an dem Motto: „Das Ende rechtfertigt die Mittel,“ und läßt dieß als Entſchuldigung erſcheinen, wenn er zu Mitteln greift gegen welche ſich ſein Rechtlichkeitsgefühl ſonſt empören würde, denkend: Ich muß den Gegner mit ſeinen eigenen Waffen ſchlagen.“

„Wir kommen jetzt zu dem weiſen Politiker, welcher die Conſtitution auf den Fingerſpitzen trägt, deſſen Logik treffend iſt, deſſen Argumente unwiderſtehlich ſind. Die großen Fragen über Recht und Unrecht, Principien auf denen die Wohlfahrt und der Fortſchritt der Menſchheit beruhen, Wahrheiten welche das Herz erbeben machen, alles tritt zurück vor dem „dritten Beſchluß der Plattform von Humbugville“ oder des „Richters Demagog Anſichten über die Conſtitution.“ Jeder Wechſel erſchreckt ihn und erſcheint ihm wie Revolution, er hält feſt an der Maxime: „Was beſteht, iſt das Wahre.“

„Eine andere Claſſe Politiker bildet der ſtrenge Parteimann, es iſt ihm gleich wer der Candidat und welches ſeine Principien ſind; hat die Partei ihn aufgeſtellt, ſo arbeitet er für denſelben auf Gut und Blut. So iſt der Parteimann in einem Jahre Abolitioniſt und im nächſten zu Gunſten von Sklavenhandel, im Frühjahr für Freihandel und im Herbſte für Schutzzölle, heute iſt er für Banknoten und in acht Tagen ſchwört er bei dem harten Dollar; je nach Umſtänden iſt er bereit für die amerikaniſche Flagge zu fechten und für die Union zu ſterben, und im nächſten Augenblick predigt er Seceſſion. Er iſt Gott oder Teufel, wie es der Zufall will, und jederzeit eher bereit für einen entlaſſenen Sträfling zu ſtimmen deſſen Infamie weltkundig iſt, wenn derſelbe nur auf dem Wahlzettel ſteht, als daß er einem perſönlichen und ehrenwerthen Freunde ſein Votum gibt. Sein Princip iſt der letzte Grundplan ſeiner Partei, ſein Mann der letzte Candidat derſelben.“

„Außerdem haben wir den viſionären Politiker. Seine Philoſophie iſt utopiſch, ſeine Reformplane ſind ideal, und durch chimäriſche Projecte glaubte er das Wohl der Menſchheit fördern zu können. Er glaubt feſt an Agrargeſetze, Weiberrechte, freie Liebe und ähnliche Dogmen, wie ſie nur das überhitzte Gehirn eines transcendentalen, langhaarigen Philoſophen im Schlafrock ausbrüten kann. Seine utopiſchen Hirngeſpinnſte halten ihn ſo befangen daß er nicht von ſeinem Piedeſtal herabzuſteigen vermag um die Welt in ihrem wirklichen, ſtatt in jenem künſtlichen Lichte zu beſchauen, und während er Ladungen wollener Hemden den leidenden Eingebornen Boraboola Gha's ſendet, zittert er ſelbſt vor Kälte.“

„Wir haben ferner den wechſelnden Politiker, er dreht ſich mit dem Winde, er iſt radical oder conſervativ, Whig oder Tory, Föderaliſt, Nichtswiſſer (Knownothing), Demokrat oder Republicaner, er wechſelt je nach den Umſtänden; ſein Deſideratum iſt, immer auf der gewinnenden Seite zu ſeyn, gleichviel auf welcher und zu Gunſten welcher Principien. Er iſt die perſonificirte Inconſequenz.“

„Zu dieſer Claſſe gehörte der Sohn eines Gouverneurs von Georgia, welcher wegen ſeiner ſchwankenden Politik berüchtigt war; einſt fragte man ſeine Excellenz: „„Was iſt jetzt Johns Politik?““ worauf die ärgerliche Antwort erfolgte, „„er könne es nicht ſagen, da er ſeinen Sohn ſeit dem Frühſtück nicht geſehen habe.““

[1] Unter Free-Lunch verſteht man in den Vereinigten Staaten die wohlbeſetzte Tafel, welche von 11—2 Uhr in den ſogenannten Bar-Rooms zum freien Imbiß bereit ſteht, indem man vom Conſumenten erwartet daß er ein oder einige Gläſer Grog, Wein oder Bier dazu genießt, wofür der gewöhnliche Preis angeſetzt wird; während der Gentleman dort nur ſtehend einen Biſſen nimmt, hält der „Loafer“ dort ſein Mittageſſen.

Digitized by Google

„Eine andere Art Politiker ist der Liebling aller; er gilt für gescheidt und weiß jedem zu gefallen. Man sagt von einem berühmten noch lebenden Politiker daß er in Ohio, dessen Gouverneur er einst gewesen, mit einem Ex-Richter reiste, beide Candidaten zur Würde von Congreßmitgliedern. Sie erreichten einen Ort wo nach wälschen Hähnen geschossen ward, der Ex-Gouverneur stieg sofort ab, erlegte als guter Schütze mehrere der Preise und gab dieselben einer armen Wittwe des Ortes. Dem Ex-Richter erschien dieß Betragen unwürdig, ihm gelüstete nicht danach auf diese Weise sich populär zu machen, sondern er unterhielt sich mit den ältern Bewohnern, bis sie zusammen weiter reisten und bald darauf einen Ort erreichten wo ein Camp-meeting (Gottesdienst im Freien) gehalten ward; hier glaubte der Ex-Richter sich revanchiren zu können; er stärkte sich durch ein herzhaftes Mahl, und eilte nach dem Versammlungsort um seine Stimme erschallen zu lassen, traute aber kaum seinen Augen, als er den Ex-Gouverneur schon auf der Kanzel stehen und das Volk haranguiren sah. Das war dem armen Richter zu viel, gegen einen solchen Concurrenten gab er seine Candidatur auf. Eine ähnliche Scene ereignete sich hier in Californien, obgleich der Erfolg nicht derselbe war. Ein Politiker der, kaum von Washington zurückgekehrt, durchs Land zog um Stimmen zu solicitiren, kehrt bei einem seiner Constituenten ein und bittet um einige Bohnen die auf dem Tische standen, mit dem Bemerken daß er sie ihrer Güte wegen in seinem Garten zu pflanzen beabsichtige; man gibt ihm ein Paketchen und er erreichte damit einen benachbarten Bauernhof, wo er die Nacht bleibt und dem Landmann die bewußten Bohnen verehrt unter der Versicherung daß er dieselben eigens für ihn von Washington mitgebracht habe. Leider trafen die beiden Farmers aber einige Tage darauf zusammen, wobei der ehrenwerthe Senator aber schlecht wegkam, und wenn später in seiner Gegenwart von Bohnen gesprochen wurde, so war er nicht à son aise.“

„Wir haben ferner den furchtsamen, schwankenden Politiker, dem nur der moralische Impuls fehlt um ein Staatsmann zu seyn, da geistige Fähigkeit, Welterfahrung und schätzenswerthe Kenntnisse ihn zu einer hohen Stellung bestimmt zu haben scheinen. Allein die mit der Macht verbundene Verantwortlichkeit drückt ihn nieder, seine Politik ist zögernd, schwankend, vermittelnd, er sucht jedermann zu gefallen und macht es doch niemandem recht. Seine Motive sind gediegen, aber die Mittel verfehlen den Zweck, er glaubt die wichtigsten Fragen der Zeit, an deren Lösung das Wohl oder Wehe der Nation hängt, dadurch zu beseitigen daß er ihre Existenz läugnet. Auf ihn kann man die Worte anwenden deren sich ein Redner in Washington gegen einen berühmten noch lebenden Staatsmann bediente. Seine Politik ist die des Arabers in der Wüste, welcher bei Annäherung des Samum sich auf die Erde wirft und den Kopf in den Sand steckt.“

„Ferner haben wir den bramarbasirenden Politiker, welcher die physische Kraft zur Hauptstütze der Staatswissenschaft machen will. Er ist sicher mit denen zu gewinnen welche, wie Friedrich des Großen Hofmann, sich weigern mit einem Souverän zu disputiren dessen Argumente so fühlbar und dessen Stiefel so dickfohlig sind. Er ist mächtig an den Straßenecken und in den Trinkhäusern, wo er seine Partei und deren Candidaten herausstreicht, und ist jederzeit bereit sein muskulöses Christenthum an dem zu entwickeln welcher es wagen sollte anderer Meinung zu seyn. Seine Logik mag schwach seyn, aber seine Argumente sind kräftig, und wenn sie nicht überzeugend sind, so sind sie wenigstens schlagend. Sein Hauptspaß besteht darin Störung und wo möglich Aufruhr in die politischen Versammlungen seiner Gegner zu bringen; er spottet der Unantastbarkeit des Stimmkastens, und sollte er — wie dieß an einigen Orten geschehen — in seinem Treiben behindert werden, so geht der Uebermuth so weit daß er sich bereit erklärt für einen gewissen Preis eine gewisse Anzahl Stimmen zu schaffen, für welches Amt es auch sey; der Candidat welcher hierauf eingeht, braucht dann nur die Zahl der Voten zu nennen deren er bedarf, sonst könnte es sich wiederholen was hier vor Errichtung der „Vigilance Committee“ stattfand, daß in einigen Localitäten mehr Stimmen abgegeben wurden als es Bewohner gab.“

„Es ist ein wahrer Fluch der öffentlichen Aemter in diesem Lande daß die damit verbundenen Emolumente und sonstigen Vortheile größer sind als irgend eine andere Industrie, daher verlassen Tausende eine ehrenvolle Profession oder eine Stellung in welcher sie nützliche Glieder der Gesellschaft seyn könnten, um dem glänzenden aber selten erreichbaren Phantom eines Amtes nachzujagen welches wie ein Irrwisch zum Untergange führt. Es ist ein Fluch unserer gesellschaftlichen Zustände daß nicht die besten, sondern die populärsten Männer die Nominationen erhalten, und meistens ist es gerade diese Idiosynkrasie des Charakters die bei der nicht denkenden Masse die Elemente der Popularität bildet und welche den Candidaten ganz unfähig zu dem Amte macht zu welchem diese künstliche Vergötterung ihn erheben will; daher setzen die meisten denn auch die Gunst des Volkes über ihr Rechtsgefühl, den Wunsch zu gefallen über Gerechtigkeit, statt mit ihrer ganzen Kraft dem Strome der mißleiteten öffentlichen Meinung sich entgegen zu stemmen, schwimmen sie wie Strohhalme auf den Gewässern, sie gleichen lieber dem glänzenden Schaume der Oberfläche als dem Felsen im Stromesbette, und sollte der gedankenlose Pöbel ein Unrecht begehen wollen, so werden sie dennoch rufen „vox populi, vox Dei,“ uneingedenk daß dieselbe vox populi an einem Tage den Ausruf that „Hosiana! Hosiana!“ und am nächsten kreuziget ihn.“

So weit bin ich wenn auch nicht immer den Worten, doch dem Geiste des obengenannten Vorlesers gefolgt, jetzt zur Schilderung des Einflusses welchen solche Verhältnisse auf die Verwaltung des Landes haben mußten.

Die Hauptursache dieser Zustände liegt in dem Grundsatze, ehrenwerthe und verdiente Männer vom schlüpfrigen Pfade der Politik fern zu halten, damit ehrgeizigen, gewissenlosen Speculanten und Intriguanten, abgetriebenen politischen Miethgäulen, bankerotten Kaufleuten und Winkel-Advocaten die Zügel der Regierung verbleiben, daher kommt es daß Männer nach der Würde der Volksrepräsentation streben welche nicht

Digitized by Google

im Stande sind den unbedeutendsten Fall vor einem Friedensrichter zu verhandeln, und daß andere den Staat an fremden Höfen zu vertreten und Tractate zu schließen sich bemühen welche gar wenig die Sprache wie die Sitten des Volkes kennen bei dem sie accreditirt zu seyn wünschen, und welche vielleicht nicht im Stande wären einen Miethcontract aufzusetzen. Wiederum möchten andere Gouverneure eines Staates seyn und sich als Leiter des Volkes aufwerfen, die höchstens zu Krautkrämern geschaffen scheinen. Advocaten trachten nach dem Hermelin des Richterstuhles welche nicht zwischen meum und tuum, noch eine Klageschrift von einem Mandamus zu unterscheiden wissen.

In den Vereinigten Staaten hält sich ein jeder zur Verwaltung der folgenden drei Fächer befähigt: ein Amt zu bekleiden, eine Zeitung zu redigiren und ein Hôtel zu halten. Daher finden wir auch in allen Departements der Regierung — den executiven wie den legislativen und judiciellen — daß Mittelmäßigkeit durchgängig triumphirt, während der wahre Werth und Verdienst zurückstehen muß. Am traurigsten berührt dabei die unverschleierte Unrechtlichkeit, denn die „Stealings“ [1] eines Amtes gehören anerkannterweise zum Einkommen, und der Aemterjäger speculirt darauf oft mehr noch als auf das Honorar welches dieselben häufig bedeutend übersteigen. [2] Nicht nur die Staats- sondern auch die Municipal-Beamten haben sich derartige Einnahmen zu verschaffen gewußt, welche in irgendeinem legitimen Geschäfte mit keinem schmeichelhaften Namen bezeichnet werden würden. Man geht sogar so weit zu behaupten daß der ehrlichste Mensch in den Vereinigten Staaten, sowie er die Hallen des Capitols betritt, einen unwiderstehlichen Trieb empfindet sich etwas zuzueignen. Es ist ein trauriges Factum daß keine Schuld bezahlt, kein Contract abgeschlossen, noch irgendein Gesetz erlassen wird, ohne daß mehr oder weniger Bestechung oder Corruption zu Grunde liegt. Man darf aber darum die Nation nicht anklagen, denn wo der Beweis geliefert werden kann, so ruht das Volk nicht bis der Verbrecher von Amt und Würden gejagt wird.

Lord Grey sagte seiner Zeit im englischen Herrenhause, daß die Mitglieder der Wisconsin Legislatur, dessen Gouverneur und andere Beamten, zum Preise von 5000 bis 50,000 Dollars aufgekauft seyen, um den La Crosse Land Grant (oder vielmehr Schwindel) zu genehmigen, er erwähnte aber nicht daß weder Volk noch Regierung je einen dieser Männer wieder gewählt oder angestellt hat, und daß ein jeder der Betheiligten sich schämt je in der Sache verwickelt gewesen zu seyn.

Indem ich hier eine Schattenseite des republicanischen Treibens berühre, stelle ich die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten nicht als vereinzelt auf; die Geschichte der letzten Jahre hat gezeigt welches Vertrauen in österreichische und russische Beamte gesetzt werden darf, und daß in England ein Sitz im Parlament wie eine Waare käuflich, ist notorisch. [1]

So erzählt man von einem reichen Fabricanten welcher gewisser Zwecke wegen zu jener Würde zu gelangen wünschte. Er macht sein Geschäft mit einem Unterhändler für 5000 D. ab, gegen deren Zahlung er von einem nördlichen Borough gewählt wird. Seine Absicht war erreicht, und um seiner excentrischen Disposition völlig zu genügen, spendet er noch 10,000 D. um einen Ex-Deportirten durch denselben Agenten erwählen zu lassen; kaum hat derselbe seinen Sitz im Parlament eingenommen, so erhebt sich unser Fabricant und sagt, da seine Geschäfte ihn nöthigten zu resigniren, so hätte er wenigstens die Genugthuung daß seine Constituenten gut vertreten wären, da sein College so eben von einem siebenjährigen Dienste ihrer Majestät auf der Norfolks Insel zurückgekehrt sey.

Um auf die Politiker in den Vereinigten Staaten zurückzukommen, so bleibt mir noch zu sagen daß sie im allgemeinen nicht nur corrupt und egoistisch sind, sondern daß ihre Einseitigkeit sie häufig die größten politischen Fragen auf eine Weise behandeln läßt daß sie die Sache mit dem Individuum verwechseln und in Persönlichkeiten ausarten. Zu welchen Scenen der rohen Beschimpfung und selbst des Faustrechts die Verhandlungen oft führen, zeigen die Protokolle fast aller Legislaturen in diesem Staatenverbande. Man hat ein eigenes Wort für die Politiker in Amerika erfunden welche sich solcher Sprache bedienen, denn der Ausdruck „Slanderhanging“ läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben. Ein Mann ist darum kein Ignorant, Dieb oder Trunkenbold weil er einen guten Tisch liebt oder für Schutzzölle ist, noch ein Schmarotzer oder Sklavenzüchter weil er Zucker im Kaffee trinkt oder für Freihandel schwärmt. Allmählich scheint indeß ein besserer Geist selbst unter den Politikern auftauchen zu wollen, die Presse hat in den Vereinigten Staaten einen zu mächtigen Einfluß, und diese Verächter alles Anstandes sowie der öffentlichen Moral sind in der letzten Zeit auf solche Weise an den Pranger gestellt worden daß bei vielen schon die Leidenschaftlichkeit der ruhigern Ueberlegung gewichen ist.

Ich nehme jetzt den Vortrag des obenerwähnten Redners wieder auf, um seine Ansicht über Staatsmänner zu geben.

„Während der Politiker die Localmaschine der Politik controlirt, leitet der Staatsmann das Princip, und sucht als Gesetzgeber oder Minister seine Ideen dem Volk anschaulich zu machen. Der Staatsmann hat die Wohlfahrt des Volkes im Auge, er trachtet nach Erhaltung des Friedens und dem Triumph einer Sache; der Politiker sucht nur seiner Partei zum Sieg zu verhelfen.

„Erhaben über das Treiben der Parteipolitiker und die kleinlichen Streitigkeiten und Eifersüchteleien der sich bekämpfenden Factionen, sucht der Staatsmann aus dem Chaos antagonistischer Elemente die eine große Idee zu fördern, den

[1] Vom Verbum to steal — stehlen.

[2] So machte der Sheriff von San Francisco früher 100,000 Doll. per Jahr aus seinem Amte, und war im Stande 40,000 Dollars auf das Durchsetzen seiner Wahl zu verwenden. Der Taxcollector belastete der Stadt noch vor kurzem ungefähr den dritten Theil dieser Summe, indem er das Gesetz auf seine Art auslegte, und der Commissioner of Emigrants versteht es noch heutzutage bei 3000 Dollars Gehalt circa 25,000 Dollars Spesen zu erzielen.

[1] Jetzt nicht mehr. D. R.

Digitized by Google

phyſiſchen, materiellen, intellectuellen und geiſtigen Fortſchritt der Nation. Er lebt nicht dem Augenblick, ſondern der Ewigkeit; ſein Motto iſt nicht: „„Après moi le déluge,““ ſondern ſelbſt eine momentane Niederlage läßt ihn auf Gerechtigkeit von der Zukunft hoffen, wohl wiſſend daß oft erſt ſpätere Generationen den wahren von dem falſchen Geiſte zu ſondern wiſſen. Wenige Fälle ausgenommen, wird der Staatsmann erſt dann unparteiiſch beurtheilt wenn das Grab ſich über ihm geſchloſſen und die ihn anfechtenden Parteien abgetreten und zerſplittert ſind, oder neue Generationen andere Anſichten brachten; daher vermag nur das Licht unparteiiſcher Geſchichte ſeine Handlungen richtig zu beleuchten und deren unparteiiſche Wage ſeine Motive richtig zu würdigen. Wie oft erkennt der heutige Tag als weiſe und vernünftig an was geſtern noch chimäriſch und ungerecht erſchien! Wie mancher ward in ſpätern Jahren kanoniſirt für Thaten die ihm bei Lebzeiten als Verbrechen angerechnet wurden! Der wahre Staatsmann ſollte die wahre Freiheit zu fördern ſuchen, dieß würde ſeine Stellung uneinnehmbar machen, denn der Geiſt der Freiheit überlebt alle Wechſel, Meinungen und Dynaſtien. Oh, du Freiheitskraft, majeſtätiſche Macht des unwiderſtehlichen Herzensdranges nach Freiheit, wie hat dein Funke, wenn entzündet, ſich in der Geſchichte immer ſiegreich erwieſen! Sieh die Nation, wie ſie, niedergedrückt durch Deſpotismus, Willkür und Unrecht, Millionen ſchaffen und dulden läßt um den Lüſten ihrer Herrſcher zu fröhnen! Aber der Engel der Freiheit zieht durchs Land, er flüſtert in die Ohren aller was Freiheit iſt; die Winde in den Kronen der Bäume, die goldenen Strahlen der Sonne in den Saaten der Felder, jeder Vogel deſſen Lied die Lüfte bewegt, ja das Donnern der Gewitterwolke, alles verkündet die Stimme der Freiheit, und wenn man dem Unterdrückten alles genommen, wenn man ſeine heiligſten Rechte mit Füßen getreten, dann erhebt ſich das Volk im Kampf für Unabhängigkeit, dann zerſtäubt vor dem mächtigen Volkswillen was daſſelbe in Ketten ſchlug: Feudalrechte, königliche Prärogative und göttliches Recht. Die Furcht vor der bewaffneten Macht iſt verſchwunden, und das Gefühl für Freiheit und Menſchenrechte erhält die rechtmäßige Obergewalt.

„Ich ſagte vorher daß der wahre Staatsmann für Volksfreiheit arbeitet; aber was iſt Freiheit? Die Begriffe derſelben ſind ſo verſchieden wie die Bedürfniſſe und die Empfindungseigenheiten der Menſchen; was Freiheit unter gewiſſen geſellſchaftlichen Verhältniſſen wäre, würde Deſpotismus unter andern ſeyn; was einem Volk als der rechte Grad der Freiheit erſcheint, würde bei einem andern in zügelloſe Anarchie ausarten, wie denn auch mit Recht geſagt worden: Oh Freiheit, welche Verbrechen ſind in deinem Namen ſchon geſchehen! Welches Bild ſcheußlicher Willkür bietet uns nicht die franzöſiſche Revolution am Ende des letzten Jahrhunderts, ſo lange kein Geſetz das Volk in Schranken hielt! Könige, Prieſter, Adel, alle welche Gewalt beſaßen, hatten das Volk mit Füßen getreten; ſtatt es zu erheben, war es während Jahrhunderten unterdrückt worden; die Bourbonen (welche nichts lernen, aber auch nichts vergeſſen), achteten nicht auf die Stimme der Menſchheit, auf das Erwachen freiſinniger Ideen, bis Scenen von Blut und Anarchie, wie ſie die Welt nie geſehen, ihnen die Augen öffneten, und noch jetzt muß uns ſchaudern, wenn wir bedenken wie der heilige Name der Freiheit mißbraucht wurde, zu welchen Exceſſen ein wüthender, geſetzloſer Pöbel ſich hinreißen läßt. Freiheit iſt nicht Zügelloſigkeit, Anarchie und Pöbelherrſchaft, ſie iſt Geſetzlichkeit, Ordnung und Recht. Keiner hat dieß beſſer definirt als Blackſtone, wenn er ſagt: „Nur dasjenige Geſetzſyſtem vermag bürgerliche und religiöſe Freiheit zu erhalten welches den Menſchen vollkommen Herr ſeiner Handlungen ſeyn läßt, ausgenommen da wo das öffentliche Wohl Leitung und Zwang gebietet.“ [1] Es muß daher das Ziel des Staatsmannes ſeyn, ſo weit es die menſchliche Intelligenz vermag, den Grad der Leitung und des Zwanges zu erkennen welchen das öffentliche Wohl in dem Staat oder der Gemeinde erheiſcht, deren Leiter oder Vertreter er iſt. Um dieß zu vermögen, muß er die Geſchichte ſtudirt haben, um die Erfahrungen vergangener Jahrhunderte in der Gegenwart anzuwenden; er muß Scharfſinn und Verſtand genug beſitzen, um die Urſachen und Wirkungen richtig zu beurtheilen welche die menſchlichen Handlungen leiten; er muß nicht nur die Bedürfniſſe und Hülfsquellen ſeines Landes kennen, ſondern auch beurtheilen können ob die nöthigen Elemente einer Selbſtregierung vorhanden ſind; er muß hinlängliche Menſchenkenntniß beſitzen um die Hirngeſpinnſte und lockeren Projecte der Speculanten und Politiker zu durchſchauen; der wahre Staatsmann ſoll ferner die wahre Humanität und hinreichende Selbſtverläugnung beſitzen, um perſönlichen Ehrgeiz und ſeine individuellen Neigungen dem Wohle ſeines Landes und dem Fortſchritte der Menſchheit willig zu opfern; er ſollte jederzeit bereit ſeyn ſeine Popularität dem Rechte nachzuſetzen, die Stimme Gottes über die des Menſchen; mit einem Wort, er ſollte Patriotismus, Weisheit, Enthuſiasmus, Gerechtigkeit und Wahrheit in ſich vereinen. Aber wie wenige Männer zeigt uns die Geſchichte welche dieſen Anſprüchen nachkamen, welche dieſe Tugenden beſaßen! Der Staatsmann darf ferner nicht ſeine Theorie der Freiheit und Tugend der Geſellſchaft aufdrängen welche für dieſelbe noch nicht empfänglich gemacht iſt; aber die Verhältniſſe welche ihm Anſehen verſchaffen, treten auch hier meiſtens als Leiter auf, denn es iſt ein allgemein anerkanntes Axiom daß, um einen Radicalen conſervativ zu machen, man ihm nur Gewalt zu verleihen braucht. Das Talent und die Energie, welche, keiner Verantwortlichkeit unterworfen, chimäriſchen Planen und experimentalen Reformen das Wort redet, wird unter den Verpflichtungen, welche ihnen eine mächtige Stellung auferlegt, eher erhalten als zerſtören, und der Radicalismus wird gegen den Conſervatismus vertauſcht; dieß findet ſeinen Grund darin daß Macht den Geſichtskreis des Mannes erweitert, ſeine Beobachtungsgabe vermehrt und, ihn über die Wolken der Parteiſucht erhebend, ihm eine erhabenere Anſicht von Urſache und Wirkung beibringt.

[1] „That system of law is alone calculated to maintain civil and religious liberty, which leaves the subject entire master of his own actions, except in those cases wherein the public good requires direction and constraint.“

Digitized by Google

Schließlich will ich noch den wahren Staatsmann zu schildern suchen wie ihn uns die Geschichte in George Washington bewahrt hat, dessen erhabener Patriotismus, Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe ihn zum Abgott seines Volkes machten. Auf dem Lande geboren und erzogen, verbrachte er seine ersten Jahre im Kreise seiner angesehenen Familie, sich durch Studien für seinen großen Beruf vorbereitend, und als sein Volk ihn rief um dem Despotismus die Stirne zu bieten, verließ er alle Bequemlichkeiten um die Mühen und Gefahren des Krieges mit seinen Getreuen zu theilen. Er opferte auf dem Altar des Vaterlandes ein fürstliches Vermögen, eine angesehene und hohe Stellung. Die edlen Eigenschaften, welche er als Privatmann gezeigt hatte, bewahrte er als Krieger. Durch Mühen und Drangsal, Eifersüchteleien und Opfer aller Art führte er die Heere seines Landes nach blutigen Kämpfen zum endlichen Siege; und als er sein Vaterland frei sah, folgte er wiederum dessen Ruf um die Sorgen und Verpflichtungen zu übernehmen welche die Bildung und Leitung einer neuen Nation ihm auferlegten. Keiner verstand es besser als er das suaviter in modo mit dem fortiter in re zu verbinden; gerecht, beständig und fest regierte er sein Volk, und verweigerte auf dem Gipfel seiner Popularität alle fernern Würden, um seine Tage im friedlichen Kreise der Seinigen beschließen zu können, begleitet von dem Segen und den Gebeten einer dankbaren Nation. Die Geschichte hat George Washington ein Ehrendenkmal gesetzt, „der erste im Krieg, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute!" Sein Grabstein ist die Dankbarkeit der Nation, sein Mausoleum ihre Größe.

Nach dem größten Staatsmann neuerer Zeit laßt uns jetzt den größten modernen Politiker betrachten. Auch er trat ins öffentliche Leben mit großen Fähigkeiten, unerschütterlichem Muth, guter Erziehung und angenehmen Manieren. Als junger Mann zeichnete er sich im Revolutionskrieg aus, und vertauschte dann das Schwert gegen die Arena der Politik; Aemter und Würden wurden ihm zu Theil, er ward zum Senator der Vereinigten Staaten und Vicepräsidenten erwählt; nur eine Stimme fehlte ihm zur Wahl zum Präsidenten. Aaron Burr ward von seinem Volk geliebt, und wenig fehlte daß die Geschichte ihn unter der Zahl großer Staatsmänner und Patrioten mit aufgeführt hätte. Allein es fehlten ihm jene uneigennützigen, moralischen Grundsätze welche allein den wahren Staatsmann bilden können, er stellte sein Privatinteresse über das Wohl des Volkes, seine persönliche Erhebung über die Fortschritte seines Landes. Diese eigennützigen Triebfedern machten ihn seiner öffentlichen Stellung verlustig, seine Niederlage stachelte ihn zu wahnsinnigen Versuchen das verlorne Terrain wieder zu gewinnen, sein Charakter zeigte sich mehr und mehr in niedrigen und gehässigen Zügen; der Fluch seiner Landsleute, welche ihn früher vergöttert hatten, folgte ihm zu Grabe. Wie ein Meteor flog er durch den politischen Himmel, und fiel — um sich nie wieder zu erheben.

Aaron Burr war Politiker, George Washington war Staatsmann.

San Francisco, im Mai 1861. W. S.

Die commerciellen Verhältnisse der Neger-Republik Liberia.

Wer weiß es, je nachdem die jetzige Krisis in den Vereinigten Staaten einen Verlauf nimmt, ist möglicherweise der im Jahre 1821 auf der Westküste Afrika's am Cap Mesurado gegründeten Neger-Republik Liberia doch noch vorbehalten in der Entwicklungsgeschichte der schwarzen Race und in der wirthschaftlichen Reformation der Vereinigten Staaten eine größere Rolle als bisher zu übernehmen, und einigermaßen den Hoffnungen welche man anfangs bei der Gründung dieser Republik in Betreff ihres Einflusses auf die Sklavenstaaten hegte, zu entsprechen. Wir sind hiebei weit entfernt sagen zu wollen, die vereinigten nördlichen Staaten werden einen unbegränzten Sieg davon tragen, dem Süden die Abschaffung der Sklaverei dictiren und dann die überflüssigen Schwarzen schnurstracks nach Liberia transportiren. Nein, so wird es sicher nicht gehen, aber möglich ist, wenn auch noch nicht schon für die nächste Zeit wahrscheinlich, daß wenn der Norden der Union das politische Uebergewicht, das bisher der Süden besessen, in die Hand bekommt, er, um sich dasselbe nachhaltig zu sichern, die Einwanderung weißer Hände, d. h. Weißer aus der Arbeiterclasse nach dem Süden möglichst befördert, und daß dann diese weißen Hände, welche an den Stimmkästen Zutritt haben, ihren schwarzen Concurrenten da wo solche Sklaven sind gewiß nicht das Geschenk der Freiheit, wohl aber ihnen und den freien Farbigen den Weg zum Fortgehen, zur Auswanderung möglichst leicht machen werden. Hat ja doch schon früher einigemal eine solche Auswanderung Farbiger begonnen. So brachten im Monat Juni des Jahres 1859 New-Orleans Blätter die Mittheilung, daß im Staate Louisiana eine nicht unbedeutende Auswanderung freier Farbiger nach Haiti im Zug sey, indem dieselben unter Präsident Geffrards aufmunternder Regierung sich dort niederlassen wollen, wobei in einem Blatte beispielsweise der in genanntem Monat geschehenen Absegelung von zweihundert solcher schwarzer Emigranten auf dem Schoner Brewer, Capitän Cox, nach dem Hafen von Port-au-Prince Erwähnung gethan und diesen Auswanderern das Zeugniß gegeben wird daß sie dem fleißigsten und respectabelsten Theile der freien farbigen Bevölkerung angehören, ein kleines Capital mitnehmen u. s. w.

Diese Nachrichten, welche von der europäischen Presse merkwürdigerweise fast nicht beachtet wurden, deuteten auf eine unstreitig nicht zu übersehende Erscheinung im wirthschaftlichen Entwicklungsgange der südlichen Staaten der Union. Vor wem anders, als vor der Arbeiterbevölkerung aus der höhern weißen Kaste sind diese Auswanderer aus der schwarzen Kaste gewichen? Arbeiten die man in den Städten des Südens früher ausschließlich von Schwarzen verrichten sah, wie Packtragen und dergleichen, sieht man schon seit länger her dort in immer zunehmendem Grade auch von Weißen (namentlich von Irländern und hie und da Deutschen) verrichten. Diese in ihrem Keime also schon vorhandene Reform in den wirthschaftlichen und Racen-Verhältnissen der jetzigen

Digitized by Google

ſogenannten conföderirten Staaten, wird der praktiſche Yankee gewiß nicht überſehen, ſondern, wenn der Kampf vorüber, möglichſt befördern, wobei dann localiter je nach Umſtänden der weiße Plebs ſich auch hier und da in ſeiner Art draſtiſcher Mittel zur ſchnelleren Förderung dieſer Auswanderung bedienen wird.

Wenn eine ſolche ſchwarze Auswanderung beginnt, oder, richtiger geſagt, wenn ſie in größerem Maßſtabe wieder aufgenommen wird, dann können als Ausgangspunkte derſelben wohl nur Haiti und Liberia in Betracht kommen. Für Haiti aber ſcheinen ſich jetzt, namentlich durch die ſpaniſche Beſitznahme von San Domingo, wohl auf längere Zeit andere Fragen zur Abwicklung vorzubereiten, ſo daß nicht wohl anzunehmen iſt es werde eine ihr Geburtsland verlaſſende Bevölkerung ſich dieſe Inſel vorzugsweiſe zum neuen Heimathland erwählen, und ſo wird die Aufgabe, die aus den Vereinigten Staaten einſt ſicher in größeren Maſſen auswandernden Schwarzen aufzunehmen, eher Liberia zufallen, oder werden ſich beide Punkte in dieſelbe theilen. Doch dem ſey wie ihm wolle, Liberia iſt eine ſtaatliche Bildung welche immer der Beachtung werth bleibt.

Unter der Ueberſchrift: „Ueberſicht der bürgerlichen Verhältniſſe der Neger-Republik Liberia" haben dieſe Blätter in Nr. 8 d. J. Mittheilungen über dieſe Republik gebracht. Nachſtehende einem belgiſchen Conſulats-Berichte entlehnte Angaben über die commerciellen Verhältniſſe der Republik werden zur Ergänzung der oben erwähnten Ueberſicht ꝛc. dienen. Die Bevölkerung, deren genaue Zählung übrigens noch niemals ſtattgefunden hat, beträgt was den amerika-liberianiſchen, d. h. eingewanderten Theil betrifft ungefähr 12,000 Köpfe, eingeborne Afrikaner ſollen es zwiſchen 250—300,000 ſeyn. Das Land iſt zwar an der Küſte ſumpfig und flach, aber im Innern hat es Hügel und Hochebenen mit Thälern und einem äußerſt reichen mit kleinen Waſſerläufen durchſchnittenen Alluvialboden, iſt alſo von ungemeiner natürlicher Fruchtbarkeit, ſo daß es eine mehrfach größere Bevölkerung als die jetzt vorhandene zu ernähren im Stande ſeyn würde.

Die eigentlichen Eingebornen namentlich aber wiſſen dieſe natürliche Fruchtbarkeit ſo wenig zu verwerthen daß ihre geſammte Production ſelten bis zur nächſten Ernte reicht. Anders natürlich die Amerika-Liberianer, ſie befaſſen ſich mit Reis-, Zucker-, Kaffee- und in neueſter Zeit auch mit Baumwollenbau u. ſ. w. Die trockene Jahreszeit beginnt Mitte Novembers und dauert bis Ende April, die anderen Monate werden zur naſſen Jahreszeit gezählt. Im Januar, Februar und März iſt die Hitze oft ſehr drückend, im Schatten zeigt dann das Thermometer 76 bis 90 Fahrenheit oder 20 bis 26 Grad Réaumür, nur die Hochebenen im Innern haben eine etwas kühlere Temperatur (68—80 F. oder 16—22° R.). An der Küſte mildert eine regelmäßig wehende Briſe die Hitze. Für die ſchwarze Race iſt das Klima geſund, Europäer aber ſind bei längerem Aufenthalt und namentlich beim Wechſel der Jahreszeit hartnäckigen Fieberanfällen ausgeſetzt. In Betreff der Productionsweiſe der obengenannten Culturpflanzen Liberia's iſt zu bemerken daß Reis zwei Ernten gibt, das Haupt- oder faſt einzige Nahrungsmittel der Eingebornen bildet, und ſowohl auf den Hochebenen wie in den Niederungen wächst; er kommt aber nicht auf den ausländiſchen Markt, und wird auch nicht ſo behandelt daß er das Anſehen einer marktmäßigen Waare hat, die Reinigung desſelben iſt zu mangelhaft. Für Zuckerrohr ſind Boden und Klima äußerſt günſtig, und hat auch faſt jeder Landwirth eine Anpflanzung davon. Im Jahre 1859 wurden zum erſtenmal einige Tonnen ſolchen Zuckers nach den Vereinigten Staaten verſchifft, und fanden dort willige Abnehmer. Die Ernte von 1860 ſchätzt man wenigſtens um die Hälfte größer als die von 1859. Für den Kaffee iſt das Land ſo angemeſſen daß die Kaffeeſtaude in den Wäldern wild wachſend angetroffen wird. Ihr Anbau erfordert daher keine beſondere Mühe und Sorgfalt. Die Frucht iſt von vorzüglicher Qualität, und haben nun die Pflanzer in Folge der guten Preiſe welche für dieſe Frucht jetzt erzielt werden, angefangen dieſer Cultur in neueſter Zeit größere Aufmerkſamkeit zu widmen, was ſie früher ganz und gar nicht gethan hatten. Man glaubt allgemein daß Kaffee in einigen Jahren gewiß zu den hauptſächlichſten Ausfuhrartikeln zählen werde. Die Baumwollencultur iſt bis jetzt noch im Stadium der Verſuche, und hat, obgleich von einzelnen Amerika-Liberianern viele Mühe darauf verwendet wurde, und der Samen aus den Vereinigten Staaten bezogen war, doch bisher zu keinen irgend nennenswerthen Reſultaten geführt. Außer dieſen Culturpflanzen werden auch noch Arrowroot, Kakao, Erdpiſtazien, Indigo getroffen, was ſämmtlich Producte ſind die einſt als Ausfuhrartikel für Liberia von großer Bedeutung werden können. Auch gibt es noch verſchiedene Handelspflanzen welche im Lande vorkommen, wie Drachenblut, Piment, verſchiedene Arten von Gummi und noch andere Droguen.

Freundſchafts-, Handels- und Schifffahrtsverträge hat die Republik Liberia mit folgenden Mächten abgeſchloſſen: Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Hanſeſtädte. Der Handel iſt bei der beſchränkten Production noch von geringem Umfang, aber er befindet ſich auf dem Wege des Fortſchrittes. Die Staaten mit welchen Liberia vorzugsweiſe Handelsbeziehungen hat, ſind: Großbritannien, Nordamerika und Hamburg. Münze, Maß und Gewicht ſind dieſelben wie in den Vereinigten Staaten. Die wichtigſten Gegenſtände der Ausfuhr ſind folgende, und haben dieſelben ungefähr den nebenſtehenden Einkaufspreis und zahlen den beigefügten Ausfuhrzoll:

	Einkaufspreis.	Ausfuhrzoll.
Palmöl per Gallon	35 bis 40 Cts.	1 Cent.
Campecheholz per Tonne . . .	60 — 75 D.	2 Pr. ad val.
Elephantenzähne v. 20 Pfd. u. mehr	1 bis 1 D. 25 C.	
	per Pfd.	5 „ ad val.
Kleinere Stücke	50 bis 75 Cts.	Deßgl.
Zucker per Pfd.	5 — 6 —	—
Melaſſe, Gallon	20 — 25 —	—
Syrup „ „	30 — 35 —	—
Kaffee per Pfd.	15 — 18 —	—
Arrowroot per Pfd.	8 — 12 —	—

Digitized by Google

Palmöl ist für die Ausfuhr gegenwärtig der bei weitem wichtigste Artikel; es wird von den Eingebornen in stets wachsender Menge geliefert. Dagegen haben die Zufuhren von Elfenbein sehr abgenommen, man glaubt daß dieß deßhalb der Fall weil bei der Gefährlichkeit der Elephantenjagd die Eingebornen es immer mehr vorziehen sich mit der Gewinnung von Palmöl, Campecheholz u. s. w. zu beschäftigen. Die Ausfuhr aus sämmtlichen Häfen der Republik betrug im Jahre vom 1 October 1859 bis 30 September 1860 ungefähr 285,000 Dollars. Die Hauptartikel haben hieran in folgender Weise theilgenommen:

	Menge.	Werth.
Palmöl . . .	2346 Tonnen.	234,700 Doll.
Elfenbein . . .	2293 Pfd.	2734 „
Campecheholz . .	571 Tonnen.	40,670 „

Außer diesen Hauptartikeln sind in dem genannten Jahr noch kleinere Quantitäten von Zucker, Syrup, Kaffee, Datteln, Arrowroot und Ingwer zum Gesammtwerth von etwa 6 bis 7000 Dollars ausgeführt worden. Diese Ausfuhr vertheilte sich nach den Bestimmungsländern ungefähr folgendermaßen:

Großbritannien	117,574 Doll.
Vereinigte Staaten . . .	63,252 „
Hamburg	60,242 „
Niederlande und Sardinien	38,656 „

Gehen wir zur Einfuhr über, so ist zu bemerken daß Großbritannien namentlich Seide und Baumwollenwaaren, Flanell und wollene Hüte, ferner Regenschirme, messingene Kessel, dünne Schüsseln und Pfannen, Kupferbolzen, Messerschmiedwaaren, eisernes Kochgeschirr, lange Pfeifen, Flinten- und Jagdgewehre, Flintensteine, Schießpulver, Porter, Ale und Salz liefert. Aus Nordamerika kommen Tabaksblätter, Rum, Schweinefleisch, Schinken, Speck, Butter, Mehl, Schiffszwieback, Arzneimittel, Schuhwerk und verschiedenes Hausgeräthe. Von Hamburg werden Glasperlen aller Art, leichte Weine, Backsteine, Glasgeschirr, Eisen- und Kupferschmiedwaaren u. s. w. eingeführt. Der Gesammtwerth der Einfuhr sämmtlicher Häfen der Republik betrug in dem Jahr vom 1 Oct. 1859 bis 30 Sept. 1860 etwa 340,890 Doll., und bestand aus

	Menge.		Werth.
Leinwand, Bett- und graue Baumwollenwaaren . .	677,155	Yar.	43,750 Doll.
Bedruckte Kattune und Musselin	267,559	„	29,562 „
Satinstripes und blaue Taffetas	6594	„	16,659 „
Royal Check und Salimpoos	2129	„	5444 „
Tom Coffees und Romals (?)	5445	„	5972 „
Glascodanes (?) u. mit Krapp gefärbtes	3436	„	3558 „
Fayence	7053	Duzend	5859 „
Eisenwaaren	2604	Centner	8825 „
Kupfernes Geschirr . . .	58,548	Pfund	29,274 „
Schießpulver	163,205	„	27,984 „
Musketen und Flinten . .	2660	Stück	8136 „
Spirituosen	18,917	Gall.	10,314 „
Porter und Ale	312	Dz. St.	979 „
Rind- und Schweinefleisch .	1564	Fässer	31,280 Doll.
Butter und Speck . . .	8128	Pfund	2078 „
Mehl	3135	Fässer	32,485 „
Tabak	227	Oxth.	40,780 „
Salz	68	Tonnen	680 „
Diverse Gegenstände . .			37,271 „
		Gesammtwerth	340,890 Doll.

Von dieser Einfuhr kommen etwa auf

Großbritannien	93,793 Doll.
Vereinigte Staaten	176,405 „
Hamburg	47,785 „
Niederlande und Sardinien	22,908 „

Was die Eingangszölle betrifft, so sind Maschinen aller Art, wissenschaftliche Instrumente, Bücher, Garten- und Ackerbauwerkzeuge, Baumaterialien für Schulen und Lehranstalten zollfrei. Die Eingangsabgabe von Branntwein und Wein beträgt 37½ Cents. pro Gallon.

Die Einfuhr Liberia's im Jahr 1859 bis 1860 war der Ausfuhr nach obigen Angaben um einen Werth von 60,000 Doll. überlegen, was besonders von bedeutenden Lieferungen an Lebensmitteln und Baumaterial beim Bau von Schulgebäuden herrührt, welche von den Vereinigten Staaten an die in Liberia sich aufhaltenden Missionäre giengen und dann von denselben gewöhnlich in Wechseln auf die Bureaux der verschiedenen Missionsgesellschaften bezahlt werden. Diese Lieferungen machten einen Jahresbetrag von 50—75,000 Doll. aus. Am Gesammtumsatz mit Liberia (Einfuhr und Ausfuhr) nahmen im Jahr 1859—1860 die verschiedenen Länder folgendermaßen Theil.

	Summe der Ein- und Ausfuhr.	Procente der Gesammtsummen.
Großbritannien	211,367 Doll.	34
Vereinigte Staaten . . .	239,657 „	39
Hamburg	108,027 „	17
Niederlande und Sardinien .	61,564 „	10
Zusammen	620,615 Doll.	100,

wobei zu bemerken ist daß beim Verkehr mit Großbritannien die Einfuhr in Liberia (93,793 Doll.) bedeutend von der Ausfuhr nach England (117,574 Doll.) überwogen wird, während beim Verkehr mit den Vereinigten Staaten ein umgekehrtes Verhältniß stattfindet, indem die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten (176,405 Doll.) die Ausfuhr dorthin im genannten Jahre (63,252 Doll.) weit überstieg. Gehen wir schließlich zum Schifffahrtsverkehr über, so zeigt sich daß die transatlantische Schifffahrt im obengenannten Jahre in nachfolgend angegebener Weise sich gestaltete:

	Angekommen.		Abgegangen.	
Nationalität.	Schiffe	Tonnen.	Schiffe.	Tonnen.
Englische . . .	59	16,870	58	16,456
Amerikanische . .	52	10,545	52	10,545
Hamburgische . .	9	2364	9	2364
Holländische . .	2	460	2	460
Sardinische . .	1	190	1	190
Zusammen	123	30,429	122	3015.

Digitized by Google

Die Schifffahrtsabgaben sind: Ankergeld 12 Doll., Leuchtfeuergebühr 3 Doll. Die Küstenschifffahrt, deren Betrieb auch andern Schiffen als Liberianischen gestattet ist, beschäftigte während desselben Zeitraumes:

Nationalität.	Eingehend.		Ausgehend.	
Liberianische .	15 von	462 Ton.	13 von	402 Ton.
Britische . .	10 „	1898 „	8 „	1490 „
Amerikanische	6 „	934 „	5 „	804 „
Niederländische	2 „	460 „	2 „	460 „
Zusammen	33 „	3754 „	28 „	3156 „

Das Tonnengeld von Fahrzeugen welche Küstenhandel betreiben beträgt 75 Cents. pro Tonne und 2 Doll. für die Concession zum Handel in den Einfuhrhäfen und allen andern Orten der Republik. Jeder der Küstenschifffahrt treiben will, hat überdieß natürlich zuerst seine gesammte Ladung zu verzollen. Für diejenigen Waaren welche zur Wiederausfuhr nach einem Gebiet außerhalb der Republik declarirt sind, müssen zwar ebenfalls die Eingangsabgaben entrichtet werden; letztere werden jedoch auf Vorlegung einer von dem Patron oder dem ersten Bootsmann des Schiffes und zwei an dem Ort der Verschiffung wohnhaften Kaufleuten unterzeichneten Bescheinigung von der Zollbehörde nach einem Abzug von 12½ Procent zurückerstattet.

Talamancas und Guatusos.

Unter den farbigen Menschenracen, die unter der Herrschaft des weißen Mannes unfehlbar der Vernichtung entgegengehen, gehören die Indianer von Costa-Rica jedenfalls zu den verkommensten und am tiefsten gesunkenen. Von den meisten ehedem blühenden Stämmen sind kaum noch einige schwache Reiser übrig, und von diesen ist wenig zu sagen, als daß sie ebenso häßlich und schmutzig sind wie betrügerisch, faul und diebisch. Ihre Unwissenheit übersteigt alle Begriffe, und selbst die Geschichte ihres Landes, die sie selbst mit durchlebt haben, ist ihnen vollständig unbekannt. Wir machten in einem alten indianischen Dorfe im Thal Orosi, das ehemals zu dem dortigen spanischen Missionsconvent gehörte, jetzt aber nur noch aus etwa einem Duzend elender Hütten besteht, die Bekanntschaft eines alten Indianers, Namens Pedro. Er war der Enkel eines ehemaligen Königs, sein Vater hatte noch vor kurzem in der Gegend ausgedehnte Ländereien und sehr bedeutende Heerden besessen — aber als wir diesen königlichen Sprößling fragten ob er sich der Zeit erinnere wo das Land unter der Herrschaft der Spanier stand, sah er uns so verwundert an als hätten wir ihm die Lösung eines Problems des Euclid aufgegeben. „Was sind Spanier?“ fragte er endlich. Wir gaben ihm die Erklärung, aber Pedro wußte nichts — gar nichts. Er hatte nie vom Daseyn eines solchen Volkes gehört, obgleich die Spanier erst im Jahr 1821 das Land verließen und Pedro 1796 geboren, also damals 25 Jahr alt war. Auch Versuche die wir bei den Indianern von Paraiso machten, führten zu keinem andern Resultat. Sie haben alles vergessen, und werden binnen kurzem selbst verschollen und der Vergessenheit anheim gefallen seyn.

Eine Ausnahme von dieser Regel machen nur zwei Stämme, die Talamancas und die Guatusos.

Die Talamancas bilden einen starken kriegerischen Stamm, und bewohnen die nach den atlantischen Ocean hin abfallenden Höhen und die Niederungen welche sich zwischen dem Fluß Estrella, der sich in den Boco del Toro ergießt, und dem Matina liegen. Diese Landstrecken waren die ersten welche von den Eroberern in Besitz genommen wurden. Im August des Jahres 1610 empörten sich die durch den Golddurst und die Grausamkeit der Spanier zum äußersten getriebenen Talamancas, überfielen die Stadt Sant Jago de Talamanca, welche am linken Ufer des Estrella lag, mordeten Männer, Frauen, Kinder und Priester ohne Barmherzigkeit, und gossen ihren gefangenen Bedrückern geschmolzenes Gold in den Hals „um ihren Durst nach Gold zu stillen.“ Ein Theil des Stammes wurde später durch Don Rodrigo Maldonado, der einen Kriegszug gegen die Talamancas unternahm und die zerstörte Stadt wieder aufbaute, aufs neue der spanischen Krone unterworfen. Im Jahr 1707 aber brach ein zweiter Aufstand aus, und der Kampf gegen die Unterdrücker war jetzt ein vollständig vernichtender. Die Talamancas kehrten zu ihren heidnischen Religionsübungen zurück, und haben bis jetzt ihre Freiheit und Unabhängigkeit siegreich zu behaupten gewußt, obwohl sie gegen Fremde die ihr Territorium betreten in keiner Weise unfreundlich oder feindselig auftreten, sondern im Gegentheil allgemein als harmlose, friedfertige Leute geschildert werden. Die Stadt Sant Jago, das Castell Ildefonso, und die Goldminen und Goldwäschereien am Estrella existiren aber seit jener Zeit nur noch in Traditionen.

Der District den die Talamancas bewohnen, ist auch sonst in hohem Grad interessant, denn er umschließt die Ländereien welche die Krone von Spanien den Nachkommen des großen Entdeckers Christoph Columbus verlieh. Das Territorium trug den Titel Herzogthum Veragua, und stand, wie ausdrücklich bemerkt war, nur unter Oberhoheit der Krone, doch wurde es schon nach wenigen Jahren nach einer Uebereinkunft mit Don Luis Colon, dem ältesten Sohne des Entdeckers, den übrigen spanischen Besitzungen wieder einverleibt.

Diese Landstrecken, aus deren Minen jährlich zwei Schiffsladungen Gold und Silber nach Cadix gesandt wurden, und deren Reichthümer dem Lande den Namen Costa-Rica eintrugen, sind gegenwärtig mit fast undurchdringlichem Forst bestanden — die Fußstapfen der stolzen Eroberer sind verlöscht für alle Zeiten. „Jene Regionen sind uns verschlossen,“ schreibt ein spanischer Missionär im Jahre 1636, „aber es ist kein Zweifel daß sie ungeheure Schätze bergen. Man erzählt von einem Hügel, San Mateo, in dem man im vergangenen Jahrhundert fabelhafte Massen von Gold gefunden hat, und ein bekehrter Indianer theilt mir mit daß die Talamancas nach dem Massacre im Jahre 1610 eine ungeheure Menge Gold in einen See geworfen haben, wo der Schatz noch heute ruht.“

Digitized by Google

Während unseres Aufenthaltes in San José wurde uns gesagt daß man in den Archiven von Havana ein Document gefunden hätte welches über jene verlorenen Schätze Auskunft gebe. Präsident Mora sollte damals einen geheimen Agenten mit dem Auftrage abgesandt haben, ihm diese Schriftstücke zu verschaffen. Bestätigt sich das Gerücht, so würde der Staat Costa-Rica künftig nicht mehr wie jetzt genöthigt seyn Anleihen im Auslande zu machen.

Neben den Talamancas verdienen, wie schon gesagt, nur die Guatusos Erwähnung. Sie bewohnen die Ufer des Flusses Frio — so genannt wegen der Kälte seiner Gewässer — der in den nördlichen Gebirgen von Costa-Rica entspringt und sich dem Fort San Carlos gegenüber in den Nicaragua-See ergießt. Den weißen Bewohnern des Landes ist das Thal des Frio seit 300 Jahren und bis auf den heutigen Tag ein unergründliches Geheimniß. Wer die Bewohner jenes mysteriösen Thales sind, welchem Blute sie entsprossen, welcher Religion sie angehören u. s. w. vermag niemand zu sagen. Alles was man weiß ist, daß es ihr erstes Gesetz zu seyn scheint keiner menschlichen Seele die nicht ihres Stammes ist den Eintritt in ihr Reich zu gestatten. Bewaffnete Expeditionen, wie sie z. B. der Bischof Tristan von Nicaragua im Jahre 1783, und Trinidad Salazar im Jahre 1849 von der Seite des Sees her unternahmen, fielen ganz unbefriedigend aus, und katholische Missionäre die in friedlicher Absicht kamen, scheinen kein besseres Resultat erreicht zu haben. Es ist niemals einer von ihnen zurückgekehrt, um Kunde von dem zu bringen was sie sahen und erlebten.

Der berühmte Don Francisco de Paula Garcia Pelaez erwähnt in seiner Geschichte von Guatemala das Factum; er schreibt: „Der Eingang zu diesem Thal gleicht der Pforte der Hölle, aus welcher keine Rückkehr möglich ist.“ Nachdem eine Menge katholischer Priester dort ihren Untergang gefunden hatten, erschien endlich ein Decret aus Rom, welches den Dienern der Kirche jeden fernern Versuch sich Eingang in das Thal des Frio zu verschaffen untersagte. Hr. Squier neigt sich der Meinung zu daß die Guatusos, Nahuatls, d. h. dem Urstamme der Azteken entsprossen sind. Die letzten Nachrichten in Bezug auf das geheimnißvolle Volk datiren vom December 1857, und erschienen in der Cronica de Costa-Rica. Ein Officier im Dienste der Republik schreibt:

„Zwischen den luftigen Piks der Vulcane von Miravalles und Orosi dehnt sich eine weite Ebene aus, welche von Indianern, den sogenannten Guatusos, bewohnt wird. Man glaubt daß diese Leute Nachkommen der Colonisten sind welche aus Esparza flohen, als diese Stadt vor alten Zeiten von den Flibustiern überfallen und verheert wurde. Diejenigen welche Gelegenheit hatten mit ihnen in Berührung zu kommen, berichten daß sie weiße Haut und starke Bärte haben, und daß es scheint als ständen sie unter einer Art strenger militärischer Disciplin. Auf einem Streifzuge gegen die Flibustier in den Gewässern des San Juan begriffen, konnten wir uns nicht versagen einen Versuch zur Lösung des Räthsels zu machen. Wir schifften zweimal eine Strecke an den Ufern des Rio Frio auf und ab, ohne indessen einen Landungsplatz zu finden von welchem aus wir unsere Nachforschungen hätten beginnen können. Nach Beendigung der Campagne fuhr Capitän Lorenzo Salazar mit dem Dampfboote Bulwer drei Meilen flußaufwärts, wurde aber durch die Befehle seiner Vorgesetzten gezwungen umzukehren ehe er irgend ein Resultat erreicht hatte.“

Eine Bestätigung der weißen Hautfarbe der Guatusos findet sich auch in den Berichten über die von dem Bischof von Nicaragua im Jahre 1783 unternommene sonst resultatlose Expedition. Dieselbe traf, nachdem sie mit einem Schiffe 14 Tage lang flußaufwärts gefahren war, endlich an einem schattigen Platze des Ufers drei dieser „Indianer,“ die sie als „gut gewachsen und von weißer Hautfarbe“ beschreibt.

Wir selbst lernten in Esparza einen Officier der Republik kennen, welcher unter dem Obersten Canty den letzten entscheidenden Zug gegen Walker mitmachte. Er erzählte uns daß sich die Arrieregarde, als sie den Forst passirte welcher sich zwischen den Quellen des Rio Frio und denen des San Carlos ausdehnt, plötzlich aus dem Dickicht mit einer Wolke von Pfeilen überschüttet sah. Die Soldaten antworteten mit Musketen und Miniébüchsen. Darauf hörten sie einen durchdringenden Schrei und ein Rauschen in den Büschen, und als sie sich mit ihren Machetas nach der Richtung hin einen Weg durch das Unterholz bahnten, fanden sie den fast nackten Körper einer Frau von weißer Hautfarbe und seltener Schönheit der Formen. Sie war tödtlich verwundet — ein Blutstrom drang aus ihrer Brust, und kaum hatten die Soldaten sie sorgsam vom Boden aufgehoben, als sie, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zusammensank. Das Rauschen in den Büschen dauerte noch eine Weile fort, aber da die Soldaten Eile hatten, so konnten sie sich nicht auf weitere Nachforschungen einlassen. Sie begnügten sich die Leiche der weißen Frau zu begraben, und verließen den Ort mit der Ueberzeugung daß im Schatten der Vulcane Miravalles und Orosi ein Geheimniß existire wozu sie den leitenden Faden vielleicht in der Hand hielten, aber sich wieder entschlüpfen lassen mußten.

Eine Pantherjagd in Virginien.

William und Henry Randolph und ich waren im Winter 1851 auf der Hirschjagd; der Schnee lag knietief. Wir giengen verschiedene Pfade die alle zum Gipfel des Paddy-Berges führten. Nachdem ich eine kurze Strecke gegangen war, kam ich auf eine starke Fährte, die ich für die eines Bären hielt. Er schien durch den Schnee gepflügt zu haben wie ein Pferd. Ich hallohte die Jungens, und als sie kamen meinten sie auch es sey ein Bär. Wir folgten auf der Fährte. Wir giengen nicht weit als wir zu einem Platz kamen wo er einen Hirsch niedergerissen hatte. Wir dachten es sey einer den der Bär todt gefunden habe, aber entdeckten bald unsern Irrthum. Er hatte all das Fleisch abgefressen. Wir sahen mehrere kleinere Fährten um den Fleck herum; wie wir später

Digitized by Google

schlossen, die des weiblichen Panthers. Wir hielten uns längs des Rückens des Berges, und konnten sehen wie er in eine Höhle der Felsen nach der andern gegangen war. Wir folgten bis es beinahe dunkel wurde, wo wir ihn in einer Höhle verloren. Es war ein ganz verzweifelt aussehender Platz.

Wir dachten daß es besser seyn möchte nach Hause zu gehen und am nächsten Morgen einige Hunde zu holen, wovon wir uns viel Spaß versprachen. Es gieng hart bis wir nach Hause kamen; es war finster und wir waren gehörig müde. Früh am nächsten Morgen brachen wir mit fünf Hunden auf und kamen gegen Sonnenaufgang auf den Gipfel des Berges. Als wir die Stelle erreichten, fanden wir daß das Thier in Begleitung des kleineren herausgekommen war. Wir folgten ihren Fährten. Sie giengen in verschiedenen Höhlen hinein und wieder heraus. Ihr könnt wohl denken daß das eine langweilige Arbeit für uns war. Sie scheinen sich stets die rauheste und steinigste Straße auszusuchen. Wir hielten sie noch immer für Bären. Die Fährte wandte sich und schien einen andern Weg zurückzukommen. Endlich hörte sie auf und gieng in die Felsen.

Wir waren entsetzlich müde und die Sonne gieng beinahe unter. Wir stellten eine Untersuchung an. Verzweifelt aussehender Platz! die Felsen sehr hoch und steil wie Häusermauern. Die Fährte gieng um den Fuß eines Felsens herum, kam dann an einen niedrigen Punkt und gieng dann bergan. Dann sprang sie hinunter in ein Loch zwischen den Felsen, sechs Fuß tief und senkrecht. Ich legte mich hin und guckte über den Rand. Auf dem Boden konnte ich in der Seite eine Spalte sehen in welche das Thier hineingegangen war.

Wir begannen unsere Operationen damit daß wir einen Hund hinunter ließen. Er bellte, und ein Knurren das wie ein Gewitter widerhallte, antwortete unter uns. Dann sprangen alle Hunde hinunter, und solch ein Heulen und Bellen hat man niemals gehört. Wir konnten hören wie die Klauen gegen den Felsen schlugen. Ein kleiner Hund kam zu nahe und erwischte vier Löcher in sein Fell, groß genug um einen Finger hineinzustecken.

Wir dachten immer noch es sey ein Bär und er werde herauskommen, hielten deßhalb unsere gespannten Gewehre im Anschlag. Es war uns klar daß wir die Hunde wieder herausholen mußten. So halfen wir denn William hinunter. Er reichte uns die Hunde. Als sie heraus waren war alles ruhig und nichts zu sehen. Wir zogen William herauf, ließen ihn aber wieder hinunter, damit er durch die Spalte nach dem Thier sehen könne. Wir mußten ihn mit dem Kopf noch weiter hinunter lassen und hielten ihn hinten an seinen Hosen. William berichtet:

„Ich sehe seine Augen; sie sind weit von einander und groß wie ein Silber-Dollar."

„Oh," sagte ich, „du fürchtest dich!"

„Nein, ich fürchte mich nicht. Ich kann seinen Kopf sehen, aber ich kann dessen Form nicht erkennen. Zieht mich in die Höhe, mir wird übel."

Die Stellung trieb ihm das Blut in den Kopf.

Er wurde also heraufgezogen und ich entschloß mich jetzt zu spioniren. Sah seine Augen; sah bei dem bißchen Licht durch die Spalte daß es kein Bär sey.

Mein Kopf schmerzte bald wie der Williams, und ich mußte in die Höhe gezogen werden. Ruhte ein wenig aus. Wurde wieder hinuntergelassen mit einem Stock den losen Felsen wegzumachen und die Spalte zu erweitern. Ich that dieß und erkannte die Farbe, den kurzen Kopf und die große Entfernung zwischen den Augen — Kopf wie ein Tiger und die Farbe eines Damhirsches. Ich konnte nur gerade lange genug bleiben um das zu erkennen und wurde wieder heraufgezogen. Spät wie es war und beinahe erschöpft vor Müdigkeit hatten wir nur wenig Zeit zum Unterhandeln. Es gab da bloß einen Plan. Zwei mußten mit einem Gewehr hinunter gelassen werden — einer es zu halten, und der andere zu zielen und abzudrücken.

William und ich giengen zusammen hinunter, unser Gewicht zum Theil durch die brunnenartigen Wände der Oeffnung unterstützt, zum Theil dadurch daß Henry uns bei den Hosen hielt. Ich mußte die Flinte mit der obern Seite nach unten halten und unterhalb zielen, da ich auf dem Kopfe stand. Alles dieß gieng schneller von statten als ich es erzählen kann, da es unmöglich war diese Stellung lange auszuhalten. Es gelang uns die Flinte in die ordentliche Richtung zu bringen.

„Ein bischen höher, ein bischen mehr nach rechts. Noch ein bischen höher! Druck!" Das Echo der Höhle machte daß der Schuß wie der einer Kanone klang.

Wir blieben nicht länger unten als wir mußten, nachdem wir gefeuert hatten. Henry zog kräftig, und uns mit den Händen helfend, waren wir bald oben. Für ein Weilchen konnten wir hören wie der Panther in seinem Blut zappelte. Wir ließen einen Hund hinunter. Keine Bärin folgte. Dann wurde ich hinuntergelassen. Ich sah daß das Wild verendet war. Ich kroch so weit als ich konnte — eine Felsenbarrière versperrte meinen Weg. Ueber diese reichte ich meinen Arm und kam mit meinem Zeigefinger in seinen Rachen, konnte ihn aber nicht bewegen.

Wieder hinaufgezogen, nahm ich meinen Tomahawk und hieb einige Stücke Holz zurecht um den Schnee fortzuräumen. Nachdem das geschehen war, gelang es uns einen Platz zu finden wo der Felsen bis zu einem gewissen Grad bewegt werden konnte. Eine Stange mit einem Haken am Ende wurde hergerichtet. Diesen gelang es uns in seinem Hinterbein zu befestigen, und so zogen wir ihn heraus.

Es zeigte sich daß es ein Panther von ganz ungeheurer Größe war, neun Fuß und einen Zoll von der Nase bis zur Schwanzspitze, fett und sehr schwer. Spät wie es war, todtmüde und weit von Hause, mußten wir doch ihn mitnehmen. Versuchten es ihn aufzuladen, mußten es aber aufgeben. Wir zogen ihm also das Fell ab nebst Scalp und Klauen, und hiengen den Rumpf an einen Baum.

Henry sagte, er habe den kleinen Panther durch die Felsen unten entwischen sehen.

Digitized by Google

Den folgenden Frühling kam ein Regierungsmensch her und sagte, er wolle mir fünf Dollars geben wenn ich ihm das Skelett des Panthers zeigen könne. Wir giengen. Er fand alle Knochen, that sie in einen Sack und nahm sie mit. Und das ist das Ende meiner Pantherjagd.

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

1. La Sainte Baume bei Marseille.

Nahe bei Marseille, unmittelbar hinter dem Dörfchen Nons, liegt ein ziemlich hoher Berg, auf dessen Scheitel die Ruinen eines alten Schlosses stehen. Vor ihm und hoch über ihm dehnt sich ein ungeheurer Felsblock der unter dem Namen La Sainte Baume bekannt ist. Baume ist aber ein alt französisches Wort und bedeutet eine Berghöhle, wir haben es also hier mit einer „heiligen Berghöhle" zu thun.

Jene Felsen erheben sich in einer schwindelerregenden Höhe, und sind vielfach bald mit schmaleren Ritzen, bald breiteren und tiefen Spalten und Schluchten durchfurcht, und gewähren einen seltsamen Anblick.

Auf einer Seite jenes ungeheuern Felsblockes ist eine geräumige und tiefe Höhle in welche nur selten und höchst spärlich ein Sonnenstrahl dringt — die Hälfte des Jahres umhüllen sie dichte Nebel — unaufhörlich hört man das eintönige Herabträufeln des Regens und Schneewassers, und Tag und Nacht herrscht oft eine recht empfindliche Kälte selbst mitten im Sommer darin.

Am Eingang der Höhle steht ein großes Kreuz von Stein, an dessen Fuß eine menschliche leblose Gestalt liegt. Ungewiß ob es ein Todter ist oder nur ein Schlafender, treten wir leise näher — es ist ein Weib — sie hat einen Todtenkopf in der Hand, den sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtet — sie betet — doch nein, das trügerische Halbdunkel hat uns getäuscht und die unvergleichliche Kunst des Bildhauers; es ist eine büßende Magdalena, eine herrliche Statue von Le Pujet, von der Länge der Zeit und den Einflüssen der Witterung auffallend gebleicht, was die stattfindende Täuschung ungemein erhöht.

Wir treten nun in die untere Grotte, wohin eine Treppe führt, — wir befinden uns plötzlich in einer Nachbildung des heiligen Grabes, ein schauerlicher Aufenthalt, in welchen von oben herab nur spärlich ein blasser Lichtstrahl fällt, doch sehen wir an der Wand eine vertieft gearbeitete Darstellung wie der heilige Maximin der heiligen Magdalena das Abendmahl reicht.

Im Hintergrunde dieser Grotte steht ein der heiligen Jungfrau geweihter Altar, ihm zur Seite ist ein kleines Bassin, gefüllt mit Wasser das beständig von den Wänden der Höhle herabtropft; es ist immer frisch und hell und wird als ungemein heilsam von den Landleuten nahe und ferne verehrt und vielfach getrunken, auch in Flaschen und Krügen mitgenommen, ohne daß bei dem täglich stattfindenden starken Gebrauche sich eine Abnahme zeigt.

Wenn man die Höhle wieder verlassen hat, befindet man sich auf einem ebenen Platze in dessen Hintergrund ein freundliches Haus steht, es ist die Wohnung des Pfarrers. Auf dieser Stelle war früher das alte Dominikaner-Kloster.

Man geht an dem Pfarrhause vorbei und ersteigt mühsam die Spitze des Felsens auf einem schmalen gefahrvollen Fußsteig, durch das dünne Gestrüppe der dort befindlichen grünen Hecken sieht man hinab in die Tiefe und ergötzt sich an der überraschenden Aussicht in ein lachendes Thal voller entzückender Abwechselung.

Nach einigen Schritten zur andern Seite zeigt uns der Führer die sogenannte Eiergrotte, in welche man durch drei Spalten des Felsens vermittelst einer Leiter und eines Seiles zum Schutze vor dem auf beiden Seiten gähnenden Abgrunde hinabsteigen kann. Sie hat ihren Namen von der eirunden Gestalt der sie bildenden Felsen erhalten. Die Mühe des Einsteigens lohnen die herrlichen bei dem Scheine der Fackeln, welche man nöthig hat, funkelnden Krystallisationen.

Ganz oben auf der höchsten Spitze des Felsens steht eine Capelle, sie ist dem heiligen Pilon geweiht. Eine in Stein ausgehauene Bildsäule des Heiligen steht auf einem Pfeiler (pilier), und hat wohl dieser davon seinen Namen, welcher anderswo nicht anzutreffen ist. Zur Zeit der Revolution, als die Heiligen abgeschafft waren, diente der Pfeiler als Leuchtthurm.

Die Gläubigen verehren in Sainte Baume die heilige Magdalena, und die nahe und ferne Umgegend feiert hier viele Feste, und eine große Anzahl Weihegeschenke schmückt die Wände der Höhlen. Die noch heutzutage in den Erinnerungen der Provençalen treu bewahrte Legende erzählt folgendes über den Ursprung von Sainte Baume, wobei man sich auf eine alte Inschrift bezieht, welche früher in der äußeren Höhle aufgehängt war.

„Die heilige Magdalena von Bethanien, die Schwester des Lazarus, wurde nach der wunderbaren Himmelfahrt Christi mit ihrem Bruder Lazarus, ihrer Schwester Martha und andern Unglücklichen — entgegen der heiligen Schrift, nach welcher sie in Ephesus gestorben ist — auf einem alten von allem Nöthigen entblößten Fahrzeuge den Meereswogen preisgegeben. Aber Christus führte das Schifflein über die Wellen des stürmischen Meeres nach Marseille in die Provence, wo die Geretteten das Wort Gottes verkündeten und ausbreiteten."

„Nach einiger Zeit zog sich die heilige Magdalena in eine große Einöde zurück, und führte da ein beschauliches Leben dreiunddreißig Jahre lang unter fortwährenden strengen Bußübungen. Nach ihrem Tode wurde sie in der Nähe begraben, ihr Leichnam aber nach langem Suchen von Karl von Aragonien, König von Jerusalem und Sicilien, Graf von Provence, zwei Jahrhunderte nachher aufgefunden."

Digitized by Google

Seitdem ist die Höhle der heiligen Magdalena ein berühmter Wallfahrtsort, der selbst von Fürsten und regierenden Herren vielfach besucht und auf mannichfache Weise geehrt wurde, so z. B. von Karl II, Fürsten von Salerno, welcher auf einer der Felsenspitzen ein Haus für fromme Einsiedler erbauen ließ. Auch Karl VI, Franz I, Heinrich IV, Ludwig XIV und viele andere Fürsten, Cardinäle, Bischöfe u. s. w. ließen bei ihren Besuchen Beweise ihrer Frömmigkeit und Freigebigkeit zurück.

Unter diesen Weihgeschenken zeichnet sich ein Altar von weißem Marmor aus, welcher sich in der Haupthöhle, vor welcher die Bildsäule der Heiligen liegt, mitten in einer kleinen Capelle von eben solchem Marmor befindet. Ludwig XI ließ diese Capelle erbauen, welche auch zu beiden Seiten seine Statue und die seiner Gemahlin Charlotte von Savoyen nebst dem Wappen der Familien Lesdiguiere und Crequi enthält.

Am Eingang der untern Höhle stehen die Bildsäulen Franz I und seiner Gemahlin Claudia und eine Menge Blumen, Kronen, Rosenkränze, Crucifixe, Schmuck junger Mädchen und Frauen, und Haarlocken von Kindern in Folge des frommen Glaubens der Hülfesuchenden — denn der Einfluß der Heiligen wird allgemein für sehr wirksam gehalten.

Eine auffallende Merkwürdigkeit bilden einige Dutzend Blumengewinde, welche an den dunklen Wänden dieser grotesken Felsen mit Anwendung eines Vergrößerungsglases ausgearbeitet und natürlich nur bei Fackelschein zu sehen sind. Sie stammen aus dem vorigen Jahrhundert.

Die Sage nennt den Bischof Maximin von Aix, welcher gleich nach dem Tode der heiligen Magdalena die Höhle, in welcher sie gelebt, zu einer Capelle eingerichtet habe. Im Jahr 1079 übernahmen die Benedictiner die Besorgung und den Schutz von La Sainte Baume, — im Jahr 1220 baute der obengenannte Karl II, Fürst von Salerno und Graf von Provence, den Dominikanern auf dem geheiligten Felsen ein Kloster, welches im Jahr 1815 einging, — doch stellte Ludwig XVIII im Jahr 1821 durch zwei Ordonnanzen das alte Kloster wieder her, wie es heute noch besteht.

Die Gebeine der Heiligen werden vereinigt mit denen des Lazarus, der Martha und der Sidonia in der Kirche Saint Maximin gezeigt, zu welcher ein äußerst romantischer Weg durch einen dichten Wald führt. Die Gläubigen erblicken da mit besonderer Ehrfurcht den unversehrten Theil der Stirne Magdalenens, welchen Christus berührte als er ihr erschien.

Die hohen weiten Hallen der Kirche stehen heutigen Tages leer — es wird kein Gottesdienst mehr darin gehalten — doch geben die Bewohner der Umgegend die Hoffnung nicht auf daß es wieder besser werden könne.

Die Prüfung der freien Arbeit im britischen Westindien.

(Aus dem Economist.)

II.

Uebergehend zu den leewärts liegenden Inseln, schildert Hr. Sewell Antigua, die sich unter den westindischen Colonien dadurch auszeichnet daß sie die erste war welche sich von der Sklaverei befreite. „Sie weigerte sich an die Vorzüge der Lehrlingschaft, oder an die Lehre zu glauben daß ihre Leibeigenen eines Purgatoriums bedürften zur Vorbereitung auf die Freiheit. Wenn sie freigelassen werden mußten, warum sollten sie dann nicht auf einmal aller der Vexationen und Leiden überhoben werden die ein elender Zwischenzustand, der als Probezeit dienen sollte, ihnen bereitete? So argumentirte man auf Antigua, und im Jahr 1834 ward diese Insel eine vollkommen freie Colonie.“ Und sie hat keinen Grund dieses Verfahren zu bedauern. „Trotz einer unbedeutenden Bodenfläche, einem keineswegs übermäßig reichen Boden, und einem zu sehr der Trockniß unterworfenen Klima um die Zuckercultur zu einem besonders gewinnreichen Geschäft zu machen, hat Antigua eine hervorragende Stellung unter den westindischen Colonien zu behaupten gewußt.“

Hr. Sewell ist der Ansicht daß unter dem Volke von Antigua mehr allgemeiner Verstand herrsche als unter den farbigen Classen irgendeiner andern von ihm besuchten westindischen Colonie. „Die Bemühungen zur Erziehung der Massen sind auf dieser Insel ausdauernder und besser geleitet gewesen als in andern Eilanden,“ und die Erziehung scheint die Moralität beträchtlich gehoben zu haben. „Heirathen sind viel häufiger als sie zu seyn pflegten,“ die Zahl der unehelichen Geburten beträgt durchschnittlich 53 Proc., während sie auf einigen andern Inseln 70 Proc. überschreitet. Das Gedeihen der Insel ist nicht ohne seine Schattenseiten, allein diese scheinen von einer Art zu seyn daß sie sich verhindern lassen. Hr. Sewell widmet ein Capitel den kleinern unter der Herrschaft des Leeward Government stehenden Colonien, nämlich Dominica, Nevis, Montserrat, St. Kitts und den britischen Jungfrau-Inseln. „In allen diesen Colonien,“ sagt er, „ist die Lage des freien Bauern unendlich besser als die des Sklaven.“

„Alle diese Inseln haben eine Ausfuhr geringerer Artikel welche vor zwanzig Jahren noch nicht gebaut wurden, und die bei der Schätzung der Industrie der Völker oft höchst ungerecht übersehen werden. Doch selbst beim Zucker halten die Ausfuhren aus den leewärts liegenden Colonien einen günstigen Vergleich mit ihren Ausfuhren in den glücklichsten Tagen der Vergangenheit aus, wie folgende Uebersicht zur Genüge darthut:

Digitized by Google

Vergleichende Ueberſicht der Zuckerausfuhr, in in Pfunden, aus den leewärts liegenden Inſeln.

Inſeln.	Jährlicher Durchſchnitt von 1820 bis 1832.	Ausfuhren im Jahr 1858.
Antigua . . .	20,580,000	26,174,000
Dominica . . .	6,000,000	6,263,000
Nevis	5,000,000	4,400,000
Montſerrat . . .	1,840,000	1,308,000
St. Kitts . . .	12,000,000	10,000,000
Geſammtſumme	45,420,000	48,145,000

Die Einfuhren derſelben Inſeln zeigen einen noch auffallenderen Gegenſatz:

Vergleichende Ueberſicht der Einfuhren nach den leewärts liegenden Inſeln in Pfd. St.

Inſeln.	Jährlicher Durchſchnitt. Werth von 1820—1832.	Werth d. Einfuhren. im Jahr 1858.
Antigua	130,000	266,364
Dominica . . .	62,000	84,906
Nevis	28,000	36,721
Montſerrat . . .	18,000	17,844
St. Kitts . . .	60,000	109,000
Geſammtſumme	298,000	514,835.

Ueberſchuß der Zuckerausfuhr bei freier Arbeit 2,725,000 Pfund.
Ueberſchuß der Einfuhren bei freier Arbeit 216,835 Pf. St.

Die letzte Inſel welche Hr. Sewell beſuchte war Jamaica, der er die zweite Hälfte ſeines Buches widmet. In Kingston landend, machte das verfallene, ſchmutzige, von bitterſter Armuth zeugende Ausſehen der Stadt und ihrer Bewohner den widerwärtigſten Eindruck auf ihn. Er unternahm eine Wanderung durch die Inſel, deren Landbezirke er ganz anders fand als die Hauptſtadt. Von dieſer Wanderung erzählt er ziemlich ausführlich; was er ſagt, iſt leſenswerth, und beſonders anziehend iſt die Schilderung welche er von der weſtlichen Hälfte der Inſel, mit ihren Bergen, Thälern, Landgütern und Dörfern, entwirft. Hauptſächlich intereſſant ſind ſeine Bemerkungen über die farbige Bevölkerung, von deren Charakter und Fortſchritten er ſehr günſtig ſpricht. „Dieſe Leute," ſagt er, „welche behäbig und unabhängig leben, ihre eigenen Häuſer und eigenen Viehſtand haben, Steuern zahlen, an den Wahlen theilnehmen und Kirchen bauen, ſind dieſelben Menſchen welche wir als Faullenzer, unnütze, der Arbeit hartnäckig widerſtrebende Burſche, die lieber von einer Orange und einer Banane leben als ihr tägliches Brod verdienen wollen, ſchildern gehört haben." Auf dieſen Vorwurf der Faulheit den man den freien Negern macht, kommt Hr. Sewell in ſeinem Buche ſehr häufig zurück, und ſeine Nachforſchungen waren großentheils auf dieſen ſpeciellen Punkt gerichtet. Die Beweiſe die er für die Falſchheit der Anklage anführt ſind überwältigend, und bezüglich Jamaica's eben ſo vollſtändig wie hinſichtlich der andern Inſeln. Wir wollen einige der belangreicheren Thatſachen hier anführen:

„Die letzten Blaubuch-Berichte geben die Zahl der im Ackerbau beſchäftigten männlichen und weiblichen Perſonen auf 187,000 an — mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Inſeln — was an ſich ſelbſt ſchon die Unrichtigkeit der Behauptung beweist daß das Volk der Bearbeitung des Bodens abgeneigt ſey; wenn aber als fernere Thatſache angeführt wird daß von dieſer Zahl ſich 50,000 Menſchen, mit ihren Familien, zu Grundeigenthümern emporgeſchwungen haben, ſo ſpricht dieſer einzige Umſtand mehr als ganze Bände, nicht bloß zu ihren Gunſten, ſondern zu Gunſten allgemeiner Intelligenz und eines heilſamen Fortſchritts..... Ich will nun den geſellſchaftlichen Zuſtand eines Jamaica-Bauern, wie man ihn durchſchnittlich findet, eines Menſchen der einen oder zwei Morgen Landes beſitzt, obgleich ich glaube daß die Mehrzahl Eigenthümer von fünf und ſechs Morgen ſind, zu ſchildern verſuchen. Sie bauen Lebensmittel für ſich und ihre Familien, ſowie für den Markt des Dorfes; ſie pflanzen ferner zum Verkauf Kaffee, Piment, Pfeilwurz, Obſt, Gemüſe und zuweilen Zuckerrohr; ſie haben ihre Pferde und ihren Viehſtand, und ſind von täglicher Lohnarbeit ungefähr ſo unabhängig als dieß eine Bauerſchaft überhaupt ſeyn kann. Doch gibt es viele unter ihnen die auf den Landgütern ſo viel arbeiten als ſie an der Arbeit auf ihrem eigenen Grundbeſitz Zeit erſparen können. Dieß iſt eine vorübergehende Arbeit, von der wir nicht erwarten können daß der Pflanzer damit zufrieden iſt, denn ſie iſt für deſſen Zwecke unzureichend; allein es iſt eine Arbeit die kein nachtheiliges Licht auf die Leute wirft, und keinen Rechtfertigungsgrund für die Klagen bildet welche man böslicher Weiſe gegen die Farbigen erhoben hat."

Was den Sittenzuſtand der farbigen Claſſen betrifft, ſo meint Hr. Sewell: die Zügelloſigkeit welche in weitem Umfang in allen emancipirten Inſeln herrſche, dürfe „diejenigen nicht entmuthigen, oder in Erſtaunen ſetzen, die einen Begriff von der Sittenloſigkeit haben welche durch Sklaverei nicht bloß erzeugt, ſondern erzwungen werde." In Jamaica ſind die Heirathen jetzt viel häufiger als früher, und „geduldige Nachforſchung wird darthun daß das Vorherrſchen geſellſchaftlichen Laſters nur ein Beweis davon iſt daß die Inſel noch zu kurze Zeit aus einem Zuſtande wirklicher Barbarei herausgetreten, und daß man ſehr wenig für die Sittigung und Erziehung eines willigen Volks gethan hat." „Die Politik des Pflanzers," ſagt er uns anderswo, „iſt die geweſen das Volk ununterrichtet zu erhalten, die Regierung aber hat das Erziehungsweſen niemals beſonders angefeuert und hat noch viel weniger ſeine Förderung durchgeſetzt." Es iſt daher nicht zu verwundern daß die Civiliſation der Neger auf Jamaica noch eine ſehr rohe Form trägt. Die Bauern „haben nicht den entfernteſten Begriff von Oekonomie in der Arbeit. Ihre Werkzeuge ſind von der urzeitlichſten Art," und „bei allem was ſie pflanzen, darf man annehmen daß ſie fünfmal ſo viel verwüſten als ſie ernten." Kein freundlich geſinnter Anſiedler iſt je von auswärts unter ihnen erſchienen, um ihre Anſtrengungen dadurch zu reizen daß er ihnen zeigte was die Wiſſenſchaft in andern Ländern zu Stande gebracht. „Sie ſind ohne alle Erziehung." Allein ſie ſind „eine friedliche, dem Geſetz zugethane Bauernſchaft," auffallend mäßig, obgleich

Digitized by Google

„man ſich den auf der Inſel bereiteten Branntwein um einen ſehr geringfügigen Koſtenbetrag verſchaffen kann," höflich, freundlich und voll ſprudelnden Lebens. „Jeder Mann, jedes Weib, jedes Kind, denen ihr auf der Straße begegnet — ich ſpreche ausſchließlich von den Bauern — ruft euch ein herzliches „Guten Morgen, Maſſa!" und einen achtungsvollen Gruß zu." Sie wohnen gern dem öffentlichen Gottesdienſt bei, und in der beſſern Claſſe der Hütten fand Hr. Sewell „unvermeidlich Bücher — ſtets die Bibel, und nicht unhäufig die gewichtigen Werke eines William Wilberforce, des weſtindiſchen Halbgottes."

Dieſe Emancipation hat ſonach den Negern unberechenbaren Nutzen gebracht, wie Hr. Sewell aufs ausführlichſte zeigt; welche Folgen aber hat ſie für die Pflanzer gehabt? Natürlicherweiſe hat ſie dazu beigetragen die Menge nutzbarer Arbeit für die Landgüter zu vermindern; Hr. Sewell glaubt aber, dieſes Reſultat ſey in hohem Grade durch die Illiberalität und Strenge der Pflanzer ſelbſt beſchleunigt worden, welche die neue Ordnung der Dinge nie herzlich annahmen. Die Neger hängen an den Gütern auf denen ſie geboren ſind, und verlaſſen ſie nie gern, ſelbſt nicht wenn ſich ihnen beſſere Ausſichten zeigen; allein Jahre lang nach der Emancipation verfolgten die Pflanzer eine Zwangspolitik, welche die Neger, einfacher Selbſtvertheidigung wegen, zwang den Pflanzerdienſt zu verlaſſen." Dieß aber iſt, Hrn. Sewell zufolge, nicht die einzige Urſache des Verfalls der Jamaica-Pflanzer geweſen, denn ſchon vor der Abſchaffung des Sklavenhandels hatten ſie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Im Jahr 1792 „berichtete das Repräſentanten-Haus von Jamaica daß innerhalb zwanzig Jahren 177 Landgüter ſchuldenhalber verkauft worden ſeyen. Später berichtete dieſelbe Körperſchaft daß in den fünf der Abſchaffung des Sklavenhandels vorausgegangenen Jahren 65 Landgüter aufgegeben worden ſeyen." „Als die damaligen Pflanzer Bittſchriften zu Gunſten des Sklavenhandels an das Parlament einſandten, ſtützten ſie ihre Gründe wegen Abhülfe auf die Koſten des Sklavenſyſtems, welches ſie, ohne eine beſtändige Zufuhr friſcher Arbeit, hindere mit denjenigen Colonien und Ländern zu concurriren in welchen der afrikaniſche Sklavenhandel nicht abgeſchafft worden ſey." Als aber die britiſche Regierung ihren Entſchluß ankündigte die Sklaverei gänzlich abzuſchaffen, wandten ſich die Pflanzer dem entgegengeſetzten Argument zu, und ſuchten die Wohlfeilheit der Sklavenarbeit im Vergleich zur freien Arbeit zu beweiſen. Die Emancipation, ſagten ſie, würde ſie zu Grunde richten. Allein ſie waren bereits im Verfall. „Neun unter zehn Pflanzungen waren zur Zeit der Emancipation weit über ihren Werth verpfändet." Es iſt daher klar daß die Emancipation den Ruin nicht verſchuldete welcher über ſo viele Pflanzer Jamaica's hereinbrach, daß er vielmehr und thatſächlich aus andern Urſachen herrührte, von denen die einen ihren Grund in den Handelsverhältniſſen hatten, andere nothwendigerweiſe aus den Uebeln der Sklaverei, und wieder andere aus den Thorheiten und Fehlern der Pflanzer ſelbſt, beſonders aus ihrer Sorgloſigkeit und ihrer ſyſtematiſchen Abweſenheit von ihren Gütern, entſprangen. Allein eine neue Claſſe anſäſſiger Pflanzer, ſagt Hr. Sewell, iſt innerhalb der letzten zehn Jahre in Jamaica aufgetreten. „Sie bearbeiten ihre Güter mit Umſicht und Wirthſchaftlichkeit, obgleich ſie der Vortheile ermangeln welche die neuere Wiſſenſchaft den amerikaniſchen und cubaniſchen Grundbeſitzern gegeben hat . . . Viele Jamaica-Pflanzer die auf ihre eigenen Geſchäfte ein wachſames Auge halten, haben ihre Güter ſchuldenfrei gemacht, und ſchaffen ſich ſelbſt jetzt noch hübſche Vermögen. Seit 1853 ſind eben ſo viele Pflanzungen wieder in Thätigkeit geſetzt als aufgegeben worden."

Indem Hr. Sewell einerſeits zeigt daß die alte Klage der Pflanzer, der freie Neger wolle nicht arbeiten, eitel Verleumdung ſey, gibt er andererſeits doch zu daß man nur mit großer Mühe ſo viel Arbeit ſich verſchaffen könne als der Anbau der Zuckerpflanzungen erfordere. Er zeigt ferner daß dieſer Mangel in hohem Maß ebenfalls von den Fehlern der Pflanzer herrühre; allein wo immer die Urſache desſelben liegen mag, es muß ihm abgeholfen werden, und Hr. Sewell wünſcht daß dieß durch Kuli-Einwanderung geſchehe. Er erwähnt des jamaicaniſchen Einwanderungsgeſetzes, das im weſentlichen dem von Trinidad ähnlich iſt, und der Gründe die man gegen dasſelbe erhoben hat. Er zeigt daß, während der große Widerſtand welchen die engliſchen Philanthropen der Bill leiſteten, hauptſächlich durch ihr ſehr natürliches Mißtrauen gegen die Jamaica-Pflanzer veranlaßt wurde, dieſelben ſich in völligem Irrthum befanden über einige der wichtigſten Punkte des Plans — eines Plans der ſich „unter keinerlei Umſtänden als ein Triumph des Pflanzerei-Intereſſes," ſondern eher als ein Sieg der Anti-Sklaverei-Partei von Jamaica betrachten läßt, deren Anſichten die Pflanzer anzunehmen gezwungen worden." Und nicht nur um des Pflanzerei-Intereſſes willen empfiehlt unſer Verfaſſer Einwanderung, ſondern als ein Mittel zur Entwicklung der reichen Hülfsquellen Jamaica's, das nicht nur „eine Bevölkerung von 350,000 Seelen ernährt, ſondern mit Leichtigkeit eine Bevölkerung von 4,000,000 ernähren könnte." Auch dringt er nicht bloß auf die Einwanderung von Arbeitern allein. „Die Inſel bedarf der Anſiedler und Bauern aus Europa und Amerika, die durch ihr Beiſpiel die träge Thatkraft der creoliſchen Bauerſchaft aufſtacheln . . . . und die Mittelclaſſen Jamaica's weit über den Stand ihrer gegenwärtigen Civiliſation erheben werden. „Wenn die gegenwärtigen Grundbeſitzer Jamaica's ungeeignet ſind zu dem Regenerationswerke, ſo werden andere es aufnehmen, und es bis zur äußerſten Gränze der Vollendung führen."

Digitized by Google

Das Leben in Albany vor hundert Jahren.

(Aus Lossing's „Life and Times of Philipp Schuyler.“)

Während der jüngern Jahre Philipp Schuylers war die Lebensweise in Albany — der jetzigen Hauptstadt des Staates New-York — noch mehr holländisch als in New-York; sie war noch nicht verdorben durch die Anwesenheit von Truppen und durch die allgemeine Einführung erkünstelter Sitten und extravaganter Gewohnheiten. Im Lauf eines Jahrhunderts hatte sich dieser alte Platz allmählich von einem bloßen Handelsposten zu einer für die damaligen Verhältnisse ganz ansehnlichen Stadt von 350 Häusern ausgedehnt, die ihren Mayor, ihren Recorder, ihre Aldermen und ihre Repräsentanten in der Colonial-Gesetzgebung hatte. Sie besaß zwei Kirchen; in einer derselben wurde englisch, in der andern holländisch gepredigt. An Größe und Reichthum folgte Albany unmittelbar hinter New-York, welches damals achtmal so viel Häuser zählte, und dessen gemischte Handelsbevölkerung rasch an Reichthum und Wichtigkeit zunahm.

Die Häuser in Albany waren von innen und von außen sehr sauber. Sie waren meist von Bruchsteinen oder von Ziegeln gebaut und mit weißen Schindeln oder mit Dachpfannen aus Holland gedeckt. Die meisten derselben hatten der Straße zugewandte Giebel und Dachrinnen, welche auf die Trottoirs mündeten. „Diese Rinnen,“ sagt der schwedische Naturforscher Kalm, welcher Albany im Jahr 1748 besuchte, „mögen ganz gut seyn, um die Häuser gegen den Regen zu schützen; aber für die Leute auf den Straßen sind sie sehr unangenehm, da man kaum im Stand ist dem Wasser das aus den Rinnen strömt aus dem Wege zu gehen. Bei starkem Regen war es deßhalb auch fast unmöglich die Straßen zu passiren.

Diese Straßen waren breit, einige derselben gepflastert und mit schattigen Bäumen eingefaßt. Im Verhältniß zur Einwohnerzahl nahm die Stadt einen sehr großen Platz ein. Jedes Haus hatte hinten seinen Garten und seinen Grasplatz, welcher Früchte und Gemüse in Hülle und Fülle gab. Vor jeder Thür war ein Baum gepflanzt, der in manchen Fällen ein besonderes Interesse bot als Zeichen der Erinnerung an die Geburt eines geliebten Mitgliedes der Familie. Manche dieser Bäume, unter denen alle Arten die in diesem Klima fortkommen vertreten waren, hatten schon eine bedeutende Größe erreicht. Sie gaben einen angenehmen Schatten für die Portale oder Vorhäuser, welche etwas höher als die Straße lagen und mit geräumigen Sitzen versehen waren. „Hier saßen,“ sagt Mrs. Grant von Laggan, „an Sommerabenden die Familiengruppen, um die balsamische Dämmerung oder den wunderbar klaren Mondenschein zu genießen. Jede Familie hatte eine Kuh, welche auf der am Ende der Stadt liegenden Gemeindeweide ihre Nahrung fand. Am Abend kehrte die ganze Heerde, unter dem harmonischen Geklingel ihrer Glocken, von selbst durch die breiten grasbewachsenen Straßen nach ihrem wohlbekannten Obdach zurück, um sich unter den Bäumen, vor den Thüren ihrer Eigenthümer, melken zu lassen. Nichts konnte ansprechender seyn für ein einfaches und wohlwollendes Gemüth, als in solcher Weise auf einen Blick alle Bewohner einer Stadt zu sehen, in der es keinen sehr Reichen und keinen sehr Armen, keinen sehr Gelehrten und keinen sehr Unwissenden, keinen fein Gebildeten, aber auch keinen Rohen gab, alle diese Kinder der Natur zu sehen, wie sie in behaglicher Muße oder in geselliger Unterhaltung „die kühle, duftige Dämmerstunde“ genossen, einfach in ihren Gewohnheiten, offen und ungekünstelt in ihren Empfindungen. Sie fanden sich unter den Portalen zusammen je nach Alter und Neigungen. Vor einer Thür versammelten sich junge Frauen, vor der andern die alten Leute, vor der dritten die Mädchen und jungen Bursche, während die Kinder unter den Bäumen spielten, oder bei den Kühen auf den Hauptbestandtheil ihrer frugalen Abendmahlzeit warteten, welche sie gewöhnlich auf den Treppenstufen unter freiem Himmel verzehrten.“

Klatschschwestern, welche üble Nachreden oder müßiges Geschwätz von Haus zu Haus tragen, waren gänzlich unbekannt. Der Verkehr war so frei und offenherzige Freundschaft so vorherrschend, daß es sowohl an Stoff fehlte für solche Geschöpfe, als auch an einem Kreise wo sie ihre Klatschereien hätten anbringen können. Auch die Politiker von Profession, deren Dogmatismus so verletzend ist, störten selten diese geselligen Zusammenkünfte. Noch bis zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts pflegten diese Leute an jedem schönen Nachmittag mit ihren Pfeifen und Stühlen sich im Markthaus zu versammeln, und dort ihre Ansichten über die öffentlichen Angelegenheiten der Colonie und des Staates auszutauschen.

Zu gewissen Zeiten wurde in Albany der Glanz eines Colonialhofes entfaltet. Dieß geschah wenn der Gouverneur der Provinz mit seinem Secretär und anderm Gefolge den Hudson hinauffuhr und die Stadt besuchte, um mit den Häuptlingen und Sachems einer oder mehrerer der sechs Stationen Conferenzen zu halten. Bei solchen Gelegenheiten hielten die Van Rennselaers, die Schuylers, die Wessels, die Ten Broecks, die Lansings, die Staats, die Blenkers, die Ten Eycks und andere der ersten Familien offenes Haus, und die freigebigste Gastfreundschaft herrschte dann. Bälle, Gesellschaften und einfache Unterhaltungen jeder Art, wie sie damals Sitte waren, wechselten ab mit den ernsten Unterhandlungen die mit den stolzen Wilden geführt wurden, solange der Gouverneur in der Stadt war.

Beim Schluß der Jagdzeit kamen die Indianer mit der Beute des Waldes sowie der Seen und Flüsse in großer Zahl herbei. Es gab damals in den britischen Colonien, außer den Ansiedlungen an der Hudson-Bay, keinen einzigen Platz wo den Indianern eine solche Menge von Fellen und Pelzen abgekauft wurde wie in Albany. Die Kaufleute oder ihre Commis brachten den ganzen Sommer in Oswego, am Ontario-See, zu, dem wichtigsten Handelsposten im Indianerlande, und die braunen Jäger und Trapper kamen oft beladen mit Biberfellen, die ihnen selbst oder französischen Händlern gehörten, von den Ufern des St. Lawrence und weiter her, obschon eine schwere Strafe darauf gesetzt war Pelzwerk von

Digitized by Google

Canada nach den englischen Ansiedlungen zu bringen. Dieser Verkehr zwischen kräftiger, nerviger Wildheit, rauh wie die knorrige Eiche, und einer schönen, einfachen Civilisation, unberührt von dem Krebs der Ueppigkeit, übte eine wohlthätige Wechselwirkung aus, indem sie jene milderte und glättete, während sie dieser Kraft und Stärke verlieh.

Ungeachtet der großen socialen Gleichheit in Albany herrschte dort bis gegen den Ausbruch der Revolution ein eigenthümlicher Gebrauch, dessen Charakter etwas exclusiv erscheint. Die Jugend war nämlich in gleichartigen Gesellschaften oder Compagnien geordnet, welche aus einer gleichen Anzahl von beiden Geschlechtern bestanden. Zwischen dem fünften und achten Jahre wurden die Kinder in diese Compagnien aufgenommen und blieben darin bis zum Alter der Reife. Jede Compagnie stand unter der Leitung eines Knaben und eines Mädchens, welche durch Größe oder durch Fähigkeit sich vor den übrigen auszeichneten. Sie kamen häufig zusammen, genossen gemeinschaftlich ihre Vergnügungen, und wuchsen so mit einander auf daß sie sich gegenseitig im Alter der Reife durch und durch kannten. Das Endresultat waren dann gewöhnlich glückliche und passende Ehen. In der Jahreszeit der ersten Blumen giengen sie alle zusammen hinaus um die duftigen Blüthen des Maiapfelstrauches zu pflücken, und im August zogen sie mit einander in die Wälder auf den benachbarten Hügeln um Heidelbeeren einzusammeln, im September oder October um die ergiebigen Trauben des wilden Weinstockes zu schneiden, jedes mit einem leichten Körbchen am Arm, das die geschickten Indianerinnen gemacht hatten. An ihren Geburtstagen war es den Kindern gestattet alle Mitglieder ihrer Compagnie zu bewirthen. Die Aeltern und sonstigen Angehörigen der Familie durften daran nicht Theil nehmen, sie mußten im Gegentheil bei solchen Gelegenheiten ganz und gar aus dem Wege seyn. Die nöthigen Vorbereitungen und Einrichtungen wurden mit Hülfe zuverlässiger Dienstboten getroffen. Auf diese Weise hatte das junge Völkchen die vollkommenste Freiheit, die es denn auch mit vollen Zügen zu genießen wußte. Sie versammelten sich gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags und giengen um neun oder zehn Uhr Abends auseinander. Die Bewirthung bestand in Thee, Chocolade, Fischen und eingemachten Früchten, Nüssen, Kuchen und Cider.

Giengen auch nicht immer Ehen hervor aus diesem Zusammenleben der Jugend in Compagnien, so bildeten sich doch aufrichtige und dauernde Freundschaften. Die Gewohnheit innerhalb dieser Kreise Verbindungen für das Leben zu schließen war übrigens so allgemein, daß es für eine Art von Apostasie angesehen wurde eine Lebensgefährtin außerhalb der Compagnie zu wählen. Die Liebe, welche so in der Atmosphäre der Unschuld und Aufrichtigkeit geboren war und von der Gleichartigkeit der Erziehung, des Denkens, Empfindens und Strebens genährt wurde, verlor selten ihre Lebenskraft, und Unbeständigkeit und Gleichgültigkeit unter Ehepaaren waren etwas so ungewöhnliches daß man fast nie von Ausnahmen von der allgemeinen Regel hörte. Die Ehen wurden gewöhnlich früh geschlossen; die Gatten waren mit einer kräftigen körperlichen und geistigen Gesundheit gesegnet, und die innige Liebe welche sie für ihre Nachkommenschaft fühlten, schlang ein festes Band um sie unter allen Wechselfällen des Lebens. Die Kinder wurden in großer Einfachheit erzogen und blieben fast ganz den Eingebungen ihrer Natur überlassen.

Die Sommervergnügungen der Mädchen und jungen Bursche waren einfach, gesund und fröhlich. Sie bestanden meist in sogenannten Picnics, welche sie entweder auf den schönen Hudsoninseln in der Nähe von Albany, die damals mit Gras, Gebüsch, schlanken Bäumen und Weinreben bedeckt waren, oder in den Wäldern auf den naheliegenden Hügeln aufführten. Wenn die warmen Tage des Frühlings und Frühsommers kamen, brach eine Gesellschaft junger Männer und Mädchen bei Sonnenaufgang in Canoes nach den Inseln oder in leichten Wagen nach „dem Busch" auf, wo sie häufig mit ähnlichen Partien zusammentrafen. Jedes Mädchen, von Kindheit an an Fleiß gewöhnt, hatte seinen Arbeitskorb bei sich, nebst einem Vorrath an Thee, Zucker, Kaffee und andern Materialien zu einem frugalen Frühstück, während die jungen Männer sich mit Rum und trockenen Früchten versehen hatten, um einen kalten Punsch für den Mittag zu bereiten. Zum Mittagessen wurde nichts anderes als Brod und kalte Pastete mitgenommen, die jungen Männer mußten dazu Wild und Fische aus dem Wald und Fluß herbeischaffen, während die Mädchen die nöthigen Vorbereitungen zum Backen und Braten trafen. Nach dem Essen pflegte sich die Gesellschaft paarweis, je nach ihren Neigungen, zu zerstreuen, bisweilen Brüder und Schwestern mit einander, bisweilen innige Freunde oder glühende Liebespaare, und nach allen Richtungen umherzuschweifen, wobei wilde Erdbeeren und andere Sommerfrüchte gesammelt und duftige Waldblumen gepflückt und zu Sträußen und Kränzen gewunden wurden, um die Aeltern damit zu erfreuen. Der Heimweg wurde oft erst nach Sonnenuntergang angetreten.

Wintervergnügungen gab es nicht viele in Albany. An schönen, heitern Tagen war der Hudson von Schlittschuhläufern beider Geschlechter belebt, und die Luft erschallte von fröhlichem Lachen und muntern Gesängen. An hellen Mondabenden konnte man Hunderte von Schlitten sehen, die, mit rothbäckigen Passagieren beladen, Knaben und Mädchen, jungen Männern und Jungfrauen, von dem Rücken des Pinckster Hügels, auf welchem jetzt das Capitol steht, durch die breite, gewundene Straße hinab, an der holländischen Kirche vorbei, bis nach dem Ufer des Flusses kutschirten. Es war eine äußerst belebte Scene, und manche schöne Zuschauerin, fest in warmen Pelz gehüllt, stand bis zehn oder eilf Uhr an der Seite der abschüssigen Schlittenbahn um dem Schauspiel zuzusehen. Abendgesellschaften, die selten über zwölf Personen zählten, waren sehr häufig, dauerten aber niemals lange. Einfache Tänze und mancherlei Spiele bildeten dabei die Unterhaltung. Die jungen Männer brachten zuweilen einen Abend beim fröhlichen Gelag in einem der beiden Wirthshäuser der Stadt zu, und störten dann wohl die Ruhe des Ortes noch in später Stunde durch ihre geräuschvolle Lustig-

Digitized by Google

keit. Eigentliche Trunksucht war jedoch etwas äußerst seltenes, und bei solchen gelegentlichen harmlosen Ausbrüchen der Lustbarkeit wurde ein Auge zugedrückt.

Die Negersklaverei war bei diesen guten Leuten durch Freundlichkeit und gegenseitige Anhänglichkeit so gemildert daß sie wahrhaft patriarchalisch und geradezu als ein Segen für die Neger erschien. Es war ein Muster des Verhältnisses zwischen Herr und Diener, wie es seyn sollte: jeder interessirt für das Wohlseyn und die Zufriedenheit des andern. Sie standen in dem Verhältniß von Freunden zu einander, und die Freiheit des Redens und Handelns, welche zwischen ihnen bestand, paßte eher zu dem Standpunkt vertrauter Gefährten als zu dem von Vorgesetzten und Untergebenen. „Ich habe nirgendwo," sagt ein Zeitgenosse der aus eigener Anschauung spricht, „Fälle von so zarter und edelmüthiger Freundschaft getroffen als die welche hier zwischen den Sklaven und ihren Herren und Herrinnen bestand. Oftmals haben Sklaven bei Jagdzügen oder Handelsexpeditionen zu den Indianern mit der größten Lebensgefahr, und mit einer Anstrengung und Treue die man kaum für glaublich halten sollte, ihre kranken oder verwundeten Herren durch die ödesten Wildnisse fortgeschleppt, und die Herren sind bei ähnlichen Gelegenheiten nicht weniger besorgt gewesen um ihren geringen Freund, der fester an ihnen hieng als ein Bruder, der unter einem Dach mit ihnen großgezogen und oft in einer Wiege mit ihnen gewiegt wurde." Der Einfluß der Negerfrauen war häufig sehr groß in den Familien ihrer Herren, und sie übten bisweilen eine ebenso große Autorität über die Kinder aus als die Eltern selbst.

Fleiß, Häuslichkeit und Mäßigkeit gehörten zu den Cardinaltugenden dieses exemplarischen Gemeinwesens. Die Frauen waren besonders thätig in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten. Jede Familie hatte einen Garten, und nachdem der Boden im Frühjahr mit dem Pflug oder Spaten aufgebrochen war, war der Garten das ausschließliche Gebiet der Frauen, in welches niemals die Hand eines Mannes eingreifen durfte. Alle Gemüse- und Blumenarten die in der Colonie bekannt waren, wurden mit Geschick und Sorgfalt von ihren zarten Händen cultivirt, und es war gar nichts ungewöhnliches an einem warmen Frühlingsmorgen schon vor Sonnenaufgang die Herrin des Hauses, in einfachem Kleide, den Kopf mit einem schattigen Helgolander bedeckt, einen kleinen Indianerkorb mit Sämereien am Arm und eine Hacke oder einen Rechen in der Hand, ihre Gartenarbeit verrichten zu sehen. Den halben Tag und mehr brachten die schönen Gärtnerinnen gewöhnlich bei dieser Arbeit zu. Die Bewegung und Anstrengung, die frische Luft und der Duft der Pflanzen und Blumen gab ihnen Gesundheit und Kraft.

In ihrem Hauswesen waren die Frauen außerordentlich sauber. „Sie stehen früh auf," sagt Kalm, „gehen spät zu Bett und sind fast zu reinlich was die Fußböden betrifft, die sie wenigstens ein paarmal in jeder Woche scheuern." Thee war erst seit kurzem bei ihnen eingeführt, wurde aber allgemein gebraucht, Kaffee hingegen selten. Sie nahmen weder Zucker noch Milch zum Thee, steckten aber ein kleines Stückchen Zucker in den Mund, während sie das Getränk schlürften. Sie frühstückten gewöhnlich um sieben, aßen um zwölf zu Mittag und um sechs zu Abend. Geriebener Käse wurde beim Frühstück und Mittagessen genossen, und in den meisten Häusern stand bei jeder Mahlzeit Milch oder Buttermilch auf dem Tisch. Die wohlhabenden Familien kannten zwar nichts von den mannichfaltigen Leckereien die man auf den Tafeln der New-Yorker sah, genossen aber viel Fische, Fleisch, Geflügel, Eingemachtes, Pasteten, Nüsse, Früchte und verschiedene Weine, besonders wenn sie Freunde und Fremde bewirtheten. Ihre Gastfreundschaft gegen Fremde die es verdienten, war freigebig und ungezwungen, ohne alle Förmlichkeit und Etikette, und sie ließen sich niemals durch ihre Besucher in ihren häuslichen und Geschäftspflichten stören.

Handel und Jagd waren die Hauptgeschäftszweige in Albany. Die jungen Männer begleiteten gewöhnlich die ältern Leute auf langen Handels- und Jagd-Excursionen in das Innere des Landes, bis sie das heirathsfähige Alter erreichten oder sich zu verehelichen beschlossen. Dann begann der Knabe, wie sie alle bis nach ihrer Verheirathung genannt wurden, über die neuen Pflichten die er zu übernehmen im Begriff stand nachzudenken. Von seinem Vater erhielt er eine Ausrüstung die in vierzig bis fünfzig Dollars, einem Neger und einem Canoe bestand, und brach dann nach den Wildnissen des Nordens und Westens auf, in einem Aufzug, ähnlich dem der Söhne des Waldes. An Waaren nahm er auf seiner Expedition mit: wollene Decken, Flinten, Pulver, Blei, Rum und allerlei Tand und Flitter, wie es dem Geschmack und den Bedürfnissen der Indianer entsprach. Sein Proviant bestand aus gedörrtem Rindfleisch und Mais; weitere Lebensmittel für den täglichen Bedarf mußte ihm seine Flinte und seine Fischangel verschaffen. Er schlief unter freiem Himmel in den Tiefen der Wälder, wo Bären, Wölfe und Panther in großer Zahl hausten, oder auch inmitten von Sümpfen und Mooren, wo giftige Schlangen sein Leben bedrohten.

Meist waren diese Expeditionen von Erfolg gekrönt, und der Händler kehrte mit reichem Gewinn zurück, welcher die Eltern seiner Geliebten befriedigte und die Grundlage seines Glückes wurde. Sein Aeußeres und sein Charakter hatte eine wesentliche Veränderung erfahren. „Es ist unbegreiflich," sagt Mrs. Grant, „wie auch nur eine einzige Saison, auf diese Weise verbracht, den Geist zur Reife bringt, und das ganze Aussehen, ja sogar den Charakter der Züge dieser Halbwilden — denn so erscheinen sie, wenn sie von ihren Freunden in den Wäldern zurückkommen — verändert. Stolz, ruhig und gesetzt, sind sie Herren über sich selbst und unabhängig von andern. Durch diese Aehnlichkeit mit den Indianern haben sie in keiner Weise verloren. Man muß die Indianer gesehen und kennen gelernt haben, um sich einen Begriff davon machen zu können was für ein edles Geschöpf der Mensch ist so lange seine Natur rein und unverfälscht bleibt. Die Freude welche die Rückkehr dieser jungen Männer hervorrief, entsprach der Besorgniß welche ihre gefährliche Reise erregt hatte. Oft fand die Vereinigung der Liebenden sogleich statt, bevor die zweite Expedition unternommen wurde. Die Vorsichtigeren

Digitized by Google

jedoch giengen im Winter nach New-York, setzten dort ihr Pelzwerk ab, kauften einen größern Vorrath von Indianerwaaren, einen zweiten Sklaven und ein zweites Canoe. Im folgenden Jahr legten sie den Ertrag ihrer Unternehmungen in Mehl und Victualien an, den Stapelproducten der Provinz, verkauften dieselben auf den Bermuda-Inseln, kauften sich dort einen jener schnellsegelnden Ceder-Schoner welche diese Insulaner so vortrefflich zu bauen verstehen, und fuhren nach den westindischen Inseln, um mit einer Ladung Rum, Zucker und Molasses zurückzukehren. Hatten sie dieß erreicht, so wurden sie als gereifte Männer, als thätige und nützliche Mitglieder der Gesellschaft angesehen. Gewöhnlich hatten sie um diese Zeit das einundzwanzigste oder höchstens das zweiundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt. Sie heiratheten jetzt, wenn sie nicht, was häufig der Fall war, schon früher geheirathet hatten, und richteten sich einen eigenen Hausstand ein. Entweder behielten sie dann ihren Schoner, befrachteten ihn mit Producten, und fuhren dann den ganzen Sommer hindurch den Hudson auf und ab um die Waaren, welche sie bekommen hatten, im Laufe des Winters an entfernte Ansiedler wieder gegen Producte auszutauschen, oder sie verkauften das Schiff, handelten europäische Güter ein und legten ein Ladengeschäft an, oder endlich sie ließen sich im Lande nieder und wurden so gute und fleißige Ackerbauer als wenn sie nie ein anderes Geschäft betrieben hätten."

Frühe Seefahrten deutscher Schiffer auf den großen oceanischen Weltstraßen.

Von J. G. Kohl.

Die Umstände unter denen sich transoceanische Länder den verschiedenen Völkern Europa's zuerst erschlossen haben, die Veranlassungen zu Fahrten in entlegene Gegenden bieten ein mannichfaltiges Interesse dar. Die ersten Schritte zur Erweiterung der Länderkenntniß wurden oft wider Willen gemacht. Schifffahrt und Handel weichen selten gern und leicht von ihren alten bekannten Routen und Zielen ab. Widrige Winde, Stürme und Unfälle haben sie oft dazu erst zwingen müssen, und haben das Gesäme zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen und Länderverbindungen mit Gewalt und zum Theil zufällig verstreut.

So führten widrige Winde und Stürme die Normänner zur Auffindung Grönlands und Amerika's. So leiteten die Luft- und Wasserströmungen in den Gegenden der Passatwinde die Portugiesen zur Entdeckung Brasiliens. Die Araber hatten ihre „Almagrurim," oder nach der gewöhnlichen Uebersetzung dieses Worts ihre „irrenden Brüder, [1] die in den Ocean hinaussegelten und zu entlegenen Inseln getrieben wurden.

[1] Streng genommen soll das Wort so viel bedeuten als „die in ihren Hoffnungen Betrogenen," und die Almagrurim sollen nicht verirrt oder verschlagen, sondern planmäßig und absichtlich in den Ocean hinausgesegelt seyn.

Auch die deutsche Schifffahrt hat bei ihren ersten Schritten auf dem Ocean ihre „Almagrurim," oder wie es in der alten „Chronica der Kayserlichen Freien Reichs- und Hansen-Stadt" „Bremen von Renner," in welcher davon die Rede ist, heißt, „ihre Versegelten" gehabt.

Diese bislang noch ungedruckte Chronik gibt einen ziemlich umständlichen, und wie es scheint der Erzählung eines Augenzeugen entnommenen Bericht von einer Bremer Handels-Expedition im Jahr 1529, die ursprünglich auf Lissabon gerichtet war, die aber in Folge des Irrthums der Steuerleute, und vermuthlich auch in Folge conträrer Winde und Strömungen, an die Küste von Afrika und zu den canarischen Inseln gebracht wurde.

Authentische und einigermaßen detaillirte Berichte über frühe Seereisen sind überhaupt eine Seltenheit. Finden wir einen aus späterer Zeit, so lassen sich aus ihm die Berichte der frühern Zeit zuweilen vielfach ergänzen oder besser verstehen. Auch tragen solche Berichte nebenher das ihrige zur Beleuchtung mancher andern Zeitverhältnisse bei.

Das Bremer Schiff welches im genannten Jahre unter dem Commando des Capitän „Ratke Van Osten" nach Afrika und nach den canarischen Inseln kam, ist, glaube ich, das erste [1] deutsche Schiff welches wir auf dieser Route nach Ost- und Westindien, wohin später so viele deutsche Schiffe segelten, finden und nachweisen können. Und ein Bericht über den ersten unsichern Schritt deutscher Schifffahrt auf dieser großen Weltstraße hat daher für uns noch ein besonderes patriotisches Interesse. Ein um so größeres, da die Geschichte der transoceanischen deutschen Schifffahrt noch keinen Hakluyt besitzt, der aus allerlei Chroniken, seltenen Büchern, und aus den Staats-, Stadt- und Familienarchiven unseres Landes die Urberichte über merkwürdige Seefahrten gesammelt, gedruckt und codificirt hätte, wie jener Engländer es für die Geschichte der englischen Schifffahrt gethan hat.

Ich glaube daher daß eine getreue Uebersetzung des Capitels jener plattdeutsch geschriebenen Chronik, welches den Bericht über die deutschen „Versegelten" vom Jahr 1529 enthält, den Lesern des Auslandes in mancher Hinsicht interessant seyn wird, und lasse eine solche hier folgen. Das Capitel hat die Ueberschrift:

„Von einem Bremer Schiff, das sich versegelt hatte."

„Im Jahr 1529 segelte Ratke van Osten in einem Schiff, beladen mit Weizen und andern Gütern, und wollte damit nach Lissabon.

Es waren mit ihm etliche Bürger von Bremen, unter ihnen Johan Belmer, Johan Cantor, Hans van Verden, Johan Salman, Johan Meyer und noch mehrere andere, über 16 Mann an der Zahl.

Dieselben hatten keinen guten Steuermann, und kamen ganz und gar aus der Kunde, so daß sie nicht wußten wo sie hin segelten. Darüber wollten sie den Steuermann über

[1] Die fast gleichzeitigen Expeditionen der Augsburger Fuggers gehören kaum der Geschichte der deutschen Schifffahrt an, da die Schiffe zu diesen militärischen Unternehmungen in Spanien ausgerüstet wurden.

Digitized by Google

Bord werfen. Da er ihnen aber zu Füßen fiel und um sein Leben bat, so ließen sie ihn leben.

Der Steuermann meinte nicht anders als daß sie unter Frankreich wären. Da sie aber weiter fuhren und ein gut Stück gesegelt waren, wurden sie eines Landes gewahr, und sahen eine Stadt liegen, und sie waren nach Afrika gekommen, obwohl sie sich dessen nicht bewußt waren, und das Land und die Stadt nicht kannten.

Derhalben sandten sie sechs Männer aus, das Land zu erkunden und zugleich ihren Weizen auszubieten. Dieselben fuhren nach der Stadt, und fanden daß daselbst Christen wohnten, und sie boten ihnen den Weizen an. Dessen waren die Bürger froh; denn es war eine theure Zeit im Land und es galt die Last Weizen hundert Goldgulden. Darum fertigten sie ihre kleinen Schiffe ab um das Bremer Schiff in den Hafen zu bringen. Als die Bremer das sahen daß so viele Schiffe ankamen, meinten sie nicht anders als daß man sie gefangen nehmen wollte, wußten auch nicht was ihren sechs Leuten wiederfahren war.

Daher zogen sie ihre Segel auf und fuhren davon gegen Nordwesten (sic!) längs Numidien, und segelten so in den fünften Tag, bis sie kein frisch Wasser mehr hatten; denn alle ihre Fässer, in denen nasse Waare sich befand, waren von der großen Hitze zersprungen und ausgelaufen. Denn da sie nicht wußten in welchem Lande sie waren, so wußten sie auch nicht wohin sie sich kehren und wenden sollten. Sie liefen also auf Gottes Geleit.

Sie litten großen Durst, so daß, wenn einer von ihnen seinen Urin gelassen und ihn verwahrt hatte, um ihn wieder zu trinken, so kam ein anderer dahinter und trank ihn aus, und darüber stritten und schlugen sie sich.

Als sie nun in solcher Noth waren und es sie nun reuete daß sie sich von der Stadt wegbegeben hatten, hielten sie einen Rath und verließen das Schiff, durchbohrten es, so daß es am Strande sank, begaben sich ans Land und liefen am Ufer hin im Salze, gleichsam als ob sie im Schnee liefen, denn die große Hitze hatte das Meerwasser zu Salz verwandelt.

Sie litten so viel Hitze daß sie oft nackt im Wasser liefen und sich kühlten. Darnach machten sie sich wieder auf in der Hoffnung, sie würden noch einmal zu frischem Wasser und zu Menschen kommen. Die Haut ihrer Füße war von der großen Hitze so verbrannt daß sie Stücke davon wie Schuhlappen abziehen konnten, und von Durst und Elend waren sie so heruntergekommen daß sie kaum mehr Menschen ähnlich sahen.

Zuletzt giengen zwei von ihnen landeinwärts, ob sie etwa daselbst besseren Trost, Wasser und Leute finden könnten. Aber sie kamen nicht weit, da blieben sie beide liegen und konnten nicht weiter. Die anderen giengen fort längs des Ufers. Da blieben auch einige liegen und mochten nicht weiter. Die anderen kamen zu einem Baum voll Aepfel. Dessen waren sie hocherfreut und meinten sich zu erquicken. Aber obwohl die Aepfel schön und lustig anzuschauen waren, so konnten sie dieselben doch nicht genießen. Denn wo der Saft ihnen in den Mund oder um die Lippen kam, da gieng die Haut in Blasen auf und brannte, und darob wurde ihre Freude in Traurigkeit verwandelt.

Zuletzt sahen sie ein Schiff in der See fahren. Da standen sie still und winkten demselbigen. Also kamen dieselben heran und waren aus Canarien. Denen war es sehr seltsam daß sie an diesem Orte Leute sahen.

Obwohl sie einander nicht verstunden, so bedeuteten ihnen die Bremer doch so viel mit Zeichen daß noch etliche ihres Volks zurückgeblieben seyen, und daß sie halb todt wären von großem Durste. Also setzten diese sie auf Pferde, ritten mit ihnen zurück, und fanden die so unterwegs geblieben waren todt daliegen. Die anderen brachten sie zu einem frischen Brunnen, dem sie vorbeigegangen waren und labten sie. Doch da blieb auch einer todt, weil er zu eilig trank, und da wollten sie die andern nicht so viel trinken lassen als sie begehrten.

Sie berichteten auch den Canarischen, wo sie ihr Schiff und Gut zurückgelassen hatten. Also fuhren sie dahin und kamen dabei, nahmen daraus das Geschütz, Kraut und Loth [1] mit sammt den Kisten die darin waren, ließen das Korn und die Victualien zurück und führten die Bremer nach Canarien.

Und da man ausfand daß sie keine Seeräuber waren, wofür man sie zuerst angesehen hatte, sondern Kaufleute aus dem Sachsenlande, und da sie alles erzählten, wo sie gesegelt und was sie geladen hatten, da hatte man mit ihnen viel Mitleiden, und die Obrigkeit gebot daß man jedem das Seine, so in den Kisten gewesen, auf Eid wieder zurückgeben solle.

Als sie nun deßhalb ein Inventar über die Güter machten, wurden in den Kisten einige Bücher Martini Lutheri gefunden, welchen Namen sie lesen konnten, obgleich sie das Buch selbst nicht verstanden. Darüber wurden sie zur Stunde als Ketzer in hartes Gefängniß geworfen. Denn in diesem Lande war es den Leuten erzählt daß die Deutschen Martinum Lutherum für einen Gott hielten und anbeteten. Derohalben waren sie diesem Namen feindlicher als dem des Mahomet.

Derweilen nun berathschlagt wurde was man mit diesen Ketzern anfangen sollte, wurde erkannt daß man sie mit sammt den Büchern nach der Insel Teneriffe senden und allda vor Gericht stellen solle. Als sie dahin kamen und die Obrigkeit dennoch nicht wußte was die Bücher enthielten, und man doch bei unerkannter Sache diese Leute nicht umbringen konnte, wurde zuletzt ein Hispanier gefunden der deutsch verstand, ein geschickter und erfahrener Mann, der wohl früher in Bremen gewesen war. Denselben hielten sie dazu an daß er eins der Bücher übersetzte.

Dasselbige geschah, und es wurden zugleich einige Stunden dazu bestimmt daß die Obrigkeit zusammenkam und des Buches Inhalt vernahm. Da dieses aus war, wurde ein anderes vorgenommen welches betitelt war: „Vom Mißbrauche des Sacraments.“ Als der Spanier dieß Buch ein wenig

[1] D. h. Pulver und Blei.

Digitized by Google

durchgesehen hatte, kam er zu den Gefangenen und sagte, wenn er dieß Buch nach dem Buchstaben übersetzte, so würden sie alle um den Hals kommen, und vielleicht er mit ihnen.

Da baten sie ihn mit weinenden Augen daß er doch ihr Elend ansehen und ihr Bestes wahrnehmen möchte. Das würde Gott ihm lohnen, derweilen sie es ihm nicht vergelten könnten. Deß tröstete er sie und sagte, er wolle thun was ihm immer möglich sey.

Also geschah es denn auch. Denn er gieng sehr gelinde und behutsam mit dem Buche um. Und als es nun zum Ende kam, gab die Obrigkeit den Spruch daß dieß die besten Christen seyen welche man finden könnte, und sie wurden zur Stunde des Gefängnisses, in dem sie großen Hunger und Elend ausgestanden hatten, entledigt, und es wurde ihnen vergönnt daß sie vor der Kirchenthür sitzen und Almosen bitten möchten. Da bekamen sie viel Geld, das ihnen zugeworfen wurde, sonderlich that ihnen eine alte Wittfrau viel gutes, da sie noch im Gefängniß lagen und auch da sie vor der Kirchthür saßen.

Johann Cantor war sein Lebtage ein arger Schalk gewesen. Der sagte einmal zu ihnen: wenn du wüßtest was ich für ein Ketzer bin, so würdest du mir nicht so viel Gutes thun. Das verstand aber der Spanier nicht, sondern meinte daß er ihm fleißig danke. Aber Hans Van Verden strafte ihn darum.

Des Nachts lagen sie in gedachter Wittwe Stall, und derweilen sie nicht wußten wie es ihnen zuletzt noch gehen würde, ob sie da ihr Leben lang bleiben sollten oder nicht, so hielten sie einen Rath, und kamen überein sie wollten bei Nacht in ein Schiff fallen, deren etliche hinter dem Stall lagen, und in demselben davon fahren. Als sie nun dabei waren ins Schiff zu steigen, sprachen sie in der Dunkelheit zu laut, so daß es einige Bürger hörten. Die wurden wach und glaubten es seyen Diebe, oder andere die dem Schiffe Schaden thun wollten. Darüber machten sich die Bremer schnell wieder in ihren Stall. Sonst, wenn es ausgekommen wäre, wären sie alle um den Hals gekommen, und sie waren doch schon genug aus einem Periculum in das andere gefallen. Derowegen hielten sie sich stille.

Darnach, weil man keine Schuld weiter gegen sie wußte, wurden sie nach Hispanien hinübergeführt. Von da segelten sie nach England, und kamen so, so viele ihrer lebendig geblieben waren, nach vieler Mühe, Arbeit und Noth und Gefahr wiederum nach Bremen, und fanden daselbst die sechs Männer, die sie, wie oben gemeldet, in Afrika gelassen hatten, die waren auch in Armuth nach Hause gekommen.

Hans van Verden, der Stadt Bremen Diener, war der letzte der von diesen Versegelten starb. Er war einige Zeit vor seinem Tod, von all der großen Arbeit, Hitze, Durst, so er in Barbarien und Canarien erlitten hatte, ganz zu Hause gewachsen, so daß ihm auch an seinen Fingern, Knöcheln Schwielen gewachsen waren, ein halbes Glied lang. Johan Belmer war der letztlebende von den sechsen die in Afrika ans Land giengen. Er starb im Jahr 1572."

Renner, der Verfasser der Chronik welcher diese Piece entnommen ist, starb im Jahr 1582. Er war also ein Zeitgenosse jener „Versegelten," lebte mit ihnen innerhalb der Mauern derselben Stadt, und aus diesen Umständen, sowie auch aus der ganzen Haltung des Berichts wird es sehr wahrscheinlich, daß Renner denselben dem Munde der Abenteurer selber, namentlich vielleicht den Erzählungen der beiden genannten Hans van Verden und Johan Belmer entnommen habe, obgleich dieß nirgends ausdrücklich gesagt ist.

Die Insel Chios und die Chioten.

Die im Jahr 1860 an den Christen des Libanon und in Damascus verübten Grausamkeiten haben die Erinnerung an die Katastrophe wachgerufen, deren Gegenstand am 30 März 1822 die blühende Insel Chios geworden war. Die Zeitgenossen des griechischen Freiheitskampfes vom J. 1821 wissen sich noch der schaudererregenden Einzelnheiten der von den Türken an den wehrlosen Griechen der Insel Chios verübten Schandthaten zu erinnern, und die später Lebenden haben wenigstens Gelegenheit die mit Blut getränkten Berichte der Geschichtsschreiber darüber zu lesen. Am schrecklichsten wütheten die Türken in dem Kloster des heiligen Minas, nicht weit von der Stadt Chios, in welches sich ungefähr fünftausend Weiber, Kinder und Männer geflüchtet hatten, von denen dreitausend an einem einzigen Tage gemordet und verbrannt, die übrigen aber fast ohne Ausnahme in die Gefangenschaft geschleppt wurden. Aehnliches geschah auch an allen andern Orten der Insel, wo Griechen waren. Nach der Mittheilung des griechischen Geschichtsschreibers Trikupis fanden sich von 115,000 Bewohnern der Insel, welche diese vor dem 30 März 1822 gehabt hatte, im August desselben Jahres nur noch 1800; 23,000 waren das Opfer der fanatischen Wuth der Muselmänner geworden, 47,000 waren in die Sklaverei geschleppt, die andern hatten irgendwo außerhalb eine vorübergehende Zuflucht gefunden. Zwar hat sich seitdem die Insel Chios wieder bevölkert, da die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit des Klima's, sowie die günstige Lage ihren zauberischen Einfluß nicht vergeblich auf die Menschen, und namentlich auf ein Volk wie das griechische, zu üben vermocht hat; aber ein großer Theil der früher angesehenen und reichen griechischen Geschlechter von Chios hat nicht wieder nach der blutgetränkten Heimath sich zurückwenden mögen, sondern hat es vorgezogen in alle Welt sich zu zerstreuen, und theils im Königreich Griechenland und in andern Ländern Europa's, theils in den übrigen Erdtheilen bis nach Amerika und Australien eine neue Heimath sich zu gründen. Auch sonst sind, nach fast vierzig Jahren, die Spuren jener Katastrophe noch immer sichtbar. Wir lesen in einem im Jahre 1860 in Athen erschienenen Buche eines Griechen, der vier Jahre vorher auf der Insel Chios gewesen war, daß damals noch vielfache Trümmer und Verheerungen an Gebäuden, aufgehäufte Ge-

Digitized by Google

beine der Gemordeten und deutliche Blutſpuren zu ſehen geweſen. Sie ſind für Europa eine fortwährende Mahnung an den blutigen Deſpotismus der Türken, der nur zu vernichten und zu zerſtören im Stande iſt, und durch den das eigene Volk und Reich phyſiſch und moraliſch verkümmert und untergeht, und an die Pflicht der chriſtlichen Mächte die orientaliſche Frage nur im Intereſſe des Chriſtenthums und der Humanität, nicht nach Abſichten und Zwecken einer egoiſtiſchen und eigennützigen Politik ſchnell und energiſch zu entſcheiden, vor allen Dingen aber den immer ſichtlicher hervortretenden Verfall des türkiſchen Reiches nicht aufzuhalten.

Die dießjährigen Sitzungen der British-Aſſociation.

Der jährliche Reichstag der britiſchen Naturforſcher wurde dießmal in Mancheſter abgehalten, und als ein Compliment für den genius loci war zugleich Hr. Fairbairn zum Vorſitzenden erwählt worden. In ſeiner Eröffnungsrede gedachte denn auch der große Mechaniker hauptſächlich der neueſten Fortſchritte und Entdeckungen auf dem ihm heimathlichen Gebiete menſchlicher Erkenntniß, und zwar zählte er vorzüglich auf was die techniſchen Wiſſenſchaften für das häusliche und öffentliche Leben geleiſtet haben. Das Bedürfniß, ſprach er aus, ſey wohl überall der Erwecker des Erfindungsgeiſtes im Menſchen geweſen, doch träfen wir nirgends Völker, ſo roh ſie auch erſcheinen möchten, welche nicht die früheſten wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe zum Nutzen des täglichen Lebens anzuwenden gewußt hätten. Selbſt bei den Südſee-Inſulanern zur Zeit ihrer Entdeckung fänden wir Spuren von „angewendeter Wiſſenſchaft.“ Sie verſtanden die Bewegungen der Geſtirne zur Theilung der Zeit zu benutzen, und ſie beſaßen ſinnreiche Werkzeuge für die Wirthſchaft, den Krieg und die Muſik. Allein die Erfindungsgabe ſey eine beſondere Begünſtigung der dichter bevölkerten Gebiete. So ſtände denn auch die materielle Civiliſation der alten Völker in Mexico und Peru, verherrlicht durch ihre über- und ihre unterirdiſchen Bauten, weit höher als alles was man bei andern neuentdeckten Völkern angetroffen habe. Was die Entwicklung unſrer Wiſſenſchaften und an der Spitze die neuere Aſtronomie betreffe, ſo würden ihre Forſchritte hauptſächlich drei oder vier großen Denkern zugeſchrieben werden müſſen: dem Copernicus für ſeine Ordnung des Sonnenſyſtems, Tycho de Brahe für ſein meſſendes Verfahren zur genauern Ortsbeſtimmung der Himmelskörper, Galilei durch die Anwendung des Fernrohres, und Kepler durch das entdeckte Geſetz planetariſcher Bewegung. Nach ihnen habe Newton mit der Lehre auftreten können daß die Anziehungskraft mit der Maſſe der Körper wachſe, und umgekehrt abnehme nach dem Quadrat der Entfernung. Durch die Vollkommenheit im Bau ſeiner Fernröhre bewirkte Sir William Herſchel die Entdeckung des Uranus, wie in noch neuerer Zeit durch Anwendung von Lord Roſſe's Rieſenteleſkop es gelang den Bau oder die Zuſammenſetzung der Nebelflecken zu erkennen. In allerneueſter Zeit habe ſich bei Beobachtungen von Sonnenfinſterniſſen wahrnehmen laſſen daß der äußerliche Lichtmantel der Sonne von einer nicht vollkommen durchſichtigen Schicht eingeſchloſſen ſey. (Er meint damit die jetzt dreimal beobachteten roſenfarbenen, warzenähnlichen Auswüchſe jenſeits des Lichtrandes der Sonne.) Ganz kürzlich hätte eine denkwürdige Entdeckung Kirchoffs und Bunſens [1] zu der Annahme genöthigt daß wir als Sonne eine feſte oder flüſſige Lichtkugel durch eine Dunſthülle ſehen, welche Eiſen, Natron, Lithium und andere in Dampf aufgelöste Metalle enthalte.

In dem Fache für irdiſchen Magnetismus ſeyen Geſetze periodiſcher Wiederkehr entdeckt worden, die auf eine Abhängigkeit dieſer telluriſchen Erſcheinungen von dem Sonnentage, von dem Sonnenjahre und von einem ſolaren Cyclus von etwa zehn irdiſchen Jahren ſchließen laſſe, die letztere Periode aber hänge zuſammen mit der größern oder geringern Frequenz der Sonnenflecken. Endlich habe man auch einen Einfluß des Mondes auf die magnetiſchen Erſcheinungen entdeckt, ſo daß ein völlig neues Fach unſres Wiſſens gegründet worden ſey, welches man den kosmiſchen (celestial) Magnetismus nennen dürfe.

Im Fache der Chemie, ſoweit ſie für das tägliche Leben unmittelbar eingreife, ſey die Entdeckung des Anilin im Kohlentheer durch Dr. Hoffmann deßwegen ſo wichtig geworden, weil man in dieſem Körper die Unterlage aller rothen, blauen, violetten und grünen Farbſtoffe beſitze, und England in wenigen Jahren vielleicht gänzlich unabhängig von der übrigen Welt im Bezuge von Farbſtoffen werden könne. Gleichzeitig entdeckte Tournet daß die Farben von Edelſteinen, wie Smaragden, Aqua-marina, Amethyſten, trübem Bergkryſtall und Rauchtopas, nicht der Anweſenheit von metalliſchen Oxyden, wie man früher glaubte, ſondern flüchtigen Kohlenwaſſerſtoffverbindungen zugeſchrieben werden müſſen. Noch einmal gedachte er dann der ſchönen Entdeckung Kirchoffs und Bunſens, die farbigen Strahlen eines Prisma's als analytiſches Mittel zu benützen, womit eine neue Aera der zerlegenden Chemie beginne, inſofern wir hier ein Werkzeug beſitzen um die leiſeſten Spuren von Elementarkörpern wenigſtens qualitativ zu entdecken. Bereits habe ſich der hohe Werth dieſes Verfahrens durch die Entdeckung zweier neuen Metalle, des Cäſium und Rubidium, ſowie durch den Beweis von der Gegenwart des Eiſens und ſechs anderer bekannten Metalle in der Sonne beſtätigt. Das Verdienſt der neuen Entdeckung daß Stickſtoff ein weſentlicher Beſtandtheil des Stahles ſey, [2] ſucht Hr. Fairbairn Hrn. Frémy theilweiſe zu entziehen. Despretz habe vor Jahren ſchon erkannt daß Eiſen und Stickſtoff Verbindungen eingehen, aber erſt 1857 habe Hr. C. Binks nachgewieſen daß der Stickſtoff zur Stahlbildung unentbehrlich ſey; ganz neuerlich hätten dann Caron und Frémy dieſen

---

[1] S. Ausland 1861. S. 166.

[2] S. Ausland 1861. S. 791.

Digitized by Google

Gegenstand „noch weiter aufgeklärt," indem der erste zeigte daß Cyanogen oder Ammoniumcyanid das wesentlich thätige Element sey um Stabeisen in Stahl zu verwandeln, der andere aber dem Eisen durch Vermittlung von Ammoniak Stickstoff zuführte, und es in Stahl verwandelte durch Berührung mit gewöhnlichem Kohlengas unter den erforderlichen Temperaturen. „Ohne Zweifel, fügte Fairbairn hinzu, werden in Folge dieser Entdeckung nach wenig Jahren die Sheffielder Gewerke ihr jetziges unsicheres, beschwerliches und kostspieliges Verfahren durch ein einfaches und wohlfeiles ersetzt haben, welches ihnen zugleich erlaubt den Grad der Umwandlung des Eisens in Stahl mit unbeschränkter Genauigkeit zu bestimmen." Schließlich wurde noch Deville's Entdeckung gedacht, mit Hülfe deren er rasch 38—40 Pfd. Platina auf einmal flüssig machte, während dieses Metall bisher als fast unschmelzbar galt. Diese Entdeckung erlaubt in Zukunft ein vollständigeres Ausbringen der Erze, vermindert deßhalb die Erzeugungskosten des Metalls, und liefert den Künsten einen neuen plastischen Stoff, der bisher wegen seines Preises ihnen unerreichbar war.

Nachdem er sich als ein Anhänger von Sir Charles Lyell's Lehren erklärt hatte, daß nämlich die noch jetzt vor sich gehenden Umgestaltungen unserer Erdrinde den Schlüssel zur Erklärung der vorangegangenen liefern, und nachdem er die Erklärung der Goldfelder Australiens auf dem Wege der Theorie oder des wissenschaftlichen Vergleiches durch Sir Roderick Murchison als ein Beispiel von dem hohen materiellen Nutzen der Geologie angeführt hatte, gedachte er seiner eigenen, im Vereine mit Hopkins und Dr. Joule unternommenen Versuche zur Bestimmung des Gesetzes über das Wachsen der Temperaturen im Erdinnern. In Schachten, Bohrlöchern und artesischen Brunnen habe man zu finden geglaubt daß die Temperatur des Erdinnern um je 1 Grad Fahrenheit auf je 60 bis 65 Fuß abwärts zunehme. Bei der Dukinfield Deep Mine, einem der tiefsten Schachte in Großbritannien, fand man aber eine mittlere Temperaturzunahme von je 1 Grad erst auf 71 Fuß. Würden die inneren Temperaturen in dem nämlichen Verhältniß fortwachsen, so käme man bei $2\frac{1}{2}$ englischen Meilen Tiefe schon auf den Siedepunkt des Wassers, und bei Tiefen von 50—60 englischen Meilen müßte die Wärme so groß seyn, daß sie das härteste Gestein unter der Voraussetzung eines gewöhnlichen Luftdruckes zum Schmelzen brächte. Demzufolge erlaubte man sich weiter zu schließen daß unter einer nicht sehr dicken Rinde das Erdinnere sich in feuerflüssigem Zustande befinde. Allein so zu schließen verhindern uns wieder zwei Umstände, nämlich der Einfluß eines Druckes auf den Schmelzpunkt (je größer der Druck, desto höher die Temperatur des Schmelzpunktes), so wie die verschiedenartige Wärmeleitungsfähigkeit der Gesteine aus welchen die Erdrinde bestehe. Durch eine Reihe von Versuchen fanden die drei obengenannten Gelehrten daß bei Walrath, Bienenwachs und ähnlichen Stoffen die Temperatur des Schmelzpunktes um je 1 Grad Fahrenheit stieg bei jeder Steigerung des Druckes um 500 Pfund (vermuthlich auf den Quadratzoll, was der Redner hinzuzusetzen vergaß). Als man aber diese Versuche bei minder compressibeln Stoffen als Zinn und Baryt fortsetzte, wurde ein ähnliches Wachsthum der Temperaturen nicht wahrgenommen. Diese Untersuchungen seyen noch nicht geschlossen, wenn man aber die größere Wärmeleitungsfähigkeit vulcanischer Gesteinsbildungen berücksichtige, so lasse sich jetzt schon aussprechen daß die Dicke der Erdrinde mindestens dreimal so groß sey als man bisher angenommen habe, immer vorausgesetzt daß die Leitungsfähigkeit in den größten Tiefen nicht größer sey als die an der Erdoberfläche. Hr. Hopkins sey sogar zu der Schlußfolgerung gelangt daß die Dicke der festen Erdrinde um ein vielfaches noch größer sey als die höchste bisherige Annahme, so daß wir genöthigt wären die hohen Temperaturen des Innern der Erdrinde mehr den Einwirkungen auf die Oberfläche als von innen kommenden Ausstrahlungen zuzuschreiben.

Nach einigen unbedeutenden Aufzählungen der neuesten geographischen Entdeckungen gedachte Fairbairn der Leistungen seiner eigenen Kunst, der Ingenieurwissenschaft. Er erinnerte daran daß George Stephenson selbst und keiner seiner Zeitgenossen am Beginn des Eisenbahnzeitalters die Vorstellung von der Möglichkeit besaß die Geschwindigkeiten der Ortsbewegung auf Bahnen über 2—$2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen in der Stunde zu steigern. Diese Fortschritte verdankten wir der Anwendung von Hochdruckmaschinen und dem röhrenartigen Bau der Dampfkessel im Verein mit den Vorrichtungen zur Erzielung eines starken Luftzuges. Noch im Jahre 1830 stieß der Vorschlag Locomotiven zu bauen welche 10 englische Meilen in der Stunde zurücklegten auf Ungläubige, während die Geschwindigkeiten sich jetzt verdoppelt haben. Auf keinem Feld aber haben Maschinen und Maschinenwesen solche Wunder gewirkt wie bei der Herstellung von Garnen und Geweben. Als Arkwright 1767 auf seine Garnmühlen ein Patent löste, erstreckte sich der jährliche Verbrauch von Baumwolle in Großbritannien auf vier Mill. Pfund, jetzt auf 1200 Mill. oder das 300fache. Im Jahre 1820 waren die Kraftstühle noch nicht im Gebrauch, jetzt liefern sie 14 Mill. Yards Zeug oder täglich 8000 englische Meilen! Die eigentliche Maschinenspinnerei wurde von Crampton 1787 eingeführt und begann mit Stühlen von je 20 Spindeln. Jetzt hat man ihre Leistungen so vervollkommnet, daß ein einziger Arbeiter 2—3000 Spindeln überwachen kann. Wir wollen diesen Betrachtungen Fairbairns noch einiges hinzufügen was Hr. Bazley in der staatswirthschaftlichen Abtheilung über den Stand des Baumwollenhandels bemerkte. In den letzten 50 Jahren hat Großbritannien 20,000 Mill. Pfd. Baumwolle verbraucht, die zusammen 750 Mill. Pfd. St. werth waren, also so viel betrugen wie die britische Nationalschuld. An den Erzeugnissen verdiente aber das englische Volk 1000 Mill. Pfd. St. Nach und nach haben die Baumwollengewebe in Großbritannien unmittelbar und mittelbar fünf Millionen Menschen beschäftigt, eine Bevölkerung so groß wie die von Holland, Belgien, Bayern, Portugal. Ihre jährlichen Producte einschließlich des Rohstoffes erreichen einen Werth von 80 Mill. Pf. St., wovon für 25 Mill. im Lande selbst verbraucht und für 55 Mill. ausgeführt werden.

Digitized by Google

Fairbairn gedachte weiter der geſchichtlichen Entwicklung der Eiſengewerbe. Vor Henry Corts Erfindung des Puddelverfahrens ſeyen ein Herd und ein paar Blaſebälge die einzigen Werkzeuge zur Umwandlung des Roheiſens geweſen. Beſſemers große Entdeckung, die zuerſt auf der Britiſh-Aſſociation bekannt gemacht, und damals ſogleich in dieſen Blättern als die größte Revolution der Eiſengewerbe bezeichnet wurde, betrachtet auch der große britiſche Ingenieur als die Pforte zur höchſten Vollkommenheit der Umwandlung von Gußeiſen in Stabeiſen und Stahl. Die Eiſenmanufacturen dagegen ſind in den letzten Jahren durch den Bau eiſerner Schiffe auf ein völlig neues Feld gerathen. Was man mit Eiſen auszurichten vermag, zeigen die großen oceaniſchen Dampfer Himalaya, Perſia und Great Eaſtern (ſo verfehlt auch das letztere Unternehmen wirthſchaftlich geweſen ſeyn mag). Aber nicht bloß für den Poſtdienſt, ſondern noch mehr für den Kriegsdienſt wird das Eiſen der herrſchende Rohſtoff beim Schiffsbau bleiben. „Man behauptet, und vermuthlich nicht ohne Grund, bemerkte der Redner weiter: daß, wenn man die Eiſenpanzer der Schiffe auch noch ſo dick mache, dennoch Geſchütze erfunden werden würden um ſie zu zerſtören. Dieſe Zerſtörung wird aber immer einige Zeit erfordern, und ich glaube nach den neuern Verſuchen, denen ich beiwohnte, daß bei einem gehörigen Panzer nicht nur die ſchwerſte Artillerie, ſondern auch eine große Concentrirung des Feuers erforderlich iſt, ehe Zerſtörung (fracture) eintritt.“ Die Schwierigkeiten welche noch zu löſen ſeyen, um ein kugelfeſtes Schiff zu conſtruiren, lägen jetzt nur noch auf Seite der Eiſengewerke; dieſe könnten noch nicht die Eiſenmaſſen liefern, welche man ihnen abverlange, aber man werde gar bald neue Werkzeuge und neue Maſchinen erfinden um über alle Hinderniſſe zu triumphiren. Die Einführung gezogener Geſchütze dagegen habe das große Reſultat gehabt daß das Gewicht der Kanonen gleichen Kalibers auf $^2/_3$ der ältern Geſchütze habe herabgeſetzt werden können. Natürlich gedachte er Joſeph Whitworths gezogener Büchſen und Kanonen, die er bis jetzt als unübertroffen erklärte, wie wir denn auch dem Scharfſinn dieſes Erfinders ein Werkzeug verdanken um mit Genauigkeit ein Milliontel eines Zolles zu meſſen. Das Eiſen hat als Baumaterial bei Brücken Holz und Stein längſt auf beſcheidene Rollen zurückgedrängt. Die Röhrenform, die zuerſt bei den Conway- und Menaiſtraßen angewendet wurde, gewährt als Unterlage für Eiſenbahnen oder gewöhnliche Chauſſeen die Möglichkeit von Spannungen die noch vor zehn Jahren menſchlichen Leiſtungen unerreichbar geſchienen wären. Mehr als 150 Fuß Spannweite iſt bei Steinbrücken, mehr als 250 Fuß bei Gußeiſenbrücken nicht erreicht worden. Jetzt aber kreuzt man 400—500 Fuß breite Gewäſſer ohne einen Stützpunkt in der Mitte des Stromes. Selbſt beträchtlich größere Spannungen ließen ſich herſtellen, wenn man nur nicht die äußerſte Gränze von 1800—2000 Fuß überſchreitet, wo der Bau durch ſein eigenes Gewicht zerſtört werden würde.

Auch in dem Fache von Waſſerleitungen ſey die Vergangenheit glänzend überboten worden. Ehemals ſey man befriedigt geweſen wenn man jedem Einwohner einer Stadt 10 Gallonen Waſſer zugeführt habe, in Liverpool und in Mancheſter ſey aber bereits der tägliche Kopfantheil auf 20 bis 30 Gallonen geſtiegen. Weitaus das großartigſte Unternehmen dieſer Art ſey jedoch die von Bateman kürzlich vollendete rieſenhafte Waſſerleitung, welche aus dem lieblichen und hellen Loch (See) Katrine der ſchottiſchen Hochlande 27 engl. Meilen weit in einem bedeckten Tunnel durch ein völlig unwegſames Land täglich 40 Mill. Gallonen Waſſer durch die Berge an den Flanken des Ben (Berg) Lomond nach einem Behälter leitet, von wo ſie über Glasgow vertheilt werden.

Unerquicklicher dagegen iſt der Rückblick auf den Bau der unterſeeiſchen Telegraphen. Von den 12,000 engl. Meilen unterſeeiſcher Drähte, die ſeit 1851 gelegt wurden, ſind gegenwärtig nur 3000 in Thätigkeit. Die bisher verwendeten Iſolatoren ſind dem Verderbniß durch Reibung, der chemiſchen Zerſetzung und der Auflöſung durch Waſſer unterworfen geweſen. Elaſtiſches Gummi beſitze allerdings die gewünſchten elektriſchen Eigenſchaften im hohen Grade, auch leiſte Wray's gemiſchtes und reines Guttapercha beträchtlich mehr als das bisher verwendete Guttapercha des Handels. Aber immerhin bleibe die äußerſte Hülſe ein Gegenſtand der Sorge, und Verſuche mit Hanf hätten nicht befriedigt. Großen Aufſchwung verſpreche dagegen Wheatſtone's neues Telegraphenſyſtem, inſofern dadurch der Telegraph ein Hausrath für Kaufleute, Fabricanten, öffentliche Anſtalten und ſelbſt Familien werden könne. Man ſey nämlich jetzt ſo weit gekommen 1000 Drähte im vollkommenen Zuſtand der Iſolirung in eine Schnur zu vereinigen die nur einen halben Zoll Durchmeſſer beſitze!

Die Mittheilungen innerhalb der einzelnen Abtheilungen ſtehen an Intereſſe den früheren Jahren nicht nach. Der Reichsaſtronom (Hr. Hind) ließ unter den Anweſenden eine große Photographie [1] der Sonne circuliren, und machte dabei aufmerkſam wie raſch auf dem Bilde die Lichtſtärke von dem Mittelpunkt nach den Rändern zu abnehme. Ein Laie wird das vielleicht ſehr natürlich finden, allein Arago ſtritt bei Lebzeiten mit Hind darüber daß nach den Rändern zu die Lichtſtärke der Sonne wachſen müſſe, und es laſſen ſich Gründe denken die auch eine ſolche Annahme rechtfertigen würden. Durch die photographiſche Kunſt, die hier photometriſche Dienſte leiſtet, iſt jedoch der Streit auf immer durch den Augenſchein entſchieden.

(Schluß folgt.)

[1] Da wir jetzt Telegramm zu ſprechen uns angewöhnt haben, ſo könnten wir mit dem nämlichen Rechte auch Photogramm ſagen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. Augsburg, 6 October 1861.

Du Chaillu's Wanderungen im äquatorialen Afrika.

1. Nach dem Quellengebiet des Muni.

Wir haben absichtlich bis zum Erscheinen der zweiten und angeblich verbesserten Auflage von Du Chaillu's berüchtigtem Reisewerk [1] gewartet, um zu sehen wie sich der Reisende wegen der ihm nachgewiesenen chronologischen Fälschungen entschuldigen werde. Er hat aber nur bekennen müssen daß die im ersten Bande gegebene Zeiteintheilung unrichtig war und daß er seine Reise-Erzählungen in einer andern Reihenfolge gruppirt habe. Diese eingestandene Unwahrheit, sowie die chronologische Verworrenheit seines Reiseberichtes rauben dem Werk den besten Theil seines Werthes für die Erdkunde. Wir schließen uns auch völlig der Kritik an die Dr. Barth über das Buch gefällt hat. Du Chaillu hat Jahre lang an der äquatorialen Westküste Afrika's, wo sein Vater eine Factorei besaß, gelebt, in den Wäldern gejagt, mit den Eingebornen verkehrt und ihre Sprache erlernt, er war abgehärtet gegen das schädliche Klima der Küste, ein unerschrockener Wanderer in der Wildniß, und wenn je einem, so durfte es ihm gelingen gerade an der geheimnißvollsten Stelle in das verschleierte Innere des afrikanischen Festlandes einzudringen. Wie weit er aber wirklich eingedrungen sey, das bleibt dem Vermuthen des Einzelnen überlassen, denn seine Angaben in dem Buch stehen im Widerspruch mit seinen Berichten die vor fünf und vor vier Jahren in den Proceedings der Akademie von Philadelphia, auf deren Kosten er reiste und sammelte, abgedruckt worden sind. Der Verdacht liegt sehr nahe daß er das tiefere Binnenland nicht betreten, sondern es nur nach den Aussagen der gelegentlich aus dem Innern kommenden Karawanen geschildert habe. Verdachtlos sind nur seine Beschreibungen der Küsten, der Küstenstämme und der Küstennatur, man lasse sich aber gewarnt seyn vor allen Partien seines Buches in welchen er als Continentalentdecker redet.

Vor seiner Erforschung des Muni (angeblich 1856) hielt er sich am Gabun unter den Mpongwe-Negern auf. Ihre Dörfer sind zwar nicht sehr geräumig, aber die saubersten welche Du Chaillu in Afrika sah. Alle Häuser bilden eine große 20 lange Ellen breite und 200 lange Ellen lange Straße, nur bisweilen sieht man auch einige kurze Kreuzungsstraßen. Die Häuser, ganz unähnlich den schmutzigen dumpfen Bienenkörben Senegambiens, sind aus Bambu erbaut, viereckig, mit 100 Fuß Front und 20 Fuß Tiefe. Die Flur besteht aus hart gestampftem Thon, und wird wie die Straße rein erhalten. Die Bewohner selbst sind ein schöner Schlag wie die Mandingo, von gewöhnlicher Größe und mit hübschen Negergesichtern. Die Männer tragen ein Kattunhemd und darüber ein Gewand das bis auf die Knöchel fällt, auf dem Haupt aber einen Strohhut; der König allein bedeckt sich mit einem Pariser Seidenhut. Die Frauen wickeln sich nur in ein viereckiges Stück Zeug, welches sie von den Hüften bis unter die Kniee bedeckt. Wie alle Südafrikaner lieben diese Stämme leidenschaftlich den Handel, dessen hauptsächliche Verkehrsmittel die Stromverzweigungen bilden. Die Güter wandern aber von Stamm zu Stamm nach der Küste, und so oft sie die Eigenthümer wechseln erleiden sie eine schwere Procentabnahme. Die Capitäne welche bei den Mpongwe landen sind ganz in den Händen dieser schlauen Neger, denn die letztern wissen genau daß die Seeleute wegen der Küstenfieber nicht lange liegen bleiben können, also eilig ihre Geschäfte beendigen wollen. Je länger sie mit ihrem Angebot zurückhalten, desto besser wird das Gegengebot, und so entspinnt sich ein Geduldskampf, in welchem wohl derjenige Sieger bleiben muß der keine Zeit zu verlieren hat. Die Mpongwe unterhalten übrigens selbst einen Küstenhandel mit großen Booten, die jedoch bisweilen einen Rauminhalt bis zu 8 und 10 Tonnen besitzen. Elfenbein ist die große Rimesse des Binnenlandes gegen die Güter des weißen Mannes, und zwar sollen die äquatorialen Zähne an Güte alles Elfenbein der Westküste übertreffen.

Es gibt jetzt kaum noch 300 reinblütige Mpongwe, die eine eigene vornehme Kaste bilden. Im Rang ihnen zunächst stehen die Abkömmlinge von Mpongwe Vätern und Müttern aus den Nachbarstämmen, etwa 800 Köpfe. Nach ihnen kom-

[1] Explorations and Adventures in Equatorial Africa by Paul B. du Chaillu. London 1861. Murray.

Digitized by Google

men die Bambai oder die Kinder eines Freien mit einer Sklavin, deren 1000 vorhanden seyn mögen, endlich die Sklaven selbst. Der Stamm gehorcht vier Königen, welche letztere aber bei größern Streitigkeiten die Aelteste der Ortschaften zu einem Palaver (Rathssitzung) versammeln müssen. Als sich Du Chaillu am Gabun aufhielt starb gerade der alte gebrechliche König Glaß, der mit Hartnäckigkeit am Leben festgehalten hatte, und von seinen Unterthanen als Hexenmeister so gefürchtet wurde daß sie des Nachts nur scheu in der Nähe seines Hauses vorüberschlichen. Die Landestrauer dauerte sechs Tage, am zweiten jedoch war bereits Se. Maj. heimlich von etlichen der zuverlässigsten Leute beerdigt worden. Zwar hiengen diese, wie es Landessitte ist, ein Stück Tuch über der Stelle auf wo der Todte beerdigt liegen sollte, aber die wahre Ruhestätte seiner Gebeine blieb ihr Geheimniß. Die Mpongwe wissen nämlich daß sie die klügsten Leute weit und breit sind, meinen aber dem Volksglauben zufolge, daß wenn die andern Stämme den Schädel eines ihrer Könige erwischen würden, sie daraus einen mächtigen Fetisch verfertigen könnten. Nun trug es sich zu daß bei der Wahl des neuen Königs die Volksstimme Njogoni, den Freund unseres Reisenden, bezeichnete. Entweder ahnte er nichts von dieser Ehre oder er stellte sich vortrefflich so als ob er nichts geahnt habe. Als er am 7ten Tage am Ufer wandelte, wurde er von einer Volksmasse umringt welche ihn mit Mißhandlung und Schimpfworten überhäufte, seinen Vater, seine Geschwister und seine Vorfahren bis in die höchste Vergangenheit hinauf verfluchte. Man sagte ihm dazu: „Noch bist du unser König nicht und noch können wir mit dir anfangen was wir wollen. Später werden wir thun müssen was du willst.“ Njogoni ertrug diese ersten Huldigungen wie ein Mann, während man ihn zu des alten Königs „Palast“ führte, wo die Regentenprüfung von neuem begann, bis plötzliche Stille eintrat, das Volk sich erhob und feierlich die Worte sprach: „Jetzt erwählen wir dich zum König und geloben Gehorsam,“ worauf alsbald der Seidenhut, das Merkmal der Souveränität, herbeigeholt und Njogoni damit bedeckt wurde. Die Mpongwe sind im allgemeinen ein höfliches Volk und setzen den Fremdling in Erstaunen durch einen gewissen Schliff im Umgang. Sie wissen sogar Engländer, Amerikaner, Franzosen und Spanier nicht bloß zu unterscheiden, sondern jeder dieser Nationen auf eine höchst pfiffige und ergötzliche Weise schön zu thun.

Vom Gabun begab sich Du Chaillu nach der Insel Corisco, wo er einen eingebornen Häuptling Namens Mbango sammt zwölf schwarzen Begleitern zu einer Fahrt nach dem Muni miethete. Der Coriscohäuptling war nämlich befreundet mit Dayoko, dem ältesten und mächtigsten Beherrscher des Mboushastammes, welcher den mittleren Muni bewohnt. An einem Netzarm dieses Flusses lag das Dorf Dayoko's, und von ihm mußte Du Chaillu die Erlaubniß und Unterstützung zur Reise ins Innere zu erkaufen suchen. Der alte Fuchs besaß nämlich in jedem Dorfe auf fünf Tagereisen im Umkreise einen Schwiegervater, und ein Schwiegervater in Afrika ist der beste Mann dem man ein Stück Elfenbein zum Verkauf anvertrauen oder in Zeiten der Bedrängniß um Hülfe anrufen kann, so daß also ein Neger um so angesehener wird je öfter er heirathet. Diesem Berufe nun hatte sich Dayoko von früher Jugend an mit großem Eifer gewidmet, hatte nach rechts und nach links geheirathet, und besaß jetzt in jedem Clan einen oder ein paar große Männer als Bundesgenossen. Der schlaue Patriarch wollte aber lange nichts von einer Reise ins Innere hören, sondern suchte Du Chaillu damit abzuschrecken daß er von den Cannibalen ermordet und gefressen werden möchte, allein im Grunde beherrschte ihn die Besorgniß daß die Europäer vielleicht mit den Binnenstämmen unmittelbaren Verkehr anknüpfen möchten und ihm dann die Früchte des Transithandels entgiengen.

Bevor sich das Gemüth des alten Sünders erweichte, hatte der Autor Gelegenheit der Hinrichtung eines alten hülflosen Mannes beizuwohnen, dessen Verbrechen darin bestand weder Sohn noch Tochter, noch Verwandte noch Freunde zu besitzen, und den man daher ungestraft als einen verstockten Hexenmeister bezeichnen durfte der schon viel Unheil angestiftet habe. Das Volk versammelte sich also, saß zu Gericht und sprach sein Schuldig. Der unglückliche Tropf wurde dann an einem Baumstamm in der Nähe des Flusses festgeschnürt, in Stücke zerhackt und sein Gehirn in das Wasser geworfen.

Endlich erhielt Du Chaillu Erlaubniß zu reisen, und als Begleiter zwei Söhne Dayoko's sowie etliche Lastträger für sein Gepäck. Der erste Rastplatz war ein Schekianidorf, wo man ihm als Transitgebühr nicht weniger als sechs Hemden, 100 Faden Kattun, und eine Anzahl anderer Items abverlangte, so daß er schon beim ersten Schritt ins Innere ruinirt gewesen wäre. Da er nicht zahlen wollte, so umgab seine Hütte die Nacht über ein singender, lärmender und drohender Pöbel, der sich erst gegen 4 Uhr zerstreute. Am nächsten Tag vertheilte der Reisende an den König und seine Granden einige Kleinigkeiten, wurde darauf friedlich entlassen, und trat, da sein großes Boot im Muni zurückblieb, die Reise nach dem 29 Meilen binnenwärts gelegenen Dorf des großen Königs Mbene halb zu Fuß, halb in einem Canoe an.

König Mbene kam dem Reisenden, von seiner Ankunft benachrichtigt, auf der letzten Strecke entgegen, aber ärgerlich wurde dieser überrascht als er statt einer afrikanischen Stadt nur ein Olako fand, das heißt eine Lichtung im Walde oder einen Lagerplatz zum Bau einer künftigen Stadt. Baumstämme lagen der Kreuz und Quere gefällt über einander als wäre ein Orkan in den Wald gebrochen. Kommt dann die trockene Zeit und ist das Holz ganz dürr geworden, so steckt man es in Brand, und in die Asche hinein werden Manioc, Mais und Plantanen gepflanzt. Die Plantane ist der Brodstoff aller dieser Völker, und glücklich wären sie zu preisen wenn sie immer zur Genüge davon hätten, aber so geringer Pflege die Plantane auch bedarf, so ist das Volk doch so sorglos daß es oft genug dem Mangel verfällt, und dann elend genug von den Erzeugnissen leben muß welche der Wald gratis gewährt. Noch wohnten die neuen Ansiedler, welche ihre alte Wohnstätte aus irgend einem trivialen Grunde geräumt hatten, unter Laubdächern die auf vier gegabelten Stöcken ruhten.

Digitized by Google

Bei Nacht, wo der Lagerplatz durch viele Feuer erhellt wurde, wäre die Scene voll abenteuerlicher Reize gewesen, aber der Hunger und die herrschende Nothdurft verdarb dem Gast das Vergnügen. Die Neger tragen alles viel geduldiger weil sie schlimme Zeiten schon gewöhnt sind, denn wie oft trägt es sich nicht zu daß eine Elephantenheerde durch ihre Plantanenpflanzungen geht und die Ernte völlig zusammentritt? Der König schenkte seinem Gast eine Geis und ein Büschel Plantanen, auch bewirthete er ihn auf ächt afrikanische Art mit einer Frau aus dem Stamme, welchen Genuß jedoch zum Erstaunen der Neger Du Chaillu höflich ablehnte. Die Muskitos waren während der Nacht, obgleich der Reisende wie ein Martyrer zwischen hellen Feuern lag, nicht zu vertreiben, dennoch erwachte er hungrig zwar, aber doch im Gefühl von Erfrischung und Wohlbefinden.

Am Abend vorher hatte er schon die blauen Ketten der sogenannten Krystallgebirge, und zwar eine niedrigere von 5—600, und eine fernere von 2—3000 Fuß Höhe [1] liegen sehen, hinter welchen die Heimath der anthropophagen Fan-Neger sowie der Gorilla-Affen, das Ziel seiner Sehnsucht, lag, und wohin ihn, jedoch erst nach Wochen, Ncomo, der Bruder des Königs begleiten sollte. Die Reisegefährten die ihm Dayoko mitgegeben hatte, wurden sogleich wieder entlassen, und der Reisende vertraute sich ganz Mbene an, ohne Besorgniß daß er persönlich etwas zu fürchten habe, denn die Anwesenheit eines Europäers gibt den Negerhäuptlingen Ansehen und Glanz bei allen Nachbarn. Fortan hieß auch Du Chaillu nicht anders als „Mbene's weißer Mann," wie er vorher „Dayoko's weißer Mann" geheißen hatte. Dieser Titel ist eine gute Schutzwehr, insofern es nach afrikanischen Begriffen ein großer Schimpf für Mbene gewesen wäre, wenn man „seinen weißen Mann" belästigt hätte. Der Name von Mbene's Stamm ist Mbondemo, die Mbondemo aber sind verwandt mit allen ihren Nachbarn am Muni. Der König hatte schon zweimal seine Stadt verlegen müssen, einmal wegen eines Todesfalles der den Platz „schlimm" gemacht hatte, das anderemal nachdem alle Palmen niedergehauen waren aus denen die Neger ihren Mimbo (Palmwein) zu zapfen pflegen. Im Bau ihrer Dörfer unterscheiden sich die Mbondemo von den Leuten an der Küste insofern als bei ihnen Haus an Haus, und Haus dem Hause gegenüber steht. Dadurch erhalten sie geschlossene Gassen, deren Ausgänge sie mit Pfahlwerk versehen, und deren Thore Nachts geschlossen werden. Die Häuser haben keine Fenster, Thore aber nur nach der Gasse heraus, auch wählen sie zur bessern Vertheidigung als Bauplatz die höchste Anhöhe die sie weit und breit finden. Die Häuser selbst sind aus Pfosten erbaut, mit Rinden und einer Art Bambu geschlossen und mit Blättern gedeckt, aber durchaus nicht so geräumig und so nett wie bei den Mpongwe.

Die Ehe ist bei ihnen ein würdeloses Verhältniß, denn sie bedienen sich der Frauen nur zum Staat machen, zur Lust und vor allem zur Arbeit. Das Weib ist eine Waare, und Kinder — Kinder auf dem Arme schon werden alten Männern aus politischen Absichten zur Ehe gegeben. Ein Neger wird auch nicht säumen die Tugend seiner nächsten Anverwandten zu verkaufen, und die Weiber selbst sind einem solchen Handel nicht abgeneigt, wenn nur gut gezahlt wird. Uebrigens sind es gerade Europäer, nämlich die Seeleute der anlegenden Fahrzeuge gewesen, welche diese armen Naturkinder noch tiefer verderbt haben. Ehebruch der Neger unter einander wird bei allen Stämmen des äquatorialen Afrika mit Geldeswerth gebüßt, und nicht selten kommt es vor daß Mann und Weib sich verabreden, um durch Verführung einen armen Teufel in Verlust zu setzen. Unerlaubter Verkehr mit Weibern eines andern Clans ist dagegen der nie erlöschende Anlaß zu Palavern und zu Kriegszügen. Ist daher irgendein Stamm streitsüchtig, so richtet er eine Frau zu einer solchen internationalen Liebesintrigue ab, welche dann als casus belli dienen muß. Die Heirathen der Häuptlinge haben aber die politischen Folgen daß sämmtliche Schwiegerpapas der kriegführenden Parteien in die Fehde mitverwickelt werden.

Am 24 Aug. 1856 brach Du Chaillu zu seiner angeblichen Reise über die Sierra del Crystal auf. Am ersten Tage gieng der Marsch über die vordere nur 600 Fuß hohe Kette. An den steilen Stellen kletterten seine Begleiter mit der größten Fertigkeit, denn mit ihren Füßen *griffen* sie den Boden wie die Vierhänder. Es darf uns auch nicht überraschen wenn in der Heimath der menschenähnlichen Affen viel Affenähnlichkeit bei den Menschen sich findet. Am zweiten Tag überschritt man die andere höhere Gebirgskette. Der Weg führte durch einen lautlosen Wald, wo selbst das Geschrei eines Affen, so widerlich es sonst immer seyn mag, willkommen gewesen wäre. Man erreichte endlich einen prächtigen Wasserfall, und eine Stunde später den Kamm des Gebirges, angeblich 5000 Fuß über der See. Die Aussicht zeigte ringsum unberührten jungfräulichen Wald, und im Osten die fernsten Züge der Krystallberge. Aus diesen dürftigen Notizen besteht das ganze Bild welches der Verfasser von der angeblich überschrittenen Sierra de Crystal uns entwirft.

Er beeilt sich vielmehr mit großer Darstellungsgabe uns seine erste Jagd auf vier Gorillajunge, die ihm glücklich entschlüpften, zu erzählen. „Ich gestehe, setzt er hinzu, daß ich mir wie ein Mörder vorkam, als ich die Gorillas zum erstenmal sah. Wie sie so auf ihren Hinterfüßen fortrannten, hatten sie eine unheimliche Aehnlichkeit mit haarigen Menschen die ihr Leben retten wollten. Denkt man dabei noch an ihr grauenhaftes Geschrei, welches, zwar wild und thierisch, dennoch einen Anklang an menschliche Laute besitzt, so darf man sich nicht wundern daß die Eingebornen die wunderbarsten Fabeln von den „wilden Waldmenschen" zu erzählen haben." Du Chaillu's Begleiter gaben sogleich etliche solcher Märchen zum besten, von einer Frau die ein Gorilla geraubt, mißbraucht und gefangen gehalten habe bis sie ihm entschlüpfen konnte, von einer Gorillabande welche ein Zuckerfeld regelrecht abräumte und die Rohre in Bündel legte, von den Eingebornen angegriffen, diese nicht nur schlug, sondern sogar ihnen Gefangene abnahm, die sie nach etlichen Tagen zurück-

[1] Da der Reisende keine Instrumente bei sich führte, so beruhen diese Schätzungen nur auf dem Augenmaß.

Digitized by Google

ſchickte, nachdem ſie ihnen, vermuthlich zum warnenden Beiſpiel, die Nägel von Fingern und Zehen abgeriſſen hatte. Auch glauben ſie die Gorillas lägen im Hinterhalt und lauerten in den untern Zweigen der Bäume auf unbedachtſame Wanderer, die ſie dann mit ihren „untern „Händen" erfaßten und nach dem Wipfel trügen. Natürlich beweiſen dieſe Fabeln nichts als die Furcht der Neger vor jenen rieſenſtarken Affen.

Der Reiſende hatte unterwegs ſo bitterlich an Hunger gelitten daß er am nächſten Morgen von einem geröſteten Affen mit Appetit aß, obgleich das Affeneſſen Geſchwiſterkind mit Anthropophagie iſt. Auch entdeckte man ein Bienenneſt, räucherte die Einwohner heraus und aß was man fand, Honig, Wachs, todte Bienen, Würmer, Schmutz sans peur et sans effroi, und nur mit dem Bedauern daß ſo wenig von dieſen guten Dingen zu haben war. Am nämlichen Tage ſtieß man noch auf ein paar Mbichos, deren Dorf in der Nähe lag und die mit Mbene's Leuten verwandt waren. Ihr Erſtaunen beim Anblick des erſten weißen Mannes war natürlich gränzenlos. Sie ſpendeten etliche Plantanen, Hühner aber, denen Du Chaillu eifrig nachfragte, waren nicht zu haben. Auf dieſem Raſtplatz, etwa 150 engl. Meilen von der Küſte, war der Reiſende ſchon auf drei Seiten von den Dörfern der menſchenfreſſeriſchen Fan umgeben.

Am nächſten Tage, unvermuthet bei Verfolgung eines Affen, ſtieß Du Chaillu auf einen Fan-Krieger mit zwei Frauen hinter ſich, die beim Anblick des Weißen von Schrecken gelähmt, zitternd und ſprachlos am Boden geheftet blieben. Sie hatten, wie ſie ſpäter eingeſtanden, den Fremdling für ein vom Himmel gefallenes Geſpenſt gehalten. Den Zauber brach aber bald die Ankunft von Du Chaillu's Begleitern, welche den Fanleuten Muth einſprachen, indem ſie verſicherten, der Fremdling ſey nur „ihr weißer Mann," der als Freund ihren Stamm zu beſuchen wünſche. Geſchenke an Glasperlen vertrieben dann vollſtändig die Furcht, und am Abend erhielt Du Chaillu an ſeinem Raſtplatz zahlreiche andere Beſuche des merkwürdigen Negervolkes. Die Fan ſind nämlich offenbar eine der begabteſten afrikaniſchen Racen. Ihre Hautfarbe iſt heller als die der Nachbarn, und eher braun als ſchwarz zu nennen. Sie ſind ſtark, groß und gut gebaut, und aus ihren aufgeweckten Blicken leuchtet Klugheit und Verſtand. Gleichwohl leben ſie im Zuſtand faſt gänzlicher Nacktheit, denn die Männer tragen an einer Schnur nur ein Katzenfell zur Bedeckung ihrer Blöße, und die Frauen begnügen ſich mit einem Lappen einheimiſchen Zeuges von vier Zoll Breite, auch fragten ſie Du Chaillu naiv, warum er überhaupt Kleider trage, die ihm doch nur hinderlich in ſeinen Bewegungen ſeyn könnten. Sie feilen ſich die Zähne und ſchwärzen einige davon, was ihrem Geſicht einen wilden unheimlichen Ausdruck gibt. Das Wollhaar wird in Zöpfchen geflochten und dieſe mit Metallringen verziert; meiſtens aber hängt ihnen in den Nacken herab ein längerer Zopf aus ihrem Haar mit Zuthat von Werg gedreht. Ein paar andere Zöpfe tragen ſie am Kinn oder vielmehr am Kinnbart, und aus dieſen falſchen Anhängſeln beſtehen die charakteriſtiſchen Stücke ihrer Nationaltracht. Wie alle Neger behängen ſie ſich mit Ringen, um den Nacken aber wird eine Schnur mit Fetiſchen und Grigris (Talismanen) getragen, aus Knochen, Zähnen, Affennägeln, Klauen, Vogelſchädeln und andern raſſelnden Raritäten verfertigt. Um die Schultern werfen ſie ein breites Kampfmeſſer ſammt Scheide, und in den Fäuſten führen ſie einen viereckigen Schild aus Elephantenhaut von mehr als halber Mannsgröße, ſowie etliche Speere. Auf den erſten Blick ſah der Reiſende daß er hier einen von den Küſtenſtämmen völlig verſchiedenen Menſchenſchlag vor ſich habe. Da er aber an mehrern Perſonen eine zuckerhutförmige Schädelbildung wahrnahm, ſo hätte er den Fan eine geringere Stufe geiſtiger Entwicklung zutrauen müſſen, wenn ihm nicht ſpäter die Bekanntſchaft mit ihren Induſtrien eine ganz andere Vorſtellung beigebracht hätte.

Auf dem Wege nach dem erſten Fandorfe glückte es dem Abenteurer einen Gorilla zu erlegen. Seine Begleiter nahmen keinen Anſtand dieſes menſchenähnliche Thier zu verſpeiſen, ja Du Chaillu mußte ſelbſt die Portionen austheilen, ſonſt hätte ſich noch eine Rauferei entſponnen. Das Gehirn des Affen wurde von ihnen ſorgfältig aufbewahrt, denn ſie verfertigen daraus zweierlei Arten von Zaubermitteln, die dem Träger Glück in der Jagd oder Glück bei den Weibern bringen ſollen. Schon beim Eintritt in das Dorf ſah der Wanderer Spuren der vorherrſchenden Anthropophagie, denn er begegnete einer Frau mit einem Menſchenſchenkel im Arm als wollte ſie ihn zu Markte tragen. Sogleich wurde Du Chaillu dem König Ndiayai vorgeſtellt, einem wild ausſehenden Kerl, nackt wie die übrigen und nur ausgezeichnet durch einen etwas längern Zopf im Genick; die Königin, Namens Maſhumba, war eine alte runzliche Hexe, am ganzen Leibe tätowirt und belaſtet mit Negergeſchmeide. Anfangs war der König von dem ſeltſamen Gaſte überraſcht, und Mbene, der Begleiter Du Chaillu's, ſtrahlte von Vergnügen als er ſah daß ſich die Fan vor dem „Geſpenſt" fürchteten, welches viele tauſend Meilen über das „dicke Waſſer" gekommen war und das jetzt unter ſeiner (Mbene's) Obhut ſtand, der ohne die Begleitung eines ſolchen Schutzgeſpenſtes ſich niemals unter die gefürchteten Menſchenfreſſer gewagt hätte. Dem Abenteurer wurde ein Haus im Dorf eingeräumt, welches letztere, neu erbaut, aus einer einzigen Straße von 800 Schritt Länge beſtand. Die Häuſer ſelbſt, aus Rinden erbaut, waren nur 8—10 Fuß lang, 5—6 Fuß tief, 4—5 Fuß hoch, und mit ſchrägen Dächern aus Palmenblättern verſehen. Die Ausgänge des Dorfes werden ſtark verpfählt und des Nachts ſcharf bewacht. Die Straßen ſcheinen ſauber gehalten und aller Kehricht abgeführt zu werden.

Die Fan ſind trefflich bewaffnet, das tödtlichſte Mordwerkzeug aber welches ſie bei ſich führen iſt eine Armbruſt, von welcher entweder Bolzen mit Eiſenköpfen oder kleine unſchuldig ausſehende aber vergiftete Pfeile geſchoſſen werden. Die geringſte Verwundung mit einem ſolchen Pfeil bewirkt augenblicklichen Tod. Es ſcheint alſo daß die Fan das Geheimniß beſitzen eine Art Curare zu bereiten, welches Gift, in Berührung mit dem Blut gebracht, eine augenblickliche Zer-

Digitized by Google

setzung des letztern bewirkt. Das Gift wird aus einem Pflanzensaft bereitet und färbt die Pfeilspitzen roth. Die Giftbolzen selbst tragen die Fan in zierlich verfertigten Jagdtaschen aus Thierfellen, worin sie vorsichtig in Schlingen befestigt werden. Ihre Armbrüste sind so schwer zu spannen daß sich der Fan dazu auf die Erde setzen, mit den Zehen den Bogen greifen und mit beiden Händen die Sehne ziehen muß, die von einem Pflock festgehalten wird der zugleich als Drücker dient. Mit diesen Gewehren, welche eine außerordentliche Kraft besitzen, zielen sie sehr gut, und das Projectil ist wegen seiner Dünne und Kleinheit um so gefährlicher, weil man es nicht sieht, also ihm auch nicht ausweichen kann. Zur Jagd werden Bogen und lange Pfeile mit Eisenspitzen oder mit eisernen Widerhaken gebraucht. Im Handgemenge dagegen führt der Fan einen Tomahawk und eine Streitaxt, beide sowie alles Eisengeräthe mit zierlichen Schnörkeln geschmückt. Ferner tragen sie noch ein 3 Fuß langes Messer oder kurzes Schwert in einer Lederscheide, Speere mit Eisenklingen von den mannichfaltigsten Formen, die sie auf 20—30 Schritt mit staunenswerther Genauigkeit schleudern, und den großen gegen Flintenkugeln festen Elephantenschild mit doppeltem Griff auf der Innenseite. Du Chaillu fand bei ihnen die Handscha, ein musikalisches Instrument, ähnlich demjenigen das Livingstone bei den Balonda in Angola unter dem Namen Marimba beschrieben hat. Es wird wie eine Glasharmonika mit zwei Stäbchen geschlagen, und besteht aus einem 3 Fuß langen und die Hälfte breiten viereckigen Rahmen, innerhalb welchem eine Claviatur angebracht ist die aus sieben hohlen Röhren besteht, deren Töne sich natürlich nach ihrer Länge abstufen.

Das eheliche Leben dieses Volkes ist vergleichsweise ein sehr reines. Sie sorgen für die Keuschheit der Mädchen und erlauben keine Heirath vor Eintritt der Altersreife. Dieß letztere ist aber der herrschende Mißbrauch bei den Küstenstämmen, die Kinder von drei bis vier Jahren schon in die Ehe geben. Die Folgen sind natürlich nicht schwer zu errathen; während die Stämme an der Küste wegen zunehmender Unfruchtbarkeit der Frauen im Aussterben begriffen sind, findet man bei den Fan zahlreiche Familien, und dieser Volksüberschuß bewirkt wiederum ein Vordringen dieses Stammes gegen Westen. Zwischen dem Gabun und dem Mundah haben sie sich sogar schon bis auf wenige Meilen der Obendospitze genähert. Daß anthropophage Völker sittlich wie geistig andern das Menschenfressen verabscheuenden Völkern überlegen seyn können, ja in der Regel überlegen sind, ist eine merkwürdige Thatsache, die sich bei den alten Kariben Westindiens, bei den alten Mexicanern, bei den Kanaken der Sandwichgruppe, bei den Fidschi-Insulanern und bei den edlen Maoris auf Neu-Seeland wiederholt hat. Was dagegen Du Chaillu von der Menschenfresserei der Fan erzählt, klingt so fabelhaft daß erst noch ein andrer Reisender für Du Chaillu sich verbürgen muß ehe wir ihm glauben können. Er behauptet in seiner Gegenwart sey eine Leiche zerlegt und vertheilt worden, die etliche Fan von den Oschéba, ihren Nachbarn, eingekauft hatten, bei denen sie wiederum ihr todtes Fleisch absetzen. Auch hätten Fans, die an die Küste kamen, Leichen vom Kirchhof geraubt und verspeist. (?!)

In ihrem Lande gibt es reiche zu Tage tretende Eisenerze, die sie zwischen Holzschichten ausschmelzen und wobei sie die Temperatur der Flammen durch Blasebälge eigener Erfindung zu erhöhen wissen. Letztere bestehen aus zwei hohlen hölzernen Trommeln, oben mit einem Sack aus Fellen geschlossen, welche Säcke, mit einem Griffe versehen, abwechselnd auf- und abbewegt werden, die Luft aber entweicht vom Boden der Trommel durch eine hölzerne Röhre mit eiserner Spitze. Das rohe Product dieser Verhüttung, ein Gußeisen, wird mühselig durch eine Reihe von Erhitzungen und Hämmerungen zu einem Eisen reducirt welches allerdings an Güte europäisches Schmiedeisen oder dergleichen Stahl weit übertrifft. Zur Anfertigung ihrer Klingen oder Pfeilspitzen ziehen die Fan ihr eigenes metallisches Product jeder europäischen oder amerikanischen Waare vor. Ihre Messer oder Schwerter erben vom Vater auf den Sohn, und sind ihnen niemals feil. Daher hatte ein Messer, welches Ndiayai beim Abschied Du Chaillu als Gastgeschenk verehrte, in den Augen des Gebers einen viel höhern Werth als wenn ein europäischer Monarch seine Huld durch eine Dose mit Brillanten zu erkennen gibt. Ihre Gefäße für Flüssigkeiten bestehen entweder aus hohlen Kürbissen oder werden aus Ruthen geflochten und mit Harz verklebt, aus Thon fertigen sie nur flache Kochtöpfe die sich durch ihre reinen Kreislinien auszeichnen, obgleich sie nur in freier Hand geformt werden.

Wie alle Südafrikaner sind die Fan höchst abergläubisch und daher Hexen- oder vielmehr Hexenmeisterprocesse, die stets mit einer Hinrichtung endigen, etwas gewöhnliches. Um sich europäische Güter zu verschaffen, verkaufen sie aber auch manchmal ihre Verbrecher als Sklaven nach der Küste. Bei ihnen selbst sieht man wenige Sklaven, weil sie, wie der Reisende argwöhnt, ihre Kriegsgefangenen verspeisen. Jedes Dorf besitzt seinen Municipalgötzen, dem man zeitenweise durch Gesänge und Tänze seine Ehrfurcht beweist. Vielweiberei herrscht auch bei den Fan, bisher aber kamen keine Zwischenheirathen zwischen den Anthropophagen und ihren Nachbarn vor, weil der Abscheu der letzteren vor der Menschenfresserei zu groß ist. Mbene indessen überwand dieses Vorurtheil in Anbetracht der fetten Gewinne einer Handelsverbindung mit den elfenbeinreichen Fan, und fügte auch noch Töchter der Fan zu seinen andern Ehegenossen hinzu.

Nachdem uns Du Chaillu versichert daß während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts in den Bergen der Fans es täglich geregnet — es war August und Anfang September — so daß die Sonne nicht drei Stunden lang unverdeckt blieb, verabschiedet er sich von seinen menschenfresserischen Gastfreunden. Auf dem Rückmarsch wurde die kleine Gesellschaft durch den falschen Lärm von einer nahenden Schekianibande erschreckt. Mit Ausnahme der anthropophagen Fan und Oschéba besitzen übrigens die Neger in jenen Räumen Afrika's keinen Ueberfluß an Herzhaftigkeit, sondern führen ihre Fehden mehr mit Hinterlist und Grausamkeit. Zu einem offenen Handgemenge fehlt ihnen der Muth, aber kein Gewissen

Digitized by Google

machen sie sich daraus einzelne Wehrlose zu überraschen und zu erschlagen. Die Regenzeit stand gerade in voller Kraft und täglich wie nächtlich giengen Gewitter nieder. Die Handelsgesellschaften finden jedoch staffelweise Karawanserais erbaut, die ein gutes Obdach gewähren. Es ist aber auch Landesbrauch daß jede einsprechende Gesellschaft den Schaden den sie an diesen Bauwerken vorfindet, wieder ausbessere. Solche wohlthätige Einrichtungen vermag der Handel selbst unter so rohen Völkern zu erschaffen, wo sonst jedermanns Hand gegen jedermann gekehrt ist.

Ueber die ältesten biblischen Sagen.

Von Julius Braun.

3. Vom Paradies.

Wir haben nachzuweisen gesucht daß die Sage von Noahs Fluth in Mesopotamien entsprungen sey und auf welchen Wegen sie nach Ost und West sich verbreitet habe. Weniger einleuchtend könnte von vorn herein die Behauptung scheinen daß auch die Sage vom Paradies ursemitisch und im Gesichtskreis der Babylonier daheim seyn müsse, und daß sie auf denselben Wegen wie die Fluthsage von Mesopotamien aus nach Osten und Westen gewandert sey. Ist man doch gewöhnt den arischen Völkern Asiens eine ureigene, mit Vorliebe zu einem wahren Idealbild erhobene Cultur zuzuschreiben. Warum sollte also die Sage vom Paradies und vom Götterberg, die in jenem Vorstellungskreis und zwar in bedeutsamer und alterthümlicher Fassung lebt, nicht gleichfalls eine urarische Idee seyn? Sie ist es nicht, denn wir sind im Stande nachzuweisen daß jene ganze vermeintlich urarische Cultur auf falschen Voraussetzungen beruht, und daß im Ideenkreis der arischen Völker fast nichts sich findet, was nicht die Semiten auch, und zwar früher schon hatten. Wir sprechen zuerst von der babylonisch-hebräischen Vorstellung des Götterbergs im äußersten Norden und seiner Vorstufe, dem Garten Eden, und werden sehen daß damit die parsische Vorstellung vom Berg Alborsch, und seiner Vorstufe, dem Garten Yima's oder Dschemschids, selbst in den Locales zusammenfällt. Weiterhin ist beizuziehen der indische Götterberg Meru und Yama's Reich, der griechische Olympos und das goldene Alter der hellenischen Sage. Schließlich werden wir andeuten dürfen daß die letzte Wurzel, wie so viel andere babylonisch-assyrische Formen und Ideen, über Babylon nach Aegypten zurückreicht.

In der Bibel wird unterschieden vom Garten Eden, wie es scheint, der „heilige Berg Gottes" (Ezech. 28, 14), und sicher der „Versammlungsberg (der Götter) im äußersten Norden (Jes. 14, 13). In der letzteren Stelle heißt es vom König Babels: „Du aber sprachst in deinem Herzen: zum Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne Gottes meinen Thron erhöhen und wohnen auf dem Versammlungsberg im äußersten Norden." Von Babylon im äußersten Norden steht der Kaukasus mit seinem Gipfel Elborus, dem Götterberg Alborsch der Parsen. Zwar ist man gewöhnt, diesen Berg Alborsch im Gränzgebirg gegen Indien, im indischen Kaukasus zu suchen. Aber dann würde denn doch wohl gesagt seyn im äußersten Osten, und nicht: im äußersten Norden. Der westasiatische Kaukasus allein, diese gewaltig abschließende Wand zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meer, ist geeignet, für die Vorstellung der mesopotamischen Ebene der Welt ein Ende zu machen und mit seinem höchsten unersteiglichen Gipfel als Götterberg zu dienen. Auch für die Sabier zu Harran, nordwestlich von Babylon, ist der Götterberg immer noch im äußersten Norden (Gesenius, Jesaia, III, 324). Diesseits dieses Götterbergs liegt der von Gott gepflanzte Garten Eden. „Und ein Strom gieng aus von Eden, den Garten zu tränken; und von dannen theilte er sich und ward zu vier (Stromes-) Häuptern (also die Ströme wie vier Schlangen gedacht, deren Schwanzspitzen sich berühren, während ihre Häupter, die breit gewordenen Mündungen, weit auseinander liegen). Der Name des einen ist Pison; selbiger umfließet das ganze Land Havila, woselbst das Gold ist ꝛc. Und der Name des zweiten Flusses ist Gihon; selbiger umfließet das ganze Land Kusch. Und der Name des dritten Flusses ist Hiddekel; selbiger fließet „vor" (Knobel, Genesis, 26) Assur (so daß er Assur auf seiner Ostseite hat), und der vierte Fluß, das ist der Phrat ꝛc." Es ist räthselhaft, wie man angesichts einer so genauen Bezeichnung der Paradieseslage herumrathen konnte unter allen Flüssen der alten Welt, um schließlich in den neuesten Commentaren der Genesis zur Ueberzeugung zu kommen, diese Angabe sey unvereinbar mit unseren geographischen Kenntnissen. Ein Blick auf die Landkarte, sollte man meinen, müßte uns belehren (mit Colonel Chesney, dem einzigen Vertreter dieser Anschauung) daß, wenn zwei von den Paradiesesflüssen als Euphrat und Tigris (Hiddekel) genannt werden, die andern zwei unmöglich etwas anderes seyn können als der Araxes, der ins kaspische, und der Halys, der ins schwarze Meer geht. Alle vier sind von entsprechender Größe, gehen nach vier Seiten auseinander und haben ihre Quellen nah genug beisammen im großen Garten Eden, d. h. in Armenien, dem prächtig frischen Alpenland nordwärts der mesopotamischen Ebene. Mit seinem heutigen Namen genannt ist der Phrat, Euphrat, dessen südlicher Quellstrom, Murad, am Blumengebirg der Armenier, einem Hang des Ararat entspringt, während der nördliche, Frat, durch die hochliegenden aber fruchtbaren Ebenen von Erzerum, Erzingan ꝛc. geht, zwischen Kornfeld und Obstwald, wo man aber heutzutag seine Ernte mit den Waffen in der Hand einholen muß. „Wenn aber einer mich findet und todtschlägt?" könnte Kain immer noch fragen. Wo der Strom sich durch engere Klüfte drängt, hängen armenische Klöster in steiler Höhe über ihm, finden aber unten in der warmen Schlucht noch Raum für die üppigsten Gartenterrassen, und pflegen dort Noahs Rebe. Gefeiert sind die klaren Bäche, die Haine von Maulbeer-, Nuß- und Aprikosenbäumen, unter denen die türkischen Einwohner von Malatia,

Digitized by Google

westlich vom vereinigten Frat-Murad, ihren Sommer verträumen. Der andere Fluß heißt Hiddekel, das ist Tigris — ein und dasselbe Wort, denn wir können alle Uebergangsstufen (Deklat im armenischen Auszug aus Berosus) noch verfolgen. Der Name bedeutet Pfeil, Pfeilstrom von seinem reißenden oberen Lauf; dieser kommt aus dem weiten Bogen des oberen Euphrat hervor, und hat oben grüne Ebenen mit Pfirsich- und Aprikosenhainen über dichten Büschen von Feigen und Granaten, die selber wieder von Weinreben überrankt und belastet sind. Malerische Hütten, heißt es (bei Ainsworth) sind zwischen den Bäumen zerstreut, und die Stille wird gelegentlich nur unterbrochen durch ein entferntes Mühlrad. Der dritte Fluß umfließt das ganze Land Kusch. Kusch, Nimrods Heimath, besteht, wie wir bei Gelegenheit Nimrods und der babylonischen Thurmsage schon andeuten mußten, aus der jetzt russischen Provinz Georgien südlich vom Kaukasus. Kusch (Cossäa) und Aethiopien, asiatisches Aethiopien, hieß es in der altgriechischen Geographie, deßgleichen bei den Kirchenvätern (Hieronymus ꝛc.) und heißt bei den Juden von Schirvan, d. h. im Lande selbst (siehe Chesney Expedition ꝛc.) heute noch Kusch. Dieses Land wird umflossen vom Araxes, heute Aras, der nördlich um den Ararat herum geht, dann aber weit nach Süden ausbeugt, bevor er das kaspische Meer erreicht. Diesen Araxes nennen armenische Geschichtsschreiber und jüdische Reisende, wie Benjamin von Tudela, „Gihon," also mit dem turanischen Flußnamen, den er seit Besitznahme des Landes durch turanische Stämme (Nimrods Kuschiten) so gut wie der Fluß Oxus in der Steppe östlich vom kaspischen Meer führt. Auch an diesem Aras ist ein wunderbar blühendes Land, Waldgebirg und Weidegrund, Frucht und Wein. Die Armenier selbst halten es für Eden, und es fällt in der That zusammen, wie wir sehen werden, mit der Heimath des in Eden, Hedenesch gebornen Zoroasters. Das paradiesische Land, das Zoroaster auf dem Weg gegen den Kaukasus-Albordsch, nach ausdrücklich gemeldeter Ueberschreitung des Araxes und seines nördlichen Nebenflusses, des Kur, erreicht, ist Schirvan (Zerdutscht-Nameh bei Anquetil III). Nun bleibt noch der vierte Fluß, der Pison übrig. Er kann nicht der Phasis seyn, wie manche, welche die übrigen drei richtig erkannt, annehmen wollten, denn der Phasis ist zu kurz und unbedeutend und geht nicht von Armenien, sondern vom Kaukasus aus ins schwarze Meer. Ungleich besser geeignet ist der Hauptstrom Kleinasiens, der Halys, jetzt Kizil Irmak, der aus dem armenischen Gebirg kommend in weitem westlichem Bogen durch manches steile und manches offene Taurusthal zieht, um schließlich nordostwärts ins schwarze Meer zu wenden. Das Land Chavila, das er umschließt, hat auch bei den Griechen den Ruf des Erz- und Goldreichthums. Die erzhauenden Chalyber bewohnten es, und wohnen und graben noch heute daselbst. Das goldreiche Kolchis (Chavila), wo die Griechen das goldene Vließ wußten, ist ein Theil davon. Zwischen diesen Flußläufen, deren keinem es an paradiesischen Stellen in seinen Thalgründen fehlt, ist ein Alpenland, auf dessen blumenreichen Matten jetzt im Sommer die rohen Wanderkurden mit ihren Heerden lagern. Höher als alles ragt der schneeklare Doppelkegel des Ararat, von welchem Gebirg herab nach biblischer Sage die Welt auch zum zweitenmal sich bevölkern sollte, und südwestlich von ihm, zwischen den obersten Flußläufen ruht in seiner Bergumgebung der tiefblaue Spiegel des Vansees in tamarisken-, myrten-, oleander gesäumten Ufern. Van selbst, die altarmenische Hauptstadt, ruht in meilenweiten Wein-, Obst- und Melonengärten. Wem die Quellen der vier Ströme immerhin noch zu weit auseinander liegen und wem der Garten gar zu groß ist, und wer auf dem Wortlaut der Theilung aus Einem Strom bestehen will, der kann sich diese Theilung auch unterirdisch denken.

Mitten im Garten Eden, der allerdings in eine ideale Welt zurücktritt, trotz der Wurzeln die er in der Wirklichkeit hat, steht der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Vom Baum der Erkenntniß genießen die Menschen, wenn auch nicht zu ihrem eigenen Besten. Der Baum des Lebens wird ihnen verwehrt, damit sie, die in Erkenntniß des Guten und Bösen Gott gleich geworden, nicht auch noch unsterblich werden und somit jeder Unterschied wegfalle. Cherubs mit der Flamme des zuckenden Schwertes werden aufgestellt um zu bewachen den Weg zum Baum des Lebens.

Mit der babylonisch-hebräischen Vorstellung vom Götterberg im Norden und dem Garten Eden ist zunächst verwandt die parsische Sage vom Götterberg Albordsch und dem Garten des Yima-Dschemschid. Nur hat das hebräische Paradies die ganze Ausstattung an sich gezogen, die bei den Parsen auf zwei, wie es scheint, verschiedene Locale: Albordsch und Yimas-Garten sich vertheilt. Mit dem Götterberg im Norden haben die Hebräer weiter nichts zu thun. Um so wichtiger ist er für die Parsen als der Berg, aus dessen Wurzeln alle anderen Berge gewachsen sind und von dem alle Gewässer der Erde ausgehen. Im Yasna heißt dieser Berg „großer Herr und Nabel der Gewässer" (Spiegel, Aveſta II, 37). Im Jescht Mithra (Windischmann in „Abhandl. für die Kunde des Morgenlandes") heißt es vom Albordsch: „Dort ist nicht Nacht, nicht Finsterniß, nicht kalter Wind, nicht heißer, nicht viel todte Fäulniß, nicht dämonengeschaffener Schmutz, noch Dünste steigen auf an der hohen Haraiti." Auf dieser Hara (Berg) entspringt der gefeierte Quell Arduisur, jener Quell, aus welchem die Parsenschriften alle Gewässer der Erde ableiten, und in ihm wächst nach dem Bundeheſch der „weiße" Hom. „Jeder der ihn ißt wird unsterblich, man nennt ihn den Baum Gokarn" (im Vendidad „Gaokerena," Spiegel, Aveſta I, 256). Bei der Auferstehung wird Soſiosch, der künftige Heiland, den Menschen davon zu essen geben, damit sie alle unsterblich werden. Derselbe Genuß ist in der Apokalypse (22, 2. 2, 7) verheißen: „Wer überwindet, ich will ihm zu essen geben vom Baum des Lebens im Paradies meines Gottes." Diesen Baum des Lebens finden wir unzähligemal abgebildet in den Skulpturtapeten der Ninivitischen Paläste. Wir wüßten nicht was anderes jener palmenartige Pfeiler bedeuten könnte, inmitten seines Bändergeflechts, das wie eine Laube sich über ihn wölbt, und aus dessen Knotenpunkten außen herum sich wieder Palmetten, oder Früchte wie Granatäpfel, Eicheln, Weintrauben entfalten. Zu Grunde liegt die Idee eines wirklichen

Digitized by Google

Baums, dem aber geſchmeichelt und der verſchönert wird in aſſyriſchem Geſchmack. In verſchiedener Höhe am Stamm, ſowie unmittelbar unter der Palmkrone ſind bündelweis jene Halskrauſen angegürtet, die das Vorbild des aufrecht geſtellten Volutenbündels im Capitäl der perſiſchen Säule ſind. Dieſen phantaſtiſch geputzten Baum ſehen wir als Götterbild im Innern von dargeſtellten Tempeln ſtehen, ſehen ihn verehrt von geflügelten Figuren die mit erhobener Hand davor knieen, die eine von rechts, die andere von links. Mit dieſer ewig wiederholten Gruppe ſind ganze Säle ausgekleidet, und zwar im älteſten Palaſt Ninives, zu Nimrud aus dem zehnten Jahrhundert. Meiſtens erſcheint die Flügelfigur ſtehend vor dem Baum und trägt in der erhobenen Hand die Frucht des Baums, die man früher für einen Fichtenzapfen nahm, die aber eine conventionel behandelte Weintraube iſt, und trägt in der andern geſenkten Hand ein Gefäß in Geſtalt eines kleinen Handkorbs. Dieſes Gefäß enthält offenbar den Saft des Baumes. Mit beidem, Frucht und Gefäß, erſcheinen dieſe Flügelfiguren, dieſe guten Genien, hinter dem König des Palaſts und bieten ihm, übrigens unſichtbar, denn es wird niemals Rückſicht auf ſie genommen, ihre unſterblich machenden Gaben an. Oder ſie ſtehen, menſchen- oder adlerköpfig, mit den gleichen Symbolen an den Eingangspfeilern der Palaſtthore, um dem in den Palaſt eintretenden König damit entgegenzukommen.

Wenn die Vorſtellung vom Baum des Lebens in ſo unzweifelhaftes Alter zurückreicht, wird es mit der Vorſtellung vom Baum der Erkenntniß nicht anders ſeyn. Zwar geben die älteren Zendſchriften kein unzweideutiges Zeugniß, und wir müſſen uns für die parſiſche Lehre vom Sündenfall mit dem begnügen, was das verhältnißmäßig ſpäte Buch Bundeheſch gibt. Dort ſtehen jene ſchon oft benützten Sätze über das erſte Menſchenpaar Meſchia und Meſchiane. „Anfangs bekannten Meſchia und Meſchiane daß Ormuzd Schöpfer der Welt ſey. Darauf bemächtigte ſich Ahriman ihrer Gedanken, verkehrte ihre Geſinnungen und ſagte: Ahriman iſt es der die Welt geſchaffen. So verführte er ſie.“ Und weiterhin heißt es: „Ahriman gab ihnen Früchte zu eſſen die ſie aßen, und damit verloren ſie die Glückſeligkeiten die ſie bisher genoſſen hatten.“ In den älteren Schriften (Yasna XXX) iſt nur im allgemeinen die Rede von der ſchlechten Wahl welche Ahriman, ſeine Dewas und deren Betrogene getroffen (Sündenfall der Engel und der Menſchen). Da aber die abenteuerlichſten Mythen der parſiſchen Religion, wie die Mythe vom Urſtier und von Cajonorts, dem allererſten Menſchen, auch in Andeutungen der älteren Zendſchriften reichlich vorkommen, ſo iſt auch die Specialgeſchichte des Sündenfalls die zunächſt an jene Sagen anſchließt, in jener älteſten aber nur trümmerhaft erhaltenen Literatur als vormals vorhanden vorauszuſetzen. Als Schlange iſt der Verführer auch in jenen Schriften ſchon bekannt — eine grüne, ſchreckliche, das Gift hervorbringende (Yasna IX) und die Schlange Agra-mainyus (Ahriman) im Vendidad (XXII, 5). In Schlangenſtalt ſprang Ahriman auf die Erde um Ormuzd's Schöpfung zu verderben (Bundeheſch).

Ein Local für den Sündenfall wird nicht angegeben. Meſchia und Meſchiane leben von der Jagd, braten Fleiſch, kleiden ſich in Felle, graben Eiſen, hauen Bäume mit der Axt um und bauen eine Wohnung — alſo daſſelbe, wozu auch Adam und Eva nach der Verſtoßung aus dem Paradies genöthigt waren. Von Meſchia und Meſchiane ſtammt die übrige Menſchheit. Sie wird vorausgeſetzt in jener andern und ſehr alterthümlichen Sage, die im Vendidad, Fargard II, aufbewahrt iſt, der Sage von Yimas Garten. Yima, Vivaghaos Sohn, iſt Ormuzd's Freund, und wird von ihm aufgefordert, Lehrer und Träger des Geſetzes zu ſeyn, lehnt aber ab, weil er die Kraft dazu nicht in ſich fühlt. Offenbar ſoll damit auf die Frage geantwortet werden, warum Ormuzd mit Verkündigung ſeines Geſetzes bis auf Zoroaſter (im ſechsten Jahrhundert) gewartet, und nicht ſchon früher einen Erwählten, z. B. Yima (Dſchemſchid) dazu benützt. Aber wenn dieſer auch zu ſchwach für die Prophetenlaufbahn iſt, ſo iſt er doch ſtark genug (ſehr beſcheiden von Zoroaſter) mit einem von Ormuzd ihm geſchenkten goldenen Pflug die Erde zu pflügen, daß ſie auseinandergeht und um ein Drittheil größer wird. So that Dſchemſchid-Yima nach den erſten 300 Jahren ſeiner ſeligen Herrſchaft, während deren es keinen kalten und keinen heißen Wind, nicht Krankheit noch Tod gab, und mußte ſo thun, weil die Erde voll von lebenden Weſen war. Abermals nach 300 Jahren war die erweiterte Erde wieder voll von Menſchen, Hunden, Vögeln und rothen leuchtenden Feuerflammen und mußte abermals unter Yimas Pflug auseinander gehen, und wieder nach 300 Jahren noch einmal. Tauſend Jahre lang war Yima, der leuchtendſte und glücklichſte der Gebornen, der Sonne ähnlich unter den Sterblichen. Mit ſeiner Macht hat er bewirkt daß Menſchen und Vieh nicht ſtarben, daß Waſſer und Bäume nicht austrockneten, daß man Speiſen aß, die ſich nie verminderten. Durch ſeine Macht gab es keine Kälte und keine Hitze, kein Alter und keinen Tod, auch nicht den von Dämonen hervorgebrachten Neid. Vater und Sohn, alle beide, ſchritten vorwärts als 15jährige Jünglinge dem Wuchſe nach.“ (Yasna IX. Weſtergaard in Weber, indiſche Studien III. Spiegel, Aveſta I. II.) Nach dem von Weſtergaard beigebrachten „Zemyadyaſcht“ nahm das Reich Yimas durch den Sündenfall Yimas ein Ende. Dieſe Sünde beſtand darin daß er in ſeine Gedanken Lüge und unwahre Rede brachte — den alten Perſern, ſehr im Unterſchied von den gegenwärtigen — ein ſchweres Verbrechen. Das leuchtende Glück (nach Spiegel, die Majeſtät) flog von ihm, um auf andere Götter und Heroen überzugehen. Er ſelber verfiel dem Tod — was andere durch Selbſtüberhebung oder mit ſeinem Ungehorſam, ſeiner Weigerung das Geſetz des Ormuzd zu verkündigen, begründen wollten — und iſt in der Hölle. Eben dort ſind nach dem Bundeheſch Meſchia und Meſchiane, jene anderen Träger der Sündenfallsidee. Durch ihren Abfall zu Ahriman verloren ſie ihre Unverweslichkeit (Yasna XXXII und Yescht Taſchter), genau wie der erſte Menſch im Garten Eden. „Denn welches Tags du davon iſſeſt, heißt es dort, wirſt du ſterben.“ Die Unſterblichkeit des Leibes wieder herzuſtellen, wäre der Lebensbaum gut, wird dem Menſchen aber vorenthalten. Ob für

Digitized by Google

immer? sagt die Bibel nicht. Bei den Parsen ist es nur bis zum Erscheinen eines künftigen Messias.

Eine andere Wendung der Yimasage, wonach Yima, Ormuzd's Freund, von diesem aufgefordert den Garten Vara baut und ihn von der übrigen Welt absondert, mußten wir schon früher bei Gelegenheit der Sage von Noahs Fluth, beiziehen. Da Yima in jenen Garten die Keime aller besten Menschen und Thiere paarweis zusammenbringt, desgleichen den Samen aller edlen Bäume, um diese auserlesene Schöpfung hindurchzuretten durch rauhe Zeiten, Ueberschwemmung ꝛc., so schien uns der Garten Yima's näher mit der Arche Noahs verwandt als mit dem Paradies. Doch erinnert er auch an dieses, an den Garten Eden, umsomehr als er in Airyana Vaeja liegt, einem Land, das als Vorstufe des Albordsch, des kaukasischen Elborus, wie wir sehen werden, nicht im fernen Innerasien, sondern im nördlichen Horizont Babyloniens zu suchen ist; dann fällt Yima's Garten allerdings mit dem Garten Eden wesentlich in Eins zusammen.

Um den Garten Eden und den Berg Albordsch der arischen Erfindung zu entziehen und als babylonisches Eigenthum zu wahren, wollen wir vorerst nur aufmerksam machen z. B. auf die Cherubs, die den Baum des Lebens hüten. Diese Cherubs (griechisch Gryps, Greif, als Goldwächter in Indien gedacht), sind dieselben Figuren, die als Palastwächter in Ninive zu Tage kamen, jene kolossalen menschenköpfigen Flügelstiere oder Löwen, wie sie dort, und zwar in den ältesten Palästen, alle Haupteingangspfeiler mit ihren Leibern bekleiden und paarweis den Thorweg zwischen sich nehmen. Auch bei den Hebräern haben sie Stierfüße und heißen „Thiere," sind als solche Träger von Jehovahs Wagenthron und Reit-Thiere Jehovahs, der auf dem Cherub daher fährt. Da aber unter dem Namen Cherub bei den Hebräern auch jene Figuren begriffen werden, die im Allerheiligsten des Tempels standen — die kleineren auf der Bundeslade und die größeren daneben mit darüber ausgestrecktem Flügel — und da diese Stellung offenbar menschliche Leiber voraussetzt und auf ein ägyptisches Vorbild, die gleichfalls langgeflügelte und ähnlich verwendete Göttin Tme, Themis zurückgeht — bleibt nichts übrig als anzunehmen daß die Hebräer mit dem Namen Cherub jedwedes Flügelwesen bezeichnet haben. Zur babylonischen Ueberlieferung gehören aber diejenigen Cherubs, die als Ornamentgebilde mit Löwen und Stieren abwechseln, und diejenigen Cherubs, die das Paradies bewachen. Wenn diese letzteren Arme haben um ein Schwert zu tragen, so zeigt uns derselbe alte Palast zu Nimrud, der so zahlreich den Baum des Lebens abbildet, auch Exemplare von Flügelstieren, die außer den vier Füßen auch noch verfügbare menschliche Arme haben. Die ganze Vorstellung stammt aus Babylon, denn unter den Geschöpfen des babylonischen Chaos, die später absterben, weil sie das Licht nicht vertragen konnten, werden von Berosus ausdrücklich menschenköpfige Stiere genannt. Später wurde die Gestalt jener Chaosthiere den bösen Dämonen zugetheilt, und als bezwungene böse Dämonen sind die sämmtlichen Cherubs von Ninive zu fassen. In steinernen Bann gelegt, müssen sie Palastwache leisten, sowie in den Säulencapitälen von Persepolis und Ninive andere böse Dämonen in Thiergestalt ihren Nacken mit hartem Zwang unter den Deckbalken beugen. Daß diese ninivitischen Cherubs böse Wesen sind, sehen wir aus den Bildwerken desselben Palastes, wo in der Stickerei auf des Königs Brust solche Flügelstierdämonen von guten menschlichen Flügelwesen bekämpft und überwältigt werden. Daß bei den Hebräern der böse Charakter verloren ist, wird uns nicht wundern, wenn wir wissen, wie oft in der Religionsgeschichte, beim Uebergang von einer Nation auf die andere (z. B. von Persien nach Indien) ein Gottesbegriff aus gut in bös oder umgekehrt sich verwandelt hat. Genug, die Ausstattung des Gartens Eden mit babylonisch-ninivitischen Cherubs, und mit dem im ältesten Ninive so oftmals dargestellten Baum des Lebens, dürfte diesen Garten Eden an den babylonischen Culturboden fesseln, zumal da auch die noch am meisten arisch lautende Sage von Yima's Garten in der Sage von Noahs Arche bereits vorliegt, also mindestens nicht fern davon daheim seyn durfte. Aber auch der Götterberg im äußersten Norden, der Berg Albordsch, kann nicht unabhängig von Babylon seyn. Trägt er doch gleichfalls an seinem Quell Arduisur den ninivitischen, d. h. babylonischen Baum des Lebens — denn Ninive ist in allem durch Babylon bedingt — und selbst sein Name Alburj oder Arburj deutet auf semitische Herkunft der Idee. „Es ist merkwürdig, bemerkt Spiegel (Avesta II, 38), daß vor den Namen Burj, das semitische Ar, Berg, tritt und nicht das eranische „Gairi." Vielleicht ist die Idee von den Semiten aus in Eran eingewandert."

Man ist gewohnt, die Vorstellung vom Berg Albordsch, wie sie Bundehesch gibt, für späte Phantasterei zu halten. Darnach wuchs Albordsch auf Ormuzd's Geheiß in 200 Jahren bis zum Mond, in anderen 200 bis zur Sonnensphäre, in den dritten 200 bis zum Sternenhimmel, und wieder in 200 bis zum Urlicht. Er steht in der Erde Mitten und umkreist die Welt. Alle anderen Berge sind aus seinen Wurzeln aufgewachsen. Wir sehen darin nichts, was mit den Vorstellungen des Avesta unvereinbar wäre. Auch dort ist der Berg Albordsch (Hara berezaiti, das hohe Gebirg) so hoch daß von seinem Gipfel aus die Brücke Chinvat unmittelbar nach dem Himmelsgewölb hinüberspannt, auf welchem Ormuzd seine Wohnung Garonmana hat (Vendidad XIX). Drüben wohnen mit ihm die Amschaspands und ist das Paradies der reinen Seelen welche glücklich über die Brücke gekommen sind. Unter der Brücke d. h. wohl im unzugänglichen Jenseits des Kaukasus, ist die Hölle Duzakh. Ueber dem Berg muß natürlich ein runder Ausschnitt in dem obersten unbeweglichen Gewölb seyn, damit eben jene Brücke hinüberspannen kann.

Wie alt diese Vorstellung ist, beweist ihre uralte Verbreitung nach West und Ost. Der griechische Götterberg Olymp ist nichts anderes als ein durch arische Wanderung nach Westen getragener Albordsch. Die unsterblich machenden Gaben vom Baum des Lebens erkennen wir wieder in der Götterspeise Nektar und Ambrosia (Saft und Frucht), womit die griechischen Götter die Unsterblichkeit ihrer Leiber erhalten. So hätten Adam und Eva sie erhalten können, wäre der Baum des Lebens ihnen nicht verwehrt worden. Jener Berg Olympos ist bei Homer, wie die Anschaulichkeit und Sauberkeit,

Digitized by Google

das plaſtiſche Bedürfniß ſeiner Dichtung verlangt, zwar gemeinhin mit uns eingeſchloſſen unter die obere Halbſchale des Himmels. Er wird von derſelben Sonne erleuchtet, und die Götter haben Nacht wann die Menſchen Nacht haben. Das hindert aber den Dichter nicht zuweilen auch andere Anſchauungen zu verrathen. Wenn zwei Rieſenknaben, Otos und Ephialtes, auf den Olymp den Oſſa, und auf dieſen den Pelion thürmen wollen um den Himmel zu erſteigen, ſo kann mit dieſem Himmel nur der Rand des kreisrunden Ausſchnitts in der oberen Schale gemeint ſeyn. Darum iſt der Dichter uns immer noch derſelbe Dichter, und nicht, wie unſere im dichteriſchen Haushalt gänzlich unerfahrene „Kritik“ verfügt, durch einen böswilligen Fälſcher erſetzt. Auch ſonſt bei Homer wendet ſich der Betende gegen den Himmel und zu den Göttern, welche den weiten Himmel inne haben, nicht gegen den Berg Olympos, der ihr irdiſches Abſteigquartier iſt. Aber Kern der Welt iſt der Olympos auch bei Homer, denn Zeus vermißt ſich Meer und Erde an einer Kette emporzuziehen, und dieſe Kette um das Haupt des Olympos zu binden.

Dieſelbe Vorſtellung von einem Götterberg, der tief in den Abgrund und hoch in den Himmel reicht, finden wir in Indien. Es iſt der Meru, der urſprünglich mit dem Himavat (Himalaya) zuſammenfällt. Nur dieſen können Strabo, Curtius ꝛc. unter dem Namen „Meros“ gemeint haben. Es iſt der Berg, der auch der altindiſchen Welt nach Norden ein Ende machte und auf deſſen Gipfel man, je nach Auffaſſung der Secten, die Reſidenz des Brahma, Siva oder Indra ꝛc. annahm, und von dem, in Geſtalt von vier oder ſieben Flüſſen, alle Waſſer der Welt ausgehen. Die Welt beſteht aus ſieben Dvipas, Inſeln oder Welttheilen, in deren mittelſtem der Meru liegt, während die ſechs anderen um dieſe Mitte herum in einen weiteren Kreis ſich ordnen. Ein mauerartiger Berg, Lokaloka, umfaßt das Ganze und ſondert es von der Nichtwelt. Aehnlich theilten die Parſen — aber gewiß nicht erſt nach indiſchem Vorbild — ihre Welt in ſieben Keſhvars, deren mittelſter die ihnen bekannte Erde iſt. Dieſe ſieben Keſhvars (Kareſhvares) erſcheinen allenthalben im Aveſta, und wenn von einer „Dreitheilung“ der Erde die Rede iſt, ſo kann ſich das nur auf den mittelſten Keſhvar, die den Parſen bekannte Erde beziehen, denn die andern ſind unzugänglich. An eine Rückwirkung aus Indien zu denken (wie Spiegel, Zeitſchr. der deutſchen morgenländ. Geſellſchaft VI, 86), hätte man nur dann ein Recht, wenn wir bei den Parſen das ſpätere, von den Buddhiſten entwickelte Syſtem fänden, wonach der Meru, Indra's Sitz, von ſieben Meer und Erdgürteln umgeben iſt, und wo erſt außerhalb dieſer Gürtel der Ocean mit vier Erdtheilen folgt, ſelber wieder von einem ungeheuren Eiſenwall eingefaßt (ſiehe Köppen, Religion des Buddha. I). Dieſe Erdtheile ſind unter ſich unzugänglich. Im Erdtheil Indien erhebt ſich der Himavat, der alſo mit dem Meru nicht mehr zu verwechſeln iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Slacks mikroſkopiſche Schilderungen.

(Aus dem Athenäum.)

Wir können nicht ohne Vorbehalt und im großen Ganzen in das Lob einſtimmen das man dem Mikroſkop ſpendet, welches man zum unumgänglichen Gefährten jeder intelligenten und wohlhabenden Familie machen will. Das Mikroſkop ſtrengt die Augen in hohem Grad an. Kein Mann und keine Frau, kein Jüngling und keine Jungfrau, deren Augen bereits angegriffen ſind, ſollten es gebrauchen. Zwar behielten Leeuwenhoeck und andere ihr Augenlicht bis zum Ende ihrer Tage; allein Savigny und viele andere Mikroſkopiſten wurden durch ſeine Helle in Dunkelheit verſenkt. Nichts iſt für die Augen gefährlicher als reflectirtes Licht. „Viele Leute bilden ſich ein,“ ſagt Hr. Slack, „daß die Augen durch den beſtändigen Gebrauch des Mikroſkops Schaden leiden, allein dieß iſt, wenn man vernünftige Vorſichtsmaßregeln trifft, durchaus nicht der Fall.“ Weit entfernt indeß eine bloße Einbildung zu ſeyn, iſt der Schaden den es den Augen zufügt nur allzu wohl bekannt. Es iſt unnütz von einer Thatſache als einer Einbildung zu ſprechen. Wenn unter „vernünftigen Vorſichtsmaßregeln“ wirkſame Vorſichtsmaßregeln gemeint ſind, ſo kann man damit einverſtanden ſeyn. Die Flüſſigkeit welche die Augen ſchlüpfrig macht, wird nicht in genügenden Mengen ausgeſchieden um denjenigen Augen ihre Kraft zu erhalten welche durch Leſen und reflectirtes Licht überangeſtrengt ſind; daher kommt Blödſichtigkeit und Kurzſichtigkeit. Selbſt Hr. Slack hält es für angemeſſen gewiſſe Vorſichtsmaßregeln zu empfehlen. Alles Uebermaß von Licht ſollte vermieden, und der Gegenſtand in den Focus gebracht werden ehe man ihn ſtätig betrachtet. Man ſollte beide Augen offen behalten. Gegenſtände außerhalb des Focus ſollte man nicht ſcharf beobachten, weil ſie undeutlich ſind, und die Augen, durch das Beſtreben und die Anſtrengung ſie genau zu ſehen, angreifen. Man ſollte einen hölzernen mit ſchwarzem oder grünem Sammet bedeckten Schirm gebrauchen um das äußere Licht abzuhalten. Grüner Sammet wird wahrſcheinlich beſſer ſeyn als ſchwarzer: denn die franzöſiſchen Gemälde-Kritiker finden es, wenn ihre Augen durch das Betrachten einer umfangreichen gefärbten Leinwand ermüdet ſind, erfriſchend hin und wieder einen Blick auf grüne Seide oder Sammet zu werfen, welche ſie zu dieſem Zweck ſtets zur Hand haben. Dieſe Vorſichtsmaßregel dürfte ſich auch für die Ausſtellung von 1862 empfehlen.

Nachdem wir nun unſere Verantwortlichkeit in Betreff des Augenlichts unſerer Leſer gewahrt, können wir mit gutem Gewiſſen näher auf die „Wunder des Teichlebens“ eingehen. Es gibt eine Gränze, oder eine beſtreitbare Region, in welcher ſich das Thier kaum von der Pflanzenzelle unterſcheiden läßt. In der That ſind die Gelehrten hinſichtlich der unterſcheidenden Merkmale derſelben verſchiedener Anſicht; allein die Regel iſt eine hinreichend gute, obgleich in der Anwendung einigermaßen ſchwer, daß das Nichtvorhandenſeyn eines Magens und die Ausſtoßung von Sauerſtoffgas die Pflanze bezeichnet, während das Vorhandenſeyn eines Magens und die Aſſimilation

Digitized by Google

von Sauerſtoffgas das Thier charakteriſirt. Die Schwierigkeiten bei Feſtſtellung dieſer Unterſchiede entſpringen hauptſächlich aus dem Stande der Wiſſenſchaft. Die Natur gefällt ſich in Vermiſchungen, und die Wiſſenſchaft feiert ihren Triumph darin daß ſie die Vermiſchungen der Natur trennt. Die Pflanzen und Thiere die in Infuſionen zum Vorſchein kommen, ſind ſeit den Tagen Needhams Infuſorien genannt worden; welche derſelben aber Pflanzen und welche von ihnen Thiere ſind, dieß zu beſtimmen finden in vielen Fällen die ſcharfſinnigſten Naturforſcher immer noch große Schwierigkeiten. Als Hr. Slack das Januar-Eis eines kleinen Teichs bei Kentiſh-Town aufbrach, zog er einen Strang grüner Fäden (Conferväe) herauf, und als er ihn zur näheren Unterſuchung nach Hauſe nahm, fand er unter dem Mikroſkop eine Anzahl Infuſorien darauf. Es waren Euglenä, Vorticellä und Rotiferen. Die Euglenä ſind die grünen Spindeln welche ihre Geſtalten ſtets verändern; die raupenartigen Thiere welche ſich dadurch vorwärts ſchieben daß ſie ihre Köpfe und Schwänze zuſammenbringen, ſind die Räderthiere (Rotifer vulgaris), und die Vorticellæ oder Wirbelmacher ſind diejenigen Gruppen dünner Kryſtallglocken die an den Fäden grüner Conferven hängen, und ſich auf ſpiralförmig-gedrehten Stengeln auf- und abſchieben. Die Euglenä, oder ſich verändernden Spindeln, ſind, obgleich man ſie zuweilen Thiere nennt, wahrſcheinlich Sauerſtoff entwickelnde Pflanzen. Die lebenden Dinge welche man in Infuſionen fand ſind die einfachſten Pflanzen und die einfachſten Thiere, und ſie verdanken ihre Zuſammenfaſſung unter dem Namen Infuſorien natürlicherweiſe nur der Convenienz, nicht der Wiſſenſchaft. Von einigen der Euglenä läßt ſich wohl auch jetzt noch behaupten daß ſie Pflanzen, von einigen daß ſie Thiere ſind. Allein die Wirbelmacher ſtehen klärlich genug auf der thieriſchen Seite der Gränze, denn ſie beſitzen einen Eingeweide-Canal. Wenn ihre Glocken ziemlich groß ſind, entfaltet eine dunkle Grundbeleuchtung ſie als „funkelnd in einem perlenartigen irideſcenten Glanze," und ihre Cilia „blitzen in prismatiſchen Farben." Die Glocken ſind mit rectratilen Lidern bedeckt. Einige dieſer Wirbelmacher können ihre Stengel verlaſſen, und ſchwimmen frei herum. Ueberdieß können ſie eine klebrige Decke oder Geſchwulſt ausſcheiden, und die Geſtalt von Birnen, oder Trompeten auf kurzen Stengeln, annehmen. Wenn man ſie mit Indigo oder Carmin gefüttert hat, kann man die Stellen durch welche die Nahrung hindurchgeht deutlich ſehen.

Der Rotifer, oder Radträger, iſt ein viel höheres Thier als der Wirbelmacher. Nicht zufrieden damit ſich wie eine Raupe vorwärts zu ſchieben, kann der Radträger ſich mit ſeinem Schwanzfuß befeſtigen, oder, indem er Cilia hervorſtellt die wie im Drehen begriffene Räder ausſehen, nach Gutdünken herumſchwimmen. Während er mit ſeinen gehenden Rädern ſchwimmt, und ſein Schwanz wie ein Teleſkop ein- und ausgezogen iſt, erzeugt ſich ein Wirbel, welcher ihm ſeine Beute in den gefräßigen Magen und den geſchäftigen Schlund führt. Allein er hat noch ein merkwürdigeres Kennzeichen. Man ſieht auf ſeiner Innerſeite einen kleinen Radträger, ein zweites und kleineres Selbſt, gleich thätig im Hervorwerfen ſeiner Cilia und im Arbeiten ſeines Schlundes oder Mauls. Hier haben wir nicht ein Rad innerhalb eines Rads, ſondern einen Radträger innerhalb eines Radträgers. Hr. Goſſe behauptet daß der Schlund ein Maul mit Hämmern ſtatt der Zähne iſt, welche das Kaunngsgeſchäft dadurch verrichten daß ſie die Nahrung auf einer Art Amboß klopfen.

Beim Aufbrechen des Eiſes eines Teichs bei Hamſtead Heath, zieht unſer Mikroſkopiſt einige Waſſerpflanzen herauf, auf denen er mehrere Polypen oder Hydras mit ihren Giftfäden oder Stacheln wahrnimmt. Der Sonnenſchein des März brachte an die Oberfläche für ihn einen Rotifer gleich einem lebendigen durchſichtigen Suppenteller (Pterodina patina); einen dem Gehäuſe einer Schildkröte ähnlichen Radträger, welcher einen gabelartigen verbundenen Schwanz und eine Spitzhauen-Schnauze hatte (Metopidia acuminata); Wirbelmacher die ſich wie ein Schachtelmännchen in Kryſtall-Gefäßen auf- und abbewegten (Cothurnia imberbis), und eine Salpina redunca, einen Radträger mit einem Gehäuſe gleich einer dreiſeitigen Glasſchachtel welche längs des Rückens ein wenig offen iſt. Der April lieferte Flosculen, bräunliche, eiförmige Dinge in durchſichtigen Krügen, an deren Boden ſie mit ihren Schwanzfüßen anhängen. Für den Mai war die Melicerta ringens das Wunder. Dieſer röhrenbewohnende Radträger formt ſeine eigenen Backſteine, und baut den Thurm in welchem er hauſt. Auf einem Stengel ſtehend wirft die Melicerta aus ihrem Thurm vier von Cilia umgebene Blätter heraus. Zwiſchen den Blättern beobachtete Hr. Goſſe ein Inſtrument gleich den kreisrunden Ventilatoren von Fenſtern, das eine becherartige Form enthält, welche die Backſteine macht. Ein Strom kleiner Theilchen wird von ciliariſchen Strömungen in die Form geleitet. Theilchen welche zu groß oder unpaſſend ſind werden weggeworfen, und die paſſenden Theilchen in kegelförmige Kügelchen zuſammengekittet und in genau paſſenden achteckigen Formen in die Wand gepreßt. Prof. Williamſon ſagt: die Melicerta bilde zuerſt von allem einen Glascylinder, und lege die erſte Reihe Kügelchen rund um die Mitte desſelben. Die Kügelchen werden wie Perlen neben den Kopf gelegt, der einer Blume mit vier ungleichen Blättern ähnelt; ſie werden in der Form gehalten bis ſie feſtſtehen in den Reihen, welche gleichzeitig auf- und abwärts gebaut werden. Eine Art Wirbelmacher, der auf einem Pfeiler ruht, wird Epiſtylis genannt, und eine Art Wirbelmacher der auf etwas baumähnlichem ruht, führt den Namen Carchesium polypinum. Der Auguſt lieferte Radträger mit Waſſerkrug-ähnlichen Gehäuſen (brachionus); dreigliederige Radträger (triarthra), und Kryptomonaden, oder runde Scheiben, die ſich durch Drehpeitſchen (whisking whips) vorwärts bewegen. Das Wunder für den September aber iſt die krontragende Floscula (Stephanoceros Eichornii), die vielleicht der ſchönſte der Radträger iſt. Die Schilderung welche Hr. Slack von dieſem Thiere gibt, liefert eine günſtige Probe ſeines Styls. Er ſagt: „In dieſem zierlichen Geſchöpf ſtützt ſich ein ovaler, an der Spitze etwas erweiterter Körper auf einen ſpitzzulaufenden Stiel, und ſteht in einer gelatinöſen Flaſche, die aus unregelmäßigen,

Digitized by Google

übereinander gelegten Ringen gebildet iſt, als wenn ſie durch ſucceſſive Anſtrengungen abgeworfen wären, indem die oberen umgekehrt und an das Thier befeſtigt ſind. Allein das was den Glanzpunkt an dieſem kleinen Weſen bildet, iſt eine Krone von fünf ſpitzzulaufenden Fühlfäden, deren jeder zwei Reihen langer auf entgegengeſetzten Seiten, nicht aber in einer und derſelben Fläche, angebrachter Cilia hat. Die gewöhnliche Stellung der Fühlfäden iſt die einer anmuthigen elliptiſchen Curve, zuerſt nach außen anſchwellend, dann ſich einwärts biegend, bis ihre Punkte einander ganz nahe kommen; jeder aber iſt einer unabhängigen Bewegung fähig, und ſie ſind ſelten viele Minuten lang gleichzeitig ruhig. Die Cilia können in parallele Reihen oder nach dem Gutdünken des Geſchöpfs in Büſchel geſtellt werden, und ihre Bewegung erſcheint mehr unter Controle und größerer Modification empfänglich als die gewöhnlicher Infuſorien. Der Stephanoceros iſt ein Mitglied der Floscula-Familie; allein bei allen Exemplaren die ich erhielt, und mehrere Wochen lang beobachtete, zeigte ſich ein wichtiger Unterſchied in Beziehung auf die Röhre des Geſchöpfs. Bei den Flosculen hatte ich nie etwas einer Adhäſion zwiſchen der Röhre und dem Thier ähnliches geſehen, bei dem Stephanoceros aber bemerkte ich es beſtändig, und ſtets auf die geſchilderte Weiſe. Wie die Floscula wird auch der Stephanoceros leicht in Unruhe verſetzt, und zieht ſich in ſein Haus zurück, den invaginirten Theil mit ſich nehmend. In der letzten Ausgabe von Pritchards „Infuſorien“ wird dieſes Gehäuſe als anſcheinend nicht tubulär, ſondern als eine feſte gelatinöſe Maſſe geſchildert, die das Thier bis zu den rotatoriſchen Armen hinauf einhülle. Es iſt ſehr wahrſcheinlich daß Exemplare in verſchiedenen Altern, und möglicherweiſe in verſchiedenen Jahreszeiten, im Bau ihrer Wohnungen von einander abweichen mögen; allein ich kann der vorangehenden Schilderung nicht zuſtimmen, da alle Röhren die ich unterſuchte, Säcken glichen die am Munde hineingiengen, und nur an den Schultern ihrer Inwohner hiengen; und einmal war ich im Stande in eine verlaſſene Röhre hinabzublicken, welche nicht zuſammengefallen war, wie es der Fall geweſen ſeyn würde wenn ſie bloß eine gelatinöſe Maſſe geweſen wäre. . . . . Wenn ſich die Fühlfäden gut zeigten, ſo haben ſie einen Glanz der zwiſchen Glas und Perle mitten inne ſteht; bei einem günſtigen Exemplar gleicht der Körper einem Kryſtallbecher, und die Nahrung, gewöhnlich aus kleinen rothen und grünen Kügelchen beſtehend, glüht wie Emeralde und Rubinen, als ob im Höhepunkt der Ueppigkeit der kleine Epikuräer den Trank der Kleopatra mehr als übertroffen, und anſtatt die Diamanten aufzulöſen, ſie ganz verſchlungen habe. So glänzend und mannichfaltig an Farbe iſt das ganze Ausſehen des Thieres unter dieſen Umſtänden, daß einer unſerer erſten Dichter, dem es gezeigt ward, häufig darauf anſpielte.“

Trompeten (Stentors) gibt es im October in Fülle. Sie haben verſchiedene Farben, und die grünen verdanken ihre Färbung Bläschen voll färbenden Pflanzenſtoffs. Wenn ſie ausgeſtreckt ſind, ſehen ſie gerade aus wie die Poſthörner welche man annoch in altmodiſchen Städten ſieht und hört. „Eine andere kleine Merkwürdigkeit,“ ſagt Hr. Slack, „war ein durchſichtiger Becher auf einem dünnen Fuß, der wie ein Weinglas aufrecht ſtand, und an ſeiner Mündung eine durchſichtige Kugel trug. Es fand ſich daß es eine Vorticella war, und nach zwei Stunden war die Kugel theilweiſe eingezogen, und hatte an Größe abgenommen.“

Als man einige kleine Anacharis-Zweige in einem muldenartigen Glasgefäß unterſuchte, entdeckte man ein dünnes puppenartiges Geſchöpf, das auf acht unvollkommenen Beinen dahin kroch — eine Bewegung die indeß mehr den Schein des Gehens hatte als eine wirkliche Fortbewegung war. Dieß war einer der Langſam-Schreiter (Tardigrada), oder Waſſer-Bären. Jeder der acht Füße dieſes Bären-Jungen war mit acht dienſtwilligen Klauen verſehen. Er hatte keinen Schwanz. Sein plumper Kopf konnte ſeine Geſtalt beträchtlich verändern. Aus dem Vordertheil ſeines Schlundes giengen zwei in einem Punkt zuſammentreffende Stäbe hervor, welche, wie man vermuthet, die Inſectenkiefern darſtellen, mit einer Röhre für die Nahrung zwiſchen denſelben. Der Mund iſt zum Saugen eingerichtet, und die Stäbe ſind vorſtoßbar. Sie werden häufig bis an die Lippen des Mundes herausgebracht, der, mit ihnen vordringend, eine kleine runde aufgeworfene Oeffnung wird. Die Waſſerbären haben keine Augen, oder nur „veränderliche und wandelbare.“ Wie die Rotatoria, werden ſie durch Eintauchen in ſiedendes Waſſer getödtet; allein ſie können wieder belebt werden wenn ſie in von 252 Grad auf 261 Gr. allmählich erhitztem Waſſer ſind. Fähig ſowohl Hitze als vollſtändige Wiedererweckung zu ertragen, können ſie, als wenn nichts geſchehen wäre, wieder aufleben, nachdem man ſie an den Sonnenſtrahlen auf den Dächern der Häuſer gebacken, wo ſie den Veränderungen des Wetters und jedem Wechſel der Trockenheit und der Kälte ausgeſetzt ſind.

China's Pflanzenſchätze.

(Aus La Science Pittoresque.)

Das himmliſche Reich beſitzt im allgemeinen keine großen Wälder. Die Chineſen haben ſie faſt überall ausgerodet, um den Boden umzubrechen und ihn dem Anbau zu widmen. Abgeſehen von dieſer Seltenheit großer Waldſtrecken — eine Seltenheit die an einigen Punkten ſogar abſoluten Holzmangel zur Folge hat — beſitzt das unermeßliche Gebiet dieſes Landes eine unvergleichlich reiche und mannichfaltige Flora. Die meiſten Pflanzenarten Europa's und Afrika's wachſen daſelbſt neben denen Aſiens. Faſſen wir indeß zunächſt die großen Gewächſe ins Auge.

Von einem Ende des Reichs bis zum andern trifft man alle Eichen-Arten, die Ulme, die Platane, den Ebenbaum, die Buche, den Nußbaum, den Caſtanienbaum, den Roßcaſtanienbaum, den Ahorn, die Pappel, die Birke, den Vogelkirſch-

Digitized by Google

baum, die Weide — mit einem Wort, die weitaus größte Mehrheit unsers Bau-, Kohlen- und gemeinen Tischlerholzes. Ueberall wo der Maulbeerbaum wachsen und gedeihen kann, wird er der Seidenwurmzucht halber in großem Maßstab angebaut. Man sieht in gewissen südlichen Provinzen unzählige Pflanzungen davon. Der Lärchenbaum, die Fichte, die Tanne und andere Harzbäume krönen gemeiniglich die Höhen oder schützen die Quellen der Bäche. Rings um die Seen und an einigen Punkten der Küste zeigen sich Tamarinden- und Thuya-Gehölze.

Unter den besondern Erscheinungen des Landes muß man anführen: den Seifenbaum, von welchem die Chinesen grünliche Kerzen gewinnen, die zwar etwas weniger Helle geben als die unsrigen, dagegen während der großen Hitze weit mehr Consistenz behalten; den Wachsstrauch, dessen Beeren zur Verfertigung ziemlich guter Wachskerzen dienen; den Papier-Maulbeerbaum; den Ailanthus, auf welchem die Chinesen in freier Luft den ausdauerndsten der Seidenwürmer züchten; den Kampferbaum, welcher der Heilkunde und der Schreinerei nützliche Dienste leistet; den Schi-Schü, aus dem man einen sehr glänzenden Firniß gewinnt; den Sa-pan, welcher der Campeche-Baum des östlichen Continents ist; den Nan-Mu, einen der größten Bäume Asiens, dessen Holz für durchaus unverderbbar gilt; die Magnolie, Yu-cam, verschieden von der amerikanischen Magnolie; die Sageritia, deren Blätter den Armen als Thee dienen; die Amome, in deren Trauben man sehr aromatische Körner erntet; den Long-sen, der Härte seiner Faser wegen gesucht; die Aquilaria, deren parfümirter Holzkern unter dem Namen Calamba bekannt ist, und nach dem Gewicht des Goldes als Herzstärkung verkauft wird; den Hoali, eine Art Rosenholz; den Eisenbaum oder Tie-li-mu; die große Baumwollstaude; den Betel, welcher eine Nuß trägt die man als Kaumittel im ganzen Orient gebraucht; endlich den Cassienbaum, dessen Holz, Blätter, Knospen und Oel in der Kunstschreinerei, Arzneikunde und Küchenkunst verwendet werden.

Von allen großen Gewächsen welche das himmlische Reich besitzt, ist der Bambu gewiß das kostbarste; auch haben wir ihn in der oben gegebenen trockenen Nomenklatur übergangen, um ihm eine besondere Erwähnung zu widmen.

Genau genommen ist der Bambu eine Art hohler Binse oder riesenhaften Schilfrohrs. Er besitzt Eigenschaften die bei einer Pflanze unvereinbar scheinen: er ist glatt, fest und leicht zu gleicher Zeit. Auch ist sein Wachsthum eines der schnellsten, da er in achtzehn Monaten 8—10 Meter Höhe erreicht, und die Härte des besten Holzes erlangt. Man zählt in China ungefähr sechzig Bambu-Arten, die im sumpfigen Erdreich, wo sie reizend aussehende dicke Gehölze bilden, in Masse wachsen. Die beliebteste Art ist die gelbe. Sie zeichnet sich vor den andern durch den Glanz der Rinde, die Härte der Faser und die Dicke des Stammes aus.

Dieses Gewächs wird auf so viele verschiedene Arten benützt, daß es vielleicht leichter gethan wäre zu sagen wozu es nicht dient, als wozu es dient. Man macht daraus Balken mehrerer Art, Stage (starke Taue), Zäune, Pfähle oder Stützen, Thürpfosten und Fensterrahmen, und nöthigenfalls ganze Häuser; man verfertigt daraus auch Tische, Stühle Matratzen, Betten, Matten, Store, viele Hausgeräthe, Besen, Gefäße, Eimer, Ofenschirme, Kämme, Längen- und Füllmaße, Seile, Fischernetze, Ruder, Segel für die Dschunken, verschiedene Musikinstrumente, Röhren, Pfeifen, Fächer, mehrere Korbmacherei-Gegenstände, das gesetzliche Hinrichtungswerkzeug, die Fasces welche die Lictoren den Inhabern der Kaiserwürde voraustragen, Ruthen für die Schulmeister, Tintenzeuge, Papier, Regen- und Sonnenschirme, Waffen und Hüte. Die jungen Bambu-Triebe, in einer Sauce zubereitet, wie die Spargeln, oder in Essig wie die Pfeffergurken, oder eingemacht in Zucker, wie das Citronat, oder destillirt, wie der Sorgho, geben ein Gericht, ein Eingemachtes, einen Trank und eine Nachspeise; seine Ueberbleibsel benützt man zur Feuerung, und seine zusammengenähten Blätter dienen zur Verfertigung von allerdings nicht sehr eleganten, aber zum Schutz gegen den Regen sehr geeigneten Ueberwürfen. Von allen Theilen dieser Pflanze, selbst von den Wurzeln noch, wenn man sie mit Geschicklichkeit schneidet, erhält man mehr oder minder bizarre und seltsame Gegenstände, z. B. Figuren von Menschen und Thieren, Stockknöpfe, Laternen ꝛc.

Wie man sieht, ist der Bambu eine wahrhafte Panacee für die chinesische Industrie. Er dient zu allem. Auch betrachten ihn die Bewohner des himmlischen Reichs als den König der Gewächse, und widmen ihm deßhalb eine gewisse Verehrung.

Alle unsere Cerealien, Weizen, Gerste, Roggen, Mais ꝛc. werden in China geerntet, allein in nicht sehr beträchtlichen Quantitäten, und mehr im Norden als im Süden. Der Reis und der Thee, wovon man eine sehr große Menge von Arten anbaut, bilden dort, neben der Seide, die Grundlage der Ackerbau-Production, der Reis hauptsächlich. Er ist das chinesische Brod, und, Reich oder Arm, jedermann ißt Reis. Der Thee ist in China ebenfalls das allgemeine, man könnte fast sagen das einzige Getränk, wenn die Bewohner des Landes nicht zuweilen allzureichlich abscheuliche Branntweine tränken, die sie durch die Destillation des Reises und anderer Körner bereiten. Unter den Ackerbau-Erzeugnissen des Südens kommen in ziemlich großer Menge der Tabak, die Baumwolle, der Sorgho, von dem man vortrefflichen Rum macht, die Erdäpfel, die Pataten, die Igname, kürzlich auch in Frankreich eingeführt, das Erdeichelkraut (Arachiden) und der Canariensamen vor, von welchem die Hühnerhofthiere die feinen Körner mit äußerster Gier verschlingen.

Die stehenden Gewässer des Reichs ebensowohl wie seine fließenden liefern mehrere eßbare Wasserpflanzen, unter denen die Nelumbia und Trapa bicornis, der Vortrefflichkeit ihres Satzmehls wegen, besonders gesucht sind.

In fast allen Provinzen baut man zahlreiche Arten von Hanf und eine Art Brenn-Nessel, aus der man ein sehr feines und glanzvolles Gewebe macht, das im europäischen Handel unter dem Namen Cantoner Batist, oder unter dem Namen Grasscloth (Nesseltuch) bekannt ist. Der Flachs ist selten.

Digitized by Google

Das Gin-seng, die Rhabarber, das Ricinus, die Cubebe, die Salsaparille, der Indigo, die Curcumey und andere pharmaceutische oder farbenliefernde Pflanzen wachsen im himmlischen Reiche.

Das Gin-seng oder Dschin-sam ist das in der chinesischen Heilkunde am gewöhnlichsten verwendete Gewächs. Es spielt eine Rolle ähnlich der des Kampfers im Raspail'schen System. Man wendet es überall an, und ein Heilmittel kann nicht wirksamer angerühmt werden als wenn man sagt: dieser Arzeneistoff sey darin enthalten. Alles Gin-seng des Thian-schan-nanlu ist Eigenthum des Kaisers, der sich dasselbe von seinen Unterthanen, an die er es verkauft, fast mit Gold aufwiegen läßt.

In allen Provinzen findet man viele eßbare Schwämme. Unter denjenigen welche die Chinesen bauen, kommt die beliebtere Art nur auf einer Mischung von Yak-Kuhmist fort, zum Unterschied von unserm Mistbeet-Schwamm, welcher nur auf Pferdedünger wächst.

Wenn man aus den Feldern in die Obstgärten geht, welche in China gewöhnlich die Zugänge zu den volkreichen Mittelpunkten oder die Einhägungen der Häuser einnehmen, so sieht man dort fast alle unsere Obstbäume, als da sind: Pfirsichbäume, Birnbäume, Aepfelbäume, Feigen- und Aprikosenbäume ꝛc. Neben diesen Arten wachsen im Süden der Brustbeerbaum, der Citronenbaum, die Palme, der Bananenbaum, verschiedene Orangebäume, namentlich derjenige welcher die Mandarine liefert, und der Kammat, welcher eine winzig kleine, wahrhaft lilliputische Orange von der Größe einer Kirsche trägt. In den Obstgärten des Nordens findet man einen Citronenbaum der im Stand ist der strengsten Kälte zu trotzen, und den aus diesem Grunde die Engländer so eben in ihrem Vaterland eingeführt haben. Die Johannisbeeren und die Himbeeren sind im himmlischen Reich nicht sehr bekannt. Eine Beobachtung welche hier angeführt zu werden verdient, ist daß die Chinesen bei ihren Bäumen das Pfropfen nicht anwenden, daß diese aber im allgemeinen reichlichere, wenn auch minder gute Früchte tragen. Dennoch muß, als eine Ausnahme machend, der Gopava-Baum, der eine Art vortrefflicher Granatäpfel trägt, und der Mangobaum angeführt werden, dessen Frucht an Wohlgeschmack und Wohlgeruch unsere geschätztesten Pfirsiche übertrifft.

Der Weinstock, welcher seit Jahrhunderten in dem südlichen Theile des Reichs angepflanzt wird, erzeugt viele gute Trauben, die man frisch, getrocknet und als Confituren ißt. Die Einwohner des Landes machen nur sehr wenig Wein, und überdieß sehr schlechten.

Die Küchengärten China's sind nicht weniger gut versorgt als seine Obstgärten. Alle unsere Gemüse, Bohnen, Erbsen, Schminkbohnen, Linsen ꝛc. gedeihen daselbst nebst denen des Orients. Unter diesen letzteren wollen wir nur einen riesenhaften Kürbiß, die Schminkbohne von Korea, welche einen ausgezeichneten feinen Geschmack hat, und den berühmten Petsai, einen kleinen weißen und krausen Kohl, erwähnen, den man im ganzen Reich in ungeheurer Masse verbraucht.

Die Chinesen sind leidenschaftliche Liebhaber der Blumen, und pflanzen sie in großer Menge, in Töpfen, in Kisten oder in freier Erde. Diejenigen deren Pflege sie sich vorzugsweise angelegen seyn lassen, sind der Mutan, die Busch-Pfingstrose, die Reine-Marguerite, die Hortensie, der Hibiscus rosa sinensis, die Iris, die Asphodill-Lilie und die Camelie, deren Namen, nebenbei gesagt, wir aus Achtung für die Etymologie mit K, statt mit C schreiben sollten. Man weiß nämlich oder sollte wissen, daß der Pater Kamel diese reizende Blume, womit sich unsere Blumenbeete bereichert haben, aus China nach Europa gebracht hat.

Ueber das geologische Alter des Menschengeschlechtes.

(Aus einer Arbeit von Eichwald „über die Säugethierfauna des südlichen Rußland" in Ermans Archiv für Rußland.)

Es ist schon mehrmals die Frage: wie lange lebt der Mensch auf der Erde? aufgeworfen worden. Wenn wir eben so sichere geologische oder vorhistorische Andeutungen als historische Ueberlieferungen hätten, so wäre es wohl möglich die Frage, wenn auch nicht ganz genügend, zu beantworten; aber so fehlen uns alle sichern Angaben und wir müssen sie wohl am zweckmäßigsten ganz unbeantwortet lassen. Nichtsdestoweniger hat man versucht in verschiedenen Gegenden der Erde die geologischen Beobachtungen über das Auffinden von Kunstproducten einer mehr oder weniger sichern Zeitrechnung zu unterwerfen, und so aus Mangel einer genauen historischen Chronologie eine geologische zu schaffen, um noch vor der Sagengeschichte das Alter des Menschen auf der Erde zu berechnen und in Jahren auszudrücken.

Wir sehen nämlich noch jetzt von Flüssen und Seen Niederschläge erfolgen die von Jahr zu Jahr zunehmen und im Laufe der Jahrhunderte sehr regelmäßige Schichten bilden, die alsdann ziemlich sichere Schlüsse über ihr relatives Alter zulassen. Enthalten diese Erdschichten der letzten geologischen Zeit Kunstproducte des Menschen oder sogar seine Gebeine, des thierischen Leims beraubt und von Eisenoxyd oder Kieselerde durchdrungen, so erscheinen sie wie versteinert und werden subfossil genannt, und die Schichten die sie einschließen, können einer ziemlich genauen Berechnung in Hinsicht auf ihre Entstehung unterworfen werden und über das Alter des Menschen in jenen Gegenden einen annähernden Aufschluß geben.

Jedenfalls haben einige geologische Erfahrungen erwiesen daß die Entstehung des Menschen weit über die gewöhnliche jüdische Ueberlieferung hinausgeht und sie wenigstens um das Doppelte übertrifft, wiewohl andere geologische Untersuchungen sein Alter auf der Erde in eine noch viel frühere Zeit versetzen. Man hat z. B. in Aegypten beobachtet daß der Nil

Digitized by Google

in jedem Jahrhundert eine 3½ Linie dicke Schlammschicht abſetzt und darnach auf das Alter der viel tiefer liegenden Schichten geſchloſſen, in der Vorausſetzung daß die Schichten ſich alle gleichmäßig niedergeſchlagen hätten.

Da man nun aus der Tiefe von 39 Fuß, in einem Bohrloch das ſich ganz im Nilſchlamme bei Cairo befindet, einen Topfſcherben, der einen Zoll groß, ¼ Zoll dick und auf beiden Seiten von ziegelrother Farbe iſt, heraufgebracht hat, ſo würde dieſer Scherben an 13,375 Jahre [1] alt ſeyn, wenn die Annahme richtig iſt daß der Nil alle Jahrhundert eine 3½ Linie dicke Schlammſchicht abgeſetzt hätte. Dieſer kleine Scherben würde auf ein Volk ſchließen laſſen das in Anfertigung von Töpfergeſchirr ſchon 7625 Jahre vor der Regierung des Königs Menes, dem Gründer von Memphis, erfahren war. Die ägyptiſche Chronologie reicht ohne Zweifel viel weiter hinauf als die ganz zuverläſſige griechiſche, die nicht über die Zeit der Olympiaden, alſo über 776 Jahre vor Chr. Geb., zurückgeht, und ſo läßt ſich wohl jene geologiſche Zeitbeſtimmung als ziemlich ſicher anſehen. Dadurch wird das Alter des Menſchengeſchlechts um vieles weiter hinausgerückt als dieß jede ſchriftliche oder mündliche Ueberlieferung anzugeben im Stande war.

Man hat auch Skelettheile des Menſchen, einen Unterkiefer mit Zähnen und einige Knochen vom Fuße, in einem Korallenfels, der aus ſehr hartem Meereskalke beſteht, in Florida gefunden. Dieſe Beobachtung hat der Graf Pourtalès an dem Ufer des Sees Monroe gemacht, wo poſtdiluvianiſche Geſteine jene menſchlichen Skelettheile enthalten, deren Alter Agaſſiz auf 10,000 Jahre berechnete. Eben ſo fanden ſich bei Natchez in Nordamerika Menſchenknochen in einem blauen Thon der noch 2 Fuß unter den Skeletten des Megalonyx und anderer ausgeſtorbenen Säugethiere lag, die mithin die Zeitgenoſſen des Menſchen geweſen waren und auf kein geringeres Alter ſchließen laſſen.

Ueberhaupt ſcheint Nordamerika ſehr geeignet zu ſeyn über das relative Alter des Menſchengeſchlechts einmal eine ſchärfere Kunde zu liefern als Europa. Dazu könnten auch die zahlreichen verſunkenen Taxodienwälder von Neuorleans, im Miſſiſſippidelta, vieles beitragen, die dort, wie die Kiefer-, Eichen- und Buchenzonen von Dänemark, übereinander liegen und für ihr Wachsthum viele Jahrtauſende erfordert haben. Es gibt nämlich Stämme von Taxodien (Taxodium distichum) die aus 6000 Jahresringen beſtehen, folglich ein Alter von 6000 Jahren hatten. Zuweilen finden ſich zehn ſolcher Wälder, die einander decken und ſo auf ein Alter hinweiſen das jede geſchichtliche Ueberlieferung, ſogar die chineſiſche Chronologie, weit überſteigt. Dowler hat, auf dieſe Beobachtungen ſich ſtützend, das Alter das zur Bildung des Miſſiſſippidelta's erforderlich war nach dieſen untergeſunkenen Wäldern auf 158,400 Jahre berechnet, und da ſich im vierten dieſer Wälder das Skelett eines Menſchen fand, deſſen Schädel im Bau mit denen der amerikaniſchen Race übereinſtimmt, ſo nimmt er für die damals lebenden Menſchen ein Alter von 57,600 Jahren an. Die Dauer der Bildung des Alluviums oder des angeſchwemmten Landes im allgemeinen muß, nach dieſer Deltabildung zu ſchließen, 100,000 Jahre betragen haben; ſo lange muß auch die gegenwärtige Flora und Fauna Nordamerika's beſtehen. Die Flora der tauſendjährigen Taxodien iſt jedenfalls eine der älteſten Schöpfungen der Erde, die mit den Megalonyx, Maſtodon, Mammuths und vielen andern ausgeſtorbenen Säugethieren gleichzeitig war und ſie noch überlebt, da dieſe längſt ausgeſtorben ſind.

Auch in Südamerika, in den zahlreichen Höhlen Braſiliens, hat man Menſchenknochen mit Knochen vorweltlicher Thiere gefunden, die, nach Lund, alle Merkmale foſſiler Knochen an ſich tragen; die Menſchenknochen ſind von Eiſenoxyd und Kieſelerde ſo ſehr durchdrungen daß ſie offenbar als verſteinert angeſehen werden. Der Schädel dieſer Menſchenſkelette iſt ſchmal, die Backenknochen ſind ſtark vorragend, und die andern Kennzeichen, vorzüglich der Geſichtswinkel, zeigen die größte Verwandtſchaft mit dem Schädel der Braſilianer, ſo daß die vorweltlichen Menſchen Südamerika's von den jetzigen Bewohnern nicht verſchieden waren und hier ſchon mit dem Maſtodon und andern ausgeſtorbenen Thieren gelebt haben mußten.

Die Menſchenſkelette von Guadalupe, die den ausgeſtorbenen Galibis, frühern Bewohnern der Inſel, zugeſchrieben und im britiſchen Muſeum in London aufbewahrt werden, finden ſich in einem ſehr feſten, faſt körnigen Kalkſteine, der aus kleinen Bruchſtücken von Muſcheln und Korallen beſteht, die wahrſcheinlich noch jetzt das Meer der Antillen bewohnen. Da aber außerdem auch noch eiſerne Werkzeuge mit jenen Skeletten vorkommen, ſo iſt ihr Alter keineswegs mit dem der Maſtodonten zu vergleichen, und wir ſind genöthigt den neuern Urſprung des Kalkſteins anzuerkennen und die Galibis aus der hiſtoriſchen Zeit der jetzigen Schöpfung herzuleiten.

Die Menſchenknochen finden ſich ferner auch in Europa, mit den Knochen einiger ausgeſtorbenen und vieler lebenden Thiere, nicht ſelten mit Mammuthsknochen in Geſellſchaft, ſo daß hier überall der Menſch als Zeitgenoſſe der Mammuthe, der Höhlenbären, der Höhlenhyänen und anderer ausgeſtorbenen Thiere erſcheint. Dieſe Beobachtung hat unter andern Spring [1] an einer Höhle bei Namur gemacht, in denen jene Knochen noch vor der Einwanderung der Kelten abgelagert zu ſeyn ſcheinen. Dieß führt uns zunächſt auf das Alter der Steinwerkzeuge die im nördlichen Frankreich an der Somme, bei Amiens und Abbeville in ſo großer Menge ausgegraben werden, und die ihren Untergang derſelben vorhiſtoriſchen Zeit verdanken wie jene Höhlenknochen.

Es leidet wohl keinen Zweifel daß zu dieſer Zeit die Eifel und das ſüdliche Frankreich, namentlich die Auvergne, noch ihre thätigen Vulcane hatten, und daß durch ſie am Rhein ſowohl wie auch im Süden von Frankreich große Veränderungen auf der Erdoberfläche entſtanden, die mit dem

[1] Horner in New philoſoph. Journal. Edinburgh 1858. VII. p. 328 und von Leonhard und Bronn N. Jahrb. für Mineral. 1858. IV. p. 510.

[1] M. Perty, Grundzüge der Ethnographie. Leipzig und Heidelberg 1859. p. 6.

Digitized by Google

Untergang der damaligen Bewohner und vieler Landsäugethiere in Verbindung stehen konnten. Die Ausbrüche der Vulcane von Denise, in der Nähe von Puy und Velay, enthalten daher in ihrer vulcanischen Breccie zuweilen menschliche Skelette, die damals umkamen als noch Mammuthe die Gegend bewohnten. Eben so werden in der vulcanischen Asche der Eifel, im Brohlthal, römische Altäre und Sarkophage, aus Duckstein verfertigt, durch ähnliche Ausbrüche begraben, entdeckt, die, von Bimstein überschüttet, noch jetzt in den dortigen Steinbrüchen liegen, und darauf hinweisen daß zur Zeit der Römerherrschaft am Rhein jene Vulcane noch thätig [1] waren und weit später ihre Ausbrüche einstellten als die Vulcane der Auvergne.

Endlich hat man an der Ostküste von Schweden sehr interessante, hieher gehörige Beobachtungen gemacht. Beim Graben des Södertelgecanals, der den Mälar-See mit dem botnischen Meerbusen verbindet, stieß man in bedeutender Tiefe auf die Reste einer Fischerhütte mit Stücken verarbeiteten Eisens. Nach dem bekannten Maß der jetzt an der Ostküste Schwedens vor sich gehenden Niveauveränderungen berechnet sich das Alter dieser Hütte auf 12,000 Jahre. Damals hatten also schon die Ureinwohner Schwedens die Bearbeitung des Eisens verstanden und in der Eisenperiode gelebt.

In der neuesten Zeit hat die Gegend von Villeneuve an dem östlichen Ufer des Genfer-Sees die Aufmerksamkeit der Geologen ganz besonders auf sich gezogen, da hier der Fluß Tinière bei seiner Mündung in den See sehr hohe Ausschüttungen [2] gemacht hat, die viele Jahrhunderte in derselben Art und Weise erfolgt sind, und die Zeit ihres allmählichen Absatzes ziemlich genau berechnen lassen. Da sich in den untersten Ausschüttungen auch Kunstproducte, vorzüglich Töpferwaaren, gefunden haben, so läßt sich daraus auf das Alter der Menschen die sie anfertigten schließen, und so die vorhistorische Chronologie ziemlich genau berechnen.

Die Eisenbahnarbeiten bei Villeneuve haben den großen Schuttkegel der Tinière auf einer Länge von 500 Fuß und bei einer Tiefe von 23 Fuß durchschnitten. Der Durchschnitt hat hier drei Anschüttungen bloß gelegt, von denen die erste 3 Fuß 7 Zoll hoch ist und darunter einen alten Boden mit eckigen Bruchstücken römischer Backsteine und einer roh gearbeiteten römischen Münze zeigt; darauf folgt die zweite Anschüttung von 5 Fuß 6 Zoll Höhe, und unter ihr ein alter Boden mit einer bronzenen Pincette und mit Bruchstücken von Töpferwaaren, und endlich hierauf die dritte Anschüttung von 8 Fuß 6 Zoll Höhe, die einen alten Boden von 6 Zoll Höhe unter sich zeigt, in dem viele Bruchstücke ähnlicher Töpferwaaren aufgefunden worden sind. Zugleich mit ihnen finden sich auch viele Kohlen und zerbrochene Wirbelthierknochen, die nicht näher angegeben werden. Die Kohlen reichen auch noch einen Fuß tiefer herab. Die Schalen vieler Landschnecken, vorzüglich von dünnschaligen Helixarten, sind so gut erhalten daß man hier auf einen ganz örtlichen und ruhigen Absatz aus dem Flusse schließen muß. Die Anschüttungen giengen nur allmählich und langsam vor sich; sie zeigen oben und unten eine sehr gleichförmige Bildung und lassen daher eine ziemlich sichere Berechnung für die Zeit ihrer allmählichen Entstehung in den obern und untern Schichten zu. Ueberhaupt ist die Zusammensetzung des ganzen Schuttkegels ziemlich regelmäßig, und man kann daher die für die oberste der drei Anschüttungen erforderliche Bildungszeit auch für die zwei untern als Maßstab annehmen, wenn man dabei berücksichtigt daß der Schuttkegel nach oben hin, durch den Sand welchen der Fluß herbeiführt, immer breiter werden und hier um so langsamer zunehmen mußte als nach unten.

Läßt man die römischen Backsteine etwa aus dem Jahre 560, als dem Anfang der christlichen Zeitrechnung in der Schweiz, herrühren, so wären zur Bildung der obersten Anschüttung von 4 Fuß Höhe etwa 1000 bis 1500 Jahre, zur Bildung der mittlern von 6 Fuß Höhe 2900 bis 4200 Jahre, und der untersten von 9 Fuß etwa 4700 bis 7000 Jahre erforderlich gewesen, was im Ganzen auf 8600 bis 13,000 Jahre, oder in mittlerer Zahl auf ein Alter von etwa 10,000 Jahren hinweisen würde.

Dabei ist jedoch zu bemerken daß der Mensch sich damals schon in der Bronzeperiode befand, wie dieß die dort aufgefundenen Kunstproducte von Bronze lehren, also schon bedeutende Fortschritte in der Industrie gemacht hatte. Er hatte noch viel früher die Steinperiode durchmachen müssen, und stand schon in ihr auf einer gewissen Stufe der Cultur. Wie viel Jahre oder Jahrhunderte diese Steinperiode dauerte, läßt sich mit Sicherheit noch viel weniger feststellen, und daher kann auch der Anfang des Auftretens des Menschen nicht in Zahlen ausgedrückt werden. Wir sehen nur aus jener ungefähren Schätzung der drei Anschüttungen daß sie das Doppelte betragen als die schriftlichen Ueberlieferungen der jüdischen Zeitrechnung annehmen. Gehören die Tschudenschürfe des Altai und Urals ebenfalls in diese Steinperiode — woran wohl nicht zu zweifeln ist — so erhalten wir auch für sie ein ähnliches hohes Alter, das in der Nähe von Hochasien, der angeblichen Wiege des Menschengeschlechts, weit eher einer gewissen Cultur fähig gewesen seyn mochte als das Volk im Westen Europa's, das dem Raume nach von dem Urstz des Menschen in viel größerer Entfernung lebte.

---

[1] S. meine naturhistorischen Bemerkungen auf der Reise durch die Eifel, Tyrol, Italien und Algier. Moskwa 1851. p. 22.

[2] Ich entlehne auch diese Angaben so wie die vorhergehenden aus dem naturhistorischen Jahrbuch für Mineralogie l. c. 1860. Heft IV, p. 473.

See- und Flußdampfer in Amerika.

(John Cassell's „Amerika wie es ist.")

Die angenehmste Art zu reisen ist in Amerika die mit dem Dampfschiff, vorausgesetzt natürlich daß man nicht durch eine Dampfkessel-Explosion gen Himmel, oder durch einen Zu-

Digitized by Google

ſammenſtoß auf den Grund des Sees oder Fluſſes geſandt wird. Nehmen wir an daß wir den ganzen Tag auf der Eiſenbahn gefahren ſind und, anſtatt in einem Hôtel zu übernachten, auf einem Dampfboot weiter zu reiſen gedenken, welches eben nach einem einige hundert Meilen entfernter liegenden Punkt abzufahren im Begriff iſt.

Nachdem wir unſern Bagagezettel einem Träger gegeben haben der zum Boot gehört, gehen wir ſogleich an Bord. Die Einrichtungen hier ſind ſo ziemlich dieſelben wie in einem Hôtel. Wir treten in ein Comptoir und bezahlen für unſere „Staatszimmer," wovon uns zwei gegen Zahlung eines Extradollars angewieſen werden. Der Schreiber ruft einen Jungen und wir werden in unſer Quartier geführt, wo wir unſere Toilette machen. Damit fertig, ſehen wir zu daß unſer Gepäck in Sicherheit iſt und machen dann einen Spaziergang um das Schiff herum, welches, nehmen wir an, eines von den Erie-Seeboten iſt. Finſterniß überſchattet die weite Ausdehnung des Waſſers um uns, aber das Fahrzeug iſt glänzend erleuchtet. In dem Hauptſalon, der auf Pfeilern über dem Deck ſteht, hängen zahlreiche, brillante Lampen, welche den Effect der leichten und eleganten Decorationen noch ſteigern — die vergoldeten Stuckaturen und das künſtliche Schnitzwerk an den Wänden. Eine Reihe von Thüren dehnt ſich auf jeder Seite des Salons aus; ſie führen in die Staatszimmer, wovon jedes auch eine Thür und ein Fenſter hat, welche nach einem Seitendeck hinausgehen und die Ausſicht nach dem Waſſer haben. Reiche Teppiche und üppige Sophas und Lehnſtühle bilden das Meublement des Salons, der ein eben ſo comfortables Zimmer ſeyn würde wie irgend ein Drawing-Room in irgend einem Hôtel erſter Claſſe, ohne das beſtändige Erzittern des Fahrzeuges.

Unter dem Salon iſt das Deck, auf welchem die in einem Maſchinenhaus eingeſchloſſene Maſchine ſteht. Das Deck iſt der Aufenthalt für alles, lebendig oder todt, was nicht im Salon Aufnahme findet. Kornſäcke, Ballen von weichen Waaren, Päcke mit harten Waaren, Schweine und arme Auswanderer ſind hier in der allergrößten Verwirrung durcheinander gewürfelt. Von den letztern bemerken wir mehrere Familien die auf ihrem Weg nach dem fernen Weſten ſind, und welche die Bezahlung für den Salon nicht erſchwingen können. Ein kleiner Raum iſt in der Mitte zwiſchen den Waaren frei gelaſſen und eine Matratze iſt darauf ausgebreitet, auf welcher die Mutter und die Kinder ſchlafen, während der Vater neben ihnen ſitzt, ſein Kinn in der Hand, an die unbeſtimmte, unſichere vor ihm liegende Zukunft denkend, oder vielleicht auch über Erinnerungen an eine glücklichere Vergangenheit brütend.

Der ſcheußliche Lärm des Gong zum Abendeſſen — ohne Zweifel ein angenehmer Ton in den Ohren einiger hungrigen Leute — ertönt durch das Schiff, und eine allgemeine Bewegung nach der Region unter dem Mitteldeck findet ſtatt. Auf der Treppe iſt ein Gedränge von Männern, die, da ſie keine Damen bei ſich haben, ſehr paſſender Weiſe erſucht ſind zu warten bis alle die Paare Platz gefunden haben. Die unglücklichen Junggeſellen ſtürzen dann nach den noch nicht eingenommenen Sitzen, und wem es nicht gelingt einen zu erobern, der wartet in düſterm Schweigen bis zur zweiten Tafel. Die Scene in dem Speiſezimmer iſt ſehr überraſchend und eigenthümlich. Zwei lange Tiſche, die ſich längs der ganzen Länge des Zimmers erſtrecken, ſind mit einer Verſchwendung von Licht, Silber und Blumen beſetzt, und jede paar Schritte ſteht ein äußerſt reinlich und ſehr hübſch gekleideter Neger-Aufwärter. Das Abendeſſen an Bord dieſer Seedampfboote iſt vortrefflich; Thee und Kaffee, friſche Fiſche, Schinken und Eier, Beefſteaks und Coteletts, Eis, Cremes, Gelees und Früchte ſind häufig für den mäßigen Preis von einem halben Dollar aufgetiſcht.

Iſt das Souper vorüber und die Nacht ſchön, dann können wir auf dem obern Deck ſitzen und die kühle Briſe genießen, oder im Salon über einem Buche duſeln. Die Wirkung des Soupers und der warmen Luft nach einem Reiſetag iſt derart daß man froh iſt in ſein Zimmer zu kommen und in ſein Bett zu kriechen.

Am andern Morgen machen wir vielleicht wieder einen Spaziergang um das Fahrzeug. Den Seitengang entlang gehend, treten wir in die Barbierſtube, in welcher drei oder vier Neger eifrig damit beſchäftigt ſind drei oder vier Paſſagiere zu barbieren. Dieſe Barbierſtuben ſind elegant eingerichtet, und es iſt eine Wolluſt ſich von der Hand eines dieſer geſchickten Diener barbieren zu laſſen. Der Gong ruft uns nun zum Frühſtück, welches, in Bezug auf den Speiſezettel, eine bloße Wiederholung des Soupers iſt, und eine eben ſolche Geduldsprobe für die Junggeſellen mit ſich bringt. Iſt das Frühſtück vorüber, dann bilden ſich kleine Gruppen von Paſſagieren, die ſich unterhalten, leſen, oder im Salon, oder auf dem äußern Deck herumlungern. Wahrſcheinlich iſt das Land verſchwunden, und das Auge findet nichts worauf es ruhen könnte als tiefes, grünes Waſſer — denn hier gibt es keine dieſer Seevögel deren wilde Schwenkungen manchmal die Einförmigkeit einer Seereiſe unterbrechen. Nichts Lebendes erſcheint, weder in Luft noch Waſſer.

Ob nun die Paſſagiere auf dieſen Dampfſchiffen jeder vernünftigen Unterhaltung unfähig ſind, oder ob die Eigenthümer das nur vorausſetzen, wollen wir nicht unterſuchen; aber ſogleich macht man einen Verſuch uns durch eine „Negerunterhaltung" zu amüſiren, die mehr oder weniger muſikaliſch iſt. Die ſchwarzen Barbiere, die das Raſirmeſſer mit dem „Banjo" und „den Knochen" vertauſcht haben, treten in den Salon und kündigen uns durch ihre Inſtrumente an daß ſie eine „Vorſtellung" beabſichtigen. Es iſt unnütz zu ſagen daß dieſe ächte Neger-Miniſtrels ſind, und keine durch gebrannten Kork entſtellte Weiße. Die Geſellſchaft ſetzt ſich und die Vorſtellung beginnt; ſie beſteht aus Geſängen, untermiſcht mit lächerlichen Zwiegeſprächen und excentriſchen Grimaſſen. Noch ein paar Stunden Strecken und Dehnen und Geplauder, und das Land kommt in Sicht und wir erreichen unſern Beſtimmungsort.

Digitized by Google

Die dießjährigen Sitzungen der British-Association.

(Schluß.)

Tomlinſon vom Kings College in London ſprach über die ſogenannten Blitzfiguren, d. h. jene baum- oder ſtrauchartigen Bilder welche man bisweilen auf dem Körper von Menſchen und Thieren findet die der Blitz getroffen hatte. Prof. Poey hat dieſe Beobachtungen in einer Denkſchrift geſammelt unter dem Titel: „die photographiſchen Wirkungen des Blitzes.“ Er erzählt darin unter andern von einem Knaben der auf einen Baum geklettert war um ein Vogelneſt auszuheben und vom Blitz getroffen wurde. Auf ſeiner Bruſt fand man dann die Zeichnung des Baumes, an deſſen einem Zweige auch das Neſt deutlich zu erkennen war. An dieſen Thatſachen iſt etwas wahres, aber nichts ſo wunderliches als die erſten Wahrnehmer dachten. Empfängt man die Entladung einer Leydener Flaſche auf einer Glastafel, ſo wird ein Theil der organiſchen Staubſchicht verbrannt welche jede unſerer Atmoſphäre ausgeſetzte Fläche zu bedecken pflegt. Haucht man daher nach der Entladung raſch auf die Tafel, ſo condenſirt ſich die Feuchtigkeit des menſchlichen Athems in ununterbrochenen Streifen längs der Linien welche der elektriſche Strom durchſtrichen hatte, während an den andern Theilen der Fläche die Feuchtigkeit zu kleinen Kügelchen gerinnt. Hält man die angehauchte Tafel gegen das Licht, ſo wird man daher ein Hauchbild ſehen welches einem entlaubten Baume gleicht, und zwar jedem beliebigen Baume oder baumartigen Gegenſtande. In einer vorgelegten Zeichnung eines ſolchen Hauchbildes ſah man die breite Linie des geringſten Widerſtandes oder den Pfad welchen die Elektricität bei ihrer Entladung zurückgelegt hatte. Dieſer Hauptſtamm theilte ſich in viele Aeſte, dieſe in ſtarke und die ſtarken in feine Zweige, letztere von großer Zartheit und Schönheit. Vor der Entladung alſo ſendet der elektriſche Strom ſeine Fühlfäden aus um den Weg für die Linie des geringſten Widerſtandes zu öffnen. In manchen Fällen tritt bei der Entladung eine Gabelung oder auch eine Dreiſpaltung ein. Bot das Glas zu großen Widerſtand, ſo beſteht das Hauchbild nur aus drei Fühlfäden, und ſolche elektriſche Fühlfäden ſollen es ſeyn denen man das Gefühl von ſpinnewebartiger Berührung zuſchreiben muß, welches die Seeleute empfinden kurz bevor der Blitz in das Schiff ſchlägt. Tomlinſons Meinung iſt es daher daß, wenn wir ſtrauchartige Eindrücke am Körper vom Blitz getroffener Menſchen oder Thiere finden, wir darin den feurigen Griff des Blitzſchlages ſelbſt zu erkennen haben, aus dem die Einbildungskraft der Beiſtehenden dann einen Strauch oder Baum herausfindet.

Hr. Glaisher verlas einen Bericht des Ausſchuſſes für leuchtende Meteore des Jahres 1860. Merkwürdig darin iſt daß man in den Meteorfällen einen gewiſſen Rhythmus entdeckt haben will, und zwar einen achtjährigen, da 1835, 1843, 1851 und 1859 Jahre der höchſten Frequenz geweſen ſind. Zweitens ergab ſich daß es ſowohl gemeinſame als auch getrennte Epochen für Aërolithen und für gemeine Meteore (Sternſchnuppen) gibt. Im Monat Auguſt, wo die letztern ihre größte Häufigkeit zeigen, bleiben die Aërolithenfälle unter dem Durchſchnitt, während im November für beide Claſſen eine größere Häufigkeit eintritt. Aërolithiſche Erſcheinungen im engern Sinn, alſo Meteore die mit Knall und dem Fallen von Steinen verbunden ſind, treten mit auffallender Vorliebe in den Nachmittagsſtunden ein, denn von 130 Beobachtungen fielen 42 in die Zeit von 6 Uhr Morgens bis Mittag und 88 in die Zeit von Mittag bis 6 Uhr Abends. Was die Richtung der Aërolithen und Meteore erſter Claſſe beim Fallen betrifft, ſo war kein Vorwiegen in dem einen oder andern Sinne zu entdecken, während es doch ſo natürlich geweſen wäre, wegen der Erdbewegung ein Vorherrſchen der weſtlichen Richtung zu erwarten.

Die Umdrehung der Erde hat ſehr fühlbare Effecte. Bei Eiſenbahnen die von Nord nach Süd gehen, wird der Zug immer hart an dem Gleis zur Rechten ſtehen, weil er ſich entweder aus höheren Umdrehungsgeſchwindigkeiten in niedere oder umgekehrt bewegt. Die Umdrehung der Erde muß alſo auch einen Einfluß auf die abgeſchoſſene Kanonenkugel haben, ſie wird ſtets nach rechts abweichen ſobald der Schuß nicht genau von Oſt nach Weſt oder umgekehrt geht. Ein Stein den man von einem Thurm oder in einen tiefen Schacht wirft, weicht ebenfalls von der ſenkrechten Linie ab. Bei Geſchützen deren Tragweite beinahe 1¼ deutſche Meile iſt, könnte, ſollte man meinen, dieſer Umſtand Einfluß haben. Prof. Price hat dieſe Frage mathematiſch erörtert und hat die Formel zur Ermittelung der Abweichung aufgefunden. Der Effect iſt übrigens ſo gering daß, er für den Gebrauch der Artillerie ohne Einfluß iſt, nur das ſollten unſere Officiere ſich zur Regel machen daß, wo ihre Exercierplätze die Wahl zulaſſen, die Scheiben bei den Schießübungen ſtets in weſtlicher oder öſtlicher Richtung, nicht gegen Norden oder Süden liegen ſollten.

In der chemiſchen Abtheilung berichtete Dr. Andrews von ſeinen Ermittlungen über den Einfluß eines höchſten Druckes, verbunden mit Kälte, auf die ſechs nicht verdichtbaren Luftarten. Er zeigte einen Apparat zum Zuſammenpreſſen der Gaſe in Glasröhren auf mechaniſchem Wege, wo ſich ein Druck von beliebiger Stärke bis zur Widerſtandsfähigkeit der Glasröhren anwenden ließ. Atmoſphäriſche Luft wurde durch Druck allein zu $^1/_{671}$ ihres Volumens zuſammengepreßt, als man zum Druck noch eine Temperatur von — 106° F. (— 33° R.) wirken ließ, erreichte die Verdichtung $^1/_{675}$, in welchem Zuſtand die Verdichtung der Luft nur wenig geringer war als die des Waſſers. Sauerſtoffgas wurde durch Druck auf $^1/_{324}$, durch Druck und Kälte auf $^1/_{554}$ ſeines Volumens reducirt; Waſſerſtoffgas durch Druck und Kälte auf $^1/_{300}$; Kohlenſäure durch Druck allein auf $^1/_{278}$, durch Druck und Kälte aber gleichfalls nur auf $^1/_{278}$; [1] Stickſtoffoxyd durch Druck auf $^1/_{310}$, durch Druck und Kälte von — 160° F. auf $^1/_{350}$. Keine dieſer Luftarten zeigte Merkmale von Flüſſigwerden, auch ergab ſich daß die Verdichtung ſymmetriſch mit

[1] So ſteht im Bericht des „Athenäum,“ dem wir ſtreng folgen und welches allein für alle Druckfehler und etwaige Irrthümer in den Zahlenangaben verantwortlich gemacht werden darf.

Digitized by Google

der angewendeten Kraft wuchs bis sie $^1/_{300}$ oder $^1/_{350}$ des Volumens erreicht hatte, jenseits welcher Gränze eine Vermehrung des Druckes nur geringe Wirkung hatte. Im allgemeinen widerstand Wasserstoffgas und Kohlensäure dem Druck besser als Sauerstoff oder Stickstoffoxyd.

In der zoologischen Abtheilung gab Owen eine Beschreibung der neuen durch Du Chaillu entdeckten Affenarten. Der Nschiego Mbouvie ist demnach eine neue Art der Gattung Troglodytes und verschieden von dem Nschiego oder gemeinen Tschimpansi (Trog. niger.) Als man den berühmten vergleichenden Anatomen aufforderte den Hauptunterschied zwischen dem Gorilla und dem Menschen auszusprechen, legte er den Hauptwerth auf den Umstand daß der Gorilla (dauernd) nicht auf den Hinterfüßen stehen könne, d. h. der aufrechten Haltung ermangle, in Folge dessen sein Körperbau eine große Menge Verschiedenheiten von dem menschlichen zeige. Dann fand er auch große anatomische Verschiedenheiten im Bau des Affengehirnes. Abgesehen von dem größern Volumen des menschlichen Gehirnes, besäße dieses einen Bestandtheil (Hippocampus minor) der sich beim Gorilla nur unentwickelt oder in rudimentärem Zustand zeige. Außer dieser interessanten Aeußerung verdient noch der Bericht des Ausschusses für Muschelnetzfischerei (dredging committee) Erwähnung, dessen Untersuchungen das von Edward Forbes aufgestellte Gesetz bestätigt hatten, daß nämlich diejenige Thierart welche die größten senkrechten Tiefen der See bewohne, auch den größten Horizont der Verbreitung besitze, mit der Bemerkung jedoch daß örtliche Störungen dieses Gesetzes durch die geologischen Aenderungen der Seetiefen eintreten müßten.

Wir haben oft gehört daß Schrecken, Furcht, überhaupt Gemüthserschütterungen das Haar der Menschen plötzlich bleichen soll. Historisch ist der Fall daß, als die königliche Familie der Bourbonen 1791 auf ihrer Flucht angehalten worden war, Marie Antoinette plötzlich mit ergrauten Haaren erblickt wurde. Englische Aerzte erzählen den Fall daß ein Sipahi, der als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt wurde und von der Kanone „weggeblasen" werden sollte, im Kriegsgericht selbst sein Haar wechselte und in Zeit von einer halben Stunde ergraute. Dr. J. Davy erklärte gleichwohl vor der Abtheilung der Physiologen den plötzlichen Farbenwechsel des Haares als einen populären Aberglauben. Erstens sey nämlich in den 200 Jahren seit die Akademie bestehe, von einem Sachverständigen nie über einen solchen Fall berichtet worden. Möge nun das Haar seine Farbe einem fixen Oel oder einer besondern Anordnung seiner molecularen Bestandtheile verdanken, jedenfalls widerstehe es der Zersetzung mit auffallender Stärke und löse sich nur in den mächtigsten Säuren oder Alkalien. Das Sonnenlicht vermag es wohl zu bleichen, aber der Uebergang ist ein sehr allmählicher. Der Volkswahn vom plötzlichen Farbenwechsel stütze sich ferner auf die irrthümliche Thatsache daß auch die Farbe der Federn und der Pelze von Polarthieren zur Winterszeit sich weiß färbe. Das ist nun allerdings richtig, aber nicht das einzelne Haar wechselt seine Farbe, sondern es folgen weiße Haare auf dunkle Haare, dunkle Federn auf weiße Federn. Der Ptarmigan z. B. ist beständig in der Mauser und wirft, freilich nur successiv, ein Gewand nach dem andern ab. Daß Marie Antoinette vor der Flucht schwarz und nach der Flucht grau ausgesehen habe, bestreitet der Gelehrte nicht, aber er deutet an daß die Königin bis zur Flucht ihr Haar jeden Tag gefärbt haben konnte, auf der Flucht aber und nachher die Toilettenkünste unterblieben. (Vielleicht wußte die Königin selbst gar nicht daß ihre Kammerfrauen oder ihr Friseur ihr täglich das Haar färbten). Was den im Kriegsgericht grau gewordenen Sipahi anbelangt, so vermuthet Davy, er sey vielleicht mit nassen Haaren vor seine Richter geführt worden, und beim Trockenwerden die schon vorhandene graue Farbe seines Haares heller geworden, da Wasser bekanntlich die Eigenschaft besitzt den Farbeneffect zu steigern. In seiner Praxis begegnete Davy ein ähnlicher Fall scheinbaren Farbenwechsels der Haare. Ein Militärarzt zeigte plötzlich Spuren von Irrsinn. Als Davy nach 14 Tagen den Patienten besuchte, gewahrte er zum Erstaunen daß sein Haar grau geworden war; der Regimentsarzt enttäuschte ihn aber mit der Bemerkung, daß der Unglückliche seit Ausbruch der Geistesstörung aufgehört habe sein Haar zu färben.

In der mathematisch-physikalischen Abtheilung entspann sich am zweiten Tag ein inhaltvolles Gespräch über tellurischen Magnetismus, nachdem Hr. Hind, der Reichsastronom, einen Vortrag über die Gesetze der solaren und lunaren Störungen der magnetischen Erdkräfte gehalten hatte. In Greenwich, bemerkte der große Gelehrte, bediene man sich zur Beobachtung der Magnete eines selbstaufzeichnenden Apparates, und zwar besteht dieser aus einer Walze die alle 24 Stunden sich je einmal um ihre Achse dreht und mit einem gegen das Licht empfindlichen Papier überzogen ist, auf welches ein von der Magnetnadel reflectirter Lichtstrahl fällt, der eine Curve auf das Papier zeichnet. Die Größe der gewöhnlichen täglichen Störungen schwankte beträchtlich in der Zeit von 1848 bis 1857, sie erreichte ihr Maximum im Juni und Juli, ihr Minimum im December und Januar, so daß es also nahe liegt die Sonnenbestrahlung als störende Ursache zu betrachten. Innerhalb des Tages zeigte sich die Ablenkung der Nadel am stärksten am Vormittag 11 Uhr und nahm bis 11 Uhr Nachts wieder ab, wobei die Störung in ihrem Höhenpunkte eine südwestliche Richtung annahm. Hr. Hind suchte diese Erscheinung aus allgemeinen geographischen Gründen zu erklären. Greenwich habe in Bezug auf die Vertheilung des Festen und Flüssigen eine eigenthümliche Lage. Während der ersten Stunden des Nachmittags (natürlich Greenwicher Zeit) stehe die Sonne auf der nördlichen Halbkugel senkrecht über großen Wasserflächen, von denen die Radiation außerordentlich stark sey und die von Greenwich gegen Südwesten lägen. Magnetismus und Galvanismus seyen nach seinem Verständniß Ausdrücke die man beliebig vertauschen dürfe. Nun sey es allbekannt wie schwierig es sey einen galvanischen Strom durch die Erde an solchen Stellen zu leiten wo sich wenig oder keine Feuchtigkeit finde. Daher werde die Sonne welche, bevor sie die Mittagslinie von Greenwich überschreite, ihre Strahlen auf den dürren Flächen Mittelasiens ruhen lasse, minder magnetische Kraft besitzen als in der andern Hälfte des Green-

Digitized by Google

wicher Tages. Gegen diese geistreiche und scharfsinnige Deutung läßt sich sogleich einwenden, daß, wenn die Continentalvertheilung jenen Einfluß habe, das Maximum der Störung nicht um 11 Uhr Vormittags, sondern um 2 oder 3 Uhr Nachmittags (Greenwicher Zeit) hätte eintreten sollen. General Sabine, die höchste jetzt lebende Autorität in Bezug auf unser Wissen von den magnetischen Erdkräften, bemerkte außerdem daß jene Störungen nicht als örtliche Erscheinungen der Greenwicher Nadeln aufgefaßt werden dürften, da sich die nämlichen Erscheinungen auf den nordamerikanischen Stationen und auf Tasmania wiederholten. Auf diese Aeußerung hin erklärte Hr. Hind auf seine Hypothese verzichten zu müssen, und wendete sich hierauf zu den vom Mond herrührenden Störungen der magnetischen Erdkraft. Diese Störungen folgen den Zeiten und Gesetzen der zweimaligen Meeresfluth des Mondtages. Er schrieb sie aber nicht sowohl den Einwirkungen des Mondes als eines unabhängigen Magneten zu, sondern er meinte sie seyen eine mittelbare Wirkung des Mondes auf die magnetische Erde. Es sey nämlich nicht unwahrscheinlich daß der Mond auch in unserer Atmosphäre eine tägliche doppelte Ebbe und Fluth errege, und wenn dieß zugestanden würde, auch in den Sauerstoffmengen der Atmosphäre. Sey dieß aber der Fall, so müsse man nach Faraday's neuen Entdeckungen von einem Zusammenhang magnetischer Erscheinungen mit den chemischen Vorgängen in der Luft, auch eine doppelte magnetische Störung täglich durch den Mond erwarten. Zum Schluß berichtete noch Hr. H. Lloyd daß Dubliner Beobachtungen Professor Hansteens Gesetz von periodischen Schwankungen in der Inclination der Magnetnadeln bestätigt haben. Ehemals nahm man an daß für einen gegebenen Platz die mittleren jährlichen Werthe der magnetischen Elemente in kürzeren Zeiträumen keine Schwankungen erlitten, daß sie also für eine beschränkte Reihe von Jahren entweder gleichförmig, oder gleichförmig beschleunigt oder gleichförmig verzögert werden. Aber auch hier wurde, wenigstens was die senkrechte Neigung der Magnete (Inclination) betrifft, ein periodischer Rhythmus entdeckt, und zwar von $11^1/_3$ Jahren, so daß die Maxima auf die Jahre 1828, 1840 und 1851, die Minima auf die Jahre 1823, 1834, 1845 und 1856 fielen.

Der afrikanische Reisende Beke unterhielt die geographische Abtheilung über die Mondberge der alten Geographen. Die Schneegipfel Kilimandscharo, Kenia und Doengo-Engai in dem von Dr. Krapf enthüllten Theilen Ostafrika's erklart Beke für die Mondberge des Ptolemäus, da von ihrem Schnee die Wasser sich in die „Nil-Seen," nämlich in den Nyanza und Tanganyika [1] ergießen. Den Namen Mondberge bei den Griechen erklärt er aus dem Namen des Landes in der Nähe der Seen, welches Unyamwezi genannt wird, Mwezi aber bedeuter in der Sprache der Suahilineger den Mond. So hatten ja auch die Griechen den indischen Namen Dschawa Dwipa durch *Κριθῆς νῆσος* die Gersten-Insel, und den lateinischen Namen des etruskischen Hafenplatzes Luna durch *Σελήνη* wiedergegeben, wenn auch in beiden Fällen der Ortsname mißverständlich übersetzt seyn mochte. In ähnlicher Weise hätten die Griechen auf ihren ostafrikanischen Küstenfahrten von den Suahili-Negern erfahren daß das Land um die Seen, aus denen der Nil strömen sollte, Uniamwezi heiße, und da bei den Suahilis Mwezi der Mond bedeutet, so übersetzten die Griechen frischweg Unyamwezi als Mondland. Die Wurzel des Wortes ist indessen nicht Mwezi, sondern Nyamwezi; ob dieß Wort wirklich Mond bedeutet, oder was es überhaupt bedeute, muß erst erforscht werden, vorläufig kennen wir nur den Sinn der Präfixen dieses Wortes. So ist Ki-Nyamwezi die Sprache des Wa-Nyamwezi Volkes, welches im U-Nyamwezi Lande wohnt, während ein einzelner aus diesem Volke ein M'-Nyamwezi genannt wird.

In der Classe für mechanische Wissenschaften erörterte man nur das große Problem der neuen Schutzwaffen der Fahrzeuge gegen die moderne Artillerie. Capitän Blakely hielt einen Vortrag der für die Schiffsbauer ein wahres Lascinte ogni speranza enthielt. Er habe gelesen, rief er, daß sich Sir William Armstrong damit beschäftige einen 300Pfünder zu erbauen. Er selbst, Capitän Blakely, versuche es mit einem 600Pfünder, und bei Anwendung von Draht halte er es nicht für unmöglich einen 6000Pfünder oder selbst einen 60,000Pfünder zu erbauen, und zwar nach dem von Armstrong empfohlenen Style, nämlich durch Umschnürung eines Rohres mit Stahldraht. Gegen 600Pfünder hätten Eisenplatten keine Aussicht zu widerstehen. Diese artilleristischen Großsprechereien dämpfte Fairbairn gebührender Weise. Der große Mechaniker machte aber das überraschende Geständniß, daß das in England erzeugte Schmiedeisen bei weitem nicht so gut sey als das andrer Länder, es fehle ihm nämlich Gleichmäßigkeit der Textur, doch zweifle er nicht daß in England die Eisengewerke Metall von der erforderlichen Güte würden liefern können, um der Wirkung von Armstrongartillerie widerstehen zu können. Bei den Panzerschiffen handle es sich aber nicht bloß um die Dicke der Eisenplatten, sondern man müsse diesen auch an der Rückseite hinreichende Unterstützung geben um die durch den Schuß erzeugte Deflexion zu ertragen. Nach seiner Ansicht sey Holz dazu ganz untauglich, wie er auch zur Verwendung von Holz an allen Schiffstheilen über der Wasserlinie abrathe. Ihm folgte in diesem Gespräch über Schiffspanzer E. J. Reed, von dem wir gelegentlich erfahren wie kostspielig schon die Versuche mit der modernen Artillerie sind. Eine Scheibenwand die groß genug sey um ein halbes Duzend neuer Systeme daran zu probiren, koste 45,000 Pfd. St., und ein schwimmender Rumpf um die Scheibe darauf zu befestigen koste das nämliche Geld, also beides zusammen 90,000 Pfd. St. oder 1,080,000 fl.! Die drei neuen im Bau begriffenen Panzerschiffe seyen 20 Fuß länger und 15 Zoll breiter als der Warrior, hätten 582 Tonnen mehr Tragfähigkeit oder 1245 Tonnen mehr Rauminhalt, da aber ihre Maschinen nur denselben Kraftwerth besäßen wie die des Warrior, so würde ihre Geschwindigkeit geringer seyn müssen als die des genannten Fahrzeuges, während sie obendrein 20—30,000 Pfd. St. mehr kosten als dieses Schiff. Dafür besäße man in ihnen aber

[1] Der Tanganyika hat schwerlich etwas mit dem Nil zu thun. D. R.

Digitized by Google

hohe Muſter ſtattlicher Kriegsſchiffe von 400 Fuß Länge und beinahe 60 Fuß Breite mit einem für Hohlkugeln undurchdringlichen Panzer, bewaffnet mit Artillerie vom ſchwerſten Kaliber, mit Stückpforten 9 Fuß 6 Zoll über der Waſſerlinie, und mit einer Geſchwindigkeit von 12—13 Knoten (Seemeilen) in der Stunde. Nur einen einzigen Vorwurf könne man dieſen Schiffen machen, daß ihnen Schönheit im Bau, ſowie alle Zierathen fehlten. Man ſey übrigens noch nicht einig ob dieſe Schiffe mit Teakholz gefüttert oder nur aus $6\frac{1}{2}$ (!) zölligen Eiſenplatten beſtehen ſollten, man wiſſe nur ſo viel daß das Gewicht der Wände, rein oder gemiſcht, dem einer $6\frac{1}{2}$zölligen Eiſenplatte gleichkommen ſolle. Das franzöſiſche Panzerſchiff Solferino, das neueſte und vorläufig letzte Wort der franzöſiſchen Marinebaumeiſter, ſey nur 282 Fuß lang und 54 Fuß breit, habe 26 Fuß Tiefgang und 6820 Tonnen Gehalt, und werde mit $4\frac{3}{4}$ Zoll dicken Eiſenplatten gepanzert werden. Die Koſten ſolcher Schiffe laſſen ſich leicht berechnen nach ihrem Tonnengehalt und ihrer Maſchinenkraft, je 1 Tonne kommt auf 50 Pfd. St., je eine theoretiſche Pferdekraft aber auf 60 Pfd. St. zu ſtehen; die 18 jetzt im Bau begriffenen Schiffe koſten daher 4,700,000 Pfd. St. und ihre Maſchinen 1,150,000 Pfd. St., in runder Summe 6 Mill. Pfd. St. oder 72 Mill. fl. Weitere Mittheilungen über die Ergebniſſe der ſo äußerſt wichtigen Verſuche in Shoeburyneß erfuhr man aus dem Mund Sir J. D. Hape's. Man arbeitete mit Eiſenplatten von $\frac{1}{4}$—10 Zoll Dicke. Der Ausſchuß entdeckte nun daß Platten aus „geſtähltem" Metall (steely description of metal), das heiße Metall, welches eine Erhärtung erfahren und im Verkehr Halbſtahl oder homogenes Eiſen genannt werde, bis zu $\frac{3}{4}$ Zoll Dicke ſehr große relative Widerſtandsfähigkeit zeigten, daß aber über dieſe Dicke hinaus jenes Metall weniger leiſte als Schmiedeiſen. Es offenbarte ſich ferner das wichtige Geſetz daß die Widerſtandsfähigkeit von Eiſenplatten im Quadrate ihrer Stärke wachſe. Alſo daß, wenn die Leiſtung einer Platte von 1 Zoll Stärke gleich 1 war, die einer 2zölligen auf 4, die einer 4zölligen auf 16, und die einer 6zölligen auf 36 ſtieg. Ferner erkannte man daß jedes Loch welches in eine Platte gebohrt werde (um ſie mit Nägeln anzuheften), ihre Widerſtandskraft beträchtlich abſchwäche. Bereits habe aber Hr. Scott Ruſſel (der berühmte Schiffsbauer) eine Auskunft erſonnen wie man künftig die Platten ohne Nägel verbinden könnte. Die Architekten der Panzerſchiffe wüßten recht gut daß ſie die Panzer gegen kalte Kugeln nicht gänzlich undurchdringlich machen könnten, aber kalte Kugeln, von welchem Kaliber immer, fürchte man ja nicht, ſondern Hohlkugeln, glühende Kugeln und Kugeln gefüllt mit flüſſigem Eiſen. Nur dieſe fürchterlichen Geſchoſſe hoffe man abwehren zu können, in der Art daß jede Hohlkugel an den ehernen Schiffswänden zerſpringen müſſe. Zuletzt ließ ſich auch Sir William Armſtrong vernehmen um Capitän Blakely's Uebertreibungen zu mildern. Allerdings ſey es richtig daß er ſich mit dem Bau eines 300Pfünders beſchäftige, und die Verſuche ihm bisher Erfolg verhießen. Er ſelbſt aber ſey dabei doch auf ſolche Schwierigkeiten geſtoßen, daß er dem Capitän anrathe lieber einen guten 100 oder 200Pfünder zu bauen, ehe er ſich an die Ungeheuer wage von denen er geſprochen habe.

Unſer berühmter Landsmann C. W. Siemens ſprach über den von ihm erfundenen Bathometer oder ein Inſtrument zur Aichung von Seetiefen ohne Anwendung des Lothes. Die Erfindung iſt außerordentlich ſinnreich und außerordentlich einfach. Da das Seewaſſer viel weniger dicht und ſchwer iſt als die Erd- und Felsarten der Erdkruſte, ſo muß auf großen Seetiefen die Anziehungskraft der Erde geringer wirken als am feſten Lande. Es galt alſo ein empfindſames Inſtrument zu erſinnen welches den Wechſel der irdiſchen Anziehungskraft anzeigen kann. Siemens ſchließt eine Luftmaſſe in eine ſtarke Glasröhre ein, derart daß ſie vermöge ihrer Elaſticität eine Queckſilberſäule trage, die ſich in einer am Boden offenen in jene hineinragenden Röhre befindet, und deren Temperatur durch Einhüllung in ſchmelzendes Eis beſtändig auf gleicher Höhe gehalten wird. Die Queckſilberröhre endigt oben in einer Kugel, von der eine andere Röhre und eine andere Kugel aufſteigt, welche letztere wieder in eine Röhre ſich verlängert. Ueber das Queckſilber, das bis zum Mittelpunkt der untern Kugel reicht, wird Wachholderöl aufgefüllt, bis es die Mitte der obern Kugel erreicht, worauf farbiger Weingeiſt über das Oel gegoſſen wird. Die Länge der Queckſilberſäule dient hier als Maß für die Geſammtgravitation der Erde, deren geringſte Schwankungen an einer 3 Zoll langen Scala an der Röhre des obern Balles abgeleſen werden können. Die britiſche Regierung erkannte ſogleich den Werth dieſes neuen Inſtrumentes, und ſchickte ein Fahrzeug mit dem Verfaſſer in die Bucht von Biscaya, wo ſich durch die Verſuche ergab daß, verglichen mit den durch das Loth gefundenen Tiefen, die Fehlergränzen beim Bathometer weniger als zehn Procent betrugen, ſo daß alſo über die hohe Nützlichkeit des Inſtruments kein Zweifel beſtehen kann.

Profeſſor W. Thomſon las über ein ſehr abſtruſes Thema, nämlich wie lange bereits die Sonne Licht und Wärme ſpende, und wie lange ſie noch in dieſem Metier fortfahren werde. Die Sonne iſt ein im Verbrennen begriffener Körper, und daß dieſer Proceß einen Anfang gehabt haben und ein Ende finden müſſe, ſieht jeder Billige wohl ein. Und dennoch kann man zweifeln ob die Sonne wirklich Wärme verliere. Durch das Einſtrömen friſcher Meteormaſſen könne nämlich beſtändig erſetzt werden, was an Ausſtrahlung verloren gegangen ſey. Der vortragende Gelehrte ſcheint überhaupt der neuen Hypotheſe nicht ſehr abhold daß das Sonnenlicht der Verbrennung meteoriſcher Stoffe (Sternſchnuppenſchwärme, Kometen, Thierkreislicht und ſonſtige kosmiſche Materie) ſeine Nahrung wenigſtens theilweiſe danke. Aus aſtronomiſchen Gründen bewies er aber daß die Sonne ſich nur der Stoffe in den transterreſtriſchen Räumen bemächtigen könne, und in dieſen höchſtens für 300,000 Jahre Sonnennahrung enthalten ſey. Gewiſſe Erſcheinungen aus dem Leben der Kometen ſowie die Leverrier'ſchen Unterſuchungen über die Bewegungen des Mercurs beſtimmen ihn jedoch zu der Annahme daß die verbrennbaren Stoffe welche die Sonne benutzen könne nur in ihrer nächſten Nähe anzutreffen ſeyen. Auf der andern Seite kann er di

Digitized by Google

Abkühlung der Sonne, wenn sie wirklich stattfinden sollte, höchstens auf 1°.4 Centigr. annehmen. Alle diese Erwägungen drängen ihn zu dem Ausspruch: daß aller Wahrscheinlichkeit nach die Sonne die Erde noch nicht volle 100 Millionen, aber ganz gewiß nicht volle 500 Millionen Jahre erleuchtet habe, und daß die Erdenbewohner sich vorbereiten müssen im Laufe vieler und etlicher Millionen Jahre das Licht und die Wärme der Sonne zu entbehren.

Die HH. Lawes und Gilbert, die theoretischen Gegner des Hrn. v. Liebig in England, theilten ihre Erfahrungen über die chemische Erschöpfung des Ackerbodens mit. Im Grunde haben sie jedoch nur, wie man sehen wird, die Lehren unseres großen Chemikers bestätigt. Sie läugnen nicht daß die Erschöpfung des Bodens nach jeder Ernte fortschreite, sondern sie behaupten nur daß die gänzliche Erschöpfung eine sehr lange Zeit brauche. Sie haben 18 Jahre lang Weizen auf denselben Feldern theils ohne Dünger, theils mit verschiedenen Düngern gebaut, und jedesmal die dem Boden durch die Ernten entzogenen mineralischen Bestandtheile gemessen. Da wo sie Jahr um Jahr nur mit stickstoffhaltigen Salzen düngten, zeigte die Asche der Körner wie des Strohes eine fühlbare Abnahme im Gehalt an Phosphorsäure, und das Stroh obendrein eine Abnahme in den Procentantheilen der Kieselsäure; der durchschnittliche Ertrag an mineralischen Bestandtheilen in der Ernte war auf solchen Feldern die mit stickstoffhaltigen Salzen gedüngt wurden, größer als auf den ungedüngten und größer als auf denen die nur mit mineralischem Dünger gedüngt worden waren, geringer dagegen als auf den gleichzeitig mit stickstoffhaltigem und mit mineralischem, oder mit animalischem Dünger gedüngten Feldern. Die Erschöpfung in den Feldern zeigte sich am stärksten durch Abnahme der Kieselsäure und Phosphorsäure, und nächst ihnen des Kali und der Magnesia in den Ernten. Die Erschöpfung auf den nur mit stickstoffhaltigen Salzen gedüngten Feldern sey aber eine künstlich gesteigerte gewesen, denn durch 16 derartige erzwungene Ernten sey dem Boden an Kieselsäure entzogen worden so viel als 400 Ernten, an Phosphorsäure so viel als 32 Ernten, und an Kali so viel als durch 82 Ernten bei einem gewöhnlichen Fruchtwechsel, und der Düngung mit selbsterzeugtem Dünger dem Boden entzogen worden wäre, vorausgesetzt daß der Landwirth nur Korn und Fleisch verkauft habe. Die Versuche des Pfarrers Smith auf der Lois Weedon-Farm [1] bewiesen ihnen, einen wie großen Reichthum bisweilen gewisse Bodenarten zeigen. Fünfzehn Jahre lang baute er ohne Düngung Weizen, und entzog jährlich jedem Acker 7mal so viel Kali, 3½mal so viel Phosphorsäure, und 37mal so viel Kieselsäure durch sein Verfahren als dieß bei der in England üblichen Dünger-wirthschaft der Fall gewesen wäre. Dennoch seyen bis jetzt keine Anzeichen von Erschöpfung auf seinen Feldern eingetreten gewesen. Allein alles komme doch hier auf den Reichthum der örtlichen Bodenarten an. Nach dem Durchschnitt aus 42 Analysen von 14 Bodenarten der verschiedensten Gattungen könne man annehmen daß, wenn der Landwirth das übliche Düngungsverfahren beobachte, und von seinen Erträgnissen nur Korn und Fleisch verkaufe, bis auf einen Fuß Tiefe in 2000 Jahren die Kalibestandtheile, in 1000 Jahren die Phosphorsäure und in 6000 Jahren die Kieselsäure, soweit sie in verdünnter Salzsäure löslich ist, durch Ernten erschöpft seyn werden. Man könne sich dann immer noch denken daß neue mineralische Bestandtheile inzwischen löslich geworden wären, sowie daß im tieferen Grunde neue noch unerschlossene Reichthümer heraufgeholt werden könnten. Uebrigens würden thatsächlich in England durch Einfuhr von fremdem Vieh und von fremdem Dünger dem Boden mehr mineralische Bestandtheile zugeführt als entzogen; namentlich sey dieß in Bezug auf Phosphorsäure der Fall, so daß man weit eher eine Erschöpfung der Kalibestandtheile als eines andern mineralischen Elements zu fürchten habe. Die fruchtbaren Aschenbestandtheile der Ernten, welche durch die Wegschwemmung des städtischen Düngers wirklich verloren giengen, möchten ihrer Menge nach nicht größer seyn als die Aschenbestandtheile in den Ernten und in dem Vieh welches England aus der Fremde kaufe und dem Lande zuführe. Die beiden Gelehrten erklärten zum Schluß: daß eine Erschöpfung des Bodens „in dem Grade, wie man befürchtet habe" für England nicht wohl eintreten werde; sie müßten aber doch darauf bestehen — und dieß ist ja die praktische Tendenz von Liebigs Lehren — daß man so viel wie möglich die werthvollen städtischen Düngerstoffe in der Landwirthschaft verwenden möge.

Dr. Daubeney trat mit einer neuen Erklärung über den Ursprung der Ammoniakdämpfe bei vulcanischen Ausbrüchen auf. Gestützt auf die Entdeckung Wöhlers, daß eine Wahlverwandtschaft existire zwischen dem Stickstoff und verschiedenen Metallen, von denen etliche wie Titanium und Boron so gierig sich mit ihm vereinigen daß Verbrennung eintritt; daß er ferner nachgewiesen habe wie die gebildeten Stickstoffverbindungen wieder durch wasserstoffhaltige Alkalien zersetzt und Ammoniak dabei erzeugt werde, will er von denselben chemischen Vorgängen die ammoniakalischen Ausdünstungen bei vulcanischen Ausbrüchen herleiten.

[1] S. Ausland 1856. S. 754.

Die canadischen Bisonjäger.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Im Nordwesten des Oberen Sees hat während sechs Monaten des Jahres die merkwürdige und interessante Völkerschaft der „Verbrannten-Hölzer" (Bois-Brûlés), ein Mischlingsvolk von canadischen Franzosen und Indianern, ihr Lager aufgeschlagen. Sie bilden das Armeecorps unerschrockener Jäger welche die große Pelzgesellschaft der Hudsons-Bay alle zwei Jahre in die weiten Prairien des Westens, die amerikanischen Steppen, entsendet, um dort Jagd zu machen auf großes und kleines Gethier, besonders aber auf den Bison, der in unzähligen Trupps dort seine Weide sucht.

Schon zur Zeit der französischen Besitzergreifung, im Jahr 1703, war der Kern dieser reichen Gesellschaft gebildet worden, und unsere Forts lagen zerstreut am Red River

Digitized by Google

(Rothen Fluß) und am Aſſiniboine, ſo wie an den in die Hudſons-Bay ſich ergießenden andern Gewäſſern. Die Commandanten oder Commis, wie man ſie nannte, dieſer vereinzelten Punkte der wilden Gegenden des Nordweſtens lebten in der ganzen barbariſchen Würde der Feudalbarone, und herrſchten mit deſpotiſcher Gewalt über die Banden der ihnen untergeordneten Canadier, der Waldläufer. Indeſſen gab es Augenblicke, wo dieſe, frei von allem Zwang, ihre Poſten wieder vereinigten um daſelbſt auszuruhen von den ermüdenden Strapazen, die hinterlegten Pelzvorräthe zu ſammeln und Lebensmittel herbeizuführen. Es war die Jahreszeit der fröhlichen Abende, welche ihnen die in den Tiefen jener gränzenloſen Wüſten erlittenen Leiden in Vergeſſenheit brachten.

Alsdann ertönten die Weiſen ihrer leidenſchaftvollen Geſänge; ſonderbare Balladen wurden erdacht und hergeſagt, wundervolle Berichte von Jagdthaten und muthig beſtandener Gefahren erzählt inmitten des Kreiſes dieſer Beduinen der neuen Welt, die neugierig und phantaſiereich ſind wie alle Menſchen die auf den Ebenen, in den Wäldern und auf den horizontloſen Meeren herumſchweifen. Mit Indianerinnen eingegangene Ehebündniſſe wurden von den Beamten des Pelzhandels aufmunternd befördert, um die Läufer abhängiger und dem Lande zugethaner zu machen. Die Abkömmlinge dieſer Waldläufer, deren es viele gab, ſo wie diejenigen der freien Leute, wie ſich die Ausreißer der Flotte, des Heers und der Zeughäuſer von Quebec betitelten, nannten ſich ihrer verbrannten Geſichter wegen „Verbrannte Hölzer.“

Nachdem die Engländer ſich Canada's bemächtigt hatten, vermiſchte ſich mit dieſer faſt nomadiſchen Bevölkerung ein ſächſiſches Element. Lord Selkirk gründete eine Colonie ſeiner Landsleute, die binnen kurzem ebenfalls in den Reihen der „Verbrannten Hölzer“ aufgiengen. Dieſe errichteten endlich ihren Hauptſitz in einer Oertlichkeit Namens Pembina.

Im Jahr 1815 zählte die Jäger-Colonie zweihundert Seelen; jetzt beläuft ſich ihre Anzahl, in Folge der Einwanderungen die ſich an ſie anſchloſſen, auf zehntauſend. Schon zur Zeit der Franzoſen hatten die „Waldläufer“ die großen Thäler überſchritten welche den Winnepeg-See umgeben; allein jetzt, wo die gedrängte Fluth einwandernder Ackerbauer ihre Richtung nach den weſtlichen Gegenden eingeſchlagen hat, ſind die Jäger genöthigt ihre rieſenhaften Ausflüge weiterhin auszudehnen, und die Ufer der Zuflüſſe des Miſſouri, jenſeits St. Paul, ſo wie die unermeßlichen Grasflächen der bis an den Fuß der Felſengebirgskette ſich ausdehnenden Hochebene zu durchwandern, wohin ſich die Biſonheerden geflüchtet, um dort vergeblich ihre Sicherheit gegen ihre unermüdlichen Nachſteller zu ſuchen.

Da ſeit einigen Jahren der Pelzhandel an Ausdehnung beträchtlich gewonnen, ſo ſcheint ſich der Eifer und die Thätigkeit der „Verbrannten Hölzer“ verdoppelt zu haben. Ihr Ehrgeiz folgt dem progreſſiven Gang dieſes Handels, der eine außerordentliche Energie und die kräftigſte Geſundheit erfordert.

In ihren Anſiedlungen am Red River und zu Pembina widmete ſich ein Theil der Bevölkerung, die Emigranten, den Arbeiten des Ackerbaues und der Civiliſation; die „Verbrannten Hölzer“ franzöſiſchen Urſprungs dagegen blieben den Beſchäftigungen der Jagd in ihrem ganzen Umfang treu. Die Hütten ſind gut gebaut, ſauber unterhalten und mit ſorgfältigen Pflanzungen umgeben. Sie liegen an den Ufern des Aſſiniboine, nach Minneſota hin, und verſchönern die von zahlreichen Ochſenheerden und Windmühlen belebte Ebene. Ein kleiner Glockenthurm mit ſeiner Wetterfahne und ſeinem Blitzableiter gibt der Gränzlandſchaft der Wüſte vollends das Anſehen friedlichen Lebens.

Solcher Art iſt aber das Leben der der Jagd ſich widmenden „Verbrannten Hölzer“ nicht. Es iſt das Entgegengeſetzte dieſer ruhigen Einfachheit. Ihre Zeit verfließt in den Abenteuern ihres Berufs, in ſüßem Nichtsthun und Feſten. Solange ihre Lebensmittel ausreichen, ſingen und tanzen und ſpielen ſie, oder vertreiben ſich die Langeweile mit körperlichen Uebungen. Sobald indeß der Frühling herannaht, machen ſie ſich allen Ernſtes an die Arbeit für den nächſten Feldzug gegen die Biſons.

Da ſie insgeſammt den Gebrauch ihrer rohen Werkzeuge kennen, ſo geht es nun an den Bau neuer, die Ausbeſſerung alter Karren, und die ganze eben erſt noch ſo fröhliche Anſiedlung ertönt in allen Richtungen von dem Geräuſch ihrer Hammerſchläge. Dieſe Karren ſind merkwürdige und ſinnreiche, ganz aus Holz, ohne einen Nagel, ohne eine Schraube und ohne alles und jedes Metalltheilchen, verfertigte Fuhrwerke. Allein ihre Stärke und ihre Dauerhaftigkeit iſt ſo groß, daß ſie Jahre lang Dienſt leiſten und zweimal in jeder Saiſon vierhundert Lieues weit beträchtliche Laſten tragen. Das Schirrwerk ſteht damit im Einklang.

Endlich iſt der Tag der Abreiſe, gemeiniglich der 1 Jun., feſtgeſetzt, und man ſucht nun die ſchönen Sommertage des Weſtens, wenn es deren gibt, zu benützen. Zuweilen beſteht der Zug aus mehr denn tauſend Karren, einer hinter dem andern; ſie ſetzen ſich in Marſch wie die Karawanen der öſtlichen Länder. Der Zug wird von Frauen begleitet, die mit der Aufrichtung der Zelte, der Beſorgung der Küche und anderer untergeordneten Lagerarbeiten betraut ſind.

Die Jäger verfahren nach der Art der Indianer: ſie treten zu einer Rathsverſammlung zuſammen um die Hauptleute der Banden und den oberſten Führer, welcher die ganze Expedition leitet, zu erwählen. Es iſt dieß ein Suffrage univerſel im kleinen in den Einöden der Natur. Die Hauptleute bilden einen Ausſchuß und nehmen die Satzungen an welche im Lager befolgt werden ſollen, und denen man buchſtäblich gehorcht. Folgende ſind zur Zeit der großen Jagd im Jahr 1855 beſchloſſen worden:

1. Kein Biſon darf am Sonntag verfolgt werden.
2. Niemand darf ohne Erlaubniß ſich entfernen, zurückbleiben oder vorauslaufen.
3. Keine Jagd darf beginnen ehe der allgemeine Befehl dazu ertheilt iſt.
4. Jeder Hauptmann muß mit ſeinen Leuten ſeinerſeits die Runde machen und die Lagerwache beziehen.
5. Bei der erſten Verletzung dieſer Geſetze wird der Schuldige ſeines Sattels und ſeines Zaumes verluſtig.

Digitized by Google

6. Bei der zweiten verliert er ſeine Kleider.
7. Bei der dritten muß er gepeitſcht werden.
8. Wer des Diebſtahls, ſelbſt nur des Werths einer Thierſehne, überwieſen iſt, wird mitten in das Lager geführt werden, und der Ausrufer wird dreimal ſeinen Namen nennen, jedesmal beifügend: „Dieb!“

Miscellen.

Zubereitung des Milchbranntweins bei den Kalmücken. Die Magd ſtellte einen großen flachen Keſſel auf den Dreifuß und füllte ihn zu drei Viertheilen mit Milch an. Den Keſſel bedeckte ſie hierauf mit zwei runden Deckelhälften aus Holz, welche genau auf den Keſſel paßten, und verſchmierte die Ritzen ſorgfältig mit Lehm. In jeder der Deckelhälften befindet ſich ein rundes Loch von etwa 2 Zoll im Durchmeſſer. In dieſe Löcher ſteckte ſie zwei herumgebogene Holzröhren, die in zwei hölzerne Kannen münden. Die Ritzen wurden nun wieder ſorgfältig verſchmiert und ein helles Feuer unter dem Keſſel angemacht, und die dadurch ins Kochen gerathene Milch deſtillirte nun in die Holzkrüge über. Damit war der Proceß zu Ende, und wir ſchöpften nun aus den Krügen den Milchbranntwein heraus. Dieſer wird aber nur im Sommer bei Ueberfluß an Milch fabricirt, wo dann gewöhnlich der halbe Altai betrunken iſt. (Radloffs Briefe aus dem Altai).

*

Die Landenge von Darien. Im Anfang verfloſſenen Monats April hat eine franzöſiſche Geſellſchaft eine Forſchungsreiſe über die Landenge von Darien gemacht, zu dem Zwecke ſich von der Ausführbarkeit der Anlegung eines interoceaniſchen Canals zu überzeugen. Nachdem ſie bis zum Fluſſe Chuquinaca vorgedrungen waren, und die Sabana 19 Meilen, den Lara 9 Meilen weit hinauf befahren hatten, mußten die Mitglieder der Expedition vor den unüberſteiglichen Schwierigkeiten welche ihnen die Regenzeit entgegenſetzte Halt machen. Auf dem Wege den ſie zurückgelegt, ſtießen ſie auf keine Bodenerhebung die höher als 50 (?) Meter über der Meeresfläche lag; die Indianer zeigten ſich nicht feindlich. Die Forſcher ſind vor wenigen Wochen unter der Führung Hrn. Boudiols, Ober-Ingenieurs des Unternehmens, nach New-York zurückgekehrt. Sie begeben ſich nach Frankreich, und gedenken im Monat December auf die Landenge zurückzukehren, um daſelbſt während der trockenen Jahreszeit den Verſuch mit einer zweiten Expedition zu machen. (Courrier des Etats-Unis.)

*

Sammlungen für Atkinſons Sohn. Der große Reiſende Atkinſon, der vor einigen Wochen ſtarb, hat ein Söhnchen hinterlaſſen für welches auf dem letzten Meeting der Britiſh Aſſociation geſammelt wurde. Auf ſeinen Reiſen unter den Kirgiſen und in den centralaſiatiſchen Alpen begleitete ihn ein unerſchrockenes Weib. Am Fuß eines öden Berges im Alatau, auf dem Gebiete der mittleren Horde und unweit der berühmten Quelle Tamſchibulack, gab ſie dem einzigen Nachkommen des kühnen Reiſenden das Leben, der nach der engliſchen Liebhaberei für excentriſche Namen [1] Alatau Tamſchibulack Atkinſon getauft wurde. Der Vater ſtarb gänzlich mittellos, aber bei dem regen Wohlthätigkeitsſinn der Engländer wird raſch für den Knaben geſorgt werden.

*

Fabrication von Hohlkugeln. Die Anfertigung der Bomben iſt ſehr intereſſant. Die Bombe wird erſt mit gewöhnlichen kleineren Gewehrkugeln gefüllt, dann gießt man geſchmolzenen Schwefel hinein, ſo daß, nach dem Erkalten desſelben, das Innere der Bombe eine feſte, zuſammenhängende Maſſe bildet; dann ſpannt man die Bombe in eine Drehbank und bohrt ein Loch in dieſe Maſſe — Blei und Schwefel — gerade ſo weit wie die Oeffnung im Eiſen der Bombe. Dieſe cylinderförmige Oeffnung wird bis zum innern Rand der Bombe mit Pulver gefüllt, wozu bei einer ſechszölligen Bombe ein halbes Pfund erforderlich iſt. Der Zünder, der in die Bombe gepreßt wird, iſt eine neue belgiſche Erfindung und iſt von Zinn gemacht. Der Zünder beſteht aus zwei hohlen Metallſcheiben, die zuſammengeſchraubt und mit Mehlpulver gefüllt ſind. Eine Anzahl kleiner Löcher iſt in die untere Scheibe gebohrt, während die äußere Scheibe ganz und mit im Kreiſe ſtehenden Zahlen 1, 2, 3, 4 bezeichnet iſt. In dieſem Zuſtand iſt die Bombe waſſerdicht. Wenn die Bombe gebraucht werden ſoll, ſo muß der Bombardier zuerſt berückſichtigen wie weit er dieſelbe und in welchem Bogen er ſie zu werfen hat, und wie viel Zeit ſie brauchen wird um das Ziel zu erreichen, was nach der Erfahrung leicht zu berechnen iſt. Soll die Bombe oder Granate eine Secunde nach Verlaſſen des Mörſers platzen, ſo ſticht er mit einem Stahlinſtrument in die äußere Zinnſcheibe bei Nr. 1 ein Stückchen aus, wodurch das Mehlpulver bloß gelegt wird um von dem Feuer der Ladung des Mörſers entzündet zu werden. Braucht die Granate zwei, drei oder vier Secunden ehe ſie ans Ziel kommt, dann wird die Oeffnung an dem correſpondirenden Raum gemacht, ſo daß die Granate platzt gerade wenn ſie ihr Ziel erreicht. Eigentliche Bomben, acht, zehn- und zwölfzöllige, werden nur mit Pulver gefüllt und durch einen mit Mehlpulver gefüllten Zünder entzündet, der durch ein eingeſchraubtes Meſſingſtück in das Innere der Bombe geht, und deſſen oberes Ende durch die Ladung des Geſchützes entzündet wird.

[1] Eine Unart der Engländer iſt es Geſchlechtsnamen als Vornamen zu gebrauchen, z. B. in folgender Art: Ein Hr. Smith will ſeinen Sohn William taufen, er hat aber einen Buſenfreund, Hrn. Brown, deſſen Name der Knabe ebenfalls führen ſoll. Er läßt ihn daher William Brown Smith taufen. Daher die Erſcheinung daß wir oft zwei Geſchlechtsnamen nebeneinander finden, wie Scott Ruſſell.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. Augsburg, 13 October 1861.

Jegór v. Sivers über Cuba.

Der Aufenthalt des livländischen Reisenden fällt in die Zeit der Landung und Hinrichtung des Freibeuters Lopez. Seitdem hat sich vieles geändert, auf Cuba selbst, in der Politik und in der Machtstellung der Vereinigten Staaten, sowie in der Geschichte und in den westindischen Beziehungen Spaniens. Cuba ist aber geblieben, wie es Hr. v. Sivers auf dem Titelblatt nennt: die Perle der Antillen. [1] Er kam von Mittelamerika her, und die Nacht war bereits herabgesunken als der Dampfer vor Havana [2] Anker warf, welches in tausend Lichtern herüberblitzte. Schon bei der ersten Tageshelle trieb die Spannung den Reisenden auf das Verdeck. „Ein lachendmalerisches Rundbild entfaltete sich. Auf dem Hintergrund einer flachwelligen, reichbebauten, holzentblößten Landschaft — den lebhaftesten Gegensatz zu den ununterbrochenen Küstenwaldungen des Festlandes von Centralamerika — erhebt sich rechts von der mit Fahrzeugen aller Größen bedeckten Hafeneinfahrt die prächtige Havana. [3] Glockenthürme ragen über die flachen Dächer — und die Metropole zählt nicht weniger als 21 Kirchen und Klöster —, Palmen umkrönen die Häusermassen, und über die Straßen der auf einer Halbinsel belegenen Stadt herüber und zwischen den Thürmen gewahrt man den Mastenwald des innern Hafens." Die landschaftlichen Reize haben aber sehr dadurch gelitten daß, so weit das Auge reicht, alle Bewaldung zerstört worden ist. Dafür entschädigt das Menschengetümmel an den Quaien. „Welch' ein Gewühl der Landenden und Abfahrenden, welch' geschäftiges Treiben auf den überdachten Docks, die von Kisten, Ballen und Fässern aller Gestalten und Größen sich füllten. Welch' ein Lärm der lasttragenden, halbnackten Neger, die mit Ab- und Aufladen der Waare beschäftigt, am Wasser sich drängten! Durch Hunderte von Menschen aller Völker und Farben, welche, in wirrem Strudel bewegt, ihrem Geschäft nacheilten, suchte ich mit einigen Reisegefährten meinen Weg zum spanischen Gasthof, der uns nach der sengenden Mittagsgluth und Blendung der engen windstillen Straßen, Schatten, Kühlung und Ruhe verschaffte." Der Gasthof selbst wird uns als sehr behaglich gepriesen, weil er eben wenig von einem Gasthof an sich hatte, und man sich darin zu Hause oder wie bei guten Freunden fühlen konnte.

Begierig etwas vom Straßenleben zu sehen, wagte sich der voreilige Reisende um die Mittagsstunde hinaus. Da fand er natürlich nur Kirchhofstille, denn höchstens schlich ein Farbiger vorüber. In den Straßen brütete die Sonnengluth, so daß ein Eiseimer, den ein Schwarzer vorübertrug, von einer Dampfwolke umgeben war, wie bei uns eine heiße Suppe die man zur Winterszeit ins Freie trägt. Negerduft, Gestank von Koth und Geruch von gesalzenem Fleisch sind die herrschenden Qualen der Nase in den engen dumpfigen Straßen. Die höchste Pracht der Stadt muß man Abends am großen Tacontheater suchen, wo sich gegen 8½ Uhr die geputzte Welt auf leichten Wagen zur Einfahrt drängt. In der prächtigen, mit Gas erleuchteten Vorhalle, in welcher zu beiden Seiten des Eingangs Erfrischungsanstalten angebracht sind, erquickt ein plätschernder Springbrunnen die erhitzten Besucher welche in den Zwischenacten Kühlung suchen. Das Innere wetteifert an Großartigkeit mit den ersten Theatern der Welt. Ueber dem mit Marmor gepflasterten Parterre erheben sich rings auf zierlich schlanken Säulen die kostbar ausgestatteten Bogen, die an 2000 Zuschauer fassen. Die Cubaner sind leidenschaftliche Bühnenfreunde, und zwar ehren sie jeden Zweig der darstellenden Künste. Dem Sarge der Tänzerin Bustamente folgten nicht weniger als 30,000 Personen und 500 Fuhrwerke. Künstlerische Begabung stellt der Creole sehr hoch, und er vergißt einem Dichter gegenüber nicht nur seinen Standeshochmuth, der sonst sehr zur Exclusivität neigt, sondern sogar — unter den Tropen ein großes Wort — die

[1] Cuba, die Perle der Antillen. Reisedenkwürdigkeiten und Forschungen von Jegór v. Sivers. Leipzig 1861.

[2] Der Verfasser schreibt beständig den Städtenamen mit dem weiblichen Artikel, die Havana oder Habana, welches letztere willkürlich ist. Correct ist nur Havana für die Stadt, Cuba für die Insel zu schreiben. Die Franzosen allein haben sich die Unart angewöhnt mit la Havanne die Insel Cuba zu bezeichnen. Unser Amt ist, nicht ihnen nachzuäffen, sondern ihnen diese Unart abzugewöhnen durch strengen Gebrauch der ursprünglichen Formen.

[3] Zählt gegenwärtig 165,000 Einwohner.

Digitized by Google

Vorurtheile der Hautfarbe. Dieß wenigſtens erfuhr der Dichter Gabriel de la Concepcion Valdes, beſſer gekannt unter ſeinem Dichternamen Placido. Er ſtammte — ein unerhörter Fall — von einer weißen Mutter und einem Schwarzen ab. Kaum wurden aber ſeine Poeſien bekannt, ſo beugten ſich die Creolen vor dem Talent, und Placido blieb in den eleganteſten Salons ein geſuchter Gaſt, bis er im Frühjahr 1844 als Anſtifter einer Verſchwörung erſchoſſen wurde. Auch das muß man hoch an den Cubanern rühmen daß ſie, obwohl von der Regierung nicht unterſtützt, ja ſogar entmuthigt, wo nicht gehindert, ſehr viel für den Volksunterricht thun, und an dieſem Segen alle Claſſen der Bevölkerung, ſelbſt die Sklaven, theilnehmen laſſen. Da aber alles bisher dem eigenen freiwilligen Impulſe der Bevölkerung überlaſſen blieb, ſo können natürlich die Ergebniſſe nicht gerade ſehr umfaſſende ſeyn, es kommt daher vor daß gar viele Orte, wie das Städtchen Caſa Blanca, wohl ein Theater, aber keine Schule beſitzen, ganz ähnlich wie auch die Zeitungen mehr feuilletoniſtiſchen als publiciſtiſchen Stoff enthalten.

Ein anderes öffentliches Bild gewährt vor Tageshelle der Marktplatz. „Dieſer bildet ein von offenen Hallen umgebenes längliches Viereck, und iſt in jener frühen Tagesſtunde, die wegen der ſpäter eintretenden Hitze ſtrenge eingehalten werden muß, von zahlloſen Lichtern erhellt. Fiſche, Gemüſe, Früchte, Fleiſch, kurz alle Bedürfniſſe der Küche ſind hier von den Verkäufern auf ebener Erde oder auf kleinen Tiſchen ausgebreitet. Nur in der regneriſchen Jahreszeit zieht ſich der Verkäufer mit ſeiner Waare unter die ſchützende Halle zurück. Welch' ein Getöſe! Welch' ein Geruch! davon kann niemand einen Begriff ſich machen der den betreßten, wohlabgerichteten „parfümirten" Neger reicher europäiſcher Herren geſehen hat. Noch lange nachdem der Platz geräumt wird — und zwiſchen 7 und 8 Uhr früh weicht der letzte Verkäufer — haftet an dem Ort jener durchdringende Geruch, nicht unähnlich dem unverwüſtlichen Geſtank den ein verfolgter Iltis in den Händen des Fängers zurückläßt." Schon um 9 Uhr Morgens tritt feierliche Stille in der Stadt ein. „Der Karrenführer ſchläft im Schatten ſeines Fuhrwerks, der Ananasverkäufer iſt neben ſeinen Früchten im Schutz des Leindaches ſelig entſchlummert. In den Caſés erwacht bald um ſo regere Thätigkeit, Gläſerklirren miſcht ſich in den Lärm der Billardſpieler, die Lonja iſt überfüllt von Gäſten, zumeiſt müßigen Zuſchauern die vor dem Sonnenſtrahl ſich retten. Endlich um 2 Uhr beginnt auf den Straßen ein träges Leben ſich geltend zu machen, doch erſcheinen nur ſchwarze Laſtträger und Karrenführer, die auf zweirädrigem Eingeſpann Fäſſer, Kiſten oder Ballen befördern." In der Kühle des Hauſes hat der Neuling jetzt Gelegenheit ſich an havaneſiſche Sitten zu gewöhnen. Spielt er Clavier oder Guitarre, ſo kann es geſchehen daß ſich plötzlich ein ungebetenes Publicum hinter ihm ſammelt. Es ſind die Negerdienſtboten, deren es oft hundert in großen Häuſern gibt. Oder es kommt wohl eine einzelne Negerin herein und ſetzt ſich neben den Arbeitenden. Fragt dieſer die geduldig Schweigende was ſie will, ſo bettelt ſie um einen Medio (9 kr.), und wenn ſie ihn erhält, wird er ins Ohr geſteckt, welches dem Afrikaner die Natur als Porte-Monnaie angewieſen zu haben ſcheint.

Um jene Zeit, hinter den herabgelaſſenen Perſianas, die den Blick auf die Straße verſtatten, aber jeden Sonnenſtrahl abwehren, rauchen und faullenzen die ſchönen Creolinnen in tiefſtem Negligee, nämlich nur mit einem Bademantel von feinſtem Leinen bekleidet. „Vor 5 Uhr beginnt die eigentliche Toilette, denn zu Tiſch wird der Anzug in allgemein gebräuchlichere Form gegoſſen. Treten die Damen zu Mittag wieder ein, ſo ſcheint dennoch die Kleidung wenig verändert; dieſelbe mit Spitzen beſetzte Batiſtwäſche, d. h. dieſelbe Gattung, denn das Hemd wird zwei- oder dreimal am Tag gewechſelt, ein ebenfalls mit ächten Spitzen beſetztes Kleid vom feinſten Lein, doch mit kurzen Aermeln und tief ausgeſchnitten, im Haar eine friſche Blume, nicht ſelten ein durchbrochener Schildpatt-Kamm, welcher einen langen mit Spitzen beſetzten Schleier am Kopf befeſtigt und der Geſtalt ein bräutliches, ballmäßiges Ausſehen verleiht! Den Anzug vollenden die zarteſten, weißſeidene Strümpfe und Schuhe von weißem Atlaß. Wer dieſen Prunk zum erſtenmal erblickt, begreift nicht wie es möglich ſey ſo verſchwenderiſch zu leben; denn er erfährt zugleich daß dieſe Kleider, ſobald ſie einmal der Wäſche unterlagen, den verwöhnten Körper der Havaneſerin nicht mehr decken dürfen und ſammt den Atlaßſchuhen in die Hände der Negerinnen übergehen, die nach ihrer Art die ſcheußlichſte Spottgeſtalt jener Elfengeiſter hervorzaubern. Trotzdem daß nie ein Corſet die Geſtalt der Frauen auf Cuba verſchönte, oder weil — nie eine Schnürbruſt ihren Körper verunſtaltete, gewährt er den doppelten Reiz natürlicher Form und freier Bewegung, der dem europäiſchen Auge, das bisher nur umpanzerte Leiber und ſteife Gebärde gewahrte, von ganz beſonderm Reize erſcheint." Dem ungewohnten Nordländer werden ſtarke Prüfungen auferlegt, wenn er die halbnackten Buſen der Creolinnen in nächſter Nähe ſich regen ſieht, aber in Havana ſelbſt iſt man gegen alle Arten von Entblößungen abgeſtumpft. Die Kinder der Creolen laufen bis zum ſechsten, die Negerkinder bis zum achten Jahre im Hauſe und bisweilen auf der Straße nackt umher, und die Badeplätze für die Bonzales oder friſch eingeführten Afrikaner beiderlei Geſchlechts liegen den Spaziergängen ſo nahe daß unſer Verfaſſer bemerken konnte wie auch die Negerin faſt regelmäßig mit den Gebärden der Mediceiſchen Venus ins Waſſer ſtieg. Was die Tafel ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie mehr für creoliſchen Geſchmack berechnet. „Der deutſchen und franzöſiſchen Zunge iſt das allzu viele Oel, der überreichliche Cayennepfeffer und Piment eine unangenehme Zugabe, zu deren Genuß un gosier pavé das nöthigſte Erforderniß iſt. Ehe der Nachtiſch aufgetragen wird, entfernt ſich die Geſellſchaft in das anſtoßende Gemach, oder in den Garten, wenn man auf dem Land ſich befindet, um dem Nachgeruch der Speiſen und Weine auszuweichen und der häßlichen Säuberung aus dem Weg zu gehen, welche den Dienſtboten obliegt, bevor die neue Ausſchmückung ſich entfaltet. In wenigen Minuten kehrt die Geſellſchaft zur Tafel zurück, die in reichſter Fülle auf koſtbarem Kryſtall und Porzellan

Digitized by Google

duftige Früchte, köſtliches Eingemachte und Zuckerwerk von allen erdenklichen Arten darbietet."

Nach der Tafel begibt ſich, denn es iſt die Stunde der vornehmen Welt gekommen, der Havanero im Ballſtaat auf die Straße und auf den Paſeo oder die Alameda (Promenade). „Fußgänger im modiſchen Rock und ſchwarzen Hut, ſo ganz das Pariſer Urbild daß man nach den Palmen aufſchauen muß um ſich zurechtzufinden, bewegen ſich auf dem Trottoir, welches von prächtigen gußeiſernen Gittern gegen die anſtoßenden Privatgärten begränzt wird; Duft der Blumen und Orangenbäume in berauſchender Fülle ſtrömt herüber. Stattliche Reiter courbettiren vorüber und grüßen die Damen, welche, in weiße Neſſeltuchgewänder gehüllt, mit bloßem Hals und Kopf, friſche Blumen im dunklen Haar zu zweien und dreien neben einander auf einer Volante daherrollen." Die Volante iſt das weltbekannte havaneſiſche Fuhrwerk, welches Caſſagnac mit einem Violinkaſten auf Rädern verglichen hat. „Der mit einem Pferd beſpannte Quitrin dagegen mißt 20—25 Fuß Länge und beſteht aus einem leichten, flachen, ſilberbeſchlagenen Korbe, deſſen Polſter mit roſa- oder hellblauer Seide überzogen ſind. Auf der ſchwebenden Mitte beider Stangen — zwiſchen denen das Pferd oder das Maulthier angeſpannt iſt auf dem der Caleſſero reitet — ruht jener überaus breite Sitz, der ohne Unbequemlichkeit drei Perſonen Raum gewährt. Dieſe Triumph- oder Venuswagen durchſchweifen den Paſeo um die Stunde des Sonnenuntergangs, die Palmen und Mimoſen rauſchen, Blumenduft ſteigt aus allen Beeten empor, Springbrunnen flüſtern, die geſchwätzige Menge wogt dem Schauſpielhauſe zu. Alles bewundert die ſchönen Creolinnen, und niemand iſt den die Wunder der Natur ergötzten, keiner der die Statue der Habana, jener unglücklichen indianiſchen Kazikentochter, eines Blickes würdigte." In Havana wird Philinens Wort zur höchſten Wahrheit: Die Nacht iſt die ſchönere Hälfte des Lebens. In den gaserhellten Straßen drängt ſich ein heiteres Getümmel, und der Blick des Spaziergängers dringt bis ins Innere der Häuſer. „Die mit ſchönen Gußeiſengittern verſehenen ſtattlichen Fenſter reichen bis auf den Fußboden herab, und geben das letzte was im eleganten Gemach vor ſich geht den Blicken der Straßengänger preis. Die Speiſehalle, wozu eine der mit Jalouſien verſehenen Veranda angewandt wird, das Schlafzimmer und alle übrigen Gemächer liegen dem geſchloſſenen Hofraume zu, und athmen aus den Springbrunnen erfriſchende Luft, werden aber — bis auf das Speiſezimmer, welches auch von Gäſten betreten wird — allzu ſehr vernachläſſigt, weil die Säuberung zumeiſt unreinlichen Sklaven anheimfällt, und nur ausnahmsweiſe die Hausfrau hier und dort auf allgemeine Ordnung und Reinlichkeit ſieht." Deſto höher iſt der Cultus des Salons, der um jene Nachtſtunde von einer tief herabhängenden Ampel zwielichtartig erhellt wird, und in welchem die heiß erwarteten Beſuche empfangen werden.

Cuba hat durch ſeine jetzt ſo zahlreichen Eiſenbahnen unendlich gewonnen. Nirgends ſind ſie aber auch ſo wohlfeil gebaut worden. Die erſten und koſtſpieligſten Bahnen wurden doch nur ſo theuer wie in den Vereinigten Staaten, nämlich mit 28,000 Piaſter die engl. Meile, die ſpätern dagegen mitunter nur um 17,000 Piaſter (180,000 fl. die deutſche Meile) hergeſtellt, und zwar war dieß dadurch möglich daß die Pflanzer im Verſtändniß ihres eigenen Intereſſes freiwillig den Grund und Boden lieferten. Wichtig vor allem iſt die große Bahn nach Matanzas,[1] welche die beiden Haupthäfen der Inſel verbindet. Für die Zukunft werden aber die Abzweigungen nach der Südküſte noch viel mehr zum Reichthum der Inſel beitragen. Die Südküſte iſt nämlich arm an guten Häfen, und ihre Gewäſſer ſind wegen der vielen Koralleninſeln höchſt gefährlich, ſo reizend auch das Bild iſt welches uns der Verfaſſer von letzteren und namentlich von den Jardins del Rey y de la Reyna entwirft. „Die „Gärten des Königs und der Königin" ſind ein ganzer Archipel der reizendſten Inſeln und Inſelchen, die man ſich nur denken mag. Wie angeſtellte Unterſuchungen auswieſen, iſt der Meeresboden zwiſchen Cuba und Yucatan, ſowie im Norden dieſer Halbinſel von Korallen ſtark angebaut. Jene Inſeln erſcheinen zum Theil als Erzeugniß dieſer Thiere, zum Theil als Schöpfung des Meerwaſſers. Der von Columbus auf ſeiner zweiten Reiſe dieſen Inſeln gegebene Name der königlichen Gärten iſt nicht übertrieben, ſie hätten angemeſſener vielleicht „die ſchwimmenden Zaubergärten" heißen können. Rhizophoragebüſch, wie an der nahen Küſte Cuba's, umſäumt die Inſeln, blühende Dolchien, Avicennia nitida und andere Blüthen prangen zwiſchen ſilberblätterigen, baumartigen Tournefortia gnaphalodes. Bei klarem Himmel und ruhiger See bietet eine Bootfahrt durch das Labyrinth dieſer Inſeln einen paradieſiſchen Genuß. Erquickender Duft ſtreicht mit den Lüften daher. Die Inſeln, nicht unähnlich ſchwimmenden Blumenbüſchen, ſpiegeln ſich im klaren Element, gruppiren ſich ferner und näher, kommen und ſchwinden an uns vorüber, oder verweilen, je nachdem uns der Ruderſchlag bleiben und fortgleiten heißt. Die durch ihre Größe bedeutendſten Inſeln ſind die „Del Rey," „Guajabu," „De la Reyna," „Cayo Grande."

Sehr leſenswerth iſt alles was der Verfaſſer über die Sklaverei auf Cuba ſagt. Das Schlimmſte iſt vielleicht die Art und Weiſe wie die friſch angekommenen Afrikaner verkauft werden. Die Ankündigung einer Auction wird durch die Blätter veröffentlicht, und ſchon am frühen Morgen bilden die Kaufluſtigen Queue vor den Barracones oder den Magazinen für ſchwarze Menſchenwaare. „Kaum aber öffnet ſich der Eingang, ſo ſtürzen dieſe Leute, Raubthieren gleich,

[1] Der Verfaſſer läßt mit einer großen Ungeduld ſeine Beleſenheit durch Citate glänzen. Der wahre Gelehrte aber wird an dem Werth und nicht an der Anzahl der Citate erkannt, er vermeidet ſogar Quellen zweiten und dritten Ranges zu bezeichnen. Hr. v. Sivers will uns belehren, der Name Matanzas ſtamme von einer Metzelei der Spanier unter den Indianern her. Die wahre Erklärung findet ſich allein nur in dem handſchriftlichen Las Caſas, und von ihm hat ſie Herrera Dec. I. lib. IX. cap. 16 entlehnt. Es iſt überhaupt merkwürdig daß der Verfaſſer, der eine Geſchichte von Cuba ſchreibt, weder die Decaden des Herrera, noch die Hist. general des Oviedo, noch die Urkundenſammlung von Navarrete benutzt hat, gerade ſo als wollte man den zweiten puniſchen Krieg ohne Livius ſchreiben.

Digitized by Google

auf die furchtsam aufschreienden Opfer, die nichts anders als einem Mordanfall zu erliegen meinen. Jeder Käufer sucht eine möglichst große Anzahl Schwarzer zu ergreifen, sondert sie auf irgendeine Weise ab, drängt sie an die Mauer, wo möglich in einen Winkel, und beginnt die Musterung, welche uns auf einen europäischen Rindviehmarkt hinzaubert. Männer, Weiber, Kinder in buntem Gewirr! Die „Stücke“ welche nicht zusagen, werden wieder freigegeben und sofort von anderen Liebhabern zu gleicher Besichtigung in Beschlag genommen. Die Brust, der Hals, Rücken, Bauch, Hüften, Waden, Füße, alles wird betastet, kein Fleckchen am ganzen Körper entgeht der Kritik, und selbst die schmale Binde welche die Lenden umhüllt weicht dem prüfenden Kenner-Auge, damit nicht ein Bruch, der vielleicht unheilbar ist, oder sonst ein Makel ungeprüft bliebe. Die angekauften Neger werden mit einem Hemde bekleidet, und trösten sich alsbald, da sie die vermeintliche Lebensgefahr einen friedlichen Verlauf nehmen sehen.“

Aber man darf nach diesen Auftritten die Lage der Sklaven auf Cuba nicht bemessen. Die Gesetze der Spanier geben ihnen vielmehr Rechtswohlthaten von gleichem Werthe wie sie die Sklaven nach römischem Rechte zu den Kaiserzeiten genossen. „Durch königliche Anordnung vom 31 Mai 1789 muß der Sklave gut genährt und gekleidet werden, sein Herr ist verpflichtet ihm Unterricht, namentlich in der Religion, angedeihen zu lassen; ist angehalten für den Kranken zu sorgen, sein Weib und Kind zu ernähren, selbst wenn letztere frei wurden. Die Arbeit dauert nur während des Tages und wird durch zwei Stunden Mittagrast unterbrochen. Der durch den Herrn beeinträchtigte Neger genießt das Recht bei dem Regierungs-Sachwalter der Sklaven Beschwerde zu führen; ist diese begründet und erheblich, so kann der Syndicus den Herrn zum Verkauf des Sklaven zwingen, der das Recht hat nach einem neuen Besitzer sich umzuthun.“ Das schönste Recht der Sklaven ist aber die sogenannte Coartation, das Recht sich selbst oder die gebornen Kinder oder das Kind im Mutterschooße frei zu kaufen. Sobald ein Schwarzer seinem Herrn 50 Piaster auf Abschlag des Loskaufes zahlt, muß dieser ihn freigeben und der Schwarze bleibt dann nur noch für den Rest des Kaufschillings ein zinspflichtiger Schuldner. Beim Tode eines Sklaven fällt nach dem Gesetz seine Hinterlassenschaft an den Herrn, aber die Sitte und das Herkommen hat die Vererbung an die Kinder durchgesetzt. Jeder Sklave besitzt neben seiner Hütte einen Garten (conuco) wo er Gemüse baut und wo er Vieh züchtet. Arbeitsame und sparsame Neger haben schon nach drei Jahren durch solchen Nebenerwerb die Loskaufssumme erschwungen. Letztere ist nämlich sehr niedrig, so niedrig daß die auf Cuba eingewanderten Pflanzer gegen die Geringfügigkeit dieser Taxe protestirt haben. Allein durch eine im Jahre 1857 erfolgte Entscheidung des höchsten Gerichtshofes wurde das alte Gesetz wieder aufrecht erhalten. Andererseits „kommen Fälle vor daß Neger, nachdem sie ihre ersten fünfzig Thaler eingezahlt und die Freiheit gekostet haben, flehentlich den Herrn um Wiederaufnahme in den frühern Sklavenstand bitten: „Ich hatt' es so gut, sagen sie, mein Herr gab mir jährlich zwei Kleidungen, einen Hut, eine Matratze, eine Decke, er nährte mich reichlich, und ließ mich heilen wenn ich krank war. Jetzt bedarf ich zu alledem des Geldes. Mein Erwerb wird mir nicht baar bezahlt, sondern in Gegenständen deren ich zum Leben bedarf; bin ich krank, muß ich gleichwohl arbeiten als ob ich gesund wäre, und die Pflege des Arztes zehrt meinen Erwerb auf: „Io fu un caballo de libertarme“ (Ich war ein Pferd mich loszukaufen“). Dieß wird aber nur bei den Hausssklaven vornehmer Familien vorkommen, welche 60—100 farbige Tagediebe rein nur aus Liebe zum Luxus füttern und um sich mit einem patriarchalischen Hofhalt zu umgeben.

Der Verfasser hat wohl Recht wenn er behauptet daß der spanische Creole es allein verstehe mit dem Neger menschlich umzugehen. Der cubanische Sklave, verglichen mit dem Unionssklaven oder dem ehemaligen Sklaven im britischen Westindien, steht in Bezug auf seine Rechtsverhältnisse unendlich günstiger, und wir stimmen gern zu daß auf Cuba die Sklaverei außergewöhnlich milde und humane Formen besitzt. Auch hätte der Verfasser noch hinzusetzen können warum auf Cuba die sklavenfreundlichen Gesetze so streng vollstreckt werden. Der Grund ist nämlich der daß die Spanier zwischen den Farbigen und Creolen als Schiedsrichter stehen, und daß sie die ersteren begünstigen um sie im Nothfall gegen die andern hetzen zu können. Uebrigens hat auch auf Cuba die Sklaverei ihre Schattenseiten. So schweigt Hr. v. Sivers von den außerhalb Havana liegenden Prügelanstalten, wo gegen Geld die ungehorsamen Sklaven auf Befehl ihrer Herren gezüchtigt werden. Das Leben auf den Pflanzungen aber muß man sich von Richard Henry Dana [1] schildern lassen, bei dem man auch ein gutes Bild der Zuckercultur finden wird.

Ueber die ältesten biblischen Sagen.

Von Julius Braun.

3. Vom Paradies.

(Fortsetzung.)

Aber haben wir denn überhaupt ein Recht, mit der Idee eines Götterbergs von West nach Osten zu rücken? Stand nicht auch der parsische Albordsch von jeher im Osten in Gestalt des Hindukusch, des indischen Kaukasus? So ist allerdings bei unseren diesseitigen Forschern zu lesen, seit die parsische Tradition, die den Elborus des europäischen Kaukasus meint, durch die abendländische Kritik beseitigt wurde. Mit der Frage nach dem Albordsch hängt zunächst zusammen die Frage nach Airyana Vaeja, jener Urheimath der im Avesta genannten arischen

[1] To Cuba and back, London 1859. Vgl. auch Ausland 1859. S. 899 und 918.

Digitized by Google

Stämme. Airyana Vaeja ist das erste von Ormuzd geschaffene Wohnland, von welchem ausgehend er die übrigen von ihm geschaffenen Länder aufzählt (Vendidad, Fargard I.) Ohne Widerrede wird jenes Urland von Ritter, Burnouf, Lassen, Bunsen ꝛc. im Norden des Hindukusch, zwischen den Quellen des Oxus und Jaxartes, jener großen in den Aralsee ziehenden Flüsse gesucht. Selbst Spiegel, der sonst und mit vollkommenem Recht geneigt ist, die Entwicklung im Westen zu suchen, bleibt bei den unglücklichen Oxus- und Jaxartesquellen als Urheimath der Arier. Und warum? Weil im ersten Fargard des Vendidad, einer vermeintlich historischen Urkunde von hohem Werth und unberechenbarem Alter über jenes Airyana gesagt wird: zehn sind dort Wintermonate, zwei Sommermonate. In der That ein höchst passendes Land, um eine uranfängliche Menschenrace zu ernähren! Sollten nicht die heißen Lagunen und üppigen Waldabhänge am Südufer des kaspischen Meers denn doch eigentlich geeigneter seyn? Es ist wunderbar daß man denjenigen Ländern, welche jetzt noch bewohnt und völkerernährend sind, die Kraft abspricht, ihre Völker selber erzeugt zu haben, dagegen geneigt ist, die Völker aus solchen Ländern herbeizuholen, die heutzutag am wenigsten im Stand sind welche zu ernähren. Wie jene alten Völker ihre Götterberge in dem äußersten Norden suchen, dort wo die Welt für sie aufhört, so sucht die kritische Forschung als Urheimath der Arier — und nicht nur der Arier des Avesta, sondern aller indogermanischen Völker von der Welt — dasjenige Land, das von ganz Asien am wenigsten bekannt ist und eben darum am meisten Vertrauen erweckt. Es soll dort sehr kalt seyn, und das paßt zu den „zehn Monaten Winter, zwei Monat Sommer." Wenn man von dort, dem heutigen Hochland Pamer zwischen den Quellen beider Flüsse ausgeht, dann scheinen die nächsten Länder, welche Ormuzd als von ihm geschaffen aufzählt, eine geographische Reihenfolge zu bilden (Sogdiana, Meru, Baktra, Herat, Acharosien ꝛc.), obgleich schließlich vom Südufer des kaspischen Meers auf das Land des oberen Indus übergesprungen wird. In dieser etwaigen Reihenfolge nach bisher üblicher Art auch die Richtung arischer Wanderungen zu erkennen, darauf hat bereits Spiegel (Avesta II) verzichtet, trotz des für frühere Zustimmung ihm von Bunsen ertheilten Lobes. Aber wenn auch eine geographische und historische Ordnung darin läge, schließt denn das aus daß das von Zoroaster gemeinte Urland dort liege, wo die ganze parsische Tradition es ansetzt und Zoroaster selber daheim ist — in Obermedien, Aderbidschan, westlich vom kaspischen Meer? Dann fiele die arische Wanderung mit der Wanderung Kains und der Kainiten ins Land Nod, ostwärts von Eden zusammen, was allerdings nicht auf schmeichelhafte Auffassung des arischen Idealvolks von Seite der Semiten deutet. Um in das nächst genannte Land Sogdiana zu kommen, hätten jene arischen Völker auf nächstem Weg das kaspische Meer zu überfahren gehabt, eine Fahrt die bei dessen geringer Breite mit gutem Wind fast in einem einzigen Tag auszuführen war. Man hat niemals nöthig, für die Seefahrtmittel selbst der urältesten Völker Sorge zu tragen. Wenn sie ein Meer überschreiten mußten, dann haben sie es überschritten, zumal wenn ein Feind im Nacken war, wie den Ariern von Aderbidschan die Turkomanen (Nimruds Kuschiten).

Allerdings ist Airyana mit Aderbidschan (Atropatene) Eins und fällt sonach auch mit dem Land Eden der Bibel zusammen. Wie dieses ist es mit der Zeit fabelhaft geworden (z. B. im Minokhired, Spiegel, Avesta I). Dort war Yimas Paradiesgarten, und dort in Eden (Hedenesch) ist Zoroaster geboren. Die Wohnung seines Vaters Purushaspa stand in Airyana Vaeja (Bundehesch), und er selber heißt auch in den ältesten Schriften (Yasna IX, 44) der „berühmte in Airyana Vaeja." Daß Airyana Aderbidschan sey, versichert Bundehesch ausdrücklich (Spiegel, Avesta II, IX), und die moslimische Geographie (Abulfeda) bezeichnet Urumia am Urumia-See in Aderbidschan als Geburtsort Zoroasters. Seine Mutter ist aus Rai, Rhagä, dem Ort am südlichen Abhang des Gebirgs, welches die Tiefe des kaspischen Meers vom persischen Hochland trennt. Auf einem Berg jenes Randgebirgs, auf dem Berg Arezura liefen die Devs zusammen, bestürzt über Zoroasters Geburt. Ein Meder, ein Perser, ein Medoperser ist Zoroaster oft genug genannt, selbst Assyrer, denn Atropatene war assyrische Provinz. Mit Baktrien verknüpft ihn nur seine Wirksamkeit am Hof zu Balkh oder Baktra, wohin die parsische Sage ihn begleitet, nachdem sie zuvor ihn auf der Westseite des kaspischen Meers über den Araxes und Cyrus geführt hat, um ihn dem Albordsch, d. h. dem Elborus des Kaukasus zu nähern und ihn entrücken zu lassen an Ormuzd Hof. Selber den Kaukasus erstiegen zu haben, braucht Zoroaster darum nicht. Daß die Parsensage (Zerdutscht-nameh) aber nicht ein spätes Machwerk, sondern sehr alt ist, beweist z. B. die Angabe, Zoroaster sey lächelnd zur Welt gekommen, eine Angabe die sich schon bei Plinius findet. Wenn aber die westliche Heimath Zoroasters und seiner Lehre gesichert ist, dann fällt die ganze Fabel von einer uralten und ureigenen baktrischen Cultur in nichts zusammen. Nur die bodenlose Annahme, Airyana sey im Norden des Hindukusch zu suchen — der ohnedieß gar keinen besonders hervortretenden und zu einem Albordsch geeigneten Gipfel hat — war der Anlaß auch den Ursprung von Zoroasters ganzem Ideenkreis dahin zu versetzen. Dann ist der weitere Schluß allerdings natürlich: dieser Ideenkreis müsse ein uroriginaler seyn, und durch weite Kluft von allem Semitischen getrennt. Hätte man diesem Ideenkreis die Heimath gelassen, die er in Wahrheit hat, nämlich unmittelbar an den Gränzen der semitischen Sprache und Cultur, dann hätte man vielleicht früher schon eingesehen daß er ganz und gar auf semitischen Grundlagen ruht. Das Losreißen Zoroasters von seinem wirklichen Boden hat zur nächsten Folge dessen Losreißen aus seiner wirklichen Zeit, dem so reichlich für ihn verbürgten sechsten Jahrhundert. Nach Haug (in den Abhandlungen für die Kunde des Morgenlands, 1859) hat er netto im Jahr 2000 gelebt. Noch freigebiger ist Bunsen, der ihm das Jahr 3500 anweist. Also noch einmal: Auf was beruht schließlich die ganze Theorie von einer urarischen Cultur? Weßwegen sieht man sich veranlaßt allen historischen Zeugnissen in Bezug auf Zoroaster ins Gesicht zu schlagen und nimmt eine Ideenbewegung an, die der wirklichen historischen

Digitized by Google

Bewegung geradezu entgegengesetzt ist, von Ost nach West, statt von West nach Ost? Einzig und allein, weil jenes unbekannte Hochland „kalt ist," und Airyana vaeja hatte nach Vendidad I: „zehn Wintermonate und zwei Monate Sommer." Eine einzige Zeile, deren Zweck und Tendenz man gar nicht kennt, war im Stande die ganze Geschichte der ältesten Völkerbewegung und Culturbewegung auf den Kopf zu stellen. Und ist denn diese Zeile unvereinbar mit Zoroasters wirklicher Heimath Aderbidschan? Haben etwa die hohen Alpenweiden in Curdistan, im Garten Eden, mehr als zwei Monate Sommer? Man darf nicht vergessen daß der Verfasser „Schäden" aufsuchen muß, denn zu jedem Land das Ormuzd gut geschaffen, folgt Strophe für Strophe die böse Beigabe Ahrimans, also für Airyana der „Schnee, der Daewa Werk." Das kälteste Land im Gesichtskreis der Parsen ist Aderbidschan allerdings, denn mit dem fabelhaften Mittelasien hatten sie nie etwas zu thun. Gleichwohl schien der Ausdruck „zwei Monate Sommer" später zu hart, und derselben Strophe des Vendidad wurde die schüchterne Verbesserung beigefügt „die Wärme dauert sieben Monate, der Winter fünf," was in Wahrheit für das bewohnte Aderbidschan der Fall ist. Diese Beigabe, als dem ersten Satz widersprechend, ist in den modernen Uebersetzungen (Spiegel, Haug) unterdrückt, und findet sich bereits in der alten Pehlwi-Uebersetzung nicht — woraus nicht zu schließen daß sie später entstanden, sondern sie wird jenen Uebersetzern so unvereinbar geschienen haben als unseren Zeitgenossen. Daß jene zeitweise oder theilweise Plage der Kälte aber kein Hinderniß ist ein Land zum Paradiesland zu machen, haben wir am Garten Eden im hohen Armenien gesehen. Wenn außer dem Schnee in Airyana als Schöpfung des Ahriman — wir sehen wie der Verfasser die Uebel zusammen suchen muß — eine „gewaltige Schlange" genannt wird, so ist diese Schlange welche zu deuten bis dahin Niemand gewagt hat, keine andere als die Schlange des Paradieses, Ahriman-Typhon selbst. Wir bitten, jedes voreilige Lächeln zu sparen, und mit ein klein wenig Geduld die weitere Entwicklung abzuwarten. Zwar den Nachweis daß Ahriman wirklich und unmittelbar aus dem schlangengestaltigen Typhon, der schon in Aegypten zum bösen Princip geworden, hervorgieng, haben wir aufzusparen, bis wir vom Ursprung der ganzen Paradiesessage und des ganzen zoroastrischen Glaubenskreises überhaupt reden. Hier gilt es nur diese Typhon-Ahrimanschlange zur Bestimmung der Ortslage des mit dem hebräischen Paradies zusammenfallenden Landes Airyana zu benützen. Wir wissen aus Homer daß Typhon unter dem Land Arima, d. h. in der phrygischen Lavaregion Katakekaumene, begraben liegt und zuweilen durch die Blitze des Zeus geschreckt werden muß, wenn er sich drunten regt und die Erde erschüttert. Dieses Land Arima haben wir noch einmal in Zoroasters eigener Heimath Urmia oder Arimat (Namensformen in Kleuker, Zendavesta, II, 56). Und wie kommt ein typhonisches Land mitten hinein nach Atropatene-Aderbidschan, das einen Theil des Paradieslandes Eden-Airyana bildet? Nichts verständlicher als das. Typhon ist der Gott der Salzwüste und des Salzmeers, d. h. des auf Meer und Wüste tobenden Sturms ursprünglich. Das Meersalz hieß „Typhons Schaum." Nun liegt Urmia am Salzsee Urmia, welcher größeren Salzgehalt hat als das todte Meer in Judäa. Seine Ufer sind dermaßen mit Salz bedeckt daß von fern gesehen der See in ewiger weißer Brandung zu liegen scheint, und diese wüsten Salzränder sind um so auffallender als das übrige Land so blühend ist. Mit alldem wäre noch nichts bewiesen und wir wollen das Land Urmia-Arima auch nur benützen, um unsern Beweis einen Augenblick da den Fuß aufsetzen zu lassen, während er sich weiter schwingt zu bedeutenderen Motiven in der nächsten Nachbarschaft. Diese ist das Land Varena, d. h. Ghilan am Südufer des caspischen Meers, wo nach denselben Urkunden (Vendidad I und Yasna IX) der Held Thraetaono daheim ist. Dieser erschlug eine große Schlange mit drei Köpfen, sechs Schwänzen, tausend Kräften ꝛc. Wir wissen, zu welchem Ungethüm auch in der phönikisch-griechischen Mythe Typhon geworden ist, und wie er im Kampf am Berge Kasius den Zeus mit seinen Schlangenschwänzen zu umwickeln vermochte. Dem Typhon wuchsen Schlangenköpfe aus den Schultern — so wuchsen sie auch aus den Schultern des gleichfalls aus der Wüste gekommenen abscheulichen Tyrannen Zohak, den die persische Heldensage aus jener von Thraetaono erlegten Schlange Dahaka entwickelt hat. Die Verschiebung ist gering, wenn Zohak, statt selber Ahriman zu seyn, jene Schlangenköpfe durch einen Kuß des Bösen auf seine Schultern empfieng, und wenn sein nächstes Vorbild, die dreiköpfige Schlange Dahaka, statt selber Ahriman zu seyn, Ahrimans „schlimmstes Geschöpf" heißt, und das stärkste aller bösen Wesen, die der böse Geist Ahriman geschaffen hatte zur Verheerung der Welten der Wahrheit und Güte (Westergaard in Weber, indische Studien, III, 416). Wir können nicht zweifeln daß diese Schlange Dahaka dieselbe ist, mit welcher er Airyana verdarb, die Schlange des Paradieses, die dem goldenen Alter in Eden ein Ende machte. So hat der schlangenumwachsene Tyrann Zohak in nächster Nachbarschaft dem goldenen Alter des Dschemschid, d. h. des Yima im Avesta, ein Ende gemacht. Er selber wird endlich erlegt von Athbins oder Abtins Sohn, Feridun, zu welchem in der persischen Heldensage (Firdusi) jener Thraetaono, Athbyas Sohn, sich gestaltet hat. Dieser Feridun residirte in Taberistan, am Südufer des caspischen Meers, und die ganze parsische Tradition (Spiegel, Avesta, I, 66, und in Weber, indische Studien III, 415) weiß nicht anders, als daß dieses Land eins sey mit Varena, Thraetaonos Heimath. Zohak ward von Feridun überwältigt, aber nicht getödtet, so wenig als Typhon von Zeus, sondern nur gefesselt und sitzt nun unten im Demavend, dem erloschenen Vulcan und höchsten Gipfel im südlichen Randgebirg des caspischen Meers. Es ist der Berg Arezura (Spiegel, Avesta II, CXIV), auf welchem die bösen Geister zusammenliefen, als in der Nachbarschaft Zoroaster geboren wurde. Wenn Zohak drunten in seinen Banden sich regt und loszukommen sucht, dann zittert die Erde, also ganz wie bei Typhon. Heutzutag noch feiert man am Berg Demavend die Niederlage Zohaks jeden 31 August — ein Beweis, wie fest die Sage hier Anker geworfen hat und wie entschie-

Digitized by Google

den wir sie benützen dürfen, um auch die Sagen des Nachbarlandes zu verstehen.

Die Lage von Airyana im Westen des caspischen Meers und sein Zusammenfallen mit dem biblischen Eden dürfte hiermit gesichert seyn. Dieselbe Schlange, die uns zu diesem Festlegen half, ist aber noch zu weiterem gut. Sie berechtigt uns den Weg der Culturbewegung von West nach Ost, einen Weg, den schon die Sündfluthsage uns gezeigt hat, in immer breiteren Bahnen zu verfolgen. Wir finden in Indien nämlich nicht nur die mesopotamische Sündfluthsage und die Sage vom Götterberg, dessen ältestes Vorbild von Babylon nordwärts zu suchen, sondern auch den Kampf mit derselben Schlange, die im Berg Demavend gefangen sitzt. Thraetaono, Athbhyas Sohn, heißt in Indien Trita, Aptyas Sohn, und bekämpft dort gleichfalls eine dreiköpfige Schlange mit sieben Schwänzen. Aber Trita, sagt man, ist dort herabgesunken zu einem bloßen Gehülfen des Indra, des Himmel- und Blitzgottes, und dieser ist es eigentlich welcher den Dämon Vritra, jene Schlange mit dem Blitz erschlägt. Vritra, wörtlich „der Feind," wie Ahriman (Agro-mainyus) wörtlich der „Bösgesinnte," und Typhon wörtlich „der Feind" (Röth I, 162), ist in den Veden der Dämon, der die Wolken zurückhält. Erst wenn der Blitz ihn trifft, läßt er sie los, so daß die Wasser herabströmen. Es wird nicht schwer seyn einzusehen daß der Dämon, der die Wolken zurückhält in der That Typhon, der Gluthwind der Wüste ist, und daß im Kampf des Indra-Zeus mit Vritra, in der That nur der Kampf des Osiris-Zeus mit Typhon, des Bel-Ormuzd-Zeus mit Ahriman sich wiederholt. Nicht „herabgesunken" in Indien ist also Thraetaono-Trita zu einem Gehülfen des Indra, denn etwas anderes war er auch im Westen nicht. Nur ist im Westen Thraetaonos Gebieter, Ormuzd-Zeus, mehr in den Hintergrund getreten. „Ormuzd-Zeus" sagen wir, denn daß in der That der zoroastrische Ormuzd aus dem babylonischen Zeus-Bel und Planeten Jupiter sich entwickelt oder abstrahirt hat, sowie sein Gegner Ahriman aus dem babylonischen Typhon-Ares, werden wir alsbald sehen. Als aber Ormuzd sich losschälte vom Planeten Jupiter, überließ er diesem, dem Stern Tistrya, den Kampf gegen den verderblichen Gluthwind. Zwar sehen wir auch den Ormuzd noch zuweilen, wie er das Wasser wegführt aus dem See Vouru-kasha (dem schwarzen Meer?) in Wind und Wolken, um es anderwärts niederregnen zu lassen — also ganz die Aufgabe des panhellenischen Zeus. Aber dasselbe Geschäft wird bereits in den Zendschriften (Yescht Tistar bei Spiegel, Abhandl. der bayer. Akad. VII) vom Stern Tistar übernommen, „dem leuchtenden, glänzenden, der den Körper eines Stiers hat. Das ist die Stiergestalt des Osiris-Zeus (Vendidad XIX, 126). Tistar hebt gleichfalls die Wasser aus dem See Vouru-Kasha, wird aber darin gestört durch den bösen Dämon Apaosho, und ist oft am Erliegen bis Ormuzd ihn stärkt. Dann trifft Tistar den Apaosho mit dem Blitz und der Donner ist dessen Geschrei. Auch Zeus, wie wir aus Hesiod wissen, wäre dem Typhon beinah erlegen (in Aegypten und Kreta ist er es wirklich), hätte er nicht zuletzt noch seine ganze Kraft und alle seine Blitze zusammengenommen. Daß der Stern Tistar und sein Kampf Eins ist mit Ormuzd und dessen Kampf, scheint den Parsen im Bewußtseyn geblieben zu seyn. Daß sie aber den Kampf Thraetaonos mit der Schlange Dahaka vom Ormuzd oder Tistars Kampf mit derselben Schlange trennen, ist nicht minder berechtigt. Thraetaono-Trita ist nicht ein Ersatz für Zeus, sondern entspricht dem eigentlichen Typhon- oder Pythontödter — Horus-Apoll dem Gehülfen und Rächer des Osiris-Zeus in Aegypten. In all diesen Geschieden des Mythus hat auf asiatischem Boden die Anschauung atmosphärischer Processe sich eingemischt. Rückwärts in letzter Perspective steht aber gleichwohl nur der rein menschliche, auf babylonische Erde verpflanzte Thronstreit des Osiris und Typhon. Derselbe Osiris, der am Mittelmeer mit seiner ganzen Familiengeschichte, seiner Abstammung von Kronos und Rhea, seiner Verehelichung mit seiner Schwester Isis-Hera, seiner Vaterschaft von Apoll und Artemis, seinem Kampf gegen Kronos, seinem Kampf gegen Typhon, auf Kreta sogar sammt seinem Grab sich angehängt hat an den asiatischen wolkensammelnden, blitzeschleudernden Himmelsgott Zeus, er ist auch zu Babylon in denselben Blitz und Himmelsgott Zeus aufgegangen, und hat seinen Planeten Jupiter, seine Söhne und Töchter (die auch der weiteren Entwicklung eines Zeus-Ormuzd eigen bleiben), sowie seinen feindlichen Bruder Typhon (Ares-Ahriman) mitgebracht. Eben der Umstand daß wir im Stand seyn werden, sogar für Ormuzd und Ahriman sammt der Paradiesessage und dem Baum des Lebens, durch Babylon hindurch, nicht minder als für alle andern babylonischen Culturelemente die letzte Wurzel in Aegypten zu finden, das wird der vollgültigste Beweis für die Abhängigkeit aller asiatischen Cultur von Babylon seyn.

Außer dem Götterberg und dem Kampf des Indra-Zeus oder seines Gehülfen Trita mit der Paradiesesschlange finden wir in Indien auch den Paradiesgarten Yima's, des Sohnes Vivaghat wieder, und zwar unter dem Namen und der Leitung Yama's, des Sohnes Vivasvat. Da die Yimasage theils mit dem Garten Eden zusammenfällt, theils von so uralter Zeit her in die Fluthsage aufgenommen, und zur Sage von Noahs Arche geworden ist und auch als solche den Weg nach Indien gefunden hat, müßten wir, auch ohne ägyptischen Hintergrund, an westlichen Ursprung denken. In Indien ist aus Yima, dem Vertreter eines goldenen Alters auf Erden, Yama, der Beherrscher der Todten geworden. Doch ist das Reich dieser Todten nach älterer Fassung kein unterirdisches, sondern lichtvoll und glückselig. Erst später entwickelt sich aus dem Herrscher der Seligen ein furchtbarer Todesgott als Vorstand einer glühenden martervollen Hölle, der selber unter den Menschen auf Beute ausgeht. Auch bei den Parsen (im Mino-khired ꝛc.) ist Yima's Garten oder Dschemschid's Var später unterirdisch gedacht.

Zum Paradies gehört der Baum des Lebens. Wenn nicht er selber, so ist doch sein irdisches Symbol, jene Pflanze, die in Persien Haomo, in Indien Soma heißt, sammt ihrem Cultus desselben Wegs von Westen her in Indien eingewandert. Die Hompflanze (griechisch Amomon) wuchs auf den Bergen Mediens und Armeniens, also in Zoroasters Heimath, und war nach Beschreibung der Alten einem Weinstock ähnlich

Digitized by Google

mit knotigem Schaft und levkoienähnlicher Blüthe. Sie ist das irdische Symbol für jenen himmlischen Hombaum, der am Quell Arduisur auf dem Albordsch wächst, jenen Baum des Lebens der einst alle unsterblich machen wird. Zur Erinnerung daran und in Hoffnung darauf wird der Saft der irdischen Hompflanze von den Frommen genossen, und wird der gleichfalls Hom genannte Genius jenes Lebensbaumes dabei angerufen. Dieser Brauch geht weit über Zoroaster hinauf. Im Aveſta, Yasna IX, heißt es: Um die Zeit der Morgendämmerung kam Haoma zu Zarathustra, als dieser das Feuer reinigte und die Gathas hersagte. Ihn fragte Zarathustra: Wer, o Mann, bist du? der mir als der schönste erscheint in der ganzen mit Körper begabten Welt, majestätisch und unsterblich? Darauf entgegnete mir Haoma, der reine, der fern vom Tod ist: Ich bin, o Zarathuster, Haoma, der reine, der ferne vom Tod ist. Verlange mich, du Reiner, bereite mich zur Speise. Preise mich mit Lobgesängen ꝛc." (Spiegel, Aveſta II, 69), Haoma zählt auf, wer vor Zoroaster schon ihn zubereitet und genossen habe: Vivaghao, dem dafür der Sohn Yima zu Theil wurde; Athwya, der den Sohn Thraetaono erhielt, nämlich als Erfüllung der Wünsche die man beim Haomaopfer thun darf. Der vierte Mensch der sich um das Homopfer verdient gemacht, war Pourushaspa, dem dafür als Sohn Zoroaster geboren wurde. Der Hymnus schließt mit dem Preis Haoma's, des goldenen mit feuchten Stengeln, des heilkräftigen ꝛc., und mit den Wünschen und dem Gebet Zoroasters zu dem Genius, der mit der Homstaude Eins ist. Denselben Cultus finden wir im ältesten Indien. Nur wurde die persische Hompflanze, welche botanisch noch nicht bestimmt ist, dort durch eine Asklepias-Art) ersetzt. Die Parsen in Indien läugnen daß die ihrige in Indien wachse, und lassen die Zweige die sie brauchen aus Persien holen. Vom Preis der Somapflanze und ihres Genius sind die vedischen Lieder voll, ergehen sich aber in einer solchen Ausschweifung daß man schon darin das Abirren von der ursprünglichen Idee erkennt. Der ausgepreßte, gegohrene Saft, den man als Opfer bringt, nährt die Götter (wie sein Urbild, der Lebensbaum) und berauscht sie. Im Somarausch vollbringt der Himmelsgott Indra seine Thaten. Niemand wird zweifeln daß dieß eine Verirrung ist gegenüber der ursprünglichen Vorstellung voll Sinn und Seele, wie sie dem Westen angehört: die Hompflanze als hoffnungsreiches Symbol himmlischer Unsterblichkeit. Daß diese Vorstellung aber nicht den arischen Völkern des Abendlands eigenthümlich sey, beweist, wie wir gesehen, der hochverehrte Lebensbaum in den ältesten Ninivitischen Sculpturen (gleichfalls ein knotiger, oder doch in verschiedener Höhe mit Ornamentkrausen umgürteter Schaft) und beweisen die Gaben dieses Lebensbaums, welche von geflügelten Genien daselbst den Königen geboten werden. Also kannten und übten denn doch wohl auch die semitischen Assyrer den symbolischen Genuß.

Auch der indische Feuerdienst (Agni), wie er in den vedischen Hymnus uns entgegentritt, dürfte eine westliche Heimath haben. Atropatene, Zoroasters Heimath (Aderbidschan) ist das Feuerland, mit den uralten Feueraltären (z. B. Gaza, Rawlinson, Journal of the Geographical Society, X) von welchen aus nach dortiger Localüberlieferung das Feuer auf alle Altäre der Welt übertragen wurde. Wir werden um so weniger daran zweifeln, als unmittelbar nördlich von Zoroasters Heimath, ums heutige Baku, das Land folgt wo die heiligen Flammen unausgesetzt aus der Erde steigen und die Natur selber den Feuerdienst lehrte. Wenn aber alle diese Vorstellungen daheim sind an den Gränzen der Semiten, und großentheils und in ihren eigenthümlichsten Zügen, nur dort, im Westen des kaspischen Meers, daheim seyn können, so fällt jede Voraussetzung einer östlichen Quelle, etwa Baktra, wofür auch nicht der mindeste historische Anhalt ist, von selber weg. Wie es in Baktra aussah, wissen wir, und es gehört ein eigenthümliches Bedürfniß nach Idealvölkern dazu, um selbst aus solchem Stoff Eines zu entwickeln. Vor Alters, heißt es bei Strabo, unterschieden sich in ihrer Lebensweise die Sogdianer und Baktrianer nicht viel von den Nomaden. Etwas gesitteter waren immerhin die Baktrianer, aber auch von ihnen erzählt Onesikritus nicht eben das Schönste. Die wegen Alters und Krankheit aufgegebenen wurden lebend eigens dazu gehaltenen Hunden vorgeworfen, welche in der Landessprache „Todtengräber" hießen. Und man sehe zwar außerhalb der Hauptstadt Baktra die Gegend rein, das Innere sey aber größtentheils voll von menschlichen Gebeinen. Alexander jedoch habe diese Sitte abgeschafft. Strabo, als ob er zu antworten habe auf die Resultate unserer Zend- und Sanskritstudien, fügt noch die Bemerkung bei: „Und wenn die Sitten der Baktrianer noch zu Alexanders Zeit dermaßen skytisch waren, wie mögen sie unter den ersten persischen und noch früheren Herrschern gewesen seyn?"

Nicht nur die Herkunft aller Culturelemente aus dem Westen wird gesichert, sondern auch die Ursprünglichkeit einer arischen Cultur überhaupt in Frage gestellt, wenn wir nachweisen, wie alle bis dahin berührten Ideen, also auch die indischen, durch Babylon hindurch sich auf ägyptische Wurzel zurückführen lassen. Damit eröffnet sich in der That eine weite und lohnende Perspective, und kommt zum erstenmal Zusammenhang und Verständniß in die ältesten Ideenprocesse Asiens und der Menschheit überhaupt. Wir vollenden zunächst die begonnene Erklärung der Sage vom Paradies und vom Baum des Lebens.

Auffallen mußte schon diesem und jenem die Verwandtschaft, welche das Haoma-Opfer der Parsen mit dem christlichen Abendmahl, sowie mit dem Sacrament in den eleusinischen Mysterien und den orphischen Weihen ꝛc. hat. Beim parsischen Haoma-Opfer wurden außer dem Saft in heiligem Kelch auch kleine Brode gereicht, welche Draonas heißen und zuweilen auch mit Fleisch belegt sind (Myazda). Yasna VIII, 4 (Spiegel, Aveſta II), heißt es: „Esset, ihr Männer, dieses Myazda, die ihr dessen würdig seyd durch Reinheit und Frömmigkeit." Yasna X, 44: „Welche Frau das Draona des Haoma nicht ißt, der gibt er keine Priester als Nachkommenschaft, keine gute Nachkommenschaft." Haoma selbst ist es, dessen Leib man genießt und der zum Genießen seines Leibes auffordert. Bereits Justinus spricht vom parsischen Abend-

Digitized by Google

mahl in den „Mithrasmysterien," wo man Brod und Trank reiche, und glaubt, böse Dämonen hätten den christlichen Brauch dort nachgeahmt. Auch zu Eleusis wurde der genugsam Geprüfte zum Genuß eines heiligen Tranks, des Kykeon, zugelassen. „Ich habe gefastet," muß der Geweihte sagen können, habe den Kykeon getrunken, habe aus der Kiste genommen und gekostet, und in den Korb gelegt und aus dem Korb wieder in die Kiste. Dann wurde er zum Schauen im Tempel zugelassen und durfte eine Ahnung gewinnen vom jenseitigen seligen Leben, also dasselbe was der Homgenuß sinnbildlich verheißt. In Pythagoras Schule (Röth II, 599) gab es ein „hochheiliges Mahl," bei welchem Brod gebrochen und Wein gereicht wurde, und eben darum enthielten sich die Eingeweihten des Brodbrechens und Weintrinkens im alltäglichen Leben. Jenes bei Nacht gefeierte hochheilige Mahl wollte mit seinen Gaben Brod und Wein an die Speisung und Tränkung erinnern, welche der Seele, die in der Unterwelt das Seelengericht passirt hat, durch Osiris zu Theil wird, also abermals Unsterblichkeitssymbole. In ägyptischen Darstellungen (Todtenbuch ꝛc.) sieht man häufig die Seele in Gestalt eines menschenköpfigen Vogels vor einem Perseabaum sitzen, aus dessen Zweigen eine Gottheit, Netpe oder Hathor, einen Labetrank herabgießt. Die wandermüde Seele fängt diesen Trank mit beiden Händen auf. In der anderen Hand hält die Göttin Netpe (Demeter, dieselbe, welche zu Eleusis die Seelen erquickt) eine Platte mit Brod oder Früchten. Auch Osiris-Dionysos, der Todtenrichter und Erlöser, muß den gerecht erfundenen Seelen mit ähnlicher Freundlichkeit begegnet seyn. „Gebe Osiris dir den kühlen Trank," ist ein Spruch, der sich auf griechischen Grabsteinen findet. Können wir nun zweifeln wo der Ursprung der ganzen Vorstellung vom Baum des Lebens zu suchen sey, wenn es in Aegypten bereits einen heiligen Baum, die Persea, gibt, aus deren Zweigen der irrenden Seele die Verheißung der Unsterblichkeit durch göttliche Speisung und Tränkung zu Theil wird? Wir hätten kein Recht einen Zusammenhang zwischen jenen weitentlegenen Mysterienbräuchen zu suchen, wenn es nicht der gemeinsame ägyptische Wurzelstock wäre, der die Verwandtschaft von allen unter einander erklärt. Jener Perseabaum ist der Baum der Hesperiden, der in der Unterwelt oder im äußersten Westen, was derselbe Begriff ist, mit seinen unsterblich machenden Gaben von den Hesperiden, diesen Töchtern der Urnacht (Hathor ist eine von ihnen) verwaltet wird. Statt des Cherub bewacht ihn ein Drache.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erdöldistrict in Canada.

Unsere bisherigen Nachrichten über die in Canada sowie in den angränzenden Theilen der Vereinigten Staaten seit kurzem entdeckten Oelquellen (Oil Wells), welche dem Lande eine unerwartete Quelle des Reichthums erschlossen haben, sind so dürftig daß ein Auszug aus dem Briefe eines Correspondenten an den „Toronto Leader" mit Interesse gelesen werden wird.

„Ich fuhr von London mit der Eisenbahn direct nach Wyoming — dem Ort wo man für Black Creek aussteigen muß, wie jeder sich selbst zu sagen vermöchte der mit Geruchssinn begabt ist. Den eigenthümlichen Geruch des Oels, das hier in großen Massen gelagert ist um auf die östlichen Märkte befördert zu werden, bemerkt man, besonders wenn der Wind darnach ist, schon in einer Entfernung von ein bis zwei Meilen. Ich bemerkte daß der große Perron mit den schwärzesten und öligsten Fässern von der Welt bedeckt war, ganz zu schweigen von den Hunderten von leeren Fässern, die von dem Osten zurückkamen und in bunten oft 20 Fuß hohen Haufen den Boden ruthenweit bedeckten. Die rasche Bedeutung welche dieser Ort gewonnen, ist erstaunlich. Vor wenigen Monaten war es noch gar kein Ort, jetzt ist es der Ort; damals befand sich eine Station einige Meilen davon entfernt und war hier nicht einmal eine Haltestelle; jetzt hat es Stores und Läden aller Art. Ein Postbureau, Tischler, Schuster, Schneider, Schmiede, kurz alle Handwerke sind vertreten und zwei Doctoren hängen ihre Schilder heraus. Eine schöne Gießerei ist gerade eingerichtet; Miethställe und Gespanne gibt es hier ohne Zahl und schließlich Hôtels sehr guter Art. Von dem Gewirr am Bahnhofe könnte man fast auf eine große Stadt schließen, und so sehr hat der Verkehr auf der Sarnia Zweigbahn der Great Western zugenommen daß die Gesellschaft jetzt eine der benachbarten Stationen hierher verlegt und Lagerräume für das Oel erbauen läßt.

Bei der Ankunft des Morgenzuges von Sarnia, das nur 17 Meilen entfernt und der Ruhepunkt für die vielen Amerikaner ist die hierher kommen, nahm ich einen Platz in einem von den halb Duzend Postwagen die nach den Oeldistricten fahren; wenigstens 35 bis 40 Reisende giengen mit mir an demselben Tage. Der Weg war die ersten sechs Meilen leidlich gut, obschon die Trockenlegung schwierig ist, da das Land ganz flach und der Boden schwerer Lehm ist; bald wird es damit besser seyn, da man einen Bohlenweg von Wyoming nach Black Creek legt. Nach vier Meilen kommen wir zu einem Store und einer Schenke, das ist Petrolia. Etwa eine halbe Meile westlich liegen die als „Kelly's Wells" bekannten Brunnen, die zu einer Zeit große Aufmerksamkeit erregten. Es befinden sich hier etwa ein Duzend Brunnen, die leidliche Ausbeute liefern. Man hat eine Raffinerie für 10,000 Dollars erbaut und beginnt eben jetzt darin zu arbeiten. Gelegentlich kamen wir an gut cultivirten Höfen vorbei. Die letzten fünf Meilen des Weges aber sind so furchtbar daß wir trotz der guten Federn unsere Knochen im Wagen zu brechen fürchteten."

Da der Correspondent bei einer besonders heftigen Erschütterung unwillkürlich aufschrie, lächelte ein gegenübersitzender Yankee sehr mitleidig, und gab dann eine haarsträubende Schilderung von dem Zustand in dem sich der Weg noch im Frühjahr befunden. Da er selbst für Menschen nur vermittelst der an den Seiten aufgeschichteten Holzblöcke, über die man hinwegzuklettern hatte, zu passiren war, so war der

Digitized by Google

Transport der Oelfässer ganz unmöglich; man benützte dazu einen etwa 18 Zoll tiefen und fünf Fuß breiten Graben, in dem ein kleines Boot mit einem Fasse bald auf dem Wasser treibend, bald auf dem Lehmboden schleifend von Ochsen fortgezogen wurde.

„Wir begegneten vielen Wagen mit Oel die zur Station fuhren, jeder Wagen enthielt vier bis sieben Fässer. Der Ort — Black Creek — hat seinen Namen von einem kleinen Flusse der durch den Oeldistrict fließt. Er liegt etwa halbwegs zwischen der östlichen und westlichen Gränze des Stadtgebiets von Euriskillen, doch am äußersten Südende; etwa 12 Meilen von Wyoming, 24 von Sarnia, etwa 16 vom St. Clair River. Das Stadtgebiet beträgt etwa eilf Quadratmeilen und liegt in der Grafschaft Lambton; der Boden ist schwerer Lehm; Holz: Eichen der prachtvollsten Art, Ulmen, Eschen, Buchen, Ahorn, Wallnußbäume, kurz alle Arten harten Holzes. Nach den Niederlassungen zu urtheilen, würde dieß ohne Zweifel mit ordentlicher Drainirung eins der ersten Stadtgebiete in Canada werden.

Ich fand daß der Oeldistrict sich nur auf einen kleinen Strich beschränke. Nach den bereits angestellten Versuchen ist man zu dem Schlusse gekommen daß er sich nicht, wie man anfänglich vermuthete, über das ganze Stadtgebiet erstrecke. Black Creek ist das reichhaltigste Terrain das man bisher in Canada entdeckt hat, und nach den besten Autoritäten das reichhaltigste in Amerika. Indem ich an den Ufern des Stromes, der sicher seinen Namen verdient, entlang wanderte, kam ich alle Augenblicke zu einem Brunnen. Sie befanden sich in allen möglichen Stadien, einige hatte man so eben in Angriff genommen, einige waren gerade fertig, aus vielen pumpte man Oel in gewaltige Kübel hinein. Die Brunnen selbst sind verschiedener Art. Da gibt es die Brunnen auf der Oberfläche (surface wells), so genannt weil sie nur bis auf den Felsen gehen; sie finden sich meistens auf den Niederungen des Flusses. Einige derselben füllen sich, wenn man noch einige Fuß von dem Felsen ab ist, rasch mit Oel, das mit großem Getöse von dem Gase aus der losen Kiesschicht über dem Felsen hervorbricht. Ich habe gesehen daß fünfzig Fuß tiefe und fünf Quadratfuß breite Brunnen sich bis an den Rand mit Oel füllten, ja sogar überliefen, so daß Hunderte von Fässern verloren giengen. Diese Brunnen gräbt man weit und baut die Seiten aus, um das Wasser aus dem Erdboden abzuhalten; die Kosten stellen sich auf etwa drei Dollars per Fuß. Das Oel aus diesen Brunnen ist dicker und weniger rein als das der Felsenbrunnen, doch sagte mir ein Raffineur, obschon schwieriger zu deodorisiren und zu raffiniren als das Felsenöl, gebe es doch dann das beste Oel, denn da es mehr Substanz habe, gebe es das beste Licht und brenne länger. Auch zum Schmieren ist es am besten. Bei einem Felsenbrunnen verfährt man häufig anfangs eben so und bohrt dann; häufiger indessen wendet man gleich einen Erdbohrer an und erreicht in einer Tiefe von 40—70 Fuß den Felsen. Dann werden Röhren eingesetzt und bis auf den Felsen hinuntergetrieben, und hierauf wird der langsame Proceß des Bohrens mit dem Fuße, mit Pferden oder Maschinen fortgesetzt, wobei man je nach der Beschaffenheit des Felsens täglich wenige Zoll oder auch bis zu zehn Fuß weiter kommt. Dieß Bohren kostet etwa 2 Doll. 50 Cts. per Fuß. Der Charakter des Felsens scheint bei jedem Brunnen verschieden zu seyn. Gewöhnlich ist es jedoch Seifenstein mit Schichten von Schieferthon, der sich hier in geringen Quantitäten findet, obschon er an andern Stellen in Lagen von 50 bis 60 Fuß vorkommt. Auch finden sich Schichten von Sandstein und Kiesel, doch variiren auch diese an Menge in ganz dicht zusammenliegenden Brunnen. Gewöhnlich findet man in verschiedener Tiefe das Oel in dem Seifenstein. Man trifft vielleicht auf eine Folge kleiner Adern, dann plötzlich auf eine größere, und diese treibt das Oel in gewaltigen Massen zur Röhre heraus. (Die Masse Oels welche dieß Land zu produciren vermag ist erstaunlich.) Man sagte mir es gäbe Hunderte von Brunnen, daß vor dem nächsten Januar 500 im Gange seyn werden, und ich glaube es Ich stieß eben alle Augenblicke auf einen Brunnen. Da in den wilden Wäldern waren Hunderte von Männern, alle ruhig und mit der Arbeit beschäftigt; man hörte kein Schwatzen, nur das Stampfen der Füße, das Geräusch des Bohrers, wenn das Eisen auf den Felsen stieß. An einigen Stellen trafen wir Gebäude, die nach etwas mehr aussahen; hier arbeitete man mit Maschinen, obschon ich nicht begreife wie man sie hierher geschafft hat. Große Kübel und Cisternen enthielten das Oel; einige halten tausend Faß, und die größten sind gewaltige Gruben die man in dem zähen Lehm hergerichtet hat, und die besser seyn sollen als die Holzkübel, durch die das Oel hindurchsickert. Tannen gibt es nicht, und so sind die Häuser meistens aus dem Stamm oder der Rinde von Ulmen erbaut, die zu diesem Zweck abgeschält werden. Die Lebensweise dieser Leute gleicht sehr derjenigen der californischen Goldgräber. Es gab viel Ungemach, doch ist die Aussicht auf Gewinn besser und sicherer als je in Californien. Kaum ein Brunnen am Black-Creek schlägt fehl, und fabelhafte Preise sind für gute Brunnen bezahlt worden; einzelne Parcellen von einem Morgen kosten 1000 Dollars.

Hunderte von Leuten kommen alle Woche aus allen Theilen Amerika's, die meisten aus Ohio und Pennsylvanien, Leute die gesehen haben was diejenigen gewonnen, welche so glücklich waren gleich zu Anfang in die Pennsylvanischen Oeldistricte zu kommen, die aber zu arm waren um jetzt noch dort etwas zu machen. Es sind dieß meist Leute mit mäßigem Capital, doch von unermüdlichem Fleiß und Ausdauer. Sie gehören allen Handwerken und Professionen an, und bedenkt man daß ihrer 6—700 da sind, so muß man ihnen das größte Lob spenden; nach der Tagesarbeit saßen sie auf Kisten, Fässern, Bänken oder Kartoffelsäcken (denn es gab damals keinen Stuhl im Hause) umher, und besprachen Gegenstände von allgemeinem Interesse.

Das Hôtel „Michigan Exchange" war nach Art einer Scheune gebaut; wir schliefen mit etwa 50 im obern Zimmer in Betten die wie Schiffscojen übereinander standen, und zwar zu zweien in einem Bett. Viele schliefen auf der Erde, nur auf einer Decke und benützten die Stiefeln als Kopfkissen. Viele wurden abgewiesen. Zu Anfang des Frühjahrs, als

Digitized by Google

man noch weniger Platz hatte und der Zudrang von Amerikanern noch größer war, hielt man es für eine große Gunst wenn man auf der Erde schlafen durfte. Die Hôtels welche hochtrabende Namen haben, wie The Michigan Exchange, Twin Sisters, New-York House, Royal George und andere zweiter Classe, außer unzähligen Bretterhütten, sind alle überfüllt. Viele kommen, sehen sich um, und gehen dann wieder fort, kehren aber in kurzer Zeit wieder um ans Werk zu gehen. Eine Eisenbahn, deren Bau nur wenig kosten würde, müßte sehr gut rentiren. Ich habe Brunnen gesehen die Tag für Tag 10—50 Faß Oel lieferten; 300 Brunnen würden also täglich 3000 Faß liefern; 10 Faß per Tag ist aber sehr mäßig und vor Ablauf eines Jahres wird sich die Zahl der Brunnen verdoppelt haben.

Die landwirthschaftlichen Dienste der Vögel.

Die Frage über die Wichtigkeit der Vögel für die Landwirthschaft ist kürzlich im Senat des französischen Kaiserreichs, aus Anlaß verschiedener Bittschriften, in einem von Hrn. Bonjean erstatteten Bericht einer nähern Prüfung unterzogen worden. Mit der Erlaubniß des ehrenwerthen Senators entnehmen wir (sagt das Journal pour Tous) seiner Arbeit einige naturhistorische Thatsachen, welche, im Interesse der Landwirthschaft selbst, die möglichst weite Verbreitung verdienen. Wir haben, nicht ohne Bedauern, den Theil des Berichts übergangen welcher die gesetzgeberischen Arbeiten bespricht, weil derartige Fragen nicht unsere Sache, sondern die der politischen Blätter sind.

Bei der Frage: welche Maßregeln zur Erhaltung der der Landwirthschaft nützlichen Vögel ergriffen seyen, lassen sich, sagt Hr. Bonjean, die Bittsteller nicht, wie man zum voraus glauben sollte, von einer platonischen Liebe für eine Classe lebender Wesen leiten, die einer Vernichtung ausgesetzt sind zu welcher den Menschen das oberste Gesetz seiner eigenen Erhaltung nicht berechtigt. So ehrenwerth und so leicht zu rechtfertigen eine solche Vorliebe in den Augen einer gesunden Philosophie wäre, so ist es doch nicht diese Gesinnung welche die Bittsteller zu ihren Petitionen veranlaßte. Wenn sie, als praktische und positive Männer, von Ihnen für die Vögel einen wirksameren Schutz verlangen als denjenigen welchen die gegenwärtige Gesetzgebung gewährt, so geschieht es nicht aus bloßer Liebe für die Vögel, sondern einzig im Interesse der Landwirthschaft, die, wie sie behaupten, ernstlich bedroht ist wenn man fortfährt die einzigen Hülfskräfte zu zerstören welche der Verbreitung der Insecten, dieser Geißel der Culturen aller Art, wirksam Einhalt thun können.

I. Es gibt thatsächlich in Frankreich mehrere Tausend Arten von Insecten, die fast alle mit schreckenerregender Fruchtbarkeit begabt sind, fast alle auch ausschließlich auf Unkosten unserer werthvollsten Gewächse leben, derjenigen welche dem Menschen seine Nahrung, sein Bau- und Brennholz liefern. Die starke Eiche hat zu Feinden den Hirschkäfer (Lucanus), den Cerambyx heros etc. An die Ulme hängen sich die zerstörerischen Kolbenborkenkäfer (Scolyten). Die Fichten und Tannen unterliegen unter den Angriffen der Trugborkenkäfer (Bostrichi), der Nonne, des Typographen-Käfers. Der Baum der Minerva, der kostbare Oelbaum, sieht sein Holz durchhöhlt von dem Phlæotribus, während daß seine Früchte von den unzähligen Larven der Oelbaumfliege (Dacus oleæ) verzehrt werden. Der Weinstock widersteht in gewissen Oertlichkeiten kaum den Verwüstungen der Pyrale (des Blattwicklers). Das Getreide und die andern Cerealien werden in ihren Wurzeln angegriffen von dem Engerling (der Larve des Maikäfers); am Fuße, vor der Blüthe, von der Gallmücke (Cecidomyia), später, im Augenblick wo sich das Korn bildet, von dem Kornwurm (Calandra granaria) ꝛc.

Die Rübsaat und die andern Cruciferen haben nicht minder zahlreiche Feinde. Mehrere Arten Erdflöhe zerstören die Früchte schon im Keim; andere Parasiten warten bis die Schote gebildet ist um darin Wohnung zu nehmen und sich auf Unkosten des Korns zu nähren. Die Wurzeln aller Gemüse werden von den Reitwürmern und andern Wühler-Insecten gefressen, während die Larve des Samenkäfers verborgen in den Erbsen und Linsen lebt, von denen sie nur die Hülse übrig läßt.

Ist aber das was die Insecten verschont haben wenigstens dem Landmann gesichert? Nein; eine Menge kleiner Nagethiere, Feldmäuse, Feldratzen, Ratten und Mäuse, dringen, nachdem sie in den Feldern auf Kosten der Ernte gelebt haben, in die Scheune, und erheben dort einen neuen Zehnt von den verarmten Garben. Wer vermöchte die Verluste zu berechnen welche für die Landwirthschaft alle diese Ursachen zusammengenommen hervorbringen?

Erst seit wenigen Jahren hat die Wissenschaft begriffen daß sie hier eine belangreiche gesellschaftliche Pflicht zu erfüllen hat; erst seit gestern, so zu sagen, sind diese Fragen Sache des Studiums geworden: die Statistik bietet daher, in diesem Augenblick noch, nur unvollkommene Nachweisungen, die sich selbstverständlich nur mit Umsicht benützen lassen [1].

Dennoch bezeugen die Klagen der Weinbauer über die Pyrale (den Blattwickler) zur Genüge die Größe des Uebels für diese Art Cultur. Von 1828 bis 1837 wurde, in zehn Jahren und bloß in dreiundzwanzig Gemeinden des Maconnais und Beaujolais, welche 3000 Hectaren Weinberge haben,

[1] Die erschreckliche Fruchtbarkeit der Insecten ist eine der erwiesensten Thatsachen der Naturgeschichte. In einem einzigen, dem Oelbaum so verderblichen, Phlæotribus hat ein Naturforscher 2000 Eier gezählt. Während der jüngsten Jahre hat man, um den Verwüstungen der Nonne Einhalt zu thun, in Ostpreußen die Eier derselben zusammen gesucht. In einem einzigen Tag, und für einen einzigen Forstbezirk, hat man vier Scheffel oder ungefähr 180 Millionen Eier zusammengebracht. In einem andern Forstbezirk Ober-Schlesiens, an der österreichischen Gränze, hat man in neun Wochen 117 Kilogramme, oder 230—240 Millionen gesammelt. Dr. Gloger, aus Berlin, in einem dem Cardinal-Erzbischof von Bordeaux gewidmeten Artikel (Tom. VII des Bulletin de la Société protectrice des Animaux S. 322.)

Digitized by Google

der von dem Blattwickler angerichtete Schaden, nach einer auf die von der Steuerverwaltung gelieferten Grundlagen gestützten Berechnung, auf 34,080,000 Fr., d. h. auf mehr als 3 Millionen Francs jährlich, veranschlagt. In Thorins erntete man, namentlich im Jahr 1837, auf einem Grundstück das gewöhnlich 5000 Hektoliter Wein trug, nur 22. Die Regierung mußte beträchtliche Grundsteuer-Nachlässe bewilligen. Mehrere entmuthigte Grundeigenthümer verkauften ihre Weinberge um jeden Preis; andere rissen die Reben aus, und ersetzten sie mit andern Culturen. Aehnliche, obschon minder beträchtliche, Verwüstungen wurden zur selbigen Zeit in den Departements der Côte d'Or, der Marne, der Unter-Charente, der Ober-Garonne, der Ost-Pyrenäen und des Herault constatirt, und zwar stets an den schönsten Gewächsen [1].

Was die Cerealien betrifft, so schätzt man, im niedrigsten Anschlag, auf nicht weniger als vier Millionen Francs den Werth des Getreides das in einem unserer Ost-Departements, in einem einzigen Jahrgang, von der einzigen Gallmücken-Larve vernichtet wird. [2] In einer besondern Notiz, und in Folge einer großen Anzahl sorgfältig studierter Thatsachen, schreibt Hr. Bazin unbedenklich diesem Insect die Unzulänglichkeit der Ernten zu an denen wir während der Jahre 1853 bis 1856 zu leiden hatten: bei gewissen Feldern belief sich der Verlust auf nahezu die Hälfte der Ernte. [3]

Was den Rübsamen oder Raps betrifft, so hat eine von einem der Professoren des ehemaligen agronomischen Instituts in Versailles sehr gut abgefaßte, auf die zuverlässigsten Erfahrungen gegründeten Monographie bei einer diesem Institut angehörenden Ernte dargethan: daß unter 20 Schoten, die man aufs Gerathewohl nahm und welche 504 Körner lieferten, nur 266 Körner gesund waren — die übrigen waren von den Insecten gefressen, oder durch die Wirkung ihrer Stiche beschädigt; daß sonach ein Oelverlust von 32.8 Proc. vorhanden war, und noch genauer, daß man bei einer Ernte welche 4500 Fr. einbrachte, auf einen Verlust von 2700 Fr. rechnen müsse, während sie, wenn dieser Verlust hätte vermieden werden können, 7200 Fr. eingebracht hätte. [4]

In Deutschland hat, nach dem Zeugniß Latreille's, die Nonne (Phalæna monacha) ganze Wälder zu Grunde gerichtet. [1] Im Jahr 1810 hatten die Bostrichi oder Trugborkenkäfer den Wald von Tannesbuch (?), im Roer Bezirk, dergestalt verheert, daß ein Decret die Niederhauung des Waldes und die Verbrennung der Aeste, der Wurzeln und des Heidekrauts an Ort und Stelle verordnen mußte. [2] In Ostpreußen mußte man vor drei Jahren in den Staatswäldern, allen Forstreglements zuwider, mehr als 24 Millionen Cubik-Meter Tannen niederhauen, einzig darum weil die Bäume unter den Angriffen der Insecten zu Grunde giengen. [3]

Wer kennt nicht die Verheerungen welche von den Termiten verursacht werden, die, hauptsächlich in la Rochelle und Rochefort, die Hölzer unserer Seewerften und selbst das Holzwerk der Archive zerstören.

So beträchtlich auch diese Verwüstungen sind, so erstaunt man doch daß sie, der ungeheuren Fruchtbarkeit dieser schädlichen Insecten gegenüber, es in nicht noch höherem Grade geworden; und längst schon wäre, wenn Gott nicht durch seiner Weisheit würdige Mittel Vorsorge getroffen hätte, alle Vegetation von der Oberfläche der Erde verschwunden.

II. Und in der That, gegen solche Feinde ist der Mensch vollkommen unmächtig. Sein Geist kann den Lauf der Gestirne messen, die Berge durchstechen, ein Schiff dem Sturm entgegensegeln lassen; er tödtet die Ungeheuer der Wälder, oder unterwirft sie seinen Gesetzen — aber vor diesen Myriaden von Insecten, die aus allen Punkten des Horizonts sich auf die mit seinem Schweiß angebauten Felder niederlassen, ist seine Kraft nur Schwäche. Sein Auge ist nicht scharf genug um auch nur den größten Theil derselben wahrzunehmen; seine Hand ist allzu langsam um sie vernichtend zu treffen, [4] und überdieß würden sie, hätte er sie auch millionenweise zerdrückt, stets wieder von neuem milliardenweise entstehen. Von oben, von unten, rechts, links, folgen ihre unzählbaren Legionen einander, und lösen sich ohne Stillstand und Ruhe ab. In diesem unzerstörbaren Heere, das auf die Eroberung der Arbeit des Menschen ausmarschirt, hat jedes seinen Monat, seinen Tag, seine Jahrszeit, seinen Baum, seine Pflanze; jedes kennt seinen Kampfesposten, und keines täuscht sich jemals.

Von Beginn der Welt an wäre der Mensch in diesem ungleichen Kampf unterlegen, wenn ihm Gott nicht in dem Vogel einen mächtigen Helfer, einen treuen Verbündeten gegeben hätte, der sich wundervoll des Werks entledigt welches er, der Mensch, nie vollführen könnte. [5]

---

[1] Man sehe das große Werk welches Victor Audouin, Mitglied des Instituts, der von der Regierung den Auftrag erhalten die Mittel zur Bekämpfung dieser Geißel an Ort und Stelle zu studieren, herausgegeben hat: es ist ein starker Quartband von 359 Seiten und 33 colorirten Tafeln; Paris, bei Fortin u. Masson, 1842; S. 111—150 und 323—232. Der Verfasser setzt umständlich die mehr oder minder anwendbaren verschiedenen Mittel auseinander die man zur Vernichtung der Pyrale oder des Blattwicklers, unter seiner vierfachen Form als Raupe, als Puppe und als Schmetterling (S. 205—377) in Vorschlag gebracht hat. Einige Hundert Meisen hatten mehr bewirkt als die vereinigten Anstrengungen von Tausenden von Winzern: allein wie von Rechtswegen war dieß der Gedanke auf den man zuletzt kam.

[2] Ami des Sciences vom 9 Aug. 1857.

[3] Notiz über ein Insect welches die größten Verheerungen an unsern letzten Getreide-Ernten angerichtet hat. Paris, 1851. 8. 32 Seiten mit Abbildungen.

[4] Focillon, Ueber die Insecten welche dem Raps schaden. Paris 1851. 41 Seiten in Quart, mit Abbildungen.

[1] Latreille, Geschichte der Insecten.

[2] Baudrillart, Dictionnaire des forêts. V. Insectes — Gadebled, Jagdpolizei S. 172 ff.

[3] Fr. Gloger aus Berlin, a. a. O. S. 322. — Tschudi, Ueber die Insecten und die Vögel, S. 14 und 15, führt ähnliche nicht minder merkwürdige Thatsachen an.

[4] Die Cecidomyia (Gallmücke) ist eine zwei Millimeter lange Mücke; der Kornwurm hat fünf Millimeter; der Blattwickler zwanzig Millimeter. Was die Eier anbelangt, so sind sie fast unwahrnehmbar, sowohl durch ihre Kleinheit als durch die Orte wo sie zumeist abgelegt werden.

[5] Buffon, angeführt von Gadebled, S. 178. — Michelet, l'Oiseau. passim.

Digitized by Google

Diese providentielle Aufgabe des Vogels konnte lange Zeit für eine poetische Uebertreibung gelten; heutzutage hat sie, Dank den Arbeiten der neueren Naturforscher, und namentlich des Hrn. Florent-Prévost, eines Naturforscher-Gehülfen an unserm naturhistorischen Museum, ihren Platz unter den erwiesensten Wahrheiten der Wissenschaft eingenommen.

Mittelst der Erleichterungen welche ihm von den Administratoren der Forsten und Krondomänen gewährt wurden, und in einer Reihenfolge von Studien die er seit bald vierzig Jahren mit Ausdauer fortgesetzt hat, ist es diesem bescheidenen und gelehrten Forscher gelungen, auf Erfahrung gegründet, Woche um Woche, das Ernährungssystem der Vögel unserer Klimate ins Licht zu stellen. Durch aufmerksame Prüfung der in ihren Mägen gefundenen Ueberreste konnte er, für jede Art, nicht nur bestimmen in welchem Verhältniß sie sich von Insecten nährt, sondern welche Arten sie vorzugsweise aufsucht und zerstört, und welche Gewächse sie sonach gegen ihre Feinde schützt.

Die so studierten Mägen werden unter einer dreifachen Gestalt aufbewahrt, und es ist mit ihnen der Anfang einer neuen Sammlung gemacht worden, die ihren Platz unter den interessantesten des Museums einnehmen wird. Ferner hat Hr. Florent-Prévost sorgfältig geordnete Tableaux hergerichtet, welche das Verständniß der erzielten Resultate ungemein erleichtern.

Diese meist ungedruckten Arbeiten, deren Verdienst Hr. Geoffroy Saint Hilaire mehr als einmal ins Licht gestellt hat, haben von der Akademie der Wissenschaften und mehreren gelehrten Gesellschaften die ehrenvollsten Zeugnisse der Billigung erhalten.[1] Mit der lobenswerthesten Zuvorkommenheit, wofür wir ihm hier freudigst und öffentlich unsern Dank abstatten, hat Hr. Florent-Prévost die Güte gehabt dem Verfasser dieser Zeilen seine Sammlungen und seine Tableaux zur Verfügung zu stellen, und sie ihm bei seiner (des Verfassers) Unerfahrenheit mit unerschöpflicher Geduld und Freundlichkeit zu erläutern.

Aus dem Ganzen dieser merkwürdigen Forschungen geht hervor daß, vom Gesichtspunkt der Dienste welche der Landwirthschaft geleistet werden, die 330 Arten in unserm Lande brütender Vögel in drei Hauptclassen eingetheilt werden können.

Erste Classe. In die erste Classe reihen wir die ganz entschieden schädlichen Vögel, schädlich mindestens mittelbar darin daß sie viele insectenfressende Vögel tödten: dahin gehören, in der Ordnung der Raubvögel, fast alle bei Tage (diurnes)[2] auf Beute ausgehenden, und in der der Allesfresser (Omnivores) die Raben, die Elstern und die Häher.[3] Bei dieser massenhaften Aechtung dieser beiden schädlichen Ordnungen erheischt dennoch die Gerechtigkeit daß man eine ehrenvolle Ausnahme mache zu Gunsten des gemeinen Bußhard und des Mäusefalken (buse commune et buse bondrée), von denen jeder einzelne alljährlich ungefähr 6000 Mäuse vernichtet,[4] und daß man die Saatkrähe oder Schnitterin vollständig begnadigt, die wegen der Zerstörung der Maikäferlarve so viele Dienste leistet, und sich von andern ins Rabengeschlecht gehörigen Vögeln durch den metallischen Reflex ihres Gefieders leicht unterscheidet.[2]

Zweite Classe. In die zweite Classe lassen sich die Körnerfresser (Granivores), oder genauer die Vögel mit doppelter Ernährung stellen; denn mit Ausnahme der Taube[3] gibt es keinen einzigen Vogel der ein bloßer Körnerfresser ist: alle nähren sich gleichzeitig, oder je nach den Jahreszeiten, von Körnern und von Insecten. Schädlich in ersterer Beziehung, nützlich in letzterer, handelte es sich, Hrn. Geoffroy St. Hilaire zufolge, eigentlich nur um Herstellung des Gleichgewichts zwischen den Diensten welche sie leisten, und dem Schaden den sie anrichten:[4] dahin gehören auch die Sperlinge und andere Dickschnäbel. Hr. Florent-Prévost und einige andere Naturforscher sprechen dagegen zuversichtlich aus daß die Summe der Vortheile weit größer ist als die der Nachtheile, und die Thatsachen scheinen diese Ansicht zu rechtfertigen.

Der im übelsten Ruf stehende unter diesen verdächtigen Vögeln ist ohne Widerrede der Sperling, der so oft als ein verwegener Plünderer gebrandmarkt wird. Wohlan, wenn die in den Bittschriften erwähnten Thatsachen, trotz der gegentheiligen Meinung vieler Leute, richtig sind, so wäre dieser Vogel besser als sein Ruf. Man erzählt in der That daß, nachdem man in Ungarn und im Großherzogthum Baden auf seinen Kopf einen Preis gesetzt, dieser intelligente Geächtete diese beiden Länder vollständig verlassen habe; bald aber erkannte man daß er allein den Krieg gegen die Maikäfer und die tausend geflügelten Insecten der Niederungen führen könne, und diejenigen selbst welche Prämien auf dessen Vernichtung gesetzt hatten, mußten noch größere darauf setzen ihn wieder einheimisch zu machen:[5] dieß war eine doppelte Ausgabe — die gewöhnliche Züchtigung übereilter Maßregeln. Der große Friedrich hatte den Sperlingen ebenfalls den Krieg erklärt, da sie seine Lieblingsfrucht, die Kirsche, nicht respectirten. Natürlich durften die Sperlinge nicht daran denken dem Besieger Oesterreichs Widerstand zu leisten — sie verschwanden; allein nach Verfluß von zwei Jahren gab es nicht bloß keine Kirschen, sondern überhaupt fast kein anderes Obst mehr; die Raupen fraßen es insgesammt, und der große König, Sieger auf so

[1] Geoffroy St. Hilaire, Acclimatation des Animaux utiles, S. 122 ff., und namentlich S. 125, Anm. 2.

[2] Es gibt deren 27 Arten.

[3] Tschudi, die schädlichen Insecten und die Vögel, S. 25 und 26. Paris, 1860. — Gloger, a. a. O.

[1] Tschudi, S. 24. — Gloger S. 302.

[2] Gloger, S. 305 und 307.

[3] Wenn sie keine Insecten vernichten, und zur Saatzeit einigen Schaden anrichten, so leisten dagegen die Tauben, die wilden wie die Haustauben, das ganze übrige Jahr hindurch unbestreitbare Dienste, indem sie in großer Menge den Samen der wilden Wicke, der blauen Kornblume, des Schwarzkümmels und überdieß die giftigen Körner der Erve (érule) verzehren, welche andere Körnerfresser nicht ungestraft verschlingen können. (Gloger, S. 324.)

[4] Gloger, S. 314 u. 324. — Geoffroy St. Hilaire, Acclimatation S. 125.

[5] Marchall, Petition Nr. 152, und Dumast, Petition Nr. 391.

Digitized by Google

vielen Schlachtfeldern, ſchätzte ſich glücklich um den Preis einiger Kirſchen den Frieden mit den wiederverſöhnten Sperlingen zu unterzeichnen. [1]

Uebrigens hat Hr. Florent-Prévoſt erwieſen daß, je nach den Umſtänden, die Inſecten mindeſtens zur Hälfte, oft in einem noch viel größern Verhältniß, dem Sperling zur Nahrung dienen. Dieſer Vogel nährt ſeine Brut ausſchließlich mit Inſecten, und hierin liegt ein bemerkenswerther Beweis. In Paris, wo indeſſen die Abfälle unſerer eigenen Nahrungsmittel dem Sperling eine reichliche Nahrung liefern, die ihn der Mühſale der Jagd überheben zu ſollen ſcheint, ſammelte man, nachdem ein Paar ſein Neſt auf einer Terraſſe der Rue Vivienne gemacht hatte, die Flügeldecken der Maikäfer, welche dieſe beiden Vögel aus dem Neſt geworfen hatten; man zählte deren 1400: es ſind ſonach 700 Maikäfer von einem einzigen Sperlingshaushalt, zur Ernährung einer einzigen Brut, vernichtet worden. [2]

Fügen wir zur Entlaſtung des Angeſchuldigten noch bei daß er faſt ein Hausthier geworden iſt, in dem Sinn nämlich daß er nur in der Nähe der Wohnungen des Menſchen lebt und vielleicht nur durch das Uebermaß der Civiliſation verderbt worden iſt.

(Schluß folgt.)

Lebensgeſchichte des Abolitioniſten-Häuptlings John Brown. [3]

(Aus dem Economiſt.)

Capitän John Brown wurde im Jahr 1800 von armen, aber achtungswerthen Eltern, Einwohnern von Torrington in Connecticut, geboren. Von Vatersſeite ſtammte er von einem der Emigranten in der Mayflower [4] ab, und behielt in auffallendem Grade die einfachen Sitten und den puritaniſchen Glauben ſeiner Vorfahren bei. In ſeiner früheſten Jugend begab ſich ſeine Familie nach Ohio, das damals noch „eine Wildniß von reißenden Thieren und Indianern" war. Hier genoß er alle ſeiner ehrgeizigen und unternehmenden Natur weſentliche Freiheit des Handelns. In ſeinem zwölften Jahre wurden ihm mehr als hundert Meilen von Hauſe Viehheerden anvertraut, „und er würde es für eine Beleidigung ſeines Charakters gehalten haben wenn er genöthigt geweſen wäre bei dieſem Geſchäft fremde Hülfe in Anſpruch zu nehmen." Er erwarb ſich ſonach ſchon frühzeitig Selbſtvertrauen und Selbſtbeherrſchung. Ein jüngerer Bruder ſagt von ihm daß „er ein König geweſen dem gegenüber kein Aufkommen möglich war." Doch zeigte ſich die natürliche Weichheit ſeiner Gemüthsart in ſeiner Liebe für Hausthiere und in ſtarkem Mitgefühl für einen Sklavenknaben ſeines eigenen Alters, deſſen Mißhandlung in ihm das erſte Feuer des Unwillens gegen die Sklaverei entzündete, das ſpäter in ſeinem Herzen niemals ganz erloſch. Von ſeinem 15ten bis 20ſten Lebensjahre wirkte er als Vormann bei ſeinem Vater, und arbeitete als Gerber. Er war unermüdlich im Geſchäft, und entſchloſſen alles was er unternahm zu einem glücklichen Ende zu bringen. „Dieß war ſo ſehr der Fall, daß er einen glücklichen Erfolg in ſeinen Unternehmungen gewöhnlich erwartete." Eine kurze Zeitlang hatte er die Abſicht ſich für das Predigtamt in der presbyterianiſchen Kirche, welcher er angehörte, auszubilden; allein eine Entzündung ſeiner Augen warf ihn auf ein ſeiner Natur angemeſſeneres Leben zurück als die Kriegführung mit geiſtlichen Waffen es war. Indeß war er damals ein Mann des Friedens — wollte weder abrichten noch drillen, „und benahm ſich wie ein Quäker, bis ihn ſein Alter endlich über ſeine militäriſche Pflicht aufklärte." Hier haben wir abermals ein Beiſpiel von der natürlichen Kampfesluſt der Friedensfreunde. Kein Menſch hätte ſich träumen laſſen daß John Brown, der aus Grundſatz dem Krieg und Blutvergießen abgeneigt war, der Vertheidiger von Kanſas, der Angreifer Miſſouri's, der Führer der Harper's-Ferry-That ſeyn werde. In ſeinem zwanzigſten Jahr heirathete er, und gründete ein Gerberei-Geſchäft mit dem er Schaf- und Rindviehzucht verband. In dieſem Theil ſeines Geſchäfts war er ungemein glücklich, ſein Vieh erregte „große Aufmerkſamkeit," und allgemein hielt man dafür daß er durch dasſelbe die Viehzucht des Landes ſehr gehoben habe. Später trat er als Wollhändler in Genoſſenſchaft mit einem Hrn. Perkins, „und ſtand ſeiner Geſchicklichkeit in Prüfung und Erkennung verſchiedener Wollqualitäten wegen in hohem Ruf." Während er ſich mit dieſem Geſchäft befaßte, beſuchte er England und den Continent. Selbſt ſchon damals „theilte er einen Plan welchen er zur Befreiung der Sklaven gefaßt hatte einigen hervorragenden Abolitioniſten in England mit, die ihm indeſſen keine Aufmunterung zu Theil werden ließen."

Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich mit ſeiner Familie auf eine wilde und öde Farm in Nord-Elba, einer Niederlaſſung unter den Adirondack-Bergen nordöſtlich von New-York. Ein großer Landſtrich war in dieſer Oertlichkeit von einem Hrn. Smith aus New-York den freien Farbigen überlaſſen worden, und Capitän Browns Abſicht, als er ſich mit ſeiner Familie daſelbſt anſiedelte, gieng dahin: nicht nur in ſeine Grundbeſitzungen eine verachtete Race aufzunehmen, ſondern auch unter dieſer paſſende Werkzeuge auszuſuchen zur Vollbringung der göttlichen Miſſion, die er, wie er glaubte, „unmittelbar von Gott erhalten habe, um gegen die Sklaverei zu wirken." Hier „erzog er ſeine Kinder in Gewohnheiten des Fleißes, der Unabhängigkeit und des kindlichen Gehor-

---

[1] Tſchudi a. a. O. S. 19.

[2] Dieſe Thatſache, die dem Berichterſtatter von Hrn. Florent-Prévoſt mündlich mitgetheilt wurde, trug ſich bei Hrn. Ray, einem ehemaligen Kaufmann, zu. Man vergleiche überdieß Châtel, Utilité et réhabilitation du moineau (Angers, 1858); ferner: Dupont, in den Transactions of the Royal Society of Mauritius; ſodann Bulletin de la Société d'acclimatation de Nancy, 1859, S. 356.

[3] The Life and Letters of Capt. John Brown, edited by Rich. D. Webb. London, Smith, Elder and Comp.

[4] Name des Schiffes welches die erſten Anſiedler nach Virginien brachte.

Digitized by Google

sams." Obschon streng, war er doch auch ein freundlicher Vater, und in seiner ganzen späteren Laufbahn wurde den Anstrengungen und Opfern welche er von seinen Kindern verlangte stets bereitwillig entsprochen und freudig entgegengekommen. Das Sprüchwort daß „niemand ein Prophet ist in seinem eigenen Lande," war kaum wahr in Bezug auf John Brown. „In seinem Geschäft herrschte Ordnung und System;" er war „ein fleißiger Geschäftsmann, mäßig und sorgfältig in seiner Lebensweise, und besaß eine ungewöhnliche Thatkraft und Schlauheit." Er arbeitete nie mehr als ausreichte um seine Familie vor Mangel zu bewahren. Treu seinem Entschluß sein Leben der Aufgabe zu widmen den Sklaven die Freiheit zu verschaffen, ordnete er alle seine Angelegenheiten so, daß er jedes weltliche Geschäft binnen einer Woche aufgeben und dem folgen konnte was er für einen göttlichen Beruf hielt.

Wo ein Charakter irgend einen starken natürlichen Hang hat, da fehlen die Umstände nie ihn herauszufordern. Die Unruhen in Kansas waren die ersten Trompetentöne die dem Geiste John Browns einen kriegerischen Schwung gaben. Er war 55 Jahre alt als seine beiden ältesten Söhne auf das neue Territorium Kansas auswanderten. Jedermann kennt den erbitterten Kampf der dem Durchgehen der Douglas'schen Bill, welche den Missouri-Compromiß thatsächlich aufhob und Kansas der Ansiedlung der Sklavenhalter öffnete, folgte. Zwei Jahre lang war John Brown der Führer der Freibodenmänner in diesem Kriege — zuerst einem Vertheidigungskriege gegen die brutalen Angriffe des Missouri-Gesindels, dann einem Angriffskriege innerhalb der Gränzen ihrer Feinde. Die Ansiedler waren zwar zufrieden mit der Zurückweisung der Einfälle ihrer Angreifer und mit der Herstellung der Freiheit innerhalb ihres Territoriums; allein John Brown, der hier seinen Titel Capitän erwarb, fand in seiner Kriegführung nur einen Ansporn und eine Hülfe für seine weitern Plane, und machte es sich zur Aufgabe eine derselben Sache wie er selbst ergebene Bande heranzubilden, die den Krieg in das Herz der Sklavenstaaten tragen sollte. „Brown lebte der Hoffnung," sagt sein Lebensbeschreiber, „daß, wenn die Schwierigkeiten in Kansas aufhörten, die so herangebildete Jugend ihm nach Harper's Ferry folgen würde, das er Jahre zuvor als seinen Angriffspunkt auf die Sklaverei gewählt hatte." Bis dieser sein Lieblingsplan die gehörige Reife erlangte, beschäftigte er seine Recruten mit Einfällen in das Missouri-Gebiet, von wo sie viele Sklaven hinwegführten und nach Canada in Sicherheit brachten.

Die Wegführung der Sklaven in ein freies Land war indeß nicht der Zweck welchen Capitän Brown im Auge hatte. Er wünschte eine freie Niederlassung losgelassener Sklaven innerhalb der virginischen Berge zu gründen — eine Niederlassung die als ein Zufluchtsort und Vereinigungsplatz dienen sollte, bis sie solche Kraft gewänne um die Sklaverei innerhalb des Staats unhaltbar zu machen. Zu diesem Zweck beschloß er die Waffen und Vorräthe von Harper's Ferry wegzunehmen, die Sklaven zu einem allgemeinen Auszug aufzufordern, und sie, wo möglich ohne Blutvergießen, mit sich nach den Bergen zu führen, auch so viel Eigenthum der Sklavenhalter mitzunehmen, daß damit den Sklaven eine billige Entschädigung für die von ihnen unbezahlt geleistete Arbeit gegeben werden könne; einige besonders einflußreiche Pflanzer sollten ferner als Geiseln für die Loslassung einer noch größeren Anzahl Sklaven dieses Loos theilen. Ein unförmlicherer und phantastischerer Plan war vielleicht nie zuvor mit solcher Ueberlegung und solchem Vorbedacht gefaßt worden. Eine Constitution für die neue freie Gemeinde ward in Canada in „einer geheimen Zusammenkunft der Freiheitsfreunde entworfen." „Bei dieser Zusammenkunft befanden sich keine andern Weißen als die Mitglieder unserer Gesellschaft," sagt Cook in seinem Selbstbekenntniß. Diese Gesellschaft bestand höchstens aus zwanzig Personen; alle übrigen waren Farbige. Die Constitution enthielt 48 Artikel. „Sie bestimmt ins allereinzelnste die Organisation und Aufrechterhaltung einer provisorischen Regierung, und eignet sich sehr gut zur Erhaltung der Ordnung in dem Gemeinwesen befreiter Sklaven, das man zu bilden hoffte."

Mit dieser Constitution, siebenzehn weißen Anhängern und fünf Negern griff Capitän Brown in der Nacht vom 16 October 1859 die Werke in Harper's Ferry an, nahm dieselben in Besitz, machte mehr als fünfzig Weiße zu Gefangenen, befreite einige Sklaven, und wartete vergeblich auf jenen Zufluß von Sklaven und Mitverbündeten, welche, wie er erwartete, sich ihm anschließen würden sobald er den entscheidenden Schlag geführt habe. Das gänzliche Fehlschlagen läßt sich theilweise erklären durch eine plötzliche Aenderung in der zum Versuch bestimmten Zeit, noch mehr aber durch den unvorbereiteten Zustand der Masse der Neger, und den Schauder der weißen Abolitionisten vor den Wechselfällen eines Sklavenaufstands. Die Handvoll Verschwörer, anstatt ihrer ursprünglichen Absicht zu folgen und ihre Gefangenen und ihre Beute in die Berge hinwegzuführen, blieben in Harper's Ferry, bis sie sich selbst von 500 bewaffneten Männern umringt sahen. Die größere Anzahl fiel kämpfend bis zum letzten Mann; einer wurde, nachdem er sich ergeben, kaltblütig von einem jungen Manne der Stadt ermordet; Capitän Brown und sechs junge Leute wurden zu Gefangenen gemacht und später gehängt; einige wenige entkamen. So endeten die Träume und Strebungen John Browns. Der Sklave, hülflos und herabgewürdigt in der Sklaverei, hatte sich nicht erhoben um seinen Befreier zu bewillkommen; der Versuch wurde von den Nüchterndenkenden aller Parteien verurtheilt; allem Anschein nach schlug er gänzlich fehl; allein der Schrecken und die Aufregung welche er in den südlichen Staaten hervorbrachte, offenbarte die Schwäche derselben, belebte ihren Haß gegen den Norden, und lieferte zweifelsohne mehr als *einen* Beweggrund für den auf Trennung gerichteten wachsenden Geist der Zwietracht.

Digitized by Google

Die Eiderdunen.

(Aus Chambers's Journal.)

Unter den Substanzen welche Wärme mit Leichtigkeit verbinden, nehmen die Eiderdunen einen hervorragenden Platz ein. Diese Eigenschaft ist es welche die Eiderdunendecken zu einem so großen Comfort in den Krankenzimmern und zu einem Gegenstande des Luxus in den Reisewagen gemacht hat. Allein bei weitem der größere Theil der Eiderdunen die man in den Läden findet ist entweder nicht ächt, oder von sehr untergeordneter Beschaffenheit. Um eine vollkommene Eiderdunendecke herzustellen, sollte man nur diejenigen Federn benützen welche aus dem Nest selbst genommen worden sind, und die sich das Weibchen aus ihrer eigenen Brust gerupft hat. Der wahrscheinliche Grund weßhalb die lebendige Daune, wie man sie nennt, den Vorzug verdient vor der todten Daune, oder derjenigen welche von dem todten Vogel genommen wird, liegt darin daß nicht alle Daunen an seiner Brust gleichzeitig reif sind, und daß die Henne instinctiv nur diejenigen ausreißt welche es bereits sind; denn die junge Daune, die fast unmittelbar wieder zu wachsen beginnt, kommt erst im folgenden Jahre zur Reife. Die von dem todten Vogel gewonnene Daune ist von ziemlich öliger Beschaffenheit, und hat einen unangenehmen Geruch an sich. In Lincolnshire rupfen die Bauernweiber ihre lebendigen Gänse im Juni — eine Gewohnheit welche, wie grausam sie auch scheinen mag, in Wirklichkeit es doch nicht ist, da die reife Daune ganz lose in der Haut steckt, und leicht auszuraufen ist.

Früher pflegte eine große Masse Eiderdunen aus Spitzbergen und Rußland eingeführt zu werden, allein meist waren sie von geringerer Qualität. Für ein unerfahrenes Auge mag es schwierig seyn die lebendige von der todten Daune zu unterscheiden; es gibt indeß ein oder zwei charakteristische Kennzeichen, aus denen man unfehlbar die wahre Qualität dieses Artikels erkennen kann: nicht nur ist die lebendige Daune viel leichter und elastischer als die todte, sondern sie wird auch, wirft man eine Handvoll davon in die Luft, selbst wenn ein ziemlich frischer Wind weht, in einer compacten Masse aneinander hängen bleiben, und kein Theilchen davon verloren gehen, während die andere sich, wie eben so viel Distelsamen, in allen Richtungen zerstreut; oder man wird, wenn man sie vor ein Feuer bringt, sehen daß sie sich erhebt und an Umfang sehr schnell ausbreitet, was bei den andern nicht der Fall ist. Die zu einer mittelgroßen Bettdecke erforderliche Menge lebendiger Daunen beträgt etwa dritthalb bis drei Pfund, die mit Leichtigkeit so zusammengepreßt werden können, daß man sie in einem gewöhnlich-großen Hut unterbringen kann. Wenn man mehr benützt, so wird der Zweck verfehlt, da die Daune dann klumpig wird, und sich in der Mitte ansammelt. Vor fünfundzwanzig Jahren war es bei kleinen Schiffen nichts ungewöhnliches fünf- bis sechstausend Pfund Eiderdunen von Spitzbergen nach Hammerfest in Lappland zu bringen, die allerdings meist von untergeordneter Qualität waren, und die dadurch daß sie einen Monat oder sechs Wochen lang im Kielraum lagerten keineswegs an Güte gewonnen hatten.

Während des letzten Theils des verflossenen Jahrhunderts pflegte Island allein zwei- bis dreihundert Pfund gereinigter, fünfzehn- bis zwanzigtausend Pfund ungereinigter Daunen nach Dänemark auszuführen. Die Vögel sind indeß, trotz der lobenswürdigen Bemühungen vieler Personen die Art zu schützen, und trotz der von der dänischen Regierung ergriffenen Schutzmaßregeln, einer so schmachvollen Behandlung ausgesetzt gewesen, daß sie an Zahl beträchtlich abgenommen haben; denn nicht nur sind die Nester ihrer Eier und ihrer Daunen zwei- oder dreimal während der Brutzeit beraubt worden, sondern man hat selbst die Vögel, sowohl ihres Fleisches als ihrer Federn wegen, auf unbarmherzige Weise geschossen.

In Norwegen dagegen hat man ihnen die eifrigste Sorgfalt angedeihen lassen, und nicht nur hat der Storthing vor kurzem ein Gesetz erlassen, das einen jeden der einen dieser Vögel schießt, oder ein Nest ausraubt, mit einer Geldbuße belegt, sondern sie sind auch die Lieblinge der Bauern. Und in der That werden sie an der ganz norwegischen Küste, wohin sie sich alljährlich sehr zahlreich begeben, von den Eingebornen eben so werth gehalten wie bei uns das Rothkehlchen, und dieser Grundsatz erweist sich als ein weit wirksameres Schutzmittel denn jede Geldbuße oder Strafe. Gemeiniglich bauen sie ihre Nester auf den kleinen Inseln mit welchen die norwegische Küste in so großer Fülle ausgestattet ist, sehr häufig aber suchen sie auch ihre Zufluchtsstätte auf dem Festland, indem sie ganz in der Nähe der Bauernhäuser und Fischershütten, selbst gerade unter den Thürtreppen bauen, als wenn sie wüßten daß sie sich unter Freunden befänden. In solchen Fällen werden sie eben so zahm wie die Enten in den Hühnerhöfen der Bauern, lassen sich von der Bauersfrau vom Nest wegnehmen, und nehmen Futter aus ihrer Hand an. Dennoch aber haben sie sich, trotz aller Sorgfalt die man ihnen widmet, sehr vermindert, und es steht zu befürchten daß dieß mit jedem Jahr mehr der Fall seyn wird.

Die Hauptbrutplätze der Eidergans sind die Küsten von Grönland, Spitzbergen, Island, Norwegen, die Farör-Inseln und die Hebriden. Wie oben erwähnt, wählen sie gewöhnlich kleine entlegene Inseln, genannt Aegge-Bär,[1] für ihre Brutplätze. Diese Aegge-Bär erhöhen sehr beträchtlich den Werth des Grundeigenthums zu dem sie gehören. Gegen Ende Februars oder Anfangs Märzen begeben sich die Vögel in großen Schaaren an das offene Meer. Der männliche Vogel paart sich selten vor dem dritten Jahr — einige Naturforscher sagen: nicht vor dem fünften — das Weibchen aber bekommt schon einen Genossen wenn es ein Jahr alt ist. Der Ruf des Männchens mit welchem er um seine Genossin wirbt ist ungemein melodisch. Blutig und ernst sind die Kämpfe welche die männlichen Vögel in dieser Jahreszeit einander liefern; man kann vielleicht zwanzig auf einmal in verzweifeltem Kampfe um *eine* Henne begriffen sehen, welche die ganze Zeit über ruhig hinter den Kämpfenden einher-

[1] Bär ist ein Felsenriff oberhalb des Wassers.

Digitized by Google

schwimmt, und wartet bis der Kampf sich entschieden hat, worauf der glückliche Vogel augenblicklich sie als seinen Siegespreis in Anspruch nimmt. Wenn sein Sieg auf diese Weise einmal öffentlich behauptet worden, erleidet er keine fernere Belästigung mehr. Ist dieses wichtige Geschäft eine Gesponsin zu finden einmal befriedigend abgemacht, so sucht das Weibchen einen passenden Platz zur Erbauung ihres Nestes, und wählt gemeiniglich den Schutz eines überhängenden Felsens, oder eines Wachholderbusches — eines Gesträuchs das man hier in großer Fülle findet. Das Nest wird auf der Außenseite von Birkenzweigen gebaut, denen zunächst dann eine Schicht Moos oder weiches Gras kommt; die innere Seite wird, mit Rietgras vermischt, mit dem Flaum belegt den sie sich aus der Brust rupft.

Die Henne legt gewöhnlich fünf bis acht Eier, je nach ihrem Alter. Sie sitzt auf denselben sehr emsig, und rupft sich von Zeit zu Zeit frischen Flaum aus ihrer Brust, den sie so aufhäuft, daß er einen hohen Damm um sie herum bildet, und sie, so lange sie auf dem Neste sitzt, dem äußern Anblick verbirgt. Wenn sie das Nest verläßt um Nahrung zu suchen, so bedeckt sie die Eier mit dem losen Flaum, da das Männchen keinen Antheil an der Ausbrütung nimmt. Wird das Nest seiner Eier beraubt, so wird sie, wie andere Vögel des Entengeschlechts, zwar abermals legen, jedoch, wenn man z. B. die fünf ersten weggenommen, das nächstemal nur drei; werden ihr aber auch diese wieder entrissen, so legt sie nur noch ein Ei. Ein Reisender in Island sagt: man habe ihm erzählt „daß diese Vögel eine Menge Eier legen, und daß man gewöhnlich ein kurzes ungefähr anderthalb Fuß langes Stück Holz durch das Nest stecke, worauf dann die Eidergans fortfahre zu legen bis der obere Theil des Holzstücks unter den Eiern verborgen liege; dann steige sie auf dasselbe und beginne zu sitzen." Der Verfasser scheint indeß geneigt die Wahrhaftigkeit dieser Angabe zu bezweifeln. Es ist unter den Isländern üblich den Flaum und die Eier zweimal, als eine sich von selbst verstehende Sache, wegzunehmen, ehe der Vogel sitzen darf; wenn er aber sein Nest zum drittenmal gemacht hat, ist er so nackt daß der männliche Vogel nun ebenfalls einen Beitrag zu dem Nest aus seiner eigenen Brust liefern muß. Sollte das Nest abermals beraubt werden, so verlassen sie den Platz ganz, und kehren nicht mehr dahin zurück. Der Brütungsproceß nimmt vier bis fünf Wochen in Anspruch. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Muscheln, Bachkrebsen, Schnecken und Krabben. Pontoppidan behauptet „daß sie im Stande seyen zehn bis zwölf Faden tief unterzutauchen." Während sie auf Nahrung aus sind, haben sie von den zahlreichen Möven-Arten große Widerwärtigkeiten zu bestehen, da diese, außer Stande selbst unterzutauchen, sich die Mühen der Eidergänse zu Nutzen machen, und in dem Augenblick wo diese mit einem Krebs oder einer Schnecke im Schnabel an der Oberfläche wieder zum Vorschein kommen, herabfliegen und sie ihnen entreißen. Während des Sitzens sind ihre Hauptfeinde die Krähen und die Raben, welche, wie einige der Landleute behaupten, die Henne vom Nest herabstoßen um zu den Eiern zu gelangen.

Einige der hauptsächlichsten Aegge-Bär längs der norwegischen Küste gehören zu der Lofoden-Gruppe, und sind auch in dem Varanger Fjord, ein wenig östlich vom Nordcap, zu finden. Die letzterwähnten Plätze sind das Eigenthum des Amtmanns von Finnmarken, der sie verpachtet, und seine Rente in Natura von dem Pächter erhält: nämlich 500 Pfd. halbgereinigter Daunen und zwei Fässer Zwergmaulbeeren (Rubus Chamoemorus). Vor ungefähr fünf Jahren belief sich der Ertrag aus diesen Aegge-Bär auf etwa 200 Pfund reiner Daunen; jetzt beträgt er wenig mehr als die Hälfte dieser Quantität, obgleich jede mögliche Sorge und Vorsicht getroffen wird um die Vögel vor Unbill zu schützen. Nicht ein Gewehr darf innerhalb drei Meilen von den Brutplätzen abgefeuert werden, mit Ausnahme einmal im Jahr, wenn vier Rennthiere aus der dem britischen Viceconsul in Hammerfest, der zugleich Grundbesitzer ist, geschossen werden; bei diesen Gelegenheiten wird dann ein erfahrener Lappländer aus dem Festland herabgebracht. Ueberdieß darf niemand daselbst landen ohne die besondere Erlaubniß des Grundeigenthümers.

Wenn sich die Zeit des Ausschlüpfens der Eier nähert, so werden Leute zur Bewachung aufgestellt; denn der Flaum muß weggenommen werden ehe 24 Stunden von der Zeit an verflossen sind in welcher die Jungen die Schale verlassen; sollte Regen darauf fallen, so würde er verderbt.

Durchschnittlich gibt jedes Nest eine Unze gereinigter Daunen. Sobald aller Flaum aus den Nestern genommen ist, werden Gras und Schmutz sorgfältig mit der Hand herausgenommen; allein es finden sich stets so viele zerbrochene Stücke Birkenzweige damit vermischt, daß man zu einem andern Auskunftsmittel gegriffen hat. Der Flaum wird dem Einfluß der Sonne ausgesetzt, deren Wärme in jenen nördlichen Breiten groß ist, oder sonst langsam in Oefen gedörrt. Die Zweige werden auf diese Art ganz spröde. Sodann wird der Flaum auf glatte Bretter gelegt, und mit einem schweren Rollholz gewalzt — eine Behandlung welche das spröde Holz zerbricht, und es in Staub verwandelt. Hierauf legt man ihn auf ein Gerüste, das seiner Gestalt nach einigermaßen einer französischen Bettstatt ähnelt, über dessen Boden buchstäblich Stücke Packgarn, in Zwischenräumen von ungefähr einem Viertelszoll, angebracht sind, und stört ihn rasch rückwärts und vorwärts mit zwei hölzernen Stäben auf. Staub und Schmutz fallen so auf ein unterhalb befindliches Brett hinaus, und der Proceß wird wiederholt bis man sieht daß keine Abfälle mehr vorhanden sind.

Die Daune ist nun fertig, und wird in Stücken zur Ausfuhr oder zum Verkauf aufbewahrt. Das ganze Verfahren ist sehr langwierig, was um so fühlbarer wird als es in dem kurzen nördlichen Sommer so viele andere Dinge gibt mit denen man sich zu befassen hat.

Die unreine Daune wird nicht ganz ein Sechstel reine liefern, deren Werth an Ort und Stelle ungefähr zwölf Shillinge beträgt. Der beunruhigenden Verminderung in der Zahl der Vögel wegen kann man nicht mit Zuverlässigkeit auf die Erlangung einer irgend beträchtlichen Quantität rechnen.

Digitized by Google

Wie oben schon erwähnt, pflegte eine sehr große Menge Daunen aus Island ausgeführt zu werden, ausschließlich jedoch für den dänischen Markt. Im Jahr 1750 verkaufte die Gesellschaft dieser Insel eine so große Menge, daß ihr Erlös sich auf 3745 Bankthaler belief. Der relative Werth reiner und ungereinigter Daunen in jenen Tagen läßt sich aus dem Umstand entnehmen daß man die erstere auf 45 Fische per Pfund und letztere auf 16 Fische per Pfund schätzte.

In der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts glaubte man daß der Gebrauch der Eiderdunen der Gesundheit äußerst schädlich sey, und epileptische Anfälle erzeuge — eine Meinung die von Bartholin, einem dänischen Schriftsteller über Heilkunde, widerlegt wird. Er sagt: „Auch sollte uns das Gerücht nicht schrecken daß die Epilepsie durch den Gebrauch dieser Federn erzeugt werde. Ich bin nie mit irgendjemand zusammengetroffen, noch habe ich sonst von irgendjemand gehört, der dadurch Gefahr gelaufen ist." (M. s. In Med. Danorum Domesticâ p. 66.) Dennoch kennen alle diejenigen welche auf dem Continent Reisen gemacht, das drückende Gefühl das sie befällt wenn sie genöthigt sind unter einer Federbettdecke zu schlafen — eine Gewohnheit die der Gesundheit nicht zuträglich seyn kann.

Du Chaillu's Wanderungen im äquatorialen Afrika.

2. Aufenthalt am Mundah, im Gammalande und am Rembo.

In der Zeit vom Januar 1856 bis zum Herbste 1858 will sich Du Chaillu immer an der Westküste, und zwar an den Flüssen die sich zwischen 1° nördl. und 1° südl. Br. ergießen, aufgehalten haben. Selbst nach seiner Karte ist er in dieser Zeit kaum weiter als 20 deutsche Meilen ins Innere Afrika's vorgedrungen. Er besuchte zunächst einige Missionäre die am obern Mundah ihr Quartier aufgeschlagen haben. Dieser Fluß ist in der Nähe seiner Mündung höchst ungesund und bildet Sümpfe von großer Ausdehnung. In Folge der Fieberluft mußte der Reisende zweimal des Tages Chinin brauchen. Etliche Meilen aufwärts, wenn man die Fluthgränze überschritten hat und in Folge dessen die Manglegebüsche am Ufer aufhören, bietet der Fluß ächt afrikanische Vegetationsgemälde, die Ufer werden höher und über das Wasser breiten Palmen und andere mächtige Baumgestalten einen kühlen Schatten. Unter den Pflanzenerzeugnissen gewährte ehemals die Kautschuk-Rebe eine wichtige Nimesse nach Europa. Das elastische Gummi des äquatorialen Afrika stammt nämlich nicht von einem Baum, sondern von einer Rebe welche nur an ihrem Ende breite dunkelgrüne lanzenähnliche Blätter treibt. Am Boden hat eine solche Rebe oft 5 Zoll im Durchmesser und wächst dann bis zu unermeßlicher Länge. Das beste Gummi gewinnt man durch Einschnitte in die Rinde, denn wird das Holz verletzt, so fließt dessen Saft in die Rindenmilch und verdirbt sie. In Folge der großen Nachfrage haben die Neger das ächte Gummi mit dem Milchsaft verschiedener anderer Bäume und Reben verfälscht und dem Handel dadurch beträchtlich geschadet. Jetzt ist die ächte Rebe am Mundah beinahe gänzlich ausgerottet, denn aus Habsucht haben die Kautschuksammler die Reben an so vielen Stellen zugleich bluten lassen daß die Pflanzen darüber zu Grunde giengen. Die Gummirebe wächst außerordentlich langsam und liefert in ihrer Jugend nur eine dünne wässerige Milch.

Von Sangatanga, einem Küstendorfe (etwa 0° 30′ südl. Br.), zog der Verfasser jagend über Prairien landeinwärts bis zu einem von Schekianis bewohnten Dorfe Ngola, welches ihn durch seine Sauberkeit angenehm überraschte. Auf der Straße war nicht der Halm eines Unkrautes zu sehen, die Häuser selbst aber geräumig, bequem und mit Schloß wie Schlüssel versehen. Auf seinen dortigen Jagden erlegte er zwei neue Vögel, das helmbuschgezierte Perlhuhn (Numida plumifera) und ein schwarzes Wildhuhn (Phasidus niger), welches wegen seiner Aehnlichkeit mit den zahmen Hühnern von den Eingebornen couba iga, wildes Huhn, genannt wird. Die Schekianis sind 80 engl. Meilen der Küste entlang von Muni und Mundah bis zum Ogobay hinab in einzelnen Dörfern ohne irgend einen größern Sammelpunkt zerstreut, auch herrschen zwischen ihnen wenig landsmannschaftliche Gefühle, sondern häufig trennt sogar Fehde die nächsten Nachbarn. Obgleich von hellerer Hautfarbe als die andern Neger sind die Schekianis doch nicht so schön gewachsen wie die Mpongwe oder Mbengas. Im Handel muß man vor ihnen auf der Hut seyn, auch sind sie verrätherisch und fehdelustig. Polygamie der schlimmsten Art herrscht bei ihnen, denn die Dirnen werden schon vor der Geschlechtsreife in die Ehe gegeben und Unfruchtbarkeit ist die unausbleibliche Folge. Schon mit acht und neun Jahren werden die Mädchen Frauen, und mit 13 und 14 Jahren werden sie, wenn sie dessen noch fähig sind, Mütter. Natürlich tritt das Alter sehr früh ein, die unendliche Mehrzahl aber stirbt jung und kinderlos. Als ob sie an einer Pluralität von Frauen nicht Genüge hätten, gehen die Männer auch noch auf Liebesabenteuer mit Frauen der Nachbarorte aus, denn innerhalb der Gemeinde wird der Verführer mit Geldeswerth gebüßt, und oft so hart daß man ihn in die Sklaverei verkauft. Dieß geschieht regelmäßig wenn der verbotene Verkehr mit der ersten und obersten Frau eines Nachbarn stattfand, welchen Rang in der Regel die zuerst Geheirathete einnimmt. Die Behandlung der Frauen ist äußerst rauh, und die Männer bürden ihnen häusliche Lasten auf so viel sie zu ertragen vermögen.

Angeblich am 5 Februar 1857 begab sich der Verfasser nach dem Gammalande zwischen Cap Lopez und Cap Catharina oder 0° 40′ bis 1° 50′ südlicher Breite, und zwischen so wie an den Flüssen Fernando Vaz und Ogobay. Von den Negern der Küste durfte der Abenteurer sich eine willkommene Aufnahme versprechen, denn wie bei uns jede Ortschaft nach dem großen Zeitpunkt sich sehnt wo auch sie von den Eisenbahnen berührt werden soll, so warten die Neger ungeduldig auf die Errichtung der ersten Factorei. Am Zusammenfluß

Digitized by Google

des Vaz und Ogobay baute sich aber Du Chaillu sein eigenes Dorf, welches aus seinem Hause nebst Magazinen sowie aus einem Dutzend Hütten seiner Leute bestand, und welchem er den Namen Washington oder Biagano verlieh. Die Camma-Neger oder, wie sich selbst nennen, die Commi, gleichen den Mpongwe in allen Hauptstücken. Ihre ansehnlichsten Dörfer findet man am Fernando Vaz oder, wie sie diesen Strom nennen, am Eliva. Ehemals war Aniambia, an der Küste bei Cap Catharina, ihre Hauptstadt, und noch vor 20 Jahren regierte dort König Regundo über 3000 Köpfe. Der Platz selbst blühte durch seine Sklaven- und Elfenbeinausfuhren. Jetzt ist dieser Glanz erblichen. Du Chaillu wurde von dem gegenwärtigen König Olenga Yambi natürlich sehr warm empfangen und hatte wie herkömmlich einen widerwärtig schlüpferigen Tanz auszustehen, der „ihm zu Ehren" von den 40 Frauen Sr. Maj. aufgeführt wurde.

Am 4 Mai wurde er von seinen afrikanischen Jägern mit einem lebendigen Gorilla beschenkt. Sie hatten nämlich eine Alte mit ihrem Jungen im Busch überrascht, die erstere niedergeschossen und ihren 2—3jährigen Sprößling gefangen, eine für ihr Alter merkwürdig starke Bestie, 2 Fuß 6 Zoll hoch, für die man einen festen Bambukäfig baute. Der junge Anthropoid trug seine Gefangenschaft mit höchster Ungeduld. Es war gefährlich sich dem Bereich seines Gebisses oder seiner Hände zu nahen, auch blieb er scheu und berührte seine Nahrung, wilde Früchte und Blätter, nur wenn er sich unbeachtet glaubte. Als er nach einem mißglückten Fluchtversuch wieder in seinen Käfig gebracht wurde, vermehrte sich seine üble Laune. Er biß zornig in die Bambusstäbe oder suchte jeden anzufallen der sich in die Nähe wagte. An eine Bezähmung war nicht zu denken. Bisweilen wohl fraß er seinem Herrn aus der Hand, aber nie war ihm zu trauen, denn plötzlich fiel er ihn wieder an und zerriß ihm seine Beinkleider. Zuletzt mußte man ihn an eine Kette legen. Hatte er schon früher den Verlust der Freiheit schwer ertragen, so gab ihm diese strengere Behandlung den Rest, denn nach zehn Tagen starb er ziemlich rasch und unvermuthet, aber nach hartem Todeskampf. — In den dortigen Küstenströmen werden die Flußpferde oft in großen Heerden bis zu 40 Stück angetroffen. Obgleich es im Grunde keine bösartigen Thiere sind, so machen sie doch jedem der in einem leichten Canoe auf ihren Gewässern reist viel zu schaffen, denn wenn sie auch nicht aus Muthwillen ein Fahrzeug angreifen, so geschieht es doch häufig daß sie plötzlich unter einem Nachen emportauchen, scheu werden und das Fahrzeug sammt seinen Passagieren umwerfen. Mitunter kehrt eine Bestie, in der Meinung angegriffen worden zu seyn, ihren Zorn gegen das Canoe und zerstört es, aber auch in solchen Fällen wird ein Flußpferd dennoch nie einen Schwimmer angreifen der sich an das Ufer zu retten sucht.

Am 27 Mai fuhr Du Chaillu den Ogobay mit 12 Ruderern hinauf und lenkte dann in ein linkes Seitengewässer, dem trägen Anengue, hinein, der durch eine angeblich nur sechs Schritt breite Verengerung, einem stattlichen Binnensee gleichen Namens, zum Ausfluß diente. Ein geräumiges, mindestens 10 engl. Meilen breites, mit vielen reizenden Inseln besäetes, und auf der einen Seite von Bergen begränztes Wasserbecken erschloß sich vor dem Reisenden. Während seines Aufenthaltes am und im See (1—10 Juni) fand er überall genügende Tiefe für Dampfer von bescheidenem Tiefgang, doch sollen in der trockenen Jahreszeit zahlreiche Untiefen sich bilden. Eine Dampferfahrt nach dem Anengue hinauf würde sich aber reichlich belohnen, da die Gestade weit und breit mit Gummireben überwachsen sind. Wenn man nur die Neger belehren wollte, wie sie die Reben anzapfen und das Federharz einsammeln sollen, so ließen sich dort große Schätze erbeuten.

Nach und nach waren ihm zwei Jagdgewehre unbrauchbar geworden, und dieß zwang den Abenteurer nach Biagano-Washington schleunigst zurückzukehren. Dort erwartete ihn bereits ein wichtiger Besuch, nämlich König Queguenza, dessen Dorf 90 engl. Meilen oberhalb am Rembo (Fernando Vaz) lag, und der den Fremdling einlud seine Jagdgründe zu besuchen, auf denen er Gorillas und Tschimpansis in großer Anzahl finden werde, was auch für eine spätere Zeit zugesagt wurde. Mittlerweile war die trockene Jahreszeit eingetreten. Die Steppen verdorrten zu Staub, die Weiher versumpften, und nur der Wald behielt sein frisches Aussehen. Biagano war halb ausgestorben, denn um diese Zeit haben die Neger viel auf ihren Feldern zu thun mit dem Hereinbringen ihrer Ernten, namentlich der Erdeicheln, welche dort das vornehmste Nahrungsmittel liefern. Merkwürdig ist es, oder höchst auffallend, wie Dr. Heinrich Barth in seiner Kritik des Du Chaillu'schen Werkes bemerkt, daß gerade um diese trockene Jahreszeit, sonst die todte Jahreszeit unter den Tropen, die Küstenströme sich mit Thieren bevölkern. Häßliche Marabustörche erschienen zu Tausenden, Pelikane durchwateten in großen Geschwadern den nahrungsreichen Fluß, immer von Zeit zu Zeit einen unglücklichen Fisch aufschnappend. Hatten sie momentan keinen Hunger, so ließen sie ihn in ihren großen Beutel fallen, der bisweilen 3—4 Pfund an Nahrungsvorräthen enthielt. Eines Morgens zeigten sich auch Schaaren von Ibis religiosa, dem heiligen Ibis der Aegypter. Zu jedem Wasserarm und auf jedes auftauchende Inselchen bauten Enten der verschiedensten Arten ihre Nester. Kraniche waren ebenso zahlreich, überhaupt brachte der Instinct ein Heer von Wasservögeln, um die mit animalischem Leben gefüllten seichten Süßwasser auszufischen. Von Landvögeln, die ebenfalls zahlreich vorhanden waren, nennt Du Chaillu uns nur einen geputzten Bienenfresser (Meropicus bicolor) mit rothglänzender Brust, der in der Luft herumschwirrt wie ein Feuerfünkchen.

Diese Zeit benutzte Du Chaillu zu einem zweiten Ausfluge nach dem Anengue. Wie aber hatte sich das Aussehen der Gewässer seit dem Mai verändert! Ueberall waren Schlammbänke bloß gelegt worden auf denen Krokodile zu Hunderten sich sonnten. Manche davon waren 20 Fuß lang, und wenn sie ihre Rachen aufklappten, sah es aus als wollten sie das Canoe und die Schiffer verschlingen. Auch der See hatte eine andere Physiognomie bekommen, denn überall war sein Spiegel durch widerliche Schlamminseln unterbrochen. Das Wasser war mit Fischen angefüllt, von denen sich die Krokodile und Schwärme von Wassergeflügeln mästeten. Du Chaillu kehrte

Digitized by Google

dießmal in der Stadt des „Königs“ Damagondai ein, der ihm sogleich mit zwei schmucken Dirnen ein Geschenk machte, welche aber zur großen Verwunderung des Gebers zurückgewiesen wurden. Besuche bei andern Königen am See folgten am nächsten Tage. Wichtiger als diese Negerfreundschaften wurde dem Reisenden aber auf einem Jagdausflug die Entdeckung eines eigenthümlich gebauten Nestes, wie sich später ergab das Nest eines Nschiego mbouvé, einer neuen von Du Chaillu Troglodytes calvus, der kahle Tschimpansi, genannten Affenart. Später sah er gar viele der eigenthümlichen Affennester. Sie sind gewöhnlich auf dem untersten Aste eines vereinzelt stehenden Baumes, 15—20 Fuß über dem Boden, angebracht. Bisweilen, aber höchst selten, trifft man sie auch auf 50 Fuß Höhe. Der Nschiego mbouvé ist ein außerordentlich scheues Thier, welches die einsamsten Räume der Wälder bewohnt und selten von Jägern belauscht wird. Nach Angabe der Eingebornen nimmt am Bau des Nestes das Männchen wie das Weibchen Theil. Sie holen zuerst belaubte Zweige und Schlingreben um die Zweige am Baum festzubinden, und zwar geschieht dieß mit solcher Sauberkeit, auch ist das Dach welches sie verfertigen, so angemessen erbaut, nämlich schirmartig gerundet, um den Regen besser ablaufen zu lassen, daß Du Chaillu nicht eher daran glauben wollte die Behausung eines Thiers zu erblicken, bis er einen Nschiego „zu Hause“ antraf. Da diese Tschimpansi-Art von wilden Beeren lebt, so muß sie, wenn nach 8—10 Tagen rings herum alle Bäume und Sträucher abgeleert sind, ein neues Revier suchen und ein neues Haus bauen. In der Nähe eines solchen Nestes legte sich Du Chaillu mit seinen schwarzen Begleitern in den Hinterhalt bis zum Dunkelwerden. Sie verhielten sich ganz still und geduldig, wurden aber auch schließlich belohnt. Mit der Dämmerung hörten sie das laute eigenthümliche Juh! Juh! Geschrei, womit das Männchen seine Genossin herbeiruft. Im Dunkeln schlich nun Du Chaillu näher bis er den Nschiego im Nest deutlich gewahrte. Seine Füße ruhten auf dem untern Zweige, sein Kopf aber stak mitten in dem kleinen Dome seines Blätterdaches und sein Arm war fest um den Baumstamm geschlungen. Dieß ist ihre Art zu schlafen, und im Schlaf wurde dieses erste Exemplar erlegt, welches ohne einen Schmerzenslaut zu den Füßen der Jäger herabfiel. Das Thier war 3 Fuß 11 Zoll hoch oder lang, ausgewachsen, und unterschied sich von dem gemeinen Tschimpansi erstens durch seine geringere Körpergröße, dann aber durch seinen kahlen Kopf. Noch größer sind die Unterschiede zwischen dem Nschiego mbouvé und dem Gorilla, denn der erstere ist weder so stark noch so wild wie dieses Ungeheuer. Was aber den Knochenbau dieser beiden Anthropoiden betrifft, so kommt der Gorilla dem Skelett nach dem Menschen am nächsten, der Schädelbildung nach ist dagegen der Nschiego mbouvé um ein gutes Stück dem Gorilla voraus. In der That haben die Abbildungen der Tschimpansischädel eine unheimlich menschliche Aehnlichkeit, und selbst im Profil betrachtet sind die Unterschiede zwischen den Schädeln der Nschiego mbouvés und der Australneger viel geringere als man sich im stillen wünschen möchte. Beim Gorilla dagegen ist der männliche und weibliche Schädel äußerst verschieden, ersterer nämlich wird thierisch verunstaltet durch eine kammartige Erhöhung die über den Schädel läuft. In dem Werke von Du Chaillu finden sich auch nebeneinander abgebildet die vollständigen Skelette eines Menschen und eines Gorilla. Nach den gewöhnlichen Vorstellungen ist ein Gerippe nichts schönes, es ist sogar in manchen Augen etwas abschreckendes und widerwärtiges. Und doch! wenn man das menschliche Gerippe neben dem Affengerippe sieht, wird man staunend erkennen, wie auch hier der ästhetische Trieb der Natur sich nicht verläugnet. Im Knochenbau selbst schon erkennt man das edelste, das zierlich gegliederte, mit einem Herrscherblick durch die Welt schreitende Geschöpf, und das plumpe nur gelegentlich sich aufrichtende und immer zur Erde zurücksinkende Thier.

Am Anengue ist das Krokodil ein jagdbares Thier, und Du Chaillu versuchte sich auch in diesem Zweige des edlen waidmännischen Gewerbes. Das Fleisch dieser Reptilien ist den Negern ein willkommenes Gericht, Du Chaillu aber, der davon und zwar mit Selbstüberwindung kostete, fand es von fadem Geschmack. Uebrigens ist das Wildpret sehr mager, so daß, obgleich täglich ein paar dieser Ungethüme den Nachstellungen unterlagen, doch die Nachfrage nach weiterer Beute nie aufhörte. Gejagt werden die Krokodile auf 5 Fuß langen, aber nur 2 Fuß breiten Canoes, die so flach sind daß ihr Bord nur ein paar Zoll über Wasser steht und die daher leicht umschlagen, was jedoch die Neger in keine große Gefahr zu bringen scheint. Die einzige Stelle wo die großen Echsen „sterblich“ sind, befindet sich an den Gelenken der Vorderfüße. Da Pulver und Blei theure Artikel und die Musketen der Neger ohnehin schlechte Waffen sind, so werden die Krokodile von ihnen gewöhnlich harpunirt. Obgleich aber die Schlächterei massenhaft stattfindet, so nehmen doch die Reptilien weder an Zahl ab, noch werden sie, was noch wunderbarer ist, vor dem Anblick ihrer Feinde scheuer.

Als sich Du Chaillu zur Heimkehr nach seinem Lagerplatz Biagano-Washington rüstete, machte man ihm Sorge daß Oschoria, der König von Guaibutri, einer Ortschaft am Zusammenfluß des Anengue und des Ogobai, ihn nicht vorüberfahren lassen, sondern Transitgebühren erpressen wollte. Der Abenteurer mißachtete diese Drohungen, ließ die Gewehre scharf laden und nach der Stadt des feindseligen Häuptlings rudern. Als man diese zu Gesicht bekam, wollten einige seiner Leute weiße Federn als Zeichen des Unterwerfens aufstecken, aber Du Chaillu drohte jedem der nicht bis zum letzten Athemzug fechten würde mit dem Revolver. An der Landungsstelle waren nicht weniger als 150 Bewaffnete aufgestellt, aber Du Chaillu, in beiden Händen mit Schießgewehren bewaffnet, schritt keck auf sie zu, und diese Verwegenheit machte solchen Eindruck daß bald alle Feindseligkeiten vergessen waren.

Unter die Raritäten die der Reisende vom Anengue mitbrachte, gehörte auch ein Götzenbild, welches ihm sein Freund, der Häuptling Damagondai, verschaffte. Du Chaillu hatte nämlich lange mit diesem über den Verkauf seiner Göttin gehandelt. So häßlich sie auch seyn mochte, um Geld war sie dem Häuptling nicht feil, aber er gab zu verstehen daß er

Digitized by Google

gegen ein angemeſſenes Honorar die Göttin der Sklaven ihm abtreten wollte. Die armen Teufel waren nämlich gerade auf den Pflanzungen beſchäftigt, und nach einer Berathung mit den Häuptlingen wurde das Götzenbild dem Abenteurer käuflich überlaſſen, den Sklaven aber wurde erzählt man habe die Göttin in den Wald gehen ſehen.

Kaum nach Biagano-Waſhington zurückgekehrt und von einem Fieberanfall geneſen, hatte Du Chaillu einen eigenthümlich afrikaniſchen Zwiſchenfall zu beſtehen. Einer ſeiner Leute, Iſchungui, hatte ſich ein Lungenfieber zugezogen, und war ſehr bald eine Leiche. Dieß ſetzte die ganze Ortſchaft in die höchſte Bewegung, weil die Neger hinter dem Tode eines jeden freien Mannes irgend einen infernaliſchen Anſtifter ſuchen. Man ſchickte alſo den Anengue hinauf nach einem berühmten Medicinmann oder Prieſter (Uganga). [1] Nachdem dieſer ſeinen religiöſen Unfug mit großer Correctheit vollzogen hatte, theilte er orakelhaft den Leuten mit, es befinde ſich zwar kein Hexenmeiſter unter ihnen, wohl aber weile ein Mbuiri oder böſer Geiſt im Dorfe, der den Tod des Iſchungui bewirkt habe. Am nächſten Morgen herrſchte in Folge deſſen die größte Aufregung, denn die abergläubiſchen Neger riſſen ihre Häuſer nieder um ſich auf die Wanderung zu begeben, und ließen Du Chaillu nur mit ein paar Sklavenknaben zurück. Der Abenteurer aber beſchloß ſeine Behauſungen, die ihm ſo viel Geld gekoſtet hatten, nicht ſo raſch aufzugeben. Er berief die ſeceſſioniſtiſche Gemeinde zu einer Verſammlung, aber obgleich er das höchſte anbot, nämlich Tabak, waren doch nur wenige Leute zur Umkehr zu bewegen. Bis zum 8 October wurde von letzteren das Dorf theilweis wieder aufgebaut und die Souveränetät über das wiederhergeſtellte Biagano unſerm Abenteurer übertragen, der jedoch dieſe Standeserhöhung beſcheiden ablehnte, um dem alten Häuptling Ranpano nicht den „aufgeklärteſten“ Theil ſeiner Unterthanen zu rauben. Ein anderer gegen ſein Leben gerichteter Anſchlag wurde gegen Ende des Jahres ausgeführt. Er hatte nämlich einen einheimiſchen Fürſten Namens Scholomba zu Tiſch geladen, aber ſein Gaſt aß nur Ziegenfleiſch und nichts von einer Hühnerſuppe, weil Hühner in der Familie des Gaſtes aus abergläubiſchen Rückſichten als verbotene Nahrung galten. So kam die Schüſſel unberührt an Du Chaillu, aber kaum hatte er davon genoſſen, als ſich bei ihm heftiges Erbrechen und Durchfall einſtellte. Als man Boulay, den Koch, zur Rechenſchaft ziehen wollte, entwich er in den Wald und wurde erſt am nächſten Tage, wo der Häuptling Ranpano auf ihn fahnden ließ, flußabwärts erwiſcht. Er geſtand denn auch daß er den Schlüſſel zu Du Chaillu's Vorrathshaus ſich angeeignet und aus letzterem zwei Löffel voll Arſenik (welches Gift der Reiſende zum Schutze der Thierbälge brauchte) entwendet und in die Suppe geworfen habe. Dieſer Uebervergiftung verdankte Du Chaillu ſeine Rettung, denn die augenblicklichen ſtarken Reactionen hatten das Gift wieder aus dem Körper geworfen. Die Neger ſprachen allgemein dem Abenteurer das Recht zu den Vergifter zu tödten, aber Du Chaillu begnadigte ihn zu 110 Streichen mit der Hippopotamusgeißel, nach welcher Beſtrafung er in Ketten geworfen wurde, bis eines Tages ſeine Brüder von Cap Lopez erſchienen um ihn gegen vier Sklaven auszulöſen. Man wies das Löſegeld zwar zurück, ſchenkte dem Böſewicht aber doch die Freiheit und warnte ihn nur ſich nie wieder am Fernando Vaz ſehen zu laſſen.

Am 26 Februar 1858 (nach ſeiner Chronologie) verließ Du Chaillu reichlich mit Jagd- und Tauſchvorräthen verſehen zu Waſſer Biagano um den Rembo weiter oberhalb zu befahren. Den Namen Rembo, d. h. der Fluß, empfängt der Fernando Vaz von dem Punkt an wo er ſich (von der Mündung nach der Quelle fortſchreitend) entſchieden gegen Oſten wendet. Am vierten Tage Mittags wurde bereits Goumbi erreicht, die Hauptſtadt des Königs Quengueza, der ein halbes Jahr zuvor Du Chaillu zu ſich eingeladen hatte. Sein Empfang glich einem Triumphzuge, denn in feierlicher Proceſſion wurde er nach einem bedeckten Raum gebracht der mindeſtens tauſend Perſonen faſſen konnte. Dort waren zwei erhöhte Sitze für ihn und für König Quengueza angebracht, letzterer, ein alter, weißwolliger, großer, magerer Neger, deſſen ſtrenge Geſichtszüge gut zu dem Rufe von Muth und Entſchloſſenheit paßten, den er weit und breit genoß. Er iſt das Haupt der Abouya-Familie, welche erbliche Rechte über Goumbi beſitzt, der letzten Stadt der Camma oder Commi, 95 engl. Meilen oberhalb der Mündung und ſo günſtig gelegen daß ſie vollſtändig den obern Fluß beherrſcht, weßhalb auch die Abouya das ausſchließliche Recht des Binnenhandels genießen. Bis Goumbi hinauf iſt der Rembo für Dampfer faſt das ganze Jahr und — ſind ſie beſonders leicht gebaut — zu jeder Zeit ſchiffbar. Der König beauftragte mit der Pflege des Gaſtes Mombou, ſeinen Oberſthofmeiſter und Schlüſſelführer. Das letztere iſt kein leerer Titel, denn das Vermögen eines Mannes wird dort zu Lande zunächſt nach der Zahl ſeiner Sklaven und Weiber, dann aber auch nach der Anzahl ſeiner Kiſten zum Aufbewahren von Gütern geſchätzt. Kiſte iſt daher der Ausdruck für Vermögen geworden. Da die Kiſten aber auch verſchließbar ſeyn ſollen, ſo herrſcht eine ſtarke Nachfrage nach amerikaniſchen Schlöſſern. Die glücklichen Beſitzer ſolcher Hausgeräthe verſäumen dann auch nicht ihren Reichthum zur Schau zu tragen, und daher gehören die Schlüſſelbunde im Cammalande zu den äußerlichen Merkmalen der Plutokratie. Auch kommt es vor daß gar mancher Hoffärtige Schlüſſel zu Kiſten mit ſich herumſchleppt die ganz leer ſind, Auch die Hausthore müſſen verſchloſſen werden, ſo ſchmal und niedrig ſie auch ſonſt ſind und ſo wenig hinter ihren Riegeln zu ſuchen ſeyn mag.

Bei den gelegentlichen Verſuchen dieſen Negern etwas von unſern religiöſen Anſchauungen beizubringen ſtieß Du Chaillu wie überall in Afrika auf die Ausrede: „Ihr ſeyd weiß und wir ſind ſchwarz. Der Gott der euch ſchuf, hat uns nicht geſchaffen. Ihr ſeyd ſelbſt Mbuiri (Dämonen) und braucht weder unſere Fetiſche noch unſere Götzen. Wir armes Volk aber haben ſie vonnöthen. Gott gab euch die guten Sachen, uns hat er leer ausgehen laſſen.“ Der Gedanke daß

[1] Das nämliche Wort wie bei den von Ladislaus Magyar beſchriebenen Stämmen im Königreich Bihé — ſo vieles weiter ſüdlich!

Digitized by Google

Neger und Weiße Brüder sind und einem Geschlecht angehören, ist ihnen schwer beizubringen, und so lange dieß nicht geschieht, hilft auch ein Verkündigen des Christenthums nichts. Bis dahin halten sie, wie alle Südafrikaner, an ihren abscheulichen Zauberprocessen und Gottesgerichten fest. Kurz nach seiner Ankunft schon mußte Du Chaillu einer solchen öffentlichen Handlung beiwohnen. Ein alter „Doctor," Namens Olanga Condo, hatte sich bereit erklärt das Mboundou oder den Giftbecher zu trinken. Der Reisende hat Blätter der Mboundoupflanze mit heimgebracht, aber wie er voraus wissen konnte, vermochten nach den Blättern allein die Botaniker, denen er sie vorlegte, die Pflanze nicht zu classificiren, sondern konnten nur aussprechen daß die Mboundou wahrscheinlich zu den Loganiceen, und vermuthlich wiederum unter die Strychneen gehöre wie die Nux vomica. Der Aufguß über die Wurzel wirkt oft so tödtlich daß der Trinker mit dem Becher an den Lippen todt hinfällt oder ihm das Blut aus Mund, Augen und Nase hervorbricht. Thut ihm die Gabe aber kein Leid an, so wird der Angeklagte für unschuldig gehalten. Den „Doctoren" kann in der Regel das Gift nichts anhaben, wie es auch dießmal geschah. Sie werden vielmehr nur in den Zustand eines Rausches versetzt, und was sie dann sprechen als ein Orakel gedeutet. Du Chaillu stand dabei als die Giftwurzel von den Eingebornen in eine Schale geschabt wurde. Dann goß man eine Pinte Wasser hinzu, welche ein eigenthümliches champagner-ähnliches Aufbrausen bewirkte. Das Wasser, welches jetzt in ein Glas gegossen wurde, hatte eine rothe Farbe wie die Rinde der Wurzel. Der Gifttrinker darf der Zubereitung selbst nicht beiwohnen, wohl aber stellt er zwei Secundanten, welche aufpassen daß alles in Ordnung vor sich gehe. Olanga leerte den Becher auf einen Zug. Nach fünf Minuten schon begannen sich Wirkungen zu zeigen, und zwar günstige, die in häufigem und unfreiwilligem Urinlassen, so wie in allen Merkmalen eines mächtigen Rausches bestanden. Man fragte ihn eifrig, ob wirklich jemand durch Zauberkünste dem König Quengueza nachstelle. Er bejahte mit lallender Stimme, wurde aber, als man weiter in ihn drang den Schuldigen zu bezeichnen, von der Trunkenheit glücklicherweise ganz starr gemacht, denn sonst hätte irgendein Unglücklicher bluten müssen. Anders war der Ausgang eines „Civilverfahrens" dem Du Chaillu etwas später beiwohnte. Ein Knabe hatte ausgesagt daß ein Mann des Quengueza das Canoe eines Bakalai beschädigt habe. Der Angeklagte läugnete und forderte einen Beweis durch Gottesgericht. Man ließ also einen Aschira-Doctor von juristischem Ruf kommen, ein Topf wurde halb mit Oel gefüllt, und als dieses in Brand gesteckt worden war, ein Messingring des gelehrten Mannes in den Topf geworfen. So wie das Oel verbrannt war sollte der Ankläger den glühenden Ring aus dem Topf holen. Der Knabe zögerte, aber sein eigener Vater trieb ihn vorwärts. Endlich faßte er den heißen Ring, ließ ihn aber wieder fallen, worauf die Zuschauer ausriefen: er lügt! er lügt! und der Angeklagte freigesprochen wurde.

König Quengueza hatte gerade viel häuslichen Kummer. Ein „Stück" aus dem Inventar der brüderlichen Verlassenschaft machte ihm unbilligerweise Verdruß. Eine afrikanische Erbschaft besteht nämlich weder aus Grund noch aus Grundstücken, denn der Boden hat keinen Werth, weil jeder so viel haben kann als er mag, und das Haus eines Verstorbenen gehört den Wittwen bis zur Beerdigung und wird nach der Beerdigung sogleich verbrannt. Die fahrende Habe des Verstorbenen wird sogleich vertheilt, und zwar erben nur die Geschwister, nie die Kinder, weil man ja über die Vaterschaft stets im Zweifel ist. Zu den wichtigsten Erbstücken zählen aber die Frauen. Nun war auf Quengueza die Erbschaft eines königlichen Bruders gekommen, er aber hatte in einem Anfall von Hochherzigkeit unter seine Vettern den Harem des Verstorbenen auszutheilen versprochen, und gedachte sich nur einen oder zwei der besten Bissen vorzubehalten. Aber gerade der beste Bissen hatte schon vor der Theilung anders über sich verfügt, und war in „Verhältnisse" zu einem plebejischen aber hübschen Unterthanen Sr. Maj. getreten. Tief gekränkt durch diese schnöde Tactlosigkeit wollte nun Quengueza gar nichts von der brüderlichen Erbschaft berühren, aber das Volk bestürmte ihn durch Petitionen so ernstlich daß er endlich erklärte, er wolle dem Staat das Opfer bringen. Der arme Teufel aber, der durch seine hinreißenden Eigenschaften das Unglück angestiftet hatte, hätte gern den König durch das Geschenk von ein paar Sklaven versöhnt, aber Quengueza wollte nichts annehmen von einem Menschen der ihn so tief beleidigt habe.

Bei einer stechenden Hitze von angeblich + 39° R. unter dem Schatten eines Schirmes, fuhr Du Chaillu den Rembo aufwärts bis zu einem Dorf des Häuptlings Obindschi, auf dem Wasser etwa 140 engl. Meilen von der Mündung entfernt, und von einem streitbaren, weit gefürchteten Bakalaistamme bewohnt. Die Bakalai unterscheiden sich von den Küstenvölkern durch den Bau ihrer Hütten, die sie nicht wie diese durch Bambusstreifen, sondern mit Rindenstücken schließen, damit nicht etwa ein nächtlicher Feind sich heranschleiche und durch die Ritzen ins Innere hereinschieße. Die Häuser haben nur 12 Fuß Fronte und 8 Fuß Tiefe, sind aber doch in zwei Räume, eine Schlaf- und eine Vorrathskammer geschieden. Zu Kriegszeiten wechselt die Familie beständig die Schlafstelle, immer aus Furcht daß eine feindliche Kugel durch die Wände nach der vermutheten Schlafstelle ihren Weg finden möchte. Uebrigens besitzen nur die Reichen Musketen und etwas Munition. Zündkapselschlösser und Revolver waren aber noch nie gesehene und daher höchlich angestaunte Dinge. Noch mehr Wunder erregte Du Chaillu's Schlaguhr, welche die Neger als einen mächtigen Schutzgeist und Fetisch des Reisenden ansahen.

Bei Obindschi entdeckte Du Chaillu abermals eine neue Affenart, den Kulu-Kamba oder Kulu schlechtweg genannt, nach dem Geschrei welches er ausstößt. Dieser Anthropoid hat das menschenähnlichste Gesicht von allen Affen, die mindest vorstehenden Kiefern, und ein zwar großes aber völlig menschlich geformtes Ohr, auch ist die Geräumigkeit des Schädels relativ, beim Kulu größer wie beim Gorilla oder den Tschimpansis. Ein andrer Schatz jener Ufer sind die Eben-

Digitized by Google

holzbäume, welche jedoch nie in Niederungen und nahe dem Waſſer, ſondern bloß auf den Bergen angetroffen werden, und eine der ſchönſten wie anmuthigſten Baumformen des afrikaniſchen Waldes ſind. Die dunkelgrünen, langen, ſcharfgeſpitzten Blätter hängen büſchelweiſe beiſammen. Der Stamm ſelbſt aber erreicht oft eine Höhe von 50—60 Fuß bevor er ſeine mächtigen Aeſte ausbreitet. Einzelne Bäume haben am Fuß einen Durchmeſſer von 5 Schuh, aber reife Exemplare ſind ſtets hohl, hohl ſelbſt in den Aeſten, auch folgt auf die Rinde noch ein 3—4 Zoll dicker, weißer, werthloſer Splint, bevor man bis zum Ebenholz des Handels dringt. Bäume die nicht mindeſtens 3 Schuh Durchmeſſer beſitzen, werden nicht gefällt, denn bei jüngern Exemplaren von 2 Fuß Dicke finden ſich noch immer weiße Streifen im ſchwarzen Holz. Der Ebenholzbaum wächst untermiſcht und zwar in Gruppen von je drei oder vier im Wald, aber man darf weit herum ſuchen ehe man die nächſte Gruppe findet.

Hexenproceſſe verfolgten den Reiſenden auch nach Obindſchi, wo am 6 Mai ein zehnjähriger Bube mit Meſſern und Speerklingen in Stücke gehauen wurde, weil er eingeſtanden hatte gezaubert zu haben. Am andern Tage ſah er ein anderes Opfer des Aberglaubens. Eine Frau des Königs war auf heller Straße beſchäftigt ſich mit der ſeligſten Miene der Welt Meſſerwunden in den Rücken der Hände beizubringen, und zwar in dem guten Wahne daß ein ſolcher Aderlaß ſie von ihrer Unfruchtbarkeit heilen werde. Die Stadt ſelbſt litt übrigens an der periodiſchen Hungersnoth, die alle Neger vor der neuen Ernte befällt. Fiſche waren in den dortigen Gewäſſern ſelten, auch iſt der Wildſtand ſehr arm und die Eingebornen ſind ſchlechte Jäger. Der Reiſende kann indeſſen mit Glasperlen ſich leicht Vorräthe verſchaffen, denn die putzſüchtigen Frauen ſind die Eigenthümerinnen der Ernte, die ihrem Fleiße ja auch nur verdankt wird, und ſie ſind ermächtigt den Ueberſchuß über den häuslichen Gebrauch zu verkaufen. Daher die Männer auch beſtändig ihre Frauen ermahnen daß ſie ſie gut füttern möchten. Merkwürdig iſt daß die Bakalaifrauen einen eigenen myſteriöſen Cultus mit einer Gottheit Njambai in einem ſorgfältig verſchloſſenen Hauſe treiben, dem kein Mann beiwohnen darf, weßhalb auch Du Chaillu ernſtlich gewarnt wurde den heimlichen Dienſt nicht zu ſtören. Als die Feſte zu Ende giengen, entfernten ſich faſt alle Frauen in die nahen Gehölze, um auch dort Njambai anzubeten, doch blieben etliche der Prieſterinnen in dem Fetiſchhauſe zurück. Unſeres Abenteurers Neugierde war aufs höchſte erregt, und er beſchloß den Schleier zu heben. Einigemal gieng er vor dem Tempel auf und nieder um ſeine Beobachter einzuſchläfern, dann trat er entſchloſſen an die Wand, hob eines der Palmblätter mit denen ſie verſchloſſen war und ſtreckte ſeinen Kopf in das Heiligthum. Als ſich ſeine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, ſah er in dem leeren Raum ein paar alte Weiber im Zuſtande gänzlicher Nacktheit vor einem Haufen Grigris (Talismane) in Andacht verſunken, bis ſie den frechen Eindringling entdeckten und ein Zetergeſchrei erhoben. Schleunigſt zog ſich Du Chaillu in ſein Haus zurück, welches ſehr bald von 300 wüthenden Frauen umringt wurde, die nur ſeine Feuerwaffen im Zaum zu halten vermochten. Die Prieſterinnen verlangten eine ſchwere Sühne für ihre Göttin, und da ſich der Abenteurer zu zahlen weigerte, ſo ließen ſich der Ortshäuptling und Quengueza, der Du Chaillu begleitet hatte, um des lieben Friedens willen herbei die Weiber mit Geſchenken abzufinden. Am 13 Aug. war der Reiſende wieder „daheim“ in Biagano.

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Heusler.

2. Das große und das kleine Chatelet in Paris.

Ganz nahe an dem über die Seine führenden Pont au Change ſieht man eine Säule auf deren Capitol eine mit doppelter Krone geſchmückte Victoria ſich befindet.

Es ſtand hier früher ein kleines befeſtigtes Schloß, das man wegen ſeines geringen Umfanges „Chatelet“ — Schlößchen — hieß. Die Brücke an Change hieß früher le grand Pont, zur Unterſcheidung von jener andern unfern davon ſtehenden Brücke, welche heute noch le petit Pont genannt wird. Auch an dieſer kleinen Brücke ſtand früher ein Schlößchen, und um beide unterſcheiden zu können, nannte man ſie nach den Brücken grand Chatelet und petit Chatelet, ohne daß das letztere kleiner oder unbedeutender als das andere geweſen wäre.

Bekanntlich war Paris in alten Zeiten nur auf die durch die Seine gebildete Inſel beſchränkt, und von allen Seiten mit Mauern umgeben die durch feſte Thürme geſchützt waren. Dieſe Inſel ſtand nur durch die oben erwähnten beiden Brücken mit dem Feſtlande in Verbindung, und zur Sicherung dieſer Zugänge waren die beiden Chatelets erbaut.

Ein Chronikſchreiber jener Zeit erzählt, der Thurm eines Schloſſes ſey während einer Belagerung durch die Normannen verbrannt worden, ein Beweis daß ſie von Holz waren. Es muß damals ein furchtbarer hartnäckiger Kampf um dieſe beiden Schlöſſer ſtattgefunden haben, denn die tiefen Gräben waren — wie der Chroniſt ſagt — mit den Leichnamen der Erſchlagenen angefüllt, und die Seine roth gefärbt von Blut. Es war auch ein Kampf um die Exiſtenz der ganzen Stadt, denn — waren die beiden Schlöſſer genommen, ſo mußte die auf der Inſel eingeſchloſſene Bevölkerung entweder den gräßlichen Hungertod ſterben, oder ſich den wilden Normannen ergeben, in welch letzterem Falle zahlreiche Beiſpiele lehrten was für ein ſchreckliches Schickſal der Gefangenen harrte.

Karl V ließ die beiden Chatelets durch den damaligen Prevot Aubriot von Paris von Stein aufführen. Viele große, damals entſtandene Bauten wurden von dieſem äußerſt thätigen Mann ausgeführt, er befeſtigte Paris ringsum von neuem, da die alten Befeſtigungen der neueren Kriegskunſt und den damals zur Anwendung gelangenden Zerſtörungsmitteln nicht mehr entſprachen. Auch die berüchtigte Baſtille erbaute er, um den drohenden Angriffen der Engländer geeignetere Schutzmittel entgegenſtellen zu können. Er legte zuerſt Dämme an, um das Austreten der Seine zu verhüten, wodurch früher die

Digitized by Google

Befeſtigungen häufig ſtarke Beſchädigungen erlitten, und erneuerte den grand Pont und die Brücke Saint Michel, auf denen Häuſer erbaut werden durften. Auch war er der erſte welcher Abzugsgräben anlegte die mit dem Fluſſe in Verbindung geſetzt wurden, wodurch eine Menge Unrath aus der Stadt geführt wurde, der bis dahin nicht wenig dazu beigetragen hatte den Geſundheitszuſtand der Einwohner zu benachtheiligen.

Le grand Chatelet war dazumal der Sitz der Juſtiz, welche von da aus verwaltet wurde.

Le petit Chatelet war unter Ludwig des Heiligen Regierung zugleich Zoll- und Accisgebäude, denn damals ſchon wurden die Einwohner großer Städte mit dem verhaßten Octroi geplagt. Von allem was in die Stadt gebracht wurde, mußten Abgaben entrichtet werden, ſogar von Affen, denn wie aus einem alten Edicte erhellt, ſchon in jenen alten Zeiten war das Herumziehen mit ſolchen Thieren ein Erwerbszweig. Ein Kaufmann der einen Affen führte, mußte vier Deniers bezahlen; ein Affenführer hingegen mußte ſtatt Bezahlung ſeine Affen tanzen laſſen! Eine ſchlechte Einnahme-Quelle für die Staatscaſſe, aber ohne Zweifel der Urſprung des alten franzöſiſchen Sprüchwortes: „payer en monnaie de singe“ (in Affenmünze bezahlen).

Eine Ueberſchwemmung der Seine zerſtörte im Jahr 1297 einen Theil der Stadt und dabei zugleich Klein-Chatelet, welches von Aubriot ebenfalls und zwar auch in Stein wieder aufgebaut wurde. Lange Zeit diente es hierauf als Gefängniß, bis es im Jahr 1782 der Volkswuth zum Opfer fiel und demolirt wurde.

Groß-Chatelet ſtand noch im Jahr 1802, damals ließ Napoleon es abtragen.

Miscellen.

Befeſtigung von Flugſand. Durch den ſogenannten Götterbaum Aylanthus glandulosus iſt es einem reichen Gutsbeſitzer, dem Grafen Lambert in der Nähe von Odeſſa gelungen, einen Boden, der 12″ hoch aus reinem Flugſande beſtand, der von ſeiner felſigen Unterlage durch den leichteſten Wind aufgerührt und zu wechſelnden Dünenhügeln aufgethürmt wurde, zu befeſtigen und auf dieſe Art dem undankbaren Boden noch eine immerhin beträchtliche Rente an Holz abzugewinnen. Die Anpflanzungen von Pinus maritima und Acacien hatten ſo gut wie kein Reſultat gegeben, während die vortreffliche Eigenſchaft des Aylanthus, ſich mit ſeinen wuchernden Wurzeln überall hin zu verbreiten, ſehr bald Dickichte geſchaffen, die der austrocknenden Eigenſchaft der Sonnenſtrahlen und der Bewegung der Winde vollkommen Widerſtand leiſteten. Graf Lambert und andere große Eigenthümer dortiger Gegend denken jetzt ernſtlich daran, die neue Aylanthus-Seidenraupe, einzuführen, die im wilden Zuſtand auf dieſen Bäumen fortkommen ſoll. (Breslauer Gewerbeblatt, 1861.)

*

Fowler's Dampfpflug in Ungarn. Eines der größten Verdienſte in Ungarn hat ſich der Oekonom Hr. Schulhof erworben, welcher der erſte in der öſterreichiſchen Monarchie iſt, der den Dampfpflug einführte. Der in Rede ſtehende Pflug, welcher für die Schulhof'ſchen großen Oekonomien nach dem Banat beſtimmt iſt, iſt von Fowler in London angefertigt worden, und koſtet bis an Ort und Stelle, mit Einſchluß der Fracht, Zoll ꝛc., nahezu 20,000 fl. In der Nähe von Preßburg wurde derſelbe, bevor er an den Ort ſeiner Beſtimmung abgieng, aufgeſtellt, und arbeitete zwei Tage lang im Beiſeyn vieler Tauſende von Menſchen mit höchſt günſtigem Erfolg. Die Maſchine hat 12 Pferdekräfte und lieferte in ungefähr 45 Minuten das geackerte Joch von 1600 Quadratklaftern, wozu hierzuland vier ungariſche Ochſen einen ganzen Tag brauchen. Bei der Neuheit der Sache wollen wir dieſem noch einen in der agronomiſchen Zeitung enthaltenen Bericht über dieſe erſten Verſuche mit dem Dampfpflug in Ungarn am 19 und 20 Jun. d. J. beifügen. Es heißt dort: „So eben komme ich von dem Pflügen mit Fowler's Dampfpflug und ſage Ihnen, es gibt keine landwirthſchaftliche Maſchine, welche ihre Arbeit mit einer ſolchen Ruhe und Sicherheit vollführt als eben der Dampfpflug. Der Eindruck iſt ein ſo überaus wohlthuender; man genießt ihn mit ſo unbeſchreiblichem Vergnügen, und das ganz beſonders, wenn man an den Pflug querfeldein herankommt in dem Moment als er in der Mitte ſeines Ganges arbeitet, und man weder die Locomobile, noch die Anker vorher geſehen hat. Jeder Zweifel daß dieſer Pflug nicht ſeine Schuldigkeit thun ſollte, fällt in dieſem Moment weg; man ſieht die bekannten Pflugkörper, aber mit dem Unterſchied, ſtatt nur einen, wie gewohnt, die Furche wendend zu ſehen, ſind es hier deren ſechs in gleichzeitiger Arbeit begriffen. Ich gehe mit dem Pflug und komme zum ſogenannten Anker, dem Fixpunkt, zu dem der Pflug hingezogen wird. Hier kommt der Landwirth aus ſeinem Vergnügen über die ſchöne Furchenwendung in ernſthafte Betrachtungen, bewundert die ſinnreiche Einrichtung des Ankers, der nach Maßgabe ſeitwärts rückt als der Pflug neues Land braucht, und dieſe Bewegung geſchieht gleichzeitig während des Pflügens ohne irgend einen Aufenthalt zu verurſachen; er ſieht ferner am anderen Ende die Locomobile als den jetzt jeden Landwirth bekannten Motor, er findet es nunmehr faſt unbequem nach dem ſchönen Anblick, den ihm der beackerte Theil des Feldes gab, ſich nun auch über die Rentabilität zu informiren, aber er geht daran mit dem heißen Wunſche, dieſe herauszurechnen. Der Dampfpflug arbeitete auf dem fürſtlich Eſterhazy'ſchen Gute Kittſee, eine kleine Stunde von Preßburg, auf einem Gerſtenboden; die Gerſtenſtoppel des Vorjahrs war noch nicht umgebrochen. Die Bodenbeſchaffenheit iſt, wie ſie wohl im ganzen Flachlande Ungarns ſeyn wird, günſtig für eine gute Arbeit des Dampfpflugs. Hr. Yule gibt 56 Minuten Zeit an, um 1 Joch à 1600 Quadratklafter zu beackern. Die Locomobile hat 12 Pferdekräfte, das Geſammtgewicht dieſer und des Pflugs iſt 400 Zollcentner, der Preis iſt hier, den Zoll mit 1500 fl. eingerechnet, 20,000 fl. öſterr. Währung nahezu. (Würt. Wochenblatt für Land- und Forſtwirthſchaft, 1861.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. Augsburg, 20 October 1861.

Ein neuer Martyrer im Feuerlande.

Erst im Jahre 1851 war auf Tierra del Fuego eine Missionsgesellschaft unter den Angriffen der Eingebornen gefallen, als zwei Jahre später schon wieder ein Martyrer, J. Garland Phillips, der Patagonischen Missionsgesellschaft seine Dienste und sein Leben anbot.[1] Die Gesellschaft ließ jetzt den Schooner „Allen Gardiner" von 100 Tonnen für ihre Zwecke bauen, und am Bord dieses Fahrzeuges begab sich der junge Heidenbekehrer am 1 Januar 1855 nach Rio und am 28 Januar nach der Keppel-Insel in der Westfalklandsgruppe, welche Insel von der südamerikanischen oder patagonischen Missionsgesellschaft als Eigenthum erworben worden war und wo zunächst die Missionsniederlassung Cranmer als Hauptquartier für die künftigen Expeditionen gegründet werden sollte. Mit dem Eintritt des australischen Frühlings am 11 October 1855 wurde die erste Recognoscirung des Feuerlandes unternommen, und am 18 warf der Schooner im Spaniard Harbour Anker. Ein Boot wurde nach Earnest Cove abgesendet, und bald befanden sich die Missionsleute an der Stelle wo ihre Vorgänger Capt. Allen Gardiner mit den Seinigen gefallen waren. Man entdeckte sehr bald die Ueberreste der Unglücklichen welche in der Zeit zwischen dem 28 Jun. und 6 Sept. 1851 umgebracht worden waren und deren Angedenken man einen Grabstein setzte.

Am 21 October, als der Schooner in dem wohlgeschützten Banner Cove lag, ertönte plötzlich der Ruf: „dort sind sie — die Eingebornen kommen!" Aller Augen waren bald auf ein herbeirunderndes Canoe mit drei Männern und einer alten Frau gerichtet, welche in ehrerbietiger Entfernung unter heftigen Gebärden das Schiff umkreisten. Wie gewöhnlich brannte ein Feuer in ihrem Fahrzeuge, welches letztere so viel Wasser einließ daß einer der Eingebornen beständig mit dem Ausschöpfen zu thun hatte. Der Anblick dieser Leute war ein widerwärtiger. Sie trugen nur ein Seehunds- oder Biberfell wie einen Pilgerkragen um die Schultern geworfen, ihr langes Haar aber fiel in verwilderten Massen über die Schultern. Als sie auf Einladung an Bord kamen, bemerkte man daß sie nur 5 Fuß 4 Zoll hoch waren, während sie im Canoe viel größer geschienen hatten, ein Beweis daß die untern Gliedmassen in thierischem Mißverhältniß zum Oberkörper standen. Ihre Hautfarbe ist ein dunkles Braun, die Augen sind pechschwarz, die Backenknochen vorstehend und die Brust sehr breit. Man denke sich dazu, was der Missionär aus Prüderie verschweigt, einen aufgeschwollenen etwas vorhängenden Unterleib sowie häßlich gekrümmte magere Beine, und man wird den Anblick hinreichend häßlich finden. In der Kunst nachzuahmen besaßen sie große Fertigkeit, denn sie wiederholten jedes Wort welches gesprochen wurde und jede Gebärde die sie wahrnahmen. Gegen Abend ruderten sie auf Geheiß wieder heim.

Am nächsten Tage landete ein Theil der Gesellschaft, während ein anderer zur Wache auf dem Schiff zurückgelassen wurde. Man stieß bald auf einen Schwarm Eingeborner, welche das gewöhnliche Freundschaftzeichen, nämlich Klopfen gegen die Brust der Besucher, vollzogen und an sich selbst erwiedert zu sehen wünschten. Nur dem Capitän und seiner Frau erlaubten sie anfangs ihren Wigwam zu betreten, in welchem etwa 20 Personen, darunter verschiedene junge Frauen saßen, deren Gesichtsausdruck lebendig, anziehend und aufgeweckt gefunden wurde, die Kinder wären sogar hübsch gewesen wenn man sie hätte waschen und kleiden dürfen. In den nächsten Tagen wurden die Fuegianer immer zutraulicher, und namentlich Kinder herzten und umschlangen oft die Besucher mit der größten Zärtlichkeit.

Am 1 Nov. gieng der Schooner Allen Gardiner wieder unter Segel durch den Beagle Canal nach Wulleia (Woollyah) auf der Navarin Insel, welcher Küstenpunkt selbst auf unsern kleinsten Karten sich angegeben findet. Als man sich ihm näherte, wurde die britische Flagge entfaltet, in der Hoffnung daß Jemmy Button, ein älterer feuerländischer Missionszögling, sich durch sie herbeilocken lassen sollte. Es währte auch nicht lange, so kam eine Anzahl Canoes auf den Schooner los, und als man den Eingebornen: Jemmy Button? zu-

[1] Seine Briefe mit einem biographischen Commentar gab sein Bruder G. W. Phillips unter dem Titel The Missionary Martyr of Tierra del Fuego, London 1861, Wertheim, heraus.

Digitized by Google

rief, erhielt man zur Antwort: Yes, yes, James Button, James Button. Wenige Minuten später war der Gesuchte an Bord und fielen die Anker des Schooners.

Das Feuerland oder Tierra del Fuego, von Magalhaens wegen der am Ufer bemerkten Lagerfeuer der Eingebornen so genannt, ist ein theilweis in die See gesunkenes Gebirgsland, so daß tiefe Golfe und enge Sunde die Stelle von Thälern und Schluchten vertreten. Mit Ausnahme der westlichen Küste sind die Abhänge der Berge bis zum Wasserspiegel mit einem zusammenhängenden Wald bedeckt, der bis zu Höhen von 1000—1500 Fuß aufsteigt, wo er dann in Torfland und Alpenmatten übergeht, die ihrerseits wieder von der Schneelinie begränzt werden. Im Süden des Beagle Sundes liegen zwei größere Inseln, Hoste und Navarin, und auf letzterer befand sich Wulleia, Jemmy Buttons Heimath. Der Punkt empfahl sich durch seine Lieblichkeit und seine sonnigen Weideplätze zur Niederlassung. Hinter ihnen lagen Berge von mittlerer Höhe, bestanden mit dem herrlichsten Bauholz. Im Südsüdosten stieg ein Bergkegel zu ansehnlicher Höhe, welcher Mount Kingscote genannt worden ist, und eingeschlossen von schattigen Ufern ergoß sich ein Bergwasser in die See. Nur wenige Wigwams lagen über diesem stillen Winkel zerstreut, deren Bewohner zum Tekinicastamme gehörten. Wie alle Feuerländer gewöhnt in engen Wigwams oder noch engern Canoes zu hocken, sind ihre Beine gekrümmt und verbogen, und ihr Gang ein gebückter. Dennoch überboten sie manchen englischen Matrosen in Proben von Körperstärke und Gewandtheit. Ihr grobes, borstiges und äußerst schmutziges schwarzes Haar verdeckt einer- und steigert andrerseits den tückischen Ausdruck ihrer Gesichter. So oft diese nomadischen Fischersleute sich einen neuen Landungsplatz wählen, müssen die Frauen 20 und 30 Bäume niederschlagen, sie in kegelförmiger Gestalt zu einem Wigwam zusammenstellen und an der Spitze zusammenbinden; Rindenstücke und Grasbündel werden schließlich an der Seite befestigt woher der Wind kommt. Im Winter, wenn tiefer Schnee fällt und die Eingebornen nicht mehr genügende Nahrung erbeuten können, soll ihre Lage bisweilen so verzweifelt werden daß sie das älteste Weib erwürgen und sich von ihrem Fleisch mästen. Auf der Navarin-Insel findet sich von Vierfüßern die wichtigste Art der patagonischen Fauna, nämlich das Guanaco-Llama. Außerdem gibt es noch ein paar Fuchsarten, etliche Nagethiere und Fledermäuse. Nur wenige Vögel beleben die düstern Wälder, hauptsächlich ein Fliegenschnäpper, ein schwarzer Specht, ein Baumläufer und ein dunkelgefiederter Zaunkönig; an lichteren Stellen findet man Finkenarten, Habichte und Eulen, am Ufer endlich Kolibris, denn bekanntlich ist diese zierliche gefiederte Familie in Amerika vom russischen Sitka bis zum Cap Horn heimisch. Das Feuerland ist auch die Heimath der Fuchsien, die sich, freilich durch Kunst und Pflege, in unsern Gewächshäusern zu solcher Glorie entwickeln. Sonst sind zwei Buchenarten die herrschenden Baumformen der Wälder.

Jemmy Button mit Weib und Kindern wurden an Bord genommen und nach Cranmer-House auf der Keppel-Insel gebracht. Bevor nämlich weitere Schritte zur Bekehrung der Heiden geschahen, sollten die Missionäre die Familie Button für die christliche Gesellschaft gewinnen und von ihnen wiederum die Sprache der Feuerländer erlernen. Darüber verstrichen volle drei Jahre, innerhalb welcher Zeit Hr. Phillips einen Besuch in England machte und seine Frau von dort nach den Falklands-Inseln mitnahm. Am 16 Nov. 1858 verließ der Schooner Allen Gardiner mit den beiden Missionären und ihren feuerländischen Zöglingen die Keppel-Insel, erreichte zehn Tage später den Fuego-Archipel und befand sich am 30 Nov. im Beagle-Canal. Die Missionäre, wie man aus ihren Tagebüchern sieht, bildeten sich ein Wunder wie glücklich sie ihre fuegianischen Zöglinge durch Waschen, Kleiden, Beten und Arbeiten gemacht hätten. Jemmy Button scheint sich jedoch auf der Keppel-Insel gründlich „ennuyirt" zu haben. Als er in die Nähe seiner Heimath kam, konnte er nicht erwarten bis der Schooner Wulleia erreicht haben würde, sondern verlangte schon früher ans Land gesetzt zu werden, um zu Fuß nach Hause zu wandern, aus Furcht die Missionäre möchten doch vielleicht das Schiff wieder umkehren lassen und ihn noch einmal nach Cranmer mitnehmen. So ließ man denn ihn und seine Familie in den Canoes der Eingebornen, von denen der Schooner umschwärmt wurde, abziehen. Kaum waren aber die Zöglinge gelandet, so fielen, wie man durch die Ferngläser beobachten konnte, die Feuerländer über sie wie die Geier her und wollten ihnen ihre Kleider rauben. Auf seinen Hülferuf stieß daher ein Boot ab und man nahm Jemmy und die Seinigen wieder am Bord auf. Am 4 Dec. warf der Schooner vor Wulleia Anker, welches ehemals, wie man aus den vorgefundenen Hügeln von Muschelschalen schließen durfte, sehr volkreich gewesen seyn, aber nach Jemmy's Aussage „viel Volk sterben hier, wenn sehr klein, sehr klein Piccaniny (Säugling)" durch eine Seuche entvölkert worden seyn mußte. Am 6ten wurde gelandet, und unter Leitung des Zimmermanns der Bau des künftigen Missionsgebäudes begonnen. Etliche 30 Feuerländer hielten sich damals in der Nähe auf, und schauten der Arbeit schweigend zu. Am 25 Dec. war das Haus bereits so weit fortgeschritten daß man den anwesenden Eingebornen darin mit vier großen Plum-Puddings [1] einen Weihnachtsschmaus geben konnte. Uebrigens litt man schon jetzt von den Diebsgelüsten der Eingebornen. Die Rindenbekleidung des Hauses wurde mehrmals abgebrochen, wahrscheinlich um der eisernen Nägel sich zu bemächtigen. Die Diebereien kamen aber vorläufig auf Rechnung der Oen-Leute von der Lennox-Insel, eines benachbarten Stammes, welcher gelegentlichen Besuch in Wulleia abstattete. Das Haus sollte übrigens erst in künftigen Jahren benutzt werden, denn bereits am 1 Jan. 1859 verließ der Schooner wieder Feuerland mit neun neuen eingebornen Zöglingen,

[1] Manche Leser werden vielleicht erstaunen über diese Fülle eines solchen complicirten Weihnachtsgerichtes auf Feuerland, und daher ist die Erklärung nicht überflüssig daß der Pudding schon fertig mitgenommen und später nur aufgewärmt wird. Er hält sich so vortrefflich daß sehr oft Auswanderer nach Australien, bevor sie London verlassen, von guten Freunden für den nächsten Weihnachtsabend mit einem Plum-Pudding beschenkt werden.

Digitized by Google

nämlich zwei ältern Ehepaaren und zwei jungen Burschen vom Wulleia-Stamm, einem jungen Ehepaar mit einem zweijährigen Mädchen vom Oen-Stamme, und setzte sie am 5ten desselben Monats bei Cranmer auf der Keppel-Insel ans Land.

Die Zöglinge wurden dort im rothen Hause untergebracht, so genannt nach der rothen Farbe seiner Backsteinwände. Jeden Morgen 7 Uhr gieng der Missionär zu ihnen um ihnen ein Schrina Morla (guten Morgen) zu sagen, dann zu sorgen daß das Uccur (Haus) gefegt werde, worauf es an das Tschillursch Maköllah (Waschen der Gesichter) und an das Uschtandeim uschtar (Kämmen der Haare) gieng. Darin war der Missionär gewiß recht praktisch daß er sich in Bezug auf die Heidenbekehrung an den Spruch hielt: sie müsse mit dem Sich-Waschen-Lernen beginnen. Auch glaubte er bald zu bemerken daß die Fuegianer eine Freude an reinen Händen und Mäulern verspürten. Auf Kosten ihrer Erzieher erhielten sie dann ein Frühstück, nämlich ein Stück Schiffszwieback mit Syrup bestrichen. Für die übrigen Tageszeiten mußten sie sich aber ihre Nahrung selbst suchen, und zwar fehlte es den Buchten nicht an eßbaren Muscheln, sowie an Wassergeflügel, welches die Feuerländer mit ihren Stecken niederschlagen konnten. Im Ganzen — so bildeten sich die Missionäre wenigstens ein — waren ihre Pfleglinge besser daran als in Wulleia, und nahmen zu an Fett und Fleisch. Man hielt die Männer dazu an auch etwas zu arbeiten, und zwar Torf zu stechen. Anfangs sträubten sie sich daß sie arbeiten sollten und nicht die Frauen, die im Feuerlande sonst alles verrichten müssen. Sie bequemten sich jedoch zu der Aufgabe, waren aber gewöhnlich nach kurzer Zeit schon der Arbeit überdrüssig und fanden daß sie genug gethan hatten. Man darf deßwegen nicht glauben daß ihre Kräfte leicht zu erschöpfen seyen. Wenn man zu einer Spazierfahrt in einem Ruderboot einen Burschen einlud und ihm die Ruder gab, dann blieb er Stundenlang dabei und war nicht zu ermüden, wie denn in allen Matrosenarbeiten die Feuerländer eine ungewöhnliche Geschicklichkeit zeigen, und ihnen diese Beschäftigung sichtlich Unterhaltung gewährt. Wer nicht arbeitete, bekam aber auch keinen süßen Zwieback. Ein religiöses Leben suchte man nur mittelbar dadurch in ihnen zu wecken daß der Missionär vor dem Frühstück betete. Da in dem Gebet nach einander die Namen der Zöglinge genannt wurden, so hörten diese immer andächtig zu. Zweimal geschah es daß Hr. Phillips das Gebet vergaß, und beidemale erinnerten ihn die Eingebornen sehr ernst daran, er solle „mit Gott sprechen." Merkwürdig war es daß die Feuerländer große Neigung zum Zeichnen verriethen. Ungeheißen hatten sie Papierstreifen gesammelt und mit Kohle darauf Caricaturen gezeichnet die ihre Cameraden vorstellen sollten. Man versah sie dann mit Bleistiften, und sie setzten ihre Künste eifrig fort um dieses und jenes, namentlich Porträts, zu copiren, freilich mit sehr mäßigen Erfolgen.

So schien denn die Bezähmung dieser wilden Geschöpfe Fortschritte zu machen. Zwei Fälle kamen indessen vor die man leider zu wenig beachtete. Eines Tages vermißte Frau Despard eine Figur aus dem Schachspiel ihres Mannes, und da Duthry-weiell-kipa, eine Tuku (Frau) aus dem „Rothen Hause," ein paar Minuten im Zimmer gewesen war, so gieng ihr Phillips nach, durchsuchte ihren Naritätensack, fand den vermißten Schachstein und schalt sie verdientermaßen aus. Als er Abends die Zöglinge wieder besuchte, waren mittlerweile die Männer vom Muschelsuchen heimgekehrt, und unter diesen empfieng ihn der Gemahl der diebischen Elster mit einem Wuthgeheul und den zornigsten Gebärden über den Schimpf den man seiner Ehehälfte durch Aufdeckung ihrer geheimen Sünden zugefügt habe. Dem Missionär gelang es jedoch ihn sein Unrecht einsehen zu lassen — wenigstens so bildete er selbst es sich ein — und alles schien friedlich abgemacht. Ein anderesmal, Anfangs September 1859, entdeckte man Spuren daß die Feuerländer in das Missionsvorrathshaus hatten einbrechen wollen ohne daß es ihnen gelungen war. Man setzte sie darüber zur Rede, und die Männer geriethen wegen der Beschuldigung in solchen Zorn, daß sie dem Missionär Phillips durch Gebärden den Tod androhten. Aus diesen und späteren Fällen hätte man sich die Lehre ziehen sollen daß die Feuerländer, obgleich unverbesserliche Diebe, dennoch es für den höchsten Schimpf halten der Unredlichkeit geziehen zu werden, gleichsam als ob bei ihnen nicht das Stehlen, sondern das Ertapptwerden als schändlich angesehen würde. Uebrigens konnten die Zöglinge kaum den Tag erwarten wo man sie heimbringen würde. Obdach, warme Kleider, Waschübungen und Syrupbrod wogen ihnen nicht das goldene Elend ihrer Freiheit auf. Daß auch die sonstigen Lehren die alten Vorstellungen nicht verdrängt hatten, konnte Phillips aus einem drolligen Zwiegespräch mit einem der Knaben entnehmen. Lum pfutru (Sonne, heiß), bemerkte eines Morgens der Geistliche, worauf der Feuerländer mit Aengstlichkeit ihm ins Wort fiel: Bar cutana lum pfutru. (Nicht sage Sonne heiß) Tierra tel oa cutana lum pfutru (Feuerländer sagt Sonne heißt) tu wuru terre ke (Wind kommt sehr kalt) lum galego (Sonne weggeht). Er wollte also damit sagen die Sonne würde es den Feuerländern sehr übel nehmen wenn man sie zu heiß fände, und sich aus Verdruß entfernen.

Am 25 October 1859 gieng der „Allen Gardiner" von Stanley auf Falkland nach Wulleia ab. An Bord befanden sich außer den rückkehrenden Zöglingen neun Personen, nämlich Capitän R. S. Fell, sein Bruder John als Master, der Missionär Phillips, der Zimmermann, Alfred Cole der Koch, und vier Matrosen, darunter drei Schweden. Der Missionär spricht in seinem Tagebuch die Absicht aus Kaninchen nach Feuerland mitzunehmen, aber wir erfahren nicht ob er den Vorsatz ausgeführt hat. Wenn man an die rasche Verbreitung dieser Thiere auf den Canarien und capverdischen Inseln denkt, so würde bei der Armuth des Feuerlandes an vierfüßigen Thieren den Eingebornen ein großes Geschenk mit ihnen gemacht worden seyn.

Drei Monate verstrichen ohne daß man in Stanley etwas von Schiff und Schiffern hörte. Der Missionär Despard miethete daher den Schooner Nancy, Capitän Smyley, der sich gerade vor Stanley befand, und schickte ihn nach Wulleia. Der Schooner fand auch wirklich dort den „Allen Gardiner" noch vor Anker, aber kein lebendes Wesen an Bord und das

Digitized by Google

Schiff ſelbſt völlig ausgeplündert. Es währte indeſſen nicht lange ſo kam Alfred Cole in einem einheimiſchen Canoe an Bord, erklärte daß er der einzige Ueberlebende der Miſſionsleute ſey, und erzählte den Hergang übereinſtimmend mit dem ſpätern Verhör Jemmy Buttons in Kürze folgendermaßen:

Am 1 Nov. hatte der „Allen Gardiner" vor Wulleia Anker geworfen und die heimkehrenden Zöglinge gelandet. Obgleich ſie beſchenkt ihre Heimath betraten, zeigten ſie doch finſtere Geſichter, weil man ihre Reiſebündel kurz vor ihrer Entlaſſung einer ſtrengen Durchſuchung unterworfen und dabei auch einige vermißte und heimlich von ihnen annexirte Gegenſtände gefunden hatte. Sie wußten indeſſen ihren Aerger zu verbergen und ſechs Tage verſtrichen ohne irgend eine Verdrießlichkeit. Am 3 oder 4 Nov. waren in 70 Canoes etwa 300 Feuerländer angekommen, mit denen man wie bei den frühern Gelegenheiten freundlich verkehrte. In den ältern Inſtructionen war ſtreng angeordnet worden daß ſtets etliche Perſonen an Bord zurückbleiben, nie alle zugleich ans Land gehen ſollten, denn ſchon einmal hatten Feuerländer ein Schiff überfallen. Zur Einweihung des Miſſionshauſes ſollte aber Sonntag 6 Nov. ein Gottesdienſt am Lande gehalten werden, und zu dieſem verfügten ſich ſämmtliche Leute ans Ufer mit einziger Ausnahme des Schiffskoches. Dieſer folgte vom Schooner aus den Seinigen mit den Augen. Als ſie nach dem Hauſe giengen ſchlichen ſich ein paar nackte Kerle an ihr Boot und ſchleppten die Ruder nach einem Wigwam, offenbar in der Abſicht um ihnen das Mittel zum Rückzug abzuſchneiden. Bald darauf ſah er die Miſſionsleute aus dem Hauſe ſtürzen, verfolgt von den Feuerländern die mit ihren Keulen nach ihnen ſchlugen. Die beiden Fell ſah er unter dieſen Streichen ſinken, ebenſo geſchah es den andern. Hr. Phillips und ein ſchwediſcher Matroſe allein erreichten noch das Boot, dort aber war es Billy Button, alſo einer der ältern Miſſionszöglinge, der den erſten Streich gegen den Geiſtlichen führte: er taumelte und wurde gleich dem Schweden erſchlagen. Nur Ulockowenſcheh, der 15jährige Miſſionszögling, weinte laut und wollte den Mord hindern. Der Koch indeſſen hatte keine Zeit zu verlieren. Er holte ein Gewehr, ein paar Laib Brod, ließ das Gig ins Waſſer und ruderte nach dem Ufer. Ein feuerländiſches Canoe ſetzte ihm nach. Er landete indeſſen früher und entſprang in den nahen Wald, wobei er leider ſein Brod aus der Taſche verlor. Von dem Wipfel eines Baumes, den er erkletterte, konnte er wahrnehmen daß man ihn nicht mehr verfolge, ſondern nur das Gig ins Schlepptau genommen hatte. Er irrte nun in öſtlicher Richtung weiter über ſonniges Land, wo er Guanacoheerden und große Schaaren von Gänſen antraf, volle vier Tage, ohne eine andere Nahrung als einige Beeren und Muſcheln. So traumhaft kam ihm ſeine Lage vor daß er ſich oft einbildete er ſey vom Schiff böswillig entlaufen. Endlich trieben ihn Hunger und Kälte nach Wulleia zurück. Er begegnete einem Canoe mit Eingebornen, rief es an, weil er bekannte Geſichter ſah, und wurde aufgenommen. Nach der Landung nahmen die Feuerländer oder „erbaten" ſich ſtückweiſe alles was er auf dem Leibe hatte, bis auf die Ohrringe und einen Gürtel. In Wulleia ſelbſt fand er die fremden Banden abgezogen und überhaupt nur wenige Perſonen noch anweſend, darunter auch Jemmy Button, von denen allen er freundlich behandelt wurde und die mit ihm ihre elende Nahrung theilten. Sie waren ſogar mitleidig genug ihm bald darauf einige ſeiner Kleidungsſtücke zurückzugeben, während ſie an dem Tage als ſie ihn beraubten ſogar verſucht hatten ihm auch ſeinen Bart wie ein Stück Wäſche auszuziehen. Er fand bei ihnen einen Vorrath geſtohlenen Pulvers und Zündhütchen. Mit dieſen und ſeinem Gewehr begab ſich der Abenteurer auf die Gänſejagd, und den Ertrag ſeines Jagdglückes theilte er dann redlich mit den vergnügten Wulleianern. Gelegentliche Ausflüge nach dem Schooner und nach den benachbarten Inſeln wurden in Geſellſchaft der Feuerländer unternommen, auch Schwimmpartien ausgeführt, letztere jedoch, weil auffallender Weiſe die Männer nicht ſchwimmen können, nur mit den Frauen, welche den Koch dabei an Fertigkeit weit übertrafen. Durch die Ankunft des Schooners Nancy wurde Cole endlich von der drohenden Ausſicht auf einen Winter unter den Fuegianern befreit.

So endete dieſe thörichte Miſſionsſpielerei mit einem abermaligen Verluſte von acht Menſchenleben. Auch wurde Hrn. Phillips kurz vor ſeinem Tode nicht der Schmerz erſpart die Fruchtloſigkeit ſeines Eifers einzuſehen. Unterm 2 Nov., vier Tage vor der Kataſtrophe, ſchreibt er ſelbſt in ſein Tagebuch: „Ein Canoe kam heran und wir ſahen darin den armen Jemmy Button nackt und ſo verwildert ausſehend wie nur je zuvor. Dieſer Anblick war ſehr niederſchlagend, denn er ſchien zu beweiſen daß alle unſre Bemühungen weggeworfen waren. Etwas ganz verſchiedenes von dem bisher Verſuchten muß geſchehen, wenn die Eingebornen einen Nutzen davon haben ſollen."

Rieſenbäume der Welt.

(Aus Chambers's Journal.)

Es iſt eine ſeltſame uns tief berührende Betrachtung daß viele jetzt noch ſtehende Bäume zu blühen begannen vor dem Beginn der älteſten Reiche der Welt, welche die Geſchichte kennt; daß ſie Zeugen waren des Wachſens und des Verfalls der aſſyriſchen und der babyloniſchen Macht; daß ſie die ägyptiſchen Dynaſtien in ihrer Wiege ſchauten, und die kriegeriſchen Monarchien von Macedonien und Rom wie Meteore an ſich vorübergehen ſahen. Solcher Art ſind die großen Caſtanienbäume an den Abhängen des Aetna und jene ungeheuren Repräſentanten ehemaliger Wälder die unſere älteren Reiſenden in China ſahen, und die, in Folge eines harmloſen Aberglaubens von der Axt verſchont, zweifelsohne annoch da ſtehen wo ſie vor Jahrhunderten ſtanden, obgleich neuere Beſucher der „Blume der Mitte" entweder nicht in die Provinzen kamen wo man ſie findet, oder aber unterlaſſen haben ſie zu ſchildern. In einigen Theilen des Morgenlandes, wie z. B. auf den größeren Inſeln des indiſchen Archipelagus,

Digitized by Google

gibt es Bäume die wegen ihrer unermeßlichen Höhe, und weil sie in so großem Abstand vom Boden aller Aeste entbehren, noch merkwürdiger sind als wegen ihres bloßen Umfangs. Auf dem nordwestlichen Vorgebirge von Borneo sowohl als in Theilen Australiens hat man Bäume gesehen, welche, obgleich nicht mehr als achtzehn oder zwanzig Fuß im Umfang haltend, einen schnurgeraden glatten Stamm von neunzig Fuß zeigen ehe sie ihre Aeste ausbreiten, die dann in dieser Höhe sich nach allen Seiten erstrecken, und eine geschlossene Pyramide ewigen Grüns bis an den Wipfel bilden.

Afrika, der Schauplatz Schrecken und Ehrfurcht zugleich einflößender Gegensätze, wo absolut unfruchtbare Wüsten in weiten Strecken parallel laufen mit dem üppigsten Pflanzenwuchs der Welt, bietet uns in der Form eines Baumes nichts wunderbareres als den Baobab, welcher sich vom Boden aus wie ein regelmäßiger Blätterberg erhebt, der hundertundfünfzig Fuß im Durchmesser hat und fünfundsiebenzig bis achtzig Fuß hoch und im heißesten Sommermonat mit weißen sechs Zoll breiten Blumen dicht besäet ist. Es wäre schwer sich irgendetwas schöneres zu denken als diesen ungeheuren Pfeiler grüner Blätter, im Gegensatz zu den schneeigen Blüthen, welche, wenn sie des Morgens ihre duftigen Kelche öffnen, weit und breit einen reichen Wohlgeruch durch die Luft verbreiten. Es gibt etwas ungemein eigenthümliches in den Kennzügen des Baobab. Sein Rumpf ist nicht hoch, da er sich in der Höhe von ungefähr zwölf oder vierzehn Fuß in massive Aeste theilt, deren niederste und breiteste sich fast horizontal ausstrecken, bis ihre eigene Schwere sie abwärts zur Erde neigt, welche sie mit ihren Enden auf allen Seiten berühren, so daß sie ein geräumiges kreisrundes Zelt bilden, das den Eingebornen einen angenehmen Schatten bietet. Den Mangel an Höhe ersetzt der Stamm reichlich dadurch daß er häufig mehr als siebenzig Fuß im Umfang mißt, und zuweilen 85 Fuß überschreitet, was einen Durchmesser von nahezu 29 Fuß gibt. Sonderbar dabei ist daß das Holz des Baobab, obgleich es äußerst langsam wächst, sich weich und leicht zeigt, was wahrscheinlich von dem feuchten und sandigen Boden herrührt welchen der Baum vorzugsweise liebt. Er erlangt selten eine große Höhe wo seine Wurzeln auf Steine stoßen, da die geringste Abreibung ihrer Rinde unvermeidlich zur Vernichtung des ganzen Baumes führt.

Die Chinesen haben eine zierliche Weise die meisten Dinge auszudrücken: wenn sie z. B. einen Begriff zu geben wünschen von der Größe der beiden großen Bäume ihres Reichs, so sagen sie daß zweihundert Schafe sich unter einem einzigen Aste des einen verbergen könnten, während der andere so umfangreich ist, daß achtzig Männer mit ausgestreckten Armen ihn nicht zu umfassen vermöchten. Die Handelsleute welche Bauholz im Lande herum verführen, bohren Löcher in die Enden der Bäume, und binden sie in Flöße zusammen, die zuweilen eine Viertel-Lieue lang sind, auf welchen sie für sich, ihre Familien und Begleiter Häuser bauen, und, den Flüssen und großen Canälen entlang fortfahrend, Reisen von vielen Tausend (engl.) Meilen machen, wobei sich der Floß in dem Maß allmählich verkleinert als sie über ihr Eigenthum in einer Stadt nach der andern verfügen. Wenn wir westwärts durch Mittelasien reisen, treffen wir nur wenige umfangreiche Bäume bis über die Wolga hinaus, wo sich dann unserm Auge Rieseneichen darbieten, von denen einige dreißig Fuß im Umfang und eine verhältnißmäßige Höhe haben, und die hin und wieder durch das Alter so ausgehöhlt sind, daß Menschen oder Thiere darin hausen können. In der Krim treffen wir Eichen von gleichen Dimensionen, nebst ungeheuren Wallnußbäumen, von denen man in günstigen Jahreszeiten zuweilen hunderttausend Nüsse erntet. Der Baum, aus dessen Stamm der berühmte lotharingische, fünfundzwanzig Fuß breite und angemessen lange und dicke Tisch gemacht wurde, übertraf wahrscheinlich seinen Nebenbuhler der Krim im jährlichen Ertrag seiner Nüsse. Kein Hausgeräth ist schöner als das aus Wallnußholz verfertigte; es ist zart gefleckt und gewässert und einer Politur fähig gleich der des feinsten Mahagony Mittelamerikas.

Indeß haben es nur wenige Länder England in der Anzahl mächtiger Bäume, die als historische betrachtet werden können, zuvorgethan. Die Linde von Zürich, von der man annahm sie sey die größte auf dem europäischen Continent gewesen, wurde in ihren Dimensionen von einer in Depeham, in Norfolk, wachsenden weiblichen Linde übertroffen, die sich zu der Höhe von neunzig Fuß erhob und an der Wurzel einen Umfang von nahezu fünfzig Fuß hatte, aber an Dicke rasch abnahm, zuerst bis auf sechsunddreißig Fuß und ein wenig höher bis auf fünfundzwanzig Fuß. Ihre Blätter waren ungeheuer groß, einige derselben hatten volle drei Zoll Breite. Die Ulmen in England sind wahrscheinlich die schönsten in der Welt. In Italien werden diese Bäume seit unvordenklicher Zeit gepflanzt, in der Absicht, wie die römischen Dichter sie ausdrücken, um mit dem Weinstock vermählt zu werden, der, an ihren Stämmen emporklimmend und längs der Aeste und Zweige sich hinschlängelnd, seine reichen Purpur- und Gold-Trauben unter die Blätter hängt, welche kaum genügen um sie vor den allzubrennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Ein Weinberg in Burgund ist eben so wenig malerisch wie eine Pflanzung von Stachelbeersträuchen; südlich vom Ticino dagegen ist der seine Schößlinge von Baum zu Baum schlingende, Bögen und Lauben bildende und ganze Alleen mit seinen lieblichen Blättern und seiner poetischen Frucht beschattende Weinstock ein Gegenstand seltenen Interesses und höchster Schönheit.

Spanien hatte, wie man sagt, keine Ulmen bis sie im sechzehnten Jahrhundert von Philipp II dahin verpflanzt wurden, um die Spaziergänge seiner Paläste in Aranjuez, dem Escurial und in Madrid zu beschatten. Die Gründe in Aranjuez, ringsum künstlich vom Tajo umflossen, sind längs den Ufern des Flusses in schöne Spaziergänge verwandelt, und eine der Alleen soll drei (engl.) Meilen lang und in ihrer ganzen Länge von doppelten Reihen englischer Ulmen beschattet seyn.

Zu den ältesten jetzt bekannten noch existirenden Bäumen gehört jene große ägyptische Sykomore, welche ihren ehrwürdigen Stamm in der Nähe des Sonnenbrunnens in Heliopolis emportreibt, und die bereits alt war als, wie die Sage behauptet, Christus als ein Knäblein auf seiner Mutter Schoß

Digitized by Google

unter ihrem Schatten saß. Hier sind Muhammedaner, Juden und Christen gestanden, und haben den mächtigen Fluß und die Pyramiden betrachtet, Symbole einer Religion die älter ist als irgendeine jetzt bekannte. Hoch oben im Thal treffen wir andere Sykomoren, von denen einige hundert und siebenzig Fuß im Umfang haben, und die wahrscheinlich an Alter mit den Castanienbäumen des Aetna wetteifern, denn das Holz ist unzerstörbar, und kleine Blöcke desselben, aus denen man Götzenbilder oder Spielzeuge für Kinder schnitt, wahrscheinlich schon vor dem Auszuge der Juden aus Aegyptenland, sind annoch eben so hart und glatt wie an dem Tage da sie aus dem Hobel des Zimmermanns hervorgiengen. In unserm Lande, wo die Feuchtigkeit reichlicher und zerstörerischer ist, haben wir vielleicht keine aus diesem antediluvianischen Wachsthum, obgleich wir Waldriesen besitzen welche stets die Bewunderung der Einheimischen und Fremden erregt haben. Der Eibenbaum von Runnymede, unter welchem König Johann die Magna Charta unterzeichnete, ward erst vor einigen Jahren eine Beute des Sturms, und in Essex und Gloucestershire hat es Castanienbäume gegeben die wohl mit Recht Ansprüche auf Verwandtschaft mit denen Siciliens erheben konnten. In Fraiting, in Essex, gab es einen sehr alten Baum dieser Sippe, der, als die Zeit ihn in einen bloßen Stumpen verwandelt hatte, noch dreißig Ladungen Scheitholz gab. Ein anderer Castanienbaum in Gloucestershire, der wahrscheinlich den Druiden Schutz gewährte, wurde von der Zeit endlich so vollständig ausgehöhlt, daß der Eigenthümer desselben im Innern ein hübsch getäfeltes, mit Sitzen und Fenstern ausgestattetes Zimmer für sich erbaute.

Man erzählt von dem persischen Könige welcher in der Blüthezeit Griechenlands mit einem ungeheuern Heer in Europa einfiel, daß er, durch Kleinasien ziehend, mehrere Tage lang den Marsch seines Heers unterbrach, um einem Baume göttliche Verehrung darzubringen — eine Form des Aberglaubens die in der ganzen alten Welt, besonders unter unsern eigenen Vorfahren, üblich war. Er entdeckte nämlich auf seinem Marsch eine Platane von merkwürdiger Größe und Schönheit, und machte Halt davor, legte seinen Gold- und Juwelenschmuck ab, veranlaßte seine Freunde und Frauen das gleiche zu thun, und belastete den lieblichen Baum mit Schärpen, Spangen, Arm- und Halsbändern und anderm mit Edelsteinen besetzten Schmuck — er nannte ihn seine Freude, zollte ihm wie einer Göttin Anbetung, und ließ vor seinem Abmarsch das Bild desselben auf eine goldene Medaille prägen, die er von Stund' an beständig auf seinem Leibe trug.

Bei uns rührt viel von dem Interesse welches Bäume besitzen von historischen Reminiscenzen her. Unsere Cedern z. B., ursprünglich in einem Mantelsack aus dem Libanon gebracht, erwecken in unserm Geiste die Erinnerung an viele in unsern Jahrbüchern berühmte Namen, obgleich die Tradition in ihrem ehrgeizigen Haschen vielleicht manche Ereignisse vordatirte, und die Thaten der einen Person einer andern zuschrieb. So glaubte man daß die acht (engl.) Meilen von London entfernte Ceder, die von dem Orkan des Jahrs 1778 niedergerissen wurde, von der Königin Elisabeth gepflanzt worden sey, obgleich kein Beweis vorliegt daß diese Baumart früher als ein halbes Jahrhundert nach ihrem Tod in England bekannt war. Auf dem Libanon selbst sowohl als auf der Insel Cypern hat man, wie wir glauben, Cedern kennen gelernt welche eine Höhe von 130 Fuß erreichten und einen verhältnißmäßigen Stamm hatten, während die größten in unserm Lande nie die Höhe von 75 Fuß überschritten zu haben scheinen — ein Unterschied welchen einige Naturforscher dem kälteren und ungeeigneteren Klima Englands zugeschrieben haben. Allein es gibt Geheimnisse in der Vegetation wie bei andern Dingen. Die Kälte des Libanon ist im Winter strenger als diejenige welcher diese Bäume in England ausgesetzt sind, obgleich andererseits die Sommerhitze auch viel größer ist, und diese Temperaturschwankungen sind möglicherweise nothwendig um die Ceder zu ihrer vollen Schönheit und Größe zu entwickeln. Die Cypresse erreicht in fast allen an das Mittelmeer gränzenden Ländern eine große Höhe, obgleich sie an Umfang so langsam zunimmt, daß viele Menschenalter erforderlich sind um sie zur Vollkommenheit zu bringen. Das Holz dieses Baumes ist von seltener Schönheit, Dichtigkeit und Dauerhaftigkeit, weßhalb die Aegyptier es zur Verfertigung der Mumien-Särge wählten, von denen viele, nachdem sie mehrere tausend Jahre in der Erde gelegen, ihrem ganzen Aussehen nach noch dicht und brauchbar sind wie je.

Die Wellingtonia gigantea, der mächtige Baum von welchem ein verstümmeltes Exemplar im Krystallpalast gezeigt worden (er soll, wie man sagt, eine Höhe von 200 Fuß erreichen), ist in andern Theilen Amerika's nicht ohne seines Gleichen; in der That scheint der von den Jesuiten in Paraguay niedergehauene Baum — aus dem Grunde niedergehauen weil sie dem Volke die Anbetung desselben auf keine andere Weise abgewöhnen konnten — noch größere Dimensionen gehabt zu haben. Wir wollen nicht bei dem indischen Feigenbaum verweilen, der an und für sich selbst einen kleinen Wald bildet, und der daher im Verlaufe der Zeit, wenn seinem Wachsthum nicht Einhalt gethan würde, ganze Meilen Landes mit seinem säulenförmigen Schatten bedeckte. Man kann ihn fast als das Symbol asiatischer Gemeinwesen betrachten, die durch ihre Volksmengen in Erstaunen setzen, obgleich sie selten aus sich selber Individuen von übergroßer Verstandeskraft hervorbringen. Im Norden sind die Bäume, wie das Volk, abgesondert groß, wenigstens häufiger als anderswo. Es mag seyn daß das Wachsthum und die Entwicklung eines ungeheuren Exemplars, wie in den Pinienwäldern der Hochlande, das Vorkommen oder die Vernichtung vieler kleineren Bäume herbeiführt; daß die starken und harten ihre Nachbarn übergipfeln und endlich vertilgen, und so, wenn sie sich freien Raum zum Wachsen gesichert haben, allmählich eine unglaubliche Größe erlangen. Auf diese Weise hatte im Windsor-Forst die von Shakespeare gefeierte Herne's-Eiche, Jahrhunderte vor des Dichters Zeit, alle die kleineren Eichen in ihrer Nähe getödtet, und wurde demgemäß von einer schönen grünen, ein wenig unebenen und gebrochenen Rasenfläche umringt, die aber ebendeßhalb um so geeigneter war der Spielplatz der Feen und Elfen zu seyn.

Digitized by Google

Eine dieſer mächtigen Eichen, die wahrſcheinlich Zeuge geweſen der Kämpfe Alfreds mit den Dänen, wurde von dem großen Orkan im Jahr 1703 in einem Hampſhirer Dorfe, niedergeriſſen; das Volk und ſein Pfarrer ſuchten ſie aufzurichten, und mit vieler Mühe und Unkoſten brachte man ſie wieder in eine ſenkrechte Stellung; allein ihr Herz war gebrochen, und nachdem ſie noch einige wenige Lebenszeichen gegeben, weigerte ſie ſich von neuem Wurzel zu faſſen. Mehrere Parke in England haben durch die Größe der Bäume die ſie enthalten ihre Eigenthümer zu geſchichtlichen Berühmtheiten gemacht; ſo z. B. die Eichen von Donnington-Park, die von dem Dichter Chaucer, wie man ſagt, aus Liebe für alles was Dauer verſprach, gepflanzt worden ſind, und von denen die eine Königseiche, die andere Königin-Eiche und die dritte Chaucer's Eiche genannt wurde. Unglücklicherweiſe indeß hatte die Natur denſelben die verhängnißvolle Gabe der Schönheit gewährt, ſo daß, als ſie ſchnurgerade aufgeſchoſſen wie ein Pfeil, und bis zur Höhe von nahezu fünfzig Fuß ohne alle Aeſte waren, niedergehauen und in Getäfel verwandelt wurden, um ihren Eigenthümer warm zu halten. Annoch ſteht eine Lindenulme in Sheen, in Surrey, unter deren weit ſich ausbreitenden Zweigen einmal eine Geſellſchaft von zweihundert Perſonen frühſtückte. Die Cowthorper Eiche, bei Wetherby, mißt nahe am Boden achtundſiebenzig Fuß im Umfang, und in der Höhe eines Yards vom Boden achtundvierzig Fuß. Eine unter der Regierung Karls I niedergehauene Eiche lieferte vier umfangreiche Querbalken für ein Kriegsſchiff, welche vierundvierzig Fuß lang waren und vier Fuß neun Zoll im Durchmeſſer hatten. Der Maſt desſelben Schiffs, ganz aus einem ſoliden Stück, war neunundneunzig Fuß hoch. Einer der größten Bäume deren in der Geſchichte Erwähnung geſchieht, iſt die Galynos-Eiche, die in Monmouthſhire wuchs. Der uns von derſelben hinterlaſſene Bericht iſt mehr techniſch als poetiſch, obgleich er auch ſo eine Anſchauung von den majeſtätiſchen Proportionen derſelben und von der Großartigkeit des Anblicks gewährt. Bei einem glatten ſchnurgeraden Stamm, der nazezu dreißig Fuß im Umfang hatte, thürmte ſie ſich zu großer Höhe empor, theilte ſich dann plötzlich in gewaltige Aeſte, und warf ſie nach allen Seiten hinaus, ſo daß ſie den unter ihr Befindlichen eine faſt beiſpiellos weite Schattenfläche bot, die ſich auf vierhundertundzweiundfünfzig Quadrat-Yards belief. Als ſie gefällt und in Bretter zerſägt wurde, erſchien ihr Ertrag faſt fabelhaft, indem ſie mehr als zweitauſendvierhundertundzwanzig Quadratfuß lieferte. Das Niederhauen und Abrinden derſelben beſchäftigte 20 Tag lang fünf Mann; zwei Säger brauchten hundertundachtunddreißig Tage um ſie in Bretter zu verwandeln, und verdienten dabei 82 Pf. Sterling. Der Werth des ganzen Baumes läßt ſich aus der Thatſache erkennen daß die Rinde allein um ſechshundert Pfund Sterling verkauft wurde.

Ueber die älteſten bibliſchen Sagen.

Von Julius Braun.

3. Vom Paradies.

(Fortſetzung.)

Nicht minder aufgefallen iſt die Aehnlichkeit von Yama's ſeligem Reich, wo Yama mit den Göttern unter paradieſiſchen Bäumen tafelt, und von Yima's Garten, wo nicht Froſt noch Hitze, nicht Alter noch Tod iſt, mit dem elyſiſchen Gefilde bei Homer. Auch in dieſem, am Ende der Erde, wohnen erleſene Menſchen bei Rhadamanthys und erleben gleichfalls keinen Schnee und keinen Regenſturz, ſondern ſanften Zephyr, den Okeanos zur Kühlung ſendet. Aber haben wir darum ein Recht den Urquell und gemeinſamen Quell dieſer Vorſtellungen in Mittelaſien, alſo in Yima's Garten zu ſuchen (wie Windiſchmann, Urſagen der ariſchen Völker, Abhandl. der bayer. Akad. VII.)? Nein, und ſo wenig als bei jenen abendmahlähnlichen myſtiſchen Opfern. Der Name Rhadamanthys weiſt uns unmittelbar nach Aegypten zurück, denn das ägyptiſche Wort Amenthi, Unterwelt (der etruskiſche Todtengott Manthus), ſteckt doch deutlich genug darin. Unterwelt und Abend, Abendland, aber ſind Begriffe, die bei den Aegyptern ineinander übergehen, ganz wie bei ihren Nachahmern, den Phönikern auch, deren Ausdruck „Erebos" für Unterwelt, und „Europa" für Abendland, aus derſelben Wurzel Ereph, Abend, hervorgeht. Alle ägyptiſchen Gräber liegen am Rand der weſtlichen Wüſte; alle Pyramidentempel liegen öſtlich von den Pyramiden, um ſich nach Weſten, wo der Verſtorbene wohnt, zu wenden. Aus den ſeligen Geiſtern im Weſten ſind bei Homer und Heſiod ſelige Nichtgeſtorbene geworden, wie Menelaos ꝛc., die durch Göttergnade dahin entrückt wurden. Das iſt aber die urſprünglichſte Vorſtellung nicht. Dieſe findet ſich viel treuer bei Pindar, der auf der Inſel der Seligen zwar dieſelben Okeanoslüfte wehen, und goldene Blumen auf den Bäumen und im Waſſer blühen läßt; woraus die nach Rhadamanthys Spruch Erwählten ſich Kränze winden. Aber dieſe Glückſeligkeit wird nur verdient, wenn die Seele auf wiederholten Wanderungen ſich ſchuldlos erhalten oder gereinigt hat. Das iſt ägyptiſche Lehre. Auf der Wand der Rhameſſidengräber, auf den Blättern des Todtenbuchs ſehen wir die elyſiſchen Gefilde der Aegypter abgebildet, wo die ſeligen Geiſter auf himmliſchem Feld über den Waſſern mit der Sichel ernten, himmliſche Früchte von den Bäumen pflücken, in himmliſchen Waſſern baden und jubeln.

Alſo die Homer-Heſiod-Pindariſche Vorſtellung von den ſeligen Inſeln geht nicht auf ein irdiſches, ſondern ein himmliſches Paradies der Aegypter, einen Aufenthalt der Verſtorbenen zurück. Sowie aus dem irdiſchen Garten des Yima ſich in Indien ein ſeliges Todtenreich entwickelt hat, ſo iſt umgekehrt bei Homer und Heſiod aus dem ſeligen Todtenreich der Aegypter ein irdiſcher Paradiesgarten im fabelhaften Weſten geworden. Ein Zuſammenhang zwiſchen Yima's Reich und dem helleniſchen Elyſium, ſo ähnlich ſie ſeyn mögen, findet

Digitized by Google

also nicht statt, denn beide gehen in zwei grundverschiedene Wurzeln, eine irdische und eine himmlische zurück. Nicht mit Yima's Reich dürfen wir Pindars elysische Gefilde vergleichen, sondern nur mit dem Paradies des Ormuzd jenseits der Brücke Chinvat. Diese Brücke führt vom Gipfel des Albordsch hinüber auf das Himmelsgewölb, wo der Aufenthalt der Reinen bei den goldenen Thronen der Amschaspands ist und wo Ormuzd Wohnung Garonemana steht (Vendidad XIX, 96 ꝛc.). In dieser von Ormuzd (Ormuzd-Zeus) geschaffenen Brücke werden wir die Zeus-Bahn zu erkennen haben, auf welcher die gerechtfertigten Seelen bei Pindar in die Burg des Kronos (wie wir sehen werden: des Zaruam, der zoroastrischen Urgottheit) eingehen. Drei Seelenrichter, wie bei den Griechen, stehen auch an der Brücke Chinvat: Mihr (Mithra), Srosh und Rasnrast. Sogar die Seelenwanderung, welche Pindar voraussetzt, ist bei Zoroaster erhalten. Dreimal müssen bei Pindar die Seelen diesseits und jenseits sich von Verschuldung rein gehalten haben, ehe sie in Kronos Burg eingehen. Was kann anderes gemeint seyn, wenn Ormuzd (Yasna XIX) versichert: „Wer mir in dieser mit Körper begabten Welt, o heiliger Zara-thustra, den Theil des Ahuna-Vairya (eines Gebetes) hersagt, vorträgt ꝛc. — dessen Seele bringe ich dreimal über die Brücke zum Paradies, ich, der ich Ahura Mazda bin, bis zu dem besten Ort, bis zu der besten Reinheit, bis zu den besten Lichtern (Spiegel, Aveſta II).

Aber ist nicht auch der irdische Garten Yima's, dieses Vorbild von Yama's seligem Reich, so gut wie das Homerische irdische Elysium auf jene mißverstandenen Vorstellungen vom ägyptischen Jenseits zurückzuführen? Nein, denn für Yima's Garten (Iran's goldene Zeit) sowie für den Garten Eden (die semitische goldene Zeit) und für das Hesiodische goldene Alter, das Hesiod ja gleichfalls unterscheidet vom Elysium der Heroen, findet sich das nächste Vorbild in einem entsprechenden irdischen goldenen Alter auch bei den Aegyptern.

Es ist die Herrschaft Agathodämons, des im Nil verkörperten guten Urgeistes, der auch Ophion heißt (von seiner weltumfassenden Schlangengestalt). Damals gab es nur Götter und selige Geister auf der Erde und erschien noch kein Böses. Aber Seb-Kronos, der Vater der Kroniden, ein irdischer, sterblicher Urkönig Aegyptens, in welchen man nachmals Sevek, den Gott der Urzeit, niedersteigen ließ, brachte den ersten Riß in die vorher glückliche Welt, und eröffnete, von den Giganten, den Söhnen der Erde, und einem Heer von abgefallenen Geistern unterstützt, den Krieg gegen die guten Götter. Unter diesen waren seine eigene Gemahlin Netpe-Rhea-Demeter und seine Söhne Osiris-Zeus und Typhon. Für eine nüchterne Anschauung die den alten Völkern keine anderen Denkgesetze zutraut als unsere eigenen sind, kann es nicht schwer seyn, einzusehen, daß in diesem Kampf des Kronos mit seinen Kindern ein wirklicher, vorhistorischer Thronstreit steckt, wenn man später auch kosmische Kräfte in diesen Kronos (die Urzeit) und in seine Gemahlin Rhea (die Himmelsgewässer) niedersteigen ließ, und auf diese Art die ganze sterbliche, gestorbene und in Aegypten begrabene Kronidenfamilie an das System der großen kosmischen Götter knüpfte. Kronos, der selber in Schlangengestalt focht, wurde überwunden und in den Nil gestürzt. Die überwundene Partei ist natürlich die schlechte, die böse. Um abzubüßen wurden die von Kronos, der Schlange, verführten vormals seligen Geister ins Gefängniß des Menschenleibs eingeschlossen — eine Vorstellung, die aus ägyptischem Hintergrund auch bei Pythagoras, Empedokles, Plato ꝛc., bei Chrysostomus und anderen wiederkehrt (Röth II, 684). Kneph-Amun, der gute Urgeist selber, bildete, wie wir an den Tempelwänden von Philä sehen, den Menschenleib auf der Töpferscheibe aus einem Erdenklos. Also das Einbannen der Seele in den Menschenleib, ist deren Verstoßung aus dem goldenen Alter und aus dem Paradies. Doch erhielt jede der abgefallenen Seelen aus der Zahl der treugebliebenen einen Schutzgeist fürs Leben. Eine Erinnerung daran finden wir auch bei Hesiod, welcher aus den abgeschiedenen Seelen des goldenen Alters wohlthätige Dämonen werden, und sie als Hüter der Sterblichen auf der Erde streifen läßt. Daß das goldene Alter in Kronos' Zeiten stattfand, und die Menschen vom selben Stamm wie die Götter sind, weiß er ohnedieß.

Da so viele andere Culturelemente, wie wir gesehen, von Aegypten her in Babylon eingerückt sind, da wir den Baum des Lebens auf demselben Wege verfolgen konnten, so wird auch das übrige Paradies und goldene Alter mitgekommen seyn. Es bringt die verführende Schlange mit, den bösen Kronos, der aber allerdings auf asiatischem Boden das Geschäft nicht fortsetzt, sondern seinem gleichfalls schlangengestaltigen Sohn Typhon-Ares-Ahriman abgetreten hat. Das gieng um so leichter, als auch Typhon Zerstörer eines glücklichen Alters ist, des silbernen, in welchem Osiris und Isis die Herrschaft über die neugeschaffene Menschheit führten. Osiris und Isis hatten mit Hülfe anderer Götter, z. B. Thot, des einmal großen, des Vorstands der Priesterwissenschaft ꝛc., den ägyptischen Staat gegründet, um jenen gefallenen Seelen, den Menschen, ihre Buße zu erleichtern. Dieser Staat wurde zerstört durch Typhon, dessen hinterlistiger Nachstellung Osiris selber erlag. Typhon regierte an seiner Stelle, bis des Osiris und der Isis Sohn, der herangewachsene Horus-Apollon, Rache nahm und in der Schlacht bei Antäopolis seinen Oheim Typhon (Apoll den Drachen Python) erlegte. Wir haben bereits bemerkt daß diesem Typhontödter Apoll der Typhontödter Thraetaono-Trita entspricht. Aber auf asiatischem Boden begegnet uns auch der Kampf, den Osiris-Zeus selber mit Typhon hatte. Aus jenem Hineinlocken des Osiris in einen Mumiensarg, so daß er ersticken mußte als Typhon mit seinen Verschworenen den Deckel zuschlug, aus dem Wüthen des Typhon gegen die Leiche, die er zerriß und zerstreute, als Isis den nach Phönikien geschwommenen Sarg gefunden und zurückgebracht hatte, ist außerhalb ägyptischen Bodens eine Kampfsage geworden, und da Osiris aufgieng in einem unsterblichen Naturgott, dem blitzschwingenden Zeus, konnte er naturgemäß nicht mehr der unterliegende und ermordete bleiben, sondern mußte unsterblich und Typhons Ueberwinder werden. Sein Grab, das Osirisgrab, das in Aegypten Cultusbedürfniß war, hat er unter dem Namen Zeusgrab nur bis

Digitized by Google

nach Kreta (unter dem Namen Dionysosgrab bis nach Delphi) mitgeschleppt, und zu Babylon, wie wir gesehen, wurde es ersetzt durch ein Belusgrab. Typhon, außer seiner Entwicklung zu Perseus, Ares ꝛc. wurde bei den Phönikern, Babyloniern ꝛc. ein Drache, und vertritt seinen schlangengestaltigen Vater Kronos als Zerreißer des goldenen Alters auch im hebräischen Paradies. Ahriman, heißt es, gab dem ersten Menschenpaar Früchte zu essen, durch die sie ihre Glückseligkeit verloren. Da Ahriman, wie wir sehen werden, mit Ares-Typhon eins ist, wird auch unter der Schlange des Paradieses nicht die Kronos-, sondern die Typhonsschlange zu verstehen seyn, zumal da der Kampf mit demselben Typhon, dem wolkenbannenden Gluthwind — denn zum Gluthwind oder Verwalter des Gluthwinds ist der brudermörderische Prinz bereits in Aegypten geworden — sich in der Nachbarschaft des Paradieses und bis nach Indien hinein fortsetzt. Ebenso scheint der Typhondrachen seinen Vater Kronos zu vertreten am Aresquell zu Theben in Böotien, wo er von Kadmus erlegt wird. Kadmus, eine Gottheit, die wir in allen phönikischen Colonien verehrt finden, ist, wie sich reichlich nachweisen läßt, niemand anderes als der phönikisch-ägyptische Urgeist, jener im Nil verkörperte Agathodämon-Ophion, der das gute Götterheer gegen Kronos befehligte. Seine Schlangengestalt ist in den Schlangenfüßen des Kadmus noch übrig. Wenn Ophion-Kadmus einen Drachen überwindet, so können wir bei jenem Götterkampf nur an den Kronosdrachen denken, denn Typhon stand ja damals mit seinen Geschwistern auf Agathodämons Seite gegen den Kronos. Da aber die wandernde Sage, die an der Kadmea zu Theben sich niederließ, als Stätte des Kampfs einen Aresquell, einen Typhonsquell nennt, scheint auch dort der jüngere Drache untergeschoben oder mit dem älteren verschmolzen zu seyn.

Also die Verführerrolle und den Ruhm, den ersten Riß ins goldene Alter gebracht zu haben, hat Kronos seinem Sohn Typhon überlassen. Er mußte es, weil er selber zum höchsten Gottesbegriff Asiens sich entwickelt hat, als El-Kronos, der Schöpfergott, den Zoroaster vollends verflüchtigen und verklären konnte in seinem „Zarnam," der gränzenlosen Zeit als Urgottheit. In Aegypten war Seb-Kronos, dieser Gemahl der Retpe-Rhea und Vater der Kroniden, ein Tyrann, welcher vom Thron gestoßen zu werden verdiente, und dessen übelthätige Natur ihn geeignet machte, als Verkörperung des zerstörendsten Gottes, des Sevek, des Gottes der Urzeit, gedacht zu werden. Die Erinnerung an die ursprüngliche Menschlichkeit des Bösewichts gieng in Aegypten und im Abendland niemals verloren. Man hatte Kronosgräber in Sicilien, so gut als Osirisgräber in Aegypten, und daß er seine Gemahlin Retpe-Rhea und deren Kinder verfolgte, wird uns ganz begreiflich, wenn wir wissen, von wie viel verschiedenen Vätern diese Retpe ihre Kinder hatte. In Babylon ist diese ursprüngliche Menschlichkeit abgestreift. Man wußte, daß Kronos zur Zeit des goldenen Alters gelebt und geherrscht hatte, und vergaß oder unterdrückte die Vorstellung, daß er es eigentlich war, welcher der seligen Regierung des Agathodämon-Ophion-Kadmus ein Ende gemacht, um seine eigene gleich lang dauernde an die Stelle zu setzen. Die Sage im Abendland wußte von seiner grausamen Herrschaft in Sicilien und Libyen, pries aber auch das goldene Alter Saturns in Italien. Bei Pindar ist er König der glücklichen Insel; die gerechtfertigten Seelen gehen in die Burg des Kronos ein, und zwar „auf der Bahn des Zeus." Diese Bahn des Zeus die noch Niemand zu erklären wußte, ist, wie wir bereits gesehen, auch von Zoroaster aufbewahrt in der von Ormuzd geschaffenen Brücke Chinvat, welche hinüber führt vom Gipfel des Albordsch nach dem himmlischen Paradies. Dort wo Ormuzd, die Amschaspands und die übrigen Reinen wohnen, ist natürlich auch die Urgottheit Kronos-Zaruam zu suchen. Man müßte annehmen, daß bei Pindar asiatische Vorstellungen sich mit der ägyptischen Seelenwanderungslehre verknüpft haben, wenn nicht wahrscheinlicher wäre, daß auch die Brücke Chinvat, die Zeus-Bahn, schon in Aegypten ein Vorbild in einer Osiris-Bahn gehabt habe. Es ist Schade, daß vom orphischen Gedicht, welches die ägyptischen Anschauungen so getreu wiederholt, über den gestürzten Kronos sich nichts erhalten hat, als die Worte (Röth II, 700)

> . . . . Unter Zeus, dem Kroniden,
> Führte der Gott ein unsterbliches Leben in blühendem Barte
> Und stets frischen wohlduftenden Locken; nie mischte sich ihnen
> Ein die silberne Blume des schwachen, gebrechlichen Alters,
> Sondern die Schläfe bekränzt' ihm ein üppig sprossender Haarwuchs.

Doch ist aus diesen Zeilen zu schließen, daß er auch dort nicht als Verstoßener im Tartarus, sondern möglicherweise als Verwalter eines seligen Reiches, wie Pindar es darstellt, gedacht wurde, und daß jener Riß ins goldene Alter seine Versöhnung gefunden hat. Wenn in Babylon, der Stadt, die seinen Namen trägt (Bab-El, Thor des El) auch nicht jede Erinnerung an eine böse Vergangenheit verloren ist — man denke nur an seinen unheimlichen Planeten Saturn — so hat ihn das doch nicht gehindert höchster Gott und Weltschöpfer zu werden. Er ist jener Bel der das Chaos gespalten (wenn er auch im armenischen Eusebius mit seinem Sohn, dem jüngeren Bel, Bel-Zeus-Aramazd, verwechselt wird) und der die Welt gebildet hat. Daß diese Aufgabe dem „Zeitgott" Bel, Belitan (dem Bel, d. h. dem Herrn, der Ewigkeit) zukommt, sehen wir zunächst aus der Vergleichung mit der nah verwandten phönikischen Kosmogonie, wo dieselbe Rolle dem Aeon Protogonos (wie er in Philos Uebersetzung aus Sanchuniathon heißt) zugetheilt wird. Aeon Protogonos ist dort an die Stelle des ursprünglichen innenweltlichen Schöpfergeistes Pothos-Eros, des orphischen Phanes (ägyptisch Monthu, Harseph, Pan ꝛc.) getreten, wofür dieser die vom Urzeitgott (Aeon-Kronos-Sevek) verlassene Stelle in der ägyptischen, viereinig aus Geist und Weltstoff, Raum und Zeit bestehenden Urgottheit einnahm.

Wie kommt aber der Zeitgott überhaupt dazu Schöpfergott zu werden und den Eros-Phanes, den richtigen innenweltlichen Schöpfergeist, bei den Babyloniern und Phönikern aus seiner Rolle zu verdrängen? Ist nicht der Zeitgott vielmehr eine zerstörende Macht, und eben darum geeignet den übelthätigen Kronos, diesen sterblichen Vater der sterblichen

Digitized by Google

Kroniden, in ſich aufzunehmen? Es verſteht ſich von ſelbſt daß wir hier zunächſt mit der Idee eines Urzeitgottes (des krokodilköpfigen Sevek, Mitglied der Urgottheit) zu thun haben, nicht mit dem ſagengeſchichtlichen Kronos, den man als deſſen irdiſche Verkörperung dachte. Jener zerſtörende Urzeitgott hat den innenweltlichen Schöpfergeiſt (bei Heſiod Uranos) entmannt. Das war eine nützliche That, denn das Erzeugen von hundertarmigen Rieſen und Giganten ꝛc., wie es zuletzt noch vorgekommen war, mußte ein Ende nehmen, wenn ein geordneter Weltzuſtand eintreten ſollte. Dieſer That des ägyptiſchen und des heſiodiſchen Urzeitgottes entſpricht die That des babyloniſchen Bel-Kronos, der den Chaosraum (das Weib Thalath) entzweiſpaltet und die Ungeheuer in ihr vernichtet. Die zerſtörende That iſt alſo Erforderniß der Weltordnung, und ſo kann der zerſtörende Zeitgott auch zum Weltordner und Weltſchöpfer werden. Aber zu der Idee eines Schöpfergottes hat nicht nur die ſpeculative Hälfte der ägyptiſchen Figur, ſondern auch das ſagengeſchichtliche Element, das man in ihr aufgehen ließ — nicht nur Sevek-Kronos, ſondern auch Seb-Kronos, der Kronidenvater, beigetragen. Man wußte daß das Menſchengeſchlecht ſeinen Urſprung jener Empörung des Kronos gegen die guten Götter verdanke, und an den Untergang des Kronos ſich knüpfe. Darum ſchlägt der babyloniſche Bel-Kronos, nachdem er die Welt geordnet hat, ſich ſelber das Haupt ab, und die Götter miſchen das trieſende Blut mit Erde, um Menſchen daraus zu bilden. Weil wir aus dem Blut der Titanen, jener Götterfeinde, ſind, ſagt Chryſoſtomus, lieben uns die Götter nicht. Auch Kronos, mit welchem die Urzeit Eins geworden, iſt ein Titan, aber ein abgefallener und den guten Göttern feind, wenigſtens in Aegypten. Da in Babylon ſich die Vorſtellung verloren hat daß er ſelber ein unterliegender, von den andern gefeſſelter oder getödteter Gott ſey, und daß die Menſchenſeelen nur darum in den Menſchenleib verbannt, aus der Göttergemeinſchaft verſtoßen ſeyen, weil ſie von ihm ſich verführen ließen — da aber die Erinnerung fortbeſteht daß das Menſchengeſchlecht aus ſeinem Sturz, aus ſeinem Blut herrühre, muß er ſelber es geweſen ſeyn der das Haupt ſich abſchnitt, und die Götter (in Aegypten die ſiegreichen, ſtrafenden Götter) bildeten die Menſchen aus ſeinem mit Erde vermiſchten Blut. In Indien wird Brahma, der nichts anderes iſt als El-Kronos-Zaruam von den Göttern erſchlagen und aus ſeinem Schädel der Himmel gebildet; im Norden tödten die Götter den Rieſen Ymir und bilden den Himmel aus ſeinem Schädel, die Erde aus ſeinem ſonſtigen Gebein; zu Theben in Griechenland ſäet Kadmus, der Urgeiſt, der in Aegypten die Menſchen bildet, die Zähne des von ihm erſchlagenen Kronos-Typhondrachens und ſieht Menſchen daraus werden. Als Schöpfergott erſcheint „El," wenigſtens dem Namen nach (Elohim) auch in der hebräiſchen Kosmogonie. Die „Elohim" (Mehrzahl) ſind bei Sanchuniathon die Gehülfen des Kronos-El. Noch weiter entwickelt iſt der babyloniſche weltſchöpferiſche Zeitgott in der zoroaſtriſchen Urgottheit, der unendlichen, gleichfalls weltſchöpferiſchen Zeit, die vollends in ein Urgutes ſich geſteigert hat. Aus dem weltſchöpferiſchen Zeitgott gieng auch der Allah Mohammeds hervor. Nach Behauptung der Sſabier (Chwolſohn, II, 383, 516, 673 ꝛc.) war die Kaaba zu Mekka, wohin die Wallfahrt lang vor Mohammed ſtatt fand und angeblich von Hermes (Idris) eingeführt wurde, urſprünglich ein Saturntempel. Damit erklärt ſich auch der vielgeküßte ſchwarze Stein, der in die Außenwand der Kaaba eingeſetzt iſt. Schwarz iſt die Farbe Saturns, und einen Tempel aus ſchwarzem Stein und mit ſchwarzem Cultusbild hatte Saturn auch bei den Sſabiern zu Harran.

Wir glauben ſo die Möglichkeit gezeigt zu haben wie aus der ägyptiſchen, übelthätigen Figur, die zur Hälfte aus Speculation (Urzeit Sevek), zur Hälfte aus Sagengeſchichte (Kronidenvater Seb-Kronos) beſteht, der babyloniſche, weſentlich gute Weltſchöpfer werden konnte. Seine beiden Söhne, Oſiris-Bel-Zeus (Ormuzd) und Typhon-Ares (Ahriman) behält er auch in Babylon bei. Zunächſt müſſen wir nachweiſen daß der ägyptiſche Typhon in der That ein in Meſopotamien reich verehrter Gott war. Erſt dann wird unſere Deutung der Paradieſesſchlange, und jener Schlange die Ahriman in Airyana geſchaffen, und jener Schlangen und Drachen, die von Thraetaono, von Feridun, von Indra bekämpft werden, nicht mehr in der Luft flattern.

Alſo Typhon, wie bereits bemerkt, iſt in Aegypten eine entſchieden menſchliche, ſagengeſchichtliche Perſönlichkeit geweſen. Er haßte ſeinen Bruder Oſiris, und nicht ohne Grund, denn Oſiris hatte „aus Verſehen" der Gemahlin des Typhon, der Nephthys beigewohnt. Die Frucht des Verſehens war der von Nephthys aus Angſt ausgeſetzte, von Iſis aufgefundene Anubis (babyloniſch Nebo-Merkur). Typhon (von Herodot Ares genannt) that ſeiner eigenen Mutter Gewalt an, ein Ereigniß das zu Herodots Zeit in Pampremis jährlich durch eine große Prügelei gefeiert wurde. Dieſe „Liebe" des Typhon hat ſich auf helleniſchem Boden erhalten in der unerlaubten Liebe zwiſchen Ares und Aphrodite, denn auch Aphrodite hat ſich losgeſchält aus jenem gemeinſamen Wurzelſtock Netpe-Rhea ꝛc., und wird von den Alten mit Rhea ausdrücklich gleichgeſetzt. Derſelbe Typhon hat ſeinen Bruder umgebracht und wurde ſelber getödtet von ſeinem Neffen Horus-Apoll — alles ſo handgreiflich menſchliche Züge daß nur das eigenſinnigſte Vorurtheil das vormals wirkliche Leibesleben ſolcher Figuren zu verkennen vermag. Eben weil ſie ſo menſchlich faßbar und begreiflich ſind, traten ſie in Aegypten auf Koſten der großen kosmiſchen Götter, jener Theile und Kräfte der Welt, immer mehr in den Vordergrund und riſſen faſt alle Verehrung an ſich. Um jene kosmiſchen Kräfte nicht ganz zu verlieren, ließ man ſie niederſteigen auf dieſe ſagengeſchichtlichen Häupter. Wie man den Kronos zum Gott der Urzeit, Rhea-Aphrodite zur Göttin von Erde und Weltſtoff werden ließ, ſo ertheilte man auch ihren Kindern kosmiſche Aemter: dem Oſiris die Aufgaben aller guten Schöpfungsgötter (Amun, Pan ꝛc.) ſammt der wohlthätigen Sonnenwärme, dem Typhon außer dem Erbe ſeines Vaters Kronos die ſchädliche Sonnengluth ſammt dem Chamſin, dem Gluthwind der Wüſte. Typhon ſteigerte ſich zeitweis zum böſen Princip, und ſein Name, wie die Spuren allenthalben zeigen, ward auf den Denkmalen aus-

Digitized by Google

gerottet. Diese Verfolgung kann aber nur zeitweis geschehen seyn, denn in alter und neuer Zeit hatte er seine Tempel und seinen Cultus, zumal als Kriegsgott, der, wie die Sculpturbilder zeigen, die Könige segnet und im Bogenschießen unterrichtet ꝛc. Mit allem Recht nennt Herodot ihn Ares. Auch der griechische Ares ist schneeschmelzender, pestbringender Gluthwind, Pestgott (Sophokl. Kön. Oed. 190 ꝛc.). Sein heiliges Thier ist das Pferd (in Aegypten das Nilpferd des Typhon), die Schlange (am Aresquell zu Theben, beim kolchischen Vließ), das Schwein (Ares mit dem Schweinegesicht bei Plut., Mörder des Osiris-Adonis in Ebergestalt) und der Hahn (auch dem babylonischen Ares-Nergal eigen, und heute noch bei den Teufelsanbetern Symbol des Satans). Der Gluthbegriff des Typhon-Ares (Ares Pyroeis) hat auf asiatischem Boden sich erhalten im Baal Chamman, dem „feurigen Herrn," dem Gott der Gluthhitze, Moloch der Hebräer. Weil „Roth" seine Farbe ist, hat man in Babylon, wo er Nergal heißt, ihm den rothen Planeten, den Mars zugeeignet, und wie in Aegypten dem Typhon rothhaarige Menschen geopfert wurden, so opferten die Sfabier zu Harran einen rothköpfigen Mann dem Mars in seinem rothangestrichenen Tempel (Dimeschqi, bei Chwolson, Sfabier, II, 389) und sprachen dazu: „O du böser, unbeständiger, scharfer, feuriger Herr. Du liebst den Aufruhr, den Mord, die Zerstörung, den Brand, das Blutvergießen. Wir bringen dir ein Opfer dar, welches dir ähnlich ist ꝛc." Die Figur dieses sfabischen Gottes hielt in der einen Hand ein Schwert, in der andern einen Kopf an den Haaren. Nun verstehen wir auch den Perseusdienst, der von Babylon ausgesagt wird, und der auf der großen assyrischen Straße, wie die Münzen von Komana und Sinope ausweisen, bis ans schwarze Meer vorgerückt ist. Perseus ist Typhon. Typhons gewöhnlicher Name in Aegypten lautet Bore-Seth, woraus Perseus geworden. Der abgeschnittene Kopf kann der Kopf des Osiris seyn, der, nach der Zerstückelung und Zerstreuung des Osirisleibes durch Typhon, von Aegypten nach Byblos schwamm. Sollte die Weiblichkeit des Medusenkopfes ursprünglich seyn, so müßte man annehmen, jene Enthauptung der Isis durch Kronos, die von Plutarch erwähnt wird, sey durch Sagenverschiebung sammt dem Sichelschwert des Kronos auf seinen Sohn Typhon, gleich jener Aufgabe als Paradiesesschlange übergegangen. Von Ares, als alleinigem Gott der Karamanier (am persischen Golf) erzählt Strabo. Sie opferten ihm Esel, wie die Aegypter dem Typhon. Der Beweis, daß der in Mesopotamien verehrte Ares-Perseus (Planet Mars) in der That Typhon sey, wird Ahriman vollenden, der die altägyptischen Eigenschaften treu genug aufbewahrt. Im Kampf mit Bel-Zeus-Ormuzd oder dessen Planeten Jupiter ist er, der schlangengestaltige Ahriman oder sein Drachengeschöpf immer noch der glutbringende, Wolken vernichtende Chamsin, und die Pestfliege (jene Bremse von der die kuhgestaltige Jo-Isis verfolgt wird) sein Symbol.

Da wir den ägyptischen Sevek-Kronos, dessen Gemahlin Rhea-Astarte-Aphrodite, beider Sohn Typhon-Ares, und, wie wir sehen werden, so viele andere ägyptische Götter in Babylon angesiedelt finden, wäre es doch höchst verwunderſam, wenn Osiris, die bedeutsamste Figur im ägyptischen Cultusbedürfniß, da fehlen sollte. Aber ganz, wie er auf dem Weg nach Griechenland sich in zwei Figuren getheilt hat: Dionysos-Hades (der unterirdische Osiris, Todtenrichter) und Zeus (mit den oberweltlichen Schicksalen, dem ganzen Familienanhang ꝛc.), so hat er auch in Babylon sich getheilt in einen unter- und einen oberweltlichen Gott. Die unterweltliche Hälfte hieß in Babylon, wie in Aegypten, Serapis (Osiris als Apis, Api, Richter — nicht zu verwechseln, wie es hartnäckig geschieht, mit dem Ochsen des Mondgotts, der gleichfalls Apis heißt, weil auch dem Mondgott der Titel „Richter" zukommt). Von Babylon, wo dieser Serapisdienst verbürgt ist, rückte er auf derselben assyrischen Straße, wie der Ares-Perseusdienst bis zu dem vormals assyrischen Sinope am schwarzen Meere vor. Von dort konnte Serapis in ptolemäischer Zeit nach Aegypten zurückgebracht werden, und wurde dort als altägyptischer, auch unter dem Namen Serapis ureinheimischer Gott erkannt. Des Osiris oberweltliche Hälfte, die wir am Mittelmeer aufgehen sahen in dem asiatischen blitzschwingenden, wolkensammelnden Zeus, sie ist auch zu Babylon in ihm aufgegangen. Seine ägyptische Sterblichkeit, welche Osiris im Zeusgrab auf Kreta zurückließ, mußte er auch in Babylon ablegen. Aber eine Erinnerung daran, wie wir bereits gesehen, hat zu Babylon sich erhalten. Statt des Osirisgrabs hatte man dort in der Belus-pyramide, deren oberster Tempel doch dem Himmelsgott und Planeten Jupiter geweiht ist, das Belusgrab. Da Xerxes in der erbrochenen Pyramide, wie Aelian überliefert, die Belusleiche fand, kann Belus allerdings nur der sterbliche Stadtgründer Belus gewesen seyn. Aber das Aufgehen dieses Belus in dem Himmelsgott und Planeten, wie wir darnach unabweisbar es voraussetzen müssen, wird erleichtert durch die Erinnerung, daß dem Osiris-Zeus-Bel selber eine Grabstätte nichts allzu fremdartiges sey. Auch seine Eigenschaft als Familienvater hat Osiris dem babylonischen Zeus nicht minder als dem hellenischen angehängt. Auch Ormuzd (der aus Zeus-Bel sich entwickelt) hat Söhne und Töchter — wahrscheinlich jene „Söhne Gottes," die in der Genesis niedersteigen zu den Töchtern der Menschen. Begreiflicherweise (Spiegel, Aveſta II, CXIX) wird von dieser Familie des Ormuzd im Zoroastrischen System kein Gebrauch weiter gemacht. Ormuzd-Zeus ist Gesetzgeber, wie Osiris-Zeus auf Kreta, wo Minos dessen Offenbarungen empfängt. Es versteht sich von selbst daß nicht die asiatischen Elemente der Zeusfigur (blauer Himmel, Blitz ꝛc.) ihn befähigen Gesetzgeber zu seyn, sondern die ägyptischen, sofern Osiris Gründer des ägyptischen Staates war. Auch die heiligen Thiere die Osiris in Aegypten hatte, sind dem Osiris nach Babylon, wie dem Ahriman seine Schlangengestalt nachgefolgt. Die Stiergestalt des kretischen Osiris-Zeus (Minotaurus), hat, wie wir gesehen, der Planet Jupiter, jener regenspendende Stern Tistrya des Ormuzd, mit welchem dieser selber vormals eins war, aufbewahrt. Die Sperberfigur des Osiris begegnet uns nicht nur im Adler des hellenischen Zeus, sondern auch in der Adler- oder Sperbergestalt des Ormuzd. „Der mit dem Sperberkopf ist der Gott" sagt Eusebius. Er

Digitized by Google

ſpricht von Ormuzd, den er nach Hoſtanes Werk ſchildert. Dieſer Hoſtanes, welcher Archimagus und Begleiter des Xerxes war, wurde von den Griechen, ſagt Plinius, mit Heißhunger geleſen. Werden wir nach all dem uns wundern, wenn der Bel des Belustempels (in den Keilſchriften Merodach), er, dem der Planet Jupiter eigen iſt, von den Griechen Zeus genannt wurde? Werden wir zweifeln ob das Alterthum, auch das chriſtliche, ein Recht hatte, den aus Bel-Zeus abſtrahirten Ormuzd Zoroaſters immer noch „Zeus" zu nennen? Daß Ormuzd aus Bel-Zeus abſtrahirt iſt, das hätte man ſchon aus dem ſo allgemein für ihn gebrauchten Ueberſetzungsnamen „Zeus" erkennen müſſen, wäre man nicht gewöhnt in hartnäckigem Vorurtheil dieſe gewöhnlich ſo ſehr treffenden Namensbeſtimmungen der Alten als völlig leer beiſeite zu legen.

(Fortſetzung folgt.)

Du Chaillu's Wanderungen im äquatorialen Afrika.

3. Natur und Menſchen am Rembo (Fernando Vaz.)

Dem Wanderer im tropiſchen Afrika begleiten doppelte Feinde: das Fieber und das Ungeziefer. Den erſten Rang unter dem letzteren nehmen unbedingt die Baſchikouay-Ameiſen [1] ein, die in dieſer Thierfamilie ebenſo berüchtigt zu werden verſprechen, wie die Zetzefliege in der ihrigen, nur daß ſie kein tödtliches Gift führen. Am Rembo fehlen zwar die Moskitos, aber ſtatt ihrer gibt es eine Auswahl von Stechfliegen. Wir hören zunächſt von den kleinen Igugouai, die ſelbſt durch die dicke Negerhaut hindurch ihren Saugrüſſel ſtrecken und einen lange ſchmerzenden Stich zurücklaſſen. Die Iboiai dagegen, doppelt ſo groß als unſere Hausfliegen, haben eine ſo ſcharfe Waffe daß der Geſtochene aufſpringt als ſey ihm eine Nadel ins Fleiſch gefahren. Der Schmerz geht indeſſen raſch vorüber. Nicht ſo verfährt die Nſchouna, ein Inſect von gleicher Größe wie das vorige, welche unvermerkt ihren Saugapparat durch die Haut ſenkt, und deren Rüſſel bereits mit Blut gefüllt iſt ehe der Patient das Jucken und Brennen ſpürt welches Stundenlang anhält und wie ein Skorpionsſtich ſchmerzt. Die Iboco, eine Horniſſe, greift wiederum ihren Feind mit Ungeſtüm an und hinterläßt ihm Wunden daß das Blut über Geſicht und Arm läuft. Ueberboten wird ſie indeſſen noch durch die Eloway, eine neſtbauende Fliege oder Weſpe, ähnlich unſerer Honigbiene, nur nicht ſo dick wie dieſe, die ſich aus Lehm ihre Zellen baut, und zu einem Stock vereinigt als flaſchenförmige Neſter von dickbelaubten Zweigen herabhängen läßt. Dieſe Fliegen greifen indeſſen nur an wenn man ſie ſtört, aber es braucht auch nur ein Canoe gegen einen Baum zu ſtoßen an welchem ein Elowayneſt hängt, und die ganze Republik fällt wüthend über die Ruheſtörer her. Die Eingebornen tauchen dann ſchleunigſt ins Waſſer und ſchwimmen eine Strecke weiter, aber die Wuth der Fliege iſt ſo groß daß, wenn ſie ſich feſt geſogen hat, ſie ſelbſt unter dem Waſſer ihr Opfer nicht losläßt. Du Chaillu kroch bei ſolchen Angriffen unter eine Matte und wartete dann den Abzug der Feinde ab, denn glücklicherweiſe ſetzen die Thiere ihren Angriff nicht weit fort, ſondern kehren bald in ihr Neſt zurück. In der Wunde laſſen ſie eine giftige Säure zurück, die zwei bis drei Tage Schmerzen verurſacht.

An Schlangen fehlt es natürlich nicht, doch ſind ſie wenig gefährlich. Die Neger wenigſtens werden äußerſt ſelten gebiſſen, da die Schlangen im allgemeinen ſcheue Thiere ſind und von ſelbſt aus dem Wege gehen wenn ſich Tritte nahen. Du Chaillu ſpricht von Pythonen die 20—25, ja von einem Exemplar welches 33 Fuß Länge beſeſſen haben ſoll. Die kleinen Schlangen nähren ſich von Vögeln, Eichhörnchen und Ratten, und zwar verſichert uns der Zoolog daß ſie wirklich durch den Zauber ihres Blickes die Beute fangen. Er will ſelbſt eines Tages eine giftige Schlange beobachtet haben, die langſam ſich einem Eichhörnchen näherte, welches offenbar in der höchſten Unruhe dennoch wie durch einen Zauber gehalten dem Feinde in das Antlitz ſchauen mußte. Wenn dagegen bei andern ſolchen Scenen der Jäger ſein Gewehr abfeuerte, ſo wurde dadurch daß die Schlange auf den Schuß ihren Blick abwendete das auserwählte Opfer gerettet. Die Schlangen welche man in den Hütten antrifft ſind eine Wohlthat des Landes, denn ſie vertilgen das Ungeziefer und greifen nie einen Menſchen an wenn ſie nicht zuvor getreten worden ſind. Dieß widerfährt der Echidna nasicornis wegen ihrer phlegmatiſchen Bewegungen am häufigſten, daher verwundet ſie am öfteſten und deßhalb fürchtet man ſie am meiſten. Uebrigens verſichert Du Chaillu daß er oft monatelang in den Wäldern umhergeſtreift ſey, ohne eine einzige Schlange zu ſehen.

Das weſtliche Afrika beſitzt zwei Jahreszeiten, die trockene und die naſſe. Sowie die Sonne ſenkrecht über einen Ort zu ſtehen kommt, fallen die Regen, mit dem Unterſchiede jedoch daß ſandige Striche weniger Regen empfangen als bewachſene, und gebirgige mehr als ebene Strecken, letzteres in der Art daß die Regenzeit im Gebirge früher beginnt und nach dem Ufer vorrückt, ſowie von dieſem wiederum früher in der Richtung des Gebirges zurückweicht. Die Regenzeit beginnt auf der auſtraliſchen Seite des Aequators im September und dauert bis Mai, allein ſie wird wieder durch die „kleine Trockenzeit" unterbrochen, welche ſechs Wochen lang in die Monate December, Januar und Februar, alſo in die Zeit nach der höchſten ſüdlichen Declination der Sonne fällt. Die großen Gewitter im tropiſchen Styl kommen in den Monaten Februar, März, April vor, alſo wo die Sonne ſcheitelrecht ſteht. Man ſieht alſo dieſe hydrographiſchen Inſtitutionen könnten nicht einfacher ſeyn, da hier in voller Reinheit das Geſetz der Tropen herrſcht, daß die Regen dem Stande der Sonne folgen. Die heißeſten Monate ſind von December bis März, theilweiſe April, obgleich an der Küſte das Thermometer nicht höher zeigt als 23—26° R. Die Trockenzeit dagegen iſt auch der tropiſche „Winter." Die Nächte ſind

[1] Ausführlich geſchildert im Ausland 1861. S. 679.

Digitized by Google

bisweilen sehr kalt, so daß man in der Morgenfrühe + 13° am Thermometer lesen kann, für nackte Neger allerdings eine unbehagliche Frische. Auch ist die Trockenzeit die Zeit der Fieber und Erkältungen. An Fiebern leiden sämmtliche Weiße an der Küste mehr oder weniger, und in den vier Jahren seiner Reisen hatte Du Chaillu nicht weniger als 50 Anfälle zu bestehen, also je einen aller 14 Tage. Er nahm von dem Tag an wo er die Küste betrat prophylaktisch Chinin in Gaben von 3—4 Gran täglich, und als Bürger der Vereinigten Staaten hält er auch a little brandy, einen kleinen Schnaps, für ganz unentbehrlich zum täglichen Wohlbefinden. Als ihm das Chinin keine Wirkung zu verrichten schien, brauchte er kleine Gaben von Fowler's Arseniklösung, die er gegen Fieberschauer recht wirksam fand. Er will aber auch Chinin in unglaublichen Dosen genommen haben: 60 Gran in einem Tag auf drei Portionen, und er würde, fügt er hinzu, selbst vor 150 Gran nicht zurückgeschreckt seyn. Impavidum ferient ruinae! Auch die Neger leiden an Fiebern, aber bei weitem nicht so häufig wie die Europäer, und nur vier oder fünf Fälle kamen zur Kenntniß Du Chaillu's daß Eingeborne an der bösartigsten, galoppirenden Form gestorben waren.

Die Regierungsform bei den Völkern am Rembo, also den Commi und den Bakalai, ist eine patriarchalische. Die Häuptlingswürde ist erblich innerhalb gewisser Familien, doch geht die Erbfolge nicht auf die Kinder, sondern auf die Brüder über. Die Aeltesten haben übrigens unter den Anwärtern die Wahl, und entstehen Zweifel, so nimmt das ganze Dorf an dem Palaver (Rathsversammlung) theil. Der Häuptling ist gewöhnlich schon vor seiner Wahl ein einflußreicher und stets ein alter Mann. In wichtigen Fällen, wie Krieg oder Ortsveränderung des Dorfes, werden die Aeltesten zugezogen, die vor dem übrigen Volk sich entscheiden. Es ist übrigens gefährlich in Afrika reich zu werden, denn der Neger ist ein argwöhnisches und neidisches Geschöpf. Sieht er daß der Wohlstand seines Nachbars gedeiht, so wird das Gerücht ausgestreut er sey ein Zauberer, in welches die künftigen Erben aus Habsucht gewöhnlich mit einstimmen. Sehr wenige dieser Dörfer zählen bis zu tausend, die meisten haben nur ein paar Hunderte, nicht wenige kaum ein Hundert Einwohner. Unter diesen gibt es zwei Arten von Sklaven, nämlich Handelssklaven und Hausssklaven. Diese letzteren werden nie verkauft, können einen eigenen Hausstand erwerben, und müssen nur in Gemeinschaft mit den freien Frauen für den Herrn jagen oder das Feld bestellen. Sie werden übrigens sehr milde von ihren Herrn behandelt, weil diese sonst fürchten müßten behext zu werden. Der Herr hat übrigens Recht über Leben und Tod, und macht bisweilen davon Gebrauch. Manche Sklaven dagegen genießen ein solches Zutrauen daß sie mit Handelsgütern auf weite Reisen geschickt werden und in der Regel auch das Zutrauen rechtfertigen. Die Sklavenmärkte der Küste werden jetzt bloß noch von den Binnenstämmen, den Aschira und Apingi versorgt, während die Küstenstämme höchstens ihre freien Leute Schulden oder Verbrechen halber dorthin verkaufen. Ein Sklave ist in jenen Räumen Afrika's die Werteinheit, wie bei uns die Kölnische Mark Silber. Wird ein Mann gebüßt, so lautet die Strafe auf so und soviel Sklaven; will er ein Weib kaufen, so muß er in Sklaven zahlen, und hat er keine, so gibt er soviel Elfenbein oder Ebenholz als ihm an Sklavenwerth abgefordert wird. Der Werth des Sklaven sinkt übrigens mit jedem Tagemarsch landeinwärts, und im Apingilande ist er (gegen europäische Güter gemessen) das Siebentel werth von dem was er bei Cap Lopez gilt.

Polygamie herrscht allenthalben. Auch kennt der Neger keinen höheren Ehrgeiz als eine Pluralität von Weibern, da es deren Pflicht ist ihn zu füttern und zu pflegen. Streit zwischen den Frauen eines Mannes ist etwas höchst seltenes. Unfruchtbarkeit wegen Mißbrauch vor der Geschlechtsreife ist dagegen leider die Regel geworden, obwohl doch Kinder als der größte Segen gelten und jede Geburt vom ganzen Dorf gefeiert wird. Obendrein versteht man auch sehr schlecht mit Kindern umzugehen, weßhalb sehr viele in zartem Alter sterben. Gehorsam ist die erste Pflicht der Frauen, die ihnen bisweilen mit der Hippopotamusgeißel fühlbar gemacht wird, deren Streiche Narben oft für das ganze Leben hinterlassen. „Glaubst du, Bettel," ruft der zürnende Ehemann aus, „daß ich meine Sklaven für dich umsonst gezahlt haben soll?" Die Weiber entschädigen sich für ihr hartes Loos durch beständige Liebesintriguen, wozu, da sie frei herumstreifen, nie die Gelegenheit fehlt. Bringt nun eine Frau viel Kinder zur Welt, dann werden ihr diese Sünden herzlich vergeben, ja der Ehemann ist stolz auf seine Geweihe.

Die Neger haben, möchten wir sagen, eine rudimentäre Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele: sie fürchten sich vor einem kürzlich Verstorbenen, weil sie meinen sein Geist sey um sie, verlange zu essen und drohe sie zu beschädigen. Wenn aber eine Zeit darüber verstrichen ist, so zerfließt diese Vorstellung, und fragt man einem Neger nach einem länger Verstorbenen, so wird er sagen es sey aus mit ihm. „Nach dem Tode ist alles vorbei," ist ihre stehende Redensart. Sie glauben auch an zwei höhere Wesen, Abambu und Okuku, wovon das erstere als das Bessere oder minder Schlimmere bezeichnet werden kann, denn Uebles stiften sie beide, sonst würde der Neger gar nicht wissen weßhalb er sie verehren sollte. Ihre Götzen und ihre Monda's, alias Grigris oder Talismane, sind das Spielzeug des Aberglaubens; ersteren wird übrigens zugetraut daß sie essen, trinken und sich bewegen. Wenn sich jemals die Macht eines Zaubermittels nicht bewährt, so kann das den Glauben an Zaubermittel selbst nicht erschüttern, denn es heißt dann nur daß ein mächtigerer Zauberer ein noch kräftigeres Zaubermittel als Gegengift habe wirken lassen. Nichts zu schaffen mit Götzen und Götzendienst hat die Zunft der Ugangas oder der Medicinmänner. Zu ihnen nimmt man Zuflucht wenn sich ein Neger behext glaubt. Entsetzlich aber ist er als ein solcher malade imaginaire. Er wird dann gegen die Seinigen argwöhnisch, er fühlt sich schon krank und wird krank vor Einbildung. Dann steckt er das ganze Dorf an. Stirbt dann ein freier Mann, so glaubt alles Hexerei sey im Spiel, während beim Tode

Digitized by Google

einer Frau oder der Kinder oder der Sklaven kein Hahn kräht. Jetzt muß der Uganga herbei, deſſen Metier im Ganzen darin beſteht ungeſtraft viel Mbundu (Gifttrank) vertragen zu können. Er bezeichnet dann im Giftrauſch die Hexenmeiſter, und zwar ſolche Leute welche die vox populi ſchon früher ſich ausgewählt hat. Etwas Spitzbüberei iſt jedesmal bei dem Handwerk der Uganga, aber meiſtens ſind ſie ſelbſt die Opfer ihres eigenen Wahnes.

Sporadiſch in unabhängigen Gemeinden oder Dorfſchaften breiten ſich die Bakalai vom Muni im Norden über die Küſtenniederungen bis zum Fernando-Vaz und binnenwärts bis zu dem Apingilande aus, überall durch ihre Handelsthätigkeit, durch ihr waidmänniſches Geſchick, aber auch durch ihre Fehdeluſt und Treuloſigkeit hervorſtechend. Beſonders kenntlich macht ſie als Charakterzug ihr unſtätes Weſen, weil ſie ruhelos von Ort zu Ort wandern, und oft ein Revier ſchon wieder verlaſſen ehe noch die erſte Saat reif geworden iſt. Der gewöhnliche Beweggrund iſt eine abergläubiſche Todesfurcht. Schon der Anblick einer Leiche erregt ihren Schauder. Kränkliche Perſonen, deren Ende naht, werden nicht mehr in der Gemeinde geduldet. Erbarmungslos treibt man ſie hinaus daß ſie in dem verödeten Dſchungel ihr Leben endigen ſollen. Bisweilen begegnet man ſolchen herumirrenden Geſpenſtern, die nicht wiſſen wohin ſie ihre Füße tragen ſollen, wenn ſie ſie überhaupt noch tragen. Stirbt aber ein Rüſtiger raſch hinweg, ſo beginnt ein unſinniger Proceß wegen Hexerei, und folgt ein zweiter nach, dann iſt die Gemeinde nicht mehr zu halten. Der Wohnplatz ſelbſt wird ihnen unheimlich. So wandern ſie fort und fort mit der Todesfurcht auf den Ferſen. Auch ihre Fehden nöthigen ſie bisweilen zu einem Ortswechſel. Dabei beobachten ſie die unſinnigſten Formen von Blutrache. So erfuhr Du Chaillu eines Tages daß zwei Frauen eines befreundeten Dorfes neben einem Gewäſſer von unſichtbaren Angreifern erſchlagen worden waren. Etliche Tage ſchwebte über dieſe That ein völliges Geheimniß, dann erfuhr man daß die Frauen von Leuten aus einem 50 engliſche Meilen abſeits gelegenen Dorfe aus Blutrache getödtet worden waren, weil kurz zuvor dieſes Dorf mit einem dritten benachbarten Händel und Fehde gehabt hatte, und die Leute ſich dafür Genugthuung an zwei Frauen eines Dorfes holten mit dem ſie in Frieden lebten. Ja, was noch abgeſchmackter iſt, in Folge eines ſolchen Mordes tritt das Dorf der Mörder mit dem Dorfe der Gemordeten in Bündniß. Sonſt ſind ehebrecheriſche Liebeshändel die nie erlöſchenden Casus belli, obgleich man im allgemeinen weibliche Unbeflecktheit höchſtens als Handelsartikel ſchätzt. Ehebruch mit der oberſten Frau des Mannes iſt jedoch unter allen Umſtänden ein Verbrechen, welches bei Reichen durch ſchwere Vermögensbußen, bei Armen durch Verkauf in die Sklaverei oder wohl gar mit dem Tode gebüßt wird. Gewöhnlich aber entweicht der Schuldige in das nächſte Dorf, und als Ehrenſache wird es jenſeits aufgefaßt einen ſolchen Verbrecher nicht auszuliefern. Dann nehmen die Händel, die Todtſchläge, die Blutrachen kein Ende bis der eine Theil entweder gänzlich aufgerieben iſt oder ſeinen Wohnort verändert. Zu Fehdezeiten darf weder Mann noch Frau, Tages oder Nachts ſich weit vom Dorfe entfernen; denn allenthalben kann ein Feind im Hinterhalt lauern. Die niederträchtigſte Liſt gilt als erlaubt und wird bejubelt. Die Feinde ſchleichen ſich nächtlich an die Häuſer und ſchießen durch die Lücken der Rindenwände auf die Schläfer. Daher werden ſchon beim Dunkelwerden alle Feuer ausgelöſcht und ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, damit kein Lichtſchein und kein Laut dem Feinde den Aufenthalt verrathe. Kein Jäger traut ſich mehr ins Revier, keine Frau und kein Sklave mehr in die Felder. Natürlich bricht ſehr raſch Hungersnoth aus wenn ſich der Kriegszuſtand über etliche Monate erſtreckt. Ganze Landſtriche werden dadurch entvölkert, und zuletzt bleibt den Ueberlebenden nichts übrig als zu wandern. Und dieß alles geſchieht vielleicht nur weil einer den andern beſtahl und Erſatz zu geben ſich weigerte. Am Ufer des Rembo-Ovenga waren die Bakalai zur Zeit von Du Chaillu's Aufenthalten übereingekommen ihre Streitigkeiten durch Schiedsgericht entſcheiden zu laſſen, und zwar war dieß nicht bloß ein frommes Gebot, ſondern ein ſtrenger Gebrauch. Quengueza, welcher der wahre Gebieter des Landes iſt und ſeinen Willen fühlbar machen kann, hielt feſt an der Erfüllung dieſer heilſamen Vorſchrift.

Die Bakalai ſind von mittlerer, viele ſogar unter mittlerer Größe, ſonſt aber gut gewachſen, bisweilen ſogar Muſter männlicher Schönheit, nicht ſo dunkel wie die andern Küſtenbewohner, aber ſonſt von reinem Negertypus. Auf der Jagd iſt ihr Muth bewunderungswürdig, denn ruhig warten ſie den Gorilla ab, und laſſen ihn herankommen bis ſie ihres Zieles ſicher ſind, obgleich ſie recht wohl wiſſen daß, wenn ſie oder ihre Gewehre fehlen, der Tod ihnen im Nacken ſitzt. Weiber und Sklaven bilden ihr Vermögen, und ſo oft ein Bakalai im Elfenbeinhandel ſich etwas erworben hat, kauft er ſich eine neue Frau. Junge Dirnen werden vorgezogen, oft ſogar Kinder gekauft, in welchem Fall die letztern jedoch bis zum Eintritt der Reife bei den Eltern bleiben. Iſt dieſen bezahlt worden was ſie verlangen, ſo wird die Dirne ihrem Mann ausgeliefert, der ſie liebt und ſchätzt, je nachdem ſie ihm viel oder wenig Kinder gebärt. Die Fruchtbarkeit iſt im allgemeinen ſehr gering. Weiber die eine ſtarke Familie auf die Welt gebracht haben, werden daher Hausthyrannen gegen den Mann wie gegen die Mitfrauen. Sonſt muß die Frau für den Mann arbeiten, damit ſie ihn reichlich füttern kann. Stirbt ein Mann, ſo fallen ſeine Frauen den Erben zu, in der Regel den Brüdern, bisweilen den Söhnen. Seltſam genug: obgleich ſie keinen Anſtand nehmen ihres Bruders oder ihres Vaters Frau zu heirathen, gelten ihnen Verbindungen mit Frauen ihrer Familie oder ihres Clans doch als blutſchänderiſch. Sklaven ſind ſehr dünn geſäet, denn die Begierde nach den Waaren des weißen Mannes iſt ſo groß daß ſie ihre Sklaven faſt alle nach den Baracuns (Factoreien der Sklavenhändler) an der Küſte verkaufen.

Ihre Kleidung iſt ſehr luftig. Gewöhnlich tragen ſie eine grobe Grasmatte eigener Erzeugung um die Hüften, denn das feine Neſſelzeug welches man bei ihnen ſieht, kommt ihnen aus dem Innern zu durch Vermittlung der Aſchira. Ein

Digitized by Google

Stück Kattun ziehen sie allen andern Stoffen vor, da sie aber sehr schmutzig sind und das Geheimniß des Waschens unter ihnen noch nicht entdeckt worden ist, sie im Gegentheil sich mit Oel einzureiben pflegen, so ist ihr Anzug für Auge und Nase eine schwere Prüfung.

Sie sind große Jäger und Fischer, letzteres natürlich nur in der Nähe gut belebter Gewässer. Bisweilen fangen sie Fische auf die allereinfachste Art. Wenn nämlich in der Trockenzeit die Wasser zurücktreten und Weiher bilden, so begibt sich ein Bakalaidorf mit Gefäßen versehen an einen solchen Teich und beginnt ihn auszuschöpfen. Die Fische sind dann nicht mehr zu retten, denn wenn das Wasser genug entfernt ist stürzt sich alles auf die Hülflosen, die zum Theil an Ort und Stelle verschlungen, zum Theil geräuchert werden. Man findet auch bei den Bakalai zwei hübsche musikalische Werkzeuge, die sie beide Ombi nennen, obwohl zwischen ihnen ein Unterschied wie zwischen einer vierfaltigen Cither und einer achtfaltigen Harfe besteht. Ganze Nächte lang können sie schweigend einem Harfner und Sänger zuhören, wenn er seine meistens klagenden Lieder vorträgt. Im Umgang sind sie die größten Lügner und die größten Pessimisten in Beurtheilung der menschlichen Natur. Oft kamen Leute zum Häuptling Obindschi und trugen ihm lange Berichte über Geschehenes vor, die Du Chaillu ganz wahrscheinlich und glaubwürdig schienen. War ein solcher Bote abgezogen, so sagte Obindschi gelassen: „Der Kerl hat gelogen," und wenn er befragt wurde, woher er denn das wisse? setzte er hinzu: „Ich habe sein Gesicht ins Auge gefaßt. Wir Bakalai schauen auf die Mienen. Worte sind nichts, aber die Mienen reden die Wahrheit." In der That sind sie auch vortreffliche Kenner des Physiognomischen. Eine ganz eigenthümliche Sitte sind ihre persönlichen Speiseverbote. Als Du Chaillu eines Tages seinem Gaste Quengueza ein Stück von einem wilden Büffel vorsetzen ließ, so verweigerte er es zu berühren „weil es rundah für ihn sey." Auf weiteres Befragen warum es rundah (verboten) sey, gestand er daß vor vielen Geschlechtern eine Frau seines Clans das Kalb eines solchen Büffels geboren habe. Du Chaillu lachte, aber der König behauptete weiter, er könne ihm eine Frau zeigen deren Großmutter ein Krokodil geboren habe, weßhalb dieses Thier rundah in ihrer Familie geworden sey. Fast jeder Neger hat irgend ein Nahrungsmittel welches ihm verboten ist, und so gewissenhaft beobachten sie diese lästige Einschränkung daß sie eher verhungern als etwas Verbotenes berühren, immer in dem Aberglauben daß, wenn ein Clansman das Verbot bräche, alle Frauen seiner Familie Mißgeburten in Gestalt des Familienrundahs auf die Welt bringen würden.

Außer den Fiebern trifft man bei ihnen die venerischen Krankheiten, den Aussatz und eine Art sehr bösartiger Geschwüre, die, wenn sie von der Arm- oder Schenkelfläche bis zum Knochen sich durchgefressen haben, den Tod des Patienten herbeiziehen.

Die landwirthschaftlichen Dienste der Vögel.

(Schluß.)

In Mouville (Unter-Seine) hatte man die Krähen gleichfalls geächtet; bald aber erkannte man daß ihre Verheerungen nicht zu vergleichen seyen mit denjenigen welche durch sie verhindert wurden, und die Krähe wurde ehrenvoll wieder rehabilitirt. [1]

Dritte Classe. Wenn die Sperlinge und die zur Ordnung der Raben gehörigen Vögel uns ihre Dienste bezahlen lassen, so gibt es andere Vögel, und zwar in weit größerer Anzahl, welche uns diese Dienste rein umsonst leisten. Dieß sind zuvorderst die nächtlichen Raubvögel, die Nachteulen, die Käuzchen, die kleinen Ohreulen, die Uhus, [2] welche die Unwissenheit als Thiere böser Vorzeichen verfolgt. Der Landwirth sollte sie segnen; denn die Vögel dieser Ordnung führen zehnmal besser als die besten Katzen, und ohne wie diese den Rost und den Käse zu bedrohen, einen erbitterten Krieg gegen die den eingeheimsten Ernten so verderblichen Ratten und Mäuse, und vernichten auf den Feldern unzählige Feldmäuse, Feldratzen, Siebenschläfer und Haselmäuse, die, ohne diese nächtlichen Jäger, bald eine unerträgliche Geißel werden würden. [3] Indem Buffon die von diesen kleinen Nagethieren an den Saaten und Pflanzungen verursachten Verheerungen bespricht, gibt er zugleich eine Anschauung von ihrer Vervielfältigung: in drei Wochen ließ er auf einem Grundstück von vierzig Morgen deren mehr als 2000 fangen. [4] Nach den Beobachtungen des englischen Naturforschers White vernichtet ein Käuzchen-Paar täglich mindestens hundertundfünfzig Nagethiere: welche Katze könnte ein solches Resultat liefern? [5] Fügen wir bei daß diese Vögel allein mit dem Ziegenmelker Jagd auf die Nachtschmetterlinge und auf die Dämmerungsinsecten machen können, von denen mehrere sehr schädlich sind. [6]

Endlich — aber unbestreitbar im ersten Rang, der Dienste wegen welche sie uns leisten — kommen alle bloß insectenfressenden (insectivores) Vögel, [7] die Baumhacker, der Grünspecht, der Ziegenmelker, der Kuckuck, [8] die verschiedenen

---

[1] Baron Dumast, Auszug aus dem Bulletin de la Société d'acclimatation de Nancy, 1857, S. 10 und 11.

[2] Man zählt neun Arten derselben, von denen sieben sedentär sind.

[3] Gloger erzählt in seinem mehrfach angeführten Werke, S. 301, daß man im Jahr 1857 auf einem bei Breslau gelegenen Landgute, in Schlesien, 200,000 Mäuse fieng, und zwar in einem Zeitraum von sechs Wochen. Die Poudrette-Fabrik in Breslau bezahlte einen Centime für das Dutzend, und zu diesem Preise gewannen die geschicktesten Mäusefänger bis zu 22 Sous täglich. Die Mäuse waren in so großer Menge in die Scheunen gedrungen, daß man vor der eines der kleinsten Grundbesitzer, während man sie der Reinigung wegen leerte, mehr als 2000 tödtete.

[4] Buffon, Histoire naturelle, Tome III, p. 228 sq.

[5] Tschudi, a. a. O. S. 23. — Denkschrift des Hrn. Châtel de Dire. — Brief Hrn. Girardeau-Leroy's an das Journal du Loiret.

[6] Tschudi, a. a. O. S. 23.

[7] Man rechnet in Frankreich 69 Arten derselben, von denen nur 25 sedentär sind.

[8] Der Kuckuck ist besonders nützlich wegen der Vernichtung der mit langen und stechenden Haaren versehenen Raupen, und namentlich der

Digitized by Google

Schwalbenarten; allein besonders jene reizenden Sänger der Felder, alle jene gemeinhin unter den Collectivnamen Kleinfüßer oder Dickschnäbler bezeichneten Insectenfresser: Nachtigallen, Grasmücken, Ammern, Rothkehlchen, Rothschwänze, Bachstelzen, Fliegenschnapper, Weidenzeisige, Zaunkönige und Zaunschlupfer, diese Freunde der Hütten, sind es welche alle um die Wette uns unschätzbare Dienste leisten — Dienste die eben so unentgeltlich als schlecht belohnt sind, weil man sich keinen genügend richtigen Begriff von denselben macht.

Ich will nur ein Beispiel davon anführen, das mir durch eine der Tabellen Hrn. Florent-Prévosts bezüglich der Hausschwalbe geliefert worden ist. Achtzehn dieser Vögel wurden vom 15 April bis 29 Aug., am Ende des Tages, in dem Augenblick getödtet wo sie in das Nest zurückkehrten. Die Insecten deren Ueberreste in den Mägen gefunden wurden, beliefen sich auf nicht weniger als 8690, was für jeden Tag und für jeden Vogel einen Durchschnitt von 483 vernichteten Insecten gibt. Eine andere Tabelle zeigt ähnliche Resultate für die Winter-Grasmücke. Unter den so vernichteten Insecten befinden sich gerade die für uns furchtbarsten: der Kornwurm, der Blattwickler, der Maikäfer und eine Menge anderer zerstörerischer Koleopteren.

Nun, welches Unheil ein einziges dieser Insecten anrichtet, davon kann man sich einen Begriff machen wenn man sich erinnert daß der Maikäfer 70 bis 100 Eier legt, die sich bald in ebensoviele Engerlinge verwandeln, welche ein oder zwei Jahre lang ausschließlich auf Kosten der Wurzeln unserer kostbarsten Gewächse leben. Der Getreidewurm erzeugt 70 bis 90 Eier, die, in ebensoviele Getreidekörner niedergelegt, sich daselbst zu Larven entwickeln und den Inhalt der Körner verzehren; es geht daher der Werth von mindestens einer Aehre durch einen einzigen Kornwurm verloren. Die Pyrale legt auf die Blätter der Rebe 100—130 Eier, aus welchen ebensoviele Raupen hervorgehen, die, nachdem sie sich während des Winters unter der Rinde verborgen gehalten, im Frühjahr hervorkommen um im Mai und Juni die Blätter und Knospen abzunagen. Sonach vernichtet eine einzige Pyrale 100 bis 130 Trauben in ihrem Keime. [1] Und wenn Sie jetzt die beiden Zifferordnungen die ich Ihnen so eben vor Augen gelegt nebeneinander stellen, und annehmen daß unter 500 in einem Tage von einem einzigen Vogel vernichteten Insecten sich nur ein Zehntel dieser schädlichen Wesen befindet, z. B. vierzig Kornwürmer und zehn Pyralen (und diese Zahlen sind unter der Wahrheit), so wird Ihnen dieser kleine Vogel in einem einzigen Tage durchschnittlich 3200 Getreidekörner und 1150 Weintrauben gerettet haben.

Rechnen Sie den Antheil welchen andere natürliche Ursachen daran haben können den Verwüstungen dieser Insecten Einhalt zu thun, so groß als Sie wollen, und schlagen Sie den dieses Vogels so gering an als Ihnen beliebt, immer wird genug übrig bleiben um jenes scharfsinnige Wort eines Zeitgenossen zu rechtfertigen: „Der Vogel kann ohne den Menschen leben; aber der Mensch kann nicht ohne den Vogel leben."

Und in der That, wer anders als dieser kleine Vogel könnte den 5 Millimeter langen Kornwurm auffinden und seiner habhaft werden, wenn er inmitten eines Getreidefeldes sich bereit macht seine Eier in die in der Bildung begriffenen Körner niederzulegen? Wer könnte den Schmetterling der Pyrale ergreifen wenn er, zu demselben Zweck, um Weinstöcke herumkreist, oder die Raupe desselben Insects, wenn sie, 4 oder 5 Millimeter lang, im Frühling hervorkommt? [1]

Wer besonders könnte jene mikroskopischen Eier und Larven erreichen, von denen eine einzige Meise mehr als 200,000 in einem Jahre verzehrt? [2]

III. Diese unumgänglichen Hülfstruppen, diese Freunde und diese treuen Verbündeten hat doch wohl der dankbare Mensch unter seinen besondern Schutz genommen; er hat sich doch wohl bemüht die feindlichen Arten auszurotten welche ihnen nachstellen, den Raubvogel der sie im Flug erhascht, die Natter die sich in das Nest schleicht um dort die Brut und oft die Mutter zusammt den Jungen zu verzehren? — Nein, als wollte er abermals jene Apostrophe des Fabulisten rechtfertigen:

. . . . trouve bon qu'avec franchise,
En mourant, au moins je te dise,
Que le symbole des ingrats,
Ce n'est point le serpent, c'est l'homme....

der Mensch ist es der sich, in Folge einer sonderbaren Verblendung, als der schrecklichste Feind dieser sanften und nützlichen Geschöpfe zeigt. Grausamer als der Hühnergeier und der Sperber, welche tödten um sich zu nähren, tödtet er um der bloßen Zerstörungslust willen.

Das Gewehr ist nicht mörderisch genug; er behält es sich überdieß für ein edleres Wild vor. Mit einer Menge Maschinen, Netzen, Leimruthen, Schlingen, Raketten, Springfallen ꝛc. verfolgt er mit blinder Wuth diese eben so reizenden als ihm unumgänglich nöthigen Freunde, welche die Güte der Vorsehung ihm bewilligt hat.

---

den Wäldern so verderblichen Wanderraupen, vor denen die andern Vögel einen Abscheu haben (Gloger S. 310—313. Tschudi S. 21.) Dieser letztere Schriftsteller erzählt daß im Jahr 1847 ein großer Wald in Pommern dergestalt von den Angriffen der Raupen litt, daß er bereits anfieng abzudorren, und nur wie durch ein Wunder von einer Schaar Kuckucke gerettet wurde, welche, obschon bereits auf der Auswanderung begriffen, sich im Walde niederließen, und in einigen Wochen die Bäume so gründlich säuberten, daß sich das Uebel im folgenden Jahre nicht erneuerte.

[1] Gerade im Raupenzustand übt die Pyrale ihre Verwüstungen aus. Wenn diese Raupe um die ersten Tage des Mai aus ihrem Schlupfwinkel, in dem sie den Winter zugebracht hat, hervorkommt, so mißt sie nicht mehr als 4 Millimeter; sie hat aber in dem Augenblick wo sie sich in eine Puppe verwandelt, in den ersten Tagen Juli's, deren acht, zehn und selbst noch mehr. Schätzt man den in zwei Monaten von einer dieser gefräßigen Raupen verursachten Verlust nur auf eine Traube, so bleibt man gewiß unter der Wahrheit (Audouin, a. a. O. S. 97—102.

[1] Vergl. die vorangehende Anmerkung.

[2] Gloger, a. a. O. S. 323. Hr. Girardeau-Leroy hat aus unmittelbarer Erfahrung dargethan daß in 21 Tagen, der den Meisen zur Aufziehung ihrer Jungen nöthigen Zeit, ein Nestvoll dieser Vögel 45,000 Raupen verzehrt hatte. (Bulletin de la Société protectrice des Animaux, 1857. S. 125.)

Digitized by Google

Ich will Sie mit der Schilderung dieser barbarischen Jagden verschonen; sie sind zum Theil von der Art daß man mit Ekel und Abscheu erfüllt wird: die Rakette oder Springfalle z. B., wo das Opfer, mit seinen von der Falle zerschmetterten kleinen Knochen, nach mehrstündigem Todeskampfe vor Erschöpfung und Leiden stirbt.[1]

Was Ihnen aber gesagt werden kann, ist daß alljährlich eine schreckliche Menge nützlicher Vögel auf diese Art in ganz Frankreich und hauptsächlich im Osten und Süden (und welche Menge überdieß in den übrigen Ländern Europa's) dem Tode geweiht wird.

Gleich beim Wiedereintritt des Frühlings kehren in unsere Länder, über die Gestade des Mittelmeers, jene treuen Verbündeten zurück welche unsere Winter zur Auswanderung gezwungen haben. Welcher Empfang aber wird ihnen vom Var bis in die Ost-Pyrenäen bereitet! In den Umgebungen von Marseille und Toulon, sowie anderer Städte und Dörfer der Küste, sind alle Anhöhen mit Jagdmaschinen besetzt, und nach dem Zeugniß eines glaubwürdigen Mannes, der diesen Gegenstand zu seinem besondern Studium gemacht hat, Hrn. Sacc's, vernichtet jeder Jäger, während der paar Monate welche die Jagd dauert, täglich 100 bis 200 Feinschnäbler. Die Bittschrift des Touloner Comitiums übertreibt daher nicht, wenn sie behauptet daß diese Vögel auf ihrem Zuge myriadenweise vernichtet werden, zum großen Nachtheil unserer Departemente des Binnenlandes und des Nordens, wo sie nur noch in so ungenügender Anzahl ankommen, daß sie ihre providentielle Mission nicht mehr erfüllen können.[2]

Im Osten, und namentlich im ehemaligen Lothringen, zeigen sich ähnliche Thatsachen, wovon die Beweise in der Bittschrift der Acclimatisationsgesellschaft von Nancy liegen. Und warum diese Schlächterei, wie das Touloner Comitium es nennt? Will man für den Menschen das Recht anrufen sich von den Thieren zu nähren. Allein es ist nicht Ernst gemeint wenn man auf solche Weise die Vernichtung dieser kleinen Wesen, deren jedes kaum einen Mundvoll macht, legitimiren will. Sind auch jene Mückenvögel der alten Welt, der Troglodyt und der Zaunkönig, die fast nur aus Federn bestehen, eine Nahrung? Nein, es ist nicht die Ernährung, es ist nur brutale Schleckerei.

Und doch, wenn man, selbst aufs allerniedrigste, berechnet wie viele Säcke Getreide, Tonnen Weins und Oels eine jener Opferschüsseln repräsentirt, womit man in gewissen Ländern die Tafeln zu schmücken pflegt, so wird man überzeugt seyn daß Lucullus in all seiner Herrlichkeit niemals ein so kostspieliges Mahl bereitete, und daß man, um ein Beispiel eines solchen Luxus zu finden, zu der berühmten Perle der Kleopatra hinaufsteigen müßte.

Uebrigens könnte diese jämmerliche Entschuldigung befriedigter Sinnlichkeit selbst nicht von jenen Jägern angerufen werden, die, um ihre Geschicklichkeit zur Schau zu tragen, oder sogar einfach um ihre Waffe abzuschießen ehe sie nach Hause zurückkehren, die Schwalbe im reißenden Fluge tödten, die Mutter vielleicht welche ihrer jungen hungrigen Brut die Nahrung zuträgt. Darf man diesen aus Unüberlegtheit so grausamen Menschen nicht bemerklich machen daß sich jene arme Schwalbe, indem sie, an dem Tage welchen das mörderische Blei zum letzten für sie gemacht, fünfhundert Insecten vernichtete, ein größeres Verdienst um die Menschheit erworben habe als zehn Jäger die mit voller Jagdtasche nach Hause zurückkommen?

Geschieht es nicht auch aus purer Unwissenheit daß der Bewohner dieser Landschaften, in dummem Stolz, den Uhu und den Ziegenmelker an seine Thüre nagelt, deren unglückliche Gewandtheit so eben seine Felder und seine Speicher beraubt hat? Möge er lieber seine Katze daran nageln!

Und als ob es noch nicht genug wäre daß die Männer diesen Vertilgungskrieg führen, auch die Kinder nehmen mit der unbarmherzigen Sorglosigkeit ihres Alters daran Theil. „Cet âge est sans pitié," sagte Lafontaine. O ja, wahrhaft mitleidlos sind die Landkinder, die hinter die Schule gehen um die Nester auszunehmen, wie sie sagen. Die Eier und die Jungen, alles behagt ihnen: können sie ja doch die einen zerbrechen, und den andern einen elendiglichen Untergang durch Hunger und Martern bereiten!

Und die Eltern dieser jungen Schlingel sehen, statt sie gehörig gezüchtigt in die Schule zurückzuschicken, mit kalter Gleichgültigkeit solchen Handlungen der Grausamkeit zu. Eltern und Kinder kennen ohne Zweifel das schöne Wort der heiligen Schrift nicht: „Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest, auf einem Baum oder auf der Erden, mit Jungen oder mit Eiern; und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzt: so sollst du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen; sondern sollst die Mutter fliegen lassen, und die Jungen nehmen, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest." (5. B. Mosis 22. 6. 7.)

---

[1] Ueber die in Lothringen bei der Vögeljagd verwendeten Maschinen sehe man eine Notiz Dr. Cordier's im Bulletin de la Société protectrice des Animaux, 1856. S. 30 ff. — Für Provence und Languedoc vergl. man Jonquières-Antonelle, Bülletin derselben Gesellschaft, 1857, S. 134 ff.

[2] Schreiben Hrn. Sacc's, angeführt von Geoffroy St. Hilaire, Acclimatation et Domestication, S. 221. Mit gewissen von Jonquières-Antonelle beschriebenen Netzen fängt ein provenzalischer oder languedokischer Jäger täglich 35 oder 40 Duzend kleiner Vögel. Die Vernichtung trifft besonders die Schwalben, welche, wenn man sie verschonte, die Provence von den Mücken und Schnaken befreien könnten die für die Fremden eine unerträgliche Plage sind (Jonquières-Antonelle, dasselbe Bulletin, S. 136.) — In Italien ist die Jagd auf kleine Vögel eine Leidenschaft die nahe an Thorheit gränzt. Zur Zeit der Wanderung der Vögel, im Frühjahr und besonders im Herbst, verlassen Leute jeden Standes und Alters, Kinder und Greise, Edelleute, Kaufleute, Priester, Arbeiter und Bauern, insgesammt ihre gewohnte Arbeit um auf diese vorüberziehenden Gäste Jagd zu machen. Die getödtete Masse ist ungeheuer. In einem einzigen Bezirk, an dem Ufer des Lago Maggiore, schätzt man die Zahl der in jedem Herbst erwürgten kleinen Insectenfresser auf 60—70,000. Diejenigen welche in der Umgegend von Verona, Bergamo, Brescia zu Grunde gehen, schlägt man auf mehrere Millionen an; und derselbe Fall ist es in der ganzen übrigen Halbinsel sowohl wie in Sicilien. Auch ertönt in dem schönen Lande der Orangen der fröhliche Vogelgesang fast nicht mehr. — In der italienischen Schweiz, im Kanton Tessin, ist selbst der Sperling eine Seltenheit geworden. (Tschudi, S. 12 u. 13.)

Digitized by Google

Wenn sie wenigstens, in Ermanglung der h. Schrift, nur ihr eigenes Interesse kennten! Was man auf diese Art zerstört, ist unberechenbar; wer auf dem Lande gewohnt hat, weiß daß man bei Tagesschluß ein Kind nicht selten hundert Eier aller Arten von Vögeln heimbringen sieht. [1]

Wie haben diese vertheidigungslosen Vogelgeschlechter diesen erbitterten Krieg überleben können? Dieß ist eines jener Geheimnisse welches allein die wunderbare Güte erklären kann womit Gott unablässig die Fehler des Menschen, seines Lieblingsgeschöpfs, wieder gutmacht.

Dennoch machen wir uns keine Illusion: das Uebel ist groß, und wenn man keine Vorsorge trifft, wird es vielleicht bald unheilbar seyn. Schon haben nützliche Vogelgeschlechter unser Land gänzlich verlassen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so baut, trotz der poetischen Fictionen welche ihm Schutz gewähren sollten, der Storch sein Nest nicht mehr auf die Dächer unserer Häuser; er durchfliegt nur noch ein ungastliches Land, das er dereinst von Vipern und andern giftigen Reptilien reinigte. Die kleinen Arten haben sich vermindert und vermindern sich täglich mehr; die Insecten vermehren sich verhältnißmäßig und verursachen der Landwirthschaft zunehmenden Schaden.

Noch einmal, das Uebel ist groß, die Gefahr drohend; es sind rasche und energische Heilmittel nöthig .... Dieß sagen unaufhörlich, seit mehreren Jahren, die Gesellschaften aller Art welche sich, unter verschiedenen Titeln, mit der Landwirthschaft und der Zoologie beschäftigen. Dieß wiederholen jeden Tag einmüthiger und dringlicher die ausgezeichnetsten Naturforscher und Landwirthe, die sich, aus Stand oder Beruf, mit dieser Frage beschäftigt haben, die HH. Geoffroy St. Hilaire, Florent-Prévost, Sacc, Gloger, Köchlin, Dumast, Jonquières-Antonelle, Châtel, Gadebled, Valserres und so viele andere, deren nur sehr schwaches Echo wir in diesem Berichte gewesen sind. Welches aber müssen diese Heilmittel seyn .... Das ist es was in wenigen Worten zu prüfen noch übrig bleibt.

Für diesen Theil des Berichts (schließt das Journal pour Tous), der an die politische Erörterung streifen könnte, können wir nur auf den Moniteur vom 28 Juni verweisen, wo diese merkwürdige Arbeit in ihrem ganzen Umfang abgedruckt ist.

Robert Schomburgk über die astronomischen Volksansichten in Siam.

(Aus dem Athenäum, nach einem Brief aus Bangkok, d. d. 20 Julius 1861.)

Ich saß nachdenklich in der Verandah meiner Wohnung — es war der 27 Februar 1858 — und war in meinem Gemüthe tief niedergedrückt, denn ich kam gerade von dem Krankenbett eines der jüngeren, mir zum Consulardienst zugetheilten Beamten zurück, für den, wie mir schien, keine Hoffnung mehr bestand daß er auch nur einige Stunden noch leben werde. Es war Vollmond, und der tropische Glanz welchen dieses Himmelsgestirn rings umher verbreitete, machte jedes auf dem Flusse schwimmende Boot deutlich sichtbar. Eine Stunde mochte ich so, in Nachdenken versunken, dagesessen seyn, als die bisherige Stille, wie auf ein verabredetes Zeichen, plötzlich von allen Seiten der Stadt, fern und nah, unterbrochen wurde; die Luft ward zerrissen von dem Geschrei und Gejauchze des Volks; Gewehre und schweres Geschütz wurden abgefeuert, und die Glocken in den Wats, oder Buddhisten-Tempeln, mischten ihr helltönendes Geklingel in den allgemeinen Lärm. Schwärmer und Raketen, die in fast allen Richtungen losgelassen wurden, gaben den Begriff eines wohlunterhaltenen Pelotonfeuers. Ist dieß ein Aufstand oder eine Rebellion? dachte ich. Einen Tumult wie diesen hatte ich während meines ganzen Aufenthalts in Bangkok nie zuvor gehört. Ich rief die Diener des Hauses, und nun erfuhr ich daß der Mond gerade angefangen habe verfinstert zu werden, und daß man, dem Glauben der Siamesen zufolge, der Meinung war dieses Gestirn werde von einem großen Drachen angegriffen. Um dem Mond nun in seinem Kampfe beizustehen, und das Ungethüm zu verscheuchen, wurde dieser Lärm gemacht. Wie ich glaube, herrscht unter den Chinesen eine ähnliche Idee. Kurz vor 12 Uhr in dieser Nacht that Hr. F. seinen letzten Athemzug. Sein Tod machte einen tiefen Eindruck auf uns alle die an den Consularangelegenheiten mit ihm betheiligt waren, und wohl auch auf viele andere. Einer unserer Collegen, von derselben Krankheit befallen, war bereits einige Wochen zuvor nach England gesendet worden, in der Hoffnung dort wieder zu genesen, und bei seiner Abreise erfreute sich Hr. F. der besten Gesundheit. Fünf Monate später litt ich an der nämlichen Krankheit, und wurde zur Wiedergenesung nach Anhing am östlichen Ufer des Meerbusens von Siam geschickt — einem Orte der seiner Gesundheit halber so berühmt ist, daß der König, der selbst eine Hütte dort hat, ihn das Sanatarium für Europäer nennt. Es waren einsame Tage die ich daselbst verbrachte; allein bald hoben sich meine Kräfte wieder, und nach einem dreiwöchigen Aufenthalt hielt ich mich für so gesund, daß ich zu meinen Pflichten nach Bangkok zurückkehrte. Der hübsche Schooner, die Coral Queen, dereinst die Yacht eines hochgestellten edlen Grafen im königlichen Yacht-Geschwader, kam um mich nach Bangkok zurückzuführen. Ihr gegenwärtiger Herr und Eigenthümer hatte seine Frau an Bord, und mehrere Herren hatten sich die Gelegenheit zu nutze gemacht um Anhing einen kurzen Besuch abzustatten. Gegen Abend segelten wir ab, liefen aber zu unserm Verdruß in der Nacht, nahe an der Barre, auf einer Sandbank auf, und lagen daselbst bis spät am folgenden Nachmittag; der Schooner schwankte hin und her, und die Sonne schoß ihre Strahlen mit all ihrer Kraft auf uns herab. Endlich kamen wir hinweg, und da wir Fluth hatten, so erreichten wir die Mün-

[1] Einer Berechnung zufolge, welche augenscheinlich nur approximativ seyn kann, ist Hr. Gosselin der Meinung daß man in Frankreich alljährlich 80—100 Millionen Vogeleier zerstört: man muß also die Insecten welche ohne jene Barbarei von den aus diesen Eiern hervorgegangenen Vögeln hätten vernichtet werden können, auf Tausende von Milliarden anschlagen.

Digitized by Google

dung des Menang rasch, und passirten Packnam. Der Mond war voll und hell, der Abend lieblich, und welch ein Wunder! — es gab nur wenige Moskitos. Wir saßen auf dem Quarterdeck, und genossen die kühle Luft nachdem wir den Tag über auf der Sandbank von der Sonnenhitze viel ausgestanden hatten. Bald näherten wir uns einem Arme des Flusses, wo sich mehrere Wats und ein birmanisches Dorf befanden, und auf beiden Ufern erhob sich ein solches von Trommeln, Muscheln, zinnernen Pfannen und andern lärmenden Instrumenten verursachtes, mit Geschrei und Gewehrfeuer untermischtes Getöse, daß die kleine Gesellschaft auf dem Quarterdeck des Schooners sich fragend anschaute. Diese plötzliche Veränderung, da wo kurz zuvor alles tief still gewesen — das Wellengeräusch des Wassers am Buge des Schiffs und unser Gespräch bildeten die einzige Unterbrechung dieser Stille — war gewiß höchst auffallend; allein sie erklärte sich bald — ein Blick auf den Mond zeigte uns daß der Schatten der Erde sich über ihn herzog. Der dicke Saum von Bäumen längs dem Ufer des Flusses verbarg unsern Schooner vor der Volksmenge, die sich versammelt hatte um den Mond in seinem Kampfe zu beobachten. Unser Schiffer der Coral Queen kam auf den Gedanken sie in Erstaunen zu setzen. Zwei große Raketen erhoben sich gleichzeitig vom Verdeck, und explodirten über den Volkshaufen. In welches Geschrei brachen sie nun aus! Der Lärm der aufsteigenden Raketen und das Bersten derselben über ihren Köpfen war so plötzlich. Vielleicht bildeten sie sich ein der Drache selbst komme auf sie herab. Wir konnten nicht umhin an Bord der Coral Queen in ein lautes Gelächter auszubrechen, und unterstützten sie sogar in ihrem Geschrei. Die Fluth war nun gegen uns, und der Schooner mußte sich vor Anker legen. Ich traf am nächsten Morgen in Bangkok ein, beinahe ganz wiederhergestellt von dem Anfall dieser gefährlichen Krankheit.

Diese so eben erzählten Reminiscenzen kamen mir wieder ins Gedächtniß bei der Sonnenfinsterniß am 8 Jul. dieses Jahrs. Als eine bloß partielle Finsterniß, indem nur etwa acht oder neun Digiti unter dem Schatten waren, war sie sehr interessant, da die Atmosphäre in Bangkok ungemein klar ist. Die Berechnungen der Astrologen [1] des Königs von Siam sind so genau gewesen, daß, in dem Augenblick in welchem der schwache Schatten oder die Penumbra an der Sonnenscheibe sich zeigte, sogleich die Glocken der Wats zu ertönen begannen, und das Peloton-Feuer der Schwärmer anfieng, wie bei dem frühern Anlaß, untermischt mit dem Donner des Kleingewehrs und der Kanonen. Mit der gleichen Genauigkeit mit welcher all dieser Lärm beim Anfang der Verfinsterung begonnen hatte, hörte er auf als der Schatten zu schwinden anfieng.

Es ist gewiß erstaunlich wie genau die siamesischen Astronomen in ihren Berechnungen hinsichtlich der Phänomene am Himmel sind. Ihre Methode ist eine rohe. Hr. de la Loubère, der Gesandte Ludwigs XIV in Siam, im Jahr 1687, brachte bei seiner Rückkehr nach Paris ein die Berechnungen der Bewegungen der Sonne und des Mondes betreffendes Manuscript mit, welches Cassini, der berühmte Akademiker, erläuterte. Er bemerkt daß die angenommene Methode außerordentlich ist. Man gebraucht keine Tafeln, nur die vier arithmetischen Regeln, nämlich Addition, Subtraction, Multiplication und Division gewisser Zahlen, von denen weder ihre Bildung, noch das worauf sie sich beziehen, klar ist.

Dem Haushalt des Königs sind eine Anzahl Astrologen und Weissager zugetheilt. Dr. Bradley sagt uns in seinem „Bangkok Kalender für 1860" daß P'ra hora tibädi mit einem Gehalt von 120 Ticals (ungefähr 15 Pfd St. 180 fl.) jährlich, Kun tschopt tomma palat Krom mit 40 Ticals (5 Pfd. St.), und Kun teppa Jakän palat Krom, mit einem gleichen Gehalt, die Oberaufsichtsbeamten dieses Dienstzweigs sind. Ihre kleinen Gehalte liefern einen weiteren Beweis der Behauptung daß der Werth eines Propheten in seinem Vaterland unterschätzt werde. Unter früheren Regierungen erhielten sie, wenn ihre Weissagungen sich als falsch erwiesen, ein gesunde Züchtigung. Ob diese Praxis noch besteht, kann ich nicht sagen.

Die Wunder hören nicht auf. So erscheint unmittelbar nach der Verfinsterung der Sonne ein Komet! Der König erläßt, um die Furcht seiner Unterthanen zu beschwichtigen, eine königliche Proclamation, ein regelmäßiges breites Blatt (Sie erhalten hievon eine Abschrift, welche der Rev. Samuel J. Smith, ein baptistischer Missionär, die Güte hatte für mich zu übersetzen). Sie ist höchst merkwürdig, aber allzu lang für die unverkürzte Aufnahme in Ihre Spalten. Ich will daher bloß den Anfang und einige ihrer einzelnen Punkte anführen. Sie trägt den Titel „Eine königliche Proclamation:"

„Kund und zu wissen sey allen Regierungsdienern, großen und kleinen, und allen Einwohnern, Siamesen und Chinesen, daß in dem Jahre Ra-ka (Hahn), dem dritten der Dekade, ein Komet da seyn wird wie in dem Jahre Ma-me (Pferd), dem zehnten der Dekade. Allein eine genaue Angabe in Betreff des Tags wann er erscheinen und wie lang er sichtbar seyn wird, läßt sich noch nicht machen. Als die Proclamation für das neue Jahr erlassen ward, da würde eine Bemerkung über diesen Gegenstand am Platze gewesen seyn, zuverlässiges Nähere war aber noch nicht in Bereitschaft. Ereignisse dieser Art können nicht zum voraus angekündigt werden. Einige von ihnen treten mit großer Genauigkeit ein, wie Sonnen- und Mondsfinsternisse; andere derselben lassen sich nur ankündigen als Ereignisse die wirklich stattfinden, oder die einzutreten im Begriff stehen. Daher mögen sich diejenigen welche sie sehen nicht fürchten, noch mögen sie etwas sagen was Unruhen veranlassen könnte."

„Bezüglich auffallender Erscheinungen die sich am Himmel gezeigt haben, sind, wenn Uebel daraus entspringen, zwei Arten bemerkt worden: Mangel an Regen während der Regenzeit, oder Ueberfluß an Regen; 2) mannichfaltige Krankheiten befallen Menschen, Elephanten, Pferde, Ochsen und Büffel. So herrschte, als der Komet am Schlusse des Jahrs Ra-ka (Hahn), dem zehnten der Dekade, erschien, eine Pestilenz, welche auf einmal den Tod vieler Büffel herbeiführte, und in der Regenzeit des Jahrs Ma-me (Pferd) war eine

[1] Sollten sie nicht einen nautischen Kalender benutzt haben?

Digitized by Google

große Trockenheit; dann am Schlusse des Jahrs Ma-me und im Anfang des Jahrs Wok (Affe) wüthete die Cholera."

In der Fortsetzung dieser Ermahnung räth der König seinen Unterthanen fleißig zu seyn, um Mangel zu vermeiden; und sollten Befürchtungen vor einer Krankheit herrschen, wie z. B. vor den Pocken, so sollten sie zu den für die Impfung bestimmten Plätzen eilen. Wenn die Cholera auftrete, dann müßten sie sich an Reinlichkeit gewöhnen und ihre früheren schmutzigen Gewohnheiten nicht beibehalten. Um die Luft zu reinigen, sollten sie in ihren Häusern Benzoë Gummi verbrennen, und äußerlich und innerlich Kampfer-Wasser gebrauchen.

Es folgen nun noch verschiedene andere Ermahnungen. Dann fährt er fort: „Der König wird von den Massen als ein Beschützer geachtet. Personen die in Noth gerathen sind wegen Streitigkeiten oder aus andern Ursachen rufen ihn um Beistand an, wie Kinder sich in der Bedrängniß an ihre Eltern wenden. Daher wird der König als einer bezeichnet welchen das Volk in der Weise ehrt wie man seine Eltern ehrt, und er ist demselben liebevoll zugethan, wie in derselben Weise Eltern treu und zärtlich gesinnt sind gegen ihre Kinder. Er ertheilt daher diese Rathschläge, damit seine Unterthanen ihre Person und ihr Leben schützen, im Fall wirklich Unglücksfälle kommen sollten, wovon Beispiele bereits bekannt sind."

Der König fährt sodann in seinen Warnungen fort, und erwähnt unter anderm auch der abergläubischen Meinung daß Kometen die Vorläufer des Kriegs sind: „Wenn Kriege stattfinden, so geschieht es weil die Menschen miteinander die Ursachen schaffen. Kometen reizen die Menschen nicht zum Krieg auf" — eine Maxime welche ich den Gemüthern derer einzuprägen wünsche welche über die Geschicke des Ostens und des Westens herrschen.

Das Bombardement von Porto Novo (Golf von Benin) durch die Engländer.

Ein grausamer Gewaltstreich war die von den Briten über den harmlosen Negerkönig von Porto Novo in diesem Frühjahr verhängte Heimsuchung, worüber ein besonderes blaues Buch dem Hause der Lords vorgelegt worden ist. Am 5 Febr. d. J. richtete nämlich der englische Consul in Lagos, Hr. Foote, an den König von Porto Novo das Gesuch, gewisse böswillige Menschen, die sich für Portugiesen ausgeben, zu entfernen, „weil sie versuchten (!) Einfluß auf den König und die Häuptlinge von Porto Novo bezüglich der Behandlung der Briten oder fremden Kaufleute auszuüben, und weil sie darnach trachteten (!) König und Häuptlinge in Handelsangelegenheiten gegen das Interesse (!) der Engländer und andrer Fremden zu stimmen." Würde der König sich nicht fügen, so werde er, der Consul Foote, seine Schritte darnach bemessen. Ehe noch auf diese freche Forderung eine Antwort einlief, wendete sich der Consul schriftlich an den Commander Wratislaw vom „Ranger" und verlangte Succurs zur Züchtigung des Königs von Porto Novo, welcher bei sich Brasilianer dulde die Baracuns (Factoreien der Sklavenhändler) hielten, mit Sklavenschmuggel sich beschäftigten und dadurch die andern erlaubten Handelszweige beeinträchtigten. So hätten sie sich hinter den König und die Häuptlinge gesteckt, um den Leuten aus Lagos allen Verkehr in Porto Novo zu verbieten. Auch sey bereits eine kleine Ladung Oel, die ein britischer Unterthan dort gekauft hatte, mit Beschlag belegt worden, wie ihm dieß gestern der Eigenthümer mitgetheilt habe. Er (der Consul) sey entschlossen unverzüglich im „Brune" sich vor Porto Novo zu begeben und den König zu züchtigen, wenn der Oelhandel nicht sogleich wieder eröffnet werde. Vier Tage nach diesen grimmigen Drohungen schickte der König von Porto Novo eine feierliche Botschaft mit seiner Antwort. Er gesteht daß er zwar nicht den Briten, wohl aber den Leuten von Lagos verboten habe Oel in seinem Reich zu kaufen, dagegen verwahrt er sich Portugiesen vor den Engländern irgendwie bevorzugt zu haben. Er wünsche, fügt er treffend hinzu, der Freund der Briten zu bleiben, und eben weil er es wünsche, habe er ihnen nicht erlaubt in seinem Land Factoreien anzulegen, denn „wenn man sich auch lieb habe aber in einem Hause wohne, so werden Streitigkeiten nicht ausbleiben." Diese aber gerade wolle er mit seinen Freunden den Briten vermeiden. Portugiesen die sich bei ihm aufhielten, könne er jeder Zeit außer Landes verweisen, mit den Briten aber dürfte er nicht so verfahren. Sonst aber könnten die letztern kommen und gehen und Oel kaufen so viel sie wollten. Was die nicht erfolgte Ablieferung gekauften Oeles betreffe, so habe er bei allen seinen Unterthanen Nachforschungen angestellt. Niemand wisse von einem solchen Geschäfte, also möchte der Benachtheiligte selbst kommen und sein Eigenthum reclamiren.

Mit dieser für einen Negerfürsten außerordentlich klugen und diplomatischen Antwort war dem Consul Foote wenig gedient. Er begab sich daher in dem Brune am 23 Febr. vor Porto Novo und richtete am nächsten Tage abermals ein insolentes Schreiben an den König, um ihn an die Erfüllung des Vertrages vom 17 Jan. 1852 zu erinnern, den er „durch wiederholte Benachtheiligung des britischen Handels und offene Ermunterung des Sklavenschmuggels verletzt habe," weßhalb er sich vor ihm an Bord des Schiffes Brune, und zwar bis 12 Uhr nächsten Vormittags, zu verantworten, aber auch Bürgschaften zu stellen habe daß eine abermalige Zurückhaltung britischen Gutes nicht wieder vorkommen solle, welche Bürgschaften in einem neuen umfänglicheren Vertrag zu bestehen hätten. Sollte der König bis 12 Uhr nicht erscheinen, dann werde er (der Consul) seine Stadt beschießen lassen. Auf ähnliche Art ist wohl noch nie ein Streit begonnen worden. Ob wirklich Oel gekauft und zurückgehalten worden war, wird gar nicht untersucht, Consul Foote glaubt es, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann. Wäre es aber auch geschehen, so gibt es schon keine andere Sühne mehr als einen neuen Vertrag, d. h. eine Kette mehr für den König. Auch gilt kein Besinnen. Binnen 24 Stunden muß das Ja gesagt seyn, sonst bombardirt Consul Foote.

Mein Freund, lern' das verstehen,
Das ist die Art mit Hexen umzugehen.

Digitized by Google

Der König ließ dem Ungestümen wissen, er selbst könne sich nicht an Bord verfügen, aber er sey bereit ihn am Lande zu empfangen und mit ihm ein Palaver (Berathung) zu halten. Aber Consul Foote ließ nicht mit sich handeln, sondern dem Könige bündig wissen, er sey der Mann nicht der sich in seinen Forderungen wankend machen lasse, er wolle noch warten bis zum 25. „Schlag elf Uhr," dann werde er das Feuer eröffnen. Am nächsten Tage „Schlag elf Uhr" kam ein Farbiger an Bord, „halb Missionär, halb Exporteur," welcher den gestrengen Consul auf die Friedensflaggen am Ufer aufmerksam machte und die bevorstehende Ankunft des Königs anzeigte. Consul Foote in seiner Langmuth wartete also bis 1 Uhr, wartete sogar bis 1 Uhr 20 Minuten, als er aber „eine verdächtige Bewegung am Ufer" und Leute wahrnahm welche Erdwerke aufzuwerfen suchten, ließ er eine Kugel über die Stadt hinwegfeuern. Die Leute in Porto-Novo mißverstanden aber diese Warnung, und feuerten ihrerseits nicht von den verdächtigen frischen Erdwerken, sondern „von einer niedern Grasbank die parallel mit dem Schiffe lief." Die Seeleute vom „Ranger" begannen nun mit ihren gezogenen Büchsen das Feuer zu erwiedern, welches Consul Foote, nachdem 500 Patronen verschossen, etliche Feinde, aber auch mehrere befreundete Kru-Neger gefallen waren, einstellen ließ, worauf er sich mit seinem Kriegsschiff nach Lagos verfügte. Auf britischer Seite war kein Tropfen Blut geflossen.

Der König von Porto Novo nahm sich inzwischen die 500 Spitzkugeln welche die Briten an seinen Ufern zurückgelassen hatten zu Herzen, und schickte dem Consul die demüthige Botschaft, er sey jetzt bereit jeden Portugiesen außer Landes zu weisen den man ihm bezeichnen werde, und er wünsche dringend in Frieden mit den Briten zu bleiben. Consul Foote entwarf hierauf etliche Zusatzartikel zum Vertrag von 1852, welche der König unterschreiben sollte. Der König unterschrieb jedoch nicht, und zwar, wie Foote versichert, war er bereits dazu geneigt gewesen, als ihn der König von Dahomey wieder abspänstig machen ließ. Unser Consul ließ deßhalb am 22 April den Commander Edmonstone um hinreichende Kräfte zur Züchtigung von Porto Novo bitten, und gieng am nächsten Tag an Bord des Dampfers Fidelity, begleitet vom „Brune" und „Bloodhound," von Lagos ab und lief in den Fluß von Porto Novo ein. Das Pfahlwerk welches ihn sperrte wurde von den Booten weggeräumt und die Seeleute dabei von den Eingebornen beschossen, deren Kugeln jedoch nicht die erforderliche Tragweite besaßen. Am 26 April Morgens halb 6 Uhr lagen die Kriegsschiffe mit ihren Breitseiten vor dem königlichen Palast, und um diese Zeit begannen sie ihr Feuer mit Raketen, Kartätschen und Hohlkugeln, von welchen letztern jede ein Haus in Brand steckte. „Unsere Matrosen und Musketiere," berichtet Consul Foote wörtlich, „thaten auch viel Schaden. Die Kugeln der Enfieldbüchsen giengen noch weit über die grasigen Uferbänke hinaus, während die Kugeln der Feinde uns nicht erreichten. Nur etliche Kugeln, die man sogleich als Miniékugeln erkannte, flogen über unsere Köpfe. In weniger als einer Stunde stand die Stadt in Flammen; des Königs Palast war ein großes Feuermeer, überhaupt war jedes Haus eine Brand- oder eine Trümmerstätte." Dennoch war der Feind vom Ufer nicht zu vertreiben. Daher befahl man eine Landung in den Booten die vom Commander Raby angeführt wurden. Die Stürmenden brachen mitten in die Feinde, während von den Booten aus auf wenige Schritte Abstand mit Traubenschüssen unter die Neger gefeuert wurde. „Der Feind wurde jetzt Duzendweis niedergemäht und ein allgemeiner Rückzug begann." Nach Consul Foote's Schätzung waren 500 Feinde gefallen, während der britische Verlust sich auf einen Todten und 5—6 Verwundete belief.

Am 27 Mai unterzeichnete der König den neuen Vertrag, welcher britischen Unterthanen das Recht der Ansiedlung gewährt, einem britischen Agenten in Zukunft einen Sitz in der Stadt einräumt und dem König das Recht der Kriegserklärung entzieht bevor er sich nicht mit dem britischen Consul berathen hat. Der Vertrag wurde von dem Consulatsverweser Mc. Coskry unterzeichnet, denn Consul Foote war inzwischen — Notabene nicht an seinen Wunden — gestorben.

Dieser Vorgang hat seine merkwürdigen Seiten. Man wird vielleicht hoffen das blaue Buch sey gedruckt worden um eine Untersuchung gegen die blinden Werkzeuge des Hrn. Foote einzuleiten, allein es fällt den Engländern gar nicht ein die Sache außer der Ordnung zu finden, sondern das blaue Buch ist nur zur Vermehrung der Archive des Parlamentes gedruckt worden. Man sollte ferner meinen daß ein simpler Consul, selbst wenn er Foote hieße, niemals das Recht besitzen sollte den Krieg zu erklären im Namen der sehr huldreichen Königin von England. Allein dieß scheint zur englischen Verfassung zu gehören, daß Consuln Krieg erklären und daß britische Soldaten auf ihren Befehl 500 Menschen niederkartätschen. Könnten Consuln den Krieg nicht erklären, so wäre die Schlächterei von Porto Novo nichts anderes gewesen als Mord. Uebrigens begann ja auch der letzte Krieg mit China wegen einer elenden Lorcha und wegen eines Consularstreites.

Als die Spanier nach der neuen Welt kamen haben sie aus Habsucht viel Blut vergossen und sich mancher empörenden Handlungen schuldig gemacht. Zu ihrer Entschuldigung läßt sich aber anführen daß sie ihre Thaten in dem 16ten Jahrhundert begiengen, wo humane Gefühle noch nirgends sich regten oder sich erst zu regen begannen, daß wir also ihre Thaten mit der Strenge und Empfindlichkeit des 19ten Jahrhunderts zu richten nicht ermächtigt sind. Zu ihrer Entschuldigung läßt sich ferner anführen daß die Spanier als bigotte und wenig aufgeklärte Katholiken die heidnischen Wilden als Kinder des Teufels ansahen, und wohl manchmal ein verdienstliches Werk zu verrichten glaubten, wenn sie diese Brut des Satans vertilgten. Zur Entschuldigung der Spanier läßt sich ferner anführen daß die Leute welche nach der neuen Welt zogen, zwar der heldenhafteste aber auch der roheste und unwissendste Theil ihres Volkes waren, ja der Mehrzahl nach zu solchen gefährlichen socialen Bestandtheilen gehörten wie im Anfange seiner Besiedelung die ersten Einwanderer Californiens. Zu ihrer Entschuldigung läßt sich ferner anführen daß diese unbotmäßigen Leute ihre Verbrechen verübten fern von dem Arm der einheimischen Obrigkeit,

by Google

daß dagegen die spanische Regierung ganz vorzüglich unter Carl V durch Gesetze wie Obrigkeiten die Indianer auf alle mögliche Art zu schützen getrachtet und auch wirklich geschützt hat. Und dennoch braucht man nur ein englisches Werk über diese spanische Eroberung zu lesen und man wird darin sittliche Entrüstung bis zum Ueberdruß finden, als könnten solche unmenschliche Thaten nur von einem solchen katholischen Volke verübt werden wie die Spanier, und als ob die Engländer in Nordamerika im 16ten und 17ten Jahrhundert, sowie die Nordamerikaner, ihre Nachkommen, heutigen Tages die Rothhäute nicht noch ebenso schändlich und schnöde behandelt hätten und noch behandelten. Was soll man aber zur Entschuldigung sagen, wenn sich solche Ungeheuer finden wie Consul Foote? Ungeheuer nicht im 16ten sondern im 19ten Jahrhundert, nicht bigotte spanische Katholiken, sondern fromme Anglikaner, nicht verwegene Abenteurer, sondern Leute die sich sehr stark zur gebildeten Classe rechnen, nicht Leute die auf eigene Faust fern von der Aufsicht der Behörden handeln, sondern Beamte selbst im Namen ihrer Königin und mit den Waffen ihrer Königin? Was soll man sagen über diese Dinge, die das 19te Jahrhundert weit mehr beschämen als jene Blutflecken der Conquistadoren unter Cortes oder Pizarro das 16te Jahrhundert beschämt haben, wenn das Haus der Lords den Unfug einfach zu den Acten gelangen läßt, und die britische Presse mit einer einzigen Ausnahme völlig über diesen grausamen Mißbrauch ihrer militärischen Ueberlegenheit schweigt? Die einzige Ausnahme aber ist — bezeichnend genug — der Anti Slavery Reporter, also das Organ der Antisklavereiloge in England, ein Beweis daß Hr. Foote den König von Porto Novo verleumdet hat, als er ihm andichtete den Sklavenschmuggel zu begünstigen, sonst wäre der Anti Slavery Reporter das erste Blatt gewesen welches zu dem Bombardement Amen! gesagt hätte. Der Vorfall gereicht auch den britischen Seeleuten nicht eben zur Zierde, denn es war gewiß die Pflicht der Officiere dem Wüthen des Consuls eine Gränze zu setzen und es wenigstens mit der Einäscherung der Negerstadt bewenden zu lassen. Aber wo es eine Rauferei gibt, da läßt sich der Brite nicht lange bitten, und ein Negerdorf mit Raketen in Brand zu stecken, und in Negerbanden mit Kartätschen hineinzufeuern, ist ein gar zu „capitaler Spaß," den sich die Blaujacken nicht so leicht nehmen lassen.

Nachrichten über die Nil-Expedition der HH. Peney und Lejean.

(Aus dem Bulletin de la Société de Géographie.)

Gondokoro (Weißer Fluß), 20 Febr. 1861. Ich will die erste und eine der seltenen Communicationsgelegenheiten welche zwischen Gondokoro und Aegypten bestehen, nicht vorübergehen lassen ohne Ihnen (der Brief ist an Hrn. Jomard gerichtet) Nachrichten von meiner Reise an den Weißen Fluß zu geben — einer Reise die ich endlich mit Genehmigung und Beihülfe der ägyptischen Regierung unternehmen konnte, und die ich mit Gottes Gnade und der Mitwirkung meiner Reisegefährten glücklich zu beendigen hoffe. Zu Ende Octobers des verflossenen Jahrs konnte ich Chartum verlassen, und zwei Boote und ihre Bemannung, sowie ein Geleite von fünfundzwanzig zum Heere des Sudan gehörigen Soldaten mit mir nehmen. Mein Instrumental-Gepäck machte mir ebensowenig Ungelegenheit wie das übrige Material, denn es bestand nur aus einer gewöhnlichen, und zwar sehr gewöhnlichen Uhr, einigen Thermometern, Compassen und einem Sextanten. Mein letzter Barometer war so eben verdorben worden, und ich hatte mich genöthigt gesehen ihn der Ausbesserung wegen nach Aegypten zu schicken. Was den Chronometer betrifft, so fehlte er mir gänzlich, und die ägyptische Verwaltung hatte mich in Kenntniß gesetzt daß die Regierung keinen zu meiner Verfügung stellen könne, da sie selbst keinen besitze. Ich hatte indeß das Glück vor meiner Abreise aus Chartum dem Mangel des Chronometers dadurch abzuhelfen daß ich ein Teleskop erwarb, welches mich in den Stand setzte Verfinsterungen von Jupiterstrabanten zu beobachten.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Gondokoro, gegen Anfang Januars, benützte ich die Abreise einer Karawane von Elfenbeinhändlern, die sich in die Provinz Niambara (einige Lieues vom westlichen Ufer des Nils gelegen) begab, um einen Ausflug in diese den Europäern noch unbekannte Provinz zu machen, die dem Handel erst seit dem letzten Jahr geöffnet ist. Acht Marschtage, die im ganzen nur einem Weg von 31 Stunden, und 25 Lieues oder einem Grad in directer Linie, gleichkommen, führten uns von Gondokoro in den Bezirk Muru, einer Provinz von Niambara, an den Ufern des Flusses Jtiéy. Dieser Fluß, welcher, unter der Parallele von Gondokoro (5 Grad nördl. Br.) und in einem Längegrad westlich von dieser Oertlichkeit, in der Richtung von Südost nach Nordwest fließt, hatte im Augenblick meiner Durchreise (zur Zeit des niedersten Wasserstandes) eine Breite von 80 Metern, eine durchschnittliche Tiefe von 0,^m 35, und eine mittlere Geschwindigkeit von 0,^m 333 in der Secunde. Den Nachweisungen zufolge die ich mir über diese Orte zu verschaffen vermochte, fließt der fragliche Fluß, nachdem er die Provinz Niambara durchzogen, zu dem Stamm der Allûh, wendet sich dann in Krümmungen zu dem der Niamniam-Maharaka, indem er seinen Weg stets nach Nordwesten nimmt. Von den Maharaka aus dringt der Jtiéy in die Provinz Dschur, und ergießt sich endlich in den Bahr-el-ghazal oder Kerlak, von dem er einen der Hauptzuflüsse bildet. Ich habe umsomehr Gründe an die Wahrhaftigkeit der Nachweisungen zu glauben die mir von den Uferbewohnern des Jtiéy geliefert wurden, als diese Nachweisungen mit den Beobachtungen übereinstimmen die Hr. v. Malzac am Bahr-el-ghazal und später die Gebrüder Poncet gesammelt haben, von denen die Société de Géographie in ihren Bulletins so eben eine Karte bekannt gemacht hat.

Was den oberen Weg des Jtiéy im Süden des Bezirks Muru betrifft, so konnte ich mir in dieser Hinsicht nur unbestimmte Nachweisungen verschaffen, aus denen hervorzugehen scheint daß er in südöstlicher Richtung bis zu den Mondu hinaufreicht, etwa zwanzig Lieues jenseits des Punkts an

Digitized by Google

welchem ich über den Fluß gieng. Ich weiß daher nicht ob der Jtiéy ein aus dem Nil kommender natürlicher Canal ist und sich mit ihm wieder verbindet, oder ob er nicht selbst einer der Zuflüsse und einer der Ursprünge des Weißen Flusses ist. Ich hoffe nächstens die Antwort auf diese Frage finden zu können.

Meine Reise nach Niambara hat mich in Stand gesetzt eine reiche Ernte an botanischen Mustern zu machen, von welchen mehrere Arten noch unbeschrieben sind. Ich konnte ebenfalls, obschon etwas oberflächlich, die geologischen Verhältnisse dieses Landstrichs studieren; endlich bin ich im Stande gewesen Beobachtungen anzustellen über Neger-Racen, die zu den vielen abgesondert wohnenden gehören welche ihre Sitze an den Ufern des Weißen Flusses haben, und die sich mehr oder weniger den Bevölkerungen des Westens, von Darfur, Waday ꝛc., nähern. Kurz, ich bin, trotz einiger Unannehmlichkeiten und gewisser von solchen Reisen unzertrennlichen Havarien, die in dem Mangel jeder Art Regierung in diesen Ländern und in der Raubsucht der Neger ihren Grund haben, mit meiner Reise vollkommen zufrieden.

Bei meiner Rückkehr nach Gondokoro fand ich Hrn. Lejean daselbst, der, nachdem er in Chartum ein Boot für seine eigene Rechnung befrachtet, kurze Zeit nach mir unter Segel gegangen war; allein kaum war er bei den Bary angelangt, so rüstete er sich auch schon wieder, aus Widerwillen gegen Land und Leute, nach der kurzen Probe die er mit denselben gemacht, zur Rückkehr. Andererseits hatte sich der Gesundheitszustand unsers Landsmanns seit seiner Rückkehr von Kordofan wenig gebessert, und es war zu fürchten daß ein längerer Aufenthalt in diesen Aequatorialklimaten, bei Annäherung der Regenzeit, seine Leiden nur erschweren möchte. Auch getraute ich mir nicht, trotz meines sehnlichen Wunsches mich Hrn. Lejean zur Fortsetzung meiner Reise anzuschließen, den Versuch zu machen ihn von seinem Entschluß abzubringen, und so reiste unser Landsmann in den ersten Tagen Februars wieder von Gondokoro ab.

Jetzt erwarte ich das Steigen der Gewässer des Flusses (das gegen Ende dieses Monats merkbar zu werden anfängt), um den Versuch zu machen über die Stromschnellen von Garbo, so wie über die von Makedo, mittelst leichter Boote hinüberzugelangen. Nach dieser Probe, die, wie ich überzeugt bin, vollkommen gelingen wird, werde ich die Reise zu Lande fortsetzen, wenn der Nilweg gänzlich unbeschiffbar wird. Ich habe mir zu dem Zweck einen alten Pionier des Sudan, Hrn. Debono, zugesellt, der einen Theil der Zuflüsse des Nil erforscht hat, und mit dem die geogr. Gesellschaft so eben durch die gefällige Vermittlung des Hrn. Lejean bekannt geworden ist.

Es war mir nicht möglich die Breite von Gondokoro, die ungefähr 5° nördlich seyn muß, genau zu bestimmen, da ich nur einen Sextanten zu meiner Verfügung hatte. Allein ich machte zahlreiche Beobachtungen entsprechender Höhen, welche mich in Stand setzen werden später diese Breite zu berechnen. Dasselbe will ich über die Länge sagen, hinsichtlich welcher zwischen den HH. Arnaud und Knoblecher eine beträchtliche Meinungsverschiedenheit besteht. Mit einem Chronometer nicht versehen, bin ich genöthigt mit meinem Teleskop Verfinsterungen der Jupitersträbanten zu beobachten, die mir für den Augenblick von keinem Nutzen sind; denn ich habe Chartum verlassen, ohne mir weder die „Kenntniß der Zeiten" noch ein anderes ähnliches Werk für das Jahr 1861 verschaffen zu können.

Trotz dieser Unzukömmlichkeiten und kleinen Hindernisse verabsäume ich keineswegs den astronomischen Theil meiner Arbeit; denn ich betrachte ihn als das unumgängliche Corollar meiner Reise, und als bestimmt ihr eines Tags als Belegurkunde zu dienen.

Die Cigarren Havana's.

In Havana, sagt Jegór v. Sivers (Cuba, die Perle der Antillen, S. 268 ff.), fällt die Anzahl der Tabaks- und Cigarrenläden auf, dafür aber beläuft sich der jährliche Verbrauch der Cubaner auf 1825 Mill. Cigarren oder 5 Mill. täglich, so daß je 2000 Stück auf den Kopf, Jung und Alt, Mann und Weib eingerechnet im Jahr gelangen, ja es gibt Leute die es bis auf 40 „Tabacos" (Cigarren, aber meistens Papiercigarren) gebracht haben. Ueber die Cigarrenfabrication belehrt uns unser Verfasser weiter. „Silva, Ugues, Upmann, Cabañas, dos Amigos, Hernanos, Cabargos, die wir als Cigarrennamen kennen, sind die Handlungsnamen der bedeutendsten havanesischen Fabriken, deren weit über hundert gezählt werden. Ich gieng in die der Hijos de Cabañas (Söhne von Cabanjas) um mich zu versorgen. Die schwarzen Arbeiter saßen je vier an kleinen Tischen, in einigen Zimmern zu ebener Erde. Die in der Fabrik lagernden Vorräthe sind gering, da die Arbeit auf feste Bestellung keine Anhäufung des Fabricates zuläßt."

Hören wir nun wie in Havana selbst über den Rang der Cigarren gesprochen wird. „An Güte allen andern Gattungen voran stehen die Vegueros (von Vega, die Ebene, Veguero, der sie anbaut, der Anbauer, Bauer), die in Europa sogenannten Naturales oder Pflanzer-Cigarren. Sie werden aus den vollkommensten Blättern der Pflanzung, ohne besondere Einlage oder Puppe aus einem Stück, ursprünglich nur als Geschenk für den Plantagenbesitzer oder dessen Kunden in der Stadt von den schwarzen Sklavinnen auf dem bloßen Schenkel gesponnen, und empfangen dadurch eine gewisse „saveur," die kein europäischer Beiguß nachzuahmen vermöchte. Gegenwärtig werden unter demselben Namen auch Cigarren von gewöhnlicher Größe und Gestalt verkauft. Die ächten Vegueros aber messen sieben Zoll Länge und treten — zu zwei oder vier Päckchen von je 25 Stück mit Bast umwickelt in eine Palmenblüthenscheide gehüllt — in den Handel. Die Verfertigerinnen dieser Pflanzer-Cigarren sind meist, und das darf zum Trost der Raucher nicht verhehlt werden, alte schon runzelige Negerinnen. Auf die Vegueros folgen der Güte nach die Regalia del Duque, welche wie jene aus den besten

Digitized by Google

Blättern der Vuelta de abajo, die für die Trägerin des ersten Tabaks der Welt gelten darf, gedreht werden. Die Zubereitung, bei welcher die Blattrippchen ausgezogen werden, fällt wie die aller übrigen Cigarrenarten den männlichen Sklaven anheim. Die Regalia Communes sind gleich den vorigen nur mit den Rippen gesponnen. Die Panatelas werden von milderem Tabak und weniger gereiften Blättern, meist zum Gebrauch für Frauen und Schwachbrüstige gearbeitet. Unter den einfachen Gattungen, welche man von allen möglichen Blättern der Insel dreht, zeichnen sich die Trabucos durch kurze dicke Gestalt aus; mit demselben Namen bezeichnet der Spanier ein großes Pistol, wohl auch das mittelalterliche Wurfgeschütz." Die Preise sind natürlich sehr verschieden, sie schwanken von 8 Piaster (11⅓ Thlr. oder 20 fl.) bis auf 100, ja bis zu 200 Piaster (500 fl.) das Tausend. Es gibt also auch in Havana Cigarren von denen das Stück bis zu 30 kr. bezahlt wird, doch sind das Affectionspreise oder richtiger Affectationspreise, denn 80 Piaster (113 Thlr. oder 200 fl.) gilt sonst als die äußerste Gränze. Zum Entsetzen für den Havanaraucher müssen wir hinzufügen daß im Jahr 1854 überhaupt nur 251,313,000 ächte Cigarren, daneben aber 264 Mill. in Havana aus fremdem, also falschem Tabak gedrehte Cigarren ausgeführt wurden.

Das berühmteste Blatt kommt aus der sogenannten Vuelta de abajo, wo die Uferländereien zur Regenzeit überschwemmt werden. Eine cubanische Tabaksernte belief sich 1850 auf 50 Mill. Pfd., wovon 16 Mill. oder ein Viertel auf die Vuelta kommen. Die Ernte ist im voraus an die Fabriken in Havana vergeben, und für neue Kunden so wenig Aussicht etwas zu bekommen, wie aus den Champagnerkellern der Wittwe Cliquot. „Die 10 Leguas (38½ Werst = 5½ Meilen) von der Habana gegen Morgen entlegene Vuelta de abajo wird östlich vom Rio Hondo oder Consolacion del Sur, westlich vom Rio Cuyaguateje oder Mantua, im Norden von der Sierra Madre der Insel, und im Süden von dem der Meeresküste gleichlaufenden Gürtel der Palma Barrigona eingeschlossen, und mißt 28 Leguas (108½ Werst = 17⅞ Meilen) und 7 Leguas (27 Werst = 3⅝ Meilen) ins Geviert." Die Güte der Ernte hängt von dem Eintreten der nassen und der trocknen Jahreszeit ab, welche letztere im März zu Ende geht, so daß vorher die Ernte eingebracht werden muß. Man läßt nur 10 Hauptblätter an der Staude stehen und bricht sorgfältig alle Sprossen an den Blattstielachseln ab. In guten Jahren besteht die Ernte aus 1 Proc. der feinsten Gattung, 8 Proc. injuriada de primera, d. h. erste Qualität mit einigen Fehlern, 12 Proc. secunda, 20 Proc. tercera und 59 Proc. cuarta. „Der Tabak der berühmten Vuelta, belehrt uns Hr. v. Sivers weiter, ist sehr dunkel und vom Spanier vor allen andern Arten geschätzt. Doch irrt der europäische Raucher welcher die Stärke und Güte der Cigarre von ihrer Farbe abhängig glaubt: da diese Farbe des Deckblattes unabhängig von der Güte der Füllung ist. Die verschiedenen Farben werden erst nach beendeter Zubereitung zusammengelesen und dann mit den gebräuchlichen Bezeichnungen „colorado," „colorado claro," „amarillo" in den Handel gegeben. Von Consolacion bis S. Cristobal ist der Tabak sehr gut, aber herbe, von S. Cristobal bis Guanajai, mit Ausnahme des Districtes de las Virtudes, minder gut, und so ostwärts fort bis Holguin und San Jago de Cuba, wo endlich besseres Blatt gedeiht. Der Tabak des Thales von Guines eignet sich am besten zu Schnupftabak, weniger zum Rauchen. In der weltberühmten Vuelta de abajo sind es die Vega del Corojo und das Thal des Flusses S. Sebastian welche das feinste Erzeugniß bieten."

Der Tabaksbau liefert auf Cuba den höchsten Geldertrag, indem eine Caballeria, d. i. ein Flächenmaß von 13,42 Hectaren oder 52½ preußischen Morgen, einen Gewinn bringt

von	750	Piaster	in Kaffee,
„	1000	„	Reis oder Manioc,
„	1500	„	Sago oder Mais,
„	2000	„	Indigo,
„	2500	„	Zucker oder Bananen,
„	3000	„	Tabak,
„	5000	„	Cacao.

Ein thätiger Bauer wird mit Weib und Kind aber auch nicht mehr bewältigen als eine halbe Caballeria, auf der etwa 25—30,000 Tabakspflanzen, und in den Zwischenräumen die gewöhnlichen tropischen Feldfrüchte für den eigenen Bedarf gebaut werden. Die Preise des versponnenen Havana-Tabaks haben in den letzten 30 Jahren in folgenden Sprüngen zugenommen. Es kostete das Tausend Cigarren:

1828	4½	bis	12	Piaster (à 2½ fl.)
1832	5	„	20	„
1835	6	„	20	„
1851	10	„	80	Piaster.

Mastix-Cultur auf Chios. Es gibt in Afrika, in Syrien, in Griechenland und besonders auf der Insel Chios (im griechischen Archipelagus) einen kleinen Baum den man Mastixbaum nennt, und der eine harzige Substanz ausscheidet, welche in der Heilkunde unter dem Namen Mastix von Chios bekannt ist. Dieser kleine Baum, dessen Höhe selten mehr als 2,45 beträgt, hat stets grüne, denen der Terebinthen-Pistazie ähnliche Blätter. Das Erzeugniß dieses Strauchs bildet eine der hauptsächlichsten Hülfsquellen der Insel Chios; um es zu gewinnen, genügt es mehrere Einschnitte in den Stamm zu machen, aus denen das Harz von selbst abfließt. Vor 1850 belief sich der jährliche Ernte-Ertrag auf 45 bis 50,000 Okas (1 Oka ist gleich ungefähr 1,203); seitdem ist er auf 20,000 Okas herabgesunken, da die Bäume durch den Frost beträchtlich gelitten haben. Der Mastixbaum kann nur im Norden der Insel angebaut werden; alle Versuche ihn auf andern Punkten anzupflanzen sind vollständig gescheitert. (Annales du Commerce extérieur.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. Augsburg, 27 October 1861.

Chihuahua und die Apatschen.

Die Provinz oder, wie man officiell sie zu nennen beliebt, der „Staat" Chihuahua (spr. Tschiwawa) gehört gegenwärtig wegen seiner Zustände zu denjenigen Theilen des weiland spanischen Amerika's welche eine eigenthümliche Anziehungskraft für die publicistische Geographie besitzen. Man kann dort Erscheinungen beobachten die sich sonst nirgends in ähnlicher Weise wieder finden. Chihuahua's Geschichte seit 1810 hat viel Aehnlichkeit mit dem byzantinischen Verfall zur Zeit der Barbareneinbrüche, nur spielt das Stück auf amerikanischem Boden, und gewährt das seltsame Beispiel wie der Abkömmling der weißen Race allmählich den ritterlichen Banden der Rothhäute unterliegt. In der vicekönigischen Zeit wurde in Chihuahua Ackerbau mit Hülfe von großartigen Wasserleitungen, wahren Römerwerken, betrieben. Die Bergwerke blühten, und von dem Ertrag der Gruben bauten die frommen Spanier die prachtvollen Kirchen der dortigen Städte und Flecken. Jetzt wird kein Acker oder nur noch verstohlen bestellt; die Wasserleitungen liegen meistens trocken, die Gebäude zerbröckeln, die Silbergruben ersaufen. Nur noch Viehzucht wird betrieben, aber im Bereich von Kanonen und fester Burgen. Das alles ist das Werk der Apatschen, die wie die Würgengel über die Creolen gekommen sind.

Bei dem hohen Interesse des Gegenstandes ist daher eine Schilderung selbst aus dem Jahr 1849 willkommen, die eben veröffentlicht worden ist. [1] Der Verfasser, Hr. Rondé, war auf dem Wege nach Californien am 21 April nach Matamoros gelangt, und hatte mit einer kleinen Karawane von 12 Mann gegen Ende Mai den Staat Chihuahua bei Cerro Gordo, also im äußersten Süden von Durango her betreten. Cerro Gordo, wie alle mexicanischen Städte, hat eine maurische Physiognomie. Die Häuser sind aus Luftziegeln (adobes) oder Backsteinquadern von 3 Fuß ins Gevierte und 2½ Fuß Höhe erbaut. Sie laufen im Viereck um einen Hofraum, der durch einen Säulengang geziert ist, nach welchem hinaus die Gemächer sich öffnen. Nach der Straße zu gibt es nur spärliche Fenster, und diese sind mit Holzgittern verschlossen, so daß die Gemächer ihr Licht hauptsächlich durch die nach dem Hof geöffneten Thüren empfangen. Alle Gebäude haben nur ein Erdgeschoß und oben flache Dächer. In Cerro Gordo lag eine kleine Garnison mexicanischer Soldaten, bei denen der Europäer wohl Uniformen aber keine Uniform wahrnahm, denn jeder einzelne hatte sich irgendein beliebiges Kriegskleid, dieser einen alten, rothen, englischen Frack, ein andrer einen preußischen Waffenrock angeeignet, ein dritter trug Pantoffeln, ein vierter einen Stiefel und eine Sandale.

Chihuahua ist eine von Gebirgen rings umgürtete Hochebene, in deren Westen die Sierra Madre, das Hauptgebirge oder die Cordillere par excellence liegt, bewohnt von den sanften, frommen, katholischen Tarahumaras-Indianern, die friedlich vom Ertrag ihres Feldbaues oder ihrer Jagd leben. Während die Sierra Madre dicht mit trefflichem Bauholz bekleidet ist, sind die östlichen Gebirgszüge im Gegentheil meistens kahl. Dort lauern die gefürchteten Apatschen in ihren Rancherias oder Zeltlagern, immer spähend wo sie einen Raub- und Vernichtungszug gegen die zerstreuten creolischen Niederlassungen ausführen können. Bei der Herrschaft dieser unauslöschlichen Blutfehde sind die Haciendas oder Gehöfte der Mexicaner wahre Ritterburgen. Das erste Bauwerk dieser Art, welches Rondé zu sehen bekam, hieß Cadeña. Es war von Mauern umgeben die vier Thürme mit Schießscharten flankirten, während die flachen Dächer zur Deckung der Schützen mit Zinnen versehen waren. Die nächste Hacienda San Antonio de la Ramada zeichnete sich ausnahmsweise durch eine Umgebung grüner Maisfelder aus, denn wer würde gern den Acker bestellen, wenn er jeden Augenblick für seinen Scalp besorgt seyn muß? In welcher Aufregung die Mexicaner beständig schweben, erfuhr der Reisende beim Einzug in La Cruz, wenige Tagereisen von der Hauptstadt. Die Ortschaft zählte 581 Köpfe und besaß eine Kirche mit Pfarrei. Man sollte daher meinen daß sich eine so starke Gemeinde selbst schützen könnte. Aber die Straßen waren wie gekehrt, die Häuser alle verschlossen und die Einwohner schwebten in höchster Angst, denn seit etlichen Tagen hatte eine Bande Comantschen, ein ebenso schlimmes Gesindel wie die Apatschen, in der Nähe ihr

[1] Voyage dans l'État de Chihuahua in Le Tour du Monde.

Digitized by Google

Lager aufgeschlagen, und die kleine Karawane war ihr nur durch das dichte Lorbeerrosengebüsch entgangen, durch welches sie hart an ihnen vorbeigezogen war.

Bevor Hr. Rondé die Hauptstadt erreichte, kam er durch Saufillo, eine der Herrschaften des kurz zuvor verstorbenen Hrn. E. Curcier, eines Franzosen, der sich im Silberbergbau versucht hatte, und dem das Glück so hold gewesen war daß er in 12 Jahren ein Vermögen von 14 Millionen Piaster erwerben konnte. Sein gepriesener Name war auf aller Lippen, weil er sein stattliches Vermögen zum Vortheile des Staates verwendet und einem Sechstel der Einwohner Brod und Arbeit gegeben hatte.

Am 13 Jun. erreichte der Reisende die Hauptstadt, und da er auf einem Gebirgspfade von Süden her kam, so sah er sie erst als er schon in den Straßen war. Der Name Chihuahua bedeutet Uebergang des Wassers oder Furt, wegen der vielen Gewässer die das Land durchkreuzen. Die Meereshöhe der Stadt wird auf 1451 Mètres angegeben, und ihre damalige Bevölkerung bestand aus 14,000 Köpfen. Dort lernt man die spanische Herrschaft am besten schätzen an ihren Bauwerken. Sie hat überall hohe Denkmale hinterlassen und geschaffen, während die jetzige Bevölkerung nichts mehr schafft, sondern nur ein kümmerliches erlöschendes Daseyn fristet und greisenhaft zum Grabe wankt. Die Kathedrale Chihuahua's mit ihren beiden Glockenthürmen und ihrer Kuppel ist, wenn auch kein künstlerisch reines, doch ein imponirendes Denkmal. Die Stadt wird mit Wasser durch einen Aquäduct von 161,533 spanischen Varas (1 Vara = 1,“ 45 also beinahe 5 Schuh) Länge versehen, und längs demselben läuft die von indischen Pappeln dicht und kühl beschattete Alameda (Promenade), wo die „Gesellschaft“ ihre Corsofahrten hält, und dabei Carrossen bewundern läßt die durch ihren Styl an die Zeiten Ludwigs XV erinnern, so daß auch hier sich A. v. Humboldts Lieblingssprüchwort bewährt: wenn man reist, wechselt man sein Jahrhundert. Putzsucht beherrscht alle Classen, und selbst die Indianerin kann man des Sonntags oft genug mit ihrem nackten braunen Fuß in weiße Atlaßschuhe schlüpfen sehen. Ein Mann der an Werkeltagen mit weißen Beinkleidern und dem Sarapé (Mantel) sich begnügt, wird an Feiertagen sich mit Kleidern behängen die von Silber strotzen, und vielleicht 6 bis 800 Francs gekostet haben. Die Art und Weise übrigens wie die Mexicaner, und zwar Geringe wie Vornehme, den Faltenwurf ihres Sarapé zu ordnen verstehen, gibt ihnen den Anschein als wären sie sämmtlich auf Edelsitzen geboren worden. Die benachbarten Gruben von Santa Eulalia, welche in der Zeit von 1738—1761 nicht weniger als 3,428,278 Mark Silber in die Münze lieferten, haben den ehemaligen Reichthum von Chihuahua begründet. Jetzt hat die Münze weniger zu thun, ist übrigens vortrefflichen Händen, nämlich zwei Engländern, den Gebrüdern Poth, anvertraut. Das mexicanische Silber ist so goldhaltig, daß der Bergmann einen ersten Trennungsproceß vornimmt, in der Münze wird abermals Gold ausgeschieden, aber doch nicht so rein daß nicht in Europa die Piaster zum drittenmale mit Nutzen eingeschmolzen werden könnten. Seit den Unabhängigkeitskämpfen haben die Indianer indeß die Oberhand behalten, und in Folge dessen mußten viele Gruben verlassen werden. Chihuahua hat daher neue Erwerbszweige aufsuchen müssen, und betreibt jetzt große Gerbereien. Stiergefechte und Hahnenkämpfe sind auch hier, wie allenthalben wo spanische Creolen sitzen, die bevorzugten öffentlichen Unterhaltungen, und bei den Hahnenkämpfen kann man manchen Mexicaner, der kein Hemd auf dem Leibe hat, dennoch bis zu 2 und 300 Piastern wetten sehen. Wohlerzogene Leute bemerkt man jedoch nie bei diesen Schauspielen. Nur ein Drittel der Einwohnerschaft sind Creolen, der Rest besteht aus Blendlingen (Mestizen) und Indianern. Verhältnißmäßig viele Franzosen haben sich dort niedergelassen, und „es herrscht, fügt unser Reisender hinzu — eine seltene Erscheinung! — Einigkeit unter ihnen!“ Diese Bemerkung wird allen Deutschen wohl thun, weil wir also doch nicht die einzigen sind welche über Zwietracht unserer Landsleute in der Fremde zu seufzen haben. Es bestehen vier Postverbindungen mit Chihuahua; die Briefe die sie bringen, müssen aber von der Post abgeholt werden, da in Mexico wie in den Vereinigten Staaten die Briefträger noch nicht erfunden worden sind. Manchmal gibt es indeß gar nichts abzuholen, denn die Post wird häufig genug von Apatschen überfallen und ihrer Felleisen beraubt. Während Rondé's Aufenthalt machte in Chihuahua ein Comantschenhäuptling Aufsehen, der gekommen war um die Erlaubniß eines freien Durchzuges mit seiner Bande über Staatsgebiet zu erbitten, damit er einem Apatschenstamm gestohlene Pferde abjagen könne. Aus Klugheit verweigerte man ihm sein Gesuch, behandelte ihn aber sonst mit großer Zuvorkommenheit, denn wenn sich Comantschen und Apatschen auffressen, muß den Mexicanern das Herz lachen. Die Heimath der Comantschen ist das linke Ufer des Rio grande del Norte, und sie vertheidigen dort gewisse Linien, die sie als ihre Gränzen ansehen, mit der höchsten Standhaftigkeit, brechen auch nur in fremdes Gebiet ein wenn es gilt sich Rache zu holen. Die Comantschen sind durch ihre blitzschnellen Reiterangriffe gefährlich, wobei sie mit beneidenswerther Fertigkeit Bogen und Pfeile sowie ihre kurzen Speere, endlich aber auch ihre kleinen und gefürchteten Streitäxte zu gebrauchen wissen. Am besten verstehen sich auf ihre Kampfesart die alten mexicanischen Trapper, die sich den Karawanen als Führer verdingen. So wurde unserm Verfasser erzählt daß sich einstmals eine Wandergesellschaft von nur sieben Personen von einem Comantschengeschwader verfolgt sah. Der mexicanische Führer rieth den Leuten fest zusammenzustehen, die Attake ruhig zu erwarten, bis auf wenige Schritt die Reiter herankommen zu lassen, und dann sämmtliche Gewehre auf den Häuptling abzudrücken. Wie er es gerathen, so geschah es, und kaum sahen die Comantschen den Häuptling vom Rosse sinken, so wandten sie sich schleunigst in die Wüste zurück, denn die Rothhäute betrachten sich als überwunden sowie ihr Häuptling gefallen ist.

Während der Verfasser noch in der Hauptstadt weilte, kam dorthin eine Bande von Abenteurern, ihrer Herkunft nach Männer der Vereinigten Staaten, sonst ächte Galgenvögel,

Digitized by Google

welche das gefährlichſte aller Gewerbe, nämlich die Scalpjagd, aus Genuß an Aufregung und Blutvergießen betrieben. Die Regierung von Chihuahua bezahlt nämlich Prämien für jeden Apatſchenſchopf, und jene Bande hatte auf dem Marſch vom Paſo del Norte eine Rancheria überfallen und darin ſieben Männer getödtet ſowie vier Kinder gefangen. Der Anführer dieſer Geſellen war ein Franzoſe, ſeine Gehülfen meiſtens Irländer. Uebrigens ſoll es vorkommen daß bisweilen friedliche Leute ihren Scalp den Landſtreichern hergeben müſſen, denn wer will die Kopfhaut eines Apatſchen von andern Kopfhäuten unterſcheiden?

Gegen Mitte Juli hatte ſich in Chihuahua eine Karawane nach Californien geſammelt, an deren Spitze ein Capitän und mehrere Officiere der Vereinigten Staaten ſtanden, und die nicht weniger als 135 Köpfe ſowie 400 Pferde und Maulthiere zählte. Am 17 Juli ſetzte ſie ſich in Bewegung, und erreichte am Abend das Pueblo Nombre de Dios. Dort trug ſich ein blutiger Auftritt zu, wie er in jenen geſetzesloſen Räumen nur allzuhäufig iſt. Einer der Wanderer, ein junger amerikaniſcher Arzt, lag auf dem Raſen, in ein Buch vertieft, als er plötzlich von einem Landsmann aus Miſſouri überfallen wurde, der ihm mit einem Bowiemeſſer zwei Stiche in den Leib verſetzte. Der Verwundete griff nach ſeiner Drehpiſtole und ſtreckte den Mörder mit zwei Kugeln zu Boden. Aber dieſer hatte noch einen Gehülfen, der ſeine Büchſe gegen den Doctor anlegte. Glücklicherweiſe verſagte das Gewehr, ſo daß die nächſtſtehenden Karawanenleute ſich dazwiſchen werfen und die Kämpfer trennen konnten. Rondé erwartete nun daß man das Lynchgeſetz an dem Mann mit der Büchſe vollſtrecken würde, aber davon war keine Rede, ſondern die Amerikaner behaupteten, es ſey ein Duell zu Dritt geweſen, und die Betheiligten ſeyen „Gentlemen“ aus Miſſouri, die einen alten Streit auf fremdem Boden ausgefochten hätten, weil das Duell in ihrer Heimath verboten ſey! Dabei blieb es denn auch. Niemand erfuhr etwas über den Anlaß dieſer blutigen That; ſondern nachdem die Leiche des einen „Duellanten“ verſcharrt und der Arzt zur Heilung ſeiner Wunden nach der Stadt zurückgebracht worden war, kümmerte ſich niemand mehr um den Vorfall.

Nach dreitägigem Marſch erreichte man die Ortſchaft Carmen von 4—500 Köpfen, wo ſich die letzte Kirche und der letzte Pfarrer befindet, denn weiter gegen Norden hört alle Seelſorge auf, und die Einwohner bleiben in Bezug auf die Befriedigung ihrer religiöſen Bedürfniſſe ſich ſelbſt überlaſſen. Die ſogenannten „zahmen“ Indianer helfen ſich dabei auf eine naive Art. Der Reiſende ſah z. B. wie eine Indianerin in ihrer Hütte ihre Andacht zuerſt vor einem Marienbild, dann vor einer Lithographie des Kaiſers Napoleon I, die ſich durch irgend einen Zufall unter ihr Dach verirrt hatte, und endlich auch noch vor einem einheimiſchen Götzenbild verrichten. In jenem Theile des Staates ſind alle Dörfer mit einem Wartthurm verſehen, wo ſich beſtändig ein Wächter auf der Spähe befindet, der auf 6—7 Stunden ſchon bei der Kahlheit der Ebene das Nahen von Indianerbanden erkennt, und mit einer Glocke den Einwohnern ein Lärmzeichen gibt, worauf dieſe nach Hauſe eilen und ihre Wohnungen verrammeln. Abermals ſtieß man am nächſten Tag auf den franzöſiſchen Scalpjäger. Er hatte mit ſeiner Bande einen Streifzug ausgeführt, die Apatſchen aber waren ihnen entwichen und in ihrem Lager nur eine alte Frau zurückgeblieben, deren Scalp ihre einzige Trophäe wurde.

Als die Karawane durch den Puerto de Chocolate, einen engen Gebirgspaß, hindurchgezogen war, erſchloß ſich vor ihr der ſchon ſelten gewordene Anblick eines grünenden Thales, denn die Hochebenen Chihuahua's ſind faſt gänzlich von Vegetation entblößt, und wo ſich Pflanzenwachsthum befindet, da nimmt er eine braune Farbe an, als ob die Gewächſe aus Gold- oder Kupfer-Erden ihre Säfte zögen. Gleich am nächſten Tage machte man die erſte Bekanntſchaft mit Apatſchen. Trotz aller ausgeſtellten Wachen waren nämlich in der Nacht mehrere Maulthiere geſtohlen worden. Man ſetzte den Räubern ſogleich nach, die, ſobald ſie erkannten daß ſie ſcharf verfolgt wurden, ihre Beute wieder fahren ließen. Mit dem nächſten Marſch erreichte die Karawane Corralitos, unweit des ſchönen Fluſſes Caſas Grandes. Dort trennte ſich Rondé mit ſeinem Begleiter, Hrn. de Dommartin, von den Californiern, deren Reiſegeſellſchaft ihnen unheimlich geworden war. Der Beſitzer der Hacienda von Corralitos, Don José Maria Zuluaga, der zugleich das politiſche Oberhaupt des Kantons Galeana iſt, nahm die Franzoſen ſehr freundlich auf, deren Weiterreiſe nunmehr von dem Eintreffen einer zweiten Karawane abhieng, denn allein konnten ſie keinen Schritt weiter thun, da ſie ſich im Herzen der Apatſcherei befanden.

Unter dem Namen Apatſchen begreift man ſehr verſchiedene Clanſchaften von Indianern, welche jedoch mit geringen Unterſchieden die nämliche Sprache reden und untereinander Frieden beobachten. Ihre Gewohnheiten verändern ſich mit dem Ort, und je nachdem ſie mehr oder weniger Verkehr mit den Weißen pflegen. Sie ſind verwegen, mißtrauiſch, unbeſtändig, verſchlagen, ſtolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit, und tragen ihren Hochmuth beſtändig zur Schau. Ihre Haut iſt kupferfarbig, ihr Körperbau tadellos, ihr Haarwuchs reich, aber borſtig, der Bart, ohnedieß ſpärlich, wird mit Zangen, die ſie am Halſe tragen, ſorgfältig entfernt. Als Wandervolk ändern ſie ihre Rancherias oder Lagerplätze, je nachdem ſie Gefahren ausweichen oder reichere Nahrungsmittel aufſuchen wollen, immer aber ziehen ſie ſteile und felſige Orte vor. Sie ſollen aus einem Gummi (?), untermiſcht mit den Kernen wilder Früchte, eine Art Brod bereiten, das ſie beſonders auf Märſchen mit ſich nehmen. Bietet ſich aber die Gelegenheit, dann verſchlingt ein Apatſche ein ganzes Ochſenviertel (?). Sie ſind vortreffliche Schützen, glücklicherweiſe aber leiden ſie beſtändig Mangel an Munition, und deßhalb bleiben ſie meiſtens auf ihre Bogen und Pfeile angewieſen, welch' letztere ſie aus Rohr ſchneiden und mit Spitzen aus weißem, rothem oder ſchwarzem Obſidian verſehen. Die Farben des Obſidians ſind nach den Clanſchaften verſchieden gewählt, und da ſie auf ihren Märſchen an gewiſſen Stellen ſcheinbar achtlos Pfeile zurücklaſſen, ſo benachrichtigen dieſe, je nach ihrer Stellung, ihre Landsleute von ihren Anſchlägen oder ihrer

Digitized by Google

Lage, sowie durch die Farbe von dem Stamm der sie zurückgelassen. Auch eine Telegraphie durch Feuersignale ist unter ihnen verabredet worden. Eine Rauchsäule auf gewissen Höhen bedeutet eine nahende Gefahr, und wird von den andern Rancherias beantwortet. Eine Rauchsäule an der Mitte des Bergabhanges zeigt an daß die Gefahr vorüber sey. Ein Waffenstillstand oder eine Unterhandlung mit dem Feinde wird durch zwei oder drei Feuer in einem Cañon (Schlucht) verkündet.

Corralitos war, wie alle Haciendas im Apatschenlande, eine Burg, und ihre Gräben durch Hereinziehung des Casas Grandes sogar mit Wasser gefüllt. Die Besatzung bestand aus fünf Mann und einem Sergenten. Fünf gefangene Apatschen mit Eisen an den Füßen wurden in einem verschlossenen Hofe mit Zerklopfen von Erzstücken beschäftigt. Da lange keine zweite Karawane einkehren wollte, so beschlossen die Franzosen in Begleitung etlicher Amerikaner einen Ausflug nach dem Gila zu unternehmen. Zuluaga versprach ihnen eine Bedeckung wenn sie die Kupfergruben am Gila zum Ziel nehmen und ihm von dort vier Wagen voll Erze mit zurückbringen wollten. Wagen, Maulthiere, Maulthiertreiber und einen alten indianischen Bergmann als Führer stellte der Präfect. Diese kleine Karawane erreichte am 8 Sept. das nahe Presidio (Fort) Janos an der Gränze des Staates. Dort sollte eine Garnison von 60—70 Mann liegen, aber 40 davon waren wenige Tage vorher zu einer Streiferei gegen die Apatschen aufgebrochen. Von Janos immer gegen Norden vordringend, richtete die Karawane ihren Weg nach der Boca Grande, einem geräumigen Gebirgspaß, wie der Name schon anzeigt. Die Ebenen die man durchzog, waren mit Mezquitsträucher (Prosopis glandulosa) bedeckt, einem Gewächs welches Nordmexico ganz eigenthümlich ist, und das nicht bloß am Gila und Rio Grande durch seine Schoten Völkerschaften sammt ihren Thieren ernährt, sondern in Mexico selbst die Kohlen zum Ausbringen der Erze liefern muß. Bei Boca Grande stieß man auf die Streifpartei des Presidio, die viel Kriegsglück gehabt hatte. Das Lager bot einen malerischen Anblick, denn die Soldaten hatten ihre Lanzen in die Erde gesenkt und daran ihre buntfarbigen Sarapés aufgehangen. Der Boden trug die Charakterpflanzen des Landes, die mexicanische Agave, den Orgelcactus, die Feigendistel, den Magais (?), den peruanischen Cactus, während dicht neben dem Lager Schilfe aufstiegen, aus denen die Apatschen ihr Pfeilrohr zu schneiden pflegen. Mitten unter den Soldaten lagerten 19 Apatschenfrauen mit ihren Kindern, während der mexicanische Anführer ebensoviele frische Männerscalpe triumphirend zeigte, denn es war ihm gelungen eine Rancheria zu überraschen und völlig auszuheben. Die gefangenen Frauen zeigten die größte Gleichgültigkeit über ihr Loos und schienen sich noch weniger um den Tod ihrer Männer zu kümmern. Sie trugen eine Art Hemd aus Antilopenfellen und das Haar in Zöpfe geflochten, sonst aber waren sie herzhaft häßlich und obendrein mit Krätze bedeckt. Nur Hände und Füße waren klein und schön geformt. Einer der gefangenen Apatschen in Corralitos hatte den Verräther gemacht und den Ueberfall in Scene gesetzt. Von den einundzwanzig Apatschen der Rancheria entkamen nur zwei, und von sämmtlichen Frauen nahm nur die schöne Tochter des Häuptlings, diese aber mit solcher Entschlossenheit Antheil an dem Gefechte, daß man genöthigt war sie mit einer Kugel niederzustrecken.

Als man sich von den Mexicanern wieder trennte, empfahl der Officier der Karawane die größte Vorsicht, weil die beiden entsprungenen Apatschen gewiß auf eine Gelegenheit zur Rache lauern würden, auch gab er zur Verstärkung noch drei Soldaten mit. Unterwegs besuchte man die Schauderstätte des blutigen Ueberfalles, die sich durch Leichenduft schon von weither ankündigte, und nicht ohne Rührung betrachtete man die tapfere Häuptlingstochter, die neben der Leiche ihres Vaters gefallen war. Am Halse des Häuptlings fand man ein Säckchen mit acht Goldpepiten, welche seltsamerweise den Mexicanern entgangen waren. Als die Karawanen am nächsten Tage durch die Schlucht Carizalio in das Freie herauskrat, erschloß sich ihr eine großartige Aussicht, rechts auf die von Norden nach Süden ziehende Sierra Florida und den See Guzman, links auf die Hauptcordillere, welche dort gerade eine Lücke unterbricht, durch welche der berühmte Guadalupepaß nach Soñora hinüberführt. Am 16 lagerte man bei dem großen Brunnen las Vacas und am nächsten Tage am Ojo de Patchitihu. Seit Boca Grande war man über eine schattenlose Ebene gezogen, jetzt hatte man wieder die reichbewaldete Mogoyon-Kette vor sich, wo Cedern, Tannen und immergrüne Eichen undurchdringliche Forsten bilden und die Berge von Metallen strotzen. Allenthalben sah man aber auch unheimliche Rauchsäulen aufsteigen, doch war es schon zu spät zur Umkehr.

Am 18 Sept. war man kaum in ein Cañon (Thalschlucht) eingedrungen, als sich zwei berittene Apatschen in der Fronte zeigten, wieder verschwanden und wieder sich zeigten, um bald darauf im Rücken der Karawane zu erscheinen. Auf Rufesweite herangekommen, boten sie einen Pferdeverkauf an, der gewöhnliche Vorwand indianischer Spione um die Stärke von Karawanen auszukundschaften, und um sie los zu werden, schickte man sie fort ihre Waare herbeizubringen. Mittlerweile hatte man den goldführenden Bach Nacapé erreicht, an welchem die 30 zerstörten Hütten lagen, die zu der Kupfergrube Santa Rita (?) del Cobre gehört hatten, und von wo man das noch übrige zu Tage geförderte Erz retten sollte. Das Bergwerk liegt nur zwei Wegstunden vom obern Gila, der dort wie überhaupt in westlicher Richtung abfließt. Die nächste Nacht (20 Sept.) verstrich ohne Zwischenfall, nur daß etliche fremde Hunde in das Lager kamen und dadurch die Nähe von Indianern verriethen. Am andern Morgen zerstreuten sich gleichwohl die Leute der Karawane in die Gruben und nach dem Goldbache, und drei, darunter Rondé, blieben zur Bewachung des Lagers zurück. Als nun unser Verfasser als Schildwache auf der Höhe eines Hügels einen, und bald einen zweiten, und hinter diesen einen dritten indianischen Reiter nahen sah, gab er das Lärmzeichen mit einem kleinen Jagdhorn. Bald waren die Abenteurer beisammen, aber auch die Apatschen zeigten jetzt ihre überlegene Zahl. Indessen wagten

Digitized by Google

sie sich doch nicht in den Bereich der weittragenden Büchsen der Weißen, welche sich hinter ihre Wagenburg gerettet hatten. Drei Tage dauerte die Belagerung, bei welcher das größte Wagniß immer demjenigen zufiel der nach frischem Wasser mit dem Krug nach dem Bach hinabsteigen, und auf dem Hin- und Rückwege ein Scheibenziel für die Geschosse der Feinde abgeben mußte. Noch war indessen kein Blut geflossen, als die Indianer eine Parlementärflagge aufzogen. Als man dieses Zeichen erwiedert hatte, kamen zwei Krieger herbei, wovon der eine ein Apatsche von riesenhafter Muskelentwicklung, aber auch von abstoßender Wildheit und Häßlichkeit, der andere ein indianisirter Creole war, von denen gar viele (gewöhnlich Verbrecher) zu den Apatschen flüchten. Dieser Mann verrieth den Bedrängten daß ganz in der Nähe eine große Karawane lagere, und die Apatschen daher ihnen Abzug gönnen wollten. Nach diesen Botschaftern kam der Großhäuptling selbst, **Buntärmel** (Mangas coloradas) geheißen, der sich überzeugen wollte ob die Karawane wirklich ohne feindselige Absichten in das Gebirge gekommen sey. Unter der Bedingung daß man nicht tiefer in die Berge eindringen, sondern sogleich abziehen wolle, wurde der Friede bewilligt. Die Apatschen trachten nämlich die Metallreichthümer der Sierra vor den Mexicanern geheim zu halten, aus Furcht daß der Entdeckung reicher Adern eine Invasion von Bleichgesichtern folgen möchte. Aengstlich blieb die Lage der Karawane aber immer noch, denn die Apatschen umringten jetzt die Wagen und hefteten sich mit Neugierde an die Reisenden. Man verlangte Rondé's Skizzenbuch zu sehen, denn es war den Kundschaftern früher aufgefallen daß unser Verfasser gezeichnet hatte. Das Papier selbst schien die Begierde der Häuptlinge zu erregen, und als Rondé etlichen von ihnen ein paar Blätter geschenkt hatte, streckten sich aller Hände aus, und er mußte nach und nach 500 Blätter austheilen, bis jeder von der Bande befriedigt war. Erst als man aus den Bergen wieder heraus war und der großen Karawane ansichtig wurde, entfernten sich die gefährlichen Begleiter und konnten die Reisenden wieder freier athmen.

Ohne weiteren Unfall erreichte man Janos, und als man diese Gränzfestung hinter sich hatte, wurden die Leute so unachtsam, daß die Karawane sich nicht mehr beisammen hielt, sondern auflockerte. Die nächsten Märsche führten durch eine mit Mezquitegebüsch bedeckte Ebene, und in einem solchen gefährlichen Defilé wurden die Sorglosen plötzlich von der Apatschenbande des Mangas coloradas umringt, entwaffnet, der Kleider beraubt und gefesselt. Von den Amerikanern war ein einziger Namens Eduard Davis noch im Besitz seiner Waffen geblieben. In jeder Hand eine Pistole setzte er sich zur Wehr, aber beide Waffen versagten als er sie abdrücken wollte, und im nächsten Augenblick schon durchbohrten ihn etliche der Rothhäute, die sich von rückwärts ihm genähert hatten, mit ihren Speeren. Nachdem das erste Blut geflossen war, stand den Gefangenen der Tod, und zwar ein martervoller Tod, in Aussicht. Am Abend beim Lagerfeuer begannen denn auch die scheußlichen Folterungen, die, wenn das Opfer ihnen erlag, mit der Scalpirung endigten. Von 33 Personen der Karawane waren nur Rondé und sieben andere noch übrig. Glücklicherweise hatten aber die Apatschen in den Wagen mehr Branntwein gefunden als sie vertragen konnten, und als einer nach dem andern trunken und erschöpft auf den Boden gesunken war, schlich sich einer der Apatschenhäuptlinge, des blutigen Schauspiels überdrüssig, zu den Gefangenen, schnitt ihre Bande los, warf ihnen ein paar Kleidungsstücke zu, und winkte ihnen sich zu entfernen.

Des Weges unsicher, eilten die Geretteten nach Südosten der Sierra Escondida zu, wo ihr Glück wollte daß sie auf die Gruben von San Pedro stießen, in welchen auf silberhaltiges Blei gebaut wird und wo etwa 300 Bergleute noch beschäftigt waren. In ihrer Mitte konnte man sich wieder sicher fühlen, und von San Pedro führten dann die nächsten Märsche nach dem Paso del Norte, der Gränzstadt zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten am Rio Grande del Norte. Dort endigten die Beobachtungen des Verfassers über Chihuahua und seine Bewohner.

Ueber die ältesten biblischen Sagen.

Von Julius Braun.

3. Vom Paradies.

(Fortsetzung.)

Auf den Bildwerken Ninives sieht man häufig über dem Kopf des Königs, offenbar als Symbol der höchsten Gottheit, den geflügelten Ring schweben, aus welchem mit halbem Leib eine bärtige Figur hervorragt, häufig auch mit dem Ring, Symbol der Weltherrschaft, in der Hand. Ihr unterer Theil ist ornamentales Gefieder. Zuweilen, z. B. auf Cylindern aus Sanheribs Zeit, sieht man neben dem Kopf der Hauptfigur rechts und links auf den Schwingen des Rings noch einen andern Kopf erscheinen, so zwar daß diese zwei Köpfe nicht etwa eine Wiederholung der unten stehenden doppelten Königsfigur — die etwa selber ins Reich der Göttlichkeit erhoben würde — seyn können, sondern mit der Hauptfigur der Mitte eine Dreieinigkeit bilden. Sollte hier nicht mit der Hauptfigur El-Zaruam gemeint seyn, und mit den andern beiden Köpfen seine Söhne, Ormuzd und Ahriman? Die Hauptfigur, zu deren Erklärung die Inschriften gar nichts liefern, muß eine solche seyn, deren Geltung auch bei den Persern, nach Zoroasters Reform, dieselbe blieb, denn dieselbe Figur sehen wir auch zu Persepolis über Darius, Xerxes und ihren Feueraltären schweben. Diese Figur muß aber aus Babylon stammen, denn der geflügelte Ring, in dem sie schwebt, ist nichts anderes als eine Entstellung der ägyptischen, auch zu Babylon bekannten und auf Cylindern erhaltenen geflügelten Sonnenscheibe. Natürlich ist sie nur als leere Form benützt; aus den ägyptischen Uräusschlangen sind ein paar flatternde Bänder geworden. Wenn die Figur bei den Per-

Digitized by Google

fern verehrt und in Babylon daheim seyn muß, haben wir die Auswahl zwischen Kronos und Zeus, denn beide sind von Babylon oder Ninive aus auf die Perser übergegangen. Es bleibt sich gleich ob wir diese Figuren mit Herodot, Xenophon, Agathias ꝛc. „Kronos und Zeus," oder in Zoroastrischer Verflüchtigung „Zaruam und Ormuzd" nennen. Da aber zu Ninive um jener anderen beiden Köpfe willen vorauszusetzen, die Figur in der Mitte des geflügelten Rings sey El, Kronos, und da dieser Kronos als Zaruana akarana, die unendliche Zeit, auch für die zoroastrischen Perser oberste Gottheit bleibt, so werden wir nicht zweifelhaft seyn, daß auch zu Persepolis dieselbe Idee gemeint seyn könne, und kehren bereits mit größerer Zuversicht zu unserer ninivitischen Dreieinigkeit zurück. Aehnlich wie die Assyrer in ihrem geflügelten Ring, so symbolisirt Philolaus, Plato's Vorgänger und Vorbild, die drei Begriffe in ein Dreieck zusammen, dessen Spitze er durch Kronos, und dessen Winkel an der Basis er durch Dionysos (Ormuzd) und Ares (Ahriman) einnehmen läßt (Röth II, 901). Philolaus steht auf dem Boden persischer Bildung, und wenn er statt Ormuzd „Dionysos," d. h. Osiris, sagt, und statt Ahriman „Ares," d. h. Typhon, so ist das ein Beweis, daß auch in der krotonischen Schule der Ursprung jener zoroastrischen Dreieinigkeit nicht vergessen war. Daß El-Kronos einen so hohen Rang in Ninive einnehme, wird uns nicht wundern, wenn wir denken, daß Ninive eine Colonie von Babel, von Bab-El, dem „Thor des El" ist, und daß die babylonischen Colonisten von dort ausgezogen sind, bevor die Pyramide des Bel-Zeus vollendet und bevor durch des Bel-Zeus Cultus der ältere Gott verdrängt war. Die beiden untergeordneten Mächte, Zeus-Ormuzd und Ares-Ahriman, sehen wir auf einer besondern Skulpturtafel, und zwar in vollem Kampf begriffen. Sie kam zu Tag in dem kleinen Tempel, der auf der Terrassenplatte zu Nimrud am Fuß der dortigen Grabpyramide Sardanapal' III steht. Das ist ein großer Eroberer im 10ten Jahrhundert, derselbe König, der in seinem zunächst auf derselben Terrassenplatte gelegenen Palast den Baum des Lebens so zahlreich abbilden und verehren läßt und der an die Eingänge des Hauptsaals jene ausnahmsweis noch mit menschlichen Armen versehenen Cherubstiere stellt. Der ihm geweihte Tempel steht ostwärts am Fuß der Pyramide — also wieder ein babylonisch-ägyptischer Brauch. Auf einer Wandplatte links vom Eingang in diesen Tempel sah man ein gräuliches Ungethüm, geflügelt und mit Löwentatzen, das aufrecht auf den Hinterfüßen stehend und mit den Vordertatzen in der Luft greifend aus dem Tempel gejagt wird. Es wendet seinen offenen Rachen rückwärts gegen seinen Verfolger, den viersach geflügelten guten Geist in menschlicher Bildung und assyrischer Tracht, der in jeder Hand einen Blitzbündel schwingt. Das Ungethüm könnte Ahriman seyn, und der gute Geist Ormuzd-Zeus, wenn er seine Blitzeswaffe nicht etwa einem untergeordneten Geist geliehen hat. Auf den Felswänden des benachbarten kurdischen Gebirgs, bei Malthaya, in der Reihe der andern Planetengötter, trägt er sie selbst und hat den Stern Jupiter auf der Mütze.

Wenn Ormuzd ursprünglich eins ist mit Zeus-Bel und Ahriman mit Ares-Typhon, dann sind diese Einheiten wieder ein Zeugniß für die Einheit ihres Vater Zaruana mit Kronos. Daß auch das Alterthum im ägyptisch-babylonischen El-Kronos den Urzeitgott Zaruana des Zoroaster erkannte, das sehen wir z. B. aus einem seltsamen Fragment aus Berosus beim Armenier Moses von Chorene. Es beweist zugleich daß die ägyptische Göttersage, wenn auch seltsam verschoben, in Babylon vorlag. Zeruanus (wie er ausdrücklich dort heißt), also Kronos, kämpft in jenem Fragment mit Titan (dem Sonnengott) und „Japetosthes" (Japetos, Joh-pe-Thot, Joh der leuchtende, der ägyptische Mondgott) um den Besitz der Welt. Man sollte meinen, nichts sey natürlicher als ein Sonnengott und ein Mondgott, und jedes Volk könne von selber auf diese Erfindung kommen. Nun ist aber im babylonischen Sonnengott entschieden die ägyptische Auffassung eines solchen nachzuweisen. Zwar aus der ägyptischen Sonnenbarke mußte auf asiatischem Boden ein „Wagen der Sonne" werden. Aber seine Eigenschaft als Weisheits- und Offenbarungsgott behält er bei. In seiner Stadt Sippara, wie wir bei Gelegenheit der Fluthsage gesehen, wurden seine Offenbarungstafeln vergraben, die Tafeln des dreimal großen Thot oder Hermes welche der zweimal große Thot oder Hermes künftig übersetzen soll. Auch dieser, der Mondgott, babylonisch Sin, hat noch die ägyptische Eigenschaft, „Herr der Geister" (Rawlinson, „Herodotus") zu seyn, d. h. die Seelen an sich zu ziehen als Hermes Seelenführer, eine Eigenschaft, die er selbst in Indien noch beibehält. Wenn also selbst Figuren wie Sonnen- und Mondgott, auf die ein jedes Volk kommen müßte, ihre ägyptische Färbung in Babylonien bewahren, um wie viel entschiedener dürfen wir nach dem fremdländischen Ursprung von Ideen uns umsehen, deren zweimalige Erfindung nichts weniger als vorauszusetzen.

Also Kronos kämpft auf babylonischem Boden mit dem ägyptischen Sonnen- und dem ägyptischen Mondgott um den Weltbesitz. Früher hatten sie in die Herrschaft sich getheilt, aber Zaruam-Kronos fieng Krieg an, weil er seine Söhne den andern als Könige aufdrängen wollte (also eine andere Auffassung vom Riß ins goldene Alter). Zaruam unterlag, aber ihre gemeinsame Schwester Astlicia („Astlik," der armenische Name für den Stern Venus. Berosus, bei Richt. p. 59 und 76. Astlicia ist also Asteria-Astarte-Rhea) brachte einen Vertrag zu Stande, wonach Zaruam seine Herrschaft behalten sollte, aber unter der Bedingung daß alle seine Kinder gleich nach der Geburt getödtet würden (also eine andere Auffassung vom Kindermord des Kronos). Nachdem auf diese Art bereits zwei Kroniden von den Titanen beseitigt waren, gelang es der Astlicia mit den Gemahlinnen des Zaruam, die übrigen mit Hülfe gewonnener Titanen zu retten (ursprünglich die eigenen Geburten der Rhea-Asteria). Die Knaben wurden auf einen Berg gebracht, den man „Versammlungsberg der Götter" nannte und jetzt Olympos nennt. Also die Bewohner des Olympos sind nach Berosus, d. h. nach babylonischer Anschauung, Söhne des Zaruam. Er setzt also einen Osiris-Dionysos Zeus dem Ormuzd, und einen Ares dem Ahriman gleich.

Digitized by Google

Der Sinn der Sage, der aber allerdings nur durch die vorliegende Fassung hineinkam und von welchem nicht die Sage selber erzeugt wurde, ist die religionsgeschichtliche Beobachtung, die auf Aegypten und Mesopotamien paßt: der Kampf der großen, kosmischen Götter, der Titanen, wie Sonne und Mond, mit den sagengeschichtlichen, von denen sie verdrängt werden und die in Aegypten Osiris und Typhon, in Asien Ormuzd und Ahriman, in Griechenland Zeus und Ares heißen — alles Söhne des Kronos-Zaruan.

Wir haben bis dahin vorausgesetzt daß Zaruana wirklich im zoroastrischen System die oberste Stelle einnehme. Diese hohe Bedeutung der Idee ist neuerdings durch J. Müller und Spiegel geläugnet worden. Durch bessere Uebersetzung hat man bisher benützte Beweisstellen beseitigt, und nachzuweisen geglaubt welch geringe Rolle im Avesta für jene vermeintliche Urgottheit übrig bleibe (J. Müller, Abhandl. der ersten Classe der bayer. Akademie III, 623. Spiegel, Zeitschrift der deutsch-morgenländischen Gesellschaft V. Avesta I, 271. II, 217). Aber auch der christliche Ideenkreis enthält Vorstellungen deren Rang ein sehr hoher ist, wie Dreieinigkeit und heil. Geist, die aber selbst in religiöser Literatur nur äußerst selten erscheinen. Von den Schriften welche Zoroasters Namen trugen, ist nur ein kleiner Rest erhalten. Wenn dessen Aufzeichnung oder Wiederaufzeichnung so spät stattfand wie Hr. Spiegel annimmt (etwa unter Artaxerxes III), dann kann schon daraus sich erklären wie ältere Vorstellungen abhanden gekommen oder zurückgetreten sind hinter dem machtvoll entwickelten Ormuzd, wie in Aegypten die Urgottheit gleichfalls zurücktrat hinter dem menschlich begreiflicheren Osiris. Einzelne Secten, wie Hr. Spiegel mittheilt, haben zu allen Zeiten den obersten Rang des Zervana festgehalten. Den „Zervaniten" ist Zervana allerdings der ewige unumschränkte Herrscher, durch den Ahura-mazda (Ormuzd), sowie dessen Gegengeist Agra-mainyus (Ahriman) geschaffen wird. Aber auch bei Zoroaster muß Zaruana als Vater der Beiden vorhanden gewesen seyn, denn die griechischen Zeugnisse dafür reichen hoch genug hinauf. Nach Aristoteles setzten die Mager als erstes Erzeugendes ein „Urgutes," und dieses kann nicht Ormuzd seyn, denn dessen gleichfalls schöpferischer Gegengeist Ahriman ist nach dem Avesta selbst (Yasna XXX, Spiegel, Avesta II) des Ormuzd „Zwillingsbruder." Der Einwand, Zervana könne nicht ein Urgutes genannt werden, weil aus ihm auch Ahriman hervorgehe, träfe ebensogut die christliche Gottesidee. Nach Eudemus, Aristoteles' Schüler, haben die Mager theils den Raum, theils die Zeit das intelligible All und das Ur-Eine genannt. Aus ihm habe sich sowohl der gute Gott als der böse Dämon ausgeschieden. Durch die ganze krotonische, von Demokedes, dem Leibarzt des Darius, gestiftete Schule läßt dieselbe zoroastrische Anschauung (bei Alkmäon, Empedokles, Heraklit, Philolaus, Archytas, Plato — siehe Röth, Bd. II) sich verfolgen, muß also in Persien schon zu Darius' Zeit vorhanden gewesen seyn. Durch dieses Spiegelbild in einem so großen Theil der griechischen Philosophie wird denn doch wahrhaftig erwiesen daß es nicht ein späteres Mißverständniß sey, wenn Theodorus von Mopsvesta den Zaruan durch die Parsen: „Urheber von Allem und Schicksal" nennen läßt. Im armenischen Eusebius kündigt Kronos die Fluth an, er, „den sie Vater des Aramazd nennen, und andere die Zeit." Die einen sowohl als die anderen haben recht, und solcher Zeugnißreihe gegenüber werden wir auf einige Stellen im Avesta und Bundehesch, die nur durch falsche Uebersetzung zu Zeugnissen wurden, verzichten können.

Einen höchst bedeutenden Rückhalt für das Alter und die Aechtheit der Zaruana-Idee (Zaruana als Vater von Ormuzd und Ahriman) liefert, wie gesagt, das babylonische Vorbild, das wir bis dahin zu befestigen suchten — Kronos als Vater von Bel-Zeus und Ares. Weil der babylonische Zeitgott, gleich dem phönikischen, Weltschöpfer geworden, ist auch Zaruana Weltschöpfer, oder wenigstens Schöpfer von Ormuzd und Ahriman. Daß Ormuzd in den Vordergrund trat und die übrige Schöpfung selbst besorgte, ist nichts weniger als verwunderſam. In Aegypten wurde Osiris-Serapis eins mit der Welt, sofern er die ganze Welt in sich aufgehen ließ, und antwortete auf die Frage wer er sey: „Der Himmel ist mein Haupt, das Meer mein Leib, die Erde meine Füße, mein fernschauend Auge das Sonnenlicht." Ebenso nimmt derselbe Osiris-Zeus im orphischen Gedicht die ganze Welt in sich auf, bleibt aber immer noch „der Kronide." Es ist dieß die Entwicklung die das Zeitalter des Pythagoras bezeichnet, d. h. dieselben Jahrzehnte in denen der wirkliche historische Zoroaster lebte. Auch er, oder seine Schule übertrug so viel sie konnte von der verbleichenden Urgottheit auf den menschlich faßbareren Ormuzd. Die Sonne ist auch für Zoroaster das „Auge des Ormuzd" (Yasna I, 35. III, 49). Für jene in die unbildlichste Abstraction verflüchtigte Urgottheit blieb nichts übrig als den Ormuzd und Ahriman geschaffen zu haben und schiedsrichterlicher Zuschauer (nach dem Minokhired, bei Spiegel II, 218) im Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman zu bleiben. So erscheint Zaruana auch bei Plutarch, wo man ihr Vorkommen läugnen wollte, denn nur Zaruana kann jene Gottheit seyn die den Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman verfügt hat, und die, nach Ormuzd' endlichem Sieg, und nachdem sie Götter und Welt wieder in sich aufgenommen, eine Weile ausruht, ehe sie in neuer Schöpfung sich entfaltet — was bekanntlich auch die Lehre von Heraklit ꝛc. ist (Röth I, 263). Daß eine Gottheit von dieser Größe nicht geeignet ist zu jedem Opfer gerufen zu werden, in einer Reihe mit allen Geistern und Naturwesen, dürfte einleuchtend genug seyn. Dann sollte man aber das seltene Vorkommen ihres Namens nicht für einen Beweis ihres — geringen Ranges nehmen. Es ist ein Beweis ihres höheren Ranges.

Wenn diese Hauptideen des zoroastrischen Systems nur eine Verflüchtigung und Verklärung aus längstvorhandenen ägyptisch-semitischen Götterbrocken sind, so wird kein Zweifel seyn daß auf demselben Weg auch Nebenfiguren ihre Erklärung finden. Z. B. Sraosha, Srosh, der siegreiche, der Keulenträger, der als Wächter jede Nacht dreimal die Welt durchwandert und die Devs bekämpft, er wird denn doch zu erkennen seyn in dem assyrischen Herkules, Ninnip-Sandan, der in ninivitischen Inschriften Herr der Braven, Vertilger der

Digitized by Google

Rebellen, deſſen Schwert iſt gut, Liebling der Götter ꝛc. heißt. Er reitet auf dem Wind, handhabt die Donnerkeile der Götter (alſo könnte auch Er es ſeyn, der mit dem Blitz in der Hand jenen böſen Geiſt aus dem Tempel zu Nimrud treibt), breitet ſeinen Schild aus über die Höhen von Himmel und Erde, ſchreitet über die weite Welt, iſt Gott der Schlachten ꝛc. Aus Babylon kennen wir ihn unter dem Namen Apollon Chomäus. „Chom," der Starke, iſt ſein ägyptiſcher Beiname; und mit „Apollon" überſetzen die Griechen den Namen „Horus," alſo auch Horus den Aelteren (Arueris), den Bruder des Oſiris, den ägyptiſchen Herkules Chom. Auf phöniziſchen Silberſchalen ſieht man die Kämpfe dieſes Herkules-Seroſch mit den Devs in Geſtalt von Schlangen, Straußen ꝛc. abgebildet. Daſſelbe ſind die Kämpfe des griechiſchen Herkules mit lernäiſchen Hydren, ſtymphaliſchen Vögeln, nemeiſchen Löwen ꝛc. So begreifen wir auch wie die Griechen von einer Verehrung des Herkules bis nach Indien hinein reden können. Dort in Indien heißt er Kriſchna (Sraosha Zoroaſters). Nicht minder werden wir ein Recht haben auch die übrigen Amſchaspands oder Erzengel Zoroaſters als Abſtraction aus den babyloniſch-ägyptiſchen Götterbrocken aufzufaſſen, und z. B. bei Vohu-Mano, dem erſtgeſchaffenen Amſchaspand (Vohu-Mano, Gut-Herz) an den weltſchöpferiſchen Eros der Aegypter, Pothos der Phöniker, Phanes der Orphiker, und an den aus derſelben Schule ſtammenden Liebesgott Kama der Indier (Kama, wörtlich „Verlangen"), der gleichfalls im Anfang der Dinge war, zu denken. Auch Vohu-Mano iſt Schöpfer. Im Aveſta (Vispered II, 23) heißt es: „Welche Ameſha-ſpenta's, die guten Herrſcher, die Weiſen, nachher geſchaffen, nachher gebildet ſind von Vohu-Mano" (Spiegel, Aveſta II). Dieſe Aufgabe des Vohu-Mano, die übrigen Amſchaspands zu ſchaffen, iſt neben der Schöpferkraft und dem Schöpfungsrecht des Ormuzd geradezu unverſtändlich, wenn wir nicht einſehen daß es eine Erinnerung aus früherem Syſtem iſt. Solche unverarbeitete Erinnerungen hat Zoroaſter noch gar manche, und wir müſſen ſie als ſolche ſtehen laſſen, da es keine unbilligere Forderung an irgendein menſchliches Syſtem geben kann als die: Es ſolle in ſeinem Innern ohne allen Widerſpruch ſeyn. Eigenthümlich ſeltſam iſt auch Zoroaſters Erdgöttin Spenta armaiti, Ahura's ſchöne Tochter, welche zugleich die „vollkommene Weisheit" iſt. Da denken wir gewiß mit Recht an des helleniſchen Zeus ſchöne Tochter Pallas Athene, welche gleichfalls Weisheitsgöttin iſt. Sie iſt aber auch Erdgöttin (Pallas Ogka, ägyptiſch Anuka, die Erde, denn die Erde iſt nur eine Ausſcheidung aus der ägyptiſchen Göttin Neith, der ägyptiſchen Athene, Göttin der Urgewäſſer und der Stoffmaſſen, Dyas der Pythagoräer, Mutter der Sonne ꝛc.).

Es wird ohnedieß ſchon wahrſcheinlich genug ſeyn daß Zoroaſter ſein ganzes Syſtem nur aus dem Trümmerfall einer älteren Religion hervorgehoben. Aus Nichts wird Nichts, und kein Volk in der Welt ließe Götter ſich aufdrängen, die aus bloßer blauer Luft und ſittlichen Ideen zuſammengeballt ſind. Eine Abſtraction hat nur dann Ausſicht ſich einzuführen, wenn der Stoff, aus dem ſie abſtrahirt iſt, bereits Verehrung genoß, und in ſittlicher Verflüchtigung verloren geht, ohne daß die Verehrer es merken. Wir müßten den Zoroaſter dem Raum nach an die Gränzen der ſemitiſchen Cultur ſetzen, auch wenn nicht die parſiſche Ueberlieferung ſo ſehr beſtimmt ihm den Weſten des kaſpiſchen Meeres als Heimath anwieſe. Dieſer Ueberlieferung zum Trotz hat man ihn losgeriſſen aus dem ſchönen Weſten und der Nähe der cultivirten Welt, und mit ihm das ganze Urland Airyana (Iran), um beide im unwirthbarſten Nordoſten niederzulaſſen, und hat dort ein Culturland ſich eingebildet, wo hiſtoriſch auch keine Spur eines ſolchen iſt. Man mußte zum ſelben Zweck den Zoroaſter losreißen, nicht nur von ſeinem wirklichen Boden, ſondern auch aus ſeiner wirklichen Zeit, dem 6ten Jahrhundert, das dieſelbe parſiſche Tradition ihm anweiſt. Das iſt die Zeit in die wir ihn ſetzen müßten auch wenn gar keine Tradition vorläge, denn er gehört nicht minder der Zeit als dem Raum nach an die Gränze des Trümmerfalls aſſyriſcher Cultur, alſo in die erſten Jahrzehnte nach Ninive's Untergang. Nur aus dem Trümmerfall der aſſyriſchen Staatsreligion und der religiöſen Anarchie, wie ſie nach dem Jahr 600 eintreten mußte, erklärt ſich auch politiſch das Aufkommen des neuen Syſtems. Vorher hatte Ninive ſeine Hausgötter den unterworfenen Ländern, alſo auch den Baktriern, aufgedrängt, und unterworfen war alles bis nach Indien hinein. Statt Rückſicht zu nehmen auf ſolche Verhältniſſe, ſtatt eine Ahnung zu haben von der ſemitiſchen Grundlage des ganzen Syſtems, gefiel man ſich den Zoroaſter mit ſeinem vermeintlich ureigenen Ideenkreis in die Nacht fabelhafter Jahrtauſende zurückzuſchieben, und ſelber in Nebel aufzulöſen. Einen Anhalt dafür glaubte man zu finden in einigen altgriechiſchen Vermuthungen, die in offenbarer Verwechslung von Zoroaſters Alter mit dem Alter der Magie, d. h. ſeines Syſtems oder der Beſtandtheile ſeines Syſtems, ihn 5000 Jahr vor dem trojaniſchen Krieg anſetzen. Dazu rechnet man auch den Ariſtoteles, aber ſehr mit Unrecht. In der betreffenden Stelle bei Diogenes Laertius ſpricht er nicht vom Alter Zoroaſters, ſondern von dem der Magier, welche zwei oberſte Weſen annehmen, einen guten Dämon und einen böſen Dämon; der Name des Einen ſey: Zeus und Oromasdes, der des andern Aides und Areimanios. Daß dieſe beiden Dämonen nicht von Zoroaſter erfunden ſind, ſondern in unberechenbares Alter zurückgehen, haben wir reichlich geſehen. Etwas anderes als dieſe Angabe über die Magier wird auch Plinius nicht vor ſich gehabt haben, wenn er mit einem flüchtigen: „So auch Ariſtoteles," dieſen einſtimmen läßt in die Meinung, Zoroaſter habe 6000 Jahr vor Plato gelebt. Daß Ariſtoteles nicht ſo dachte, dafür durfte ſein Schüler Ariſtoxenus bürgen, der (wie auch Alexander Polyhiſtor und manche andere Quelle bei Origenes, Porphyrius, Appulejus, Suidas) den Zoroaſter in Babylon zuſammentreffen läßt mit ſeinem Zeitgenoſſen Pythagoras, eine Begegnung der auch nicht das mindeſte im Weg ſteht. Gleichwohl beliebt die dieſſeitige Kritik, es als die lächerlichſte, keiner Widerlegung würdige Thorheit hinzuſtellen, wenn einige wenige es noch wagen in jenem Guſtaſp, König von Baktrien, zu welchem Zoroaſter kam (Viſtaſpa im Zend) den Hyſtaſpa, Vater des Darius, zu erkennen. Wer durch ſolchen Terroris-

Digitized by Google

mus ſich hat einſchüchtern laſſen, möge doch gelegentlich die Fülle von chronologiſchen Zeugniſſen wieder nachſehen, welche von Anquetil und Kleuker, dieſen ſehr verſtändigen und mit ganz anſehnlichem Wiſſen verſehenen Köpfen des vorigen Jahrhunderts, zur Beſtimmung von Zoroaſters Lebenszeit geſammelt wurden — Zeugniſſe, die ihn zum Zeitgenoſſen von Kambyſes, Smerdes ꝛc., alſo auch zum Zeitgenoſſen des Hyſtaſpes machen. Dieſer war nicht nur ein vornehmer Perſer, wie Herodot angibt, ſondern König von Baktrien, wie Ammianus Marcellinus weiß — und zwar ein durch turaniſchen Einbruch ſpäter vertriebener König, wie die parſiſche Ueberlieferung beifügt. Darius in ſeinen eigenen Inſchriften verſichert daß die Königswürde ſchon ſehr lang bei ſeinem Hauſe ſey und zählt acht Könige ſeines Stammes, darunter fünf in gerader Linie auf. Daß dieſe Ahnenreihe des Darius und Hyſtaſpes auch mit der Ahnenreihe des Guſtaſp im Schahname des Firduſi ſtimmen müſſe, iſt eine unbillige Forderung. Auch Yima-Dſchemſchid hat bei Firduſi einen andern Vater als im Aveſta. Guſtaſp iſt eine „mythiſche Figur," aber nur in dieſem Schahname, wo die ganze perſiſche Reichsgeſchichte zu einem unentzifferbaren Mythus wird. Am Hof jenes Guſtaſp in Baktra glaubte Zoroaſter günſtigen Boden für ſeine Reform zu finden, und machte ſich dorthin auf den Weg. Vorher hatte er über ſeinem Geſetz brütend in der Einſamkeit geſeſſen — aber nicht im baktriſch-indiſchen Grenzgebirg, jenem vermeintlichen Albordſch, wie wir ſelber früher, als Errungenſchaft moderner Kritik uns aufdrängen ließen — ſondern im Weſten, denn der Albordſch, zu welchem die Parſen ihn entrückt glaubten, iſt der Elborus im europäiſchen Kaukaſien. Von Aderbidſchan (Airyana) ausgehend zählt er jene von Ormuzd geſchaffenen und von Ahriman theilweis verdorbenen Länder auf, und da ein Prophet im eigenen Vaterland am wenigſten gilt, war er veranlaßt als den Hauptſchaden von Rhagä, ſeiner Mutter Heimath, zunächſt bei Aderbidſchan — den „böſen Zweifel" zu nennen. Von Ninive iſt keine Rede, denn es exiſtirte nicht mehr, und wäre nicht genannt worden, ſo wenig als Babylon, auch wenn es noch exiſtirte. Zoroaſter zählt nur die Wohnorte ariſcher Völker, die ſein Geſetz angenommen, auf, und läßt deßwegen, wie es ſcheint, auch Ekbatana beiſeite, wo die Semiten bereits zahlreich und die Prieſterſchaft des Anahidtempels nicht zu beſeitigen war. Statt aber derart menſchliche Gründe für ein ſolches Schweigen zu ſuchen, hat man lieber angenommen, der Verfaſſer jenes Capitels habe von den weſtlichen Ländern noch gar nichts gewußt, oder dieſe ſeyen noch gar nicht vorhanden geweſen.

Dieſen weſtlichen Ländern verdankt aber der Oſten alles und jedes. Wir haben bereits nachzuweiſen geſucht, wie in Indien von Weſten her die Sage von der Sündfluth eindrang, und mit ihr die Sage vom Götterberg, die Sage von Yima's Garten, die Weihe des Somatranks zur Erinnerung an den Baum des Lebens, der Feuerdienſt, die Anſchauung von Zeus-Indra's und Thraetaono-Trita's Kampf mit dem Gluthwind oder der Schlange Typhon, die Figur des Herkules-Kriſchna ꝛc. Wir mußten abbrechen, um uns den babyloniſchen Boden zu ſichern, von welchem aus die Wurzel faſt aller dieſer Ideen zurück nach Aegypten zu verfolgen iſt. Jetzt können wir den Nachweis fortſetzen, welch eine Fülle von Ideen, außer den genannten, auf der dermaßen geſicherten Bahn von Aegypten nach Indien gekommen iſt. Wenn wir dort in Indien den Typhon als Britra, den Beſiegten des Indra, und zwar in Schlangengeſtalt (Ahi, die Schlange, genannt) wieder finden, ſo wird es nichtsdeſtoweniger erlaubt ſeyn, denſelben Typhon auch im indiſchen Sturmgott Rudra, dieſem Gott des lohnenden Feuers, wiederzufinden. Auch auf griechiſchem Boden geht eine ägyptiſche Figur in eine Reihe neuer Geſtaltungen, die aber alle unter ſich verwandt bleiben, auseinander, wenn ſie unter verſchiedenen Namen und von verſchiedenen Trägern eingeliefert wird, alſo Typhon z. B. in Typhaon, Ares, Perſeus ꝛc. Rudra iſt der verheerende Sturm in Ebergeſtalt (der Eber, welcher in Phönikien den Adonis-Oſiris ermordet hat, alſo Typhon-Ares), und Peſtgott wie Typhon-Ares-Ahriman, denn Rudra tödtet mit ſeinem Pfeil Menſchen und Kühe. Der Name Rudra wurde ein Beinamen des Siva, des mit Feuer zerſtörenden Gottes, von dem ein anderer Beiname: Saurva Sarva in Aveſta (Vendidad X) als Name eines zu bekämpfenden böſen Geiſtes vorkommt. Siva ſelber, verſichern die Sanskritgelehrten, ſey in den Veden unbekannt. Wir finden dieſe Behauptung höchſt ſeltſam, denn ſtatt zu ſagen: „Rudra wurde ein Beiname des ſpäteren Siva," würde man, da der Grundbegriff derſelbe iſt, doch beſſer ſagen: „In den Veden erſcheint Siva unter dem ihm auch ſpäter noch eigenen Namen Rudra."

Siva trägt eine Halskette von Todtenſchädeln und hat drei Augen oder drei Köpfe wie die Schlange des Thraetaono-Trita. Wenn demnach aus dem Typhon verſchiedene Weſen ſich entwickeln konnten, je nachdem dieſe oder jene Bevölkerungswoge ſie trägt, dieſe oder jene Landſchaft ſie ausbildet, ſo konnte auch aus Bel-Zeus-Ormuzd nicht nur Indra, ſondern auch Vishnu werden. Auch dieſer bedeutet ja den glänzenden Himmel, wo die „vielförmigen Kühe" d. h. die Wolken wandeln, alſo den Zeus der Perſer, die nach Herodot den ganzen Umkreis des Himmels „Zeus" nannten. Aber Viſchnu iſt, wie Indra, auch Sonnengott geworden — wozu ſchon der im babyloniſchen Zeus aufgegangene Oſiris als Verwalter der wohlthätigen Sonnenwärme, gegenüber dem Typhon, dem Sender der ſchädlichen, den Grund könnte gelegt haben. Wie Oſiris iſt Viſchnu Culturgott, der die Erde durchſchritt, um den Menſchen einen Wohnplatz zu ſchaffen (Laſſen, Ind. Alterthumskunde, I, 778 ꝛc.) und darum wird er es ſeyn, den die Griechen den Dionyſos der Indier nannten, zumal da er wie Dionyſos in die Unterwelt ſteigt oder während der Regenzeit ſchläft ꝛc. Er läßt ſich von dem goldgeflügelten Adler Garuda tragen, der den Schlangen und Schlangendämonen feind iſt wie Indra und Viſchnu ſelbſt. Den Adler oder Sperber fanden wir auch als Zeichen des Ormuzd-Zeus. Eben die Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit einer Figur wie Viſchnu dürfte ein Zeichen ſeyn, daß unverſtandene fremde Ideen darin auf und niederwogen. Daß wir aber ein Recht haben, Viſchnu, den Erhalter, und Siva, den Zerſtörer, als wirkliche Weitertragung des Oſiris-Typhon, Ormuzd-Ahrimanverhältniſſes zu

Digitized by Google

denken, dafür bürgt uns der Gott, den man über beide stellt, um die alte Dreieinigkeit zu wiederholen: Brahma, der Schöpfergott, der denn doch zu allernächst dem babylonischen Schöpfergott El-Kronos, dem zoroastrischen Zaruam, dem Vater von Ormuzd-Zeus und Ahriman-Ares, entspricht. Er ist unfaßbar und unbildlich wie Zaruam, die unendliche Zeit, und darum ebensowenig eines wirklichen Cultus fähig. Wir sagen nicht daß alle abendländischen Ideen zu gleicher Zeit in Indien eindrangen. Der Verkehr war ja wohl ununterbrochen, und gerade das sich Wiederholen und einander überflüssig Machen einzelner Figuren, wie Indra und Vischnu, bezeichnet Geschiebe verschiedenen Alters. Aber aus dem „Nichtvorkommen" eines Namens, z. B. in den Veden, hat man noch durchaus kein Recht, das Nichtvorhandenseyn des Begriffs in der Zeit eines solchen Schriftwerks vorauszusetzen. Hätten die Verfasser für uns geschrieben, dann hätten sie sicher nichts vergessen und unterdrückt, was zur Vollständigkeit unseres Systems könnte dienlich seyn. So müssen wir uns mit dem begnügen was sich zufällig findet. Nach einem bekannten Hymnus des Rig-Veda war im Anfang Finsterniß und Wasser. Darin athmete ohne Hauch „Das," d. h. das Urwesen (noch nicht mit dem Namen Brahma genannt). In ihm bildete sich durch Betrachtung „Verlangen," d. h. der Liebesgott Kama, als ursprünglich schöpferischer Same ꝛc. Das ist der „Pothos" des Sanchuniathon, der Liebesgott oder die Schöpferkraft, die auch bei den Phönikern aus der mit wirrer Finsterniß erfüllten Kluft hervorgieng, und zwar, als der „geistige Odem in Liebe zu seinen eigenen Principien entbrannte," also gleichfalls durch Selbstbetrachtung. Das Vorbild für die Phöniker sowohl als für die Indier, und für Hesiod, der seinen Eros gleichfalls aus dem Chaos hervortreten läßt, bietet der ägyptische innenweltliche Schöpfergeist, Monthu (Harseph, Pan ꝛc.), der erste, oberste Eros der Aegypter, Phanes im orphischen Gedicht, Vohu-Mano bei Zoroaster. Im Eingang von Manu's Gesetzbuch spaltet Brahma das Welt-Ei, in dem er selber ruht, durch die Kraft seines Gedankens in zwei Hälften, und bildet aus einem Theil den Himmel, aus dem andern die Erde. In Babylon spaltete El-Kronos das Welt-Ei (das Weib Thalath-Illithyia, d. h. den finstern Urraum). Das Welt-Ei des Brahma leuchtete wie Gold; das Welt-Ei im orphischen Gedicht leuchtet wie Silber. Es versteht sich von selbst daß im Hintergrund des Ganzen jenes Welt Ei steht, das dem Aegypter aus dem Munde Amun's, des verborgenen Urgeistes, hervorgieng. Angesichts solcher Uebereinstimmung werden wir auch nicht zweifeln, woher andere Aehnlichkeiten stammen, welche das alte Indien mit dem Abendland hat, z. B. in seiner Ushas, Göttin der Morgenröthe, eben so im Aveſta genannt (Lassen I, 762), griechisch Eos. Sie ist in Indien Tochter der Nacht und des Sonnengottes, wie in Aegypten Ehu, der junge Gott des Tages, Sohn der Hathor (Nacht und Unterwelt) und des Sonnengottes ist. Der indischen Eos voraus gehen die beiden Asvin, im Aveſta Aspin (unter einem andern Namen „Nasatja" eben daselbst zu bösen Dämonen geworden), die beiden Reisigen auf ihrem Wagen, die in der Noth den Seefahrern zu Hülfe kommen und sie auf ihrem Wagen ans Ufer retten. Sie sind Gestirngottheiten, und es liegt nah, sie mit den griechischen Dioskuren den Sternen Kastor und Pollux zu vergleichen, die gleichfalls aus der Meeresnoth retten. Aber diese Dioskuren, Zeus-Amun's Söhne, die Mächtigen oder Kabiren (wie sie mit phönikischen Namen heißen) sind in Aegypten daheim, sind die beiden erstgebornen Götter im ägyptischen Weltei, wenn dieses auch auf griechischem Boden zu einem Ei der Leda geworden. Wir haben bereits bemerkt daß dem indischen Mondgott Soma die Eigenschaft des babylonischen und ägyptischen Mondgottes Seelen an sich zu ziehen (Seelenführer Hermes oder Thot der zweimal große) noch eigen ist, und werden nach all dem nicht zögern zu erklären, daß auch die indische Seelenwanderung ägyptischer Herkunft sey. Kein Wunder, wenn man nicht wußte, wo anknüpfen um diese Lehre aus indischen Ideen zu entwickeln. Sie mußte zu Buddha's Zeit im 6ten Jahrhundert schon längst vorhanden seyn, denn Buddha hat sich ihrer bemächtigt, und sie ohne Anstoß vollends ausgebildet und bedeutsam gemacht. Und warum wandern bei ihm die Seelen? Weil sie in früheren Weltaltern eine Schuld auf sich geladen. Es ist dieselbe Schuld, welche die Verstoßung aus dem Paradies nach sich zog: jener Abfall von den guten Göttern, der auf ägyptischem Boden stattfand und das goldene Alter Aegyptens zerriß. Dieser historische Anlaß brauchte dem Buddha durchaus nicht mehr bewußt zu seyn. Es war genug, wenn irgendeine Idee von einer Schuld in vormenschlichem Leben noch übrig war. Daß aber Buddha's nächste Vorgänger in der Lehre, die Brahmanen, diese über Babylon bezogen haben, dürfte aus der genannten, Stelle Yasna XIX, 10 hervorgehen, wo Ormuzd die Seele „dreimal über die Brücke Chinvat zum Paradies" bringt, ähnlich wie bei Pindar die Seelen auf des Zeus, d. h. des Ormuzd, Bahn in die Burg des Kronos-Zaruam eingehen, nachdem sie dreimal hier und drüben sich von Verschuldung rein gehalten. Ein Stück Seelenwanderungslehre liegt also auch in Aveſta vor, und scheint schon durch die Idee einer künftigen Auslöschung aller geistigen Schöpfung (Yasna X, 50, Spiegel, Aveſta II), die bei den Buddhisten das Ziel aller Seelenwanderung ist, erfordert zu werden. In den Mithrasmysterien herrscht sie ohnedieß.

(Schluß folgt.)

Die Thäler der süßen Wasser bei Konstantinopel.

(Aus W. Thornbury's Skizzen aus dem Morgenlande.)

Konstantinopel besitzt zwei Thäler der süßen Wasser, das eine in Asien, das andere in Europa: das erstere ist der Lieblingsspaziergang der Türken, das letztere der Versammlungsort der griechischen Lustwandler; das eine befindet sich in den Krümmungen des Bosporus angesichts des alten Forts mit seinen epheubedeckten Mauern, das unter dem Namen „Schloß von Europa" bekannt ist; das andere liegt am Ende des „Goldenen Horns," in Rumeli. Man begibt sich gewöhnlich

Digitized by Google

in einem Boot dahin, und hat die Wahl unter tausend, denn in Konstantinopel sind die Boote oder Kaiks zahlreicher als die Esel zu Alexandria und die Fiaker in Paris.

Reisende, welche fast nur das sehen was ihnen ihre Einbildungskraft zeigt, versichern daß sie gern auf ein Mittagsmahl verzichten um Bulbul (die Nachtigall) ihre Liebe mit der Rose singen zu hören, und sie sprechen viel von den siebenhundert Houris des Sultans, von ihren perlenbesetzten Pantoffeln, von ihren in rabenschwarzen Flechten um den Nacken wallenden schönen Haaren, von ihren Alabasterschultern, von ihren diamantblumigen Aigretten, von ihrer Anmuth und ihren mit funkelnden Goldflittern besäeten Pantalons. Ich für meinen Theil bin nicht sehr geneigt an die Wunder der Polygamie und der Sklaverei zu glauben, selbst wenn die Hautfarbe der Odalisken weiß ist und ihre Nägel verschiedenartig orange gefärbt sind; nein, ich will nur von dem sprechen was ich gesehen, wirklich gesehen habe. Die türkischen Schönheiten versammeln sich an den süßen Wassern Asiens am Freitag (dem Sabbath der Türken), und die griechischen Schönheiten gehen an die süßen Wasser Europa's am Sonntag. Eine geheime Ahnung ließ mich fürchten daß ich nur grauenhaft bleiweißgeschminkte Puppen, mit künstlich hochroth gefärbten Wangen und dickgeschwärzten Augbrauen treffen werde; allein man gab mir die Versicherung daß unzählige türkische Damen des höchsten Rangs (Frauen der Paschas und Schwiegertöchter des Sultans) mein Auge blenden würden, obgleich ich von nichts geblendet worden war als von dem Glanz ihrer Atlaßkleider, ihren goldbesternten Schleiern und ihrem Diamantschmuck. Der Zufluß all dieser schönen Welt findet von 3 bis 6 Uhr Nachmittags statt.

Nachdem ich der Gefahr entgangen von den Fährmännern der Echelle von Topchana, die sich um die Ehre stritten mich überfahren zu dürfen, in Stücke gerissen zu werden, nahm ich endlich Platz in dem Kaik Jussufs, einem Muster-Kaik, der an beiden Enden spitz zugehauen, am Vorder- und am Hintertheil mit einem Verdeck versehen und mit einem durchbrochenen und vergoldeten Geländer ausgestattet ist. Bei mir befindet sich mein Landsmann Windybank, Urheber von Tausenden unausgeführter und unausführbarer Projecte; wir sehen, indem wir unsere Blicke über die düstern Cypressen herumschweifen lassen, die weißen Minarete, die blauen Fluthen und die Inseln des Marmara-Meers, deren Farbe und Gestalt an die Eilande des Meerbusens von Neapel erinnern. Von Zeit zu Zeit rief ich dem Fährmann Jussuf in gebieterischem Tone zu: Chapak! (Schnell!), und jedesmal antwortete mir Jussuf, indem er dergestalt lächelte daß alle seine zweiunddreißig blendend weißen Zähne sichtbar wurden: „Yawath, yawath (nach und nach)," als wollte er mir sagen: „Wir haben Zeit genug." Wir landen endlich, und befinden uns inmitten der Wagen welche auf die Damen warten, die in einiger Entfernung im Schatten der Platanen sitzen um ihren Kaffee zu trinken und den wandernden Musikanten zuzuhören. Dieses Vergnügen und das Herumlaufen in den Magazinen der Bazare sind die einzigen Belustigungen die man diesen armen Sklavinnen gestattet.

Die gewöhnlichen Wagen der muselmanischen Matronen werden Tilikis genannt; man könnte sie mit der Kürbißschale seenhaften Angedenkens vergleichen welche zum Gebrauche Aschenbrödels in eine Carrosse verwandelt wurde. Ein Tiliki ist nichts anderes als ein kleiner Brougham; allein statt auf dem Bocke Platz zu nehmen, wie es ein christlicher Kutscher thun würde, geht der muhammedanische Kutscher, der gewöhnlich in eine blaue mit silbernen Tressen besetzte Jacke gekleidet ist, zu Fuß neben seinen Pferden einher, die er mit rothmarokinledernen Zügeln leitet. Der Tiliki ist weder dunkelgrün, noch chocoladebraun, noch hellblau, wie unsere Equipagen, die nur durch die Silberplatten des Schirrzeugs oder die an ihre Kutschenschläge gemalten Wappenschilde das Auge auf sich ziehen. Er will mit den Farben des Regenbogens wetteifern, er ist voller Flitter und Flimmer, gleicht einer ehemaligen französischen Bonbon-Schachtel, prunkt in Similor und in Rosen- und Tulpengewinden, und es ist mir stets als sehe ich einen für den Prinzen Percinet, oder die Gemahlin Blaubarts, oder die Brüder auf deren Ankunft Schwester Anna lauerte, bestimmten Theaterwagen. Diese Tilikis sind passende Fuhrwerke für Sulmés, Suleikas und andere unter ihren Schleiern mit Schminke übertünchte Schönheiten, deren ganze Person ein Stück violett-, grün- oder gelbsammetnen Ferischi (gestickten Zeugs) ist, in dessen Mitte man, da und dort, Diamanten- und Emeralden-Garben funkeln sieht. Es gibt da Tilikis welche ich für Mieth-Tilikis halte, die ganz mit rothen und gelben Malereien und rohen Landschaften oder einförmigen Blumensträußen beschmiert sind; sie haben weder Fenster, noch Store, noch Thüren, und ich glaube daß man springend hineinsteigt wie Harlekin oder Bajazzo. Es gibt da weder Barouches, noch Gigs, noch Landaus, die auf ihren Hintercastellen Fußbediente in kurzen Beinkleidern, ungeheure Waden zur Schau tragend, zeigen; wohl aber eine Menge Eunuchen mit gekrümmten Säbeln, dicken Lippen und unedlen Gesichtern. Die Tilikis haben keine Federn, und Gott weiß wie man auf den Kieselsteinen der türkischen Straßen geschüttelt und gerüttelt werden muß!

Ein anderes noch sonderbareres und barbarischeres Fuhrwerk ist die Araba, in denen Frauen, in Seidenzeuge und Brocat von allen Farben gekleidet, frische Luft schöpfen. In irgend einem derartigen Fuhrwerk sind wohl die Großmütter und Großmuhmen Tamerlans und Amurats spazieren gefahren. Die Araba, welche die Mitte hält zwischen einem Char à bancs und einem Schuttkarren, wird, mit einer Geschwindigkeit von einer Lieue in der Stunde, von einem Paar weißer Ochsen gezogen, deren Stirnen roth oder rosenfarbig bemalt sind. Die Kummete dieses Gespanns haben bis zu drei oder vier Fuß Höhe (überschreiten sonach die Kummete der Fuhrmannsgespanne in Frankreich), und sind mit ungeheuren Troddeln verschwenderisch geziert. Zuweilen hängt ein Bündel barocker Zierathen an der Deichsel, und die Ochsen sind mit rothen Seilen angeschirrt. In den vier Winkeln dieses Fuhrwerks erheben sich vier Stangen, die ein Baldachin oder Schirmdach aus karmesinrothem Tuch oder Sammet stützen, und im Innern sitzen auf vergoldeten Kissen die hinter

Digitized by Google

ihrem Schleier, wie die Morgenröthe hinter einer Wolke, verborgenen türkiſchen Schönheiten mit ihrer unvermeidlichen Begleitung von ſchwarzen Dueñas und Kindern mit dem ewigen ſcharlachrothen Fes auf dem Kopfe. All dieß bewegt ſich hin und her und ſchwatzt inmitten eines Haufens von ſehendem Trödelkram, von Federfächern und geſchmacklos verſchwendeten Juwelen. Man ſieht da auch eine Menge aus Frankreich gekommener Sonnenſchirme, die aus aneinander genähten Blumenblättern zuſammengeſetzt ſcheinen. Frankreich iſt, was reizende Unnützlichkeiten betrifft, ſtets an der Spitze der Civiliſation. Die türkiſchen Frauen, die ein Gebieter ſchmückt, ein Gebieter aber auch knechtet, kennen faſt kein anderes Mittel ſich Körperbewegung zu machen als dieſe eintönige Promenade einmal in der Woche, und haben faſt keine andere Beluſtigung als ihre Sitzungen in den Bädern und die traurigen Späße der Zwerge und Poſſenreißer.

Entfernen wir uns jedoch von dem Bosporus und dem kleinen Kai, wo die Kaiks mit ihren vergoldeten Schiffsſchnäbeln anlegen; werfen wir einen Blick auf den Kiosk des Sultans, einen mit koſtbaren Verzierungen in italieniſchem Geſchmack überladenen Pavillon und ein Denkmal osmaniſchen Bankerotts; gehen wir an dem viereckigen Brunnen vorüber, wo man auf himmelblauen Marmorplatten in Goldbuchſtaben lieſt daß das Waſſer welches in ſeinen Becken fließt, ſo rein iſt wie das Waſſer des Brunnens von Zimzim, wo Abraham ſeinen Durſt ſtillte, und ſo köſtlich wie das der Flüſſe des Paradieſes. Gehen wir tief in das Innere des Thals der ſüßen Waſſer hinein; eines Thals deſſen Lage mehr merkwürdig als ſchön iſt, und dem viele Reiſende die Hügel des normanniſchen Luſtwäldchens oder die Anhöhen von Devonſhire vorziehen würden. Man wird bald des Anblicks der mit gekreuzten Beinen auf dem Boden ſitzenden oder in den Tilikis und Arabas gerüttelten Mamamuſchis überdrüſſig. Man wird gelangweilt von dem Müßiggang dieſer Bevölkerung in Galakleidern und von dieſer Parade von Frauen die kein Wort an jemand richten dürfen, und die man nicht einmal grüßen kann ohne Gefahr zu laufen von einem der Eunuchen einen Säbelhieb zu erhalten.

Folgen wir dem Fußpfad der zu der Quelle der ſüßen Waſſer führt; es iſt kein Muſterpfad wie die Wege im Boulogner Hölzchen, im Hyde-Park oder im Prater von Wien. Man wandelt in einer Miſchung von Staub und Koth, man bleibt an dornigem Geſtrüpp hängen, man ſtößt an gekrümmte Feigenbaum-Wurzeln, man iſt in Gefahr unter den ſchweren Rädern der von den obenerwähnten bunt ausſtaffirten Ochſen gezogenen Karren zerdrückt zu werden. Die einzigen Freuden dieſes Ausflugs beſtehen im Kaufen des in großen Keſſeln geſottenen Maiſes, im Anhören der mißtönenden Geſänge einiger Nubier, im Zuſehen wie die Abdullahs und Muſtaphas rauchen, im Trinken des Kaffees unter dem Schatten der Nußbäume und Platanen, und im Beſchauen einer ſo mannichfaltigen Trachtenmenge, daß man ſie für ein Tulpenbeet halten könnte. Da drängen und ſtoßen ſich croatiſche Gärtner, Tataren aus der Krim in grauen Wollmützen und rothen Pantalons, häßliche Hindu-Fakire, Montenegriner und Bulgaren, anatoliſche Hirten, Tſcherkeſſen und Armenier, Sorbet-Händler, in Lumpen gehüllte Derwiſche, Perſer mit koniſchem Kopfputz und Paſchas mit henné-gefärbtem Barte. Dieſes Schauſpiel iſt ſonderbar, es intereſſirt und gefällt einen Augenblick, allein mitten in all dieſem Lärm und dieſer Volksmenge dringen ſich ernſte und düſtere Gedanken auf. Welches auch der Glanz eines ſchönen orientaliſchen Tages, welches der Reichthum der Juwelen, womit man die Ufer der ſüßen Waſſer bedecken könnte, welches die Schönheit des Gazellen-Auges ſeyn mag das ſich trotz ſeiner häßlichen Wächter bewundern läßt — man wird bei alle dem an die verabſcheuungswerthen Sitten dieſes Landes und an die Verbrechen erinnert die daſelbſt begangen werden. Hat man nicht eben hier vor kaum einigen Jahren, bei hellem Tag, ermordete Frauen in den Bosporus werfen ſehen? Sind nicht die Harems ein ewiger Schauplatz der Vergiftungen und Erdroſſelungen, ein trauriges Reſultat der Polygamie?

Ich habe mit der Aufmerkſamkeit eines Porträtmalers die Geſichter einiger Tauſend Frauen in dieſem Thale der ſüßen Waſſer geprüft, und wenn ich aufrichtig ſeyn muß, wird die Schlußfolgerung meiner Prüfung keinem Lobe gleichen. Die türkiſchen Frauen der untern Claſſe ſind im allgemeinen häßlich, haben einen kleinen Wuchs, ausdruckloſe Augen, große Adlernaſen, welche ihr ſtaubiger Jaſchmak (Schleier) nicht verhüllt, mißgeſtaltete mit gelben Halbſtiefeln beſchuhte Füße, und gehen noch ſchlechter einher als Engländerinnen. In der höhern Claſſe beſitzen die Tſcherkeſſinnen während ihrer Jugend alle Reize welche die Einbildungskraft erträumen kann, allein das Alter rückt für ſie ſchnell heran, und ihre ſo weiße Haut verwandelt ſich dann in die Farbe des Nankins. Der Mangel an Leibesübung, die Wirkungen des Klima's und ihr übermäßiger Genuß von Confituren und Zuckerwaaren führen in ihrer Geſundheit Unordnungen herbei welchen die Heilkunde der Türken völlig außer Stand iſt abzuhelfen. Die geſchminkten Geſichter ſind heutzutage in den Serais in der Mode, und diejenigen welche ich unter der Durchſichtigkeit des Jaſchmak halb und halb geſehen, waren mit Roth bedeckt bis zu den Augenbrauen, die ſelbſt wieder ſchwarz gefärbt waren. Das künſtliche Weiß war gleichfalls allzu ſichtbar, und die Lippen dieſer Damen glänzten von ich weiß nicht welcher Pommade. Man verſichert mir indeſſen daß die jungen Türkinnen von Natur aus Alabaſterſchultern und ſo friſche Wangen haben wie die Blätter der bengaliſchen Roſe; die Kunſt allein hat ſie verderbt. Der Jaſchmak hat eine ſtarke Neigung ſich zu verkürzen, und ſchon vor einigen Jahren war er bei den armeniſchen Frauen von Bruſſa ganz verſchwunden. Während des Krimkriegs war er ſo winzig geworden, daß die Polizei es für nothwendig hielt die Frauen verhaften zu laſſen welche in den Straßen und Bazaren herumſpazierten ohne durch eine angemeſſen dicke Maske geſchützt zu ſeyn. Ich will nicht läugnen daß ich einige wahrhafte Houris bemerkt hatte, ſo groß war ihre Anmuth und Schönheit und ſo lebhaft und ſanft ihr Blick, allein ſie bildeten ſeltene Ausnahmen.

Meine Neugier war hinſichtlich der ſüßen Waſſer Aſiens befriedigt, und ich wollte am Sonntag zu den ſüßen Waſſern

Digitized by Google

Europa's gehen. Man kann sich auf dreierlei Art dahin begeben: entweder in einem Kaik über das goldene Horn, oder über die Anhöhen von Pera, oder über die Schiffbrücke. Wenn man den letzteren Weg wählt, macht man eine Wendung rechts nach der Brücke, geht über den Fischmarkt, die Werften, wo die Barken gebaut werden, das Stadtviertel Eyub, folgt den Ufern eines silberwelligen Baches, und gelangt dann in das Thal der süßen Wasser, das man an seiner einsamen Quelle, seinen Cafés und dicht belaubten Bäumen erkennt. Dieses von einem doppelten Hügelgürtel eingefaßte Thal ist im Frühling ein mit dem Duft der Rosen-Hyacinthen geschwängertes und im Goldglanze der Crocus-Blumen prangendes Feld. Auf dem Grasgrunde, an den Ufern des Baches, befindet sich ein Kiosk und ein Park wo die Sultane, zur Zeit als man ihnen noch nicht angerathen hätte die europäischen Sitten nachzuäffen, sich mit Bogenschießen amüsirten. Prächtige Platanen verschönern diesen Lustort. Die weibliche Bevölkerung der Quartiere des Phanar, von Galata und Pera trägt dort die ihr schlecht anstehenden französischen Moden zur Schau, und Hütebündel der Rue Vivienne ersetzen das nationale Fes und die turbanartig um den Kopf gewundenen Haarflechten. Die Männer sind nicht in weißer Fustanelljacke, sie tragen keine gestickte Cartouchière, und haben im Gürtel keine Reihe Pistolen mit silbernem Griff. Bei den meisten der Perotischen Elegants hat der vulgäre Frack die ehemalige malerische Tracht der Levantiner ersetzt; allein immer noch haben die Levantiner das falsche und schlaue Auge, eine Caricatur-Nase und eine Physiognomie auf der man die Feigheit und Unverschämtheit, tausend Mängel und tausend Prätensionen liest. Es gibt daselbst keine Arabas mit ihren flittergeschmückten Ochsen, sondern Tilikis voller Frauen, Bänder und Fächer, einige Sänften von Pera, und Fußgänger welche die Woche hindurch in den Comptoirs und Magazinen von Galata beschäftigt sind. Unter den in den Tilikis angehäuften Atlaßfalten finden sich, wie ich vermuthe, die Diamanten-Aigretten, die schweren Emerald-Ohrringe, die Selmas mit weiten Aermeln, die gestickten Umhängtücher, die gestreiften Gaze, die Kaschmir-Tuniken, welche die türkischen Damen im Innern der Paläste des Bosporus, in ihren marmorgepflasterten und von Springbrunnen erfrischten Gemächern tragen. Während ich diese hin- und herwandelnden lebendigen Puppen betrachte, fährt ein vierspänniger Tiliki, so glänzend daß man sagen möchte er sey ganz golden oder ganz silbern, durch das Thal; es ist der Tiliki der Tochter des Sultans, welche er an den Lieblingspagen, der die Ehre hatte sein Pfeifenträger zu seyn, verheirathete. Man erkennt diese kaiserliche Carrosse an ihren rothen Zügeln, an der blau- und silberfarbigen Livree der Kawassen, der Kutscher, der Eunuchen, und an der halb-europäischen Uniform ihres Eunuchen- und Negergarde-Cortége's. Einige Fuhrwerke ihres Gefolges gleichen blauen Kästen ohne Thüren, und ist sogar ein silberner Vogel, mit ausgespannten Flügeln angebracht.

Müde das ewige Kreisen der Fuhrwerke und das Hin- und Hergaloppiren der Griechen auf ihren Miethgäulen zu betrachten, nahm ich endlich mit meinem Gefährten eine Tasse Kaffee im Schatten einer Platane: uns gegenüber sind Griechen welche Sorbet trinken, und Türken welche das Narghilé rauchen. Der Sultan, der, wie seine Tochter, einen Ausflug in das Thal gemacht hatte, ist so eben wieder abgegangen, und an der Krümmung eines Hügels bemerkte ich noch, inmitten einer Staubwolke, die rothen und weißen Wimpel seiner Lanzenreiter-Escorte.

Während wir unsern schlecht gemahlenen und zuckerlosen, aber brennenden und parfümirten Kaffee schlürften, hielt ein ins Serai gehörender Tiliki vor dem Kaffeehaus in welchem wir uns befanden: er führte keine jener Damen des — damals in Stambul im Rufe der Armuth stehenden — Serai, denen man in den Bazaren den Credit verweigerte, sondern ein Kawaß öffnete achtungsvoll die Thüre, und wir sahen einen Eunuchen des höchsten Rangs, wie des höchsten Wuchses und der höchsten Bedeutung, zum Vorschein kommen; er trug ein Fes vom schönsten Scharlachtuch, an welchem eine blaue Troddel von der reichsten Seide hieng; seine Kleider bestanden aus dem kostbarsten gelben Kaschmir, und seine Stiefel glänzten vom blendendsten Firniß. Stellen Sie sich eine platte Nase, dicke Lippen, glanzlose Augen, eine abgeplattete Stirn und eine scharftönige Fistelstimme vor, und Sie haben das Porträt dieses Mannes, besonders wenn Sie sich noch die Miene der Mattigkeit, Langweile, Unentschlossenheit und gleichzeitig die Unverschämtheit und Schamlosigkeit eines Beamten hinzudenken der im Palaste die Bastonnade und die Peitsche nach Gutdünken austheilen kann. Der Cafetier lief mit knechtischer Unterwürfigkeit herbei, um sich zu erkundigen was Se. Excellenz wünsche; aber Se. Excellenz hatte noch nicht geruht einen Entschluß zu fassen, sie geruhte nicht ihre Blicke auf Christenhunde herabzusenken, sie wußte nicht ob sie, um Sorbet oder Kaffee zu sich zu nehmen, aus dem Wagen steigen oder dem Sultan, ihrem Gebieter, folgen solle. Sklaven, wartet bis Se. Excellenz einen Entschluß gefaßt hat!... „Nein," sagte dieser Mensch, ich werde nichts nehmen! Ismail, schließ die Thüre; im großen Trab, Ismail, peitsche die Pferde, schnell! in den Palast, schnell! Fluch über alle Kaffeehäuser und über dieses besonders! schnell, Ismail, schneller!" ... Se. Excellenz entfernte sich in seiner raschen Equipage, und der Cafetier kehrte, nachdem er eine Gebärde des Hasses und Widerwillens gemacht, zu seinen Oefen und Kaffeekannen zurück.

Die Excellenzen dieser Art sind gewöhnlich gehässige und unverschämte Geschöpfe; die türkische Eifersucht gestattet ihnen eigenthümliche Excesse, wie es das Abenteuer beweist das vor ungefähr einem Jahr Hrn. Valencini, dem Dragoman der russischen Botschaft, begegnete.

Ein von Vergoldungen und Malereien glänzender Tiliki, angefüllt mit einem halben Duzend verschleierter Schönheiten des Serai, fuhr durch eine der belebtesten Straßen Pera's, in der Nähe der holländischen Gesandtschaft; diese Damen waren, wie gebräuchlich, von einer afrikanischen Dueña, Bedienten zu Fuß und einem schwarzen Eunuchen zu Pferd begleitet — einem menschenscheuen Burschen, der erst kurz zuvor

Digitized by Google

sein Amt angetreten hatte und einen brennenden Eifer zeigte wenn es sich um die Ausübung seiner Befugnisse handelte.

Die pompöse Equipage hatte bereits unterwegs einen griechischen Priester zum Krüppel gemacht, das Leben einer katholischen barmherzigen Schwester gefährdet, die Bude eines französischen Parfumeurs eingedrückt, die Melonen eines Obsthändlers aus Samos von den Schaufenstern herabgestürzt und zerbrochen, und fuhr so weiter, während daß die Kadhunen Sr. Hoheit mit einander schwatzten, und da und dort, so viel sie konnten, ihre Lorgnetten spielen ließen, ihre Leute sich unverschämt Bahn brachen, und der Eunuch die Stirne runzelte und seinen Säbel klirren ließ. Vor einer Zuckerbäckerbude, in der Nähe des Theaters, machte ein eben erst aus Frankreich angekommener Reisender, der die Hand voller weißen und rosenfarbigen Zuckerleckerbissen hatte, die Gebärde als wolle er dieselben diesen Damen anbieten, und richtete einige unzeitige Complimente an sie; sofort verdoppelt der Eunuch seinen Ungestüm, schlägt auf die Pferde los damit man sich von diesem Ungläubigen entferne, und legt die Hand an den Griff seines Säbels; mittlerweile kommt, völlig unschuldig an dieser ganzen Scene, der unglückliche Valencini vorbei, und da er die türkische Carrosse im gestreckten Trab auf sich zukommen sieht, so stellt er sich an eine Mauer, um nicht unter den Rädern zerquetscht zu werden. Die Straße ist so eng, daß sein Gesicht in dieser Stellung sich nothwendigerweise ganz nahe am Wagenschlag befinden muß; der Eunuch, wüthend beim Anblick eines Franken, von dem er argwöhnte er wolle mit den seiner Obhut anvertrauten Schönheiten sprechen, hielt ohne Zweifel die muhammedanische Religion für angegriffen, den Koran besudelt, und das Ende der Welt herangekommen: er zog seinen Säbel und stürzte sich auf Valencini, der, mit großem Muth und Geistesgegenwart, ihn am Handgelenk faßte und ihm seine Waffe entriß. Der entwaffnete Eunuch fieng an zu zittern, bat um Verzeihung, und flehte den edlen Franken an ihm seinen Säbel wieder zu geben und ihn die Damen des kaiserlichen Harems geleiten zu lassen. Valencini hatte den Edelmuth ihm den Säbel wieder einzuhändigen, allein dieser Feigling wollte augenblicklich damit von neuem auf Valencini loshauen, der, völlig vertheidigungslos, flüchten und in der ersten halboffenen Bude Schutz suchen mußte; er konnte nicht hineintreten ohne getroffen zu werden, und der elende Eunuche bearbeitete ihm den Rücken mit Säbelhieben: wäre Valencini am Kopfe getroffen worden, er würde todt auf dem Platze geblieben seyn.

Ist diese Anekdote nicht einer der charakteristischen Züge der Türkei?

Du Chaillu's Wanderungen im äquatorialen Afrika.

4. Die Entdeckung des Aschira und des Apingilandes.

Am 10 Oct. 1858 brach der amerikanische Naturforscher von Biagano zu seiner letzten, größten und vielleicht am mindesten kritischen Zweifeln ausgesetzten Reise in das Innere auf. Am 13ten erreichte er bereits Goumbi, die große Cammastadt am Rembo, wo der Tod Mpomo's, eines alten Bekannten Du Chaillu's, die Negergemeinde in die höchste Aufregung versetzen sollte. „Alles ist vorbei, klagten die Weiber. Wir liebten ihn und niemals werden wir ihn wiedersehen." In der Sterbestunde bricht die eheliche Zärtlichkeit bei den Negerinnen mit Ungestüm aus. Die oberste Frau umklammert dann den scheidenden Gemahl und ergießt sich in Ströme von liebeglühenden Redensarten. Leider aber muß derjenige welcher das Wesen der Afrikaner tiefer erforscht hat, immer zweifelhaft bleiben, wie viel Antheil die Heuchelei an diesen zur Schau getragenen Schmerzen habe. Mpomo war noch jung und vor etlichen Wochen frisch und kräftig gewesen. Daß nun alles vorbei und der Tod mit rechten Dingen zugegangen seyn solle, war für den Negerverstand ein unfaßliches Ding. Man schickte also nach einem großen „Doctor" oder Propheten. Er nahm den Gifttrank vor dem Volk um seine Sehergabe zu schärfen, und als es still wurde unter der Menge rief er: „Es wohnt ein schwarzes, schwarzes Weib in einem Hause (folgte die Beschreibung). Sie behexte Mpomo." Mit wildem Geheul stürzte der Pöbel nach dem angedeuteten Ort und ergriff Okandaga, eine harmlose Dirne, die Schwester von einem Führer des Reisenden. Als sie geknebelt nach dem Ort des Gottesgerichtes geschleppt wurde, rief sie in herzbrechender Angst: „Chally, Chally, [1] laß mich nicht umbringen!" Der Reisende war aber machtlos gegen den Volkswahn, denn der Mensch ist allüberall eine „ernsthafte Bestie." Er wandte sich daher weg und weinte bittere Thränen über seine Ohnmacht. Der Hexenproceß nahm inzwischen seinen Fortgang. Abermals rief der infernalische Prophet: „Es wohnt ein altes Weib in einem Hause (folgte die Beschreibung). Auch sie behexte Mpomo." Dießmal ergriff der Pöbel eine Nichte des Königs Quengueza, eine hochherzige, fast majestätische Matrone. Sie erhob sich und wehrte die Knebel von sich ab. „Ich will das Mbundu trinken, rief sie zuversichtlich, und wehe meinen Anklägern wenn ich nicht sterbe." So begab sie sich ungefesselt an den Fluß. Zum drittenmal ertönte das furchtbare Orakel, und dießmal galt es einem Weib mit sechs Kindern, und zwar einer Sklavenfrau des Königs Quengueza. Der „Doctor" brachte nun auch Beweise gegen die Angeklagten vor. Okandaga hatte vor etlichen Wochen ihren Vetter Mpomo um etwas Salz gebeten und dieser es ihr verweigert, worauf Scheltworte fielen — also war sie sehr verdächtig. Quengueza's Nichte war unfruchtbar und beneidete Mpomo wegen seiner Nachkommenschaft — also war sie sehr verdächtig. Quengueza's Sklavin hatte den Verstorbenen

[1] So hieß Du Chaillu unter den Negern.

Digitized by Google

um einen Spiegel gebeten und ihn nicht erhalten — also war auch sie verdächtig. Nun ist ganz gewiß daß die Uganga's oder Propheten selbst an Hexenkünste glauben, wenn auch vielleicht nicht in dem Grade wie das gemeine Volk. Unsern Verfasser betrachteten sie stets mit kalten unruhigen Blicken, als ob sie kein reines Gewissen gehabt hätten. Uebrigens sind sie schlau genug nur solche Opfer zu wählen welche Monate vorher schon von der Volksstimme als Zauberkundige bezeichnet worden sind. Die drei Frauen wurden in ein großes Canoe, sammt dem Uganga und den Henkern eingeschifft. In der Mitte des Stromes, umringt von andern Fahrzeugen, begann das Gottesgericht. Als die Giftschale gereicht wurde, begann Okandaga zu weinen, und selbst die heroische Nichte des Königs verlor etwas von ihrer Fassung. Alle drei tranken. Das Sklavenweib sank todt in die Kniee noch ehe die Schale geleert war, und wurde augenblicklich, zu Stücken zerhackt, in den Fluß geworfen. Dann folgte die Königsnichte, und im Nu war ihr Kopf vom Rumpf getrennt. Okandaga hielt sich am längsten aufrecht, zuletzt aber brach auch sie zusammen. Abends schlich sich ihr Bruder zu Du Chaillu um seinem Kummer Luft zu machen, denn öffentlich hatte er in das Pöbelgeschrei gegen seine Schwester miteinstimmen müssen, aus Furcht selbst mit verdächtigt zu werden. Für ihn war es eine Rettung daß ihn der Verfasser auf seine Reise mitnahm, denn beim nächsten Todesfalle wäre die Reihe des Gifttrinkens an ihn gekommen.

Nach diesem Schauderfeste brach Du Chaillu mit 35 Leuten aus Goumbi nach dem Innern auf, und zunächst gieng es über Obindschi zu Wasser den Rembo aufwärts. Der Fluß wird dort von Sirenen, und zwar von einer neuen noch anonymen Manati-Art bewohnt, wovon ein Exemplar von den Eingebornen harpunirt wurde, nachdem es zuvor ein Uganga bezaubert hatte. Während die Jäger nämlich im Röhricht auf der Lauer lagen, streute der Doctor ein Pulver, welches er in der Tasche trug, dick über das Wasser aus, und kehrte dann nach dem Ufer zurück. Wirklich dauerte es auch nicht lange, so tauchte eine große Bestie auf und begann lüstern von dem Pulver zu schmausen, so daß die Jäger auf Wurfweite sich ihm nähern und das Thier erlegen konnten. Der Körper des 10 Fuß langen Manati war dunkelbleifarbig, die Haut weich, sehr dick und überall dünn mit Haaren bedeckt. Die Augen waren sehr klein, die Ruderflossen ohne Nägel. Das Thier wog etwa 1500 Pfund, und sein Fleisch hatte einen vortrefflichen Geschmack, ähnlich dem des Schweines, nur viel feiner.

Am 27 verließ man den Ofoubou, ein Seitengewässer des Rembo, und stand am Fuße eines Gebirges welches hinüberführte in die Terra incognita des Aschiralandes. Der Uebergang über dieses Gebirge, welcher bis zum 29 dauerte, wird nun freilich nicht näher beschrieben. Wir hören weder ob der Pfad sanft oder steil war, noch welcher Classe das Gebirge angehörte, noch wie hoch es zu schätzen sey, sondern nur daß man Quarzblöcke von ungeheurer Größe überall ausgestreut sah, daß Ebenholz im Ueberfluß sich vorfand, und eine neue Baumart auftrat, welche Indunu von den Eingebornen genannt werde, und wovon Exemplare mittlerer Größe 8 Fuß Durchmesser an der Basis besitzen. Am 29 Abends zeigten sich wieder Pflanzungen, man trat aus dem ungeheuren Walde heraus und überschaute nun das Prairienland der Aschira, welches sich angeblich 55 englische Meilen in die Länge und 10 Meilen in die Breite erstreckt, reich besäet mit Ortschaften, hie und da auch belebt durch den Silberschein eines Gewässers welches sich durch die Falten der Ebene windet, und in der Ferne begränzt von Gebirgen deren Gipfel in die Wolken hineinragten.

Eine große Rolle spielte nun Okendscho, Du Chaillu's Dolmetsch und Führer. Er schickte nach Akunga, dem nächsten Dorfe, ein paar Boten voraus, und ließ den Leuten wissen er brächte den Geist in ihr Land. Es war schon dunkel als man die Ortschaft erreichte und wenig Leute sichtbar, offenbar aus Furcht vor den Dingen die da kommen würden. Akunga, der Häuptling des Dorfes gleichen Namens, welches nach des Verfassers Schätzung 240 englische Meilen östlich vom Cap Lopez liegen soll, behandelte übrigens „den Geist" ganz cameradschaftlich, denn er ließ ihm wissen daß seine Weiber für ihn kochen sollten. Am nächsten Tag begann die Neugierde Gruppen um Du Chaillu zu sammeln, und Okendscho fühlte die Seligkeit eines Menagerie-Besitzers, daß er sich als Führer des Tangani oder Geistes brüsten durfte. Wie überall unter allen Negerstämmen war aber auch hier das lange glatte Haar des Weißen weit mehr als die Hautfarbe den Leuten von Interesse. Noch am nämlichen Tag übrigens erreichte man die Stadt des Königs Olenda, die Hauptstadt der Aschira, und hatte das Vergnügen von Sr. Majestät selbst empfangen zu werden. Der Fürst ist ein hochbetagter, schneeweißer Neger, vom Alter abgemagert und gekrümmt, der dießmal, wie bei der wichtigsten Staatsaction, das Kendo, eine rohe eiserne Glocke mit eisernem Griff, führte, das Emblem der Souveränität unter den Aschira, sonst aber als Instrument der Familie der Kuhglocken beizuzählen. Olenda hielt eine lange Rede, die mit der löblichen Ermahnung an das Volk schloß, den „Geist" gut zu verpflegen.

Unter diesem sanften Negerstamme verlebte Du Chaillu mehrere Wochen. Er fand daß die Grasebene des Landes mit etwa 150—200 kleinen Ortschaften bedeckt war. Der Boden erschien fruchtbar und allenthalben gut bewässert. Eingeschlossen wird die Ebene, welche der Verfasser für eine Hochebene erklärt, von dem stattlichen Pic Nkumu nabouali im Norden, von den Andele und Ofoubougebirgen im Süden und von den Ococugipfeln im Osten, alle bedeckt mit dichten Forsten, welche den feierlichen Eindruck der Landschaft steigern. Hinter jedem Dorfe liegen große und sauber gehaltene Pflanzungen von Tabak, Erbsnüssen (Erdeicheln?), Plantanen, Yams und Zuckerrohr. Das dunkle Grün der Wälder, die Schilffelder und das gelbe Gras geben der Gegend ländliche Reize, welche in Afrika sonst allenthalben fehlen und den Entdecker an seine Heimath gemahnten. Die Aschira selbst sind die schönsten Afrikaner welche Du Chaillu zu Gesicht bekommen hatte, und namentlich die Frauen nicht bloß sehr regelmäßig gebaut, sondern im Besitze von so viel Anmuth und einer solchen Lebendigkeit in Haltung und Bewegung daß man sie völlig un-

Digitized by Google

afrikanisch finden würde wenn ihre Hautfarbe nicht kohlschwarz und ihre Gesichter nicht vom reinsten Negertypus wären. Die Kleidung der Männer und Frauen ist ein freiwallendes Gewand, Ndengui genannt, aus einer Art Grastuch welches sie selbst bereiten. Auch verstehen sie mit hölzernen Nadeln und Graszwirn sauber zu nähen. Die Dirnen und unverheiratheten Frauen dagegen gehen völlig nackend, mit Ausnahme eines Gürtels aus Grastuch um den Hüften. Die Männer, deren Wuchs nicht ganz so schön ist wie der des anderen Geschlechtes, bedecken ihren Kopf mit einer Mütze die aus Zwirn sehr hübsch geknüpft wird, ganz ähnlich den Häkelarbeiten europäischer Damen. Die Weiber dagegen frisiren ihr Haar oder ihre Wolle auf eigenthümliche Weise, nämlich vorn und hinten zu Hörnern, so daß im Profil gesehen ihr Kopf aussieht als sey er mit einem Dreimaster bedeckt. Daß sie sich mit Metallringen behängen versteht sich bei Negerinnen von selbst, von den Künsten der Verunstaltung verstehen sie sonst noch das Rothfärben der Haut und das Spitzfeilen der Zähne, welches letztere, so discret es auch von ihnen noch ausgeführt wird, stets einen bestialischen Ausdruck dem geöffneten Mund gibt. Die Frauen bebauen den Boden wie alle andern Negerfrauen. Auch herrscht Vielweiberei, doch wird vor Eintritt der Geschlechtsreife nie eine Ehe verstattet, daher die Frauen auch große Fruchtbarkeit zeigen. Ihre sonstige Moral ist übrigens so gering daß sie Du Chaillu mit dem Schleier der Nachsicht bedeckt. Merkwürdigerweise konnten sie es nie vertragen daß Du Chaillu ihnen in die Augen sah, wie denn der feste Blick eines weißen Mannes jedem Neger, selbst dem tapfersten Krieger, unerträglich ist. Wiederum war des Reisenden Uhr ein Gegenstand abergläubischer Furcht. Da ihr Tiktak ununterbrochen fortdauerte, so sahen die Aschira darin einen Schutzgeist der über dem Fremdling Tag und Nacht wachte. Auch der Revolver verbreitete Ehrfurcht allenthalben, obgleich die Aschira etliche Flinten besitzen und mit ihnen umzugehen wissen.

Ihre Dörfer haben ein schmuckes Aussehen; die Hütten sind zwar klein, werden aber stets sauber gehalten. Auch dürfen die Straßen nicht beschmutzt werden, und ist daher nirgends Unrath zu erblicken. Leider aber beginnt unter diesem wackern Völkchen ein furchtbares Laster um sich zu greifen. Sie rauchen nämlich Liamba oder die Blätter der Cannabis indica, des orientalischen Hanfes oder Hadschisch, wie man in der Levante sagen würde. Merkwürdigerweise ist dieses Laster nur auf die beiden Binnenstämme Aschira und Apingi beschränkt, und hat sich noch nicht nach der Küste verbreitet. Ein einzigesmal sah Du Chaillu Hanfkörner im Besitze eines Sklaven in einer Factorei, die dieser sorgfältig aufhob, um sie in seine neue Heimath mitzunehmen. Uebermäßiger Genuß endigt bei den Negern sehr häufig mit Wahnsinn.

Im Aschiralande entdeckte der Naturforscher eine neue Art Wildschweine, die er Potamochoerus albifrons getauft hat. Die Physiognomie dieser Thiere wird seltsam entstellt durch zwei große Warzen an beiden Nasenwänden, sowie durch die langen Wimperhaare um die Augen und die ebenso langen Haarbüschel an der Spitze der Ohren. Ferner erbeutete der Entdecker eine neue Otternart, die einzige Art der Gattung Cynogale in Afrika, sonst dem asiatischen Cynogale Bennetti ähnlich und von Du Chaillu C. velox getauft. Weniger glücklich war er in seinem Bemühen den hohen Berg Nkumu nabuali zu besteigen, denn vom 21—27 November durchwanderte er einen nichtendenwollenden schattigen Urwald, und mußte ohne etwas gesehen zu haben und dem Hungertode beinahe nahe wieder umkehren.

Du Chaillu fand einige Schwierigkeiten ehe er Begleiter unter den Aschira anwerben konnte die ihn zu den Apingi, ihren Nachbarn gegen Osten, bringen sollten, weil alle Neger aus Monppolisirungsinstinct die unmittelbaren Verbindungen der Weißen mit den Stämmen weiter landeinwärts gern verhindern möchten. Am 6 Dec. jedoch brach er von Olenda auf. Weiter gegen Osten werden die Prairien des Aschiralandes sumpfig, und am nächsten Tage galt es das größte Reisehinderniß zu bezwingen, nämlich den Ovigui zu kreuzen, einen reißenden Gebirgsstrom, über den es kein anderes Verkehrsmittel gab als zwei Baumstämme, die von dem einen Ufer zum andern in den Fluß gestürzt worden waren. Als Geländer dienten nur Schlingreben die man über das Ufer gespannt hatte, auch gaben die Eingebornen dem Wanderer den schlechten Trost daß jährlich der eine oder der andere der ihrigen beim Kreuzen des Flusses verunglücke. Der Uebergang wurde indessen ohne Unfall vollzogen, und am andern Ufer tauchte der Pfad sogleich wieder in einen Urwald, wo man abermals auf Gorillas stieß. Weiter östlich hob sich der Weg stufenartig bis zu Höhen von 2—3000 Fuß über die Prairie. Die Landschaft nahm in den Augen des Reisenden den Charakter der Alpennatur an, nur daß er sich vergeblich nach Schneegipfeln umschaute. Als höchste Punkte der Kette nannte man ihm den Kayambi, den Boundou und den Okouloué. Man überschritt dann ein 120 Fuß breites Gebirgswasser, Louvendschi, und erreichte am Abend des dritten Tages ein Bando oder ein Obdach für Karawanen, welches bereits von einer Bande Apingi in Besitz genommen worden war, beim Anblick des Fremdlings aber hastig geräumt wurde. Am 8ten, 9ten und 10ten gieng es wieder durch waldige Ebenen, bis man am Nachmittag des letzten Tages auf Eingeborne stieß, und zwar auf Remandschi selbst, den König der Apingi, welcher „den Geist" in seinem Lande willkommen hieß. Wie alle Negerfürsten war Remandschi ein Greis, sonst aber von stattlichem Aussehen. Leider fanden sich in seinem Olako, oder Lagerplatze, nur ein paar Fische in Vorrath, und so mußten die Wanderer, welche am Tage vorher schon gefastet hatten, ohne Abendbrod schlafen gehen. Auf ihrem Lager quälten sie dafür Moskitos einer neuen Art, deren Stiche wie Bienenstiche schmerzten, so daß, da weder Rauch noch Feuer das Ungeziefer vertreiben wollte, die Reisenden mit geschwollenen Gliedern am nächsten Morgen erwachten. Dieser brachte sie aber an einen Strom ersten Ranges, den Rembo Apingi oder dem Fluß der Apingi, der nach Du Chaillu's Karte der mittlere Lauf des Ogobay seyn soll, welcher mit dem Rembo Ovenga zusammen den Fernando Vaz bildet.

Digitized by Google

Auf Flößen und Canoes die vom jenseitigen Ufer stießen, kreuzte die Gesellschaft das Wasser und zog dann in Remandschi's Stadt ein, wo dem Fremdling das größte Haus eingeräumt wurde. Dem Hungrigen brachte dann der König ein Duzend Hühner und ein paar Bündel Plantanen. „Sey fröhlichen Muthes, o Geist, rief der König, und iß von den Dingen die wir gebracht haben." Zugleich wurde ihm ein gebundener Sklave ausgehändigt, und der sorgsame und gastliche Negerkönig fuhr fort: „Schlachte ihn zum Abendbrod, er ist zart und feist, und du mußt Hunger haben." Als Du Chaillu durch seinen Aschira-Dolmetsch gegen diese Pièce de Resistance protestiren ließ, entschuldigte sich Remandschi, daß er stets gehört habe die weißen Menschen äßen Negerfleisch, denn wie verhielte es sich dann, fragte er naiv, daß sie sonst von so weit her an die Küsten kämen um Menschen zu kaufen und hinwegzuführen? Als das übrige Mahl gebraten und aufgetragen worden war, kostete der König davon, sowie von dem dargereichten Wasser. Diese Sitte, als Unterpfand gegen Vergiftung, wirft ein trübes Licht auf den Charakter der Apingi, und ein noch schlimmeres auf ihre ehelichen Verhältnisse, wenn wir weiter erfahren daß auch die Frauen jedesmal von dem kosten müssen was sie ihren Gatten vorsetzen.

Du Chaillu's Spiel- und Taschenuhr leisteten bei den Apingi die gewöhnlichen Dienste: sie wurden als die dienstbaren Geister des großen Hexenmeisters betrachtet, von dem man sich nun übertriebene Wohlthaten erwartete. So geschah es denn daß sich am 16 Sept. das Apingivolk um den „Geist" versammelte, ja nicht bloß Apingis, sondern auch Aschangos waren herbeigewandert auf 100 englische Meilen von Osten her um den wunderthätigen Fremdling zu sehen. Die Wünsche dieser Versammlung brachte Remandschi selbst vor. „Geist," rief er, „du bist unser König. Du bist in unser Land gekommen um uns Gutes zu thun, und du kannst alles thun." Er wies dann auf einen der höchsten Bäume und bat bescheidentlich der Geist möge einen Haufen Glasperlen von gleicher Höhe herbeizaubern für das Volk, auch Zeug und Kupferkessel und Kupferstangen, und Flinten und Pulver. Als er geendet hatte, rief das Volk: „Yo, yo!" als Zeichen der Zustimmung. Natürlich gestand nun der „Geist" daß er so hohe Ansprüche nicht befriedigen könne, worauf das Volk in großer Mißstimmung schied, denn alle Welt dachte sich im Stillen, der Zauberer habe nur aus Ungefälligkeit jene Wünsche nicht erfüllt.

Die Apingi haben eine schmutzig gelbe Hautfarbe, wie denn Du Chaillu bemerkt haben will daß bei allen Stämmen des hohen Binnenlandes die Hautfarbe heller wird. Beide Geschlechter feilen sich die Zähne, wodurch ihr Antlitz einen bestialischen Ausdruck bekommt. Die Frauen bedürften übrigens dieser Nachhülfe gar nicht, denn die Natur hat sie schon reichlich mit Häßlichkeit gesegnet. Ihre Körperformen werden durch schlaffe Hängebrüste entstellt, und obendrein sind sie auch von niedrigem Wuchs im Vergleich mit ihren Männern. Dagegen zeichnen sie sich durch Fruchtbarkeit aus, so daß bei diesem Stamm der Geschlechtsgenuß vor der Reise nicht geduldet zu werden scheint. Ihre Toilette ist, abgesehen von den Hautmalereien, die unanständigste die man treffen kann, denn sie ist noch etwas schlimmer als keine, da sie nur zwei kleine Stückchen Zeug von Sacktücher-Format an den Hüften herabhängen lassen, die gerade da offen stehen wo sie schließen sollten. Schamhaftigkeit gehört zu den geringsten Schwächen des dortigen schöneren Geschlechts, denn als die Königin, ein noch junges Weib, dem Reisenden einen Besuch machte und er ihr aus Erbarmen über ihre dürftige Bedeckung ein Stück Calico schenkte, war sie so vergnügt über diese Gabe daß sie in seiner Gegenwart auch das wenige noch ablegte was sie besaß um ihre Garderobe zu wechseln. Inzwischen aber zogen andere Gegenstände ihre Neugierde an, und so verweilte sie bei ihm — honny soit qui mal y pense — gemächlich im Zustande der Natur. Nach Negersitte wurde dem Wanderer von dem König sein Harem zur Auswahl angeboten. Du Chaillu benutzte diese vorurtheilsfreie Liberalität immer nur um sich eine Köchin auszubitten. Dieß geschah nun auch in Remandschi, aber nicht wenig ärgerlich wurde der Reisende als sich eines schönen Tages eine Gesellschaft Apingis beiderlei Geschlechts als Schwägerschaft vorstellte, für die Ehre dankte die ihnen durch die Affinität erwiesen werde, und dann um Geschenke zur Aufheiterung ihrer Herzen bat.

Das Land ist bedeckt mit Palmenhainen und die Bäume voll reifer Nüsse, so daß Tausende Tonnen Oel im Lande gewonnen und auf Flößen den Rembo abwärts nach der Küste verschifft werden könnten. Die Apingi sind große Liebhaber von Palmwein, aber sie sorgen dafür daß der Baum beim Anzapfen nicht zu Grunde geht. Die Männer betrinken sich sehr oft, die Frauen nur bisweilen. Das merkwürdigste an diesem Volke ist daß beide Geschlechter arbeitsam sind, denn die Männer, ein völlig unafrikanischer Anblick, weben das feine Grastuch wodurch die Apingi bei allen Nachbarn so hoch im Rufe stehen. Höchst bedeutsam ist ferner daß Fruchtbäume Gegenstand des persönlichen Eigenthums bei ihnen geworden sind. Auch lebt der nämliche Stamm, ganz unähnlich den rastlosen Küstenstämmen, seit einer Reihe von Geschlechtern auf dem nämlichen Reviere. Sie verfertigen auch gute Eisenwaaren, doch stehen sie in der Schmiedekunst hinter den Fan weit zurück. Ihre Stärke bleibt die Weberei, wenn sie auch nur Stücke von 3 Fuß Länge und 2 Fuß Breite verfertigen können. Die Männer sind dafür vortreffliche Schneider, und nähen sich ihren faltigen Leibrock oder das Ndengui aus 6—9 solchen Zeugstücken selbst zusammen. Dem Stoffe geben sie zuweilen zierliche Muster und ziehen ihn mit vollem Rechte unsern gemeinen Kattunen vor. Den Häusern der Apingi fehlt die Verandah, welche im Aschiralande als Küche dient. Ueberhaupt sehen die Dörfer der Apingi nicht so zierlich aus wie die ihrer Nachbarn, obgleich das Material das nämliche ist, nämlich Rinde und Blätter zur Bekleidung der Wände und des Daches.

Sklaverei findet sich auch bei den Apingi, aber wunderbar gemildert durch das Bongo, eine Institution welche darin besteht daß der Sklave seinem Herrn entläuft und sich einen andern sucht, dem er sich mit den Worten anbietet: „Vater! ich will dir dienen. Ich erwähle dich zu meinem Herrn und will nicht zu meinem alten Herrn zurückkehren." Auf diese

Digitized by Google

Aufforderung muß ihn der neue Herr annehmen und beschützen, auch wird keine Entschädigung gezahlt und überhaupt von dem alten Herrn kein „Palaver“ (Rechtsstreit) erhoben. Diese Sitte verhindert daß die Sklavenfamilien nicht durch Kauf getrennt werden können, weil der Mann immer wieder dem Herrn seiner Frau das Bongo antragen würde. Ein ähnlicher Wechsel findet auch in der Ehe statt. So begegnete Du Chaillu einst einem Apingi, von dem man ihm gesagt hatte, er besäße die schönste Frau im ganzen Lande, dafür sah er aber selbst zerlumpt und herabgekommen aus, und auf Befragen gestand er daß ihn seine Frau „völlig ruinirt“ habe, weniger durch „Putz und Crinoline“ als dadurch daß sie ihrem Manne erster Ehe für das nämliche Vermögen welches schon einmal für sie gezahlt worden war, hatte abgekauft werden müssen, denn wenn ein Apingi seines Nachbars Frau liebt, wieder geliebt wird und den Kaufschilling zurückgibt, so muß der erste Ehegatte sie ziehen lassen.

Am 18 Dec. wurde Du Chaillu vom König Remandschi mit dem Kendo oder dem Kuhglockenscepter beschenkt und zugleich vom Volke selbst nach der Theorie des allgemeinen Wahlrechts zum König der Apingi ausgerufen, und ihm sogar diese Würde man möchte sagen taxfrei verliehen, insofern man an ihm vor der Belehnung nicht das übliche Beschimpfen und Verhöhnen vollzog. Dieß hielt ihn jedoch nicht ab zwei Tage später wieder gegen Süden aufzubrechen, und zwar sucht er den Rembo aufwärts zu dringen. Der Fluß führte an Dörfern der Apingi vorüber und durch Wälder die zu gelegentlichen Jagdausflügen einluden. Dort wird dem Wanderer eine gelbgefleckte Spinne, deren Leib bisweilen die Größe eines Sperlingeies hat, oft recht lästig. Die Fäden ihres Netzes sind grob und so stark daß, wenn Du Chaillu unversehens durch ein Netz brach, sie ihm einen fühlbaren Widerstand leisteten. Die Spinnen stechen sehr empfindlich, doch ist die Verwundung keine giftige. In den Apingiwäldern schoß der Zoolog eine neue und zwar die kleinste bisher bekannte Eichhörnchenart, das Kendo, von ihm Sciurus minutus genannt, nicht größer als eine Maus und so flink daß es den Eingebornen bisher noch nie gelungen war eines dieser Thiere zu erlegen. Ein anderes neues Thier, ein fliegendes Eichhörnchen von der seltenen Gattung Anomalurus, mit seidenartigem Fell fiel ebenfalls als eine Beute, und wurde von dem Entdecker Anomalurus Beldeni, nach seinem New-Yorker Freunde Belden genannt.

Als Du Chaillu vor einem der Apingidörfer lag, trug es sich zu daß eine Frau Zwillinge gebar. Eines der Kinder wurde sogleich getödtet, weil das Volk unter dem Wahne leidet, es würde der Mutter selbst das Leben kosten wenn man beide Kinder aufzöge. In Obindschi's Stadt sah der Reisende das einzigemal zwei lebende Zwillinge, Knaben von 7 Jahren, welche sammt ihrer Mutter davon gekommen waren, die Frau selbst aber wurde deßwegen wie ein blaues Wunder angeschaut. — Salz ist unter den Apingi ein kostbarer Artikel, denn es muß vom Cap Lopez her ins Land gebracht werden, und für zehn Pfund der niedrigsten Sorte bezahlt man einen Sklavenknaben.

Am 23 Sept. gab Du Chaillu seine Bergfahrt auf dem Rembo Apingi auf, nachdem er sich versichert hatte daß der Fluß, so weit er ihn befuhr, eine Richtung aus dem Süden hatte, und an der Stelle wo er umkehrte eine Breite von 3—400 lange Ellen, sowie eine starke Strömung besaß. Abwärts folgte er ihm bis zu einem Punkt wo der Strom einen mächtigen Wasserfall bildet. Bis zum Falle selbst gelangte der Reisende jedoch nicht, denn die Apingi wollten in ihren Canoes sich nicht weiter als 5—6 engl. Meilen dem gefährlichen Platze nähern. Zu Lande aber vermochte der Reisende bis zu dem Fall, angeblich wegen der Undurchdringlichkeit des Dschungels, sowie wegen der Furcht der Eingebornen vor räuberischen Bakalais, nicht vorzudringen, und mußte daher nach Remandschi unverrichteter Dinge zurückkehren, obgleich er dem Naturwunder so nahe kam daß er deutlich das Donnern der Wasser hörte. Es ist wohl unnöthig zu bemerken wie verdächtig diese Entschuldigungen klingen.

Am 28 Sept. brach er abermals auf gegen Osten um das Land der Aschango zu besuchen. Der erste Marsch brachte ihn zu einem Isogo-Clan, einer Abtheilung der Apingi, welche bereits die Gränzgebirge bewohnt. In einem leb- und lautlosen Urwald gieng es in den nächsten Tagen weiter bis zum 1 Jan. 1859, wo nach fünf Märschen noch immer keine Aussicht sich zeigte das Ende des Waldes zu erreichen, und der Reisende aus Mangel an Mundvorräthen umkehren mußte. Seine Leiden auf dem Rückmarsch, ohne Lebensmittel und fast ohne Jagdbeute, schildert er uns zwar sehr lebhaft, aber ohne uns die Zweifel zu nehmen daß nicht auch dieser Streifzug in das Gebiet der Dichtung falle.

Die Rückkehr nach der Küste verlief ohne sonderliche Abenteuer, nur daß einer seiner Begleiter einen ungewöhnlich heftigen Anfall von Etita bekam, wie die Eingebornen eine seltsame Krankheit nennen. Der Mann, der schwarz war wie eine Krähe, wurde nämlich „in Zeit von weniger als einer Minute“ am Körper mit Blattern überlaufen, die ihm ein unheimlich gesleckes Aussehen gaben, und im Verlauf von fünf Minuten hatte kaum eine Stelle des Körpers noch ihre ursprüngliche schwarze Farbe behalten. Die Anschwellungen sehen aus als ob der Patient sich verbrüht hätte, die Haut schwillt auf und eine dünne Materie sammelt sich unter der Blase. Das Jucken ist so stark daß der Kranke laut schreien muß. Einer der Aschira holte eine gelbe Baumrinde, kaute sie im Mund und spie damit den Patienten an, der diese Salbe sanft auf der Haut rieb, worauf die Blattern sogleich wieder verschwanden, so daß im Zeitraum von einer halben Stunde der Mann von der Plage völlig wieder geheilt war.

Digitized by Google

Chineſiſche Wittwenopfer.

(All the Year Round.)

Das indiſche Suttee, oder der freiwillige Opfertod der Frau durch Verbrennen auf demſelben Scheiterhaufen mit ihrem Manne, iſt in den britiſchen Beſitzungen abgeſchafft, und kommt, wie man glaubt, in den entfernteren Provinzen nur ſelten vor. Die Exiſtenz dieſes Brauches in China iſt ſelbſt Leuten die Jahre lang in dieſem Lande gewohnt haben unbekannt. Von ſolch einem Schauſpiel der öffentlichen Selbſtopferung einer chineſiſchen Wittwe bin ich aber in Foo-Chow-Foo vor einigen Tagen, d. h. im Januar des laufenden Jahres achtzehnhundertundeinundſechzig Augenzeuge geweſen.

Das chineſiſche Suttee iſt, wenn es ſtattfindet, die Selbſtopferung von Wittwen, die auch Waiſen und kinderlos ſind, die ſich für nutzlos und gewiſſermaßen verloren in der Welt betrachten, und die den Tod nicht nur als ein Mittel ſuchen dem verſtorbenen Gatten ihre Liebe zu beweiſen, ſondern auch den Uebeln einer ſehr traurigen und vereinſamten Lage zu entgehen. Es iſt gemeiniglich ein Selbſtmord der Verzweifelten, der als ein öffentlicher und glorreicher Act der Frömmigkeit aufgeſtellt wird.

Es gibt ein kleines — unhöflich kleines Buch, das die Geſchichte aller berühmten Schönheiten von China ſeyn ſoll. Das Werk iſt nach Abtheilungen geordnet, von denen eine jede das Leben von ſolchen Damen enthält die wegen einer beſonderen Tugend oder eines Laſters, wie wegen Keuſchheit oder des Gegentheils, wegen phyſiſchen oder moraliſchen Heldenmuthes, wegen freundlicher Dankbarkeit oder grauſamen Haſſes berühmt ſind. Die Frau welche der chineſiſche Autor des erſten Platzes in der Achtung werth hält, war eine deren Geſchichte folgendermaßen iſt:

Ihr Mann war Soldat in der kaiſerlichen Armee. Bei ſeiner Rückkehr vom Dienſt in einer fernen Provinz erzählte ihm ſeine Frau, wie ſie während ſeiner Abweſenheit von den Zudringlichkeiten des Oberſten ſeines Regiments beläſtigt worden. Der arme Soldat ſuchte ſich zu rächen indem er jenen tödtete; aber der Anſchlag mißlang, und nach dem Kriegsgeſetz büßte er mit dem eigenen Leben ſeinen Angriff auf einen Vorgeſetzten. Vergebens machte er geltend, wie er gereizt ſey; die Gerechtigkeit war unerbittlich, und trotz der Verwendung ſeiner Freunde wurde er zum Tode verurtheilt. Da ſein liebendes Weib ſah welch trauriges Mißgeſchick ihre Schönheit dem ſchuldloſen Gatten zugezogen, beſchloß ſie, da ſie ihn nicht zu retten vermochte, ihn auch nicht zu überleben. Sie ſorgte daher für das Wohl ihrer beiden Kinder, indem ſie dieſelben an die Familien wohlhabender Nachbarn verkaufte, wo ſie wußte daß ſie gut aufgehoben ſeyn würden. Hierauf gieng ſie zu einem reißenden Fluß, ſtürzte ſich hinein wo der Strom am ſtärkſten war, und kam im Waſſer um. Nun folgte ihre Belohnung. Der Strom, obſchon ſo ſtark, führte ihren Leichnam nicht von der Stelle wo ſie dieſen Act der Pietät vollzogen, und bald entdeckten ihn dort Vorübergehende, welche den Diſtrictsbehörden das Wunder meldeten daß ein Leichnam unbeweglich auf einem fließenden Strom liege. Der Beamte eilte ſofort an den Fluß und nahm den Leichnam in Verwahrung. Es wurde dann eine Eingabe an die Oberbehörde gemacht und eine weitere Unterſuchung eingeleitet. Das Ende derſelben war daß der verurtheilte Soldat begnadigt, der Frau ein öffentliches Leichenbegängniß gewährt, und ihrem Andenken ein Bogen mit der Inſchrift „Leidenſchaftlich keuſch" errichtet wurde. Ueberdieß wurden die Kinder dem Vater zurückgegeben, und dieſer enthielt ſich aus tiefem Dankgefühl gegen ſeine tugendhafte Gattin eine zweite Ehe einzugehen, damit er nicht das theure Andenken derjenigen ſchwäche die ſich ſeinen Intereſſen ſo treu erwieſen.

Dieß iſt eine Geſchichte von vielen der Art in der chineſiſchen Literatur. Doch will ich ohne weitere Bezugnahme auf Bücher zeigen, wie ein Opfer in unſern eigenen Zeiten vorgenommen wird, indem ich die vor meinen Augen in der Nähe von Foo-Chow-Foo aufgeführte Tragödie beſchreibe.

Die erſte Anzeige die ich von dem was vor ſich gehen ſollte erhielt, beſtand in dem feierlichen Umzug eines hübſchen Hochzeitſtuhles durch die Vorſtadt in welcher unſere fremde Niederlaſſung gelegen iſt. Der Stuhl war von all dem Pomp und Luſtbarkeiten einer Hochzeit — von Muſik, flatternden Bannern u. ſ. w. begleitet. Eins war indeſſen höchſt ungewöhnlich bei dieſer Proceſſion. Die auf dem Stuhle ſitzende Perſon war den Blicken des Publicums bloßgeſtellt, ſtatt, wie ſonſt bei Hochzeiten ſtets der Fall iſt, dicht verhüllt zu ſeyn. Da ich bei unſern chineſiſchen Dienſtboten nachfragte was eine ſolche ungewöhnliche Abweichung von hergebrachten Gebräuchen bedeute, hörte ich, die Dame ſey keine Braut, ſondern eine untröſtliche Wittwe die kürzlich ihren Mann verloren, und nun, da ſie unverſorgt und unbeſchützt ſey und zudem weder Vater noch Mutter, weder Sohn noch Tochter, weder Schwiegervater noch Schwiegermutter habe, ſich entſchloſſen habe ihrem Gatten in das unbekannte Jenſeits zu folgen, wo ſie ihm dienen und aufwarten könnte wie es einem treuen und liebevollen Weibe gezieme. Nachdem ſie demgemäß ihren Freunden dieſen Entſchluß mitgetheilt und den Tag für ihr Abſcheiden feſtgeſetzt, nahm ſie jetzt von allen die ſie kannte Abſchied, und durchzog die Straßen als ein Vorbild für ihr Geſchlecht. Da der Zweck ihres Todes die Wiedervereinigung mit ihrem Gatten war, ſo war die Ceremonie eine Art Hochzeit; ſie war als Braut geſchmückt und aufgeputzt und ſaß auf einem Hochzeitſtuhl.

Ich erkundigte mich nach Zeit und Ort der Schlußceremonie und begab mich, von zwei Freunden begleitet, am Morgen des Mittwochs, des 16 Januars, nach einem etwa vier (engl.) Meilen von Nantan, unſerer Niederlaſſung und ſüdlichen Vorſtadt von Foo-Chow-Foo, gelegenen Orte.

Jedermann den wir ſahen, ſchien eben ſo wohl den Zweck unſerer Reiſe zu kennen wie wir ſelbſt. Indem wir uns dem Orte des Schauſpiels näherten, befanden wir uns in einem Strome von Leuten, hauptſächlich Frauen und Mädchen, von denen die Mehrzahl kleine Füße hatten und dahin humpelten, indem ſie ſich auf einander ſtützten oder vermit-

Digitized by Google

telſt der Schultern treuer Söhne oder Brüder ihre ſchwankenden Schritte erleichterten.

Wir kamen gerade früh genug um zu ſehen wie der Stuhl des Opfers herangebracht wurde und ſie ſelbſt das für ſie errichtete Gerüſt beſtieg. Der Stuhl war der Brautſtuhl auf dem ſie durch die Straßen getragen war, und das Gerüſt beſtand aus zwei Etagen, die eine nur wenige Fuß von der Erde und die andere etwa einen Fuß höher. Das Ganze war von einem Baldachin aus dunklem Tuch bedeckt, der von einem Rahmen aus Bambus getragen wurde und unter dem ein Galgen aus einem ſehr dicken auf ſtarken Stangen zu beiden Seiten ruhenden Bambusrohre errichtet war. Von dieſem Bambus unter dem Baldachin und genau in der Mitte des Gerüſtes hieng der verhängnißvolle Strick, mit einem rothſeidenen Tuche bedeckt, herab; darunter ſtand ein Stuhl, um die Geweihete in den Stand zu ſetzen die Schlinge zu erreichen. Auf der tieferen Etage ſtand ein Tiſch mit ausgeſuchtem Fleiſch und Gemüſe, woran ſie ihre letzte Mahlzeit im Lande der Lebenden einnehmen ſollte. Der Tiſch war umgeben von den Freunden der Frau in Feiertagskleidern und mit der rothen Mütze chineſiſcher Beamten. In früheren Zeiten war es Brauch daß zwei Magiſtratsperſonen des Diſtricts bei allen dieſen Gelegenheiten anweſend waren, ſeitdem aber vor einigen Jahren dieſelben durch eine Dame, der im letzten Augenblicke noch der Muth ſank, angeführt worden, haben ſie ſich geweigert dieſen Schauſpielen beizuwohnen, und ſchicken jetzt einen Unterbeamten um die Vorkehrungen zu überwachen.

Das Gerüſt erhob ſich in der Mitte weiter Felder, die eben brach lagen, und war von einer Menge von einigen tauſend Zuſchauern umgeben. Bänke, von denen man beſſer ſehen konnte, waren ſo gefragt daß wir einen Dollar bezahlen mußten bis wir zwei erhalten konnten; das dritte Mitglied unſerer Geſellſchaft hatten wir nämlich im Gedränge verloren.

Die Hauptperſon bei dieſem außerordentlichen Schauſpiel ſchien anfangs weit weniger aufgeregt als irgend ein anderer in der verſammelten Menge. Sie war mit einem rothen, mit bunter Seide reich verzierten Hochzeitskleide angethan, und ihr Kopf war mit einer hübſchen vergoldeten Krone geſchmückt. Ihr entſchieden häßliches Geſicht verrieth nicht die geringſte Erregung, und ſetzte ſie ſich mit ſcheinbar eben ſo großer Luſt zu Tiſch, als ob es ihr Hochzeitſchmaus ſtatt des Leichenſchmauſes geweſen wäre. Während ſie aß zogen wir bei der Menge noch einige Erkundigungen ein, und erfuhren, außerdem daß ſie keine Kinder habe, daß ſie 25 Jahr alt ſey, und daß die einzigen überlebenden Verwandten ein Bruder in dürftigen Umſtänden und ſein unmündiges Kind, ihr Neffe, wären.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde ſtand die arme Frau, nachdem ſie anſcheinend ihren Appetit befriedigt hatte, von ihrem Sitze auf und redete von da in einer einſtudierten Rede die Leute an, dankte ihnen für ihre Anweſenheit, und erklärte warum ſie ſo handle. Als ſie damit fertig war, nahm ſie aus einem Gefäße auf dem Tiſche mehrere Handvoll ungekochten Reis, die ſie unter die Menge warf, und heftig war die Balgerei, ein paar Körner von ihrem tugendhaften Segen zu erhalten. Hierauf herzte ſie ihren jungen Neffen und nahm von ihrem Bruder, der neben ihr auf dem Gerüſte ſtand, zärtlich Abſchied, dann trat ſie auf die ebene Etage des Gerüſtes, verbeugte ſich mit Würde gegen die Menge und richtete einige letzte Worte an ſie.

Man half ihr auf den hohen Stuhl unter dem Strick zu ſteigen; da ſie dieſen aber noch nicht erreichen konnte, trat ihr Bruder vor und hielt ſie auf den Armen in die Höhe, während ſie mit eigner Hand ſich die Schlinge um den Kopf legte und den Knoten hinten zurecht machte. Man legte dann das rothſeidene Tuch ihr übers Geſicht und befeſtigte ein Taſchentuch an ihre rechte Hand. Auf ein von ihr ſelbſt gegebenes Zeichen trat ihr Bruder zurück und ließ ſie mitten in der Luft ſchweben. Sie ſchüttelte dann die gefaltenen Hände vor der Bruſt und begrüßte die Menge, indem die eigne Schwere ſie um und um drehte, ſo daß die Leute auf allen Seiten ihren Scheidegruß erhielten. Die Zuſchauer hatten bis zum verhängnißvollen Augenblick gelacht und geſchwatzt als ob ſie auf einem Jahrmarkt geweſen, jetzt aber herrſchte vollkommene Stille, da jedes Ohr geſpitzt, jedes Auge angeſpannt war. In zwei oder drei Minuten wurde die anfangs entſchiedene und regelmäßige Bewegung der Hände ſchwächer und ſchwächer, und hörte endlich ganz auf; dann folgte ein convulſiviſches Zucken der kleinen (nicht über drei Zoll langen) Füße und alles war vorbei.

Man ließ den Körper etwa eine Viertelſtunde hängen, dann ſchnitt man ihn ab und legte ihn in einen gewöhnlichen bedeckten Palankin, der zur Hand war, da man den Hochzeitſtuhl entfernt hatte. Der Strick, welcher das Todesinſtrument geweſen, wurde jetzt in kleine Stücke zerſchnitten und unter die Freunde auf dem Gerüſt vertheilt, und alle riſſen ſich heftig darum ein Stück zu erhalten. Der Stuhl und der Leichnam wurden zu einem kleinen, etwa 100 Yards entfernten Tempel gebracht, und die Menſchen ſtürzten ſich wüthend hinterher um die Leiche noch einmal zu ſehen. Mein Freund, der an der Wahrheit des ganzen Vorgangs etwas zweifelte, brach ſich Bahn bis in das Innere des Tempels, und ſah mit an wie man die Leiche von dem Stuhl herabnahm. Er kehrte zurück mit der traurigen Ueberzeugung daß kein Betrug vorgefallen ſey, da das angeſchwollene und blau angelaufene Geſicht die unverkennbaren Merkmale des Todes, an dem ſie geſtorben, an ſich trug.

Ich habe noch erfahren daß den Ueberreſten der Geweihten auf öffentliche Koſten ein prächtiges Begängniß bewilligt wird; ein Bogen wird ihrem Andenken errichtet werden, wie dem Andenken der Frau des Soldaten in der Geſchichte, damit das herrliche Beiſpiel ihrer Tugend ſich andern einpräge und das Lob künftiger Generationen empfange.

Was die wirkliche Natur dieſes furchtbaren Vorgangs betrifft, ſo kann ich nicht umhin ihn eher als einen Act vorſätzlichen Selbſtmordes, denn als ein Beiſpiel außerordentlicher und abergläubiſcher Liebe zu betrachten. Die Frau gehörte offenbar einem niedrigen Stande an, und war beim Tode ihres

Digitized by Google

Mannes völlig mittellos und schutzlos. Ihre kleinen Füße verhinderten sie daran sich durch Feldarbeit oder eine Beschäftigung ähnlicher Art ihr Brod zu verdienen, während ihr nicht im voraus für sie einnehmendes Gesicht ihr keine Aussicht eröffnete für den Harem irgendeines Reichen angekauft zu werden. Ist schon in England eine solche Lage schlimm genug, so ist sie in China, wo der verwundete Hirsch stets entweder von der Heerde fortgestoßen oder zu Tode gemartert wird, noch weit elender. Die Wahl lag zwischen einem jämmerlichen Leben als Aschenbrödel und einem siegreichen Tode als Heilige — und die Frau zog letzteres vor.

Die Finanzen der Türkei.

Sir Henry Bulwer, der britische Botschafter in Konstantinopel, ist so glücklich gewesen sich durch türkische Freunde eine Uebersicht über den Stand der osmanischen Finanzen zu verschaffen, ein Actenstück von dem höchsten politischen Werth, wie wir zu zeigen hoffen. Es bestehen die Einnahmen der Pforte aus folgenden Posten:

Directe Steuern	Pfd. St.	Pfd. St.
Verghi (eine Art Einkommensteuer)	2,522,315	
Loskauf vom Kriegsdienst . . .	544,831	3,067,146
Indirecte Abgaben.		
Zehnten	3,248,136	
Blutzehnten von Schafen . . .	756,120	
„ „ Schweinen . .	95,535	
Zölle	1,611,587	
Tabakszoll und Licenzen . . .	257,999	
Accise von Fischen	78,759	
Stempel	49,945	
Accise von Branntwein . . .	339,921	
Diverse	1,062,602	
		7,500,604
Posten, Druckereien ꝛc.		97,268
Domänen und Regalien.	Pfd. St.	Pfd. St.
Fischereien	18,302	
Wälder	6,018	
Kaiserliche Landgüter	71,390	
Salzgruben	97,725	
Metallgruben	10,451	
Verkauf von Ländereien . . .	4,625	
		208,511
Tribute		427,631
		11,301,160
	Diverse Einnahme	142,741
	Summe	11,443,901.

Diese Angaben sind viel genauer als bei Ubicini, welcher nur einige allgemeine Ziffern bringt und die Einnahmen nicht wie Sir Henry auf 283 Mill., sondern nur auf 168 Mill. Frcs. angibt. Lassen wir die Tribute beiseite, so bleiben uns 10,873,529 Pfd. St., oder in runder Summe 11 Mill. Pfd. St. oder 275 Mill. Frcs. auf die 26,500,000 nichttributären Unterthanen der Pforte, will sagen etwas mehr als 10 Frcs. auf den Kopf. In England zahlt ein Unterthan das Fünffache, in Frankreich das Vierfache, in Oesterreich das Zweifache. Man sollte also meinen die Unterthanen der Pforte seyen gering besteuert. In Wahrheit aber verhält es sich ganz anders. Man darf annehmen daß von den 26½ Mill. türkischen, die 10½ Mill. europäischen Unterthanen reichlich zwei Drittel, vielleicht 8 Mill. Pfd. St. oder 200 Mill. Fr. an Steuern aufbringen müssen, und nur der Rest oder etwa 3⅓ Mill. den 16 Mill. asiatischer Unterthanen zufällt, denn zu ihrer Kopfzahl werden ja alle unabhängigen Stämme des Taurus und Libanon, sowie die syrischen Beduinen gerechnet, denen auch nicht ein Piaster abzunehmen ist. Wenn man dann weiß auf welche Art die Zehnten und Abgaben erhoben werden, und wie die Raja nicht bloß von ihren weltlichen osmanischen Herren, sondern noch mehr von ihren geistlichen Blutsaugern griechischen Glaubens und griechischer Abkunft ausgeplündert wird, so kann man wohl sagen daß die europäischen Unterthanen der Pforte fiscalisch zu den am besten ausgequetschten Citronen gehören. Wer mag da noch an eine Mehreinnahme denken?

Die Ausgaben der Pforte bestehen aus:

	Pfd. St.
Ausländische Anleihen .	842,986
Innere Anleihen . .	1,765,261
Civilliste	1,393,123
Pensionen . . .	282,078
Krieg	4,491,272
Feldzeugwesen . . .	293,243
Marine	898,051
Justiz	97,391
Ausgaben für Wakf (Kirchengut)	173,494
Inneres	1,637,412
Auswärtiges . . .	148,200
Handel	66,034
Oeffentlicher Unterricht .	22,970
Polizei	127,196
Finanzen . . .	1,267,238
	13,406,044

Gratuliren wir vor allem den Türken zu der großen Redlichkeit die in ihrem Reiche herrschen muß, daß sie nur 97,391 Pfd. St. für Justiz, und zu der großen Aufklärung, daß sie nur 22,970 Pfd. St. für Unterricht auszugeben haben. Der neunte Theil der Ausgaben besteht dafür aus der Civilliste! Wäre die Königin von England ähnlich bedacht wie der Sultan, so würde sie etwa 8 Mill. Pfd. St. Taschengeld beziehen, oder der Kaiser von Oesterreich 30 Mill. Gulden! Die Bilanz zwischen Einnahmen und Ausgaben ist rasch gezogen, denn bei

13,406,044	Pfd. St. Ausgaben, und
11,443,901	„ „ Einnahmen, bleiben
1,962,143	„ „ Deficit oder

Digitized by Google

in runder Summe 2 Mill. Pfd. St. Nun hat allerdings der neue Sultan einen Abstrich von 391,722 Pf. St. an der Civilliste und von 1,269,120 Pf. St. am öffentlichen Dienste „befohlen," wodurch das Deficit auf 300,000 Pf. St. sich verringern würde, allein in Finanzsachen hört nicht bloß die Gemüthlichkeit, sondern auch das Befehlen auf. Hat sich doch jetzt schon gezeigt daß der neue Sultan gerade da wieder anfängt wo der alte aufhörte, und seine frommen Vorsätze nur Sand in die Augen des türkenfreundlichen Europa's streuten.

Die öffentlichen Schulden der Türkei werden durch folgende Posten gebildet.

	Pfd. St.	Pfd. St.
Innere Schuld:		18,312,000
Auswärtige Schuld:		
6 Proc. Anlehen von 1854 . .	3,000,000	
4 Proc. „ „ 1855, garantirt von England und Frankreich	5,000,000	
6 Proc. Anlehen von 1858 . .	5,000,000	
6 Proc. franz. Anlehen von 1860 durch Mirès besorgt	2,037,220	
	15,037,220	
davon ab Vermögen des Tilgungsfonds	500,000	
		14,537,220
		32,849,220

Das sind kleine Ziffern für einen europäischen Staat, der Kraft und ernsten Willen besitzt seinen Credit in Ordnung zu bringen, für die Türkei bedeuten sie schon die Erschöpfung des Credits. Ein chronisches Deficit das immer wieder durch neue Anlehen gedeckt werden soll und eine auswärtige Schuld die jährlich um 2 Mill. Pf. St. wächst sind Dinge die einen gesunden Staat zum kranken Mann, den kranken Mann aber bald zum kalten Mann machen möchten. Das schlimmste ist daß die Gläubiger Engländer und Franzosen und daß die öffentlichen Einkünfte im voraus verpfändet sind. Was mit zahlungsunfähigen schwachen Staaten geschieht, das kann die Türkei an Mexico lernen. Wehe der Türkei wenn früher oder später, jedenfalls noch im Laufe dieses Jahrzehntes, die sogenannte orientalische Frage die Physiognomie eines Gantprocesses annimmt und die Westmächte als Anleihegaranten die Auspfändung beginnen!

Eine Erklärung des Januarius-Mirakels.

Hr. Algernon Sidney Bicknell gibt in seinen „Wanderungen durch Italien und Sicilien" eine sehr plausible Erklärung des Januarius-Mirakels. Er hat es zweimal gesehen, und höchst sorgfältig studiert. Bei der zweiten Gelegenheit war er so glücklich einen Sitz innerhalb der Umfassung des Altars zu bekommen, indem er diesen selbst in einer Entfernung von etwa sechs Fuß sich gegenüber hatte. Er war daselbst ehe die Ceremonie anfieng, und konnte alles was vorgieng genau überblicken. Ehe der Dienst begann, zeigte der Priester welcher die Flaschen hielt, dieselben jeder ihm nahen Person abgesondert, drehte sie dann mehr als einmal herum, hielt sie hierauf in die Höhe, und kehrte sie, augenscheinlich zum Frommen der entfernteren Versammlung, um, damit alle sich von dem vollkommenen Geronnensеyn des Inhalts überzeugen konnten. Ungefähr zwanzig Minuten später, erzählt Hr. Bicknell, „sah ich, da ich meine Augen nicht einen einzigen Moment von den Flaschen abgewandt oder sie aus dem Gesicht gelassen hatte, das Blut plötzlich in dem mir nächsten Glase sich auflösen . . . . . Bemerkend mit welch gespannter Aufmerksamkeit ich das Reliquarium betrachtete, hielt der alte Mann es mir entgegen, und als er dieß that, in demselben Augenblick da er ganz nahe bei mir war, wurde das Blut in einer zweiten Flasche fast ganz flüssig; nur ein kleiner Klumpen, von der Größe einer Haselnuß, blieb unaufgelöst, und schwamm in der Mitte." Hr. Bicknell glaubt nicht daß die Flüssigwerdung ein Wunder oder eine Täuschung sey, sondern betrachtet sie als ein rein natürliches Phänomen, das von den Priestern mißverstanden werde, welche des Glaubens sind daß sie durch Hervorbringung desselben ein Wunder wirken. Er ist der Meinung: die in der Flasche befindliche Materie sey irgendeine gallertartige Composition, die das äußere Ansehen des Blutes habe und sich in einer mäßig hohen Temperatur auflösen lasse, und meint, die der Hand des Priesters entströmende Wärme und die Hitze in der mit dichten Menschenmassen angefüllten Kirche seyen die Ursachen der Flüssigwerdung.

A. Peney an den Katarakten des Weißen Nils.

Die Nouvelles Annales des Voyages bringen einen zweiten Brief Hrn. Peney's an Jomard, d. d. Weißer Fluß, Provinz Bari, 20 Mai 1861. Er lautet: Mein Herr! Ich habe die Ehre gehabt, unterm 20 Febr. d. J. einen Brief an Sie abzusenden, der ein Summarium meiner ersten Forschungen am Weißen Fluß enthielt. Ich weiß nicht ob dieser Brief das gute Glück gehabt hat bis zu Ihnen zu gelangen. Trotz aller mehr oder minder abenteuerlichen Wechselfälle des Wegs will ich dem Rais eines Boots das nach Chartum hinabfährt, und der meine Sendung vielleicht dem Mudir der Provinz einhändigt, ein zweites Schreiben anvertrauen.

Nach meiner Expedition zu den Niambara, von der ich Ihnen in meinem letzten Briefe gesprochen, unternahm ich eine Forschungsreise an die südlich von Gondokoro liegenden Stromschnellen und Katarakten des Nils. Mein Zweck war mich in eigener Person, und ehe ich eine neue regelmäßige Reise unternahm, zu überzeugen ob es mittelst der Boote welche mein Reisegefährte Debono eigens hiezu in Chartum bauen ließ, möglich sey, oder nicht, die Hindernisse zu überwinden an denen bis zum heutigen Tag alle früheren Expeditionen gescheitert sind.

Digitized by Google

Von Gondokoro am 20 Febr. mit zweien der früher erwähnten Boote und einem kleinen Canoe abgereist, die zusammen fünfundzwanzig Schiffsleute und dreißig Mann Geleite trugen, fuhr ich flußaufwärts, und erreichte am 22 Febr., nachdem ich die Insel Schanker passirt hatte, die ersten Stromschnellen des Bezirks Dschendoky-Garbò. Statt nun dem von den früheren Expeditionen und im letzten Jahre von Hrn. Miani (welcher nicht glücklicher gewesen ist als seine Vorgänger, da er genöthigt war von Dschendoky-Garbò wieder umzukehren) gemachten Wege zu folgen, fuhren wir auf den Rath der Neger in einen Canal ein, der östlich von den Hauptzufluß liegt, und waren, nachdem wir unsere Flottille um einen Theil ihres Materials und Personals erleichtert hatten, so glücklich die ersten Hindernisse in weniger als einer halben Stunde zu überwinden. Allein wir waren erst am Anfang unserer Mühsale, und bald nahmen wir sie wahr; denn vier Kilometer oberhalb Dschendoky-Garbò's wurden wir von neuen weit ernsteren Hindernissen aufgehalten, als diejenigen waren welche wir eben mit so viel Erfolg überwunden hatten.

Die Hindernisse von welchen ich spreche, und die im Bezirk Teremo-Garbò liegen, zeigen sich in der Gestalt von Stromschnellen und Wasserfällen, verursacht von unzähligen Klippen. Sie hielten uns zwei volle Tage als Gefangene zurück, nach deren Verfluß es uns endlich gelang unsere Flottille loszumachen, jedoch erst nachdem wir den größten Theil unserer Taue und Leinen verloren hatten. Die Länge dieses Passes beträgt nur 750 Meter. Oberhalb Dschendoky-Garbo's, und in einer Strecke von 32 Kilometern, fließt der Strom in einem Bett von sedimentären Schichten, die auf den beiden Ufern von kleinen, durch Quellen lebendigen Wassers gespeisten, Zuflüssen durchzogen werden. Diese Canäle, die zur Regenzeit zu schrecklichen Wildbächen anschwellen, zeigen sich nach dem nördlichen Theile zu schon dem Pic von Lopuek gegenüber; der Kyk, von Hrn. Knoblecher verzeichnet, ist der erste in der Reihe. Diese Zuflüsse sind so zahlreich, daß ich auf einem Raume von 40 Kilometern mehr als hundert derselben gezählt habe; außerhalb der Regenzeit liefern die den Ufern des Flusses nahen Quellen diesem eine beständige Speisung, und tragen wesentlich dazu bei den Wasserspiegel des Nils auf einer fast stets gleichen Höhe in diesen Gegenden zu erhalten. Man kann sie daher bereits als integrirende Theile der Quellen des Weißen Flusses betrachten. Ich muß hier noch einen Fluß erwähnen, den ich auf keiner Karte angezeigt gesehen habe: es ist der Lukuèdi, der seine Quelle im westlichen Theil der Gebirgskette des Rego (4° 10′ nördlicher Breite) hat, und der sich auf dem linken Ufer und inmitten der ersten Stromschnellen von Dschendoky-Garbò in den Weißen Fluß ergießt.

Acht Lieues südlich von Dschendoky-Garbò befinden sich die Kataraкten von Makedo; ich bediene mich hier des Worts Kataraкten, denn der Paß zeigt zwei Wasserfälle, deren jeder aus einer Höhe von ungefähr 1" 50 herabfällt.

Unglücklicherweise nöthigte uns in Makedo eine in den Flanken der größten unserer Barken entstandene Havarie und der Mangel an Kabeln, dem wir uns ausgesetzt fanden, unterhalb der Kataraкte Anker zu werfen, und benahm uns die Hoffnung unsere Reise zu Wasser fortzusetzen.

Ein Durchschneiden des Flusses, ausgeführt oberhalb der Kataraкte, dem Dorfe Tambur gegenüber, hat mir folgende Ergebnisse geliefert: Breite 45 Meter; mittlere Tiefe 5," 20; mittlere Strömung 85 Meter; Strömung in der Mitte des Flusses 180 Meter in der Minute.

Da unsere Flottille unnütz geworden war, so beschloß ich meine Forschung zu Lande fortzusetzen; demgemäß zog ich, nachdem ich mir einige Neger zum Tragen unserer Lebensmittel verschafft hatte, längs dem Flusse dahin. Vor der Kataraкte von Makedo folgte ich einem in ein Gneißbett ausgetieften Canal, der breit genug war um unserer Flottille, welche unglücklicherweise unthätig seyn mußte, einen Durchgang zu gestatten. Nachdem ich an diesem Canal bis zu seiner Ausmündung aus dem Nil hinaufgewandert, setzte ich meinen Weg nach dem Süden fort, und kam nach drei Marschtagen vor der Kette der Rego-Berge, 8 Kilometer von dem Punkte dieser Kette, an. Die Gebirgskette des Rego, welche die südliche Gränze der Provinz Bary bildet, und hinter der die Provinz Mâdy beginnt, erstreckt sich von Süd-Süd-Ost nach Nord-Nord-West, auf einer Breite von einem halben Grad. Sie erreicht ihr südliches Ende am Pic Gniri, an dessen Fuß der Fluß vorbeiströmt, und wo sich für die Schifffahrt sehr schwierige Klippen befinden. Hier mußten wir unserm Ausflug ein Ziel stecken, da die Neger, unter dem Vorwande sie seyen mit den Mâdy in Krieg verwickelt, sich weigerten weiter zu gehen.

Meinen Berechnungen und meiner Wegschätzung zufolge befindet sich der Pic Gniri, der einige Kilometer unterhalb Galufi's (dem Endpunkt der Expedition des Hrn. Miani, im verflossenen Jahre) liegt, 25 Lieues oder einen Grad südlich von Gondokoro (Station der apostolischen Mission) und gerade unter dem Meridian dieser Station.

Da ich mich, wegen der allzu beträchtlichen Sonnenhöhe um die Mittagszeit, des Sextanten zur Bestimmung der Breite nicht bedienen konnte, so nahm ich zum Ausgangspunkt die Insel Schanker, deren Breite von Hrn. d'Arnaud auf 4° 42′ 42″ geschätzt worden ist. Der Strichcompaß, [1] ein Graphometer und eine gewöhnliche Uhr dienten mir zur Bestimmung der Winkel und der Oberflächen, sowie zur Vervollständigung meiner Schätzung. Ich habe den ganzen Weg von Gondokoro nach der Kette des Rego zu Fuß gemacht, und halte daher meine Schätzungen, bis auf etwa einige Minuten, für richtig.

Nach den Erkundigungen die ich auf dieser Reise von den Eingebornen eingezogen habe, soll sich der Fluß, nachdem er an den Rego-Bergen vorbeigeströmt, gänzlich vom Gebirge entfernen, und dann den Anblick eines umfangreichen Wasserteppichs darbieten, der eine sehr schwache Strömung besitze, aber ungemein tief sey. Wenn diese Angabe richtig ist, wie alles glauben läßt, weil sie bereits früher Hrn. Miani gemacht worden, so liegt für mich darin ein Grund mehr

[1] Ich habe, in meiner Schätzung, der Abweichung der Magnetnadel Rechnung getragen; sie beträgt in diesen Gegenden 4° 30′ West.

Digitized by Google

den Gang meiner Forschungen, mittelst der Boote welche mir bei meiner ersten Reise gedient haben, wieder aufzunehmen.

Der Anfang Juli's ist der Zeitpunkt welchen wir, mein Reisegefährte und ich, festgesetzt haben um unter Segel zu gehen, und obschon die Regen zu dieser Jahreszeit noch häufig sind, so müssen wir uns doch dieser Unzukömmlichkeit unterziehen, um die momentanen Erhöhungen des Wasserspiegels des Flusses benützen und auf diese Art viele Hindernisse überwinden zu können, die uns vielleicht aufhalten könnten wenn der Nil im Sinken begriffen ist.

Miscellen.

Buchdruckereien in Konstantinopel und der Türkei. Die erste griechische Buchdruckerei in der Türkei ward um das Jahr 1624 in Konstantinopel unter dem gelehrten und aufgeklärten Patriarchen Kyrillos Lukaris errichtet, durch dessen besondere Bemühungen das Werk selbst zu Stande kam, und sie stand unter der Aufsicht und Leitung eines Mönches Metaxas aus Corcyra. Sie befand sich im Patriarchatsgebäude und diente vorzugsweise zum Druck kirchlich-religiöser Schriften, mit denen man dem Einflusse der Jesuiten entgegentrat, die auf jede Weise, besonders durch unentgeltlich unter das Volk vertheilte Tractate und dergleichen Glaubensschriften, das griechische Volk von ihrem Glauben abwendig zu machen suchten. Die Jesuiten waren deßhalb auch die entschiedenen Gegner des Unternehmens, und brachten unter andern gegen den Patriarchen Lukaris auch die verleumderische Beschuldigung vor, daß er in einer vor seiner Erhebung auf den Thron des Patriarchen von ihm in London herausgegebenen, angeblich in jener Druckerei in Konstantinopel gedruckten, religiösen Schrift die Lehre Muhammeds öffentlich geschmäht habe. Dieß ward die Veranlassung daß die türkische Regierung durch bewaffnete Schergen ihrer Macht die Druckerei zerstören und die Lettern in den Schmutz werfen und vernichten ließ. Erst nach der Mitte des 18ten Jahrhunderts ward zum zweitenmal eine Buchdruckerei in Konstantinopel errichtet, die zwar auch zum Druck griechischer Bücher verwendet, besonders jedoch zur Herausgabe armenischer Schriften benutzt ward. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ließen es sich die Hospodare der Moldau und Walachei angelegen seyn in Bucharest und Jassy Buchdruckereien anzulegen, und nachdem nach der Vernichtung der venetianischen Herrschaft auf den jonischen Inseln ähnliches in Corcyra (Corfu) 1799 geschehen war, vervielfältigten sich die griechischen Buchdruckereien in der Türkei, besonders auf den Rath und Antrieb des eben so gelehrten als aufgeklärten Griechen Korais in Paris, z. B. in Chios und in Kydoniä, auf der Küste von Kleinasien. Dieß war vor 1820. Nach dieser Zeit sind zwar die ebenerwähnten Druckereien in Chios und Kydoniä zerstört und nicht wieder errichtet worden, es gibt aber deren gegenwärtig nicht bloß an vielen Orten des Königreichs Griechenland, sondern namentlich auch in Konstantinopel und Smyrna.

*

Griechische Silbermünzen. Im Jahr 1859 ward in Griechenland, in der Nähe des alten Pellene in der Provinz Achaia, ein Schatz altgriechischer Silbermünzen in einem Messinggefäße aufgefunden das in der Erde vergraben gelegen. Die Münzen gehörten verschiedenen Ortschaften und Provinzen des alten Griechenland an (Thessalien, Epirus, Aetolien, Lokris, Böotien, Aegina, Achaia, Elis, Messenien, Argolis und Arkadien), sind von schöner Arbeit, meist wohl erhalten, zum Theil noch nicht bekannt, und führen besonders eigenthümliche Monogramme und Symbole. Im Ganzen sind es 9171 Stück (aus Achaia allein 5689, Tetrobola des achäischen Bundes), und sie stammen durchgängig aus der vorchristlichen Zeit. Die ältesten sind aus dem siebenten, die neuesten aus dem zweiten Jahrhundert vor Chr. Jedenfalls waren sie das Eigenthum eines Mannes den die Römer einen vir bene nummatus nannten und der seinen Schatz bei irgendeiner Kriegsgefahr in der Erde sicher zu verbergen glaubte. Auf Anordnung der Königin von Griechenland ist der Fund dem Nationalmünzcabinet in Athen einverleibt worden.

*

Herstellungskosten eines Buchs in England. Bei einem Diner welches Hr. Black, Parlamentsmitglied, kürzlich den Mitarbeitern an der Encyclopädia Britannica gab, theilte er in runden Zahlen die Summen mit welche die siebente und achte Auflage gekostet, und die wir in deutsches Geld übersetzen: Schriftsteller 273,133 Thlr.; Papier 316,686 Thlr.; Drucken und Stereotypiren 244,720 Thlr.; Illustrationen 121,847 Thlr.; Buchbinder 150,753 Thlr.; Ankündigungen 73,873 Thlr.; Verschiedenes 15,124 Thlr. Zusammen: 1,196,136 Thlr. — Die von diesem Werk an den Staat gezahlte Papiersteuer, 1½ Penny (10 Sgr. sind gleich 12 Pence) für das Pfund, gibt 57,153 Thlr. 10 Sgr. oder 5 Thlr. 22 Sgr. für jedes Exemplar dieses Werkes. — Durch Parlamentsbeschluß ist nun diese Papiersteuer aufgehoben.

*

Annoncen-Preise in England. Die Lebensversicherungsgesellschaft für Eisenbahnreisende in England hat die Kleinigkeit von 600 Pfd. St. (7200 fl.) gezahlt, daß ihr die hinterste Umschlagseite des Zwei-Schillingkataloges der nächsten Industrieausstellung zur Benutzung ihrer Annoncen eingeräumt wird. Diesem Beispiele würdig zur Seite steht die Angabe französischer Blätter daß Victor Hugo das Manuscript seines neuen Werkes, Les Misérables, für 400,000 Fr. verkauft habe. Das ist dann jedenfalls die kostspieligste Miserabilität die noch jemals aufgetaucht ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. Augsburg, 3 November 1861.

Island.

Island oder, wie wir deutſch es beſſer ſagen ſollten, das Eisland wird bald zu den unter uns am beſten gekannten Erdräumen gehören, ſo weit ſie ſich nämlich aus Schilderungen kennen lernen laſſen. Wir beſitzen nämlich ein Meiſterſtück der geographiſchen Literatur in dem Werke [1] von G. G. Winkler, und dürfen es wohl als Muſter empfehlen wie überhaupt fremde Länder geſchildert werden ſollen. Eine gute Beſchreibung fremder Natur und fremder Menſchen iſt außerordentlich ſchwer, wenn das Bild nämlich ſich vor dem Leſer ohne Denkbeſchwerden aufbauen und dann haften bleiben ſoll. Das iſt aber mit dem Winklerſchen Eisland der Fall. Wir bilden uns ein wir haben die regenfarbige, vom Nebel beſtändig genäßte, kahle, baumloſe, mit Gletſchern gefüllte Baſaltinſel geſehen — und ſind im ſtillen dem Verfaſſer dankbar geweſen daß er ſie uns nur im Buch hat ſehen laſſen. Wenn man nämlich in unſern Alpen noch auf 3000 Fuß Meereshöhe Getreidefelder, bis zu 5000 Fuß Grasland und dichten Waldbeſtand, darüber kahle Weiden und verkrüppeltes Holz, auf 7—8000 Fuß aber nur Schnee und Eis antrifft, ſo iſt das Eisland eine Hochalpe, von der man aber nicht unter ſich über einen ſtolzen Buchenwald in ein ſonniges Thal mit wogenden Aehrenfeldern, ſondern in die See niederblickt. Denkt man ſich unſre Alpen bis zu 1500 Fuß unter dem Gürtel des ewigen Schnees mit der See aufgefüllt, ſo wird das Naturbild annähernd dem eisländiſchen ähnlich werden. Schon der erſte Anblick der Südküſte in der Nähe des Eyjafiallajökul vom Dampfer aus iſt nicht ſehr einladend: „Ja es iſt ein Land und ein großes tiefes Land, geſteht ſich der Reiſende; aber ſo weit das Auge reicht iſt an dieſem Lande nur eine Farbe, und was iſt das für eine? Iſt es braun? Es iſt nicht braun? Iſt es ſchwarz? Es iſt nicht ſchwarz! Iſt es grau? Es iſt auch nicht grau! Dieſes Düſtre iſt die Negation aller Farbe!“ Bei der Weiterfahrt kommt ein Berg mit einer an unſre Alpengrate erinnernden und deßhalb im Eislande auffallend ſchönen Form zum Vorſchein. Es iſt der Hekla in ſeinem Schneemantel, und mit einer gewiſſen Ehrfucht geht das Wort unter den Paſſagieren von Mund zu Mund. Der Name aber, uns ſo wohlklingend, bedeutet ſo viel als Rock, weil der Hekla ſich beſtändig im Nebelgewand zeigt. Die Fahrt geht dann an den Geirfuglasker (Geiervogelſcheeren) vorüber, einſamen Klippen, welche damals gerade das Ziel zweier engliſcher Mitpaſſagiere waren. Die Scheeren ſind nämlich die Brutplätze einer höchſt ſeltenen flügelloſen Alkenart (Alca impennis). Seit 12 Jahren iſt das letzte Exemplar von einem Isländer geſchoſſen worden und in ein engliſches Muſeum gewandert. Seitdem iſt der Vogel gänzlich verſchollen, weßhalb die beiden britiſchen Zoologen ihm eine Reiſe nach Island widmeten. Ueberfahrt nach und Landung an den Klippen ſind aber nur bei günſtiger See auszuführen, und jener Sommer (1858) war gerade ſo ſtürmiſch daß die beiden Alkenſucher vergeblich zwei Monate auf die Ueberfahrt nach den Scheeren warteten und unverrichteter Dinge wieder heimkehren mußten.

Die Uferſcene änderte ſich nur wenig als der Dampfer vor Reykjavik Anker warf, doch iſt die Landſchaft um die Hauptſtadt immerhin noch eine der ſchönſten des Eislandes, beſonders wenn die Sonne mit ihrem Morgenlicht die ſchneeigen Gipfel der Berge ſonntäglich aufputzt. Die Uferlinien ſelbſt ſind voll Leben und Bewegung; Hügel drängen an Hügel, wogen vor und zurück, eröffnen hier ein weites Thal und ſpringen dort in die See hinaus. Dem Strande zunächſt reihen ſich die ſchmucken größern Häuſer, ſogar mit zwei Stockwerken und überragt von einem Kirchthurm. Dahinter liegen die geringern Wohnungen, im Styl von Menageriebuden, lang und niedrig, aus Brettern erbaut, von der Schwelle bis zum Giebel mit Theer ſchwarz, die Fenſterſtöcke und Rahmen dagegen weiß angeſtrichen. Und dennoch erregt dieſe ſchönſte der isländiſchen Landſchaften bei aller Wohlgefälligkeit den Eindruck unheimlicher Oede, denn ſo weit das Auge reicht und ſo ſcharf es ſieht, es findet hier keinen Baum, nicht einen Strauch. Als nun die Reiſenden gelandet waren und nach ihrem nächſten Obdach ſich umſchauten, ſiehe da — hic et ubique — begegneten ihnen zwei isländiſche junge Damen mit Crinolinen um zuzweit die Straße mit ihren Kleidern

[1] Island, ſeine Bewohner, Landesbildung und vulcaniſche Natur. Braunſchweig 1861. Weſtermann.

Digitized by Google

auszufüllen. Auch zeigte es sich später daß mit Ausnahme einer Zipfelhaube, des einzigen noch im gemeinen Gebrauche befindlichen Stückes nationaler Tracht, die übrige Kleidung der Eisländer völlig modernisirt war. Diese Haube erfreut sich auch der Gunst des Demi-Monde in Reykjavik, denn eine solche lockre Bevölkerung scheint es dort zu geben, klagen doch die Eisländer über die Sittenverderbniß die sich auch in ihrer „großen" Stadt schon eingenistet habe. Die Gefahr der Verführung für einen Fremden müssen wir uns indessen mäßig vorstellen, insofern sich im Alter über 15 Jahren selten hübsche Gesichter vorfinden, denn entweder ist das schönere Geschlecht blaß und hager, oder bausbackig und hochroth bis zum Bläulichen. Rühmen läßt sich nur eine Fülle lichtgelben Haares, welches, nur zum Theil in Zöpfe gebunden, frei auf die Schultern herabfällt. Blaue Augen, schlanke Taillen und kleine Füße vollenden dann das Inventar der äußerlichen Reize.

Reykjavik besitzt keinen Hafen sondern nur eine unsichere Rhede, auch liegt die Stadt zwischen Sümpfen und Schutt, so daß auf zwei Stunden im Umkreis kein größerer Flecken culturfähigen Bodens anzutreffen ist. Vor Reykjavik finden indessen Schiffe wenn sie um die Südwestecke der Insel biegen den ersten Platz zum Ankern, denn die Südküste gewährt in ihrer ganzen Ausdehnung keinen Hafen, und wenn die Nordost- und Nordwestseite des Eislandes auch reich ist an guten Ankerplätzen, so werden diese doch wegen des Eises erst spät in der guten Jahreszeit zugänglich. Wenn sich aber die Bevölkerung Reykjaviks von 1801, wo sie nur 307 Köpfe betrug, bis 1855 sich auf 1354 und jetzt wahrscheinlich auf 1400 Köpfe gehoben hat, so verdankt sie dieses Wachsthum weniger einer natürlichen Vergünstigung als den dänischen Centralisationsmaximen, indem nach einander dorthin die Sitze der geistlichen und weltlichen Behörden verlegt und Reykjavik zu einer Beamtenstadt umgeschaffen wurde. In der Hauptstadt sind die Kirche und das Wohnungsgebäude des Stiftamtmanns ganz aus Backsteinen erbaut, auch stehen einige andere Häuser auf gemauerter Grundlage, außerhalb Reykjaviks dagegen gibt es auf der ganzen Insel nur noch ein gemauertes Gebäude, nämlich die Kirche von Holar.

Wagen, Wege und Brücken fehlen gänzlich auf dem Eisland, die einzelnen Gehöfte aber liegen zwei bis drei Stunden von einander und sind getrennt von reißenden Gewässern, wie unser Inn oder unsere Isar, durch die der Reiter an gewissen Furten hinübersetzen muß. Bewohnbar sind nur die Küsten und wenige tief eindringende Thäler, weiter als 6—8 Meilen binnenwärts im Lande finden sich jedoch keine menschlichen Wohnungen mehr, denn der Kern des Landes ist mit Gletschereis ausgefüllt. Der Flächenraum der Insel, 1800 deutsche Quadratmeilen, ist um 400 Quadratmeilen größer als der bayerische, und dennoch vermag die Insel nur 60,000 Bewohner zu ernähren. Daran ist zunächst Schuld daß die Hälfte seines Flächenraumes unter ewigem Eis begraben liegt oder felsiger Boden ist. Zur großen Unfruchtbarkeit der Insel tragen auch nächst dem Klima die Plateauformen ihrer Gebirge sehr viel bei, insofern sie der Entwicklung sonniger Thäler hinderlich werden. Das nördliche Gebirge dagegen läßt ein abgeschlossenes Ländchen mit tief reichenden Thälern entstehen. Es zeigen sich dort Gipfel und Rücken-, ja selbst Kammformen an den Bergen, und die Vegetation vermag allenthalben sich zu befestigen. Auf den Sohlen der Thäler finden sich fette Wiesen, an den Bergen Weiden, denn nur wenige Gipfel sind mit Schnee bedeckt.

Die Oberfläche der Plateaux nennt man auf Eisland eine Heidi, und die Heidi ist mit einer kaum einige Zoll dicken und überall durchlöcherten und zerrissenen Rasendecke überzogen über welche Gesteinsschutt ausgestreut liegt. „Plateaux, bemerkt unser Verfasser, sind zwar sonst keine seltenen Landesformen, aber mit solcher Oberfläche, solcher spärlichen Vegetation, solcher Einsamkeit, Einförmigkeit und Ausdehnung in nächster Nähe ewigen Eises sind sie nur Island eigen." Mit den Heidi wechseln die Hraun ab. Eine Hraun ist nämlich ein eisländisches Lavafeld. In wärmeren Klimaten mit rascherer Verwitterung, wie in Italien, bedecken sich die Lavafelder sehr bald mit Kastanienwäldern und Pflanzungen des edelsten Weines, während auf dem Eislande mancher Lavastrom nach einem Jahrtausend noch dasselbe nackte, narbenvolle Antlitz wie nach seiner ersten Erstarrung zeigt. Man rechne dazu daß auf dem Eisland zwar nie ein Platzregen fällt, aber immer mit größter Beharrlichkeit und Gleichförmigkeit, Tage- und Wochenlang ein Regen in feinen Tropfen. Was ein Naturgenuß unter dem Parapluie bedeutet, fühlt wohl jeder Leser von selbst, aber man gewöhnt sich an alles; außer im Regen sah Hr. Winkler ohnedieß wenige Landschaften auf Eisland. Man höre nun wie sich bei derartigem Wetter eine solche mit einer Hraun gezierte Hochebene ausnimmt. „Ihr Anfang ist ein schwarzer Strich, ihr Rand lauft in die Wolken hinein die der Wind über sie herjagt. Wolken und Hraun haben wieder dieselbe Farbe. Was zwischen Anfang und Ende liegt, hat Aehnlichkeit mit einem ungeheuren Badeschwamm, der seine tausend Poren den Wolken entgegenstreckt um ihre Flüssigkeit aufzunehmen. Es ist ein braungraues Etwas mit schwarzen Flecken besäet."

Die gewöhnlichen Reise- oder vielmehr Reithindernisse sind die querlaufenden Wildwasser und die Sümpfe. Man wählt bei ersteren nicht selten die breiteste Stelle, weil sie die geringste Tiefe darbietet. Eine halbe Stunde lang geht es dann durch das Wasser, und der Fremdling mag nur für wasserdichte Stiefeln sorgen, den Eisländern dagegen verschlägt es es nichts Tagelang in nassen Strümpfen und Schuhen zu reiten. Durch die Sümpfe zeigt ein ortskundiger Führer die Furten, der Reiter aber fühlt sich mit seinem Thiere wie auf elastischem Gummi. Der Boden schwankt auf und nieder, das Roß sinkt mit den Hinterfüßen ein, und indem es sich anstrengt frei zu werden, bricht es vorn auch ein, wird unruhig und schlägt aus, so daß der Reiter wohl daran thut eilig abzusteigen. Die vier Naturgegenstände, eine Heidi, eine Hraun, ein Jökul (Gletscher) und ein Myri (Sumpf), bilden die vorherrschenden Züge der Landesphysiognomie.

Die mittlere Jahrestemperatur in Reykjavik ist + 3° R., die von München ist + 7,28, die von Peißenberg im bayerischen Hochlande + 4,8. Die mittlere Wintertemperatur in

Digitized by Google

Reykjavik ist — 3°, die von München — 1°, die mittlere Sommertemperatur von Reykjavik ist + 9°, die von München + 14°, die von Peißenberg + 11°. Nach dem 26 September fror bei Reykjavik schon ein kleiner Landsee daß man darauf Schlittschuh laufen konnte, doch trat später wieder laues Wetter ein. Die höchste Temperatur aber die Winkler auf Island genoß, stieg nur auf + 16°. Man sagte ihm zwar zum bessern Rufe der Insel, der Sommer von 1858 sey ungewöhnlich kalt und feucht gewesen, allein es fand sich später daß die Eisländer fremden Reisenden diesen Bescheid in jedem Jahr geben. Bei diesem Klima reift keine Getreideart auf Island, selbst Erd- und Heidelbeeren werden erst im September eßbar. Der einzige Baum, also der Baum des Eislandes, wird in Akreyri, im Nordland, mit Stolz den Fremden gezeigt. Es ist ein Maulbeerbaum der an der Wand eines Kaufmannshauses steht, und ungefähr 20 Fuß mit ausgebreiteter voller Krone mißt. Neben dieser Ortschaft befindet sich auch „der Wald" des Eislandes, ein Birkenhain von der Höhe unserer Haselnußsträuche, wie sie (Betula humilis und B. nana) in Süddeutschland auf Hochmooren von 2500 bis 3000′ absoluter Erhebung vorkommen. Die Plateaux der Insel sind so hoch gehoben daß sich Wiesengründe dort nicht mehr, sondern höchstens nur Schaftriften bilden konnten, die Oberfläche des Wiesenlandes, wo Heu gemacht wird, beträgt daher höchstens 100 Quadratmeilen, und scheint uns selbst diese Angabe des Hrn. Winkler, seiner Karte nach zu schließen, noch viel zu hoch gegriffen.

Daraus erklärt sich die geringe Zahl der Bevölkerung, die seit Jahrhunderten stationär geblieben ist, nur daß sie im vorigen um 6 Proc. abnahm, in Folge des furchtbaren Aschenregens aus dem Vulcan Skapterfellsjökul (23 Juni 1783), welcher den Graswuchs weit und breit und damit den Viehstand der Insel vernichtete. Der Hungersnoth die danach entstand und bis zum Jahre 1785 noch fortdauerte, erlagen vierthalbtausend Menschen. Auch sonst ist die Sterblichkeit auf der Insel so groß daß von 1000 Gebornen nur 567 das vierzehnte Lebensjahr erreichen, was dem Umstand zugeschrieben wird, daß die Mütter ihre Kinder nicht selbst nähren wollen. Merkwürdig ist die Störung im Zahlengleichgewicht der Geschlechter, da auf 1000 männliche Personen 1120 weibliche treffen. Die Weiber besitzen ungewöhnliche Fruchtbarkeit, denn Ehen mit 20 bis 24 Kindern sind nichts seltenes.

Um uns einen Begriff von der häuslichen Lebensart der Bewohner zu geben, schildert uns der Reisende sein vorzüglichstes und sein schlechtestes Quartier. Das erstere lag im Hof eines reichen südländischen Bauern. Ein hohes geräumiges Zimmer nimmt den ganzen Raum des zweiten der isländischen Doppelhäuser ein. Im Hintergrunde befindet sich ein Alkoven, aus welchem zwischen dem halb geöffneten Vorhang ein reinliches Bett schimmert. Auf das Tischtuch von schneeweißen Leinen werden in Porcellan und mit silbernen Löffeln nach einander aufgetragen: Reisbreisuppe, Forellen, geräuchertes Schaffleisch, Enteneier, Skyr, das wohlschmeckende isländische Nationalgericht, nämlich ein halbfertiger und säuerlicher Schafkäse, und zum Schlusse Kaffee, der nie fehlen darf, denn die Isländer sind leidenschaftliche Kaffeetrinker. Ganz anders wohnt man bei armen Leuten in einer sogenannten Badstoba. Die gemeinen Hütten sind nämlich überirdische Höhlen aus Steinen und Rasenstücken erbaut, in deren Inneres man durch einen lichtlosen Gang sich forttasten muß. Auf einer Leiter gelangt man in den spitzgiebeligen, von einem trüben Fensterchen erhellten Speicher, wo die Familien- und Wohnstube sich befindet. Im ungünstigen Fall, den Winkler zu ertragen hatte, zählte die Bevölkerung eines Raumes von 13 Fuß Länge und 12 Fuß Breite 10 Köpfe, nämlich das Ehepaar, eine alte Mutter und sieben Kinder bis zu zehn Jahren. Es gab dort nur zwei Betten, und eins davon — wie man billig hinzusetzen muß — reinlich, ja sogar verhältnißmäßig elegant mit Kattun überzogen, wurde dem Fremden eingeräumt. Auch trug man die freilich etwas ärmliche Kost in Porcellan und mit silbernen Löffeln auf. Gelüftet werden diese Stuben nie, welche Gasarten also sich dort ansammeln mag sich jeder selbst sagen. Neben dem Gast legte sich die übrige Familie schlafen, und wie es Brauch ist das eine, jung oder alt, mit den Füßen zu Häupten des andern. Denke man sich dazu daß der Isländer um seine Kleider zu schonen sich vor dem Schlafengehen splitternackt auszieht und bei der Wirthin bereits das achte Kind unterwegs war, so wird man begreifen wenn Hr. Winkler ausruft: „In meinem Leben werde ich diese Nacht in der Badstoba nicht ververgessen, und der Leser hätte gewiß nicht Ursache gehabt mich zu beneiden."

Was wird einmal aus uns werden, hat wohl mancher schon gedacht, wenn die überall aufschießenden Fabrikkamine und unsre eignen Schornsteine mit Wald und Torf und Steinkohlen fertig geworden sind? Möglich ist es daß früher schon eine Reaction einträte oder bis dahin die Chemie brennbare Gasarten wohlfeil darzustellen gelehrt hätte. Wenn aber das nicht wäre, müßten wir uns behelfen wie die Eisländer, denn mit Ausnahme weniger reicher Häuser an den Küstenplätzen finden sich nirgends Oefen; in einem einzigen Pfarrhause sah Winkler dieses scheinbar unentbehrliche Möbel, aber es war lange nicht benutzt worden, weil selbst dem Pfarrer die Steinkohlen zu theuer gekommen waren. Holz ist so kostspielig daß bei den Hütten der Aermeren damit gegeizt wird. Sie werden deßhalb auch nur aus Steinen und Rasen aufgeführt und inwendig bloß mit Holz ausgekleidet. Die Steinrasenwälle sind aber natürlich sehr feucht und die Holzverkleidung fault daher wieder ab, so daß sie aller 25 Jahre erneuert werden muß. Das Zwergbirkenholz der Insel und der Mist der Thiere reichen als Brennmaterial kaum für die Küche und die Schmieden hin. Die Eisländer können nun zwar besser als wir eine Portion Kälte ertragen, wenn aber das Quecksilber in der Röhre auf 20—24 Grad sinkt, da frieren auch sie, denn sie heizen mit nichts ein als mit der eignen Körperwärme. Wohl ist es ihnen dann zu verzeihen, wenn sie die Schnapsflasche zu ihrem Allirten machen, und darf man sich dann auch nicht wundern, wenn man vielleicht den Hrn. Pfarrer selbst und mehr als einen Hrn. Pfarrer halb besinnungslos am Zaun vor seinem Hause antrifft.

Digitized by Google

Vom Fiſchfang allein leben nur die Bewohner der ſüdweſtlichen und nordweſtlichen Halbinſeln. Der Reichthum der Bauern beſteht dagegen in 8—10 Häuptern Hornvieh, 3—400 Schafen und 30—40 Stück Pferden. Schafmilch in Geſtalt von Skyr und von Butter bildet die Hauptnahrung. Zur Fiſchzeit verzehrt ein Mann von letzterer 3½ Pfd., einem Knecht aber gebühren täglich 2½ Pfd. und einer Magd die Hälfte. Im Herbſt muß alles ſterben was nicht im Stall gefüttert werden kann. Das Fleiſch der isländiſchen Schafe iſt dichter, nahr- und ſchmackhafter als das der feſtländiſchen, und erſcheint geräuchert oder eingepöckelt an Sonn- und Feſttagen auf dem Tiſch der wohlhabenden Bauern. Im Jahr 1844 gab es auf der Inſel 606,500 Schafe, alſo 10 Stück auf den Kopf der Bevölkerung, von Hornvieh aber wurden gleichzeitig nur 23,753 Häupter gezählt, wie man denn die Rinderzucht der Milchwirthſchaft zu liebe und nicht zur Mäſtung betreibt. Eigenthümlich iſt daß auf Island beim Rinde die Hornbildung unterbleibt und ſelten eine Kuh mit Hörnern geſehen wird, während bei den Schafen wiederum häufig vier Hörner ſich zeigen. Nach der Viehzucht liefert der Fiſchfang dem Eisländer die meiſten Nahrungsmittel. Fiſche finden ſich zwar allenthalben, aber in dichten Schwärmen nur an den „Fiſchplätzen.“ Auch bleiben die Fiſche den Fiſchplätzen nicht immer treu; ſo finden ſich an der Nordküſte nicht mehr wie ehedem ergiebige Plätze, ſondern es beſuchen ſtatt deſſen die Fiſche jetzt maſſenweiſe zur Laichzeit die Weſt- und einen Theil der Südküſte. Nähern ſich die Fiſche und zwar in der Zeit vom Februar bis Johanni ihren „Plätzen,“ ſo ziehen aus dem Oſtlande Schaaren nach der Weſt- und Südküſte herüber, und um jene Zeit iſt die halbe männliche Bevölkerung Eislands auf der See. Das Meer iſt dann ſo reich daß auf den Mann 1000 — 1200 Stück Beute während der „Saiſon“ gerechnet werden, und zwar ſind es Kabliaus, aus denen der Stockfiſch des Handels bereitet wird. Aber auch die ſüßen Meteorwaſſer der Inſeln wimmeln von Fiſchen, hauptſächlich Forellen und Lachſen. Jetzt wandern dieſe Leckerbiſſen nach London. So hat eine engliſche Geſellſchaft die Laxau, den Ausfluß des kleinen Sees Elidavatn bei Reykjavik um 100 Pfd. St. gepachtet. Im Frühjahr kommen die Engländer mit ihren trefflichen Fiſchereigeräthſchaften und einer Anzahl von Spenglern (Klempnern), denn die Lachſe und Forellen werden ſogleich nach dem Fang geſotten und in luftdichte Blechkaſten verpackt. Eine dritte wichtige Erwerbsquelle ſind die „Vogelinſeln,“ die Brutplätze der Eidergänſe, welche Eier und Daunen liefern, aber nicht die berühmte Eiderdaunenſorte, denn dieſe kommt bekanntlich aus Norwegen. Auf der Vogelinſel Videy bei Reykjavik ſind die Gänſe ſo zahm daß man zwiſchen ihren Neſtern herumſpazieren kann, die brütenden Weibchen bleiben ſogar ſitzen und laſſen ſich ſtreicheln. Da den Raubvögeln auf Island nicht nachgeſtellt wird, ſo ſind auch dieſe Thiere nichts weniger als menſchenſcheu. „Wie oft bin ich, bemerkt Hr. Winkler, kaum auf zehn Schritt Entfernung an mächtigen Adlern vorbeigeritten, welche mir ſo zutraulich ins Auge blickten wie bei uns die Tauben. Wenn ich ſchrie oder in die Hände klatſchte, hielten ſie es für Spaß und flogen deßwegen nicht davon.“ Eisland liefert ſeinen Bewohnern auch das berühmte Moos, welches mit ſeinen Polſtern weite Strecken der Bergheiden überzieht. Um es einzuſammeln, muß ſich der Knecht oder arme Bauer wochenlang in den Bergen aufhalten, wo er in einem kleinen ſchlechten Zelte wohnt und ſich von getrockneten Fiſchen nährt. Einen Handwerkerſtand gibt es dagegen auf Island nicht, oder er iſt nur durch einen einzigen Sattler vertreten. Sonſt iſt jedermann ſein eigner Schuſter, Schneider, Zimmermann und Schmied.

Zu den Dingen die der Reiſende vermißt gehört der unentbehrliche Ort im Hauſe, der Spucknapf und der Stiefelknecht, welcher letztere wenigſtens nur ſehr ſporadiſch auftritt. Haben ſie dieſe Dinge entbehren gelernt, ſo führen zum Erſatz die Eisländer, gleichviel ob Mann oder Weib, in Pulverhörnern Schnupftabak bei ſich, den ſie in Unmaß gebrauchen. Als große Hundeliebhaber überlaſſen die guten Leute bisweilen dieſen Hausthieren das Aufwaſchen der Teller, und oftmals begegnet es dem Fremden daß im Schlafzimmer eine Hündin ihr Wochenbett hält. Einen widerlichen Eindruck macht auch der proletariſche Anzug der Leute, denn wenn man ein Bäuerlein mit verdrücktem Cylinder, abgeſchabtem Rock und mit der Schnapsflaſche in der Hand ſich betrachtet, ſo fühlt man ſich an Berliner Eckenſteher erinnert. Die Sprache der Leute mit ihren langen conſonantenreichen Worten klingt dagegen ſo alterthümlich ernſt, als ob ſie aus dem Untersberg oder Kyffhäuſer herauf klänge. Geräuſchvolle Fröhlichkeit iſt der Natur der Leute fremd, ſie ſingen nie, ſelbſt in der Kirche wird nur recitirt. Ihre einzige Unterhaltung beſteht außer dem Koſen mit der Branntweinflaſche im Leſen ihrer alten Sagas, denn ſie ſind nichts weniger als ein proſaiſches Volk, da auch der Bauernknecht dort auf ſein Liebchen oder ſeinen Gaul ein Gedicht zu machen pflegt. Trotz der herrſchenden Frugalität iſt übrigens das Reiſen im Eislande ziemlich koſtſpielig, da zu jedem Ritt ſechs Pferde, nämlich zwei für den Reiſenden, zwei für den Führer, zwei für das Gepäck erforderlich ſind. So kommt es denn daß der Reiſende, wenn er auch nur die einfachſten Anſprüche macht, 8 bis 9 fl. rh. im Tage durchſchnittlich ausgeben wird. Bei den Pfarrern wird gewöhnlich eingekehrt, es ſchützt aber das geiſtliche Gewand den Wanderer nicht vor Prellereien. So wurden Hrn. Winkler von einem ſolchen Manne Gottes einſt 10 Thlr., und als er dieſe geben wollte, raſch 12 Thlr., und bald darauf 14 Thlr. abgefordert. Als er dieſe gezahlt hatte, ſchickte der Ehrwürdige ſeinen Sohn nach, um noch weitere 2 Thlr. zu erpreſſen, die aber dießmal nicht bewilligt wurden. Die Kirchen ſind, beiläufig bemerkt, Bretterbuden mit Steinraſenwällen und beſitzen keine Thürme, indem die Glocken daneben unter einem andern Dache angebracht werden. Die Geiſtlichen allein werden mit dem Titel Siera (Herr) angeredet, ſonſt gibt es keine Standesunterſchiede mehr. Den Isländer ziert ſein Nationalſtolz und ſeine Heimathliebe. Noch nie zuvor war ein Eisländer ausgewandert, bis die Mormonen vor einigen Jahren kamen und einen Bauer ſowie etliche Mädchen „bekehrten.“

Digitized by Google

Von Island reden ohne seiner heißen Quellen zu gedenken, wäre ein Verrath an jedem Leser. Geisir heißt im Isländischen ein Sprudler, und alle heißen Sprudelquellen, sind daher Geisir. Der Geisir aber heißt auf Island der große Geisir. Die geschwisterliche Quelle der Strokkr dagegen hat ihren Namen von dem einheimischen Butterfaß empfangen, mit dem die Gestalt ihrer Ursprungsöffnung Aehnlichkeit hat. Der große Geisir läßt seine Wasser alle 6—7 Tage springen, und zur Zeit wenn ein solcher Paroxysmus bevorsteht, muß man neben der Quelle übernachten und die Augen offen halten. Bekanntlich wird das Wasser dreimal hinter einander ausgestoßen. Der erste Auswurf stieg nach vorausgegangenen unterirdischen Gewittertönen „gleich einem Geist als silberglänzende Säule aus der Mitte des Hügels auf, und stürzte, nachdem er eine Höhe von höchstens 15 Fuß erreicht hatte, wieder in sich zusammen.“ Die Erscheinung dauert nur eine Secunde, und es fehlt dem Auge fast an der Zeit sich über die Höhe des Wassersprunges eine Vorstellung zu bilden. Auch folgt rasch die zweite Entleerung nach, dießmal eine Wassersäule von vierzig Fuß, die aber nicht mehr regelmäßig, nicht mehr so geschlossen und gleich beschleunigt im ganzen Umfang ist, sondern in dichtem Regen über dem Sinterberg der Quelle zerstäubt. Das Schauspiel beschließt ein dritter Stoß, der das Wasser nicht als Säule, sondern als mächtiger, oben sich verdünnender, und schließlich ziſchend zerstäubender Strahl noch höher hinauftreibt. Ehemals war man in Gefahr daß jeder neue Reisende eine neue Gisirtheorie aus Island mit heimbringen werde; jetzt seit Bunsen die Erscheinung so einfach und so elegant erklärt hat, folgen ihm alle Beobachter, wenn sie es auch nicht immer machen wie Capitän Forbes,[1] der letzte Autor über Island, der die richtige Geisirtheorie mit Verschweigung von Bunsens Namen seinen Lesern vorträgt. Der Geisir hat nämlich seinen eigenen Springapparat selbst gebaut, indem er nach und nach eine regelmäßige Röhre aus Kalksinter absetzte. Nun braucht das Wasser, um Dampfgestalt anzunehmen, unter einem hohen Druck mehr Wärme als unter einem geringern. Dringt nun ganz unten in dem Schacht zu dem Geisirwasser aus tieferen Seitencanälen höher erhitztes Wasser, so wird oben ein Ueberfließen stattfinden, und dadurch eine Druckverminderung entstehen, welche Dampfbildung unten möglich gemacht. Nach dem ersten geglückten Auswurfe würde die Dampfentwicklung sehr rasch das Wasser aus der Röhre treiben, allein das in die Röhre zurückstürzende und abgekühlte Wasser entzieht wieder einige Wärme, welche zur Dampfentwicklung nöthig ist, und daher tritt eine Pause ein bevor der zweite und dritte Ausbruch nachfolgen können, die natürlich viel kräftiger erfolgen, weil nach jeder Druckverminderung eine ergiebigere Dampfentwicklung nachfolgen kann.

Der Gletscherkern der Insel ist zwar noch unerforscht, ihn hat bis jetzt nur der Adler im Fluge durchspäht, doch kann man in nordwestlicher Diagonale, von der Südwestecke der Insel quer über die Gletscher nach dem Nordosten ziehen, wie es auch unser Autor gethan hat. Man rechnet im ganzen drei Tage auf die Kreuzung des Inselcentrums, und zwei Nächte muß man daher unter Zelten schlafen. Die beiden ersten Tage rechnet man für die Strecke bis zum letzten Weideplatz im Süden, den dritten für das sterile Sprengisandr-Plateau bis zum ersten Weidenplatz im Nordland am Flusse des Skaulfandafljot. Der Norden selbst ist vielfach vor dem Süden begünstigt. Die Gebirge sind nicht vulcanischer Natur, mit einer einzigen Ausnahme, und das Auge und Gemüth des Reisenden erholt und erquickt sich nach der ewigen Oede der Lavaströme an den idyllischen Landschaften jener Küste, welche, obgleich kälter, doch gesünder ist als das Südland, und dessen günstigere Natur auch, materiell wie geistig, in den bessern Zuständen seiner Bewohner sich ausdrückt. Dort findet sich denn auch, wie oben schon bemerkt wurde, der Wald und der Baum Eislands.

Unser vortrefflicher Verfasser ist bekanntlich Mineralog, und mineralogische Studien führten ihn nach dem Eisland. Die feste Burg der Plutonisten war nämlich bisher immer noch der Basalt oder Trapp, und es schien für einen Gesteinkundigen neptunischen Gemüthes höchst gewagt Island, die feuerflüssige Bildung des Basaltes, Pluto's Zauberkreis, zu betreten. Aber der Verfasser bestand diese Feuerprobe vollständig. „Im Gegentheil zeigte nämlich die dortige Gebirgsbildung in Vertheilung und Richtung der Züge, in Gliederung der Thäler, eine Gesetzmäßigkeit die mit keiner Art vulcanischen Ursprungs im Einklang steht. Die Berge gipfeln sich Lage auf Lage, wie in Gebirgen wo jede Schicht eine andere Reihe von Thierresten einschließt. Die Gänge setzen in Island quer durch dreißigfach über einander gelegte Decken mit einer solchen Ruhe und Accurateſſe, möchte ich sagen, als ob sie von der Hand des Architekten mit genauer Berechnung des Raumes wären eingefügt worden.“ Es ist keine gleichbleibende Gangrichtung vorhanden, auch konnte man nie eine Gangmasse aus einer senkrechten in eine wagrechte Lage übergehen sehen, wohl aber finden sich isolirte Massen auf eine Weise eingeschlossen, daß an ein Heraufkommen von unten und Eindringen in das andere Gestein nicht zu denken ist. Der Trachyt, welcher nach plutonischen Lehren durch einen besondern Ausbruch hervorgekommen seyn soll, bildet bald Gänge im Trapp, bald läßt er sich wieder vom Trapp einschließen. Sonst ist das Eisland eines der jüngsten Geschöpfe geologischer Kräfte, denn es wurde erst in der Braunkohlenzeit ein Trockenland. In ihrer Jugend sah die Insel aber bessere Zeiten. Sie trug Laub- und Nadelholzwälder, und schmückte sich mit 24 verschiedenen Holzpflanzen, darunter Eichen-, Nuß- und Tulpenbäume, Gewächse die eine mittlere Jahrestemperatur von + 9 Graden verlangen, während an ihren heutigen Fundorten als Fossilien nur 0 Grad mittlere Temperatur herrscht.

[1] Nicht etwa der vor etlichen Jahren verstorbene große Zoolog Edward Forbes, sondern Charles S. Forbes, Verfasser von Iceland; its Volcanoes, Geysers and Glaciers.

Digitized by Google

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

3. Der Justizpalast zu Rouen.

Rouen ist eine schöne Stadt welche herrliche Denkmäler des Mittelalters aufzuweisen hat, z. B. die majestätische Kathedrale, die prächtigen Fontainen, die kolossalen steinernen Kreuze, die Festungswerke u. s. w. Der Justizpalast steht an Interesse keiner der übrigen Merkwürdigkeiten nach.

Wir treten in den Hof und blicken auf das alte gothische Gebäude mit jener hohen Begeisterung, welche Kunstwerke dieser Art so schnell in dem Beschauer anfachen. Ueberall spricht uns der Geist des alten mit religiöser Glorie gekrönten 15ten Jahrhunderts an, und wie das Kreuz das auf dem Thurm über alles hervorragt, erscheint uns alles erhaben und heilig. Wo man hinblickt, herrscht der Geschmack jenes Jahrhunderts, allen Steinen ist der Styl des Würdevollen aufgedrückt, und Bewunderung und tiefe Verehrung erfüllt uns bei dem Gedanken, wie hoch in jener Zeit die Gerechtigkeit geachtet und gehalten worden, indem diese gleichsam unter den unmittelbaren Schutz des höchsten Gottes gestellt, und dem Gebäude in welchem sie geübt und gehandhabt wurde, eine so hehre imposante Form gleich der einer Kirche gegeben, es mit diesen kühnen Gewölben, mit diesen Thürmen, diesen himmelanstrebenden Kuppeln verziert wurde.

Bei alledem verräth jedoch dieses merkwürdige Prachtgebäude durch Mangel an Einheit des Styls auch dem weniger Kundigen, daß es nicht in einer Zeit und von demselben Meister gebaut wurde.

Die Kaufleute in Rouen hatten zu ihren Besprechungen und Abschließung ihrer Geschäfte gegen Ende des 15ten Jahrhunderts noch keinen besondern Versammlungsplatz — Börse, wie man heutzutage sagt — auffallenderweise diente die Kirche Notre Dame dazu. Bei der immer größeren Ausbreitung des dortigen Handels wurde das Bedürfniß eines eigenen Hauses zu diesem Zweck von Tag zu Tag größer, und so wurde ein solches im Jahr 1493 erbaut, welches heute noch steht und denselben Zwecken dient.

Unmittelbar neben diesem Gebäude und einen rechten Winkel mit demselben bildend, ließ im Jahr 1496 Ludwig XII den prächtigen Palast in demselben Style aufführen, an welchem alle erdenkliche Mannichfaltigkeit und Pracht auf eine wahrhaft phantastische Weise verschwendet wurde, und welcher, bis auf die Gegenwart seiner ursprünglichen Bestimmung treubleibend, der Rechtspflege gewidmet ist. Ludwig XII wird noch heute als der wahre Begründer der Rechtspflege in Frankreich verehrt, und er selbst saß in diesem Palast zuerst in Person zu Gericht und handhabte mit eiserner Hand — selbst der oberste Richter seiner Unterthanen — Recht und Gerechtigkeit.

Der Hauptsaal dieses Gebäudes dient jetzt zu den Sitzungen des Assisenhofes — aber von all' seiner früheren Herrlichkeit besitzt er nichts mehr als die Decke von köstlicher Tischlerarbeit. In diesem Saal stand das von Ludwig XII geschenkte Christusbild auf Goldgrund gemalt, vor welchem früher alle Zeugeneide abgeleistet wurden — man weiß nicht wo es hinkam!

In dem obern Stocke ist ein großer hochgewölbter Saale 160 Fuß lang und 50 Fuß breit, der Saal der Advocaten genannt. Herrliche Verzierungen sind an der gewölbten Holzdecke von staunenswerth kühner Construction und an den Wänden angebracht. Die großartige Vollendung des Ganzen, die Vollkommenheit und Uebereinstimmung des einzelnen macht einen wahrhaft überwältigenden Eindruck auf den Beschauer. Der Gedanke daß ein König sich nicht zu erhaben dünkte herab zu seinem Volk zu steigen und ihm das köstliche Gut, das göttliche Recht, zu spenden, erweitert das Herz und versöhnt gewissermaßen mit so mancher andern Entweihung jener Stelle, die man lieber von Gottes Gnaden als durch die Liebe und den Willen des Volkes einnehmen will.

Der zweite Flügel, welcher diesem erstern gegenüber steht, wurde erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem bekannten überladenen Styl jener Zeit erbaut; er entstellt das ganze Gebäude.

Wir traten in den Assisensaal, in welchem gerade ein sehr interessanter Strafall verhandelt wurde.

Auf der Anklagebank saß ein alter Soldat, Franz Theophil Magnien, ein Mann von rauhem Charakter aber — was mehrfach und besonders von dem Vertheidiger mit Schärfe hervorgehoben wurde, äußerst strenge in dem Punkt der Ehre. Er hatte einen Sohn von 19 Jahren, der mit dem kriegerischen Muthe seines Vaters leider viel schlimme Leidenschaften in sich vereinigte.

Der junge Mensch war trotz der Aufmerksamkeit des besorgten Vaters in schlechte Gesellschaften gerathen, er wurde zu Ausgaben verleitet die, wenn auch an sich nicht groß, dennoch die Mittel überstiegen welche die knappe Pension des Vaters gestatteten, er hatte Schulden gemacht auf den Namen des Vaters, der als redlicher Mann und pünktlicher Zahler bekannt war. Da aber die Zahlungen ausblieben, so wurden die Gläubiger nach und nach rege und drangen zuletzt mit Ungestüm auf Zahlung, so daß es den jungen Mann viele Mühe kostete sie zu weiterer Geduld zu bereden. Seine Lage wurde, da alle Aussicht auf Hülfe fehlte, von Tag zu Tag mißlicher. Er hatte nicht den Muth sich seinem so schwer gekränkten Vater reumüthig und Besserung gelobend zu entdecken, denn dieser hatte mit fürchterlicher Energie und eiserner Consequenz stets die Zuchtruthe bei vorkommenden Veranlassungen gehandhabt, und die Zügel immer straffer angezogen, so oft Klagen über den jungen Mann eingelaufen waren. Diese Behandlungsweise hatte aber den gewünschten Erfolg nicht, im Gegentheil wurde das Gemüth des Sohnes dadurch immer verstockter. Das schmerzte den Vater ungemein, er fühlte sich sehr unglücklich, wußte sich aber weder zu rathen noch zu helfen.

Eines Tages besuchte ihn ein Freund, Factor Duval, von einer nahe gelegenen Baumwollfabrik. Eduard, der Sohn des Soldaten, gab sich viele Mühe den Gast angenehm zu unterhalten, und unbemerkt verstrich die Zeit unter heiteren

Digitized by Google

Gesprächen, so daß als der Gast auf seine Uhr sah, es bereits Mitternacht war.

Magniens dringende Einladung die Nacht da zu bleiben und am andern Morgen in aller Frühe nach Hause zu gehen, lehnte der Geschäftsmann entschieden mit der Bemerkung ab, er werde jedenfalls zu Hause erwartet, man werde glauben ihm sey ein Unglück zugestoßen wenn er nicht komme, da man wisse daß er eine bedeutende Summe Geld bei sich habe. Er schnallte rasch seine wohlgefüllte Geldkatze um, drückte dem Freunde und dessen Sohn dankend die Hand, stieg auf sein Pferd und ritt davon.

Auf der Straße nach Elboeuf, kaum eine kleine halbe Stunde von Rouen, führt der Weg nach der Fabrik, welche das Ziel des Factor Duval war, durch einen kleinen Wald. Kaum war Duval hundert Schritte in denselben geritten, als ihm ein Mann mit schwarz gefärbtem Gesicht entgegentrat und mit einer Pistole in jeder Hand von ihm sein Geld fordert.

Duval, ein entschlossener und starker Mann, griff hastig nach einer der Pistolen die er in der Satteltasche stecken hatte und wollte den Räuber niederschießen, als ihn plötzlich ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte. Trotz den beschattenden Bäumen glaubte er bei dem hellen Mondschein die Gestalt des vor ihm stehenden Mannes zu erkennen; auch die Stimme, obwohl absichtlich verstellt, hatte er schon gehört. Er ließ die Pistole stecken, schnallte die Geldkatze los und gab sie ruhig dem Räuber hin, der sie nahm und sich rasch entfernte.

Duval ritt noch langsam und gedankenvoll eine kleine Strecke fort, und überlegte was er in diesem Fall zu thun habe, plötzlich war er entschlossen, er warf sein Pferd herum und sprengte zur Stadt zurück gerade zur Wohnung des Gastfreundes den er kaum vor einer Stunde erst verlassen hatte.

In dem nahen Wirthshause stellte er sein Pferd wieder ein, schlich sich dann vorsichtig durch den Garten des Freundes bis zu dem Fenster an dessen Schlafkammer und klopfte ihn leise aus dem Schlaf.

Erstaunt über diese unverhoffte und schnelle Wiederkehr traute Magnien kaum seinen Augen, doch auf einen Wink seines Freundes öffnete er leise die Hinterthüre und ließ ihn schweigend doch voller Neugierde eintreten.

„Freund, mir ist schreckliches begegnet," sagte Duval jetzt zu dem alten Soldaten: „ich wurde unterwegs angefallen und meines Geldes beraubt. Ich glaube aber den Räuber erkannt zu haben. Die Gestalt, das Benehmen, die Sprache des Unbekannten, seine Gesichtszüge, so viel ich sie durch die schwarze Farbe womit er sich unkenntlich zu machen suchte, unterscheiden konnte, — alles dieses hat mich auf einen eigenen Gedanken geführt. — —

„Rede! rede!" drängte der alte Mann seinen Freund, der plötzlich schwieg.

„Ich weiß gewiß," fuhr Duval zögernd fort: „daß ich mich irre. Ich muß aber den mich furchtbar quälenden Gedanken durch die Gewißheit welche ich mir verschaffen will los werden. Die Ehre deines Namens, deiner Familie — die Zukunft deines —"

„Aber ums Himmels Willen so rede doch — rede aus — du erschreckst mich," rief Magnien zitternd und bleich vor schrecklicher Ahnung werdend.

„So höre denn," fuhr jener fort: „Man hat sich oft und sehr bitter über deinen Sohn beklagt, und — doch du mußt mir verzeihen, aber es geschieht aus Freundschaft für dich so wie für ihn, den ich hätte erschießen können — doch schonte ich ihn absichtlich, denn — — —"

„Aber so rede doch, du ängstigst mich fürchterlich," stammelte der alte Mann.

„Wohlan denn," sagte Duval, „ich fürchte —"

„Daß Eduard es gewesen sey," schrie der Greis, „o mein Sohn!"

„Nur ruhig," entgegnete Duval, „wir wollen uns ohne Aufsehen zu machen überzeugen — wie leicht kann ich mich geirrt haben. Es ist überhaupt fast nicht möglich — ich war zu Pferde und er zu Fuß, er kann mich ja gar nicht eingeholt haben —"

„Es führt ein viel näherer Weg durch das Gebirge," erwiederte Magnien mit ersterbender Stimme.

„Ich hoffe dennoch daß ich mich getäuscht habe, lieber Freund!" fuhr Duval fort, „bei der Nacht ist es ja sehr leicht möglich, aber meine Freundschaft für dich verlangt Ueberzeugung, der quälende Verdacht hält mich an jedem Haar, und ich würde unglücklich seyn —"

„Komm — komm!" versetzte Magnien, „wir wollen sehen!"

Er zündete eine Laterne an, und gieng mit seinem Freund leisen Schrittes in die Schlafkammer seines Sohnes, er lag in tiefem ruhigen Schlaf in seinem Bett!

„Siehst du," sagte Duval, „ich habe mich geirrt, unmöglich könnte er schon zurück seyn, denn ich bin scharf geritten — in keinem Fall könnte er aber schon schlafen!"

„Ruhig!" erwiederte der alte Soldat, „ich bin nicht so leicht zu täuschen!"

Als er seinen Sohn schlafen gesehen, hatte ein tiefer Seufzer zwar seine schwer bedrängte Brust erleichtert, er zitterte aber immer noch heftig am ganzen Körper. Er hob die Laterne hoch in die Höhe und schritt in die Kammer, da schrak er zusammen und taumelte mit einem Angstruf zurück; hätte ihn sein Freund nicht aufgefangen so wäre er zu Boden gestürzt: — er sah ein Tuch das ganz mit schwarzer Farbe beschmutzt war — er sah ein paar Pistolen — und die Geldkatze seines Freundes, die nur wenig mit einigen Kleidungsstücken bedeckt war!

Auch der Freund war außerordentlich erschrocken als er diese Bestätigung seines Verdachtes sah, doch suchte er, ohne selbst daran zu glauben, noch eine entfernte Möglichkeit auf, wie der Sohn dennoch unschuldig seyn könne, denn er sah welchen fürchterlichen Eindruck diese Entdeckung auf den alten Soldaten machte, deßhalb sagte er:

„Es kann ja ein anderer die That begangen haben, der diese Gegenstände hier niedergelegt hat —"

„So sehe doch nur die schmutzigen Beinkleider und Stiefel Eduards," entgegnete Magnien, indem er auf diese Gegen-

Digitized by Google

ſtände den hellen Schimmer der Laterne fallen ließ — und das ſchmutzige Geſicht! „O Gott, mein Sohn — mein Sohn ein Räuber!“ rief er nun ſchmerzlich, während Duval, unfähig etwas weiteres zu ſagen, ſchweigend zur Erde ſah. Plötzlich funkelten jedoch die Augen des alten Soldaten vor Zorn:

„Und er kann ſo ruhig ſchlafen!“ ſchrie er laut auf, ergriff eine der daliegenden Piſtolen, ſpannte den Hahn und jagte ſeinem Sohne eine Kugel durch den Kopf ehe ihn ſein Freund daran zu verhindern vermochte.

Das war die cause célèbre welche heute verhandelt wurde und eine große Menge von Zuhörern herbeigelockt hatte, die alle ein ungewöhnliches Intereſſe an dem alten Soldaten zu nehmen ſchienen.

Der Angeklagte zeigte bei flüchtigem Beſchauen durchaus nichts außergewöhnliches; ein alter Invalid wie man ſo viele ſieht, in ſtracker militäriſcher Haltung, — ſein blaſſes Geſicht wurde bei mehreren Stellen des Anklageactes, noch mehr aber bei einzelnen Theilen der Vertheidigung von tiefer Röthe überzogen. Beſonders die Schlußerklärung ſeines Anwaltes, deſſen Rede ein wahres Meiſterſtück war, erſchütterte den Angeklagten durch und durch; — er ſtand auf, trat bis an die Schranken vor, und ob er gleich ſichtlich an dem ganzen Körper zitterte, wankte er nicht einen Augenblick und ſah feſt auf den Redner, als derſelbe etwa mit folgenden Worten ſchloß:

Obſchon der Angeklagte den unteren Ständen angehört, welchen man im gewöhnlichen Leben aber jedenfalls mit Unrecht meiſtens jedes höhere Ehrgefühl abzuſprechen geneigt iſt, ſo werden Sie, meine Herren Geſchworenen, ſich doch nach den vorliegenden Zeugen-Ausſagen vollſtändig davon überzeugt haben, daß Magnien ein Mann von ſehr hohem Ehrgefühle iſt, und ich würde mich einfach darauf berufen daß die Schande welche der ungerathene Sohn auf den unbeſcholtenen Namen des Vaters zu häufen ſo unglücklich war, den Angeklagten vollſtändig zu entſchuldigen im Stande ſeyn müſſe, ich glaube jedoch mich dabei nicht beruhigen zu dürfen, da jedenfalls Motive nicht allein zur Entſchuldigung, ſondern ſogar zur Rechtfertigung der That ſich dem aufmerkſamen Beobachter ungeſucht aufdrängen! Mögen Ihnen, meine Herren Geſchworenen, beliebige Fragen zur Beantwortung vorgelegt werden, worüber die Weisheit der Richter und die Beſtimmungen des Geſetzes zu entſcheiden haben, — immerdar wird und muß es Ihnen klar ſeyn, daß es ſich nur darum handelt: war der Vater verpflichtet den auf ſolche Abwege gerathenen Sohn mit offenen Augen dem verbrecheriſchen Leben zu überlaſſen, dem er, wie ſo viele Zeugen Ihnen beſtätigten, unrettbar verfallen war, und von dem wie der Erfolg zeigte die vielen und ſchweren Züchtigungen des Vaters den Leichtſinnigen nicht zurückhielten, — mußte der Vater den einzigen geliebten — trotz ſeiner ſchweren Fehler heiß geliebten Sohn den Gerichten zur Beſtrafung ſeines ſchweren Verbrechens übergeben und ihn dadurch der fürchterlichen Galeere auf Lebenszeit überliefern — denn dieſes iſt, wie Sie wiſſen, die geſetzliche Strafe des Straßenraubes? Gibt es nicht vielmehr noch ein drittes? Wollen Sie den Vater verdammen, wenn er in dieſem entſetzlichen Zwieſpalte ſeines Innern dem Kinde das Leben das er ihm gegeben wieder nahm, und vielleicht unwillkürlich durch eine raſche That nach drei Seiten hin gerecht wurde, indem er nicht nur das Verbrechen ſeines Sohnes ſühnte, ſeine Mitbürger vor den unausbleiblichen ſpäteren Verbrechen desſelben bewahrte, und zugleich dieſen Unglücklichen vor der entſetzlichen Strafe des Geſetzes bewahrte? Sie meine Herren haben darüber zu entſcheiden, — Ihrem Gewiſſen iſt es überlaſſen dieſe offen vorliegenden Motive einer beklagenswerthen That zu würdigen, — diejenigen unter Ihnen, denen der Himmel Kinder anvertraut hat, mögen ſich an die Stelle des Angeklagten in Gedanken verſetzen, und ehe ſie den verhängnißvollen Wahrſpruch abgeben ſich ſelbſt die Frage vorlegen, was ſie in gleichem Falle gethan haben würden, und dadurch wird es Ihnen gewiß klar werden, ob es ſich hier um ein Verbrechen handelt oder nicht, vielmehr eine That vorliegt welche, wenn mit Ueberlegung vollzogen, vor Gott und den Menſchen nicht nur Entſchuldigung ſondern ſelbſt Rechtfertigung finden würde, ſo daß man jedenfalls anzunehmen berechtigt iſt, die göttliche Vorſehung habe in ihrer unerforſchlichen Weisheit den Vater zu dieſer unwillkürlichen Handlung getrieben.“

Selbſt auf die Richter machte dieſe Rede einen ſichtbaren Eindruck, denn das Reſumé des Präſidenten trat dieſer unerwarteten Auffaſſung nicht mit der Entſchiedenheit entgegen wie mancher andere ſtrenge Juriſt es wohl gethan haben würde, und ſo ſetzte der Vertheidiger die eventuelle Frage durch: ob der Angeklagte nicht durch die begangene That nur die Gränzen des väterlichen Züchtigungsrechtes und zwar im Affect überſchritten und dadurch den Tod ſeines Sohnes veranlaßt habe?

Die Jury verneinte die Frage welche primär auf Tödtung ohne Vorbedacht im Affect gerichtet war, und bejahte die eventuelle Frage, und zwar beides einſtimmig, indem ſie zugleich den Angeklagten der Gnade des Kaiſers empfahl.

Der Gerichtshof verurtheilte den Alten zu fünf Jahren Einſperrung. Ob und wie weit derſelbe begnadigt wurde haben wir nicht erfahren.

Sharpe über die hieroglyphiſche Schreibart.

(Aus dem Athenäum.)

Hrn. Sharpe's Bemerkungen über das hieroglyphiſche Alphabet, obgleich ſehr einfach, haben ein eigenthümliches Intereſſe. Wir erfahren daß in faſt allen Fällen der Leſer ägyptiſcher Buchſtaben, wenn er der Ordnung der Worte folgt, den Geſichtern der Thiere und den Punkten und Oeffnungen der andern Buchſtaben begegnet. Im hebräiſchen, griechiſchen, arabiſchen und ſelbſt in unſerm eigenen gedruckten Alphabet folgt der Leſer den Rückſeiten der Buchſtaben. In den frühern Stufen der hieroglyphiſchen Schreibweiſe ſcheint größere Ein-

Digitized by Google

fachheit geherrſcht zu haben, und Hr. Sharpe bemerkt daß die großen Könige, welche in Theben regierten als Aegypten in ſeinem reinſten Zuſtande war, nur drei oder vier Charaktere innerhalb des erſten Schildes, und vielleicht ſechs innerhalb des zweiten gebrauchten, während für die Ptolemäer, im Zeitalter des Verfalls, bis zu dreißig Buchſtaben innerhalb des Schildes zuſammengedrängt waren.

„Obgleich mehrere Inſchriften," ſagt Sharpe, „veröffentlicht ſind welche unzweifelhaft ſchon vor Moſis Zeit in Stein gehauen wurden, ſo enthalten doch alle derſelben viele mit Buchſtaben geſchriebene Wörter; keine von ihnen aber iſt ſo alt, daß man aus ihr auf die Zeit der Aufnahme der Buchſtaben unter die Symbole ſchließen könnte. Allein da keine von ihnen irgendwelche Eigenthümlichkeiten enthält die uns veranlaſſen könnten zu vermuthen daß ſie unter den erſten Proben eingegrabener Hieroglyphen waren, ſo ſcheint es wahrſcheinlich daß künftige Forſchungen Licht auf dieſen intereſſanten Gegenſtand werfen werden, indem ſie uns mit Inſchriften von urzeitlicherer Form bekannt machen. Es iſt nicht unmöglich daß wir Inſchriften finden dürften in welchen wir ſehen daß man das Nichtvorhandenſeyn von Buchſtaben als einen Mangel erkannte, und in denen wir die Art und Weiſe wahrnehmen wie man dieſem Mangel zuerſt abhalf. In den letztern Inſchriften nahm indeß die Zahl der mittelſt Buchſtaben geſchriebenen Worte, ſo wie auch die Zahl der zur Bildung eines Worts gebrauchten Buchſtaben ſicherlich zu, und in der That läßt ſich die Zahl der Buchſtaben und die Complexität der Worte zu allen Zeiten als ein ſtarker Beweis annehmen zu Gunſten der neuer zeitlichen Abfaſſung einer Inſchrift."

Ueber die Art wie die Griechen und Römer die ägyptiſchen Hieroglyphen auffaßten, führt Hr. Sharpe folgendes an: „Der Grammatiker Tzetzes hat in ſeiner Exegeſe über Homers Iliade ein Bruchſtück aus dem verloren gegangenen Werke Chäremons über Hieroglyphen für uns gerettet. Es iſt zu werthvoll um außer Acht gelaſſen werden zu dürfen. Einige ſeiner Erläuterungen beſtätigen die in dem Vocabularium gegebenen. Die Worte des Tzetzes ſind folgende: Für Freude malten ſie ein eine Trommel rührendes Weib, und für Mißgeſchick ein weinendes Auge; für nicht haben zwei leere ausgeſtreckte Hände; für aufſtehen eine aus einer Höhle kommende Schlange; für ſetzen dieſelbe indem ſie hineingeht; für Rückkehr zum Leben einen Froſch; für die Seele einen Falken; denſelben für die Sonne, und für Gott; für eine kindtragende Frau und Mutter, und Zeit, und Himmel, einen Geier; für einen König eine Biene; für Geburt, und ſelbſtgeboren, und männlich, einen Käfer; für die Erde einen Stier. Die Vordertheile eines Löwen bedeuten ihnen zufolge All-Regierung und Wache; eines Löwen Schwanz Nothwendigkeit; ein Hirſch das Jahr, und ein Palmzweig daſſelbe; ein Knabe bezeichnet Zunahme, ein alter Mann Verfall; ein Bogen ſcharfe Kraft, und ſo gibt es noch tauſend andere ſolcher Symbole."

Hr. Sharpe widmet nun dem den Titel „die Hieroglyphen von Horapollo Nilous" führenden Werke, das bekanntlich von einem gewiſſen Philipp aus dem Coptiſchen ins Griechiſche überſetzt worden iſt, eine umſtändliche Beſprechung. „Aus den hundert und neunundachtzig Gruppen welche Horapollo zu erklären unternimmt, ließen ſich mit Mühe kaum vierzig hervorheben bei welchen er Kenntniß von dem wahren Sinn hat, und in den meiſten von dieſen hat er ſich merkwürdig geirrt in den Gründen welche er für deren Bedeutung anführt. Er weiß nicht daß die Charaktere Töne darſtellten, ſondern vermuthet daß ſie alle figürlich oder allegoriſch ſeyen. Suidas ſagt uns daß Horapollo ein Grammatiker in der Zeit der Regierung des Theodoſius war, welcher, nachdem er einige Zeit in den Schulen von Alexandria gelehrt, ſich nach Konſtantinopel begab; allein wir dürfen billig zweifeln ob unſer Autor die Perſon iſt von der er ſpricht.

Indeß zeigt Hr. Sharpe durch ſeine Citationen aus dem Autor und durch die Erläuterungen die er ſelbſt aus den wohlbekannten und ächten Denkmälern Aegyptens anführt daß Horapollo nicht völlig falſch unterrichtet war, und es thut uns leid daß wir ihm, bei einer Ueberſchau wie die gegenwärtige, nicht ins Einzelnſte folgen können. Nachſtehende Beiſpiele ſeiner Citationen und Noten mögen genügen: „Cap. 56. Wenn ſie einen König bezeichnen wollen der unumſchränkt regiert, und gegen Fehler unnachſichtlich iſt, ſo zeichnen ſie einen Adler. Note. Der Adler und Reichsapfel (Erdball) iſt der gewöhnliche Titel eines Königs. Der Adler iſt ein A, der Reichsapfel iſt Ra; ſie machen das Wort König, und mit einem vorgeſetzten Artikel das wohlbekannte Wort Pharaoh. — Cap. 57. Wenn ſie eine große cycliſche Erneuerung andeuten wollen, zeichnen ſie den Vogel Phönix."

Hr. Sharpe bezieht ſich in ſeiner Anmerkung hiezu auf eine Münze des Kaiſers Antoninus mit dem Worte *AIΩN*, ein Jahrhundert oder ein Zeitlauf, das über einen Ibis geſchrieben war. Dieß bezeichnet den Schluß eines großen Jahrs, bei welcher Gelegenheit der Ibis oder Phönix, wie man ſagte, zur Erde zurückkehrte. In Hieroglyphen iſt ein Palmzweig das Wort „Jahr," und hievon ſcheinen die Griechen den Namen Phönix, *φοινιξ*, ein Palmbaum, für ihren fabelhaften Vogel abgeleitet zu haben.

Auch folgendes darf nicht übergangen werden: „Cap. 32. Wenn ſie „Wonne" darſtellen wollen, ſchrieben ſie die Zahl ſechzehn. Note. Wir haben eine Münze Hadrians, mit den Figuren Sechzehn über einer rücklehnenden Geſtalt eines Flußgottes, um anzudeuten daß ſechzehn Ellen (Cubiti) die zu allen Zeiten erwünſchte Steigungshöhe im Nil war. Wir haben andere Münzen auf welchen der Flußgott von ſechzehn kleinen nackten Kindern oder Cupidos umgeben iſt, und es möchte faſt ſcheinen als ob der Alexandriniſche Künſtler in dieſem Falle die Lautähnlichkeit der Wörter Cupido und Cubitus, in der lateiniſchen Sprache, im Sinne hatte."

Auch eine ſehr intereſſante Tabelle mit hieroglyphiſchen Buchſtaben enthält Sharpe's Werk; ſie zeigt zuvörderſt diejenigen Zeichen welche von den Hebräern entlehnt worden ſind, und ſodann diejenigen welche von den Griechen herſtammen. Der

Digitized by Google

ägyptiſche Buchſtab T, dargeſtellt durch eine Hand, genannt Teth, iſt klärlich nachgeahmt in dem hebräiſchen ט, wo der Daumen und die gebogenen Finger noch nachzuweiſen ſind. Das hebräiſche Aleph, א, und das griechiſche Α ſind ebenfalls von dem ägyptiſchen Adler hergeleitet. Das griechiſche Delta, Δ, iſt nur eine Vereinfachung des ägyptiſchen Symbols der menſchlichen Schulter mit zwei zu einer Spitze erhobenen Armen, und das hebräiſche K, כ, iſt im Aegyptiſchen abgeleitet von den vertical erhobenen menſchlichen Armen, von den Hebräern nur dadurch modificirt daß ſie es am Ende umdrehten. Der ägyptiſche Kopfputz wird der Buchſtabe N ſowohl bei den Hebräern als bei den Griechen, und der Buchſtabe S erwächst auf gleiche Weiſe in beiden Sprachen aus einer in den Hieroglyphen angenommenen eigenthümlichen Form.

Der Schiffbruch des Sanct Paul an der Inſel Roſſel (Louiſiaden Archipel).

Der Louiſiaden Archipel iſt bekanntlich die halb ins Meer verſunkene Fortſetzung der ſüdöſtlichen Halbinſel Neu-Guinea's und die Inſel Roſſel der äußerſte Vorpoſten der Louiſiaden in der eben genannten Himmelsrichtung. Die Inſel ſelbſt wurde erſt neuerdings näher erforſcht und früher in dieſen Blättern beſchrieben; [1] die Veranlaſſung dazu war ein trauriges Ereigniß, nämlich der Schiffbruch des Sanct Paul, und in Folge deſſen die Abſendung eines franzöſiſchen Kriegsſchiffes zur Rettung der Verunglückten. Ein Theilnehmer an dieſer letztern Expedition, der Marine-Arzt V. de Rochas, von dem ein Werk über Melaneſien nächſtens erſcheinen ſoll, hat uns die traurige Epiſode des Schiffbruches im „Tour du Monde" geſchildert. [2]

Im Dec. 1858 wurden von dem „Prince of Denmark" ſieben franzöſiſche Schiffbrüchige im Port de France (Neu-Caledonien) abgeliefert, welche vor den dortigen Behörden folgendes ausſagten. Hr. P., Capitän des Dreimaſters Sanct Paul, hatte im Juli 1858 Hongkong mit 20 Seeleuten und 317 chineſiſchen Auswanderern an Bord verlaſſen. Mittewegs nach Sydney gerieth er in einen Sturm, der ſein Fahrzeug gegen die Korallenriffe eines unbekannten Landes warf. Da man die vorhergegangenen drei Tage wegen des völlig bedeckten Himmels keine Beobachtungen hatte anſtellen können, ſo vermuthete man auch nur daß man ſich vor einer Inſel Melaneſiens, alſo vor einem ungaſtlichen Ufer befände. Als es nach dem Schiffbruch hell wurde, gewahrte man daß das Fahrzeug auf eine Korallenbank gerathen war, die ſich wie ein Band auf etliche tauſend Mètres Abſtand um die Küſte eines bergigen und völlig bewachſenen Landes dahinſchlängelte. Der Capitän ließ nun in den Booten ſeine Paſſagiere nach einer kleinen Inſel zwiſchen dem Riff und dem Ufer, ſpäter das Eiland der Zuflucht genannt, ausſchiffen. Vom Sanct Paul ſelbſt wurden nur einige Tonnen Mehl, und dieſes verdorben durch eingedrungenes Seewaſſer, etwas geſalzenes Fleiſch und ein paar Büchſen mit Eingemachtem gerettet. Mit dieſen dürftigen Vorräthen konnte man nicht weit reichen, und da es auf dem Eiland der Zuflucht an Süßwaſſer fehlte, ſo mußte die fern gelegene Küſte unterſucht werden. Capitän P. landete alſo mit einer Abtheilung ſeiner Leute an der großen Inſel, und kam bald in Berührung mit den Eingebornen, die ſchwarz, nackt und häßlich, mit allen Racenmerkmalen der Papuas wie die Bewohner Neu-Guinea's ausgeſtattet waren. Die Hautfarbe der Eingebornen Roſſels iſt mattſchwarz, wie Ruß, ihre Naſen ſind plattgedrückt und mit einer Feder oder einem Knochen in der Naſenwand geziert, ſie führen alſo, wie ſich Cooks Leute ausdrückten, „eine Raae am Bugſpriet," der Mund iſt wulſtig und durch beſtändiges Betelkauen entſtellt, wovon auch die Zähne ſchwarz gefärbt werden, das Auge iſt ſchwarz, das Haar ſchwarz, lang und kraus, der Bart kraus aber dünn, die Stirn ein wenig abgeflacht. Ihr Wuchs und ihre Muskelentwicklung ſind ſehr mittelmäßig. Als einziges Kleidungsſtück dient den Männern ein Blatt zur Taſche für ihre Blöße. Die Frauen dagegen, ſehr wohlbeleibt, und entſtellt durch übermäßige birnenförmige Brüſte, bedecken ſich mit einem Franſengürtel der bis zur Mitte der Schenkel herabfällt. In ſchlimmere Hände hätte man nicht fallen können, da aber die Melaneſier ſich anfangs ſchüchtern zeigten, ſo ließ der Capitän, getäuſcht durch dieſes Betragen, eine erſte Abtheilung am Ufer zurück. Am nächſten Morgen wollte er eben die Ueberfahrt der andern Schiffbrüchigen anordnen, als am Ufer ein furchtbares Gemetzel begann, dem nur etliche der Zurückgelaſſenen durch Schwimmen nach dem Zufluchtseiland entgiengen, und denen man mit dem Boot entgegenkam. Die Eingebornen nämlich waren bald ihre Ueberlegenheit inne geworden, hatten das Lager der Verunglückten überfallen und erſchlagen was ihnen in die Hände fiel. Als der Capitän auszählen ließ, fehlten acht Matroſen und mehrere Chineſen als Opfer der blutgierigen Papuas. Die Lage der Schiffbrüchigen wurde jetzt höchſt kritiſch. Bereits kreiſten die Melaneſier in ihren Fahrzeugen um das Zufluchtseiland, und zu ihrer Abwehr beſaß man nur 5—6 Flinten, ſowie etliche Aexte. Den Chineſen aber war bereits aller Muth geſunken. Auch fehlten die Zündkapſeln zu den Schießgewehren, ſo daß man die Kamine von den Schlöſſern abſchrauben und die Flinten mit Lunten abfeuern mußte, wozu immer zwei Perſonen, eine zum Zielen und eine zum Zünden, erforderlich waren.

Unter dieſen Umſtänden ſchlug der Capitän den Chineſen vor daß ſie ihn mit den 11 übrigen Matroſen im Boot abfahren laſſen ſollten, damit er den nächſten Hafenplatz in Auſtralien erreichen und Hülfe holen könnte. Die Chineſen vermochten nichts beſſeres zu thun als einzuwilligen, auch ließ man ihnen ſämmtliche Lebensmittel, alle Vorräthe ſüßen Waſſers und alle Feuerwaffen zurück. Länger als acht Tage konnten ſie mit dieſen Lebensmitteln nicht reichen. Der Capitän und ſeine Leute dagegen wagten eine Fahrt von 300

[1] S. Ausland 1861. S. 143.

[2] Naufrage et Scènes d'anthropophagie à l'Ile Rossel.

Digitized by Google

Wegstunden in einem offenen Boote über eine oft recht stürmische See. Zwölf Tage voll Angst überstanden sie, während welcher einer der ihrigen erlag, und sie selbst nur mit Seewasser und mit einer andern noch ekelhafteren Flüssigkeit ihren Durst stillen mußten, bis sie endlich westsüdwestlich steuernd Cap Flattery an der Ostküste Australiens erreichten. Von dort setzten sie ihre Fahrt gegen Süden von Insel zu Insel längs der Küste fort. Der Durst überwältigte eines Tages ihre Angst vor den Wilden und sie giengen ans Land. Die Mannszucht hatte, wie in ähnlichen Fällen immer, längst aufgehört, und so geschah es daß beim Wiedereinschiffen am Abend der Schiffsjunge nicht zu finden war, der ohne auf die andern zu achten sich verirrt hatte. Man suchte, rief und wartete bis zum nächsten Morgen, mußte dann aber wieder abstoßen und den armen Burschen seinem Elend und seiner Verzweiflung überlassen.

Nachdem man beständig widrigen Wind angetroffen hatte, entschloß man sich am 3 Oct. den Curs zu ändern und gegen Norden nach der Torresstraße zu fahren! Die nächste europäische Niederlassung hätte man dann in Timor suchen müssen, denn wahrscheinlich wußten die Abenteurer nichts von dem „Asyl für Schiffbrüchige," welches neuerlich die britische Regierung auf dem Inselchen Booby in der Torresstraße (10° 36′ 30″ südl. Br. 141° 35′ 6″ östl. Paris) angelegt hat. Man findet nämlich dort einen aufgerichteten Mast und an seinem Fuß eine große wohlverpichte Tonne mit der Aufschrift Post Office. Diese Tonne enthält Schreibwerkzeuge, damit die Verunglückten den ab- und zusegelnden Schiffen Nachrichten hinterlassen können, ferner Thee, Zucker, Cigarren und Salz. Unter dem Mast liegt eine Grotte, wo man Kleider, Lebensmittel, eingesalzenes Fleisch, Zwieback, Rhum aufgespeichert hat. Endlich sind auf der Insel Beete mit Zwiebeln und mit Melonen bepflanzt und Süßwasserbrunnen angelegt worden.

Am 5 October, immer noch an der australischen Küste und weit entfernt von der Torresstraße, hatten die Schiffbrüchigen ihr Boot auf den Strand eines Inselchens gezogen und dort ein Nachtlager gesucht. Am nächsten Tag fehlte das Boot, und war das Tau woran man es befestigt hatte abgeschnitten worden. Eingeborne vom Festland, die vermuthlich des Fischfanges halber auf dem Inselchen verweilt waren, hatten die Verunglückten landen sehen, ihnen das Mittel zur Flucht entwendet und machten sie jetzt selbst zu Gefangenen. Ihrer Kleider beraubt mußten die Unglücklichen den Australiern folgen, die ihnen nur wenig, oft genug gar nichts von ihren Lebensmitteln zukommen ließen. Dieser Stamm des Festlandes bestand aus etwa 80 Köpfen eines sehr häßlichen Menschenschlages, denn die Köpfe dieser Schwarzen waren unförmlich groß, ihre Gliedmaßen hager und ihr Unterleib vorhängend. Die Erzeugnisse der Küste, Muscheln, Schildkröten und Fische lieferten ihnen ihre tägliche Kost, bisweilen auch nahmen sie ihre Zuflucht zu wilden Früchten, Wurzeln und zum Zuckerschilf, das dort ohne Pflege fortkommt. Merkwürdigerweise schien eine Matrone das Oberhaupt des Stammes zu seyn. Sie weckte am Morgen das Lager, nannte jeden beim Namen, und gab ihm für den nächsten Tag Befehle, die sich auf das Sammeln von Lebensmitteln bezogen. Die Verunglückten wurden von ihnen nicht mißhandelt, bis auf einen einzigen der einen Fluchtversuch machte, und den Schlägen unterlag die er sich von ihnen zugezogen hatte, ja im Vergleich zu dem was die Abenteurer von den Papuas zu erleiden hatten, priesen sie die „Gastlichkeit" der Australier.

Da wollte es ihr Glück daß am 11 October, also am sechsten Tage ihrer Gefangenschaft, eine Goelette unter englischer Flagge dem Ufer sich näherte, der sich die Schiffbrüchigen durch Signale zu erkennen gaben, worauf sie der Befehlshaber des Fahrzeuges, Capitän Mac Farlane, aufnahm, von dem sie auch erfuhren daß sie sich in der Nähe des Cap Grenville, etwa unter 12° südlicher Breite befunden hatten. Der Prince of Denmark beeilte sich jedoch nicht die Geretteten abzusetzen, sondern erschien erst am 25 Dec. 1858 vor Port de France.

Zwei Tage später gieng von dort ein französisches Kriegsschiff mit dem Capitän P. als Wegweiser ab, um den bei Neu-Guinea zurückgelassenen Chinesen Hülfe zu bringen. Man suchte das Wrak zuerst bei dem Inselchen Adele, im äußersten Osten der Louisiaden, erreichte aber am nämlichen Tag (5 Jan. 1859) noch die nahe Insel Rossel, und wurde sehr bald des Sanct Paul ansichtig, der noch mit dem Bugspriet und dem Hintercastell über das Wasser ragte. Auf dem Eiland der Zuflucht, einem Korallenbrocken von 35 Mètres Länge und 20 Mètres Breite, war aber keine lebende Seele mehr anzutreffen. Ein Zelt welches über ein paar Bäume gespannt war, hieng in Fetzen, auch fand man abgesägte und ausgehöhlte Baumstämme, die als Tröge zum Auffangen des Wassers hätten dienen sollen, sowie eine Menge Schalen von Seethieren. Das Kriegsschiff wurde in die Lagune zwischen Insel und Korallenriff hineingebracht, nachdem man die Lücke gefunden hatte die bei allen Korallenbänken der Mündung eines Süßwasserbaches entspricht, denn im Süßwasser können die Korallen bekanntlich nicht bauen. Sobald man vor Anker lag wurden bewaffnete Boote ans Land geschickt, und in einem von diesen befand sich auch Hr. v. Rochas. Sogleich bekam man zwei Piroguen mit sechs Eingebornen zu Gesicht und verfolgte sie, es retteten sich aber die Papuas mit Zurücklassung ihres Fahrzeuges schleunig in das Rhizophorengebüsch des Ufers. Die Piroguen, ausgehöhlte Baumstämme, werden vor dem Umschlagen durch einen Ausleger gesichert, das heißt einen Rahmen, der mit dem Schiff schwimmt und am linken oder rechten Bord stark befestigt wird. Bewegung gibt man diesen Nußschalen mit Stangen, oder Rudern, oder Segeln, welche letztere aus einer Art Rohrmatten bestehen. Man hütete sich wohl, in der Hoffnung einen friedlichen Verkehr noch anzuknüpfen, die beiden Piroguen zu beschädigen, sondern setzte die Fahrt am Ufersaum fort. Plötzlich entdeckte man einen kleinen nackten Mann bis zum Gürtel im Wasser, der ohne einen Laut zu wagen durch Gebärden das Schiffsvolk einlud ihn aufzunehmen. Als dieß geschehen war, warf er sich dem Capitän P., der einen der Chinesen in ihm erkannte, in die Arme, und die ersten Worte die er herausbrachte, waren: All dead (alle todt.) Später jedoch setzte er hinzu,

Digitized by Google

daß noch vier von den Leuten des St. Paul unter den Rosselianern lebten, drei Chinesen und der ehemalige Schiffszimmermann, ein Preuße, der vor Hongkong erst Dienste auf dem St. Paul genommen hatte. Die Papuas hätten ihm, erzählte der Chinese, die Nasenwand durchbohrt, und ihm zur Zierde und zur Nationalisirung einen Knochen durchgeschoben. Wahrscheinlich war er, wie auch der kleine Chinese, von einem Häuptling adoptirt worden und gehörte jetzt zur Gemeinde.

Bald entdeckte man im Weiterfahren die Nähe eines Dorfes, und etliche dreißig Eingeborne kamen, da man die Waffen versteckt hielt und winkte, näher heran, die dreisteren sogar so nahe daß sie den kleinen Chinesen einluden wieder mit ans Land zu kommen, indem sie seinem schwachen Gedächtniß alle die Leckerbissen ins Gedächtniß riefen womit man ihn gefüttert hatte. Vergebens warf man ihnen Geschenke zu, sie ließen alles, selbst den Tabak verächtlich am Boden liegen.

Ueberzeugt daß man keinen friedlichen Verkehr mit diesen Leuten anknüpfen könnte, setzte man die Fahrt am Ufer fort und erreichte bald die Mündung eines Süßwassers, welches seitdem den Namen des Mordflusses (Rivière du Massacre) empfangen hat. Dort fand man noch die Kleidungsstücke der Chinesen in großen Haufen beisammen. Ein Baumstamm daselbst hatte als Henkerblock gedient, indem man über ihn die Unglücklichen spannte um ihnen lebendigen Leibes die Zöpfe vom Schädel zu reißen und sie dann mit Speeren zu erstechen. Die Chinesen hatten sich nämlich lange Zeit auf dem Zufluchtseiland gehalten. Wie die Noth erfinderisch macht, hatten sie sich Trinkwasser verschafft, theils indem sie Regenwasser auf einem aufgespannten Segeltuche sammelten, theils indem sie Seewasser durch einen aus Muscheln und Lederstücken verfertigten Destillationsapparat laufen ließen. So lange die Lebensmittel reichten und sie noch Muscheln fanden, hielten sie sich auf der Insel. Zuletzt stieg aber die Noth so hoch daß sie den treulosen Versprechungen der Papuas trauten, die sie nach einander in ihren Piroguen abholten, um sie dann ohne daß ihre noch übrigen Leidensgefährten etwas davon sehen und hören konnten, nach und nach grausam zu erwürgen und ihre Leiber zu verzehren.

Eine Rauchsäule die weiter binnenwärts aufstieg, erweckte die Hoffnung daß man auf eine Ortschaft stoßen würde, wenn man in den Fluß einliefe. Kaum aber drang man mit den Booten tiefer ein, so wurde das Fahrwasser von der darüber gewölbten Ufervegetation so stark beschattet daß man in der Dämmerung nur undeutlich die nächsten Gegenstände mustern konnte. Einer der Matrosen glaubte im Wipfel eines Baumes einen Papua zu erkennen, und augenblicklich füllte sich auf diese Entdeckung der Wald mit Geheul und wurden die Boote mit Steinwürfen begrüßt. Die Eingebornen wichen auch nicht eher als bis man ihnen verschiedene Kugeln zugeschickt hatte, während auf Seiten der Franzosen etliche Verletzungen empfangen worden waren. Da sich aber kein Dorf zeigen wollte, so mußten die Boote wieder umkehren. In der folgenden Nacht gieng es lebendig an der Küste zu. Man hörte das Geheul der Wilden, sowie die Klänge ihrer Muscheltrompeten, auch wurden an verschiedenen Uferplätzen Feuer angezündet, die als Signal zur Sammlung von Streitkräften oder vielleicht zu unheimlichen Festen dienen sollten.

Am nächsten Morgen kehrten die Boote nach der Stelle zurück wo man den Chinesen aufgenommen und die erste Ortschaft gesehen hatte, mußten aber, da man sie abermals angriff, nach dem Schiff zurückkehren. Sie wurden jetzt auf die andere Seite des Golfes geschickt, wo ein zweites Dorf entdeckt worden war. Ein Schwarm von Eingebornen empfieng die Barken auch hier mit Feindseligkeiten, und als sich der französische Anführer überzeugt hatte daß ein freundlicher Verkehr sich nicht anknüpfen wollte, sondern man nur mit kantigen Basaltstücken begrüßt wurde, die indessen, aus der Hand geworfen, nur zwei Matrosen leicht verletzten, so wurde Befehl gegeben den Papuas eine Züchtigung zu ertheilen. Eine Haubitze, die man bisher unter einem Mantel versteckt gehalten hatte, wurde jetzt enthüllt. Am Ufer hatten die Krieger mit ihren Speeren allerhand herausfordernde Bewegungen ausgeführt, während die Frauen Furien gleich die Rauflust der Männer reizten, den Wasserspiegel mit langen Ruthen peitschten und dazu wie Besessene heulten. Bei dem Anblick des Geschützes mochte den Wilden unheimlich zu Muthe werden, denn sie zogen sich etwas zurück. Dieß war das Signal zum Feuern aus der Kanone und aus den Flinten. Ein Schmerzensschrei am Ufer folgte auf die Salve und alsbald waren die Feinde verschwunden, so daß man unbelästigt landen konnte. Fünfzehn Mann blieben bei den Booten zurück, die übrigen, zwanzig an der Zahl, rückten gegen die Ortschaft vor, welche ihnen ohne Vertheidiger in die Hände fiel. Man durchsuchte alle Hütten des Dorfes, besonders eine neben der ein Kreuz aufgerichtet war, doch konnte man nirgends etwas von den vier „Adoptivkindern" der Papuas entdecken. Das Dorf wurde dann in Brand gesteckt, und als eine Nachforschung bei der zweiten Ortschaft ebenfalls fruchtlos blieb, lichtete das Kriegsschiff halb verrichteter Dinge die Anker.

Die californische Pony Estafette.

(Nach der London Illustrated News.)

Die große Wichtigkeit einen raschen Verkehr zwischen den an den Ufern der beiden Oceane gelegenen Staaten der Union zu unterhalten, hat man lange gefühlt, und wurden dem Congreß beständig Projecte vorgelegt sie durch Eisenbahnen oder Telegraphen zu verbinden. Noch aber liegt zwischen dem Missouri und Californien — eine Strecke von 2000 engl. Meilen — eine gewaltige Einöde von Prairien, sandigen Ebenen, Bergen, Wäldern und zwei gewaltige Gebirgsketten, die Rocky Mountains und Cascade Ranges. Durch diese muß die Eisenbahn, wenn man eine solche baut, ganz hindurchgehen, und wenn auch ähnliche Arbeiten bei den Alleg-

Digitized by Google

hanies wie auch in andern Ländern ausgeführt sind, so wird doch bei der jetzigen Lage der Dinge noch auf Jahre hinaus kaum an eine Bahn hier zu denken seyn.

Da aber Hr. W. H. Russell, von der Firma Russell maj. und Waddel, die mit der Regierung bedeutende Contracte abgeschlossen um Vorräthe und Lieferungen für dieselbe zu Lande an die Westküste zu befördern, die täglich steigende Wichtigkeit einer rascheren Verbindung bemerkte, so faßte er den kühnen Gedanken zwischen dem Missouri River und der Küste des stillen Oceans Pony Estafetten einzurichten, welche von New-York oder einer andern Stadt nach San Francisco ein Telegramm in acht- und einen Brief in dreizehn Tagen befördern sollten. Diejenigen welche das Land kannten, schüttelten bedenklich den Kopf; die Route sey zu nördlich, der Winter streng, die Straßen unpassirbar, da der Schnee oft 15 Fuß hoch liege. Damals gebrauchte man 115 Tage um eine rasche Reise von New-York nach San Francisco zu machen.

Gleichwohl ließ Hr. Russell sich durch solche Schwierigkeiten nicht abschrecken; er beschloß den Versuch wenigstens zu machen. So errichtete er zuerst auf der ganzen Route Stationen, die er mit Vorräthen aller Art reichlich versah, engagirte dann eine Anzahl furchtloser und zuverlässiger Reiter, und kaufte etwa 600 der besten Pferde die zu haben waren. Nachdem diese und sonstige nothwendige Vorkehrungen getroffen, giengen am 9 April 1860 zugleich zwei solche Ponies von San Francisco und von St. Joseph am Missouri ab, und obschon die Jahreszeit sehr ungünstig war und der Schmutz stellenweise 2—3 Fuß tief war, so wurde doch die ganze Entfernung, 1900 Meilen, in sieben und einem halben Tage zurück gelegt. Dieß Resultat war um so günstiger, da man von competenter Seite den April für den schlimmsten Monat erklärt hatte, und so giengen denn nun regelmäßig die Estafetten jede Woche ab und hielten genau die vorgeschriebene Zeit ein, bis im Juni dem Unternehmen sich neue Schwierigkeiten in den Weg stellten. Die wilden Indianer der westlichen Ebenen schossen einen der Couriere vom Pferd; man fand seinen Leichnam völlig ausgeplündert einige Tage später, doch war der Beutel mit den Briefen völlig unversehrt gelassen. Den Indianern ist es nur um das Pferd und die Waffen zu thun, und so hüteten sie sich durch Wegnahme der Briefschaften der Regierung unnöthig Anstoß zu geben.

Das gefährliche Terrain erstreckte sich etwa 350 engl. Meilen vom Salzsee im Utah-Territorium westlich nach Carson City. Auf dieser Strecke wurden die Unterbrechungen so beständig daß man sich genöthigt sah den Dienst hier einstweilen ganz aufzugeben. Die Briefe blieben also in Salt Lake und Carson City liegen, bis sich eine Gelegenheit bot sie sicher weiter zu befördern.

Man macht sich schwer einen Begriff von der Beschwerlichkeit und Gefahr einer Reise durch die westlich von den Rocky Mountains gelegenen Striche. Hunderte von Meilen weit ist es eine lange traurige Wüstenei, nur von Banden kriegerischer Indianer bewohnt, die auf Raub und Mord umherstreifen, und nur alle 15 engl. Meilen findet sich unter Aufsicht von zwei bis drei Personen eine Station für die Pony Estafette. Gelegentlich wird die Oede durch einen Emigrantenzug auf seinem Wege nach Californien oder Oregon unterbrochen. Tag und Nacht, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter oder die Angriffe der Rothhäute, jagt der Courier mit einer Geschwindigkeit von 12 Meilen per Stunde dahin, den Revolver im Gürtel, die Hand am Hahn seiner Büchse, während er unverwandt nach Rothhäuten ausspäht, um zuerst schießen zu können; unter ihm auf dem Sattel befindet sich der von so vielen ängstlich erwartete Briefbeutel. Niemand aber kümmert sich um die Gefahren welche der einsame Courier auf seinem Wege über Berg und Thal zu bestehen hat. Im Ganzen hat die Pony Estafetten-Compagnie sechs Leute verloren, welche von den Indianern getödtet wurden; in diesem Fall wird für die hinterbliebene Familie anständig gesorgt.

Es verdient bemerkt zu werden daß bisher erst eine einzige Briefpost verloren gegangen, und zwar unter besonderen Umständen. Die Briefe befinden sich in zwei ledernen Beuteln, welche dem Pony um den Rücken geschlungen und dadurch festgehalten werden daß der Reiter darauf sitzt, so daß die Beutel herabfallen wenn jenem auch ein Unglück zustoßen und das Pony weglaufen sollte. In dem obigen Fall hatte der Reiter trotz gemessener Befehle die Beutel an dem Sattel befestigt. In einer dunkeln Julinacht 1860 stolperte die nach dem Osten bestimmte Estafette auf der Brücke über den Platte River über einen Ochsen der daselbst sein Nachtquartier genommen, und stürzte in den Fluß. Der Reiter kam glücklich ans Ufer, dagegen blieben Roß und Briefbeutel spurlos verschwunden.

Die Compagnie hat übrigens durch die Indianer bedeutende Verluste erlitten, indem auch die Stationen geplündert oder niedergebrannt und die Pferde gestohlen wurden; in letzterer Zeit ist es damit besser geworden, nachdem eine Abtheilung regulärer Truppen im Verein mit einer von der Compagnie selbst organisirten Streitmacht die Indianer vertrieben und ihren Streifzügen ein Ende gemacht hat.

Ueber Roß und Reiter ist nicht viel zu sagen: letztere sind kleine, muthige, rüstige junge Leute, die große Beschwerden zu ertragen vermögen. Ihre Tracht ist verschieden, doch besteht sie meist aus einem rothwollenen Hemd, einem Rowdy-Hut und langem hellblauen Ueberrock mit kleiner Capuze und vielen Messingknöpfen. Gewöhnlich macht der Einzelne fünfzig Meilen und wechselt dabei einmal Pferde, doch machen sie, wenn es nöthig ist, auch mehr, wie denn z. B. ein solcher Bursche einmal zweihundert Meilen in vierundzwanzig Stunden zurücklegte, ohne anders als zu Pferde Speise und Trank zu sich zu nehmen. Die Ponies oder vielmehr kleinen Pferde sind die allerbesten Thiere die für Geld aufzutreiben sind, obschon sie durch ihr Aeußeres nicht besonders in die Augen fallen. Bisher haben die Estafetten die laufenden Ausgaben noch nicht aufgebracht, doch setzt die Gesellschaft sie gleichwohl fort.

St. Joseph oder St. Joe, wie die Amerikaner es auch wohl nennen, der Abgangspunkt dieser Stafetten, ist eine ziemlich nette Stadt auf dem östlichen Ufer des Missouri, und bildet den westlichen Schlußpunkt der Hannibal- und St. Joe-

Digitized by Google

Eisenbahn. Die Stadt steht zu den großen Ebenen in etwa demselben Verhältniß wie eine Hafenstadt zu dem Ocean, von hier gehen zu einer dreimonatlichen Reise quer durchs Land Hunderte von Reisenden und Wagenzügen ab, welche auf der Fahrt zwischen Californien, Oregon und den westlichen Staaten der Union begriffen sind. Ihre Fahrt über die Berge und durch die Ebenen ist eben so mühsam wie eine Reise über den Ocean, man trifft weder auf Städte noch auf Dörfer, und hat sich eben so sehr auf seine eigenen Hülfsmittel zu verlassen wie ein Schiff bei seiner Fahrt auf dem offenen Meer.

Eine Sklavenverschwörung in den Vereinigten Staaten.

Die Unionisten haben, wenn alle andern Mittel nicht verfangen wollen, einen Trumpf gegen die „Rebellen" des Südens in der Hand, den sie noch ausspielen können, nämlich den Aufruf zu einer Negermeuterei. General Fremont hat bereits den Feinden dieses Gift in einer kleinen Dosis beizubringen gesucht, aber die Bundeshäupter haben noch rechtzeitig die Lunte von der Pulvertonne hinweggerissen. Ohne Sklaverei keine wohlfeile Arbeit in den Baumwollenpflanzungen, ohne Baumwolle keine Rimessen nach Europa, ohne Rimesse kein atlantischer Handel, ohne atlantischen Handel kein mercantiler Reichthum in den Staaten der Ostküste. Die Freibodenmänner sagen laut: Gott sey gedankt daß wir nicht mit dem Unrecht der Sklaverei uns besudeln; sie setzen aber im Stillen hinzu, und noch mehr Dank daß sich andere für uns damit besudeln. Es hat also noch gute Wege ehe die Unionisten die Abolitionsfackel auf das Dach der carolinischen Pflanzer schleudern und die Bestialität des afrikanischen Blutes zur Hülfe rufen werden. Aber wenn es bis zu dieser Raserei käme, so könnte man immer noch fragen, ob die Neger wohl dem Rufe folgen würden? Der Narrenputsch des John Brown bei Harpers Ferry hatte wenigstens keinem Neger den Verstand verdreht, und die Geschichte der Vereinigten Staaten kennt bis jetzt nur drei Negerverschwörungen, nämlich eine aus dem Jahre 1741, wo dreizehn Afrikaner in New-York auf dem Scheiterhaufen endigten, dann ein Complott in Charleston, welches 1808 zwei Unglückliche auf den Holzstoß führte, und endlich die berüchtigte Verschwörung Denmark Vesey's.

Diese Episode der Sklavengeschichte hat für die jetzige Zeit einen beträchtlichen politischen Werth, denn sie beweist deutlich daß die Sklaven ein großes Talent zu geheimen Verbrüderungen besitzen und daß sie sich auch ohne fremde Anstifter von freien Stücken verschwören, sobald man ihnen nur einen Schimmer von Hoffnung zeigt wie im Jahre 1822, wo etliche abolitionistische Reden im Congreß bei Gelegenheit des Missouricompromisses ihnen die Köpfe verdreht hatten. Ueber die Geschichte von Denmark Vesey's Hochverrathsproceß erschien in Charleston selbst ein magerer amtlicher Bericht, der gleichwohl vier Auflagen erlebte, bis endlich eine genauere Geschichtserzählung von den beiden Gerichtspräsidenten nachfolgte. Schon jetzt, nach kaum vierzig Jahren, gehören diese gedruckten Acten zu den höchsten bibliographischen Seltenheiten, denn sie sind wie unter die Erde verschwunden. Im Süden selbst darf man sie nicht mehr suchen, denn die Pflanzer haben alle Exemplare deren sie habhaft werden konnten verbrannt, aus Furcht sie möchten in die unrechten Hände fallen, nämlich in die Hände von Farbigen. Ein Essayist im Atlantic Monthly hat indessen diese Urkunden aufgetrieben und einen Bericht über den merkwürdigen Proceß geliefert, der uns zu sehr ernsten Gedanken führen muß.

Am 25 Mai 1822 kam Devany, ein Sklave des Obrist Prioleau in Charleston, mit einem andern Neger, William, in ein Gespräch, und dieser erzählte ihm daß eine Verbrüderung unter den Farbigen bestehe um ihre Ketten zu brechen. Gleichzeitig lud er ihn ein dem Bunde beizutreten. Devany aber, ein verzagter Mensch, beichtete nach etlichen Tagen seinem Herrn die Sache. Der Gemeinderath erhielt von dem Obristen sofort Anzeige, man verhörte William, der noch zwei Mitschuldige, Mungo Harth und Peter Poyas, angab, als aber diese letzteren mit einer gut geheuchelten Entrüstung den Verdacht abschüttelten, ließ man sie wieder frei und setzte die Untersuchung nicht fort. Nach 14 Tagen erfolgte aber eine zweite Denunciation, dießmal sehr ernster Natur. Der schwarze Bediente eines Methodistenpredigers erzählt seinem Herrn daß auf Sonntag den 16 Juni der Ausbruch eines Sklaventumults angesetzt sey. Dieß geschah am Freitag, also hatte man nur noch 48 Stunden zu verlieren. Der Gouverneur Bennett aber traf mit großer Fassung seine Anstalten. Die Bewohner von Charleston selbst erfuhren nicht das mindeste von der furchtbaren Gefahr, da man aber schon seit der ersten Denunciation Milizen aufgerufen hatte und Patrouillen durch die Stadt gehen ließ, so wurden nur gewisse Punkte, auf welche es die Sklaven abgesehen hatten, schärfer besetzt. Die Verschwörer merkten daß die Behörden gewarnt und auf der Hut seyen, sie bestellten also den Aufstand wieder ab und der Sonntag selbst sowie die Nacht zum Montag verstrichen ruhig. Am Dienstag begann man damit zehn Farbige zu verhaften und darunter drei der Rädelsführer, Denmark, Peter Poyas und Mungo Harth. Damit war der Viper das Haupt abgeschlagen. Ueber den Anstifter der Verschwörung wurde aber folgendes bekannt.

Einer der ältesten Sklavenhändler, Capitän Vesey von Charleston, war im Jahr 1781 mit einer Fracht von 390 Schwarzen an Bord nach dem Cap unter Segel als seine Aufmerksamkeit von einem 14jährigen Negerburschen angezogen wurde, den er um sich behielt und Telemach benannte, aus welchem Namen durch Verderbung Denmark entstanden ist. Bei Cap Francis angekommen, hatte der Capitän den Buben überdrüssig, verkaufte ihn und segelte nach St. Thomas. Als er aber später zum Cap zurückkehrte, wurde ihm Denmark wieder abgeliefert und Rückgabe des Kaufschillings verlangt, weil sich in der Zwischenzeit gezeigt hatte daß der Knabe epileptischen Zufällen unterworfen sey, wodurch nach den Orts-

Digitized by Google

geſetzen der frühere Kauf ungültig wurde. Der Capitän behielt ſeitdem Denmark um ſich, der ihn 20 Jahre treu bediente. Im Jahre 1800 gewann aber Denmark in der Lotterie der East-Bay-Street 1500 Dollars und erkaufte ſich um 600 Dollars die Freiheit. Von dieſer Zeit ab arbeitete er auf den Schiffswerften bei Charleſton und zeichnete ſich durch phyſiſche Stärke wie durch Anſtelligkeit aus. Seine Frauen und ſeine Kinder pflegte er durch Launen, Befehlshaberluſt und Grauſamkeit zu quälen. Er war ein Mann wie geſchaffen um Afrikaner zu beherrſchen, und ließ ſich keine Gelegenheit entgehen die Farbigen gegen die Pflanzer aufzuhetzen. Während der Debatten über den Miſſourivergleich ſpiegelte er einer großen Anzahl von Sklaven vor, der Congreß habe bereits ihre Befreiung ausgeſprochen, und ihre Herren hielten ſie nur noch widerrechtlich unter dem Joch. Wenn die Farbigen mit Ergebung und niedrigem Sinn ſich in ihr Schickſal fügen wollten, rief er ihnen zu: „So bleibt Sklaven, da ihr's nicht beſſer wollt!“ Sein Haus wurde bald der Herd der geheimen Umtriebe, und Denmark ſelbſt von den Mitverſchwornen als ihr Oberhaupt angeſehen. Die Beweggründe die ihm bei ſeinem gefährlichen Unternehmen leiteten, waren keine niedrigen, denn er geſtand einem Mitverſchwornen offen: „Ich ſelbſt bin mit meiner äußerlichen Lage wohl zufrieden, weil ich frei bin, aber da alle meine Kinder der Sklaverei verfallen ſind, ſo will ich ſehen was ſich für ſie thun läßt.“

Der zweite im Bunde, Peter Poyas, gab den Verſchwornen ihren Schlachtplan. Er führte auch die Liſten der Mitwiſſer, und entſchied wen man ferner noch einweihen ſollte; auch war er zum ſoldatiſchen Oberhaupt beſtimmt. Seine moraliſche Stärke beruhte auf der Gewalt ſeines Blickes. Wenn er einem Sklaven mit ſeinen Augen bis in die Werkſtatt der Gedanken und Beſchlüſſe hineinſah, war dem Zauber nicht zu widerſtehen. Als er ſpäter mit einem Cameraden auf der Folter lag und dieſer geneigt ſchien zu reden, erhob er ſich ein wenig und rief ihm zu: „Stirb wie ein Mann,“ worauf dem Unglücklichen kein Wort mehr zu entlocken war. Ein dritter Anführer war Jack Purcell oder Gullah Jack genannt. Gullah war in ſeiner Heimath Angola ein Mganga, das heißt ein Zauberer geweſen, und hatte ſeinen edlen Beruf in Amerika fortgeſetzt. Er war ein vortrefflicher Recrutenwerber, und namentlich ſeine Landsleute aus Angola widerſtanden ſeinen Verführungen nicht.

An Sonntagen pflegte ſich Charleſton mit Sklaven von den Nachbarpflanzungen zu füllen, und in der Regel mochten an Tauſend ſolcher Perſonen der Stadt zuwandern. Da alſo ein Zuſammenlauf Farbiger an einem ſolchen Tage weniger Aufſehen erregte, ſo hatte man auch auf einen Sonntag den Schlag angeſetzt. Die Verſchwornen waren in 6—7 Rotten getheilt unter je einem Anführer, und jeder hatte ſeine beſondere Aufgabe. Man beſaß vorläufig nur etliche hundert Piken, Dolche, Säbel und ſelbſtgefertigte Flinten, gerade genug um den erſten Schlag auszuführen, das Arſenal und etliche Waffenläden zu erbrechen und zu plündern, etliche wichtige Verkehrsmittel wie Brücken zu ſperren, und während die Stadt an vier Orten in Flammen aufgehen ſollte, jeden Weißen zu ermorden der ſich in den Straßen zeigen würde. Was mit den weißen Frauen angefangen werden ſollte, war nicht feſt entſchieden worden, einzelne Häuptlinge ließen ihren Appetit durchblicken, Denmark aber ſoll geſagt haben: „Laßt niemand am Leben, denn wenn der Streich gelingen ſoll, müſſen wir unſre Brüder auf Haiti uns zum Muſter nehmen.“ Daß nun freilich keine Ausſicht war im Süden der Union auf die Dauer ein zweites San Domingo zu gründen, ſieht wohl jeder von ſelbſt ein, aber ganz ſicher bleibt es daß die Sklaven, ehe der Aufruhr hätte gedämpft werden können, in Charleſton ſelbſt und auf mancher ſüdcaroliniſchen Pflanzung gemordet und geſengt haben würden, wenn man die Verſchwörung nicht rechtzeitig entdeckt hätte, weil in Charleſton ſelbſt gar niemand vorbereitet geweſen und die Bürger wehr- und rathlos überfallen worden wären.

Im Laufe der Verhöre ergab ſich daß die am ſchwerſten Belaſteten gerade ſolche Sklaven waren gegen die ſonſt am wenigſten zu klagen war und die man für die bravſten gehalten hatte, mit andern Worten, es waren die beſſeren und die gewichtigeren Elemente unter den Farbigen, welche die Sklaverei am unerträglichſten gefunden hatten. Denmark duldete nicht daß Sklaven ins Geheimniß gezogen würden die man auch nur einmal betrunken geſehen hatte. Ein Mitwiſſer wurde ausgeſtoßen, weil er der Geſchwätzigkeit überführt worden war. Keine Frau wurde in die Verſchwörung gezogen, weniger weil man ihnen mißtraute, als damit die Kinder doch nicht beide Eltern zugleich verlören, wenn etwa der Anſchlag mißglücken ſollte. Peter Poyas verbot aufs ſtrengſte irgendeinen farbigen Bedienten oder Hausſklaven einzuweihen, weil dieſe Leute durch ihren hohen Lohn verwöhnt ſeyen. Nie hat man die wahre Ausdehnung der Verſchwörung erfahren, man ſprach von 9000 und von 6000 Mitwiſſern, aber beide Ziffern ſind gewiß ſtark übertrieben. Auch vier Weiße waren des Einverſtändniſſes verdächtig, nämlich ein Spanier, ein Franzoſe, ein Deutſcher und ein Carolinier, doch fand ſich nichts Entſcheidendes gegen ſie vor und wurden ſie daher wieder entlaſſen.

Mittwoch am 19 Juni, alſo den Tag nach den Verhaftungen, begann das öffentliche Verfahren. Man duldete keine Oeffentlichkeit, ſondern ließ nur die Leibherren und die juriſtiſchen Vertheidiger der Angeklagten zu. Für dieſen Proceß wurde überhaupt ein ganz neues Ausnahmsverfahren aufgeſtellt. Das Urtel ſollte, wie geſagt, nur in Anweſenheit des Leibherrn und Vertheidigers erfolgen, die Ausſage eines einzigen Zeugen, wenn ſie nicht durch ſtumme Beweisſtücke unterſtützt werde, ſollte nicht die Todesſtrafe nach ſich ziehen; Vertheidiger konnten ſich die Angeklagten ſelbſt wählen, wenn ſie freie Leute waren, im andern Falle beſtimmten ihre Herren den Advocaten. Bei dieſem Strafverfahren begegnet uns ein ſeltſamer juriſtiſcher Miſchmaſch, wie er nur durch die rechtliche Unnatur der Sklaverei entſtehen kann, denn der Sklave iſt als Verbrecher doch gewiß eine Perſon, das Verfahren behandelt ihn aber wiederum als eine Sache, wie das Eigenthum eines dritten, denn der geſetzliche Schutz gegen den richterlichen Irrthum, den die Oeffentlichkeit und die Beſtellung

Digitized by Google

eines Vertheidigers gewähren kann, wurde nicht dem Angeklagten selbst, sondern ihren Herren als Eigenthümern einer Sache zugewendet. Schließlich wurden denn auch 35 Farbige zum Tode, 34 zur Deportation verurtheilt, 27 gänzlich und 25 wegen Mangel mehreren Verdachts freigesprochen. Die Executionen fanden am 2, 12 und 26 Juli statt, so rasch gieng es von der Anklagebank zum Galgen! Alle Verurtheilten starben mit der höchsten Fassung, und nur der Zauberer machte eine klägliche Ausnahme, auch mußten die Richter selbst gestehen daß sie trotz der angewendeten Foltern nur wenig aus den Angeschuldigten hatten herausbringen können, obgleich die Verschwörung eine so große räumliche Ausdehnung besaß daß 40 engl. Meilen von der Stadt die Sklaven von nicht weniger als vier Plantagen auf den Listen standen.

Als die Bewohner Charlestons von der überstandenen Gefahr unterrichtet wurden, war der Schrecken ein ganz gewaltiger, und noch lange nachher wurde das Patrouilliren fortgesetzt. Seltsam genug wurden damals in der Presse Anträge zur Ersetzung der Negerarbeit durch freie Arbeit laut, während heutigen Tages jeder für eine solche Ketzerei getheert und gefedert werden würde. Diese löblichen Vorsätze fanden auch keine Anhänger, sondern man suchte in der Strenge sein Heil. Seitdem wurde es Gesetz daß jeder farbige Matrose, solange sein Schiff in einem carolinischen Hafen lag, in Ketten geschlossen, und daß sämmtliche Schulen für Farbige in Südcarolina verboten wurden. Pensil, der Hauptverräther, erhielt ein Geschenk von 1000 Dollars, und Devany die Freiheit. Letzterer soll sich ein Vermögen erworben haben, noch heutigen Tages leben, und — die einzige Person im Staat — das Recht der Steuerfreiheit genießen.

Ueber die ältesten biblischen Sagen.

Von Julius Braun.

3. Vom Paradies.

(Schluß.)

Es frägt sich was unter solchen Umständen den sogenannten indogermanischen oder arischen Völkern von eigenem Ideenkreis überhaupt noch übrig bleibt. Man ist gewohnt ihnen als Ureigenthum jene Verehrung aller reinen Naturwesen zuzuweisen, wie sie von Indien bis Italien vorliegt. Dahin gehören Uranus-Varuna als Gott der Himmelswölbung, Jupiter-Zeus-Indra als Blitz und Donnergott, Mithra, der Sonnengeist der Perser und Inder, ferner Wasser, Feuer, Erde, die Flußgötter und Winde ꝛc. Aber dieser ganze Vorstellungskreis scheint auch allen semitischen Religionen zu Grund zu liegen, und nur erdrückt worden zu seyn von ägyptischen Gerölln. Verehrten doch auch die Phöniker Berg und Wald, und Quell und Wiese ganz wie die unverfälschtesten Hellenen. Wenn die arischen Perser in ihrem Heereszug einen Wagen der Sonne mit weißen Pferden bespannt mit sich führten, so fehlte dieser Wagen auch den syrischen Sonnentempeln zu Emesa, Heliopolis und den abgöttischen Königen von Israel nicht. Wenn zu Babylon der ägyptische Osiris aufgehen sollte im Bel-Zeus, so mußte dieser Gewittergott der arischen Völker in Babylon bereits seine Verehrung haben. Aber wenn auch ein besonderer und gemeinsamer Vorstellungskreis den Ariern und Semiten ursprünglich eigen war, so sind doch in Folge des ägyptischen Einflusses die ureigensten Ideen dieser Naturreligion umgestaltet worden. Anders als in babylonisch-ägyptischer Färbung ist jener Zeus, wie wir gesehen, von Indien bis Italien, nirgends mehr zu treffen. Nicht nur Osiris mit seinem bereits in Aegypten erworbenen Planeten Jupiter ist in ihm aufgegangen, sondern auch der nach ägyptischem Brauch in den Osiris herabgezogene Amun und Amun-Re. Im Amuntempel zu Theben in Aegypten schloß man allnächtlich ein Weib ein; dasselbe that man im obersten Tempelgemach des Bel-Zeus zu Babel. Dem Amun-Zeus war der Widder heilig; vielleicht deßwegen hat Indra-Zeus Widdergestalt, während er (Weber, Ind. Literaturgesch. 51) den Medhatithi, Kanva's Sohn (Ganymedes) in den Himmel entführt. Zu den Vorstellungen jener Naturreligion muß man sich hüten die Aditja's, diese Lichtgeister, als vermeintlich arische Erfindung zu rechnen. (Wie R. Roth, Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellsch. VI., und seine Nachfolger thun.) Die indischen Aditja's entsprechen den guten Geistern des zoroastrischen Systems, und stammen sammt Ormuzd und Ahriman und der ganzen Vorstellung vom Reich des Lichts und der Finsterniß nicht aus Naturanschauung, sondern aus der Sagengeschichte und moralischer Speculation, aber nicht aus arischer Speculation, sondern aus babylonisch-ägyptischer. Auf babylonischen Cylindern und Thontafeln läßt der Kampf der guten und bösen Geister sich ins höchste Alterthum verfolgen, und muß im semitischen Asien uralt seyn, denn er findet sich auch auf den fernen Grabwänden, Thon- und Silbergefäßen Etruriens dargestellt. Die semitische (lydische) Colonie aber, welcher Etrurien seinen asiatischen Ideen- und Formenbesitz verdankt, hat Asien vor dem trojanischen Krieg verlassen. Es wird uns umsoweniger wundern, den Ideenkreis der arischen Völker von Babylon abhängig zu finden, da deren Abhängigkeit in aller übrigen Cultur sich schon früher herausgestellt. Die Zinnen des medischen Ekbatana leuchteten von babylonischem Ziegelschmelz; die Säulen und Wände des dortigen Königpalasts und Anahitdtempels waren in babylonischer Weise mit Gold und Silber überzogen. Babylonische Wunderthiere, babylonische Säulenformen, babylonisch dicke Erdwände standen auf der Palastterrasse von Persepolis. Aber so wenig als die religiösen Ideen ist die babylonisch-ninivitische Bauweise in Babylon und Ninive erfunden. Wenn in Ninive labyrinthisch geordnete Paläste gegenüber einer hohen Grabpyramide (wie zu Nimrud) stehen — Paläste, deren Erdwände mit Sculpturplatten bekleidet sind und die im Innern großentheils dunkel waren — so weist uns dieser Baustyl sowohl als der ganze Plan der Anlage auf das ägyptische Labyrinth und seine Pyramide am Mörisee zurück.

Digitized by Google

Wir haben bei Gelegenheit des babyloniſchen Thurms wahrſcheinlich zu machen geſucht daß jene ägyptiſchen Colonien, welche in Babylonien abſtiegen, in Folge des Hykſoseinbruchs Aegypten (vom oberen Nil aus um Arabien herum) verlaſſen haben dürften. Eben jene Zeit war es, da man in Aegypten, wie das Labyrinth beweist, Erdwände mit Sculpturplatten bekleidete und die letzten Pyramiden baute. Wir haben zu gleicher Zeit wahrſcheinlich zu machen geſucht, wie die turaniſch-babyloniſche Keilſchrift ſich nach dem Vorbild der nach Babylon übertragenen Hieroglyphenſchrift gebildet habe. Es iſt längſt anerkannt, wie alle ariſchen Alphabete, perſiſche Keilſchrift und indiſche Curſivſchrift, aus Babylon ſtammen.

Aber, könnte man einwenden, eine eigene Schöpfungsſage haben doch die Parſen, die Sage vom Urſtier. Dieſer Stier war das erſte Geſchöpf des Ormuzd, und wurde von Ahriman ermordet. Aber damit half der Böſe nur zur Entwicklung der übrigen Geſchöpfe, denn aus dem Schweif des Stiers wuchſen die Getreideähren, aus ſeinen Hörnern die Bäume, aus ſeinem Blut die Traube, aus ſeiner Seite gieng der erſte Menſch hervor. Man muß geſtehen, dieſer Mythus iſt ſo unſinnig roh daß er der ſchöpferiſchen Phantaſie der alten Arier keine Ehre machen würde. Aber auch ſo entſpringt er nicht einmal ihrem eigenen Gedankenkreis, ſondern iſt ſicher nur ein Mißverſtändniß jener Kampfſage die in ſo verſchiedener Geſtaltung uns vorliegt — des Kampfs zwiſchen Oſiris und Typhon ſelbſt. Oſiris-Zeus iſt ſelber der Stier — als Stern Tiſtrya-Jupiter im Kampf mit dem Dämon Apaosho hat er auch im Aveſta noch Stiergeſtalt — der Stier, der von Ahriman-Typhon umgebracht wurde. Da in Aegypten der Stier (der Stier Onuphis) das heilige Thier des Oſiris iſt (und darum auch des kretiſchen Zeus), und da Oſiris ermordet wurde, konnte er nach ägyptiſchem Hieroglyphenbrauch ſelber als ermordeter Stier dargeſtellt werden. Dieſe Anſchauung wurde nicht mehr verſtanden, ſo wenig als das Grab des kretiſchen Zeus, nachdem Oſiris durch Aufgehen im aſiatiſchen Himmelsgott unſterblich geworden war. Man ſuchte dem Stier einen andern Sinn und Zweck unterzuſchieben, und fand einen Sinn der inſofern richtig iſt, als durch die Ermordung des ägyptiſchen Stiers Oſiris allerdings nicht die Schöpferkraft des babyloniſchen Oſiris-Zeus-Ormuzd beſeitigt war. Die Sage ſelber wird reichlich angedeutet im Aveſta, ausführlicher mitgetheilt im Bundeheſch, und iſt abgebildet auf der Vorderſeite jener ſogenannten Mithrasaltäre, die man auch am Main und Neckar findet. Wir ſehen da den perſiſch gekleideten Ahriman auf den niedergeworfenen Stier knien und ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen. Ormuzdiſch gute Thiere, wie Hund und Hahn, Ahriman'ſche böſe, wie Schlange, Scorpion, Löwe, nehmen an dem Kampfe theil. Der Schweif des Stieres theilt ſich bereits in Getreideähren, über ſeinen Hörnern erſcheinen Bäume ꝛc. In den oberen Ecken rechts und links ſieht man den Sonnengott Mithra, und die Mondgöttin Anahid (die ägyptiſche Anath oder Tanath, Artemis von Epheſus) welche die geretteten Kräfte bewahren ſollen. Unbegreiflichſterweiſe hört man von dieſer Darſtellung immer noch als von einem „Stieropfer des Mithra“ reden, als ob der auf dem Stier kniende Mörder „Mithra“ ſeyn könne, derſelbe Mithra, den wir oben in der Ecke als ſchützende Gottheit ſchon einmal haben!

Da wir am Mythendeuten ſind, wollen wir zugleich eine andere, noch ſchwierigere Frage zu erledigen ſuchen, auf welche zurückzukommen wir erſt jetzt ein Recht haben, nachdem an ägyptiſchen Elementen eine ſo reiche Fülle nachgewieſen iſt. Es handelt ſich um Hom, den Genius der Hompflanze. Wer iſt dieſer Hom? Iſt er in der That nichts als eine Abſtraction aus der Pflanze deren Saft man genießt? Aber er wird doch als ein lebendiger Gott angerufen, „der ſchönſte in der ganzen mit Körper begabten Welt, majeſtätiſch und unſterblich“ (Spiegel, Aveſta, II, 69), der alle möglichen Wünſche erfüllen kann. „Ihm hat Ahura-mazda zuerſt gebracht den Gürtel, den mit Sternen beſetzten, im Himmel gefertigten nach dem guten, mazdayaçniſchen Geſetz.“ Das iſt der Gürtel Koſti, mit welchem der junge Parſe umgürtet wird, als Zeichen daß er der Religionsgemeinſchaft angehöre, und derſelbe Brauch iſt auf die jungen Brahmanen übertragen worden. „Mit dieſem umgürtet weilſt du auf den Höhen der Berge um aufrecht zu halten die Gebote und Vorſchriften des Manthra“ (des „Wortes“). Es wird kaum zu läugnen ſeyn daß die Ertheilung dieſes erſten Gürtels an Hom ein religionsgeſchichtlicher Auftrag, eine Weihe zum Propheten ſey. Hom iſt der „große Spender der Weisheit und der Heilmittel.“ Alle andern Wiſſenſchaften hängen mit Aeshma (dem Gegner des Devsbekämpfer Herkules-Sraosha) zuſammen, dem argen; die Wiſſenſchaft des Haoma hängt mit Asha zuſammen, dem Erfreuer.“ Wenn wir im Kreis der ſemitiſch-ägyptiſchen Cultur uns nach einem Gott umſehen, der ſolcher Bedeutung entſprechen könnte, ſo bietet ſich uns einzig der phöniziſche Heilgott und Weisheitsgott, der bei Phönikern und Karthagern mit ägyptiſchem Namen „Aſchkley,“ d. h. der große Offenbarer (Asklepios), und Eſchmun, der Achte, d. h. der achte der großen Götter Aegyptens, genannt wird. Es iſt der Mondgott, der in Aegypten allerdings die achte Stelle einnimmt, der Gott von Hermopolis oder Achmunein (Eſchmunein). Aus ſeiner Stelle als Mondgott iſt er bei den Phönikern verdrängt worden durch die Göttinnen Tanath, Aſtarte ꝛc., und behielt nur die Bedeutung die er als Thot (oder Hermes) der zweimalgroße in Aegypten bereits hatte: Heilgott und Weisheitsgott zu ſeyn. Thot der zweimalgroße iſt es, der die Offenbarungstafeln des dreimalgroßen Thot oder Sonnengottes ins Menſchliche überſetzt. Wir haben geſehen daß dieſe Anſchauung ſich eingeflochten in die meſopotamiſche Fluthſage, ſofern man unter den Offenbarungstafeln, welche nach der Sündfluth Thot der zweimalgroße überſetzen ſoll, jene während der Fluth in der Stadt des Sonnengotts zu Sippara begrabenen verſtand. In der betreffenden Notiz bei Manetho heißt jener zweite Hermes (alſo der Mondgott) „Agathodämons Sohn“ (des guten Urgeiſtes). Auf beide, Agathodämon und Hermes führen die Sſabier Meſopotamiens ihre Weisheit zurück (eine Fülle von Zeugniſſen bei Chwolſon, Sſabier I, 781 ꝛc.) und folgen darin offenbar nur der altchaldäiſchen Anſchauung, denn auch der babyloniſche Mondgott Sin hat die Eigenſchaf-

Digitized by Google

ten des ägyptischen, z. B. „Herr der Geister," Seelenführer Hermes, zu seyn (H. Rawlinson in G. Rawlinson „Herodotus"). Im Tempel desselben Mondgottes zu Harran feierten die Sabier ihre Mysterien und empfiengen geweihtes Brod und geweihten Trank, also gleichfalls ein Hom-Opfer, und zwar an den Festen des Mondgottes (Chwolson II, 331, I, 496). Was Wunder, wenn wir den als Mondgott ganz oder halb außer Amt gekommenen Offenbarer bei den Ariern als Mysteriengott und Propheten Hom wiederfänden? Auch die anderen Genien Zoroasters, wie wir gesehen, sind nichts als Verflüchtigungen aus semitischen Götterbrocken, und wir können unmöglich irgend welchem Volk die Abstractionskraft und Lust zuschreiben, daß es aus einer zerquetschten Pflanze, aus dem Erzeugniß seines eigenen Mörsers einen mächtigen Gott gewinne. Da ist denn doch wahrhaftig natürlicher und menschenverständiger, den Gott im Symbol seiner Pflanze, seines Heilkrauts zu verehren, als das Heilkraut zum Gott zu erheben und aus ihm heraus einen anbetungswürdigen Gott zu erfinden. Auch der griechische Thot-Hermes verleiht in der Odyssee das Heilkraut, das den Leib vor Verwandlung sichert. Aber dem phönikischen Asklepios wird eines beigelegt mit Namen Aštesmunim (Chazir Eschmun, Kraut des Eschmun, vergl. Gesenius, phönik. Monum. IV, 386), welches wie Soma einen kurzdauernden Wahnsinn, ähnlich der Begeisterung der Seher und Dichter erzeugen soll (Apulejus über die Kraft der Kräuter, 22). Dieses Heilkraut des Hom ist zugleich Symbol der ewigen Unsterblichkeit, wird also von Niemand passender verliehen als von dem Gott, der schon in Aegypten eine so bedeutende Rolle in der Unterwelt spielt, dem Seelenführer Hermes-Thot. Dieser erscheint ibisköpfig als Schreiber beim Seelengericht, und wird in ganzer Ibisgestalt abgebildet. Daraus erklärt sich jener Vogel Karschipta (ägyptisch Chib, Ibis) der in Yima's Garten das mazdayasnische Gesetz verkündet hat. Daß wir vollends ein Recht haben, unter Zoroasters Hom einen einstigen Mondgott zu denken, beweist uns der indische Soma, welcher Mondgott geblieben ist. Zwar versichert man gewöhnlich, Soma (auch in Indien sowohl zubereiteter Trank als mächtiger Genius) sey erst später zum Mond und Genius des Mondes geworden. Es verhält sich damit nicht anders, als mit der Seelenwanderung, dem Gott Siwa ꝛc., deren Vorkommen in den vedischen Hymnen man läugnet, so lang der Horizont über diese Hymnen hinaus nicht reicht. Dann aber sind diese Dinge, wenn auch oft unter anderem Namen, plötzlich vorhanden. Es heißt in einem bekannten Hymnus des Rigveda: „Du hast erzeugt alle diese Pflanzen, die wir sehen, o Soma; du hast erzeugt das Wasser; du hast erzeugt die Kühe; du hast ausgebreitet die unermeßliche Luft; du hast eröffnet durch dein Licht das undurchdringliche Dunkel . . . . . ꝛc. Unermeßlich ausgedehnt ist deine Wohnung, o Soma! Du bist der Reiniger, gleich dem wunderboren Mithra, du lässest wachsen die Wesen ꝛc." Das sind Aufgaben und Vergleiche, die allein auf den Mondgott passen, der mit nächtlichem Licht und Thau das Wachsthum fördert, wie Mithra am Tage. Wir sind um so mehr genöthigt, unter Soma bei den Indiern zu jeder Zeit den Genius des Mondes zu verstehen, als dieses mächtige Gestirn, das auch nach indischem Glauben die Seelen an sich zieht, ohne allen Cultus bliebe. Nur in der Mondnacht durfte die ihm heilige Pflanze auf ihren Bergen gesammelt werden. Wenn aber die dem Mondgott heilige Pflanze ihn stellenweis selber verdrängt, so darf uns das so wenig irre machen, als wenn in Aegypten sein lebendiges Symbol, der Ochse Apis (mit einem Beinamen des Mondgotts „Hapi," Richter, Todtenrichter genannt) ihn vertritt. Man hat darum in Aegypten den Mondgott doch nicht für einen Ochsen gehalten.

Wir haben uns weit herumführen lassen um die Sage vom Paradies, vom Lebensbaum und der Schlange des Paradieses zu erklären. Nach dem Mitgetheilten wird es nicht mehr erlaubt seyn zu fabeln von Ideen und Fragen die (wie die Frage nach dem Ursprung des Bösen in der Welt), „unter jedem Volk entstehen müssen." Wenn die Form, in welche die Lösung der Frage sich kleidet, von Volk zu Volk ererbt ist, dann ist die Frage selbst ererbt. Eine Schlange hat zum Abfall von den guten Göttern gereizt, und darum ist das Paradies verloren. Nur darin kann ein Unterschied liegen was für eine Bedeutung man dieser Schlangenform an verschiedenen Plätzen gegeben hat. Ein solcher Wechsel der Bedeutung geht aber nicht bei Empfang der Sage, sondern sehr allmählich vor sich. Bei den Hebräern ist die Mythengeschichte beiseite geschoben und die Schlange zur Vertreterin aller bösen Neigung in der Welt geworden, eine Neigung die in jeder, auch der ungetrübtesten Menschenbrust ihren Boden hat und zum eigenen Verderben erweckt werden kann. Hiermit wäre allerdings in die fremde Form eine eigene und tiefere Antwort gelegt. Sie klingt noch nach in der Pandorasage bei Hesiod, obgleich die Form sich dort dermaßen verschoben hat daß sogar die Schlange abhanden gekommen. Pandora, das erste Weib (denn neben ihr gab es nur Titanen) hat bei ihrer Ankunft auf Erden nichts eiliger zu thun als (vollkommen entsprechend der hebräischen Eva) den Deckel von dem bis dahin unberührten Faß der Leiden zu heben, so daß sie zahllos herausfliegen. Vorher waren Krankheit, Mühsal, Arbeit nicht vorhanden und nur die That des ersten Weibes ist daran schuld, daß der Mensch sich quälen muß um die verborgene Nahrung. Nur die „Hoffnung" blieb übrig, nachdem aus Epimetheus Haus alle anderen Glücksmotive durch die hervorbrechenden Leiden verjagt waren. Das erinnert an Meschia und Meschiane, die durch den Genuß jener von Ahriman gereichten Früchte, alle ihre Glückseligkeiten „bis auf eine" verloren haben.

Die Verfolgung der biblischen Sagen in ihre letzten Wurzeln zurück und in ihre äußersten Ranken hinaus ist uns somit Anlaß geworden, das ganze asiatische Religionsgeschiebe und Getriebe mit hoffentlich klarem Verständniß zu durchschauen, und mit der Ideenbewegung zugleich den Weg der ältesten Völkerbewegung inne zu werden. Zur Verstärkung des ägyptischen Elements in Babylon könnten wir noch beifügen, wie auch die hebräische, mit den andern Sagen dort aufgenommene Schöpfungsgeschichte auf ägyptischer Erinnerung beruht. Wir erkennen fast alle Voraussetzungen der ägyp-

Digitized by Google

tiſchen, aus Geiſt und Urgewäſſer (Kneph-Amun und Neith), Zeit und Raum (Sevek und Pacht-Ilithyia) vereinigen Urgottheit (pythagoräiſch Tetraktys) wieder. Beiderſeits haben wir eine Schöpfung, die nicht aus dem Nichts, ſondern aus den vorhandenen Stoffmaſſen hervorgeht. Es heißt nicht: „Er ſchuf," ſondern „er bildete" Himmel und Erde. Dasſelbe Wort „bilden" ſteht für das Bilden der Menſchen und Thiere aus Erdſtoff (eigentlich „Hauen"). Beiderſeits der wehende Geiſt Gottes (bei Sanchuniathon: Kol-piach, Windeswehen), und eine Stoffmaſſe aus Waſſer und Erde gemiſcht (bei den Aegyptern die Göttin Neith, phönikiſch Muth, pythagoräiſch Dyas). Die Urzeit als ſolche fehlt, aber der finſtere Urraum (die Göttin Pacht) iſt in der Finſterniß des Chaos übrig. Das Urfeuer oder Urlicht leuchtet wie in Aegypten (Phtah-Hephäſtos), bevor die Sonne geſchaffen iſt, und unabhängig von der Sonne rollen Tag- und Nachthälfte (Sate und Hathor) ſich um. Ueber der Veſte iſt Waſſer (die Himmelsgewäſſer der dorthin zurückgezogenen Göttin Neith, aus welcher auch der Quell Arduiſur des Zoroaſter ſtammt). Endlich Erſchaffung von Sonne, Mond und Sternen, die zum Zeitmaß und zur Sterndeutung beſtimmt ſind, und Bildung des Menſchen aus einem Erdenklos (wie an der Tempelwand von Philä). Nur die phantaſtiſche Beſeelung der einzelnen Weltſtücke und Kräfte zu eigenen Göttern, eine Aufgabe die ohnedieß für jede Anſchauung unfaßbar, iſt verſchwunden, und das Ganze, wenn es auch an Gedankenkraft und Gehalt verloren hat, iſt einfach, edel, anmuthig geworden. Das muß zumal einleuchten im Vergleich mit der aus denſelben Elementen hervorgegangenen Kosmogonie bei Berosus, wo Bel-Kronos denſelben Urraum „Thalath" (d. h. die Ilithyia-Mylitta) entzweiſpaltet, um daraus den oberen und den unteren innerweltlichen Raum zu gewinnen. Die Spaltung kann alſo nur durch Bildung der Erdſcheibe geſchehen ſeyn. Ihren ſemitiſchen Namen Ilithyia, „die Geburten fördernde," rechtfertigt die finſtere Chaosgöttin (ägyptiſch Pacht, pythagoräiſch Tetras, ihrer vierfachen Ausdehnung wegen) durch die abenteuerlichen Geburten in ihrem Innern, jene Fabelthiere, welche Bel vernichtet. Die weitere Ausführung iſt wild phantaſtiſch. Bel ſchlägt zuletzt ſich ſelber das Haupt ab, aber die Götter miſchen das trieſende Blut mit Erde um Menſchen daraus zu bilden. Daß hier wieder eine ächte Erinnerung an ägyptiſche Speculation und ägyptiſche Sagengeſchichte zu Grunde liegt, haben wir bereits verſucht darzuthun. Wir ſuchten auch zu zeigen, wie aus dem zerſtörenden Zeitgott Kronos ein wohlthätiger Schöpfergott werden kann. Wenigſtens ſein Name „El" (Elohim) iſt dem hebräiſchen Schöpfergott geblieben, wenn dieſer Name auch durch die urſprünglichere Idee des wehenden Geiſtes (Amun-Kneph) ausgefüllt wird. Dieſelbe Abklärung, dieſelbe Ermäßigung des Ungemeſſenen und Abenteuerlichen, die uns ſchon bei Gelegenheit der babyloniſchen Patriarchenalter und der Größe von Xiſuthrus' Arche begegnet iſt, begegnet uns wieder in der hebräiſchen Auffaſſung der ägyptiſch-babyloniſchen Kosmogonie. Die ungeheuren Zeiträume welche die ägyptiſche Weltſchöpfung erfordert (die Zeit, da Phtah, das Urfeuer, leuchtet, iſt gar nicht zu berechnen, weil es noch keine Sonne gab) — Zeiträume, die, wie es ſcheint, auch für das gährende Chaos der babyloniſchen Urwelt nöthig ſind — ſie werden zuſammengezogen, allerdings allzu knapp, in das Maß einer einzigen Woche. Auch dieſes Maß iſt ein ägyptiſch-babyloniſches.

Wir ſcheiden hiermit von einer reich lohnenden Aufgabe, in der Hoffnung, Niemand werde die nüchterne Methode verkennen, die durch die üppigſten Stoffe hindurchführt. Wir ſollten meinen, es ſey eine rein naturwiſſenſchaftliche Betrachtungsweiſe, mit der wir an die Ideenproceſſe gehen, frei von Willkür und Laune. Die Fülle von Reſultaten, die Leichtigkeit, mit der ſie uns in die Hände fallen, dürfte das beſte Zeugniß für die Richtigkeit unſerer Pfade ſeyn. Möchten doch die hebräiſch Gelehrten, die das hebräiſche Alterthum von der übrigen Welt abzuſondern ſtreben, die helleniſch Gelehrten, die mit dem helleniſchen Boden dasſelbe thun, die Sanskrit und Zendgelehrten, die von Aegypten keine Ahnung haben — möchten ſie doch endlich einſehen, daß auf dem Weg ihrer Iſolirſyſteme eine Culturgeſchichte der Menſchheit nimmermehr erzielt wird, und daß ſie kein Recht haben über ein Syſtem abzuſprechen, deſſen größerer Theil, von welcher Seite ſie es auch anſehen, bei der bisherigen Betrachtungsweiſe außerhalb ihres Geſichtswinkels bleibt. Möchten ſie den Groll verlernen, den ſie gewohnt ſind auf jeden zu werfen, der eben um des Geſammthorizonts willen genöthigt iſt in ihre Einzelgebiete einzugreifen und Vorurtheile umzuſtoßen, die nur aus dem Mangel an Ueberblick erklärlich ſind. Möchten ſie anerkennen, daß es mindeſtens ſo viel Arbeit braucht, der Ideenwelt aller Völker des Alterthums bis in die letzte Einzelheit Herr zu werden, als es brauchen würde eine neue Interpretation der Esmunazarinſchrift zu liefern, oder an einem Sanskritlexikon mitzuarbeiten oder über einige Stellen im Vendidad zu disputiren.

Die Pelargonien des Hrn. Rougier-Chauvière.

(Aus dem Journal pour Tous.)

Zur Erleichterung des Verſtändniſſes bei Leſern welche nicht an die barocken Ausdrücke der Kunſtgärtnerei gewöhnt ſind, müſſen wir zuvörderſt bemerken daß die Pelargonien einen Theil der Geraniaceen, die man gewöhnlich nur Geranien nennt, bilden. Die Pelargonien ſind Stauden die meiſtentheils am mittäglichen Ende Afrika's wachſen, deſſen Vegetation ſie theilweiſe ihren eigenthümlichen Charakter geben. Eine viel geringere Anzahl findet ſich in den außertropiſchen Theilen Neu-Hollands und auf den Inſeln der ſüdlichen Gegenden des atlantiſchen Meers. Die Blätter ſind in der Höhe des Stiels einander gegenübergeſtellt oder Wechſelblätter, einfach, mit Blattſtielen verſehen, ganz oder lappig, auf verſchiedene Weiſen ausgeſchnitten, und haben an ihrer Baſis

Digitized by Google

zwei blattähnliche oder scariöse Ansätze. Die Blüthen, oft groß und stets schön, sind gemeiniglich in einfachen Dolden vereinigt. Ehemals war das Geranium eine gemeine Pflanze, der man keine große Aufmerksamkeit schenkte, seit mehreren Jahren aber wandten sich die Bemühungen gewisser Kunstgärtner besonders einer Art zu, dem großblüthigen Pelargonium (Pelargonium grandiflorum), das eine sehr beträchtliche Anzahl prächtiger Varietäten gegeben hat.

Abermals ist es Hr. Rougier-Chauvière der am meisten für diese kostbare Cultur gethan hat. Zwei ganze besondere Gewächshäuser, zwei wahrhafte Paläste, sind zur gegenwärtigen Jahreszeit den Pelargonien gewidmet, die alle in Blüthe stehen. Es ist ein prachtvoller Anblick: 342 verschiedene Arten sind vorhanden, und unter diesen 342 Arten tragen 52 das Zeichen Hrn. Rougier-Chauvière's, dessen Sorgfalt sie ihr Daseyn verdanken. Die Gartenbauer welche neben Hrn. Rougier-Chauvière am meisten dafür gethan haben um die Zahl der prächtigen Varietäten dieser schönen Pflanzen zu vermehren, sind die Engländer Turner, Hoyle, Fellows, und der Franzose Miellez. (Neben diesen dürfen wir wohl auch Hrn. Hvaß in Stuttgart nennen, der eine große und ausgezeichnete Sammlung von Pelargonien besitzt, wie alljährlich sein Katalog ausweist.) Allein das wahrhaft Seltene in der Pelargoniensammlung der Rue de la Roquette ist das daß Hr. Rougier nicht nur seine ihm eigenen Arten besitzt, sondern die vollständige Vereinigung aller derer seiner fremdländischen Collegen, so zwar daß es im gegenwärtigen Augenblick, wie ich versichern kann, in Frankreich keine einzige Sammlung gibt welche es der seinigen gleichthun könnte.

Nichts ist für das Auge lieblicher als diese Vereinigung von Staudengewächsen, die reihenweise in zwei Glaspalästen aufgestellt sind, alle kugelförmig zugeschnitten wie Orangebäume, und mit Blüthen von blendendstem Glanze bedeckt, die aus dem scharfen Grün ihres Blätterwerks wohlgefällig hervortreten. In Erstaunen setzte mich daß diese Stauden nicht nur an ihrer Spitze, sondern auch noch an ihrem Fuße mit Blättern und Blüthen besetzt sind. Es ist unmöglich die Stengel zu unterscheiden: man sieht nur gewaltige Blätter- und Blumenkugeln. Hr. Rougier sagte mir daß er, um dieses Resultat zu erzielen, seine Pelargonien oft und sehr stark beschneide, was den Saft erhalte und die Staude hindere ins Holz zu schießen.

Unter den merkwürdigsten Pelargonien sind folgende, die ich den Liebhabern ganz besonders empfehlen möchte: die Armide (Rougier-Chauvière), lilafarbig, auf den fünf Blumenblättern mit einem von Carmesinroth umgebenen Schwarz gefleckt; die Coquette de Pantin (Rougier-Chauvière), mit orangefarbenem oberen Blumenblatt, fleischfarben eingefaßt, schwarz gefleckt; die untern Blumenblätter orange- und purpurfarbig: der Domino noir (Rougier Chauvière), lebhaft roth, carmingeädert und schwarzgefleckt; der Feu-follet (Rougier-Chauvière): oberes Blumenblatt castanienbraun, mit carminirten Fäden, und das untere Blumenblatt lebhaft rosenroth, castanienbraun gefleckt; der King of Spots (Turner), glänzend carmesinroth, tabakgefleckt; die Comtesse de Bethune (Rougier-Chauvière); der Matteo Spada (Rougier-Chauvière), schwarz und feuerfarbig, die untern Blumenblätter purpurgefleckt; Beauty (Turner), glänzend rosenroth, in der Mitte weiß; Papillon (Rougier-Chauvière), weiß, purpurgefleckt; Garibaldi (Duval), castanienbraun, violett und purpurn; die Fiammina (Rougier-Chauvière), carmin-, violett und rosenfarben; die Psyche, rosenfarben, lilienartig, castanienbraun; der Japhet, castanienbraun, feuerroth und weiß; der Anais (Chauvière), der Herodot, die Kleopatra, rosenfarben und schwarz; der Comte de Morny, kirschfarben und weiß, und endlich die Impératrice Eugénie, von fleischfarbiger Schattirung, in der Mitte rosenroth mit Fäden von glänzender Bleifarbe.

Die Cultur dieser kostbaren Varietäten erheischt aufgeklärte Pflege. Man muß ihr diese widmen vom Anfang des Herbstes bis gegen Ende Mai's, in einem temperirten, gut erleuchteten und nicht sehr tiefen Gewächshause, dessen Temperatur nicht niedriger als 5° und nicht höher als 12° seyn kann. Die Pflanzen werden an den Scheiben aufgestellt, in um so weiterer Entfernung von einander, je entwickelter sie sind, und terrassenförmig geordnet. Während des Sommers stellt man sie an die Luft, in einem Halbschatten, die Töpfe in die Erde eingegraben. Gegen Ende Augusts muß man sie beschneiden, und im September, wenn sie getrieben haben, wieder in die Töpfe setzen. Was die Vervielfältigung betrifft, so geschieht sie durch Ableger, allein sie erfordert eine Sorgfalt und eine Kenntniß, welche, ich gestehe es bescheidentlich ein, über meine Kunde in der Gartenkunst hinausgehen. Ueberdieß gibt es in diesem Zweige der Wissenschaft Geheimnisse, deren einzige Depositäre einige Gartenkünstler sind, und da ich nicht glaube daß die HH. Rougier-Chauvière, Turner, Fellows oder Miellez sie gern mittheilen werden, so müssen wir uns eben begnügen das Erzeugniß ihres Wissens zu bewundern, und sie zu bitten fortzuarbeiten für unsere Augenweide und für die Verschönerung unserer Wohnungen.

Ich kann indeß von meinen Lesern nicht scheiden ohne ihnen von einer neuen Orchideen-Blume zu sprechen, der allermerkwürdigsten die ich noch je in der Rue de la Roquette gesehen habe. Die Pflanze ist erst vor kurzem angekommen, und hat noch keinen eigenen Namen. Ihr generischer Name ist Stanhopea. Stellen Sie sich einen knochigen Menschenkopf vor, mit einer Stumpfnase, einem viereckigen, safrangelben Kinn, zwei großen schwarzen Augen, die wagrecht aus dem Kopfe hervorspringen, zwei weißen hakenartig aufgebogenen Knebelbärten, einem weißen fächerartigen Kinnbart, und auf diesem Kopf einen gewaltigen Dreispitzer, mit einem Bandknoten darauf, und eine Perrüke die unter dem Hute herabwallt. Dieß scheint unwahrscheinlich, und dennoch ist es die reinste Wahrheit: ich habe sie gesehen, und annoch ist die Pflanze in Blüthe, und kann sie jedermann sehen. Sonderbar bizarr ist ferner daß diese Blüthe an der Seite des Knollens, bei den Wurzeln, hervortritt. Die Pflanze hängt in einem Korbe in der Luft, und während daß ihre Blätter

Digitized by Google

oberhalb treiben, tritt natürlicherweise der Blüthenstiel unterhalb hervor. Ich glaube nicht daß die Natur etwas eigenthümlicheres erzeugen kann.

Fortschritte der Russen am Amur und erste Erforschung des Sungari.

Der Amur hat als Culturstrom einen sehr geringen Werth, weil sein oberer und unterer Lauf nur im Sommer fahrbar ist. Was man daher von einer Entwicklung Rußlands als pacifischer Seemacht fabelt, ist bis jetzt eben nur eine Fabel. Der Amur macht aber in seinem mittleren Laufe eine prächtige Curve nach Süden, und das Uferland, welches unter niedrigeren Breiten liegt als 50°, ist ein äußerst dankbares Land für Einwanderer, die ein beinahe südeuropäisches Klima und südeuropäische Vegetation dort antreffen. Da wo der Amur seine niedrigste Breite erreicht, nimmt er sein mächtigstes Nebengewässer, den Sungari, auf, der vielfach auch als der Hauptstrom bezeichnet worden ist und tief in das Herz der warmen Mandschurei hineinführt. Fortschritte in dieser Richtung können daher große politische Folgen nach sich ziehen. Selten kommen verläßige Nachrichten über den Fortgang der Besiedelung des Amurlandes zu uns, und äußerst wichtig ist daher der Bericht des Botanikers Maximowitsch über die von ihm versuchte erste wissenschaftliche Erforschung des Sungari im neuesten Bulletin der St. Petersburger Akademie.

Wir erfahren daraus die Neuigkeit daß der mit den Chinesen in Aigun abgeschlossene Vertrag den Russen das Recht der freien Schifffahrt auf den beiden großen rechten Nebenflüssen des Amur, auf dem Sungari und Ussuri, eingeräumt hatte. Diese Begünstigung sich nutzbar zu machen, verließ Maximowitsch am 13 März 1859 St. Petersburg und traf am 5 April in Irkutsk ein. Wir erfahren weiter daß in der Schilka jedes Frühjahr eine Barkenkarawane von Seiten der Krone zur Beschiffung des Amur gerüstet und abgesendet wird. Die Privatleute dagegen wollen sich noch nicht an der Amurschifffahrt betheiligen. Auch verstrich die Zeit bis 7 Juni, ehe der Naturforscher alle seine Reisebedürfnisse sich verschaffen konnte. Seit 1856 fand er indessen die Colonisirung des Amurlandes gewaltig fortgeschritten. Von Ust-Strelka, also von dem Punkt an wo die Schilka und der Argun den Amur bilden, bis zur Ussurimündung gab es damals nur zwei Kosakenpikets, jetzt findet sich (natürlich immer am nördlichen Ufer) aller 40 Werst (7 W. = 1 deutsche Meile) je ein Kosakendorf. An der Dseja- (Zeya) Mündung ist sogar Blagowestschensk zu einer Stadt aufgewachsen. Man konnte noch leicht das Alter der Dörfer bestimmen, denn bei den Ansiedlungen aus dem Jahr 1857 wogte schon das goldene Korn, bei denen von 1858 standen die Häuser und die Einfenzungen, aber noch ohne Frucht, während die von 1859 vorläufig nur aus Rindenzelten gebildet wurden. Vom Ussuri abwärts bis nach Mariinsk, also am kalten Unterlaufe des Amur, gibt es wieder nur Poststationen.

In Blagowestschensk erfuhr Maximowitsch, daß bereits im vorigen Jahre ein beherzter Kaufmann, Namens Tschebotaref, durch Drohung mit den Waffen die Einfahrt in den Sungari sich erzwungen habe und dieses Jahr schon zu einer zweiten Beschiffung dieses Flusses ihm vorausgegangen sey. Obgleich die Mandschuren die schlimmsten Absichten gezeigt hatten die zugesicherte Beschiffung des Sungari den Russen wieder zu verweigern, hatte die neugebildete Amurcompagnie dennoch beschlossen einen Commis mit einer Bootsladung von Tauschartikeln gleichzeitig mit Maximowitsch abzuschicken. Dieser reiste am 2 Juli von Blagowestschensk ab und befand sich am 13 Juli an der Sungarimündung. Bekanntlich hat der Amur eine dunkle aber durchsichtige Farbe, während der Sungari als schlammgelbe Trübung lange Zeit unvermischt neben dem Amurwasser dahin fließt. Wenn man das Sungariwasser ausschöpft, so sieht selbst ein kleines Quantum auf dem Boden eines Glases noch ganz neblig aus. Vor dem mandschurischen Wachtposten Dschangdschu-gere an der Sungarimündung lag das Handelsboot der Amurcompagnie, dem die Mandschuren das Einlaufen verweigert hatten. Maximowitsch wurde gleichfalls von einem Beamten die Einfahrt verboten, und als er seinen Geleitsbrief vorzeigte und sich auf die Bestimmung des Vertrages von Aigun berief, eingeladen in ein nahes Dorf sich zu begeben und seinen Brief dort einem höheren Beamten vorzulegen. Dessen weigerte sich aber der Naturforscher, weil er dann die Befugniß der Beamten anerkannt hätte, die Benützung des Sungari zu erlauben also auch zu verbieten. Aller Drohungen ungeachtet ließ er vielmehr sein Boot in den Fluß aufwärts bringen und hinter ihm drein folgte auch das Handelsfahrzeug der Amurcompagnie.

Der Sungari, an der Mündung kaum eine deutsche Viertel-Meile breit, dehnt sich oberhalb bequemer aus und besteckt sich mit zahlreichen Inseln. Die ersten 40 Werst fließt er aus Südwesten, die nächsten 150 Werst aus Westsüdwesten in großartiger Einförmigkeit zwischen lehmigen Uferbänken, deren abgelöste Theile sein Wasser trüben und ihm den Stoff zu seinen Inselbauten liefern. An beide Ufer gränzt eine niedrige mit menschenhohem Grase (Calamagrostis) bedeckte Ebene, hin und wieder unterbrochen von kleinen Espengehölzen, Weidengebüschen, oder 10 Fuß hohen Schilfwäldern. In großen Zwischenräumen tauchen in der Ferne Höhenzüge auf oder nähern Hügelketten sich dem rechten Ufer. Erst nach 200 Werst aber, bei Walehoton, tritt der erste Hügelrücken hart an den Strom und spiegeln sich Laubwälder im Wasser. Der Sungari fließt jetzt wieder aus Südwesten und im fernen Süden liegt eine Bergkette mit theils abgerundeten, theils stumpfspitzigen Gipfeln. Der Fluß behält seine Richtung bis nach Sangsing, der ersten großen mandschurischen Stadt bei.

Digitized by Google

Seine Geschwindigkeit wird nie größer als vier Werst in der Stunde, sinkt aber in schmalen Flußarmen bis auf $1^1/_2$ Werst herab. Immer noch bewegt er sich in einem Prairienlande, doch begegnet man Gehölzen von Eichen und Ulmen denen sich zahlreich wilde Apfelbäume (Pyrus ussuriensis), zwei verschiedene Kreuzdorn- (Rhamnus-) Arten, und sehr häufig ein Aprikosenbaum, mit einem fußdicken Stamm und den gelben Früchten in der stattlichen Krone, eine Zierde der Landschaft, beigesellen, während wilde Rebstöcke Weinlauben bilden und Dioscoreen ihre Festons von Wipfel zu Wipfel ziehen, manche Sträuche aber (Panax und Evonymus altus) bis zu 20 Fuß Höhe erreichen. Eben so einförmig ist aber auch die Thierwelt, damals gerade am zahlreichsten durch die Insecten, nämlich Bremsen, Schnacken, Heuschrecken-, Grashüpferschwärme und Mücken vertreten, deren Geschwader des Abends die Luft verfinsterten, so daß man sie in die Augen und Ohren, und beim Athmen in Nase und Mund bekam. An Käfern und Schmetterlingen scheint das Land sehr arm. Außer den Ammern und Rohrsängern zeigten sich am Wasser Reiher, Störche, Kraniche, Enten und Gänse, von letzteren eine große sehr bunte, mit vorherrschendem Orange in dem Gefieder. Fast jeden Abend ließ das Reh sein trompetenähnliches Geschrei hören, sonst aber wird nach den Aussagen der Eingebornen von vierfüßigen Thieren nur der rothe Fuchs, der Canis procyonides, der Bär, das sibirische Wiesel und der Wolf angetroffen. Der Zobel kommt erst in den entfernteren Gebirgen vor, und der Tiger, dessen Verbreitungskreis dort so merkwürdig noch in die Zone der Pelzthiere reicht, zieht sich ebenfalls im Sommer in die Berge zurück.

Bis nach der Mandschurenstadt Sangsing ist das linke Ufer völlig unbewohnt, denn die Chinesen dulden dort keine Ansiedlung. Das rechte Ufer des Sungari dagegen wird auf die ersten 240 Werst, bis dahin wo der Fluß inselrein wird und sich den Bergen nähert, nur vom Stamm der Golde bewohnt, die im Ganzen, Dschangdschu eingerechnet, 13 Dörfer besitzen. Sie leiden hauptsächlich an Holzmangel, daher sie ihre Hütten aus Espenbalken und Flechtwerk, mit Lehm beworfen, zusammenfügen, und oft recht weite Bootfahrten zur Ausbeutung der Weideninsel für ihren Bedarf an Brennholz unternehmen müssen. Da sich weit und breit kein Nadelholz findet, so sind sie genöthigt ihre Holzgeräthe aus Sangsing von den Chinesen zu kaufen. Am untern Sungai kann der Golde noch im Sommer vom Fischfang im Amur, und des Winters von der Jagd auf Pelzthiere leben. Oberhalb aber will Jagd und Fischfang nicht viel heißen, und werden die Golde genöthigt zuerst einen Küchengarten zu bauen, dann je näher der Mandschurenstadt ihre Felder regelrecht mit Hirse, Gerste, Sorghum (chinesisches Zuckerrohr) und Tabak im Großen zu bestellen. Je weitere Fortschritte sie im Ackerbau machen, desto weniger unterscheiden sie sich auch äußerlich von den Chinesen, die ihnen Muster und Ideal zu seyn scheinen. Die Weiber handhaben fleißig den Kamm um einen chinesischen Haarputz mit Nadel- und Blumenschmuck herzustellen, ihre Kleider sind dem Schnitt und Stoffe nach chinesisch, sie befleißen sich etwas mehr im Punkte der Reinlichkeit, man trifft auch in den Dörfern buntbemalte Götzentempel chinesischer Façon an, und damit der Golde dem Chinesen an Luxus nicht nachstehe, lernt er selbst, was bei ihm gewiß ein eingebildeter Genuß ist, das Lesen, zwang auch daher, um mit diesem Comfort zu prunken, dem vorübergehenden Botaniker seinen Geleitsbrief ab. Dieser größere Wohlstand ist der Lohn des Ackerbaues, denn die Viehzucht scheint wenig entwickelt, wenigstens sah man außer Schweinen und Hühnern nur Pferde, von denen die Reicheren bis zu 15 Stück besitzen. Während die fischenden Golde am Amur ihre Häuser in einer Front am Strome bauen, liegen der Feldwirthschaft zulieb die Häuser der ackerbautreibenden Golde über die Flur zerstreut.

Sehr weit über die Gränze der Goldedörfer und bis Sangsing selbst gieng Maximowitsch den Sungari nicht hinauf. Er wurde nämlich vorher gewarnt nicht nach der Hauptstadt vorzudringen, denn dort sey bereits Tschebotaref, der verwegene russische Kaufmann, ermordet worden. Anfangs achtete er nicht auf diese Reden, die er für Einschüchterungen hielt, wohl aber später, als die Golde, in der Meinung der Fremdling sey ihrer Sprache zu wenig Meister, verschiedenemal in ihren Unterhaltungen sich erzählten daß die Mandschu in allen Dörfern Verhaftbefehle gegen einen russischen Beamten, der sich für einen Kaufmann ausgebe, hatten verlesen lassen, und daß Tschebotaref wirklich in Sangsing gefangen gesetzt und bei einem mißglückten Fluchtversuch erschlagen worden sey, daß die Mandschu jetzt die Rache der Russen fürchteten, und um den Mord zu verheimlichen alle Fremde anhalten ließen. Beim ersten Chinesendorf wurde der Versuch gemacht Maximowitsch' Leute, welche das Boot an der Leine zogen, zu binden. Allein sobald die Angreifer bei den Gegnern Feuerwaffen ansichtig wurden, ließen sie ab. Am nächsten Tage (28 Juli), als man das achte oder neunte Chinesendorf hinter sich hatte, mußte Maximowitsch durch Drohungen mit dem Revolver einen andern derartigen Angriff abwehren, allein er sah doch ein daß er seine Weiterreise aufgeben müßte, schon darum weil seine Leute auf die Dauer durch das beständige Nachtwachen erschöpft worden wären.

Die mandschurisch-chinesischen Dörfer folgen sich am Strom so hart daß man von einem Dorf aus immer das nächste und vom linken Ufer aus sogar acht Dörfer auf einmal sehen kann. Das zahlreiche Vieh, hübsche große Ochsen und kleine aber starknochige Pferde, wird meistens um die Dörfer nicht gelitten, weil die Felder keine Zäune besitzen, sondern auf den Inseln oder unter Aufsicht von Hirten am linken Ufer gehalten. Die Einwohner haben ein gesundes Aussehen, und sind, namentlich die Mandschu, ein kräftiger, wohlgenährter Menschenschlag, starknochig und wohlbeleibt, während in den Goldedörfern die Bevölkerung häufig und massenweise an Fieber und Schwindsucht zu leiden schien. Der harte bräunliche Thonboden der Steppe im Chinesengebiet scheint wohl mit Nachhülfe von Dünger den Kornfrüchten vortrefflich zu bekommen, während weiter unterhalb nur sporadisch sich fruchtbare Striche zeigen. Sangsing, eine „Lehmstadt," wie sie ein Golde verächtlich benannte, muß einen

Digitized by Google

beträchtlichen Handel mit der Sungaribevölkerung beſitzen, und zwar wird er ſogar mit Metallgeld geführt, an deſſen Gebrauch bereits die Golde ſich gewöhnt haben, denn ſie ſchleppen beſtändig eine Wage mit ſich herum, um das Gewicht der Silbermünzen zu ermitteln.

Am 31 Juli war Hr. Maximowitſch wieder an der Sungarimündung, wo ſeine Rückkehr den chineſiſchen Wachtpoſten in große Ueberraſchung verſetzte, denn man hatte von Seiten der Mandſchu nichts anders erwartet als daß der Reiſende feſtgenommen werden würde, auch ſetzten ihm einige Mandſchu in ihren Rindenkähnen nach und gaben ſich für Golde aus, um ihn auszufragen wie es ihm wohl ergangen ſey. Uebrigens hatte er ſehr weiſe gehandelt umzukehren, denn bald nachher wurden die Leichen des Kaufmanns Tſchebotareſ ſowie ſeiner beiden Ruderer mit einer gut ausgedachten chineſiſchen Lesart über ihre letzten Schickſale den ruſſiſchen Behörden ausgeliefert.

Die Papagaien.

Was die Papagaien ſo beliebt macht, das iſt erſtens die Leichtigkeit womit ſie die Töne, die Articulationen der menſchlichen Stimme hervorbringen, ſodann die Schönheit ihres mit den glänzendſten Farben geſchmückten Gefieders. Neben dieſen Geſchenken der Natur beſitzt der Papagai noch andere Eigenſchaften, welche genügen würden die Aufmerkſamkeit auf ihn zu lenken. Die Nachahmung des Wortes iſt bei ihm allerdings nur ein ganz mechaniſcher Act, der in keinerlei Weiſe die Ueberlegenheit ſeines Inſtincts beweiſt; er wiederholt Worte wie der Affe Gebärden, und legt ſo wenig Sinn hinein, daß er ſie bei jeder Gelegenheit anbringt und jedem Kommenden auskramt. Gleichzeitig aber iſt der Papagai der verſtändigſte unter allen Vögeln, und derjenige welcher dem Menſchen am beſten zur Geſellſchaft dienen kann, weil er der Anhänglichkeit und Dankbarkeit empfänglich iſt. Er iſt ſehr vertraulich und einſchmeichelnd mit Perſonen die ihn pflegen, oder in deren Mitte er gewöhnlich lebt; gegen Fremde, oder Leute die ihm gleichgültig ſind, iſt er weniger liebenswürdig, und dieſe dürfen ſich gegen ihn keine Vertraulichkeiten erlauben, denn er hat die Mittel, und faſt ſtets den Willen, ſie ihre Indiscretion bereuen zu laſſen.

Unter den verſchiedenen Arten von Papagaien, die ſehr zahlreich ſind, unterſcheidet man beſonders die Aras, die Kakadus, die eigentlich ſogenannten Papagaien (Perroquets), die Zwergpapagaien und die Sittiche (Perruches).

Die Aras, die größte Art der Papagaien des neuen Continents, haben als beſonderes Kennzeichen einen langen Schwanz und nackte Beine. Sie ſind merkwürdig durch ihr ſchönes Gefieder; bei den einen ſind der Kopf, der Hals und der obere Theil des Leibes vom glänzendſten Roth, ſie haben lange Federn in den blauen Flügeln, grüne und gelbſchattirte Schultern; Bruſt und Bauch ſind ſehr reich braunroth gefärbt; bei den andern ſind der Obertheil des Leibes, die Flügel und der Schwanz ganz azurblau, und der übrige Theil des Körpers zeigt ein ſchönes lebhaftes und volles Gelb. Die Aras werden leicht zahm, beſonders wenn man ſie jung fängt; ſie haben ein ſanftes Naturell, und werden ſehr vertraulich mit Perſonen die ſie pflegen oder häufig ſehen.

Die Kakadus, die größten Papagaien des alten Continents, ſtammen aus den Inſeln des mittäglichen Aſiens: ſie haben einen kurzen bis zum Ende gleichen und viereckigen Schwanz, die Backen befiedert, und auf den Kopf einen Federbuſch, den ſie willkürlich erheben können. Der verbreiteteſte iſt der Kakadu mit gelbem Federbuſch, und weißem Gefieder mit gelber Färbung unter den Flügeln und dem Schwanze. Dieſe Vögel ſind verſtändig, ſehr ſanft, ſehr zutraulich, allein ſie lernen ſchwer ſprechen. Obſchon ſie ſich, wie die andern Papagaien, ihres Schnabels bedienen um auf- und abzuſteigen, ſo haben ſie doch einen ſchwerfälligen und anmuthloſen Gang.

Unter den verſchiedenen der eigentlich ſogenannten Papagaien (Perroquets), die ſich alle durch einen kurzen Schwanz und den Mangel eines Federbuſches auszeichnen, iſt die am allgemeinſten verbreitete Art die afrikaniſche, welche unter dem Namen grauer oder aſchfarbener Papagai und Schako bekannt iſt. Dieſer Vogel hat einen ſchwarzen Schnabel, und der ganze Körper iſt aſchgrau, mit Ausnahme des Schwanzes, der zinnoberroth iſt. Er iſt unter allen Papagaien derjenige der am beſten und am leichteſten ſpricht. Beſonders aber in ſeinen erſten Jahren bemerkt man dieſe Leichtigkeit und zeigt er ſich am anſtelligſten und gelehrigſten. In dieſer Hinſicht iſt ihm nur der Amazonen-Papagai an die Seite zu ſetzen, der hauptſächlich in Südamerika lebt, und den man häufig nach Europa bringt; dieſer letztere hat einen unterſetzten und grünen Körper; die Backen und die Kehle ſind gelb, die Schultern bei dem Männchen roth.

Die Zwergpapagaien ſind ſehr kleine Papagaien-Arten, einige davon nicht größer als ein Sperling. Ihr Körper iſt grün, der Schnabel und die Kehle roth, die Backen befiedert, der Schwanz kurz und roth, ſchwarz oder grün. Es gibt eine in Amerika eigenthümliche Art, welche das europäiſche Klima nur ſchwer erträgt — die der Unzertrennlichen, ſo genannt, weil man dieſe Vögel in der Gefangenſchaft nur paarweiſe erhalten kann: wenn einer von ihnen ſtirbt, ſtirbt der andere nach wenigen Tagen ebenfalls. Die Pfittaculi ſind ſehr ſanft, allein ſie lernen niemals ſprechen. Man nährt ſie hauptſächlich mit Brod und Canarienſamen.

Die Sittiche (Perruches) umfaſſen eine große Anzahl Arten, die insgemein merkwürdig ſind durch glänzende und oft ſehr bunte Farben; ihr Schwanz iſt länger als der Leib, und abgeſtuft (étagée); die Backen befiedert. Sie ſind beliebt nicht bloß wegen ihrer anmuthigen Formen und der Schönheit ihres Gefieders, ſondern auch wegen ihrer Gelehrigkeit

Digitized by Google

und der Sanftmuth ihres Naturells. Eine der verbreitetſten Arten iſt der Sittich mit roſenfarbigem Halsband. Sehr theuer zahlt man den Lori-Sittich, der in Oſtindien einheimiſch iſt; er hat einen ſehr ſchönen blauen Kopf und ein rothes Hinterhaupt; Geſicht und Bruſt ſind lebhaft roth, und jede Feder grün berändert; der ganze obere Theil des Leibes rein grün, die Seiten gelb und roth gefleckt; der Schnabel orangefarben.

Die Papagaien pflanzen ſich in der Gefangenſchaft nicht fort. Sie eſſen faſt alle Arten von Nahrungsmitteln; ihre gewöhnlichſte und geſundeſte Nahrung muß aber aus Hanfſamen, Hirſe, Saflorkörnern und einigen Früchten beſtehen. Sie nehmen gerne Fleiſch und Paſtetenwerk an, allein man darf es ihnen nur ſehr ſelten geben; das Fleiſch beſonders verurſacht ihnen Hautkrankheiten und Jucken, was ſie zum Ausreißen der Federn reizt. Die Peterſilie und die bittern Mandeln ſind Gifte für ſie. Sie baden ſich ſehr gern, und man muß ihnen ſtets reines Waſſer zur Verfügung ſtellen. Die Stäbe auf welchen die Papagaien aufſitzen oder ſchlafen, müſſen ziemlich dick ſeyn, damit ſie dieſelben leicht faſſen können: es iſt beſſer wenn ſie zu dick als zu dünn ſind, denn in letzterem Fall iſt der Vogel der Gefahr ausgeſetzt herabzufallen und ſich tödtlich zu verwunden.

Die fallende Sucht iſt für alle Arten von Papagaien eine gewöhnliche und gefährliche Krankheit. Das einzige erfolgreich angewendete Heilmittel beſteht darin daß man mit einem kleinen ſchneidenden Inſtrument in das Ende einer Tatzenkralle des kranken Vogels einen Einſchnitt macht, und einige Tropfen Blut abfließen läßt. Die Papagaien ſind ferner Katarrhen unterworfen, wenn ſie ſchnell von der Wärme in die Kälte übergehen; zuweilen werden ſie auch von der Gicht und von Athmungsbeſchwerden befallen. Im erſtern Fall muß man ſie warm halten und ihnen ein wenig gezuckerten Wein zu trinken geben; im letztern Fall nimmt man ſeine Zuflucht zu denſelben Mitteln, und reibt ihnen ferner die Klauen mit warmem Wein ein.

Es iſt zur Abrichtung der Papagaien, wie aller Sing- oder Sprechvögel, viel Zeit und beſonders Geduld erforderlich. Man muß die Lection mit dem Papagai gegen Abend und zu einer beſtimmten Stunde vornehmen. Um ihn günſtig zu ſtimmen, fängt man damit an ihm eine Brodkruſte oder ein Stückchen in Wein getauchten Biscuits zu eſſen zu geben. Dann bedeckt man ſeinen Käfig mit einem Stück Tuch. Man trägt bei der Lection Sorge ihm das Wort das er ſprechen lernen ſoll mehreremale zu wiederholen, und hält gleichzeitig das Licht verborgen. Die Stimmen der Frauen und Kinder ſcheinen eine große Gewalt auf ihn auszuüben. Er wird geſchwätzig wenn er ſie hört, und ſagt aufs eifrigſte alles was er weiß. Man erzielt bei ihm auch viel wenn man, beim Sprechen mit ihm, einen Spiegel mit Licht vor ihn ſtellt: er glaubt dann mit einem ſeines Gleichen zu thun zu haben, und zeigt ſich zufrieden und gelehrig.

Obſchon der Papagai im allgemeinen ſanft iſt, ſo wird er bei ſchlechter Erziehung doch bald ſchreieriſch, launenhaft, ungelehrig und ſelbſt bösartig. Man muß ſeine ſchlechten Neigungen gleich von Anfang an zu beſtrafen, im Zaum zu halten und zu beſiegen wiſſen; den Eigenſinn, die Beißſucht, die Launen, die Unreinlichkeit, den Ungehorſam und alles was, mit einem Wort, den jungen Zögling ſeinem Herrn oder ſeinen Freunden unangenehm machen könnte, muß augenblicklich mit einem Glaſe kalten Waſſers ins Geſicht oder einem Qualm Tabakrauch über den Schnabel beſtraft werden. Der Herr muß unter ſolchen Umſtänden ſeinen Vogel keck aufheben und berühren, um ihm ſeine Ueberlegenheit fühlbar zu machen.

Franzöſiſche Schrift über den Olymp und Akarnanien. In Athen beſteht bekanntlich ſeit längerer Zeit eine École française d'Athènes, wo junge Franzoſen bedeutende Staatsunterſtützungen genießen, um Griechenland aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, und bereits ſind dadurch mehrere Arbeiten hervorgerufen worden und zur Oeffentlichkeit gelangt, die in Bezug auf Geographie, Ethnographie, Geſchichte und Archäologie zur näheren Kenntniß des alten, mittelalterlichen und neuen Griechenland beitragen. Eine ſolche werthvolle Arbeit iſt auch das im vorigen Jahre bei Didot in Paris erſchienene Werk des Franzoſen L. Heuzey: „Le mont Olympe et l'Acarnanie.“ Der Verfaſſer beſuchte in den Jahren 1855 und 1856 die in archäologiſcher und ethnographiſcher, wie in geographiſcher und geſchichtlicher Beziehung wichtigen und anziehenden beiden Theile Griechenlands, den Olymp und Akarnanien, und ſtellt nun hier die Ergebniſſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien und unmittelbaren Anſchauungen und Unterſuchungen auf 463 Seiten zuſammen. Dazu kommen noch auf S. 465—492 achtzig Inſchriften vom Olymp und aus Akarnanien, und unter den außerdem beigefügten 16 Abbildungen von Alterthümern, Planen alter Städte, Basreliefs, Sculpturen u. ſ. w., iſt namentlich eine ſpecielle Karte vom Olymp eine beſonders ſchätzbare Zugabe zu den dort S. 1—220 gegebenen Beſchreibungen und Schilderungen des letzteren in geographiſcher Hinſicht. Aus demjenigen, was in dem vorliegenden franzöſiſchen Werke auf das im ganzen wenig bekannte Akarnanien ſich bezieht, worüber eben deßhalb der Verfaſſer um ſo ausführlicher (S. 223 bis 463) ſich verbreitet, verdienen die vielfach anziehenden Mittheilungen über die Wlachen in Griechenland, dieſen zur großen walachiſchen oder rumäniſchen Familie gehörenden Volksſtamm, der ſeit vielen Jahrhunderten im Lande, namentlich in Akarnanien, ein Nomadenleben geführt und nun ausnahmsweiſe hier und da feſte Wohnſitze gefunden hat, ohne jedoch mit der übrigen Bevölkerung des Landes ſich zu vermiſchen, vorzugsweiſe die Beachtung der Ethnographen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. Augsburg, 10 November 1861.

Parthien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

Wenn man sich von der Hauptstadt des östlichen Mediens, von Ragha oder Rai aus gegen Osten wendet, so gelangt man in eine große Ebene die an und für sich steinig ist und ihre Fruchtbarkeit nur der Bewässerung verdankt, die sie von den aus den nördlich gelegenen Bergen herabstürzenden Bächen empfängt. Nach einem starken Tagmarsch durch diese einförmige Ebene findet man dieselbe von einem quer über sie hinziehenden Bergvorsprung geschlossen, und dieser Vorsprung ist nur in dem sogenannten Sirdarapaß zu übersteigen. Es ist dieser eigentlich eine Folge von mehreren Pässen; die Wege sind beschwerlich, wiewohl die Berge nicht sehr hoch sind; man verirrt sich leicht in ihnen wenn man nicht gute Führer hat. Die Oberfläche dieser Berge ist kahl und höchst seltsam zerrissen und durchfurcht; die so gebildeten Schluchten sind ein sehr bequemes Versteck für Räuberbanden; die Gegend gilt für unsicher, und die Karawanen pflegen eilfertig über sie hinzuziehen. Dieß sind die sogenannten kaspischen Thore der Alten, und es begreift sich leicht daß in einem geordneten Reich die Pässe, die jetzt von den Räubern benützt werden um durchziehende Reisende zu schrecken, wichtige Positionen abgaben für Heere welche die friedlichen Bewohner des Landes zu beschützen hatten. Es befinden sich, nach dem Ausspruch kriegskundiger Officiere, sehr gute Positionen zur Vertheidigung in diesen Bergen, und auch in neuerer Zeit sind hier wichtige Schlachten geschlagen worden. Ist man auf der Paßhöhe angekommen, so blickt man wieder in eine der vorhergehenden ähnliche Ebene, die im Winter ein bräunliches Aussehen hat, im Sommer aber, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, von Gebirgsbächen reichlich bewässert wird. In besseren Zeiten war die Ebene diesseits und jenseits des Passes wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt, jetzt freilich bilden Dornbüsche den hauptsächlichsten Ertrag derselben. Im Norden der eben beschriebenen Ebene gewahrt man fortwährend die schneebedeckten Berge des Elburs, während im Süden die Ebene bald in Wüste übergeht. Von den nördlich gelegenen Elburs zweigen sich aber bald Bergreihen ab die sich mehr gegen Südosten wenden, und ohne sich zu besonderer Höhe zu erheben, auch ohne unter besonderen Namen zusammengefaßt zu werden, ein gebirgiges Land mit vielen Thälern bilden, welche gegen Osten bei Herat in die Hochebenen ausmünden. In diesen Gebirgslanden gedeiht das Getreide und Obst zum Theil vorzüglich, es bietet reiche Gelegenheit um Schafe und treffliche Pferde zu ziehen, daher ist es auch reich an Dörfern, und selbst bedeutende Städte haben sich an den Hauptstraßen gebildet welche das Land durchziehen. Aber im Norden wie im Süden der Berge erstrecken sich unabsehbare, wenngleich in ihren Verhältnissen verschiedene Wüsten. Die südliche, eine Fortsetzung der Wüste von Sedschestan, liegt 3000—4000 Fuß über der Meeresfläche, und ist eine Salzsteppe, von einzelnen fruchtbaren Oasen durchschnitten. Die Wüsten im Norden der Berge liegen 2000—3000 Fuß tiefer, und sind Sandwüsten, die nur so weit urbar gemacht werden können als die spärlichen Flüsse, die sich durch die dürren Felsklippen hindurchwinden, die Mittel zur Bewässerung darbieten.

Der Landstrich den wir eben beschrieben haben, umfaßt im allgemeinen das Land welches die Alten Parthien nannten, denn im einzelnen ist es nicht immer möglich die öfter wechselnden Gränzen des Landes mit erforderlicher Bestimmtheit anzugeben. Die alte Heimath der Parther beschränkte sich auf das Land östlich und südlich von den hyrkanischen und tapurischen Gebirgen; es gehörte dazu noch nicht das später hinzugerechnete Komisene, das jetzige Kumis, und Choarene, die eben beschriebene Ebene östlich von Rai, die noch das Schahname als zu Rai gehörig ansieht. Im Norden bildeten wahrscheinlich die Berge und das Aufhören des fruchtbaren Landes die Gränze, doch besteht noch im iranischen Epos das Volksbewußtseyn darauf daß der Oxus die Gränze zwischen Iran und Turan bilde, und nimmt die öden Steppen im Norden von Parthien wenigstens als Jagdrevier in Anspruch. Dort tummeln sich die iranischen Recken in Friedenszeiten, wenn der König von Turan zum Frieden und zum Einhalten der bezeichneten Gränze gezwungen ist. In der Hitze des Jagens überschreiten sie denn wohl auch hie und da das ihnen zukommende Gebiet, und jagen in den turanischen Revieren,

Digitized by Google

wodurch immerwährender Anlaß zu Händeln geboten wird. Im Südost gehörte gewiß auch ein Theil der Salzsteppe zu Parthien; wie viel? läßt sich nicht mehr bestimmen. Später, als die Macht und das Ansehen der Parther wuchs, fügten sie ihrem Stammlande noch weitere Gebiete hinzu. Im Westen wurden die eben erwähnten Gebiete Komisene und Choarene von Medien abgerissen, im Osten Nisäa hinzugefügt, wodurch nun Parthien an Aria gränzte. Städte waren in alter wie in neuerer Zeit nicht viele in Parthien, doch waren einige bedeutende. Sogar die Inschriften des Darius nennen deren zwei: Vispauzatis und Patigrabana, später war Hekatompylon — wohl das heutige Dameghan — wegen der Menge der Straßen berühmt, welche sich von da abzweigten. Eine Stadt Sirok, die Ptolemäus nennt, ist wohl das heutige Serakhs, die Städte Gabar und Safri bringt man seit Renell gewöhnlich mit den neuern Plätzen Safari und Caendar in Verbindung. Die Stadt Susia hat Droysen wohl mit Recht in dem neuern Tus wiedergefunden. Unbekannt ist die Stadt Asaak, die nur Isidor von Charax nennt, es war der Ort von dem aus die parthischen Könige zuerst sich erhoben. Trotz einzelner fruchtbarer Landstrecken galt doch die Provinz Parthien von jeher mit Recht für ein armes Land. Die alten persischen Könige verschonten diese Gegend mit ihrer kostspieligen Hofhaltung und eilten schnell durch sie hindurch. Bei aller Armuth und Oede mußte aber doch diese Provinz für jeden denkenden Iranier eine große Wichtigkeit haben wegen ihrer geographischen Lage. Durch sie hindurch gieng der bequemste Weg für die räuberischen Stämme, welche stets die Steppen im Norden von Iran bewohnten; waren sie einmal durch Parthien vorgedrungen, so fanden sie auch leicht den Weg nach Medien und Persien. So sehen wir schon in der Sage wie der Turanier Afrasiab seine verheerenden Einfälle über Dameghan und Asterabad bis nach Rai ausdehnt. Parthien war somit das Bollwerk des iranischen Reiches gegen Norden, wurde diese Provinz schlecht vertheidigt, so geschah was noch heute geschieht: die Turkmanen brachen herein, schleppten das Vieh und die Erträgnisse des Bodens hinweg, und verkauften sogar die Bewohner als Sklaven. Diese schädlichen Einfälle abzuwehren, hatte für das Reich von Iran eine weit größere Bedeutung als es nach unsern größtentheils fremden Geschichtschreibern entnommenen Berichten scheinen möchte. In den einheimischen Sagen nehmen diese Kämpfe mit dem Norden eine so hervorragende Stellung ein, daß sie selten Gelegenheit finden den Westen auch nur zu erwähnen.

Die Bevölkerung welche diesen Landstrich besetzt halten sollte, mußte der Natur der Sache nach eine vorwiegend kriegerische seyn. Die alte Frage nach der Abstammung dieser Bevölkerung, ob dieselbe zum iranischen oder zum skythischen Stamme gehörte, wiederholt sich auch hier, und zwar läßt sich die letztere Ansicht hier nicht so schlechthin ablehnend beantworten wie in Medien und Persien. Zuerst daß die Parther ihren Namen seit alter Zeit tragen, leidet keinen Zweifel, Herodot kennt bereits die Parther, die Keilinschriften des Darius eine Provinz Parthien. Nach Justinus Angabe ist der Name Parther skythisch und bedeutet in skythischer Sprache so viel als exul; nach Malalas ist das Wort persisch und bedeutet in persischer Sprache die Skythen. Keine dieser Angaben ist richtig, doch können sie uns auf die Wahrheit leiten. Nicht alle Skythen haben die Perser mit dem Namen Parther bezeichnet, sie hatten dafür, wie wir wissen, den Ausdruck Çaka, sondern nur die in das iranische Gebiet eingewanderten Parther, das Wort Parther war kein skythisches sondern ein iranisches, und bedeutet in dieser letztern Sprache einen Ueberläufer, wenigstens sträuben sich die Sprachgesetze nicht gegen eine solche Annahme, wiewohl sich das Wort auch auf andere Art passend erklären ließe, wenn man die Angabe des Justin unberücksichtigt lassen wollte. Daß die Parther späterer Zeit, nach Alexander, skythischen Ursprungs waren, läßt sich nicht bezweifeln, die Angaben der Alten, namentlich des Strabo, sind darüber ganz klar, sie sagen uns auch daß das Volk in Sprache und Sitte noch viel Skythisches bewahrt hatte. Ein Rückschluß aus der Zeit nach Alexander auf die alte Zeit ist nun nicht ohne weiteres gestattet, da, wie wir sehen werden, in jener Zeit in den Steppen des Nordens ungewöhnliche Bewegung stattfand. Aber nach einer, freilich unverbürgten, Notiz hatten sich die Skythen schon zur Zeit des Sesostris nach Parthien übergesiedelt, was doch auf frühe Besetzung des Landes von fremden Volksstämmen zu deuten scheint. Andererseits bleibt es unbegreiflich daß die Perserkönige zur Zeit ihrer Blüthe so wichtige Stellungen ganz und gar Fremdlingen anvertraut haben sollten, haben doch noch so späte Herrscher wie Schah Abbas, um dieses Uebel zu verhindern, ganze kurdische Colonien in diese Berge der Parther versetzt, damit sie gleichsam als iranische Schutzmauern dem Vordringen der Turkmanen widerstehen sollten. Auch ist nicht zu übersehen daß die ganze iranische Heldensage gerade in diesen Gegenden spielt und der Gränzkampf mit Turan gewissermaßen ein Ehrenpunkt des ganzen iranischen Volkes ist. Wie wäre es da denkbar daß man dieses Land auf die Dauer Fremdlingen überlassen habe? Der Wahrheit am nächsten werden wir wohl kommen wenn wir annehmen daß die Bevölkerung eine gemischte war. In unbewachten Augenblicken sind gewiß von jeher einzelne Stämme in die culturfähigen Ländereien Irans vorgedrungen und haben sich dort festgesetzt. Es ist auch nicht abzusehen warum solche skythische Stämme auf einem günstigen ertragfähigen Boden nicht ebenso gut ihrer nomadischen Lebensart entsagen und zu einer Ackerbau treibenden Bevölkerung werden konnten wie die Iranier. Immerhin aber wird man, um die spätern Verhältnisse zu erklären, daran festhalten müssen daß auch eine iranische Bevölkerung im Lande wohnte, und daß diese, was Bildung und Sitte betrifft, die maßgebende war.

Die Bevölkerung welche die Ebenen im Norden von Parthien bewohnte, war eine dem Stamme wie der Sitte nach von den Iraniern grundverschiedene. In den Sagen der letzteren, die natürlich den Ursprung des Menschengeschlechtes und aller Bildung auf ihr Stammland zurückführen, werden sie wie alle Menschen als von Iran ausgehend und darum auch ursprünglich mit den Iraniern verwandt dargestellt. Als Feridun die Erde unter seine drei Söhne theilt, da fällt

Digitized by Google

dem Selm (im altbaktriſchen Çairima, daher der Name der Sarmaten) der Weſten, dem Tur aber der Norden zu, ihm gehören die Turanier. Das feindliche Verhältniß in welchem die Nachkommen der beiden genannten Brüder mit dem dritten ſtehen, muß ein frevelhafter Mord erklären den ſie an dem bevorzugten Bruder Fredſch, dem Iran ſelbſt zugefallen iſt, begehen. Hieraus entſteht für die Iranier die Nothwendigkeit der Blutrache, und dieſe iſt der Grund in dem die Feindſeligkeiten bis auf den heutigen Tag wurzeln. In Wahrheit ſind es aber die Sitten und Gewohnheiten der nördlichen Nachbarn, welche den Iraniern unbequem wurden und ſie zum Widerſtande reizten. Dieſe nördlichen Ebenen, ein urſprünglicher Meeresboden, waren waſſerlos und zum Anbau ungeeignet, darum wurde dort auch nicht, wie in Iran, wenigſtens ein Theil der Bevölkerung ſeßhaft, Krieg war ihre liebſte Beſchäftigung, ſie lebten von der Jagd und vom Raube. Hatte der fleißige Landmann in Iran ſeinen Acker beſtellt und glaubte die Früchte ſeines Fleißes reifen zu ſehen, ſo kamen, wenn die Gränzen nicht gut bewacht waren, plötzlich die Turkmanen und ernteten was ſie nicht geſäet hatten. Zuweilen aber, wenn ſie von nachdrängenden Völkerſchaften beengt wurden, ſuchten ſie auch nicht bloß zum Raube nach Iran einzudringen, ſondern in der Hoffnung ſich dort ein neues Vaterland gründen zu können. Aus dieſem Grunde erklären ſich alle die ſkythiſchen Einfälle in die fruchtbaren Gefilde Vorderaſiens von welchen die Geſchichte berichtet, von jenem Einfall der Kimmerier an, deſſen hiſtoriſchen Kern wir kaum mehr aus dem Nebel der Mythen zu erkennen vermögen. Es hat Iran beſonders hart betroffen in jenem Einfalle unter Kyaxares, der den Turaniern 28 Jahre lang dienſtbar wurde. Als die Achämeniden ihre Herrſchaft bis in jene Gegenden ausgedehnt hatten, ſuchten ſie ſich dieſelben dauernd zu unterwerfen. Wir finden daß ſchon Kyrus in dem Kriege gegen die Maſſageten fällt, dieſe wohnten am Jaxartes, er ſcheint mithin die jenſeits und dieſſeits des Oxus hauſenden Turanier ſchon unterworfen zu haben. Darius zählt ſowohl Chorasmien als das Gebiet der Saken zu ſeinen Beſitzungen, die Oberherrſchaft gab den Achämeniden das Recht bei ihren zahlreichen Kriegen die waffenfähige Mannſchaft auch dieſer Provinzen ihrem Heere einzuverleiben, und dadurch einen Theil der Gefahren die von dieſer Seite drohten, von den iraniſchen Provinzen abzuwenden. Kleinere Uebergriffe haben wohl zu allen Zeiten ſtattgefunden und ſind wohl auch zum großen Theile ungeahndet geblieben.

Während der Dauer des Achämenidenreiches bot ſich keine günſtige Gelegenheit für die Turanier einen Einfall in großartigem Maßſtab auszuführen. Anders wurde die Sache als nach Auflöſung dieſes Reiches Iran in einzelne Provinzen zerfiel, und eine allgemeine Verwirrung mehr und mehr überhand nahm. Aber auch die Vorgänge im Norden ſelbſt drängten zu einem kräftigern Vorgehen. Noch im 3ten Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung ſaß ein Volk in dem heutigen Tangut, das den Namen Yue-tſchi führte, alſo nordweſtlich von China, am Ende der großen Mauer. Die Sprache dieſes Volkes gehörte wahrſcheinlich zu den tibetaniſchen Sprachen. Um 162 v. Chr. zwangen die damals in den Steppen hauſenden Hiong-nu die Yue-tſchi zur Auswanderung, ein Theil von ihnen wanderte ſüdlich und ließ ſich an den Quellen des Hoang-ho nieder, ein anderer — von den Chineſen die großen Yue-tſchi genannt — wandte ſich gegen Nordweſten. Dieſe großen Yue-tſchi zogen nach der Dſungarei gegen den Balkhaſſee zu; in dem benachbarten Ili wohnte ein Volk Szu oder Sſe, dieſes mußte ihnen weichen und floh weſtlich in die Steppen am Ufer des Jaxartes. Noch ein anderes zahlreiches Volk, das gleichfalls in der Nähe von Tangut gewohnt hatte, die Uſun, wurde ebenfalls von den Hiong-nu vertrieben, und zwang nun die Yue-tſchi, die den Sſe abgejagten Wohnſitze wieder aufzugeben und gleichfalls gegen Weſten zu ziehen. Der weitere Verlauf ihrer Wanderungen berührt mehr die Gegenden um Baktra und Kabul, wir können ſie alſo hier übergehen. Aus dieſen Völkerbewegungen im Norden iſt nun aber der Drang zu erklären, der die Steppenbevölkerung in den letzten Jahrhunderten v. Chr. Geb. erfaßt und ſie nach Süden treibt. Das ſtärkere Baktrien widerſtand nach den erſten Anläufen, leichter war der Uebergang in Parthien. Hier machte Arſakes mit Hülfe der Parner, die ein Zweig der Daer waren, einen Einfall, bemächtigte ſich der Provinz und gründete eine Dynaſtie. Da es außer allem Zweifel iſt daß die Daer ein turaniſches Volk waren, ſo gilt daſſelbe natürlich auch von den Parnern; weniger ſicher iſt es von Arſakes, der einen unzweifelhaft iraniſchen Namen führt. Wir ſehen in ſpäterer Zeit, unter den Saſaniden öfter daß ſich iraniſche Prinzen auf turaniſches Gebiet flüchten und mit einem turaniſchen Hülfsheere zurückkehren, um erobernd in ihr Vaterland einzufallen. Allein Strabo nennt auch den Arſakes ausdrücklich einen Skythen, und ſo werden wir auch annehmen müſſen daß ſeine urſprüngliche Heimath nicht in Iran war. Das Loos, welches nun Parthien und ſpäter auch ganz Iran betraf, war alſo ganz dem ähnlich welche daſſelbe jetzt hat. Eine Dynaſtie aus fremdem Stamme hatte den Thron beſtiegen, aber ſchon nach kurzem Beſtehen mag wenig mehr von dem fremden Urſprunge zu bemerken geweſen ſeyn, denn die neuen Herrſcher bemühten ſich perſiſche Sitte anzunehmen, wie denn die Namen derſelben faſt ohne Ausnahme iraniſch ſind; ſchon der Stifter der Dynaſtie hat ſeinen ſkythiſchen Namen mit einem iraniſchen vertauſcht, bald tauchten auch Sagen auf welche die Arſaciden in ein Verwandtſchaftsverhältniß mit den gefallenen Achämeniden ſetzten. Die Anfänge der parthiſchen Macht waren unbedeutend, die Stadt Aſaak, wo die Reſidenz der erſten Könige war, lag in der Provinz Aſtabene, ganz nahe an der Wüſte. Der Gründer des Reiches ſcheint auch die neue Herrſchaft nicht ſehr lange genoſſen zu haben; unter den verworrenen Angaben der Alten iſt die am wahrſcheinlichſten welche ihm nur zwei Regierungsjahre beilegt. Auch der Anfang der Regierung der Partherkönige iſt nicht leicht zu beſtimmen, wahrſcheinlich begann ſie im Jahr 250 v. Chr. Eine längere Dauer hatte die Regierung ſeines Bruders und Nachfolgers Tiridates, der die parthiſche Herrſchaft nicht nur in Parthien ſelbſt befeſtigte, ſondern auch auf das benachbarte Hyrkanien ausdehnte. Dieſes Land mit ſeinen hohen Bergen

Digitized by Google

und seinem ungesunden ausländischen Heeren verderblichen Klima scheinen die Partherkönige sehr fest an sich gekettet zu haben und es bot ihnen in den Tagen der Gefahr öfter eine sichere Zuflucht. Die beiden ersten Arsaciden genossen ihre Herrschaft ziemlich ungestört: dem dritten, Artabanus I, sollte dieß Glück nicht zu Theil zu werden. Die Seleuciden hatten endlich einmal Zeit gefunden ihre beständigen Kämpfe mit dem Westen zu unterbrechen und den Ereignissen im Osten ihres Reiches ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Antiochus III hatte beschlossen die rebellischen Unterthanen zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen: das scheinbar räthselhafte Verfahren des Antiochus, daß er die einzelnen Könige zwar zur Unterwerfung nöthigte, dann aber doch in ihren Besitzungen beließ, erklärt sich meines Erachtens sehr einfach aus den staatlichen Verhältnissen. Es war dem Antiochus kaum sehr darum zu thun neue Fürsten an die Stelle der frühern zu setzen, da er wohl wußte daß diese nicht sich behaupten würden, sobald er abgezogen sey, wenn er sie nicht mit einem zahlreichen Heere zu unterstützen vermöchte. Eine dauernde Bezwingung dieser entlegenen Provinzen war nur dann möglich, wenn die Seleuciden fortwährend ihr Augenmerk auf sie richten und bei dem geringsten Zeichen der Empörung schnell mit einem Heer herbeirücken konnten, dazu war aber schon damals wenig Aussicht vorhanden. Der Zweck des Antiochus war daher wohl vom Anfang an kein anderer als die Könige zur Anerkennung zu nöthigen; weislich ließ er sie dann in ihren Würden, wenn sie ihm die Huldigung geleistet hatten; wie sie sich ihrem Volke gegenüber behaupten konnten, das war ihre eigene Sorge. Der materielle Vortheil aber den sich Antiochus von dieser Anerkennung versprechen durfte, war zweierlei: Tribut und Leistung von Kriegsdiensten. Artabanus suchte zuerst dem Antiochus zu widerstehen, als dieser aber durch die Wüste nach seiner Hauptstadt Hekatompylon gezogen war, da hielt er sich auch in Hyrkanien nicht mehr sicher, dessen Klima wohl sein hauptsächlichstes Bollwerk war und suchte den Frieden. Wir kennen die Friedensbedingungen nicht näher, doch dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen daß Tribut eine Grundbedingung war; daß vermöge dieses Vertrages die Parther den Seleuciden auch Kriegsdienste zu leisten hatten, sieht man daraus daß der König der Parther sofort den Auftrag erhielt sich mit Antiochus zur Bezwingung des Königs von Baktrien zu verbinden. Nach der Rückkehr des Antiochus wird freilich der Gehorsam nach nicht sehr langer Zeit verweigert worden seyn, da es ebensosehr dem Stolz als dem Interesse der parthischen Fürsten widersprach sich einem fremden Gebieter unterzuordnen.

Während die Seleuciden durch die Vorgänge im Westen vollauf beschäftigt waren, hatte das parthische Reich hinlänglich Zeit sich im Osten zu befestigen. Es scheint namentlich Mithradates der erste, der sechste unter den parthischen Königen, gewesen zu seyn welcher am meisten dazu beitrug die parthische Macht auszubreiten und zu befestigen. Die kurzen Nachrichten der Alten über diesen Fürsten sind spärlich und verworren, doch erlauben sie uns zu sehen daß er seine Eroberungen zuerst westlich nach Medien ausdehnte. Er griff dann die Perser und Elymäer an, die unter eigenen Königen (d. h. Stammesoberhäuptern) standen, und nöthigte diese zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Es ist nicht gewiß unter welchem der um diese Zeit rasch wechselnden Seleuciden diese Ausdehnung der parthischen Macht im Westen stattfand. Im Nordosten nahm er den Turaniern einige Provinzen ab, die diese dem baktrischen Königreich entrissen hatten. Bei seinen Unterthanen jedoch wußte sich Mithradates nicht beliebt zu machen, und als daher Demetrius II gegen den übermüthigen Partherkönig zu Felde zog, hatte er anfangs die Völker auf seiner Seite, namentlich die ihm so nahe wohnenden Perser und Elymäer. Er würde ohne Zweifel dem Partherkönig sehr gefährlich geworden seyn, hätte er nicht den Völkern durch unkluge Bedrückungen gezeigt daß sie auch unter seiner Herrschaft kein besseres Loos erwarten dürften als bei den Parthern. Der Krieg nahm daher bald eine ganz andere Wendung als es anfangs den Anschein hatte, der Parther blieb Sieger und nahm seinen Gegner sogar gefangen. Das Reich des Mithradates reichte jetzt nordwärts bis zum Kaukasus und westlich bis zum Euphrat, er war also schon längst aus der bescheidenen Stellung eines bloßen Stammesoberhaupts herausgetreten und ein Nachfolger der Achämeniden in einem Weltreiche geworden. Die parthischen Münzen beweisen daß die Arsaciden diesen Wechsel ihrer Stellung sehr wohl zu beurtheilen wußten, während sich die ersten bloß bescheiden als Könige bezeichnen, nehmen ihre Nachfolger bald den stolzern Titel eines Großkönigs oder eines Königs der Könige an. Der Schwerpunkt des parthischen Reiches lag nun nicht mehr in der Provinz Parthien, die Vertheidigung der Gränzprovinzen gegen Westen nahm eine immer größere Macht in Anspruch, besonders als die schwachen Seleuciden durch die Römer verdrängt wurden. Die Provinz Parthien wird diesen Wechsel der Verhältnisse gewiß empfunden haben. Hekatompylon blieb nun nicht mehr die alleinige Residenz des parthischen Fürsten, die einen Theil des Jahres auch in Ragha, einen andern in Babylon und später in Ktesiphon zubrachten. Immerhin aber blieb die Stellung der Provinz eine bevorzugte, die Könige betrachteten sie als ihr Stammland und zogen sich in Zeiten der Gefahr dahin zurück. Die Lage der übrigen Provinzen des Partherreiches scheint sich durch die neue Ordnung der Dinge nicht sonderlich geändert zu haben. Wir müssen wiederholt darauf hinweisen daß aus dem Umstande allein daß von dem einen oder dem andern iranischen Stamm selbständige Könige erwähnt werden, man noch nicht schließen darf derselbe sey den Parthern nicht unterthan gewesen. Die Parther dachten ebensowenig daran als die Achämeniden die inneren Verhältnisse der iranischen Stämme zu ändern.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Nikobaren, Singapur, Java und Luzon nach den Beobachtungen auf der Novara.[1]

Zu den wissenschaftlichen Aufgaben der österreichischen Fregatte „Novara" auf ihrer Weltumsegelung gehörte auch eine neuere Erforschung der Nikobarengruppe. Dort war schon vor 80 Jahren ein kaiserliches Schiff „Joseph und Theresia" am 1 April 1778 gelandet um, von der österreichischen Regierung unterstützt, eine Factorei auf dem Archipel anzulegen, welcher Plan aber klanglos wieder aufgegeben wurde. Am 25 Febr. 1858 landeten die Naturforscher der Novara auf Kar Nikobar zwischen den Dörfern Moose und Saui, und wurden am Ufer von etwa 30 braunen, fast gänzlich nackten und meist barhäuptigen Eingebornen mit schönen, zu den Schultern herabhängenden pechschwarzen Haaren, bewaffnet zwar mit blanken Säbeln oder Speeren mit Knochenspitzen, aber unter dringlichen Friedensversicherungen empfangen. Abstoßend war an diesen Leuten die krankhafte Geschwulst des Mundes, eine Folge der kaustischen Beimengungen zum Betel, der im Uebermaß genossen wird. Die Häuptlinge beeilten sich ihre „Attestate" vorzulegen, Zeugnisse nämlich von früheren Seefahrern zur Empfehlung an später kommende, wie sie auch die Rothhäute der nordamerikanischen Prairien führen. Oft genug werden mit dem Inhaber eines solchen Attestates von den Ausstellern Possen getrieben,[2] aber gewöhnlich enthalten diese Papiere auch treffliche Winke, unter andern Preiscourante für den Tauschhandel, aus denen man erfährt daß für eine Messerklinge 100, für eine Muskete 500, für eine Flasche Arak 10 Cocosnüsse u. s. w. zu erhalten sind, auch wird gewarnt daß man sich nicht an den Weibern und dem zahmen Geflügel vergreifen solle, wenn man Händel zu vermeiden wünsche. Acht der Burschen fuhren in ihrem zierlichen aus dem Stamm des herrlichen Callophyllum inophyllum ausgehöhlten Canoe an Bord der Fregatte, aber nur ein einziger wagte sich, und auch dieser nur schaudernd vor den gähnenden Kanonenschlünden, auf das Deck des Fahrzeuges. Als man später das Dorf Saui besuchte, fand man daß die Häuser der Ueberschwemmungen wegen auf einem Rost von 6—7 Fuß hohen Pfählen ruhen und bienenkorbartig aus Bambusstäben geflochten sind. Eine Leiter führt hinauf in diese luftigen Käfige, aus denen aber Weiber und Kinder ausgeflogen waren, wie man denn das andere Geschlecht auf Kar Nikobar gar nicht, sondern nur ein einzigesmal auf einer südlichen Insel ansichtig wurde. Vergebens versuchten die gelandeten Herren in das Innere des Landes vorzudringen, der Pflanzenwuchs aber verhinderte jedes solche Unternehmen, auch scheint die Insel nur an den sonnigen mit Cocoshainen gesegneten Küstenstellen bewohnt zu werden. Da wo kleine Flüsse ein tieferes Eindringen erlauben, begegnet man ächt tropischen Vegetationsbildern. „Am steilen Flußufer, so schildert Scherzer ein solches, erhob sich die nahezu 100 Fuß hohe schlanke Nibongpalme mit ihren Blüthen und Fruchtbüscheln sowohl am Schaft als unterhalb der Krone. Riesige Bäume mit niedern dicken Stämmen wölbten ihre schattigen Laubkronen über den Fluß, Pandanen, hoch auf gerüstartigen Wurzelstöcken ruhend, spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche, Bambusgebüsche belebt von Schmetterlingen, nymphenartige Wasserpflanzen, grüne Algenbänke, baumartige Farren mit unbeschreiblich zierlichen Kronen vereinigten sich zu einem Vegetationsbild der üppigsten Fülle im Wasser, am Ufer und in den Lüften. Ueberall hieng es herab in Blättern und Blüthen, in dicken und dünnen lebendigen Tauen, und eine Riesenguirlande von Schlinggewächsen und Kletterpflanzen zog sich in hohen Bogen über das flüssige Element, umschwebt und umwunden von grünenden und blühenden Schmarotzern. Und aus dem geheimnißvollen Dunkel ließen sich Thierstimmen der seltsamsten Art vernehmen, ohne daß es möglich gewesen wäre die lauten Schreier selbst zu erspähen." An einer anderen Stelle im Schatten riesiger Banianenbäume raschelten Eidechsen durch das dürre Laub, krochen blauschwarze Krabben mit feurigrothen Scheeren in ihre Verstecke, musicirten Cicadenschwärme, kreischten von Baum zu Baum fliegend Papagaien, ließ die große einheimische Taube ihren dumpfen Lockton oder der Mainavogel seinen Ruf hören.

Von Kar Nikobar und seinen harmlosen Bewohnern, die ein englischer Capitän für die „tugendhaftesten Menschen der Erde" erklärt hat, gieng die Fahrt nach Nanklauri, einer Insel der mittleren Gruppe, wo man ein ruhiges Wasserbecken zum Ankern fand, umgeben von dunklem Urwald, aber auch so dumpfig schwül, daß die mit Wasserdampf gesättigte Tropenluft ihre erschlaffenden Wirkungen auf eine widerliche Art fühlen ließ. Als man an einem gegenüberliegenden Dorfe landete, fand man es von den furchtsamen Einwohnern verlassen, deren Hütten übrigens viel vernachlässigter aussahen als die auf Kar Nikobar. Man besuchte auch die ehemalige Niederlassung oder vielmehr die Ruinen der Missionsgebäude der mährischen Brüder, die dort nach und nach dem Klima unterlagen. Der Ort, der noch immer die „Wohnung der Freunde" heißt, war aber auch in einem engen heißen Sund, den kein Luftzug reinigt, möglichst ungünstig gewählt gewesen. Ein Chinese, der in der Nähe auf Schwalbennester fahndete, schenkte den Herren der Novara ein Päckchen mit etwa 30 Nestern der Hirundo esculenta, von den Malayen Salang, von den Nikobaren Hegái genannt. Im getrockneten Zustand sollen 72 solcher winzigen Nester einen Catti (1¼ Pfund) wiegen, und je drei Stücke der geringeren Sorte mit 2 Rupien (2 fl. 24 kr.) bezahlt werden. Nach chinesischem Recept bereitet, nämlich in heißem Wasser aufgelöst, fanden die Naturforscher doch die gallertartige Masse dieser Nester völlig schmacklos als ob es Gummi gewesen wäre. Professor Troschel in Bonn behauptet auch auf Grund einer Analyse dieser Nester, daß sie aus nichts anderm bestehen als aus einem dicken zähen, aus den Speicheldrüsen abgesetzten Schleim, welche zur Zeit des Nestbaues der indischen Schwalben zu großen weiß-

[1] Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde unter dem Commodore B. v. Wüllerstorff-Urbair. Beschreibender Theil (verfaßt v. C. Scherzer), 1er Band. Wien 1861.

[2] Es heißt z. B. darin: Dickson ist zwar ein schäbig aussehender Kerl, aber ein Mann von Vermögen.

Digitized by Google

lichen Massen anschwellen. Jener Schleim, den man in langen Fäden aus dem Schnabel des Thieres gleichsam hervorspinnen kann, verhält sich ganz ähnlich wie Gummi arabicum. — Dort war es auch wo einige der Herren etliche eingeborne Weiber zu Gesicht bekamen, die, ebenso groß, ebenso häßlich, und ebenso durch Betelkauen entstellt wie die Männer, Röcke aus rothem oder blauem Zeug von den Hüften bis zu den Knien trugen.

Neben der Cocospalme, welche die Ernährung der Nikobaren hauptsächlich bestreiten muß, liefert der wildwachsende Pandanus eine reichliche Nahrung in seinen immensen Fruchtkolben, die aus vielen einzelnen keilförmigen Früchten bestehen. Sie sind zwar noch ungenießbar, aber in Wasser gekocht läßt sich aus ihnen eine mehlige Masse auspressen, welche, mit den fleischigen Theilen der Cocosnuß vermischt, das tägliche Brod der Eingebornen bildet. Der Geschmack der ausgepreßten Fruchtmasse hat viel Aehnlichkeit mit Aepfelmus und ist dem Gaumen des Europäers keineswegs unangenehm. Scherzer macht auch die für die Physiognomik der Gewächse so bedeutsame Bemerkung, daß es die Pandaneen sind welche den Wäldern Asiens ein so verschiedenes Ansehen von den amerikanischen verleihen. „Nirgends," fährt er fort, „habe ich diesen wunderlichen Baum in solcher Ueppigkeit getroffen wie auf Pulo Milú, wo er völlig waldartig auftritt und einen so fremdartigen Eindruck macht als wäre er ein Ueberbleibsel aus einer früheren Schöpfungsperiode unserer Erde. Staunend über den wunderlichen Einfall der Natur betrachtet man diese seltsamen Gewächse, welche spiralförmig geordnete Blätter besitzen wie die Dracenen, Stämme wie die Palmen, Aeste wie Laubbäume, Fruchtzapfen wie die Nadelgehölze, und doch nichts mit allen diesen Pflanzengestalten gemein haben, sondern eine besondere Familie für sich bilden."

Bei der Fahrt durch den Sanct Georgs-Canal, zwischen Klein- und Groß-Nikobar, wurde auf letzterer Insel wieder eine Landung ausgeführt. Ueberall traf man dichten Urwald, umsäumt von riesigen Armleuchterbäumen (Barringtonien), und nirgends auf Spuren von Bewohnern, bis man zuletzt auf zwei leere Häuser stieß in deren Nähe Schweine und Hühner herumliefen. Man durchsuchte das Innere, wo eine Anzahl angeräucherter Cocosschalen über dem Feuerherd hiengen, und sonst noch aus dünnem Rohr geflochtene Körbchen, ein Segel aus Pandanusblättern, Strohmatten und ein paar wunderlich geschnitzte Puppen, die Hausgötzen der Einwohner, das einzige Hausgeräth bildeten.

Die Küsten sämmtlicher Inseln dieses Archipels sind aus Korallensand und Korallenbänken gebildet, die sich sogar bis zu einer Tiefe von 30 Faden unter dem Meere fortsetzen. Auf Kar Nikobar finden sich Brunnen deren süßes Wasser mit der Ebbe und Fluth steigt und fällt, was man sich nicht damit erklären will daß der poröse Korallenfels das Seewasser filtrire, sondern daß das leichtere Regenwasser auf dem schwereren Seewasser ruhe und der poröse Korallenfels die gänzliche Vermischung des Meer- und Seewassers nur verhindere. Trinkbares Wasser findet sich auch sonst häufig in Pfützen und in den Bachrinnen, das gewöhnliche Getränk zum Durstlöschen bleibt aber die Cocosmilch. Scherzer hält eine Besiedelung der Nikobaren nicht für unausführbar, und erinnert an Pinang auf Pulo Pinang, welches aus einem Fieberneste durch Trockenlegung in einen gesunden Aufenthalt verwandelt worden sey. Auch bemerkt er treffend daß unter den Tropen nicht die nasse Jahreszeit die gefährliche sey, sondern der Uebergang von der nassen zur trockenen, wo die stehen gebliebenen Wasser zu Sümpfen verdampfen. Die Gesammtoberfläche der Inselgruppe beträgt 545 Geviert-Seemeilen oder etwas mehr als 34 deutsche Quadratmeilen, wovon 24 ertragsfähigen Boden versprechen. Bewohnt werden vorläufig nur die Küstensäume, wo die Cocospalme am fröhlichsten gedeiht und die Ansiedlungen der Eingebornen liegen, deren Gesammtzahl er nicht auf mehr als 6—7000 Köpfe schätzt.

Die Nikobaresen sind ein wohlgestalteter Menschenschlag von dunkelbrauner bronzeähnlicher Hautfarbe, und bilden anthropologisch den Uebergang zwischen Malayen und Birmanen. Ein einzigesmal sah man an ihnen rothe Hautmalerei, mit Hülfe der Körner von Bixia orellana ausgeführt; sie begnügen sich sonst mit Einreibungen von Cocosöl, welches ihrem Körper einen glänzenden Firniß gibt. Die Stirne der Nikobaren ist leicht gewölbt, in vielen Fällen sogar schön geformt, fällt aber etwas zurück; ihr Gesicht ist in der Regel breit und nähert sich, wenn man die starken Jochbeine nicht berücksichtigt, der ovalen Form. Das Haar ist meistentheils schön, schwarz, dicht und weich, der Bart dagegen spärlich, und Fälle von Schnur- und Spitzbärten sehr selten. Ihr Gesicht spiegelt die größte Gleichgültigkeit, und wurde von der Freude selbst dann nicht bewegt wenn man ihnen heißbegehrte Sachen schenkte. Zu den letztern gehören Pariser Herrenhüte, wofür sie gern 1600 Cocosnüsse geben. Man sah sie in der Regel auf der Erde hocken, wenn ihnen nicht eine zufällig am Boden liegende Nuß als Schemel diente. Des Nachts strecken sie sich auf eine Blüthenscheide der Arekapalme hin und schieben dazu unter den Kopf ein Scheit Holz. Nächst den Cocosnüssen und Pandanusfrüchten ist die von dem malayischen Festlande eingeführte, jetzt überall wildwachsende Betelrebe für ihren Unterhalt das wichtigste Gewächs. Es sey übrigens, bemerkt Scherzer, nur ein Irrthum, wenn man Pflanzenkost unter den Tropen dem Menschen am zuträglichsten halte; die Engländer wenigstens griffen bei einem Thermometerstand von + 25 R. herzhaft zu ihren Kraftbrühen, Riesenbeefsteaks und Hammelskeulen, befänden sich dabei gesund und blühend, ja besser als die eingebornen Tropenbewohner. In der Präsidentschaft Madras pflegten denn auch die bei ihren Speiseverboten streng ausharrenden Hindu und Muhammedaner ungleich häufiger fieberkrank zu werden als die Europäer.

Die Nikobaresen heirathen und altern sehr frühzeitig, nehmen aber nur Ein Weib. Da sie ihre Frauen vor Fremdlingen stets argwöhnisch verstecken, scheinen sie auch bisher von der Lustseuche verschont geblieben zu seyn. Ein ächter Götzendienst herrscht vermuthlich nicht unter ihnen, denn die possierlichen Puppen in ihren Häusern sind keine Götzenbilder, sondern sollen zur Verscheuchung von bösen Gespenstern dienen.

Digitized by Google

Einen Glauben an Unsterblichkeit verläugnen sie geradezu, denn als man sie befragte ob sie ihren verstorbenen Lieben je wieder zu begegnen hofften, riefen sie never! never! (nimmer, nimmer!). Ihren Waffen, nämlich den Speeren, geben sie hölzerne oder eiserne Spitzen, und nach ihrer Anzahl scheint der Reichthum eines Eingebornen bemessen zu werden.

Die Novara segelte nun durch „die Straßen" nach Singapur. Bei dieser Fahrt trug sich folgender unheimlicher Zwischenfall zu. Der Schiffscaplan saß eines Abends lesend in der Cabine, als er einen eigenthümlichen Druck am Fuße spürte. Der herbeigerufene Diener untersuchte mit einem Lichte den Boden und entdeckte erschreckt eine ziemlich große Seeschlange (Chorsydrus fasciatus) die sich um den Knöchel des Geistlichen geschlungen hatte. Mit der Kraft des Entsetzens schleuderte dieser das giftige Reptil vom Fuße hinweg. Mehrere Personen die zur Hülfe herbeigeeilt waren stellten dem Eindringlinge nach, entdeckten die Schlange, ein Exemplar von 3 Fuß Länge, welches sich an den Ankerketten heraufgeschlichen haben mußte, und zerhieben sie in der ersten Aufregung und zum Schmerz der Zoologen in mehrere Stücke.

Ein anderes gefährliches Thier macht die Insel Singapur unsicher, nämlich der Tiger. Vor 6—7 Jahren sollen auf dem kleinen Eiland jährlich nicht weniger als 360 Eingeborne, d. h. einer täglich, diesen Bestien zum Opfer gefallen seyn, und gegenwärtig beträgt der Menschenverlust noch immer 100 Personen jährlich. Dieß kommt daher daß die Eingebornen genöthigt sind für die Cultur der Betelrebe stets neue Stellen des Dschungel auszuhauen und den Boden mit den dürren Aesten und Blättern des Gambirstrauches (Nauclea Gambir) zu düngen. Der Betel erschöpft den Boden nämlich so rasch daß immer neues und wieder neues Jungfernland für ihn erobert werden muß. Nach Singapur wird eine eifrige Kulie-Einfuhr aus China oder von der Koromandelküste betrieben. Das Ueberfahrtsgeld, ehemals 10 bis 12, ist jetzt auf 20 Rupien (24 fl.) gestiegen. Der Kulie wird von dem Schiffscapitän gegen Erstattung des Ueberfahrtsgeld auf ein Jahr Dienstleistung gegen 3 Dollar (4 ½ fl.) Monatslohn an einen Miethherrn abgetreten. Im zweiten Jahre steigt der Lohn auf 4—5 Dollar, und hat der Kulie sein Ueberfahrtsgeld abbezahlt, so kann er sich einen beliebigen Verdienst suchen. Die zahlreiche chinesische Einwohnerschaft (60,000 Köpfe) gehört meistentheils geheimen Gesellschaften an. Eine sogenannte Legitimationskarte einer solchen Verbrüderung, ein achteckiger mit Schriftzeichen bedeckter Lappen, erklärte den Zweck dieser Verbindung nach Neumanns Uebersetzung durch folgende Worte: „die Bruderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält den furchtbaren Contrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben." Man sieht also daß auch die nüchternen Chinesen nicht von socialistischen Träumereien verschont geblieben sind. Der Arbeitslohn der Chinesen auf Singapur ist allerdings sehr niedrig, aber in Anbetracht der Leistungen nicht ganz so niedrig als man glauben sollte, wie folgendes Rechnenexempel nachweist. Um in England eine Mauer von 306 Kubikfuß Körperinhalt aufzuführen, würden ein Maurer à 5½ Sh. (3 fl. 18 kr.) und ein Taglöhner à 3½ Sh. (2 fl. 6 kr.) per Tag 4,44 Tage arbeiten. In Singapur würde dagegen der chinesische Maurer à 38 Cts. (57 kr.) und sein Gehülfe à 20 Cts. (30 kr.) 8,64 Tage brauchen. Die Arbeitsleistung der Engländer per Tag verhält sich zur chinesischen also wie 100:52, der englische Tagelohn zum chinesischen dagegen wie 100:351, also mit andern Worten der Engländer leistet nicht ganz das doppelte wie der Chinese, bekommt aber für die doppelte Leistung das 3½fache an Tagelohn. Zu den sonstigen Eigenthümlichkeiten Singapurs gehört das unerhörte Mißverhältniß der Geschlechter, es kommen nämlich sieben Männer auf je eine Frau, was daher rührt daß bekanntlich die chinesischen Behörden die Ausfuhr von Personen weiblichen Geschlechtes aus dem himmlischen Reich nicht gestatten. Unter den Gewerben der Stadt und Insel verdient als Specialität die Bereitung des weißen oder des Perl-Sagos Erwähnung, da fast der sämmtliche Sago des Handels in Singapur durch chinesische Arbeiter seine Form empfängt. Das Roherzeugniß, nämlich das Mark mehrerer Palmenarten vorzüglich aber der Sagus Rumphii und der Sagus laevis, kommt von der Nordwestküste Borneo's und der Nordostküste Sumatra's. Der Stamm einer Sagopalme, umgehauen eine Walze von ungefähr 20 Zoll Durchmesser, liefert im Mark an 700 Pfd. Stärkemehl, also drei Sagopalmen so viel Nahrungsstoff wie die Weizenernte eines Acre Landes. Ein mit Sagopalmen bepflanzter Acre würde 313,000 Pfd. Sago oder so viel Nahrungsstoff wie 163 Weizenernten auf der gleichen Oberfläche liefern. Fragt sich also jetzt wie viele Jahre die Palme zur Erreichung ihrer Reife bedarf, worüber die Angaben noch fehlen. In Singapur wird das rohe Palmenmark gewaschen, geröstet und in Perlen verwandelt, und zwar berechnet man die jährlich erzeugten Mengen auf 100,000 Centner.

Wenn Singapur, die Stiftung Sir Stamford Raffles', des geschwornen und erklärten Feindes der niederländischen Herrschaft in Indien, aus dem Nichts im Laufe von 50 Jahren zu einer Stadt von 100,000 Köpfen (eingeschlossen das Inselgebiet) aufquoll, so erscheint daneben die Rhede von Batavia, was die Schiffsfrequenz betrifft, schon völlig von der Nebenbuhlerin verdunkelt. Das alte Batavia ist längst wegen seiner verpesteten Luft von den Europäern geräumt worden, welche die freundlichen Ortschaften der nahen Anhöhen bewohnen. Der Nebel der Abends wie ein Gifthauch über der alten Stadt brütet, ist für den Europäer nicht bloß schädlich sondern oft geradezu tödtlich. Gegen 5 Uhr beginnt daher zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß eine Völkerwanderung nach den höher gelegenen Stadttheilen Ryswyk, Molenvliet und Weltevreden (Wohlzufrieden). Elegante Sommerhäuser schimmern dort zwischen blühenden, duftenden Gärten. Alles ist dem Tropenklima entsprechend eingerichtet, und Abends, wenn die niedlichen Verandas und die reichgeschmückten Salons der luftigen durchsichtigen Häuser verschwenderisch erleuchtet und mit geputzter Gesellschaft gefüllt sind oder die Equipagen der Vornehmen mit Fackelträgern durch die breiten Straßen flie-

Digitized by Google

gen, gewähren dieſe neuen Viertel einen wahren Feenanblick. Leider ſoll die Geſelligkeit nicht eben ſehr groß und die ſteife Langeweile daher der tägliche Gaſt in jenen brillanten Salons ſeyn. Eine Eigenthümlichkeit des alten Batavia dagegen ſind die vielen Wachthütten auf den Straßen, wo ein Javane mit einem Trommelſchlägel an einem Tamtam in der Nacht den Ablauf der Stunden oder den Ausbruch einer Feuersbrunſt, am Tage dagegen einen Amokläufer anzeigt, vor dem ſich jeder ſo gut er kann rettet. Letztere Fälle tragen ſich in jedem Jahre ein Duzendmal zu. Hat nämlich ein Malaye einen erſten Mord mit Vorſatz oder im Opiumrauſch begangen, ſo ſtürzt er mit blankem Kris (Dolch) auf die Straße und ſtößt dann unter dem Geſchrei: Amok! Amok! jeden nieder, bis er ſelbſt unſchädlich gemacht wird. Die javaniſchen Wächter halten in ihren Hütten zur Bekämpfung dieſer Raſenden eigenthümliche Waffen in Bereitſchaft.

Einer der erſten Ausflüge auf Java war nach dem botaniſchen Garten des holländiſchen Sansſouci (Buitenzorg) gerichtet, deſſen Vorſtand, der berühmte Teijsmann, unter ſehr vielen anderen ſich auch das große Verdienſt erworben hat, die Vanille (Vanilla planifolia) auf Java zu einer fruchttragenden Pflanze gemacht zu haben. Die Verpflanzung des Gewächſes ſelbſt von Mexico nach den Sunda-Inſeln hatte nämlich keine Schwierigkeiten, das Inſect aber welches in der Heimath die Befruchtung der Blüthen beſorgt, konnte man nicht überſiedeln, und daher wird jetzt jede Blüthe einzeln durch ein ſinnreiches Werkzeug von dem Gärtner befruchtet. Zu einem Pfund Vanille des Handels ſind 100 Pfd. friſche Schoten erforderlich. Ehemals koſtete ein Pfd. Vanille 60, jetzt nur noch 40 holländiſche Gulden, alſo je fünf Schoten zwei Gulden. Auch über die Verſuche der Chinacultur auf Java erhalten wir willkommene Aufſchlüſſe. Im Oct. 1856 ſtanden bei Tjipodas 41 Bäumchen der Cinchona Calisaya und 64 der C. Condaminea von 2 Fuß 6 Zoll Höhe. Im nächſten Jahre waren ſie zwar bis zu 4 und zu 11½ Fuß Höhe aufgewachſen, 10 Exemplare aber bereits zu Grunde gegangen, denn man hatte ihnen einen Boden mit einer nur dünnen Humusdecke gegeben, und auch für die gehörige Beſchattung nicht geſorgt. Da erſchien als ihr Retter der berühmte Botaniker Junghuhn. Er ließ die Pflanzung auf üppigeren und ſchattigeren Boden verſetzen, und nun ſchoſſen die Stämmchen nicht bloß raſch empor, ſondern begannen auch im Mai 1858 zu blühen. Vermehrt durch die gewonnenen Samen ſollen im Jahr 1860 bereits 100,000 Exemplare in den Preanger Regentſchaften in Pflege ſich befunden haben. Scherzer, der ſpäter die Chinawälder in ihrer Heimath aufſuchte, gibt uns übrigens die tröſtliche, jedoch kaum glaubliche Verſicherung daß den Chinawäldern in Peru nichts weniger als Ausrottung bevorſtehe, und daß man ſich wegen eines eintretenden Mangels an Fieberrinde die eitelſten Befürchtungen gemacht habe. Dr. Franz Junghuhn, der als Militärarzt in holländiſche Dienſte getreten, jetzt der Vorſtand aller wiſſenſchaftlichen Unternehmungen auf Java geworden iſt, und mit ſeiner Familie ein zierliches Wohnhaus am Fuß des Vulcans Tangkuban Prahu, ganz abgezogen von der Welt und nur beſchäftigt mit ſeinen Chinaculturen bewohnt, empfieng die Herren von der Novara, wie ſich denken ließ, aufs freundlichſte. Den eben genannten Vulcan beſtiegen die Naturforſcher am 18 Mai. Von Lembang aus brachte ſie ein zweiſtündiger Ritt an den Rand des Kraters. Dichte Nebelwolken erfüllten den Abgrund zu ihren Füßen, von dem aus großer Tiefe ein unheimliches Sauſen und Brauſen heraufdrang. In dieſen Abgrund ſtieg man auf einer ſchmalen, ſteilen Felskante hinab, die zwiſchen ſenkrechten Wänden ſich im Nebel verlor. Als ſich dieſer hob, ſah man erſtaunt daß die Felskante nur die Scheidewand eines Doppelkraters war, wovon der linke oder weſtliche der Kawah Upas oder Giftbecher, der öſtliche Kawah Ratu oder Königsbecher heißt. Der Boden des letzteren ſchien trockener Schlamm zu ſeyn, aus deſſen Riſſen und Sprüngen mit furchtbarem Ungeſtüm Waſſer- und Schwefeldämpfe hervorbrachen. Die 5—600 Fuß hohen Kratermauern ſtanden nackt und kahl da bis zum Rand, und man mochte beim erſten Anblick ein Schneefeld vor ſich zu haben glauben, ſo bleich und weißgrau ſah alles Geſtein aus. Zuerſt kletterte man in den Giftkrater hinab, auf deſſen Tiefe man mit großer Vorſicht ſich bewegen mußte, denn der Grund zwiſchen dem Kraterſee und den Kraterwänden beſteht aus nichts als dampfenden Solfataren, aus löcherigen, riſſigen Schwefelkruſten, über die man wie auf einer Eisdecke geht, immer in Gefahr in ein heißbrodelndes angeſäuertes Waſſer einzubrechen. Stößt man die Kruſten auf, ſo ſchimmern an der Unterſeite die glänzendſten, reinſten Schwefelkryſtalle herauf, zu deren Erbeutung die Javanen öfters in dieſe unheimlichen vulcaniſchen Kamine ſich hinabwagen.

Von ihren Landausflügen zurückgekehrt, beſuchten die Reiſenden den „Meeſter Cornelis“ im alten Batavia, einen freien Platz mit Buden, wo es Eßwaaren und Getränke gibt, Muſikanten und tanzende Bajaderen ſich einfinden, und wo auch für Spiel- und Opiumhöllen geſorgt iſt. Die Chineſen ſind die Hauptbeſucher der letzteren, und die ſchmutzigen kleinen Kammern wo man ſich für ein paar Deut zum Opiumrauchen einmiethet oder die Spielbuden werden von ihnen förmlich belagert. Eine ſolche Gruppe von halbnackten Söhnen des himmliſchen Reiches, im Kreiſe auf dem Boden ſitzend, von Fackel- und Lampenlicht grell übergoſſen, jeder einzelne mit einem paar ſchmutziger abgegriffener Kartenblätter in der mageren Hand und ein Häuflein Kupfer- oder Silberſtücke vor ſich ausgeſtreut, mit wilder Leidenſchaft jedes andern Vorgangs um ſich her unbewußt dem Spiele folgend, iſt ein Schauſpiel von ſo gewaltiger Wirkung, daß man an den Einzelnheiten des Bildes trotz ſeiner Unheimlichkeit ſich nicht ſatt ſehen kann.

Nach 23tägigem Aufenthalt verließ die Novara Batavia und gieng nach Manila unter Segel. Dieſe Hauptſtadt der ſpaniſchen Philippinen wird durch den Paſigfluß von der Schweſterſtadt Binondo geſchieden. Manila ſelbſt, von Wällen und Feſtungsgräben eingeſchloſſen, enthält die öffentlichen Gebäude, die Paläſte des Statthalters und des Erzbiſchofs, das Arſenal und die Caſernen. In den Straßen dieſer todten Stadt, welche nur die Spanier betreten dürfen, wächst Gras und herrſcht eine drückende Stille. Während Manila nur

Digitized by Google

10,000 Bewohner faßt, beſitzt Binondo dagegen 140,000 Köpfe, meiſt Chineſen, Malayen und Miſchlinge. Die Straßen ſind ziemlich enge, ſo daß die vor den Häuſern ausgeſpannten Sonnenzelte wie in Havana ſich in der Mitte der Straße begegnen, und man überall in Binondo ihren Schatten genießt. Am meiſten fällt an den Häuſern auf daß die Fenſterſcheiben nicht aus Glas, ſondern aus den abgeſchliffenen Schalen einer Auſternart (Placuna placenta) gefertigt werden, weil ſie billiger und bei den häufigen Erdbeben minder zerbrechlich ſich erwieſen haben, im Innern aber ein milderes Licht verbreiten. Ueberraſcht wird man auch von der großen Zahl der Kloſtergeiſtlichen. Der Ordensklerus beſteht nur aus Spaniern oder Creolen, während man unter den Weltgeiſtlichen häufig auch Farbigen begegnet. Scherzer hält die Kloſtergeiſtlichen für die wahren Beherrſcher der Philippinen. „Es gibt," ſagt er, „nur ſo lange einen General-Gouverneur der Philippinen, als es den Auguſtinern, Dominicanern und Franciscanern belieben wird, und bricht einmal im Archipel ein Aufſtand zur Abſchüttelung der ſpaniſchen Herrſchaft aus, ſo dürfte manche Mönchskutte an der Spitze der Bewegung erblickt werden." In großem Flor, wie überall wo ſpaniſche Creolen ſitzen, ſtehen die Hahnenkämpfe. Wir wollen damit nicht ſagen daß die Spanier den Hahnenkampf nach dem Morgenlande gebracht hätten, denn die arabiſchen Berichte aus dem 7ten und 8ten Jahrhundert nach Chr. G. beſchrieben ſchon dieſe Kampfſpiele in den Sundaländern. Der Hahnenkampf iſt daher eine hinterindiſche Erfindung, und die Spanier haben erſt ſpäter dieſe Anſteckung aus der alten Welt unter die Creolen Amerika's verbreitet. Das Spiel ſelbſt iſt zu bekannt um eine beſondere Schilderung noch zu verdienen, höchſt komiſch iſt dagegen wie man in den Theatern dieſer Kampfſpiele die „Retourbillette" zu erſetzen und zugleich ihre Uebertragung an dritte Perſonen zu verhindern ſucht. Verläßt nämlich ein Eingeborner den Schauplatz und wünſcht er wieder zurückzukehren, ſo wird ihm an der Theatercaſſe beim Ausgange am nackten rechten Arm in der Nähe des Pulſes ein Stempel aufgedrückt, der ihm bei ſeiner Rückkehr den freien Eintritt gewährt und der Sorge das Retourbillet zu verlieren überhebt. Beim Wiedereintritt wird der Stempel einfach weggewiſcht.

Die Herren der Novara verſäumten nicht die von de la Gironière ſo berühmt gemachte Laguna encantada, den bezauberten See, zu beſuchen. Man fährt in Barken den Paſig hinauf zuerſt nach der großen Laguna de Bay, welche Luzon beinahe in zwei Hälften trennt. Auf dieſer Fahrt bekam man häufig den intereſſanten Martinsvogel (Pastor roseus) zu Geſicht. Dieſes Thier iſt nämlich in China zu Hauſe und leiſtet dort als Heuſchreckenvertilger den Einwohnern unbezahlbare Dienſte. Da nun Luzon bisweilen von Wolken dieſes gefräßigen Ungeziefers verheert wird, ſo holte man aus China den Martinsvogel und ſchützte ſein Leben durch Androhung mit Gefängnißſtrafe für jeden der ihm ein Leids thäte. Aber ſonderbar! Auf Luzon gieng es dem Freunde Martin ſo gut daß er ſein altes Metier aufgab, von der Kammerjägerei ſich zurückzog, und nun ein Otium cum dignitate pflegt. Die Bootfahrt brachte die Oeſterreicher auch an Patero vorüber, was aus dem Spaniſchen (Pato, Ente) ins Deutſche überſetzt das Entendorf heißt, weil Millionen ſolcher Thiere jährlich dort gezogen, und mit den reichlich vorhandenen Schalthieren der Lagune gemäſtet werden. Hauptſächlich iſt es den Züchtern um den Gewinn der halbausgebrüteten Eier und Küchlein zu thun, welche bei den Tagalen oder Eingebornen Luzons wie bei den Chineſen zu den höchſten Leckerbiſſen gezählt werden.

Eine Meile nur von Los Baños, heißen Quellen und Bädern an der Laguna de Bay, liegt der bezauberte See, deſſen Beſuch Scherzer zu den Glanzpunkten des Aufenthaltes auf den Philippinen rechnet. Vulcanismus und die Prachtliebe der Tropennatur haben dort eines der geheimnißvollſten und eigenthümlichſten Naturbilder geſchaffen dem das menſchliche Auge begegnen kann. An ſteilen Felswänden ſteigt man zu dem Kraterſee hinab um ſich dort einzuſchiffen. Da es aber früher vorgekommen iſt daß die Kaimane, von denen es im See wimmelt, die kleinen Canoes der Eingebornen umgeworfen und was herausgefallen war verſchmauſt hatten, ſo werden jetzt zur Verhütung wiederholter Unfälle mehrere ſolcher Canoes feſt zuſammengebunden. Ruhig und geheimnißvoll lag der See da, ein kreisrundes von mikroſkopiſchen Waſſerpflanzen tiefgrünes Becken, der Sage nach unergründlich, eingeſchloſſen in einem Kraterwall aus Lavablöcken, den am Ufer der reichſte Tropenwald bekleidete. Uralte Rieſenſtämme, mit üppig wuchernden Schlingpflanzen wild verflochten, ſpiegelten ihre üppigen Laubkronen auf dem See und bildeten einen Schattenring auf der glatten Waſſerfläche. Eine lautloſe Stille herrſchte, nur ſelten vom Ruf eines Vogels oder vom fernen Donner unterbrochen, denn die Reiſenden hatten auf Luzon gerade die Regenzeit angetroffen, und auch hier, ſobald ſie die Barken beſtiegen, begann es ſtark zu regnen, weßhalb etliche Herren der Geſellſchaft nach der Landesſitte ihre Kleider, um ſie trocken zu halten, auszogen und ſich von dem lauen Regen netzen ließen. Die berüchtigten Alligatoren wollten ſich jedoch nirgends zeigen, man wurde überhaupt nur eines Exemplares anſichtig, welches freilich die reſpectable Länge von 15 Fuß beſaß. Dafür wurde es, als ein Schuß gefallen war, mit einemmal auf den Bäumen und im Dickicht lebendig. Kreiſchend und ſchwirrend flog und flatterte es wild durcheinander. Tauſende von Vögeln, welche am Strand im Schatten verborgen geſeſſen hatten, Waldtauben und zahlreiche Schaaren von Rieſenfledermäuſen waren plötzlich aus ihrer ſtarren Ruhe aufgeſchreckt und flüchteten vor dem tödtlichen Knall. Was man vorher für räthſelhafte braune Früchte in den Wipfeln der Bäume gehalten hatte, verwandelte ſich jetzt in fliegende Hunde (Pteropus edulis), die in ungeheuren das Tageslicht ſchmälernden Schaaren über den See dahinzogen um in den Dickichten ein Verſteck zu finden.

Sehr wenig erbaut waren übrigens die Herren der Novara ob des kalten und ſteifen Empfanges von Seiten des Statthalters auf Luzon, der ihnen zwar höfliche Worte gab, aber ſich ſonſt nicht weiter um ihre Zwecke kümmerte. Die Holländer auf Java hatten die Herren nämlich nicht wenig verwöhnt.

Digitized by Google

Dort sprangen vor ihnen nicht nur alle Thüren, sondern sämmtliche öffentliche Personen beeiferten sich ihnen hülfreich und dienstfertig zu seyn, um ihren Aufenthalt so genuß- und lehrreich als möglich zu machen. Es schieden auch am 24 Juni die Oesterreicher von Manila, wie es scheint, ohne großes Bedauern.

Die atmosphärische Briefpost in London.

(Aus Chambers's Journal.)

So viel wir wissen, ist bis zum gegenwärtigen Jahr 1861 noch kein menschliches Wesen je durch eine Röhre geblasen worden, obgleich gar manche ihren Weg durch Röhren auf viele andere Weisen bewirkt haben: der ältere Brunel z. B. durch seine dicke Röhre, den Themse-Tunnel, unter Umständen großer und mannichfaltiger Schwierigkeit, und sein Sohn, der Brunel des Broad Gauge und des Great Eastern, durch die Röhre die den Namen Box Tunnel trägt. Robert Stephenson war einer der ersten welche durch die mächtige Röhre der Britannia-Brücke über den Menai giengen; der Prinz von Wales ritt durch die noch mächtigere Röhre welche die Victoria-Brücke in Montreal bildet; Wasserwerkarbeiter und Gaswerkarbeiter müssen oft durch eiserne Röhren von genügendem Durchmesser hindurchkriechen; Sir William Herschels Familie gieng durch die Röhre seines majestätischen reflectirenden Teleskops in Slough. Diese und andere Beispiele sind uns allen mehr oder minder bekannt; allein durch eine Röhre geblasen zu werden, das ist etwas ganz anderes.

Wir sprechen von der „Pneumatic Dispatch Tube" — einer Röhre die vielleicht eines Tags unsere Briefe und Pakete und, so viel wir sagen können, alle andern Waaren mit Ausnahme des Fleisches, das, wie bekannt, nicht „geblasen" werden darf, vom einen Ende der Hauptstadt zum andern befördert.

Diejenigen welche diesen Gegenstand als eine Sache mechanischer Wissenschaft betrachten, wissen daß man mit comprimirter und expandirter Luft, als Bewegungskräften, in früheren Jahren vielfache Versuche angestellt hat. Der französische Ingenieur Papin faßte vor mehr als zweihundert Jahren schon den Gedanken Bewegung mittelst atmosphärischen Drucks durch eine Röhre hindurch hervorzubringen; allein er verfolgte den Gegenstand nicht praktisch. Vor ungefähr einem halben Jahrhundert veröffentlichte Hr. Medhurst eine kurze Darstellung eines Plans, unter dem Titel: „Eine neue Methode Briefe und Güter durch Luft zu befördern." Das Publicum betrachtete ihn, wie sich denken läßt, als einen Träumer. Viele Jahre später gab er eine andere Flugschrift heraus: „Ein neues System binnenländischer Beförderung für Güter und Reisende." Die Umrisse des Plans sind folgende. Zuvörderst sollte ein luftdichter Tunnel von genügender Größe gebaut werden um den Durchzug von Wagen innerhalb desselben zu gestatten. Die auf Schienen laufenden Wagen sollten so gebaut werden daß sie genau in den Tunnel paßten, oder mindestens um sich herum nur so viel Raum hätten daß sie ohne Reibung durch denselben hindurch gelangen können. Sie sollten durch comprimirte Luft, welche sie fortstoßen würde weil sie keinen Durchweg um dieselben finden konnte, in Bewegung gesetzt werden. Die Luft sollte durch eine Pumpmaschine hineingelangen. Eine andere Anordnung die Hr. Medhurst ersann, bestand darin die Wagen durch einen Tunnel gehen zu lassen nicht mittelst comprimirter Luft hinter ihnen, sondern durch Auspumpung der Luft vor ihnen. Dieß ist der Anführung werth, denn es ist gerade das Princip welches jetzt die Pneumatic Dispatch Company anzunehmen gedenkt. Ein dritter von diesem scharfsinnigen Mann ersonnener Plan war folgender: Es sollte ein kleiner Tunnel oder eine große Röhre vorhanden seyn, enthaltend einen Kolbenwagen für die Beförderung von Gütern, und eine Klappe längs dem Obertheil der Röhre, durch welche ein Stab vertical vorwärts dringen würde. Der Stab sollte an dem untern Ende in Verbindung stehen mit dem Kolben-Wagen innerhalb der Röhre, und am obern Ende mit einem Passagier-Wagen in freier Luft: dieser Passagierwagen sollte auf einem Schienenweg entweder oberhalb oder der Seite der Röhre entlang laufen. Durch diese eigenthümliche Einrichtung würde comprimirte Luft nicht nur einen Güterwagen innerhalb der Röhre, sondern auch einen Passagierwagen außerhalb und oberhalb fortblasen. Selbst damit aber waren die Erfindungen Medhursts noch nicht erschöpft. Er ersann die Erbauung eines Schienenwegs, in dessen Mitte eine kleine Röhre gelegt würde, welche eine Klappe und eine aufrechtstehende Stange (einen Verbindungsarm) hatte, wie sie oben geschildert ist. Dieß war eine wohlfeilere Einrichtung, da die Röhre nur groß genug seyn sollte um einen Kolben-, nicht einen Güterwagen aufzunehmen. Er erdachte verschiedene scharfsinnige Arten die Klappe zu allen Zeiten zu schließen, mit Ausnahme gerade in dem Augenblick wenn der Wagen durchgehen würde. Medhurst scheint sich mehr auf einen lufterfüllten Raum hinter dem Kolben verlassen zu haben, als auf eine Luftleere vor demselben; und er wiegte sich gewiß in den herrlichsten Gedanken über den Grad von Triebkraft der auf diese Weise zu erzielen sey — weit mehr als man jetzt zugeben würde. Er glaubte daß in einem Tunnel von dreißig Quadratfuß Querschnittsfläche, oder zwischen fünf bis sechs Fuß im Durchmesser, Wagen vorwärts getrieben werden könnten im Verhältniß von sechzig (engl.) Meilen in der Stunde, ohne daß die Verdichtung der Luft den Reisenden lästig werden würde.

Wenn je ein solcher Plan zur wirklichen Ausführung und Nutzbarmachung gelangt, so ist die Pneumatic-Dispatch-Gesellschaft Hrn. Medhurst zu großem Dank verpflichtet, denn er regte unwiderstreitbar die Denkkraft anderer Menschen an, obschon er selbst aus seinen verschiedenen Röhrenplanen keinen Nutzen zog. Dasselbe dürfte sich, wenn auch in geringerem Grade, von Hrn. Ballance sagen lassen, der im Jahr 1823 das Publicum aufforderte eine neue Reise-Art in Augenschein

Digitized by Google

zu nehmen. Sein Plan gieng dahin Reisende längs eines Schienenwegs zu befördern der innerhalb eines luftdichten, entweder aus Gußeisen oder glasirtem Thon verfertigten Tunnels angelegt war. Da er wußte daß angestellte Versuche einen sehr großen Kraftverlust gezeigt hatten wenn man Luft durch eine lange Röhre treiben wollte, so wählte er die Luftleere statt des lufterfüllten Raumes — er pumpte die Luft vor dem Kolben aus, und ließ die gewöhnliche Atmosphäre von hinten auf den Kolben drücken. Die Möglichkeit dieß zu thun, wurde wirklich in kleinem Maßstab zu Brighton gezeigt, und solchergestalt gieng Vallance einen Schritt weiter als Medhurst: allein die Leute lachten über ihn und über die Unwahrscheinlichkeit daß ächte Briten je von freien Stücken sich durch eine Röhre wie Kugeln durch eine Schlüsselbüchse schießen lassen würden.

Jahre vergiengen wieder, und dann kam Hr. Pinkus mit seinem „Pneumatic Railway"-Patent aus Amerika. Dieß war eine ungefähr drei Fuß im Durchmesser haltende eiserne Röhre mit einem anderthalb Zoll weiten Längsschlitz auf ihrer oberen Seite. Zwei erhobene Ränder an den Seiten dieses Schlitzes bildeten eine muldenartige Vertiefung, oder Rinne, welche mit einem Klappentau aus irgendeiner schwammigen oder nachgiebigen, durch eisernen Beschlag gekräftigten, Substanz ausgefüllt war. Ein Kolben wanderte durch die Röhre, und eine Stange, die aufwärts von derselben durch den Schlitz gieng, verband sie mit einer andern des auf einem Schienenweg laufenden Wagenzugs. Es war dieß thatsächlich einer der Medhurst'schen Plane, nur sehr modificirt bezüglich der Verschließungsart der Oeffnung, ausgenommen in dem Moment in welchem der Kolben durch eine besondere Stelle hindurchgieng. Man legte ein Stückchen Versuchsschienenweg an, und probirte darauf den Pinkus'schen Apparat; allein die Sache kam, auf diese oder jene Weise, dem Publicum außer Acht, und Hr. Pinkus erzielte durch seinen Scharfsinn nichts.

Wiederum gehen wir über einige Jahre dahin, und gelangen zu den Arbeiten der HH. Clegg und Samuda, welche im Jahr 1840 der Welt ihre „atmosphärische Eisenbahn" ankündigten. Diese „kam wirklich zu etwas," obgleich das Etwas für ziemlich viele Leute finanziell unglücklich war. Eine halbe Meile des neuen Apparats wurde auf der West-Londoner Eisenbahn angelegt, und er arbeitete so erfolgreich, daß die Aufmerksamkeit der Eisenbahngesellschaften darauf gelenkt ward. Wir brauchen nicht in mechanisches Detail einzugehen. Wir haben uns einfach eine ungefähr einen halben Yard im Durchmesser haltende gußeiserne Röhre vorzustellen — einen Schlitz längs des Obertheils dieser Röhre — eine elastische Klappe welche den Schlitz schließt — eine aufrechtstehende Stange welche sich einen Durchgang dadurch erzwingt daß sie die Klappe auf einmal einige Zoll in die Höhe hebt — einen Kolben am Fuße der Stange, innerhalb der Röhre — einen Wagen am Obertheil der Stange, außerhalb der Röhre — einen mit diesem Wagen in Verbindung stehenden Train — und einen Apparat zum Auspumpen der Luft vor dem Kolben in der Röhre. So war die atmosphärische Eisenbahn welche auf der Croydon, der Dublin und Kingstowner und der Süd-Devonshirer Eisenbahn wirklich in Thätigkeit gesetzt wurde. Es war in der That ein wundervolles Ding, denn die Geschwindigkeit von 60 Meilen in der Stunde wurde hin und wieder erzielt, und der Zug schien wie durch eine unsichtbare Macht dahingetrieben, indem keine äußere Triebkraft irgendeiner Art vorhanden war. Dessenungeachtet schlug der Versuch commerciell fehl; die Betriebskosten waren größer als die des Locomotivsystems, hauptsächlich der endlosen Schwierigkeit halber die Klappe luftdicht zu erhalten.

Unsere Leser müssen all dieß als eine mit Beispielen belegte Erläuterung der alten Wahrheit betrachten: „daß es nichts neues unter der Sonne gibt." Der heutige Pneumatic Dispatch-Plan ist nicht neu; er ist nur eine Verbesserung dessen was lange zuvor schon die speculativen Fähigkeiten scharfsinniger Männer in Anspruch genommen hatte.

In einem Bezirk welcher dereinst einen Theil der Battersea Fields bildete, jetzt aber ein neu angelegtes Werft und ein Kai ist und der Vauxhall Waterworks Company gehört, ist zeitweilig eine ungefähr eine Viertelmeile lange schlangenförmige Röhre gelegt. Sie befindet sich meist an der Oberfläche des Bodens, aber in einigen Theilen entweder oberhalb derselben auf Stützen oder wenig unterhalb derselben eingegraben; es sind eine oder zwei scharfe Curven in der Röhre, und fast eben so steile Steigungen wie die von Holborn Hill. An einem Ende ist ein kleiner Zug eiserner Wagen; am andern Ende ein Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine und einer Luftpumpe. Die Röhre ist ungefähr 30 Zoll im innern Durchmesser, und hat im Querschnitt eine einigermaßen einem Bienenkorb ähnliche Form. Sie besteht aus einzelnen Stücken, welche so zusammen genietet sind, daß sie von einem Ende bis zum andern luftdicht ist. So ist die Röhre beschaffen. Die Wagen haben einige Aehnlichkeit mit Wiegen; sie besitzen einen Querdurchschnitt genau wie der der Röhre, aber etwas kleiner, und sind oben offen, ausgenommen an und nahe den beiden Enden. Jeder Wagen ist ungefähr sieben Fuß lang und sehr stark aus Eisen gemacht; vier Räder lassen ihn auf einer Miniatur-Eisenbahn innerhalb der Röhre laufen. Hier haben wir also eine Eisenbahn innerhalb einer Röhre und einen Zug von zwei oder drei Wagen um sich darauf fortzubewegen. Am andern Ende der Röhre ist ein kleines zeitweiliges Maschinenhaus mit Maschinerie. Eine Dampfmaschine bringt eine sehr große verticale Scheibe, oder ein mehr als zwanzig Fuß im Durchmesser haltendes Rad, in sehr schnelle Drehung. Die Scheibe ist aus Eisenblech gebildet, und wie zwei riesenhafte Uhrgläser gestaltet, deren concave Flächen nach innen gekehrt sind, und welche an ihren Rändern bis auf etwa einen Zoll zusammentreffen; die hohle Achse dieser Scheibe steht mit dem einen Ende der Röhre in Verbindung. Wenn die Scheibe in ihrer reißend schnelle Umdrehung begriffen ist, wird die Luft mit Gewalt zwischen den beiden Oberflächen durch die Centrifugalkraft herausgetrieben, was eine Aufsaugung hervorbringt, durch welche eine große Luftmasse der Röhre entzogen wird. Wäre das entfernte Ende der Röhre ganz geschlossen, so würde diese Aufsaugung ihren Fortgang haben bis fast ein Vacuum erzeugt wäre; wäre es aber nur durch

Digitized by Google

einen eisernen Wagen geschlossen, der ringsherum einen kleinen Rand läßt, so würde das Vacuum ein sehr partielles seyn. So partiell es indessen ist, so ist das Vacuum doch hinreichend um die allerschnellste Fortbewegung des Wagens durch die Röhre hindurch hervorzubringen. Da die verdünnte Luft vorn und die gewöhnliche Atmosphäre hinten ist, so wird der Wagen mit einer von der Differenz der beiden Luftarten abhängenden Kraft vorwärts getrieben, und diese Kraft ist weit beträchtlicher als man vermuthen möchte. Ein Zug von zwei Wagen, deren jeder sieben oder achthundert Pfund wiegt, wird in dreißig oder vierzig Secunden durch die eine Viertelmeile lange Röhre getrieben — eine Geschwindigkeit welche gleich ist einer solchen von zwanzig bis dreißig (engl.) Meilen in der Stunde. Wer diese Versuchsstation in Augenschein nehmen will, dem zeigt man wie diese mit mehreren Centnern in Säcke gefüllter Steine, welche Waaren oder Pakete vorstellen sollen, beladenen Wagen durch die Röhre geschossen werden, und immer und immer wieder kann man sehen daß die furchtbare Masse eine Viertelmeile entlang in dem Bruchtheil einer Minute fortgetrieben wird. Sollte ein abenteuerlustiger Mann einen persönlicheren Versuch mit dieser außergewöhnlichen Reiseart machen wollen, so werden die HH. Latimer Clark und Rammill, die Genii loci, nichts dawider einzuwenden haben, sondern vielmehr alles aufbieten um es ihm so behaglich als möglich zu machen. Einer der Wagen wird seiner mit Steinen gefüllten Säcke entleert, und eine saubere Matratze an deren Stelle gelegt. Der Reisende legt sich in seine eiserne Wiege, und wird mit einem wollenen Tuche bedeckt, um seine Kleider vor Staub zu schützen. Man ertheilt ihm ernste Ermahnungen seinen Kopf nicht in die Höhe zu heben, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Er harrt nun ruhig und voller Spannung auf die Bewegung, um zu sehen welcher Art das Leben seyn müßte wenn man durch eine eiserne Röhre reise, und ob er am andern Ende wie ein Schuß aus einer Armstrongkanone herauskommen werde. Der Wärter stößt den Wagen oder die Wiege in die Mündung der Röhre, und dann ist alles Dunkelheit, und überdieß, an einem Augusttag, alles sehr heiß. Sogleich, als ob eine unsichtbare Hand hinten stoße, fängt die Wiege an sich zu bewegen, und dann folgt ein Brummen und Summen und Zischen und Rasseln und Rumpeln, das er nicht zu schildern vermöchte, selbst wenn er der Sprache noch so sehr Meister wäre. Ab fährt er nun, den Abhang hinunter welcher Holborn Hill vorstellen, den Abhang hinauf der ein Bild von Skinner Street geben soll, und um Winkel von verschiedenen Graden herum. Da er weiß daß die Spitze seiner Nase nicht sehr fern ist von dem Obertheil der Röhre, so bleibt er ruhig und vorsichtig, das Beste hoffend, und voller Zuversicht daß seine dunkle Wanderung durch unendlichen Raum da oder dort in Tageslicht und terra firma endigen werde. Endlich hört er einen Schlag; er weiß noch nicht was dieß ist, allein es ist das Aufspringen einer Klappe oder Thüre am ferneren Ende der Röhre — und er schießt hinaus in das Licht des Tages, gesund und wohlbehalten, obgleich ein wenig verwirrt über diese sehr sonderbare Reise. Die Anordnungen sind so genau gemacht, daß der Wagen nur sehr wenige Fuß von der Mündung der Röhre zum Stehen kommt; wäre dieß nicht der Fall, so würde Wagen, Mann und alles köpflings in die Themse geschleudert werden.

Diese große Röhre ist das Muster derjenigen die man unterhalb einiger der Straßen Londons zu legen gedenkt. Wir haben die Postleute zur Ablieferung der Briefe, die Eisenbahnkarren und die Paketablieferungskarren zur Ablieferung der Pakete, und den Telegraphen zur Ablieferung der Botschaften; allein es scheint uns noch etwas zu fehlen das mehr ist als alles dieß. Eine schnelle Beförderung von Briefsäcken zwischen St. Martin's le Grand und den verschiedenen Centraldistrictsbureaux wird ebenso als ein großes Desideratum gefühlt, wie zwischen dem Hauptbureaux und mehreren Eisenbahn-Endstationen. Allein dieß ist nur ein Theil des Dienstes den die Pneumatic Dispatch Company zu leisten gedenkt. Es sind jetzt mehrere Jahre seit die Electric and International Telegraph Company eine Röhre legen ließ von ihren Stationen in Cornhill und an der Stockbörse nach der Station in Lothbury. Anstatt die Mühe zu haben die Botschaften abzuschreiben und sie durch Menschenhand befördern zu lassen, wurden die Papierschnitzel selbst in die Röhre gelegt, und in etwa 30 Secunden hindurchgeblasen. Der Plan entsprach so gut, daß seitdem andere Röhren gelegt worden sind, und die vier Stationen in Cornhill, Stockbörse, Mincing Lane und Lothbury stehen nun in Verbindung mit einer Centralstation in Moorgate Street, an welche Papierstreifen geblasen werden mit Botschaften die nach allen Theilen der Welt versendet werden sollen. Es ist ein kleiner Anfang, aber er ist vielverheißend. Die Depeschen werden in einen kleinen mit Filz umhüllten Cylinder gelegt, und dieser Cylinder stellt offenbar den eisernen Wagen des größeren Apparats dar. Die Röhren sind klein; allein die für die Brief- und Paket-Beförderung nöthigen würden größer seyn. Außer der Versendung von Briefsäcken durch verschiedene Districte Londons, wie eben erwähnt, gedenkt die Compagnie kleine Pakete nach und von verschiedenen Eisenbahnstationen anderer Eisenbahncompagnien zu verbringen, und gewerbliche, commercielle, amtliche und privatliche Urkunden und Papiere aller Art sowohl als Zeitungen und Bücher von Bureau zu Bureau zu befördern, und sie von hier aus durch Diener an die Betreffenden abliefern zu lassen. Die Compagnie ist auch der Ansicht die Regierung sollte eine vollständige Reihe von Röhren zu speciellem und abgesondertem Gebrauche haben, um die fast zahllosen Botschaften und Papiere zu befördern die tagtäglich zwischen den verschiedenen Regierungsbureaux in Whitehall, Somerset House, Pall Mall und Victoria-Street hin und her wandern müssen. Die Admiralität allein würde alljährlich eine große Summe ersparen, wenn sie der Schwierigkeit los wäre die dadurch entsteht daß die Geschäfte an dem einen halben Tage in Whitehall, am andern halben Tag in Somerset House abgemacht werden müssen.

Digitized by Google

Rechtsinstitutionen der Irokesen.

1. Erbfolge.

Die gesellschaftlichen Institutionen der Irokesen, wohl des bedeutendsten Volkes der rothen Race, gründen sich durchaus auf Familiensippen, und „der große Bund der Irokesen," eine unter diesem Namen in den Vereinigten Staaten noch wohl bekannte indianische Genossenschaft, war einst nichts anderes als eine Ausdehnung des Familiensippschaftswesens auf einen größeren Gesellschaftskreis, wodurch ein eigenthümliches und immerhin äußerst merkwürdiges System der bürgerlichen Gesetzgebung in Beziehung auf Erbrecht und Erbfolgeordnung entstanden ist, ein System das weit abweicht sowohl von den Civilgesetzgebungen der Culturstaaten, wie von den Satzungen des kanonischen Rechtes. Das irokesische Erbrecht ist ein eigenthümliches aber consequent ausgebildetes und abgeschlossenes Gebäude. Der Hauptunterschiede zwischen der irokesischen Erbfolge und der des gemeinen Rechtes bei den cultivirten Völkern sind es besonders zwei: einmal daß bei den Irokesen der Heimfall, das Erbe, ausschließlich der weiblichen Linie folgt oder durch die Mutter geht, während es nach den gemeinen Erbrechtssystemen entweder vorherrschend oder jedenfalls zugleich auch der männlichen Linie folgt; weiter ist der zweite Hauptunterschied der daß die Seitenlinien bei den Irokesen immer wieder abgeschnitten und in die Hauptlinie hereingenommen werden (worüber weiter unten das nähere), während bekanntlich bei der gemeinen und der kanonischen Berechnungsweise der Abstammung mit jeder weiteren Stufe der Entfernung vom gemeinschaftlichen Stammvater auch die Seitenlinien sich weiter vergweigen und mehr von der Hauptlinie entfernen, so daß bei uns nach ein paar Generationen die Annahme einer Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Seitenlinien, wenigstens im gemeinen bürgerlichen Leben, ganz aufhört. Um aber diese so eigenthümlichen Grundsätze der Vererbung und Verwandtschaftsberechnung der Irokesen dem Leser ganz verständlich zu machen, ist hier eine kurze Darstellung vorauzuschicken, über die bei diesem Volk gebräuchliche Eintheilung in Stämme und Nationen, über die Verbindung dieser Stämme durch die Nationen hindurch, und endlich über die Vereinigung von Stämmen und Nationen zu dem oben erwähnten Bande des großen Bundes.

Das Volk der Irokesen zerfiel in fünf Nationen, die Oneida, die Onondaga, die Cayuga, die Mohawk und die Seneca-Nation. Diese bildeten miteinander den „großen Bund der Irokesen." Jede dieser fünf Nationen hatte ihre acht Stämme, oder genauer Stammestheile, welche jedesmal, d. h. bei jeder Nation, die gleichen und zwar folgende Namen führten: Wolf, Bär, Biber, Turteltaube, dann Hirsch, Schnepfe, Reiher, Habicht. Die Onondaga-Nation hatte also acht Stammestheile, von denen ein jeder einen der obengenannten Stammesnamen führte, ebenso die Cayuga-Nation und in gleicherweise die drei anderen Nationen. Es war somit der gesammte Stamm der Wölfe in fünf Theile getheilt, und ein jeder seiner fünf Fünftheile einer anderen von den fünf Nationen zugewiesen. Die gleiche Vertheilung fand bei den sieben anderen Stämmen statt. Die einzelnen Glieder — die Individuen — dieses Stammes der Wölfe, sowie die Individuen eines jeden der sieben anderen unter fünf Nationen vertheilten Stämme gelten nun nach irokesischer Anschauungsweise als Verwandte, und zwar als sehr nahe Verwandte, als Blutsverwandte, und dieses Verwandtschaftsband geht bei jedem Stamm durch alle fünf Nationen hindurch, so daß der Mohawk vom Stamm der Turteltauben den Seneca vom Stamm der Turteltauben immer für seinen nahen Verwandten hält. In gleicherweise sieht der Oneida vom Stamm der Habichte in dem Onondaga oder Cayuga vom Stamm der Habichte einen Verwandten, und nicht bloß in idealem Sinn, nur so aus Höflichkeit wegen des gleichen Stammesnamens, wie man etwa in einigen Theilen Deutschlands und Schottlands auch den entfernteren Verwandten immer noch aus Artigkeit als „Hr. Vetter" behandelt, sondern der Irokese sieht in seinem Stammesgenossen, gleichviel ob derselbe seiner eigenen oder einer anderen Nation angehört, einen wirklichen durch Bande des Blutes ihm sehr nahe verbundenen Verwandten. Auf diese Weise ist, wie leicht ersichtlich, eine Verbindung der fünf irokesischen Nationen untereinander hergestellt, so innig und verschlungen als man sie sich nur denken kann, eine Kreuz- und Querverwandtschaft für Stämme und Nationen, und endlich im großen Bunde ein unzertrennliches alles umfassendes Band. Hätte eine der Nationen sich vom Bund lossagen wollen, so hätte sie zugleich ein achtfaches Verwandtschaftsband zerrissen, wären die Nationen in Feindseligkeiten gegen einander ausgebrochen, so hätten solche demnach den Stamm der Habichte gegen den Stamm der Habichte, mit einem Wort: den Bruder gegen den Bruder geführt. Die Geschichte der Irokesen spricht auch für die Richtigkeit und Festigkeit dieser Organisation, denn niemals während der langen Dauer des Bundes verfiel derselbe in Anarchie, auch kam es bei ihm nicht in Folge innerer Zwistigkeiten, sondern einzig und allein nur in Folge der Ankunft und Ansiedlung der angelsächsischen Race zur Auflösung.

In Betreff der ehelichen Verbindungen ward es dann bei dieser Organisation ursprünglich so gehalten daß die zuerst genannten vier Stämme (Wolf, Bär, Biber und Turteltaube) sich nicht unter einander verheirathen durften, und ebenso wieder nicht die vier zuletzt genannten (Hirsch, Reiher, Schnepfe und Habicht). Die verbundenen vier Stämme hießen nach indianischer Benennungsweise Bruderstämme einander gegenüber, und Vetterstämme gegenüber den anderen nicht mit ihnen verbundenen Stämmen. Jedes Mitglied aus den ersten vier Stämmen konnte in einen der andern vier Stämme heirathen und umgekehrt, ein Habichtkrieger konnte also ein Bibermädchen zur Frau nehmen, ein Reiherkrieger ein Turteltaubenmädchen, ein Hirschkrieger eine Tochter aus dem Stamme der Wölfe heirathen, aber kein Biberkrieger konnte in früherer Zeit seine Squaw aus dem Stamme der Turteltauben holen, noch konnte ein Habichtweib die Gattin eines Reiherkriegers werden. So lautete das ältere strengere Gesetz, aber im Verlauf der Zeit verlor dasselbe allmählich an seiner Strenge,

Digitized by Google

bis endlich das Verbot auf die Heirath zwischen Individuen ein und desselben Stammes beschränkt wurde. Niemals aber im ganzen Verlaufe der Geschichte des irokesischen Bundes kam es vor daß ein Mann eine Frau aus seinem eigenen Stamme nehmen durfte, gleichviel ob dieselbe von seiner eigenen oder einer anderen Nation war. Alle Mitglieder eines Stammes galten als in verbotenen Graden der Blutsverwandtschaft mit einander verwandt, und heute noch wird unter den Nachkommen der Irokesen dieses Gesetz strenge und heilig gehalten. Bei einer jeden Ehe dieses Volkes gehören daher Mann und Frau immer zwei verschiedenen Stämmen an, und von den Kindern wird angenommen daß sie immer zum Stamme der Mutter gehören. Vater und Mutter stets aus verschiedenen Stämmen zu nehmen und die Kinder immer dem Stamme der Mutter zuzuweisen, ist ein Fundamentalsatz des irokesischen Erbrechtes. Dieß hat verschiedene sehr entscheidende Folgen, von welchen unstreitig die bemerkenswertheste die ist daß die männliche Linie beständig enterbt wird. Alle Rechtsansprüche an Grund und Boden, ebenso alles bewegliche Eigenthum, ja alle Titel und Würden, insoweit sie überhaupt vererblich sind, erben sich bei den Irokesen demnach immer nur im Stamme des Weibes fort, Titel und Würden selbstverständlich nur an die männlichen Mitglieder der weiblichen Linie. Es kann somit die Würde eines Sachem', deren Functionen unten näher besprochen werden, niemals durch Erbfolge vom Vater auf den Sohn übergehen, weil dieselbe wie alles nur in weiblicher Linie vererblich ist, und der Vater einem anderen Stamme als dem seiner Frau, der Mutter seines Sohnes, angehört. Die Sachemwürde geht also nach dem Tode eines Inhabers derselben immer nur auf einen Bruder oder auf den Sohn einer Schwester, d. h. auf einen Neffen des Verstorbenen über.

Ein Stamm bei den Irokesen ist nicht dasselbe was ein Stamm bei den alten Griechen und Römern war, ein Kreis oder eine Gruppe von Familien, denn bei den Irokesen sind, wie gesagt, immer zwei Stämme in ein und derselben Familie repräsentirt, auch sind diese irokesischen Stämme nicht das was man bei den Juden unter Stamm verstand, nämlich die Abkömmlinge von einem gemeinschaftlichen Stammvater in gerader Linie, denn dem Stamme der Irokesen liegt der Gedanke einer Abstammung von einer gemeinschaftlichen Mutter zu Grunde, auch bietet der irokesische Stamm keine Aehnlichkeit mit dem schottischen Clan dar, er nähert sich immer noch am meisten dem jüdischen Stamme, nur mit dem eben angegebenen Unterschiede. Die Zusammensetzung des irokesischen Stammes kannte keine Rücksicht auf geographische Gränzen, sie galt in so weiter räumlicher Ausdehnung als überhaupt das Gebiet des Volkes sich erstreckte, welches seine Wohnsitze vorzugsweise auf den jetzt zum Staate New-York gehörenden Gründen hatte. Die Mutter, ihre Kinder, die Nachkommen ihrer Töchter in weiblicher Linie waren auf immer mit dem Geschicke des Stammes verkettet, während der Vater, seine Brüder und seine Schwestern und die Abkömmlinge dieser Schwestern anderen Stämmen angehörten und sich dann zu den Gliedern dieser Stämme hielten. Ein Uebertritt von einem Stamme in einen anderen konnte nie und nimmermehr stattfinden, und ebenso wenig konnte auch die Nationalität eines Individuums verändert werden. Wenn eine Cayugatochter vom Stamme der Habichte einen Senecakrieger zum Gatten nahm, so waren ihre Kinder vom Stamme der Habichte und von der Nation der Cayuga, und die Nachkommen dieser Kinder in weiblicher Linie fahren fort bis auf das letzte Glied hinaus Cayuga zu seyn vom Stamme der Habichte, wenn sie auch unter den Seneca wohnen, und vielleicht durch fortwährende eheliche Verbindungen mit diesen nach unseren Begriffen nahezu den letzten Tropfen von Cayugablut verloren hatten. Auch diese Eigenthümlichkeit hatte das irokesische System daß niemals durch eine Heirath mit der Angehörigen eines fremden Volkes die irokesische Nationalität auf die Frau oder die Kinder einer solchen Verbindung übertragen werden konnte, und ebensowenig konnte bei diesem System eine fremde Nationalität unter die Irokesen dadurch hereingebracht werden daß ein Krieger dieses Volkes eine Frau von einem anderen Volke zu seinem Weibe nahm. Wenn auch ein Mohawk ein Delawaren-Mädchen heirathete, so waren und blieben diese Frau und alle ihre Kinder doch immer Delawaren, also immer Fremde, obgleich sie durch eine Art Adoptirung mit besonderen Formen und Ceremonien unter die Mohawk aufgenommen wurden. Nach diesem Grundsatze der Vererbung in der weiblichen Linie gieng, wie schon erwähnt, auch alles was zwei Ehegatten an Eigenthum besaßen, z. B. Gemüseländereien, Obstgärten, Kleidungs- und Schmuckgegenstände u. s. w. an die Glieder der weiblichen Linie, und zwar geschah dieß sogleich nach dem Tode, so daß also, im Falle daß die Frau starb, der hinterbliebene Gatte nicht einmal ein Nutznießungsrecht an ihre Hinterlassenschaft erhielt, vom Vater bekamen Frau und Kinder nur dann etwas wenn der Verstorbene es ihnen selbst vor seinem Tode und vor Zeugen zugetheilt hatte, wenn aber dieß nicht geschehen, bekam der Sohn gar nichts vom Erbe des Vaters, nicht einmal den Tomahawk desselben, denn das Eigenthum des Mannes gieng an dessen Brüder und Schwestern und an die Kinder seiner Schwestern, nicht aber an die Kinder seiner Brüder über. Dabei ist jedoch zu bemerken daß die Feldstücke einer Familie in der Regel Eigenthum der Frau und nicht des Mannes waren, so daß sie also meistens an die Kinder kamen und zu deren Erhaltung dienen konnten. Während der ganzen Dauer der ehelichen Verbindung wurde bei den Irokesen das Eigenthum von Mann und Frau so viel immer möglich getrennt gehalten und als Sondergut behandelt. Im Falle einer Scheidung der Ehe, was auch hie und da vorkam, zog jeder Theil das seinige wieder an sich und die Kinder folgten nur der Mutter. Die Auctorität und Controle des Vaters über dieselben hörte vom Augenblick der Trennung an vollständig auf.

Gehen wir nun zu der zweiten oben schon kurz erwähnten Haupteigenthümlichkeit der irokesischen Erbfolgeordnung, zu der Beschränkung der Seitenlinien und der Hereinnahme derselben in die Hauptlinie, oder, genauer gesagt, zu der Berechnungsweise der Verwandtschaftsgrade bei den Irokesen über. Diese wird nur dann verständlich wenn wir uns vergegenwärtigen daß der Familienbegriff bei diesem Volk eben ein

Digitized by Google

ganz anderer iſt als bei uns. Der Grundgedanke des irokeſiſchen Erbſyſtems iſt daß die Abſtammung — die Verwandtſchaft — rein durch die Geburt vom Weibe vermittelt werde, während unſeren Erbſyſtemen der Gedanke zu Grunde liegt daß die Abſtammung durch die männliche und weibliche Zeugung „von beiden Banden," wie der juriſtiſche Ausdruck lautet, vermittelt werde. Der Irokeſe iſt alſo der Anſicht daß durch die Geburt allein, nicht durch die Zeugung ein Menſch mit dem anderen verwandt werde, ein Kind iſt alſo nur mit ſeiner Mutter verwandt, mit ſeinem Vater ſozuſagen nur verſchwägert, daher die oben geſchilderte Vererbung von Eigenthum und Würden nur an die weibliche Linie, indem die Glieder dieſer allein mit dem Erblaſſer nach irokeſiſchen Begriffen verwandt ſind. Nach unſerer Rechnungsweiſe hat ein Kind halb Vater-, halb Mutterblut, und gehört daher bei uns zum Vollblut daß beide Eltern, Vater und Mutter, von reiner Race oder Kaſte waren. Vettern haben demzufolge nach unſerer Rechnung nur ein Viertheil gemeinſchaftlichen Blutes, die nächſte Stufe nach den Vettern nur ein Achtheil und ſofort, daher bei uns die Seitenverwandten mit jeder Generation weiter auseinandergehen, ſo daß die verbotenen, d. h. die für eine eheliche Verbindung zuviel gemeinſchaftlichen Blutes enthaltenden Verwandtſchaftsſtufen bald aufhören und die Verheirathungen bald wieder zuläſſig ſind. Das alles macht ſich aber bei dem irokeſiſchen Princip der Vermittlung der Blutsverwandtſchaft durch die bloße Geburt ganz anders. Der Irokeſe hat hiernach ſozuſagen nur ein Blut in ſeinen Adern, und zwar das ſeiner Mutter, und weiter rückwärts das ſeiner Großmutter mütterlicherſeits u. ſ. w. Der ganze Stamm, von dem, wie oben bemerkt, angenommen wird daß er von einer gemeinſchaftlichen Stammesmutter ausgegangen, gleichwie der jüdiſche Stamm von einem gemeinſchaftlichen Stammvater ausgieng, hat alſo nach dieſer Rechnung in allen ſeinen Gliedern dasſelbe Vollblut, daher die ganz folgerichtige Annahme einer vollſtändigen engen Blutsverwandtſchaft aller Stammesgenoſſen und das ſtrenge Verbot der Verehelichung zwiſchen denſelben. Weiter führte dieß dann zu folgenden bei den Irokeſen gang und gäben Anſchauungen über Verwandtſchaften. Eine irokeſiſche Mutter und ihre Schweſtern ſind mit den Kindern einer jeder von ihnen gleich und ſo nahe verwandt wie mit ihren eigenen Kindern. Eine Großmutter und ihre Schweſtern ſind für alle ihre Enkel weiblicher Linie miteinander in gleicher Weiſe Großmütter, und ſo weiter in abſteigender Linie. Die Kinder zweier Schweſtern ſind in gleicher Weiſe für jede von ihnen Kinder, und die Enkel der einen ſind auch die Enkel der anderen und ſo weiter in aufſteigender Linie. Damit ſind alſo die Kinder zweier Schweſtern Geſchwiſter zu einander, ſie ſind eines und desſelben Blutes und auf derſelben Entfernungsſtufe der Generationen von der gemeinſchaftlichen Großmutter aus. Die Kinder einer Schweſter und eines Bruders, die nothwendig von verſchiedenen Stämmen ſeyn müſſen, ſind dagegen nur Vetter und Baſen für einander nach dem irokeſiſchen wie nach dem gemeinen Recht, dabei muß man aber annehmen daß der Irokeſe unter dieſen Ausdrücken von „Vetter" und „Baſe" wohl dieſelben Grade wie wir, aber mit dem Nebenbegriff einer bloßen Verſchwägerung, und nicht mit dem einer Verwandtſchaft im engeren Sinne verſteht, weil ſolche Vettern und Baſen nach irokeſiſcher Rechnung keinen Tropfen gemeinſchaftlichen Blutes in ihren Adern haben. Die Kinder zweier Brüder gelten als Geſchwiſter, obgleich ſie nicht von demſelben Stamm ſeyn müſſen, es aber ſehr leicht ſeyn können, wenn ihre Väter ihre Frauen aus dem nämlichen Stamme genommen haben. Die Schweſter iſt immer die Tante für ihres Bruders Kinder, und der Bruder iſt der Onkel der Kinder ſeiner Schweſter. Die Kinder dieſer Neffen und Nieen gelten aber als Enkel ihrer ſämmtlichen im Geſchwiſterverhältniß zu einander ſtehenden Großeltern, d. h. Vettern und Baſen ſind nur Onkel und Tanten für die Kinder eines jeden von ihnen, aber Großväter und Großmütter für die unmittelbaren Nachkommen dieſer Kinder. Dieſe letztere Beſtimmung iſt nun allerdings eine Abweichung vom Princip dieſes Erbſyſtems. Bekanntlich haben aber alle Erbſyſteme einzelne, bald mehr, bald minder große Abweichungen von ihrem Princip, und wir müſſen eine ſolche daher auch dieſem Volke zu gut halten. Es läßt ſich ſolche Abweichung am eheſten wohl dadurch erklären, daß eine über Onkel und Tante, Vetter und Baſe hinausgehende Verwandtſchafts-Berechnung einem Naturvolk, wie die Irokeſen, zu verwickelt geworden, und daß ſie daher durch Abſchneiden der Seitenlinien die Sache vereinfacht haben, indem mit vier Graden die Seitenlinien aufhören müſſen, wenn die Kinder von Neffen und Nieen als Enkel der Onkel und Tanten ihrer Eltern angeſehen werden. Dieſe Fiction von Großeltern und Enkeln wo eigentlich keine ſolche vorhanden ſind, halte alſo die Verwandtſchaft viel näher zuſammen als nach dem gemeinen oder kanoniſchen Recht, und in dieſer Weiſe iſt der oben gebrauchte Ausdruck von einem Beſchränken oder Abſchneiden der Linien und der Hereinnahme derſelben in die Hauptlinie zu verſtehen. Bei ſolch vereinfachter Art der Gradberechnung iſt die endloſe Zertheilung einer Familie in Seitenlinien unmöglich, denn die Verwandtſchaft des Irokeſen fließt nicht in einer ſich ins Unendliche veräſtelnden Ausſtrömung der Seitenzweige wie bei uns auseinander, ſondern ſie wird immer wieder in den erbreiteten Hauptſtrom zurückgeleitet.

Man muß bei dieſem Syſtem immer vor Augen haben daß nur ein Theil der Verwandtſchaft eines Individuums von demſelben Stamme wie dieſes iſt. Ein Beiſpiel: Ha-go-ye-wat-hä, oder das Rothwams, war vom Stamm der Turteltauben und Krieger der Seneca-Nation, ſeine Brüder und Schweſtern, ſeine Mutter und deren Brüder und Schweſtern waren alſo nothwendig auch vom Stamm der Turteltauben, ebenſo die Kinder ſeiner Schweſtern u. ſ. f. durch die ganze weibliche Linie hindurch; aber ſein Vater und deſſen Brüder und Schweſtern, und ſein väterlicher Großvater und deſſen Brüder und Schweſtern waren ſämmtlich und nothwendig von einem anderen Stamm, und konnten von unter ſich verſchiedenen anderen Stämmen ſeyn; ebenſo werden auch ſeine Söhne und die Kinder ſeiner Söhne von verſchiedenen Stämmen geweſen ſeyn, ausgenommen dieſe Söhne hätten wieder

Digitized by Google

in den Turteltaubenſtamm geheirathet, was durchaus nicht der Gegenſtand eines Ehehinderniſſes geweſen wäre, indem es gegen eine ſolche Verbindung kein Eheverbot bei den Irokeſen gibt. Dieſe Erbfolgeordnung und Verwandtſchaftsberechnung galt übrigens nicht nur bei einer beſtimmten Standesclaſſe, wie z. B. den Sachem, ſondern ſie fand allgemein bei allen Familien Anwendung und wird noch heute von den Nachkommen der alten Irokeſen unabänderlich beobachtet, ſie iſt ihnen ſo geläufig daß ſie der gewöhnlichſte Krieger ſo gut inne hat als man bei uns das Alphabet kennt. Die Benennungen der irokeſiſchen Verwandtſchaftsgrade lauten im Dialekt der Seneca folgendermaßen: Hoc-soté, Großvater, Ucsoté, Großmutter, Hä-nih, Vater, No-yeh, Mutter, Ho-áh-wuk, Sohn, Go-áh-wuk, Tochter, Kä-yä-dä, Enkel, Hoc-nó-seh, Onkel, Ah-geh-huc, Tante, Hä-yan-wan-déh, Neffe, Käyän-wan-deh, Nichte, Dä-ya-gwä-dan-no-dä, Brüder und Schweſtern, Ah-garó-seh, Vetter.

Abenteuer eines deutſchen Officiers in der Türkei und in Tſcherkeſſien.

Karl Stücker, der ſein abenteuerliches Kriegsleben uns kürzlich geſchildert hat, [1] wurde 1826 zu Bielefeld als Sohn eines Steuercontroleurs geboren, verließ 1850 den preußiſchen Dienſt um als Officiersaſpirant für Schleswig-Holſtein zu fechten, und trat, als es dort vorbei war, ſowie nach einer kurzen Hamburger Comptoirepiſode 1855 als Lieutenant in die engliſch-deutſche Legion ein, die jedoch trotz ihrem Namen zum dritten Theile ungeachtet aller Verbote aus Franzoſen beſtand. Als nun im Frühjahr 1856 die Legion bei Konſtantinopel ihr Lager bezog, kam ſie gerade wie der Senf nach dem Rindfleiſch, denn bereits war das Friedenswerk im Gange. Der Sommer brachte daher nur Paraden und unter andern auch eine Parade vor dem Sultan, der ſich jedoch weit weniger um die Präciſion der Legionäre als um ihre im Coſtüm der Regimentstöchter einherſchreitenden Marketenderinnen kümmerte. „Sämmtliche Marketenderinnen waren verheirathet, unverheirathete durften nicht eingeſchifft werden. Ihre Männer, faſt ohne Ausnahme Unterofficiere, bewohnten mit ihnen ein eigenes Zelt gemeinſchaftlich. Der Sultan nun ſchien von der Neuheit dieſer Erſcheinung ſo ſehr gefeſſelt daß er den ſchönen Marketenderinnen auch lange nach ihrem Vorbeimarſch noch mit den Augen folgte, und darüber unſere ſchönen Paradelinien faſt gänzlich aus dem Auge verlor.“

Intereſſant war ein Mittagsmahl bei Fahard Paſcha, einem deutſchen Renegaten und ehemaligen öſterreichiſchen Officier, Obriſt Stein, vermuthlich der nämliche der im ungariſchen Inſurrectionskriege eine Rolle ſpielte. Bei Tiſche herrſchte die ſtrengſte türkiſche Sitte, da des Paſcha's erwachſene türkiſche Stiefſöhne zugegen waren. „Vor dem Eſſen erſchien ein Diener mit ſilbernem Waſſerkruge, ſilberner Waſchſchüſſel und Handtuch, denn wir waren genöthigt nach türkiſcher Sitte mit den Fingern zu eſſen. Da es bekanntlich der Koran verbietet, gab es zu dem köſtlichen Mahle natürlich auch weder Wein noch ſonſtige geiſtige Getränke; wir waren genöthigt unſern Durſt mit Waſſer zu ſtillen. Nach dem Eſſen erſchien der Diener mit dem Waſchbecken von neuem und goß uns aus dem Kruge das Waſſer über die Hände, um dieſelben zu reinigen. Dann folgte ein Diener mit dem Schibuk und ein anderer mit dem Kaffee. Der Schibuk hatte eine Bernſteinſpitze, reich mit Brillanten beſetzt, und der Diener zündete den Tabak mittelſt einer glühenden Holzkohle an, die er in einer ſilbernen Zange herbeitrug. Die Unterhaltung erſchien allen entſetzlich langweilig, denn es fehlte die europäiſche Würze, der milde Reiz der Weiblichkeit. Im ganzen Hauſe hatten wir bisher noch keine Spur von einem weiblichen Weſen entdeckt. Eine feine Anſpielung ſeines früheren öſterreichiſchen Kameraden, mit dem er noch immer im vertraulichen „Du“ ſprach, gab Fahard Paſcha zu verſtehen, wie ſehr wir wünſchten ſeiner Gattin vorgeſtellt zu werden, und wie angenehm es uns ſeyn würde ſeine übrigen Frauen kennen zu lernen. Der große ſtattliche Herr antwortete mit ausweichendem Lächeln: „Es mag Ihnen komiſch erſcheinen, meine Herren, in den hieſigen Geſellſchaften kein weibliches Weſen zu finden, aber es iſt ſo Sitte und man gewöhnt ſich daran.“ Recht muhammedaniſch war dieſes Geſpräch nicht, denn bekanntlich gibt es für einen Bekenner des Islam keinen größeren Schimpf als wenn man von ſeinen Frauen oder ſeinem Harem ſpricht.

Von dem Haremsleben ſelbſt gibt uns Stücker manche Einzelnheiten zum Beſten. Frauen ſind ſehr koſtſpielig im Orient. Je nach ihren Vorzügen wurden Tſcherkeſſinnen damals mit 500 bis 10,000 Thlr. bezahlt. Sie werden in Purpur und Seide gekleidet, mit Juwelen belaſtet, und verlangen eine eigene Equipage mit einem Eunuchen als Ehrenwache. Zur Zeit als die alliirten „Giaurs“ in Konſtantinopel die Herren ſpielten, kamen viele Verſtöße gegen die islamitiſche Etikette vor. Die Frauen wurden außerordentlich „frech“ im orientaliſchen Sinne, d. h. ſie giengen viel in die chriſtlichen Magazine Pera's und ihre Schleier wurden immer kürzer und durchſichtiger. Nach Abzug der Alliirten trat daher eine orthodoxe Reaction ein. Von den Aergerniſſen die vorgefallen waren, erzählt uns der Verfaſſer eine Mehrzahl romantiſcher und oft recht ſchlüpfriger Scenen. Manches davon klingt auch ziemlich märchenhaft, mag aber ſeinerzeit in den perotiſchen Kaffeehäuſern viel Stoff zur Unterhaltung gegeben haben. Zur Probe wollen wir hier einen dieſer levantiniſchen Romane mittheilen: „Eines Tages trat eine Türkin, als ſie ſich unbeachtet glaubte, in einen franzöſiſchen Manufacturladen. Nachdem die Frau im Hauſe war, erſchienen nach und nach mehrere Kawaſſen. Man hatte ihr ſchon ſeit längerer Zeit nachgeſpürt. Da die Türkin zu lange im Hauſe blieb, verlangten ſie endlich gebieteriſch die Herausgabe derſelben. Sie würden ohne weiteres eingedrun-

[1] Sitten und Charakterbilder aus der Türkei und Tſcherkeſſien. Berlin. Schlingmann 12°. 1862.

Digitized by Google

gen seyn und ihr Opfer herausgeschleift haben, wäre es ihnen gestattet gewesen ein europäisches Haus ohne die ausdrückliche Erlaubniß des betreffenden Gesandten zu betreten. Der Franzose kam aus seinem Laden hervor und erklärte daß keine Türkin in seinem Hause verborgen sey. Den Kawassen blieb nun nichts anders übrig als Anzeige bei der französischen Gesandtschaft zu machen. Es war Sommer. Zu dieser Zeit wohnen die Gesandten fast alle in Therapia. Dieß mochte der Franzose wissen. Ehe eine Autorisation zur Haussuchung von dort zurück kam, konnten acht Stunden vergehen. Aber die Kawassen wichen nicht von der Thür und nahmen festen Posten vor derselben. Inzwischen sandte die türkische Polizei zum französischen Gesandten, um sich die Autorisation zur Haussuchung zu holen. Der junge, schöne, ritterliche Franzose, der gewiß auch dann alles aufgeboten haben würde die reizende Türkin vor empörenden Mißhandlungen und dem sicheren Tode im Bosporus zu retten, wenn ihn nicht intimere Beziehungen an dieselbe gefesselt hätten, setzte alle seine Kriegslist in Bewegung. Aber vergeblich; nichts half, nicht einmal die sonst immer siegende Bestechung. Im Gegentheil, die Türken verharrten nur desto hartnäckiger auf ihrem Posten, wenn sie auch nicht wagten nur die Schwelle des Hauses zu betreten. Der junge Franzose nahm eine gleichgültige Miene an, pfiff ein Liedchen, musterte die Anwesenden mit einer kalten, verächtlichen Bewegung der Lippe, und trat dann eben so gleichgültig wieder in sein Haus zurück. Hier stürzte ihm die reizende Türkin verzweifelnd und mit kreischender, von Thränen erstickter Stimme entgegen. Aber bald — so hörten wir später den Vorgang wiederholt und aus nächster Quelle erzählen — entwickelte sie im Angesichte des nahen Todes die ganze Fülle ihrer Zärtlichkeit, und der junge Franzose wurde, trotz der drohenden Gefahr, hingerissen dieselbe zu erwiedern. Da ließ sich ein lautes Geräusch an der Wand des Zimmers welche ans Nachbarhaus gränzte vernehmen. Dem Franzosen klang es wie das Hohngelächter der Hölle, denn dort im Nachbarhause wohnte ein alter deutscher Wagenfabrikant, mit dem er seit Jahren in Feindschaft lebte. Nach der eigenthümlichen Heftigkeit seiner Nationalität stürmte er, mit den Händen ringend und schlagend, im Zimmer auf und ab, während das rachsüchtige hämische Gespenst des deutschen Wagenfabrikanten vor seiner Seele emporstieg. Das Geräusch nahm den Charakter an als wenn Jemand mit einem eisernen Werkzeuge arbeitete. Die schöne vor kurzem noch so leidenschaftliche Odaliske war ohnmächtig auf dem Diwan zusammengesunken. Endlich wurde es still und ein leises Klopfen ließ sich an der hölzernen Wand vernehmen. Inzwischen waren bereits vier Stunden vergangen. Draußen lärmte die Menge, so daß es betäubend durch das Haus schallte und die Wände zu erbeben schienen. Ein letzter dumpfer Ton, und an der Stelle der Wand, von wo das Geräusch kam, machte sich die Spitze eines Bohrers bemerklich. Beide Häuser — wie fast alle in Konstantinopel — waren vom Grund auf aus Holz erbaut. Der Bohrer zog sich zurück und durch die Oeffnung flüsterte die Stimme des Deutschen: „Na, Ihr windiger Herr Franzose, wenn es mir nicht um ein armes Menschenleben und darum zu thun wäre diesen fanatischen Moslems eine heidnische Freude zu verderben, so würde ich mir nicht meine schöne Wand ruinirt haben. Nun aber thut das Eurige auch.“ Erst jetzt hatte der Franzose seine Situation begriffen. Mit überschwänglichen Worten dankte er dem edelmüthigen Deutschen. Dann legte er rüstig Hand ans Werk. Das Loch in der hölzernen Wand erweiterte sich; aber auch die Zeit verstrich. Schon konnte, nach ungefährer Berechnung, die türkische Botschaft aus der französischen Gesandtschaftskanzlei zurück seyn. Und daß die Genehmigung zur Haussuchung ertheilt werden würde, war unzweifelhaft.

Dieselbe ließ auch nicht lange auf sich warten. Zwei Kawassen der französischen Gesandtschaft überbrachten die Vollmacht. Jede Gesandtschaft hat nämlich ihre Kawassenwache, bestehend aus einer Anzahl berittener und Fußkawassen, welche zum Schutz des Hauses, zur Begleitung des Gesandten und zu gesandtschaftlichen Polizeidiensten verwendet werden. Dieselben sind den übrigen türkischen Kawassen vollkommen gleich und unterscheiden sich nur durch zwei Pistolen in einem goldgestickten Gürtel, während die übrigen nur ein Pistol in einem Ledergürtel tragen. Die eine Hand auf dem krummen Säbel, die andere Hand auf den geladenen Pistolen, schritten die Gesandtschaftskawassen den andern voran in das Haus des Franzosen. Da der Ladenbesitzer die Anwesenheit einer Türkin auch jetzt noch beharrlich verläugnete, begann die Haussuchung. Jedoch vergeblich. Nachdem man sämmtliche Räume des Hauses durchsucht, nichts gefunden hatte und eben im Begriff war sich wieder zu entfernen, machte einer der Türken auf einen Wandschrank aufmerksam. Er hatte bemerkt daß der Franzose, so oft er sich unbeobachtet glaubte, ängstlich verstohlene Blicke auf diesen Wandschrank geworfen. „Bei allem was Euch heilig ist,“ — rief der Franzose, indem er sich, mit zur Seite gestreckten Armen, pathetisch vor den Wandschrank stellte, — „nur über meine Leiche geht Euer Weg. Ich dulde nicht länger diese Verletzung meiner heiligsten Rechte. Dieß Haus ist mein Eigenthum und so unantastbar wie der Harem des Sultans. Der Sultan ist Herr in der Türkei; ich aber bin Herr in meinem Hause!“ — Die einen schienen sich mit lautem, höhnischem Gelächter auf ihn stürzen zu wollen, da sein Benehmen ihren Verdacht, die Türkin sey im Schrank verborgen, nur noch mehr bestätigte; die andern schienen unschlüssig. „„Höre mich““ — antwortete einer der beiden Gesandtschaftskawassen, — „„Niemand wird dein Recht dem Unkraut gleich behandeln wollen; wer aber gegen die Satzungen des Landes verstößt in dem er lebt, von dem wird Rechenschaft gefordert. Oeffne den Schrank!““ — „Ich habe den Schlüssel nicht.“ — „„So werden wir ihn erbrechen.““ — „Wartet damit, bis ich den Schlüssel gefunden.“ — „„So suche ihn.““ Der Franzose suchte, und da er sah daß sein Zögern ihm nichts helfen und die Kawassen mit ihrer Drohung Ernst machen würden, zog er den Schlüssel aus einer Tasche seines Rockes und öffnete selbst den Schrank. Die Kawassen nahmen ein Kleidungsstück nach dem andern heraus. Der Schrank war leer. — „Nun,“ sagte der Kaufmann — „überzeugt Euch. Ich habe die Wahrheit gesprochen. Es ist kein

Digitized by Google

Weib in meinem Hause und auch keines in diesem Schranke. Es sind nur Kleider ohne Körper." — Die Kawassen entfernten sich, jedoch der eine Türke, der zuerst auf den Schrank aufmerksam gemacht, schüttelte den Kopf, hob jedes einzelne Kleid noch einmal auf, strich es durch die Finger und schien die verschwundene Türkin in jeder Hosen- und Westentasche suchen zu müssen. Endlich entfernte sich auch dieser. Das Haus war leer und der Heimgesuchte wieder alleiniger Herr in seinem Eigenthum. Mit der Polizei entfernte sich auch die versammelte Volksmenge allmählich; nur der letzte Kawasse blieb mißmuthig zurück und verlor die Thür des jungen Kaufmanns nicht aus dem Auge, der ihn mit ängstlichen, aber doch schadenfrohen Blicken verfolgte. Der Spürer war mit seinem Verdacht allerdings auf richtiger Fährte gewesen; nur hätte er die Entschwundene nicht in, sondern hinter dem Schrank suchen müssen. Vor der Ankunft der Kawassen war es nämlich den vereinten Anstrengungen noch gelungen, die Oeffnung so weit zu vergrößern daß die junge Frau durch die Wand in das Nachbarhaus des deutschen Wagenfabrikanten hinüber verschwinden konnte. Der Kleiderschrank war dann vor die Oeffnung gestellt worden, um diese den Augen der Kawassen zu verbergen, was auch glücklich gelungen."

Die deutsche Legion wurde bald wieder nach England eingeschifft, dort aufgelöst und die Bildung einer „Caplegion" unter v. Stutterheim aus den Resten der verabschiedeten Legionäre versucht. Mehr als 1500 Mann kamen jedoch nicht zusammen. Nach Stückers Schilderung war diese Schaar übrigens keine auserlesene, wie man denn, nach dem was er mittheilt, den Engländern kaum verargen kann wenn sie auf diese Reißläufer mit Ueberdruß und Widerwillen herabblickten. Da den Legionären eröffnet wurde daß sie sich verheirathen dürften, das schöne Geschlecht Englands aber keinen großen Drang zur „Legion" spürte, so wurden Hamburger Nachweisungsbureaux mit der Versorgung der afrikanischen Ansiedler beauftragt. Kamen mittelst freier Ueberfahrt solche Damen an, so wurden sie in die Legionskneipen geführt, wo die gegenseitige Wahl stattfand, der Ehecontract geschlossen und die Copulation von einem Brigadeprediger jäh vollzogen wurde, bis dieser Skandal endlich solches Aergerniß erregte daß man dem Geistlichen, nachdem er 400 solcher Heirathsexecutionen vollzogen hatte, die Weisung gab sich schleunigst und in der Stille zu entfernen. Vor der Einschiffung wurde es nothwendig einen Theil dieser Ehegattinnen auf ein gesondertes Schiff zu bringen, auf welchem vier Schiffsärzte mit ihrer Cur vollständig zu thun hatten.

Hr. Stücker, der am 15 Oct. 1856 seinen Abschied erhalten, schloß sich diesem Jung-Afrika nicht an, sondern gieng am 20 Nov., mit Empfehlungsbriefen von Lord Palmerston versehen, wieder nach Konstantinopel, um mit dem Rang eines Mirlam Bey in die von Omer Pascha nach europäischem Muster organisirte Gendarmerie einzutreten. Dieses Institut hätte einen sehr dankbaren Wirkungskreis besessen, da es an den europäischen wie asiatischen Ufern der Dardanellen an Gaunern, Dieben, Landstreichern und Räubern einen außerordentlichen Reichthum gab, und die Fischzüge, welche die Gendarmen durch eine Art Kesseltreiben ausführten, immer einen ungewöhnlichen Ertrag an Galgenvögeln lieferten. Allein die Einrichtung selbst war den orthodoxen Türken ein Gräuel, sie war überhaupt nur geschaffen worden um dem regenerationsgläubigen Europa einen türkischen Reformdunst vorzumachen, und das Institut gieng daher nach Abzug des orientalischen Gewitters rasch seinem Todtenschlafe entgegen. Stücker hatte aber vielfach in seiner polizeilichen Stellung Gelegenheit türkische Gewohnheiten und Geheimnisse zu belauschen. So gelangte er auch in das Serai des Großherrn: „Zuerst, erzählt er uns, stößt man auf ein Palais welches der Sultan gewöhnlich im Winter bewohnt; die Mitte des Parks desselben ziert ein botanischer Garten; dann kommt ein zweites Palais, ein sehr langes und außerordentlich schönes Gebäude, dessen einer Flügel wiederum Gemächer des Sultans einschließt. So lange der Sultan und seine Huris anwesend sind, ist es unmöglich diesen Feensitz etwas näher zu beschauen. Sobald sie aber ihre seligen Wohnsitze auf eine Zeitlang verlassen und die Sommergärten bewohnen, dann findet man schon eher Gelegenheit all' die orientalischen Herrlichkeiten, die hier fast blendend in die Augen springen, zu bewundern. In jedem mit einer besonderen Nummer versehenen Cabinet, welche gewiß auch die schöne Bewohnerin desselben führt, ist der Fußboden mit grünen Seidenteppichen belegt, die an sanfter Farbenfrische dem herrlichsten Grün der freien Natur nichts nachgeben. Ueber diese schweben die holden Wesen mit den kostbarsten türkischen Pantoffeln dahin, legen sich auch wohl, wenn sie weiter keine höhere Beschäftigung haben, auf ihm nieder. Zur weiteren Verfügung steht außerdem noch einer der prächtigsten Diwans in ihrem Zimmer. Ein Glockenzug von der elegantesten und saubersten Arbeit kann jeden leisesten Wunsch sogleich geltend machen. Das Bettgestell ist von der schönsten Vergoldung und der Ueberzug von dem herrlichsten rothen Atlaß. Außerdem ist das Cabinet, wie sich von selbst versteht, noch mit einem prachtvollen Spiegel und reichlichst mit allerhand Nipptischsachen verziert. Diese und unzählige andere Herrlichkeiten müssen durch ihren magischen Eindruck auch das sittsamste Auge bestechen, und gewiß würde manche, auch noch so unschuldige, junge Europäerin, in diese Fülle von Reizen hineingezogen, selbst auf die Gefahr etwaiger großherrlicher Maßregelungen hin, für einen so unaussprechlich schönen, duftig wonnigen Aufenthalt gern ihre ewige Seligkeit dahingeben (!). Die Nacht über schlafen nun diese seligen Geschöpfe in einem gemeinsamen Schlafsaal, über den eine schon etwas bejahrte Frau die Inspection führt. Am Morgen zerstreut sich die liebliche Schaar und begibt sich nach ihren eigenen Cabinets."

Als Omer Pascha die Gendarmerie, müde des Herumärgerns mit den Orthodoxen, aufgab, näherte sich Stücker einigen tscherkessischen Granden die sich damals in Stambul aufhielten. Er belehrte sie über die Vortheile die sie von einer regelmäßigen Drillung ihrer Leute ernten würden, und versprach ihnen großes von der Bildung einer Infanterie, die gegen russische Reiter ein Quarré formiren könnte. So wurde denn unter Vermittlung der hohen Pforte unser Abenteurer

Digitized by Google

als Exercirmeister der Tscherkessen am 15 Mai 1857 angestellt, und verließ Konstantinopel in Begleitung zweier tscherkessischen Magnaten. Von Trebisonde nach dem tscherkessischen Küstenlande war die Fahrt eine sehr gefährliche, denn die russischen Wachtschiffe griffen alles auf was über der Höhe von Anapa sich der Küste Tscherkessiens näherte, und fiel unser Landsmann in ihre Hände, so drohte ihm eine Verbannung nach Sibirien. Stücker selbst erreichte aber glücklich die Küste Tscherkessiens und wurde bald darauf von dem militärischen Oberhaupt der westlichen Bergvölker, von Naib Pascha, empfangen. Der „Fürst," wie ihn der Reisende nennt, schilderte ihm die damalige Lage der freien Kaukasier mit den nachfolgenden Worten, wobei wir nur erinnern müssen daß unter Tscherkessen und Tscherkessien eigentlich nur der Theil des Kaukasusgebietes zu verstehen ist der an das schwarze Meer gränzt, und daß Schamyls Volk die Tschetschenzen waren. Unser Verfasser war bei den Tscherkessen im engern Sinne, während man sich durch einen nachlässigen Sprachgebrauch gewöhnt hat sämmtliche freie Völkerstämme des Kaukasus Tscherkessen zu nennen. „Das Oberhaupt der Tscherkessen, ließ sich Naib Pascha hören, sey Schamyl, der zum Unglück des Landes auf dem Gebirg Wedden von den Russen so eingeschlossen sey daß er nach dem eigentlichen am Meer gelegenen Tscherkessien sich keinen Weg bahnen könne. Die Umgegend von Anapa beherrsche Sefer Pascha, ein Alt-Türke, der früher in türkischen Diensten gestanden und vor dem Krimfeldzug von der hohen Pforte nach Tscherkessien geschickt worden sey. Nach Ausbruch des Krieges sey er wieder zurückberufen worden, habe aber diese Weisung nicht befolgt, sondern es für besser befunden auf seine Stellung als Pascha im türkischen Heere zu verzichten und in der Gegend von Anapa zu verbleiben. Das übrige Tscherkessien, nämlich das Gebiet der vier Redouten an der Küste des schwarzen Meeres, von Trubsa an bis zu der russischen Vorpostenkette, im Innern des Landes, stehe unter seiner eigenen Botmäßigkeit. Er sey ein geborner Araber, von Schamyl hieher berufen worden, und befinde sich jetzt gegen 12 Jahre im Lande."

Die militärische Thätigkeit des Instructeurs, der seinen Beruf unter dem Namen Inglis Pascha antrat, und um den Tscherkessen Hoffnungen zu machen sich bisweilen in seiner englischen Uniform vor ihnen zeigte, gehört nicht in den Kreis unserer Besprechungen, sondern wir halten uns an seine Beschreibung der Leute und ihrer Sitten. Sehr vortheilhaft klingt die Schilderung der körperlichen Vorzüge des Gebirgsvolks. „Ein herrlicher und stolzer Wuchs, der besonders in breiter Brust, starken Schultern und enger Taille sich geltend macht, hebt den Mann hervor. Die Frauen fallen vorzüglich durch ihre breiten und hohen Hüften auf; sonst stehen ihre Glieder in dem schönsten Ebenmaß und sie laufen in Wohlgestalt allen Europäerinnen unstreitig den Rang ab. Die Augen der Tscherkessen, durch die starken Brauen vortheilhaft gehoben, sind blau oder braun; in ihnen thront das kräftige Freiheitsgefühl des Mannes, das seelenvolle Leben des Weibes. Die Gesichtsfarbe läuft bei jenem etwas in gelbliche, bei diesem läßt sie eine sanfte Röthe durchschimmern." Die Frauen verschleiern sich nur wenn sie ihr Haus verlassen, und die reicheren Damen werden dann auch von einem Diener, jedoch keinem Verschnittenen begleitet. Die Lebensweise der Tscherkessen ist bei den Reichen wie bei den Armen so ziemlich dieselbe. Im Sommer des Morgens gegen 4 oder 5 Uhr halten sie ihre Hauptmahlzeit, d. h. man ißt frischgekochtes Rind-, Schaf- oder Ziegenfleisch. Sodann genießt man frische, süße Milch (welche im Winter gekocht wird), und schließlich Basta, [1] dem derselbe Zuspruch geschieht wie unserem Brod. Im Laufe des Vormittags genießt man hin und wieder dicke Milch, dann abermals Basta und hierzu etwas Schafkäse. Nachmittags dasselbe, und Abends wiederholt sich das Morgengericht, nur fügt man oft noch Rührei und Geflügel hinzu. Zu dem Hausgesinde gehören zuweilen auch russische Kriegsgefangene, die als Sklaven zu Feldarbeiten verwendet werden. Stücker begegnete unter ihnen einem ehemaligen russischen Capitän, der als Schiffbrüchiger an der tscherkessischen Küste ergriffen worden war. Er gestand daß er über schlechte Behandlung nicht klagen könne, die Arbeit werde ihm jeden Tag zugemessen, und er könne sich dann danach die Zeit eintheilen. Die Flucht ist solchen Sklaven sehr erschwert. Entläuft ein Gefangener seinem Herrn, so kommt er kaum über das nächste Gehöft ohne sogleich wieder von einem anderen Tscherkessen aufgegriffen zu werden. Dieser kann ihn als sein Eigenthum betrachten und braucht ihn nicht wieder dem früheren Besitzer zurückzustellen. Beiläufig bemerkt, können die Russen ihre Gefangenen von den Tscherkessen für 500 Silber-Rubel für den Kopf loskaufen, was aber höchst selten geschieht.

Ein ächt tscherkessisches Abenteuer stieß dem Verfasser auf einem seiner nächsten Märsche zu. „Wir kamen allmählich der russischen Gränzfestung und ihrem Lager näher und bezogen bald unser zweites Quartier, wo mir ein drolliges Anerbieten gemacht wurde. Mein schöner Säbel gefiel nämlich meinem Wirth so sehr, daß er ihn durchaus zu besitzen wünschte. Er ersuchte mich deßhalb ihm denselben gegen den seinigen nebst Lederscheide abzutreten. Als ich hierauf nicht eingehen wollte, sagte er: „„Gold haben wir Tscherkessen nicht; willst du nicht dieß Mädchen dafür?"" hierbei zeigte er auf seine ungefähr zwölfjährige Tochter. Ich sagte lächelnd Ja. Darauf fragte ich Suleiman Bey, was sich denn der Mann bei diesem Anerbieten wohl gedacht hätte, und erhielt die Antwort, es sey ihm allerdings voller Ernst damit gewesen, und das Mädchen habe sich auf Konstantinopel schon sehr gefreut, wohin ich sie doch gewiß mitnehmen würde." In Tscherkessien, wie im Orient überhaupt, ist nämlich die Ehe ein Kaufvertrag. Will ein Mann heirathen und hat er sich seine Lebensgefährtin schon auserlesen, so geht er einfach zu dem Vater derselben und fragt nach ihrem Kaufpreise, denn gekauft wird eine jede Frau. Hat er keine Mittel zu diesem Geschäfte, so macht er kurzen Proceß und entführt seine Gattin. Dieß bewerkstelligt er auf folgende Weise. Des Nachts reitet er mit mehreren Freunden in die Nähe des Gehöftes wo sein Liebchen weilt. Da nun die weiblichen Glieder

[1] Hirsebrei.

Digitized by Google

einer Familie in einem besonderen Hause schlafen und für gewisse Bequemlichkeiten gar nicht gesorgt ist, mithin jeder zu seiner Erleichterung das Freie suchen muß, so kommt das Glück unserm schmachtenden Laurer entgegen. Dieser wartet nämlich, nachdem er die bellenden Hunde durch Fleisch beruhigt hat, ganz ruhig in der Nähe des Frauenhauses; es kommt doch einmal vor daß seine heißgeliebte Jungfrau keines Ueberfalls gewärtig, irgendein Bedürfniß für einige Minuten aus dem Hause treibt. Alsbald wird sie von ihrem aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Verehrer ergriffen, schnell zu den wartenden Freunden auf ein Pferd getragen und in gestrecktem Galopp entführt. Oft dauert ein solcher Hinterhalt mehrere Monate lang. Erfahren die Eltern wirklich wohin ihre Tochter entführt ist, so verklagen sie den räuberischen Schwiegersohn beim Fürsten. Dieser fordert ihn nun auf bis zu einem gewissen Tage, als Ersatz des zu leistenden Kaufpreises, eine gewisse Summe an Vieh und dergleichen an seine unfreiwilligen Schwiegereltern zu entrichten. Kann oder will der Verklagte an dem herangerückten Termin nicht zahlen, so bittet er um Verlängerung der gewährten Frist. Spricht er sich aber offen vor dem Fürsten aus daß er nicht bezahlen wolle, so wird er als Schuldner eingesperrt. In der Regel sucht der junge Ehemann seinen Termin so weit hinauszuschieben bis ihn seine Frau mit dem ersten Pfand der Liebe beglückt. Die Eltern kommen dann um das Kind zu beschenken, und von Bezahlung der Frau ist dann weiter keine Rede. Zurückgenommen wird nach einer solchen Entführung das Mädchen, aus guten Gründen, in keinem Falle. Das Mädchen wird um ihre Neigung weder beim Kauf noch bei der Entführung gefragt, auch wird, wie man sich leicht denken kann, die Waare nicht auf Credit gegeben. Bringt am Hochzeitstage der Werber keinen oder nicht den vollständigen Brautschilling mit, so trennen sich die Parteien als hätten sie nur gespaßt. Sehr wenig verwöhnt oder sehr von der Natur begünstigt zeigen sich die Tscherkessinnen bei ihren Entbindungen. Die Gebärende kniet bei eintretender Krisis auf einem Lager nieder und biegt den Oberkörper etwas vor, während eine Betia (Hebamme) durch Herunterstreichen am Leibe die Mutter von ihrer Last zu befreien sucht. Noch an demselben Tage verrichtet die Wöchnerin, wie sonst, ihre häuslichen Geschäfte.

Die Hauptnahrung, der Mais, wird ohne Pflug oder sonstige Bearbeitung einfach in Löcher gesäet, die man mit einer Stange in den Boden gebohrt hat. Für die Roggensaat dagegen wird der Boden vorher mit einem Spaten gelockert. An Thieren werden gezogen: Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, dagegen gibt es weder Esel noch Maulthiere. Wild ist äußerst selten und nur in den höchsten Gebirgen anzutreffen.

Am 5 Juli 1858 sollte sich bei einem Angriff der Russen die tscherkessische Infanterie des Inglis Pascha bewähren oder vielmehr nicht bewähren. Als nämlich die Kosaken eine Attake ausführten und Stücker schleunigst ein Viereck bilden ließ, wurde dieses von den Lanzenreitern eingestoßen und es entstand ein blutiges Gemetzel, bei welchem unser Verfasser einen Hieb in den Kopf empfieng und bewußtlos zu Boden sank. Naib Pascha mußte denn doch wieder mit seinen Reitergeschwadern zur Rettung herbei und die Kosaken zurückwerfen. Stücker lag jetzt schwer verwundet darnieder, und als er genesen sollte brach bei ihm ein klimatisches Fieber aus welches ihn zur Rückkehr in seine Heimath nöthigte. Nachdem er noch allerlei Fährlichkeiten, unter andern einen Schiffbruch bestanden hatte, erreichte er am 4 Dec. 1858 endlich seine Heimath.

Von seinen Schlußbemerkungen wollen wir noch eine abdrucken, die sich auf den Charakter des Gebirgskrieges in Tscherkessien bezieht, über den sich der Autor folgendermaßen äußert: „Unzählige Feldzüge wurden schon von den Russen unternommen, und alle andern möglichen Versuche angestellt Tscherkessien zu erobern. Es fehlte den Russen gewiß nicht an Muth und Ausdauer, denn beide Eigenschaften besitzen sie im vollen Maße. Aber die kriegerischen angeborenen Talente der Tscherkessen, die natürliche Beschaffenheit des Bodens, und die oft kräftige Unterstützung der Engländer und Türken durch Verschaffung von Munition und Waffen verhinderten jeden Eingriff in das Heiligthum ihrer Freiheit. Die Tscherkessen vermeiden auch jedes größere Treffen und unternehmen nur in kleinerer Anzahl Streifzüge gegen die Russen. Einer solchen Abtheilung reitet der Führer, der umsichtigste und gewandteste Tscherkesse, voran und bildet so die Spitze einer Art Avantgarde. Ferner reiten links und rechts in größerer Entfernung von dieser Abtheilung Flankenbedeckungen. Je nach den Umständen des Terrains theilt sich auch dieser Trupp auf Seitenwege und trifft später wieder zusammen. Die größte Stille wird beobachtet und durch Zeichen hat der Führer seine Mannschaft an der Hand. So macht z. B. der Trupp unverzüglich Halt, wenn er den Finger auf den Mund legt. Gibt er einen bekannten Wink, so sprengen die Reiter im gestreckten Galopp dahin. Deutet er auf die Erde, so sitzt die ganze Mannschaft ab. In der Nacht wird diese Art Tirailleurlinie schon geschlossener und die Aufmerksamkeit noch gespannter. Der Führer reitet in etwas kleinerer Entfernung voran, begleitet von einer Bedeckung mit gespanntem Hahn. Unverwandten Blickes lauert er auf die geringste Bewegung der Ohren seines Pferdes; auch das kleinste Geräusch entgeht ihm nicht. Wie die Wilden in Amerika, so legen sich auch hier zeitweise die Flankenbedeckungen mit dem Ohr auf die Erde, um ein Geräusch in der Ferne zu belauern. Ich habe selbst beobachtet daß die Tscherkessen auf diese Weise den Tritt verschiedener Thiere sehr gut unterscheiden können. Was die Schriftsteller über die übrigen Völker des Kaukasus in Betreff der Zeit und des Orts erzählen, bleibt auch hier wahr. Man orientirt sich nämlich während einer sternhellen Nacht nach dem Polarstern und nach dem kleinen und großen Bären. Wenn aber ein dicker Nebel des Nachts das weite Sehen verhindert, und die einzelnen Trupps anfangen sich zu sehr zu zerstreuen, so werden Funken von einem Feuerstahl geschlagen. Auf diese Weise kommen sie oft unentdeckt mitten in das Lager des Feindes. Daß sie bei den hierdurch ausbrechenden Scharmützeln im Vortheil sind, läßt sich wohl denken und habe ich auch aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die Tscherkessen lösen ihre Todten, die sie nicht mehr

Digitized by Google

von dem Kampfplatz tragen konnten, wieder ein. Da das Geld, wie schon oft erwähnt, dort nicht cursirt, so bezahlen sie die Forderungen der Russen mit Vieh. Der mit dieser Ausgleichung beauftragte Parlamentär macht sich von ferne dem Posten durch das Wehen mit einem weißen Tuche erkennbar. Kommt er in nähere Distance des Postens, so sitzt er ab, zäumt sein Pferd zum Grasen ab, nimmt die Feuersteine von Gewehr und Pistol und übergibt solche dem unterdessen herbeigekommenen Examinirtrupp. Mit verbundenen Augen wird er jetzt in das Lager geführt. Ist sein Auftrag erledigt, so verläßt er das Lager unter denselben Ceremonien. Natürlich nimmt man zu solchen Unterhandlungen meist nur vornehme und der russischen Sprache mächtige Tscherkessen."

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

4. Die heilige Capelle in Paris.

In dem Museum der Petits Augustins zeigt man einige große Emailgemälde, auf deren verschiedenen Feldern die Passionsgeschichte dargestellt ist. Diese herrlichen Gemälde sind nach Zeichnungen von Primatice durch Leonard von Limoges verfertigt worden. Unter dem einen dieser Bilder sind die Figuren des Königs Franz I und seiner Gemahlin Claude, und unter dem andern die Heinrichs und seiner geliebten Diana von Poitiers angebracht.

Diese Bilder waren aus der Capelle Ludwig des Heiligen hieher gebracht worden um sie dem Verderben zu entziehen.

Kaiser Balduin von Konstantinopel hatte dem frommen König Ludwig IX, der in der Geschichte unter dem Namen „der Heilige" bekannt ist, eine größere Anzahl Reliquien geschickt, und darunter ein Stückchen Holz von dem wahren Kreuz des Erlösers.

Es war selbstverständlich daß eine Kirche oder wenigstens eine Capelle zur würdigen Aufbewahrung und Verehrung dieser Heiligthümer erbaut werden mußte; der berühmteste Baumeister damaliger Zeit, Eude de Montzeuil, wurde im Jahre 1242 damit beauftragt, und so entstand diese Capelle, welche unter demselben Namen wie der König der sie erbauen ließ heute noch bekannt ist, wenn sie schon, nachdem sie fast sechs Jahrhunderte lang ihrem ursprünglichen Zweck gedient, und selbst die kirchenschänderische Periode der Revolutionszeit überdauert hatte, seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts entheiligt und zu profanen Zwecken herabgewürdigt wurde. Es wird jetzt ein Theil des Staatsarchives darin aufbewahrt, und zu diesem Zweck ist sie ganz mit hohen Schränken angefüllt.

Das Geschenk des Kaisers vom Morgenlande hatte den Bau veranlaßt, und dieser Umstand gab wieder dem Architekten Veranlassung die Capelle im Styl des Morgenlandes zu errichten. Sie entfaltet in gefälligen Verhältnissen die edelsten und leichtesten Formen der sarazenischen Bauart, sie ist 110 Fuß lang und eben so hoch, weßhalb sie ausnehmend schlank erscheint.

Eigentlich sind zwei Capellen in einander gebaut, die obere Hälfte, die heilige Krone oder das heilige Kreuz genannt, war für den König und seinen Hof bestimmt, die untere Hälfte, der heiligen Jungfrau geweiht, diente den übrigen Bewohnern des Palasthofes zum frommen Gebrauche.

Die oben erwähnten beiden großen Email-Gemälde zierten die Altäre welche zu beiden Seiten des Chors stehen; über dem Hauptaltar erhob sich ein Kasten von vergoldetem Silber, reich mit edlen Steinen geschmückt, ein treues Abbild der heiligen Capelle, der Sarg Ludwigs des Heiligen. Ueber demselben gelangte man auf zwei Treppen zu dem großen Reliquienkasten von Goldbronze. Zur speciellen Aufbewahrung des Stückes ächten Kreuzholzes ließ Heinrich III ein großes in Feuer vergoldetes Kreuz verfertigen.

Aber nicht nur die von dem Kaiser Balduin erhaltenen Heiligthümer waren da aufbewahrt, sondern noch viele andere und darunter höchst merkwürdige Kostbarkeiten, z. B. eine Büste Ludwig IX in natürlicher Größe, mit der Krone auf dem Haupte von gediegenem Gold mit prachtvollen Edelsteinen besetzt, von zwei massiv silbernen Engeln getragen, viele mit Gold und Perlen eingebundene Kirchenbücher, ein schwerer goldener Kelch mit goldener Schale, zwei Meßkännchen von Bergkrystall, ein massiv goldenes großes Kreuz mit Filigranarbeit, Perlen und Edelsteinen bedeckt, dann der Stock des jeweiligen Canonicus der Capelle, auf dessen Spitze ein geschnittener Achat, den Kaiser Titus darstellend. Er hatte zwei silberne Arme und hielt in der einen Hand eine Dornenkrone in der andern ein Kreuz. Das Volk verehrte ihn stets als den heiligen Ludwig!

Das merkwürdigste Stück unter allen war wohl eine ovale, 12 Zoll lange und 12 Zoll breite Kanne von Achatonyx, ein Geschenk von Kaiser Karl V, welche in vielen Figuren in erhabener Arbeit die Apotheose des Kaisers Augustus darstellt. Bei dem Brand im Jahr 1618 war sie in Stücke gegangen, dann wurde sie wieder kunstvoll reparirt. Jetzt ist sie in dem Antiquitäten Cabinet der kaiserlichen Bibliothek — aber — wo sind die übrigen Kostbarkeiten hingekommen?

In der Schatzkammer der Capelle hatte Ludwig IX ein eigenes Behältniß, in welchem er seine religiösen Bücher aufbewahrte, deren er nicht wenige besaß, ebenso wurden Abschriften der heiligen Kirchenväter da verwahrt.

Man zeigt auch die Zelle in welcher die fromme Königin einsam betete.

Das Holz des heiligen Kreuzes war immer Gegenstand ganz besonderer Verehrung; es übte immer in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend seine Wunder, indem es namentlich die vom Teufel und bösen Geistern Besessenen heilte. In feierlichem Gottesdienst wurde der Kranke mit der heiligen Reliquie berührt und die Genesung erfolgte alsbald.

Wegen seiner großen Baufälligkeit wurde der Thurm auf welchem die Glocken hiengen abgetragen; es war ein schlankes, leichtes, gefälliges und kühn sich erhebendes sogenanntes Pfeilerthürmchen.

Digitized by Google

Der Canonicus und ein Caplan dieſer Capelle führte den Titel: „Papſt der heiligen Capelle," ein Beweis des hohen Anſehens in welchem die Geiſtlichkeit desſelben ſtand.

Das Grab des berühmten Dichters und Satirikers N. Boileau befindet ſich hier.

Der letzte Cenſus von Großbritannien.

Die erſte wahre Volkszählung im Vereinigten Königreich fand im Jahre 1801 ſtatt. Man hat zwar für das eigentliche England die Bevölkerungszahl rückwärts ermittelt bis zum Beginn des 18ten Jahrhunderts, allein dieſe Ziffern ſind doch nur hypothetiſche, wenn ſie auch der Wahrheit bis auf eine ſehr geringe Irrthumsgränze nahe kommen mögen. So nimmt man denn an daß um 1700 die Bevölkerung des eigentlichen Englands 5½, um 1750 6½, um 1780 aber 7,953,000 Köpfe betrug, während ſie bis jetzt die Ziffer von 20 Mill. überſchritten hat. Eine Quelle von Irrthümern in den neuen britiſchen Zählungen entſpringt aus der Art und Weiſe der Zählung ſelbſt, die an einem beſtimmten Tage geſchieht und dann ſich auf alle in Großbritannien anweſenden Perſonen, und wenn ſie erſt am Abend vorher den Fuß ans Land geſetzt hätten, erſtreckt, während die Abweſenden nicht mitgezählt werden, alſo z. B. Niemand der ſich zur See oder überhaupt auswärts befindet. Die ſechs erſten Volkszählungen in England gewähren uns folgendes Bild des Populationswachsthums:

		Zuwachs	
1801	9,156,171 Köpfe	„	Procent
1811	10,454,529 „	14	„
1821	12,172,664 „	16	„
1831	14,051,986 „	15	„
1841	16,035,198 „	14	„
1851	18,054,170 „	13	„
1861	20,223,746 „	12	„

Hier zeigt ſich das Geſetz daß ſeit 1821 die Zunahme der Bevölkerung langſamer wird, daß ſie von 16 auf 12 Proc. in den einzelnen Decennien ſinkt. Viele werden darin nur die Wirkung der Auswanderung wahrnehmen wollen. Leider kennt man erſt ſeit 1853—60 genauer die Zahl der Auswanderer welche England angehört haben (454,422 Köpfe), und nach dieſem Verhältniß zu urtheilen werden etwas mehr als 550,000 Perſonen aus England im letzten Jahrzehnt ausgewandert ſeyn. Wollte man ſie für voll hinzuzählen, ſo würde doch das Wachsthum noch nicht 15 Proc. betragen. Allein man weiß auch daß aus Irland und Schottland ſehr viel Perſonen nach England alljährlich einwandern, und zwar läßt ſich ihre Zahl annähernd ermitteln. Der Ueberſchuß der Geburten über die Todesfälle betrug nämlich im letzten Jahrzehnt 2,258,703, und wenn man davon 500,000 Auswanderer abzieht, ſo hätte der Bevölkerungszuwachs nur aus etwa 1,750,000 Köpfe beſtehen können, während er nach dem Cenſus ſich auf 2,124,116 belief. Die Auswanderung und Einwanderung compenſiren ſich alſo für England bis zu einem Verluſt von ungefähr 134,000 Köpfen, ſo daß, wenn weder Aus- noch Einwanderung ſtattgefunden hätte, die Zunahme doch nur auf 12¾ Proc. ſich belaufen haben würde, abgeſehen davon daß auch in der Zeit von 1811—1821 Auswanderungen ſtattfanden, die damals aber noch nicht durch beträchtliche Einwanderungen aus Irland und Schottland erſetzt wurden. Die Abnahme der Vermehrungsgeſchwindigkeit iſt aber deßwegen ſo wichtig, weil ſelbſt England, wie das übrige Europa, an einer Verminderung der Fruchtbarkeit zu leiden ſcheint. Man hat ſich ſogar verleiten laſſen in Frankreich die Abnahme fruchtbarer Ehen auf gewiſſe politiſche Veränderungen zurückzuführen. Wir ſehen aber jetzt ein daß das freie England mit ſeinen relativ ſo reinen Familienverhältniſſen unter einem ähnlichen Geſetze ſteht, es betrug nämlich auf je eine Ehe die Kinderzahl

1838—1844	4.^{18}	Köpfe
1845—1849	3.^{98}	„
1850—1854	3.^{76}	„
1855—1859	4.^{15}	„

Dieſe Ziffern laſſen allerdings eine Abnahme der Fruchtbarkeit wahrnehmen, während die großartige Wirkung der Golderdeckungen in Californien und Auſtralien, *inſofern ſie im letzten Jahrzehnt an der Verdoppelung der britiſchen Ausfuhren* den meiſten Antheil hatten und den Wohlſtand des Reiches mit einem Ruck ſo beträchtlich hoben, eine günſtige Reaction wieder hervorgebracht haben. Was das geſchlechtliche Gleichgewicht innerhalb der Bevölkerung betrifft, ſo hat es ſich in der erſten Hälfte des Jahrhunderts, geringe Oscillationen abgerechnet, conſtant erhalten, denn von je 100 Köpfen gehörten 1801 50.^{63} und 1851 50.^{66} dem weiblichen Geſchlechte an, während 1861 dieſe Ziffer die unnatürliche Höhe von 51.^{56} erreicht hat. Dieſe außerordentliche Störung des Gleichgewichtes wird der iriſch-ſchottiſchen Einwanderung, meiſtens weiblicher Perſonen, mit Recht zugeſchrieben, weil beim iriſchen Cenſus entſprechend eine relative Abnahme des weiblichen Geſchlechtes ſich offenbart hat. Die Zahl der Häuſer iſt ſeit 1801 von 1,575,923 auf 3,745,463 geſtiegen, alſo relativ in der Art daß früher 5.^{91}, jetzt nur 5.^{40} Köpfe auf je Ein Haus kommen. Die Zunahme der Bevölkerung iſt räumlich den größten und größern Städten hauptſächlich zugefallen. London allein ſah ſeine Bewohner von 2,362,236 auf 2,803,034 Köpfe oder um 18 Procent ſteigen. Noch mehr gewannen die 20 Städte erſten Ranges, d. h. von mehr als 70,000 Einwohnern, nämlich 25 Proc., weniger dagegen die 43 Städte zweiten Ranges von 20 bis 50,000 Köpfen, nämlich 14 Proc., noch weniger die Städte dritten Ranges von 5—20,000 Köpfen, nämlich 4 Procent, während die Ortſchaften unter 5000 Köpfen faſt bewegungslos blieben, da ihre Geſammtbevölkerung von 52,108 ſich nur auf 52,559 Köpfe hob.

Schottland bietet uns eine größere Magerkeit in ſeinen Ziffern. Es betrug nämlich ſeine Bevölkerung:

Digitized by Google

		Zuwachs.
1801	1,608,420 Köpfe.	
1811	1,805,864 „	12 Proc.
1821	2,091,521 „	16 „
1831	2,364,386 „	13 „
1841	2,620,184 „	11 „
1851	2,888,742 „	10 „
1861	3,061,251 „	5 „

Hier ist das Zurückfallen seit 1821 noch jäher beschleunigt durch die doppelte Auswanderung über den Ocean und nach England selbst. Die überseeische Auswanderung hat Schottland in den 8 Jahren von 1853—1860 121,530 Personen gekostet, im ganzen Jahrzehnt also 150,000 Köpfe, und ohne diese Auswanderung wäre die Zunahme 11 Proc. gewesen. Für die Auswanderung nach England (hauptsächlich aus den Hochlanden) lassen sich keine Ziffern ermitteln.

Das interessanteste Stück des britischen Census aber hat das unglückliche Irland durch folgendes Zahlenbild geliefert:

	Köpfe.	Zunahme in Proc.	Abnahme in Proc.
1811	5,937,856	„	„
1821	6,801,827	14.55	„
1831	7,943,940	16.79	„
1841	8,175,124	2.91	„
1851	6,552,385	„	19.84
1861	5,764,543	„	12.02.

Also ist die Bevölkerung der grünen Insel geringer als vor 50 Jahren. Was man kaum für möglich halten würde: in Irland gibt es keine Geburts- und Sterberegister, man weiß also nicht zuverlässig ob die Verminderung durch die Auswanderung allein, oder ob sie nicht auch durch andere Ursachen bewirkt wurde. Aus irischen Häfen sind in den letzten Jahrzehnten nicht weniger als 1,230,986 Personen ausgewandert, wahrscheinlich nur Iren, denn wer sollte sonst einen irischen Hafen bevorzugen? Man hatte bis zum Jahre 1861 sich schmeicheln dürfen daß nur Iren im engern Sinn, das heißt Irländer katholischen Glaubens, sich an der Exodus betheiligten. Aber man ist enttäuscht worden. Die britische Regierung hatte bei Herstellung des Census die Schlauheit beobachtet, weder in England noch in Schottland Angaben über die Confessionen zu verlangen. Man fürchtete vielleicht ungünstige Ergebnisse, namentlich was die Ausbreitung des Katholicismus anbelangt. Wurden diese statistischen Eroberungen öffentlich bestätigt, so konnten sie ansteckend wirken, oder auch die schlummernde Unduldsamkeit der Orthodoxen gegen die emancipirten Katholiken aufs neue erwecken. Um beiden Uebelständen auszuweichen unterblieb daher die Auszählung in England und Schottland. Jenseits des Georgs Canals aber hoffte man zuverlässig auf entschiedene protestantische Triumphe. Man träumte nämlich die Auswanderer seyen nur Katholiken, aber es ergab sich daß auch Protestanten die Insel verließen, denn es betrug in Irland die Zahl der

	Katholiken	Protestanten
1834 . .	6,436,060	1,518,700
1861 . .	4,486,890	1,277,653.

Man gewahrt also daß beide Confessionen verloren haben, und zwar die Katholiken 43, die Protestanten 11 Procent. Das ist freilich ein relatives Wachsthum des protestantischen nichtirischen Elementes auf Irland, aber es ist viel unbedeutender als man es erwartet hatte, und wie es hätte ausfallen müssen, wenn die Exodus ausschließlich auf Kosten des katholischen Irlands stattgefunden hätte?

Im Gesammtbild dargestellt betrug am Beginn des Jahrhunderts und nach 60 Jahren die Bevölkerung

	1801 Köpfe	1861 Köpfe
Englands . . .	9,156,171	20,223,746
Schottlands . .	1,608,420	3,061,251
Irlands . . .	5,937,856	6,552,385
der Canalinseln .	82,810	143,126
Großbritanniens	16,785,257	29,980,508.

Der Staat Illinois in Nord-Amerika.

Von Dr. H.

Gerade in dem Herzen des großen Thales, in der Mitte von Nord-Amerika, gleich weit entfernt vom Pole und von dem Aequator, vom atlantischen und stillen Ocean, liegt der junge Herkules des Westens, der Staat Illinois, das Vaterland des jetzigen Präsidenten Lincoln, im Norden berührt von dem Michigan-See, von dem untern Ohio im Süden. Der majestätische Mississippi bespült seine ganze Westgränze und der Wabash einen großen Theil seiner Ostgränze. Der Wachsthum dieses Staates während der letzten 10 Jahre ist in der That beträchtlicher und reißender gewesen als von irgendeinem anderen, wiewohl einige der neu zugelassenen Staaten eine verhältnißmäßig größere Zunahme der Bevölkerung gezeigt haben. Der allgemeine Glaube ist daß seine Repräsentation im Congreß, dem Census von 1860 gemäß, um vier Mitglieder vermehrt werden wird, und wir sind überzeugt daß kein anderer Staat so viele neue Mitglieder erlangen wird. Im Jahr 1850 betrug die Bevölkerung 868,062 Personen, 1860 dagegen 1,719,496, eine Steigerung von 102 Proc., also über noch einmal so viel. Andere Staaten haben jeder seine eigenthümlichen Vorzüge, in welchen sie unrivalisirt dastehen. Michigan und Wisconsin sind beide viel besser bewaldet, besonders mit Nadelhölzern, von denen Illinois kaum einen einzigen Baum aufzuweisen hat. Pennsylvanien, Virginien und Missouri sind reicher an Mineralschätzen; Jowa und Cansas haben eine mehr hügelige Oberfläche und sind unserer Meinung nach besser bewässert; Ohio liegt näher an der Seeküste, die New-England Staaten haben ihre Fabriken und Manufacturen, und New-York hat den fremden Handel; aber in der unerschöpflichen Tiefe und Reichthum des Ackerbodens, in der Fähigkeit, billig Gras, Getreide, Vegetabilien und Fleisch zu erzielen, hierin behauptet Illinois den ersten Rang unter allen Staaten und wird vielleicht von keinem gleich großen Gebiete der Erdoberfläche übertroffen. Ursprüng-

Digitized by Google

lich bildeten die Seltenheit und unvollkommene Vertheilung der Waldungen nebst den mangelhaften Hülfsmitteln für Transportation und für Reisen die großen Hindernisse seines Emporblühens. Beinahe Dreiviertel der Oberfläche waren Prairiegründe als die ersten Ansiedelungen stattfanden, und das Holz hatte zum größten Theil eine knorrige und ästige Beschaffenheit. Der Grund davon lag in den Hochwinden, die es hin und herschüttelten, und in den häufigen Wiesenbränden welche die jungen Triebe beschädigten. Natürlicherweise hatte Illinois keine Nadelhölzer von Belang, und sehr wenig Bäume anderer Art von welchen man Bretter hätte schneiden können. Manche Prairien enthielten einen Flächenraum von 10—20 Quadratmeilen, einige sogar 30—40 Quadratmeilen, und der tiefschwarze Humus welcher den Boden bildete, wurde von der Hitze zu Staubwolken und vom Regen in Schlammseen verwandelt.

Beinahe sechs Monate im Jahre sanken die Wagen buchstäblich bis an die Achsen in den Schlamm. Dieß war doppelt unangenehm, da die Ansiedler nicht allein Baumaterialien, Salz und Kaufmannswaaren, sondern sogar die Bretter für Fenzen und Feuerungsmaterial aus weiten Entfernungen zu holen hatten. Manche Ladung Weizen wurde so nach Chicago gebracht und hier gegen eine Ladung Fenzwerk vertauscht. Viele Ladungen von Producten, auf diese Weise auf den Markt geworfen, brachten kaum einen Dollar baar Geld, indem der Rest von den Kosten des Hin- und Rückweges verschlungen wurde. Diese Erfahrung bewog den Staat sich zu zeitig in Canalbauten einzulassen, welches ihn in bedeutende Schulden stürzte, ohne jedoch wesentlich den Zutritt zu den Märkten zu erleichtern. Bald darauf folgten Eisenbahnen, welche ihm gute Dienste leisteten und größtentheils von Privatmitteln erbaut wurden. Doch bedeutende Flächen würden noch auf viele Jahre hin ohne alle Verbesserung und ohne Anbau geblieben seyn, wenn nicht die Central-Eisenbahn von Illinois gebaut worden wäre. Dieses große Werk, vom Congreß freigebig mit Ländereien beschenkt, nimmt seinen Anfang von Chicago im Nord-Ost, und von Dunleith im Nord-West des Staates. Beide nördliche Zweige vereinigen sich nahe im Centrum des Staates und gehen in einer einzigen Linie nach Cairo im äußersten Süden, wo der Ohio mit dem Mississippi sich verbindet. Das ganze Werk hat eine Länge von über 600 Meilen. Obgleich sein Lauf nicht ein solcher ist wie ihn der Vortheil der Actieninhaber dictirt haben wollte, so ist er doch genau so daß er dem Anbau und dem Wachsthum des Staates am meisten förderlich seyn kann. Millionen von Acres, bisher unbewohnbar, sind durch diese Eisenbahn zu den am meisten einladenden und werthvollsten von allen milden Ländereien unseres Continents gemacht worden, und obgleich die Bewilligungen des Congresses an die Gesellschaft $2^1/_2$ Millionen Acres überschritten, so glauben wir doch daß die öffentlichen Domänen nicht allein an allgemeinem Werth, sondern auch an Ergiebigkeit für die Schatzkammer bedeutend bei dieser erleuchteten Maßregel gewonnen haben. Es ist allerdings wahr, die Actieninhaber haben bisher noch keinen reellen Nutzen von ihrem Unternehmen geerntet, und die Actien stehen noch unter pari, aber wir fühlen eine feste Zuversicht daß Geduld und gute Verwaltung diese Eisenbahn bald zu einer gut rentirenden machen wird.

Illinois, bereits der vierte Staat in der Union, und vielleicht bald der dritte, denn Virginien ist schon in allen Elementen hinter ihm, befindet sich noch in seiner Kindheit. Von seinem Boden ist noch nicht der vierte Theil dem Pfluge unterworfen, und die letzte Ernte, so ungeheuer sie auch war, vorzüglich in Mais, ist nur ein Bruchtheil von dem was dieser Staat leisten kann und leisten wird. Schon jetzt übertrifft Illinois in diesem Artikel bei weitem alle andere Staaten, während es in Weizen, Rind- und Schweinefleisch keinem andern nachsteht. Seine Kohlenfelder sind an Mächtigkeit kaum von einem oder zwei Staaten übertroffen. Beinahe jeder Fuß seiner Oberfläche hat einen Untergrund von Kalk, und sein Eisen, obwohl weniger mächtig, ist von guter Qualität. Der Hauptmarkt des Staates, Chicago, ist zwar kaum 30 Jahr alt, hat aber bereits den siebenten Rang unter den amerikanischen Städten, und verspricht in kurzer Zeit den fünften einzunehmen. Illinois hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich bis 1880 über fünf Millionen Einwohner zu zählen. Seine Carriere ist kaum begonnen!

Miscellen.

Rückkehr der amerikanischen Polar-Expedition Die amerikanische Polar-Expedition ist am 9 Oct. nach Halifax zurückgekehrt. Die Smith's Straße zeigte sich selbst in zwei aufeinander folgenden Sommern, des Eises wegen, undurchdringbar. Im Westen von Kennedy-Channel bahnte sich die Reisegesellschaft auf Hundeschlitten einigen Weg, und drang in dieser Richtung bis zu 80° 35′ vor. (Athenäum.)

*

Rückkehr der schwedischen Expedition nach Spitzbergen. Aus Stockholm ist uns die Nachricht zugekommen daß die unter der Leitung Hrn. O. Torells stehende schwedische wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen am 23 September wohlbehalten in Tromsöe in Norwegen angekommen ist. Nachdem sie Dänen-Eiland am 22 Mai erreicht hatte, erforschten die Officiere die nordöstliche, die nördliche und die westliche Küste Spitzbergens. Eine beträchtliche Anzahl Positionen, wodurch die alten Karten wichtige Verbesserungen erhalten werden, sind astronomisch bestimmt und eine werthvolle Reihe meteorologischer und anderer Beobachtungen gemacht, sowie große geologische, botanische und zoologische Sammlungen veranstaltet worden. Auch Tiefsee-Sondirungen im arktischen Ocean wurden gemacht, und mehrere Arten lebendiger Mollusken, Crustaceen ꝛc. aus einer Tiefe von 1000 und 1300 Faden heraufgebracht. (Athenäum.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. Augsburg, 17 November 1861.

Money über die Colonialpolitik der Holländer auf Java.

I.

So sehr wir auch (sagt der Economist in einem Artikel über Money's Buch: „Java; or, How to manage a Colony") die Gerechtigkeit der Regierungsprincipien in Frage stellen welche die holländischen Beherrscher Java's sich zu eigen gemacht, und die von Hrn. Money so höchlich belobt werden, so läßt sich doch nicht an dem wundervollen Erfolge zweifeln der bisher erzielt worden ist. Das Resultat ist, Hrn. Money's Schilderung zufolge, „Wohlfahrt und Zufriedenheit unter dem Volke, gegenseitiges gutes Einvernehmen zwischen Europäern und Eingebornen, und daneben noch eine große Revenue und ein Einkommensüberschuß für den Staat." Es kann gleichfalls kein Zweifel herrschen daß dieß nicht das Resultat ist zu dem wir (die Engländer) in unsern morgenländischen Besitzungen gelangten.

Allein es war nicht allwegs so. Vor der Verwaltung des General-Statthalters Van den Bosch, welche im Jahr 1830 begann, gab es jedes Jahr ein wachsendes Deficit in den Finanzen, das zuletzt so groß wurde, daß es dem Einkommen von anderthalb Jahren gleichkam; die Gränzen der Besteuerung schienen erreicht zu seyn; das Volk lebte in großer Armuth; die eingebornen Häuptlinge übten ihre gewöhnliche Unterdrückung, und organisirtes Verbrechen herrschte unter den Armen. Der erste Zweck des eben genannten großen Staatsmannes war auf die Wiederordnung der Finanzen gerichtet. Er bat den König von Holland: er möge ihm erlauben einen Versuch zu machen, durch welchen, wie er sagte, die Insel dahin gebracht werden könnte daß sie eine Revenue gewähre groß genug um die Kosten einer verbesserten Verwaltung zu liefern, und zugleich dem Mutterland, bei großer Vermehrung der Wohlfahrt des Volks, einen bedeutenden Ueberschuß zu verschaffen. Der Versuch gelang vollkommen, und ist bekannt unter dem Namen „des Cultur-Systems." Da die Annahme dieses Systems die Grundlage der wundervollen Wohlfahrt ist welche Java so merkwürdig gemacht hat, und den eigenthümlichen Charakter der holländischen Begriffe von Regierung und Staatshaushalt zeigt, so wollen wir es schildern.

Es muß vorausgeschickt werden daß in mehr als drei Fünfteln des unterworfenen Theils der Insel die Krone der alleinige Eigenthümer des Landes war, und ein Recht auf den fünften Theil der Erzeugnisse des Pächters und auf ein Siebentel seiner Arbeit (einen Tag von sieben) hatte. Der größere Theil dieser Ländereien schien im Besitz von Dörfern (wie im Nordwesten Indiens) gewesen zu seyn, indem sie der ganzen Dorfgemeinde zusammen angehörten, jeder Hausbesitzer aber einen Antheil hatte. Da die Regierung sonach Grundherr war, so gieng des General-Statthalters Plan dahin diese Stellung sich zu Nutzen zu machen, und den Grundherrn in einen Capitalisten, Pflanzer und Handelsmann zugleich zu verwandeln. Hr. Money sagt: der Grundherr habe stets das Recht gehabt den Anbau seiner Pächter zu leiten, so daß die Bauernschaft nichts tyrannisches darin fand als der Befehl erlassen wurde so viele ihrer Ländereien mit gewissen werthvollen Producten zu bepflanzen, als sie von der Bodenfläche entbehren könne welche zur Erzeugung der für den einheimischen Verbrauch nothwendigen Menge Reises erforderlich sey. Jedes Dorf wurde demgemäß aufgefordert etwa den fünften Theil seines Landes mit Zucker, Indigo oder Tabak zu bepflanzen, und den Bauern versprach man an Bezahlungsstatt einen gewissen Betrag der Ernte, welcher für sie um so vortheilhafter seyn würde, als das daraus erlöste Geld mehr als das Doppelte des Bodenzinses betrüge den das ganze Dorf zu entrichten habe, während das mit den Regierungsproducten besäete Land vom Bodenzins gänzlich befreit seyn sollte. Um zu zeigen wie liberal die Belohnung war welche der Bauer bei diesem System erhielt, berechnet Hr. Money daß die gleichen hundert Acres die im Jahr 1830 3960 fl. Reinertrag gewährt hatten, im Jahr 1857 6210 fl. einbrachten.

Der nächste Schritt bestand darin daß man verständige und achtungswerthe Europäer aufforderte Contracte für die Bearbeitung der besondern Arten dieser Producte abzuschließen. Jedem Contrahenten bewilligte man einen hinreichenden Bau-

Digitized by Google

und Maſchinerie-Vorſchuß um ſeine Fabrik in Thätigkeit ſetzen zu können. Der Vorſchuß war zwölf Jahre lang unverzinslich, und rückzahlbar in Beträgen von einem Zehntel im dritten und jedem folgenden Jahre; die Werke ſelbſt ſollten nach Verfluß der zwölf Jahre dem Contrahenten gehören. Die unentgeltliche Siebenttagarbeit der Kronbauern wurde ihm auf zwei Jahre überlaſſen, mit ſo viel Bauholz und andern Materialien als erforderlich ſeyn mochten, und außerdem hatte er noch den Gebrauch der Regierungspoſtpferde. Sobald die Mühle oder Factorei fertig war, erhielt der Contrahent jährlich einen unverzinslichen Vorſchuß der zum Ankauf der Producte und der Fabrik erforderlichen Summe. Man ſtellte es ihm frei ſeine ſämmtlichen Fabrikerzeugniſſe an die Regierung um den (ein Drittel über die Koſten) von der Regierung feſtgeſetzten Preis zu verkaufen, oder ſo viel davon abzuliefern, daß damit der jährliche Vorſchuß und das Zehntel des Gebäude-Vorſchuſſes abbezahlt war. Die Ablieferung von zwei Drittheilen der im Contract feſtgeſetzten Rate der Fabrikerzeugniſſe an die Regierung würde den Vorſchuß zurückbezahlen und dem Contrahenten für ſeinen Gewinn ein Drittel laſſen. Bei einem Zucker-Contract zeigte ſich's daß der Contrahent mit dem Erträgniß von 600 Acres auf dieſe Weiſe einen Reingewinn von 3600—4850 Pfd. St. machen würde. Die Contracte giengen auf zwanzig Jahre.

Andere Culturen, wie Indigo, Kaffee, Zimmet und Pfeffer, giengen von ſtatten ohne das Zwiſchentreten von Contrahenten, entweder weil ſie keine beſondere Vorbereitung erheiſchten, oder weil man, wie beim Indigo, fand daß die Gewinnſte nicht groß genug ſeyen um die Koſten für die Verwendung eines europäiſchen Contrahenten zu decken. Bei allen dieſen Culturzweigen aber war der Gewinn welchen die Bauern daraus zogen, ſo groß daß ſie ſich mit dem milden Druck der Regierung ausſöhnten, und zur Anſtrengung angetrieben fühlten.

Die Art und Weiſe wie die Regierung ihren Nutzen aus dieſem Syſtem zieht, beſteht darin daß die Producte in Holland zu dem hohen Preiſe verkauft werden welcher der Regierung durch die hohen Differential Einfuhrzölle geſichert iſt, ſo daß es hauptſächlich der holländiſche Conſument iſt aus deſſen Taſche der javaniſche Ueberſchuß kommt, während ein kleinerer Theil des Einkommens auf dieſelbe Weiſe durch Unterſcheidungszölle zu Gunſten holländiſcher Importeurs in Java erhoben wird. Ein anderes merkwürdiges Glied in der Kette iſt daß die Regierungsproducte durch eine Actiengeſellſchaft, genannt die „Niederländiſche Handelsgeſellſchaft," ausſchließlich nach Holland ausgeführt werden — eine Geſellſchaft welche dieſes Monopol (wie das der Einfuhr von Waaren in Java) dafür erhielt daß ſie die Regierung in Stand ſetzte ihr Culturſyſtem in Java einzuführen, indem ſie derſelben drei Millionen zu 4½ Proc. lieh. Dieſe Vorſchüſſe waren rückzahlbar aus den Erträgniſſen des Syſtems, und wurden in wenigen Jahren mit ſammt den Zinſen getilgt.

Die Vortheile welche das Colonialeinkommen aus der Annahme dieſes Syſtems zieht, ſind mittelbare ſowohl als unmittelbare geweſen, und haben die ungemeine Zunahme des Wohlſtands der eingebornen Bevölkerung, die Erweckung neuer Bedürfniſſe und das raſche Verſchwinden der Verbrechen zur Folge gehabt.

„Die Einführung dieſes Syſtems, ſagt Hr. Money, hat die Geſammtrevenue auf 16 Sh. 6 Pence per Kopf erhoben, bei nur 1 Sh. 6½ Pence directer Grundſteuer, anſtatt, wie in Indien, nur ungefähr 5 Sh. 0½ Penny per Kopf, wovon 2 Sh. 8¼ Pence per Kopf direct dem Boden entnommen ſind. Bei derſelben Geſammteinnahme per Kopf aus Indien welche die Holländer aus Java ziehen, ohne daß ſie den einheimiſchen Bauer arm machen, ſondern ihn vielmehr bereichern, ſollten wir von den unter unſerer unmittelbaren Herrſchaft ſtehenden 132 Millionen Einwohnern, abgeſehen von den einheimiſchen Staaten, ein Einkommen von mehr als 108 Mill. Pfd. St. jährlich haben; was nicht nur genug wäre um Indien wirkſam zu regieren und es mit öffentlichen Arbeiten zu bedecken, ſondern daß auch ein ausreichender Ueberſchuß verbliebe um die indiſche Schuld abzuzahlen und die Steuerlaſt Englands zu erleichtern, wie dieß die Ueberſchuß-Einnahme aus Java in Holland thut." In der That gibt es jetzt, anſtatt eines jährlich zunehmenden Deficits einen Ueberſchuß von 3½ Mill. Pfd. St., trotzdem daß die Ausgaben verdoppelt worden ſind um die Civiladminiſtration des Landes zu verbeſſern und zu kräftigen.

So läuft denn durch das ganze Buch die beſtändige Frage: warum die britiſche Regierung nicht dem weiſen Beiſpiel der Holländer folge, und alle ihre Finanzſchwierigkeiten durch die Annahme des Culturſyſtems löſe? Hr. Money ſpottet bitter über unſere ſklaviſche Unterwerfung unter die doctrinären Theorien des freien Verkehrs, freien Handels, unbeaufſichtigten Mitbewerbs, ungeſchützter Unternehmungen, über das Geſetz der Bedarfs und der Nachfrage, als über Dinge welche, ſo angemeſſen ſie auch der europäiſchen Civiliſation in der gegenwärtigen Zeit ſeyn mögen, zu nichts führen, ſondern fehlſchlagen wenn man ſie auf halbbarbariſche Volksſtämme anwendet. Die einzige Regierung für Orientalen, behauptet er, iſt „eine verſtändig väterliche Regierung," welche die materielle Wohlfahrt des Volks dadurch ſichert daß ſie alles für dasſelbe thut, und das Volk nichts thun läßt, ausgenommen mit unmittelbarer Erlaubniß und unter der ſtrengſten Oberaufſicht und Controle. Alle Unternehmungen ſollten von der Regierung ausgehen; alle Handelsgeſchäfte zwiſchen Europäern und Eingebornen ſollten von der Regierung überwacht werden; Europäer ſollten weder ſich anſiedeln, noch Pflanzungen anlegen, noch Grundeigenthum in Pacht nehmen, kaufen oder verkaufen dürfen, ohne unmittelbare Ermächtigung und ſtrengſte Controle. Man ſollte die Bauern zum Fleiß anhalten, ſie zwingen das anzupflanzen was vortheilhaft iſt, nöthigen ihre Häuſer rein zu halten, bei Strafe, u. ſ. f. Ob Hr. Money dem Beiſpiel der Holländer auch darin folgen will daß man alle Erziehung oder allen Miſſionär-Unterricht im Chriſtenthum verbiete und alle politiſchen Erörterungen durch die Preſſe unterſage, darüber ſpricht er ſich nicht beſtimmt aus. Allein ſelbſt angenommen, wir machten dieſe holländiſchen Regierungs-Principien zu den unſrigen, ſo würden ſich der Einführung

Digitized by Google

einer ſolchen Art Culturſyſtem in Indien immer noch Hinderniſſe in den Weg ſtellen, von denen, wie es ſcheint, Hr. Money keine Ahnung hat. Wir dürfen die Thatſache nicht überſehen daß der in Niederländiſch-Indien von den Regierungs-Culturen erhobene Einkommenstheil durchaus nicht von der einheimiſchen Bevölkerung bezahlt wird. Er wird von dem holländiſchen Volke daheim bezahlt. Mit andern Worten, die Einwohner Hollands und aller der Länder in Europa welche den geringeren Indigo Niederländiſch-Indiens, ſeinen höchſt unſchmackhaften Thee, Zucker, Kaffee und Cochenille verbrauchen, zahlen nahezu 5 Millionen Pfd. St. für die Wohlfahrt und die gute Verwaltung der niederländiſchen Colonien! Was würde das engliſche Volk dazu ſagen wenn es um einen ſolchen Preis eine verbeſſerte Verwaltung und einen financiellen Ueberſchuß in Indien ſichern ſollte? Allein ſelbſt angenommen die geringe Schwierigkeit des Erlaſſens eines Geſetzes für hohe Differential- und Schutzzölle, auf Producte welche zu Gunſten Indiens in England eingeführt werden, wäre überwunden, ſo ſind noch andere Schwierigkeiten vorhanden die nicht überſehen werden dürfen. Es läßt ſich nicht folgern daß, weil eine Colonie wie Java Producte zu finden wußte welche die Regierung anpflanzen und verarbeiten laſſen konnte, mit einem Nutzen der groß genug iſt für ſein kleines Staatseinkommen, wir im Stande ſeyn würden das enorme Einkommen eines Reichs auf dieſelbe Weiſe zu erheben. Man fand ſelbſt in Java daß das Cultur-Experiment bei mehreren Artikeln, mit denen man Verſuche anſtellte, fehlſchlug, und wären nicht zufälligerweiſe das Klima und der Boden für Zucker geeignet geweſen, ſo würde das Ergebniß des Culturſyſtems ein ganz anderes geworden ſeyn.

Die Novara vor Hongkong und Schanghai bei den Carolinen und den Stewartsinſeln.

Am 5 Julius lag die „Novara“ in dem bezaubernd ſchönen Hafen Victoria's oder wie man allgemein aber irrthümlich ſagt Hongkongs, denn Hongkong iſt eine Inſel oder ein großer Granitfelſen im Cantonfluß, uneinnehmbar wie Gibraltar, die Stadt auf Hongkong dagegen ſollte Victoria heißen, wenn ſie nicht die ganze Welt, die Engländer mit eingerechnet, Hongkong nennen würden. Die junge, zierliche, an Paläſten reiche und völlig europäiſch zugeſchnittene Stadt hat ſeit 1842, wo ſie gegründet wurde, ſich bis auf 80,000 Köpfe gehoben. Der Aufenthalt der Novara war dort ein viel zu kurzer als daß wir aus dem hiſtoriſchen Bericht der Reiſe viel neue Aufſchlüſſe über das vielbeſchriebene China erwarten dürften. Aber wir erfahren doch verſchiedene andere wichtige Neuigkeiten. So konnte man nähere Erkundigungen über den „grünen Indigo,“ den prachtvollen neuen Farbſtoff (vert de Chine), auf Hongkong und in Schanghai einziehen. Die Pflanze, eine Rhamnus- (Wegdorn-) Art, von den Chineſen Lu-kao genannt, wächst in den nördlichen Provinzen und wird um Futſchau und um Häning in geräumigen Pflanzungen angebaut. Die färbende Rinde ſcheint übrigens von zwei Rhamus-Arten, einer ſogenannten „gelben“ und einer „weißen“ gewonnen zu werden. Man kocht ſie in Keſſeln und läßt den Farbſtoff mehrmals durch Baumwollengarne oder Zeuge aufſaugen, um ihn von neuem auszuwaſchen. Seit undenklichen Zeiten wurde das Lu-kao von den chineſiſchen Waſſermalern benutzt, aber erſt ſeit 20 Jahren fand es auch bei den Gewerben Verwendung. Nur iſt man noch nicht aufgeklärt darüber warum der Farbſtoff ſelbſt in Futſchau ſo theuer ſeyn ſoll, nämlich je 20 Tael (60 öſter. Gulden) für 1 Katti (1⅓ Pfd.), während doch die Chineſen die allergröbſten Wollenſtoffe mit dieſem köſtlichen Grün färben und die gefärbten immerhin ſehr wohlfeil verkaufen können.

Es verſteht ſich von ſelbſt daß die Herren von der Novara das nahe und wie Hongkong reizend gelegene portugieſiſche Macao und in Macao pflichtſchuldigſt das Grab Camoens beſuchten. Das Ueberfahrtsgeld auf dem Dampfer ſowie überhaupt kleine Zechen und Einkäufe werden von den Hongkongleuten auf eine eigenthümliche Weiſe bezahlt. Gold curſirt nämlich gar nicht, von Silber nur mexicaniſche Thaler, und von Kupfergeld nur chineſiſche Käſch (cash). Letztere ſind ſo ſchwerfällig daß ſie Niemand bei ſich tragen kann. Der Paſſagier bezahlt daher ſeine Fracht, indem er eine an Bord ihm vorgelegte Anweiſung (check) auf ein Handlungshaus in Hongkong oder in Macao unterſchreibt und die er dann am Lande bei dem Bankier einlöst. Die Mehrzahl der Paſſagiere ſind allerdings bekannte und vermögende Leute, das öffentliche Vertrauen erſtreckt ſich aber auch auf die unbekannten, und kann nicht wohl öfters getäuſcht worden ſeyn, ſonſt würde der Brauch ſich nicht haben erhalten können.

Am 29 Juli gelangte die Novara nach Schanghai, deſſen Hafen die höchſten Erwartungen der Reiſenden übertraf, denn dicht gedrängt in dem verhältnißmäßig engen Flußbett lag Schiff an Schiff, ein unüberſehbarer Wald von Maſten, durch welchen kaum hie und da die großartigen Gebäude der europäiſchen Kaufleute, eine Zierde der Flußufer, hindurchſchimmerten. Die dort anſäſſigen Deutſchen jubelten natürlich beim Anblick der öſterreichiſchen Flagge, war es doch das erſte deutſche Kriegsſchiff welches ſich in einem Hafen des himmliſchen Reiches zeigte! Die eigentliche Chineſenſtadt Schanghai, wohl zu unterſcheiden von dem eleganten neugebauten Fremdenviertel, zählt eine Viertelmillion Einwohner, die ſich durch das Zuſtrömen aus den Nachbarorten am Tage bis auf 400,000 Köpfe ſteigern mögen. Das Treiben auf den engen Straßen, von der Breite unſrer Winkelgäßchen, iſt daher noch großartiger als an den lebendigſten Punkten Londons. Die Herren von der Novara ſahen dort in kurzer Zeit ſehr merkwürdige öffentliche Anſtalten, zunächſt ein Pfandhaus, wo nach Landesbegriffen für „ſehr niedrige“ Zinſen, nämlich für 2 Procent monatlich die Hälfte vom Werth eines Pfandes vorgeſtreckt wird. Solche Leihhäuſer, die in China viel früher als in Europa begründet worden ſind, werden übrigens ſelbſt von den Reichen benützt, die im Winter die Sommer-, im Sommer ihre Winterkleider, vorzüglich Pelze, dort verſetzen,

Digitized by Google

weil sie im Pfandhaus am sichersten und sorgfältigsten aufbewahrt liegen. Nach dem Leihhaus wurde ein seit 1710 gestiftetes Findelhaus besucht, welches ganz auf europäische Weise eingerichtet ist. Vielleicht würde man aber richtiger sagen daß unsre Findelhäuser auf chinesische Weise eingerichtet sind, denn die Chinesen waren in unglaublich vielen Dingen unsre Lehrer oder wenigstens Vorgänger. Das dortige Findelhaus besitzt an Liegenschaften 30 Acres, und wird von dem Ertrag seines Vermögens, sowie vom Zufluß milder Spenden ziemlich glänzend unterhalten, insofern für jeden Säugling eine eigene Amme gestellt wird. Die Findlinge selbst sind sämmtlich nur weiblichen Geschlechtes, denn von einem männlichen Kinde trennt sich eine chinesische Mutter nicht. Eine andere mildthätige Anstalt ist die „Halle vereinter Wohlthätigkeit," gestiftet im Jahr 1804, und dazu bestimmt altersschwachen Personen Almosen, unbemittelten Kranken unentgeltlich Arzneien zu reichen und für die Beerdigung der Armen zu sorgen. Die Verwaltung dieser Anstalt muß jährlich einen öffentlichen Bericht über ihre Wirksamkeit vorlegen, völlig so wie ähnliche Stiftungen es bei uns thun. Neu und überraschend ist es auch daß im Stadtgerichte Schanghai's eine eigene Abtheilung für Handelssachen abgesondert worden ist, wo Kaufleute als Richter entscheiden, so daß die Chinesen also ächte Handelsgerichte besitzen und vermuthlich längst besaßen ehe wir sie nachahmten. Auf den Wanderungen durch die Chinesenstadt sprachen die Oesterreicher auch in einer Apotheke ein, wo sie unter anderen Raritäten auch ächte Ginsengwurzeln (Panax Ginseng) aus der Mandschurei oder den Wildnissen im Norden Korea's sahen. Die Wurzeln sind von der Größe und Dicke unsres kleinen Fingers, erlangen gereinigt eine dunkle, bernsteingelbe Farbe und werden durchscheinend. Diese Arznei wird mit Gold aufgewogen, doch gibt es drei Sorten, die je nach Größe und Reinheit mit 50, 5 und 1 Dollars das Leang (Unze) bezahlt werden. In Virginien, Pennsylvanien und in Canada wird ebenfalls Ginseng gefunden, die Chinesen ziehen jedoch, obgleich äußerlich sich kein Unterschied wahrnehmen läßt, ihr heimathliches Product vor. Ehemals gewannen englische und amerikanische Importeure 6—700 Procent an der Einfuhr überseeischer Ginsengwurzeln, jetzt aber, wo die nur in der Wildniß wachsende Pflanze seltener geworden ist, kann man an dem Artikel nur noch wenig verdienen. Nach der Apotheke wurden Porcellanläden besucht, in denen man sich überzeugte daß gegenwärtig die Porcellanbäckerei China's in tiefem Verfall liegt. Altes Porcellan ist außerordentlich kostspielig, moderne Erzeugnisse dagegen, namentlich Nippsachen, sind zwar billig, haben aber den verdächtigen Anstrich als wären sie aus Europa erst eingeführt worden. Was dem Neuling in diesen Läden am meisten auffällt, ist das sogenannte Bruchporcellan (englisch crakle, franz. porcelaine craquelée), welches fast so aussieht als wären die Geschirre in Scherben zerschlagen, die Scherben aber wieder zusammengekittet worden, so daß nur noch Linien die ehemaligen Brüche andeuteten. Aber auch diese Art von Porcellan vermag man gegenwärtig nicht mehr so gut wie früher darzustellen. Eine Schule zu besuchen wurde natürlich nicht versäumt. Die meisten dieser Anstalten bestehen von dem Ertrag milder Stiftungen. Es existiren jedoch auch höhere Privatschulen für die Kinder wohlhabender Eltern, die je $^1/_2$ Dollar im Monat als Schulgeld entrichten, so daß mancher Lehrer mit einer zahlreichen Schülerzahl sich bis auf 1000 Dollars verdient. Scherzer meint, wenn dieß auch Ausnahmen seyn möchten, daß der Lehrerstand in China gleichwohl sich in besseren materiellen Verhältnissen wie in Oesterreich oder Deutschland befinde, nach anderen Darstellungen China's sind aber die Erfahrungen die man in Schanghai sammelte in dieser Beziehung nur von örtlicher Gültigkeit gewesen. Von einer chinesischen Stadt zu reden und über Düngungsstoffe menschlichen Ursprungs zu schweigen, würde eine große Lücke fühlen lassen. Scherzer hat in dieser Beziehung die für die Ackerbauchemie so wichtige Notiz gerettet, daß die Chinesen die menschlichen Guanosorten nach den Racen, von denen sie stammen, verschieden bezahlen, am höchsten den Abgang der fleischvertilgenden Europäer und Amerikaner, minder hoch den der geringer ernährten Mischlinge, und am niedrigsten das nationale Product, weil die Chinesen selbst nur von kraftlosen Gemüsen und Fischen leben.

Ein reicher Patrizier Schanghai's gab den Herren von der Novara ein ächt chinesisches Bankett, welches mit einer Theatervorstellung schloß, bei welcher zum allgemeinen Erstaunen und gegen den Landesbrauch meistens Mädchen von 14—20 Jahren auftraten, während sonst auf dem chinesischen Theater Frauenrollen durch Männer gegeben zu werden pflegen. Die Tafel selbst war besetzt mit den Bravourstücken chinesischer Kochkünstler, deren Ehrgeiz darauf gerichtet ist die dargereichten Nahrungsmittel möglichst unkenntlich zu machen. Natürlich fehlte es nicht an allerhand Delicatessenschwindeleien, als da sind: Schwalbennester, Kibitzeier, gedämpfte Frösche, gebratene Seidenwürmer, Haifischflossen, Reh- und Büffelsehnen, Trepang, Bambuwurzeln, Seegras und angebrütete Küchlein, in Summa ein halbes hundert Gerichte. Wie man sieht sind die chinesischen Köche den unsern weit voran, denn das ist keine Kunst die guten Dinge welche die Natur darbietet gar zu machen, sondern darin zeigt sich der Meister, selbst das Ungenießbare in den menschlichen Magen hineinzuschmeicheln. Würde man einem chinesischen Koch als Preisaufgabe stellen, die Füllung einer Roßhaarmatratze schmackhaft zu machen, wer weiß ob er sich nicht auch diese Krone verdiente.

Unter den Producten China's die bisher der Exporthandel vernachlässigt hat, empfiehlt Scherzer versuchsweise die talgartige Masse welche die Chinesen aus den nußähnlichen Samen des Talgbaumes (Stillingia sebifera) gewinnen, welcher letztere in den südlichen Provinzen häufig vorkommt. Der vegetabile Talg, von den Chinesen Schu-lah oder Schu-lán, d. h. Baumfett genannt, wird in Kuchen von 70—100 Kattis, und zu 7—12 Dollars der Pikul (133 Pfund) verkauft. Ein ähnlicher Stoff, nämlich das Peh-lah oder Baumwachs, wird von einem Insect (Coccus pela oder Flata limbata), wie es scheint, zum Schutz seiner Eier auf einer Eschenart abgesetzt, an deren Aesten und Zweigen es schneeflockenartig

Digitized by Google

klebt. Nach dem ersten Frost wird es gesammelt und durch Schmelzen in einem über heißes Wasser gehaltenen Tuch gereinigt. Dieses fälschlich sogenannte Baumwachs wird bei + 26 R. flüssig, empfiehlt sich aber durch seine sonstige Härte zur Beimischung unter Kerzenmassen, leider ist nur der Preis des Peh-lah noch ziemlich hoch, es kostet nämlich bis zu 40 Taels (117 österr. G.) das Pikul.

Am 17 Aug. verließ die Novara die chinesischen Küsten um an den Liu-tschiu-Inseln vorüber in südöstlicher Richtung die Mariannen zu streifen. Ehe sie jedoch die ersteren noch erreichte, sollte sie von einem Teifun der gröbsten Sorte überfallen werden. Die Fregatte gerieth am Abend des 17 in den Wirbelsturm hinein, und überschritt erst am 20 Morgens die andere Gränze des Ringes. Aber das gute Schiff und die guten Schiffer bestanden nicht nur die Gefahr glücklich, sondern sie benutzten auch die bekannten Drehungsgesetze der Cyclone um ihre Fahrt zu beschleunigen. Uebrigens war die Gefahr eine ernste. Bevor man den Ring zum andernmal überschritt, kreuzten sich die Wellen in allen Richtungen. Fast konische Wellenberge erhoben sich plötzlich, so weit man es zu schätzen vermochte bis zu 25 und 30 Fuß Höhe, und versanken wieder eben so schnell. Es war die wahre pyramidale See der Cyclonen, von welcher die Schiffe, die in den Bereich dieser Wirbelstürme kommen, fast noch mehr zu fürchten haben als von der Heftigkeit und Gewalt des Orkanes selbst. So sollte der Novara nichts erspart bleiben was schlimmes dem Seemann widerfahren kann. Auf ihrer Fahrt nach Madras brach Feuer an Bord aus, auf dem Wege nach Batavia hatte man sich die Cholera geholt, jetzt genoß man einen Teifun ersten Ranges. Aber gerade darin liegt der nautische Nutzen solcher Uebungsfahrten, daß er die Seeleute nöthigt unbekannte Gefahren aufzusuchen, ohne Instructionen auf sich selbst zu bauen, und so recht selbständig und selbstvertrauend zu werden.

Am 16 September gelangte man in Sicht der Carolinen-Insel Puynipet, die erst vor wenigen Jahren von der schwedischen Fregatte Eugenie berührt worden war. Ein Boot mit vier braunen Eingebornen und einem Nordamerikaner der sich als Lootse anbot kam an die Novara. Ihnen folgte bald ein Schwarm anderer rothangestrichener zierlicher Canoes mit Auslegern und schmalen dreieckigen Mattensegeln versehen. Unter den gutmüthigen Eingebornen, die nur Röckchen aus Cocosblättern, auf dem Kopf aber eine Art von Lichtschirm ebenfalls aus Blätter verfertigt trugen, fielen durch Gestalt und Gesichtszüge die Mischlingssöhne eines Engländers Namens Hadley auf, der früher die benachbarte Mudock-Insel als Pilot und Fischer bewohnt und kurz zuvor mit einigen Ersparnissen an Geld und Schildpatt nach Hongkong gesegelt war um von dort, vermuthlich auf Nimmerwiedersehen, nach England zu gehen. Puynipet, welches weit und breit den sichersten Hafen, gutes Wasser und reichliche Wälder besitzt, wird zur Zeit des Nordostpassates von 50—60 amerikanischen Wallfischfängern besucht, die sich mit Lebensmitteln, Hühnern, Schweinen und tropischen Feldfrüchten dort versehen. Nach des Piloten Aussage bestand die Bevölkerung der Insel vor acht Jahren noch aus 5000 Köpfen. Damals (1854) aber begieng der Capitän des englischen Barkschiffes Delta den Frevel trotz aller Proteste der Carolinier einen blatterkranken Matrosen am Lande zurückzulassen und mit seinem Schiffe das Weite zu suchen. Aus Mitleid pflegten die Eingebornen den gefährlichen Patienten, den sie jedoch nach und nach, unbeschadet ihrer Nächstenliebe, seiner Kleider bestahlen, die dann nach den verschiedensten Theilen der Insel ihren Weg fanden. Als der Matrose zu genesen begann, brach unter den Eingebornen allenthalben, durch die Kleider verbreitet, die entsetzliche Seuche aus, die in kurzer Frist 60 Proc. der Landeskinder hinwegraffte, während von den dreißig geimpften europäischen Ansiedlern der Insel nur ein einziger erkrankte. Diese weißen Ansiedler, welche eine kleine Ortschaft Réi bewohnten, wurden bei einer Landung von den österreichischen Seefahrern aufgesucht. Zu ihnen gehörte auch ein „Doctor Cook," der seit 26 Jahren als Arzt und Apotheker dort lebte. Hoch in die Fünfzig mit bleichen, fahlen, abgelebten Zügen und silberweißem langen Bart, in eine grobwollene Jacke gekleidet, den großen breitkrämpigen abgenützten Strohhut tief in die gefurchte Stirne gedrückt, hatte der „Doctor" ganz die träge unbewegliche Haltung, das nil admirari, kurz die tropische Blasirtheit der Eingebornen angenommen. Auch die weißen Bewohner der andern Hütten waren sehr schweigsam, und erschienen wie gedrückt von einem bösen Gewissen. In der Regel ist es auch ein entsetzliches nautisches Proletariat welches in jenen Palmeninseln sich vor den Engeln der irdischen Gerechtigkeit zu verstecken sucht. Die meisten von ihnen hatten einen Harem von eingebornen Frauen um sich, die sich den ganzen Körper mit dem intensiv gelben Pulver der Curcuma longa geschminkt hatten, sonst aber nur ein paar Blumen im Haar und ein Stück Calico um die Lenden trugen. Die Insel selbst gewährte wieder reiche tropische Vegetationsbilder, hauptsächlich gebildet von Palmen, Brodfruchtbäumen, Pandanus, Bananen, Papayas, Caladien und Barringtonien, die nur von zierlichen Arten Papagaien, Strandläufern und Tauben, von größern Thieren aber gar nicht belebt waren. In diesem saftigen Paradies hat sich gegen ein Jahreshonorar von 2000 Dollars (5000 fl.) ein amerikanischer Missionär in einem halbfertig mitgebrachten Hause niedergelassen, und zwar in der Nähe des herrlichen Roankiddi-Flusses, wo auch der Wohnsitz des Nannekin oder Oberhäuptlings liegt, ein geräumiger tropischer Holzpalast, dem es jedoch im Innern an allem Hausgeräth mangelt.

Auf Puynipet halten die Einwohner sich unterirdische Fruchtspeicher. Die Brodfrüchte werden nämlich in Stücke zertheilt, zwischen Bananenblättern fast luft- und wasserdicht eingeschlossen, in die Erde vergraben. Nach einer Weile tritt Gährung ein und die Frucht wird jungem Käse ähnlich. So läßt sie sich mehrere Jahre genießbar halten, und wird trotz ihrem sauren Geschmack und sehr üblen Geruch, in Bananenblätter gehüllt und zwischen heißen Steinen gebacken, von den Eingebornen als eine willkommene und nahrhafte Speise gepriesen. Das Trinken des Kawa-Punsches ist auch auf den Carolinen gebräuchlich, nur wird die Wurzel der Kawa

Digitized by Google

(Piper methysticum) nicht wie bei den Samoanern und Fidschis von jungen Mädchen gekaut und ausgespien, sondern auf Steinen zerrieben und ausgepreßt. Der Saft aus dieser Pfefferwurzel hat eine bräunlichgelbe Farbe, wie Kaffee mit wenig Milch, schmeckt süß und angenehm, erhitzt aber den Magen und versetzt den Trinker nicht in alkoholische Trunkenheit, sondern in eine Art nervöse Mattigkeit, auf welche eine Schwäche in allen Gelenken, Kopfweh und Schlafsucht folgen. Aphrodisische Träume sollen sich später einstellen, und früher wurden eigene Wächter ausgestellt um die Ruhe des Häuptlings im Kawarausche zu beschützen, so daß jeder Hund sein Bellen, jeder Hahn sein Krähen mit dem Tod büßte. Die alten Kawatrinker sehen düster oder trübsinnig aus, ihre Augen liegen eingefallen, ihre Zähne vergilben, ihre Haut wird trocken und schuppig, wie sich denn auch der ganze Körper mit Geschwüren bedeckt, aber diejenigen deren Wunden heilen, zeigen mit Stolz auf ihre Narben als Urkunden ihrer sinnlichen Leistungen.

Der Häuptling selbst, ein schöner junger Mann, war nicht anders gekleidet wie seine Unterthanen, und erschien mit einem Zuckerschilf in der Hand. Er zeigte den Fremden den Weg in seinen Palast, indem er nämlich durch eine Oeffnung stieg, welche die Europäer in ihrer Sprache ein Fenster genannt haben würden. Seine hübsche Frau mußte die Gäste mit Cocosmilch bewirthen, welche aber höchst untropisch nicht in der Nuß selbst, sondern in einem civilisirten Trinkglase angeboten wurde. Das fürstliche Paar war wie seine Unterthanen tätowirt, nämlich von den Lenden bis zu den Knöcheln, und vom Ellbogen bis zu den Handgelenken. Den blauen Farbstoff zu den Hautmalereien liefern die Nüsse der Aleurites triloba, welche ihn als harzige Kruste über dem Feuer ausschwitzen. Die königliche Gewalt auf Puynipet ist übrigens noch wenig entwickelt, denn Nannekin vermochte nicht ein Paar seiner Unterthanen zu bewegen etliche Bananenfruchtstöcke für die Herren von der Novara bis zum Strande zu tragen. Auf Puynipet gibt es einen König mehr als wie in den Kartenspielen, denn es leben im ganzen fünf Stämme auf der Insel. Nach dem König folgt im Range sein Minister, der fast ebensoviel oder ebensowenig zu befehlen haben soll wie der König selbst. Es gibt dann fünf Classen von Territorialadel und außerdem einen Verdienstadel für kriegerische Thaten. Der König scheint nur bei der Anordnung des Handels mit Fremden eine höchste Autorität zu besitzen. Sonst gebühren ihm noch die Erstlinge der Brodfruchtbäume, sowie die Erstlinge beim Auswerfen der neuen Fisch- oder Schildkrötennetze. Als Zeichen der Achtung fordert er von jedermann und fordert auch sonst jeder Höhere von dem Niederen, daß letzterer beim Begegnen auf dem Wasser die Seite des Canoes ihm zudreht wo sich der Ausleger nicht befindet, damit er, ist die symbolische Bedeutung der Handlung, einsteigen möge, sofern es ihm beliebt. Die Awuals und Tscholóits, zwei von den fünf Inselstämmen, lebten seit sechs Monaten bereits im Krieg, doch war noch auf beiden Seiten kein Tropfen Blut geflossen. Diese gesundheitszuträgliche Kriegführung ist erst seit Einführung der Musketen aufgekommen, von denen 1500 Stück auf der Insel vorhanden seyn sollen. Seit dieser Zeit haben sich nämlich die Gegner achten gelernt, was früher, wo man sich mit Speeren zu Leibe gieng, deren Spitzen aus Muscheln, Knochen oder Dornen bestanden, in gleichem Grade nicht der Fall war. Schickt der Häuptling seinem Gegner durch einen dritten Unparteiischen einige Kawawurzeln zu, so ist der Krieg als beendigt anzusehen; man macht sich Artigkeitsvisiten und schmollirt in Kawa-Punsch. Wenn das die blutgierigen Nationen Europa's wüßten!

Die Männer sind durchschnittlich 5 Fuß 8 Zoll hoch, die Frauen dagegen viel kleiner, auch zart und schwächlich in ihren Formen. Die Haut ist hell kupferfarbig, bei dem schöneren Geschlechte noch beträchtlich lichter als bei den Männern, was Scherzer dem Gebrauche eines ponchoartigen Ueberwurfes aus Callico zuschreibt, der vor den Sonnenstrahlen schützen soll.' Die Mehrzahl der Damen ist hübsch, allein die frühen Heirathen zerstören die Jugendreize. Sie werden übrigens mit Achtung behandelt und ihnen nur die leichten häuslichen Arbeiten zugemuthet. Musterbilder von Keuschheit sind sie jedoch nicht, und seit Einführung europäischer Putzsachen hat die Corruption rasche Fortschritte gemacht. Vielweiberei ist, wie man nicht anders erwarten kann, gestattet, wird aber beschränkt durch die Schwierigkeit mehrere Frauen zugleich zu ernähren. Wie im Mosaischen Gesetz wird der Mann genöthigt die Wittwe seines Bruders zu ehelichen, seltsamerweise ist ihm aber auch vorgeschrieben daß er beim Ableben seiner Frau deren Schwester heirathen muß. Der Mann kann sich von seiner Frau scheiden und zur zweiten Ehe schreiten, die geschiedene Frau aber darf das letztere nur dann, wenn sie höheren Ranges war als ihr erster Gemahl. Die Tänze der Insulaner sind keineswegs wie auf den andern Südseeinseln schlüpferiger Natur, sondern bescheiden und voll anmuthiger Bewegungen, die im Tact nach den Tönen einer Nasenflöte aus Bamburohr ausgeführt werden.

Puynipet besitzt merkwürdige alte Baudenkmale in der Nähe des Metelenienhafens, die aus 8—10 Fuß langen sechsseitigen Felsblöcken von einer der Insel fremden Gesteinsart bestehen, also von auswärts hergeschafft worden seyn sollen. Eben so will man Spuren älterer Straßen gefunden haben. Auf ein verschollenes, räthselhaftes Culturvolk darf man deßwegen nicht schließen, sondern eher diese Bauten spanischen oder portugiesischen Seeräubern zuschreiben, da man auch vor etwa 14 Jahren im Innern eine kleine Messingkanone aufgefunden hat. In diesem Sinn würde den Baureſten kein höheres Alter als 2—300 Jahre zukommen. Nun liegt aber ein Theil dieser Säulen und Blöcke gegenwärtig unter Wasser, ja die ehemaligen Straßen hat die See bereits überfluthet. Puynipet ist daher geologisch zu reden ein untersinkendes Land, und jene Baudenkmale ein historischer Beweis für Darwins Theorie, daß die Korallenbauten beim Untertauchen von Festland und nicht beim Auftauchen entstehen.

Am 18 Sept. verließ die Novara Puynipet in südlicher Richtung und kreuzte am 29 September zum sechstenmal den Aequator. Am 5 Oct. befand sich das Schiff 4° 15′ südlicher Breite 160° 24′ östlich Greenwich, suchte aber vergeblich

Digitized by Google

eine Inſelgruppe, die ſie nach den engliſchen Admiralitätskarten vom Jahre 1856 dort antreffen ſollte. Der angebliche Entdecker, Capitän Simpſon, welcher der Klippengruppe ſeinen Namen hinterlaſſen hat, muß ſich daher getäuſcht, und Le Maire Island 40 Seemeilen weſtlicher und 10 Seemeilen nördlicher für eine neue Inſel gehalten haben. Am 8 Oct. kam man dafür in Sicht der ſo ſelten beſuchten Salomonsgruppe, wo widrige Winde und Strömungen die Fregatte feſthielten. Am 13 Oct. war man der gebirgigen, reich bewaldeten Inſel Malayta ſo nahe, daß ein weitbauchiges Boot ohne Ausleger mit fünf bräunlich-ſchwarzen gänzlich nackten Männern ſich bis auf Rufesweite nahen konnte. Die Eingebornen hatten ihre, die Papuarace ſo kenntlich machende, perückenartige Haarkrone mit rothem Ocher gefärbt, und führten von ihrem Fahrzeug aus ein geberdenreiches Geſpräch. Da ſie aber kein Wort engliſch verſtanden, auch nicht durch die verlockendſten dargebotenen Geſchenke zu bewegen waren an Bord zu kommen, ſo mußte man ſich von ihnen ohne nähere Bekanntſchaft trennen.

Die Fregatte landete dafür bei Sikayana oder bei den Stewarts-Inſeln, einer Koralleuklippengruppe, die man als einen weſtlichen Vorpoſten der Salomons-Inſeln anſehen kann. Sogleich erſchienen zwei Canoes mit 15 Eingebornen, kräftigen Männern von 5½ bis 6 Fuß Höhe, von lichtbrauner Hautfarbe und ſchlichtem Kopfhaar [1], alſo keine Papuas, aber nackt wie dieſe bis auf einen Lendengürtel. Bis auf einen einzigen waren ſie völlig bartlos, an den Oberarmen bis zum Ellbogen tätowirt, und im allgemeinen der am ſchönſten geſtaltete und von Geſundheit am meiſten ſtrotzende Menſchenſchlag unter den von der Novara beſuchten wilden Völkern. Nicht nur verſtanden dieſe Leute ein wenig engliſch, ſondern einer von ihnen ſetzte ſich auch auf dem Deck vor ein Damenbrett und gewann einem der Herren drei Partien unter zweien ab. Später erfuhr man daß auf Sikayana nicht bloß das Brettſpiel, ſondern auch ein engliſches Kartenſpiel leidenſchaftlich cultivirt wird, nachdem die Eingebornen beide Spiele von einem Engländer erlernten, der ſich fünf Monate als Trepangfiſcher unter ihnen aufgehalten hatte. Unter den Waaren die ſie gegen Früchte, Schweine und Hühner verlangten, befanden ſich denn außer Fiſchangeln, Kautabak, Kattun, Pulver und Kugeln, Zwieback und Frauenſchmuck, auch Spielkarten, nach welchen letzteren ſie am meiſten begehrten. Nur ein einziger weißer Anſiedler, ein engliſcher Matroſe, lebte damals unter ihnen und meldete ſich an Bord der Fregatte.

Das Stewarts-Attoll (8° 22′ ſ. Br. 162° 58′ öſtl. Grw.) iſt ein halbmondförmiges Korallenriff mit einer tiefen Lagune in der Mitte, und an fünf Stellen trocken und bewaldet. Unter dieſen fünf Inſeln ſind Sikayana und Faole die größten, wie ſie denn auch an den Hörnern des Korallenmondes liegen, wo die Brandung doppelt anſtürmt, alſo am meiſten Sand und Trümmer anhäuft. Das erſte was die Stewartsleute begehrt hatten, als ſie die Novara betraten, war Trinkwaſſer geweſen, denn außer der naſſen Zeit, wo ſie den Regen auffangen, müſſen ſie ihren Durſt mit Cocosmilch ſtillen. Quellen nämlich kann es nicht auf einer ächten Koralleninſel geben, und Waſſer wird daher in der trocknen Zeit ein Luxusartikel, wie bei uns das junge Gemüſe im Winter. Eine geologiſche Eigenthümlichkeit Faole's iſt das Vorkommen von Bimsſteingeröllen von Wallnußgröße im Innern und an Stellen wohin der Wellenſchlag bei den heftigſten Stürmen nicht mehr reicht. Das Ereigniß welches den Bimsſtein dorthin geführt hat muß daher einer längern Vergangenheit angehören, iſt aber für den Pflanzenwuchs von großer Wichtigkeit geweſen, denn ſo weit der Boden nur aus Korallen- und Muſchelſcherben beſteht, treten ausſchließlich nur Cocospalmen auf, während ſich über dem Bimsſteinſchutt ein überaus üppiger und hochſtämmiger Laubwald erhebt, und im Vergleich zu andern Attollinſeln eine artenreiche Flora verſammelt.

Der engliſche Matroſe den man auf Sikayana vorfand war im April 1858 angeblich unfreiwillig von einem engliſchen Sandelholzjäger, der ſein berüchtigtes Handwerk bei den Tonga-Inſeln betrieben hatte, als Kranker zurückgelaſſen worden, und erhielt ſpäter auf der Novara freie Ueberfahrt nach Sydney. Von der Aufnahme der Sikayaner konnte er zwar nur rühmendes erzählen, die Fregatte aber brachte ihm gleichwohl die Erlöſung aus einem Kerker, denn alles trockene Land des Riffes dürfte kaum ⅛ Quadratmeile enthalten. Kein Fluß, kein Berg, kein Hügel zieren die Inſel, deren höchſter Punkt gerade nur ſo hoch iſt als Wind und Wellen Sand und Trümmer aufzuhäufen vermögen. Zur Zeit als Capt. Cheyne 1847 im September ſich dort aufhielt zählte man auf der Inſel 48 Männer, 73 Frauen und 50 Kinder. Mehr Einwohner haben auch die Herren von der Novara der Inſel nicht zugetraut. Trugen die Männer zur Bedeckung ihrer Blöße nichts als ein geflochtenes Band, welches als Schamgürtel von ihren Lenden herabhieng, und ſonſt noch ſporadiſch irgend ein europäiſches Kleidungsſtück, ſo hatten die Frauen dagegen ein breites Stück Calico um die Hüften geſchlungen. Obgleich von ſtattlichem Wuchſe waren ſie doch herzhaft häßlich und frühzeitig gealtert. Ihre Hütten waren nur zeltartig aus Cocosblättern geflochten, ſo daß die Bienenkörbe der Nikobaren ſich als Paläſte neben ihnen hätten ſehen laſſen dürfen. Die Eingebornen begnügen ſich zu ihrer Ernährung mit Fiſchen, Cocosnüſſen, Taro und Pandanusfrüchten, denn die Hühner und Schweine ziehen ſie hauptſächlich nur als Tauſchartikel für anlegende Walfiſchjäger. In früheren Jahren wurde dieſe Gruppe auch von Trepangfiſchern beſucht, ſeitdem aber 1845 ein Amerikaner 250 Pikuls (über 300 Ctr.), und Capitän Cheyne nach ihm 265 Pikuls dieſer Holothurienart geſammelt haben, ſcheinen dieſe wurmähnlichen Thiere, für welche die leckerhaften Chineſen ein Sündengeld bezahlen, nämlich 6—35 Dollars per Pikul, um Sikayana ausgeraubt worden zu ſeyn. Man unterſcheidet zehn Arten Trepang, wovon eine die Länge von 11—15 Zoll erreicht, eine ovale Form beſitzt, am Rücken braun, am Bauch weiß und mit Warzenreihen zu beiden Seiten beſetzt iſt. Es gibt aber auch eine dunkelrothe mit Stacheln verſehene Art ſolcher Seegurken.

[1] Später bemerkt Scherzer das Haar ſey kraus, aber keineswegs wollig geweſen.

Digitized by Google

Diese Thiere müssen vor der Verpackung entweder an der Sonne oder über Holzfeuer getrocknet werden. Letzteres Verfahren erfordert die größte Uebung, weil leicht zu viel und leicht zu wenig geschehen kann. Die wenigen Schiffscapitäne welche sich darauf verstanden, haben es dafür auch in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Vermögen gebracht.

Die Sikayaner machten auf die österreichischen Seefahrer den Eindruck des sittlichsten und friedfertigsten Naturvolkes, mit dem man etliche Stunden höchst angenehm verkehren konnte. Man kann sich nun das Erstaunen der Herren denken als plötzlich in der australischen Presse sich das Gerücht verbreitete daß die Leute von der Novara Plünderungen und Brutalitäten aller Art auf Sikayana verübt hätten, unter anderen sollten sie vor den Augen der Eingebornen deren Schweine geraubt, geviertheilt und lebendig verzehrt haben. Die Verleumder verfehlten aber gänzlich ihren Zweck, denn die Lüge rief eine solche Entrüstung unter den vielen Deutschen und englischen Freunden der Novara in Australien hervor, daß die Unwahrheit widerrufen werden mußte und ein Umschwung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der österreichischen Seefahrer eintrat.

Gould über die Trochiliden (Colibris.)

(Aus dem Athenäum.)

Vierhundert und sechzehn Arten dieser schönsten und buntgefärbten kleinen Vögel flattern stets in der Welt umher, und geben ihren Flügeln eine so schnelle Bewegung, daß sie einen vibrirenden oder summenden Ton hervorbringen, den man auf eine Entfernung von mehreren Schritten hören kann, und von dem die ganze Familie den Namen Summvögel erhalten hat. Dieser gemeinschaftliche Name ist trivial genug, und nicht immer anwendbar; indeß kennt ihn jedermann, und die Benennung „Trochiliden," ist nur ein Wort für Ornithologen. Weit poetischere Namen erhalten diese kleinen schönen Geschöpfe unter den Völkern Südamerika's, von denen sie metaphorisch „Strahlen der Sonne," „Flechten des Taggestirns," „murmelnde Vögel" genannt werden. Sie waren schon im Jahr 1558 theilweise bekannt, oder wurden damals zuerst erwähnt; die alten Naturforscher welche ihre Beobachtungen im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts veröffentlichten, machten sie dann besser bekannt, aber erst im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurde ihre Naturgeschichte einigermaßen wirklich verstanden. Die großen urzeitlichen Wälder Brasiliens und die weiten palmenbedeckten Landstriche des Delta's des Amazonenstroms und des Orinoco — die fruchtbaren Flächen und Savannen Demerara's — der uppige und schöne Himmelsstrich von Jalapa (das Land des ewigen Frühlings) und andere Theile Mexico's, waren lange ein von den Ornithologen vernachlässigter Boden, während dort und auch inmitten der Gebirgskette der Anden — Bergen die sich durch das ganze Land von den Felsengebirgen im Norden bis nahe zum Cap Horn im Süden erstrecken — längs dieses ganzen Rückgrats von Amerika, in bemerkenswerth kurzen Zwischenräumen, viele Arten dieser so ungemein schönen und interessanten Vogelfamilie dem Sammler begegnen.

Besonders zahlreich sind diese kleinen Luftgeister unter diesen mächtigen und düstern Bergen; sie schwirren mit schnell vibrirenden Flügeln umher, als ob sie der großen bewegungslosen Massen felsigen Gesteins unter ihnen spotteten, und wirklich scheinen sie sich um das Gesetz der Schwere, das die gewichtige Masse an den Boden kettet über dem sie selbst nach Gutdünken herumschwärmen, fast gar nicht zu kümmern. Scheinen sie aber einerseits der Anziehungskraft der Schwere zu trotzen, so finden sie andererseits einen unwiderstehlichen Anziehungsreiz in einer Menge Insecten, welche die Gesellschaft der eigenthümlichen Flora bilden womit die Berghalden in den Aequatorialgegenden geschmückt sind. Wie jede Alpenregion ihre eigenthümliche Flora und ihre besonderen Insecten besitzt, so ernährt sie auch ihre eigenthümlichen Colibris, und diese schweifen und summen herum in den verschiedenen geeigneten Temperatur-Zonen zwischen der Schneelinie der Gipfel der himmelhohen Vulcane und dem Fuße dieser Berge. Ueberdieß haben viele der höchsten Kegel erloschener und noch bestehender Vulcane ihre eigene Fauna und Flora, und sonach auch ihre eigenen Trochiliden, und selbst in den inneren Wänden alter Krater, wo nur die Vegetation sich ein Plätzchen erobert hat, leben gewisse Arten Summvögel, die anderwärts noch nicht entdeckt worden sind. Von dem schneeigen Chimborazo sogar kann man sagen er werde von diesen Vögeln bewohnt; denn es ist gewiß daß eine Art (Oreotrochilus Chimborazo) an seinen Halden gerade unter der Linie ewigen Frostes haust.

Wie gebrechlich und ungeeignet scheint dieses kleine Gerüstwerk dünner Gebeine und Federn um ungestraft den kalten Windstößen in jener hohen, 16,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden und fast ewigen Gewittern und Regenschauern ausgesetzten Regionen trotzen zu können! Auch andere Bergkegel von großer, obgleich minderer Höhe sollen von gewissen ihnen eigenthümlichen Arten besucht seyn, und wahrscheinlich halten sich an Berghalden und auf Berggipfeln, die bis jetzt noch keines Menschen Fuß betreten, wieder andere Arten auf, welche seiner Zeit wohl auch bekannt und geschildert werden dürften, so daß von dem bewaldeten Fuße bis zu den schneegekrönten Gipfeln, von den heißen Thälern allmählich aufwärts durch gemäßigtere Zonen, bis die Höhen eines kaum nachlassenden Winters erreicht sind, ewig flatternde Gestalten von magischer Schönheit sich in die Lüfte heben, rastlos und summend mit reißender Schnelligkeit hin und her schweben, ihren Farbenreichthum an den Gränzen unbefleckten Schnees offenbaren, und Leben und Bewegung und unnachahmlichen Schmuck selbst in die Spalten einer vulcanischen Ruine tragen, und einen flüchtigen Augenblick lang, da wo kein menschliches Auge hin schaut, eben so schimmernde Farben entfalten wie die des Regenbogens, und selbst dem stumpfen kalten Ohr der Einöde zarte Töne zuflüstern.

Digitized by Google

Welche Farbenpracht funkelt auf den Flügeln der Trochiliden! Wie schwach ist alle Kunst des Menschen gegen sie! Werfet nur einen Blick auf ihre etwas abgeschwächten und verblichenen Gefieder in unserm Museum und in unsern Zeichnungssälchern, und ihr sehet dann was eines Künstlers Pinsel nie hervorbringen kann. Wie viel schöner und frischer und sonniger aber müssen jene glänzenden Farben seyn unter freiem Himmel, im grünen Wald und auf den Bergen! Wenn ihr sie aufmerksamer betrachtet, werdet ihr in Entzücken gerathen über den prächtigen Halsschmuck dieser herrlichen Vögel, an den sich weiße Halbmonde reihen, und sie von dem Grün der untern Oberfläche trennen. Ihr werdet erstaunen über jene dickbefiederten Tarsi mit reichen und lichten Schwanzdecken; über die schimmernden metallischen Gefiedermasken welche die Gesichter einiger Arten zieren, und über die rüstungähnlichen funkelnden Federn — funkelnd wenn man sie von hinten sieht — welche die untern Theile der Rücken anderer bepanzern; über die Flimmern welche die Halsfedern dieser winzigen Geschöpfe bedecken, und über die blauen Ohrbüschel die bei einer andern Art in so vollkommenem Einklang stehen mit dem umliegenden Grün des Halses; ihr werdet von Bewunderung hingerissen werden über die Federkronen, welche, was ihren Glanz und ihre Niedlichkeit betrifft, wie aus Feenmärchen entlehnt scheinen, und über die merkwürdige Stirn, welche (bei der Helianthea) mit einem Sterne geziert ist der so hell leuchtet wie der Abendstern — und doch sind all dieß Dinge die ihr in den Museen sehen und copiren und nach Bequemlichkeit schildern könnt. Wie ganz anders aber zeigen sich euch diese Vögelchen wenn ihr sie mit ausgebreiteten Flügeln in all ihrer Pracht im Sonnenglanze des Tageslichts herumflattern seht! Erst dieser Anblick gibt euch einen wahren Begriff von der verschwenderischen Schönheit und der unendlichen Mannichfaltigkeit in welcher ihr Gefieder prangt, von der Herrlichkeit womit diese Miniaturgeschöpfe der Natur, diese Emaillen der Ornithologie ausgestattet sind.

Gekleidet in solche und so mannichfaltige Pracht, läßt sich annehmen daß nicht nur Ornithologen, sondern auch Dichter und allgemeine Beobachter der Natur gewetteifert haben in Versuchen zu schildern was wirklich unbeschreiblich ist. Buffon hat ein in seinen Farben aufs vollkommenste ausgeführtes Cabinetsgemälde eines Franzosen hinterlassen. Audubon ward ganz poetisch in der Schilderung der Colibris. Waterton behauptet: dieser Vogel „könne in Wahrheit der Paradiesvogel genannt werden.“ Man sehe ihn, sagt dieser Gelehrte, durch die Luft schießen fast so schnell wie ein Gedanke. Jetzt ist er nur eine Armeslänge vor eurem Gesichte — in einem Nu ist er verschwunden. Jetzt flattert er von Blume zu Blume, um den Silberthau zu nippen; in einem Augenblick darauf gleicht er einem Rubin, im andern einem Topas — jetzt einem Emerald, und dann funkelndem Golde!“ Hr. Gould selbst versucht, wenigstens in der gegenwärtigen Einleitung, keine Schilderung, aber er versichert uns daß das Vergnügen welches er empfinde wenn er einen Colibri sehe, jetzt noch eben so groß sey wie damals als er ihn, vor langer Zeit, zum erstenmal sah, und fügt bei: „Während der ersten zwanzig Jahre meiner Bekanntschaft mit diesen wundervollen Werken der Schöpfung waren meine Gedanken bei Tage oft auf sie gerichtet, und meine nächtlichen Träume führten mich nicht selten zu ihren einheimischen Wäldern in dem fernen Lande Amerika's.“ Die Einleitung welche wir hier anführen bezieht sich auf des Verfassers „Monographie der Trochiliden,“ die in fünf Bänden jetzt vollendet ist. In Betreff der Colorirung seiner Illustrationen in der Monographie bemerkt er: „Zu verschiedenen Zeiten sind zahlreiche Versuche gemacht worden um die schimmernden Farben, mit denen diese Vögelgruppe geschmückt ist, möglichst treu darzustellen; allein sie waren alle vergeblich, und der Gegenstand schien so voller Schwierigkeiten, daß ich anfangs an seiner Durchführung verzweifelte. Indessen beschloß ich die Versuche fortzusetzen, und nach einer Reihe langwieriger, mühsamer und kostspieliger Experimente ist es mir, wie ich zuversichtlich glaube, theilweise, wenn auch nicht vollständig, gelungen. Aehnliche Versuche wurden gleichzeitig in Amerika von Hrn. W. M. L. Baily ausgeführt, der mir mit der größten Freundlichkeit und Liberalität sein Verfahren erklärte, und obgleich ich es nicht zu dem meinigen gemacht, so muß ich doch aufrichtig gestehen daß es völlig eben so erfolgreich ist wie das meinige. Der angenehme Tag welchen ich mit diesem Mann in Philadelphia zubrachte, wird mir stets in lebhafter Erinnerung bleiben. In seiner Gesellschaft sah ich zum erstenmal einen lebendigen Colibri in einem Garten der ein classischer Boden geworden ist für alle wahren Amerikaner, wegen der angenehmen Gesellschaften die man bei seinem frühern Besitzer, dem großen und guten Bartram, fand, und weil er einer der ersten Aufenthaltsorte des gefeierten Wilson war, der unter allen Naturforschern am reizendsten über die Art dieser Familie geschrieben hat welche jenen Theil Nordamerika's bewohnt, über den Trochilus Colubris.“

Der Flug und die vibrirenden Bewegungen dieser Vögel sind interessante Stoffe, und werden von Hrn. Gould bewundernswerth geschildert. „Wie wundervoll,“ sagt er, „muß der Mechanismus seyn welcher die vibrirenden Bewegungen der Flügel eines Colibri hervorbringt und sie so lange Zeit in Bewegung erhält! Mir schien ihre Thätigkeit mit nichts vergleichbar was ich je zuvor gesehen hatte, und erinnerte mich stark an ein Stück Maschinerie das durch eine mächtige Federkraft wirkte. Diese Eigenthümlichkeit im Fluge machte einen ganz besondern Eindruck auf mich, da sie gerade das Gegentheil von dem war was ich erwartete. Der Vogel pflegt nicht mit dem schnellschießenden Flug einer Haus- oder Mauerschwalbe durch die Luft zu gleiten, sondern hält seine Flügel während er von Blume zu Blume wandert, oder wenn er einen weiteren Flug über einen hohen Baum oder einen Fluß hinüber nimmt, in fortwährend zitternder Bewegung. Wenn er sich vor irgendeinem Gegenstand ins Gleichgewicht setzt, so geschieht dieß so rasch, daß es dem Auge unmöglich ist jedem Flügelschlag zu folgen, und ein nebeliger Halbkreis von Undeutlichkeit auf jeder Seite des Vogels ist alles was sich wahrnehmen läßt. „Der Wind welcher durch die Flügel dieser kleinen Vögel erzeugt wird,“ sagt Hr. Salvin, „scheint

Digitized by Google

ſehr beträchtlich zu ſeyn; denn ich bemerkte daß, während eine Cyanomyia cyanocephala, die in das Zimmer geflogen war, über einem großen Stück Wollenzeug ſchwebte, die ganze Oberfläche der Wolle in heftiger Erregung war.“ Obgleich im Laufe des Tags viele kurze Ruhepauſen eintreten, ſo kann man doch ſagen der Vogel lebe in der Luft — einem Element in dem er jede Art Schwenkung mit größter Gemächlichkeit verrichtet, häufig ſenkrecht in die Höhe ſteigt, rückwärts fliegt, ſich im Kreiſe dreht oder, ſo zu ſagen, von Platz zu Platz, oder von einem Theil eines Baums zu einem andern hinwegtanzt, bald abwärts, bald aufwärts ſteigend; oft erhebt er ſich über die höchſten Bäume und ſchießt dann wie ein kleines Meteor in einem rechten Winkel hinweg; oft weilt er ſummend ruhig unter den kleinen Blumen am Boden; im einen Moment ſchwebt er über einem winzigen Graſe, im nächſten ſieht man ihn in einer Entfernung von mehr als 40 Schritten, wohin er mit der Schnelligkeit des Gedankens entſchwunden iſt. Während der Hitze des Tages beſucht er häufig die ſchattigen Zufluchtsplätze unterhalb der Bäume, Morgens und Abends die ſonnigen Ufer, die Verandas und andere freiliegende Orte.“

Bei Erörterung der Stelle welche den Trochiliden ornithologiſch anzuweiſen iſt, führt Hr. Gould an daß dieſe Vögel gewiſſe Charaktere, Beſchaffenheiten und Lebensweiſen haben die man bei keiner andern Vögelgruppe wahrnehme, und bemerkt dann: „In ihrer Körperbeſchaffenheit ſind ſie Vögeln unähnlich, und nähern ſich weit mehr den Inſecten. Viele einzelne kommen dem Menſchen furchtlos ſo nahe, daß man ſie faſt mit der Hand ergreifen kann, und wenn ſie zu einem offenen Fenſter hereinfliegen, was ſie zuweilen thun, ſo kann man ſie im Zimmer herumjagen bis ſie erſchöpft niederfallen; nimmt man ſie dann auf die Hand, ſo picken ſie ungeſcheut in die Süßigkeit, oder lecken irgendeine Flüſſigkeit auf, die man ihnen darreicht, ohne daß ſie Furcht oder Groll über die erlittene Behandlung verrathen. Ein Trochilus Colubris, der von einigen Freunden in Waſhington (Baron Oſten-Sacken, Odo Ruſſell und ſeinem Bruder Arthur Ruſſell) für mich gefangen wurde, nahm unmittelbar darauf an einer Zuckermahlzeit Theil die man ihm darreichte; in zwei Stunden nippte er die Flüſſigkeit aus einer kleinen Flaſche die ich ihm hinhielt, und auf dieſe Weiſe lebte er als beſtändiger Gefährte mehrere Tage bei mir, indem er ſich in einem kleinen dünnen Gaze-Sack, der an einem Stückchen Fiſchbein ausgebreitet war und an einem meiner Rockknöpfe hieng, herumtrieb. Ich brauchte nichts zu thun als die kleine Flaſche aus meiner Taſche zu nehmen um ihn zu veranlaſſen ſeinen dornigen Schnabel durch die Gaze zu ſtoßen, ſeine verlängerte Zunge den Hals der Flaſche hinab zu ſtrecken und die Flüſſigkeit aufzunippen bis er geſättigt war; er zog ſich dann auf den Boden ſeiner kleinen Behauſung zurück, putzte ſeine Flügel und ſeine Schwanzfedern, und ſchien ganz zufrieden. Die Exemplare welche ich lebendig hieher brachte waren ſo gelehrig und furchtlos wie ein großer Schmetterling oder irgendein anderes Inſect bei ähnlicher Behandlung ſeyn würde. Der kleine Käfig in welchem ſie lebten, war zwölf Zoll lang, ſieben Zoll weit und acht Zoll hoch. In demſelben befand ſich ein kleiner Baumzweig, und an der Seite hieng eine Glas-Phiole welche täglich mit Zuckerſtoff in der Form von Zucker und Waſſer oder Honig, mit der Beigabe des Dotters eines ungeſottenen Eies, gefüllt wurde. Bei dieſer Nahrung ſchienen ſie zu gedeihen und glücklich zu ſeyn während der Fahrt längs der Meeresküſte von Amerika und über den atlantiſchen Ocean, bis ſie innerhalb des Einfluſſes des europäiſchen Klima's kamen. Auf der Höhe des weſtlichen Theils von Irland zeigten ſich unverkennbare Symptome der Abſchwächung, von der ſie ſich nie mehr erholten. Dennoch gelang es mir einen von ihnen lebendig nach London zu bringen, wo er am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft in meinem Hauſe ſtarb.“ Daß er nur zwei Tage lang lebte, muß dem Mangel an geeigneter Nahrung oder dem Klimawechſel zugeſchrieben werden.

Die intereſſanteſten Vögel dieſer Familie, wenn auch nicht der Pracht ihres Gefieders wegen, ſo doch gewiß ihrer Wohnorte halber, ſind die oben erwähnten, nämlich die Mitglieder der Gattung welche unſer Ornithologe Oreotrochilus, d. h. Berg-Colibri nennt. Sie begeben ſich häufig auf die Höhen unmittelbar unterhalb der Schneelinie um den Chimborazo-Kegel und andere vulcaniſche Berge. Hr. Frazer tödtete viele Exemplare zu Panza in einer Höhe von 14,000 Fuß. Eine beſondere Sippe dieſer Gattung findet ſich in ungefähr der nämlichen Höhe nicht bloß auf dem Pichincha, ſondern auch auf dem Antiſana und Cotopaxi. Eine andere Sippe bewohnt die chileniſchen Anden. Dieſe findet man nur in den hochgelegenen Thälern der Anden, wo ſie ſich mit ihren dünnen Flügeln unter den heftigen Hagelſtürmen und Gewitterregen abkämpft welche dort die faſt ewige erhabene Stille unterbrechen. Sie nährt ſich mehr von kleinen Fliegen als vom Nektar der Blumen — der gemuthmaßten gewöhnlichen Nahrung der Colibris — und bei näherer Unterſuchung fand man die Kröpfe einiger dieſer kleinen Geſchöpfe, die man gefangen hatte, mit Mücken angefüllt, deren ſie ſich vor Sonnenuntergang längs den Ufern der Gebirgsbäche bemächtigt hatten — dem letzten Platze wo der allgemeinen Meinung nach ein Colibri zu ſuchen iſt, oder wo der Vogel ſelbſt ſeine Nahrung ſucht. Andere Exemplare wurden in Höhen von 6000—8000 Fuß gefangen.

Es iſt ein bemerkenswerther Umſtand daß Hr. Gould die britiſche Hauptſtadt als den beſten Ort erkannt hat zur Sammlung von Colibris und zur Herausgabe ſeiner Monographie über dieſelben. „An keinem andern Ort,“ ſagt der Verfaſſer, „könnte man eine ſolche Publication ausführen ohne einen ſehr erhöhten Zeit- und Geldaufwand: nur in Hauptſtädten wie London und Paris laſſen ſich derartige Unternehmungen erfolgreich bewerkſtelligen, denn nirgend anderswo ſind die erforderlichen Talente und Materialien zu erlangen.“ Dieß iſt ein ſeltſamer Gegenſatz zu dem griechiſchen Sattriker, denn Ariſtophanes ſtellte ſein Wolkenkuckucksheim — ſeine fabelhafte Vögelſtadt, welche der Anziehungsmittelpunkt für alle Arten ungeladener Gäſte wurde — in die Luft, während Hr. Gould die ſchönſten Vögel der Luft herabgebracht hat in den wirklichen Anziehungsmittelpunkt, die vornehmſte Großſtadt der Welt.

Digitized by Google

Parthien.

(Von Prof. Friedrich Spiegel.)

(Schluß.)

Die Macht also welche die Parther im Westen bedrohte waren die Römer, und man muß anerkennen daß sie den Kampf mit diesem mächtigen Volke nicht ohne Glück bestanden haben. Aber auch gegen den Norden und gegen den Osten hatten die Parther ihre Aufmerksamkeit zu richten, denn dort waren die Verhältnisse bald nach ihrem Auftreten verwickelter geworden als sie es jemals vorher waren. Wie bei den Achämeniden, so sind wir auch bei den Partherkönigen über die Verhältnisse im Westen am besten berichtet, weil unsere Quellen zumeist abendländische sind. Die spätern islamischen Geschichtschreiber haben zwar das Reich der Arsaciden nicht unerwähnt gelassen, wie sie dieß mit dem Reiche der Achämeniden thun, allein ihre Berichte sind so mangelhaft, ihre Königsreihen so abweichend von einander daß man leicht sieht daß selbst die ältesten unter ihnen sehr unzuverlässige Quellen vor sich gehabt haben. Was sie an wirklichen Thatsachen berichten ist so unbedeutend daß man sie, wie ich glaube, ohne wesentlichen Schaden für die Geschichte ganz bei Seite lassen darf. Nur die armenischen Schriftsteller und einige Münzen die aus den östlichen iranischen Provinzen stammen, fügen dem Materiale das uns die abendländischen Berichterstatter geben, einige neue Thatsachen hinzu. — Wir sehen aus den wenigen Berichten die uns von dem Partherreiche geblieben sind daß sich dasselbe von den frühern orientalischen Reichen nicht wesentlich unterschied. Nur energische, kriegerische Herrscher konnten das ganze Reich in Gehorsam erhalten und die Elemente der Empörung beschwören welche zu jeder Zeit reichlich vorhanden waren. Die unterworfenen Unterkönige trugen nach wie vor die Oberherrschaft des Oberkönigs mit Ungeduld und suchten sich entweder ganz zu befreien oder doch mit derjenigen unter den streitenden Parteien zu verbinden welche ihnen die meisten Vortheile bot und die ungefährlichste schien. So sehen wir die Könige der Armenier und Meder, der Perser und Elymäer in den Kriegen zwischen den Parthern und den Römern bald auf der einen bald auf der andern Seite kämpfend. Wir sehen wie sich einzelne unzufriedene Parteien Gegenkönige von Rom erbitten um die in Parthien bestehende Ordnung der Dinge zu stürzen, wir sehen wie schwache Kronprätendenten, die sich vom eigenen Volke nicht hinlänglich unterstützt wußten, die Feinde des Reiches selbst herbeirufen um ihre persönlichen Zwecke zu erreichen. Bei der auch unter den Parthern herrschenden Vielweiberei fehlte es nicht an vielen Prinzen welche alle die Krone zu erwerben trachten, wir finden im Partherreiche dieselben Intriguen, dieselben Grausamkeiten wie sie die neuere Geschichte des Orients in so großer Zahl aufweist. Gerne fügten sich daher bei diesen Umständen die Partherkönige dem öfter von Rom aus an sie gestellten Verlangen, ihre Söhne als Geiseln dahin zu senden, sie entfernten mit ihnen eine Quelle der Unruhen. Wenn trotz aller dieser inneren Mißstände die Römer dem parthischen Reiche gegenüber doch keine großen Erfolge erzielten, so lag dieß nach meiner Ansicht weniger daran daß Rom um diese Zeit selbst von Parteiungen zerrissen war, sondern mehr an der geographischen Gestaltung des Partherreiches, das durch seine Lage für die Römer gleichsam zur unbezwinglichen Feste wurde. Wo man sich auch nahen mochte da war das Herz des Landes durch unwegsame Gebirge geschützt, furchtbare Pässe führten überall in das Innere des Landes durch welche nur wenige Eroberer sich rühmen konnten mit Glück gezogen zu seyn, weil durch die Gunst der Natur wenige sich gegen große Uebermacht erfolgreich vertheidigen konnten. Waren nun aber auch diese Außenwerke glücklich überschritten, so mußte man, um in das eigentliche Parthien zu kommen, dürre Salzwüsten durchwandern in denen die Verproviantirung eines Heeres die größten Schwierigkeiten hatte oder man stand mitten im feindlichen Lande wieder vor schwierigen Pässen die nur nach großer Anstrengung zu übersteigen waren. Zogen sich dann die parthischen Könige in die Schluchten Masenderans zurück, so ließ sich ein gewisser Erfolg kaum voraussehen. Zu der Ueberzeugung daß es nicht rathsam sey in diesen unwegsamen Landstrichen sehr weit vorzudringen, kamen die Römer sehr bald. Sie wurde weniger durch den unglücklichen Zug des Crassus hervorgerufen, denn dieser Feldherr hatte kaum das Reich der Parther betreten und war schon in den mesopotamischen Wüsten geschlagen worden. Listiger Verrath hatte den achtlosen Mann so ganz umgarnt und ihn absichtlich auf die gefährlichsten Irrwege geführt, so daß sich aus dem Mißlingen seines Plans nicht auf die wirklichen Schwierigkeiten schließen ließ, die einem verständig geführten Feldzuge im Wege standen. Dagegen mußte ein zweiter Zug, der von dem kriegskundigen M. Antonius geleitet wurde, alle Zweifel benehmen, sowohl was die Schwierigkeit des Terrains als auch die Unzuverlässigkeit der östlichen Bundesgenossen betrifft. Antonius drang scheinbar glücklich bis in die Gegend des heutigen Ardebil vor, hatte aber vom Glück zu sagen daß es ihm gelang, sich selbst und wenigstens einen Theil seines Heeres auf einem schleunigen Rückzuge, wahrscheinlich im Osten des Urumiasees, zu retten. Lange aber sträubten sich die Römer entschieden, den Euphrat als Gränze des Partherreiches anzuerkennen, und die Parther wiederum konnten nur vorübergehend gezwungen werden, den Tigris als Gränze gelten zu lassen. In Wahrheit vermochten aber weder die Parther noch die Römer das ausgedehnte und wüstenreiche Gebiet zwischen dem Euphrat und Tigris dauernd zu halten. Die meisten Kämpfe der Parther und der Römer drehten sich um Armenien, das zwischen beiden Großmächten in der Mitte liegend sich nicht beider erwehren konnte und daher nach den Umständen bald zu dem einen, bald zu dem andern sich hinneigte. Zuweilen gelangten die Römer auch an dem Euphrat hinziehend nach Ktesiphon, von allen diesen Zügen wurde aber der Kern des Partherreiches nicht berührt, es hätte dieser Kämpfe ungeachtet noch lange bestehen können, wenn die innern Verhältnisse des Reiches dieß gestattet hätten.

Digitized by Google

Es wäre interessant, wenn wir einen ähnlichen Einblick in die Kämpfe der Parther im Norden und Osten erhalten könnten, wie über ihre Kriege mit dem römischen Reiche. Aber leider sind nach dieser Seite hin unsere Nachrichten noch weit spärlicher. Es läßt sich wohl denken daß die Stellung der Partherkönige auch nach dieser Seite hin eine sehr schwierige gewesen seyn muß, weil sie im Norden nicht bloß wandernde Räuberschaaren zu bekriegen hatten, wie ihre Vorfahren und Nachfolger; es hatten sich damals dort starke Reiche gebildet die leicht gefährlich werden konnten. Hatte doch Euthydemus, der Beherrscher Baktriens, dem Antiochus die Nothwendigkeit des baktrischen Königreichs damit am besten dargethan daß er ihm bewies, daß seine Aufgabe es sey die nordischen Barbaren im Zaum zu halten, Baktrien hatte jedoch nur die eine Hälfte dieser Aufgabe zu lösen, die andere war den Parthern zugefallen. Ob sich anfänglich auf Grund der nahen Verwandtschaft ein freundschaftliches Verhältniß mit den nördlichen Völkern eine Zeitlang erhielt, wissen wir nicht mehr, keinenfalls hat es sehr lange gewährt. Daß sich die Partherkönige bei ihren Unternehmungen turanischer Hülfsheere bedienten, war eine alte, schon von den Medern ererbte Sitte. So hatte Phraates II die Turanier gegen den Seleuciden Antiochus VII herbeigerufen, und wir sehen daß diese sich dann gegen ihren Miethsherrn kehren und aus Rache über den verweigerten Sold Parthien verwüsten. Der Sieg über den König der Parther war dadurch ihnen möglich gewesen daß die von ihm gebrauchten griechischen Truppen zum Feinde übergiengen, und er scheint auch weitergreifende Folgen gehabt zu haben als die bloße Verwüstung Parthiens. Die turanischen Stämme der Sakarauler und Tocharer fielen, die Schwäche des Partherreiches benützend, in Sogdiana und Baktrien ein und besetzten diese Provinzen dauernd, und bald verbreiteten sie sich auch nach Drangiana und Arachosien. Dieß geschah etwa in den Jahren 130—127 v. Chr., und seitdem hatten die Parther die Turanier nicht bloß im Norden, sondern auch im Osten. Unter Artabanus II, dem Nachfolger des Phraates II, finden wir die Turanier wieder in Parthien auf einem verwüstenden Einfalle, der König selbst fällt einige Jahre später in einem Kampf gegen die Tocharer. Glücklicher war der Sohn des zweiten Artabanus, Mithradates II, der wenigstens die Achtung vor dem parthischen Namen wieder herstellte, allein die Scythen vermochte auch er nicht zu bezwingen. Welche wechselvolle Schicksale jene Länder im Osten von Parthien damals gehabt haben müssen, sehen wir aus den Münzen derselben, die uns noch erhalten sind. Diese zeigen uns daß in Kabul, Arachosien ꝛc. neben turanischen Herrschern auch parthische erscheinen, zum Theil mit ganz unbekannten Namen, obwohl manche derselben es nicht verschmähen, den Titel eines Königs der Könige anzunehmen. Es mochte in der That, in den damaligen verwirrten Zeiten, auch einem Abenteurer möglich werden, sich vorübergehend ein beträchtliches Gebiet zu erwerben. Nach dem Tod des Mithradates II scheinen die Turanier wieder bedeutend an Macht gewonnen zu haben, und einer der Kronprätendenten, Sinatrukes, flüchtete sich sogar zu den Turaniern und empfieng von da die Königswürde. In späterer Zeit machten sich auch die Alanen durch ihre Einfälle in das parthische Gebiet bemerklich. Die Gränze des Alanengebietes war im Norden der Kaukasus, im Osten das kaspische Meer und der Araxes, im Süden und Westen, gegen Georgien und Armenien hin, war die Gränze niemals genau bestimmt. Sie gehörten zu dem iberischen Volksstamme.

Sind nun unsere Nachrichten über die politischen Vorgänge im Reich der Parther schon überaus karg, so werden sie es noch mehr, wenn wir nach den Einflüssen fragen, welche die Regierung des Partherstammes auf die Cultur der iranischen Stämme gehabt hat. Und doch ist diese Lücke eine sehr empfindliche, nicht etwa weil die Parther auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft bedeutendes geleistet haben, als vielmehr, weil unter ihrer Herrschaft die Verhältnisse große Erweiterungen des Gesichtskreises der Iranier herbeiführten, welche dann wieder den Aufschwung des iranischen Geistes verursachten, der am Ende der Partherherrschaft eingetreten. Von den eigenen culturhistorischen Leistungen der Parther ist wenig zu berichten, was sich von Alterthümern aus ihrer Zeit erhalten hat, besteht meist in Münzen, die aber bloße Nachbildungen der griechischen sind, wie sie auch griechische Umschriften tragen. Baudenkmale der Partherkönige finden sich gar nicht, man müßte denn alte Wachtthürme im westlichen Parthien ihnen zuschreiben, die aber das Volk heutzutage nur unbestimmt der Zeit vor dem Islam zutheilt. Aus der Abwesenheit eigenthümlicher Denkmale und dem griechischen Style der vorhandenen folgt nun daß die Parther sich mit Vorliebe dem griechischen Wesen zugewandt haben. Daß dieß geschah, ist nicht auffallend, denn das Griechenthum war zu jener Zeit auch in den östlichen Provinzen Irans weit verbreitet, selbst die ältere Hauptstadt des Partherreiches Hekatompylon soll nach Curtius' Angabe (Lib. VI, 2), ursprünglich eine Gründung der Griechen gewesen seyn; Stephan von Byzanz führt sogar in Hyrkanien eine Stadt Eumeneia auf. Als Antiochus der Große den Artabanus I in der hyrkanischen Stadt Syrinx bedrängte, da wurden die dort wohnenden Griechen ihrer Habe beraubt und ermordet. In Medien wie in Baktrien und selbst in Turan gab es griechische Niederlassungen; es ist daher ein Hinneigen der Parther zu griechischem Wesen wohl erklärlich, nur dürfte sich dieses auf Aeußerlichkeiten beschränkt haben. Die griechische Bevölkerung, welche Alexander der Große in den von ihm im Osten gegründeten Städten ansiedelte, bestand ursprünglich zumeist aus Soldaten, der Zuzug, der ohne Zweifel aus Griechenland noch hinzukam, gehörte der gewerbtreibenden Classe an. Diese Einwohner haben sich kaum als die Vermittler griechischer Wissenschaft an die Orientalen betrachten können, sie wurden zunächst als nützliche den Einheimischen überlegene Handwerker geachtet. Gegen alles was von griechischer Wissenschaft so weit östlich vordrang, dürfte man sich zunächst ablehnend verhalten haben, nach und nach wurden auch die Zweige griechischer Wissenschaft geschätzt, welche sich am nächsten mit dem Leben berührten: Medicin, Mathematik und Astronomie, sie behielten auch später ihre Geltung im Orient. Griechische Philosophie konnte

Digitized by Google

in diesen Gebieten kaum verständlich seyn. Dagegen läßt sich nicht läugnen daß sich unter den Parthern der Buddhismus in diesen Gegenden schon geltend machte. Wir finden denselben im Jahr 80 v. Chr. in dem benachbarten Baktrien schon als eine Macht, wir wissen daß er sich auch nach Parthien und Hyrkanien verbreitete. Sein Aufblühen in den Provinzen Irans verdankt der Buddhismus der Einwanderung der Indoscythen oder Turanier, von welcher wir eben gesprochen haben. Diese rohen Völker, die mit sehr dürftigen Begriffen von Religion in ihre neuen Wohnsitze einzogen, nahmen den Buddhismus, der ihren Sinnen schmeichelte in sehr kurzer Zeit und in Masse an. Mit dem Buddhismus mußte selbstverständlich auch die Kenntniß der indischen Sprache in jenen Gegenden sich verbreiten, außer den religiösen Schriften mußten auch andere in dieser Sprache gelesen werden, wäre es auch nur gewesen um die Anschauungen der heiligen Bücher besser verstehen zu lernen. Aus einer Notiz bei einem glaubwürdigen muhammedanischen Schriftsteller erhellt nun auch in der That, daß schon in jener Zeit einige indische Werke ins Persische übersetzt wurden, darunter ein Werk das man als die Grundlage zu der auch bei uns berühmten Märchensammlung der Tausend und einen Nacht ansehen muß. Märchen verbreiteten sich überhaupt gerne im Gefolge des Buddhismus, weil er dieselben praktisch auszubeuten und seine moralischen Lehren an dieselben anzuknüpfen pflegte.

Neben diesen fremden Einflüssen jedoch, und zum Theil wohl auch im Gegensatz zu ihnen, muß das iranische Wesen selbst in dieser Zeit einen neuen Aufschwung genommen haben, und zwar zunächst in religiöser Beziehung. Obwohl, wie wir gesehen haben, schon in dem alten Medien und Persien die Grundlage der Religion dieselbe war wie wir sie im Avesta finden, so kann sie doch nicht ganz übereingestimmt haben, jeder der iranischen Stämme hatte seine eigenthümlichen Anschauungen, wenigstens ist unter dem was uns von den Sitten und Gewohnheiten der alten Perser und Meder berichtet wird, gar manches was den Lehren des Avesta widerstreiten würde. In der Zeit der Parther scheint nun die Umbildung der alten Stammesculte in eine mehr einheitliche Religion erfolgt zu seyn. Viele Gründe sprechen dafür daß die Redaction des Avesta in diesen Zeiten erfolgt sey. Die Parsen selbst behaupten kein höheres Alter des Buches, sie lassen alle älteren Handschriften des Werkes verloren gehen, und den Text in der Zeit nach Alexander aus dem Gedächtniß der Priester wieder herstellen, soweit dieß möglich war. Wahrscheinlich wurden in alter Zeit die Texte der heiligen Schriften sehr wenig geschrieben, und erst als eine Kurrentschrift sich ausgebildet hatte, fühlte man das Bedürfniß eines geschriebenen Textes, und dann wurden die Bruchstücke gesammelt die wir jetzt unter dem Namen des Avesta besitzen. Es sind dieß Bruchstücke von verschiedenem Alter und verschiedenem Werth, wie man bei einer so späten Redaction, die gewiß weder aus kritischen oder ästhetischen Rücksichten geleitet wurde, kaum anders erwarten kann. Die Gründe nun welche mich veranlassen, die Redaction des Avesta gerade unter die Zeit der Parther zu setzen, sind die folgenden: Erstens verweist uns die oben erwähnte Ueberlieferung der Parsen daß das Buch in der Zeit nach Alexander niedergeschrieben worden sey, in die Zeit der Arsaciden oder der Sasaniden. Nun ist es aber eine ebensowohl von den westlichen wie von den östlichen Schriftstellern verbürgte Thatsache, daß gleich mit den ersten Sasaniden ein Aufschwung der iranischen Religion erfolgte, und da ich mich nicht entschließen kann der Angabe muhammedanischer Schriftsteller Glauben zu schenken daß Artaxerxes I gleichsam wie durch ein Edict das Avesta und die ganze neuere Literatur ins Leben gerufen habe, so sehe ich mich zu der Annahme genöthigt daß die Form für die umgebildete Religion schon gefunden war als der erste Sasanide den Thron bestieg. Die Annahme daß die Redaction des Avesta unter den Parthern gemacht sey, hat aber auch zweitens das für sich daß es sich auf diese Art am besten erklärt, wie gerade eine in Ostiran gemachte Redaction zur allgemeinen Geltung im iranischen Reich kommen konnte. Daß aber das Avesta, so wie wir es besitzen, aus Ostiran stammt, verräth das ganze Colorit des Buches und ist darum auch allgemein angenommen. Wäre es unter den Sasaniden redigirt worden, so würde die Arbeit wahrscheinlich den Priestern im Westen anvertraut worden seyn, wie ja in der That die ganze spätere Literatur, die sicher der Zeit der Sasaniden angehört, nach Westiran zu setzen ist. Es ist dann drittens auch zu beachten daß die Redaction auch anderer heiligen Bücher in diese Zeit zu setzen ist; nämlich die Schließung des alttestamentlichen Canons und die Niederschreibung der buddhistischen Religionsbücher. Was wir von der Einrichtung des Partherreichs wissen, spricht auch nicht gegen diese Ansicht. Wir wissen daß die Könige der Parther eine Rathsversammlung um sich hatten, in der auch den Magiern Sitz und Stimme eingeräumt war. Agathias sagt daß zwar der erste Sasanide die Magier zu früher ungekanntem Ansehen erhoben habe, doch sey dieß vorher schon ein großes gewesen. Die iranische Religion war also unter den Partherkönigen keineswegs verachtet oder verfolgt.

Wie haben wir uns nun aber das Verhältniß des Avesta zu den früheren Religionsansichten Irans zu denken? Nach meiner Ansicht — und von Ansichten kann doch hier nur die Rede seyn — wurden im Avesta die einzelnen Stammesculte in der Art zusammengefaßt, daß die hauptsächlichsten Gottheiten aller Stämme darin ihren Platz fanden, die untergeordneten beseitigt oder doch in den Hintergrund gestellt wurden. Das Ganze aber wurde beherrscht von einem strengen Dualismus, der wenigstens in so consequenter Durchführung in der ältern Zeit nicht vorhanden gewesen seyn dürfte. Man sieht es einzelnen Persönlichkeiten der Sage noch an, daß sie ursprünglich nicht für dieses System geschaffen waren, und daß man sie nur aufnahm, weil man nicht wagen durfte sie wegzulassen. Wie die Religionsschriften, so soll auch die ganze alte Literatur nach der orientalischen Sage durch den Zerstörungseifer Alexanders zu Grunde gegangen seyn. Diese Sage erscheint wenig glaublich, Unduldsamkeit ist kein Zug von Alexanders Charakter, wir finden vielmehr daß er sich den Sitten des Orients anzubequemen trachtete. Die Sage lehrt uns nur daß der Zug Alexanders nicht bloß in den

Digitized by Google

ſtaatlichen Verhältniſſen des Perſerreiches eine Zerſtörung zuwege brachte, ſondern auch von einem gründlichen Umſchwung der geiſtigen Intereſſen begleitet war. Eine neue Literaturperiode begann, und die Schriften der alten wurden, weil ſie das Intereſſe verloren hatten, nicht mehr abgeſchrieben, und verſchwanden daher bald gänzlich.

Noch ein Punkt iſt es über den wir nähere Auskunft ſchmerzlich vermiſſen, die Geſchichte des Handels unter den Parthern. Der Handel hatte durch Alexanders Bemühungen einen ganz neuen Aufſchwung genommen, und das Partherreich wie Parthien waren für denſelben wichtig. Die geordneten Verhältniſſe im Norden hatten es den Chineſen möglich gemacht bedeutende Handelsbeziehungen zu eröffnen die bis zum kaſpiſchen Meer hin reichten, von dieſen muß auch das Partherreich berührt worden ſeyn. Ein Theil indiſchen Handels wird ſogar durch Parthien ſelbſt gegangen ſeyn, da durch den angebauten Theil dieſer Provinz einer der ſicherſten Karawanenwege führte. So iſt alſo das Land und die Dynaſtie der Parther für das Verſtändniß der iraniſchen Verhältniſſe durchaus nicht unwichtig, und der Mangel an Berichten über ſie eine empfindliche Lücke in der Geſchichte.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten. [1]

Es iſt in dieſem Theil der Vereinigten Staaten, d. i. nördlich vom Potomac, als unbeſtritten angenommen, daß die bis jetzt anſcheinend vereinte Stimmung gegen die losgeriſſenen, ſogenannten rebelliſchen Staaten eine ganz natürliche Folge der Zerſtörung von Fort Sumter ſey. Die Beleidigung der bis jetzt unbefleckten Flagge einer großen Nation macht dieß nicht unwahrſcheinlich, obwohl dann unerklärlich iſt, warum dieſer maſſenhafte Geſinnungsſturm nicht ſchon wochenlang vorher losbrach, als die Charleſtoner auf dieſelbe Flagge feuerten unter welcher der Dampfer „Star of the West“ den Verſuch machte wider den Willen der Belagerer Verſtärkung und Proviant in das Fort zu werfen. Dieſe Beſchimpfung der Nationalflagge ward ihrer Zeit nur wie ein etwas ſchneidender Witz aufgenommen, auf welchen weder die damals noch demokratiſche Executive, noch die gleichzeitig berathende Legislatur der beiden Häuſer etwas beſonderes zu erwiedern hatten. Bei beiden letzteren Körpern giengen die leidigen Parteihändel herüber und hinüber fort, ohne zu irgendeiner Entſcheidung zu kommen, und nachdem der neue Präſident (Lincoln) inſtallirt war, vertagte ſich die Legislatur der Union als ob nichts geſchehen und nichts weiter zu thun wäre. Von kriegeriſchen Maßregeln war wohl geſprochen aber nichts beſtimmt worden. Erſt als der republicaniſtiſche Präſident Lincoln, einen zweiten Verſuch machend, den Fall von Fort Sumter herbeiführte, vereinigten ſich im Norden, wie es ſchien, alle Parteien zu einem großen Aufſtand gegen den rebelliſchen Süden. Demokraten und Abolitioniſten, ſammt den zwiſchen ihnen ſtehenden Factionen, ſtellten ſich zuſammen um das Sternenbanner ſiegreich gegen die ſüdlichen Verräther zu führen, und jedenfalls den geſetzmäßig erwählten Präſidenten mit allen zu Gebot ſtehenden Kräften zu unterſtützen, umſomehr als deſſen beide kriegeriſche Aprilproclamationen die nördlichen Sklavenſtaaten theils gänzlich zu den bereits losgeriſſenen gedrängt, theils wie Miſſouri und Kentucky neutral gehalten hatten, wodurch die Abreißungspolitik gleichſam vor die Thore der Bundescapitale gerückt war. Damit waren Maryland, Delaware und der Diſtrict von Columbia, ebenfalls Sklaventerritorien, in Gefahr, und der Präſident mußte darauf bedacht ſeyn wenigſtens dieſe noch in der Union zu halten. Hiezu rief er 75,000 Freiwillige unter die Waffen, welche ihm binnen wenigen Wochen zu Gebot ſtanden, ſo daß Miſſouri und Maryland mit Gewalt gehalten werden konnten. Freilich fand er hiezu auch nöthig die beiden andern coordinirten Regierungszweige, den der höchſten Gerichtsbarkeit und den der Geſetzgebung in ſeine eigene Hand zu nehmen, indem er unter Proteſt der oberſten Juſtizbehörde das Palladium bürgerlicher Freiheit, die Habeas-Corpusacte aufhob und Militärgerichte einſetzte. Im Norden nahm man dieſe offenen und gefährlichſten Verletzungen der Conſtitution, wie es ſcheint, als eine Nothwendigkeit mit wenigen Ausnahmen ruhig hin; nicht ſo im Süden, beſonders nicht in Maryland und Miſſouri, wo ſich ein heftiges Geſchrei dagegen erhob. Die freien amerikaniſchen Bürger erhielten durch dieſe Gewaltsacte des Präſidenten zum erſtenmal ſeit dem Beſtand der Union das intereſſante Schauſpiel von durch Bajonnette und Kanonen niedergehaltenen Staatslegislaturen, welche ſeitens der Adminiſtration noch obendrein als rebelliſch erklärt wurden. Das demokratiſche Princip auf welches ſich der ganze Bau der amerikaniſchen Conſtitution gründete, nämlich daß die Gewalt der Regierung urſprünglich von den zu regierenden Völkern ausgieng und immer wieder ausgeht, war damit völlig umgekehrt, und dennoch blieben ſelbſt die Vertreter dieſer ſpeciellen Partei feſt bei der republicaniſtiſchen Adminiſtration haften, und nur hin und wieder erhob ſich eine beſcheidene Stimme gegen deren mehr und mehr ſich ausſprechende Kriegspolitik. Solche vereinzelte Anſprachen wurden aber, wie der ſchwache Hülferuf eines über Bord Gefallenen, vom Sturm einer tobenden See verſchlungen. Krieg, Bürgerkrieg, nöthigenfalls ein Krieg der Ausrottung ward jetzt die Loſung des Nordens, um die Union zu erhalten. Den Krieg, ſo hieß es, hat der Süden geboten, er ſoll ihn haben. Dieſer vereinigte Kriegsſturm hatte wohl die nordiſche Hälfte der Union nicht minder überraſcht wie die ſüdliche, er kam für beide Theile gleich überraſchend. Der Süden ſowie deſſen Freunde im Norden hatten gewiß auf eine anſehnliche Friedens- oder Compromißpartei gerechnet, allein beſtanden auch zur Zeit die Elemente einer ſolchen, ſo konnten ſie jetzt bei

---

[1] Die Verantwortung für den nachfolgenden Aufſatz muß die Redaction ablehnen, da ſie den Unionsbruch mit ganz andern Augen betrachtet. Da aber der Verfaſſer als langjähriger amerikaniſcher Mitarbeiter Rückſichten fordern darf, ſo mag hier die Maxime audiatur et altera pars einmal Geltung finden. Die Widerlegung wird nicht auf ſich warten laſſen.
Die Red.

Digitized by Google

dem losgebrochenen Sturm der Leidenschaften nicht wagen hervorzutreten; jedenfalls hatte der Fall von Fort Sumter die Wuth des Bullen, des besonders im Norden stark vertretenen juste milieu aufgereizt, daß an keinerlei Einwendungen zu Gunsten des Südens mehr zu denken war. General Patterson, ein Demokrat von Philadelphia, mußte einem lärmenden Pöbelhaufen, welcher drohend vor sein Haus gezogen war, seine Bereitwilligkeit erklären auch dießmal wieder unter der Vereinigten Staaten-Flagge ins Feld zu ziehen; ebenso mußte der damals für Aufrechthaltung gleicher Staatsrechte schreibende New-York-Herald den Drohungen eines wüthenden Volkshaufens nachgeben und mit in das allgemeine Kriegshorn blasen. Ein dem anglosächsischen Stamme eigenthümliches Selbstgefühl von geistiger und materieller Ueberlegenheit, scheint es, bekräftigte im Norden den Glauben an schnellen und unfehlbaren Sieg. Dieser anscheinend unbestreitbare Erfolg machte im ganzen Norden alles weitere Nachdenken über Wirkung und Ursache in der großen Controverse überflüssig, und die Regierung, welche ohnedem den ganzen Lostrennungsact zu ignoriren vorgab und ihn für das Machwerk einer verschwornen Minorität erklärte, ließ sichs angelegen seyn, den Norden im Wahn zu lassen als ob der Süden durch Absperrung zu Land und Wasser in kurzer Zeit ausgehungert werden könne. Obwohl der Census von 1850 jeden, der es wissen will, darüber belehren kann wie viel mehr die südlichen Staaten Agricultur- und Viehzuchtstaaten sind als die im Norden, und daß der Süden dazu noch Handelsgewächse erzeugt die ein unerläßliches Rohproduct für westeuropäische Industrie sind, sowie sie es auch für die nordatlantischen Staaten geworden sind. Daß der Norden in seiner Ueberlegenheitsrechnung große Verstöße gemacht, hat sich schon nach dem ersten Act des Kriegsdrama's, nach der Schlacht bei Bulls Run oder Manassas Junction, zu erkennen gegeben. Eine vollständig demoralisirte (!) Armee wurde vom Schlachtfeld 35 Meilen weit nach Washington zurückgeworfen, nachdem sie an Waffen, Munition, Proviant und Transportationsmitteln über eine Mill. Dollars Werth in den Händen der Sieger ließ. Wie einst die Griechen von den Persern, fanden die Südlichen eine ganze Wagenladung Eisenfesseln unter der Beute. Vor dieser verlornen Schlacht war wohl niemandem im Norden der leiseste Zweifel über die Gerechtigkeit dieses Krieges gekommen, und man war dort so gläubig ins Feld gezogen wie einst die Christenheit gethan, als ihr von der römischen Kirche aus das Kreuz gepredigt wurde, um dem Islam das heilige Grab entrissen zu sehen. Die Abolitionisten im Norden nennen auch diesen brudermörderischen Krieg a holy war.

Die Massen, angeleitet von Betrügern und Betrogenen, und von Leidenschaft befangen, betrachten Thatsachen nur immer als für sich bestehend, statt sie als Glieder einer zusammenhängenden Kette zu bemessen. Daher die gewöhnlichen falschen von den Tagesleidenschaften der Massen verordneten Mittel gegen unrichtig verstandene Uebel und deren Ursprung.

So legte schon vor dreißig Jahren die Spinnerin der Völkergeschichte im Norden der Union das verhängnißvolle Werg der Sklaven-Emancipation an ihren Rocken, und eine kleine unscheinbare Abolitionisten-Partei war da behülflich den Faden fortzudrehen, und Jahrzehnte vergiengen ehe nur im Norden wie im Süden jemand dabei an Gefahr dachte. Fast gleichzeitig regten sich in Süd-Carolina Lostrennungsgelüste, genährt von den verschiedenen Handelsinteressen im Norden und Süden. Damals war es wohl nur eine Minorität welche das Unionsband lösen wollte, und dieser Partei war der kräftige Jackson, damaliger Präsident, gewachsen. Doch schritt er nur mit constitutionellen Mitteln und nicht eher ein als bis er das damalige Schutzzollsystem zu Gunsten der Unzufriedenen ein wenig modificirt hatte.

So moralisch rein und richtig der Gedanke der Aufhebung der Sklaverei an sich seyn mag, so verwerflich ist er in der Hand einer politischen Partei welche sich desselben als Hebel bedient um in Staatsgewalt zu kommen. Wie ungetrübt auch die Quelle seyn mag welcher die Abolitionisten-Gesinnung entflossen ist, so strafbar ist sie als politische Sittenrichterei, womit ein Theil der Nation zu züchtigen und zu unterdrücken strebt und damit das ABC constitutionellen Zusammenlebens ignorirt. Dieselbe christliche Lehre welche Sklaverei als etwas verdammt womit der eine dem andern anthut was jener nicht wünscht das ihm gethan werde, dieselbe Lehre verbietet uns auch andere zu richten und gewaltsam ein moralisches Unkraut auszujäten, mit dem auch gute Saat vernichtet würde. Dieß ist wessen sich die Abolitionisten-Partei schuldig gemacht hat. Sie predigte unaufhörlich die gewaltsame Ausrottung eines Uebels welches nicht nur nicht vor ihrer eigenen Thüre wuchs, sondern welches in dem politischen Compact der Constitution ein gesetzliches Bestehen hat, und deßhalb ohne Revolution in keiner Weise angegriffen werden darf. Noch im Jahr 1850 wurde das sogenannte Sklavenfanggesetz (Fugitive slave-law) von der Vereinigten Staaten-Gesetzgebung gemacht, und obwohl seit dieser Zeit die Agitation dieser Frage stets an Intensität zunahm, so blieb doch alles noch in gesetzlichen Schranken bis zum Jahr 1854. Von dieser Zeit an begann die abolitionistische Wühlerei offen, und politischen wie theologischen Demagogen gelang es mit Gründung einer neuen, wie sie sich nannte, republicanischen Partei den Kampfplatz zu erweitern. Eine Menge nationalökonomischer Phrasen, darunter Hrn. Sewards „Irrepressible conflict“ (unaufhaltsamer Kampf zwischen freier und Sklavenarbeit) nicht das wenigste beitrug um ein ausgedehntes Phrasen und Reime liebendes Publicum zu ködern. Diese Phrase klang zu gut als daß sie nicht auf die ungebildeten Massen, welche sich sonst um nichts weniger als um Nationalökonomie, Statistik und Ethnographie kümmern, den von ihren abolitionistischen Urhebern beabsichtigten Eindruck machten. Wie einst das „Alles oder Nichts“ der deutschen Ultra-Radicalen im Jahr 1848, oder wie Kossuths „Einmischung durch Nichteinmischung,“ die er als internationales Gesetz festgesetzt wissen wollte, oder wie jene historische Lüge der amerikanischen Knownothings, welche den unsterblichen Washington, ich glaube bei Yorktown, in einem Armeebefehl sagen ließ: „Put none on guard to night but Americans“ (Stellt heute Nacht nur Amerikaner auf die Wache), so war auch Hrn. Sewards „Irrepressible conflict“ nur ein Kling-

Digitized by Google

Klang für die gedankenlose Masse. Die Alles oder Nichts Wollenden vom Jahr 1848 wurden vom Jahr 1849 glücklich mit letzterem bedient, und ebenso bekam Kossuth zur Genüge zu sehen wie Napoleon III sich durch offene Einmischung und nicht durch Nichteinmischung in die Angelegenheiten anderer einmischte und den Italienern zu einer erfolgreichen Revolution verhalf. Auch die amerikanischen Knownothings, welche sich seither so ziemlich ganz mit der republicanischen Partei verbunden haben, finden es jetzt für gut den vorherrschenden Theil ihrer Armee, welche jetzt den Süden bekriegen soll und aus kampflustigen Irländern und deutschen Lanzknechten besteht, die nöthigen Ehren zu erzeigen. Aehnlich ist es mit dem Talisman des republicanistischen Irrepressible Conflict zwischen freier und Zwangsarbeit, da jeder der es nur wissen will, sich leicht darüber belehren kann daß z. B. in New-Orleans irgend ein Gehülfe in einem Geschäfte trotz der dort herrschenden Sklaverei 3—5 Dollars täglich erntet, wo er im Norden nicht über 2—3 macht. Ebenso bekannt ist es auch wieder daß z. B. ein deutsches Zimmermädchen, selbst ohne der englischen Sprache mächtig zu seyn, in den südlichen atlantischen Staaten 10—12 Dollars Monatgehalt erwerben kann, wo sie sich im Norden mit 8—9, gewöhnlich aber weniger begnügen muß. Der einfache Schlüssel hiezu ist der Mangel an concurrirender Einwanderung, welche theils klimatischer, theils commercieller Gründe wegen ihren Hauptzug nach dem Norden hat. Was sollte auch vernünftigerweise die Sklaverei mit einem deutschen Schneider, Schuster oder Tischler zu thun haben? Im Gegentheil wir sahen bis jetzt noch jeden Franzosen, Deutschen oder Amerikaner, welcher seinem Gewerbe gewachsen und sonst häuslich war, im Süden, und besonders auch in New-Orleans vorwärts kommen, und gemeiniglich um so besser, je weniger er von seinen eigenen Landsleuten umgeben war. „Ja! aber im Süden ist die Arbeit nicht geehrt und der weiße Mann kann dort nicht arbeiten!“ behaupten gewisse nordische Zeloten demagogischer Zunft, wogegen wir zu erwiedern haben daß dort die Arbeit nicht mehr und nicht weniger geehrt ist als wie im Norden und wie eben überhaupt in der übrigen Welt (?). Ein armer Taglöhner der Handwerksmann wird weder in New-Orleans, noch in Philadelphia, New-York oder Boston in die Salons der Reichen eingeladen, und ebenso ist es in südlichen Städten, wo der reiche Pflanzer, dessen Söhne und Töchter vielleicht in Paris erzogen sind, sich nicht veranlaßt fühlen kann den Mann vom Hobel oder von der Pfrieme zu seiner Abendgesellschaft zu bitten. Dieß ist auch so natürlich daß kein Vernünftiger, führe er Hobel, Nadel oder Pfrieme, hierin eine Zurücksetzung finden würde, ausgenommen er ist von einer gewissen modernen socialistisch-politischen Tarantel gestochen, und sucht auf Stühlen und Bänken statt auf ebenem Boden zu tanzen. Für Leute dieser Art hatten die falschen Lehren republicanistischer Propheten viel anziehendes. Unseren eigenen Beobachtungen gemäß sind in den nördlichen atlantischen Städten die socialen Schranken viel mehr vervielfacht und die Unterscheidungslinien viel entschiedener. Nicht nur daß der Bankier nicht mit dem Handelsmann und dieser nicht mit dem Gewerbsmann in geselligen Verkehr tritt, sondern auch in den Kasten selbst sind wieder kreuz und quer Schranken gezogen, so daß der welcher mit Nachtmützen handelt auf den herunter sieht der mit Strümpfen oder Socken marktet. Die Richtschnur nach welcher die verschiedenen Handelsartikel gleichsam einer über den andern geadelt werden ist Gangbarkeit und Mode. Die in den nordatlantischen Städten stereotype Stockfischaristokratie ist ja bekannt genug um das Gesagte zu bestätigen. Ebenso bekannt ist auch die ängstliche Vorsorge jener sogenannten „Would be aristocracy“ (Pseudo- oder Krypto-Aristokratie) in New-York, welche es stets vermeidet in dieser oder jener Straße Logis oder in einer Kirche einen Betstuhl zu miethen wo Quartiere oder Sitze unter einem gewissen Preise stehen, und man somit der Gefahr ausgesetzt wäre unter anderem ordinärem Pack als „horrid vulgar“ zu erscheinen. Bei allem dem wird gerade aus diesen Breiten der heftigste Bannfluch gegen den Süden geschleudert.

Fremde Einwanderer, denen es im Norden gut geht, weil sie arbeitsam und häuslich sind, schreiben dieß gewöhnlich auf Rechnung der, wie sie glauben, vortrefflichen geselligen Verhältnisse in den nördlichen Staaten. Sie haben dabei keine Idee von ihrem Abhängigkeitsverhältniß in welchem sie zu den Geldprinzen und dem verschworenen Capital stehen, welche kein anderes Ziel vor Augen haben als die Arbeit anderer für sich auszunützen. Als Seitenstück zu jener irrgeführten aber ehrbaren Arbeiterclasse, die sich in die Abolitionistenreihe stellt, muß eine leider nicht geringe Classe von Bummlern in den großen Städten betrachtet werden; Leute welche nie arbeiten lernten, noch je Lust dazu fühlten — deutschthümelnde communistisch-socialistische Freiheitsapostel, welche das Recht der freien Arbeit und die Verbindlichkeit der Nation solche zu schaffen und gehörig zu honoriren und zu bezahlen zu ihrem Redethema wählen. Wie gewisse Kirchenheilige, deren Geschäft ebenfalls ist das Volk zu belehren, versprechen diese Drohnen ihren patriotischen Zuhörern auch mit nächstem goldene Tage und glorioſe Zukunft, sobald Anglo-Amerika gehörig germanisirt seyn werde, statt Schnaps Lagerbier getrunken, die Bibel abgeschafft und dem freien Gedanken sein nöthiges Feld eingeräumt seyn würde, wozu aber das Territorium der nördlichen Staaten noch nicht groß genug sey. Hiezu müsse noch der Süden gewonnen werden, was aber nur durch Sklavenemancipation nachdrücklich geschehen könne. Bis dieß alles geschehen, was übrigens ausschließlich in dem festen Willen ihrer Zuhörer bestehe, lassen sich diese Freiheitshelden von ihren gelehrigen Zuhörern aushalten. Diese Bummler waren es namentlich auch bei der gegenwärtigen Bewegung welche bei dem Bilden von Compagnien und Regimentern oben auf schwammen und jetzt als patriotische Oberste und Capitäne figuriren, während andere anständige Leute, die wirklich Militärs waren und schon in Europa mit Ehren gedient hatten, es nicht vermochten in irgend eine subalterne Stellung zu kommen, wenn sie ihren Patriotismus nicht als Gemeine oder Korporale zeigen wollten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Goldfunde in Neu-Schottland.

Wichtige Nachrichten bezüglich der Entdeckung goldhaltiger Lagerungen in Neu-Schottland sind kürzlich von Halifax eingetroffen. Die Ausdehnung und der Reichthum dieser Goldstellen, ihr wahrscheinlicher Einfluß auf die Zukunft der Colonie, fangen schon jetzt an gewürdigt zu werden. Das Vorhandenseyn des Goldes im Zustand von Eins für Sechzig war nicht zweifelhaft; allein man hat Geschiebe gefunden welche auf eine noch viel größere Ergiebigkeit hindeuten. Ein Mann der im Flusse Tangir trinken wollte, fand ein Stück Goldes; als er im Sande weiter suchte, entdeckte er andere Stücke. Der Ort wo diese Geschiebe aufgefunden wurden, ist vierzig (engl.) Meilen östlich von Halifax entfernt, und einer Goldausbeutung sehr günstig. Der Fluß ist fischreich; auch besteht die an seinen Ufern lebende Bevölkerung fast ausschließlich aus Fischern. Wir haben über den Besuch des Statthalters an Ort und Stelle der Goldentdeckungen Bericht erstattet; zwei Monate nach dem Besuche dieses Staatsbeamten sammelten einige Männer, welche mit Herstellung einer vier Quadratfuß breiten und fünf Fuß tiefen Grube beschäftigt waren, für 15 Pfd. Sterling (180 fl. rhn.) Gold.

Da dieß nicht ein Zufallsgeschiebe, sondern vielmehr die Untersuchung des Quarzes es ist welche dieses Resultat geliefert hat, so verdient es in ernste Betrachtung gezogen zu werden, und es ist Grund vorhanden zu vermuthen daß die Golderzgänge sich mehrere Meilen weit längs der Küste hinziehen, und daß man im Stande seyn wird die zahlreiche Bevölkerung des Landes bei einer einträglichen Arbeit zu beschäftigen. Die Regierung hat Maßregeln ergriffen um den Goldsuchern ihre Arbeit aufs möglichste zu erleichtern und zu sichern. Loose von achtzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite sind von der Regierung zum Preise von 4 Pfd. St. verkauft worden. Das aus diesen Verkäufen erlöste Geld wird zur Herstellung der Straßen verwendet werden, und den Goldgräbern zum Nutzen gereichen. Bereits ist das Vertrauen in die Hülfsquellen der Gruben sehr gewachsen, und während des Sommers die Zahl der Arbeiter von 400 auf 800 gestiegen. Sechsundneunzig Loose sind gekauft und mit 475 Pfd. St. bezahlt worden. Wir wissen nicht genau welche Quantitäten Gold man gefunden, allein den nach Halifax gebrachten Summen zufolge müssen sie beträchtlich seyn, obgleich die Betriebsmittel noch höchst unvollkommen sind. Die größte erreichte Tiefe mißt 45 Fuß, und das größte entdeckte Stück Gold ist auf 60 Pfd. St. geschätzt worden. Inmitten dieser ganzen Umgestaltung des Landes zeigte sich die Bevölkerung ruhig, ehrlich und wohlwollend.

Noch weitere Goldentdeckungen sind an einem Orte gemacht worden den man Lunenburg-Harbour nennt, 60 Meilen westlich von Halifax. Die Quarz-Adern sind daselbst sehr reichlich an den Brandungen, und der Sand welchen das Meer in der Umgegend bespült, scheint reich an edlem Metall zu seyn. Gesellschaften treffen Anstalten um diese Oertlichkeiten auszubeuten, wo Privatpersonen bereits glückliche Entdeckungen gemacht haben. Andere Goldlager sind an folgenden Orten bezeichnet worden: Darmouth, Street-Harbour, Lawrence-Town und Lake-Thomas. Der Quarz findet sich längs der Küste, und bis auf vier Meilen im Innern der Felder.

Die chinesischen Mandarinen.

Sir J. B. (leicht zu erkennen als Sir John Bowring, britischer Consul in Canton und bekanntlich Anstifter des letzten Krieges mit den Cantonesen, der geschworne Feind des verstorbenen Vicekönigs Yeh), schildert im Cornhill Magazine die Art und Weise des Aufrückens in der chinesischen Beamtenhierarchie, oder wie wir zu sagen pflegen im Mandarinenthum. Mandarin ist jedoch kein chinesisches Wort, sondern im himmlischen Reiche heißen die bürgerlichen Obrigkeiten Kuang-fu. [1] Das Wort Mandarin stammt auch nicht, wie Sir John Bowring dem Pater Huc nachbetet, von dem portugiesischen **mandar** befehlen, denn wie kämen die Portugiesen dazu aus **mandar** Mandarin zu bilden, was ihre Sprache nicht erlaubt? sondern der Ausdruck war ursprünglich ein malayischer Titel, der nach China übertragen wurde. Als nämlich der große Albuquerque Malaka eroberte, fand er unter den dortigen Malayen eine Art von Beamtenadel, die Mandris, und seitdem gewöhnten sich die Portugiesen, die ersten europäischen Seefahrer die China erreichten, den dortigen Beamtenadel ebenfalls Mandarinen zu nennen. Ganz ähnlich haben die Spanier alle rothen Häuptlinge Amerika's, selbst die Vasallen der Kaiser von Mexico oder der Incas unwiderruflich Kaziken genannt, und nennen wir noch gern alle Indianerhäuptlinge Kaziken, mögen ihre Titel örtlich lauten wie sie wollen, weil zufällig auf der ersten Insel der neuen Welt die man näher kennen lernte, nämlich auf Haiti, die Häuptlinge Kaziken hießen.

Der Weg zu allen Beamtenwürden in China führt durch die Staatsexamina, daher sind denn auch im himmlischen Reiche die sogenannten Literaten oder die Gelehrten die herrschende Partei. Nur tragen sie dort nicht, wie es bei uns meistens der Fall ist, die liberale, sondern, wenn man so sagen darf, die Kreuzzeitungsfarbe, insofern sie starre Festhalter am Alten sind, wie jede privilegirte Classe die nichts mehr gewinnen, wohl aber vieles verlieren kann. Jeder Chinese kann sich zu den untersten Prüfungen melden. Er wird nicht um Herkunft, Alter und Vorbereitungen gefragt, und er darf sich immer wieder melden, so oft er auch durchgefallen seyn mag. Nur seine Eltern vermögen durch ihr Veto ihm den Eintritt in das Examen zu wehren, denn in China ist der Elternwille völlig unbeschränkt; sonst aber wird dem Studenten nichts abverlangt als ein Zeugniß seiner Obrigkeit über sein polizei-

[1] Nicht Kiu-ping, wie Sir John Bowring es angibt, denn Kiu-ping heißen die neun Mandarinenstufen, Kuang-fu die Mandarinen selbst. Vgl. Huc, das chinesische Reich I, 54.

Digitized by Google

liches Wohlverhalten. Es fehlt auch in China nicht an Geduldspinseln, welche immer und immer wieder sich in die Examina drängen, und ihre Lebenszeit in unfruchtbaren Anstrengungen nach einem Diplom verlieren. Der Unterricht ist in China sehr wohlfeil und so allgemein daß, wie Pater Huc uns erzählt, selbst auf den schwimmenden Ortschaften Schule gehalten wird. Erreicht nun irgendein Dorfgenie einen Doctorhut, dann verbreitet sich der Glanz über die ganze Gemeinde. Wir erinnern uns bei Oliphant gelesen zu haben daß die Begleiter von Lord Elgin auf der Fahrt den Yangtsekiang aufwärts, vor dem Hause eines Dorfes eine Tafel lasen, mit der Angabe daß aus dieser schlichten Hütte ein Literat hervorgegangen sey welcher die Staatsexamina bestanden habe. In jeder Provinzialhauptstadt oder den Städten deren Namen auf Fu endigen, gibt es Hochschulen, wo mehrere Professoren unter Aufsicht eines Schulrathes vortragen. In den Kreisstädten, die auf Tchéu endigen, finden sich gelehrte Schulen unter Aufsicht eines Unterschulrathes, und in den Städten dritter Classe, die auf Tsien endigen, ebenfalls solche Gymnasien aber mit geringerem Lehreraufwand. In diese Collegien erlangen nur solche junge Leute Zutritt, welche durch die Dorfschulen oder durch Hauslehrer gehörig vorbereitet worden sind. In allen diesen Anstalten wird nach dem Lesen und Schreiben zuerst der Styl gebildet, der Knabe in der Geschichte der Dynastien unterrichtet, in die heiligen Bücher sowie in die Riten und Ceremonien, welche den Chinesen durch das Leben von der Wiege bis zum Grab begleiten, eingeweiht. Höhere Beamtenwürden erreichen die Candidaten aber nur nachdem sie die Universität in Peking absolvirt haben, wo die Vorträge fast unentgeltlich ertheilt werden. Denkt der Ehrgeizige aber daran, dermaleinst sogar die höchste Sprosse der Beamtenleiter zu ersteigen, Vicekönig, Präfect oder Censor zu werden, so muß er noch auf der Universität Mukden in der Mandschurei die mandschurischen Sprachen und Wissenschaften sich aneignen. Man muß nämlich nicht vergessen daß über das ganze himmlische Reich als Garnisonen in den Provinzialhauptstädten die Mandschu zerstreut in abgetrennten Vierteln leben. Dieß ist das kleine stehende Heer, auf dessen Tüchtigkeit das Ansehen der fremden Dynastie beruht, denn die chinesischen Milizen sind eine feige, schlecht bewaffnete und schlecht geschulte, militärisch ganz werthlose Masse. Die Anführer der Mandschurengarnisonen sind gewöhnlich kaiserliche Prinzen, jedenfalls keine Chinesen. Damit nun die Spitzen der Bureaukratie, die Statthalter und Präfecten, mit der bewaffneten Macht, den Mandschu, verkehren können, müssen sie ihre Sprache erlernen. Für die niedern Grade ist dieß nicht nöthig, weil eben nur die höchsten Beamten mit den mandschurischen Befehlshabern zu verkehren haben.

Nachdem auch der Cursus in Mukden zurückgelegt worden ist, muß sich der Candidat einen Poeten beigesellen, der ihm die Recepte zu Sonetten, Elegien, Grab- und andern Inschriften mittheilen, und auch seine Prosa für chinesischen Geschmack genießbar machen soll, denn man verlangt selbst von politischen Vorträgen und Meldungen daß ihr Styl in buntem Farbenschmuck, wie ein Tulpenbeet, prange. Glücklicherweise gehört in China zum Poeten wenig angeborenes Talent als Gedächtniß. So mag im Schweiß seines Angesichts sich der Student einen Vorrath herkömmlicher Stylwendungen sammeln, und mit den alten hergebrachten Schnörkeln seine Arbeiten herausputzen; Neuheit und Originalität wird nicht verlangt, sondern sie ist sogar ein Verstoß gegen den guten Geschmack. Besteht nun der wohldressirte Jüngling das erste Staatsexamen, so ist er dann Magister aller schönen Künste, Mandarin neunter Classe, und als solcher berechtigt auf seiner spitzen Mütze eine vergoldete Kugel aus Kupfer zu tragen. Wir sprechen gewöhnlich von „Knöpfen" der Mandarinen, allein Pater Huc tadelt diese Bezeichnung als unpassend, weil die Rangabzeichen der Mandarinen die Gestalt von Kugeln und zwar in der Größe von Taubeneiern haben. Ein solcher „Knopf" neunten Grades ist für kleine Polizei- oder fiscalische Aemter befähigt und kann, ohne ein weiteres Examen zu bestehen, zur achten und zur siebenten Classe aufrücken.

So gefürchtet ist auch das Examen für das höhere Mandarinenthum, aus welchem die Richter, die Schatzbeamten, die Unterpräfecten, die Schulräthe ꝛc. genommen werden, daß sehr viele im Bewußtseyn ihrer Unfähigkeit gar nicht den Versuch der zweiten Prüfung wagen. Im allgemeinen sind die Preisrichter unparteiisch, aber doch sollen Bestechungsmittel bei den Examinatoren ersprießliche Hülfe gewähren. Wir dürfen jedoch nicht vergessen daß die modernen Beobachter China in tiefem, sittlichen Zerfall sehen. In seinen goldenen Zeiten — und es hat deren mehrere gehabt, so oft wieder junge kräftige Dynastien unter fähigen Kaisern blühten — war der Mandarin ein Muster von Pflichteifer. Noch jetzt gibt es solche Beamte die redlich ihren Beruf erfüllen, die öffentlich und persönlich zu Gericht sitzen und die Geschäfte nicht durch bezahlte und käufliche Helfershelfer verrichten lassen. Huc lernte auch solche ehrbare Exemplare kennen, aber sie waren rari nantes in gurgite vasto, d. h. mit Jean Paul zu reden, „selten wie die Zeitungen in einer Spitalsuppe." Die Bestechung kann indessen schon deßwegen nicht sehr groß seyn, weil die Candidaten durchgängig arme Schlucker sind. Die reiche Classe, das Geldpatriciat, drängt sich nicht zu den Aemtern, und die Söhne der Kaufleute werden nach dem Wunsche der Eltern immer wieder Kaufleute, wahrscheinlich weil in ihren Augen das Mandarinenthum nichts ist als ein decorirtes Proletariat. Auch bleibt die Lage jedes Beamten stets eine unsichere, denn von pragmatischen Rechten weiß der Chinese nichts, und der Literat welcher heute den Kaiser als „mein Vetter" anreden darf wie Garibaldi den Galantuomo, kann morgen bereits abgesetzt nach der Mandschurei, dem chinesischen „Sibirien"[1] abgeführt werden. So kommt es denn daß die Beamten des himmlischen Reiches ihrem Ursprung nach den niedrigsten Lebensberufen angehören, und in den Hütten von Kleinbauern oder von Krämern geboren werden. Weh, der Groß-Mandarin, vor dem sich die

[1] Sibirien nicht im Vergleich zum Klima oder zur sonstigen Natur, sondern als Verbannungsgebiet für politische Sträflinge.

Millionen eines Königreiches beugten, war der Sohn eines Winkelmäklers gewesen.

Hat der Baccalaureus sein Examen bestanden, sich mit dem Curialstyl vertraut gemacht, seinen Vorgesetzten einen Bakschisch zukommen lassen, so erhält er bald einen Posten, vielleicht aber nur als Substitut eines Zollbeamtengehülfen, wo er die Accise von dem Salz aus dem Norden, von dem Thee der aus Canton verschifft wird, oder von dem Pelzwerk aus der Mandschurei zu erheben hat. Ist er lüstern nach Beförderung, so verwendet er seine Wochengage von etwa 2½ fl. dazu, um seinen feisten Vorgesetzten mit Näschereien oder seidenen Taschentüchern bei passenden Festen, und seine Hülfsschreiber mit einem guten Abendessen, mit einer Opiumpfeife und einem Gläschen Schnaps sich zu versöhnen. Seinen dürftigen Gehalt erhöht er sich, indem er von den Unterthanen mit mildem Zwang etwas abzupressen versteht oder beim Verzollen ein Unmerkliches beiseite schafft. So lange er die Sache mit Anstand betreibt und keinen Skandal erregt, geht der Krug ungebrochen zum Wasser, so wie aber die Schande sich nicht mehr bemänteln lassen sollte, verliert er Amt und Knopf. Durch Bestechung nach oben und durch gute Aufführung nach unten, d. h. durch Betrug innerhalb der Gränzen des chinesischen Anstandes, kommt er hinauf bis zur siebenten Classe mit kupferner Kugel, die jedoch ciselirt und gefirnißt ist.

Durch ein zweites glückliches Examen und durch den Bestechungsschwindel erhält er dann den milchweißen Knopf, bisweilen aus Quarz, bisweilen aus Nierenstein. Er ist jetzt schon ein „höherer Staatsbeamter" im Polizei-, Finanz- oder Justizfach, er befiehlt über ein Dutzend Gerichtsdiener in rothen Röcken und mit Fasanfedern auf den Hüten, auch zeigt er bereits das Schwert der Gerechtigkeit, wenn auch seine richterliche Competenz sich nur auf Vergehen erstreckt die mit Prügeln bestraft werden. Eine solche Sonne ist natürlich schon mit dienstfertigen Trabanten umgeben, die ihr schmeicheln und sie bestechen. Ohne weiteres Examen kann unser Mann sich jetzt durch „gute Aufführung" den Krystallknopf fünfter Classe erwerben. Beim Aufrücken oder auch sonst häufig wird der Mandarin versetzt. Nie wird er aber zu einem Amt in seiner Heimath verwendet, wie er auch keine Frau aus seinem Verwaltungsgebiet heirathen darf, damit er nie örtlich Wurzel schlagen kann oder seine Unparteilichkeit in Verdacht gezogen werde. Auch die nächste Stufe mit matt- oder dunkelblauem Knopfe, die vierte, ist ihm ohne weiteres Examen zugänglich. Die Gehalte und die Nebenverdienste fließen dort schon so reichlich, daß er die Gefälligkeit der Examinatoren leicht zu erweichen vermag, immerhin soll aber die Prüfung voller Schwierigkeiten seyn.

Hat er diese dritte und letzte Prüfung bestanden, so erwartet ihn nur noch Ueberfluß und Behäbigkeit, wenn er sich die Gnade von oben zu erhalten versteht. Als Mandarin dritter Classe führt er einen hellblauen durchsichtigen, einen Beryll- oder Saphirknopf. Er braucht nun nicht mehr zu studiren, und wird auch nie mehr vom Examensieber geschüttelt. Jetzt ist für ihn die Zeit gekommen seine Taschen zu füllen, sich die langen und krummen Nägel zu pflegen und zu putzen, Melonenkerne zwischen zwei Opiumpfeifen zu naschen, Taoli, einen vornehm-überschwänglichen Jargon, zu sprechen und — wenn er sich nicht bereits einen Secretär angeschafft hat — Briefe mit wohlriechender gelber oder schwarzer Tinte auf Scharlachpapier mit Goldrändern zu schreiben. Vorläufig ist er nur in einer Stadt dritten Ranges Schatzbeamter oder Präsident des Cultusrathes, aber bereits hofft er auf eine höhere Berufung, und durch Intriguen bringt er es zum Mandarinen zweiter Classe mit ciselirter rother Kugel. Er residirt jetzt in einer Stadt zweiten Ranges, unter ihm zittert bereits eine Million Unterthanen, denn er bekleidet jetzt das Amt eines Obercommissärs für den Schatz und die öffentliche Sittlichkeit, oder eines Inspectors der Strafrechtspflege. Auch bewohnt er einen Palast, mit Garten und Park, genießt den Cultus eines Schmarotzerschwarmes, und sieht über sich nichts erreichbar Höheres mehr als eine Statthalterei. Ersteigt er diese letzte Stufe, so nennt man ihn, als Mandarin erster Classe, Vicekönig. Auf seinem Hut, der Form nach ein umgestürzter Trichter, prangt der glatte rothe Knopf, auf sein Gewand ist vorn und hinten in Gold und Silber der Drache mit aufgesperrtem Rachen, das kaiserliche Wappenthier, gestickt. In einer armseligen Hütte geboren und aufgewachsen, springen jetzt vor ihm die Flügel eines Palastes, eine Leibwache sorgt für seine Sicherheit, ein Schwarm glänzender Livreebedienter lauscht auf seine Befehle, und dieß alles nur weil er als fleißiger Knabe in der Schule und auf dem Gymnasium die ersten Preise erwarb. Höher steigen kann er nicht mehr, aber die kaiserliche Huld kann ihm noch manche Gnaden und Auszeichnungen gewähren, z. B. das Recht eine rothe Schärpe oder gelbe Hüte mit Pfauenfedern zu tragen, das stolze Abzeichen für Angehörige der kaiserlichen Familie. Auch kann er in den Adelstand erhoben werden, was indessen äußerst selten erfolgt. Die Titel welche der Kaiser verleihen darf, lauten bei Huc und bei Bowring übereinstimmend: Kung (Herzog), Héu (Markgraf), Phy (Graf), Tze (Baron) und Nan (Ritter). Der Adel erbt bekanntlich rückwärts auf die Ascendenten nichts abwärts auf die Nachkommen. So seltsam dieß scheinen mag, so gibt es dafür doch sehr triftige Gründe. Die Verehrung welche man den Eltern schuldig sey, sagt der Chinese, erlaube nicht daß der Sohn auf den Vater herabschaue. Dann aber könne der Sohn nach chinesischem Ritus gar nicht für die abgeschiedenen Seelen seiner Vorfahren den üblichen Ehrencultus verrichten, wenn sie niederer ständen als er. Die Bildsäulen dieser Väter in seinem Ahnensaal, vor denen er Goldpapier verbrennt, führen nun ebenfalls den rothen Knopf, Pfauenfedern und Drachenstickereien, damit der Enkel sich seiner Väter nicht zu schämen brauche. Eher seiner Nachkommen! Es ist nämlich Regel in China daß die Söhne der Großmandarinen Verschwender und Müssiggänger werden und äußerst selten bei den Prüfungen sich zeigen, ein Beweis mehr daß die Examinatoren der Bestechung doch nicht sehr zugänglich seyn können.

Was die Kriegsmandarine betrifft so sind sie durchweg Mandschu, wie schon oben bemerkt wurde. Auch sie müssen Prüfungen bestehen, aber nur im Bogenschießen und im Steinwerfen. Es gibt übrigens neben jenem Beamten- und diesem

Digitized by Google

Soldatenadel einen wirklichen erblichen Geburtsadel in China, und zwar doppelten Ursprungs, nämlich für die Nachkommenschaft des Confutse, die in Schantong sehr zahlreich ist, und für die Verwandten des kaiserlichen Hauses, welche privilegirten Gerichtsstand genießen, gelbe oder rothe Gürtel, sowie Pfauenfedern tragen dürfen, und mit einem wenn auch dürftigen Jahresgehalt gefüttert werden.

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

8. Der Thurm von Monthlery.

Auch Frankreich hatte seine verderblichen Bauernkriege wie Deutschland, denn auch dort herrschte stets, wie allerwärts zwischen Bauer und Adel gegenseitiger Haß, welcher durch den Neid des einen und die Verachtung des andern immer wieder neue Nahrung fand. Zweimal schlug dieser Krieg zu hellen Flammen aus, und zwar mit einer Heftigkeit und Grausamkeit, welche zeigten, wie tief jene Leidenschaften Wurzel geschlagen hatten, und die den damaligen Zuständen in Deutschland in nichts nachgestanden.

Der erste Aufstand der Bauern war jene berüchtigte Jaquerie um das Jahr 1358 unter der Regierung Johann des Guten, welchen der König Eduard III von England gefangen genommen hatte. Der eigentliche Herd desselben war zu Beauvais.

Der zweite Bauern-Aufruhr war fast 100 Jahre später, im Jahre 1440; man nannte ihn die Praguerie. Die Fürsten und Edelleute hatten in ihren Streitigkeiten mit dem König Karl VII die Bevölkerung auf dem Lande für ihr eigenes Interesse aufgewiegelt, aber bald fielen diese vermutheten Bundesgenossen, aufgebracht durch den jahrelang schweigend erduldeten Druck des Adels über diese Herren her, ergriffen alle die sie nur auffinden konnten, nebst Weibern und Kindern, schlugen sie unter gräßlichen Mißhandlungen todt, plünderten ihre Schlösser und brannten sie nieder. Zugleich bekämpften sie aber auch die Soldner des Königs, um sich auch nach dieser Seite hin für die erlittenen vielen Bedrückungen zu rächen.

Das war das beste Mittel, alle, welche von den Bauern in solcher Weise bekämpft wurden, gegen sich zu vereinigen. Der Kronprinz, welcher an der Spitze der Edelleute stand, versöhnte sich mit dem König, und der Aufstand der Bauern wurde blutig unterdrückt.

Damals machten die Streitigkeiten zweier adelicher Familien der Armagnac und Bourguignon viel von sich reden, sie währten durch mehrere Jahrzehnte, wurden durch die Praguerie auf kurze Zeit unterbrochen, und bald nach Beilegung dieses Aufstandes, indem die gemeinschaftliche Gefahr die Mitglieder beider Familien einander theilweise genähert hatte, durch die Bemühungen des Kronprinzen auf immer beseitigt.

Einige Zeit vor Ausbruch des letzterwähnten Bauernkrieges war es einer Abtheilung der Armagnacs gelungen ihre Gegner zu schlagen und dabei einen ihrer Anführer Jean de Croy gefangen zu nehmen. Das war ein harter Schlag für sämmtliche Bourguignons, denn Jean de Croy war einer ihrer berühmtesten Anführer nnd bis dahin stets siegreich gewesen. Der Vater desselben versammelte alle Häupter der Familie auf seinem Schlosse bei St. Denis um über die Mittel und Wege zu berathen, wie man den Gefangenen befreien könne.

Der wichtige Gefangene war auf das Schloß Monthlery im Departement der Seine und Oise gebracht worden.

Die kleine aber ungemein starke Feste lag auf dem Rücken eines kahlen Felsens, und ein hoher Thurm inmitten derselben gestattete den Besitzern die ganze Umgegend weit umher zu überschauen.

Den Fuß des Felsens bewässert ein kleiner Bach, die Orge genannt, da aber weit umher dieser Felsen die einzige Anhöhe war, so galt das Schloß mit seinen hohen massiven Mauern nach den damaligen militärischen Hülfsmitteln für uneinnehmbar und jetzt um so mehr, da eine außergewöhnlich starke Besatzung von besonders dazu auserwählten Männern den Schatz bewachten, dessen man sich bemächtigt hatte.

Franz de Croy, der Vater des Gefangenen, hatte durch ausgeschickte Kundschafter Nachrichten erhalten, welche ihn mit frohen Hoffnungen erfüllten; er wählte zwanzig der tapfersten Ritter aus, theilte ihnen seinen Plan mit und vertraute denselben das große Werk: die Befreiung seines Sohnes, ihres geliebten Anführers, an.

Die Ritter setzten in der Frühe des folgenden Sonntags über die Seine, erreichten auf Umwegen den Wald bei Monthlery und drangen da bis an die Spitze desselben vor, wo sie nur eine kurze Strecke von den Mauern des Schlosses entfernt waren. Sie harrten nicht lange, da läutete man eine Glocke welche den größten Theil der Besatzung in die außerhalb der Mauern liegende Kirche rief. Auch der Gefangene wurde dahin zur Anhörung der Messe geführt, kaum sahen dieses die harrenden Ritter, als sie hervorsprengten, die Kirchengänger welche natürlich unbewaffnet waren, überfielen, und ehe die Ueberraschten zur Besinnung kommen konnten, den Gefangenen auf ein mitgebrachtes Pferd setzten und so schnell sie gekommen waren, eben so schnell mit ihm davon sprengten.

Das gab einen furchtbaren Lärm auf Monthlery — man schlug Allarm — die Ritter wappneten sich in größter Eile, während die Knechte die Pferde sattelten und aus den Ställen zogen. Man jagte den Flüchtigen auf allen Seiten nach — doch vergebens — sie hatten einen zu großen Vorsprung, und waren geradezu nach dem Hauptquartier des Herzogs von Bourgogne geeilt, der sie mit offenen Armen aufnahm und sich über die gelungene Rettung seines tapferen Waffenfreundes nicht wenig freute.

Digitized by Google

Monthlery hieß ehemals Mons Lethericus dann Mons Lehericus, oder Monselhericus, Mont le-Hery. Eine Urkunde vom Jahr 991 erwähnt bereits dieſen Ort, den Hugo Capet einem ſeiner Hauptleute zum Geſchenk machte. Lange Zeit hindurch war das Schloß ein in der ganzen Umgegend gefürchtetes Raubneſt, die Bewohner desſelben wagten es ſogar nicht ſelten in des Königs Gebiet einzufallen und deſſen Bewohner zu beunruhigen. Später wurde das Schloß ſammt Umgegend eine königliche Domäne. Seine Beſitzer hatten eigene höchſt ſonderbare Namen; der erſte hieß Thibaud-File-Etoupe, deſſen Urenkel Guy de-Trouſelle u. ſ. w.

Schon Ludwig der Dicke war gegen die Herren von Monthlery „als aufrühreriſche Vaſallen" zu Felde gezogen, wie Biennet erzählt. Am 16 Juli 1465 wurde in der Nähe des Schloſſes eine bedeutende Schlacht zwiſchen den Truppen Ludwigs XI und denen der verbündeten Edelleute geliefert. Commines erzählt dieſes ſehr ausführlich und zwar mit einer Naivetät, welche unſere jetzigen Militärs wohl beſpötteln würde.

Heute noch zeigt man einen großen Leichenhügel, der „das Grab der Burgunder" genannt wird; die Leichen der in jener Schlacht Gefallenen wurden da beerdigt.

Bald hernach — im Kriege der Ligue mit Heinrich IV — fiel die Veſte; ſie, die Jahrhunderte lang als uneinnehmbar auf dem hohen nackten Felſen gethront hatte, konnte der zerſtörenden Wirkung der Kanonen nicht widerſtehen. Die äußeren Mauern ſind bis auf die Fundamente zerſtört und ebenſo iſt die Spitze des Thurmes abgebrochen, der jedoch heute noch, obwohl ganz unbeſchützt, den Stürmen und Unbilden des Wetters trotzt und ohne gewaltſamen Abbruch noch viele Jahrhunderte trotzen wird. Er ragt noch immer mehr als hundert Fuß hoch in die Luft, doch iſt er im Innern ſo verfallen daß er nicht mehr beſtiegen werden kann.

Die intereſſante Ruine, die jedenfalls mehr als ſo manche andere Ueberreſte aus dem grauen Alterthum es werth iſt daß man ſie beſucht, wurde ſelbſt von den Terroriſten als ein National-Denkmal geehrt und ihre Erhaltung förmlich decretirt, während alle andere Ruinen weit umher zu Bauſteinen neuer Häuſer verwendet werden durften.

Jetzt gehört der Thurm der Familie Novilles als Eigenthum.

Baumwollenernten der Vereinigten Staaten. [1]

1824—25	569,249	Ballen.
1825—26	720,027	„
1826—27	957,281	„
1827—28	727,593	„
1828—29	870,415	„
1829—30	976,845	Ballen.
1830—31	1,038,848	„
1831—32	987,477	„
1832—33	1,070,438	„
1833—34	1,205,394	„
1834—35	1,254,328	„
1835—36	1,360,725	„
1836—37	1,422,930	„
1837—38	1,801,497	„
1838—39	1,360,532	„
1839—40	2,177,835	„
1840—41	1,634,945	„
1841—42	1,683,574	„
1842—43	2,378,875	„
1843—44	2,030,409	„
1844—45	2,394,503	„
1845—46	2,100,537	„
1846—47	1,778,651	„
1847—48	2,347,634	„
1848—49	2,728,596	„
1849—50	2,096,706	„
1850—51	2,355,257	„
1851—52	3,015,029	„
1852—53	3,262,882	„
1853—54	2,930,027	„
1854—55	2,847,339	„
1855—56	3,527,845	„
1856—57	2,939,519	„
1857—58	3,113,962	„
1858—59	3,851,481	„
1959—60	4,669,770	„
1860—61	3,656,086	„

Henry Duveyrier bei den Beni Mezab.

Die Beni Mezab ſind ein Berberſtamm am Rande oder bereits innerhalb der Sahara, und die ſüdlichſten Völker Algeriens welche die Botmäßigkeit der Franzoſen anerkennen. Der erſte Reiſende welcher in ihr Gebiet bis Wargla vordrang, war unſer Mitarbeiter Zeil, jetzt Maire von Philippeville (Algerien). [2] Durch Duveyrier aber lernen wir jetzt die weſtlichen Oaſen der Mezab kennen. Der kühne Reiſende, der erſt im Jahre 1861 militärpflichtig wurde, aber reif an Kenntniſſen, ſelbſt aſtronomiſchen, ſich dem Entdeckerberufe gewidmet hat, wollte anfangs vom ſüdlichen Algier aus nach Timbuktu vordringen,

---

[1] Die angegebenen Zeiträume endigen immer beim Abſchluß einer Ernte oder am 31 Auguſt.

[2] S. Eine Wüſtenreiſe nach Tuggurt und Suf. Ausland 1855 und 1856.

Digitized by Google

jetzt aber, nachdem er zwei Jahre lang am Rande der Sahara mit den Sprachen der Steppenvölker sich vertraut gemacht hat, war er auf dem Wege nach Murfuk, der Hauptstadt des Fezzan, in Rat (Ghat) angekommen. Sein Aufenthalt bei den Beni Mezab fällt in das Jahr 1859, und die Schilderungen seiner Erlebnisse in Briefen an seinen Vater sind theils in den Nouvelles Annales des Voyages, theils in Le Tour du Monde abgedruckt worden.

In Biskra (Ziban) war er im Juni 1859 eingetroffen, und dort schon glaubte er den Rand der Sahara betreten zu haben. Der dortige Commandant, Oberst Seroka, erregte den Ehrgeiz des jungen Entdeckers, indem er ihm eines Abends sagte, wenn er etwas zu leisten wünsche so möge er nach der Oase Tuat vorzudringen suchen, also in süd-südwestlicher Richtung und geraden Weges nach Timbuktu. Der Wink wurde beachtet und führte den Jüngling, wie wir sehen werden, bis nach El Golea. Das Land um Biskra selbst erklärt er für einen der heißesten Erdstriche. Das Thermometer zeigte um 5 Uhr Morgens bereits 22° R., und um halb 3 Uhr im Schatten 29° R. Er beklagte sich aber weniger über diese Temperaturen als über die Qual der Fliegen. Glücklicherweise war die Zeit vor der Thüre wo die Sommerhitze diese Insecten völlig tödten sollte. Biskra ist durch seine Ausschweifungen, durch seine Kaffeehäuser und durch seine Tänzerinnen berüchtigt. Schon am ersten Abend wurde Duveyrier überrascht von den vielen Laternen an den Häusern, so daß er anfangs glaubte es gäbe eine öffentliche Beleuchtung. Sein europäischer Gastfreund belehrte ihn jedoch daß jede Laterne als Firma diente, und jedes Haus mit einer Laterne von einer Nayliya bewohnt werde. Die Uled Nayl, einer der zahlreichsten Clans Algiers, sonst von achtungswerthem und namentlich gastfreiem Charakter, haben nämlich eigenthümliche Begriffe von Sitte und Schicklichkeit. Sobald die Töchter im elterlichen Hause reif geworden sind, schickt sie der Vater nach der nächsten größern Stadt, damit sie dort soviel Duros (spanische Thaler) als möglich verdienen. Die Töchter folgen den väterlichen Weisungen auch redlich und, seltsam genug! erhält diejenige welche mit Schätzen reich beladen heimkehrt am frühesten einen Mann, und zwar nicht der Schätze wegen, die ja dem Vater gehören würden, sondern wegen des Beifalls den sie in der Fremde gefunden hat.

Mit einer Karawane von 10 Kamelen war Si Saad ben Abd Allah (der arabische Wüstenname Duveyriers), mit Empfehlungsbriefen von Dr. Heinrich Barth versehen, am 13 Juni von Biskra aufgebrochen, hatte am 22sten Gardaya, eine der fünf Städte in der Oase der Beni Mezab, erreicht und von dort einen Seitenausflug nach Metlili gemacht. In dieser Stadt fand er gastliche Aufnahme bei Si-Muhammed, einem Enkel des letzten Sultans von Wargla, der in Paris gewesen war, wo ihn nichts so sehr gefesselt hatte als die öffentlichen berüchtigten Tanzplätze Jardin des Fleurs und Mabile. Etwas aber hatte nicht in das Gehirn der prinzlichen Begleiter auf der Pariser Reise hineingepaßt, daß nämlich verständige Menschen Schlangen, Tiger und Bären in Käfigen, wie im Jardin des Plantes, füttern möchten, statt diese Bestien todt zu schlagen. Nach Metlili führte den jungen Afrikaner die Aussicht mit einigen Tuaregs vom Dschebel Hoggar, aus einem edlen und noch nicht verunreinigten Geschlecht, Verbindungen anzuknüpfen. Er schied auch in Freundschaft von ihnen, ohne sie jedoch als Führer anzuwerben, obgleich sie ihm gegen eine Prämie von 200 spanischen Thalern sicheres Geleit bis Wargla gegeben hätten. Im Thal von Metlili fand der Reisende zu seinem Erstaunen die Asclepias Gigantea, welche, äußerlich einer bis 6 oder 7 Fuß aufgeschossenen Kohlpflanze gleichend, dem Pflanzenwuchs um den Zad-See im Sudan seine Physiognomie gibt und in Metlili wahrscheinlich die nördliche Gränze ihre Verbreitungszone erreicht.

Das Thal der Beni Mezab ist eine von den Plateauspalten die bei Wargla zusammenlaufen. Die Hochebene selbst ist ein entblößter Fels, wo höchstens einige Gräser und die judäische Artemisia, ein aromatischer Thymian, ihr Leben fristen. Sie sind aber so dünn gesäet daß man sie erst in nächster Nähe erkennt, und daß sie auch nicht die röthliche Farbe des Bodens zu brechen vermögen. Trotzdem finden dort das Mufflon oder sardinische Bergschaf, und ein Gutnraschwein ihre Nahrung. In den Thälern wird das Auge durch saftigere Pflanzengestalten, durch hohe, schilfähnliche Gräser (Stipa statoides) und durch wilden Judendorn erquickt, dessen Laub ein Leckergericht für die Gazellen ist. Eine Cerastesart oder eine gehörnte Otter ist ebenfalls häufig in diesen Thälern, und hält sich am liebsten am Fuß des wilden Judendornes auf. Regenlos, wie man früher sich vorgestellt hat, sind diese Thäler der Sahara nicht. Duveyrier war selbst Zeuge eines Regengusses der 20 Minuten anhielt. Im Winter dagegen sind Wildwasser, die Menschen und Kamele mit sich fortreißen, ziemlich gewöhnlich. Seltsamerweise aber sind es nicht die Nord-, sondern die aus dem trockenen Innern kommenden Südsüdwestwinde welche den Regen bringen. Eine andere Eigenthümlichkeit ist es daß die Brunnen in dem obern Theile der Thäler mehr Wasser als in dem untern Theile geben. In Gardaya hat man diesen Vortheil der höheren Lage durch gemauerte Dämme zum Aufstauen des Wassers noch weiter ausgebeutet, zum Schaden des tiefer liegenden Melika, welches jetzt nur bei Ueberschwemmungen bewässert wird. Wo es Wasser gibt, da lassen sich Palmenpflanzen und Gärten anlegen, so daß also die Brunnen die Mütter der Oasen werden, und in den Oasen Wasser so kostbar wie Geld und so nahrhaft wie Brod ist.

Die Beni Mezab sind aus dem südlichen Tunis vor Religionsverfolgung nach ihren heutigen Wohnsitzen entwichen, wo ihre sieben Ortschaften zusammen genommen gegen einen Jahrestribut von 45,000 Frcs. an den Commandanten von Laguat (el-Aguat) den französischen Schutz genießen. Sie sind eine der orthodoxen Secten, bei denen sich die Sitten merkwürdig rein bewahrt haben. Auch scheint ihre Ketzerei nur darin zu bestehen daß sie Gebete und Abwaschungen nicht nach den herrschenden Vorschriften verrichten. Das Lügen, bei den Arabern Afrika's die zweite Natur, wird von diesen Landeskindern verabscheut. Auch sind sie sehr reinlich, denn

Digitized by Google

nun findet bei ihnen zahlreiche öffentliche Erleichterungsorte, während in den arabischen Städten die Gassen oder die flachen Dächer der Häuser verunreinigt werden. Andererseits ist die Absperrung der Frauen bei den Beni Mezab viel strenger, auch gehören ihre Tolbas oder Geistlichen zwar zu den best unterrichteten aber auch zu den am mindesten aufgeklärten Leuten des Stammes, und ihr Pontifex, der auffallenderweise den Titel Papst (Baba) führt, war aus Widerwillen vor dem Rumi (Franken) nicht zu einem Besuche Duveyriers zu bewegen. In ihren Strafgesetzen findet sich die Todesstrafe nicht, denn selbst wenn man einen Freigelassenen, einen Mischling oder sogar einen der Beni Mezab selbst erschlägt, braucht man doch nur eine Diya oder Blutsühne von 1200 Realen (2400 Frcs.) an die betroffene Familie und 100 Realen an die Gemeinde zu zahlen, ein Geldeswerth der einer Heerde von 340 Schafen entspricht. Für die Tödtung einer muhammedanischen Frau werden 600, für eine Jüdin gar nur 400 Realen gezahlt. Erschlägt ein muhammedanischer Herr seinen Sklaven, so büßt ihn die Gemeinde um 100 Realen. Diebstähle werden mit 25 Realen Buße und Verbannung auf zwei Jahre, Schimpfreden mit 5 Francs Buße bestraft. Erfrecht sich ein Mann eine Frau auf der Straße anzureden und die Frau wird klagbar, so zahlt er nicht bloß 100 Realen, sondern wird auch auf Lebensdauer verbannt, während im Widerspruch damit ein gewöhnlicher Nothzuchtsfall nur mit vier Jahren Verbannung bedroht ist. Als strenge Muhammedaner verweigern die Tolba schon jedem Tabakraucher ehrliches Begräbniß, um wie viel mehr demjenigen der sich verleiten ließe von dem Dattelbranntwein zu kosten den die Juden verstohlen destilliren, denn auch ihnen ist dieser Nectar durch das Gesetz versagt. Die häuslichen Bedürfnisse dieser Berbersöhne sind gering und werden oft von dem Fleiß der Hausfrau allein bestritten, denn wenn diese emsig ist kann sie in 6—7, sonst in 14 Tagen, einen Burnus sticken, zu welchem sie Wolle um zwei spanische Thaler kauft, und den sie nun um 4—5 Piaster absetzt. Im Durchschnitt erwerben sich die Frauen durch ihre Handarbeiten 30 Francs im Monat, und ein Franc im Tage genügt selbst zum Unterhalt für einen Mann. Für dieses Geld und die Kost finden sich Tagelöhner so viel man will, um die Gärten und die Dattelpflanzungen zu besorgen. Auch der Handel bringt Goldregen ins Haus, denn man rechnet 15 Proc. Nutzen bei jedem Umschlag des Capitals, und mercantile Genies sollen sogar 60 Proc. erzielen. Die Tracht der Männer ist die arabische, nur daß sie nicht um den Kopf die übliche Kameelschnur tragen. Die Frauen binden ihr Haar in drei Knoten, einen auf dem Hinterhaupt und die beiden andern an den Seiten des Gesichtes. Ihr Kleid besteht aus zwei Stücken Zeug, die auf den Achseln durch Spangen verbunden und durch einen Gürtel befestigt werden. Es ist begreiflich daß in Folge dieser losen Toilette bei jeder Bewegung die Busen und die Beine bis zu den Hüften sichtbar werden. Dieß aber bringt die Damen nicht außer Fassung, da sich ja die Schamhaftigkeit der Muhammedanerin mit der Verhüllung des Gesichtes vollständig befriedigt. Die Heirathen werden außerordentlich früh geschlossen, und diesem Uebelstand gibt Duveyrier den zwergenhaften Wuchs der Frauen Schuld. Sehr rein ist dagegen bei diesen Berbern die Auffassung der Ehe, da nicht wie im Morgenland und in Afrika sonst allenthalben die Frau den Eltern abgekauft wird.

Von Metlili aus unternahm Duveyrier bekanntlich einen Ausflug nach der vorher noch von niemanden besuchten Wüstenstadt El Golea,[1] deren Dschemaa (Rath der Alten) ihn aber wie einen Gefangenen behandelte und zur Umkehr nöthigte, womit zugleich seine Absicht nach Tuat vorzudringen aufgegeben werden mußte.

Surrogate für Baumwolle.

Ein gewisser Hr. Kendall aus Maryland befindet sich gegenwärtig im Osten Amerika's um Vorlesungen über eine Baumspecies zu halten, die, wenn die betreffenden Angaben richtig sind, bestimmt ist von der höchsten Bedeutung für die Industrie des Landes zu werden. Hr. Kendall hat aus den Gebirgen Süd-Amerika's einen Baum eingeführt, dessen Heimath sich in einer Region befindet in welcher der Schnee volle drei Monate liegen bleibt, und der demnach fast überall in den Vereinigten Staaten gedeihen könnte. Hr. Kendall hat dieses die Größe des Maulbeerbaumes erreichende Gewächs mit Erfolg auf seiner in der Nähe von Baltimore befindlichen Farm gepflanzt, wo es sich als ausdauernd und beständig erwiesen. Der Baum trägt eine Schote in großer Anzahl, die reichlich mit einer Faser gefüllt ist welche in nichts der Baumwolle nachstehen soll; man glaubt daß, wenn auf seine Cultur einiger Fleiß verwendet und die Anpflanzung des Baumes allgemein wird, man eine Baumwolle bester Qualität erzielen würde, deren Culturkosten wenig mehr betragen dürfte als die ganze Arbeit des Einsammelns ausmacht. Ein New-Yorker Blatt sagt: „Daß es zwar außer Stande sey für die Richtigkeit der vorstehenden Angaben einzustehen, daß hier und dort aber eine Pflanze existire, die eine Faser besitze welche mehr oder weniger identisch mit der Baumwollfaser sey und mit Vortheil für diesen Zweck cultivirt werden könne." Die Aufmerksamkeit der Industriellen des Ostens ist diesem Gegenstande nunmehr zugewendet, und die Resultate werden nicht auf sich warten lassen. Ehe die Welt um ein Viertel Jahrhundert älter geworden, werden die Staaten, die bis dahin ausriefen: „Cotton is King," erfahren, daß die Secessionsbewegung eine Selbstentleibung war, und Jefferson Davis und Compagnie die größten Feinde, die einem nur zu glücklichen Volke erstehen konnten.

Die Secession der Südstaaten war unter keinerlei Umständen gerechtfertigt, ihre Unabhängigkeit aber hätte möglich

[1] S. Ausland 1860. S. 17.

Digitized by Google

werden können unter der Annahme daß ihre Stapelproducte ein unbegränztes Monopol behaupten würden. Von dem Augenblick an wo aber die Baumwolle aufhört der „König" der Industrie zu seyn, wird die Unverdienstbarkeit in eben dem Maße eine kostspielige Bürde als sie seither eine Quelle des Reichthums war. Ist es möglich daß das Volk der Sklavenstaaten nicht einsehen sollte, wie seine Rettung einzig und allein darin besteht so schnell als möglich Frieden mit der Union zu schließen und unter ihren mächtigen Schutz zurückzukehren? Nicht eine Conföderation, sondern nur die Vereinigten Staaten von Amerika vermögen der Baumwolle ihren ersten Rang im Markte der Welt zu erhalten.

Von England kommt seit einiger Zeit viel Baumwolle in New-York an, während sonst Baumwolle von dort nach England geschafft wurde. Der „Edinburg" brachte Anfangs October 102½ Ballen, und es folgten demselben bald 1800 Ballen. Die meiste davon war indische Suratbaumwolle, welche hinüber gesandt wurde um Experimente bei der dortigen Fabrication damit anzustellen.

Miscellen.

Omnibusverkehr in London. Der Secretär der Londoner Omnibus-Compagnie berichtete in einer officiellen Angabe, daß diese Gesellschaft 640 Omnibusse und 6600 Pferde täglich in Bewegung hält und etwa 3000 Personen beschäftigt. Es existiren 60 verschiedene Routen, und die Einnahme an Fahrgeldern in einer Woche betrug bis 13,300 Pfd. St. Das durchschnittliche Fahrgeld betrug 3¼ Pence für jeden Passagier von überhaupt 20 Millionen Passagieren. Berücksichtigt man daß dieß nur eine der verschiedenen Omnibus-Compagnien ist, so ist dieses Resultat des raschen Wachsens dieses Verkehrs ein erstaunliches, wenn man noch bedenkt daß verhältnißmäßig kurze Zeit seit der Einführung dieser öffentlichen Fuhrwerke verflossen ist. Vor etwa 30 oder 40 Jahren sah man Shillibeer's ersten Omnibus — ein sonderbares, unförmliches, kastenartiges Fuhrwerk mit schmalen Fenstern, denn große Glastafeln waren damals kostbar — von der Bank bis Paddington fahren, für 1 Shilling 6 Pence die Person. Bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Newgate-Straße, Cheapside, der Fleet-Straße und anderer engen Durchfahrten, würde eine Vermehrung des jetzigen Verkehrs vollständige Stockungen zuwege bringen, so daß man auf ganz neue Mittel sinnen müßte. (Polyt. Journ.)

•

Ueber den Einfluß des Windes auf den Barometerstand. Hr. Montigny hat der königlichen Akademie in Brüssel die Resultate seiner Untersuchungen über den Einfluß des Windes auf das Gewicht der Atmosphäre vorgelegt. Er bemerkt daß das Barometer im allgemeinen am tiefsten steht, wenn der Wind sehr stark geht. Er suchte zu ermitteln ob diese Druckverminderung von der directen Wirkung des Windes auf das Barometer herrühre, oder ob der Zusammenhang dieser Erscheinungen nur scheinbar und die Folge einer einzigen Ursache sey, die sowohl auf die Windverstärkung wie auf das Sinken des Barometers wirke. Um auf die wahre Theorie zu kommen, verglich er die Höhen zweier Orte wie sie aus den gleichzeitig an beiden Orten bei schwachem und bei starkem Winde beobachteten Barometerständen folgen. Auch verglich er die Veränderung des Barometerstandes während der Stürme mit den Veränderungen in der Windgeschwindigkeit. Aus diesen Beobachtungen zieht er den Schluß daß atmosphärische Ströme das Barometer um so mehr zum Fallen bringen, je heftiger sie sind. Hieraus wird man den niedrigen Stand des Barometers an gewissen Orten erklären können, vielleicht auch da wo die Passatwinde herrschen, unter der Bedingung daß man sowohl den oberen wie den unteren Luftstrom berücksichtigt. Hr. Montigny zieht folgende Schlüsse aus seinen Beobachtungen: 1) Der Höhenunterschied von zwei einander nahe gelegenen Orten, wenn derselbe aus den Barometerständen, zur Zeit wo kein Wind oben oder unten in der Atmosphäre herrscht, abgeleitet wird, weicht wahrscheinlich wenig von der Wahrheit ab. 2) Die Höhe von entfernten Orten, welche auf derselben Ebene oder nahe an derselben verticalen liegen, wie sie abgeleitet wird aus barometrischen Messungen während des Windes, weicht im allgemeinen von der Wahrheit ab; die Abweichung wächst oft mit der Windstärke oder wechselt mit der relativen Stärke der Winde an beiden Orten. 3) Abweichungen in den Höhenunterschieden mancher Orte, wenn dieselben aus Barometerbeobachtungen unter dem Einfluß verschiedener Winde hergeleitet werden, sind zum Theil der Wirkung der verschiedenen Windstärke zuzuschreiben. 4) Die stündlichen Correctionen welche correspondirende Beobachtungen bei der Höhenmessung mittelst des Barometers nöthig machen, werden wahrscheinlich zum Theil durch die Veränderungen veranlaßt, welche die Windstärke zu den verschiedenen Tagesstunden erleidet. (Mechanics' Magazine, Jul. 1861, S. 18.)

•

Veränderung der Lichtstärke im Canopus. Darf man einem chilenischen Astronomen, der kürzlich dem Pater Secchi in Rom geschrieben hat, Glauben schenken, so bereicherte sich der südliche Himmel um einen neuen veränderlichen Stern, Canopus, vom Schiff Argo. Wie es scheint, wird dieses bereits so glänzende Gestirn noch glänzender, so zwar daß es an Glanz alle gegenwärtig bekannten Sterne, mit Ausnahme natürlich der Sonne, übertrifft. Das Interesse der Beobachtung wird hauptsächlich im Studium der Perioden, wenn sie nicht allzulang sind, und der verschiedenen Glanzes- und Färbungsgrade bestehen. (La Science Pittoresque.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. Augsburg, 24 November 1861.

Karl Johann Anderssons Entdeckung des Okavango-Stroms (Südafrika).

Der Schwede Andersson, der 1850 in Galtons Begleitung Ondonga das Land der Ovambo-Neger entdeckte und vom Damaralande aus ins Innere Südafrika's bis zum 18° südlicher Breite und 16° östlicher Länge vorgedrungen war, später dann allein aus dem großen Namaqualand quer durch das Festland in ostnordöstlicher Richtung die Kalahariwüste kreuzte und den Ngami-See erreichte, hat nach fünf Jahren abermals einen Bericht erscheinen lassen über seine neueste und wahrscheinlich seine letzte Entdeckung.[1] Seine Gesundheit scheint nämlich völlig gebrochen zu seyn, und war bereits bedeutend geschwächt als er diesen neuen gefahrvollen Zug ins Innere antrat. Der unerschrockene Jäger, der sonst die königlichen Thiere Afrika's an ihren nächtlichen Trinkplätzen kühn aufsuchte, mit Elephanten, schwarzen Rhinocerossen und Löwen so zahlreiche heroische Kämpfe überstand, war mittlerweile so nervös geworden daß er kein Auge mehr zudrückte, wenn sich in der Nähe seines Lagerfeuers das Gebrüll herumstreifender hungriger Löwen hören ließ. Der Ausgangspunkt aller neuern Entdeckungen im westlichen Theile Südafrika's war Otjimbingué oder Barmen gewesen, zwei Missionsstationen, 30 und 40 deutsche Meilen landeinwärts am Swakop-Flusse gelegen, der bekanntlich in die Walfischbay mündet. Von dort hatten im Jahre 1857 der berühmte Elephantentödter Green und die beiden Missionäre Hahn und Rath eine gemeinschaftliche Forschungsreise nach dem von Andersson entdeckten Ovambolande unternommen. Sie wurden dort anfangs freundlich von dem Negerkönig Nangoro aufgenommen, mit dem wir durch Galton und Andersson sehr genau bekannt geworden sind. Man wird sich erinnern daß dieser Nangoro völlig die Corpulenz eines Sir John Falstaff erlangt hatte, und nicht wenig darauf sich zu Gute that, denn Fettwerden ist in den Augen seiner Völker das ausschließliche Vorrecht der Könige, so daß ein Plebejer mit einem Schmerbauch des Hochverraths bezichtigt werden könnte. Auch läßt sich die verbrecherische Absicht des Feistwerdens durch keine Toilettenkünste verbergen, weil solche Künste dort aufhören wo es keine Toilette gibt. Am Morgen nun wo die kleine Karawane, die nur 13 Waffenfähige musterte, aus Ondonga wieder abziehen wollte, wurde sie auf Nangoro's Geheiß von seinen Negern, 600 an der Zahl, angegriffen, allein die Europäer wehrten sich gegen die Pfeile und Speere ihrer Feinde mit großem Erfolge, und trieben die Ovambo in die Flucht, ohne andern Verlust als den eines eingebornen Miethlings, der beim Beginn des Handgemenges an Hahns Seite erschlagen worden war. König Nangoro büßte den Anschlag mit dem Leben, denn der Knall der feindlichen Gewehre jagte ihm solche Angst und solchen Schrecken ein daß ihn ein Schlagfluß auf der Stelle tödtete. Auf ihrem Rückzug stießen die Entdecker unter 21° südlicher Breite und 19° östlich Greenwich ganz unvermuthet auf einen geräumigen Binnen-See, Namens Onondova, dessen Umfang sie auf 25—30 englische Meilen berechneten.

Nach Greens Rückkehr brach Andersson seinerseits am 22 März 1858 von Otjimbingué nach dem Norden auf, mit dem großen Vorsatz den räthselhaften Cunene-Strom zu erreichen, der zwischen dem 17—18° südlicher Breite an der Westküste münden und angeblich tief aus dem Innern kommen soll. Die Reise selbst, wie alle früheren, unternahm unser Verfasser auf eigene Kosten, und bestritt diese wiederum durch den Elfenbeinertrag seiner Elephantenjagden. Im Ganzen bildeten 11 Personen den Stab seiner Karawane, lauter eingeborne Miethlinge, mit Ausnahme Johann Mortars, eines Portugiesen aus Madeira, und Johann Pereira's, eines halbblütigen Portugiesen aus Malabar, beide zuverlässige Leute. Außer einem alten Gaul und vier Eseln musterte man etliche Duzende Zugochsen, die in Südafrika fast die Dienste der Kamele verrichten müssen, ein Duzend Jagd- und Wachthunde, sowie 70 Häupter Schafe und Ziegen, welche letztere als wandelnde Mundvorräthe der Karawane dienen sollten. Alle übrigen Vorräthe wurden in einem Zeltwagen von Ochsen fortbewegt.

Der Zug gieng durchschnittlich gen Norden, so daß man den Omaruru im westlichen Damaralande zu kreuzen hatte,

[1] The Okavango River, a Narrative of Travel, Exploration and Adventure, London, Hurst and Blackett. 1861.

Digitized by Google

ein Fluß der dem Swakop parallel läuft und etwa 10 deutsche Meilen weiter nördlich ins atlantische Meer sich ergießt. Auf eine Strecke von 100 engl. Meilen mußte man dem Wagen mit der Axt eine Straße durch Buschland bahnen, bis man am 14 April endlich einen Hochwald ohne Dornen und mit kühlem Schatten erreichte, eine der größten Seltenheiten im Damaralande. Die Freude dauerte aber nicht lange, denn bald darauf sah man sich wieder mitten unter Reisehindernissen: Dorngestrüpp, Bodenrissen, Querthälern, Regenbetten. Am 19 April stieß man dagegen auf ein höchst malerisches Plateau, dessen Kalkwände festungsartig zu Thürmen und Mauern im gothischen Geschmack ausgearbeitet, manche hundert Fuß lothrecht aufstiegen und sich wohl auf 50 engl. Meilen weit erstreckten. Ein periodischer Regenbach am Fuß dieses Plateau's gab an beiden Ufern saftigem Pflanzenwuchse das Leben, während im Hintergrund höhere Berge und unter diesen einsam der Granitkegel Okonyenya 2200 Fuß über die Sohle der Ebene aufstieg.

In den nächsten Tagen hatte man wieder schlechten Weg, erreichte aber doch, wenn auch langsam fortrückend, Otjidambi, einen Platz mit fünf vortrefflichen Quellen. Bis dahin war man keinem menschlichen Wesen begegnet, jetzt aber stieß man auf zahlreiche Spuren von Bewohnern. Die dortige Gegend war noch vor kurzem von friedlichen Ovahererohirten bewohnt gewesen, aber ein Jahr zuvor hatte eine Bande räuberischer Namaquahottentotten die Heerden der Eingebornen weggetrieben, nicht ohne daß sich zuvor die Damaras in einem heißen Gefechte gewehrt hätten, welches den Räubern die Hälfte ihrer Anzahl kostete. Andersson stieß bei Otjidambi auf Eingeborne, die sich aber scheu aus dem Staub machten. Doch gelang es am nächsten Tage einen Damara mit seiner Frau zu überraschen. Zitternd für ihr Leben wurden sie ins Lager gebracht, wo man ihre Furcht mit Geschenken zu beschwichtigen suchte. Sie dienten auch — woran es jetzt der Karawane fehlte — als Führer zur nächsten Quelle, stahlen sich jedoch in der ersten Nacht wieder davon. Später fanden sich jedoch Damaras freiwillig ein um sich einen Führerlohn zu verdienen. Beim Fortrücken wurde man mit einer neuen Gefahr des Reisens im Damaralande bekannt, nämlich mit Busch- und Wiesenbränden, die absichtlich oder durch Sorglosigkeit, wie auf den nordamerikanischen Prairien, von den Eingebornen verursacht worden waren.

Andersson war ein paar Tagemärsche über Okaoa, einen Lagerplatz von Damaras, vorgedrungen, als seine Führer plötzlich erklärten daß sie ihren Weg nach der nächsten Quelle verloren hätten. Die Lage der Karawane war im höchsten Grade gefährlich. Es war der dritte Abend, seitdem man die Thiere das letztemal getränkt hatte. Am nächsten Morgen theilte man sich daher in verschiedene Parteien um nach Wasser umherzustreifen. So vergieng der Tag. Am Abend kehrte einer nach dem andern heim ohne Wasser gefunden zu haben. Nur zwei Parteien fehlten noch; der Reisende wagte aber nicht sie abzuwarten, sondern trat schleunigst den Rückweg an. Andersson hatte wohlweislich vom Anfang an die Wasservorräthe im Auge behalten, jetzt konnte er noch einen letzten Rest, ein paar Schluck auf jeden Mann, vertheilen. Kaum befand sich aber die Karawane auf dem Rückmarsch, als rings um sie herum Feuer aufstieg. Jeder Rückzug war den Abenteurern abgeschnitten, sie mußten daher durch die Flammen hindurch. Glücklicherweise hatte sich der Feuerwall bereits geöffnet, und durch eine Gasse hindurch erreichten Thiere und Menschen das Freie. Ihr Weg gieng freilich über noch knisternde und halbglühende Asche, und einmal erschreckte sie der jähe Fall eines brennenden Baumes quer über ihren Weg, daß Millionen Funken aufstoben und die zahlreichen Nester der gesellig lebenden Kirschbeißer (Textor erythrorhynchus) in den Zweigen wie zu einer künstlichen Illumination aufflammten. Kurz vor Mitternacht (24 Mai) erreichte man wieder einen Weiher, die Ochsen aber ließen sich dort nicht halten, sondern galoppirten noch weiter bis zu den Quellen von Okaoa, nachdem sie volle 150 Stunden ohne einen Tropfen Wasser gewesen waren (one hundred and fifty hours without a single drop of water). Der Gaul welcher sich ihnen angeschlossen hatte, verlor den Weg nach Okaoa, und wurde später von Damaraleuten gefunden, die ihn tränkten und fütterten, so daß er nach und nach sich wieder erholte. Dieses Thier, versichert uns Andersson, habe volle sieben Tage nichts zu trinken gehabt. Am nächsten Tage fanden sich auch die noch vermißten Leute bei der Karawane ein. Sie hatten wirklich Wasser gefunden gehabt, ihren Rückweg zum Lagerplatz der Karawane aber verloren, und waren von der Nacht überrascht worden. Am nächsten Tage sahen sie daß sich Andersson auf den Heimweg gemacht hatte, und folgten seinen Spuren. Unser Autor hatte indessen fest bei sich beschlossen seinen Reiseplan durch das westliche Damaraland aufzugeben, so daß also der Quellenfund unbenützt bleiben sollte. Den Abstand von Otjimbingué bis Okaoa berechnet er auf 300 engl. Meilen Weges, und von Okaoa aus hatte man abermals 300 engl. Meilen zurückgelegt, so daß, wenn man immer hätte in gerader Richtung marschiren können, diese Wegstrecke für den Hin- und den Rückweg nach dem Cunene hätte ausreichen sollen.

Nach dem Omaruruflusß zurückgekehrt änderte Andersson seinen Feldzugsplan, indem er jetzt nicht im westlichen, sondern im Centrum des Damaralandes gegen Norden vorzudringen suchte. Er schickte deßhalb Pereira mit dem Wagen, der einige Ausbesserung bedurfte, nach der Mission Otjimbingué zurück, während er selbst landeinwärts am Omarurn bis zur Quelle dieses Flusses hinaufzog und dann hinübersetzen wollte nach dem Omuramba Ua' Matako, einem Fluß dessen Lauf nordöstlich nach dem Innern des Festlandes gerichtet ist. Dort sollte ihn der Wagen wieder einholen.

Das westliche Damaraland, auf dessen weitere Erforschung Andersson jetzt verzichtete und mit dem wir durch ihn zum erstenmale bekannt werden, heißt bei den Eingebornen Kaoko und unterscheidet sich von dem übrigen Damaralande nur durch die Abwesenheit größerer Ebenen, sonst gleicht sich überall die Natur im westlichen Afrika, höchstens den Küstensaum ausgenommen. Kaoko ist ein hohes Tafelland von 2—4000 Fuß Erhebung über die Tiefebenen. Obgleich überall der Boden von periodischen Regenbetten durchschnitten und durch-

Digitized by Google

freſſen worden iſt, ſo gibt es doch nur wenige ausdauernde Quellen. An einzelnen Strichen iſt die Hochebene dicht bewaldet oder mit Geſtrüpp bedeckt, an andern dagegen ſteinig. Die Weiden ſind im allgemeinen vortrefflich und das Land daher geſchaffen für ein Hirtenvolk. Granit, Felſenkalk und Sandſtein ſind die herrſchenden Geſteinsmaſſen. Der Granit läuft von Nord nach Süden, tritt aber mit Ausnahme der Küſte, wo er auf 100 deutſche Meilen eine ununterbrochene Kette bildet, binnenwärts nur in abgeſonderten Maſſen in Kegel-, ſeltener in Kuppenform auf bei einer Höhe von 1000 bis 3000 F. Die Kalk- und die Sandſteinformationen dagegen laufen gegen Oſten und legen ſich in beinahe rechten Winkeln an die Granitlager. Gold ſowohl als Kupfererze kommen vor, letztere ſind zwar ſehr reich, aber die Transportkoſten für das Metall ſind ſo groß daß verſchiedene Bergwerksbauten wieder haben aufgegeben werden müſſen. Die Gebirge ſind auch reich an Eiſenerzen, an deren Ausbeutung aber natürlich noch weniger zu denken iſt als an die der Kupfererze.

Während Anderſſon bei Otutundu am Omuramba Ua' Matako auf die Rückkehr ſeines Wagens wartete, ſtieß auf ihn eine Handelskarawane von 400 Damaras, die nach dem Ovambolande zogen. Ihre Importartikel beſtanden aus Muſchel- und Perlenſchnüren, die bei den Ovambodamen guten Abſatz finden und wofür ſie von ihnen eiſerne und kupferne Geräthe als Rimeſſe einzutauſchen gedachten. Da ſich unter dieſen Damaras Leute des gefürchteten Namaquahäuptlings Jonker Afrikander befanden, ſo argwöhnte der Reiſende daß eine kriegeriſche Recognoscirung hinter dieſer Handelsunternehmung ſtecke, denn Afrikander führte ſchon längſt eine Heimſuchung der Ovambo im Schilde.

Am 29 Auguſt 1858 war der Wagen endlich eingetroffen und der Zug ſetzte ſich abermals in Bewegung. Ohne weitere Fährlichkeiten wurde der kleine See oder Weiher Omanbondé erreicht (20° ſ. Br. 17° 45 öſtl. Grw.), [1] den Anderſſon in Galton's Begleitung im Jahre 1850 entdeckt hatte: „Acht und ein halb Jahr, ruft er aus, ſind ſeitdem verfloſſen, der fünfte Theil des reifen Mannesalters! Wo ſind die einſt friſchen Wangen hingekommen? Wo die Sprungkraft des Geiſtes wie der Gliedmaßen, die mich ehedem Beſchwerden und Gefahren verlachen ließ? Wohin jene rieſenhafte Geſundheit und Stärke, die mich befähigte mit den Eingebornen um die Wette das äußerſte an Hitze und Kälte, an Hunger, Durſt und Ermüdung zu ertragen? Dahin, dahin! ach! leider auf immer!" Dieſe Wehklagen des afrikaniſchen Elephantenjägers beſtätigen nur wieder das alte Sprüchwort daß Niemand ungeſtraft unter Palmen wandelt. Auch Omanbondé hatte ſich verändert, aber zum Vortheil, denn ſtatt eines halb aufgeſogenen Weihers fand man trotz des ungewöhnlich trockenen Jahres ein gefülltes Becken von 4½ engl. Meilen Umfang, und in nächſter Nachbarſchaft wurde ein zweiter Weiher von ähnlicher Größe entdeckt, beide belebt mit allem Gethier des heißen Afrika, Elephanten, Rhinoceroſſen, capländiſchen Ellenthieren, Kudus, holländiſchen Gemsböcken, Zebras, Pallahs, Löwen u. ſ. w. Natürlich gab es Jagden und Jagdabenteuer nach Auswahl, und in Folge deſſen erſchienen denn auch auf der Speiſekarte unſeres Nimrods einige ganz aparte Gerichte. „Heute, ſchreibt er unter andern, aß ich Löwenbeefſteaks und Rhinocerosfilet." Bis dahin hatte der Reiſende Löwenfleiſch noch nicht gekoſtet, fand es aber ſehr ſchmackhaft und ſaftig, nicht unähnlich dem Kalbfleiſch. Mit dem Rhinoceroslendenbraten war er ſchon beſſer vertraut und rechnete ihn längſt zu ſeinen Lieblingsgerichten.

Am 25 Sept. brach Anderſſon wieder auf in der Richtung vorläufig nach Okamabuti (19° 30′ ſ. Br. 18° 20′ öſtl. Grw.), dem öſtlichſten Punkte den er 1850 mit Galton erreicht hatte. Unterwegs ſtieß er wieder auf die oben erwähnte Damarakarawane, und beſchloß, da er einerlei Weg hatte, bis zu den Otjirokaku-Bergen ſie zu begleiten. Er geſteht uns daß ihn auch einige galante Motive zu dieſer Reiſeanordnung bewogen, denn er ſchaute ſich die Damarabirnen wohlgefällig an, die als Laſtthiere der Karawane im Gänſemarſch oder in Geſellſchaften mit Bündeln auf dem Kopf über den Raſen — denn Raſen gibt es dort — dahin zogen. Er bekennt aber aufrichtig daß er bei dieſen jungen Damen keinen großen Eindruck gemacht habe. Sie geſtanden ihm daß er vielleicht bonne fortune gefunden hätte, wenn er „wenigſtens ſchwarz" geweſen wäre. Ein bißchen weniger Kleider am Leibe und ſtatt deſſen einen Anſtrich von Fett und Ocher würde ihm viel beſſer geſtanden ſeyn. „So mußte ich denn, ſchließt er launig, zum erſtenmale mich über meine kaukaſiſche Abkunft und über mein ſauberes Hemd beklagen." Uebrigens kehrte er bald wieder nach dem Omanbondé Weiher zurück und beſchloß dort längere Zeit zu lagern, ehe er ins Innere aufbräche. Er hatte nämlich ſo viel Elfenbein erbeutet daß er aus ökonomiſchen Rückſichten Pereira mit dieſem koſtbaren Vorrath nach der Miſſionsſtation Otjimbingué zurückſendete, während er ſelbſt die Endmonate des Jahres am Omanbondé zuzubringen gedachte.

Gegen Ende November kamen am See große Züge von Schwalben vorüber. Dieſe Geſchwader dehnten ſich oft in der Länge 1½ bis 2 engliſche Meilen aus, und bedeckten gleichzeitig einen Raum der etliche hundert Fuß breit und anſcheinend ebenſo tief war. Hier haben wir alſo das Gegenſtück zu dem Zahlenreichthum der wilden Tauben in Nordamerika, der nur nach Millionen ſich ſchätzen läßt. Es währte nicht lange, ſo kehrte auch die Damarakarawane zurück. Sie war nämlich von den Vorpoſten der Ovambo angehalten worden, mit der Weiſung daß ſie erſt bei Tjipanga, Nangoro's Nachfolger auf dem Königsthron, um Erlaubniß zur Weiterreiſe bitten müſſe, und nach etlicher Zeit war ihr der Beſcheid verkündigt worden, daß ſie „unter keiner Bedingung" das Land betreten dürfe. Die Ovambo hatten ſich gleichwohl bei den Damaras eifrig nach dem „weißen Mann" (Anderſſon) und ſeinen Reiſeanſchlägen erkundigt, denn ſeitdem ſie die Bekanntſchaft der HH. Hahn und Green gemacht, war

[1] Alle Ortsangaben ſind nach Anderſſons Karte des Damara- und Namaqualandes gegeben, da eine Karte zu ſeinem neuern Werke bitterlich vermißt wird.

Digitized by Google

ihnen schon der Schatten eines Europäers unheimlich geworden. Sie beklagten sich auch über die ungentile Art der europäischen Kriegführung, „denn wenn wir," meinten sie naiv, „ein Assegai schleudern oder einen Pfeil abdrücken, so sieht man die Geschosse durch die Luft fliegen, aber bei den Schießgewehren wird nur ein aufblitzendes Feuer sichtbar." Das aber wollten sie nicht gelten lassen.

Andersson gewann den Häuptling der Damaras, die zu Jonker Afrikander gehörten, als Führer. Er hatte nämlich längere Zeit am Omanbondé gelebt und kannte daher jene afrikanischen Räume vortrefflich. Nur war mit dieser Werbung der Uebelstand verknüpft daß der Häuptling in seinem Gefolge eine Anzahl Frauen und Sklaven mitnahm. Indessen gab man ihm zu verstehen daß nur er und zwei Personen seines Hausstandes auf Kost von Seite des Miethherrn zu rechnen, die andern für sich selbst zu sorgen hätten. Bei dieser Gelegenheit äußert Andersson seine Verwunderung daß Livingstone behauptet habe, nie seyen Weiber die Ursachen von Fehden in Afrika gewesen. Der schwedische Reisende fand das Gegentheil, gerade so wie Du Chaillu bei den äquatorialen Küstenstämmen.

Am 5 Jan. 1859 nach Pereira's Rückkehr aus den Missionen schied man vom Omanbondé und suchte das Flußbett des Omuramba U'Ovambo (also des Ovamboflusses) auf, welches die HH. Green und Hahn zuerst entdeckt, und für ein Seitengewässer des mysteriösen Cunene gehalten hatten. Da Greens Reiseroute immer noch östlich von ihnen lag, so mußten sie diesen Fluß früher oder später kreuzen, wenn sie nördlich zogen und der U'Ovambo sich in den Cunene wirklich ergoß. Die Regen waren sehr reichlich gefallen, aber die Verdampfung im tropischen Afrika ist eine so ungewöhnlich rasche, daß Weiher von 40—50′ Länge und mehreren Fußen Tiefe in Zeit einer Woche völlig austrockneten. Da nun kein Regen mehr fiel, so waren die meisten Lachen in dürren Sumpfboden verwandelt, und als man am 16 Jan., wie sich später ergab, auf den wirklichen Omurambo U'Ovambo stieß, fand man nur ein trockenes Flußbett mit der Richtung von Süd nach Norden, das so unbedeutend erschien und so wenig den gehegten Vorstellungen entsprach daß Andersson den Ovambofluß noch weiter gegen Norden zu suchen fortfuhr. Bis dahin war die Bodengestalt der Fortbewegung des Wagens nicht hinderlich gewesen, und man war auch bisweilen durch malerische Landschaften gezogen wo es nicht an Wald- und an Fruchtbäumen fehlte. Zwei Märsche jenseits des Ovamboflusses gerieth man jedoch in Dornengestrüpp und auf Sand, so daß man sich abermals bequemen mußte mit der Axt einen Pfad zu brechen. Solange man sich auf Kalkboden gehalten hatte, gab es hinreichend Quellen und manchen schönen Weiher. Diese aber blieben nach und nach ganz aus, und zwei Tage war man gänzlich ohne Wasser für die Thiere gewesen bevor man wieder auf eine Regenlache stieß. Eine nicht geringe Plage auf dieser Wegstrecke war eine Art „giftiger" Bremsen, welche Mann und Thier angreifen und nach jedem Stich eine blutende Verwundung hinterlassen, so daß bisweilen der Wanst der armen Ochsen mit einer zusammenhängenden Masse geronnenen Blutes überzogen war. Nach den Aussagen der Buschmänner soll bisweilen das Vieh und sogar Raubthiere den Stichen dieser Insecten erliegen. „Giftig" aber kann, streng genommen, dieses Ungeziefer nicht seyn. Zugleich müssen wir aufmerksam machen daß Andersson seine Entdeckungsreise hin und rückwärts mit seinen Ochsengespannen vollenden konnte, woraus man mit Sicherheit schließen darf daß im Damaraland die Zetzefliege nicht haust, deren Namen Andersson diesmal gar nicht nennt, während er in seinem frühern Werke, Lake Ngami, uns zuerst genauer mit diesem wahrhaft giftigen schon durch den ersten Stich Roß und Rind tödtenden Insect bekannt gemacht hat.

Bis zum 7 Febr. blieb Andersson auf seinem letzten Lagerplatz liegen, beschäftigt mit der Jagd auf Elephanten, deren Fleisch getrocknet als weiterer Reisevorrath mitgenommen werden sollte. Mittlerweile waren auch wieder Regen gefallen, so daß es an Wasser nicht fehlen konnte. Die nächsten zwei Tage rückte man gleichwohl nur eine Wegstunde vor, weil man genöthigt war eine Straße durch den Wald zu hauen. Um einen Begriff von diesen Mühseligkeiten zu geben, zählte Andersson auf 300 Schritt (Yard) 170 Büsche die niedergeschlagen werden mußten, also je 1000 auf die engl. Meile. Jeder Busch bestand durchschnittlich aus vier Stämmen von Finger- bis zu Mannsschenkeldicke, so daß durchschnittlich wieder 12 Axthiebe zur Wegräumung eines Busches erforderlich waren, also je 12,000 Axthiebe für jede engl. Meile. Bei solchen Hindernissen kam man nur im Schneckenschritt vorwärts. Von Abstand zu Abstand stieß man zwar auf Omurambas, d. h. auf trockene Rinnsale, die sich in der Regenzeit mit Bächen füllen. Ihr Boden war auch frei von Gestrüpp und ziemlich eben, also einladend für eine Wagenreise, leider aber zogen sie sämmtlich mit einem auffallenden Parallelismus von Ost nach West. Andersson beschloß gleichwohl in einem solchen Omuramba gegen Westen zu ziehen, bis die Bodenbeschaffenheit ihm wieder ein nördliches Vordringen verstatten würde. Am 18 Febr. jedoch endigten alle Spuren von Regenbetten in einer dicht bewaldeten sandigen Ebene, wo man bis in die Knöchel in den weichen Boden einsank, und das Wasser völlig zu mangeln drohte. Ein glücklicher Zufall aber führte auf den Pfad der Karawane einen stattlichen Buschmannshäuptling, Namens Kaganda, der den HH. Green und Hahn auf ihrem Zug nach dem Ovambolande als Führer gedient hatte, und der sich gegen das Versprechen daß Andersson ihm einen Elephanten schießen wollte, den Reisenden anschloß und ihnen Regenlachen zur Befriedigung ihres Durstes verrieth. Wie uns erst kürzlich Petherick belehrt hat, gewähren hohle Baobab-Bäume in Kordofan den Eingebornen die Dienste von Cisternen, indem sie getreulich das Wasser der Regenzeit aufbewahren. Einen ähnlichen Dienst leistet im nördlichen Damaraland ein Baum, den uns Andersson nicht weiter beschreiben kann als daß seine Blätter denen unsrer Trauerweiden gleichen sollen. Ein Stamm dieses Baumes wurde gemessen und besaß einen Umfang von 15 Fuß 3 Zoll. In dem hohlen Innern dieser stattlichen Pflanzenkörper sammelt und erhält sich das Regenwasser frisch, so daß

Digitized by Google

die durstigen Eingebornen mit Schilfröhren diese Vorräthe aufzusaugen pflegen. Das Land umher wimmelte von Elephanten, die nach dem Ausdruck der Eingebornen „dicht wie Rinderheerden" einherwandelten. Auch stieß man einmal auf die Leiche eines Elephantenweibchens, welches der Blitz erschlagen hatte. Für Andersson war dieser Anblick etwas neues, die Eingebornen aber versicherten ihm daß sie öfters solche erschlagene Thiere anträfen.

Kaganda's Ortskenntniß reichte nicht allzuweit, um sich daher neue Führer zu verschaffen, überfiel man ein Werft (Lagerplatz) von Buschmännern und griff aus den Gefangenen, die man übrigens durch Geschenke zu beruhigen suchte, etliche zu Führern heraus. Um rascher vorwärts zu kommen, ließ Andersson den Wagen bei einem Weiher zurück und brach nur mit der Hälfte seiner Leute auf, denn jetzt, nach allen Aussagen, mußte er sich in der Nähe des Flusses befinden. Am ersten Abend brachten die Führer den Reisenden nach einem Werft ihres Stammes von 20—30 Hütten. Der Häuptling dieser Buschmänner war ein aufgeweckter Bursche, der Andersson die tröstliche Versicherung gab daß er in anderthalb Märschen schon den Strom erreichen würde. Was für eine Art von Gewässer es seyn werde, ließ sich noch nicht errathen, denn sich widersprechend schilderten die einen es als ein gewöhnliches Omuramba, ein periodisches Regenbett mit staffelartig vertheilten Wasserrückständen, die andern als einen mächtigen und ausdauernden Fluß.

Am nächsten Morgen brach der Entdecker zeitig auf und erreichte bald ein Omuramba, Namens Ombongo, das eine beinahe streng nördliche Richtung hatte und, mit einer Reihe von Wasserlachen gefüllt, der erste wirkliche periodische Wasserlauf war, auf dem man seit 150 engl. Meilen wieder stieß. Auch fanden sich in seinem Bett Quellen, dergleichen man nicht mehr gesehen, seit man den Kalkboden verlassen und den Sandboden betreten hatte. Die nächste Nacht brachte, wie man sich wohl denken kann, Andersson in größter Aufregung zu, denn es handelte sich um eine wichtige Entdeckung, vielleicht um die goldene Medaille der Londoner geogr. Gesellschaft. Als man am zweiten Tage sechs Stunden marschirt war, hielten die Buschmänner still, um aus ihren Köchern je zwei oder drei Pfeile zwischen Bäumen zu verstecken. Auf Befragen erklärten sie daß die Ovakangari, d. h. die Neger am Strom Okavango sich wenig Gewissen daraus machten arme Buschmänner zu plündern, und sie es daher für rathsam erachtet hätten sie nicht durch jene neuen und werthvollen Geschosse in Versuchung zu führen. Man war nach dieser kurzen Rast noch nicht sehr weit vorwärts gekommen, als der Horizont von dunkelblauen Höhenzügen begränzt wurde. Ein paar Minuten später öffnete sich die Aussicht auf eine große Wasserfläche in der Ferne, und nach 20 Minuten stand man am Ufer eines stattlichen 200 lange Ellen breiten Stromes. Anfangs glaubte Andersson dieß müsse der Mukuru Mukovanja seyn, von dem er bei den Ovambo gehört hatte daß er westlich, also der Küste zu fließe. Beim nähern Beobachten aber entdeckte er staunend daß dieser Fluß nicht westwärts, sondern ostwärts in das Festland hineinfloß, daß er jedenfalls nicht an dem Ufer eines atlantischen Gewässers, sondern vielleicht an einem Nebenflusse stand der zu dem großen und räthselhaften Gebiete des Zambesi gehörte, so daß also der schwedische Reisende die Gränze des Livingstone'schen Afrika's erreicht hatte. Der Strom, der von den Eingebornen Okavango genannt wird, enthüllt uns ein großes Geheimniß der südafrikanischen Hydrographie, daß nämlich die Wasserscheide nach dem indischen Ocean auch unter sehr niedrigen Breiten ungleich näher der atlantischen als der Ostküste sich befindet. Andersson gibt zwar gar keine Meilenwerthe für seine zurückgelegten Entfernungen an, doch läßt sich aussprechen daß der Punkt, wo er auf den Okavango stieß, zwischen dem 17 und 18° südl. Br. und zwischen dem 17 und 19° östl. Greenw. gesucht werden müsse.

Alle Dörfer der Ovakangari oder der Stromneger lagen am jenseitigen nördlichen Ufer, und man mußte daher warten bis von drüben etliche Kähne abstießen, was aber erst nach zweistündigem Hinüber- und Herüberrufen erfolgte. Die Fahrzeuge waren gefüllt mit Bewaffneten, die jedoch auf Zureden ihr Kriegsgeräth weglegten. Diese Neger gehörten zu einem stattlichen wohlgestalteten Menschenschlag, reichlich von Fett triefend und mit Ocher beschmiert, sonst, wie sich später ergab, in Kleidung oder vielmehr in Mangel an Kleidung, in Sitten, Einrichtung und selbst in der Sprache den feldbauenden Ovambo ähnlich, auf deren Beschreibung in Lake Ngami Andersson uns verweist.

Die Eingebornen kehrten in den Booten nach ihrem Dorf zurück, schickten aber am nächsten Tag ihren Gästen eine Kuh sowie ein paar Körbe mit Mehl, nebst Früchten. Gleich nach seiner Ankunft hatte Andersson eine Botschaft an Chikongo, den Großhäuptling der Okavangari, abgehen lassen, auf welche er am dritten Tage die Antwort erhielt daß der Negerfürst ihn gern in seinem Dorf, welches weiter südwärts am Flusse lag, zu begrüßen wünsche, da er selbst nicht im Stande sey zu ihm zu kommen. Der Entdecker erklärte seine Bereitwilligkeit diesem Rufe zu folgen, wartete aber vergeblich am nächsten Tage auf Fahrzeuge die ihn befördern sollten, wurde vielmehr, als er den Eingebornen mit dem Zorne Chikongo's drohte, von ihnen ausgelacht und ihm dabei bedeutet, daß wenn auch Chikongo Beherrscher der Nation sey, doch jeder einzelne thun könne was er wolle. Schließlich bequemten sich die Ovakangari dem Reisenden ein elendes Canoe zu senden, worin nur er und der Fährmann Platz hatten. Dieser letztere ließ sein Fahrzeug nicht mit dem Strom schwimmen, der $2^1/_2$—3 englische Meilen Geschwindigkeit besitzen mochte, sondern hielt sich an den Ufern, um vor jeder Ortschaft beizulegen und den Eingebornen, wie ein Menageriewärter eine fremde Bestie, den Weißen zu zeigen. Diese lästige Schaustellung gewährte dem Reisenden nur den einzigen Vortheil daß er das neugierigere Geschlecht bis zum Ueberdruß mustern konnte. Selbst ohne den Lack von Fett und Ocher, welche nach Negerbegriffen den Körperreizen ein unentbehrliches Arom hinzufügen, wären etliche Exemplare des zarten Geschlechtes vollendete Sinnbilder der Häßlichkeit gewesen, ja man hätte sie mit ihren aufrechtstehenden Haarknoten für Furien halten können, hätte ihren

Digitized by Google

breiten flachen Gesichtern mit den Bullenbeißerlippen und ihren feisten viereckigen Gestalten nicht alles Furienhafte gefehlt. Der Fluß selbst gewährte viele anziehende Punkte. Hin und wieder stiegen Inseln auf, die von Alligatoren und Flußpferden als Lieblingswohnsitze erkoren worden waren. Kornfelder und kleine Haine von Fruchtbäumen wechselten in der Thalsohle, während die Anhöhen mit einem hohen dunkelbelaubten Walde bedeckt waren. An verschiedenen Stellen belebte den Fluß zahlreiches Wassergeflügel, unter dem sich eine Gänseart von Riesengröße, die aufrecht stehend 4 Fuß erreichte, besonders bemerkbar machte. Leider mußte nur der Reisende eine kalte und windige Nacht nicht eben sehr behaglich im Freien unter einer Sycomore zubringen, denn erst am zweiten Tag um 11 Uhr wurde das Reiseziel erreicht.

Chikongo's Residenz besteht aus einer großen Anzahl eng zusammengerückter Hütten von Bienenkorbgestalt, wovon jede durch einen Zaun von ihren Nachbarn abgesondert ist, während ein starkes Pfahlwerk für die Sicherheit der Ortschaft sorgt, die also äußerlichen Bedrohungen ausgesetzt seyn muß. Der Oberhäuptling unterschied sich äußerlich wenig von seinen Unterthanen, nur daß es ihm nicht an Perlen- und Spangenschmuck fehlte, und von seinem Gürtel etliche hübsche Dolchmesser einheimischer Erzeugung herabhiengen. Ein Eingeborner, welcher des Sitschuana (Sprache der Bitschuana) vollständig mächtig war, diente als Dolmetscher. Der Oberhäuptling empfieng den Reisenden sehr freundlich, und bedauerte nur daß er ihn aufnehmen müsse wie ein Buschmann, d. h. wie ein Bettler, da ihm eine Räuberbande von Makololos all sein Vieh geraubt hätte. So sind also die Makololo allüberall die Plage des mittleren Südafrika, und wir müssen unsere Zuneigung für diesen sonst tapfern und gastlichen Stamm, mit dem wir durch Livingstone so befreundet worden sind, beträchtlich herabsetzen. Auch von den Mambari oder schwarzen Kaufleuten aus dem portugiesischen Benguela empfangen die Ovakangari Besuche, jedoch friedlicher Natur. Von der Küste kommen Glasperlen, Flinten, Munition, und als Rückfracht dienen die beiden Stapelartikel Innerafrika's Sklaven und Elephantenzähne. Leider bringen aber jene Karawanen auch Branntwein ins Innere, dem von den Ovakangari leidenschaftlich nachgefragt wird. Bei ihren nächsten Nachbarn setzen die Stromneger ihre Gewerbs-Erzeugnisse ab, nämlich Geräthe aus Kupfer und Eisen, denn beide Metalle finden sich im Norden des Okavango. Die Nachbarn der Ovakangari aber sind gegen Westen die Ovamboneger, ihre Vettern, denen sie an materieller Civilisation vollständig gleichen, im Osten die Bawicko's, deren wohlbekannte Hauptstadt Libebé heißt. Im Süden dagegen liegen öde Strecken, nur von Buschmännern oder ausgeplünderten Ovaherero bewohnt.

Nach dreitägigem Aufenthalt bei Chikongo kehrte Andersson wieder mit seinen Gefährten zu seinem Wagen zurück, um diesen ebenfalls nach dem Fluß zu bringen. Am nächsten Tage schon stellten sich bei ihm die Anzeichen eines bösartigen Fiebers ein, und nicht lange nachher wurden fünf von den sechs Begleitern die mit ihm am Okavango gewesen waren ebenfalls ergriffen. Einer davon starb schon am dritten Tage. Gleichwohl setzte man sich einem zweiten Aufenthalt am Strome aus, denn Andersson hatte seinen Gedanken nach Norden vorzudringen noch nicht aufgegeben. So blieb er denn einen ganzen Monat lang am Okavango, aber vergeblich hoffte er daß sich seine Leute erholen sollten. Es wurde vielmehr mit ihm und mit ihnen schlimmer und schlimmer, so daß er endlich doch zum Abzuge genöthigt wurde. In den Monaten Juni, Juli, August hält der Entdecker den Aufenthalt am Strome für minder ungesund, im Frühjahr dagegen, wo die Wasser fallen und die Lagunen und Sümpfe austrocknen, erfüllt sich die Luft mit giftigen Gasen. Um diese Zeit gerade halten die Eingebornen eine reiche Ernte an Fischen, die sie nicht mit Netzen sondern in Fallen verschiedener Art zu fangen pflegen und an denen der Okavango sehr reich ist, denn Andersson zählte nicht weniger als 20 Arten, welche sämmtlich nicht bloß eßbar, sondern sogar äußerst schmackhaft waren.

Am 6 Juni gieng die Karawane wieder auf ihrem alten Pfade rückwärts, nicht ohne daß sie neuen Fährlichkeiten ausgesetzt werden sollte. Eines Tages kamen etliche Buschmänner in Andersons Lager um auszukundschaften ob sich in der Nähe hinreichend Wasser für eine Rinderheerde finde, die einer Streifpartei von Ovambo's gehörte, welche sich nur zwei Märsche entfernt gelagert hatten. Da Pereira abermals nach den Missionen geschickt worden war und man seine Rückkehr an jener Stelle abwarten wollte, so sah sich Andersson dieser verdächtigen Banden wegen genöthigt sein Werft mit einem vierseitigen Wall von Dorngebüschen zu umgeben, die grün abgeschnitten wurden damit sie nicht niedergebrannt werden konnten. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn in den nächsten Nächten giengen rings um das Lager bald hier bald dort Buschbrände auf. Einmal wälzte sich die Gluth in solche gefahrvolle Nähe daß nur ein glücklicher Wechsel des Windes das schlimmste abwendete.

Eines Morgens erhielt Andersson den Besuch eines Häuptlings der wegen ihrer Verrätherei so gefürchteten Ovambo. Der Mann hieß Chikongo, wie der Fürst der Ovakangari, und kam mit 60 bewaffneten Begleitern, von denen acht Musketen trugen. Er behauptete von Tjipanga, dem König der Ovambo, wegen seiner Zuneigung zu den Europäern, deren Handel er begünstigen wollte, außer Landes vertrieben worden zu seyn. Gleichwohl blieb der Reisende vor diesem europasüchtigen Manne auf der Hut, nahm eine Einladung nach seinem nur drei Märsche entfernten Dorfe nicht an, und sah ihn nach etlichen Tagen mit innerm Vergnügen wieder abziehen. Große Freude verbreitete die Rückkehr Pereira's am 17 Nov. im Lager, denn er brachte obendrein die Botschaft daß der Elephantenjäger Green seinem Freunde zu Hülfe herbeizöge. Ohne daß er eine Ahnung davon erhalten, hatte dem Reisenden große Gefahr gedroht. In dem nahen Ondonga, dem Lande der Ovambo, gieng es nämlich sehr unruhig zu, insofern nach Nangoro's Tod ein Successionsstreit ausgebrochen war. Sein Bruder Tjipanga hatte den Thron bestiegen der ihm gebührte, aber eine andere Partei, mit diesem Wechsel unzufrieden, lehnte sich gegen ihren neuen Herrn auf. Als nun

Digitized by Google

Pereira bei den Miſſionen anlangte, befanden ſich zufällig dort eine Ambaſſade der Legitimiſten und eine Ambaſſade der Rebellen aus Ondonga, die erſtere um ſich die Gunſt Jonker Afrikander's zu erſchleichen und über Anderſſons Anſchläge genaueres zu erfahren, die andere um den nämlichen Namaquahäuptling zu einer Intervention nach Ondonga einzuladen. Durch dieſe Leute erfuhr man daß Tſipanga zur Vernichtung Anderſſons eine Bande bereits ausgeſchickt habe, und auf dieſe Nachricht, welche Hrn. Green bei den Matibili erreichte, war der Elephantentödter in Eilmärſchen zur Rettung ſeines Freundes aufgebrochen. Glücklicherweiſe bedurfte es dieſes Succurſes nicht, denn jene Mörderbande hatte ihren Auftrag nicht ausgeführt, wahrſcheinlich weil ſie das Lager nie unbewacht fand. An dem früher viel geſuchten Omuramba U'Ovambo ſtießen die beiden Freunde wieder zuſammen, fanden aber auch dießmal das Bett des Fluſſes ganz trocken. Dort endigt auch der Verfaſſer den Bericht über ſeine Entdeckung.

Money über die Colonialpolitik der Holländer auf Java.

II.

Was die Polizei- und Gerichtsadminiſtration, die bürgerliche Rechtspflege und die Verwendung eingeborner Agenten betrifft, ſo legen wir Hrn. Money's Anſichten den größten Werth bei. Man kann die Regierung von Java in hohem Maß und wahrheitsgetreu als eine Regierung durch Holländer ſchildern, deren Hauptwerkzeug die einheimiſche Ariſtokratie iſt. Allein gerade wie der Erfolg des Culturſyſtems hauptſächlich von dem exceptionellen Umſtand herrührte daß das Land dem Staat gehörte, und die Bevölkerung nur Pächter war, ohne alle Eigenthumsrechte, ſo verdankte man den Erfolg der Gerichts- und Polizei-Verwaltung vorzugsweiſe einem andern exceptionellen Umſtande, nämlich dem daß die einheimiſche Ariſtokratie keine Grundeigenthümerin war. Die javaniſchen Vornehmen ſind Söldlinge der Regierung, und werden einzig und allein zur Handhabung der Polizei und der Rechtspflege verwendet, kommen aber mit dem Volk als Nebenbuhler, Concurrenten und Widerſacher nie in Berührung. In Indien iſt gerade der Pflanzer oder Grundeigenthümer, den man mit magiſtratiſchen und fiscaliſchen Befugniſſen auszuſtatten vorſchlägt, wirklich, bei jedem Fall der vor ihn kommt, unmittelbar oder mittelbar intereſſirt, oder argwöhnt man daß er dabei intereſſirt iſt. Dieß aber würde in Java unmöglich ſeyn.

Der Vortheil für die Maſſe des Volks, für die eingeborne Ariſtokratie und für die holländiſche Regierung iſt unermeßlich geweſen. Das Volk erhielt prompte Juſtiz, und zwar durch ſeine eigenen Häuptlinge, welche das Volk, ſeine Sitten und die Triebfedern ſeiner Handlungen auf eine Weiſe kennen wie es bei keinem Europäer der Fall iſt, und die das Volk gern in einer einflußreichen und würdevollen Stellung über ſich ſieht; die eingeborne Ariſtokratie, ſtatt in Sittenverderbniß, Trägheit und Armuth zu verfallen, welche das Loos der indiſchen Ariſtokratie geweſen, gewann von Jahr zu Jahr an Werth und Charakter dadurch daß ſie eine Beſchäftigung hatte die ihres Ehrgeizes und ihres geſellſchaftlichen Zuſtands würdig war, und die Regierung endlich iſt im Stand eine Agentſchaft zu verwenden die zehnfältig zahlreicher iſt als die Einkünfte möglicherweiſe ertragen könnten, wenn ſie den Verſuch machte durch europäiſche Agenten allein regieren zu wollen. Die Verwaltung iſt daher volksthümlich und höchlich geſichert gegen die Wechſelfälle der Verſchwörungen und Empörungen (?). In Indien haben wir ohne das Volk, oder durch bloße untergeordnete Agenten, zu regieren verſucht — durch Agenten welche weder die Belohnung noch die Abſtammung und den Rang in der einheimiſchen Geſellſchaft haben die ſo nothwenig ſind um von Seiten einer orientaliſchen Bevölkerung Achtung und Anhänglichkeit zu ſichern.

Wir wollen nun einen kurzen Abriß von dem Verwaltungsſyſtem geben. Die Dorfgemeinden ſind in Unterbezirke zuſammengeſtellt, dieſe wieder in Bezirke, die Bezirke in Regentſchaften (Abtheilungen deren Flächeninhalt etwa 30 Geviertmeilen beträgt) und die letzteren in Reſidentſchaften. Beginnen wir mit den Dörfern. Jedes Dorf wird von einem Dorfhäuptling regiert, der von dem Reſidenten nach der freien Wahl der Dorfbewohner auf ein Jahr ſeine Beſtallung erhält, und wieder gewählt werden kann. Er muß ein Inwohner des Dorfes ſelbſt ſeyn, und empfängt während ſeines Amtsjahres 8 Procent der Grundſteuer des Dorfs (für welche er verantwortlich iſt) und einen beſtimmten Antheil an den Regierungspflanzungen, um ihm Intereſſe für den Erfolg derſelben einzuflößen. Er führt ein Regiſter über die unentgeltliche Siebent-Tag-Arbeit. Er iſt für alles in ſeinem Dorfe verantwortlich, und insbeſondere mit der Handhabung der Polizei betraut. Er hat, wie jeder andere Beamte, umfaſſende Sühnungsbefugniſſe, und jede Streitigkeit muß zuerſt vor ihn und den Rath der Dorfälteſten gebracht werden. „Wenn es ihm nicht gelingt eine Streitigkeit freundſchaftlich zu ſchlichten, ſo macht der Kläger ſeinen Proceß gerichtlich anhängig, bei deſſen Verhandlung der Dorfhäuptling die Zeugen vorzuführen, und über den Charakter jedes ſeiner Dorfbewohner ſich zu äußern hat, um ſo den Gerichtshof in Stand zu ſetzen die Ausſagen eines jeden Zeugen würdigen zu können.“ Dieſe Befugniß und die Nutznießung machen einen ſolchen Poſten höchſt wünſchenswerth, und es iſt daher ſehr klug daß die Wahl eines ſolchen Dorfvorſtands der Gemeinde überlaſſen iſt, und daß deſſen Wiederwahl von ſeinem guten Benehmen abhängt, während die ſchlüßliche Gutheißung ſeiner Wahl durch den Reſidenten eine Bürgſchaft bietet gegen die Wahl eines ungeeigneten Mannes. Wir kennen nichts bewundernswerther berechnetes als dieſe Vorſichtsmaßregel die geſammte Bevölkerung für die gehörige Handhabung der Rechtspflege und der Polizei zu intereſſiren, und wiſſen auch nichts was geeigneter wäre heilſame Geſinnungen in Betreff der Entdeckung und Beſtrafung von Verbrechen in unſern bengaliſchen Dörfern

Digitized by Google

herbeizuführen, und dem furchtbar verdorbenen und verderbenden System der bengalischen Polizei zu steuern.

Eine Gruppe Dörfer bildet einen Unterbezirk, der unter einem Beamten steht welcher den Namen Mantrie [1] führt. Die Mantries sind Verwandte der verschiedenen Häuptlinge, und werden von ihnen aufgestellt um als ihre Gehülfen zu handeln, Botschaften zu bringen und die Ausführung der ertheilten Befehle zu überwachen. Alle Eingebornen von Rang beginnen ihre Laufbahn in dieser Eigenschaft, und ohne Besoldung. Aus dieser Classe wird das Oberhaupt des Unter-Bezirks ebenfalls von der eingebornen Gemeinde gewählt, und darauf erhält es einen regelmäßigen Gehalt.

Aus den verschiedenen Unterbezirken ist eine große Abtheilung gebildet, die den Namen Bezirk führt, und deren Verwaltung in den Händen eines Wedana liegt, unter dessen Befehlen die Mantries ihre Obliegenheiten, besonders die der Polizei verrichten. Die Mantries, sagt Hr. Money, „sind die Gefährten, Anhänger und Stützen des Wedana, der sich auf ihre Anzahl und ihr Aussehen, so wie darauf viel zu gut thut daß seine Mantries eines höheren Rufs genießen als die anderer Wedanas. Die Folge davon ist daß sich allmählich eine öffentliche Meinung unter ihnen bildet, und daß die Verurtheilung eines Mantrie wegen Gewalthandlungen oder Erpressung Schande auf seinen Wedana und auf seine Mit-Mantries, wie auf ihn selbst wirft.“ „Dieß sind die Männer die auf die Dorfbewohner beständig ein wachsames Auge gerichtet halten, und sie aus ihrer Trägheit aufzurütteln suchen, zur Anpflanzung nicht nur ihrer eigenen Bodenfrüchte und der Gewächse der Contrahenten, sondern auch zur Unterhaltung der Terrassirungs- und Bewässerungswerke welche für den Anbau eines großen Theils der Insel nothwendig sind. Dieß sind die Männer welche, auf den besten Pferden des Regenten von Bandong und der benachbarten Wedanas, es den Europäern bei der großen Herbst-Hirschjagd, die ich sah, im Reiten zuvorthaten, und für sich die Köpfe und Hälse aller Hirsche wegführten. Dieß sind auch die Männer welche, auf solche Weise erzogen, allmählich eine Classe anständiger Beamten bilden, die weder kriechen solange sie Mantries sind, noch sich anmaßend zeigen wenn sie einmal die Stelle eines Regenten oder Wedana einnehmen. Bei voller Kenntniß der Bedürfnisse und Wünsche der Oertlichkeit werden sie solchergestalt geeignet mit Europäern auf freundlichem Fuße zu verkehren, und die Verwaltung des Landes mit Unterwerfung, gleichzeitig aber mit achtungsvollem Unabhängigkeitssinn führen zu helfen.“ Dieß ist in der That ein erfreuliches Gemälde dessen was aus einer eingebornen Aristokratie gemacht werden kann, das sich aber kaum mit Geduld von denen betrachten läßt welche mit der Lage bekannt sind in die wir die einheimische Aristokratie unserer indischen Besitzungen gebracht haben. In unsern früheren Besitzungen sind die alten Familien beinahe ausgestorben. Ohne einen würdigen Gegenstand des Ehrgeizes dem sie ihr Leben widmen könnten, und sich schämend oder zu träg sich in Handelsgeschäfte einzulassen oder ihre Güter gehörig zu beaufsichtigen, starben sie aus unter den vereinigten Wirkungen der Schlemmerei und der Armuth. Die Personen welche die Güter derselben an sich gebracht haben, sind die Wucherer die ihnen Geld liehen, oder schlaue Anwälte und Bazaarkrämer, die vom Volk im ganzen weder geachtet noch geliebt sind. Dieses letztere bedauert bitter das Verschwinden seiner alten Aristokratie, und ist von nicht geringem Haß gegen die fremden Herrscher beseelt, deren System zu ihrer Vernichtung führte. In Audh werden wir jedenfalls diesen bedauernswerthen Fehler vermeiden.

Wie der Dorfhäuptling und der Mantrie, wird der Wedana, ebenfalls ein Beamter aus hoher Familie, von der einheimischen Gemeinde gewählt und vom Residenten bestätigt. Als ein Polizeibeamter ist er für die Entdeckung von Verbrechen verantwortlich, und ist auch Vorstand eines Gerichtshofs zur Aburtheilung kleiner Vergehen und Civilansprüche; ferner hat er die Befehle des im Rang unmittelbar über ihm stehenden Beamten, des Regenten, auszuführen. Der Wedana hält, bei Aburtheilung der Fälle, die Gerichtssitzung mit zwei oder drei andern eingebornen Häuptlingen ab, und die Entscheidung geschieht durch Stimmenmehrheit — eine Veranstaltung welche in einer morgenländischen Gemeinde, wie wir glauben, eine hohe Bürgschaft für ehrenhafte Rechtspflege bietet. Die Protokolle werden dem Regenten übersendet, der sie mit seinen Bemerkungen an den holländischen Residenten befördert, und letzteren auf diese Weise in Stand setzt eine unmittelbare Controle über dieselben auszuüben.

Die fünf oder sechs Bezirke bilden eine Regentschaft, an deren Spitze der höchste eingeborne Beamte im Lande steht — der Regent. Er ist stets ein Mitglied der vornehmsten Adelsfamilie, welche unter den früheren Souveränen den besondern Bezirk beherrschte, und mit einem Rang und Nutznießungen ausgestattet gleich den höheren holländischen Beamten. Er sitzt mit andern Häuptlingen bei Aburtheilung geringerer Vergehen im Gerichtshof.

Die letzte und wichtigste der Territorialabtheilungen ist die Residentschaft, an deren Spitze zwei holländische Civilstaatsdiener stehen, ein Resident und sein Secretär. Die Obliegenheiten des Residenten sind gerichtlicher, administrativer und finanzieller Art. Er hat seinen eigenen Residentschaftsgerichtshof, mit den Befugnissen eines Polizei- und Verhaftungsmagistrats; auch sitzt er in dem Hauptprovincialgerichtshof, wo ernstere Fälle zur Aburtheilung gelangen, mit dem Regenten und andern eingebornen Richtern; die Entscheidung hängt, wie bei den niedrigeren Gerichtshöfen, von der Stimmenmehrheit ab.

Ehe wir diese Bemerkungen schließen, müssen wir zweier sehr interessanten und besondern Züge in der Gerechtigkeitspflege Erwähnung thun, welche einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Zustand der Dinge in Britisch-Indien haben. Es ist unsern Lesern bekannt daß viele Jahre lang eine bittere Controverse zwischen den englischen nichtamtlichen und den amtlichen Classen in Bengalen über die Gleichheit vor

[1] Dieß ist das Wort von dem der unchinesische Name Mandarinen herstammt.

Digitized by Google

dem Geſetz geführt wurde. Britiſch geborne Unterthanen genoſſen das beſondere Privilegium den im Binnenland errichteten Gerichtshöfen nicht unterworfen zu ſeyn, und zwar aus dem Grunde weil ſie das Recht beſaßen nach engliſchem Geſetz und durch geſetzlich herangebildete Richter im oberſten Gerichtshofe zu Calcutta abgeurtheilt zu werden. Die Beamten hatten viele Jahre lang ſich bemüht dieſes Privilegium abzuſchaffen, weil es, wie ſie ſagten, den erſten Grundſätzen der Gerechtigkeit widerſtrebe, und geeignet ſey Mißtrauen gegen unſere Regierung in den Gemüthern der einheimiſchen Bevölkerung zu ſchaffen. Auch wandte man insbeſondere ein daß ein ſolches Syſtem unvermeidlich und ſicher zur Strafloſigkeit eines engliſchen Verbrechers führe, ſo oft der Kläger ein armer Mann und der Ort, wo das Verbrechen begangen worden, entfernt (vielleicht einige hundert engl. Meilen) von der Hauptſtadt liege.

Noch eine andere ebenfalls mit dem Princip der Gleichheit vor dem Geſetz in Verbindung ſtehende Schwierigkeit hat ſich in Indien fühlbar gemacht. Während wir die oben geſchilderte Ungleichheit zwiſchen Engländern und Eingebornen beſtehen ließen, haben wir eine ſolche Ungleichheit nie geduldet zwiſchen den verſchiedenen Rangſtufen und Claſſen der Eingebornen. Allein, wie Hr. Money richtig ſagt, unſere gegenwärtigen Ideen von Gerechtigkeit ſchließen Gleichheit in ſich, und ſind daher mißliebig bei einem Volke deſſen Leben auf Unterſcheidungen gegründet iſt, und deſſen Begriffe von Gerechtigkeit eine unterſcheidende Behandlung für die verſchiedenen Volksclaſſen erheiſchen." Er erklärt: der Umſtand daß ein Bauer und ein Edelmann in gleicher Weiſe den niedrigſten Gerichtshöfen unterworfen ſeyen, in gleicher Weiſe von „dem ſchmutzigſten und gemeinſten Diebsfänger" verhaftet werden können, und „in gleicher Weiſe vor dieſelbe Gerichtsſchranke geſtellt werden," ſey dem ganzen Volke verhaßt, und er lenkt mit vollem Recht die Aufmerkſamkeit auf die Thatſache daß dieß eine der hervorragendſten Beſchwerden bildete welche man in Lakhno im Jahr 1858 gegen uns erhob.

Da die Holländer in ihren Gerichtshöfen eine beſondere Verfahrungsart haben, ſo oft Eingeborne von Rang, ſey es als Parteien oder als Zeugen, betheiligt ſind, ſo ſteht ihnen keine Schwierigkeit entgegen zur Herſtellung beſonderer Vorrechte und beſonderer Gerichtshöfe für Europäer. Die Unterſcheidung und das Vorrecht ſind nicht, wie in Indien, auf bloße Racenverſchiedenheit gegründet — und alle zu Gunſten der fremden und herrſchenden Race — ſondern auf Rangesunterſchied, der gleich anwendbar iſt auf Europäer wie auf Eingeborne.

Der nächſte Zug in ihrer Gerechtigkeitspflege auf den wir die Aufmerkſamkeit lenken möchten, iſt die Vorſorge welche ſie dafür getroffen glaubwürdige Ausſagen zu erzielen. Es iſt bekannt wie mangelhaft die Gerechtigkeitspflege in unſern orientaliſchen Beſitzungen beſtändig dadurch wird daß die Zeugenausſagen in ſo hohem Grad unglaubwürdig ſind. Durch unſer Gleichheitsſyſtem vor dem Geſetz, und viele andere Umſtände in die wir nicht eingehen können, erdulden reſpectable Eingeborne lieber alles andere als die eingebildete Schmach perſönlich Zeugniß vor Gericht abzulegen. Daher ſind im Durchſchnitt nur die niedrigſten und mindeſt glaubwürdigen Zeugen zu bekommen. Zeugen ſind um ſo und ſo viel per Kopf mit eben ſo großer Leichtigkeit zu erkaufen wie Schafe auf einem Markt. Die Folge iſt daß, während unſere Richter und Magiſtrate behaupten ſie träfen ihre Entſcheidungen hauptſächlich nach directer Beweisführung, ſie in Wirklichkeit ihre Entſcheidungen auf alle die indirecten Beweiſe gründen die ſie zuſammenſcharren können.

In Java wird das Zeugnißablegen in einem Gerichtshofe nicht für beſchimpfend betrachtet, und um den Richter in Stand zu ſetzen den Werth der Zeugenausſage eines jeglichen kennen zu lernen, hat man dafür geſorgt daß der Zeuge in Begleitung ſeines unmittelbaren Vorgeſetzten erſcheint, der für die Identität der Perſon bürgt und ihren Charakter und ihre Glaubwürdigkeit ſchildert. Dieſer Vorgeſetzte iſt nicht, wie es in Indien der Fall wäre, irgendein unglaubwürdiger Polizeimann, ſondern der Dorfvorſtand, deſſen Ruf und Ausſicht auf Wiedererwählung verwirkt würden, wenn er unwahres äußerte oder ein notoriſch falſches Zeugniß beglaubigte. Ueberdieß wird „die Ortskenntniß welche die Richter eines Gerichtshofs ſowohl hinſichtlich der Perſonen als der Dinge in ihrer Regentſchaft beſitzen, ohne Rückhalt in Java gebraucht um die Ausſagen abzuwägen und die Wahrſcheinlichkeiten des Falls zu würdigen."

In Indien wird die Schwierigkeit zur Wahrheit zu gelangen durch die ungeheure Größe unſerer Polizei- und Gerichtsbezirke erhöht, ſo daß der engliſche Civilrichter nothwendigerweiſe über tauſend Dinge die er wiſſen ſollte ſehr im Dunkeln bleibt. In Java hat der ausgedehnte Gebrauch den man von glaubwürdigen eingebornen Agenten macht, die Regierung in den Stand geſetzt ein ſo ins Einzelne gehendes Syſtem von Oberaufſicht und Controle einzuführen, daß der höchſte Beamte eines jeden Mannes Namen, Wohnort, Charakter und Bewegungen kennen kann. Wir müſſen ſicherlich zugeben daß es die Holländer uns in Adminiſtrationsſachen zuvorgethan haben, theils dadurch daß ſie von einem orientaliſchen Geſichtspunkt aus regieren, theils dadurch daß ſie eine amtliche Ariſtokratie beſitzen die nicht Grundeigenthümerin iſt, und in hohem Grade durch den finanziellen Erfolg ihres Culturſyſtems, das ihnen einen Einkommensüberſchuß und dem Volk im Ganzen und Großen einen ſolchen Wohlſtand gewährt, daß die Verbrechen verſchwunden ſind und Zufriedenheit unter allen Claſſen herrſcht.

Rechtsinſtitutionen der Irokeſen.

2. Die Sachemwürde.

Um die praktiſche Folge dieſes Erbſyſtems, namentlich in ſeiner wichtigſten Beziehung in Betreff der Vererbung der Würde eines Sachem darzulegen, iſt es nöthig an die Errichtung des oft genannten großen Irokeſenbundes anzuknüpfen.

Digitized by Google

Zu gleicher Zeit mit der Stiftung dieses Bundes wurden 50 erbliche Sachemwürden geschaffen, und fand die Vertheilung dieser Würden unter die fünf Nationen des irokesischen Volkes in folgender Weise statt: Neun dieser Würden oder Erbämter erhielten die Mohawk, neun die Oneida, vierzehn die Onondaga, zehn kamen an die Cayuga und acht an die Seneca-Nation; zugleich wurde festgesetzt daß diese Würden oder Aemter in bestimmten Stämmen der betreffenden Nationen erblich seyn sollen, und erhielten dann einige Stämme einer Nation zwei oder mehrere solcher Sachemwürden zugetheilt, andere Stämme wieder gar keine. Welche Grundsätze bei der erstmaligen Austheilung unter die einzelnen Stämme maßgebend waren, ließ sich später natürlich nicht mehr ermitteln. Diese Würden konnten nie mehr außerhalb desjenigen Stammes und derjenigen Nation vergeben werden, welcher sie ursprünglich verliehen worden waren. Während auf solche Weise also die Sachemwürde in Betreff des Stammes absolut erblich war, so war sie doch zugleich unter gewissen männlichen Verwandten des verstorbenen Sachem, die von ebendemselben Stamme wie der Verstorbene seyn mußten, Gegenstand der Wahl. Wenn eine Sachemwürde durch den Tod ihres bisherigen Inhabers in Erledigung gekommen war, so konnte also darüber kein Zweifel seyn daß dieselbe wieder einem männlichen Mitgliede desselben Stammes von welchem der Verstorbene gewesen war, verliehen werde. Wenn der Verstorbene z. B. dem Stamm der Wölfe angehört hatte, so mußte der neue Sachem auch im Stamm der Wölfe „geholt" werden, wie die Ausdrucksweise der Irokesen lautet. Damit war nun schon entschieden daß der Sohn des verstorbenen Sachem es jedenfalls nicht war, der seinem Vater in dieser Würde folgen konnte, denn er war nicht von demselben Stamme wie sein Vater, im angeführten Beispiel also nicht vom Stamm der Wölfe, weil der Sohn immer vom Stamm seiner Mutter war, und diese konnte bekanntlich nie von dem nämlichen Stamme seyn von dem ihr Ehemann war, was alles oben gezeigt worden. Die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen im Stamm waren also seine Brüder und dann die Söhne seiner Schwestern, sie waren bei diesem Beispiel alle unzweifelhaft auch vom Stamm der Wölfe wie der Verstorbene, denn die Brüder hatten ja dieselbe Mutter wie der Verstorbene, und die Söhne der Schwestern gehörten wegen ihrer Mutter ebenfalls zum Stamm des Verstorbenen. Brüder und Neffen des Verstorbenen waren es also, welche die nächsten Erbfolge-Ansprüche bei Erledigung einer Sachemwürde hatten, aber zwischen diesen verschiedenen Berechtigten kennt das irokesische Gesetz keinen Unterschied, weder war dem Bruder vor dem Neffen, noch diesem vor jenem ein rechtlicher Vorzug in Betreff der Erbfolge in dieser Würde zugestanden; auch wenn mehrere Brüder oder mehrere Neffen des Verstorbenen vorhanden waren, galt unter diesen Verwandten der gleichen Stufe kein Vorzug des Alters. Nie wurde ein Primogeniturrecht für die Entscheidung unter den verschiedenen berechtigten Verwandten geltend gemacht, nur Wahl war es, die zwischen den in mehrfacher Zahl vorhandenen berechtigten Verwandten entschied, und diese Wahl wurde von den klugen Männern, d. h. den hervorragenden Kriegern des Stammes, und wohl zu beachten unter Beiziehung der Matronen des Stammes vorgenommen; unter diesen Matronen war es aber namentlich die Mutter des Verstorbenen, deren Stimme ein entschiedener Einfluß bei der Wahl eingeräumt wurde. Das Verfahren bei dieser Wahl war, daß nach dem Abgang eines Sachem die Wahl des Nachfolgers von den angeführten zur activen Theilnahme an der Wahl berechtigten Personen so halb im stillen so zu sagen unter der Hand vorgenommen, später aber eine feierliche Versammlung aller Sachem des ganzen Bundes abgehalten, und in dieser erst dem Erwählten die neue Würde feierlich ertheilt, d. h. eine Art Investitur vorgenommen wurde.

Diese, wie gezeigt theils durch Wahl, theils vermöge Erbrechts zu ihrer Würde gelangten Sachen sind die bürgerlichen Regenten des irokesischen Volkes mit scharfer Beschränkung ihrer Competenz auf die Angelegenheiten des Friedens. Eine andere neben der Sachemwürde noch vorkommende hohe Stellung bei den Irokesen war die eines Häuptlings, welche, wie man glauben sollte schon vor Schaffung des Instituts der Sachem da gewesen, welche aber, wie die Irokesen fest behaupten, erst später nach Creirung der Sachemwürde aufgekommen seyn soll. Diese Unwahrscheinlichkeit hebt sich wohl dann, wenn man annimmt daß die zur Zeit der Entstehung der Sachemwürde dagewesenen Häuptlinge oder Chefs — und solche muß es vor der Errichtung der Sachemwürde nothwendig gegeben haben — die ersten waren die zu Sachem erhoben wurden, was gewiß der Wahrscheinlichkeit nicht widerspricht, und daß dadurch dann allerdings eine häuptlingslose Zeit kam, in welcher die neuen Sachem, d. h. die früheren Häuptlinge wohl alles in allem waren und auch ihre Plätze vollständig ausfüllten. Erst später als durch die Erblichkeit der Sachemwürde es vorkam daß Individuen an die Spitze traten die nicht im Besitze der nöthigen Eigenschaften waren, zeigte sich die Nothwendigkeit die im Abgang gekommene Häuptlingschaft wieder neben der Sachemwürde hervorzusuchen. Diese Häuptlinge stehen aber niederer im Rang als die Sachem, ihre Würde ist nicht erblich, wird rein durch Wahl ertheilt, und ist stets Belohnung und Anerkennung für besondere Verdienste, sie erlischt vollständig mit dem Tode des Inhabers. Diesem Stande gehörten die ausgezeichnetsten Kriegshauptleute und Redner der Irokesen an, ein solcher Häuptling neuerer Zeit war z. B. Joseph Brant, mit seinem indianischen Namen Tä-yen-dä-nae-ga und Sa-go-ye wat-hä, was so viel heißt als die rothe Jacke oder Rothwams. Gegenwärtig hat die noch im westlichen Theil des Staates New-York ihre Wohnsitze habende Nation der Seneca acht Sachem wie vor Alters, welche sämmtlich ihre Würde von der ersten ursprünglichen Belehnung ihres Stammes herleiten, und neben diesen dann 70 Häuptlinge, welche durch Wahl zu ihrem Amt gekommen sind. Aus allem diesen geht hervor daß die politische Verfassung der Irokesen eigentlich eine erbliche Oligarchie war, d. h. das bürgerliche Regiment blieb in den Händen einiger wenigen Männer, welche unter gewissen durch eine bestimmte Erbfolge hiezu Berechtigten ausgewählt wurden. Und diese Oligarchie der Irokesen zeigte sich als ein sehr stetiges

Digitized by Google

systematisches, so zu sagen constitutionelles politisches Gebäude, das sehr lange viele Generationen hindurch ununterbrochen und unverändert, bei immer mehr zunehmender Stärke und Macht des Volkes bis zur Ankunft der angelsächsischen Race fortdauerte. Bis auf den heutigen Tag, obgleich nun der „Große Bund" vollständig aufgelöst ist und die einzelnen Nationen zum Theil nach allen Gegenden zerstreut sind, führen sämmtliche Sachem der Irokesen noch dieselben Titel oder Namen welche zur Zeit der Errichtung dieses Bundes für diese Würden angenommen wurden. So war Ho-no-we-na-to, was „Hüter des Gürtels" heißt, der Name oder Titel welchen einer der ersten 14 Onondaga-Sachem erhielt, und alle seine Nachfolger bis auf den jüngsten jetzt noch unter den Onondaga's lebenden Ho-no-we-na-to führten denselben. In gleicher Weise war Do-ne-ho-gä-weh, was sich etwa mit „Hüter der Pforte" übersetzen läßt, der Titel oder Name einer der ursprünglichen acht Sachemwürden bei den Seneca's. Der jetzige Inhaber dieser ebenfalls in ununterbrochener Reihenfolge bis auf den heutigen Tag fortvererbten Würde ist ein auch den christlichen Namen Ely S. Parker führender, im Dienste der Vereinigten Staaten stehender Civilbeamter, ein geborner Seneca. Bis er vor einigen Jahren zu dieser Würde von seinen Landsleuten erhoben wurde, war sein indianischer Name Hä-seh-no-an-da, der ihm dann, wie die Irokesen sagen, „abgezogen" wurde, und wofür er den obgenannten Do-ne-ho-gä-weh erhielt, unter welchem allein er jetzt bei den Indianern bekannt ist. Man kann hienach auch sagen daß diese Institution der Sachem eine Art Erbadel ist, der sich in weiblicher Linie statt in männlicher wie bei anderen Völkern fortpflanzt, und mit welchem das Recht verbunden ist die Civil-Regenten dieses Volkes nach gewissen Regeln aus seiner Mitte aufzustellen. Wenn wir oben sagten daß der Sachem ausschließlich Civilregent war und seine Macht ganz auf Angelegenheiten des Friedens beschränkt blieb, so ist damit nicht gemeint, daß ein Sachem den Kriegspfad habe gar nicht betreten dürfen, er konnte dieß, und es trug natürlich nicht wenig zur Erhöhung seines Ansehens bei, wenn er sich auch hier auszeichnete, aber so lange er auf dem Kriegspfad war mußte er die Functionen seines Amtes einstellen. Das indianische Militärsystem war überhaupt immer ein rein freiwilliges. Nach der Anschauungsweise der rothen Race befindet sich eigentlich jedes Volk mit jedem andern Volke fortwährend im Kriege, und zwar so lange bis durch einen wirklichen Allianzvertrag dieses Verhältniß eine Aenderung erleidet. Der Krieg ist Regel, der Friede Ausnahme. Jeder Krieger, und wie gesagt, auch ein Sachem kann und darf eine Truppe zusammenbringen und mit ihr auf eigene Faust hin ausmarschiren; er ist dann der Hauptmann oder Führer dieser Truppe für diesen Feldzug, aber auch nur für diesen. Wenn zwei oder mehrere solche indianische Truppenkörper sich zu einer gemeinschaftlichen Expedition vereinigten, so stund immer jedes Corps unter seinem eigenen ursprünglichen Hauptmann, und alle gemeinsamen militärischen Maßregeln wurden von diesen Häuptlingen im Kriegsrathe besprochen und beschlossen, höchst selten kam es zur Aufstellung eines Obercommandanten. Wenn die Sachem der Irokesen in ihrer Rathsversammlung den Krieg gegen ein anderes Volk beschlossen hatten, so wurde doch, getreu dem Grundsatze der Freiwilligkeit, keine Aushebung unter den kriegstüchtigen Männern vorgenommen, und auch keine öffentlichen gemeinschaftlichen Maßregeln über die Kriegsführung beschlossen, alles weitere blieb vielmehr dem Privatunternehmungsgeist und dem patriotischen Sinne der Krieger überlassen. Was die Machtbefuguisse der Träger der Sachemwürde betrifft, so waren es, wie schon oben bemerkt, nur Angelegenheiten des Friedens welche vor ihr Forum gehörten. Wenn sie versammelt waren bildeten sie die oberste Behörde, den höchsten Rath des ganzen Bundes, sie waren die Inhaber der legislativen, der richterlichen und der executiven Gewalt. Auch bildeten die Sachem einer jeden Nation für sich wieder einen Nationalrath, welchem in Beziehung auf die Angelegenheiten der betreffenden Nation, insoweit dieselben nicht das Wohl des ganzen Bundes berührten, die ähnliche Macht zustund wie dem Rathe des ganzen Bundes. Aber so hoch klingend diese Vereinigung der drei Gewalten in einer Hand auch lauten mag, und so viel es bei einem Culturvolke heißen würde Inhaber der legislativen, der richterlichen und der executiven Gewalt zu seyn, bei einem Jägervolke, wo der Krieg mit andern Völkern die Regel, und der Friedenszustand die Ausnahme war, darf man mit der Sachemwürde keinen zu hohen Begriff von Macht und Ansehen verbinden, zumal diese Würde bei dem gesellschaftlichen Zustande dieses Volkes auch ganz und gar nicht für die Entwicklung besonderer Talente besonders geeignet war.

Die Kriegshäuptlinge und guten Redner waren gewöhnlich viel einflußreicher beim Volk als die Sachem. Wir haben den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung in der Geschichte der Irokesen. Nach den eigenen Traditionen derselben zeichneten sich seit der Errichtung des Bundes bis auf unsere Tage nur folgende Sachem so aus daß sie nach ihrem Tode noch einen Ruf bei ihrem Volke hinterließen: nämlich der erste To-do-dä-ho und der erste Dä-gä-no-wé dä, welche beide unter den Gründern des Bundes waren, und dann von den späteren Logan, welches einer der zehn Cayuga-Sachem, und Gä-ne-o-di-yo, welches einer der Seneca-Sachem, auch unter dem Namen „der schöne See" bekannt, war, und doch waren gleich ursprünglich fünfzig Sachemwürden gegründet und dann diese Zahl bei den vielen Generationen, welche seit dieser langen Zeit auf den Schauplatz getreten und wieder verschwunden sind, natürlich oftmals vervielfacht worden. Die berühmten Männer der Irokesen gehörten vielmehr meistens der Classe der Häuptlinge an welche nur wegen besonderer Verdienste gewählt werden, zu diesen gehörte z. B. Sä-go-ye-wät-hä oder das Rothwams, Tä-yeu-dä-nä-ga, der auch den Namen Braut führte, Ga-ran-gu-la-ske-nan-do, Gy-ant-wä ga, was „Kornpflanzer" bedeutet, Kar-is-ta-gi-a, was „Biberfalle" heißt und So-no-so-wawa ga, was man mit „die dicke Pauke" übersetzt.

Unter den amerikanischen Schriftstellern herrscht über die Absicht welche die irokesischen Gesetzgeber durch die Einführung dieses Erbrechtes, namentlich in Betreff der Vererbung der Sachemwürde, zu erreichen suchten, Meinungsverschiedenheit.

Digitized by Google

Die einen sagen einfach, es ist dieses System für die Sicherung der Reinheit des Blutes überhaupt das einzige absolut richtige, denn daß der Sachem oder überhaupt jeder der wirkliche Sohn seiner Mutter ist, darüber kann kein Zweifel seyn, aber ob einer der Sohn des Ehemannes seiner Mutter ist, das kann möglicherweise in Frage gestellt werden, deßhalb haben die Irokesen dieses System gewählt, weil bei ihm keine Täuschungen über die wahre Abstammung vorkommen können. Es ist wahr: das irokesische System basirt auf dem Mißtrauen gegen die Weiber, wie umgekehrt die beim deutschen Adel früher üblich gewesene bekannte Ahnenprobe auf 32 Ahnen auf dem Vertrauen in die Sittlichkeit der Frauen beruhte, und allerdings ist, wie wir in den Schriften mancher Reisenden finden, das Mißtrauen der rothen Männer in die Treue ihrer Frauen oft sehr gerechtfertigt, nur möchte sich fragen: ob nicht gerade erst durch die Aufstellung dieses Erbrechtssystemes die Männer zu größerer Nachsicht gegen ihre Weiber, und diese damit zu größerem Leichtsinn veranlaßt worden sind, weil bei diesem Erbrechtssystem der Vater viel weniger Theilnahme an den Interessen der aus seiner Ehe hervorgehenden Kinder hat als bei anderen Erbrechtssystemen. Eine andere Ansicht ist die daß diesem Erbrecht ein politischer Gedanke zu Grunde liege, und zwar folgender: der Jägerstaat ist ein wesentlich auf größtmögliche persönliche Freiheit gegründetes Gemeinwesen. Dieser Trieb zur persönlichen Freiheit so gut als die Lebensweise welcher er entspringt, ist den Völkern der rothen Race zur zweiten Natur geworden und begleitet den indianischen Geist auf allen seinen Entwicklungsstufen. Diesem Triebe mußte sich die Staatsform des Indianers anbequemen, oder, richtiger gesagt, aus ihm mußte sie hervorgehen, der rothe Mann würde keine anderen ertragen können und sicher nie eine andere verlangt haben. Der Irokese insbesondere hat einen so hohen Grad von Freiheitstrieb in sich daß ihm sogar die Familie, wie sie bei den Culturvölkern sich zeigt, schon zu enge ist und selbst ein laxeres Familienband ihm Bedürfniß ist, wie solches unstreitig bei dem irokesischen Erbrechte vorhanden, wo der Vater im Sohn nicht seinen Erben und Familiennachfolger sieht. Wäre aber diese Beschränkung der Vererbung auf die weibliche Linie nicht da, wäre europäischer Familienbegriff bei diesem Volk, und der Sohn auch der Erbe seines Vaters, dann fände sich der Vater welcher eine Sachemwürde inne hat, gewiß versucht neben seinem Eigenthum auch diese Würde auf seinen Sohn zu übertragen, sie in seiner Familie erblich zu machen, andere Sachem zu beseitigen, mehrere Stämme unter seiner Sachemwürde zusammenzubringen, kurz Eroberungen und Usurpationen vorzunehmen. Die Kriege der Indianer, die nur Fehden sind, würden zu Eroberungskriegen, die Freiheit würde dem Despotismus ihre Stelle einräumen, und mit dem freien Jägerstaat und freien Jägerleben hätte es sein Ende. Diesem allem ist aber durch die Trennung der bürgerlichen von der militärischen Volksleitung, und noch mehr durch ein Erbrecht vorgebeugt das die Enterbung des Sohnes gegenüber von des Vaters Eigenthum und Würden ausspricht. Welches Motiv eigentlich bei Aufstellung dieses Erbrechtes das leitende war, ist am Ende gleichgültig, wir hatten es hier bloß mit den Wirkungen desselben zu thun, und diese zu zeigen versucht; überhaupt wird wohl schwerlich bei einem solchen Naturvolke wie die Irokesen eine den Führern klar bewußte Absicht dieses Rechtsinstitut eingeführt haben, sondern es wird allmählich wegen seiner Zweckmäßigkeit für die Lebensweise dieses Volkes durch Gewohnheit entstanden und dann erst als Gesetz anerkannt worden seyn.

Diese Erbfolgeordnung durch die weibliche Linie war übrigens in Amerika noch bei mehreren Völkern zu finden, und sogar bei solchen welche einer höheren Culturstufe als die Irokesen angehören, wie z. B. bei der Krone von Mexico oder der sogenannten Aztekischen Monarchie, wo der Thron wohl auf den Bruder oder Neffen, nie aber auf den Sohn des verstorbenen Monarchen übergieng, und auch zeitweise unter den berechtigten Brüdern oder Neffen gewählt wurde. Montezuma bekanntlich, der zur Zeit der Ankunft der spanischen Eroberer den Thron innehabende Monarch, war seinem Bruder Cuitlahua gefolgt, und auf Montezuma folgte bekanntlich Guatemozin, ein Neffe von Montezuma. Aber nicht nur das amerikanische Festland zeigt Beispiele dieser Erbfolgeordnung, auch auf einigen Inseln des stillen Oceans soll nach Mittheilungen von Missionären dieselbe gefunden werden; ferner trifft man sie bei den Nairen in Malabar und bei unzähligen Negerstämmen Süd- und Mittelafrika's. Schließlich wollen wir noch anführen daß wir schon im Alterthum dieses Erbrecht finden. Herodot sagt von den Lyciern in Kleinasien daß sie eine ihnen allein eigenthümliche Einrichtung hätten; nämlich die, sie nennen sich nach ihren Müttern und nicht nach ihren Vätern, so daß, wenn einer einen andern fragt wer er sey, der Gefragte sich nach seiner Mutter nennen und seine Abstammung von der weiblichen Linie herleiten wird; auch betrachte man bei diesem Volke, wenn eine Freie einen Sklaven heirathe, die Kinder aus solcher Ehe als Freie, während wenn ein noch so hochgestellter Bürger eine Fremde heirathe, die Kinder nie die Rechte eines Bürgers haben, was alles auch Grundsätze des irokesischen Rechtes sind.

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Dürrer theologisirender Fanatismus, welcher einen großen Theil der puritanischen Yankees (Neu-Engländer) in die Reihen der Abolitionisten trieb, hätte natürlich bei den Adoptivbürgern deutscher Herkunft, welche zudem und großentheils in religiösen Angelegenheiten einem seichten Indifferentismus ergeben sind, nicht ausgereicht, und so waren für diese Classe jene national-ökonomischen socialistischen Schlagwörter gut genug ausgedacht. Den größten Zuwachs erhielten indessen die Abolitionisten durch die sogenannte Republicanisten-Partei, welche sich auf den Grundsatz stellte daß die Sklaverei nur als ein örtliches Institut zu betrachten sey, deren Ausbreitung aber um jeden Preis verhindert werden müsse. Der

Digitized by Google

Nachsatz kömmt natürlich jedem human Denkenden erwünscht und ist unangreifbar, aber die erste Hälfte enthält einen Trugschluß. Obwohl Sklaverei in den nordischen Staaten nicht besteht, so bildet sie doch durch die Gesetze und was noch mehr ist durch die Constitution einen integrirenden Theil des Ganzen, denn der Süden hat für drei Fünftheil seiner Sklavenzahl ein gebührendes Stimmrecht, und der nordische Staatsbürger hat durch das Sklaven-Einfanggesetz als Bürger der Vereinigten Staaten seine Verpflichtungen, denen er selbst gegen seine moralische Ueberzeugung nachkommen muß, so lange er sich selbst zum Staatsverbande rechnen will. Auf diesen Trugschluß gründete die republicanistische Partei ihre Rechte, den Süden mit seinen Sklaven zwar nicht geradezu aber deßhalb nicht minder nachhaltig von den sogenannten Territorien auszuschließen, indem sie zwar nichts dagegen haben wollte, wenn Südländer mit ihren Sklaven jene Embryostaaten bezögen, die Behörden aber nicht gebunden seyn sollten das Fugitive slave law dort aufrecht zu erhalten. Damit stellt sich die republicanistische Partei schlechtweg auf anticonstitutionellen, auf revolutionären (!) Boden, denn die Territorien sind gemeinsames Eigenthum des Ganzen, und erst nachdem ein Staat daraus geformt und derselbe in die Union als solcher aufgenommen ist, ist er souverän und kann seine eigenen Angelegenheiten durch Gesetze ordnen, während er vorher unter der Autorität der Unionsregierung steht.

Wie natürlich und gerecht auch der Abscheu eines jeden unbetheiligten moralischen Menschen seyn muß, wenn ihn ein Gesetz verpflichtet bei der Wiedereinfangung eines flüchtigen Sklaven behülflich zu seyn, so verwerflich ist eine Lehre die einen berechtigt seine constitutionellen Pflichten zum Nachtheil seines Mitbürgers hintanzusetzen. Dieß ist Auflehnung, die Sache mag an sich selbst moralisch die beste seyn. In diesem Falle macht sich aber auch diese republicanistisch-abolitionistische Partei der Sünde der Splitterrichterei schuldig, welche, den Balken im eigenen Auge vergessend, die ganze moralische sowie materielle Wucht ihres Verdammungsurtheils auf die jetzt lebende Generation zu werfen sucht, und zwar nicht allein auf die welche zunächst die Früchte unfreiwilliger Arbeit erntet, sondern auch auf eine große Mehrzahl im Norden, welche nie den geringsten Antheil an diesem sogenannten Nationalverbrechen genommen.

Die Gründung der republicanistischen Partei datirt ihr Entstehen, wenn wir nicht irren, vom Jahr 1854, unmittelbar nach Aufhebung der sogenannten Mason- und Dixonslinie durch ein Unionsgesetz, wozu der verstorbene Senator Douglas die erste Motion gemacht hatte. Ebengenannte Linie war eine Art legislativen Compromiß zwischen der südlichen und Antisklavereipartei, und hatte zum Zweck die fortwährende Abolitionistenagitation zum Ruhestand zu bringen, indem nördlich von dieser Linie, welche z. B. Missouri geradezu entzwei theilt, keine Sklaverei bestehen solle. Das Gesetz erfüllte seinen Zweck nur für kurze Zeit. Der Süden sah bald daß er im Grund dadurch beeinträchtigt und daß der Abolitionismus ebenfalls damit nicht gesättigt war. Die Sklavenstaaten sahen sich durch diese geographische Restriction von aller Hoffnung ausgeschlossen weitere Sklavenstaaten gründen zu können (!), und drang deßhalb auf Aufhebung dieser Compromißlinie. Dieß verwundete natürlich die öffentliche Meinung im Norden so sehr daß man sich dort nicht einmal mehr die Mühe nahm diesen moralischen Rückschritt auf gesetzlichem Wege gut zu machen, und der Bürgerkrieg im Territorium von Cansas war die Folge davon. In dieser ganzen leidigen und vieljährigen Controverse war immer jede Aussicht auf vernünftigen Vergleich damit abgeschnitten, daß in dieser Rechnungsaufgabe gleichsam ungleichartige Gegenstände addirt werden sollten. Die einen stritten für ein politisches geschriebenes und die andern für ein moralisches Recht, und da somit jede Partei in gewisser Art Recht hatte, so war auch kein Ende abzusehen, denn die Curse der Demokraten und Republicanisten liefen parallel in verschiedenen Ebenen. Vom staatsmännischen Standpunkt betrachtet waren aber die Republicanisten dadurch im Unrecht, daß sie mit ihrer Gefühlspolitik gegen eine Constitution sich auflehnten (?) auf deren Basis sie und ihre Väter bis jetzt glücklich gelebt hatten. Konnte ihr fernerer religiöser Sinn es wirklich nicht mehr übers Herz bringen mit Sklavenhaltern politische Gemeinschaft zu haben, so stand ihnen derselbe Weg offen den in jüngster Zeit die Südlichen eingeschlagen haben, nämlich sich loszutrennen (!) und ins Himmels Namen dem „Covenant with hell," wie die Abolitionisten die Union schon seit Jahren titulirten, zu entsagen. Allein es scheint daß es bei der großen Sympathie für die schwarzen Sklaven nicht allein um Arbeit im Weinberg des Herrn zu thun war. Es wäre wohl auch das erstemal daß in Yankonia und seinen westlichen Filialen nicht neben der Bibel auch der Dollar etwas zu sagen gehabt hätte, darum war es vorzuziehen dem Süden wo möglich die Sklaverei abzuschulmeistern, und das gottgefällige Emancipationswerk auf Kosten der Gegner zu vollbringen. Wäre indessen die moralische die einzige Operationsbasis der Antisklavereipartei gewesen, so hätte dieselbe, wie wir schon vorher gezeigt, nie eine solche numerische Ausdehnung gewonnen. Von dem Petersgroschen der Abolitionistengläubigen im Norden unterhielt sich die Partei durch lange Jahre, allein erst durch die Republicanistenpartei verstärkt, konnte man das Ziel auf den Präsidentenstuhl stecken, welcher der demokratischen Partei entrissen werden sollte. Mit ihrem Candidaten Fremont fielen sie durch, und erst nachdem im vorigen Jahre ein Schisma die demokratische Partei entzweispaltete, siegte die republicanistische Partei, mit welcher die Ueberreste aller früheren antidemokratischen Parteien sich vereinigt hatten. Mit diesem meistentheils negativen Erfolg war aber auch jetzt der Zeitpunkt eingetreten, vor dem der edle Washington in seiner Abschiedsadresse so nachdrücklich mit folgenden Worten gewarnt hatte: „Hinsichtlich der Ursachen welche einst unsere Union bedrohen dürften, wäre am bedenklichsten, wenn es irgendwie geschähe daß sich geographisch charakterisirte Parteien, wie Nördliche und Südliche oder Atlantische und Westliche bilden würden woraus dann absichtsvolle Menschen versuchen würden den Glauben festzustellen als ob in den verschiedenen Landestheilen wirklich verschiedene Interessen beständen. Ein solcher Parteihebel, um hier oder dort Einfluß zu

gewinnen, wäre dann die Meinungen und Absichten eines Districtes falsch darzustellen. Es ist nicht genug Vorsicht zu empfehlen gegen Eifersucht und Neid welche durch falsche Darstellungen hervorgebracht werden, sie würden dahin wirken sich diejenigen gegenseitig zu entfremden welche in brüderlicher Zuneigung verbunden bleiben sollten." Hier ist der ganze Schlüssel zu der gegenwärtigen traurigen Katastrophe, aus welcher nur ein Wunder noch den herrlichen Staatsbau retten kann, welchen größere und bessere Männer am Schluß des vorigen Jahrhunderts für folgende Generationen zu erfechten und begründen gedachten, und welche die schwachen Erben eines solchen fertigen Guts nicht einmal zu erhalten im Stand zu seyn scheinen.

Weit entfernt der Lostrennung (secession) an sich das Wort reden zu wollen, wollen wir zugeben daß sie in einem Sinn des Wortes Rebellion ist, allein diese ist besonders im vorliegenden Falle nur die Tochter des Despotismus, das einfache B auf das von der republicanischen Partei aufgestellte A.[1] Verbrüdert wie die Republicaner mit den Abolitionisten, unsern politischen Dominicanern, blieb dem Süden bei der Wahl Lincolns keine andere Wahl mehr als sich früher oder später aus dem Bereich einer Coalition zu ziehen welche jetzt in die Regierungsgewalt gekommen war. Die ganze Haltung der republicanistischen Partei war während der letzten 15 Monate nur ein stummes Verweigern jedes Vergleichs, und südliche Staatsmänner konnten bald daraus sehen daß die sogenannte Chicago-Platform (das republicanistische Glaubensbekenntniß) nöthigenfalls mit Gewalt über die Constitution gestellt werden würde. Sie konnten deßhalb gegen das „no compromise with slaveholders" des Nordens nur Erfolg hoffen, wenn sie schnell ausführten was sie zu thun im Sinn hatten. Es geschah dieß nicht weil Lincoln erwählt worden war, der ja überhaupt außerhalb der republicanistischen Partei kaum mehr als dem Namen nach bekannt war, sondern weil er als die Spitze einer politischen Partei anzusehen war, deren aggressive Tendenz die Wurzel der Constitution beschädigt hatte.[2]

Auf die zweideutige Inauguralbotschaft dieses neuen Präsidenten folgten sich nun Zug auf Zug und Schlag auf Schlag, bis der Fall von Fort Sumter die trägen Volksmassen aus thatenlosem Beschauen aufstörte. Jetzt erst dachten sie darauf das Haus zu retten, und doch war keine andere Wahl mehr als dasselbe unter Wasser zu ersäufen oder es zu Asche verbrennen zu lassen. Im allgemeinen Sturm ändert jetzt die lohende Revolution ihre Gestalt von Woche zu Woche. Im guten Glauben die Union zu retten, stand bis jetzt der Norden vereint, um unwissentlich den Usurpationen der republicanistischen Administration beizustehen, welche bereits die coordinirten Zweige der Unionsregierung, das ist die oberste Handhabung des Rechts und der Gesetzgebung in militärdespotischer Hand vereinigt hat. Auf den Trümmern des ursprünglichen demokratischen Palladiums der Souveränetät und Unabhängigkeit der einzelnen Staaten trachtet jetzt Lincoln und die Seinigen eine starke Centralregierung aufzubauen, und hiezu bot ihm der republicanistische Congreß (Haus und Senat) die nöthigen Mittel, sage 400,000 Mann Freiwillige und 500 Millionen Dollars, 100 Millionen mehr als der Präsident verlangt hatte.

Der Krieg welcher jetzt aufs neue und in weit größerm Maßstab gegen den Süden geführt werden soll, muß die nöthige Flotte und Armee ins Leben rufen helfen, womit dann hernach ein hungerndes und bankerottes (!) Volk auf den von der Regierung gewünschten Wegen erhalten werden kann. Dieß fängt man jetzt an im Norden einzusehen und zu befürchten, so daß jetzt wieder überall Friedensversammlungen gehalten werden, wo früher solche noch vor wenigen Wochen von kriegstollem Pöbel im Entstehen als secessionistisch mit Gewalt unterdrückt worden wären.

Der bei Manassas für die republicanistische Partei verloren gegangene erste Feldzug wirkte, wie es scheint, wie eine Posaune zur Auferstehung, und das Kriegsfieber trat damit in ein ruhigeres Stadium. Vom Nordwesten her tönen Nothsignale über die Blokade der südlichen Häfen.

Die wissentlichen und unwissentlichen Entstellungen der Sache des Südens, seiner Hülfsquellen und der einheitlichen Gesinnung seiner Völker, und die Selbstüberschätzung nordischerseits haben bereits für die Administrationspartei schon bittere Früchte getragen, und nicht am wenigsten zu des Nordens Verlust des ersten Feldzuges beigetragen. Die moralische Erschütterung in Washington und nordwärts war eben so gewaltig zerstörend wie sie den Süden stärkte.

Lincoln und sein Cabinet zusammen mit einer großen Anzahl Congreßmitglieder und ein Heer von einflußreichen Zeitungsschreibern, welche alle gegen den Willen des alten Generals W. Scott auf ein rasches Vordringen nach Richmond, der jetzigen Hauptstadt der südlichen Conföderation, drangen und nicht minder um eine Schlacht lärmten, hatten dabei ihr Gelüsten gebüßt. Es war in der That ein trauriges Zeichen für die Moral nordischer Parteiführer, daß sie, einige sogar mit Frauen und Kindern, im Schatten der Armee folgten, um selbst Zeuge seyn zu können wie die südlichen Rebellen in die Pfanne gehauen würden. Man denke sich Frauen und Töchter zu einem solchen Schauspiel einer Armee folgen! Solche maßlose Lust am Bösen allein hätte das Recht auf einen Sieg der nördlichen verwirkt. Diese verlorene Schlacht ward aber auch eines jener herabstimmenden Mittel welche die kriegswüthigen Massen nach und nach zu mehr nüchternem Nachdenken bringen werden. Was dann nicht durch diese geschieht, mögen dann die finanziellen Schraubstöcke wie die mächtigen Einfuhrzölle auf gewisse Lebensbedürfnisse und directe Steuern thun.

Die Tragweite der nordamerikanischen Staatskrisis reicht geradezu um den Erdball, aber namentlich ist es die öffentliche Meinung der civilisirten Länder West-Europa's, welche durch diesen sinnlosen Krieg stark erschüttert werden muß.

---

[1] Das A. bestand aber bisher nur darin daß sich die Majorität unterstand, ihren Candidaten zum Präsidenten zu wählen. D. Red.

[2] Die Redaction muß sich noch einmal ernstlich verwahren, als wolle sie solche Sophismen vertreten.

Digitized by Google

Will man nicht annehmen daß dieser fluchwürdige Bruderzwist begonnen wurde, weil die Nation nach jahrelanger unerhörter Wohlfahrt nicht wußte wo sie der Schuh drückte, so sind die beiden andern Beweggründe, der ostensible wie der vielleicht wirkliche nicht minder verwerflich, sowohl moralisch als auch von Seite kühler Vernunft. Durch einen brudermörderischen Krieg eine Union wie die nordamerikanische zusammenhalten zu wollen, ist ebenso lächerlich wie unmöglich.

Was übrigens uns als der wahre Grund erscheint welcher diesen Krieg gleichsam bei den Haaren herbeizog, ist der Wunsch der jetzt herrschenden Partei die Regierungsgewalt in einer Hand zu concentriren und wo möglich für die Partei zu monopolisiren (?). Die Hintansetzung der Rechte der einzelnen Staaten ist ein offener Angriff auf die Institutionen eines großen freien Volkes, welches bis jetzt noch durch die Frechheit womit er begonnen wurde nicht gehörig zur Vertheidigung erwacht ist.

Während einerseits in den sogenannten loyalen Staaten bei dem gegenwärtigen Flaggenschwindel es sich jeder angelegen seyn läßt sein politisches Glaubensbekenntniß zum Windspiel zu machen, schleicht sich auch kaum bemerkt eine sehr bezeichnende in die Reihe der gewöhnlichen Vereinigten-Staaten-Flaggen. Sie zeigt inmitten des blauen mit vierunddreißig weißen Sternen besäeten Feldes einen großen in der Mitte. Dieser soll ohne Zweifel die consolidirte Großmacht den andern kleinen gegenüber darstellen. Dieß erkennend nennt jetzt der sogenannte rebellische Süden seinen Vertheidigungskrieg gegen den Norden seinen zweiten Unabhängigkeitskrieg. Was von den Hoffnungen beider Parteien sich erwahren wird, muß die Zeit lehren.

Dr. Hayes' Polar-Reise.

Wieder ist ein kühner Forscher von seinen arktischen Forschungen zurückgekehrt, ohne das große geographische Problem, die Erreichung des Nordpols, gelöst zu haben. Bekanntlich hatte sich Hayes bei Ausrüstung seiner Expedition diese Aufgabe gestellt, und die Erfahrungen welche er als begleitender Arzt der berühmten Kane'schen Expedition gesammelt hatte, ließen in ihm den rechten Mann für ein solches Unternehmen hoffen. Hayes, von der festen Ueberzeugung durchdrungen daß ein offenes Polarmeer wirklich existire, das nur durch einen Eisgürtel von den umgebenden Ländern getrennt werde, wählte zur Erreichung desselben den gleichen Weg welchen Kane eingeschlagen hatte, nämlich den Smith-Sund, deßwegen weil hier eine Strömung von Nord nach Süd nach der Baffinsbai geht, welche das Eis aufbricht und Passagen eröffnet, während die Strömung an andern Punkten gerade entgegengesetzt läuft. Er wollte nun von der Westseite des Smith-Sundes bis zum Hafen beim Cap Frazer hinauf segeln, dort sein Schiff lassen, im Frühling des nächsten Jahres längs der Küste des Grinnell-Landes bis zum 82. Breitengrade Depots von Lebensmitteln niederlegen, und im April mit Schlitten-Boten zu Land, Wasser oder Eis nach Norden vordringen. Hayes legte seinen Plan am 11 April 1860 vor der geographischen Gesellschaft in New-York nieder, und der Freigebigkeit Henry Grinnells und anderer gelang es eine hinreichende Summe zur Ausrüstung einer Expedition aufzutreiben, die bereits am 5 Juli von Boston abgieng und Anfangs August Upernivik, den äußersten Posten der dänischen Ansiedelungen in Grönland (72° 40′) erreichte.

Hayes segelte am 16 August von Upernivik, wurde aber durch Windstille an der schnellen Fortsetzung seiner Reise verhindert, so daß er erst am 21 August in Tessi-Ussak anlangte. Hier fand er Gelegenheit die Zahl seiner Begleiter durch zwei Dänen und einen Eskimo-Jäger zu vermehren und gelangte ferner in Besitz noch mehrerer Hunde, so daß er von letzteren 25 Stück zusammen hatte. Am 22 gieng die Expedition von einem guten Winde begünstigt nach Norden zu weiter, und gelangte am folgenden Morgen in die Melville Bay. Am nächsten Nachmittag 3 Uhr wurden die Sabine-Inseln passirt, von wo aus man einen geraden Curs nach Cap York einschlug, welcher letztere Punkt um 5 Uhr Nachmittags am 25 August erreicht wurde. Während der Fahrt durch die Melville-Bay war es auffallend daß man kein Eis antraf, und nur einige wenige Meilen vor Cap York begegnete man einem schwachen Felde, welches jedoch von dem Schiffe unter vollem Segeldruck ohne Mühe durchschnitten wurde. Die ganze Fahrt durch die Bay wurde auf diese Weise in nur 55 Stunden zurückgelegt.

Dicht bei Cap York angelangt, spähte Hayes sorgfältig nach Eskimos umher, und sah bald zu seiner Freude einen Trupp derselben nach der Bay zu sich in Bewegung setzen. Der Schooner legte bei und Hayes stieg mit mehreren Begleitern ans Land, wo ihnen Dr. Kane's weggelaufener Eskimo-Jüngling Hans und verschiedene andere Eingeborne entgegen kamen. Hans erkannte Hayes und den Astronomen Sonntag sogleich wieder, und da er den Wunsch ausdrückte die Expedition zu begleiten, so wurde er mit seinem Weibe und Kinde, seinen Jagdgeräthschaften und zwei Hunden an Bord des Schooners genommen, der dann wieder in nördlicher Richtung unter Segel gieng. Am folgenden Morgen um 7 Uhr wurde das Schiff 20 Meilen südlich von dem Smith-Sund durch schwere Eismassen zum Stillstand gebracht, und da die See außerdem hoch gieng und der dicht fallende Schnee die Luft verdunkelte, so beschloß Hayes keine Zeit durch Laviren einzubüßen, sondern da sich eine günstige Stelle bot, bis zum Eintritt besserer Witterung beizulegen.

Der Wind legte sich bald, der Himmel klärte sich während der Nacht auf, und am Morgen des 27 gelang es um das Eisfeld herum zu kommen, worauf das Schiff unter einem leichten Nordostwinde nach dem Mittelpunkte des Sundes weiter steuerte und daselbst gegen 9 Uhr Abends anlangte. Hier war aber der Weg durch Eismassen so versperrt daß ein Durchkommen nicht möglich schien. Während der Rand derselben in der Hoffnung eine passirbare Stelle zu finden untersucht wurde, brach plötzlich ein heftiger Sturm aus

Digitized by Google

Nordosten herein, der mit geringer Unterbrechung am 28 und 29 fortdauerte, so daß man froh war am 30 Morgens nach Verlust eines Vormarssegels zwölf Meilen südlich vom Cap Alexander eine kleine Bucht zu erreichen, in welcher der Schooner in vier Faden Tiefe Anker werfen konnte. Hayes gieng hier ans Land und bestieg einen 1200 Fuß hohen Hügel, der ihm eine treffliche Umsicht bot. Das Eis schien undurchdringlich und nur längs der Westküste war ein wenig Wasser zu sehen. Dennoch sollte die Passage versucht werden. Kaum war indeß Hayes von diesem Ausfluge zurückgekehrt, als ein neuer Sturm aus Nordost, noch heftiger als der frühere, losbrach. Am Morgen des 31 August wurde der Schooner von seinem Landungsplatz getrieben, und während der Bemühungen die Anker zu retten, lief das Schiff gegen eine Gruppe Eisberge, welche von der Strömung in die Bucht geführt wurden und den Klüverbaum wegrissen. Bald nachher verlor der Sturm an Heftigkeit und die Reise wurde von neuem fortgesetzt, aber plötzlich wurde der Wind wieder stärker und trieb das jetzt noch mehr beschädigte Schiff zum drittenmale aus dem Sund, so daß es nöthig wurde noch einmal hinter Cap Alexander Schutz zu suchen.

Nachdem die Beschädigungen ausgebessert waren, lief die Expedition am Abend des 1 Sept. wiederum in den Sund ein, und da es nicht möglich war einen nach Westen führenden offenen Weg durch das Eis zu entdecken, so wurde der Lauf des Schooners nach der Littleton-Insel gerichtet, in der Hoffnung, in der Nähe des höher im Sund hinauf befindlichen festeren Eises eine passirbare Stelle zu finden. Leider blies der Wind noch immer sehr heftig, und mit den wenigen Segeln die in Folge dessen benutzt werden konnten, kam man nur langsam vorwärts. Die Littleton-Insel wurde am 2 Sept. erreicht, aber da sich auch hier keine Aussicht bot nach Westen weiter zu kommen, so entschloß sich Hayes an der Küste entlang bis zum Cap Hatherton vorwärts zu arbeiten, in der Erwartung das Eis dort offener zu finden. Es konnte dieß nur mit bedeutendem Wagniß für das Schiff unternommen werden, indem schwere Eisfelder bei der Littleton-Insel lagen und der Schooner häufig mit 15 bis 20 Fuß starken Eisfeldern in Collision kam. Hierbei erlitt er natürlicherweise schwere Beschädigungen, und als auch das Steuerruder brach, war an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken, so daß man sich genöthigt sah das Schiff in der Hartstein-Bay vor Anker zu bringen.

Während der drei folgenden Tage wüthete der Sturm mit großer Heftigkeit aus derselben Himmelsgegend. Am 4 Sept. besuchte Hayes Littleton-Insel mit Hülfe eines Wallfischbootes und hatte dort von einer Höhe von etwa 400 Fuß einen freien Umblick. Gegen Westen und Südwesten fiel das Auge auf starke undurchdringliche Eismassen, aber nach Norden zu, der Küste entlang, war es lose und die Aussicht auf ein Durcharbeiten ermuthigend.

Am 6ten trat Windstille ein und Hayes begab sich nochmals ans Land um einen Umblick zu thun. Aber wie hatte sich die Lage des Eises binnen zwei Tagen verändert! Zwischen Littleton-Insel und Cap Hatherton war weder offenes Wasser, noch war solches gegen Nordwest, Westen oder Südwest zu sehen. Alles zeigte an daß der Winter im Einbrechen begriffen sey; das Thermometer stand 18 Grad unter dem Gefrierpunkt, und seit dem 25 August war in Zwischenräumen dichter Schnee gefallen. Das Deck war mit Eis überzogen, die Segel und Taue waren so steif daß sie kaum gehandhabt werden konnten, die Schiffswände waren mit einer dicken Eiskruste bedeckt, und große Eismassen sammelten sich um den Schooner an. Die schiffbare Jahreszeit war offenbar zu Ende. Am 7 und 8 Sept. traten wieder Nordost-Stürme ein, und die Temperatur sank immer tiefer, so daß Hayes am 9ten beschloß in der Hartsteinbay Winterquartier zu beziehen. Der Schooner wurde 40 Yards von der Küste entfernt in sieben Faden tiefem Wasser vor Anker gebracht, und nachdem der Mannschaft ein Feiertag gegeben worden, begann man mit den Vorbereitungen zum Ueberwintern. An der Küste wurde eine Hütte zur Aufnahme der Lebensmittel errichtet; der Kielraum des Schooners erhielt die nöthigen Einrichtungen zu einem bequemen Aufenthaltsort für die Mannschaft, und das obere Deck wurde mit Brettern überdacht. Des schlechten Wetters halber vergiengen drei Wochen ehe diese Arbeiten beendigt waren.

Der Winterhafen, nach Hrn. William Parker Foulke in Philadelphia Port Foulke genannt, war überall, ausgenommen nach Südwest zu, geschützt. Die von dem Astronomen Sonntag auf einem in der Nähe des Schiffes am Land errichteten Observatorium angestellten Beobachtungen ergaben seine geographische Lage zu 78° 17′ 41″ nördl. Br. und 72° 30′ 57″ westl. L. v. Gr.; 20 Meilen südlicher als seiner Zeit Kane's Winterquartiere, und hinsichtlich der Küstenlage 90 Meilen von diesen entfernt. Hayes bedauerte sehr daß es ihm unmöglich war in seinem Schiff einen höhern Breitengrad zu erreichen, besonders aber daß er nicht an die Westküste gelangen konnte; aber letztere war mit einem Segelschiffe unerreichbar.

Das Wetter war den ganzen Herbst und sogar den größern Theil des Winters über stürmisch. In Folge dessen fror das Wasser in den Umgebungen des Hafens erst im März des nächsten Jahres fest zu, während Hayes bereits jetzt im October mit Hülfe eines Schlittens Excursionen in nördlicher Richtung auszuführen hoffte, um an verschiedenen Plätzen Lebensmittel zum Gebrauch im nächsten Frühjahr niederzulegen. Der Astronom Sonntag machte im November einen Versuch den Rensselaer Hafen zu erreichen, und fand dabei trotz der eingebrochenen langen Winternacht zu seinem Erstaunen offenes Wasser.

Solange das Tageslicht währte, war die Expedition in verschiedenster Weise thätig. Der Hafen und die angränzende Küste wurden aufgenommen, und im September hieng Sonntag im Observatorium den eigens für die Expedition construirten schönen Pendel-Apparat auf, vermittelst dessen eine Reihe befriedigender Beobachtungen angestellt wurde. Die magnetischen Instrumente wurden in der Folge ebenfalls in das Observatorium gebracht, und dort von Zeit zu Zeit Untersuchungen vorgenommen. Auch ein meteorologischer Beob-

Digitized by Google

achtungsort wurde auf der Küste errichtet und dreimal täglich Unterſuchungen mit verſchiedenen Inſtrumenten gemacht. Ein halbſtündiger Bericht wurde mittelſt eines einzigen Inſtruments noch außerdem in der Nähe des Schiffs unterhalten.

Im October unternahm Hayes und Sonntag eine Beſichtigung des St. John-Gletſchers, der von Dr. Kane entdeckt und mit dieſem Namen belegt worden war. Er liegt in einem tiefen Thal zwei Meilen von der See entfernt. Eine im Juni des folgenden Jahres vorgenommene Unterſuchung zeigte daß der Gletſcher eine bedeutende Strecke vorwärts gerückt ſey. Noch ſpät im October begab ſich Hayes nebſt fünf Begleitern noch einmal dahin, beſtieg ihn und wanderte 50 Meilen weit in öſtlicher Richtung auf ihm hin. Er erreichte dabei eine Höhe von 4500 Fuß, wo die Temperatur 15 Grad niedriger als auf dem Meeresſpiegel war.

Der Winter gieng glücklich und ohne Nachtheile für Hayes Geſundheit vorüber. Ueber 200 Rennthiere wurden erlegt, und dadurch die Mannſchaft ſowohl als die Hunde beſtändig mit friſchem Fleiſch verſehen. Leider erwies ſich die Jahreszeit für letztere ſehr verderblich, indem eine ſchon ſeit mehreren Jahren in Nord-Grönland herrſchende Krankheit unter ihnen ausbrach, und am 20 Dec. von der ganzen Zahl der ſchönen aus den däniſchen Anſiedlungen mitgebrachten Thiere nur noch 11 am Leben waren. Das war für Hayes ein harter Schlag, denn alle weitern Explorationsplane beruhten auf den Hunden, als Mittel zur Fortſetzung der Reiſe in Schlittenbooten. Dazu beſtand die ganze Expedition nur aus einer kleinen Anzahl Männer, und es konnte überhaupt bloß ein einziges Schlittenboot mit der nöthigen Mannſchaft ausgeſendet werden, die aber eben nur zur Unterſtützung der Hunde dienen ſollte, und ohne dieſe kaum etwas nützen konnte. Der Aſtronom Sonntag, der zweite Anführer der Expedition, theilte Hayes Beſorgniß bezüglich des weitern Erfolgs der Reiſe in jeder Hinſicht, und erbot ſich freiwillig nach dem Süden zu gehen und mit den Eskimos der Northumberland-Inſel wegen Anſchaffung anderer Hunde zu unterhandeln. Auf ſeiner frühern Reiſe mit Dr. Kane war er mit allen Phaſen einer arktiſchen Reiſe vertraut geworden, und niemand war für den erwähnten Plan beſſer geeignet, und außer dem Nutzen den dieſe Tour zu bringen verſprach, ſtand ſie mit ſeinem thätigen, unternehmenden Geiſte in vollem Einklang. Sein Anerbieten wurde angenommen und er verließ das Schiff am 22 Dec. auf einem Schlitten mit neun Hunden, in Begleitung des Eskimos Hans. Hayes ſollte Sonntag nicht wieder ſehen.

Der letztere reiste mit Hans am erſten Tage bis zur Sutherland-Inſel, wo beide in einer Schneehütte ein Unterkommen ſuchten und hier zwei Tage aufgehalten wurden. Der nächſte Halt wurde in Sorſalik, einer verlaſſenen Eskimoſtation an der Küſte, 15 Meilen unterhalb Cap Alexander gemacht, wo ſie eine andere Schneehütte bauten. Am folgenden Tage wurde der directe Weg nach der Northumberland-Inſel eingeſchlagen. Das Eis ſchien, obgleich mit leichtem Schnee bedeckt, hinreichend ſtark. Sonntag gieng dem Schlitten voraus, kam aber etwa fünf Meilen vom Land entfernt auf eine dünne Stelle und brach ein. Hans half ihm aus dem Waſſer heraus und fuhr ſchleunigſt nach Sorſalik zurück; allein ehe er dieſen Ort erreichte war Sonntag bereits beſinnungslos und ſtarb bald nachher.

Hans erreichte allein allerdings die Eskimos; aber fünf der Hunde ſtarben durch ſein übermäßiges Antreiben und ſeine unvorſichtige Behandlung, während die vier übrigen dauernden Schaden erlitten. So hatte Hayes alſo nur noch ſechs Hunde, aber glücklicherweiſe kamen die Eskimos einige Wochen ſpäter zum Schiff, und von ihnen erhielt er ſo viel um zwei Geſpann von je ſieben Stück herſtellen zu können.

Erſt ſpät im März dieſes Jahres bildete ſich feſtes Eis um Cap Ohlſen, und da das Land für Schlittenreiſen zu gebirgig war, konnte Hayes erſt jetzt nach höhern Breiten aufbrechen. Zuerſt machte er einen Ausflug nach Fog Harbour um Proviſionen niederzulegen, und trat dann am 4 April die Haupttour an. Er hatte hierzu ein auf Kufen ruhendes Metallboot von 20 Fuß Länge, mit Lebensmitteln für eine Bootsmannſchaft von ſechs Perſonen auf fünf Monate, ferner Proviſionen für ſieben Perſonen und 14 Hunde auf ſechs Wochen, ſowie einen hinreichenden Vorrath von Feuerungsmaterial. Am genannten Tage verließ Hayes mit ſämmtlichen Gefährten das Schiff; das Boot mit ſeiner Ladung wurde von der ganzen entbehrlichen Schiffsmannſchaft und 14 Hunden gezogen, und nur drei Mann zur Bewachung des Schooners zurückgelaſſen.

Nachdem man Fog Harbour erreicht hatte, wurde ein beinahe genau nördlicher Curs eingeſchlagen um nach der Weſtküſte zu gelangen und dann zu Lande weiter zu reiſen. Die Expedition ſtieß bald auf Maſſen Eisblöcke von außerordentlicher Stärke, durch die oft mittelſt Axt und Spaten eine Paſſage gebahnt werden mußte. Zuletzt ſah Hayes ein daß bei dem langſamen Vorwärtskommen der ganze Sommer hingehen würde ehe man die Weſtküſte erreichte, vorausgeſetzt daß das Boot überhaupt bis dorthin transportirt werden konnte. Auf dieſe Weiſe war jedoch mit der Boot-Expedition nichts zu erlangen, und Hayes ſandte den größten Theil derſelben am 28 April zurück, und ſetzte mit nur drei Begleitern und zwei Schlitten die Reiſe fort.

Allein die Beſchaffenheit des Eiſes wurde immer ſchlechter, und obgleich die Weſtküſte in gerader Richtung nur 40 engliſche Meilen entfernt war, erreichte ſie Hayes erſt nach vierzehntägiger Fahrt. Man kann hieraus auf den Zuſtand des Eiſes ſchließen. Die harte Arbeit brach die Hunde nieder, ſo daß es nöthig war ſie mit doppelten Rationen zu füttern, wodurch die Vorräthe natürlich ſchneller als berechnet zu Ende giengen. Nachdem man bei Cap Hayes an der Weſtküſte angelangt war, wurde die Tour längs der Küſte durch den Kennedy-Canal bis zum 18 Mai fortgeſetzt, an welchem Tage die Lebensmittel vollſtändig zu Ende waren und der Rückweg angetreten werden mußte. Die an dieſem Tage erreichte geographiſche Breite war 81° 35′, eine Höhe die nach Hayes Angabe noch niemand außer Parry erreicht hatte. Das Land wurde unter der üblichen Form in Beſitz der Vereinigten

Digitized by Google

Staaten erklärt, und das Sternenbanner hatte wohl noch nie so nahe dem Pole geweht als an diesem Tage.

Obgleich noch früh im Jahre, so war das Eis im Kennedy-Canal doch überall locker und unsicher, ja an einzelnen Stellen sogar geschmolzen. An einer großen offenen Stelle sah man eine Anzahl Wasservögel. Hayes hegte keinen Zweifel daß das Eis im Kennedy-Canal sehr zeitig im Sommer aufgebrochen und geschmolzen seyn mußte. In demselben Canal hatte Kane im Sommer 1854 sechs Wochen später offenes Meer entdeckt.

Ehe Hayes das Schiff wieder erreichte, verlor er alle noch übrigen Hunde bis auf sieben, und da überdieß das Eis um Cap Ohlsen ebenfalls aufgegangen war, so mußte er von fernern Explorationen nach Norden in dieser Jahreszeit absehen. Die sechs nun folgenden Wochen wandte er dazu an das Schiff wieder in seetüchtigen Zustand zu setzen, ferner noch nicht vollendete Aufnahmen zu beendigen, magnetische und andere Beobachtungen anzustellen, naturhistorische Producte zu sammeln, sowie die Scenerie und andere interessante Gegenstände in der Nähe photographisch aufzunehmen. Das Eis um das Schiff herum brach am 10 Juli auf, und die Expedition gieng vier Tage später wieder in See.

Nach vieler Mühe und harten Prüfungen erreichte sie die Westküste, 12 Meilen südlich von Cap Isabella, mußte aber, da sie das Cap nicht umschiffen konnte, wieder Anker werfen. Hayes benutzte diese Zeit um am 28 Juli in einem Walfischboot einen Ausflug nach der Nordseite des Caps zu machen, und sah sich dort auf einer Höhe von 600 Fuß durch eine freie Aussicht nach Norden zu belohnt. Aber so weit das Auge reichte war nichts als eine einzige feste Eismasse zu erblicken. Auch nach Osten war das Eis undurchdringlich. Unter diesen Umständen den Smith-Sund zu passiren, um einen passenden Punkt für fernere Schlitten-Excursionen mit den wenigen (jetzt nur noch fünf) übrigen Hunden aufzufinden, war offenbar unthunlich, und da selbst ein verlängerter Aufenthalt bis zum nächsten Jahr jedenfalls keine den dadurch erwachsenden großen Unkosten entsprechenden Resultate bringen konnte, so entschloß sich Hayes das Feld seiner Thätigkeit zu verlassen und den Curs des Schiffes südwärts zu richten. Schließlich gelangte der Schooner, nachdem er sich noch 150 Meilen weit durch das Eis der Melvillebay hatte durcharbeiten müssen, am 14 Aug. nach Upernivik.

Westindien und Mittelamerika nach Jegór v. Sivers.

Den obengenannten livländischen Edelmann, der sich selbst „einen lustreisenden europamüden deutschen Demokraten" nennt, scheint die Reactionsluft vom J. 1849 aus der alten Welt vertrieben zu haben Seine Beobachtungen über Cuba haben uns erst kürzlich beschäftigt, jetzt folgen wir ihm in einem zweiten Buche mit einem höchst unglücklich gewählten Titel [1] nach dem amerikanischen Festlande hinüber.

Ueber Kingston (Jamaica) richtete der Reisende seine Fahrt nach Belize, dem englischen Hafenplatz am Golf von Honduras, der statt in sieben bereits am fünften Tage Nachmittags erreicht wurde. Flach und sumpfig wie die Inseln (Kays) welche Rhede und Hafen einschließen, dehnt sich das Festland ohne bergigen Hintergrund gen Norden, Westen und Süden aus, wo endlich eine entfernte Hügelkette sich dem Meeresstrand nähert. Ueber diese Berge erhebt ein entfernter blauer Gebirgszug seine Gipfel bis in die Wolken, welche zu dieser Jahreszeit beständig den Horizont umlagern. Belize und seine 5000 Einwohner stecken in einem abscheulichen Morast. Unter den Häusern selbst ist nichts als stinkendes Wasser und Schlamm, worin es von Krebsen wimmelt. Und dennoch gibt der Schatten der Cocos- und einzelner Königspalmen sowie der Tamarinden- und Brodfruchtbäume manchen Wohnungen, besonders wenn im Garten davor Oleander und Guatemalröschen blühen, einen reizenden Anstrich. Belize nährt sich vom Mahagonihandel und den Einfuhren nach dem Festlande.

Von Belize fuhr Hr. v. Sivers nach Omoa hinüber, dem Hafenplatz im innersten Winkel des Golfes von Honduras, um sich sogleich weiter nach Ulua, am Flusse gleichen Namens, zu begeben. Hier war für einen Jäger und Naturaliensammler, der zum erstenmal der Tropennatur näher trat, ein wahrer Festtag, und den Moskitos zum Trotz krachten die Gewehre lustig, und brachten den prächtig gefiederten Pfefferfressern (Pteroglossus pluricinctus) einen jähen Tod. „Während ein Theil der Bootsmannschaft an der Flußmündung zum Einsammeln der reichlichen Citronen zurückblieb, stießen wir übrigen langsam den Bach hinauf. Bald nahm uns ein aus herabgebeugten Baumstämmen und Sträuchern gebildeter grüner Tunnel auf. Die mannichfaltigsten Orchideen nisteten auf den Bäumen, und schaukelten im Vorübergleiten ihre buntgefärbten Blüthen. Vögel schlüpften an uns vorüber, mehr verwundert als furchtsam vor den unerwarteten Gästen. Zierliche graue Eidechsen sprangen in gewagten Sätzen von Baum zu Baum. Fische und Fischchen in allen Gestalten durchstreiften das Wasser. Wir verließen den Laubtunnel und herrliche Baumgruppen traten uns entgegen. Ein Gewebe aller erdenklichen Rankenpflanzen hieng in malerischen Gebilden von den Zweigen herab. Von origineller Schönheit waren drei mit den üppigsten Lianen zu kolossalen grünen Säulen umgeformte dürre Riesenstämme, deren einer, nahe zum Wipfel gebrochen, mit dem benachbarten Stamme, von mehr als zolldicken Pflanzenarmen gehalten, einen majestätischen Triumphbogen bildete." Am Flusse war ein solches Leben und Schwärmen von Federvolk daß auf fünf Schüsse nicht weniger als 30 Vögel von den Schroten fielen, darunter fünf verschiedene Arten von Strand-

[1] Ueber Madeira und die Antillen nach Mittelamerika. Leipzig 1861. Nach den großgedruckten Worten zu schließen, meint man das Buch beschäftige sich mit der Insel Madeira und den Antillen. Beide Inselgruppen werden aber nur während der kurzen Pausen einer Dampferfahrt besucht, und die eigentlichen Wanderungen beginnen erst auf dem Festland.

Digitized by Google

läufern und Schnepfen, welche letztere auch ohne Pastete ein leckeres Mahl lieferten. Unser Verfasser war sonst kein Kostverächter, wie folgende Bemerkung genugsam beweist: „Der Haifisch wird dem starken Geruche seines Fleisches zum Trotz häufig gegessen, und ich kann nach mehrfacher Erfahrung bestätigen daß, wenn auch der alte Hai dem verwöhnten Gaumen als eine allerdings gar zu elastische und nach Aas riechende Speise erscheint, dagegen das Fleisch eines jüngern Thieres, namentlich gebraten, zarter, jedenfalls aber genießbar erscheint."

Der Fluß Ulua dient den Mahagonischlägern als willkommenes Flößmittel. Der Handel mit diesem Nutzholz ist zwar sehr lohnend, aber er erfordert auch ein Vermögen von mindestens 30,000 Dollars, weil das Geschäft im Großen betrieben werden muß, und erst im zweiten Jahre die Auslagen wieder baar zurückfließen. Die Mahagonischläger erhalten 10 bis 15 Dollars monatlich, und außerdem 6 Pfd. Salzfleisch, 50 Bananen und eine entsprechende Menge Mehl wöchentlich. Ist der alte Schlag erschöpft, so sendet der Unternehmer Anfangs August den Huntsman, einen der intelligentesten Schwarzen, aus um die im Walde zerstreut wachsenden Mahagonibäume ausfindig zu machen, denn in dieser Jahreszeit ist der an der Rinde leicht zu verwechselnde Baum durch die jungen röthlichgelben Blätter ohne Schwierigkeit von anderem Holz zu unterscheiden. Hat der Huntsman vom Gipfel der höchsten Bäume aus, die er ersteigt, einen Ort ausfindig gemacht der die dicksten, gesundesten und zahlreichsten Stämme enthält (und der Mahagoni findet sich selten gruppenweise, meist vereinzelt), so weiß der Schwarze ohne Compaß aus der Tiefe des wegelosen Waldes sich zurückzufinden, wobei er nicht versäumt vorsichtig genug seine Fußstapfen unkenntlich zu machen, damit ja kein Nebenbuhler die ihm für jeden gefundenen Stamm versprochene Belohnung von einem Dollar streitig machen könne. Zehn, höchstens fünfzig Neger werden nun unter Anführung des Huntsman zum Fällen des Mahagoni an den neuen Schlag ausgesandt. Eigenthümlich ist die beim Fällen aller großen Bäume übliche Weise, welche in der plötzlichen Verdickung zum Wurzelende (das bei vielen Holzarten mehrseits in riesige Rippenwände ausläuft) ihren Grund findet. Der Holzhauer baut sich nämlich aus sechs durch Lianen verbundene Stangen ein hohes Gerüst am Fuße des Baumes stammaufwärts, daß er, mit jedem Fuß auf einer der Querstangen stehend, den glattrunden Stamm oberhalb der Wurzelfächer mit seinem sieben bis acht Fuß lang gestielten nordamerikanischen Beile erreichen kann, und fällt nun, ohne seine Stellung zu ändern, bald von der Linken zur Rechten, bald von der Rechten zur Linken treffend, den Baum, der wenn er von bedeutendem Umfange war, eine ganze Tagesarbeit (manchmal sogar zweier Arbeiter) erfordert. Die Bäume werden zu viereckigen Balken behauen — und zwar gibt ein Baum oft fünf Balken von 4½ bis 6 Quadratfuß im Querschnitt und manche bis zu 20 Fuß Länge. Fünf bis sieben Gespanne Ochsen fahren auf eigenthümlichen Wagen, nachdem man einen Pfad durch den Wald gebahnt, diese Blöcke an den Flußhinab, auf dem sie dann weiter verflößt werden.

Truxillo ist der Haupthafen von Honduras an der atlantischen Nordküste. Für einen „reiselustigen europamüden Demokraten von Vermögen" gab es aber dort wenig zu suchen, denn die Truxillenos leben nur von und für den Handel. Auch für die Tafelgenüsse ist nicht eben sehr verlockend gesorgt, denn die Lebensweise ist ungefähr folgende: Morgens nach dem Aufstehen wird schwarzer Kaffee ohne Brod genossen, um 11 Uhr ein Frühstück aus Fleisch, Fisch, Reis, Bananen, Eiern, um 4½ Uhr zum Mittagsmahl eine Macaronisuppe, Huhn, Frijoles, Reis, Schaf-, Ziegen- oder Rindfleisch. Bei Tische wird von den Wohlhabenden rother französischer Wein getrunken, den man mit 3½ bis 5 Piastern die Kiste von ein Duzend Flaschen oder drei bis vier Realen die Flasche bezahlt. Zur Erhaltung der Gesundheit gehört daß man öfters am Tag einen Schluck Conjac, oder Conjac mit Wasser ein halbes Bierglas genießt. Reines Wasser wirkt auf viele Europäer als abführendes Mittel und wird, so heißt es, nur von den Schwarzen und Rothhäuten ohne Schaden getrunken. Von Geselligkeit und Familienleben ist keine Rede, da man fast nirgends weiße Frauen wahrnimmt, und eine wahre Ehe dort so selten ist wie ein Stück Eis. Weiße, Kariben und Indianer schließen nur Heirathen auf kurze Kündigung, und zwar muß das weibliche Wesen dem sie ihre Gnade zuwenden, auch die Dienste einer Magd und einer Köchin leisten. „Diese Frau sitzt nie mit bei Tisch, kleidet sich je nach ihrem Tagelohn mehr oder weniger luxuriös und hat, wenn der Herr wohlhabend ist, noch andere Mägde unter ihrem Befehl. Solche Frauen rauchen starke Cigarren, tragen bunte faltige Röcke mit mehreren Besätzen, der Arm bleibt nackt, und eine weiße bauschige Taille, die ihnen von der einen Schulter herabhängt, läßt oft mehr blicken als der Schönheitsinn verträgt. Die Hauptzierde der Frauenkleidung ist das lange franzenbesetzte Umschlagetuch, welches mit Grandezza über die Schulter geworfen wird. Bezeigt sich der Brodherr mit seiner Frau zufrieden, so wird der Vertrag stillschweigend verlängert und der Krug geht — wie in Europa — so lange zu Wasser bis er bricht. Während meiner Anwesenheit im Hause entließ ein wohlhabender Kaufmann eines schönen Abends seine Frau. Die Scene welche auf dem Hofplatze vorgieng, war nicht wenig ergötzlich. Einem heftigen Wortwechsel mit obligaten carajo's, punatera's, puta's folgte eine kräftige Ohrfeige und die Weisung sofort das Haus zu verlassen. In einer Viertelstunde waren ihre Kasten und Kinder, ihr Schrank und ihre Drehorgel — der Flügel einer solchen Donna — hinausgeschafft und die Luft von allem Ehegeruch völlig rein."

Hr. v. Sivers beschreibt uns nach einander die Tigerinsel in der Fonseca-Bay, und dann den Weg über Chinandega, Realejo und Leon nach Granada am Nicaragua-See. Letztere Hauptstadt (15,000 Einwohner) besuchte er vor den Walkerschen Freibeuterzügen. Er fand noch viel Leben dort und er rühmt uns ein eigenes örtliches Gewerbe, nämlich die Verfertigung der sogenannten Panamaketten, die entweder compact oder hohl aus Golddraht, ähnlich unseren Haarketten zusammengewoben, Meisterstücke der Goldschmiedekunst sind, wie sie selbst in Pariser Werkstätten nicht überboten werden könnten. Sonst herrscht in der Hauptstadt Nicaragua's, wie

Digitized by Google

überall unter den Tropen, neben der Arbeitsscheu auch die Mißachtung der Arbeit. Man schämt sich der Arbeit, und darbt im Elend lieber fort, als daß man es sich um des Erwerbs willen sauer werden ließe. An den wahren Elementen einer unabhängigen Aristokratie fehlt es übrigens gänzlich. Hidalgo's im strengen Sinne des Wortes gibt es nämlich in Central-Amerika nicht mehr. Die altadeligen Familien sind während der Bürgerkriege, welche wegen Geld und Gut, nicht etwa, wie in Europa, um Principien gekämpft wurden, entweder ausgewandert, oder, indem sie sich bei dieser oder jener Partei betheiligten, durch Ansprüche der Freunde und Plünderungen von feindlicher Seite zu Grunde gerichtet worden. Der große Grundbesitz ist zwar nicht verloren gegangen, es gebricht aber an Geld um die seit zwei Jahrzehnten zum Urwald herangewachsenen Plantagen neu anzupflanzen. Das einzige was die Creolen ernsthaft betreiben, sind ihre Vergnügungen, vor allen Hahnenkämpfe, Stiergefechte und allabendlich die Kartenspiele. Jede Zerstreuung hat übrigens ihre besondere Tageszeit. „Während der Mittagshitze ruht der junge Zitherspieler gemächlich in seiner Hängematte; durch die offene Thüre, vor der ein duftiger Blüthenstrauch die besonnten Blätter wiegt, tönt melancholischer Gesang und dazwischen rauschen die Accorde der Guitarre. Alt und Jung, Arm und Reich, Braun, Schwarz und Weiß, nebst allen Schattirungen, Mann und Frau, Herr und Diener, alles dehnt sich in der Hängematte, ganz Central-Amerika feiert ein sybaritisches Wiegenfest. Das Cigarrito, welches während des Tages kaum verlöscht, steckt jetzt zwischen allen Lippen. Großvater und Großmutter, Vater und Mutter, Onkel und Tante, Sohn und Tochter, Knecht und Magd, alle haben sich dem Tabakrauchen ergeben. Wird das Cigarrito von einer Dame angeboten, so darf es ohne Verletzung der gebührlichen Höflichkeit nicht ausgeschlagen werden. Das Gleiche gilt beim Umreichen einer unabweislichen Chocolade, welche man hier zu Lande besser als sonstwo in der Welt zu bereiten versteht."

Die Zierden des Nicaragua-Sees sind seine vulcanischen Inseln, von denen uns der Verfasser namentlich zwei beschreibt, Pensacola, dicht vor der Stadt Granada gelegen und so unbedeutend daß die wenigsten Karten ihren Namen nennen, und Zapatera, die nördlichste der großen Inseln. Beide Inseln starren von düsteren Basaltblöcken, denen bis jetzt selbst die tropische Vegetationskraft kein Grün entlocken konnte. So wechselt dort die Landschaft mit todtem Fels und üppigem Grün, die beide sich auf der ungetrübten Lagune zwischen Insel und Festland spiegeln. Lianen aller Art klimmen mit schützenden Ranken den Fels hinan als ob sie seine Blöße decken wollten. Wunderbare Düfte aber wehen vom Ufer aus den Blüthen der Gloria de Nicaragua, welche das dichte Blättergrün schmücken. In diesem poetischen Erdenwinkel wird man nun auch gern den Menschen im Paradieseszustand suchen. Er fehlt auch nicht, allein der Paradieseszustand des Menschen ist wohl das allerletzte was das Kind der Cultur für die Schätze der Civilisation eintauschen möchte. Nur aus der Ferne, nur im Bilde oder im Roman ist das Wildenleben reizend, während es in der Nähe gewöhnlich Gegenstand des Abscheues oder wenigstens des Bedauerns wird. „Vereinzelt hier und da aus dem Schatten breitblätteriger Bananengärten lugen grausandfarbene Palmendächer bescheiden rohrgebundener Indianerhütten, und vor der stets offenen Thür um den brodelnden Eisentopf lagern nackte braune Gestalten, Mann und Weib und Kinder. Die Frau lüftet das mehrfach gefaltene Bananenblatt — den Deckel des Topfes — und langt mit einem Spahne dampfende Platanos, die gelblichen Bananenfrüchte, heraus, welche auf frisch gebrochenen großen Blättern, die der Sohn herbeibringt, den lagernden Tafelgenossen vorgesetzt werden. Ein am Spieß gebratener Papagai, den der Vater heute erlegte, und einige Stangen Zuckerrohr aus der Pflanzung am Hause bilden die ganze Mahlzeit; doch siehe, da langt die Mutter mit der Calebasschale noch einige Fische aus dem reichhaltigen Topfe. Encarnacion, der zweite, kaum zehnjährige Sohn, fieng sie mit der Angel als er heute Morgen auf dem Mahagonikahn allein in den See hinausruderte. Dolores, die thätige Hausfrau, obgleich erst 25 Jahre alt, ist schon verblüht wie die Blumen des Waldes, welche der sengende Mittagshauch welken macht. Ihr schwarzes Auge blitzt noch wie damals als sie, eine 13jährige Jungfrau, ihren ersten Geliebten umhalste; in dichter Fülle hängt noch das mächtige Rabenhaar tief über den Rücken hinab, aber 12 Jahre der Liebe und Lust, der Mühe und Arbeit, 12 Jahre tropischer Sonnengluth haben ihre einst blühende, üppig schlanke Gestalt versenkt und gedorrt. Schon treten die Gesichtsknochen schärfer, die Sehnen am Halse, an Arm und Beinen deutlicher hervor. An den mageren Händen und Füßen zeigt sich die häßliche Dicke der Knöchel. Der seidene (?), gewölbte, einst jungfräuliche Busen hängt widerlichen Anblicks herab. Pfui! und der Bananenbissen bleibt dem weißen Gast im Halse stecken, so freundlich auch die guten Leute gebeten hatten an ihrem Göttermahl theilzunehmen."

Der Nicaragua-See wird von Alligatoren bevölkert, die jedoch den Menschen nicht angreifen, sondern vielmehr die Gegenden verlassen wo sich der Anbau ausbreitet, so daß sich heutigen Tages die alten Echsen an die unbewohnte Nordküste zurückgezogen haben, und nur noch die unerfahrne Jugend sich in der Nähe der Hauptstadt blicken läßt. Indianer und Neger essen das Alligatorenfleisch, welches ein großer Leckerbissen auch für Europäer seyn würde, wenn es nicht ebenso wie die sehr nahrhaften Eier von einem Moschusgeruch begleitet wäre. Das Weibchen soll 40—60 Stück Eier legen, und sie eifersüchtig bewachen bis die Sonne sie ausgebrütet hat. Minder zärtlich sind die Herren Papas, welche mit saturnischer Gefräßigkeit ihre eigenen Kinder verzehren, sobald sie zu leidlichen Bissen herangewachsen sind.

Guatemala, eine andere mittelamerikanische Hauptstadt, hinterließ auf Hrn. v. Sivers den Eindruck der Verödung und der Grabesstille; auch bricht durch das treffliche Pflaster hindurch überall das Gras heraus. Die einzigen Straßen in denen einiges Leben pulsirt, sind die Königs- und Handelsstraße, wo sich auch die besten Gebäude aneinander reihen. Fuhrwerk zeigt sich nur weniges, darunter einiges von guter Bauart. Von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens ist es überall stille und verödet auf der Straße, denn eine halbe Stunde vor

Digitized by Google

oder nach dieſer Zeit pflegt die Sonne auf und unter zu gehen. Selten verſammelt ein Ball die beſſere Geſellſchaft. Das Klima Guatemala's iſt ein überaus geſundes und paradieſiſches, denn die mittlere Jahreswärme beträgt 19°R., alſo 3° mehr als bei uns ein heißer Juli, bei einem äußerſten Maximum von nur + 24 und einem Minimum von + 7°. Rebſtock wie Oliven gediehen früher dort vortrefflich, bis ihr Anbau unter der ſpaniſchen Regierung verboten wurde. Die kleine Guatemalarose, unſern Mairöschen nicht unähnlich, ziert neben anderen Roſen die Gärten gar anmuthig. Eigenthümlich iſt auch eine ſchwarzblühende Jasminsart, welche wild aber ſelten in den Schluchten des Hochlandes angetroffen oder auch in den Gärten gezogen wird. Daß die Stadt und Umgegend erſt im vorigen Jahrzehnt wieder von Erdbeben zu leiden hatte, muß in Abzug gebracht werden von den ſonſtigen Vergünſtigungen der dortigen Natur.

Utah und die Mormonen.

Das Mormonenthum gehört unſtreitig zu den ſeltſamſten Erſcheinungen unſeres Jahrhunderts, denn je beſſer wir die Geſchichte dieſer geiſtigen Verirrung kennen lernen, deſto mehr erſtaunen wir über ihre ungeahnte Größe. Die Mormonen bilden nämlich nicht etwa eine Secte innerhalb der chriſtlichen Kirche, ſondern ſie folgen einer ganz neuen, auf einer angeblichen Offenbarung gegründeten Religion. Sie haben ſich auch vollſtändig von der chriſtlichen Civiliſation und von der chriſtlichen Geſellſchaft losgeſagt, denn ſie löſen das Band der chriſtlichen Familie, welches auf der Monogamie beruht. Ihre geſchlechtlichen Gemeinſchaften ſind auch nicht ſowohl polygamiſche, ſondern ſo eigenthümlicher Art daß man für nöthig gefunden hat einen neuen Ausdruck dafür zu ſuchen und ſie nach dem Vorgang des Hrn. Remy polygyniſche zu nennen anfängt. Völlig neue und die erſten genauen Aufſchlüſſe über die „Heiligen der jüngſten Tage" ſind uns erſt kürzlich durch zwei Reiſende geworden, die ſich im Jahr 1855 am Salzſee aufhielten. [1] Der eine von ihnen, Hr. Julius Brenchley, ein wohlhabender Mann, verließ von der Luſt zu Abenteuern getrieben 1849 Europa, und begab ſich nach Canada um ſich in den dortigen Wäldern für das Jägerleben abzuhärten. Er ſchlief theils unter einem Zelt, theils im Freien, und ſuchte ſeinen Unterhalt von dem Ertrag ſeiner Jagden zu beſtreiten. Durch dieſen Curſus geſtärkt, trat er im Frühjahr 1850 eine Reiſe über die Felſengebirge an. Beim Uebergang über den Miſſouri entließ er alle ſeine Begleiter bis auf einen. Mit zwei Sattelpferden und etlichen Packeſeln erreichte er dann Fort Laramie am Platte, gieng durch den Laramiepaß über die Felſengebirge und gelangte am 6 Sept. glücklich nach Fort Hall am Shoſhone oder Snake-River. Es gelang ihm auf dieſer Reiſe mehrfach ſein Leben in höchſte Gefahr zu bringen, bevor er am Columbia wieder unter Anſiedlungen kam. Sein Begleiter war früher bei einem Flußübergang ertrunken, ſeine Packthiere eins nach dem andern erlegen, er ſelbſt ſchwebte in Gefahr zu verhungern. Als er Fort Vancouver erreichte, drohte ihm ein neues Verhängniß, er ſollte nämlich — in einer Kammer und in einem Bett ſchlafen. Da er darüber zu erſticken fürchtete, ſo ſchleppte er ſeine Decken in die Hausflur. Ganz ähnlich ergieng es Kane, dem Polarreiſenden und ſeinen Begleitern als ſie nach einer ſo langen Fahrt im offenen Boote Upernivik an der grönländiſchen Küſte erreicht hatten, und die erſte Nacht unter einem menſchlichen Obdach unerträglich fanden. Von Vancouver gieng Brenchley nach den Sandwich-Inſeln hinüber, wo er ſich mehrere Jahre mit Erlernung der kanakiſchen Sprache auf Hawai beſchäftigte. Dieſe Studien führten ihn zur Bekanntſchaft des Hrn. Remy, mit dem er eine Reiſe nach Utah verabredete.

Am 18 Jul. 1855 brachen beide Gefährten von San Francisco nur in Begleitung eines ehemaligen franzöſiſchen Schiffscapitäns auf, der ſich ihnen als Koch und Pferdeknecht vermiethet hatte. Da ihr Pfad ſie durch die Gebiete blutgieriger Rothhäute führen ſollte, ſo war es nicht unwichtig daß ſie zwei Doppelflinten, eine Doppelbüchſe und fünf ſechsläufige Drehpiſtolen, alſo 36 geladene Läufe bei ſich führten Auch begegnete es ihnen, als ſie im Carſonthal die dortige Mormonenanſiedlung verließen, daß ein paar Amerikaner die tröſtliche Wette ſchloßen, ob ſie mit heiler Kopfhaut jemals wiederkehren würden oder nicht. Anfangs beſchränkten ſich ihre Reiſe-Erlebniſſe auf Begegnungen mit Indianern die um Zündhütchen oder um Decken bettelten, und auf die Entdeckung von Schlangen die ſich des Nachts an den Schläfern gewärmt hatten. Das erſtemal verurſachte dieſe Bettgenoſſenſchaft große Aufregung, ſpäter gewöhnte man ſich ſo daran daß man ſie des Morgens ruhig aus den Decken ſchüttelte. Am 16 Aug. wurde der Humboldtfluß erreicht und gekreuzt. Der große Gelehrte, wenn er noch lebte, würde übrigens nicht ſonderlich über die Schilderung ſeines Fluſſes entzückt ſeyn, denn der Humboldt iſt ein ſchleimiges, ſtinkendes Gewäſſer, und weiß wie Seifenlauge von dem Sodagehalt der darin ſchwebenden erdigen Theile. Tauſende von Fiſchen denen dieſes Uebermaß von Alkalien zum Gift wurde, ſchwimmen todt auf der Oberfläche und ſteigern die Verpeſtung. Hübſcher iſt der Humboldt-See, an deſſen öſtlichen Ufer ſie bis zum 20 Auguſt gelagert hatten. Hohe kahle Berge ſchloſſen das Thal auf beiden Seiten, und Tauſende von weißen Vögeln, größer als Schwäne, ſchwammen auf dem ſtillen bligen Waſſer des Sees. Sie folgten nun am Humboldtfluſſe dem Auswandererpfad, der durch eine Reihenfolge von Skeletten als Wegweiſer und Warnungszeichen ſich kenntlich machte. Am 25 begegneten ſie einem Trupp Emigranten, welche unterwegs die Leiche eines gewiſſen Capitän Jones hatten begraben müſſen, und die ſie, wenn ihnen anders ihr Leben lieb ſey, der Shoſhonen wegen zur Umkehr mahnten. Der Rath war gut gemeint und nicht übertrieben geweſen, denn man merkte bald daß man Rothhäute auf dem Leibe habe. Plötzlich empfieng man einen Geſchoßregen hinter Gebüſchen hervor,

[1] A Journey to the Great Salt Lake City, by Jules Remy and Julius Brenchley. 2 vols. London 1861.

Digitized by Google

den man mit vier Kugeln beantwortete. Ein gellendes Geschrei folgte nach und eine Reiterbande sprengte davon. Beide Abenteurer waren leicht verwundet; Remy hatte eine Ladung von fünf Rehposten empfangen, wovon einer ziemlich tief stack, Brenchley mußte man aus dem Nacken einen Pfeil ziehen, der Zoll tief eingedrungen war. Gewarnt durch diesen Anfall, setzten sie in der Nacht noch ihre Reise weiter fort und behielten jetzt keine ruhige Zeit mehr. Remy wurde obendrein bald darauf vom Fieber überfallen, auch verloren sie vollständig den „Trail" oder die Spur des Emigrantenpfades, und beschlossen an einer Stelle die sie auf 40° 25′ nördlicher Breite und 118° 30′ westlich Paris bestimmten, in möglichst gerader Linie nach dem Südpunkt des Salzsees zu ziehen. Auf einem dieser Märsche wurde eine Klapperschlange erlegt, geköpft und gebraten, deren Fleisch Remy so schmackhaft wie Aal fand. Nach großen Beschwerden bei Kreuzung von wüsten Strichen stießen sie endlich in einer Oase auf ein einsames Blockhaus, wo sich 15 Monate zuvor ein Mormone, Peter Haws, mit seiner Familie in der Nachbarschaft von befreundeten Indianern niedergelassen hatte. Diese Indianer, sowie Haws mit seinem Schwiegersohn, gaben den Reisenden das weitere Geleite durch die große Wüste, wo alle Spur von Pflanzenwuchs verschwand, und das Auge von den Salzausschwitzungen des Bodens geblendet oder mit Luftspiegelungsbildern geneckt wurde.

Endlich erreichte man Grantsville, das erste Mormonendorf von etwa fünfzig aus Luftziegeln erbauten Häusern. Grantsville ist übrigens ein Bisthum, doch bestand der Wohnsitz des Bischofs vorläufig nur aus zwei Zimmern, obgleich er drei Frauen und etliche hübsche und sittsame Töchter besaß. Am nächsten Tag als man den Jordan gekreuzt hatte, entblößte Haws feierlich das Haupt und grüßte die heilige Stadt, wie ein Muhammedaner Medina oder Mekka oder ein christlicher Pilger Jerusalem begrüßt haben würde. Am 25 Sept. 1855 am 58sten Tage der Abreise vom Sacramento hielten die beiden Reisenden einen etwas kläglichen Einzug in die Salzseestadt, denn ihre Kleider hiengen in Fetzen, sie besaßen kein Geld und kein Mittel um die Identität ihrer Personen zu bestätigen, weil ihre Creditbriefe unterwegs verloren gegangen waren. Zum Uebermaß ihres Mißgeschickes hatten die Heuschrecken die Mormonenernte abgefressen und herrschte eine empfindliche Hungersnoth am Salzsee. Zwar ließen sich die kühnen Wanderer dem Statthalter und Papst der Mormonen Brigham Young vorstellen, allein er schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit und richtete nicht einmal ein Wort an sie. Weil sie nämlich in Begleitung Peter Haws' erschienen waren, der im Geruch der Häresie stand, wurden sie wie gefährliches Gesindel betrachtet und sogar als Meuchler verdächtigt, die von den „Haiden" (Amerikanern) gedungen worden seyen, das Mormonenoberhaupt zu ermorden. Glücklicherweise begegneten sie einem Mormonenmissionär mit dem sie auf den Sandwichinseln bekannt geworden waren und auf dessen Empfehlung sogleich ihre Wechsel auf San Francisco discontirt wurden. Dieß war eine Errettung vom Hungerstod, denn obgleich sie nur einen Monat in der Salzseestadt blieben, belief sich doch wegen der Theuerung ihre Rechnung für Kost und Pferdefutter auf — 2600 Dollars also etwa 230 fl. im Tage! Se. Heiligkeit, Mr. Brigham Young machte später seinen ersten kalten Empfang wieder gut, er segnete sogar beim Abschiede die beiden Reisenden und wünschte ihnen daß sie erleuchtet werden möchten. Als sich die Kunde davon verbreitete, wurden die beiden „heidnischen" Abenteurer von den Heiligen der jüngsten Tage mit der höchsten Aufmerksamkeit und Achtung behandelt. Ihren Rückweg nahmen sie dann auf der Coloradostraße und über Los Angeles.

Der Stifter der Mormonenreligion, Joseph Smith, wurde in der Grafschaft Windsor in Vermont geboren. Man kann von ihm sagen daß ihn seine Mutter mit Prophetenmilch groß gesäugt habe, denn sie selbst war eine religiöse Schwärmerin und mit angeblichen göttlichen Offenbarungen in ihren Träumen behaftet. Auch darin zeigte sie sich als Mutter eines Propheten daß sie sich für keine der vielen amerikanischen Secten entschieden erklären wollte, sondern von dem protestantischen Rechte der freien Forschung Gebrauch für eine eigene Bibelerklärung machte. Der Prophet selbst wurde am 23 Dec. 1805 in Sharon (Windsor Cy., Verm.) geboren. Um 1820 brach in Manchester (New-York) unter den Methodisten ein sogenanntes Revival oder eine Pfingstbegeisterung aus, welche den Jüngling der damals dort lebte, nicht frei von Ansteckung ließ und einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er behielt sich indessen vor über die Wahl seiner Confession später selbst noch zu entscheiden, und machte dabei die Bemerkung daß jedes Bekenntniß seine guten und seine schwachen Seiten habe und daß, da man nun 1800 Jahre sich herumstreite, welches das beste sey, die vollkommene Form erst noch gefunden werden müsse. Er machte sich also auf den Weg um diese Form zu suchen. Ein brünstiges Gebet wurde erhört, er hatte „Gesichte" und er entblödet sich nicht zu berichten daß er zwei göttliche Gestalten gesehen habe, wovon die eine auf ihn gezeigt und die Worte gesprochen habe: „dieß ist mein vielgeliebter Sohn: höre ihn an!" Drei Jahre nachher erschien ihm ein „Wesen" und offenbarte ihm das Daseyn des „Buches der Mormonen," welches auf goldene Tafeln geschrieben war und welches er „mit Hülfe der Urim und Thumim" übersetzen solle. Er folgte diesem Geheiß im Staat Pennsylvanien (1827—1828), wohin er sich nach seiner Verheirathung begeben hatte. Bei der Uebersetzung dictirte er einem Secretär, der jedoch durch einen Vorhang von ihm getrennt war. Die goldenen Tafeln sah nur der Prophet, auch verschwanden sie nach der Uebersetzung. Es war damals schon gefährlich an den neuen Propheten zu glauben, denn seine „Gesichte" hatten oft sehr erschöpfende Effecte auf die Geldbeutel seiner Jünger. So bekam Smith 1830 eine „Offenbarung" daß sein Jünger und Geheimschreiber Martin Harris bei Strafe ewiger Verdammniß seine Habe verkaufen sollte um die Kosten des Druckes von 5000 Exemplaren des Mormonenbuches zu bestreiten. Als dieß geschehen war, wurde am 6 April 1860 auf göttlichen Befehl in Fayette (Seneca Cy., New-York) die Kirche der Heiligen der jüngsten Tage gestiftet und zwölf Apostel eingesetzt.

Digitized by Google

Das „Buch der Mormonen“ ist, wie sich später ergeben hat, theilweis ein Plagiat gewesen. Ein protestantischer Geistlicher, Namens Salomo Spaulding († 1816), der seit 1809 Neu-Salem in dem an indianischen Alterthümern so reichen Staat Ohio bewohnte, hatte aus Spaß, wie er offen bekannte, unter dem Titel „die aufgefundene Handschrift“ apokryphe Annalen der verlornen zehn Stämme Israels verfaßt, von denen die heutigen Urbewohner Amerika's abstammen sollten. Die Erfindung fand Beifall, da im angelsächsischen wie im spanischen Amerika bei Protestanten wie bei Katholiken die Hypothese einer israelitischen Abstammung der Rothhäute weit verbreitet ist und gern geglaubt wird. In jenem jokosen Werke, welches übrigens nur handschriftlich circulirte, kommen die Phantasienamen Mormon, Lehi, Nephi, Lamaniten vor, folglich hat Smith, soviel er auch läugnen mag, da dieselben Namen im Mormonenbuch auftreten, Spauldings Phantasien sich zu nutze gemacht. In grammatisch fehlerhaftem Englisch mit Nachahmung der Bibelsprache erzählt nun Smiths „Buch der Mormonen“ daß die zehn Judenstämme als sie nach Amerika kamen, sich in zwei Völker, in die gottlosen Lamaniten (die heutigen Rothhäute) und die frommen Nephiten trennten, welche letztere seinerzeit durch himmlische und terrestrische Wahrzeichen von der Geburt Christi unterrichtet wurden. Am Ende des vierten Jahrhunderts brach ein entsetzlicher Racenkrieg mit den Lamaniten aus, dem die Nephiten gänzlich unterlagen, bis auf Mormon und seinen Sohn Moroni, zweier gottesfürchtiger Männer mit denen die Nephiten erloschen. Bei ihnen hatten sich noch die alten Annalen der Judenstämme bis 420 nach Christi erhalten, und Moroni vergrub die goldenen Schriftblätter im Berge Cumorah (New-York), wo sie verborgen blieben bis zum 22 September 1827, als ein Engel sie Joseph Schmidt verrieth damit er sie übersetze.

Schon im August des Jahres I der mormonischen Kirche zeigte sich Häresie, aber der Prophet erhielt eine Offenbarung welche die Ketzer verdammte. In Missouri, welches das gelobte Land der Heiligen werden sollte, wurde ein neues Zion erbaut. Die „Heiden“ aber hörten nicht auf die „Heiligen“ zu „ennupiren.“ Der Prophet selbst wurde im März 1832 getheert und gefedert, und ein gleicher Schimpf wiederfuhr dem Apostel Sidney Rigdon. Zum Trost dafür wurden im nächsten Januar diese Heiligen mit Pfingsteloquenz beglückt, und „sie redeten eines Abends in Sprachen die sie des andern Tages nicht verstanden.“ Die Verfolgungen in Missouri wurden jedoch immer ernster und endigten mit der Vertreibung des Propheten aus diesem Staat. Dafür wuchs die Gemeinde in Ohio so ansehnlich, daß sie 1836 in Kirtland einen Tempel einweihen konnte, der 40,000 Dollars gekostet hatte. Im Jahre 1837 aber wurden der Prophet und Brigham Young flüchtig, nachdem die von ihnen in Kirtland gegründete Bank ihre Zahlungen hatte einstellen müssen.[1] Sie verbargen sich in dem „Far West“ Missouris, wurden aber von ihren Verfolgern gefangen, wie Feinde vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Nur der Protest des Generals Doniphan gegen dieses ungerechtfertigte Verfahren rettete sie vom Tode. Nach sechs Monaten gelang es ihnen aus ihrem Kerker zu entfliehen, und bald darauf gründeten sie in Illinois das Städtchen Nauvoo. Dort gedieh und blühte die Gemeinde längere Zeit in Frieden, und eben daselbst (um 1843) führte der Prophet die Vielweiberei ein, von der bisher im Mormonenbuch noch nichts gestanden war, welche aber durch eine „Offenbarung“ folgenden Inhalts promulgirt wurde: „Wenn ein Mann zehn Jungfrauen heirathet die ihm das Gesetz (der Mormonen) gibt, so begeht er keinen Ehebruch. Möge meine Tochter Emma (Madame Smith I) alle aufnehmen, die meinem Knecht Joseph verliehen werden, denn sie sind tugendhaft in meinem Angesicht.“ Diese „Offenbarung“ wurde in Gegenwart von William Clayton empfangen und niedergeschrieben, „Emma“ aber zerriß das Papier. Da sprach der Prophet: „Emma, kümmere dich um deine Pflichten, und laß den Gesalbten des Herrn die Werke vollbringen für die ihn Gott aufgerichtet hat.“ Der Skandal wurde auch in Illinois zu groß, besonders durch das Wachsthum der Gemeinde, da ein einziges Auswandererschiff nicht weniger als 800 Mormonen auf einmal ans Land gesetzt hatte. Es schickten sich daher die Bewohner von Charthago an, mit Artillerie herbei zu ziehen um Nauvoo zu zerstören. Der Prophet aber lieferte sich freiwillig den Gerichten aus und wurde in Carthago in Haft gesetzt. Am 27 Juni 1844 stürmte der dortige Pöbel das Gefängniß und erschoß Joseph, den Propheten, und Hiram Smith. So endigte der merkwürdige Mann welcher mit großer Kunstfertigkeit und wahrscheinlich mit einiger Selbsttäuschung die betrügerische Prophetenrolle gespielt hatte. Man muß ihm sanftes, versöhnliches Wesen nachrühmen, denn er vergab gern denen die ihm weh gethan hatten. Seine Kinderliebe gewann ihm viele Herzen, seine Rednergabe aber muß geradezu beherrschend gewesen seyn, und über seine Talente als Verwalter und Organisator können keine Zweifel bestehen, auch ist es merkwürdig daß obgleich er 39mal vor den Gerichten der Union als Angeklagter erschien, nie über ihn ein Schuldig gesprochen wurde.

Nach des Propheten Tode wurde Sidney Rigdon, der einzige Mitbewerber um den erledigten päpstlichen Stuhl excommunicirt und Brigham Young als Pontifex ausgerufen. Unter seiner glücklichen Hand wuchs Nauvoo auf 14,000 Köpfe wovon neun Zehntel zu den Mormonen gehörten. Der Neid der „heidnischen“ Illinoiser ließ ihnen aber keine Ruhe, sie wurden mit Schwert und Feuer auch aus Nauvoo vertrieben und mußten im kläglichsten Zustande über den Mississippi setzen. Gleichwohl stellten sie damals, nomadisch umherirrend, das verlangte Contingent von 500 Mann zu dem mexicanischen Krieg. Seit 1847 schlugen sie ihre Wohnstätte in der Salzwüste von Utah oder in Deseret (d. h. Land der Biene in der selbsterdachten Sprache des Propheten) auf.

Der obere oder der Utah-See enthält süßes Wasser. Er ist 30 engl. Meilen lang, halb so breit, nur 7—15 Fuß tief

[1] Später in den fünfziger Jahren standen die Noten dieser Bank al pari, damit, sagen die Mormonen, abermals ein Wort des Propheten sich erfüllen sollte.

Digitized by Google

und ergießt sich durch den Timpanagas-Fluß in den Salzsee der 250 Meilen Umfang bei durchschnittlicher Tiefe von 7 bis 8 Fuß und höchster Tiefe von 33 Fuß besitzt. Die Dichtigkeit des Wassers ist so groß daß darin ein menschlicher Körper nicht untersinkt, auch soll das Wasser abgedampft ein Drittel seines Volumens als Salz zurücklassen. Natürlich kann in dieser Sohle kein Fisch leben. Ein kurzer aber strenger Winter bringt den See bisweilen zum Gefrieren. Die übrigen Jahreszeiten ist das Wetter mild und immer heiter. Um die Seen herum ist das Land eine trostlose Wüste, in den Thälern der nahen Berge aber finden sich die fettesten Weiden, Wälder und fruchtbare Gelände. Die Stadt selbst ist, mit einem Erdwall gegen Indianer geschützt, in senkrecht sich schneidende 130 Fuß breite Straßen abgetheilt, mit fließendem Wasser zu beiden Seiten versehen und geschmückt mit Alleen von Baumwollenbäumen. [1] Der Staat Utah zählt jetzt schon 80,000 Einwohner und konnte 1853 bereits über eine Miliz von 2000 Mann verfügen. Der „Mormonenkrieg" der von 1858 bis 1860 dauerte und ohne Blutvergießen ablief, hat nichts in der Lage des Staates geändert, denn man mußte erkennen daß alle gegen die Mormonen vorgebrachten Beschuldigungen Verläumdung gewesen waren. Brigham Young der neue Sultan-Pontifex, der seinen Harem auf 30 Nummern bringen will, dem der Staat einen prächtigen Palast gebaut und der sich ein Vermögen von 200,000 Dollars erschwindelt haben soll, ist jetzt, wo er sich für die Union und gegen die Secession erklärt hat, im Norden wieder ein beliebter Mann geworden.

Wenn wir fragen, weßhalb die Mormonen so viel Zulauf fanden, so dürfen wir nicht die Reize der Vielweiberei in Anschlag bringen, denn die Mormonen waren bereits eine stattliche Gemeinde, ehe der Prophet seine polygamische Offenbarung empfieng. Das Reizmittel scheint vielmehr darin zu liegen daß der Prophet, ähnlich wie Muhammed, den Gläubigen eine ewige Seligkeit durch eine Wiedergeburt in einer menschlichen verklärten und unzerstörbaren Gestalt verheißt. Je heiliger jemand auf Erden, desto größer seine jenseitige Seligkeit. Die Belohnung drüben aber wächst mit dem Durchmesser seiner diesseitigen Familie, und daraus entspringt der Drang diese letztere zu vermehren. Als religiöse Pflicht ist die Polygamie aber erst seit 1852 den Heiligen auferlegt worden.

Außer den gewöhnlichen polygamischen Heirathen, gibt es noch vier Arten von Procurationsehen, nämlich 1) durch verherrlichende Stellvertretung, wenn jemand einer Wittwe, so lange die ehelichen Pflichten erfüllt, bis sie schwanger wird, damit das Kind dem ersten Manne in der Ewigkeit zufalle; 2) durch rückwirkende Stellvertretung, wenn sich Frauen mit Verstorbenen heiligen Personen verheirathen wollen (z. B. mit biblischen Erzvätern), deren eheliche Pflichten ein lebender „Heiliger" übernimmt; 3) durch ernannte Stellvertretung, wenn ein Mormonenmissionär sich außer Landes begibt und seine Frau einem anderen überläßt, damit auch während seiner Abwesenheit sich die Familie vermehre, endlich 4) durch die erlösende Stellvertretung, wenn nämlich jemand sich der Seele eines als Junggesellen verstorbenen und deßwegen in einer Art Fegfeuer schmachtenden Mannes erbarmt und ihn durch eine in seinem Namen geschlossene Heirath erlöst. Etwas ganz anderes ist das Anfiegeln. Dieß ist eine mystische, platonische Heirath für das Jenseits, welche eine Frau, vielleicht ohne daß es der Beglückte weiß, oder ein Paar sich gegenseitig gelobt und beschließt. Uebrigens darf niemand eine zweite Frau nehmen ohne besondere Ermächtigung des Präsidenten, erhält er diese, so müssen die Eltern der neuen Braut, muß diese auch selbst einwilligen. Zuletzt wird auch die ältere Ehefrau befragt, und verweigert sie ihr Ja, so kommt die Sache an den Präsidenten zurück, der ihre Einsprache anhört und dann endgültig entscheidet ob die neue Ehe vollzogen werden soll oder nicht. Was die häusliche Einrichtung betrifft, so gibt es drei Formen. Entweder die Weiber bewohnen abgesondert vom Mann gemeinsam ein Haus und jede ein gemeinsames Schlafzimmer, wie in Brigham Youngs Harem, oder der Mann wohnt mit seinen Frauen zusammen, letztere schlafen jedoch getrennt, oder jede Frau bewohnt ein besonderes Haus und der Mann geht Reih' um aller 24 Stunden von einer „Emma" zur anderen, denn wie auch immer die Einrichtungen getroffen werden, jedenfalls muß der Mann eine strenge Reihenfolge bei den Frauen beobachten. Nach dem Census von 1858 gab es

Ehemänner	mit 7 und mehr	Frauen	387,
„	„ 5	„	730,
„	„ 4	„	1100,
„	„ 2 oder drei	Frauen	1400,
			3617.

Merkwürdig ist daß seit der Einführung der Polygamie ähnlich wie im Morgenlande, die Geburten weiblichen Geschlechts die männlichen zu übertreffen anfangen. Das einzige Gute was sich von dieser neuen Form der „Familie" sagen läßt, besteht in der Vertilgung der Prostitution und des Ehebruches, welcher letztere nach dem Mormonengesetz mit Steinigung bestraft wird. Ehescheidungen sind übrigens außerordentlich leicht, und werden nach einem Tarif von 1854 gegen eine Buße von 10 Dollars für Heirathen auf Zeit, und von 50 Dollars für Heirathen auf Ewigkeit vollzogen, so daß z. B. Remy eine Frau in Utah sah, die sechsmal verheirathet gewesen, und von deren Männern noch vier am Leben waren. Endlich sind auch die Eheverbote wegen Blutnähe so eingeschränkt worden daß ein Mormone einmal Mutter und Stieftochter mit Brigham Youngs Bewilligung gleichzeitig ehelichen wollte. Nach diesen Thatsachen darf man sich aber kaum mehr der Abwesenheit der Prostitution rühmen, denn jedes Haus ist ja beinahe nichts besseres als ein Bordell für den Privatbesitzer.

[1] Ueber den neuen Tempel s. Ausland 1861. S. 665.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. Augsburg, 1 December 1861.

Die Thierwelt Mittel-Europa's im Steinzeitalter.

Für die ältesten geschichtlichen Zeiten der Völker, welche sich durch Jahreszeiträume nicht mehr oder noch nicht abgränzen lassen, bedient man sich der beiden Ausdrücke des Bronze- und des Steinzeitalters. Man will damit die Zeiträume bezeichnen wo gewisse Völker ihre Haus-, Jagd- und Feldgeräthe aus Steinen, später aber wo sie dieselben aus Kupferlegirungen aber noch nicht aus Eisen verfertigten. Bei manchen alten Völkern läßt sich nachweisen wann der Uebergang von der Bronze zum Eisen stattfand, bei keinem Volk aber ist bis jetzt der Uebergang vom Steinzeitalter zum Bronzezeitalter chronologisch bestimmt worden. Wir wissen nur daß das eine dem anderen vorausgieng, welches das ältere und welches das jüngere war, wie auch der Geolog von älteren und jüngeren Schichtungen spricht, ohne daß er sagen kann um wie vieles älter, um wie vieles jünger die eine oder die andere Bildung sey. Zu den merkwürdigsten Resten aus dem Steinzeitalter gehören die im tertiären Schutt zwischen Abbeville und Amiens gefundenen, angeblich keltischen Kieselwerkzeuge. Jüngeren Daseyns sind die Reste der sogenannten Seewohnungen oder Pfahlbauten in der Schweiz. Sie finden sich entweder unter dem heutigen Spiegel helvetischer Seen oder, theilweis mit Torf überwachsen, über den ehemaligen Betten von Landseen. Im Wasser selbst oder wenigstens theilweis im Wasser bauten diese Eingebornen ihre Wohnungen auf einen Rost von Pfählen, und daher stammt der Name der Seewohnungen und der Pfahlbauten. Bei diesen oder unter diesen Pfahlbauten liegen historische Urkunden, nämlich die Reste der Geräthschaften jener Völker, und ein großer Schatz von Thierknochen als Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten. Aus diesen Documenten sieht man auch daß jene Völker bereits Zeuge webten und sie zusammennähten, sowie daß sie Geschirre aus Thon in der Hand drehten.

Wenn nun jemand sich die Mühe genommen hätte alle jene Thierknochen zu sammeln und sie anatomisch zu vergleichen, so hätte er verschiedenen Wissenschaften die größten Dienste leisten können. Den Archäologen konnte er belehren, welchen Thieren jene alten Bewohner Helvetiens nachstellten und welche sie züchteten; den vergleichenden Anatomen konnte er belehren, welche Veränderungen vielleicht innerhalb so großer Zeiträume an den Thierskeletten wahrzunehmen gewesen; den Geologen konnte er unterrichten, welche Thierarten gleichzeitig neben einander örtlich noch auftraten; den Zoologen konnte er Licht geben über jene anziehenden und aufregenden, aber auch so überaus schwierigen Fragen von dem Ursprung der Arten und über die mögliche Beweglichkeit der Typen, ja selbst dem Landwirth, dem doch daran liegen muß die Geschichte der wichtigsten Hausthiere zu kennen, hätte ein sorgsamer Knochensammler und ein geistreicher Anatom vieles zu sagen gehabt. Ein Wink der Wissenschaft ist aber auch für einen Geschäftsmann Goldes werth, wenn er ihm beweist daß er auf dem richtigen, wenn er ihn warnt daß er auf dem falschen Wege sey.

Alle diese Zumuthungen sind aber bereits unter einem sehr bescheidenen Titel [1] von einem Baseler Professor glänzend befriedigt worden. Wir können natürlich nicht auf die Einzelnheiten dieses großen Werkes eingehen, denn da einige unserer Leser nicht in der vergleichenden Anatomie bewandert sind, so müßten wir uns über die Terminologien dieser Wissenschaft mit ihnen zuvor verständigen, und das gienge dann ins Unabsehbare. Die Ergebnisse der Untersuchungen aber lassen sich kurz auch dem Laien mittheilen. Ihre Wichtigkeit läßt sich schon darin erkennen daß sie die dünne Scheidewand, welche die Geschichte von der Geologie noch trennte, bereits zu durchbohren suchen. „Die Antiquare Frankreichs, bemerkt Hr. Rütimeyer, finden Steinäxte in den Mammuthterrains der Bretagne; in den schweizerischen Pfahlbauten finden sich die diluvialen Rinderarten Bos primigenius und trochoceros schon als Hausthiere an die Krippe gebunden."

Die Thierknochen der Pfahlbauten ließen bisher 66 Arten von Wirbelthieren erkennen, nämlich 10 Fische, 3 Reptilien, 17 Vögel und unter den 36 Vierfüßern 8 Hausthiere: den Hund, das Schwein, das Pferd, den Esel, die Ziege, das Schaf und wenigstens zwei Rinderarten; als abwesend glänzen dagegen das Huhn und die Katze. Am häufigsten sind die Knochen des Edelhirsches und nach ihnen die der Kuh,

[1] Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz von Dr. L. Rütimeyer. Basel 1861. 4°.

Digitized by Google

ein Beweis also daß die Jagd den größten Ertrag lieferte, auch Schweine, deren Knochen den dritten Rang der Menge nach einnehmen, wurden öfter als Wildpret denn als Mastvieh verzehrt. Seltener sind die Knochen vom Reh, von der Ziege und vom Schafe. Letzteres wird erst in Ansiedlungen jüngern Ursprunges zahlreicher als die Ziege. Zu den seltneren Hausthieren gehört der Hund, und noch spärlicher trifft man auf Esels- und Pferdeknochen. Nur gelegentlich scheint der Bär, der Wolf, der Ur, der Bison, das Elenthier, die Gemse und der Steinbock als Wildpret gedient zu haben. Bei diesen Vergleichungen fanden sich allmählich Merkmale zur Unterscheidung der Knochen wildlebender oder gezähmter Thiere. Die Knochen wilder Thiere haben eine tiefbraune fast schwarze Färbung, eine glatte, fettig sich anfühlende Oberfläche, ein oft erstaunlich höheres Gewicht, deutlichere Zeichnung der Gefäßrinnen, größere Rauhigkeit und Schärfe aller Muskelinsertionen, kurz möglichste Ausprägung aller Kanten und Vorsprünge und möglichstes Zurücktreten aller indifferenten Flächen. Beim gezähmten Thiere erscheint die Knochensubstanz, wenn man so sagen darf, aufgeweichter, schwammiger und biegsamer unter plastischen Eindrücken. „Wir können nicht zweifeln, spricht der Baseler Gelehrte aus, daß die neuen Lebensverhältnisse, welche die Zähmung von Mastthieren bedingt, Schwächung der gesammten Energie des Organismus durch reichlichere Ernährung bei verminderter Bewegung, Zunahme des Fettgehalts u. s. w. im Verlauf nicht nur von Jahrhunderten, sondern selbst in weit kürzeren Zeiträumen den wesentlichsten Einfluß auf die gesammte physikalische Beschaffenheit der Knochen ausüben."

Daß sich die Reste des Bären, des Dachses, des Steinmarders, des Baummarders, des Iltis, des Hermelin, der Fischotter, des Wolfs, der Wildkatze, des Igels, des Eichhorns und der Waldmaus fanden, wird niemand überraschen, da fast alle diese Thiere noch angetroffen werden. Höchst merkwürdig ist aber daß der Fuchs in der Pfahlbautenzeit viel kleiner war, selten die heutige Mittelgröße erreichte und seitdem etwa um ein Drittel zugenommen hat. So beweglich sind die Größenverhältnisse! Wir müssen übrigens dieses Beispiel eines Thiers, welches gewachsen ist, fest im Gedächtniß behalten, weil wir von sehr vielen andern hören werden daß sie abgenommen haben. Daß sich keine Knochen der Hausratte fanden ist leicht erklärlich, denn dieses Thier trat seine Invasion Europa's erst im Mittelalter an, aber auch die asiatische Wanderratte fehlt, so daß zu jener Zeit kein vierfüßiges Ungeziefer, nicht einmal die Maus, bei den Pfahlbauern sich zu Gaste bat. Vom Hasen ist bis jetzt ein einziger Ueberrest entdeckt worden, woraus man zu dem Schluß berechtigt ist daß wahrscheinlich gegen dieses Thier ein Speiseverbot bestand. Damals bauten auch noch Biber in der Schweiz, die sich am Lech noch bis 1846, an der Lechmündung sogar bis 1857 aufgehalten haben. Hätte man sie doch wenigstens vor den Kugeln der Jäger durch ein Gesetz geschützt und ihnen dadurch ihre örtliche Verbreitung in Deutschland noch um ein paar Generationen verlängert, ausgestorben wären sie ohnehin, denn der Biber kann ohne Einsamkeit nicht bestehen. Wie verbreitet übrigens in Bayern dieses harmlose verständige Thier ehemals gewesen seyn muß, beweisen 60 Ortschaften, die nach den Bibern benannt worden sind.

Zur Zeit der Pfahlbauten gab es drei Racen von Schweinen oder von Sus Scrofa L., die der Verfasser als Hausschwein S. Scr. domesticus, als Wildschwein S. Scr. ferus, und als Torfschwein S. Scr. palustris, bezeichnet. Letztere Abart oder Race, die sich zur Zeit der Pfahlbauten wild sowohl wie gezähmt vorfand, erlosch in der historischen Periode als wildes Thier. Was die ehemaligen Wildschweine betrifft, so unterschieden sie sich von ihren heutigen Nachkommen nur durch ihre bedeutendere Größe und durch Steigerung der Merkmale welche sie vom Zuchtschweine trennen. Auch in Deutschland waren die Wildsauen ehemals viel größer und schwerer, und so zahlreich daß z. B. in Preußen 1728 sich für das Schwarzwildpret so wenig Käufer finden wollten daß es den Beamten und den Berliner Juden für ihre Küchen octroyirt werden mußte. Das Merkmal des Torfschweines als getrennter Race besteht in dem Zahnsystem, und zwar sind die Unterschiede am kenntlichsten bei den Eckzähnen, also bei den Waffen des Thieres die in auffallendem Maß an Größe hinter dem Typus des Wild- und selbst des Zuchtschweines zurück-, und auch im Alter dreikantig bleiben, während sie bei den letzteren fast cylindrisch werden. Das Torfschwein hat sich als zahmes Thier in einzelnen Thälern Graubündens noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der Edelhirsch (Cervus elaphus), der jetzt nicht mehr auf dem Gebiete der Pfahlbauten gesehen wird, gewährte den alten Helvetiern von allen Thieren die meiste Nahrung. Auch war seine Größe ganz ungewöhnlich, da sie die Höhe ansehnlicher Pferde übertraf. Nicht spärlich vertreten ist auch das Elenthier (Cervus Alces), welches sich auch am Rhein noch bis in unser 10tes und 11tes Jahrhundert erhielt. Vom Steinbock (Capra Ibex) hat man nur eine einzige Spur aufgefunden, obgleich das Städtchen Unterseen (Bern) dieses Thier im Wappen führt. Die Gemse ist ebenfalls selten, und wahrscheinlich dieses Alpenwild wie der Steinbock nur gelegentlich aus den Gebirgen in die Niederungen der Pfahlbauten herabgebracht worden. Der Wisent (Bos Bison) war im Steinzeitalter über die Schweiz reichlich verbreitet, und noch häufiger tritt der Ur (Bos primigenius) auf. Der Ur ist übrigens einer der ältesten und treuesten Bewohner der Schweiz gewesen, denn er hielt sich dort schon gleichzeitig mit Dickhäutern auf, die jetzt nach Afrika zurückgewichen sind. In der Schieferkohle von Dürnten (Zürich) liegen sehr vollständige Ueberreste von Rhinoceros leptorhinus zusammen mit Zähnen vom Urochs und Edelhirsch. Während das Nashorn aber jetzt räumlich so weit sich von der Schweiz entfernt hat, hielten die beiden eben genannten Thiere dort aus, bis ein Volk auftrat welches Lein verspann und verwebte, und die Abkömmlinge des Urochsen im Stall pflegte und melkte! In den untern Schichten der Geröllmasse von 30 Fuß Mächtigkeit welche die Dürntner Kohle deckt, liegen auch Reste einer Elephantenart, welche von der in der Kohle vertretenen verschieden, und bisher mit ihr noch nicht

Digitized by Google

in demſelben Horizont gefunden worden iſt. Weiter nach oben beſteht das Geröll aus Gletſcherſchutt mit Reſten von Murmelthieren und Rennthieren. Auf einem Raum von wenigen Stunden Umfang und innerhalb einer ſenkrechten Höhe von nur 30 Fuß, treffen wir alſo zuerſt den Ur in Begleitung des Elephas antiquus in der Kohle von Dürnten, ſpäter den Urochs und das Mammuth in dem Diluvium des Rheinthales, noch ſpäter Rennthiere und Murmelthiere, wovon das eine jetzt 20—25 Breitegrade nördlich, das andere in hohe Alpengürtel zurückgewichen iſt; ganz zuletzt in dem höher liegenden Torf von Robenhauſen kommt der Urochs wieder in Geſellſchaft von Wiſent und Elenthier. Welche ungeheure Wechſel! Und wahrſcheinlich erlebte ſie ſchon und litt darunter das Menſchengeſchlecht!

Was die Vögel, Reptilien und Fiſche betrifft, ſo weicht das Bild der damaligen Fauna nicht von der heutigen ab. Belehrend iſt nur daß aus dem Zuſtande der Knochen des wilden Schwanes geſchloſſen werden muß, daß auch dieſe Thiere von den alten Helvetiern erlegt und verzehrt wurden, ein ſicherer Beleg daß die Pfahlbauten nicht bloß Sommerwohnungen waren, ſondern ſie ſelbſt in kalten Wintern, wo allein der Schwan ſich zeigt und jene Seen zugefroren geweſen ſeyn müſſen, nicht verlaſſen wurden.

Das ſeltenſte Hausthier der Pfahlbauten iſt der Hund, der zwar hin und wieder auch verzehrt, ſonſt aber nur als Jagdhund benutzt wurde. Höchſt merkwürdig und wichtig für die Geſchichte der Hunderacen iſt es aber daß in der Pfahlbautenzeit nur eine einzige, bis auf die Details beharrlich gleiche Race des Haushundes, und zwar des heutigen Wachtelhundes ſich vorgefunden hat. Das Schwein als Hausthier fehlt gänzlich in den älteſten Pfahlbauten, und ſpäter wird zuerſt das Torfſchwein vor dem Wildſchwein gezähmt. Pferdeknochen ſind höchſt ſpärlich, ſo daß man ausſprechen darf, das Pferd habe als Hausthier den Pfahlbauern gefehlt, und ſey nur ſporadiſch, vielleicht als Kriegsbeute in ihren Beſitz gelangt. Ueber Schafe und Ziegen iſt ſchon oben das wichtigſte erwähnt worden. Von zahmen Rinderracen dagegen tritt örtlich begränzt ein Schlag auf der ſich der foſſilen Species Bos trochoceros aus dem Diluvinm von Arezzo und Siena anſchließt. Charakteriſtiſch iſt bei ihr die Richtung der Hörner, die, ſtatt der dreifachen Krümmung beim Ur, einen ganz einfachen faſt halbkreisförmigen, von der Baſis bis zur Spitze in derſelben Ebene liegenden Bogen beſchreiben. Dieſer Schlag verſchwindet ſpäter aus der Schweiz ſo gut wie die Primigeniusrace, die den Ur zum Stammvater hat. Es hat ſich dagegen dieſe letztere Race heutigen Tages noch in den frieſiſchen, oldenburgiſchen und holländiſchen Schlägen erhalten. Die dritte Race der Pfahlbauten Bos brachyceros (identiſch mit Bos longifrons, Owen), wird von Rütimeyer als Torfkuh bezeichnet, und zwar findet ſich dieſer Schlag, das ſogenannte „Braunvieh," noch heute in Schwyz, Wallis, Oberhasle und Graubünden. Auch erklärt der Baſeler Anatom ſich ſpäter zu Gunſten der Anſicht moderner Schweizer Viehzüchter, welche unter den einheimiſchen Rindern nur zwei Racen anerkennen, die ihre geographiſchen Gränzen mit großer Zähigkeit feſthalten ſollen. Die Viehzüchter ſahen dabei nur auf äußere, ſcheinbar triviale, aber ſehr beharrliche Merkmale, nämlich auf die Farbe, die oſteologiſchen Unterſuchungen aber haben ihrer Erkenntniß die wiſſenſchaftliche Weihe gegeben. Die erſtere und ältere Race iſt das ſogenannte Braunvieh (Bos brachyceros), natur- oder thierfarbig, ohne alle reinen Farben, namentlich ohne reines Weiß, in allen Abſtufungen von hellgrau bis dunkelſchwarzbraun. Charakteriſtiſch iſt bei dieſem Schlag daß die Haarfarben nie ſcharf von einander geſchieden ſind, ſondern die Gränzen ſich verwiſchen. Die andere Race, das Fleckvieh, fehlt in den älteren Pfahlbauten gänzlich, wurde erſt in den hiſtoriſchen Zeiten aus dem Norden eingeführt, ſtammt vom Bos frontosus her, und hat ſich am reinſten im Saanenthal und im Simmenthal erhalten; doch gehört auch dazu die ſchwarz und weißgefleckte Freiburger Race. Das reinfarbige oder Fleckvieh iſt entweder einfarbig roth oder einfarbig ſchwarz, oder weiß und roth, oder weiß und ſchwarz. Alle drei Farben finden ſich faſt nie bei einander und niemals gemiſcht, ſondern immer in reinen, ſcharf umgränzten Flecken.

Von menſchlichen Ueberreſten iſt bis jetzt nur ein einziger Schädel gefunden worden. Gehört er der Pfahlbautenzeit wirklich an und darf man aus einem Exemplar einen allgemeinen Schluß ziehen, ſo würde der Schädeltypus ſeit jener Zeit bis auf unſere Tage in der Schweiz keine Aenderung erfahren haben, oder mit anderen Worten die Pfahlbauern waren in oſteologiſchem Sinn von den modernen Schweizern nicht verſchieden. Bis zum Einfall der Römer ſcheinen die alten Helvetier ihre Seewohnungen nicht verlaſſen zu haben, dann aber wurde wahrſcheinlich dieſe ſeltſame Bauart aufgegeben.

Von Dr. H. Chriſt haben wir auch eine Unterſuchung über die Flora der Pfahlbauten, welche für die Geſchichte der Pflanzengeographie höchſt merkwürdige Ergebniſſe enthält. So fand man in harte metalliſch glänzende Kohle verwandelt in voller Größe ohne Einſchrumpfung Reſte von Weizen, dem heutigen Triticum vulgare ähnlich, aber auffallend klein, denn unſere heutigen Früchte haben 7—8 Millimeter Länge, jene foſſilen dagegen 6, ſelten 7 und die kleinern nur 4 Millimeter Länge, die Aehre iſt dabei viel gedrängter, und in Folge deſſen ſtehen die Aehren mehr horizontal von der Spindel ab als bei den heutigen Formen. Sonſt iſt noch eine Gerſtenart (Hordeum hexastichum) angetroffen worden, dagegen fehlten der Dinkel (Triticum spelta), der Hafer und der Roggen gänzlich, ſo daß alſo ſelbſt in unſern nördlichen Ländern der Weizen die älteſte angebaute Halmfrucht geweſen zu ſeyn ſcheint. Eine Flachsart, in vortrefflich erhaltenen Fruchtkapſeln gefunden, nähert ſich dem Linum montanum oder dem Linum perenne, iſt aber unähnlich unſerm heutigen Flachs, deſſen Vaterland noch immer die Wiſſenſchaft ſucht. Dagegen fehlt wiederum der Hanf gänzlich, weßhalb man nicht mehr, wie es wohl geſchehen iſt, die Schweizer aus Räumen einwandern laſſen darf die als Heimath des Hanfes gelten. Aepfel in Hälften, wahrſcheinlich zur Aufbewahrung gedörrt, zeigten an Kernen, Kapſeln und äußeren Umriſſen eine Größe

Digitized by Google

welche die der jetzigen wilden juraſſiſchen Form des Pyrus malus überſteigt. Von Birnen hat man bis jetzt nur ein zweifelhaftes Bruchſtück entdeckt. Eine Schlehenart (Prunus spinosa) vielleicht auch die Pflaume ſelbſt (P. insititia) und die Süßkirſche waren ſchon vorhanden. Unter den Gehölzarten iſt das Vorkommen der Zwergkiefer (Pinus Mughus) in der Ebene deßwegen auffallend weil dieſe Coniſere ſich jetzt völlig in die Gebirge zurückgezogen hat. Was die Pflanzenreſte im allgemeinen betrifft, ſo beweiſen ſie daß ſeit der Pfahlbautenzeit keine weſentliche Aenderung des Charakters eintrgt, ganz verſchieden von den Erfahrungen auf die man in Dänemark geſtoßen iſt, denn dort enthalten die Torfreſte lediglich nur Föhren, ſpäter auch Eichen, während jetzt die Buche ganze Wälder bildet. So wechſeln örtlich bisweilen die Baumarten, und es iſt durchaus nicht nothwendig, wie man mitunter wohl behauptet hat, daß auf den edleren Laubwald nothwendigerweiſe der geringere Nadelwald folgen müſſe. Höchſt merkwürdig iſt auch daß ſich zur Pfahlbautenzeit verſchiedene Waſſerpflanzen, namentlich Nuphar pumilum, in die Gebirge zurückgezogen haben und Trapa natans [1] jetzt allein noch bei Langenthal und Elgg vorkommt. Die Ortsveränderung dieſer Pflanzenarten iſt nämlich deßhalb höchſt bedeutſam, weil ſie keinen von den Menſchen herrührenden Störungen zugeſchrieben werden kann.

Eine Chronologie für die Pfahlbauten zu finden war noch nicht möglich. Der letzte Zeitabſchnitt, wo bereits das Torfſchwein als wildes Thier ausgeſtorben und die älteren verdrängten Rinderſchläge Bos trochocerus und primigenius durch das nordiſche Fleckvieh (B. frontosus) verdrängt worden ſind, die Periode der Culturracen fällt in die hiſtoriſche Zeit, der chronologiſche Raum der aber rückwärts ſich erſtreckt nach den Reſten der älteſten Pfahlbauten, läßt ſich nicht abſchätzen, wenn er auch „nicht mit dem ergiebigen Maßſtab geologiſcher Zeitabſchnitte gemeſſen werden darf.“

Die Erbauer der Pfahldörfer können erſt in die Schweiz nach Ablauf jener Eisperiode gekommen ſeyn welche die Elephanten und Rhinoceroſſe nach Afrika vertrieb, und in die Ebenen der Schweiz die Rennthiere und die Murmelthiere lockte. Als wieder ſonnigere Tage Mittel-Europa aufs neue erwärmten, beim Wiedereinzug einer neuen theilweiſe anderen Thier- und Pflanzenwelt, auf den von den Gletſchern nun verlaſſenen Räumen, wo ehemals tropiſche Dickhäuter neben dem Ur geweidet hatten, ſetzt der Baſeler Gelehrte die Ankunft des Menſchen in Begleitung des Haushundes, der Ziege, des Schafes, des ſchon gezähmten Urochſen und der Torfkuh, ſey es daß er ſie gezähmt mitbrachte oder die wild vorgefundenen damals zähmte. Die Seeanwohner von Wangen und Mooſedorf waren alſo nicht Autochthonen im ſtrengſten Wortſinn. Es iſt ſogar zweifelhaft ob nicht vor ihnen, *vor der Gletſcherzeit* ein Urgeſchlecht Mitteleuropa bewohnt hat. Wahrſcheinlich iſt es vielmehr daß die Pfahlbauten eine der älteſten aber *nicht die erſte* Etappe der Bewohner unſeres Welttheils geweſen ſind. Eben jetzt hat man bei Aurignac (Haute-Garonne) in einer Grotte 17 menſchliche Skelette mit einer Anzahl Knochen des Mammuth und des gleichzeitigen Nashorns und vieler anderer Thiere aufgedeckt, welche nach derſelben Art wie in den Pfahlbauten *zur Erbeutung ihres Markes von Menſchenhand künſtlich geöffnet waren*, und Spuren der Benagung durch das Gebiß der Höhlentiger und der Höhlenhyänen an ſich tragen, deren Knochen gleichfalls reichlich vorhanden waren. Auch fehlten nicht die Reſte des Urochſen, des Rennthieres, des Edelhirſches u. ſ. w., alſo von Vorläufern, Zeugen und Nachfolgern der Gletſcherzeit. Ja ſelbſt das Pferd und der Eſel ſind vertreten, nur den Hund ſucht man vergebens. Alſo gab es Menſchen die Hausthiere ſchon um ſich hatten vor der Eisperiode, in jener Zeit wo Elephant und Nashorn noch in unſerm Welttheil gediehen.

[1] Die gemeine Waſſernuß.

Von den Färöern.

1. Vogelberge und Vogelfang.

Zu den vielen Eigenthümlichkeiten der Färöer gehören ganz beſonders auch die Vogelberge und deren Bewohner, die „Bergvögel,“ wie ſie dort genannt werden, obwohl See- oder Waſſervögel das richtigere Wort wäre. Da die Bergvögel bei der folgenden Schilderung eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, ſo dürfte es angemeſſen ſeyn eine kurze Beſchreibung von ihnen vorauszuſchicken. Ihre zahlreichſten Arten ſind die Lunde oder Seepapagaien, die Lomwier (Lummen), Alken und Möven. Die hier genannten Vögel, mit Ausnahme der intelligenten Möven, zeichnen ſich alle, wie die Seevögel im allgemeinen, durch große Dummheit und fabelhafte Sorgloſigkeit aus, ihr Aeußeres hingegen iſt auffällig durch weiches hübſches Gefieder, drollige Bewegungen und durch aufrechten Gang, der durch den Stand ihrer Beine dicht am Bürzel bewirkt wird. Der Seepapagai iſt ein plumper dicker Vogel, etwa ſo groß wie eine große Taube, Oberkopf, hinterer Hals, Rücken und Schwanz ſind ſchwarz, Bauch und Kehle weiß, der Schnabel (dem er ſeinen Namen Papagai verdankt), iſt hoch und dick, ſeitswärts zuſammengedrückt mit tiefen Querfurchen, und rothen und blauen Querſtreifen, die Beine ſind roth und mit ſcharfen Krallen verſehen, welche er, ſowie den ſtarken Schnabel, ſehr unangenehm gegen einen Angreifer zu gebrauchen verſteht; da der Vogel nur kurze ſtumpfe Schwingen hat, fliegt er ſehr mühſam, ſein Gang iſt, wie auch bei Lummen und Alken, taumelnd wie der eines Betrunkenen. Der Alk iſt dem Seepapagai ſehr ähnlich, nur größer, auch iſt ſein Schnabel nicht ſo ſtark, hat auch ſchwarz und weiße Querſtreifen, im Sommer bekommt dieſer Vogel noch einen beſonderen Schmuck in Geſtalt eines Streifens brauner, ſammetweicher Federn um den Hals. Die Lummen haben braune Beine, ſonſt aber iſt Schwarz und Weiß auch ihre Hauptfarbe, doch iſt der Schnabel länger und dünner, der Hals auch länger und beweglicher. Sie, ſowie die Vorgenannten, ſind ebenfalls ſchlechte Flieger und Läufer, im Schwimmen und beſonders im Tauchen

Digitized by Google

aber unübertroffen, man sagt sie holten Fische aus einer Tiefe von 10 Faden blitzschnell herauf. Die Möve, der vierte Hauptbewohner der Vogelberge, ist das gerade Widerspiel der anderen Bergvögel. Scheu und klug, im Flug graziös und gewandt wie die Schwalbe, dagegen unfähig zum Tauchen, gibt es ihrer von der Größe einer Taube bis zu vier Fuß Flügelbreite. Die Farbe dieser hübschen Thiere ist ein blendendes Weiß mit lichtblauen Flügeln, die Beine sind schwarz, der Schnabel dunkelgelb, gebogen und spitz, die Rachenränder rosa gefärbt, auch haben sie meistens einen röthlichen Ring um die Augen.

Nachdem wir so mit den Bergvögeln Bekanntschaft gemacht, wollen wir einen der 25 färöischen Vogelberge besuchen, und zwar den auf der Insel Streymoyj, zwischen den Weilern Westmannahavn und Saxin. Dicht an der nordwestlichen Einfahrt des Sundes, welcher Streymoyj von Vagoyj trennt, liegt unweit des Vorgebirges Mulin der Vogelberg. Vor diesem Berg erhebt sich schwarz und senkrecht gegen 700 Fuß hoch eine freistehende Felswand, in deren Fuße sich eine durchgehende Spalte, einem riesigen Thore vergleichbar, befindet, durch welches man bei ruhiger See rudert und dann in ein schmales Bassin gelangt, in dem aber doch noch große Boote wenden und fahren können. Hier hat man eine ächt färöische Situation vor Augen: unter uns das tiefe Meer mit seiner eigenthümlich dunkelgrünen Färbung im Schatten des Felsen, oben ein Stückchen klaren blauen Himmels gleich einem durchsichtigen Dache, rund herum die schräg oder jählings himmelhoch aufsteigenden düstern Felsen, zu deren Füßen riesige Steinblöcke in chaotischer Verwirrung liegen; dazwischen wieder tiefe unerforschte Höhlen, aus denen dumpfes Brausen und Stöhnen der Wellen herausschallt, welche sich schäumend und plätschernd an den Klippenwänden brechen. Wäre hier nicht so viel Thierleben, die großartige Scenerie müßte einen grauenhaften Eindruck machen, so aber lebt und wimmelt es von Bergvögeln jeder Art, welche auf den nackten oder durch Verwitterung dünn mit Erde bedeckten Steinen und Vorsprüngen reihenweise sitzen. Es ist ein buntes Leben, erschreckt man die Thierchen, so fahren sie in solcher Menge auf daß man schlechterdings das Stückchen Himmel über sich nicht sehen kann, alles wimmelt und lebt, der Lärm der Stimmen und des Flügelschlages ist ohrenbetäubend; das zornige orrr, orrr! der Lummen und Alke, das schläfrige öhöh! der Lunde und der gellende Ruf der Möven lassen einen das eigene Wort nicht verstehen. In der Luft wimmelt es, wie gesagt, von Vögeln, im Wasser schwimmen Lunde und Alke so dicht um das Boot daß man sie mit den Rudern erreichen kann, und blicken uns verwundert aber dumm an, dann tauchen sie eilig unter um eine weite Strecke weiter wieder hervorzukommen; die Rölt-Möve schießt unaufhörlich nach jedem unglücklichen Häring oder anderen Fisch hernieder, der seinen fetten Rücken der Oberfläche des Wassers zu nahe bringt. Doch oft mühen sich die fleißigen Thiere vergeblich ab und werden um den Lohn ihrer sauern Arbeit schmählich geprellt, denn die große Raub- oder Diebsmöve schießt mit zusammengefalteten Schwingen pfeilschnell auf den ersten besten Proletarier herab, wenn er eben, reichlich beladen, an nichts Arges denkend, zu seiner Familie auffliegen will, und verfolgt ihn unter durchdringendem Geschrei so ausdauernd, daß dem unbescholtenen Manne nichts übrig bleibt als seine Habe fahren zu lassen, welche der elegante Räuber dann sehr geschickt noch in der Luft aufzufangen versteht und davon trägt, unbekümmert um die Trauer des Beraubten. So ist hier alles Leben und Bewegung, in der Luft, im Wasser und auf den Klippen; auf letzteren, die eigentlich nur zur Kindererziehung da sind, finden oft komische Raufereien zwischen Verwandten statt, wozu der Wohnungsmangel (denn hier horsten Hunderttausende) die Veranlassung gibt, da trotz der scheinbar auf den Klippen herrschenden Unordnung und Verwirrung doch ein strenges Hausregiment geführt wird, denn jede Vogelart hat ihren besonderen Platz und jedes Pärchen wieder sein Stückchen Stein davon zum Brüten; tritt nun einmal ein Nachbar aus Versehen in eine fremde Wohnung, so läuft sofort der Hausherr in aufrechter Stellung gegen den Besucher, es entspinnt sich eine Schieberei, welche durch das häufige Hintenüberfallen der Vögel sich recht komisch ausnimmt. Nester findet man übrigens auf diesen Brutplätzen nur wenig, da die meisten dieser Vögel, besonders Alke und Lummen, ihre hübsch gezeichneten meergrünen Eier auf den nackten Stein legen, nur die Möven bauen sich aus Seegras und Tang ein dürftiges Nest, und die Lunde kratzen sich mit ihren scharfen Klauen eine Höhlung in die durch ihren Guano fruchtbare Erdschicht, welche stellenweis den Fels bedeckt; die Lunde und eine Art Sturmvögel, hier Skrapur genannt, sind überhaupt sehr besorgt kein Wasser in ihr Brutloch kommen zu lassen, deßhalb stopfen die Vogeljäger auch das Loch sorgsam zu welches sie von obenher um die Jungen erreichen zu können hineingegraben haben, denn sonst kommt der Vogel im nächsten Jahre nicht wieder.

Außer den eigentlichen Bergvögeln, welche sich mehr auf den Felsen und in Felswänden aufhalten, gibt es noch andere Arten, welche besonders die losgerissenen Klippen und die großen Steine am Fuße der Hauptfelsen bevölkern, wie z. B. die Scharben, kleine schwarze, langhälsige Vögel, mit gekrümmten Schnäbeln und sehr platten Füßen, welche auch im färöischen Sagenkranze in Verbindung mit der Eidergans einen ehrenhaften Platz einnehmen.

Sowie die Bergvögel und die Vogelberge zu den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der färöischen Natur gehören, eben so ist das Vogelfangen eine der vorzüglichsten Geschicklichkeiten und Haupterwerbszweig der Färinger. Die Bergvögel sind eine der wichtigsten Lebensbedingungen für die Bewohner der Färöer, das Fleisch der Lunde, Alke und Lummen ist eine gesunde und für den färöischen Gaumen auch wohlschmeckende Nahrung, man genießt es frisch, gesalzen und gedörrt; die Eier werden zu Tausenden gegessen, und mit den Federn füllt man Kissen und Bettsäcke, während ein sehr großer Theil nach Dänemark ausgeführt wird (wodurch die Regierung früher eine gute Monopol-Einnahme hatte). Der Vogelfang ist daher sehr wichtig aber eben so mühsam und lebensgefährlich.

Digitized by Google

Man beobachtet verſchiedene Verfahren die Bergvögel zu fangen; meiſtens bedient man ſich dazu eines Netzes, doch auch dieſes wird, je nach der Eigenthümlichkeit der Vögel und der Beſchaffenheit des Fangplatzes, ſehr verſchieden angewendet. Das Netz iſt von feinerem und gröberem Seilgarn, ſackförmig, an zwei dünnen Bügeln befeſtigt, welche an einer ſechs Ellen langen Stange feſtgebunden ſind, das Ganze ſtellt alſo einen ſehr großen ſogenannten Keſſer vor. Mit dieſem Geräth begibt ſich der „Vogelmann" an den Ort wo viele Vögel vorbeizufliegen pflegen, und er fängt dieſelben dadurch daß er das Netz über ſie ſchlägt, wozu aber eine große Sicherheit der Hand und des Auges nöthig iſt. Auf färöiſch nennt man dieſe Fangweiſe „fleyga" (fliegen), und den Ort wo der Vogelmann ſitzt den fleyga-sessur (Fliegeſitz). Die Art des Flugfangens richtet ſich danach ob man Lunde, Lummen oder Alke fangen will. Die Lunde welche, wie ſchon erwähnt, auf den grasbewachſenen Abhängen (skor) der Berge niſten, werden folgendermaßen gefangen. Der Vogelmann geht nach dem paſſenden Flugſitz, wenn derſelbe zugänglich iſt, d. h. für einen Färinger zugänglich, welcher Schwindel nicht dem Namen nach kennt, und ſetzt ſich da wo die meiſten Vögel vorbeifliegen mit ſeiner Stange nieder; man muß ſich aber kein bequemes Sitzen denken, es iſt eigentlich ein Liegen an der abſchüſſigen Wand, wobei die Füße gegen einen Raſenhöcker geſtemmt werden; oft iſt dieſer aber durch den Winterſchnee und Regen vom Berge gelockert, gibt nach — und dann ſtürzt der Vogelfänger zerſchmettert in die Tiefe. Felſenſtücke löſen ſich auch mitunter über ihm los und zerſchmettern ihn im Fallen. Dieſe Art Vogeljagd iſt ſo gefährlich daß im Jahre 1857 acht Menſchen ihr Leben dabei einbüßten!

Falls das Lunde-Land, d. h. die Stelle wo die Lunde zu niſten pflegen, ſich zu tief unten an der ſteilen Bergwand befindet, wird der Vogelmann am Bergſeil niedergelaſſen. Sechs Mann begeben ſich nämlich auf den Gipfel des Berges und knüpfen dort mehrere Leinen bis zur Länge von mehreren hundert Faden zuſammen; dieſe große Leine wird dann dem Vogelmann um den Leib gebunden, oder eigentlich um die Schenkel, welche man vorher mit breiten wollenen Tragbändern umwickelt hat, ſo daß er wie in einer Art Seſſel ſitzt; damit das Tau beim Niedergleiten nicht an Steinen zerſchnitten wird, ſchiebt man ein Stück über den Abhang hinaus, worin es dann wie in einem Krahnbalken gleitet. Beim Hinablaſſen gibt der Vogelmann mit der Hand Zeichen oder ruft wenn er halten oder ſeine Richtung ändern will, denn man kann ihn oben ſehen und auch hören. Hat er feſten Fuß gefaßt, dann bindet er ſich los, und ſeine Kameraden laſſen ſich einer nach dem andern nieder; auf dieſe Weiſe ſteigen vier bis acht Mann hinab, und wenn ſie da angelangt ſind wo der Fang ſtattfinden ſoll, richten ſie ſich auf mehrere Tage oder auf eine ganze Woche häuslich daſelbſt ein, denn Mitte Mai, da die Lunde zum erſtenmal gelegt haben, rechnet man immer auf gutes Wetter. Die Vogelmänner haben in ſolchem Falle Zünder und Torf, Eſſen und Trinken mit hinunter genommen, des Nachts kriechen ſie in ein Loch oder in eine Bergſpalte, oder legen ſich hinter einen großen Stein, oft aber können ſie das nicht einmal, wenn der Abhang nämlich zu ſteil iſt, und ſie müſſen ſich dann feſtbinden, damit ſie nicht im Schlafe den ſteilen Felſen hinabſtürzen.

Nun werden eine Menge Lunde gefangen, welche entweder in ein unten harrendes Boot geworfen werden, oder, falls die See zu hoch geht um ein Boot heranzulaſſen, Ballenweiſe in die Höhe gewunden werden müſſen. Jeden Tag legt oder verſucht ein Boot unten am Berge anzulegen, und die Angehörigen der Vogelfänger finden ſich auf der Spitze des Berges ein um nachzuſehen wie es ihren Leuten da unten geht. Bei ſtillem Wetter, d. h. wenn nur ein gelinder Wind weht, iſt der Fang am beſten, weil die ſchwerfälligen kurzbeſchwingten Vögel mit Hülfe des Windes leichter fliegen, und ſolche Tage fleißig benützen ſich Bewegung zu machen, freilich zu ihrem Verderben.

Iſt der Fang beendet oder tritt ſchlechtes Wetter ein, dann zieht man die Vogelmänner in die Höhe, iſt aber der „Fliegeſitz" zu tief nach unten, dann läßt man ihnen noch eine Leine hinab, an welcher ſie dann, einer nach dem andern, in das harrende Boot hinabgleiten; dieſer Niedergang iſt aber für den letzten ſehr gefährlich, denn er muß die Leine ſo locker an einen Stein binden daß ſie eben nur hält, und, nachdem er unten angekommen, durch Schütteln wieder losgemacht werden kann.

Außer in dieſer Fangweiſe fängt man Lunde auch dadurch daß man ſie einfach mit der Hand oder einem Hakenſtock aus ihren Brutlöchern hervorholt.

Lummen und Alke, welche ihre Eier auf den nackten Fels legen, fängt man meiſtens auch mit dem Netz, nur muß man ſie auf anderen aber viel gefährlicheren Stellen ſuchen. Die Seevögel werden gewöhnlich zwei bis drei Jahre alt ehe ſie an Gründung eines Hausſtandes denken, doch trifft man die Junggeſellen ſehr zahlreich an den Brutplätzen, wo ſie ſich vielleicht aufhalten um mit dem Familienleben mehr vertraut zu werden. Dieſe Jungvögel oder „Mellufuglar" (weil ſie gern auf flachen Klippen ſitzen), denen ſehr nachgeſtellt wird, fängt man alſo: Ein Boot rudert nach der Klippe auf welcher man viele der Thiere ſitzen ſieht, der Vogelmann vorn im Boote hält ihnen das vorher verſteckte Stangennetz plötzlich vor, und ſie ſpringen regelmäßig beim Verſuch in das Waſſer zu kommen hinein. Sitzen die Vögel indeſſen zu hoch um ſie auf dieſe unverſchämte Weiſe fangen zu können, dann erſchreckt man ſie durch lautes Schreien, worauf ſie ins Waſſer ſpringen, aber wenn ſie über das Boot wegfliegen oder dicht dabei untertauchen wollen, in das vorgehaltene Netz fallen. Dieſe Fangweiſe nennt man „oman-fleyg" (oman von unten).

Will der Vogelmann aber nicht bloß auf Jungvögel Jagd machen, ſondern die Lummen und Alke in ihren Brutplätzen beſuchen, was eben ſehr gefährlich iſt, dann läßt man ihn an einer Leine, die aber länger ſeyn muß als die zum Lundefang ausreichende, weil obige Vögel tiefer dem Meere zu horſten, hinab; am entſprechenden Orte angelangt, bindet er ſich los und macht die Leine an einem Steine feſt, damit ſie ihm nicht entſchlüpft, und beginnt darauf mit einer fabelhaften

Digitized by Google

Kühnheit an der Felswand — wo der geringste Fehltritt das Leben kostet — umherzuklettern und zu hüpfen. Vögel findet er zu Tausenden, er greift sie mit den Händen oder fängt sie im Netz, dreht ihnen ohne Schonung den Hals um und wirft sie in das Boot hinab oder läßt sie bündelweise hinaufziehen.

Bei diesem Fang geschieht es oft daß der Vogelfänger eine Höhle in senkrechter Felsenwand unter sich bemerkt, oft ist sie durch einen Felsvorsprung wie mit einem Vordach versehen; in ihr nisten Tausende von Vögeln, deßhalb muß er hinein; er läßt sich also bis über den Vorsprung nieder, und wenn er dann vollständig im Freien schwebt, schwingt er sich am Seile in die Höhle hinein; hier macht er sich los und bindet die Linie fest, wobei es einst einem Färinger geschah daß sie ihm entschlüpfte und nun unerreichbar weit draußen vor ihm hieng; um nicht Hungers zu sterben sprang der Mann in seiner Verzweiflung hinaus, und es glückte ihm wirklich die Leine im Fallen mit den Händen zu packen, worauf er sich niederließ bis er festen Fuß faßte und sich so rettete. So gefährlich diese Art Fang auch ist, so lohnend ist sie aber auch, denn nach 3—4 Stunden kann ein einzelner Mann ein paar Bootsladungen von 3—4000 Vögeln gefangen haben, dann läßt er sich hinaufziehen und wird von seinen harrenden Freunden mit Jubel und Glückwünschen empfangen.

Außer auf den Vogelbergen und den „hellur" werden die Vögel auch noch auf den freistehenden steilen Seeklippen gefangen, wozu immer zwei und zwei Mann nöthig sind, von denen jeder mit einer langen Stange mit Eisenspitze ausgerüstet ist, und die sich mit einem zehn Faden langen Tau aneinander binden. Sie klettern mit Hülfe ihrer Stangen den steilen Fels hinauf, wobei der untere dem obern durch Hineinschieben seiner Stange in den Hosengurt hinaufhilft, der obere zieht dann seinen Hintermann hinauf und so helfen sie sich wechselweis, fällt einer, dann muß ihn der andere halten, oft aber stürzt jener so jählings daß er diesen mit hinabreißt und beide zerschmettern. Einst kletterten zwei Färinger, von denen der eine schon ein Siebenziger, aber noch flink und rüstig war, einen sehr gefährlichen Felsen hinauf; sie brauchten jeder seine Stange selbst ohne einander damit helfen zu können, da verliert der ältere beim Hinabklettern die seinige; der jüngere besinnt sich einen Augenblick, darauf reicht er seinem alten Gefährten seine eigene Stange mit den Worten: „Du hast Frau und Kind zu Hause, nach mir wird aber niemand weinen, darum nimm meine Stange, Gott hilft mir vielleicht auch ohne sie!" — Und Gott half ihnen beiden.

So ist es mit dem färöischen Vogelfang, der vielleicht gefährlicher ist als Löwen- und Tigerjagden; manche Stunde schrecklicher Todesangst müssen die kühnen Kletterer aushalten, und mancher von ihnen bezahlt seinen Broderwerb mit dem Tode, woran aber selten der durch den Federhandel reich gewordene Kaufmann denkt. Der Vogelreichthum auf den Inseln nimmt aber trotz der Jagden nicht ab, denn die Berge sind mit Millionen dieser Thiere bevölkert.

Die Blumenkränze bei den Alten.

Nicht leicht wird ein Fremder in Paris den Père Lachaise besuchen, ohne sich über die eigenthümliche Physiognomie der letzten auf den Kirchhof zuführenden Straße zu verwundern. Die lange, kaum anders als durch die Werkstätten der Grabsteinarbeiter unterbrochene Reihe von Blumenläden, denen das vorstechende Gelb der Immortellenkränze einen einförmigen und wenig anziehenden Charakter verleiht, kann einen lebhaft genug daran mahnen für welchen Zweck eigentlich gegenwärtig die meisten Kränze gewunden werden. Wie verschwinden nicht gegen diese Ueberzahl die paar Blumenläden auf den Boulevards mit ihren zierlichen Ball- und Theaterbouquetten. Ja wirklich, unter zehn Leuten die heutzutage Kränze tragen sind gewiß neun Trauernde. Wie anders war es doch im Alterthum bei dem heiteren lebensfrohen Volke der Griechen. Zwar haben auch sie ihre Todten bekränzt und auf die Gräber ihrer Lieben Blumen gestreut (Sophocl. Electr. 896. Virg. Aen. 5, 77. 6, 883), aber doch konnte man wetten, unter Zehen die mit Blumenkränzen giengen, mindestens neun fröhlichen Gesichtern zu begegnen. Ungeachtet die damalige Blumencultur mit der modernen gar keinen Vergleich aushalten kann, war doch der Verbrauch von Kränzen im Alterthum ein viel stärkerer als bei uns.[1] In der Glanzperiode Athens waren seine Blumenverkäuferinnen so wichtige Personen, daß ein Zeit- und Fachgenosse des Aristophanes ein Lustspiel: „die Kranzhändlerinnen" schrieb.

Homer allerdings erwähnt der Kränze nie, und es scheint richtig was Plinius (16, 4, 4) behauptet, daß in der ältesten Zeit bloß die heiligen Götterbilder bekränzt worden seyen. Ist ja doch stets das Darbringen von Blumenkränzen der beliebteste Ausdruck kindlicher Verehrung gewesen. Zu Thalamä, in Lakedämonien, fand Pausanias (3, 26) eine Statue der Juno mit geweihten Kränzen so überdeckt daß der Anblick des Bildes vollkommen unmöglich gemacht war. Eine ganz deutliche Spur jener ursprünglichen Beschränkung der Blumenkränze auf das Heiligste hat sich bis in die spätesten Zeiten auf Samos erhalten, wo die Heraprieſter das Privilegium, allein Blumenkränze tragen zu dürfen, sich durch Orakel und Legenden zu wahren verstanden.

Bald aber wurde der Blumenkranz bei religiösen Handlungen aller Art in ausgedehnter Weise angewendet. Wenn man opferte, schmückte man sich selbst und das Opferthier mit Blumen, und bei allen feierlichen Aufzügen, die ja im alten Hellas stets einen religiösen Charakter trugen, spielten Blumen und Kränze eine bedeutende Rolle; namentlich auch künstliche Kränze aus Gold oder vergoldetem Kupferblech durften bei brillanten Festen nicht wohl fehlen. So sah man z. B. bei einem Prunkzuge des Königs Antiochus Epiphanes von Syrien 3000 Mann cilicischer Infanterie sämmtlich in Purpur gekleidet und mit goldenen Kränzen gekrönt, dann 1000 Mann

[1] Aristoph. Acharn. 575 f. 994 f. Demosth. adv. Nicostr. p. 1251. Pollux 1, 229.

Digitized by Google

auserlesener medischer Cavallerie mit goldenen Kränzen und goldenem Pferdeschmuck, außerdem waren die 800 Jünglinge, die bei den Opferstieren, Elephanten und sonst im Zuge beschäftigt waren, sämmtlich mit goldenen Kränzen geziert (Athen. 5. pag. 194 f.). Interessant ist in dieser Hinsicht auch der Festzug den Ptolemäus II Philadelphus einst zu Alexandrien veranstaltet, und den uns Athenäus mit ziemlicher Ausführlichkeit beschrieben hat. Werfen wir nur kurz einen Blick auf die Abtheilung des Zuges wo man den Weingott mit seinem Gefolge sah: alle Fackeln der Satyrn, alle Räucherpfannen der Victorien waren mit vergoldeten Epheuranken umwunden; der große Altar des Dionysos war ganz überdeckt von vergoldetem Epheu und umgeben von einem Kranz goldenen Weinlaubs, um welches Binden geschlungen waren. Dann kamen purpurgekleidete Knaben, Weihrauch, Myrrhe und Safran in goldenen Gefäßen tragend, sodann 40 Satyrn mit vergoldeten Epheukränzen auf dem Haupt, sie hielten einen gewaltigen Kranz, der aus goldenen Reb- und Epheuzweigen geflochten war; darauf folgten zwei Silene und ein riesengroßer Mann mit goldenem Füllhorn, der das Jahr vorstellen sollte. Dann kamen wieder epheubekränzte Satyrn u. s. f. Ueber der 10 Ellen hohen Bildsäule des Bacchus wölbte sich eine Laube, die aus Epheu, Reben und andern Zweigen gebildet war, und voller Kränze, Masken, Bänder und Epheustäbe hieng. Dahinter kamen Bacchantinnen mit fliegendem Haar, bekränzt mit Schlangen, Eichenlaub, Rebzweigen und Epheu. Doch genug — schon aus diesem Fragment kann man entnehmen, wie gerade die Bekränzung einen Hauptschmuck der griechischen Feste gebildet hat? Aber wo bleiben hier die natürlichen Blumen? wird man fragen. Nun das Fest fiel zwar in die Mitte des Winters, wo in mancher andern Stadt kaum zu einem Kranze Blumen aufzutreiben gewesen; aber doch war in Alexandrien, Dank dem milden Klima Aegyptens und der weitberühmten Geschicklichkeit seiner Kunstgärtner, eine solche Menge Blumenkränze vorhanden, daß sie für die große Zahl der Festgäste vollkommen ausreichte (Athen. 5, 196), und in dem sehr umfangreichen königlichen Zelte, dessen Decke man aus Lorbeer, Myrte und andern Zweigen geflochten hatte, war der ganze Fußboden so dicht mit den mannichfaltigsten Blumen bedeckt, daß er einen wahrhaft paradiesischen Anblick darbot, oder, um mit dem antiken Berichterstatter zu reden, daß er das Ideal einer göttlichen Wiese erfüllte.

Bedeutungsvoller als bei solchen Festzügen war der Kranz bei den hellenischen Kampfspielen. Anfangs war es Sitte daß diese Siegeskränze aus einfachen Baumzweigen gefertigt wurden, erst später, sagt Plinius, habe man auch Blumen dareingeflochten. Bei den pythischen Spielen zu Delphi erhielt der Sieger einen Kranz von Lorbeer, dem heiligen Baume Apollos, und da überhaupt die Sieger in den musikalischen und poetischen Wettkämpfen mit dem Lorbeer Apollo's bekränzt wurden, so windet sich der Lorbeer auch um die Schläfe der Sänger und Dichter. Auch der Oelkranz galt als Auszeichnung des Siegers. Wer in den olympischen Spielen und bei den Panathenäen den Sieg davon trug, ward mit der Olivenkrone geehrt, und zu Sparta wurden die Leichen der Krieger, die sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatten, mit Oelzweigen bedeckt. Der Sieger in den Isthmien, die dem Poseidon zu Ehren gehalten wurden, erhielt einen Kranz von Fichtenzweigen; denn die majestätische Fichte war dem allgewaltigen Beherrscher des Meeres geweiht und sein berühmter Tempel auf dem Isthmus war von einem prächtigen Fichtenhaine umgeben. Bei den nemeischen Spielen war der Preis ein Eppichkranz, bei vielen anderen Wettkämpfen wurde dem Sieger ein Palmenkranz ertheilt, und außerdem war es in späterer Zeit bei allen Kampfspielen Sitte, ihm ein Blatt der Dattelpalme in die Hand zu geben (Paus. 8, 48); darum führt auch die Siegesgöttin auf unzähligen Bildwerken den Palmzweig in der rechten.

War der Kranz einmal Siegeszeichen bei den heiligen Kampfspielen, so wurde er von selbst zur Ehrengabe an verdiente, zunächst durch siegreiche Kriegsthaten verdiente Bürger. Einen solchen Ehrenkranz aus Olivenblättern verliehen die Lakedämonier dem Eurybiades und Themistokles nach der Schlacht bei Salamis. Minder freigebig waren anfangs die Athener; dem Miltiades ward der Kranz noch verweigert (Plutarch Cimon. 8); der erste dem er gewährt wurde, soll Perikles gewesen seyn (Valer. Max. 2, 6, 5), und noch zu Thrasybuls Zeiten galt die Bekränzung für eine hohe Auszeichnung. Bald jedoch trat an die Stelle des lebendigen Laubkranzes der goldene, über welchem jener mehr und mehr in Vergessenheit kam. Neben anderen Beamten ehrte man namentlich die Gesandten nach glücklich vollbrachtem Auftrag gerne auf diese Weise, ein Brauch der aus der Geschichte des Demosthenes hinreichend bekannt ist. Der Werth solcher Kränze war natürlich sehr verschieden, doch scheint ein Ehrenkranz von weniger als 100 oder mehr als 1000 Thlr. etwas ungewöhnliches gewesen zu seyn.

Bei den Römern hören wir in der republicanischen Zeit fast bloß von dieser Classe von Kränzen, von den Ehren- und Siegeskränzen, da finden wir genau unterschieden zwischen Belagerungs-, Mauer-, Lager-, Schiffs-, Triumph-, Ovations- und Bürgerkränzen. Bei weitem der vornehmste dieser antiken Militärorden oder Medaillen war der „Belagerungskranz (corona obsidionalis);“ er wurde den Generalen zu Theil die einer vom Feinde umlagerten Stadt oder einem umzingelten Armeecorps Entsatz gebracht hatten; seine Vergebung war eine außerordentliche Seltenheit. Uebrigens hatte er auch noch einen anderen Namen, „Graskrone,“ denn man pflegte den Belagerungskranz aus Gras zu flechten das auf dem eingeschlossenen Platze gewachsen war. Außer für solche officielle Ehrenbezeugungen waren in der guten alten Zeit die Kränze nur noch religiösen Zwecken bestimmt; sey's daß man sie dem Todten auf der Bahre gab oder die Gräber der Angehörigen mit ihnen schmückte, oder die Bilder der Götter, vor allem der Hausgötter damit ehrte, oder daß endlich die Braut am Hochzeitstage einen Kranz von selbstgepflückten Blumen trug, nirgends verläugnet sich der religiöse Charakter des Blumenkranzes. Von der Strenge mit welcher man noch zur Zeit des zweiten punischen Kriegs die Profanirung eines Rosen-

Digitized by Google

kranzes in Rom bestrafte, erzählt Plinius im 21. Buch seiner Naturgeschichte ein tragikomisches Beispiel. Als einmal der Wechsler Lucius Fulvius sich unterstand bei hellem Tage mit einem Rosenkranz auf dem Kopf aus seiner Bude auf das Forum hinauszuschauen, wurde er kraft eines Senatsbeschlusses ins Gefängniß geführt und erst am Ende des Krieges wieder in Freiheit gesetzt.

Ein ähnliches Schicksal hatte ein gewisser Publius Munatius, der von einer Bildsäule des Marsyas einen Blumenkranz genommen und sich aufgesetzt hatte; auch er wurde von der Obrigkeit arretirt und durfte längere Zeit im Kerker für seine Frechheit büßen. Unwillkürlich zieht sich uns hier eine Parallele zwischen Rom und Hellas; welch ein Abstand vom ernsten prosaischen Römer zum leichten poetischen Griechen; wenn dieser eine freudige Botschaft bringen sollte, wenn er einem Genesenden Glück wünschte, wenn er sich zum heiteren Gastmahl setzte oder überhaupt sich einen lustigen Tag machen wollte, so nahm er einen Blumenkranz und setzte sich ihn aufs Haupt. Ein Römer von altem Schrot und Korn hielt das alles für albern und unanständig. Allein bald brach eine Zeit herein wo hellenische Sitten aller und jeder Art Italien überschwemmten, und da kam auch der ausgedehnte Gebrauch der Blumenkränze in die Mode. Ein Trinkgelage zu veranstalten bei dem nicht mehrmals an die Gäste Kränze vertheilt worden wären, hätte in der Kaiserzeit ein übles Licht auf den Wirth geworfen. Zwar hinsichtlich der Blumen scheint unter den ersten Kaisern noch eine leidliche Einfachheit geherrscht zu haben; denn Veilchen und Rosen sollen fast die einzigen Kranzblumen gewesen seyn; aber je mehr der Luxus nach allen Dimensionen um sich griff, um so mehr fand man auch Gefallen an den seltensten ausländischen Kranzblumen. Zu Nero's Zeit war es der indische Nardenkranz, dem unbedingt der erste Preis zuerkannt wurde (Plin. 21, 38); etliche Decennien später galt die ägyptische Seerose als die Königin der Kranzblumen, und von griechischen Poeten, die dem für alles ägyptische eingenommenen Hadrian schmeicheln wollten, wurde sie in abenteuerlichen Gedichten besungen. So zeigt auch in diesem Capitel die Geschichte des Römerthums unter den Kaisern nur Caricaturen des Griechenthums.

Reisen und Gefangenschaft Hans Ulrich Kraffts.

(Aus der Originalhandschrift herausgegeben von Dr. L. D. Haßler. Stuttgart 1861.)

Zwar kann obiges Buch nicht auf die gleiche Linie mit den früher von dem literarischen Verein zum Druck beförderten Reisebeschreibungen des Felix Fabri (Evagatorium ꝛc.) oder Ludolfs (de itinere terrae sanctae liber), und ebensowenig mit der 1858 zu Berlin erschienenen interessanten Schrift „die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem" (bearbeitet von Dr. Geisheim) gestellt werden. Hat sich ja doch die Reise Kraffts nicht, wie zu wünschen gewesen wäre, auf die besonders interessanten Theile des gelobten Landes ausgedehnt; denn sie gieng von Marseille aus nur nach Tripoli, von wo aus bloß, vor der dreijährigen Gefangenschaft daselbst, Ausflüge nach Cypern und anderemale nach dem nördlichen Libanon und nach Aleppo gemacht wurden. Und hat doch auch unser Reisender, der lediglich Handelszwecke verfolgte, beim Niederschreiben seiner Reiseerlebnisse nur seine Söhne im Auge gehabt. Aber wenn auch die vorliegende Schrift andere in unserer Zeit edirte ältere orientalische Reisebeschreibungen an wissenschaftlicher Bedeutung nicht erreicht, so steht dieselbe doch hinsichtlich körniger Sprache (der Verfasser, einem berühmten Ulmer-Patrizier-Geschlecht angehörend, schrieb in ungeschminktem Ulmer-Dialekt), unparteiischer Anschauung, klarer Auffassung und treffender Charakterschilderung hinter keinem der angeführten Werke zurück, und sie zeichnet sich vor andern Schriften dieser Art durch naive Darstellung und feinen Humor aus, so daß die Lectüre desselben viel köstlichen Genuß gewährt, nicht minderen als die „wunderbare seltsame Reisebeschreibung" Johanns von Mantevilla, welche O. Schönhuth kürzlich von neuem ans Licht gestellt hat.

Es möge gestattet seyn einiges wenige aus der 440 Seiten umfassenden Schrift hervorzuheben.

Auf Seite 102 findet sich ein Abschnitt über Sitten und Gebräuche der Türken und Araber. Der Anfang dieses Abschnittes lautet also:

„Erstlichen: wir Christen lassen beim Tag prödigen, das verichtten dj Machomettisten bei der Nachtt, dem Jch selbs kan Zeugnus geben, wir beim Tag in der kircken und sy bei der Nachtt ußerhalb, ob Jren heusern, wölche kein Tach, sondern lautter Altana haben, vor dem Reggen wasser wol versehen. Weil ich noch unverhafft [noch nicht in der Verhaftung] in guttem Ansehen gewesen, hatt es neben meiner Behausung uff 40 in 50 schritt weit des Subassy oder Stattrichters Behausung und neben Jme einen gaistlichen machomettisten gehaptt, der doch ein ungelerter Esel, aber seinen schesslen ein Haylliger gewesen; der hat ermelttem Stattrichter zu Ehren aus heuchelley manchesmal umb Mütternachtt oder drei Stund vor tags uff seinem hauß geprödigtt, solche mitt dem abschewlichen Gesang angefangen, dann prödig weiß [predigtweiß] zuverstehe geben, mit gar starker stimm, ob auch miglich sey, daß Gott so barmhertzig sein kind, daß er die boßhafftige Weltt nit laß zu grund gehn. Und so lang sein prödig wehrett, hat er darzwischen 4 biß in 6mal gesungen, gemainlichen darauff geschryen, o Gott, o Gott, wie kanst du nur zusehen ꝛc. entlichen zum Beschluß bitt er, daß Gott mit seiner Gotthayt die arme Türkhen und Arabier in Jrem glauben wölle störcken und erhaltten."

Seite 106 wird erzählt daß Araber nie lange miteiander in Streit leben, weil sofort Freunde oder Nachbarn sich als Unterhändler zur Beilegung des Streits einstellen; der Schluß dieser Erzählung lautet folgendermaßen:

„Zu Bestettigung daß fürohin gute Freind wöllen auch sollen sein und verbleiben, so haben darauff gedachtte un-

Digitized by Google

derhendler für Jeden ein bißle brott und darzwischen ein wenig saltz gelögtt; da hat Jeder zugleich sein brod in das saltz gedruckt und gessen, darauff im Friden von einander gangen. Sollte einer oder der ander darüber diese verainigung gebrochen und nitt gehalten haben, was er über brott und saltz versprochen, der wäre nitt allein von Menigklichen für kein rechtten mahomettisten, sundern für ein Abtrinnigen in Irem glauben gehaltten und, da er für dj Oberkhaitt, offenbar noch darzuo würde hartt gestraft werden. Das will layder bei villen under uns Christen nitt sein: man darff bölder ain finden, der lieber zur feindtschaft als freindschaft darf helffen, der feind und der anhötzer vil Jar lang das haylig nachttmal zu empfahen darumben aufschueben, ehe und dan sy einander wöllen verzeihen oder sich verainigen lassen. Fürwar, solche neidische halsstarige harttnäckigkaytt hab ich unschuldiger Schreyber in drey Jarn unter den haiden nitt gesehen. Gott erleuchte die unverträgliche."

Auf Seite 235 wird uns in der Person der „Hauptmänne," d. i. der Gattin des Schloßhauptmanns in Tripoli, eine zweite Potiphars Frau vorgeführt, denn diese Hauptmannsfrau hatte an unserm jungen Ulmer Patrizier nicht weniger Wohlgefallen gefunden als einst Potiphars Frau an Joseph. Es versteht sich aber daß die Tripolitanerin, welche einmal eine gute Gelegenheit wahrgenommen den Gefangenen zu besuchen, so wenig als ihr ägyptisches Vorbild ihren Zweck erreichte, obwohl sie zu ihm mit lachendem Mund sagte: „leti caff aine abibi (anstatt: la techaf aini habibi), fürchtt dir nit, du liebes Aug," und obwohl sie mit der rechten Hand seinen „bartt under den thenzen oder kisser" gestrichen, auch „ir hand dariber küßt oder credentzt." Der Unverführbare machte sich in den Hof hinaus, und „thett die große hoche haußthür zuschlagen."

Wir führen noch, um ein Beispiel von dem guten Humor unseres Landsmannes zu geben, an was er einmal mit einem vornehmen griechischen Christen, der einige Tage sein Mitgefangener gewesen, verhandelt hat, seine Worte, die also lauten, wiedergebend:

„Der grobe Dölpel fragt mich, wie sy (die Lutheraner) aussehen; bald ich Jme antwortt, sy hätten schnöbel, bald einer span lang, und thett Jms mit den henden in Form eines schnabels weysen. Der glaubt es fästiglich, mitt vermelden, er habe von den welschen gehärtt daß die Lutteraner ein böß teufflisch volkh sey, darüber kundt ich mich des gelächtters nitt mer endthalten, da ers mörktt, lachtt er auch, begertt, sollt Jme dj wahrhaitt sagen. Darauff bekandt Jme rund, ich sey ein Lutteraner; er wollte eben nit glauben, biß daß ich Jme zu verstehen geben, woher ich ein Lutteraner sey, und daß wir nit vil uff die Römischen Kirchen haltten, nach keiner Meß fragen. Das (weil die kriechen noch heuttigs tags den Romanisten feind) gefiel Jme gar wol; ward dariber seine erste frag, ob wir nit auch dj psalmen Davidt, wie sy, zu singen und zu betten gebrauchen. Als ichs Jme mit der Anttwortten: Ja, bestettiget, bekam er ein rechtte Freud dariber, mußt wol viermal mit Jme essen. Meld ich allein darum, daß man darauß abzunemen, wie die Neydischen Papisten uns Evangelischen bey frembden Nationen, die uns nit kennen, so grewlich ausmachen, verfluochen und vermaledeyen. Gott verzeihe es denselben, sey mit uns!"

Am Ende des Buchs findet sich ein Schlußwort des vielfach verdienten Herausgebers nebst Erklärungen der in dem Buch vorkommenden arabischen, persischen und türkischen Ausdrücke. W.

Reise von Peschawer in die Hügelstation von Murree in den Vorgebirgen des Himalaja.

Von Louise Trumpp.

Die Hitze in Peschawer war unerträglich, schon geraume Zeit mußte die leidende Menschheit einen erquickenden Regen entbehren, nur dann und wann bewegte ein Sandsturm die heiße Luft, nicht um sie zu kühlen, sondern nur um sie noch brennender fühlen zu lassen. Vielleicht wäre es in Peschawer nicht so drückend heiß, wenn das Thal nicht von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen wäre, welche gleichsam Wacht stehen daß ja kein Lüftchen herein kann. Um es kurz zu sagen, wir entschlossen uns der Hitze nicht Trotz zu bieten, sondern unsern Aufenthalt während der heißen Monate in den Hügeln von Murree [1] zu nehmen. Am 6 Juni Abends, nach einem mühevollen Packtag, machten wir uns bereit unsere Reise anzutreten. Der Vollmond sandte sein bleiches Licht herab, und beschien die interessanteste Scene die ich je gesehen. Dort in den dunkeln Büschen des Gartens hatten sich unsere Träger gelagert, mit den bereit gehaltenen Fackeln ihre eigene malerische Gruppe beleuchtend. Malerisch war sie in der That, eine eines Künstlers würdige Skizze. Das grellrothe Licht der Fackeln beschien die braunen wilden Gesichter dieser Afghanen, welche mit ihren langen schwarzen Bärten und blitzenden Augen auf ein Haar einer Räuberbande glichen. Unsere intimsten Freunde waren versammelt uns noch ein Lebewohl zu sagen, und nach vielem glückliche Reise wunschen setzten wir uns endlich in unsere Doly's (eine Art leichter Palankin) unsere lange Reise anzutreten.

War es die Aufregung des Tags oder der einschläfernde gleichförmige Gang der Träger, kurz es stand nicht lange an, so war ich fest eingeschlafen. Mein Schlaf war keineswegs ein erquickender; ängstlichaufregende Träume befielen mich, die sich nur zu bald realisiren sollten. Durch das laute Geschrei der Träger wachte ich auf, ich schlug die Vorhänge meines Doly zurück und fragte was es gebe, vielleicht verstanden sie mich nicht, oder, was wahrscheinlicher ist, ich sie nicht, denn ich bekam keine Antwort.

---

[1] Sanatarium des Pendschab zwischen Indus und Jhelum, 7350 F. abs. Erhebung, lat. 33° 54' long. 73° 27' Grw.

Digitized by Google

Nach langem Hin- und Herschreien, denn ordentlich reden wie unsereins können diese Halbwilden nicht, brachte ich endlich heraus daß man am Barasluß (einem Nebenfluß des Kabuls) angekommen sey, über welchen als Uebergang nur Balken gelegt seyen, indem eine Ueberschwemmung die Brücke weggerissen habe, und nun weigerten sie sich die Doly's hinüberzutragen. Halb schlaftrunken gieng ich heraus nach meinem Mann zu sehen, er war nicht mehr in seiner Doly, ich hörte ihn rufen und sah ihn am Ufer meiner harren. Wir befahlen uns dem Schutze Gottes und traten den gefährlichen Gang an. Die Balken waren etwa 4 Fuß von einander entfernt über den Fluß gelegt, wir waren also genöthigt auf einem 1 Fuß breiten Pfad über den reißenden Fluß hinüberzugehen. Auf beiden Seiten balancirte ein Eingeborner, dessen ausgestreckte Hände wir froh ergriffen, einem Ertrinkenden gleich der nach einem Strohhalm greift.

Doch Gott sey Dank, wir kamen glücklich ans andere Ufer, und setzten getrost unsere Reise weiter fort.

Ohne weiteren Unfall kamen wir den anderen Morgen früh 5 Uhr nach Noushera, eine große Militärstation, um dort den Tag zuzubringen.

Das jetzige Noushera ist einige hundert Schritte vom Kabulfluß entfernt und auf dem rechten Ufer desselben gelegen, welcher gegenüber von Attock in den Indus sich ergießt. Vor einem Jahre war es eine große blühende Station mit einer Menge neuer Häuser, welche unglücklicherweise zu nahe an den Fluß gebaut waren, während die großen, schönen, aus gebrannten Backsteinen gebauten Casernen etwas mehr landeinwärts liegen. Als nun die große Hitze eintrat und der Schnee auf den Gebirgen schmolz, schwoll der Fluß so stark an daß er austrat und in Zeit von einer halben Stunde Hunderte von Gebäuden verwüstete. Die Ueberschwemmung kam so überraschend schnell, daß die armen Leute mit Mühe ihr Leben retteten, all ihr Habe war verloren. Es waren lauter Europäer, meistens Officiersfamilien, und manche seine Lady war glücklich für den ersten Nothbehelf ein Kleid von einer armen Soldatenfrau zu bekommen. Wir hielten uns in Noushera im sogenannten Bungalow auf. Das ist ein Haus welches von der Regierung für Reisende unterhalten wird. Der Reisende welcher ankommt, erhält drei Zimmer zur Benützung, ein Wohnzimmer, Schlafzimmer und Badstube. Ferner ist ein Koch da welcher den Reisenden kochen muß, schönes Geschirr, Tischtücher, kurz alles ist vorhanden den Aufenthalt angenehm zu machen. Für Benützung der Zimmer u. s. w. hat jede Person eine Rupie (1 fl. 12 kr.) zu bezahlen für jeden Tag des Aufenthalts, die Speisen natürlich gehen besonders. Diese Bungalows sind in ganz Indien zu finden, jeder vom andern etwa 8—10 Stunden entfernt. Wir litten viel von der Hitze so lange wir in Noushera waren, ein heißer Wind trocknete einem beinahe das Blut in den Adern auf. Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg um vor Sonnenaufgang die nächste Station Attock zu erreichen. Etwa Morgens 2 Uhr kamen wir am Indusfluß an, an dessen entgegengesetztem Ufer Attock liegt.

Wir warteten bis Tagesanbruch und bestiegen sodann ein Boot welches uns auf die andere Seite des Indus bringen sollte. Die Gegend hier ist wild romantisch, hohe Berge bilden gleichsam eine ungeheure Mauer auf beiden Ufern des Flusses. Diese Berge haben noch die besondere Bedeutung daß sie nämlich die Gränze zwischen Indien und Mittelasien bilden. Attock ist die erste Station auf der indischen Seite, während Peschawer längst nicht mehr zu Indien gehört. Es war eine wundersame Fahrt über den ungeheuer breiten reißenden Strom. Die Sonne gieng eben auf und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen das kühn auf Felsen gebaute Attock. Eine wahre Reliquie der Vorzeit ist die große Festung dort, welche mit ihren vor Alter schwarz gewordenen Mauern drohend ins Thal herabsieht.

Auf den benachbarten Bergen sieht man gleichfalls Trümmer ehemaliger Festungen, und etwaige Dichter hätten so guten Stoff hier Ruinen alter Schlösser zu besingen, als daheim im Schwabenlande. Um so mehr als dieß der Ort ist wo Alexander der Große von Macedonien den Indus überschritten hat.

Diesen Gedanken hieng ich nach so lange wir über den Fluß fuhren, welches eine wahre Riesenarbeit für die Bootsleute war, zwanzig Männer waren am Ruder und vermochten kaum gegen die Kraft des Wassers anzukämpfen; sie betäubten uns fast mit ihrem wüthenden Geschrei „Al il Allah," das von den Leuten am Ufer im Chorus respondirt wurde. Endlich waren wir glücklich gelandet und giengen, nachdem wir den Berg erklommen hatten, zu den Riesenthoren der Festung Attocks ein.

Nur wer schon unter südlichem Himmel gewesen, kann sich eine genügende Vorstellung der lebhaften Scene machen die sich uns darbot. Eine Menge Leute waren mit dem Einreißen der uralten, dicken Mauer der Festung beschäftigt, welche von den Engländern neu aufgebaut wird. Wir waren, um alles besser sehen zu können, aus unsern Dolys gestiegen und machten den Weg bis zum Bungalow zu Fuß. Bald erreichten wir den Bazar, welcher in Indien nicht nur ein Verkaufs- und Handelsplatz aller möglichen Producte ist, sondern zugleich zum Ort der Vergnügungen und Berathungen dient, und einen ziemlich genauen Blick in das Leben und Treiben der Eingebornen gibt. Jeder Verkäufer sitzt in seinem in der Front ganz offenen Hause und hat seine Waaren vor sich ausgebreitet. Diese beschränken sich in den Bazars kleiner Ortschaften meistens auf Mehl, Dahl (eine beliebte Hülsenfrucht, unsern Linsen nicht unähnlich), Wälschkorn, Reis, rothen Pfeffer, Früchten und dgl. Wir kauften einige Melonen um zwei Annas, nach unserm Gelde 9 Kreuzer, und setzten unsern Weg durch die sehr engen Straßen Attocks fort.

Nach einer halben Stunde kamen wir im Bungalow an, welcher auf einem steilen Hügel liegt und eine reizende Aussicht in das Thal darbietet. Zu unsern Füßen rauschte der breite Indusstrom, dessen Wasser, von der jetzt glühenden Sonne beleuchtet, wie Silber glänzte daß man den Anblick kaum ertragen konnte. Es ist als ob in Attock die Sonne doppelt heiß brennte, weil die felsigen von aller Vegetation

Digitized by Google

baaren Berge durchaus keinen Schatten darbieten. Auch ist Attock wegen seiner Hitze bekannt, denn es sterben dort jährlich eine Menge europäischer Soldaten am Schlagfluß. Das erste welches wir zu unserer Erholung thaten, war zwei Pankhazieher anzustellen, denn ohne Pankha kann man, wenigstens am heißen Mittag, beinahe nicht athmen. Der Pankha ist nämlich ein sehr großes mit Baumwollzeug überzogenes Brett, welches unten mit einem aufgefaßten Stück Zeug versehen ist. In der Zimmerdecke nun sind Haken angebracht, in welchen der Pankha an Seilen wagrecht in der Mitte des Zimmers hängt. Er wird mittelst eines Strickes, dessen Ende durch ein in der Thüre zu diesem Zwecke angebrachtes Loch in die Verandah geht, von einem Manne den ganzen Tag hin und hergezogen. Die Wirkung ist eine überraschend angenehme, doch ist der künstliche Wind so bedeutend daß man vorsichtig seyn muß um sich keine Erkältung zuzuziehen. Ich durfte mich jedoch dieser Erquickung noch nicht erfreuen, indem ich zuvor unsere Dolys ihres Ballastes entleeren mußte, welches Geschäft ich den diebischen Eingebornen nicht überlassen mochte. Da kamen nun allerlei Sachen zum Vorschein, wollene Decken, Körbchen mit Obst, Trinkbecher, Pantoffeln, Bücher aller Art, Schreibapparat, Geldtaschen, Pistolen, Flinten und dgl., alles über und über mit Staub bedeckt. Erst als ich diese Gegenstände gründlich gereinigt hatte und unsere Dolys wieder sauber und heimlich eingeräumt waren, konnte ich an mich denken. Ein erfrischendes Bad gab den matten Gliedern neue Lebenskraft, und als wir eine halbe Stunde nachher beim Frühstück saßen, hatten wir unsere Strapazen bereits vergessen. Der Kansamah (Aufwärter) stand schneeweiß angekleidet hinter unsern Stühlen und sah gewissenhaft zu wie uns der Currie schmeckte. Ein indisches Frühstück besteht nämlich meistens aus Thee, Reis und Currie, Butterbrod und Früchten. Der Currie, ein Hauptgericht, darf eigentlich bei keiner ordentlichen Mahlzeit fehlen, sey es Frühstück oder Mittagessen. Er wird auf verschiedene Arten zubereitet, meistens aber besteht er aus einem in kleine Stücke zerschnittenen Huhn, welches mit einer Menge Gewürze, namentlich viel rothem Pfeffer gekocht wird. Die Sauce erhält durch die Kokosmilch noch einen besonders angenehmen Geschmack, doch muß man im Pendschab auf diese letztere Zuthat verzichten, da im Norden von Indien keine Kokospalmen mehr wachsen. Nach genossenem Frühstück begann die Hitze fühlbar zu werden, mein lieber Mann überließ sich der Ruhe, und ich zog meine Schreibmappe hervor um meine Lieben daheim mit einem langen Brief zu erfreuen. Allein die Hitze stieg immer höher und war in dem engen schlechtgebauten Reisebungalow fühlbarer als in unserer hohen geräumigen Wohnung in Peschawer. Mein Brief war noch nicht weiter gediehen als zur Anrede, denn es war mir gerade als würde ich aller Gedanken beraubt. So ließ ich denn das Briefschreiben gehen und nahm meinen Platz auf meinem Charpäi ein. So nennt man nämlich in Indien die Bettgestelle. Es ist eine hölzerne Rahme mit vier niedrigen Füßen und mit starken Gurten bespannt. Während der großen Hitze wird keine Matratze darauf gelegt, höchstens eine leichte Decke darüber gebreitet, und man liegt so wirklich recht angenehm. Der heiße Tag neigte sich auch nach und nach, und mit der eintretenden Kühle war man wieder fähiger etwas zu denken und zu thun. Nach genossenem Mahle, zu dem sich auch noch der Gehülfe des Kansamah zur Bedienung eingestellt, um seines Trinkgeldes nicht verlustig zu werden, denn keine Nation ist ärger auf Trinkgelder erpicht als die Indier, bestellte mein lieber Mann die Dak (Post) zur Weiterreise.

Es ist gerade vielleicht hier der Ort etwas näheres über diese Organisation zu sagen. Will nämlich Jemand eine Reise unternehmen, so ist sein erstes Geschäft, den Tschauderi (Postbeamten) rufen zu lassen, und mit diesem den Contract abzuschließen. Einen Theil des Geldes bekommt er gleich in die Hand, der andere wird dem Sarbalai ausgefolgt wenn man am Ort der Bestimmung angekommen ist, und wenn der Tschauderi seinen Contract eingehalten hat. Er schickt nämlich einen Mann, den sogenannten Sarbalai, einen halben Tag voraus; dieser muß in den betreffenden Ortschaften die Träger bestellen und ihnen ihren im Verhältniß geringen Lohn auszahlen. Am Ziel der Reise wartet er geduldig bis die Karawane nachkommt und er mit dem Rest des Geldes heimziehen darf. Wer den Gang der Sache nicht weiß, ist höchlich überrascht auf jedem Platz wo Träger gewechselt werden, die neuen Träger schon warten zu sehen. Sobald der Abend herangekommen war, setzten wir uns wieder in unsere Dolys, und fort giengs wieder im alten Trab. Es war entsetzlich schwül und der Durst quälte uns unaufhörlich; ich hatte zwar Citronen und Zucker bei mir und erfrischte meinen Mann und mich selbst dann und wann mit einer Limonade. Allein das Wasser, welches wir mitgenommen, war längst warm geworden, und wollte, selbst mit Citronensaft vermischt, den Durst nicht mehr löschen. Da kam es uns denn sehr gelegen als unsere Träger mit einemmal Halt machten und einem ihnen wohl bekannten Platze zueilten, von wo sie bald darauf mit ganz kühlem Wasser zurückkehrten, welches sie aus einer Quelle geschöpft. Wer freilich nie in einer Hitze von 98—100 Grad Fahrenheit [1] Durst gelitten, kann sich nicht denken wie sehr uns dieser Trunk kalten Wassers erquickte. Nachdem wir unsere Gefäße gefüllt, gieng die Reise weiter fort. Gegen Morgen hörten wir den Fluß Haru von weitem rauschen; die Gegend ist hier ziemlich bergigt und erinnert mit ihren hübschen Partien an eine schweizerische Landschaft.

Ehe wir Hassanabdahl erreichten, mußten wir über den Haru setzen, bei dessen Anblick mir ganz ängstlich zu Muthe wurde, indem kein anderer Ausweg in Ermanglung einer Brücke sich darbot, als uns von unseren Trägern über das reißende Wasser hinübertragen zu lassen. Doch schien ihnen dieß eine ganz gewohnte Sache zu seyn, meinen Mann, der ihnen sammt der Doly zu schwer gewesen wäre, trug einer von ihnen auf der Achsel hinüber, während sie mich in meiner Doly übersetzten.

Während dieser Ueberfahrt befahl ich mich ganz besonders dem Schutz Gottes, denn die Männer mußten oft bis

[1] 30° R.

Digitized by Google

an die Bruſt im Fluß waten, und mein Doly war oft nur einen Zoll breit vom Waſſer entfernt.

Sie mußten mit aller Kraft gegen den reißenden Strom ankämpfen, und hätten ſie mein Doly fallen laſſen, wäre ich verloren geweſen.

Doch kamen wir bald glücklich ans andere Ufer und erreichten mit Tagesanbruch den Bungalow von Haſſanabdahl. Nachdem wir uns gehörig ausgeruht, machten wir bis das Frühſtück fertig war einen Spaziergang zu dem benachbarten Anbetungsplatz der Sikhs. Es iſt ein prachtvoller ſchon im Zerfall begriffener Tempel, wo die Sikhs vorzugsweiſe ihre Andacht verrichten.

Ein Eingeborner führte uns auf einem ſchmalen Pfade durch Schwibbogen hindurch, an zerfallenen Säulen vorbei, welche noch deutliche Spuren ehemaliger Herrlichkeit verriethen, in einen Hofraum in welchem ein Teich war, welcher der eigentliche Gegenſtand der Anbetung für die Sikhs iſt. Der Teich iſt in ein marmornes Becken gefaßt, von bedeutendem Umfang und ziemlich tief. Das kryſtallhelle Waſſer iſt reich bevölkert mit ungemein großen Forellen, welche ebenfalls heilig gehalten werden. Es herrſchte eine wahre Todtenſtille an dem Platz, obwohl eben ziemlich viele Gurus (Prieſter) ihre Andacht verrichteten.

Es waren meiſt Männer mit ſchneeweißen Haaren und langen ehrwürdigen Bärten, welche vielleicht viele Tagereiſen hergepilgert waren um dieſen vermeintlichen heiligen Ort zu beſuchen.

Sie ſaßen je zwei und zwei einander gegenüber um den Teich herum. Einige hatten ihr heiliges Buch (die Granth) aufgeſchlagen und murmelten ihre Gebetsformeln mit leiſer Stimme her. Sie waren mit großer Sorgfalt in ſchneeweiße Gewänder gekleidet, und hatten ihr Haupthaar und ihre langen Bärte ſorgfältig geſalbt, während andere ſich erſt zu dieſer feierlichen Ceremonie vorbereiteten. Nachdem wir noch eine Weile geblieben waren, machten wir uns auf den Rückweg, nicht ohne das tiefſte Mitleid mit den armen verblendeten Heiden. Auf unſerem Weg zum Bungalow entdeckten wir auch eine Waſſermühle, welche von dem ſchönen Bächlein getrieben wird welches durch das Thal fließt. Es war dieß die erſte welche wir bis jetzt in Indien geſehen, da die Eingebornen ſich der Handmühle bedienen. Unſere Neugierde war geweckt, deßhalb entſchloſſen wir uns hineinzugehen und uns die Sache genauer zu beſehen. Es ſah aber von innen nicht ſo lieblich aus als von außen, ſondern feucht und dunkel, und das gewonnene Mehl war auch nicht viel beſſer als das auf der Handmühle gemahlene.

Im Bungalow harrte unſer das Frühſtück, wobei eine ſchöne, große, gebackene Forelle mit friſcher grüner Brunnenkreſſe uns trefflich ſchmeckte.

Nach dem Frühſtück pflegten wir der Ruhe, da die Hitze des Tages mit Macht eintrat, Abends traten wir wieder die Weiterreiſe an. Wir hatten ganz ebenen Weg und nichts beſonderes bemerkenswerthes ereignete ſich. Nur dann und wann kamen wir an einem Heidentempel vorüber, auch einmal an einer Thana (ein großes Haus in welchem die reiſenden Eingebornen gegen eine Kleinigkeit Unterkommen finden); die Eingebornen reiſen im allgemeinen ſehr gerne, weßhalb dieſe Thanas meiſtens ſehr belebt ſind.

Wir erreichten Rawulpindi mit Tagesanbruch; da wir von unſeren Freunden Empfehlungsbriefe an den dortigen Caplan mitgebracht hatten, blieben wir nur ſo lange im Bungalow bis wir eine Taſſe Thee getrunken und Toilette gemacht hatten.

Wir wurden durch den ſehr großen Bazar getragen, ehe wir das etwas entlegene Haus Hrn. St.s erreichten. Er war noch im Bett als wir ankamen, kam aber bald heraus und bewillkommte uns mit herzgewinnender Freundlichkeit. Er führte uns gleich in unſere Zimmer und gab ſich alle Mühe es uns angenehm zu machen. Da Frau St. ſich mit ihrem Kind in Murree befand, hofften wir hauptſächlich durch dieſelbe ein Haus zu bekommen. Hr. St. war deßhalb ſo freundlich ſeine Frau durch den Telegraphen zu bitten uns ein Haus zu miethen.

In der Zwiſchenzeit entſchloſſen wir uns Hrn. Sts. Einladung, einſtweilen in ſeinem Haus zu bleiben, dankbar anzunehmen. Der Tag war fürchterlich heiß, ſo heiß daß ich mich nicht erinnern kann je einen heißeren erlebt zu haben. Unſere Kräfte ſchwanden ganz dahin unter dem Druck der ſchwülen Luft. Abends lud uns Hr. St. ein in ſeinem Wagen eine Spazierfahrt zu machen.

Wir fuhren zuerſt in den Bazar um in einem ſogenannten Parſiſhop (Laden eines Feueranbeters) einige Einkäufe zu machen; dieſe Parſis nämlich führen lauter europäiſche Gegenſtände im Handel, und man kann bei ihnen alles mögliche in nützlichen und Luxusartikeln haben. Doch im Intereſſe des Geldbeutels iſt es gut wenn man nicht zu viel bei ihnen zu kaufen genöthigt iſt, denn ſie verlangen nicht nur das Doppelte des gewöhnlichen Preiſes, ſondern manchmal ſogar das drei- und vierfache. Sie ſind übrigens ſehr höfliche, wohlgeſittete Leute, mit welchen man angenehm verkehren kann. Die Mehrzahl von ihnen ſpricht ſehr gut engliſch, was ihnen den Verkehr mit den Europäern ungemein erleichtert. Wenn man in ihren Laden kommt, bieten ſie einem meiſtens eine Erfriſchung an, ein Glas Sodawaſſer, Limonade, oder etwas dergleichen. In größeren Städten, wie Bombay und Calcutta, kann man auch ſtets die neueſten Zeitungen bei ihnen leſen. In ihrer Tracht ſind ſie hauptſächlich durch ihre ſonderbare Kopfbedeckung ausgezeichnet, dieſe iſt eine Art Hut von beträchtlicher Größe, aus ſchwarzem Wachstuch fabricirt, jedoch ohne Rand, und wird in ſchräger Richtung auf den Hinterkopf geſetzt. Den Kopf haben ſie raſirt, nur an den Schläfen tragen ſie eine Locke, welche ſie ſo ſorgfältig pflegen als eine Frau ihren Haarputz. Das Geſicht haben ſie ebenfalls raſirt bis auf den Schnurrbart.

Rawulpindi iſt ſehr ſchön gelegen und gilt für die geſündeſte Station in ganz Indien, es wird aus dieſem Grund immer ſehr viel europäiſches Militär dort ſtationirt. Die eingeborne Stadt iſt etwa eine halbe Stunde vom Lager entfernt und hat ungefähr 50,000 Einwohner. Von den Murreehügeln herabgeſehen, gewährt Rawulpindi einen ſehr ſchönen

Digitized by Google

Anblick. Es liegt auf einer weiten, unübersehbaren, von drei Flüssen bewässerten Ebene.

Im Süden durchschneidet diese Ebene der Sewaun, der aus den Kaschmirbergen hervorbricht, und dessen krystallhelles Wasser auch in der größten Hitze kühl bleibt. Im Norden fließt der Haru und weit im Westen wälzt der Indus seine mächtigen Wasserwogen dahin. Die Bergkette des Himalaya ist von der Ebene aus wie eine riesige Mauer anzuschauen, dahinter sieht man noch die weißen Berggipfel Kaschmirs hervorblicken. Die Station selbst liegt wie ein Garten da, und hat hübsche Häuser und namentlich schöne Gärten. Die Casernen sind sehr großartig und ganz neu gebaut. Die Wege übrigens sind nicht so gut als in Peschawer, trotzdem hatten wir eine sehr angenehme Fahrt und fühlten das holperichte des Weges nicht so sehr in dem bequemen Wagen. Nach dem Abendessen giengen wir in den Garten um die kühle Luft zu genießen; es war eine jener herrlichen Mondnächte welche man nur unter südlichen Himmelsstrichen findet. Der Mond beleuchtete mit seinem magischen Lichte die nahe Kirche, deren graue Steinmassen gegen das dunkle Grün der Bäume wunderbar abstachen. Es hatte sich nun etwas abgekühlt, und ein balsamischer Wohlgeruch erfüllte die Luft. Wir saßen bequem in unseren Schaukelstühlen und ließen uns von unserem beredten Wirthe unterhalten, hinter uns standen Diener mit Fächern, stumm wie Bildsäulen, nur ihre Augen funkelten manchmal unheimlich. In einem großen irdischen Gefäße mit Wasser waren Sodawasserflaschen, von welchen man hie und da eine leerte um den quälenden Durst zu stillen. Etwas vor Mitternacht giengen wir zur Ruhe. Der folgende Tag war ein sehr anstrengender, Mrs. St. nämlich hatte ein Haus für uns gemiethet, und wir beschlossen denselben Abend noch abzureisen. Es mußte nun alles zur Weiterreise gerüstet werden, und Koffer packen ist bei einer Hitze von 100 Grad Fahrenheit keine geringe Anstrengung. Doch gieng auch dieser Tag glücklich zu Ende, und Abends 7 Uhr war alles zum Aufbruch gerüstet. Gleich nach dem Essen bestiegen wir unsere Dolys, und fort giengs im gewohnten Trab. Die Hitze war noch sehr drückend, trotzdem daß die Nacht schon hereingebrochen war, doch trösteten wir uns bei dem Gedanken daß unsere Noth bald ein Ende nehmen werde. Wir wurden durch die eingeborne Stadt hindurchgetragen, und waren erstaunt ob dem lebhaften Verkehr, welcher sogar auch bei Nacht dort herrscht. Da wurde gekauft, gejubelt, geschmaust und gesungen wie auf einem Jahrmarkt. Bald ließen wir diese Scenen hinter uns und näherten uns nun rasch den Hügeln, der Weg fieng an zu steigen, die Vegetation üppiger zu werden, und unsere Träger vertauschten ihren raschen Trab mit einem bedächtlicheren Schritt. Wie freuten wir uns nun bald aus dieser glühenden Hitze in die kühleren Regionen Murrees zu kommen, um unser kochendes Blut abzukühlen. Den anderen Morgen um 6 Uhr erreichten wir die erste Hügelstation Trete und beschlossen den Tag im Reisebungalow zuzubringen. Trete ist etwa 4000 Fuß über der Meeresoberfläche und bedeutend kühler als die Ebene, doch noch nicht hoch genug gelegen um wirklich ein Ort der Erholung zu seyn.

Die Gegend hier ist reizend und bot uns einen ganz neuee Anblick, schöne Berge von beträchtlicher Höhe, mit grünem Gras und majestätischen Tannen bewachsen, stellten sich vor unsere müden Augen und erfrischten uns mit ihrem frischen Grün nach den sonnverbrannten Ebenen. Der Reisebungalow steht ungefähr mitten in einem Thaleinschnitt und sieht einem Schweizerhause ziemlich ähnlich. Zu beiden Seiten erheben sich steile Berge, so steil daß man sie an dieser Stelle nicht besteigen könnte. Im Hintergrunde erhebt sich ein Hügel mit üppigem Pflanzenwuchs, welcher meist einem südlichen Klima angehörte. Oleanderbüsche mit ihren weißen und rothen Blüthendolden und andere prächtige Ziergewächse sahen wie ungeheure Blumen aus dem grünen Buschwerk hervor. Längs den Bergen zieht sich der Bazar hin, wo einige wenige filzige Banjans (indische Kaufleute) ihre Läden geöffnet haben, um Mehl, Gerste, Reis, Zucker, Oel, Tabak, Schmalz u. dgl. zu verkaufen. Da Trete eine Haltstation zwischen Murree und Rawulpindi bildet, so ist immer ein Verkehr von Leuten hier welche entweder kommen oder gehen.

Alle Art von Provision muß von der Ebene nach Murren gebracht werden, weßhalb man beständig Karawanen von Pferden, Ochsen, Eseln und Maulthieren mit allen möglichen Dingen beladen vorüber ziehen sieht. Diese machen gewöhnlich einen Rasttag hier, um ihre Treiber in den Stand zu setzen ihr Brod zu backen und ihre Hukha mit Würde und Bequemlichkeit zu rauchen.

Hinter dem Bungalow öffnet sich das Thal ein wenig, um eine herrliche Fernsicht auf die Suleimaniberge in Afghanistan zu gewähren.

Es war uns ganz heimlich hier in Trete; vermöge der kühleren Temperatur war manches zu haben, das an ein gemäßigtes Klima erinnerte und uns daher anheimelte. Auch war es so still und friedlich, Sabbath von Außen und Sabbath in unsern Herzen. Bald machte uns der Kansamah seine Aufwartung, bei welchem wir vor allem heißes Wasser zum Thee bestellten. Mit vieler Grandezza breitete er das Tischtuch aus, stellte die Tassen zurecht und brachte Milch und den Wasserkessel. Wir bestellten sodann Frühstück, und bis dieses fertig wurde sahen wir uns in unserer Umgebung um. Hinten im Hofe war ein lebendiges Treiben von den Hausthieren welche der Kansamah hielt. Ein hübsches Taubenhaus mit allen möglichen Gattungen dieser sanften Thierart stand am untern Ende des Hofes, auf der andern Seite befand sich die Küche, unter deren offenen Thüre der Kansamah eben unterschiedliche Abfälle unter die vierfüßigen und gefiederten Bewohner des Hofes vertheilte. Der muthige Haushahn vertheidigte sein und seiner Hennen Recht ein paar gierigen Hunden gegenüber, und ein Häuflein Enten watschelten munter herbei um sich auch unter sein Protectorat zu stellen.

Den Tag brachten wir meist mit Lesen erbaulicher Bücher zu, mit welchen ein amerikanischer Missionär den Bungalow versehen hatte. Nach dem Mittagsessen bereiteten wir uns zur Weiterreise vor, und mit Einbruch der Nacht machten wir uns wieder auf den Weg. Dieser war nun ziemlich steil geworden und führte durch einen dichten Wald. Auf einer

Digitized by Google

Seite sah man in die gähnende Tiefe, und vor uns thürmten sich noch Berge, welche wir ersteigen mußten ehe wir ans Ziel der Reise gelangen konnten.

Es war eine wundervolle Nacht, der Mond schien voll am wolkenlosen Himmel und ließ in seinem Zauberlicht die ohnedem prächtige Landschaft noch feenhafter erscheinen. Die riesigen Tannen erschienen noch riesenhafter in der wundervollen Beleuchtung, und die weißen, rothen und gelben Blüthenkelche in den schwarzgrünen Büschen leuchteten wie Sternlein in dunkler Nacht. Kleine Bächlein mit krystallhellem Wasser plätscherten lustig über die Felsen herab, und ihr melodisches Gemurmel tönte wohlthuend durch die stille Nacht. Wir hielten oft an und erfrischten uns mit dem kühlen Wasser der Waldbächlein und mit dem entzückenden Anblick der sich uns darbot. Unser Weg zog sich im Zickzack dahin und führte immer wieder neue Ansichten der Landschaft vor unsere Augen. Auf den benachbarten Bergen loderten da und dort große von den Eingebornen angezündete Feuer, welche das dichte unnahbare Buschwerk verzehrten und weit um die Nacht zum Tag machten. Manchmal wurde der Weg sehr schmal, dann sahen wir mit Grausen in die ungeheuren Abgründe, und hörten das donnergleiche Getöse der Waldbäche welche unten rauschten. Oft hatten unsere Träger Mühe unsere schweren Dolys über verschiedene schwierige Stellen hinüber zu bringen, einmal hatten wir über einen der reißenden Gießbäche zu setzen, das anderemal einen steilen Abhang zu erklimmen. Oft war es uns ängstlich zu Muthe, allein unsere Träger nahmen diese Sachen, als längst gewohnt, ganz kaltblütig; vielleicht hatten sie denselben Weg schon ein Duzendmal gemacht. Die Ruhe dieser Leute wirkte sehr wohlthätig auf uns ein. Gegen Morgen näherten wir uns rasch der Station Murree.

Der Wechsel der Temperatur war sehr fühlbar geworden, wir hatten uns in unsere wollene Decken eingehüllt und athmeten mit einer Wonne und Lebensluft die erfrischende Gebirgsluft ein. Etwa 2 Uhr Morgens erreichten wir das Haus Mrs. St's., welches am entlegensten Ende der Station gelegen war, und wegen des steilen und schmalen Felsenpfades uns anfangs fast unerreichbar schien.

Mrs. St. hatte die Fackelträger unserer kleinen Karawane gesehen, war rasch aufgestanden und bereitete mit liebenswürdiger Gastlichkeit eine Tasse Thee zu unserm Empfang. Nach einer herzlichen Begrüßung jedoch drangen wir darauf daß sie sich in ihr Zimmer zurückziehe, um in ihrer Nachtruhe nicht ferner gestört zu werden.

Wir ließen unsere Dolys in die Verandah stellen, nahmen unsern Platz wieder ein, und schliefen bis zum Anbruch des Tages. Am Morgen beim Frühstück lernten wir unsere freundliche Wirthin kennen. Sie lud uns ein so lange bei ihr zu bleiben bis unsere Diener mit dem Gepäck nachgekommen wären, weil wir ja ohne diese doch nicht unser Haus beziehen könnten, welches Anerbieten wir sofort dankbar annahmen.

So waren wir denn jetzt in dem heißersehnten Murree, 8000' über der Meeresoberfläche, und waren glücklich der versengenden Hitze der Ebene entronnen. Das Haus Mrs. St's. lag, wie schon bemerkt, am entlegensten Ende der Station, und war auf die äußerste Spitze eines Bergrückens hingebaut.

Nur von einer Seite war es zugänglich, auf den andern drei Seiten öffneten sich steile Klusten, deren Abhänge mit hohen Bäumen und Buschwerk bewachsen waren. Im Laufe des Vormittags bot mir Mrs. St. ihren Dschanpan (Tragsessel) an um die Station ein wenig zu besehen, sowie auch um Einsicht von unserm Hause zu nehmen. Da man wegen der schmalen, abschüssigen Wege sich keinerlei Gefährte bedienen kann, so ist man auf diese Dschanpans beschränkt, welche von vier Männern getragen werden, wovon der vorderste mit einem hohen Gebirgsstock versehen ist. Die Prunksucht der Engländer ist auch hier sichtbar, indem jede Lady sich bemüht den schönsten Tragsessel und die am schönsten gekleideten Dschanpanis (Träger) zu haben. Jede Besitzerin eines Dschanpans nämlich ist verpflichtet ihre Träger zu kleiden, und da sie alle wieder eine besondere Farbe haben, so sieht man schon von weitem wem der Dschanpan gehört.

Die Frau des Gouverneurs des Pendschabs z. B. hatte scharlachroth, was aus Respect vor dem hohen Rang dieser Dame keine der andern nachzuahmen wagte.

Die Herren reiten meistens oder gehen zu Fuß neben den Dschanpans ihrer Frauen einher.

Wir hatten um auf den Hauptweg zu kommen den steilsten Fußpfad zu erklimmen den man sich denken kann, als wir letzteren zurückgelegt hatten, befanden wir uns auf der sogenannten Malle oder dem Corso Murrees. Dieser ist sehr ausgedehnt, da die Station nicht nur auf einem einzigen Berge liegt, sondern die zahlreichen Cottagen (Landhäuser) über eine ganze Hügelkette hin zerstreut liegen. Die Stelle auf der wir uns eben befanden, war die am höchsten gelegene, der Weg führte rings um den Berggipfel herum, auf dessen Spitze eine Art Warte sich befand, von welcher man weithin über die Ebene sehen konnte.

Die Bergseiten sind mit hohen Tannen bewachsen, an manchen Stellen führt der Weg an haushohen Felsen entlang, weßhalb er durch Schranken geschützt ist. Doch war es mir manchmal unbegreiflich die tollkühnen Reiter und Reiterinnen mit rasender Schnelligkeit an diesen gefährlichen Stellen vorbeigaloppiren zu sehen. Des Abends ist der Corso am belebtesten, da wimmelt es von eleganten Damen in Tschanpans, Reitern und Reiterinnen, Fußgängern und Kindern mit ihren Ajas (indische Wärterin) in bunter Menge.

Die Geschicklichkeit im Reiten, welche in Indien hauptsächlich ausgebildet wird, bewundert man schon an den kleinsten Knaben. Noch ehe sie gehen können, werden sie in einem Kindersattel auf ihr Pony gesetzt, und so gewöhnen sie sich nach und nach, daß manche kleine Bürschchen von fünf bis sechs Jahren ganz selbständig reiten können.

Unser Weg führte uns ganz um den Berggipfel herum, von wo aus wir den größten Theil der Station übersehen konnten. Die angränzenden Hügel waren gleichfalls mit Häusern bedeckt, und das schöne Kirchlein mit seinem normannischen Thurm sah traulich von dort herüber. Wir waren

Digitized by Google

natürlich gespannt nun unser eigenes Haus zu sehen, das wir etwas tiefer am Bergabhang gelegen fanden.

Wie alle Häuser in Murree war es massiv von Stein gebaut, und hatte ein Bretterdach welches mit einer dicken Schichte Lehm bedeckt war.

Diese Dächer sind übrigens nicht sehr praktisch, und erweisen sich namentlich in der Regenzeit als eine grose Plage. Sie sollten öfters und namentlich nach einem Regen, wenn der Lehm weich ist, geklopft werden, aber meist sind die damit beschäftigten Leute träge und nachlässig und bessern die schadhaften Stellen nicht aus. Regnet es dann stark, so sickert das Wasser durch, so daß man oft mitten im Zimmer den Regenschirm aufspannen muß. Es begegnete uns sogar einmal, daß wir, als wir Morgens erwachten, unsere Lagerstätte ganz von Wasser umgeben sahen, und kaum trockenen Fußes ins Nebenzimmer gelangen konnten.

Unser Haus, das Bienenkorb hieß, wie denn überhaupt jedes Haus in Murree einen Namen führt, hatte drei Zimmer, eine Küche und mehrere Hintergebäude.

Hinten am Hause war ein kleines Wäldchen von hohen Tannen, welche von Natur ein Rondell bildeten, in dessen schattiger Kühle eine Menge Vergißmeinnicht wuchsen. Wir waren sehr mit unserer neuen Wohnung zufrieden, und dachten jetzt nur daran sie passend auszumöbliren.

Etliche Tage nachher bezogen wir unsere eigene Wohnung, in der wir bis Ende September verweilten, und dann unsere Rückreise nach Peschawer wieder antraten. Leider hatten wir von unserem Aufenthalt in Murree nicht viel Genuß, indem wir beide von einem dort einheimischen Uebel, der Dysenterie befallen wurden — eine Krankheit welche in allen Hügelstationen Indiens grassirt, da die heftigen Regengüsse auf den Gebirgen eine Feuchtigkeit erzeugen die auf die Constitution der Europäer so nachtheilig einwirkt, daß sie oft nach kurzem Aufenthalt die kühlen Hügel mit der heißen Ebene wieder zu vertauschen gezwungen werden.

Eine Fahrt an der Küste Venezuela's.

Wir giengen des Morgens am 28 August an Bord des Schooners Coqueta, um sofort von der Rhede Laguayra's nach Carupano zu segeln, welcher Hafen etwa 4° 50 östlich von Caracas liegt und etwa auf derselben Breite.

Während Anker gelichtet und Segel gehißt werden, dürfte es interessant seyn das Innere eines Küstenschooners von „nicht gewöhnlichen" Bequemlichkeiten näher zu betrachten, sowie das Leben an Bord. Die Cajüte ist vielleicht 10 Fuß lang und 5 Fuß breit, an den Seiten rangiren 8 Cojen, offen, ohne Vorhang, 2 über- und 2 neben einander. Jede Coje ist 5 Fuß lang, was demnach für General Tom Puce bequemer als für gewöhnliche Menschen eingerichtet ist. Die oberen Cojen sind zwar nur 2 Fuß breit, haben aber ein Fenster, das gegenüber stürzenden Seen genugsam Sicherheit bietet, und doch stets so viel frische Luft als möglich hereinläßt; wir bemächtigten uns also dieser oberen Cojen. Matratzen? Nein, aber wohl eine Matte, welche, aus langem Schilf geflochten, gar keine üble und dabei ziemlich kühle Unterlage bietet. Ein Kopfkissen mit Ueberzug, welcher seit Jahren gedient, und die Parfums der berühmtesten Fabriken der Welt seit Generationen aufgesogen hat. Zum Glück sind die Ameisen fleißig dabei das Fett auszusaugen. Wir ziehen eine uns begleitende Schlummerrolle vor; also hinaus mit den Kissen! Wir stiegen wieder auf Deck; das Ruder wird durch eine Handhabe gelenkt, welche natürlicherweise einem Halbkreis von 3 Fuß Diameter gänzlich den Raum nimmt. Zwischen Bollwerk und der halb über Deck stehenden Cajüte sind 2 Fuß an jeder Seite Raum. Wir gehen dieses Spazierdeck entlang und sind mit drei Schritt mehr schon an der Cambüse angelangt, die ein Koch beherrscht, welcher seiner Mischfarbe von Mestize und Mulatte einen hohen Glanz durch Beimischung von aller Art Schiffsschmutz im allgemeinen und Küchenschmutz im besondern gibt. Da er noch nicht ganz auf See, ist er noch halbnackt; der Schiffsjunge ist ein anderes Exemplar von Wasser- und Seifenmangel, hat aber so nette hübsche Augen, sieht so possirlich in seiner Zerlumptheit aus, daß wir ihm verzeihen. Das Boot ist übergenommen und füllt den Raum auf der einen Seite der Cambüse zum Bollwerk vollkommen aus, auf der anderen Seite passiren wir nach dem Bugspriet, [1] natürlich ist alles voll Fässer, Ketten, Blöcke, Segelschooten und Hälse, so daß zum Spazierengehen auch nicht der geringste Raum bleibt. Wie soll man also wohl das Verdauungswerk befördern? Da ruft indeß der Junge zum Frühstück, und der ganze Tafelapparat befindet sich auf dem Dach der Cajüte aufgestellt. Sich setzen? Nur ein Stuhl ist da, und überhaupt kein Platz zum Setzen; man ißt stehend. Bald belehrt der Geruch der Speisen und das ganze Aussehen der Mahlzeit daß keine Nothwendigkeit seyn wird um viel zu verdauen. Die Suppe ist ein Gekoch von Tasajo (an der Sonne getrocknetes Fleisch), im Verein mit Fisch und Knoblauch und Zwiebeln. Ferner gibt es Salzfisch, da wir noch im Hafen sind auch Brod; man schluckt ebenso viel als man zur Erhaltung nöthig hat. Der auf der Mahlzeitstafel knieende, oder besser kauernde, Mulatte von Capitän ist sehr erstaunt daß man seine Delicen schon verläßt, schreibt dieß der Seekrankheit zu; Gott sey Dank wenn sie einem nicht in Folge des Knoblauchs überkommt. Die Mahlzeit dasselbe; doch wird diese durch gekochten Kaffee verherrlicht, der mit Edamerkäse gereicht wird. Der Wein ist so schlecht daß man sich entschließt den Fusel, welcher sich in einer Flasche mit Etikette von Cognac befindet, zu benützen um das Wasser genießbar zu machen.

---

[1] No hay comun á bordo, y se tiene que descargar estando asentado de cualquier modo en la proa, alguna cadena del potalon (jibboom) y para hacer mas grande la porqueria de esta falta, está suspendido en el misme potalon un pedazo de lona, el que se usa por toda la tripulacion para limpiarse, no por un diá, sino por todos los dias! Tal drapo he visto tambien en algunas casas de habitacion!

Digitized by Google

So kleine Fahrzeuge machen die Reise von 240 engl. Meilen in 7—8 Tagen, doch muß dabei bedacht werden daß sie immer gegen Wind und Strom anzukämpfen haben. Wir passirten am zweiten Tage die Orchila-Inseln, drei Hügelgruppen welche durch Korallenriffe noch eben verbunden bleiben. Die Inseln liefern Muschelkalk, Holzkohle, Brennholz, und sind von Ziegen und vielen Seevögeln bewohnt. Nicht einmal Fischer haben Hütten aufgebaut. Die Erscheinung ist interessant und freundlich, und da sie doch einige 100 Fuß hoch übers Meer sich erheben, so dienen sie dem Seemann als willkommenes Zeichen sich vor den ganz nahe zum Westen gelegenen Korallenriffen „Los Roques" zu hüten. Am 30sten passirten wir Tortuga, eine lange ganz niedrige Insel, wohl auch Korallenarbeit, fast nicht ein Strauch ist auf der ganzen flachen Länge zu sehen.

Am 31sten des Morgens sahen wir die Borracha, einen Felsen am Eingang des Golfs von Cariaco, dessen bekanntester Hafen Cumana ist. Die Höhe dieses ist auch diejenige des Macanao (des nordwestlichen Theils der Insel Margarita), wir erreichten sie früh am Morgen. Die Küste war holpricht, so daß nichts zu sehen war, der Macanao stand dagegen scharf gegen den blauen Horizont ab. Er hat eine wohl 1200 Fuß hohe Spitze, alle Linien sind scharf und kantig, das Aussehen wahrhaft pittoresk.

Er ist mit dem Südwesttheile der Insel durch eine lange Ebene und eine Lagune verbunden. Dieser Theil wird emphatisch Margarita genannt, denn nur er ist bis jetzt bewohnt. Auf der Höhe des Macanao befiel uns Windstille, und der Schooner brauchte bis Nachmittag des 2 Septembers um nach dem Hafen von Pampatar, welcher am südlichen Ende von Margarita liegt, zu gelangen. Wir hielten uns hier drei Tage auf, und bekamen nur dadurch Gelegenheit diese interessante kleine Insel zu sehen. Das allgemeine zuerst betrachtend, bemerke ich daß die Erscheinung von See aus nicht so interessant ist wie die des Macanao, obwohl an Höhe der südöstliche Theil jenem nichts nachgibt. Margarita hat weichen lehmigen und sandigen Boden, ist gut angebaut, und versorgt die Küste mit Mais, Platanen, Bananen, Fischen und auch Fleisch, namentlich Ziegenfleisch. Als eine große Delicatesse betrachtet man die Datteln, indessen roh sind sie, ohne den Margaritanern zu Leide thun zu wollen, besser für die Schweine, die sie mit Wollust fressen, und sich um einen Dattelkern stoßen und kämpfen; getrocknet reichen sie den afrikanischen nicht das Wasser, möglich daß man sie nicht zu behandeln versteht. Die Wege sind gut, und werden auch in Ordnung gehalten. Die Bevölkerung ist überwiegend weiß oder eine Mischung von Weißen mit Indianern. Wenig Schwarze und Mischlinge von Negern findet man. Die Industrien derselben sind Ackerbau und Viehzucht, etwas Weberei und Schmuggelhandel. Die Insel hat drei Flecken und eine Stadt. Nämlich Juan Griego, Pampatar und Porlamar und Asuncion, außerdem einzelne Dörfer und Weiler, von denen ich los Robles, Unate und Valle nenne. Zollhäuser sind nur in Juan Griego und Pampatar, der wichtigste der drei Häfen, Porlamar hat keines, alle Schiffe können nur indirect dahin gelangen. Dieß bestimmt dann den ganzen Charakter dieses interessanten Platzes. Ich sage nichts vom Recht oder Unrecht des Schmuggelns, die Zölle der Republik lassen die Gelegenheit suchen, und die Oertlichkeit Porlamars bietet die Gelegenheit. Die Zollbeamten sind alle im Geheimniß, und so wird dieser kleine Ort das Depot für ganz Margarita, und die Küste von Barcelona, Cumana, Carupano, Rio Caribe ꝛc. Er wird etwa 1000 bis 1200 Einwohner haben, die indessen sich immer zu vermehren scheinen, da beständig gebaut wird, und zwar nicht Häuser aus Mamposteria, einer Art Lehmbauten, sondern Stein. Die ganze Bevölkerung des Platzes ist beschäftigt, die Kinder wo sie nicht den Eltern zu helfen haben, gehen nach der Schule, deren ich drei sah, eine für Mädchen, zwei für Knaben; im Hause ist man mit den Waaren beschäftigt, auch mit Handel auf eigene Rechnung, mit Fischerei, mit etwas Schiffsbau, hauptsächlich indeß nur Ausbesserung, Kalfatern, doch sah ich selbst Taue zu Verdünen oder Wanten anfertigen. Die Frauen sind ohne Ausnahme besser und anständiger gekleidet als man dieß sonst gewöhnlich in Venezuela bei Frauen der nicht bessern Classe findet. Ohne Zweifel thut hierzu viel der Verkehr mit Trinidad und Sanct Thomas. Die Gesichtsbildung war im Ganzen vortheilhaft, man nahm ein anderes als kleinstädtisch neugieriges Interesse an uns Fremden, und gieng bald wieder zurück von der Thüre zur Arbeit, welche entweder im Nähen bestand oder auch Weben, indem man die heimische Baumwolle mit dem Finger zum Faden dreht, und diesen zum Fischnetze knüpft oder zur Hängematte verwebt. Man macht das Zeug zu diesen von verschiedenen Classen der Feinheit und Dichtheit, ich sah deren von 3 bis zu 25 Thaler Courant das Stück. Auch Zäume aus Thierdärmen werden geflochten und derlei Spielereien. Wo die Männer verreist waren um Einkäufe zu besorgen, waren es die Frauen welche dem Geschäft ihre Aufmerksamkeit ebensogut wie der Wirthschaft zuwendeten. Kurz der Platz machte einen erfrischenden Eindruck auf den Reisenden in Ländern, wo Klima und gesellschaftliche Verhältnisse so sehr viel thun den Menschen faul und gleichgültig zu machen. Pampatar und Juan Griego scheinen im Vergleich zu schlafen. Außer Fischerei treiben sie keine Industrie, der Handel ist ganz unbedeutend, es scheint als lebten hier nur Schmuggler welche sich vom Geschäft zurückgezogen haben. Die Kinder in Pampatar giengen bis zu größerm Alter ganz nackt, als ich in irgendeinem Platz der Republik gesehen habe. Asuncion ist gänzlich verfallen durch den spanischen Befreiungskrieg, während welchem die Stadt abgebrannt ist. In den Gehöften der Ruinen alter, gut gebauter, schön angelegter Häuser stehen Lehmhütten, mit einer Thür ohne Rauchfang und ohne Fenster, rundum das Unkraut kniehoch. Von vier Kirchen ist nur eine noch erhalten, die Einwohner, ohne besondere Beschäftigung, ziehen mit allen Anzeichen der Faulheit und Armuth umher, die Wohlhabenden sind ohne Hospitalität, eine Tugend so natürlich in Orten wo gar keine Wirthshäuser existiren. Wir hatten mit dem Gouverneur der Insel unserer Pässe wegen zu thun, traten ein ins Wohnzimmer, wo Madame eine interessante Jagd auf dem Kopfe eines kleinen Sprößlings vornimmt. Don Pompasio wird gerufen, und

Digitized by Google

„hereintritt" — mit bedächtigem Schritt — ein „Bureaukrat." Im schwarzen Tuchrock, bei 27° R. + mit schwarzem Hut das Bambusrohr mit goldenem Knopf unterm Arm. Um unsere Documente zu lesen, mußte mit viel Wichtigkeit die Brille gesucht werden, später konnte er, in der Eile sich vergessend, ganz gut ohne Brille lesen. „El Gobierno de aqui soy yo" [1] bezeichnete sich dieser neue Louis XIV. Nachdem wir aber durch verschiedene Manöver ermüdet waren, erhielten wir dann günstiges Visa. Asuncion braucht nicht wie die Häfen Regenwasser zu sammeln, sondern hat einen Fluß, aber so wenig fühlt man sein Elend daß das Wasser, welches vom Flußbett sehr viel Lehm annimmt, fast nirgends durch den Tropfstein filtrirt wird. Auch in Pampatar ist dieß nur in wenig Häusern der Fall, das Wasser kommt also in diesen beiden Orten ganz trübe auf den Tisch. Die Zähne der Bewohner geben dann auch laut Zeugniß vom schlechten Einfluß desselben. Juan Griego zu besuchen fehlte es mir an Zeit, doch allen Beschreibungen nach ist es von derselben Classe wie Pampatar. Ein Beispiel vom Schmuggeln unter Connivenz der Zollhausbeamten: Zucker einzuführen ist verboten in Venezuela, um der eigenen Cultur aufzuhelfen. Trotzdem machte der Administrator des Zolls in Pampatar im Zollhause Zuckerwasser, und zerschlug dazu ein Brod Zucker, welches, von Trinidad gekommen, noch den Stempel der Londoner Siederei trug! Die Scenerie auf der Insel ist die gewöhnliche der Antillen, das heißt pittoreske Felsenhügel mit vielen Schluchten, ähnlich dem Taunusgebirge gebildet; Schiefer, welcher von Westen nach Osten zu in ziemlich regelmäßiger Abdachung sich schichtet. Auf den Höhen wo die Wolken Feuchtigkeit geben, oder auf den Niederungen wo ein Fluß bewässert, eine überaus reiche Vegetation aller Tropengewächse, wo aber die Sonne freies Spiel hat nur Cactus, oft baumartig, jedenfalls 16—20 Fuß hoch aller Arten, wenige Bromelien, halbvertrocknete Lianen, Dividivibäume, wenige Akazienarten, keine Orchideen oder nur wenige. Die Insel hat viele und sehr schön gefiederte Vögel, indeß nur wenig Papagaien und Colibris, und auffallend wenig Schmetterlinge, obwohl die wenigen von außergewöhnlich schönen Farben. An Fischen und Seevögeln herrscht ein unglaublicher Reichthum. Man verkauft uns im Hafen aus dem Boote 20 Pfund eines wohlschmeckenden Fisches, wozu fünf Stück gehörten für einen Viertel-Thaler!

Am 5 Sept. setzten wir unsere Reise nach Carupano fort.

Sir Emerson Tennent über die Elephanten Ceylons.

(Aus dem Athenäum.)

Als Gegenstand der Neugierde ist kein Thier interessanter als der Elephant; als Gegenstand der Jagd üben nur wenige eine größere Anziehungskraft für athletische Jäger. Und doch kann diese Jagd in gewisser Beziehung unsere Sympathie nicht erregen, wenn wir sehen daß sie die geringst mögliche Geschicklichkeit bei dem Schützen erfordert, und mehr den Charakter einer Schlächterei als der Kunstfertigkeit im Schießen an sich trägt. Sie ist oft eine bloße Leidenschaft für ein Niedermetzeln im großen, denn der Cadaver wird nie nutzbringend verwendet, sondern man läßt ihn verfaulen, und sicherlich kann eine solche Jagd nicht der Liebe zur Natur und zu ihren Schönheiten zugeschrieben werden. So tödtete ein Officier mehr als 1400 dieser harmlosen Thiere, ein anderer mehr als die Hälfte dieser Anzahl, und diese und jene feierten ihre Triumphe mit einer geringeren Anzahl. Ein Londoner Schlächter würde sie alle um viele Hunderte übertreffen, und doch aus anständiger Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die Regierung ist zu tadeln daß sie einige wenige Shilling per Kopf für Elephanten bot, und zur Vernichtung von 3500 in weniger als drei Jahren in der nördlichen Provinz allein anreizte. Zwischen 1851 und 1856 wurde eine ähnliche Belohnung für weitere 2000 in der südlichen Provinz bezahlt. Armes massiges Thier, zu leichte Zielscheibe für einen blutdürstigen Neuling! Man ziele auf seinen gewaltigen Kopf, und versetze eine Kugel entweder in seine Schläfe, oder in die Höhle über dem Auge, oder in einen wohlbekannten Platz oberhalb des Rüssels, oder in die Gegend des Ohrs, und zu Boden fällt der massenhafte Körper eines scharfsinnigen und nicht übelwollenden Geschöpfes, das, wie unser Verfasser glaubt, auf freundschaftlichem Fuße mit allen Vierfüßern des Waldes lebt, so daß es sie weder als seine Feinde betrachtet, noch durch seine Handlungen ihre Feindseligkeit erweckt. Es hat nur zwei unversöhnliche Feinde: der eine davon ist der Mensch, der andere eine Fliege!

Wenn ein Elephant einen Jägersmann ergreifen kann, so zeigt er daß er, durch seinen Rüssel und durch seine Schwere, im Stand ist sich zu rächen. Der Rüssel packt und schleudert den Angreifer hinweg, und der Fuß zertritt ihn wenn er zu Boden liegt. In Folge der eigenthümlichen Bildung des Kniegelenks an seinem Hinterbein, welches ihn befähigt die Hinterfüße vorwärts ganz nahe an den Boden zu schwingen, vermag der Elephant den Körper seines Gefangenen abwechslungsweise von Fuß zu Fuß zu stoßen, bis derselbe des Lebens beraubt ist. Vielleicht wird auf diese Thatsache in den Büchern der Makkabäer angespielt, da wo der Verfasser, die Verfolgung der Juden durch Ptolemäus Philopater, 200 Jahre vor Christus, schildernd, anführt: der König habe einen heftigen Schwur gethan, er wolle sie in die andere Welt senden, „häßlich zu Tode gestampft von den Knieen und Füßen der Elephanten."

Wenn der Elephant in seinen heimischen Wäldern frei ist, entwickelt er mehr Einfalt als Scharfsinn; verlangt aber Furcht oder Gefahr die Aufbietung aller seiner Kräfte, so zeigt er stets Scharfsinn genug. Man weiß sogar daß er sich todt stellte um seine Freiheit wieder zu gewinnen, wie dem Verfasser bezüglich eines vor kurzem gefangenen erzählt wurde.

[1] Die hiesige Regierung bin Ich.

Digitized by Google

Es ist eine seltsame Erscheinung im Haushalt der Elephanten daß, wenn irgendeiner durch Zufall hoffnungslos von seiner Heerde getrennt wird, er sich keiner andern mehr anschließen darf. Er kann in derselben Nachbarschaft weiden, an demselben Platze trinken oder baden, allein der Verkehr mit den übrigen Elephanten ist nur ein entfernter, wir möchten fast sagen conventioneller. Er ist von seinen Cameraden offenbar „tabuirt" worden. Die vierfüßige Gemeinde hat ihn ausgeschlossen, weil er die Segnungen des Zusammenlebens mit einer Heerde nicht gehörig schätzte. Der Verfasser hat einen solchen in jeder Richtung verstoßenen Elephanten gesehen, als dieser unter seinen früheren Genossen wieder eine Zufluchtsstätte zu gewinnen suchte, aber durch schwere Schläge mit ihren Rüsseln hinweggetrieben wurde, da er eben sich in den ihrer Sicherheit wegen gebildeten Kreis einzuschleichen suchte, und zwar überdieß gerade zu einer Zeit in welcher die ganze Gesellschaft in einem „Corral" gefangen zu werden befürchten mußte. Das Resultat ist unter diesen Vierfüßern so ziemlich dasselbe wie unter uns Zweifüßern: der gewaltsam und hoffnungslos ausgeschlossene Elephant wird ein Landstreicher, und so bildet sich eine Classe einsamer Elephanten, die man in Indien als Gundahs, in Ceylon als Hora, oder Schurken, kennt. Ihre Gemüthsart ist eine so mürrische, daß niemand je zwei solche Schurken bei einander sah, selbst wenn sie in nächster Nähe weideten. Bei Nacht sind sie Maraudeurs, und richten großen Schaden an. Sie zerstören Pflanzungen, treten Gärten nieder und verlieren ihre Furcht vor dem Menschen. Sie werden wirklich feindselig gegen ihn, fahren auf wenn er auf Straßen und Dschengelwegen an ihnen vorbeigeht, und greifen ihn an.

Die Robbenschlägerei in Labrador.

Den Robbenertrag von Labrador schätzt man auf einen jährlichen Werth von 3,500,000 Dollars. Diese Fischerei oder richtiger Schlägerei wird fast ausschließlich durch neufundländische Schiffe betrieben, etwa ein Dutzend ausgenommen, welche von Canada und andern britischen Provinzen kommen. Die Jagdgründe liegen zwischen dem 49. und 52. Grad der Breite und die Jagdsaison ist vom März bis Mai inclusive; der durchschnittliche Gewinn glücklicher Schiffe ist etwa 2000 Robben, ja es sind schon deren mit 8000 Robben vorgekommen; aber unter den 400 Schiffen die alljährlich auf den Robbenfang von Labrador auslaufen, machen höchstens sechzig eigentlich belohnende Reisen, viele, ja die Mehrzahl erleiden große Verluste. Daraus ist ersichtlich daß die ganze Sache eine Art Lotterie ist. Dessenungeachtet ist die Möglichkeit großen Gewinnes so verführerisch daß für Plätze auf Schiffen „die ins Eis" gehen, wie man sagt, oft ein Prämium von 8—10 D. bezahlt wird. Die Leute welche hiezu engagirt werden erhalten ihre Ausrüstung (bestehend in Kleidung, Gewehren, Munition ꝛc.) auf Credit, und werden diese Kosten dann nach Beendigung der Reise von dem sie treffenden Verdienste abgezogen, und finden sie hiebei zuweilen am Schlusse der Saison eine Rechnung von 125 D. zu ihren Gunsten, doch sind sie auch oft noch zufrieden wenn, nachdem ihre Rechnung ausgeglichen ist, sie sich dem Schiffbesitzer gegenüber nicht in Schulden befinden und nur ganz leere Taschen haben. Die Ausrüstungskosten werden von dem Schiffseigenthümer getragen. Der Capitän erhält keinen festen Gehalt, er bekommt eine Belohnung von 10 Cents von jedem Robben der gefangen wird. Wenn dieser Betrag abgezogen ist, so wird die eine Hälfte des Ertrags der Fahrt unter die Schiffsmannschaft vertheilt und die andere Hälfte gehört dem Eigenthümer. Der Durchschnittspreis eines Robben ist 3¼ Doll., folglich ist eine Fahrt mit 2000 Robben 7000 D. werth. Die Robbenschiffe sind mit Eisen beschlagen und am Bug extra gebielt um sie gegen das Eis zu schützen. Wenn sie auf dem Jagdgrund angekommen sind, werden sie in schmale Canäle, die ins Eis gehauen werden, eingezogen, wo sie fest geankert so lange bleiben bis die warme Witterung das Eis aufthaut. Die Robbenfänger gehen einzeln oder in kleinen Partien, jeder mit einem schweren spitzigen Hut bis zu den Augen in Pelz eingehüllt, aus um ihre Opfer zu suchen. Diese liegen nämlich, sich ruhig sonnend, vor ihren Luftlöchern auf dem Eise, oftmals hundert beisammen, klägliche Laute und froschähnliches Quaken ausstoßend. Auf einigen Punkten sind immer Schildwachen von diesen Thieren ausgestellt um bei herannahender Gefahr zu warnen. Aber die Jäger klettern so viel möglich ohne Geräusch zu ihnen hin, ziehen ihren Vortheil vom Wind, benützen die Unebenheit des Bodens u. s. w. und stürzen dann bei dem ersten Lärm auf die Heerde zu, theilen nach rechts und links Todesstreiche aus unter die erschreckten Thiere, welche schnell über das Eis hinunterrutschen und zu ihren Löchern zappeln. Die alten Robben entkommen in der Regel, denn ihre Bewegungen sind merkwürdig schnell, aber viele der jungen werden getödtet. Diese werden von den Jägern mit vieler Gewandtheit sogleich scalpirt, d. h. es wird ihnen Fell und Speck vollständig abgezogen und werden nur die blutigen Gerippe, an welchen sich dann die hungrigen Bären und Füchse dieser Gegenden gütlich thun, zurückgelassen. Die Felle werden ehe sie aufs Schiff gebracht werden aufgerollt.

Wenn das Eis schmilzt werden die Robben von den Booten aus im offenen Wasser geschossen, wo man dieselben häufig sich belustigend und spielend trifft.

Es gibt hundeartig und katzenartig aussehende Robben, Robben mit runden glatten Köpfen, dann Robben mit patriarchalischen Bärten und fliegenden Locken; sanfte, denkend aussehende Robben, dann wieder wilde mit langen Zähnen versehene Robben; kleine Robben von 3 Fuß, und Ungeheuer hinauf bis zu 8 Fuß Länge und 1000 Pfd. Gewicht. Merkwürdig ist besonders die Haubenrobbe, denn wenn sie angegriffen wird, wirft sie eine kugelförmige Haube oder Schild vor ihr Gesicht, und auf welche Seite immer das Gewehr gerichtet wird, wendet das Thier diese Art von Vertheidigung an, indem es mit großer Geschicklichkeit von einer Seite zur

Digitized by Google

andern den Bewegungen seines Angreifers folgt. Eine wirksame Wunde kann ihm nur dicht unter dem Ohr beigebracht werden, und es erfordert einen erfahrenen Jäger dorthin zu treffen.

Die Harfenrobbe (harpe) ist die geschätzteste, und hat einen Marktpreis von 7—8 Doll. Sie ist ein besonders streitsüchtiges Thier und immer zum Kampf bereit, sich dabei auf ihre Hinterflossen stellend, wobei sie geschickt den Knüttel gleichsam foppt und ihn sogar oft der Hand des Angreifers entreißt. Sie hat ein sehr zähes Leben, und wenn sie verwundet ist, stellt sie sich oft todt, so daß wenn der arglose Jäger über sie herfällt um sie zu scalpiren, er noch die größten Verletzungen erhält, und es schon vorgekommen ist daß ein solcher Jäger von ihr ganz und gar aufgeschlitzt wurde.

Die Robben werfen im März Junge und säugen sie. Sie sind in jeder Jahreszeit gut, aber werden selten nach dem Monat Juli gejagt, da sie zu dieser Zeit nach nördlicheren Regionen gehen und erst im December wiederkehren. Im frühen Sommer werden sie auch mit starken, großmaschigen Netzen gefangen, und bilden diese Thiere einen wichtigen Nahrungszweig für die Ansiedler und die Eskimos, ja für die letzteren sind sie ganz unentbehrlich.

Ihr Thran ist außerordentlich fett, und wenn er in Streifen geschnitten ist und in Fässer geworfen wird, so erhält man schon durch den bloßen natürlichen Ablauf hievon eine große Menge Oel. Was man nicht auf diese Art bekommt, wird dann durch Hitze ausgezogen. Dieses Fett wird in ausgedehntem Maß für Maschinen benützt, in Europa sowohl als in den Vereinigten Staaten, es wird aber unter anderem und verschiedenem Namen in den Handel gebracht. Sein Preis ist ungefähr 50 Cents die Gallone.

Reise zweier französischer Officiere nach Gurara in der Oase Tuat (Sahara).

Was Hrn. Henry Duveyrier im Jahr 1859 mißlang, nämlich vom Süden Algiers nach der Oase Tuat vorzudringen, das ist im Winter von 1860 auf 1861 zwei französischen Officieren, dem Major Colonieu und dem Lieutenant Burin, vollständig geglückt. Sie schlossen sich einer algerischen Karawane an, bei der sich Si-bu Bekr, der älteste Sohn Si-Hamsa's des Chalifa der Uled-sidi-Scheich, sowie etliche Caids befanden, die mit den Häuptlingen Tuats regelmäßig verkehrten. Die Karawane brach von Geryville im westlichen Algier mit etwa 10,000 Kamelen und 15—16,000 Stücken Vieh (Schafen) am 29 November 1860 auf. Man kann aus dem Zahlenreichthum der Heerden schon schließen daß es auf dem Weg durch jenen Theil der Sahara nicht an Wasser fehlen kann. Anfangs diente Wed el Khebir der Karawane als Pfad, das Bett eines Wüstenflusses, der einen reichen saharischen Pflanzenwuchs ernährt und daher das Vordringen in die Wüste sehr erleichtert, zumal er senkrecht nach Süden führt. Neben diesem Fluß liegen die Brunnen von Mengub, von nur 5 Mètres Tiefe, welche aber als unerschöpflich von den Reisenden erklärt werden. Am 26 Nov. verließ man den Wed el Khebir und erstieg ein Plateau mit Namen Gada d'el Hammad. Den nächsten Tag früh bewegte man sich durch den Mehareg, eine Art von Niederung die aus einer Zone ausgetrockneter Weiher besteht, in denen Drin, Halenda und Ginster wächst. Als man den Mehareg hinter sich hatte, betrat man den Areg, felsige Tafelberge mit Dünen, die sich wie Adern (Areg) über die Fläche ziehen, woher die Bezeichnung der Oertlichkeit abstammen soll. Dieß ist der beschwerlichste Theil der Reise. An Brunnen fehlt es zwar auch dort nicht, Pferde aber sinken knieetief ein in den Sand der beweglichen Dünen. Auch wurden mit Freudenrufen am 2 Dec. die Palmen von Sidi Mansur begrüßt, eines Ksar oder einer Burg, in der ersten Oase nördlich von Gurara. Um die Burg herum wachsen etwa 2—3000 Palmen, welche der Dünensand aber nächstens zu verschütten droht. Die Einwohner leben hauptsächlich von dem Ertrag ihrer Brunnen, den sie den Karawanen — freilich sehr wohlfeil — nämlich um zwei Hände voll Mehl für die Sättigung von je 30 Kamelen oder 250 Schafen verkaufen. Weit reicher ist die nur zwei Marschstunden entfernte Oasis der Uled-Arach, wo zwei Burgen in geringem Abstand (200 Mètres) von einander liegen, und zu denen etwa 7—8000 Palmen gehören. Die Einwohner verkaufen Kamelfutter gegen Mehl und Wolle, und zwar gibt man zwei Hände voll Mehl oder ein Viertel Vließ gegen 100 Kilogr. Drin. Am nächsten Tag (4 Dec.) kam man an dem jetzt verödeten Ksar Kesseiba vorüber. Aus der Größe der Ruinen konnte man auf den ehemaligen blühenden Zustand dieser Oase schließen, welche die Dünen völlig erstickt haben. Gegen Abend erreichte man den Palmenhain der Uled-Said, welche aber die Thore ihrer Burg schlossen und jeden Verkehr mit der Karawane verweigerten, weil in der Dschemma (Gemeinderath) ein reicher Kaufmann die Oberhand besaß, der sich dem Eindringen der wohlfeilen algerischen Producte aus Monopolssucht widersetzen wollte. Man befand sich jetzt bereits, also nach neun Tagen einschließlich eines Rasttages, am Nordrande von Gurara, und gelangte am 7 Dec. unter die Mauern von Timimun, die mit ihren Zinnen und vortretenden Thürmchen gar malerisch die Oase verherrlichen. Dieß ist die erste bedeutende Stadt, vom Norden gerechnet, die zu dem Oasenarchipel von Tuat gehört. Die Bevölkerung dieser Wüsten-Inseln sind Berbern, und da sie bisher ausschließlich alle Vortheile des Handels nach dem Sudan genossen, so mußte ihnen die Ankunft zweier Franzosen höchst widerwärtig seyn. Von Timimun abgewiesen, zog man nach Süden auf der Straße nach Tuat fort. Aber ehe man noch diese Stadt erreichen konnte, kehrten vorausgeschickte Leute der Karawane zurück und meldeten, im Süden sey die Oasenbevölkerung noch ungastlicher und feindseliger gegen die Franzosen gestimmt, weßhalb beschlossen wurde nach dem Oasenarchipel von Uguerut, der seitwärts, d. h. nordnordöstlich von Tuat liegt, sich zu begeben. Kaum hatten die Franzosen sich entfernt, so eröffneten die Leute von Timimun mit dem zurückgebliebenen

Digitized by Google

Theil der Karawane ihre gewöhnlichen Geschäfte. Die Oasis Uguerut, die mehrere befestigte Ortschaften enthält, besitzt Palmenhaine von 18 Kilom. (7 Kilom. = 1 deutsche M.) Länge und 2 Kilom. Breite, sowie fließendes Wasser. Die Bevölkerung aber, da sie abseits von dem sudanischen Karawanenpfad liegt, ist sehr arm, und obgleich sie die Ankömmlinge eifrig willkommen hieß, konnte man doch selbst mit Verlust von 50 Procent nur für 2000 Frcs. Güter bei ihnen absetzen. Ohne weitere Fährlichkeiten kehrte die Karawane bis zum 14 Jan. 1861 in ihre Heimath zurück, und am 18ten erreichten auch nach 62tägiger Abwesenheit die beiden Officiere Gerpville wieder. Nach ihrer Karte liegt Timimun und Tuat nur wenig westlich vom Meridian Gerpville's, während unsere Karten die Oasenstädte um etwa 25—30 deutsche Meilen zu weit nach Westen rücken.

Ueber die Luftströmungen an den Calmengürteln.

Bei der Erwähnung von Maury's neuestem Werk bemerken Sie bezüglich dessen Theorie, über die Bewegung der Luftströme der beiden Hemisphären über und durch den Calmengürtel und das Abfließen derselben nach den beiden Polen in fortschreitender Richtung und unvermischt — daß dieses Uebertreten der Luftschichten wirklich stattzufinden scheine, aber ein Grund warum die Atmosphäre der südlichen sich in die der nördlichen Halbkugel (und umgekehrt) bewegen müsse fehle. Gestatten Sie mir über diese Ansicht einige Bemerkungen.

Will man auch davon absehen, von welchem mehr oder minder erheblichen Einfluß der Umstand daß in der Calmenzone die Wirkung der Schwerkraft durch die Schwungkraft der Erde sehr beeinträchtigt ist, auf die Bewegung der Luftmassen über dem Aequator sey, so läßt sich doch nicht bezweifeln daß die mit der geographischen Breite zunehmende Wirkung der Anziehungs- und Schwerkraft der Erde den Abfluß der Luftmassen von dem Aequator nach den Polen wesentlich begünstigen, und diese Anziehungs- und Schwerkraft auf der compacten nördlichen Halbkugel für feuchte Luftmassen ungleich bedeutender seyn muß als der südlichen meerereichen Hemisphäre: die schweren feuchten Luftmassen sich also von dem Aequator eher nach jener als nach dieser bewegen werden.

Die eigentliche Frage aber, warum der südliche (feuchte) auf die nördliche Halbkugel als europäischer Westsüdwestwind übertreten, und der (trockene) nördliche Passat in die südliche Hemisphäre abfließen müsse, und jeder in seinem eigenthümlichen Zustand über und durch den Calmengürtel gelangt, scheint mir aus folgenden Gründen sich erschöpfend beantworten zu lassen.

Von allen in dem Calmengürtel ankommenden Luftmassen ist der australische Passat der am meisten mit Wasserdampf gesättigte und specifisch schwerste; er wird deßhalb zuletzt in die Höhe getrieben werden, und bleibt hierdurch der Anziehungskraft der Erdoberfläche am längsten und meisten ausgesetzt; vor ihm kommen die leichteren und trockeneren Luftmassen der nördlichen Erdhälfte zum Aufsteigen. Denkt man sich nun die beiden Luftströmungen gleichzeitig in dem Calmengürtel anlangend, so wird die erste in deren Zustand eintretende Aenderung in dem raschen Erwärmen derselben bestehen. Diese Erhöhung der Temperatur der Luftmassen bewirkt eine rasche Ausdehnung ihres Volumens, welche nicht ohne erheblichen Widerstand gegen die Calmenmasse stattfinden kann, denn die barometrische Differenz gegen den 30sten Grad nördlicher Breite beträgt unter dem Aequator nur — 0,28. Die unmittelbare Wirkung des Widerstandes der Calmen auf die sich ausdehnenden Luftmassen aber besteht in einem raschen Erkalten der letzteren und einer hierdurch beschleunigten Zunahme ihrer Wiederverdichtung — ein Vorgang welcher sich leicht in einer wirklichen und sehr natürlichen Fortsetzung denken läßt, wenn man annehmen will daß die so sich verdichtenden Luftmassen gleichzeitig in Luftschichten anlangen welche das Licht schwächer brechen und von noch niederer Temperatur sind als die beiden Strömungen. Hierdurch aber wird eine weitere Zunahme der Verdichtung der Wasserdämpfe bedingt, wenn sich auch ein Theil der Luft in die dünneren Schichten vertheilen mag. Mit der Dichtigkeit nimmt aber auch das Gewicht der Masse zu, und zwar rascher und mehr bei der feuchten australischen als der trockenen europäischen Strömung. Die letztere wird also über die erstere strömen und beide werden sich so wenig vermischen wie die bekannten doppelten (oberen und unteren und oft ganz conträren) Strömungen in der Atmosphäre des nämlichen Horizontes. An ein Zurückströmen derselben in derselben Bahn ist aus leicht erklärlichen Ursachen nicht zu denken, der Abfluß der verdichteten Luftmassen muß also gegen die Pole zu stattfinden. Ein Umkehren der beiden Strömungen aber ist nicht denkbar, weil 1) die Atmosphäre der südlichen wasserreichen Halbkugel viel dichter ist als die aus dem Calmengürtel abfließenden feuchten Luftmassen, welche beim Herabfließen immerhin wieder eine etwas höhere Temperatur annehmen und auf ihrer Bahn immer wieder den oben beschriebenen wechselnden Vorgängen wenn auch in abnehmender Wirkung unterliegen; 2) die trockene nördliche Atmosphäre ihren eigenen in der Calmenzone noch trockener und leichter gewordenen Strom nicht wieder in sich aufnehmen kann, indem umgekehrt, nach bekannten Gesetzen, die dichtere Luft sich in jenen aufgelockerten Strom bewegen müßte. Dagegen steigt der trockene nördliche Strom in der Calmenzone hoch genug um in die dünneren höheren Luftschichten der südlichen Hemisphäre eintreten zu können; 3) weil auf der nördlichen continentalen Hälfte der Erde die Anziehungskraft für die feuchten aus dem Calmengürtel rasch abfließenden südlichen Strömungen viel stärker als in der wasserreichen Südhälfte, und gar nicht anzunehmen ist daß die am Aequator am wirksamsten auftretende Schwungkraft der Erde Luftströmungen, welche durch eine höhere Temperatur nicht allein in, sondern über die Linie ihres Haupteffects hinausgetrieben und hierdurch schon zu einer fortschreitenden Bewegung fortgetrieben worden sind, noch vollständig zu einer umkehrenden Bahn zwinge.

Digitized by Google

Es scheint mir hiernach vollkommen klar zu seyn, warum der australische Passat als europäischer Westsüdwestwind in die unteren Schichten der nördlichen Atmosphäre abfließt und dort seine Dämpfe als Regen auf die Erdoberfläche fallen, während der trockene Boreas, durch die wasserreiche Atmosphäre der südlichen Hemisphäre strömend und deren schwere Dämpfe vertheilend, erstere elastischer und beweglicher macht.

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

6. Das Schloß von Blois.

Erst in der neueren Zeit kommt es vor daß ältere Gebäude, welche entweder an sich oder durch Anbau vergrößert wurden, durch Beibehaltung des ursprünglichen Baustyles im Sinn und nach dem Plan des ersten Baumeisters jene Einheit der Verhältnisse ꝛc. erhielten, welche nöthig ist um ein Kunstwerk im wahren Sinne des Wortes zu erhalten. Nichtbefolgung dieser so natürlichen Regel ist Schuld daß so viele ganz geschmacklose Bauwerke existiren, denn die Schönheit der einzelnen Theile verschwindet, wenn keine Uebereinstimmung herrscht.

Ein solches Gebäude ist das Schloß zu Blois, ehemals die Residenz der Könige von Frankreich, jetzt die räucherische Caserne eines Infanterie-Bataillons.

Ueber dem mächtigen einfachen Portale befindet sich eine große bis unter das Dach reichende Nische in gothischem Styl, reich verziert, sie enthielt einst die Bildsäule des Königs Ludwig XII zu Pferde. Die verschiedenen anderen Theile dieses weitläuftigen Palastes sind nicht nur in anderem, sondern selbst einzelne Abtheilungen in verschiedenem Styl erbaut und selbst unregelmäßig angehängt, so daß der Eindruck welchen das Ganze auf den Beschauer macht, durchaus kein wohlthuender ist.

Der älteste Theil des Schlosses stammt aus dem 11ten Jahrhundert von den Grafen von Blois — den östlichen Theil erbauten die Herzoge von Chatillon und Champagne — nur ein dicker Thurm ist noch davon übrig; die Façade im Westen baute Ludwig XII, die nördliche Franz I. An der Morgenseite ist ein theils neues theils altes Gebäude angehängt. Darin ist der Versammlungssaal der berühmten Stände von Blois, welche sich besonders im Jahr 1338 historisch bemerklich machten.

Die zweite Versammlung der Generalstände in Blois gab dem dortigen Schlosse durch die Ermordung Heinrichs I von Lothringen, Herzogs von Guise, desselben welcher im Jahr 1572 in der berüchtigten Bartholomäusnacht die Ermordung Coligny's auf sich genommen hatte, eine traurige Berühmtheit.

Der Herzog hatte sich des Papstes Gregor XIII versichert, und ließ im März 1585 die Städte des südlichen und westlichen Frankreichs durch Truppen seiner Partei besetzen, und nöthigte im Juli den König zu einem Vergleich, nach welchem keine andere als die katholische Religion im Reich geduldet werden sollte. Dieser Vertrag führte zu dem in der Geschichte als Krieg der drei Heinriche bekannten Zerwürfnisse, in welchem der König von Navarra das Heer der Ligue am 20 Oct. 1587 bei Coutras vollständig schlug.

Unter diesen Umständen fürchtete der Herzog von dem Wankelmuth des Königs dessen Rücktritt von der Ligue, und erregte im Mai 1588 in Paris einen Aufstand der katholisch Gesinnten. Tage der Barricaden waren gekommen und der König wurde im Louvre gefangen gehalten. Er sah sich gezwungen mit den Aufrührern in Unterhandlung zu treten, und um diesem Zustand und den gefürchteten Folgen zu entgehen, faßte er den Entschluß das äußerste zu versuchen und sich dabei der Verstellung und des Verrathes zu bedienen. Er floh von Paris über Chartres nach Rouen, von wo er die Generalstände auf den 15 Sept. nach Blois berief, angeblich um den Frieden aufs neue zu befestigen, weil diese Stadt, einestheils sehr entfernt von Paris, anderntheils mehr hugenottisch als liguistisch gesinnt, nie mit der sogenannten heiligen Union in Verbindung gestanden hatte.

Um den Herzog und seine Partei sicher zu machen, bestätigte er den von seiner Mutter Katharina von Medicis am 19 Juli abgeschlossenen Vergleich, vermöge dessen die Protestanten mit Feuer und Schwert ausgerottet, die Tridentiner Concilienbeschlüsse aufrecht erhalten und der liguistischen Partei viele Sicherheitsplätze ausgeliefert werden sollten. Dabei ertheilte er dem Herzog die Rechte und Vorzüge eines Connetable, und erklärte dessen Bruder den Cardinal von Bourbon zum ersten Prinzen von Geblüt.

Aber es gestalteten sich die Verhältnisse immer mißlicher für den König, beinahe sämmtliche Wahlen waren liguistisch ausgefallen, und bei der ersten Versammlung erschienen über zwei Drittheile des Tiers-Etat und der Geistlichkeit mit dem weißen Doppelkreuze der Ligue geschmückt. Nur der Stand des Adels zählte einige Royalisten.

Die Versammlung des 16 Oct. fand in dem ungeheuren Saale statt, den sechs große Säulen mit römischen Capitälern unter gerippten Gewölbebogen in zwei Hälften theilten. Alle Wände waren mit Tapeten behangen und mit reichen Franzen geschmückt. Die Säulen waren in grünen mit goldenen Lilien gestickten Sammet gehüllt. Zwischen der dritten und vierten Säule war eine dreistufige Estrade mit einem großen Thronhimmel, unter welchem ein Stuhl für den König stand, ihm zur Linken und Rechten standen Stühle für die Königin, Mutter und für die regierende Königin. Mehr als 300 Edelleute des königlichen Hauses umstanden die Estrade.

Noch unter dem Thronhimmel, aber zu Füßen der Estrade, stand ein Armsessel ohne Rückenlehne mit violettem Sammet überzogen für den Herzog als Großmeister von Frankreich. Rings um den Saal lief ein mit 3 Fuß hohen Schranken eingeschlossener Gang, hinter welchem die Notabeln und Bürger der Stadt stehen konnten. Der päpstliche Legat, die Gesandten die Herren und Damen des Hofes standen auf den oberen Galerien hinter Jalousien.

Digitized by Google

Als Großmeister des königlichen Hauses trat der Herzog in den Saal wie ein Feldherr um Heerschau zu halten. Dann trat er plötzlich zur Unterwürfigkeit übergehend vor den König, welcher so heiter aussah als ob er nur da wäre um Versicherungen der Treue seiner geliebten Unterthanen entgegen zu nehmen. Mit ruhigem, aber festem Tone protestirte er gegen die in seiner Abwesenheit und ohne seine Zustimmung erfolgten Pariser Begebenheiten, dann eröffnete er den Reichstag und entfernte sich.

Zorn und Staunen malten sich in allen Zügen des Herzogs, und lautes Murren der Anwesenden erhob sich als der König den Saal verlassen hatte.

Da die große Mehrzahl der Abgeordneten aus Leuten bestand welche dem Herzog blind ergeben waren, so setzte er alle seine Anträge mit Leichtigkeit durch. Aber obschon sie alle gegen den König waren, so nahm dieser ihn doch stets bei allen Audienzen denen er anwohnte, und so oft er im Staatsrath erschien, freundlich und mit erheucheltem Wohlwollen auf, während er beständig auf Rache sann und den Untergang dieses verhaßten Gegners fest beschlossen hatte.

Unverzüglich wollte er zur Ausführung seines Planes schreiten und theilte seine Absicht den vier ihm ergebensten und vertrautesten Staatsräthen mit, die Mittel dazu mit denselben berathend. Man war bald darüber einig daß die Leibwache den Streich ausführen solle, und demgemäß suchte man sich zuerst des Anführers derselben zu versichern.

Crillon hieß der Ehrenmann, von dessen Tapferkeit und unerschütterlicher Treue und Hingebung der König schon so viele Beweise erhalten hatte. Er rief ihn zu sich, theilte ihm den ganzen Plan mit und sagte: „Nie wäre mir ein so kühner Streich in den Sinn gekommen, wenn ich nicht des Herzens und des Armes meines Crillon versichert seyn könnte.“ Dieser aber erwiederte: „Ha, Sire! ich bin Soldat und Edelmann und werde mich nie zu Mordthaten oder zu den Verrichtungen eines Henkers hergeben!“

Der König mußte sich mit dem Versprechen der Verschwiegenheit begnügen und ein willigeres Werkzeug für seinen Plan suchen, das er auch in Coignac, einem Hauptmanne der Leibgarde fand.

Der Herzog wurde wiederholt gewarnt, da ungeachtet aller Vorsicht dessen Freunde Kenntniß von einem Complotte des Hofes erhalten hatten. Fast täglich erhielt er eine schriftliche Warnung, aber voll Vertrauen auf seinen großen Anhang und sein persönliches Ansehen erwiederte er jedesmal stolz: „Er wird es nicht wagen!“

Am 23 Dec. 1558 hatte der König die Stunde für die Sitzung des Staatsrathes etwas früher wie gewöhnlich angesetzt. Kaum war der Herzog in das Schloß getreten, als alle Thüren verschlossen wurden. Coignac hatte 45 der entschlossensten gascognischen Edelleute zu Gehülfen seiner That auserwählt, und war in dem Schloß, in der Nähe des königlichen Cabinets verborgen.

Ein Officier der Leibwache erschien vor dem Herzog mit einer Bittschrift der Soldaten wegen rückständigen Solds. Der Herzog konnte sein Befremden über einen so ungewöhnlichen Schritt nicht bergen, dennoch trat er in den Staatsrath mit dem gewöhnlichen Gruße freundlicher Anmuth. Es kostete ihn jedoch sichtlich viele Gewalt die innere Unruhe welche sich seiner bemächtigt hatte, zu verbergen und ruhig zu erscheinen. Einmal sogar erblaßte er und sank wie ohnmächtig zurück, er erholte sich jedoch bald wieder, und wußte geschickt die Ursache dieser auffallenden Bewegung vor den übrigen Anwesenden zu verbergen und große Geistesfreiheit zu heucheln.

Der Staatssecretär Révol brachte bald die Nachricht, der König verlange ihn in seinem Cabinet zu sprechen; da dieses durchaus nichts ungewöhnliches war, so eilte er dahin, aber schon auf der Treppe sah er sich von Edelleuten und Garden umringt, deren Gesichter die höchste Wuth verriethen. Saint Molines stieß dem Herzog zuerst einen Dolch in die Kehle, der Unglückliche wollte seinen Degen ziehen, aber Coignac und einige Gardisten fielen über ihn her und schlugen ihn nieder, ihn mit zahllosen Dolchstichen durchbohrend. Er stöhnte nur noch die Worte: „Mein Gott — ich sterbe — erbarme Dich meiner und verzeihe mir alle Sünden!“

So starb dieser mit großer Körperschönheit und allen Talenten zur Herrschaft und zum Umsturze des Staates ausgerüstete Mann im 37sten Jahre seines Alters, das unruhige, stürmische, gewaltthätige Oberhaupt der mächtigen katholischen Volksreaction gegen die Reform.

Cabinet über die letzte Gletscher-Periode des Erdballs.

Die Geologie zeigt uns in einer vergleichsweise nicht fernen Vergangenheit eine schreckliche Gletscher-Periode, welche im Norden des alten und des neuen Continents ganze Thiergeschlechter von hohem Körperbau und mächtiger Lebenskraft zum Verschwinden brachte. Der sibirische Mammuth, der nordamerikanische Mastodon, der irische Riesenhirsch, das Rhinoceros Tichorhinus, der Bär mit bogenförmiger Stirn sind plötzlich in Schnee und Eis eingehüllt worden. Ueberall findet man Spuren alter Gletscher, die einen großen Theil Europa's, Asiens und Amerika's bedeckten. Diese starken jetzt ausgestorbenen Thiergeschlechter sind von einer plötzlichen Kälte überfallen worden. Jedes einzelne dieser Thiere ist aufrechtstehend und mit in die Höhe gehobenem Kopfe gestorben, als ob der Schnee sie bedeckt und allmählich begraben hätte. Was sage ich? In den Himmelsstrichen in welchen der Boden seit jener Katastrophe nicht aufgefror, findet man Mammuthe unversehrt erhalten mitsammt ihrem Fleisch und ihrem Blut, und den Magen noch angefüllt mit jenen nordischen Pflanzenarten die ihnen als Nahrung gedient hatten. Die Bären, die Füchse, die Hunde haben sich, sagt ein Geologe, an diesen leckern antediluvianischen Gerichten gütlich gethan. Ein Gelehrter, dessen Name mir entfallen ist, hat, sagt man, sogar ein Mammuths-Beefsteak gegessen. Ein noch ganz frisches Rhinoceros ist ums Jahr 1750 aus einem Eisblock hervorgezogen,

Digitized by Google

und im Jahr 1804 ein ganzer, vollkommen erhaltener Mammuth aufgefunden worden. Er figurirt für einige Hundert Kilogramme im Museum von St. Petersburg. Seit mehr als fünfhundert Jahren wird der Mammuthselfenbein-Handel in Sibirien, längs den Ufern der Lena, betrieben. Viele Elfenbeinbälle unserer Billards rühren nicht von den Elephanten Asiens und Afrika's her. Ich wiederhole es: diese Geschlechter gewaltiger Thiere sind in einer nicht sehr fernen Periode verschwunden, und durch die plötzlich eingetretene Kälte jener heutzutage so gut constatirten Gletscher-Periode vertilgt worden — einer Periode die sich in sehr wenigen Tagen wiederholen würde wenn die Sonne aufhörte die Erde zu erleuchten und zu erwärmen. Es fragt sich aber ob der Mensch vor oder nach diesen fernen Zeiten auf der Erde aufgetreten ist. Unser vortrefflicher Geologe Gaudry, dem die Wissenschaft bezüglich der Thiere des Tertiärbodens so viel verdankt, sagt nur: daß es Belege von dem Vorhandenseyn des Menschen zu jener Zeit in genügender Menge gebe um den Menschen als Zeitgenossen der Jahrhunderte der Mammuths betrachten zu können. Dieß ist alles was wir bis jetzt wissen; allein es ist, glaub' ich, genug um die auf den physischen Zustand der Sonne bezüglichen Theorien aus dem Gebiete der reinen Speculation heraustreten zu lassen, und um auf die Möglichkeit künftiger Katastrophen aus dem Vorhandenseyn der Katastrophe zu schließen welche die Begleiterin der Gletscher-Periode gewesen ist. (La Science Pittoresque.)

Miscellen.

Merkwürdige Wanderungen der Rennthiere. In Bezug auf Torells Expedition nach Spitzbergen ist eine sehr interessante Thatsache bisher noch nicht hervorgehoben worden, nämlich daß sieben Rennthiere mit geschnittenen oder gezeichneten Ohren geschossen wurden. Da dieß möglicherweise keine lappländischen Rennthiere sind, so müssen sie ihren Weg aus Sibirien nach Nova Semlja und von dort nach Spitzbergen gefunden haben. Dieß würde andeuten daß es zwischen Nova Semlja und Spitzbergen einige noch unentdeckte Inseln gibt, da die Entfernung sonst zu groß für diese Thiere wäre um sie durchwandern zu können. Die Samojeden zeichnen die Rennthiere auf dieselbe Weise wie die Lappländer. Ein Correspondent führt an: er erinnere sich daß vor fünfunddreißig Jahren eine ähnliche Erzählung von norwegischen Jägern nach Hammerfest gebracht worden sey. Ohne Zweifel würde es den Mitgliedern der königl. geographischen Gesellschaft angenehm seyn wenn sie eines dieser gezeichneten Rennthiere zu Gesicht bekämen. (Athenäum.)

*

Der artesische Brunnen von Passy, der im Jahre 1855 (15 Sept.) zu bohren begonnen wurde, ist endlich am 2 October d. J. vollendet worden. Die Kosten belaufen sich zwar auf 1 Mill. Fr., da aber der Brunnen in 24 Stunden 25,000 Kubikmeters Wasser liefert, so reicht er aus die Bedürfnisse einer halben Million Menschen zu befriedigen. Der Brunnen von Grenelle lieferte früher nur 900, und gegenwärtig nur 770 Kubikmeter Wasser in 24 Stunden. Der Brunnen von Passy zeichnet sich vor allem durch den großen Durchmesser des Schachtes aus. Er sollte zwar nicht geringer seyn als 60 Centimeter, allein man mußte sich zuletzt mit einer Oeffnung von 30 Centimeter begnügen. Damit wurde eine große Streitfrage gelöst, insofern nämlich behauptet worden war daß der Wasser-Ertrag durch Erweiterung des Bohrloches nicht beträchtlich werde gesteigert werden. Das gewonnene Resultat zeigt aber daß der Wasser-Ertrag allerdings vom Durchmesser des Bohrloches abhängt. Bei 576 " 70 Tiefe stieß man auf die erste Wasserschicht; aber erst als man noch 6 Meter tiefer gebohrt hatte, begann der Brunnen wirklich zu fließen.

*

Keckheit eines Sperbers (Falco nisus). Am 18 Mai d. J. stand in einem Hause Upsala's ein Vogelbauer mit einem Canarienvogel unmittelbar an einem geschlossenen Fenster. Plötzlich kommt ein Sperber dahergeschossen, stößt eine Fensterscheibe ein, packt durch das Drathgeflecht des Bauers hindurch den Canarienvogel und tödtet diesen. Unbekümmert um die im Zimmer befindlichen Personen, hielt er seine Beute mit so blinder Wuth fest, daß man ihn mit den Händen greifen konnte. Seinen kühnen Einbruch mußte er natürlich mit dem Leben büßen. (Weinlands Zoologischer Garten.)

*

Seltsame Visite in einem Hôtel von Bridgetown (Barbadoes). „Eines Morgens, erzählt Hr Jegór v. Sivers, als ich früh um 6 Uhr bei einer Zeichnung der Hafenaussicht saß, fesselte mich eine eigenthümliche Erscheinung; eine schöne rothe Krabbe, einen Zoll im Quadrat, zeigte sich plötzlich am offenen Fenster meiner im dritten Stock gelegenen Wohnung. Ohne mich lange zu besinnen, begann ich die Jagd, indem ich durch ein geschicktes Verfahren den Ausweg zur Flucht besetzte. Mit einem Sprung der dem gewandtesten Kunsttänzer Ehre eingebracht hätte, war das Thier mitten im Zimmer, und schoß, meinen Verfolgungen entfliehend, pfeilschnell auf hochgespreizten Hinterbeinen, die drohenden Scheeren stets gegen mich erhoben, bald rückwärts, bald seitwärts mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit der Bewegung. Ohne daß ich es verhindern konnte, hatte sich die Krabbe zum Fenster wieder emporgeschnellt und durch einen kühnen Sprung, gleich dem Ritter Harras, jeder Verfolgung entzogen. Am nächsten Tage führte mir der Zufall dasselbe Thier zu, welches ich in der Nähe als eine Erdkrabbe — Gecarcinus ruricola — erkannte." (v. Sivers über Amerika.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. Augsburg, 8 December 1861.

A. Guinnards dreijährige Gefangenschaft bei den Patagoniern.

Hr. Guinnard, der aus seiner dreijährigen Gefangenschaft unter den freien Stämmen der patagonischen Steppen im vorigen Jahre nach Paris zurückkehrte und dessen wunderbarer Schicksale schon früher gedacht wurde, hat jetzt seine Erlebnisse in Le Tour du Monde ausführlich veröffentlicht. Er war im Jahre 1856 nach den argentinischen Bundesstaaten gekommen in der trügerischen Erwartung durch Handelsglück in rascher Zeit ein Vermögen zusammenraffen zu können, begegnete aber überall einer hinderlichen Concurrenz und begab sich nach der Indianergränze, in der Hoffnung dort auf unerwartete Glücksgeschäfte zu stoßen. Nachdem er sich unter den Estanceros (Hofwirthen) von Mulita, Bragado, Azul, Tendil, Tapalquen und Quenquen Grande umhergetrieben, schloß er sich an einen Italiener Pedritto an, der, schiffbrüchig an Vermögen wie er selbst, nach Rosario am Parana geraden Wegs durch die Pampa (Steppe) heimzukehren gedachte. Ohne Geld um sich Führer zu miethen, begaben sich beide, nur mit einem Compaß versehen, zu Fuße auf den Weg, in der Hoffnung sich durch Jagdbeute unterwegs ernähren zu können. Da sie an Wintersanfang, nämlich am 18 Mai 1856 aufbrachen, so litten sie die erste Zeit von Kälte und Regengüssen. Am fünften Tage Abends waren sie nahe daran zu ertrinken. Sie waren in ein enges Flußthal hinabgestiegen und hatten sich in einer Höhle neben dem Wasserspiegel ein Obdach gesucht, als sie mitten in der Nacht von den Wellen des angeschwollenen Stromes erreicht wurden, der sie zur Flucht an den Felswänden hinauftrieb. Bei diesem eiligen Rückzug war ihr Compaß und ein Theil der Munition verloren gegangen. Noch hatten sie immer hin und wieder Gelegenheit gehabt ein Guazu-u oder Gama, eine Art Steppenreh (Cervus campestris, Cuvier) zu erlegen. Jetzt aber geriethen sie auf öde Gründe von gänzlicher Unfruchtbarkeit und solchem Wassermangel daß sie genöthigt waren ihren Durst bisweilen auf jene ekelhafte Art zu stillen zu der mitunter Schiffbrüchige ihre Zuflucht nehmen müssen. Völlig erschöpft erreichten sie endlich einen Weiher und dort glückte es Guinnard einen Puma zu erlegen, dessen fettes Fleisch sie trotz seiner Zähigkeit mit einem wahrhaft indianischen Heißhunger verschlangen.

Des Weges irre geworden, waren sie aber mitten auf Indianergründe gerathen, an deren Gränze sie sich hatten hinschleichen wollen. Sie änderten daher ihre Richtung nach einer Bergkette hin die sich in der Ferne zeigte. Dort erfreute sie zwar der Anblick zahlreicher Gamas, von dem Kamm einer Anhöhe wurden sie aber auch einer Bande berittener Patagonier ansichtig, vor denen sie sich augenblicklich in ihr letztes Versteck zurückzogen. Dort hielten sie sich zwei Tage verborgen. Am dritten Tage trieb sie jedoch der Hunger wieder ins Freie und bald lag ein feistes Steppenreh von ihren Kugeln getroffen am Boden. Als sie jedoch die Beute eben aufladen wollten, stiegen wie durch Zauber auf allen Seiten indianische Reiter aus dem Boden, häßliche Geschöpfe, entstellt durch Hautbemalungen und halbnackt auf sattellosen Pferden, die sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit zu führen verstanden. Unter wildem Geschrej schwangen die Patagonier ihre Speere oder drohten mit ihren Lassos oder mit ihren Schleuderkugeln, die sie an Riemen über dem Kopfe schwingen und mit denen sie erstaunlich sicher treffen. Die beiden Abenteurer hielten festen Stand und gaben auf die nächsten Gegner Feuer. Einer von diesen wurde verwundet, die andern aber, ohne sich abschrecken zu lassen, fielen über die beiden Hülflosen her. Pedritto von Speeren durchbohrt sank neben Guinnard nieder, der ebenfalls einen Lanzenstich in den linken Vorderarm erhielt und den eine Schleuderkugel bewußtlos zu Boden streckte. Nachdem sie den Unglücklichen aller Kleidungsstücke beraubt hatten, schnürten die Wilden ihn wie Mazeppa nackt auf ein nacktes Pferd und trieben dieses im Galopp vor sich her. Jeden Abend nahm man ihn vom Rosse herab, ohne jedoch seine Handfesseln zu lösen. Wie lange die Reise dauerte weiß er selbst nicht mehr. Endlich als die Bande ihr Steppenlager erreicht hatte wurde Guinnard die Freiheit seiner Gliedmaßen wieder gegeben. Männer, Frauen und Kinder betrachteten den Gefangenen mit dreister Neugierde, aber keines suchte seine Qualen zu lindern.

Digitized by Google

Er hatte schon bei seiner Steppenwanderung vom Fieber gelitten, man kann sich also denken wie sich seine Gesundheitsumstände verschlimmerten, als er gezwungen wurde in gänzlicher Blöße die Nächte auf dem Boden ohne Obdach zu schlafen. Zuletzt nöthigte ihm der Hunger auch die widerwärtige Nahrung der Wilden auf, nämlich rohes Fleisch, und zwar mußte er die zugeworfenen Stücke gewöhnlich den Hunden der Bande streitig machen, die an dieser Mahlzeit Antheil nehmen wollten.

Das Gebiet der Patagonier zerfällt in drei Abschnitte. Der erste beginnt an der westlichen Gränze des Staates Buenos Ayres, und wird von den Pamperos oder Pampa-Indianern im engern Sinne bewohnt, die wieder in sechs Stämme zerfallen. Weiter gegen Westen, zwischen dem See Urre Lafquen und der Cordillere, erstreckt sich ein Waldland, welches den Mamueltsches angehört, die sich ebenfalls in sechs Stämme abtheilen. Endlich südlich vom Rio Negro, wo die patagonischen Steppen im engern Sinne erst beginnen, zählt man neun Horden von Indianern, die Poyutsches, die Pueltsches, die Caillihetsches, die Tschewetsches, die Tagnecawetsches, die Tschaotsches, die Wilitsches, die Dilmatsches, die Yakanatsches. Die Lebensart dieser sämmtlichen Stämme ist beinahe dieselbe und wechselt nur wenig nach der Verschiedenheit des Bodens. Die Nationen welche im Norden mehr mit Argentinern verkehren, sind wenigstens nur halbnackt, weiter gegen Süden verschwinden aber die Einflüsse der civilisirten Nachbarschaft. Sämmtliche Stämme sprechen die nämliche Sprache mit so geringen dialektischen Verschiedenheiten, daß wer auch nur Eine Mundart kennt, leicht sich bei allen Patagoniern verständlich machen kann. Anthropologisch wie sprachlich verwandt sind mit diesen auch die Araucos oder Araucarier, jener heldenhafte Indianerstamm Süd-Chili's auf dem andern, dem pacifischen Abhang der Cordillere, der niemals unterworfen worden ist. Höchst merkwürdig ist es daß diese Stämme, wie auch die Rothhäute Nordamerika's, erst nach der Entdeckung Amerika's und nach der Einführung von Pferden, welche dem neuen Welttheil bis dahin gefehlt hatten, [1] sich beritten machen konnten, und dennoch die besten und verwegensten Reiter der Welt geworden sind. Unter den Pamperos-Nationen leben die Mamueltsches und die Pueltsches hauptsächlich von Plünderung der Creolenansiedlungen, indem sie allen Weißen den Untergang geschworen haben und alles niedermachen was in ihre Hände fällt, mit Ausnahme der Kinder und der jungen Frauen, die sie in Gefangenschaft aufziehen. Sie glauben gemeinsam an einen guten und an einen bösen Geist, an Witawentru und Wakuwu, welcher letztere auch Gwalitschu genannt wird, was so viel bedeutet als Urheber des Schlimmen. Priester gibt es bei ihnen nicht, sondern mündlich vererben sich die religiösen Vorstellungen von den gegenwärtigen auf die künftigen Geschlechter. Nie ißt oder trinkt ein Indianer etwas, ohne nicht zuvor, mit dem Gesicht gegen die Sonne, dem sichtbaren Botschafter der unsichtbaren Gottheit, gekehrt, ein wenig von der Nahrung oder dem Getränk abgebrochen oder vergossen zu haben, wobei er die Gebetsformel spricht: „O, Vater! großer Mann, Herrscher der Welt, bitte, Geliebter, gib mir alle Tage gute Kost, gutes Wasser und guten Schlaf. Ich bin arm; hast du Hunger? Da ist eine armselige Kost, iß davon, wenn du willst." Nach der Mahlzeit legt sich der Indianer auf den Bauch und stopft sich eine kleine steinerne, selbstverfertigte Pfeife mit etwas Tabak, worunter aber Pferde- und Kuhdünger gemischt ist. Er schlürft 7—8 Züge ein, und behält den Rauch so lange bis er ihm wieder durch die Nasenlöcher entschlüpft. Dann geräth der Raucher in einen widerwärtigen Zustand. Seine Augen verdrehen sich daß man nur das Weiße noch sieht, die Pfeife entschlüpft seinen Zähnen, Speichel quillt aus dem Mund, krampfhafte unwillkürliche Bewegungen nöthigen ihn zu heftigem Schnaufen, und seine Hände und Füße arbeiten ähnlich wie die Glieder eines schwimmenden Hundes. Dieser Zustand der Trunkenheit ist das höchste Glück der Indianer, auch hütet man sich die Patienten zu stören, die Frauen bringen vielmehr Wasser in Trinkhörnern herbei und stellen es neben den Raucher, der damit seinen Durst stillt und sich bald dem Schlaf überläßt. Frauen, ja selbst Kinder nehmen an diesem abscheulichen Genuß Antheil, ohne daß es ihnen jemand wehrt.

Die Wohnungen der Wilden sind Zelte aus gegerbtem Leder, die sie auf ihren Wanderungen mit sich nehmen, ihre Kleidung besteht dagegen aus einem Hüftenschurz und einem Poncho, d. h. einem beliebigen Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte zum Durchschlüpfen des Kopfes. Die Frauen verfertigen einen Wollenstoff oder bedienen sich der Fetzen von europäischen Kleidern, um sich ein Gewand zu schaffen das auf den Schultern mit Spangen, an den Hüften aber mit einem Gürtel befestigt wird und bis über die Kniee fällt. Im allgemeinen sind die Frauen so häßlich wie die Männer, und die wenigen hübschen die man darunter findet, stammen von christlichen Müttern ab. Wie die Männer steigen die Frauen zu Pferd und führen Lanze, Lasso und Schleuderkugeln. Auch diese freien Stämme, wie allüberall die braunen Menschenracen, sind in der Abnahme begriffen, und Guinnard schätzt ihre heutige Gesammtzahl nicht höher als auf 40,000 Köpfe.

Der Stamm dem unser Franzose in die Hände gefallen war, die Poyutschen wandern am südlichen Ufer des Rio Negro von der Insel Pacheco, d. h. vom mittlern Lauf dieses Flusses bis zur Cordillere. Uebrigens blieb er nicht lange bei den Poyutschen, sondern gieng bald als Waare aus einer Hand in die andere. Immer argwöhnten seine Herren Fluchtversuche, und oft kam es vor daß sie ihn des Nachts betasteten, um sich zu überzeugen daß er noch nicht entronnen sey. Am Tag mußte er das Vieh hüten, und wehe ihm! wenn am Abend die Häupter gezählt wurden und eins fehlte, die Mißhandlungen blieben dann niemals aus. Als Guinnard das Reiten und Waffenführen nach Art der Wilden leidlich erlernt hatte, nahmen ihn seine Herren zu Jagden auf Strauße und Gamas mit, die sie in einem Kessel von 2—3 Stunden

[1] D. h. zur Zeit der Entdeckung, denn da man fossile Pferde in Amerika gefunden hat, so entbehrte der westliche Continent dieses wichtige Geschöpf in früheren geologischen Zeitabschnitten nicht.

Digitized by Google

im Umkreis umstellen und dann durch Schließen der Lücken nach der Mitte treiben, bis sie das Wild, das ihnen die Hunde zuhetzen, mit den Wurfkugeln erreichen können.

In den Gränzgebieten der Argentina spielen die Indianer Karten, und zwar sind sie durchtriebene Falschspieler, indem sie an jeder Kartenecke fast unmerkliche Kennzeichen anbringen, so daß der Kartengeber beim Vertheilen der Karten sich fast stets die Uebermacht austheilt, und das Spiel für ihn bereits gewonnen ist noch ehe er die Karten aufhebt. Auch ein Ballspiel, woran eine doppelte Reihe Spieler theilnimmt, ist im Gebrauch, sowie eine Art Würfelspiel, Wignu genannt, bei welchem letztern acht Knochen, die auf der einen Seite geschwärzt, auf der andern weiß sind, fallen gelassen werden. Je nachdem mehr schwarze oder mehr weiße Flächen oben liegen, hat der Spieler gewonnen. Die Patagonen kennen ein sehr wirksames Mittel um ihre Casse vor den Spielverlusten zu schützen, indem gewöhnlich der Verlierende die Bezahlung weigert. Nach dem Spiel kommt im Range der Laster bei ihnen das Trinken von Branntwein, worunter ihre Gesundheit angeblich nicht leiden soll, was freilich im Widerspruch damit zu stehen scheint daß sie im Aussterben begriffen sind. Zur Aufbewahrung der Flüssigkeiten bedienen sie sich der Häute ihrer Schafe, die sie beim Halse angefangen mit großer Geschicklichkeit vom Thiere abstreifen, so daß sie einen Schlauch gewinnen aus dem kein Tropfen zu entschlüpfen vermag. Sobald die Trunkenheit bei ihren Gelagen den Gipfelpunkt erreicht, werden sie händelsüchtig, und wenn dann das Schimpfwort Wiñcaas (Christen) fällt, so beginnen Raufhändel, die in Todtschlägerei ausarten würden wenn sich die Nüchternen nicht zwischen die Kämpfenden würfen. Fehlt ihnen der Branntwein, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einer Art von Bier, welches sie aus den Früchten des Algarrobenbaumes bereiten. Dieser Baum trägt Schoten wie unsere Bohnen und enthält harte Körner welche, zwischen Steinen zerrieben und in Lederſäcken mit Wasser der Gährung überlassen, ein berauschendes Getränk liefern. Ißt man die Frucht wie sie der Baum gibt, so schmeckt sie ein wenig gesäuert und sehr süß, allein nach kurzen Augenblicken beginnt der Mund so trocken zu werden und zu brennen daß etliche Tage vergehen bevor man wieder ohne Beschwerden essen kann. Einen Liqueur von großer Süßigkeit bereiten sie aus den Trulca oder Pikinino, Beeren eines dornigen Strauches, die sie in Säcken auf den Pferden mit sich führen, durch deren Bewegung die Beeren sich selbst auspressen und einen köstlichen Syrup liefern. Der Genuß dieser Beeren wie dieses Syrups ist mit großen Magenbeschwerden verbunden, denen sie damit abzuhelfen suchen daß sie große Portionen Pferdeschmalz verschlingen. Tänze scheinen bei ihnen nur als gottesdienstliche Handlungen betrachtet zu werden, wenigstens finden solche Aufführungen an den zwei großen religiösen Jahresfesten statt, von denen sie das eine zu Ehren des guten, das andere zu Ehren des bösen Geistes feiern. Bei ersteren werden ein junges Pferd und ein Stier, Geschenke der reichsten Personen des Stammes, geopfert, nachdem man sie zu Boden geworfen und ihre Häupter gegen Sonnenaufgang gewendet hat. Das Herz wird dem Thiere noch pulsirend aus dem Leib gerissen, und den Bluterguß der Verwundungen sucht man als Wahrzeichen für die Zukunft zu deuten und zwar fast immer im günstigen Sinne.

Die Ehe ist bei diesen Stämmen ein Kaufvertrag. Eines frühen Morgen sammelt sich die Familie des Bewerbers vor dem Zelte des Brautvaters um diesem beim Heraustreten ihre Anträge vorzubringen, was gewöhnlich in dichterischen und zarten Redewendungen geschieht, als ob sie nichts weniger als eine schnöde Abfertigung zu erwarten hätten, die ihnen doch dreimal unter vier Fällen zu Theil wird. Sowie sich aber ein Hoffnungsschimmer zeigt, tritt der Bewerber selbst mit seinen Geschenken auf, die theils in Rossen und Rindern, theils in silbernen Steigbügeln und Sporen bestehen, welche letztere die Patagonier an den argentinischen Gränzen durch Tausch sich zu verschaffen wissen. Beim Anblick dieser Gaben ändert sich sogleich der Humor des groben aber habsüchtigen Alten, und er läßt sich die Einwilligung bald entreißen, worauf sogleich ein feistes Mutterpferd für den Hochzeitsschmaus geschlachtet wird. Keiner der beigezogenen Gäste darf sich entfernen bevor nicht von dem Thiere alles verschlungen worden ist bis auf die Haut und die Knochen, denn letztere werden rein abgenagt, gesammelt und an einem hochliegenden Ort eingescharrt zum Andenken an die Verheirathung, die damit ihre Weihe empfangen hat. Die Haut der Stute gehört zur Aussteuer des jungen Paares, welches nun ebenfalls verpflichtet ist seine Angehörigen zu bewirthen. An den nächsten Tagen empfangen die jungen Leute eine Masse zudringlicher Besuche, die sich beim Manne nach den Eigenschaften der Frau, bei dieser nach denen des Mannes erkundigen. Die Fragen gehen sehr ins Detail und sind von einer unglaublichen Indiscretion. Findet sich nach längerem oder kürzerem Beisammenwohnen daß die Gatten sich nicht vertragen können, so trennen sie sich auf gemeinsame Verabredung, und die Eltern der Frau nehmen dann keinen Anstand die früheren Geschenke des Bräutigams wieder herauszugeben. Begehrt die Frau wegen Mißhandlung einseitig die Scheidung, so versammeln sich ihre Angehörigen um sie ihrem Manne mit den Waffen in der Hand zu entreißen. In solchen Fällen bricht dann eine tödtliche Fehde aus, weil der Ehemann nicht bloß die Frau verliert, sondern ihm auch der Heirathsschilling nicht herausgegeben wird. Hat dagegen die Frau durch Fehltritte ihrem Mann Ursache zur Mißhandlung gegeben, so findet sie keine Vertheidiger. Der Mann darf sie und ihren Buhlen erschlagen, ohne daß sich jemand darum kümmert, doch geschieht ersteres selten, weil der Mann aus Eigennutz es vorzieht die theuer bezahlte Frau zu verschonen und von dem Verführer durch Geldeswerth sich abfinden zu lassen, wenn er nämlich so etwas durchsetzen kann. Die Indianer ersparen ihren Frauen nicht die härtesten Arbeiten, selbst zur Zeit der Schwangerschaft. Uebrigens entschädigt diese dafür die Natur mit einer leichten Entbindung, denn wenn die Mutter nach der Geburt sich und ihr Kind in kaltem Wasser gebadet hat, geht sie ihren häuslichen Beschäftigungen nach als ob nichts vorgefallen wäre. Vater und Mutter entscheiden nun über Tod oder Leben des Kindes, welches sie, wenn ihnen

Digitized by Google

das in den Sinn kommt, erdroſſeln und an einen Ort tragen wo es die Beute der Hunde wird. Hat man dagegen dem kleinen Weſen das Leben gegönnt, ſo wird es ſogleich der Gegenſtand der zärtlichſten Pflege, und die Eltern legen ſich die größten Entbehrungen auf um ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen. Bis zum dritten Jahre ſäugt die Mutter das Kind, im vierten aber werden ihm die Ohren durchſtochen, was mit einer großen Feierlichkeit geſchieht und bei ihnen die Stelle der Taufe vertritt. Das Kind wird angeputzt, auf ein Pferd gelegt, welches ſich dazu auf die Seite ſtrecken muß. Das Familienoberhaupt oder der Häuptling des Stammes aber durchſticht die Ohrläppchen mit einem ſpitzen Straußenknochen und ſteckt in die Löcher kleine Stückchen Metall, damit ſie nicht wieder verwachſen, ſondern ſich erweitern. Von dieſer Zeit an nimmt man ſich der Erziehung der Knaben ernſthaft an, die mit fünf Jahren gewöhnlich ſchon ein Pferd lenken und das Vieh hüten können. Der Vater unterrichtet ſeinen Knaben nun in der Führung der Schleuder, des Laſſo, der Schleuderkugeln und des Speeres. Mit 10—12 Jahren iſt der Burſche bereits ſo reif wie bei uns ein Mann von 25 Jahren, und nimmt daher auch Antheil an allen Plünderungszügen.

Ihre Beerdigungsfeierlichkeiten ſind nicht würdelos, ſondern ſogar poetiſch. Die Leiche des Kriegers wird auf eine Roßhaut gelegt und, bedeckt mit den größten Pretioſen, mit ſilbernen Steigbügeln, Sporen u. ſ. w., wie eine Mumie in die Haut eingeſchnürt, dann auf dem Rücken des Lieblingspferdes feſtgebunden, dem man zuvor das linke Vorderbein gebrochen hat, damit ſein hinkender Gang den Traueranblick vermehre. Auf einer Anhöhe wird das Grab geöffnet und die Leiche hineingeſenkt ſammt dem Roß welches ſie getragen, ſowie etlichen Stücken Vieh, die man auf dem Grabe ſchlachtet, damit ſie, ſo meint man, zum Unterhalt des Verſtorbenen im Jenſeits dienen ſollen. Alles was dieſer ſonſt noch an beweglicher Habe beſaß, wird verbrannt, damit nichts von ihm übrig bleibe. Auch darin zeigen ſie Anſtand daß der Wittwe, welche ins elterliche Zelt zurückkehren muß, bei Todesſtrafe verboten iſt vor Jahresfriſt wieder zu heirathen.

Als Guinnard zum drittenmale ſeine Herren wechſelte, ſchleppte man ihn nach Norden bis zum Colorado. Konnte ihm dort die Flucht auch leichter gelingen, ſo wurde er durch ein Beiſpiel doch belehrt wie theuer ihm jeder mißrathene Verſuch zu ſtehen kommen möchte. Er war etwa ein Jahr in der Sklaverei, als etliche junge Argentiner als Gefangene eingebracht wurden. Dieſe Leute, im Vertrauen auf ihre Kenntniß der Steppen und ihre Reitkünſte, hatten eine Gelegenheit zum Entſchlüpfen benützt, waren aber nach langwieriger Verfolgung eingebracht worden, und wurden im Lager ſelbſt mit Speeren niedergeſtochen, worauf die Henker in höhnendem Triumph mit den blutigen Waffen an Guinnard vorbeizogen, damit er ſich eine Lehre daran nehmen möge. Vorſichtiger geworden, hütete ſich der Gefangene vor allen Dingen merken zu laſſen, wie vollſtändig er bereits die Sprache der Wilden inne hatte, damit ſie ſich in ſeiner Gegenwart keinen Zwang anthun möchten, und er aus ihren Geſprächen ſich über die beſten Gelegenheiten zur Flucht unterrichten könnte. Nicht weniger als 14 Entweichungsverſuche führte er nach einander aus, er hatte aber im voraus immer ſich auf eine ſo kluge Ausrede beſonnen daß er den Argwohn der Wilden ſtets wieder beſchwichtigte. Einen Selbſtmordverſuch verhinderte ſein eigener Herr, theils um aus Bosheit ihm die Qualen der Gefangenſchaft zu verlängern, theils um einen immerhin werthvollen Sklaven nicht zu verlieren. Uebrigens war er nicht der einzige Weiße unter den Patagoniern. Wenn dieſe nämlich argentiniſche Eſtancias überfallen, ſchleppen ſie Frauen und Kinder hinweg. Erſtere machen ſie zu ihren Concubinen oder vertauſchen ſie an fernwohnende Stämme, wo die Ausſichten der Erlöſung faſt null ſind. Die armen Kinder dagegen vergeſſen nach und nach die Mutterſprache und ihre Heimath, werden überhaupt ſo vollſtändig zu Indianern daß ſie ihr Elend nicht mehr fühlen.

Ein Zufall änderte plötzlich Guinnards Verhältniſſe. Einige Fetzen bedruckten Papieres, worein Tabak eingewickelt geweſen war, den die Indianer von der Gränze mitgebracht hatten, fielen dem Gefangenen in die Hände, für den dieſe Bruchſtücke, ſo werthlos ſie auch ſonſt ſeyn mochten, eine Quelle der Unterhaltung wurden. Beim Leſen aber wurde er von den Patagonen überraſcht, die ihren Häuptlingen Anzeige darüber machten. Sogleich wurde der Sklave zum Kanzler des Häuptlings gemacht, der ſich glücklich pries durch ein ſolches Werkzeug einen ſchriftlichen Verkehr mit den Argentinern eröffnen zu können. Die Wilden ſtellten aber, ehe ſie ihm trauten, ihren neuen Geheimſchreiber mehrfach auf die Probe. Damit er ſie nicht täuſchen könne, ließen ſie ihn einen Brief ſchreiben und ihn dann zu verſchiedenen Zeiten wieder und wieder vorleſen. Bei dem wunderbaren Gedächtniß der Wilden aber hätte die geringſte Aenderung eines Wortes oder der Wortſtellung ſogleich Argwohn erweckt und das ſchlimmſte nach ſich gezogen. Von Zeit zu Zeit kündigen nämlich die ſchlauen Patagonier den Argentinern an der Gränze ihre Unterwerfung an, denn das verpflichtet ſie im Grunde zu nichts, und ſolche Gelegenheiten werden benützt um einen Austauſch von Handelsartikeln zu ermöglichen, namentlich um Tabak und Branntwein zu erhalten. Einen ſolchen Unterwerfungsbrief hatte Guinnard ſchreiben müſſen, und mit ihm waren zwei Indianer abgegangen, begleitet von einer Anzahl Kinder, welche letztere mit den Tauſchartikeln beladen wurden. Nach 14 Tagen kehrten aber nur die Kinder zurück und erzählten ihre beiden Begleiter ſeyen nach Eröffnung von Guinnards Depeſche ſogleich von den Argentinern in Feſſeln geſchlagen worden. Natürlich mußten die Patagonier jetzt glauben daß Guinnard einen verrätheriſchen Brief geſchrieben habe, und der Tod des Gefangenen wurde jetzt vor ihm ſelbſt beſchloſſen, denn noch immer ahnte man nicht daß er die einheimiſche Sprache verſtehe. Glücklicherweiſe verſchob man aber die Vollſtreckung auf den nächſten Morgen. Als daher Guinnard auf der Weide einen Trupp Patagonier ſich ihm nähern ſah, warf er ſich auf das beſte Pferd und eilte über die Steppe davon. Er ritt bis zur ſinkenden Nacht, wo er das Lager Calfukura's, des Großhäuptlings des Indianerbundes, zu dem er als Gefangener zählte, erreicht hatte. Er

Digitized by Google

begehrte von ihm Schutz und Gerechtigkeit, und stellte ihm vor daß man ihn ganz unverständiger Weise beschuldige einen Uriasbrief geschrieben zu haben, weil er sonst gewiß die Zwischenzeit zu einem Fluchtversuch benutzt hätte. Calfukura oder der blaue Stein, erkannte die Richtigkeit dieser Vertheidigung an, und erklärte Guinnard daß er ihn so lange schützen wolle bis zweifellose Beweise seiner Treulosigkeit vorgebracht würden. Diesen Bescheid erhielten auch die patagonischen Verfolger des Flüchtlings, die kurz nach ihm beim Lager des Großhäuptlings eingetroffen waren. Eine Zeitlang wurde Guinnard nun viel schärfer bewacht, bis endlich zum allgemeinen Erstaunen die beiden vermißten Depeschenträger wieder heimkehrten. Sie erzählten den Ihrigen daß sie von den Argentinern als Theilnehmer an einem der letzten Plünderungszüge erkannt und deßwegen in Fesseln geworfen worden seyen, daß man sogar daran gedacht habe sie zu tödten, und nur die Depesche, die ihnen die Dienste eines Botschafterpasses leistete, die Argentiner bewogen habe zuvor in Buenos Ayres anzufragen. Ehe aber noch von dort die Entscheidung eintraf, hätten sie die Nachlässigkeit ihrer Wächter benützt um aus ihrem Kerker auszubrechen. Von diesem Augenblick an war Guinnard gerechtfertigt und seine schlimmsten Gegner waren jetzt seines Lobes voll.

Nun geschah es im Jahre 1859, als ein Bürgerkrieg zwischen Buenos Ayres und Urquiza als Oberhaupt des Silberbundes auszubrechen drohte, daß Calfukura mit dem Instinct der Aasvögel die den Schlachtfeldern nachziehen dem Präsidenten von Montevideo seine Allianz gegen die Buenos-Ayrianer anbieten ließ. Guinnard besorgte den Briefwechsel, und zuletzt giengen Boten nach Montevideo zu dem berühmten Gauchofeldherrn ab. Urquiza empfieng die Patagonier sehr zuvorkommend und schickte sie, worauf es bei dieser „Allianz" hauptsächlich abgesehen war, mit Branntwein beladen heim. Bei der Ankunft dieser Gaben im Lager sagte sich Guinnard im Stillen: Jetzt oder nie! Was er erwartet hatte, trat nämlich rasch ein. Der Stamm feierte die folgende Nacht ein großes Gelage, und als der argentinische Schnapps ausgeleert war, lagen alle in solcher Trunkenheit daß Guinnard drei Pferde sachte vor das Lager hinausführen und mit ihnen davon sprengen konnte, indem er nach Gaucho-Art immer zwei vor sich hertrieb und von Zeit zu Zeit seinen Sitz wechselte. Anfangs ritt er ohne seine Rosse zu schonen, bis ihm zwei davon zu Grunde giengen. Jetzt mußte er um nicht auch das dritte zu verlieren seine Flucht langsamer fortsetzen, die ihn übrigens, was die Hauptsache war, durch die wasserreichen Ebenen an den Vorbergen der Cordillere durchführte.

Endlich am 13ten Tage nach seiner Flucht im August 1859 erreichte er die kleine Ortschaft Rio Quinto am Flusse gleichen Namens in der Nähe des jetzt vom Erdbeben zerstörten Mendoza, wo ihn eine spanische Familie aufnahm und verpflegte bis er seine Kräfte so weit wieder hergestellt hatte daß er über Valparaiso nach Europa zurückkehren konnte.

Amerikanische Reisebriefe.

Von Corvin.

1.

New-York, October 1861.

In diesen Briefen will ich meinen Landsleuten erzählen „was ich in fremden Landen gehört, gesehen und selber ausgestanden." Ich wähle aber die Briefform, weil sie mir die geeignetste scheint, und ich die Erfahrung gemacht habe daß die Leser sich am meisten für eine Reisebeschreibung „interessiren, die sich um die Person des Reisenden und seine Erlebnisse gruppirt.

Deutsche Bescheidenheit fühlt sich freilich „unangenehm berührt" durch die häufige Wiederkehr des persönlichen Fürworts „ich;" allein ich habe so lange in England gelebt daß es mir ganz natürlich vorkömmt I — „Ich" — groß, und you — ihr, Sie — mit einem kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben, was übrigens am Ende sogar jeder Deutsche im Innern seines Herzens thut, wenn er auch über diesen Hochmuth erröthe.

Wie mein erster Versuch, zur Zeit der Aequinoctial-Stürme meine Special-Kriegs-Correspondentschaft auf dem Great Eastern nach Amerika zu transportiren ablief, habe ich bereits in der Allgemeinen Zeitung und der Londoner Times erzählt, und dadurch einigen deutschen Stubenhockern das Vergnügen gemacht sich über meine „Renommisterei" zu ärgern. Diesen Leuten begreiflich machen zu wollen daß es Menschen gibt die selbst in großer Gefahr nicht blos ruhig und heiter seyn, sondern selbst scherzen können, wäre ein fruchtloses Bemühen, und ich will damit nicht meine Zeit verlieren.

Als der Great Eastern, gerade acht Tage nach seiner triumphirenden Abfahrt von Liverpool, flügellahm vor dem Hafen von Cork in Irland — Queenstown — ankam, und einige kleine Dampfer zu seiner Unterstützung herbeieilten, äußerten einige Passagiere das Verlangen mit demselben ans Land zu gehen, da der Capitän des großen Schiffes erst am andern Tage in den Hafen laufen wollte. Obwohl sich der Capitän anfangs widersetzte, so mußte er doch endlich dem Verlangen nachgeben und eine Anzahl einzelner Herren fuhren nach Queenstown ab. Ein zweiter kleiner Dampfer war bereit ebenfalls dahin abzugehen; allein das Hinabsteigen in denselben war ziemlich gefährlich und nur sehr wenige Passagiere zeigten Lust dazu. Unter ihnen war ein frischer, liebenswürdiger, junger Familienvater, der mit Frau, vier Kindern, Gouvernante, Gesellschafterin und Kinderfrau aus der deutschen Heimath wieder nach seinem Wohnort New-York zurückkehren wollte. Ich hatte mich dieser liebenswürdigen Familie angeschlossen und wir hatten gegenseitig Gefallen aneinander gefunden. Hr. S., den ich den „zählenden Familienvater" benannt hatte, zählte wieder von eins bis neun die Häupter seiner Lieben, und dann die um ihn herliegenden sechsundzwanzig Koffer und Nachtsäcke ꝛc., die zu den besagten Neun gehörten. „Kommen Sie mit uns," sagten die Damen zu

Digitized by Google

mir, und ich antwortete „meinetwegen," obwohl ich es eigentlich überflüssig fand so kurz vor dem Einlaufen des Schiffes in den Hafen dasselbe bei einbrechender Dunkelheit zu verlassen. Ich war außerordentlich guter Laune, und scherzte und lachte in gewohnter Weise ganz unbefangen mit den Damen, als plötzlich eine gelbe Vision mit blauer Brille, schwarzem Schleier und weißem Taschentuch vor mir stand. Die gelbe Vision war eine amerikanische Dame, die ich noch gar nicht an Bord gesehen hatte, die aber, wie ich erfuhr, für zweitausend Dollars Diamanten und für tausend Dollars Spitzen zur Verschönerung ihrer Person in Paris gekauft und im Gepäckraum des Great Eastern verloren hatte. Ihr gelbes Gesicht trug den Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, gemischt mit Entrüstung, und ich war nicht wenig überrascht als sie mich mit vor Aufregung zitternder Stimme anredete: „Sie sollten sich schämen, mein Herr, daß Sie mitten in diesem Jammer lachen können!" Damit schritt sie würdevoll hinweg, das Taschentuch in der ausgestreckten, rechten Hand herunterhängend, und gefolgt von ihrer eben so gelben und sympathisirend kopfschüttelnden Gesellschafterin. Erst auf der zu dem kleinen Dampfer führenden Treppe erholte ich mich von meinem Erstaunen, und machte demselben in Worten Luft die das Gleichgewicht der Neun erschütterten, so daß Frau S. ganz ärgerlich wurde und mich aufzuhören bat. Einige von den Neun fielen indessen nur beinahe in die See, und wir kamen glücklich an Deck des kleinen Dampfers, der uns, als es bereits Nacht war, nach Queenstown brachte.

Am Quai empfiengen uns als erste Repräsentanten des irländischen Volkes ein Duzend ausgezeichnet schmutziger und zerlumpter alter Weiber, die alle einige Duzend Kinder hatten, Wittwen von erstoffenen Schiffscapitäns waren, und mit sehr eindringlichen Worten und Gebärden unsere überflüssigen Pence beanspruchten.

Queens Hôtel — ein schönes Gebäude dicht am Hafen — war bald so besetzt daß für mich armen Junggesellen kein Schlafzimmer mehr zu haben war. Ich segnete die Leute die mich durch sechsjährige Einsamkeit und ebenso langer Verbannung in den Stand gesetzt hatten so vollkommen Englisch zu reden um selbst darin spassen zu können, und versuchte mein irländisch „Blarney" (Unsinn, dummes Zeug, Schmeichelei), mit der hübschen Buchführerin, deren schwarze Augen bald anfiengen zu glühen, und die mir großmüthig ihr eigenes Bett anbot, welches ich jedoch nur unter einer Bedingung annehmen wollte, gegen welche aber die appetitliche Wirthin protestirte. Als ich aber deren hübsche Kinderchen bewunderte und küßte, schmolz auch ihr Herz, und es wurde ein Bett in einem Wohnzimmer für mich aufgeschlagen. Ich schlief in dem redlich verdienten Bett ganz trefflich nach dem Schaukeln im Great Eastern, und als ich erwachte schien die Sonne hell und klar ins Zimmer, und ich genoß mit Entzücken die Aussicht auf den herrlichen Hafen, dessen romantische Schönheit von mir nie geahnt worden war, wenn ich in den englischen Blättern die nüchternen telegraphischen Depeschen von Queenstown las, wo die von Amerika kommenden Dampfer, die nach Liverpool gehen, für einige Augenblicke einzulaufen pflegen, um die neuesten Nachrichten aus Amerika abzugeben, die dann per Postblitz nach London befördert werden. Der Hafen ist einer der schönsten und besten die man sehen kann. Rings umher liegen schön gezeichnete Berge und Felsen, und grünbelaubte Landzungen strecken sich hinein. In der Mitte des Hafens liegen zwei Inseln, auf welchen allerlei schön gebaute Regierungsgebäude stehen, welche die Landschaft nicht verderben, sondern zieren. Am Abend schien der Mond so hell und klar wie es selten in jenen Gegenden der Fall ist, und der Anblick des Hafens mit seinen Lichtern und Schiffen war wahrhaft zauberhaft.

Ich beabsichtigte am Donnerstag über Dublin nach London abzureisen, allein das Wetter war über alle Beschreibung schauderhaft; selbst im Hafen thürmten sich die Wellen zu beträchtlicher Höhe, und auf der offenen See raste ein Sturm, ähnlich dem welcher uns acht Tage vorher überfallen hatte. Der Capitän des Great Eastern war auch am Mittwoch nicht eingelaufen, und nun genöthigt wieder in See zu gehen, um der Nähe der gefährlichen Küste zu entfliehen. Die meisten der Passagiere waren noch an Bord, und viele ihrer aus Manchester und Liverpool nach Queenstown geeilten Freunde waren mit Recht sehr besorgt. Es geschah indessen kein Unglück, und noch vor meiner Abreise am nächsten Morgen kam das große Schiff endlich in den Hafen.

Die Eisenbahn nach Cork ist noch nicht vollendet, und man fährt in einem Dampfer nach dieser Stadt. Die Fahrt dorthin ist sehr hübsch, aber von Cork selbst sah ich so gut wie nichts, da der Zug nach Dublin bald nach Ankunft des Dampfschiffes abgieng. Ein Billet erster Classe nach Dublin kostet 3 Pfd. St. 15 Shill. (25 Thlr.), eines zweiter Classe 2 Pfd. 12 Shill. (17 Thlr. 10 Sgr.). Die zweite Classe ist jedoch auf fast allen englischen Eisenbahnen nicht so gut und bequem als die dritte in Deutschland.

Die Reise nach Dublin durch ganz Irland ist sehr angenehm. Die Gegend ist wunderschön, und sowohl die Form der Gebirge wie der Anblick des Landes erinnerten mich auf das lebhafteste an Deutschland. Es fehlte nichts als der ruhige Sonnenschimmer über der Landschaft, den man an einem hellen Tage über Bergstraße und Schwarzwald ausgegossen sieht. Wir passirten in der Nähe von Kilarney vorbei, ein Punkt der von englischen Touristen seiner großen Schönheit wegen außerordentlich häufig besucht wird. Die meisten der Passagiere des Great Eastern, die in Queenstown die Abfahrt des nächsten Dampfers abwarteten, benützten die sich darbietende Gelegenheit diesen Ausflug zu machen, und alle kehrten auf das höchste befriedigt zurück. Mich zog es jedoch nach London, wo meine Frau den Tag nach meiner Abreise von einem mehrmonatlichen Ausflug nach Deutschland zurückgekehrt war.

Wir waren um 10 Uhr Morgens von Cork abgefahren, und kamen gegen 4 Uhr Nachmittags in der Hauptstadt Irlands an. Am Bahnhof fielen mir zunächst die Irland eigenthümlichen offenen, zweiräderigen Wagen auf, welche an den Seiten Sitzbänke haben, auf denen die Sitzenden sich den Rücken zukehren. Ein Sitz für den Kutscher ist in Front,

Digitized by Google

aber meistens sitzt er mit irischer Nonchalence auf einer der Bänke und fährt fort daß die Funken davon fliegen und dem Passagier das Herz in den Mund springt. Die Wagen heißen mit Recht Jolting carts. Ich war nur einige Stunden in Dublin, und hatte eben Zeit zu sehen daß es ganz wunderschöne öffentliche Gebäude und eine Unzahl äußerst schmutziger Gassen hat, in denen sämmtliche Wäsche der Einwohner zum Trocknen quer über die Gassen hängt, und die Gerüche der Frankfurter Judengasse und der Londoner Fischstraße zu einem scheußlichen Parfüm vermischt sind.

Sackville Straße ist die Regentstreet Dublins, und es sind darin Läden die denen der Londoner Schwesterstraße nicht viel nachgeben. „Signor" Blitz, „der weltberühmte Magier und Bauchredner, zugleich erstaunenswerther Seiltänzer," wie er sich auf den Anschlagezetteln nennt, zeigte seine gelehrten Canarienvögel, die mich jedoch nicht verführten.

„Oh Mord!" schrie der Eisenbahnträger als er meinen Meerschaumkopf auf die Steine fallen ließ so daß er zerbrach, schlenkerte seine Beine und riß sich eine Hand voll Haare aus. Es war Abends als wir mit der Eisenbahn in Kingstown ankamen, und es regnete in Strömen als wir an Bord des Dampfschiffes „Monster" giengen um nach Holyhead überzufahren. Der Monster ist ein neues, wunderschönes Dampfschiff mit einer außerordentlich mächtigen Maschine, die nöthig ist die stets rauhe See im irischen Canal zu durchschneiden. Es blies uns eine scharfe Brise gerade in die Zähne, aber nach dem Schaukeln auf dem Great Eastern fühlte ich kaum die Bewegung und blieb ein paar Stunden lang mit dem Capitän auf dem Deck, bis mich endlich der heftiger werdende Regen in mein Berth trieb. Es war Mitternacht als mich der Steward weckte, weil wir in Holyhead angekommen waren. Morgens 8 Uhr kam der Zug nach London, wo ich meine Great Eastern Abenteuer bis zum Ekel erzählen mußte.

Am Sonntag fuhr ich mit einem Excursionszug nach Hastings, ein fashionables Seebad, wo meine Frau sich aufhielt. Diese Excursionszüge sind äußerst wohlfeil, denn der nach Hastings kostet — auf der letzten Classe — freilich hin und zurück nur drei Sh. sechs Pence (1 Thlr. 5 Sgr.) und Tausende von Londonern benutzen die Gelegenheit sich einen vergnügten Tag am Meeresufer zu machen. Man fährt durch viele unendlich lange Tunnels, welche durch die weißen Felsen gehauen sind. An der ganzen Küste stehen dort in kurzen Entfernungen runde nicht hohe Wachtthürme, zu denen man vermittelst einer hölzernen Treppe gelangt, welche in die Höhe gezogen werden kann. Auf dem Dache des Thurmes steht eine Drehkanone. Hastings liegt dicht an der See und ist ein hübsches Städtchen mit sehr stattlichen Gebäuden für die Badegäste. Auf einer hohen weißen Klippe, die sich schroff aus der See erhebt, stehen die weitläuftigen Ruinen des Schlosses Hastings, welches wir trotz Wind und Wetter am Nachmittag besuchten. Leider konnten wir in das Innere des Schlosses nicht eindringen. Das Thor war geschlossen, weil es Sonntag war. Am Sonntag soll man in England in die Kirche gehen und nicht zum Vergnügen Schlösser besuchen. Die See ist entsetzlich monoton und langweilig und das Ufer uninteressant, denn in Hastings wie auch in Brighton sieht man nichts als die ewigen Kiesel in welche man bis an die Knöchel sinkt, und von denen einer dem andern so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Es geht nichts über ein sandiges Seeufer wie bei Scheveningen zum Beispiel, wo man Muscheln aller Art und sonstige hübsche Seeproducte in Menge findet.

Ich hatte vom Great Eastern aus einen Brief an die Times geschrieben, der mehr Beifall fand als er verdiente, und dem ich eine Zusammenkunft mit der mysteriösen Person verschaffte, welche alle Welt als den Redacteur der Times kennt, den aber nur wenig Begünstigte zu sehen bekommen. Ich bin nicht abergläubisch, auch ist der Ehrfurchtsknollen an meinem Schädel sehr wenig entwickelt, ich zittere nicht mehr beim Anblick der Gewaltigen der Erde, aber ich nahte mich mit einer gewissen Beklemmung dem Heiligthum welches den Mann einschloß vor dessen Stahlfeder die Gewaltigen zittern. Ich dachte an das Bild Jupiters des Donnergottes, oder an Gotscheds feierlich beperrücktes Haupt, und war sehr erstaunt und angenehm überrascht, anstatt meiner angsterregenden Phantasiegebilde einen noch jung aussehenden Mann mit schönen, tiefen Poetenaugen zu erblicken, welchen auch der sanfte Ton der Stimme entsprach. Was hier verhandelt wurde verrathe ich nicht. Nach einer halben Stunde führte mich der Herrscher der Times selbst in seinem Reiche umher, und zeigte und erklärte mir alle Einrichtungen, wie die ungeheuren horizontalen und verticalen Walzenpressen, die sehr sinnreiche Vorrichtung das Papier zu feuchten, das schöne Zimmer der Berichterstatter und die zu ihrer Disposition gestellten Räume, wobei ein Schlafzimmer und Frühstückszimmer ꝛc. Als wir auf der Straße uns zum Abschied die Hand reichten und ich noch in die St. Paulskirche gieng, um meine in derselben wartende Frau abzuholen, konnte ich mich eines stolzen Gefühls nicht erwehren, denn ich hatte etwas schwereres erreicht als vielleicht irgend sonst in meinem Leben.

Am 27 Sept. Abends fuhr ich wieder von London ab, und gieng am 28. Mittags an Bord der Asia, wo ich für 26 Pfd. St. (312 fl.) eine Berth erhielt.

Ein Jahrmarkt am Ganges.

(Aus „All The Year Round.")

In Hurdwar, im nordwestlichen Indien, etwa 80 Meilen von Mirut, findet alljährlich ein Jahrmarkt statt, wohin, wenn die Planeten sich als günstig erweisen, fromme Hindu schaarenweis wallfahrten, um im heiligen Vater Ganges ihre Sünden abzuwaschen.

Eines schönen Aprilmorgens verließ ich mein kühles Asyl in den Bergen, 7000 Fuß über der Meeresoberfläche erhoben, und machte mich in Begleitung einiger Freunde zu besagtem Jahrmarkt auf den Weg. Wir stiegen in die Region der Eichen, blühender Birnbäume, riesiger Rhododendron hinun-

Digitized by Google

ter, begegneten Bergbewohnern mit ihren von Maulthieren gezogenen und himmelhoch mit den Erzeugnissen der Ebenen — welche die glühende Sonne unten ausdörrte — beladenen Wagen, und erreichten endlich das kleine Dorf Radschpur, durch welches der Weg zu der Stadt Dehrah führt. In dieser Stadt, wohin uns bereits Zelte und Dienerschaft vorangegangen waren, machten wir einen Halt, bevor wir den großen Anlauf zu dem Jahrmarkte unternahmen, der sich uns in einem seiner gewichtigen Siebenjahre repräsentiren sollte, wenn nämlich die Kraft des Ganges vorzugsweise groß und folglich der Zudrang der Hindu noch ungleich stärker ist als in den dazwischen liegenden Jahren.

Dehrah, die Hauptstadt des Thales Dehrah Dun, entzückt den alten Indier durch die mit Rosenbüscheln umrankten Säulenhallen seiner Hütten und nicht weniger durch einen Springbrunnen mit einem Thürmchen, woselbst er der Wohlthat eines Tropfbades theilhaftig wird. Wir verließen Dehrah, um in Dulies, jenen langen zwischen Stangen hangenden Tragsänften, in denen man vor den wilden Bestien so ziemlich gesichert ist, eine kühle nächtliche Reise anzutreten. Die Sänfte eines jeden von uns ward von 16 Trägern getragen und außerdem von einigen Fackelträgern begleitet, um zu leuchten und die wilden Thiere zu verscheuchen; unser Weg führte uns nämlich auf 30 Meilen durch dichten am Fuße des Himalaja gelegenen Wald. Wir waren indeß nicht allein auf unsere Fackeln verwiesen. Bei jedesmaligem Zurücklegen einer Meile flammte uns auf dem Waldpfade ein helles Freudenfeuer entgegen, bei deren jedem zwei Heizer angestellt waren. Erstere jedoch flackerten, hin- und herzüngelnd, nicht minder unheimlich durch die schwarze Nacht, während das Krachen des dicht verzweigten Gebüsches, durch das die Elephanten sich ihren Weg bahnten, den Wald erzittern machte. Schreiende Eulen umkreisten uns wie wir den vom Nachtthau schlüpfrigen Pfad durchzogen, und das Heulen des Schakals mahnte an die Nähe eines Tigers. Da wir indeß von keinem Tiger molestirt wurden, legte ich mich aufs Ohr und ward bei Sonnenaufgang durch das Gekreische der Pfauen wie durch das Gekräh des tapferen kleinen Waldhahns, des Ur-Urgroßpapa's des unsrigen, geweckt. Horch! dort erschallt die Axt des Holzhauers, der lustig unter dem kühlen Schatten der Banane sein Tagwerk handhabt, ohne Elephant und Tiger zu fürchten, denn davor bewahrt ihn das von dem Fakir erstandene Zaubermittel. Hüpfend und springend durchkreuzt ein Trupp Affen unseren Weg und hat schnell wie der Blitz den Gipfel eines alten Urbaumes erklettert. Den Kopf zum Duly hinausstreckend entgeht mir keine der Scenen des Waldes, als plötzlich Flintengeknall und Kugelgezisch, einige Fuß über unsern Köpfen, uns keinen geringen Schrecken einjagen. Einer unserer Leute ist durch die Hand, ein anderer durch den Arm geschossen. Vier Herren, von zwei Elephanten getragen, waren auf der Tigerjagd begriffen, und es war dieses eine der Unannehmlichkeiten welche die Jagd nicht selten mit sich bringt. Wir befanden uns nicht unmittelbar in der Schußlinie, doch die Elephanten, denen das Ding ungewohnte Arbeit war, wurden unruhig und gaben durch ihre unerwarteten Bewegungen dem Schusse andere Richtung. Der Kampf gieng auf einem Kornfelde vor sich. Die Eingebornen, welche sich rings umher auf Bäume geflüchtet hatten, gaben gierige Zuschauer ab. Die Habhaftwerdung des Mörders, ein Schrecken für die ganze Umgegend, war glühend ersehnt worden. Noch in der vergangenen Nacht tödtete er einen Grasmäher, und man glaubte in ihm denselben Tiger zu erblicken der sich alljährlich zur Jahrmarktszeit blicken ließ um den Wallfahrern aufzulauern. Er ward von dem Engländer erlegt und im Triumph zum Jahrmarkte transportirt. Wie wir, von den Dulies gefolgt, unsere Reise zu Fuß fortsetzten, gelangten wir zu den Tempeln an den Ufern des Ganges, woselbst letzterer sich durch eine enge Schlucht der dem Himalaja angehörenden Sevalikkette stürzt, genannt das Thor von Hurri, Hurridwar. Der Berg zur Rechten ist von Höhlen durchbrochen, vor deren Oeffnungen wir viele fast nackte Männer mit geflochtenem Schopfe, Halsketten von Perlen und Talismanen wahrnahmen, heilige Fakirs, welche von Almosen leben, auch etliche von der schrecklichen Secte der Aghors, welche ihren Körper mit Asche und gelbem Oker einreiben und in ihren Händen Menschenschädel tragen. Sie sollen sich von Menschenfleisch genährt haben und ihre Berührung verunreinigt. Als wir uns unweit des Schauplatzes des Jahrmarktes befanden, sahen wir uns genöthigt die Heerstraße zu verlassen, welche dermaßen von Wallfahrern wimmelte daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Die einen begaben sich zum Flusse, andere kehrten durchnäßt von demselben zurück, und das Gewühl triefender Anbeter verwandelte die Straße in einen Morast, nur die Jungen und Gewandten vermochten sich mit genauer Noth durchzuarbeiten. Später ward uns berichtet daß diese Beschaffenheit des Weges erschreckliche Folgen mit sich brachte, denn beim ersten Schalle der Gongongs und Muscheltrompeten, welche von den Pagoden aus den günstigen Augenblick verkündeten, giengs im Sturm dem Ganges zu, wobei manche der Alten und Schwachen zu Tode getreten wurden. Da die Eingänge zu dem Fluß, wie das bei den meisten Ghauts oder Badeplätzen der Fall ist, an den Seiten durch eine Mauer begränzt werden, so ward der Wettlauf mit um so rasenderer Eile betrieben und das Gekreische der Weiber im Verein mit dem Freudengebrüll der Männer: „Hurru, Hurru!" (Namen des Schutzgottes) und den schrillen Tönen der Muscheltrompeten gaben einen nicht zu sagenden betäubenden Wirrwarr ab. Ein alljährlich auf dem Platze postirtes Regiment Sipahis verfehlt nicht die Bewegungen der Badenden möglichst zu controliren, doch was vermögen sie gegen ein Gewühl von Hunderttausenden? Auch sind auf Befehl der Regierung quer über den Fluß Seile gezogen, um denjenigen einen Halt zu geben welche durch die wilde Strömung fortgerissen werden, doch ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln fordert jedes Jahr beträchtliche Opfer. Die meisten der Tempel sind an den Ufern des Flusses gelegen, einige von geringerer Bedeutung jedoch hier und da zerstreut und scheint kein bestimmter Bauplan bei ihnen vorgewaltet zu haben. Gleich allen Hindutempeln bestehen auch diese Pagoden am Ganges aus plumpen, düsteren Massen, pyramidalisch,

Digitized by Google

und mit vieler und sorgfältig ausgeführter Bildhauerarbeit verziert. Sie kommen weder an Größe noch an Pracht dem berühmten Tempel des Vischnu Pud zu Gya gleich, und sind alle ungleich kleiner als der Dschaggernatempel in Orissa. Das Innere eines Hindutempels trägt nicht die leiseste Spur eines Gotteshauses in Europa. Der Priester fungirt ausschließlich allein beim Reliquienschreine, seine Muntras oder Zaubersprüche (Beschwörungsformeln) murmelnd, während er in Zwischenräumen etliche Blumen auf den Lingam, den geheiligten Stein, legt oder Milch darauf tropft. Dem Publicum ist gestattet in Reihen das Tempelgewölbe zu durchziehen, wobei jeder der Verehrer dem Gegenstand der Anbetung gegenüber den Boden mit der Stirn berührt, sich darauf erhebt, die flachen Hände vor dem Gesicht faltet, sein Opfer, bestehend in Milch oder geschmolzener Butter, auf den Altar schüttet, und damit seinen Gottesdienst beschließt.

Da die Anbeter bei ihrer Ankunft in dem Tempel triefen, so watet man alsbald in einem knietiefen Moraste von Milch, Schlamm und Blumenwulst. Während der ganzen Verrichtung erschallen die Lüfte von Freudengeschrei und dem Gebraus der Gongongs. Dem Haufen hatte sich eine derartige religiöse Raserei bemächtigt, daß er vermöge derselben der tollsten und wildesten Thaten fähig gewesen wäre, und wirklich hatten vormalige Jahre Beispiele aufzuweisen daß ihrer einige bereitwillig ihr Leben vor dem Thron des bösen Geistes zum Opfer brachten. Mir war einst eine Gesellschaft Hindu bekannt, welche zur Sühnung einer Schwelgerei, als sie mit den rasend machenden Wirkungen der Bhang (Hibiscus Indicus) zu kämpfen hatten, ein gleiches Opfer vorschlugen. Ihrer einer trat vor, um bei dem Hindu, der die Rolle des Hohenpriesters übernahm, die Ziege oder den Stier (die üblichen Opfer) abzugeben, und sofort trennten seine Cameraden sein Haupt vom Rumpf. Die Mörder, welche alsbald in Schlaf verfielen, erwachten am folgenden Morgen als Gefangene der Polizei, und sind hoffentlich erhängt, die übrigen deportirt worden. Während dem Churruk Poojah (dem Baumelfeste) sah ich verschiedene Hindu die entsetzlichsten Foltern ertragen; diese betrogenen Elenden, die, wahrscheinlich um ihr Blut weniger entzündend zu machen, sich während 14 Tagen kriechend auf dem Boden fortbewegten, machten vor mir Parade, wie ihrer einige lange eiserne Stäbe von der Dicke eines Viertelzolles durch die Zunge gebohrt hatten, andere, in deren blutigen Rückenmuskeln noch die Haken erzitterten an denen man sie aufhieng. Die entsetzlichste Folter jedoch von der ich jemals Zeuge war, bestand in einer Art „Haarseiltanz." Ein Mann nämlich im Schlachtcostüme, Schwert und Schild in der Hand, das Haupt mit einem mächtigen Federbusch geziert und die Lenden mit grellfarbenem Stoffe umwunden, hatte sich zwei Bindfaden durch die Haut, gerade unter den Rippen, gezogen, und vollführte, während zwei Männer die Bindfaden, gehörig geölt um so ungehemmter die Wunden passiren zu können, straff zogen, vor einer Musikbande, die zu seinen Bewegungen aufspielte, den Tanz eines Wahnsinnigen.

Dieses Fest ist reich an Unglücksfällen. So sah ich einst einen armen Teufel aus dem Baumelbaume stürzen und beide Beine brechen, weil seine Rückenmuskeln, durch welche die Haken gezogen waren, in Folge des Körpergewichts zerrissen. Es ist gar nichts ungewöhnliches daß ein Mann das Gelübde thut die vielleicht tausendmeilige Entfernung von seiner Heimath bis Dschaggernat, den Boden mit seiner ganzen Körperlänge messend, zurückzulegen. Natürlich erfordert die Ausführung dieser an Wahnsinn gränzenden Heldenthat Jahre, und manche erliegen unterwegs, wobei ihre Leichname den Schakals und den Geiern zum Raube fallen. Mir kam einst ein Hindu zu Gesicht, dessen Nägel durch die Rückseite seiner Hand gewachsen waren, welche folglich fest in einander geballt und von vorn herein in dieser Lage zusammengeknebelt seyn mußte; wieder ein anderer, der mit seinem erhobenen verdorrten Arme einen Topf mit der heiligen Foolseepflanze trug, während seine rund um den Topf gewachsenen Nägel oder vielmehr Krallen diesen hielten. In einer anderen Gestalt trat mir der Fanatismus bei einem kräftigen Manne entgegen, nur mit einem Streifen Leopardenfells umgürtet, übrigens völlig nackend. Vormals ein reicher Bankier, schleppte er sich jetzt als Pilgrim durch die endlose, staubige, glühende Heerstraße, nur von den Almosen lebend welche er in jedem Dorf, durch das sein Weg ihn führte, einsammelte. Er hatte seine ganze Habe seinen Angehörigen übermacht, und das Gelübde gethan seine übrige Lebenszeit einer Wallfahrt zur heiligen Stadt Odjein zu widmen. Indem wir den Jahrmarkt durchwandern, sey hier ein Wörtchen von der Leichtgläubigkeit der Hindu am Platz. Straße an Straße, so weit das Auge reicht, winden sich die Reihen zahlloser in allen Farben des Regenbogens prangender Zelte. In einigen leuchtet das goldgestickte Tuch Delhi's und die Seide Multans, in anderen jedoch fällt das Auge auf die gangbarsten Etiketten von Manchester, an irgendeinen grellfarbenen Zitz oder Rolle schneeweißen Schirtings geheftet. Geben jene Etiketten nicht glorreiches Zeugniß von der Maschinenkraft? Der für die Waare entrichtete Zoll erhöht um das Doppelte den Originalpreis derselben, dennoch schlägt sie das Erzeugniß des Handwebestuhls des Mutterlandes der Baumwolle aus dem Felde.

Doch was ist das?! Ein schimmerndes Zelt mit buntfarbiger Veranda, unter welcher Nautschnis (Tänzerinnen) aus Kaschmir gruppirt sind, und in Begleitung einer Geige und zweier Tubluks (kleiner Handtrommeln) Partien aus den für die Abendunterhaltung bestimmten Liedern singen. Strahlende Feen sind sie zweifelsohne in den Augen derer welche sich an dieser Wonnestunde genügen lassen müssen, da ihre Börsen nicht gespickt genug sind um das Entrée zu dem eigentlichen Nautch zu ermöglichen, welcher nach eingetretener Dunkelheit, wenn der Jahrmarkt im Zauberglanze der farbigen Lampen strahlt, vor sich gehen wird, bis die Mißtöne des anbrechenden Morgens dem Reiche der Träume ein Ende machen. Seht dort! ein riesiger Elephant, an allen Vieren gekettet, denn vor erst wenigen Monaten in den Wäldern Assams eingefangen, ist er noch ungezähmt. Zwei Weibchen stehen ihm zur Seite und erhalten ihn bei guter Laune, in der er zarte Sprossen von dem vor ihm hängenden Gezweig reißt und dieselben in galanter Weise seiner Lieblings-Sultanin vorhält. „Wie viel für Sr.

Digitized by Google

Herrlichkeit?" fragen wir den Wärter. „Siebenhundert Pfund ohne das Trinkgeld für die Diener," und jene Summe wird zweifelsohne von irgendeinem eingebornen Fürsten entrichtet werden, bei denen ein ausgewachsener Elephant für den Repräsentanten des äußersten Pompes gilt. „Bom Bom Mahudes!" ertönt es aus dem Munde eines Trupps Männer aus Dschaggernat oder einer anderen gleich entfernten Oertlichkeit, Weidenkörbe auf ihren Schultern wiegend die Behälter mit heiligem Wasser enthalten, welches tropfenweis verkauft und als Opfergabe in den Tempeln dargebracht wird. Dort fällt der Blick auf wildblickende Ismaeliten (?), ihres Gewerbes Roßhändler, doch wohl mehr um das des Straßenraubes darunter zu verstecken, obgleich sie sich jetzt nicht mehr so stark damit befassen wie vormals in ihrer Heimath, in den wilden Päßen Kabuls. Es sind Riesen an Gestalt, „gegliedert wie die englische Flotte." Wer aber kommt dort mit herausfordernder Miene dahergespreizt? Wer anders als unser tapferer kleiner Major Toddles mit dem enormen Helm und den mächtigen Courierstiefeln. Er kam in der Absicht ein Pferd zu erstehen und schlendert der Richtung des Pferdemarktes zu. Auch unser Wunsch war Rosse zu erhandeln. Wir mietheten zu diesem Zweck im Mittelpunkt des Pferdemarktes ein Zelt und engagirten einen Dulal (Unterhändler), der auch sofort die Nachricht in Umlauf setzte daß wir Pferdekäufer seyen, und alsbald umlagerte uns ein buntscheckiger Haufen Roßhändler, Afghanistan, der Mongolei, Arabien und Hindostan angehörend, die uns zu Ehren ihre Hengste einhergaloppiren ließen. Meine Wohlbeleibtheit ließ mich zuerst ein prächtiges kastanienbraunes persisches Roß wählen, welches in jeder Beziehung für mich geeignet schien, und so ruhig war daß ich es sattelte und den Abend die Straßen des Jahrmarktes durchzog. Als ich so gemächlich entlang ritt, stieß ich auf Scheik Abdul, den arabischen Roßkamm, mit seinen „Söhnen der Wüste," sämmtlich in Linnen steckend, alle zu leicht für mich und außerdem über die Maßen theuer. 150 Pfd. St. war ein ganz gewöhnlicher Preis für ein kleines Thier, 14 „Hände" messend. Diese Pferde zeichnen sich indeß durch erstaunlichen Muth und große Kühnheit aus, und können eine ungleich schwerere Last tragen als es ihr Aeußeres vermuthen läßt. Dort wieder stehen zwei gigantische persische Rosse (eisengrau), ein durchaus gleiches Paar mit silbernen Ringen um den Schenkel, deren Glöckchen ein liebliches Geklingel erschallen lassen. Sie sind mit einer prächtigen Schabrake aus silbergesticktem Sammet geschmückt, und werden herrliche Rosse für den Prachtaufzug eines eingebornen Fürsten abgeben. „Platz da für den Rajah von Doulutpore!!" auf seinem Riesenelephanten mit den mächtigen Fangzähnen und dem silbernen Howdah oder Sessel. Diener und Vorreiter im Galacostüm eröffnen den Zug. Wir müssen uns eiligst zu dem Pöbel unter den Zelten flüchten um Se. Hoheit vorbeipassiren zu lassen, die mit stolzer Verachtung auf die Europäer herabschaut. Wir schlossen verschiedentliche Pferdehändel ab, und waren zu der Zeit nicht wenig stolz auf unsere Acquisitionen. Bei meiner Rückkehr in die Berge jedoch sollte es mir einleuchten daß die Prellerei mit Pferden sich nicht allein auf Yorkshire beschränkt. Mein prächtiger Perser verspielte zusehends und ward an allen Vieren lahm, so daß ich froh war ihn für etwa 2 Pfd. St. loszuschlagen, nachdem ich dreißig dafür gezahlt.

Der Jahrmarkt hält gewöhnlich 10 Tage an, doch zur Zeit als ich ihn besuchte brach die Cholera daselbst aus und zerstreute die Wallfahrer plötzlich nach allen vier Winden. Die öffentlichen Regierungsberichte ergaben daß sich an eine Million Menschen zu dem Jahresfest eingestellt hatte, und da nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, so war ein Ausbruch der Seuche eben nicht zum Verwundern.

Eine Alltagsgeschichte aus Niederländisch-Indien.

(Aus v. d. Hoëvel's Skizzen aus dem indischen Leben.)

„Und wann wird Koos nach Holland gehen?"

„Wahrscheinlich in fünf Tagen mit einer ausgezeichneten Gelegenheit."

„Wie alt ist der Junge nun?"

„Beinahe acht Jahre?"

„Ja dann wird es Zeit daß er reist."

So sprach Hr. van der Poot mit einem seiner Freunde. In Indien ein ganz unbedeutendes alltägliches Geplauder über ein Ereigniß das hundertmal vorkommt und gar nichts besonders ist. Ein Vater und eine Mutter die ihr Kind zur weiteren Erziehung nach Holland schicken; es ist so einfach und natürlich als ob ihr von einem Fäßchen neuer Häringe spräcbt, das ihr von einem guten Freunde aus dem Vaterlande empfangen habt, oder von einer Partie Bücher die ihr zum Einbinden dorthin schicktet. Aber wenn wir etwas tiefer darüber nachdenken, so liegt doch wohl etwas rührendes und ergreifendes darin. Eltern trennen sich von ihrem Kinde in einem Alter von acht Jahren; Eltern schicken ihren Sohn in eine Ferne von 4000 Meilen um ihn 15 Jahre lang, ja vielleicht nie wieder zu sehen; Eltern überlassen die schwierigste Arbeit, die nur durch eine einzige Bewegkraft, die der Liebe, gut verrichtet werden kann, an Fremde, und können für ihren Liebling nichts thun — als bezahlen. In allen Ländern der Welt sorgen die Thiere selbst für ihre Nachkommen, in Java ziehen die Tiger ihre Jungen auf bis sie groß sind — aber die Menschen kaufen sich diese Pflichten und Sorgen mit Geld ab. Die Thiere in den Wäldern und Wildnissen haben die Freiheit ungestört und ungehindert dem Triebe der Natur zu folgen, der sie antreibt ihre Jungen zu bewachen und zu beschirmen; aber uns zwingt hier der Zustand der Gesellschaft in der wir leben, das sanfteste und zarteste, zugleich aber auch das stärkste Band, das zwischen Eltern und Kindern, auf ewig zu zerreißen. Ich bin über 10 Jahre hier im Lande, aber an diese Idee kann ich mich nun einmal nicht gewöhnen. Niemals höre ich über diesen Gegenstand sprechen ohne daß mir ein kalter Schauer durch die Glieder fährt, und wenn ich die armen Jungen sehe, die erst selber

Digitized by Google

den Gefahren einer langdauernden Seereise, und deren höchste Interessen dann den Händen Fremder überlassen werden müssen, da quillt mir oft eine Thräne im Auge. Ich weiß wohl daß das „dumm und thöricht“ ist; ich weiß wohl daß das „eine übertriebene Empfindlichkeit“ verräth; ich weiß wohl „daß es nun einmal so ist, daß man nichts daran ändern kann, daß man sich dabei beruhigen muß u. s. w.,“ aber ich kann mir nicht helfen, c'est plus fort que moi.

„Wer wird in Holland für ihn sorgen?“

„Ich sende ihn zu meinen Bevollmächtigten den HH. N. N. u. Comp., die alle meine Geschäfte besorgen,“ fuhr Hr. van der Poot fort, „Freunde oder Bekannte habe ich dort nicht; auf die Schulen verstehe ich mich nicht, und so muß ich es ihnen überlassen eine zu wählen.“

Ist es nicht als ob man von einer Partie Kaffee oder einer Ladung Reis spräche die an ein Kaufmannshaus adressirt wird? Und doch ist dieß Gespräch dem Leben entnommen. Die HH. N. N. und Comp. sind brave Menschen, aber Kaufleute. Sie schicken die „Factur“ ihres Principals in ein Institut das allgemein in gutem Geruche steht, dessen Wahl aber von der Summe die man jährlich daran wenden will abhängt; denn es gibt deren zu verschiedenen Preisen, von 1000 fl., von 800 fl. und von 600 fl. Sie wachen so viel als möglich darüber daß der Lehrer seine Pflicht erfülle, daß er seinen Schüler geziemend kleide und ernähre, und seinen Unterricht regelmäßig und zu festgesetzten Stunden ertheile; sie sorgen daß die Kosten pünktlich bezahlt werden, und daß Hr. van der Poot zu Batavia jährlich seine genaue laufende Rechnung von dem bei ihnen niedergelegten Gelde empfange, sie nehmen nicht mehr als fünf Proc. für ihre Mühe — und sie haben ihre Pflicht gethan.

Hr. van der Poot kam von seinem Morgenspaziergang zurück und hörte einen fürchterlichen Lärm. Koos war über einen Sklavenjungen seines Alters, seinen Spielcameraden, oder besser seiner Spielpuppe in leichten Zorn entbrannt. Nachdem er sich mit ihm gebalgt und gezerrt, hatte Koos sein gewöhnliches Butterbrod mit Zucker bekommen, und nun war der Sklavenjunge so unverschämt gewesen, in einem Augenblick wo er glaubte daß Koos es nicht merken würde, ein Stück davon ganz stille wegzuschnappen. Wüthend sprang dieser auf und schlug dem Diebe die Nase blutig, der sich natürlich nicht zu vertheidigen wagte. (Ein Sklave seinem Herrn gegenüber).

„Koos, Koos,“ rief Hr. van der Poot mit starker Stimme, und war im Begriff ihn wegen dieser in seinen Augen grausamen Mißhandlung empfindlich zu strafen. Aber Frau van der Poot trat dazwischen.

„Pfui van der Poot! willst du den armen Jungen schlagen? und in fünf Tagen verläßt er uns! laß es ihn nur noch genießen — er geht ja doch nach Holland!“

„Er geht doch nach Holland.“ Siehe da die Zukunft der indischen Kinder, die schon ihre erste Erziehung, von Wiege und Windeln auf, verdirbt und tödtet. Wozu soll man sich so viel Mühe geben, es ist doch nur für kurze Zeit. „In Holland wird man schon fertig mit dir werden,“ droht der Zorn der Eltern, wenn das Kind fehlt. „In Holland wird er es schon lernen,“ damit bringen sie ihr Gewissen zum Schweigen, wenn es ihnen vorwirft daß sie ihren Sohn verwahrlosen. „In Holland ist es doch damit vorbei;“ so trösten sie sich selbst, wenn sie Unarten und böse Streiche bei dem Knaben entdecken. Aber wißt ihr denn nicht daß die ersten acht Jahre einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes folgendes Leben ausüben? Wißt ihr denn nicht daß sich in dem zarten Gemüthe verderbliche Elemente entwickeln, die sich vielleicht nie wieder verlieren? Wißt ihr denn nicht daß die Erziehung von der Geburt an beginnen muß, daß schon Gefahren drohen sobald das Kind zum Selbstbewußtseyn erwacht, und daß die Keime der Sünde mit seinen alles durchdringenden Fasern in dem jungen Herzen fest wurzeln, wenn es kein Vaterauge mit väterlicher Geduld und Aufmerksamkeit beobachtet und keine Mutterliebe darüber wacht? Und käme euer Sohn in Holland unter die eigene Leitung Pestalozzi's, die Folgen dieser acht Jahre, wo ihr in Erwartung seiner einstigen Reise die Bildung seines Geistes versäumtet, würden doch nie zu verwischen seyn.

Die meisten Menschen welche Indien verlassen wollen, reisen im Februar oder März ab, was allgemein für die beste Zeit gehalten wird; darum hatte auch Hr. van der Poot ein Schiff gewählt das in diesen Monaten segelfertig war. Da der Westmusson dann ziemlich in seiner vollsten Kraft ist, so strömt der Regen oft in diesen Tagen wie ein Wolkenbruch vom Himmel, und solch Wetter war es auch an dem Tage wo Koos von seinem Vater an Bord gebracht werden sollte. Die Luft war grau, und wie mit einem undurchdringlichen Flor bedeckt; die Wege spiegelten von Wasser; hin und wieder blies ein heftiger Wind in die Blätter der Gebüsche, eine traurige Färbung lag über der ganzen Natur ausgebreitet, und eine niedergedrückte melancholische Stimmung war bei den meisten Menschen die natürliche Folge.

Noch ehe der Wachtschuß fiel, war im Hause alles in Aufruhr. Zum letztenmale wurde Koos von seiner Bamboe [1] angekleidet, zum letztenmale bereitete sie ihm sein Butterbrod mit Zucker, zum letztenmale bekam sie von ihrem Sinjo [2] einen zwickenden Kniff, weil sie seinen Gürtel etwas zu fest schnallte. Die Thränen standen ihr in den Augen nicht um den Schmerz des Kniffes willen, sondern weil sie nun bald nicht mehr von dem Kind gekniffen werden sollte, das sie gesäugt hatte, das sie acht Jahre lang Tag und Nacht bewachte, das sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend gehegt und gepflegt hatte. Frau van der Poot saß weinend und schluchzend auf einem Sopha, ihre Blicke auf ihren Sohn geheftet; ein unbestimmtes und dunkles Gefühl sagte ihr daß sie sich für ewig von ihm trenne, daß sie ihr Kind nie wieder in die Arme und an ihr Herz schließen werde.

„Komm, es ist Zeit,“ sagte endlich ihr Gatte, der durch die Besorgung einiger noch mitzunehmender Güter für einen Augenblick seinen Schmerz (den Schmerz eines Vaters der

---

[1] Bamboe, Kinderfrau.

[2] Sinjo, Söhnchen.

Digitized by Google

seinen Sohn verliert) vergessen hatte. Ich überlasse es jedem sich den letzten Abschied selbst auszumalen, den nun die Mutter von ihrem achtjährigen Sohne nahm, denn beschreiben kann ich ihn nicht. Als er am Halse der armen Frau hieng, und sie ihm das Gesicht und die Lippen mit Küssen und brennenden Thränen bedeckte, erhoben alle Sklaven ein lautes Weinen. Koos wußte eigentlich nicht recht was mit ihm geschah; „er gieng nach Holland," das war ihm so oft vorgesagt daß er sich nicht täuschen konnte, aber eine bestimmte Vorstellung konnte er sich von dem Gedanken nicht machen. Zuletzt riß ihn Hr. van der Poot von seiner Mutter los, setzte ihn in den Wagen, nahm neben ihm Platz, und fuhr zu dem Schlagbaum am Hafen. Da lag die Schaluppe, Vater und Sohn ruderten zu dem Schiff, das bald den Weltocean zwischen beide legen sollte. Am Bord war alles fertig, und als der letzte Passagier über das Fallreep gestiegen war, begann es schon den Anker zu lichten. Es war wirklich eine ausgezeichnete Gelegenheit mit welcher der Knabe reiste; der Capitän, bekannt dafür daß er besonders gut für Kinder sorgte, hatte noch vier andere Knaben bei sich, die auch nach Holland geschickt wurden, und eine angenehme Gesellschaft für Koos seyn konnten. Hr. van der Poot wartete bis der Anker gerade auf- und senkrecht stand; dann gab er dem Capitän die Hand, legte ihm die Bitte noch einmal ans Herz, doch gut für sein Kind zu sorgen, schloß Koos noch einmal in seine Arme und an seine Brust, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, verließ das Schiff und kehrte in seine Wohnung zurück.

Was mag wohl in dem Herzen des Vaters vorgegangen seyn, als er einsam im Boote, einsam im Wagen saß? — ich weiß es nicht — ich kann es mir nicht vorstellen. Ich werde nie den Augenblick vergessen wo ich von dem Kirchhofe zurückkehrte, auf dem ich meinen Sohn in die Gruft der Verwesung gelegt hatte. So oft ich daran denke durchschneidet es mir noch die Seele, aber mich dünkt, ich war doch weniger verzweiflungsvoll als ich es an der Stelle dieses Vaters gewesen seyn würde. Ich wußte zum wenigsten wem ich meinen Liebling anvertraut hatte — ich wußte daß er unter eine bessere Hut kam als die meine war, und daß er einer viel höheren Erziehung und Bildung theilhaftig werden sollte als ich ihm geben konnte.

Die Zeit goß ihren wohlthätigen Balsam in die verwundeten Gemüther der Eltern. Hr. van der Poot hatte am Tage seine Berufspflichten zu erfüllen, und spielte am Abende seine Partie, seine Frau hatte ihre häuslichen Geschäfte und ihre Freundinnen. Denn wißt ihr wohl welchen Einfluß die europäische Erziehung der indischen Kinder auf die Familien in Indien ausübt? Den daß sie zerrissen, von einander getrieben, ganz aufgelöst werden. Daß in Indien eigentlich gar keine Familien sind, und kein Familienleben herrscht. Die Macht der Erziehung, die für die Eltern eben so wohlthätig wie für die Kinder wirkt, welche die Quelle so vieles Guten und Heilsamen in den Häusern der Christen ist, und ein so starker Sporn für den Erzieher um selbst den Seinen mit einem reinen und heiligen Beispiel voran zu gehen, diese Macht ist gebrochen, diese Kraft besteht nicht. Die Eltern leben hier, die Kinder dort, Tausende von Meilen entfernt; beide werden sich nach und nach entfremdet, die letzteren leben unter anderen Menschen, in einer anderen Welt, die ersteren suchen ihre Freuden, jeder auf seine Weise, außerhalb des Hauses; die herzliche Liebe der Ehegatten zu einander wird nicht durch die gemeinschaftliche Sorge und tägliche Wachsamkeit für ihre vergötterten Kinder genährt; das Band das sie verbindet wird unwillkürlich lockerer und lockerer, mit einem Worte, das Familienleben ist vernichtet.

Fünfzehn Jahre später waren natürlich alle drei hier vorgeführten Personen auch um 15 Jahre älter geworden. Koos war daher ein 23jähriger Jüngling, aber, wunderlich genug, wenn seine Eltern an ihn dachten, so schwebte ihrem Geist immer unwillkürlich derselbe kleine Knabe von damals vor, und sie mußten der Einbildungskraft mit ihrem Verstande Gewalt anthun um begreifen zu können daß er nun doch nicht mehr so aussehen konnte. Seine Erziehung war vollendet und mußte glücklich ausgefallen seyn, wenn man wenigstens die erstaunlichen Summen zum Maßstabe nahm die sie dem Hrn. van der Poot gekostet hatten. Mehr als 25,000 fl. hatte er für den Jungen aufgeopfert, und für 25,000 fl. kann man denn doch noch etwas kaufen. Ueberdieß waren die Berichte im ganzen günstig gewesen, nur in der letzten Zeit, wo Koos auf der Universität war, hatten die HH. N. N. und Comp. hin und wieder über ihn geklagt, vorzüglich weil er mehr Geld verzehrte als ihnen nöthig zu seyn schien. Sie hatten daher auch geglaubt daß es eine vortheilhaftere Speculation für ihren Principal seyn würde, wenn ihr Mündel nach Indien zurückkehrte als wenn er seine Studien noch fortsetzte, zumal da er bei der ihm zu Theil werdenden Protection sein Glück doch machen würde. Wohl war dieß eine kleine Täuschung für den alten van der Poot, aber da er wie seine Frau täglich mehr nach der Wiederkehr seines einzigen Sohnes, der Hoffnung seines Alters, verlangte, so hatte er seine Zustimmung ertheilt. Die vor 15 Jahren empfangene Fractur wurde also nun in gehörigem Zustande und gut gehalten am Bord der Elisabeth, Capitän X., dem Absender wieder übermacht, und konnte jeden Augenblick in Batavia erwartet werden.

Frau van der Poot hatte das Zimmer ihres Sohnes in Bereitschaft gesetzt. O! welche Seligkeit, stellte sie sich vor, wenn sie den lieben Jungen wieder an ihr mütterliches Herz drücken, wenn sie das liebliche Gesicht ihres Koos wieder mit Küssen bedecken würde. Stundenlang konnte sie vor seinem kurz nach seiner Ankunft in Holland verfertigten Bildnisse stehen, Stundenlang konnte sie in den schalkhaften Augen lesen, an den freundlichen Lippen hängen und sich an dem Lockenkopfe erfreuen.

Ihr Ehegatte hatte alles in Ordnung gebracht. Unmittelbar nachdem das Schiff auf die Rhede gekommen, sollte er Nachricht empfangen, Pferde und Wagen standen jeden Augenblick parat, das Herz hüpfte ihm vor Freuden, wenn er an die selige Stunde dachte wo er Koos von dem Hafenschlagbaum holen sollte; seine Brust schwoll vor Stolz, wenn er träumte was sein Sohn alles gelernt hatte, und sich vorstellte

Digitized by Google

wie er sich vor den inländischen Kindern auszeichnen würde. Schon seit vielen Wochen wurde im Hause von nichts anderem als von Koos gesprochen, und die Bekannten des Hrn. van der Poot fanden es wohl etwas langweilig daß er immer wieder auf diesen einen Gegenstand zurückkam.

Indessen verstrich ein Tag nach dem andern und das so feurig ersehnte Fahrzeug wollte immer noch nicht erscheinen. Was für tausend Aengste standen nicht die elterlichen Herzen aus, als sie berechneten daß das Schiff schon vier Monate auf der Reise war! Jeden Morgen erwachten sie mit der süßen Hoffnung, jeden Abend seufzten sie: „noch nicht!“ Endlich, als Hr. van der Poot eines Mittags gerade im Begriff stand seine Mittagsruhe zu halten, siehe, da bekömmt er die frohe Botschaft. „Die Elisabeth kam so eben auf die Rhede.“ Die Hitze des Mittags, die Ruhe, der Schlaf, alles ist vergessen.

In einem Nu ist er in den Kleidern, in einem Umsehen sitzt er im Wagen. Mit einem vor Freude klopfendem Herzen eilt er dem Schlagbaume zu.

Aber je weiter er kömmt, je mehr sich der gewünschte Augenblick des Wiedersehens mit seinem Sohne nähert, je wunderlicher wird es ihm ums Herz. Die Idee seinen Koos bald wieder in die Arme zu pressen ist ihm eine Seligkeit — aber sich selbst zum Trotze bemeistert sich seiner eine gewisse Beklommenheit, ohne daß er einen Grund dafür wüßte. Beim Schlagbaum wandelt er am Landungsplatz auf und nieder, und hält seine Augen unabläßig auf jedes Boot gerichtet das er in der Ferne ankommen sieht. Wenn es aber näher gekommen, sieht er daß ein Steuermann darin sitzt, oder ein Seecadet oder ein Seecapitän, Koos wenigstens sieht er nicht. Endlich siehe, da kommt eine große Schaluppe, er fängt an sie zu unterscheiden, er bemerkt eine Menge Menschen darin, der Wächter sagt ihm daß es die Schaluppe des Schiffs ist das eben auf der Rhede ankam. Ja, das wird er seyn, dieß Fahrzeug enthält seinen lieben Jungen, o nahe dich doch, nahe dich! sammelt eure Kräfte ihr Bootsleute, seht ihr denn nicht daß hier ein Vater steht, brennend vor ungeduldiger Sehnsucht? Endlich kann er die Personen erkennen, vier Herren und zwei Damen, „aber Koos ist nicht dabei!“ das ist sein erster Gedanke. Da fällt es ihm glücklich ein daß er Koos nicht mehr kennt! und unwillkürlich überläuft ihn ein eiskalter Schauer.

Als die Schaluppe den Landungsplatz erreichte, war Hr. van der Poot ein ganz anderer Mann als in dem Augenblick wo er ihrer zum erstenmal ansichtig wurde. Mit bedächtigem Tone fragte er:

„Ist auch ein gewisser Hr. van der Poot in dieser Schaluppe?“

„Der bin ich, mein Herr,“ antwortete einer der Passagiere, indem er an das Land steigt.

„So sind Sie, mein Herr, ... „Koos,“ wollte er sagen; aber als er auf das lange raubärtige Gesicht starrte, erstarb ihm das Wort auf den Lippen, „so sind Sie Hr. van der Poot?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon!“ erwiederte dieser mit etwas hartem Tone, „was steht Ihnen zu Diensten?“

„Dann bin ich dein Vater!“

„Wahrhaftig! nun das freut mich! guten Tag Papa! wie geht es?“ und zugleich zieht er seine Handschuhe aus und reicht ihm die Hand.

Dem alten van der Poot war wunderlich zu Muthe; er wußte eigentlich nicht was er that, maschinenmäßig ergriff er die ihm dargebotene Hand, drückte sie mit seinen beiden Fäusten und zog seinen Sohn schweigend zu seinem Wagen.

Da saßen Vater und Sohn dicht neben einander. Im Anfang sprachen sie kein Wort, die Gegenstände an denen Koos vorüberfuhr waren ihm neu, und die Person die sich neben ihm im Wagen befand, war für ihn eine fremde; der Vater war beschäftigt seine Gedanken zu ordnen, und seinem Verstand deutlich zu machen daß er nun eigentlich neben seinem Sohne saß. Sein Sohn? das wollte ihm nicht ein, wenn er seine Augen verstohlenerweise auf die lange Figur da richtete, größer als er selbst, mit einem Gesicht das, unter einem schwarzen Bart verborgen, nach Luft zu schnappen schien, und einem Haupt das, schneller gefaßt, sich gleich dem Klima bequemt hatte, indem es den Lockenkopf, den es einst aus Indien mitbrachte, zum größten Theil in Holland zurückließ. Sein Sohn? das konnte er nun einmal nicht begreifen, wenn sein Blick auf den nach der letzten Mode gekleideten Dandi fiel, mit einem Pantalon, einer Weste und einem Rock à la Polka, der seinen Augen nun schon so viel zugemuthet hatte daß er beständig durch eine Lorgnette nach den Gegenständen starrte die er in Augenschein nehmen wollte. Dieß sein Koos? und er kannte keinen andern Koos als den flüchtigen fröhlichen Knaben, den schalkhaften Buben, den wilden Jungen, den er 15 Jahre früher auf eben diesem Wege an Bord brachte. Solche Gedanken drängten einander bei dem alten van der Poot, und der Junge fühlte sich auch alles andere eher als behaglich. Noch nie in seinem ganzen Leben hatte er sich befangen gefühlt, noch nie war er um eine Unterhaltung verlegen, und nun fehlte ihm plötzlich dieser leichte, luftige Conversationston, in dem er sonst ein Meister war, nun fühlte er sich auf eine unbegreifliche Art gezwungen.

Mittlerweile saß Frau van der Poot in der Vorgallerie, ungeduldig auf die Wiederkehr ihres Mannes wartend. Was in ihrem Gemüthe vorgieng, wird sich jede Mutter am besten selbst vorstellen können die auf dem Punkte steht ein geliebtes Kind nach langer Abwesenheit in die Arme zu schließen. Sie hatte einige Diener zum Ausschauen aufgestellt, da fliegen sie mit dem Berichte herein daß „mein Herr das Gut herauffährt,“ und beinahe in demselben Augenblick hält der Wagen vor dem Hause still. Van der Poot tritt mit dem Dandi in die Vorgallerie, da steht der Sohn vor seiner Mutter, er macht eine tiefe Verbeugung, ihr fliegt das Blut nach dem Kopfe, sie erkennt in diesem unbekannten Wesen keinen der Züge die so tief in ihr Gemüth eingegraben sind, sie sieht nichts von alle dem was ihre Einbildung in Bezug auf Koos ihrem Geiste so lange vorgezaubert hatte, sie ist gegen den fremden Herrn verlegen, unwillkürlich verneigt sie sich vor ihrem Sohne.

Ihr Sohn? .... in der That, ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht, es war nur allzu wahr: vor 15 Jahren hatte

Digitized by Google

sie ihr Kind zum letztenmale in ihre Arme, an ihr Herz gedrückt.

Wir wollen diese Erzählung nicht fortsetzen, wir wollen auch nicht erzählen was sich in dem Hause der van der Poots zutrug, wir wollten auch nur in einem Bilde, das dem wirklichen Leben in Indien entnommen ist, zeigen, wie grausam durch eine Erziehung unter fremden Menschen das Band zwischen den Eltern und ihren Kindern für alle Zeit zerrissen wird. Beschuldigt mich nicht einer übertriebenen Darstellung, denn meine Skizze ist eine Type, aber eine so getreue daß sie beinahe ein Porträt geworden ist. Beklagt lieber die Unglücklichen mit mir deren Jugend so vielen Gefahren bloß gestellt ist, in deren Gemüth ein Gefühl, das die Quelle so vieles Guten ist, die Elternliebe, erstickt und ausgelöscht wird, und die in kindlicher Unschuld das elterliche Haus verlassen, aber so oft an Leib und Seele verdorben zurückkehren. Beklagt die Eltern mit mir, auf denen die eiserne Nothwendigkeit lastet ihre Lieblinge einer so dunkeln wechselvollen und drohenden Zukunft anvertrauen zu müssen. Oh daß sie doch durch Anwendung aller ihrer Kräfte, durch eine ängstliche Vorsicht bei der Erziehung der ersten Jahre, durch eine lang überlegte und verständige Wahl der Personen denen sie ihr theuerstes Pfand übergeben wollen, die verderblichen Folgen dieser Nothwendigkeit so viel als möglich zu mildern und zu sänftigen trachteten! Und vermögen sie nichts anderes mehr, daß sie dann wenigstens täglich durch feurige Gebete ihr Kind in den Schutz des Allwissenden befehlen! Und ihr vortreffliche Männer, die ihr trotz solcher unglücklichen Umstände, trotz solcher allen Geist und Leben tödtender und das edelste und zarteste Gefühl auslöschender Schicksale eurer Jugend, euch doch selbst zu edlen Menschen und wahrhaften Christen ausgebildet habt — ihr habt ein Anrecht auf unsere Bewunderung und unsere Ehrfurcht! Ihr seyd verpflichtet Gott für seine besondere Leitung und väterliche Beschirmung zu danken — denn an euch hat er in der That ein Wunder verrichtet.

Die gegenwärtige Lage der französischen Finanzen.

Durch den Uebergang des französischen Finanzministeriums an Hrn. Fould ist man in Deutschland wie in England auf die Lage des kaiserlichen Schatzes aufmerksam geworden, die Kritiken aber welche der Brief des Hrn. Fould erweckt hat, haben nur gezeigt, wie wenige befähigt sind die Ziffern der französischen Schatzbulletins richtig zu lesen. Bekennt doch selbst der Londoner Economist vom 23 Nov., ein sonst vortrefflich unterrichtetes Blatt, daß er keine Ahnung habe aus welcher Art von Forderungen die schwebende Schuld zusammengesetzt sey, während Hr. Fould erst kürzlich ihre einzelnen Bestandtheile zergliedert hat. Nichts ist überhaupt klarer und deutlicher als ein französisches Schatzbulletin für diejenigen die solche Ziffergruppen zu lesen verstehen, aber freilich für denjenigen der das nicht versteht ist das französische Budget nur ein Zahlennebel ohne scharf abgegränzten Kern. Es ist z. B. schon schwer den genauen Stand der Rentenschuld oder der sogenannten consolidirten Schuld anzugeben, weil man zugleich auch das Vermögen des Tilgungsfonds kennen muß. Für jedes Anlehen der consolidirten Schuld werden jährlich dem Tilgungsfonds 1 Procent des Nennwerthes zur Tilgung angewiesen, die jedesmal im Budget zu den Kosten der öffentlichen Schuld gerechnet werden. Mit diesem Vermögen sollte der Tilgungsfonds an günstigen Börsenzeiten Rentenobligationen zurückkaufen. Die zurückgekauften Obligationen wurden indessen nicht immer sogleich vernichtet, sondern man schnitt die Coupons ab und vermehrte dadurch das Stammvermögen um die Rückkäufe noch weiter auszudehnen. In diesem Sinn hat der Tilgungsfonds unter den Orleans regelmäßig gearbeitet, und wenn auch unter diesem Hause die Schuld sich äußerlich stark vermehrte, der Tilgungsfonds hielt beinahe gleichen Schritt. Die Republik machte kurzen Proceß. Da sie keinen Credit finden konnte, so verschleuderte sie das Vermögen des Tilgungsfonds. Scheinbar verminderte sich daher die öffentliche Schuld unter der Republik, und doch weiß jeder der die französische Finanzgeschichte kennt, daß es gerade die Republik gewesen ist welche den Schatz vergleichsweise am tiefsten zerrüttet hat. Es bestand nämlich die in das große Buch eingetragene Schuld

	aus Renten,	davon im Besitz des Tilgungsfonds.
am 1 März 1848	244,287,266 Frcs.	67,441,899 Frcs.
am 1 Jan. 1852	242,774,478 „	12,005,615 „

Scheinbar hatte sich also die inscribirte Rentensumme um 1,512,788 Frcs. gemindert, allein gleichzeitig hatte der Tilgungsfonds 55,436,284 Frcs. an Renten verloren, die der Staat früher dem Staat, also sich selbst, also überhaupt nicht bezahlte, die er aber nach den Veräußerungen unter der Republik den Privaten zahlen mußte. In Wirklichkeit waren also die Renten, welche der Staat seinen Privatgläubigern zahlen mußte, von 176,845,367 Frcs. am 1 März 1848 auf 230,768,863 Frcs. am 1 Jan. 1852 gewachsen, folglich hatte die Republik den Staat um eine Rente von 53,923,496 Frcs. mehr belastet.

Aus diesem Beispiel ziehe man sich die wichtige Regel: die Höhe der wirksamen (active) Rentenschuld des Staates muß man erst suchen, indem man von der allgemeinen Rentenschuld die Rente des Tilgungsfonds abzieht. Will man also den Stand der öffentlichen Schuld in verschiedenen Zeiträumen vergleichen, so darf man nur die Rentenschulden an Privatgläubiger mit einander vergleichen.

Es ist auch mathematisch fehlerhaft, wie dieß von Laien in der Finanzwissenschaft so gern geschieht, die Lautwerthe des Rentencapitals ohne Beifügung der Rente zusammen zu zählen. Wenn Jemand eine 4½ proc. Obligation auf 1000 Frcs. und eine 3procentige von derselben Höhe besitzt, so beträgt die Summe seines Vermögens nicht 2000 Francs, weil man nach den arithmetischen Anfangsgründen Ungleichartiges nicht

Digitized by Google

addiren darf, sondern es besteht sein Vermögen aus einer Rente von 75 Francs für zwei Forderungen an den Staat, wovon er die eine an der Börse mit 950 Frcs., die andere mit 680 Frcs. absetzen kann. Vergleicht man freilich nur die Lautwerthe der Rentenschuld ohne die Rente, so gewinnt man die schlechteste Vorstellung von der Finanzwirthschaft des zweiten Kaiserreichs, aber diese Vorstellung ist auch eine trügerische. Wem es um Effect zu thun ist der wird sich an die Nennwerthe, wem es um die Wahrheit zu thun ist, an die Rentenhöhe halten.

Der Tilgungsfonds, den die Republik über Bord geworfen hatte, wurde von dem Kaiserreich, welches sich stets der finanziellen Scheinheiligkeit befleißigte, wieder eingeführt. Man setzte ihm wieder wie früher je 1 Proc. vom Nennwerth der eingeschriebenen Schuld aus und ließ ihn seine Coupons abschneiden. Allein da das zweite Kaiserreich immer mehr Geld brauchte als es einnahm, so konnte der Tilgungsfonds eigentlich nie zum Tilgen kommen, denn man nahm ihm mit der einen Hand alles wieder was man ihm gegeben, man nahm ihm nicht bloß seine jährliche Aussteuer, sondern auch noch seine Renten. Wie aber kann man vom zweiten Kaiserreich sagen „es nähme etwas?“ Pfui! es nimmt nichts und hat auch dem Tilgungsfonds nichts genommen — ohne Quittung. Man kann dem Kaiserreich, wenn man boshaft ist und seinen eigenen Balken im Auge übersieht, viel schlechtes nachsagen, man kann ihm vorwerfen daß es das Vermögen der Nation zerrütte, daß es die öffentlichen Gelder verschleudere, daß es jede vorbeugende Ueberwachung über seine Ausgaben trügerisch gemacht habe, aber seine Rechnungen sind in Ordnung; es raubt wohl aber es quittirt immer. So bestanden auch die Quittungen des Tilgungsfonds für die ihm entrissenen Zuflüsse in Schatzbons, die am Ende des Jahres gegen neu eingeschriebene Renten wieder ausgelöst wurden. Der Tilgungsfonds war also ein papiernes Gespenst, welches der Staat alljährlich appanagirte, das aber immer so gutmüthig war dem Staat alle seine Einkünfte wieder gegen eine neue Rentenveräußerung vorzustrecken. Man sieht also, getilgt wird nie, sondern alljährlich wächst der Tilgungsfonds wie eine Pflanze um einen frischen Trieb. Nur zweimal, im Jahre 1858 und 1859, hat der Tilgungsfonds wirklich das einemal 60 Mill., das anderemal 40 Mill. (wenn wir nicht irren) zu Rentenankäufen benützen dürfen. Vielleicht fragt nun manches treue Herz: wozu man denn einen solchen Papierdrachen füttere wenn er nichts vertilgt, sondern im Gegentheil die Schuld nur vermehrt. Allein erstens muß man wissen daß dieses Ungethüm doch nur mit Ziffern und Papier gefüttert wird, die beide sehr wohlfeil sind. Zweitens hielten die älteren Könige und die Orleans sich eine solche Bestie, warum sollte also das Kaiserreich sich diesen Genuß nicht auch gönnen? Endlich ist der Tilgungsfonds ein ungeheures Feigenblatt für die übertriebene öffentliche Verschwendung. Der süße Pöbel tröstet sich gern mit dem Gedanken daß er ja einen Tilgungsfonds besitzt, denn wie sich dieser Tilgungsfonds im Laufe eines Budgetjahrs aufführt, wissen nur die Finanzkundigen, deren Sprache der Pöbel nie verstehen wird.

Nach Abzug dessen was der Tilgungsfonds jeweilig in Händen besaß, belief sich die Schuld des französischen Staates

	Renten. Fr.	Vermehrung. Fr.
am 1 April 1814 auf	63,307,637	
„ 31 Juli 1830 „	164,568,100	101,260,463
„ 1 März 1848 „	176,845,367	12,277,267
„ 1 Jan. 1852 „	230,768,863	53,923,496
„ 1 Jan. 1861 „	315,302,180	84,533,317.

Diese Werthe enthalten die reine Kritik der verschiedenen Schatzverwaltungen. Die Republik hat in vier Jahren mehr als viermal, das zweite Kaiserreich in neun Jahren beinahe siebenmal so viel Schulden gemacht als das Julikönigthum in 18 Jahren. Der Nennwerth dieser Forderungen, der übrigens nur eine geringe Wichtigkeit hat, ist nicht symmetrisch wie die Rente selbst gestiegen, denn die früheren Regierungen schlossen die Anleihen zu fünf Proc. und nahe an Pari ab, während Napoleon III dem Börsengeschmack zu liebe meistens dreiprocentige Rente tief unter Pari veräußerte. Es belief sich aber der Nominalwerth der eingeschriebenen Schuld

am 1 April 1814	auf	1300 Mill.
„ 31 Juli 1830	„	3786 „
„ 1 März 1848	„	3954 „
„ 1 Jan. 1852	„	5500 „

Der Stand am 1 Januar 1861 läßt sich nicht genau, wohl aber annähernd ermitteln. Einschließlich dessen was der Tilgungsfonds besaß, bestand die eingeschriebene Schuld an jenem Tage aus

Renten	Fr.	Nennwerth in Mill.
umgewandelte 4½proc.	172,521,974	3833
alte 4½proc. . . .	884,560	19
4proc.	2,335,652	58
3proc.	178,168,586	5939
	353,910,782	9849
Davon in den Händen des Tilgungsfonds .	38,608,602	???
	315,302,180	????

Besitzt der Tilgungsfonds, was sehr wahrscheinlich ist, nur dreiprocentige Renten, so müßte der Nennwerth der eingetragenen Schuld um 1286 Mill. gekürzt werden, und er hätte daher am 1 Jan. 1861 nur 8563 Mill. betragen. Dieß würde übereinstimmen mit einem officiösen Artikel im Journal des Débats vom 23 Nov. d. J., der mit Recht Hrn. Fould selbst zugeschrieben worden ist, und worin die Vermehrung der inscribirten Schuld seit 1852 auf 3040 Mill. angegeben wird. Bestand dagegen das Vermögen des Tilgungsfonds aus 4½procentigen Renten, so dürfen wir am Lautwerth nur 857 Mill. streichen, und dieser beläuft sich dann auf 8992 Mill. Das arithmetische Mittel zwischen beiden Summen würde auf 8777 Mill. lauten. [1]

[1] Man vergleiche Casimir Perrier, Les Finances de l'Empire, Revue des 2 mondes. 1861, tom. XXXI, p. 657 sq.

Digitized by Google

Unter die öffentliche Schuld stellen die Franzosen in ihrem Budget eine sogenannte Dette viagère. Damit bezeichnen sie eine Reihe von Jahresgehalten welche zum Theil als Nationalbelohnungen [1] bewilligt wurden, der Mehrzahl nach aber nur Pensionen der verabschiedeten Officiere und der verabschiedeten Staatsbeamten sind. In einem deutschen Budget würden sie wahrscheinlich unter den Pensionen aufgeführt worden seyn. Nur ein ganz kleiner Theil dieser Schuld ist durch ein Leibrentenanlehen unter dem Directorium der ersten Republik entstanden. Die Erfordernisse dieses Schuldpostens beliefen sich im Jahre 1856 auf 1,200,000 Fr., erlöschen aber bis zum Jahre 1880 gänzlich (v. Hock, Finanzverwaltung Frankreichs (S. 524).

Andere Zinsenlasten werden dem Staate durch die sogenannten Specialschulden und seine schwebende Schuld auferlegt. Die Specialschulden schreiben sich zum Theil aus der früheren Zeit her, zum Theil sind sie auch neuerlich entstanden, wie das Anlehen der 133 Mill. sogenannter 30jähriger Obligationen für Eisenbahnbauten, welches im vorigen Juli ausgegeben wurde. Neben diesen geringeren Posten bildet die schwebende Schuld die nächst große Belastung des öffentlichen Vermögens. Sie ist entstanden aus dem Bedürfnisse die Deficits vergangener Rechnungsjahre zu decken. Daher finden sich bei den französischen Cassenabschlüssen am Jahresausgang unter den Activen die gedeckten Deficits früherer Jahre, unter den Passiven dagegen die einzelnen Bestandtheile der schwebenden Schuld, so daß man sich stets Rechenschaft geben kann über den Ursprung der nicht fundirten Schuldposten. Wir würden dieß nicht erwähnen wenn diese Eigenthümlichkeit der Verrechnung nicht höchst komische Mißgriffe zur Folge gehabt hätte. Die schwebende Schuld war bereits unter L. Philipp zu ansehnlicher Höhe angewachsen, denn er hinterließ der Republik eine Last von 630 Mill. in dieser Gestalt. Seitdem hat dieser Posten beträchtlich geschwankt, und sich bis zu der Höhe von 965 Mill. (1 Jan. 1857) zeitweilig erhoben. Als das Budget für 1861 vorgelegt wurde, sprach der Minister die Hoffnung aus daß der Stand der schwebenden Schuld (damals Jan. 1860) 750 Mill., im Laufe des Jahres auf 700 Mill. sich vermindern werde. Allein das vorige Jahr brachte abermals ein Deficit, und daher erfahren wir denn auch im Rechnungsbericht für das letzte Jahr daß sich am 1 Januar 1861 die schwebende Schuld auf 811 Mill. belief. Da es bei einer schwebenden Schuld weit weniger auf die Höhe als auf die juristische Natur der Forderungen ankommt, so ist es wichtig zu wissen daß eine Mehrzahl von Schuldposten gar nicht oder erst nach längerer Kündigung rückzahlbar sind. Dahin gehören z. B. 65 Mill. der Consignations- und Depositencasse, 241 Mill. an Cassengeldern der Gemeinden und öffentlichen Anstalten, 35 Millionen an Darlehen von Seiten der Bank, 13 Mill. aus der Casse der Armeedotation (Einstandsgelder). Dagegen befinden sich auch darunter 65 Mill. Vorschüsse der Steuereinnehmer, 154 Mill. Sparcassen-Einlagen, 54 Mill. Einlagen des Credit foncier, 74 Mill. von verschiedenen Correspondenten, und andere 74 Mill. an Schatzscheinen. Die gefährlichen Posten darunter sind die Vorschüsse der Steuereinnehmer, der Correspondenten, die Sparcassen-Einlagen und die Schatzscheine. Nun sagt Hr. Fould in dem bekannten Brief an den Kaiser vom 12 Nov. (Moniteur, 14 Nov. 1861): daß aller Wahrscheinlichkeit nach sich die angesammelten und noch nicht fundirten Deficitschulden (découverts) am Ende des Jahres auf eine Milliarde belaufen werden. Daraus dürfen wir schließen daß die schwebende Schuld bis auf 950 Mill. bereits gewachsen ist, denn sie bleibt immer nur um sehr wenig hinter der Gesammtsumme der unbedeckten Bilanzreste (découverts) zurück. Nach dem Budget für 1861 erforderten die Specialschulden (Emprunts spéciaux) für Canäle und öffentliche Arbeiten, sowie die schwebende Schuld (gewöhnlich im Budget bezeichnet (als capitaux remboursables à divers titres) zusammen eine Zinsensumme von 46,451,459 Franken. Da wir die Höhe der schwebenden Schuld kennen, die zur Zeit der Feststellung jenes Budget (Frühjahr 1861) nur 811 Millionen betrug, und einen Zinsenaufwand von mindestens 36 Mill. erforderte, so können wir auch danach die Höhe der Specialschulden berechnen, die sich zu 4 Proc. capitalisirt, einschließlich der 133 Mill. dreißigjähriger Obligationen, die neu hinzugekommen sind, auf höchstens 500 Mill. belaufen werden.

Wir erhalten also von dem jetzigen Stande (Ende 1861) des französischen Schuldenwesens folgendes Bild:

Consolidirte Schuld	8800 Mill.	(wahrscheinlich nur 8500 Mill.)
Specialschulden	500 „	
Schwebende Schuld	950 „	

Wir warnen daher, gestützt auf diese Zahlen, die eher zu groß als zu niedrig gegriffen sind, vor den apokryphen Ziffern in einem Handbuch der vergleichenden Statistik von G. Fr. Kolb (Leipzig 1860), welches seltsamer Weise schon eine zweite Auflage erlebt hat. Dort wird schon für Ende des Jahres 1859 der Schuldenstand angegeben, wie folgt:

Consolidirte Schuld . . .	9,330 Mill.
Schwebende Schuld netto . .	708 „
Zahlungsrückstände (découverts) .	750 „
Annuitäten und andere Specialschulden mindestens	260 „
Leibrenten gleich einem Capitale von	710 „
	11,758 Mill.

Abgesehen von der Crudität daß hier Rentenlautwerthe und unfundirte Schulden, wie Aepfel und Birnen, addirt werden, abgesehen davon daß der Verfasser von der consolidirten Schuld nicht die fingirte Schuld in dem Besitz des Tilgungsvermögens abzieht, begeht er die zwei großen Fehler daß er die Dette viagère, welche, wie wir oben sahen, bis auf eine winzige Dosis aus Ruhegehalten besteht, für ein Leibrentenanlehen ansieht, dann aber daß er die aufgehäuften Deficits (découverts), die nur ein Verrechnungsposten unter den Activen

[1] Unter andern für die Erstürmer der Bastille. Der Wittwengehalt der Herzogin von Orleans gehörte bis zu seinem Wegfall auch zur Dette viagère.

Digitized by Google

der Jahresbilanz bilden, zur schwebenden Schuld, die ja diesen Deficits ihren Ursprung dankt, noch einmal hinzurechnet — ein Mißverständniß, das im Fache der Finanzstatistik, das in seiner Art ebenso trollig ist, wie kürzlich auf dem Gebiete amerikanischer Alterthumskunde das Livre des Sauvages des guten Abbé Domenech, den wir alle noch für einen großen Gelehrten halten würden — si tacuisset.

Die schwachen Seiten der französischen Finanzverwaltung bestehen bis jetzt noch nicht in den absoluten Ziffern, sondern in dem Vergleich mit den frühern Zeiten. Wenn der Marquis d'Audiffret, Senator und Mitglied des Instituts, in seinem Aperçu des progrès du crédit public zur Verherrlichung des Kaiserreichs auf folgende Ziffern hinweist.

Staatseinnahmen:

1847 1,334,326,262.
1861 1,703,263,655,

so scheint eine Mehrbesteuerung um 370 Millionen wegen des seitdem staunend gestiegenen allgemeinen Wohlstandes an sich nicht gar so schlimm. Wenn man aber weiß daß unter den Orleans die Aussteuer und die Rente des Tilgungsfonds redlich abgeführt wurde, während das zweite Kaiserreich beide im Belauf von 140 Mill. für das Jahr 1861 verschlungen hat und dennoch ein Deficit noch übrig bleibt, so fällt der Vergleich ganz anders aus.

Um die jetzigen Verlegenheiten aber richtig zu verstehen, muß man ein charakteristisches Merkmal der kaiserlichen Finanzwirthschaft scharf ins Auge fassen. Der Bonapartismus will vor Frankreich als ein Zeitabschnitt der Prosperität erscheinen, und er ist bisher so erschienen, weil in Folge der pacifischen Goldentdeckungen der Handel und die Gewerbe in England, Frankreich und Deutschland einen jähen Zuwachs erfahren haben. Auch diente dem Kaiserreich die vorausgegangene sinnlose Zerrüttung des Volksvermögens unter der Republik als Folie, denn mit dieser verglichen, erscheint es noch immer als haushälterisch. Oeffentliche Anlehen zur Deckung des chronischen Deficits will der Kaiser um jeden Preis vermeiden, weil dann die Schande offenkundig würde. Die großen Anlehen suchte er sich aufzusparen für die Bedürfnisse der französischen Nation nach neuer Kriegsglorie. Bisher hat man auch die Deficits noch immer damit bestritten daß man wehrlose öffentliche Cassen plünderte, und sie durch sanften Zwang zu Staatsgläubigern machte. So hat man, sagt Hr. Fould dem Kaiser, der Bank 100 Mill. abgenommen, so hat man der Armeedotation (Einstandscapitalien) ihr Vermögen entzogen und es „consolidirt." Jetzt, nachdem es nichts mehr zu fundiren gibt, die schwebende Schuld auf dem Siedepunkt angekommen ist, während die Abwendung der schlimmsten Folgen des Mißwachses den Credit des Staates sehr hart in Anspruch nehmen wird, jetzt muß man früher oder später doch durch ein Anlehen dem französischen Volk den Staar über die bisherige Verschwendung stechen.

Das ist die wahre Sachlage, und darin besteht die Verlegenheit der französischen Regierung. Höchst thöricht aber würde es seyn wenn wir etwa jetzt schon von Tag zu Tag eine Katastrophe in Frankreich erwarten wollten, wie zu Zeiten des Schotten Law, und wenn wir wegen der Finanzlasten der Franzosen uns vor einem kriegerischen Ueberfall ihrerseits sicherer hielten. Ein Staat dessen 3proc. Rente sich nahe an 70 hält, findet immer noch Geld genug für einen Krieg; auch kann seine finanzielle Zerrüttung noch nicht bis zur Schwächung seiner Kriegskräfte vorgeschritten seyn, denn sonst stände sein Credit gewiß nicht auf der heutigen Börsenhöhe. Niemals wird Napoleon III gefährlicher für den Frieden Europa's erscheinen als wenn er, zu einem Anlehen genöthigt, offen seine Mißwirthschaft eingestehen muß, denn er weiß vortrefflich daß ihm die Franzosen alles verzeihen wenn er aus einem glänzenden Feldzuge heimkehrt.

Das Königreich Araucarien.

Es gab früher schon einmal ein amerikanisches Königreich, das Reich Mosquitia in Central-Amerika. Seine Existenz war aber immer eine sehr fragliche; seine Gränzen waren niemals festgesetzt und daher auch niemals angefochten; kein Mensch erkannte jemals seine Autorität an und der Staat Nicaragua nahm endlich das ganze Gebiet als sein Eigenthum in Anspruch. Nichtsdestoweniger aber hatte das apocryphe Reich einen König, dem das stolze England gar Titel, Krone und Zepter gegeben hatte. Ein Heer befehligte er nicht, nur einige wenige Menschen waren ihm unterthan. Seine Civilliste bestand lediglich in geringen Zollgebühren, die in einem entlegenen kleinen Hafen erhoben wurden, und in einer kleinen Pension die England ihm großmüthig bewilligte. Der Herrscher war dem reinsten äthiopischen Blute entsprossen, sollte aber von mütterlicher Seite mit weißem vermischt seyn; ein junger stämmiger Bursche trug er seine Würde mit Anstand und Geschmack, und unterzeichnete so gut wie mancher andere: „Ich, der König."

Das neue Königreich welches nun unlängst ein Franzose, Namens Tounens in Süd-Amerika gegründet hat, dürfte sich nach europäischen Begriffen schon etwas ansehnlicher herausstellen, da es wenigstens einen Flächenraum von 1500 Quadratmeilen umfaßt, auf dem 250,000 Menschen wohnen, die als Unterthanen sich dem ehemaligen Advocat Tounens ergeben und demselben als Herrscher gehuldigt haben. Hr. Tounens stammt aus dem französischen Städtchen Perigueux (schon seit länger berühmt wegen seiner Trüffeln und Erdmäuse), er wanderte vor mehreren Jahren nach dem südlichen Theile der Republik Chili in Süd-Amerika aus, und ließ sich unter dem die Civilisation anstrebenden Indianerstamme, den Araucos, die einen Theil der Republik inne haben, nieder. Wie Juneau, einem rechtlichen Franzosen einst im Westen, so gelang es Tounens dem Schlauen im Süden, sich die Liebe der Rothhäute zu gewinnen, und wie jenem damals zum Häuptling, gelang es diesem jetzt, sich von ihnen zum König ausrufen zu lassen. Der neue Herrscher, der unter dem Namen Aurel Anton I den Thron bestiegen und die Krone sich feier-

Digitized by Google

lichſt auf den Kopf geſetzt hat, will, wie die Berichte ſagen, geruhen ſeinem Volk eine Verfaſſung zu geben, und iſt eifrig bemüht ſeine Unterthanen, die wie geſagt nur 250,000 Seelen zählen, zu beglücken und zu den Segnungen der Cultur und Civiliſation zu führen.

Das Daſeyn dieſes zweiten amerikaniſchen Königreichs würde der Welt vielleicht noch lange ein Geheimniß geblieben ſeyn, wenn nicht neulich in dem kleinen trüffelberühmten Perigueux in Frankreich eine Proclamation des neuen Königs Araucariens an die franzöſiſche Nation erſchienen wäre, worin dieſelbe aufgefordert wird, einige Millionen Francs herzugeben, um dem neuerſtandenen Königreich eine Land- und Seemacht zu begründen, welche die ganze ſüdliche Spitze des amerikaniſchen Continents, Patagonien und das unwirthbare Feuerland mit inbegriffen, erobern und zu einem mächtigen Reiche unter dem Namen Neu-Frankreich vereinigen ſolle.

Ob ſich die kriegeriſche Nation der Araucos lange das Regiment eines franzöſiſchen Advocaten gefallen oder die Republik Chili ſich den Sonderbundsgelüſten des Hrn. Tounens nicht widerſetzen wird, iſt eine Frage die uns die nächſte Zeit ſchon beantworten wird.

Neue Jagdbilder aus Süd-Afrika.

(Nach Charles John Anderſon's „The Okavanga River.")

1. Der Menſchenfreſſer-Löwe.

Ein Buſchmann-Häuptling welcher Hrn. Green einen Beſuch abgeſtattet hatte, iſt die Beute eines Löwen geworden. Wir wollen dieſes ſchauerliche Ereigniß hier mit Hrn. Greens eigenen Worten ſchildern.

20 Junius 1858. Um 11 Uhr in verfloſſener Nacht wurde ich durch ein furchtbares Geſchrei, wie ich es nie zuvor von irgendeinem menſchlichen Weſen gehört hatte, aus dem Schlaf aufgeweckt. Auf einmal kam mir der Gedanke, daß die beiden Löwen die uns früher ſchon ſo große Sorge gemacht, wieder auf Raub ausgezogen ſeyn könnten, und vielleicht irgend einen der Buſchmänner, die mir kürzlich einen Beſuch abgeſtattet, und nun hinter meinem Kraal ihr Lager aufgeſchlagen hatten, hinweggeſchleppt hätten. Ich ergriff daher mein Gewehr und meine Piſtole, ſprang aus dem Bett, und fand meine Vermuthungen bald beſtätigt durch das jämmerliche Geheul und Wehklagen mehrerer erſchreckten Buſchmänner, die ich, Schutz ſuchend, nach meinem Wagen eilen ſah. Ein armer Burſche den wir Tags zuvor eingefangen, machte ſeinem Jammer Luft in mitleiderregenden Klagen um den Verluſt ſeines Vaters, den einer der Löwen getödtet hatte. Ich forderte einige meiner Leute auf mir zu folgen, und eilte in der von dieſem Burſchen angedeuteten Richtung hinweg. Die Nacht, an und für ſich ſelbſt ſehr dunkel, erhielt ein erhöhtes Düſter durch den Schatten einer Anzahl dick beaſteter Bäume, unter denen wir unſer Lager aufgeſchlagen hatten.

Um daher einiges Licht auf die umliegenden Gegenſtände zu werfen, ſteckten wir unſere zeitweiligen Hütten in Brand, und fiengen unſer Suchen an. Auch Hr. Halm kam uns mit einer Laterne zu Hülfe; die Hunde unterhielten mittlerweile ein wüthendes Gebell; allein trotz der Ueberzeugung daß das Thier nur wenige Schritte von uns entfernt ſey, konnten wir den feigen Mörder nicht entdecken. Endlich ſtolperten wir, zu unſer aller Entſetzen, über die verſtümmelten Reſte des dem Ungethüm zum Opfer gefallenen unglücklichen Buſchmanns. Einer ſeiner Arme war ganz nahe an der Schulter abgebiſſen, während ſeine Hand noch krampfhaft einen Theil ſeines „Kleides" feſthielt. Dieß und ein Theil ſeiner Eingeweide war alles was von einem Mann übrig blieb der wenige Minuten zuvor noch gelebt und das Schickſal nicht geahnt hatte das ſeiner harrte. Der Anblick war ein im höchſten Grade widriger, und da es nun nichts mehr nützte im Dunkeln weiter zu ſuchen, ſo kehrten wir in unſer Nachtlager zurück. Von Schlaf konnte natürlich keine Rede mehr ſeyn. Das furchtbare Schauſpiel beſchäftigte meine Einbildungskraft unaufhörlich, und ich beſchloß, ſobald der Tag graute, den entſetzlichen Menſchenfreſſer zu verfolgen, und ſeinem Leben, wo möglich, ein Ende zu machen.

Demgemäß machte ſich jeder Mann der ein Gewehr beſaß an dieſem Morgen jagdfertig. In kurzer Entfernung von dem Lager wurde das Thier entdeckt, allein obgleich wir ihm lange Zeit folgten, konnten wir doch nicht zum Schuſſe kommen. Der feige nächtliche Wegelagerer trug Sorge daß er ſich nicht bloßſtellte, und unglücklicherweiſe wagten ſich nur zwei Hunde an ihn. Hätte der ganze Rudel ihn angefallen, er würde gewiß ins Gedränge gerathen und aus der Welt befördert worden ſeyn. Mehrmals waren wir ihm nahe auf dem Leibe, allein ſtets half ihm die Dichtigkeit des Gebüſches zum Entkommen, ehe wir auf ihn anzulegen vermochten. Endlich verloren wir ſeine Spur gänzlich, und waren, da wir ſie vergeblich wieder aufzufinden ſuchten, genöthigt nach Hauſe zurückzukehren ohne das Land von einer ſo furchtbaren Geißel befreien zu können.

Bei einer ſpäteren Gelegenheit indeß, bei der Rückkehr von der Reiſe nach Ovambo, begegnete Hr. Green dieſem Löwen und andern derſelben Art, wo dann ſeine Bemühungen ſie zu erlegen ſich erfolgreicher erwieſen. Dieſe Jagd wird in meines Freundes Tagebuch vom September 1858 folgendermaßen beſchrieben.

„In der Nacht vom 2ten d. M. that ich auf ein Thier in der Dunkelheit einen der wundervollſten Schüſſe die je von irgendeinem Menſchen abgefeuert worden ſind. Ich war gerade in Otſchiomavare, dem alten Schlupfwinkel der Menſchenfreſſer-Löwen, angekommen, und erwartete in der Nacht einen Beſuch von einem derſelben, feſt entſchloſſen wo möglich einige zu tödten, als ſich mir auf ziemlich unerwartete Weiſe eine Gelegenheit hiezu bot.

„Es war ungefähr 3 Uhr Morgens; der Mond hatte ſich unter den Horizont geſenkt, und die ganze Natur war in Dunkelheit gehüllt, als mich die Laune befiel einen nächtlichen Ausflug zu machen. Ich ergriff mein zuverläſſiges doppel-

Digitized by Google

läufiges Gewehr und meine Revolver-Büchse, und horchte einige Minuten lang stehend, still und einsam, auf das Gebrüll der zwei männlichen Löwen, die nach einer Weile längs dem Ufer des Flusses, dem gegenüber auf welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, sich hinzogen, dann plötzlich Halt machten, und ein abermaliges Duett in so lauter Melodie anstimmten als ihre Lungen hervorzubringen vermochten. Ich hatte um diese Zeit die HH. John Mortar und Bonfield, sowie zwei meiner eingebornen Diener bei mir, alle in Bereitschaft mit ihren Gewehren, wie ich selbst, falls die Thiere eine Angriffsbewegung machen sollten. Ich rückte nun einige Schritte vom Wagen nach dem Flusse zu vorwärts, erhob meine Doppelflinte, und rief meinem Damara Gukub (denn der Taubheit in einem Ohre halber kann ich die Richtung des Schalls nicht genau unterscheiden) zu, so nahe als möglich die Seite anzudeuten von woher er die Löwen hörte. Dieß gethan, legte ich das Gewehr auf einer Höhe von etwa 300 Yards — die muthmaßliche Entfernung der Thiere — an, und feuerte. Kaum hatte die Explosion stattgefunden, als einer der Löwen urplötzlich zu brüllen aufhörte, und gleichzeitig ein angstvolles Brummen vernehmen ließ, wie es stets vorkommt wenn diese Thiere von einem Flintenschuß verwundet sind. Der „Klapp" der Kugel gegen das Fell der Bestie, der den Jägersmännern so gut bekannt ist, ließ sich nicht mißverstehen, und die Umstehenden riefen in einem und demselben Moment aus: „Der Löwe ist getroffen!" Ich stand ganz erstaunt da, kaum im Stande der Thatsache Glauben zu schenken, und hätte vielleicht eher geglaubt mein Gehör habe mich getäuscht, wenn nicht Mortar, Bonfield und andere Anwesende einstimmig erklärt hätten: der Löwe müsse unfehlbar getroffen worden seyn.

„Nach einer kurzen Stille begann das Brüllen abermals, indeß sehr weit links von der Stelle auf welche ich meinen Schuß gerichtet. Wir waren nun alle ängstlich darauf gespannt ob nicht der andere Löwe sich ebenfalls werde hörbar machen, und endlich vernahmen wir von demselben einen schwachen Schrei, gleich dem eines Thiers das die heftigsten Schmerzen leidet. Sein unverwundeter Gefährte, außer Stand ihn zum Fliehen zu bewegen, schien zu seiner Hilfe zurückzueilen, und brüllte die ganze Zeit hindurch aufs kräftigste. All seine Anstrengungen den kranken Gefährten wegzubringen, erwiesen sich aber als unnütz, denn dieser blieb fort und fort auf einer und derselben Stelle, und stieß nur zuweilen, statt seines gewohnten stolzen Gebrülls, ein höchst klägliches Gestöhn aus.

„Mit größter Spannung erwartete ich den Anbruch des Tages um den Erfolg meiner nächtlichen Thaten genau kennen zu lernen. Sobald es hell genug war um mit Sicherheit auf einen verwundeten Löwen Jagd zu machen, versammelte ich alle meine Hunde, und gieng, begleitet von meinen sämmtlichen im Besitz eines Gewehrs befindlichen Leuten, zur Aufsuchung des Feindes ab. Beide Löwen wurden von den Hunden bald aufgespürt: sie trotteten zusammen langsam hinweg. Die Ufer des Flusses waren an diesem Punkte ziemlich hoch. Ich schickte daher die meisten meiner Leute längs dem Fuße derselben voran, und ich selbst blieb auf dem höheren Grunde. Die Hunde flogen rasch an mir vorbei, der Witterung nach, und ich folgte so schnell als mein krankhafter Zustand (ich litt noch an Rheumatismen) es gestattete. Einer der Löwen war dem Brüllen nach in einiger Entfernung von dem andern, und ich hielt natürlicherweise den trägeren für den welchen ich verwundet hatte. Von zweien der Hunde eng verfolgt, wurde er bald ins Gedränge gebracht. Jetzt war die Zeit für mich gekommen; ich schritt lebhaft voran, und war meinem Ziele bald bis auf fünfzig Schritte nahe, worauf ich mich bückte, mit der Elephantenbüchse bedachtsam zielte, und feuerte. Die Kugel drang durch beide Schultern des Löwen, und er fiel; nichtsdestoweniger suchte er sich wieder auf seine Hanken zu erheben, in welcher Stellung er, häßlich heulend, abwechslungsweise mit seinem Schwanze wüthend seine Flanken und den Boden schlug. Ich rückte ihm daher mit Bonfield näher auf den Leib, und war eben im Begriff seinem Todeskampf ein Ende zu machen, als der andere Löwe, der sich rückwärts, in einem dichten ungefähr hundert Schritt entlegenen Gebüsche, aufgestellt hatte, mit einer solchen Wuth einher gesprungen kam wie ich es bei diesem königlichen Thiere noch nie gesehen. Ich war in diesem Augenblick in knieender Stellung, in vollkommen ausgesetzter Lage, etwa zwanzig Schritte von seinem verwundeten Gefährten entfernt. An seinem verkrüppelten Cameraden vorbeieilend, stürzte die wuthschnaubende Bestie gerade auf mich los. Es war ein furchtbarer Augenblick — ein Augenblick der meine ganze Fassung erheischte; allein da ich unbedingtes Vertrauen in meine Revolver-Büchse setzte, so rührte ich mich nicht im geringsten von der Stelle. Auf die volle breite Brust meines Feindes anschlagend, drückte ich los; aber — man denke sich mein Entsetzen und meine Bestürzung — die Büchse versagte, und versagte wieder und wieder! Sein nächster Sprung oder zwei mußten mich, so schien es unvermeidlich, den Krallen des Ungethüms überliefern; allein sey es nun daß meine trotzige Haltung oder das Klirren meiner Waffe ihm Schrecken einflößte, er wandte sich plötzlich rechts ab, und war in wenigen Secunden zurück in seinem früheren Schlupfwinkel, dem Gebüsch, wo er den Augen vollständig verschwand. Während seines Rückzugs zielte ich mit meiner Büchse noch einmal auf den Flüchtling, aber wieder vergeblich. Welcher Ursache hatte ich dieses wiederholte Versagen meines Gewehrs zuzuschreiben? Ich vermuthete anfangs die Zündhütchen seyen, weil sie während der Nacht der Luft ausgesetzt gewesen, feucht geworden, entdeckte jedoch später daß sich ein explodirtes Zündhütchen zwischen dem Hahnen und dem Zündkegel befand, wodurch ersterer verhindert wurde mit voller Kraft aufzuschlagen und zu zünden. Bonfield, der in dem geschilderten kritischen Augenblick hinter mir stand, erhob sein Gewehr um auf den Löwen gerade in dem Moment zu feuern in welchem dieser zu fliehen begann; ich that ihm aber sofort Einhalt, denn wenn er die Bestie durch seinen Schuß bloß verwundet hätte, so würde er deren Wuth aller Wahrscheinlichkeit nach auf meine vertheidigungslose Person abgelenkt haben.

Digitized by Google

„Der Leſer kann ſich denken, welcher Schauer mich durchdrang als mir meine Büchſe ſo unerwartet verſagte. Der Angriff des Löwen war ſo entſchloſſen, und ſeine Augen waren ſo feſt auf mich gerichtet, daß ſich an der Abſicht des Thiers nicht zweifeln ließ. Mein Entrinnen ſchrieb ich einzig und allein dem Umſtande zu daß ich mich nicht rührte, ſondern auf dem Boden knieen blieb. Jeder Verſuch zu fliehen würde die Gefahr nur größer gemacht, und zuverläſſig meinen Untergang zur Folge gehabt haben.

„Nachdem ich meine Büchſe wieder in gehörige Ordnung gebracht, ſchritt ich zur Verfolgung des Flüchtlings, ſchoß aber zuerſt dem verwundeten Löwen, der ſich immer noch muthig gegen eine Menge ihn von allen Seiten anfallender Hunde vertheidigte, eine Kugel durch den Leib. Meine übrigen Leute ſowohl, als ein Haufen Damaras von den Wagen, hatten ſich mir nun angeſchloſſen, die, als ſie den Knall der großen Büchſe vernahmen, vorwärts eilten um Zeuge zu ſeyn des Falls ihres vielgefürchteten Feindes. Die gejagte Beſtie führte uns durch manches dichte Gebüſch, wo wir jeden Augenblick erwarteten ſie zu ſehen; ſie täuſchte aber alle unſere Hoffnungen ihr nahe zu kommen; ſie umgieng uns, wie wir ſpäter fanden, und kehrte (ſolche Zärtlichkeit kann in der Bruſt von Löwen wohnen) zu dem Leib ihres lebloſen Gefährten zurück. Da es ihr indeſſen offenbar nicht behagte ſein Schickſal zu theilen, ſo ergriff ſie wieder die Flucht, und wir waren ſpäter nie mehr im Stande ſie einzuholen. Das königliche Thier muß wirklich ernſte Betrübniß gefühlt haben über den Verluſt ſeines Freundes, denn in der folgenden Nacht kehrte es abermals an den Ort zurück, und ſtimmte ein lautes Klaglied an, worauf es von hinnen gieng um nie wiederzukehren.

„Als ich den todten Löwen unterſuchte, war ich höchlich erſtaunt zu finden daß mein nächtlicher Schuß ihn gerade hinter der linken Schulter getroffen hatte, er mußte alſo ziemlich Front gegen mich gemacht haben, da die Kugel eine diagonale Richtung genommen und ſich ſo nicht tödtlich erwieſen hatte. Die Entfernung zwiſchen dem Löwen und mir, als dieſer verwundet wurde, betrug, wie ich mich durch Abſchreitung des Grundes überzeugte, etwas mehr als dreihundert Yards. Ich hatte das Fell dieſes Thiers ſorgfältig abgezogen, und gedenke es zu behalten als eine Erinnerung an eines der außerordentlichſten Ereigniſſe meines Jagdlebens.

„Einige Tage ſpäter erfuhr ich von einer Abtheilung Damaras von der öſtlichen Seite des Omuramba die Geſchichte der beiden Löwen die mich zu einer ſolchen Jagd veranlaßt hatten. Aus dieſer Erzählung ſchien hervorzugehen daß dieſe Thiere den Wagen der HH. Hahn und Rath aus ihren alten Quartieren Otſchtuo (Otjtuo) gefolgt waren, und daß einer von ihnen, nach der Ankunft in einem Damara-Dorfe, wo meine hochwürdigen Freunde für die Nacht Halt gemacht, einen Eingebornen aus dieſer Dorfſchaft weggeſchleppt hatte. Die Thiere ſchlugen dann ihren Weg nach der Quelle ein, wo wir ſie fanden, und wo eines von ihnen den Lohn ſeiner Thaten erntete.

„Die Damaras ſchilderten dieſe Löwen ſo genau, daß kein Zweifel darüber obwalten konnte daß es die nämlichen waren die ſo lange Zeit der Schrecken dieſes Bezirks geweſen. Der kleinere der beiden war, wie ſie uns verſicherten, derjenige welcher den andern mit Mundvorrath verſorgte; ſie fügten ferner bei, dieſes kühne Ungeheuer ſey einmal in ein Dorf eingefallen, habe nicht weniger als drei Perſonen in einer Nacht hinweggeſchleppt, und ſey im Verlaufe des Tags mit ſeinem Gefährten zurückgekehrt um die Ueberbleibſel der unglücklichen Opfer vollends zu verſpeiſen. Wenn man der Erzählung dieſer Leute einigen Glauben ſchenken darf, ſo waren dieſem Paar furchtbarer Menſchenfreſſer bereits nicht weniger als hundert menſchliche Weſen zur Beute geworden. Buſchmänner, ſagte man uns außerdem, ſeyen, in Folge der furchtbaren Verheerungen welche dieſe wilden Beſtien in ihren Reihen angerichtet, genöthigt worden das Land gänzlich zu verlaſſen. Ich fand, als ich auf meiner Reiſe nordwärts begriffen war, einen Buſchmann in dieſer Oertlichkeit, welcher dieſe Angabe in ihrem ganzen Umfang beſtätigte. Auf meine Frage ob es öſtlich vom Omaramba Dörfer ſeiner Landsleute gebe, erwiederte er unumwunden: ſie könnten dort nicht leben, weil die Löwen ſo viele derſelben tödteten. In der That ſagen die Damaras, wenn ſie von dieſen furchtbaren Feinden ſprechen, ſtets: „dieſe beiden Löwen — der kleinere allein tödtete Menſchen — ſind durch dieſes ganze Land bekannt (er deutete dabei nach Norden, Süden, Oſten und Weſten), und der Schrecken aller Damaras und Buſchmänner, die ſich, wie wir ſelbſt, freuen werden zu hören daß der Menſchentödter ums Leben gebracht worden iſt.“

„Gerade das kleinere der beiden Thiere aber war es von dem ich das Land ſo glücklich befreite, und dieſe That machte mir mehr Freude als wenn ich den größten in den Wüſten Afrika's herumſchwärmenden männlichen Elephanten getödtet hätte. Ich hatte durch dieſe That meinen Freunden, den „Kindern der Wüſte,“ eine Wohlthat erwieſen, und bin ſonder Zweifel das Mittel geweſen vielen das ſchreckliche Schickſal zu erſparen welches in letzter Zeit eine ſo große Anzahl ihrer Freunde und Verwandten gehabt hatte.“

Ueber den Wellenpapagai (Mellopsittacus undulatus).

Von Jules Delon.

Es war in unſeren früheren Sitzungen von der Acclimatiſation nützlicher Säugethiere und Vögel die Rede, aber der Plan unſerer Geſellſchaft ſagt auch daß wir uns mit der Einführung und Zucht von Luxusvögeln beſchäftigen werden In dieſer Kategorie ſteht der kleine geſtreifte neuholländiſche Papagai (Melopsittacus undulatus) oben an. Sein Gefieder iſt ſo bunt, ſein Thun und Laſſen ſo intereſſant, daß eines der hervorragendſten Mitglieder unſerer Geſellſchaft, wann von ihm die Rede iſt, ſtets zu ſagen pflegt: Je mehr man ihn anſieht, deſto lieber gewinnt man ihn. Es ſind wenigſtens ſieben oder acht Jahre ſeit er nach Frankreich und

Digitized by Google

England gebracht wurde, und von mehreren Vogelliebhabern, wie HH. Saulnier zu Saint-Brice und Biſſeut zu Belleville ſeitdem gezogen wird. Ich kenne ihn erſt ſeit fünf oder ſechs Jahren, aber er hat mein Intereſſe ſo ſehr gefeſſelt daß das Studium ſeiner Sitten und ſeiner Züchtung mir täglich Gelegenheit zu neuen Beobachtungen darbietet.

Obwohl dieſer Papagai aus einem wärmeren Klima ſtammt als das unſrige iſt, ſo kommt er doch bei mittlerer Temperatur, die ſogar bis auf Null herabſinken kann, gut fort. In einem gegen Südweſt gerichteten Käfig laſſe ich ihn vom Mai bis November im Freien, und bringe ihn im Winter in ein wenig geheiztes Zimmer. Seine Nahrung iſt weiße Hirſe, Traubenhirſe und hauptſächlich Kanarienſame. Er trinkt ſehr wenig, und ich habe das mit dem Männchen in einem Käfig lebende Weibchen niemals trinken ſehen. Er niſtet in hohlen Baumſtämmen wie der Staar. Ich habe es mit Eichen-, Ulmen-, Kaſtanien- und Weidenholz verſucht, und er hat ſtets das letztere vorgezogen. Das Weibchen legt alle zwei Tage bis zu ſechs oder acht weiße Eier, die etwas größer als die des Zeiſigs und etwas rundlicher ſind. Die Jungen gehen auch von zwei zu zwei Tagen aus, was beweist daß es ſogleich, nachdem es das erſte Ei gelegt hat, zu brüten beginnt. Mit dem Aushöhlen des Neſtes und mit dem Erweitern des Eingangs beſchäftigt ſich das Weibchen allein, und es legt ſeine Eier auf das Holz ohne Moos oder ſonſtige Gegenſtände, womit andere Vögel zu bauen pflegen, hineingetragen zu haben, es läßt nur ein wenig Holzſtaub liegen, den es mit ſeinem Schnabel abgekratzt hat, während es die bei ſeiner Arbeit abgefallenen kleinen Späne alle hinauswirft. Ich habe geſehen daß ſie ſogar auf einen glatten Diel legten, auf welchen ich einen hohlen Weidenſtamm ohne Boden geſtellt hatte. Das Weibchen brütet einundzwanzig Tage, während welcher Zeit es das Neſt nur verläßt um ſeine Excremente abzuſetzen, und ich habe nie geſehen daß es während der Brutzeit, ja bis ſeine Jungen völlig befiedert waren, Waſſer oder Getränk zu ſich genommen hätte, ſondern das Männchen bricht ihm die für es ſelbſt und ſeine kleine Familie nothwendige Nahrung vor. Im vergangenen Jahr hatte ich eine Brut von ſechs Jungen, welche gegenwärtig im beſten Wohlſeyn und völlig herangewachſen ſind. Die Jungen bleiben, nachdem ſie ausgegangen ſind, etwa dreißig bis fünfunddreißig Tage in dem Neſte, welches ſie erſt dann verlaſſen wenn ſie ganz befiedert ſind wie ihre Eltern, doch ſind dann ihre Farben noch weniger lebhaft, und ſie ſind beſonders daran zu erkennen daß die Querſtreifen am Kopfe bis zum Grunde des Schnabels gehen, während bei den Erwachſenen die Stirne bis zum Scheitel ganz gelb iſt. Sehr merkwürdig iſt die Sorgfalt des Weibchens das Neſt ſehr rein zu halten, und man könnte wohl ſagen daß es wie eine ordentliche Hausfrau ſein Zimmer jeden Morgen auskehrt, auch putzt und reinigt es ſeine Jungen mit einer unvergleichlichen Sorgfalt.

Die Fruchtbarkeit dieſer Vögel iſt ſo bedeutend, daß oft das Weibchen neue Eier legt ehe die letzten Jungen das Neſt verlaſſen, und bereits auf denſelben brütet, wobei es fortfährt ſeine kleine Familie zu füttern. Ein einziges Paar hat mir im vergangenen Jahr auf viermal zwölf Jungen geliefert, die ſich alle im vollkommenſten Wohlſeyn befinden. Indeß muß ich bemerken daß ich das Männchen gegen das Ende des Herbſtes verloren habe; vielleicht in Folge von Erſchöpfung, vielleicht aber auch durch einen anderen, von mir nicht wahrgenommenen Unfall. Ich kann es nicht ſagen, übrigens war ſein Gefieder ſehr gut und das Cadaver nicht mager. Beim Abziehen fand ich daß im Gehirn etwas Blut ausgetreten war.

Was dieſen Vogel hauptſächlich von allen anderen kleinen Papagaien unterſcheidet, iſt ſein zuthunliches, lebhaftes und fröhliches Weſen. Das Männchen iſt wirklich ein Muſter von einem Gatten, wie das Weibchen das Muſter einer Mutter iſt; jenes beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dieſem und nie mit den anderen welche etwa zugleich in demſelben Käfig ſeyn mochten, und iſt ſtets eifrig, aufmerkſam, glühend und ſogar ſinnlich gegen ſein Weib. Auf einem Zweige vor der Oeffnung des Neſtes ſitzend, ſingt er ihr ſeine ſchönſten Lieder vor, er iſt nie traurig, ſtill oder ſchläferig wie ſo viele andere Papagaiarten. Das Männchen füttert die Jungen nicht ſelbſt. Endlich hat es einen ſo intelligenten Ausdruck in ſeinen Augen daß man glaubt es ſpräche und hörte zu. Ich hatte ein paar gehäubte Dominicanervögel, welche in einem nebenan hängenden Käfig ihren Aufenthalt hatten, und von denen das Männchen wunderſchön ſang — das Männchen der auſtraliſchen Papagaien ahmte den Geſang täuſchend ähnlich nach. Endlich iſt nach meinem Dafürhalten dieſer kleine Papagai einer der ſchönſten Vögel welche man zur Zierde eines Vogelhauſes ziehen kann.

Hr. Saulnier zu Saint-Brice hatte im verfloſſenen Jahr eine Brut von vier oder fünf Undulaten bei denen ein kleines lahmes ſich befand, welches das Neſt einige Tage nach ſeinen Geſchwiſtern verlaſſen hatte und auf den Boden des Käfigs gefallen war, wo es verhungert ſeyn würde, da es nicht an die Freßgeſchirre gelangen konnte. Da fütterten es nun ſeine Geſchwiſter vier oder fünf Monate und vielleicht noch länger, und vielleicht lebt es noch jetzt auf dieſe Weiſe, obwohl es wahrſcheinlicher iſt daß es dieſe Hülfe entbehren gelernt hat. (Weinlands Zoolog. Garten.)

Das Thule des Pytheas.

Wir beſaßen bisher nicht weniger als 17 Monographien über Pytheas und Thule. Hr. Alexander Ziegler, der nordeuropäiſche Reiſende, hat in dieſem Jahre die achtzehnte geſchrieben. [1] Der Stoff gehört nämlich zu denjenigen welche die Gelehrten die „pikanten“ nennen, weil er den Vermuthungen freies Spiel läßt und daher jeder ſeine Beleſenheit dabei zeigen kann. Die Unterſuchung über Pytheas hat aber gewiß auch für den Laien einen höheren Werth, weil es ſich darum

[1] Die Reiſe des Pytheas nach Thule (Shetlands Inſeln) Dresden 1861.

Digitized by Google

handelt die Gränzen zu bestimmen wie weit die Länderkenntniß der Alten reichte. Thule, ultima Thule, war der Gränzstein gegen Nordwesten, und Thule wurde zuerst bereist und den Gelehrten der alten Welt bekannt gemacht durch Pytheas aus Massilia, einem Geographen und Mathematiker aus dem 4ten Jahrhundert v. Chr. Sein Originalbericht ist verloren gegangen und wir besitzen daher über das Thule welches er bereiste nur Fragmente bei verschiedenen Schriftstellern, die sich widersprechen. Bald soll Thule eine Insel seyn die vom Polarkreis durchschnitten wird, bald wird uns berichtet, man triebe dort Ackerbau und Obstbaumzucht. Zwingt uns das erste an Island zu denken, so nöthigt uns das andere wieder viel südlichere Inseln aufzusuchen, denn in Island wird kein Getreide gebaut und es steht dort heutigen Tages nur ein einziger Baum, und zwar eine Vogelbeere. Thule scheint übrigens ein Wandername gewesen zu seyn, eine Bezeichnung für die äußerste nördliche Insel. Jede Entdeckung mußte deßhalb diesen Namen vor sich herschieben und zu verschiedenen Zeiten mußte Thule daher die Benennung für verschiedene Objecte darbieten. Man hat daher abwechselnd das Thule der Alten bald für die skandinavische Halbinsel (Ortelius, Sven Nilsson) bald für Nordland und Finnmarken (v. Buch), bald für Grönland, bald für einen Theil Norwegens: Thele oder Thulemarken oder Tellmarken (Max Fuhr), bald für die Insel Foula, bald für eine Insel der Orkaden (Voß), bald für eine Insel Tiloe (Bredsdorff), bald für die äußerste Spitze von Jütland (Malte Brun), bald für das heutige Island (v. Humboldt, Bessel) bald für Tylö oder Tülö im Meerbusen von Halmstadt, (Redslob) erklärt. Jede dieser Hypothesen hat etwas für sich, und so verdient auch die des Hrn. Ziegler Beachtung, daß nämlich die Shetlands-Inseln von Pytheas besucht worden seyen. Dieser Auslegung ist vorzüglich günstig eine Stelle des Tacitus im Agricola cap. X., [1] worin von einer ersten Umschiffung Britanniens durch eine römische Flotte die Rede ist. Unterwegs entdeckte diese Flotte die den Römern noch unbekannten Orcaden, und gleichzeitig wurde Land (weiter nördlich) gesehen, welches auf der römischen Flotte als das Thule der Geographen erklärt wurde. Ganz unzweifelhaft folgt aus dieser Stelle daß die Expedition des Agricola die Shetlands-Inseln für Thule hielt. Aber kann das nicht eben immer nur wieder eine Vermuthung dieser Römer gewesen seyn? Sie hörten vielleicht von einem orcadischen Lootsen, daß die Shetlandsgruppe die äußerste Insel gegen Norden sey, und folglich mußte sie in der Sprache der Römer Thule heißen als ultima terra.

Unter dem Thule der Alten darf man also sehr verschiedene Inseln verstehen, das Thule des Pytheas dagegen kann nur eine einzige bestimmte Oertlichkeit gewesen seyn, und daraus ergibt sich die Berechtigung derjenigen Autoren welche sich an dem Namen selbst und an Lautähnlichkeit halten. Für Thule und Tellemarken spricht so ziemlich alles allgemeine, was auch für die Shetlands-Inseln sich sagen läßt. Unter diesen aber führt wiederum eine Insel den Namen Foula, dessen Lautähnlichkeit eben so groß oder so gering ist, wie bei Tellemarken. Auch Redslob's Tylö empfiehlt sich nicht bloß in diesem Sinne, sondern weil Pytheas seine Reisen in die Nähe der Bernsteinküsten geführt haben.

Dagegen ist es ganz sicher daß Island das Thule des Pytheas nicht wohl gewesen seyn kann, wenn man auf seine Beschreibung von der Natur des Landes einiges Gewicht legt. Damit wollen wir indessen nicht bestreiten daß die Alten überhaupt nicht Island gekannt und ihm als ultima terra den Namen Thule mit Recht beigelegt haben sollten. Die alten Scoten (Irländer) haben sehr früh schon Island entdeckt und Verbindungen dorthin unterhalten. Der Seeräuber Naddod entdeckte von den Nordmannen zuerst (861 n. Chr.) Island, welcher es aber Snaelandia hieß. Sein Schneeland war aber bereits bewohnt von Leuten welche die Nordländer Papas nannten, und bei denen, sagen die alten isländischen Chroniken, die Nordmannen „irische Bücher, Glocken und Krummstäbe" fanden. Was die Nordmannen später leisteten, hatten die Iren also schon vor ihnen geleistet, und wenn Island in der vornormannischen Zeit den Scoten (Iren) bekannt war, warum sollten nicht auch die alten Griechen und Römer vom Daseyn dieser Insel etwas erfahren haben können? Die Möglichkeit ist vorhanden und auf dieser Möglichkeit beruht der Werth jener Ansichten, die Island als das Thule der Alten bezeichnen.

[1] Hanc oram novissimi maris tunc primum Romana classis circumvecta, insulam esse Britanniam adfirmavit, ac simul incognitas ad id tempus insulas quas Orcadas vocant invenit domuitque. Dispecta est et Thule quadamtenus: nix et hiems adpetebat, sed mare pigrum remigantibus.

Einiges über die Chinesen auf Java und Madura.

Von Julius Kögel.

Schon seit Jahrhunderten haben massenhafte Einwanderungen von Chinesen auf den Sunda-Inseln stattgefunden; das Gouvernement von Batavia hat, je nach Belieben, solche Einwanderungen zugelassen oder sie zu verhindern gesucht. Im Jahr 1740 wurden in und um Batavia 11,000 Chinesen (Männer, Frauen und Kinder) ermordet: man behauptet auf Befehl des damaligen holländischen Generalgouverneurs Valkenier, wenigstens wurde derselbe später wegen dieses großartigen Chinesenmords in Untersuchung gezogen. Auch im ersten Decennium gegenwärtigen Jahrhunderts ließ der Generalgouverneur Daendels sehr viele Chinesen wegen sehr geringfügiger Vergehen hinrichten, und bejahrte Leute erinnern sich noch mit Schaudern des holländischen Marschalls, des Robespierre Java's. Aller Bedrückungen ungeachtet ist die chinesische Bevölkerung auf Java und Madura wieder auf 130,000 Seelen gestiegen, freilich sind die größere Hälfte derselben Mischlinge verschiedener Nüancen. Aecht chinesische Frauen sind unter den hiesigen Chinesen fast gar nicht anzutreffen, da bekannt-

Digitized by Google

lich den Frauen die Emigration aus China verboten ist, und deßhalb die meisten hiesigen Chinesen — ebenso wie andere Ausländer — sich hier mit javanischen Maiden zu versehen pflegen. Hierbei ist zu erwähnen daß die Chinesen bei dem javanischen schönen Geschlecht den Ruf sich errungen haben als behandelten sie ihre Maide sehr gut, was ich freilich nicht genau weiß, wohl aber weiß ich daß im allgemeinen die Chinesen hier weder bei Javanen, noch bei Malayen, noch bei den Weißen und Liplappen sehr beliebt sind.

Noch heutzutage sind die Chinesen — gleichviel ob wirkliche oder Mischlinge — auf Java und Madura mehr als andere Leute mit schweren Abgaben bedrückt, nichtsdestoweniger gelangen aber viele derselben schnell zu Reichthümern; denn sie besitzen neben der Thätigkeit auch großen Speculationsgeist und sind für den Kleinhandel besonders begabt; kurz in dieser Hinsicht gleichen sie ganz den Juden in europäischen Staaten. Wegen Mangels an europäischen und eingebornen Handwerkern und Künstlern auf Java sind die Chinesen hier ganz unentbehrliche Leute geworden; denn das Bäckerhandwerk wird fast nur von Chinesen betrieben, und weil es auf dieser Insel an (Dampf-, Wasser- und Wind-) Mahlmühlen und Oelmühlen mangelt, wird mitunter auch Getreide und Mais auf Handmühlen von diesen Leuten gemahlen; Maurer-, Zimmermanns-, Schmiede- und Schlosserarbeit wird größtentheils von Chinesen verrichtet; auch sind ihrer viele bei der Theecultur im Hochland beschäftigt. Peiong (Regen- und Sonnenschirme), von Papier und leichtem Rohr gefertigt, liefern die hiesigen Chinesen zu ungemein billigen Preisen, was umsomehr zu berücksichtigen ist, da zum Schutz wider häufigen und sehr starken Regen, ebenso wie zur Beschirmung vor Sonnenhitze solche Peiong den ärmern eingebornen Frauen hier unentbehrliche Utensilien sind. Gewöhnlich kostet ein solcher Schirm 60—80 Deut (6—8 Neugr.).

Wohlhabende Chinesen sind Grossisten und Lieferanten, auch haben sie meist Concessionen um Pfandhäuser zu halten, und die des Opium- oder des Arakverkaufs, sowie auch die Stättegeldeinnahme der Basser (Marktplätze) von der Regierung gepachtet. Die chinesischen Gemeindehäuptlinge werden Lieutenantchinees, Capitänchinees oder Majorchinees betitelt. Restaurationen und Speisehäuser für Europäer geringer Qualität findet man fast nur bei Chinesen; in solchen Restaurationen sind gewöhnlich gebratene Gänse und Spanferkel, sowie auch gute Schildkrötensuppe und ein chinesisches Nudelngericht, Gimlo genannt, täglich zu bekommen. (Den Europäern mundet die chinesische Kost anfangs gewöhnlich besser als die javanische Kost — nämlich Reis und Kerri — weßhalb die chinesischen Wirthe von Matrosen und Soldaten oft besucht werden.) Uebrigens bereiten die chinesischen Köche auf Java auch häufig Speisen, welche von den Europäern nur selten gespeist werden, nämlich Leguang [1] und Tripang, letztere sind 5 bis 7 Zoll lange Holothurien, welche einen Zoll im Durchmesser haben und übrigens wie riesenhafte Blutegel aussehen.

Nur die chinesischen Männer haben die Kleidertracht und Sprache ihres Heimathslandes beibehalten, auch fehlen diesen weder die Zöpfe noch die langen Fingernägel, während die Chinesinnen sich gleich den eingebornen Frauen mit Kabaya und Sarong zu bekleiden pflegen. Fast immer sprechen diese auch nur malayisch, jedoch niemals versehen sie ihre Ohrläppchen mit so großen Löchern wie die Javaninnen.

Von eigenthümlichen Gebräuchen bemerkt man daß — ungeachtet diese Chinesen schon längere Zeit oder wohl gar von Kindesbeinen an unter andern Völkern gelebt haben — sie die Speisen mit kleinen porzellanen, eckigen Löffeln, oder mit zwei 5—6 Zoll langen viereckigen Stäbchen zum Munde befördern; ferner daß sie auch noch mit Pinseln schreiben und mit Kugeln rechnen, die in einem dazu eingerichteten Kasten reihenweise angebracht und beweglich sind.

Zuweilen sieht man hier die Chinesen auch Bücher drucken, was nicht so wie bei uns zu Lande geschieht; denn die hiesigen Chinesen heften zuvor die Bücher und bedrucken nachher erst successive die Blattseiten mit Sterotypen.

Eine grausame Sitte welche den Chinesen hin und wieder noch eigen ist, und wovon ich einmal Augenzeuge war, ist das Morden eines Kindes, wenn ein solches zufällig auf einem Markt geboren wird, was manchmal auf Java geschieht. Nun glauben die Chinesen daß das Besitzthum von Gliedmaßen oder Blut solcher auf Märkten geborner Kinder dem Inhaber im Handel unendlichen Segen bringe; sie suchen sich daher solcher Kinder zu bemächtigen, zerhacken sie in Stücke und eilen mit der Beute davon; freilich werden sie durch die anwesende Polizei gewöhnlich verhindert solche grausame Sitte auszuüben; jedoch nicht immer ist dieß zu ermöglichen, und ich selbst kam auf dem Basser zu Babutang gerade erst an, als Chinesen dort einen Kindermord auf erwähnte Weise verübt hatten und mit einem Theil ihrer Beute bereits entwischt waren.

[1] Leguang oder Lejuan heißt eine 2—3 Fuß lange und 6—8 Zoll dicke Eidechse, diese lebt in Flüssen und nährt sich von Fischen; sie sieht oben grau oder grün, am Bauche aber weiß aus; ihre gespaltene Zunge, von welcher sie einen 3—4 Zoll langen Theil oft aus ihrer Schnauze steckt, ist dunkelblau von Farbe.

Arabische Selbsterkenntniß und Offenheit.

1.

Namentlich erfreute mich öfter ein junger, schiitischer Kaufmann mit seinem Besuch, welcher aufrichtig und sehr bescheiden war. Er erkannte die Ueberlegenheit der Franken (Europäer) in Künsten und Wissenschaften an, und sagte mir einst, sie, die Araber, seyen wie die unvernünftigen Thiere, die Perser seyen wie die Affen, und nur die Europäer seyen die eigentlichen Menschen. Ein andermal sagte er mir: „Ihr Franken habt zwei Augen, die Perser haben ein Auge, wir Araber aber sind blind.“ [1]

2.

Nachdem die Gäste, um die Tafel gekauert, großes und der Wirth (Scheich Assad) wunderbares geleistet hatte, wurde

[1] Aus den Reisen im Orient von H. Petermann II, 130.

Digitized by Google

die Platte entfernt und an ihre Stelle eine andere, wenig kleinere geſetzt, welche einen Kunaſeh, einen breiichten mit geröſteten Mandeln bedeckten Kuchen aus Stärkemehl, Milchkäſe, Zucker und Butter enthielt. Die Bewohner Jeruſalems lieben das Gericht außerordentlich; Europäern munden nicht leicht mehr als einige Biſſen, der Scheich würde alſo wohl ſeine Gäſte beſchämt haben, auch wenn ſie den Tag über gefaſtet und er ſeine gewöhnlichen Mahlzeiten genoſſen hätte (er hatte wegen des Ramadan den Tag über gefaſtet gehabt). Sie mußten ſich im weſentlichen darauf beſchränken ihn eſſen zu ſehen, was auch des Intereſſes nicht entbehrte wegen der Geſchicklichkeit mit welcher er Maſſen des loſen Stoffes in den Fingern der rechten Hand zu greifen und dem Munde zuzuführen vermochte. Er zeigte auch gerne ſeine Kunſtfertigkeit, und äußerte dabei, Gott habe dreierlei Weſen geſchaffen: Vieh, das den Kopf in den Fraß ſtecke, Orientalen, welche durch die Hand die Speiſe mit dem Munde vermitteln, und endlich Menſchen, d. h. Europäer, welche ſich verſchiedener Werkzeuge zum Eſſen bedienen. [1]

Miscellen.

Ueber die Waſſerverhältniſſe Londons. Durch den außerordentlichen Verbrauch von Waſſer zu häuslichen Zwecken, zu Brennereien und zum Maſchinengebrauche, iſt in einigen Theilen Londons der Spiegel des Grundwaſſers, welcher früher 48 Fuß unter der Themſe-Hochwaſſermarke ſtand, jetzt auf 66 Fuß darunter, alſo 18 Fuß geſunken. Außerdem iſt gefunden daß an vielen Stellen woſelbſt die Brunnen früher ſüßes Waſſer lieferten, jetzt das Waſſer mehr oder weniger ſalzig, alſo aus der Themſe durchgeſickert iſt. (Zeitſchrift des Architekten- und Ingenieurvereins.)

Rudolph Ludwig, das Buch der Geologie. (Zweite Auflage. Leipzig 1861.) Der erſte Band dieſes Werkes (Geognoſie) erſchien juſt vor einem Jahre, [2] und wir rühmten damals namentlich die Wohlfeilheit dieſer populären Schrift in Rückſicht auf die vielen Holzſchnitte. Wir können dieß auch von dieſem zweiten Bande ſagen, der unter andern die vorweltlichen Landſchaften nach Unger in verkürztem Maßſtab, ſonſt aber noch 120 Abbildungen enthält. Der Verfaſſer trägt übrigens die neuerlich mehr vorherrſchenden antivulcaniſchen Anſichten vor, und verweiſt, wozu er auch das Recht hat, die Lehre von der Bildung der Erde aus einer Dunſtſphäre unter die geiſtreichen Hypotheſen. Der kritiſche Geiſt des Verfaſſers läßt ſich auch aus folgender Stelle erkennen, welche eine ſehr zarte Streitfrage und frühere Lieblingsidee der Geologen berührt: „Es iſt mehrfach verſucht worden die weſentlichſten Unterſchiede der verſchiedenen Entwicklungsperioden der Erde nach den Thier- und Pflanzenformen zu charakteriſiren; da jedoch die Unterſuchungen in dieſer Beziehung noch nicht geſchloſſen ſind, ſo bleiben ſolche Syſtemaufſtellungen noch ſehr ſchwankend. Im Jahre 1841 noch konnte Agaſſiz, einer der fleißigſten Paläontologen unſerer Zeit, die Meinung ausſprechen daß während des früheſten Zeitalters, während deſſen ſich die ſiluriſchen, devoniſchen, carboniſchen und permiſchen Schichten bildeten, Fiſche, und nur Fiſche, die Claſſe der Wirbelthiere auf Erden vertreten haben; heute kennen wir durch die ſo ſorgfältigen Unterſuchungen Hermann von Meyers u. a. ſchon mehrere größere und kleinere Amphibien aus den älteſten, mittleren und jüngſten Abtheilungen dieſes Schichtenverbandes. Der Name, das Reich der Fiſche, welchen Agaſſiz dieſem Zeitalter beilegte, iſt ſomit heute nicht mehr anzuerkennen. Ebenſo nannte Agaſſiz die zweite Abtheilung, die Formationen Trias, Jura und Kreide: das Reich der Reptilien. Wir kennen aber daraus Vögel und Säugethiere und ſind deßhalb auch nicht in der Lage, die dritte Abtheilung, die Tertiärformation als alleiniges Reich der Säugethiere anzuerkennen. Nur allein das iſt bis jetzt feſtſtehend geblieben: daß ſich in den verſchiedenen Geſteinen, welche zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, eine große Verſchiedenartigkeit der eingeſchloſſenen Thier- und Pflanzenformen wahrnehmen läßt; daß zu jeder Zeit ſowohl Strahlthiere, Weichthiere und Gliederthiere (Inſecten), als auch Wirbelthiere vorhanden waren; daß ſich alle dieſe Thierformen mit der Zeit veränderten; daß zeitweilig eine oder die andere Thiergattung vorherrſchend entwickelt war, ſo daß ſie beſonders zahlreich in Arten und Varietäten auftrat; daß der Menſch aber erſt in der jetzigen Epoche hinzugekommen iſt (!). Lange Zeit hindurch glaubte man annehmen zu müſſen, die Thierformen früherer Zeiten ſeyen größer geweſen als die heutigen; auch dieſe Vorausſetzung iſt nach genauerer Unterſuchung des Thatbeſtandes gefallen. Allerdings waren während einiger Zeiträume manche Thiere größer als wir ſie früher und ſpäter finden, dagegen aber auch andere wieder kleiner als in frühern und ſpätern Zeiten. Unſere heutige Schöpfung hat im Wal, im Krokodil, im Hai, in manchen Muſcheln körperlich ſo groß und umfangreich entwickelte Thiere aufzuweiſen wie nur irgendeine Zeitepoche. Allein das iſt das Ergebniß der Vergleichung: daß von Anbeginn an eine gewiſſe Menge des Stoffes zur Ausbildung des Thierreiches verwendet wurde; daß dieſer Stoff ſich im Laufe der Zeiten in verſchiedener Weiſe unter die einzelnen Thierarten vertheilte, ſo daß einmal dieſe, das anderemal jene in größerer Anzahl der Spielarten, oder größerer Entwicklung der Formen ſich darſtellten."

[1] Aus Roſens (des preußiſchen Conſuls zu Jeruſalem) Einleitung zu der zu Ehren des Hrn. H. Brockhaus aus Leipzig verfertigten Kaſſide (d. i. Zweckgedicht) des Scheich Aſſad Efendi zu Jeruſalem, Muftis und Imams der Schafeiten daſelbſt. Als Handſchrift gedruckt.

[2] S. Ausland 1860. S. 1223.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. Augsburg, 15 December 1861.

Rückblicke auf die auswärtige Politik der großen Mächte.

1. Die Vereinigten Staaten.

Als vor einem Jahr die große Wahlschlacht in den Vereinigten Staaten den Demokraten eine Niederlage, den Republicanern einen Sieg brachte, durfte man sich dem trügerischen Optimismus noch überlassen daß, wie es immer noch vorher geschehen war, auf den Wirbelsturm der Wahlen wieder Meeresstille und glückliche Fahrt eintreten werde. So war der Lärm nach Buchanans, so nach General Pierce's Erhebung rasch verstummt. Ein Bundesaustritt war höchstens wahrscheinlich von einem oder dem andern Staat, der früher oder später sich doch wieder eines besseren hätte besinnen müssen. Dieses Irrthums braucht sich niemand zu schämen, denn es schien ja nur einen einzigen Trennungsgrund zwischen dem Norden und dem Süden zu geben, nämlich die Herrenrechte über eine farbige Bevölkerung. Die Sklaverei selbst zehrte nur noch an dem Baumwollenbau, und der transatlantische Baumwollenbau konnte durch eine Wendung in dem Gange des Welthandels allen Rang und Einfluß verlieren. Wenn in Indien die Baumwolle besser gereinigt, besser verpackt, durch Wegbauten oder Flußregulirungen leichter und rascher versendet, durch Einführung fremder Saaten und durch reichlichere Bewässerung veredelt wurde, so war das sprüchwörtliche Königthum der Baumwolle (cotton is king) im Süden der Union auf alle Zeiten mediatisirt. Trotz aller gesellschaftlichen Verschiedenheit zwischen dem plebejischen Yankee und dem geschliffenen Cavalier des Südens waren doch beide Hälften des Staatenbundes auf sich angewiesen. Sie waren räumlich von den nämlichen Flußgebieten durchwachsen und bildeten daher Einen Leib mit gemeinschaftlichen Gefäßen, wie sie auch Ein gemeinsames System der Ernährung besaßen, insofern der Süden Brod und Gewerbserzeugnisse vom Norden, der Norden aber alle seine halbtropischen Handelsgewächse vom Süden bezog. So erschienen die Vereinigten Staaten wie eine Familie in welcher häusliche Zwiste zu periodischen Zerwürfnissen führten, die aber immerhin in einer Ehe leb-

ten, die der Mensch nicht scheiden sollte. So oft auch eine auswärtige Verwicklung drohte, sah man alsbald Süden und Norden ausgesöhnt, und beide Theile zu gemeinsamem Trutz entschlossen, hörte man nur Eine Stimme vom Hudson bis zur Floridastraße, gewahrte man nur Ein Volk, Eine gebieterische Nation, die sich prophetisch schon die Amerikaner nannte. War es auch glaublich daß ein Theil der großen Demokratie so leichtfertig auf die Aussicht verzichten sollte dermaleinst einen ganzen Welttheil zu beherrschen? Im vorigen Jahrzehnt schien das Wachsthum dieser freien Völker unbegränzt, und immer neue Sterne erwartete man in ihrem Banner aufleuchten zu sehen, das Raum zu haben schien für die ganze westliche Hälfte der Erdveste. Wer zweifelte zur Zeit des Ostender Manifestes daran daß sich der berühmt gewordene Monroe-Spruch „Amerika für die Amerikaner" unaufhaltsam erfüllen müsse? Ueberall wo die ermüdeten spanischen Creolen ihrem Culturberuf nicht mehr genügen konnten, griffen die Amerikaner rüstig ans Werk. Allerorten auf der westlichen Erdhälfte gaben sie schon das Gesetz. Mexico fiel ihnen bruchstückweise zu, Greytown wurde von ihnen niedergeschossen, auf der Landenge von Panama erhielten sie Territorialhoheit, die Tigre-Insel in der Fonsecabay wurde besetzt, die Honduras-Golfinseln mußte England aufgeben, der Kanaken-König Kamehameha III begehrte von freien Stücken die Aufnahme der Sandwichgruppe in den Staatenbund, Japan öffnete nach dritthalb Jahrhunderten seine Häfen als die Union zur pacifischen Seemacht herangewachsen war, der Silberstrom erschloß sich allen Flaggen, und während an seinen Ufern betriebsame Yankees allenthalben Grundbesitz erwarben, erschien die Water Witch vor Asuncion um dem Alleinherrscher von Paraguay auf seinen eigenen Gewässern eine Züchtigung zu ertheilen, wiederholt wurde Spanien für Cuba ein Kaufgebot gethan, und wenn der Stute ihr Füllen auch nicht feil war, so hütete sie sich doch wohl den Kauflustigen zu züchtigen, wie den Wolf in der Thierfabel, glaubte man doch in der alten wie in der neuen Welt nicht anders als daß der Tag nicht ausbleiben könnte wo die Perle der Antillen unter den Perlen der Königin Isabel einst fehlen werde, genau so wie auch Canada gleich einer reifen Birne endlich doch ins

Digitized by Google

Gras der Union fallen müſſe. Daß man auf ſolche Erbſchaften, daß man auf den ſtolzen amerikaniſchen Familiennamen verzichten und daß man dafür den mexicaniſchen Pfad der Pronunciamientos, kenntlich an Städtetrümmern und bleichenden Gebeinen, betreten ſollte, das — wir geſtehen es offen — hielten wir nicht für möglich.

Jetzt aber wo es geſchehen iſt, wo unſer Blick geſchärft zurückkehrt nach der früheren Geſchichte der Union, erkennen wir plötzlich daß es ſo kommen mußte, daß der Bruch durch die Kunſt der Staatsmänner, durch die Selbſtbeherrſchung der Bevölkerung noch um eine oder die andere Präſidentenwahl aufgeſchoben werden konnte, daß er aber eintreten mußte, je ſpäter um deſto unheilbarer. Jetzt entdecken wir auch daß ſchon Waſhington in trüber Ahnung das Geheimniß dermaleinſtiger Seceſſion ins Grab nahm, als er ſeine Landsleute vor der Bildung von Parteien mit geographiſchen Unterſcheidungen warnte. Möchten doch — dieß ſey im Vorbeigehen erwähnt — wir Deutſchen ſelbſt mit hellen Augen die nämliche Gefahr wahrnehmen, da ſich auch bei uns ſüdliche und nördliche Anſchauungen und geographiſch geſonderte Parteien zu entwickeln beginnen! Den Amerikanern läßt ſich nachweiſen daß ſchon im Jahre 1784 die ſüdlichen und nördlichen Staaten ſich ſchieden, als der Antrag vor den Congreß gelangte die Sklaverei von allen Staatsgebieten auszuſchließen. Seitdem iſt die Drohung einer Bundeskündigung immer und immer wieder vom Süden wiederholt worden, und jetzt weiß man vollſtändig daß im Jahre 1856 vor Buchanans Wahl in Südcarolina alles zum Abfall vorbereitet geweſen war, falls damals der republicaniſche Häuptling, Fremont, geſiegt hätte. Schon unter der britiſchen Herrſchaft waren Gegenſätze zwiſchen den Pflanzer- und den Neu-Englandſtaaten vorhanden, denn die Einwanderer nach dem Süden beſtanden aus wohlhabenden Leuten der höheren Claſſen Englands, die alle ihre ariſtokratiſchen Schwächen und Vorzüge mit in die neue Welt hinübernahmen, während der Norden vorzugsweiſe von unbeugſamen Republicanern und puritaniſch erzogenen Plebejern bevölkert wurde. Der Norden war es hauptſächlich der mit Feuer und Erbitterung den Befreiungskrieg führte, während Virginien ſich ungleich träger zeigte, und in den beiden Carolinas eine Mehrzahl der Pflanzerfamilien ſogar offen ihre royaliſtiſche Geſinnung bekannten. Immer hat der duellſüchtige Pflanzer auf den erwerbshungrigen Nordländer mit Geringſchätzung herabgeſehen, dem er zwar nicht an Kenntniſſen und an Schuldreſſur, wohl aber an Schliff im geſelligen Umgang, an Ausbildung für das öffentliche Leben, an Herrſcherberuf und an ſchöpferiſcher Begabung ſo überlegen ſich fühlte daß der Name Yankee im Süden bald als das niedrigſte Schimpfwort angeſehen wurde. Die Auswanderung aus Europa vermied beinahe gänzlich die ſüdlichen Staaten und ergoß ſich in die Freibodenländer, denn der Pflanzer hieß ſie nicht willkommen, ſondern betrachtete ſie ſogar mit feindſeligem Auge, weil, ähnlich der mecklenburgiſchen Ritterſchaft, die creoliſchen Latifundienbeſitzer ein Ueberhandnehmen der beſitzloſen weißen Bevölkerung wie eine anſteckende Krankheit ſcheuten. Deßhalb fand der Same des Nativismus, im Grunde antidemokratiſch, weil er den ältern Anſiedlern vor den jüngern politiſche Vorrechte zuwenden wollte, in den ſüdlichen Gemüthern ein üppiges Marſchland. War die Anhänglichkeit der Nordländer an das Bündniß und die Verfaſſung immer ein aufrichtiges geweſen, hatten ſie ſich, vom Süden bei den Wahlen einmal nach dem andern geſchlagen, immer getreulich der Mehrheit, dem Geſetze, dem Bundesvertrage gefügt, wie es einem für die Selbſtherrlichkeit reifen Volke geziemt, ſo gieng bei den Südländern die Sklavenwirthſchaft allem Patriotismus voraus. So oft ihre „häusliche Einrichtung“ gefährdet erſchien, drohten ſie ſtets mit der Kündigung der Union. All ihr politiſches Streben war nur darauf gerichtet die Racenſklaverei räumlich zu erweitern oder ſie in die Unionsgeſetze hineinzuſchwärzen. Schon ſehr frühzeitig bildeten ſich auch handelspolitiſche Gegenſätze aus. Der Süden, welcher nur Handelsproducte erzeugt, mußte natürlich nach einem Freihandelstarif begehren, der Norden dagegen hatte nicht übel Luſt den Süden als Milchkuh für eine unreife und erzwungene Induſtrie zu benutzen. Beide Theile ſchacherten daher mit ihren Grundſätzen. Der Norden ließ ſich gegen ſein Freibodencredo ein Compromiß nach dem andern entlocken, während der Süden den pfiffigen Fabricanten in Pennſylvanien und New-York irgendeinen Schutzzollprofit zuwendete, bis endlich die Schalen des Zornes ausgegoſſen wurden und beide Theile, ihrer Verpflichtungen ledig, der Norden ungeſtüm in Verbotzöllen ſchwelgte, der Süden die Freihandelsfarben vom Maſte wehen ließ.

Als der Krieg ausbrach konnte man noch immer für die getreuen Staaten einen raſchen Sieg und die Rettung des alten Länderbeſtandes hoffen, inſofern der Norden dem Süden an Zahl der freien Männer doppelt, an Hülfsquellen für den Aufwand der Heere zehnfältig überlegen war. Die erſte Enttäuſchung war die Flucht nach dem Kampfe bei Bulls Run. Auf ſolche Vorfälle mußten indeſſen die kühleren Beobachter von vornherein gefaßt ſeyn, denn Leute die ihre Feder im Comptoir wegwerfen und ſich unter einer Pickelhaube maskiren, werden unbeſchadet ihres patriotiſchen Feuers immer ſchlechte Soldaten abgeben. Daß ſie der Kriegsdienſt allmählich abhärtet, hat die kürzliche Epiſode bei Edwards Ferry gezeigt, wo wenige Hunderte, mit einem Defilée im Rücken, von einem gedeckten und überlegenen Feind langſam ſich aufreiben ließen, ohne die Waffen zu ſtrecken. Wenn die Republicaner immer von 500,000 Mann unter Waffen ſprechen, ſo muß man wiſſen daß dieſe halbe Million in den Liſten ſteht aber nicht im Lager, daß dieſe einzelnen Beſtandtheile, nur auf beſtimmte Zeit einberufen, nach dem Eintreffen der ablöſenden Contingente wieder abtreten. Alſo hat der Unionsfeldherr nur den dritten Theil der Milizen unter ſeinem Befehl, er ſieht ſtets friſche Geſichter und ſtets wieder Recruten, die aus dem Wohlleben der Städte in das Lager einrücken. Mit ſolchen Leuten läßt ſich aber nichts wagen, keine größere Combination ausführen, weil alle militäriſchen Berechnungen fehlſchlagen wo auf Pünktlichkeit nicht ſicher zu zählen iſt. Die Pflanzer dagegen ſcheinen Miethtruppen im Solde zu haben, und zwar hauptſächlich Deutſche und Irländer. Daß man aber mit einem

Digitized by Google

solchen Stoffe viel mehr ausrichtet wie mit einem Volksheer, daß die Begeisterung nie die Disciplin, die moralische Aufregung nie kaltblütige Pünktlichkeit im Kriege zu ersetzen vermögen, das wissen wir in der alten Welt viel besser. Erobern läßt sich der Süden nie, gerade so wie beim Abfall der Colonien England diese nie wieder unterwerfen konnte, denn gegen große Räume hilft keine Truppenmacht der Welt und kein Kriegsgenie, sonst wäre der Sieger an der Moskwa nicht so kläglich über den Niemen zurückgekehrt.

Sollte der Kriegszug der Unionisten also irgendeine Aussicht auf Erfolg haben, so mußte im Süden selbst ihnen eine Contrerevolution, die Empörung einer gefesselten Minderheit zu Hülfe kommen. Man hatte so etwas mit Sicherheit erwartet und nicht ohne Grund, denn man erinnerte sich daß bei der vorletzten Wahl in den Sklavenstaaten nur 609,587 für den Demokraten Buchanan, dagegen 479,465 für den Nativisten (Knownothing) Fillmore gestimmt hatten, nicht (so schien es) um diesem zur Präsidentschaft zu verhelfen, sondern um ihre Stimmen ins Wasser zu tragen, weil sie für Buchanan nicht stimmen wollten und für Fremont nicht stimmen durften, aus Furcht getheert und gefedert zu werden. Die Stimmen für Fillmore galten deßhalb in den Augen der Abolitionisten als verstohlene Unterstützung des Republicaners, und zugleich, sagte man sich, habe die südliche unterdrückte Freibodenpartei unter dieser Maske ihre Stärke messen wollen. Man zählte auch auf die besitzlose weiße Classe, die von den Pflanzern mißachtet, mit dem Schimpfnamen weißer Pöbel (mean whites) belegt, und von ihnen im Grunde gehaßt und gefürchtet wurde, wie jedes Proletariat von den Junkern.

Es hat sich nun gezeigt daß alle diese Erwartungen Trugbilder gewesen sind. Hr. Russell, der Timescorrespondent fand schon mehrere Meilen jenseits der Sklavengränze nur finstere Gesichter gegen die Unionstruppen oder ungeheuchelte Freude über ihr Mißgeschick am Bulls Run. Vollständig überraschend ist aber die Haltung Marylands gewesen, eines Staates von etwa 700,000 Einwohnern, dessen Sklaven sich in den letzten 10 Jahren (1850—1860) von 60,368 auf 35,382 Köpfe gemindert hatten, der also im Begriff war „auszuverkaufen." Dennoch fand man dort die Mehrheit für den Anschluß an die Südstaaten gestimmt, und weit entfernt daß in Baltimore die Unionisten durch den Terrorismus einer Minderheit in Fesseln gehalten worden wären, bedurfte es der Einsetzung einer Militärgewalt, damit die Hauptstadt nicht von neuem der Rebellion huldigte. Bis jetzt hat sich auch noch nirgends jene angebliche republicanische Partei zu regen gewagt, die man im Süden hinter den 400,000 Wählern Fillmore's gewittert haben wollte. Allerdings, bei dem harten Despotismus aller Majoritäten in den sogenannten Freistaaten, den nördlichen wie den südlichen, bedarf es glänzender Siege ehe eine eingeschüchterte Minderheit sich an das Tageslicht hervorwagt, allein darüber ist man jetzt völlig unterrichtet daß die mean whites, der sklavenlose weiße Pöbel im Süden gerade zu den heftigsten Prosklavereisprüchen sich bekennt. Im Anfang mag so etwas widersinnig klingen, wenn man aber ein wenig nachdenkt, wird man finden daß es gar nicht anders seyn kann, und wie treffend man schon behaupten durfte: wenn die Pflanzer selbst ihre Schwarzen freilassen wollten, der weiße Pöbel würde sie mit Gewalt daran verhindern.

Das nämlich bildet den innerlichen Unterschied zwischen den Völkern und den politischen Gesellschaften im Norden und im Süden der Union, sowie in fast allen Ländern Amerika's deren Breite eine geringere ist wie 40 oder 35 Grad, daß man in diesen die Arbeit erniedrigend und für unversöhnlich hält mit der Würde eines freien Mannes. So denken die Römer der neuen Welt, nur daß zwischen dem altrömischen und dem creolischen Abscheu vor der Arbeit ein sittlicher Unterschied besteht. Gerade den Feldbau, den die Creolen ächten, stellten die alten Römer so hoch daß sie sich vom Pfluge hinweg ihren Dictator holten. Dagegen verachteten in ihren bessern Zeiten die Römer alles Zunft- und Fabricantenwesen, alle Comptoir- und Geldprofite als unwürdig eines freien Mannes, während in den Sklavenstaaten wie in den ehemals spanischen Creolenreichen diese Art von Gewinn einen bonus odor, einen sehr angenehmen Geruch verbreitet. Die mean whites arbeiten nicht, denn sie sind Caballeros und fühlen sich als solche erhaben über alle jene Geschöpfe die im Felde arbeiten. Nicht nur haben sie so lange nur Farbige allein die Zuckerrohre schneiden, einen Trost für ihr materielles Elend darin daß sie doch eine andere Species des Genus Homo vorstellen, sondern sie müßten auch fürchten daß nach Aufhebung der Sklaverei, nach dem Hereindringen der Auswanderung und der freien Arbeit sie genöthigt werden könnten mit dem Spaten oder dem Pflug Bekanntschaft zu machen. Wer aber das thut verliert in ihren Augen so gut die Kaste wie der arme Hindu den eine Schlange gebissen hat, wenn er die rettende Arznei aus dem Hornlöffel der Sahibs (englische Herrschaft) statt aus seinem reinen Messingbecher nehmen würde. Die Einführung der freien Arbeit ist — das vergesse man nie — für die Südländer gleichbedeutend mit dem Verlust der Kaste. Nicht das dunkle Pigment unter der Haut, und nicht der Geruch an dem, wie das Negerlied sagt, Gott seine Schwarzen erkennt, bildet den Unterschied zwischen weißen und bunten Creolen, sondern am Nichtsthun wird der Gentleman erkannt.

Wer in dem ausgebrochenen Bürgerkrieg das formelle Recht auf seiner Seite habe, das ist für ein Kind der alten Welt sehr schwierig zu entscheiden. Bei uns finden sich keine Lobredner für die Sklavengeißel und für die „häusliche Einrichtung" der Baumwollenstaaten. Unwillkürlich nehmen wir auch deßwegen für den Norden Partei weil er sich noch immer redlich dem Süden unterwarf, so oft dieser bei den Wahlentscheidungen den Sieg davon getragen hatte. Er kämpft überdieß für zwei Grundsätze welche seine Waffen adeln, für die ungeschmälerte Größe des alten Vaterlandes und gegen die Ausbreitung der Negersklaverei. Aber man hüte sich deßwegen die Südländer als Rebellen zu betrachten. Der Begriff der Rebellion ist exotisch, oder sollte wenigstens in einem Bunde von freien Staaten exotisch seyn. Wenn die Ungarn sich heute empören und ihren Abfall von Oesterreich erklären, so kann

Digitized by Google

sie ihr Kaiser als Rebellen erklären und als Rebellen behandeln, denn ganz abgesehen von der Gottesgnadendoctrin ist Ungarn durch die pragmatische Sanction ein untrennbarer Bestandtheil der habsburgischen Hausmacht geworden. Der österreichische Staat ist wenigstens ganz sicher nicht durch einen Vertrag entstanden der einseitig kündbar wäre. Wohl aber behaupten dieß die Amerikaner selbst von ihrer Union. Jeder ihrer Staaten erklärte sich für souverän, und jeder dieser Staaten trat durch Vertrag einen geringen Theil seiner Selbstherrlichkeit zu Gunsten der Gesammtheit des Bundes ab. Nun merke man wohl auf daß in den Vereinigten Staaten nicht bloß geographische Unterschiede wie Süden und Norden, nicht bloß gesellschaftliche Gegensätze wie freie Arbeit und Sklaverei, sondern daß auch widersprechende politische Bekenntnisse sich gegenwärtig bekämpfen. Keineswegs nämlich waren alle Demokraten Proſklavereimänner, so wenig wie alle Proſklavereimänner Demokraten gewesen sind. Die nördlichen Demokraten begünstigten die Sklaverei, weil nach ihrem politischen Credo die Bundesgewalt sich nicht einmischen sollte in örtliche Gesellschaftsverfassungen. Die Proſklavereimänner aber zählten sich zu den Demokraten, weil und so lange der demokratische Unionsbegriff ihre Racenherrschaft beschirmte.

Die Demokraten haben immer für die Selbstherrlichkeit der einzelnen Staaten gekämpft, sie waren, um die Sprache unsrer deutschen Streitigkeiten zu reden, unverbesserliche Particularisten, welche die Bundesgewalt nur für ein nothwendiges Uebel hielten, und deßhalb ihre Befugnisse auf die magerste Kost beschränken wollten. Nach dem politischen Bekenntniß der Demokraten konnte jeder Staat, wenn ihm das beliebte, seine Miethe in dem weißen Hause kündigen, und ihn zur Rückkehr zu zwingen, dazu hatte der Hausherr keine Befugniß. Daß Buchanan den Südländern volle Zeit zur Verschwörung und zum Abfall gönnte, dafür wird er von den Republicanern des Verrathes geziehen, obgleich er doch, wenn er seiner politischen Kirche treu bleiben sollte, gar nicht anders handeln durfte. Man muß auch der demokratischen Partei die Gerechtigkeit erweisen daß sie ihre Grundsätze ihrem Proſklaverei-Anhang zu liebe nicht verrathen hat. Als die südlichen Demokraten durch ihren Terrorismus in Kansas und durch das völlig undemokratische Sklavenverfolgungsgesetz die Grundsätze der herrschenden Partei verließen, als sie zu ihren „häuslichen“ Zwecken ihre Amtsgewalt mißbraucht hatten, wandte sich Douglas und sein Anhang vom Süden ab und entschied dadurch die Wahl Lincolns und die Ueberlegenheit der Republicaner.

Vom Standpunkte der letzteren freilich sind die südlichen Staaten Rebellen, denn die Republicaner sind im Gegensatz zu den Demokraten eine unionistische Partei, die jetzt schon, wie dermaleinst der französische Convent, die Einheit über die Freiheit setzt. Sie können freilich zu Gunsten ihrer Anschauung sagen daß eine Minderheit einen Bund nicht verlassen darf, dessen Verfassung zu ihrer Abänderung mindestens zwei Drittel von bejahenden Stimmen verlangt, und daß eine Secession doch mehr ist als eine Verfassungsänderung. Allein man muß wissen daß in Praxis die Selbstherrlichkeit der einzelnen Staaten längst nicht mehr ihre Gränze an dem Verfassungsrecht, sondern nur im freien Willen der Bürger und in ihren Interessen gefunden hat. Der Congreß gab das Sklavenverfolgungsgesetz, aber die einzelnen Staaten vernichteten seine Wirkung durch ihre Personal Liberty Bills. Ein ächter Demokrat läugnet daß die Union auf etwas anderm beruhe als auf dem freien Willen jedes einzelnen Staates, weil, sagen sie, unsre Urgroßväter gar nicht das Recht besaßen dem jetzigen Geschlechte irgendetwas vorzuschreiben. Die Demokraten läugnen sogar daß irgendein Staat das Recht genieße die Bezahlung seiner Schulden dem nächsten Geschlechte zur Last zu legen, welches frei, also auch schuldenfrei geboren werde. So zieht sich durch die jetzigen Wirren der Kampf der beiden großen Gegensätze, die sich in allen Bundesstaaten wieder finden, und die man gewöhnlich als Unitarismus und Föderalismus bezeichnet. Die Republicaner sind Unitarier, die Demokraten waren Föderalisten. Nur in den Augen der Unitarier sind daher die Pflanzerstaaten Rebellen, vom Standpunkt der Föderalisten aus machten sie nur von einem unveräußerlichen Rechte Gebrauch.

Für die Zukunft haben diese Lehrsätze der Parteien deßwegen einen lebendigen Werth, weil die Republicaner, wenn ihre Herrschaft sich dauernd behauptet, von ihrem Instinct getrieben der Verfassung unitarische Gewalten verleihen und die particularistische Selbstherrlichkeit der Staaten einschränken werden. Umgekehrt, wenn ihre Unfähigkeit einen Gegenschlag nach sich ziehen sollte, käme die Reihe wieder an die particularistischen Demokraten, welche im Stillen den Krieg als eine Versündigung an der Souveränetät der amerikanischen Bevölkerungen betrachten. Wir sagen im Stillen, weil nach und nach die Republicaner durch Pöbelaufwiegelungen nicht weniger als 82 nördliche Zeitungen demokratischer Farbe, welche vom Krieg abriethen, gewaltsam zum Schweigen gebracht haben.

Schwer verständlich für unser cisatlantisches Fassungsvermögen wird es auch bleiben, warum der Congreß nicht gleich anfangs durch ein Entschädigungsalmosen die mittlern oder die Gränzstaaten von der südlichen Conföderation abgetrennt hat. Die Zahl der Sklaven belief sich nach dem Census von 1860

in Maryland	auf	35,382	Köpfe,
„ Virginien	„	495,826	„
„ Kentucky	„	225,400	„
„ Tennessee	„	287,112	„
„ Nord-Carolina	„	328,377	„
„ Missouri	„	115,619	„
		1,487,716	Köpfe.

Die Auctionspreise für Farbige schwanken natürlich nach dem Alter und dem Geschlechte, aber 1000 Dollars war bisher der Preis für gesunde und noch nicht abgenutzte Exemplare, die vielleicht ein Viertel der Gesammtmasse bilden. Der Durchschnitt für sämmtliche Sklaven wird sich daher kaum auf 600 Dollars per Kopf belaufen. Bekanntlich trägt aber ein Vermögen welches in Negerarbeit angelegt ist äußerst niedrige Procente, oft kaum drei aufs Hundert. Man hätte

Digitized by Google

also meinen sollen daß die Pflanzer der mittleren Staaten begierig eine Entschädigung von 400 Dollars ergriffen haben würden, zumal der Fortbestand der Sklaverei immer ungewisser und immer ängstlicher geworden war. Uebrigens sieht man daß schon 500—600 Mill. Dollars nöthig waren um nur die sechs Gränzstaaten zu entschädigen. Die Folgen der Negerbefreiung kennt man übrigens jetzt ziemlich genau, da Westindien als Patient diese Operation überstehen mußte und jetzt seine Genesung feiert. Der Zustand dieser Colonien ist kurz hinter einander von dem Briten Trollope, von dem Deutschen Schmarda und von dem Amerikaner Sewell [1] geschildert worden und alle drei Berichte sind der Emancipation günstig gewesen, insofern Westindien gegenwärtig mehr an Colonialwaaren dem Welthandel überliefert als in der Sklavenzeit. Selbst von dem kränkelnden und verwilderten Jamaica läßt sich behaupten daß es mehr erzeuge wie früher, wenn auch der Welthandel davon nicht mehr die alten Vortheile zieht. Wenn man nämlich die Summe aller Erzeugnisse berechnet welche der Insel ihre Kinder, die Freigelassenen, abgewinnen und verzehren, so findet sich daß die Cultur an sich keine Rückschritte gemacht hat, sondern nur daß der Farbige jetzt selbst genießt was früher sein Herr nach den europäischen Märkten führte. Die Trägheit der Schwarzen ist freilich nicht hinwegzuläugnen, allein wie leicht kann man nicht nach Mediatisirung der Peitsche den Hunger selbst zum Geißelführer bestellen? Wenn die einzelnen Staatengesetze dem Neger verbieten würden Grundbesitz zu erwerben, so könnte er sich niemals dem einsiedlerischen Squatterleben überlassen, sondern müßte gegen Miethe auf den Pflanzungen arbeiten, wenn er nicht an seinen Fingern saugen wollte.

Man muß überhaupt billig genug seyn bei den Pflanzern der mittleren Staaten Bereitwilligkeit zur Freilassung vorauszusetzen, wenn man sie nur über ihre künftige Stellung zu den befreiten Farbigen beruhigen könnte. In den Jahren 1831 und 1832 traf Virginien ernsthafte Anstalten seine Neger freizulassen, als der Haß vor den Abolitionisten, welche damals ihre Hetzereien begannen, alle guten Vorsätze wieder verdarb. Die Verluste der Emancipation würde man vielleicht noch ertragen, allein man hat keine Antwort auf die Frage, wie man sich das Zusammenleben von Millionen Freigelassener mit der weißen Kaste denken solle. Die Südkarolinier haben laut gedroht, wenn man sie zwangsweise zur Emancipation nöthigen sollte, ihr schwarzes Vermögen niederzuschießen. Mit den Farbigen denselben Boden und dieselben gesellschaftlichen Rechte zu theilen, ist für die Südländer eine unerträgliche Erniedrigung. Ist doch selbst im Norden das Loos der freien Farbigen im höchsten Grade bedauernswürdig. Die Neger bewohnen wie die Juden im Mittelalter ihr eigenes Viertel, es öffnen sich für sie nur besondere Kirchen, es besuchen sie nur farbige Aerzte, sie haben im Theater, auf den Dampfbooten, in den Eisenbahnzügen ihre besondern Käfige, sie genießen nach der Verfassung zwar alle activen und passiven Wahlrechte, allein kein Farbiger darf sich mit einem Stimmzettel zur Urne wagen, wenn er nicht vom Pöbelzorn zerstampft werden will. So bleibt ihnen überall der Makel einer unreinen Kaste, deren Gemeinschaft den Weißen beflecken würde. Kein Schlagbaum hinderte bisher die Schwarzen daß sie nicht heerdenweise ihren Herren aus Kentucky und Virginien nach Pennsylvanien oder Ohio entweichen konnten, aber dennoch wurde dieß nur sporadisch von solchen Personen versucht die einer Beförderung auf der sogenannten „unterirdischen Eisenbahn" [1] (underground railway) von der Sklaverei in die Freiheit nach den canadischen Seen im Voraus sicher waren. Sie dachten aber niemals an die Flucht, weil die Freibodenbevölkerung unerbittlich die farbigen Landstreicher wieder an ihre Herren abgeliefert hätte. Selbst der heißeste Abolitionist in Amerika denkt nicht daran daß man die Neger wie Ebenbürtige zu betrachten habe, denn bei dem Gedanken an ein Connubium würde es ihn heiß überlaufen. Nie ist es einem abolitionistischen Romanschreiber eingefallen, eine zweifarbige Liebschaft zu verherrlichen, und eine weiße Frau einem bunten Helden auch nur im Buche zu copuliren. Mrs. Beecher Stowe würde wahrscheinlich hoch und höchst danken, wenn sie ihre Abolitionisten-Religion dadurch werkthätig verherrlichen sollte, daß sie noch einmal wiederholte, was jene edle Creolin Havana's die Mutter des gefeierten Mulattendichters Placido geschehen ließ. Es ist aber nicht bloß der somatische Abscheu, weßhalb der Freibodenmann den Neger aus seiner Nähe abzuwehren sucht, sondern man fürchtet in den nördlichen wie südlichen Staaten ernsthaft die Mitbewerbung der Negerarbeit. Wo man versucht hat Fabrikarbeiten oder öffentliche Bauten von Negern ausführen zu lassen, hat sich der Pöbel zusammengerottet und die Erwerbsschmälerung vereitelt. In Folge dessen sind die freien Neger auf die verächtlichsten Dienstleistungen beschränkt, ihre weibliche Bevölkerung dem Schmutze und dem Laster zugedrängt worden, so daß man freilich sich nicht wundern darf, wenn der Neger in der Freiheit zigeunerhaft verbuttet. Die Proslavereiphilosophen haben daraus geschlossen daß, weil der Neger bei der Stallfütterung der Sklaverei feist und blank werde, die Farbigen in der Freiheit aber verkümmern und aussterben, daß die Natur selbst deutlich den Afrikaner zur guten Bestie des Weißen geschaffen habe. Man sucht dabei absichtlich zu vergessen, daß der Neger eine sehr geschärfte Lernbegierde zeigt, denn obgleich es in den Pflanzerstaaten verboten ist und bestraft wird, die Farbigen lesen zu lehren, wird diese Fertigkeit heimlich doch allenthalben ausgeübt. Die Schulen der Farbigen in den Freibodenstaaten sind, obgleich kein Zwang geübt wird, nicht nur viel reichlicher besucht als die Creolenschulen der Pflanzerstaaten, sondern so häufig wie in Preußen die Volksschulen. Auf Jamaica zeigen die Freigelassenen den nämlichen Durst nach Bildung und Belehrung, sey es auch nur aus Eitelkeit, um den weißen Halbgöttern ähnlicher zu werden. Mitunter hat man die Dreistigkeit bis zu der Behauptung getrieben, die Afrikaner seyen überhaupt nicht entwicklungsfähig und doch könnte Jedermann

[1] The Ordeal of Free Labour. S. Ausland 1861. S. 928.

[1] Ueber die Organisation dieses Abolitionsmittels s. Ausland 1861. S. 499.

zed by Google

wissen mit welchem Culturhochmuthe der schwarze Creole auf seinen afrikanischen Vetter herabsieht, der frisch aus den portugiesischen Baracuns am Golfe von Benin, an den Ufern Cuba's gelandet worden ist.

So fürchtet man im Süden weit weniger die Freilassung als die Freigelassenen. Die Pflanzer haben es aber nicht besser haben wollen; ein Geschlecht hat dem andern das schwarze Verhängniß ungeschmälert hinterlassen und nicht Ein Gesetz ist abgefaßt worden, welches als Vorbereitung zum Uebergang in andre Zeiten gelten könnte. Hätten sich die amerikanischen Pflanzer die spanischen Gesetze auf Cuba zum Muster genommen, welche dem Sklaven das Recht auf ein Peculium, freie Zeit zu Nebenverdiensten und eine billige Freiheitstaxe gewährten, den Abolitionisten wäre jeder Stoff zur Aufwiegelung entzogen gewesen. Jetzt ist ihre Uhr abgelaufen! Nachdem der Norden lange gezögert, immer in der eitlen Hoffnung einer Sinnesänderung auf Seiten der Secessionisten, hat er die Fackel der Negeremancipation bei Beaufort zwischen Georgia und Süd-Carolina auf das Dach des Pflanzers geschleudert.

Auf Seiten der Republicaner handelt es sich seitdem nicht mehr um ein Wiedergewinnen der abgesprungenen Staaten, sondern um die Zermalmung eines Gegners. Sobald die Unionsgenerale die Farbigen zur Empörung gegen ihre Herren aufrufen und ihnen Waffen geben, ist eine Aussöhnung nicht mehr möglich, denn der Krieg lodert nun auf im Hause des Pflanzers selbst, welches bald zur Stätte agrarischer Frevel und der Racenvertilgung werden wird. Auf Schauder aller Art muß man gefaßt seyn, wenn der afrikanische Sabbath anhebt. Wenn aber auch eine Negerempörung die wirksamste Diversion für die Bundesheere seyn möchten, so braucht man deßwegen noch nicht zu glauben daß die Sklavenstaaten dem Schicksal Haiti's nothwendig verfallen müßten. Auf dieser Insel waren bei Ausbruch der Sklavenempörung die Weißen in entschiedener Minderheit, während in den Sklavenstaaten auf 8½ Mill. Weiße nur 4 Mill. Neger treffen. Bloß in Georgia, Süd-Carolina, Mississippi, Louisiana halten sich beide Bevölkerungen das Gleichgewicht, mit dem Unterschied jedoch daß die Weißen in den Städten zusammengeschaart sind, während die Farbigen das flache Land beherrschen. Die Auftritte welche dort erfolgen können, lassen sich kaum ahnen. Es ist der Anbruch des Zahlungstages für einen Jahrhunderte lang prolongirten Frevel, welcher das jetzige Geschlecht in Asche zu verwandeln droht. Wohl aber wird die Geschichte dermaleinst streng die Republicaner zur Rechenschaft ziehen, ob ihre Sache so rein war daß sie in die Posaune des Gerichtes stoßen durften.

Ihre beste Rechtfertigung wird sich darauf beschränken, daß sie für Erhaltung der Staatseinheit die Hölle aufbieten mußten wie den Himmel. Es ist sehr bequem einer herrschenden Partei zu predigen daß sie aus Achtung vor der Volkssouveränetät dem Abfall ganzer Staaten in beschaulicher Ruhe zusehen daß sie sich der Anschauung unterwerfen solle, die Secession selbst sey nur ein Act der Selbstherrlichkeit freier Völker. Die Demokraten selbst würden nicht verfehlt haben die Republicaner und die republicanische Regierung der Unfähigkeit und der Feigheit zu zeihen, wenn diese nichts gethan hätte als zum Abfall des Südens Profit zu sagen und auf eine unitarische Reaction bei den Pflanzern zu warten. Selbst wenn die Republicaner vorausgewußt hätten daß der Krieg ungünstig verlaufen, daß er niemals mit der Rückeroberung des Südens endigen könne, sie hätten ihn gleichwohl unternehmen müssen um ein Beispiel zu geben, welches für die Zukunft andere Staaten vor einer Wiederholung des Bundesbruches warnen sollte. Wenn man dem Süden nachgab, so wurde dadurch jede künftige Minderheit die innerhalb geographischer Gränzen die Mehrheit war, zu ähnlichem Abfall ermuthigt, und solche Gefahren wären gewiß nicht ausgeblieben, da bereits zwischen dem ackerbautreibenden und freihändlerischen Westen und den protectionssüchtigen Ostuferstaaten hauswirthschaftliche Widersprüche und geographische Gegensätze zu entwickeln sich beginnen.

Nicht bloß ein ansehnlicher Theil unserer Fabrikbevölkerung ist bereits auf eine höchst besorgliche Art in diesen Bürgerkrieg verwickelt, sondern jeder denkende Mensch muß ein tiefes Weh über den Sturz des stolzen Gebäudes fühlen. Daß es dem Menschen nicht gegeben seyn soll, unter freiem Verbande eine halbe Welt zu einem Reich zu vereinigen, daß überhaupt alles Große und Ueberwältigende von neidischen Kräften wieder unterwühlt, wieder der Zertrümmerung und Verwesung zugeführt wird, das kann vielleicht für unser Geschlecht recht heilsam und förderlich seyn, wie ja auch der Bruch der Union für uns und für die alte Welt in gewissem Sinn ein Triumph oder wenigstens eine Rechtfertigung ist, wir sind darum aber dennoch wieder ärmer geworden um eine Illusion menschlicher Herrlichkeit. „Ein Ereigniß wie die Zerstückelung der Union," schrieb der edle Alexis de Tocqueville, „würde dem gesammten Menschengeschlecht eine tiefe Wunde schlagen, denn es brächte den Krieg auf ein Festland, von dem er seit beinahe einem Jahrhundert verbannt geblieben war."

Da liegt die Wellingtonische Riesenkiefer entwurzelt, und wir wissen noch nicht, ob die Räume des großen demokratischen Bundes, aus denen bisher so viel Segen für alle Völker des Erdbodens und zumeist für das alte Europa entströmte, nach 80 oder 90 Jahren der Freiheit und Bewunderung die Bühne für mexicanische Freibeuter zu werden bestimmt sind. Tüchtige Völker mit gesunden Kern sind indessen aus ihren Trübsalen geläutert und erfrischt wieder aufgestanden. Der Abfall der amerikanischen Colonien war seiner Zeit für England eine herbe Züchtigung, in der Folge ist er von ihnen selbst als ein Förderungsmittel der Wohlfahrt gepriesen worden. Und so wird auch der Abfall des Südens für die nördliche Union wie ein Sprung in den Jugendbrunnen wirken, denn daß die Amerikaner trotz aller Grimassen ihres Gemeinwesens ein durch und durch gesundes Volk sind, dafür zeugen die eilfjährigen Annalen Californiens. Dorthin waren alle bösen Säfte der alten und neuen Welt zusammengeströmt, und von jedem so ziemlich ließ sich argwöhnen daß er dem andern irgendwo an einer pennsylvanischen oder unpennsylvanischen Anstalt begegnet seyn konnte; dort rangen die geselligen mit den antigesell-

Digitized by Google

ſchaftlichen Kräften, der Geiſt des Schaffens mit dem Geiſt der Zerſtörung, zweimal drohte Ormuzd dem Ahriman zu unterliegen, und zweimal ſiegte er, bis endlich die Anarchie an der Kette lag, das holde Licht irdiſcher Gerechtigkeit das Chaos beſonnte, und ſeitdem nicht bloß das Geſetz dort herrſchte, ſondern die Geſittung. Ein Volk mit einem ſolchen Bieneninſtinct für geſellſchaftliche Ordnung wird aber aller menſchlichen Vorausſicht nach von der Peſtilenz der Pronunciamiento's nicht aufgezehrt werden.

Neue Jagdbilder aus Süd-Afrika.

(Nach Charles John Anderſen's „The Okavango River.")

2. Die Elephanten.

Während meiner Wanderungen in Süd-Afrika habe ich mehr oder weniger alle Arten von Jagd kennen gelernt — ſey es nächtlicher Weile am Rand eines ſpiegelhellen Waſſers, oder der „Salzlecke," oder bei Tage zu Fuß oder zu Pferde — und ich muß gewiſſenhaft erklären daß, meiner Anſicht nach, ein Hinterhalt bei Mondlicht neben einem von wilden Thieren viel beſuchten Teich alle Freuden überwiegt welche einem Jagdfreunde die Anwendung ſeines Gewehrs verurſacht. Zuvörderſt liegt etwas geheimnißvolles und ſchauerliches darin zu wiſſen daß man der verborgene und unbeargwohnte Zuſchauer der ungeſtümen Bewegungen, Gewohnheiten und Neigungen der Bürger der mannichfaltigen und wundervollen Menagerie der Natur iſt — einer Menagerie in der noch keine große Fütterung, keine mit Eiſenſtangen verſperrten Thore, keine rauhe und grauſame Wärterſtimme die Kraft des thieriſchen Lebens abgeſpannt, geſchwächt, oder die Elaſticität, das Ueberſprudeln und die fröhliche Ausgelaſſenheit desſelben zerſtört hat. Und dann die heftige Aufregung ſo oft die Ankunft eines neuen Thiers erwartet wird! Der ferne Fußtritt, den man auf einer ſteinigen Oberfläche jetzt deutlich raſſeln hört, dann das ſanfte Vibriren des angeſtrengten Ohrs, wenn das Thier auf weichern Grund tritt, mag es nun der Schritt einer kleinen Antilope oder eines Elephanten, eines wilden Bären oder eines Rhinoceros, eines Gnu oder einer Giraffe, eines Schakals oder eines Löwen ſeyn! Und welche Gelegenheiten ferner zeigen ſich zur Beobachtung der Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten einer jeden Art, und ſelbſt jedes einzelnen Thiers, zu geſchweigen von den ſchrecklichen Kämpfen die zuweilen bei dieſen Begegnungen vorfallen, und von denen man bei Tage ſelten Zeuge ſeyn kann. Ich darf ohne Uebertreibung ſagen daß ich über das unbezähmte Leben wilder Thiere in dem Tableau vivant einer einzigen Nacht mehr lehrreiche Erfahrungen gemacht habe als während monatelanger mühſamer Wanderungen im hellen Glanze des Sonnenlichtes . . . . .

Ich hatte noch nicht lange auf meinem Beobachtungspoſten, d. h. einem Ameiſenhügel, Platz genommen, als ein Krachen und Knattern unter den Gebüſchen und Bäumen im benachbarten Dickicht die Annäherung von Elephanten verkündigte; einige Augenblicke ſpäter deutete das Sichtbarwerden eines Dutzends ungeſchlachter Geſtalten in der Ferne ihre Ankunft an. Es waren, wie ſich zeigte, junge Männchen. Ich war zu entfernt um mit einiger Sicherheit des Erfolgs feuern zu können, und verließ daher meinen Hinterhalt um auf Schußweite voranzugehen; allein die Thiere waren auf ihrer Hut, und fiengen bald an ſich zurückzuziehen, indem ein Schuß auf das nächſte ihren Abzug beſchleunigte. Das Blei traf gut, aber nicht tödtlich, und der Trupp verſchwand ſogleich. Kaum hatte ich mich auf meinem Ameiſenhügel zurückgezogen, ſo nahte ſich eine andere, aus vollgewachſenen Bullen beſtehende Heerde raſch, ſtätigen und behutſamen Schrittes dem Waſſer. Ich lief nach einem kleinen Baum um ſie abzuſchneiden, und gerade als der vorderſte in ziemlich gefährlicher Nähe an mir vorbei kam, drückte ich los. Er erhielt eine Kugel in den Leib, ſtieß dabei ein ſchwaches Geſchrei aus, erhob ſeine Ohren, ſchwenkte den Rüſſel hin und her, drehte ſich um und floh, wobei er nur wenige Schritte von dem Platz vorüberkam auf welchem ich ſtand. Einer ſeiner Cameraden nahm denſelben Weg an der gegenüberliegenden Seite des Baums, ſo daß ich zwiſchen zwei furchtbare Feinde verſetzt war. Ich gerieth in Angſt, glücklicherweiſe aber machten ſie keinen Verſuch mich zu beläſtigen. Der Elephant den ich getroffen hatte, entwiſchte zu meinem nicht geringen Erſtaunen ebenfalls in Sicherheit. Mein ſchlechter Erfolg ärgerte mich, und ich fragte mich wie es komme daß mein letzter Schuß ſich nicht tödtlich gezeigt habe; da bemerkte ich plötzlich zwei andere vorſichtig ſich nähernde Elephanten die bei ihrem Herankommen in geringer Entfernung vom Waſſer Halt machten. Nach einiger Zeit indeß ſchritt der Führer, muthiger als ſein Genoſſe, wieder vorwärts, blieb aber deſſen ungeachtet bald da, bald dort ſtehen, um zu horchen. Ich war in dieſem Augenblick von einem Ameiſenhügel gut gedeckt, und hatte mein Gewehr in Ruhe neben mir.

Nachdem das Thier bis auf weniger als zwölf Schritte von dieſem Platz, meinem zeitweiligen Aufenthalt gerade gegenüber, angekommen war, blieb es plötzlich ſtehen. Dieſe Pauſe beſtimmte ſeinen Tod, denn im nächſten Augenblick drang ihm eine gut gezielte Kugel ins Herz. Sich ſcharf umdrehend und ungefähr fünfzig Schritte vorwärts taumelnd, fiel es, eine lebloſe Maſſe, ſchwerfällig zu Boden. Es war ein ſehr ſchöner Elephant. Nach einer Weile erſchien ſein Camerad, der ſich, als er den Knall des Gewehres gehört, eilends zurückgezogen hatte, abermals. Natürlicherweiſe rüſtete ich mich von neuem zum Schuß, und ſchmeichelte mir ihn an der Breitſeite faſſen zu können, als gerade in dieſem Augenblick ein Windſtoß in falſcher Richtung ihn mit verdoppelter Geſchwindigkeit hinwegtrieb. Da er ſich ſolchergeſtalt zurückzog, drückte ich plötzlich los, und mit guter Wirkung, denn das Thier wurde am nächſten Morgen, in nicht großer Entfernung von dem Platze wo ich es verwundet hatte, todt gefunden. Beim Abfeuern dieſes letzten Schuſſes war ich in ſitzender Stellung, und der Rückſtoß meiner Büchſe ſchlug mich köpflings nieder, und verletzte mir

Digitized by Google

gleichzeitig — was weit unangenehmer war — meine rechte Schulter, die ich auf meinen Jagdausflügen gewöhnlich mit einem Polster schützte, das ich aber dießmal zufällig in meinem Nachtlager gelassen hatte. Die Büchse welche dieses Unheil anrichtete, war mit zwölf Drachmen Pulver geladen. Ich nahm später nie mehr als zehnthalb, und die Erfahrung hat mich gelehrt daß diese Quantität mehr als genügt.

Außer dem heftigen Schmerz den ich an meiner Schulter litt, war ich auch an der Brust verletzt; dessenungeachtet blieb ich noch eine Zeitlang auf meinem Beobachtungsposten, und wurde für meine Geduld gut belohnt, denn der beste Theil der Nachtunterhaltung sollte erst kommen. Ich war nur kurze Zeit in meinen Hinterhalt zurückgekehrt, als eine große Heerde weiblicher Elephanten mit ihren Jungen völlig unbekümmert um das vorausgegangene Schießen herankam. Unausgesetzten Laufs erreichten sie das Wasser, gerade dem Ameisenhügel gegenüber auf dem ich stand. Bald darauf schlossen sich ihnen mehrere Trupps an, welche aus verschiedenen Richtungen herkamen, und theils aus Weibchen, theils aus Männchen bestanden. Es war höchst merkwürdig wie sie sich eng neben einander, gleich einer Linie Fußvolks, in Reih und Glied ordneten. Sie zogen in einer einzelnen Reihe auf, und nahmen die ganze Weite des Wassers ein (das an diesem Punkte etwa 300 Yards breit war).

Ich schätzte ihre Anzahl auf 100 bis 150 Köpfe. Der Mond stand damals gerade nahezu in seinem Zenith, und goß ein herrliches und blendendes Licht auf die gewaltigen Geschöpfe herab. Ich fühlte keine Neigung ein so eindrucksvolles Gemälde zu stören, auch würde es mich in der That, selbst wenn ich Lust dazu gehabt hätte, wenig genützt haben, da die ganze von den Elephanten in dieser Richtung eingenommene Fläche keine geschützte Stelle darbot. Ich konnte daher nichts thun als schauen, seufzen und bewundern.

Als die Elephanten nicht mehr tranken und im Begriff waren wegzugehen, eilte ich vorwärts um ihnen den Rückzug abzuschneiden, und als der letzte von ihnen verschwand, folgte ich ihm mit einiger Mühe, legte meine Büchse an die Schulter, und feuerte. Das Laufen und Trompeten das diesem Schuß folgte war wahrhaft schaudererregend. Die Heerden schienen wirklich vor Wuth zu heulen. Sie waren in der That eine ungewöhnlich wilde Abtheilung, wie ich bald darauf in einem Zusammentreffen erkannte das mir um ein Haar das Leben gekostet hätte. Mein letzter Schuß, obgleich ein übereilter und unsicherer, hatte Erfolg gehabt: eine schöne Elephantin war dadurch getödtet worden, ihr Cadaver aber wurde erst zwei Tage später entdeckt. Sonach hatte ich in dieser Nacht, ungerechnet zwei verwundete, drei Elephanten erlegt.

Einige Zeit nach dem so eben erzählten Vorfall befand ich mich eines Morgens an einer Stelle die den Namen Dromboto führt, einem Lieblingstrinkplatze der Elephanten. Es gab daselbst kein sichtbares Wasser, allein die Thiere konnten sich gewöhnlich eine genügende Menge davon verschaffen wenn sie mit ihren Rüsseln einige Fuß tief den Boden aufwühlten — eine Art ihren Durst zu stillen für welche sie sehr eingenommen sind. Es gibt indeß mehrere andere ähnliche Wasserplätze in der Umgegend, weßhalb ich, um mehr als eine Saite für meinen Bogen zu haben, Leute in verschiedenen Richtungen aussandte um frische Spuren zu suchen. Eine dieser Abtheilungen kehrte fast sogleich mit der Nachricht zurück daß sie plötzlich auf zwei junge männliche Elephanten gestoßen sey. Ich brach alsbald zur Verfolgung derselben auf; aber ach, als wir den Platz erreichten wo sie gesehen worden waren, fanden wir, statt zweier Bullen, eine Heerde Kühe und Kälber — einige meiner alten Bekanntschaften. Ich hatte anfänglich keine sonderlich große Lust einen Angriff auf sie zu machen, und zwar aus zwei Gründen: erstens weil Elephantenweibchen unendlich gefährlicher sind als männliche Elephanten, und zweitens weil sie nur wenig Elfenbein liefern — zu geschweigen des der Art selbst dadurch zugefügten Schadens, da sie verhältnißmäßig selten sind und überdieß nur ein Junges auf einmal werfen.

Als ich indeß an Ort und Stelle war, und außerdem wirklichen Mangel an Fleisch hatte — Hunderte hungriger Owatdschimba folgten mir auf den Fersen und baten um Speise — entschloß ich mich nach einiger Zögerung zu einem Angriff.

Ich war bis auf weniger als dreißig Schritte an eine Kuh gekrochen, und wartete nur auf den Augenblick in welchem mir das Thier eine passende Stelle zum Schießen darbot, als, während ich so seine Bewegungen beobachtete, zwei andere sich mir unvermerkt von hinten näherten, und ehe ich von ihrer Nähe Kenntniß hatte, wirklich bloß ungefähr 15 Yards von der Stelle entfernt waren wo ich saß. Und in der That würden sie wahrscheinlich in einer oder zwei Secunden bei mir gewesen seyn, wenn ich mich nicht zufällig nach meinem eingebornen Diener umgesehen hätte, der in Furcht und Zittern, und ganz hörbar mit seinen Zähnen klappernd, neben mir kauerte. Er hatte die Gefahr entdeckt, aber entweder nicht den Verstand besessen mich zu warnen, oder war zu furchtsam um sprechen zu können. Mich auf meine Füße erheben und mit einem furchtbaren Sprung in das erste meine Flucht hemmende Gebüsch hineinrennen, war das Werk eines Moments. Die Thiere verfolgten mich augenblicklich, und ich war genöthigt über Hals und Kopf ein zweites Versteck zu verlassen das ich gefunden hatte. Endlich machte der Trupp Halt, und ich legte mich, ihrem Beispiel folgend, flach hinter ein Gebüsch.

Die ganze Heerde stand mir nun in einer Entfernung von nur hundert Yards gegenüber, in trotziger und drohender Haltung mit ihren kleinen, gaffenden, rastlosen, unheilverkündenden Augen, ihren ungeheuren Schlappohren, ihren erhobenen Rüsseln ꝛc. Ich war mehr als einmal im Begriff mein Gewehr auf die vorderste Kuh loszudrücken, allein ich scheute mich, in der sichern Ueberzeugung daß, würde sie getroffen, selbst tödtlich getroffen, die ganze Abtheilung mir abermals auf den Fersen seyn würde. Während ich mich in diesem Dilemma befand, machten die Thiere plötzlich Kehrtum. Jetzt war meine Zeit gekommen, und ich feuerte augenblicklich auf den ursprünglichen Führer. Die Handlung erwies sich als eine unvorsichtige. Mit schrillem und durchdringen-

Digitized by Google

zu sehen was meine Feinde zu thun im Begriff stünden; ich konnte aber nur, wie ich glaubte, einen unter einem Baume, gerade an dem Rande des erwähnten offenen Platzes, stehenden einsamen Elephanten bemerken. In der Meinung es sey möglicherweise derjenige auf welchen ich geschossen, und er sey vielleicht mehr oder weniger entkräftet, wagte ich es mich ihm zu nähern, war aber noch nicht weit vorgeschritten als ich meinen Irrthum erkannte. Statt eines einzelnen Elephanten hatte ich die Hälfte der ganzen Heerde vor mir. Und sie sahen so erbittert drein, und waren, zu geschweigen von der ausgesetzten Beschaffenheit des Bodens, so sehr auf ihrer Hut, daß ich plötzlich umkehrte, und in diesem Fall lieber Besonnenheit als Muth zeigen wollte. Da sie mich jedoch bemerkt hatten, so erneuerten sie bald ihren Angriff, und blieben da und dort stehen als ob sie recognosciren wollten. Dessenungeachtet entfernte ich mich an einen sichern Platz, und beobachtete von hier aus mit großer Neugierde ihre Bewegungen.

Als sie an eine gewisse Stelle — wahrscheinlich wo wir früher gestanden — gekommen waren, machten sie plötzlich Halt, und untersuchten, anscheinend mit großer Sorgfalt, den Boden. Dann rannten sie eben so plötzlich in voller Hast, mit erhobenen Rüsseln, die Ohren sehr hörbar an ihre rauhen Seiten schlagend und ihre stumpfen und haarlosen Schwänze

ist die herrschende Staatsreligion, indem das Staatsoberhaupt und die höheren Beamten, sowie die Mehrzahl der Bewohner ihr angehören, und ihre Bekenner gewisse Vorrechte besitzen, welche den andern Religionen noch nicht gewährt sind. In früheren Zeiten waren diese Vorrechte viel zahlreicher und auch von größerer Wichtigkeit; die letzten Jahre aber haben dieselben bedeutend vermindert, und selbst die noch bestehenden Vorrechte sind theils schon stark angenagt, theils im Begriff nächstens vor der politischen und weltgeschichtlichen Nothwendigkeit zu fallen, theils endlich in ihren Wirkungen den Bevorrechteten eher nachtheilig als nützlich. Zu den bereits aufgehobenen Vorrechten gehört der ausschließliche Besitz der Staatsämter; dem Princip nach besteht es schon längst nicht mehr, und nur äußere Umstände verhindern eine völlige Gleichstellung aller Religionen in dieser Beziehung. In Folge der ehemaligen Verhältnisse bekümmerten sich die Nichtmohammedaner durchaus nicht darum die zum Staatsdienst erforderliche Bildung zu erwerben, und so ist noch jetzt die große Mehrzahl derselben unfähig irgendein Staatsamt zu bekleiden; es fehlen ihnen nicht nur die positiven Kenntnisse dazu, sondern selbst die unerläßliche moralische Befähigung, wie man sich leicht überzeugen kann, sobald man mit einem sonst achtgebildeten und achtbaren Griechen, Armenier u. s. w. ein Gespräch über öffentliche Verhältnisse anknüpft; dazu kommt

die Concession des Princips beschwichtigt, andrerseits sicherten die Nichtmohammedaner durch ihre Tactlosigkeit dem Islam seine Herrschaft noch auf mehrere Generationen hinaus. Wenn aber dadurch daß die Militärpflicht nicht wie in andern Ländern auf der ganzen Bevölkerung, sondern nur auf einem Theil lastet, dieser Theil so decimirt wird daß er schließlich nicht mehr im Stand ist die Vertheidigung des Landes zu sichern, so werden sich die Folgen jener Tactlosigkeit zeigen; der Ausländer wird sich ohne Mühe aneignen was den Eingebornen gehört. Indessen gibt es doch schon mehrere christliche Regimenter in der eigentlichen Türkei (die Kosakenregimenter) und bei den mohammedanischen Truppen sind eine ziemliche Anzahl christlicher Officiere; dazu kommen die christlichen Streitkräfte der Donaufürstenthümer, welche freilich noch erst ihre Feuerprobe zu bestehen haben. Zu den noch bestehenden Vorrechten des Islam gehört das Gesetz, daß der Mohammedaner seinen Grundbesitz nur an Mohammedaner verkaufen darf, während der Nichtmohammedaner seinen Grundbesitz verkaufen kann an wen er will; der Zweck dieser Anordnung ist die Verminderung des mohammedanischen Grundbesitzes zu verhindern; aber die Maßregel verfehlt ihren Zweck, indem zwar die Ausdehnung und der Umfang dieses Besitzes bleibt und sich sogar bisweilen erweitert, aber der Werth desselben sich offenbar von Jahr zu Jahr vermindert, weil die Zahl der Käufer beschränkt ist und von Jahr zu Jahr abnimmt.

Der Koran in seiner vollständigen Ausdehnung eignet sich nicht zum höchsten Gesetzbuch eines Staates; das erkannte schon der erste Monarch welcher den Islam als Staatsreligion auf den Thron setzte, der Chalife Omar; die Kopfsteuer war schon eine Concession welche der politischen Nothwendigkeit gemacht wurde, und selbst das Dogma des Fatalismus mußte schon damals der politischen Convenienz weichen; die kaum erst eingeführte Zeitrechnung nach Mondjahren mußte schon in kurzer Zeit aus den Archiven der Finanzverwaltung wieder beseitigt werden, weil der Erdboden dem Islam zu Liebe in 33 Jahren nicht 34 Ernten, und also auch nicht 34mal den Zehnten produciren wollte. Vergleicht man aber den gegenwärtigen Zustand mit dem Text des Korans, so erstaunt man über die Menge von Concessionen welche der Islam zu machen gezwungen war, um sich nur noch formell als Staatsreligion zu erhalten. In dieser Beziehung ist er fast mit dem byzantinischen Reiche zu vergleichen, indem er, wie dieses zuletzt nur noch auf Konstantinopel beschränkt war, allmählich aus allen seinen Positionen verdrängt wird, und es ihm bis jetzt noch nicht gelungen ist auch nur eine einzige wieder zu erobern. Uebrigens ist es den türkischen Staatsmännern gar nicht darum zu thun, und sie würden auch ohne sonderliche Gemüthsbewegung den letzten Rest der Privilegien über Bord werfen, wenn sich die Sache sonst nur machen ließe, ohne die Existenz des Staates zu gefährden.

Zu den interessantesten Untersuchungen in der Türkei gehört nun die Beobachtung wie diese Thatsache von den Mohammedanern selbst aufgefaßt wird, welchen Einfluß sie auf ihren Charakter ausübt, und welche Mittel sie versuchen um sich des immer stärker andringenden christlichen Elementes zu erwehren. Die Thatsache selbst steht fest und wird gar nicht mehr in Abrede gestellt; die intellectuelle Ueberlegenheit Europa's war zuerst anerkannt, indem man sich mit der physischen und moralischen Ueberlegenheit tröstete, und jedenfalls die felsenfeste Ueberzeugung hatte daß der Besitz des Islam für die andere Welt ein unermeßlicher Schatz sey. Aber auch die Ueberzeugung von der physischen Ueberlegenheit des Islam begann zu wanken, und selbst der Glaube an die moralische Ueberlegenheit ist schon sehr schwach geworden, obgleich er noch aufrecht steht und auch wohl bei dem gegenwärtigen Zustande Europa's sich noch lange halten kann.

Ob eingestanden oder nicht, das Uebergewicht des christlichen Europa's wird gefühlt, und dieses Gefühl erregt einen gewissen Unmuth bei den Mohammedanern. Bei einem großen Theil äußert sich dieser Unmuth durch eine fatalistische Apathie; man fügt sich in das Unvermeidliche und tröstet sich so gut es angeht. Aber nicht alle sind in dieser beneidenswerthen Lage; gar viele haben sich bei den alten Zuständen sehr wohl befunden und sehen mit Kummer der Zeit entgegen wo diese schönen Tage vorüber seyn werden; da denkt nun ein Theil: après nous le déluge, man genießt der Gegenwart, rafft noch so viel zusammen als möglich, und sucht sich vor dem Umsturz einen behaglichen Rückzug zu bereiten. Noch gibt es andere welche eine Rückkehr der alten Zustände für möglich halten, aber ihre Zahl ist sehr klein und ihr Einfluß nimmt zusehends ab; da eine solche Umkehr von den Einsichtsvolleren nicht mehr geglaubt wird, so hält man jene Leute fern, weil sie durch ihren Einfluß nur schaden können. Am zahlreichsten sind diese laudatores temporis acti unter den Softas vertreten, d. h. unter den Studiosis SS. Theologiae; diese jungen Leute leben ganz abgesondert von der übrigen Außenwelt in sehr exclusiver Umgebung, und beschäftigen sich lediglich mit dem Koran und den darauf gegründeten Wissenschaften; der Staat hat es längst aufgegeben seine Beamten aus ihnen zu recrutiren und hat sich selbst seine Schulen angelegt; inzwischen werden die Softas älter, und mit den Jahren findet sich doch ein Aemtchen das sie mit der Außenwelt in Berührung bringt, und je mehr dieß der Fall ist, desto mehr schleifen sich ihre exclusiven Tendenzen ab, und je höher ihr Rang steigt, desto liberaler werden sie. Die höheren Staatsbeamten sind fast durchgängig Revolutionäre nach europäischen Begriffen, aber gerade deßhalb im strengsten Sinne des Wortes Conservative. Ueberzeugt von der Unhaltbarkeit der alten Zustände, arbeiten sie unabläßig dahin das religiöse Element aus der Staatsverwaltung zu beseitigen, um dafür mit desto mehr Kraft die nationale Seite hervorzuheben und das Nationalgefühl zu stärken. Noch vor 20 Jahren war es lächerlich daß sich der Grieche oder Armenier oder Jude einen Osmanen nennen sollte; jetzt findet niemand mehr ein Bedenken dabei, und es dürfte allmählich die Zeit kommen wo ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß alle Unterthanen des osmanischen Reiches sich als Osmanen betrachten; noch ist es freilich nicht so weit, aber endlich muß doch eintreten was sich nicht aufhalten läßt. Den größten Unmuth darüber empfinden die eigent-

Digitized by Google

schen Reiches ein Ende haben; aber auch schon jetzt haben die mohammedanischen Osmanen von dem christlichen Europa nichts zu befürchten. Ueberhaupt hat nur ein einzigesmal das christliche Europa dem Islam einen empfindlichen Schlag beigebracht, als es sich vereinigte um das heilige Grab zu erobern; dieser Schlag war gut geführt und schmerzt noch; alle späteren Unternehmungen haben nur theilweise Wunden verursacht, welche mit der Zeit heilen, und eine Erneuerung der Kreuzzüge gehört zu den Unmöglichkeiten so lange es in Europa nur Secten und Kirchen gibt, und so lange Europa nicht als eine einzige religiöse Einheit dem Islam gegenüber auftritt. Ehe es aber so weit kommt, wird sich das osmanische Reich längst zu einer nationalen Einheit ausgebildet haben.

Der Islam ist über das ganze türkische Reich verbreitet, und zwar bildet er ausschließlich die Bevölkerung in Arabien, in Tunis und Tripolis, und wenig mit andern Glaubensgenossen vermischt in Mesopotamien und Kurdistan, auf dem flachen Lande in Syrien, in Aegypten und in Kleinasien; in der Majorität ist er in Bosnien und in den größeren Städten; in den übrigen Provinzen ist er in der Minorität; in den Donaufürstenthümern sind fast gar keine Mohammedaner. Es gibt auch viele Schein-Mohammedaner, namentlich in Bos-

wird, braucht der Islam vom Christenthum nichts zu fürchten. Der Islam als Staatsreligion wird und muß sich vor der politischen Nothwendigkeit und vor dem unerbittlichen Gang der Weltgeschichte beugen, aber der Islam als Religion zahlreicher Individuen, Nationen und Völker steht moralisch viel achtungswerther da als die traurigen Auswüchse des Christenthums.

Im äußersten Osten des türkischen Reiches leben einige kümmerliche Reste chaldäischer Christen in großer Armuth und unter dem Drucke ihrer kurdischen Nachbaren. Als vor 14 Jahren Badrhan Bej von 14 Stämmen 12 gänzlich vertilgte, zeigte sich in Europa und Amerika einige Sympathie für diese unglücklichen Leute, besonders auf die thätige Verwendung Lord Redcliffe's und Mr. Layards. Aber seitdem sind die Armen fast ganz vergessen und niemand bekümmert sich um sie. Sie nennen sich einfach Christen (Nassara) und wissen nichts von den vielfachen Spaltungen und Parteien in der Christenheit, und noch weniger fällt es ihnen ein einen Parteinamen auf ihre Fahne zu schreiben, dafür haben aber andere gesorgt, indem man ihren Namen in „Nestorianer" verdrehte, und damit zugleich ein verdächtiges Licht auf ihre Glaubenslehren warf, die aber nichts weniger als nestorianisch sind. Sie reden noch jetzt die Sprache in welcher Jesus

schismatische Armenier. Ihre Lehrsätze weichen nur um ein geringes von denen der griechischen Kirche ab, so viel mir bekannt ist, nur in der Lehre von der Person Christi und in der Lehre vom Abendmahl, desto grimmiger aber ist der gegenseitige Haß dieser beiden Secten. In Praxi aber haben die Armenier eine Menge Dinge aus dem Islam aufgenommen welche sich mit dem ächten Christenthum schwerlich vereinigen lassen, z. B. die Behandlung des weiblichen Geschlechtes ist ganz dem Koran gemäß; auch führen die armenischen Kaufleute und Bankiers ihre Bücher nicht nach christlicher, sondern nach mohammedanischer Zeitrechnung, und ich habe selbst auf armenischen Grabsteinen die mohammedanische Zeitrechnung angebracht gefunden; auch nennen sie die Bekenner anderer christlicher Kirchen „Gjauren," was freilich nur eine Retorsion des „schismatischen Armeniers" ist. Von Natur ist der Armenier sehr fanatisch, und eignet sich deßhalb diese Kirche nicht gut zu einer freieren Stellung, welche man ihr sonst gern gönnen möchte, so lange aber der gregorische Armenier sich nicht entschließen kann die andern christlichen Glaubensgenossen als seine Brüder anzusehen und sie mit christlicher Liebe zu behandeln, dürfte es am besten seyn daß er nach wie vor unter der Herrschaft der mohammedanischen Türken und Perser und der griechischen Russen stehe. Die armenische Kirche hat das traurige Beispiel eines feierlichen Bannfluches gegen ihre christlichen Mitbrüder noch im Jahre 1846 gegeben, und dieser Bannfluch ist noch bis auf den heutigen Tag nicht zurückgenommen, wie ein Vorfall im September 1860 bewiesen hat.

Die griechische Kirche ist am weitesten über die Türkei verbreitet, denn ihr gehören nicht nur bei weitem die Mehrzahl der eigentlichen Hellenen in Thessalien, Macedonien, Thracien, auf dem Archipel, auf Kreta und Cypern und an den anatolischen Küsten an, sondern auch eine große Anzahl Albanesen (Arnauten), ferner bosnische Slaven, fast ganz Serbien und Bulgarien, die Walachen und Moldauer, die Reste der Phrygier, Lydier, Kappadokier u. s. w. in Anatolien, die Lazen (Chromlû) ostwärts von Trapezunt, sowie die Melkiten in Syrien. Fanatisch ist diese Kirche nur in Syrien, wo das fanatische Wesen recht eigentlich zu Hause ist; exclusiv ohne Fanatismus ist sie in den drei Donaufürstenthümern, in den übrigen Gegenden weiß sie sich mit den andern Glaubensgenossen friedlich zu vertragen, so lange sie nicht angegriffen wird; ich habe selbst mehrere Beispiele erlebt daß die griechische Geistlichkeit eines Ortes, wo ein durchreisender Protestant oder Katholik starb, nicht die geringste Schwierigkeit machte die Leiche nicht nur auf ihrem Gottesacker aufzunehmen, sondern sie selbst dahin zu begleiten, die üblichen Gebete zu verrichten und sogar ein Denkmal zu gestatten. Es ist dieß ein Grund mehr zu der Annahme daß dieser Kirche die Zukunft des Orients angehört, und dürften sich ihre Anhänger in Syrien und in den Donaufürstenthümern deßhalb keiner Täuschung hingeben, denn Fanatismus und Exclusivität sind durchaus unverträglich mit politischen Einrichtungen. Die Geistlichkeit der griechischen Kirche in der Türkei steht im allgemeinen noch auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, freilich mit sehr rühmlichen Ausnahmen. Schlimmer aber als die Unwissenheit ist die Habsucht der griechischen Geistlichkeit, welche in der Erfindung neuer Besteuerungsmittel ihrer zum Theil sehr dürftigen Gemeinden wahrhaft raffinirt ist. Zwar läßt sich zur Entschuldigung anführen daß sie dazu gezwungen sey, indem die geistlichen Aemter um hohe Summen erkauft werden. Aber durchaus nicht zu entschuldigen ist die politische Tactlosigkeit der Kirche womit sie sich den dießfallsigen Vorschlägen der Pforte widersetzt, indem die Pforte seit mehreren Jahren vergebliche Anstrengungen macht der griechischen Geistlichkeit feste Besoldungen zuzusichern und dagegen den Stellenverkauf und die endlosen Stolgebühren abzuschaffen.

Die römisch-katholische Kirche hat in der Türkei nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Bekenner; am zahlreichsten sind sie in Bosnien, in der Herzegowina und in Albanien, wo sie sich ganz dem römischen Stuhl unterworfen haben; ferner gehören ihr eine große Anzahl Armenier an, besonders in Angora und in Konstantinopel, doch haben diese noch nicht den gregorischen Kalender angenommen; ferner die Maroniten, welche ebenfalls nicht völlig mit der römischen Kirche vereinigt sind; endlich ein Theil der Chaldäer in den östlichsten Theilen der Monarchie. Von dem Fanatismus der Maroniten sind wir im vorigen Jahre hinlänglich erbaut worden, und wenn Lamartine den Maroniten die Zukunft des Orients verspricht, so mögen sich die Maroniten an ihn halten, wenn die politische Nothwendigkeit die Erfüllung dieses Versprechens zu einer platten Unmöglichkeit macht. Die katholisch-armenische Geistlichkeit ist unstreitig der gebildetste und urbanste Klerus in der ganzen Türkei, ein Verdienst, welches man größtentheils den Mechitaristen in Wien und Venedig zuschreiben muß. Die unirten Griechen dagegen (so nennt man die mit der römischen Kirche vereinigten Hellenen) haben noch viel zu thun um diese Stufe zu ersteigen, namentlich dürfte es nothwendig seyn daß sie es sich abgewöhnen ihre Stammgenossen, welche der römisch-katholischen Kirche nicht angehören, schismatische Griechen zu nennen, und das Alphabet, in welchem so viele unsterbliche Meisterwerke und außerdem das Neue Testament ursprünglich geschrieben wurde, für ketzerisch zu erklären. Als ich mich vor einigen Jahren in einer kleinen Druckschrift gelegentlich auch gegen diese Ungezogenheiten aussprach, glaubte ein hiesiger katholischer Geistlicher nichts besseres thun zu können als die Sache in Abrede zu stellen, womit aber bekanntlich wenig geholfen ist. Rücksichtslose Aufdeckung eines Uebels ist der erste unerläßliche Schritt zur Heilung desselben; die Sache vertuschen oder abläugnen zu wollen, macht das Uebel nur ärger.

Gern möchte ich bei diesem Anlaß die traurigen Ereignisse in Bulgarien mit Stillschweigen übergehen, denn es ist wahrlich keine angenehme Sache einen solchen Skandal zu erleben, aber die Leute haben selbst Schuld; die katholischen Geistlichen, welche die Bekehrung der Bulgaren mit so vielem Eifer betrieben, hätten es wissen können daß sie sich ebenso leicht zum Buddhismus und zum Fetischismus bekehren lassen, und daß irgendein pfiffiger Bulgare dasselbe Stückchen wiederholen würde wie der neugebackene katholisch-bulgarische

Digitized by Google

Erzbischof. Jetzt ist das Uebel geschehen und nicht mehr gut zu machen; derselbe Mann welcher vor 10 Jahren die Frage der heiligen Oerter, trotz der dringenden, ja fast flehenden Abmahnungen Lord Redcliffe's aufrührte, und Himmel und Erde deßfalls in Bewegung setzte, und nicht eher ruhte als bis in Folge dieser Agitation der große orientalische Krieg ausbrach, welcher einigen Hunderttausenden braver Soldaten das Leben kostete, die friedliche Entwicklung des Orients um mehrere Generationen zurückschleuderte, und schließlich einen faulen Frieden zu Folge hatte, der Rußland unnatürliche Hemmschuhe anlegte und die Türkei unter eine unnatürliche Vormundschaft stellte: derselbe Mann hat später die bulgarische Agitation erfunden, und dafür einen russischen Orden zwar nicht erhalten aber doch verdient; einstweilen ist indessen der neugebackene bulgarisch-katholische Erzbischof in Rußland mit offenen Armen empfangen worden, denn der russischen Politik hat diese Agitation ungemein trefflich vorgearbeitet; was Rußland während des Krieges und durch den Pariser Frieden verloren hat, das hat es durch Eug. Boré's katholisch-bulgarische Propaganda zehnfach wieder gewonnen. Hätte man sich in Bulgarien und in Rom, in Deutschland und im übrigen Europa entschließen können die Namen Katholiken, Griechen, Protestanten u. s. w. als veraltete Parteinamen in die Rumpelkammer zu werfen, und sich mit dem einfachen Namen „Christen" zu begnügen, so hätte die Christenheit sich manchen traurigen Skandal dem Islam gegenüber erspart.

Protestanten sind in der Türkei bis jetzt nur in geringer Anzahl vorhanden, höchstens sechstausend Köpfe; aber das Sectenwesen ist auch hier schon in schönster Blüthe aufgegangen. Unter diesen sechstausend Protestanten gibt es einen Theil welche der Meinung ist daß man die Taufe erst dann vornehmen muß wenn der Mensch eine gewisse Anzahl Jahre erreicht hat, und daß jeder welcher alsdann nicht getauft wird, wenigstens bis in alle Ewigkeit, vielleicht noch einige Jahre länger in der Hölle braten muß; andere gibt es unter ihnen welche es für eine unverzeihliche Sünde halten wenn man am Sonntag einen Spaziergang macht oder sich mit Menschenfreunden am Sonntag über irgendeinen wohlthätigen Zweck bespricht; andere welche es für eine Sünde halten an einem Wochentage eine kirchliche Handlung vorzunehmen; andere welche das Symbol des Christenthums, das Kreuz, aus ihren Kirchen und von ihren Begräbnißplätzen verbannen, weil es zur Abgötterei führen könnte; außerdem gibt es noch Hugenotten, Reformirte, Lutheraner, Episcopale, Baptisten, Anabaptisten, Lichtfreunde, kurz alles was man will, nur keine Christen. Die zur protestantischen Kirche übergetretenen Armenier sind theils Anglicaner, theils Wiedertäufer; auch das protestantische Bisthum in Jerusalem soll einige Judenseelen gewonnen haben, doch ist mir nichts näheres darüber bekannt. Im Ganzen dürfte es wohl sicher seyn daß von allen Secten die protestantische sich für den Orient am wenigsten eignet; sie behauptet zwar, gleich allen andern, das wahre Christenthum allein zu besitzen und sich von Menschensatzungen frei zu halten, aber gerade ihr Paradepferd, die pharisäische Sonntags- und Sabbathfeier, ist nichts weiter als eine Menschensatzung wovon sich in der Lehre Christi keine Spur findet; es ist nichts weiter als eine gänzliche Verkennung der menschenfreundlichen Absicht Mosis, welcher der dienenden Classe und den Hausthieren einen Schutz gegen rohe Herrschaften gewähren wollte, und Christus selbst hat sich, so oft er Anlaß dazu hatte, bestimmt und unzweideutig gegen die pharisäische und protestantische Auffassung dieser Verordnung ausgesprochen. Es ist also dieß ein kläglicher Ersatz für die Summe von Spaltungen und Elend welche diese protestantische Propaganda unter der armenischen Nation veranlaßt hat.

Dagegen darf ich nicht verhehlen daß einige amerikanische Missionäre unter den Chaldäern sehr wohlthätig gewirkt haben, indem sie ohne propagandistische Tendenzen sich bemühten den armen Leuten in ihren gedrückten Verhältnissen nicht nur eine intellectuelle Bildung, sondern auch physisches Wohlseyn zu verschaffen.

In Aegypten gibt es noch eine große Anzahl Kopten, Nachkommen der alten Aegypter, welche nie den Islam angenommen haben, aber eben so hartnäckig sich der Vereinigung mit jeder andern christlichen Kirche widersetzten, obgleich die römisch-katholische Kirche den Kopten von jeher eine besondere Aufmerksamkeit angedeihen ließ. Ueber ihre Verhältnisse ist mir sehr wenig bekannt.

Die dritte Religion welche innerhalb des Gebietes der Türkei entstanden ist, die älteste von den dreien, das Judenthum, ist nächst dem Islam und Christenthum am zahlreichsten im Lande vertreten. Zwar gibt es wohl nur wenige unter ihnen deren Vorfahren ununterbrochen in diesen Ländern lebten, aber doch gibt es deren, namentlich in Palästina selbst, wo sie ihr Hauptquartier in Jerusalem und Tiberias haben, und in der Urheimath ihres Stammvaters, in Mesopotamien, wahrscheinlich Reste aus der babylonischen Gefangenschaft, vermehrt durch Zuzüge nach der zweiten Zerstörung Jerusalems durch Titus; in Arabien dürften ihrer wenige vorhanden seyn. Dagegen sind zahlreiche Juden aus Spanien seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eingewandert, welche sich hauptsächlich in Konstantinopel und Salonichi niedergelassen haben; in letzterer Stadt bilden sie die Mehrzahl der Bevölkerung. Ein Theil derselben, Anhänger des Pseudo-Messias Sabbathai Zevi, trat mit diesem gezwungen zum Islam über, dem sie noch jetzt äußerlich angehören, ohne mit den übrigen Mohammedanern so wenig wie mit den andern Juden irgendwelche Gemeinschaft zu haben. Die sogenannten polnischen Juden sind sehr zahlreich in der Moldau und Walachei, in Konstantinopel und in Jerusalem. Auch gibt es einzelne karaitische Gemeinden, so wie in Nablus (Sichem) eine ganz kleine samaritanische Gemeinde. Im Ganzen leben die Juden in sehr gedrückten Verhältnissen, namentlich ist der Zustand der polnischen Juden erbarmungswürdig, aber ihre Exclusivität vereitelte bis jetzt die Bemühungen der Menschenfreunde ihnen ein besseres Loos zu verschaffen. Ihre Ghettos sind die schmutzigsten Quartiere in den Städten, gewiß nicht durch Schuld der Behörden, sondern durch ihre eigene Schuld; dieser Hang zur Unreinlichkeit ist ein charakteristischer Zug

Digitized by Google

der Nation, gegen den ſchon Moſes vergebens mit den Waffen der Religion kämpfte. Einen tragikomiſchen Eindruck machen unter ſolchen Verhältniſſen die katholiſchen und proteſtantiſchen Miſſionäre, welche mit Leibeskräften arbeiten um ſie nach ihrer Façon ſelig zu machen. Unter den Armeniern, welche doch vergleichsweiſe ſich in viel beſſern Verhältniſſen befinden, haben dieſe Bekehrungen eine endloſe Menge von Spaltungen in den Familien, zerrüttete Vermögensverhältniſſe und gegenſeitige Anfeindungen zur Folge gehabt; die armen unglückſeligen Juden würden alles dieſes gar nicht aushalten können, und es iſt ihnen daher auch gar nicht zu verdenken daß ſie ſich auf alle mögliche Weiſe gegen die Zudringlichkeiten der Miſſionäre ſichern.

Außer dieſen Hauptreligionen gibt es noch einige Religionen deren Bekenner nur in geringer Anzahl vorhanden ſind und in verſchiedenen abgelegenen Theilen des osmaniſchen Reiches eine meiſtens harmloſe Exiſtenz führen, unbeläſtigt von der türkiſchen Regierung, welche das Princip befolgt jeden nach ſeiner Façon ſelig werden zu laſſen, und nur zuweilen genöthigt iſt dieſe armen Leute gegen die Zudringlichkeiten der Miſſionäre zu ſchützen. Zum Theil ſind dieſe Religionen noch ganz unbekannt, zum Theil ganz abſurde Verirrungen der menſchlichen Vernunft.

Die Sabier, auch wohl Johanniſchriſten genannt, bilden nur noch einige ganz geringfügige Gemeinden im entfernteſten Winkel des türkiſchen Reiches bei Basra. Ihre Lehrſätze ſind durch die Arbeiten des Schweden Norberg ziemlich bekannt, und ſie bilden eine Art Mittelſecte zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum.

Die Jeſidier galten bis jetzt als Teufelsanbeter, ihre Religion iſt noch ein Geheimniß, ſo viel aber hat Layard, der ſich ihr Vertrauen zu erwerben wußte, ermittelt, daß ſie durchaus nichts Teufliſches in ihren Lehrſätzen und Ceremonien haben. Sie wohnen meiſtens in der Umgegend von Moſſul und Murſarekin.

Auf dem Libanon und in Hauran ſind die Druſen, welche in dem letzten Jahre viel von ſich reden machten. Sie ſind durch die Arbeiten Silveſtre de Sacy's ziemlich bekannt geworden, der aus einzelnen Fragmenten druſiſcher Werke ihre Lehrſätze zum Theil aufhellte; ſie ſind im Grunde eine Art Mohammedaner, indem ihre Dogmen ſich auf den Koran ſtützen, aber ſie haben noch eine Menge Lehrſätze welche nicht im Koran ſtehen und welche bisher ein Geheimniß ſind, weil die Druſen ihre Bücher ſorgfältig vor Fremden verbergen. Erſt während der ägyptiſchen Herrſchaft über Syrien gelang es Ibrahim Paſcha bei der Plünderung eines Druſendorfes eine ziemliche Anzahl Druſenbücher zu erbeuten, die er nach Kairo ſchickte, wo ſie in einer Moſchee-Bibliothek aufbewahrt werden, ohne daß ſich bis jetzt jemand die Mühe gegeben hätte ſie zu leſen. In dem vorjährigen Feldzuge gegen die Druſen gelang es meinem Schwiegerſohne, welcher in der türkiſchen Armee als Oberſt dient, eine bedeutende Anzahl druſiſcher Manuſcripte zu erbeuten, die er mir ſchickte, es befinden ſich darunter mehrere canoniſche Werke, und ich habe bereits Einleitungen getroffen die merkwürdigſten Stücke durch Ueberſetzungen bekannt zu machen.

Im nördlichen Syrien wohnen die Anſairier, deren Religion kürzlich durch die Arbeiten Catafago's ziemlich bekannt geworden iſt; die harmloſen Leutchen ſcheinen eine Art Miſchung von Heiden, Chriſten und Mohammedanern zu ſeyn, indem ſie verſchiedene Naturgegenſtände verehren, und dabei einzelne Momente aus dem alten und neuen Teſtamente ſowie aus dem Koran entlehnt haben. So ſehr es zu beklagen iſt daß die menſchliche Vernunft auf ſo abſurde Irrwege gerathen iſt, ſo wäre es doch noch weit mehr zu beklagen, wenn man dieſe durchaus harmloſen Leute in ihrer Ruhe ſtörte, und unter dem Vorwande ſie auf eine andere Façon ſelig zu machen, ſie gegen einander und gegen ihre Nachbaren aufhetzte, und ihnen ein ganz fremdes Element, den Fanatismus, einimpfte. Bis jetzt haben ſie ſich dieſer Zudringlichkeiten glücklich erwehrt, es iſt ſogar vorgekommen daß ein wohlbekannter Engländer, der ſich ziemlich lange unter ihnen aufgehalten hat, halb und halb zu ihrer Religion übergetreten iſt.

In Anatolien gibt es eine ziemliche Anzahl von Kyzylbaſchen-Gemeinden, deren Lehrſätze bis jetzt ein Geheimniß ſind. Aeußerlich bekennen ſie ſich zum Islam, und in jedem ihrer Dörfer ſteht auch eine Moſchee, welche aber beſtändig leer iſt. Einige behaupten es ſeyen Jeſidier, andere ſagen, es ſeyen heimliche Chriſten. Letzteres iſt jedenfalls irrig, das erſtere aber möchte ich weder beſtätigen noch abläugnen. Sie gehören aber ſicher zu den harmloſen Religionen, und laſſen andere Leute gern in Ruhe, ſobald man ſie nur in Ruhe läßt.

Endlich muß ich noch der Zigeuner gedenken, obgleich ſie eigentlich nur negativ hieher gehören, indem ſie ſich von jeder Religion emancipirt haben. Den geringen Vorrath poſitiver Religion, den ſie als Paria aus ihrer indiſchen Heimath vor 1400 Jahren mitnahmen, haben ſie wahrſcheinlich längſt auf ihrer Wanderung vergeſſen oder unterwegs an Luren, Jeſidier, Kyzylbaſchen, Paulicianer u. ſ. w. abgegeben und für ſich nichts behalten; ſie bedürfen daher weder Prieſter noch Kirchen, Moſcheen, Synagogen u. ſ. w., und man ſieht eben nicht daß ſie ſich deßhalb ſchlechter befinden. Auf der einen Seite entgehen ihnen zwar die unermeßlichen geiſtigen und moraliſchen Wohlthaten einer aufgeklärten und wohlwollenden Religion, auf der andern Seite aber werden ſie auch nicht von habſüchtigen oder fanatiſchen Prieſtern in geiſtiger Abhängigkeit gehalten, und wer die Kirchen- und Religionsgeſchichte Europa's und Aſiens kennt, möchte zuweilen in Verſuchung gerathen die Zigeuner glücklich zu preiſen und ſie um ihr Glück zu beneiden. Die europäiſchen Polizeiämter führen gegen ſie als unverbeſſerliche Vagabunden einen hartnäckigen Krieg, und dieſer Kriegszuſtand mag wohl, wie jeder Kriegszuſtand, demoraliſirend auf ſie einwirken; die türkiſche Polizei nimmt von ihren Wanderungen keine Notiz, und es gehört zu den ſeltenſten Ereigniſſen daß ein Zigeuner in der Türkei Verbrecher wird. Jedenfalls ſind ſie in moraliſcher Beziehung viel achtungswerther als diejenigen welche ſich in majorem Dei gloriam einander anfeinden, verfolgen, herumraufen und

Digitized by Google

Zu diesen Ursachen gehört zunächst die größere Mäßigkeit der Orientalen, der Koran verbietet den Weingenuß, was freilich nicht hindert daß nur sehr wenige Mohammedaner dieses Verbot in seiner ganzen Strenge befolgen; aber es ist doch eine Thatsache von welcher sich jedermann leicht überzeugen kann, daß Trunkfälligkeit im Orient so gut wie unbekannt ist, und mit ihr alle diejenigen wüsten und rohen Auftritte welche sie, und namentlich der Branntweinsoff, im Gefolge hat. Zwar gibt es überall einzelne Trunkenbolde, aber diese einzelnen Ausnahmen bilden keine Regel, und überdieß treiben diese Leute ihr Wesen in der Stille, des Abends, in ihren Häusern eingeschlossen, und tragen ihren thierischen Zustand nicht zur Schau.

Ueberhaupt trifft man im Orient nicht diese Rohheit, welche in Europa fast allen niedern Classen eigenthümlich ist; der geringste Orientale weiß sich jederzeit mit Anstand zu benehmen, und es ist ein eigenthümlicher Zug daß, so oft zwei Streitende handgreiflich werden, die Umstehenden sofort einschreiten und die Kämpfer trennen.

Ferner fehlt dem Orient die Spielleidenschaft mit ihrem ganzen Gefolge, wodurch abermals eine Menge Immoralitäten vermieden werden.

Aus diesen beiden Ursachen so wie in Folge der leichtern Erwerbsverhältnisse ist der Pauperismus im Orient unbekannt,

schweigen daß der Orientale das Unglück achtet, und daß es ihm durchaus nicht einfällt in pharisäischer Gleißnerei die Fehler seines unglücklich gewordenen Mitbürgers wohlgefällig an den Fingern herzuzählen und über seinen Fall zu jubeln.

Einiges über das Asanterreich.

Von einem westafrikanischen Missionär.

Vom Saum der westafrikanischen Goldküste etwa 10 Tagreisen tiefer im Innern liegt die Stadt Kumase, wörtlich Mordplatz. Es ist die Hauptstadt des großen Asantereiches, dessen Bewohner großentheils die Otschisprache sprechen und etwa 4—5 Millionen betragen mögen. Dieselbe Sprache wird noch von mehreren anderen nicht zum Asantereich gehörigen Stämmen, dem Fante-, Akem-, Akwamu- und Akwapemstamm gesprochen, so daß die Zahl der Otschisprechenden sich auf 6—7 Mill., vielleicht noch mehr beläuft. Es ist vom Dahomeyreich und Dahomeykönig in letzter Zeit manches in europäischen Zeitschriften besprochen worden. Die Sklavenopfer welche jener Blutmensch bringt, sind grauenerregend. Ein Seiten-

Aſanteern ſtets Frohndienſte thaten, um ihnen einigermaßen genug zu thun. Als aber das Maß der Bedrückung voll war, thaten ſich die unterdrückten Stämme zuſammen, und unter der Anführung eines engliſchen Officiers erfochten ſie einen ſo vollſtändigen Sieg über Aſante, daß der König und Volk ſeitdem nicht wieder gewagt haben ihre Gränze nach der Küſte zu zu überſchreiten. Um nun aber einen Einblick in die jetzigen Verhältniſſe des Aſantereiches zu bekommen, ſo ſey hier die Ueberſetzung einer von einem Akwapemneger in Otſchi niedergeſchriebenen Schilderung der dortigen Zuſtände gegeben; er ſchreibt:

„Nirgends, wohin wir immer uns wenden mögen, finden wir eine ſolche Macht und ein ſolches Königthum wie in Aſante. Der dortige König beſitzt ungeheuren Reichthum, welchen er von Tag zu Tag vermehrt. Die Vermehrung desſelben geſchieht durch Erhebung von Tribut bei den unterjochten Völkern und Einziehung des Vermögens ſeiner Unterthanen. Mit dieſem Reichthum ſchaltet er zu Zeiten in verſchwenderiſcher Weiſe. Einem großen Theile der Einwohnerſchaft der Hauptſtadt bleibt der König perſönlich unbekannt. In den erſten fünf Jahren ſeines Lebens darf er das Haus nie verlaſſen. Er ſieht keine Straße, keinen Baum, keine Pflanze ꝛc. an Ort und Stelle. Damit er aber doch nicht gar zu unwiſſend aufwächst, ſind Diener da, die jeden Tag die verſchiedenartigſten Gegenſtände aus der Welt, wie ſie außerhalb ſeines Palaſtes vorhanden iſt, ihm zutragen und ihn mit den Namen derſelben bekannt machen. Iſt er einmal den Kindesjahren entwachſen, ſo macht er unter Bedeckung ſeine Ausgänge, die aber nur der näheren Umgebung bekannt ſind. Das Haar gilt ihm als etwas zu Verabſcheuendes, deßhalb läßt er ſich alle drei Tage das Haupthaar und den Bart abraſiren. Ein Barbier der rechts iſt kann dieſes Geſchäft nicht verſehen, denn ein ſolcher würde ſein Angeſicht mit der linken Hand berühren, wodurch die geheiligte Perſon Sr. Maj. entweiht würde, daher ſind ſeine Barbiere ſämmtlich links. Wird nun der König raſirt, ſo ſtehen jedesmal zwei ſeiner Bedienten mit geladenen Flinten zu ſeinen Seiten, und wenn der Barbier ihn ſchneidet, wird dieſer plötzlich erſchoſſen, macht er ſeine Sache gut, ſo bekommt er jedesmal eine ſehr gute Belohnung, weßhalb die Barbiere des Aſantekönigs meiſt ſehr reiche Leute ſind; während des Raſirens ſtehen zwei andere Bediente, mit Blaſebälgen verſehen, bereit um das abgeſchnittene Haar vom Haupt und Nacken wegzublaſen; die Barbiere müſſen nämlich ohne Seife raſiren. Des Königs Perſon iſt eine ſo heilige daß ſelbſt ſein Speichel als heilig gilt, deßhalb ſtehen ſtets welche vor ihm, die das hohe Vorrecht genießen ſeinen Speichel aufzufangen und ſich damit zu ſalben.“

„Es iſt oben geſagt worden daß er ſehr freigebig, ja verſchwenderiſch mit ſeinem Reichthum umgeht. Es kommen viele Fremde nach Aſante. Nach Umſtänden müſſen dieſelben vorerſt Erlaubniß von ihm haben, ehe ſie ſein Gebiet betreten und in die Hauptſtadt kommen dürfen. Mit Ertheilung der Erlaubniß ſind ſie aber auch während ihres Aufenthalts in ſeinem Gebiet an ihn gebunden. Das geſchieht auf folgende Weiſe: Der König will ſich neben dem ſchreckenerregenden Ruf, den er ohnedieß hat, zugleich einen guten Ruf ſchaffen. Der Fremde ſoll zu ſagen wiſſen von dem Reichthum und der Freigebigkeit desſelben; der König fürchtet üble Nachreden, deßhalb überhäuft er den Fremden Tag für Tag mit Geſchenken, ein ſolcher erhält neben anderem Werthvollen täglich ein Geſchenk im Werth von drei Thalern. Wenn dann der Fremde, des Dankens für die Geſchenke (für jedes Geſchenk muß er ſeinen beſondern Gang machen und ſeinen beſondern Dank abſtatten) müde, endlich gehen will, ſo zwingt ihn der König noch länger zu bleiben, und erſt dann wenn es dieſem gefällt darf er weiter gehen, d. h. er muß ſo lange bleiben bis er all das ihm Geſchenkte gegeſſen hat.“

„Zu ſeinem Reichthum und ſeiner Herrlichkeit gehören auch ſeine vielen Weiber. Es mögen derſelben etwa 1000 ſeyn. Nie, außer an den jährlichen Feſten, dürfen ſie bei Tage auf den Straßen der Hauptſtadt erſcheinen. Gegen 300 Eunuchen ſind ihnen als Wächter und Begleiter beigegeben.“

„Bei Nacht gehen die Weiber aus, die Eunuchen gehen theils voran, theils folgen ſie nach, und zwar mit Peitſchen, Prügeln und Keulen. Zugleich dienen die Vorangehenden als Herolde, indem ſie unaufhörlich rufen: „des Königs Weiber kommen, des Königs Weiber kommen!“ Bei dieſem Ruf entfernt ſich wer unterwegs iſt, um den Peitſchenhieben, Stockſchlägen und Keulenſtößen zu entgehen. Dieſe Eunuchen haben ſogar die Macht den ihnen Begegnenden zu erſchießen, und niemand kann ihnen dabei etwas anhaben. Die Weiber des Königs dürfen außer ihren Begleitern und dem König keinen Mann ſehen. Wenn ſie demnach ihren Gang durch die Stadt Kumaſe machen, herrſcht förmliche Todesſtille in derſelben, die Kinder verſchließt man in die Häuſer und jedermann legt ſeine Hände auf die Hüften. Erſt wenn ſie den Weg nach ihrer Behauſung eingeſchlagen haben, wird es wieder lebendig auf den Straßen. Die Weiber des Königs wohnen alle in einer Behauſung, welche hinter der Behauſung des Königs angebracht iſt.“

„Weil der Aſantekönig eine ſolche Macht beſitzt daß er meint er ſey der Allmächtige (otumfo), ſo gebraucht er dieſe Macht nach Willkür. Schon der Name des Königs iſt für Tauſende ſeiner Unterthanen ein wahres Schreckenswort, das ſie erzittern macht. Dieß iſt auch kein Wunder: An einem Menſchenleben liegt ihm ſo viel als nichts. Menſchen und Thiere gelten ihm gleich. Seine Trommeln und Pfeifen, welche bei feierlichen Anläſſen gebraucht werden, bedürfen von Zeit zu Zeit einer Weihe. Sind dieſelben durch irgendeinen Umſtand gemein gemacht worden, oder iſt überhaupt die Zeit der Weihe gekommen, ſo läßt er Menſchen feſtnehmen und ihnen, wie er zu ſagen pflegt, ihre Schafgurgeln abſchneiden. Das Blut der ſo getödteten Menſchen wird an die Trommeln und Pfeifen geſtrichen, und damit iſt die Weihe bewerkſtelligt. Hinwiederum kann es ihm einfallen zu ſagen: die abgeſchiedenen Geiſter im Todtenreich leiden Hunger, ſo iſt dieß nichts anderes als ein Blutbefehl der unverzüglich ausgeführt werden muß. Nur Menſchen können abgeſchiedenen Menſchenſeelen als Speiſe dienen, und ſo ſchlachtet man für dieſelben eine Anzahl Menſchen, deren Leichname an einen gewiſſen

Digitized by Google

daß der Zorn der Fetische auf Volk und Land liege, diese müssen gesühnt werden. Während nun bei andern Stämmen die Sühne mit Darbringung von Hühnern und Schafen bewerkstelligt wird, so geschieht sie in Asante mit Menschenopfern. Auch gibt es gewisse Sünden welche mit dem Tode bestraft werden. Vor allem ist es das Verbrechen des Mordes; außer diesem aber erlag in früherer Zeit auch Trunkenheit dem gleichen Schicksal. Als das strenge Verfahren gegen Trunkenbolde auf Widerspruch im Volke stieß, indem dieses sagte daß man einem solchen Verfahren zufolge auch jeden Verrückten tödten müsse, weil ein Verrückter ebensowenig bei sich selber sey als ein Betrunkener, so bewies ihnen einer ihrer Könige daß ein Verrückter noch mehr bei sich selber sey als ein Betrunkener auf folgende Weise: Er befahl nämlich ein Häuschen zu bauen, einen Narren und einen Betrunkenen die Nacht über in dasselbe einzusperren und es dann anzuzünden. Dieß geschah. Als nun das Haus brannte, rannte der Verrückte in der größten Aufregung heraus und rief Feuer o, Feuer o! während der Betrunkene liegen blieb und verbrannte. Hiemit hatte der König dem Volke den Beweis geliefert daß der Betrunkene schlimmer ist als ein Narr und deßhalb auch strafbarer. Daher ist bei den Asantern die Sitte daß sie sich jeden Morgen Querstriche mit rother Erde über die Arme machen, welche sie erinnern sollten den Tag über nüchtern zu bleiben. In Beziehung auf die Todesart besteht ein Unterschied

ja im Todtenreiche auch eine Dienerschaft haben. Zu diesen gehören seine Heerführer, Sprecher, Schweiß- und Staubabwischer, Thron- oder Stuhlträger, Waffenträger, Trommler, Schatzmeister, Schwerthalter, Scharfrichter und dergleichen. Ist dieß geschehen, so wird die Leiche in einen Sarg gelegt und dieser mit einem aus Gummi verfertigten Stück Zeug bedeckt. Von Gliedern der königlichen Familie getragen, wird er dann an den Ort gebracht wo die Asante-Könige in Särgen in besondern Häusern aufgestellt sind. Für jeden wird für diesen Zweck ein besonderes Haus gebaut. Ist der Leichnam völlig verwest, so nimmt man den Schädel desselben, füllt denselben mit Goldstaub, legt ihn an einen besondern Ort des Hauses und bedeckt ihn mit einem Stück Zeug. Bricht ein Krieg aus, so wird ein solcher Schädel mitgenommen, und die von demselben ausgehende magische Kraft soll den Asantern ihre Siege verschaffen. An jedem von dem Nachfolger des verstorbenen Königs veranstalteten Feste, das in der Regel alle sechs Wochen wiederkehrt, wird der Schädel des Verstorbenen mit Palmwein begossen, damit derselbe immer in Kraft bleibe."

Dieß sind so einzelne Züge aus den Zuständen des Asantereichs. Es mögen zum Schlusse noch zwei Geschichten hier ihre Stelle finden, die gleichfalls ein Akwapemneger niedergeschrieben hat:

richter den Auftrag, in der Nacht den mit dem blauen Kleide verſehenen Diener zu tödten. Allein die beiden Diener, als ſie ſo in ihrem Hauſe waren, bekamen Streit, denn der mit dem weißen Kleide behauptete, der König habe ihm das blaue Kleid gegeben. Der mit dem blauen Kleide gab nach und tauſchte das weiße Kleid für das ſeine ein. Des Nachts nun kommt der Scharfrichter und ſchlägt dem Oſeeankumwoawounwou den Kopf ab, weil ja der das blaue Kleid an hatte. Als der König des andern Tages befahl, man ſolle den Oſeeankumwoawounwou holen, ſiehe, ſo war er todt, während der andere, den er getödtet haben wollte, noch am Leben war. Dieſe Thatſache hat ſich der König gemerkt, und glaubte nun daß wenn Gott jemanden nicht getödtet haben wolle, derſelbe beim Leben bleibe."

„Auch hatte der König einen reichen Freund, der eines Tages ſein Haupt abraſiren, dabei aber drei Haarbüſcheln vereinzelt ſtehen ließ und ſo vor dem König erſchien. Der König fragte ihn, was dieſe drei Haarbüſcheln zu bedeuten hätten. Der Freund ſagte: Vater, das wirſt du nie errathen, und wenn du es je errathen ſollteſt, ſo verſpreche ich dir mein ganzes Vermögen in deinen Königsſchatz zu legen. Wirklich hatte auch jede der Haarbüſcheln ihre Bedeutung. Der König war nun lüſtern gemacht nach dem Reichthum ſeines Freundes und ſuchte die Bedeutung ausfindig zu machen. Dieß gelang ihm: eines Tages nämlich geht das Weib ſeines Freundes an der königlichen Behauſung vorbei, der König läßt ſie rufen, ſetzt ihr Palmwein vor, und als ſie getrunken hat fragt er ſie, was denn die Bedeutung der Haarbüſcheln ihres Gemahls ſey. Sie ſagt, ſie wiſſe es nicht. Aber erfahren kannſt du es, erwiedert er, wenn du die Sache liſtig angreifſt, und wenn du mir dieſes Geheimniß offenbarſt, ſo werde ich dir das halbe Beſitzthum deines Mannes geben, denn er hat mir verſprochen, wenn ich ihm je die Bedeutung ſagen könne, ſo ſolle ſein ganzes Vermögen mein ſeyn. Das Weib läßt ſich das nicht zweimal geſagt ſeyn, ſondern drang in ihren Mann und dieſer gab ihr folgende Antwort: die Bedeutung der erſten iſt: der König kennt die Gedanken des Volkes nicht; die der zweiten: das Auge kennt keinen Kummer; und die der dritten: vertraue deine Gedanken deinem Weibe nicht an. Das Weib ſagt es dem König, und als der Freund eines Morgens ihn beſucht, muß dieſer aus dem Munde des Königs ſein Geheimniß hören und iſt im Nu zum ärmſten Mann gemacht. Der König hat aber an der Einziehung des Vermögens ſeines Freundes nicht genug, er will nun an ihm die Probe noch verſuchen, ob dieſe Sätze, die er in ſeinen Haarbüſcheln aufgeſtellt hatte, auch wirklich Wahrheit ſind. Der erſte hat ſich ſcheinbar nicht bewährt, ob der zweite Wahrheit iſt muß ſich nun bewähren. Der König ließ nun ſeinen ehemaligen Freund mit Ruthen ſtreichen; nachdem er bis aufs Blut gepeitſcht war, ließ er ihn in den Block ſchlagen, und weil gerade an jenem Tag es regnete, ſo legte man ihn auf Geheiß des Königs ſo wie er war, mit Schwüren und Wunden bedeckt, in einen Graben durch welchen das Regenwaſſer dahinrollte. Du haſt geſagt, ſagte der König, das Auge kennt keinen Kummer, nun will ich ſehen ob du in dieſer Lage und dieſem Zuſtande ſchlafen kannſt. Der arme Mann war von ſeiner ausgeſtandenen Marter todtmüde geworden und verfiel wirklich in einen Schlummer, und als man des andern Tages nach ihm ſah, ſiehe, ſo fand man ihn noch ſchlafend. Von der Wahrheit dieſes Wortes überzeugt ſtellte der König ihm ſeinen Reichthum wieder zu, ſagte ihm wie er zur Kenntniß der Bedeutung ſeiner Haarbüſcheln gekommen ſey und hielt ihn als ſeinen Freund nach wie vor. Das Wort aber, das Auge kennt keinen Kummer, iſt im Munde des Otſchivolkes ein Sprüchwort, mit dem man ausdrücken will daß wenn der Kummer, der etwas Innerliches iſt, das Auge drücken will, ſo ſchließt es ſich im Schlafe, und häufig geſchieht es daß man ſich den Kummer vom Herzen ſchlaft."

Weiberverkäufe in England.

(Aus Chambers's Journal.)

Bekanntlich iſt der Engländer franzöſiſcher Novellen, Schauſpiele und Eſſays ein ganz anderes Geſchöpf als das wirkliche Weſen welches über Börſengeſchäfte ſchwatzt und hinter den Jagdhunden herreitet, auf dieſer Seite des Canals. Der erſtere zwingt das erſte beſte Mädchen dem er auf einem zufälligen Spaziergange begegnet ihn zu heirathen, wenn er auch nur eine halbe Stunde lang Bekanntſchaft mit demſelben gemacht; er legt einen Strick um ihren Hals, und verkauft ſie auf dem Viehmarkt, ſobald er ihrer überdrüſſig iſt, und im November, wenn die ſchweren Nebel ihren Druck auf ihn äußern, und er ſelbſt lebensſatt geworden iſt, ſtürzt er ſich in die Themſe. Ein franzöſiſcher Eſſayiſt des letzten Jahrhunderts warf den Engländern vor, ſie machten aus dem Selbſtmord eine Inſtitution. „Sie nehmen ſich bei der geringſten Veranlaſſung," ſagt er, „das Leben, und oft bloß um einen andern zu ärgern." Die erſte dieſer angeführten engliſchen Gewohnheiten iſt lächerlich unwahr. Was indeß die zweite — den Weiberverkauf — betrifft, ſo ſind wir genöthigt ein gewiſſes, obgleich ſehr kleines, Maß der Schuld zuzugeſtehen. Einige Engländer haben wirklich ihre Weiber verkauft, und mein Zweck hier iſt die wenigen derartigen Verkäufe, welche während der letzten hundert Jahre in unſerm Lande vorgekommen ſind, aufzuzeichnen.

Der erſte den ich nach dem Regierungsantritt Georgs III auffinden kann, ereignete ſich im Monat März 1766. Ein Zimmermann von Southwark, mit Namen Higginſon, gieng in ein Bierhaus um ſeinen Morgentrank zu ſich zu nehmen; dort traf er einen Zunftgenoſſen, und ſie kamen bald auf die Weiber zu ſprechen. Dieſer ſein Zunftgenoſſe, deſſen Namen die Geſchichte nicht aufbewahrt hat, klagte daß er kein Weib habe. Higginſon andererſeits klagte darüber daß er eins habe, und wünſchte, es möchte außer dem Morde irgendeinen Ausweg geben ihrer loszuwerden. Der ungenannte Zimmermann erwiederte ihm: es gebe in der That einen Ausweg

Digitized by Google

— jene alte englische für einen Ehemann ganz gesetzlich gewordene Gewohnheit seine eigene Rippe zu verkaufen. „Niemand würde so thöricht seyn die meinige zu kaufen," seufzte Higginson. „Ich würde es thun," antwortete der andere, „und ich glaube, ich würde überdieß einen guten Handel machen." „Gethan!" rief der erfreute Ehemann, und brachte die Sache auf der Stelle ins reine. Frau Higginson wurde von ihrem neuen Herrn geholt und lebte mit ihm als Weib. Einige Tage darauf war indeß Hr. Higginson des ehelosen Hauswesens müde, oder glaubte vielleicht er habe Unrecht gethan; er gieng deßhalb zu dem Käufer, und verlangte sein Weib zurück. Frau Higginson weigerte sich zurückzukehren. „Ein Verkauf ist ein Verkauf," sagte sie, „und kein Scherz." Higginson kam wieder und wieder, aber umsonst. Nach einer oder zwei Wochen stellte er sein Verlangen ein, und Frau Higginson schloß daraus er habe sie endlich friedlich abgetreten, als sie aufgefordert wurde seinen Leichnam zu identificiren. Er hatte sich erhenkt. Welchen Preis der arme Bursche für die Frau erhielt, habe ich nicht erfahren.

Der nächste Verkauf, den ich aufzählen will, wurde im Sommer des folgenden Jahrs, 1767, abgeschlossen. Dieser zeigte sich ebenfalls als ein schlechter, obgleich nicht ganz so trauriger Handel für den Verkäufer. Die Frau war, was oft bei dieser Volksclasse vorkommt, ihrem Manne nicht ehelich angetraut. Sie hatte mehrere Jahre mit einem Maurersarbeiter in Marylebone gelebt. Ihr „Beschützer" verkaufte sie, und hier haben wir die Summe: er werthete sie auf nicht weniger als fünf Shillinge und drei Pence (3 fl. 9 kr.) und eine Gallone Bier. Drei Wochen nach dem Verkauf, während welcher sie in aller Form bei ihrem neuen Herrn gewohnt hatte, starb ein wohlhabender Ohm in Devonshire, der ganz unerwartet sie als Verwandte anerkannte, und ihr die Summe von zweihundert Pfund Sterling, so wie eine Anzahl Silbergeschirr hinterließ. Der Beschützer drückte ihr sogleich seine Abneigung gegen „Schutz" aus, und wurde ihr Ehemann.

Im August 1773 giengen drei Männer und drei Weiber in das Bell Inn, Edgbaston Street, Birmingham. Sie forderten das Zollbuch, welches daselbst aufbewahrt wurde, und machten folgenden sonderbaren Eintrag: „31 August 1773. Samuel Whitehouse, aus der Pfarrei Willenhill, in der Grafschaft Stafford, verkaufte heute seine Frau, Mary Whitehouse, auf offenem Markte, an Thomas Griffiths, von Birmingham. Werth (ich erröthe wirklich indem ich dieß schreibe) ein Shilling! Sie ist mit allen Fehlern zu nehmen. (Unterzeichnet) Samuel Whitehouse. (Bürge) Thomas Buckley von Birmingham."

Der vierte Verkauf den ich zu finden im Stande gewesen, war ein kostspieliges Geschäft für den Käufer, wenn er nicht, wie unsere amerikanischen Brüder, darauf rechnete etwas aus der „Last" herauszuschlagen. Am 8 Jul. 1805 nahm ein Bursche in Tuxford seine Frau auf den Marktplatz, mit einem Strick um ihren Hals und ihrem Kind in ihren Armen, und verkaufte sie und das Kind für fünf Shillinge. „Es ist zu bedauern," sagt die Zeitung welcher ich diese Notiz entnehme, „daß niemand den Muth hatte den Strick vom Halse des Weibes zu nehmen, und ihn auf dem Rücken des Ehemannes tanzen zu lassen." Wahrscheinlich waren indessen die Leute welche Zeugen dieses niederträchtigen Geschäfts gewesen entweder von dem Vorgang verblüfft, und konnten es nur für einen Scherz halten, oder wußten sie daß der Mann ein solcher Unmensch war, daß sie meinten die ungerechteste Veränderung sey besser für das Weib und das Kind als die Fortdauer des Zustandes in dem diese sich befanden. Die ruhige Einwilligung des Weibes war ein Zeugniß nicht nur ihrer Unzufriedenheit mit ihrem Manne, sondern auch der entwürdigten Lage in der das schwächere Geschlecht bei Leuten dieser Classe sich befindet.

Im Februar 1807 wird ein fünfter Verkauf berichtet. Bei diesem Fall müssen die contrahirenden Parteien einiges Vermögen besessen haben, wie groß auch sonst ihre Gemeinheit und sittliche Versunkenheit gewesen seyn mag. Ein Hr. John Lupton, aus Linton, erbot sich die Frau Richard Waddilove's, Wirths von Grassington, zu kaufen. Er sey geneigt, sagte er, bis auf hundert Guineen zu gehen. Waddilove willigte ein, und erhielt eine Guinea als Draufgeld. Am nächsten Tag eilte der bereitwillige Käufer nach Linton, holte die 99 Guineen und verlangte die Vollziehung des Handels. Hr. Waddilove war vollkommen bereit dazu, und würde seine Frau weggegeben haben, allein diese hatte, wie es scheint, sich noch einige weibliche Würde und Sinn für Recht gewahrt, und sagte: „Selbst wenn sie möchte, wolle sie nicht losgeschlagen werden wie ein bloßes verkäufliches Stück Vieh." Ihr Käufer mußte daher mit Schimpf und Schande abziehen. Der schlaue Waddilove behielt das Draufgeld. Zweifelsohne kam es ihm theuer zu stehen, denn es wird ihm endlose Gardinenpredigten eingetragen haben.

Wurde Frau Waddilove zu dem höchsten Preise gewerthet, so ist diejenige von der ich jetzt zu berichten habe die wohlfeilste aller verkauften Weiber. Im September 1822 heirathete ein einfältiger Bursche Namens Thomas Jones, der für einen Hausmaler in Caerleon arbeitete, und der nicht einmal seines eigenen Verstandes ganz mächtig war, unbesonnener Weise ein einfältiges Mädchen. In drei Wochen waren sie einander überdrüssig, und das Mädchen willigte ein daß ihr Mann sie verkaufe. Demgemäß verkaufte Thomas Jones, mit dem Vorbehalt daß, wenn den Käufer nach drei Wochen sein Handel reue, der Verkäufer sie zurücknehmen solle, sein junges Weib um drei Pence (9 kr.).

Das nächste Beispiel welches ich zu verzeichnen habe, scheint, obgleich es zehn Jahre später stattfand und also von 1832 herdatirt, obrigkeitlicher Kenntnißnahme entgangen zu seyn. Joseph Thompson, ein Kleinpächter, der zwischen vierzig und fünfzig Acres gepachtet hatte, lebte in einem drei (engl.) Meilen von der Stadt Carlisle entfernten Dorfe. Er war ungefähr drei Jahre verheirathet gewesen, und hatte keine Kinder. Es herrschte beständiger Hader zwischen den Montecchi und Capuletti, seiner und ihrer Familie. Dieser drei Umstände halber beschlossen sie sich zu trennen. So schickte denn am 7 April, früh Morgens, Hr. Thompson den Ausscheller herum, um anzukündigen daß ein Mann seine Frau

Digitized by Google

um 12 Uhr Mittags auf dem Marktplatze verkaufen wolle. Die wunderliche Ankündigung zog natürlicherweise eine beträchtliche Menge Pöbel herbei. Die Frau stellte sich auf einen hohen eichenen Stuhl, mit einem Strohstrick um ihren Hals, und einem großen Kreise von Freunden und Verwandten um sie her. Der versteigernde Ehemann stand neben ihr, und sprach, wie mein Gewährsmann sagt, im wesentlichen etwa folgendes:

„Meine Herren! Ich stelle euch hier meine Frau, Mary Ann Thompson, ehedem Williamson, vor, welche ich gesonnen bin an den höchsten und ehrlichsten Bieter zu verkaufen. Meine Herren! Es ist ihr Wunsch wie der meinige uns für immer zu trennen. Sie ist für mich nur eine Busen-Schlange gewesen. Ich nahm sie zu meinem Trost und zum Besten meines Hauses; allein sie wurde mein Quälgeist, ein Hausfluch, ein Nachtfeind und ein Tagteufel. Meine Herren! Ich spreche aus vollem Herzen Wahrheit, wenn ich sage: der Himmel befreie uns von lästigen Weibern. Meidet sie wie ihr einen tollen Hund, eine geladene Pistole, die Cholera, den Berg Aetna oder irgendwelche andere pestilentialische Erscheinungen in der Natur meiden würdet. Ich habe euch nun die dunkle Seite meines Weibs gezeigt, und ihre Fehler und Schwächen; ich will jetzt ihre helle und sonnige Seite zeigen und ihre guten Eigenschaften erläutern. Sie kann Romane lesen und Kühe melken; sie kann lachen und weinen mit derselben Ruhe womit ihr ein Glas Bier nehmen könnt wenn ihr durstig seyd. In der That, meine Herren, sie erinnert mich an die Worte welche der Dichter von den Frauen im allgemeinen gebraucht, wenn er sagt:

Heaven gave to women the peculiar grace,
To laugh, to weep, and cheat the human race.

(Der Himmel gab den Weibern die besondere Gnade, zu lachen, zu weinen und das Menschengeschlecht zu betrügen.) Sie kann Butter machen und die Magd schelten; sie kann Moore's Lieder singen und ihre Krausen und Hauben fälteln. Sie kann zwar nicht Rum, Gin oder Whisky machen, allein sie ist aus langer Erfahrung eine gute Beurtheilerin im Verkosten dieser Dinge. Ich biete sie daher mit allen ihren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten um die Summe von fünfzig Shillingen zum Kauf an."

Der Berichterstatter muß, wie ich mir vorstelle, diese Rede selbst verfaßt haben. Wenn man sich erinnert daß die ausgebotene Waare und der Versteigerer eine Pächtersfrau und ein nicht sehr reicher Pächter aus dem Norden des Landes waren, so läßt sich kaum glauben daß die Frau diejenige Art Geistesgaben besaß welche in der Rede erwähnt sind, oder daß der Pächter wirklich diese Rede gehalten habe. Der Berichterstatter bemerkt indeß daß die Frau „ein sauberes, lebhaftes, nicht über 23 Jahre altes Frauenzimmer" gewesen sey. „Sie schien," sagt er, über den Tausch den sie zu machen im Begriff stand, sich zu freuen." Der Verkauf fand zwischen 1½ und 2 Uhr statt. Endlich wurde Frau Thompson an Henry Mears, einen Pensionär, für 1 Pfd. St. und einen Neufundländer Hund verkauft. Das neu verbundene Paar verließ die Stadt zusammen, unter Hussarufen und Freudengeschrei des hinter ihnen hertrollenden Pöbels. Hr. Thompson nahm kaltblütig den Strohstrick vom Halse seines ehemaligen Weibes, und legte ihn seinem neuen Hund an. Dann begab er sich in das nächste Wirthshaus, und verbrachte daselbst den Rest des Tags. Ohne Zweifel war, noch vor Sonnenuntergang, das ganze Kaufgeld seines Weibes vertrunken. „Er drückte wiederholt seine Freude aus," sagt mein Gewährsmann, „daß er nun glücklich aus seiner Sklaverei befreit sey." Die Billigkeit erheischt indeß anzuführen daß diese Schilderung keiner Stadt-, sondern einer Land-Zeitung entnommen ist, dem „Whitehaven Herald and Cumberland Advertiser," vom 1 Mai 1832, der sie überdieß, ohne alle weitere Bemerkung, bloß aus dem Lancaster Herald abdruckte.

Das London Chronicle vom 22 Februar 1766 enthält eine Notiz über einen Doppelverkauf, oder vielmehr einen Austausch, von Weibern. Zwei „ehrsame" Handelsleute bei Lincoln's Inn Fields kamen ohne Zuratheziehung ihrer Frauen überein einen solchen Tausch vorzunehmen. Da aber der eine eine Frau hatte die hübscher war als die des andern, so erhielt er als Dreingabe eine Zwanzig-Pfundnote, eine goldene Uhr und eine Guinea. Am nächsten Tag besuchte er den Käufer und brachte seine Frau mit, die indeß der Meinung war es handle sich bloß darum zu einem Mittagsmahl zu gehen. Als jedoch der wahre Zweck zur Sprache gebracht worden war, weigerten sich beide Frauen dem einfältigen Handel ihrer Männer beizutreten. Welches aber die Gefühle jener Unglücklichen waren die von beiden Männern auf 21 Pfd. St., einen Shilling und eine goldene Uhr weniger als die andere gewerthet worden, wage ich nicht zu denken.

Das sonderbarste bei diesen Verkäufen ist daß die verkauften Weiber sich mehr über den Wechsel freuten als ihre Entwürdigung beklagten. Einmal, im Juni 1766, wurde diese Stimmung so klar an den Tag gelegt, daß das Weib eines Rosemary Lane-Pflästerers, die an einen Matrosen um 36 Shillinge und eine Gallone Bier verkauft worden war, wirklich einen Geiger dingte um sie mit einem rohen Epithalamium in ihre neue Behausung zu geleiten. Das liebende Paar hatte nur vierzehn Tage lang ehelich zusammen gelebt.

Im Jahr 1788 enthielt das Gentleman's Magazine einen Artikel über die Frage: ob ein Mann seine Frau in Pacht geben könne? Es gibt, glaub' ich, kein Beispiel daß ein Mann seiner Xantippe erlaubte ihn zu verkaufen; im Jahr 1736 aber verkaufte ein Weib den Leib ihres todten Mannes.

Von den Färöern.

2. Färöische Hochzeit. — Ein Wintertag auf den Färöern.

Nachdem wir die Färinger als unverzagte Seefahrer, Jäger und Fischer kennen gelernt haben, bleibt uns noch übrig sie in ihrem häuslichen und Familienleben zu sehen, wozu uns eine färöische Hochzeitsfeier und ein Wintertag die beste Gelegenheit bietet. Die Hochzeiten bei Naturvölkern

Digitized by Google

lichen färöischen Schmuck, der in einer großen silbernen Nadel besteht an der eine breite Silberplatte befestigt ist, an welcher Ringe angebracht sind von denen jeder wiederum kleine Silberplatten hält, so daß bei jeder Bewegung der Braut ein feines Klingen und Rauschen gehört wird. Um die schlanken Hüften trägt sie ein Sammetband, welches von einer silbergen Spange zusammengehalten wird. Ihr Kopfschmuck ist ein sehr kunstvoller Aufsatz, einer Krone vergleichbar, der auf den langen Haarflechten befestigt ist und von dem vier verschieden gefärbte, mit Gold oder Silber durchwebte breite Seidenbänder auf Nacken und Busen herniederfallen. Dazu kommen feine wollene Strümpfe und schwarze Lederschuhe mit (leider in Europa mehr und mehr außer Gebrauch kommenden) geschmackvoll gebundenen Kreuzbändern. Man kann sich denken daß ein frisches färöisches Mädchen in solcher Tracht einen recht appetitlichen Anblick gewährt. — Der Bräutigam, ein hübscher und wohlgewachsener junger Mann, dessen offenes, ehrliches Antlitz der Seewind und die Bergluft gebräunt haben, trägt sein braunes, krauses Haar kurz geschnitten und hat sich auch, dem Tage entsprechend, recht sauber geschmückt. Seine Tracht ist im übrigen die übliche färöische Festkleidung, schwarze sogenannte dänische Lederschuhe, denn die gelben bloß gegerbten Schaf- oder Kalbfellschuhe sind heute nicht gut genug; dann schwarze Kniehosen mit silbernen Schnallen, schwarze Weste und darüber ein bis an die Kniee reichendes

nur erst genauer kennen, dann wird man finden daß der herzliche Charakter der offenen Färinger nichts von Falschheit an sich hat. Nun, nachdem man Bräutigam und Braut geküßt hat, setzt man sich zu Tische und speist die besten Gerichte welche die Inseln zu bieten im Stande sind, als Grütze, Hammelbraten, Grützsuppe und zum Schluß vortreffliche Waffeln; der größte Leckerbissen für den färöischen Gaumen bei dieser Festmahlzeit ist aber das sogenannte Skinse-Fleisch, d. h. gekochtes, mit Salz etwas besprengtes und dann in die Luft gehängtes Schaffleisch, welches dann einen „Wildgeruch" annimmt. Nach der Mahlzeit tritt erst ein wenig Ruhe ein, worauf der Tanz beginnt.

Der färöische Tanz ist ein ganz eigenthümlicher, ziemlich mittelalterlicher, bei dem man nicht wirr im Kopf werden kann, zu dem man auch keinen Spielmann braucht. Es geht dabei nämlich folgendermaßen zu: Abwechselnd ein Mann und eine Frau oder Mädchen fassen sich bei der Hand und schließen einen Kreis, worauf es feierlich drei Schritte vor und drei zurückgeht, wobei jeder Tänzer so gut er kann ein Lied singt, welches der Vorsänger angestimmt hat. Der sogenannte Brauttanz wird aber immer nach dem Tact eines geistlichen Liedes getanzt, welches dem dänischen Gesangbuch entnommen wird, da ein färöisches durch Fürsorge der dänischen Regierung nicht existirt. Die andern Tänze werden nach dem Sigmunds- oder nach dem Sigurdslied ausgeführt, die beliebteste Weise ist aber

tigam wiederholt wird; darauf wird die Braut und nach ihr der Bräutigam tanzend ins Brautgemach geführt, dieses geschlossen, ein paar Psalmen gesungen und das Abendgebet gelesen, dann beginnt der Tanz aufs neue um bis zum hellen Morgen fortgesetzt zu werden. Am zweiten Tage geht es ebenso lustig her und das Brautpaar nimmt die Brautgeschenke entgegen, die oft schlichtweg in einer oder zwei Kronen bestehen, denn diese alte Münze wird sehr rar gehalten, und hat es auch dem wirklichen Erwerber meistens unter dem Druck der dänischen Monopole viel Mühe gekostet sie zu erlangen. An diesem Tag werden auch heitere Spiele aufgeführt, bei denen das Küssen wieder eine große Rolle spielt, und am Abend verspeist man das Schwanzstück der Hochzeitskuh, welche zu diesem Zweck zierlich geschmückt, mit aufgebogenem Schwanz, der mit bunten Papierstreifen und Bändern bewickelt ist, aufgetragen wird. Diese Schüssel wird an das obere Ende der Tafel gesetzt und geht dann von Hand zu Hand, wobei jeder irgendeinen Witz sagen muß, der gewöhnlich einen trockenen Seitenhieb auf einen der Anwesenden, von denen jedes an die Reihe kommt, enthält; niemand wird indessen beim rechten Namen genannt, sondern stets ein entsprechender Thiername gewählt. Das Schwanzstück ist eine zarte Andeutung daß die Festspeisen zu Ende sind, und somit schließt die Hochzeitfeier, die Gäste ziehen ab, oft weit über das brausende Meer weg nach ihren eigenen Behausungen.

Trotz der hohen Breiten unter denen die Färöer liegen, noch 2—3 Grad höher als Stockholm, Petersburg oder Christiania, ist das Klima auf diesen Inseln ein sehr mildes; die strengste Kälte ist höchstens 3—4° R., doch steht das Thermometer gewöhnlich über Null, auch fällt im Winter eine unglaubliche Menge Regen und Schnee, der Art daß sich mitunter die kleinen schmalen Thäler, welche der Färinger „Einschnitte" nennt, förmlich mit Schnee ausfüllen. Der Sommer ist, namentlich bei Windstille, in den engen Thälern und Buchten, mitunter drückend heiß, was durch die ungewöhnliche Tageslänge (20 Stunden) bewirkt wird; doch kühlen häufige Regengüsse, starke aus der See aufsteigende Nebel und frische Seewinde die Luft fortwährend ab, so daß der Sommer im Ganzen recht angenehm ist. Die milde Temperatur des Winters bewirkt das Meer mit seinen warmen Strömungen, welche die Inseln von allen Seiten bespülen und Wärme an die Luft abgeben wenn deren Temperatur niedrig ist, umgekehrt aber im Sommer der Luft Wärme entziehen. Die eisigen Polarwinde haben, wenn sie diese Inselgruppe erreichen, zwar nicht ganz ihre furchtbare Gewalt, wohl aber den größten Theil ihrer Kälte durch die Reise übers Meer verloren, ihr Auftreten im Herbste und Frühjahr auf dieser Inselgruppe ist aber eine der furchtbarsten Naturerscheinungen. Zuerst kracht und donnert es in den hohen Fjelden als ob ganze Salven von Kanonenschüssen gelöst würden, während es unten in den Thälern und am Strande noch todtenstill ist, dann aber brechen die Wirbelwinde (hvirrla) plötzlich aus den engen „Einschnitten" hervor und fahren mit markdurchdringendem Geheul und Sausen über die Bergflächen und Abhänge in die Thäler und auf das Meer hernieder, und wehe dem lebenden Wesen welches sie im Freien in der Nähe eines Abgrundes überraschen; Menschen und Thiere retten sich nur durch Niederwerfen und Anklammern an den Rasen oder an große Felsstücke, denn es gilt Leben oder gesunde Gliedmaßen. Wer solchen Sturm nicht erlebt hat, macht sich keinen Begriff von dessen furchtbarer Gewalt; er schleudert große Steine weit weg, reißt die Dächer von den Häusern und führt sie mit, die hölzernen Häuser mit ihren schweren Steingrundmauern krachen und zittern, Messer und Gabeln tanzen auf den Tischen, die dünne Erdschicht, welche die Fjelde bedeckt, rollt der Sturm mitunter wie einen Bogen Papier auf und wirft die ganze Masse ins Thal oder ins Meer hinab; letzteres fegt er so glatt wie einen chaussirten Weg und der Schaum fliegt wie eine dichte Dampfwolke vor ihm her; trifft er auf seinem Wege ein Boot an, so wirft er es in einem Nu um und versenkt es. An solchem Tage verkriecht sich die Thierwelt in Löchern und Klüften oder auf dem Grunde des Meeres. Diese furchtbaren Stürme sind auch die Ursache des Mangels an Bäumen auf den Färöern, den Schetlandsinseln, den Orcaden und auf Island, wo man bekanntlich nur verkrüppelte Weiden oder die kriechende Zwergbirke findet, und auch diese nur auf kleinen Flächen. Die Ansicht der Eingebornen und auch mancher gelehrten Reisenden, daß das bis weit auf das Land geschleuderte Seewasser durch sein Verdunsten die Blätter der Bäume mit einer Salzkruste überziehe und dadurch erstücke, ist absurd, denn im Winter haben die Bäume keine Blätter, und hätten sie deren, so könnte das Salz bei der steten Feuchtigkeit und Bewegung in der Luft nicht auf ihnen liegen bleiben, die salzige Feuchtigkeit würde abträufeln.

Wenden wir uns von dem Bilde einer aufgeregten Natur zu dem lieblichen und unbeschreiblich friedlichen einer färöischen Winterlandschaft. Alles ist hoch mit blendend weißem Schnee bedeckt, man sieht nirgends einen dunklen oder schmutzigen Fleck, die hohen Felsenspitzen sehen aus wie riesenhafte Zuckerhüte, die unebenen Thäler sind mit einem weißen Tuch geebnet, die Häuser in der allgemeinen Einförmigkeit nur durch den einladend aufwirbelnden Rauch der Schornsteine kenntlich; der wolkenlose Himmel ist von so gesättigtem Blau wie das ruhige Meer, und beide verschwimmen in einander wie der dunkle Rahmen eines riesigen Bildes stiller Winterpracht. Wenn der Schnee lange liegt, geht es den armen färöischen Schafen, die nie einen Stall betreten, sehr schlecht, sie werden so eingeschneit daß sie sich nicht bewegen und Futter suchen können, und kommen ihre Herren nicht rechtzeitig zu Hülfe, dann fressen sie sich vor Hunger gegenseitig die Wolle ab; im Frühjahr erholen sich diese flinken scheuen Thierchen aber bald wieder an dem saftigen zarten Grase welches dann die Fjelde bedeckt. Treten wir nun in einen färöischen Bauernhof; dicht beim Hause sitzen vor Hunger schreiende Raben und Krähen; auf dem Schornstein aber singt der kleine Zaunkönig sein munteres Liedchen. Dieses niedliche Vögelchen nennt der Färinger den „Mäusebruder," weil es wie die Maus auf den Bauernhöfen umherschlüpft. Wir kommen nun zuerst in die mit Torfqualm erfüllte „Rauchstube," wo alle Insassen versammelt sind. Es ist Abend,

Digitized by Google

wird. Am steinernen Herde sitzen zwei Frauen, eine junge und eine alte; die junge hält ihr kleines Kindchen im Schooß und singt ihm einige jener nainen färöischen Wiegenliedchen vor, die theils noch aus der katholischen Zeit herstammen, immer aber vom Beruf der Färinger zu Lande oder zu Wasser handeln und eine abergläubische Färbung tragen. Die andere, alte Frau, hält mit stumpfem Zahn ihr kurzes Gypspfeifchen im Mund und raucht sehr starken Tabak, wenn sie nichts besseres hat sogar aufgerollten Kautabak; das bringt ihre Gedanken hübsch in Gang, und sie erzählt dann Märchen und Sagen, deren sie so viele kennt wie keines aus der weiten Nachbarschaft.

Wir bitten sie uns etwas zu erzählen, und sie gibt uns auch sofort das Märchen vom „Gaasedalsmann im Nixenboote" zu hören. Kobolde, Nixen und Dämonen (Huldrefolk) sind nämlich in den färöischen Sagen sehr zahlreich vertreten. „Der Weiler der Gaasedalsleute liegt so ungünstig an einem 15 Faden hohen steilen Ufer daß die Bauern den Winter über kein Boot erhalten können, weßhalb sie, wenn sie fischen wollen, sich mit den Bauern anderer Weiler zusammenthun und gemeinschaftlich fischen. Nun war einmal ein Gaasedalsmann, der gieng früh Morgens ostwärts nach Afranäs um zu fischen, da sieht er plötzlich ein Boot eilig nach jenem Vorgebirge (näs) zurudern, da er nicht wollte daß die Leute auf

Aufschlüsse. Allerdings liegen dort Industrie und Landwirthschaft noch sehr im Zustande der ersten Entwicklung, und erst Anfänge sind auf diesen Gebieten gemacht worden. Vieles ist für ihre weitere Entwicklung beschlossen und begonnen; anderes ist noch im Werden begriffen und liegt wie im Embryo verschlossen. Trotzdem wird mancher Leser sich wundern, wenn er hier erfährt daß die Griechen großentheils im Besitze des orientalischen Handels sich befinden, und daß z. B. die Insel Hydra im Jahre 1854 während des Krimfeldzuges einen reinen Gewinn von 44 Millionen Drachmen (gegen 11 bis 12 Millionen Thaler) erzielte. Namentlich lagen die Gewerbe fast durchgängig in der tiefsten Kindheit; gleichwohl haben es die griechischen Tischler, welche der im Lande so reichlich vorhandene Stoff zur Verarbeitung, Holz von Nuß- und Oelbäumen, so wie von Schwarzdorn, besonders begünstigte, bereits so weit gebracht daß der Bezug von Möbeln aus Frankreich und Deutschland in den letzten Jahren merklich in Abnahme gerathen ist, und bei der im Jahre 1859 in Athen stattgefundenen Ausstellung von Natur- und Kunst-Erzeugnissen waren Tischlerarbeiten von deutschen und griechischen Schreinern ausgestellt, „so schön als man sie aus Paris und Deutschland verschreiben kann." Unter den Gegenständen der Bildhauerkunst fanden sich in dieser Ausstellung Meisterwerke aus dem schönsten weißen Marmor von Paros

in Griechenland während der Sommermonate gegen 50,000 Menschen, und wenn hier bemerkt wird daß die aus der Seidenspinnerei eines Deutschen in Athen, Namens Gropius, kommende Seide von so vorzüglicher Güte sey daß sie der besseren in Italien und Frankreich mit Recht an die Seite gestellt werden könne, so kann es auch nicht Wunder nehmen daß schon im Jahre 1857 die Einnahme von den Zöllen auf Seide auf eine Summe von sechs Millionen Drachmen sich entzifferte. Die Meinung, daß das Königreich Griechenland keine Waldungen besitze, holzarm sey, und vermöge seiner klimatischen Verhältnisse zur Holzcultur sich nicht eigne, wird auch hier widerlegt und als ein Vorurtheil bezeichnet. Auch kann man aus den Mittheilungen der Reisenden ersehen daß auf dem Festlande in Griechenland, in Morea, wie anderswo, z. B. in Akarnanien, auch auf der größten Insel des Königreichs, auf Euböa, Eichen-, Tannen-, Kiefern-, Kastanien- und Platanen-Waldungen vorhanden sind. Die sämmtliche, mit Holzpflanzungen größerer Art bestockte, und größere zusammenhängende Waldbestände umfassende Fläche ist so bedeutend daß, wie v. Zentner sagt, der vierundzwanzigste Theil des Königreichs als bewaldet angesehen werden kann. Die Mittheilungen über den botanischen Garten in Athen sind um so anziehender, da das besondere Verdienst hierbei dem Deutschen Fraas zugestanden werden muß. H. Scherer, in seiner „Osterreise," 1860, sagt von Griechenland, wo er im Frühjahr 1859 war, daß während im allgemeinen selbst die handwerksmäßigste Industrie dort auf der untersten Stufe stehe und die Landwirthschaft im Argen liege, es im Königreich Griechenland außer dem Schiffsbau und der Seidenspinnerei keine Industriezweige gebe (!). Indeß sagt er von der königlichen Schweizerei in der Nähe Athens, die unter Aufsicht deutscher Oekonomen betrieben wird, daß deren vortreffliche Erzeugnisse den Beweis liefern daß „selbst das steril erscheinende Attika für die Landwirthschaft mit Fleiß und Intelligenz zu gewinnen ist." Als Hauptausfuhrgegenstände erwähnt er Oel, Seide und Korinthen; aber er vergißt Feigen, Wein und Südfrüchte.

Miscellen.

Das Zuckerrohr und die Weinrebe auf der Insel Madeira. Bald nachdem Madeira zu Anfang des 15ten Jahrhunderts entdeckt worden war, ward aus Sicilien das Zuckerrohr eingeführt, und es ward in den tiefen warmen Regionen am Meere die Hauptculturpflanze. Die ausgedehnten Plantagen wurden von Sklaven bearbeitet, und sie gewährten den großen Grundbesitzern reichlichen Gewinn. Culturgeschichtlich ist es von Bedeutung daß von Madeira aus im 16ten Jahrhundert das Zuckerrohr nach der neuen Welt verpflanzt ward. In Madeira zählte man schon zu Ende des 15ten Jahrhunderts 120 Zuckerfabriken; allein später verdrängte der Weinstock das Zuckerrohr, und zur Zeit der Blüthe der Weincultur auf Madeira arbeiteten dort nur noch zwei Zuckerfabriken. Erst in den letzten Jahren, nachdem seit 1852 die jährlichen Weinernten durch die Traubenkrankheit fast gänzlich vernichtet wurden, ist man wieder auf das Zuckerrohr zurückgekommen, und merkwürdigerweise sind jetzt fast alle culturfähigen Flächen an der Südseite der Insel die bisher köstliche Weine producirt hatten wieder vom Zuckerrohr bedeckt. Im Jahr 1859 waren bereits 18 Zuckerfabriken im Gang, und es scheint daß das Zuckerrohr dem Grundbesitzer und Ackerbauer noch einen weit bessern Ertrag abwerfe als es jemals durch die Weincultur geschehen war. Uebrigens ist diese letztere auf Madeira fast ebenso alt wie die Cultur des Zuckerrohrs. Schon im Jahr 1425 wurden dort die ersten Weinreben aus Cypern eingeführt, aber erst nachdem im 16ten Jahrhundert Jesuiten andere Rebensorten aus Candia und Sicilien gebracht hatten, und noch später Reben aus Burgund und vom Rhein eingeführt worden waren, verdrängte die Weincultur gegen Ende des 17ten Jahrhunderts das Zuckerrohr immer mehr. Zur Zeit ihrer Blüthe, nämlich gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, lieferte Madeira in guten Jahren gegen 80,000 Pipen (etwa 200,000 österreichische Eimer oder über 16 Millionen Flaschen) Wein, und ein englischer Acre Land konnte durchschnittlich eine Pipe (= 550 Flaschen) erzeugen. Als der beste Boden galt eine gleiche Mischung von rothem und gelbem vulcanischen Tuff, mit einem Zusatz von Thon, und in den warmen südlichen Thälern der Insel erreichte der Weinbau eine Meereshöhe von 1500 Fuß.

*

Der Pelican-See in Minnesota. Im westlichen Theile Minnesota's, im Douglas-County, liegt ein wunderschöner See, umkränzt von dem dunkeln Laube der Sycomore, Ulme und Trauerweide, der in seiner tiefen Stille noch im vergangenen Sommer von ganzen Schaaren von Pelicanen belebt war. Auf einer felsigen Insel in diesem See bauten die Vögel ihre Nester, und mit ihrem schneeigen Gefieder beschämten sie den Glanz der krystallhellen Fluth. Jetzt ist der See von den schönen Bewohnern verlassen, und wird schwerlich je von ihnen wieder heimgesucht werden, denn im letzten Jahre wurden sie ihrer Eier beraubt und ihre Nester auf der Insel wurden zerstört. Seitdem haben die Pelicane sich hinweggewandt um wieder eine ungestörte Einsamkeit weiter westlich zu suchen.

*

Ein astronomisches Observatorium auf dem Ararat. Der Kaiser von Rußland hat kürzlich Hrn. Otto Struve, dem ausgezeichneten russischen Astronomen, 125,000 Fr. übergeben lassen, um ihn in den Stand zu setzen ein Observatorium auf dem Berg Ararat zu errichten. Dieses Observatorium und ein zweites, dessen Errichtung auf einem Berge bei Punah in Aussicht steht, und das unter die Oberaufsicht des Capitän Jacobs gestellt werden soll, lassen sich als Ergebnisse der erfolgreichen astronomischen Forschungen des Prof. Piazzi Smyth auf Teneriffa betrachten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Die Sklavenverschwörung des Nat Turner. Im August 1831.

(Nach dem Atlantic Monthly.)

Wir haben kürzlich die südcarolinische Sklavenverschwörung Denmarks geschildert (Ausland 1861. S. 1070), und reihen jetzt daran die virginische Episode, deren Held Nat Turner gewesen ist, zumal die Revolte dieses Sklaven der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" die Hauptzüge ihres Romans Dred, oder „das große verwünschte Moor," geliefert hat.

An der südöstlichen Gränze Virginiens, in dem Bezirk (County oder Grafschaft, sagen die Amerikaner) Southampton, fünfzehn (engl.) Meilen von Jerusalem, siebenzig von Richmond und Norfolk, und fünfundzwanzig vom „großen verwünschten Moor," befand sich eine Pflanzung die einem gewissen Joseph Travis gehörte. Eines Sonntags, am 21 Aug. 1831, begaben sich sechs Sklaven in ein Gehölz das zu dieser Pflanzung gehörte, um ein bescheidenes Frühstück auf dem Grase zu bereiten. Jeder von ihnen brachte seine Platte, wie dieß bei den Pickenicks gewöhnlich der Fall ist, und niemand hätte, wenn man sie heiter alle sechs, der eine mit

er angenommen, da die Sklaven gewöhnlich den Familiennamen ihres Herrn tragen. Von Benjamin Turner war er in die Hände Putnam Moore's übergegangen, und endlich das Eigenthum seines gegenwärtigen Herrn, Joseph Travis, geworden. Von seiner Kindheit an hatte er sich (er selbst ist es der dieß erzählt) zu etwas großem berufen gefühlt, und trug er an seinem Leibe besondere Zeichen, welche, verbunden mit seiner geistigen Frühreife, ihn in den Augen seiner Genossen mit einer Art geheimnißvollen Heiligenscheins umgaben. Er besaß in allen seinen mechanischen Künsten eine außerordentliche Geschicklichkeit; schon sehr frühzeitig verstand er sich auf die Verfertigung des Papiers, des Pulvers, der Töpferwaaren ꝛc., und später zeigte er daß er in keinem Handwerk ein Fremdling war. Er stand im Rufe großer Sittlichkeit, und dieser Ruf war verdient; denn selbst die Aussagen von Weißen lauteten im Processe dahin: daß man von ihm nie einen Fluch gehört, ihn nie berauschende Getränke berühren gesehen, und ihm nie einen Diebstahl vorzuwerfen gehabt habe.

Voll Vertrauen auf seine Bestimmung fastete, betete und predigte er, und las die Bibel; wenn er seinen Karren zog oder in seiner Werkstätte arbeitete, hörte er innere Stimmen die ihm zuriefen, und er theilte seinen Cameraden, von einem abergläubischen Schrecken befallen, seine Offenbarungen mit.

Menschengestalten, und suchte lange den Sinn dieser Symbole." Am 12 Mai 1828 erschien ihm der heil. Geist, und sagte zu ihm: er solle sich rüsten zum Kampfe für Jesus wider die Schlange. Im Monat Februar 1831 fand eine Mondsfinsterniß statt, und Nat deutete dieses Phänomen als ein Zeichen des Himmels, das ankündigte daß die Stunde für ihn gekommen sey sich zu erheben und seine Feinde zu opfern. Damals in der That brach er das Siegel welches seine Lippen verschloß, und vertraute seinen vier Freunden seine Aufstandsentwürfe.

Welcher besondere Beweggrund trieb ihn zu einem Unternehmen das, wie alle derartigen, bestimmt war an der Unzulänglichkeit der Mittel zu scheitern? Man weiß es nicht. Er war von seinem Herrn stets mit großer Menschlichkeit behandelt worden, und er selbst gibt in seinem Geständniß Hrn. Joseph Travis hochherzig dieses Zeugniß. Allein er hatte die Leiden seiner Unglücksgenossen mitgefühlt; sein Gemüth war in Aufregung gerathen bei dem Anblick ihrer Schmerzen; er hatte lange Zeit nachgedacht über die Ungerechtigkeit der Lage in welcher sie sich befinden; er hatte diese Lage den Lehren des Christenthums für zuwiderlaufend gehalten, und im tiefsten Innern seiner Seele den Schwur gethan sein Leben der Befreiung seiner Leidensgenossen zu widmen. Als er zu der Versammlung in dem Walde kam wo seine Freunde ihn erwarteten, war er anfangs erstaunt zwei fremde Gestalten zu sehen; da sich seine Freunde jedoch für die Verschwiegenheit, Treue und Ergebenheit derer verbürgten welchen sie den Zutritt gestattet, so nahm er die Mitwirkung dieser neuen Mitgehülfen an. Alle diese Sieben blieben volle eilf Stunden in Berathung, und setzten die Ausführung ihres Unternehmens auf die folgende Nacht fest, indem sie beschlossen zuerst einen großen Schlag zu führen, um die Weißen zu schrecken und weniger Blut vergießen zu dürfen. „Es wurde unter uns ausgemacht," sagt Nat in seinem Geständniß, „daß wir gleich in der folgenden Nacht den Anfang machen wollten mit der Ermordung unserer eigenen Herren, und daß, solange wir nicht in genügender Anzahl bewaffnet und ausgerüstet seyn würden, weder Alter noch Geschlecht geschont werden solle. Dieser Punkt unsers Programms wurde pünktlich befolgt...."

Wir wollen in die Einzelheiten dieses gräßlichen Blutbades, das nahezu zwei Tage dauerte, nicht eingehen. Schnell wie der Blitz drangen die Schwarzen von einem Haus in das andere, und würgten ohne zu zaudern und ohne sich aufzuhalten. Sie verhöhnten und verstümmelten ihre Opfer nicht, allein keiner der Weißen die in ihre Hände fielen wurde geschont: sie erwürgten Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied. In jedem Hause nahmen sie die Waffen und den Schießbedarf weg die sie vorfanden; jede Pflanzung lieferte ihnen Recruten, und ihre Anzahl wuchs fortwährend an; es waren ihrer anfänglich nur fünfzehn, und bald hatten sie einen Haufen von sechzig beisammen. Die einen waren mit Gewehren, die andern mit Aexten, diese mit Dolchen, jene mit Pistolen bewaffnet; einige kamen beritten herbei auf den Pferden ihrer Herren. Als sie sich stark genug fühlten, theilten sie sich, und das Blutbad währte fort mit neuer Wuth. Die Empörung dauerte nur achtundvierzig Stunden, und während dieses Zeitraums hauchten ungefähr zweihundert Weiße unter ihren Streichen das Leben aus. Zu ihrer Ehre aber müssen wir sagen: diese Männer, die gewöhnlich um sich herum eine Verderbtheit gesehen hatten die in solcher Zügellosigkeit nirgends existirt als in den Sklavenstaaten — diese Männer, deren Weiber und Schwestern aller Wahrscheinlichkeit nach den viehischen Leidenschaften ihrer Herren zum Spielzeug gedient — diese Männer ließen sich keinen Frevel an den in ihrer Gewalt befindlichen Weißen zu Schulden kommen; sie tödteten sie, achteten aber die Menschenwürde in ihnen. Wir finden den Beleg für diese Behauptung im Richmond Enquirer jener Zeit. Bei Veröffentlichung des Processes Nats und seiner Mitschuldigen erklärte dieses Blatt ehrlich und offen: die Empörer hätten anfänglich das System befolgt ihre Feinde zu erwürgen, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts, um gleich von vornherein den Widerstand der Weißen durch den Schrecken zu lähmen; später aber sey es in ihrem Plane gelegen die Frauen und die Kinder, sowie diejenigen Männer zu schonen welche die Waffen niederlegten.

Als Nat seinen Trupp um sechzig Anhänger verstärkt sah, beschloß er sofort einen großen Schlag zu führen, und nach Jerusalem, der Bezirkshauptstadt, zu marschiren. Bereits hatten daselbst die Weißen eine Zufluchtsstätte gesucht und die Stadt in Angst versetzt, und wenn man nicht rasch die Verbindungen abschnitt, so konnten Eilboten aus dieser Stadt abgehen um Hülfe in Richmond und Petersburg zu verlangen; überdieß konnten die Aufständischen mit Sicherheit darauf rechnen daß sie dort Waffen, Schießbedarf, Geld und neue Anhänger fanden. Allein auf dem Wege dahin mußte man durch die Pflanzung Hrn. Parkers ziehen, die drei (englische) Meilen von Jerusalem liegt. Einige der Genossen Nats wollten sich daselbst aufhalten; dieser widersetzte sich anfangs, indem er einwandte daß jede Verspätung ihnen verderblich werden könne; endlich jedoch gab er ihren Wünschen nach, und diese Schwäche richtete ihn zu Grunde.

Er blieb mit sechs oder acht Mann an der Thüre, während vierzig andere in das Haus eindrangen. Da sie lange nicht zurückkamen, so suchte er sie auf. Während seiner Abwesenheit kam unvermuthet ein Trupp bewaffneter Weißen herbei, und zersprengte die den Nat erwartenden Neger durch Flintenschüsse. Beim Lärm des Gewehrfeuers eilten die Verschwornen rasch aus dem Hause heraus, stürzten sich auf die Weißen, brachten sie in Unordnung, zwangen sie zur Flucht, und tödteten und verwundeten eine Anzahl derselben. Die Weißen wurden verfolgt, allein nun stießen die Sklaven auf einen andern Trupp Weißer, die von Jerusalem kamen. Es entspann sich ein heftiger Kampf, und dießmal blieb der Vortheil den Weißen. Nat bewerkstelligte mit etwa zwanzig Mann zu Pferd seinen Rückzug in voller Ordnung; seine übrigen Gefährten aber entflohen nach allen Seiten. Dennoch gelang es Nat während der Nacht sie alle wieder zu sammeln, und sie schlugen nun auf der Pflanzung des Majors Ridley ihr Lager auf, wo sich ihnen neue Anhänger anschlossen. Bei Tagesanbruch griffen sie das Haus des Dr. Blunt an. Dieser

Digitized by Google

er sich am Fuß eines Baums ein Loch, und blieb sechs Wochen lang daselbst verborgen. Nur mitten in der Nacht gieng er auf einige Augenblicke daraus hervor um an einer benachbarten Quelle Wasser zu holen; was seine Lebensmittel betrifft, so war es ihm gelungen sich unentdeckt in einem nahegelegenen Haus einige zu verschaffen.

Mittlerweile machten tausend verschiedene Gerüchte die Runde im Staat. Der Eilbote welcher dem Statthalter die erste Kunde von der Empörung brachte, meldete daß die Miliz vor den Sklaven zurückweiche. In Petersburg sagte man, die Zahl der empörten Schwarzen belaufe sich auf achthundert, während man nicht im Stande gewesen sey auch nur dreihundert Mann Miliz zusammenzubringen. Andere Berichte behaupteten: die Sklaven hätten dreimal den Versuch gemacht die über den Nottoway, zwischen Groß Keys und Jerusalem, geschlagene Brücke zu überschreiten; endlich gab man den Empörern zwei oder drei Weiße zu Führern, und unterstellte ihnen die Absicht sich in das „verwünschte Moor" zu werfen. Was bei allen Sklavenaufständen die Fortschritte derselben am meisten begünstigt, das ist der panische Schrecken welcher sich der Weißen bemächtigt, so wie die übertriebenen Gerüchte zu denen die angekündigte Empörung Anlaß gibt. Da man alles zu fürchten hat, so glaubt man alles mögliche.

Bezirks erinnern sich nicht je einen ähnlichen Jammer gesehen zu haben wie denjenigen der seit Sonntag Abends hier herrscht. Alle Häuser wimmeln von Frauen und Kindern die der Aufstand von ihren Herden verjagte, und welche die Nacht vor ihrer Ankunft dahier in den Wäldern zubringen mußten. Was sie ausgestanden, läßt sich nicht schildern." Allein die Gefahr war vorüber, der Aufstand unterdrückt, und die Arbeit der Rache sollte beginnen. „Der Niedermetzelung der Weißen," sagt der Korrespondent eines Tagblattes von Nord-Carolina, „folgte die der Neger. Reisende die mit dem Postwagen aus Fayetteville ankamen, sagen aus daß man an einem Tage hundertundzwanzig getödtet habe." Und diese Morde rechtfertigte man, wie Nat die seinigen gerechtfertigt hatte, mit der Nothwendigkeit einen großen Schlag zu führen. Wenn der Aufstand schrecklich war, so war es die Unterdrückung nicht minder.

Die damaligen öffentlichen Blätter enthalten lebhafte Verwahrungen gegen die von den Weißen verübten Grausamkeiten.

„Mit Leidwesen," sagt der National Intelligencer vom 7 Sept. 1831, „sprechen wir von einer neuen Phase der Southamptoner Rebellion, denn wir möchten nicht daß unsere Sympathien für die Schlachtopfer der Neger vermindert würden durch die Art und Weise wie man heutzutage vorgeht.

von Soldaten durchziehen das Land in allen Richtungen, und tagtäglich werden die Neger zu Hunderten getödtet. Ja man kann mit voller Wahrheit sagen daß man die Zahl der Schlachtopfer nicht genau kennt." Eine Menge Bittschriften wurden an die Legislatur gerichtet mit der Bitte: es möchten den Familien der ohne gerichtliches Urtel getödteten Sklaven Entschädigungen bewilligt werden. Die verdächtigen Individuen wurden gefoltert, dem Scheiterhaufen überliefert, oder auf gräßliche Weise verstümmelt. Auf jeder Pflanzung wurden alle welche Miene machten zu entweichen niedergeschossen, ohne jegliche gerichtliche Förmlichkeit. Allein was soll man von folgender Thatsache denken: „Ein Trupp Retter zog von Richmond aus mit der Absicht alle Mulatten zu tödten denen sie im Bezirk Southampton begegnen würden. Sie hielten vor der Hütte eines farbigen Mannes, der sein Feld umgrub. Sie riefen ihm zu: „„He! mein Braver, sind wir hier im Bezirk Southampton?"" — „„Ja, meine Herren,"" antwortete er, „„Sie haben so eben die Gränze überschritten, die an jenem Baum dort ist."" — „„Es ist gut."" Und ein Flintenschuß streckt den Unglücklichen todt auf den Boden nieder, und die Herren reiten im Galopp davon." Dieser Bericht ist dem Richmond Whig entnommen, dessen Herausgeber damals unter der Miliz stand und muthvoll gegen diese Ruchlosigkeiten protestirte. „Die Aufständischen," fügt er bei, „verübten keine solchen Gräuelthaten!"

Diesen die Herren belastenden Zeugnissen fügen wir die der Sklaven selbst bei. Folgendes erzählte der Miß Lydia Maria Child, von New-York, ein altes farbiges Weib, das in dieser Stadt ehedem unter dem Namen Charity Bowery bekannt war.

„Zur Zeit des Propheten Nat," sagte sie, „wagten die Mulatten nicht laut zu beten, denn die Weißen drohten ihnen sie auf schreckliche Art zu strafen, wenn sie den geringsten Lärm hörten. Die Weißen, welche die Streifwachen bildeten, waren stets betrunken, und wenn sie einem Neger begegneten, banden sie ihn an, peitschten ihn, und oftmals tödteten sie ihn sogar, ehe noch sein Herr oder seine Herrin Zeit gehabt hatten ins Mittel zu treten. Auf diese Weise tödteten sie den Antonio, den Sklaven des Hrn. J. Stanley. Sie setzten ihm einen Gewehrlauf auf die Brust, und sagten zu ihm: er solle alles offenbaren was er von dem Aufstand wisse. Umsonst betheuerte er daß er nichts davon wisse, sie erschossen ihn, schnitten ihm dann die Gliedmaßen ab, und setzten seinen Kopf auf einer Stange am Eingang in die nach dem Gerichtshof führende Straße zur Schau aus. Das Benehmen dieser Streifwachen war in solchem Grad unwürdig, daß der Sheriff, Hr. James Cole, ihnen drohte sie mit Flintenschüssen zu empfangen wenn sie je auf seine Pflanzung kämen. Eines Abends hörte er einen Menschen sich berühmen: er habe mit eigenen Händen ich weiß nicht wie viele Neger getödtet, und in seinem Unwillen ließ er ihn aus der Stadt jagen, und verbot ihm je wieder einen Fuß in dieselbe zu setzen."

Wie gieng es den Freunden Nats, denjenigen die mit ihm das Complott organisirt hatten? Sie stehen alle auf der Liste der Verurtheilten mit Ausnahme Wills und Henry's. Was die Sklaven betrifft welche Antheil an der Empörung nahmen ohne sie zum voraus gekannt zu haben, so sorgten sie für ihre Sicherheit so gut sie konnten. Ein Neger Namens Will Artist erschoß sich in den Wäldern; man fand seine Pistole und seinen Hut neben ihm auf dem Boden liegen. Ein anderer ertränkte sich; andere wurden in dem „verwünschten Moor" entdeckt; andere endlich kehrten zu ihren Herren zurück, und suchten sie zu überreden sie seyen gezwungen und wider ihren Willen in die Empörung hineingerissen worden. Man kennt die Zahl der Sklaven nicht die auf den Pflanzungen unter den Hieben der Weißen zu Grunde giengen, und wird sie nie kennen; die Zahl derer aber welche abgeurtheilt wurden, ist amtlich festgestellt. Sie beläuft sich auf fünfundfünfzig, von denen zehn zum Tod und zwölf zur Transportation verurtheilt wurden; vierundzwanzig hatten das Glück freigesprochen zu werden. Unter den zum Tod Verurtheilten befand sich ein Weib mit Namen Lucy, welche Hrn. John Barrow gehörte. War sie jung oder alt, schön oder häßlich an einen der Verschwornen verheirathet oder nicht? Die damaligen Tagesblätter beobachteten das tiefste Stillschweigen über sie, dagegen unterhalten sie uns über ein anderes Weib, die Frau Nats, die man nach dem Tod ihres Mannes auf die Folter legte, um sie zu zwingen den Ort zu bezeichnen wo er seine Papiere verborgen habe, und die lieber sterben als sein Geheimniß verrathen wollte. Der Rev. M. B. Cox, ein libérianischer Missionär, der sich damals in Virginien befand, erzählt eine rührende und schmerzliche Episode aus diesen von den Weißen geübten schrecklichen Wiedervergeltungsmaßregeln. Während man den verdächtigen Negern aufs eifrigste nachstellte, gieng ein Sklaveneigenthümer, begleitet von einem treuen Sklaven der ihm während des Aufstands das Leben gerettet hatte, ab, um die Wälder zu durchsuchen. Als sie an einen entlegenen Ort des Waldes gekommen waren, reichte dieser Sklave seinem Herrn das Gewehr, und sagte zu ihm: er könne nicht mehr in der Sklaverei leben, und bat ihn er möge ihn entweder frei lassen oder auf der Stelle tödten. Der Herr nahm nicht ohne Gemüthsbewegung das Gewehr, zielte auf seinen treuen Diener, und schoß ihm eine Kugel durchs Herz.

Dieser hochherzige Mann war der Dr. Blunt, denn seine Pflanzung war die einzige auf der die Sklaven ihre Herren vertheidigten. „Wenn diese Anekdote wahr ist," sagte ironisch der Richmond Enquirer, „so, muß man gestehen, haben wir hier einen sehr gut belohnten Diener vor uns, und seine Cameraden werden sehr ermuthigt worden seyn zur Nachahmung seines edlen Benehmens."

Wenn man die damaligen Tagesblätter liest, so erstaunt man über den Umfang der Besorgniß welche sich in den Südstaaten verbreitet hatte. Im östlichen Theil von Maryland, zu Easton, zu Snowhill, selbst zu Baltimore, nahm man Hausdurchsuchungen bei den farbigen Männern vor, und alle bei denen man Waffen fand wurden verhaftet und hingerichtet. In Delaware hielt man große Versammlungen, um zu verlangen die Behörden sollten Sicherheitsmaßregeln ergreifen.

Digitized by Google

die Bezirke Wayne, Neu-Hannover und Lenoir. In Wilmington wurden vier Individuen ohne Urtheilsspruch erschossen: sie hießen Nemrod, Abraham, Prince und Dan (letzterer war ein siebenzigjähriger Greis), und ihre Köpfe wurden an den vier Ecken der Stadt zur Schau ausgestellt. Noch fast zwei volle Monate lang dauerten die Hinrichtungen unausgesetzt fort, und der Governor empfahl in einer Proclamation die Bildung von Freiwilligen-Compagnien in jedem Bezirk. In Süd-Carolina erließ der Governor ebenfalls eine Proclamation, allein um zu beweisen daß die Besorgnisse ungegründet seyen; gerade in diesem Eifer aber die Bevölkerung zu beruhigen, lag das Eingeständniß daß sie von lebhaften Besorgnissen erfüllt war. In Macon, in Georgien, wurden mitten in der Nacht alle Einwohner durch Eilboten, welche die Ankunft eines zahlreichen Trupps bewaffneter Sklaven ankündigten, aus dem Schlaf erweckt. In einem Nu waren die Frauen und die Kinder in dem geräumigsten Gebäude der Stadt untergebracht, und die Miliz stellte sich davor in Schlachtordnung auf, um sie zu beschützen. In Jones, Twiggs und Monroe brachten Nachrichten derselben Art die Bevölkerung ebenfalls auf die Beine. In einem gewissen Ort wurden mehrere Sklaven an einen Baum gebunden, und ein Capitän der Miliz machte sich das Vergnügen sie mit Säbelhieben in

eine Art Höhle, die eilftausend Gewehre und fünfzehntausend Patronen, jede mit einer Kugel, enthielt. Man sagt, die Neger hätten die Absicht sich zu erheben sobald die Fieberzeit eintrete, sich dann der Stadt zu bemächtigen und die ganze weiße Bevölkerung niederzumetzeln." Derselbe Brief meldet daß der Mayor die Schließung der für die Neger errichteten Sonntagsschulen angeordnet habe, bei Strafe einer Geldbuße von 500 Dollars für die erste, und bei Todesstrafe für die zweite Zuwiderhandlung.

Solcher Art war der Schrecken der sich der Südstaaten bemächtigt hatte, und wenn man bedenkt daß das ganze übrige Jahr hindurch Gerüchte von einem Aufstande der Schwarzen aus Rio-Janeiro, aus Martinique, St. Jago, Antigua, Caracas, Tortosa ꝛc. einliefen, so begreift man welcher Angst Virginien zur Beute geworden seyn mußte während der zwei Monate die Nat Turner in den Wäldern verborgen war. Zwar standen in dem Bezirk Southampton tausend Mann unter den Waffen, und diese Entfaltung von Militärmacht mußte volle Sicherheit einflößen; allein nichts konnte die Bevölkerung beruhigen solange Nat nicht gefangen war. Nun, er entgieng unablässig den thätigen Nachforschungen die man nach ihm anstellte. Am 17 Sept. setzte der Governor einen Preis von 500 Dollars auf seinen Kopf; Privatleute boten 800 weiter, allein vergebens; Nat blieb unergreifbar. Am

benützte Nat um seinen Zufluchtsort zu wechseln; allein von diesem Tag an (15 Oct.) war das ganze umliegende Land auf den Beinen, und fünf- oder sechshundert Mann unterzogen sich mit neuer Erbitterung seiner Verfolgung. Man fand in seinem Loch Waffen und Lebensmittel, sowie den Knotenstock dessen er sich gewöhnlich bediente, und auf den er mittelst Einschnitten die fünf Wochen und die sechs Tage gezeichnet welche er im Walde zugebracht hatte. Er hielt sich noch zehn Tage lang unter den Getreidemühlsteinen auf der Pflanzung des Hrn. Francis verborgen, und sah sich dort ins äußerste Elend versetzt. Am 25 Oct. wurde er von Hrn. Francis entdeckt, in dem Augenblick wo er hinter einem Mühlstein hervorkam. Hr. Francis schoß sogleich ein Gewehr auf ihn ab, allein die Kugel riß ihm nur den Hut hinweg, so daß es dem Neger noch einmal gelang zu entwischen. Man verfolgte ihn indeß auf den Fersen, und nur durch ein Wunder von Gewandtheit glückte es ihm noch fünf Tage lang alle Nachforschungen zu täuschen. Am Sonntag den 30 Oct. gieng ein Mann mit Namen Benjamin Phipps, der zum erstenmal an der Streifwache theilnahm, mitten durch eine Lichtung in einem Tannenwalde. Er hörte in den Aesten eine Bewegung, blieb stehen um zu schauen woher das Geräusch komme, und bemerkte durch das Blätterwerk hindurch die Gestalt Nat Turners, der aus einem in den Boden gegrabenen Loche hervorkam. Sofort legte er auf denselben an, und forderte ihn auf sich zu ergeben. Der Unglückliche, der durch Strapazen und Entbehrungen erschöpft war, und als einzige Waffe nur einen Säbel hatte, suchte keinen unnützen Widerstand zu leisten, umsomehr als auf den Anruf Phipps von allen Seiten bewaffnete Männer herbeikamen. Die Empörung Nats endigte da wo sie begonnen hatte, denn der Ort an welchem er gefangen genommen wurde war nur anderthalb Meilen vom Hause Joseph Travis' entfernt. Als man sich seiner Person bemächtigte, war er mit Lumpen bedeckt, und dergestalt abgemagert daß er einem Skelett glich. Man band ihm die Arme auf den Rücken und führte ihn in das nächstgelegene Haus, welches einem Hrn. Edwards angehörte. Dort sperrte man ihn die Nacht über ein; allein die Kunde von seiner Verhaftung hatte sich mit solcher Schnelligkeit verbreitet, daß bereits eine Stunde nach seiner Verhaftung eine unzählige Menschenmenge vor dem Hause versammelt war, und daß man Mühe hatte Nat lebendig nach Jerusalem zu bringen — so erbittert war die Menge gegen ihn. Bald war ganz Virginien von diesem großen Ereigniß unterrichtet. Hr. Trezvant, der Postmeister von Jerusalem, sandte Eilboten in allen Richtungen ab, und der Governor Floyd selbst schrieb an den Richmond Enquirer, um ihm diese wichtige Gefangennahme amtlich mitzutheilen.

Als Hr. Gray, der dem Propheten Nat angewiesene Vertheidiger, ihn fragte: ob er, trotz seiner Niederlage, noch an seine providentielle Mission glaube, antwortete er ihm, wie es später John Brown that: „Ist Christus nicht gekreuzigt worden?" Im gleichen Geist erklärte er vor dem Gerichtshof sich für „nicht schuldig," indem er zu seinem Vertheidiger sagte: er fühle sich nicht schuldig. Er wurde auf das Zeugniß Levy Walters, nach seinem eigenen Geständniß, welches Hr. Gray redigirt hatte und das der Gefangene als „vollständig, frei und freiwillig" anerkannte, verurtheilt. Verhaftet am 30 October, abgeurtheilt am 5 November, wurde er am folgenden Freitag, d. h. am 11 November, gerade um die Mittagsstunde, hingerichtet. Er erlitt den Tod mit großer Ruhe, weigerte sich das Wort an die zur Anschauung seiner Hinrichtung herbeigelaufene Volksmenge zu richten, und sagte dem Sheriff mit fester Stimme daß er bereit sey. Ein Augenzeuge versichert daß er keine Gemüthsbewegung verrieth, und daß er selbst den Scharfrichter bat er möge sich beeilen. „Keiner seiner Muskeln zuckte," sagte der Richmond Enquirer, und nach seinem Tode wurde sein Leichnam den Wundärzten zur Zergliederung überliefert.

Das Geständniß des Gefangenen ward von Hrn. Gray in einer Broschüre veröffentlicht, die in Baltimore erschien. Fünfzigtausend Exemplare wurden rasch verkauft. Sie war mit einem Porträt des „Räubers" geziert, gezeichnet von Hrn. John Crowley und lithographirt von den HH. Endicoff und Sweft in Baltimore. Ein Tagblatt dieser Stadt, der Liberator, sprach sich aufs bitterste gegen diese Broschüre aus, indem es sagte: sie werde dazu dienen andere Führer zu erwecken und neue Aufstände hervorzurufen, und es verlange die gerichtliche Abwandlung Hrn. Gray's. Es ist heutzutage schwer sich, selbst in öffentlichen Bibliotheken, ein Exemplar der Gray'schen Broschüre zu verschaffen, obwohl das Geständniß Nats mehrmals besonders abgedruckt worden ist.

Während dieses Drama in den Vereinigten Staaten aufgeführt wurde, hatte die Begeisterung für die polnische Revolution daselbst ihren Höhepunkt erreicht. Die Nation erhob Freudenrufe bei der Kunde daß die Polen in einer Schlacht vierzehntausend Russen getödtet hätten. Der South Religious Telegraph veröffentlichte eine feurige Adresse an Kosciusko; in den großen Städten segnete man die Fahnen die man nach Polen sandte, überall feierte man die volksthümlichen Namen der Skrzynezki, Czartoryski, Dembinski. Diese Helden sind heutzutage mehr oder weniger in den Vereinigten Staaten vergessen; aber — ein Gegensatz der hervorgehoben zu werden verdient — jener arme Neger, der nur einen unbedeutenden einsylbigen Namen besaß, denn selbst der Name Turner gehörte nicht ihm an, es war der seines Herrn — jener arme Neger, sagen wir, lebt annoch in der Erinnerung der Virginier um den Unterdrückern Schrecken einzuflößen, und in den Unterdrückten das Vertrauen in die Zukunft wach zu erhalten.

Digitized by Google

den Feinden oder preisgegebenen Bundesgenossen. Von Rußland hat man nichts zu erwarten als eine Heimzahlung für die Beschädigungen Sebastopols, mit Preußen war man wegen eines Passagierzankes an einer Eisenbahnstation gründlich zerworfen, über den Verfall des alten Oesterreich hatte man um der schwarzen Locken und der Feuerblicke der Maccaroni willen frohlockt, mit dem „Alliirten" in Paris hielt man ein „Wettlopen" im Bau kostspieliger Panzerschiffe, und so blieb von allen Helfern in der Noth niemand übrig als Italien, die Creatur des neuen Bonapartismus, eine „Macht" die eben jetzt auf französische Mitwirkung zählt, um mit ihren Räuberbanden fertig zu werden. Es ist nicht zufällig daß England keinen europäischen Cameraden mehr an der Seite sieht, und es ist dieß auch keines der Meisterstücke des großen Scheidekünstlers in den Tuilerien, welcher das Königswasser gegen die heilige Allianz erfunden hat.

Das England Pitts, das England der Coalitionen, der rastlose Gegner französischer Weltalleherrschaft, gehört zu den abgetragenen Moden. Es findet sich noch in der Garderobe wo unserer Urgroßväter Schnallenschuhe und Galanteriedegen aufbewahrt werden. Das England der Coalition ist sogar bei den Männern in langen Beinkleidern und Athemwärmern in Verruf gekommen. Als wir uns vor einem Jahre zuerst der Redensart bedienten, Presse und Parlament in Großbritannien hätten sich mehr und mehr amerikanisirt, ahn-

es die englischen Demokraten durchgesetzt daß der Aufwand für die Heeresmacht großentheils durch Steuererhöhung bestritten wurde, damit der auswärtige Krieg in jede Speisekammer und in jede Zuckerdose hineinreichte, damit der Wähler niederster Classe beim Frühstück des Morgens und beim Thee des Abends an die Spesen auswärtigen Ruhmes erinnert werde.

Die Ersparungsfanatiker in England denken ganz anders wie ihre Väter über die Thorheiten der Coalitionsgeister, welche Subsidien für festländische Probleme verschleuderten. Nach dem Tage bei Trafalgar und nach Vernichtung der dänischen Flotte wäre in ihrem Sinn Englands Pensum gelöst und alles andere reiner Uebermuth und Geldverschwendung gewesen. Es war sogar für die Briten wieder eine historische Neuigkeit geworden, als sie Motley, der berühmte amerikanische Geschichtschreiber, aus den Archiven von Simancas belehrte, daß England der spanischen Invasion unter Philipp II nur entgangen war weil Farnese an den flandrischen Küsten von holländischen Schiffen blokirt wurde, daß also jedenfalls die Unabhängigkeit der Niederlande, der Gestade auf der andern Seite der großen Gasse vom Ocean nach der Nordsee ein britisches Lebensbedurfniß sey, und daß man schon um der Niederlande willen das Uebergewicht westlicher Continentalmächte bekämpfen müsse, ja daß überhaupt nur so lange als Frankreich mit gleich schweren Gegnern auf dem

einem neutralen Gesicht und mit dem Klopfen eines italienischen Herzens zuschauen werde. Wurde nun mehr und mehr die Haltung in der auswärtigen Politik von der Stimmung der demokratischen Mittelclassen, so wurde diese Stimmung wieder beherrscht von dem volksthümlichen oder unvolksthümlichen Anstrich der auswärtigen Regierungen. Das demokratische England gewöhnte sich daran den Königen Unrecht zu geben und mit den Völkern in Aufstand Händedrücke zu wechseln. Nicht mehr die Interessen des Landes wurden befragt, sondern man hielt sich an die Gewatterschaft der Gesinnung. Diesen Impulsen mußten die Staatsmänner Englands gehorchen, denn ihr Amt selbst hieng an einer leicht verscherzten Popularität, weßhalb sie nie eine Politik verfolgen durften, mochte sie noch so altenglisch und traditionel seyn, wenn sie gegen den Geschmack der Wählerclassen Englands verstieß. Daraus entsprang der Brauch alle bestehenden Regierungen anzuerkennen, mochte ihr Ursprung seyn welcher er wollte.

Was aber die Demokratie in England immer mehr zur Geltung gelangen ließ, das waren die Leistungen und die scheinbare Gesundheit der Vereinigten Staaten. Es ist ein Charakterzug des britischen Volkes daß es vor jedem Erfolg den Rücken krümmt. Wie die alten Götter, hält es immer zur siegreichen, verläßt es immer die besiegte Sache. So ist sein ganzes Verfassungsspiel im Grunde nur ein abwechselndes Gewährenlassen zwischen zwei Gruppen von Staatsmännern. Wird eine Partie verloren, so steht der Spieler auf und überläßt seinem Gegner die Karten. Es ist an der politischen Moral, alles nach seinem Erfolg zu richten, nur das eine bedenklich daß der kurzsichtige Mensch nicht immer erkennt: ob der Erfolg ein ehrbarer und dauernder war, ob die Niederlagen immer bleibende seyn werden, ob wir nicht bewundern was bloß eine trügerische Erhebung vor jäherem Sturz, ob wir nicht geringschätzen was nur verfrüht, aber an sich zur Zukunft berechtigt war. So mußte auch das Gedeihen der amerikanischen Freistaaten ein so materielles Volk wie die Engländer zum Nachdenken anregen. Sie sahen in diesem Jahrhundert die Bevölkerung des transatlantischen Gemeinwesens von 5 auf $9^1/_2$, von $9^1/_2$ auf 17, von 17 letzthin auf 31 Mill. Köpfe steigen, aller 20 Jahre um mehr als 80 Procent. Mit der Bevölkerung hielt der Wohlstand gleichen Schritt. Das Land bedeckte sich im Zauber mit Canälen und Eisenbahnen, die Städte wuchsen wie der grüne Schimmel auf stehenden Wassern, die Tonnenzahl der Handelsflotte schaute bald der britischen über die Achsel, und es war nicht abzusehen wann dieses Wachsthum sein Ende finden werde, spürte man doch nirgends ein Rallentando in seinem Tempo. Wohl durfte man dieses Fettwerden der großen Demokratie der Abwesenheit ebenbürtiger und gefährlicher Nachbarstaaten, den ersten üppigen Regungen eines jungfräulichen Bodens, der Wohlfeilheit der Ländereien, der beinahe gänzlichen Befreiung von Staatsschulden und Steuern zuschreiben. Was man sah waren die Erscheinungen einer günstig gewählten Colonisation. Es war so wenig etwas neues als das classische Alterthum unzählige Erscheinungen von gleichem Werth und gleicher Belehrung aufzuweisen hatte, nur daß hier ein großes Festland zu dem Versuch still halten mußte, und ein ganzer Welttheil seinen Ueberschuß einem andern Welttheil abgab, mit allem Hausrath vieltausendjähriger Civilisation, welcher dazu diente alle Wirkungen sogleich zu multipliciren.

Man konnte aber auch die Wunder dieser sich selbst aufbauenden politischen Welt den bürgerlichen Formen ihres Gemeinwesens zuschreiben, und die Freiheit selbst ob der wachsenden Durchmesser des Staates segnen. Die Geschichte hatte bisher nur Republiken gekannt die alle mehr oder weniger auf eine Stadt beschränkt gewesen waren. Die einzige größere Republik war eben, sobald sich ihr Stadtgebiet zu einem Staat erweitert hatte, zum Königthum zurückgekehrt. Die Vereinigten Staaten gaben das erste Beispiel daß ein großes Volk und ein Staat von beinahe ungekannten Raumverhältnissen die monarchische Form entbehren könne, und zwar volle 80 oder 90 Jahre lang. Die Möglichkeit galt bis im December 1860 als bewiesen, und diese Möglichkeit war außerordentlich verlockend. Unzweifelhaft ist es daß ein Volk sehr weise, sehr tugendhaft, politisch höchst befähigt seyn muß wenn es die republicanischen Formen beobachten, unter ihnen sogar gedeihen und vorwärts kommen kann. Auch fragt es sich ob *ein* europäisches Volk in gleicher Lage wie die Amerikaner so *lange* seine demokratischen Formen behauptet hätte. Weder Franzosen noch Deutsche, noch selbst die Engländer dürften sich so etwas zutrauen.

So lange die Union sich im Glück befand mußte sie nothwendig für die Engländer ein Gegenstand des Neides und der Nachbildung bleiben. Wie die eitle Königin im Märchen traten sie vor den Spiegel und fragten, wer ist die Schönste im ganzen Land? und immer hieß es: Schneewichen über den Bergen. Was lag nun näher als der Irrthum einen großen oder den größten Theil der bürgerlichen Wunder jenseits der dicken Wasser der Freiheit selbst zuzuschreiben? Hat doch ein Weltweiser behauptet daß wir das Wort selbst nicht hören können ohne daß unvermerkt unser Herz höher schlägt! Was aber war dann natürlicher als daß sich ein Theil der Engländer sehnte jenem fernen Muster seine Zauberkräfte abzulauschen? Die beträchtlichen Erweiterungen der Wahlrechte in England sind daher nichts anderes gewesen als die Reflexe der transatlantischen Erfahrungen. So entstand nach und nach in England eine Partei, als deren Häupter jetzt Bright, Cobden und der Finanzminister Gladstone angesehen werden, und die man seit etlichen Monaten die amerikanische nennt. Noch war sie nicht so stark um ein Cabinet zu bilden, aber doch fiel sie so weit ins Gewicht daß der Schwerpunkt im Parlament immer mehr von der Toryseite sich entfernte und den Whigs immer mehr zufiel, deren Firma vorzugsweise die Neuerungen im Staate zu ihrem Geschäftszweige gemacht hatte.

Inzwischen hatte sich in dem vergangenen Jahrzehnt gleichzeitig über die Vereinigten Staaten auch eine sehr hypochondrische Kritik verbreitet. Politische Pessimisten ersten Ranges, wie Alexis von Tocqueville, kehrten in die alte Heimath zurück und berichteten es sey kein Gold was so geglänzt habe. Zuerst fiel es auf daß der Feingehalt der amerikani-

Digitized by Google

schen Staatsmänner immer geringer werde, und zuletzt sah man daß nur die Scheidemünze im Gemeinwesen der Amerikaner curfire. Die Vereinigten Staaten waren nicht arm an Talenten. Wo sich menschlicher Scharfsinn und geistige Begabung unter anmuthiger Gestalt zeigen konnte, fehlten nirgends einzelne Amerikaner. Im politischen Fache besaßen die Vereinigten Staaten gleichzeitig drei großartige Historiker: Prescott, Bancroft und Motley. Alle solche hochfliegenden Geister, die das Ausland am besten kannte, die in der alten Welt überall zu ehrenvollem Einfluß gelangt wären, fand man drüben in größter bürgerlicher Einsamkeit, aus dem öffentlichen Leben verbannt, in ihre Bibliotheken oder Laboratorien internirt. Das Talent selbst schien in den Vereinigten Staaten vernachlässigt. Es geschah dieß nicht etwa weil man von der höheren Begabung einen Mißbrauch der Gewalt fürchtete, denn die Demokratie wußte nur zu gut wie fest sie die Zügel in der Hand hielt, sondern weil das hochmüthige Talent niemals die Menge bedienen will. Wo wir ungewöhnliche geistige Meisterschaft bei Menschen finden, da ist auch die Selbstachtung eine geschärfte. Der Demos der Vereinigten Staaten ist aber mit der Zeit gründlich durch seine Schmeichler verderbt worden. Gekrönte Herren der alten Welt vertragen selten einen Widerspruch, und machen den Leuten die sich in ihrem Dunstkreis zu sättigen pflegen das Leben oft sehr sauer, doch sind die gekrönten Herren sorgfältig erzogene Leute, deren Strafe nur darin besteht daß sie ihre Gnade entziehen. Der gekrönte Demos dagegen ist nicht bloß ein launiger und gestrenger, sondern obendrein bei Widersprüchen ein gar brutaler Herr. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten ist ein Pascha, und die amerikanischen Staatsmänner ihre Tschibuktschis. Weit bekannt ist die Anekdote von einem Millionär in Boston, dem der Ducatenkitzel keine Ruhe ließ bis die Laternen vor seinem Hause vergoldet waren. Es währte aber nicht lange, so gab ihm die öffentliche Meinung in der Tracht etlicher Mitbürger zu verstehen daß seine goldenen Laternen dem republicanischen Gewissen der Bostoner Aergerniß gegeben hätten und er sie wegnehmen möge. Schleunig folgte der gute Mann dem sanften Wink, sonst hätte ihn eine Pöbelserenade wahrscheinlich belehrt wie wenig es ihm in einem Freistaate freistehe das Metall seiner Laternen selbst zu bestimmen. Wir erinnern uns daß sehr bekannte deutsche Reisende in Bewunderung ausgebrochen sind, als sie zur Zeit der Anti-Liquorfurie an der Speisetafel eines großen New-Yorker Hôtels nur klares Wasser perlen sahen. Scheinbar gewährte dieß das Schauspiel eines großen Volks welches sich streng seinen Gesetzen, selbst den verkehrtesten, unterwirft. Man hat aber angefangen die Amerikaner ganz anders zu beurtheilen, man sieht in diesen Beispielen nur wie despotisch und wie servil zugleich ein Volk unter der Freiheit werden kann. Alle Beobachter haben bemerkt daß der Amerikaner in Gesellschaft außerordentlich zurückhaltend mit den Farben seiner politischen Cocarde ist. Man hat darin Gott weiß welches Verdienst gesehen, und es war doch nur die Vorsicht, weil die Minderheit in Amerika immer den Brutalitäten der Mehrheit ausgesetzt ist, und daher der Amerikaner frühzeitig die beiden orientalischen Fertigkeiten sich aneignet zu schmeicheln und zu dissimuliren. Norden und Süden geben sich darin nichts nach. Wer in den Pflanzenstaaten öffentlich von Abolition spräche, der könnte in wenigen Minuten nachher zwischen Himmel und Erde schweben. Wer im Norden gegenwärtig für die Secession reden oder gar schreiben wollte, der würde sich Pöbelmißhandlungen aussetzen. So herrisch und so eigensinnig sind die Amerikaner geworden daß sie keinen Widerspruch vertragen können; die Mehrheit entscheidet, die Minderheit schweigt. Schon im äußern Mechanismus ihrer Wahlen zeigt sich die Unduldsamkeit der jenseitigen Demokratie im Vergleich zu der Nachgiebigkeit der alten Welt. Gesetzt ein Staat hätte 12 Wähler für die Präsidentenwahl zu senden, so würden bei uns 12 Wahlgebiete gebildet werden, und es könnte dann geschehen daß fünf Wähler für A und sieben Wähler für B geschickt würden. Sendete ein zweiter Staat ebenfalls fünf Wähler für A und sieben Wähler für B, ein dritter aber neun Wähler für A und drei Wähler für B, so würde A, der 19 Stimmen vereinigte, über B, der nur 17 Stimmen zählt, bei uns gesiegt haben. Anders in den Vereinigten Staaten! dort hätte in jedem der drei Staaten jeder Wähler 12 Stimmen gegeben, folglich wäre die örtliche Minderheit, wenn auch noch so ansehnlich, unterdrückt worden, und A, der Mann der absoluten Mehrheiten in den drei Staaten zusammen, wäre B, dem Manne der örtlichen Mehrheit in zwei Staaten, unterlegen. Die Freiheit in den Vereinigten Staaten ist daher nichts anderes als die Anwartschaft der Minderheiten dermaleinst als Mehrheit ihren Gegnern Vergangenes entgelten zu lassen. Damit sucht auch der Süden jetzt seinen Abfall zu rechtfertigen daß die politischen Mehrheiten in Amerika kein Erbarmen kennen und den Becher ihres Glücks bis auf den letzten Tropfen leeren. Man versteht auch jetzt vollständig die tiefe Besorgniß Washingtons vor der Bildung geographischer Parteien, denn eine Nation welche sich gewöhnt hat den politisch Besiegten zu unterdrücken, ein Demos der keinen Widerspruch zu ertragen vermag, läßt den Unterliegenden auch keine andere Wahl als schnöde Geduld oder Bürgerkrieg.

Betrachtet man amerikanische Zustände in solchem Licht, so wird unsere Heimath selbst den Freiheitsschwindlern viel wohnlicher erscheinen, da sich bei uns die Minderheiten allenthalben hörbar machen dürfen, und selbst die Querköpfe einen Freibrief haben andere Leute durch ihren Unsinn zu belustigen oder zu ennuyiren. Niemand wird bei uns genöthigt die Livree einer Mehrheit zu tragen, und nie hat sich bis zu islamitischen Trankverboten bei uns die Laune eines Gesetzgebers verirrt. Hätten irgendwo bei uns die Mormonen ihren religiösen Unfug getrieben, so wäre die Polizei, wenn die Sache zu anstößig geworden wäre, hindernd eingeschritten, aber das Volk selbst hätte sich nicht auf Betrüger und Betrogene geworfen, Gefängnisse gestürmt, Eingekerkerte füsilirt und Städte angezündet. In Kansas hatten wir das nämliche Beispiel einer Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren, einen Bürgerkrieg wo auf keiner Seite Pardon gegeben wurde. Man spottet so oft über Inquisition und über Censur, das freie Volk in Amerika aber hat zu Hunderten politische Ketzer auf

Digitized by Google

den Flammenstoß geführt und unbequeme Ideen durch Polizeimittel zu verscheuchen gesucht.

Diese Erkenntnisse wirkten vorerst nur auf das politische Gewissen der höher gebildeten Briten, als aber der Zerfall der amerikanischen Nation sichtbar wurde, verbreitete sich die vernichtende Kritik auch über die blödere Menge. Der Demos hat keine Zuneigung für das Genie, ihm ist ein Kleon [1] lieber als ein Perikles. Nicht etwa daß er die hohen Gaben eines Staatsmanns nicht begriffe oder nicht schätzen könnte, sondern weil der Demos, wie alle Paschas, weniger auf Fähigkeit als auf Unterwürfigkeit sieht, nicht das nach Selbständigkeit ringende Genie, sondern die Bedientennatur zu schätzen weiß, weßhalb die politischen Lederhändler bei ihm viel rascher zur Gunst gelangen als die Alkmäoniden. So sind nach und nach die Präsidenten der Vereinigten Staaten herabgesunken zu Pedellen der Parteimänner, die ihnen ihren Spielraum in sogenannten Plattformen abmaßen. Dieser letzte Ausdruck selbst erinnert uns sogleich auch wieder von welchen geistesarmen Naturen in Amerika Politik getrieben wird, denn während sich die politische Sprache in Frankreich, England und Deutschland, überhaupt in der alten Welt, durch Schärfe, Feinheit und Klarheit ihrer Terminologien auszeichnet, haben die Amerikaner zur Bezeichnung ihrer politischen Erscheinungen nichts geschaffen als eine Art Rothwälsch, wie die Geheimsprache der verbrecherischen Brüderschaften in unsern großen Städten. So erscheint die jetzige Trübsal der Union nur als die unausbleibliche Folge ihrer ochlokratischen Ausartung. Denn sollte der Zerfall der Freistaaten vermieden oder wenigstens verzögert werden, so mußte man eine Reihe von Staatsmännern erster Größe nach dem Capitol senden. Die intellectuelle und die sittliche Elite der Nation und nicht die Gassenredner mußten im Senat, im Repräsentantenhaus, in der Regierung sich versammeln, das Volk hätte unter den Besseren die Besten, unter den Fähigen die Außerordentlichen wählen müssen. Hätte sich aber durch hochbegabte Staatsmänner der Bruch verzögern lassen, so war vielleicht alles gewonnen, denn in der Geschichte bedeutet die Zeit alles, besteht doch die Geschichte nur aus Zeiträumen, und ist das Dauernde doch allein das Große. Gelang es der Staatskunst die Katastrophe um zwei Geschlechter hinauszuschieben, vielleicht wäre schon in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts die Aufgabe der Emancipation sanft und von selbst gelöst worden. War denn nicht noch immer die Hoffnung aufrecht daß aus Indien, der alten Heimath der Baumwolle, die Erlösung der Farbigen einst kommen werde?

Scheinbar sind wir unwillkürlich von Großbritannien abgezogen worden nach dem Schauplatz der wichtigsten Begebenheiten unsres Jahrhunderts. Allein wir dachten doch immer wieder an die englischen Parteien. Das torpistische Quarterly Review war es zuerst welches diesen Sommer in einem merkwürdigen Essay (Democracy on its trial) vielleicht zu früh den Bankrott der republicanischen Staatsformen verkündigt hatte. Ganz gewiß aber wird die conservative Partei in England für die nächste Zeit großen Nutzen aus der Patientengeschichte der Vereinigten Staaten ziehen. Der englische Mittelstand ist höchst belesen, er ist auf dem ganzen Erdboden überhaupt wohl der achtbarste literarische Consument. Auch sind die praktischen Briten nicht abgeneigt aus fremdem Schaden klug zu werden. Die Entscheidung eines ehrlichen Spieles (fair trial) ist bei ihnen maßgebend, und wohl darf man sagen daß die amerikanischen Staatsformen völlig ungestörte Muße hatten sich zu erproben. Eine seltene Reihe von Glücksumständen begünstigte sie, und man kann dreist behaupten, wenn sie nicht einmal in den Vereinigten Staaten auf die Dauer sich bewährten, wo sey dann noch ein Raum für sie? Auch wird man jetzt das Gedeihen der Union nicht mehr den Wundern der Freiheit zuschreiben, die doch nur ein Parteidespotismus war, sondern man wird sagen, die Fruchtbarkeit eines von der Cultur noch unbetasteten Festlandes sey so unverwüstlich daß sie trotz der demokratischen Formen noch Wunder wirke. So ist denn jetzt in England eine Umkehr von den amerikanisirenden Richtungen logisch zu erwarten, und wenn der Mantel fällt, so muß der Herzog nach. Man bemerke daher wohl mit welchem Wehklagen und welcher Aengstlichkeit Hr. Bright den Schicksalen der Republicaner folgt. De te fabula narratur. Wenn die Plattformgötter keine Wunder mehr wirken, so verlieren auch die Manchesterpriester ihren Credit.

Wie der Bruch der Union nicht ohne Rückwirkung auf die politischen Gestaltungen Englands bleiben kann, so wird der Krieg selbst wieder Großbritannien nöthigen, eine innere Umgestaltung der Vereinigten Staaten herbeizuführen. Es ist ganz sicher daß im nächsten Jahre die Baumwollenernte der Südstaaten sehr mager ausfallen wird, haben doch die Pflanzer in Georgia sich verabredet gar keine Baumwolle zu erzeugen, wenn die Blokade nicht baldigst aufgehoben werde. Diese Stockung der Baumwollenausfuhr macht sich jetzt in England noch nicht sehr fühlbar. Es ist nämlich ein öffentliches Geheimniß daß vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges die Märkte mit Baumwollen-Gespinnsten und Geweben überladen waren. Daraus erklärt sich die Erscheinung daß seit der Blokade die rohe Baumwolle um beinahe die Hälfte gestiegen, die Garnpreise aber sich gar nicht bewegt haben. Alle die Garnmühlen in England, welche jetzt nur drei oder zwei Tage in der Woche arbeiten lassen, wären zu dieser Arbeitseinstellung ohnedieß genöthigt gewesen. So befindet sich England in der Lage eines Mannes der sich den Magen verdorben hat und dem der Arzt am Abend vor einem Festtag strenge Diät vorschreibt. Eine Ueberladung der Märkte in einem Artikel der fast gleich nach dem Brode kommt, ist aber durch einen Stillstand von zwei oder drei Monaten völlig geheilt, und dann verwandelt sich nicht selten die Appetitlosigkeit wieder in Heißhunger. Die wahren und die besonnenen Abolitionisten, nicht die „blutgierigen Menschenfreunde," wie man die exaltirten Republicaner von der Farbe Fremonts caustisch genannt

[1] Das Amerikanistwerden des alten Europa hat sogar seine Rückwirkung auf die Auffassung der alten Geschichte gehabt, indem sich moderne Lobredner des Kleon gefunden haben, welche die Gunst der Athenienser gegen den Pöbelliebling zu rechtfertigen suchen.

Digitized by Google

Bisher haben sich auch die Gewerbe selbst gegen die indische Baumwoue gewehrt, deren kurze Faser sich nur zu groben Fäden verspinnen läßt. Wenn aber ein äußerlicher Zwang den Vogel zum Fressen nöthigt, so wird, wenn nur ein mercantilisches oder ein zünftiges Vorurtheil gegen die indische Baumwolle bestand, dieses gründlich überwunden werden. Die Techniker werden ihren Scharfsinn anstrengen um ihre Stühle auch für indische Fasern gerecht zu machen. Geschieht aber nur ein Anfang und überzeugt man sich erst daß das Product des Dekan besser sey als sein Ruf, so ist das Eis gebrochen.

Wenn die Engländer aber ihren Bedarf ganz oder großentheils aus Indien zu decken vermögen, so ist der Pflanzerwirthschaft ihre Nahrung entzogen. Die Rente aus einem Vermögen in Sklaven ist so unbedeutend geworden daß sie bei einem Sinken der Baumwollenpreise gänzlich erlöschen müßte. Der Neger muß gut gefüttert und sauber gehalten werden wenn man von ihm Nutzen ziehen will. Dieß wissen die Pflanzer vortrefflich, und daher verwenden sie so viel Sorgfalt auf ihre Farbigen wie ein Holländer auf seine Kühe. Immerhin machte dieß aber die Negerarbeit so kostspielig daß man auf den Plantagen nicht vollständig den eigenen Nahrungsbedarf bestritt, sondern lieber Brodstoffe aus den Frei-

herauszufordern daß er Baumwolle auszuführen verbot, in der Meinung daß England und Frankreich wegen ihrer Fabrikbevölkerung eine solche Aushungerung mit Spinn- und Webstoffen nicht ein halbes Jahr auszuhalten vermöchten. Die niedrigste Klugheit gebot auch England einen Bruch der Union willkommen zu heißen. Sowie das große amerikanische Volk in zwei feindselige Hälften zerfiel, die sich gegenseitig im Schach erhielten, spielte der Wind mit der Monroe-Doctrin wieder wie mit einem landstreichenden Blatt Papier. Sehen wir doch daß die Spanier welche vor fünf, vor vier, ja vor drei Jahren noch kaum ihre westindische Perle sich retten konnten, den dominicanischen Theil von Haiti gelassen sich aneignen, zum Hohn jener berühmten Lehre welche jede fernere Erweiterung europäischen Besitzes in der neuen Welt mit Fehde bedrohte.

Die Engländer hielten sich jedoch Anstands halber neutral. Schon die Vorsicht gebot ihnen zu schweigen und zu warten. So lange der Bruch noch heilbar schien, mußten sie sich in Acht nehmen daß nicht die beiden Freibünde sich wieder in die Arme fielen und den Briten ihre Falschheit vergalten. Die Republicaner hatten aber weit mehr von den Briten erwartet als steife Neutralität. Gewöhnt jeden Widerspruch der Minderheit zum Schweigen zu bringen, verlangten sie von

besiegen würden, sie ihm doch am Morgen nach der Niederlage seine Souveränetät und mit dieser das Recht zur Secession zurückgeben müßten. Das waren nun alles trockene Wahrheiten, aber einem Volke welches auf der Mensur steht um eine wenn auch nur vermeintliche Unbill zu sühnen, mußten solche Beichtsprüche unerträglich klingen, besonders dem amerikanischen, welches so reizbar bei jedem Widerspruch ist. Die Republicaner hatten eine strenge Censur gegen die nördliche Presse geübt. Jedes Blatt welches gegen den Krieg und für friedliche Ausgleichung zu sprechen wagte, wurde wegen dieses „öffentlichen Aergernisses" (public nuisance) verwarnt und, wenn das nichts half, seine Pressen durch den Gassenpöbel zerstört. Man kann sich daher denken um wieviele mehr die kalte, spöttische Haltung der britischen Presse die Galle des republicanischen Nordens aufregen mußte. Dazu kamen noch die beschämenden Berichte des Hrn. Russell über das Betragen der amerikanischen Quiriten am Potomac und die torystische Schadenfreude über die gründliche Niederlage des demokratischen Princips, welches nicht einmal groß in der Trübsal, sondern „kläglich unter dem unauslöschlichen Gelächter Europa's" zu Grunde gehe. Schon einmal ist die englische Presse Urheberin eines Krieges gewesen. Der Bruch des Friedens von Amiens wurde ihr von Napoleon I zur Last gelegt, die Parteimehrheiten in Amerika aber vertragen noch weniger die öffentliche Kritik als das Haus Bonaparte. So kam es daß noch ehe die Unionsarmee mehr ausgerichtet hatte als Washington zu retten, in New-York schon Gesundheiten auf einen künftigen fröhlichen Krieg mit England ausgebracht wurden. Solche knabenhafte Vermessenheit darf man den Amerikanern nicht zu hoch anrechnen. Wer das menschliche Herz prüft, der wird es erklärlich finden daß, wenn jemand in Fehde und Feindschaft geräth und in diesem Kampfe verlassen wird von demjenigen auf dessen Billigung er Anrechte zu haben glaubte, der Haß sich von dem Gegner ab und dem Verräther zuwendet. Es wäre sehr thöricht etwas über die Folgen eines noch nicht ausgebrochenen Krieges voraussagen zu wollen. Wenn aber, wie die Engländer argwöhnen, die Gefangennahme der Secessions-Bevollmächtigten am Bord des „Trent" auf Vorbedacht des Cabinets geschehen wäre, dann müßten die republicanischen Oberhäupter im stillen entschlossen gewesen seyn mit dem Süden unter dem Vorwande eines auswärtigen Krieges durch einen jähen Friedensschluß sich abzufinden und Canada als leichtere Beute sich zum Ersatz zu holen. Ein solcher Ausweg aus der Sackgasse des Bürgerkrieges hätte für das Haus Lincoln, Seward und Comp. den großen Vortheil daß die nördlichen Demokraten der Regierung wieder zufallen, und ihr bei einem Volksgaudium, wie ein Krieg mit England jedenfalls wäre, keine Hindernisse bereiten dürften.

Allem Anschein nach handelte aber Charles Wilkes (der Anführer der United-States-Exploring-Expedition 1838—42) wirklich auf eigene Faust. Da er in Virginien geboren ist, so hat man wohl gar in ihm einen verkappten Prosklavereimann sehen wollen, der seiner Partei einen Dienst damit erweist daß er verrätherisch einen casus belli mit England heraufbeschwört. Wie hätte er aber seiner eigenen Partei durch die Wegnahme zweier hochbefähigter Staatsmänner zu schaden gewagt, ganz abgesehen davon daß die New-Yorker, welche dem heldenhaften Ueberschreiter seiner Befehle ihre Huldigung brachten, durch seine politische Pfiffigkeit (smartness) sämmtlich sich hätten überlisten lassen? Bis jetzt scheint die That nur in die Classe der verdrießlichen Querstriche (untoward events) und Wilkes zu den terriblen Kindern der Republik zu gehören. Uebrigens ist für beide Theile ein Krieg jetzt so zwecklos und gefährlich, daß wahrscheinlich beide ihren Aerger hinunterschlucken und auf bessere Gelegenheiten ihre Rache versparen werden.

Wie dieß nun immer ausgehen mag, der Vorfall selbst ist ein unschätzbarer Rechtshandel, der auf die Stellung der Neutralen während eines Seekrieges nur günstig wirken kann. England, bisher der Archipirat gegen den sich die Heerde der Neutralen mit wehrlosen Protesten und Anrufung humaner Grundsätze vergeblich geschaart hatte — England, welches nur das mittelalterliche Faustrecht anerkannte und seine Kriege zur See gegen Zuckerfässer und Wollenballen führte — England ist seit den Pariser Verkündigungen der Neutralitätsrechte plötzlich von seiner ehemaligen Räubermoral bekehrt worden. Daß die stärkste Seemacht der Welt jetzt selbst das Bedürfniß fühlt die Rechte der kriegführenden Flaggen einzuschränken und die Rechte der neutralen zu erweitern, ist ein ungeheurer und bleibender Gewinn für das Völkerrecht. Vielleicht vereinigt man sich sogar das Blokaderecht nicht mehr anzuerkennen, sobald die Unwirksamkeit einer Blokade durch den glücklichen Durchbruch eines oder mehrerer Segel für erwiesen gehalten wird. Wenn man diesen Rechtsbrauch einführt, dann wird es wenig Häfen der Welt geben die sich überhaupt blokiren lassen. Wird aber der Seekrieg mehr und mehr auf den Kampf der Kriegsflotten selbst beschränkt, so hören diese letzteren überhaupt auf sehr schädliche Waffen zu seyn, die geographische Lage eines kriegsführenden Volkes müßte denn zufällig eine solche seyn daß seine Streitkräfte durch eine Landung von Truppen umgangen und im Rücken empfindlich bedroht werden könnten.

Der Cunenè-Fluß.

(Aus Andersons The Okavango-River.)

„Wenn man Cap Frio verläßt, sagt Capitän Messum, so zieht sich die Küste nahezu in gerader nördlicher und südlicher Richtung hin. Als ich an ihr vorbeikam, war das Wetter so nebelig, daß man das Land im Hintergrunde nicht unterscheiden konnte. Wir segelten innerhalb einer bis anderthalb Meilen von der Küste, und fanden das Wasser ganz sicher, ausgenommen an derjenigen Stelle wo sich, etwa eine halbe Meile von einem niedrigen felsenreichen Strand, unter 17° 50′ südl. Breite, ein kleiner seichter Raum ausdehnt."

Digitized by Google

Unter beiläufig 17° 30′ südl. Br. (und 11° 46′ Länge) kamen wir an die Mündung des Cunenè-Flusses, der wahrscheinlich identisch ist mit dem Nourse.

„Dieser Fluß (der Nourse) liegt in einer Biegung, und scheint durch zwei felsige Landspitzen hindurch in das Meer zu fließen. Auf der Höhe der südlichsten derselben ist ein Riff, das sich mehrere Hundert Yards nach Westen erstreckt, und, wie es scheint, ein sicherer Landungsplatz ist, da das Wasser innerhalb desselben, den Fluß hinauf, ganz glatt war. Als ich das Riff zum erstenmal sah, wehte ein scharfer Wind, und die See gieng sehr hoch, so daß die Brandung zuweilen ganz über dessen nördliche Spitze schlug. Unter diesen Umständen würde es Tollheit gewesen seyn eine Landung zu versuchen, und wir konnten nur eine kurze Strecke landeinwärts sehen, denn unermeßliche Sandmassen, die vom Wind in wahren Sandhosen aufgewirbelt wurden, erfüllten die Atmosphäre, und verhüllten den Anblick des innern Landes vollständig; wir bemerkten indeß daß der Strand nach Norden mit hochstämmigen Bäumen bedeckt war, und sahen einen noch ganz grünen Palmbaum, der erst seit wenigen Tagen im Wasser gewesen seyn konnte.

In einer Lissaboner Zeitung (dem Diario do Governo) vom März 1855 erschien ein Bericht über eine Expedition an den Nourse, oder Cunenè, die von dem Statthalter von Mossamedes unternommen wurde, um, wie sich vermuthen läßt, Gewißheit zu erlangen darüber inwieweit die Schilderungen dieses Flusses der Wahrheit gemäß sind, und ferner wahrscheinlicherweise auch in der Absicht in der Nähe desselben eine Niederlassung zu begründen. Der betreffende Artikel trägt die Ueberschrift: Relatorio da Viagem feita do Rio dos Elephantes em Novembro de 1854, und ist im wesentlichen folgenden Inhalts: „Nachdem der Statthalter und seine Reisegenossen in einem Schooner von Mossamedes abgesegelt waren, landeten sie in der „Groß-Fisch-Bay", die einen höchst dürren und verödeten Anblick darbot. Von dort wanderten sie zu Fuß dem Strand entlang, bis sie am Cunenè ankamen, den sie nach einem zweitägigen ermüdenden Marsch, ohne Wasser, erreichten. Sie fanden die Mündung des Flusses ganz von Sand verstopft. Eine kleine Strecke weiter hinauf wurde sein rechtes Ufer, sagen sie, felsig, und dann bald so steil und steinig, daß die Reisenden ihren Weg nicht mehr fortsetzen konnten. Das linke Ufer bestand, so weit sie sehen konnten, aus einer Reihenfolge von Sandhügeln, und der Fluß selbst wird als schmal und voller Kataraкten geschildert. Sie trafen keine Eingebornen, vermutheten aber das Land könne ein wenig weiter oben bewohnt seyn. Wild indessen war in Menge vorhanden, besonders Elephanten, und bei der Rückkehr der Expedition nach Mossamedes wurden von abenteuerlustigen Waidmännern rasch Elephanten-Jagden nach diesen Gegenden veranstaltet."

Die schwedische Expedition nach Spitzbergen.

Die kurze Notiz (schreibt ein Hr. M. N. B. aus Christiania, d. b. 18 Nov., dem Athenäum) welche Sie jüngst (Ausland S. 1104) über die schwedische wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen gaben, hat mich veranlaßt Ihnen über dieselbe einige weitere Einzelheiten zu senden, die, wie ich glaube, Ihre Leser interessiren werden. Es wird nothwendigerweise eine beträchtliche Zeit erfordern ehe die zahlreichen und werthvollen zoologischen, geologischen, botanischen ꝛc. Musterstücke, welche die Expedition gesammelt hat, in allen ihren Abtheilungen und Zweigen vollständig geprüft werden können; indeß lassen sich einige unbestreitbare Thatsachen, welche frühere Theorien und Schlußfolgerungen einigermaßen modificiren dürften, Ihren Lesern mittheilen. Dieß geschieht hiemit unter der Gewährschaft Hrn. Torells, der sich gegenwärtig in unserer Stadt befindet.

Zuvörderst bemerke ich daß man die über allen Zweifel erhabene Gewißheit erlangt hat: daß der Golfstrom die spitzbergen'sche Küste berührt. Man hat nicht nur den Samen der Mimosa scandens daselbst entdeckt, sondern auch eine große Anzahl gläserner Flaschen, welche die Einwohner der Lofoden-Inseln und Finnmarkens bei ihrem Stockfischfang als Kiele für ihre Netze gebrauchen. Es läßt sich daher der Schluß ziehen daß dieser Arm eine Fortsetzung desjenigen ist welcher die norwegische Küste berührt. Das Treibholz indessen das man längs der Küste in großen Quantitäten findet, wird durch einen Strom aus dem Osten — nämlich den sibirischen — dahin geführt, da viel zusammengerollte Birkenrinde, in eigenthümlicher und augenscheinlich von Menschenhand herrührender Form, darunter gefunden wurde, und es bekannt ist daß die Volksstämme längs der sibirischen Küste diese Birkenrinde zu Netzkielen gebrauchen. Der Bimsstein, den man in großen Mengen an der Küste findet, kommt aller Wahrscheinlichkeit nach von Island, dessen südliche Küste von einem Arm des Golfstroms berührt wird. Der Golfstrom übt indeß, wie man fand, keinen Einfluß auf das Thierleben der See, welches vollständig das einer Eisnatur ist; daß er dagegen einen großen Einfluß auf die Temperatur und das Klima übt, kann nicht in Abrede gezogen werden.

Früher nahm man an daß die Gränze ewigen Schnees bis nahe an die Oberfläche des Meers in dem nördlichen Theile Spitzbergens herabreiche; aus Beobachtungen jedoch die man auf einer Reihe abgerundeter und einförmiger Berge (ohne alle hervorragenden Punkte ꝛc.) anstellte, gewann man die Ueberzeugung daß diese Gränze mindestens tausend schwedische Fuß oberhalb des Niveau's des Meers ist, so daß in einer geringeren Höhe keine Gletscherbildung vorhanden seyn kann.

Ein anderer höchst interessanter Versuch wurde auch in Bezug auf die Temperatur des Meeres in großen Tiefen angestellt. Es hatte die Meinung geherrscht daß die Temperatur im Polarmeer in großen Tiefen mindestens + 2° Cent. betrage; allein mittelst des sogenannten M'Clintock'schen Apparats wurde eine compacte Masse Boden-Thon aus einer Tiefe von 2800 Yards heraufgebracht, und ein in einer Tiefe von

Digitized by Google

2 Zoll von der Oberfläche des Klumpens eingesteckter Thermometer zeigte 0.6° Cent., während er in der Mitte 0.3° Cent. zeigte; die Temperatur des Wassers an der Oberfläche ist 4° Cent., und obgleich die abnehmende Temperatur des Thons von der zunehmenden Temperatur des Wassers afficirt worden seyn kann, da er vom Meeresgrund aus (einem Geschäft von dritthalb Stunden) heraufgeholt wurde, so kann sie doch keinen möglichen Einfluß auf die Mitte geübt haben. Jedenfalls erwies sich also durch diesen Versuch daß die Temperatur auf dem Meeresgrunde nicht weniger als 0.3° Cent. beträgt! Trotz dieses niedrigen Wärmgrads fand man mehrere Seethiere verschiedener Typen und Classen, unter andern ein mäßig großes Polyparium, das wahrscheinlich der Classe der Hydroiden angehört; eine zweiklappige Muschel, einige Tunicata die an dem Polyparium hiengen, Anneliden und eine Crustacee von hellen Farben.

Die Flora in Spitzbergen ist arm; dennoch aber hat die Expedition ungefähr sechzig Arten phanerogamer Pflanzen gesammelt. Bei einem weißen Bären den man schoß, fand sich, als man ihn öffnete, daß sein Magen voller Pflanzen war, und es erwies sich also daß diese Thiere grasfressende seyn können.

Eine interessante Beobachtung die gemacht wurde, führte Hrn. Torell und seine Collegen zu dem Schlusse daß die Fangzähne der Wallrosse unter anderm auch dazu dienten Nahrung aus dem Boden aufzugraben; denn in dem Magen eines dieser Thiere fand man eine Anzahl der Mya truncata, einer Art Sandmuschel, welche mindestens einen Fuß unter der Oberfläche des Schlamms begraben liegt, und die daher das Wallroß nur erreichen konnte wenn es seine Fangzähne wie eine Dunggabel gebrauchte, um mittelst derselben den Schlamm vom Boden wegzuschaffen.

Von Landvögeln wurden einige wenige gefunden — der Falke, Gerfalke, Schnee-Eulen Ptarmigan und Schnee-Weißkehlchen. So viel man sich erinnern kann, gab es keine Strandvögel, mit Ausnahme der Tringa maritima. Eidergänse fanden sich vor, ferner beide Arten Alken, und Möven in Menge. Das Meer um Spitzbergen ist sehr fischarm; allein Seethiere niedriger Gattungen gab es viele, und unter diesen wird sich wahrscheinlich viel Neues finden.

Von geologischen Probestücken ist eine interessante und werthvolle Sammlung gemacht worden. Die paläontologischen Formationen scheinen dem permischen und jurassischen Systemen anzugehören. Zahlreiche Fossilien wurden gesammelt, darunter Ammoniten und Blättereindrücke von Dikotyledonen-Arten, welche große Aehnlichkeit mit Palmblättern haben.

Im ganzen ist die Expedition sehr erfolgreich gewesen: alte Karten und verbessert, neue Häfen ꝛc. entdeckt worden, und Theile von denen man gemuthmaßt hatte daß sie Wasser seyen, erwiesen sich als Land. Wenn die Männer der Wissenschaft welche mit der Prüfung der Sammlungen beschäftigt sind, ihre Arbeiten vollendet haben werden, läßt sich eine sehr interessante und werthvolle Bereicherung unserer Kenntniß jener fernen nördlichen Breiten erwarten.

Amerikanische Reisebriefe.

Von Corvin.

New-York vom 12 October 1861.

II.

Alle Passagiere von dem Great Eastern machten lange Gesichter als sie an Bord der Asia kamen, und besonders als sie ihre „Staatszimmer" erblickten, denn dieß ist der Name welcher officiell den kleinen erbärmlichen Löchern gegeben wird, in welche zwei Unglückliche für die Dauer von fast 14 Tagen gesperrt werden. Manche Damen nehmen solch ein Staatszimmer für sich allein, und bezahlen dafür 39 Pfd. St. (468 fl.), wofür man in manchen Gegenden Deutschlands ein kleines Landgut kauft. Ich hatte Glück, oder vielmehr der Pressenzauber wirkte, denn ich hatte in der Times eine günstige Bemerkung in Bezug auf die Ordnung auf den Cunard-Dampfern gemacht, zu denen die Asia gehörte. Das trug nun seine Früchte, und da die Zahl der Passagiere nicht voll war, so erhielt ich für einfaches Fahrgeld ein Staatszimmer für mich allein.

Es war da freilich ein großer Unterschied zwischen der Asia und dem Great Eastern. Statt der sechs großen Schornsteine war da nur einer, auch hat die Asia nur zwei Maste; der Schornstein steht in der Mitte des ziemlich schmalen Schiffes. Auf dem Deck der hintern Hälfte steht der Speisesalon, so daß zwischen ihm und den Brustwehren nur ein schmaler Gang bleibt, von dem aus vorn und hinten Treppen auf das Deck des Salons führen, welches bis an den Schornstein verlängert ist, unter welcher Verlängerung sich der Raum befindet in welchem die Stewards ihr Wesen treiben, und den man auf Englisch die Pantry nennt. Unter dem Salon liegen Staatszimmer. Andere erster und zweiter Classe befinden sich im vordern Theil des Schiffes, über denen der Salon zweiter Classe steht. Beide Abtheilungen sind jedoch durch einen bedeckten Raum getrennt, in dem die Ankerwinde steht, ferner durch die Maschine u. s. w. Rechts und links von dem Räderkasten befinden sich die Cajüten der Officiere und allerlei Vorrathsräume, wie auch der Kuhstall, in dem eine wohlgenährte Kuh gemüthlich ihren Kopf hervorstreckt, der wohl gelegentlich von jedem Passagier im Vorübergehen gestreichelt wird. Das gute Thier freut sich sonach mehr als wir alle auf die Ankunft in New-York, denn dort kommt es für etwa 10 Tage auf die grüne Weide; ein Glück welches der Kuh in Liverpool nicht zu Theil werden kann, da das Schiff mitten im Mersey ankert. Die Cajüte des Capitäns ist ganz hinten im Schiff neben dem Steuer, dessen Räder vernünftiger Weise überbaut sind. Durch Glasfenster sieht der Mann am Rad auf das Deck über den Salon und auf den Officier der dicht vor ihm am Compaß steht. Capitän, Officiere und Mannschaft hatten ein ganz anderes Ansehen als auf dem Great Eastern. Die Leute auf den Cunard-Dampfern sind sämmtlich ausgesuchte, erprobte Leute, und die Ordnung auf der Asia war in jeder Beziehung ganz unübertrefflich. Der Dienst

Digitized by Google

dem Reglement gemäß, in jedem dieser Cajüten zwei dicke Ringe von Kork, Lebensretter, deren in dem bedeckten Raum über der Ankerwinde noch eine große Menge für die Mannschaft hängen. Die Stewards sind alle höchst aufmerksam und ordentlich, und ich muß gestehen daß ich trotz eines ziemlich scharfen Blickes für Fehler an der Ordnung nicht das geringste zu tadeln fand. Dieser großen Ordnung verdanken es auch die Schiffe der Cunardlinie daß ihnen die Mail anvertraut wird, wofür ihnen, wie ich höre, eine jährliche Summe von 75,000 Pfd. St. (900,000 fl.) von der englischen Regierung bezahlt wird. Diese Mail befindet sich in einem eignen Raum im Vordertheil des Schiffes, und besteht aus einigen hundert Zweischeffelsäcken voll Briefen. Zwei Regierungsbeamte begleiten stets die Mail. Ohne diesen Zuschuß könnte die Gesellschaft nicht bestehen, oder wenigstens keinen Gewinn machen, was bei der wahrhaft luxuriösen Verpflegung der Passagiere sehr erklärlich ist.

Für erstes und zweites Frühstück ist für jedes eine Stunde festgesetzt, und das Zeichen wird mit der Glocke gegeben. Ist die Stunde vorüber, dann wird der Tisch abgeräumt. Mit dem Abendessen ist es dasselbe. Das Mittagessen allein findet

amore zu übergeben, dann ist alles gut, für eine gewisse nämlich; fleißige Zecher wissen das. Man zwinge sich aber zum Essen, denn die Uebergabe ist bei leerem Magen höchst schmerzlich. Das peinlichste Gefühl hat man am Morgen beim Aufstehen, und ich pflegte vorher einige Zwiebacke zu verzehren, mußte mich aber trotz allem mit dem Ankleiden eilen. Rasiren erfordert nicht nur eine feste Hand, sondern einen noch festern Charakter; wer den nicht hat, der lasse den Bart wachsen. Das Halstuch zierlich zu knüpfen, ist auch eine höchst bedenkliche Procedur; man eile nach oben, denn da unten ist es fürchterlich. Man vermeide das Ende und den Anfang des Schiffes, und wähle seinen Platz bei Tische möglichst nahe der Thür.

Am Sonntag fuhren wir bei schönem Wetter in Queenstown Hafen ein, und nahmen eine Menge Passagiere, hauptsächlich alte Bekannte vom Great Eastern, ein. Auch der „zählende Familienvater" war mit allen Neunen da und wir begrüßten uns herzlich. Alle seufzten nach dem Great Eastern der im Hafen vor unsern Augen lag. Die Damen schauderten als sie ihre Staatszimmer sahen, und meinten sie müßten darin sterben und flohen aufs Verdeck. Ich hatte — meinte

ihrer Constitution und ihrem Teint gut thun würde, so beförderte ich gern den tragischen Moment. Ich brauchte nur „Schweinekotlet" zu sagen und Rosenklöschen stürzte ab. Narrheiten stecken an; die meine that es auch, und da wir die Namen der Passagiere nicht kannten, so erfanden wir welche für unsern Privatgebrauch. Ein kleiner fetter Judenjüngling mit sprossendem Bart und kleinen fetten Beinchen, der sich in einem amerikanischen bequemen Feldstuhl in nachlässig elegante Attitude warf und aus Renommage eine große Meerschaumpfeife rauchte die unser Gefühl beleidigte, dabei aber hinterlistigerweise seekrank wurde und sich dabei erwischen ließ, wurde der äußern Aehnlichkeit wegen „Meerschweinchen" benannt. Wir fanden auch Meerschweinchens Tante, die zum Frühstück zwei gebratene Häringe aß, und — da sie wirklich nicht seekrank wurde — andere Gräuel begieng, eben so beleidigend für unser zartes Gefühl wie der Meerschaum des Meerschweinchens. Ihr langer Onkel, der einen schmutzig weißgrauen Heckerhut trug, dessen Farbe man nicht von der des Gesichts unterscheiden konnte, erhielt den Namen „Löschpapierdüte," und seine alte Frau, die ein Spinnengesicht hatte und Whisky mit Wasser trank — dessen Geruch uns empörte — wurde aus Rache „die Whiskyspinne" getauft. Eine sechsfüßige, fünfzehnjährige Kentuckierin, die eine rothe Garibaldijacke trug, sehr dreiste Augen hatte, allein reiste, und frech lachte und sprach, war das „Alligatorkalb" u. s. w., denn es gab da noch einen „Lederstrumpf" und auch eine „Gorilla," eine „Fledermaus" und einen Bowryboy. So hatten die Amerikaner einen gesunden hübschen Mann getauft, dem die schönen Kleider die er trug ebensowenig geläufig waren wie unsere Gesellschaft, und der sich als ein ungeheurer Feigling auswies. In einer Nacht, als es stürmte, hörte man ihn auf das erbärmlichste stöhnen und winseln, so daß der Doctor der neben ihm schlief ihn im Sterben glaubte und zu Hülfe eilte. Wie erstaunte er als er den feisten, robusten Jungen mit aufgeblasenem Schwimmgürtel und vor Angst weinend fand. Du lieber Himmel, ich verdent' es ihm nicht daß er sich so vor dem Tod fürchtete, da er gerade im Begriff war das Leben recht zu genießen. Er war Locomotivführer in Amerika gewesen, und zwar auf einem der Schnellzüge welche die einsame Prairie durchfliegen. Da die Locomotive ihm nicht viel zu thun gab, so hatte er Zeit und Muße zu denken, und er erfand eine neue — Thürangel, auf welche Erfindung er ein Patent nahm, das er in England für 10,000 Pfd. St. und in Belgien für 7,000 Pfd. St. verkaufte. Diese 17,000 Pfd. St. hatte er an Bord bei sich, und ich glaube selbst ich würde gestöhnt haben bei dem Gedanken, so jung mit dem schönen Golde zu Grunde zu gehen.

Am Montag war es wunderschön, die Sonne schien hell und warm und die See war ruhig. Wie Prairiehunde bei schönem Wetter krochen alle Bewohner Asia's aus ihren Staatslöchern und sonnten sich auf dem Deck. Um den Mast herum lagerten sich die Damen, und entsetzt stürzte der Grogmeister herauf zu sehen warum es Nacht im Grogzimmer werde. Als eine hübsche, stolze, junge Dame erfuhr daß sie des Grogmeisters „Himmelslicht" (skylight) unter ihrem Unterrock habe, sprang sie entsetzt auf und erröthete wie Scharlach. Das besagte Himmelslicht war ein schmales Prisma von Glas, welches über dem Deck nicht hervorsteht und das man deßhalb wenig beachtet. Der arme Grogmeister hatte viel Aerger und Finsterniß auszustehen, denn die Damen waren alle versessen auf sein Himmelslicht.

Wir alle begannen wieder zu glauben daß wir doch nicht so nichtswürdig seyen als wir uns in der Zerknirschung der Seekrankheit eingebildet hatten. Wir — nämlich „Häufchen Unglück," „der geknickte Tulpenstengel," „Rosenklöschen," der „zählende Familienvater," ein unbeschäftigter Baumwollenfreund aus New-Orleans, ursprünglich ein Sachse, und ich — saßen ganz gemüthlich am Abend im Salon; der geknickte Tulpenstengel sprach eine der sieben Sprachen — vorzugsweise ein schönes hannoverisch — Rosenklöschen war übermüthig und sprach selbst von Schweinekotlet ohne abzusteigen, und selbst Häufchen Unglück machte schwache Versuche zum Scherzen; nur wenn ich „Hebung" rief und das Schiff eine Curbette macht, dann entstand eine Pause im Gespräche. Der zählende Familienvater hatte zwei Gläser Whisky Toddy gemengt und war aufs Deck gegangen eine Cigarre zu rauchen. Ganz aufgeregt kam er hereingestürzt und kündigte uns an daß er einen neuen Kometen entdeckt habe. Es half nichts, ich mußte mit hinaus und seinen Kometen bewundern; er sah ganz deutlich den Schwanz. Es waren aber nur zwei nahe beisammen stehende Sterne die mein Freund mit Whiskyaugen betrachtete. Ich durfte es nun schon wagen über den Stern des Schiffes hinweg in die schäumende See zu sehen, die an jenem Abend ganz besonders herrlich phosphorescirte. Es waren nicht kleine dicht beisammen liegende Funken, wie ich sie wohl in der Nordsee gesehen hatte, sondern Lichtflecke so groß wie die Handfläche, die mehr oder weniger hell leuchteten, je nachdem die Medusen, von denen das Licht ausgieng, mehr oder weniger an die Oberfläche kamen. Fast noch schöner als das glänzende Feuerwerk in der milchigen Fahrbahn des Schiffes sahen die fernen rechts und links rollenden Wellen aus, die auf dem dunkeln Grunde wie glühendes Silber dahin flossen. Am Tage hatten uns in dieser aufgequirlten Fahrbahn eine Menge Vögel unterhalten, die ich für Schwalben hielt, bis ich sie näher betrachtete, da sie nahe kamen und gar nicht scheu waren. Die Vögel sind mehr braun als schwarz und haben einen weißen Streifen über den Schwanz. Man nennt sie Sturm Petrel und die Matrosen haben ihnen den Namen mother Carreys chickens — Mutter Carreys Küchelchen — gegeben; ein Name dessen Ursprung selbst mein nomineller Nachbar bei Tisch, der amerikanische Professor nicht wußte, von dem seine mit ihm reisende Cousine behauptete daß er alles wisse. Der arme Professor! sein Gesicht sah aus wie ein einziger Leberfleck, und seine gestrickte, barettartige graumelirte Mütze, die mit seinem Bart harmonirte, machte ihn noch gelber. Er hatte eine Preisschrift über Sprachwurzeln geschrieben und andere bisher verlegerlose Werke in petto. Er galt allgemein für einen sehr guten Gesellschafter, denn er hatte einen solchen Vorrath von Anekdoten und Wortspielen und komischen Predigten daß er damit einen ganzen Monat ausreichte, ehe er

Digitized by Google

deßhalb nicht ausfindig machen wollte, weil ich ihn höchst wahrscheinlich umgebracht hätte oder dergleichen. Sobald der Tag graute, glaubte dieser „Brüllaffe" sich im Urwald, und begann ein so entsetzliches Gebrüll und Gekrächz daß sich selbst dem gesundesten Magen die Haare auf dem Kopf sträubten. Ich wagte nicht einmal laut zu fluchen, aus Furcht vor innerer Revolution, und kaute ingrimmig Ingwerbrod, um den aufsteigenden Geist der Rebellion niederzupfeffern.

Man gewöhnt sich übrigens allmählich an alles, und auch an das „Heben" des Schiffes und Magens. Am Abend saßen wir im Salon, und es wurde dort gelesen oder Karten gespielt. Meerschweinchen, welches nach Südamerika wollte, machte deßhalb Bekanntschaft mit ein paar Mexicanern, welche die Güte hatten ihn im Monteespiel um etwa einhundert Pfund leichter zu machen. Man muß sich auf allen Schiffen, vorzüglich aber in Amerika, ganz besonders vor Kartenspitzbuben in Acht nehmen. Freitag Mittag vertraute der Capitän einem Herrn daß wir a blowy night — eine stürmische Nacht, haben werden. Die Gesichter der Damen hätten Sie sehen sollen, als die Stewards beim Abendthee die auf dem Tisch

wir mit vollen Segeln.

Da es Sonntag war, so erschienen Officiere und Matrosen in ihren besten Kleidern; der Capitän trug einen Uniformsfrack von etwas vorsündfluthlichem Schnitt und sah gesammelt aus, denn er sollte den Gottesdienst abhalten. Zu diesem Ende war der Salon nach dem Frühstück vorbereitet worden, d. h. Bibeln und Kirchengebetbücher in Ueberfluß lagen auf den Tischen und vor dem Sitz des Capitäns, an der Spitze des Tisches rechts vom Eingang lag ein rothsammetnes Sophakissen, um ihm als Pult zu dienen. Es wurde geläutet, und Passagiere und Officiere und Matrosen, die nicht den Dienst hatten, kamen in den Salon. Alle setzten sich und auch der Capitän, welcher den Gottesdienst abhielt wie er in der englischen Kirche vorgeschrieben ist. Er las ein Capitel aus dem alten Testament, von den drei Männern im feurigen Ofen ꝛc. Ueberhaupt schmeckt der ganze englische Gottesdienst mehr nach Juden- als nach Christenthum; die Leute lassen sich aber vom alten Testament auch nicht ein Partikelchen nehmen, und lesen selbst das Hohelied mit Andacht. Der junge Doctor fungirte als Küster, und las die Antworten mit großer Salbung. In meiner Jugend hatte ich ähnliches in der lutherischen Kirche

angebracht ist. Diese Pfeife pfeift eigentlich nicht, sondern heult, ebenso wie die der amerikanischen Locomotiven. Am 9 Oct. war es wieder klar, und wir setzten so viele Segel auf als das Schiff nur tragen konnte. Wir machten an diesem Tag 303 engl. Meilen, was für die Asia, die als ein langsames Schiff bekannt ist, außerordentlich viel war. Am folgenden Tag erschien die von New-York kommende „Persia," das schönste Schiff der Cunardlinie. Alle Passagiere waren in der größten Aufregung, denn man erwartete Neuigkeiten aus Amerika. Wir kamen dem Schiff nicht nahe genug um mit ihm reden zu können, und begnügten uns mit einer Anfrage in der Flaggensprache. Als Antwort gieng eine ganz kleine schmale Flagge auf der Persia in die Höhe, die nein bedeutete. Also nichts neues, und ich hatte keine Schlacht versäumt.

Am 11 October waren wir alle schon früh auf, alle Gesichter waren vergnügt, denn nun war die Reise überstanden, und viele von uns freuten sich darauf ihre langentbehrten Familien wieder zu sehen. Wir waren nun in der Nähe des Vorgebirges Sandyhook, und ich war sehr gespannt auf den Anblick der amerikanischen Küste, aber der Nebel verbarg sie uns lange. Die Herren machten Wetten über die Nummer des Lootsenbootes, und der Capitän stand auf dem Räderkasten, eine Blechbüchse in der Hand, welche die neuesten Nachrichten von Europa enthielt, die per Telegraph von Sandyhook nach New-York uns voraus eilen sollten. Diese Büchse wird in die See geworfen, und das Boot welches sie auffischt erhält wie ich höre 5 Pf. St. Sandyhook, ein sandiges Vorgebirge mit einem Leuchtthurm, lag vor uns, und bald erschien auch ein kleines Boot mit zwei Mann darin, die der in die See geworfenen Büchse mit ungeheurer Schnelligkeit nachjagten.

Bald darauf kam auch der Pilot in einem Segelboot, auf dessen Segel mit großen schwarzen Zahlen die Nummer geschrieben ist. Der Lootse sprang an Bord, und ohne Gruß und ohne ein Wort zu reden eilte er zum Capitän. Er brachte Zeitungen mit die von den Amerikanern begierig verschlungen wurden.

Die Sonne kam nun zum Vorschein, und vor uns lag Staate-Island, eine wunderschöne Insel mit herrlichen Landhäusern, die uns allen noch weit schöner erschien, weil wir so lange den Anblick von Bäumen und Häusern entbehrt hatten.

Rechts vor uns lagen die Forts Hamilton und Lafayette. Letzteres liegt mitten im Wasser, und ist ein großer, mäßig hoher runder Thurm mit mehreren Reihen Casematten übereinander und einer großen Anzahl von Kanonenschießscharten. Dieses Fort dient jetzt als Gefängniß für Staatsgefangene, welche dort übrigens ganz ausgezeichnet behandelt und vortrefflich auf Staatskosten verpflegt werden. Für die politischen Gefangenen von 1849 in Bruchsal gab die Regierung täglich circa drei Kreuzer für Frühstück, Mittagessen und Abendbrod aus, in Amerika zahlt man ungefähr eben so viele Dollars.

Den Hafen hatten die Amerikaner mir als den schönsten der Welt gerühmt mit Ausnahme von Rio Janeiro vielleicht, und ich muß gestehen, sie hatten nicht übertrieben. Der Hafen ist nicht allein ungeheuer groß und sicher, sondern auch in landwirthschaftlicher Hinsicht von außerordentlich großer Schönheit. Der Hafen war voll von Dampfern und andern Schifffen, die in einigen Tagen zu einer Expedition nach dem Süden abgehen sollten. Obwohl ich kein Seemann bin, und außerordentlich wenig von Schiffen verstehe, so fiel mir doch die elegante Bauart der amerikanischen Fahrzeuge aller Art auf, und ganz besonders die schnelle und anmuthige Bewegung derselben. Sehr in die Augen fallend sind die großen, weißen, schwimmenden Gebäude die eine Art Thurm in der Mitte haben, auf dem gewöhnlich ein großer goldener Adler schwebt. Es sind dieß Fährboote, von denen ich noch reden werde. Auch die Schleppdampfer sahen anders aus wie bei uns in England, da ihre Maschine über dem Deck sichtbar ist und arbeitet. Das Quarantäneboot, kenntlich an der gelben Flagge, hielt sich nur einige Minuten bei uns auf; ein anderes brachte die Polizei, und wir betrachteten sie mit einiger Besorgniß, da man uns viel von der Strenge derselben, von Pässen und dergleichen gesagt hatte. Es wurde indessen kein Mensch nach dem Paß gefragt, doch schienen zwei Männer, die mir als geheime Polizisten bezeichnet wurden, alle Gesichter zu erforschen. Sie suchten, hörte ich, einen gewissen Herrn mit einem Schnurrbart; für fünf Minuten haßte ich den meinigen, und europäische, heimathliche Polizeiangstgefühle überkamen mich, meine Besorgnisse waren jedoch ungegründet. Die Herren Polizisten hatten einen schottischen Schnurrbart auf dem Strich, und als derselbe später das Zollhaus verlassen wollte, hielten sie den Besitzer desselben fest und legten ihm eine Menge Fragen vor, die er mit großer Geduld beantwortete, endlich aber wurde es ihm zu arg, er rief: „Was zum Teufel geht das alles Euch an? Ich bin ein britischer Unterthan und hier ist mein Paß und nun laßt mich zufrieden." Damit endete die Geschichte.

Wir konnten der Fluth oder Ebbe wegen nicht am Quai anlegen, und alles Gepäck und alle Passagiere der Asia wurden auf einen kleinen Dampfer gepackt. Es war eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung, allein trotzdem kamen wir alle glücklich am Zollhause an, welches ein großes, ziemlich rohes Brettergebäude ist. Schon auf der Asia hatte man uns Formulare vorgelegt, in welchen wir Zahl und Inhalt unserer Gepäckstücke einzeichnen mußten. Dieses Papier wurde am Bureau unterschrieben, und darin der Name eines Visitators eingetragen. Wir alle bildeten nun eine Reihe und ein Beamter wies jedem von uns seinen Visitator zu. Man untersuchte nicht besonders, und benahm sich überhaupt artig.

Man hatte mir das „Fifth Avenue Hôtel" als das beste und als dasjenige empfohlen wo ich am meisten von amerikanischem Leben sehen würde, und ich stieg daher in den Wagen dieses Hôtels, wofür ich später auf der Rechnung einen und einen halben Dollar (2 Rthlr.) angesetzt fand. Fiaker gibt es in New-York nicht, wohl aber zweispännige Miethkutschen die ganz unerhört theuer sind.

Wir waren in New-Jersey-City gelandet, einem Stadttheil welcher mit Hoboken auf der andern Seite des Hudson,

Digitized by Google

New-York gegenüber liegt, wohin wir vermittelst eines Fährbootes gelangten. Diese Boote sind sehr zweckmäßig eingerichtet. An einer Seite derselben befindet sich die Damenkajüte, an der andern die für Herren. In der Mitte ist die Maschine in einem geschlossenen Raum, und darüber erhebt sich ein Thurm, von dem der darin am Steuerrade sitzende Steuermann eine freie Aussicht nach allen Richtungen hat. Rechts und links von diesem Mittelbau auf der Fähre sind zwei breite Gänge welche für die Wagen bestimmt sind. Die Person bezahlt 3 Cents, etwa vier und ein Drittel Kreuzer. Sowohl in New-Jersey als in den am Fluß liegenden Straßen von New-York fand ich die Straßen in einem Zustande wie es nicht in dem schlechtesten Landstädtchen Deutschlands der Fall ist. Zwei bis drei Fuß breite Löcher, angefüllt mit Schmutz, waren keine Seltenheit, und die Fahrt über einen Knüppeldamm war eine Wohlthat gegen die durch diese Straßen. In einigen derselben hatte man eine neue Erfindung als Pflaster angewandt, nämlich eiserne, dicke Scheiben. Sie waren alle wacklig, aber man sagte mir sie steckten so fest daß sie nicht losgehen könnten. Das verhinderte indessen nicht tiefe Löcher und ungeheuern Schmutz.

Ich war äußerst neugierig auf den Broadway, von dem mir Amerikaner, die ich in Europa sprach, immer gerühmt hatten daß Oxfordstreet und Regentstreet in London nichts dagegen seyen. Mit diesen Prachtstraßen läßt sich aber der berühmte Broadway nicht im geringsten vergleichen. Die gewöhnlichen Seitenstraßen im Westende von London sind breiter. Allerdings sieht man einige sehr hübsche Gebäude von weißem Marmor und große Läden, aber das Ganze macht keinen großartigen Eindruck. Wegen der vielen bunten Firmen, quer über die Straße hängenden Fahnen mit Inschriften und andern bunten Lappen, Lumpen und Schmierereien macht der Broadway den Eindruck einer großen Jahrmarktstraße. Wegen ihrer verhältnißmäßigen Enge und der großen Menge der Omnibusse erscheint sie allerdings sehr lebhaft, aber doch nicht mehr wie die Straßen Londons.

Südfranzösische Blumenzucht zu Parfümerien.

(Aus „All The Year Round.“)

Ganz besonders eignet sich der Boden von Montpellier, Grasse, Nimes, Cannes und Nizza zum Anbau der Blumen aus denen Parfüms bereitet werden. Nizza allein hat eine Ernte von 100,000 Pfund Orangeblüthen aufzuweisen, und Cannes, dessen Erzeugnisse dieser Art vorzugsweise wohlriechend sind, deßgleichen. 500 Pfund Orangeblüthen geben 2 Pfund reinen Pomeranzenöls ab. Die Acazie (Acacia Farnesiana) gedeiht besonders schön in Cannes, und liefert jährlich an 9000 Pfd. Blüthen. Eine renommirte Destillirfabrik daselbst verwendet jährlich an 140,000 Pfd. Orange-, 20,000 Pfd. Acazien- und 32,000 Pfd. Jasminblüthen, ferner 140,000 Pfd. Rosenblätter, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberosen, nebst einer Unmasse wohlriechender Kräuter. Die Extraction ätherischer Oele, so äußerst spärlich im Verhältniß zu dem sich in den Blumen befindlichen Quantum vegetabilischer Säfte, daß z. B. 600 Pfd. Rosenblätter zu einer Unze Rosenöl erforderlich sind, erheischt natürlich große Sorgfalt.

Nizza und Cannes sind im wahren Sinne des Wortes ein Veilchenparadies zu nennen, und ernten jährlich etwa 13,000 Pfd. Unter den übrigen Veilchenarten daselbst prangt vor allem das gefüllte oder Parmaveilchen, welches dermaßen einträglich ist daß man das Pfund für ungefähr 6 Pence kauft, und jedermann weiß welch ein Riesenbouquett ein Pfd. Veilchen abgeben würde.

Der Ueberfluß Siciliens an Blumen die in unsern Klimaten hoch geschätzt werden, erinnert an die Fabel welche die Kinder eines Landes mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern kostbaren Edelsteinen „pitch-and toss“ spielen und mit denselben kugeln läßt. Zweifelsohne die „Söhne irgendeines mächtigen Herrschers,“ beginnt der Reisende sich ehrfurchtsvoll vor ihnen verneigend. Jene aber können sich des Lächelns nicht erwehren, und er merkt gar bald daß er es mit Straßenjungen zu thun hat, und daß die Edelsteine in jenem Land die Stelle gewöhnlicher Kieselsteine vertreten. In Sicilien bestehen die Hecken aus der hochrothen Granate, der Rose, dem pfirsichfarbenen Rhododendron und der köstlichen weißen Camellie; die weiße und grüne Myrte, die Nelke, weiß und gestammt, sowie die gestreifte Tulpe, wachsen daselbst ebenfalls wild. Bei Anlegung eines Lustgartens entfernt man den Orange- und Citronenbaum als zu alltäglich. Aus demselben Grunde befassen sich dort nur sehr wenige mit der Blumenpflege.

Alphonse Karr erstaunte darob daß die Damen Nizza's sich niemals mit natürlichen Blumen schmückten und dieselben sogar gering zu schätzen schienen. Er meint das sey umsomehr zum Verwundern in einem Land, woselbst es keineswegs als eine der Mythologie angehörende Schmeichelei gelten könne, daß die Blumen unter den Füßen der Frauen aufsprießen. Nur die Bauern befassen sich mit der Zucht von Rosen, Veilchen, Nelken, Jasminen ꝛc., und zwar lediglich des Ertrags wegen, übrigens schätzen sie dieselben nicht mehr als wir Kartoffeln oder Kohl.

Alphonse Karr berichtet uns folgendes im Betreff eines Verkaufs von Jasminen in Nizza. „Neulich, sagt er, traf ich zwei Landwirthe in einem Garten, deren einer von dem andern 2000 Jasminstämme erstanden hatte; ich war bei dem Streit nicht gegenwärtig, doch derselbe mag heiß genug gewesen seyn; der gewöhnliche Preis der spanischen Jasmine beläuft sich auf 3—5 Franken das Hundert. Jene Stämme prangten im herrlichsten Flor, und wollten brechen unter der Last weißer Blüthen und violetrother Knospen. Der Käufer nahm eine Spitzaxt zur Hand, und nun giengs ans Ausroden.“ Ich hielt den Mann reif fürs Tollhaus, denn würde man in Frankreich im Monat August mit blühenden Jasminen in gleicher Weise verfahren, so würden sie nur noch

Digitized by Google

als Brennmaterial tauglich seyn. Jener indeß zog mit seinen Stämmen ab, pflanzte sie darauf, goß einige Eimer Wasser darüber, und bekümmerte sich nicht weiter darum. Neugierig was aus den Jasminen geworden, begab ich mich nach dreien Tagen zu der Stelle, sie standen wieder in voller Blüthenpracht.

Im Betreff der schönsten Parfümerien-Ingredienzien sind wir jetzt lediglich auf Frankreich verwiesen, so daß eine verfehlte Blumenernte jenes Landes, wie z. B. voriges Jahr die der Jasmine, für die Parfümerie-Fabricanten auch andrer Länder keinen geringen Schaden mit sich bringt. Es wäre daher im Interesse der letztern den Reichthum an den erforderlichen Blumenerzeugnissen auch in ihrer Heimath möglichst zu befördern, und wegen des bedeutenden Marktpreises desselben würde der Handel damit keine schlechte Speculation seyn. Es ist in England in Vorschlag gebracht worden, aus obigen Zwecken die Blumencultur im Großen zu betreiben; das Klima indessen macht diesen Plan durchaus unausführbar, denn die Blumen Englands, so prächtig sie auch an Farbe und Gestalt sind, besitzen nicht die zur Extraction erforderliche Stärke von Wohlgeruch, und der größere Theil der im südlichen Frankreich zu Parfüms verwandten Blumen würde hier lediglich in Treibhäusern gedeihen. Die einzige Blume von der sich Massen erzielen ließen wäre die Rose, doch der Geruch der englischen Rose ist sehr schwach im Vergleich mit der Rose des Südens. Hiezu kommt noch die kurze Dauer der Blüthezeit, sowie der hohe Preis des Bodens und des Tagelohns; kurz, die Cultur von Blumen zu besagten Zwecken würde in England eine nicht minder schlechte Speculation seyn als daselbst aus Trauben Wein zu keltern. Ein neues Extractionsverfahren, patentirt von M. Piver, dem weltberühmten Pariser Parfümeur, besteht darin daß vermittelst einer Luftpumpe ein starker Luftstrom in einen mit frischen Blumen angefüllten Behälter gebracht wird. Der Luftstrom geht darauf in einen Cylinder über, angefüllt mit flüssigem Fett, welches vermittelst einer Reihefolge sich um eine im Mittelpunkt befindliche Achse windender Scheiben in beständiger Bewegung gehalten wird. Auf diese Weise kommen die wohlriechenden Theilchen in Berührung mit der beständig erneuten Oberfläche des Fettes, und werden so zum größten Theile rasch absorbirt, dennoch wird mit ihnen in einem zweiten Cylinder ein gleicher Proceß vorgenommen, so daß die dem Inhalt des ersten entronnenen Theilchen sich dem des zweiten mittheilen, und so dem Luftstrom fast allen Wohlgeruch rauben. Um bei diesem Verfahren jeder Vergeudung entgegenzuarbeiten, wird derselbe Luftstrom zu verschiedenenmalen durch die Blumen getrieben, bis deren Duft gänzlich erschöpft ist. Die Kraft dieses Luftstromes ist so groß daß derselbe, obgleich der Behälter die Blumen im völlig trocknen Zustande empfängt, eine beträchtliche Quantität Wasser aus ihnen preßt, welches in einem sich neben dem Apparat befindlichen Behälter gesammelt wird. Dieses Wasser, ein durchaus neues Product, besitzt im höchsten Grade den reinen Duft der Blume.

Das am weitesten verbreitete alkoholhaltige Toilettewasser ist das Eau de Cologne, im letzten Jahrhunderte von einem Apotheker in Köln erfunden. Da indeß Italien und der Süden Frankreichs alle dazu erforderlichen Ingredienzien liefern, so dürfte sich die Bereitung desselben keineswegs auf Köln beschränken. Ganz besonders verdankt das Eau de Cologne seinen Wohlgeruch den Blüthen, den Blättern und der Fruchtschale des (bittern) Pomeranzenbaumes.

Ispahan.

Zu dem bereits im Jahre 1860 erschienenen ersten Bande der „Reisen im Orient, von G. Petermann," ist nun auch kürzlich der zweite Band von der Verlagshandlung Veit und Comp. in Leipzig ausgegeben worden. In diesem zweiten Bande gehen die Reisen des Verfassers von Beirut nach den Hauptpunkten Haleb, Mosul, Bagdad, Schiras, Persepolis, Jesd (dem östlichsten Punkt der ganzen Reise), Ispahan, Hamadan (dem Achmeda der Bibel und Ekbatana der Griechen, mit den Gräbern von Esther und Mardochai), Kermanschah, Kerind, und von da wieder über Bagdad, Haleb nach Aegypten (Alexandrien und Cairo) und zurück nach Europa. Die ganze Reise, wie sie nun in den Beschreibungen des Verfassers in beiden Bänden in einer höchst geschmackvollen Ausstattung vorliegt, umfaßt drei volle Jahre (vom Juni 1852 bis Juni 1855), und bietet die schätzbarsten Nachrichten und Aufschlüsse, besonders in geographischer, ethnographischer und culturhistorischer Beziehung, dar, die namentlich auch in den Anmerkungen enthalten sind. Der erste Band theilte bereits die Anmerkung über die Druſen (S. 375 bis 408) mit, und im zweiten Bande umfassen diese Anmerkungen im Ganzen (nämlich zu beiden Bänden) S. 388—471. Eine werthvolle Zugabe ist im letzteren eine von Professor Kiepert auf den Wunsch des Verfassers entworfene, in Stich und Druck ungemein sauber und geschmackvoll ausgeführte Karte, die eine treffliche Uebersicht der von Professor Petermann im asiatischen Orient (Syrien mit Palästina, bis Farsistan und Kurdistan) gemachten Reisen enthält.

Bei dem Interesse welches sich in mehreren Beziehungen an die Stadt Ispahan knüpft, und von der H. Petermann selbst bemerkt daß sie „unter allen Städten die er im Orient gesehen habe die schönste" sey, haben wir in folgendem die von ihm gemachten Mittheilungen zusammengestellt, insoweit sie jenem Interesse besonders entsprechen.

Ispahan war von jeher eine der bedeutendsten Städte Persiens, und verdankt in der neueren Zeit ihre Vergrößerung und Verschönerung besonders dem Schah Abbas I, dem Großen, der von 1587—1624 regierte und sie zu seiner Residenz erhob, so wie seinem Sohne, Schah Abbas II. Damals soll sie eine Bevölkerung von 600,000 Menschen gehabt haben. Allein die Vernichtung dieser Dynastie, die vielen bürgerlichen Kriege und die Verlegung der Residenz nach Teheran übten ihre verheerende Einflüsse auch auf diese so bevölkerte und prächtige Stadt, so daß in der neuesten Zeit ihre Einwohner-

Digitized by Google

zahl kaum 60,000 betrug, und der Reisende bei seinem Ausritt aus der Stadt „ziemlich eine Stunde lang unter Ruinen, verlassenen Häusern, Straßen und Stadttheilen" hinritt. Gleichwohl konnten jene Einflüsse den früheren Glanz nicht ganz vernichten. Als Petermann nach Ispahan kam, führte ihn der Weg durch einen großen, schönen, gewölbten Bazar, dann durch eine 110 Schritte breite und 3200 Schritte lange Platanenallee mit vier Reihen Bäumen, an welcher rechts und links schöne Gärten mit geschmackvoll verzierten Eingängen waren, und nachher über eine schöne steinerne Brücke mit vielen Bogen. Alles hat etwas großartiges und imposantes. Am Ende der gedachten Allee ist das unter dem Namen: „die 40 Säulen" bekannte Sommerpalais, das in der Mitte eines anmuthigen Parks liegt, jedoch eigentlich mehr ein Pavillon als ein Palais ist. Es hat nach Norden hin eine hohe Säulenhalle, welche die ganze Breite des Gebäudes einimmt. In der Mitte dieser Halle ist ein großes Wasserbassin, in welches das Wasser aus vier ehernen Löwenrachen fließt, und die Halle selbst wird von 20 ganz mit Spiegelglas umgebenen Säulen getragen, welche durch ihren Wiederschein im Wasser die doppelte Anzahl Säulen hervortreten lassen. Daher stammt der Name der „vierzig Säulen." Die Decke und Seiten der Halle sind mit Arabesken und Porträts geziert. Durch eine kleine Thür gelangt man von da in einen geräumigen Salon, in welchem große Wandgemälde, vom Schah Abbas dem Großen herrührend, einzelne Hauptereignisse aus dem Leben seiner Vorgänger bis auf seine Regierung mit den Figuren in Lebensgröße darstellen. Von dort führt der Weg über einen kleinen Markt und durch einen schön gewölbten Bazar auf den großen schönen Marktplatz, der den Namen „Königsplatz" führt. Dieser bildet ein sehr großes Parallelogramm und ist auf allen Seiten mit hohen bemalten Nischen umgeben. An der Südseite ist die prachtvolle große Moschee, mit buntfarbigen glasirten Ziegeln an den Seiten und an der Kuppel bedeckt, und an der Westseite ist der Palast des Gouverneurs. In der Mitte des Platzes befindet sich eine Säule auf welche die Köpfe der hingerichteten Verbrecher gesteckt werden. Von da kommt man wieder in einen dem vorigen gleichen, nur größeren Bazar, wo Gegenstände aller Art zum Verkaufe ausgestellt werden. Ueberhaupt herrscht hier ein bedeutender Handel, und man findet daselbst die Erzeugnisse des Gewerb- und Kunstfleißes der betriebsamen Perser in den verschiedensten Zweigen. Außerdem ist Ispahan noch immer der Hauptplatz für den Bücherhandel in jenen Gegenden.[1] Unter den schön und zierlich gearbeiteten Gegenständen die man dort sieht finden sich auch Malereien, und die persischen Maler haben es in manchen Stücken, besonders in der Blumenmalerei, zu einer nicht geringen Kunstfertigkeit gebracht, nur von der Perspective haben sie keinen rechten Begriff. Eine eigenthümliche Fertigkeit besitzen sie dort auch darin, mit dem Nagel des Daumens der rechten Hand zierliche Schriftzüge und Figuren auf Papier zu zeichnen.

Ispahan ist im ganzen sehr gesund und gesegnet, und namentlich ist die Umgegend wegen ihrer großen Fruchtbarkeit und des guten Obstes berühmt. Es gibt hier Wein, Aepfel, große, grüne, sehr saftige und wohlschmeckende Birnen, gelbe Pflaumen, zwei Sorten Aprikosen, sehr saftreiche Pfirsiche von außerordentlicher Größe, und mehrere Arten Melonen; auch wird dort, außer Weizen, Gerste, Baumwolle und Ricinus, auch Safran und Mohn, sowie Sesam erbaut. Kartoffeln waren erst seit 15 Jahren bekannt, und wie im Libanon, so auch wahrscheinlich in Persien, durch die amerikanischen Missionäre eingeführt. Sie werden aber hier nur von Christen, d. h. Armeniern, angebaut und genossen. In den dortigen Gärten fand Petermann, wie in Damascus, eine wohlriechende Blume, eine Convolvulacee, wie er meint, welche am Tage sich schließt und nur in der Nacht geöffnet ist. Eine der ersten Erkundigungen welche er in Ispahan einzog, war die über das Insectenpulver, dessen Pflanze dort gefunden werden sollte. Von dem Pulver wußte man dort nichts; aber man hat da eine Pflanze, die ein treffliches Mittel gegen alle Insecten seyn soll. Sie wächst wild und wird nicht verkauft; jeder sucht sie sich selbst auf, und man legt sie dann ganz einfach auf Teppiche, Matratzen und Betten, wo sie durch ihren Geruch alles Ungeziefer vertreibt. Nach den von dem Reisenden weiter eingezogenen Erkundigungen und gemachten Erfahrungen ist die gelbe Blüthe jener Pflanze unserer Schafgarbe ähnlich. Wenn man sie in Wasser setzt, so lebt sie wieder auf, und dann soll der Geruch noch stärker werden.

Man kennt in Ispahan nur drei Jahreszeiten: den Frühling, welcher 5½ Monat dauert, von Neujahr an (nach altpersischer Sitte fällt dieß auf Frühlings Anfang) bis Ende August, und der demzufolge also ziemlich Frühling und Sommer umfaßt; den Herbst, 3½ Monat, von Anfang September bis Mitte December, und den Winter, von Mitte December bis Neujahr (d. i. 21 März), also ungefähr drei Monate. Der Winter ist in der Umgegend von Ispahan ziemlich hart, es fällt viel Schnee, der gewöhnlich bis gegen Neujahr (21 März) liegen bleibt, und das Wasser gefriert oft fingerdick zu Eis. Da man dort keine Oefen kennt, so wird im Winter in der Vertiefung welche sich mitten in den Wohnzimmern befindet, Feuer angemacht, darüber eine stuhlähnliche Stellage gestellt und auf diese eine große Decke gelegt. Alle Anwesenden kauern dann um diese Stellage herum und nehmen die Decke über sich um sich zu erwärmen. Den Winter vorher (1853—54) war dort die Kälte, namentlich 3—4 Tage zur Weihnachtszeit, so groß gewesen daß das Obst fast gänzlich erfroren war. In Ispahan hat man während des ganzen Jahrs Eis, und um dieß zu erlangen, beobachtet man folgendes Verfahren. Man überschwemmt im Winter künstlich den Garten, und wenn das Wasser gefroren ist, wirft man es in eine tiefe Grube, gießt von neuem Wasser dazu, läßt

[1] Nächst Ispahan ist der größte Büchermarkt in jenen Ländern in Bagdad, wohin persische Bücherhändler mit ihren Schätzen kommen. Auch im allgemeinen ist Bagdad noch immer ein bedeutender Handelsort, wohin Waaren aus Europa, Indien und Persien gebracht werden, und Araber ihre Antiken bringen.

Digitized by Google

es zusammen frieren und stampft es fest ein bis die Grube voll ist. Dann wird sie mit Rasen zugedeckt, und auf diese Weise erhält sich das Eis bis zum nächsten Winter.

Bilder aus Frankreich.

Von Heinrich Hensler.

7. Dom Remy.

In dem Dorfe Dom Remy steht ein alterthümliches Haus das, von außen klein und unbedeutend, im Innern in neuerer Zeit auffallend restaurirt und zu einer Schule für kleine Mädchen eingerichtet ist. Ueber der Hausthüre ist eine Art Wappen in Stein ausgehauen, es sind zwei mit gothischem Bildwerke gezierte Steine. Man sieht eine Garbe, unter welcher die Worte stehen: „vive labeur," und unterhalb sind zwei Pflugscharen ausgehauen. In der Mitte sind die königlichen Lilien mit der Aufschrift: „vive le roi Louis" angebracht, eine fast unkenntlich gewordene Jahreszahl läßt sich auf 1481 deuten. Zur Rechten steht das Wappen der Familie du Lys, — im azurnen Felde zwischen zwei königlichen Lilien steht ein silberner Degen, auf dessen Spitze eine Krone ruht.

Es ist die Geburtsstätte der Jungfrau von Orleans.

König Karl VII hatte bekanntlich den Namen du Lys und dieses Wappen der Jungfrau verliehen, und ob sie gleich sich standhaft weigerte sich dieser Gnade zu bedienen und dieses Wappen zu führen, so wurde es doch später von ihrer Familie angenommen, welche im Jahre 1760 mit Henry François de Colombe du Lys, Canonicus von Champeaux und Prior von Coutras, erlosch. Es leben aber noch einige Familien in Lothringen die von den Brüdern Johanna's abzustammen behaupten.

In dem Hause befindet sich eine alterthümliche Statue, die Jungfrau kniend mit dem Schilde in der Hand und in voller Rüstung darstellend. Sie ist im Ganzen ziemlich gut gearbeitet, aber leider an vielen Stellen verstümmelt.

Dom Remy ist ein kleines unansehnliches Dorf, es liegt im Departement der Vogesen, an den Ufern der Maas, drei Stunden von Neufchateau, es hat sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen als diese Geburtsstätte der gottbegeisterten Jungfrau, die in der Nähe der dem heiligen Remigius geweihten Kirche des Dorfes liegt, in welcher Johanna getauft wurde. Noch ist darin ein von zwei Engeln getragener Taufstein zu sehen, an welchem obiges Wappen der Familie du Lys angebracht ist.

Die Existenz dieses Häuschens war bis in die neuere Zeit fast vergessen; ob Voltaire daran schuld war, der die Jungfrau in dem Andenken ihrer Landsleute zur Metze herabgewürdigt hat, oder die Unbeständigkeit und Flatterhaftigkeit andere Ansicht von der Heldin hatten, in deren Phantasie sie als eine Heilige lebt, daran ist wohl ihre Verherrlichung durch Schiller schuld. So kam es daß bei dem Einzuge der Alliirten in Frankreich Hunderte von Officieren und Gemeinen nach

. . . . . Dem Flecken Dom Remy
Der in dem Kirchensprengel liegt von Toul

wahrhaft wallfahrteten.

Ein Officier trieb seine Begeisterung — so erzählt man sich wenigstens — so weit daß er dem Besitzer des Häuschens, Girardin, 6000 Fr. für dasselbe bot. Genug, der Impuls war gegeben, die Franzosen fiengen an sich ihrer Gleichgültigkeit zu schämen, die Regierung kaufte das Häuschen, und verwilligte dafür so wie für dessen Reparatur und Einrichtung zu einer Mädchenschule 20,000 Fr.

Weniger bekannt dürfte seyn daß in neuerer Zeit in einem Archive des Nord-Departements ein Originalbrief Johanna's an den Herzog von Burgund aufgefunden wurde. Er ist von Rheims datirt und inwendig mit einem Siegel versehen, in altfranzösischer Sprache und Schriftzügen mit vielen Abbreviaturen geschrieben, und lautet in wörtlicher Uebersetzung:

„Johanna, die Jungfrau, ersucht Euch im Namen des Himmels und ihres souveränen Herrn Königs von Frankreich, daß Ihr einen guten und dauerhaften Frieden schließen möchtet, — wechselseitig einander vergeben sollet, wie gute Christen, — sondern wenn Ihr wollet Krieg führen, so geht und schlaget Euch mit den Sarazenen. Ich bitte demüthigst und ich verlange von Euch, daß Ihr nicht mehr fechten sollet auf dem heiligen Boden von Frankreich, sondern daß Ihr Eure Truppen zurückzieht. Wenn Ihr das nicht thut, so könnt Ihr sicher seyn daß Ihr keine Schlacht gewinnt gegen den König Jesus, den König des Himmels, und gegen die ganze Welt und meinen rechtmäßigen Herrn König. . . . —"

Die vulcanische Insel Methana im saronischen Meerbusen.

Von K. Landerer.

Einige Seemeilen von der Insel Kalawria, heutzutage unter dem Namen Poros bekannt, zeigt sich im saronischen Meerbusen die Erdzunge Methana. Als ungeheure Trachytenmasse erscheint diese steil sich erhebende Halbinsel südlich von Aegina durch eine schmale Landenge von Argolis, östlich von Epidaurus getrennt. Hier war der Sammelplatz der Athenienser um Hermione und Trözene zu verwüsten, und dieß war der letzte Zufluchtsort der Griechen gegen die Uebermacht der Türken. Da ich dieses vulcanische Eiland vor einigen Jahren besuchte, so glaube ich es interessant dieses mit einigen Worten näher zu beschreiben. Die Existenz ungeheurer Massen übereinander-

...rischen Trachyte, hie und da ge-

Digitized by

schmolzene, lavaähnliche Steinmassen in der Mitte der verschiedensten plutonischen Gebilde förmige Einsenkungen welche durch nachgestürzte Hügel ausgefüllt, Emporhebungshügel und eine Menge vulcanischen Producten, bilden einen großen Berg, den die „Verbrannte Stadt" (Καυμένη Χώρα) nennt. Aus sich noch findenden Oeffnungen sind in den alten Zeiten nach Pausanias, Feuersäulen emporgestiegen, und bis heute ist diese Erdzunge vom Erdbeben beunruhigt.

Was nun diese so bereits verbrannte Stadt anbelangt, so kann ich nicht umhin selbe näherzuschreiben:

Vier Stunden von der hüttegenen Ortschaft gleichen Namens, in der Mitte pluto nischer Gebilde, als Gyps und Kalkformationen, erhebt sich ein Berg, der sich schon in einer bedeutenden Ferne durch seine schwarze, durch die gewaltigen Massen übereinandergestürzter Felsen welche denselben von dem Gipfel bis zu seinem Fuße bedecken, und sich gleich gewaltigen Strömen von dem Gipfel in die ihn umgebende Ebene herunterwälzten, dieses Eiland durchstreifenden Fremden als ein Schreck vor die Augen stellt. Die ihn bedeckenden Steinmassen zwischen denen nur einige Steinpflanzen kümmerliche Nahrung finden, bestehen aus porphyrischen Trachyten und porphyren, welche in Folge der Einwirkung vulcanischen Feuers porös und klingend geworden sind, und es ist kein Zweifel Ovid, der uns eine anschauliche Beschreibung eines blasenden Auftreibens eines Hügels bei Troizene in Morea, diese eingeäscherte Stadt darunter meint, daher ich hier dieses phantasiereichen Dichters hier anführen will.

„Bei Troizene, des Pittheus Stadt, ein Hügel,
Steil und baumlos, einst eine Fläche zu Landes,
Jetzt ein kleiner Berg, den (schauerlich Erzählung),
Eingeschlossen in finsterer Höhle will dampfe
Rohe Gewalt den Durchbruch erzwinge fruchtlos versucht sie
Auszublasen den Strom, den nirgends Riß in dem Kerker,
Nirgends öffnet sich den gepreßten Dämpfen Ausweg,
Da erhoben sie jählings das schwellendreich, als wie
Dehnet der Hauch die Blas' aus, oder doppelt gehörnten
Bockes geschmeidige Haut. Die Erhebung an der Stelle,
Bildet den ragenden Hügel und hat sich Alter erhärtet."

Strabo berichtet über diese Erscheinung daß in der Nähe von Troizene, bei Methana, im hermionischen Golfe, die Erde unter fortwährendem Rauch und Qualmen Berg, 9 Stadien hoch, gegen 400 Fuß emporgehoben habe, und Kallisthenes hat dieses große Ereigniß in einem eigenen Buche beschrieben, worüber Auszüge in Seneca's Quaestiones naturalibus stehen. Dieser durch vulcanische Kraft empor gehobene Berg blitzte und brannte dergestalt daß das Meer fünf Stadien weit zu kochen schien und auf 20 Stadien weit trübschien durch Zersetzung der Schwefeldämpfe die in das Wasser ausströmten. Dieses Ereigniß soll sich 282 Jahre vor unserer Zeitrechnung zugetragen haben. Zu gleicher Zeit enstanden in der Nähe der aufgetriebenen vulcanischen Insel die Thermen, die heutzutage zu den ausgezeichnetsten Schwefelthermen gehören und ein Schatz für die leidende Menschheit, selbe entsprudelt an dem Fuße eines aus Hippuritenkalk und Trachyten bestehenden Berges aus Hunderten von Oeffnungen; dieses Thermenwasser sammelt sich in einem großartigen Bassin, in dem es sich mit dem einströmenden Meerwasser vermischt. Dieses Wasser wird von den Griechen des unangenehmen Schwefelgeruches wegen stinkendes Wasser (Bromolimni) genannt. Tausende von Menschen die sich zu diesen Thermen begaben, verließen dankend und lobpreisend mit dem Wiederbesitze des höchsten Naturgeschenkes diese Quellen des vulcanischen Eilandes von Methana. Pausanius, der die Existenz von warmen Wassern erwähnt, sagt, daß 30 Stadien von der Stadt Methana, worunter wohl die heutzutage genannte „Verbrannte Stadt" zu verstehen ist, sich heiße Quellen finden welche unter der Regierung des Antigonus und Demetrius des Macedoniers 301 vor Christi zum Vorschein gekommen seyn sollen. Es stieg nämlich aus der Erde eine Feuersäule empor, und nachdem diese erloschen, kam ein heißes, salziges Wasser hervor, das wahrscheinlich die heutzutage existirende Schwefeltherme ist.

Miscellen.

Kautschukerzeugung in San Salvador. Es gibt in San Salvador, wie an allen Küsten Mittel-Amerika's, eine große Anzahl Bäume von der Art welche das Kautschuk liefert. Indeß ist die Ausfuhr dieses Products daselbst fast null, wahrscheinlich aus dem Grunde weil man die Zubereitungsart, um ihm den Werth zu geben der ihm auf europäischen Märkten Absatz verschafft, noch nicht kennt. In der That begnügte man sich bis in die neueste Zeit damit den Saft welcher, nachdem man mit dem Beil oder dem Messer einen Einschnitt in den Stamm des Baums gemacht hat, aus diesem Einschnitt herausfließt, auf einer Schicht Thonerde aufzufangen. Man ließ diesen Saft sich verdicken, und wenn man ihn dann einsammelte, war er nothwendigerweise von einer Mischung fremder Stoffe verunreinigt, welche ihm viel von seinem Werth nahmen. Ein Ungar hat nun im Jahr 1860 bei der Regierung das Ansuchen gestellt ihm auf ein Jahr lang das Privilegium zu ertheilen zur Ausbeutung des Kautschuk auf allen den weiten Ländereien welche den Gemeinden oder dem Staate gehören. Dieses Privilegium ist ihm auch wirklich ertheilt worden, unter der Bedingung daß er eine Musteranstalt für die Zubereitung dieses Harzes errichte, und allen ihn um Rath Fragenden Anleitung gebe über die Pflege welche diese Zubereitung erheische. Außerdem ist, auf ein Jahr lang, zum Vortheil des Concessionärs, eine Gebühr von einem Piaster per Centner auf allen aus Salvador ausgeführten, oder an andern als den im Privilegium erwähnten Orten erzeugten, Kautschuk gelegt worden. Der Saft des Baums, den man fortwährend mittelst mehr oder minder tiefer Einschnitte erhält, wird in hölzernen Näpfen gesammelt und über ein ungefähr wie ein Schaumlöffel durchlöchertes Stück Eisenblech gebracht, um ihn von den Rindenstücken oder

Digitized by Google

andern damit vermischten Stoffen zu säubern. Sodann verdünnt man ihn in einer doppelten Quantität reinen Wassers, und gießt hierauf die Flüssigkeit, nachdem man sie durch eine Leinwand getrieben, in ein Reservoir, wo man eine neue der vorhergehenden gleiche Quantität Wasser zuschüttet, so zwar daß es $^4/_5$ Wasser und $^1/_5$ Saft gibt. Nun läßt man diese Mischung 24 Stunden lang ruhen; der Saft, welcher leichter ist als das Wasser, steigt an die Oberfläche, und das Wasser läßt man allmählich mit Vorsicht durch Hähne, die sich im Grunde des Reservoirs befinden, abfließen. Ist dieses erste Wasser abgeflossen, so schüttet man anderes in derselben Quantität zu, und nach abermals vierundzwanzigstündiger Ruhe läßt man es mit denselben Vorsichtsmaßregeln ab, um zu verhindern daß es nicht einige Kautschuk-Theile mit fortnehme. Dieses Verfahren wird so oft erneuert als es nothwendig ist, d. h. bis das Wasser, das anfänglich schmutzig und trüb abfließt, vollkommen klar wird. Ist dieß geschehen, so wird der Saft 24 Stunden lang in kleindurchlöcherte Gefäße gebracht, damit das Wasser welches er etwa noch enthält abfließen kann. Von nun an handelt es sich dann nur noch darum dem Saft Consistenz zu geben; zu diesem Zweck nimmt man, auf je einen Centner gesammelten rohen Safts, eine Halbflasche warmes Wasser, in welchem man eine Unze gepulverten Alauns auflösen ließ, gießt es dann aus und mischt es mehrmals. Bald fängt der Saft an hart zu werden, und ist dieß erzielt, so bringt man ihn unter die Presse, wo er bald vollkommene Festigkeit gewinnt, indem er von den letzten Spuren Feuchtigkeit die er noch enthält befreit wird. Beim Herausnehmen aus der Presse wird der Kautschuk im Schatten gehalten und zur Ausfuhr verpackt. Man berechnet daß der Centner so zubereiteten Kautschuks in San Salvador auf zehn Piaster zu stehen kommt — ein Preis welcher dem Producenten einen ansehnlichen Gewinn sichert. (Annales du Commerce extérieur.)

*

Südfranzösische Thunfischerei. Eine der blühendsten Küsten-Industrien in Südfraukreich ist in dieser Jahreszeit bekanntlich der Thun-Fischfang. Die Fischerboote von Lestaque und der Umgegend kommen gewöhnlich im Monat September nach Carri, um hier, gleichsam in einem Centralpunkt, auf der Rhede den Thunfischfang zu betreiben, und den Bewegungen der zahlreichen Schaaren dieses Wanderfisches, den man um diese Zeit in jenen Gewässern stets antrifft, in der Nähe zu folgen. Jeden Abend, wenn der Tag sich zu Ende neigt, sieht man diese Flottille kleiner Boote mit den rothen und schwarzen Wimpeln, den weißen von einer leichten Brise angeschwellten Segeln, lavirend aus dem kleinen Hafen herausfegeln, und in allen Richtungen, mit Stocklaternen versehen, ins hohe Meer hinausfahren. Nachts werfen sie ihre langen, Tounaïrés genannten Netze aus, und ziehen sie erst am Morgen gegen Aufgang der Sonne wieder ein. Sämmtliche emaillirte Thunfische werden sogleich geöffnet, ausgeweidet, gereinigt und ohne Verzug unzerstückt nach dem Marseiller Hafen versendet. Im laufenden Jahr ist der Thunfischfang an jenen Küsten ungemein ergiebig gewesen. In der That haben nicht nur die Fischerherren von Lestaque bis la Couronne große Mengen mittelst ihrer fliegenden Netze, Senches oder Tounaïrés, gefangen, sondern die Madragues (große an fester Stelle ausgeworfene Mattennetze) haben ebenfalls wundervolle Züge gethan. Wie man versichert, hat die Madrague von Niolon auf zweimal zweitausendundzweihundert Thunfische im Gewicht von zehn bis fünfzehn Kilogrammen gefangen. Ein Fischer von Carri hat, sagt man, seit einem Monat einen Nutzen von 5000 Fr. gehabt. Der Thunfischfang im Meerbusen von Marseille ist daher ein wahres Glück für die Fischer und die arbeitenden Bevölkerungen. Wenn derselbe durch einen reichlichen und reinen Ertrag die Chefs des Fischfangs bereichert, bringt er Freude und Zufriedenheit in den Schooß der armen Familien, welche an diesen Gestaden nur von dem leben was ihnen das Meer bieten kann. Endlich liefert er Marseille und der Umgegend ein wohlfeiles und gesundes Nahrungsmittel, das allgemein sehr gern gegessen wird. (Gazette du Midi.)

*

Eisenbahnstatistik Englands. Im Jahr 1860 betrugen die Gesammteinnahmen auf den Eisenbahnen des Vereinigten Königreichs 27,766,622 Pfd. St., von welchen mehr als 11,000,000 von Reisenden herrührten. Die Gesammtzahl der Reisenden in demselben Jahr belief sich auf 163,435,678, nämlich, in runden Zahlen, 93,000,000 dritter Classe, 49,000,000 zweiter Classe und 20,000,000 erster Classe; der größte Theil der 11,000,000 Pfd. St. wurde von den Reisenden dritter Classe eingebracht. Die Zahl der zu Ende des Jahrs 1860 dem Verkehr geöffneten (engl.) Meilen Eisenbahn betrug 10,433, und die Zunahme in der Zahl der Reisenden gegenüber dem Jahr 1859 belief sich auf 13,500,000.

*

Der reichste Mann in Rußland. Es gibt in Rußland Adelige welche 70,000 bis mehr als 100,000 Leibeigene besitzen. Der Graf Scheremetieff gilt für das reichste Mitglied des russischen Adels. Er besitzt 120,000 Leibeigene, unter denen sich mehrere befinden deren Reichthum Millionen beträgt. Sein Jahreseinkommen wird auf $1^1/_2$ Millionen Silberrubel (6,250,000 Fr.) geschätzt. [1] Jeder Leibeigene bezahlt seinem Herrn 10—15 Rubel jährlich; wenn man diese Ziffer mit der Gesammtzahl der gegenwärtig in Rußland lebenden Leibeigenen (mehr als 23 Millionen) multiplicirt, und den Werth eines jeden Leibeigenen nur auf 300 Rubel (1250 Fr.) anschlägt, so ist der Verlust mit welchem die Emancipation die Herren der Leibeigenen bedroht, gewiß nicht unter 25 Milliarden, fast so viel als die englische Nationalschuld. (Once a Week.)

---

[1] Daher in Rußland die Redensart „auf Scheremetieffs Kosten" oder wie wir sagen „um die Ehre" spielen. D. Red.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

SEB. SIMMEL
MED.

Digitized by Google

Digitized by Google